



1 - 3. Vasen von *L. C. Tiffany*.

8 - 11 Karl Kopping Berlin

*Meyers grosses
Konversations-lexikon*

Hermann Julius Meyer

125 31520 (18)



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Meyers
Großes
Konversations-Lexikon.

Sechste Auflage.

A c h t e r B a n d.

Glashütte bis Gantflügler.

Meyers

Großes

Konversations-Lexikon.

Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.

Sechste,
gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit mehr als 11,000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln,
Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen.

A c h t e r B a n d.

Glashütte bis Hautflügler.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1904.

KF 1520 L(18)
✓



Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

G.

Glashütte, Stadt in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dippoldiswalde, an der Rügitz und der Staatsbahnlinie Rügitz bei Pirna-Altenberg, 330 m ü. M., mit evang. Kirche, Denkmal für Adolf Lange, der 1845 die Uhrmacherei einführte, und einer Uhrmacherschule, betreibt berühmte Uhrenfabrikation, Feinmechanik, Fabrikation von Rechenmaschinen, Holzkloß, Kappe und Holzwaren, Stroßflecherei und hat (1900) 2274 Einw. G. ist seit 1506 Stadt.

Glashütte, die Glasfabrik.

Glasieren, soviel wie emaillieren; auch Tonwaren mit einem feil anhängenden glasartigen Überzug (Glasur) versehen.

Glasinac (spr. mag), Dorf im bosn. Kreis Sarajevo, Bezirk Rogatica, östlich von Sarajevo, mit (1898) 3007 Einw.; dabei zahlreiche Wallburgen und Hügelgräber, in denen Gegenstände aus der Hallstattperiode und dem griechischen Altertum gefunden wurden.

Glasindustrieschulen, Fachschulen für Glasarbeiter, wurden von der österreichischen Regierung im nördlichen Böhmen errichtet und erteilen Unterricht im Zeichnen, Modellieren, Glas- und Porzellanmalen, Emaillieren, Ziselieren, Gravieren, Metalldrücken, im Rechnen und in der Buchführung. Die Schule in Steinschönau (seit 1856) wird, wie auch die in Haida (seit 1870), von Erwachsenen und Volksschülern besucht, welche letztere am Zeichenunterricht teilnehmen. Der Kursus ist vier- in Haida dreijährig. Die Hochschule in Goblitz für Glaser und Bronze-warenarbeiter hat seit 1889 eine Abteilung für Glaschleiferei. 1895 wurde in Jünnau eine großherzoglich sächsische Fachschule mit dreijährigem Kursus für Glasinstrumentenmacher und Feinmechaniker errichtet.

Glasinfrastruktionen, Reliefs aus gebranntem, unglasierten weißen Ton oder aus Specksteinmaße, die in farblosem, das Licht stark brechendem Glas liegen, ohne damit verschmolzen zu sein. Zwischen Relief und Glas befindet sich vielmehr eine sehr dünne Luftschicht, und in Folge der Lichtreflexion an der der letzteren anliegenden Glasfläche erscheint das Relief wie mattes Silber oder in gelbem Glas wie mattes Gold. Zur Darstellung der G. drückt man das Relief in schmelzbares Glas und bedeckt es mit einer zweiten Schicht Glas, oder man bläst vor der Pseife ein Röhchen, öffnet es am Boden, führt das Relief ein, schneidet es wieder zusammen und drückt die Wände des Röhchens aneinander, während man durch die Pseife die eingeschlossene Luft soviel wie möglich abjaugt.

Glashäusel } f. Glasberg.

Glasförmig } f. Glasförmig.

Glasförmig, f. Kirchsbaum.

Glasförmig, die durch glatte ebene Absonderungsfächen ausgezeichneten, meist radialfaserig strukturierten Eisenerze; man unterscheidet braunen G., f. Brauneisenerze, roten G., f. Roteisenstein, gelben G., f. Gelbeisenstein. Auch der mit Eisenerzen häufig vorkommende Pilomelan ist, obwohl nicht faserig, schwarzer G. genannt worden.

Glasförmig, f. Mineralien.

Glasförmig (Küstersteine), aus erweichten Glasstäben gepreßte Wäpsern, die durchbohrt und zur Dekoration von Leuchtern u. benutzt werden. Sie haben die Gestalt von Tropfen, Kugeln, Rundschiben u. und sind oft facettiert, um die Lichtstrahlen vielfach zu brechen.

Glasförmig, f. Text zu Tafel »Kugeln II«.

Glasförmig, Gruppe der Ringförmig (f. d.).

Glasförmigindustrie (hierzu die Tafeln »Glasförmigindustrie I—II«). Die ältesten Gläser, von denen wir Kunde haben, stammen aus Äthiopien und Ägypten. Die phönizischen Städte Sidon und Tyros lieferten treffliches Hohlglas; die Gläser dieser Industrie fällt vor die römische Kaiserzeit, und noch im 12. Jahrh. wird sie rühmend erwähnt (Tafel I, Fig. 1). Älter ist wohl die ägyptische Glasmacherkunst. Aus dem 17. Jahrh. v. Chr. ist eine gläserne Urne erhalten, die zeigt, daß man schon damals die Kunst des Überfangens und die Anwendung des Schleifrades kannte. Ägyptische Gläser aus etwas späterer Zeit bezeugen eine ungemein hoch entwickelte Technik; man schuf in Form und Farbe ausgezeichnete Sachen und auch, wie die Phönizier, kolossale Gegenstände (Sarkophage, menschliche Figuren, Obelisken). Sesostris ließ 1643 v. Chr. eine Paläus aus smaragdgrünem Glas gießen. Die Fabriken von Alexandria betrieben mit farbigem Hohlglas und Mosais bis in die späteste römische Kaiserzeit ein sehr bedeutendes Ausfuhrgeschäft. Während Ägypten und Phönizien Hauptproduzenten für feines und Luxusglas waren, wurden gewöhnliche Gläser auch in andern Ländern vielfach dargestellt; nur im alten Griechenland scheint keine Glashütte existiert zu haben. In Rom begünstigte die Prunklust der römischen Kaiserzeit die Entwicklung der Glasindustrie, und man fertigte auch hier Luxusgläser in glänzenden Farben mit kunstvoller Ziligran-, Mosais- und angehängter Dekora-

tion (Portlandbasse, f. d.), ja mit freistehendem Hefwert (Diatrete, f. d. und Tafel I, Fig. 3) umgeben. Sehr allgemein diente Glas zur Nachahmung von Schmelz- und Edelsteinen. Viele altrömische Gläser (Fig. 2), unter andern auch die Goldgläser (f. d. und Fig. 4), haben sich in den christlichen Katakomben gefunden. Nach dem Eindringen der Barbaren in Italien gerieten hier die Glashütten in Verfall und produzierten nur noch gewöhnliches Glas. An ihre Stelle trat Byzanz, wo sich unter dem Einfluß ägyptisch-römischer und phönizischer Meister und des Orients, wo die Araber diese Kunst übten und bald über alle mohammedanischen Länder verbreiteten (Fig. 5, 10 u. 19), eine eigenartige Industrie entwickelte, die bald den Weltmarkt beherrschte und sich ein halbes Jahrtausend hindurch in Ansehen erhielt. Nach dem Fall des oströmischen Reiches wanderten aber die Glasmacher aus, und nun begann Venedig, die Mutter der westeuropäischen Glasfabrikation, den hervorragenden Platz einzunehmen. Die Glasindustrie hatte sich hier seit alter Zeit festgesetzt und entwickelte; wiederholt herangezogene auswärtige Arbeiter führten neue Kunstzweige (die Byzantiner z. B. die Glasmosaik) ein, und in Venedig selbst wurden verschiedene Gattungen erfunden. Das tiefe und durch Androhung schwerer Strafe behütete Geheimnis, mit dem die 1289 nach Murano verlegten Fabriken umgeben waren, sicherte aus lange Zeit ein Monopol. Unter dem Einfluß der Renaissance entwickelte sich eine Glasmacherkunst, die im 16. und 17. Jahrh. ihre größten, noch heute mustergültigen Meisterwerke in Form und Farbe (Gefäße, Spiegel) schuf. Man behandelte das Glas durchgehend nur als weiche, bildsame Masse und erzeugte seine weichen und gerundeten Formen ausschließlich vor der Pflöcke und mit der Pinzette. Der biegsame Faden war das Hauptmittel der Ornamentation, Fingerringe und Ketten sind spezifische Produkte Venedigs (Fig. 6–9). Der hohen Blüte folgte hier aber ein schneller Verfall.

Im frühen Mittelalter bestand in Deutschland eine sehr entwickelte Glasindustrie, die durch venezianische Glasbläser eingeführt worden zu sein scheint, aber bald in Formgebung und Ornamentation von der byzantinischen und venezianischen abwich. Namentlich im Süden und Westen des Reiches anfällig, konkurrenzierte sie früh mit dem Ausland, selbst auf venezianischem Markte. Die deutschen Glasbläser gesehten sich in eigenartigen, meist sehr praktischen Formen (Körner, weite zylindrische Pumpen), oft aber auch in grotesken Gebilden (Stiefeln, Hörnern, Tieren, Vogelbedeckern u.). Im 16. und 17. Jahrh. waren Pumpen aus grünlichem Glas (Waldglas) und konnten sehr beliebt, die mit Figuren und Ornamenten in bunten Emailfarben bemalt wurden (meist Junggläser, Wälförmchen u.). Man schmückte sie gewöhnlich mit dem Reichsadler, den Wappen der Länder und Städte des Deutschen Reiches, den Kurfürsten, den Lebensaltern, Handwerkern, Bauern, Familienbildnissen u. (Fig. 11 u. 12). Diese Gläser wurden besonders im Nibelgebirge und in Thüringer Wald hergestellt. Eine Nürnberger Spezialität sind die nach dem in Nürnberg tätigen Johann Schaper (gest. 1670) benannten Schapergläser, helle, mit schwarzer Emailfarbe bemalte Glasgefäße meist kleineren Umfanges (Fig. 13). Edelsteinimitationen und gläserne Ringe waren sehr beliebt. Im 15. Jahrh. begann auch die böhmische Glasindustrie eine Rolle zu spielen. Steinbleier, die in Frage seit alter Zeit einen gewerblichen Mittelpunkt gehabt, suchten daraus

Formen im reinen Kristallstil zu bilden (böhmischer Kristall), aus Venedig wurde die Vereinerung der Schmelzfarben und die Glasmalerei eingeführt, und so kam man, wie in Murano, zur Verleinsfabrikation, zur Anfertigung solcher Steine u. Zur Zeit des Verfalls der venezianischen Glasmacherei beherrschte Böhmen den Weltmarkt und behauptete seine Stellung bis gegen Ende des 18. Jahrh., wenn auch unter allmählichem Sinken der Leistungen (Fig. 15). Später belegten fast alle Staaten Europas das böhmische Glas mit hohem Einfuhrzoll und begünstigten die Einwanderung böhmischer Arbeiter, so daß die Industrie allmählich in Verfall geriet, aus dem sie sich erst in neuester Zeit wieder erhoben hat. Erwähnenswert ist die Förderung, welche die Glasindustrie in Deutschland durch mehrere Fürsten fand. Der Große Kurfürst errichtete z. B. auf der Pfaueninsel bei Potsdam eine Glashütte, die unter Kundsels Leitung namentlich durch ihren Goldbrunnen großen Ruf gewann (Fig. 14) und später nach Berlin verlegt wurde.

Frankreich besaß schon zu Beginn unserer Zeitrechnung eigne Glashütten, aber noch im 18. Jahrh. mußte es besseres Fensterglas aus Böhmen und Deutschland beziehen. 1740 wurde von Drolinvaug eine Gesellschaft zur Fabrikation von Halzenglas gebildet und zu Lettenbach (St.-Quirin) eine Fabrik mit deutschen Arbeitern gegründet, die zu großem Aufgange und die Mutterfabrik der modernen französischen, belgischen und einiger englischer Tafelglashütten wurde. Großes und Selbständiges leistete Frankreich im 18. Jahrh. in der Spiegelfabrikation.

Die ältesten Nachrichten über englische Glasindustrie datieren aus dem 15. Jahrh., zu welcher Zeit schlechtes Fensterglas dargestellt wurde.

In Ostasien kommt nur die chinesische Glasindustrie in Betracht, deren Ursprung in das 5. Jahrh. n. Chr. zurückverlegt wird, deren höchste Blüte jedoch erst im 18. Jahrh. erreicht worden ist. Die Technik ist sehr ausgebildet; unter andern versteht man verschiedene farbige Glasmassen durcheinander zu arbeiten und aufeinander zu schmelzen und aus den Schichten Figuren und Ornamente nach Art altrömischer Gläser herauszuschneiden und zu schleifen (Fig. 16–18).

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. machten die böhmischen Glasfabriken große Anstrengungen, um ihren alten Platz auf dem Weltmarkt wieder zu gewinnen, indem sie vorzügliches Kristallglas, in der Masse gefärbtes Goldbrüdinglas, dunkelblaues und tiefgrünes Glas und milchweißes Glas verfertigten. Man verband es auch, Kristallglas an der Innen- oder Außenseite mit blasserem Rot oder Blau zu überfangen, es rubinrot oder gelb zu äßen, und hatte im Schleifen und Gravieren, Vergolden und Benutzen des Glases große technische Fertigkeit. Auch wurden durch Mattschleifen, Äßen, durch verschiedene Ritzungen neue Glasarten erfunden oder alte wiederbelebt, die unter den Namen Achat, Bieftul, Alabaster, Gyalithglas u. dgl. in den Handel kamen. Endlich erzielte man, teils durch Überfangen des weissen Feinglases, teils durch Färbung in der Masse, völlig opake grüne, gelbe, blaue und violette Glasarten. Dazu fand man ein ganz fates weißes Email, das sich zum Überfangen des Kristallglases wie anderer Glasarten besonders eignete, und kam so immer mehr dazu, dem Porzellan Konkurrenz zu machen, auf der andern Seite aber das mehr berechnete Gebiet der Glasindustrie, die Kultivierung des transparenten farbigen Glases, zu vernachlässigen. Da daneben auch die künstlerische Seite vernachlässigt wurde, indem die



Industrie I.

Alle Gläser



Antikes Goldglas
schwebendes Glas



Antikes Herfurstenglas
schwebendes Glas



Antikes Schale



5 Ägyptische Moscheelampe
16 Jahrh.



10 Spanische Henkelkanne



9 Venezianisches Netzglas



17 Chinesische Vase



12 Chinesische
Flaschen



8 Altrom. Diatretum-
Laser



13 Schaperglas



14 Kunkelglas / Rabinglas-
Kanne



6. Kaiserlich russische Fabrik.



10. Kronleuchter von Lobmeyr in Wien.



1. Gläser v. la



3. Englische Gläser.



4. Schlesiische Gläser (Josephinenhütte).



5. Rheinische Gläser



Lobmeyr
et.



7. Kaiserlich
russische Fabrik.



9. Venezian. Kronleuchter
(Salviati).

8. Venezianische Gläser (Salviati).



Rauter in Ehrenfeld.
stiftet in Leipzig.



2. Französische Gläser (Baccarat).

Zum Artikel „Glaskunstindustrie“.

Gläser mit naturalistischen Blumen, Landschaften, Götterbildern, Wäffeln u. dergleichen, geriet die böhmische G. vollends in Verfall. Ein Umschwung zum Bessern trat in Österreich erst durch die Bemühungen des 1864 eröffneten österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien ein. Lohmeyer in Wien suchte als geschulter Zeichner selbstthätig nicht nur die Formen der Brundgeräthe und des kostbaren Glasgeschirrs, sondern auch die gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände zu veredeln; auch brachte er mit Benutzung der besten alten Muster und durch Schaffung neuer Arten das transparente Farbglass mannigfaltig zur Anwendung und verdrängte dadurch das opake Farbglass allmählich vom Markt (Tafel II, Fig. 1). Seinem Beispiel folgten andre böhmisch-österreichische Fabrikanten. Eine neue Erscheinung waren die irisierenden Gläser. Schon in Kaiser Maximilians Briefen ist von farbenwechselnden ägyptischen Gläsern die Rede. Ob diese unter jetzigen irisierenden Gläsern ähnlich waren, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit bestimmen. Jedenfalls ist das prächtig schimmernde mancher antiker Glasgefäße, überhaupt das Schillernde vieler ausgegrabener alter Gläser eine Folge der Verwitterung. Die irisierenden Gläser der Neuzeit verdanken ihre Entstehung einem Zufall, durch den Pantoffel in der ungarischen Fabrik in Zlatno 1856 entdeckte, daß das Irisiren der Gläser ein Produkt metallischer Dämpfe ist. Seit 1874 wurden irisierende Gläser auch in Böhmen erzeugt und dann überall nachgeahmt (s. Iriglas).

In Frankreich brachten die Fabriken Baccarat (Fig. 2) und St.-Louis wie zahlreiche andre kleinere, gut geleitete die G. zu fortschreitender Entwicklung. In den ergründeten Etablissements führte man um 1830 das Preßglas ein, zu dessen Darstellung sich die weichere, bleibliche Masse vorzüglich eignete. Die damit erzeugten Gefäße hatten reiche Ornamente auf gelandem Grund und waren in ihrer Erscheinung so neu und bestechend, auch verhältnismäßig so billig, daß sie epochemachend wirkten. Die Produkte der G. Frankreichs zeichnen sich durch Eleganz und Grazie aus, leiden aber unter starker Neigung zu naturalistischen Auswüchsen. Eine erste Rolle spielt sie nicht. In England erfand man im 17. Jahrh. ein Kristallglas, das wegen seiner herrlichen Farbenbrechung richtiger den Namen Diamantglas verdient, und das bis heute nirgends gleich schön erzeugt wird. Das böhmische Kristallglas ist die richtige Nachbildung des Bergkristalls, farblos und so wenig farbenbrechend wie der Bergkristall. Das englische Kristallglas dagegen zeigt, namentlich wenn es brillantartig geschliffen ist, ein Farbenpiel, das dem des facettirten Diamanten sehr nahekommt. Man kultivierte in England die Brillantirung des Kristallglases in hervorragender Weise, so daß man schließlich dazu kam, auch dünne Gläser mit solchem Schiß auszuführen (Fig. 3). Das englische Glas ist nicht so weich wie das venezianische, doch ungleich weicher als das böhmische und darum auch bildamer. Die Engländer kultivieren auch die Gravirung des Kristallglases mit großem Aufwand. In Deutschland wird die Glasindustrie auf der gräflich Schaffgotschischen Fabrik Josephinenhütte bei Warmbrunn in Schlesien (Fig. 4) und durch Hedderi (Nachfolger Otto Thamm) ebendasselbst in hervorragender Weise gepflegt. Man fertigt vorwiegend Farbglass mit Malereien, dann Nachahmungen von venezianischen Farbglassgegenständen, von Gläsern mit Verledeformationen, von orientalischen Gläsern u. dgl. Eine erste Stellung

in der G. nimmt auch die Fabrik Ehrenfeld bei Köln a. Rh. ein, in der Oskar Reuter die alten deutschen Römer mit ihrem aus einem Glasfaden geringelten Fuß und andre dergleichen Becher, Tassen, Feinscheiben u. mit ihren hübschen Ruckeln, Bügeln, Traubenaufsätzen u., die römischen Krüge mit ihren besondern Deckeln, die in den ersten Jahrhunderten nach Christo den Rhein entlang erzeugt wurden, die fränkischen Gläser, endlich venezianische Arbeiten, erfolgreich nachahmte (Fig. 5), aber auch vortheilhafte freie Schöpfungen in modernem Stil aufzuweisen hatte. In Ehrenfeld werden auch Gefäße aus massivem Goldbrüdinglass hergestellt und Gravirungen mit dem Diamanten ausgeführt. Die kaiserlich russische Fabrik in Petersburg erzeugt unter andern Gefäße aus weisem, grünlichem und andersfarbigem Glas mit Emailverzierungen im frühbyzantinischen oder russischen Stil (Fig. 6 u. 7). Die venezianische Glasindustrie (Fig. 8) erzeugt nur Spezialitäten, wie sie allgemein in andern Ländern nicht gemacht werden. Das venezianische Glas ist das weiche. Es läßt sich damit die feinsten und zierlichsten Gebilde schaffen; das weiche Glas ist nicht so farblos wie das Kristallglas, das man anderwärts erzeugt, und ebensowenig feurig und klar wie das blaue, grüne oder violette Glas, das man dort schmeltzt, was alles jedoch den Reiz der venezianischen Gefäße eher erhöht als vermindert. Ihr Hauptwert liegt in der kunstvollen Glasmacherei. Die Artikel sind fast ausschließlich Hegeräth, unter andern auch aus Blumen, Blättern, Ranken u. dgl. hergestellte Spiegelrahmen. In Venedig war in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. die Glasfabrikation, mit Ausnahme der Erzeugung von Perlen und anderer kleinerer Gegenstände, auf das Tiefste gesunken. Wohl hatte Lorenzo Rabi sich schon vor 1840 mit Geheld und einigem Erfolg bemüht, die Technik der Glasmaße wieder zu erwecken; der Schöpfer der neuen Epoche der venezianischen G. wurde indes Salvati. Er zog seit 1859 Rabi und andre tüchtige Glasarbeiter heran und sammelte aus alten Schriften und Uebersetzungen die Befehle, um wieder die alten Verfahren zur Übung zu bringen. 1866 übernahm eine englische Gesellschaft die Fortführung des von Salvati geleiteten Unternehmens, an dem Salvati bis 1877 mitwirkte. Castellani, der nun die Leitung übernahm, ersetzte eine immer ergablere Arbeit bei Nachahmungen alter Muster oder Ausführungen neuer Schöpfungen, vervollkommnete die Wiedererzeugung der sogenannten Katafombgläser und tief römische Kalkschalen, Nachtgläser u. dgl. mit der gleichen Kunstfertigkeit ausführen, mit der sie zu Anfang unserer Zeitrechnung hergestellt wurden. Ende 1877 eröffnete Salvati eine Fabrik in Murano und leistete bis zu seinem 1892 erfolgten Tode besonders in Wandmosaiken Ausgezeichnetes.

Einen besondern Zweig der G. bilden die Kronleuchter. Die ersten aus nur weisem oder teils auch farbigem Glas, an denen auch die Arme aus solchem Material waren, dürften wohl im 14. oder 15. Jahrh. in Murano erzeugt worden sein. Man formte Blüten und Blätter und legte daraus Blumenkronen zusammen, in die man hin und wieder noch Früchte oder Vögel einfügte. Man wußte dabei eine so reiche Abwechselung zu erzielen, daß man noch jetzt in Murano jene phantastischen, schönen Gebilde früherer Zeit nachahmt (Fig. 9). Im 17. Jahrh. bildete die böhmische Glasindustrie auch die Bergkristallabhängen nach, mit denen man damals Messing- oder Stahlgläser schmückte. Die größere Billigkeit der teils nur

gepreßten Glasbehänge ermöglichte deren reichere Anwendung. Man kauf Kronleuchter mit einem Geringe aus verginteten, flachen Eisenstäben, die mit platt gedrückten, kurzen Glasröhren und Kesseln ganz belegt und mit meist breiten, geklöpften oder gepreßten Vorhängen geziert sind. Solche Küster finden sich noch zahlreich in alten österreichischen und deutschen Schlössern und werden, da ihre Form ebenso edel wie charakteristisch ist, heute noch vielfach nachgebildet, nur daß die neuen weit mehr Kergestaltung haben müssen. Es wurden ferner mancherlei Kronen aus zarten Messinggerüsten mit größern oder kleinern Glassteinen oder Glasleisten reich vergiert, auch solche mit geklöpften Glasarmen im 17. und im 18. Jahrh. erzeugt, welche die größte Mannigfaltigkeit und Originalität der Formen aufwiesen. Frankreich folgte in diesem Kunstindustriezweig andauernd erst etwas später und hat hierin wohl nicht minder Gutes, doch kaum Eigentümliches geleistet; ebenso kam England erst später, auch dabei bald seine Partiebe für das Kaffee- und Bazar zur Geltung bringend. Seine Kronleuchter sind meist für die Ausfuhr nach Indien berechnet. Auch Böhmen erzeugt jumeist in Daida und Steinschönau für den ganzen Orient ähnliche Küster. Rodmeyer in Wien hat auch von diesem Artikel, teils alte Vorbilder verwertend, sich seine eignen Spezialitäten geschaffen (Fig. 10).

Die neueste Entwicklung der Glasfunktindustrie.

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrh. ist unter dem Einfluß der allgemeinen Reform- und Neuerungsbestrebungen im modernen Kunstgewerbe auch in die Glasfunktindustrie gekommen, die ihren Ausgangspunkt fast zu gleicher Zeit in New York und Nancy gehabt hat. In New York stellte der Maler L. C. Tiffany (s. d.) auf den amerikanischen Geschmack und zugleich auf amerikanische Verhältnisse berechnete, ungemein kostspielige Luxusgläser her, wobei er sich an orientalische und antike Muster hielt und eine Methode zu gewinnen suchte, um den alten Metallküster, aber aus Grund einer größern und tiefern Farbenfala, darzustellen. In der unendlichen Mannigfaltigkeit der Verbindung tiefschwarzer Farben mit dem in allen Schillerfarben spielenden Metallglanz liegt der Hauptreiz dieser Luxusgläser, die oft noch durch Mantelung in Goldmetall und Bronze gehoben werden (Tafel III, Fig. 1—3). Auf neue Formentwicklungen legte Tiffany wenig Gewicht. Er begnügte sich meist mit den chinesischen und orientalischen Tischen- und Vasenformen, deren weite Bäuche reichlichen Raum für die Entfaltung des Farbenspiels gewähren. In neuerer Zeit hat er seine Erzeugnisse auch insofern dem praktischen Gebrauch dienlich gemacht, als er die Glaskörper für Stand- und Hängelampen in reizvoller Verbindung mit Metall verwendete. Eine rein dekorative, auf das Luxusbedürfnis beschränkter Kreise berechnete Bedeutung haben auch die in Nancy zuerst durch E. Vallé begonnenen, später von Daum und L. L. L. fortgesetzten Bestrebungen. Vallé ging bei seinen Reformversuchen von der chinesischen Gl. aus. Durch einen reichen Pflanzen- und Blumenbesatz weiß er jedem seiner Gefäße neben dem farbigen auch einen individuellen künstlerischen Reiz zu geben. In seinen Formen schließt er sich ebenfalls mehr oder weniger an seine asiatischen Vorbilder an, freilich in der Umwandlung, die durch das Streben nach echt französischer Munst und Leichtigkeit gefordert wird (Fig. 4 u. 5). Letzteres tritt noch härter in den auch in der Färbung reicher gehaltenen Luxusgläsern von Daum hervor (Fig. 6 u. 7). Der

Schmuck der Nancyschen Glasgefäße ist in Relief hergestellt, durch Aufeinandererschmelzen verschiedenfarbiger Glasmassen, aus denen die Ornamente herausgeschliffen oder geschnitten werden. Es ist für den einseitigen, nur auf Sammler berechneten Luxuscharakter dieser Gefäße demerksenswert, daß die Tiffanyschen Gläser ebenso wenig in Amerika wie die Nancyschen in Frankreich einen Einfluß auf die übrige Gl. ausgeübt haben. Dagegen sind beide Arten von Gläsern neuerdings in Böhmen nachgeahmt worden und dadurch schnell zu wohlfeiler Habituare herabgesunken. Ein künstlerisches Verdienst beanspruchen darunter die Nachbildungen von Tiffanysgläsern von W. v. Spann in Klostermühle.

Die deutschen Glasfabriken haben sich bisher an der modernen Bewegung wenig beteiligt. Eine Ausnahme macht die Fabrik von Ballersbühl im Elsaß, wo unter der Leitung der Maler Spindler in St. Leonhard bei Straßburg, B. Paul und F. A. O. Krüger in München reichfarbige Biergläser hergestellt werden. Auf Grund einfacher Überfanggläser sucht man durch Einsetzen andersartiger Gläser in die Überfangspalten reichere Wirkungen zu erzielen. Auch die Fabrik von Fr. Sedert in Petersdorf im Riesengebirge hat moderne Gläser (nach Entwürfen von S. L. L. in Berlin u. a.) verfertigt.

Großen Beifalls haben sich in Frankreich und Deutschland die Biergläser des Kupferfleckers Karl Köpping in Berlin zu erfreuen gehabt, freilich auch nur in den engern Kreisen wahlhabender Kunstfreunde, da diese ungemein wertvollen Gläser nur in wenigen Exemplaren (etwa 300) hergestellt und mit entsprechend hohen Preisen bezahlt worden sind (Fig. 8). Auf die Begierzien zurückgegriffen, wollte Köpping im Gegensatz zu den geschnittenen und gepreßten Gläsern den eigentlichen Gläsern, d. h. die Glasnost, wieder zu Ehren bringen. Unter Benützung von Köhren, die vor der Glasbläserflamme verblasen wurden, ließ er nach seinen Zeichnungen Gebilde herstellen, die meist hochhängeligen Tulpen oder andern Blumenformen auf schlanken, dünnen Stengeln glichen. Die Färbung der Gläser erzielte Köpping dadurch, daß er die Glasröhren mit Chemikalien, besonders mit Metalloxyden, so präparierte, daß sich die gewünschten Farben erst im Feuer entwickelten. Daneben hat Köpping auch Gebrauchsgläser (Wein- und Biergläser) angefertigt, die meist in dunkelfarbiger, tiefstäniger Masse (braun- und tiefrot, grün u. c.) hergestellt werden (Fig. 9—11). Einen glücklichen Versuch in der Reform unzer Gebrauchsgläser hat auch der Münchener Maler Peter Behrens (jetzt in Düsseldorf) gemacht, indem er eine Reihe von Entwürfen zu handlichen und gefälligen Wein-, Bier- und Biergläsern in Kristall gezeichnet hat, wie sie für die moderne Tafel erforderlich sind (Fig. 19—25).

Die englischen Glasfabriken haben nicht bloß in Gebrauchsgläsern, sondern auch in Luxusgläsern stets darauf gehalten, daß der Charakter des Materials zu ausgesprochener Geltung komme und jedes Objekt in der vollkommensten Weise seinem Zweck entspreche. William Morris, der Reformator des modernen englischen Kunstgewerbes, hat auch auf diesem Gebiet einige musterzügliche Vorbilder (für Gebrauchsgläser) geschaffen, und auf seinem Weg ist die englische Gl., an deren Spitze gegenwärtig Powell u. Sohn stehen, weiter fortgeschritten. Dabei hat sie sich eine möglichst Vollständigkeit der Fabrikation zur Aufgabe gestellt, um die Massenverbreitung guter Formen sowohl in Gebrauchsgläsern wie in Biergläsern zu erleichtern (Fig. 12



Mayors Kunst, London & Co.

Bibliographie







19 16. Peter Behrens Darmstadt.

Bronze miniatur von Keller u. Rauer Berlin.

16 - 18. Val. St. Lambert in Belgien.

4 u 5 Vasen von Emil Galle Nancy

meist in Leipzig

Zum Artikel „Glaskunstindustrie“

bis 15). In denselben gefundenen Bahnen bewegt sich die betriebl. Fabrik Bal St. Lambert bei Lüttich, die teils Gebrauchsgläser (Wein- und Baßergläser), die ausschließlich geblasen werden (Fig. 18), teils Biergläser (Blumenvasen, Fruchtstücken u. dgl.) aus geschnittenem, farblosem (Fig. 17) oder farbigem Glas (Fig. 16) fertigt. Vgl. Lobmeyr, Die Glasindustrie (Stuttg. 1874, mit 319 und 366 Abb.); Minutoli, über Anfertigung und Verwendung der farbigen Gläser bei den Alten (Berl. 1836); Friedrich, Die altdeutschen Gläser (Münch. 1884); Bucher, Die Glasammlung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie (Wien 1887); Schorn, Die Kunst-erzeugnisse aus Ton und Glas (Leipzig 1888); Cichal, Schleifgläser (Bresl. 1881); Sauzay, La verrerie depuis les temps les plus reculés, etc. (4. Aufl., das. 1884); Deville, Histoire de l'art de la verrerie dans l'antiquité (das. 1873); Fröhner, La verrerie antique (das. 1879); Gerspach, L'art de la verrerie (das. 1885); Garnier, Histoire de la verrerie et de l'émaillerie (Tours 1885); Havarb, La verrerie (Par. 1894); Schmoranz, Altorientalische Glasgefäße (Wien 1898); Popel, Die altchristlichen Goldgläser (Freiburg 1899); Bornmann, Geschnittene Gläser des 17. und 18. Jahrhunderts (Berl. 1901); Haas, Moderne Glasarbeiten (das. 1901 ff.); Fajaurer, Moderne Gläser (Leipzig 1901) und Die Glasersammlung des nordböhmischen Gewerbemuseums in Neichenberg (das. 1902).

Glaslaven, feste oder schlagige, blasse, schaumige Geleime von gläseriger Beschaffenheit, die sich entweder in Form von Lavastromen oder als tose Auswürflinge finden, z. B. Obsidian, Pechstein, Bimsstein, Trachyt etc. Sie sind entweder wasserfest, oder enthalten 1—8 Proz., infolge späterer Umänderung oft noch mehr Wasser, wie die Pechsteine etc. Vgl. Glasartig und Gekörte, S. 744. — Schwarze Glaslava, soviel wie Obsidian.

Glasleinwand, Baumwollentoff, der mit Leim überzogen und dann mit Glaspulver bestreut ist, dient zum Schleifen von weichen Metallen und Holz.

Glasmachersseife (Seife), s. Glas, S. 890.

Glasmachersseife, arzeneig. Säure, Braunkstein und andre Glaserfärbungsmittel; vgl. Glas, S. 886.

Glasmalerei (hierzu die Tafel »Glasmalerei«), die Kunst, Glas tafeln (Kathedralsglas) zu bemalen und die durchsichtigen Farben durch Eindrennen zu fixieren (Kabinettmalerei), oder ganze Bilder aus Stücken durch und durch gefärbten Glases (Glittenglases) zusammenzusetzen, indem man die Glasstücke nach den Umrissen des Bildes zuschneidet, durch Bleischnur miteinander verbindet (musivische G.) und die Schattierungen mit Schmelzfarben (ansfangs nur mit Schwarzlot, seit dem 14. Jahrh. mit Kungelgelb und andern Farben) hineinmalte. Im 14. Jahrh. begann man auch weiße Gläser mit der roten Frütle zu überfangen (s. Glas, S. 892), und später wurde dieses »überfangglas« auch in andern Farben hergestellt. Die Schattierung wurde durch Ausschleifen mit Schmirgel erzeugt.

Die Glasmalerei des Mittelalters.

Die Entwicklung der G. hängt mit der Einführung und Verbreitung der Glasfenster zusammen, die im Norden Europas noch zur Zeit der Minnesinger auch in fürstlichen Schloßern nicht regelmäßig zu finden waren. In Italien hat man dagegen, z. B. in St. Peter und Santa Maria in Trastevere zu Rom, schon im 9. Jahrh. zum Verschluß der Fenster farbiges Glas angewendet.

Das erste literarische Zeugnis für das Vorhandensein farbiger Glasfenster liegt in einem Briefe des Adles Gozbert von Tegernsee aus dem Ende des 10. Jahrh. vor, wo sich bereits eine Verfall von Glasmalern befand. Im 11. Jahrh. war dort ein Mönch Bernherus als Glasmalter tätig. Ein aus Reims berufener Künstler fertigte im 11. Jahrh. für das Kloster St. Hubert in den Ardennen Glasmalereien. In Limoges läßt sich die G. bis zum Anfang des 12. Jahrh. zurück verfolgen. Im 12. Jahrh. war die Technik der G. schon so hoch entwickelt, daß Theophilus Presbyter in seiner Schrift »Diversarum artium schedula« eine ausführliche Anweisung zur Ausübung des Verfahrens geben konnte. Danach war der Glas- maler zugleich sein eigener Glasmacher, Glasfarbenbereiter, Kartonschneider und Glaser. Zu den wertvollsten erhaltenen Glasmalereien aus dieser Zeit gehören die Reste der Rebaillons mit biblischen Darstellungen und Ornamentmustern, die der Abt Suger um die Mitte des 12. Jahrh. in die Fenster seiner Kirche in St. Denis einsetzte. Sie zeigen kleine, rot gezeichnete und aus lauter winzigen Glasstücken zusammengefügte Figuren. Das weltliche Frankreich hatte eine große Anzahl solcher Werke aufzuweisen, so die Kathedralen St. Maurice zu Angers, St. Pierre in Chartres, St. Nadegeonde zu Soissons, das romanische Schiff der Kathedrale von Le Mans u. a. Noch glänzender und zahlreicher sind die französischen Glasmalereien des 13. Jahrh. Die Kathedrale von Chartres weist 146 noch wohlhaltene Fenster auf (Tafel, Fig. 8), die von Bourges 183 und zwar von den schönsten, glühenden Farben (Tafel, Fig. 14—16); daran schließen sich die Chorfenster der Kathedralen von Le Mans und Amiens, die oberen Fenster der Kathedrale von Reims und einzelne prachtvolle Fenster oder Teile von solchen in den Chören der Kathedralen von Troyes, Tours, Rouen, Châlons-sur-Marne, Soissons, Clermont in der Auvergne und in der St.-Chapelle zu Paris. Auch in England kommen vereinzelte Reste von Glasmalereien schon aus dem 12. Jahrh. vor, so einige Fenster in der Kathedrale von Canterbury. Aus dem 13. Jahrh. haben sich in den Kathedralen von Lincoln und York noch schöne Reste erhalten, aus dem 14. Jahrh. in Temple Church zu London (Tafel, Fig. 12 u. 13). In Belgien tritt uns die G. erst im 14. Jahrh. entgegen. Nach Italien kam die Technik im Gefolge des gotischen Stiles. Zu nennen sind die Glasmalereien in San Francesco zu Assisi (13. Jahrh.) und im Dom von Orvieto (14. Jahrh.). Zu den ältesten in Deutschland gehören die noch sehr primitiven Figuren im Dom zu Augsburg, ungefähr gegen 1200 entstanden (Tafel, Fig. 1); daran reihen sich die etwas jüngern in der Oberrheinische des Patroklusmünsters zu Soest, die Oberrheinischen Fenster von St. Kunibert in Köln, die Fenster in der Marienbergkirche zu Helmstedt und die Fenster mit Bildnissen deutscher Könige und der Woblfahrt des Stiles im Strahburger Münster. In die zweite Hälfte des 13. Jahrh. setzt man die grau in grau gemalten Fenster (Griffallen) der Klosterkirche zu Altenburg, die nördlichen Seitenfenster des Strahburger Münsters und eine Reihe von Resten in der Elisabethkirche zu Wardburg, im Dom zu Halberstadt und in der Klosterkirche zu Wittingen bei Baden in der Schweiz, in den Klöstern Heiligenkreuz und Klosterneuburg in Österreich etc. Die Griffallen scheinen zuerst in den Klöstern der Cistercienser aufgetaucht zu sein, die bereits um die Mitte des 12. Jahrh. solchen Luxus in gemalten Glasfen-

stern entfalteten, doch ein Verbot dagegen erlassen und »weiße Fenster« verlangt wurden. Als die Gotik im Laufe des 14. Jahrh. in Deutschland ihre volle Blüte erreichte, fand die G. hier eine noch eifrigere Pflege. Wir nennen nur die prachtvollen Fenster des Kölner Domes (Tafel, Fig. 2 u. 3), der Katharinenkirche zu Oppenheim, des Domes zu Regensburg, der Stadtkirche zu Rothenburg a. T. und der Künstler von Freiburg und Straßburg, ferner die sehr bedeutenden Glasmalereien in der Kirche zu Freiburg im Oberrhein, in den Kirchen zu Kappel, Oberkirch und im Kloster Königsfelden in der Schweiz.

Die Glasmalerei im 15. und 16. Jahrhundert.

Die zweite Periode der G., mit dem 15. Jahrh. beginnend, ist die ihrer weitesten Verbreitung und Blüte. Kirchen, Paläste, Rath-, Kunst-, Gesellen-, Wirt- und Privathäuser wurden von ihr mit Wappen, Emblemen, Hieraten, biblischen und geschichtlichen Darstellungen geschmückt, und in Deutschland, in den Niederlanden, in Frankreich, England, Italien und Spanien lieferten die Kirchen, in der Schweiz selbst noch die Privathäuser, wie die Kunststube der Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Klebte u. c., unzählige Belege dazu. Die allgemeine Aufnahme der G. steht mit der Herrschaft des gotischen Baustils im Zusammenhang, da letzterer schon wegen seiner hohen Fenster eines solchen Mittels zur Dämpfung des im Uebermaß einströmenden Lichtes bedurfte. Es gelang, Glasmalersarbeiten von mannigfachen Tönen und Abstufungen hervorzubringen und so eine mehr fotografische Behandlung der G. zu erzielen. Hinsichtlich ihres künstlerischen Charakters ist zu bemerken, daß die G. dem Bildungsgehalt der Malerei im allgemeinen folgte; das dekorative Element war nicht mehr überwiegend; die Gestalten wurden größer, an die Stelle der einzelnen, statuarisch nebeneinander gestellten Figuren traten ganze Gruppen, Nachbildungen wirklicher Gemälde. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß die Eigenständigkeit der technischen Mittel manche Abweichung von dem herrschenden Charakter der Malerei überhaupt, manches Zurückbleiben hinter ihrem mächtigen Aufschwung veranlassen mußte. Viele Glasmalerey gaben darum die G. auf, um sich der Malerei zuzuwenden. So kam es, daß die G. oft von Anfängern oder Stümpfern betrieben wurde, die lediglich fremde Kartons kopierten. Dieser handwerksmäßige Betrieb hatte übrigens auch seine Vorteile. War der Glasmalerey glücklich in der Wahl der Kartons, so kam durch die Vereinigung technischer und künstlerischer Elemente gewiß etwas Trefflicheres zustande, als wenn der Einzelne alles aus sich selbst schöpfe. Diese Teilung der Arbeit macht es auch erklärlich, wie in kurzer Zeit großartige Aufgaben der Glasmalerei zustande kommen konnten. Die hervorragenden sind: in Deutschland die Fenster in der Lorenzkirche zu Nürnberg, besonders das berühmte Bismarckfenster mit dem Stammbaum der Wörke, vom Jahr 1493, dann in der St. Sebalduskirche daselbst das bischöflich bambergische (1493—95) und das Markgrafenfenster (von Zeit Hirschgogel 1515 gemalt), ferner die fünf großen Glasgemälde im nördlichen Seitenschiff des Domes zu Köln (1508—09) und zahlreiche Fenster in andern Kirchen der Stadt, endlich in Trier, Braunschw. Weg, Ulm, Freiburg i. Br., Straubing, Bern, Meran u. a. O. In den Niederlanden streuten sich namentlich die von den Brüdern Eilbert und Theodor Erabeth ausgeführten Glasmalereien der großen Kirche von Gouda eines bedeutenden Rufes, 44 an der Zahl (begonnen 1555);

doch herrscht in ihnen bereits der Manierismus eines Martin Heemskerck u. a. zu sehr vor. Ganz vorzüglich sind dagegen die Fenster im Chor der Kirche St. Jacques zu Lüttich, beendigt 1525, und auch die Bildnisfiguren Karls V., Ferdinands I. und anderer Fürsten in der Guldenscheide zu Brüssel gehören dem früheren bessern Stil an; eine besondere Erwähnung verdient die in Belgien seit dem 15. Jahrh. ausgebildete G. grau in grau, von der sich noch viele kostbare Werke finden (vgl. auch Tafel, Fig. 4, 5, 6 u. 9). Die Zahl der Glasmalereien in Frankreich aus dieser Zeit ist außerordentlich groß; wir nennen die 1552 und 1553 gefertigten Fenster der Kirche St. Hug zu Conches, das große Fenster der Pfarrkirche St. Nicolas zu Nantes und die besonders in der Farbenstimmung unvergleichlichen Malereien der Kathedrale von Châlons-sur-Marne. Auch Spanien hat in den Domen von Valencia, Toledo, Burgos, Malaga und Sevilla prächtige Muster der Technik aus dieser Epoche aufzuweisen. In Spanien waren besonders niederländische Glasmalerey tätig. In Italien gehören zu den frühesten Denkmälern das große Chorsfenster in San Domenico zu Perugia (1441) und ein Teil der Glasmalereien im Dom zu Florenz (1436), deren Entwürfe dem Bildhauer Lorenzo Ghiberti zugeschrieben werden; ferner sind zu nennen das vordere Kundsfenster mit der Kreuzabnahme in Santa Croce zu Florenz; das prachtvolle Fenster in der vierten Kapelle rechts in San Petronio zu Bologna, von Jakob Griesinger von Ulm (1407—91); die herrlichen Chorsfenster des Domes zu Lucca; die schönen Glasgemälde der Kirche Santa Annunziata zu Arezzo (noch aus dem 15. Jahrh.; Tafel, Fig. 7) und die spätern des dortigen Domes. Merkwürdig sind die verschiedenen Spuren eines lebhaften Künstlerverkehrs zwischen Italien und Deutschland; teils arbeiten deutsche Meister, wie jener Jakob Griesinger von Ulm, für italienische Kirchen, teils wandern Italiener nach Deutschland, um hier die Kunst der G. zu lernen, wie z. B. Francesco Livi aus Gombassi bei Bollstera, der sich in Lübeck zu dem »heiligen Meister der Welt« heranbildete und für die dortige Burgkirche drei jezt in die Marienkirche verlegte Fenster malte. Um diese Zeit gelangte die G. auch im Orient zu hoher Blüte. Die sogen. Marmar-Roschee aus dem Berge Moria in Jerusalem ist in den aus dem Mittelalter stammenden frühgotischen Fenstern mit Glasgemälden geschmückt, die dem 16. Jahrh. zugeschrieben werden. Aus derselben Zeit stammen auch die schönen türkischen Glasmalereien in der Moschee Solimans II. zu Stambul. Der allgemeinen künstlerischen Richtung des Islams zufolge halten sich diese Glasmalereien ausschließlich innerhalb der dekorativen Sphäre.

Neben dieser soll im ausschließlichen Dienste der Kirche stehenden Malerei im großen Stil bildete sich seit dem Anfang des 16. Jahrh. eine Art Kabinettmalerei aus, die sich bald sehr verbreitete. Der allgemeine Geschmack an Glasmalereien, später die Glaubenswörter, förderten diese neue Richtung der G., die nun hauptsächlich dem Luxus der Privaten diene. Das erste selbständige Auftreten der landschaftlichen Kunst in der Malerei überhaupt bestimmte auch z. T. die Aufgabe dieser Kabinettmalerei, doch wurden auch viele Wappen und allegorische und mythologische Darstellungen gemalt. Darin ward namentlich in der Schweiz, deren alte Wappenscheiben jezt von Museen und Sammlern mit den höchsten Preisen begesirt werden, Unvergleichliches geleistet, und es haben sehr häufig Künstler, wie Holbein, Urs Graf, Niclas Manuel,

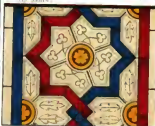


1 König David (König an
Anschauung auf 13. Jahrh.)



2 Kölner Dom
(13. Jahrh.)

4 St. Gudule in Brüssel (15. Jahrh.)



10 Schloss Marienburg (14. Jahrh.)



3 Kölner Dom
(13. Jahrh.)



12 Temple Church in London
(14. Jahrh.)



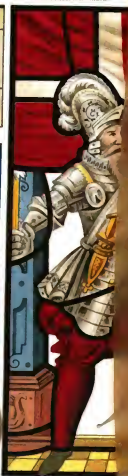
14 St. Etienne in
Bourges (15.
Jahrh.)



15 St. Etienne in
Bourges



11 Maßwerkfeld aus dem 15. Jahrh. Deutsche Arbeit



13 Schweizerische Glas

Meyers Kiste: Larchen, 6. Aufl.



8 Kathedrale von Chartres 12. Jahrh.



9 Kathedrale von Chartres 12. Jahrh.



10 Kathedrale von Chartres 12. Jahrh.

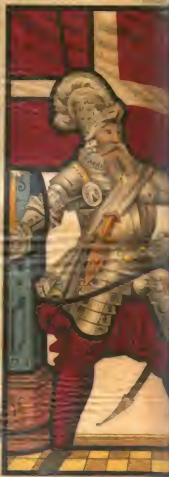


11 Kathedrale von Chartres 12. Jahrh.



12 Kathedrale von Chartres 12. Jahrh.

aus der Kathedrale von Chartres.



1. Eine Wand über ein Fenster.

2. Fenster in der Kirche zu...

3. Fenster in der Kirche zu...

4. Fenster in der Kirche zu...

5. Fenster in der Kirche zu...

6. Fenster in der Kirche zu...

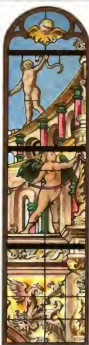
7. Fenster in der Kirche zu...

8. Fenster in der Kirche zu...

9. Fenster in der Kirche zu...



1. Ann 'sant' Annunziata in Arezzo 15. Jahrh.



2. Kathedrale von Chartres 12. Jahrh.



3. Marienverbrüderhaus in Bernau 14. Jahrh.



4. Schloß Metzenfels 15. Jahrh.



5. Ant. Tempel Church in London 14. Jahrh.



6. St. Pierre in Bourges 12. Jahrh.

7. Marienverbrüderhaus in Bernau 14. Jahrh.

8. Zum Aisthal Glasmalerei

die beiden Stimmer, D. Lindmeyer u. a., Kartons (Skizzen) geliefert (Tafel, Fig. 18). Als wichtigstes Denkmal sei der Gemäldezyklus im Großratsaal zu Basel genannt. Josias Ruter (geb. 1530), Karl v. Egeri und Theodor Weyer (1571—1628) in Zürich, Hans Kempf in Basel, Jakob Springlin und Andreas Höp in St. Gallen galten als die besten Glasmeister der Schweiz. Vgl. Weyer, Die schweizerische Gitter- und Wappensteinung vom 15. bis 17. Jahrhundert (Frauenf. 1884).

Die Verfallzeit der Glasmalerei.

Nachdem die G. bereits im 16. Jahrh. mehr und mehr in Verfall geriet, eilte sie im 17., womit ihre dritte Periode beginnt, ihrem Untergang entgegen. War schon die Baukunst der Renaissance mit ihrem starken Mauerwerk und den kleinen Fenstern, bei denen man Licht braucht, der G. ungünstig, so war dies der Barockstil noch bedeutend mehr. Verhältnismäßig am meisten wurde die Kunst noch in den Niederlanden gepflegt; hier konnten damals noch jene schönen Glasmalereien, die den großartigen Zynismus in der Kirche von Gouda schloffen, und manches nicht minder Treffliche für die Kirchen in Brüssel, Antwerpen u. entziehen. Außerdem trieb die G. noch in der Schweiz achtungswürdige Mähte. Unter den letzten größten Zyklen von Glasmalereien sind die aus dem 17. Jahrh. stammenden Scheiben im Kreuzgang des Klosters Bettingen und die von Muri und Rathhausen zu nennen, die übrigens noch im 16. Jahrh. begonnen wurden. Als Meister der Bettinger Fenster werden Johannes Heinrich von Angeri, Georgius Rieder von Ulm und Paulus Müller von Zug genannt. Die G. geriet so schnell in Verfall, daß 1655, erst 83 Jahre nach Vollendung der unergleichen Fenstergemälde für das Beinhaus der Kirche zum heil. Eustachius in Paris, ein junger Meister der G., Wilhelm Tomberge in Gouda, behaupten konnte, sie sei verloren gegangen. In Deutschland konnte man schon nach der ersten Hälfte des 17. Jahrh. kaum mehr ein Hüttenglas von diesem, gestätigtem Ton, am allerwenigsten aber das fast unentbehrliche rote Überfangglas aufbringen. Den letzten Stoß erhielt die G. durch die außerordentlichen Fortschritte, die in der Verfertigung von immer reinerem und schönerem weißen Glas und von größeren Scheiben gemacht wurden. Ein gleiches Schicksal wie in Deutschland und den Niederlanden hatte die G. auch in Frankreich, Spanien und Italien. Am längsten erhielt sich Sinn für G. in der Schweiz und in England. Aber auch hier verlor sie bald ihren Charakter durch das Streben der Künstler, immer mehr den Ton von Ölgemälden nachzuahmen.

Neuer Aufschwung der Glasmalerei.

Die Wiedergeburt der G. in Bezug auf die Dauerhaftigkeit und Schönheit der Farben und in betreff des richtigen Stils der Zeichnung und Komposition ging von Bayern aus. Michael Siegmund Franz (s. d. 3) war der Wiedergeburt der Kunst. König Maximilian I. ließ ihm ein eigenes Gebäude in Nürnberg anweisen, wo er bis 1816 tätig war. Dann wurde er bei der königlichen Porzellanmanufaktur in München angestellt. Eine ausschließlich für den Betrieb der G. bestimmte Anstalt wurde 1827 vom Staat errichtet und bis 1848 unterhalten, worauf sie in den Besitz von Kimmiller überging. Ihre ersten Erzeugnisse waren die Fenster für den Dom zu Regensburg und für die Kirche in der Münchener Vorstadt Au. Die Übertragung der Gemälde auf Glas geschah durch die Künstler Kimmiller, Eggert, Hämmel, Kirchmaier und Wehrsdorfer, während Franz

die Herstellung des Materials, der Gläser, der Farben und Hölzer und die Einschmelzung besorgte.

Aus dem durch diese größten Unternehmungen geweckten Interesse der Privaten entwickelte sich auch eine neue Kabinettmalerei auf Glas. Man setzte sich zur Aufgabe, nicht allein das ganze Bild mit aller Mannigfaltigkeit seiner Töne auf eine weiße Glasplatte zu übertragen und einzuschmelzen, sondern auch unter Vermittelung einer völligen Durchsichtigkeit den Anforderungen malerischer Durchbildung und Bollendung in ähnlicher Weise wie bei Werken der Malerei zu genügen, ohne die Wirksamkeit des Lichtes, worin gerade der eigentümliche Reiz der G. besteht, zu beeinträchtigen. Die Idee zu dieser gänzlichen Umwälzung des Verfahrens in der Kabinettglasmalerei wurde unter andern mit besonderer Lebhaftigkeit von Reichard Boissière und Vertram erfaßt und durch verschiedene Briefstellungen in der königlichen Porzellanfabrik in München genährt.

In Preußen erfuhr die G. nach mehreren vereinzelt verlaufenen eine wirkliche Förderung erst infolge der Restauration des Schlosses in Marienburg, dessen Ausschmückung mit Glasmalereien dem Berliner Maler Karl Heinrich Müller übertragen wurde, der auch große Malereien für die Werderische Kirche in Berlin nach Kartons und unter Anleitung Schüffels ausführte. Kurz nach Müller wurde der Maler Höpfer aus Breslau nach Marienburg berufen, der später in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er als Lehrer der Kunstschule tätig war und seine Arbeiten fortsetzte. Einen festen Sitz erhielt die G. in Berlin durch die 1843 erfolgte Begründung des königlichen Instituts für G., das in den 1880er Jahren reorganisiert worden ist und unter der Leitung des Malers Heinrich Bernhardt (1846—1902) eine umfangreiche Tätigkeit, jumeist in monumentalen Kirchenfenstern im Anschluß an die besten mittelalterlichen Überlieferungen, entwickelte, und mit der allgemeinen Förderung des Kunstgewerbes nahm auch die G. für private Zwecke in Berlin einen großen Aufschwung. Hervorragende Maler und Architekten lieferten Kartons und Zeichnungen für G. Neben dem königlichen Institut sind in Berlin die Ateliers von F. G. Heinerdorff u. Komp. auf Friedrichs- und von Spinn u. Komp. auf profanen Gebiet besonders tätig.

Unter den früheren deutschen Berufen in der G. sind noch die der beiden Rohn zu nennen. Sigismund Rohn, der Vater (gest. 1815 in Dresden), malte durchaus auf eine Scheibe mit Farben, die er selbst erfindet und aufbrannte. Sein Sohn Gottlob Samuel Rohn, der sich zuerst 1812 in der Akademie zu Wien ausschließlich mit der G. beschäftigte, stattete unter andern eine Kapelle in Legnago mit Glasmalereien aus und fertigte auch die gemalten Fenster der Kirche Maria Siegen in Wien. Von den Neuern sind ferner zu nennen: Währen, Vater und Sohn, Bedemeier, Ferstl, die Gebrüder Burkhart, Franz Eggert, Winmiller, Faustner, v. Swertschow und Uffe in München, die Gebrüder Helmke zu Freiburg i. W. Von den jetzt tätigen Glasmalerei-Instituten Deutschlands sind die vorzüglichsten die von F. E. Zettler, Carl de Bouché (s. d. 3.) und Mayer in München, Kellner in Nürnberg, die von Schell in Offenburg, von v. d. Forst in Münster (Weßeln), von F. Oidtmann in Linz und von Seiler in Breslau. In neuerer Zeit haben sich durch Entwürfe und Kartons für Glasmalereien besonders Alexander Linnemann in Frankfurt a. M. (1839—1902), Fritz Weigold in

Freiburg i. Br., Christensen in Darmstadt und Melchior Lechter in Berlin hervorgehen. In Österreich hat sich Johann Quast um die G. große Verdienste erworben. Er hat 1852 die Schloßkapelle zu Reichstadt und kurz darauf die Kapelle zu Sighow in Böhmen mit Glasmalereien ausgeschmückt. In neuerer Zeit haben sich besonders die Glasmalerei-Institute von Weyling in Wien und der Tiroler Glasmalereianstalt in Innsbruck hervorgetan. Von erstem wurden unter andern die neuen Chorfenster im St. Stephanendom und die Fenster in der Stadtkirche zu Wien ausgeführt. Zunächst nach Deutschland zeichnete sich die Schweiz durch ein wieder belebtes Interesse für G. aus. Jakob Müller hatte sich selbst gebildet und begonnen, die Farbstoffe auf dem Wege chemischer Analyse alter Gläser kennen zu lernen. Des Zeichnens unfähig, verband er sich 1821 in Schaffhausen mit dem Maler H. d. 1823 ließ sich Müller in Bern nieder und schloß sich an den Maler Emanuel W. an.

Auch Frankreich und England wendeten in neuerer Zeit der G. eine lebendige Teilnahme zu. In Frankreich wird, seit durch Männer wie Didron, Viollet le Duc u. a. die Kenntnis und Verschönerung der mittelalterlichen Kunst gefördert worden ist, die Übung der G. mehr im Sinne der alten Zeit betrieben. In erster Linie sind die Arbeiten von L'èventin in Paris zu nennen, die das Bestreben, den ornamentalen Stil der alten Glasmalerei wieder einzuführen, in lobenswerter Weise bekunden. Noch bedeutender sind die Leistungen des Glasmalers Waréchal (gest. 1887) in Reg., der unter andern die Kirche St.-Vincent de Paul in Paris mit Glasfenstern schmückte. Von den neuern Glasmalerei-Instituten Frankreichs sind noch die von Besson, Nicod, Ottin und Chabrin in Paris, Desnoir in Châlon-sur-Saône und Lorin in Chartres erwähnenswert. Die englischen Glasmalerei folgten anfangs meist noch der Richtung der Meister des 18. Jahrh. und behandelten die größten Kirchenfenster wie Ölbilder. Erst in neuerer Zeit haben sie sich wieder enger an die Vorbilder des gotischen Stiles angeschlossen. Hervorragende Maler, wie J. B. Burne-Jones, haben in Kartons für Glasfenster Ausgezeichnetes geleistet. Daneben wird auch die Kabinettmalerei gepflegt und in der Technik der Herstellung der Gläser Hervorragendes geleistet. Auch die moderne G. bedient sich wie die alte des Hüttenglases, d. h. des in der Masse gefärbten Glases, und des Überfangglases, bei dem farbloses Glas mit einem dünnen farbigen Überzug versehen ist. In Deutschland ist eine besondere Gattung des letztern unter dem Namen Überfang-Antikglas wegen seiner reichen Farbenfalle besonders beliebt. In England wird das sogen. Kathedralglas, das sehr stark ist und eine etwas raue, gewellte Oberfläche hat, bevorzugt.

Ein neues Verfahren, farbige Glasgemälde herzustellen, hat der Münchener Glasmalers Willmann erfunden, der darauf ein Patent erhalten hat, das von der Kunstianstalt für Freilichtglasmalerei „Luce floreo“ in Varmen ausgebeutet wird. Es besteht darin, daß drei Tafeln von gelbem, rotem und blauem Überfangglas, auf denen die Farbe in einer Stärke von etwa 1 mm aufgetragen ist, übereinander gelegt werden. Auf jeder dieser Tafeln ist zuvor die Zeichnung aufgetragen worden, und dann wird von dem Farbenüberzug so viel weggewischt, als zu der beabsichtigten koloristischen Wirkung erforderlich ist. Bei rein ornamentalen Darstellungen wird der ganze

Grund durch Ätzung beseitigt, so daß sich die Ornamente in voller Farbigkeit von der durchsichtigen Glasplatte abheben. Wird an einer Stelle der mittlern Tafel die rote Farbe gänzlich weggewischt, so entsteht durch die Verbindung von Gelb und Blau Grün, das wiederum durch weitere Ätzungen verschiedene Tonabstufungen erhalten kann. In dieser Technik sind unter andern die Fenster für den neuen Dom in Berlin ausgeführt worden. — Über Opalesienblas und Theophilusglas s. die besondern Artikel.

Literatur. Schmidt, Die G. der Alten (Remg. 1826); Gessert, Geschichte der G. (Stuttg. 1839); Wadernagel, Die deutsche G. (Leipz. 1855); Schäfer, Die G. des Mittelalters und der Renaissance (Berl. 1881); Roth, Glasmalereien des Mittelalters und der Renaissance (Originalaufnahmen, Stuttg. 1889); Schäfer und Koltzschker, Ornamentale Glasmalereien des Mittelalters und der Renaissance (beigl., Berl. 1885–88); Meisterwerke schweizerischer G. (mit Text von Hafner, bas. 1888); Brud., Die schweizerische G. (12–17. Jahrh., Strahb. 1902, 81 Tafeln); Meisterwerke der deutschen G.-Ausstellung, Karlsruhe (100 Tafeln, mit Text von Franz Sales Meyer, Berl. 1903); de Laethyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après les monuments en France (Par. 1853–57, mit 110 Tafeln); L'èventin, Histoire de la peinture sur verre en Europe (Genève 1854–60, mit 37 Tafeln); Ottin, Le vitrail (Par. 1896); Winston, Memoirs illustrative of the art of glass-painting (Lond. 1865); Westlake, A history of design in painted glass (Oxford 1881–1894, 4 Bde.). Technische Anleitung geben: Gessert, Die Kunst auf Glas zu malen (Stuttg. 1842); Strele, Handbuch der Porzellan- und G. (4. Aufl. von Tschuschner, Weim. 1883); des Granges, Le vitrail d'appartement (Moulins 1876); Lehner, Anleitung zur Kabinettglasmalerei (Berl. 1887); Jännike, Handbuch der G. (Stuttg. 1890); Ellis, Handbuch der Mosai- und G. (Leipz. 1891); Ottin, L'art de faire un vitrail (Par. 1892); Oidtmann, Die G. (1. Teil, Wien 1893; 2. Teil: Geschichte der G., 1898 ff.); Ulke, Katechismus der Porzellan- und G. (Leipz. 1894); Klimke, Anleitung zum Malen auf Porzellan und Glas (6. Aufl., Dresd. 1903).

Glasmosaik, f. Mosai.

Glasmosaikboden, f. Estrich.

Glasnevin, Vorstadt im R. von Dublin (f. d.), mit Ackerbau und botanischem Garten.

Glasopal, Mineral, sowie wie Opalit, f. Opal.

Glasow, Kreisstadt im russ. Gouv. Wjatka, an der Tschepza und der Eisenbahn Wern.-Kotlas, mit (1897) 3415 Einw. die ansehnlichen Handel in Flach-, Getreide, Bau- und Brennholz betreiben.

Glasow, Wladimir Gawrilowitsch, russ. Minister, geb. 12. Sept. 1848, besuchte das Reichsinstitut und die 3. Alexander-Militärschule und wurde 1869 Unterleutnant. Nach Absolvierung der Generalschule wurde er als Hauptkapitän in den Generalstab versetzt und zugleich älterer Adjutant des Stabes der 3. Infanteriedivision. Im russisch-türkischen Kriege 1877–78 zeichnete er sich namentlich am Schipatow aus. 1878 wurde er älterer Adjutant des 8. Armeekorps und dann des 10. Armeekorps, 1881 Stabschef der 10. Kavalleriedivision und 1888 der Festung Kronstadt. 1891 wurde er Kommandeur des 1. Leibgarde-Schützenbataillons, 1893 des Moskauer Leibgarderegiments, 1895 Stabschef des Gardekorps, 1899 als Generalleutnant Stabschef des kaiserlichen Militärbereichs und 1901 Chef der Nikolai-

Academie des Generalstab. 1904 wurde er zum Minister der Volksaufklärung (öffentlichen Unterrichts) ernannt. Er ist nicht für Bevorzugung der klassischen Bildung, wie sein Vorgänger v. Söcher.

Glaspapier, Papier, das mit Leim überzogen und dann mit Glaspulver bestreut ist, dient zum Schleifen von Holz und ähnlichen weichen Stoffen; dann glasiertes Papier, Glattpapier, Hausenblasenfolie, die aus einer konzentrierten Lösung von Gelatine oder Hausenblase bereitet werden, indem man diese warm auf eine schwach geölte Spiegelscheibe gießt und bis zum Erstarren mit einer zweiten solchen Glasscheibe bedeckt. Dies G. dient zum Durchzeichnen.

Glaspaten, f. Glasfläße.

Glaspech, f. Terpentin.

Glasperlen, f. Perlen.

Glasplattenstapel, f. Beugung d. Lichtes, S. 780.

Glasporzellan, s. wie Kaumurisches Porzellan, f. Glas, S. 885.

Glasraffinerie, das Schleifen, Bemalen, Vergolden des Glases, das vielfach als eigene Industrie, z. B. in Böhmen, betrieben wird.

Glasrahmen, Rahmen für Spiegel, die aus geschnittenem, geschliffenem oder graviertem Spiegelsglas zusammengesetzt sind und in Venedig schon um 17. Jahrh. angefertigt wurden. Besonders bei der Zimmerausstattung der Hofställe im Gebrauch, sind sie neuerdings wieder in Aufnahme gekommen. Eine andere Art von G. wird aus Glasblumen (s. d.) zusammengesetzt.

Glasröhren, f. Glas, S. 893.

Glasfah, f. Glas, S. 889.

Glasbrenner, Adolf, humoristischer und satirischer Schriftsteller, geb. 27. März 1810 in Berlin, gest. dafelbst 25. Sept. 1876, widmete sich dem Kaufmannstand, beschäftigte sich aber daneben mit literarischen Arbeiten und redigierte 1831 eine Zeitschrift: »Don Quijote«, die aber wegen ihres Freimuths bereits 1833 unterdrückt wurde. Nun veröffentlichte G. unter dem Namen Adolf Brennglas eine Reihe kleiner Schriften u. d. T.: »Berlin wie es ist und — trinkt« (Berl. u. Leipz. 1832—50, 30 Hefte; teilweise mehrfach ausgelegt), die mit merkwürdiger Beobachtungsgabe Bilder aus dem Berliner Alltagsleben vorführten und im Scherz viele Gedanken laut werden ließen, die damals im Ernst auszusprechen die Zensur nicht gestattet hätte. Ähnliche Arbeiten Glasbrenners sind: »Leben und Treiben der kleinen Welt« (Leipz. 1834) und »Berliner Volksleben« (daf. 1848—51, 3 Bde.). Das Resultat eines siebenmonatigen Aufenthalts in Wien (1835) waren die anonymen »Bilder und Träume aus Wien« (Leipz. 1836, 2 Bde.), die vom Bundesrat verboten wurden. 1840 heiratete G. die Schauspielerin Adele Peroni (geb. 17. Jan. 1813 in Brünn, gest. 31. Juli 1895 in Berlin), der er 1841 nach Reutrelitz folgte. Hier schrieb er seine »Verbotenen Lieder« (Jülich 1843), deren 2. Auflage als »Lieber eines norddeutschen Poeten«, die 3. sehr vermehrte Auflage oder als »Gedichte von Adolf G.« (Berl. 1851, 5. Aufl. 1870) erschien, und das komische Epos »Neuer Reineke Fuchs« (Leipz. 1846, 4. Aufl. 1870), ein Gedicht voll von der schonungslosen Satire. 1848 fand G. als Führer an der Spitze der demokratischen Partei in Mecklenburg-Strelitz. 1850 dort ausgewiesen, lebte er mit seiner Gattin erst in Hamburg und lebte 1858 nach Berlin zurück, wo er die Redaktion der »Berliner Montagszeitung« führte. Von Glasbrenners spätern Schriften sind noch zu erwähnen: der »Komische Volkskalender«

(1845—67, 23 Jahrg.); die »Xenien der Gegenwart« (mit D. Sanders, Hamb. 1850); die politisch-aphoristische Poesie »Kalpar der Mensch« (daf. 1850); die »Komische Lausendundneinzig« (Braunschweig 1852); das komische Epos »Die verkehrte Welt« (Berl. 1857, 6. Aufl. 1874) u. a. In den spätern Jahren verfasste er auch Jugendschriften, unter denen »Lachende Kinder«, »Sprechende Tiere«, »Insel Marzipan« viele Auflagen erlebten. Als Dichter im eignen Sinne zeigt sich G. am reinsten in »Kalpar der Mensch« und im »Neuen Reineke Fuchs«, wozu letzteres wohl sein bestes Werk sein dürfte. Seine Erfolge als »Vater des Berliner Witzes« haben unzählige Nachahmer geweckt und an der spätern Entstehung der Berliner Lokalposse (deren »höherer Blödsinn« aber G. verachtete) einen wesentlichen Anteil. Vgl. Schmidt-Gebian, Adolf G. (Berl. 1881).

Glaschlange, s. wie Blindschleiche.

Glaschmalz, f. Salicornia.

Glaschwämme, f. Schwämme.

Glaswärmer, f. Glasflügel.

Glasfäße, f. Glasspinneret.

Glasfen (G. Dod), Flußhafen von Lancaster in Lancashire (England), am Mündungsbüsen des Lune.

Glasspinneret, die Kunst, Glas in sehr feine Fäden zu verwandeln, die nach Art gewöhnlicher Geispinnfasern benutzt werden können. Glasfäden wurden schon in ägyptischen Glasbütten erzeugt, und in Venedig erfand man das Verfahren, das Ende des ausziehenden, vor der Lampe erweichten Glasstabes an dem Umfang eines schnell rotierenden Rades zu befestigen. Man verarbeitete die Fäden zu gewickelten Perlen, dünnere Fäden zu Reiberbühnen und Fichtarbeiten. Diese Kunst wurde auch in Paris, Brüssel, Wien u. geübt, und namentlich die böhmischen Glasfäbriken fertigten aus Glasfäden allerlei Kippfäden. In Paris, Lyon und Mailand versuchte man nach 1830 Glasfäden in Seidenstoffe einzuführen und fertigte glasdurchsichtige Wandtapeten, Ornate u. Nach 1850 genannt Braunfaut aus Glas von besonderer Zulammenziehung (0,25 Kieselsäure, 1,06 Tonerde und Eisenoxyd, 9,82 Kalk, 0,49 Magnesia, 14,12 Natron, 3,92 Kali) Fäden von 0,010—0,006 mm Durchmesser, die sich, ohne zu brechen, flechten, weben, filzen, sogar strangweise Knoten lassen und so weich sind, daß etwa abbrechende Leiden in die Haut nicht eindringen. Zu ihrer Gewinnung zieht man von dem vor der Glasbläserlampe erweichten Ende eines Glasstäbchens von ca. 4 mm einen Faden ab und befestigt dessen freies Ende auf einer schmalen Trommel von ca. 1 m Durchmesser, die in einer Minute 600—700 Umdrehungen macht. Der auf der Trommel gefammelte Strang wird an einer Stelle aufgeschnitten (nicht abgehaspelt), und man erhält also Fäden von etwa 3 m Länge. Diese Glasfäße sind sehr schön, glänzend und kann zu Flechtwerk, Krautwollen, Wamschotten, Fransen, Damenputz, Uhrketten u. benutzt werden. Ein Glas von besonderer Zulammenziehung liefert Glasfäße, die sich nach dem Aufschneiden auf der Trommel zu einer Spirale von einem Fünftel der Länge des Fadens kräut. Diese Glaswolle ist schneeweiß und von sehr geringem Wärmeleitungsvermögen, so daß sie auf der Haut sofort ein Gefühl von Wärme erzeugt. Man benutzt sie als Wicht- und Rheumatismuswolle, zu Kissen, Kappen, Hüten, als Glasbesch, zu imitierten Strohseiden und besonders als Filtriermaterial, das von Gerniation nicht angegriffen wird und leicht wieder zu reinigen ist. Die G., die bis jetzt nur über sehr wenige Farben verfügt, dürfte eine große Zukunft haben, so-

bald es gelingt, das Glasgepöpst von der Trommel abzuheben. Vgl. Tschekner, Handbuch der Glasfabrikation (Wien, 1884); Herrmann, Miniaturlinien aus dem Gebiet der Hirtenschaft (Halle 1872).

Glaspulver, s. Fredern, S. 376.

Glassteine, aus Glascherben, die bis zur Anektbarkeit erhitzt wurden, unter hohem hydraulischen Druck gepresste Zäpfel, die infolge der Entgasung undurchsichtig sind und sich durch Härte und Stofslosigkeit sowie durch Widerstandsfähigkeit gegen Reibung auszeichnen. Diese nach dem Verfahren von Garcke hergestellten Steine kann man mit enger Fuge in Zement oder einem andern Bindemittel zu einer sehr ebenen, wasserundurchlässigen Fahrbahn verlegen, die in Bezug auf Reinhaltung, Staubbildung, Ebenheit und Geräuschlosigkeit dem Asphalt sehr nahe kommt. Man gibt den Glassteinen auch das Aussehen von Granit, Porphyrt, Marmor u. und verwendet sie als Keraamfliesen zu Wand- und Treppenverkleidungen.

Glaston, s. Glasberg.

Glastonbury (spr. glaw-ber), 1) Stadt (municipal borough) in Somersetshire (England), 10 km südlich von Wells, hat eine Kirche zu St. Johann dem Täufer mit schönem gotischen Turm, Ruinen einer berühmten Benediktinerabtei (am besten erhalten die St. Josefkapelle, die Küche, das noch benutzte Bistums- und »George Inn«), deren letzter Abt von Heinrich VIII. aufgeführt wurde, ein Rathaus (mit Museum von Altertümern) und (1901) 4016 Einw. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Connecticut, Grafschaft Hartford, am Connecticutfluß, mit Holz- und Baumwollfabriken und (1900) 4280 Einw.

Glastropfen (Batavische Tropfen), in eine lange Spitze auslaufende Glasropfen, die man durch Eintropfen von geschmolzenem Glas in kaltes Wasser erhält. Durch die plötzliche Abkühlung wird das Glas sehr spröde, und sobald man die äußerste Spitze abdrückt, zerbricht das ganze Gebilde mit großer Gewalt und zerfällt zu Staub. Vgl. Batagnese Glas.

Glasunov, Alexander, russ. Komponist, geb. 10. Aug. 1845 in St. Petersburg, Schüler von Rimsky-Korsakow in Petersburg, seit Herbst 1899 Professor der Instrumentation am Petersburger Konservatorium. Von seinen sehr bemerkenswerten Werken kamen bereits sieben Symphonien, vier Ouvertüren, vier Suiten, zwei Serenaden, eine Reihe symphonischer Dichtungen, eine »Orientalische Kapellmusik«, »Kavalletten« für Streichorchester, ein Streichquintett, fünf Streichquartette sowie mehrere Ballette u. a. in die Öffentlichkeit.

Glasur, glas- oder emailartige Masse, die auf Ton- und Metallwaren als Überzug durch Aufschmelzen angebracht wird, um den Waren ein besseres Aussehen zu geben und ihre Widerstandsfähigkeit sowie ihren Gebrauchswert zu erhöhen. Für die verschiedenen Tonwaren gilt die G. von wesentlich abweichender Beschaffenheit. Man unterscheidet: 1) Erdglasuren, durchsichtige Gläser, aus Kieselsäure, Tonerde, Kalk, Baryt und Alkalien zusammengeschmolzen, höchst strengflüssig, schmelzen in der Regel bei der Temperatur, bei der die Masse ihre Härte erlangt. Solche Glasuren finden Anwendung besonders bei Porzellan, auch bei Steingut, Steinszeug und bei Töpfergeschirr aus strengflüssigem Ton (Bunzlauer Geschirr). Auf Steinszeug benutzt man auch leuchtflüssige Glasuren, die aus Feldspat, Kreide, Kaolin, Quarz und Porphäure hergestellt werden. Sorgfältig hergestellte Erd-

glasuren sind sehr dauerhaft und widerstandsfähig gegen saure und salzhaltige Flüssigkeiten. 2) Bleihaltige Glasuren, diehaltige, durchsichtige Gläser, die auch zuweilen neben der Kieselsäure Porphäure enthalten und meist bei einer niedrigeren Temperatur schmelzen, als diejenige ist, bei der sich die Masse gar drennt. Steingut, Fayence und das gewöhnliche Töpferzeug, auch englisches und französisches Porzellan erhalten eine bleihaltige Glasur. Gewisse eisen- und kalkreiche Tone sind ja leicht schmelzbar, daß sie nur eine bleichere, leuchtflüssige G. vertragen. Diese gibt aber beim Gebrauch an saure Flüssigkeiten leicht Blei ab. Auf weniger leicht schmelzbaren Tönen kann eine bleimere, strengflüssigere G. angebracht werden, die durchaus unschädlich ist. 3) Emailglasuren, weiße oder gefärbte, undurchsichtige Glasuren aus Bleioxyd, Kalk, Kieselsäure und Zinnoxyd, schmelzen leicht und dienen bei ordinärer Fayence zum Glazieren der unedlen Farb der darunterliegenden Masse. Sie enthalten oft auch Porphäure oder Arsenik (3,74 Proz.). 4) Salzglasuren (fälschlich Luster genannt), meist Erd- und Alkaliglasuren, welche die Masse als äußerst dünne Schicht, gleichsam als Hauch, überziehen und nicht nur die darunterliegende Masse schützen und undurchdringlich machen sollen, sondern auch häufig den irben Gegenstand zu dekorieren bestimmt sind. Derartige Glasuren finden sich namentlich auf Steinszeug.

Man verlangt von den Glasuren eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen mechanische und chemische Agenzien, sie müssen glatt und glänzend sein und dürfen sich von ihrer Unterlage nicht loslösen und keine Risse bekommen. Die Risse entstehen, wenn sich die aufgeschmolzene G. beim Abkühlen stärker zusammenzieht als der Scharben und werden durch entsprechende Zusammensetzung der G. und richtiges Brennen vermieden. (Vgl. Glasurrisse.) Das Auftragen der G. geschieht durch Eintauschen (Durchziehen), indem man das feine Glasurmehl mit Wasser zur Konsistenz von fettem Rahm anrührt. In die Mischung taucht man die schwach gebrannten Tonwaren, die einen gewissen Grad von Porosität besitzen müssen, ohne in Berührung mit Wasser zu zerfallen. Sie absorbieren begierig einen Teil des Wassers und reifen dabei das in demselben enthaltene Glasurmehl an sich, das sich als gleichmäßige Schicht auf der Masse verdichtet und nach dem Trocknen nur noch zum Schmelzen erhitzt zu werden braucht. Manche Geschirre, die kein Adsorptionsvermögen besitzen, glasiert man durch Begießen, indem man die fein gemahlene Glasurmasse mit Wasser zur Sirupkonsistenz anrührt und nach dem Aufgießen durch eigentümliches Bewegen und Schwenken gleichmäßig zu verteilen sucht. Größere Waren, die man nicht vor dem Glazieren verglasen kann, um ihnen Porosität und die Eigenschaft, im Wasser nicht zu zerfallen, zu geben, glasiert man im noch feuchten Zustande durch Aufstreichen von Bleiglaze, Rennig, Bleiglaspulver u. In diesem Falle schmilzt das Bleioxyd mit Kieselsäure und Tonerde der Masse zu einem Glas zusammen. Ähnlich verhält es sich mit den Salzglasuren, die durch Verflüchtigung bestimmter Stoffe hervorgebracht werden. Man erzeugt gegen Ende des Brenns im Ofen einen salzigen oder metallischen Dampf, der sich auf die Masse niederschlägt und sich mit deren Kieselsäure zu einem Glas verbindet. Bei ordinären Waren wirkt man zu diesem Zweck Kochsalz in den Ofen und dringt auf die Feuerungen grünes Salz, so daß der in der Kohlgut sich bildende Kochsalzdampf mit Wasserdampf zu-

sammentrifft, mit dem er sich zu Salzsäure und Natron umsetzt. Letzteres bildet dann mit der kieselhaltigen Tonerde der Masse ein Glas. Bei feinem Waren, die in Kapseln gebrannt werden, überzieht man letztere innen mit Kottische, Meißlätte und Kochsalz; aus dieser Mischung verflüchtigen sich beim Erhitzen Chlorblei und Alkali, die gleichfalls mit der kieselhaltigen Tonerde zusammenschmelzen. Auch die flüchtige Boräure findet hierbei Verwendung. Die *Flowing colours* und die *Militer* werden auf ähnliche Weise erhalten; man bringt Metalloxyde in die Kapsel, die sich als Chlormetall verflüchtigen und sich wie ein farbiger Nebel auf dem Glasrohr absetzen. In neuerer Zeit hat man auf Steingut und Porzellan kristallinische Glasuren angewendet, aus denen sich beim Erhitzen Kristallbildungen auscheiden; sie geben der Oberfläche ein eigentümlich glitzerndes Korn oder eine Zeichnung, die den Eisdümmen an Fensterscheiben gleicht.

Die G. der gewöhnlichen Töpferwaren ist ein meist aus Weiglanz und Lehm dargelegtes Weiglas. Dies ist, wenn die Bestandteile im richtigen Verhältnis angewendet und die glasierten Waren gut gebrannt werden, in allen in der Haushaltung vorkommenden Pflanzen Säuren unlöslich; bei schlechter Bereitung der G. aber nimmt selbst verdünnter Essig erhebliche Mengen Hies daraus auf, und aus der Anwendung solcher Gefäße können sehr bedeutende Gesundheitsstörungen hervorgehen. Nach dem Nahrungsmittelgesetz vom 25. Juni 1887 dürfen Eß-, Trink- und Kochgeschirre nicht mit Email oder G. versehen sein, die bei halbstündigem Kochen mit einem in 100 Gewichtsanteilen 4 Teile Essigsäure enthaltenden Essig an leptonen Blei abgeben. Vorteilhaft focht man neues gewöhnliches Töpfergeschirre vor dem Gebrauch mit hartem Essig aus, weil hierbei die größte Menge des in der G. enthaltenen löslichen Bleies entfernt wird. Sg. Tonwaren. Über Glasuren auf Metalle f. Email.

Glasurbänder, s. Bandweberei.

Glasurzug, s. Alaufzug.

Glasurrisse (Haarisse), in der Glasur von Tonfabriken entweichende Risse, die Flüssigkeiten aufnehmen und in den porösen Scherben eindringen lassen. So die Glasur nur dekorativen Zweck hat, derinträglichen G. den Wert des Gegenstandes kaum, und disweisen werden sie dekorativ verwertet, indem man sie über das ganze Gefäß regelmäßig wie die Maschen eines Netzes zu verteilen sucht (vgl. Craquelé).

Glasversicherung, die Versicherung von Spiegeln, Spiegel- und Glascheiben gegen Bruchschäden, soweit diese durch Unfall (Zerbrechen, Springen, Sturm, Hagel) oder durch Fahrlässigkeit und Böswilligkeit Dritter oder nicht schuldbarer Fahrlässigkeit des Versicherten verursacht werden. Für die durch Feuerbrand, Gasexplosion und Hagel verursachten Beschädigungen haftet sie nur, wenn die Versicherung gegen diese Gefahren in der Versicherungsurkunde ausdrücklich übernommen und nicht schon durch eine anderweit bestehende Hagel- oder Feuerversicherung gewährleistet ist. Dagegen leistet sie in der Regel keinen Ersatz für Schäden, die durch triegerische Gewalt, Aufruhr, Erdbeben u. veranlaßt, oder durch den Versicherten selbst oder mit seinem Vorwissen durch andere absichtlich oder durch grobe Fahrlässigkeit verschuldet sind. Die Prämienhöhe richtet sich nach dem Grade der Gefährdung, so nach der Breite der Straßen und Trottoirs, nach der Lage der Fenster, Art des Gewerbetriebes, der Umgebung u. sowie nach dem Umfang des versicherten Gegenstandes. Im Ver-

sicherungsantrag müssen die zu versichernden Gläser nach Stückzahl, Art, Umfang, ihr Wert, die Eigentums-, bez. Besitzverhältnisse, die Cricktheiten, an denen sie sich befinden, das Vorhandensein besonderer Gefährdung, etwa schon anderweit abgeschlossene Versicherungen gegen Feuer, Explosion und Hagel angegeben werden. Veränderungen, die im Laufe des Versicherungsvertrages eintreten, und durch die der Inhalt dieses Vertrags berührt wird, sind der Gesellschaft anzuzeigen. Der Versicherte ist verpflichtet, bei eingetretene Schaden die Bruchstücke aufzubewahren und weitere Beschädigung tunlichst zu verhüten. Die Versicherungs-gesellschaft hat die Wahl, ob sie im Schadensfall die Gläser in natura ersetzen oder bar bezahlen will; ihr gehören die beschädigten Gegenstände, und sie hat ein Rückgriffsrecht gegen schuldige dritte Personen. Da die Prämien infolge der Konkurrenz unzureichend geworden waren, so haben die Gesellschaften sich auf einen gemeinsamen erhöhten Tarif geeinigt, der seit 1. Juli 1901 bei neuen Versicherungen Anwendung findet. Bei Spiegelscheiben beträgt dieser zwischen 1,20 und 135 Mk. jährlich, wozu noch in gewissen Fällen Zuschläge kommen. Die G., in Deutschland erst zu Anfang der 1860er Jahre (schon früher in Frankreich und England) eingebürgert, wird teils von eigens zum diesem Zwecke begründeten Gesellschaften, teils als Nebenweig von andern, namentlich Feuerversicherungsanstalten, betrieben. Von den ersten sind die *Koistoder*, die *Bremer*, die *Brandenburg* und die *Widauer* Gegenfeitigkeitgesellschaften sowie die *Hammonia* des deutschen Glaserverbandes in Hamburg, die *Rannheimer* Allgemeine, die *Berlinische*, *Kölnische*, die *Batländische* Glasversicherungs-Aktiengesellschaften zu nennen, von letztern die *Schlesische* Feuerversicherungs-gesellschaft, die *Oldenburg* Feuerversicherungs-gesellschaft, die *Wadbacher* Feuerversicherungs-gesellschaft, die *Frankfurter* Transporth- und Glasversicherungs-Aktiengesellschaft, *Aachen*-*Leipziger* Versicherungs-Aktiengesellschaft, *Union* in Berlin, *Kölnische* Unfallversicherungs-gesellschaft, *Deutscher Lloyd*, *Rheinland* in Neuf, *Witthelma* in Wagedburg. Zu diesen treten noch einige in Deutschland wirkende ausländische Gesellschaften, z. B. die *Londoner* Glasversicherungs-gesellschaft, hinzu. Bei 20 deutschen Versicherungs-gesellschaften, die Ausweise über die G. veröffentlichten, betrugen 1901 die Prämieinnahmen 3,70 Mill. Mk., die Schadenzahlungen nebst Spesen und Provisionen 3,20 Mill. Mk. In Österreich-Ungarn betreiben sämtliche Feuerversicherungs-gesellschaften die G.; als besondere Anstalten für G. bestehen die *Wiener*, die *Grazer* und die *Ungarische* in Budapest. In England bestehen 18 Gesellschaften (*Plate-glass Offices*.)

Glaswade, sowie wie kieseliger Sandstein (s. d.).

Glaswanne (Kannenofen), s. Glas, S. 888.

Glaswatte, aus Glaswolle hergestellte Watte.

Glasweizen, s. Weizen.

Glaswolle, s. Glaspinnerei.

Glasziegel, durch Walzen oder Pressen aus Glas hergestellte Ziegel, Dachziegel und Dachsalzziegel, zeichnen sich aus durch ihre Durchsichtigkeit, vollkommen Undurchlässigkeit und durch die Widerstandskraft gegen atmosphärische Einflüsse, so daß sie in gewissen Fällen einen wertvollen Ersatz der Tonziegel bilden.

Glatt, 1) rechter Lebenslauf der Thür in den schweizer. Kantonen Appenzel und St. Gallen, entspringt in der Berggegend von Schwellbrunn, fließt durch Herisau und Oberglatt und mündet bei der Glattbrücke unweit des Dorfes Oberbüren in die Thur. —

2) linker Nebenfluß des Rheins im Kanton Zürich, kommt als Aa vom Natchel, bildet in der Hochebene zwei durch das gewandreiche Aatal verbundene Seen: den Pfäffiker- und den Greifensee, und mündet erst, wo sie den letztern verläßt, den Namen G. an, um durch den 96 m langen Müstflusstollen von Rheinfelden (1821 geböhrt) in den Rhein zu münden. Das Tal der Watt, dreil und flach, war Versumpfungungen ausgesetzt. Eine umfassende Korrektur, 1877–78 in der Gemeinde Glattfelden begonnen, ist bis 1895 auf eine Länge von 35,8 km vollständig durchgeführt.

Glattstung, f. Ristung.

Glattbutt, f. Schollen.

Glattbeckforvette, f. Rorvette.

Glätte, soviel wie Bleiglätte, f. Bleiorz.

Glätte, eine klare, glatte Eistruste auf festen Körpern (Erdboden, Bäumen u.). G. entsteht, 1) wenn seiner Regen oder eine warme feuchte Luftströmung (auch Nebel) auf weit unter 0° abgekühlte Gegenstände trifft; bei starkem Regen schmilzt das anfangs gebildete G. wieder. 2) Wenn Regen durch eine trostlose Luftschicht fällt, darin überfaltet, d. h. bis unter 0° abgekühlt wird, ohne zu erstarren, und erst beim Aufschlagen auf feste Körper gefriert. Telegraphendrähte und Bäume erleiden durch G. oft großen Schaden, zumal wenn noch Schnee darauf fällt.

Glattbaser, f. Arrhenatherum.

Glattbai, f. Hattische.

Glatt berechnen, Börsenausspruch, soviel wie Effekten hereinnehmen, ohne dem Herringeber besondern Report zu berechnen, weil die Stückzinsen den Report bedeuten. [S. III.]

Glattmaschine, f. Tafel-Appreturmaschinen.

Glattmafen, f. Niedermafen, S. 674.

Glattpflügen (Weinpflügen), f. Bodenbearbeitung, S. 122.

Glattputz, f. Putz.

Glattrochen, f. Rochen.

Glattschupper (Zylloiden), f. Fische, S. 607.

Glattsehen, an der Börse soviel wie sich im Gleichgewicht befinden. So steht das Liquidationsbureau glatt, wenn die von ihm berechnete Gesamtsumme der zu beziehenden Stücke ebenso groß ist wie diejenige der Stücke, die zu liefern sind.

Glattsteine, f. Smidsteine.

Glattwale (Balaenidae), Familie der Bartenwale (f. Wale).

Glattwasser, f. Bier, S. 844.

Glas, Grafschaft in der preuß. Provinz Schlesien, umfaßt den südlichsten Teil des Regierungsbezirks Breslau (die Kreise G., Habelschwerdt und Neutrobo), ragt baldinselnartig nach Böhmen hinein und umfaßt ein Areal von 1635,77 qkm (29,71 QM.) mit (1900) 168,556 Einn. (davon 8381 Evangelische und 264 Juden; 4745 Personen mit tschechischer Muttersprache; f. Karte »Schlesien«). Sie bildet im Innern eine von SO. nach NW. sich hinziehende Hochebene von ca. 320 m mittlerer Höhe, die fast auf allen Seiten vom Gebirgen eingeschlossen wird (Glaser Gebirgsstiesel). Die einzelnen Züge dieses Glaser Gebirges sind auf der rechten Seite der Reihe das Glaser Schneegebirge mit dem Großen oder Spiegler Schneeberg (1422 m) und das Reichensteiner Gebirge mit dem Freideberg (902 m), auf der linken Seite der Reihe das Habelschwerdter Gebirge mit dem Kohlberg (962 m), das Heuschnergebirge mit der Großen Heuschner (920 m) und das Eulengebirge mit der Hohen Eule (1014 m). Der Hauptzug ist die Glaser Reihe (f. Reihe 2). Das Land, neuerdings durch die Linien

Breslau-Mittelwalde u. Dittersbach-Glas der Preussischen Staatsbahn sowie durch die Bemühungen des Glaser Arbeitsvereins mehr in den Touristenverkehr gezogen, ist reich an Mineralquellen (Neutrobo, Kudowa, Laubitz, Langenau u.) und in der Talanbahn recht fruchtbar. Etwa 33 Proz. der Gesamtoberfläche des Landes sind mit Waldungen bedeckt. Unter den nutzbaren Mineralien sind zu nennen: Steinkohlen im NW., Erze, Warmor, Kalt- und Sandsteine in nördlichen Lagern, Torf, jedoch noch unbenutzt, auf den Seesfeldern. Die Industrie erstreckt sich auf Fabrication von Papier, Tuch, Zucker, Ländchylern und Glas sowie die Weberei.

Die Grafschaft G. war der Gegenstand vielfacher Streitigkeiten zwischen Böhmen und Polen, kam 1278 von Böhmen an das Herzogtum Breslau, 1290 an Schwednitz, 1301 an Künsterberg, dessen Herzog Holslaw II. sie 1322 wieder an Böhmen verkaufte. Georg Podiebrad von Böhmen verlor sie 1462 seinem Sohn Heinrich von Künsterberg, dessen Sohn Karl I. die Grafschaft 1500 seinem Schwager Ulrich, Grafen von Hardegg, verkaufte. Dessen Witwe Christoph verkaufte sie 1534 an Österreich. Nachdem sie Ferdinand I. an den Herzogern v. Berenstein verpfändet, erwarb sie Ernst, Erzbischof von Salzburg, nach dessen Tode (1554) sie von Ferdinand wieder eingekauft und 1578 mit Böhmen vereinigt wurde. 1623 machte Kaiser Ferdinand II. die Grafschaft G. seinem Bruder, dem Bischof Karl von Breslau, zum Geschenk, nach dessen Tode sie der Kaiser zu einer besondern Landschaft erhob und von einem Landeshauptmann verwaltet ließ, bis sie 1742 Maria Theresia mit Schlesien an Preußen abtrat. Bgl. Kuhn, Die Grafschaft G. (Wagau 1873); Ludwig, Die Grafschaft G. in Wort und Bild (Bresl. 1897); Edelstein d., Geschichte der Grafschaft G. (Neurobo 1857); »Geschichtsquellen der Grafschaft G.« (hrsg. von Koltner und Hofhaus, Habelschwerdt 1883–91, 5 Bde.); »Bierteljahresschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft G.« (hrsg. von Scholz, das. 1881–91); Bach, Die Grafschaft G. unter dem Gouvernement des Generals G. A. Freih. de la Motte Fouquet 1742–1760 (das. 1885); Reisehandbücher von Nagig (Neutrobo 1889) und Patzschowitz (3. Aufl., Schwednitz 1902).

Glas (böhm. Sklásko), Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau und Festung zweiten Ranges, liegt in dem hier engen Tal der Reihe, im Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Breslau-Mittelwalde, G.-Neutrobo u. Dittersbach-G., 294 m ü. M. Mit ihren meist engen Straßen liegt sie terrassenförmig hauptsächlich am linken Rheinufer den felsigen Festungsbogen hinan, auf dessen Höhe die alte Festung mit rundem Observationssturm (Donjon) steht. Die Festungswerke sind größtenteils in den Felsen gesprengt. Auf dem rechten Ufer der Reihe liegt die von den Preußen 1745–50 angelegte neuere Festung, der Schäferberg. Die Stadtbefestigung ist ausgefallen worden, auf ihren eingedebneten Weeren ist ein neuer Stadteil entstanden. Von den 3 Kirchen (2 katholischen und 1 evangelischen) ist besonders die alte Stadtkirche der bemerkenswert; in ihr sind die Grabmäler von sieben schlesischen Herzogen. Außerdem hat G. eine Synagoge. Kaiser Wilhelm I. und dem Grafen Schöen sind Denkmal errichtet worden. Die Einwohnerzahl beträgt (1900) mit



Wappen von Glas.

Garnison (Infanterieregiment 88) 14,926 Seelen, darunter 2564 Evangelische und 183 Juden. In der Stadt befinden sich Zigarren-, Samaschen-, Kurz-, Tonwaren- und Maschinenfabrikation, Eisenhütte, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei, ein Dampfsägewerk und Ziegeldreherei. G. hat ein Gymnasium mit Konvikt, 2 Waisenhäuser und ist Sitz eines Landgerichts, eines Hauptsteueramts und einer Reichsbankniederstelle. Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die elf Amtsgerichte zu Frankenlein, G., Nabelschwerdt, Lohndorf, Lohndorf, Mittelwalde, Rünzlerberg, Neutode, Reichenslein, Reinerz und Rünzlerberg. — Eine Burg Kladeß wird schon 937 urkundlich erwähnt, wo sich um 1250 deutsche Einwanderer niederließen. G. besaß bis 1546 Magdeburger Stadtrecht; es wurde 1429 von den Hussiten vergeblich belagert. Während des Dreißigjährigen Krieges war es 1622 von den Kaiserlichen erobert und mehrere Male von den Schweden vergebens besetzt. Nachdem G. preussisch geworden, ward es 1760 von Laudon belagert und die Stadt durch Überfall genommen. Von Friedrich d. Gr. mit neuen Befestigungen versehen, erlitt G. 1807 noch eine hartnäckige Belagerung von Seiten der Bayern und Bückeburger; schon war das verschonte Lager erklammert und die Übergabe beschlossen, als der Kaiserliche Friede G. in Besitz Preussens ließ. 1821 und 1883 richtete das Hochwasser große Verwüstungen an.

Glaze, f. Kahlköpfigkeit.

Glaze Gebirge, ein Hauptteil der Sudeten, zu beiden Seiten der obern Keise zwischen den Quellen der Warz und der Keinerz des Strips, besteht aus mehreren parallelen Gebirgszügen (f. Glaz).

Glaze Keise, f. Keise 2).

Glazlichte, f. Kahlköpfigkeit.

Glaube (lat. Fides), von glauben, d. h. zunächst etwas für wahr halten aus (subjektiven) Gründen, die dem Glaubenden für zureichend gelten, ohne daß es für andre einen zwingenden Beweis dafür gäbe; es bedeutet wahrnehmlich auch schon etymologisch (gotisch gelaubjan) die aus einem solchen Fürwahrhalten hervorgehende, mit Zuversicht oder Vertrauen auf das Geglaubte verbundene Überzeugung, dann auch den Inhalt und Gegenstand des Glaubens, insofern man von demselben so überzeugt ist, daß man davon innerlich wie von einer Realität berührt, erregt und bewegt wird. Dem Glauben steht aber das Wissen, als auf objektiv zureichenden Gründen ruhend, gegenüber, auf der Karte unserer geistigen Besitztümer gleichsam das aus dem ständigen Gebiet des Glaubens zutage tretende Festland darstellend. Sofern freilich die Küsten des Letztern nur allmählich entdeckt und in jedem gegebenen Zeitpunkt nur mit annähernder Genauigkeit gezeichnet werden können, erscheinen die Grenzen zwischen Glauben und Wissen jederzeit schwankend. Da sie aber einmal festgestellt und deutlich gezeichnet sind, wird ein diese Demarkationslinie ignorierender G. zum Aberglauben (f. d.). So steht es heute z. B. mit dem Glauben an Träume, an die Geister, Macht der Geister, Jauderei, Gespenster u. dgl. Demselben Schicksal ausgelegt ist jeder bloß menschliche Autoritätsglaube, ein Schwören auf die Worte des Meisters, wie es den Schülern des Pythagoras nachgesagt wurde. Den auf göttliche Autorität gestützten Glauben nennt man Offenbarungsglaube. Die Berechtigung des Glaubens überhaupt beruht darauf, daß das Wissen niemals das Gesamtbild des Daseins selbst ausfüllt und das unendliche Meer dessen, was entweder in einem ge-

gebenen Zeitpunkt nicht gewußt wird oder zu seiner Zeit gewußt werden kann, gleichwohl eine von Phantasie, Gemüt und Gemissen herkommende Ergänzung unserer Weltanschauung bildet. Ramentlich übertragen sich das sittliche Selbstbewußtsein des Menschen, das Gefühl der Freiheit und die Ahnung des Göttlichen niemals mit dem vom ersten Wissen gelieferten Bilde des mechanischen Weltzusammenhanges und der Stellung, die der Mensch darin als Naturwesen einnimmt. Auf dem Kontrast des persönlichen Selbstgefühls und der Lebenslage, in der der Mensch sich als Naturwesen befindet, beruhen Macht und Recht der Religion (f. d.), die es daher darzugeweiht mit dem Glauben zu tun hat. Ramentlich ist das Christentum (f. d.) vom Apostel Paulus ganz auf den Begriff des Glaubens zurückgeführt worden. Die christlichen Theologen unterscheiden den subjektiven Glauben (fides qua creditur), als das Organ für die göttlichen Dinge, von dem objektiven, d. h. dem kirchlichen Glauben (fides quae creditur), der sich in seiner Ausdehnlichkeit gegen abweichende, legerische Meinungen als seligmachend en gibt. So fällt namentlich der römisch-katholischen Kirche zufolge der G. einfach mit dem Gehorsam gegen die Lehrautorität der Kirche zusammen, während nach dem evangelischen Lehrbegriff der seligmachende G. (fides salvifica) die erste Bedingung der Vergebung der Sünde (f. i. Rechtfertigung) und der Erlangung des ewigen Heils in Christus ist und sich unmittelbar auf dessen Person und Werk bezieht. S. Christologie.

Glaubensartikel (lat. Articuli fidei), die einzelnen Sätze, die den Inhalt des Glaubens einer bestimmten Religionsgemeinschaft in möglichst bündiger Fassung darstellen. Nach ihrem mehr zentralen oder mehr peripherischen Charakter unterscheidet die Dogmatik grundlegende G. oder Fundamentalarartikel (articuli fundamentales) von den andern (articuli non fundamentales).

Glaubensbekenntnis (Confessio fidei, Symbolum), die öffentliche Erklärung einer Kirche oder einer religiösen Partei oder eines Einzelnen über das, was sie als wahre Lehren des Glaubens mit Übergewicht annehmen, also eine kurze, aber hinreichend bezeichnende Zusammenstellung derjenigen Artikel, die man als den Kern des Glaubens betrachtet, an die sich sowohl die Lehrer einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft wie ihre Glieder als an eine Regel und Richtschnur halten. Die außerchristlichen Religionen haben darauf im allgemeinen nicht den entscheidenden Wert gelegt wie das Christentum. Ihr G. besteht darin, daß man sich beim Kultus beteiligt und der Autorität der Priester unterwirft. Dagegen kann das sogen. Schma Israel (5. Mos. 6, 4) und das »Allah ist Allah, und Mahammed ist sein Prophet« als das G. des Judentums und des Islams gelten. Auch das älteste christliche G. bestand nur in der Aussage, daß »dieser (Jesus nämlich) der Christ ist« (Apostelgesch. 9, 22). Allmählich wurde allerlei jüdischen und heidnischen, zuletzt auch innerchristlichen Abweichungen von dem kirchlichen Gemeinbewußtsein gegenüber dieses G. erweitert, ausgeführt, bereichert, und es traten im Lauf einer solchen Entwicklung nicht nur bald das sogen. Apostolische (f. d.), Nicäisch-constantinopolitanische (f. d.) und Athanasianische (f. d.) G. hervor, sondern es wurde überhaupt Sitte, daß jede Religionsgemeinschaft ihr besonderes G. oder ihre Konfession hatte. Über diese Glaubensbekenntnisse sind die den einzelnen Kirchen und Sekten gewidmeten Artikel zu vergleichen. S. Symbolische Bücher.

Glaubenseid, im Kirchenrecht (Professio fidei) die durch einen feierlichen Schwur bekräftigte Versicherung, einer bestimmten Religionspartei zugetan zu sein und das übertragene Lehramt nach ihrer Glaubenslehre verwaltend zu wollen; insbes. der vom Papst Pius IV. für Geistliche und Vorsteher der Klöster bei Eintritt ihres Amtes sowie für Konvertiten eingeführte Eid der Treue gegen die katholische Religion und den Papst. — Über den früher so genannten G. im Zivilprozeß s. Eid, S. 432.

Glaubensfreiheit ist die unbeschränkte Befugnis des Staatsbürgers, in Sachen der Religion sich einzig und allein nach seiner Überzeugung zu richten und sich zu derjenigen Glaubensform zu bekennen, die er für die vollkommenste hält. Es ist dies eins der sogen. allgemeinen Menschen- oder Grundrechte, das der sittlich-vernünftige, unerschheidungsfähige Mensch zu fordern hat, und das in allen zivilisierten Staaten (in einigen Staatsverfassungen ausdrücklich) anerkannt ist. (Vgl. Austritt aus der Kirche.) Vielfach sind für diejenigen Staatsangehörigen, die sich nicht zu den herrschenden Religionslehren bekennen, besondere »Dissidentengesetze« erlassen (s. Dissidenten). Auch die Vereinigung in Religionsgesellschaften ist in den neuern Verfassungsurkunden, z. B. in der preussischen, ausdrücklich anerkannt, mit der Einschränkung freilich, daß es zur Erlangung von Korporationsrechten für freie Religionsvereinigungen noch eines besonders gesetzgeberischen Aktes bedarf.

Glaubensgericht ist ein Tribunal, das über die Rechtsgültigkeit oder die Orthodoxie Einzelner oder ganzer Parteien zu entscheiden hatte, wie dies namentlich durch die Inquisition (s. d.) geschah.

Glaubenslehre, (sowie wie Dogmatik (s. d.).

Glaubensregel (lat. Regula fidei), Richtschnur des Glaubens, der Eingriff der zur Charakteristik einer bestimmten religiösen Gemeinschaft dienenden Glaubenslehre; im besonderen die von der alten Kirche in ihrem Taufbekenntnis (s. d.) formulierte christliche Heilswahrheit. Freigestaltete Darlegungen und Entwicklungen des im Bekenntnis auf einen kurzen Ausdruck gebrauchten Gemeinglaubens finden sich von Irenäus ab bei den ältern Kirchenlehrern. Vgl. Caesari, Ungedruckte, unbedachte und wenig beachtete Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der G. (Christiana 1886—75, 3 Bde.) und Alte und neue Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der G. (dof. 1879); Kattenbusch, Das apostolische Symbol (Leipz. 1894—1900, 2 Bde.); Kunze, G., Heilige Schrift und Taufbekenntnis (dof. 1899).

Glaubenszwang ist die mit Gewalt geltend gemachte Forderung an andre, ihre eigene religiöse Überzeugung zu verleugnen und sich zu einem ihnen vorgelegten Glaubensbekenntnis zu bekennen. Vgl. Toleranz.

Glauber, 1) Johann Rudolf, Arzt und Chemiker, geb. 1604 zu Karstbad in Franken, lebte in Wien, Salzburg, Frankfurt a. M., Köln und etwa seit 1648 in Holland, wo er 1688 in Amsterdam starb. Seine angeblichen Geheimnisse, namentlich ein Lebenselixier, verkaufte er um hohe Preise. Neben besserer Einrichtung der Öfen und der Verbesserung der Salpeter-, Glas- und Holzeisigsfabrikation verdankt man ihm die Abtötung mehrerer chemischer Arbeiten, die Verwundung der Schwefelsäure (statt des Vitriols), die Entdeckung mehrerer Chlormetalle und des schwefel-sauren Natrons (Glauberfalsch). Auch finden sich bei ihm die ersten Vorstellungen von der chemischen Verwandtschaft, die er aus dem Studium der wechselsei-

tigen Zerlegung der Salze gewann. In seinem Werk »Prosperitas Germaniae« (Amst. 1657, 7 Bde.) behandelte er weitblickend volkswirtschaftliche Dinge. Seine Werke erschienen u. d. T.: »Opera omnia« (Amst. 1661, 7 Bde.), ein Auszug daraus ist der »Glauberus contractus« (Leipz. u. Bresl. 1715).

2) Johann, genannt Polnhor, holländ. Maler und Radierer, geb. 1646 in Utrecht, gest. 1726 in Schoonhoven, widmete sich der V. Versuchen in Porzellan der Landschaftsmalerei, empfang aber durch den Anblick italienischer Landschaftsgemälde so entscheidende Anregungen, daß er sich über Paris und Lyon nach Rom begab, wo er seine weitere Ausbildung bei Gaspar Poussin erhielt. 1679 verließ er Italien und war dann bis 1685 in Hamburg, später in Kopenhagen und zuletzt in Haag und in Amsterdam tätig. Seine häufig in den Galerien (Braunschweig, München, Dresden, Augsburg, Amsterdam, Rotterdam, im Haag, Louvre zu Paris) vorfindenden Landschaften sind ganz im Geist Poussins gehalten und zum Teil von Laitresse mit Figuren staffiert. Er hat auch eine Reihe von Landschaften nach Poussin und nach eignen Zeichnungen radirt.

Glauberfalsch, benannt nach Joh. Rud. Glauber (s. d. 1), s. Schwefelsaures Natron.

Glauberfalschwasser, s. Mineralwässer.

Glaubhaftmachung heißt im neuern Prozeßrecht der in manchen Fällen zulässige und ausreichende Wahrscheinlichkeitsbeweis (Befindmigung). Während sonst durch den »Beweis« (s. d.) die volle richterliche Überzeugung erbracht werden muß, genügt in gewissen Fällen die bloße G. Nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 294) kann sich derjenige, der eine tatsächliche Behauptung glaubhaft zu machen hat, dazu aller Beweismittel, mit alleiniger Ausnahme der Eideszusicherung, bedienen und auch zur Versicherung an Eidesstatt (s. Eid) zugelassen werden. Nach der deutschen Strafprozeßordnung ist die Beweigung der aufgestellten Behauptung nur, soweit es sich um die Verweigerung des Zeugnisses (§ 55) handelt, ein zulässiges Mittel der G.

Gläubiger (Forderungsberechtigter, Creditor), derjenige, der an einen andern (Schuldner, Debitor) aus einem persönlichen Rechtsverhältnis eine Forderung zu machen hat; s. Schuldverhältnis. Im Sprachgebrauch der Zivilprozeßordnung ist G. aber auch soviel wie Zwangsvollstreckungsberechtigter.

Gläubigeranspruch ist nach der Deutschen Konkursordnung (§ 87 ff.) ein von der Gläubigerversammlung (s. d.) oder vorläufig vom Konkursgericht zur Wahrnehmung der Gläubigerinteressen bei der Verwaltung und Verwertung der Konkursmasse erwählter Ausschuss. Das Gericht darf nur Gläubiger oder Vertreter von solchen als Mitglieder des Gläubigerausschusses bezeichnen; dagegen ist die Gläubigerversammlung nicht auf die Wahl solcher Personen beschränkt (s. Konkurs).

Gläubigerversammlung ist die Versammlung der Konkursgläubiger, die nach der Deutschen Konkursordnung (§ 93 ff.) unter der Leitung des Konkursgerichts (vgl. Gläubigerausschuss und Konkurs) über gemeinsame Interessen und Angelegenheiten nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen zu beschließen hat.

Glauberst, Otto, Pseudonym, s. Öser (Rudolf Ludwig).

Glauchau, Amtshauptstadt in der sächs. Kreisg. Zwickau, Hauptort der Schönburgschen Reichsherrschaften, an der Zwickauer Mulde, Kneipenpunkt der

Staatsbahnhöfen Reichenbach i. B. — Chemnitz, G. —
Göhrnis und G. — Wurz, 264 m ü. M., hat 2 evan-
gelische und eine luth. Kirche, 2 Schlösser des Grafen
von G., ein Denkmal des Kaisers Wilhelm I., Real-
schule mit Progymnasium, höhere Realschule, Bau-
schule, Waisenhaus, Amtsgericht, Reichsbankneben-
stelle, amerikanisches Konsulat und (1900) 25,677 Einwo.,
davon 527 Katholiken und 22 Juden. Von besonde-
rer Wichtigkeit ist die Industralisation
wollener und halbwollener Da-
menkleiderstoffe mit bedeutender
Ausfuhr nach Amerika u.; fer-
ner hat G. 24 Färbereien und
Appreturanstalten, Druckerei,
Spinnerei, Eisengiessereien und
Maschinenbauanstalten, Wa-
genbau, Papierfabriken, ein
großartiges Kühlmaschinen-
werk, Bierbrauerei und Ziegel-
brennerei. — G. wird zuerst 1256
urkundlich erwähnt und war Sitz



Wappen
von Glaucahu.

der Herren von Schönburg. Im Hussitenkrieg ward
es 1430 verwüstet, sowie es auch öfters (bis 1712:
24mal) durch Feuer litt. Die Reformation fand 1542
Aufnahme in G. Es ist Geburtsort des Mineralogen
Agricola (s. d. 4). Sgl. Edardt, Chronik von G.
(Glauchau 1881); K. Hofmann, Rückblick über die
Geschichte der Stadt G. (dof. 1897).

Glaucidium, Zwergseule, s. Eulen, S. 158.

Glaube, s. Kreusa 3).

Glaukobot, Mineral, und zwar ein dem Arsen-
fies (s. d.) isomorpher Kobaltarsenfies mit 16 — 25
Frog. Kobalt, dunkelgrünlichweiß, spez. Gew. 6.1, findet
sich gangweise im Chloritfieser bei Huasco in Chile
und der Valandsö in Schweden.

Glaucom (Glaucoma, Glaucom Star), eine der
gefährlichsten Erkrankungen des Auges, denannt nach
dem grünlichen Reflex, den man aus der erweiterten
und meist starren Pupille erhält. Das wesentlichste
Merkmal der glaucomatösen Krankheitsform besteht in
abnormer Steigerung des intraokularen Druckes, die
den Schwund des Sehnervs und der lichtempfindlichen
Netzhaut nach sich zieht. Diese Drucksteigerung kann
akut auftreten mit stürmischen Entzündungserscheinun-
gen (entzündliches G., Glaucoma acutum) oder
schleichend ohne Entzündung (G. simplex, ein-
faches G.). Bei dem einfachen G. tritt zuerst eine
Beschränkung des Gesichtsfeldes ein, die meist im in-
nern oder bierel beginnt. Nach und nach wird
das Gesichtsfeld auf einen schmalen, horizontal oder
schief gerichteten Streifen beschränkt. Die zentrale
Sehschärfe (des gelben Fleckes) erfährt manchmal
längere Zeit hindurch keine erhebliche Beeinträchti-
gung. In der Regel aber greift schließlich die Ge-
sichtsfeldbeschränkung auch auf das zentrale Sehen
über, und damit sind dann selbstverständlich hochgra-
dige Sehstörungen gegeben. Das einfache G. kann
auf diese Weise zu vollständiger Erblindung führen,
ohne daß entzündliche Erscheinungen oder andre Be-
schwerden als eben der allmähliche Verlust des Seh-
vermögens auftreten. Das Auge wird steinhart, die
Ertrittsstelle des Sehnervs erblüht man mit dem
Augenpiegel tief ausgehöhlt (Druckexkavation);
die erweiterte Augenkammer ist verengert, die Pupille
in der Regel, schlecht beweglich, die Akkommodation oft
herabgesetzt. Die Krankheit verläuft sehr langsam und
kann sich über mehrere Jahre erstrecken. Nur aus-
nahmungsweise kommt es schon nach Ablauf einiger Wo-
che zur Erblindung. In der Regel werden beide

Augen kurz nacheinander ergriffen. Bei dem ent-
zündlichen G. gefellen sich zu den genannten Syn-
ptomen noch Entzündungserscheinungen als Folgen
der stürmischen Drucksteigerung: starke venöse Hyper-
ämie des Augapfels und heftige Schmerzen (Gliau-
comneuralgie, die nicht nur das Auge, sondern haupt-
sächlich die Gegend des obern Augenhöhlentrandes,
manchmal die ganze Kopfhälfte, einnehmen. Häufig
sind diese Schmerzen dasjenige Symptom, über das
sich die Kranken am lebhaftesten beklagen. Gleichzeitig
tritt manchmal heftiges Erbrechen auf. Am Auge
selbst machen sich zuweilen Lähmungen der sensiblen
Nerven bemerkbar, so daß man z. B. die Hornhaut
berühren kann, ohne daß der Kranke dagegen reagiert.
Gleichzeitig entwickeln sich Trübungen der brechenden
Medien, namentlich erscheint die Hornhaut trübe und
uneben; auch der Glaskörper zeigt eine feine diffuse
Trübung, die auffallend wandelbar ist, in kurzen Zei-
träumen zu- und abnimmt. Bei dem entzündlichen G.
kommen ferner in der Regel subjektive Sehstörungen
vor. Die Kranken sehen eine Lichtflamme von regen-
bogenfarbigen Ringen umgeben und haben auch sonst
allerhand andre lebhafteste Licht- und Farbercheinun-
gen. In der Mehrzahl der Fälle tritt die glaucomatöse
Entzündung in einzelnen Anfällen und zwar an-
fangs in sehr milder Weise auf (Vorläuferstadium
des Glaucoms). Im weiteren Verlauf werden die Ent-
zündungsanfälle immer häufiger; manchmal treten
sie mit deutlich intermittierendem Typus auf, wie die
Anfälle beim Wechselfieber. Die Entzündungserscheinun-
gen nehmen einen heftigeren Charakter an, ziehen
sich in die Länge, und so bildet sich ein chronisch ent-
zündlicher Zustand mit zeitweiligen Verschlimmerun-
gen aus, der endlich unter Zunahme der Auswölbung
(Druckexkavation), d. h. Schwund des Sehnervenein-
tritts, unter Verfall der zentralen Sehschärfe und Ver-
kleinerung des Gesichtsfeldes zur Erblindung führt.
Heftige glaucomatöse Entzündung kann diesen Aus-
gang schon in wenigen Wochen herbeiführen; ja, selbst
im Verlauf einiger Tage, sogar Stunden kann dieser
Erblindung eintreten (G. fulminans). Auch nach
völliger Beseitigung des Sehnervens kann der
glaucomatöse Prozeß noch fortschreiten und zur Zer-
störung und Verkrüppelung des Augapfels führen.
Vor dem 30. Lebensjahre kommt G. nur ganz aus-
nahmungsweise vor; von dieser Zeit an wird die Krank-
heit mit zunehmendem Alter häufiger. Das weibliche
Geschlecht ist dazu mehr disponiert als das männliche.
Auch die Erblichkeit spielt beim G. eine Rolle, haupt-
sächlich bei den entzündlichen Formen des Auges.
Kurzsichtige Augen werden selten vom G. befallen.
In der Mehrzahl der Fälle ist überblicksfähigkeit (Hyper-
metropie) vorhanden; allein es ist fraglich, ob dieselbe
als Ursache der Krankheit aufzufassen ist. Der An-
bruch glaucomatöser Entzündungen wird begünstigt
durch Gemütsbewegungen und durch Schlaflosigkeit.
Das G. kann auch im Anschluß an andre Augen-
krankheiten (Netzhautblutungen, Hornhautnarben,
Luxation der Linse u.) auftreten und wird dann als
sekundäres G. bezeichnet. Für die Behandlung des
Glaucoms drachte v. Graefe die Iridetomie, die
Ausstichung eines Stückes der Regenbogenhaut, in
Anwendung. Durch dieselbe erfährt der Druck inner-
halb des Auges eine dauernde Herabsetzung; die Er-
folge sind im allgemeinen glänzend, namentlich in
frischen Fällen von entzündlichem G., wo zwar eine
Herabsetzung der Sehschärfe, aber noch keine erheb-
liche Beschränkung des Gesichtsfeldes besteht. Wenn
auch einzelne Fälle unglücklich ablaufen, so wird doch

durch die Atridestomie die Anzahl derer, die früher durch das G. unfehlbar der Blindheit verfielen, auf einen sehr kleinen Prozentsatz reduziert. Vgl. Schwegler, über G. (Leipz. 1878); Rauthe, Die Lehre vom G. (Weid. 1882); Artt, Zur Lehre vom G. (Wien 1884); Haag, Das G. und seine Behandlung (Halle 1902); Panas u. Kochon-Duvigneaud, Recherches anatomiques et cliniques sur le glaucome et les néoplasmes intraoculaires (Par. 1898). — G. kommt auch bei Tieren (Grüner Star der Pferde) vor.

Glaufomatös (glaufomatisch), mit dem Grünen Star (f. Glaukom) behaftet.

Glaufonit, Mineral, f. Grünerde. [tion.]

Glaufonitformation, s. wie Kreidformation.

Glaufonitisch, von Geseinen, s. wie Glaufonit enthaltend.

Glaufonitmergel (Glaufonit sandstein), f. Grünerde und Mergel.

Glaufophän, Mineral, f. Hornblende.

Glaufopis (griech.), Beiwort der Athene, helläugig, ist von den Alten nach dem uralten Symbol der Göttin, der Ule, als eulenartig gebrüht.

Glaufos, 1) (G. Fontos) griech. Seebämon, früher ein Fischer in dem böstischen Antebon, sprang nach Genuß eines Krates, durch das er malle Fische auf dem Ufer sich wieder beleben sah, in Wasser, ins Meer, wo ihn Okeanos und Telphos in einen Meerestier umwandeln. Nach andern stürzte er sich aus Liebe zu dem Meerestier Melitertes in die See; ja, man identifizierte ihn geradezu mit diesem. Nach dem Volksglauben besuchte er jährlich alle Küsten und Inseln des Mittelmeers und wiesjagte, indem er zugleich wehklagte, daß er nicht sterben könne. Auf Bildwerken erscheint er in Tritonengestalt, mit melancholischem Gesichtsausdruck, langem Haar und Bart, die Brust mit Seetang und Muscheln bedeckt. Vgl. Wädehens, G. der Meerestier (Götting. 1859); Brunn, Griechische Götterdämonen (Stuttg. 1892).

2) Sohn des Königs Minos von Kreta und der Pasipha, fiel als Knabe dem Spiel in ein Honigschloß und starb. Der Seher Polydechos von Argos entdeckte ihn; da er den Toten nicht zu beleben vermag, sperrt ihn Minos mit diesem in ein Grabgewölbe. Hier sieht er eine von ihm goldfärbte Schlange durch ein ihr von einer andern aufgelegtes Kraut lebendig werden; mit dem Kraut brachte er auch den G. zum Leben. Von Minos hierauf gezwungen, G. seine Weissagungskunst zu lehren, ließ er sich von ihm beim Abschied in den Mund spucken, worauf G. sofort die Kunst wieder verlor.

3) Sohn des Sisypchos von Korinth, Vater des Bellerophon, ward bei den Leichenspielen des Pelias von seinen wütenden Knechten abgeworfen und zerstückt. Sein Schatten sollte bei den Hülmspielen die Pferde scheu machen, daher er auf dem Hülms als Talarippos (»Kloßscheucher«) dedit wurde.

4) Urenkel des vorigen, Enkel des Bellerophon, Sohn des Hippolochos von Lyken, war ein tapferer Bundesgenosse der Trojaner. Im Kampf mit Diomedes erneuerte er den von ihren Vätern geschlossenen Freundschaftsbund durch den Tausch seiner goldenen gegen dessen eherner Rüstung. Er wurde vom Telamonier Hias getötet.

Glaux Tourn. (Wichkraut, Salzkrut, Rutenkraut), Gattung der Primulaceen mit der einzigen Art *G. maritima* L., am Strande des Meeres und bei Salinen ziemlich häufig in Mitteleuropa, einem niedrigen Kraut mit etwas fleischigem, ausdauerndem

Stengel, sitzenden, lineallanzettförmigen, etwas fleischigen, ganzrandigen Blättern, blattwinkelständigen, einzelnen, kleinen weißen oder rötlichen Blüten ohne Blütenkrone und mit fugeliger Frucht, wird als Salal und Gemüße gegessen und soll bei Säugenden auf die Vermehrung der Milch wirken.

Glabe (fr. glab), Edward James, Afrikareisender, geb. 1863 in England, gest. 22. Mai 1895 in Afrika, folgte 1883 Stanley zum Kongo, vermalte sechs Jahre lang die Station Lufolela, begab sich dann nach Amerika und unternahm zwei Reisen nach Alaska. Im Auftrage des »Century Magazine« lehrte er 1893 zum Studium des Sklavenhandels nach Afrika zurück, zog von der Küste zum Kongo und diesen abwärts zur Kühlung, starb aber in Katobi. Er veröffentlichte unter andern: »In savage Africa, or six years of adventure in Congo-land« (mit Einleitung von Stanley, Lond. 1892).

Glamore (auch Claymore, engl., fr. glamo), langes, zweischneidiges Schwert, im späten Mittelalter in Schottland im Gebrauch.

Glazial (lat.), das Eis betreffend; glaziale Periode (Glazialperiode), s. wie Eiszeit (f. d. und Diluvium).

Glazialbildungen, f. Diluvium und Eiszeit.

Glazialton, in der Eiszeit zur Ablagerung gelangter Ton.

Glaf, der Tiernamen Abkürzung für Georg Aug. Goldfuß (f. d.).

Gleba (lat., »Erdscholle«, allgemein »Klumpchen, Knöllchen«), die gefamerte, fruchtbare Gewebemasse im Innern der Fruchtkörper bei den Bauchpilzen (f. Pilze).

Glebae adscripti (lat., »zur Scholle Gehörige«) waren die eine Mittelstellung zwischen Freien und Sklaven einnehmenden Kolonen (f. Colons) der späteren römischen Kaiserzeit, die mit ihrer Nachkommenschaft von dem ihnen überwiegenen Grundstück untrennbar und dem Grundherrn (dominus, patronus) zu einem jährlichen Kanon verpflichtet waren. Der Ausdruck wurde auch auf die Hörigen und Leibeigenen des Mittelalters angewendet, insofern diese den ihnen anvertrauten Hof und Wohnort nicht verlassen durften und ihr Herr sie zurückschicken konnte (Besatzungsrecht, Bindungsrecht), wenn sie sich in ein Verhältnis begeben hatten, das sie unfähig machte, ihre Pflichten gegen ihren Herrn zu erfüllen (f. Leibeigenschaft). Endlich wird der Ausdruck auch zur Bezeichnung der durch ihren Beruf und sonstige Verhältnisse »an die Scholle Gefesselten« gebraucht.

Glebo (Gwedo, Gredo, fälschlich Kredo), Regierherrscher an der Nordwestküste von Afrika, beiderseits des Kap Palmas, von den Engländern Fisch-Kru (nach ihrer Stadt Fishtown) genannt, die mit ihren Kradharn, den Kru und Basso, eine nur dialektisch verschiedene Sprache sprechen. Diese drei Stämme, deren Kopfzahl auf 40,000 geschätzt wird, sind gewandte Schiffer und Händler; Angehörige trifft man an der ganzen Küste Westafrikas bis zum Kongo. Vgl. Bapne, A dictionary to the G. language (Schlad. 1867); Fr. Krüller, Die Sprachen Basso, Gredo und Kru (Wien 1877).

Glebos (lat.), voll Schollen, Klumpig.

Glechoma L. (Glecoma L., Gundelrebe, Wundermann), Gattung der Labialen, niederliegende, kriechende oder von der Basis verzweigte Krauter mit gekerbten oder gezähnten Blättern, achselständigen, armdühtigen Scheinwurzeln u. gestielten blauen oder violetten Blüten, in denen die Antheren ein

weißes Kreuz bilden. Etwa sechs Arten in Europa und Nordasien bis Japan, verwildert in Nordamerika, riecht und schmeckt aromatisch und dient noch oft als Volksmittel gegen allerlei Leiden.

Gled., bei Pflanzennamen Abkürzung für *G. Gleditsia* (s. d.).

Gleditsia, Johann Gottlieb, Botaniker, geb. 5. Febr. 1714 in Leipzig, gest. 5. Okt. 1786 in Berlin, studierte in Leipzig Medizin und Botanik, hielt seit 1742 in Frankfurt a. C. Vorlesungen über Physiologie, Botanik und Materia medica, wurde 1746 Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Gartens in Berlin und lehrte seit 1770 an der dortigen Forstlehranstalt Forstbotanik. G. zählt zu den ersten, die dem Forstwesen eine naturwissenschaftliche Grundlage gegeben haben. Sein Hauptwerk ist die »Systematische Einleitung in die neuere, aus ihren eigentümlichen physikalisch-ökonomischen Gründen dergestaltete Forstwissenschaft« (Berl. 1774—75, 2 Bde.).

Gleditschia L., Gattung der Leguminosae, schöne Bäume, am Stamm und an den Zweigen oft mit zu starken einfachen oder verzweigten Dornen umgewandelten Adventivprossen, mit einfach oder doppelt (an demselben Baum) gefiederten, kleinen oder mittelgroßen Blättern, kleinen grünlichen oder weißlichen Blüten in achselständigen oder seitenständigen, einfachen oder rispig angeordneten Trauben und großen, eisförmigen oder vergrößerten, geraden, nach zusammengedrückt, lederartigen oder fast fleischigen Hülsen, die bisweilen mit Frucht drei gefüllt sind. Es ist gemäßigten oder subtropischen Klimate, Afrika und in Nordamerika heimische Arten. *G. triacanthos L.* (Zuderschotenbaum, Schotenbäum), in Nordamerika, besonders auf der Westseite, mit einfach gefiederten, 16—18 cm langen Blättern, braunroten, am obern Teil des Stammes bisweilen dicht gedrängt stehenden, verästelten, bis 12 cm langen Dornen und oft 30 cm langen, lederartigen braunen Hülsen, wird bei uns in mehreren Varietäten und namentlich in Südamerika vielfach angepflanzt und häufig Christusfalsche genannt, weil man seine Dornen für das Material zu Christi Dornenkrone hält. Das Holz wird vom Drechsler, Tischler u. verarbeitet. Die Samenhüllen dienen in Amerika als Viehfutter und geben wegen des Zuckergehaltes des Markes einen Mel. Die Dornen gebrauchen einige amerikanische Völker zu Pfeilen. Auch *G. inermis Mill.*, mit kleinern Dornen und einfachen Hülsen, aus den südlichen Staaten Nordamerikas, sowie *G. sinensis Lam.* (*G. horrida Willd.*), mit besonders in der Jugend doppelt gefiederten Blättern, sehr starken, verästelten Dornen, aufrechter, dicker, mit Warz gefüllter Hülse, aus China und der Mongolei, werden bei uns kultiviert. *G. amorphoides Tausch.*, mit starken, 40 cm langen, vielfach verzweigten Dornen, bildet in Argentinien ausgebreitete, wegen der Dornen schwer passierbare Wälder, liefert Kuchholz; die Rinde wird wie Seife benutzt.

Glee (ne. glō) heißen in England Gesänge für drei und mehr Solostimmen (gewöhnlich Männerstimmen) a cappella. Der Name *G.* stammt nicht vom englischen *glee* (= lustig), sondern vom angelsächsischen *glige* (= Musik). Der Stil des *G.* ist einfach, mit deutlichen lyrischen Jäsuren. Berühmte *G.*-Komponisten sind Arne, Boyce, C. Beebe, Stebens, Calcott u. a. 1787—1857 bestand in London ein Gleeclub von ähnlicher Organisation wie der Catsclub (s. d.). Bgl. Barrett, English glees and part-songs (2. Aufl., Lond. 1889); Bappte, Sketches of the English *G.* composers (dof. 1896).

Reyers Lex. = Gledits, 6. Aufl., VIII. B.

Glehn, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Neuss, hat eine kath. Kirche, Synagoge und (1900) 2543 Einwohner.

Gleiberg, Dorf mit 400 Einw. im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Beyer, an der Linie Frankfurt-Köln, überträgt von der Burg G. (10. Jahrh.) mit Befestigung (s. Tafel »Burgen I«, Fig. 6); sie ist neuerdings in einigen Teilen wiederhergestellt worden.

Gleiberge (Großer und Kleiner Gleiberg), zwei freistehende Basaltklippen, östlich bei Römheld in Sachsen-Meiningen, 678 und 641 m hoch. Während die auf einem Seitenvorsprung des Großen Gleibergs gelegene Altenburg ein unmauerter Burgkegel, frühestens aus dem 6. Jahrh. n. Chr., darstellt, ist auf dem nördlich danebenliegenden Kleinen Gleiberg, auch Einsenburg genannt, eine ausgeführte Festungsanlage der La Tène-Periode mit einem dreifachen Steinwallgürtel nachgewiesen worden. Bgl. Jacob, Die G. als Kulturstätten der La Tène-Zeit (Halle 1887) und dessen kleinere Schrift »Die G. und ihre vorgeschichtliche Bedeutung« (2. Aufl., Hildburgh. 1895).

Gleichen, 1) drei alte, auf drei benachbarten Bergen in Thüringen gelegene Schlösser. Die eigentliche Burg G. (auch das Wandersiedener Schloss genannt), 369 m ü. M., liegt im preussischen Landkreis Erfurt, unfern des Gleichen Banbergs. Das Hauptgebäude ist verfallen, nur der Turm vom Thüringerwall-Bereich wiederhergestellt. Das Schloss wurde 1088 vom Kaiser Heinrich IV. belagert, aber vom Markgrafen Eckbert II. erfolgreich verteidigt. Die damit belehnten Grafen von Lonna nannten sich danach Grafen von G. Nach der (unbegründeten) Sage brachte Ernst III. Graf von G., der im Kreuzzuge von 1228 gefangen war, eine Türkin, die ihn befreit hatte, mit heim und lebte danach auf päpstlichen Dispens mit dieser und seiner zu Hause zurückgelassenen Gattin in friedlicher Ehe. Der angebliche Graubild besaßen mit beiden Frauen im Dom zu Erfurt. Bgl. Knecht, Die Sage von der Doppelhebe eines Grafen von G. (Hamb. 1891). Nach dem Aussterben der Grafen von G. (1631) kam ein halber Anteil an der obern Grafschaft an die Hohenlohe von der Reutensteinischen Linie, die sich von nun an auch Grafen Gleichen nannten, die Burg dagegen an die Grafen von Dapfeld. Nach deren Erlöschen 1794 fiel die untere Grafschaft, zu der auch das Schloss G. gehörte, an den Kurfürsten von Mainz als Lehnbesitz zurück, 1803 aber an Preußen. Von König Friedrich Wilhelm III. wurde die Burg dem General v. Rüffing als Donation überwiesen. — Die Ruine der Burg Wülfberg, nach dem nahe gleichnamigen Gleichen die Wülfberger Gleiche genannt, 399 m ü. M., hat noch einen gegen 22 m hohen Bergfried. Auch diese Burg, urkundlich schon 704 erwähnt, ward 1087 von Kaiser Heinrich IV. vergeblich belagert. Nach dem Aussterben der gräflichen Familie, die sie seit dem 12. Jahrh. von Mainz zu Lehen besaß, befand sie sich abwechselnd im Besitz der Grafen von Henneberg und Schwarzburg. Um 1357 ward sie an Erfurt verkauft und kam 1803 an Preußen. — Das dritte Schloss, die Wachsenburg, im Ostpfaß, 414 m ü. M., 3 km von Wülfberg, ist ein einfacher, z. T. restaurierter und noch bewohnter Bau mit 100 m tiefem Brunnen. Es soll um 935 von Regingod, Abt zu Hersfeld, erbaut worden sein. 1451 wurde es von Erfurt erobert und 1710 noch zu einer schwachen Festung hergerichtet. Seit 1348 Eigentum der sächsischen Fürstendhäuser, kam es 1640 an

Gotha. Vgl. Polack, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens, Bd. 8 (Jena 1890); Kelling, Das Gebiet der drei G. (geologisch, Dessau 1895); Heper, Die drei G. (Erfurt 1898).

2) Zwei Bergregel südlich von Göttingen, 425 und 428 m hoch, dicht beieinander liegend, mit den Burgkrümmern Neuen-G. und Alten-G., werden besonders von Göttingen aus viel besucht.

Gleichen, Albert Edward Wilfred, Graf, engl. Offizier und Militärschriftsteller, geb. 15. Jan. 1863 in London als Sohn des daselbst 31. Dez. 1891 gestorbenen Prinzen Viktor zu Hohenlohe-Langenbourg und der Laura Seymour, der jüngsten Tochter des Admirals Sir George Francis Seymour (f. v.), die mit ihren Nachkommen aus Grund einer sachsen-schwarzburgischen Ernennung vom 14. Jan. 1861 den gräflichen Namen von G. führten. Er trat 1881 ins Meer, beteiligte sich am Sudanfeldzug von 1884 bis 1885 (vgl. seine Schrift: „With the Camel Corps up the Nile“, 1888), war 1888–89 zum Nachrichten- dienst als Kriegsstabssekretariat und 1890–91 zur Kriegsakademie (Staff College) befehligt, begleitete 1893 Sir Basil Ridgeway nach Marokko und, nach einer besonderen Sendung in den Sudan (1896), Sir James Kennell Robb 1897 zum Negus von Abessinien (vgl. sein Buch „With the mission to Menelik“, 1897). 1898–99 wieder beim Nachrichten- dienst des Kriegsministeriums verwendet, nahm er 1899–1900 als Major am Burenkriege teil und wurde am Robberfluß verwundet. Als Übersetzer des Werkes „Die Herrschaft Europas“ seit 1890 aus weitem Kreise bekannt geworden, wurde er Anfang September 1903 als Oberleutnant und außerordentlicher Stabsmeister König Edwards VII. großbritannischer Militärattache in Berlin.

Gleichenberg, Bodeort in Steiermark, Bezirks- h. Feldbach, 317 m ü. M., 16 km südlich von der Station Feldbach der Staatsbahnlinie Graz–Fehring und 20 km nördlich von der Station Purla der Südbahn- linie Spielfeld–Kuttenberg, nahe der ungarischen Grenze gelegen, besteht aus hübschen, in partiarigen Anlagen gestreuten Villen, hat eine schöne Kirche, ein Denkmal des Gründers des Bades, Konstantin Graf Widenburg, und (1900) 792, mit dem eine selbst- ständige Gemeinde bildenden Dorf G. 1512 Einw. Der Kurort ist durch die umliegenden Berge vor Winden geschützt und hat mildes, feuchtwarmes Klima. Von den bereits den Römern bekannten Heilquel- len ist die Konstantinquelle, ein kohlhaltiger alkali- scher Sauerling (17°), gegen die Natur der Schleim- häute, insbes. der Luftröhre, angezeigt. Die Klausen- quelle ist ein Eisensäuerling und der Johannisbrun- nen, 6 km entfernt, ein alkalisch-muriatischer Sauer- ling, der als Tafelwasser stark versenkt wird (1,1 Mill. Hlosten). Der jährliche Besuch des mit Bade- häusern, Kursaal u. ausgeflatteten Kurortes beträgt 5000 Personen. Im Kk. erhebt sich das hochgelegene alte Schloß G., im W. der vulkanische, bewaldete Doppelkegel der Gleichenberge (546 m). Vgl. über den Kurort die Schriften von Clar (Wien 1893) und Döffinger (6. Aufl., das. 1892).

Gleichenjagden, Familie der Jarne (f. v., S. 337).
Gleichen-Rastwurm, 1) Emilie von, Schillers jüngste Tochter, geb. 26. Juli 1804 in Weimar, 9^{te} Monate vor dem Tode des Vaters, gest. 25. Nov. 1872 auf Schloß Weisenstein ob Bonnland, ver- brachte ihre Kinderjahre unter den Augen ihrer Mut- ter zu Weimar, lebte 1827–28 in Berlin, eine Zei- lang in der Familie Wilhelm v. Humboldts, heiratete

im Juli 1828 den nachmaligen bayerischen Kammer- herrn Adalbert v. G. (geb. 28. Nov. 1803, gest. in Weimar 26. Juli 1887), mit dem sie in glücklicher Ehe auf Schloß Weisenstein ob Bonnland in Unter- franken lebte; in ihrem Alter war sie halb erblindet. Eine nach Intelligenz und Gemüth reichbegabte Frau, hat sie sich durch die Veröffentlichung interessanter Bei- träge zur Lebensgeschichte Schillers und seiner Wai- tin verdient gemacht. Hieher gehören: der »Briefwech- sel von Schiller und Lotte 1788–1789« (Stuttg. 1856; neue Ausg. von Fiedl 1879 u. 1897); »Schil- lers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Holzogen« (das. 1859); »Charlotte v. Schil- ler und ihre Freunde« (mit Ulrichs hrsg., das. 1890 bis 1895, 3 Bde.); »Schillers Kalender«, ein Stück Tagebuch (das. 1865; neue Bearbeitung von E. Müller, das. 1893); »Schillers dramatische Entwürfe« (das. 1867); »Schillers Briefwechsel mit seiner Schwe- ster Christophine und seinem Schwager Reinwald« (nach ihrem Tode hrsg. von H. v. Mallzahn, Leipz. 1875). 1889 wurden von der Familie G. die nach- gelassenen Papiere Schillers dem Goethe-Archiv zu Weimar überwiefen, das nun den Namen »Goethe- und Schiller-Archiv« erhielt.

2) Heinrich Ludwig, Freiherr von, Maler, Sohn der vorigen, geb. 26. Okt. 1846 in Weisenstein ob Bonnland in Unterfranken, gest. 9. Juli 1901 in Weimar, widmete sich erst seit 1869 der Kunst an der Kunstschule in Weimar, wo er sich unter Max Schmidt und Th. Hagen zum Landschaftsmaler ausbildete. Seine realistisch behandelten Landschaften und Stra- ßenbilder (am Gasenbäum bei Bregenz, Sommer- mittag, Herbstmorgen, Nachwechsel, Verödet, zur Ernte- zeit, das Potsdamer Tor in Berlin, Kanal Ponte longo in Venedig) streben anfangs nach dem Ausdruck schlichter Naturwahrheit, schlossen sich aber später in ihrer Stille, in der fast impressionistischen Behand- lung an den modernen Naturalismus an, wobei G. das Hauptgewicht auf den Gesamteindruck mit Ver- nachlässigung des Details legte. Die Motive zu den Landschaften dieser Art (im Burggarten, Waldschleide, Sommermittag, am Weiser, ziehende Wolken) sind besonders der Umgebung von Bonnland entnommen. Er hat auch Aquarelle gemalt. Vgl. Verta Frenzel und H. Lehrs, Ludwig von G. (Wien 1902). — Sein Sohn Karl Alexander, geb. 6. Nov. 1865 in München, wo er als Schriftsteller lebt, hat sich durch mehrere Dichtungen, wie die Kokolo-Komödie »Amor und Psyche« (Berl. 1896), das Schauspiel »Die Komödie des Gewissens« (Würgb. 1897), Ulysses (»Vom Einfluß der Frauen«, Wien 1899) und den Ro- man »Bergelung« (Stuttg. 1902), bekannt gemacht.

Gleicher, f. Aqualor.

Gleiche Stimmen (Voce aequalis) heißen Stim- men nur einer der beiden Hauptgattungen: Männer- oder Frauen- (Knaben-) Stimmen; vgl. Gemischte Stimmen.

Gleichfüßer (Isopoda), f. Affen.

Gleichgeschlechtliche Liebe, f. Homosexualität und Sexualpsychologie.

Gleichgewicht (Aequilibrium), der durch das Zu- sammenwirken zweier oder mehrerer Kräfte, die sich auf- heben, bedingte Zustand der Ruhe. Über das G. schwe- rer Körper in bezug auf die Schwerkraft: Standfähig- keit. — G. der Staaten f. Politisches Gleichgewicht.

Gleichgewicht, chemisches (thermodynamis- ches). Manche chemische Reaktionen können sich un- ter gleichen Umständen in entgegengesetzten Sinne vollziehen, z. B. kann sich bei derselben Temperatur

und demselben Druck sowohl aus Ammoniakgas und Salzsäuregas Salmiakdampf bilden, wie auch umgekehrt Salmiakdampf in die beiden Gase zerfällt. Es tritt schließlich ein Gleichgewichtszustand ein, wenn in derselben Zeit ebensoviel Salmiakdampf neu gebildet wie zerfällt wird. Das Mengenverhältnis der dann in der Gasmischung vorhandenen Bestandteile ist vom Druck und der Temperatur abhängig und läßt sich nach den Sätzen der Thermodynamik berechnen. Eine solche Berechnung wurde zuerst 1873 von A. Forstmann ausgeführt auf Grund des Satzes, daß im Falle des Gleichgewichts die Entropie (s. d.) ein Maximum sein muß. Da das Gemenge der drei Gase im Falle des Gleichgewichts an allen Stellen dieselbe Zusammensetzung hat (homogen ist), nennt man ein derartiges chemisches Gleichgewicht ein homogenes. Würde man das Gasgemenge herstellen durch Verdampfen von festem Salmiak in einem luftleeren Gefäß, wobei so viel der festen Substanz vorhanden sein muß, daß nicht alles verdampft, so hat man den Fall eines heterogenen Gleichgewichts, da zwei Phasen (nach Gibbs) vorhanden sind, die jede für sich homogen ist (das Dampfgemenge und der feste Salmiak), die aber durch eine Grenzfläche (Unstetigkeitsfläche) voneinander getrennt sind. Insofern die beiden Phasen (der hylotropen Gruppe Salmiak nach Ostwalds Bezeichnung) nebeneinander existieren, nennt man sie koexistenz. Die aus dem Entropieprinzip sich ergebende Gleichgewichtsbedingung kann man auch so ausdrücken, daß für koexistierende Phasen das chemische (thermodynamische) Potential gleich sein muß. Unter diesem Potential versteht man die aus der Masseneinheit des betreffenden Stoffes eintretende Energieänderung, wenn man sich eine virtuelle Verchiebung des Gleichgewichtszustandes ausgeführt denkt (ähnlich der Ermittlung der Gleichgewichtsbedingung durch Betrachtung der Energieänderungen bei virtueller Verchiebung im Fall eines mechanischen Gleichgewichtszustandes). Eis und Wasserdampf oder Wasser und Wasserdampf sind ebenfalls zwei verschiedene Phasen eines Stoffes (Wasser), die koexistieren können. Ist z. B. die Temperatur gegeben, so läßt sich aus der Gleichgewichtsbedingung der zugehörige Druck finden. Für die Koexistenz von drei Phasen (Eis, Wasser und Dampf), den Tripelpunkt, ist durch die Gleichung sowohl Temperatur als Druck bestimmt, das System ist ein nonvariantes im Gegensatz zu den vorigen, die monovariante heißen. Würde man zu dem Wasser noch Salz hinzufügen, also ein System aus zwei Komponenten bilden, so sind vier Phasen möglich, demgemäß auch ein vierfacher oder Quadrupelpunkt. Allgemein gilt die sogen. Phasenregel von Gibbs: »Die Maximalzahl der Phasen, die in einem Punkte koexistieren können, ist um zwei größer als die Zahl der Komponenten«. Die Zahl der Komponenten ist übrigens nicht identisch mit der der gemischten chemischen Stoffe, so ist z. B. in dem oben besprochenen Falle des Salmiaks nur eine Komponente anzunehmen. Vgl. Gibbs, Thermodynamische Studien (a. d. Engl. von Ostwald, Leipzig, 1892); van t'Hoff, Etudes de dynamique chimique (Amsterd. 1884) und Vorlesungen über theoretische und physikalische Chemie, Heft 1 (2. Aufl., Braunschweig 1901); Planck, Vorlesungen über Thermodynamik (Leipzig, 1897); Balthus Roozeboom, Die heterogenen Gleichgewichte (Braunschweig 1901); Ostwald, Lehrbuch der allgemeinen Chemie, Bd. 2 (2. Aufl., Leipzig, 1902); Kernst, Theoretische Chemie (4. Aufl., Stuttgart, 1903).

Gleichgewichtsfutter, s. Futter, S. 236.

Gleichgewichtssinn (Statistischer Sinn). Den übrigen Sinnen gegenüber nimmt der G. insofern eine gesonderte Stellung ein, als er nicht wie sie eines einzelnen spezifischen Sinnesorgans sich bedient und sich überhaupt nicht auf Empfindungen ein und desselben Modalitätentreffes zurückführen läßt. Zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts ist in erster Linie die Vorstellung von der Haltung und gegenseitigen Lage der Körperteile notwendig. Sie wird durch das Muskelgefühl vermittelt, beruht auf den Sensationen, die mit der Zusammenziehung der Muskeln verbunden sind und durch die sensiblen Nerven der Muskeln selbst, der Gelenke, der Sehnen und durch die Empfindungsorgane der über den Muskeln mehr oder weniger sich spannenden Haut vermittelt werden. Durch sie entsteht in unserm Sensorium ein Bild von der Lage und Haltung des Körpers und seiner Teile sowie von den Veränderungen, die sie durch altäre oder passive Bewegungen erleiden. Indem wir hauptsächlich nach diesem Bild unsrer Stellungen und Bewegungen regulieren, sind wir imstande, unser Gleichgewicht zu bewahren. Gewisse Rückenmarkserkrankungen, in deren Verlauf die erwähnten Empfindungen zum Gehirn leitenden Bahnen geschädigt oder unterbrochen sind, haben daher Gleichgewichtstörungen (Ataxie) zur Folge, die in den schwersten Fällen sich in der Unfähigkeit zu stehen und zu gehen äußern, während doch dabei der ganze Bewegungsapparat von normaler Beschaffenheit sein kann. Bis zu einem gewissen Grade vermag in solchen Fällen der Gesichtssinn helfend einzutreten, indem er die Kontrolle über die Haltung der Glieder übernimmt; werden die Augen geschlossen, so ist das Gleichgewicht verloren. Als Zentralorgan für die genannten Sensationen wird das Kleinhirn angesehen; man hat anatomische Beziehungen desselben zu den in Betracht kommenden Nervenbahnen festgestellt und auch beobachtet, daß Erkrankungen des Kleinhirns oder unsymmetrische Reizungen desselben zu Schwindelercheinungen führen, die unschwer auf Störungen der Gleichgewichtsempfindung zu beziehen sind. Hierhergehört dergl. als banale oder Purlinische Schwindel, der bei elektrischer Durchströmung des Hinterkopfes eintritt. Das Kleinhirn steht vielleicht auch in Beziehungen zu dem Vagengangapparat des Gehirnelabyrinthes. Die drei Vagengangpaare oder halbkreisförmigen Kanäle des Ohres sind mit Endigungen des Hörnervs ausgestattet und derartig in den drei Ebenen des Raumes angeordnet, daß man ihnen schon lange Beziehungen zur Raum- und Richtungswahrnehmung zugeschrieben hat. Während man sie indes früher für Apparate hielt, durch welche die Wahrnehmung der Schallrichtung ermöglicht werde, sprechen ihnen gegenwärtig die meisten jede Beziehung zur Schallempfindung ab, sehen vielmehr in ihnen ein spezifisches Sinnesorgan, durch das der Mensch oder das Tier über die Lage seines Kopfes im Raum und dadurch über die Beziehungen des ganzen Körpers zum Raum orientiert wird. Tiere, denen einzelne symmetrische Vagengangpaare durchschnitten oder verlegt werden, bieten je nach deren Richtung bestimmte Orientierungsstörungen dar, die zu höchst eigentümlichen zwangsmäßigen Bewegungen und Stellungen des Kopfes Anlaß geben. Durch diese Beziehungen zur Richtungsempfindung ist die Wichtigkeit der Vagengänge für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts bedingt, die so vom der richtigen Beurteilung der Stellung des Körpers und besonders

des Kopfes im Raum abhängt. Erstirpt man beide Labyrinth mit Einschluss der Bogengänge, so sind die Tiere ganz desorientiert und nehmen die verkehrtesten Stellungen ein; sie sind auch nicht mehr imstande, selbständig zu fressen.

Kielesicht spielen auch andre, in den Vorhöfen des Labyrinths, in den Porosöffnungen, gelegene Endapparate des Hörnervs eine ähnliche Rolle wie die Bogengangorgane. Ob bei den höhern Tieren, ist freilich zweifelhaft; sehr wahrscheinlich wird dieses aber für niedere Tiere, deren als Gehörorgan bezeichneter Sinnesapparat nur aus einem solchen Otolithen- oder Statolithenknäuel besteht. Diesen Namen führen die Säcken, weil sie jogen. Gehörsteine enthalten, die auf besonders differenzierten Hörnervendigungen ruhen. Es wäre denkbar, daß diese aus Kalkkristallen bestehenden Steine durch die Nüchternheit, in der sie auf diesen Endorganen lasten, Vorstellungen über die Lage und eine reflektorische Korrektur von Lageveränderungen vermitteln. Nach Ausrottung der Säcken oder Fortnahme der Gehörsteine hat man bei gewissen wirbellosen Tieren abnorme Körperstellungen beobachtet. Bei Rippensqualen (Ktenophoren) wird der Statolith von vier fadenförmigen Plättchen getragen, die in Sinneszellen wurzeln. Je nach der Stellung des Körpers ist der auf diese gebühte Druck verschieden, und da diese Sinnesorgane mit den Lokomotionsorganen, den Schwimmschiffen, in Verbindung stehen, stellt sich das gestörte Gleichgewicht gewissermaßen von selbst wieder her. Übrigens sind für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts außer den erwähnten nervösen Einrichtungen sicher auch die mechanischen Verhältnisse von Einfluß, so die Verteilung leichter und schwerer Massen im Körper, die mit Luft gefüllte Schwimmbläse (bei Fischen) u. a. m.

Gleichheit (Aequalitas) ist in der Logik die Übereinstimmung zweier Dinge, insbes. der Größe nach. In der Außenwelt findet vollkommene G., wie Leibniz richtig bemerkt und durch die Aufstellung des Prinzips von der Übereinstimmung des Nichts unter sich (de identitate indiscernibilium) zum Teilgesetz erhoben hat, niemals statt; nur bei von uns selbst erzeugten oder gesehten Größen kann (wie in der Mathematik) von ihr die Rede sein. So versteht man in der Arithmetik unter G. eine derartige Übereinstimmung zweier Größen, daß man die eine statt der andern setzen kann. Das Zeichen dafür ist =, z. B. $5 + 3 = 8$; $5 - 3 = 2$. In der Geometrie nennt man häufig zwei ebene Figuren, z. B. einen Kreis und ein Dreieck gleich, wenn sie gleichen Flächeninhalt haben, ebenso zwei Körper, z. B. Kugel und Kugel, wenn sie gleichen Rauminhalt haben (Wdrung für inaltgleich).

Am Rechts- und Staatsleben versteht man unter G. die gleichmäßige Anwendung der Rechtsgrundsätze auf alle Staatsangehörigen. Man pflegt diesen Grundatz regelmäßig unter den jogen. allgemeinen Menschenrechten mit aufzuführen, und in verschiedenen deutschen Verfassungsurkunden, wie z. B. in denjenigen von Bayern, Sachsen und Baden, ist die G. vor dem Gesetz ausdrücklich als Grundatz aufgestellt. Durch das deutsche Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 ist die Gleichberechtigung der Angehörigen aller Glaubensbekenntnisse in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung als rechtsrechtlicher Grundatz ausgeprochen worden, in Österreich durch Art. 14 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dez. 1867. Am vollständigen ist der Grundatz der G. aus dem Gebiete des Privatrechts durchgeführt. Auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts steigt es in der Natur der Sache,

daß nur der Staatsangehörige, der zu den Lasten des Staates mit beiträgt, auch der staatsbürgerlichen Rechte teilhaftig und der Ausländer also hiervon ausgeschlossen ist. Eine Sonderstellung kommt heutzutage nur dem Herrscher und seiner Familie sowie in Deutschland den Mitgliedern des jogen. hohen Adels zu (s. Adel und Ebenbürtigkeit). Andre Bevorzugungen gewisser Klassen in Einsetzung der Wahlrechte und der Wählbarkeit, z. B. der Einkommensteuerpflichtigen und der Großgrundbesitzer, bestehen zwar noch in manchen Staaten, doch fehlt es nicht an Bestrebungen, auch hier eine völlige G. herbeizuführen.

Gleichman, Johan George, niederländ. Staatsmann, geb. 19. Juli 1834 in Rotterdam, wurde 1860 Hilfsarbeiter im Finanzministerium, später Agent und Direktor der Niederländischen Bank, beauftragt 1877—79 den Posten des Finanzministers und wurde 1880 in die Zweite Kammer gewählt. Er gehört zur liberalen Partei, war vom September 1891 bis 1901 Präsident der Zweiten Kammer und ist seitdem Mitglied der Ersten. Er schrieb: »F. A. van Hall als minister« (Amsterd. 1904).

Gleichnis (lat. Simile), eine poetische Ausdrucks- oder Darstellungsweise, die neben ein zu charakterisierendes Objekt, eine Eigenschaft, ein Geschehnis u. vergleichend ein andres stellt, das, einer andern Lebenssphäre angehörig, doch mit jenem ein charakteristisches Merkmal gemein hat, durch dessen Heranziehung die Bedeutung des unmittelbar gegebenen Lebensinhalts schärfer hervorgehoben wird (s. Mythologische Interpretationsformen). Zugleich muß die Übereinstimmung oder der Vergleichspunkt (das tertium comparationis) natürlich und ungezwungen in die Augen springen. Danach die Übereinstimmung niemals vollständig sein wird, so kann man von allen Gleichnissen sagen, daß sie hinten (»omne simile claudicat«). — Das G. kann sich auf einzelne Vorstellungen (Gegenstände, Eigenschaften, Tugenden, Geschehnisse) oder auf größere Vorstellungskomplexe, ganze Vorstellungswelten beziehen; das letztere ist z. B. für die homerischen Epen charakteristisch. Die Grenze von G. und Metapher (s. d.) ist fließend: ein kurzes G. ist der Metapher oft zum Verwechseln ähnlich, doch ist es bei dieser die Regel, daß die zur Vergleichung herangezogene Analogievorstellung unmittelbar als Stellvertreterin der eigentlichen Vorstellung auftritt, diese also gar nicht zum Ausdruck gelangt. Die Parabel unterscheidet sich vom dem gewöhnlichen G. außer durch die größere Ausführlichkeit durch die didaktische Tendenz, die auch in der Fabel (s. d.) vorwaltet; doch während bei der Parabel die Anwendung der sittlichen Wahrheit auf einen einzelnen Fall bezweckt wird, dient die Fabel zur Verkörperung einer allgemeingültigen Wahrheit.

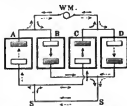
Die Gleichnisse Jesu sind meist echte Parabeln, z. T. Fabeln, einige wenige bloß Beispielerzählungen (Barmherziger Samariter, Pharisäer und Zöllner u. a.). Die seit alter Zeit in der Kirche übliche allegorische Deutung (Allegorien [s. d.] hat Jesus bloß nach dem Johannesevangelium gesprochen), die ganz fremdartige und dunkle Gedanken in die leichtverständlichen und schlichten Gleichnissen Jesu eintrug, ist wissenschaftlich überdummen und wird nur noch in Predigten und in verschiedenem Sinne von Theologen, Kirchgelehrten, Katholik u. a. zu Unrecht geübt. Seit ihrer Beseitigung ist es gelungen, die Gleichnisse Jesu in ihrer schlichten Kraft und Schönheit zu empfinden und durch klare Hervorhebung des einen Vergleichungspunktes scharf zu verstehen. Sittliche und

fürliche Anklage der alten Betrachtungsweise fallen dabei von selbst weg: Gott ist nicht wie ein schläfriger Nachbar (Lukas 11, 5–9), der Herr lobt den ungerechten Haushalter nicht in allem als Vorbild, sondern dort ist das anhaltende Betteln, hier die Klugheit das einzig Vergleichbare. Die Gleichnisse offenbaren uns die innersten Erlebnisse Jesu, seine Hoffnungen und Sorgen (Säemann, Saat), seine großen Entschlüsse (Kette, Schaf im Alter) und sein Leben mit Gott. Durch ihr frisches Lebenslokal sind sie die besten Zeugen für die Echtheit der evangelischen Überlieferung. Vgl. Jülicher, Die Gleichnisse Jesu (Freiburg 1899, 2. Aufl.); Weinel, Die Gleichnisse Jesu (Leipzig 1903); Buggé, Die Hauptparabeln Jesu (Weis. 1903); Friebe, Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu (Tübingen 1904).

Gleichrichter, ein Apparat, der Wechselstrom in pulsierenden Gleichstrom umwandelt. Diese Umwandlung kann durch eine mechanische Vorrichtung geschehen (in elektrischer G.) oder durch eine einem galvanischen Element ähnliche Gleichrichterzelle. Da die nämliche Aufgabe der Kommutator einer jeden Gleichstrommaschine löst, so muß ein mechanischer G. auf ähnliche Art erhalten werden können. Einen solchen hat 1894 Pollard angegeben. Er besteht aus zwei Schleifringe mit zwei senkrechten Kreuzarmen, die um 45° gegeneinander verschoben sind, und setzt sie auf die Welle eines Wechselstrommotors, der mit der den Strom liefernden Wechselstrommaschine synchron läuft. Zwei auf den Ringen gleitende Bürsten führen dem G. den Wechselstrom zu, während zwei Paar an den verbreiterten Enden der Kreuzarme anliegende Doppelbürsten den pulsierenden Gleichstrom abnehmen. Von diesen sind je zwei gegenüberliegende miteinander und den Enden des Gleichstromdrahtes in leitender Verbindung; mit dem Stromwechsel in den Schleifringen wechseln aber die Kreuzarme die Bürsten, und es treten somit in die von ihnen gespeiste Leitung nur gleichgerichtete Stromflüsse. Indem nun die Doppelbürsten mit den Enden der Kreuzarme nur so lange in Berührung bleiben, als die elektromotorische Kraft des Wechselstromes eine gewisse Größe besitzt, haben auch die Gleichrichterzelle eine solche und können also z. B. dazu dienen, die Gegenkraft einer Sammlerbatterie zu überwinden, diese zu laden. Durch Vergrößerung des Winkels, den die Doppelbürsten miteinander bilden, ist es möglich, die Dauer der Gleichstromflüsse zu verändern, den Gleichstrom also jedesmal dann unterbrechen zu lassen, wenn die elektromotorische Kraft der Gegenkraft gleich geworden ist. So läßt es sich erreichen, daß der G. stets funktionsfähig arbeitet.

Die Gleichrichterzelle verdankt ihre Fähigkeit, den elektrischen Strom nur in einer Richtung hindurchgehen zu lassen, der Eigenschaft einer Aluminiumplatte sich in einer elektrolytischen Zelle mit einer dünnen, dem Strom den Durchgang verwehrenden Oxidschicht zu überziehen, wenn man den Strom durch sie einleiten läßt. Diese Eigenschaft wurde fast gleichzeitig von Pollard (1896) und von Gräy (1897) benutzt, um die positiven Stöße des Wechselstromes durchzulassen, die negativen zurückzuhalten. Gräy verwendete einen sauren Elektrolyten und konnte nur bis zu 27 Volt gespannten Wechselstrom in Gleichstrom verwandeln, während es Pollard mit Hilfe eines alkalischen Elektrolyten gelang, auch aus Wechselstrom-Spannungen von weit über 100 Volt solche dem Gleichstrom zu gewinnen. Da aber bei Anwendung einer Platte die Hälfte des erzeugten Wechsel-

stromes verloren gehen würde, so gaben die genannten Forscher eine Methode an, mittels vier Platten, denen als andre Elektroden Bleiplatten gegenübergestellt wurden, auch die negativen Stromflüsse im Gleichstromkreis nutzbar zu machen. Dies kann unter Anwendung einer Zelle geschehen, man kann aber auch, wie die Figur zeigt, nach Grissons Vorgang vier Zellen verwenden. WM ist die Wechselstrommaschine, die Platte (—) geben den Verlauf des Stromes in der einen, die Platte (—) den nämlichen in der andern Richtung; A, B, C, D sind die vier mit dem alkalischen Elektrolyten gefüllten Zellen, die in ihnen aufgestellten Aluminiumplatten sind schraffiert, die Bleiplatten nicht. In dem Stromteil SS, in dem der Strom zur Verwendung kommen soll, treten also nur gleichgerichtete Stromflüsse auf. Solange man nun die Elektrodenplatten senkrecht in die Zellen hingewiesen, erwiesen sich die Aluminiumplatten nur von kurzer Dauer, sie wurden angegriffen und ließen an den Stellen, an denen die Oxidschicht verlegt worden war, den Wechselstrom durch. Es traten dort Wasserstoffbläschen auf, welche die schädigende Schicht wegrissen.



Stromlauf in der Gleichrichterzelle.

Grisson legte deshalb die Platten horizontal fa übereinander, daß die Bleiplatte um 1 cm unter die Aluminiumplatte zu liegen kam. Die nun eine Zeitlang fest haltenden Wasserstoffbläschen gestatteten der Oxidschicht an der blank gewordenen Stelle sich wieder zu bilden und vertieften dann erst die Platte. Die Bleiplatten konnten auch durch Kohlenplatten ersetzt werden, und es ergaben diese Zellen, deren Elektrolyt mittels eines Leitungswassers führenden Schlangenträgers kühl gehalten wurde, einen Wirkungsgrad von über 60 Proz.

Gleichschritt, f. Gleichtritt.

Gleichstrom, Gleichstrommaschine, f. Elektrische Maschinen.

Gleichstrommotor, ein Elektromotor, der durch Gleichstrom, den ein Gleichstromgenerator liefert, in Drehung versetzt wird und diese auf eine Arbeitsmaschine überträgt; f. Elektromotoren.

Gleichstromtransformator, f. Transformator.

Gleichtritt (Gleichschritt, Tritt), Truppenbewegung zu Fuß in gleichem Tempo mit gleicher Schrittweite, im Gegensatz zu ohne Tritt, wobei sich jeder Mann in der Truppe nach seiner Bequemlichkeit bewegt. Der G. ermöglicht geordnete Bewegungen geschlossener Massen auf engem Raum, strengt jedoch sehr an und ist daher nur beim Exerzieren, bei Paraden u. in Anwendung, wegen der Keilmarsch-„ohne Tritt“ geschieht. Griechen und Römer legten großen Wert auf den G., der im Mittelalter in Perfektion gekommen war und erst gegen Mitte des 18. Jahrh. wieder eingeführt wurde. Vgl. Exerzieren.

Gleichung, die mathematische Bezeichnung für die Aussage, daß zwei Größen, etwa A und B, einander gleich sind, daß also jede von ihnen die andre ersetzen kann, in Zeichen: $A = B$. Man nennt A und B die beiden Seiten der G., und wenn A und B aus andern Größen durch Addition und Subtraktion

zusammengesetzt sind, so heißen diese Glieder der $\mathcal{G}$. Eine $\mathcal{G}$., die immer richtig bleibt, welche Werte man auch den darin vorkommenden Größen erteilt, heißt identisch, wie z. B. $(a-b)^2 = a^2 - 2ab + b^2$; man versteht hier zuweilen das Zeichen $=$ durch $\equiv$, gelesen: identisch gleich. Jede nicht identische $\mathcal{G}$ stellt eine Bedingung dar, der die in ihr vorkommenden Größen genügen müssen, wenn die $\mathcal{G}$ richtig sein soll; sie ist, wie man sagt, eine Bedingungs- oder Bestimmungs-gleichung für die in ihr enthaltenen Größen. Die einfachste Form einer solchen Bedingung ist die, daß eine der Größen gleich sein soll einem aus den übrigen gebildeten Ausdruck, wie z. B. $c = a^2 - b^2$, wo man a und b beliebig wählen und dann den zugehörigen Wert von c berechnen kann. Man muß daher bei jeder $\mathcal{G}$. versuchen, sie auf diese Form zu bringen, d. h. eine der in ihr vorkommenden Größen durch die übrigen auszudrücken. Die Größe, die man so ausdrücken will, sieht man als unbekannt an und bezeichnet sie meist mit x , die übrigen Größen sind entweder gegeben, oder man betrachtet sie als willkürlich wählbar. Geht es, die Größe x durch die übrigen auszudrücken, so sagt man: die $\mathcal{G}$ ist nach der Unbekannten x aufgelöst. Gewöhnlich ist von vornherein bestimmt, welche der vorkommenden Größen als unbekannt angesehen werden soll; man redet dann von einer $\mathcal{G}$. mit einer Unbekannten. Hat man mehrere Gleichungen, so muß, da im allgemeinen jede $\mathcal{G}$. zur Bestimmung einer Unbekannten ausreicht, die Zahl n der Unbekannten mindestens ebenso groß sein, wie die Zahl m der Gleichungen, ist n größer als m , so kann man $n-m$ von den Unbekannten als willkürlich ansehen und die übrigen m vermöge der m Gleichungen durch sie ausdrücken.

Um eine $\mathcal{G}$., die nicht schon in aufgelöster Form vorliegt, nach der Unbekannten aufzulösen, muß man sie umgestalten. Man darf zu diesem Zweck auf beiden Seiten dieselbe Größe addieren oder subtrahieren und kann daher jedes Glied auf die andere Seite bringen, wenn man ihm das entgegengesetzte Vorzeichen gibt; für $A = B$ kann man so schreiben: $A + C = B + C$, wo C ganz beliebig ist, also insbes.: $A - B = B - B = 0$. Ferner darf man jede Seite der $\mathcal{G}$. mit einem Faktor multiplizieren oder dividieren, vorausgesetzt, daß diese beiden Faktoren einander gleich, aber nicht gleich Null sind. Z. B. darf man bei $2x = 10$ mit 2 dividieren und erhält: $x = 5$; bei $\frac{x}{2} = 1$ darf man beide Seiten mit x multiplizieren, da der Wert $x=0$ offenbar ausgeschlossen ist, und erhält: $x=2$; bei $\sqrt{x-1} = 2$ darf man links mit $\sqrt{x-1}$ und rechts mit 2 multiplizieren oder kürzer, man darf beide Seiten der $\mathcal{G}$. ins Quadrat erheben: $x-1 = 4$, d. h. $x = 5$.

Jede $\mathcal{G}$., die aus einer oder mehreren Unbekannten $x, y, \dots$ und aus bekannten Größen, z. B. aus bestimmten Zahlen oder aus sogenannten unvariablen Größen $a, b, \dots$ durch die elementaren Rechnungsarten der Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division gebildet ist, heißt algebraisch, und die Lehre von den Umgestaltungen, die man mit solchen Gleichungen vornehmen kann, und von den Hilfsmitteln, die man zu ihrer Auflösung hat, ist der Gegenstand der Algebra oder Gleichungstheorie. Eine algebraische $\mathcal{G}$. mit einer Unbekannten kann immer durch die erwähnten Rechnungsarten auf die Form $a_n x^n + a_{n-1} x^{n-1} + \dots + a_1 x + a_0 = 0$ gebracht werden, wo $a_n, a_{n-1}, \dots, a_0$, die Koeffizienten der $\mathcal{G}$. bekannte Größen oder Zahlen sind.

Ist n die höchste in der $\mathcal{G}$. auftretende Potenz (s. d.) von x , ist also a_n nicht gleich 0, so heißt die positive ganze Zahl n der $\mathcal{G}$ ab oder die Ordnung der $\mathcal{G}$, und die linke Seite der $\mathcal{G}$, heißt eine ganze rationale Funktion n -ten Grades von x ; man kann dann übrigens die $\mathcal{G}$. stets mit a_n dividieren oder, was auf dasselbe hinauskommt, man kann den Koeffizienten der höchsten Potenz von x gleich 1 annehmen. Kommt in einer algebraischen $\mathcal{G}$. die Unbekannte x unter einem oder mehreren Wurzelzeichen vor, so sagt man, die $\mathcal{G}$. liege in irrationaler Form vor; man muß sie dann erst rational machen, d. h. auf die vorher angegebene Form bringen. Hat man z. B. die $\mathcal{G}$. $3x + \sqrt{2+x^2} = 1$, so schafft man erst $3x$ auf die rechte Seite, um links die Wurzel allein zu haben, und erhebt dann ins Quadrat: $2+x^2 = 1-6x+9x^2$, so bekommt man die $\mathcal{G}$. $8x^2 - 6x - 1 = 0$. Jede nicht algebraische $\mathcal{G}$, wie z. B. $3^x = 81$, heißt transzendent. Jeder Wert der Unbekannten x , durch dessen Einsetzung die $\mathcal{G}$. die Form: $0=0$ annimmt, also zu einer identischen $\mathcal{G}$. wird, heißt eine Wurzel der $\mathcal{G}$., und man sagt, daß er der $\mathcal{G}$. genügt, sie befriedigt. So ist $x=4$ eine Wurzel der $\mathcal{G}$. $3^x = 81$; $x=1, 2, 5$ sind die Wurzeln der $\mathcal{G}$. dritten Grades: $x^3 - 8x^2 + 17x = 10$. Die Wurzeln einer algebraischen $\mathcal{G}$., deren Koeffizienten positive oder negative ganze Zahlen sind, heißen algebraische Zahlen; jede Zahl, die keiner algebraischen $\mathcal{G}$. dieser Art genügt, heißt transzendent.

Die algebraischen Gleichungen der drei ersten Grade. Die allgemeine Form einer $\mathcal{G}$. ersten Grades ist $ax=b$, wo a nicht gleich Null sein darf, ihre Auflösung ist daher gleichbedeutend mit der Aufgabe der Division (s. d.), und man findet als einzige Wurzel: $x=b/a$. Eine $\mathcal{G}$. zweiten Grades (auch quadratische $\mathcal{G}$. genannt) hat die Form: $ax^2 + bx = c$. Ist $b=0$, so heißt die quadratische $\mathcal{G}$. rein, und man findet zunächst $x^2=c/b$, woraus folgt, daß x entweder $= +\sqrt{c/b}$ oder $= -\sqrt{c/b}$ ist (s. Wurzel). Verschwindet b nicht, so heißt die $\mathcal{G}$. unrein oder gemischt quadratisch. Man multipliziert dann die $\mathcal{G}$. mit a und fügt auf beiden Seiten die sogen. Ergänzung zum Quadrat, nämlich die Größe $1/4b^2$ hinzu und erhält: $a^2x^2 + abx + 1/4b^2 = c + 1/4b^2$ oder: $(ax + 1/4b)^2 = c + 1/4b^2$, woraus man auf eine reine quadratische $\mathcal{G}$. mit der Unbekannten $ax + 1/4b$ geführt ist. Nimmere wird: $ax + 1/4b = \pm \sqrt{c + 1/4b^2}$, also: $x = -1/4a \pm 1/4a \sqrt{c + 1/4b^2}$, wo entweder das obere oder das untere Vorzeichen zu wählen ist. Der Ausdruck $c + 1/4b^2$ ist die Diskriminante (s. d.) der quadratischen $\mathcal{G}$.; ist er positiv, so hat die $\mathcal{G}$. zwei reelle (positive oder negative) Wurzeln, ist er negativ, so hat sie zwei imaginäre Wurzeln, ist er Null, so hat sie zwei gleiche Wurzeln. Eine $\mathcal{G}$. dritten Grades (kubische $\mathcal{G}$.) kann in der Form: $x^3 + ax^2 + bx + c = 0$ angenommen werden. Setzt man $x=y-1/3a$, wo y eine neue Unbekannte ist, so erhält sie die Form: $y^3 + py + q = 0$, wo p und q in einfacher Weise aus a, b, c gebildet sind. Am schnellsten führt nun das Verfahren von Stubbe (17. Jahrh.) zum Ziel. Man setzt $y = u + v$, schreibt die $\mathcal{G}$. so: $u^3 + v^3 + q + (u+v)(3uv+p) = 0$ und unterwirft u und v der Bedingung: $u^3 + v^3 + q = 0$. Die $\mathcal{G}$. ist dann sicher erfüllt, wenn noch $3uv+p=0$ gesetzt wird. Hieraus erhält man zur Bestimmung von u^3 und v^3 die quadratische $\mathcal{G}$. $u^3 - \frac{p^3}{27} + q = 0$ oder: $u^3 + q - 1/27 p^3 = 0$, woraus sich ergibt:

$$u^2 = -\frac{1}{4}q + \sqrt{\frac{q^2}{4} + \frac{p^3}{27}} \quad v^2 = -\frac{1}{4}q - \sqrt{\frac{q^2}{4} + \frac{p^3}{27}}$$

und für y selbst die Cardanische Formel:

$$y = \sqrt[3]{-\frac{1}{2}q + \sqrt{\frac{q^2}{4} + \frac{p^3}{27}}} + \sqrt[3]{-\frac{1}{2}q - \sqrt{\frac{q^2}{4} + \frac{p^3}{27}}}$$

(f. Cardano). In ähnlicher Weise kann man auch die Wurzeln einer $\mathcal{G}$. 4. Grades durch die Koeffizienten ausdrücken und hat dabei, wie bei den Gleichungen 2. und 3. Grades, nur Additionen, Multiplikationen und Divisionen auszuführen und außerdem gewisse Quadrat- und Kubikwurzeln auszuziehen. Aber alle Versuche, die Gleichungen 5. Grades auf demselben Weg, also durch Additionen, Multiplikationen, Divisionen und durch Ausziehen von Wurzeln (man sagt dafür kurz: durch Wurzelzeichen), zu lösen, schlugen fehl, bis Abel (f. d.) 1824 bewies, daß das unmöglich ist, und bald darauf gab Galois (f. d.) allgemeine Regeln dafür, wie man erkennen kann, ob eine vorgelegte $\mathcal{G}$. durch Wurzelzeichen lösbar ist, und dafür, auf welche Gleichungen von niedrigerem Grad eine vorgelegte $\mathcal{G}$. zurückgeführt werden kann.

Mehrere Gleichungen mit mehreren Unbekannten bilden ein Gleichungssystem. Wir betrachten nur den Fall der sogen. linearen Gleichungen, wo jede $\mathcal{G}$. des Systems in bezug auf jede der Unbekannten vom 1. Grade (linear) ist. Man bezeichnet die Unbekannten der Reihe nach mit $x, y, z, \dots$ oder mit $x_1, x_2, x_3, \dots$, sieht dann zunächst an von ihnen, etwa x_1 , als einzige Unbekannte an und drückt sie vermöge jeder $\mathcal{G}$. des Systems durch $y, z, \dots$ aus; setzt man dann die verschiedenen so erhaltenen Ausdrücke für x einander gleich, so bekommt man ein System von Gleichungen zwischen $y, z, \dots$ allein, man hat x eliminiert; das neue System enthält eine Unbekannte und eine $\mathcal{G}$. weniger als das ursprüngliche, und durch Wiederholung dieses Verfahrens gelangt man schließlich zu einer $\mathcal{G}$. mit einer Unbekannten.

I. B.:

$$I. \quad x + y = 5, \quad 2x + 3y = 13.$$

$$II. \quad x = 5 - y = \frac{11}{2} - \frac{1}{2}y$$

$$III. \quad \frac{1}{2}y = \frac{1}{2}, \quad y = 1, \quad x = 2.$$

In der Praxis kann man die Elimination meistens bequemer ausführen. Die Aufgabe, ein System von n -linearen Gleichungen mit n -Unbekannten aufzulösen, hat zur Entwicklung der Lehre von den Determinanten (f. d.) Anlaß gegeben.

Auch jedes System von algebraischen Gleichungen, das nicht in bezug auf jede Unbekannte vom ersten Grad ist, kann durch Elimination auf eine oder mehrere algebraische Gleichungen mit je einer Unbekannten zurückgeführt werden.

Numerische Gleichungen nennt man solche, deren Koeffizienten ziffermäßig gegebene Zahlen sind; auf Gleichungen dieser Art führen viele Aufgaben der angewandten Mathematik. Es handelt sich dann darum, die Zahlenwerte der reellen (positiven oder negativen) Wurzeln der $\mathcal{G}$. mit der Genauigkeit zu berechnen, welche die jeweilige Aufgabe erfordert. Man berechnet zu diesem Zwecke verfahrensweise die Werte, die die ganze Funktion $a_0 + a_1x + \dots + a_nx^n = f(x)$ für verschiedene Werte von x annimmt; findet man dann zwei solche Werte b und c von x , daß $f(b) = a_0 + a_1b + \dots + a_nb^n$ und $f(c) = a_0 + a_1c + \dots + a_nc^n$ verschiedene Vorzeichen haben, so ist man sicher, daß zwischen b und

c mindestens eine Wurzel der $\mathcal{G}$. $f(x) = 0$ liegt, und jede der beiden Zahlen b, c stellt zugleich einen Näherungswert für eine solche Wurzel dar. Zur genaueren Berechnung der Wurzel wendet man jetzt ein Näherungsverfahren an; man sucht zwei zwischen b und c liegende Zahlen b' und c' derart, daß $f(b')$ und $f(c')$ wieder verschiedene Vorzeichen bekommen und daher so fort, bis man die gesuchte Wurzel in immer engeren Grenzen eingeschlossen hat. Von großem Nutzen ist dabei der Stürmsche Satz (Sturm, franz. Mathematiker, 1803 - 65), der zu bestimmen erlaubt, wie viele reelle Wurzeln der $\mathcal{G}$. $f(x) = 0$ zwischen zwei gegebenen Zahlen b und c liegen. Genauereres bei Runge, Praxis der Gleichungen (Leipz. 1900).

Unter Ansatz oder Synthesis der Gleichungen versteht man die Übersetzung einer in Worte eingekleideten Aufgabe in die Sprache der Algebra, also die Ersetzung der Aufgabe durch eine oder mehrere Gleichungen. Es kommt dabei besonders auf die geschickte Wahl der Unbekannten an und auf richtige Erfassung der einfachsten Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen. Deshalb hat man diese eingeleiteten Aufgaben von jeher als ein besonders geeignetes Mittel zur Übung des Scharfsinns betrachtet und sie in den Aufgabensammlungen zur Algebra (Meyer, Girsh, Heis, Bardey) immer mehr bevorzugt. Dadurch, daß man sich gewöhnt hat, jede solche Aufgabe auf Gleichungen zurückzuführen, sind alle die in früheren Jahrhunderten aufgestellten besonders Rechenarten und -Regeln, wie Regelbetti, Kettenregel, Kettenkassette, Währungs- und Zinsrechnung, entbehrlich geworden.

Geschichte der Lehre von den Gleichungen (Algebra). Die Griechen, bei denen die Zeichensprache der Algebra noch sehr wenig ausgebildet war, lösten Aufgaben, die wir heute durch Gleichungen 2. Grades ausdrücken, durch geometrische Konstruktion. Die allgemeine Auflösung der $\mathcal{G}$. 2. Grades findet sich zuerst bei Diophantos (f. d.). Die Araber, die von den Griechen die Geometrie und von den Indern die Kunst des Zahlenrechnens übernahmen, bildeten die Zeichensprache weiter aus; auch das Wort Algebra stammt aus dem Arabischen, aus dem Lehrsätze des Mohammed ben Musa Alkaremi (f. Algorithmus), es bedeutet »Wiederherstellung« und bezieht sich auf die bei den Arabern übliche Umformung der Gleichungen, bei der schließlich zu beiden Seiten des Gleichheitszeichens lauter zu addierende Größen standen. Als mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften in Europa die Arithmetik (f. d.) sich allmählich entwickelte, machte auch die Algebra große Fortschritte. Ende des 15. Jahrh. erschien in Venedig die »Summa« des Luca Pacioli, das erste gedruckte Buch über Algebra; sie heißt darin, wie schon vor 1400 die regula della cosa, da cosa (Ding) die Unbekannte bezeichnete. Deshalb nannte man nachher in Deutschland die Algebra lange Zeit »Regel Koss«. Die Auflösung der $\mathcal{G}$. 3. Grades gelang um 1515 dem Scipione del Ferro, veröffentlicht hat sie jedoch erst Cardano (f. d.) zugleich mit der von seinem Schüler Ferrari gefundenen Auflösung der $\mathcal{G}$. 4. Grades. Im 17. und 18. Jahrh. wurde die Theorie der Gleichungen besonders durch Descartes, Newton, Euler und Lagrange gefördert, aber erst 1799 gab Gauß in seiner Dissertation einen wirklichen Beweis dafür, daß jede algebraische $\mathcal{G}$. eine Wurzel hat (Fundamentalsatz der Algebra). Im 19. Jahrh. fallen die vorhin erwähnten Untersuchungen von Abel und Galois,

die namentlich Kroneder weiter ausgebildet hat. Zur Einführung in die Algebra ist immer nach Eulers »Vollständige Anleitung zur Algebra« (1770) zu empfehlen, die in Reclams Universal-Bibliothek aufgenommen ist. Von neuern Werken sind zu nennen: v. Weber, Lehrbuch der Algebra (2. Aufl., Braunschweig 1895—99, 2 Bde.); Netto: Elementare Algebra (Leipzig 1904), Vorlesungen über Algebra (dof. 1896—99, 2 Bde.) und Substitutionentheorie und ihre Anwendung auf die Algebra (dof. 1882).

Gleichung der Zeit, f. Zeitgleichung.

Gleichung des Mittelpunktes, f. Mittelpunkts-gleichung.

Gleichung des Mondes, jährliche, eine Ungleichheit in der Länge des Mondes, die bis auf 11' 1/2 wachfen kann, und deren Periode ein anomalistisches Jahr (f. Jahr) ist.

Gleichung, persönliche, eine zuerst durch astronomische Beobachtungen (Maskelyne, Bessel) entdeckte Unvollkommenheit der menschlichen Sinne, infolge deren zwei gleichzeitige Erscheinungen nicht genau in demselben Moment durch Gesicht und Gehör wahrgenommen werden können, sondern nacheinander zur Perception gelangen. Von zwei Beobachtern, die unter übrigens ganz gleichen Verhältnissen den Durchgang eines Sternes durch den Meridian zu beobachten und gleichzeitig auf die Schläge eines Sekundenpendels zu merken haben, bemerkt der eine diesen Moment in bezug auf den Venbedschlag etwas früher, der andre etwas später. Dieser Unterschied wird die p. G., die Versamalgung oder der persönliche Fehler beider Beobachter genannt und ist nicht zu verwechseln mit den zufälligen Beobachtungsfehlern, denn er bleibt, wenigstens eine Zeitlang, ziemlich konstant und erreicht selbst zwischen geübten Beobachtern, deren einzelne Bestimmungen für sich alle fast genau übereinstimmen, bisweilen über 1/2 Sekunde. Viel geringer als bei der Beobachtung mit Auge und Ohr wird der persönliche Fehler, wenn die Beobachter den Antritt des Sternes an die Fäden des Meridianinstrumentes mit Hilfe eines Chronographen (f. d.) registrieren. Vgl. Reaktionszeit.

Gleichzeher (Paarzeher), f. Huftiere.

Welig (fr. *allongé*), George Robert, engl. Schriftsteller, geb. 20. April 1796 zu Stirling in Schottland, gest. 9. Juli 1888, studierte in Glasgow und Oxford, trat dann ins Meer und machte 1813 den Feldzug in Spanien, 1814 den in Amerika mit, wo er bei der Einnahme von Washington schwer verwundet warb. Nach Oxford zurückgekehrt, vollendete er seine Studien, wurde 1820 Pfarrer von Westwell, 1821 Pfarrer von Aish und Rektor von Joughurch in Kent, 1834 Kaplan am Gieselsapital, 1844 Generallaplan der Armee und 1846 Generalinspektor der Militärschulen. 1875 zog er sich in den Ruhestand zurück. Aus der langen Reihe seiner Schriften erwähnen wir: »The Subaltern« (1825); »The Chelsea pensioners« (1829, 3 Bde.); »Memoirs of Sir T. Munro« (1830, 2 Bde.); »History of India« (1830—35, 5 Bde.); »The chronicles of Waltham« (1835); »The Hussars«, »Rovette« (1837); »Chelsea hospital and its traditions« (1838, 3 Bde.); »Germany, Hungary, Bohemia visited in 1837« (1839, 3 Bde.); »The life of Warren Hastings« (1841, 3 Bde.); »The veterans of Chelsea hospital« (1842, 3 Bde.); »The light dragoon« (1844, 2 Bde.); »Military history of Great Britain« (1845); »Story of the battle of Waterloo« (1847); »The fire of Lord Clive« (1848); »The Leipzig campaign« (1852, 2 Bde.); »Essays, biographical,

historical and miscellaneons« (1858, 2 Bde.); »Life of the Duke of Wellington« (1862); »Letters on the Irish question« (1868); »The life of Sir Walter Scott« (1871); »History of the reign of George III. to the battle of Waterloo« (1873).

Klein, Johann Wilhelm Ludwig, deutscher Dichter, geb. 2. April 1719 zu Ermelenen im Halberstädtischen, gest. 18. Febr. 1803 in Halberstadt, bezog 1739 die Universität Halle, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Mit den Studenten H. Göp und Kubitz vereinigte er sich zu einem literarischen Freundschaftsbund, in dem die sogen. Anacreonten, eine neue Gattung reimloser Gedichte, unter Anleitung an Hagedorn, die petite poésie der Franzosen und die Anacreonten des griechischen Altertums begründet und gepflegt wurde. Es entstanden allmählich die Gedichte, die K. in seinem »Versuch in scherzhaften Liedern« (Vb. 1 u. 2, Berl. 1744—45; Vb. 3, 1753) vereinigt hat (vgl. K. Bach, Kleins scherzhaftes Lieber und die sogen. Anacreonten, Jena 1894). Nach vollendeten Studien wurde K. Hauslehrer in Pöschau und dadurch dem Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt bekannt, der ihn als Sekretär in seine Dienste nahm. 1744 begleitete K. den Prinzen in den zweiten Schlesischen Krieg, verlor aber diesen seinen Gönner bei der Belagerung von Prag. Im folgenden Jahre wurde er Sekretär des Altes Desfauers, doch verließ ihn das fürstlich-rückwärtige Streben bald das Amt. Er lebte hierauf einige Jahre in Berlin, bis er 1747 als Domschatzmeister nach Halberstadt berufen wurde; später ward er noch Kanonikus des Stiftes Halberstadt. Von Halberstadt aus knüpfte er mit allen Männern, die irgend von literarischer Bedeutung waren, Verbindungen an, und entfaltete sich unheimgemäß, wie er war, schwang er sich zu einer Art Protektor der deutschen Dichterjugend (»Vater K.«) empor. Die Briefe an seine Freunde, namentlich an J. G. Jacobi, waren mit fast weiblicher Zärtlichkeit geschrieben; er ließ die Bildnisse aller auf seine Kassen malen und stellte sie in einem besondern Zimmer auf, das er seinen »Mufen- und Freundschaftstempel« nannte. Jeden Keim des Guten oder dessen, was er basir hielt, pflegte er mit Eifer. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, als ein literarischer Förderer jener Kräfte für die Dichtkunst zu gewinnen, unterstützte zahlreiche arme junge Dichter aus seinen Mitteln, war unermüdlich, ihnen Protektionen, Ansehn, Gehalte, Geschenke, einträgliche Arbeiten zu verschaffen und suchte Halberstadt durch Heranziehung hervorragender Schriftsteller zu einem deutschen Athen zu erheben. In der Zeit von 1769—72 glaubte er die fernsten Ziele nahe gekommen zu sein; damals hielten sich Götting, J. G. Jacobi, Herne u. a. in Halberstadt auf. Sansgünisch, reichherzig, immer zum besten lebend, erstrebte K. das beste der deutschen Literatur. Was ihr eigentlich schulte, begriff er jedoch nicht; Lesings energische Männlichkeit und kritische Strenge erschreckten ihn in seiner Jugend so sehr wie im Alter die Schiller-Goetheschen Kenien. Seine unermüdliche Produktivität war durchaus elastischer Natur und vielfach leicht. Den größten Aufschwung nahm er im Beginn des siebenjährigen Krieges, wo er mit den Liedern eines preussischen Grenadiers« (Berl. 1768, Klebrudr. Heilbr. 1882) der Begeisterung für Friedrich II. schlagenden Ausdruck gab. Weiterhin dichtete K. im buntesten Wechsel »Hafeln« (Berl. 1756—67), »Petrarchische Gedichte« (dof. 1767), »Lieder nach dem Anacreon« (Berl. u. Braunschw. 1766), »Sinngebichte« (Berl. 1769), »Oden nach dem Parny« (dof. 1769).

jogen. »Lieber für das Volk« (Halberst. 1772) und »Gedichte nach den Minnesängern« (Berl. 1773). Von einer gewissen historischen Bedeutung sind seine »Romanzen« (Berl. u. Leipz. 1756), die zwar mit ihrem dem spanischen Dichter Gongora u. Argote und dem Franzosen Moncrier nachgebildeten parodistischen Bänkellängerton ästhetisch wertlos sind, aber die Pflege der deutschen Kunstballade mittelbar einleiteten. Seinen schon in der Kindheit gehegten Gedanken, ein Buch wie die Bibel zu schreiben, suchte G. noch im späten Alter auszuführen in seinem »Salabad, oder das rote Buch« (Halberst. 1774, 4. Aufl. 1812). Der Anarkomistler und Grenadier bewog sich hier in erhabenen Sphären, redet von Gott oder erzählt orientalische Parabeln, im Klang fremdartiger Namen schwellend. Obwohl seine Freunde das Werk priesen, blieb es doch ohne nachhaltige Wirkung, ebenso wie seine »Goldenen Sprüche des Pythagoras« (Halberst. 1786), von denen er selbst meinte, sie seien ihm unter den Dänen zu silbern geworden. Wie wohl seit 1801 erblindet, bewahrte er sich doch die stille Feinheit des Geistes bis an seinen Tod. Seiner Anordnung gemäß wurde er in seinem Garten bei Halberstadt begraben. Allopstods Ode, die seinen Namen trägt, hat ihn seiner Persönlichkeit nach treu gezeichnet. G. war nie verheiratet, sein Herz hatte nur für die Freundschaft Raum. Seine Rechte, die unter dem Namen Gleim die gefeierte Sophie Dorothea G., besorgte sein einfaches Hauswesen. Gleims »Sämtliche Werke« (Halberstadt 1811—13, 7 Bde.), zu denen die »Zeitgedichte von 1789—1803« als Ergänzungsband (Leipz. 1841) kamen, sowie seine »Fabeln und Erzählungen, goldene Sprüche und Lieber für Kinder« (Halberst. 1810) gab Körte heraus, der auch »Gleims Leben« (Baf. 1811) schrieb und »Briefe zwischen G., Wilh. Heinsie und Johannes von Müller« (Jülich 1806) herausgab. Gleims Briefe an Lessing wurden am vollständigen von Meißel in Bd. 20, 2. Abt. der Hempel'schen Lessing-Ausgabe (Berl. o. J.) mitgeteilt. Der »Briefwechsel zwischen G. und Heinsie« wurde neuerdings vermehrt und verbessert von R. Schüddeloff herausgegeben (Berl. 1894—96, 2 Bde.), der auch den »Briefwechsel zwischen G. und M.« (Stuttg., Literarischer Verein, 1899) veröffentlichte. Aus Gleims handschriftlichem Nachlaß schöpfte Fröhlich für das Buch »Lessing, Wieland, Heinsie« (Berl. 1876).

Steinalpen, Bergzug der Gletschen Alpen in Steiermark (s. Alpen, S. 364), hat den Charakter eines alpinen Waldgebirges und steigt bis 1997 m an.

Steis (Steis, Steise, v. mittelhochd. leis oder leise, »Spur«), Radspur, insbes. im Eisenbahnwesen die durch die Schienen gebildete Fahrbahn. Vgl. Eisenbahnbau, besonders die dazu gehörige Tafel.

Steisdorf, Marktsiedel in Steiermark, Bezirksb. Weiz, links an der Raab, an den Staatsbahnlinien Graz-Weiz und G.-Weiz, hat ein Bezirksgericht, Eisenindustrie, Obstausfuhr und (1909) 2425 Einw.

Steisfarr, s. Feldseilbahnen, S. 395.

Steisferrugung, die Durchsneidung zweier Eisenbahngleise in Schienenhöhe unter beliebigem Winkel. An den vier Durchsneidungsstellen der Schienen muß der Durchgang der Radspurkränze frei bleiben, es werden deshalb mit hin Unterbrechungen der Schienen und deshalb besonders gefaltete Teile erforderlich, an den spitzen Winkeln Herzstücke (auch Schienenkrenzungen genannt), an den stumpfen Winkeln Kreuzstücke (auch Doppelherzstücke). Diese Stücke werden als Blockherzstücke und »Kreuzstücke aus Stahlguß (seltener jetzt noch aus Eisen-

hartguß) oder besser aus Stahlblechen mit eingelegten Stahlspigen als Schienenherzstücke und Kreuzstücke hergestellt. Bei dieser Anordnung fällt der vor dem Blockherzstück erforderliche Schienenhöhe weg. Um an den Unterbrechungsstellen der Schienen Ertrag für die Unterstützung der Räder zu bieten, ist die Herzstückspitze in Fortsetzung der anschließenden Fahrspigen beiderseits von Flügelblechen (F, Fig. 1) eingefast, die den entsprechend breiten Nachreifen bei spitzem Winkel über die Räder hinweg so lange tragen, bis die Spitze stark genug ist, um die Unterbrechung zu übernehmen. Zum



Fig. 1. Steisferrugungen.

Erlaß der unterbrochenen Führung des Spurtranzgestrichs dem Herzstück gegenüber die Zwangsschiene oder der Radlenker (Z) ein, der das auf derselben Achse derseits andrer Rad an dessen innerer (Rück-) Seite leitet, somit auch die ganze Achse führt und den im Herzstück befindlichen Spurtranz von der Spitze abhält, so daß dessen Einführung in die richtige Spurtranzrinne gesichert wird. Bei dem Kreuzstück ist diese Sicherung der Führung für spitz Winkel (etwa unter 17°) nur teilweise möglich, weil die gegenüberliegende Zwangsschiene aus »Knie« des Kreuzungsstücks auch ihrerseits abgedogen sein muß. Die so entstehende »führungslose« Stelle, und namentlich die Möglichkeit eines Zusammenstoßes, macht die zu einem unerwünschten, jedoch nicht überall entbehrlichen Teile der Gleisanlagen; sie sollte deshalb in den eigentlichen Fahrspigen der Hauptbahnen, zumal am Einlauf der Züge, tunlichst vermieden werden. Besonders bedenklich sind gegenseitige Kreuzungen von Hauptgleisen (Bahnkreuzungen in Schienenhöhe); sie werden deshalb bei Neubauten vermieden und durch Überbrückung



Fig. 2. Kreuzungsweichen.

außerhalb der Bahnhöfe erfolgt. Am häufigsten kommen Steisferrugungen unter dem mit den Weichenherzstücken (s. Weiche) übereinstimmenden Winkel vor. Wodann können sie, sofern der Winkel nicht zu groß (nicht über 1:9 oder 6 1/2° bei deutschen Hauptbahnen) ist, mit Weichen zu Kreuzungsweichen (früher unrichtig als glatte Weichen genannt) vereinigt werden (Fig. 2), so daß man gerade durchfahren oder durch die Krümmung in das andere Gleis abbiegen kann. Die Kreuzungsweichen können, wie in der Figur, als beiderseitige »doppelte« oder auch als einseitige (einfache-) ausgeführt werden (vgl. auch Weiche).

Steisnerei, s. Fruchtsch.

Steispach, Johann, Graf von, österreich. Minister, geb. 24. Sept. 1840 in Triest, studierte in Graz die Rechte, stieg im Staatsdienst bis zum Präsidenten des Grazer Obergerichts (1892)

auf. 1874—83 war er Mitglied des steirischen Landtags und schloß sich der deutsch-liberalen Verfassungskartei an. 1895 trat er als Justizminister in das Kabinett Badeni, führte die neue Zivilprozeßordnung durch, erregte aber 1897 bei seinen früheren Parteigenossen im Reichsrat einen Sturm der Entrüstung durch sein Eintreten für die Badenischen Sprachverordnungen. Mit Badeni trat er im November 1897 zurück und wurde im Mai 1898, zur allgemeinen Entrüstung der bairischen Deutschen, wiederum zum Oberlandesgerichtspräsidenten in Graz ernannt.

Gleise, Pflanzengattung, f. Aethusa.

Gleisverbindungen, die Anlagen zur Ermöglichung des Überganges der Eisenbahnsfahrzeuge von einem Gleis zu ein andres, nämlich Weichen (s. d.) für ganze Hüge, Drehweichen (s. d.) und Schiebeleuhnen (s. d.), beide nur für je ein einzelnes Fahrzeug benutzbar, dagegen aber die Möglichkeit gewährend, Plätze, Lokomotivschuppen, Werkstätten, auch an solchen Stellen zugänglich zu machen, wo dies mit Weichen, selbst bei Anwendung sehr scharfer Kurven, nicht mehr möglich oder doch un bequem sein würde. Im übrigen bilden Weichen die weitaus überwiegende Art der G. und sind für die Aufknüpfung längerer Nebengleise, wie z. B. der zum Begegnen und Überholen ganzer Hüge dienenden Ausweichgleise, für Rangierbahnhöfe u., unentbehrlich. Vgl. auch Weis Kreuzung.

Gleisweiler, Dorf im bayer. Regbez. Holz, am Fuß der Vögelein, 825 m ü. M., hat eine Simultankirche, Papierfabrik, bedeutenden Weinbau, Traubenverhand, Weinhandel und (1900) 511 Einn. Dabei liegt die hochartige Burg ruine Scharfeneck.

Gleitnar (Elaanus Sw.), Raubvogelgattung aus der Familie der Weichen, gedrungen gebaute Vögel mit großem, rundlichem Kopf, kurzem, hohem, stark gefrümmtem, langbügigem Schnabel mit langen Vorstößfedern am Grunde, kurzen, kräftigen Füßen, stark gefrümmten Krallen, sehr langen Flügeln und kurzem, leicht ausgeschnittenem Schwanz. Vgl. Arten in Afrika, Südasiens, Mittel- und Südamerika. Der G. (E. melanopterus Leach), 85 cm lang, 78 cm breit, oben aschblau, unten weiß, Flügeldecken und Schultern schwarz, Schwingen grau. Schwanz weiß, in der Mitte grau, bewohnt Afrika, besonders Ägypten, Südafrika, erscheint desweilen in Europa, auch in Deutschland, bevorzugt Feldgehölze und Baumgärten, jagt morgens und abends auf kleinste Säugetiere, Reistvögel, Fische, Reuschreden, harzt auf niedrigen Bäumen, ist zutraulich und wird in der Gefangenschaft sehr zahm.

Gleisbahn, f. Gerabahn; G. und Gleisbahn, s. 538.

Gleitende Lohnskala, ein in neuerer Zeit namentlich in der Kohlen- und Eisenindustrie Großbritanniens und der Vereinigten Staaten vorkommender Lohnvertrag, nach dem der Lohn je nach den Preiskontingenzen der Produkte steigt und fällt. Dabei wird von einem bestimmten Normal- (Standard-) Lohn und einem bestimmten Normal- (Standard-) Preis der Produkte ausgegangen.

Gleitende Skala (engl. Sliding scale), f. Werteskala.

Gleitflächen, die durch Druck in Kristallen entstehenden ebenen Trennungsflächen. Man erhält bei manchen Kristallen und Kristallbruchstücken (Kalkspat, Antimon, Wismut, Antimonoglanz, Eis u.) durch bloße Pressung eine Verschiebung (Translation) parallel den G., d. h., daß die Teile des Kristalls jene Flächen entlang gleiten (etwa so, wie die eingel-

nen Blätter eines Hauses von Papierstreifen, zwischen die man etwas nicht trocknenden Klebstoff gebracht hat), wobei die neue Gleichgewichtslage der verschobenen Teile häufig einer Zwillingstellung nach der Gleitfläche entspricht. Bei andern Kristallen erhält man G. durch die sogen. Körnerprobe, indem man einen spitzen Stahlschiff (Körner- oder Metalarbeiter) auf die zu prüfende Fläche setzt und durch einen Schlag in den Kristall eintreibt. Es entstehen dann, den G. entsprechend, Sprünge, die von dem Schlagpunkt ausstrahlen (Schlagfiguren). Den Schlagfiguren ähnlich, aber bei der gleichen Kristallsubstanz häufig von anderer Lage, sind die mit einem abgeknüpften Stift erhaltenen, oft aus mehreren Drucklinien zusammengesetzten Druckfiguren. Schlag- und Druckfiguren sind z. B. wichtig für Unterscheidung der Glimmer. — Über G. in der Mechanik f. Gerabahn.

Gleitweg, f. Gerabahnführung.

Gleitwand, f. Elastiizität, S. 590.

Gleitponton (Schiedelast), f. Pont, S. 75.

Gleitpfeifen, f. Gerabahnführung.

Gleitpfeifen, f. Pont, S. 213.

Gleitpfeifen, f. Pont, S. 213.

Gleitpfeifen, f. Pont, S. 213.

Gleitpfeifen, f. Pont, S. 213.

Gleiwitz, Stadt (Stadtkreis) im preuß. Regbez. Oppeln, Hauptstadt des Kreises Tost-G., an der Radniz und dem Radnizkanal, 218 m ü. M., hat 2 evang.-luth., 4 kath. und 1 altkath. Kirche, eine Synagoge und (1900) mit der Garnison (2 Bataillone Infanterie Nr. 22 und 4 Eskadronen Ulanen Nr. 2) 52,362 meist deutsche Einwohner (13,376 mit polnischer Muttersprache), davon 8122 Evangelische und 2094 Juden. G. ist Mittelpunkt des kommerziellen Verkehrs der Bergwerks- u. Hüttenbezirke Oberschlesiens. Außer der königlichen Eisengießerei Gleiwitzer Hütte mit Hochaufgusschmelze u. großer Maschinenbauanstalt hat G. bedeutende Eisengießerei (Hüttenbergische Hüttenwerke, Oberschlesische Eisenindustrie u. a.), Maschinen- und Dampfmaschinenbau, Metallgießerei, Fabriken für Gasrohre, Armaturen, Eisen- und Drahtwaren, landwirtschaftliche Maschinen, Papier, Glas und Öl, eine chemische und eine große Schamottefabrik, ein Dampfzuckerwerk, Dampfmaschinenbau u. a. Dem Handel dient eine Reichsbankstelle (Umsatz 1902: 1723,7 Mill. Mk.) und mehrere Bankinstitute. G. ist Knotenpunkt der Staatsbahnen Radniz-Gleiwitz, G.-Schweidnitz u. a. Dem Verkehr in der Stadt dient eine elektrische Straßenbahn. G. hat ein Gymnasium, Oberrealschule, Maschinenbau- u. Hüttenkunde, 2 Fachhörsen u. ist Sitz eines Landgerichts, eines Hauptsteueramts und eines Hüttenamts. Die städtischen Behörden zählen 12 Magistratsmitglieder und 48 Stadtverordnete. Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die sechs Amtsgemeinden zu G., Kislau, Kislau, Kislau, Kislau, Kislau und Kislau. Der Ursprung der Stadt fällt in das 12. Jahrh. Vgl. Kislau, Geschichte der Stadt G. (Gleiwitz 1886); Seidel, Die königliche Eisengießerei zu G. (Bert. 1896).



Wappen von Gleiwitz.

Glen (gälisch, Glean), im schott. Gebirgsland enges, vegetationsloses Tal im Gegensatz zu dem weiten, kultivierten Strath.

Glenalmond (lat. glenn-almund), Tal des Almond (Zusatz des Tals) in Perthshire (Schottland); darin

liegt das Trinity College, eine 1847 eröffnete theologische Schule der bischöflichen Kirche von Schottland, am rechten Ufer des Almond, bei Methven.

Glenaninseln (ir. *anain*), Gruppe von neun kleinen Felseninseln an der südwestlichen Küste des frang. Departements Finistère, im Atlantischen Ocean, von Felsenriffen umgeben und von wenigen Fischerfamilien bewohnt. Auf Benket steht ein Leuchtturm.

Glenarische Krankheit (Enteroptose), eine Senkung der Bauchorgane, die durch Schlaffheit der Bauchdecken, raschen Schwund des Fetgewebes, ungewöhnliche Kleidung (Schmüren) und wohl auch auf angeborener Grundlage entsteht, verursacht häufig schwere Symptome von Seite des Unterleibes (Schmerz, Verstopfung). Die häufigste Teilerkrankung derselben ist die Banderniere.

Glenarm, Städtchen in der irischen Grafschaft Antrim, an der Mündung des Baches G. in die G. Bai, amnatig gelegen, mit kleinem Hafen, Seebädern und 1200 Einw. In der Nähe liegt G. Castle, Landb. des Lords Antrim, mit großem Wildpark.

Glencoe (ir. *glenc*), 1) wildes Gebirgetal in der schott. Grafschaft Argyll, südlich vom Loch Leven, mit dem kleinen See Treadart, dem der Coe entströmt, an dessen Ufern Orlan geboren wurde. Hier wurden 12. Febr. 1692 die Macdonalds neuchlings ermordet. — 2) Ort im W. der brit. Kolonie Natal in Südafrika, Knotenpunkt der von Ladysmith nordwärts nach Newcastle — Charlesown — Johannesburg und nach Dundee — Bragg führenden Eisenbahnlinien. Hier stießen 20. Okt. 1899 die Buren unter Lukas Meyer mit dem englischen General Symons zusammen, der tödlich verwundet ward.

Glenbalaugh (ir. *bal*), Tal in der irischen Grafschaft Wicklow, von steilen, kahlen Bergen eingeschlossen, wird vom Glencole bewässert, der durch den Avonmore dem bei Wicklow mündenden Avoca tributär ist. Der Glencole bildet zwei kleine Seen. Beim untern Fluß liegen die Ruinen der »Sieben Kirchen« der von St. Kevin aber Coemgene (498 — 618) gegründeten Stadt G., die 1169 von den Anglonormannen zerstört wurde. Bis 1491 war G. Sitz eines Bischofs.

Glenelg, Badeort im britisch-austral. Staat Südaustralien, durch Eisenbahn mit Adelaide verbunden, hat einen großen Seebadstrand mit Leuchtturm und 1900 über 4500 Einw.

Glenmore nan Aldin (ir. *glennmor*, »großes Tal von Aldin«), ein 90 km langes, enges Tal in Schottland, auf dessen Sohle die Lochs Ness, Oich und Lochy liegen, ist jetzt durch den Kaledonischen Kanal verbunden. Es erstreckt sich vom Moray Firth zum Loch Linnhe und trennt die Grampians von den nördlichen Hochlanden.

Glenner (rom. Glagen), der ca. 30 km lange Bergstrom des Graubündner Alpenals Lugnez (Lungnez), einer der obersten Redenflüsse des Bordenerrheins, fließt als Priner Glenner durch die obere Talstufe von Brin und nimmt unterhalb Oberastels den aus dem St. Peterstal oder Bels strömenden Wasser Rhein auf. Dieser letztere kommt aus den Gletschern der Abulagruppe (Kenta-, Kanal- und Fanellagletscher). Im Unterlauf des G. münden von der rechten Seite tief ausgemachte Tobel mit rauschenden Wehungen (das Duiner, Bilscher und Kleiner Tobel). In der Schlucht des G. brachten die Lugnezr Weiber das Herr, das Graf Rudolf von Montfort 1355 in das Tal führte, mit Hilfe herabgewälzter schwerer Steine in Verwirrung. Seitdem heißt die Schlucht das Frauertor. Das Lugnez hat 1900 3515 überwie-

gend rätoromanische katholische Einwohner (in 16 Gemeinden); nur Bels am Platz oder St. Peter, der Hauptort des St. Peterstals, und St. Martin sind, jenes aus schließlich, dieses vorwiegend deutsch und nur Duvin protestantisch. — Nach dem Fluße G. ist ein Bezirk des Kantons Graubünden mit 1909 10,610 Einw. benannt.

Glen Roy (ir. *roia*), malerisches Seitental des Glenmore (f. d.) in Schottland, ist berühmt durch seine drei sog. Parallelstraßen (parallel roads, Lochaber-Stranlinien), d. h. 13 km lange, an den Bergabhängen in 260 — 350 m Höhe übereinander hingehängene Unterterrassen, die den jeweiligen Strand eines Sees bezeichnen, der allmählich zusammengekrumpte und jetzt verschwunden ist.

Glen's Falls (ir. *glenn*), Ort im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Warren, nördlich von Troy, an einem 15 m hohen Wasserfall des Hudson, der namhafte Industrie in Sägeholz, Wäpche, Papier, Ziegelbrennerei ernährt, hat 1900 12,613 Einw. Unterhalb liegt die aus Coopers »Der Lepte der Mohikaner« bekannte Insel; in der Nähe Warm- und Kalförche.

Glenville (ir. *glenn*), nordöstliche Vorstadt von Cleveland im Staat Ohio (f. Cleveland 1), am Erie-see, mit 1900 5588 Einw.

Glenwood Springs (ir. *glenn*), Ort im nordamerikan. Staat Colorado, Grafschaft Garfield, an der Mündung des Roaring Fort in den Grand River, 1758 m ü. M., mit 1900 1350 Einw., ist durch heiße Mineralquellen (50 — 60°) und natürliche Schwimmbäder in 40 — 42° warmen Dunsstößen Badort.

Gletsch, fossiles rothbraunes Gerg, dem Bernstein und Gelsanit ähnlich, enthält keine Bernsteinäure, aber wahrscheinlich Ameisenäure. G. findet sich neben Bernstein in Sippreußen.

Gletscher (hierzu Tafel »Gletscher I« mit 4 Kärtchen, und Tafel II u. III), Eisströme, die ihren feartartigen Ursprung in den Firnschneefeldern haben und sich langsam talabwärts bewegen; in Tirol Ferner genannt, in Glarus Firre, Firn, in Kärnten und Salzburg Rees, Firs, in den Tauern Rahr, franz. Glacier, in den Pyrenäen Serneille, in den italienischen Alpen Ghiacciaja, in rätoromanischen Gebiet Bedretto oder Badret, in Wallis Viegno, in Piemont Ruiz, norweg. Frae (Snebræ, Jæbræ), isländ. Jökull. Die Firnschneefelder (A der Fig. 1 auf Tafel II) bilden sich aus den atmosphärischen Niederschlägen in der Region des ewigen Schnees, in den höchsten Tälern der Hochgebirge, unter haben nördlichen und südlichen Breiten im Innern des polaren Binnenlandes. Durch Druck darüber ausgebreiteter neuer Schneefälle und durch Zusammenrücken wird der zuerst lockere Schnee in grobkörnigen Firn (névé) umgewandelt; echte Firnsfelder können sich nicht nur dort bilden, wo sich in hochgelegenen Kesseltälern die Schneemassen aufhäufen, während selbst hoch hinaufgezogen, aber einzeln gestellte Gipfel keine Firnsfelder und deshalb auch keine G. besitzen. Der grobkörnige Firnschnee bereitet in den tiefsten Lagen des Firnsfeldes mehr und mehr, tritt als Gletscherreis an einer tiefsten Stelle (Firnlinie) aus dem Firnschneefeld in Stromform aus und fließt nun im engen Anschluß an die Konfiguration des zu Tal führenden Berges, mit ihm sich verdickend oder verengend, und Bergriegel, die quer durch das Tal ziehen, übersteigend, langsam hinab. Firnschnee, Firneis und Gletscherreis sind in ihren typischen Varietäten trotz mannigfacher Übergänge gut unterscheidbar und cha-

rasterisieren sich besonders durch einen abnehmenden Gehalt an eingeschlossener Luft. Das Gletschereis hat, im Gegensatz zu dem durch direktes Frrieren aus Wasser entstandenen Eis, körnige Struktur. Die Größe der Eiskörner ist am oberen Ende geringer als an den tieferen Stellen, wo sie bei kleineren Gletschern Ballungsgöße erreichen, bei größeren selbst bis zu 10 cm und darüber anwachsen kann. Durch den Wechsel, dem die Korngröße des Gletschereises unterliegt, ist in dem oberen Teil des Gletschers häufiger und deutlicher als weiter talwärts eine Schichtung im Eis des Gletschers nachweisbar. Viel markanter ist aber eine Blätterstruktur im Eis, die widersinnig zur Schichtung, wenn diese überhaupt nachweisbar ist, verläuft, also eine Art falscher Schieferung (s. d.), mit der sie auch hinsichtlich der Entstehung durch Druck identifiziert worden ist. Sie beruht auf einem Wechsel zwischen Blättern von blasenreichem, mehr an Firneis erinnerndem weichen Eis und solchen eines blasenfreien und dichtern blauen Eises (Blattblätterstruktur, Tafel II, Fig. 3). Da das letztere schwerer schmelzbar ist als das erstere, so entstehen an der Oberfläche des Gletschers durch stärkeres Abschmelzen des weichen Eises Külen, die, schwächer entwickelt, eine Art Ritzzeichnung auf der Oberfläche hervorbringen, tiefer eingeschnitten, eine Sammelrinne für Staub und Sand abgeben können, so daß sich Schmutzstreifen bilden, die aber von denjenigen scharf zu unterscheiden sind, die oft in sonder nach unten gebogenen Kurven von variierenden Abständen über den G. hinüberziehen. Die letztern sind Erzeugnisse der Gletscherstürze (s. unten) und bei dem treppenförmigen Abbrechen des Eises durch in die Stufenwinkel eingewehten Staub entstanden; sie bilden dann nach der Regeneration des Gletschers unterhalb des Bruches zunächst gerade Linien und biegen erst später infolge der stärkeren Bewegung der Mittellinie des Gletschers (s. unten) krummenförmig aus.

W., die ihr Material aus nur einem Firnsfeld beziehen, heißen einfache G. (Rhongletscher, Oberaargletscher), zusammengefaßte solche, bei denen zwei oder mehrere Quellströme sich vereinen; der Firnsfeld G. in Wallis und der Bernagletscher im Eptal seien als Beispiel für zweifach, der Gornier G. am Monte Rosa und der Metzgletscher in Wallis (vgl. das Kärtchen, Tafel I, Fig. 1) für mehrfach zusammengefaßte angeführt. Auch unterscheidet man die großen, ihr Eis tief ins Tal hinab sendenden G. als solche erster Ordnung oder Talgletscher von denen zweiter Ordnung (Hängegletscher, Hochgletscher, Zogletscher), den kleineren, kürzeren, die nur hochgelegene Felsenflälen ausfüllen (s. Tafel »Talbildungen«, Fig. 2: Hochgall), wobei freilich viele Übergänge vorhanden sind. Heim stellt drei Typen der G. auf: die alpinen, zu denen auch die des Kaukasus, des Himalaja u. zählten, langgestreckte Eiskörner von verhältnismäßig geringer Breite mit relativ nicht großen Firnsfeldern; die norwegischen, ausgezeichnet durch ungeheure, ganze Hochplateaus bedeckende Firnsfelder, und die grönländischen, radial gegen das Meer ausstrahlende Abflußkanäle des sonst ansteigenden Eises des Binnenlandes (Inlandeises).

Der Neigungswinkel des Beuges, den die G. einschlagen, ist sehr verschieden. Sind bei Hängegletschern Winkel selbst über 30° häufig, so ist das Bett der Talgletscher meist nur 5–8°, ganz selten bis zu 30° geneigt und gewöhnlich dann nur an einzelnen Stellen, an denen sich ganz analog zu den Wasserfällen Eis-

stürze ausbilden (Gletscherkaskade, Gletscherfatarakt, Eisfall, Eislawine; Rhongletscher, Valtzersee am Großglockner, Tafel I, Fig. 2 u. 3). Die gewaltigen grönländischen G. haben meist nur eine sehr geringe Neigung (wenige Minuten). Un ebenheiten des Untergrundes führen zur Bildung von Querspalten, und zwar Erhöhungen zu Talspalten, die nach oben, Vertiefungen zu Grunds palten, die nach abwärts weiter klaffen. Längs spalten entstehen bei Verbreiterungen des Bettes, und durch gleichzeitige Verabwärtigung von Längs- und Querspalten wird die Eismasse in scharfe, scharf kantige, oft haushoch aufragende Blöcke (Eisnabein, Seracs, Eisberge, Tafel III) zerfallen. Besonders da, wo mächtige G. an steilen Abhängen zur Tiefe stürzen, sieht man häufig Seracs, durch tiefe Spalten von der Hauptmasse der G. und voneinander getrennt, mit höchst bizarren Formen und bei schön blauer und grüner Färbung des Eises im Sonnenlicht oft von einer unbefriedigenden Farbenpracht; bei dem Vorrücken der G. stürzen die überhängenden Seracs gern plötzlich zusammen, und andre Eisnabein treten an ihre Stelle.

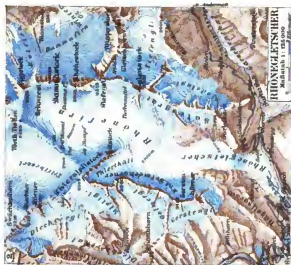
Bewegung der Gletscher.

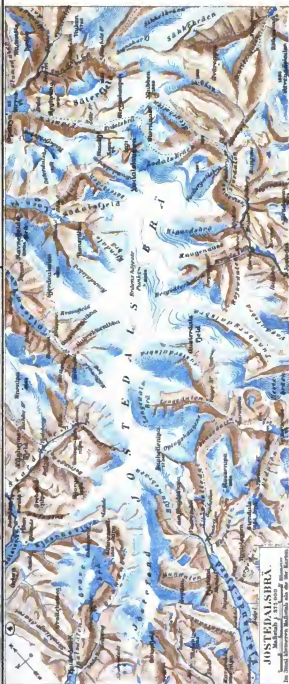
Die Schnelligkeit der talwärts gerichteten Bewegung ist sehr verschieden. Größer Nachschub aus bedeutendem Firnsfeld und damit wachsende Tiefe des Eiskörners, größere Neigung des Terrains, größere Wärme bei Tag und im Sommer, Durchdränkung mit Schmelzwasser wirken beschleunigend, der Mangel dieser Bedingungen verlangsamt auf die Bewegung ein. Ferner haben verschiedene Punkte desselben Gletschers nicht die gleiche Bewegung. Im Oberlauf wandert der G. schneller, im Unterlauf langsamer und, ganz analog einem Fluß, in der Mitte schneller als an den Rändern. In toten Winkeln kann Stillstand, ja selbst ein lokales Auswärtswandern eintreten. Die folgende Tabelle gibt zunächst Zahlen für den mittlern täglichen Fortschritt einiger G.:

Unterargletscher	0,140 – 0,111 Meter
Valtzersee (Eptal)	0,04 – 0,43 „
Kobaltsee (Karnen)	0,107 – 0,664 „
Torjufjället (Grönland)	6,140 „
Jacobshavnsgletscher (Grönland)	15,6 – 22,46 „

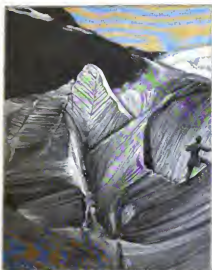
Ble aus den obigen Zahlen ersichtlich, können die grönländischen G. nach Hellands Untersuchungen eine ganz abnorme Geschwindigkeit erreichen, und doch sind sie nur wenig geneigt. Der enorme Nachschub aus den Vorräten des Inlandeises wirkt hier als beschleunigende Kraft. Die Schweizer Regierung und die Schweizer naturwissenschaftliche Gesellschaft stellten seit 1874 am Rhongletscher (Tafel I, Fig. 2) Beobachtungen an, bei denen aus farbigen Steinen hergestellte Linien den G. an mehreren Stellen durchschneiden und, alljährlich kontrolliert, ein getreues Bild der Bewegungsdifferenzen in verschiedener Höhe und Breite des Gletschers geben.

Bzüglich der Ursachen der Bewegung der G. stehen sich mehrere Theorien gegenüber: einige Forscher (unter diesen Drygalski) führen die Bewegung auf die Ausdehnung zurück, die das Wasser beim Gefrieren erfährt, und sehen im G. selbst einen steten Wechsel zwischen Aufstauen (Druckverflüssigung) und Gefrieren (Regelation) voraus; andre finden die Ursache ausschließlich in der Vergrößerung der den G. zusammenhaltenden Eiskörner durch Anfrischlüssen von Infiltrationswasser (thermische Theorie), die überwiegende Mehrzahl (unter andern Tyndall, Forbes, Helmholz, Heim, Pfaff, Mac Connell

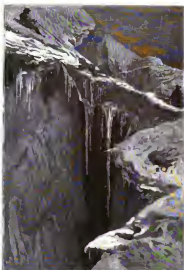
[illegible]



Gletscher II.



3. Blaiblätterstruktur vom Rhonegletscher.



4. Gletscherspalte und Gletscherbrücke.



2. Längendurchschnitt eines Gletschers.



1. Schema einer Gletscherlandschaft (nach Simony).

A Firnsehnefelder, B Gletscherzert, C Gletscherbach; a Seitenmoränen, b Gullerlinie, c Gletscherzertische, d Endmoräne.

Gletscher III.



1. Serac bei den Grands Mulets
(Montblanc).



2. Eispirymiden und Spalten bei den Grands Mulets
(Montblanc).



3. Seracsmauer am Bosongletscher (Montblanc).

und Ränge) rekurrieren auf die Plastizitätsverhältnisse (Translationsfähigkeit), die das Eis in der Nähe des Schmelzpunktes zeigt, und führen auf diese im Verein mit Schwerkraftwirkung das Fortschreiten zurück, das demnach am besten mit der Bewegung einer dickflüssigen Masse auf geneigter Ebene zu vergleichen wäre (mechanische oder Schwerkrafttheorie). Speziell bei denjenigen artischen Gletschern, in deren Eis die Parallelstruktur nachgewiesen ist, nehmen Handberg und Rüchse an, daß die Bewegung so erfolge, daß die eine Schicht über die andere hingleite.

Vermindert wird der G. zunächst durch oberflächliche Abschmelzung in Gegenden und zu Zeiten, wo eine höhere Temperatur als 0° herrscht. Das dabei gebildete Wasser versinkt teils in Haarspalten, teils in größeren Schloten (Gletscherumhüllen, Moulins) bis zum Untergrund, auf dem es sich unter dem G. talabwärts bewegt, bis es am Gletschertar (B der Fig. 1 auf Tafel II), am unteren Ende des Gletschers, als Gletscherbach (C der Figur) hervortritt. Diese seine untere Grenze findet der Eisstrom dort, wo die Abschmelzung (Ablation) durch die im Tal herrschende höhere Temperatur dem Nachschub an Eis die Wage hält, ein Punkt, der ausnahmslos tief unter der Schneelinie des betreffenden Territoriums liegt. Als Beispiel diene folgende Zusammenstellung (nach Peim):

	Geographische Breite	Meereshöhe der Schneegrenze Meter	Meereshöhe der unteren Gletschergrenze Meter
Jochalsalbröden (Norwegen)	61° 36' Nord	1500	50
Löbe Tauern	47° " "	2960	1700
Schweizer Zentralalpen	47° " "	2750—2900	983—1060
Pyrenäen, Nordseite	42° 30'—43° " "	2700—2900	2000
Pyrenäen, Südseite	35° 20' Nord	3670	3011
Himalaja	28° " "	4800	2865
Chilenische Anden	35° 6' Süd	2580	2100
Neuseeland	43° 36' " "	2300	210—845
Greenland	54° " "	1070	0

Die untere Grenze der G. ist (ebenso wie ihre Richtigkeit) veränderlich. Die warme Jahreszeit schiebt sie hinaus, in der kalten wandert sie talwärts. Außer diesen jährlichen Schwankungen sind aber auch große Perioden des Vorrückens und des Rückschreitens der G. unterscheidbar. So ist der Rhonegletscher 1856—80 um 854 m. Rück, der Glacier 1868—78 im jährlichen Durchschnitt um 73 m zurückgegangen; 1879—80 hielt sich der letztere stabil. Ende 1880 rückte er wieder vor. Zurzeit sind die meisten G. der Alpen im Rückgang, namentlich alle G. des Oberengadins, so besonders der Rofsegletscher, der Rattraishgletscher, der Paläggletscher, der Biemergletscher; der Hornogletscher ist in den letzten Jahren durchschnittlich um 14,2 m zurückgewichen und an zwei Stellen um 6,5 m vorgeückt. An den mit Karten versehenen Gletschern des Haute Maurienne, der Grandes Kauffes und des Oisans hat sich nach den Beobachtungen der französischen Gletschert Kommission der in früheren Zeiten sehr rasche Rückgang in den letzten Jahren sehr verlangsamt und ist 1902 ganz zum Stillstand gekommen. Während also die einen G. vorrücken, gehen andere zurück. Von den seit 12 Jahren beobachteten Gletschern des Berner Oberlandes waren nach Farel

Im allgemeinen stellt sich aber doch heraus, daß, soweit die für früher allerdings nur dürftigen Notizen reichen, alle alpinen G. wenigstens ungefähr, d. h. mit geringen Abweichungen in den Jahreszahlen des Eintritts des Rückfalls, dieselben Perioden des Vorrückens und des Schwindens gehabt haben. Solche Perioden sind: vorrückende Leubenz 1595—1610, 1630—40, 1677—81, 1710—16, 1760—86, 1811—1822, 1840—50 aber 1855; rückfallende Tendenz 1750—67, 1800—1812, 1822—44, 1855—80. Der Warner G. und der Unteraargletscher haben in der letzten Periode erst 1867 und 1871 den Rückzug angetreten. Bemerkenswert ist, daß in den Zeiten des Vorrückens die Bewegung der G. meist größer ist als während des Rückganges, und daß deshalb der Vorrückung sich stets in kürzerer Zeit vollzieht als der Rückzug. So ist der untere Grindelwaldgletscher seit 1893 auf der rechten Seite um 90 m, auf der linken um 50 m vorgeückt, von 1895—97 aber hat der mittlere Teil, dem der See entspricht, um 30—30 m gewonnen; von 1898 an schwand der G. wieder rasch und beständig und zwar bis 1902 um 40 m. Der obere Grindelwaldgletscher ist seit 1893 um 233 m zurückgegangen; der Eigergletscher auf seiner rechten Seite um 40—70 m, während er auf der linken unverändert geblieben ist. Die Steigerung und Abschwächung der Gletschertätigkeit steht offenbar im Zusammenhang mit dem meteorologischen Charakter der betreffenden Zeitperiode, also mit der Abweichung in der Temperatur und in den Niederschlagsmengen von den mittleren Werten. Daß eine weiter zurückliegende geologische Periode (das mittlere Juvium) besonders günstige Verhältnisse für ein Anwachsen der G. dargeboten haben muß, wurde unter „Eiszeit“ und „Juvium“ besprochen.

Die Meereshöhe der unteren Gletschergrenze (s. obige Tabelle) ist abhängig von der mittleren Temperatur der Gegend und nähert sich deshalb in hohen Breiten mehr und mehr dem Meeresspiegel. Einen sehr wichtigen, diesen allgemeinen Satz wesentlich alterierenden Einfluß aber üben lokale Verhältnisse aus. So befördert die Kombination von heißen Sommern und gemäßigten Wintern die Gletschertätigkeit im Gegensatz zu heißen Sommern, selbst wenn diese mit kalten Wintern gepaart auftreten. Daß nicht allein hohe Kälte, sondern vielmehr gerade reichliche Niederschläge die Gletscherbildung begünstigen, geht auch daraus hervor, daß im Himalaja die den wasserbeladenen Westwinden ausgesetzte Südseite weiter hinunter vergletschert ist als die von trocknen Landwinden bestrichene Nordseite. Wohl ähnliche lokale Verschiedenheiten sind die Ursache, daß die G. Patagoniens unter 47° noch bis an das Meer reichen, während die Schneegrenze in den unter gleicher nördlicher Breite liegenden Alpen 1000—1700 m ü. W. liegt.

Geographische Verbreitung der Gletscher.

Die am meisten vergletscherten Gebiete Europas sind, abgesehen von Island und Spitzbergen, welche Inseln, ihrer Lage unter hohen Breiten entsprechend, bedeutende G. besitzen, die Alpen, die Pyrenäen und die norwegischen Gebirge. In den Alpen werden 1155 G. gezählt und das vergletscherte Territorium auf 3000—4000 qkm geschätzt.

Der längste unter den Alpengletschern ist der große Aletschgletscher mit 24 km Länge und einer Breite von 1,8 km, was einer Gesamtoberfläche von etwa 130 qkm entspricht (Tafel I, Fig. 1). Die Richtigkeit der Eismasse schätzt Peim auf 200—400 m, und daraus berechnet er für die ganze Eismasse 10,800 Mill.

1900: 2 im Wachen, 1 stillstehend, 9 im Rückgang.

1901: 0 " " 1 " " 9 " "

1902: 2 " " 5 " " 1 " "

abm. Die Pyrenäen haben nur kleinere Hängegletscher, besonders aus ihrer Nordseite, aufzuweisen. Norwegens Hauptgletschergebiet sind die Jostedalstraßen, von denen 24 G. erster Ordnung und mehrere Hundert zweiter Ordnung entspringen (Tafel I, Fig. 4). Von Europas Grenzgebirgen ist der Ural gletscherfrei, der Kaukasus dagegen in seinen höhern Gipfelgruppen stark vergletschert, sein größter G. ist der Kalkidibon oder Karagan von etwa 8 km Länge. Asiens größte G. liegen im Himalaja, im Hindukusch und im Karakorumgebirge. Aus letzterem wird ein G. von 58 km Länge und 1,5–4 km Breite beschrieben, der Baltorogletscher, der nach Vereinigung mit dem Biologogletscher eine Gesamtlänge von 103 km erreicht. Afrika ist gletscherfrei bis auf eine unbedeutende Gletscherbildung am Gipfel des Kilimanjaro, ebenso das australische Festland; dagegen besitzt Neuseeland eine große Anzahl sehr bedeutender G. In Nordamerika konzentriert sich die Gletschertätigkeit in Grönland, wo eine große Anzahl gewaltiger G. die Rassen des Binnen- (Inland-) Eises dem Meer zuführen. Als großartigster wird der Humboldt-gletscher genannt, der in einer Mächtigkeit von weit über 200 m und einer Breite von nahezu 100 km in das Meer mündet. Ein großer Teil der mitunter weit südwärts wandernden Eiszüge (s. Fig. 1) wird durch das Abdrücken der Störnen großstädtischer, in das Meer mündender G. geliefert («Kalben» der G.). Im übrigen Nordamerika tragen die bedeutenden Bergzüge im W. vom Norden an bis etwa zum 43. Breitengrad zahlreiche G., von da ab nach S. fast gar nicht mehr. Die zwischen den Wendekreisen gelegenen Korbilleren zeigen nur an einzelnen Stellen Spuren der Gletschertätigkeit; weiter nach Süden aber nehmen sich die G. rasch und steigen schon in der chilenischen Provinz Colchagua (unter 34° südl. Br.) bis zu 1800 m Meereshöhe herab. In den tropischen Breiten zeigen sich die G. durch eine sehr zerfressene Oberfläche aus und bilden Übergänge zu dem Nieve penitente oder «Wäherne» (s. d.), wie er an den Ostabhängen der argentinischen Korbillere vorkommt.

Wirkungen des Gletschers.

Die geologische Wichtigkeit der G. beschränkt sich nicht auf den Transport des Eises von Vergeshöhen hinab in das Tal, vielmehr dient der G. auch als Behälter für bedeutende Steinmassen, die von den Felswänden längs des Gletscherbettes durch die Einwirkung der Atmosphärenteilchen abgelöst werden und auf den G. niederfallen. Durch die langsame, aber stetige Bewegung talwärts ordnen sich die Blöcke zu zwei Reihen an, parallel zur Längsachse des Eisstroms, nahe den betriebsfertigen Ufern (Seitenmoränen, Gandelken in Bern, Moraines latérales, Tafel II, Fig. 1a). Bei Gletschern, die aus der Vereinigung zweier Eiszirone entstanden sind, legen sich zwei Seitenmoränen zu einer Mittelmoräne (Cufferlinie, Bandes, Moraines médianes, b der Figur) zusammen, die sich in Wechsellagen wiederholen, wenn sich drei oder mehr G. vereinen. Sie überragen oft bedeutend die Oberfläche des Gletschers, zumal da der durch die Gesteinsbedeckung vor der Einwirkung der Sonne geschützte Gletscherstreifen weniger absmälzt als der übrige ungeschützte Teil. Besonders deutlich ist dies bei den sogen. Gletschertischen (Champignons, c der Figur) nachweisbar, einzelnen in die Mitte des Stromes geratenen Blöden, unter deren Schutz sich Eisäulen, meist 0,5–1 m, mitunter selbst 2–4 m hoch, erhalten haben, denen nun das Gesteinsstück wie der Hut eines Pilzes aufsitzt.

Aber auch am Grunde des Gletschers bewegt sich Gesteinsmaterial, vorwiegend in Form eines Zerreibungspulvers, das in dem dort sich bewegenden und als Gletscherbach austretenden Wasser suspendiert wird und demselben oft eine intensive graue Färbung (Gletschermilch) erteilt. Daneben kommen auch größere Gesteinsstücke, mitunter fest im Eis eingewachsen, am Grunde vor, die bei ihrer Wanderung talwärts den festigen Untergrund und die Seitenwände des Gletschers ripen und polieren (Gletscherstreifen), dabei selbst aber gerippt und gestreift werden (gerippte Gerölle, Scheuersteine). Unebenheiten des Untergrundes werden geradnet, Felszacken allmählich entfernt und namentlich in der Richtung des anstehenden Gletschers, also talauf, gerundet und dadurch die eigenartigen, mit Streifung versehenen runden Formen erzeugt, die man als Rundhöcker (Roches moutonnées, f. Tafel «Erosion», Fig. 5) bezeichnet. Wo der G. sein Ende findet, wird grobes und feines Material zugleich zum Abfall kommen (Endmoränen, Stirnmoränen, Moraines frontales, d der Figur). Eine besondere Wichtigkeit besitzen die Gletscherstreifen, gerippten Gerölle, Rundhöcker und Stirnmoränen (Geschiedewälle) als bleibende Signale, wenn sich der G. zurückzieht, und von ihrem Nachweis ist die Kenntnis der weiten Verbreitung der G. in geologischer Vorzeit (s. Einleit.) ausgegangen. Immerhin ist bei der Deutung solcher Anzeichen Vorsicht zu empfehlen, da die an ehemalige Gletschertätigkeit geknüpften Erscheinungen (so z. B. die sogen. Riesenlöcher, f. Tafel «Erosion», Fig. 4, mit Text) recht ähnlich auch durch fließendes Wasser erzeugt werden können.

Geschichte der Gletscherforschung.

Unter den alten Geographen kennt schon Strabon die Eiszüge und G.; unter den neuern gibt Sebast. Münster 1543 in seiner «Cosmographie» die erste Kunde davon, genauer Suter 1574, der schon Firn und G. unterscheidet. Holtzinger und Scheuchzer stellten im Anfang des 17. Jahrh. die erste Theorie über das Vorrücken der G. auf, das sie aus der Ausdehnung des in den Gletscherpalten gefrierenden Wassers und der Ausdehnung der im Gletscheris eingeschlossenen Luft herleiteten. Christen und Maun (1751) verbreiteten die phantastische Vorstellung eines den höchsten Rücken der Alpen von der Rheingauke bis nach Grindelwald bedeckenden wirklichen Eismeers, aus dem die Gletscherströme sich in die Nachbarräler verbreiteten, erklärten aber ihr Vorrücken richtiger aus den Wirkungen der Schwere. Bruner's 1760 erschienenen Werk über die Eisgebiete der Schweiz fasst die ganze damalige Kenntnis der G. zusammen. Von großer Wichtigkeit für die Kenntnis der G. wurden Saussure's Untersuchungen der G. von Chamonix in den Jahren 1760 und 1761. Das Ansehen dieses Gelehrten ließ freilich die zuerst von Vordier 1773 über das Vorrücken der G. ausgesprochene Ansicht, daß sie sich wie eine jährflüssige Masse bewegen, lange Zeit wenig Beachtung finden, bis sie erst in unsrer Zeit durch Messung und Experiment als die richtige erkannt wurde. In Kuhn's Werk «Versuch über den Mechanismus der G.» (1787) werden zum erstenmal die über das heutige Eisgebiet hinausragenden Moränen verfolgt und so der Grund zur Kunde eines in vorgeschichtlichen Zeiten größern Umfangs der Gletschertätigkeit gelegt. Aber erst mit Hugos kühnen Forschungsgreifen auf den Gletschern und firnbedeckten Gipfeln des Berner Oberlandes, deren Beschreibung 1830 erschien, beginnen die ge-

namen Untersuchungen der G. Sie wurden dann besonders 1841—43 von Agassiz und Bild (dem Bearbeiter der vortrefflichen Karte des Unteraargletschers), Defor, R. Vogt u. a., von Forbes und den Gebrüdern Schlagintweit gefördert und seit 1880 auf Anregung der Schweizer Eidgenossenschaft, des Schweizer Alpenklubs und der Schweizer naturforschenden Gesellschaft systematisch betrieben, zunächst am Khonegletscher, später auch an der Fäzlerze und anderwärts, z. T. auch mit Unterstützung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Eine durch Anregung des französischen Alpenklubs entstandene französische Gletscherkommission fördert eifrig die Untersuchung der französischen G. 1894 hat sich auf dem internationalen Geologenkongreß in Zürich eine internationale Gletscherkommission gebildet, die alle aus G. bezüglichen Arbeiten einheitlich veröffentlichen will. Eine Konferenz von Gletscherforschern tagte im Sommer 1899 in Gletsch im Wallis und 1901 zu Bern im Oytal und einigte sich über weitere wünschenswerte Untersuchungen (»Petermanns Mitteilungen«, 1900, S. 80 ff.; 1902, S. 15 ff.).

Aus der umfangreichen Literatur sind im folgenden nur einige größere oder für die Geschichte der Gletscherkunde besonders wichtige Werke (soweit sie nicht schon oben erwähnt wurden) herausgegriffen: Hugl, Alpenreise (Soloth. 1890); Charpentier, Essai sur les glaciers et sur le terrain erratique (Lausanne 1841); Agassiz, Etudes sur les glaciers (Neuchât. 1840, deutsch 1841) und Nouvelles études (Par. 1847); Forbes, Norway and its glaciers (Lond. 1853; deutsch Leipz. 1855); Rouspon, Die G. der Jetztzeit (Zür. 1854); Dollfus-Aussel, Matériaux pour l'étude des glaciers (Par. 1863—1873, 13 Bde.); Tyndall, Die G. der Alpen (deutsch, Braunsch. 1898); Bend, Die Vergletscherung der deutschen Alpen (Leipz. 1882); Heim, Handbuch der Gletscherkunde (Stuttg. 1885); E. Richter, Die G. der Ostalpen (bas. 1888) und Neue Ergebnisse und Probleme der Gletscherforschung (Wien 1899); Focet, Essai sur les variations périodiques des glaciers (Genf 1881 u. 1900); Böhm v. Böhmersheim, Geschichte der Würdenerkunde (Wien 1902); Wachdel, Gletscherkunde (Leipz. 1902); F. Sch. Die G. (Braunsch. 1904). Vgl. auch die Artikel »Eis, Eiszeit, Diluvium und Polarforschung«.

Gletscherfloß, f. Springkähne.

Gletschergarten, f. Tafel »Erosion«, Fig. 4, mit Text.

Gletschermühlen, f. Gletscher, S. 29.

Gletschernelke, f. Dianthus.

Gletscherkliffe, **Gletscherschrammen**, **Gletscherkreuzen**, f. Gletscher und Eiszeit.

Gletschertisch, f. Gletscher, S. 30.

Gletschertöpfe, s. wie Riesentöpfe, f. Tafel »Erosion«, Fig. 4, mit Text.

Gletscherwein, weißer Landwein (La Neze), der in der Schweiz meist in Flaschen in hochgelegene, possend eingerichtete Dillen gebracht und dort einige Zeit belassen wird. Der Wein altert bei diesem Verahren, erhält eine dunklere Färbung und ein feines Bukett und soll auch beträchtlich reicher an Alkohol werden. Sein Lagern in der Ebene erreicht der La Neze die genannten Eigenschaften niemals. Verhölmt ist der W. aus dem Tal von Anniviers.

Gletscherwind, aus den unteren Höhlungen der Gletscher hervorbrechender Luftstrom, entsteht durch den Temperaturunterschied zwischen der äußeren und der im Gletscher eingeschlossenen Luft.

Gletschan, Dorf im preuß. Regbez. Danzig, Kreis Danziger Höhe, an der Danziger Bucht, hat ein Seebad und (1900) 550 Einw.

Gleuel, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Köln, hat eine kath. Kirche und (1900) 2113 Einw.

Gleuometer (griech., »Koinmester«), ein von Chevalier zu Paris, nach Angabe Wabert de Baur, verfertigtes Aräometer zur Bestimmung des spezifischen Gewichts des Roheis.

Glebe (Gläse, Schwertig le de), der Helmbarthe ähnliche Waffe des 12.—16. Jahrh., allgermanischem Gebrauch, Schwerter (Stramafajen) auf Stangen zu befestigen, entsprungen: ein auf beiden Seiten scharfes, schwerartiges Blatt, in eine Spitze auslaufend und mit mehreren seitlichen Haken, auf 5—6 m langem Schaft befestigt. Glewener (Spießer), der eine G. führende Reiter, war stets von Adel und ritt nie als Einpänniger, d. h. mit einem Pferd ohne Diener.

Gleubenbürger (von Glebe, f. d.), Belebte, die sich in den Zeiten des Faustrechts zum Schutz und zur Verteidigung der Städte gebrauchen ließen und dafür das Bürgerrecht erhielten. Vgl. Bürger, S. 690.

Glevum (Colonia G.), f. Glouchester 1) (Stadt).

Gleure (ne. gic), Charles, franz. Maler, geb. 2. Mai 1806 zu Ueberliß im schweizer Kanton Aargau, gest. 5. Mai 1874 in Paris, machte seine ersten Studien bei Serret in Paris und ging 1830 nach Italien, wo er in das Wesen der verschiedenen Schulen einzudringen suchte und Giotto mit derselben Sorgfalt studierte wie Raffael, auch mehrere historische Genrebilder malte. Nach Italien ging er 1834 als Reisebegleiter und Zeichner eines Amerikaners nach dem Orient und besuchte Ägypten, Arabien, Syrien, Griechenland und die Türkei, allerorten Denkmäler, Landchaften, Trachten, Volksgebräuche nach der Natur zeichnend. Erst 1838 kam er nach Paris zurück. Vor das Publikum trat G. zuerst 1840 mit einem Gemälde: Johannes auf der Insel Patmos. Doch errang er erst 1843 mit dem Abend, einem Motiv vom Nil, einen Dichter darstellend, der vom Ufer aus die personifizierten Träume seiner Jugend in einem Kahn davonschifft (im Louvre), einen durchschlagenden Erfolg. Er suchte sich fortan seinen eignen Weg, indem er Kraft des Ausdrucks und Tiefe der Empfindung mit poetischer Idealität verband. Er malte religiöse, historische und mythologische Bilder. Doch sind die letztern keine vollendeten, weil er romantische Stimmung der strengen Formensprache der Antike zu gefallen suchte. Seine Hauptwerke sind: die Trennung der Apostel (1845, Kirche zu Montargis), die Nymphe Echo (1846), der Tanz der Bacchantinnen (1849), der Tod des Majors Davel (1850, Museum in Lausanne), Boas und Kuit, der Triumph des Helvetiers Divo über die Römer (1858, Museum in Lausanne), Hercules und Omphale (1863), Pentheus von den Mänaden verfolgt (1864, Museum in Basel), die Zauberin (1868), Sappho. Ohne große Kraft und Ursprünglichkeit in der Erfindung und oft etwas weich und empfindsam im Ausdruck, zeichnet er sich durch Adel der Darstellung, tiefes und edles Gefühl und höchste Reinheit in der Durchbildung der Form aus. Vgl. Clement, Charles G. (2. Aufl., Par. 1885).

Gliadin, f. Kleber.

Glied (Articulus), beweglicher Teil eines Ganzen, z. B. einer Kette. In der Zoologie Ring (Segment) am Leib eines gegliederten Tieres, aber auch Gliedmaße (Arm, Bein) im Gegensatz zu Kopf und Kumpf, endlich auch beweglicher Abschnitt einer Gliedmaße

(z. B. Fingerglieder), falls diese gegliedert ist. S. auch Gliedmaßen. Männliches G. f. Kute. — G. in der Botanik das Mittelstück zwischen zwei Gelenken einer Pflanze. — In der Mathematik allgemeiner Ausdruck für eine Größe, die zwar für sich abgeschlossen ist, aber in Verbindung mit andern betrachtet wird, z. B. G. einer Reihe, einer Gleichung. — In der Logik ein einzelner Teil oder Satz (Barber, Mittel-, Hingriegel) eines Syllogismus. — Militärisch ist G. eine Reihe nebeneinander stehender Soldaten, gelassen, wenn leitere mit Fühlung, geöffnet, wenn sie mit Zwischenraum stehen, wie z. B. bei Feststellungen etc.; Gliederabstand ist der freie Raum zwischen den hintereinander stehenden Gliedern, in Deutschland bei Fußtruppen 64 cm von der Brust des Hintermannes zum Rücken des Vordermannes, bei Reitern ein Schritt; die Infanterie sämtlicher Militärstaaten hat seit 1870 die zweigliederige Grundaufstellung angenommen. Gliederfeuer, gleichzeitiges Feuer. Über Salbe zu vier Gliedern f. Salbe. — In der Baukunst heißen Glieder die Elemente, aus denen sich die Strukturteile, insbes. die Gesimse eines daulichen Gebäudes zusammensetzen. Rein äußerlich unterscheidet man gerade (Blatten, Schrägen) und geschwungene Glieder (Bügel, Rundstäbe, Hohlkehlen, Karkasse oder Blattwellen), auf deren rhythmischem Wechsel die Schönheit des Gebäudes beruht. Im Sinne der durch R. Böttcher für die hellenische Baukunst entwickelten Tektonik zerfallen die Glieder je nach ihrer ästhetisch-historischen Funktion in bedeckende, schwebende, verbreiternde, mehr oder weniger neutrale Hauptglieder, in stehende (Blattwellen, Kymaten), verbindende (Rundstäbe, Bügel, Kienchen), trennende (Kehlen, Plättchen) und freibiegende, krönende (Simas, Lysien) Glieder. Zusammenfassend bezeichnet man die letztern vier Arten je nach ihrem Platz auch als Unter-, bez. Oberglieder. Vgl. Giebs und Tektanik.

Gliederabstand, f. Glied (militärisch).

Gliedererger (Wiesenmaosenge), f. Egge, S. 390.

Gliederfeuer, f. Glied (militärisch).

Gliederfrucht (Gliederhülle), f. Frucht, S. 178.

Gliederfüßer (Arthropoden, Arthropoda), einer der großen und der an Arten bei weitem reichste Stamm des Tierreichs. Charakteristisch für die G. ist die Gliederung des Körpers und der Beiß gegliederter Anhangs (Gliedmaßen, Extremitäten), der sie von den gleichartig (homonom) segmentierten Ringelwürmern unterscheidet. Ein weiteres wichtiges Merkmal bildet die feste, aus Chitin bestehende Körperbede, die von dem einschichtigsten Körperhäut, der Hypodermis, als Cuticularbildung abgeheben wird. Die Chitindecke bleibt bei manchen Gliederfüßern dünn, bei andern (großen Krabben und Käfern) erlangt sie häufig noch durch die Einlagerung von Kalksalzen gefestigt, eine sehr bedeutende Stärke und wird dann als Panzer oder Hautsklerit bezeichnet; sie dient zum Schutz der van ihr umschlossenen Weichteile und zum Anheft der Muskeln, die sich also an die Innenfläche dieses Außenstels anheften. Die Gliederung ist eine heteronome, d. h. die einzelnen Körperteile sind verschieden ausgestattet. Der Kopf trägt die Augen, Fühler und Mundwerkzeuge, in ihm liegt das Gehirn; darauffolgt die Brust (Thorax) mit den Hauptbewegungsorganen (Beinen, Flügel) und an ihn schließt sich der Hinterleib (Abdomen) an, der Gliedmaßen tragen kann (Krabbe) oder ohne solche ist (Spinnentiere, Insekten). Sowohl einzelne Segmente wie ganze Abschnitte können verschmelzen, so Kopf und Brust zum

Cephalothorax (Krabbe, Spinnentiere). An einem Körper findet sich nicht mehr als ein Gliedmaßenpaar; diese selbst sind sehr vielgestaltig, je nach der Art ihrer Verwendung zum Laufen, Beißen, Kauen, Saugen (Fühler, Mundwerkzeuge), Gehen, Kriechen, Klettern, Graben, Greifen, Schwimmen (Web-, Grab-, Klaub-, Schwimmfüße etc.). Wie die freien Gliedglieder der Extremitäten, so sind auch die Körperglieder durch weiche Gelenkhäute verbunden, so daß eine Bewegung gegeneinander, wie auch eine gewisse Ausdehnung dadurch ermöglicht ist, doch ist letztere nur beschränkt, so daß nur ein geringes Biegemoment möglich ist und die Chitinhaut in gewissen Zwischenräumen von dem heranwachsenden Tier abgeworfen wird. Unter der alten bildet sich wieder als Abcheidung der Hypodermis die neue Chitindecke, die anfangs weich ist, aber bald erhärtet. Entsprechend den verschlebbenen Stadien der Metamorphose zeigt die neue Haut eine von der alten abweichende Gestaltung. Die Häutung setzt sich auch auf die innern, mit Chitin ausgekleideten Teile (Darm, Genital- und Drüsenausführungsgänge etc.) fort.

Das Nervensystem besteht wie das der Ringelwürmer aus dem über den Schlund gelegenen Gehirn (Oberlundganglion), dem Schlundring, der sich zum Unterlundganglion verbißt und dem von diesem ausgehenden strickleitförmigen Bauchmark, das ein Ganglienpaar in jedem Körperteil und diese verbindende Quer- und Längskommisuren aufweist. Die Zahl der Ganglien ist je nach der größeren Streckung oder Konzentration des Körpers bei den einzelnen Gliederfüßern eine sehr differente. Ein sympathisches Nervensystem versorgt die Eingeweide. Äußerst charakteristisch sind die Augen der G., die man als einfache (Ocellen) und zusammengesetzte oder Facettenaugen untercheidet (s. Auge). Hörwerkzeuge finden sich am Kopf, aber auch als Cavithierorgane am Hinterleib und den Gliedmaßen. Sinneshaare zum Tasten, Kriechen und Schmecken finden sich besonders an Fühlern und Mundteilen. Der Darm ist je nach der Ernährungsweise verschieden gebaut und von differenter Länge, selten fehlt er (Krabben); oft besitzt er umfangreiche Anhangsorgane (Leber der Krabbe und Spinnen); auch Exkretionsstämme münden in ihm (Malpighische Gefäße der Spinnen, Insekten etc.). Außerdem finden sich besonders bei den Krabben als Kiemen gewundene Schläuche (Antennen- und Kiemenbrühen), die am Kopf ausmünden. Das Blutgefäßsystem fehlt bei manchen Gliederfüßern, bei andern besteht es nur aus einem sad- oder schlauchförmigen Herz (Rückengefäß), in dem sich das Blut von hinten nach vorn bewegt, um direkt in die Leibeshöhle einzutreten oder durch Gefäße weiter geleitet zu werden. Als Atmungsorgane dienen Kiemen oder Lungen, auch kann, zumal beim Fehlen der Respirationsorgane, die Atmung durch die Haut erfolgen. Die Kiemen finden sich als äußere sad-, blatt- oder fadenförmige Anhangs der Gliedmaßen bei den meißt wasserlebenden Krabben und Paläarktischen, die übrigen (Landlebenden) G. führen Lungen. Dies sind entweder Tracheen, d. h. mit einer äußeren Öffnung (Stigma) beginnende Röhren, die sich bald verästeln und durch feinste Zweige an den Organen ausbreiten. Die Lungen suchen also hier das Blut auf, während sonst das Blut den Lungen in besonderen Gefäßen zugeführt wird. Übrigens gibt es auch mehr lufatmende Lungen, die als Tracheen wenig umfangreiche, buschartig gebäuterte Sack bilden (Spinnentiere).

Die Fortpflanzung der G. geschieht nur auf geschlechtlichem Wege, und zwar sind sie, mit Ausnahme der Rankenföhler (s. d.), getrennt geschlechtlich; bei vielen kommt Parthenogenese (s. d.) vor (Krebse, Insekten), doch pflegt auf eine Reihe von Generationen, die sich durch unbefruchtete Eier fortpflanzen, wieder eine zweigeschlechtliche Generation zu folgen. Männchen und Weibchen können in Form, GröÙe und Färbung sehr different sein, zumal dann, wenn das Weibchen wie bei vielen Parasiten Unmengen von Eiern hervorbringt und zugunsten des Geschlechtsapparates sehr starke Veränderungen seiner äußern und innern Organisation erfährt; in andern Fällen ist die Zahl der Eier gering. Diese Verhältnisse wie diejenigen der Entwicklung hängen ganz von der Lebensweise ab. Die Entwicklung erfolgt z. T. direkt, indem das Junge zwar noch klein, aber in ziemlich fertiger Gestalt aus dem Ei schlüpft, z. T. aber auf indirektem Wege durch mehrfache Verwandlung (Metamorphose), wobei sowohl das auskriechende Junge als auch die spätern Stadien recht different von dem fertigen Zustand sein können; wir erinnern nur an die sehr kleine Kaulpustellarve der Krebse (s. d.), die Raupen, Maden und Puppen der Insekten.

Die Organisation der G. erlaubt ihnen die Anpassung an sehr verschiedene Lebensverhältnisse, und so finden wir sie nicht nur an Zahl der Arten, sondern auch an Reichthum der verschiedenartigsten Formen andern Tierstämme weit überlegen. Am nächsten verwandt sind die G. den Ringelwürmern (Anneliden), von denen sie sich herleiten dürften, und mit denen sie früher (als Articulaten) vereinigt wurden. Eingeteilt werden sie in: 1) Krebse (Crustacea, incl. Tritobiten), 2) Palaestraca (Weißschwanzkrebse (Xiphosura), Gigantostalken), 3) Spinnentiere (Arachnoidea), 4) Urtracheaten (Protracheata), 5) TausendfüÙler (Myriopoda), 6) Insekten (Hexapoda). S. die einzelnen Gruppen. Wohl hat man außerdem eine Einteilung in die zwei großen Abteilungen der durch Kiemen (Branchialia) und durch Lungen atmenden G. (Tracheata) versucht, doch dürften auf diese Weise nicht zusammengehörende Gruppen (Spinnentiere und Insekten) vereinigt und näher verwandte (Spinnentiere und Poliostraten) getrennt werden.

Gliederhaare, f. Haare.

Gliederhülse (Gliederhülle), f. Frucht, S. 178.

Gliederkorallen (Ostastinien), f. Korallenpolypen.

Gliederkrankheit, f. Lähme.

Glieder, künstliche (Ersatzglieder, Prothesen), aus Holz, Metall, Kautschuk u. angefertigte Apparate, die nach Verlust eines Körperteils oder Gliedes (Hand, Arm, Fuß, Bein) an den Stumpf desselben angefügt werden, um das verlorene gegangene zu ersetzen oder die Einstellung zu mindern. Schon Gaius Plinius Secundus erzählt von dem Gebrauch einer künstlichen eisernen Hand im zweiten Punischen Kriege. Bekannt ist die eiserne Hand des Hüh von Verdingen, die, 1,5 kg schwer, ihm die 1504 vor Landshut in Bayern abgehackene rechte Hand ersetzte (über dieselbe vgl. v. Kessel, Berl. 1815). Zweckmäßig konstruierte L. G. ersetzen die Funktion des verloren gegangenen Gliedes oft sehr vollkommen, erlauben z. B. das Stehen und Gehen, sogar ohne Krücke nach Verlust des Beines, bei entsprechender Übung befähigt das Ersatzglied selbst zu den kompliziertesten Bewegungen, z. B. zum Schreiben mit der künstlichen Hand. Auch ästhetische Mängel und der nachteilige Einfluß, den der Verlust größerer Glied-

maken auf Stellung und Haltung des Rumpfes ausübt, empfehlen den Gebrauch künstlicher Glieder. Bei allen künstlichen Gliedern kommen folgende drei Faktoren in Betracht: 1) der Körper oder die Hülse soll in ihrer äußern Form dem abgetrennten Gliede so ähnlich wie möglich und bei möglichst geringem Gewicht genügend fest und dauerhaft sein. Man formt sie aus gedörrtem Holz (meist Linden- oder Weidenholz), aus Leder (eventuell verschönert), vorzugsweise aber aus Hartgummi. Zumeilen werden die Hülsen zur Erreichung größerer Festigkeit noch mit Stahlkernen versehen; vollständige Metallhüllen sind außer Gebrauch gekommen. 2) Der Mechanismus verbindet die Hülse mit dem vermittelten gewisfe Stellungen und Drehbewegungen derselben. Bei künstlichen Beinen ist ein dreifacher Mechanismus erforderlich: für die Bewegung im Kniegelenk, im Sprunggelenk und an den Fehen. Die Gelenke werden im allgemeinen durch ein Zinzel- oder Scharniengelenk nachgeahmt. Besonders fest und dauerhaft muß der Kniegelenkmechanismus gearbeitet sein. 3) Die Hilfsapparate dienen teils zur Befestigung des künstlichen Gliedes am Gliedstumpf oder am Kumpf des Trägers, z. B. Obergürtel, Kniesträger u., teils nehmen sie den Stumpf auf und erhalten ihn in seiner Form, verhindern stärkere Verschlebung der Weichteile an denselben und schützen ihn auch vor Druck u. Der den Stumpf aufnehmende Teil hat gewöhnlich die Form eines gepolsterten, dem Stumpf angepaßten und mit weichem Leder überzogenen Trichters.

Aus der großen Zahl verschiedener Konstruktionen sind folgende als die bewährtesten hervorzuheben. Für die untern Extremitäten: das Anglesey-Bottische Bein, von Bott in Chelsea 1816 für den Marquis v. Anglesey verfertigt, ist in England sehr verbreitet. Das Bein von William Sesho in New York ist eine Verbesserung des Anglesey-Beines; es kostet ca. 600 Mk. Das vom Mechaniker Bedmann in Kiel nach Csmarck's Angabe konstruierte Bein enthält einen guten Kniegelenkmechanismus und eine federnde Vorrichtung zur Beugung des Kniegelenks und Streckung des Fußgelenks (Preis 150 Mk.). Die Oberschenkelhülse ist ein Kord aus Stahlfangen, Kniegelenkmechanismus aus Holzteilen mit Stahlschrauben hinten und Gummigurt vorn zur Regulierung der Streckung. Der Mechanismus des Sprunggelenks ist ein beschränkter Kniegelenk, der Hebelmechanismus ein Scharnier mit zwei Spiralfedern. Gewicht 2,75 kg, Preis etwa 150 Mk. Das Kunstbein von A. Marks in Philadelphia wurde sehr gelobt, der aus Weichgummi bestehende Fuß wurde aber bald zusammengebrüht, unelastisch, und nun wurde bei jedem Schritt ein starker Stoß auf den Stumpf fortgeleitet. L. G. aus Hartgummi von Marks sind leicht und dauerhaft und daher viel im Gebrauch. Mit die besten künstlichen Beine sind die von Geffers (Berlin), Pfister (Berlin), F. A. Schwabe (Berlin) u. a. Man wende sich für Bestellungen stets an größere Firmen. Die neuere Technik fertigt sehr gute künstliche Beine, mit denen die Träger lange Wege machen, in die Eisenbahn einsteigen können u. Der Stützpunkt für künstliche Beine wird jetzt möglichst auf das Beden verlegt, sonst auf den Oberschenkel; die Stüpfung auf dem Knie (s. Stelze) reißt oft wund und ermüdet leicht. Prinzipiell wichtig ist ferner die Verlegung des künstlichen Kniegelenks hinter die Achse des Gliedes; erst hierdurch wird den Oberschenkel-Amputierten das sichere Gehen mit beweglichem Kniegelenk möglich gemacht. Die Gelenke werden vielfach durch polierte Glastugeln gebildet,

die in Höhlungen aus hartem Kautschuk sich frei bewegen. Sehr gelobt wird auch das Kunstbein von E. A. Frees (New York), das eine seitliche Bewegung ermöglicht, so daß der Fuß sich beim Gehen den Unebenheiten des Bodens anpaßt und der Gang wesentlich an Sicherheit gewinnt. Frees konstruiert ein Kunstbein mit einfachem (Fig. 1) und doppeltem (Fig. 2) Gelenk, das, wie die Zeichnung lehrt, auch mit Hilfe sich in ihrem Lager sehr leicht bewegender Zapfen und Zugfedern so hergestellt ist. Vgl. Grohheim, Das Sanitätswesen aus der Ausstellung zu Chicago (Berl. 1893).

Für die obere Extremitäten gibt es viele verschiedene, teilweise sehr komplizierte Ersatzglieder. Die brauchbarsten künstlichen Oberarme bestehen aus zwei Hülften für Ober- und Unterarm aus Leder oder Metall (getriebenes Aluminium), die durch Metallschienen am Ellbogen durch ein Scharniergelenk verbunden sind. Das Ellbogengelenk bildet eine Halbkugel, die sich im Unterarm spielend bewegt. Die Hand selbst ist aus leichtem Holz gefertigt und sitzt entweder am Vorderarm fest oder ist beweglich, indem mittels eines Ringes, der mit der gesunden Hand zu drehen ist, Ein- und Auswärtsdrehung (Pronation und Supination)

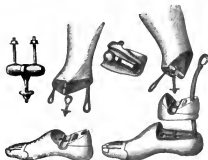


Fig. 1. Kunstbein mit einfachem Gelenk.

Fig. 2. Kunstbein mit doppeltem Gelenk.

ausgeführt werden können. Nur der Daumen federt durch im Innern angebrachte Spiralfedern zum Einklemmen leichter Gegenstände. Für gewöhnlich steht der Arm, durch Spiralfedern gehalten, in rechtwinkliger Stellung. Für den künstlichen Unterarm ist der Mechanismus viel vollkommener. In den Gelenken der einzelnen Finger befinden sich Federn; von den Fingerspitzen gehen Darmsaiten aus, die sich hinter dem Handgelenk vereinigen und nun als zwei stärkere Stränge weitergehen. Bei der willkürlichen Beugung des Ellbogens schließen sich bei diesem Mechanismus die Finger, bei der Streckung öffnen sie sich wieder. Durch einen besonderen Handgriff kann man auch bei getrettem Arm die Schließung der Finger erhalten. Neben diesen willkürlichen Bewegungen lassen sich mit Hilfe der andern Hand durch Druck auf verschiedene Federn noch verschiedene Stellungen der Hand, der Finger und Abduktion des Daumens ausführen. Die Hand selbst ist lastiert und mit einem schwarzen Handschuh überzogen.

Sieht man von diesen komplizierten Apparaten ab, so bleibt der beste Ersatz für einen künstlichen Unterarm folgende Vorrichtung (le Fort, Myrop, Rathien, Walder): An eine gut passende Hülse, die bei kurzem Stumpf auch den Oberarm umfassen muß, werden

den Zwecken der Beschäftigung entsprechende Ansaufstände befestigt, und zwar eine mit Fingergelenken versehene künstliche Hand aus rein kosmetischen Gründen; zum Heben und Tragen von schweren Lasten dient ein starker, eiserner Haken, eine sogenannte *Arbeitsklaue* (Fig. 3 u. 4), zum Halten und Greifen schwerer Gegenstände eine mit einer starken Feder versehene Greifzange, und endlich zum Schreiben, Essen eine ebensolche, die aber natürlich nur mit einer schwachen Feder versehen zu sein braucht.

Der für den Ersatz des Oberarmes bestimmte Apparat wird mit Gurten an der Schulter befestigt (Fig. 5). Wie für den Arbeiter die Arbeitsklausen mehr leistet als der schönste künstliche Arm, so hat auch das beste Kunstbein den Ziel Fuß noch nicht verdrängen können, zumal seitdem man (Myrop) die Sockel ebenfalls gelenkig gemacht und unten mit Polster versehen hat. Es kommt dazu, daß die Kunstbeine häufig die Knie brüchen, an ihr ziehen oder munde Stellen erzeugen, so daß oft ihre Träger schließlich doch wieder



Fig. 3 u. 4. Arbeitsklausen. Fig. 5. Künstlicher Oberarm.

zu Stock und Stielze griffen. Jedenfalls legt man nie ein Kunstbein vor völliger Vernarbung, also frühestens 8—10 Monate nach der Operation an, wobei es sich von selbst versteht, daß die Prothese für jeden Fall besonders, unter Zusammenwirken von Arzt und Techniker, gebaut werden muß. Vgl. Frieg, *Artroplastik*, oder die sämtlichen bisher bekannt gewordenen künstlichen Hände und Füße (Lemgo 1842, 26 Tafeln); Martin, *Essai sur les appareils prothétiques des membres inférieurs* (Par. 1849); E. Meier, *Über künstliche Beine* (Berl. 1871); Karpinski, *Studien über künstliche Glieder* (im Auftrag des preussischen Kriegsministeriums, das. 1881, mit Atlas), außerdem die Handbücher der speziellen Chirurgie.

Gliederkissen (*Articulata*), Gruppe der Haarsterne (s. d.).

Gliedermann, s. Gliederpuppe.

Gliederarm (Gliederfrucht, Gliederhülse), s. Frucht, S. 176.

Gliederpuppe (Gliedermann, franz. Mannequin), eine mit beweglichen Gliedern versehene Puppe, mit der man die Stellungen und Lagen eines Menschen nachahmen und darstellen kann, dient den Künstlern als Modell, um danach das Gewand richtig an-

mordnen und zu legen, wird auch bei chirurgischen Operationen benutzt. Ihre erste Anwendung schreibt man dem italienischen Maler Fra Bartolommeo (1475 bis 1517) zu.

Gliederreißer, *soviel wie Gelenkrheumatismus*, *f. Rheumatismus*.

Glieder-spinnen (Arthrogastra), Ordnung der Spinnentiere (*f. d.*), im Gegensatz zu den Spinnen, Kraben u. mit deutlich gegliederten, meist in seiner



Fig. 1. Scorpionspinne, *Parysus reniformis*.

ganzen Breite dem Vorderleib (Cephalothorax) angewachsenem Hinterleib. Es sind meist scheue, nächtliche Tiere, die besonders in den Tropen leben. Man unterscheidet: 1) Asterspinnen (Phalangidae, Opiliones), mit vier sehr langen und dünnen Beinpaaren, mit scherenförmigen Kieferfühlern, ohne Spinndrüsen; durch Tracheen atmen. Hierher der Heberknecht (Kanter, *f. d.*; Phalangium opilio). 2) Skorpionspinnen od. Weibelskorpione (Pseudoscorpiones), mit Vorderbeinen in Gestalt von Fühlern, mit zwei Paar Fächertracheen und elf bis zwölfgliedrigem Hinterleib (Fig. 1). 3) Skorpione (Scorpionidae), mit vier Paar Fächertracheen u. mit Giftstachel am Ende des Hinterleibs (*f. Skorpione*). 4) Asterskorpione (Pseudoscorpionidae), ähnlich den vorigen, jedoch sehr klein, mit Tracheen, ohne Giftstachel. Hierher unter andern Chelifer, der Schererskorpion (*f. d.*). 5) Walzenspinnen (Solifugae), bieder Körperbau mit den beiden vordern eine Art Kopf bildend, mit Tracheen (Fig. 2). Hierher unter andern Galeodes (Solpuga), die Walzenpinne (*f. d.*).



Fig. 2. Walzenpinne, *Galeodes araneoides*.

gaw), bieder Körperbau mit den beiden vordern eine Art Kopf bildend, mit Tracheen (Fig. 2). Hierher unter andern Galeodes (Solpuga), die Walzenpinne (*f. d.*).

Gliedertiere (Articulata, Arthropoda), in frühern zoologischen Systemen eine große Unterabteilung der wirbellosen Tiere, von gleichem Rang mit den Weichtieren und Strahltieren. Sie umfaßte die Ringelwürmer und Gliederfüßer (*f. d.*) und wurde aufgelöst, weil die Gliederfüßer vor den höchstens Fußstummel tragenden Ringelwürmern durch den Besitz gegliederter Extremitäten ausgezeichnet sind.

Gliederung der Kontinente, *f. Festland*.

Gliederwech, *hipig es*, *soviel wie Gelenkrheumatismus* (*f. Rheumatismus*).

Gliederwürmer, *soviel wie Ringelwürmer*.

Gliedermaßen (Glieder, Extremitäten), bei den Tieren die beweglichen Anhänge des Körpers, besonders die zu seiner Fortbewegung bestimmten (Flügel, Beine u.), aber auch die Mundwerkzeuge. Sie bestehen meist aus mehreren Gliedern, die unter sich durch Muskeln beweglich sind und so eine gegenseitige Annäherung (Beugung) und Entfernung (Streckung) zulassen, wie denn auch die G. als Ganzes an den Kopf oder Kumpf angezogen oder von ihm weggestreckt werden können. Ihre Zahl ist bei manchen Tieren sehr groß (Blattfüßer, Tausendfüßer). In gewissen Fällen (*f. d.* bei Krebsen) werden G., die in der Jugend zum Schwimmen dienen, von den erwachsenen Tieren als Fühler zum Tasten oder als Kiefer zum Kauen oder als Beine zum Gehen verwandelt. — Speziell bei den Wirbeltieren unterscheidet man unpaare und paarige G. Erstere sind vorwiegend bei den Fischen verbreitet und bilden die Rücken-, Schwanz- und Afterflosse. Die paarigen G. (vordere und hintere Extremitäten) gehen vom Kumpf in der Brust- und Lendengegend ab. Bei den Fischen und zum Teil auch bei den Säugetieren sind sie gleichfalls Flossen, bei den Vögeln sind die vordern zu Flügeln umgestaltet, sonst dienen sie allgemein als Beine zum Kriechen und Gehen, seltener zum Gehen. Vgl. Bein und Arm.

Gliedschwamm (Tumor albus), weiße Gelenkgeschwulst; *f. Gelenkentzündung* 3).

Gliedwasser, *f. Gelenk*.

Gliedweichtier, *f. Centaurea*.

Glienzen, Dorf im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Randow, hat eine chemische Fabrik (Union), ein großes Eisenhüttenwerk (Kraft), ehemals dem Grafen Wendel von Donnermark gehörig, mit Hochofen, Ziegeleien, Fischerei und (1900) 450 Einw.

Glierkerze, *f. Onidesteme*.

[610].

Glimmentladung, *f. Elektrische Entladung*, *G.*

Glimmer (Mica, Mita, Kapengold, Kapensilder), Mineralien, meist deutlich kristallisiert in monoklinen Tafeln und Prismen von hexagonalem oder rhombischem Umriß, ausgezeichnet durch eine sehr vollkommene Spaltbarkeit nach der Tafelfläche oder Endfläche (Basis) dieser Kristalle, so daß sie in ungemein feine, meist elastisch biegsame Lamellen zerteilt werden können. Neben der Hauptsplittbarkeit finden sich an vielen als Gesteinsgemengteil und in Zonen eingelegten starken Gebirgsbrüden vorkommenden Glimmern noch eine Absonderung nach drei nicht sehr glänzenden, gegen die Basis unter etwa 114° geneigten Flächen (Druck- oder Gleitflächen), durch die der G. oft in dreieckige pyramidale Gestalten vom Aussehen rhomboider Kristalle zerteilt wird. Man erhält diese Gleitflächen auch in der sogenannten Druckfigur, die entsteht, wenn man die Spaltblättchen mit einem gerundeten Stifte stark drückt. Leichter als die Druckfigur entsteht durch rasches Einreiben einer Spitze in das Spaltungsblatt die sogenannte Schlagsfigur, ebenfalls ein sechsstrahliger Stern, dessen Strahlen aber die Winkel zwischen den Strahlen der Druckfigur halbieren und bei allen Glimmermineralen so gelegen sind, daß der eine oft etwas längere Strahl, der sogenannte Leitstrahl, einer Trennung nach dem Klinopinakoid (der Symmetriebedingung) entspricht. Die Spaltungsblättchen aller G. zeigen im Polarisationsinstrument deutlich den Austritt der optischen Achsen; letztere liegen aber bei einigen Glimmern der Biotitreihe so

nahe beieinander, daß man sie früher als optisch einachsiger (und demgemäß als hexagonal) ansah. Die Ebene der optischen Achsen steht nahezu senkrecht zu der Basis und verläuft bei der einen Art der G. (bei den normalen Biotiten und Phlogopiten) zugleich parallel der Symmetrieebene (G. zweiter Art), während sie bei der andern Art der G. (bei dem anomalen Biotit, den man wegen dieses von dem der gewöhnlichen Biotite abweichenden Verhaltens als Anomit bezeichnet hat, sowie bei den Alkali- und den Kaliglimmern) auch zugleich zu der Symmetrieebene senkrecht steht (G. erster Art). Die G. besitzen durchweg geringe Härte, meist 2–3, ein spez. Gew. von 2,7–3,2. In chemischer Beziehung sind die G. Alkalionterdesilikate mit mehr oder weniger Magnesia; nach Tschermak isomorphe Mischungen eines Alkalionterdesilikats ($K, H, AlSiO_4$, (wie es rein in manchen Muskovititen vorliegt) oder $(Na, H) AlSiO_4$, (Formel des Paragonit) mit dem Chlorinsilikat Mg, SiO_4 . Unter den Alkationen ist Kali bei weitem verbreiteter als Natrium oder Lithion, die Kaliglimmer sind also häufiger als die Natrionglimmer und Lithionglimmer. Bei den Magnesiaglimmern oder Biotiten ist ein Teil der Magnesia in der Regel durch Eisenoxyd, seltener durch etwas CaO oder BaO vertreten; für Tonerde Al_2O_3 tritt zuweilen Eisenoxyd Fe_2O_3 ein. In manchen Glimmern, zumal in den Lithionglimmern und in den sogen. Phlogopiten, ist Fluor nachgewiesen. Von allen Glimmern wird der stärkste Glühen Wasser abgepalten; dieses ist als Konstitutionswasser, Kali oder Natrium u. vertreten, vorhanden. Man teilt die G. jezt in der Regel in folgender Weise ein:

	Glimmer I. Art:	Glimmer II. Art:
1) Biotite, magnesiumreich . . .	Anomit . . .	Merogen (gemeiner Biotit) Lepidomelan (eisenreich) Phlogopit (magnesiumhaltig)
2) Phlogopite, fluorhaltig . . .	—	Jinnowalbit (magnesiumfrei, eisenoxydreich)
3) Alkaliglimmer, eisen- und magnesiarm . . .	Lepidolith (Lithionglimmer) Muskovit (Kaliglimmer) Paragonit (Natrionglimmer)	—
4) Kaliglimmer . . .	Paragonit (Periglimmer)	—

Die G. sind wesentliche Bestandteile mannigfacher Eruptivgesteine, kristallinischer Schiefer und mancher Sedimentgesteine. Sie sind teils primären, teils, wie in den Gneissen und Serizitglimmern, sekundären Ursprungs. Die künstliche Darstellung der Biotite und Phlogopite (nicht aber der Muskovite) ist mehrfach gelungen.

Biotit (sogen. optisch einachsiger G., Magnesiaglimmer) in ein- oder ausgewachsenen Kristallen, besonders aber in schaligen, förmig-blättrigen und schuppigen Aggregaten, meist sehr dunkel, grün, braun, schwarz, mit starkem metallartigen Perlmutterglanz, gewöhnlich durchscheinend bis undurchsichtig, mit sehr frästmig Pleochroismus und zuweilen Achromismus. Man unterscheidet als Biotite zweier Art den sehr verbreiteten Merogen und Lepidomelan, als Biotit erster Art den dem Merogen ganz ähnlichen Anomit. Merogen schmilzt meist schwer, wird von Salzsäure wenig angegriffen, von konzentrierter Schwefelsäure völlig zerlegt, findet sich als wesentlicher oder

algeforischer Bestandteil in vielen Eruptivgesteinen und kristallinen Schiefern. Bei Zersetzung zerfällt er häufig in seine goldgelb gefärbte Schuppen (Katzengold). Schöne Kristalle in Silikatauswürfungen der Somma, des Albanergebirges und Laacher Sees. Ein zersehter braunroter bis rügelroter Merogen ist der Rubellan, in undurchsichtigen, spröden Tafeln in Basaltlaven und Tuffen. Der Lepidomelan ist ein schwarzer, sehr eisenreicher, durch Salzsäure leicht zersehtbarer Biotit vom Fersberg in Bernau und in manchen Farzer, schottischen und irischen Graniten und Gneisen.

Phlogopit, dem Biotit sehr ähnlich, aber rotbraun, fast eisenfrei, findet sich in körnigen Kalken und Dolomiten. Jinnowalbit (Lithionit, Kadenglimmer, Lithionglimmer zum Teil), mit 4–8 Proz. Fluor, 8–15 Proz. Chinoydrit, 1–5 Proz. Lithion, grau, braun oder dunkelgrün, findet sich häufig in deutlichen Kristallen auf Zinnerzlagern im Erzgebirge und in Cornwall.

Lepidolith (Lithionglimmer zum Teil), selten in deutlichen Kristallen, meist nur derb in feinförmig schuppigen Aggregaten, pärsichblüt- bis rotrot oder grau und grünlich, ist chemisch $Pl, (Li, K), Al, Si, O$, schmilzt wie der Jinnowalbit leicht zur weißen Perle und wird von gewöhnlichen Säuren nicht angegriffen. Findet sich zuweilen in Granit und granitischen Wängen bei Royna in Wärien, bei Penig, Uls in Schweden, bei Zetelinenburg u.

Muskovit (optisch zweiachsiger G. zum Teil), in ein- und ausgewachsenen Kristallen, häufig in schaligen, schuppigen, auch dichten Aggregaten, farblos, weiß, grau, gelbgrün, mit metallartigem Perlmutterglanz (Katzensilber), durchsichtig bis durchscheinend. Seine chemische Zusammensetzung entspricht im allgemeinen der Formel H, K, Al, Si, O . Muskovit schmilzt ziemlich schwer zu einer grauen oder gelblichen Perle und wird von Salz- oder Schwefelsäure nicht angegriffen. Er verwittert schwer, geht aber aus sehr vielen Silikaten, wie Orthoklas, Anabasit, Cordierit u. durch Verwitterung hervor und erscheint zuweilen in Pseudomorphosen nach diesen. Muskovit findet sich sehr verbreitet als Gemengteil der kristallinen Schiefer (Gneis, Glimmerschiefer), Phyllite und vieler Sedimentgesteine, besonders gut kristallisiert in Drusen oder in großförmigen Auscheidungen der Granite (Pegmatite, Gneise u., so z. B. am St. Gotthard, auf Uls, bei Salun, in Finnland, Cornwall, am Ural, in Sibirien, Nordamerika u. Der dichte Muskovit (Serizit, Damourit) ist seidenglänzend (daher der Name Serizit), talffartig, fettig anzufühlen, grün bis gelblichweiß und bildet, mit ihm verteiltem Quarz gemengt, einen wesentlichen Bestandteil der Protogine, Serizitglimmer und Serizitgneise u.

Paragonit (Natrionglimmer), die dem Muskovit entsprechende Natriumverbindung H, Na, Al, Si, O , nur in feinschuppigen bis dichten Aggregaten, gelblichweiß, apfelgrün, mit schwachem Perlmutterglanz, ist ein wesentlicher Gemengteil des Paragonitgneises, am Monte Campione in Tessin, im Bütisch und Zellerthal, auf Syra, am Ural, Odena See.

Zu dem G. gehört auch der Rargarit (Periglimmer, Kaliglimmer), in dünnen Tafeln und in förmig-blättrigen oder lamellaren Aggregaten, sehr vollkommen spaltbar nach der Basis, aber spröde und in Lamellen leicht zerbrechlich. Härte 3,5–4,5, spez. Gew. 2,90–3,10, weiß, rübllichweiß, perlgrau, stark perlmutterglänzend, durchscheinend, in dünnen

Ramellen durchsichtig. Seine chemische Zusammensetzung entspricht der Formel H, Ca, Al, Si, O_{12} , er enthält aber immer noch etwas Natrium (2 Proz.), Eisenoxyd, Magnesia und Fluor; schmilzt schwer, wird aber von Säuren angegriffen. Er findet sich neben Korund und Schmirgel aus Kapos und Kleinasien, auch in Nordamerika sowie im Chloritschiefer am Grotter in Tirol.

Er dient, aber nur in seinen großblättrigen, durchsichtigen Varietäten (Muskovit und Phlogopit), wie sie sich besonders im Granit und zumal auf Pegmatitgängen im Ural (bei Jekaterinburg, Alabaskha, Murjinsk, Ilmensee), in Sibirien, in Hindien (bei Gajaribagh in Bengalen, Mysore u. im Pandichab), in Nordamerika (Glimmergruben bei Acworth und Grafton in New Hampshire, in New York bei Barwick), in Maryland bei Howard u., in North Carolina, in den Black Hills in Süddakota, in Colorado, New Mexico, in Kalifornien u., auch in Kanada, in Brasilien (Gruben bei Santa Lucia de Carangota in Minas Geraes u.), auch in Deutsch-Ostafrika (in den Ilugurubergen), in Grönland u. finden, zu verschiedenen Zwecken, so zu Feuersteinen, um das Feuer fortwährend beobachtet zu können, zu Feuersteinen in Peru und in Sibirien, in Kalksteinschichten und auf Kriegsschiffen, zu Lampenpfeilern, Schutzhüllen, Kompasshüllen, als Lichtrosetten, zu Dachgläsern und Objektträgern in der Mikroskopie, in mattgeschliffenen Platten zum Verdecken von Kronleuchtern und als Reflektoren, wozu sie sich ihrer Leichtigkeit wegen besonders eignen. Aus Glimmerabfällen stellt man Streusand, nach dem Auswaschen mit Salzsäure und Auswaschen Glimmerbrokate her, die zu Granitapeten, Galanteriewaren u., gefärbt und ungeschliffen, benutzt werden. Auch in der Elektrochemie erfährt der G. ausgedehnte Verwendung. In seiner geringen Durchsichtigkeit (ein nur 0,0001 mm dickes Glimmerblatt wird noch nicht einmal von einem Lichtstrom von 10,000 Volt durchschlagen) übertrifft er alle bekannten Stoffe und eignet sich daher in hohem Grad als Isolator. Nur durch die in ihm vorkommenden Fäden und Streifen wird seine Isolationsfähigkeit mehr oder minder beeinträchtigt. Deshalb stellt man aus kleinen Glimmerblättern mittels eines Klebstoffes ein den natürlichen G. ersetzendes Material und aus diesem Isolationskörper in beliebiger Größe und Form her. Die Verwendung dieses Kunstglimmers (Mikantit) ist jedoch dadurch beschränkt, daß seine Wärmebeständigkeit nur bis höchstens 90° ausreicht, während Naturglimmer erst bei außerordentlich hoher Temperatur schmilzt.

Glimmerandesit, Gestein, f. Andesit.

Glimmerbrillen, f. Schutzhüllen.

Glimmerdiorsit, Gestein, f. Serpentin.

Glimmergneis, soviel wie glimmerreicher Gneis (f. d.).

Glimmergranulit, Gestein, f. Granulit.

Glimmermelaphyr, Gestein, soviel wie glimmerführender Melaphyr (f. d.).

Glimmermergel, Gestein, f. Mergel.

Glimmerporphyrit, Gestein, f. Porphyrit.

Glimmerfeld, glimmerreicher Sand, besonders im Tertiär und Diluvium verbreitet.

Glimmerschiefer, schieferiges Gestein, bestehend aus Quarz und Glimmer in sehr wechselnden Verhältnissen, so daß der Gehalt an Kieselsäure (SiO_2) zwischen 47 und 82 Proz. und der an Tonerde zwischen 35 und 7 Proz. schwankt. Die quarzarmen Varietäten sind sehr dünnblättrig, oft parallel gefaltet;

bei größerem Reichtum an Quarz wird der G. fester, dickblättriger und geht bei zurücktretendem Glimmer häufig in Quarzschiefer über, während die erstere Varietät durch Aufnahme von Chlorit (Chloritglimmerschiefer) oder von Talk (Talkglimmerschiefer) dem Chlorit- oder Talkschiefer sich nähert. Selbstpatrone sind nicht selten; durch Aufnahme von mehr Selbstpatr wird der Übergang in Gneis vermittelt (Gneisglimmerschiefer). Je nachdem der Glimmer dunkelfarbiger Biotit, hellfarbiger Muskovit, dichter Serizit oder Paragonit ist, werden Biotitschiefer, Muskovitschiefer, Serizitschiefer oder Paragonitschiefer unterschieden; viele G. enthalten zweierlei Glimmer, z. B. Biotit und Muskovit u. Hier und da tritt Graphit oder Eisenglanz (Eisenglimmer) dem Glimmer ganz oder teilweise, und es entsteht Graphitschiefer, Graphitglimmerschiefer und Eisenglimmerschiefer (f. d.). Von altjurassischen Gesteinen ist besonders häufig brauner oder roter Granat, ferner Staurolith, Epidot (diese namentlich im Paragonitschiefer von Airolo in Tessin), Turmalin, Hornblende (Glimmeramphibolite) und Epidot, Apatit, Magnetkies und Zirkoneisen, seltener findet sich Fibrolith oder Sillimanit (Sillimanitglimmerschiefer). — Der G. bildet ein wichtiges Glied der Juronischen Formation (f. d.) und findet sich besonders häufig in der unteren Hälfte derselben, in der er eine Mächtigkeit von mehreren 1000 m erreichen kann. Hinsichtlich seiner Bildungsweise gehen die Ansichten noch auseinander. Von einigen wird er samt dem Gneis (f. d.) den ersten Erstarungsprodukten der Erde zugerechnet, andere halten ihn für ein ursprüngliches oder später verändertes Schmelzgestein; jedenfalls enthalten die G. einzelner Fundorte nach dem mikroskopischen Befund auch flüchtige Elemente. Organische Reste (Peterniten) kennt man nur aus dem aus echten jurassischen Sedimenten hervorgegangenen, Granat und Fosilit führenden G. vom Juraenpaß u. a. D. in den Alpen. G. bildet entweder flache Abhöden, wie im Erzgebirge, oder schroffe Felsjähnen, Kahlen und Kämme, wie zuweilen in den Alpen, in Norwegen. Die Verwitterung besteht zunächst nur im mechanischen Zerfallen des Gesteins in scheibenförmige Stübe, dünne Schiefer und nach und nach in Wäldchen. Die chemische Zersetzung geht stets langsam von statten, und der endlich zurückbleibende Boden ist der Vegetation in der Regel nicht sehr günstig. Die Hauptverbreitungsbezirke des Glimmerschiefers sind der Thüringer Wald, das Erz- und Riesengebirge, die Saboten, die Salzburger, Tiroler und Schweizer Alpen, die schottischen und skandinavischen Gebirge, der Ural, das Himalajagebirge, die Alleghanies u. — Die feinsten, dünnblättrigen Abänderungen werden hier und da zum Dachdecken benutzt, die quarzigen, dickblättrigen zu Blättern, Treppentritten, Einfassungen, früher auch zur Konstruktion des Schmelzraums in den Eisenschmelzöfen (Weststeine). Von besonderer Wichtigkeit ist die Erzführung des Glimmerschiefers, obgleich sie nicht so bedeutend ist wie die des Gneises. Eingelagert finden sich Graphitlager der Goldstein in Böhren, zu Gasnerzell bei Pöschau, an der Wäld in den Pyrenäen u. a. D.; ferner Lager von Eisenglanz und Magnetkies im Ural, zu Breitenbrunn und Schwarzenberg in Sachsen, zu Kupferberg in Schlesien; von Kupfererzen zu Lichtenau u. Schmiednig in Ungarn; von silberhaltigem Bleiglanz in Oberschlesien und zu Kirlibab (Bukowina); von Quecksilber zu Eglana (Ungarn) u.

Glimmersyenit, Gestein, soviel wie Winette (s. d.).
Glimmertracht, ein glimmerreicher Tracht (f. Tracht).

Glimmertrapp, glimmerreicher Gneis, s. L. flajisches Material enthaltend, aus der archaischen Formation in Schonen.

Glimmlicht, elektrisches, f. Elektrische Entladung, S. 610.

Glimpf (Glimpflichkeit, v. althochd. gilmpf, »Augenessenheit«), ein in seiner ursprünglichen Bedeutung veraltetes Wort, wird jetzt nur noch gebraucht für: Nachsicht, Milde, Schonung.

Glinna, Großgemeinde im kroatisch-slavon. Komitat Vgram, am gleichnamigen Fluß, mit Bezirksgericht und (1901) 16044 frucht. Einwohnern. In der Nähe liegt der Badort Topusko (s. d.).

Glinow, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Zauch-Belzig, am Glinowsee, der mit der Havel in schiffbarer Verbindung steht, hat eine evang. Kirche, bedeutende Ziegelbrennerei, Dampfmühl- und Dampfmühlmühle. Obshandel und (1900) 2714 Einw.

Glinowder Ton (Gäbderton), f. Diluvium.

Glinianz, Stadt in Galizien, Bezirksamt Przemyśl, in sumpfiger Gegend, hat ein Bezirksgericht, Landeshandels-, Weberei-, Lieb- und Getreidehandel und (1900) 4909 polnische und russen. Einwohner.

Glinka, 1) Sergej Nikolajewitsch, russ. Schriftsteller, geb. 1774 im Gouv. Smolensk, gest. 1847 in Moskau, war 1796–99 Offizier in der Armee, ging als Erzähler in die Ukraine und lebte dann in Moskau. Er machte den Heldzug von 1806 mit, ließ sich nach dem Frieden von Tilsit wieder in Moskau nieder, gründete 1808 die französisch-einblische Zeitschrift »Russkij Vostnik« (»Russischer Bot«) und wurde 1827 zum Senor ernannt. Er hat sich besonders als Jugendschriftsteller einen Namen erworben durch seine »Russische Geschichte für die Jugend« (Wol. 1817–1818, 10 Bde.; 3. Aufl. 1824, 14 Bde.) und seine »Lektüre für Kinder« (dof. 1821, 12 Bde.). Von seinen übrigen Schriften sind anzuführen die Trauerspiele: »Sumbela« und »Fürst Michael von Tschernigow«, seine »Memoiren aus dem Jahre 1812«, »Memoiren über Moskau und das Ausland von 1812–1815« u. a. Die Memoiren erschienen gesammelt Petersburg 1895.

2) Fjodor Nikolajewitsch, russ. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1788 im Gouv. Smolensk, gest. 6. März (23. Febr.) 1880 in Twer, wurde 1803 Offizier und kämpfte bei Austerlitz, zog sich dann aber auf ein Landgut zurück, um sich literarischen Beschäftigungen zu widmen. 1812–14 nahm er als Offizier der Garde an den Feldzügen der Russen teil und wurde Oberst des Ismailowischen Garderegiments. Seine Teilnahme an der Delaberten-Verschwörung hatte 1826 seine Verweisung nach Petrosawofz zur Folge; doch wurde er nach einigen Jahren begnadigt und lebte seitdem wieder in Petersburg und seit 1862 in Twer. G. zeichnete sich besonders als militärischer Schriftsteller aus durch die »Briefe eines russischen Offiziers über die Feldzüge von 1806–1808 und 1812–1815« (Mosk. 1815, 8 Bde.), »Bügel aus dem Leben des Kosciuszko« (Petersb. 1815), das historische Gemälde »Esmelnickij oder das befreite Kleinrussland« (dof. 1818, 2 Bde.) und das »Gesicht für russische Soldaten« (dof. 1818). Als Dichter hat er sich einen Namen erworben durch seine poetischen Übertragungen der Psalmen, des Buches Hiob und der Propheten sowie durch die »Erinnerungen aus dem Jahre 1812«, die Frucht religiöser und patriotischer Begeisterung. Sein beschreibendes Gedicht »Karelien oder die Gefangenschaft der Maria Joannowna« (Petersb. 1830) enthält neben religiösen Ergüssen reizende Natur Schilderungen aus dem Norden. Patriotischen Inhalts sind die »Szenen über die Schlacht bei Borodino« (Petersb. 1839). — Seine Gattin Pawlowna G., geb. 1785 aus der Familie Golemschikow-Rutufow, gest. 7. Aug. (26. Juli) 1863 in Twer, hat sich gleichfalls in der russischen Literatur, durch die Übertragung von Schillers Gedichten (Petersb. 1859) sowie durch zahlreiche Novellen und Erbauungsschriften, bekannt gemacht.

3) Michael Iwanowitsch, Komponist, Kette des vorigen, geb. 2. Juni 1804 aus dem Gut seines Vaters Kosowosloje im Gouv. Smolensk, gest. 15. Febr. 1857 in Berlin, wurde im Melodienstil zu Petersburg erzogen, wo er unter andern Klavierunterricht von Fjeld und H. Mayer erhielt. Durch seine Konstitution wiederholt zum Aufenthalt im Süden gezwungen, folgte er ein besonderes Interesse für südrussische Volksweisen, deren natürliche Harmonisierung er vergebens bei den berühmtesten Lehrern Italiens (unter andern Basilip) zu erlernen suchte. Endlich fand er 1834 in S. Dehn in Berlin einen glücklichen Berater, der ihn auf die Komposition russisch-nationaler Opern hinlenkte. In sein Vaterland zurückgekehrt, brachte er 1836 seine Oper »Das Leben der Jaren« zur Aufführung, ein Werk, das bis heute sich auf dem Repertoire der russischen Bühnen erhalten hat. Eine zweite Oper: »Knyas und Rudmilla« (1842), fand gleichfalls lebhaftes Anerkennung. Erneuter Aufenthalt im Süden führte ihn nach Paris, wo er sich mit Verlust befremdete, und weiter nach Spanien, wo er zur Komposition der Auerkuren »Jota Aragonesa« und »Eine Nacht in Madrid« Anregung erhielt. Der Tod ereilte ihn, als er mit Dehn Studien über Metoden der russischen Liturgie machte. Außer den genannten Werken schrieb er noch eine große Zahl russischer Lieder (darunter die russische Nationalhymne), mehrere Kammermusikwerke, die »Kamarinskaja« für Orchester, eine Tarentella für Gesang und Tanz mit Orchester, zwei unbendete Symphonien (»Tara Bulba«) u. a. Seine »Memoiren und Briefwechsel mit Verwandten und Freunden« erschienen (in russischer Sprache) 1887 in St. Petersburg, wo ihm 1889 ein Denkmal (Büste) im Alexandergarten errichtet wurde; ein anderes steht in Smolensk. Vgl. Fouque, Michel Ivanowitsch G., d'après ses mémoires (Var. 1880), und Hil. Findeisen, Michael Iwanowitsch G. (1. Teil, Petersb. 1897, russ.).

Glinfi (Glinfi), Stadt im russ. Gouv. Poltawa, Kreis Komny, rechts an der Sula, mit 4 Kirchen und (1897) 3524 Einw., die starke Tischerei und Schneiderei aus gros (Bauernpelze und Kasten) treiben. Die Stadt, seit 1446 Hauptort eines unabhängigen Fürstentums, fiel erst 1667 an Rußland.

Glinfi, Michael, Fürst, poln. Parteilanger aus einer fürstlichen Familie tatarischen Ursprungs, die seit 1494 in Litauen ansässig war, ward, nachdem er in Friesland und in Italien gesophen, Günstling des Königs Alexander von Polen. Unter König Siegmund beschuldigt, nach der Krone von Litauen gestrebt zu haben, fiel er in Ungnade und nahm Dienste beim Jaren Basij III., den er 1508 zu einem Einfall in Litauen bewog. Er führte die Russen gegen sein Vaterland, wurde aber geschlagen. Bei einem zweiten Einfall nahm er 1514 Smolensk durch Verrat; weil er es trotz des Versprechens des Jaren nicht erhielt, verhandelte er mit seinem König. Basij ließ

ihn daher in Ketten nach dem Innern Rußlands abführen. Durch Vermittelung seiner Nichte, der Fürstin Helena, und des Kaisers Maximilian befreit, ließ ihn Helena, wegen ihres übeln Lebenswandels von ihm getadelt, blenden. Er starb 1534 im Kerker. Der polnische Dichter Wężył behandelte sein Schicksal in einer Tragödie. Vgl. Barla, De ducis M. Glinseii contra Sigismundum regem rebellionis Brevis. 1868.

Gliom (Glioma, v. griech. glia, »Kitt«), eine nicht scharf umschriebene Geschwulst, geht aus einer Zucherung der Bindefsubstanz (Neuroglia), in welche die nervösen Elemente des Gehirns eingebettet sind, hervor, wobei die nervösen Elemente vollkommen verdrängt werden, so daß das G. nur aus der Neuroglia besteht, die wie eine unbestimmte, feinstörnige Masse, in die teils rundliche, teils ovale Kerne eingelagert sind, erscheint. Noch reicher an Kernen ist die medulläre Form des Glioms; wachsen die Kerne zu größeren Spindelzellen aus, so entsteht das Gliosarkom; beim Myxogliom ist die Zwischenzellsubstanz in eine schleimige Masse verwandelt. Das G. tritt in der weichen Substanz des Gehirns auf, selten im Rückenmark, wächst sehr langsam und ist an und für sich gutartig; es wird aber gefährlich, wenn sich Gefäße in ihm entwickeln und plegen, so daß sich Blut in die Gehirnbildung ergießt, d. h. es entsteht eine Apoplexie (i. Schlagfluß). Auch an den Gehirnnerven kommen Gliome vor. An der Hautoberfläche bilden sich bei Kindern im Alter von 2—4 Jahren Gliome, die man zugleich mit dem ganzen Auge excipieren muß, trotzdem entwickeln sich aber häufig Rezidive und tödliche Metastasen. Vgl. Geschwülste.

Glion (spec. glione), 1) Ort in Graubünden, s. Jlanz. — 2) Dorf, v. Montreux (s. d.) gehörig.

Gliosarkom (griech.), s. Gliom.

Glires, Ordnung der Säugetiere, soviel wie Nagetiere (s. d.).

Gliresna, Rogenbeutel, Wurzelfresser, Gruppe der Beuteltiere (s. d.).

Glis, der Siebenschläfer.

Glis (Wls), schwed. Ort, s. Brig.

Glibasse (franz.), in der Langkunst soviel wie Schreiftisch; auch Schlitter- oder Rutschbahn (auf dem Eis); beim Stofsechten eine Streichrinne oder Rinne an der Klinge.

Gliessando (auch glissato, v. franz. glisser, »gleiten«, abgeleitet), bezeichnet bei Streichinstrumenten einen glatten Vortrag ohne Absetzung (bei Posaunen), auf dem Klavier einen Virtuoseneffekt, nämlich das Spielen einer sehr schnellen Tonleiterpassage, die nur Unterarten benutzt, mit einem Finger (Streichen mit der Kasseite). Das in älteren Kompositionen vorkommende G. in Doppelgriffen (Tern, Sexten, Oktaven) ist auf dem modernen Pianoforte wegen des starken Tastenfalls nicht ausführbar.

Gliessant (franz., spec. ang), glatt, schlüpfrig; figurlich soviel wie bedenklich.

Glisson, Francis, Anatom und Physiolog, geb. 1594; zu Rumpisham in Dorsetshire, studierte zu Cambridge und erhielt daselbst eine Professur, kam 1634 als Mitglied des Kollegiums der Ärzte nach London, wurde von demselben zum Professor der Anatomie ernannt und starb 1677 als Präsident des Kollegiums. Er lehrte in seinem »Tractatus de natura substantiae energetica« (Lond. 1672) die Irritabilität der belebten Materie und ist insofern als der Urheber der neuern Physiologie und des Hoffmannschen und Brownischen Systems anzusehen. In seiner »Anatomia hepatis« (Lond. 1654, Haag 1681) ist

die nach ihm benannte Glisson'sche Kapsel (s. Forciader) zuerst erwähnt. Seine »Opera medico-physics« erschienen zu Leiden 1691 und 1711 in 3 Bänden.

Glittir, s. Högard.

Glitterind (Glitterind), Berg in den Notunjfjellen Norwegens, im O. des Galdhøpig, 2564 m hoch. Am Fuße steht das Logierhaus Glitterheim.

Globe, Le (spec. globe, »der Globus, Erdball«), französische Zeitschrift, wurde 1824 gegründet und trat sehr bald für Shakespeare und die Romantik ein, bis sie 1830 in den Händen des Pierre Leroux zu einem rein politischen (und zwar Saint-Simonistischen) Blatt wurde. Vgl. Jiefing, Le Globe (Zürich 1881).

Globe, The (»der Globus, Erdball«), Londoner konservative Abendzeitung, wurde 1803 als Organ der Whigs begründet (bald wurde der »Traveller« mit ihr vereinigt) und zählte anfangs hohe Staatsbeamte zu seinen Gönnern und Mitarbeitern. 1866 wechselte das Blatt zugleich mit dem Eigentümer die politische Richtung. Auch wurde der Preis von 4 auf 2 Pence, bez. 1 Penny herabgesetzt.

Globeöl, s. Erdöl, s. 25.

Globe-Theater, ehemaliges Londoner Theater, ist durch Shakespeare berühmt geworden, der dessen Miteigentümer war und seine Dramen daselbst zur Auführung brachte. Es lag, 1598/99 neuerbaut, zu Vauxhall am südlichen Themseufer und brannte 29. Juni 1613 gänzlich nieder. Außerlich war es achteckig geformt, der innere Zuschauerraum gleich einer Kugel (O); die Bühne hatte unveränderliche Architektur und war mit Tapeten oder Teppichen behängt. Im Hintergrund der Bühne befand sich aber noch eine durch einen Vorhang zu schließende Mittelbühne, die durch geringe Veränderungen, wie durch Schließen und Öffnen, auch der Fälschung der Zuschauer bei dem häufigen Szenewechsel auf die leichteste Art nachstellte. Über diese Mittelbühne zog sich eine Art Loggia hin, die bei Ballon- oder Feuertänzen zur Verwendung kam. In unsrer Zeit sind besonders in München Versuche gemacht worden, diese Scenerie mit technischer Vervollkommenheit zur Aufführung von Shakespeare'schen Dramen wieder aufzunehmen.

Globe-trotter (engl., spec. globe), scherzhafte Bezeichnung für zum Vergnügen reisende Weltumsegler.

Globigerinen, s. Kalkkopoden.

Globin, s. Hämoglobin.

Globiocephalus, Grindwal, s. Delphine.

Globoides, s. Neuron.

Globosin, soviel wie Nitroglycerin.

Globos (lat.), kugelförmig, aus Augen bestehend; Globosität, Kugelförmigkeit.

Globosphärit, s. Sphärolithen (s. d.) radiatstrahlend angeordnete Globulite (s. Kristalliten).

Globular (globulus, lat.), kugelförmig.

Globulariazgen, distyle, in Europa und Asien einheimische, aus ca. 20 Arten bestehende Pflanzengruppe aus der Ordnung der Personatae, Stauden oder kleine Sträucher mit wechselständigen Blättern, zweispitzigen, in Köpfchen zusammengebrängten Blüten und zweireihigen Spalt- oder einsamigen Früchten.

Globall, Kugeln, Kugeln; G. tartari serrati oder martiales (Stahlkugeln), altes Eisenpräparat, wesentlich aus Eisenweinstein in Kugelform bestehend, dient zu Stahlbädern; G. vaginales, s. Suppositoria.

Globulicide, s. Immunität.

Globuline, Eiweißkörper, die im Wasser nicht oder schwer, wohl aber in verdünnter Kochsalzlösung löslich sind und daraus durch Wasser, auch durch An-

säuern gefüllt werden. Die frisch gefüllten Niederschläge sind in neutraler Salzlösung wieder löslich, sie werden aber viel schneller als die Albumine unlöslich. Man unterscheidet Serumglobulin im Blutserum; Zellglobuline im Muskelplasma, in der Leber, in weissen Blutkörperchen &c.; Kristallin in der Kristalline des Auges; Eierglobulin im Eiereiweiß; Milchglobulin in der Milch; Phytoglobuline (Pflanzenteile).

Globulinurie, das Auftreten der Globuline des Blutes im Harn bei Albuminurie.

Globuliten, mikroskopisch kleine kugelige Gebilde, f. Kristalliten.

Globus (lat.), soviel wie globos (f. d.).

Globus (lat., »Kugel«), künstliche Nachbildung der Erdoberfläche (Erdbglobus) oder der Himmelskugel (Himmelsglobus). Auf jedem G. findet man zur Bestimmung der Lage eines Punktes auf derselben dienende Kreise, die Meridiane und die Parallelkreise mit dem Äquator, beide Systeme etwa von 10 zu 10°, bei kleineren Globen auch von 20 zu 20 oder von 30 zu 30°. Durch die Meridiane wird die ganze Kugelfläche in gleichgroße Teile (sphärische Zwickel) zerlegt, und aus solchen Teilen besteht auch die Papierfläche, die den G. bedeckt, und auf der die Zeichnung aufgetragen ist. So die Kugelgröße nicht abmilderbar ist, d. h. sich nicht ohne Falten oder Risse in einer Ebene ausbreiten läßt, so kann man ebene Papierstreifen nur mit einer gewissen Dehnung auf eine Kugel aufkleben. Auf diese Dehnung ist Rücksicht zu nehmen bei Herstellung dieser Streifen und beim Entwerfen der Zeichnung auf ihnen, damit sie auf dem G. gut aneinander schließen und die Parallelkreise keine Ecken bilden. Eine Anleitung hierzu findet man unter andern in Steinhoufers »Grundrissen der mathematischen Geographie und Landkartenprojektion« (3. Aufl., Wien 1887). Die Drehungsachse des G. ruht in einem um die Kugel gehenden Messingring, der vom Äquator nach den Polen hin in je 90° geteilt ist. Zur Aufstellung des G. dient ein auf Füßen ruhender horizontaler Ring, in dem sich an zwei diametral gegenüberstehenden Stellen Einschnitte befinden, in die der Messingring in vertikaler Stellung eingeseht wird, so daß er sich zur Hälfte oberhalb, zur Hälfte unterhalb des horizontalen Ringes befindet. Der letztere ist ebenfalls in Grade eingeteilt. Setzt man den Messingring so in den horizontalen Ring ein, daß die Achse vertikal steht, und dreht man die Kugel, so kann man die Größe der Drehung in Graden auf dem horizontalen Kreis ablesen, indem man die Bewegung eines bestimmten Äquatorpunktes verfolgt. Zur Bestimmung dieser Drehung dient oder ausserdem noch ein kleiner Zeiger, der am äußeren Ende der Drehungsachse angebracht ist und sich auf einem kleinen Kreis bewegt. Letzterer ist in 24 gleiche Teile (Stunden) geteilt. Bei vertikaler Stellung der Achse erkennt man, daß eine Drehung von je 15° einer Stunde entspricht. Auf dem kleinen Stundenkreis kann man aber die Größe der Drehung auch bei jeder andern Stellung der Achse ablesen. Zur vollständigen Ausrüstung eines G. gehört ferner ein biegsamer Messingblechstreifen mit Gradenteilung, den man benutzt, um den Abstand zweier Punkte auf der Kugel zu messen, wenn derselben weder auf dem Äquator noch auf demselben Meridian liegen. Endlich ist noch zur Orientierung des G. ein Kompaß beigegeben, der gewöhnlich zwischen den Füßen des Gestelles angebracht ist. Kleinerer Erdbloben sind entweder fest auf einem Holzfuß angebracht oder beweglich auf einem solchen Fuß

in einem Halbkreis, so daß man der Achse des G. diejenige Richtung gegen den Horizont erteilen kann, welche die Erdoberfläche wirklich hat (gleich der geographischen Breite).

Auf einem Erdblobus sind in ähnlicher Weise wie auf einer Karte die Umrisse der Festlandmassen und Ozeane, der Lauf der Flüsse, die Lage der Gebirgskette u. a. aufgezeichnet. Der G. besitzt aber vor der im übrigen viel leichter herstellbaren und beim Gebrauch bequemern Karte den großen Vorzug, daß auf ihm nicht bloß die Form und Konturen, sondern auch die Größenverhältnisse der Linien und Flächenräume naturgetreu dargestellt sind, was nicht beides zugleich auf einer Karte möglich ist (vgl. Landkarten). Gerade darin, daß die Betrachtung des Erdblobus geeignet ist, irrig, durch das Studium von Karten gewonnene Anschauungen zu berichtigen, besteht der Hauptwert desselben. Dames und Büß stellten auch einen geologischen Erdblobus (Verl. 1898) her. Auf den Reliefgloben werden auch die Höhenunterschiede angegeben, allerdings in stark vergrößerter Höhe, was ihren pädagogischen Wert stark beeinträchtigt.

Auf den Himmelsgloben ist außer den erwähnten Kreisen, auf denen man Rektaszension (f. d.) und Declination (f. Abweichung) abliest, noch die scheinbare Sonnenbahn oder Ekliptik (f. d.) angegeben, die den Äquator in zwei diametral entgegengesetzten Punkten, dem Frühlingspunkt und dem Herbstpunkt, unter einem Winkel von 23½° schneidet. Außerdem sind die hellsten Sterne und die Milchstraße verzeichnet sowie die Umrisse der Sternbilder angegeben. Daß wir die Sterne auf der Außenseite des G. sehen, während wir dieselben auf der Innenseite der scheinbaren Himmelskugel zu erblicken gewohnt sind, bereitet kaum ernstliche Schwierigkeit. Deshalb sind auch die sogen. Konigloben oder Sternregel jetzt nicht mehr üblich, bei denen die Sterne auf der Innenseite eines hohlen Kegels dargestellt waren, so daß man dieselben in den gleichen Winkelabständen wie in Wirklichkeit erblickte. Mit dem Namen Kosmoglobus bezeichnete C. Wotho (»Beschreibung des Kosmoglobus«, 1833) 1827 einen aus zwei Halbkugeln hergestellten Himmelsglobus, in dessen Innern er eine hölzerne Erdoberfläche andachte. Für öffentliche Schaustellungen hat man auch große, hölzerne Globen angefertigt, in deren Innern die Zuschauer stehen. Hierher gehört das von Wyld in London 1851 in größerem Maßstabe hergestellte Georama.

Den Erdblobus soll Anaximander um 580 v. Chr. erfunden haben; um 150 v. Chr. gab Ptolemäos (Geogr. I. 22) Regeln für denselben an, und Krates von Mosos in Kilikien entwarf um 150 v. Chr. einen G., auf dem vier halbkreisförmige, durch einen meridianalen und einen äquatorialen Gürtelbogen gebildete Inseln eingezeichnet waren. Das Bild dieses in Pergamon aufgestellten G. wurde später das Symbol der Weltbevölkerung; in der byzantinischen Zeit setzte man ein Kreuz darauf, und dieser G. wurde Reichsapfel. Die Himmelsgloben sind noch älter, bereits im 4. Jahrh. v. Chr. trug Eudoxos die Sternbilder auf eine Sternkugel auf, und der »Parnassische Atlas« im Museum zu Neapel trägt einen Himmelsglobus aus Marmor, dessen Alter nach der Lage des Frühlingspunktes von Paris auf etwa 300 v. Chr. bestimmt worden ist; es ist dies der älteste Himmelsglobus, der auf uns gekommen ist. Die nächst ältesten sind arabischen Ursprungs; in Florenz ist ein um 1080 von Al-Battani al-Battani angefertigter G., im Museum des Kardinals Borghese in Velletri ein solcher

von 1225, in London einer von 1275, im mathematischen Salon zu Dresden einer von 1289. Im 15. Jahrh. verfertigten Regiomontanus, Schoner, Hartmann u. a. Himmelsgloben; aus dem Jahre 1492 stammt auch die künstliche Erdkugel Martin Behaim's, die in Nürnberg aufbewahrt wird. Aus dem Jahre 1493 stammt der G. coelestis des Stöffler in der Bibliothek des Gymnasiums zu Konstanz sowie der G. von Laon. Aus dieser Zeit stammt auch ein wahrscheinlich von Walbseumüller herrührender G. (1507 oder 1509), auf dem schon Amerika aufgeführt ist, ein solcher von Renor (1510—12), von Boulanger (1514—18), eine Globuskarte von Leonardo da Vinci (1515—20), die Globen des Nürnberger Astronomen Schoner (1515, 1520, 1533), ein G. in der Sammlung des Fürsten Vichstein (früher Hausleib) von 1518(?), ein vergoldeter G. von 1528 und ein Holzkugel von 1535, beide in Paris; der G. von Ranczy (1535—40), ferner solche von Francastori, Gemma Frisius, Jobocus Bomb, Werth, Mercator (1541) und Bopel (1542). Tycho Brahe baute 1583 einen messingenen Himmelsglobus von fast 2 m Durchmesser, 1585 Bürgi in sehr vorzüglicher Ausführung einen noch in Kassel befindlichen kupfernen G. von 0,7 m Durchmesser für den Landgrafen von Hessen. Im 17. Jahrh. waren der Italiener Coronelli und die Holländer Willem Janszoon und Joh. Janson Bau (Cassius) in Amsterdam durch ihre Globen berühmt; eine Erdkugel von 2,25 m Durchmesser von Blasius Erben wird noch in der Kunstlammer zu Petersburg aufbewahrt. Am berühmtesten aus dieser Zeit ist der sogen. Gottorp'sche oder Gollert'sche Himmelsglobus, den der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp durch Wam Olearius und den Medaillier Andreas Busch aus Lüneburg von 1656—64 anfertigen und zu Gollert bei Schleswig aufstellen ließ, der sich aber seit 1713 ebenfalls in Petersburg befindet. Er ist von Kupferblech, hat 3,5 m Durchmesser und stellt von außen die Erdoberfläche, von innen aber die Himmelstafel dar, indem die Gestirne durch kleine Löcher repräsentiert werden. Binzen Coronelli verfertigte zu Anfang des 18. Jahrh. für Ludwig XIV. zwei Kiefigloben von über 4 m Durchmesser, die sich in der Bibliothek zu Marly befinden. In neuerer Zeit aber und schon im Laufe des 18. Jahrh. setzte man die kostspieligen und unbequemen großen Globen den kleinen nach, die, wenn gut ausgeführt, für alle Zwecke, die sich mit einem G. erreichen lassen, ebenso brauchbar sind; am besten sind Globen von 20—45 cm. Sehr verdient um gute Erd- und Himmelsgloben machten sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. die Nürnberger Offizinen von L. Andrea und von Homann; in der zweiten Hälfte desselben zeichneten sich die von Bode besorgten Himmelsgloben aus, die seit 1790 in Nürnberg, später auch in Berlin gefertigt wurden. Auch die von Klingner und die von Franz in Nürnberg, von Kiebig in Leipzig gefertigten Erd- und Himmelsgloben gehören zu den vorzüglichsten; Schreibers Erden in Leipzig (später Simon Schropp in Berlin), Kummer in Berlin, Adams in London, Bauer in Nürnberg, das Geographische Institut in Weimar, D. Reimer (Kiepers Globen) in Berlin, Wabani in Potsdam zeichnen sich an diese Globenfabriken ebenbürtig und mit Anwendung mancher neu entdeckter Kunstgriffe würdig an. Plammarion stellte Globen vom Planeten Mars und vom Monde, v. Zade einen Kiefiglobus vom Monde (1897) her. 1832 lieferte J. L. Grimm in Berlin pneumatisch-poröse Erdgloben von 3,75 m Umfang, die mittels

eines Blasebalges aufgetrieben und frei aufgehängt werden können. Außerdem erfand der Polytechniker Brandegger in Ulmangen den sogen. Induktionsglobus, der zur praktischen Einführung in den mathematisch-geographischen Unterricht z. dienen soll und aus einer mit künstlichem Schiefergrund überzogenen Kugel besteht, die das Einzeichnen und Auswischen der geographischen Elemente gestattet. Auf der Barier Weltausstellung 1900 war ein G. von 46 m Durchmesser auf gemauertem Podium aufgestellt. Vgl. Rollweide, Beschreibung der künstlichen Erd- und Himmelsgloben (2. Aufl., Leipzig, 1880); Steinhäuser, Erde und Mond und ihre Bewegungen im Weltraum (Weim. 1877, vollständige Globuslehre); Fiorini, Erd- und Himmelsgloben, ihre Geschichte und Konstruktion (deutsch bearbeitet von Wüthrich, Leipzig, 1895); Rollweide, Globuskunde (3. Aufl., Freiburg i. Br. 1899) und Der Himmelsglobus (Baf. 1888); auch die Karten zur Geschichte der Erdkunde I. (Wb. 6).

Globus hystericus, s. Hysterie.

Gloehidium, die Larve der Flußmuscheln, s. Muscheln.

Glocke, ein entweder völlig geschlossener, nur mit Kopfschloß versehener oder vorn der Länge nach zum Aufsteigen eingerichteter weiter, kurzer Umgang vorzugsweise der Männer im 14. und 15. Jahrh., ähnlich der Haube (s. d.).

Globen werden in der Regel aus Bronze (Glockenmetall, Glockengul, Glockenspeise) von verschiedener Zusammenlegung, am besten aus einer Legierung von 80 Kupfer und 20 Zinn gegossen. Normales Glockenmetall ist leicht schmelzbar, sehr dünnflüssig, auf dem Bruch feinkörnig, dicht grauweiß mit einem Stich ins Rötliche, spröde, schwer zu drehen und zu feilen. Vermischung anderer Metalle ist für den Klang schädlich, doch gibt man ordinären G. einen Zusatz von Blei und Zinn. Daß durch Silber der Ton der G. verbessert werde, ist ein Vorurteil, und tatsächlich findet man in älteren G. niemals Silber, wenn auch fromme Gläubige bereitwillig Silber zur Verschönerung von Kirchengloben gespendet haben. G., aus Spiegeleisen gegossen, sind wohlfeil, von starkem, gutem Klang und haltbar; Gussstahlgloben haben einen starken, sehr vollen Ton, während die A.-förmig gegossenen, an der Spitze aufgehängten Glöckchen geläute ziemlich grellen Ton desigen. Den größten Durchmesser desigen G. an ihrer Ründung, die größte Metallbilde am Schlagring (Schlag oder Kranz), d. h. jenem Umkreis, gegen den der Klöppel schlägt. Die Dicke der Glocke vermindert sich vom Schlagring bis zu ihrer halben Höhe allmählich, von da an und in der ganzen oberen Hälfte (Oberlag) beträgt sie nur den dritten Teil der Dicke des Schlagrings; der dünnere untere Rand heißt Bord. Der Durchmesser des obersten Teiles der Glocke (Haube, Platte) steht zu dem ihrer Ründung im Verhältnis wie 1:2. Die Schwere des Klöppels oder Schwingels beträgt in der Regel etwa den 40. Teil vom Gewicht der Glocke. Zur Befestigung der Glocke am Helm dient die auf der Haube befindliche Krone, die aus sechs mit dem Glockenkörper zugleich gegossenen Pfeilen besteht. Der Helm (Hols, Fuch) besteht aus einem dicken Stück Eisenholz, das an seinen beiden Enden mit eisernen Zapfen versehen ist, die in messingenen Pfannen liegen, so daß, indem der Helm mittels eines Hebels und eines Seiles geschwungen wird, die zum Läuten nötigen Schwingungen der Glocke entstehen (vgl. Glockenstuhl). An einem eisernen Ohr in der Haube (Hängereifen) hängt der Klöppel. Der Auf-

hängungspunkt desselben liegt tiefer als jener der Glocke, Klöppel und Glocke bilden also zwei Pendel von verschiedener Länge, die mit ungleicher Geschwindigkeit schwingen, und deshalb kommt der Klöppel zum Anschlag, was bei gleichen Schwingungen niemals der Fall sein würde. Die Höhe oder Tiefe des Glockentons ist von der Breite der Glocke (an der Krümmung) bedingt; Höhe der Glocke und Metallstärke sind von wesentlichem Einfluß auf die Erzeugung eines reinen, angenehmen und lange nachklingenden Klanges. Erfahrungsgemäß gibt eine Glocke von 0,837 m Breite und 300 kg Gewicht ungefähr den Ton des zweigestrichenen a. Gestützt auf diese Voraussetzung und abgesehen von andern Einflüssen läßt sich auch für jeden andern Ton die Größe der Glocke berechnen, sofern man das Verhältnis der Schwingungszahlen der Töne einer Oktave berücksichtigt. Ist der Durchmesser einer Glocke, die den Grundton angibt, bekannt, so erhält man den Durchmesser für die Glocke des verlangten höhern Tones, indem man den erstern durch die entsprechende Schwingungszahl dividiert. Werden die der einen Oktave angehörenden Durchmesser verdoppelt, so erhält man die Durchmesser für die gleichnamigen Töne der Unteroktave. Ein gut zusammengesetztes Geläute muß aus G. bestehen, deren Töne einen möglichst vollkommenen musikalischen Akkord bilden. Der vollkommenste Wohlklang entsteht aus Grundton, Terz und Quinte, denen man noch, wenn vier G. erfordert werden, die Oktave hinzufügt. Nach Schaffhäut soll die Tiefe des Tones bei übrigens gleichen Verhältnissen zunehmen mit dem Quadrat des Durchmessers, und wenn G. von gleicher Materie in ihren Dimensionen in gleichem Verhältnis zu- und abnehmen, so sollen sich die Töne derselben umgekehrt wie die Kubikwurzeln aus dem Gewicht derselben verhalten. Eine gesprungen Glocke verliert den Ton; vorteilhaft löst man ein Stück heraus, so daß sich beim Schwingen die Sprungflächen nicht mehr berühren, oder gießt den erweiterten Kist mit einer geeigneten Legierung aus.

Zum Schmelzen des Glockengusses benutzte man einen Himmofen. Die flüssige Legierung wird aus dem Schloß des Ofens durch die Gußrinne in die Lehmform geleitet. Diese wird in der vor dem Ofen befindlichen Dammgrube aufrecht stehend mit Schablonen (s. Gießerei) hergestellt. Man mauert zuerst den hohlen Kern, gibt ihm durch Auslegen von Ton und Abreiben die richtige Form, bestreicht ihn bald mit einem wässrigen Brei aus Holzasche, um das Anhaften des Modells zu verhindern, und trocknet ihn durch ein in seinem Innern angemachtes mäßiges Feuer. Alsdann wird das Modell (s. m. b.), das mit der Metallstärke der Glocke und im Umkreis mit der äußern Glockenform (ohne Pendel) übereinstimmen muß, auf den Kern aufgetragen. Der letzte dünne Überzug des Modells, der die Gesimse, Kränze, Aufschriften etc. enthält, besteht aus einer Mischung von Talg und Wachs. Über ihn wird schließlich der Mantel geformt, der sich mit der ersten Schicht den Verzierungen genau anschmiegen muß und, nachdem diese Schicht getrocknet ist, mit Lehm verstärkt wird. Bei dem nun folgenden Trocknen durch Feuer schmilzt das Wachs und zieht sich in den Lehm, wodurch sich der Mantel vom Modell löst. Die Form zur Krone mit Wieseloch und Windstiefen wird besonders angefertigt, in die obere Öffnung des Mantels eingesetzt und mit Lehm besetzt. Nach dem Trocknen wird der Mantel abgehoben, das auf dem Kern stehende Modell stückweise weggebrochen, der Kern mit Steinen

und Erde gefüllt und dann seine obere Öffnung mit Lehm geschlossen und gehörig abgeglättet. Gleichzeitig wird das Hängeisen in den Lehm eingestekt, so daß die mit Widerhaken versehenen Schenkel beim Guß von dem Metall eingeschlossen werden. Zuletzt wird der Mantel über den Kern herabgelassen und, nachdem die Hänge rund um seinen unteren Rand mit Lehm verstrichen worden ist, die Dammgrube zur Sicherung der Form völlig mit Erde, Sand und Asche eingeschöpft und die Gußrinne vom Ofen nach dem Wieseloch angelegt. Nach dem Gießen läßt man 24—48 Stunden abkühlen, entleert dann die Dammgrube, entfernt den Mantel und windet die Glocke heraus. Die Angüsse werden nun abgeseigt, die Glocke befeilt etc.

Geschichtliches. Kleinere G. benutzten die Ägypter bei ihrem Kultus; auch die Ägypter hatten kleine Glöckchen, und Moron und die Hohepriester der Juden trugen goldene Glöckchen an ihrer Antitracht. Bei den Griechen bedienten sich die Priester der Sphärophone und Kybele der G. Die Römer benutzten G. im Hause und zu Ankündigungen öffentlicher Versammlungen, während große G. erst in christlicher Zeit Anwendung fanden. Die ältesten großen G. wurden geschmiedet, den Guß derselben soll nach einer seit dem frühesten Mittelalter verbreiteten, aber nicht haltbaren Sage Soulinus, Bischof von Nola in Campanien (gest. 430), zu Anfang des 5. Jahrh. erfunden haben, und die Kirche derselben in Gmitte bei Nola rühmt sich, den »ältesten Glockenturm in der Christenheit« zu besitzen. Jedenfalls blühte in Nola, begünstigt durch die reichen und reinen Kupfererze Campaniens, schon früh der Glockenguß, und meist wird das lateinische Wort campana (große Glocke) und nola (Heine Glocke) von Campanien und Nola hergeleitet. Das deutsche Wort Glocke stammt wahrscheinlich vom althochdeutschen kloechon oder kloppen, schloegen, woraus auch das französische cloche gebildet zu sein scheint, und kommt schon im 8. Jahrh. vor. Den kirchlichen Gebrauch der G. soll nach einigen der heil. Paulinus, nach andern der Papst Sabinian (804) eingeführt haben. Hierüber ist nichts Sicheres bekannt, man weiß nur, daß die G. im 7. Jahrh. in Frankreich, unter Karl d. Gr. in Deutschland bekannt waren und im 8. Jahrh. die Sitte aufkamen, sie feierlich zu weihen oder zu »lausen«. In der orientalischen Kirche fanden die G. 865 Eingang, als der griechische Kaiser Michael von dem venezianischen Dogen Orso I. zwölf große Bronzeglocken zum Geschenk erhielt und diese auf einem eigens hierzu auf der Sophienkirche errichteten Turm aufhängen ließ. Ihren Höhepunkt erreichte die Glockengießerei zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. Die größten und wohlklingendsten Geläute gehören dieser Zeit an, in der auch 1467 die Wieselochspiele vom Glockengießer Bartholomäus Knecht zu Albst in Blandern erfunden wurden. Ranuccio verbeßerte zu Anfang des 16. und Werfenne zu Anfang des 17. Jahrh. die Konstruktionen, und Peter Emont in Amsterdam gab zu Ende des 17. Jahrh. bestimmte Gesetze und brachte es dahin, daß der volle Grundakkord mit der Terz, Quinte, Oktave und obern Oktave gehört wurde. Der Lothringier Demonty stellte 1645 zu Zülpfen an der Pfälz ein Glockenspiel von 26 G. auf, deren größte 2000 kg wog (vgl. Glockenspiel).

Die größte Glocke Deutschlands ist die (von Hamm in Frankfurt/Main) dreimal umgegoßene und 1875 in dem Dom zu Köln obgießerte »Kaiserglocke«; dieselbe ist 3,25 m hoch, hat am Schallrand 3,42 m Durchmesser

und wiegt 26,250 kg. Die Dicke der Wandung am Schlagrand beträgt 29 cm, an der Krone 8 cm. Der Klöppel ist 3 m lang und wiegt 765 kg. Der Ton der Glode ist D (nicht Cis). 1891 wurde in Annecy eine Glode von 25,000 kg gegossen. Die in dem mittlern Domturm zu Cluüß befindliche Glode wiegt 358 Jtr., die große Glode auf der St. Stephanuskirche zu Wien 354 Jtr. und mit Klöppel, Helm und Eisenwert 514 Jtr., eine Glode im Dom zu Erfurt wiegt 275 Jtr., mit dem 11 Jtr. schweren Klöppel und sonstigem Eisenwert 300 Jtr.; sie wurde 1497 gegossen, nachdem ihre Vorgängerin, die bedeutend schwerere »Susanne«, bei einem Brand 1472 geschmolzen war. Die größte Glode der Welt besitzte der Kreml zu Moskau mit 12,327 Pud (201,916 kg), 18 m Umfang und einer Höhe von 5,8 m. Die Glode ist 1533 gegossen, fiel beim Brand von Moskau herab und steht seit 1836 auf einer Granitunterlage neben dem »Iwan Welikii« (»Johann der Große«) genannten Glodenturm im Kreml zu Moskau. Auch in China gibt es Gl. von ansehnlicher Größe und von hohem Alter, so zu Beijing eine eiserne, 1250 Jtr. schwer und 4,5 m hoch, die der Kaiser Hong-lo 1403 gießen ließ. Alle chinesischen Gl. haben eine eigentümliche Form, indem sie sich gegen den Schlagring hin nicht erweitern, mit nur hölzernen Klöppeln versehen und oben durchbohrt sind, was den Schall verstärken soll. — Rül der Taufe der Gl. (f. Glodenrecht) scheint auch zugleich der Aberglaube mit aufgetommen zu sein, durch ihr Räten die Gewitter vertreiben zu können. Dieser Glaube spricht sich in vielen Inschriften derselben aus, die überhaupt die Zeit, in der die Gl. gegossen wurden, meist treffend charakterisieren. Vgl. *L'histoire des cloches* (Par. 1721, grundlegendes Werk); *Otte, Glodenkunde* (2. Aufl., Leipz. 1884; Nachtrag, Halle 1891); *Farjer, Die Glodengießerei* (Weim. 1854); *Jehe, Historische Notizen über die Glodengießkunst des Mittelalters* (Münst. 1857); *Lutis, Account of church-bells* (Oxf. 1857); *Södel, Beiträge zur Glodenkunde* (Machen 1881); *Schoenmarck, Die Altersbestimmung der Gl.* (Berl. 1889); *Rein, Anschauungsatlas für den Glodenguß* (Gotha 1897).

Glodenblume, Pflanzengattung, f. Campanula.

Glodenblätter, f. Campanulaceen.

Glodenboje, f. Glodenboje, f. Seezeichen.

Glodenbon, Münzberger Künstlerfamilie des 15. und 16. Jahrh., aus der Miniatur- und Glasmaler, Kupferstecher, Formschneider und Illuministen hervorgegangen sind. Die bedeutendsten sind:

- 1) **Albert**, genannt der ältere, Kupferstecher, geb. um 1432, kopierte viel nach Schongauer, dessen Stil er annahm. Er war eine Zeitlang in Würzburg tätig.
- 2) **Albert**, genannt der jüngere, Glasmaler, Formschneider und Illuminist, war bis um 1543 in Nürnberg tätig. Man kennt von ihm eine Folge von 32 Heiligenbüsten in Holzschnitt und Glasgemälde.
- 3) **Nikolaus**, Miniaturmaler, Schüler seines Vaters **Georg G.** (gest. 1520), schmückte eine Reihe von Mess- und Gebetsbüchern, die sich in der Hofbibliothek und Stiftsbibliothek zu Wittenburg befinden, mit Randverzierungen und Miniaturen, die weniger durch Schönheit der Zeichnung als durch Lebhaftigkeit der Farbe hervorragend sind. Die Bibliothek zu Wittenburg besitzt von ihm eine Bibel mit Miniaturen nach Dürers Holzschnitten. Er starb 1560.

Glodenbräutler, f. Erbsenbräutler.

Glodenfahrt heißt der Witzweg vor Oßern, an dem nach dem Volksglauben alle geweihten Kirchen-

gloden nach Rom zum Papst fliegen, um am Sonnabend darauf an ihre Stellen zurückzufahren.

Glodengefäße, große, glodenförmige Tongefäße, die in vorgeschichtlichen Gräbern, mit dem Boden nach oben über die Knochenurnen gestülpt, aufgefunden wurden.

Glodenguß, f. Gloden.

Glodentag, f. Bronze, S. 454, und Gloden.

Glodenharmonika, f. Glodenharmonika.

Glodenhügel, f. Gräber, vorgeschichtliche.

Glodenkapitel, seit der Mitte des 11. Jahrh. auf-tretende Form des Kapitells in der romanischen Baukunst, einer umgekehrten Glode ähnlich, ist oft mit reicher Ornamentik überzogen (f. Abbildung).

Glodenmagnet, f. Galvanometer, S. 306.

Glodenmetall, f. Bronze, S. 454, und Gloden.

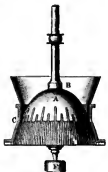
Glodenmühle, Vorrichtung zum Zerhacken von Knochen (Koch), Wurmlin, Harthölzern u. dgl., besteht der Hauptsache nach (f. Abbildung) aus einem

glodenförmigen hohlen Hartgußkörper A, mit schraubenförmig verlaufenden Riffeln und einem inwendig ebenso geriffelten Hartgußmantel C, mit Aufschüttelrumpf B. Durch Drehung des Mahlkörpers A erfolgt die allmähliche Zerhackung des eingeworfenen Materials, wobei eine Verdichtung von A mit dem Fußlager F die Feinheit des Mahlgutes regelt. Kleinere Glodenmühlen dienen zum Mahlen von Kaffee (Kaffeemühle), Pfeffer, Gewürz, zum Zerkleinern u.

Glodenrecht ist im kirchenrechtlichen Sinne der Inbegriff aller auf Erhebung, Eigentumsrecht, Verfügungsgewalt und Unterhaltungsrecht der Kirchen-gloden bezüglichen Rechtsätze. Die Weihe der Gloden (benedictio genannt, nicht consecratio), die im 8. Jahrh. aufkam, ist nach katholischem Kirchenrecht diöcesänes Rekrutrecht und geschieht in feierlicher Weise mittels Abwaschung mit einer aus Salz und Wasser gemischten Flüssigkeit (Glodentaufe im Volksmunde), Salbung mit Kränzen und Verichtung bestimmter Gebete, wobei die Gloden gewöhnlich auch den Namen eines Heiligen erhalten. Durch die Weihe werden die Gloden res sacrae, d. h. zum gottesdienstlichen und sonstigen kirchlichen Gebrauch bestimmt, und prinzipiell nimmt daher die Kirchengewalt die Befugnis, Bestimmungen über die Benutzung der Gloden zu treffen, für sich in Anspruch. Die Beschaffung der Gloden und der Unterhalt des Glodenstubs liegt demjenigen ob, welche die Hauptpflicht an der Kirche und insbes. am Kirchturm zu tragen haben. Kraft des Kirchenhoheitsrechts wurde übrigens der Gebrauch der Gloden mannigfach auch durch staatliche Gesetze und Verordnungen geregelt. Das früher gebräuchliche sogen. Gl. (droit sur les cloches), wonach die Gloden



Glodenkapittel



Glodenmühle.

einer eroberten Festung der Belagerungsartillerie gehörten und die von der Stadtbehörde zu bezahlende Stückaufsumme zwischen dem Kommandanten und der Mannschaft verteilt wurde, darf jetzt seit der Bräufeler Erklärung von 1874, Art. 8, als beseitigt betrachtet werden.

Glockenschlag (Glöckchen), das glockentonähnliche Erfinden, das entsteht, wenn man auf einer Violine oder Violine eine tiefere Saite mit dem Bogen kräftig anstreicht und dabei andere Saiten mit den Fingern sanft berührt. Der G. gilt, vornehmlich wenn er sich auf allen Saiten gleich stark vernehmen läßt, als Beweis einer guten, gleichmäßig vibrierenden Resonanzbede.

Glockenspielfe, f. Bronze. S. 454, und Gloden.
Glockenspiel (sang. Carillon, ital. Garigione), ein in früheren Jahrhunderten sehr beliebtes musikalisches Instrument. Die größte Art des Glockenspiels findet sich an Kirchtürmen, wo eine Anzahl kleinerer Gloden durch einen Uhrwerkmechanismus mit Balgen wie in einer Spieluhr gespielt werden. Diese Art ist besonders in Holland und Belgien sehr verbreitet und wurde in neuerer Zeit auch nach England verpflanzt, wo man den Mechanismus wesentlich vervollkommen hat (vgl. Gloden, S. 42). Kleinere Glockenspiele werden entweder mit einer Tastatur gespielt (so die in älteren Orgeln für die obere Hälfte der Klaviatur vorkommenden), oder mit kleinen Klöppeln geschlagen, so besonders die tragbaren, früher bei Militärmusiken nicht seltenen, die jetzt meist durch die Pyra mit Stahlschlägen ersetzt sind (f. Pyra). Die Idee des Glockenspiels ist sehr alt und besonders bei den Chinesen seit langer Zeit in Gebrauch; möglich, daß die Holländer sie von dort übernommen haben. Berühmte Glockenspiele haben Antwerpen (40 Gloden), Brügge (48), Mecheln (44), Gent (48), Tournay (42), Löwen (35 Gloden). Der berühmteste Erbauer von Glockenspielen war Matthias van den Wyen (1721–85).

Glockenstube, der mit Schallöffnungen versehene Raum eines Turmes, in dem die Gloden an einem Glockenstuhl (f. d.) hängen.

Glockenstuhl, Gerüst zum Aufhängen von Gloden, das so eingerichtet sein muß, daß es den nötigen Raum für die Schwingungen der Gloden gibt, und daß durch



Fig. 1. Eiserner Glockenstuhl.

diese Schwingungen keine schädlichen Wirkungen auf das Baumwerk ausgeübt werden. Man baut sie bodenartig aus kernigem trockenem Eichen- oder Föhrenholz, neuerdings auch aus Eisen (Fig. 1). Berühmte alte, noch erhaltene Glockenstühle sind unter andern der des Freiburger Münsters, der zugleich mit dem Münsterturn um 1273 errichtet wurde, sowie die der Dome in Erfurt, Reg. u. Die Konstruktion eines Glockenstuhls wird bestimmt durch die Besonderheiten des Glockenturms und durch Anzahl und Gewicht der Glo-

den und deren Aufhängung. Wird die Glocke, feststehend aufgehängt, durch Bewegung des Klöppels allein geläutet, so ist die Tonwirkung nicht günstig. Das Schwingen der Glocke ermöglicht man durch deren Aufhängung an zylindrische Zapfen in zylindrischen Lagern und Anbringen eines Hebels über der Drehachse, an dem das Läuteteil beseitigt wird. Die große Zapfeneinreibung im zylindrischen Lager infolge der bedeutenden Zentrifugalkraft der schwingenden Glocke überträgt die Schwingungen durch den G. auf das Turmmauerwerk; man mindert dieses Übel dadurch, daß man die Aufhängestelle der Glocke im Turme so weit wie möglich herabdrückt; dann aber auch, und um

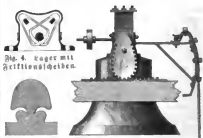


Fig. 1. Lager mit Reibungsscheiben.

Fig. 2. Differenz-Zapfenlagerung.

gleichzeitig die Arbeit des Läutens zu verringern, durch Anwendung besonderer Lager, die meist aus Stahl gefertigt werden. Man unterscheidet: 1) das offene Zapfenlager (Fig. 1); dies wirkt wie eine Schneide, das Gleiten des Zapfens ist unmerklich. Die besondere Form von Zapfen und Lager verhindert die Glocke, das Lager zu verlassen. 2) Lager, die eine wälzende Bewegung der Drehachse erzielen. Am Ende des zylindrischen oder eirunden Zapfens zwingt eine runde Scheibe, deren Zähne in eine Zahnung der Auflagerplatte eingreifen, den Zapfen, auf einem ebenen Stahllager zu rollen. Die Rittersche Lagerung benutzt diesen Gedanken (Fig. 3). 3) Lager mit Reibungsscheiben, die auch die Bodumer Aufhängung benutzt (Fig. 4). Die Reibungsscheiben hängen auf Schneiden. 4) Pendellagerung, bei der die Drehachse in einem auf Schneiden hängenden Bügel ruht. 5) Bogbocks Lagerung auf meißelartigen Schneiden, die tief unter dem Glockenschüssel aufrufen.

Glockentaler, braunschweig. Gedächtnismünzen von 1643 und 1644 mit einer Glocke auf der Rückseite und sonst sehr verschiedenem Gepräge, zur Erinnerung an den Abzug kaiserlicher Truppen aus Holstenbüttel.

Glockentaufe, f. Gloden, S. 43, und Glodenrecht.

Glockentierchen, f. Infusorien.

Glockenton (ital. Nota sostenuta), Gesangsmanier, die eine Modifikation der sogen. Messa di voce (f. d.) ist, besteht aber nicht in einem allmählichen Crescendo und Decrescendo der Stimme, sondern in einem gleichsam wogenden Abfluß des Atems, wodurch fast dieselbe Wirkung auf unser Ohr hervorgerufen wird, die man beim Klang einer Glocke wahrnimmt.

Glockenton, Künstlerfamilie, f. Gloden.

Glockentonne, f. Segetiden.

Glockenventil, f. Ventil.

Glockenvogel (Chasmorbhynchus Temm.), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der

Familie der Schwäger (Cotingidae), mittelgroße Vögel mit sehr plattgedrücktem, an der Spitze sanft herabgeneigtem, sehr weit gespaltenem Schnabel von halber Kopflänge, furlähigen, langzibigen Füßen, ziemlich langen Flügeln und mäßig langem Schwanz. Bei mehreren Arten legen die Männchen zur Paarungszeit ein schneeweißes Hochzeitskleid an, mit dem bei verschiedenen Arten 1—3 vom Schnabelgrund ausgehende, 5—10 cm lange, ebenholzfarbige, beschiebene Hautfegel kontrastieren, die sich bei den Liebespielen straff aufrichten, während sie sonst herabhängen. Der G. (Schmied, C. nudicollis Temm.), 26 cm lang, ist weiß, an den nackten Füßeln und der nackten Kehle spangrün, das kleinere Weibchen ist am Scheitel und an der Kehle schwarz, auf der Oberseite zinngrün, auf der Unterseite gelb, schwarz gefleckt, am Hals weißlich und gelblich gestrichelt. Auch die Männchen sind in der Jugend und nach jeder Mauser grün und werden erst durch Verfärbung weiß (die jungen Männchen erst im dritten Lebensjahre). Der Glodner (C. carunculatus Temm., f. Tafel »Hochzeitskleider I., Fig. 1) ist im Hochzeitskleide weiß und hat auf der Schnabelwurzel einen hohlen schwarzen Papfen, der mit einigen weißen Federchen besetzt ist. Die Glodenvögel bewohnen die Urwälder Südamerikas und fallen durch ihre laute, hell klingende Stimme auf.

Glodenweihe, f. Glodenrecht.

Glodner, **Glodnergruppe**, f. Großglodner.

Glodner, Vogel, f. Glodenvogel.

Glörfen, Kristian, norweg. Dichter, geb. 7. April 1838 in Christiania, wurde als Schuldirektor und lebt seit 1882 in Christiania. Unter seinen Romanen machte der erste: »Sigurd« (1877), berechtigtes Aufsehen, besonders durch die scharfen Angriffe auf die Schulverhältnisse und den Pietismus, die später mit größtem Talent von Kielland fortgesetzt wurden. Von seinen übrigen Werken ist »Tagelidsdags« (»Tagelid«, 1886) hervorzuheben.

Glogau, 1) (Großglogau) Kreisstadt und Preitung zweiten Ranges im preuß. Regbez. Liegnitz, links an der Ober, 83 m ü. M., hat 3 evangelische und



Wappen von Glogau.

3 luth. Kirchen (darunter der gotische Dom auf einer Ockerinsel), eine Synagoge und ein königliches Schloß. In neuerer Zeit ist die Erweiterung der Stadt durch die Hinausschiebung von Festungswerken ermöglicht worden. Die Zahl der Einwohner beträgt (1900) mit der Garnison (2 Bataillone Infanterie Nr. 68, ein Regiment Feldartillerie Nr. 41, ein Bataillon Fußartillerie Nr. 6 und ein Pionierbataillon Nr. 5) 22,147 Seelen, davon 6500 Katholiken und 716 Juden. Die Industrie besteht in Eisengießerei, Maschinen- und Kessel-, Jemenwaren-, Turbinen-, Zuder, Stärke-, Seil-, Dextrin-, Möbel- und Fußfabrikation, Dampfzettelmacherei; auch hat G. eine große lithographische Anstalt mit lithographischem Institut. Der Handel wird unterstützt durch eine Reichsbahnstation (Hinslag 1902: 608,2 Mill. Mk.). Von Bedeutung sind die dortigen Ballmärke. G. ist Knotenpunkt der Staatsbahnhöfen Lissa—Sagan, G.—Kuppen und Breslau-Kaudern. G. passierten 1902 auf der Ober zu Berg: 9376 Fahrzeuge mit 406,020 Ton. Ladung,

zu Tal: 9952 Fahrzeuge mit 1,959,618 Ton. Ladung. G. hat ein evangelisches und ein katholisches Gymnasium, Kriegsschule, fursichthöfische Knabenanstalt, Waisenhaus, Diakonissenanstalt u. und ist Sitz eines Landgerichts, Hauptsteueramtes, einer Spezialkommission sowie des Stabes der 9. Division, der 17. Infanterie, der 9. Feldartillerie- und der 9. Kavalleriebrigade. Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die 15 Amtsgerichte zu: Beuthen a. O., Freistadt, G., Grünberg, Gubrau, Holbau, Herrnstadt, Karolitz, Kottopp, Neufals, Politz, Priebus, Sagan, Sprottau u. Steinau. — G. war schon zu Anfang des 11. Jahrh. eine besetzte Stadt, die 1109 vom Kaiser Heinrich V. vergeblich belagert wurde. Unvermögend, die Stadt gegen Friedrich Barbarossa zu halten, stellte sie 1157 der Herzog selbst in Brand, und erst unter Herzog Heinrich I., dem Bärtigen, erlangte sie wieder. Nachdem der Ort 1252 zur Hauptstadt des Fürstentums G. erhoben worden, erbaute Konrad II. 1260 das Schloß und gab der Stadt deutsches Recht. Nach Przemyslaw II. Tode (1331) verkaufte sein Bruder Jobann die ihm zustehende Hälfte der Stadt und des Fürstentums an Böhmen, und erst Kaiser Karl IV. trat 1361 seinen Anteil an Herzog Heinrich V. vom Sagan ab. Dessen Nachkommen, die den Herzogstitel beibehielten, besaßen die Stadt bis 1482, worauf sie mit dem Fürstentum G. an Böhmen fiel. Die Reformation fand auch in G. bald Eingang. Nachdem aber Ballenstein 1627 G. besetzt hatte, erfolgte im Oktober des nächsten Jahres die berüchtigte Befreiung der Protestanten durch die Liechtensteinschen Dragoner. 1632 ward die Stadt von den verbündeten Sachsen, Schweden und Brandenburgern erobert, 1633 wieder von den Kaiserlichen besetzt, 1642 aber von Torstenson nochmals erstimt und von Wrangel gegen die Kaiserlichen mit Erfolg verteidigt. Erst im Westfälischen Frieden (1648) traten die Schweden den Platz dem Kaiser wieder ab. In der Nacht vom 9. zum 10. März 1741 erstimten die Preußen unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau die Festung, die nun in preussischem Besitz blieb. Nach der Schlacht bei Jena nuzte die schwache Besatzung 2. Dez. 1806 kapitalitäten. Während des Krieges gegen Rußland (1812) war G. von 5000 Mann unter dem französischen General Laplone besetzt, und erst nach der Schlacht an der Ragbach schlossen der preussische General Heister den Platz auf dem linken und der russische General v. Rosen auf dem rechten Oberufer ein; aber Laplone hielt die Festung bis zum 17. April 1814. Nachdem schon seit 1880 G. durch Verlegung der Festungswerke auf der Ostseite erweitert war, ist 1903 die Stadtmurallung auf dem linken Oberufer mit Ausnahme der Sternbefestigung aufgelassen. Bgl. Rinsberg, Geschichte der Stadt und Preitung Großglogau (Glogau 1883, 2 Bde.); Berndt, Geschichte der Stadt Großglogau während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (bas. 1879) und Fortsetzung dazu bis 1814 (bas. 1882); v. Belom, Zur Geschichte des Jahres 1806. Glogaus Belagerung und Verteidigung (Berl. 1892); Dietrich, Großglogaus Schicksale von 1806—1814 (Glogau 1815).

2) (Ober- oder Kleinglogau) Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Neutadt in Oberschlesien, an der Hohenplatz und der Staatsbahnlinie Kanbrun-Deutsch-Beite, 203 m ü. M., hat eine evangelische und 4 luth. Kirchen, Synagoge, eine Nachbildung des Heiligen Grabes, ein schönes Rathaus und eine Statue der heil. Anna auf dem Ringplatz, luth. Schullehrerseminar, Präparandenanstalt, Amtsgericht, Zuder-

fabrik, Ziegelbrennerei und (1900) 5625 meist kath. Einwohner. Dicht an der Stadt liegt das Schloß der Grafen von Oppersdorf mit Park, Bibliothek und Kustkammer. G. erhielt 1275 deutsches Stadtrecht; Stadt und Herrschaft kamen 1593 durch Kauf an die Familie von Oppersdorf.

Glogau, Gustav, philosophischer Schriftsteller, geb. 6. Juni 1844 in Lauscha bei Labiau, gest. 23. März 1895 in Griechenland, studierte seit 1863 in Berlin Medizin, dann Philologie, Geschichte und Philosophie und machte den Freizug gegen Frankreich mit. Nachdem er vorher Lehrer in Halle, in Neumark (Westpreußen) und in Winterthur gewesen war, habilitierte er sich 1878 in Zürich, wurde dort 1882 Professor am Polytechnikum, ging 1883 als Extraordinarius nach Halle und 1884 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Kiel. Als Philosoph huldigt G. einer Art Vernunftrealismus, wonach die von der Psychologie und Erkenntnistheorie gewonnene Einsicht die Deutung der äußeren gegenständlichen Anschauung im Sinne des Phänomenalismus umbeutet, die Religionsphilosophie und Metaphysik aber über die empirische Wirklichkeit hinaus zu einer in den Grundzügen schon von Leibniz entworfenen intelligenten Anschauung des wahren Seins und Geschehens führen, die in der Anerkennung Gottes und der ewigen Wahrheit wurzelt. Das Hauptwerk Glogaus ist: „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“ (Bresl. 1880—88, 2 Bde.). Von andern Schriften seien genannt: „Steinhalts psychologische Formeln“ (Bresl. 1878); „Grundriß der Psychologie“ (Bresl. 1884); „Graf Leo Tolstoi, ein russischer Reformator“ (Kiel 1893); „Die Hauptlehren der Logik und Wissenschaftslehre“ (Bresl. 1894); „Das Vorleben und die Anfänge der Philosophie“ (Hrsg. von Siebel, Bresl. 1895). Vgl. Elajen, G. Glogaus System der Philosophie (in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“, Bd. 115, 1901).

Gloggnitz, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksk. Runkirchen, in schöner Lage, 439 m ü. M., an der Schwarz- und der Südbahnlinie Wien-Triest, die zwischen G. und Würzschlag den Semmering überschreitet, hat ein hoch gelegenes Schloß aus dem 11. Jahrh. (bis 1803 Benediktinerabtei), eine Baumwollspinnerei, Wollwarenfabrik, Holzschleiferei, Feigenkassensfabrik, Weinbau, Steinbrüche, Ragnesswerke und (1900) 3032 (als Gemeinde 5296) Einw. G. ist Sitz eines Bezirksgerichts und beliebte Sommerfrische sowie Ausgangspunkt für die Besteigung des Schneeberges, Besuchs v. Südbühel liegt das restaurierte Schloß Wartenstein (759 m). Vgl. Wofe, Führer durch G. v. (Wiener-Neustadt 1904).

Glogobács (v. mag), Großgemeinde im ungar. Komitat Arad, an der Staatsbahnlinie Arad-Tóváros, mit Tabakbau, Damppfuhle und (1900) 4616 meist deutschen (römisch-kath.) Einwohnern, steht der Volkslage nach an den Trümmern der alten, in den Türkenkriegen zerstörten Stadt Drod (des alten Arad), die ihren Namen („Totenhügel“) angeblich von den durch Kaiser Probus 277 zum Andenken an den Sieg über die Sarmaten errichteten fünf Grabhügeln erhalten hatte. Historisch nachweisbar ist dagegen an dieser Stelle die Abtei Bujere. Die noch bestehenden fünf Grabhügel rühren wohl aus der Varenzeit her. 1700 wurden hier serbische, 1724 deutsche Kolonisten angesiedelt. Vgl. Wdrstl, Geschichte des Arader Komitates (Bd. 1, 1891).

Gloiosporium (Gloeosporium) *Demm. et Mont.*, eine nur in der Konidienform bekannte Pilz-

gattung aus der Gruppe der Pyrenomyceten. G. Lindemuthianum Sacc. et Magn. verursacht die Fleckenkrankheit der Buchbohlen; an den Hülften treten braune eingefunkelte Flecke bis zur Größe von 1 cm auf. Als Vorbeugungsmittel wird die Verwendung pilzfreier Bohlen zur Ausfaat und die möglichst freie, luftige Anlage den Bohnenkulturen empfohlen. G. lagenarium Sacc. et Roum. verursacht eine ähnliche Fleckenkrankheit an Gurken, Kürbissen und Melonen. Vgl. auch Blattflecke.

Gloire (franz. v. glorie), Ruhm.

Glomaci, f. Valenizil.

Glomerulus Malpighii, f. Bunderneß.

Glomerulus (lat.), Büschel, eine Form des Blütenstandes, auch die Sporenfrucht bei gewissen Kollagen.

Glommen, der größte Fluß Norwegens, entspringt aus dem kleinen See Hulsjön (847 m) im Amt Söderbromheim, bildet mehrere Seen, darunter År und en (696 m), und fließt in südöstlicher Richtung durch die Landschaft Österdal, bis er bei Kongsvinger nach B. umbiegt. Wald darauf wendet er sich nach SW. und S., durchfließt den 30 km langen See Öeren, bildet bei Sarpsborg den 25 m hohen Wasserfall Sarpsfoss und ergießt sich 12 km unterhalb in das Stagerafl. Er ist nur eine kurze Strecke oberhalb und unterhalb des Sarpsfoss schiffbar, wird aber immer mehr für industrielle Zwecke verwendet. Seine Länge beträgt ca. 580 km, sein Flußgebiet 41,258 qkm (525 QM). Sein bedeutendster Nebenfluß ist der aus dem See Rindölen kommende Bormen.

Glouais, s. Joviet wie Nitroglyzerin.

Glons, Dorf, f. Gern.

Gloria (lat., „Ruhm“), Hymnus der christlichen Kirche. Das G. patri (et alio et spiritui sancto) wiederholt sich mehrfach im Eingang der katholischen Messe, während das sogen. G. in excelsis (deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis, Luk. 2, 14) oder der englische Lobgesang oder Engels- gesang (hymnus angelicus), in der Hölgerreihe der Chöre bei der katholischen Messe der zweite Chor, den Übergang zur Schriftlesung bildet. S. Dorothea.

Gloria, in Frankreich eine kleine Tafel schwarzen Kaffees mit über Zucker abgedrehtem Kognak; auch Tee mit Brantwein (besonders bei den Seelenten).

Gloria, halbleidener Schirmstoff mit 70 Ketten- und 60—64 Schußfäden auf 1 cm, Kette Seide, Schuß Baumwolle, Bindung dreischäftigen Kordes; auch eingemusterter Damenkleiderstoff mit 30—34 Ketten- und 20—24 Schußfäden auf 1 cm aus Baumwollkette Nr. 40 und Baumwollschuß Nr. 28 engl. Ein dem G. ähnlicher Schirmstoff ist Austria, die Kette aus Seide, der Schuß aus Baumwolle mit 48 bis 55 Fäden auf 1 cm. Austria-imitat ist ein baumwollener Schirmstoff mit 32—44 Fäden auf 1 cm.

Glorie (lat. gloria), der lichte Schein, mit dem in Form einer Scheibe oder eines Ringes oder eines Kreuzes gewöhnlich Christus-, Engel- und Heiligensköpfe umgeben sind (s. Heiligenschein); auch eine Darstellung Christi oder Marias im offenen Himmel, von den Chören der Engel und der Heiligen umgeben.

Glorienschein, optische Erscheinung in der Atmosphäre, die sich zeigt, wenn der niedrig stehenden Sonne eine Nebelwand gegenübersteht. Der Beobachter bemerkt dann, wenn er sich auf einem etwas erhöhten Standpunkt befindet, seinen Schatten auf der Nebelwand, oft in bedeutender Vergrößerung und zwischen von Ringen oder Bogen umgeben, die mitunter die Farben des Regenbogens zeigen. Der Kopf

des Beobachters erscheint auch öfters mit einem G. oder Heiligenschein umgeben. Auf dem Harg ist die Erscheinung als Brodengespenst (s. d.) bekannt. Die Größe des Schattenbildes sowie seine Entfernung wird von den einzelnen Beobachtern sehr verschieden angegeben, die oft ungewöhnliche Größe ist z. T. auf eine Täuschung zurückzuführen, die durch falsche Beurteilung der Entfernung verursacht wird, kann aber auch durch schräge Stellung und unregelmäßige Form der Hebelwand hervorgerufen sein. Die hellen oder farbigen Kreise sowie der G. werden meist als eine Diffraktionserscheinung angesehen. Einen blendend weissen G. (Heiligenschein) erblickt man am eignen Schatten, der bei niedrigem Stande der Sonne auf eine betaute Wiese u. fällt. Er ist durch Totalreflexion der Strahlen in den Taupfützen bedingt.

Gloriette (franz., auch das Gloriett), Laube, Zwickhäuschen (s. B. in Schönbrunn bei Wien).

Gloriette, Baumvollstuttschiff mit 26—27 Fäden auf 1 cm aus Garnen Nr. 82 zur Kette und Nr. 40 engl. zum Schuß.

Glorifizieren (lat.), verherrlichen; **Glorifikation**, Verherrlichung.

Glorifizieren (lat.), sich rühmen, prahlen.

Gloriole (lat.), kleiner, armförmiger Hübm; kleinliche Ruhmsucht; Heiligenschein (vgl. Glorie).

Glorios (glorios, lat.), glorieich, stolz, glühend; auch prahlerisch; gloriosae memoriae, ruhmvollen Andenkens; Miles gloriosus, prahlerischer Soldat, Dramarbas (Titel eines Stüdes von Plautus, s. d.).

Glorioso, franz., Inselgruppe im Kanal von Rom, 161 km westnordwestlich vom Kap Ambra, der Nordspitze von Madagaskar.

Glossa (griech.), Junge (s. d.); **Glosse** (s. d.).

Glossae malbergiae, s. Salisches Gesez.

Glossar (Glossarium, lat.), Wörterbuch, namentlich zur Erklärung dunkler, wenig gebräuchlicher Wörter; vgl. Glosse.

Glossatoren, s. Glosse.

Glosse (griech., „Junge“), Mundart, Dialekt; dann Bezeichnung für Ausdrücke, die einer besondern Mundart angehören, Provinzialismen, veraltete und daher leicht verständliche und einer Erklärung bedürftige Wörter, fremdlandische Ausdrücke u.; später endlich Bezeichnung der Erklärung solcher Ausdrücke. Besonders in der alexandrinisch-römischen Zeit beschäftigten sich viele Gelehrte mit der Abfassung von Zeichnungen solcher veralteten Redensarten oder Glossen (Glossarien), welche die Lesarten der Schriftsteller erleichtern sollten. Die Gelehrten, die sich damit befaßten, hießen Glossographen. Der Ausdruck Glossen (Glossaria) für G. wurde erst in der spätern Zeit gebräuchlich. Dieser Glossographenliteratur gehören die größten lexicographischen Sammelwerke eines Hesychios, Suidas, Pollux u. a. an. Auch die Römer verfaßten in späterer Zeit glossographische Werke, die für die Kenntnis der ältesten Latinität und der Volkssprache (des Vulgärlateins) von Wichtigkeit sind. Eine gründliche Bearbeitung und Sichtung der Glossen ist erst in neuerer Zeit durchgeführt worden; so die der lateinischen Glossen von Löwe und Goepf („Corpus glossariorum latinorum“, Leipz. 1888—1901, 7 Bde.) und der althochdeutschen von Steinmeyer und Siebers (Berl. 1879—1900, 4 Bde.). — Auch in der Geschichte des Bibeltexes begegnet uns der Ausdruck G. in verschiedenem Sinne. Randglossen kamen bei der Bibel schon sehr früh und um so mehr in Anwendung, als dies Buch häufiger als jedes andre in die Hände solcher Leser kam, denen

zahlreiche Ausdrücke und ganze Stellen, als einer fremden Redeweise und einem fernem geschichtlichen oder religiösen Horizont angehörig, unverständlich waren. Weiteres s. Exegetische Sammlungen. — In der Poetik versteht man unter G. eine eigne Art jierlicher Gedichte, welche A. B. und Fr. v. Schlegel aus der spanischen Poetik in die deutsche einführen (auch Variationen genannt). Ein solches Gedicht besteht aus vier Zeilen (s. d.), deren letzte Zeilen zusammengekommen eine gereimte Strophe ausmachen; diese, das Thema genannt, wird meist dem Ganzen vorangestellt. — In der Rechtswissenschaft nennet man G. die Erläuterung zu dem Texte der Justinianischen Rechtsbücher (s. Corpus juris) durch kurze sachliche und sprachliche Anmerkungen, welche die Rechtslehrer an der mittelalterlichen Rechtsschule zu Bologna teils mündlich in ihren Vorlesungen, teils schriftlich dem Text ihres Exempars beifügten. Ursprünglich waren diese so kurz, daß man sie in den Text unter die betreffenden Worte schrieb (glossae interlineares); bald aber wurden sie ausföhrlicher und an den Rand gesetzt (g. marginales). Bituben die Glossen der Juristen eine fortlaufende Erläuterung des Textes, so nannte man sie Apparatus. Von diesen Glossen erhielten später die Juristen, welche Justinians Rechtsbücher auf solche Weise erklärten, den Namen Glossatoren. Die berühmtesten waren Azo (gest. 1220) und Accursius (gest. um 1260). Accursius unternahm es, aus allen vorhandenen Glossen das Beste zu erzupieren, um aus diesen Exzerpten eine fortlaufende G. zu den sämtlichen Rechtsbüchern Justinians zu bilden, und fand so vielen Beifall, daß sein Werk in den Gerichten fast gesetzliches Ansehen erhielt. Jetzt versteht man daher unter der G. lediglich die des Accursius und nennt sie zum Unterschied von den größtenteils ungedruckten frühern Glossen einzelnen Juristen Glossa ordinaria. Über die Malbergischen Glossen s. Salisches Gesez. — In der Umgangssprache sind Glossen soviel wie spöttische, tabelnde Bemerkungen (daher Glossen machen).

Glossema (griech.), s. Glosse.

Glossieren, Glossen oder Erläuterungen zu etwas machen; eine poetische Glosse (s. d.) machen.

Glossina, s. Triefseige.

Glossitis (griech.), soviel wie Zungenentzündung.

Glossocle (griech., Zungenvorfall, Prolapsus linguae), s. Zunge.

Glossodynie (griech., Zungenschmerz), ein rheumatischer Zustand der Zungenmuskulatur, der sich besonders bei Bewegung der Zunge bemertlich macht; dann auch eine Neuralgie der Zungenerven, die spontan, intermittierend, ein- oder doppelseitig auftritt und durch Bewegung nicht verstärkt wird. Diese Neuralgie ist besonders häufig bei Leuten, die an gichtig-rheumatischen Gelenkkrankheiten leiden. Die Behandlung muß sich gegen letztere richten.

Glossograph (griech.), s. Glosse.

Glossologie (griech., „Zungenreden“), ein 1. Kor. 12—14 geschiedenes estaltisches Reden, das besonders in den Gemeindeversammlungen zu Korinth vorkam. Paulus suchte es zugunsten einer den Zuhörern verständlichen Verkündigung möglichst zurückzuführen. Der spätere Verfasser der Apostelgeschichte hat daraus ein philologisches Wunder gemacht, indem er erzählt, die Apostel hätten am ersten Pfingstfest in freudigen, nicht zuvor erlernten Sprachen geredet. Vgl. Vilgenfeld, Die G. in der alten Kirche (Leipz. 1850); Dunkel, Die Wirtungen des Heiligen Geistes (2. Aufl., Götting. 1899).

Glossop, Stadt (municipal borough) im nord-westlichen Derbyshire (England), 16 km von Manchester, mit Baumwollfabriken, Bleichen, Kalisdruckerien, Papierfabriken u. (1901) 21,526 Einw.

Glossopharyngeus (Nervus g.), Zungenschlundfaser, Gschmacksnerv, f. Gehirn, S. 468, und Zunge.

Glossologie (griech.), Zungenlehre.

Glossy, Karl, Kultur- und Literaturhistoriker, geb. 7. März 1848 in Wien, studierte Rechtswissenschaft und trat in den Konzeptsdienst des Wiener Magistrats ein, wurde später Kustos und 1889 Direktor der Stadtbibliothek und des Historischen Museums der Stadt Wien. Die Grillparzer-Ausstellung anlässlich des 100. Geburtstags des Dichters (Januar 1891) ist sein Werk; er schrieb auch einen lehrreichen Katalog. Auch an der Organisation der historischen Theater- und Musikausstellung 1892 in Wien war er hervorragend beteiligt. In dem von ihm redigierten Jubiläumswerk »Wien 1848–1888« schrieb er die Abhandlung zur Entwicklungsgeschichte der Wiener Kommunalverwaltung. G. gab den »Katalog der Wiener historischen Ausstellung« (1883), »Vier dramatische Spiele über die zweite Türkenbelagerung« (in den »Wiener Neudruck«, 1881) sowie die Tagebücher des Burgschauspielers Karl L. Costenoble (Wien 1887, 2 Bde.) und »Joseph Schreyvogels Tagebücher aus den Jahren 1810–1823« (das. 1904) heraus und besorgte mit H. Sauer eine Gesamtausgabe von F. Raimunds »Dramatischen Werken« nach den Original- und Theatermanuskripten (2. Aufl., Wien 1891, 3 Bde.). Bei der Gründung der Grillparzer-Gesellschaft wurde G. Kassenrat ihres »Jahrbuchs« (Wien 1891 ff.); mit Sauer veröffentlichte er als Ergänzung zu Grillparzers Werken dessen »Briefe und Tagebücher« (Suttgart 1903, 2 Bde.).

Glött, Dorf im bayr. Reg.-Bez. Schwaben, Bezirksamt Dillingen, hat eine kath. Kirche, ein ehemals gräflich Fuggerisches Schloss (jezt Franziskanerinnenkloster mit Versorgungsanstalt für weibliche Taubstumme und Epileptische) und (1900) 684 Einw.

Glottis (griech.), die Stimmrinne, f. Kehlkopf.

Glottisframpf, f. Stimmrinneframpf.

Glottisödem, wasserfüchtige Anschwellung der Schleimhaut des Kehlkopfs, des Kehlkopfs und der dazu gehörigen Schleimhautfalten, kann durch Verengerung des Kehlkopfenganges starke Atemnot, bei Steigerung der Schwellung Erstickungsobst herbeiführen. G. tritt auf bei entzündlichen Kehlkopfkrankheiten (entzündlichem Katarrh, Diphtherie, Tuberkulose u.), bei Entzündung nach Verletzungen oder ohne Entzündung bei allgemeiner Wasserrucht (bei Herz- und Nierenkrankheiten). G. ist stets höchst lebensgefährlich und erfordert oft direktes Eingreifen (Einschneiden der Schwellung, Tracheotomie oder Intubation, f. d.).

Glottischlag (Glottischlag) heißt beim Gesang die Art des Ansetzes, den den Ton ohne vorausgehenden Hauch (spiritus lenis) bringt, so daß der einem leichten Knacken ähnliche Vortrallsall hörbar wird, den die Hebräer mit *Q* (Kleph) bezeichnen.

Glottisalie (griech.), s. wie Glottisalie.

Gloange, f. Epithelialis und Balanodyschie.

Globulime, f. Trochus. [Krankheit.]

Gloucester (spr. glouster), 1) Stadt (city) und Grafschaft im südwestlichen England, auf einem Hügel am Severn. Unter ihren Gebäuden zeichnen sich aus die Kathedrale, wesentlich normannischen Stils, aus dem Ende des 11. und dem 12. Jahrh., mit 68 m

hohem Turm, der prächtigen gotischen Lady Chapel, einem schönen Kreuzgang, dem Grabmal König Eduards II. u. a. und großer Katakomben (vor ihr Denkmal des Wärschers Bischof Hooper), die gotische Kirche St. Mary le Crup mit schöner Kanzel, die Kirche St. Nicholas im normannischen Stil, die Gildhalle, das Museum mit Kunsthalle, das Blaurodhospital und New Inn, eine alte Pilgerherberge (aus Kastanienholz erbaut). Hübsche Anlagen umgeben eine Mineralquelle. G. hat (1901) 47,955 Einw.; abgesehen vom Schiffbau (1901 wurden 20 Schiffe von 1736 Ton. gebaut) und einer Glodengießerei (seit 1500) ist die Industrie jetzt unbedeutend, doch blüht der Handel, und die Docks der Stadt stehen durch den 25 km langen Gloucester-Verkehrslanal mit Scharpneß am Kanal von Bristol in Verbindung, so daß Schiffe von 1000 T. Gehalt bis G. gelangen können. Zum Hafen gehören 1901: 146 Seeschiffe von 7905 T. Gehalt, und es liefen 3843 Schiffe (darunter 3593 Küstenfahrer) von 439,894 T. ein. Die Einfuhr vom Ausland belief sich 1900 auf 2,400,734 Pfd. Sterl., die Ausfuhr auf 91,287 Pfd. Sterl. Die Stadt ist Sitz eines deutschen Konsulats. G. ist die Colonia Glevum der Römer, 44 n. Chr. von Claudius gegründet. Seiner wichtigen strategischen Lage entsprechend, spielte es in allen Bürgerkriegen, namentlich im 17. Jahrh., eine hervorragende Rolle. — 2) Stadt in der Grafschaft Essex des nordamerikanischen Staates Massachusetts, nördlich von Boston, mit vorzüglichem befestigten Hafen, hat (1900) 26,121 Einw. In der Fischerei (Stodfish, Walreien, Fische) steht G. allen andern vereinsamtlichen Küstenplätzen voran, mit einer Fischerflotte von über 20,000 Ton. und 5–6000 Mann. Am Fischereifischen wurden 1900 mit 1194 Arbeitern für 3,746,326 Doll. erzeugt. Hervorragend ist die Granitabbauindustrie. Auch ist G. besuchte Sommerfrische. — 3) Stadt in der Grafschaft Camden des nordamerikanischen Staates New Jersey, am Delaware, gegenüber Philadelphia, mit Fabriken und (1900) 6840 Einw.

Gloucester (spr. glouster), Grafen und Herzoge von, Titel, die meistens jüngere Prinzen und Adolfsinder des königlichen Hauses von England geführt haben. Die nachfolgenden Träger desselben sind:

1) Robert, Graf von, natürlicher Sohn Heinrichs I., trat in den Bürgerkriegen nach dessen Tode auf die Seite seiner Schwester, der Kaiserin Mathilde, nahm 2. Febr. 1141 den König Stephan von Blois gefangen, wurde aber im Herbst d. J. ebenfalls gefangen und gegen Stephan ausgetauscht. Er starb 31. Okt. 1147.

2) Gilbert de Clare, Graf von G. und Hertford, geb. 2. Sept. 1243, gest. 7. Dez. 1295, schloß 1264 bei Lewes auf der Seite des gegen Heinrich III. empörrischen Simon Kronforst, Grafen von Leicester, entzweite sich aber 1265 mit ihm, schloß sich der königlichen Partei an und erfocht 1265 mit dem Prinzen Eduard den Sieg bei Evesham über Leicester. Auch später spielte er unter Heinrich III. und Eduard I. eine bedeutende Rolle.

3) Humphred, Herzog von, jüngster Sohn Königs Heinrich IV., geb. 1391, trat nach seines Bruders Heinrich V. Tode 1422 an die Spitze der Regentschaft für dessen Sohn Heinrich VI., vermählte sich mit Jakobina von Bayern, Gräfin von Holland, und geriet deshalb in Verwickelungen mit dem Herzog von Burgund, löste aber schon nach einigen Jahren diese Ehe wieder und vermählte sich vor 1431 mit seiner Maitresse Eleanor Cobham. Nach Heinrichs VI.

Vermählung mit Margareta von Anjou wurde er auf Antifisten des Günstlings der letztern, des Grafen von Suffolk, 18. Febr. 1447 wegen Hochverrats verhaftet; am 23. Febr. fand man ihn tot im Bett. Vgl. Bauli, *Bilder aus Altenglant* (2. Aufl., Götta 1875).

4) Richard, Herzog von, als König von England Richard III. (f. d.).

5) Heinrich, Herzog von, Sohn Karls I. von England, geb. 8. Juli 1639, gest. 13. Sept. 1660, wurde unter Cromwell auf der Insel Wight erzogen und ging 1652 nach den Niederlanden. 1658 machte er die Schlacht bei Dunkirchen mit und kehrte 1660 mit seinem Bruder Karl II. nach England zurück.

6) William Henry, Herzog von, Sohn Friedrich Ludwigs, Prinzen von Wales, Bruder Georgs III., geb. 25. Nov. 1743, gest. 25. Aug. 1805, wurde 1764 zum Herzog von G. ernannt und vermählte sich 6. Sept. 1766 im geheimen mit der verwitweten Gräfin von Daldegrove, welche Ehe vielfache Debatten im Parlament veranlaßte.

7) William Frederick, Herzog von, Sohn des vorigen, geb. 15. Jan. 1776 in Rom, erhielt bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Marie, Tochter Georgs III., 1816 den Titel königliche Hoheit. Er starb als Feldmarschall kinderlos 30. Nov. 1834.

Gloucestershire (spr. gloustersch), Grafschaft im südwestlichen England, wird nördlich von der Grafschaft Worcester, nordöstlich von Warwick, östlich von Oxford, südlich von Wilts und Somerset, westlich von Devonmouth und Hereford begrenzt und hat 3220 qkm (58,4 QM.) mit (1901) 634,729 Einw. (197 auf 1 qkm), als Verwaltungsbezirk 331,539 Einw. Hauptstadt ist Gloucester.

Glouton, f. Gournand.

Glowet (spr. glowet), Pseudonym, f. Lueden de Beurepaire.

Glover (spr. glower), Richard, engl. epischer Dichter, geb. 1712 in London, gest. daselbst 25. Nov. 1785, widmete sich dem Kaufmannstand, erhielt aber eine gute Bildung und schrieb schon im 16. Jahr ein Lobgedicht auf Newton. 1737 veröffentlichte er das hochpathetische Heldengedicht »Leonidas«, als Lob eines Freiheitskämpfers, sein Hauptwerk, das besonders von der Whigpartei mit Jubel begrüßt wurde (1770 in 5., mit drei Gesängen vermehrter Ausgabe gedruckt, u. a.; deutsch von Ebert, Hamb. 1778). Als Fortsetzung ist das nach seinem Tode herausgegebene Gedicht »The Atheniad« in 30 Gesängen (Lond. 1787, 3 Bde.) zu betrachten. Er versuchte sich auch in einer Persiflage, »London, or the progress of commerce« (1739), und als Balladenmachner (»Admiral Hosier's ghost«, 1739) sowie als Tragödiendichter (streng satirischer Art (»Boadicea«, 1735, und »Medea«, 1761). Von 1761 an war G. mehrere Jahre Parlamentsmitglied für die Stadt Weymouth. Seine »Memoirs by a distinguished literary and political character from 1742 to 1757« (gedruckt 1813) handeln fast nur von politischen Intrigen. Vgl. Schaaf, *Glovers Leben und Werke* (Leipzig 1900).

Gloverville (spr. glowerville), Stadt im Staat New York, Grafschaft Fulton, nordwestlich von Albany, benannt nach den zahlreichen (200) Fabriken für lederne Handschuhe, die 1900 für 6,487,227 Doll. Waren lieferten, hat (1900) 18,349 Einw.

Glover-Turm, f. Abdampfen (S. 19) und Schwefelsäure.

Glowacki (spr. -wacki), Alexander, unter dem Pseudonym Boleslaw Prus bekannter und beliebter poln. Schriftsteller, geb. 1847, händiger Juwelier.

Barock Rom. - Legion, 6. Aufl., VIII. Bd.

tonist des »Kuryer Warszawski«, verfaßte Romane, Humoresken und kritische Artikel. Seine Schriften erschienen z. T. gesammelt als »Pisma« (Warsch. 1881), »Stizen und Bilder« (daf. 1885—86, 4 Bde.), »Erste Erzählungen« (daf. 1890); eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1897 (zu seinem 50jährigen Jubiläum).

Glowas, Dorf im preuß. Regbez. Bosen, Kreis Bosen-Ost, Knotenpunkt der Staatsbahnen Bosen-Pudewitz und Bosen-Breschen sowie der Schroder Kleinbahn, hat zwei Dachpappenfabriken, Ziegelbrennerei und (1900) 2798 Einw.

Gloxinia Herit., Gattung aus der Familie der Gesneriaceen, ausdauernde Kräuter mit stollenartigen Wurzelstock, saftigen Stengel, gegenständlichen, einfachen Blättern, einzeln oder gebüschelt stehenden,



Gloxinen.

großen, langgestielten, glockenförmigen Blüten mit ausgedrehtem, ungleich fünflappigem Saum und einschiger, zweilappiger, vielstämiger Kapfel. Sechs Arten von Mexiko bis Brasilien und Peru. Man kultiviert bei uns unter dem Namen Gloxinien zwar auch Varietäten von *G. speciosa* Ker. aus Brasilien und Hybriden von dieser und *G. maculata* Herit., mit aufrechten, horizontalen oder hängenden blauen, roten und weißen Blüten, besonders aber Formen und Farbenpielarten sowie Bastarde von *Sinningia speciosa* Benth. et Hook. aus Brasilien (f. Abbildung), die zu den prächtigsten Florblumen unserer Gewächshäuser gehören, aber auch sehr gut im Zimmer gedeihen. Zum Winter gießen sie ein, und die Knolle kann trocken überwintert werden. Jedes Blatt entwickelt an dem der Quere nach abgetheilten Blattstiel, aber auch, wenn man es auf Erde befestigt, an allen durchschnittenen Blattnerven Knöllchen, so daß man von einem großen Blatt wohl deren fünfzig erzeugen kann.

Glowagow, Kreisstadt im russ. Gouv. Tschernigow, am Jaman und einem Zweig der Eisenbahn Krosau-Kiew-Boroneß, mit 11 Kirchen, Gymnasium, Lehrerseminar, betreibt Fabrikation von Seife, Lichter, Leder, hat besuchte Märkte, Getreidehandel und (1897) 14,856 Einw. G. wird schon 1152 erwähnt.

Glad, Christoph Bilidals, Opernkomponist, geb. 2. Juli 1714 aus der sächsisch-böhmischen Herrschaft Weidenwang bei Berching (Mittelfranken),

wo sein Vater Alexander G. Förster war, gest. 15. Nov. 1787 in Wien, kam frühzeitig nach Böhmen, lernte in Prag Musik und erwarb sich besonders auf dem Violoncello Fertigkeit. 1736 wandte er sich nach Wien, wo ein Fürst Metzi auf sein Talent aufmerksam wurde und ihn nach Mailand schickte als Schüler Sammartinis (bis 1740). G. blieb nun zunächst in Italien und machte sich von 1742 an (»Artaserse«, in Mailand) als Opernkomponist in der üblichen Schablonenmanier der Italiener einen Namen, so daß er 1745 nach London berufen wurde, um die nach Handels definitiven Uebtritt zur Oratorienkomposition ins Stöden geratene italienische Oper wieder zu heben. Der geringe Erfolg seiner für London geschriebenen, bez. aufgeführten Opern brachte G. zum Nachdenken; zunächst mag das Bekanntwerden mit der Musik Rameaus und Händels den Zügelungsprozeß angeregt haben, der schließlich G. zu einem epochemachenden Reformator machte. Von London wandte er sich 1746 nach Hamburg und war 1747—48 Kapellmeister der dänischen Operntroupe (in Dresden, Prag, Hamburg, Kopenhagen). 1748 wurde Wien sein dauernder Wohnsitz. Nachdem er sich 1748 mit seiner »Sémiramide« eingeführt, fungierte er 1754—64 selbst als Kapellmeister der Hofoper und hatte als solcher Gelegenheit, die Anfänge des französischen Singspiels nach Wien zu verpflanzen. Er selbst schrieb zu einer ganzen Reihe solcher Stücke (Dichtungen von Favart, Anseaume, Sedaine, Lemonnier u. a.) neue Musik (»Les amours champêtres«, 1755; »Le Chinois poli en France«, »Le déguisément pastoral«, »La fausse esclave«, »L'ivrogne corrigé«, »Le Cadi dupé« u. a.), und es ist nicht zu bezweifeln, daß die durch das Singpiel angebahnte Rückkehr zur Natur erfolgreich mitgewirkt hat, seinen Stil von der italienischen Schablonenweise zu befreien. Doch schrieb er zunächst noch für Wien selbst, schon 1749 auch für Kopenhagen, 1750 für Prag und 1752 für Neapel und noch 1756 für Rom italienische Opern alter Manier, und erst mit dem Kommt, wo der Dichter Metastasio da Castaligi (1715—95) seinen Lebensweg kreuzt, tritt G. als Reformator auf, freilich zunächst auch nur in den von Castaligi gedichteten Opern »Orfeo ed Euridice« (Wien 1762), »Alceste« (daß. 1767) und »Paris ed Elena« (daß. 1770), während die in dieser Periode komponierten sonstigen Opern und Introduktionen im alten Geiste weitergingen, so daß, wie neue Untersuchungen bestätigen (vgl. Betti, »G. und Castaligi«, in der »Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft«, 1891), Castaligi ein starker Anteil an Glucks Reform des musikalisch-dramatischen Stils gehabt (vgl. die Vorrede der Partituren von »Alceste« und »Paris und Helena«). Das Wesen der Reformen Glucks ist eine starke Reaktion zugunsten des poetischen Gehalts der Dichtungen, ein Zurückdrängen der Überflutung der Oper durch die rein musikalische Entwicklung des Virtuosenfanges. G. und Castaligi griffen damit auf die Bestrebungen der Begründer der Oper (Veri, Monteverdi) zurück, wie auch die Stoischnacht der Texte (»Orpheus«, »Alceste«) die Tendenz verriet, das starke Pathos der antiken Tragödie wieder lebendig zu machen. Daß die bereits in Gang befindliche Befämpfung der stereotypen Maske der italienischen Oper durch Zurückgehen auf das Volksmäßige und schlicht Natürliche in der Opera buffa und den nationalen Singpielen Castaligi und G. den direkten Anstoß zur Reform der serösen Oper gegeben, ist wohl nicht zu bezweifeln. Doch fanden ihre Bestrebungen in Wien, überhaupt in Deutschland,

geschweige in Italien, nur geringes Verständnis, von seinen der angesehensten Kritiker, namentlich Forkels in Göttingen und Agricolas in Berlin, sogar heftige Opposition, obgleich einzelne erlauchtere Geister, wie Klopstock, Herder und Wieland, den Gluckischen Ansichten mit Begeisterung zustimmten. Da er starb, nachdem Castaligi wegen eines Theaterstandals aus Wien verschwunden, G. ein neuer literarischer Beistand in dem französischen Gesandtschaftsattaché Le Blanc de Roulet, der begriff, daß G. der rechte Mann sei, die französische Oper, die dem Jauder des italienischen hel cento niemals ganz verfallen war, sondern in Lußhs und Rameaus Werken immer einem fräftigen Pathos gehuldt hatte, zu neuem Aufschwung zu bringen. Auch du Roulet wählte ein antikes Sujet: »Iphigénie en Aulide«, das er nach Karinses Tragödie für G. zuschnitt, und setzte die Annahme an der Kaiser Großen Oper durch. 1773 eilte G. selbst zum Einstudieren des Werkes nach Paris, und 19. April 1774 fand die erste Aufführung statt, die ungeheures Aufsehen erregte. Alsbald teilte sich das Publikum der Großen Oper in zwei Parteien, die Gluckisten und die Anhänger der italienischen Oper, die sich, nachdem man den Neapolitaner Piccini als Rivat des deutschen Meisters nach Paris berufen, Piccinisten nannten, jene mit Suard, Abbé Arnaud, J. J. Rousseau, diese mit Marmontel, La Harpe, d'Alembert als Wortführern. Nachdem er auch den »Orpheus« und die »Alceste« in französischer Bearbeitung sowie (in Versailles 1775) die beiden unbedeutenden neuen Opern: »L'arbre enchanté« und »Cythère asservie« zur Aufführung gebracht, kehrte G. zunächst nach Wien zurück, um in Ruhe das alte Quinaultsche Textbuch der »Armide« (1686 für Lußh) neu zu komponieren. Die Komposition des Lutinaultschen »Roland« brach er ab und verbrannte seine Skizzen, als er erfuhr, daß man gleichzeitig Piccini mit der Komposition beauftragt hatte. 1777 war er wieder in Paris und brachte die »Armide« 25. Sept. zur ersten Aufführung. Der Erfolg war nicht so bestimmt, und 1778 feierte Piccini mit seinem »Roland« einen Triumph. Erst 1779, wo 18. Mai G. mit seiner »Iphigénie en Tauride« (Text von Quillard) einen vollständigen Sieg über Piccinis gleichnamige Oper errang, war der Streit zu seinen Gunsten endgültig entschieden. Gluck kehrte Per war die in demselben Jahr in Paris mit geringem Erfolg aufgeführte »Echo et Narcisse« (Text von Tschudi); im folgenden Jahre kehrte er nach Wien zurück und legte nun die Feder aus der Hand. Außer im ganzen 46 Opern schrieb G. ein Ballett »Don Juan« (1761), ein »De profundis« für Chor und Orchester, den 8. Psalm a cappella, 7 Wieder von Klopstock mit Klavier, ein Oratorium »Das jüngste Gericht« (von Sallieri beendet) sowie 6 Symphonien. Eine kritische Prädikatsgabe der Opern »Orpheus«, »Alceste«, der beiden »Iphigénie« und »Armide« erschien 1873—96 bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig. Sein Bildnis f. Tafel »Deutsche Tonkünstler I.« beim Antiquar »Musik«. Eine Sammlung der durch das Austreten Glucks in Paris hervorgerufenen Broschüren, Zeitungsartikel u. veranstaltete Abbé Gaspard Nislet (Zelbton) u. d. T.: »Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la musique par M. le chevalier de G.« (Neapel 1781; deutsch von Sigmeyer: »Über den Ritter von G. und seine Werke«, Berl. 1823). Vgl. A. Schimid, Chr. B. Ritter von G., sein Leben und sein tonkünstlerisches Wirken (Leipz. 1854); Marx, G. und die Oper (Berl. 1862, 2 Bde.); Desnoiresterres, G. et Piccini

(Bar. 1872); Nohl, G. und Wagner (München 1870); Reismann, G. B. v. G. (Berl. 1882); E. Newman, G. and the opera (Lond. 1895); Stotquenne, Dramatisches Verzeichnis der Werke von Chr. B. v. G. (Leipzig 1904).

Glück wird sowohl (im objektiven Sinn) als Bezeichnung einer Lebenslage wie (im subjektiven Sinn) als solche eines Gemütszustandes gebraucht. Im ersten Sinne bezeichnet es den Besitz eines an sich wünschenswerten Gutes (Gesundheit, Reichthum, vorteilhafte Lebensstellung), dessen Erlangung weder gewiß, noch auch nur (für den Betreffenden) besonders wahrscheinlich war; im letztern Sinne das aus jenem Besitz entspringende Lustgefühl, dann überhaupt den Zustand vollkommener innerer Befriedigung (Glückseligkeit, s. d.). Mit Rücksicht auf die Unsicherheit jenes Besitzes wird das G. selbst veränderlich (launenhaft) genannt (-G. und Glas, wie leicht bricht das! Ulbrichts -G. von Edenhall.). Güter, deren Besitz unsicher ist (sogen. äußere Güter, wie Gesundheit, Vermögen u.), heißen vorzugsweise Glücksgüter; Spiele, in denen der Gewinn zum Zufall abhängt, Glücksspiele; derjenige, der G. hat (im Spiel, bei den Frauen u.), besonders wenn es sich häufig wiederholt, heißt ein »Glücksfind«, wenn er darauf ausgeht, ein »Glücksritter«. Über die mythologische und poetische Personifikation des Glückes s. Fortuna.

Glück, 1) Christian Friedrich von, Rechtsgelehrter, geb. 1. Juli 1755 in Halle, habilitierte sich selbst 1777 und ward 1784 ordentlicher Professor der Rechte in Erlangen, wo er 20. Jan. 1831 starb. Seine Hauptarbeit ist die »Ausführliche Erläuterung der Pandekten nach Heffelsb., d. h. eine im Anschluß an das letztere »Elementa juris civilis secundum ordinem Pandectarum« (Amst. 1728), somit nach der sogen. Regalordnung, d. h. der Ordnung von Justinians Pandekten, unternommene ungemein ausführliche Darstellung des Pandektenrechts (Erlang. 1790—1830, 34 Bde.), fortgesetzt von Wüstenbruch, Bd. 35—43, 1832—43; von Heim, Bd. 44, 1851; von Arnolds, Bd. 45—48, 1853—78; von Salkowski, Bd. 49, 1889; von Leist, 5 Tle. 1870—79; von Burdard, 3 Tle., 1871—81; von Gyllberg, 1 Bd., 1887; vom Ubbelohde, 5 Bde., 1889—98; dazu Register bis zum 45. Bd., 1822—68, 4 Bde.), ein Werk, das in seinen ältern Theilen den Abschluß der romanistischen Rechtswissenschaft vor Savigny bildet.

2) Christian Wilhelm von, Sohn des vorigen, geb. 31. Dez. 1810 in Erlangen, gest. 13. Juni 1866 als Beamter an der Hof- und Staatsbibliothek in München, trieb selbst die Forschungen und veröffentlichte: »Die bei Julius Cäsar vorkommenden festlichen Namen« (München 1857); »Renois, Moinos und Rogontiacon, die gallischen Namen u.« (daf. 1865); »Die Distrikte Noricum, besonders das Lorchfeld, zur Zeit der römischen Herrschaft« (Wien 1855) u. a.

3) Barbara Elisabeth, unter dem Pseudonym Betty Paoli bekannte Dichterin, geb. 30. Dez. 1814 in Wien, gest. 5. Juli 1894 in Baden bei Wien, Tochter eines Arztes, der frühzeitig starb, geriet infolge des Vermögensverlustes ihrer Mutter in bedrängte Verhältnisse und nahm, kaum 17 Jahre alt, eine Stelle als Erziehlerin in Russisch-Polen an. Nach Wien zurückgekehrt, wurde sie 1843 Gesellschaftsdame der Fürstin Marianne Schwarzenberg und blieb es bis zu deren Tode 1848. Darauf begab sie sich auf Reisen, besuchte 1850 Paris, dann Berlin, kehrte aber 1852 zu bleibendem Aufenthalt nach Wien zurück. Es erschienen von ihr: »Gedichte« (Pei 1841, 2. Aufl. 1845); »Nach

dem Gewitter« (daf. 1843; 2. vermehrte Aufl. 1850); »Die Welt und mein Auge«, Erzählungen (daf. 1844, 3 Bde.); »Romancero«, epische Gedichte (daf. 1845); »Neue Gedichte« (daf. 1850, 2. Aufl. 1856); »Priesches und Episches« (daf. 1855) und »Neueste Gedichte« (Wien 1870) sowie zahlreiche Kritiken; die von großer künstlerischer Bildung zeugende Schrift »Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung« (daf. 1865) und die kritische Studie »Grillparzer und seine Werke« (Stuttg. 1875). Nach ihrem Tod erschienen noch »Gedichte. Auswahl und Nachlaß« (Stuttg. 1895). Ihre Gedichte sind voll leidenschaftlicher, zum Teil tiefer Empfindung, reich an kräftig-originellem Jügend, Refraktate schmerzlicher Erlebnisse und innerer Kämpfe, erheben sich aber selten zur innern Versöhnung. Vgl. R. v. Ehnert-Eschenbach in der »Neuen Freien Presse« vom 22. Juli 1894; R. W. Berner, Betty Paoli (Bergh. 1897).

Glück auf! der Bergmannsgruß beim Kommen und Gehen, auch bei schriftlichen Mittheilungen. Er scheint nicht über das 17. Jahrh. hinauszureichen und erst in der zweiten Hälfte desselben allgemein gebräuchlich geworden zu sein. Man erklärt ihn als eine Zusammenziehung von »Glück schließe sich dir auf!«, im Gegenfatz zu: »Glück schließe sich dir zu!«.

Glude (Gastropacha Ochsenk., Lasiocampa Schrank), Schmetterlingsgattung aus der Familie der Spinner (Bombycidae), mit bei beiden Geschlechtern lammförmigen Fühlern, langen, stumpfen, dreieckigen Vorderflügeln und kurzen, gerundeten Hinterflügeln, von denen in der Ruhe ein Streifen über den Vorderflügel hervortritt, so daß sich die Flügel etwas ausbreiten, wie die einer Gludenne. Die Raupen sind filzig behaart, mit lebhaft gefärbtem Halsband. Die Kupferglude (Eichenglude, Eichenblatt, G. quercifolia L.), 5—8 cm breit, rottschwarz, auf den Flügeln kupferig schimmernd, außerhalb bläulich bereift, auf den Vorderflügeln mit schwärzlichen Adenlinien. Die Raupe ist grau oder braun mit dunkelblauen Spiegeln, lebt auf Obstbäumen, überwintert, verpuppt sich zwischen Rindensprossen oder an Pflanzen in einem graubraunen, lodern Gespinnst und wird hiemselbst schädlich. Zu derselben Gattung gehören der Kiefernspinner (s. d.) und der Ringelspinner (s. d.).

Glude, soviel wie Bruthenne; daher gluden (verstärkt gludsen), vom Ruße der Bruthenne. G. mit den Küchlein, Sternbild, soviel wie Plejaden.

Glücksbrunner Höhle, s. Altstein.

Glücksburg, 1) Heden im preuß. Regbez. Schleswig, Landkreis Hensburg, an der Hensburger Förde und an der Eisenbahn Hensburg-Rappeln, dah. eine evang. Kirche, Oberförsterei, Gerab, Biegel- und Kalkbrennerei, Molkerei und 1900 1390 Einw. — Das schön gelegene Schloß G., an Stelle eines um 1210 errichteten Eisterzienserklosters (Kudolfst.) erbaut, war 1622—1779 Residenz der Herzoginlinie Holstein-Sonderburg-G., kam nach deren Erlöschen an Dänemark (König Friedrich VII. starb hier 15. Nov. 1863) und 1866 an die Krone Preußen, die 1870 damit den Herzog Karl zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-G. belehnte. Seit 1892 wird es von dem Schwager des deutschen Kaisers Wilhelm II., dem Herzog Friedrich Ferdinand, bewohnt. — 2) Baiernhaus, s. Kömblitz.

Glückseligkeit (griech. Eudämonie) ist der Zustand des sinnlich-vernünftigen Wesens, in dem es nicht nur seine Bedürfnisse, sondern auch seine Wünsche befriedigt sieht, oder (nach Kant) in dem ihm im

Ganzen seiner Existenz alles nach Wunsch und Willen geht. Da die Zustände des einzelnen Menschen nicht in seiner Macht allein liegen, so wird eine völlige G. stets etwas Ideales bleiben, ja der Pessimismus (s. d.) leugnet direkt ihre Möglichkeit, während der Optimismus (s. d.) den Glauben daran festhält. Ubrigens sind die Anhänger des letztern selbst darüber uneins, worin die G. bestehe. Sehr verschieden sind auch die Ansichten über die ethische Bedeutung der G. Während der Eudämonismus in ihr das höchste Gut und das Endziel alles Strebens sieht, darf die G. nach Kant niemals Motiv unser Handelns sein, stellt sich aber als die natürliche Folge der Tugend von selbst ein.

Glückshafen (Glückstopp), ein bauchiges, die Lese für kleinere Stadt- und Lotterien enthaltendes Gefäß, mit so engem Halse, daß man die Lese beim Hineingreifen nicht sehen kann. Gleichem Zwecke dient ein Glückssack, daher die Redensart: in den G. greifen. Der G. kam im 15. Jahrh. aus Italien nach Deutschland, zunächst zugunsten der öffentlichen Schicksal, denen der Gewinn zufiel. Später benutzten ihn Privatpersonen (Glückshafner), um sonst unverkäufliche Sachen abzusetzen. Heute werden derartige Lotterien nur für gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke zugelassen. Vgl. Tombola.

Glückshand, Pflanze, s. Gynandrium.

Glückshaub (Bach in unter d. a. d. e.), die Krone der Häute auf dem Kopfe Knechtbornen, die nach schon altrömischen Aberglauben nicht nur dem damit Bekleideten zur Welt kommenden Kinde Glück bedeuten sollten, sondern bis zum Mittelalter von den Hebammen an Adulanten und Geschäftsteile als glückbringender Fetisch verkauft wurden. Vgl. Bloß, Die G. und der Nabelschnurreiß im Volksglauben (in der »Zeitschrift für Ethnologie«, 1872).

Glücksflohen, s. Diebstahnen.

Glücksmilch (Samt milch), s. Milben.

Glücksrad, in der Kunst des Mittelalters die Darstellung eines Rades, an dessen Speichen sich Figuren festhalten, die je nach der Drehung des Rades bald oben, bald unten schwelen. Es soll dadurch der Wechsel des Glückes und aller menschlichen Dinge symbolisiert werden. Die Figuren sind meist weltliche und geistliche Fürsten; auch die sechs Lebensalter oder Karren mit Efelstöpseln finden sich öfters darunter. Darstellungen des Glücksrades kommen vom 12.—16. Jahrh. häufig in Silberhandschriften, auf Glasfenstern, fliegenden Blättern und in Volksmittbüchern vor. Bei Kirchenbauten wurde es oft als Einfassung der Nischen über den Portalen angedacht, z. B. bei San Jeno in Verona, bei dem Münster in Basel u. a. Vgl. Wadernagel, Das G. und die Angel des Glücks (in den »Kleinen Schriften«, Bd. 1, S. 241); Bernholz, G. und Lebensrad (in den »Abhandlungen der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften«, Berl. 1892). Heute nennt man G. ein Rad, das bei Verlosungen, Lotterien u. gebraucht wird, und aus denen beim Umbrechen die Nummern der Gewinne herausfallen oder herausgezogen werden.

Glücksspiele (Sardspiele) heißen im Gegensatz zu den Kunstspielen alle diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln, Angeln, Losen, Nummern u., bei denen Gewinn und Verlust allein oder hauptsächlich vom Zufall abhängen und nicht die größere oder geringere Geschicklichkeit oder Berechnung des Spielenden den Ausschlag gibt. Sie werden meist des Gewinnes wegen, seltener mit niedrigen E in sehen zur Unterhaltung gespielt. Ihre Zahl ist sehr groß. Man kann sie in Privat- und öffentliche G. einteilen. Zu

jenen sind alle diejenigen G. zu rechnen, die meist nur in Privatkreisen gespielt werden, als: Viagt-an, Onze et demi, Landtsnacht, Pharo, Lotto, Rouge et noir, Trente et quarante, Racas, Baccarat, Tempeln, »Reine, deine Tante«, Dreikart, Kümmeblättchen, Lustige Sieben, Kaufsch, Härdeln, Häufeln, die verschiedenen Arten der Würfelspiele u. Zu diesen dagegen gehören die vom Staate selbst veranstalteten oder gegen Pacht Privatunternehmern überlassenen G., als: das genuesische oder Zahlenlotto, die Klassenlotterie, die Lottericanleihen (s. Lotterie), das Promessenspiel und die Moullette. Die meisten G. (namentlich Moullette, Lotterie u.) sind so eingerichtet, daß bei ihnen die Wahrscheinlichkeit des Gewinns für die eine Partei (den Bankhalter) größer ist als für die andre (die Spielenden). Auch hat der Bankhalter den Vorteil, daß er nicht so sehr wie sein Gegenpart (der Pointeur) den Einwirkungen der Leidenschaften ausgesetzt ist, abgesehen davon, daß viele Betrügereien vorkommen können, durch die der Pointeur, selbst der Spielunbige, von den gewerbsmäßigen Spielern über-vorteilt wird. Wegen des verderblichen Einflusses, den G. in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung ausüben, sind sie schon frühzeitig gesetzlich beschränkt oder verboten worden. Die gegenwärtige Gesetzgebung in betreff des Glücksspiels ist in den verschiedenen europäischen Staaten verschieden. Während in einigen Staaten die G. erlaubt oder wohl gar zum Vorteil des Staates verpachtet sind, haben andre Staaten alle G. verpönt. So sind in Frankreich, wo es früher in fast allen größeren Städten privilegierte Spielhäuser gab, dieselben seit 1. Jan. 1839 geschlossen, weshalb sich die französischen Bankhalter Benazet, die Gebrüder Blanc u. a. nach Deutschland wendeten. In Deutschland war Preußen bereits vor der Märzrevolution (1848) mit der Aufhebung der Spielbanken vorangegangen. In den 1868 annektierten Ländern wurde den dort auf Grund von Verträgen mit den früheren Regierungen errichteten Spielbanken die Fortdauer bis zum Schluß des Jahres 1872 gestattet. Sie hatten dabei die Verbindung zu erfüllen, daß ein bedeutender Teil des Reingewinns der Banken zur Bildung eines Kur- und Verschönerungsfonds für die beteiligten Städte angeammelt ward. So hörte zufolge des Bundes- (Reichs-) Gesetzes vom 1. Juli 1868 mit Ende 1872 das Spiel auf in den Wädern Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden, Ems, Nauheim, Pyrmont. Nach den § 284 und 285 des deutschen Strafgesetzbuches werden nur die gewerbsmäßigen Glücksspiele und diejenigen Inhaber eines öffentlichen Versammlungsortes bestraft, die dasselbst G. gestatten oder zur Verheimlichung solcher Spiele mitwirken. Ferner ist das unbefugte Halten von Glücksspielen an öffentlichen Orten verboten (ebenda § 360, Ziffer 14); auch kann auf Einziehung des zum Glücksspiel ausgelegten Geldes erkannt werden. Die Veranstaltung öffentlicher Lotterien und Auslosungen ist an die obrigkeitliche Erlaubnis geknüpft (ebenda § 286), und auch das Spielen in auswärtigen Lotterien ist vielfach verboten, so in Preußen, Bayern, Sachsen (s. Lotterie). Durch die deutsche Gewerbeordnung ist endlich auch das Freilieten von Baren im Umherziehen in der Art, daß die Baren verweigert oder im Wege des Glücksspiels oder der Auslosung abgegriffen werden, verboten. Zivilrechtlich ist das verbotene Spiel nichtig, es kann also auf Zahlung des Gewinns nicht geklagt und der gezahlte Gewinn als ungerechtfertigte Bereicherung zurückgefordert werden. Besonders geregelt ist im Bürgerlichen Gesetzbuch

(§ 763) der Lotterievertrag. Derselbe ist nur gültig, wenn die Lotterie staatlich genehmigt ist, andernfalls wird durch ihn keine Verbindlichkeit begründet (§ 762). Die strafrechtlichen Bestimmungen der Landesgesetze, die das Spielen in auswärtigen Lotterien verbieten, sind durch das Bürgerliche Gesetzbuch nicht außer Kraft gesetzt, jedoch haben für alle bundesstaatlich genehmigten Lotterien die landesgesetzlichen Verbote des Spielens in auswärtigen Lotterien ihre privatrechtliche Wirkung verloren, weil die reichsgerichtliche Gültigkeitsklärung auf das ganze Reichsgebiet zu erstrecken ist. Vgl. Auspielen und Lotterie. Bekannte Spielbanorte im Ausland waren Spa in Belgien, Sagon im Schweizer Kanton Valais; jetzt wird in Europa nur noch in Montecarlo (s. d.) gespielt. In Nordamerika befinden sich, besonders in New York und San Francisco, unter den Augen der Polizei zahlreiche Spielhöfen. Sehr streng ist noch das österreichische Strafbuch; dasselbe (§ 522) verbietet alle Kasospiele und bedroht alle Spieler sowie denjenigen, der in seiner Wohnung spielen läßt, mit Strafe. Ausländer, die wegen G. bestraft werden, erhalten Landesverweis. Dem Anzeiger wird ein Drittel der Geldstrafen und Strafreiszeit gewährt. — Vgl. Brud., über Spiel und Wette (Greifsw. 1868); Schuster, Das Spiel, seine Entwicklung und Bedeutung im deutschen Recht (Wien 1878); Pfizer, Spiel und Wette nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch (in der »Zeitschrift für das Notariat in Bayern«, 1900, S. 26); Sieghart, Die öffentlichen G. (Wien 1899); R. v. Rajser, Die Gewerbmäßigkeit im Glückspiel (Berl. 1900); »Das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse des Falschspiels«, von Signor Domino (Bresl. 1886); Hermann, Die Geheimnisse der Falschspieler (Berl. 1900).

Glückstadt, Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Steinburg, an der Elbe und der Staatsbahnlinie Elmshorn–Hvidding, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Rathaus (1642 erbaut, 1873–1874 restauriert), Hafen (für Schiffe von höchstens 5,5 m Tiefgang), Gymnasium, Fachschule für Schornsteinfeger, Strafgefängnis, Korrekptionsanstalt, Antikergerei, eine Eisenbahnreparaturwerkstatt, Fadefabrikation von Schuhmachern und Sattlern, Wäbelen, Goldschmieden, Wagen-, Zigarren- u. Gemüse- und Obsterzeugungsfabrik, Holzbearbeitungsanstalt, Gerberei, Esengießerei, Ziegelbrennerei, Färberei, Schiffsahrt, Pferdeausfuhr und (1900) 6586 meist evang. Einwohner. — G., das früher zeitweise die Hauptstadt des königlichen Anteils von Holftein war, wurde 1617 unter König Christian IV. erbaut und 1620 zerstört und mit großen Handelsprivilegien ausgestattet. Die Stadt war damals der Stapelplatz der indischen Waren. Im Dreißigjährigen Krieg wurde G. 1627/28 von den Kaiserlichen vergeblich belagert. Die Festung wurde 1814 durch die Verwundeten genommen und gerichtet. Vgl. Lucht, Glückstadt. Beiträge zur Geschichte dieser Stadt (Stiel 1854).

Glückstropf, f. Glückspafen. (f. Meteorisch).

Glückverträge, f. wieweil wieweil Verträge.

Glugea bombycis, der Erzeuger der Fibrinosekrankheit der Seidenraupen (f. Sporozoa).

Glühstein (Brennstein, Ferrum candens), f. Brennapparate.

Glühen, das Leuchten eines Körpers bei sehr starker Erhitzung, beginnt ziemlich gleichmäßig bei einer Temperatur von 325°. Bei dieser Temperatur reicht das Spektrum bis zur Braunroten Linie B, bei 655° bis F (im Grün), bei 725° bis zum beginnenden

blauen, bei 1170° (Weißglut) so weit wie das gewöhnliche Tageslicht. Neben den leuchtenden Strahlen zeigen sich aber überwiegen dunkle Wärmestrahlen verschiedener Brechbarkeit, deren Menge und Mischungsverhältnis von der Natur des erhitzten Körpers abhängt. Das G. zeigt je nach dem Grade der Hitze alle Farbenabstufungen vom Rotbraunen ins Rotschwarze, Hellrote, Gelbrote, Weißgelbe und Weiße; doch unterscheidet man in der Regel nur die beiden Hauptstufen des Rotglühens und Weißglühens, wieweil letzteres die größte Hitze erfordert und am stärksten leuchtet. Die Grenze zwischen Rot- und Weißglut liegt bei 1000°, beginnende Weißglut bei 1200 bis 1300°, stärkste Weißglut bei 1500—1600°. Der Rotglut geht die Grauglut voran, die etwa bei 400° beginnt, indes nur in einem absolut finstern Raum wahrzunehmen ist. Die Temperatur einer Glühlampe beträgt ca. 2000°, die des elektrischen Bogentlichtes 4000°, bei der Sonne 6000°.

Glühstein (Tempern), f. Eisen, S. 486.

Glühkörper, f. Leuchtgas.

Glühfingel, f. Brandfingel.

Glühlampe, eine von Davy erfundene Leuchtgaslampe, über deren Docht im Abstand von 1—2 mm eine Spirale aus feinem Platinblech oder einer Kugel aus Platinblech schwebt. Man füllt die Lampe mit starkem Alkohol, entzündet sie und löst die Flamme durch momentanes Aufsetzen und Wiederabnahme der Kappe, sobald die Spirale glüht. Diese gerät dann durch die Alkoholdämpfe, die sich durch Vermittelung des Platins lebhaft oxydieren (wobei viel Wärme entwickelt wird), alsbald wieder ins Glühen und glüht nun so lange fort, als noch Alkohol vorhanden ist, da die glühende Spirale beständig Alkoholdämpfe aus dem Docht entzieht. Die G. dienen zum Parfümieren, indem man sie mit einer alkoholischen Lösung ätherischer Öle füllt. Da aber unter den Oxydationsprodukten des Alkohols und der ätherischen Öle stets Aldehyd und die Atmungsorgane reizende Stoffe auftreten, so verursacht das G. leicht Kopfschmerz und Brennen im Halse.

Glühlampe, mit Spiritus, Terpentinöl oder Gas gefüllte Lampe zur Hervorbringung hoher Temperatur; auch elektrische Lampe, f. Elektrisches Licht, S. 653.

Glühofen, f. Ofen.

Glührohrzündung, f. Gasstrafmaschine, S. 373.

Glühspan, Eisenhammerschlag, der sich beim Glühen des Eisens an der Luft bildet und beim Schmieden in Form von Schuppen oder Spänen abspringt. Auch beim Erhitzen von Kupfer an der Luft bildet sich G.

Glühsteine (Hitzsteine), runde, walnuß- bis faustgroße Steine, die man hier und da an altsteinzeitlichen Feuerstellen findet. Sie dienen zum Erhitzen des in ledernen Säcken oder ausgehöhlten Holzstücken befindlichen Wassers, indem man sie glühend macht und hineinwarf. Zur Errichtung von Dampfbädern ist das Verfahren von den alten Ägyptern, den Römern und Skandinaviern, den Australiern u. a. bekannt; für Knochengewebe wurde oder wird es von dem Indianerklamm der Widdoine (Steinfischer), den Nordwestamerikanern, den Patagiemern und Kamtschadalen angewendet.

Glühstoff, Briketts aus Holzkohle, Teer und Natronlauge, die der Weißglut verfeuert werden und rauch- und geruchlos, ohne Funken sprühen verbrennen. Man benutzt sie zum Erhitzen von Plättchen, Wagen, Schaufeln etc. und in tragbaren Öfen zum Erhitzen. Im letzteren Fall ist zu beachten, daß beim

Verbrennen leicht Kohlenoxyd (Kohlenkumpf) entsteht, daß, wenn es nicht abgeleitet wird, höchst nachtheilig für die Gesundheit ist und Vergiftung herbeiführen kann.

Glühstrumpf, s. Leuchtgas.

Glühwachs (Berg oder Wach), ein zusammengehmolzenes Gemenge von gelbem Wachs, Grünspan, rotem Bolus und Alaun oder von Wachs, Grünspan, Kupferoxyd, Eisenoxyd, Borax, Jint- und Eisenvitriol. Um vergoldeten Gegenständen eine rötliche Farbe zu erteilen, taucht man sie noch warm in geschmolzenes G. und läßt dies über freier Kohlenfeuer abbrennen, worauf man abkühlt und polirt. Das bei der Operation aus dem Grünspan reduzierte Kupfer legiert sich mit dem Gold zu roter Karrierung.

Glühwein (Regus, Ricu), mit Zucker, Jint, Gewürznelken u. erhaltener Mostwein, wirkt erwärmend, ist jedoch nur gefunden Personen zuträglich.

Glühwürmer, Insekten, die durch phosphorisches Licht im Dunkeln leuchten, wie Leuchtfliegen, Johanniswürmchen, Feuerfliegen. Vgl. Leuchtorgane und Phosphoreszenz.

Glutonsäure (Dextronsäure, Maltonsäure) $C_6H_{11}O_6$ oder $CH_2OH(CH_2OH)_4CO_2H$ entsteht aus Rohr- und Traubenzucker, Maltose, Dextrin, Stärke bei Behandlung mit Chlor- oder Bromwasser, bildet einen Sirup, löst sich nicht in Alkohol, polarisiert nach rechts und bildet beim Erhitzen ein kristallinisches Kalton $C_6H_{11}O_6$, das mit Natriumamalgam Traubenzucker liefert, mit Salpetersäure Jodiersäure. Man kennt noch zwei Modifikationen der G.

Glutose (Glytose), s. Traubenzucker.

Glutofide, s. wie bei Glytose.

Glumae (lat., Spelzen, Kelchspelzen), kahnsörmige Deckblätter am Grunde des Gräsährchens. S. Gräser.

Glumazeen, s. Glumifloren.

Glümer, 1) Adolf von, preuß. General, geb. 5. Juni 1814 in Lengsfeld aus dem Eichsfeld, gest. 3. Jan. 1896 in Freiburg i. Br., trat 1831 bei der preussischen Infanterie ein, diente eine Zeitlang in der Artillerie und in der topographischen Abteilung des Generalstabes, war 1849 im badiischen Feldzug Generalstabsoffizier und Adjutant des Generalmajors v. Kölln, ward 1851 Hauptmann, 1856 Major im Generalstab, 1859 Kommandeur des Füsilierbataillons des 23. Infanterieregiments und 1861 des 1. westpreussischen Grenadierregiments Nr. 6. 1868 führte G. eine Brigade der Division v. Beyer in der Rheinarmee, hatte nach dem Feldzug das Kommando der 32. Infanteriebrigade in Trier, führte 1870 die 13. Infanteriedivision vor Saarbrücken (6. Aug.), in den Schlachten des 14. und 18. Aug. und bei der Zernierung von Metz, bis er 30. Sept. das Kommando der badiischen Division erhielt, die er bei Auzis (18. Dez.) und namentlich in der entscheidenden Schlacht bei Wörth befehligte. Nach dem Kriege Kommandeur der 29. Division (Freiburg) und 1873 Gouverneur von Metz geworden, nahm er aber bald seinen Abschied, lebte in Freiburg und betätigte sich als Vorsänger des Bundes der deutschen Kriegervereine.

2) Clair von, Schriftstellerin, geb. 18. Okt. 1825 in Blankenburg am Harz, verbrachte, da ihr Vater als politischer Flüchtling Deutschland verließ, den größten Teil ihrer Jugend in Frankreich, namentlich in Vézins und der Normandie, kehrte 1848 nach Deutschland zurück und lebte als Schriftstellerin bis 1858 in Wolfenbüttel, seitdem in Dresden-Neustadt. Außer einer großen Reihe vortrefflicher Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Russischen (darunter

ter Romane und die Autobiographie Georges Sands, La Fontaine's Geschichte Napoleons I., Swis's Tagebuch in Briefen an Stella, Turgenjews's Väter und Söhne und »Rauch«, Daubet, Feuillet u.) erschienen von ihr: »Aus den Pyrenäen«, Skizzen und Schilderungen (Dessau 1853, 2 Tle.); »Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient« (Leipzig 1862); »Aus der Bretagne«, Novellen (Wien 1867); »Düsterer Nächte; Erlöst«, zwei Novellen (Bert. 1870); »Frau Domina«, Novelle (Stuttg. 1873); »Alteisen« (Bert. 1878); »Aus dem Vézins«, Novellen (Bert. 1879); »Dünninghausen«, Roman (Dresd. 1880, 2 Bde.); »Vom Schicksal der Zeit«, vier Novellen (Dresd. 1882); »Lutrin und Luine« (Leipzig 1884); »Alles«, »Keine Illusionen« u. a. (Stuttg. 1888); »Junge Herzen« (Bert. 1890); »Es gibt ein Glück« (Bert. 1900) und »Aus einem Flüchtlingssleben (1833—1839). Die Geschichte meiner Kindheit« (Dresd. 1904).

Glum Chorlofson (Viga-Glumar), isländ. Stalbe, geb. um 940, lebte in seiner Jugend längere Zeit in Norwegen und starb, nachdem er kurz zuvor zum Christentum übergetreten war, 1003. Er ist besonders berühmt durch die Kämpfe, die er als Häuptling im Südwesten von Island zu bestehen hatte, und die den Inhalt der »Viga-Glúmsaga«, einer zu Anfang des 13. Jahrh. niedergeschriebenen Lebensbeschreibung des Dichters, bilden. Sie wurde von Gudm. Thorlaksson in den »Islenzkar Fornsgur« (Kopenh. 1879) herausgegeben. Größere Gedichte von G. haben sich nicht erhalten.

Glumifloren (Glumazeen, Spelzblättrige), Ordnung im natürlichen Pflanzenstamm aus der Abtheilung der Monokotyleden, charakterisiert durch kleine, unscheinbare Blüten, die meist in Ähren geordnet und zwischen dichtstehenden Hochblättern, hier Spelzen genannt, verflochten sind; das Perigon fehlt ganz oder ist durch Schälppchen, Vorhölzer oder Spreublättrchen ersetzt; die Frucht ist meist eine einsamige trockne Kapselfrucht oder Kapsel, seltener eine mehrsamige Kapsel; der Same enthält mehliges Nährgewebe und einen geraden Keimling, der an der Seite desselben liegt oder vom ihm umschlossen wird. Die G. sind meist grasartige Gewächse mit unterirdischen Rhizomen und aufrechten, oberirdischen Sprossen mit dünnen, gegliederten, oft hohlen Stengeln, sogenannten Halmen, und bescheideten, langen, linealischen, ganzen, parallelernervigen Blättern, die zwei- oder dreizellig streben. Die Ordnung umfaßt die Familien der Jungräser, Cypergräser und Gramineen.

Glurns, Stadt in Tirol, Bezirksamt. Schlanders, 907 m ü. M., im obern Eintschgaun, an der Etsch, Sitz eines Bezirksgerichts, ist von Ruavern und Türmen umgeben, hat eine gotische Pfarrkirche und (1900) 653 Einw. Südlich liegen die schöne Schlöhrhütte Lichtenberg und die aussehenden Berge Glurnser Köpfe (2402 m) und Glavallatich (2768 m).

Glutien (Musculi glutaci), Gekümmasteln, s. Gefäß.

Glutamin $C_4H_9N_2O_6$ oder $CH.NH_2(CH_2)_2.COOH.CO.NH_2$ findet sich weitverbreitet im Pflanzenreich, besonders in Kürbis- und Widenerklingen, in Finkelsrübenfals und Rübenmelle, bildet farblose Nadeln, ist löslich in Wasser, nicht in Alkohol, gibt beim Kochen mit Barytwasser Ammoniak und Glutaminsäure.

Glutaminsäure (Amidoglutarisäure) $C_4H_7NO_6$ oder $CO_2H.CHNH_2.CH_2.CH_2.CO_2H$ tritt in drei Modifikationen auf. Rechtsdrehende (gewöhnliche) G. findet sich in Kürbis- und Widenerklingen,

in Kunkelrübenmelasse, entsteht aus Eiweißkörpern beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure, kristallisiert, ist in heissem Wasser löslich, nicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 202°, gibt dem Erbsen mit Vortwasser inaktive Gl., aus der die linksdrehende abgeschieden werden kann.

Glutar säure (normale Brenzweinsäure) $C_5H_8O_4$ oder $CH_2(CH_2CO_2H)_3$. Kommt mit Monomethylbrenzweinsäure (gewöhnliche Brenzweinsäure), kann aus Trimethylendronit, aus Hydroresorcin, auch aus Glutaminsäure erhalten werden. Sie bildet farblose Kristalle, ist sehr leicht löslich in Wasser, Alkohol und Äther, schmilzt bei 97°, destilliert fast unzersetzt bei 303° und gibt bei langsamem Erhitzen auf etwa 250° das Anhydrid $C_5H_6O_3$. Das Ammoniumsalz gibt bei Destillation Glutarimid $C_5H_8NO_2$, und aus diesem entsteht bei Destillation mit Jinkstaub ein Kohlenwasserstoff, Ammoniak und Piperidin $C_4H_{11}N$. **Gluten**, s. Weizen. **Glutenfibrin**, **Kasein** etc., s. Kleber. **Glutin**, s. Leim.

Glutol, Normaldehydgelatine, wird dargestellt, indem man eine Lösung von Gelatine mit wenig Formaldehydlösung versetzt, in Formaldehyddämpfen trocknet und pulverisiert. Man benutzt es bei Wundbehandlung, wobei das G. reichlich mit gesundem Gewebe in Verbindung kommen muß.

Glug-Blöschlein, Robert, Schweizer. Geschichtschreiber, geb. 31. Jan. 1786 in Solothurn aus einer patrizischen Familie, gest. 14. April 1818 in München, studierte in Landshut, Leipzig und Würzburg die Rechte, führte nach Joh. v. Wüllers Tod 1809 dessen »Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft« weiter, lebte anfänglich, auch politisch tätig, in seiner Vaterstadt, seit 1816 in Jürich und degab sich 1818 nach München, wo ihn noch im gleichen Jahre der Tod ereilte. Seine durch gründliches Quellenstudium ausgezeichnete Fortsetzung erschien in Jürich 1816 u. d. T.: »Geschichte der Eidgenossen vom Tode Waldmanns bis zum ewigen Frieden mit Frankreich« (1489 bis 1516) und bildet die zweite Abteilung des 5. Bandes des ganzen Werkes.

Glyceria R. Brown (Süßgras, Viehgras, Schwaden, Wannagrass), Gattung der Gramineen, Feuchtkraut liebende, ausdauernde, weist sehr hohe Gräser mit schmalen oder ausgebreiteten Rippen, mehrblütigen, grannenlosen Ähren und am Rücken abgerundeten, nicht gehetzten, stumpfen, wehrlosen Deckspelzen. 16 Arten, meist in Nordamerika. **G. fluitans R. Br.** (Enten- oder Flutgras, Rannaschwimmgel, Himmelstau, Grassbirse, s. Tafel »Gräser III«, Fig. 9), in Sümpfen, Teichen, Bächen und an Ufern bis zu den höheren Bergregionen allgemein vorkommend, legt die flachen Blätter auf den Spiegel des Wassers und treibt oft 30 cm lange, schmale Rippen mit 1,3—2 cm langen, kaum linienbreiten, fünf- bis elfblütigen Grassährchen. Wo es in großer Menge vorkommt, ist es ein wertvolles Futter. Aus den hellgelben, glänzenden, nicht viel mehr als mondförmigen Samen wird in Polen, Schlesien und dem nördlichen Deutschland die angenehme schmeckende Wannagräse (polnischer, Frautfurter Schwaden) bereitet und zu Suppen oder auch zur Mehlbereitung verwendet. Weil die Ähren nicht gleichzeitig reifen, so macht das Einmischen viel Mühe. **G. aquatica Sm.** treibt fast 2 m hohe, fingerdicke Halme mit über handhohen Rippen und fünf- bis neunblütigen hellgrünen Grassährchen. Es wächst in Gräben und Lachen und bildet ein nahrhaftes

Rinderfutter. **G. distans R. Br.** (Salzschwaden, Salzrispengras), ausdauerndes Gras, bildet einen lockern Rasen von flachen, gegen die Spitze sich allmählich verschmälernden Blättern und hat vier- bis sechsblütige, meist violettunte Grassährchen in Rispen, welche die blühenden Äste wagerecht ausperren, später herabklagen. Es findet sich an der Küste, bei Salinen, und ist ein treffliches Futtergras.

Glycerin etc., s. Glycerin etc.

Glycerinum sulfurosum, s. Astrolin.

Glycerius, Kaiser des weströmischen Reiches, ein Soldat von dunkler Herkunft, ward 473 vom Ressen Ricimer, dem Burgunderfürsten Gundobad, auf den Kaiserthron erhoben, mußte jedoch nach einer zwar mißlichen und gerechten, aber energielosen Regierung schon ein Jahr darauf dem von dem griechischen Kaiser Leon eingesetzten Julius Nepos Weg machen.

Glycine Apios, s. Apios; **G. hispida**, **G. Soja**, s. Soja.

Glyetum, s. Beryllium.

Glycyphagus, s. Milben.

Glycyrrhiza L. (Süßholz), Gattung der Leguminosen, ausdauernde, oft drüsig behaarte Kräuter oder Halbsträucher mit unpaarig gefiederten Blättern, meist zahlreichen, ganzrandigen oder drüsig gezähnelten Blättchen, Blüten in achselständigen, hängenden oder gestielten Trauben oder Ähren und kurzen, linealischen, länglichen oder eiförmigen Hülsen mit nierenförmigen oder kugelförmigen Samen. Etwa zwölf Arten im Mittelmeergebiet, im gemäßigten und subtropischen Asien, in Australien und Amerika. **G. glabra L.** (gemeines oder spanisches Süßholz, s. Tafel »Krankheitspflanzen II«, Fig. 11) liefert in dem sehrentwickelten Wurzelsystem das Süßholz (Süßholzwurzel, Lakrigenwurzel, Radix Glycyrrhizae s. Liquiritiae). Das stachelfrüchtige Süßholz (**G. eoliata L.**), mit stachelspitzigen Blättchen, fast kugelförmigen Blütenköpfchen und länglich-ovalen, zugespitzten, bauchigen, kugelförmigen, ein- bis zweikammigen Hülsen, wächst im östlichen Mittelmeergebiet, Südrussland und Vorderasien, liefert seine Wurzeln für den Handel; das russische und wohl auch das chinesische stammt vielmehr von **G. glabra** var. **glandulifera** im südöstlichen Europa, Vorderasien des Südsibirien und der Mongare; es wird besonders auf den Inseln des Volgabekans gewonnen. Das spanische Süßholz des Handels kommt aus Spanien, Frankreich, Unteritalien, Sizilien, Ungarn, Kähren, s. T. auch aus Deutschland und in neuerer Zeit aus Nordamerika, bildet 60—100 cm lange Stäbe von Fingerdicke, ist außen graubraun, tief rötlich, innen gelb, im Bruch holzig, faserig, sehr zäh, schwer und dicht, schmeckt süß, etwas trübend. Die russische Wurzel, die hauptsächlich auf den Inseln des Volgabekans ausgepflegt, roh über Ästern nach Moskau und Petersburg gebracht und hier erst geschält werden soll, erscheint im deutschen Handel stets geschält in hellgelben, meist ganz einfachen, wenig gebogenen, bis 30 cm langen, pinselförmigen Stücken. Im Geschmack stimmen beide Waren überein, offizinell ist aber nur das russische Süßholz. Die Wurzel enthält Glycyrrhizin und wird als reizlinberndes, die Tätigkeit der Schleimhäute anregendes und geschmacksverbesserndes Mittel benutzt; sie ist ein Bestandteil des Brusttees und wird im großen auf Lakrigen (s. d.) verarbeitet, auch in der Bierbrauerei benutzt. Die Süßholzwurzel war im Altertum in Indien und im Abendland wohl bekannt; das deutsche Mittelalter kannte sie schon sehr früh, sie wird zwar zu Karls d. Gr. Zeiten noch nicht

erwähnt, wohl aber von der heil. Hildegard, Äbtissin von Rupertsberg bei Bingen (1098—1197). Im 13. Jahrh. wurde sie in Italien kultiviert, bei uns im 15. Jahrh. bei Bamberg. Das Wort *Liquiritia* sowie das deutsche Lakrigen sind aus dem griechischen *Glycyrrhiza* (= süße Wurzel-) entstanden.

Glycerhizin (Süßholzäcker), das Ammoniaksalz der amorphon Glycerhizinsäure $C_{42}H_{64}NO_{11}$, findet sich im Süßholz (von *Glycyrrhiza glabra*), in den Blättern des Farnkrautbaums (*Abrus precatorius*), in *Astragalus glycyphyllos*, wohl auch in den unterirdischen Teilen von *Trifolium*-Arten, in der Rinde von *Chrysophyllum glycyphloeum* (Sapatajer), in *Polypodium vulgare* (Farn), in *Myrrhis odorata* (Umbellifere) u.

Glycerhizinsäure, f. Galle und Gallensäuren.

Glyformal, eine Mischung von Formaldehyd mit Wasser und 10 Proz. Glycerin. Letzteres hindert die Polymerisation des Formaldehyds und bewirkt, daß das präzentische Verhältnis des Formalin-Wasserdampfgemisches in der Luft stets gleich bleibt. Man benutzt G. zum Desinfizieren.

Glykogen (Leberstärke) ($C_6H_{10}O_5$)_n findet sich in der Leber der Säugetiere, im Eizeller, in endokrinalen Organen, zuweilen in fränkischen Neubildungen, im Fleisch der Pflanzenfresser, in Kollusen u., auch in vielen Pilzen (Kotomyceten). Zur Darstellung spritzt man Leber so lange mit Wasser aus, wie es noch milchig abfließt, erhitze die Flüssigkeit zum Kochen, filtriert und vermischt sie mit Alkohol. Das hierbei abgeschiedene G. bildet ein farb-, geruch- und geschmacklos amorphes Pulver, das beim Kochen mit Wasser feinstartig aufquillt und eine apfelsirupartige Flüssigkeit liefert, die nach rechts polarisiert und durch Jod braun gefärbt wird. Durch Speichel, Pancreassaft, Leberfäulnis, Blut, Diastase und verdünnte Säuren wird es sehr leicht in Dextrin, dann in Maltose, bei weiterer Einwirkung, auch beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure, in Traubenzucker übergeführt. G. entsteht im Organismus aus Kohlehydraten, vielleicht auch aus Eiweiß, wird während der Verdauung in der Leber abgelagert und später, wahrscheinlich unter Umwandlung in Traubenzucker, dem Blut zugeführt. So kann es als Reservestoff betrachtet werden, ähnlich wie die Stärke in der Pflanze. Vgl. Leber.

Glykotoill (Glyzin, Leimfuß, Leimzucker, Amidsaure, Aminoäthansäure) $C_2H_3NO_2$ oder $NH_2 \cdot CH_2 \cdot COOH$ entsteht beim Kochen von Eiweiß, Leim, Glykolsäure oder Hippursäure mit Säuren oder Alkalien sowie beim Erwärmen von Monochlorsäure mit Ammoniak und beim Einleiten von Cyan in kochende Jodwasserstoffsäure. Es bildet farb- und geruchlos, süß schmeckende, luftbeständige Kristalle, ist löslich in Wasser und Weingeist, schmilzt bei 232—238°, zerfällt bei weiterem Erhitzen, reagiert neutral, ist nicht gärungsfähig, färbt sich mit Eisenchlorid intensiv rot und vereinigt sich mit Basen, Säuren und Salzen. Das Kupfersalz (Glykotoillkupfer) $(C_2H_3NO_2)_2 \cdot Cu \cdot H_2O$ kristallisiert aus der heißen Lösung von Kupferoxyd in G. in dunkelblauen Nadeln. Der Äthylester des Glykotoills $NH_2 \cdot CH_2 \cdot COOC_2H_5$ bildet mit salpetriger Säure Diazoglykotoill. Methylglykotoill ist Sarkosin, Trimethylglykotoill ist Betain. Beim Schmelzen von Methylglykotoill mit Cyanamid entsteht Kreatin. G. bildet beim Erhitzen mit Bariummethylamin und Kohlenensäure, mit salpetriger Säure Glykolsäure, beim Schmelzen mit Harnstoff Harnsäure. G. ist im freien Zustand im Tierkörper nicht nachgewiesen worden;

da aber Hippursäure normal im Harn vorkommt, da Benzoesäure, innerlich genommen, in jene Säure übergeht, da es sich endlich in der Galle in gepaarter Verbindung findet, so muß es im Tierkörper gebildet werden. Unter dem Namen Glyzin wird es als Entwässer in der Photographie benutzt.

Glykol, f. Äthylenglykol.

Glykole, f. Alkohole.

Glykolsäure (Oxyessigsäure, Äthanal-säure) $C_2H_3O_3$ oder $CH_2 \cdot OH \cdot COOH$ findet sich in unreifen Weintrauben und in den Blättern von Ampelopsis hederacea; sie entsteht beim Kochen von Chlorsäure mit Silberoxyd oder tolsäurem Kalk, aus Äthylal und Kalilauge, beim Behandeln von Oxalsäure mit Jink und Schwefelsäure, bei Oxidation von Äthylenglykol (Glykol) mit verdünnter Salpetersäure, der Oxidation von Glyzerin und Glycerin mit Silberoxyd. Sie bildet farblose Nadeln, löst sich leicht in Wasser und Alkohol, schmeckt stark sauer, schmilzt bei 80° und verhält sich innerlich wie eine Säure, anderseits wie ein Alkohol.

Glykomin, Äthylenglykol aus 5 Teilen Glyzerin und 4 Teilen Eisessig, dient als Desinfiziermittel bei entzündeter Haut, Verbrennungen, Schürden u.

Glykon, griech. Bildhauer, aus Athen gebürtig, dem ersten vorchristlichen Jahrhundert angehörig, fertigte die berühmte Kolossalstatue des Jarnesius (f. Tafel „Bildhauerkunst VI“, Fig. 5), die unter Caracalla nach Rom gebracht und in dessen Bildern wieder aufgefunden wurde (jetzt im Museo Nazionale in Neapel). Von einer andern Statue, die G. gearbeitet hatte, hat sich nur noch das steinerne Fußgestell mit seinem Namen erhalten. S. Griechische Kunstwerke.

Glykonos (Glykonischer Berg), nach einem griech. Dichter Glykon benanntes antikes Bärenmaul, besteht aus drei Trochäen und einem Daktylus. Von den durch verschiedene Schöpfung des Daktylus (an 1., 2. oder 3. Stelle) und die katalektische oder katalektische Form hervorgebrachten Arten heißt insbes. G. das folgende Schema:

— — — — —
Wein und Jugend, ein feurig Paar.

Glykoproteide, Eiweißkörper, unter deren Spaltungsprodukten sich ein Kohlehydrat oder das Derivat eines solchen befindet. Zu den Glykoproteiden gehören besonders die Mucine und ihre Verwandten, außerdem die Mucine und die Phosphorylglykoproteide.

Glykosal, Salizylsäureglyzerinäther $C_9H_9O_4$. $COO \cdot C_2H_5 \cdot (OH)_2$, ein weißes kristallinisches Pulver, schwer löslich in kaltem, leicht in heißem Wasser und in Alkohol, schmilzt bei 76° und wird innerlich und äußerlich bei rheumatischen Erkrankungen, namentlich bei Gelenkrheumatismus, angewendet. Es besitzt alle Vorzüge der Salizylsäure und ist frei von übeln Nebenwirkungen.

Glykose, f. Traubenzucker.

Glykofide, eine in den Pflanzen sehr verbreitete, aber auch in tierischen Organismen vertretene Gruppe sehr verschiedenartiger Körper, die als ätherartige Verbindungen der Zuckerarten anzusehen sind und beim Kochen mit verdünnten Säuren, auch bei Einwirkung von Alkalien oder Fermenten unter Aufnahme von Wasser in Zucker (meist Traubenzucker) und charakteristische andre Körper zerfallen. Manche G. werden nur durch ganz spezifische Fermente gespalten, wie Amygdalin durch Emulsin; auch die Säuren zeigen bezüglich dieser Wirkung Differenzen. Bisweilen muß die Spaltung in sauerstoffreicher Atmosphäre vor-

genommen werden, weil sich sonst die Spaltungsprodukte im Entleerungsmoment verändern. Bisweilen mag das eine Spaltungsprodukt ursprünglich gar kein Zucker sein, sondern nur durch die Wirkung des Spaltungsmittels in solchen übergeführt werden. Einzelne G. werden durch Säuren in Zucker und ein neues Glykosid gespalten, und dieses ist dann weiter zerlegbar, tiefer aber wahrscheinlich eine andre Zuckerart als erstes. Zu den Glykosiden gehören Amygdalin, Lægeritrin, Phloridzin, Salicin, Saponin u. Vgl. Jacobson, Die G. (Bresl. 1887); van Kijn, Die G. (Berl. 1900).

Glykoseurie (griech.), Zuckerharnruhr, f. Harnruhr. **Glykuronsäure** $\text{CHO}(\text{CHOH})_2 \cdot \text{COOH}$ oder $\text{C}_4\text{H}_8\text{O}_7$, entsteht beim Kochen von Tugantinsäure mit verdünnter Schwefelsäure und erscheint als Phenoläther im Harn bei Benzoylfütterung; sie bildet einen in Alkohol löslichen Sirup und gibt bei Oxydation Zuckersäure. Sie steht in naher Beziehung zum Traubenzucker und ist nach ihrer Konstitution gleichzeitig Aldehydatkohol und Säure.

Glyogal (Oxalatdehyd, Disformyl, Athan-dial) $\text{C}_2\text{H}_2\text{O}_4$, der Dialdehyd des Äthylenglykols und der Oxalsäure, entsteht bei Oxydation von Äthylenglykol, Äthylalkohol und Äthylaldehyd mit Salpetersäure, ist amorph, zerflüchtig, auch in Alkohol und Äther leicht löslich, bildet mit Alkalien leicht Glykolsäure, reduziert ammoniakalische Silberlösung unter Spiegelbildung und bildet mit Ammoniak zwei Basen Glykolin und Glyogalin, die Stammbildungen der Glyogatine (Oxatine) oder Zim-dazole.

Glykolsäure (Glykorrhäure, Athanal-säure) $\text{C}_2\text{H}_2\text{O}_4$ oder $\text{CHO} \cdot \text{CO}_2\text{H}$ findet sich in unreifen Stachelbeeren und Himbeeren, entsteht bei Oxydation von Äthylol, Aldehyd und Glykol mit Salpetersäure, beim Erhitzen von Dichloressigsäure mit Wasser auf 230° . Sie bildet einen farblosen Sirup oder Bräunen von der Formel $\text{C}_2\text{H}_2\text{O}_4$, ist mit Wasserdämpfen unzerlegt destillierbar, verhält sich wie ein Aldehyd und gibt bei Oxydation Oxalsäure, bei Reduktion Glykolsäure und Traubensäure, beim Kochen mit Kalilauge Glykolsäure und Oxalsäure.

Glykoglycin, Sprengstoff aus Nitroglycerin und Schießbaumwolle mit etwas Kalisalpeter und Soda.

Glykophogen, f. Äfen, S. 71.

Glykographie (griech., Chemigraphie), ein von Patmer 1843 erfundenes Verfahren, erhabene, dem Holzstich ähnliche und zum Druck auf der Buchdruckpresse geeignete Platten direkt nach der Zeichnung auf galvanoplastischem Wege zu erzeugen. Eine Kupferplatte wird durch Behandeln mit Schwefelsäure geschwärzt und mit einem Dedgrund aus Zuck, Stearin und Bleiweiß überzogen. In diesen Dedgrund wird die Zeichnung, ohne den schwarzen Überzug des Kupfers zu verletzen, eingerissen, so daß sie auf weißem Grund schwarz erscheint und der Künstler die Wirkung seiner Arbeit selbst zu beurteilen vermag. Nach ihrer Vollendung werden die größeren Stellen, die beim Druck weig bleiben sollen, durch Verhärtung des Dedgrundes erhöht, wonach die Platte mit Graphit leitend gemacht und in den galvanischen Apparat gebracht wird, um ein Kupferstich zu gewinnen. Seit Vervollkommen der photomechanischen Verfahren kommt G. kaum noch in Anwendung.

Glypten (griech.), geschnittene Steine, Skulpturen; Glyptil (oder Glyphtil), die Kunst, mit dem Meißel oder Grabstichel zu arbeiten, in Stein oder in Metall zu graben oder zu stechen (f. Steinschneidekunst

und Genuinen). Die Beschreibung der geschnittenen Steine oder G. heißt Glyptographie.

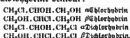
Glyptische Rasse (Bildnerasse), bei französischen Prähistorikern die sogen. Kenntierfranzosen wegen der zahlreichen graphischen und plastischen Bildwerke, die man in den von ihnen bewohnten Höhlen der Dordogne und anderer Teile Südfrankreichs gefunden hat. Aus den menschlichen Figuren darstellenden Schmirereien wurde wegen angeblicher Neigung zur Steatopygie und anderer Merkmale auf Rassenverwandtschaft mit Negern und Hottentotten geschlossen. Die Rasse soll sich nach Biette über die Schweiz und Süddeutschland bis über die Gegend von Leipzig ausgedehnt haben.

Glyptodon, f. Gürteltier und Zahnlöcher.

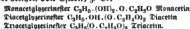
Glyptographie, die Beschreibung geschnittener Steine (f. Glypten).

Glyptothek (griech.), Sammlung von geschnittenen Steinen oder von Skulpturen (f. Glypten); insbes. Name des Museums antiker Plastik in München (f. d.).

Glyceride, zusammengefasste Äther des Glycerins. Von den Paläoldestern des Glycerins (Paläoldehydrinen), die beim Erhitzen von Glycerin mit Halobwasserstoffsäuren entstehen, sind je zwei isomere Mono- und Dihalolaldehydrine denkbar:



Von den Mineralsäureestern des Glycerins ist der Salpetersäureester als Nitroglycerin bekannt. Glycerinschwefelsäure $\text{CH}_3\text{OH} \cdot \text{CHOH} \cdot \text{CH}_2\text{OSO}_3\text{H}$ wird aus Glycerin und Schwefelsäure erhalten, eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, die bei Zersetzung der Fette durch Schwefelsäure und bei der Naifination des Kuddols austritt und sehr leicht in G. und Schwefelsäure zerfällt. Glycerinphosphorsäure $\text{CH}_3\text{OH} \cdot \text{CHOH} \cdot \text{CH}_2\text{OPO}_3\text{H}_2$ findet sich in Verbindung mit Fettsäuren und Cholin als Lecithin im Eidotter, im Gehirn, in der Galle und im Nervengewebe; sie entsteht aus Glycerin und Metaphosphorsäure, bildet einen jähren Sirup, gibt mit Basen lösliche Salze und zerfällt beim Erhitzen mit Wasser in Glycerin und Phosphorsäure. Am wichtigsten sind die Fettsäureester. Da Glycerin $\text{C}_3\text{H}_5(\text{OH})_3$ ein dreiatomiger Alkohol ist, so können darin 3 Atome Wasserstoff durch Säureradikale ersetzt werden, und es entstehen drei Reihen von Estern, z. B.:



Die G. der höhern Fettsäuren, besonders die Triglyceride von Stearin, Palmitin- und Ölsäure, die gewöhnlich Stearin, Palmitin, Ölein genannt werden, bilden die Pflanzen- und Tierfette. Triacetin (Eisigsäure-Triglycerid) findet sich im Öl der Samen des Spindelbaums (Euvonymus europaeus), Tributyrin (Buttersäure-Triglycerid) in der Butter, Trilaurin (Laurostearin) im Fett der Lorbeeren und Fuchsinbohnen, Trimyristin in der Muskatbutter, Trivalerin im Delphinöl u. In manchen Fetten kommen auch gemischte Triglyceride vor, z. B. Distearopalmitin und Distearolein. Die G. sind teils fest, teils flüssig, meist unlöslich im Wasser und werden durch Kalilauge zerlegt (verseift), indem sich Glycerin abscheidet und ein Kalisalz der betreffenden Säure entsteht. Das Gemisch der Kalisalze, das bei der Verseifung der natürlichen Triglyceride, der Fette, entsteht, ist die Kaliseife.

Glycerin (v. griech. glykēra, »süß«, Glycerpl. alkohol, Propantriol, Ölsüß, Scheele'sches Süß) $C_3H_8O_3$ oder $CH_2OH.CHOH.CH_2OH$ findet sich (8–9 Proz.) mit fetten Säuren und Alkalien verbunden in den Fetten und wird bei Verseifung der Fette und bei ihrer Behandlung mit Schwefelsäure oder überhitztem Wasserdampf abgetrennt. Daher ist G. Nebenprodukt der Seifen- und der Stearinsäurefabrikation und findet sich in ranzigen Fetten, weil das Ranzigwerden auf einer Zersetzung eines Teils der Fette beruht. G. entsteht in geringer Menge bei alkoholischer Gärung zuckerhaltiger Flüssigkeiten und findet sich daher (3 Proz.) vom Gewicht des vergorenen Zuckers) im Wein, Bier und in der Säfte- oder Branntweindruckerie. Als Glycerinphosphorsäure tritt es im Eigelb, im Nervengewebe und in der Galle auf. Im großen gewinnt man G. als Nebenprodukt bei Darstellung von Stearinsäure und Seife. Werden die Fette zur Gewinnung der Stearinsäure mit Kalk verseift, so enthält die abgezogene wässrige Flüssigkeit noch Kalk und etwas Kaliseife; sie wird zur Abscheidung des Kalkes und zur Zersetzung der Seife mit Schwefelsäure behandelt, klar abgezogen, über Knochenkohle filtriert und im Vakuum verdampft. Dies Substrat enthält oft Fettsäuren und Ameisensäure und wird daher in der Regel noch raffiniert. Man bringt es auf das spez. Gew. 1,15, behandelt es im Destillationsapparat zuerst mit Wasserdampf von 110°, um Fettsäuren zu verflüchtigen, und destilliert es dann mit Hilfe von Wasserdampf bei 170–180° (höchstens 200°). Die Dämpfe werden durch Dephlegmatoren geleitet, in denen sich reines G., weiterhin mit Wasser verdünntes G., zuletzt fast reines Wasser verdichten. Das verdünnte G. wird von neuem im Vakuumapparat verdampft. Oft fäht man auch konzentriertes G. unter 5° ab und bringt es durch Einlegen von Glycerinkristallen zur Kristallisation. Die farblosen Glycerinkristalle befreit man auf Zentrifugalmaschinen von Mutterlauge und bringt sie zum Schmelzen. Dies Präparat ist von großer Reinheit. Die Mutterlauge der Seifensiederereien enthalten 0,92–1,8 Proz. G. Man läßt sie stark ab, filtriert zur Entfernung der ausgeschiedenen Stoffe, verdampft sie bis zu einem Glyceringehalt von 40 Proz., säuert sie mit Salzsäure an, filtriert, verdampft sie im Vakuum auf 80 Proz., kühlt stark ab und filtriert. Dies Rohglycerin wird im Vakuum destilliert. Der zwischen 170 u. 180° übergehende Anteil ist das einmal destillierte G. des Handels. Es liefert bei nochmaliger Destillation das reine G. Man versetzt auch die Mutterlauge mit Schwefelsäure, filtriert, verdampft im Vakuum auf 22° B ϕ , dann in einem andern Apparat auf 28°, wobei sich das meiste Kochsalz abscheidet, das wieder zum Ausfällen von Seife benutzt werden kann. Das G. wird im Vakuum destilliert, dann im Vakuum auf das spez. Gew. 1,265 verdampft, abermals destilliert und verdampft und eventuell mit Knochenkohle entfärbt. Auch durch Destillation mit überhitztem Wasserdampf wird G. raffiniert. Man kann G. auch künstlich darstellen, indem man Äthylchlorid, das Trichlorhydrin des Glycerins, mit Wasser auf 160° erhitzt, Äthylalkohol mit übermangansaurem Kali oxydiert oder Diäthylacetat mit Natriumamalgam reduziert.

G. ist eine sirupartige, farb- und geruchlose Flüssigkeit von rein süßem Geschmack, spez. Gew. 1,265 bei 15°, erstarrt erst bei –40°, bildet aber bei 0°, besonders wenn man einen Glycerinkristall hineinlegt, farblose, sehr stark lichtbrechende Kristalle, die von der Mutterlauge getrennt, bei 17° schmelzen. Das

spezifische Gewicht bei 15° und die Gefrierpunkte wässriger Glycerinlösungen zeigt folgende Tabelle:

Proz.	Spez. Gewicht	Gefrierpunkt	Proz.	Spez. Gewicht	Gefrierpunkt
10	1,024	–1°	70	1,199	unterhalb –55°
20	1,061	–2,5°	80	1,179	
30	1,073	–6°	90	1,204	
40	1,109	–17,5°	94	1,208	
50	1,137	–31 bis 34°		1,211	

G. siedet bei 290° fast ohne Zersetzung, verdampft aber schon bei 100° merklich, besonders auch mit Wasserdämpfen, und in seiner Verteilung verflüchtigt es sich langsam bei gewöhnlicher Temperatur. Trophom ist es als eine nicht eintrocknende Flüssigkeit zu betrachten, die sich auch an der Luft nicht verändert. Im luftverdünnten Raum und mit Wasserdämpfen von 180–200° ist es unzerlegt destillierbar. Auf 150° erhitztes G. läßt sich leicht entzünden und verbrennt (auch am Docht) mit ruhiger blauer Flamme ohne Geruch. G. ist sehr hygroskopisch (nimmt an der Luft das gleiche Gewicht Wasser auf), mischt sich mit Wasser, Alkohol und Äther, mischt sich mit konzentrierter Schwefelsäure und Äthylalkohol, aber nicht mit Äther, Chloroform, Benzol und fetten Ölen. Es löst Alkalien und die alkalischen Erden, Blei, Kupfer, Eisen, Orgd., viele Salze und Alkaloide.

G. verbindet die Fähigkeit der Schwermetallorgde durch Alkalien, so daß auch glycerinhaltiger Kupferlösung durch Äthyl selbst beim Kochen kein Kupferoxyd abgeschieden wird. Mit Selen vergärt es bei 20–30° unter Bildung von Propionsäure, mit dem Butylbajillus unter Bildung von Butylalkohol und Trimethylglykhol; mit schmelzendem Kalihydrat gibt es Essigsäure, Ameisensäure und Wasserstoff, mit Phosphorantimonorgd. oder Schwefelsäure erhitzt, Acroten C_3H_4O . Untervirft man ein Gemisch von G. und Oxalsäure der Destillation, so wird die Oxalsäure in Kohlensäure und Ameisensäure gespalten, ohne daß sich das G. verändert; erhitzt man das Gemisch über 100°, so geht auch Äthylalkohol über. Verdünnte Salpetersäure oxydiert G. zu Glycerinsäure und Tartronsäure, bei gemäßigter Oxydation bildet sich Glyzerose, die hauptsächlich aus Glycerinaldehyd $CH_2OH.CHOH.CHO$ und Diäthylacetat $CO(CH_2OH)_2$ besteht. Konzentrierte Salpetersäure oxydiert G. zu Oxalsäure und Kohlensäure. Jodphosphor bildet Äthyljodid, aus dem ätherisches Senföl (Äthylsulfochondr) und Äthyljodid (Äthylsulfol) dargestellt werden können. G. ist ein dreiatomiger Alkohol und bildet mit Säuren zusammengelegte Äther (Äther), Glyzeride (s. d.). Wasserfreies G. verursacht, weil es begierig Wasser anzieht, auf zarter Haut und in Bunden Brennen. Innerlich machen 10–15 g G. in größerer Verdünnung gar keine Symptome, größere Mengen wirken abführend. G. ist kein Nahrungsmittel, es wird im Organismus verbrannt, z. T. unterabert ausgeschieden. Ins Blut gelüpft, wirken größere Dosen bei Tieren giftig auf das Zentralnervensystem, den Darm und die Nieren.

Man benutzt G. zum Extrahieren des Hopfens, als Zusatz zum Wein (Scherfieren), in der Lederfabrikation, zu Limonaden, Bunscheffern, Konfitüren, zur Schokoladenfabrikation (um das Ausrotten der Schokolade zu verhindern); zum Einmachen von Früchten, auch zur Konservierung von Eiern, Eigelb, Fleisch, in der Frostschokolade; als Zusatz zum Essig, Kaut- und Schokolade, in der Kosmetik zu Goldcreams, Pomaden, Haut- und Haarmitteln (es

macht aber das Haar starr und rauh), in der Parfümerie zur Extraktion derartigen Wohlgerüche, die durch Destillation zerstört werden. Ferner benützt man es bei der Appretur, in der Spinnerie und Weberei (nicht trocknende Wollfälschichte, durch welche die Weber aus den feuchten Keilern erlöst worden sind), in der Gerberei, Färberei und Zeugdruckerei, zur Darstellung von Bunt- und Pergamentpapier, Kunstwollfabrikation, zum Feuchthalten und Geschmeidig-erhalten von Treibriemen, Sohlleder, Robellierion, Holzgebünden, Blase, bei der Leim- und Gelatinesfabrikation, zur Darstellung von Buchdruckwalzen- und Geographenmasse und zu elastischen Formen, in der Esengießerei bei der Hartgussfabrikation, in der Photographie, zum Füllen von Gasuhren (reines G. vom spez. Gew. 1,13), hydraulischen Maschinen und schwimmenden Kompassen, zum Schmieren der Uhren und Maschinen, zum Reinhalten der Schießwaffen, zur Darstellung von Kopiertinte, Stempelfarben und Kopierpapier, in der Tapeten- und Seifenfabrikation, zu Schuhwichen, Kitt, bei Wasserverbahrungen u. d. Die größte Menge von G. wird aus Nitroglycerin und Dynamit verarbeitet; auch dient es zur Darstellung von Ameisensäure (zu Kummisäure), Alkoholfol und ätherischem Senfö. Man benützt es ferner zum Konservieren anatomischer Präparate und der Lymphen für Impfungen, zum Extrahieren des Pepsins, zur Darstellung von Limenten, Salben, Einspritzungen, zum Feuchthalten der Wollen- und Tablettenmasse des Englischen Pflasters, der Gelatinesapfeln, als Lösungsmittel für Arzneimittel, als äußerliches Arzneimittel gegen Spröde, aufgesprungene, wundte Haut, Lippen, Brustwarzen, gegen schmerzhaftes Hämorroidalknoten, bei Verstopfung des Gehörganges und andern Chrenkrankheiten, auch bei manchen Hautkrankheiten, wozum Fluß, zu Klittieren. In allen diesen Fällen ist das G. mit etwa einem Viertel seines Gewichts Wasser zu verdünnen, damit es nicht ein brennendes Gefühl erzeugt. Auch ist zu medizinischen Zwecken nur destilliertes G. anwendbar, weil das raffinierte oft Oxalsäure und Ameisensäure enthält, die auch nach der Verdünnung auf wunder Haut stark brennen (destilliertes G. bleibt dem Vernutzen mit einem dem feinen gleichen Volumen reiner konzentrierter Schwefelsäure farblos und zeigt keine Entzündung von Kohensäure und Kohlenoxyd). Man gewinnt gegenwärtig jährlich etwa 40,000 Ton. G., davon 26,000 T. G. bei der Stearinfabrikation und 14,000 T. aus der Unterlauge der Seifensiedereien, davon 9500 T. in Frankreich, 6700 T. in England, 6000 T. in den Vereinigten Staaten, 5000 T. in Deutschland u.

Das G. wurde 1779 von Scheele entdeckt und, weil aus Ol stammend, Ölsüß genannt. Chevreul erkannte das von ihm G. genannte Ölsüß als beständiges Produkt der Verseifung von Fetten und zog daraus den Schluss, daß die Fette fettsäure Salze mit einer organischen Basis (Glycerolglyd) seien, die sich bei der Verseifung als Hydrat, G., abscheiden. Die Arbeiten von Pelouze, Berzelius und Werg ließen dann das G. als dreiatomigen Alkohol erkennen. Praktische Wichtigkeit erlangte es durch die Einführung der Verseifung der Fette durch Kalt und überhitzten Wasserdampf in die Praxis. 1855 reinigten Wilson und Payne das G. durch Destillation, und Sarg und Crookes entdeckten das Kristallisationsvermögen, das Sarg zuerst praktisch verwertete. Vgl. Burgemeister, Das G. und seine Anwendung (Berl. 1871); Werg, Das G. (daf. 1882); Koppe, Das G. (Eien 1882).

Glycerinfitt, f. Kitt.

Glycerinfittier, Einspritzung von 3—5 cem Glycerin in den Mastdarm; in 10 Minuten erfolgt Stuhlgang. Ein bequemes und selbst bei häufiger Anwendung unschädliches, wirksames Verfahren.

Glycerinleim (Gelatina glycerinata), Mischung aus 25 Teilen feinstem weißen Leim, 25 Teilen Wasser und 50 Teilen Glycerin. Man läßt den Leim im Wasser quellen und schmelzt ihn dann im Dampfbad mit dem Glycerin zusammen.

Glycerinphosphorsäure, f. Glyceride.

Glycerinsalbe, f. Salben.

Glycerinschwefelsäure, f. Glyceride.

Glycerinseife, f. Seife.

Glycerinsuppositorien, f. Suppositorien.

Glycerose, f. Glycerin.

Glycerinalkohol, f. Glycerin.

Glycerinlinitrat, f. Nitroglycerin.

Glyzin, f. Glykoffol.

Gm., Gmel., die Pflanzennamen Abkürzung für J. G. Gmelin (s. d.).

Gmelin, 1) Johann Georg, Reisender, geb. 12. Juni 1709 in Tübingen als der Sohn des Chemikers Johann Georg G. (geb. 1674, gest. 1728), gest. daselbst 20. Mai 1755, studierte in seiner Vaterstadt, ging 1727 nach Petersburg, wo er 1731 Professor der Chemie und Naturgeschichte wurde. 1733—43 machte er mit dem Geographen Delisle, dem Historiker Müller, dem Kapitan Bering u. a. eine naturwissenschaftliche Reise nach Sibirien, 1747 lehrte er nach Tübingen zurück und erhielt hier 1749 die ordentliche Professur der Botanik und Chemie. Er schrieb: »Reise durch Sibirien« (Götting. 1751—52, 4 Bde.) und »Flora sibirica« (Petersb. 1748—49, 4 Bde.).

2) Samuel Gottlieb, Reisender und Botaniker, Reise des vorigen, geb. 4. Juli 1744 in Tübingen, gest. 27. Juli 1774, studierte in Tübingen Medizin, wurde 1767 Professor der Botanik in Petersburg und machte 1768—73 mit Pallas, Gildenstein und Laxman eine naturwissenschaftliche Reise durch das sibirische Russland, besuchte auch die Süd- und Ostküste des Kaspiischen Meeres, ward aber auf der Rückreise vom dem Chan der Chasaken gefangen und starb im Kerker von Achmetseid im Kaukasus. Seine Haupt-schriften sind: »Historia faecorum« (Petersb. 1768) und »Reise durch Russland« (daf. 1774—84, 4 Bde., mit Biographie von Pallas).

3) Johann Friedrich, Botaniker, Reise von G. 1), geb. 8. Aug. 1748 in Tübingen, gest. 1. Nov. 1804 in Göttingen, ward 1772 Professor der Naturgeschichte und Botanik in Tübingen und 1775 Professor der Medizin in Göttingen. Er war einer der vielseitigsten und fruchtbarsten Naturforscher des 18. Jahrh.; sein Hauptwerk ist die »Onomatologia botanica completa, oder vollständiges botanisches Wörterbuch« (Hlm 1771—77, 9 Bde.).

4) Ferdinand Gottlieb von, geb. 10. März 1782 in Tübingen, gest. daselbst als Professor der Naturgeschichte und Medizin 21. Dez. 1848, schrieb: »Allgemeine Pathologie des menschlichen Körpers« (Tübing. 1813; 2. Aufl., Stuttg. 1821); »Allgemeine Therapie« (Tübing. 1830); »Kritik der Prinzipien der Homöopathie« (dal. 1835).

5) Leopold, Chemiker, Sohn von G. 3), geb. 2. Aug. 1788 in Göttingen, gest. 13. April 1853, studierte in Göttingen, Tübingen und Wien Medizin und Chemie, habilitierte sich 1813 zu Heidelberg, ward 1817 Professor der Medizin und Chemie und nahm 1851 seine Entlassung. Sein »Handbuch der theore-

tischen Chemie« (Frankf. a. M. 1817—19, 3 Tle.) war epochemachend und ist noch gegenwärtig, in neuer Auflage («Anorganische Chemie», 6. Aufl. von Kraut u. a., Heidelberg. 1874—97, 3 Bde.; «Organische Chemie», 4. Aufl., das. 1872, 5 Bde.), sehr geschätzt. Außerdem schrieb er mit Liebigmann: »Versuche über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen und Darmkanal ins Blut gelangen, über die Verrichtung der Milz und die geheimen Harnwege« (Heidelberg. 1820); »Versuch eines neuen chemischen Mineral-systems« (das. 1825); »Die Verdauung« (mit Liebigmann, das. 1826—27, 2 Bde.; 2. Aufl. 1831).

6) Christian Gottlob, Chemiker, Rector von G. 2), geb. 12. Okt. 1792 in Tübingen, gest. daselbst 13. Mai 1860, machte seit 1814 Reisen in Frankreich, Norddeutschland, Schweden, Norwegen und England und wurde 1817 Professor zu Tübingen. Er war einer der bedeutendsten Chemiker seiner Zeit und schrieb: »Einführung in die Chemie« (Tübing. 1833—37, 2 Bde.). Vgl. »Stammbaum der Familie G.« (Karlsruhe. 1877).

Gmelinit, Mineral aus der Gruppe der Zeolithen, ein wasserhaltiges Natriumcalciumaluminiumsilikat, findet sich in gelblichweißen bis fleischroten, durchscheinenden, dem Chabasit ähnlichen rhomboedrischen Kristallen, Härte 4,5, spez. Gew. 2,1, in Drusenräumen vieler Basalte, so bei Vicenza, Glenarun in Antrim, Bergen Hill, Nova Scotia u. Ein wasserhaltiger G. von Andreasberg mit etwa 8 Proz. Eisenoxyd und 3 Proz. Magnesia ist der G. obdedit.

Gmelinsches Salz, s. oben wie rotes Blutlängensalz, Ferricantialum (s. d.).

G moll (ital. Sol minore; franz. Sol mineur; engl. G minor), s. oben wie G mit kleiner (weicher) Tetz. Der G moll-Afford = g b d. Über die G moll-Tonart, zwei b vorgezeichnet, s. Tonart.

Gmünd, 1) (Schwäbisch) (G.). Oberamtsstadt im württemberg. Jagstkreis, 319 m ü. M., an der Rems



Wappen von Schwäbisch-Gmünd.

und der Staatsbahnlinie Kannstatt—Nördlingen, ehemalige freie Reichsstadt mit Türmen und Mauern, hat eine evangelische und 4 kath. Kirchen, unter letzteren die prächtige gotische Heilig-Kreuzkirche (1351 bis 1510 erbaut), die romanische, neuerlich restaurierte St. Johanniskirche und in der Nähe die in den Felsen eingehauene Wallfahrtskirche St. Salvator (bei der »Reidensweg Christi« mit 14 Gruppen in Lebensgröße, aus dem 17. Jahrhundert). Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1900) mit Garnison (1 Infanteriebataillon Nr. 186) auf 18,699, darunter 8889 Evangelische und 81 Juden. Hauptindustriezweig ist die Bijouterie- und Silberwarenfabrikation, die etwa 120 Betriebe zählt. Umsatzreich ist auch die Galvanoplastik, die Bronze-, Zigarren-, Wachs- und Ullengewebsfabrikation. G. hat ein Realgymnasium, Fachschule für Edelmetallwarenindustrie, ein katholisches Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, 2 Taubstummenanstalten, Blindenschul, Rittershaus der Fürstbischöflichen Schwertens, Armenanstalt, Zuchthaus (in dem nahen Goteszell) und ein Kunstgewerbemuseum; ferner ein Amtsgericht, Oberamt, Hauptsteueramt und eine Reichsbankniederstelle. Schöne Punkte der nächsten Umgebung sind die Jagen. Kleine Schweiz und der Lindenberg mit Aussicht auf den nahen Jochenstein, den

Reichberg und Staufen. G., ehemals Kaiserort und genannt, bestand schon im 11. Jahrh. und gehörte später zu den Besitzungen der staufischen Herzöge von Schwaben. Im 13. Jahrh. wurde es eine Reichsstadt, trat 1331 in den Schwäbischen Städtebund und hatte mit Württemberg, an das es 1353 verpfändet wurde, öfter blutige Feinde. Im Schmalkeldischen Kriege stand es auf Seiten der Kaiserlichen. 1803 kam es an Württemberg. G. ist Geburtsort des Wälers Hans Baldung (genannt Grien) und des Ritterbauers des Mailänder Doms, Heinrich von G. Vgl. Grimm, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt G. (Gmünd 1867); Kaiser, G. und seine Umgebung (das. 1888). — 2) Stadt in Niederösterreich, an der Vereinigung des Draubaches mit der Rainsitz und den Staatsbahnhöfen Wien-G. Prag und G.-Eger. Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, mit Schloß des Erzherzogs Rainer nebst Park, Eisenbahnhöfen, Schmelzerei, Graphitbrüchen und (1900) 2440 Einw. — 3) Stadt in Kärnten, Bezirksh. Spittal, 732 m ü. M., an der Mündung der Nalla in die Lieser, hat ein Bezirksgericht, Mauern und Torre, eine schöne gotische Kirche, ein großes Schloß des Grafen Lobkorn und Ruinen der alten Burg, Eisenwerke, Handel mit Holz und Vieh und (1900) 917 Einw. G. ist Ausgangspunkt schöner Gebirgstouren (Anfängergruppe u. a.). Vgl. »G. in Kärnten und Umgebung« (Klagenfurt 1893).

Gmunden, Stadt in Oberösterreich, 430 m ü. M., an Nordende des Gmundener oder Traunsees (s. d.), den hier die Traun verläßt, an den Staatsbahnhöfen Stainach-Schärding u. Lammach-G. reizend gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts u. einer Forst- und Domänen-direktion, hat eine kath. Kirche mit Holzkniptaltar (von 1656), eine evang. Kirche (von 1876), Obergymnasium, Rathaus, Kurhaus, Theater, elektrische Straßenbahn, Bierbrauerei und mit den Vorstädten (1900) 7126 Einw. G. besitzt See- und Soldaten, ein neues Sanatorium, ist als Kurort sowie als Sommerfrische viel besucht und von schönen Villen und Anlagen umgeben. Von diesen sind die Eiplanade am Ufer des Traunsees, die westlich über der Stadt gelegenen Salotischen Anlagen und der Stadtpark, die Anlagen am Hochkogel (504 m) und im R. an der Traun die Kronprinz Rudolfs-Anlagen zu erwähnen. Südwestlich von G. liegt das Schloß Ort (teilweise aus dem 10. Jahrh.), durch eine Brücke mit dem auf einer Insel liegenden Seefisch verbunden, und die schöne Villa der Großherzogin von Toskana, ferner die Villa der Herzogin Maria Theresia von Württemberg, das Dorf Altmünster mit sehenswerter Kirche aus dem 15. Jahrh. und 361, als Gemeinde 6276 Einw.; Ebenzweier mit altem Schloß und nördlich von G. das Schloß des Herzogs von Cumberland und die Villa der Königin von Hannover. Am See, der mit Dampfschiffen befahren wird, liegen weiter Traunfischen, Ebenzweier und der Traunstein (1691 m). 14 km nördlich von G. ist der sehenswerte Traunfall. — G. war schon 1180 eine mit Mauern und Wällen umgebene Stadt. 1626 schlug Pappenheim bei G. die anständigen Bayern. Vgl. Feurstein, Der Kurort G. (6. Aufl., Wien 1885); Wolfgruber, Führer im Kurort G. (7. Aufl., Gmunden 1903);



Wappen von Gmunden.

Kradowitzer, Geschichte der Stadt G. (daf. 1898—1900, 3 Bde.; Anhang: Häuserchronik, 1901).

Gmundener See, f. Traumsee.

Gnā, in der nord. Mythologie die windschnelle Botin der Frigg, aus Rípodis Oden bekannt (»Die G. im Fluge u.«). Ihr Koff, das sie durch Luft und Meer trägt, heißt Dofwarpnir (»Aufwerfer«).

Gnabau, Herrnhuterkolonie (seit 1767) im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Kalbe, an der Staatsbahnlinie Halle-Bitterberge, hat eine evang. Kirche, ein Pensions-Erziehungsinstitut für Mädchen, Lehrerinnenseminar, die sogen. Unitätsbuchhandlung mit Druckerei, Fabrikation von Badwaren (»Gnabauer Bezeien«) und (1900) 481 Einw.

Gnabauer Pfingstkonferenz, f. Gemeinschaftsbewegung.

Gnade (lat. Gratia), im allgemeinen jedes Wohlwollen des Höhern gegen den Niedern, insbes. die Nachsichtsamkeit des Gauderäns, insofern sie Vergünstigungen zuteil werden lassen kann, auf die kein Rechtsanspruch besteht. Namentlich im Strafrecht ist das Recht der G. von großer Wichtigkeit (f. Vergnädigung). — Aus Gott übertragen, ist G. nach der Kirchenlehre diejenige Güte Gottes, nach der er den Menschen auch noch als Sünder liebt und ihm den Rückweg zur verheißenen Seligkeit ermöglicht; daher ist die Rede von G. Gottes in Christus als der alles zusammenfassenden Hauptwohlthat Gottes. Hieraus gründet sich der Sprachgebrauch der Kirchenlehre, wonach im engern Sinne vornehmlich die zuverlommende und erneuernde Wirksamkeit des Heiligen Geistes auf das innere Leben der Menschen Gnadenwirkung, das von Christus gegründete und durch seinen Geist regierte Reich Gottes reich, die Mittel, durch die dieser Geist den Menschen das Heil nahebringt und aneignet, Gnadenmittel (f. d.), der Zustand des gerechtfertigten Christen Gnadenstand, die im letztem zu genießenden geistlichen Güter Gnadengaben, die Lebenszeit des Christen, sofern ihm die Gnadenmittel zu Gebote stehen, Gnadenzeit und die im Jenseits verheißene Vergeltung Gnadenlohn genannt werden. In der Kirche machte sich, solange die Lehre hauptsächlich durch griechische Kirchenlehrer Ausbildung fand, eine Nüchternheit geltend, die das Heil des Menschen vornehmlich auf dessen freie Entscheidung für das Gute gründete, während die G. mehr auf die Bedeutung einer göttlichen Beihilfe reduziert wurde. Strengere Begriffe von der Wirksamkeit der G. drachte in der lateinischen Kirche Augustin zur Geltung, indem er infolge seiner Lehre von der Erbsünde (f. d.) zu der Behauptung fortschritt, daß Gottes G. einen Teil der an sich verdammten und verdammten Menschen ohne alle Rücksicht auf deren eignes Zutun durch Christus rette. Die entgegenstehende Theorie wurde zwar von der Kirche als Pelagianismus verworfen; gleichwohl aber behauptete man selbst da, was sich Augustins Ansehen fast unbedingte Geltung verschaffte, eine gewisse Allgemeinheit der G., und demgemäß wurde auf dem Konzil zu Arausio (529) trotz der Anerkennung unbedingter Notwendigkeit der G. eine durch die Taufe gewirkte Wiederherstellung der Willensfreiheit angenommen. Auch die Scholastiker haben ein Interesse an der Freiheit des Willens und der Verdienstlichkeit der frommen Werke, räumen aber je nach dem Maß ihrer Neigung zum Augustinismus dabei der G. einen größern oder geringern Wirkungskreis ein. So entstand ein Lehrbegriff, der den Proseß der Heilaneignung in der Form einer Abwechselung von Wirkun-

gen der G., bei der immer die Initiative liegt (gratia praeveniens), und des freien Willens, endlich aber eines Zusammenwirkens beider (gratia cooperans) beschreibt (f. Meritum), und an diesen scholastischen Lehrbegriff schloß sich wesentlich auch das Konzil von Trident an. Die Reformatoren dagegen wendeten sich in ihrem Interesse, den Menschen von der priestertlichen Vermittlung loszulösen und lediglich auf Gott zu stellen, der strengen Gnadenlehre Augustins zu und mußten daher eine Mitwirkung des natürlichen freien Willens zurückweisen. Am salgerichtigsten verdingte Calvin eine G., die nicht an alle gelange (particularis), aber unwiderstehlich (irresistibilis) und nicht wieder zu verlieren (inamissibilis) sei. In die lutherische Dogmatik dagegen ging der übrigens auch im Sinne der Ausschließlichkeit der Wirkung der G. gemeinte Vermittlungsversuch der Kantandisformel über, wonach die G. zurüdgewiesen und verloren werden kann. Alles religiöse und wahrhaft sittliche Leben oder wurde aus übernatürlichen Gnadenwirkungen hergeleitet und in die Tragweite des natürlichen freien Willens nur die Erlangung einer bürgerlichen Gerechtigkeit (iustitia civilis) gestellt. Vgl. Prädestinialien.

Gnaden ist Titel der Fürsten, denen die »Durchlaucht« nicht zuteilt: »Fürstliche G.« Ebenfalls werden die Erzbischöfe und Bischöfe, die seinen höhern Titel führen, »Bischöfliche G.« angedeutet. G. entspricht etwa dem französischen Monseigneur. Vielfach wird »Euer G.« als bloße Höflichkeitssform gegenüber Höherstehenden demutet.

Gnadenbecher, f. Caritatis poculum.

Gnadenberg, Klosterkirche, f. Reumarkt 1).

Gnadenbilder, in der katholischen Kirche gewisse Bilder der Jungfrau Maria, ihres Sohnes und einzelner Märtyrer, mit deren Anblick Galt unter Berücksichtigung der Fürbitte der betreffenden Heiligen besondere Gnadenbezeugungen verbunden hat. Sie gelten daher auch geradezu als wunderthätige Bilder.

Gnadenbriefe (Gratiosa rescripta) sind Rescripte, durch die der Papst auf ein Bittgesuch ein Privilegium, eine Indulgenz, Exemption, Freilassung oder eine Amnistiassche auf eine solche (gratia expectativa) verleiht.

Gnadenbund, f. Bundesethologie.

Gnadenbürger, f. Bürger, S. 621.

Gnadenfeld, 1) Herrnhuterkolonie im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kafel, hat eine evang. Kirche, ein theologisches Seminar, Amtsgericht und (1900) 473 Einw. G. ist 1780 gestiftet. — 2) Deutsche Wemmenhofenkolonie im russ. Gouv. Taurien, Kreis Derjansk, im Molotshnagebiet, mit ca. 1000 Einw., 1835 z. T. von württembergischen Einwanderern gegründet.

Gnadenfrei, Herrnhuterkolonie im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Reichenbach, am abern Ende von Beilau, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Ziegenbalg-Laudten und Koberwitz-G., hat eine evang. Kirche (der Brüdergemeinde), Realschule, Erziehungsanstalten, Heberei, Wärmewarenfabrik u. (1900) 831 Einw.

Gnadengebühren, Geldzuflüsse zur Gnadenlösung, die den Hinterbliebenen eines Unteroffiziers oder Gemeinen des deutschen Heeres zustehen. Zu den G. gehören unter andern die Dienstprämie und der Löhnungs- oder Verpflegungszuschuß. Vgl. Gnabengehalt.

Gnabengehalt, f. Pension. Beim Militär der etatmäßige Gehalt, der den mit Pension auscheidenden Offizieren in dem auf die Verabschiedung folgenden Monat (Gnadenmonat), auch den Angehörigen

gen eines gestordenen Offiziers für den aus den Sterbemonat folgenden Monat gleich nach dem Tode des Offiziers gezahlt wird. Bei Unteroffizieren und Gemeinen entsprechen die Gnadengeldbühnen, bei niederen Beamten die Gnadengeldbühnen dem G. und werden wie dieser berechnet; sonstige Zulagen, wie die Dienstprämie, der Wohnungszuschuß für den der abgelösten Defade folgenden Monat gehen gleich als Gnadengeldbühnen (Gnadengeldbühnen) auf die Empfänger der Gnadengeldbühnen über. Die Angehörigen eines pensionierten Offiziers u. erhalten die Gnadengeldbühnen für den Monat, der auf den Sterbemonat folgt.

Gnadengroschensaffen, s. Knappschaff.

Gnadensjahr, s. Gnadenzeit.

Gnadensketten, goldene Halsketten, die fürstliche Personen vor dem Ausflügen der Verdienstsorden an Leuten von Verdienst oder auch bloß als Zeichen ihrer Huld, wie heute goldene Ketten, Brillantketten, Uhren u. zu verleihen pflegen; solche Ketten waren öfters mit Ringen oder Medaillen mit dem Bildnis des Spenders (Gnadenspfennigen), Emblemen, Sprüchen u. verziert.

Gnadenskirchen, Bezeichnung der sechs Kirchen, die infolge des Vertrags zu Ultranstadt (s. d.) 1707 die evangelischen Schlesiern, freilich noch unter bedeutenden Opfern, erbauen durften: zu Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landeshut, Wilschitz in Kreuzschütz und Teschen in Clericisch-Schlesiern.

Gnadenskraut, s. Gratiola.

Gnadensmittel (lat. Media gratiae, salutis), die geordneten Vermittelungen, an die sich im Gegensaß gegen die vorgeblichen unmittelbaren Offenbarungen der Schwärmer nach evangelischer Lehre der Heilige Geist gebunden hat, um durch sie das religiöse Leben der Einzelnen zu wecken und zu fördern, nämlich das Wort Gottes und die Sakramente. S. die Artikel »Gnade« und »Sakrament«.

Gnadensorte heißen in der katholischen Kirche die Stätten, an denen sich Gnadensbilder (s. d.) befinden; sie sind deshalb meist Hauptpunkte von Wallfahrten (s. d.). Verühmte G. sind Altdilling, Einsiedeln, Kevelaer, Loreto, Lourdes, Mariage.

Gnadenspfennig, s. Gnadenketten.

Gnadensquartal, s. Gnadenzeit.

Gnadensritter (Chevaliers de grâce), ein Rang, des (österreichischen) Johanniterordens (s. d.). Vgl. Reiterkitter.

Gnadensachen sind Angelegenheiten, in denen das Begnadigungsrecht des Staatsoberhauptes in Anspruch genommen wird (s. Begnadigung).

Gnadensand, s. Gnade.

Gnadensstuhl heißt in Luthers Bibelübersetzung der goldene Stuhl der Bundeslade (s. d.).

Gnadensuppe, s. Reipettage.

Gnadensuhl, 1) Asyl für Epileptische, s. Töle. — 2) Dorf, s. Dietendorf. — 3) Ehemalige Klöster, s. Reuß und Strich.

Gnadenswahl, s. Prädestination.

Gnadenszeit heißt die partikulärrechtlich verschiedene bemessene Zeit (bald ein Jahr, bald ein Halbjahr, bald ein Vierteljahr [Quartal]), während welcher die Erben, besonders die Witwe und die (unversorgten) Kinder eines Verstorbenen noch über die Sterbezeit (Sterbemonat, Sterbequartal) hinaus ganz oder teilweise die Einkünfte des erlebigen Amtes als persönliche Wohltat beziehen. — Vgl. auch die Artikel »Deservitenjahr, Karenzjahr, Pension, Sterbemonat, Sterbequartal«.

Gnädig ist ein Prädicat, das Geringere Höhern gegenüber als Zeichen der Unterwürfigkeit gebrauchen. Gnädiger Herr, früher Prädicat Adliger, jetzt von untergeordneten Bediensteten gegenüber dem Dienstherrn angewendet; gnädigster Herr, Titel fürstlicher Personen; allergnädigster Herr, Titel königlicher oder kaiserlicher Personen, wogegen die Anrede: gnädige Frau oder gnädiges Fräulein, die früher bloß gegen Damen von Adel angewendet wurde, jetzt auf alle Frauen und Mädchen der gebildeten Stände ausgebeutet ist.

Gnapallium L. (Rudrakraut), Gattung der Kompositen, einjährige oder ausdauernde, mehr oder weniger graufilzige oder wollige Kräuter, mit wechselständigen, ganzrandigen, schmalen Blättern und kleinen Blütenköpfen, teils in ebensträuhigen Ähren mit meist gefnäuelten oder trugdolbigen lezten Verzweigungen, teils einzeln oder gefnäueln an den Zweigenden oder in den obern Blattachseln und dadurch ährenförmig, und an der Spitze trodenblühigen, farblosen oder gefärbten Hüllblättern. Etwa 120 über die ganze Erde zerstreute Arten. G. dioicum (Klagenpöschchen, Halenpöschchen, Engelsblümchen), s. Antennaria. G. leontopodium L. (Leontopodium alpinum Cass., Edelweiß, s. Tafel »Alpenpflanzen«, Fig. 20, mit Text) mit wechsigem, 8–16 cm hohem Stengel, lineal-lanzettförmigen, unterseits filzigen Blättern und trugdolbigen an der Spitze gefäuelten Blütenköpfen, die von dicht weißwolligen, eine blumenartige Hülle bildenden, die Köpfchen weit überragenden, strahlenden Blättern gestützt werden, wächst auf den höchsten Alpen von ganz Süddeutschland, oft an schwer zugänglichen Stellen, und ist eine der beliebtesten Alpenpflanzen. Bei der Kultur in Gärten verliert sie leicht den weißen Filz. Vgl. Rosad, über Kultur des Edelweiß (Berl. 1880).

Gnathalgie (griech.), Kinnbackenschmerz; Gnathoneuralgie, Nervenschmerz der Kinn, Gesichtschmerz; Gnathostomie, Kieferspalte.

Gnathobdellidae, s. Plutege, S. 88.

Gnathostomata, Gruppe der Rudraker (s. d.).

Gnath-Rühne, Elisebeth, Schriftstellerin, geb. 2. Jan. 1850 in Bechtel (Braunschweig), wirkte mehrere Jahre als Lehrerin, seit 1876 als Institutsleiterin in Blankenburg a. H. und verheiratete sich 1888 mit dem Arzt Gnaud in Pankow bei Berlin, doch wurde die Ehe wieder getrennt; 1900 trat sie zur katholischen Kirche über. Sie widmete sich in Berlin sozialwissenschaftlichen Studien und ist durch öffentliche Vorträge und Schriften für die Frauenrechte eingetreten. Son lehiern erwähnen wir: »Das Universitätsstudium der Frau« (3. Aufl., Oldenb. 1892); »Ursachen und Ziele der Frauenbewegung« (Leipz. 1893); »Die Lage der Arbeiterinnen in der Berliner Papierwareindustrie« (dof. 1895); »Die soziale Lage der Frau« (Berl. 1895); »Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende« (dof. 1904); außerdem veröffentlichte sie Erzählungen und »Aus Bald und Klur, Märchen für sinnige Leute« (Stuttg. 1900).

Gnauth, Adolf, Architekt, geb. 1. Juli 1840 in Stuttgart, gest. 19. Nov. 1884 in Nürnberg, besuchte das Polytechnikum in Stuttgart, wo er Schüler von Leins wurde, verweilte 1861–63 auf einer Studienreise in Italien, ging hierauf nach Wien und erhielt 1866 einen Ruf als Professor an die Baugewerkschule in Stuttgart. 1870 ward ihm eine Professur am Polytechnikum in Stuttgart übertragen, von der er wegen bedeutender Privataufträge 1872 wieder zurücktrat. Sein erstes und schönstes Werk daselbst ist

in Norwegen (Arendal), in den Vereinigten Staaten, in Kanada u. a. O. vor. Andre Erzkategorien erscheinen als Jogen. Fahlbänder (f. d.), d. h. erfüllen den G. in gewissen baumwürdigen Zonen, so Magnetit und Eisentuff des Bodennais, Kupferit, Zinkblende und Bleiglanz bei Kongsberg und Kobalterze bei Snarum in Norwegen. Gänge galdartiger Erze finden sich unter andern in dem G. der Hochalpen von Gastein (Kathaus- und Mauriser Goldberg), reiche Silber- und Bleierzgänge im G. des Erzgebirges, des Schwarzwaldes, der Vogesen, bei Kongsberg in Norwegen u. a. O., durch Kupfer-, Bismut-, Kalk- und Nidelführung wichtige Silbergänge besonders bei Marienberg und Annaberg in Sachsen, bei Wittichen im Schwarzwald. Die feinsten Adarten des Gneises werden als Porphyrmaterial (Klotten aller Art, schmalere Quadern, zu Einsohlungen von Fenstern und Türen, zu Trittplosten u. dgl.), weiche, glimmerreiche Arten als Gestein (ähnlich dem Glimmerglas) benutzt.

Über die Bildungsweise der Gneise und ihrer Einlagerungen herrschen auch heute noch sehr weit auseinandergehende Ansichten; die einen betrachten sie als Urgesteine, entstanden durch Erstarrung der einst feurig-flüssigen Erde, sei es durch unmittelbare Kristallisation, sei es unter späterer Mitwirkung des Wassers; andre sehen in ihnen Niederschläge aus den urchäischen Meeren, denen sie eine andere Zusammenfassung und Auflösungsfähigkeit als den späteren Meeren zuschreiben; wieder andere halten sie für Umwandlungsprodukte von neptunischen Sedimenten, die, auf dem Meeresgrund abgelagert, durch Druck und Wärme in kristallinische Form übergeführt wurden. Für einzelne Gneise ist ein rein eruptiver Ursprung angenommen worden; diese würden dann ihre Schieferung durch dynamische Vorgänge erhalten haben und richtiger als schieferige Granite, Diarite, Syenite u. so bezeichnen sein. Sideritisch gibt es sehr verschiedenartig entstandene Gneise, die einen mächtigen schieferigen Eruptivgesteine, die andern umgewandelte Sedimente, wieder andre Teile der ursprünglichen Erstarrungstruße der Erde darstellen.

Gneisenau, August Wilhelm Anton, Graf Keithord von, preuß. Feldmarschall, geb. 27. Okt. 1760 zu Schildau in der Praving Sachsen, gest. 24. Aug. 1831 in Posen, entstammt einer österreichischen Adelsfamilie, die neben dem Familiennamen Keithardt auch nach ihrem Schloß bei Eberding den Namen G. führte. Er folgte seinem Vater, sächsischem Artillerieleutnant, auf seinen Kriegszügen, wuchs in ärmerlichen Verhältnissen auf, bis ihn sein Großvater mütterlicherseits nach Würzburg nahm und in einer Jesuitenschule erziehen ließ, kam 1772 ins väterliche Haus nach Erfurt und bezog 1777 die dortige Universität. Wegen Geldmangels trat er 1779 bei den österreichischen Truppen in Erfurt in Dienst, ging nach einem Jahr in die ansbach-bayreuthische Armee über, wurde 1782 Leutnant und ging als solcher mit seinem Regiment nach Amerika, um für England gegen die abgefallenen Kolonien zu kämpfen. Obwohl schon 1763 nach Europa zurückgekehrt, ohne an Gefechten teilgenommen zu haben, hat G. bei dieser Reise viele Anregungen empfangen. Als Premierleutnant trat er Anfang 1786 in preussische Dienste, wurde 1787 zu einem Freiregiment nach Schlesien versetzt, kam 1787 nach Löwenberg in das Standquartier, wurde 1790 Stabskapitän und nahm von 1793–95 an der Klusation Polens teil. Seit 1796 mit Karoline v. Katwiz vermählt, stand G. als Hauptmann in Jauer, lernte die Schwächen des preu-

sißchen Heeres kennen und war auf eine Katastrophe gefaßt. An der Spitze seines Bataillons focht er 1806 bei Saalfeld und bei Jena, wurde bald Major und erhielt den Auftrag, in Litauen neue Reiterbataillone zu formieren, folgte aber im April 1807 dem alten, schwachen Obersten v. Loucabaum als Kammanant von Kalberg. Nachdem er diese hart bedrängte Festung, unterstützt von ihren Bürgern (f. Rettelbed), und von Schill, mit wenigen Truppen gegen eine große Übermacht bis zum Tilsiter Frieden verteidigt hatte und dafür Oberleutnant und Ritter des Ordens pour le mérite geworden war, wurde er Chef des Ingenieurkorps und Mitglied der Kommission zur Reorganisation des Heeres, als welches er, für die Wiedergeburt Preußens tätig, zu den eifrigsten Geistes und Schornhorst gehörte. Nach Steins Entlassung aus Rücksicht auf Napoleon ebenfalls verabschiedet, erhielt G. den geheimen Auftrag, die Verhältnisse des Auslandes zu studieren, reiste 1811 nach Österreich, Rußland und England und entwarf die mannigfaltigsten Pläne, oft an der Möglichkeit verzweifelnd, den unentschlossenen König zum Befreiungskampf fortzureißen. Auf die Kunde von dem Ausgang des russischen Feldzugs zurückgekehrt, ward er 10. März 1813 Generalmajor und Generalstabschef des Württembergischen Korps und nach dem Waffenstillstand der schlesischen Armee. Im Befreiungskrieg hat er sich die größten Verdienste erworben, entwarf die gemäßigten und sorgfältig berechneten Operationspläne und führte sie im Verein mit Blücher mit rücksichtsloser Energie durch. Der König dankte ihm nach der Schlacht bei Leipzig durch die Ernennung zum Generalleutnant, die Erhebung in den Grafenstand und nach dem ersten Pariser Frieden durch eine Donation. 1815 wieder Württemberg Generalstabschef, ermöglichte er nach der Niederlage bei Wigny (16. Juni) durch seinen berühmten Befehl: »Der Kückzug geht nach Havre!« den Marsch nach Waterloo, entschied durch das persönliche Erscheinen der Preußen den Sieg der Verbündeten 18. Juni und leitete die Verfolgung mit solcher Schnelligkeit und Kraft, daß der Kückzug der Franzosen in wilde Flucht ausartete. Nach dem Friedensschluß zum General der Infanterie ernannt und mit dem Kammanant des rheinischen Armeekorps betraut, nahm er 1816 seinen Abschied und zog sich nach seinem Schloß Erdmannsdorf am Riesengebirge zurück. Unterbrochen ward dieser Aufenthalt durch Berufung zu weitem Amt: er ward 1818 Gouverneur von Berlin und Mitglied des Staatsrats, 1825 Generalfeldmarschall und Präses der Militärkommissionskommission und 1831 beim Ausbruch des polnischen Aufstandes Oberbefehlshaber der vier östlichen zum Schutz der preussischen Grenze aufgestellten Armeekorps. Er starb aber in Posen an der Ghalero und wurde in Sommerburg beigesetzt. G. war ein hervorragender Feldherr und Soldat, besaß aber auch vielseitige Geistesbildung, und seine staatsmännischen Gaben hätten ihn auch zu einer bedeutenden politischen Tätigkeit nach 1815 befähigt, wenn man in Preußen davon hätte Gebrauch machen wollen. Seine Erstgatte ist 1855 in Berlin am Operrplog neben dem Württemberg und Hards aufgestellt worden; in Kalberg steht ein G.-Rettelbed-Denkmal (von Georg Meyer) und 1904 wurde G. in seiner Geburtsstadt Schildau ein errichtet. Auch führt seit 1889 das 2. pommerische Grenadierregiment Nr. 9 seinen Namen. Sein Bildnis f. Tafel 3. Feldherren des Deutschen Befreiungskrieges I. — Eine vortreffliche Lebensstizze Gneissens bis 1806 hat E. F. v. Fromstedt

geschrieben (anonym, Beibst zum »Militärmodenblatt«, 1856). Das große Werk von H. Verp: »Das Leben des Feldmarschalls Keithbdt v. G.« (fortgesetzt von Delbrück, Berl. 1884—89, 5 Bde.) enthält reiches Material, das Delbrück in einer Biographie (2. Aufl., das. 1894, 2 Bde.) verarbeitet hat. Vgl. auch Kessl. Die Feldtenaufbahn des Generals der Infanterie August v. G. (Berl. 1889); Fzd., Aus der Zeit der Kat 1806 bis 1815. Schilderungen zur preussischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Keithbdt v. G. (das. 1900). — Von Augusts Söhnen führte der dritte, Bruno, Graf Keithbdt v. G., geb. 3. Mai 1811, gest. 2. Febr. 1889 in Kumburg, im deutsch-französischen Kriege die 31. Brigade des 8. Armeekorps. — Das Schiff G., eine von den nach dem Flottenplan von 1873 neuerbauten acht Korvetten, seit 1880 im Dienste stehend und seit 1892 als Schulschiff benutzt, ging 16. Dez. 1900 vor-mittags 11 Uhr auf der Reede von Malaga unter, wobei der Kommandant, Kapitän zur See Kretschmann, der erste Offizier, der leitende Ingenieur, ein Maschinist, ein Seefabel und 36 Unteroffiziere, Ratroten und Schiffsjungen in den Wellen umkamen. Getötet wurden 425 Offiziere und Mannschaften; an Stelle der G. trat S. M. S. Stein.

Gneisformation. s. Laurentide Formation.

Gneisgilmerschiefer

Gneisgranit } Gneis, s. Gneis.

Gneis, Gneis, saviel wie Gneis.

Gneis, Heinrich Rudolf Hermann Friedrich van, Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 13. Aug. 1816 in Berlin, gest. daselbst 22. Juli 1895, wurde 1836 Auskultator, promovierte 1838 und habilitierte sich 1839 als Privatdozent, blieb aber dabei in der Praxis tätig, seit 1841 als Assessor, dann als Hilfsrichter beim Kammergericht und später beim Obertribunal. Nach seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor (1844) veröffentlichte er die zivilistische Monographie »Die formellen Verträge des neuern römischen Obligationenrechts« (Berl. 1845) und später die Schrift »Die Bildung der Gerichtswarengerichte in Deutschland« (das. 1849). 1850 gab er seine Stellung als Hilfsarbeiter am Obertribunal auf, um sich ausschließlich seinem Lehramt und ausgedehnten Studien über öffentliches Recht zu widmen, als deren Frucht zuerst die kleine Schrift »Adel und Ritterschaft in England« (Berl. 1853), dann sein Hauptwerk: »Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht« (das. 1857—63, 2 Tle., mit 1 Ergänzungsband; 3. Aufl. des 1. Teils in 2 Bdn. 1883—84; 3. Aufl. des 2. Teils 1876), erschien. Hieran schlossen sich: »Budget und Gesetz nach dem konstitutionellen Staatsrecht Englands« (Berl. 1867); »Die Stadtverwaltung der City von London« (das. 1867); »Verwaltung, Justiz, Rechtswege, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen« (das. 1869); »Englische Verfassungs-geschichte« (das. 1882; ins Englische überf. von Ashworth, Lond. 1886, 2 Bde.); »Das englische Parlament« (Berl. 1886; engl. von Sher, 1886). 1858 wurde G. zum ordentlichen Professor befördert, nachdem er die Institutionen des Jus und die Justinians synapsis u. d. T.: »Institutionum et regularum juris romani synapsis« (Leipz. 1858, 2. Aufl. 1880) herausgegeben hatte. Seine parlamentarische Wirksamkeit begann 1858 mit seinem Eintritt in das preussische Abgeordnetenhaus, dem er ebenso wie dem deutschen Reichstag bis zu seinem Ende angehört hat. In den Tagen des Konflikts zählte er zu den durch Schärfe des Ur-

teils und Klarheit der Bestrebungen am meisten hervorragenden Mitgliedern der liberalen Opposition. Die Militärfrage beleuchtete er in der Flugchrift »Die Lage der preussischen Heeresorganisation« (Berl. 1862). Das Verhalten der Staatsregierung im »Kulturkampf« verteidigte er gegen die Angriffe der Konservativen. Im Reichstag stand er auf Seiten der national-liberalen Partei. Im November 1875 wurde er zum Mitglied des Oberverwaltungsgerichts ernannt, welches Amt er jedoch 1877 wieder niederlegte. Im Mai 1888 wurde er von Kaiser Friedrich III. in den Adelsstand erhoben. Ein eifriger Förderer aller praktisch-politischen Fragen der Gegenwart, schrieb er nach: »Soll der Richter auch über die Frage zu befinden haben, ob ein Gesetz verfassungsmäßig zu Stande gekommen?« (Berl. 1863); »Freie Abolition« (das. 1867); »Die Selbstverwaltung der Volksschule« (das. 1869); »Die lantsehanische Schule« (das. 1869); »Die bürgerliche Eheschließung« (das. 1869); »Die preussische Kreisordnung« (das. 1870); »Der Rechtsstaat« (das. 1872, 2. Aufl. 1879); »Vier Fragen zur deutschen Strafprozedur« (das. 1874); »Gesetz und Budget« (das. 1879); »Die preussische Finanzreform« (das. 1881); »Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preussische Dreiklassenwahlrecht« (das. 1894) u. a. Vgl. R. Walder, Rudolf v. G. (Berl. 1888); Wierke, R. v. G., Gedächtnisrede (das. 1895).

Gnesen, Erzbistum im ehemaligen Königreich Polen, zu dessen Sprengel neben den preussischen die Bistümer Breslau, Kammin und Lubus und seit dem 12. Jahrh. Posen gehörten. Es wurde 1000 begründet. Der Erzbischof war Legat des päpstlichen Stuhls und seit 1416 Primas von Polen, als der er den polnischen König krönte und seit 1572 bis zur Wahl des neuen Königs Reichsverweser war. 1821 wurde G. mit dem neuerrichteten Erzbistum Posen (s. d.) vereinigt, der Erzbischof siedelte nach Posen über, doch blieb in G. ein Kapitulum mit einem Bischofssitz bestehen.

Gnesen (Gniezna), Kreisstadt im preuss. Regbez. Braunsberg, zwischen Hügel und Seen in fruchtbarer Gegend, Knotenpunkt der Staatsbahnhöfen Posen-Schönsee, G. — Kanitz u. a., 107 m ü. M., hat eine evangelische und 9 kath. Kirchen, darunter den Dom (965 gegründet) mit einer kunstvollen ebernen Kuppelkuppel und dem Grabmal des heil. Adalbert, Synagoge, ein Denkmal Kaiser Friedrichs III., eine Jüden- und eine Leberfabrik, Eisengießerei und Maschinenfabrik, drei Dampfmahl- und eine Schneidemühle, Dampfmüllerei, Bierbrauerei, Bleich-, Färb- und Getreidemähtre (1900) mit der Garmasin (ein Infanterieregiment Nr. 49 und ein Dragatierregiment Nr. 12) 21,693 Einw., davon 6714 Evangelische und 1179 Juden. In G. ist ein erzbischöfliches Konvikatorium und Domkapitel, Priesterseminar, Kollegiatstift, Gymnasium, Waisenhaus, Landgericht und ein Landgericht, das Kammando der 8. Infanteriebrigade und eine Reichsanstalt. Zum Landgericht bezögl. G. gehören die sechs Untergemeinden zu G., Rogilno, Tarnobrzeg, Witaszka, Wągrowitz und Wreschen. — G. ist eine der ältesten Städte des frühern Königreichs Polen, wurde 1000 Sitz eines Erzbischofs (s. oben), erhielt 1262 deutsches Stadtrecht und war bis 1320 Krönungssitz der polnischen Könige. Hierhin, zum Grab des heil. Adalbert, war schon Kaiser Otto III. gewallfahrt (vgl. Adalbert 1 und Otto III.). Später geriet die Stadt in Verfall und hat sich erst unter preussischer Herrschaft, unter die es 1793 und abermals 1814 kam, etwas gehoben.

Gnetälen, in Englers System Pflanzenordnung unter den Gymnospermen, umfaßt nur die Familie der Gnetaceen (f. d.).

Gnetaceen, Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Gymnospermen, zunächst mit den Koniferen (f. d.) verwandt, niedrige Halzpflanzen, die bald schachtelhalmähnlich gegliederte, quirlige Äste und kleine, zu Scheidensäumen verflämmernde Blätter (Ephedra), bald verzweigte Stämme und flache, fiedernartige Blätter (Gnetum), bald einen verkürzten Halzstamm und nur zwei große, ausdauernde Blätter (Welwitschia) haben. Die eingeschlechtigen, bei Welwitschia auch der Anlage nach zwittrigen, in Ähren, Rispen oder zapfenförmigen Blütenständen angeordneten Blüten stehen hinter Deckblättern, die sich bisweilen bei der Reife zu einer fleischigen ruten Hülle ausbilden, aber dochzeitig miteinander verwachsen, oder einen Zapfen mit gefielten, vierreihigen Schuppen bilden. Die männliche Einzelblüte besteht aus einer zwei- bis vierblättrigen oder röhrenförmig-fantigen (Gnetum) Blütenhülle und einem einfachen oder doppelten, zwei- bis achtfelderigen Anderequiril mit ein- bis dreifächerigen Antheren. Die weiblichen Blüten haben eine schlauchförmige Blütenhülle, die bei der Frucht reife erhärtet oder fleischig wird und eine gerade Samenfalte mit einem oder zwei Integumenten (bei Gnetum) umschließt, von denen eine gefißelartig über den Knapfenmund verlängert ist. Die Familie umfaßt die Gattungen Ephedra mit ca. 20 Arten in der Alten Welt und Amerika, Gnetum mit 15 tropischen Species und die für die afrikanischen Steinwälder von Tamarland und Benguela charakteristische Welwitschia (vgl. J. D. Haarer, On Welwitschia, Lond. 1863). Einige fassile Reste aus Tertiärschichten und ältern Karmationen sind den Gattungen Ephedra und Ephedrites zugeschrieben worden.

Gnetum L., Gattung der Gnetaceen, lianenartig schlingende, selten aufrechte Sträucher oder Bäume mit knagig gegliederten Zweigen und gegenständigen, immergrünen, laubartigen, eiförmigen oder ablangen, fiedernervigen Blättern und monöischen, selten dioischen Blüten in einfachen oder zusammengesetzten Ähren. 15 Arten im tropischen Amerika, Asien und Afrika. G. Guzman L., ein Baum auf den Inseln des Ostindischen Archipels, vielfach kultiviert, liefert Früchte, die roh, gekocht oder geröstet gegessen werden; das junge Laub gibt Gemüse, der Bast Gefäßmaterial. G. avastifolium Poir. und G. edule H., auf Java und andern ostindischen Inseln, gewähren ähnlichen Nutzen. G. urens H., in Guinea, trägt Brennhaare auf den Früchten, deren Samen essbar sind. Aus dem Stamm schmilzt ein Gummi aus, und ein Schnitt oder eine Andorung liefert eine wasserhelle, als Getränk dienende Flüssigkeit.

Gneuf, Gestein, s. wie Gneis.

Gneissteine (Gneissteine, Gneissteine, Gneissteine, plattb. Gneissteine, Gneissteine, auf Sylt Gneissteine), fagelförmige, fackelförmige oder halbfackelförmige, mit einer oder zwei Vertiefungen versehene Steine, die von der paläolithischen Zeit an bis auf die jüngste Vergangenheit in vielen Teilen Nordeuropas zum Auspressen und Glätten der Röhre in der Fels-, Zell-, Tuch- und Leinwandflechtung dienten. Ihr Vorkommen ist für Skandinavien, Schleswig-Holstein, Hannover, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und Preußen nachgewiesen. Im Mittelalter ist der Stein vielfach durch Glas, in der Neuzeit (besonders in Mitteldeutschland und in Alpenländern) durch Holz ersetzt worden; auch ist zum

ursprünglichen Zweck der andern des »Stapf« oder Röhrens hinzugekommen, d. h. das Gerät dient nunmehr vorwiegend als Unterlage beim Stapfen und Röhren. Vgl. Friedel in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1874.

Gnidia, **Gnidios**, f. Anidia, Anidios.

Gniew, poln. Name der Stadt Reme (f. d.).

Gniewkowo, Stadt, beist seit 1878 Argemau.

Gniewno, poln. Name der Stadt Gnesen.

Gniese Meer, f. Baules Meer.

Gnisen, f. Rücken.

Gnisen (Gnisen), Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, an einem Zufluss der Trebel und der Staatsbahnlinie Teterow-G., hat eine evang. Kirche, Synagoge, Antiquariat, Wafchinenfabrik, Kallerei und (1900) 4167 Einw.

Gnome (griech., lat. Sententia), ein Spruch, in dem Ergebnisse der Lebensbeobachtung in sinnreicher Kürze ausgedrückt sind, entweder metrisch oder in Prosa abgefaßt. Die indische, arabische, persische und hebräische Literatur ist reich an solchen Sprüchen, und die Lieber-Edda hat viele treffliche Gnomes aus dem Harben aufbewahrt. Eine große Geltung hatten sie bei den Griechen. Schon bei Homer finden sich nicht selten derlei Sprüche. Die ältesten Sagen und Gewohnheitsrechte erhielten meist die Gestalt von Sprüchen, deren metrische Fassung (gewöhnlich der Hexameter oder das Distichon) der Jugend die feste Einprägung erleichterte. Auch Sittenlehren und Lebensregeln waren in Spruchform unter dem Volk verbreitet, wie die Sprüche der Sieben Weisen. Auch eine eigentliche gnomische Dichtung, eine Gattung der epiischen, de- sehen die Griechen; ihr Meister ist Theognis (f. d.; Sammlung der griechischen Gnomendichter von Wolf, Erf. 1814—20; neuer Abdruck, Leipzig, 1898, 5 Bde.). Aus der römischen Literatur sind zu erwähnen die Sentenzen des Publilius Syrus (f. d.) und die unter dem Namen »Cato« (f. d.) gehende Spruchsammlung. In den Gnomes gehören auch die deutschen Briameln (f. d.) des 14. und 15. Jahrh. sowie aus der modernen Literatur die apparitischen Offenbarungen in Rückerts »Weisheit des Brahmanen«, Schefers »Lalendrevier« und ähnliche Dichtungen.

Gnomes, Erd- oder Berggeister, in der neuern Dämonologie eine der vier Klassen der Elementargeister (f. d.). Sie bewachen die unterirdischen Schätze im Schatz der Erde und können die verschiedensten Gestalten annehmen. Die weiblichen (Gnomiden) werden gewöhnlich als schön, die männlichen dagegen als häßlich dargestellt. Obgleich sie die Menschen zu nützen pflegen, so tun sie ihnen doch mehr Unut als Böses und letzteres eigentlich nur, wenn sie gereizt werden. Der Name ist dem Französischen entlehnt und seiner Ethnologie nach dunkel.

Gnomiter, Gnomendichter; Gnomalag, Gnomensammler (f. Gnome).

Gnomon (griech., »Anzeiger«), uraltes astronomisches Instrument zur Bestimmung der Sonnenhöhe und der Zeit des Mittags (der größten Sonnenhöhe). Vgl. Beilage zu Astronomische Instrumente, S. 1., und Sonnenuhr. Gnomonist, der Kunst, Sonnenuhren zu verfertigen.

Gnomonia Ces. et de Not., Pflanzgattung der Asplagmeten aus der Familie der Gnomoniaceen. Die Arten von G. erzeugen an lebenden oder abgetrockneten Blättern gewisser Pflanzenarten Blattflecke, aus denen die schnabelförmig verlängerten Hälften der gefällig stehenden Peristecien bei der Reife

hervorbrechen. Einige parasitische Arten treten als Schädlinge an Kulturpflanzen auf. G. erythrostoma *Fuck* verurteilt die bisweilen epidemisch werdende Blattflechte oder Blattflecke der Süßholzwurde (s. Blattflecke). Am Farnstrauch tritt G. *Coryli Auct.* auf, an der Painduche G. *himbriata Auct.*, an Eichen G. *suspecta Sacc.* und G. *lirelliformis Pass.*

Gnosis, Gnostizismus und Gnostiker. Der Name Gnosis (griech., »Kenntnis, Erkenntnis«) bezeichnete zur neutestamentlichen Zeit im jüdisch-alexandrinischen sowie auch im christlichen Sprachgebrauch (vgl. z. B. 1. Kor. 8, 1) die tiefere Einsicht in den innern Zusammenhang einer religiösen Gedankenwelt und infolgedessen zuletzt geradezu eine esoterische Religionslehre im Gegensatz zu dem Autoritätsglauben der nur die symbolische Hülle der Ideen festhaltenden Menge. Das war im weitestlichen schon der Charakter der heidnischen Mythen. Mit diesen hat das, was in der Kirchengeschichte Gnosis heißt, den verführerischen Märchentum des Mythos, die Geheimniskrämerie, das Formelwesen und die zauberhaften Beizen gemein. Die Gnosis im allgemeinen stellt einen Versuch dar, das Christentum umzugestalten nach der Form der antiken Mythen und es in einem neuen Mythenkultus als die Vollendung und tiefere Wahrheit der alten gnostischen Systemen zugrunde liegenden Naturreligionen erscheinen zu lassen. Dieser wesentlich auf Ethisierung des Christentums gebenden Tendenz zufolge machte sie die Probleme der Kosmologie zur Basis der Religionslehre und gefährdete durch eine phantastisch-spekulative Gottes- und Weltanschauung die wesentlich sittlichen Zwecke des Evangeliums. Daher der schon im Altertum gegen die Gnosis erhobene Vorwurf, daß sie die Erlösung in einen »höhern Naturprozeß« umwandelte. Um sich den Aufbau dieser gnostischen Systeme anschaulich zu machen, muß man sich in jene gährungsvolle Zeit hinein versetzen, in der zwischen den Völkern des Orients und Occidents, wie sie das römische Weltreich noch alle umschloß, der regsamste Ideenaustausch stattfand und die entgegengesetzten Religionselemente miteinander in Verberührung traten. Die Zeit der großen Invasion orientalischer Kulte unter Hadrian und den Antoninen war auch die Blütezeit der Gnostiker. Soher aber auch jüdische Religionslehren, namentlich in Alexandria, in diesen religiösen Ektatismus und Synkretismus herangezogen wurden, lassen sich in den gnostischen Systemen die allenthalben ineinander überfließenden Elemente altorientalischer, besonders persischer und syrischer Religionsysteme, jüdischer Theologie und platonischer wie stoischer und pythagoreischer Philosophie nachweisen. Mit Recht witterten schon die Kirchenväter vorzugsweise griechischen Geist in der Gnosis. Die gnostischen Systeme sind zwar nicht mit den philosophischen Produkten des Hellenentums zu vergleichen, da sie sich mehr in phantasiereichen Anschauungen und symbolischen Bildern als in abstrakten Begriffen bewegen, beschäftigen sich aber schließlich doch mit der Lösung derselben Probleme, als da sind: der Übergang vom Unendlichen zum Endlichen, die Schöpfung; Gott als Urheber der himmlischen Wesen so fremdbartigen materiellen Welt; das Rangelhafte darin, das der Vollkommenheit, und das Böse darin, das der Heiligkeit des Schöpfers nicht entspreche; der Verschiedenheit der sittlichen Naturen von den göttlich gesinnten Menschen bis herab zu den Sklaven der sinnlichen Begierde; die Befreiung (Erlösung) der geistigen Elemente aus ihrer Vermischung mit der Materie; die Zurückführung der

zum absoluten Wissen Gelangten in die Sphäre der Gottheit. Während demnach das Christentum sich darauf hingewiesen sah, den religiösen Glauben von der Philosophie möglichst unabhängig zu stellen, und daher (spekulative Kosmogonien zurückweisend, wollte der Gnostizismus im gesamten Verlauf des Weltlebens eine Geschichte Gottes finden. Den Gnostikern war das Evangelium allegorische Einklebung tiefer liegender metaphysischer Wissenschaft. Wie sie zuvor von Jesus und Asklepias, von Eros und Hygiea redeten, so jetzt von der alttestamentlichen Schlange und der Sophia, von Christus und dem verlorenen Schaf u., dies alles wieder verbindend mit einer unübersehbaren Menge von orientalischen Dogmen, Symbolen und Phantasmen. Durchweg will die Gnosis beides sein: Philosophie und Religion. Der Sache nach verwandelt sie aber das Evangelium in Theosophie. Im Widerspruch mit der jüdischen Idee der Schöpfung aus nichts stellte sie in ihren mehr griechischen Formen die Vorstellung von einem Ausfließen alles Seins aus dem höchsten Sein der Gottheit auf. Diese Idee der Emanation ließ sich unter den mannigfaltigsten Bildern darstellen, so unter dem Bild einer Zahlenentwicklung aus einer Ureinheit, eines Ausfließens des Lichts von einem Urlicht u. dgl. Gott selbst erschien dabei als der in sich verschlossene, schließlich jenseitige, unabhäufbare und unerfennbare Urquell aller Vollkommenheit, und zwischen ihm und dem Endlichen schien kein unmittelbarer Übergang denkbar. Wohl aber werden die mannigfachen, dem Wesen der Gottheit innewohnenden Kräfte (Komen) zu Keimen aller weiteren Lebensentwicklung in der Art, daß sie einem nicht weiter zu erklärenden Drange folgen, aus sich herauszugehen, sich in die Endlichkeit zu ergießen, so daß die Phasen und Stufen dieses Prozesses abwärts führen und immer tiefer sinken, je mehr sich die Komen von dem ersten Gliede der Kette entfernen. An die Stelle dieser griechischen Emanationslehre tritt in den orientalisch beeinflussten Schulen ein dualistischer Gegensatz: Gott als dem Herrn und Schöpfer der Geister steht von Ewigkeit als sein reines Gegenteil gegenüber das Reich der Materie, das als solches böse ist. Beide Formen gehen mannigfach ineinander über, stehen sich aber in den reinsten und durchsichtigsten Systemen dieser Pöpsel der Geisteswelt doch in charakteristischem Gegensatz gegenüber. In der alexandrinischen Gnosis herrscht der griechische Schulbegriff der Materie vor, die als das Wesenlose, *Leere* (*Kenoma*) im Gegensatz zu der Fülle des göttlichen Lebens (*Pleroma*) erscheint. Indem die durch Emanation sich entwickelnden Wesen immer schwächer werden, entsteht auf der untersten Stufe ein Erzeugnis, das sich nicht mehr in dem Zusammenhang mit der göttlichen Lebensfülle zu erhalten vermag und in das Chaos hinabsinkt. Dadurch wird zwar das Chaos besetzt, aber zugleich auch das Göttliche getrübt. Das Dasein vervielfältigt sich, es entsteht ein untergeordnetes, mangelhaftes Leben; es wird Boden für eine materielle Welt gewonnen. Die syrische Anschauungsweise schließt sich dagegen an die parische Lehre von einem wild tobenden Reiche des Bösen oder der Finsternis an, das durch seinen Angriff auf das Lichtreich die Vermischung des Göttlichen und des Ungöttlichen herbeiführte.

Eine nicht minder wesentliche Differenz zwischen den verschiedenen gnostischen Systemen betraf die Stellung, die man das Christentum, das überall als Wendepunkt der Weltentwicklung, als Lösung des Weltärgers erscheint, insbesondere zu dem Judentum

einnehmen ließ. Zwar stimmen die gnostischen Systeme im Gegensatz zum gemeinen Glauben der Kirche darin überein, daß sie die materielle Welt nicht sowohl aus dem höchsten Gott als vielmehr aus einem niedern Weltbildner (Demiurgos) zurückführen, der, selbst der Sinnenwelt verwandt, tief unter dem Pleroma steht. Die dem Judentum minder scharf gegenüberstehende Richtung nahm an, der höchste Gott habe durch die dienende Engel diese Welt hervorgebracht und regiere sie auch durch solche; an die Spitze dieser Engel stellten sie jenen Weltbildner, der daher nicht selbständig, sondern nur nach dem höchsten Gott ihm eingegebenen Ideen handelt und das jüdische Volk erzieht, ohne die ganze Bedeutung des von ihm vollbrachten Werkes selbst zu würdigen. Denn erst durch das Christentum wurde die höchste Idee der ganzen Schöpfung offenbar, wie auch der in der Person Christi erscheinende, vom Menschen Jesus unterschiedene Konserbation ist über den Demiurgos und seine Engel. Weiter entfernten sich vom Judentum diejenigen Gnostiker, welche die geschichtliche Kontinuität mit dem Alten Testament ganz abbrachen und den Jüngergott und seine Engel als gegen den höchsten Gott feindselige Wesen betrachteten. Der Gott des Alten Testaments wird von ihnen als ein Gott von geringerer Macht und beschränkter Weisheit, als ein hochmütiges und rachsüchtiges Wesen dargestellt, während der höchste Gott, der Gott der Heiligkeit und der Liebe, zunächst in der irdischen Schöpfung lediglich durch einige in der Menschheit gestreute göttliche Lebensseime vertreten ist, deren Entwicklung der Demiurgos nach Kräften zu hemmen suchte, bis sich in Christus einer der höchsten Wesen in einem Scheinleib zur Erde herabließ, um die gefangenen, ihm verwandten höhern Geistesnaturen zum Bewußtsein ihrer Bestimmung zu bringen und wieder in das Pleroma hinaufzuführen (vgl. Doleten). Die ablehnende Stellung zum Alten Testament hatte zur Rehrseite eine um so höhere Wertschätzung der apostolischen Schriften, die man durch allegorische Auslegung dem System anbequeme. Das auch auf diesem Wege nicht direkt aus ihnen ableitbar war, das wurde durch die Fiktion einer auf die Apostel zurückreichenden Überlieferung gerechtfertigt, die sich als Geheimlehre fortgepflanzt haben sollte. Die gnostische Praxis war durchweg von einer Theorie bedingt, wonach der Geist ein Lichtfunke Gottes ist, von seiner Freundin, der Sinnenwelt, in schmachtvoller Gefangenschaft gehalten. Es gilt daher, sich als Geistesmenschen (Pneumatiker) im Gegensatz zu dem Demiurgos oder gar vom Satan herrührenden Seelenmenschen (Psychikern) und Fleischmenschen (Hylikern) zu bewahren, d. h. die sittliche Aufgabe besteht in vollkommener Absele, Einswerden mit dem Urquell des Geistes durch Gnosis und Enthaltensamkeit (i. Enkrationen). Daselbe Ziel suchten einzelne Parteien freilich auf dem umgelegten Wege zu erreichen durch ungezügelter Vertriebung der Geschlechtsliebe, auf welche Weise z. B. Karpokratēs (s. d.) und sein Sohn Epiphaneis ihre Verachtung gegen das Fleisch und den beschränkten Geistesstandpunkt des Demiurgos an den Tag legten (Antinomismus). Derselben Antinomisten bezeichneten ihren jenseits von Gut und Böse liegenden Standpunkt auch durch den Grundsatz, man müsse dem Gesetz des Demiurgos Trotz bieten (Antistatēn). Als eigentliche Urheber aller gnostischen Häresen gilt bei den Kirchenvätern Simon der Magier (s. d.). An das Judentum sich anschließende Gnostiker waren besonders Cerinthus (s. d.), die Etesaiten (s. d.) und der

oder die Verfasser der Grundlagen der pseudoclementinischen Schriften (s. d.). Die syrische, sich immer mehr vom Judentum entfernende Gnosis ist vertreten durch Salurninus (s. d.) oder Salornil und ganz besonders durch die in den verschiedensten Formen erscheinenden Ophiten (s. d.). Einer der letzten syrischen Gnostiker ist Bardesanes (s. d.). Die durchsichtigsten und reifsten gnostischen Systeme führen sich auf Basilides (s. d.), der zwischen der syrischen und ägyptischen Gnosis vermittelt, und ganz besonders auf den Alexandriner Valentinus (s. d.) zurück. Marcion (s. d.) ist den Gnostikern nur bedingungsweise zuzurechnen. Die Zahl der Anhänger der Gnosis läßt sich nicht bestimmen. So großartig sich indes der Gnostizismus besonders um die Mitte des 2. Jahrh. entfaltete, so geistig bedeutenden Anhang er allenthalben gewonnen hatte und so gewiß sogar hervorragende Kirchenlehrer noch im 3. Jahrh. mit ihm vielfache Berührungspunkte aufwies (s. Alexandrinische Schule), so vermochte er sich doch bei der ungezügelter Willkür seiner proteusartigen Gestaltungen dem immer entlasseneren Widerpruch der Kirche gegenüber auf die Dauer nicht zu halten. Dies um so weniger, als die sich konsolidierende Kirche selbst in vieler Beziehung denselben Bedürfnissen diente wie zuvor die Gnosis, so daß nur graduelle Unterschiede bestanden. Auch die Kirche bildet einen neutestamentlichen Kanon und daneben eine Traditionellehre aus. Die platonisch-stoische Philosophie mündet wie in die gnostischen Systeme so auch in die Spekulation und Dogmatik der Kirchenväter aus, und in die Formen der Mysterienhülle kleidete sich auch die Sakramentenpraxis der Kirche. Im Laufe des 3. Jahrh. schon vollzog und vollendete sich die Auseinanderlegung zwischen kirchlicher und gnostischer Weltanschauung. Vgl. Reander, Genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme (Bert. 1818); Watter, Histoire critique du gnosticisme (2. Aufl., Straßb. 1844, 3 Bde.; deutsch von Dörner, Heidl. 1853); Baur, Die christliche Gnosis (Tübing. 1855); Lipsius, Der Gnostizismus (in Ersch und Grubers Encyclopädie, Bd. 71, Leipz. 1860); Hilgenfeld, Kespergeschichte des Urchristentums (Leipz. 1884); Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte, Bd. 1 (3. Aufl., Freiburg 1894); Anrich, Das antike Mystikerwesen in seinem Einfluß auf das Christentum (Götting. 1894); Anz., Zur Frage nach dem Ursprung des Gnostizismus (Leipz. 1897); Krüger in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. 6 (das. 1894); der Frage, Introduction à l'étude du gnosticisme au II^e et au III^e siècle (Par. 1903). Durch die moderne Theosophie ist das Augenmerk verstärkt auf die Darstellung der alten Gnosis gerichtet worden, wovon Zeugnis ablegen: Wead, Fragmente eines verlorenen Glaubens (aus dem Engl. von A. v. Ulrich, Berl. 1902) und E. S. Schmidt, Die Gnosis (Leipz. 1903, Bd. 1).

Gnostiker, Gnostizismus, s. Gnosis.

Gnostikerfreuz, s. Kistfoot.

Gnōthi seauton (griech., »Erkenne dich selbst«), einem der Sieben Weisen, bald Theales, bald Chelion, zugeschriebene Inschrift des delphischen Tempels (vgl. Delphi).

Gnostisch, im Berchtoldsbader Land sowie bei Weiler, bestehend aus einzelnen an den Bergen zerstreut liegenden Häusern.

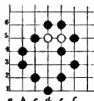
Gnoien, Stadt, s. Gnoien.

Gnu, s. Antiope, S. 578.

Gnußbräutlichkeit, s. Trubertbräutlichkeit.

Go, Unterbezirk einer Grafschaft; s. Gograj.

Go, das Nationalspiel der Japaner, ist ein Brettspiel, das von zwei Personen auf einem quadratischen Brett von 19mal 19 Linien, also 361 Durchschnittspunkten, mit 180 (unter sich vollkommen gleichen) schwarzen Steinen für den einen Spieler und 180 weißen Steinen für den andern gespielt wird. Die beiden Gegner setzen abwechselnd immer einen Stein auf einen beliebigen unbesetzten Durchschnittspunkt (also nicht wie beim Schach auf die Felder). Der Hauptzweck des Spieles besteht in dem Widen von Ketten, um mittels derselben möglichst viel Raum zu gewinnen und die Steine des Gegners zu erobern. Unter einer Kette versteht man eine Folge von Steinen, die eine Anzahl von Durchschnittspunkten vollständig einschließt. Stellt nebenstehende Abbildung die Erde des



Brettes links unten vor, in der auf d3, d4, e2, e3, d1, d6, e2, e4, e6, f3, f5 schwarze Steine stehen, so bilden diese eine Kette, welche die unbesetzten oder „freien“ Punkte e3, e4, d2, d3, d4, e3 und die weißen Steine d5, e5 vollständig einschließt. Noch ein schwarzer Stein auf d4, und die weißen Steine

d5, e5 wären getötet. Greifen eine einfache schwarze und eine einfache weiße Kette ineinander, so entsteht das „Kos“, in dem das gegenseitige Töten nicht unmittelbar aufeinander folgen darf. Der Gewinn oder Verlust richtet sich nach der Zahl der in den Ketten befindlichen freien Punkte und der getöteten Steine. — Das Go ist nicht nur das älteste aller bekannten Spiele, sondern auch eins der interessantesten und geistreichsten. Es wurde zwischen 2350 und 1770 v. Chr. in China erfunden und gelangte im 8. Jahrh. n. Chr. nach Japan, wo es seither leidenschaftlich gespielt und gelehrt wurde. Bis 1868 gab es in Japan sogar eine Go-Akademie, an der dieses Spiel von einer großen Zahl von Professoren gelehrt wurde. Die schon bis zu einer gewissen Meisterschaft vorgehenden Gospieler werden nach neun Abstufungen klassifiziert, so daß der Spieler der neunten Klasse, ein „Kudang“, der absolut beste Spieler ist. Versuche, das Go in Europa einzubürgern, sind gleichwohl mißlungen, da es mit dem Schach vermüde der glänzenden Augenfälligkeit der Kombinationen dieses letzteren doch nicht konkurrieren kann. Vgl. Schurig, Go, das Nationalspiel der Japanesen (3. Aufl., Leipzig, 1888).

Goa, portug. Gebiet an der Westküste Ostindiens, innerhalb der britisch-indischen Präsidentschaft Bombay, zwischen 14° 53'—15° 48' nördl. Br. und 73° 45'—74° 24' östl. L., gegen O. begrenzt von den Besitzthümern, umfaßt die Provinzen G., Salsete und Vardez, die Insel Anjedive u. a., im ganzen 3270 qkm mit (1894) 494,836 Einw., darunter 615 Europäern. Die Küste ist kumpfig und ungesund, doch heiligt das Land schnell und bedeckt sich nach dem Ghats zu mit schönen, gutbewässerten Wäldern. Hauptprodukte sind: Reis, Baumwolle, Kokosnüsse und Kaka. Die großenteils aus Wäldern bestehende Bevölkerung ist meist kastenlos, spricht einen durch portugiesische Zutaten veränderten Dialekt und trägt eine der europäischen ähnliche Kleidung. 82 km der Bahn nach Madras gehören zu G., ebenso 73 km Telegraphenlinie. Das Budget für Portugiesisch-Indien (G., Daman, Diu), das 4050 qkm mit (1894) 572,290 Einw. umfaßt,

betrug 1901/02: Einnahmen 1,019,868, Ausgaben 1,028,420 Milreis. Hauptstadt ist Pangim oder Vilha nova de G., links am Randoni, mit 9000 Einw.. Sieß des Generalgouverneurs für Portugiesisch-Indien. Es hat Lyzeum, Bibliothek, Mädchenschule, Standbild Albuquerque's u. a. Das durch einen 300 m langen Damm mit ihm verbundene, östlich gelegene Al-G. gehörte ursprünglich zum Reich Bidjapur, wurde 1510 von Albuquerque erobert, wuchs als Hauptstadt des portugiesischen Vizekönigreichs Indien schnell bis zu 200,000 Bewohnern und wurde nach dem Verlust Malakka (1641) Mittelpunkt des indischen Handels. Jetzt ist es verlassen, nur noch Sitz eines Erzbischofs (Ermat des Orens), und hat noch eine mächtige Kathedrale und die Kirche mit den Gebeinen des heil. Franz Xaver, aber nur 1882 Einw. Hier stellten im 16. Jahrh. Jesuiten die erste Buchdruckerei auf. Der Hafen ist geräumig und sicher, der Verkehr aber gering; zur Ausfuhr (1900: 1,562,287 Rup.) kommen Kokosnüsse, Salz, Jint, Früchte, Pfeffer u. a. — G. war bis 1370 ein von fremden Händlern besuchter Seehafen unter angeklammerten Königen; damals eroberte es der König von Bidjapuranagar. 1469 vertrieb die Hindufürsten Sultan Mohammed II. von Delhan, was die Einführung des Islams zur Folge hatte; 1510 nahm Alfonso b' Albuquerque, der zweite portugiesische Gouverneur von Indien, die Stadt und erhob sie zur Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien. 1759 wurde die Regierung nach dem gesündern Neu-G. oder Pangim verlegt. Ein Volksfest ist das hier begrabenen der Gebeine des heiligen Xaver, der hier begraben liegt (s. oben). Vgl. Fonseca, Historical and archaeological sketch of the city of G. (Bombay 1878); Congen, G. im Wandel der Jahrhunderte (Berl. 1902).

Goaiafer, f. Arenga.

Goajira (sp. *Guaya*), nördliche Halbinsel Südamerikas, weißlich vom Golf von Karacaido, 12,000 qkm groß, ist von der Sierra Nevada de Santa Marta durch breite Grasebenen getrennt, in der vulkanischen Sierra Macuira bis 858 m hoch. Die Küsten sind sandig; Ankerplätze bieten im NW. die Bahia Honda und El Portete, im O. die Laguna de Tucacas und Cojora. Bewohnt wird die Halbinsel von den Goajiro (s. d.). Ausgeführt werden Fard- und Bauhölzer und Häute. Die bis 1891 zwischen Kolumbien und Venezuela geteilte Halbinsel gehört seitdem ganz zu jenem. Hauptort ist Rio Hacha (s. d.). S. Karte Peru u. c.

Goajiro (sp. *Guaya*), südamerikan. Indianerstamm auf der Halbinsel Goajira in Kolumbien, nordwestlichster Zweig der Krowaken (s. d.), etwa 30,000 Köpfe stark, der, in zahlreiche Stämme zerstückelt, hauptsächlich Viehzucht und Handel treibt. Die G. sind gute Reiter, mit Bogen und Pfeil (auch vergiftet) sowie mit Feuerwaffen bewaffnet. Sie sind wohlgebaut, besonders die Frauen, die geschneit werden; Kleidung und Hütten sind sehr einfach, doch liebt man Schmuck, Benutzen des Körpers, schönes Sattelzeug. Vgl. Sievers, Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta (Leipzig, 1887).

Goalpara, Hauptort des Distrikts G. (10,238 qkm mit (1901) 452,304 Einw.) in der britisch-ind. Provinz Assam, am Brahmaputra, besteht aus dem hochgelegenen englischen Viertel und der ärmerlichen Eingebornenstadt und hat (1901) 5440 Einw. (Hindu und Mohammedaner), die lebhaften Fußhandel treiben. Der sehr ungesund, aber viel Reis, auch Jute und Olsaat erzeugende Distrikt wurde 1765 britisch.

Goapulver, f. Chrysarobin.

Goar, der heilige, aus Aquitanien gebürtig, soll im 6. Jahrh. an der Stelle des heutigen Sankt Goar (f. d.), als Missionar gewirkt haben. Sein Name ist vielleicht historisch. Tag: 6. Juli.

Goave (spr. gowä, Grand und Petit-G.), zwei Orte in der Negerepublik Haiti, an der Südküste der Hal. von Port-au-Prince, haben beide unvollkommen gekülpste Naturhäfen. Besonders Petit-G., mit 5000 Einw., betreibt Ausfuhr von Kaffee, Kakao, Kampferholz, Häuten u. und ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Gobar, alte arabische »Staubschrift« für Zahlen, bei der statt der Nullen Punkte gesetzt werden, j. B. 3... für 300, 7... für 7000.

Gobat (spr. gad), Samuel, protest. Bischof von Jerusalem, geb. 26. Jan. 1799 zu Urmine im Kanton Bern, gest. 11. Mai 1879 in Jerusalem, wurde seit 1821 im Baseler Missionshaus gebildet, machte im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft 1826 die erste Missionsreise und brachte drei Jahre in Kairo, drei weitere im abessinischen Hochland zu. 1832 kehrte er nach Europa zurück, hielt sich 1835–36 wieder in Abessinien auf, ward dann nach Kairo gesandt und wandte seine Tätigkeit daselbst einer arabischen Bibelübersetzung zu. Seit 1846 protestantischer Bischof in Jerusalem (f. d.), gründete G. evangelische Gemeinden und Schulen, Klöster und Krankenhäuser in Jerusalem, Bethlehem, Jafa, Nabulus und Kazereth. Vgl. »Samuel G., evangelischer Bischof in Jerusalem; sein Leben und Wirken« (Bas. 1883); Schöllg., Samuel G. (Bas. 1900).

Gobel (eigentlich Göbel), Jean Baptiste Joseph, konstitutioneller Bischof von Paris, geb. 1. Sept. 1727 zu Thann im Oberelsaß, gest. 13. April 1794, im deutschen Kollegium zu Rom erzogen, Ronomus von Bruntrut, 1772 Suffragan des Bischofs von Basel für den französischen Teil der Diözese. 1789 befreundete er sich als Deputierter der Geistlichkeit in Velford bei den Generalstaaten so sehr mit den konstitutionellen Ideen, daß ihm von der Rationalübernahme der Zeit neuen Visklären Paris, Obermarne und Oberrhein mit dem Sitz in Paris übertragen wurden. Am 7. Nov. 1793 entwarf G. mit 14 seiner Viskläre dem geistlichen Amt, was als Abschwörung des Christentums ausgelegt wurde. Dennoch wurde er mit Exkommunikation (f. d.) zugleich verhaftet und guillotiniert.

Göbel, 1) Theodor, Buchdrucker, geb. 17. März 1829 in Gelenau bei Ramez, erlernte die Buchdrucker, arbeitete in mehreren deutschen Städten, in Paris und London, wurde Faktor der Drugulin in Leipzig, 1859 Geschäftsführer in der Druckerei der Nigalschen Zeitung, kehrte 1871 nach Deutschland zurück und übernahm die Redaktion des »Journals für Buchdruckerkunst« in Pfaunschwitz. Durch seine Arbeiten über alle Fortschritte der Typographie verhalf er dem Fachblatt zu einer führenden Stellung. Er lebte bis 1874 in Koburg und siedelte dann nach Stuttgart über. Seit 1879, wo er die Redaktion niederlegte, arbeitete er für die meisten graphischen Fachblätter und lieferte eine Reihe wichtiger Publikationen, wie über den Satz des Englischen, über die Buchdruckerfarbe u. Von dem Adresskalender der Farbenfabrik Bände u. Schneerast in Hannover bearbeitete er 15 Jahrgänge, die auch in Buchform erschienen. Er schrieb: »Friedrich König und die Erfindung der Schnellpresse« (Stuttg. 1883); »Die graphischen Künste der Gegenwart« (hrsg. von Kraus, Bas. 1895; neue Folge 1902).

2) Karl, Botaniker, geb. 8. März 1865 zu Willigheim in Baden, studierte Theologie und Philosophie, dann Naturwissenschaften in Tübingen, Straßburg und Würzburg, wurde hier 1879 Assistent am Botanischen Institut und habilitierte sich daselbst 1880 als Privatdozent. Seit Mai 1881 erster Assistent am Botanischen Institut in Leipzig, wurde er im Herbst d. J. zum außerordentlichen Professor der Botanik in Straßburg ernannt, ging aber schon 1882 als ordentlicher Professor und Direktor des Botanischen Gartens nach Kofnod, 1887 nach Marburg und 1891 nach München. 1885 und 1886 bereiste er Geylon und Java, 1890 und 1891 Venezuela und Britisch-Guayana, 1898–99 Australien und Neuseeland. Göbels wissenschaftliche Bedeutung liegt vor allem auf dem Gebiete der vergleichenden Entwicklungs-geschichte, der Morphologie und Biologie der Pflanzen, das er mit besonderem Erfolg bearbeitet. Er schrieb: »Über die Verzweigung doriventraler Sprosse« (Würzg. 1880); »Vergleichende Entwicklungs-geschichte der Pflanzenorgane« (Berl. 1892); »Morphologische und biologische Studien« (Leiden 1887 u. 1890); »Grundzüge der Systematik und speziellen Pflanzenmorphologie« (Leipz. 1882); »Beiträge zur Kenntnis gefüllter Blüten« (Berl. 1886); »Pflanzenbiologische Schilderungen« (Morb. 1889–93, 2 Tle.); »Organographie der Pflanzen« (Jena 1898–1901, 2 Tle.). Seit 1889 gibt er die Zeitschrift »Flora« (Morb.) heraus.

Gobeliet (franz., spr. gobelä), Weber oder Fotal auf hohem oder niedrigem Fuß aus Gold, vergoldetem Silber, Silber oder Glas. Im Kunsthandel erstreckt sich diese Bezeichnung nur auf Gewäße aus dem Mittelalter und dem 16.–18. Jahrh. Gobelieterie, Trinfklärer und andre gläserne Gebrauchsartikel.

Gobelinmalerei, eine moderne Technik, welche die Nachahmung gewebter Gobelins durch Malerei bezweckt. Man bedient sich dazu eines der Textur der echten Gobelins entsprechenden, ripsartigen Stoffes und malt darauf mit Wasser-, Tempera- oder mit durch Terpentin verdünnten Ölfarben, nachdem man die Zeichnung vorher aufgesetzt oder mit dem Kohlestift aufgetragen hat. Zum Gebrauch fertige Stoffe (auch mit Vorseichnungen) und Farbe (Gobelinfarbe) sind auch im Handel zu haben. Vgl. Sale's-Weger, Die Liebhaberkünste (3. Aufl., Leipz. 1902); Friedrich, Katedienkunst der Liebhaberkünste (Bas. 1896); W. v. Brauchisch, Neue Vorlagen für Brand- und Gobelinmalerei (Halle 1897).

Gobelin (franz., spr. gobeläng), gewirkte Wandteppiche, die ihren Namen nach einem im 15. Jahrh. lebenden Pariser Färber, Gilles Gobelin, erhalten haben. Gegenwärtig versteht man unter G. alle auf hochschäftigem (Haute-lisse) oder niederschäftigem (Basse-lisse) Webstuhl in Wolle, Seiden- und Goldfäden erzeugten Webstoffe. Die Technik ist eine der ältesten im Bereiche der Textilkunst, sie beruht auf dem Stopfen (Einziehen von Fäden in eine hoch oder waggericht gespannte Kette) und hat ihren Ursprung im Orient, wo die unter dem Namen Kilim bekannten Deden als die einfachste Art dieser Wirkerien anzusehen sind. Im 13. Jahrh. entstanden unter arabischem Einfluß mit mechanischen Hilfsmitteln die feinsten derartigen Gewebe oder Schlißwirkerien in Seide und Goldfäden, die zu Gewandwebereien Verwendung fanden. Auch China und Japan erzeugten in Seide Gobelinwirkerien in feinsten Technik. Im Norden Europas (Schweden und Norwegen) und in den Niederlanden (Burgundische Tapeten) kam

die Technik als Bildweberei auch schon im Mittelalter in Anwendung: sie fand im 16. Jahrh. in Arras (s. Arras) nach Kartons von Raffael hohe künstlerische Ausbildung und wurde überliefert nach Spanien, Deutschland und Frankreich. In Paris begründeten die Nachkommen des Häubers Gobelin eine Teppichfabrik, die durch Gobert angekauft und 1667 neu organisiert wurde, indem man darin die bis dahin zerstreuten Verhältnisse von Haute- und Basseweberei vereinigete. Während die Spätgotik die bunte figürliche Rüstung der Wandteppiche, die zum Theil als Rücklagen für Kirchengestalt benutzt wurden, mit dunklen Untriklinien umgab, wodurch eine Wirkung in der Art der Glasfenstermalerei erreicht ist, stellte die Renaissance und spätere Zeit Bilder dar, die in Ausführung der Webmalerei den Gemälden vollkommen gleichen. Der Franzose hat für diese Art der Wandteppiche auch die Bezeichnung *Tapisseries*, so daß man je nach dem Orte der Herstellung von T. d'Annonson oder T. de Beauvais spricht. Im 17. Jahrh. fand die sogen. Gobelinweberei größtentheils durch Franzosen die weiteste Verbreitung: in Bayern unter Herzog Maximilian I., in Preußen unter dem Großen Kurfürsten, der 1686 den hugenottischen Pierre Mercier mit der Errichtung einer Manufaktur beauftragte. Auch andre künftliebende Fürsten unterstützten diese Kunst, die aber infolge mangelnder Aufträge nichts so lange auf der Höhe blieb wie in Paris, wo sie sich am meisten vervollkommnete. Zu neuem Aufschwung gelangte die Gobelinweberei in Preußen durch die »Berliner Gobelinmanufaktur von Wilhelm Piech«, der durch den Hof und die Staatsregierung in seinen Bemühungen unterstützt war. In neuerer Zeit hat die Herstellung von G. unter der Bezeichnung *nordische Kunstweberei* (s. d.) in Berlin (Kundhorst), in Schersted, Lund in Schweden und andern nordischen Städten eine Erweiterung erfahren, wobei der Charakter der Bildweberei etwas zurücktritt und nach Entwürfen bedeutender Maler (Schumann, Nachbar, Ragerolle, van de Velde, Rohrbutter u. a.) geometrische Muster oder naturalistische Motive in strenger Stilisirung Verwendung finden. Vgl. Mümp, *La Tapissiererie* (Par. 1883); J. Guisfred, *Histoire de la tapisserie* (Tours 1886); Harvard und Bachon, *Les manufactures nationales: les gobelins, la savonnerie Sèvres, Beauvais* (Par. 1889); Gersbach, *La manufacture nationale des gobelins* (daf. 1892); Turgan, *Monographie de la manufacture des gobelins* (daf. 1898); Fenaille, *Etat général des tapisseries de la manufacture des gobelins, 1600—1900* (daf. 1903); Hirschfeld, *Über die Kunst der Webmalerei* (Berl. 1904).

Gobelinus Person, westfäl. Geschichtsschreiber des Mittelalters, geb. 1358 in Baderborn, gest. 1421 (nicht 1424 oder 1425) im Kloster Böhlehen, trat in die Dienste Papst Urbans VI., lehrte 1386 nach Deutschland zurück und ward Pfarrer in Baderborn, dann Dekan des Kollegiatstifts in Bielefeld und verfaßte ein »*Rechtsdromius*«, eine Weltgeschichte bis 1418, die in einer ersten Redaction nur bis 1406 geführt war (gedruckt bei Weidom, *Scriptores*, I, und neuerdings kritisch hrsg. von Janßen Münster 1900). Vgl. A. Bayer, *Gobelinus Person* (Leipz. 1875).

Göbeling (Gäbeling), ein Längsschott aus Brettern im Schiffsraum für Verdräbelung.

Goben, August Karl von, preuß. General, geb. 10. Dez. 1816 in Siebe, gest. 13. Nov. 1880 in Koblenz, trat 1833 in das preussische Heer, nahm 1835 als Leutnant den Abschied, machte in Spanien

im Karlsfeldheer von 1836—40 fünf Feldzüge mit, wurde mehreremal verwundet und ward als Gefangener zweimal ausgewechselt. Am Ende des Krieges Oberleutnant im Ingenieurcorps, lehrte er zu Fuß durch Frankreich nach Deutschland zurück und beschrieb seine Erlebnisse in »*Die Jahre in Spanien*« (Hannover 1841). Im Februar 1842 wieder in das preussische Heer eingestellt und zum Generalstab kommandiert, machte er im Stabe des Prinzen von Preußen 1849 den Feldzug in Baden sowie 1860 als Generalstabschef des 8. Armeekorps mit mehreren andern preussischen Offizieren den spanischen Feldzug gegen Karakoto unter O'Donnell mit, worüber er in »*Reise- und Lagerbriefen aus Spanien und vom spanischen Heer in Karakoto*« (Hannov. 1863, 2 Bde.) berichtete. Als Kommandeur der 26. Infanteriebrigade trat er sich 1864 in den Kämpfen vor Düppel und bei dem Übergang nach Alsen hervor, bildete 1866 als Kommandeur der 13. Division den linken Flügel der Mainarmee, schlug die Bayern 4. Juli bei Dornbach, am 10. bei Künig, am 13. die Hessen bei Laufach, am 14. die Österreicher bei Alschaffenburg, erzwang am 24. Juli gegen das 8. Bundescorps den Übergang über die Tauber und besetzte 1. Aug. Würzburg. Im Krieg von 1870/71 befehligte er das 8. Armeekorps, kam 6. Aug. der 14. Division bei Saarbrücken zu Hilfe und kommandierte in der entscheidenden Zeit die Schlacht bei Bapaume, kämpfte 18. Aug. bei Gravelotte und beteiligte sich an der Zernierung von Metz, nach dessen Übergabe er mit der ersten Armee nach dem Norden Frankreichs marschierte und an den Schlachten von Amiens (27. Nov.) und an der Gallie (23. Dez.) Anteil nahm. Den Angriff Friedrichs auf Bapaume 3. Jan. 1871 schlug er allein zurück, wurde nach Wanteuffels Abberufung Oberbefehlshaber der ersten Armee und schlug die französische Nordarmee 18. und 19. Jan. bei St.-Quentin so, daß sie in völliger Auflösung in die Festungen flüchtete. Er war einer der wenigen Generale, die das Großkreuz des Eisernen Kreuzes erhielten; auch bekam er eine Dotation. Über mehrere seiner Werke 1866 und 1870/71 veröffentlichte er in der »*Allgemeinen Militärzeitung*« vortreffliche Aufsätze. In Sonderausgaben erschienen: »*Das Treffen bei Künig*« (Darmst. 1868, 3. Aufl. 1894) und »*Das Gefecht bei Dornbach*« (daf. 1870). Seit dem Frieden befehligte er das 8. Armeekorps in Koblenz, 1883 wurde ihm daselbst ein Denkmal gesetzt, und 1889 erhielt das 2. rheinische Infanterieregiment Nr. 28 seinen Namen. Vgl. Fernin, *Das Leben des k. preuß. Generals der Infanterie August von G.* (Berl. 1895—97, 2 Bde.), daraus in Sonderausgabe: »*August von G., eine Auswahl seiner Briefe (an seine Gattin), mit einem einleitenden Lebensbild*« (daf. 1901); Jena, *General von G. im Feldzuge 1866* (daf. 1904). — Sein jüngerer Bruder, William von G., geb. 1819, gest. 19. April 1902, gehörte bis 1866 dem hannoverschen Heer an, schied 1870/71 unter seinem Bruder, namentlich bei St.-Quentin, und wurde 1895 General der Infanterie.

Gobert (ap. gaud.), Napoleon, Baron, der Stifter des prix Gobert, geb. 1807, gest. 1833 in Kairo, war der Sohn des französischen Generals Jacques Nicolas G. (geb. 1760 in Guadeloupe, gefallen in den Kämpfen um Bailen in Spanien, 17. Juli 1808) und Valentin Napoleons I. Im Besitz eines großen Vermögens, begab er sich schon früh auf Reisen; auch beteiligte er sich an der Julirevolution von 1830. Durch Testament vom 2. Mai 1833 setzte er zum Haupterben die Pariser Akademie ein, die alljährlich

zwei Preise zu je 10,000 Fr. verteilen sollte für die besten, die Geschichte Frankreichs behandelnden Arbeiten; den einen Preis hat die Académie française, den andern die Académie des inscriptions zu vergeben, und zwar so, daß je die beste Arbeit 9000, je die zweitbeste 1000 Fr. erhält.

Gobi (mongol. »Wüste«; chin. Schamo, »Sandmeer«), die östliche Hälfte der ausgedehnten Depression (Dschai) im Innerasien, die nach W. Nichtsofen (auch schon nach chinesischer Anschauung) früher von einem zusammenhängenden Binnenmeer bedeckt gewesen ist, erstreckt sich zwischen 48 und 37° nördl. Br. etwa 3500 km weit von SW. gegen NO. und nimmt den südlichen Teil der Mongolei ein (s. Karte »Zentralasien«). Im N. und S. ist der Rand scharf gezeichnet, wenigstens nirgends ist ansteigend, im O. wird die Grenze zwischen 114° und 119° (allerdings heißt man das östlich vom Hingangebirge gelegene Gebiet auch Ostliche G.), im SW. in der Linie Ghami-Ainshi (94–96°) angenommen. Die Meereshöhe beträgt im Mittel 800 m im N., 1000 m im S.; die tiefste Stelle mit etwa 600 m liegt in 44° nördl. Br. und 111° östl. L. Die G. verdient weniger als der westliche Teil des Dschai (Tarimbecken) den Namen einer eigentlichen Wüste, noch ist sie eine durchweg gleichförmige Ebene. Zwischen wellenartigen, mit Schutt überdeckten, parallel von SW. nach O. verlaufenden Höhenzügen dehnen sich mehr oder weniger weite Lehms- und Kiessteppen (namentlich im S.) aus, sandige Flächen treten nur vereinzelt auf. Im westlichsten Teil fand Futterer die mittlere höhere Zone (G.-Kasid) 1600–1900 m hoch, aus alten Gesteinen bestehend und im N. von einer unter 1500, im S. von einer 1000–1400 m hohen Depression begleitet. Im einzelnen ist die Gestaltung der G. noch wenig bekannt; wichtige Aufschlüsse sind namentlich von der Beschreibung der Expedition Koslow 1900/01 zu erwarten. Am Nordrand (Urga, 1150 m) ist die mittlere Jahresstemperatur –2,5°, Januar –26,7°, Juli 17,7°, in Simaitei (1190 m) 2,8°, dez. –14,7°, dez. 19,2°. Der Übergang von der großen Winterkälte zur Erhitzung des Bodens im Frühjahr erfolgt rasch. Die Neuschneigung und die Niederschläge sind namentlich im Herbst und Winter sehr gering (in Urga 250 mm Niederschlag). In der kalten Jahreszeit, besonders gegen das Frühjahr, herrschen oft eiserne Nordweststürme. Da der Umrandung der G. hohe, schneebedeckte Gebirge fehlen, so ist ihre Bewässerung spärlich. Die kleinen, sämtlich vom Südrand kommenden Flüsse enden in einem der vielen kleinen Salzseen der südlichen Zone, z. B. der Edsingoal im Sogomnor und Sobonor. Köllig vegetationslos sind nur wenige Teile, obgleich sich bald nirgends findet. Im wesentlichen ist die G. ein Steppengebiet, das sich während der warmen Jahreszeit mit meist niedrigem Graswuchs, einjährigen Kräutern, dickwurzigen Stauden, dornigen Halbsträuchern und Zwiebelgewächsen bedeckt. Vorherrschend sind Chenopodiaceen und Salizaceen; unter letztern sind der baumartige, aber nur Blattstümpfen tragende Saigal (Haloxylon ammodendron) und der fleischige, bis 1 m hohe Sulkhir (Atriplex gobicum) mit eßbarem Samen zu nennen. Ein hohes Gras (Lasiagrostis splendens, mongol. Pyrsium) wächst in den Tälchen. Außerdem sind einige Potygonaceen, darunter dickwurzige Rhubarberarten, eigentümlich. Die vereinzelt, an günstigen Stellen stehenden Bäume sind der Mongolen heilig. Zoogeographisch gehört die G. zur mediterranen Subregion der paläarktischen Region. Das

Tierleben ist überhaupt spärlich und fehlt auf weiten Flächen ganz. Ein eigenartiger Wüstenbewohner ist das verwilderte Pferd (Tarpan), im SW. auch das wilde Kamel. Die Steppe wird bedeckt von Hasen, Füchsen, Wölfen, kleinen Nagern, Sandgühühnern und andern Steppenvögeln. Schiffske Bevölkerung haben nur die Randteile gegen China, von wo aus die Steppe mehr und mehr zurückgebrängt wird. Das Innere durchziehen Krongolen (s. d.) mit ihren zahlreichen Herden, sie wohnen nur in Zelten (Jurten). Karawanen durchziehen die G. seit langer Zeit auf mehreren Straßen zwischen Nordasien und China: Kiachta-Urga-Kalgan-Peking (russische Handels- und Poststraße, von der Post in 12–14 Tagen durchgemessen), Nerchinsk-Dalainor-Peking, Ghami-Miafutat-Kweichowtschung, Kiachta-Urga-Kantichowfu. Die ersten Nachrichten über die G. verdanken wir dem Jesuiten Verbillon, der 1688–89 sechs Wüstenreisen in die Mongolei unternahm, dem Holländer Vosbrand (des 1692–94) und Lorenz Lange (1715–36). Von Reisen im 19. Jahrh. sind zu nennen: Timonoff (1819–21), v. Bunge und Juß (Höhenbestimmungen, 1830–31), Grant (1861), Key Elias (1879), Bjewow (1878 f.), Schewalsky (s. d.), Botani (seit 1877) und von neuem: Obruchew, Rodorowski und Koslow, v. Hedini, Futterer u. a. Vgl. Ritter, Asien, Bd. 1, S. 102 f. (Berl. 1832); v. Nichtsofen, China, Bd. 1, Kap. 1–4 (dof. 1877); Futterer, Durch Asien (dof. 1901, Bd. 1) und Geographische Skizze der Wüste G. (Ergänzungsheft 139 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1902).

Gobineau (fr. gobine), Joseph Arthur, Graf von, franz. Orientalist, geb. 14. Juli 1816 in Ville d'Avray, gest. 13. Okt. 1882 in Turin, trat 1849 in den diplomatischen Dienst und wurde 1855 der Gesellschaft nach Persien beigegeben. 1859 ging er von dort als kaiserlicher Kommissar nach Nordamerika, kehrte 1861 als außerordentlicher Gesandter nach Persien zurück und wurde endlich 1864 in gleicher Eigenschaft nach Athen versetzt. Später bekleidete er Stellen in Rio de Janeiro und in Stockholm; zuletzt lebte er in Paris. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: »Essai sur l'inégalité des races humaines« (Par. 1853–55, 4 Bde.; 2. Aufl. 1884, 2 Bde.; deutsch von Schemann, Stuttgart, 1893 bis 1901, 4 Bde.); »Lecture des textes cunéiformes« (1858); »Traité des écritures cunéiformes« (1864, 2 Bde.); »Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale« (1865, 3. Aufl. 1900) und »Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins« (1869, 2 Bde.), sein bedeutendstes Werk. Auf andern Gebieten veröffentlichte er: »L'abbaye de Typhaine« (Roman, 1867); »Souvenirs de voyages« (Romellen, 1872); »Nouvelles asiatiques« (1876, deutsch in Reclams Universal-Bibliothek); »La Renaissance: Savonarole, César Borgia« (1877; deutsch von Schemann, 3. Ausg., Straßb. 1904); »Histoire d'Ottar Jarl« (1879) u. a. Auf seinem Nachlaß erschien das Gedicht »Amadis« (1887) und die Tragödie »Alexandre le Macédonien«, herausgegeben und überf. von Schemann (Straßb. 1901; deutsch, 2. Aufl., das. 1904), dem Begründer der deutschen G.-Vereinigungen. Vgl. E. Kreyer, Prof. Art. Graf von G. (Leipz. 1902); Seillière, Le comte de G. et l'arcanisme historique (Par. 1903); Kienede, Gobineaus Rassenphilosophie (Berl. 1902).

Gobio, der Gründling.

Gobir (Gobert), Hauptort auf der Grenze zwischen Sahara und Sudan, nördlich von Sokoto und

Katjena, südlich von Wir gelegen (s. die Karte bei «Guinea»), mit einer Bevölkerung, welche die edelsten Bestandteile der Paussanation verkörpern soll, bildete den Ausgangspunkt der Erhebung unter dem Scherch Ithmän von Hobio (s. Fulbe). In dem Kampfe, den seit 1802 die Fulbe gegen G. führten, sollen neun Könige gefallen sein; der Rest der Besiegten zog sich nach Libéri (Süd-Wir) zurück, von wo aus noch heute das Fußvolk durch die Haussa besetzt wird. Vgl. Wislisch u. Zippert, Beiträge zur Geschichte der Paussanaten (Mittheilungen des Orientalischen Seminars, Berl. 1903).

Gobius, die Grunbel.

Goblet (fr. goblé), René, franz. Politiker, geb. 26. Nov. 1828 in Aire-sur-la-Lys, ließ sich in Amiens als Advokat nieder und half daselbst das liberale Journal «Le Progrès de la Somme» begründen. Nach dem Sturz des Kaiserreichs ward er 7. Sept. 1870 zum Generalprokurator am Appellhof in Amiens ernannt und 2. Juli 1871 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, in der er sich der gemäßigt republikanischen Partei anschloß. 1877 ward er Mitglied der Deputiertenkammer, in der er der Linken beitrug. Im Februar 1879 wurde er zum Unterstaatssekretär im Justizministerium ernannt und übernahm unter Freycinet 30. Jan. bis 29. Juli 1882 das Ministerium des Innern. Im April 1885 wurde er Unterrichtsminister, als der er im März 1886 das Volksschulgesetz zur Annahme brachte, das die Geistlichkeit von der Elementarschule ausschloß. Am 10. Dez. 1886 bildete er ein neues Ministerium, in dem er den Vorsitz und das Innere übernahm; seine Treiberet zum Kriege mit Deutschland, wofür er sich mit Boulanger verbündete, führte 17. Mai 1887 seinen Sturz herbei. Vom April 1888 bis zum Februar 1889 war er im Kabinett Floquet Minister des Auswärtigen. Erst 1893 wieder in die Kammer gewählt, wurde er Führer der radikalen Sozialisten.

Goblet d'Alviella (fr. goblé), 1) Alibert Joseph, Graf, belg. Militär und Politiker, geb. 26. Mai 1790 in Tournai, gest. 5. Mai 1873 in Brüssel, war seit 1811 als französischer Ingenieurpionier in den Feldzügen gegen Spanien mit Auszeichnung tätig, trat 1814 in niederländische Dienste, focht bei Waterloo und machte sich später im Ingenieurkorps beim Festungsbaue an der französischen Grenze verdient. Er beteiligte sich wirksam am belgischen Aufstand von 1830, war 1831 Kriegsminister, 1832—33 Minister des Auswärtigen und ging hierauf als Gesandter nach Portugal, wo ihn die Königin Maria II., der er 1837 wesentliche Dienste leistete, zum Grafen von Alviella erhob. Nach seiner Heimkehr (1839) zum Minister ohne Portefeuille ernannt, war er 1843—45 nochmals auswärtiger Minister, 1845—59 liberales Mitglied der Kammer. 1854 nahm er als General seinen militärischen Abschied. Er veröffentlichte: «Des cinq grandes puissances de l'Europe dans leurs rapports politiques et militaires avec la Belgique» (Brüssel 1863) und «Mémoires historiques» (daf. 1864—65, 2 Bde.). Seine Biographie schrieb Juste (Brüssel 1870).

2) Eugène, Graf, belg. Gelehrter und Politiker, Enkel des vorigen, geb. 10. Aug. 1846, wurde 1890 Mitglied der belgischen Akademie, 1894 Professor der Religionsgeschichte an der Brüsseler Universität und war 1874—78 in der Kammer, 1892—94 und seit 1900 im Senat einer der Führer der liberalen Partei. Er veröffentlichte, außer dem Roman «Partie perdue» (Par. 1877; in flämischer Sprache, Gent 1882)

mehrere wertvolle Reisebeschreibungen und religionswissenschaftliche, bez. politische Arbeiten: «L'établissement des Coubarcs en Portugal» (Par. 1869); «Desarmes on décohoir» (preisgekrönt, daf. 1871); «Sahara et Laponie» (2. Aufl. 1876, mehrfach übersezt); «Inde et Himalaya, souvenirs de voyage» (daf. 1877, 2. Aufl. 1880); «L'évolution religieuse contemporaine chez les Anglais, les Américains et les Hindous» (daf. 1884; engl., Lond. 1885); «Introduction à l'histoire générale des religions» (Brüssel 1887); «Histoire religieuse du feu» (Serviers 1887); «La migration des symboles» (Par. 1891; engl., Lond. 1894); «L'idée de Dieu d'après l'anthropologie et l'histoire» (Brüssel 1892; engl., Lond. 1893); «Ce que l'Inde doit à la Grèce» (Par. 1897); «La représentation proportionnelle en Belgique. Histoire d'une réforme» (Brüssel 1900). 1874—90 war G. Chefboteleur der «Revue de Belgique».

Gobryas (pers. Gauharaba), einer der sechs Perser, mit deren Hilfe Dareios den sassaniden Smerdis stürzte, war unter diesem königlicher Langenträger und zeichnete sich in dem stählischen Feldzug durch seine klugen Rathschläge aus. Sein Sohn war Warbonios, der Selbster in den Perserkriegen. Sein Bildnis ist uns auf den Reliefen von Bisutun (s. d.) und am Grabe des Königs Dareios erhalten.

Goch, Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kleve, an der Riers, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Köln-Jeveraar und der Linie Vogel-Wesel der Nordbrabant-Deutschen Eisenbahn, hat eine evangelische, eine katholische (aus dem Mittelalter) und eine Mennonitenkirche, Synagoge, ein alterthümliches Steintor, 2 Waisenhäuser, Antiquariat, Kuchengasthaus I, Reichsanstalt für die Arbeiter, Jagarten und Schulschulen, die Kieberteierischen Werke, Kalkbrennerei, Gerberei, Bierbrauerei, Dampfschifferei, Ziegelbrennerei und (1900) 9101 meist kath. Einwohner. — G. erhielt im 1231 Stadtrecht; es gehörte bis 1473 zum Herzogtum Geltern, bis 1609 zu Kleve.

Goch, Johann von, 1. Johann von Goch.

Gochheim, Stadt im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Bretten, an der Kraich und der Eisenbahn Ulm-Adelberg, hat eine schöne evang. Kirche, Schloß, Dampfsägelei und (1900) 2688 Einw.

Gode, s. Kreinismus.

Goedingf. Leopold Friedrich Günther von, Dichter, geb. 13. Juli 1748 zu Gröningen im Halberstädtischen, gest. 18. Febr. 1828 zu Deutsch-Wartenberg in Schlesien, besuchte das Pädagogium zu Halle, wo er mit Bürger Freundschaft schloß, widmete sich Johann auf der Universität daselbst literarischen Studien, wurde Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt, wo er im Weimischen Kammerbeskreife verkehrte, 1770 Kanzleirektor zu Ellrich im Hohensteinischen, 1786 Kriegs- und Domänenrat bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 Land- und Steuerrat zu Bernigerode, 1793 Geheimrer Obergamrat in Berlin und trat 1807 in den Ruhestand. 1789 wurde er von Friedrich Wilhelm II. geadelt. G. trat zuerst mit «Sinngebüden» (Halberst. 1772; 2. Aufl., Leipz. 1778) auf und fand am meisten Beifall mit den «Niedern zweier Liebenden» (Leipz. 1777, 3. Aufl. 1819), die den Stempel des Selbstverlebens deutlich an sich tragen; sie sind hervorgegangen aus einem Liebesverhältnis Goedingfs mit Sophie Bopel, mit der er sich 1775 vermählte. In den «Gebüden» (Leipz. 1779—82, 3 Bde.; 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1821, 4 Bde.) dürfen die poetischen Episteln als

Goedings beste Leistungen gelten. Man hat außerdem von ihm: »Prekaiserische Schriften« (Frankf. 1784); »Charaben und Logographen« (daf. 1817); »Nicolass Leben und literarischer Nachlaß« (Sof. 1820) und das »Leben des Dom Hermano Johannis le Bouthillier de Rancé, Abis und Reformators des Klosters La Trappe« (Berl. 1820, 2 Bde.). Auch gab er 1780—1788 mit Hof in Hamburg, von dem Göttinger abgezwungen »Kufenalmnach«, ferner allein Kamlers »Poetische Werke« (Berl. 1800, 2 Bde.) heraus und begründete 1784 das »Journal von und für Deutschland«. Eine Auswahl aus seinen Schriften mit biographischer Einleitung von Winor findet man in Bd. 73 von Kürschners »Deutscher Nationalliteratur«. Von Wichtigkeit für die Erkenntnis seines Wesens ist sein Briefwechsel mit Bürger, herausgegeben in Strodtmanns Sammlung der »Briefe von und an Bürger« (Berl. 1874, 4 Bde.) und in der »Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte«, Bd. 3, mehr noch seine bisher ungeordneten Briefe an Gleim und Klammer Schmidt.

Sozialfornit (fr. gotisch), Badeort im preuß. Reg.-Bez. Cppeln, Kreis Wetz, an der Staatsbahnlinie Kottowitz—Tzibitz, hat 2 lat. Kirchen, ein Solbad (Kurienquelle) und (1900) 1000 Einn.

Söda, Dorf in der schw. Kreis- und Amtsh. Bougen, hat eine evang. Kirche, eine Knabenrettungsanstalt und (1900) 652 Einn.

Sodamling, Stadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Surrey, 6 km oberhalb Guildford, am schiffbaren Weg, hat Strumpfwere und (1901) 8748 Einn. Dabei liegt die 1872 von London hierher verlegte Charterhouse, ein gotischer Bau von Hardwicke.

Soban, s. Söbel wie Söban.

Sobard (fr. soc), Benjamin, franz. Komponist, geb. 18. Aug. 1849 in Paris, gest. 11. Jan. 1895 in Cannes, Schüler von Reber (Komposition) und Bizet (Violine), machte sich zuerst durch einige Kammermusikwerke (Violinsonaten, ein Trio, Streichquartette) bekannt, für die er den Preis Chantier erhielt, sowie durch Klavierstücke, Etüden und über 100 Lieder. Die Reihe seiner größten Werke eröffnete das »Concert romantique« für Violine; weiter folgten: ein Klavierkonzert, mehrere Symphonien (»Symphonie gothique«, »S. orientale«, »S. légendaire«, mit Chören und Soli, »Le Tasse«, ebenso, »Scènes poétiques« für Orchester, ein Symphoniedalsett, eine dramatische Ouvertüre und eine lyrische »Diane et Actéon«. Das Gebiet der dramatischen Komposition betrat er mit den großen Opern: »Pedro de Salamea« (Antwerpen 1884), »Joelyne« (Brüssel 1888) und »Dante et Béatrice« (Paris 1890), sowie eine fisonische Oper »La Vivandière« (1895) und zwei Schauspielmusik: »Sire Olaf« (Eile 1887) und »Jeanne d'Arc« (Paris 1891), doch ohne größeren Erfolg. Nach dem Rücktritt Faublaufs leitete G. einige Zeit die populären Konzerte.

Sobabari (Sobawari), nach Ganges und Indus der mächtigste Fluß Vorderindiens, im Deltan, mit 1445 km Länge und einem Stromgebiet von 290,600 qkm, entspringt aus dem Dhang der Westghats bei Trimbak unter 19° 58' nördl. Br. und 73° 40' östl. L., nur 80 km vom Arabischen Meer in 1000 m Höhe, durchfließt mit zahlreichen Windungen die ganze Halbinsel in südöstlicher Hauptrichtung mit einer mittleren Gefällewindigkeit von 2,5 km in der Stunde, die sich bei Hochwasser im Mittellauf zu 10 km steigert. Nach einem Laufe von 1065 km empfängt

der G. links die ebenbürtige Branchita, entstanden aus dem Zusammenfluß von Wardha, Penganga und Wainganga; andre Zuflüsse sind: rechts im Mittellauf die Wandhara, links im Unterlauf Inbravati, Tal und Sabari. Nach Aufnahme der Branchita fließt der G. durch Engen, tritt 90 km vom Meer in eine weite Alluvialebene und spaltet sich dann in drei Hauptarme, die bei Kakinada (Gautami-G.), unterhalb Nannan bei Karinga (Bainatejam-G.) und bei Karapur (Watschija-G.) den bengalischen Meerbusen erreichen. Die Umgegend jener Engen ist trotz Ausgabe von 700,000 Rds. Sterl. mislungen. Großartig sind die Bewässerungsanlagen (312,000 Hektar) im Delta, wo von 850 km Hauptkanälen 740 km schiffbar sind. Der Gautami-G. ist für Schiffe von 3—4, der Watschija-G. für solche von 2—3 m Tiefgang befahrbar. Größere Schiffe können sich der Küste nicht nähern, die sandig ist und viele Kokos- und Palmpalmen trägt, während die vielen Inseln des Deltas auf ihrem sehr fruchtbaren Boden reiche Ernten von Tabak und Baumwolle bringen. Als einer der zwölf heiligen Ströme Indiens (auch Gada), der nach dem Hinduglauben aus derselben Quelle wie der Ganges entspringen soll, wird der G. mit seinen zahlreichen Ballfahrtsorten von der Quelle bis zur Mündung jährlich, namentlich aber alle zwölf Jahre (Puskaram) von vielen Tausenden von Pilgern aufgesucht.

Sobabari (Sobawari), sehr fruchtbarer Distrikt der britisch-ind. Präsidienhaft Madras, 12,421 qkm mit (1901) 1,951,645 Einn. (1,903,562 Hindu, 99,395 Mohammedaner, 8822 Christen), im Delta des G. am Meerbusen von Bengalen. Er erzeugt mit Hilfe großer Bewässerungsanlagen Reis, Mais, Baumwolle, Jute, Hanf, Tabak, Linsen, Zuckerrüben, Indigo, Gewürze. Hauptstadt ist Kakinada (s. d.). Vgl. Morris, The Godawari-District (Lond. 1878).

Soddam (eigentlich God dann, fr. godam), »Gott verdamm!«, Fluch der Engländer.

Sobdard (fr. godard oder godard), Arabella, Klavierpielerin, geb. 12. Jan. 1836 in St. Servais bei St. Malo, erhielt ihre Ausbildung durch Klavierlehrer in Paris und Mrs. Amberson und Thalberg in London und langierte bereits 1855 mit Erfolg in Berlin, Leipzig und Paris. 1859 verheiratete sie sich mit dem Musikkritiker der »Times« J. B. Davison (gest. 24. März 1885). 1873—76 machte sie Konzertreisen nach Oindien, Australien und Nordamerika.

Söbde (Sudba, Sudbi), arab. Flüssigkeitsmaß zu 8 Russia von 16 Watsja = etwa 7,5 Lit.

Sobdelan, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Groß-Gerau, unweit des Rheins, an der preußisch-hessischen Staatsbahnlinie Darmstadt-Dornach, hat eine evang. Kirche und (1900) 2112 Einn. Dazu gehört das Landeshospital Hofheim.

Godeffroy (fr. godeffroy), Johann Cesar, Kaufmann, geb. 1. Juli 1813 in Kiel, gest. 9. Febr. 1885 in Hamburg, trat 1830 in das von seinem Großvater 1766 errichtete Hamburger Geschäft und veräußerte ihm wohlbegründeten Vetrust. Er errichtete in der Südlsee 45 Niederlassungen und Agenturen, in denen Kokospalmen-, Baumwoll-, Kaffee- und Zuckerrüben sowie Perlmutterfischerei betrieben wurden. Daneben suchte er die Erforschung der Südlsee mit allen Mitteln zu fördern und begründete 1861 ein Museum in Hamburg, für das er zahlreiche Reisende nach der Südlsee entsandte. Das gesammelte Material wurde den Forschern zur Verfügung gestellt, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden im »Journal des

Museum G. (Hamb. 1871—79, 14 Bände) veröffentlicht. 1879 trat eine Stodung des Geschäfts ein, der Handel ging an die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Süder über, und seit 1885 begann G. das Museum aufzuleben, dessen ethnographischen Teil das Museum für Völkerkunde in Leipzig erwarb.

Godefroy (spr. go-de-fro, Frédéric, franz. Lexikograph, geb. 13. Febr. 1826 in Paris, gest. 30. Sept. 1897 in Leizelle (Niederpyrenäen), verfasste ein »Lexique comparé de la langue de Corneille et de la langue du XVII. siècle en général« (1862, 2 Bde.) und die »Histoire de la littérature française depuis le XVI. siècle jusqu'à nos jours« (2. Aufl. 1878 ff., 10 Bde.), eine Auswahl von Urtheilen mit literarischen Urtheilen. Sein »Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IX. au XV. siècle« (1890—1902) umfaßt 10 Bände.

Godegifel, s. Godegifel.

Godehard, Bischof von Hildesheim, s. Godehard.

Godeke, Karl, Literaturhistoriker, geb. 15. April 1814 in Welle, gest. 28. Okt. 1887 in Göttingen, studierte 1834—38 in Göttingen Philologie und Literaturgeschichte, lebte dann einige Jahre in Welle seinen Studien und trat im Herbst 1843 als Korrespondent in das Geschäft des Buchhändlers Hahn in Hannover. Später lebte er abwechselnd in Welle, Hannover und Göttingen, bis er 1873 zum außerordentlichen Professor der Literaturgeschichte an der Universität zu Göttingen ernannt wurde. Seine literarische Laufbahn begann G. unter dem Namen Karl Stahl mit der Komödie in Aristophanischer Gewand: »König Krobus, eine Witzgeburt der Zeit« (Leipz. 1839), der »Novellen« (Welle 1840) und ein »Novellenmanuscript für 1842« (Hannov. 1841) folgten. Sodann veröffentlichte er die Sammlungen: »Deutschlands Dichter von 1813—1843« (Hannov. 1844), »Elf Bücher deutscher Dichtung von Geb. Brand bis auf die Gegenwart« (Leipz. 1849, 2 Bde.), »Edelknechte aus den neuesten Dichtern« (Hannov. 1851) und »Deutsche Dichtung im Mittelalter« (bas. 1854, Sachregister 1871; 2 vermehrte Ausg., Trebb. 1871); die Monographien: »Krieger Leben und Schriften« (Hannov. 1844) und »Xanthippos Gengenbach« (bas. 1856), denen sich später »Emanuel Godel« (Stuttg. 1869, Bd. 1) und »W. Bürger in Göttingen und Göttinghausen« (Hannov. 1873) anschlossen. Sein Hauptwerk ist der sorgfältig gearbeitete und ungemein reichhaltige »Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung« (Hannov. 1857—1881, 3 Bde.), der gegenwärtig in zweiter, neubearbeiteter Auflage erscheint (Trebb. 1884—1904, Bd. 1—3 von G. selbst besorgt, Bd. 4—8 unter E. Goepfer, fortan unter F. Wunders Leitung). Ein Sonderdruck aus der 1. Auflage erschien 1859 u. d. T.: »Goethe und Schiller«. Außerdem lieferte G. zu den Gesammten Ausgaben von Schiller, Lessing und Goethe Biographien und literarische Einleitungen, aus denen auch sein Buch »Goethes Leben und Schriften« (2. Aufl., Stuttg. 1877) hervorging, gab mit Jul. Tittmann die Sammlungen: »Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts« (Leipz. 1867—83, 18 Bde.) und »Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts« (bas. 1869—85, 15 Bde.) heraus und leitete die historisch-kritische Ausgabe von »Schillers sämmtlichen Schriften« (Stuttg. 1867—76, 15 Bde.). Auch gab er die »Geschäftsbrieve Schillers« (Leipz. 1875) heraus.

Goderich (spr. go-de-rih), Hafenstadt in der kanadischen Provinz Ontario, an der Mündung des Wailand in den Huronensee, mit Salinen, Fischausfuhr und (1901) 4158 Einw.

Godesberg, Dorf und Badeort im preuss. Regbez. Köln, Landkreis Bonn, in reizender Lage am linken Rheinufer, an der Staatsbahnlinie Köln-Koblenz und einer Dampfstraßenbahn nach Bonn, mit einer evangelischen und 3 kath. Kirchen, Synagoge, Bädagogium, Mineralquelle (Druschbrunnen, eisenhaltiger Sauerling) und prachtvollem Badehaus, mehreren Sonntagen, Kurpark, vielen Villen, Steppendampfabritation, Fabrikation Schillerger Verchlüsse, Dampfessfabrik, Ziegeleibrennerei und (1900) 8927 meist kath. Einwohner. Die Zahl der Kurgäste beläuft sich jährlich auf 6000. Dabei liegt die malerische Ruine des 1208—1213 vom Erzbischof Dietrich I. erbauten, 1583 von den Bayern zerstörten Schlosses G. mit 30 m hohem Rundturm. Vgl. Schwann, G., Lustkur- und Badeort (Bonn 1888); Deneert, G., eine Perle des Rheins (2. Aufl., Godesb. 1900).

Godel (spr. go-de), 1) Frédéric, evang. Theolog, geb. 25. Okt. 1812 in Neuchâtel, gest. dafelbst 29. Okt. 1890, studierte in seiner Vaterstadt, in Berlin und Bonn, wurde später Lehrer des Fränsen, nachmaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, 1850 Professor der Theologie, 1851 auch Pfarrer in Neuchâtel. 1873 trat G. aus der Staatskirche aus und wurde Professor an der theologischen Akademie der Freien Kirche des Kantons Neuchâtel, welche Stelle er 1887 niederlegte. Seine Hauptschriften sind: »Histoire de la Réformation et du Refuge dans le pays de Neuchâtel« (Neuchâtel 1859); »Commentaire sur l'évangile de Saint Jean« (3. Aufl., Par. 1881—85, 3 Bde.; deutsch, 4. Aufl., Hannov. 1902 ff.); »Commentaire sur l'évangile de Saint Luc« (3. Aufl., Neuchâtel 1888—89, 2 Bde.; deutsch, Hannov. 1888—89); »Commentaire sur l'épître aux Romains« (2. Aufl., Neuchâtel 1883—90; deutsch, Hannov. 1892); »Commentaire sur la 1. épître aux Corinthiens« (Neuchâtel 1886—87, 2 Bde.; deutsch, Hannov. 1886—87); »Conferences apologetiques« (Neuchâtel 1869); »Etudes bibliques« (4. Aufl., bas. 1889, 2 Tle.; deutsch, 2. u. 3. Aufl., Hannov. 1888 u. 1898); »Introduction au Nouveau Testament« (Par. 1893—98, 2 Bde.; deutsch, Hannov. 1894—1901). Seine Kommentaire sind auch ins Englische, Holländische u. überfetzt worden.

2) Philippe Ernest, schweizer. Dichter und Literaturhistoriker, Sohn des vorigen, geb. 23. April 1850 in Neuchâtel, studierte die Rechte in Basel und Berlin, lebte dann als Advokat in seiner Vaterstadt und wurde, nachdem er auch Journalist gewesen, Privatdozent der französischen Literatur an der Akademie von Neuchâtel. G. veröffentlichte mehrere Bände Gedichte: »Une poignée de rimes« (Neuchâtel 1871), »Premières poésies« (1873), »Le cœur et les yeux« (1882, 3. Aufl. 1895), »Les Réalités« (Par. u. Neuchâtel 1887), ferner: »Pierre Virot, biographie du réformateur vaudois« (Lausanne 1892); »Art et patrie. Auguste Bachelin, d'après son œuvre et sa correspondance« (1893); »Le peintre Albert de Menron« (1901); »Neuchâtel pittoresque« (1901, mit T. Combe); »L'âme et dieu«, Anthologie (1903), u. a. Sein Hauptwerk, die »Histoire littéraire de la Suisse française« (Par. 1889), erhielt von der französischen Akademie den Preis Gufrin. Für Jacques-Dalcroze schrieb er den Operntext »Janie« (1894). G. gab auch die Werke des Freiburger Étienne Eggié (»Poésies«, 1884) und der Neuenburgerin Alice de Chambricr (»Au delà«, 6. Aufl. 1899) heraus; vgl. Französische Literatur in der Schweiz. Seit 1883 schreibt er die Schweizer Chronik für die »Bibliothèque Universelle«, seit 1885 ist er Berichterstatter

des „Journal des Débats“. Er ist Herausgeber des „Musée neuchâtelais“.

Godetia *Sp.*, Gattung der Nagrgrazeen, einjährige Pflanzen oder Stauden mit großen roten oder weißen Blüten in blühtierten Trauben oder Ähren. Gegen 20 Arten im westlichen Nord- und Südamerika, besonders in Kalifornien. Mehrere Arten, besonders *G. amoena* Lehm., *G. Romanzowii* Ledeb., *G. Whitneyi* A. Gray, werden in verschiedenen Varietäten als Gartenpflanzungen kultiviert.

Godhavn, Hauptort und Hafenplatz des dän. Insektorals Nordgrönland (1901: 5217 Einw., darunter 79 Europäer), an der Südküste der Insel Disko, unter 69° 15' nördl. Br., mit einer Herrschaftsmission. Die Kolonie G. zählte 1901: 294 Seelen, die auch einen Gartenbau treiben.

Godigisel (Wodigisel), 1) König der Wandalen, brach 406 n. Chr. in das Gebiet der Franken ein, wurde aber von ihnen im Dezember in der Nähe von Mainz mit angeblich 20,000 der Seinigen erschlagen; nachdem die Wandalen von den Alanen Hilfe erhalten hatten, erzwangen sie den Rheinübergang.

2) Zweiter Sohn des Königs Gundobad von Burgund, erhielt nach dessen Tode 473 Bienne, während sein Bruder Gundobad nach der Ermordung des dritten Bruders, Chilperichs, das übrige Burgund an sich riß. Aus Furcht vor diesem schloß G. ein geheimes Bündnis mit Chlodwig von Franken und besiegte mit diesem seinen Bruder bei Dijon (500). Gundobad flüchtete nach Avignon, während Chlodwig in sein Reich zurückkehrte und G. Burgund in Besitz nahm, sammelte neue Streitkräfte und löste G. nach der Einnahme von Bienne unter Warten.

Godin (*fr.* godin), Jean Baptiste André, franz. Sozialist, geb. 1817 in Esquichères (Aisne), gest. 15. Jan. 1888 in Guise, schwang sich zum Arbeiter zum Fabrikanten empor und gründete 1862 zu Guise den „Familière“, einen genossenschaftlichen Verband von einigen 1000 Arbeitern mit Beteiligung am Gewinn. 1871 wurde er Generalrat, 1875 in die Nationalversammlung gewählt. Nach seinem Tode führte seine Witwe die Verwaltung des Unternehmens im Sinne des Gründers weiter. Vgl. Bernardot, Le familière de Guise et son fondation (Bar. 1889); Fischel, Die Familière Godins (Berl. 1890); Häntschke, Gewinnbeteiligung der Arbeit. J. M. Godin und seine Schöpfung (Baf. 1890); Restelle, Étude sur le familière de Guise (Bar. 1904).

Godling (Hschd. Godonin), Stadt in Währen, rechts an der March, die hier die Grenze gegen Ungarn bildet, Knotenpunkt der Nordbahn (Wien-Krautau), Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein kaiserliches Schloß mit großer Domäne, eine deutsche und eine tschechische Landesoberrealschule, eine Kavallerieoffiziersschule, ein Staatsbrennereidepot, eine ärztliche Tabakfabrik, 2 Zuckerraffinerien, eine Woll- und eine Spiritusfabrik, 2 Dampfmaschinen, eine Brettsäge, Bierbrauerei, ein Elektrizitätswerk und (1900) 10,233 Einw. (476 Deutsche, 3987 Tschechen). In der Umgebung von G. finden alljährlich große Vogeljagden statt.

Godiva, die junge und schöne Gemahlin des Grafen Leofric von Coventry (gest. 1057), Gründerin eines Klosters zu Coventry, soll nach einer im 13. Jahrh. auftretenden Sage diese Stadt von einer hohen Geldstrafe, die der Graf ihr auferlegte, dadurch befreit haben, daß sie, die von ihrem Gemahl gestellte Bedingung erfüllend, nackt durch die Straßen zitt. Spätere Erzählungen fügen hinzu, daß während dieses Rittes

allen Männern verboten worden sei, sich auf der Straße oder an den Fenstern blicken zu lassen. Coventry feierte diese in einem Gedichte Tennessons besungene Tat der Gräfin bis in unsere Zeit durch ein großes Fest. Durch ein den Vorgang darstellendes Bild von van Lierus im Antwerpener Museum wurden Jos. Lauff zu seiner Erzählung „Regina coeli“ und Waetzelin zu seinem Drama „Monna Vanna“ angeregt. Vgl. Richter, Das Urdild der Monna Vanna (in der „Neuen Freien Presse“ Nr. 14,247, Mai 1904).

Godmanchester (*fr.* godmanchester), Stadt, f. Huntingdon.

Godofredus (lat.), soviel wie Gottfried.

Godolin (*fr.* godin), Entstellung des Namens Goudelin (f. d.).

Godölls, Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, an der Staatsbahnlinie Budapest–Győr, mit Bezirksgericht, hat (1901) 5893 meist magyar. Einwohner. Das Kronau G. sowie das königliche Lustschloß (mit über 100 Zimmern, prächtigen Parkanlagen und ausgedehntem Wildpark) gehörte ehemals dem Fürsten Grassalkovich, später dem Baron Sina und wurde 1868 nach der Krönung durch den Staat als Krönungsgeschenk für den König angekauft. Seitdem ist es Sommerresidenz des Hofes. In der Umgegend von G., das auch eine beliebte Sommerfrische der Budapestler ist, fanden jährlich große Vogeljagden statt. 1901 wurde der Königin Elisabeth eine Bronzestatue (von Jos. Kóna) errichtet. In der Nähe liegt das malerisch gelegene klaustrerklöster Wesnyö mit besuchter Wallfahrtskirche. Vgl. Kipka, Godölls (Wien 1898).

Godolphin (*fr.* godolphin), engl. Adelsfamilie, die schon zur Zeit der normannischen Eroberung in Cornwallis ansässig gewesen sein soll. Ihr gehören an: 1) John, engl. Rechtsgelehrter, geb. 29. Nov. 1617, gest. 4. April 1678, während der Revolution eifriger Puritaner, wurde 1653 von Cromwell zum Admiralspräsidenten und nach der Restauration von Karl II. zum Kronanwalt ernannt. Er schrieb theologische und juristische Abhandlungen, von denen die auf das Seerecht bezüglichen noch jetzt geschätzt sind.

2) Sidney, Graf von, engl. Staatsmann, geb. 1645, gest. 15. Sept. 1712, als Bage zu Wiltshire erzogen, stand in hohem Ansehen bei Karl II., war 1678 Gesandter in Holland, wurde 1679 zum Lord des Schaptes ernannt und 1680 in den Geheimen Rat berufen. Im April 1684 wurde er Staatssekretär, im August d. J. erster Lord des Schaptes und im September Peer und Baron G. In der letzten Zeit Karls II. hatte er mit Graf Sunderland und der Herzogin von Portsmouth die oberste Leitung des Staates in den Händen. Nach Jakobs Thronbesteigung gab er 1685 sein Schampamt auf, blieb aber von Einfluß im Rat und wurde Oberkammerherr der Königin. 1687 wurde er, der sich in seinem Hofamt sehr willfährig gegen die katholischen Neigungen des Königs gezeigt hatte, wieder zum Kommissar des Schaptes ernannt. 1688 sprach er sich im Konventionsparlament gegen die Thronbesteigung Wilhelms III. und für eine Regentschaft aus, wurde aber trotzdem, als in den Geschäften unentbehrlich, 1689 einer der Kommissare des Schaptes und eigentliche Leiter der Finanzen. 1690 trat er für kurze Zeit zurück, wurde aber noch in denselben Jahr zum ersten Lord des Schaptes befördert, genoß das ganze Vertrauen des Königs Wilhelm und war während seiner Abwesenheit einer der Regenten, was ihn aber nicht hinderte, mit dem Jakobiten in Verhandlungen zu treten. 1696 entlassen, wurde er zu

Dezember 1700 wieder in sein Amt eingesetzt und war unter der Regierung Annas neben Warburrough der hauptsächlichste Leiter der britischen Politik und Lord-Schatzkanzler von England. 1706 zum Grafen G. ernannt, wurde er 1710 in den Sturz Warburroughs verwickelt und 8. Aug. entlassen. Er war ohne politische Grundzüge, aber ein vortheilhafter Finanzmann. Sein Leben beschrieb H. Ellis (Lond. 1888). Der Titel Graf G. erhielt 1766 mit dem Tode seines Sohnes Francis G., des Gemahls von Warburroughs Tochter Henriette, Geheimlegationsbewahrers 1735—40. Den Titel Baron G. erbt sein Vetter Francis G., gest. 1785 ohne Erben; infolge einer Erneuerung von 1832 führen ihn jetzt die Herzöge von Leeds, Nachkommen einer Tochter des zweiten Grafen.

Godomar, zweiter Sohn Gumbabads, letzter König der Burgunder, trat nach seines Bruders Siegmund Niederlage und Tod 523 die Herrschaft an, schlug die Franken 524 bei Vésone, ward aber 532 von den fränkischen Königen bei Autun besiegt und seines Reiches beraubt.

Godoy (franz. godé), Manuel G. Alvarez de Faria, Herzog von Alcudia, der »Friedensfürst«, span. Staatsmann, geb. 12. Mai 1767 in Babajoz, gest. 7. Okt. 1851 in Paris, trat als Sprößling einer altadligen, aber unbemittelten Familie mit 17 Jahren in die spanische Garde, wo er durch seine äußeren Vorgänge die Aufmerksamkeit der Prinzessin von Asturien, Marie Luise, erregte und durch deren Gunst rasch emporstieg. Kavalier Ehrgeiz und natürliche Talente, mit eisernem Fleiß gepaart, befähigten ihn, der Ämter, die ihm die königliche Günstin verschwenderisch zuwendete, mit einer mehr als gewöhnlichen Routine zu warten, so daß er sich auch dem Gemahl seiner Gönnerin, namentlich nachdem dieser als Karl IV. den Thron bestiegen hatte, mehr und mehr unentbehrlich machte. Nachdem er schon 1792 zum Marquis von Alvarez und Herzog von Alcudia ernannt worden war, wurde er im November d. J. an Stelle von Aranda mit der Leitung der Regierung und dem Ministerrath des Auswärtigen betraut. Im Innern setzte G. die Politik des aufgeklärten Despotismus fort, wie sie die Staatsmänner aus der Schule Karls III. befolgt hatten. Auch nach außen suchte er die traditionelle Politik der Anlehnung an Frankreich aufrecht zu erhalten, was ihn die Entrüstung Karls IV. über die Hinrichtung Ludwigs XVI. zur Kriegserklärung an die Republik nöthigte. Die wechselnden Erfolge des dreijährigen Kampfes (1793—95) ließen aber die royalistische Begeisterung rasch erkalten, und als die Koalition gegen Frankreich in die Brüche ging, war Spanien eine der ersten Nationen, die mit der Republik (1795 in Basel) ihren Frieden machte, der G. den Titel eines Friedensfürsten eintrug. Nunmehr lenkte G. aber wieder vollständig in die traditionelle Politik des engen Anschlusses an Frankreich ein, obwohl er voraussehen mußte, daß es darüber mit England zum Kriege kommen würde. Tragend war die Ungnade, der G. deshalb 1798 verfiel, nur eine scheinbare. Ingeheim blieb er der Leiter der spanischen Politik und trat auch öffentlich wieder an die Spitze, nachdem er 1801 den Feldzug gegen Portugal (Pomeranzienkrieg) glücklich beendet hatte. Seitdem suchte G. an Napoleon einen Rückhalt zu gewinnen, indem er diesem die Hand einer spanischen Infantin antrug und weiterhin dessen Pläne gegen Portugal förderte. Dabei sollte G., der seit 1797 mit einer Nichte Karls IV. vermählt war, Algarve als souveränes Fürstentum erhalten.

Aber auch die G. feindliche Partei des Infanten Ferdinand trat mit Napoleon in geheime Verbindung, und als G. dem Prinzen deshalb wegen Hochverrats den Prozeß machen wollte, legte Napoleon ein Veto ein. Als die Franzosen auf dem Durchmarsch nach Portugal Madrid besetzten, erhob sich die Partei Ferdinands in Aranjuez 18. März 1808, stürzte G. und zwang Karl IV. zur Abdankung. Nur mit Mühe entging G. der Folter; aber so groß blieb sein Einfluß auf Karl IV., daß sich dieser noch in Bayonne weigerte, mit Napoleon zu unterhandeln, solange nicht G. in Sicherheit gebracht und hinzugezogen wurde. G. ist dann mit ins Exil gegangen. Seit 1808 lastigste Vermögen wurde ihm 1847 wiederhergestellt. Zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte er seine Mémoires (Bar. 1836, 4 Bde.; deutsch von Diezmann, Leipzig 1836—37). Vgl. O'Leary u. Utero, Vida politica y militar de D. M. G. (Bar. 1846).

Godron (franz. godrón), Rundfalte, an Metallgegenständen ein längerer oder gekrümmener Buckel, wie auf den sogen. venezianischen Emails, die davon godroniert heißen.

God save the King oder the Queen (engl.), »Gott erhalte den König (oder die Königin)«, Anfang und Refrain der englischen Volkshymne, deren Melodie auf das deutsche »Heil dir im Siegerkranz« übergegangen ist, wurde zuerst 1739 von Henry Carey bei einem Diner zur Feier der Einnahme von Portobello in Dingen gesungen. Nach Chrysanders Nachweis »Jahrbücher für musikalische Wissenschaft«, Bd. 1, Leipzig, 1863) rühren Text und Melodie von Carey selbst und nicht von John Bull her.

Godsham, Landschaft in Südbessinien (Auhara), wird im N. von Agomed, Afereunat und Begemeder, im S. und O. vom Abai, dem Oberlauf des Blauen Nils, im W. von der Landschaft Damot begrenzt. Im engern Sinn ist G. die größte Provinz Abessinien unter einem in dem besetzten Roncarer residirenden Regus.

Godsche, Hermann, Romanschriftsteller, geb. 12. Febr. 1815 zu Trachenberg in Schlesien, gest. 8. Nov. 1878 in Warmbrunn, widmete sich dem Postdienst, den er aber, zu Berlin in den Baldeckschen Prozeß verwickelt, 1849 verließ, um sich ausschließlich literarischer und journalistischer Tätigkeit zu widmen. Unter dem Namen Arm in schrieb er eine Reihe novellistischer Arbeiten; besonders bekannt machten ihn aber seine unter dem Namen Sir John Metcliffe veröffentlichten zahlreichen Sensationsromane: »Sedastopol«, »Kena Sahib«, »Villafranca«, »Pueda«, »Barrie« u. (in neuer Ausgabe, Berl. 1903—04), in denen er die weltgeschichtlichen Ereignisse seit dem Krimkrieg nicht ohne Weidich und historischer Kenntnisse zur Darstellung brachte, ohne indessen kunstförmigen Ansprüchen zu genügen.

Godsche (Godjed, Godapa), Fluß in der Landschaft Kassa, südlich von Abessinien, vereinigt sich, von W. kommend, mit dem weit größeren Wädi, dem Oberlauf zum Rudolfsee fließenden Ono.

Godthaab, dän. Kolonie auf der Südspitze von Grönland, mit den Siedelungen G., Fiskernäs und Lichtenfels, hat (1901) 940 Einw. Der 1721 von Hans Egede als erste dänische Niederlassung in Grönland gegründete Ort G. mit Seminar und Buchdruckerei und der 1 km entfernten Missionsstation Neu-Herrnhut liegt auf der Halbinsel Kooft an einem tief in das Land eindringenden Fjord und hat (1901) 269 Einw. (7 Europäer). G. weist noch zahlreiche Reste alter skandinavischer Kultur auf und war

früher der wohlhabendste Distrikt Grönlands, verarmt aber mehr und mehr, seit die Grönländer den Robbengang verlernt haben. In G. endete Ransens (f. d.) 1888 unternommene Durchquerung Grönlands.

Gobunow, f. Boris Gobunow.

Gobwin, Graf von Wessex, gest. 1053, stand bei König Knut d. Gr. in hohem Ansehen, trat nach dessen Tod (1035) für die Erbfolge Sarrakmuts ein und rief, als dieser 1042 starb, Ethelreds Sohn Eduard den Bekennern auf den Thron, den er vollständig beherrschte, und dem er seine Tochter Edgith vermählte. Vor den von Eduard begünstigten Normannen mußte er 1051 mit seinen Söhnen in die Verbannung gehen, kehrte aber 1052 zurück und stellte sich an die Spitze einer nationalen Erhebung der Angelsachsen, welche die Vertreibung der Fremden zur Folge hatte. Sein Sohn Harold (f. d.) wurde nach Eduards Tode zum König erwählt.

Gobwin, 1) William, engl. Schriftsteller, geb. 3. März 1758 zu Wisbeach in Cambridgeshire, gest. 7. April 1836 in London, studierte in der Hogion Academy, predigte dann verschiedenen Dissidentengemeinden, wurde durch die französischen Philosophen ganz ungläubig und begann 1783 ein Schriftstellerleben in London mit einem radikalen »Life of Chatham«. In extremer Parteinehme für die französische Revolution schrieb er sein Hauptwerk: »Political justice« (Lond. 1793), das für die Abschaffung aller Gesetze plaidierte und großen Einfluß auf Shelley übte. Diefen Ideen gab er auch Ausdruck im Verbrecherroman »Caleb Williams« (Lond. 1794, 3 Bde., u. d.; deutsch, Leipz. 1797—98, 2 Tle.) und durch die Vermählung mit der emanzipierten Schriftstellerin Mary Wollstonecraft 1796 (f. unten). Als der Revolutionssturm vorüber war, beruhigte sich G. und unterstützte die Renaissance der altenglischen Literatur durch eine »History of the life of Chaucer« (Lond. 1803, 2 Bde.), schrieb unter dem Namen Baldwin Kinder- geschichten, die er selbst verlegte, trat gegen Walthus auf mit einem »Inquiry concerning the power of increase in the numbers of mankind« (1821) und lieferte eine »History of the commonwealth of England« (1824—28, 4 Bde.). Seine Romane: »Saint-Leon« (1799, 4 Bde.), »Fleetwood« (1805, 3 Bde.), »Mandeville« (1817, 3 Bde.) und »Cloudesley« (1830, 3 Bde.) fanden viel Beifall; mit den Tragödien: »Antonio« (1801) und »Faulkner« (1807) fiel er durch. Sgl. R. Paul, W. G., his friends and contemporaries (Lond. 1876, 2 Bde.).

2) Mary, geborne Wollstonecraft, engl. Schriftstellerin, Gattin des vorigen, geb. 27. April 1759 als Tochter eines Gütebesizers bei London, gest. 10. Sept. 1797, genoss wenig Erziehung, eröffnete dennoch mit ihren Schwestern eine Unterrichtsanstalt, bereiste Portugal, Frankreich und Norwegen, schloß zuerst eine Gewissenshe mit einem Mr. Inch und dann eine legale mit Gobwin. Mit ihrer »Vindication of the rights of woman« (Lond. 1792; neue Ausg. 1892; deutsch von Salzmann, Schepersenthal 1793, 2 Bde., und von Berthold, Dresd. 1898) und ähnlichen Schriften trat sie als Vorläuferin der Frauenemanzipation auf. Außerdem schrieb sie mehrere Romane. Ihre »Posthumous works« erschienen London 1798, 4 Bde. Ihre Biographie schrieb Mrs. Pennell (Lond. 1885). Sgl. Helene Richter, Mary Wollstonecraft, die Vorkämpferin der Frauenrechte (Wien 1897); Emma Rau- schenbusch-Clough, A study of Mary W. and the rights of woman (Lond. 1898). — Ihre Tochter Mary Wollstonecraft G., geb. 30. Aug. 1797 in

Somers Town bei London, verheiratete sich 1816 mit dem Dichter Shelley (f. d.) und starb 1. Febr. 1851. Sie ist Verfasserin der Romane »Frankenstein« (1814), »Valperga« (1828) sowie der »Rambles in Italy and Germany« (1834—40). Sgl. Mrs. Marshall, Life and letters of M. W. Shelley (Lond. 1889); Lucy Madox Rosselli, Mrs. Shelley (bas. 1890).

Gobwin **Austen** (f. d.), Berg, f. Daylang. **Goele** (f. d.), Jan de, hervorragender holländ. Arabist, geb. 13. Aug. 1836 zu Dronrijp in Friesland, bezog 1854 die Universität Leiden, wurde 1860 auf Grund seiner Dissertation »Descriptio al-Magribi« zum Doktor promoviert, 1866 außerordentlicher, 1869 ordentlicher Professor und Interpres leg. Warn., welche Stellung er noch heute bekleidet. Aus der großen Zahl seiner Publikationen heben wir hervor: »Liber expugnationis regionum, auctore al-Beladsori« (Leiden 1866); »Fragmenta historiarum arabicarum« (mit de Jong, 1869—71, 2 Bde.); »Bibliotheca geographorum arabicarum« (1870—94, 8 Bde.); »Diwan poëtas Moslim ibno-'l-Walid« (1875); »Catalogus codicum orientalium Bibliothecae Lugduno-Batavae«, Bde. 3—5 (1895—73; 2. Ausg., Bd. 1, 1888; unter Mitwirkung von de Jong und Houtma); »Annales quos scripsit al-Tabari« (f. Tabari); »Mémoires d'histoire et de géographie orientale« (1892—1903, 3 Nummern; Nr. 1 in 2. Aufl. 1886, Nr. 2 desgl. 1900) und »Ibn Gotaiba. Liber poësis et poetarum« (1904). Von Wrights »Grammar of the Arabic language« bearbeitete er die dritte Auflage (Cambridge 1896—98, 2 Bde.).

Goelette (franz., ital. Gioletta), die romanische Bezeichnung für den Schoner.

Goeree en Overflakke (f. d., f. d., f. d.), Insel an der Küste der niederl. Provinz Südholland, zwischen Goerechedag und Haringvliet im N., dem Krammer und Grebelingen im S., dem Volkerak im O., ist 39 km lang und 9 km breit, 232,8 qkm (4,2 OAR.) mit ca. 25,000 Einw., die sich besonders mit Krappbau und Fischerei beschäftigen. G. hat sich seit dem Mittelalter aus mehreren kleinen Inseln gebildet; die beiden Hauptteile sind seit 1780 vereinigt. Der Hafen von Goereede (auf G.) verlandet allmählich; Hauptorte der Insel sind die nebeneinander liegenden Flecken Widdelharms (mit Hafen) und Som- melsdijf (zusammen mit 1900 6901 Einw.).

Goes (f. d., f. d., f. d.), Stadt in der niederl. Provinz Zeeland, auf der Insel Süd-Neveland und an der Staatsbahnlinie Roosendaal-Bispingen, steht durch einen Kanal mit der Colterichede in Verbindung, hat eine prächtige gotische Kirche, Trümmer eines Schlosses der Jakobäa von Bayern, ein Kloster mit interessanten Malereien, einen Hafen, höhere Bürgerschule, Altertumsmuseum, Sägemühlen, Schiffbau, Zigarrenfabriken, Handel mit Getreide, Obst und Hopfen und 1900 6919 Einw. In der Nähe ist der große Wilhelminalpolder.

Goes, 1) (f. d., f. d.) Hugo van der, niederl. Maler, geb. in Gent, bildete sich nach van Eyck, wurde 1465 Mitglied der Malergilde in Gent, deren Vorsteher er von 1473—75 war, zog sich später in das Klooster von Soignies bei Brüssel zurück und starb, in Wahnsinn verfallen, 1482 in diesem Kloster. Um sein Leben haben sich Legenden gesponnen, die vor der historischen Kritik nicht Stich gehalten haben. Von den ihm zugeschriebenen Werken ist nur eines vollkommen sicher, das im Auftrage des Agnens der Mediceer in Brügge, Portinari, gemalte Triptychon (früher

in Santa Maria Nuova, seit 1900 in den Uffizien zu Florenz) mit der Anbetung des Christkinds durch Rabbona, Engel und Hirten, mehreren Heiligen und den Bildnissen der Stifterfamilie. Daraus ergibt sich, daß hohe technische Vollendung, Sorgsamkeit der Durchführung, Reizität in Kinderdarstellungen und ein lebhaftes dramatisches Gefühl die Vorzüge des Malers waren. Auf Grund dieses Bildes konnte ihm ein zweites zugewiesen werden, das, ebenfalls eine Anbetung des Christkinds durch die Hirten darstellend, von den Halbfiguren zweier Propheten eingefast, 1902 aus Privatbesitz in Madrid für das Berliner Museum erworben worden ist. Nach den neuesten Forschungen gelten auch der Tod der Maria in der Galerie zu Brügge, ein Diptychon mit dem Sündenfall und der Beweinung Christi im Wiener Museum, ein Triptychon mit der Anbetung der Könige in der Liechtenstein-Galerie zu Wien, eine Madonna im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M. und das Bildnis des Prinzen Karl von Bourbon im Germanischen Museum zu Nürnberg als Werke von G.

2) **Damião de**, portug. Diplomat und Historiker, geb. 1501 in Alenquer, gest. 1573 im Kloster Batalha, kam als Knabe an den Hof des Königs Dom Manoel, studierte in Sabua, wurde 1523 portugiesischer Geschäftsträger in Flandern, später am Hofe des Königs Siegmund von Polen, dann in Dänemark und Schweden. Später ließ er sich in Löwen nieder, wurde dort 1542 von den Franzosen gefangen genommen und nur gegen ein hohes Lösegeld freigelassen. 1546 wurde er vom König Johann III. als Historiograph und Archivar nach Lissabon berufen, aber später wegen feindlicher Neigungen vor die Inquisition geladen und im Kloster Batalha interniert. Von seinen Werken nennen wir: »Deploratio lappianae gentis« (Wien 1520, Par. 1541); »Fides, religio morisque Aethiopum« (bas. 1541, Köln 1574, Antwerp. 1611); »Commentarii rerum gestarum in India« (Löwen 1539); »Cronica de Dom Manoel« (Lissab. 1566 u. 1567; neue Aufl. von Lavanha, 1619 u. 1749); »Cronica do principe Dom João« (bas. 1567 u. 1724). Vgl. Henriques, Ineditos Goisianos (Lissab. 1896); Vasconcellos, Goisiana (Porto 1897).

3) **Vento (Benedict) de**, portug. Jesuit und Reisender, geb. 1562 auf San Miguel, einer der Azoren, gest. 11. April 1607 in Sutschou (China), kam früh als Soldat nach Indien und trat nach einem ausschweifenden Leben 1588 dem Jesuitenorden bei. Mit einer Mission nach Cathay betraut, zog er 1603—1605 von Lahor über Kabul und Jarland nach Sutschou, wo er feststellte, daß Cathay und China ein und dasselbe Land seien. Von den Rohanmedanern viel angefeindet, erlag er hier den Beschwerden der Reise; seine Aufzeichnungen wurden aber durch seinen Reisebegleiter, den Armenier Isaac, glücklich nach Peking gebracht und in Trigants »De christiana expeditione apud Sina suscepta ab Societate Jesu« (Augsb. 1615) veröffentlicht.

Goët (griech. göös), Zauberer, Geisterbeschwörer; **Goëte**, Zauberer, Geisterbeschwörung.

Goethals, Felix Victor, belg. Gelehrter, geb. 4. Juni 1799 in Gent, gest. 10. Mai 1879 in Brüssel, studierte in seiner Vaterstadt die Rechte, wurde 1830 dasselbst Stadtbibliothekar, 1842 Bibliothekar der belgischen Staatsbibliothek und trat 1853 in den Ruhestand. Er veröffentlichte: »Lectures relatives à l'histoire des sciences, des arts, des lettres, des mœurs et de la politique en Belgique et dans les pays limitrophes 1818—1837« (Brüss. 1837—38, 4 Bde.);

»Histoire des lettres, des sciences et des arts en Belgique« (bas. 1840—44, 4 Bde.); »Notice historique sur la vie et les travaux de Simon Stevin de Bruges« (bas. 1841); »Dictionnaire généalogique et héraldique des familles nobles du royaume de Belgique« (bas. 1849—52, 4 Bde.); »Miroir des nobilités nobiliaires de Belgique, des Pays-Bas et du nord de la France« (bas. 1857—62, 2 Bde.); »Archéologie des familles de Belgique« (bas. 1864 bis 1867, unvollendet) und anonym: »Indicateur nobiliaire de Belgique, de France, etc.« (mit Duplens, 1869).

Goeverneur (spe. quovenador, Jan Jacob Antonie, niederl. Dichter, geb. 14. Febr. 1809 in Doedelaken (Geldern), gest. 19. März 1889 in Groningen, schrieb zahlreiche liebliche und zum Teil recht ergötzliche Kindergebilde, die sehr populär geworden sind. Weniger bedeutend sind seine Gedichte, die er 1874 unter dem charakteristischen Pseudonym Jan de Rijkter herausgab. Seine Biographie schrieb B. Heder in den »Lebensberichten der Maatschappij der Nederl. Letterkunde«, 1889.

Goffer, s. Talscherrate.

Goffo (ital.), Tölpel, Tölpelhaft, auch eine lombische Figur des italienischen Theaters.

Gog, s. Waggog.

Gogebie, Ort im Nordwesten des nordamerikan. Staates Michigan, liegt am Gogebicsee und an der Gogebicette, einem der wichtigsten nordamerikanischen Eisengebirge, das aus bournischem Quarzit besteht; und 1902: 3,663,484 Ton. Erz förderte.

Gogel, s. Engel.

Gogericht, das von einem Gografen (s. d.) gehaltene Gericht.

Goggen, Wina n. d. deutscher Politiker, geb. 7. April 1820 zu Remden in Baden, gest. dasselbst 21. Juli 1897, studierte die Rechte, beteiligte sich 1848 an der revolutionären Bewegung, präsidierte 13. Mai 1849 der Offenburger Landesvolksversammlung, wurde Mitglied der Exekutivkommission, übernahm das Finanzministerium und wurde auch im Juni in die provisorische Regierung gewählt. Nach dem Einrücken der Preußen floh er in die Schweiz, lebte dann bis zu seiner Ausweisung im Frühjahr 1851 in Paris, beteiligte sich, in die Schweiz zurückgekehrt, 1867 an der Gründung der internationalen Friedens- und Freiheitsliga, 1869 als Vertreter der 52 deutschen Arbeiterbildungsvereine der Schweiz (deren Organ, das in Genf erscheinende »Fellereisen«, er redigierte) an dem Baseler internationalen Arbeiterkongress. Er schrieb: »Nachträgliche und authentische Aufschlüsse über die babylonische Revolution von 1849« (anonym, Zür. 1876); »Ueberseische Reisen« (bas. 1888).

Göggling, Badeort, s. Neustadt 4).

Gögglingen, Helden im bayr. Reg.-Bez. Schwaben, Bezirksamt Augsburg, am Einfluß der Isar in die Isar und an der Staatsbahnlinie Buchloe-Münchfeld, hat eine kath. Kirche, Theater, orthopädische Heilanstalt (Fessling) mit evang. Kirche, schöne Villen und Gärten der Augsburger, elektrische Straßenbahn nach Augsburg, Zwirnerei und Käfäbenfabrik, Maschinen- und Röhrenfabriken, Glasmanufaktur und Kunstglaserie, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1900) 4629 meist kath. Einwohner.

Gögglinger Ried, s. Donauried.

Gogo, Stadt, s. Gagho.

Gogol, Nikolaj Wassiljewitsch, einer der hervorragenden russ. Schriftsteller und der bedeutendsten russischen Humoristen, geb. 31. (19.) März 1809 im Heden

Sorotschinski im Gouv. Toltawa, gest. 4. März (21. Febr.) 1852 in Moskau, wurde im Lyzeum des Fürsten Wessorodko zu Nishin erzogen und versuchte sich bereits damals als Schriftsteller, so in der Novelle »Gebrüder Twerdisslawitsch«, dem Trauerspiel »Die Kläuber« und der Ballade »Die beiden Fischlein«, in der er mit rührender Innigkeit sein und seines Bruders Schicksal schilderte. 1830 erhielt er in Petersburg die Stelle eines Subalternbeamten im Xpangengendepartement, die er jedoch noch vor Jahreschluß aufgab. Alsdann schrieb er seine ersten bedeutenden Erzählungen u. d. Z.: »Abende auf dem Weierhof unweit Distanja« (2 Tle., 1831 und 1832) und einige kleinere Sachen, welche die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf ihn lenkten. Er lernte Puschkin kennen, mit dem er in engsten Verkehr trat, und wurde 1831 auf Vererbung des Schriftstellers F. A. Petrijew Oberlehrer der russischen Literatur am Patriottischen Institut zu Petersburg. Nachdem er diese Stelle bald wieder aufgegeben hatte, erhielt er 1834 eine Anstellung als Adjunktprofessor für Geschichte an der Universität. Aber auch hier mußte er schon im nächsten Jahr seinen Abschied nehmen und widmete sich nun ganz der Literatur. In dieser Zeit bis zu seiner 1836 unternommenen ersten ausländischen Reise erschienen einige seiner besten humoristischen Erzählungen: zunächst (1834) die Sammlung »Mirgorod« (»Die altväterischen Gutsbesitzer«, »Taras Bulba«, »Die Geschichte von dem Streit zwischen Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch« u.) und die »Arabesken« (»Das Porträt«, »Der Newstij Prospekt« u.), dann »Die Kasse«, »Der Mantel«, »Die Kalesche« u., endlich (1836) das bedeutendste russische Lustspiel: »Der Revisor«, in dem er die Belächlichkeit und Borniertheit der provincialen russischen Beamtenwelt mit rückhaltloser Schärfe geißelt (deutsch in Meyers Volksbüchern u. a.; letzte russische Ausg., Petersb. 1896). Bei der Aufführung erregte das Stück in den Kreisen der russischen Bureauskratte einen solchen Sturm von Unwillen, daß G. es nur der persönlichen Einmischung des Kaisers Nikolaus verdankte, daß kein Verbot der fernern Aufführung erfolgte. Von 1836 an verbrachte er die folgenden zehn Jahre meist im Ausland, wo er auch sein Hauptwerk schuf: »Tote Seelen«, ein unvollendet gebliebenes Sittengemälde voll köstlicher satirischer Typen (Teil 1, 1842; deutsch von Löbenstein, Leipz. 1846). 1848 machte G., der mittlerweile das Opfer eines inhaltsarmen religiösen Mystizismus geworden war, eine Reise nach Jerusalem und kehrte dann nach Moskau zurück, wo er, geplagt von mystischen Halluzinationen und Gewissensbisse, einem Nervenfieber erlag. G. war eine genial angelegte realistische Dichternatur, die, aus Mangel einer umfassenden, tiefen geistigen Ausbildung, nach den Jahren frischer, unbewußter Schöpfungskraft auf den Jüngling einer verderblichen einseitigen Gedankenrichtung geriet, in der sein mächtiges Talent zugrunde ging. Ein trauriges Denkmal dieser Verirrung sind die 1847 herausgegebenen »Auswärtigen Stellen aus dem Briefwechsel mit seinen Freunden«, in denen er geistigen Stillstand, religiöse Wüste, absolute politische Unterordnung unter die Staatsgenats predigt. Nächst den »Toten Seelen« ist Gogol's bedeutendstes Werk die erwähnte, später neu bearbeitete Erzählung »Taras Bulba«, ein mit dramatischer Kraft und feuriger Farbenpracht ausgeführtes Gemälde des alten Kollatenums in der Ukraine (deutsch von Bode, Leipz. 1846). Nächst Puschkin und Turgenjew ist G. der populärste russische Schriftsteller. Seine Werke werden fortwäh-

rend neu aufgelegt und wurden auch mehrfach ins Deutsche übersetzt (neuerdings in Neclams Universal-Bibliothek, in der Kollektion Spemann und in Meyers Volksbüchern u. a.). Die erste Gesamtausgabe erschien Petersburg 1842, die beste ist die kritische (10.) Ausgabe von N. Tichonrawow (1893, 5 Bde. und 2 Ergänzungsbde.), die letzte (15.) die der »Niva« (1900, 12 Bde.) mit Biographie von B. Schenrof. Vgl. S. & Lisch, Aufzeichnungen über das Leben N. G. Gogol's (Petersb. 1856, 2 Bde.); Schenrof, Materialien zur Biographie Gogol's (Moskau 1892—93, 2 Bde.); Mlle. Kaina Tyrtéva, Nic. G., écrivain et moraliste (Mig 1901).

Gogolin, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Großstrehlig, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Brieg-Oberberg und der Eisenbahn Neustadt i. Oberchl.-G., hat eine kath. Kirche, bedeutende Kalkstein- und Kalkbrennerei, Zementbrennerei, Kalksteinfabrik, Weberei und (1900) 3218 Einw.

Gogra (Shagra, Deoha, Sarbichu), großer Nebenfluß des Ganges von der linken Seite, entspringt im mittleren Himalaja in 6000 m, an der Grenze von Nepal und den Nordwestprovinzen. Mit starkem Gefälle bildet er weithin deren Grenze, durchzieht dann die weiten Sümpfe des Terai, empfängt links den aus Nepal kommenden Rurnali, wird von Rajabab an bei 1—3 km Breite selbst für große Schiffe fahrbar, empfängt in der Provinz Benares die städtische Rapti und fällt nach 1036 km langem Lauf bei Tichapra in den Ganges.

Gograf (gögreve, von go, »Gau«) hieß in nachfränkischer Zeit bei den Sachsen ein von der Gemeinde des Gos gewählter Richter. Go bedeutet hier nicht die Grafschaft, sondern einen Unterbezirk derselben. Der G. ist ein Unterbeamter des Grafen. In Süddeutschland findet sich dafür die Bezeichnung Schultze. Unter dem G. standen noch kleinere Beamte unter verschiedenen Namen, wie Bauernmeister u. a. (vgl. Bauerngerichte).

Goguette (dort »gheut«), franz. Volksgericht von gehacktem Schweinefleisch. Goguettes, soviet wie Scherzreden oder lustige Gesangsvorträge; auch Name gewisser Pariser Sängergesellschaften.

Gohfeld, Dorf im preuß. Regbez. Minden, Kreis Verford, an der Werre und der Staatsbahnlinie Bisternmarf-Hannover-Hamm, hat 2 evang. Kirchen, bedeutende Zigarrenfabriken, Möbel- und Brotfabriken, Dampfmaschine, 5 Stahlaquell und (1900) 6073 Einw. Hier Treffen 1. Aug. 1759 (Schlacht bei Minden, f. d.).

Gohles (vulgäre jüd. Aussprache für Gohalt [biblisch-hebräisch]), Verbannung, Exil.

Gohlis, ehemaliges Dorf im N. von Leipzig (f. d.), wurde 1890 mit dieser Stadtgemeinde vereinigt. 1785 hielt sich Schiller hier einige Zeit auf. Das Haus, wo er wohnte und das Lied »In die Freude« dichtete, ist mit einer Gedenktafel versehen und seit 1856 im Besitz des Leipziger Schiller-Vereins.

Gährde, königliches Jagdschloß und Forsthaus im preuß. Regbez. Lüneburg, Kreis Dannenberg, an der Staatsbahnlinie Bitterberge-Lüneburg, 1689 erbaut, 1826 abgebrochen, vom König Ernst August von Hannover aber wiederhergestellt, ist bekannt durch die Gährder Konstitution von 1719. Der Wald von G., ein 220 qkm (4 QM.) großer, wildreicher Eichen- und Buchenwald, ist berühmt durch den Sieg den Verbündeten unter Wallmoden 16. Sept. 1813 daselbst über die französische Division Wechere errangen. Vgl. Schwertfeger, Das Treffen an der G. (Beilage zum Militärwochenblatt, Berl. 1897, Nr. 6. u. 6).

Göhre, Paul, deutscher Sozialdemokrat, geb. 16. April 1864 in Burgen, studierte 1885—88 in Leipzig Theologie, 1890—91 in Berlin Philosophie u. Volkswirtschaft, arbeitete dann 1890 drei Monate in einer Chemnitzer Fabrik, um das Arbeiterleben aus eigner Anschauung kennen zu lernen, und wirkte 1891—94 als Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin, darauf als Pfarrer in Frankfurt a. O. Nach Niederlegung seines Pfarramtes (1897) war G. bis 1899 wieder Vorsitzender der nationalsozialen Partei, trat 1899 zur Sozialdemokratie über und lebt seitdem als Schriftsteller in Jeshendorf bei Berlin. 1903 für den 15. jährl. Wahlkreis in den Reichstag gewählt, legte er wegen der aus dem Dresdener Parteitag gegen ihn gerichteten Angriffe das Mandat nieder. G. schrieb: »Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerkerleben« (Leipz. 1891); »Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele« (daf. 1896); »Die ein Pfarrer Sozialdemokrat wurde« (Niedr. Berl. 1900); »Vom Sozialismus zum Liberalismus« (daf. 1902); »Die Kirche im 19. Jahrhundert« (daf. 1902) u. a. und gab »Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters (Karl Fischer)« (Leipz. 1903, neue Folge 1904) heraus.

Göhren, Karl Theodor von, Agrarkulturchemiker, geb. 25. Febr. 1836 in Jena, studierte dafelbst und in Berlin, wurde 1859 Vorstand der agrarkulturchemischen Versuchsanstalt Plessen in Pommern, 1864 Lehrer und später Lokaldirektor an der landwirtschaftlichen Lehranstalt Tetzen-Liebwerd in Pommern, 1872 Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt (Francisco-Josephinum) zu Wödling in Niederösterreich. G. schrieb: »Anleitung zu chemischen Untersuchungen« (Wrag 1867); »Über landwirtschaftliches Unterrichtswesen« (daf. 1868); »Über Zweck und Wesen landwirtschaftlicher Versuchsanstalten« (daf. 1868); »Die Naturgesetze der Fütterung der landwirtschaftlichen Rindvieher« (Leipz. 1872); »Die naturgesetzlichen Grundlagen des Pflanzenbaues« (als 3. Aufl. von R. Hoffmann's »Theoretisch-praktischer Ackerbauchemie«, daf. 1877); »Boden und Atmosphäre« (daf. 1877); »Methodischer Leitfaden für den chemischen Unterricht an landwirtschaftlichen Fachschulen« (Wien 1883); »Das Francisco-Josephinum 1869—1894« (daf. 1894).

Göhren, Dorf auf der Insel Rügen, an der Ostsee auf der Halbinsel Rönnebugt, von Wäldungen umgeben, hat ein Seebad und (1900) 500 Einnw.

Goi (Hebr. Gōjīm, hebr.) ist allgemeine Bezeichnung für Volk, dann für das Volk Israel und später im Gegensatz zu diesem für Nichtjuden.

Göbelisch, f. Gölisch.

Gölsen, Dorf in Oberösterreich, Bezirksh. Gmunden, 600 m ü. M., rechts an der Traun und an der Staatsbahnlinie Steyrnach-Schärding reizend gelegen, beliebte Sommerfrische, hat eine alte katholische und eine schöne evang. Kirche und (1900) 1222 (als Gemeinde 4523) Einnw. Dabei liegt eine ärarische Badeanstalt mit jod- und bromhaltiger Schwefelquelle (217). Vgl. »Die allatliche Schwefeltherme zu G.« (Wien 1896).

Golds, Fleden in der ital. Provinz Mantua, Distrikt Volta, am Rincio und an der Dampfstraßenbahn Mantua-Brescia, mit einem mittelalterlichen Turm, Papierfabrik und (1901) ca. 800 (als Gemeinde 5594) Einnw. Hier fielen 8. April und 30. Mai 1848 die Piemontesen über die Österröcher.

Gollanen, Stamm der Turkmenen (f. d.).

Gollu (= Maumasser, der Kalyhadno des Alten, der Saleph des Mittelalters), Fluß im klein-

asiat. Hilafet Albana, entspringt am Geiz Dagh (Lauras) und mündet nach etwa 200 km langem Lauf unterhalb Selefs (Seleukia) in das Rittelmee. Im G. erricht 1190 Kaiser Friedrich I. Rothbart.

Gol-Tepe (unrichtig Geot-Tepe), fester Platz in der Halbinsel Teke der russ.-asiat. Transkaspischen Provinz, an der Transkaspischen Bahn. Dabei liegen die Dörfer G. oder Arab mit etwa 1500 Einnw. und G. oder Bogadsche mit 1600 Einnw., beide von Teke-Turkmenen (f. d.) bewohnt. — Die Russen konnten 28. Aug. 1879 unter Somakin G. (Arab) nicht nehmen, erstürmten es, von 40,000 Tefingen besetzt, aber 12. Jan. 1881 unter Stobekow, der sich zuvor mit 8000 Mann des südlicher gelegenen festen Jangi Kala bemächtigt hatte.

Gölsche (Gölschaj, = laues Wasser, armen. Sewanga, Paowragahar der altpersischen Schriften), größter Landsee in Kaukasien, nordöstlich von Erivan, 1931 m hoch inmitten vulkanischer Berge, ist 71 km lang, bis 35 km breit, bis 120 m tief, 1893 qkm groß. Er nimmt mehrere wasserreiche Flüsse auf und fließt durch die Sanga zum Aras ab. In seinem nördlichen Wasser wurden Reste von Pfahlbauten bemerkt. In der Mitte des Sees liegt die aus Lada aufgebaute, 1 qkm große Insel Sewan mit einem armenischen Kloster. Hauptorte am See sind Bajazet und Komur. S. Karte »Kaukasien«.

Gölschaj, Stadt, f. Gölischaj.

Göl, f. Hildegel.

Göl (tiirt., See (Landsee)).

Gölan, Satomon von, Pseudonym, f. Logan.

Golborne (spe. goldene), Stadt in Lancashire (England), 9 km südöstlich von Wigan, hat eine gotische Kirche, Baumwollspinnerei, eine Tapetenfabrik und (1901) 6789 Einnw.

Golcar, Fabrikdorf, f. Huddersfield.

Göls (Aurum), nächst Eisen und Aluminium das am weitesten verbreitete, meist aber in geringer Menge vorkommende Metall.

Übersicht des Inhalts:

Vorkommen	S. 81	Statistisches	S. 86
Eigenschaften	82	Wasserproduktion (Tabelle)	90
Goldschmelzung	83	Gölschichtiges	90
Gebrauch	89	Literatur	92

1) Vorkommen (mineralogisch und geologisch).

G. findet sich meist gediegen und dann fast immer legiert mit Silber, auch mit Eisen, Kupfer, Wismut, Quecksilber, Platin, Iridium, Palladium oder Rhodium. Solche Legierungen sind z. B. Elektrum (mit mehr als 90 Proz. Silber), Palladgold (Porpezit, faules G., mit 10 Proz. Palladium und 4 Proz. Silber), Rhodiumgold (mit 34 Proz. Rhodium), Iridiumgold (mit 0,1 Proz. Iridium) u. Goldhaud von Seneal enthält 84,5 G., 15,5 Silber, 0,2 Kupfer, G. vom Ural 98,96 G., 1,04 Eisen, Kupfer, Silber. G. tritt in regulären, holoeidrischen, gewöhnlich verzerrten, nicht glattschäligen Kristallen auf, die häufig zu steilerartigen, baumartigen, traubigen Gruppen ver wachsen, auch bildet es Blättchen oder Platten (f. Tafel »Mineralien und Gesteine«, Fig. 9), meist aber findet es sich dach-, ein- und ausgewachsen, eingesprengt und als Anflug, sehr häufig lose, in unregelmäßigen, löcherigen Klumpen oder Körnern, in zerhackten, traubigen, gestrichelten, draht- oder moosförmigen Partien, in Wäldern, Schuppen oder Schuppchen. Das gediegene G. ist das wichtigste Goldzer, gegen das alle Goldverbindungen, goldhaltige Kiese, Fährerze, Silbererze, Bleiglanze u. sehr zurücktreten. Das gediegene G. findet sich nicht nur am Ausgehenden

seiner Lagerstätten, sondern auch in größeren Tiefen, doch tritt hier eine Vermehrung der goldhaltigen Kiese ein, so daß Gruben häufig nach unten verarmen. Man unterscheidet zwei Arten des Vorkommens, als Berggold (Wanggold, Freigold) und als Seifen- oder Waschgold. Das Berggold tritt in vereinzelt flüchtigen eingestreut in monaden Eruptivgesteinen, in Graniten und Dioriten des Ural, in Anbesiten Siebenbürgens, gelegentlich in Serpentin und auf Kieslagerstätten (Kornfelsberg, Fahlun, Suebia) auf, weit wichtiger aber ist 1) das Vorkommen aus Gängen und Trümmern in allen Formationen, namentlich aber in kristallinischen und paläozoischen Schiefen und in Eruptivgesteinen des verschiedensten Alters und der verschiedensten Art. Quarz von eigentümlichem Aussehen ist die fehlende Gangart, gewöhnliche Begleiter sind Schwefel- und Arsenkiese, häufig Silbererze, auch Bleiglanz und Antimonit und an einzelnen charakteristischen Fundorten Tellurminerale sowie Kongonipat. Wichtige Gewinnungsgebiete sind die Kontaktgänge Kaliforniens, der Komstockgang in Nevada, die Gänge von Mezito, des Wüchschonbistrits und von Coolgarbie in Westaustralien, die Ballarat-Goldfelder in Victoria, ebendasselbe die Lagergänge von Bendigo und die an Mächtigkeit unbegrenzte Lagerstätte des Mount Morgan in Queensland. Ferner die Gänge des Vorbertonbistrits in Transvaal, von Vereffossim im Ural und die mit Grünschiefertrümmern verknüpften Gänge Ungarns: Goldbied Siebenbürgens (Brod, Boicza, Koghag, Resepatal, Offenbanha), im Bergbezirk von Kaghbanha und von Schenmik-Strenik, analog von der Nordküste von Celebes. 2) Das fälschliche Vorkommen in Sandsteinen und Konglomeraten, wie das großartige und über einen großen Flächenraum ausgedehnte muldenartige Vorkommen vom Witwatersrand in Transvaal (Johannesburg), wo zahlreiche Konglomeratstücke von wenigen Zentimetern bis mehreren Metern Mächtigkeit mit Sandsteinen paläozoischen Alters wechselnd, im Hintermittel der Quarzkiese und aus deren Quarzküsten gebildetes G. enthalten. 3) Auf Goldquarzlagern und Linien in kristallinischen und paläozoischen Schiefen wie in den atlantischen Staaten Nordamerikas (Georgia, Carolina), in Itacolimiten Brasiliens, bei Heinenberg in Tirol, im rheinischen, thüringischen und schlesischen Schiefergebirge. Das Waschgold im Seifengebirge ist begleitet von den gewöhnlichen Seifenmineralien, Quarz, Korund, Birlon, Spinell, Granot, Charnit, Magnetit, gelegentlich Klotin und Diomont. Hierher gehören nicht nur die Ansammlungen der heutigen Lahnberungen, sondern, wie in Kalifornien und Australien, auch hochgelegene, z. T. von Basalten überdeckte flusschotterter tertiären Alters. Reiche Fundorte sind die Seifen von Kalifornien, von Allosa im Gebiet des Jukonflusses (Alaska), in Columbia, von Australien, Sibirien u.; in spärlicher Menge ist es enthalten in den Sanden des Rheins, der Oder, schlesischen und anderer deutscher Flüsse.

In den Gängen der jüngeren vulkanischen Gesteine finden sich linienartige Anhäufungen des Adels, wie in Nevada Bonanza, in den Korpäten edle Säulen genannt werden. In dem Schwemmland endlich erscheint das G. als Staub, in Körnern, Nadeln, feinen Blättchen und größeren Stücken (Kugeln, Kugeln), die infolge der ertümmten Reibung abgerundet sind. Diese Kugeln der Alluvien finden sich in Dimensionen, die das G. in den Gängen nie-

mals erreicht, und das G. ist in denselben reiner, insbes. ärmer an Silber als das G. der Gänge. Das G. der Seifen muß sich z. T. aus Lösungen und konfretionär abgeschieden haben, worauf die eigentümliche löcherige Form und die Größe vieler Punkte hinweist. Der größte Goldklumpen wurde in Chile gefunden und wog 153,18 kg (Eggleston spricht von einem Klumpen von 1450 kg aus Brasilien), andere Klumpen von 83,95 und 68,8 kg lieferte die Gegend von Ballarat, solche von 54,16 und 50,37 kg Victoria u.

Sehr häufig kommt G. in geringen Mengen in Schwefel-, Kupfer-, Arsenkies, in Zinkblende, Grauphosphorgerz u. (Goldkiesen), in Spuren auch in allen Blei-, Silber-, Kupfererzen und in manchen Tonarten vor. Viel seltener findet sich das G. vererzt und zwar vortollend durch Tellur, z. B. im Schrifterz oder Sylvanit (Tellurgold, mit ca. 25–27 Proz. G., 11–13 Proz. Silber, 56–61 Proz. Tellur) und im Blättertellur oder Kaghagit (Tellurblei mit 8–9 Proz. G.).

G. und auch Silber finden sich im Meerwasser, 1000 kg Wasser des Meeressens von Christiania enthielten 20 mg Silber und 5 mg G., 1000 kg Meerwasser der Küste von Neufundland 30 mg G. und Silber. Auch im Steinsalz, Sylvin, Kainit, Carnallit, Chilisalpeter, also in Mineralien, die Abfälle aus Meerwasser darstellen oder sich aus solchen gebildet haben, kommt, wie in Ausflüssen und Meeressalzen, G. nachgewiesen werden. Wahrscheinlich sind die paläozoischen Meeressalze reicher an G. gewesen als die jünger. Manche beste Quellen, so die nordamerikanischen Weiser, enthalten ebenfalls G. in geringer Menge. Bäume, die auf den Ausflüssen tropischer Goldlagerstätten gewachsen waren, enthielten etwas G. in ihrem Holz; das G. muß demnach in dem Wasser, das mit den Goldlagerstätten in Verbindung war, in geringer Menge gelöst sein. In der Tat vermögen alkalische Lösungen, z. B. solche von Natriumtetraborat oder Natriumfluorid, ebenso wie Natriumsulfid oder Chlor mit Spuren von Natrium G. zu lösen. Auf manchen Erzgängen, wie z. B. im Gruppel-Grub-Grub in Colorado, ist das freie G. aus der Oxydation des Sylvanits und anderer Telluride entstanden. Berechnet man die praktische Bedeutung der einzelnen Gruppen von Lagerstätten für den Durchschnitt des Zeitraums seit 1848 nach der Höhe der Anteile an der Goldproduktion, so zeigt sich, daß das Vorkommen des Wundersgrubens 12,02 Proz., dagegen jenes des Schwemlandes 87,98 Proz. beigetragen hat.

2) Eigenschaften des Goldes.

Reines G. ist fettig, besitzt starken Metallglanz und hohen Grad von Zerkleinerbarkeit, in seiner Verteilung ist es braun, glanzlos, läßt in sehr dünnen Blättchen das Licht mit blaugrüner Farbe durchfallen, kann durch Fällung aus seinen Lösungen in Wasser oder Chlornatrium trübsüßig erhalten werden, läßt sich schmelzen, besitzt wenig Elastizität und daher wenig Klang; an Härte (2,5–3) steht es dem Silber nach, übertrifft aber das Zinn; an Dehnbarkeit übertrifft es alle Metalle, man fertigt Blattgold von nur 0,0001 mm Dicke und Draht, von dem 2000 m 1 g wiegen. Sehr kleine Mengen von Blei, Antimon, Wismut vermindern die Dehnbarkeit des Goldes; Arsen, Zinn, Nickel, Zinn, Platin, Kupfer, Silber tun dies in abnehmendem Maß nach der angegebenen Reihenfolge, so daß Kupfer und Silber allein geeignet scheinen, dem G. mehr Härte zu geben, ohne seine Dehnbarkeit wesentlich zu beeinträchtigen. Seine

Feuchtigkeit kommt der des Silbers fast gleich und beträgt für 1 qmm bei gegossenem Metall 7,5, bei hart gegossenem Drähten 20,3—33,2, bei ausgeglühten Drähten 17,1—18,8 kg. Die spezifische Wärme ist gering (daher der warme Griff). Das Atomgewicht des Goldes ist 197,2, das spezifische Gewicht des gegossenen Metalls 19,30—19,32, nach der Bearbeitung 19,36. G. schmilzt bei 1064°, leuchtet im geschmolzenen Zustand mit mercurfärbiger Farbe, zieht sich beim Erstarren stark zusammen und eignet sich deshalb nicht zu Gußwaren, es verdampft sehr langsam bei 1375° und siedet bei etwa 1800°. G. kann auch in wasserlöslicher Form (als Hydrosol, falladales G.) erhalten werden, indem man zwischen Golddrähten unter Wasser einen elektrischen Lichtbogen erzeugt und das Metall zerstäubt, oder indem man eine verdünnte, schwach alkalisch gemachte Goldchloridlösung mit Formatedehyd reduziert und die in einer solchen Lösung enthaltenen Fremdkörper durch Dialyse entfernt. Das kolloidale G. bildet eine rote Lösung, die durch Natriumchlorid oder Säuren blau wird und das G. in Flocken auscheidet. Die Fällung des Goldes durch Salze, Säuren und Basen kann verhindert werden durch Zugabe geringer Mengen Gelatine (1/100 des Goldgehaltes). Auch andere Kolloide verhindern die Fällung, aber in sehr verschiedenem Grade, so daß man sie in Klassen verschiedener Wirksamkeit einteilen kann. Mit Tonerde bilden die Goldlösungen Lad, und man kann daher mit ihnen Tolle anfarben. Mit Zinnäurehydratlösung entsteht ein Niederschlag von Goldpurpur, der in Ammoniak löslich ist. Bei Dialyse der ammoniakalischen Lösung erhält man eine reine kolloidale Lösung von G. und Zinnäure, die beim Eindampfen auf 6 Proz. eine in Wasser klar lösliche Gelatine liefert. Reines G. hält sich an der Luft unverändert, widersteht Säuren und schmelzenden Alkalien, wird aber von ihnen nicht unbedeutend angegriffen, wenn gleichzeitig ein elektrischer Strom darauf einwirkt. Es läuft in Schwefelwasserstoff nicht an wie Silber, löst sich in Königswasser und wird von Chlor und Brom schon in der Kälte lebhaft angegriffen, es löst sich daher auch in allen Chlor entwickelnden Flüssigkeiten. G. löst sich ferner in überhitzten Lösungen von Mangansuperochlorid, in Bleisuperochlorid, in den Sesquichloriden und -bromiden des Mangans, Nickels und Kobalts. Es löst sich beim Erhitzen mit Jod und Wasser oder Äther im zugeschmolzenen Rohr. Heiße konzentrierte Schwefelsäure mit etwas Salpetersäure löst G. und gibt eine gelbe Lösung, aus der durch Wasser metallisches G. gefällt wird. Bei höherer Temperatur ist G. in den Lösungen der Schwermetalle (Kupfer, Eisen) etwas löslich und der Gegenwart von viel Kohlen-säure selbst bei gewöhnlicher Temperatur. Durch Schmelzen mit Borax wird G. blaugelb, durch Salpeter mehr hochrot. Sauerstoff und Schwefel verbinden sich nicht direkt mit G., beim Schmelzen mit höherem Goldfaden der Alkalimetalle bildet sich leicht Goldsulphid. G. ist ein- bis dreiwertig, und man kennt vier Verbindungen mit Sauerstoff: das Goldoxyd Au_2O , Goldoxydhydrat Au_2O_3 , Goldoxyd Au_2O_3 und AuO .

3) Goldgewinnung.

(Hierzu die Tafeln »Goldgewinnung I und II«.)

Beitrag der größte Teil des Goldes wird durch einen Bask- oder Schlammprozeß aus goldhaltigem Sand oder aus verwitterten goldführenden Gesteinen (Goldseifen) gewonnen.

Die Gewinnung des Seifengoldes geschieht durch Verwaschen des Goldsandtes ohne oder mit

gleichzeitiger Anwendung von Quecksilber (Amalgamation) zur Ansammlung des Goldes. Der Baskprozeß ist zwar einfach und billig, aber die Goldverluste dabei können je nach der Beschaffenheit der zu verarbeitenden Masse und der Gestalt des Goldes (Blättchen oder Körnchen, grob oder fein beigemengt) sehr bedeutend sein, bis über 50 Proz. Die Verluste werden durch gleichzeitige Anwendung von Quecksilber wesentlich vermindert, indem sich die Goldteilchen mit dem Quecksilber amalgamieren, dadurch zurückgehalten werden und sich konzentrieren. Aus dem gewonnenen Amalgam wird das G. leicht durch Wäsen abgetrennt, indem sich das Quecksilber verflüchtigt. Das robuste, ursprüngliche Handwerkszeug des Goldgräbers ist eine in Mexiko und Südamerika noch heute gebräuchliche flache Schüssel (Bate, Tafel I, Fig. 1), die aus verzinntem Blech oder Holz (in Afrika) auch aus einem Kürbis hergestellt wird. Der Goldwäscher füllt diese Schüssel mit der goldhaltigen Erde und versetzt sie unter fließendem Wasser in möglichst schnelle Drehung, bis unter der Einwirkung der Zentrifugalkraft und des Wasserstromes Sand und Lehm weggespült sind. Aus dem klaren Sand wird das G. ausgelesen, oft muß man diesen Klärsand zerfeinern und das Waschen wiederholen. Etwas besser als die Schüssel wirkt eine flache eiserne Schale von 50—60 cm Durchmesser, die am Boden nahe der Wandung eine halbkreisförmige vertiefte Rinne besitzt, in der sich beim Verwaschen des Sandes das G. ansammelt.

Der erheblich vollkommene Biege (cradle oder rocker, Fig. 2), mit der ein Mann täglich etwa 1500 kg goldhaltigen Sand fluss 400 kg mit der Schüssel verwaschen kann, ist ein kleiner, länglich-viereckiger, bedeckter und an dem einen Schmalsende offener Kasten, dessen Boden in grobes Tuch bildet, und der, auf Rollhölzern stehend, hin und her bewegt werden kann. Man stellt ihn am Ufer eines Wasserlaufs, mit dem offenen Ende etwas tiefer, auf; am andern, höher stehenden Teil ist der Kasten mit einem Gitter d. versehen, auf das goldhaltige Erde mit der Schaufel geworfen wird. Während der Apparat auf den Rollhölzern langsam hin und her bewegt wird, läßt man einen Strom Wasser auf das zu verwaschende Material fließen. Der gröbere Kies bleibt auf dem Gitter, der Lehm und Sand fließt als trübe Brühe ab, während die schweren Goldteilchen sich zwischen den Rastern des Tuches am Boden festsetzen. Der Goldverlust ist aber auch hier noch recht beträchtlich.

Der Apparat, der nächst dem in Kalifornien in Gebrauch kam, ist der sogen. Lang-tom, ein langer Kasten mit starkem Fall und am untern Ende mit einem aus durchlöcherter Eisenblech gefertigten Sieb versehen, unter dem ein zweiter Kasten steht, der durch Holzleisten in Abteilungen geteilt ist. In das obere Gewinne fällt ein Wasserstrahl mit beträchtlicher Kraft auf das eingeschüttete Hauswerk, das fortwährend mit der Schaufel durcharbeitet wird; dadurch schwimmt man die feineren Partikelchen nach und nach durch das Sieb über den geriefen Boden, und die gröbsten Massen bleiben liegen, um von Zeit zu Zeit durchgesehen und dann entfernt zu werden. Der von den Resten zurückgehaltene Stoff wird in einem Sacktrag verworfen.

Obgleich dieser Apparat 6000 kg Sand zu verarbeiten gestattet, so benutzen ihn wie die Biege jetzt doch nur noch die Chinesen zum Nachwaschen der alten kalifornischen Seiden, er wurde bald von dem Gerinne, der Schleuse (alutec), übertraffen, die eigentlich nichts anderes als ein sehr in die Länge gezogener

Long-tom ist. Die Gerinne sind etwa 50 cm breite, 30 cm tiefe, aus Planen hergestellte, gelegentlich auch in den Boden eingeschnittene Kanäle mit genügendem Fall. Der Boden besteht aus Holz oder ist mit Steinen gepflastert. Das Waschgut wird am oberen Ende ausgegeben und mit Wasser heruntergeschwemmt. Dabei bleibt das gröbere G. zuerst liegen und wird täglich aus dem Gerinne herausgenommen. Die obere Strecke ist daher auch doppelt angelegt, um keine Störungen zu verursachen. Weiter unten sind im Gerinne zum Auffangen des feineren Goldes Quertreppen und Quertreppen angebracht, die man mit Quecksilber beschicht. Das oft meilenlange Gerinne schmiegt sich in Serpentinem dem Gelände an, und so oft es das Gelände gestattet, wird ein Teil der Trübe seitwärts in einen flachen Schlammfang von großer Fläche und geringem Gefälle abgezogen, wo die feineren Gold- und Malganteile sich abgießen. Dieser Schlammfang entleert sich in einen Kasten, in den auch der übrige fließende Strom des Hauptgerinnes fällt. Das Gerinne gestattet Sande zu verwachen, die 45mal ärmer sind als die mit der Schlämme zu verarbeitenden.

In Kalifornien spielen die Ablagerungen von Flüssen aus älteren geologischen Perioden eine größere Rolle als die jüngeren Flußgeräbe. Alle diese meist unterirdischen Seifenlager werden auf der westlichen Abhänge der Sierra Nevada gefunden, wo Lavaströme der Miozänperiode große Flächen des Landes mit ihren Flüssen und Seen viele hundert, gelegentlich sogar Tausende von Jahren überdeckt. Durch diese Decke haben sich die neuere Flüsse tiefe Gassen ausgehöhlt, die bis in das unter den älteren Ablagerungen ruhende Schiefergestein hinabreichen. Man findet ältere Ablagerungen aber auch am Fuß der Sierra als wellenförmige Hügel und bis zu Meereshöhe von mehr als 1000 m als isolierte Kluppen von größerer oder geringerer Ausdehnung, aber offenbar einen Teil des Flußlaufes bildend, der, nicht von Lava überdeckt, teilweise weggeschwemmt ist. Dazu kommen noch die Neuaablagerungen der durch Erosion zerstörten älteren Ablagerungen. Häufig findet sich goldreicher Kies in einer Mächtigkeit von mehr als 2 m auf dem Felsen abgelagert und bedeckt von mächtigen Schichten unzahligen oder armen Sandes. Ähnliche Verhältnisse finden sich auch in anderen Staaten der Union und in Victoria. Die mächtigen Lavadecken und die Lager von unhaltigem Gesteine können nicht beseitigt werden. Eine Ausbeutung der unter ihnen liegenden Lager durch Schachtbetrieb lohnt sich nur selten. Man sucht sie deshalb durch oft meilenlange Erbstollen zu lösen, von deren richtiger Ansetzung der ganze Erfolg abhängt. Die Ablagerung wird systematisch abgebaut und der haltige Kies in Gerinnen verwaschen, wobei die Stollensohle bisweilen als Gerinne dient.

Alle diese Methoden zur Gewinnung des Waschgoltes übertrifft der hydraulische Abbau (Tafel I, Fig. 3), der 1852 in Kalifornien eingeführt wurde, aber schon im Altertum in Spanien bekannt war, wo ihn die Römer kennen lernten. Um das für denselben nötige Wasser mit dem erforderlichen Druck zu beschaffen, sind in den höhern Gebirgsgegenden, oft in der Nähe der Schneeregion, durch Abperrung mittels mächtiger Dämme sehr große Reservoirs geschaffen worden, von denen das Wasser mit Hilfe von Aquädukten, Tunnels, Kanälen und Röhrenleitungen, bis 202 km weit, zu einem Behälter geführt wird, aus dem es durch Röhren zur Verbrauchsstelle gelangt. Die aus einem Mundstück austretenden Wasserstrahlen stehen unter dem Druck einer Wasserfäule von etwa

150 m Höhe, und man leitet den Strahl gegen den Fuß der Ablagerungen, um die Sande zu unterhöhlen und zu Falle zu bringen. Andre Wasserstrahlen führen das Material weiter zum Gerinne, wo es verwaschen wird. Sehr hohe Wände baut man etagenförmig ab, und bei sehr festen Ablagerungen arbeitet man mit Sprengungen durch 1500—2000 gleichzeitige Schüsse dem Wert des Wasserstrahls vor. Auch bei dem Stollenbetrieb wird diese Art des hydraulischen Abbaues angewendet. Um ein Teil G. zu gewinnen, müssen 12 Millionen Teile Kies verarbeitet werden.

Der Verlust bei diesem Verfahren beträgt nur in günstigen Fällen unter 20, oft aber 50 Proz., und auch der Verlust an Quecksilber ist sehr bedeutend. Die Rückstände, die häufig in öffentliches Eigentum übergehen, sind oft schon von Yankee und Chinesen mit Vorteil bearbeitet worden. Aber diese Verluste bereiten den Geschäftleuten weniger Sorge als die Verringerung des verarbeiteten Materials, das früher in die Flüsse geleitet wurde und andre Interessenten empfindlich schädigte. 1883 wurde das Verfahren untersagt, 1889 wieder erlaubt, doch war die Bedeutung des kalifornischen Bergbaues schon vorüber. Jetzt sind einige hydraulische Betriebe in Oregon und Nevada im Gang und man flößt die Rückstände, wo es angeht, durch Gerinne in Seilencañons; aber die hieraus entstehenden Kosten haben viele Vönerunternehmungen genötigt, den Betrieb einzustellen.

Bei der durch Wasserkraft betriebenen Goldwäsche bei Alexandrowitz am Ural (Fig. 4) wird der Sand aus Sägen in den Trichter a gestürzt und rutscht aus diesem in die durch das Wasserrad bewegte rotierende Trommel b, in die aus dem Bassin c Wasser fließt; das Bassin c wird durch die Pumpe d mit Wasser versehen. Beim Rotieren der 2,5 m langen und 1 m weiten, durchlöchernten, etwas konischen Trommel b geht das Feinere durch deren Löcher von 13 mm Durchmesser, während das Größere am entgegengesetzten Ende der Trommel auf einen Tisch fällt, wo die Goldblörner daraus ausgewaschen werden. Das Feinere gelangt zunächst auf einen geeigneten, mit Quertreppen versehenen Tisch e, hinter dem sich die Goldbleichen ansammeln und, wie oben angeführt, weiter gereinigt werden, nachdem die Krusten abgenommen worden. Von dort erhebt sich die Trübe in eine muldenförmige Rinne ff', in der an Stangen g befestigte Rahmen h mit Stacheln unterwärts pendelartig schwingen. Die Stangen g sind an Durchlöchern befestigt, die mit eisernen Klaffen in Zapfenlager des Gerüsts eingreifen. Die schwingende Bewegung wird den Stangen g durch eine vom Wasserrad bewegte Stange erteilt. Die nach der Krümmung der Rinne angeordneten Stacheln des Rahmens rühren die Trübe auf und veranlassen, daß leichtere Teile fortgeschwemmt werden, während das Gold in der Rinne liegen bleibt und nach Wegnahme der Rahmen in oben erwähnter Weise gereinigt werden kann.

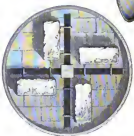
Bei dem sehr kostspieligen, auf vier Rädern beweglichen Goldwascher d von Allain und Riviere-Tecan nimmt ein zweiteiliges Reservoir den Goldsand in der einen Abteilung auf, während in die andere Wasser fließt, um von hier aus in den Sand zu treten und diesen auf den sich anschließenden Wasserschleif fortzuführen. Letzterer besteht aus einer Menge kleiner, nicht sehr tiefer, trapezförmig geformter Rutschen, die lose eingelegt sind, und von denen der Sand des einen immer über den des andern greift. Nach vollendeter Wascharbeit nimmt man die mit goldreichem Sand versehenen Kästen einzeln voneinander und entleert sie.

Goldgewinnung I.



1. Schüssel zum Versuchen des Goldsandes.

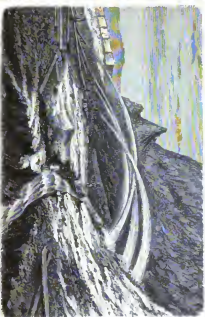
2. Wiege zum Versuchen des Goldsandes.



3



5 u. 6. Arbeits, Grundriß und Ansicht.



3. Hydraulische Abbaumethode in Kalifornien.



4. Goldwache bei Alexandrowka.

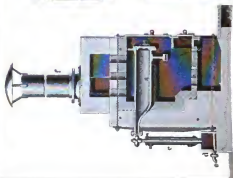
Goldgewinnung II.



1. Goldmühle.



2. Glockenapparat zum Glühen des Amalgams.



3. Retortenapparat.



4. Röhren (Längsdurchschnitt).



5. Röhren (Horizontaldurchschnitt).



7. Brückens Rollroten.



6. Spitzstien.

In Australien, Kalifornien, in British-Columbia, neuerdings auch in Sibirien, ist das Goldbaggern üblich, das zuerst 1864 in Neuseeland angewendet wurde. Durch eine Baggereinrichtung auf Schiffen wird der goldhaltige Sand aus Flüssen beraufgeholt und in einer Schleuse, deren Boden mit Koks- oder Holzkohle belegt ist, ausgetrieben. Die gewonnenen goldreicheren Erzeugnisse werden in besonderen Apparaten amalgamiert.

In Australien, wo vielfach das Wasser fehlt, ist man auf Trockenaufbereitungsapparate angewiesen, die Flotiers und Jiggers. Letztere sind mehrfach zusammengestellte Siebvorrichtungen, die viel G. verlagern gehen lassen. Bei den Flotiers fällt nach Abfließen des gröbsten Sandes das feine Material mit dem G. auf ein feines Sieb, durch dessen Öffnungen von unten mit einem Gedrüse ein Luftstrom getrieben wird, der die sandigen und tonigen Teilchen wegbläst, das G. aber hindurchfallen läßt.

Aus Berggerzen, die freies G. enthalten, kann dieses durch die Amalgamationsprozesse weit vollkommener gewonnen werden als das Flotiergold aus dem Seifen. Man kann noch verhältnismäßig arme Erze verarbeiten, immerhin müssen sie wegen der höheren Arbeitskosten reicher sein als die Riele der Seifen. Vorbedingung ist eine weitgehende Zerkleinerung des Erzes und innige Mischung des Erzfeins mit dem Quecksilber. Silbergehalt des Goldes bereitet um so größere Schwierigkeiten, je höher er ist. Berztertes G. muß vor der Amalgamation in metallischen Zustand übergeführt werden. In Mittel- und Südamerika benutzt man zur Vorbereitung der Silbererze für den Flotierprozeß die Schleppe- oder Mühle oder die sehr vortheilhafte auch auf Goldberge angewendete. Sie besteht (Tafel I, Fig. 5 u. 6) aus einem kreisförmigen Troge mit einem Rand aus Steinen oder Holzbohlen und einer Sohle aus Steinen, deren Fugen mit Zement oder Sand gefüllt sind. An den vier rechteckig zueinander befestigten horizontalen Armen einer vertikalen Welle, die in der Mitte des Troges steht, sind mittels Strichen oder Ketten rechtwinklig parallelepipedische Mahlsteine aus hartem feinem Gestein von mehreren Zentnern Gewicht befestigt. Auf dieser Mühle mahlt man das Gold mit einem Zusatz von Quecksilber und erhält sehr günstige Ausbeute (70 Proz.), weil das Erz bis zur Hand eines Schlamms zerrieben und mithin auch die feinsten Goldteilchen abgeseigt werden. Man hat deshalb auch die Kastras in Eisenkonstruktion mit Stahlboden und maschinellem Antrieb (Mills, Mühlen) in Nordamerika wieder eingeführt. Bei der Flotieramalgamation werden kiesliche, die metallisches G. enthalten, mit Quecksilber und so viel Seife, daß ein dickflüssiger Brei entsteht, 24 Stunden in um ihre horizontale Achse rotierenden Flößern behandelt, dann wird der Brei verdünnt, die Trübe in einen Bottich geleitet und das Amalgam vom Schlamm getrennt. Die ausgebreitete Anwendung zur gleichzeitigen Zerkleinerung und Amalgamation von Goldgerzen hat das Kochwerk gefunden. Obwohl das Kochen zu wünschen übrigläßt, eignet sich das Kochwerk doch am besten für Massenverarbeitung, weil bei der Einfachheit und Billigkeit der Arbeit noch sehr arme Erze mit Vorteil verpackt werden können. Das zu behandelnde Erz wird über einen Grubenrost geführt, um die feinsten Teile abzulassen; die gröbsten werden zunächst in einem Steinbrecher zu nussgroßen vorgebracht und gelangen dann in einen Sammelbehälter. Bei dem kalifornischen Kochwerk

(s. Tafel »Aufbereitung I«, S. 1), das seit 1851 im Gebrauch ist, wird jeder Kochtroz durch einen von den Kochsteinen mechanisch bewegten Ergussführer aus einem geräumigen Kumpf gleichmäßig mit Erz und durch ein Rohr mit Wasser gespeist. Von Zeit zu Zeit wird Quecksilber in den Kochtroz gegeben. Schmale amalgamierte Kupferplatten im Troz fangen einen Teil des Amalgams und namentlich das grobe G. auf. Unmittelbar unterhalb der Austragsöffnung des Kochtrozes schließt sich in der Breite eines Siebes eine geeignete amalgamierte Kupferplatte und an diese ein Gefälle an mit Vorrichtungen zum weiten Ausfassen des mit der Trübe abfließenden Amalgams. Das Gefälle, oft nur wenige, dochweilen gegen 250 m lang, führt die Trübe zu Aufbereitungsmaschinen und Klarsäufen. Man benutzt zur Aufbereitung Frue Banners, welche die Schwefelkiese (concentrates) von den Sanden (tailings) und dem Schlamm (slimes) trennen. Sie gehören zu den Schüttelherden und besitzen eine endlose Gummiplate, die sich, etwas anfliegen, langsam über rotierende Walzen bewegt und durch besondere Vorrichtungen gleichzeitig schnell aufeinander folgende Stöße in der Querrichtung erhält. Die Trübe fließt durch eine Verteilungsvorrichtung zugleich mit reinem Wasser aus das obere Ende des Gummibandes, und während nun die schwereren Teile, die concentrates, dem stählernen Wasserstrom einen größeren Widerstand entgegensetzen und deshalb von dem Band nach oben mitgenommen (und dort abgeführt) werden, fließen die Sande und der Schlamm entgegen der Bewegungsrichtung des Bandes abwärts und gelangen durch Gefälle zu den Distributoren. Dies sind Segnerische Wasserräder mit verschiedenen langen Ausflußrohren, zu denen die Trübe durch einen Trichter gelangt. Durch den Rückstoß setzt sich der Apparat in Bewegung und verteilt die Flüssigkeit in dem Abgabebottich, in dem er sich dreht, sehr gleichmäßig. Der Bottich hat nahe am Boden eine oder mehrere Öffnungen, neben denen sich seitlich mit Ruten versehene Bretter befinden; in diese Ruten können Schüppen eingesetzt werden. Zu Beginn der Arbeit ist nur die unterste Schüppe eingesetzt; sobald der Distributor seine Arbeit beginnt, lagern sich die schweren Sande am Boden ab, während der leichtere Schlamm in der Flüssigkeit suspendiert bleibt, mit dieser über die Schüppe hinwegfließt und durch die Bodenöffnung den Bottich verläßt, um Schlammabottichen zugeführt zu werden. In gleichem Maß, wie die Sandschicht steigt, werden neue Schüppen eingesetzt, bis der ganze Bottich gefüllt ist. Statt der Frue Banners und der Distributoren wendet man auch Spihluten an (Tafel II, Fig. 6), oben offene, trichterförmige Kästen, in denen ein zweiter beweglicher ähnlicher Kasten derartig angeordnet ist, daß er an den senkrechten Seitenwänden des größeren Kästens fest anfließt, während zwischen den schrägen Längswänden beider Kästen ein regulierbarer Zwischenraum vorhanden ist. Je drei solcher Luten fließen zu einem System vereinigt. In die erste tritt der Trübestrom ein, während von unten Klarwasser zugeführt wird; die Erzteilchen werden durch letzteres aufgewirbelt, und nur die schwersten (die Pyrite) setzen sich ab, die in dem ersten System von den Sanden und dem Schlamm getrennt werden, während ein zweites System von Spihluten die beiden zuletzt genannten Produkte sondert.

Am Witwatersrand enthalten die Erze im Durchschnitt 24,1 g G. in der Tonne, wovon 65–60 Proz. durch Kochwerksamalgamation ausgebracht werden.

Aus den Hochwerksabgängen konzentriert man durch Verwaschen mittels Trues Banners 1—3 Proz. Schlübe mit einem Goldgehalt von 150—200 g auf die Tonne und verarbeitet diese Schlübe bisher nach dem Plattner'schen Chlorationsverfahren. Die Abgänge von den Herden und die direkt nach dem Verpochen fallenden sandern sich in Sämpfen in ca. 60 Proz. gröbere Sande (tailings) und ca. 40 Proz. Schlamm (slimes). Von diesen werden die ersten mit 8—11 g G. nach dem Mac Arthur-Forrest-Verfahren mit Cyankalium ausgelaut, die letztern mit 6—8 g G. sammeln sich bisher auf der Halde an, werden jetzt aber einer Auslaugung mit Bewegung unterworfen, wobei man noch 75 Proz. des in ihnen enthaltenen Goldes gewinnt.

Da das Erz auf Walzwerken, Kallergängen, Kugelmöhlen, Rodmörtern ohne Quecksilber zerfeinert wird, bringt man das Erzpulver in Amalgamationen mit dem Quecksilber in möglichst innige Berührung. Bei der Trücker oder ungarischen Gattmühle fließt das mit Wasser hinreichend angerührte Material als Trübe in einem Gerinne a (Tafel II, Fig. 1) durch gußeiserne Behälter bb', die auf dem Gerinne cc' aufgestellt sind und auf deren Boden sich Quecksilber befindet. In denselben rotiert ein hölzerner Kuster d, mittels eiserner Stangen an den Armen ee' der rotierenden Wellen ff' ausgehängt und an der untern Seite mit stumpfen eisernen Vorprüngen versehen, die den goldhaltigen Sand in dem Quecksilber umrühren. Die Zahnräder gg' versehen die Wellen ff' in Umdrehung, und die Trübe fließt durch Gerinne h und i in mehrere falsche Röhren, aus deren Boden sich das G. in dem Quecksilber mehr und mehr anreichert. Nach hinreichender Sättigung damit in der ersten Röhle hält man den Apparat an, bringt das Amalgam aus der zweiten in die erste, aus der dritten in die zweite u. Röhle und schüttet in die letzte frisches Quecksilber. Derselben Zweck dienen in Amerika der Almaden-Amalgamator und der Eureka Hubber. Der Loszila-Amalgamator besteht ebenfalls aus zwei zusammenarbeitenden Röhren, von denen die obere einen Boden mit radial angeordneten Eisenzähnen zur bessern Amalgamation besitzt. Das Waldbauströgen beträgt 50—80 Proz. bei 30 bis 35 g Quecksilberverlust auf die Tonne Erz. Für kontinuierliche Arbeit benutzt man Apparate, bei denen man die Trübe einen langen Weg durch eine Quecksilberfäule machen läßt. Crossby rührt feinderteiltes Quecksilber in den Erzdrö, verdünnt diesen dann mit Wasser und läßt ihn einen Tag stehen, damit sich die Quecksilberteilchen sammeln können.

Um die Verluste an Quecksilber zu vermindern und es amalgamationsfähig zu machen, werden teils bei der Vorbereitung der Erze zur Amalgamation, teils während derselben Chemikalien angewendet. Namentlich amalgamiert man das Quecksilber mit Natrium (0,005 Proz.), bez. Zink und wendet Cyankaliumlösung an, wodurch die Oberfläche des Quecksilbers stets blank erhalten wird. Auch die Anwendung des elektrischen Stromes bei der Amalgamation, wo das Quecksilber den negativen Pol und gewisse Metalle oder Kohle den positiven Pol bilden, läuft auf das Plankhalten des Quecksilbers durch Zersetzung der sich bildenden Salze hinaus.

Das auf die eine oder andre Weise gewonnene Amalgam wird gegläht, wobei das Quecksilber sich verflüchtigt und das G. zurückbleibt. Einen Gladenapparat zum Glähen des Goldamalgams zeigt Fig. 2. In einem gußeisernen Behälter d ist eine mit horizontalen Schrauben a (Tellern) versehene Eisenlange

aufgestellt, über die eine Glade b gedeht ist, deren unterer Rand in Wasser taucht, das sich in dem Gefäße d befindet. e ist eine factwährend mit fließendem Wasser versehene Schieblade, die sich auf den Seiten f ausziehen läßt. Nachdem das Goldamalgam auf die Teller gebracht worden, stürzt man die Glade über a, fällt durch die Öffnung g Holzstaben in den Raum zwischen der Glade b und dem durch eine Tür c an der Vorderseite verschlossenen gemauerten Schacht h und verjagt die Glade in Blut, wobei Quecksilber dampfförmig ausgetrieben wird, sich im fühlern Teil des Apparats verdichtet und in der Schieblade c ansammelt. Bei dem Retortenapparat (Fig. 3) liegt die Retorte a in dem Ofen mit dem Kofz b, die Quecksilberdämpfe passieren das Kühlrohr c und das verdichtete Metall sammelt sich in dem Behälter d, aus dem es durch den Hahn e abgelassen werden kann. Die Feuer gases entweichen nach dem Umspielen der Retorte durch die Ose f.

Auf nassem Wege durch Auslaugung (Extraktionsprozeß) gewinnt man G. auch aus Silbererzen durch Hypsulfitlösungen (s. Silber), auf Walzerge speziell wird das Chlorationsverfahren und das Cyanidverfahren angewendet. Dem Plattner'schen Chlorationsverfahren, 1846 von Plattner und Percy unabhängig voneinander erfunden und seit 1858 in Kalifornien, dann auch in Australien und Südafrika angewendet, werden besonders die Schlübe unterworfen, die man aus den Amalgamationrückständen gewinnt. Sie bestehen überwiegend aus Pyriten und werden geröstet, um Arsen und Antimon zu verflüchtigen und Oxide zu bilden, die bei der Laugung durch Chlor wenig angegriffen werden. Das zerfeinerte Erz wird in Pösten von etwa 200 kg durch die Öffnung f auf den abern Herd b des Röstofens (Fig. 4 u. 5) gebracht und unterhalb f ausgebreitet, wo dann eine Anwärmung des Erzes durch die von dem Kofz g über die Feuerbrücke c und den untern Herd a ziehende Flamme stattfindet, die am Ende des Herdes b durch eine seitliche Öffnung in den Schornstein gelangt. Nach einiger Zeit wird der erste Erzpfosten nach dem Öffnen der Retortentore e um eine gewisse Entfernung mittels Schaufeln nach vorwärts bewegt (Ratschaufeln) und gleich eine frische Pöste durch f wieder eingebracht. Die nun stärker erhitzte erste Pöste beginnt jetzt zu rosten, d. h. die Bestandteile des Erzes, außer G., nehmen Sauerstoff auf und bilden Oxide und geben flüchtige Substanzen (schweflige, antimonige u. arsenige Säure) ab. Indem man nun das Röstgut allmählich immer weiter vom abern auf den untern Herd a und dann der Feuerbrücke c näher rückt, dabei aber immer hinten eine frische Pöste auslöst, röstet das Erz zunehmend ab und wird dann durch eine seitliche Öffnung auf der Sohle bei d aus dem Ofen gezogen. — Für eine Massenproduktion empfiehlt sich neben dem Stetseföhen Schachtofen bei in Amerika häufiger angewendete und wenig Handarbeit erfordernde Brückner'sche Retorten (Fig. 7). Derselbe besteht aus einem Feuerungsraum a, vor dem ein mit feuerfesten Steinen ausgekleideter Hohlzylinder b dadurch in Rotation versetzt wird, daß in den gegabten Kranz c des mit Rippen d auf Rollen gleitenden Zylinders ein von einem Motor bewegtes Getrieberad eingreift. Durch das verschließbare Mannloch e wird das Erz eingebracht und beim Rotieren des Zylinders von der eisernen, mit feuerfestem Material beklebten und mit Luftkühlträgern f versehenen Scheidewand g besser verteilt.

Zur Umwandlung von Sulfaten, die sich an der Luft schwer aber gar nicht zersetzen, schließt man an die oxydierende eine chlorierende Lösung an. Das abgetriebene Kalkgut wird mit wenig Wasser angefeuchtet, geriebt und loder in Holzgefäße geschüttet, die innen mit Paraffin, Kippalt oder Leer überzogen sind. Man leitet dann aus Braunstein und Salzsäure entwickeltes und durch Waschen mit Wasser von Salzsäure befreites Chlor durch den Boden des Holzgefäßes ein und läßt es 2—3 Tage einwirken. Dann wird es abgelaugt und das Erz, das nun das G. als Goldchlorid enthält, ausgelaugt. Statt des Chlorgases wendet man auch Chlornasser an, mit dem man das Erz unter Druck behandelt, oder Chloralkali und Schwefelsäure, die mit dem Erz gemischt werden. Aus den erhaltenen Laugen wird das G. durch Kohle, Zink, Eisendietriol oder elektrolytisch, auch durch Schwefelwasserstoff gefällt. Das im letzten Fall erhaltene Schwefelgold wird durch Röstn zerstört. Das mit Kochsalz, Borax und Salpeter geschmolzene G. ist 600—900, selbst 960 Tausendstel fein. Die Ausbeute beträgt 90—94 Proz. Auch Brom wurde zum Extrahieren der Erze benutzt und aus der gewonnenen Bromlösung das G. durch schweflige Säure und Schwefelwasserstoff als Schwefelgold gefällt.

Ein sehr gutes Lösungsmittel für G. ist Cyanalum, im Gegenpart von Sauerstoff. Es bildet sich Kaliumgoldcyanid $KAu(CN)_2$ und Kaliumhydrocyanid. Zur Beförderung der Lösung werden cyansaures Kali, Ammoniumperchlorat, Natriumpersulfat, Brom, Cyanbromid, organische Nitroverbindungen, Quecksilbersalze hinzugefügt. In neuester Zeit begnügt man sich aber mit Beförderung des Luftzutrittes durch Umschöpfen des Materials. Die Löslichkeit von Goldcyanid in Cyanalum hat Scheele 1782 entdeckt, Hagen fand 1805, daß G. bei Luftzutritt sich in Cyanalum löst, und Essington benutzte 1840 solche Lösungen in der Galvanoplastik, 1867 nahm Kae ein amerikanisches Patent auf Verarbeitung goldhaltiger Erze, ihm folgten mehrere andre, und 1867 kamen die Patente von Mac Arthur und Oberster Forster, die nichts Neues enthielten und deshalb 1897 für ungültig erklärt wurden. Das nach den letzten Patentinhabern benannte Verfahren wurde 1891 am Wiltwarestand in die Praxis eingeführt, gelangte dort zu großartiger Entwicklung und wird seit 1893 auch in den Vereinigten Staaten, in Australien und andern Goldländern angewendet. Cyanalum löst außer biegehem G. auch Schwefelgold, weniger leicht Schwefelsilber, greift aber auch Kupfersulfurete, Bleiglanz, Zinkblende, Eisenties an. G. wird einige tausendmal leichter gelöst als die Schwefelverbindungen, immerhin geht durch letztere viel Cyanalum verloren. Säuren und gewisse Eisenverbindungen, die schädlich wirken, lassen sich durch vorangehen des Waschen mit Kaltwasser unschädlich machen. Auch wird Kupf in Stücken unter das Erz gemischt. In beiden Fällen wird mit reinem Wasser nachgewaschen. Am besten eignen sich für das Verfahren die Abgänge (tailings), denen vorher durch Amalgamation das grobe G. und darauf durch Bewaschen auf Herden der größere Teil der Schwefelmetalle als Schlüde entzogen sind. Eine Röstung der Erze ist nicht erforderlich. Die sulfidischen Schlüde können ebenfalls mit Cyanalum entgolbt werden, wenn auch in wesentlich längerer Zeit (12—18 Tage), und daher ist jetzt der Chlorationsprozeß in Südafrika ganz verschwunden. Beim Mac Arthur-Forster-Prozeß wird das G. aus den Laugen, die 75—

90 Proz. des im Erz vorhandenen Goldes enthalten, durch blaue Zinkbleischmelze gefällt. Aus Kaliumgoldcyanid und Zink wird Kaliumzinkcyanid und G. Theoretisch fällt 1 Teil Zink ca. 6 Teile G., praktisch werden aber auf 1 Teil G. 14 Teile Zink verbraucht, weil auf Kosten des Cyanalums Nebenreaktionen verlaufen. Neuerdings benutzt man statt der reinen Zinkbleischmelze solche, die durch Einleiten in Bleizuckerlösung einen Ueberschuß von schwammigem Blei erhalten haben. Solche Späne gestalten die Anwendung schwächerer Lösungen von Cyanalum. Neben G. werden durch Zink auch Kupfer, Zinn, Silber, Blei, Antimon und Arsen gefällt, und das Zink ist nur schwer vom G. zu trennen. Soweit eine mechanische Trennung nicht möglich ist, behandelt man den Niederschlag mit Schwefelsäure, die das Zink löst und das G. zurükläßt, oder man erhit den Niederschlag an der Luft, wobei sich das Zink in Zinkasche verwandelt. Siemens u. Halske haben nun seit 1894 mit Erfolg das G. durch den elektrischen Strom gefällt. Sie benutzen Bäder, deren Anoden aus Eisendblech und deren Kathoden aus Bleiplatten bestehen. Die Goldlösung enthält 8 G. in 1000 kg, die Stromdichte beträgt 0,5 Ampere auf 1 qm bei einer Spannung von 2 Volt. Das G. schlägt sich fest auf die Bleiplatten nieder, und man nimmt sie monatlich aus den Bädern, wo sie dann 2—12 Proz. G. enthalten. Vom Blei befreit man das G. durch Einsmelzen der Platten und Abtreiben des Bleies. Die erhaltene Bleiglätte wird durch Kohle wieder zu Blei reduziert. Auf den Werken der Rand Central Ore Reduction Company bei Johannesburg bringt man aus Ausbereitungsrüchständen, die in der Tonne 8 g G. enthalten, 70 Proz. des Goldgehalts aus und verbraucht auf 1 Tonne Rückstände 0,11 kg Cyanalum. Das Verfahren gewährt auch den Vorteil, daß man schwächere Cyanalumlösungen anwenden kann als beim Zinkverfahren. Letzteres fordert Lösungen mit 0,5 Proz. Cyanalum, während bei der Fällung durch den Strom Lösungen von 0,05 bis herab auf 0,01 Proz. Cyanalum anwendbar sind. Ein weiterer Vorteil ist die leichtere Trennung des Goldes von den fremden Metallen.

Die Verarbeitung der eigentlichen Galbzerze durch Schmelzprozesse nimmt mit der Vervollkommenung der Amalgamations- und Laugprozesse immer mehr ab. Bei goldhaltigen Blei-, Silber- und Kupfererzen sowie Schwefelsulfen dient Blei als Extraktionsmittel für G. Das Blei befindet sich entweder schon in dem Erz in genügender Menge (gälbische Bleierze), oder wird in Gestalt von Bleierzen oder oxydischen Produkten vom Abtreibprozeß (Bleiglätte, Herd etc.) hinzugefügt. Reichere Beschüde verschmelzt man direkt mit bleihaltigen Zuschlägen in Schmelzöfen, auf goldhaltiges Wertblei; goldärmere werden zwar, wenn sie viel Erden enthalten (Dürzerze), mit passenden Zuschlägen zur Verflüchtung der Erden und mit Schwefelstein zusammengeschmolzt (gälbische Kohardei), wobei sich neben Schlüde (Kohschlädde) Schwefeleisen (Kohlein) erzeugt, das den erdigen Substanzen ihren Goldgehalt entzogen hat (Ungarn, Siebenbürgen). Goldarme Schwefeleise (Wolbliese) werden vor dem Schmelzen etwas abgeröstet und dadurch ihr Gehalt an Schwefeleisen teilweise in Eisenerz übergeführt, das sich beim Verschmelzen mit eisernen Zuschlägen verflücht, während der beim Röstn unversehrt Ries einen Kohlein gibt, der den Goldgehalt des beim Röstn zersetzten Ries aufgenommen hat. Zur Entgoldung wird der flüssige Koh-

stein in einem kesselförmigen Herd mit flüssigem Blei umgerührt (Eintänkarbeit), oder er wird in einem Schachtelofen mit bleiischen Erzen oder bleihaltigen Produkten auf gütliches Blei verschmolzt. Letzteres Verfahren gestattet eine vollständigere Ausziehung des Goldes. Das erfolgende goldhaltige (und stets auch silberhaltige) Blei wird abgetrieben, wobei aus dem Ofen Bleioxyd (Bleiglätte) abfließt, während goldhaltiges Silber zurückbleibt, das der Affination unterworfen wird. Goldarmes Blei wird durch Zink entgolde.

Setzt man zu geschmolzenem, G. und Silber enthaltendem Blei wenig Zink, so wird zunächst die Gesamtmenge des Goldes und erst bei weiterem Zinkzusatz das Silber aufgenommen. (Ist Kupfer zugegen, so wird es gleichzeitig mit dem G. von dem zuerst hinzugesetzten Zink aufgenommen; man erhält dann einen goldhaltigen Kupferzinkschlamm, der auf goldhaltiges Silber verarbeitet wird.) Der bei ruhigem Stehen des Metallbades sich absetzende goldhaltige Zinkschlamm wird durch Abseigerung konzentriert und dann mit Säuren behandelt oder unter Zusatz von Kohle destilliert, wobei unter Verflüchtigung des Zinks G. zurückbleibt.

Wildische Kupfererze verschmilzt man auf Schwarzkupfer, in dem sich der Goldgehalt ansammelt. Das gold- und silberhaltige Schwarzkupfer wird fein granuliert auf den durchlöcherichten Boden einer hölzernen Wanne gebracht und bei Luftzutritt mit erwärmter verdünnter Schwefelsäure behandelt. Die entstandene Kupfervitriollösung fließt gemeinschaftlich mit den ausgeschiedenen Goldteilchen durch lange Öserinne, in denen beim Abfließen Kupfervitriol, die Goldpartikeln einschließend, auskristallisiert. Letzterer wird in heissem Wasser gelöst, der Goldschlamm mit heissem Wasser ausgewaschen, getrocknet, mit etwas Blei zusammen geschmolzen und das erfolgende gold- und silberhaltige Blei abgetrieben. Man verschmilzt auch wohl die Kupfererze nur auf einen Kupferstein (Schwefelkupfer mit einem Gehalt an Silber und G.) und erbt ihn bei Luftzutritt, bis aller Schwefel entfernt ist und Kupfer sowie etwas Eisen als Oxide zurückbleiben, die dann beim Behandeln mit verdünnter Schwefelsäure Kupfervitriol und Goldsilberschlamm geben. Die reichen siebenbürgischen Tellurerze werden aus dem Treibherd eingetränkt, wobei das Tellur ganz verloren geht.

Goldcheidung. Da G. und Silber fast stets zusammen vorkommen, so ist das nach den beschriebenen Methoden (mit Ausnahme vielleicht des Plattnerischen Chlorationsverfahrens) erhaltene G. fast immer silberhaltig und enthält außerdem auch noch oft geringe Mengen anderer Metalle. Die Goldcheidung, die Herstellung reinen Goldes, lag bis zum Beginn der Keuzzeit noch so sehr im argen, daß das im Regio bis ins 16. Jahrh. gewonnene Silber vielfach bis 2,5 Proz. G. enthielt. Bei der Verarbeitung außer Verlehrs gezeigter deutscher Landesmünze wurden 1873 bis 1879 etwa 769 kg Feingold (0,07 Proz. des Silbers) gewonnen. Die neue elektrolitische Scheidung lohnt sich noch bei einem Goldgehalt des Silbers von 0,0002 Proz. Bei der Scheidungsmethode durch G. und Fluß schmelze man die Goldlegierung, die mindestens 60 Proz. G. enthalten muß, mit dem doppelten Gewicht Schwefelantimon (Wasserspießglas) zusammen, wobei sich Antimongold und darüber Schwefelsilber mit Schwefelkupfer und Schwefelantimon (Schachmal) abfondern. Ersteres wurde vor einem Schläge eingeschmolzen, wobei das Antimon

forttraucht und G. zurückbleibt, das mit Boraz, Salpeter und Glaspulver zusammen geschmolzen wird. — Nach Pfannenschmieds Verfahren wurde die granulirte Legierung mit dem achten Teil Schwefel in einem Tiegel erhitzt und darauf Bleioxyd in kleinen Portionen zu der Schmelze gefügt, wodurch ein Teil des Schwefels dem entstandenen Schwefelsilber auf Kosten des Sauerstoffes im Bleioxyd verbrennt und das reduzierte Blei beim Zubodenfallen das G. nebst etwas Silber aufnimmt. Bei Wiederholung der Operation findet zwar eine weitere Anreicherung des Goldgehalts, aber nie eine völlige Abcheidung des Silbers statt. Köhler schmilzt Goldsilberkupferlegierungen mit mehr als 10 Proz. Kupfer mit Schwefel zusammen und bläst so lange Luft auf die Masse, bis alles G. und das meiste Silber in einem Regulus vereinigt sind und nur Halbschwefelkupfer mit wenig Schwefelsilber zurückbleibt. Dies Verfahren ist eine Vorbereitung gewisser Legierungen, die sich nicht gut durch Säuren scheiden lassen, für die Affination. — Bei der Zementationsmethode wurde die granulirte oder zu dünnem Blech gewalzte Goldsilberlegierung 24—36 Stunden lang in einem Chlor abgebenden Zementierpulver (aus 1 Teil Kochsalz, 1 Teil saliniertem Eisenvitriol und 4 Teilen Ziegelmehl bestehend) geglätt und dadurch das Silber in Chlor Silber übergeführt, während G. unangegriffen blieb. Das schmelzende Chlor Silber zog sich in das Zementierpulver. Bei dem Wüllerichsen Chlorprozeß wird das G. unter einer Borazbede eingeschmolzen und mit trockenem Chlor behandelt, wobei sich die Chloride von Antimon, Arsen, Blei, Bismut u. verflüchtigen. Das Silber geht zum größten Teil als Chlor Silber in die Schlacke, und man erhält ein nur wenig Silber enthaltendes G. vom Feingehalt 991—997 Taufendtel. Der Wüllerichsen Chlorprozeß kann für alle Goldlegierungen angewendet werden, die 2 bis 30 Proz. Silber und 1—2 Proz. fremde Bestandteile enthalten. Statt Chlorgas läßt man mitunter auch Kupferchlorid, das in der Hitze Chlor abgibt, auf geschmolzenes G. einwirken und erzielt dadurch ebenfalls eine Reinigung des Goldes. Vollständiger wird die Trennung von G. und Silber auf nassem Weg erreicht. Ein Scheidung mit Salpetersäure (Scheidewasser), in der sich nur das Silber, nicht G. löst, ist möglich, wenn 4 Teile der Legierung 3 Teile Silber enthalten (daher Quartation). Indessen genügt schon die doppelte Menge von Silber bei Salpetersäure vom spez. Gew. 1,32 und längerem Kochen. Sind auf 1 Teil G. weniger als 2 Teile Silber vorhanden, so wird das Silber durch Salpetersäure nicht völlig vom G. gelöst. D'Arcet gab 1802 die Scheidung mit Schwefelsäure (Affination) an. Siebende konzentrierte Schwefelsäure löst Silber unter Entwicklung von schwefliger Säure zu schwefelsaurem Silber (Silbervitriol), während G. und die Platinmetalle außer Palladium unangegriffen bleiben. Man kann Goldsilberlegierungen von fast jedem Goldgehalt scheiden, am günstigsten ist das Verhältnis von G. zu Silber wie 1:3—4. Blei, Kupfer und andere unedle Metalle müssen vor der Scheidung möglichst entfernt werden (s. oben Köhlers Verfahren). Als Lösungsgefäße dienen Töpfe aus weissem Guseisen. Die meist granulirte Legierung wird bis siebenmal mit Schwefelsäure gelocht, der Rückstand ausgewaschen und in Graphittiegeln mit Soda, Boraz, Salpeter oder saurem schwefelsaurem Natron geschmolzen. Man erzielt G. von 998—999 Teilen Feingehalt. Zu weiterer Reinigung löst man das G. in

Königswasser, hebert die Lösung vom ausgeschiedenen Chlorür ab und fällt sie mit Eisenvitriol.

Einige Goldsorten (salifornisches, sibirisches u.) enthalten häufig Iridium und Osmiumiridium als Verunreinigungen. Zur Reinigung schmelzt man solches G. und läßt das geschmolzene Metall ruhigstehen, wobei sich das spezifisch schwere Osmiumiridium zu Boden setzt, während die obere Schicht aus reinem G. besteht und vorzüglich abgedampft wird. Man erhält schließlich nach mehrmaligem Umschmelzen einen aus Osmiumiridium reichen Rückstand, der in Königswasser gelöst wird, wobei diese Verunreinigung ungelöst zurückbleibt.

Elektrolytische Gold- u. Silberscheidung. Die Abcheidung der Platinmetalle durch elektrolytische Raffination wird in der Norddeutschen Affinerie in Hamburg in großem Maßstabe ausgeführt. Das zu reinigende G. hängt man als Anode in Form von Blechen in die Bäder ein. Als Kathode dient ein Blech von reinstem G. und als Elektrolyt mit überschüssiger Salzsäure versetzte Goldchloridlösung. Die Spannung beträgt nur 1 Volt, der Prozeß verträgt große Stromdichten (1000 Ampere auf 1 qm) und verläuft daher sehr schnell. Die Platinmetalle bleiben bei der allmählichen Auflösung der Anode als grauschwarzes Pulver an derselben zurück und sinken zu Boden. Durch diesen Prozeß, der im Vergleich zur Säurecheidung sehr billig ist, kann das G. in chemisch reinem Zustand gewonnen werden. Die Verarbeitung des Goldsilberlegierungen nach dem Verfahren von Wobius wurde seit 1887 in Wittsburg, seit 1891 in St. Louis in den Vereinigten Staaten betrieben, beide Anstalten gingen aber wieder ein, und jetzt wird das Verfahren in Perth Androy (New York) und andern Orten der Vereinigten Staaten, in London und auf der Scheideanstalt zu Frankfurt a. M. mit großem Erfolg betrieben. Die zu schneidende Legierung muß mindestens auf 950 Teile Feingehalt gebracht werden. Am ungünstigsten wirkt ein größerer Gehalt an Kupfer, weil dieses sich mit dem Silber an der Kathode abscheidet. Das Silber wird zu Platten gegossen, von denen zwei zu einer Anode vereinigt in die Bäder eingehängt werden. Als Kathoden dienen dünne, galvanische Silberbleche oder ein über Rollen laufendes Silberband ohne Ende, und als Elektrolyt eine schwache Nöbelscheinfösung. Von 70 hintereinander geschalteten Bädern ist jedes mit 4 Elektrodenpaaren versehen. Die Spannung am Bade beträgt 1,5 Volt, die Stromdichte auf das Quadratmeter 350 Ampere. Da sich das Silber in Kristallen abscheidet, ist eine über den Bädern in Rollen bewegliche Schiebervorrichtung angebracht, um Kurzschlüsse zu vermeiden. Sie streift die Silberkristalle in einen unter den Elektroden befindlichen Rosten, auf dessen oben durchlöcherigen Boden ein Leinwandfilter liegt. Die Silberkristalle werden herausgehoben, gewaschen, getrocknet und geschmolzen. Das goldfreie Silber zeigt dann einen Feingehalt von 999,5 Tausendteilen. Die Anodenplatten werden in 38–40 Stunden aufgearbeitet. Der an ihnen zurückbleibende Goldschlamm fällt in die umhüllenden Leinwandfäden und wird, da er noch silberhaltig ist, wiederholt mit Salpetersäure ausgekocht. Nach dem Schmelzen erreicht das elektrolytisch abgeschiedene G. einen Feingehalt von 999 Tausendteilen.

Versezt man Goldchloridlösung mit wenig Oxalsäure, fällt dann mit tohlenlaurem Kalk lösliches G. als Goldoxydhydrat, fängt einen großen Überschuss von Oxalsäure hinzu und erhitzt rasch zum Sieden, so scheidet sich das G. metallisch glänzend, schwamm-

förmig ab. Fällt man Goldchlorid genau mit Kalihydrat und digeriert den Niederschlag noch leicht mit alkoholischer Kalilösung, so erhält man das G. in seinen, glänzenden Schuppen, die, mit Gummiölösung eingetrocknet, als Malerfarbe benutzt werden können; das durch Eisen- und Quecksilberfälsch gefällte, fein verteilte G. dient in der Glas- und Porzellanmanufaktur, wo es eingebrannt wird.

4) Gebrauch des Goldes.

Die größte Verwendung findet das G. zu Münzen (s. Edelmetalle). Man kann annehmen, daß die gesamten Vorräte an Münzen und Barren der ganzen Erde in Millionen Kilogrammen betragen: 1831: 0,80, 1880: 4,72, 1884: 5,06, 1891: 5,60. Für 1900 wird der Goldmarkt der Welt auf 20,5 Milliarden Mk. geschätzt. Der Bedarf der Kunstgewerbe und Industrien, der Juwelenerbeiter, Uhrmacher, Goldschmiede, Galvanoplastiker, Goldschläger, Vergolder, Glasfabrikanten, Glas- und Porzellanmaler, Zahnärzte, Photographen u. beträgt schätzungsweise in

	1000 kg	Wert in 1000 Dollar
Österreich-Ungarn	3,7	2465
Belgien	2,6	1690
Frankreich	20,8	13824
Deutschland	10,7	7140
Großbritannien	23,8	15826
Italien	5,6	3323
Niederlande	0,6	417
Rußland	4,3	2881
Schweden	6,4	4267
Vereinigten Staaten	25,1	16668
Naher Osten	9,7	6449
Zusammen:	112,8	74900

Nach einer Erhebung von 1898 wurden in Deutschland in diesem Jahre 26–28 Mill. Mk. Goldmünzen für gewerbliche Zwecke eingeschmolzen, außerdem haben im Durchschnitt der Jahre 1896–97 die Scheideanstalten für 20 Mill. G. an die Industrie abgegeben, so daß die Industrie in einem Jahr etwa 16,000 kg Feingold verarbeitet hat. Das sogen. Verlusgold, das durch die Verwendungen verloren geht, wird auf jährlich 15 Mill. Mk. geschätzt.

5) Statistisches.

Die Goldproduktion in aller Zeit kann nicht genau geschätzt werden, was aber, von unserm heutigen Standpunkt aus betrachtet, wahrscheinlich ziemlich gering. Im Mittelalter zwischen dem Fall Roms und der Entdeckung Amerikas sank die Produktion bedeutend, und man wird annehmen können, daß in dieser Zeit die edlen Metalle nicht durch Erforschung der Erdoberfläche gewonnen wurden, sondern durch die mehr summarischen Prozesse der Eroberung, des Tributs und der Plünderung. Sogar nachdem die Ausbeutung der Neuen Welt begonnen hatte, war das Goldausbringen viel zu klein, um die Habgier der Eroberer zu befriedigen. Die Entwicklung des Bergbaues wurde durch die Unterdrückung und Vernichtung der Eingebornen und durch Kriege niedergehalten. Erst 50 Jahre nach der Entdeckung Amerikas erzielte die dortige Produktion 20 Mill. Mk. und für das Ende des 17. Jahrh. schätzte Soebeer sie nur auf 30 Mill. Mk. Die reichen brasilianischen Goldfelder steigerten die Produktion von 1740–60 auf 70 Mill. Mk., aber als diese Ablagerungen erschöpft waren, sank das Ausbringen wieder bedeutend, und 1810–20 war es auf 80 Mill. Mk. herabgefallen. Die allmähliche Aufschüßerung der sibirischen Seifen bildet die Hauptursache der darauf folgenden stetigen Produktionszunahme bis zu durchschnittlich 150 Mill. Mk. jähr-

lich in der Periode von 1841—50. Dann kam die plötzliche Steigerung infolge der Entdeckungen in Kalifornien und Australien. Das Maximalausbringen aus den reichen Seifen dieser Länder war 1853 erreicht, in welchem Jahre die Weltproduktion auf 760 Mill. WZ. geschätzt wurde. Nach abermaligem Abfalle bis auf 420 Mill. WZ. im J. 1863 blieb die Förderung ziemlich beständig bis 1888, als infolge der Erschließung der südafrikanischen Goldfelder eine abermalige Zunahme stattfand, so daß 1899 die Produktion eine Höhe von 1280 Mill. WZ. erreichte. In der jüngsten Zeit gewannen noch die neuentdeckten Goldfelder von Klondike am Yukonfluß einen Einfluß auf die Weltproduktion. In den wichtigsten Ländern stellte sich die Goldproduktion seit 1851 wie folgt:

Jahres- schichte	Der. Staaten 1000 kg	Rußland 1000 kg	Australien 1000 kg	Südafrika 1000 kg	Brasilien 1000 kg	Andere Länder 1000 kg
1851—55	88,8	247,8	69,8	194,1	24,7	69,8
1856—60	77,1	215,1	82,4	229,8	26,8	74,1
1861—65	66,9	186,1	77,8	216,4	24,1	67,8
1866—70	76,8	212,8	73,8	205,9	20,1	88,8
1871—75	59,8	166,8	68,1	176,1	35,8	93,1
1876—80	63,8	178,8	45,8	128,8	40,1	112,8
1881—85	48,1	134,8	43,1	121,8	35,8	99,8
1886—90	50,8	140,8	43,8	122,8	32,8	89,8
1891	71,1	195,1	67,1	188,1	43,8	121,8
1899	106,8	296,8	119,8	233,8	33,8	116,8
1900	119,1	322,8	110,8	308,8	30,8	84,8

In diesen vier Ländergruppen liegt der Schwerpunkt der heutigen Goldproduktion. Sie liefern 80 Proz. der Gesamtausbeute. Der starke Abfall im J. 1900 ist verursacht durch den Krieg der Engländer in Südafrika.

In Deutschland hat die Goldgewinnung in den letzten 30 Jahren durch die Verbesserung der Methoden der Goldscheideung bedeutend zugenommen. Ein großer Teil des Goldes wird aus ausländischen (West- und Zentralamerika, Australien) Erzen gewonnen. In den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts erzielte man nur wenige Kilogramm, 1863: 46 kg und Anfang der 70er Jahre etwa das Doppelte. Seitdem wurden produziert:

1875: 332,88 Kilogr.	1890: 1854,63 Kilogr.
1880: 402,88 „	1900: 3055 „
1885: 1378,48 „	1901: 2755 „
1899: 1658,18 „	1902: 2664 „

während das reine Erz nur rund 100 kg liefert.

Österreich-Ungarn gewinnt G. in Siebenbürgen und den ungarischen Karpathen, und zwar war die Ausbeute:

	in Österreich	in Ungarn
1880	41,8 Kilogr.	1004,1 Kilogr.
1885	25,3 „	1719,3 „
1898	8,8 „	1806,4 „
1899	21,8 „	2131,4 „
1901	71 „	3276 „

China gewinnt G. und führte nicht geringe Mengen nach Indien aus, für eine verlässliche Schätzung der Produktion fehlen aber Anhaltspunkte. — Die Gesamtproduktion betrug 1856—60: 100,900 kg, 1886 nur 161,000, dagegen 1892 wieder 197,000 kg. Die Vereinigten Staaten, Rußland und Australien liefern 70—75 Proz. der gesamten Produktion, aber 1893 hatte die südafrikanische Produktion die russische bereits überflügelt.

Der Wert des seit rund 400 Jahren gewonnenen Goldes stellt sich auf 35,256 Mill. WZ. und sein Gewicht auf 12,636,500 kg. Weitere statistische Angaben über die Gewinnung von G. s. Edelmetalle.

Weltproduktion an Gold 1899, 1901 und 1903.

	1899 Mio- gramm	1901 Mio- gramm	1901 Wert in Dollar	1903 Wert in Dollar
Nordamerika:				
Veren. Staaten	105 471,0	120 691,0	80 211 545	74 425 340
Kanada	31 674,0	36 807,4	24 462 222	19 500 000
Australien	80,8	65,8	43 613	43 000
Peru	13 960,1	15 554,8	10 929 316	12 550 000
Mittelamerika	790,0	1 549,8	1 080 000	1 600 000
Südamerika:				
Argentinien	112,8	65,7	43 655	50 000
Brasilien	225,8	203,8	175 000	150 000
Chile	3 348,1	4 514,6	3 000 000	2 800 000
Colombia	1 434,1	677,1	450 000	575 000
Ecuador	3 402,8	3 114,7	2 075 000	2 000 000
Guatemala	188,1	394,8	202 500	250 000
Honduras	3 367,8	2 862,3	1 902 301	1 625 000
Niederl.-Guayana	838,8	900,8	598 140	375 000
Panama	2 490,8	1 805,8	1 200 000	2 100 000
Peru	1 295,0	2 499,8	1 661 234	1 750 000
Venezuela	61,8	75,8	49 845	35 000
Europa:	1 530,0	1 530,8	1 016 838	600 000
Österreich	75,7	70,8	47 120	50 000
Ungarn	3 009,0	3 270,1	2 173 308	2 150 000
Frankreich	270,8	203,8	134 914	—
Deutschland	112,8	112,8	74 435	62 000
Italien	113,8	57,8	38 215	10 200
Norwegen	2,3	2 708,8	1 794 420	2 500
Portugal	6,1	2,8	1 728	1 000
Rußland	36 074,8	38 988,8	25 911 744	24 000 000
Spanien	12,8	11,8	7 648	16 000
Schweden	106,8	88,8	58 817	62 500
Serbien	11,8	20,8	13 292	80 000
Schweiz	88,8	300,8	199 754	50 000
Afrika:				
Transvaal	109 782,8	7 432,8	4 939 944	61 527 281
Algerien	628,8	1 053,8	700 000	700 000
Ägypten	1 687,0	4 026,8	3 074 730	4 146 250
Sudan	84,8	84,8	55 826	60 000
Sesotho	1 005,7	933,8	620 100	850 000
Mosambik	344,0	1 128,8	750 000	700 000
Mosambik	168,8	384,8	255 840	150 000
Asien:				
Japan	347,3	677,1	450 000	275 000
China	8 501,4	4 514,8	3 000 000	6 000 000
Niederl.-Indien	225,8	1 354,8	900 000	550 000
Britisch-Indien	14 214,8	14 178,8	9 422 855	11 118 880
Japan	1 675,8	2 300,8	1 328 580	1 700 000
Korea	2 206,8	3 460,7	2 300 000	4 000 000
Malakka	512,8	559,8	373 060	350 000
Australien	118 560,8	115 947,8	77 658 938	88 179 909
Andere Länder	677,1	677,1	450 000	450 000
Zusammen:	476 808,1	598 567,8	3 648 840 477	3 274 049 750

6) Geschichtliches.

Die älteste Verwendung des Goldes beginnt mit dem Schmuck des menschlichen Körpers (vgl. Goldschmiedekunst); dieser reihen sich die Verzierung der Wohnstätten und die Herstellung feinerer Gefäße an, und erst viel später wird das G. als Stoff zur Prägung von Münzen als Geldzeichen verwendet. Das G. tritt in den ältesten Mythen auf, und überall erscheint es als das Begehrteste; es diente im Altertum als Symbol der höchsten Würde, der Allmacht und des Reichtums. Der Grabstein des Moses ist aus zentnerschwerem G. gefertigt, der Tempel Salomos strotzt von G., der babylonische Turm an den Ufern des Euphrat ist voll goldener Statuen u. Wenn die persischen Könige Auktionen erteilen, legen sie auf einem goldenen Thron, ein goldenes Szepter in der Hand; zu ihrer Zeremonienkleidung gehört ein goldenes Gewand, dessen Wert griechische Geschichtsschreiber mit 12,000 Talenten (46 Mill. WZ.) angeben (?). Der

Gebrauch des Goldes als Tauschwerkzeug ist aus dieser allgemeinen Veranschlagung des Goldes abzuleiten und beginnt mit den Juden von G. in Barren und Stangen (per aes et libram), um dann zu edlen Ringen zu führen. Die ersten Goldmünzen dürften von den Ägyptern geprägt worden sein und dem 17. Jahrh. v. Chr. angehören.

Der Gebrauch des Goldes reicht historisch bis in das 6., vielleicht 8. Jahrh. v. Chr. zurück. Man weiß, daß die Ägypter in der 17. Dynastie G. in Menge besaßen und zum Schmuck verwendeten. Die älteste Nachricht über den Betrieb von Bergwerken stammt aus der Zeit Thutmosis' III. der 18. Dynastie und reicht daher etwa die 1500 v. Chr. zurück. In der Söltertafel zu Karnak wird namentlich das Land Wahu als Bezugsquelle von G. genannt, und in der Inschrift von Rudan, aus der Zeit Ramses' II. der 19. Dynastie, d. h. etwa 1200 v. Chr., wird erwähnt, daß das Land Afrika von Goldgräbern besetzt werde. Seither wurden die Goldgruben regelmäßig betrieben. Auch am obern Lauf des Senegal und des Dschilba bestand noch Herodot eine uralte Goldgewinnung, wo aber das zur Zeit Salomos so ertragreiche Goldland Ophir (s. d.) zu suchen ist, darüber gehen die Ansichten noch heute auseinander. Nächt bei ägyptischen sind die Fundstätten von G. in Äthien als die ältesten zu nennen. Im Stromgebiet des obern Indus und Satadru (Sattelbich) im heutigen Tibet und an den Abhängen des Himalaja fand man schon im grauen Altertum den Goldschatz der Alutien. Dieses ist das Land von Herodot beschriebenen »goldhaltenden Indern«, der bei Megasthenes und Arrian genannten Darbi, die den Goldsand in ledernen Säcken auf den schnellsten Kamelen davonführten. Außerdem hatte das alte Äthien noch zwei große Fundgruben von G.: die nördlichen Abfälle des Atlasgebirges und die Ural. Von dort und den Ostabhängen des Uoloz wanderte ohne Zweifel das G. auf langem Wege durch die Hände der herumziehenden Arimaspen, Hyblonen und Wassagenen bis nach Vorderasien. Mit der Wanderung der Kultur vom Osten nach dem Westen wurden auch immer neue Fundorte von G. im Westen selbst bekannt, so namentlich der Goldreichthum vieler Quellen im Kaukasus, wovon Appian berichtet, dann in Kleinasien der Goldsand des Baktoles, überhaupt die Goldwäschereien in Phrygien und jene in Sydien, wo übrigens auch ein bergwerksmäßiger Betrieb, wie jener der Goldgruben in Timolos und Syglos, eingerichtet war. Die Sage vom Argonautenzug und Goldenen Vlies hängt damit zusammen; wie Appian erzählt, gewonnen die Einwohner der Straße am Kolchis das G., indem sie gottliche Schiffe in diese Gewässer legten und so die von denselben geführten Goldfische aufingen. Auch die übertriebenen Erzählungen vom Schatz des Krösos, Königs von Lydien, beruhen auf der Tollheit des alten Goldreichthums in jenen Teilen Kleinasien.

Im klassischen Altertum waren die Goldminen auf der Insel Thalos im Ägäischen Meer berühmt, und es werden jene von Skapte Hyle (in Thracien), von Myktra der Akhados und auf der Insel Syphnos bei Herodot und Xenophon öfters genannt. Ergiebiger erwies sich aber die Goldgewinnung, die Karthager und Römer, wenigstens seit der Zeit des Augustus, auf der Iberischen Halbinsel betrieben; der Goldreichthum von Lusitanien, Gallicien und Asturien wird von Strabon und Plinius als sehr groß beschrieben, und sowohl die Goldwäschen des Duero und Tojo als der Ertrag der römischen Bergbaue in

den Pyrenäen lassen einen ganz geregelten Hüttenbetrieb vermuthen. Neben diesen Bauten in Spanien waren die Goldgruben auf den Gewannen in der Provinz Aquitania und in andern Teilen Galliens schon Strabon bekannt; ebenso waren in den römisch-bacischen Ländern (Siebenbürgen) trefflich ausgebeutete Goldgruben, und auch noch an andern Stellen der Korpythen und in einzelnen Teilen der Alpen (Tauernfette) sind schon damals Goldfunde gemacht und Baue betrieben worden.

Ein großer Teil dieser europäischen Erträge hörte im Mittelalter auf. In Spanien waren zur Zeit der maurischen Herrschaft die früher stehenden Hüttenwerke verschwunden, auch in den Karpathen wurde ihre Ausbeute unterbrochen; dagegen wird nun Böhmen das goldreichste Land und als solches bereits im 12. Jahrh. gerühmt. Hier waren es zwei wichtige Gebiete, die bis ins 15. Jahrh. hohe, wenigstens oft übertriebene Erträge gewährten: das eine im Südwesten im Budweiser Kreis beginnend und längs des Böhmerwaldes sich fortsetzend, in dem bereits im 8. Jahrh. die Goldwäschen von Bisef bekannt waren, und wo Bergreichenstein der bedeutendste Goldbergbau wurde (14. und 15. Jahrh.); das zweite wichtige Gebiet nordöstlich davon, am Sazawastrom, wo das G. aus der Gegend von Eule kam und ebenfalls einen sogenannten fordbauernden Reichtum (bis ins 15. Jahrh.) lieferte. Dasjenige, was gleichzeitig in Mähren und Schlesi (um Budamantel) gewonnen wurde, ist geringfügig. Im 16. Jahrh. trat der Goldreichthum der östlichen Alpenländer in den Vordergrund. Die Bergwerke des Rathsauensbergs bei Brixen (Wastein) und des hohen Goldbergs bei Kauris machten damals Solzburg zu einem der bedeutendsten Goldreviere und ermutigten zu weitem Aufschlüssen in der Welscherregion, so daß auch der Goldbergbau in Kärnten im 16. Jahrh. seine Blüte erreichte. Aber auch diese Gegenden und die Tiroler Bergwerke (Zell) gerieten im 17. Jahrh. in trüben Verfall. Nun wurde allmählich, und zwar insbes. erst seit der Mitte des 18. Jahrh., wieder den Goldbergwerken im siebenbürgischen Erzgebirge und in den ungarischen Karpathen, besonders zu Schennerg, der uralten Vergildat, größere Beachtung zugewendet; in ganz Europa aber war im 18. Jahrh. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. der Ertrag der Goldbergwerke auf einer sehr niedrigen Stufe.

Die Goldwäschen, die in den europäischen Flüssen (Rhein, Eder, Inn, Isar, Salzach, Donau u.) betrieben wurden, haben in der ganzen Periode des Mittelalters seinen nennenswerten hohen Ertrag geliefert; relativ den ersten Platz nimmt nach der Rhein ein. Die Goldproduktion wird für 1493—1520 auf 5800 kg, für 1521—44 auf 7160 kg geschätzt, wobei in der ersten Periode 800 kg auf Bessindien und Amerigo entfielen. In der zweiten Periode treten die Goldwäschereien von Reugramda hinzu. In Mexiko wurden schon in früherer Zeit Goldwäschen in Sonora im Norden und Goldwerke in Cajaca im Süden betrieben, und mit den großen Massen Silber, die aus den mexikanischen Gruben erbeutet wurden, kam auch eine Menge von G. in den Verkehr. Die Silbererze Mexikos besitzen nämlich einen hohen Goldgehalt, der für einzelne Berke auf durchschnittlich 1 Proz. des Wertes an Silber geschätzt wird, für andre, namentlich die nördlichen Gruben, bis auf 33 Proz. des letztern beträgt. Die Auscheidung des Goldes aus den Silbererzen wurde erst in ziemlich später Zeit zu größerer Vollkommenheit gebracht, so daß erst vom

Jahre 1690 an direkte Nachweise der Goldproduktion bekannt sind; außer den nachweisbaren Mengen sind aber viele Millionen Pfister mexicanisches Silber in Umlauf gekommen, deren Goldgehalt die Ausbringung in Europa löbte. Die Goldlagerstätten in Brasilien wurden durch die »Paulisten« (Ende des 16. Jahrh.) entdeckt, und zwar zuerst in São Paulo, dann in Minas Gerais (besonders seit 1710) und endlich in Mato Grosso, dessen Goldfelder seit 1725 erschlossen sind. Dieses Gebiet ist nun fast während des ganzen 18. Jahrh. die Hauptbezugsquelle von G. für die ganze Erde gewesen. Neben diesen beiden Hauptgebieten ist noch Peru zu erwähnen, aus dessen nördlichen Teilen die Inka jene großen Schätze an G. empfangen haben sollen, die teilweise von den Spaniern erbeutet wurden, und wo auch unter der spanischen Herrschaft noch viel G. aus Quarzgängen und Bächen gewonnen wurde; ferner Chile, aus dessen goldführenden Alluvien die Indianer vor der Ankunft der Konquistadoren ihre Schätze sammelten, und wo auch die Spanier noch G. erbeuteten, dann Kolumbien, das früher sehr reich war und noch immer eine bedeutende Goldproduktion hat, in neuester Zeit auch Venezuela und Niederländisch-Guayana, sowie endlich mehrere geringfügigere Fundstätten des 17. und 18. Jahrh. in der westlichen Korbillere Südamerikas. Die Goldproduktion Amerikas war bereits wieder im Niedergang begriffen, als am Anfang des 19. Jahrh. die am Ostabhang des Andes liegenden (schon im Altertum bearbeiteten) Goldbergwerke und Goldseifen wieder aufgefunden wurden und sich noch sehr ergiebig erwiesen. 1845 betrug die Produktion Rußlands an G. fast das Doppelte als die Südamerikas, und beide lieferten fast drei Viertel alles auf der Erde gewonnenen Goldes. Die Goldproduktion war in der Periode 1681—1700 auf 10,765 kg gestiegen, 1781—1800 erreichte sie 17,790 kg und 1831—40: 20,289 kg.

Alle bisher genannten Vorkommen wurden aber durch die Entdeckung der Goldfelder im Westen von Nordamerika und in Australien überboten. Ein ehemaliger Offizier der Schweizergarde, Kapitän Sutter, fand 1848 im Sacramentofluß reichliche Mengen G., und diese Entdeckung löste in kurzer Zeit eine solche Schaar von Goldgräbern heran, daß bald die Ausbeutung im größten Umfang betrieben wurde. Auf die Gewinnung aus dem nächstliegenden reichen Schwemmland folgte die Ausbeute im ganzen Gebiet der mächtigen Quarzgänge mit goldhaltigen Kiesen, die dem westlichen Abhang der Sierra Nevada angehören, und später in den gold- und silberreichen Gängzügen an der Ostseite Nevada [mit dem Komstockgang, der 1860—75 für 336 Mill. G. lieferte], Colorado, Oregon, Washington, New Mexico, Arizona, Montana und Idaho]. Der Wert der Goldproduktion Kaliforniens betrug 1848 schon 42 Mill. Mk., erreichte 1853 sein Maximum mit 273 Mill. Mk., sank die 1863 auf 126 Mill., bis 1873 auf 75,5 Mill. und betrug 1898 nur noch 1,8 Mill. Mk.

Schon 1788 hatte man von Goldvorkommen in Australien erzählt, aber erst die von englischen Geologen in den 1840er Jahren vorgenommenen neuen Schürfungen führten zur Konstatierung desselben. Anfang 1851 begannen zugleich in Neuwiedes und Victoria (Ballarat, Bendigo) nachhaltige Arbeiten, und schon Ende August desselben Jahres ging die erste Sendung von 18 Unzen G. aus Victoria nach London ab. Die ersten Versuche waren in der Nähe des Ausgehenden der Gänge von außerordentlichem Erfolg

begleitet, indem häufig Goldklumpen von großem Gewicht gefunden wurden. Nun strömten die Arbeiter in Massen hierher, wie früher nach Kalifornien, und die Goldproduktion wird heute nicht nur in Victoria und Neuwiedes, sondern auch in Südastralien (1862), Neuseeland (1852) und kontinuierlich seit 1854), Queensland (1858), Westaustralien (1886) und Tasmanien (1852) betrieben. 1868 erwähnte Karl Rauch das Vorkommen von G. am Cliphant River in Südafrika, 1882 wurden die De Raap-Goldfelder aufgeschlossen, 1884 begann der Quarybergbau auf der Farm Beltereben im westlichen Distrikt, und 1885 wurde das erste G. aus den Konglomeratbetten des Witwatersrandes gewonnen. 1896 wurden reiche Goldfelder im kanadischen Gebiet am Zufußfluß der Klondike entdeckt. Sie lieferten 1897 für 10 Mill., 1900 für 80 Mill. Mk., die Goldlagerstätten in den Alluvionen des Zufuß sind seit 1887 bekannt, die jährliche Ausbeute bis 1894 schwankte zwischen 120,000—700,000 Mk. Auf amerikanischer Seite hatte die Goldgewinnung am Zufuß schon 1890 begonnen.

[Literatur.] Bgl. Percy, Metallurgie des Silbers und Goldes (deutsch von Kammerberg, 1. Abt., Braunschw. 1881); Stübel, Metallgewinnung: Silber und G. (bas. 1886); Eggleston, Metallurgy of silver, gold and mercury in the United States (NewYork 1889—90, 2 Bde.); Egliser, Metallurgy of gold (5. Aufl., Lond. 1900) und Cyanide process for the extraction of gold (3. Aufl. 1902); Parf, Cyanide process of gold extraction (bas. 1900; deutsch von Victor, Wien 1902); Rod, Practical gold mining (Lond. 1889); Rose, The metallurgy of gold (4. Aufl. 1902); Grünhut, Die Gewinnung des Goldes (Biesbad. 1898); Holar, Das G., Vorkommen, Gewinnung, Bearbeitung (Halle 1903); Vegeer, The metallurgy of gold on the Rand (Lond. 1897); Rod, Gold-milling, principles and practice (bas. 1901); Belton, Practical gold-mining (bas. 1902); Futterer, Afrika in seiner Bedeutung für die Goldproduktion (Berl. 1895); Schmeiger, Vorkommen und Gewinnung der nupfernen Mineralien in der Südafrikanischen Republik (2. Aufl., bas. 1895) und Die Goldfelder Australasiens (bas. 1897); Beill, L'or, propriétés physiques et chimiques etc. (Par. 1896); Cumenge u. Nobellaz, L'or dans la nature (bas. 1898); Goldmann, South African mines, their position, results and developments (2. Aufl., Lond. 1895, 4 Bde.); Truscott, Witwatersrand Goldfields banket and mining practice (bas. 1902); Gold u. Chalmers, The gold mines of the Rand (bas. 1895); Armstrong, Law of gold mining in Australia (2. Aufl., bas. 1901); Charleston, Gold mining and milling in Western Australia (bas. 1903); Curt, Gold mines of the world (2. Aufl. 1902); Platner, Die Goldindustrie am Witwatersrand (Brem. 1904); Such, Die Zukunft des Goldes (Wien 1877); L. Simonin, L'or et l'argent (Par. 1877, populär-technologisch); vom Rath, Über das G. (Berl. 1879); Rußland, Die Zukunft des Goldes (Sonderdruck aus der »Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft«, Jüb. 1891), und die unter Edelmetalle angeführte Literatur, besonders zahlreiche Arbeiten von Soeder u. a.

Gold, grünes, mit Silber legiertes Gold, s. Goldlegierungen.

Gold, Mannheimer (Semilor), Legierung aus 7 Kupfer, 3 Zinn, 1,5 Zinn oder aus 7 Kupfer, 30 Zinn, 0,5 Zinn, ist goldgelb und dient zur Herstellung billiger Schmuckwaren.

Gold, mosaïsches, f. Chrysofin und Zinnkalkide.

Gold, Nürnberger, sehr goldbarne Kupferlegierung, f. Goldlegierungen.

Gold, rotes, mit Kupfer legiertes Gold, f. Goldlegierungen.

Goldbaber (Steinabler), f. Abler, S. 111.

Goldbaster: Weichhornspinner, Nestraupenfalter, *Porthesia chrysorrhoea* L., f. Tafel »Garteninsekten« (Fig. 5). Schmetterling aus der Familie der Spinner (*Bombycidae*), 3,4 cm breit, mit gekämmten Fühlern, auf den Flügel und der vordern Hälfte des Körpers schneeweiß, der Hinterleib des Männchens größtenteils, der des Weibchens an der dickwulstigen Spitze rötlichgelb. Er fliegt im Juni und Juli, das Weibchen legt seine kugelig weißen Eier (bis 275), eingebettet in die braune Winterwalle (kleine Schwämme), an die Blätter von Obstbäumen und vielen Laubbäumen. Die Raupen sind graulichwarz, rot geädert, mit gelbdräusen Haarbüscheln und weissen und roten Längslinien; sie fressen gefellig von August an, flettern die Blätter und überwintern gefellig in einem aus Blättern und SeidengeWEBE gefestigten und an einem Zweig befestigten Nest (große Raupennester). Im nächsten Jahre fressen sie bis Juni, zerstreuen sich dann und verpuppen sich einzeln oder gefellig zwischen einem zusammengeklappten Knäuel von Blättern. Zur Befruchtung sammelt man die Weiber. Ähnlich, auch in der Lebensweise, ist der Schwan (*Alchus* Vogel, *P. auriflua* L.), mit gelblicher Hinterleibspitze, dessen Raupen vereinzelt überwintern.

Goldamalgalam, f. Quecksilberlegierungen.

Goldammer, f. Ammern.

Goldammerchen, f. Goldbühndchen.

Goldamfel, soviel wie Birol.

Goldas, Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, am Fluss G., der in die Angerapp mündet, Knotenpunkt der Staatsbahnhöfen Allenstein-Insterburg, Gerbauen-G. und G.-Stallupönen, 150 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Realschule, Postamt, Amtsgericht, Oberförsterei, Reichsbankniederlassung, Bierbrennerei, eine Dampfweberei, Seifenfabrik, Bierbrauerei und (1900) mit der Garnison (2 Bat. Infanterie Nr. 44 und 1 Eskadron Ulanen Nr. 12) 8349 Einw., davon 219 Katholiken und 58 Juden. Südlich von G., das 1570 vom Herzog Albrecht Friedrich angelegt wurde, liegt die 310 m hohe Seescher Höhe. Südlich von G. liegt die Kominer Heide mit königlichem Jagdschloß (f. Theerbusche).

Goldaspel, f. *Lycopodium*.

Goldarbeiten, f. Goldschmiedekunst.

Goldat, Reichsforst, genannt von Haimisfeld, deutscher Reichsforstforst, geb. 6. Jan. 1578 zu Eschen im Thurgau, gest. 1636 in Gießen, studierte die Rechte, arbeitete dann auf der Bibliothek von St. Gallen, wirkte in Genf als Hauslehrer und wurde 1608 Sekretär des Herzogs von Savoyen in Heidelberg und Frankfurt a. M. 1604 Hofmeister eines Freireichers v. Hohenhausen zu Forst, lebte er bald wieder unselbst in der Schweiz, bis er 1606 nach Frankfurt zurückkehrte, wo er sein Leben kümmerlich durch Schriftstellerei fristete. 1611 wurde er sachsen-weimarischer Rat, trat aber schon 1615 in die Dienste des Grafen von Schaumburg und lebte bis 1624 in Hildesburg. Später war er als kaiserlicher und kurländischer Rat bei mehreren Missionen tätig und zuletzt Kanzler der Universität zu Gießen. Sein Briefwechsel war sehr ausgedehnt, die Zahl seiner Schriften, die sich über alle Wissenschaften verdrängen und in vor-

trefflichem Latein geschrieben sind, ist sehr groß; Bedeutung haben noch jetzt seine für ihre Zeit wissenschaftliche Leistungen darstellenden Werke zur mittelalterlichen Geschichte, vor allem: »Scriptores rerum suevicarum« (Frankf. 1605; neue Ausg., Ulm 1727); »Scriptores rerum alemannicarum« (Frankf. 1606, 3 Bde.; neue Ausg. 1730); »Constitutionum imperialium collectio« (bas. 1613, 4 Bde.; neue Ausg. 1674); »Monarchia romani imperii« (Gannov. 1611 bis 1614, 3 Bde.); »Commentarii de regni Boheminae iuribus« (bas. 1627, 2 Bde.). Er gab auch Egidius Kirchheimers und de Thou's Schriften heraus. Die Reste seiner reichhaltigen Bibliothek werden in Bremen aufbewahrt.

Goldaster, f. *Chrysanthemum*.

Goldäther (Goldtinktur), Lösung von Goldchlorid in Äther, zum Vergolden von Stahl.

Goldau, Dorf im Schweizer Kanton Schwyz, 520 m ü. M., zwischen Rigi und Kahler, Knotenpunkt der Linien Zug-Arth-G. der Gotthardbahn, Biberbrücke-G. und der Arth Rigiabahn, liegt auf den Trümmern des durch den Bergsturz vom Kahler 2. Sept. 1806 bedeckten Alt-Goldau, bei dem die Dörfer G., Büdingen, Rüthen und Lomere teilweise verschüttet, ein Teil des Lawerger Sees ausgefüllt wurde und 457 Menschen ums Leben kamen. G. hat eine große Petrolominiederlage und (1900) 1607 Einw.

Goldauze, f. Harfliege.

Goldbach, Dorf im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Wülfingenberg, an der Wülfing und der Staatsbahnlinie Treuchtlingen-Büdingen-Wülfingenberg, mit kath. Kirche und Mineralquelle, betreibt Zigaretten-, Eisfabrik- und Möbelfabrikation, hat ein Sägewerk und (1900) 2009 Einw.

Goldbambille, f. Lilium.

Goldbambams, f. Suha.

Goldbären, f. Bärenfelle.

Goldbarich, soviel wie Kaufbarich.

Goldberg, 1) Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, am Golberger See und an der Staatsbahnlinie Dornstorf-Karow, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, ein Stahlbad, Gerberei, Ziegelbrennerei, 2 Dampfmahl- und 2 Dampfzägenmühlen und (1900) 2906 Einw. Vgl. Duge, Urkundliche Nachrichten über G. und Umgebung (Gadebusch 1883). — 2) Kreisstadt im preuß. Regbez. Vorpommern, an der Ragnick, Knotenpunkt der Staatsbahnhöfen Vorpommern-Ragnick und G.-Greiffenberg, 235 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, die Schwabe-Briefmuthsche Stiftung (Waisenhaus und Prognostikon), Rettungsanstalt, Amtsgericht, Tuch-, Planell-, Zigaretten- und Putzmaschinenfabriken, Bierbrauerei, Obstbau und (1900) 6516 meist evang. Einwohner. — G. erhielt 1211 Stadtrecht; es wurde im Hussitenkrieg wiederholt niedergebrannt, infolgedessen der Bergbau (auf Gold) einging. G. war von 1441–51 Residenz des Herzogs Heinrich X. und fiel dann wieder an die in Krieg, später in Vorpommern regierende Hanse. Herzog Friedrich II. von Vorpommern stiftete 1524 hier eine durch Treppendorf (Friedland) verknüpft gewordene Schule, die später auch Wallenstein besuchte hat. Bei G. fanden 27. Mai, 23. und 27. Aug. 1813 heftige Gefechte zwischen den Verbündeten und Franzosen statt. Vgl. Sturm, Geschichte der Stadt G. in Schlesien (Wald. 1887).

Goldberggruppe, f. Alpen und Hochnarr.

Goldberyll, Edelstein, schön gelber Beryll (f. d.) von Karabamir, besonders von Albany in Maine. **Goldblatt**, Pflanzengattung, f. *Chrysophyllum*.

Goldblume, [oviel wie *Calendula officinalis*; auch [oviel wie *Helichrysum arenarium* und *Chrysanthemum*.

Goldblumenorden, f. Chrysanthemum-Orden.

Goldborte, f. Bortenweberei.

Goldbrafsaten, f. Brafsaten.

Goldbraffe (Braffe, Chrysophrys Cuv.), Gattung aus der Ordnung der Schachflosser und der Familie der Meerbraffen (Sparidae), Seefische mit ziemlich hohem Leib, nur einer Rückenflosse, langen, zugespitzten Brustflossen, gabelförmiger Schwanzflosse, drei oder mehr Reihen abgerundeter Nahlzähne und 4—6 ionischen Hundszähnen. Die gemeine W. (Dorade, Orade, Goldkopff, C. aurata L., f. Tafel — Fische III., Fig. 6), 30—60 cm lang, 5—8 kg schwer, silbergrau, auf dem Rücken dunkler, auf dem Bauch heller, mit länglichem Goldfleck auf dem Kiemenbedeckel, goldgelber Stirnbinde, goldglänzenden Seitenstreifen, bläulicher Rücken- und Afterflosse, violetter Brust- und Bauch- und schwarzer Schwanzflosse, findet sich im Mittelmeer und an der afrikanischen Westküste, erscheint bisweilen an der englischen Küste, bewohnt auch salzige Küstenteen, durchwühlt den Sand nach Muscheln und zieht sich im Winter in die Tiefe zurück. Sie ist wegen ihres schmackhaften Fleisches sehr geschätzt, besonders die in den Lagunen gefangenen. Bei Venedig zieht man sie, wie schon zur Zeit der Römer, in tiefen Teichen.

Goldbromide. Goldmonobromid (Aurobromid, Goldbromür) AuBr entsteht bei vorsichtigem Erhitzen von Goldbromid und von BromwasserstoffsGoldbromid, ist gelblichgrau, luftbeständig, zerfällt bei höherer Temperatur leicht in Gold und Brom; wurde als Mittel gegen Epilepsie empfohlen. Goldtribromid (Auribromid, Goldbromid) AuBr₃ entsteht aus Blattgold und Brom, aus Gold und Eisenchlorid, aus Goldchlorid und Bromwasserstoff. Beim Verdampfen der gemischten Lösungen entweicht Salzsäure, Äther entzieht der Flüssigkeit W., und aus der ätherischen Lösung erhält man es als kristallinische schwarze Masse; es ist nicht zerfälllich, löst sich in Äther und Wasser und verbindet sich mit Bromwasserstoff (BromwasserstoffsGoldbromid) und mit Metallbromiden zu kristallisierbaren Doppelverbindungen. Kaliumgoldbromid AuBr₃.KBr + 2H₂O bildet wasserhaltige purpurot, bei auffallendem Licht schwach metallglänzende Kristalle, die an der Luft verdunsten und in Wasser u. Alkohol löslich sind.

Goldbrunze, [oviel wie Ruschelgold, Walergold; unechte W., [oviel wie Ruschelgold (Schwefelzinn), f. Zinnzufäße.

Goldbutt, f. Schollen.

Goldchloride. Goldmonochlorid (Aurochlorid, Goldchlorür) AuCl entsteht beim Erhitzen von Goldchlorid im Kohlen säurestrom, ist schneeweiß, in Wasser unlöslich, zerfällt beim Erhitzen in Gold und Chlor und gibt beim Kochen mit Wasser Goldchlorid und Gold. Goldtrichlorid (Aurichlorid, Chlorgold, Goldchlorid) AuCl₃ entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Gold als dunkelbraune, kristallinische, sublimierbare Masse, die zerfälllich, in Wasser, Alkohol, Äther und ätherischen Ölen löslich ist und in höherer Temperatur in Gold und Chlor zerfällt. Die wässrige Lösung enthält die zweibasische Säure H₂AuCl₄O. Eine Lösung von Goldchlorid entsteht beim Lösen von Gold in Königswasser, sie gibt beim Verdampfen ChlorwasserstoffsGoldchlorid AuCl₃.HCl + 4H₂O in gelben Nadeln (Goldchlorid des Handels). Es schmeckt bitterlich herb, zerfällt an

der Luft, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther und wird in neutraler Lösung schon durch Licht unter Ausscheidung von Gold zerfält. Beim Erhitzen verliert es Wasser, Chlorwasserstoff und Chlor und hinterläßt eine Mischung von Goldchlorid und Goldchlorür, zuletzt metallisches Gold. Auch Phosphor, viele Metalle, Eisenoxydsulfate, arsenige Säure, Oxalsäure, Weinsäure, Gallussäure, Gerbstoff scheiden daraus Gold ab. Papier, Leinwand, Seide, Wolle und die Haut werden durch Goldchlorid am Licht rot gefärbt. Mit Zinnlösung gibt Goldchlorid Goldpurpur, mit Ammoniak Knallgold. Goldchlorid wirkt stark ätzend und antiseptisch und gehört zu den reizenden Giften (toxische Dosis 0,33 g Goldchlorid). Es ist ein Bestandteil der Landoltischen Apparat, dient auch zur Darstellung von Goldpräparaten und zur Vergoldung. Natriumgoldchlorid AuCl₃.NaCl + 2H₂O bildet lange, luftbeständige Prismen. Ein Präparat, das man durch Lösung von Gold in Königswasser und Eindampfen der Lösung mit Chloratrium erhält (Auro-Natrium chloratum, 903396 Goldsalz), enthält 30 Proz. Gold und wurde, wie Goldchlorid, gegen Syphilis und Drüsenanschwellungen benutzt. Jetzt findet es in der Photographie, Porzellanmalerei und Glasfärberei Verwendung. Ein ähnliches Präparat ist Figuiers Goldsalz (Sal Auri Figuieri). Die Löslichkeit des Goldes in Königswasser war schon im 8. Jahrh. bekannt, eine Lösung von G. in Äther war als Aurum potabile berühmt.

Goldcreme, fälschlich für Gold-cream (f. d.). **Goldcyanide**. Goldmonochanid (Aurocyanid, Goldcyanür) AuCN entsteht bei Zersetzung des Tricganids, aus Goldhydroxyd und Blausäure, aus Kaliumgoldcyanür und Salzsäure. Es bildet ein mikrokristallinisches gelbes Pulver, ist geruch- und geschmacklos, trocken luftbeständig, färbt sich im feuchten Zustand am Licht grünlich, ist unlöslich in Wasser, Alkohol und Äther, zerfällt beim Erhitzen in Gold und Cyan, löst sich in Cyanalkalium als Kaliumgoldcyanür AuCN.KCN. Dies entsteht auch beim Lösen von feinverteiltem Gold oder Knallgold in Cyanalkalium; es bildet farblose Kristalle, schmeckt salzig-süßlich, dann metallisch, löst sich in Wasser, wenig in Alkohol und wird durch Säuren zerfält. Man benutzte Goldcyanür früher bei Strofufolge, Turbulofolge und Amenorrhöe. Goldtrichanid (Aurichanid, Goldchanid, Cyangold) Au(CN)₃ wird aus Kaliumgoldcyanid, das beim Auflösen von neutralem Goldchlorid in Cyanalkalium entsteht, durch Säuren gefält. Es bildet große, farblose, luftbeständige Kristalle mit 3 Molekülen Kristallwasser, ist leicht löslich in Wasser, Alkohol und Äther, schmilzt bei 50° und zerfällt beim stärkeren Erhitzen in Cyan und Gold. Kaliumgoldcyanid (Auro-Kalium cyanatum) Au(CN)₃.KCN + 1½H₂O bildet große, farblose Kristalle, löst sich in Wasser, wenig in Alkohol, wird bei 200° wasserfrei und zerfält sich in höherer Temperatur. Es ist ein außerordentlich starkes Kakeriengift und wurde gegen Lungentuberkulose empfohlen. Jetzt benutzt man es bei der galvanischen Vergoldung, auch spielen die W. eine Rolle bei der Gewinnung des

Goldbraht, f. Draht.

Goldbroffel, [oviel wie Firol.

Goldbrud, f. Buntbrud und Buchbinden, S. 526. **Goldelfenbeinkunst** (Chryselefantinechnik, von chrysaos, Gold, und elephas, Elefanten), eine frühzeitig in der griechischen Bildhauerei auftretende Technik, entwickelte sich aus der Holzschneiderkunst, indem man zuerst die einfachen Holzbilder zum Schmuck

Goldene Hochzeit, das Jubiläum der 50jährigen Ehe, bei dem sie von neuem sichtlich eingeseget zu werden pflegt. Die Angehörigen bringen dazu dem Jubelpaarpaar goldene Kränze und Sträuße.

Goldene Horde (eigentlich *Sir Orda* = goldenes Lager oder Residenz des Khans), Sammelbegriff für alle mongolischen Teilstämme in Asien und Osteuropa, die sich nach Temudschins (Dschengis-Khans) Tod unter Herrschern aus der Familie seines ältesten, frühverstorbenen Sohnes Djagubchi bis nach Kowgorod, Litauen und Polen hin bildeten. Der Stammbaum auf S. 95 veranschaulicht dies. Nur die herrschenden Familien und die Führer der Heere waren mongolischer Rasse; die große Masse der meist gewaltsam unterworfenen Unterthanen waren turkotatarischen Stammes. Nachdem die Mongolen seit etwa 1230 über zwei Jahrhunderte von ihrer Hauptstadt Sarai aus das ganze östliche und südliche Russland gesiegt hatten, zerfiel die Herrschaft der Goldenen Horde, die 1502 der letzte Khan von Kiptschak durch die Russen gestürzt wurde. Von da an haben sich einzelne Abstammlinge der Goldenen Horde nur in Teilstämmen (Mirodan u. a.) behaupten können. Vgl. v. Hammer-Purgstall, Geschichte der Goldenen Horde (Weit 1840); Howorth, History of the Mongols (Lond. 1876—88, 3 Tle.); Lane-Poole, The Mohammadan dynasties (dort 1894); Schurp, Hochzeiten, im 2. Bande von Schmollers Weltgeschichte (Leipz. 1902).

Goldene Mark, f. Eischfeld.

Goldene Mitte (goldene Mittelstraße), Bezeichnung des richtigen Weges zwischen dem Zübel und Zuwenig, nach dem lat. aurea mediocritas des Horaz (Oden, II, 10, 5).

Goldene Pforte, Name zweier reich mit Stulpturen geschmückter Portale am Dom zu Freiberg (s. Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 7) und an der Annenkirche zu Annaberg in Sachsen.

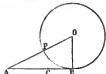
Goldene Regel der Mechanik, f. Hebel.

Goldener Grund, f. Ems 2).

Goldener Opferspenning, f. Opferspenning.

Goldene Rose (Rosa aurea), päpstliches Gnadenzeichen, besteht in einer goldenen, mit Diamanten besetzten Rose, die durch Verpurgung mit Balsam und Weihrauch wohlriechend gemacht und vom Papst in Gegenwart des Kardinalkollegiums am sogenannten Sonntag (Sonntag Lätare) unter besondern Zeremonien geweiht wird. Die Entstehungszeit der Weihe ist nicht bestimmt festzustellen; doch hat schon Alexander III. eine g. R. dem König Ludwig VII. von Frankreich und 1177 dem Dogen von Venedig verliehen, und diese Verleihung, besonders an fürstliche Personen, ist bis heute üblich geblieben. S. auch Tugendrose.

Goldener Schnitt (lat. Sectio aurea), in der Mathematik die Aufgabe, eine gerade Linie AB durch einen Punkt C zwischen A und B in zwei solche Teile zu zerlegen, daß sich der kleinere Teil BC zum größeren AC verhält wie der größere zur ganzen Linie AB. Man errichtet zu diesem Zwecke (s. Figur) auf AB in B das Lot BO = $\frac{1}{2}$ AB, beschreibt um O mit OB als Halbmesser einen Kreis und bestimmt den zwischen A und O liegenden Punkt P, in dem die Gerade AO diesen Kreis trifft; dann ist AC gleich



AP. Annähernd ist das Verhältnis des kleineren Teiles BC zum größeren AB wie 5 : 8. In der Kunst spielen die nach dem Goldenen Schnitt abgenommenen Verhältnisse eine große Rolle, z. B. wählt man bei Fenstern und Türen das Verhältnis der Breite zur Höhe häufig dem Goldenen Schnitt gemäß, ebenso bei Buchformaten. Auch in der Natur findet man das Verhältnis des Goldenen Schnittes sehr häufig. Vgl. Zeising, Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers (Leipz. 1854) und Der Goldene Schnitt (dort 1884); Böttcher, Der Goldene Schnitt und die Anwendung desselben in der Kunst (Hannov. 1874); Matthias, Die Regel vom goldenen Schnitt im Kunstgewerbe (dort 1886). Vgl. auch die Artikel »Renssch« (Darstellung in der bildenden Kunst) und »Biehzucht« (Exterieur).

Goldener Sonntag, ein Sonntag, der mit dem Quatember zusammenfällt; galt als besonders glücklich. Kinder, die an solchem Sonntag geboren sind, sollten die den »Sonntagskudern« zugeschriebenen Fähigkeiten in erhöhtem Maße besessen.

Goldener Sporn (Orden vom Goldenen Sporn, jetzt St. Silvester-Orden, Equites auratae militiae), päpstlicher Orden, ist der Sporn nach von Konstantin oder Papst Silvester, wahrscheinlich aber von Paul IV. 1559 gestiftet. Die Ritter führten den Titel »lateranische Hofpfalzgrafen«, und das Recht, den Orden zu verleihen, besaßen nicht nur die Päpste, sondern auch die Kardinäle, die Prälaten, die Mitglieder des päpstlichen Gerichtshofs waren, manche andre Prälaten, ebenso Fürsten, z. B. der König von Ungarn u. s. Dadurch verlor der Orden an Ansehen. Erst 1815 ward diesem Unfug gesteuert, und Papst Gregor XVI. gab dem Orden 1841 eine neue Einrichtung. Er sollte fortan »als Belohnung ausgezeichneten Verdienstes an religiöse und in Kunst und Wissenschaft erfahrene Leute, die sich um die Menschheit, den Katholizismus und den apostolischen Stuhl verdient machen«, verliehen werden. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, weiß emailliertes Kalfestkreuz mit Strahlen zwischen den Flügeln, an dessen beiden unteren Flügelstüben ein kleiner goldener Sporn hängt. Im Wappenstein befindet sich auf blauem Email das Brustbild des heil. Silvesters und darum die goldene Inschrift: »Sanctus Silvester Pont. Max.« Auf dem Revers steht die Jahr MDCCCLXI und darum: »Gregorius XVI. restituit.« Der Orden hat zwei Grade und wird von den Kardinälen und dem Papst, von den Ritters kleiner im Knopfloch getragen. Das Band ist rot und schwarz gestreift. Der Orden hat eine besondere Uniform, über der das Kreuz an einer Kette getragen wird. Vgl. Imolese, Memorie storiche dell' Ordine Aureato ossia dello Sperone d'oro (Rom 1841).

Goldener Strig, f. Böhmerwald, S. 160.

Goldenes Buch hieß im alten Venedig das Verzeichnis derjenigen Familien, die schon im Großen Rat gesessen hatten, und deren Nachkommen dadurch allein dazu befähigt waren; nach dem Einmarsch der Revolutionstruppen (4. Juni 1797) wurde das Goldene Buch am Fuße des Freiheitsbaumes verbrannt. Auch das Verzeichnis der Päpste von Frankreich während der Restauration hieß g. B. Gegenwärtig führen diesen Namen die Fremdenbücher in den Rathhäusern großer Städte zur Einzeichnung hoher Besucher.

Goldenes Horn, Meerbusen, f. Chrysan Kerass. G. B. hieß auch der eigentümlich geformte Herzogshut der Dogen von Venedig.

Goldenes Kalb, nach Luther's Bibelübersetzung das goldene Stierbild, das König Jerobeam I. von Israel zu Bethel und Dan dem Jehova errichten ließ, und dessen Kult durch ihn zur offiziellen Form des Gottesdienstes im ganzen nördlichen Reich erhoben wurde, im Gegensatz zum Kultus im Reiche Juda (1. Kön. 12, 28 ff.). Die Erzählung, daß bereits Aaron in der Wüste auf Verlangen des Volkes ein g. K. errichtet habe (2. Mos. 32), wird von vielen auf Nachahmung des ägyptischen Serapis zurückgeführt. Jetzt gebraucht man den Ausdruck g. K. oft im übertragenen Sinn für Mammon.

Goldenes Vlies, 1) f. Argonauten. — 2) Orden vom Goldenen Vlies (Orden del Toison de oro, Aureum Vellus, Toison orben), österreichischer und span. Orden, wurde von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, 10. Jan. 1429, dem Tag seiner Vermählung mit Isabella von Portugal in Brügge, zum Lob und Ruhm des Erlösers, der Jungfrau Maria und des heil. Andreas wie zum Schutz und zur Förderung des christlichen Glaubens und der heiligen Kirche, zur Tugend und Vernehmung guter Sitte gestiftet. Die Benennung des Ordens beruht wahrscheinlich darauf, daß Philipp denselben auf den Kreuzzug nach Syrien, den er vorhatte, als auf einen neuen Argonautenzug hat hindeuten wollen. Die ersten Statuten erschienen in 68 Kapiteln zu Lille (April) 27. Nov. 1434, denen im Haag 1456 noch 21 hinzugefügt wurden. Von Anfang an war es Bedingung der Aufnahme, von allem, unbescholtenem Adel zu sein und hervorragende Dienste geleistet zu haben. In den ersten zwei Jahrhunderten wurde der Orden, der stets nur eine Klasse hatte, bloß an Fürsten und Edelleute vom höchsten Rang verliehen. Das Ordenskapitel, das aus sämtlichen Rittersn bestand und anfangs jährlich, später aller drei Jahre sich versammeln sollte, zuletzt aber nur, wenn es der Ordensmeister betrie, zusammenkam, ernannte die Ritter durch absolute Stimmenmehrheit. In den Kapiteln wurde strenge Zensur über alle Ritter geübt, Strafen und Beweise erteilt. Die Ritter hielten fest zusammen, jede Unbill war der Gesamtheit geschehen; für gefangene Ritter mußte das Lösegeld aufgebracht werden. 1569 ward das letzte Kapitel abgehalten. Philipp II. hatte von Papst Gregor XIII. die Erlaubnis erhalten, die Ritter selbst zu ernennen. Darnach wurde der Orden ein anderer, und die Zahl der Ritter (bisher 31) war von da an unbestimmt. Infolge der Vermählung Marias von Burgund mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich ging die Großmeisterstelle des Ordens nach den Statuten an das habsburgische Haus über. Als der spanische Zweig des habsburgischen Hauses erlosch, präsumierten Karl VI. von Österreich und Philipp V. von Spanien je für ihre Krone das ausschließliche Recht der Ordensverleihung. Die Frage blieb freilich und wurde häufig Gegenstand von Verhandlungen; aber das österreichische Haus hat niemals den spanischen Zweig des Ordens und die spanischen Ernennungen anerkannt. Spanien hat stets einer laizern Oberbank in der Verleihung gehuldigt: während Österreich seine Ritter unter Fürsten und dem hohen Adel sucht, nur Katholiken aufnimmt, hatte Spanien 1873 mehrere bürgerliche, 11 protestantische und sogar 2 mohammedanische Vliesritter. Alle Ritterschreiden werden in französischer Sprache erlassen. Im ganzen wurden seit der Gründung, also von 1429—1871, 975 Vliese verliehen. Die Zahl ist weder in Spanien noch in Österreich fixiert. Das Ordenszeichen ist ein goldenes Widderköpfe, das an

einem blau emaillierten, flammenspeisenden Feuerstein hängt, über dem sich in Österreich auf goldenem Band ein Drachenthiere und auf wundenem Knoten der Wahlspruch: »Prosum laborum non vilo« (»Kein geringer Preis der Arbeit«) befindet, während in Spanien der gewundene Knoten von Gold ohne Inschrift ist. Des Zeichens wird an Festtagen an einer aus Feuerstählen und flammenspeisenden Feuersteinen (dem Emblem Burgunds) bestehenden Kette, sonst an rotem Band getragen. Die Ordenskleidung besteht für Österreich in einem sammetnen hochroten, mit weißem Taft gefütterten Talar, über den ein purpurfarbiger, mit weißem Atlas gefütterter langer Mantel geworfen wird, dessen breite Manschetten möglichst oft die Feuerstein- und Stahlkette mit den hervorspringenden Funken zeigt. Auf dem äußersten Saum des Mantels prangen auf dem weißen Atlas abwechselnd die Devisen »Antre n'auray« (»Ich hab's gewagt«). Als Kopfbedeckung dient eine Krone von purpurfarbigem, goldgesticktem Samt mit herabfallendem Mantelchen, auf der linken Seite mit herabhängender glatter Streifbinde. Schuhe und Strümpfe von roter Farbe vervollständigen die Tracht. Die spanischen Vliesritter haben dieselbe Tracht, doch ohne Mantel. Der Tag des Ordensfestes ist in Wien der St. Andreasstag oder der darauf folgende Sonntag. Am Osterfesttag ist in der Hofkirche Loison am. Der Orden hat einen Kämmerer, einen Schatzmeister, Stiefmeister und Wappenschnitz. Vgl. G. H. F. L. v. Brovarium ordinis Velleris aurei (Antwerp. 1651); Pinedo y Salazar, Historia de la insignia orden de Toison de oro (Madr. 1787); Reiffenberg, Histoire de l'ordre de la Toison d'or (Brüss. 1830); Joller, Der Orden vom Goldenen Vlies (Münch. 1879); »Armorial equestre de la Toison d'or« (Par. 1890). S. Tafel »Orden II«, Fig. 16.

Goldenes Zeitalter, das erste und schönste der vier (oder fünf) Zeitalter des Menschenalters, in dem die Erde nach der Mythologie allen Bedarf in Nüsse hergab und die Menschen ein schuld- und sorgloses Leben führten; daher der für irgend ein Bestreben in einem Volke günstige Zeitraum, wie z. B. das goldene Zeitalter der römischen Literatur u. Vgl. Fleiberey, Die Idee eines goldenen Zeitalters (Berl. 1877). Weiteres f. Zeitalter.

Goldene Zahl (Wäldene Zahl), die Zahl, die anzeigt, das wievielfache von den 12 Jahren eines Mondzyklus irgend ein Jahr ist (f. Zyklus und Kalender). Der Name rührt vermutlich davon her, daß die Berechnung des Meton, die dem Zyklus von 19 Jahren zugrunde liegt, in Athen auf der Mauer der Stadt mit goldener Schrift eingegraben war.

Goldene Stadt, Gemeinde im Großherzogtum Oldenburg, Amt Bocka, an der Staatsbahnlinie Delmenhorst-Bocka, mit einer evangelischen und einer kathol. Kirche, Zigarrenfabrikation, Brauereibrennerei, Molkerei, Dampfzägeleien und Dampfmaschinen, Fabrikation von Viehtränken und (1900) 2590 Einw.

Goldene Stadt, Stadt in Wäldern, Bezirksf. Schönberg, am Mittelborsbach (Zufluß der Warth) und an der Staatsbahnlinie Haindorf-Biegenbach, hat ein Schloß des Fürsten Liechtenstein, Burgruinen, Grottenwerke, Kallöfen, Steinbrüche, Handel mit Gold (f. d.).

Goldfische, f. Fische.

Goldf., bei Tiernamen Abkürzung für G. A. Goldfisch (f. d.).

Goldfalter (Golddrutenfalter), f. Feuerfalter.

Goldfarbe, f. Goldlegierungen.

Goldfarn, f. Gymnogramme.

Goldfarn, f. Farn.

Goldfeder, f. Stahlfedern.

Goldflügelglas, Flügelglas, bei dem die ein-
gezeichneten Flächen vergolbet sind.

Goldflügelporzellan, zum sogen. Mandari-
nenporzellan (f. d.) gehörige Gruppe von japanischen
Porzellangefäßen, deren Grund mit sehr dichtem und
seinem Goldflügelgrün überzogen ist.

Goldfuf, s. wie Donupfaff, Wimpel oder
Stieglist.

Goldfurnis, f. Firnis.

Goldfisch (Carassius auratus Bleek), Karpfen-
fisch aus der Gattung Karausche, bis 40 cm lang, mit
dünnen, einzelligen, jederseits zu drei in einer Reihe
geordneten Schuppenzähnen, gleicht in der Färbung
völlig der Karausche, ist aber durch die Kultur gold-
rot und prachtvoll goldglänzend geworden. In der
ersten Jugend ist er silbergrau, wird dann dunkler
und erhält die Goldfarbe je nach dem Klima im 1.
bis 3. Lebensjahr. Er stammt aus China und Japan,
wird dort seit alter Zeit gezüchtet, kam 1611 (1691,
1728?) nach Europa, wahrscheinlich zuerst nach Por-
tugal, war zur Zeit der Pompadour sehr selten und
kostbar, hat sich seitdem über alle Kulturländer ver-
breitet, ist in Portugal und auf Mauritius verwil-
dert und wird vielfach gezüchtet. Großartige Züch-
tereien bestehen im südlichen und westlichen Frankreich,
im Mohranger, Königsberger, Rumpfscher, Hirschber-
ger und Liebenwerdaer Kreis Preußens und zu Bälz
in Steiermark. Bälz liefert jährlich 100,000 Gold-
fische. Die größte Goldfischfarm befindet sich in Shelby
County (Indiana). Man erreicht, daß die Goldfische
dreierlei, selbst viermal im Jahre laichen und sich sehr
frühzeitig färben. Auch hat man weiße (Silber-
fische), schwarze und bunte Varietäten und vom
japanischen G., der 1872 nach Europa kam, gedrun-
gener gebaut ist und meist einen Doppelschwanz be-
sitzt. Monstrositäten mit vorstehenden Augen (Tele-
stapfisch) und mit sehr großen, doppelten Schwän-
zen (Schleierschwanz, f. Tafel »Aquarium II«,
Fig. 4 und 5), auch Kreuzungen beider erzielt. Bei
der Pflege der Goldfische im Zimmer sorgt man für
stets reines, klares Wasser, vermeidet beim Wechsel
desselben scharfjählig Temperaturabstände, füttert am
besten mit Ammuseiern und reicht davon, namentlich
im Winter, niemals mehr, als die Fische sofort ver-
zehren. Man darf nicht zu viele Goldfische in einem
kleinen Gefäß halten, und das Wasser muß stets eine
glatte Oberfläche darbieten. Im allgemeinen genügt
acht acht Tage eine Fütterung und ein Wasserwechsel.
Am besten halten sich Goldfische in Aquarien, in denen
Wasserpest (Anacharis) wuchert, und die groß genug
sind, um mehrere Goldfische aufnehmen zu können.
Man kann die Goldfische gewöhnen, auf ein Zeichen
mit der Gabel herbeizuschwimmen und Futter aus
der Hand zu nehmen. Vgl. Kullert, Der G. und
seine systematische gewinnbringende Zucht (Stettin
1899); Schulte vom Brühl, Der G. und seine
Pflege (Weiss. 1898); Wade, Der Schleierschwanz
und der Telestapfisch (Magdeb. 1900).

Goldfisch, falscher (unechter), f. Mand.

Goldfische, f. Fische.

Goldfuch, s. wie Wamburginglas.

Goldforelle, s. wie Bachforelle (f. Forelle);
auch s. wie Saibling (f. Bachs).

Goldfuchs (Wirtfuchs), f. Fuchs.

Goldfuch, Georg August, Paläontolog und
Zoolog, geb. 18. April 1782 in Thurnau bei Bay-
reuth, gest. 2. Okt. 1848, studierte in Berlin und Erlan-
gen, habilitierte sich 1804 an letzterer Universität
als Privatdozent, ging 1818 als Professor der Zoo-
logie und Mineralogie nach Bonn und wurde hier
Direktor des zoologischen Museums und der Petre-
faktensammlung, die er (Düsseld. 1826) beschrieb,
sowie des naturhistorischen Seminars. Er schrieb:
»Enumeratio insectorum eleutheratorum« (Erlang.
1806); »Die Umgebungen von Muggendorf« (Daf.
1810); »Beschreibung des Fichtelgebirges« (mit Bischoff,
Münch. 1816, 2 Bde.); »Beiträge zur vorweltlichen
Fauna des Fichtelgebirges« (Bonn 1847); »Der
Schädel des Rofalaurus« (Daf. 1847). Sein Haupt-
werk ist: »Petrefacta Germaniae« (teilweise gemein-
schaftlich mit dem Grafen zu Münster bearbeitet,
Düsseld. 1826—44, 3 Bde. Text und 3 Bde. Abbil-
dungen; 2. Aufl., Leipzig, 1862—63, mit 200 Tafeln,
unvollendet), neben dem er auch einen »Naturhisto-
rischen Atlas mit Beschreibungen« (Düsseld. 1824—
1844, 23 Hefen.) veröffentlichte.

Goldgepinste, Goldgewebe, f. Gold- und Sil-
bergepinste u.

Goldgewicht, das für Gold und Goldwaren ge-
bräuchliche Gewicht, das in den meisten Ländern vom
Silber- und Münzgewicht nicht unterschieden ist oder
sich nach der Mark zu 24 Karat von 12 Grän abteilt;
vgl. As und Probiergewicht.

Goldgläser, altromische, vielfach in Katalomben
gefundenen Glaschalen, deren Wöden eine Figur oder
ein Ornament aus Maltaglas zwischen zwei dünnen
Glaschichten enthalten (Fandi d'oro, f. Tafel »Glas-
kunstindustrie I«, Fig. 4); in allgemeinen alle Gläser
mit Golddecoration, die namentlich durch die böhmische
Industrie, welche die Gläser sogar ganz mit Gold über-
zog, verbreitet worden sind (Fig. 15). Vgl. Söpel,
Die altchristlichen G. (Freiburg i. Br. 1900).

Goldglätte, rutilde Glätte, f. Bleioryd.

Goldgras, f. Anthoxanthum.

Goldgrund heißt die gleichmäßig vergoldete Fläche,
die den Andachtsbildern des Mittelalters zum Hinter-
grund diente. Die Bedeutung des Goldgrundes be-
ruht wohl auf dem Bestreben, dem Bilde durch das
kostbare Gold auch einen größeren Wert zu verleihen.
Er hat auch einen künstlerischen Reiz, weil die von
der warm glänzenden Fläche sich abhebende Gestalt
wie von der Wirklichkeit losgerissen und isoliert erscheint;
besonders erweist er sich da von schöner Wirkung, wo
Figuren in architektonischer Umrahmung ausgeführt
sind. Der G. kam durch die Mosaiken der Byzantiner
auf, ging von da auf die Miniaturmalerei, die Malerei
mit Lein-, Tempera- und Ölfarben über und war
bei den Italienern noch bis gegen Ende des 15. Jahrh.
auf Andachtsbildern fast ausschließlich üblich, bis die
durch die Färberei von End vorbereitete realistische Auf-
fassungsgeweihe auch in Italien zum Durchbruch kam.
Auch in neuerer Zeit ist der G. in kirchlichen Wand-
malereien und in Tafelbildern kirchlichen Inhalts viel-
fach wieder zur Anwendung gekommen. Künstlerisch
hervorragende Beispiele sind die Wandmalereien im
Dom zu Speyer und in der Altlerchenfelder Kirche
zu Wien.

Goldgründel, f. Spinnenfisch.

Goldgulden (Gulden, Schöbner), eine nach
dem Muster des Florens (f. Fiorino, Tafel »Mün-
zen III«, Fig. 12), aber mit fast einem Drittel Silber-
zusatz, in Deutschland allgemein geprägte Goldmünze
(f. Tafel »Münzen IV«, Fig. 8). Von den G. der rhei-

nischen Kurfürsten gingen anfangs 64 auf die kölnische Mark fein, das Stück also bis 10,194 Mk. Wert, seit 1409 aber 72 Stück, auch wurden 4, 2, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ M. geprägt. Nach sorgfältiger Verrechnung von Silber bis drei Viertel und mehr bestimmte die Reichsmünzordnung von 1559 seinen Gehalt an Gold auf 18½, an Silber auf 3½ und an Kupfer auf 1¼ Karat sowie das Gewicht auf $\frac{1}{16}$ Mark = 7,6044 Mk. Mehr und mehr trat der Dukat an seine Stelle; der zuletzt auftretende hannoversche M. nach 1749 = 7,2 Mk. enthielt mehr Gold; als Rechnungseinheit in süddeutschen Goldmünzen vor 1838 hatte der M. 8½ Silbergulden Wert. Neuerdings bezeichnet man als M. die Einheit in den österreichisch-ungarischen Acht- und Vierguldensstücken = 2,425 Mk. Vgl. Gulden.

Goldhaar, f. Polytrichum.

Goldhafer, f. Hafer.

Goldhafergras, f. Trisetum.

Goldhähnchen, f. Goldhäser.

Goldhähnchen (*Regulus Cur.*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Sänger (*Sylviidae*), kleine, zierliche Vögel mit geradem, dünnem, spitzigem Schnabel, sehr schlanken, hochläufigen Füßen, kurzen, stark gerundeten, breiten Flügeln und mittellangen, leicht ausgerandeten Schwanz. Das Wintergoldhähnchen (Goldvögelchen, Goldammerchen, Sommerkönig, *Regulus regulus L.*), 9,5 cm lang, 15,5 cm breit, ist oben zersplittert, unten weißgrau; Schwanz und Flügel sind weißgrau, letztere mit zwei hellen Binden. Flügel und Augenregion sind weiß. Beim Männchen sind die Federn des Oberkopfes gelb, die verlängerten des Scheitels orange, seitlich durch einen schwarzen Längsstrich begrenzt, beim Weibchen ist auch der Scheitel gelb. Es findet sich in fast ganz Europa und Nordosten bis Japan. Bei uns bewohnt es als Stand- und Strichvogel vorzugsweise Nadelwälder, hält sich auf hohen Bäumen und im Gebüsch und ist unaufhörlich in Bewegung. Seine Nahrung besteht aus Insekten, deren Larven und Eiern und aus Samenreizen. Das Nest ist kugelförmig, gewöhnlich an dichten Endspitzen der Äste großer Nadelbäume befestigt. Es enthält im Mai und Juni 6—10 weißlich gelbgraue oder bläulich fleischfarbene, lehmtrü gefleckte Eier (f. Tafel »Eier I., Fig. 24). Sein Gesang ist abgebrochen, sehr fein und ertönt selbst an schönen Wintertagen. In der Gefangenschaft ist es meist hinfällig, eingewöhnt wird es sehr zahm und kann dann lange ausbauern. Das Sommergoldhähnchen (*Regulus capillus Brehm*) ist noch kleiner als das vorige und ihm sehr ähnlich, nur lebhafter gefärbt; Flügel und Augenregion sind schwarz, über dem Auge verläuft ein weißer Strich, und der Oberkopf des Männchens ist mit prächtigem Feuerrot gefärbt. Es bewohnt Mittel- und Südeuropa und Nordafrika, bevorzugt auch Nadelwälder und weilt bei uns von Mai bis September. Übrigens ähnelt es in Lebensart und Fortpflanzung dem vorigen sehr. Das Ei f. Tafel »Eier I., Fig. 25.

Goldharber, f. Rittersäule.

Goldhase, f. Hagi.

Goldhenne, f. Lauffäher.

Goldhesperide, f. Citrus, S. 165.

Goldholz, f. Rhus.

Goldhörnchen, f. Goldhörn.

Goldhörnchen, f. Goldhörnchen.

Goldh., Em. H. W. Zoolog. geb. 28. Aug. 1859 in Emmelbühl (Oberloggenburg), legte 1879 in Schaffhausen die Naturaliensammlung und bald darauf die

Staatsprüfung als Reallehrer ab, wurde Lehrer in Besen und Neuveville, arbeitete dann auf der Zoologischen Station in Neapel, studierte daselbst und in Jena, wo er Assistent Pöschels wurde, und weiterhin in Leipzig und Berlin. Nach kurzer Lehrzeit trat er in Erziehungsanstalt seines Vaters bei Schaffhausen, ging er als Subdirektor am Museo nacional nach Rio de Janeiro, machte von hier aus im Auftrage des Kabinetsministeriums weite Reisen, verlor aber seine Stellung nach dem Sturze der Monarchie. Er übernahm die Leitung der von Eugen Mayer im Orgelgebirge begründeten Kolonie Alpina und wurde 1894 Direktor des naturwissenschaftlichen Museums in Para, das er neu organisierte und mit einem Botanischen und einem Zoologischen Garten versah, dessen Tätigkeit aber lediglich dem Staat Para gewidmet ist. Er bereicherte die Zoologie mit 232 neuen Arten und 19 neuen Gattungen und gibt ein »Boletim« heraus, in dem zahlreiche neue Entdeckungen veröffentlicht werden, und Memorios für größere Abhandlungen. Auch schrieb er: »Os mamíferos do Brasil« (Rio de Janeiro 1893); »As aves do Brasil« (das. 1894—1900, 2 Bde.) und »Album de aves amazonicas« (Para 1900 ff.).

Goldingen (lettisch Kuldīga), Kreisstadt im russ. Gouv. Kurland, an der Windau, mit einem vollkommenen Schloß der Deutschen Ritter, das, 1248 erbaut, im 17. Jahrh. Residenz der kurländischen Herzöge war, 3 Kirchen, Synagoge, Gymnasium, Brauereien, Brennereien und (1897) 9733 Einw. Dabei der Kummel, ein Wasserfall der Windau. In der Umgegend liegen die Schlösser Edwahlen (ehemals den Bischöfen von Wilken gehörig) und Wilkswangen (jetzt laienlich). G. erhielt 1347 Stadtrecht.

Goldkäfer (*Cetonia Fabr.*), Gattung aus der Familie der Blattschneider (Lamellicornia), farbenprächtige Käfer mit vor den Schultern ausgebreitetem Prothorax, viereckigem Kopfschild und seitlich ausgebreiteten Flügeldecken. Der Rosenkäfer (*Goldhähnchen*, *Cetonia aurata Fabr.*), 19 mm lang, prächtig goldgrün, mit einem vertieften und beschuppten, grünlichweißen Längsstrich auf den Flügeldecken, unten goldpurpurn, mit grauen Haaren, lebt besonders auf Rosen, frisst Blütenblätter, legt Nektar und aus Baumwunden austretenden Saft. Die 6 cm lange, dicke, weißlichgelbe Larve mit gelbem Kopf, gelben Füßen und schwarzen Stützorganen lebt im Krumm hoher Bäume, besonders der Eichen, und in Ameisenhaufen, gräbt sich nach mehr als drei Jahren im Juni und Juli tiefer in die Erde und verpuppt sich in einem aus Krumm und Erde gefertigten kugelförmigen Gehäuse, aus dem nach vier Wochen der Käfer ausfliegt. Durch das Abstreifen der Staubfäden wird der Käfer den Rosen und andern Gewächsen schädlich. Andre Arten zerfressen in südlichen Gegenden, z. B. in Ungarn, die Obstbaumblüten. C. trojana in Griechenland und C. ignicollis in Südtirol. f. Tafel »Käfer I., Fig. 23—25.

Goldkäserl, alkoholischer Schellackfirnis mit 0,5 Proz. Suchsin oder 1 Proz. Methylolekt, dient zum Lackieren von Leder, gibt einen metallisch schimmernden Überzug.

Goldkarpen, f. Karpen, auch soviel wie Karausche.

Goldkieb, f. Regenpfeifer.

Goldkiese, f. Gold, S. 82 u. 87.

Goldkörbchen, f. Ranunculus.

Goldkopf, Vogel, f. Larvenläufer.

Goldkopf, Fisch, f. Goldbrasse.

Goldföhrchen, f. Alyssum.

Goldfräse, s. wie bei Wandfräse.

Goldfräse, Feilscherei, Abschleifen, Schlagen, Tiegelstöße, die sich bei der Verarbeitung des Goldes und Silbers ansammeln. Zur Abschleifung des edlen Metalls aus diesen Gegenständen (Kräzchen) werden sie gepulvert, geschlämmt und geschmelt oder zunächst in der Krähmühle mit Quecksilber amalgiert. Das Amalgam wird dann wie gewöhnlich verarbeitet (s. Gold, S. 83 f.).

Goldfranz, s. Senecio.

Goldfranz, Stadt im bayr. Negbez. Oberfranken, Bezirksamt Bernau, an der Kronach, hat eine evang. Kirche, Schloß, Forstamt, Fließweberei, Metallschlägerei, Steinbleicherei und (1900) 824 Einw. In der Nähe sind eine Holzstoffabrik, Maschinleisen und Sandsteinbrüche. Ehemals wurde in G. Bergbau auf Gold und Silber betrieben.

Goldfrone (franz. Couronne), ältere Goldmünze mit einer Krone im Gepräge, zuerst 1339 sehr fein = 16,4 M. geprägt, diente als Vorbild für viele andere Prägungen. Die G. Karls V. für Spanien war 22 Karat fein; die deutschen, im Werte des Goldgebührens, waren meist 18 Karatig.

Goldfuro, s. Furo.

Goldküste, brit. Kolonie an der gleichnamigen Küste Westafrikas (s. die Karte bei Art. »Guinea« und »Togo«), am Nordrand des Meerbusens von Guinea, 500 km lang, zwischen 3° westl. und 1° 15' östl. L. und 5° 30' bis 11° nördl. Br., wird im N. von der französischen Elfenbeinküste, im O., wo sie auf die Sklaventüste hinübergreift, vom deutschen Togoland begrenzt und umfaßt mit den Northern Territories 187,900 qkm mit (1901) 1,700,000 Einw. Die Küste hat mehrere Felsvorsprünge, den südlichsten im Kap der drei Spitzen (600 m), und ist wegen der starken Brandung nur schwer zugänglich. Den südlichsten Teil, die Landschafts Kuapen und Krobo, durchzieht ein ansehnlicher Gebirgszug mit den Gesundheitsstationen Aburi (405 m) und Akropog (420 m), der sich über den Fluß Volta nach Togo fortsetzt und nach Kib. einen Höhenzug nach Nkwanta entsendet. Das in Terrassen nach dem Innern aufsteigende Land ist hinter der Küste bedeckt mit dichten Wäldungen verschiedener Palmarten, Gummibäumen, Seidenbaumwollbäumen u., in denen Scharen von Affen haufen; dann folgen Savannen mit Herden von Elefanten, Büffeln, Gazellen, Wildschweinen. Von den Flüssen (Tanno, Ancobra, Busum Praß, Volta) sind nur der Ancobra bis über Alanfu und der Volta bis Keta mit kleinen Dampfern befahrbar, die Mündungen sind aber durch Barren verstopft und selten passierbar. Das Klima ist sehr heiß (26–32°), feucht (der trockne Harmattan weht von November bis Februar) und für Europäer, namentlich an der mit Lagunen und Sümpfen bedeckten Küste, äußerst ungesund. In den Gebirgen ist das Klima kühler und gesünder. Die Bevölkerung besteht aus zahlreichen Völkern, die in drei Hauptabteilungen: Nkwanta zwischen Ancobra und Busum Praß, Fantu zwischen letztem und Volta und Nkwanta im Innern, zerfallen. Sie werden unter englischer Aufsicht teils von eignen Königen regiert, teils bilden sie kleine republikanische Staatenwesen. Wörterbücher und Grammatiken der einzelnen Dialekte haben die Baseler, Bremer und englisch-westafrikanischen Missionare ausgearbeitet; Bibel, Gesangbuch und Liturgie wurden in die am meisten verbreitete Kuapensprache übersetzt. Es bestehen 135 Schulen; die Baseler Mission zählt 16,000 Anhänger und 4500 Schüler, die Baseler 13,000 Mitglieder; auch

der Islam hat viele Anhänger gewonnen. Hauptbeschäftigung ist Handel, und zwar jetzt vornehmlich mit Palmöl und Kaupsch, eheem waren es Sklaven und Goldstaub. Nach dem Gold erhielt diese Küste den Namen, doch wurde die Ausbeutung zuerst durch Maßregeln der Regierung erschwert; erst 1880 trat eine Wendung ein, und während des Südafrikanischen Krieges wandte sich die Spekulation dem Gebiete zu; trotzdem ist die Goldausfuhr zurückgegangen und betrug 1901 nur noch 8944 Unzen. Hauptprodukte des Landes sind Kaupsch, Palmöl, Holz, Kissenfelle und etwas Eisenerz; der Ertrag von Kaupf, Kaka, Baumwolle und Indigo ist noch gering. Der Wert der Ausfuhr war 1901: 11,194,660, der Einfuhr 38,020,540 M.; der Schiffverkehr belief sich 1901 auf 710,638 Ton. Es sind neben englischen Münzen auch spanische, amerikanische und französische Goldstücke im Umlauf. Die wichtigsten Hafen- und Handelsplätze sind: Apollonia, Arina, Digrove, Elmina, Cape Coast Castle, Winneba, Barraco, Akra, Christiansborg, Adra, Tellafosse, Keta, Elmina Chica und Danoe. Eine Eisenbahn von Secobi nach Larwa (67 km) wurde 1901 eröffnet, der Weiterbau nach Kumasi (320 km) ist geplant. Die Telegraphenlinien haben eine Länge von 1107 km und führen über Aintampo bis Baule; durch Adra ist die Kolonie mit London über Sierra Leone, mit der Kapstadt über Loanda verbunden. Der Gouverneur residiert mit seinem Stab und einem Gelepfgebenden Rat von Beamten und Kaufleuten in Christiansborg. Die Einkünfte der Kolonie, zum Teil aus Zöllen, betrugen 1901: 9,423,860, die Ausgaben 6,901,340 M. In Cape Coast Castle erscheinen wöchentlich die »Gold Coast Times« und der »Gold Coast Leader«, letzterer für Eingeborne. Eingeteilt wird die Kolonie in 16 Provinzen, die nach der alten Stammeszugehörigkeit abgegrenzt sind. Die nennenswerteren derselben sind Nkwanta, Digrove mit Arina, Basaw (reich an Gold, auch an Silber, Kupfer, Eisen), Elmina (10,530 Einw.) und Tschama, Fantu mit Cape Coast Castle (11,614 Einw.), Akra mit der ansehnlichen Stadt Nkwana (Ada) am Berem, Akra mit dem gleichnamigen Ort (16,267 Einw.) und mit Christiansborg, dem Hauptort der Kolonie, Kuapen mit Akropog (3500 Einw.) und der Baseler Missionsstation Aburi (6000 Einw.), beide Gesundheitsstationen (s. oben), Krobo mit Kpong, ein wichtiger Handelsplatz für Palmöl und Kaupsch am Volta, Nkwana und Keta. Ein jeder Distrikt steht unter englischen Beamten, die auch das richterliche Amt ausüben, das aber in weniger wichtigen Fällen den Häuptlingen übertragen ist. In Kumasi befindet sich ein Resident, in den Nordterritorien ein Administrator. Richtig gehört die Kolonie zum Sprengel des Bischofs von Sierra Leone. Die Besatzung besteht aus 2 Bataillonen (Kumasi und Gambaga) mit 47 Offizieren und 1944 farbigen Soldaten. Weiteres unter »Guinea« und »Kolonien«.

Geschichte. Die G. wurde 1470 von dem Portugiesen Santarander entdeckt; 1481 landete Diego d'Alambuja mit 700 Mann bei dem jetzigen Elmina und erbaute das Fort St. George. Zwei Engländer errichteten hier mehrere Posten, die sie indes, mit Ausnahme von Cape Coast Castle u. a., 1667 an die Holländer verloren. Doch bildete sich nach dem Frieden von Breba (1672) die Royal African Company in England, welche die Forts Digrove, Winneba, Akra und Cape Coast Castle teils neu errichtete, teils verstärkte. Diese Gesellschaft wurde 1821 aufgehoben und die Niederlassung zu einer von Sierra Leone abhängigen

englischen Krantolonie erklärt. Während von den einheimischen Völkern die Fanti sich an die Engländer angeschlossen, begünstigten die ihnen feindlichen Ashanti die Holländer. Die Ashanti (s. d.) wurden aber von den Engländern wiederholt geschlagen; diese erwarben 1861 von den Dänen Christiansborg, Augustenborg und Fredensborg und 1871/72 von den Holländern Selandi, Akhoma, Elmimo, Ananabua, Wapin u. a. und kamen somit fast in den ganzen Besitz der G., die 1874 als Colony of the Gold Coast konstituiert wurde. Vom März bis Juli 1900 hatten die Engländer Küste, einen Aufstand der Ashanti gegen den Gouverneur Sir Fred. Hodgkin in Kumasi niederzuwerfen. An der G. desoh einst der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mehrere Plätze (Graf-Friedrichsburg, Accra, Accarort), die seit 1683 errichtet, 1717 an Holland veräußert wurden. Vgl. Eruidhant, *Eighteen years on the Gold Coast of Africa* (Lond. 1853, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1855); Gumbel, *Beiträge zur Geologie der G.* (München 1881); Burton u. Cameron, *To the Gold Coast for gold* (Lond. 1882, 2 Bde.); Böller, *Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste II.* (Stuttg. 1885); Riggenbach, *Zum Klima der G.* (Basel 1896); Ellis, *History of the Gold Coast of West Africa* (Lond. 1893); Reinhardt, *History of the Gold Coast and Ashanti* (dof. 1895); Weddall, *The Gold Coast, past and present* (dof. 1898); Kemp, *Nine years at the Gold Coast* (dof. 1898); Sayward, *Gold Coast native institutions*, etc. (dof. 1903); Lady Hodgkin, *Siege of Kumasi* (dof. 1901); Vih, *Relief of Kumasi* (dof. 1901); auch die im Art. »Ashanti« angeführte Literatur.

Goldblach, f. Seforelle, f. Forelle.

Goldblat, Pflanzengattung, f. Cheiranthus.

Goldblat, f. Hirnis.

Goldblachhüner, f. Fuhn.

Goldblau, f. Draht.

Goldblaufäfer, f. Lauffäfer.

Goldlegierungen, Mischungen und Verbindungen von Gold mit andern Metallen. Gold wird durch Zusammenschmelzen mit andern Metallen meist härter, oft auch spröder. Nur mit Kupfer und Silber kann das für protische Zwecke zu weiche reine Gold legiert werden, um ihm größere Härte zu geben, ohne seine Dehnbarkeit merklich zu beeinträchtigen. Die Legierung mit Kupfer heißt rote, die mit Silber weiche, die mit beiden Metallen zugleich gemischte Karatierung. Zur Darstellung von Legierungen schmelzt man zuerst das Gold in Graphitgefäßen, setzt dann Silber oder Kupfer zu und rührt um, weil das schwere Gold sich gern am Boden des Tiegels ansammelt. Als Hilfsmittel dient Borax mit etwas Salpeter. Das Kupfer muß sehr rein sein, und alle Goldwaren meist vor dem Einschmelzen von Jinnat sorgfältig zu reinigen. Kupfer macht die Legierung härter als das gleiche Gewicht Silber, verändert aber die Geschmeidigkeit des Goldes wenig. Silber noch weniger. Das spezifische Gewicht der G. ist geringer als das mittlere der zusammengehörigen Metalle. Kupferlegierungen sind hochgelb bis rot, Silberlegierungen bläugelb, grünlichgelb bis weiß. Gleichzeitiger Zusatz von Kupfer und Silber verändert die Farbe des Goldes weniger. Goldärmer Legierungen können als Lat für goldreichere benutzt werden. Zur Wertbestimmung der Legierungen nahm man früher 1 Karat = 0,5 Pfd. feines Gold als Einheit an, teilte diese in 24 Karat und gab bei der Feingehaltsbezeichnung einer Legierung die Zahl Karate reinen (feinen) Goldes an, die

in 1 Karat enthalten sind. 14 Karatiges Gold ist also eine Legierung, die in 1 Karat 14 Teile Gold und 10 Teile eines andern Metalls enthält. Gegenwärtig wird der Feingehalt der G. meist in Tausendteilen ausgedrückt, d. h. man gibt an, wieviel Milligramm reines Gold in 1 g der Legierung enthalten sind. 18 Karatiges Gold ist hiernach gleich jenem von 0,750 Feingehalt. Vgl. Feingehalt.

In den meisten deutschen Ländern wird zu bessern Arbeiten 14 Karatiges (0,583 feines), auch 18 Karatiges (0,750 feines) Gold (Kranengold) verwendet; zu leichtern Sachen benutzt man 6 Karatiges (3/4 feines Gold), selbst 2 Karatiges, das dann vergollet wird. Das sogenannte Münzgold besteht aus 5,5 Gold, 5,5 Silber und 89 Kupfer, die unter dem Namen Schafba bekannte japanische Legierung aus 1—10 Gold und 99—90 Kupfer. Das feinste verarbeitete Gold ist das Dufatengold (23,5—23,6 Karatiges = 0,979—0,988 feines); Witalengold ist 21,5—21,6 Karatig = 0,909—0,902 fein. Gold von dem zur Verarbeitung gewöhnlich vorgefertigten Feingehalt wird Probegold (ar an titre, standard gold) genannt. Goldmünzen bestehen aus Goldkupferlegierungen, und zwar beträgt der gewöhnlich bestimmte Feingehalt bei:

holländischen, dänischen und braunschweigischen Piolen	0,900
deutschen Reichsmünzen, Kronen des Deutsch-Oesterreichischen Kaiserreichs, italienischen, belgischen, schweizerischen, nordamerikanischen, griechischen, spanischen, chinesischen und französischen Münzen	0,900
englischen Sovereigns, französischen Medaillen	0,916
holländischen Dukaten	0,902
österreichischen Dukaten	0,900
ungarischen Dukaten	0,900

Reine Goldsilberlegierungen werden selten angewendet, da sie zu blaß sind; in den gemischten Karatierungen, die meist zu Schmuckfachen verarbeitet werden, wechselt das Verhältnis des Goldes zum Silber, je nachdem man eine mehr rötliche oder mehr gelbe Farbe zu erzielen wünscht. Besondere Legierungen werden angewendet, um Gold von verschiedenen Farben zu Vergierungen auf Goldarbeiten hervorzubringen, und zwar: grünes Gold: 2—6 feines Gold, 1 feines Silber oder 75 Gold, 16,6 Silber oder 75 Gold, 12,5 Silber, 12,5 Kobaltium oder 74,6 Gold, 11,4 Silber, 9,7 Kupfer, 4,3 Kadmium; blaßgelbes Gold: 1 Gold, 2 Silber; hochgelb: 4 Gold, 3 Silber, 1 Kupfer oder 147 Gold, 7 Silber, 6 Kupfer; rotes Gold, blaßrot: 3 Gold, 1 Silber, 1 Kupfer oder 10 Gold, 1 Silber, 4 Kupfer; hochrot: 1 Gold, 1 Kupfer oder 1 Gold, 2 Kupfer; graues Gold: 30 Gold, 3 Silber, 2 Stahlfeilspäne oder 4 Gold, 1 Stahl oder 29 Gold, 11 Silber; blaues Gold: 1—3 Gold, 1 Stahl. Federgold, das, zu Draht gegossen oder zu Blech ausgewalzt, so hart und elastisch wird, daß man daraus Federn machen kann, die den stählernen wenig nachgeben, ist 16 Karatig und besteht aus 16 Gold, 2,66 Silber und 5,33 Kupfer oder 2 Silber und 6 Kupfer. Eine Legierung aus 7 Gold und 1 Kupfer ist die härteste. Sehr dehnbar und geschmeidige Legierungen, die sich gut zu Draht ausziehen lassen, bestehen aus: 750 Gold, 166 Silber, 84 Kadmium (grün); 750 Gold, 125 Silber, 125 Kadmium (gelblichgrün); 746 Gold, 114 Silber, 97 Kupfer, 43 Kadmium (grün). Diese Legierungen können zum Plattieren verwendet werden. Legierungen von nicht weniger als 14 Karat Feingehalt kann man färben, indem man sie 5—6 Minuten in eine fochende Mischung aus 2 Teilen Rochsalz, 4 Teilen

Salpeter und 3 Theilen Salzsäure (Goldfarbe) taucht, bis die gewünschte Farbe erschienen ist, und dann wiederholt in kochendem Wasser spült. Die Färbung beruht darauf, daß die Chlor entwickelnde Flüssigkeit die Metalle löst und aus der Lösung das Gold wieder auf die Legierung niederschlagen wird, während Silber- und Kupferchlorid gelöst bleiben. Die dünne Schicht von reinem Gold nuanciert die Farbe der Legierung und verdeckt sie schließlich vollständig. Zur Erzielung bestimmter Farbtöne werden verschiedene geheim gehaltene Goldfarben demut, die deren Anwendung es oft auch auf genaues Einhalten der Zeit ankommt.

Zur Prüfung einer Goldlegierung auf ihren Feingehalt (Goldprobe) genügt oft die Strichprobe mit Probirnadeln auf dem Probierstein. Hierbei demut man Nadeln aus roter, weicher und gemischter Karatierung von 6—18 Karat Feingehalt, von denen jede um 1 Karat von der andern abweicht. Man macht mit jeder zu prüfenden Gegenstand auf dem Probierstein 4—5 Striche und sucht dann eine Probirnadel aus, deren Strich mit dem Strich der Legierung möglichst dieselbe Farbe besitzt. Die beiden am meisten übereinstimmenden Striche werden mit Probirsaure (98 Salpetersäure spez. Gew. 1.34, 2 Salzsäure spez. Gew. 1.17 und 25 Wasser) betupft. War die Wahl der Nadel richtig getroffen, so müssen die Striche auch nach der Behandlung mit Säure gleiches Ansehen haben. Man darf aber die ersten Striche auf dem Probierstein nicht beachten, weil die Legierungen oft durch Färben oberflächlich goldreicher gemacht sind. Diese Probe ist auf Gold unter 6 oder über 18 Karat Feingehalt nicht anwendbar. Zur genauern Untersuchung der G. schmelzt man dieselben mit Silber und Wetz zusammen, treibt die Legierung ab, wobei das Kupfer oxydirt wird und das geschmolzene Kupferoxyd mit dem Bleioryd in die poröse Unterlage einzieht. Das zurückbleibende Goldsilbercorn wird ausgeplättet und mit Salpetersäure gelocht, die reines Gold zurückläßt. Vgl. Bau dr, Alliances d'or (Besançon 1875); Rich e, Monnaie, médailles et bijoux. Essai et contrôle des ouvrages d'or et d'argent (Par. 1889).

Goldbleisten, Goldbleisten, die ein goldähnliches Ansehen haben. Das nach dem gewünschten Profit durch Hobeln oder auf Fräsmaschinen vordereitete Holz wird zunächst mit einer heißen Leimlösung getränkt, dann mit einem Gemisch aus Leim und Schlammkreide (Grund) wiederholt unter Anwendung des Profil-eisens zur Ausgleichung überzogen. Nach dem vollständigen Trocknen zieht man die Leiste durch ein Zie-heisen, schleift mit nassem Bimsstein, reibt mit Sand-papier ab und überzieht den Grund dann 3—4mal mit dem Poliment, das aus 8 Theilen rotem Bolus, 1 Theil Blaustein und 1 Theil Reibzettel besteht, die ein-zeln mit Wasser feingecrieben, dann, mit wenig Baum-öl vermengt, wieder zerrieben und endlich mit klarer Bergamottleimlösung vermischt werden. Nach dem Trocknen der letzten Schicht befeuchtet der Anstreicher die Leiste mit Brantwein und belegt sie mit einem besonderen Pinsel mit Blattgold. Ist der Brantwein verdunstet, so wird das Metall mit einem Achat poliert. Matte Stellen erzeugt man durch vorher-gehendes Abbläsen des Poliments mit Sandpapier und Überziehen mit Leimwasser. Goldfarbe erhalten mit Blattsilber belegte Leisten durch einen Schellad-firniss, der mit Gummiutt, Drachenthut und Sandel gefärbt ist (Goldlack). Zu Barockarbeiten werden die Verzierungen aus einem Gemisch von Kreide, Leim und Terpentin oder aus Papiermact, besonders modelliert,

gepreßt und auf die glatten Leisten aufgelegt. Kleine Bilderrahmen werden oft ganz aus der angegebenen Masse gebildet. Die Vergoldung erfolgt auf die be-schriebene Weise mit Blattgold oder Blattsilber und Goldlack. Eine sehr häufig vorkommende Verzierung entsteht durch Auslegen von Gaze und Spieggrund auf die zu vergoldenden Flächen (Spiegelrahmen). Vgl. Böpping hausen, Fabrication der G. (2. Aufl. von Tormin, Weim. 1882).

Goldblütenwurzel, f. Asphodelus.

Goldblüster (auch Rubinläster), goldig schim-merndes Rubinrot, wurde zuerst am Ende des 15. Jahrh. von Makro Giorgio (f. d. 2) in Gubbio an Majoliken angewendet, und seine Herstellung blieb lange Zeit Geheimnis.

Goldmalerei (Dorado, Dolphin, Coryphaena Cuv.), Gattung aus der Ordnung der Stachelhäuter und der Familie der Malerei (Scorpaenidae), prach-tvolle Fische mit langem, seitlich zusammengedrücktem Leib, adäquatem Kopf, über den ganzen Rücken ver-laufenden Rückenfinne, fischförmigen Brustflossen, unter diesen stehenden Bauchflossen und tief gebogener Schwanzflosse. C. hippurus L., 1.5 m lang, prach-tvoll glänzendblau aber purpurfarbig mit beständig wechselndem metallischen Schimmer, außerhalb des Wassers silberfarben mit herrlichem Fardenpiel, end-lich dunkel lebergrün, lebt in allen Weltmeeren des warmen und gemäßigten Gürtels, im Mittel- und im Roten Meer, hält sich fern von den Küsten und er-scheint hauptsächlich bei bewegtem Meer, ist ungemein gefräßig, frisst Kopffüßer, Fische und Exkremente der letztern, entwickelt gewaltige Rüsselkraft bei der Jagd auf fliegende Fische und geht im Herbst, um zu laichen, an felsige Küsten. Schon die Alten bewunderten die Schönheit der G. und heiligten sie der Aphrodite. Das Fleisch ist sehr geschätzt, bisweilen aber giftig.

Goldmalerei, sehr rare galvanische Vergoldung von silbernen Gefäßen und Geräthen, die welcher der silberne Grund durchzieht, so daß das Verfahren den Einbruch der Malerei macht. G. in größerer Aus-dehnung wurde zuerst seit 1881 in Berlin betrieben.

Goldmännchen, f. Mandragora.

Goldmark, Karl, Komponist, geb. 18. Mai 1832 zu Reizbely in Ungarn, bildete sich von 1844 an im Wien unter Jansos Leitung und 1847—48 am Konser-vatorium und trat 1857 in einem eignen Konzert mit einer Anzahl darsüßig aufgenommener Arbeiten (unter andern einem Klavierkonzert) vor die Öffentlichkeit. Im folgenden Jahr siedelte er nach Pest über, lebte jedoch, nachdem seine Cuvature »Saluntala« in weiten Kreisen Beifall gefunden hatte, nach Wien zu-rück, das dauernd sein Wohnsitz blieb. Hier gelangte 1875 im Hofoperntheater seine erste und erfolgreichste Oper: »Die Königin von Saba«, zur Aufführung. Dieser folgten dieselbe »Merlin« (1886), »Das Hei-mchen am Herd« (1896), »Die Kriegsgefangenen« (1898) und »Wog von Verdingung«. Von seinen übrigen Arbeiten haben namentlich die Symphonien »Länd-liche Hochzeit« und in Es-dur, die Cuvertüren »Pro-metheus«, »Im Frühling« und »Benthesele« sowie einige Chorcompositionen (»Frühlingssong« für Männerchor, Klavier und vier Hörner, »Frühlingsgesen« für Alt solo, Chor und Orchester, auch ein Streich quartett, eine Suite für Klavier und Violine, ein Klavierquintett und zwei Violinsonate Verbreitung erlangt.

Goldmilch, f. Chrysosplenium.

Goldmodel, in alten Epochenmutterbüchern vor-lagen für Passanten oder aus Goldfäden.

Goldmonobromid, f. Goldbromide.

Goldmonochlorid, f. Goldchloride.

Goldmonocyanid, f. Goldcyanide.

Goldnerfing, f. Aland.

Goldnessel, f. Kerria.

Goldoni, Carlo, berühmter ital. Lustspieldichter, geb. 25. Febr. 1707 in Venedig, gest. 6. Jan. 1793 in Paris, widmete sich dem Studium der Rechte und ward Sekretär des Vizekänglers des Kriminalgerichts in Chioggia, dem er 1729 nach Jestre folgte. Hier trat er auf einem Liebhabertheater auf und verfasste die beiden Lustspiele: »Il duon padre« und »La Cantatrice«. 1731 promovierte er und ließ sich 1732 als Advokat in Venedig nieder. Bald aber mußte er wegen einer Liebesangelegenheit Venedig plötzlich verlassen und lebte nun mehrere Jahre in verschiedenen Städten Oberitaliens, bis er 1736 in Genua die Tochter eines Notars heiratete. Seine ersten größern dramatischen Versuche: »Il gondoliere veneziano«, »Belisario«, »Rosamunda« u. a. waren inzwischen in Venedig zur Aufführung gebracht. Nummehr trat er in Venedig als Reformator des italienischen Lustspiels auf und führte an Stelle der Commedia dell'arte die Charakter- und Sittensomödie nach Molières Vorbild ein. Während dieses mühevollen Kampfes, in dem Carlo Gozzi (f. d.) sein Hauptgegner war, wechselte er häufig seinen Aufenthaltsort, auch immer noch als Advokat praktizierend. Erst als es ihm gelang, in ein festes Verhältnis zu der Wertsbacher Truppe zu treten, gab er die Advokatur ganz auf. Das Publikum entschied sich endlich für die neue Richtung. 1761 erhielt G. einen Ruf nach Paris, um für das dortige Italienische Theater zu arbeiten, und verbrachte die letzten 30 Lebensjahre in der französischen Hauptstadt. Hier schrieb er noch mehrere italienische Stücke und zwei französische, darunter »Le bourgeois bienfaisant« (1771). Als sein Kontrakt abgelaufen war, ernannte ihn Ludwig XV. zum italienischen Lehrer seiner Töchter mit festem Gehalt. Durch die Revolution verlor er dies, und ein Befehl des Konvents gab es ihm zu spät (7. Jan. 1793) zurück. G. hat gegen 200 Stücke geschrieben. Sein Ruhm beruht auf seinen Lustspielen. Sein Hauptverdienst ist die Einführung des regelmäßigen Lustspiels nach französischem Muster (doch ohne Beobachtung der Einheit des Ortes), besonders der Sitten- und Charakterkomödie. Er arbeitete oft flüchtig und ungleich; auch fehlt es ihm, mit Molière verglichen, an komischer Kraft und echtem Humor. Aber die Sitten seiner Zeit und Nation hat er mit großer Wahrheit und scharfen Linien, in natürlicher Sprache und lebendigem Dialog gezeichnet. Die noch jetzt beliebtesten Lustspiele Goldonis sind: »Il burbero benefico«, »La dotte del caffè«, »Il ventaglio«, »La locandiera«, »Il bugiardo«, »Torquato Tasso«. Einzelne Stücke sind im venezianischen Dialekt geschrieben. Die erste vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte G. selbst (Vened. 1788 ff., 44 Bde.). Von den folgenden nennen wir: die von Venedig 1817, 16 Bde.; Prato 1819 bis 1827, 47 Bde.; Florenz 1827, 63 Bde. Außerdem gibt es zahlreiche Ausgaben (z. B. mit Bildern von G. Mantegazza, Mail. 1891). Goldonis Selbstbiographie erschien u. d. T.: »Mémoires de Mr. G., pour servir à l'histoire de sa vie et à celle de son théâtre« (Par. 1787, 3 Bde.; neue Ausg., das. 1883; ital., Vened. 1788 u. d.; beste Übersetzung, Mail. 1877; deutsch, Leipz. 1789, 3 Bde.); sein Briefwechsel wurde veröffentlicht vom Rasi (Bologna 1880), Urbani de Gelfhof (Vened. 1880) und Mantovani (Mail. 1884).

Vgl. Molmenti, Carlo G. (Vened. 1879); Salanti, C. G. e Venezia nel secolo XVIII (2. Aufl., Padua 1883); Spinelli, Bibliografia Goldoniana (Mail. 1884); Kalamanni, Nuovi appunti e curiosità Goldoniane (Vened. 1887); Raban, Carlo G., le théâtre et la vie en Italie au XVIII. siècle (Par. 1896).

Goldopal, Opal mit goldigglänzendem gelben Schein.

Goldorange, f. Dimethylamidoazobenzol.

Goldorfe, f. Aland.

Goldoxyd (Goldfäureanhydrid) Au_2O_3 entsteht beim Erhitzen von neutraler Goldchloridlösung mit kohlensaurem Natron und Trocknen des Niederschlags als schwarzbraunes Pulver, das sehr leicht in Gold und Sauerstoff zerfällt. Goldoxydhydrat $\text{Au}(\text{OH})_3$ hinterbleibt beim Behandeln des durch Kochen von Goldchlorid mit Magnesia erhaltenen braunen Niederschlags mit Salpetersäure als gelbrotes Pulver. Es löst sich wie O. in Alkalien zu goldsauren Salzen (Auraten) AuO_3 , die sich von der hypothetischen Metagoldsaure Au-O-O-H ableiten. Goldsaures Kali AuO_3K bildet hellgelbe Nadeln, ist in Wasser löslich, die Lösung reagiert alkalisch und wird durch mehrere Metallsalze gefällt. Frisch gefälltes O. gibt mit Ammoniak Goldoxydammoniak (Kalligold) $\text{AuNH}_3 + 3\text{H}_2\text{O}$, das auch aus Goldchloridlösung durch Ammoniak gefällt wird. Dies ist gelbbraun, wird von Säuren wenig angegriffen, löst sich in Cyanatlösung, explodiert nach dem Trocknen sehr leicht und heftig durch Reibung, Stoß und Erhitzen und muß daher im feuchten Zustand aufbewahrt werden. Es dient zur Darstellung von Kaliumgoldcyanid und zum Vergolden. Dies Präparat wurde schon von Basilus Valentinus beschrieben.

Goldoxydul Au_2O entsteht beim Kochen von Goldchloridlösung mit essigsaurem Kali, ist braunviolett, zerfällt beim Erhitzen in Gold und Sauerstoff, gibt mit Salzsäure Goldchlorid und Gold. Goldoxydhydrat AuOH wird aus salter, durch schwache Säure entfärbter Goldsalzlösung durch Kalilauge gefällt; es ist dunkelviolett und frisch gefällt in kaltem Wasser mit blauer Farbe löslich. Mit unterschwefligsaurem Natron gibt es unterschwefligsaures Goldoxydulnatron (Sel d'or, Goldsalz) $\text{Au}_2\text{Na}_2(\text{S}_2\text{O}_3)_2$, das farblose Kristalle bildet, in Wasser, nicht in Alkohol löslich ist und beim Erhitzen sich zerlegt. Es wird in der Photographie benutzt.

Goldpapier, mit echtem oder unechtem Blattgold auf einer Seite überzogenes Papier.

Goldpirmäne, f. Apfelbaum, S. 613 unter Goldrenetten.

Goldpepping, f. Apfelbaum, S. 613 unter Einfärbige Renetten.

Goldperlen, f. Perlen.

Goldplattierung, f. Vergolden.

Goldpräparate, reines Gold (gefälltes, Blattgold und geriebenes Blattgold) und chemische Verbindungen des Goldes sowie Mischungen derselben mit andern Stoffen, werden vielfach in der Technik, besonders in der Porzellanmalerei, Glasfabrikation, Photographie und zum Vergolden, z. T. auch als Arzneimittel verwendet. Sie die einzelnen Mittel, wie »Goldchloride, Goldcyanide, Goldoxyd, Goldpurpur« u. Goldpräparate, f. Goldlegierungen.

Goldpunkt heißt im internationalen Wechselverf. derjenige Stand des Wechselkurses, von dem ab es bei weiterm Steigen oder Sinken vorteilhaft

sein würde, Verbindlichkeiten durch Goldsendungen auszugleichen. So ist die Wechselparität zwischen Deutschland und Frankreich 81 Mk. = 100 Franc. Der G. gegen Deutschland ist 81,37 Mk. Sobald der Wechselkurs diese Höhe erreicht hat, ist es trotz der Verschuldungslasten vorteilhafter, Gold nach Frankreich zu schicken, als einen Wechsel auf Frankreich zu laufen. Der G. für Deutschland ist bezeichnet mit einem Kurs von 80,36 Mk. Bei diesem Stande findet eine Metallbewegung von Frankreich nach Deutschland statt.

Goldpurpur (Cassius' G., Aurum stannopraecipitatum), der Niederschlag, der durch eine Lösung von Zinnchlorid mit Zinnchlorid in einer verdünnten Lösung von Goldchlorid entsteht, und dessen Farbe unabhängig ist von dem Verhältnis des Zinnchlorids zum Zinnchlorid und von dem Grade der Verdünnung. Reines Zinnchlorid fällt aus konzentrierter Goldchloridlösung braunes Goldzinn und nur bei sehr starker Verdünnung G. bildet ein braunes, purpurrotes oder schwarzes Pulver, nimmt beim Prüfen Metallglanz an, ist unlöslich in Wasser, löst sich aber, solange er noch feucht ist, mit Purpurfarbe in Ammoniak. Man erhält eine Lösung von G. beim Behandeln einer Legierung von Gold, Zinn und Silber mit Salpetersäure, Ubergießen des ausgekochenen schwarzen Pulvers mit Ammoniak und Dialysieren der Lösung bis zum Verschwinden des Ammoniakgeruchs. G. besteht aus einer Mischung von kolloidalem Gold mit kolloidaler Zinnsäure (vgl. Gold, S. 83). Man benutzt ihn zur Darstellung von Rubin glas und in der Glas- und Porzellanmalerei zur Erzeugung violetter, karmin- und rufroter Farben. G. wurde von Andreas Cassius in Leiden entdeckt und 1685 von dessen Sohn beschrieben.

Goldquarz, Gold enthaltender Quarz.
Goldrahmen, aus Goldbleichen (s. d.) hergestellte Bilderrahmen.

Golddregen, Pflanzengattung, s. Laburnum.
Golddregen, s. Feuerwerkerei.
Golddregenspeiser, s. Regenspeiser.
Golddrechten, s. Apfelbaum, S. 613.
Golddröhen, s. Kerria.
Golddrot, s. Engländer.
Golddrotel (Goldtrollfing), s. Mland.
Golddröge, s. Balerrot.
Golddröbin, s. Rubin glas.
Golddröte, Pflanzengattung, s. Solidaga.
Golddrötenfalter, s. Feuerfalter.
Golddröte (Ziguier), Goldzinn (G.), s. Goldchloride; auch sabel wie Sel d'ar, s. Goldzinn.
Golddrötenober, sabel wie Rennige.
Golddröte, s. Goldzinn.

Golddoro (s. Goldzinn), Hauptort der Grafschaft Wayne im nördlichen Staat Nordcarolina, am Neuse River, Bahnstationpunkt, mit Baumwoll-, Tabak- und Holzindustrie und (1900) 5877 Einw.

Golddor | f. Goldschlägerei.
Golddor | f. Goldschlägerei.

Golddor, s. Gold, S. 88.
Golddor, die Kunst, Gold, Silber, Platin, Aluminium und Metalllegierungen in äußerst dünne Blättchen zu verwandeln. Das Gold wird meist, das Silber fast ganz rein (unlegiert) angewendet. Von Blattgold unterscheidet man Rot- oder Orangegold mit einem Feingehalt von $\frac{999}{1000}$ und das etwas härter mit Silber verlegte Giron-, Grün-, Gelb-, Weißgold (Pariser Gold, Franzgold), das weniger als letzteres benutzt wird. Man gießt aus

dem Metall in einem eisernen Einguß einen 70—140 g schweren Zain, schiebet ihn nach Länge und Breite auf 2—4 mm Dicke aus, verdrückt das papierdünne Blech dann weiter unter einem Walzwerk und zerhackt es in viereckige Stücke von 25 mm im Quadrat (Quartier). Diese Blättchen schichtet man abwechselnd mit Pergamentblättchen und schlägt die so erhaltene Form (Diqueette, Pergamentform) mit dem Hammer auf einem Granitblock. Im letzten Stadium des Schlagens wechselt man die Pergamentblätter aus gegen Goldschlägerhaut; diese wird ausschließlich aus dem Blindarm des Kindes gewonnen, der zu diesem Zwecke gereinigt, aufgespannt, getrocknet, mit Malmwasser gewaschen, mit Wein, darin man Hausenblase und einige Gewürze aufgelöst hat, bestrichen und mit Eiweiß überzogen wird. Man bearbeitet diese Hautform (Dünne, Dünne, Dünne) mit Hämmern von 2,5—8 kg, bis das Metall die Größe der Form erreicht hat, nimmt es dann heraus, zerhackt es über Kreuz in vier gleiche Teile und legt das Schlagen in einer neuen Form fort. Man wendet gewöhnlich zwei Pergamentformen und dann zwei Hausenformen (bis zu 800 Blatt enthaltend) nacheinander an. Die fertige Ware legt man in kleine Büchsen aus Seidenpapier, das mit Engländer eingerieben ist. Das Blattgold ist $\frac{1}{10000}$ — $\frac{1}{100000}$ mm dick, die härteste Sorte (Fabrigold), die zur Vergalbung von Silberdraht dient, $\frac{1}{10000}$ — $\frac{1}{100000}$ mm. Blattgold wird wie Blattgold, aber weniger fein, etwa $\frac{1}{10000}$ mm dick, geschlagen. Zwischen Gold und Blattgold, das auf einer Seite einen sehr dünnen Überzug von Gold hat; man erhält es, indem man vor Vollendung der Arbeit auf ein Silberblatt ein Goldblättchen legt und dann wie gewöhnlich die Bearbeitung vollendet. Es läuft wie Silber an, während Blattplatin ganz unveränderlich ist. Das wie Blattgold geschlagene Aluminium ist etwa $\frac{1}{10000}$ mm dick, läuft nicht an und dient vielfach als Ersatz des Blattsilbers.

Für viele Zwecke wird als Ersatz des teuren Blattgoldes Messing und Tombakblech auf Blattmetall verarbeitet. Man gießt auch hier die Legierung in Formen von 30 cm Länge und 1,5 cm Breite und Höhe, wagt diese unter Zulauf von Wasser zur Kühlung der Wägen, die häufig eingesetzt werden müssen, und unter häufigem Ausglühen des Metalls zu einem 3 cm breiten, papierdünnen Band von 20—25 m Länge aus, zerhackt letzteres in 60 cm lange Stücke, von denen 100—200 zusammengebunden und zwischen Zainblechen unter dem mit Wasser- oder Dampfkraft betriebenen Zainhammer dreifach geschlagen werden. Nach dem Ausglühen macht man Pakete von 200—240 Wägen, bearbeitet diese unter dem Hammer, glüht wieder und bearbeitet schließlich Pakete von 300 bis 360 Wägen, wobei das Metall auf 13 cm breit geschlagen wird. Nach adermäßigem Glühen zerhackt man die Wägen in 90 cm lange Streifen, beigt diese mit verdünnter Schwefelsäure zur Entfernung von Oxyd, spült mit Wasser, siedet sie mit Weinsteinlösung blank und schlägt sie nun in Paketen von 1000, dann 2000 Blättern auf 24 cm Breite aus. Das Produkt, Zainmetall, ist das Ausgangsmaterial für die Bronzefarbenfabrikation. Sehr färgig geschlagenes Zainmetall wird sortiert und in kleine Quadrate (Läse) zerhackt, in starken Paketen ausgeglüht, zu je 500 in Pergamentformen gelegt und unter dem Quersch- oder Lathammer ausgeglüht. Diese Operation wird entweder wiederholt, aber das Latmetall wird direkt an den Handmetallschläger

abgegeben, der es in Blattmetall verwandelt. Das Fabrifat ist das unechte Blattgold, Metallgold, Walbfchaum, und das unechte Blattfider, Metallfider, Silberfchaum. Erfteres ist Tombak, $\frac{1}{1000}$ — $\frac{1}{2000}$ mm did, letzteres ist Zinn mit 2 — 2½ Proz. Zink aber auch Argentan und $\frac{1}{1000}$ mm did. Kompositionsmetall ist Blattmetall zur Imitation von echtem Blattgold. Man benutzt das Blattmetall zum Belegen von Metall, Holz u. z. zur Verhüllung der Bucherfchritte in der Buchbinderei, zu Prägungen u. d. Abfälle beim Goldfchlagen (Sträge, Schawine) werden auf Goldbranze (Kalergold, Ruffelgold), die Abfälle der Kupferlegierungen auf Bronzefarben (f. d.) verwertet. Die Goldfchlägerkunft ist jedenfalls fehr alt, denn fchon die Ägypter hatten es darin zu großer Vollkommenheit gebracht. Die Griechen benutzten Blattgold vielfach zur Ausfchmückung von Skulpturwerken. Nach Plinius vergoldeten die Römer nach der Zerftrörung Karthago die Decken ihrer Tempel und Paläfte, und diefer Luxus fand fehr bald große Verbreitung. Plinius erzählt, eine Unze Gold fei zu 750 Blättern ausgefchlagen worden, von denen jedes vier Finger im Quadrat groß gewesen; dies Blattgold war mithin mehr als dreimal ftärker als das jezt angefertigte. Die moderne K. hat ihren Hauptfig in Fürtch und Wörnberg. Sgl. das von der Fabrik von Bernhard Ullmann u. Komp. in Fürtch herausgegebene Wert über Blattmetall, -Branzefarben und Branzfarbenaufarbeitung (Fürtch 1893); Andés, Blattmetalle u. (Wien 1902).

Goldfchlägerhäutchen, f. Embryonalhäuten und **Goldfchleie**, f. Schleie.

Goldschmidt, 1) Hermann, Astronom, geb. 17. Juni 1802 in Frankfurt a. M., gef. 10. Sept. 1866 in Fontainebleau, war anfangs Kaufmann, widmete fich dann in München der Malerei, ließ fich 1836 in Paris nieder und befchäftigte fich jezt 1847 mit der Auffuchung feiner Planeten, von denen er 14 entdeckte.

2) Weir Aaron, bän. Publijst und Kavelift, geb. 26. Okt. 1819 in Bordingberg, gef. 15. Aug. 1887 in Kopenhagen, ftammte von jüdifchen Eltern, begann im Alter von 18 Jahren feine publijiftifche Tätigkeit in dem von ihm gegründeten »Nestved Ugeblad« und entfaltete feine wirffamer in dem bekannten und gefürchteten politifch-literarifchen Wochenblatt »Corsaren« (1840—46), dem Vorbilde des deutifchen »Kadaberbatsch«. Er wurde infolge der fcharfen Satire des Blattes 1843 verhaftet; freigeftellen, bejuchte er Paris, wo er auch fpäter noch öfters feinen Aufenthalt nahm. 1846 erfchien fein Roman »En Jøde« (»Ein Jude«; deutifch von E. Zoller, Leipz. 1852), deffen Darftellung des jüdifchen Lebens auf das Publijum wie eine Offenbarung von etwas ganz Unbekanntem wirkte. Erft durch den Weifall, den auch feine 1846 erfchienenen »Erzählungen« aus dem bürgerlichen und kleinbürgerlichen Leben fanden, zog er fich von der Zeitung des »Corsaren« zurück, machte eine Reife ins Ausland und begann nach feiner Heimkehr 1847 die Herausgabe der Romanfchrift »Nord und Süd«, die er ganz allein fchrieb, und waarin er in hüftlich meifterhaften Artfeln die politifch-foziale Bewegung der Zeit im In- und Ausland überfchaute und für die Wiederherftellung des Gefamftaates und befonnene Heranbildung zur konftitutionellen Freiheit kämpfte. In diefer Zeitchrift begann er auch feinen großen Zeitroman »Hjemløs« (»Heimatlos«, 1853), der erft 1867 beendigt wurde. Eine Auswahl feiner Zeitungsartikelf, deren Wert die Zeit nicht vermindert

hat, erfchien als »Blandede Skrifter« (1859—60, 4 Tle.). Nach einem abermaligen zweijährigen Aufenthalt im Ausland gab er 1861 ein neues Wochenblatt, »Hjemme og ude« (»Daheim und draußen«), heraus, waarin er, ganz anders als im »Corsaren«, die höchst bejannene, ja fonservative Politik der fich herabwindenden nationalliberalen Partei verfocht. Nach dem Eingehen diefes Blattes wandte er fich ganz der poetifchen Produktion zu und entfaltete als Kavelift wie als Dramatiker eine große Tätigkeit. Von feinen Dramen nennen wir befonders: »In der andern Welt« und »Der Rabbi und der Ritter« (beide 1869). Unter feinen Romanen ragen hervor: »Arringen« (»Der Erde«, 1865) und »Ravnen« (»Der Rade«, 1866; deutifch, Stuttg. 1888). Seine feineren Novellen (gefammelt 1883—65, 1877—83 u. ä.; in Auswahl neben andern Überfetzungen deutifch von Reinhardt, Breun. 1874, 2 Bde.) find wahre Perlen der Erzählungskunft. Als Dichter ist K. eine Mifchung von modernem Romantiker und Realismus. Er ftellt die Erfcheinungen mit außerordentlich fcharf gegebenen Einzelheiten dar, aber jezt als Ausdrücke der dahinter liegenden psychologischen Vorgänge. In feiner Wirklichkeitsfchilderung liegt etwas Abnungsvolles, Durchgeftigtes, dem er durch feinen äußerft fein ausgearbeiteten und nuancierten Stil zu weiterm Ausdruck verhilft. Seine originelle Weltanfchauung, die auf der Idee von der göttlichen Ordnung des Weltalls und der in ihm waltenden Remeis beruht, entwickelt er in feiner Lebensbefchreibung »Livs-Erindringer og Resultater« (1877, 2 Bde.).

3) Levin, Rechtsgelehrter, geb. 30. Mai 1829 in Danzig, gef. 16. Juli 1897 in Bismarckhöhe, ftudierte jezt 1847 jurif. Weizn, dann die Rechte, erwarb 1851 in Halle die jurifche Doktorwürde, arbeitete darauf bei den Danziger Gerichten, habilitierte fich 1855 in Heidelberg als Privatdozent und wurde 1860 außerordentlich, 1866 ordentliches Praefator der Rechte. Im Auguft 1870 ward er als Rat in das Bundes-, fpäter Reichsoberhandelsgericht nach Leipzig, 1875 als Praefator, infolge für Handelsrecht, und Geheimrat Titular an die Univerfität Berlin berufen. Durch Begründung der »Zeitchrift für das gefamte Handelsrecht« (1858) wie durch feine in großartigem Maßstab angelegtes »Handbuch des Handelsrechts« (Vd. 1, Erlang. 1864—68; 2. Aufl. 1874—1883; 3. Aufl. der 1. Abt. u. d. T.: »Univerfalgefchichte des Handelsrechts«, 1891) hat er fich um die univerfale Behandlung des Handelsrechts die größten Verdienfte erworben. Auch war er einer der erften, welche die Notwendigkeit eines deutifchen Büchelgefehbuchs mit Entfchiedenheit betonten, und gehörte der vom Bundesrat berufenen Kommission zur Feftftellung von Plan u. Methode diefes Gefebzbuchs als Referent an. Außer vielen Abhandlungen in Zeitchriften fchrieb er nach: »Kritik des Entwurfs eines Handelsgefehbuchs für die preußifchen Staaten« (Heidelb. 1857, 2 Abtlgn.); »Der Lucca-Witaja-Altkienstreit« (Frankf. a. M. 1859, Nachtrag 1861); »Gutachten über den Entwurf eines deutifchen Handelsgefehbuchs nach den Befchlüssen zweiter Lesung« (Erlang. 1860); »Enzyklopädie der Rechtswiffenfchaft im Grundriss« (Heidelb. 1862); »System des Handelsrechts« (Stuttg. 1887, 4. Aufl. 1892); »Das dreijährige Studium der Rechts- und Staatswiffenfchaften« (Berl. 1878); »Erwerbs- und Wirtschaftswiffenfchaften, Studien und Vorfchläge« (Stuttg. 1882); »Rechtftudium und Prüfungsordnung« (daf. 1887); »Die Paftpflicht der Notizen und das Umlageverfahren« (Berl. 1888).

Seine kleinen Schriften erschienen gesammelt als »Vermischte Schriften« (Berl. 1801, 2 Bde.). 1875—1877 war er Vertreter der Stadt Leipzig im deutschen Reichstag. Vgl. Kießer, Levin G., Gedächtnisrede (Berl. 1897); Pappenheim, Levin G. (Stuttg. 1898).

4) Otto, Klavierspieler und Komponist, geb. 21. Aug. 1829 in Hamburg. Schüler von Jakob Schmitt daselbst und des Leipziger Konservatoriums, unternahm 1851 eine Kunstreise nach Amerika in Gesellschaft der Sängerin Jenny Lind (s. d.), mit der er sich im folgenden Jahr verheiratete. Seitdem hielt er sich abwechselnd in Dresden, Düsseldorf und Hamburg auf, bis er 1858 seinen festen Wohnsitz in London nahm, wo er 1863 stellvertretender Direktor der königlichen Musikakademie wurde und 1875 den Nachfolger ins Leben rief. Als Komponist hat G. auf verschiedenen Gebieten der Vokal- und Klaviermusik Nichtbares geleistet; sein Oratorium »Ruth« wurde auch in Deutschland wiederholt aufgeführt.

5) Hugo, Musikschriftsteller, geb. 19. Sept. 1859 in Breslau, studierte die Rechte, wurde 1884 zum Dr. jur. promoviert, widmete sich aber später der Musik als Schüler von J. Stodtkausen (Gesang) in Frankfurt a. M. und Em. Vohn (Musikgeschichte) in Breslau und ist seit 1893 Mitbegründer und Direktor des »Klindworth-Schwarzena-Konservatoriums« in Berlin. Er schrieb: »Die italienische Gesangsweise des 17. Jahrhunderts« (Berl. 1890); »Der Solalismus des neuhochdeutschen Kunstsanges und der Bühnensprache« (Leipz. 1892); »Handbuch der deutschen Gesangspädagogik« (1. Teil, das. 1896) und »Studien zur Geschichte der italienischen Oper im 17. Jahrhundert« (das. 1901—04, 2 Bde.; Bd. 2 enthält die Partitur von Monteverdes »Incoronazione di Poppea«).

Goldschmied (Carabus auratus), s. Käufschfer.

Goldschmiedemail, s. Emailmaletrei.

Goldschmiedekunst (hierzu Tafel »Goldschmiedekunst« mit Text), die Verarbeitung der edlen Metalle Gold, Silber, Platin (im weiteren Sinn auch des Kupfers, Nickels, der Bronze, des Aluminiums, des Eisens und Stahls) zu Gegenständen des Schmuckes und der Zier, die häufig mit Email, Nello und Edelsteinen versehen werden. Letztere spielen die Hauptrolle in der Juwelierkunst, bei deren Erzeugnissen das Metall mehr oder weniger zurücktritt. Bei der alten gehämmerten oder getriebenen Arbeit unterscheidet man Minuteria und Grosseria. Bei der ersten werden Reliefs aus Gold- oder Silberblech auf einem Modell der Bronze mit Hammer und Bunze hergestellt oder durch allmähliches Reiben, Drücken und Hämmern, abwechselnd von beiden Seiten, zu der gewünschten Höhe herausgetrieben. Die Grosseria dagegen liefert dachige, engstehige Gefäße, die mittels Hammer und Amboss getrieben und dann mit schwarzem Bech ausgegossen werden. Man zeichnet die Ornamente auf, fixiert sie mit der Bunze, schmetzt das Bech aus und vollendet die Arbeit durch Werkzeuge mit zwei Hörnern, von denen eins im Innern der Gefäße auf die betreffende Stelle gesetzt und durch vorsichtige Hammerschläge auf das andre gegen die Wand des Gefäßes getrieben wird. Das Gießen spielt eine untergeordnete Rolle in der G., weil die Gusswaren nicht so dünn und leicht ausfallen können, wie die Kostbarkeit des Materials es erfordert, doch werden gegossene Platten und Stäbe zu Neth und rundem, faconiertem und platem Draht verarbeitet. Einen großen Aufschwung hat die Technik der G. durch die Galvanoplastik (s. d.) erhalten, die vieles bis dahin Unerreichbare ermöglichte. Reines Gold wird

wegen seiner Weichheit in der G. nicht verarbeitet; die Legierungen haben entweder reine Goldfarbe oder sind mehr oder weniger rot, bläulich, grünlich und werden oft auch gefärbt (s. Goldlegierungen). Silber wird gefärbt durch Überziehen mit Schwefelsilber (oxydiertes Silber).

Geschichte der Goldschmiedekunst.

Aus prähistorischer Zeit erscheinen Goldschmuck und Waffen aus Gold im nördlichen Europa schon im Beginn der Metallzeit neben der Bronze und verhältnismäßig in Objekten von nicht unbedeutendem Metallwert. Man findet Bronzeschwertgriffe und große Bronzesibeln damit verziert, lange Armspiralen aus dünnem Draht, aber auch Armringe, Halsringe, Diademe und größere Gefäße, ja selbst Rte und Beile (Kette) aus massivem Gold. In der La Tène-Periode treten namentlich in Mitteleuropa leuchtende Goldmünzen, die sogen. Regenbogenstücke (s. d.), und Nachahmungen klassischer Münzen auf. In der römischen Periode sind, außer Rüstungen, die Goldstücke verhältnismäßig spärlich; desto massenhafter aber werden sie in der spätromischen Zeit, in der Zeit der Völkerwanderung und der darauf folgenden Zeit, und hier zeichnen sich namentlich die unteren Donauländer durch die Reichhaltigkeit der Funde z. T. an schweren Gefäßen mit gotischen und Runeninschriften aus. Nicht minder reich sind die in Skandinavien gemachten Funde aus der Zeit vom 5.—10. Jahrh. n. Chr., bestehend in sogen. Goldbrakteaten (Schmuckmedaillons, aus nachgeahmten Kaiseremünzen und selbständig geprägten Stücken hergestellt), byzantinischen Münzen und Einzelgoldstücken, Kolliers, Halsketten, Sporen von kolossalem Gewicht. Nicht so massenhaften, aber dennoch reichen Schmuck haben die Gräber merovingischer Zeit geliefert. Schwertgriffe, Bierplatten, Fibeln, Ohrhänge, Gürtelschnallen, meist mit Halbedelsteinen, Granaten und Amethysten besetzt, waren in jener Zeit beliebt.

Nach der geschichtlichen Überlieferung besaßen die Ägypten und Ägypter Bänder, Torsfäden, Möbel etc. mit Goldblech, benutzten das Gold aber auch zur Verzierung von Waffen, zu Diademen und andern Schmuckstücken und zu selbständigen Kunstwerken, wovon die ägyptischen Gräberfunde Beispiele bieten. Die ältesten Erzeugnisse der G. aus den Jahren 4700 bis 4500 v. Chr., kunstvolle Armbänder, wurden in Abydos gefunden. Künstler aus Tyros arbeiteten für Salomos Tempel zu Jerusalem in Gold. In Troja und Mykenä wurden goldene Kränze, Schmuckstücke und Gesichtsmasken für Tote gefunden. In der Plastik fand Gold Verwendung in Verbindung mit dem Eisenstein (s. Goldblechdekoration). Als Silberschmied werden Iphs, Amoror und Boethos genannt. Griechische Gold- und Silberarbeiten finden sich vornehmlich in der Tremulage zu Pteridburg (aus Gräbern der Krimi) und in Berlin (Fund von Pteridfeld), römische in Berlin (Silberdenkmal Fund), Rom (aus Pompeji), Paris (Fund von Bernay und Silberfaden von Boscoreale) und Wien (Goldfund von Nagy-Szent-Miklos in Ungarn). Während die Griechen bei Verwendung der Edelmetalle das künstlerisch bearbeitete Metall vorherrschend ließen, trieb man in Byzanz großen Luxus mit Edelsteinen und begründete hier durch Verbindung der Steine mit getriebener, graviert oder emailierter Arbeit, mit Nilgran und Nello die moderne G. Diese fand im Abendland zur Zeit der Karolinger durch den Klerus großartige Benutzung zum Kirchenschmuck. Alle Kultusgeräte, Altäre, Märtyrerkirgen, Reliquienschreine und -Behälter

Zur Tafel „Goldschmiedekunst“.

Fig. 1. **Büste Karls des Großen**, im Schatz der Münsterkirche zu Aachen, enthaltend den Schädel des Kaisers und mit einer silbervergoldeten Krone versehen, die wahrscheinlich dieselbe ist, mit der die deutschen Könige über dem Grab Karls d. Gr. in Aachen gekrönt wurden. Die Krone ist mit zahlreichen Edelsteinen, darunter 15 antiken Gemmen und 55 meist ungeschliffenen Steinen, geschmückt. Der Bügel gehört dem 14. Jahrh., die Krone und die Büste dem 13. Jahrh. an. Die letztere steht auf einem achteckigen Unterbau, der mit blauem Email überzogen und mit goldenen Lilien gemustert ist. Der gleichfalls gemusterte Kaisermantel ist mit 186 Edelsteinen besetzt, die Felschteile sind mit Lack überzogen. Höhe 0,86 m, Breite 0,57 m. Zu 1 und 10 vgl. *Scheinz*, Kunstschatze der Münsterkirche zu Aachen (Berl. 1876).

Fig. 2. **Jubiläumshammer** aus vergoldetem Silber, für Papst Julius III. angefertigt, der das achte Jubiläum 1550 eröffnete, indem er mit dem Hammer drei Schläge auf das vermauerte Haupttor von St. Peter tat. Das Wappen Julius' III. am Schaft ist emailliert. Im bayrischen Nationalmuseum zu München.

Fig. 3. Sogen. **Merkelscher Tafelaufsatz** von vergoldetem Silber, mit Email und Lackfarben koloriert, im Jahr 1549 von *Wenzel Jamnitzer* für den Rat von Nürnberg für 1325 Gulden verfertigt, 1806 für 1800 Gulden an den Kaufmann Merkel und 1880 für 800,000 Mk. an Freiherrn Karl v. Rothschild in Frankfurt a. M. verkauft. Jetzt im Besitz des Barons A. v. Rothschild in Paris. Die tragende Figur ist die Mutter Erde. Teils gegossen, teils getrieben. Höhe 1 m.

Fig. 4. **Nautiluspokal**, mit vergoldetem Silber montiert. Oben ein Panther, unten ein Satyr, von *Bernhard Quippe* in Berlin um 1700 verfertigt. Dresden, Grünes Gewölbe. Höhe 0,31 m.

Fig. 5. **Remigiuskelch**, ein goldener romanischer Kelch aus dem 12. Jahrh. Er ist reich mit Edelsteinen und Email geschmückt und befindet sich in der Kathedrale zu Reims, wo er den Namen Kelch des heil. Remigius trägt. Durchmesser der Cuppa 0,15 m.

Fig. 6. **Silbernes Kruzifix** von *Antonius Eisenköt* aus Warburg. 1589 für den Fürstbischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg, gefertigt. Im Besitz des Grafen von Fürstenberg-Heerdingen. Der Fuß ist abzunehmen, so daß das Kruzifix auch als Vortragekreuz dienen kann. Höhe 0,68 m.

Fig. 7. **Münzspokal**, ein silbervergoldeter Pokal von 1536, aus dem Lüneburger Silberschatz im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, mit eingelassenen Münzen dekoriert. Auf dem Deckel ein Januskopf. Höhe 0,48 m.

Fig. 8. **Silbernes Salzfaß** von *Benvenuto Cellini* (1509—1571), 1543 für König Franz I. von Frankreich gefertigt, jetzt in den Kaiserlichen Hofmuseen

in Wien. Oben Neptun und die Göttin Kybele, am Fußgestell die vier Tageszeiten und die vier Winde.

Fig. 9. **Silbervergoldeter Willkommenpokal** aus dem 17. Jahrh. Auf dem Deckel und am Bauch 15 kursächsische Wappen in Weißsilber. Dresden, Grünes Gewölbe. Höhe 0,57 m.

Fig. 10. **Lotharkreuz**, im Schatz der Münsterkirche zu Aachen, aus dem 10. Jahrh., so genannt nach einer am unteren Balken angebrachten Gemme aus Bergkristall, die das Brustbild Kaiser Lothars I. (840—855) zeigt. Außerdem ist das aus Silberblech gearbeitete Kreuz mit einer antiken Gemme, die drei Grazien darstellend, und im Schnittpunkt der Balken mit einer antiken Kamee, dem Bildnis des Kaisers Augustus, und mit zahlreichen unechten Steinen, Filigran und Zellenschmelz dekoriert. Auf der Rückseite des Kreuzes ist die Gestalt Christi am Kreuz eingraviert. Das Kreuz diente ursprünglich als Vortragekreuz und war unten mit einer Eisen spitze versehen, damit es in eine Stange eingelassen werden konnte. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. wurde es mit einem Fuß versehen, der mit kleinen Figuren, die Kreuztragung Christi und Heilige darstellend, geschmückt ist, und als Altarkreuz verwendet. Höhe des Kreuzes ohne Fuß 0,56 m.

Fig. 11. **Silberner gotischer Abendmahlskelch** aus dem 15. Jahrh., im Stift St. Paul in Kärnten.

Fig. 12. **Silbernes Schmeckkästchen** von *Wenzel Jamnitzer* (s. d. Art.), 16. Jahrh. Oben eine sitzende weibliche Figur, von Tieren umgeben. An der Seite die Figuren der Elemente und Kardinaltugenden. Dresden, Grünes Gewölbe. Höhe 0,32 m, Breite 0,28 m, Tiefe 0,11 m.

Fig. 13. **Silbernes, vergoldetes Becken** von *Andreas Thetot* in Augsburg (1654—1734), von 1714. In der Mitte Ariadne auf Naxos, ringsum ein Bacchusfest. Dresden, Grünes Gewölbe. Durchmesser 0,47 m.

Fig. 14. **Goldene Altartafel (Antependium)**, aus dem Münster zu Basel, ein Geschenk Kaiser Heinrichs II. aus dem Anfang des 11. Jahrh. Das Werk wurde 1836 von der Regierung von Basel-Land versteigert und kam 1854 in den Besitz der französischen Regierung, die es dem Musée Cluny in Paris einverleibte. Die in Hochrelief getriebenen Figuren sind: in der Mitte der segnende Christus, zu seiner Rechten der Erzengel Michael und St. Benedikt, zu seiner Linken die Erzengel Gabriel und Raphael. In den Medaillons über den Arkaden sind die vier Tugenden: Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigkeit und Stärke, dargestellt. Die Tafel wurde bei hohen Festen vor den Hochaltar gestellt. Höhe 0,96 m, Breite 1,78 m.

Fig. 15. **Straußenpokal**, mit vergoldetem Silber montiert. Oben ein Strauß, unten ein Neger mit Bogen und Pfeil. 16. Jahrh. Im Besitz der Familien Scheurl und von Tucher zu Nürnberg.



1. Büste Karlo I. d. Gr., 13. Jahrh.
(Münster zu Aachen.)



2. Jubiläumshammer von Papst Julius III., 1550.
(München, Nationalmuseum.)



6. Kruzifix von A. Eisenhoft,
16. Jahrh.



7. Münzpokal aus Lüneburg, 1536.
(Berlin, Kunstgewerbemuseum.)

3. Merkerscher Tafelaufsatz
(Roths)



8. Salzfaß v.



11. Gotischer Abendmahlskelch,
15. Jahrh.



12. Schmuckkästchen von W. Jamnitzer, 16. Jahrh.
(Dresden, Grünes Gewölbe.)



13. Becken mit Ez
(Dresden)

Bibliographisch



von W. Jamnitzer, 16. Jahrh.
M in Paris.)



3. Calice, 1543.
M in Paris.)



von A. Thelot, 1714.
M in Paris.)

von Leipzig.



4. Nautiluspokal von B. Quippe, um 1700.
(Dresden, Grünes Gewölbe.)



9. Willkommenpokal, 17. Jahrh.
(Dresden, Grünes Gewölbe.)



14. Baseler Altartafel, 11. Jahrh.
(Paris, Musée Cluny.)



5. Remigiusskeich in der Kathedrale
zu Reims, 12. Jahrh.



10. Lotharskreuz, 10. Jahrh.
(Münster zu Aachen.)



15. Straußeneispokal,
16. Jahrh. (Nürnberg.)

in Form der darin aufbewahrten Körperteile wurden aus edlen Metallen hergestellt und mit Edelsteinen und antiken Gemmen reich verziert; trotzdem aber wurde die Technik immer schwächer, und eine neue Blüte erlebte die G. erst im 11. und 12. Jahrh., wo man namentlich in Köln, Trier und andern rheinischen Städten kostbare Reliquienkassette und Kultusgegenstände verfertigte, von denen zahlreiche erhalten sind (Tafel, Fig. 1, 5, 10 u. 14). Diese Kunstrichtung erhielt sich auch noch im 13. Jahrh., während das 14. und 15. sich in der Anfertigung kleinerer Kirchen-geräthschaften auszeichneten. Bei jenen größeren Werken gaben romanische und frühgotische Bauformen in freier Verarbeitung die Kompositionsmotive her, während die spätern in dem zierlicher ausgebildeten gotischen Stil gearbeitet sind (Fig. 11). In Italien erreichte die G. im engsten Anschluß an die Bildhauerkunst im 15. Jahrh. eine hohe Blüte (Whiberti, Verrocchia, Pollajuolo, Francia) und kulminierte in Jappa und Benvenuto Cellini, durch den der italienische Renaissancestil auch nach Frankreich gelangte (Fig. 8). Er fand hart und alobals auch in Deutschland Bewunderung und Nachahmung, und namentlich lieferten die Goldschmiede des 16. Jahrh. in Nürnberg (23. Janniger, Fig. 3, 12, Hans Bepoll u. a., Fig. 15), Augsburg, Dresden, Frankfurt a. M. und Köln Kunstwerke, die sich besonders in der Ornamentik an die italienischen anschließen. Die Silberschmiedekunst fand ebenfalls eine große Zahl ausgezeichneter, z. T. noch im gotischen Stil arbeitender Vertreter, unter denen Antonius Eisenhoit in Warburg (Fig. 6) am bekanntesten geworden ist. Die reichsten Sammlungen von silbernen und silbervergoldeten Gefäßen und Geräten der deutschen Renaissance befinden sich in der königlichen Schatzkammer und im Nationalmuseum zu München (Fig. 2), im Kunstgewerbemuseum zu Berlin (Lüneburger Silber- schap, Fig. 7), im Grünen Gewölbe zu Dresden (Fig. 9 u. 12) und bei Rothschild in Frankfurt a. M. und Paris. Die deutsche G. erfuhr eine lebhafte Förderung besonders dadurch, daß bedeutende Künstler, wie Holbein der jüngere, Dürer, E. Salis u. a., Entwürfe für sie zeichneten. Von n i e d e r l a n d i s c h e n Goldschmieden des 16. und 17. Jahrh. sind besonders Paul und Abam van Blianc in Utrecht zu nennen. Die französische G., deren Patron Eligius (Saint-Éloi), Bischof von Noyon, auch der Patron der rheinischen Goldschmiede war, begann sich erst seit dem 11. Jahrh. zu heben. Aus dem Mittelalter sind aber nur wenige ihrer Erzeugnisse erhalten. Erst seit der Anwesenheit Cellinis nahm sie einen großen Aufschwung, und sie wurde seit Ludwig XIV. länger als ein Jahrhundert maßgebend für das ganze Europa, dessen G. ausschließlich im Barock- und Rokoko-Stil arbeitete. Besonders bevorzugt wurden Taselgerät, Uhren, Toilettegerät, Schmuckstücke und Karositzteile, auf deren Ausführung die Höfe von München und Dresden große Summen verordneten. Andreas Babel in Augsburg (Tafel, Fig. 13) und Dinglinger in Dresden waren vorzugsweise auf diesen Gebieten tätig, in Berlin Daniel und Otto Mannlich und Bernhard Lippig (von diesem der Nautiluspalat in Dresden, Fig. 4). Seit dem Anfang des 19. Jahrh. begann dann der Empirestil seinen Einfluß auf die G. zu üben. Eine Reform der G. nahm erst mit der allgemeinen Reform des Kunstgewerbes unter der Einwirkung der Renaissance seit dem Beginn der 1870er Jahre ihren Anfang. Deutschland und Oesterreich sind hier in erster Linie zu nennen.

[**Goldschmiedekunst der Neuzeit.**] Während früher die Schmuckachen, die in Panax, Forzheim, Schwäbisch-Gmünd, Stuttgart und Berlin fabrikmäßig für den Gebrauch im Inland und für die Massenausfuhr angefertigt wurden, unter dem Bann des französischen Stils des 18. Jahrh. standen, befreiten sich nimmehr die deutschen Juweliere in München, Stuttgart, Frankfurt a. M. und Berlin von dem französischen Geschmack völlig und schlossen sich der deutschen und italienischen Renaissance, insofern der erstern, an. Die Bemühungen der Kunstgewerbeschulen und Vereine und die Publikationen zahlreicher Vorbilder aus den übriggebliebenen Schätzen der Barockzeit sind hier vom besten Einfluß gewesen. Barockmäßig machten sich aber die Architekten um die Regeneration der G. verdient, indem auch sie sich von der früheren Gewohnheit, architektonische Monumente in Silber nachbilden zu lassen und die Farbe gänzlich zu verkschneiden, emanzipierten. In Berlin waren besonders die Architekten Dyrhen, Kuhlmer, Ende u. a., denen sich tüchtige Bildhauer und Maler als Mitarbeiter anschlossen, auf diesem Gebiete für Firmen wie Ballgub, Sey und Wagner, Meyen u. Kamp, Gebrüder Friebländer tätig. In großen Tafelaufsätzen herrschte anfangs die Renaissance, später auch der Barock- und Rokoko-Stil sowohl in dem architektonischen Aufbau als in der Ornamentik und in der reichen Färbung, die durch Mattierung, Oxydierung, Vertupferung und Vernickelung des Silbers, durch Vergoldung und Email-lierung, durch Einfügung von Perlen, Edelsteinen und Kuscheln (besonders Nautilus) erzielt wurde. Die Färbung des Silbers, bei der bis zu vier metallische Farben mit Hilfe des galvanischen Stromes zur Anwendung kamen, und das durchscheinende Email spielen in der Berliner G. eine hervorragende Rolle. Die Schmuckachen, bei denen gleichfalls die frühere Farblosigkeit durch Farbenreichtum verdrängt worden ist, schlossen sich anfangs an die Muster der deutschen Renaissance und des Rokoko-Stils an, bis zu Anfang der 90er Jahre des 19. Jahrh. die moderne Bewegung im Kunstgewerbe die Gestaltung der Schmuckachen von der Imitation unabhängig zu machen und neue Formen, z. T. im engsten Anschluß an die Natur, zu schaffen suchte. Weiteres s. Schmuckachen. Während bei den großen Tafelaufsätzen und dem Silbergeschirr das Treiben zusammen mit dem Gießen wieder aufgenommen worden ist, werden auch bei den kleinere Schmuckachen die einzelnen Teile und Glieder nicht mehr gepreßt, sondern gegossen. In München war der Anschluß an die deutsche Renaissance anfangs noch enger als in den andern deutschen Hauptstädten der G., ist aber später hinter der Bevorzugung des Barock- und Rokoko-Stils und in neuester Zeit des Naturalismus zurückgetreten. In München haben besonders die Firmen v. Wüller u. Halbreiter, Horack u. Sohn, Th. Heiden u. a. zahlreiche Ehrengewinde, Tafelaufsätze, Paläste, Kriesseneinfälle u. d. h. Entwürfe tüchtiger Künstler geliefert. In Frankfurt a. M. stehen die Werkstätten von L. Posen und E. Schürmann u. Kamp unter künstlerischer Leitung. In Hanau hat sich Oeffertinger sowohl als Leiter der Zieleschule als durch geistvolle Entwürfe bekannt gemacht, wie überhaupt die bartige Zeichenakademie vom großem Einfluß auf den hohen Stand der G. daselbst ist. Ebenso gegenwärtig wirkte die Kunstgewerbeschule in Forzheim. In Schwäbisch-Gmünd und Weilingen werden besonders silberne Tafelgeschirre und Bestecke hergestellt. Die Stärke der rheinischen Goldschmiede (Verneeling) liegt in der treuen Nachbildung

der allen romanischen und gotischen Arbeiten ihres Landes (meist für kirchliche Zwecke), deren verschiedenartige Techniken sie in vollendeter Weise nachzuahmen wußten. Auch in Österreich war der Anschluß an die Formen der Renaissance und der folgenden Stilwandelungen vollständig. Die Ergänzungen der österreichischen G. wurden durch die stilvollen Entwürfe von Künstlern besonders gelehrt. In neuester Zeit hat die moderne Bewegung die G. Österreichs in neue, von den historistischen Stilen unabhängigen Bahnen geleitet. Während sich die französische G. nach wie vor im Geschmack des 17.—18. Jahrh. (Stil Louis XIV und XV) bewegt und daneben nur noch der Antike einen Raum von ziemlich gleicher Größe gewährt, während sie der Farblosigkeit des Silbers buldigt und höchstens spärliche Vergoldungen und durchscheinendes Email auf Grund zuläßt, geht sie bei der Konfektion von Gefäßen aus Glas, Kristall, Lapislazuli u. dgl. von diesem Prinzip ab und sucht nicht nur die Goldschmiedung durch Emailierung und Einfügung von Perlen und farbigen Edelsteinen, sondern auch den Glas- und Kristallkörper selbst zu beleben, indem eingravierte Ornamente mit Goldfäden und Email ausgefüllt werden, ähnlich wie es die Japaner bei ihren Bronzearbeiten tun. Diese selbst mit ihren Gold- und Silberarbeiten und ihrem durchscheinenden Email sind sowohl in Frankreich als in Nordamerika nachgeahmt worden. Die G. von Nordamerika (Hauptwerkstatt von Tiffany in New York) gründet sich auf die virtuose Nachahmung asiatischer und europäischer Formen und Techniken mit Berücksichtigung des nordamerikanischen Geschmacks.

Auch in England lebt die G. vorwiegend von der Nachahmung antiker, byzantinischer, chinesischer, japanischer und italienischer Muster. Die G. Italiens beschränkt sich auf die massenhafte Fabrication von Schmuckstücken, die in alle Welt ausgeführt werden und fast durchweg, namentlich in den jüdischen Hiltzuarbeiten, an nationale Überlieferungen anknüpfen. Es werden entweder antike Motive benutzt, oder der Schmuck, der sich unter dem Landvolk seit alter Zeit in ursprünglicher Form erhalten hat, wird kopiert. Durch A. Castellani in Rom ist die Nachahmung antiker Muster in ein festes System gebracht worden. Griechische, etruskische und römische Originale werden mit peinlicher Treue nachgebildet, wobei die hoch entwickelte Technik der italienischen Arbeiter, die sich in ununterbrochener Tradition lebendig erhalten hat, die besten Dienste leistet. Das Hiltzuar spielt hier eine hervorragende Rolle. Daneben werden zur Verlebung des Waldes Kameen und Email reichlich verwendet. In den Ländern, in denen ebenfalls die Hiltzuararbeit auf Grund volkstümlicher Tradition gepflegt wird, zu Italien, Norwegen und Portugal, hat sich auch Dänemark gefügt, dessen Goldschmiede teils die aus den altnordischen Gräbern gefundenen gewonnenen Motive auf Schmuckstücken in Silberhiltzuar übertragen, teils die alten Originale, Fibeln, Spangen, Armbänder, direkt nachahmen. In Rußland steht die G. z. T. noch unter byzantinischer Herrschaft, z. T. schließt sie sich an den nationalen Volksstil an, dessen Ornamentik und Technik, erstere mit Hilfe von Email, in Silber und Gold imitiert werden. Daneben zeigen sich aber auch französische Einflüsse und endlich ein starker Naturalismus.

Bgl. Theophrastus, *Diversarum artium schedula* (deutsch von Jig. Wien 1874); Cellini, *Abhandlungen über die G.* (deutsch von Erdmann, Leipzig 1867); Th. Germain, *Éléments d'orfèvrerie* (Par.

1748; Hoffmannsdruck 1888); Boué, *Traité d'orfèvrerie*, etc. (daf. 1832, 2 Bde.); L. d'Arct, *Histoire des arts industriels au moyen-âge et à l'époque de la Renaissance* (2. Aufl., daf. 1872—75, 3 Bde.); Barbet de Jouy, *Les gemmes et les joyaux de la couronne au Musée du Louvre* (daf. 1865); Laugier, *Histoire de l'orfèvrerie* (2. Aufl., daf. 1877); Castellani, *Dell' orfeceria antica* (Flor. 1862) und *Dell' orfeceria italiana* (Rom 1872); Davillier, *Recherches sur l'orfèvrerie en Espagne* (Par. 1879); Eudel, *L'orfèvrerie algérienne et tunisienne* (daf. 1902); mehrere Werke von Luthmer: *Waldschmied der Renaissance* (Berl. 1880), *Der Schatz des Freiherrn R. v. Rothschild* (Frankf. a. M. 1882—85), *Handbuch der Edelschmiedekunst* (Leipzig 1888); W. Kafenberg, *Der Goldschmiedes Werkzeihen* (Frankf. a. M. 1889); Ris-Faquet, *Dictionnaire des poinçons, symboles etc. des artfèvres* (Par. 1890); Deiner-Altened, *Deutsche Goldschmiedewerke des 16. Jahrhunderts* (Frankf. 1890); Lessing, *Gold und Silber* (Berl. 1892); Seidel, *Der Silber- und Goldschmied der Hohenjahren im kaiserlichen Schloß zu Berlin* (daf. 1895); Sarre, *Der Berliner Goldschmiedezunft von ihrem Entstehen bis zum Jahre 1800* (daf. 1895); D'Arct, *Histoire de l'orfèvrerie française* (Par. 1896); A. Reib, *Das Handwerk der Goldschmied in Augsburg bis 1881* (Leipzig 1897); Reusnier, *Die französische Juweliertunft im Jahre 1900* (32 Bilddrucktafeln, Stuttgart 1901); L. v. Cranach, *Arbeiten moderner G.* (20 Tafeln, Leipzig 1904); Kulmer, *Handbuch für Gold- und Silberarbeiter und Juweliere* (2. Aufl. von Eichler, Leipzig 1887); Priplaff, *Der Goldschmied* (5. Aufl., Leipzig 1904); A. Wagner, *Gold, Silber und Edelsteine. Anleitung zur technischen Bearbeitung der Edelmetalle* (2. Aufl., Wien 1895); *Deutsche Goldschmiedezunft* (Leipzig) und *Adress- und Handbuch für das deutsche Goldschmiedegewerbe* (daf. 1903).

Goldschmiedschulen. Unterrichtsanstalten für Waldarbeiter. Die königliche preussische Zeichenakademie zu Hannover erteilt vorbereitenden Zeichenunterricht für Goldschmiede, Juweliere, Waldgraveure einerseits und für Silberschmiede, Bisteleure und Stahlgrobreure andererseits, während für den weiten Unterricht im Zeichnen, Modellieren, in Anatomie, Gewandlehre, Stillehre und praktischen Arbeiten besondere Kurse eingerichtet sind. Die Kunstgewerbeschule in Forzheim (seit 1877), unterhalten vom Staat, der Stadt und einer Stiftung, hat dreijährigen Kursus für junge Leute von 16 Jahren, die vorher 2 Jahre eine dachige Gewerbeschule besucht haben. Der Unterricht erstreckt sich auf Zeichnen, Farbmischungen, Modellieren, Gravieren, Hiltzieren, Treiben und Galvanoplastik. Die Kunstgewerbeschule zu Düsseldorf hat wie die Fortbildungsschule in Schwäbisch-Gmünd eine Fachklasse für Gold- und Silberarbeiter. Die mit der Kunstgewerbeschule in Prag 1885 vereinigte Fachschule für Goldschmiedekunst erteilt Unterricht für Waldarbeiter im Zeichnen, Gravieren, Hiltzieren, Metalltreiben und Emailieren. Die Kunstgewerbeschule des österreichischen Kaiserthums für Kunst und Industrie in Wien hat für Schüler, welche die Vorbereitungs- und die Abteilung für Modellieren besucht haben, eine Hiltzteilbildung, die Treiben, Punzen, Hiltzieren und Gravieren lehrt, auch besteht für Juweliere, Gold- und Silberarbeiter eine Fachfortbildungsschule in Wien.

Goldschnitt. f. Buchbinden, S. 525.

Goldschmurr. f. Gold- und Silbergepinde u.

Goldschwamm, durch Oxalsäure reduziert, schwammförmiges, zum Plombieren der Zähne benutztes Goid.

Goldschwefel, Schwefelantimon, s. Antimon-

Goldseifen, s. Gold, S. 83.

Goldsmith (her. goldsmith), Oliver, engl. Dichter und Romanichristlicher, geb. 10. Nov. 1728 im Dorfe Vallas in der irischen Grafschaft Longford, gest. 4. April 1774 in London, war der Sohn eines Geistlichen, der zwei Jahre später nach dem freundlichen Vissio überließ; hier empfing der Knabe jenen Sinn für landschaftliche Schönheit, der seinen Gedichten zu besonderem Vortheil gereicht. Von Verwandten unterstützt, erhielt er eine ziemlich unregelmäßige Vorbildung und bezog 1745 als Sizar (Armenstudent) das Trinity College zu Dublin, wo er 1749 Magister artium wurde. Als er sich aber einige Jahre darauf um ein geistliches Amt bewarb, wurde er abgewiesen: eine Demütigung, die ihn bestimmte, seine Familie heimlich zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Das Schiff, auf dem er einen Platz gemietet, stach aber ohne ihn in See, und von allen Mitteln entböhrt, kehrte er heim. Seine Verwandten stellten ihn zum zweitenmal für die Universität aus, und G. begab sich 1752 nach Edinburgh, um Medizin zu studieren. Von da wandte er sich nach Leiden, wo er sein Studium vollendete, und durchwandelte sodann Frankreich, die Schweiz und Italien; er besand sich in düstiger Lage und erwarb sein Brod z. T. durch Mänsenspiel, in Italien durch Beteiligung an gelehrten Disputationen. In Padua soll er die Doktorwürde erlangt haben. 1756 nach London zurückgekehrt, versuchte er sich in verschiedenen Lebensstellungen, als Apotheker, Arzt, Lehrer, endlich als Schriftsteller. Zunächst führte er Lohnarbeiten für Buchhändler aus. Allmählich besserte sich seine Lage; mancherlei Verbindungen und Erfolge hoben ihn; indessen kam er bei seiner kindlichen Gutmüthigkeit und seinem Hang zum Vergnügen nicht aus den Schulden heraus. Sein dichterischer Ruhm erwuchs durch drei Originalwerke: das Gedicht »The traveller« (1764), worin der Dichter von der Höhe der Alpen Italien, Schweiz, Frankreich und Holland überblickt und ihren Glückszustand mit dem Englands vergleicht; die Elegie »The deserted village« (1770; beide deutsch von A. v. Hohen, Berl. 1869), welche die Ausbreitung der Bewohner aus einem blühenden Dorfe durch einen städtischen Luxusmenschen schildert; und den idyllischen Familienroman »The vicar of Wakefield« (1768; oft überlegt, z. B. von Zusemühl, Leipz. 1841 u. d.; Eitner, Hildburghausen 1867), worin die Erlebnisse eines humanen Dorfgestirnten in Glück und Prüfung, endlich sein heilbeschicktes Missionsthum im Gefängnis, mit einer schickte ergreifenden, in natürlichen Humor hinüberfließenden Wärme dargestellt wird. All diese Werke wurden auch auf die deutsche Literatur, besonders auf Goethe, von Einfluß. Als dramatischer Dichter bemühte sich G., indem er statt der ausschließlich herrschenden Pöffen wieder Lustspiele schrieb: »The goodnatured man« (1767 geschrieben) und »She stoops to conquer« (1772; wiederholt nachgeahmt, z. B. von Schröder: »Irrtum auf allen Ecken«). In seinen »Essays« (gesammelt zuerst 1715; deutsch, Basel 1780) zeigte G. die Fähigkeit, in leichter, anregender Weise über die verschiedensten Gegenstände zu schreiben; da sind Erzählungen wie »Aseu« und »History of a strolling player«; ferner kritischen (besonders »Enquiry into the present state of polite learning in Europe«, 1759), worin G. vielfach der

Romantik vorarbeitete; endlich die Londoner Schilderungen eines fingierten Chinesen, genannt »Citizen of the world« (1762; deutsch, Leipz. 1781), in denen G. in der Weise von Montesquieu Verfasser einen Chinesen über England und die Engländer eine scheinbar naive Beschreibung aben läßt. Seine historischen Arbeiten: »History of England, in a series of letters from a nobleman to his son« (1762), »Roman history« (1769, 2 Bde.; deutsch von Krieger, Leipz. 1792—1802, 4 Bde.), »History of England« (1771, 4 Bde.; deutsch von Schrödt, Leipz. 1774—78), »History of Greece« (1773, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1807) sind stülgewandte Kompilationen und nicht zuverlässig. Eine ähnliche Darstellung der Naturgeschichte: »History of the earth and animated nature« (1774; neue Aufl. von Turian, 1816), hinterließ er unvollendet. Auch eine Enzyklopädie der Künste und Wissenschaften, die G. mit Garrick, Johnson und dem Maler Reynolds herausgeben wollte, blieb unausgeführt. Eine Sammlung seiner poetischen Werke und Dramen erschien zuerst in Dublin 1777 in 2 Bänden, dann 1780 in London und öfter; seine »Miscellaneous works« erschienen zuerst in Vert 1792 (7 Bde.) und öfter, sorgfältiger von Prior (1837, 4 Bde., mit Biographie), von P. Cunningham (Lond. 1855, 4 Bde.) und am besten von J. E. Gibbs (daj. 1884—86, 5 Bde.). Die beste deutsche Überlegung der poetischen Werke Goldsmiths lieferte Adolf Bödiger (Leipz. 1843). Vgl. Forster, Life and adventures of Oliver G. (6. Aufl., Lond. 1877); Karsten, Oliver G. (Strahd. 1873); Laun, Oliver G. (Berl. 1876); Voad, Oliver G. (Lond. 1879 u. d.); A. Dobson, G. (daj. 1888); Neuenborf, Entstehungsgeschichte von Goldsmiths »Vicar of Wakefield« (Berl. 1904).

Goldspinne (Nephila madagascariensis), eine 15 cm lang, auf silberglänzenden Brustschild goldig gezeichnete Spinne mit feuerroten, an der Spitze schwarzen Beinen. Das Männchen ist nur 3 cm lang. Das goldschimmernde Reiz wird auch von kleinen Spinnen bewahrt, welche keine Insekten vergehen, die von der G. verknüpft werden, und das Reiz dadurch reinhalten. Die G. lebt auf Mauritius, und ihre Selde wird von den Eingebornen zu kleinen Webereien benutzt. Andre Goldspinnen, die ebenfalls Selde liefern, leben auf Jamaika in Südcarolina, Nicaragua. Vgl. Spinnenleibe.

Goldspigen, aus goldenen Fäden hergestellte Gefäße für Kostime und Decken, die, wahrscheinlich maurischen Ursprungs, aus Spanien nach dem übrigen Europa kamen, dort besonders im 17. und 18. Jahrh. beliebt wurden und neuerdings wieder in Aufnahme gekommen sind. Früher Kuppelarbeit, werden sie jetzt auch durch Maschinen gefertigt; ferner stellt man sie her, indem man seibene Kuppel- oder seine Kaskaden spigen verguldet (i. Spigen und Possamentieren).

Goldprenkel, s. Fuhn.

Goldsteinbruch, i. Chrysosplenium.

Goldstickeri, i. Stickeri.

Goldstirnaffe, i. Klammeraffe.

Goldstoss, saviel wie Brodat.

Goldstrücker, Theodor, Sanskritforscher, geb. 18. Jan. 1821 in Königsberg i. Pr., gest. 6. März 1872 in London, begann seine Sanskritstudien in Königsberg unter Leitung Bahlens, setzte sie in Bonn und Paris fort und habilitierte sich dann in Berlin. 1850 zog er nach England und wurde 1851 mit der Sanskritprofessur am University College zu London betraut, die er bis zu seinem Tode bekleidete. G. war Begründer der Gesellschaft zur Herausgabe von Sans-

tritterten für London (1866), zugleich Vorstandsmitglied der Asiatischen und Präsident der Philologischen Gesellschaft. Seine wissenschaftlichen Arbeiten waren meist grammatischer und legalistischer Natur, so namentlich sein wichtiges Werk über den indischen Grammatiker Pāṇini (»Pāṇini, his place in Sanscrit literature«, Lond. 1861) und sein nicht über den Anfang hinaus gediehenes »Dictionary, Sanscrit and English« (Daf. 1856—64, 6 Hefte). Seinen literarischen Nachlaß vernachlässigte G. dem India Office mit der Bedingung, daß er nicht vor dem 3. 1870 in Sanscrit literature werden dürfe. In weitere Kreise drang sein Wissen durch gediegene Artikel über indische Philosophie und Mythologie in Chambers' großer Enzyklopädie, in der »Encyclopaedia Metropolitana« (geriannt herausgegeben als »Literary remains«, 1879, 2 Bde.) und in verschiedenen englischen Zeitschriften.

Goldtaler, Münzungseinheit in Bremen bis Juni 1872 sowie neben dem Kurantgelde bis 1. Okt. 1848 im Herzogtum Oldenburg, zu 72 Groschen. Sie war aus dem Umlauf von Louisdor aus 1640—1709 gestupft, wonach der G. 1121 mg fein Gold enthielt; 1763 wurde festgestellt, daß kein fremdes Silbergeld in Zahlung zu nehmen sei. Ein Geseß vom 1. Sept. 1857 bestimmte die damalige Krone auf 84 G. und diesen = 3,3214 M. Indessen wurden Goldmünzen längst nicht mehr geprägt, wohl aber G. als Scheidemünze, für die im Juni 1840 bei 15% Lot Feingehalt ein Silberwert von 3,1192 M. verordnet ward.

Goldianther, f. Squin.

Goldkornsteine, natürlich vorkommende Tellurverbindungen, die infolge ihres Gehaltes an Gold als reiche Goldberge von technischer Bedeutung sind. Die G. aus den steinbürgischen Goldergängen sind der Sphäranit (f. Schriftern), Klagagotit (f. Blättertellur), Krennerit (Dunfenit), Pektit und antimonhaltiges Goldsilberblei-tellurid (Weigertellur, Gelberz, Kallertin). Ähnliche G. finden sich auch in Colorado, zumal in Boulder Co. und Cripple Creek, in den Rocky Mountains, dann in Kalifornien (Calaveras), am Altai, in diesen Gegenden zusammen mit Tellursilber (Pektit), Tellurblei (Altait), einem Tellurgoldsilber Galaverit, Tellurquersilber (Coloradoit), Tellurwismut (Tetradymit) und gediegenem Tellur; auch auf der Nordinsel Neuseelands (Haurakigoldfeld) und in Westaustralien kommen reiche G. vor, den steinbürgischen oft zum Verwechseln ähnlich.

Goldinktur, sowie wie Goldäther oder Gold-Extrakt, auch Beistühewische Nerventinktur und ähnliche Präparate, die nur 3. L. Gold enthalten.

Goldtopas, schön gelber Topas oder Citrin, auch gebläuter Amethyst oder Rauchquarz.

Goldtraube, f. Ribes.

Goldtribromid, f. Goldbromide.

Goldtrichlorid, f. Goldchloride.

Goldtrichlorid, f. Goldcyanide.

Goldtropfen (Camottes G.), sowie wie Beistühewische Nerventinktur (f. d.).

Gold- und Silbergespinnste und -Gewebe, Fäden und Gewebestoffe mit Gold- und Silberdraht. Die Gespinnste werden durch Umdrehen von gelben, bez. weißen Seiden-, Leinen- oder Baumwollengarnen (Einlage) mit gepflättem, d. h. platt gewaltem Gold- oder Silberdraht (f. Draht; Lahn; Platt, Flachs) auf der Lahnspinnmaschine erhalten, die mit der Fadenmühle (f. d.) übereinstimmt in der Weise, daß sich die Bindungen bei den schweren Gespinnsten berühren und die Einlage vollständig bedecken, bei den leichten dagegen so weit voneinander legen, daß

die Einlage mehr oder weniger stark sichtbar bleibt. Besondere Arten sind: Krausgespinnst oder Gimpe (Gold- oder Silbergimpe) und gedrehte Gold- und Silbersehnur. Ersteres entsteht, indem man die Einlage erst mit einem feinen Faden aus Seide u. in weiten Bindungen und dann mit Lahn in entgegengekehrter Richtung umspinnst. Gedrehte Sehnur wird durch Zusammenrehen von 2, 3, 4 u. Gespinnstfäden erhalten, wobei die Drehrichtung derjenigen des Lahn entgegengesetzt sein muß. Man unterscheidet echtes, unechtes, leonisches Gespinnst, je nachdem echter, unechter, leonischer Lahn zum Umspinnen verwendet wird. Eine eigentümliche Art von Goldgespinnst wird durch Umspinnen des Garns mit egyptischen Fäden hergestellt. Zur Erzeugung dieser Goldfäden bestreift man Watigold auf der sogenannten Submulo-Loch von Schaß- oder Schweinsdärmen und zerschneidet die Blätter auf kleinen Kreisförmigen in schmale Streifen. Gold- und Silbergespinnste finden ihre Hauptverwendung zu Borten, Brosat sowie zum Einweben in Seidenstoffe (Gold- und Silbergewebe, Draps d'or et d'argent) u. s. Das Gold wurde schon in den ältesten Zeiten, und zwar in der Form egyptischer Fäden, in der Weberei benutzt. Nach der Bibel wurde Goldblech geplättet und in Fäden zerschnitten, dann mit wollenen und leinenen Fäden in das Zeug hineingewirkt. Die verzierten Seidenzeuge der Chinesen werden noch heute so gefertigt. Homer, Pausanias und Vergil erwähnen goldgeschmückte Gewebe. In Persien wurde mit goldgefärbten Zeugen großer Luxus getrieben; auch die Änder, Araber und Gallier haben sich ihrer bedient. Pythagoras erwähnte die Mäntel, ihre goldenen Gewänder abzulegen. In Rom kamen solche sehr häufig in Anwendung. Ein Gewand und ein Leichentuch, die man in Rom in einem warmen Sorge gefunden hat, lieferten nach dem Verbrennen 36 Pfd. Gold. Der Codex Justinianus gestattet den Männern Goldbesätze nur als Abzeichen ihrer kaiserlichen Amtstellung.

Goldbügeln, f. Goldbügeln.

Goldwage (franz. Biquet), Wage- und Sichtvorrichtung für Goldmünzen. Die einfachste G. besteht aus einer länglichen, wie ein Wagebalken aufgehängten Platte, deren einer Arm als konstantes Gegengewicht dient, während sich auf dem andern runder, tellerartige Vertiefungen befinden, in die je ein 20- und 10-Markstück genau hineinpassen. Die Entfernungen der Mittelpunkte dieser Vertiefungen von der Kante der Schneide verhalten sich umgekehrt wie die Kassiergewichte der Münzen, so daß, wenn irgend eine von den zwei Goldsorten in ihr bestimmtes Lager gelegt wird, Gleichgewicht eintritt und bei Windergehalt der andere Arm sinkt. Bei der G. von Reipe liegen zwei Wagebalken ähnlich den eben beschriebenen nebeneinander. Jeder trägt ein Wägegewicht, das je einer der beiden Goldsorten entspricht. Das andere Ende der Wagebalken hat einen tiefen Schlipf. Steht man eine zugehörige vollständige Münze in solchen Schlipf, so senkt sich dessen Balkenende so sehr herab, daß das Goldstück, auf seiner hohen Kante rollend, aus dem offenen Schlipfende herausfällt; ein nicht vollständiges Goldstück vermag aber das Wägegewicht am andern Ende des Balkens nicht zu heben und bleibt im Schlipf stecken. Bei der Stadtrathschen automatischen G. befördert ein Schieber die untere der gleichnamigen Münzen, die in ein langes Rohr geworfen sind, auf die linke Schale der Wage. Auf der rechten Schale liegt das Kassiergewicht der Münzsorte. Zwei Vorrichtungen halten den Mechanismus nach

kurze Zeit nach dem Aufstehen der Münze fest, damit durch die Erschütterung die Genauigkeit der Gewichtsbestimmung nicht beeinträchtigt werde. Lassen diese Sicherungen los, so bleibt die Waage bei vollständigsten Münzen in Ruhe, die Sicherungsvorrichtungen fixieren sie wieder, und ein Abzieher wirft die Münze in einen Kanal, durch den sie in einen Schubkasten gelangt. Während des Wägens bewegt sich an dem nach unten gerichteten Zeiger der Waage ein keilförmiges Stück einmal auf und ab, das bei der Ruhelage der Waage an der linken Seite des Zeigers hingehlt, ohne diesen zu berühren. Ist aber das Passiergewicht schwerer als die zu wägende Münze, so bewegt sich der Zeiger der Waage nach links über die Spitze des keilförmigen Stückes hinweg, und dieses drückt ihn nun beim Hochgehen weiter nach links und hebt damit die linke Wagtschale so hoch, daß der Abzieher die Münze in einen höher gelegenen zweiten Kanal wirft, durch den sie in einen andern Schubkasten fällt. Vor jedem neuen Spiel des Apparats führt die eine Sicherungsvorrichtung den Wägebalken in seine Normallage zurück. Diese Waage wird durch ein Uhrwerk oder einen Wassermotor betrieben und wägt 20 Goldstücke in der Minute.

Goldwährung, f. Währung.

Goldwässer, f. Gold, S. 83 f.

Goldwasser, ein aus Drosere bereitetes Universalmittel; f. auch Djoniger Goldwasser.

Goldwattlarf, f. Rimosariden.

Goldweber, f. Webervögel.

Goldweberci, f. Gold- und Silbergepinste u.

Goldwespen (*Chrysididae Latr.*), Familie aus der Ordnung der Hautflügler (Hymenoptera), kleine oder mittelgroße Insekten mit herrlichen Metallschuppen und am Bauch ausgehöhltem Hinterleib, in den sie, wenn sie angegriffen werden, Kopf und Vorderbeine, sich zusammenlegend, einziehen. Das Weibchen hat eine ausstichbare Legeöhre, mit der es bisweilen sticht. Die W. fliegen im Sommer an Blanks, Rehmwänden u. umher und suchen Nester von Bienen, Wespen und Grabwespen, um ihre Eier in deren noch nicht geschlossene Zellen zu legen. Die Larven fressen das von jenen eingetragene Futter weg; kriechen sie aber erst aus, wenn die reifmässigen Bewohner der Zellen fast herangewachsen sind, so greifen sie diese an und verzehren sie. Von den etwa 400 Arten leben die meisten in Europa. Die gemeine Goldwespe (*Chrysis ignita L.*, f. Tafel »Hautflügler II«, Fig. 6) ist 5–11 mm breit, am Kopf und Thorax blau oder grün, am Hinterleib goldglänzend, bisweilen grün schillernd, oft intensiv rot, am Bauch schwarzfleckig. Sie ist überall in Europa gemein und legt ihre Eier in die Nester zahlreicher Inimen.

Goldwolf, f. wiewie Schafal.

Goldwurz, Pflanzengattung, f. Chelidonium.

Goldzäher, *ḡnaḡ*, namhafterungar. Orientalist jüdischer Konfession, besonders verdient um die mohammedanische Religionswissenschaft, geb. 22. Juni 1850 in Stuhlweissenburg, studierte orientalische Sprachen in Budapest, Berlin, Leipzig und Leiden, wurde 1872 Dozent an der Universität Budapest, bereiste 1873–74 Syrien, Palästina und Ägypten und wurde 1893 zum Professor ernannt. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: »Studien über Tausch und Jersalms« (Leipz. 1870); »Beiträge zur Geschichte der Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern« (Wien 1872–73, 3 Hefte); »Beiträge zur Literaturgeschichte der Schrift und der jüdischen Palästina« (Bas. 1874); »Der Mythos bei den Hebräern und seine geschicht-

liche Entwicklung« (Leipz. 1876); »Die Bahiriten, ihre Lehren und ihre Geschichte« (Bas. 1884); »Mohammedanische Studien« (Halle 1888–90, 2 Bde.); »Abhandlungen zur arabischen Philologie« (Leiden 1896–99, Teil 1–2); »Le livre de Mohammed ibn Tammart« (Algier 1903) u. a.

Goldzander, f. Vergolden.

Golen, *ḡl* (»kleine Festung«), durch Brunnen bewässerte Oase in der algerischen Sahara (*ḡl Areg*), 350 km südwestlich von Barga, unter 30° 32' nördl. Br., 402 m ü. M., ist bewohnt von (1901) 11,988 J. n. n. a. Schamda-Arabern und Regern. Gebaut werden Gerste und Weizen, die Oase hat ca. 16,000 Dattelpalmen und zahlreiche andere Fruchtbaum. Der einzige Ort der Oase besteht aus der befestigten Oberstadt, *ḡl Kenia*, auf 60 m hohem Kegelberg, und der Unterstadt, deren Bewohner in künstlichen Höhlen oder in Steinhöhlen leben. Die Oase, wichtig als vorgehobener Warenposten und als Raftort für die Karawanen nach Tuat und Timbuktu, wurde 1859 von Duveyrier besucht, ist seit 1861 französisch, wurde aber erst 1871 besetzt. Vgl. Journot, *El Golen*, étude (Par. 1904).

Golem (hebr.), eine ungeformte Masse, Erdklumpen; Figur aus Ton, nach einem Menschen gebildet.

Golenischtschow-Rutskow, 1) Arsenij Rutskowitsch, Graf, talentvoller russ. Schriftsteller und Dichter, geb. 3. Juni (22. Mai) 1848 in Zarstowe Selo, besuchte das Gymnasium und die Universität in Moskau und trat dann in den Staatsdienst. Seit 1895 ist er Sekretär der regierenden Kaiserin Maria Feodorowna. Er schrieb Gedichte (Petersb. 1878 u. 1884), die sich besonders durch Formvollendung auszeichnen und 1894 von der Akademie mit dem Puschkintpreise gekrönt wurden; ferner Erzählungen (»Nordische Legende«, »Das Märchen der Nacht«), den Roman in Versen: »Es tagt« (deutsch von Jessen, Petersb. 1886) u. a. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1894–1901 in Petersburg in 3 Bänden.

2) Michail Iarionowitsch, Fürst, russ. Feldmarschall, f. Rutskow.

Göler von Ravensburg, Franz Wilhelm August, Freiherr, Militärchriftsteller, geb. 28. April 1809 zu Sulzfeld in Baden, gest. 10. Juni 1862 in Karlsruhe, trat in die badische Artillerie, war längere Zeit Lehrer an der Kriegsschule, dann Begleiter des gemüthstranken Erbgroßherzogs Ludwig, nach dessen Tod (1858) kurze Zeit Direktor der großherzoglichen Kunstanstalten und nahm 1858 als Generalmajor seinen Abschied. Er schrieb: »Die Kämpfe bei Pyrrhachium und Scharfalus« (Karlsr. 1854) und »Gölar's gallischer Krieg« (Bas. 1858–60, 3 Tle.; 2. Aufl. von seinem Sohn, Ernst August Freiherr G., Freib. 1880, 2 Bde.).

Goltsco, 1) Rikolaus, rumän. Staatsmann, geb. 1810 in Campu-Lungu als Sprößling einer walachischen Bojarenfamilie, gest. 1878, trat 1829 in das Heer und ward zum Obersten und Adjutanten des Großfürsten Alexander Witsa befördert. Später trat er in den Zivildienst über. Nach dem Ausbruch der walachischen Revolution von 1848 hatte er einige Monate lang die oberste Leitung aller Angelegenheiten des Fürstentums in seinen Händen. Nach der russisch-türkischen Befestigung des Landes verhaftet, entfloß er nach Paris. Im Juli 1857 heimgekehrt, ward er von Bukarest in den Divan ad hoc gewählt, der am 21. Okt. die Bereinigung der beiden Donaufürstentümer beschloß, zum Vizepräsidenten dieser Versammlung erhoben und später zum Minister des

Auswärtigen in dem Kabinett ernannt, daß nach der Doppelwahl des Fürsten Gusa an die Spitze der Geschäfte trat. 1860 wurde er Kriegsminister, schied jedoch 1861 aus und schloß sich der Opposition an. 1868 stand er an der Spitze der Verschwörung, die Gusa stürzte (23. Febr.), und ward das Haupt der provisorischen Regierung. Am 12. Mai 1868 wurde er unter Fürst Karl Minister des Auswärtigen und Ministerpräsident und mit Unterdrückung der Jerosolimitanen beauftragt; im November wieder entlassen, wurde er zum Präsidenten des Senats erwählt. G. gehörte zur extrem-nationalen Partei, welche die Losreißung von der Türkei und Vereinigung aller Rumänen zu Einem Staat erstrebte. Mit Fürst Karl unzufrieden, versuchte er 20. Aug. 1870 zu Plejeschti nedst andern Bojaren die Republik zu proklamieren, wurde verhaftet, von den Geknechten aber 29. Okt. freigesprochen. — Sein Bruder Stephan (s. ob.) geb. 1809, gest. 8. Sept. 1874, trat anfangs in den Militärdienst und bekleidete später höhere Zivilverwaltungsstellen. Wie sein Bruder, beteiligte er sich an der Revolution von 1848 und ging mit ihm als Verbannter nach Frankreich. Heimgekehrt, ward er als Abgeordneter Mitglied des Divans ad hoc und bekleidete später das Amt eines Präsidenten der Kontrollkommission für die Finanzen und die Wirtschaftspolitik, von dem er indes 1861 zurücktrat. Nach des Fürsten Karl Thronbesteigung war er 1867—68 Ministerpräsident. Er hatte dieselbe politische Richtung wie Nikolaus G., nur noch schärfer ausgeprägt.

2) Alexander Georg, ein Vetter der vorigen, geb. 1819 in Bukarest, gest. 1881, hielt sich lange Jahre im Ausland auf und erwarb, heimgekehrt, den Ruf eines tüchtigen Ingenieurs. Gleich seinen Vettern war er in die Revolution des Jahres 1848 verwickelt und hielt sich dann ebenfalls in Paris auf, wo er die Schrift: »De l'abolition du serfage dans les principautés danubiennes« (1856) veröffentlichte. Zurückgekehrt, wurde er 1857 Mitglied des Divans.

Goletta (franz. La Goulette), befestigter Hafen der Stadt Tunis, an der schmalen Meerenge, die den Golf von Tunis mit der Lagune El Bahira verbindet, 12 km aus dem Hafferröge, 18 km von der Eisenbahn von Tunis entfernt, auch durch Bahn mit El Marfa verbunden, besteht aus der eigentlichen Stadt im N. und einem südlichen Teil mit zwei Palästen des Kais, einem großen Schiffsbassin, Hauptzollamt, Hospital, Schule und (1900) ca. 6000 Einwo., davon zwei Drittel Italiener, der Rest Araber, Juden, Kaffern und Franzosen. G. ist im Sommer ein beliebter Badeort. Seit 1893 ist es mit Tunis durch einen Seefanal verbunden; auf der geräumigen Seebrücke findet ein lebhafter Verkehr statt. Zur Ausfuhr gelangen Getreide, Olivenöl und Wein. — Am 14. Juli 1835 wurde G. durch Kaiser Karl V. erfürmt; doch im Herbst 1574 fiel es in die Hände der Türken zurück.

Golf (franz. Golfe, vom griech. kolpos, »Bufen«), fobiel wie Meerbusen (s. d.).

Golf (s. 108), in Schottland seit dem 17. Jahrh. beliebtes Ballspiel, wurde in neuerer Zeit in England besonders lebhaft wieder aufgegriffen. Zwei der zwei Spielenden ist, einen 120 g schweren Guttaperchaball aus einem »Loch« in das nächstfolgende zu treiben. Wenn dies mittels seiner Kolben (clubs), von denen jeder Spieler ein ganzes Sortiment mit sich trägt, mit den wenigsten Schlägen gelingt, hat gewonnen. Die Löcher, in der Regel 18 an der Zahl, bilden einen Kreis und sind je nach Umständen 100—400 m voneinander entfernt. Vgl. Clart, Golf, a royal an-

cient game (neue Ausg., Lond. 1900); Simpson, The art of golfing (2. Aufl. 1892); Hutchinson, Hints on the game of G. (6. Aufl. 1891); Heintzen, Das Golfspiel (Stuttg. 1898); Eberbach, Rensspiele, Bd. 1 (Leipz. 1901).

Golfede-Benin, franz. Kolonie an der Küste von Guinea (Westafrika), deren Name 1894 in »Dahomey et Dependances« umgeändert wurde; s. Guinea.

Golfstapfse, Doppelgewebe mit einer bunt farbierten Zwistseile, beide Gewebe durch eine baumwollene Zwistseile verbunden; werden zu Krügen, Mänteln, Umhängen u. dgl. verwendet.

Golftraut, s. Bargarassum.

Golfo Dulce, durch die Tschalbinsel vom Stillen Ozean abgetriebener tiefer Meerbusen an der Südwestküste der mittelamerikanischen Republik Costa Rica, mit dem guten Ankerplatz Santo Domingo.

Golfstoffe, meist groß farrierte Wollengewebe für Krügen, Umhänge u. dgl.

Golfstrom (Floridaström), eine der am frühesten bekannt gewordenen großen Strömungen der Meere (s. »Meeresströmungen«, mit Karte). Seinen Namen erhielt der G. durch Franklin 1772, während er bis dahin allgemein Floridaström hieß, weil sein bemerkenswerter Teil längs der Küste von Florida läuft. Schon 1513 durchfuhr Ponce de Leon zum erstenmal den G. vor der Stelle, wo er aus den »Engen«, zwischen Florida und den Bahamainseln, in das offene Meer hinausstritt, aber der eigentliche Entdecker des wahren Golfstroms im offenen Meer ist Alaminos, der Obersteuermann von Ferd. Cortez, der, 1519 von dem G. getragen, in der damals un-erhört kurzen Zeit von zwei Monaten von Veracruz nach Spanien gelangte. Die wichtigsten Beiträge zu der jetigen genaueren Kenntnis des Golfstroms lieferten die Arbeiten der Küstenvermessung der Vereinigten Staaten seit 1845. Der Ursprung des Golfstroms ist in letzter Linie in die an der Nordwestküste von Südamerika entlang fließende Guayanastömung (Südaquatorialströmung) zu verlegen, die mit der von dem Nordostpassat getriebenen Nordäquatorialströmung vereinigt auf die Ketten der Kleinen Antillen zuströmt. Ein starker Weststrom tritt somit von Trinidad ab zwischen den Inseln in das Karibische Meer ein. Nicht alles Wasser aber, das der Nordostpassat nach W. getrieben hat, kann in das Karibische Meer eintreten, ein großer Teil desselben fließt außerhalb der Antillenkette, d. h. nördlich davon und nördlich von den Bahamas, nach NW. und vereinigt sich später nördlich von den Florida-Engen mit dem eigentlichen G.; dieser äußere Teil wird die Antillenströmung genannt und ist wichtig, weil ein sehr bedeutender Teil des Wärmevorrats im Nordatlantischen Ozean hiervon, und nicht von dem aus dem Mexikogolf gekommenen warmen Wasser herrührt. Inmerhin ist der Golf von Mexiko der Staubschalter, das Reservoir des Golfstroms; in dieses Meeresbecken fließt das Wasser des Karibischen Meeres durch die Yucatanstraße, die bis zu 2000 m tief ist. Der Mexikogolf hat keine deutlichen Strömungen; erst auf der Höhe von Havanna oder nur wenig westlich davon wird der G. mit etwa 70 Seemeilen Breite und zwei Knoten Geschwindigkeit bemerkbar. Der Strom tritt nun in einen engern Kanal, nimmt an Geschwindigkeit zu und geht nach N. auf die Engen von Benini zu. Derselbe hat der G. an der schmalsten Stelle (Jowey Rocks-Gum Cay) nach den neuesten Aufnahmen durch Pillsbury eine Breite von etwa 40 km, eine mittlere Mächtigkeit von 320 m

und im stärksten Stromstrich in den verschiedenen Tiefen folgende mittlere Geschwindigkeiten:

Tiefe	0 m	6 m	100 m	240 m
Kilometer auf 1 Stunde	7,5	5,8	5,8	4,6

Diese Oberflächengeschwindigkeit erreicht der Rhein nur bei Hochwasser. Der G. reicht bis auf den Grund in der Floridastraße, da der Grund hart und frei von den feinen Einklinken des flüßigen Wassers ist. Willst du glaubt ferner bestimmt eine monatliche Variation der Lage der Äkhe des Goltstroms und eine tägliche Periode der Geschwindigkeit des Goltstroms, die von der Declination des Mondes abhängig sind, festgestellt zu haben; auch die Luftdruck- und Windverhältnisse im Westfotogot und im Atlantischen Ocean sind von Einfluß. Die geringe Breite von etwa 70 km behält der G. bis zum Kap Canaveral bei; bei Charleston (32° nördl. Br.) ist er schon 150, bei Kap Lookout schon 200 und dem Kap Hatteras gegenüber (35° nördl. Br.) schon 250 km breit, hat aber an Richtigkeit und Schnelligkeit erheblich eingebüßt. Seine Richtung wird nordöstlich und immer östlicher unter dem Einfluß der Erddrehung um ihre Äkhe und besonders unter der Wirkung der vorherrschenden Westwinde, in deren Bereich er von etwa 40° nördl. Br. ab gelangt; seine Geschwindigkeit zwischen der Gegend von New York und den Neufundlandbänken, deren Südküste er im Sommer streift, ist durchschnittlich höchstens noch 2,5 km in der Stunde. Übrigens berührt der G. nördlich von Kap Hatteras die amerikanischen Küste nicht mehr selbst, vielmehr schiebt sich dort zwischen Küste und G. der sogen. kalte Wall, d. h. kaltes, aus der Tiefe aufsteigendes oder auch in langsamer, nach SW. gerichteter Oberflächenströmung aus dem St. Lorenzogolf gekommenes Wasser.

An der Ostküste der Neufundlandbank begegnet der G. an seiner nördlichen Grenze und an der Oberfläche dem kalten Polarstrom (Labradorstrom), dessen Ursprung in der Dänishal zu suchen ist. Die Grenzlinie zwischen diesen beiden großen ozeanischen Strömungen verschiebt sich mit den Jahreszeiten. Im Winter, von September bis März, drängt der kalte Polarstrom den warmen G. nach S. zurück, im Sommer dagegen, von März bis September, gewinnt der G. das Übergewicht und rückt weiter nach N. vor. Die Neufundlandbänke verdanken dem Begegnen dieser beiden Ströme vielleicht z. T. ihre Entstehung, da die von N. hergeführten Eisberge beim Eintritt in die warmen Gewässer des Goltstroms schnell schmelzen und die Gesteinsklümmen, die sie tragen, in das Meer sinken lassen. Halbwegs zwischen Amerika und Europa, etwa östlich vom 40. Meridian westl. L., hört der G. als deutlich erkennbare Strömung auf; er macht sich aber noch durch seine vergleichsweise hohe Temperatur als Goltstromdrift (s. Atlantischer Ocean, S. 46) bemerkbar. Der erwärmende Einfluß dieser Drift ist bis an die Küsten von Norwegen und Spitzbergen über allen Zweifel festgestellt.

Nachstehende Tabelle zeigt die Verteilung der Wärme an der Oberfläche des Goltstroms für alle Jahreszeiten an einigen seiner Hauptstellen:

Ort	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.
Golf von Mexiko . . .	28,7	22,8	25,0	28,3	29,7	25,7	25,7	25,7	25,7
Floridabank . . .	25,0	25,0	25,0	28,3	27,8	26,7	26,7	26,7	26,7
Bei Charleston . . .	32,9	23,0	25,0	27,8	27,8	26,7	26,7	26,7	26,7
Bei Kap Hatteras . . .	35,0	22,8	22,8	26,7	24,4	24,0	24,0	24,0	24,0
Östlich von Newfound.	40,7	19,4	20,0	26,7	22,0	22,1	22,1	22,1	22,1
Östlich von Neufundland	43,0	16,7	19,4	25,0	20,0	20,4	20,4	20,4	20,4

Recept. Ann. d. Zool., d. Russ., VIII. Bd.

Der thermische Gegensatz zwischen dem G. und dem oben erwähnten »kalten Wall« ist meist sehr bedeutend; auf der Höhe von Sandy Hook hat man im Sommer gefunden:

Tiefe in Metern . . .	0	40	200	400	600	800
Dicht. unter der Äkhe (kalter Wall) . . .	21,0	15,5	8,0	6,0	4,0	3,5
400 km von der Äkhe im Golfstrom . . .	27,0	23,0	19,0	16,5	14,0	12,5

Die Grenze zwischen dem Wasser des »kalten Wall« oder auch der Labradorströmung und andererseits dem G. kann äußerst scharf sein; so beobachtete Admiral Milne auf dem Schiffe Rile bei einer Fahrt von Halifax nach Bermuda im Mai 1861 am Vorderteil des Schiffes eine Temperatur von 21° und am Hinterteil von 4,5°, also eine Differenz von 16,5° innerhalb der Distanz einer Schiffslänge. Dagegen gehen die Temperaturen an der Ost- und Südküste des Goltstroms allmählich in die des Atlantischen Ozeans über.

Sehr bemerkenswert ist die Spaltung des Goltstroms in abwechselnde Streifen oder Bündel von kaltem und warmem Wasser. Sie werden deutlich wahrnehmbar, sobald der G. bei Kap Hatteras in tiefes Wasser eintritt. Während die linke Seite dann noch auf dem flachen Wasser festgehalten wird, strebt der Strom, vermöge der Rotation der Erde, sich nach rechts auszubehnen und zerfällt allmählich, während zugleich bei der Zunahme der Tiefe kaltes Wasser aus den größeren Vertiefungen nach oben gesaugt wird und später dem Laufe des Stromes folgt; doch sind diese Wärmeunterschiede zwischen den »Warmwasser- und Kaltwasserstreifen« innerhalb des Goltstroms meist sehr unbedeutend (1–2°) und nicht zu verwechseln mit dem kalten Küstenwasser.

Die Farbe des Goltstroms ist vom Golf von Mexiko bis zu den Küsten von Carolina indigoblau, und die Grenze zwischen der Farbe des gewöhnlichen Wassers des Atlantischen Ozeans und der des Goltstroms ist oft so deutlich gezeichnet, daß man sie mit dem Auge verfolgen kann. Auch in seinem weiteren nördlichen und östlichen Verlauf hebt sich der G. durch seine blaue Farbe von den nördlich angrenzenden grünen Wasserstreifen des »kalten Wall« und des Labradorstroms merklich ab. Diese blaue Färbung hängt wohl kaum mit dem größeren Salzgehalt des Wassers des Goltstroms zusammen, wie man früher annahm, sondern sie ist eine Folge der größeren Durchsichtigkeit des warmen Wassers. Die verschiedene große Durchsichtigkeit aber ist wieder bedingt durch den Gehalt an anorganischen und organischen Beimengungen; das kalte grüne Wasser ist reich an Plankton (s. d.), das warme ist daran arm. Vgl. z. B. L. H. G. Schmidt des Goltstroms und seiner Erforschung (Brem. 1868); Petermann in den »Geographischen Mitteilungen« 1870, S. 201–244; »Report of the U. S. Coast Survey« (1866); Thompson, The Atlantic (Lond. 1877, 2 Bde.); Carpenter in den »Proceedings of the R. Geogr. Society«, Bd. 18, S. 393–407 (1874); Bartlett in den »Proceedings of the U. S. Nav. Inst.«, Bd. 7; W. Hoffmann, Zur Mechanik der Meeresströmungen an der Oberfläche der Ozeane (Berl. 1884); Pillsbury in »U. S. Coast Survey« Report, App. 10 (Washington. 1891).

Golgastbad, s. Zeugbruderei.

Golgotha (griech. Form des hebr. Gulgoleth, »Schädel«), die Stätte der Kreuzigung Jesu bei Jerusalem, lag nach der Tradition an der Nordwestseite der alten Stadt, aber noch innerhalb der später (41–44 n. Chr.) von Herodes Agrippa errichteten Nord-

mauer und wird nach allgemeiner Annahme von der Heiligen-Grabkirche umschlossen (s. Jerusalem).

Golgi, Camillo, Mediziner, geb. 7. Juli 1844 in Corteno, vollendete seine Studien 1865 in Pavia, wurde daselbst 1875 Professor und noch in demselben Jahr Professor der Anatomie in Siena, 1876 Professor der Histologie in Pavia und 1881 Professor der allgemeinen Pathologie daselbst. Er arbeitete über die Veränderungen der Nervenfasern des Gehirns, über die feinere Anatomie der Zentralnervengorgane, Veränderungen des Knochenmarks bei den Pocken, über die Pathogenese der Tertianä und Quartana u. Seine »Opera omnia« erschienen in 3 Bänden (Mail. 1903).

Goliath, Hauptort der Grafschaft G. im nord-amerikanischen Staat Texas, am unteren San Antoniofluß; hier erklärten 1834 die Texaner ihre Unabhängigkeit.

Gollarben, seit dem 12. Jahrh. vorkommende Bezeichnung der fahrenden Schüler oder Bogenkämpfer (s. d.), die das ausgelassene Leben ihres Standes in lateinischen Liedern verherrlichten (vgl. Carmina burana). Der Name G. stammt aus Frankreich und bezieht sich auf einen angeblichen Schuppentron Goltas (der Riese Goliath?), den die G. als Stifter ihres Ordens betrachteten.

Goliath (hebr., »Glanz, glänzend«), nach dem biblischen Bericht (1. Sam. 17) ein philistinischer Riese, aus der Stadt Gath, der unter Spottreden die israelitischen Männer zum Einzelkampf herausforderte und von David (s. d.) erschlagen wurde. Auch im Koran (Sure 2, 250 f.) wird von G. erzählt.

Goliathfäßer (Goliathus Lam.), Gattung aus der Familie der Blattornisfäßer, Käfer mit fast kreisförmigem Vorderrücken, beim Männchen gehörtem Kopfschild und seitlich ausgebuchteten Flügeldecken. Von den sechs afrikanischen Arten ist *G. giganteus* Lam. bis 98 mm lang, mit zwei stumpfen, aufgerichteten Lippen neben den Augen und einer breiten, kurzen, an den Spitzen gekrümmten Horngebild; er ist schwarz, Kopf, Halschild, mit Ausnahme von sechs Längsstreifen, silberfarben, ein großer, breiter, rötlicher Fleck und der Rückenrand der Flügeldecken sind weiß. Er bewohnt Cerguinea und wurde 1770 in Europa bekannt.

Golizyn (hebr. auch Golizyn, Gallizyn, Galizyn und Galizine), fürstliche Familie Rußlands, stammt von Gedimin, Großfürsten von Litauen, dem Stammvater der Jagellonen, ab. Ein Nachkomme, Iwon, auch Bulgak genannt, soll von seinen Lederhandschuhen (golizyn) den Beinamen erhalten haben. Die namhaftesten Glieder der Familie sind:

1) Michail Iwanowitsch Bulgakow, Sohn Iwans, kämpfte gegen die krimischen Tataren und gegen die Litauer, wurde 1514 in der Schlacht bei Orsha von dem polnischen Fürsten Konstantin von Strog gefangen genommen und erst 1552 freigegeben, worauf er, obgleich Waisling des Jaren, in das Dreieinigkeitskloster bei Moskau ging, wo er bald darauf starb.

2) Basili Wasiljewitsch, Urentel des vorigen, gehörte nach dem Tode des falschen Demetrius 1613 zu den vier russischen Kronprätendenten. Nach Polen geflohen, um dem polnischen Prinzen Wladislaw seine Erhebung zum Jaren zu verhandeln, wurde er von den Polen des Verrats bei der Belagerung von Smolensk angeklagt und starb 1619 im Kerker.

3) Boris Alexejewitsch, geb. 1641, gest. 1713, Vater des folgenden, Peters d. Gr. Erzieher, dann Regentkammerherr, rettete seinem Jüngling in der von

dessen Schwester Sophia erregten Verschwörung das Leben und stand deshalb bei ihm in großer Gunst.

4) Basili Wasiljewitsch, der große G. genannt, Großneffe von G. 2), geb. 1643, gest. 1714, befehligte gegen die Kosaken am Dnepr und wurde 1680 Minister. Er hob das Weinsteuergesetz (s. d.) auf und organisierte die Armee. Als Waisling der Jarowna Sophia, Schwester Peters d. Gr., regierte er fast unumkränkt, unterdrückte die 1682 von den Streifen gegen die Kossaken verübten Aufstände und wurde Großregimentführer. Er begünstigte Künste und Wissenschaften und war europäisch gebildet. Weil er gegen die Tataren der Arme keine Erfolge hatte, wurde er 1689 mit der Jarowna gestürzt und nach Jarsenit verbannt.

5) Dmitri Michailowitsch, ausgezeichnete Staatsmann, war Gesandter in Konstantinopel, dann Direktor der Finanzen des Reiches und zuletzt Haupt der aristokratischen Partei, die nach dem Tode Peters II. die Erhebung Annas Iwanownas zur Kaiserin bewirkte. Da er dieselbe eine der kaiserlichen Macht beschränkende Akte hatte unterschreiben lassen, fiel er bei ihr in Ungnade und starb im Kerker zu Schlüsselburg 1738.

6) Michail Michailowitsch, einer der berühmtesten Feldherren Rußlands, geb. 11. Nov. 1674, gest. 21. Dez. 1730 in Moskau, Bruder des vorigen, kämpfte gegen Türken und Schweden mit Auszeichnung und nahm Schlüsselburg ein, siegte über Löwenhaupt bei Ljebnaja und eroberte 1714 Finnland, dessen Gouverneur er bis 1721 war. Er war dann Gouverneur von Petersburg, kommandierte 1723 gegen die Türken, wurde 1724 Feldmarschall und 1730 von der Kaiserin Anna zum Präsidenten des Kriegskollegiums ernannt.

7) Alexander Michailowitsch, Sohn Michails, zeichnete sich im Siebenjährigen Krieg aus. Er befehligte 1768 die erste Armee am Dnepr, eroberte 1769 Chotin und starb als Feldmarschall und Gouverneur von Petersburg 1783.

8) Dmitri Alexejewitsch, geb. 1735, gest. 21. März 1803 in Braunshweig, Sohn des vorigen, war unter Katharina II. russischer Gesandter im Haag und in Paris, Freund Voltaire's und der Enzyklopädisten. Er schrieb: »Description de la Tauride« (1788) u. a. — Seine Gemahlin Adelheid Amalie, geb. 28. Aug. 1748 in Berlin, gest. 27. April 1806 in Angermünde bei Rastatt, Tochter des preussischen Generals Grafen von Schmettau und dessen zweiter katholischer Gemahlin, Maria Anna v. Auferst, wurde katholisch erzogen und verlebte einen Teil ihrer Jugend am Hofe des Prinzen Ferdinand von Preußen. In Rastatt lebte sie, seit 1768 mit G. vermählt, in einem Kreis von Gelehrten und Dichtern, dem Fürstenberg, Hemsterhuis und Hamann angehörten. Sie war die Diotima, an die Hemsterhuis unter dem Namen Diotima seine »Lettre sur l'athéisme« (1785) richtete. Die Fürstin war eine eifrige Projektentwerferin und hatte an des Grafen Friedrich von Stolberg Übertritt zum Katholizismus einen Hauptanteil. Ihr Sohn Dmitri ging 1792 als Missionar nach dem Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er 1840 starb. Vgl. Katerkamp, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallizyn (Rastatt 1828); »Mitteilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Galizyn« (Stuttgart 1868); »Fürstin Amalie von Galizyn, Briefwechsel und Tagebücher« (Münch. 1874–76, 3 Bde.; der dritte Band enthält die Briefe der Fürstin an Hemsterhuis); Gollon, Die Fürstin Galizyn und ihre Freunde (Köln 1880).

9) Alexander Nikolajewitsch, geb. 1774, gest. 22. Nov. 1844, Jugendgefährte Alexanders I., dessen einflussreicher Ratgeber er war, wurde 1803 Oberprokurator des Synods und 1817 Minister der Volksaufklärung, 1824 durch die reaktionäre Geistlichkeit gestürzt, dann Generalpostdirektor. Vgl. P. v. Göze, Fürst A. N. Galičin und seine Zeit. Aus den Erlebnissen des Geheimrats Peter v. Göze (Leipzig, 1882).

10) Nikolai Sergejewitsch, russ. Historiker und Generalleutnant, geb. 1808, gest. 15. Juli 1892, war Direktor der Rechtsschule in St. Petersburg, dann Professor an der Nikolai-Akademie des Generalstabs. Sein Hauptwerk ist die »Kriegsgeschichte seit den ältesten Zeiten« (»Wojennaja istorija s drevneischich wremjon«, 1872 ff.; deutsch von Streicius und Eichwald, Kassl. 1874 — 89, 13 Bde.).

Golkonda, Ort im britisch-ind. Vassallenstaat Hyderabad, 11 km westlich von der Stadt Hyderabad, war einst Hauptstadt eines mächtigen, von Aurengzib 1687 zerstörten Reiches und Sitz einer berühmten Diamantindustrie; heute besteht nur noch das alte, von arabischen Soldaten im Dienste des Rizam besetzte Fort, jetzt Schachkammer und Gefängnis. Dabei stehen 18 mächtige Moscheen der alten Könige.

Golfvögel, s. wie Wandvögel.

Goll, Jaroslaw, tschech. Historiker und Dichter, geb. 11. Juli 1846 in Olomouc, wirkte seit 1880 als Professor der Geschichte an der tschechischen Universität in Prag. 1874 erschienen von ihm »Gedichte«, in denen namentlich die »Ergelenieder« und Balladen von großer dichterischer Begabung zeugen. Von seinen geschichtlichen (deutschen) Schriften sind zu erwähnen: »Die französische Feiert. Frankreich und England 1624 und 1625« (Prag 1876); »Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder« (Baf. 1878 — 82, 2 Bde.); »Der Vertrag von Alttrausitz« (Baf. 1878). Außerdem veröffentlichte er neben einer Reihe ausführlicher Berichte über neue Quellen zur Geschichte des Reformationszeitalters in Böhmen und Abhandlungen in der tschechischen Wochenschrift, in den »Prameny dejin českých«, im »Věstník der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften«. Eine von ihm zu Freiberg in Sachsen aufgefunden tschechische Handschrift: »Schilberung des M. Hieronymus von Prag«, ferner »Die Chronik von Johann Břitka« (Prag 1878) und »Böhmen und Preußen im Mittelalter« (tschech., Baf. 1896). In seiner (tschechisch geschriebenen) »Historischen Analyse der Bedeute der Königinhofer Handschrift« (Prag 1886) bekennt er sich zu den Gegnern ihrer Echtheit. Mit D. Holstinský gibt er eine tschechische »Sammlung wissenschaftlicher Beiträge« heraus, mit A. Keyel seit 1895 den »Český časopis historický«.

Göll, Berg, s. Döber Göl.

Gollausitz, Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Bongrowitz, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge und (1900) 1043 meist evang. Einwohner. (wohner.)

Gölle, s. Gimpel.

Gölle (Golle, Gelle), Provinzial: Hufbahn.

Gollenberg, eine 144 m hohe Hügelgruppe östlich von Köslin, ist relativ die bedeutendste Anhöhe des festländischen Teils von Pommern und trägt ein Denkmal für die 1813 — 15 gefallenen Krieger Pommerns.

Goller (Halskragen), s. Koller.

Gölheim (Wellheim), Nebenort der bayer. Rheinpfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, an der Linie Langmeil—Kronheim der Pfälzischen Eisenbahn, 248 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche,

Synagoge und (1900) 1567 meist evang. Einwohner. — G. war schon im 9. Jahrh. ein fränkischer Königshof. Südwestlich von G. liegt eine schöne Kapelle mit einem Steintreuz an der Stelle, wo König Rolf von Kasse in der Schlacht am Hasenbühl (2. Juli 1298) Krone und Leben verlor. Vgl. Geißel, Die Schlacht am Hasenbühl und das Königstreu bei G. (Speyer 1853).

Gölling, Marktflecken in Salzburg, Bezirksb. Saalein, 476 m ü. M., rechts an der Salzach, an der Staatsbahnlinie Salzburg—Bischofshofen reizend gelegen, hat ein Bezirksgericht, ein altes Schloss, eine Baranlage und (1900) 716 Einw. Westlich ist der schöne Göllinger Wasserfall, ben der aus einer Höhle des hohen Göll 82 m hoch in zwei Abfällen herabstürzende Schwarzbach bildet, südlich find die fogen. Ofen der Salzach und der Post Zug (s. b.).

Göllnitz, rechter Nebenfluß des Hernau in Ungarn, entspringt am Ostrand der Königsalm (Niedere Tatra), fließt an der Nordgrenze des Komitats Gömör durch das schöne Stracener Tal nach O., durchschneidet das Komitat Jász und mündet nach einem Laufe von 110 km bei Margitsfalva.

Göllnitz (ungar. Göllniezdán, ser. Gölmitnja), Stadt im ungar. Komitat Jász, an der Göllnitz, Station der Göllnitzbahn (Margitsfalva—Szomolnokhuta), mit Bergbau auf Eisen, Zink und Kupfer, bedeutenden Eisenwerken, Nagel- und Drahtfabriken und (1900) 4093 deutschen und slowak. Einwohnern (vgl. Gründner). G. hat eine Eisenindustrie-Hochschule und in der Nähe mitten im Forstwald ein neues städtisches Bad (Thurgas-Bad) und ist Sitz eines Bergkommissariats und Bezirksgerichts.

Göllnow, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Rausgard, an der Ihna, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Wittdama—Zwinemünde und G.—Kolberg, hat 2 evang. Kirchen, Synagoge, Amtsgericht, Oberförsterei, Strafanstalt, Stuhlfabrik, Kalkbrennerei, Dampf- und Dampfzementmühlen, Schiffahrt und (1900) 8539 meist evang. Einwohner. — G. wurde 1190 von sächsischen Kolonisten gegründet, erhielt 1268 Stadtrecht und trat dann der Dania bei. 1648 fiel es an Schweden, seit 1730 gehört es zu Preußen.

Göllnow, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Briesen, an der Drenow und der Staatsbahnlinie Schönebe-Strasburg i. L., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, die Ruine einer Ordensritterburg, Amtsgericht, ein Reduzamt I, drei Dampfzementmühlen, Zigarettenfabrik, Dampfmoellerei und (1900) 2868 meist kath. Einwohner. Eine Brücke über die Drenow verbindet G. mit der russisch-polnischen Stadt Dobrzyn.

Gölnberg, s. Hämmer.

Gölös (russ., »Stimme«), eine russische Zeitung liberaler Richtung, erschien von 1863 — 83 täglich in St. Petersburg. Wegen ihrer unabhängigen Meinung und unerschrockenen Kritik häufig verbannt und gemahregelt, stellte sie 1883 ihr Erscheinen ein, weil sie sich der Zensur einer jeden Nummer von ihrer Ausgabe nicht unterwerfen wollte. Herausgeber war A. A. Kravajew (s. b.). Vgl. »Fünfundzwanzig Jahre der Zeitung G.« (russ., Petersb. 1878).

Golotsch (russ., »Kopf, Haupt«), in Rußland Titel für die an der Spitze der städtischen Verwaltung stehende Persönlichkeit. Worobitsch G., Stadthaupt.

Golowätzij (Golowetzij), Jafow Ireborowitsch, Meiruss. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 29. Okt. 1814 zu Gzele bei Blosow in Opatow, gest. 13. (1.) Mai 1888 in Wilna, studierte in Kaschau,

Zeit und an der theologischen Fakultät der Universität Lemberg, wurde 1843 griechisch-unierter Priester und 1848 auf den Lehrstuhl der russischen Sprache und Literatur an der Universität Lemberg berufen. Hier betätigte er sich lebhaft an den Publicationen, welche die Rechte der russischen Nationalität verteidigten, und zog sich dadurch die heftige Feindschaft der Polen zu. Nach seiner Teilnahme an der ethnographischen Ausstellung zu Moskau (1867) blieb er in Rußland, wo er zum Vorispenden der Archäographischen Kommission zu Wilna ernannt wurde. Sein literarisches Hauptverdienst besteht in der Herausgabe einer reichhaltigen Sammlung kleinrussischer Volkslieder, die u. d. T.: »Narodnyja pesni Galickoj i Ugurskoj Rusi« (»Volkslieder des galizischen und ungarischen Rußland«, Mosk. 1878, 3 Tle. in 4 Bdn.) erschien und, mit historisch-statistischen und ethnographischen Beschreibungen, einer ethnographischen Karte und Abbildungen der Volkstypen und Trachten versehen, das bedeutendste Werk über den Gegenstand bildet. Außerdem veröffentlichte G. sehr geschätzte historische Arbeiten über Galizien und Kleinrußland, eine »Grammatik der russischen Sprache in Galizien« (russ., Lemberg. 1849), eine »Kirchenslawische und alt-russische Chrestomathie« (Wien 1854, Teil I), ein »Geographisches Wörterbuch der west- und südlawischen Länder« (Wilna 1884) u. a. In der letzten Zeit seiner Wirksamkeit predigte G. mit Eifer die »Einheit der russischen Nationalität« von den Karpathen bis Kamtschatka. — Sein Bruder Iwan G., geb. 1816, lange Zeit Militärarzt, zuletzt Reibakteur, machte sich auch als Dichter in der heimatlischen Literatur einen Namen. Es erschienen von ihm: »Venok Rusinam na obzinki« (»Erntefranz für die Russinen«, Wien 1846—47, 2 Bde.); »Gesang einer frühlichen Stimme« (an den Kaiser Nikolaus, 1848) u. a.

Golowin, Iwan von, russ. Schriftsteller, geb. 1813 aus einem alten Bojarengeschlecht, das im 14. Jahrh. aus der Krim nach Moskau kam und namentlich in einzelnen Gliedern (so in Fedor Alexejewitsch G., der als Feldmarschall, Generaladmiral und Minister des Auswärtigen 1706 starb) zu hohen Ehren gelangte. Er erhielt in dem auswärtigen Ministerium eine Stellung, nahm aber, durch Nestrode zurückgesetzt, 1843 seinen Abschied und ging ins Ausland, um von hier aus die russischen Zustände zu bekämpfen. Gleich das erste Werk: »La Russie sous Nicolas I« (Brüss. 1845), trug ihm ewige Verbannung aus dem Vaterland ein. Nach einem längeren Aufenthalt in Deutschland und Frankreich schrieb G. sodann die »Types et caractères russes« (Leipz. 1847, 2 Bde.) sowie die »Mémoires d'un prêtre russe« (daf. 1849), veröffentlichte in Italien das »Journal de Turin« (1851—52) und ging nach Amerika. Nach Europa zurückgekehrt, wo er meist in Paris lebte, gab er »Stars and stripes, or American impressions« (Lond. 1865) und in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache eine »Russian and United States Correspondence« heraus, die 1856 wieder einging. Daraus schrieb er zwei russische Werke (eine »Geschichte der französischen Revolution«, Leipz. 1860, und »Deutschland und Deutsche«, das. 1860), ferner: »Histoire d'Alexandre I« (daf. 1859); »Histoire de Pierre I« (daf. 1861); »La Russie depuis Alexandre le Bien-intentionné« (daf. 1859); »La Constitution« (daf. 1862); »Études et essais« (Par. 1864); »Rußland unter Alexander II.« (Leipz. 1870); »La Russie autocratique« (Par. 1873); »Der russische Absolutismus« (Leipz. 1880); »Die geschichtliche Entwicklung

des russischen Volkes« (daf. 1887) u. a. Auch veröffentlichte er 1863 drei Flugschriften über die polnische Frage, ferner: »L'Europe impérialiste« (1866), »Frankreichs Verfall« (Leipz. 1872) u. a.

Golowin, Basilij Michailowitsch, russ. Seemann, geb. 8. April 1776 in Kijau, gest. 12. Juli 1831 in Petersburg, im Seelabettentorps zu Kronstadt erzogen, focht in der englischen Marine gegen die Franzosen. Er trat 1806 eine Reise um die Welt an, um die Küsten des nordöstlichen Asien und nordwestlichen Amerika zu untersuchen. Jedoch auf den Kurilen wurde er überfallen und 1811—13 in Japan gefangen gehalten. Die Schilderung seiner Gefangenschaft ist vielfach übersetzt worden (deutsch von Schulz, Leipz. 1817) sowie sein Bericht über den ersten Teil seiner Reise (Petersb. 1819). Eine zweite Weltumsegelung 1817—19 beschrieb G. ebenfalls (Petersb. 1822, 2 Bde.). G. war zuletzt Vizeadmiral und Generalintendant des ganzen Seewesens. Eine Gesandtschaft seiner Waise, darunter auch eine »Geschichte der Schiffbrüche«, wurde 1864 in 5 Bänden von seinem Sohn veranstaltet. — Legation, Alexander Basiljewitsch G., gest. 17. Nov. 1886 in Petersburg, ein Jugendfreund des Großfürsten Konstantin und Teilnehmer an dessen Reformbestrebungen, übernahm 6. Jan. 1862 das Unterrichtsministerium und förderte das Schutzwesen, namentlich die Volksschule. Nach dem Abtritt 4. April 1866 trat G. sein Amt dem Grafen Tschirak ab. Vergeblich versuchte G. als Mitglied des Reichsrats die Aufhebung seines freisinnigen Universitätsstatuts von 1863 zu hindern.

Golowitschin (Hollowajin), Steden im russ. Gouv. und Kreis Kholm, am Dabitsch, mit 1000 Einw. — Hier war der letzte Sieg Karls XII. von Schweden über die Russen unter Menschikow 10. Juli 1708.

Goltschje, Dorf in der schott. Grafschaft Sutherland, 8 km oberhalb der Mündung des Goltschje Burn, mit (1901) 935 Einw. In der Nähe liegt an der Küste Dunrobin Castle, der Landbesitz des Herzogs von Sutherland, ursprünglich eine Burg aus dem 13. Jahrh.

Goltsen, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Ludau, nahe der Dahnne und an der Staatsbahnlinie Berlin-Eisterwerda, hat eine evang. Kirche, ein Schloß des Fürsten zu Solms-Baruth, Stärfabrik, Kollerei, Dampfsägewerke, Tabakbau und (1900) 1459 Einw.

Gölt, soviel wie gelt (f. b.).

Goltermann, Georg Eduard, Violoncellist und Komponist, geb. 19. Aug. 1824 in Hannover, gest. 29. Dec. 1898 in Frankfurt a. M., erhielt seine Ausbildung in seiner Vaterstadt und 1847—49 unter Renter und Fr. Lohmer in München, trat 1851 als Cellovirtuos in einem Leipziger Gewandhauskonzert mit großem Erfolg auf, ging 1852 als Musikdirektor nach Würzburg und wurde in demselben Jahr zweiter. 1874 erster Kapellmeister am Stadttheater zu Frankfurt a. M.; 1883 trat er in Ruhestand. Als schaffender Künstler hat er sich namentlich durch seine Violoncellkompositionen und seine Lieder vorteilhaft bekannt gemacht.

Goltzer, 1) Ludwig von, württemb. Minister, geb. 11. Jan. 1823 in Ulm, gest. 17. Sept. 1876 in Stuttgart, studierte die Rechte, trat in den Staatsjustizdienst, ging aber 1851 als Regierungsrat bei der Abfindungskommission in das Departement des Innern über, ward 1856 Assessor bei der Oberregierung, 1858 Oberregierungsrat, 1861 unter Ernennung

zum Staatsrat mit der Leitung des Departements des Kirchen- und Schulwesens betraut und im September 1864 zum Kultusminister ernannt. Er regelte das Verhältnis der katholischen Kirche zum Staate durch das Gesetz vom 30. Jan. 1862 (vgl. sein Werk »Der Staat und die katholische Kirche im Königreich Württemberg«, Stuttgart. 1874) und förderte besonders das Unterrichtswesen durch Verbesserung der ökonomischen Lage und der amtlichen Stellung der Volksschullehrer, Durchführung des Fortbildungs-, des Reichen- und Turnunterrichts in Stadt und Land, die Errichtung des Realgymnasiums in Stuttgart, die Organisation des Polytechnikums als akademischer Anstalt sowie die Bildung der naturwissenschaftlichen Fakultät in Tübingen. Seit 1867 auch Präsident des Geheimen Rats, ward er 1870 als eifriger Großdeutscher auf seine Bitte dieser Funktionen entbunden und zum Präsidenten des evangelischen Konsistoriums ernannt. Aus seinem Nachlaß erschien die Studie »Der moderne Pessimismus« (Leipzig. 1878).

2) Wolfgang, Germanist, Sohn des vorigen, geb. 25. Mai 1863 in Stuttgart, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte auf der Universität in München, wo er sich 1888 als Privatdozent für deutsche Philologie habilitierte; 1895 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Kassel. Er schrieb: »Das Nalandsied des Rassen Konrad« (München. 1887); »Die Sage von Tristan und Isolde« (das. 1887); »Studien zur germanischen Sagen- und Heldensage« (das. 1888); »Geschichte der alldutschen Literatur« (Bd. 182 von Kürschner's »Deutsche National-Literatur«, Stuttgart. 1892); »Handbuch der germanischen Mythologie« (Leipzig. 1895). Von früh an ein kenntnisreicher Bewunderer der Kunst Richard Wagner's, machte er sich um deren Verständnis außer durch rege Mitarbeiterchaft an den »Bayreuther Blättern« durch mehrere Schriften verdient; hierher gehören: »Die sagenhistorischen Grundlagen der Ringeliedung Richard Wagner's« (Berlin. 1902); »Richard Wagner an Kathilde Befundonf. Tagesblätter und Briefe« (das. 1904); »Bayreuth« (das. 1904).

Goltzsch-Zenikau, Stadt in Böhmen, Bezirks- hauptstadt, an der Linie Wien-Teschen der Österreichischen Nordwestbahn, hat eine Pfarrei, eine Synagoge, ein Schloß mit Park, Bierbrauerei, Gerberei, Anstalt von Webwaren und landwirtschaftlichen Maschinen und (1900) 2290 jüdisch. Einwohner.

Goltz, von der, ein in Preußen weitverbreiteter, mit einem Zweig auch in den Niederlanden anhängiger, teils gräflicher, teils freiherrlicher Geschlecht, aus dem viele hervorragende Mitglieder der preussischen Militär- und Zivilverwaltung, allein 22 Generale, hervorgingen. Seit 1889 heißt das 2. pommerische Infanterieregiment Nr. 64 Infanterieregiment v. d. G. Sgl. Friedr. Freih. v. d. Goltz. Nachrichten über die Familie der Grafen und Freiherren v. d. G. (Straßb. 1898). Die namhaftesten Glieder der Familie sind:

1) August Friedrich Ferdinand, Graf von der, preuß. Staatsmann, geb. 20. Juli 1765 in Treßden, gest. 17. Jan. 1832, studierte die Rechte, trat 1787 in den preussischen Staatsdienst und betrieb nach einander die Gesandtschaften in Polen, Dänemark, Schweden und Rußland. 1807 folgte er dem Jaren in das Hauptquartier nach Ostpreußen und übernahm, als Napoleon bei den Friedensunterhandlungen zu Tilsit die Zuziehung Hardenbergs verweigerte, das Auswärtige, worauf er gemeinschaftlich mit dem Grafen v. Kalreuth den Frieden abschloß. Dem Kongreß von Erfurt 1808 wohnte er als preu-

sischer Bevollmächtigter bei, behauptete sich auch unter Hardenberg auf seinem Posten und schloß 1812 die Verträge mit Frankreich. Beim Beginn des Befreiungskriegs blieb er als Präsident der Regierungskommission in Berlin, ward nach dem ersten Pariser Frieden Oberhofmarschall, 1816 Gesandter am Bundestag und 1817 Staatsrat. 1824 vom Bundestag abberufen, trat er wieder als Oberhofmarschall ein.

2) Karl Friedrich, Graf von der, preuß. General, geb. 12. April 1815 in Stuttgart, gest. 21. Febr. 1901 in Nizza, Sohn des spätern preussischen Gesandten in Paris, Grafen Karl Heinrich Friedrich v. d. G. (gest. 1827), trat 1832 ins Her., machte 1844—45 im Gefolge des Marschalls Bugeaud den Krieg in Algerien mit, wurde 1845 Hofkavallerie der Prinzessin Albrecht, 1848 Adjutant des Prinzen von Preußen (spätern Kaisers Wilhelm I.), begleitete diesen 1849 auf dem dachigen Feldzug, ward 1859 Oberstleutnant und Kommandeur des 7. Königsjäger-Regiments, 1861 Flügeladjutant des Königs und 1864 Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade, die er 1866 als General befehligte. 1868 erhielt er den Befehl über die Gardebataillion, die er 1870 in den Schlachten bei St. Privat und Sedan und während der Belagerung von Paris kommandierte. Seit 1870 Generalleutnant und Generaladjutant, ward er 1873 Chef des reitenden Jägerkorps und 1875 General der Kavallerie; auch war er kommissarischer Generalgutsdirektor im Ministerium für Landwirtschaft.

3) Robert Heinrich Ludwig, Graf von der, geb. 6. Juni 1817 in Paris, gest. 24. Juni 1869 in Charlottenburg, Bruder des vorigen, studierte die Rechte, trat in den Staatsverwaltungsdienst, nahm an der Bewegung von 1848 teil und schrieb eine Broschüre: »Über die Reorganisation des Deutschen Bundes«, schloß sich während der Reaktionszeit der gemäßigten liberalen Partei an, übernahm jedoch 1854 die Stelle als Ministerpräsident in Wien, wurde 1857 Gesandter am griechischen Hof, 1859 am türkischen, 1862 als Bismarck's Nachfolger in Petersburg, 1863 in Paris, wo er bis zu seinem Tod erst Botschafter Preußens, dann seit Januar 1868 des Norddeutschen Bundes war. Er war am Hofe Napoleons sehr beliebt, und dessen preussenhemmliche Haltung war nicht am wenigsten G.' Verdienst.

4) Hermann, Freiherr von der, protest. Theolog, geb. 17. Mai 1835 in Düsseldorf, wurde 1861 preussischer Gesandtschaftspropädist in Rom, 1865 außerordentlicher, 1870 ordentlicher Professor der Theologie in Basel, 1873 in Bonn, 1876 ordentlicher Honorarprofessor, Oberkonsistorialrat, ordentliches Mitglied des evangelischen Oberkirchenrats und Präsi- dent v. d. Betri in Berlin. 1892 wurde er zum geistlichen Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats ernannt. Unter seinen Schriften und Vorträgen sind hervorzuheben: »Die reformierte Kirche des 19. Jahrhunderts« (Gießen 1861); »Gottes Offenbarung durch die heilige Geschichte« (Waf. 1868); »über sittliche Werturteilung politischer Charaktere« (Gotha 1872); »Die christlichen Grundwahrheiten« (das. 1873); »Die Grenzen der Vorsehung« (Bonn 1873).

5) Theodor, Freiherr von der, Landwirt, geb. 10. Juli 1836 in Koblenz, studierte seit 1853 in Erlangen und Bonn Rechts- und Staatswissenschaften, erlernte dann die Landwirtschaft, studierte seit 1858 in Wuppertal und wurde 1860 Lehrer an der Ackerbauschule Biebrich. In Wuppertal errichtete er auch die ersten landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen. 1862 ging er als Domänenamtsverwalter und Lehrer

der Landwirtschaft an der königlichen Akademie nach Baldau und errichtete auch hier die ersten landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen, deren Oberaufsicht für die Provinz Preußen ihm übertragen wurde. 1869 siedelte er als Professor der Landwirtschaft nach Königsberg über und wurde 1875 Direktor des dortigen landwirtschaftlichen Instituts. 1885 wurde er Professor der Landwirtschaft und Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Jena und ist seit 1896 Professor in Bonn und Direktor der landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf. Er schrieb: »Beitrag zur Geschichte der Entwicklung ländlicher Arbeiterverhältnisse im nordöstlichen Deutschland« (Berl. 1863); »Ländliche Arbeiterwohnungen« (mit Einzel, Königsb. 1865); »Die landwirtschaftliche Buchführung« (Berl. 1866, 9. Aufl. 1903); »Die heutigen Aufgaben des landwirtschaftlichen Gewerbes und seiner Wissenschaft« (Danz. 1870); »Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung« (2. Aufl., das. 1874); »Die soziale Bedeutung des Gemeindefens« (das. 1879); »Die Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich« (mit Richter und v. Langsdorff, Berl. 1875); »Die soziale Frage im Lichte des evangelischen Christentums« (mit Benschlag, Halle 1878); »Landwirtschaftliche Tagationslehre« (Berl. 1880—82, 2 Bde.; 3. Aufl. 1903); »Handbuch der landwirtschaftlichen Betriebslehre« (2. Aufl., das. 1896), daneben den »Leitfaden« (2. Aufl., das. 1903); »Die ländliche Arbeiterklasse und der preussische Staat« (Jena 1893); »Die agrarischen Aufgaben der Gegenwart« (2. Aufl., das. 1895); »Vorlesungen über Agrarwesen und Agrarpolitik« (das. 1899); »Geschichte der deutschen Landwirtschaft« (Stuttg. 1902—03, 2 Bde.). Mit andern gab er das »Handbuch der gesamten Landwirtschaft« (Tübing. 1889—90, 3 Bde.) heraus.

6) Wg. Freiherr von der, deutscher Admiral, geb. 19. April 1838, trat 1853 als Kadett in die Marine ein, wurde 1861 Leutnant zur See und besand sich 1862—65 auf der Gazelle in Ostasien. Seit 1870 Korvettenkapitän, war er mehrere Jahre im Marineministerium und als Dezernent in der neugebildeten Admiralität tätig, befehligte 1874—76 die Augusta auf einer Reise nach Südamerika und, seit 1875 Kapitän zur See, 1876—77 das Panzerschiff Kaiser auf den Übungsreisen im Geschwaderverband. 1878—81 war er Oberwerftdirektor in Kiel, 1882—1883 Kommodore über das Übungsgeschwader im Mittelmeer, 1883 Befehlshaber des Geschwaders in Ostasien und bis 1888 Direktor des Marineministeriums in der Admiralität, wurde 1888 als Vizeadmiral Stationschef der Nordsee in Wilhelmshaven, 24. Jan. 1889 kommandierender Admiral der deutschen Reichsmarine u. nahm im Mai 1895 seine Entlassung.

7) Colmar, Freiherr von der, preuß. General, geb. 12. Aug. 1843 in Wiellensfeld bei Labiau in Ostpreußen, trat 1861 ins Heer, besuchte 1864—67 die Kriegsakademie und machte 1866 beim 41. Regiment den Feldzug in Böhmen mit, wo er 27. Juni bei Trautenau verwundet wurde. 1868 in das topographische Bureau des Generalstabs berufen, war er im französischen Krieg 1870/71 Generalstabsadjutant beim Oberkommando der zweiten Armee, ward 1871 Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam, im Oktober 1871 wieder als Hauptmann in den Großen Generalstab berufen und in der historischen Abteilung beschäftigt. 1874 ward er zum Generalstab der 6. Division und 1877 in das 96. Regiment versetzt, weil er sich in seinem Buch über Camille für zweijährige Dienstzeit ausgesprochen, lehrte 1878 wieder zur kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs zurück und

wurde Major. Er lehrte auch Kriegsgeschichte an der Kriegsakademie. 1893 trat er in türkische Dienste über und erhielt als Adjutant des Sultans und Pascha die Leitung des gesamten Militärbildungswesens. Ende 1895 als Marschall (Mushir) aus dem türkischen Dienste geschieden, ward er Divisionskommandeur in Frankfurt a. O., im Mai 1898 als Generalleutnant Generalinspekteur des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen, 1900 General der Infanterie und 1902 kommandierender General des 1. Armeekorps in Königsberg. 1903 ernannte ihn die philosophische Fakultät der Universität Königsberg zum Ehren doktor. Er schrieb: »Die Operationen der zweiten Armee bis zur Kapitulation von Metz« (Berl. 1874); »Die sieben Tage von Le Mans« (das. 1874); »Die Operationen der zweiten Armee an der Loire« (das. 1875); »Leon Gambetta und seine Armee« (das. 1877, auch ins Französische überf.), ein vortrefflich geschriebenes Werk, in dem er jedoch dem Diktator etwas zu begeistertes Lob spendete; »Das Volk in Waffen« (das. 1883, 5. Aufl. 1899); »Koschach und Jena« (das. 1883); »Ein Auszug nach Makedonien« (das. 1894); »Kriegsführung, kurze Lehre ihrer wichtigsten Grundsätze und Formen« (das. 1895, 2. Aufl. u. d. Z.); »Krieg- und Heerführung«, 1901; »Anatomische Auszüge« (das. 1896); »Der thessalische Krieg und die türkische Armee« (das. 1898) u. a. Auch veröffentlichte er eine »Karte der Umgegend von Konstantinopel«, 1 : 100,000 (Berl. 1897, mit Text).

Golg. 1) Bogumil, humoristischer Schriftsteller, geb. 20. März 1801 in Warschau, gest. 12. Nov. 1870 in Thorn, erhielt seine Bildung in Königsberg und Marienwerder, erlernte 1817—21 in der Nähe von Thorn die Landwirtschaft, hörte darauf an der Universität zu Breslau philosophische und philologische Vorlesungen, war seit 1823 als Landwirt tätig, widmete sich dann zumeist literarischen Arbeiten und ließ sich 1830 in dem Städtchen Gollub nieder, von wo er 1847 nach Thorn überfiedelte. Seine Schriften sind: »Buch der Kindheit« (Frankf. 1847, 4. Aufl., Berl. 1877); »Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart« (Frankf. 1847); »Das Menschenbain in seinen weltweiten Gängen und Zeichen« (das. 1850, 2. Bde.; 2. Aufl., Berl. 1867); »Ein Jugendleben, biographisches Idyll aus Westpreußen« (Leipz. 1852, 3 Bde.; 2. Aufl. 1863, 4 Bde.); »Ein Kleinstädter in Ägypten« (Berl. 1853, 3. Aufl. 1877); »Der Mensch und die Leute« (das. 1858, 5 Hefte); »Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen« (das. 1858, 5. Aufl. 1874); »Zur Physiognomie und Charakteristik des Volkes« (das. 1859); »Die Deutschen, ethnographische Studien« (das. 1860, 2 Bde.; 2. Aufl. u. d. Z.); »Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genies« (1864); »Typen der Gesellschaft« (das. 1860, 2 Bde.; 4. Aufl. 1867); »Freigeblätter, eine Umgangssprache« (das. 1862—64, 3 Bde.); »Die Bildung und die Gebildeten« (das. 1864, 2. Aufl. 1867); »Die Weisheit und die Lebensweisheit mit ihren korrespondierenden Studien« (das. 1869, 2 Bde.); »Vorlesungen« (das. 1869, 2 Bde.). In allen diesen Werken zeigt sich G. als realistischer Sonderling. Wie Rousseau ein Feind der zur Unnatur gezeigten Kultur, möchte er durch radikale Umgestaltung des Erziehungswesens ein kräftigeres Geselch und ein neues geistiges Leben der Menschheit anbahnen. Naturalistisch bis zum Jenseitigen, leiden seine sprachlich jeampaulierend barocken Schriften an künstlerischer Formlosigkeit. In seiner Schilderung virtuoser Kleinmaler, in seiner Beurteilung durch-

aus moralischer und politischer Rigorist, schwärmt er für patriarchalische Sitte und fühlt sich nur da sympathisch berührt, wo ihm naturwüchsige Kraft und Derbheit entgegentritt. Vgl. *Roquette*, Siebzig Jahre, Bd. 1 (Darmst. 1894).

2) **Friedrich, Wegmayer**, Reife des vorigen, geb. 14. Aug. 1834 in Bofen, gest. 4. Mai 1902 in Straßburg, studierte 1853–57 in Königsberg, ward 1861 Professor daselbst, 1862 Privatdozent und 1865 außerordentlicher Professor. 1870 ging er als Professor der Physiologie nach Halle und 1872 in denselben Eigenschaft nach Straßburg. 1901 trat er in den Ruhestand. G. lieferte wichtige Untersuchungen über die Herzfunktion, den Venenstau, die Blutbewegung, den Tastsinn, die Bedeutung der Vagengänge des Chylusdrüsen, besonders aber über die Physiologie des Zentralnervensystems, die Funktion der Großhirnrinde, die Nervenzentren sowie über die Reflexbewegungen. Die allgemein als Goltz'scher Klopfer Versuch bezeichnete Tatsache, daß durch Reizung der Baucheingeweide (Klopfen auf den Bauch) der Hemmungsnerv des Herzens (*vagus*) so gereizt werden kann, daß dadurch das Herz zum Stillstehen gebracht wird, hat den Schlüssel zur Erklärung zahlreicher anderer Reflexerscheinungen geliefert. Er schrieb: »Beiträge zur Lehre von den Funktionen der Nervenzentren des Frosches« (Berl. 1869); »Über die Verrichtungen des Großhirns« (geklammelte Aufsätze, Bonn 1881); »Ueber die Humoralität, Rechtfertigung eines Biologists« (Straßb. 1883).

Goltzius, Hendrik, niederländ. Maler u. Kupferstecher, geb. 1558 in Mälandrecht bei Venloo, gest. 29. Dez. 1616 in Haarlem, lernte bei Coornhooft und Ph. Galle in Haarlem, legte eine Kupferdruckerei an, bereiste seit 1590 mehrere Jahre Italien und Deutschland, überall Studien machend, und nahm dann wieder seinen Wohnsitz in Haarlem. G. hat sich namentlich um die Technik der Kupferstecherkunst Verdienste erworben. Er bildete jene plastische Behandlungsweise des Stiches aus, die sich durch den Schwung und die Bewegung der Schattenslinien, durch ihr Anschwellen und Verschwinden, durch die verschiedenste Art ihrer Durchschneidung den Gesetzen der Modellierung aufs genaueste anzubequemen sucht. Sein Talent, den Charakter des Stiches nach Willkür zu modifizieren, zeigen insbes. seine sogen. sechs Meisterstiche: in der Verlobung suchte er Raffaels Stil wiedergeben; die Heimsuchung Mariä führte er in Parmeggianos, die Anbetung der Hirten in Bassanos, die heilige Familie in Baroccios, die Anbetung der Könige in Lucas' von Leiden, die Beischneidung in Dürers Weise aus. Von seinem 42. Jahr an begann G. auch zu malen, doch stand er als Maler und Zeichner unter dem Einfluß der durch die äußerliche Nachahmung italienischer Meister hervorgerufenen manieristischen Strömung, die damals die ganze holländische Kunst beherrschte. Seine Kupferstiche (ca. 330) sind daher nur erfreulich in der Technik, dagegen greisrig und hohl in der Formengebung. Seine Schüler Jacob de Gheyn, Jacob Matham, Jan Müller und Jan Saenredam trieben den Manierismus ihres Lehrers auf die Spitze.

Göltzsch, rechter Nebenfluß der Weichen Elster, entspringt bei Hattenstein im sächsischen Vogtland und mündet bei Greiz. Über das Göltzschthal bei Rehschau, zwischen Reichenbach und Plauen, führt ein großartiger Baudukt der Linie Leipzig–Hof der Sächsischen Staatsbahn, von 579 m Länge u. 80 m höchster Höhe. Der Länge nach besteht er aus zwei Hauptabteilungen, von denen die erste 4 und die zweite 22 Bogen enthält.

Diese 22 Bogen haben einen starken Mittelbau von vier je zwei und zwei gestuppelten Pfeilern, die einen größeren Bogen von 81 m lichter Weite einschließen. Die erste Abtheilung hat eine mittlere Höhe von 34 m; die zweite Abtheilung ist ihrer Höhe nach in vier Etagen eingeteilt, gebildet durch Gewölbe, die in der ersten, zweiten und dritten Etage aus zwei voneinander getrennten Gurten bestehen; die vierte Etage, worauf das doppelte Bahngleis liegt, hat ein ungetrenntes Gewölbe von 8 m Breite. Der Bau wurde 1845–51 ausgeführt; die Baukosten betrugen gegen 7 Mill. Mfl.

Golubac (hr. gol, auch Galambóc, hr. gol), Flecken im serb. Kreis Boskarewah, an der Donau, früher Feistung, mit (1890) 1553 Einw. In der Nähe eine Höhle, aus der sich im Sommer furchtbare Schwärme der Golubacer (*Golumbacer*) Mücken verbreiten (die Mücken entstehen aber nicht ausschließlich in dieser Höhle, sondern auf einem größeren Gebiet zu beiden Seiten der Donau). — Bei G. liegen Trümmer einer Burg, die 1391 und dauern 1427 von den Türken erobert und 1428 von den Ungarn vergebens belagert wurde.

Goluchowski, 1) **Agénor, Graf**, österreich. Staatsmann, geb. 8. Febr. 1812, gest. 3. Aug. 1875, erhielt in Galizien seine Bildung und widmete sich sodann dem Verwaltungsfach. Schon als Statthalteratsrat machte er sich durch die Energie bemerklich, mit der er den Fühlerien des polnischen Adels entgegentrat. Von 1849–59 Statthalter von Galizien, wurde er nach Wachs Rücktritt 22. Aug. 1859 zum Minister des Innern ernannt, mußte aber schon 13. Dez. 1860 Schmetzing weichen. Im September 1866 durch Bismarck und Bunsen's Einfluß abermals Statthalter von Galizien geworden, vom Bürgerministerium 1867 wieder entlassen, wurde er unter Hofenwart 1871 zum drittenmal Statthalter seiner heimathlichen Provinz, wo er seitdem eifrig für die völlige Colonisierung Galiziens und die Niederdrückung der Ruthenen und der deutschen Kultur wirkte.

2) **Agénor**, Sohn des vorigen, geb. 25. März 1849, widmete sich dem diplomatischen Dienst, wurde 1883 österreichischer Botschaftsrat in Paris, später Gesandter in Bulgarien; 1893 von hier abberufen, verzichtete er einstweilen auf fernere Verwendung im diplomatischen Dienst und zog sich nach Leuberg zurück, ward aber im Mai 1895 zum gemeinschaftlichen Minister des Auswärtigen der österreichisch-ungarischen Monarchie ernannt.

Goltz, Gustav von, preuß. General, geb. 14. Aug. 1833 in Bittenberg, wurde 1852 Leutnant, nach mannigfacher Verwendung im Ingenieur- und Pionierdienst 1866 Hauptmann und machte als Kompaniechef im Garde-Pionierbataillon den Feldzug in Böhmen mit, nach dessen Beendigung er in das Kriegsministerium (Abtheilung für Ingenieurangelegenheiten) kam. 1870 zum Major befördert, gehörte er während des Krieges dem Großen Hauptquartier an, kommandierte 1874–75 das hannoversche Pionierbataillon Nr. 10, wurde zur Dienstleistung beim Eisenbahnregiment kommandiert, bei dem er bis 1886, seit 1877 als Kommandeur, verblieb. Von September 1886 bis April 1888 Chef der Landesaufnahme, wurde er im April 1888 Inspektor der ersten Ingenieurinspektion, aber schon im Mai Präses des Ingenieurkomitees, im September Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen, im Dezember Generallieutenant, 1893 General der Infanterie und 1896 geadelt. Er schied 1897 aus dem Dienst und steht à la suite des Ingenieur- und Pionierkorps.

Golgernühle, f. Grimma.

Gomal (Gumal), Fluß, entspringt im östlichen Afghanistan östlich vom See Ab-i-Zitadah, durchbricht nach Vereinigung mit dem Khandar und Khod im Gomalpaß die Sulaimanfette und verliert sich, ohne den Indus zu erreichen, im Sande. Der bequemere, von den Karawanen der Kowinbaghändler stark benutzte Paß wird auf indischer Seite durch ein Fort beherrscht.

Goman, f. Vorgefüß.

Gomaöl, fettes Öl aus einer nicht näher bekannten Pflanze (Goma), die zur Familie der Kesselfgewächse gehören soll und in Waterville (Kalifornien) angebaut wird. Das gereinigte Öl kommt deßtem Olivenöl gleich, wird nicht so schnell ranzig wie dieses und dient als Maschinöl und zum Fetten der Seile.

Gomaristen, Anhänger des Franz Gomar (s. d. und Arminianer).

Gomarigummi, f. Barsera.

Gomarus, Franz, namhafter reform. Theolog, geb. 30. Jan. 1563 in Brügge, gest. 11. Jan. 1641 in Groningen, wurde 1587 Prediger der flämischen Kirche in Frankfurt a. M., 1594 Professor in Leiden. Schon bei den Disputationen in Haag 1608 und 1609 trat er gegen Arminius (s. d., S. 793) und dessen Anhänger auf, noch mehr aber, als er 1618 erster Professor der Theologie in Groningen geworden war. Als solcher setzte er auf der Synode zu Dordrecht (1618–19) die Sanktion des streng calvinistischen Dogmas und die Ausschließung der Remonstranten von der reformierten Kirche durch. Seine Werke erschienen in Amsterdam 1645 und 1664.

Gombauld (spr. gombold), franz. Dichter, f. Französisch Literatur, S. 9.

Gomberville (spr. gombervill'), Marin Le Roy de, franz. Romanschriftsteller, geb. 1599 bei Paris, gest. 14. Juni 1674, lebte meist auf seiner Besitzung in Gomberville bei Versailles und war eins der ersten Mitglieder der französischen Akademie. Er verfaßte lehrhafte u. galante Poëmen im Geschmack der Zeit, namentlich aber vier Romane (darunter »Polixandre«, 1629, dritte Bearbeitung 1637 in 5 Bänden), die dem herrschenden heroisch-galanen Roman eine realere Grundlage gaben und großen Beifall fanden. Er vermißte darin das damals verpönte Wörtchen car; doch sind ihm drei car entschlüpft. Poëture schrieb hiergegen seinen mit Car beginnenden Brief.

Gombin, Stadt im russisch-poln. Gouv. Warschau, Kreis Gostynin, treibt Fäbrilation von Spiritus, Zucker, Lichen und hat (1869) 5081 Einw.

Gombo (Gombro), f. Abelenchus.

Gomel, russ. Stahl, f. Smetel.

Gomenöl (Rhoaöl), ätherisches Öl von Melaleuca viridiflora in Neuseelanden, riecht und schmeckt aromatisch wie Kampfer und Pfefferminzöl, (spez. Gew. 0,908–0,922 bei 12°, besteht aus Cineol, Terpinol und dessen Valeriansäureester, Phenol u. wird bei chronischer Bronchitis, Lungenwindsucht und Keuchhusten als Einreibung unter die Haut angewendet. Es begünstigt auch das Allgemeinbefinden, den Appetit und das Körpergewicht.

Gomer, biblischer Name (Vulgatef. 1. Mos. 10, 2. 3) eines von Japhet abstammenden Volkes, unter dem die Einwohner in der heutigen Krim zu verstehen sind. Nach anderer Ansicht sind damit die Kappadokier gemeint, die von den Armeniern »Gamar« genannt wurden.

Gomera, 1) eine der zu Spanien gehörigen Kanarischen Inseln, von Tenerife durch einen 27 km breiten Kanal getrennt, unter 28° 6' nördl. Br. und

17° 8' weatl. L., 374 qkm, mit (Ende 1900) 15,358 Einw. Die teil abfallende Insel besteht aus vulkanischen Massen über einem Kern von Grünsteingebirge, ist von tiefen Schluchten durchzogen und erreicht im Alto de Garajonai 1340 m. Die höhern Lagen bedecken Lorbeerarten, in den Flußläufen wachsen zahlreiche Palmen. Die trägen Bewohner pflanzen in dem sehr fruchtbaren verwitterten Boden Koloassien, Dattelpalmen, Getreide und viel Kartoffeln (für die Ausfuhr); die Knollen der Adierfarne dienen zur Brotbereitung. Die Viehzucht ist ansehnlich, auch führt man etwas Seide aus; die Thunfischerei ist ergiebig. Hauptstadt ist San Sebastian, an der Ostküste, mit (1887) 2861 Einw. und guten Hafen, Ausgangspunkt der Fahrten des Kolumbus und Ziel der Goldflotten von Peru und Verido. — 2) (Pefion de Selez de la G.) span. Insel und Pefidio (d. h. kleine Festung) an der Küste von Maroffa, seit 1508 kastilisch, hat (Ende 1900) 321 Einw. einschließlich einer kleinen Garnison.

Gómes, João Baptista, portug. Dramatiker, geb. um 1775 in Porto, gest. 20. Dez. 1803, in Berufsschaff der Tragödie »A nova Castro« (»Die neue Castro«), welche die Geschichte der unglücklichen Ines de Castro (s. Castro 1) zum Gegenstand hat. Das ganz im nationalen Geist abgefaßte Stück kam zu Anfang des 19. Jahrh. in Lissabon auf die Bühne, erregte sich eines außerordentlichen Beifalles und blieb die Lieblingstragödie der Portugiesen, bis Almeida-Garretts »Frei Luis de Sousa« ihr den Rang streitig machte. Gedruckt erschien dieselbe zuerst 1806, seitdem öfter (5. Ausg., Lissab. 1839). Ins Französische wurde sie von Ferd. Denis in den »Chefs d'œuvre du théâtre portugais« (Par. 1823), ins Deutsche von Eitlich (Leipz. 1841) überfetzt. — Die Portugiesen unterschieden das Stück als die »Neue Castro« von ältern Dramen über den gleichen Stoff.

Gómes de Amorim, Francisco, einer der bedeutendsten neuern portug. Dichter, geb. 13. Aug. 1827 in Avelemar (Prov.ing Minho), gest. 4. Nov. 1892, verbrachte die ersten Jahre in bitterer Armut und kam noch als Knabe nach Brasilien, wo er ein abenteuerliches Leben, bald in Pará als Handelsbesitzer, bald im Urwald bei den Stüben des Xingu und Amazonenstroms, führte. Die Bekanntschaft mit Almeida-Garretts Dichtung »Camões« führte ihn der Poësie zu; das wohlwollende Entgegenkommen des Meisters, mit dem er sich in Korrespondenz gesetzt hatte, bahnte dem jungen Dichter den Weg ins literarische Leben. G. lebte 1846 nach Portugal zurück und nahm in Lissabon an den innern Bewegungen teiligen Anteil. Aus dem Jahr 1848 stammen einige seiner feurigsten Gedichte; er gewann bei Freund und Feind Anerkennung, mußte aber, um sich sein tägliches Brot zu erwerben, das Futmacherehandwerk erlernen; 1851 endlich erhielt er eine Stelle im Staatsdienst, 1859 wurde er Bibliothekar der Marine und des Marine-Museums. Die Akademie der Wissenschaften hatte ihn bereits 1858 in ihren Schoß aufgenommen. Durch ein schweres Rückenmarkleiden blieb er die letzten zwei Jahrzehnte aus Haus gefesselt. An Gedichten liegen von G. vor: die tief und warm empfundenen »Cantos matutinos« (2. Aufl. u. d. T.: »Versos«, Lissab. 1866) und »Ephéméres« (2. Aufl. 1866); »A flor de mar-more«; »Derradeiros cantos« und »A ideia velha« in zehn Gesängen. Auch für die Bühne war G. mit Erfolg tätig. Vor allem beachtenswert ist sein dem brasilianischen Leben entnommenes Drama »O cedro vermelho«, mit einem interessanten Kommentar über Sprache und Sitten der Indianer Brasiliens; ferner:

»Ghigi« (1852), »A Proibição« und »Ódio de raça«. Auch »A Abnegação«, »A Vinva«, »Figados de tigre«, »Os incognitos do mundo«, »Os herdeiros do millionario« u. a. wurden ehrenvoll aufgenommen. Eine neue Bahn betrat G. im Roman, den er zur Darstellung erhebender Bilder der Vaterlandsliebe, zur Schilderung des Seelenlebens und besonders zur Zeichnung von Land und Leuten seiner Heimat benutzte. Dierher gehören: »Os Selvagens«, ein buntfarbiges Bild brasilianischen Lebens, mit seiner Fortsetzung: »O remorso vivo«; ferner »Fructos de vario sabor«, »Muita parra e pouca uva«, »O amor da patria«, ein trefflicher Secretoman, und »As duas fandeiras«, ein Bild aus dem Leben und Treiben im Rio. Ein Denkmal seines Stils ist das von G. herausgegebene satirische »Dicionario de João Fernandes«. In seinem für die Geschichte der Romanliteratur in Portugal hochwichtigen Werk: »Almeida-Garrett, memorias biographicas« (Lissab. 1881—84, 3 Bde.) ist nicht bloß Almeida-Garretts poetische Entwicklung, sondern ein Stück der innern Geschichte Portugals dargestellt. Seine letzte Arbeit, eine modernisirte Uebersetzung der »Lusiadas« (1889), wurde von der wissenschaftlichen Kritik streng zurückgewiesen. Eine Sammlung seiner schönsten Werke erschien in 8 Bänden (Lissab. 1886—70).

Gomes Leal, Antonio Duarte, portug. Dichter, geb. 6. Juni 1848 in Lissabon, entwickelte früh poetische Anlagen und erwarb sich einen ruhmvollen Namen durch schwungvoll-heftige Dichtungen, wie: »Claridades do sul«, »A Canalha«, »O Antecristo«, vor allem aber durch »A tração, carta a el Rei D. Luiz« (1881), »Hereje« (1881), »O Renegado« (1881), »A Orgia«, »Troça a Inglaterra« (1891), »Fim do um mundo« (1900), in denen er sich über Politik und Religion vom extrem freimüthigen oder »falanischen« Standpunkt ausließ. Einige Dichtungen zogen ihm einen Troß und Gefängnisstrafe zu, was indessen seine Popularität nur erhöhte. G. ist eine durchaus originale Erscheinung in der Literatur seiner Heimat, in der er mit Guerra-Junqueiro eine Revolution hervorgerufen hat. Er war einer der Redakteure der republikanischen Zeitung »O Seculo«. Neuerdings hat er mildere veröhnliche Klänge angenommen in »Morte do Rei Humberto«, »Kruiger e a Hollanda«, besonders aber in den »Serenadas do Hilario« und einer »Historia de Jesus« (1901).

Gomilen, aus Steinen hergestellte vorgeschichtliche Grabhügel, die in der Umgebung von Tanjama (Halbinsel Sabioncello in Dalmatien) in der Regel auf dem Gipfel von Anhöhen sich befinden.

Gomilflaf, wollene Unterhemden, in Smyrna und im Dilatet Aindin gebräuchlich.

Gomm, Sir William Raynard, engl. Feldmarschall, geb. 1784 auf der Insel Barbados, gebl. 15. März 1875, trat 1794 in die Armee, nahm teil an den Expeditionen nach dem Felber (1799), nach Frankreich und Spanien (1801), nach Hannover (1803), nach Straßburg und Kopenhagen (1807). 1808 und 1809 war er an den Schlachten von Woleja, Bimeiro und Coarua bei, dann der Expedition nach Balaclava und ging 1810 wieder nach Spanien. 1815 kämpfte er bei Waterloo, wurde 1839 Gouverneur von Zamia, 1842 von Mauritius und befehligte 1851—53 die angloindische Armee im Kriege gegen die Birmanen. 1855 nach Europa zurückgekehrt, wurde er 1868 Feldmarschall und 1872 Baronet des Tower. Vgl. »Letters and Journals of Field-Marshal Sir W. M. G. from 1799 to Waterloo« (Lond. 1881).

Gommeline (Gommein), f. Degrin.

Gommer, f. Zeigen.

Gommern, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Jerichow I., an der Elbe, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Niederp. — Zerbst und der Kleinbahn Loburg — G., hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Amtsgerechtl., Staatsanwaltschaft (in der alten Burg), Pflastersteinbrüche, Zucker-, Stärke- und Schuhwarenfabrik, Dampfmaschinfabrik, Elektricitätswerk und (1900) 5107 meist evang. Einwohner. In der Nähe die Lungenheilstalt Vogelssang. — Beim nahen Dandow fand 5. April 1813 ein siegreiches Treffen der Preußen gegen die Franzosen statt, ein Teil des Gefechts bei Rodern (s. Rodern 1).

Gommose bacillaire (frz., spr. gommif baçilläre), f. Weinrotzahnmoos.

Gömör und Kis-Gont, Komitat im nördlichen Ungarn, grenzt im N. an die Komitate Liptau und Zips, im O. an Abauj-Torna, im S.O. an Vorbo, im S. an Heves, im W. an Kragas und Sohl und umfaßt 4275,40 qkm (77,6 QM.) mit (1900) 183,784 magyarischen und slowak. Einwohnern (römisch-katholische, evangelische und reformierte). Sitz des Komitats ist Rimasombat. Vgl. J. Hunfalvy, G. und Klein-Gont (ungar., Rimasombat 1867); S. Borovszky, Komitat G. (ungar., Budapest 1903).

Gömörer Gebirge (Gömör-Zipser Erzgebirge), Zweig der Karpaten, ist die östliche Fortsetzung des Ungarischen Erzgebirges und des Ostrovoß-Bepor-Gebirges, die sich südlich der Gran und östlich der Tima bis zum Tornaer Gebirge über den Sajó hinzieht. Sie enthalten das berühmte Abauj-Torna-Gömörer Höhlengebiet (Aggteleker Tropfsteinhöhle, Dobskauer und Gölizer Grotte, f. d.) und erreichen im N. in der Jabova Hora eine Höhe von 1441 m.

Gomorra (= Überflutung), Stadt Palästina, in dem fruchtbaren Tal Siddim, wurde der Sage nach durch die 1. Mos. 19, 24 ff. angedeutete Kataklysmos vernichtet, welche die Entstehung des Toten Meeres zur Folge hatte.

Gompertz, Theodor, Philolog, geb. 28. März 1832 in Bräun, studierte seit 1849 in Wien, habilitierte sich 1867 daselbst, wurde 1869 außerordentlicher, 1873 ordentlicher Professor und trat 1901 in den Ruhestand. Zur Enzyklopedie und Erklärung der hebräischen Rollen veröffentlichte er: »Philodemus Epitome de ira liber« (Leipz. 1864); »Herulianische Studien« (bas. 1865—66, 2 Hefte); »Traumdeutung und Zauberei« (Wien 1866); »Neue Bruchstücke Epikurs« (bas. 1876); »Über ein bisher unbekanntes griechisches Schriftstück« (1884); »Zu Philodems Büchern von der Musik« (1885); »Zu Heraklits Lehre und den Überresten seines Werkes« (1886); »Apologie der Heiligkeit, Sophistenrede« (1890); »Philodem und die ästhetischen Schriften der herulianischen Bibliothek« (1891). Außerdem nennen wir zur griechischen Literatur: »Demosthenes, der Staatsmann« (1864); »Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Gobelns neueste kritische Wiener« (1878); »Herodoteische Studien« (1883, 2 Hefte) und »Über den Abschluß des Herodoteischen Geschichtswerkes« (1886); »Platonische Aufsätze« (bis jetzt 3 Hefte, 1887—1902) und »Die jüngst entdeckten Überreste einer den Platonischen Dialogen enthaltenden Papyrusrolle« (1892); »Zu Aristoteles' Poetik« (1888 u. 1896, 2 Tle.); »Die Schrift vom Staatswesen der Äthener und ihr neuester Beurteiler« (1891); »Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller« (1875—

1900, 7 Hefte), sämtlich in Wien erschienen; »Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie« (bisher Bb. 1 und 2, Leipp. 1893—1902; 2. Aufl. 1903) und »Aristoteles' Poetik« (überf. und eingeleitet (daf. 1897). Sonst veröffentlichte er Lebensbilder von G. Bonih (Berl. 1889) und John Stuart Mill (Wien 1889) und leitete die Übertragung von Mills gesammelten Werken (Leipp. 1889—90, 12 Bde.; 3. T. von ihm selbst).

Gomphoceras, f. Eleutheres.

Gompholith (griech.), f. Nagelstue (f. d.).

Gomphrena L. (Kugelamarant, Amarantine), Gattung der Amarantaceen, mehr oder weniger stark behaarte, ein- oder mehrjährige Kräuter mit gegenständlichen, sitzenden oder kurzstieligen, ganzrandigen Blättern und end- oder achselständigen, meist kugelförmigen oder ovalen Blütenständen mit trockenblütigen, prächtig gefärbten Brakteen. Etwa 90 Arten, meist in Mittel- und Südamerika, einige in Australien. 1. globosa L. (rote Immortelle), einjährig, mit 30—40 cm hohem, sehr ästigem, gabelteiligem Stengel und länglichen, weichhaarigen Blättern, in den warmen Strichen aller Erdteile, wird der schönen roten oder weißen Blüten halber, die ihre Farben nach dem Trocknen behalten, kultiviert.

Gomron, Stadt, f. Bender Abdäs.

Gomse (frz. Conches), Bezirk des deutschen Oberwallis, an der Furka-Grimselroute, ein ca. 30 km langes, interessantes Ruderaltal, vom Rhodnegletscher bis zum Vinnental, umfaßt 528 qkm mit (1900) 4171 kat. Seelen, in 21 Gemeinden vertheilt. Einwohnern, die sich mit Land- und Alpwirtschaft beschäftigen. Bgl. Stedler. Das G. und die Gomser (Bern 1903).

Gomuti, f. Arenga.

Gon (Gon), Längenmaß in Annam zu 300 Fandelschuß von 52—64 cm, antlisch = 191,64 m.

Gonagra (griech.), Krügelst. f. Gicht.

Gonalves, See, Hauptst. des Depart. Artibonite an der Westküste der Insel Haiti, an schönem, nur gegen N. we. geöffneten Bai, mit deutschem Konsulat, Dampferverbindung nach Hamburg und Frankreich, hat 18,000 Einw., die bedeutende Ausfuhr von Kaffee, Kakao, Blauholz, Hülsen z. treiben.

Gonalgie (griech.), Knieeschmerz.

Gonave, Ile de la, Nebeninsel von Haiti, der Bai von Port-au-Prince vorgelagert, 60 km lang, 15 km breit, 760 m hoch, 743 qkm groß, ist dicht bewaldet, aber ohne fließende Gewässer und unbewohnt. G. ist das alte Guanabo (Guanabana) der Indianer von Xaragua und deren letzter Zufluchtsort.

Goncourt (frz. gonstic), Edmond de und Jules de, franz. Schriftstellerpaar, der ältere geb. 26. Mai 1822 in Nancy, gest. 16. Juli 1896 in Champsoy bei Paris, der jüngere geb. 17. Dez. 1830 in Paris, gest. dafelbst 20. Juni 1870, waren Söhne eines Schwadronschefs der Kaiserzeit und Enkel von Jean Antoine Huon de G., einem Deputierten der Nationalversammlung von 1789. Sie betratn zuerst 1851 die schriftstellerische Laufbahn, die sie immer vereint verfolgten. Von einem ersten Streben besetzt und durchaus selbstständigen Kunstanschauungen huldigend, waren die Brüder G. auf dem Felde des Romans neben Flaubert die Führer der modernen naturalistischen Schule, in der sie mit diesem gewissermaßen den rechten, aristokratischen Flügel bildeten, während Zola den jüngeren linken und demokratischen besetzte. Ihr Stil ist überaus sorgfältig gepflegt, ihre Sprache reich, aber nicht selten affectirt. Den Grundton ihrer Romane bildet eine melancholische, pessimistisch resignierte

Weltansch. Wir nennen davon: »Les hommes de lettres« (1860; neue Aufl. u. d. T.: »Charles Demailly«, 1869); »Sœur Philomène« (1861); »Renée Manperin« (1864); »Germinie Lacertoux« (1865); »Manette Salomon«, eine Erzählung aus dem Pariser Künstlerleben (1867); und »Madame Gervaisais« (antifleral, 1869). Daneben haben die Brüder G. auf dem Gebiete der Kunst- und Kulturforschung in den Werken: »Histoire de la société française pendant la Révolution« (1854), »La société française pendant le Directoire« (1855), »Portraits intimes du XVIII. siècle« (neue Aufl. 1878, 2 Bde.), »Sophie Arnould, d'après sa correspondance« (1857, 2. Ausg. 1876), »Histoire de Marie-Antoinette« (1858; deutsch, 3. Aufl., Wien 1867), »Les maîtresses de Louis XV« (1860), »La femme au XVIII. siècle« (1862), »L'art au XVIII. siècle« (3. Aufl. 1883, 2 Bde.), »Gavarni, l'homme et l'artiste« (1873), »L'amour au XVIII. siècle« (1875) u. a. sorgfältiges geleistet und sich namentlich für die Kunst- und Sittengeschichte des 18. Jahrh. als geradezu klassisch erwiesen. Nach dem Tode Jules' de G. veröffentlichte Edmond allein noch die ultrarealistischen Romane: »La fille Elisa« (1878), die Geschichte einer Straßenbirne, die unzählige Auflagen erlebte, »La Fanstine« (1882) und »Chérie« (1885); ferner »Les frères Zemganno« (1879), ein rührendes Denkmal der Brüderliebe, »L'Italie d'hier. Notes de voyages 1855—1856«, mit Handzeichnungen von Jules de G. (1894), sowie zwei schätzenswerte rätsonierende Kataloge: »L'œuvre de Watteau« (1876) und »L'œuvre de Prud'hon« (1877); »La Saint-Huberty, d'après sa correspondance« (1882); »Mlle. Clairon« (1890); »La Guimard« (1893), diese drei unter dem Kollektivtitel: »Les actrices du XVIII. siècle«; Briefe seines Bruders: »Lettres de Jules de G.« (1885); »Préfaces et manifestes littéraires« (1886); »Journal des Goncourt« (1887—96, 9 Bde.), die wichtige Fundgrube für die Geschichte des Naturalismus in Frankreich; »La maison d'un artiste«, die Beschreibung der Kunstsammlungen, die das Haus der beiden Brüder in Arcueil umschloß (1881), und damit verwandt: »Ottomaro« (1891), eine Übersicht des Wirkens des japanischen Malers und Karikaturzeichners. Das Werkgesch. welches die beiden Brüder 1865 mit ihrem realistischen Drama »Henriette Maréchal« hatten, wurde reichlich ausgeglichen durch den Erfolg, den Edmond de G. allein mit der Bearbeitung von »Germinie Lacertoux« und »La fille Elisa« aus Pariser Bühnen erntete. Bgl. Delzant, Les G. (1889).

Académie des Goncourt nennt sich ein von Edmond de G. durch sein Testament gestifteter Schriftstellerverband von zehn Mitgliedern. Nach Goncourt's letztem Willen soll jedes Mitglied einen Jahresgehalt von 6000 Fr. beziehen und jedes Jahr das Preiswerk eines Schriftstellers mit einem Preise von 10,000 Fr. getront werden. Das Testament bezeichnete bloß acht Akademiker, nämlich Alphonse Daubert (gest. 1897), Gustave Geffroy, Léon Hennique, R. J. Vissmans, Paul Marguerite, Octave Mirbeau, Joseph-Henri Rosny und Justin Rosny. Da der Ertrag der Versteigerung der von G. hinterlassenen Kunstsätze das nötige Kapital für seine Stiftung nicht vollständig ergab, kam die Begründung der Akademie, die im Gegensatz zu der alten Académie Française die neuern Richtungen der Literatur und nur die Prosa begünstigen soll, erst im Frühjahr 1904 zustande. An den Platz des verstorbenen Alphonse Daubert trat dessen Sohn Léon; Lucien Descaves und Edmire

Bourgeois erhielt die zwei offenen Säge. Den ersten Preis des Jahres 1904 trug der bis dahin ganz unbekannte John-Antoine Rau für den fraun Jreenhausröman »Force Ennemie« davon.

Göncz (spr. gönd), Großgemeinde im ungar. Komitat Abauj-Torna, mit Burgruinen, der Statue des ersten ungarischen Bibelübersetzeres W. Karóli, Mineralquellen, Obst- und Weinbau und (1901) 2904 magyar Einwohner.

Gond, der größte der dravidischen Völkerreste in Britisch-Indien, bildet die Hauptbevölkerung des waldigen Gondaana (»Land der G.«), namentlich des Striches zwischen der Boinganga, Pranhita und Godavari im W., der Andrabai im O. und dem sogenannten Gondaanagebirge, der Kette im S. der Korbada, im R. Jetzt ist die einmütige Stammeszusammengedrängtheit der G., wodurch sich die arische Kultur im Osten wieder vernichteten, völlig gebrochen. Ihre Häupten in den Waldgebirgen Orissa und den benachbarten Gauen sind gefügige Diener der englischen Regierung. Überhaupt gehen die G. in Sprache, Religion und Sitten immer mehr in den Hindu auf. Nur in den Waldgebieten haben sie sich wenig geändert, obgleich die den Naturkräften dargebrachten Menschenopfer aufgehört haben. Die Sprache, das Gondi, gehört zu den dravidischen Sprachen (s. Dravidia); grammatisch wurde sie behandelt von Williamson (»Gondi grammar and vocabulary«). Die Gesamtzahl der in Britisch-Indien das Gondi Sprechenden gibt der Zensus von 1891 auf 1,380,000 an, meist in den Zentralprovinzen, weniger in Berar, Maidarabad u. a. Die Religion ist ein Dienst der Geister (s. Shüta), der Einfluss der Priester unbegrenzt. Die Größe der G. ist durchschnittlich 161 cm, die Hautfarbe dunkel, fast schwarz, die Stirn breit, die Augen schiefgestellt, klein, tiefliegend und rötlich, die Lippen mullig, die Haare dick, lang und schwarz, zuweilen rötlich, der Bart schwach, die Brust breit, die Schenkel lang. Die Bekleidung ist spärlich, der Schmuck desto reichlicher. Bei einem der bedeutendsten Stämme, den Koris, wird der Kopf bis auf den Wirbel geschoren, das Gesicht tätowiert. Außerdem lieben sie nicht, sind aber als Handarbeiter beim Weg- und Bergbau sehr geschätzt. Vgl. Forsyth, Highlands of Central India (3. Aufl., Lond. 1889); Dalton, Descriptive ethnology of Bengal (Kalkutta 1872); Ristey, Tribes and castes of Bengal (dal. 1892, 2 Bde.).

Gondar (Guendar), alte abessin. Hauptstadt in Ambara, auf einem basaltischen Hügel, 2000 m ü. M., 37 km nördlich vom Tanake, ist die gegenwärtig verfallene Residenz der früheren Kaiser, von deren Prachtstücke das von portugiesischen Baumstämmen errichtete Kaiserpalais, der Palast des Ras und mehrere Lusthäuser in der Umgegend, sämtlich in Ruinen, noch heute zeugen. G. hatte früher 40,000, jetzt kaum 4000 Einw. (Christen und Juden). Die mohammedanische Stadt (Islamabad) ist seit der Gewalttätigkeit aller Moslems ganz verlassen. Die Einwohner fertigen Gold- und Silberarbeiten, musikalische Instrumente, Kirchengefäße und kunstvolle Sättel; die Weislichen sind Meister in der Kalligraphie, malen Kirchenbilder, verfertigen Andachtskränze und originelle Lesepulte. Auch werden hier die meisten Geistlichen der abessinischen Kirche ausgebildet. Der Ort wurde um die Mitte des 17. Jahrh. unter Kaiser Jasitides (Alem Saged) gegründet und in den Bürgerkriegen wiederholt verwüstet, so nach 1867 unter Theodoros II., der die meisten der 40 Kirchen zerstören ließ.

Gondel (ital. gondola, Verfeinerung von gönda), venezian. Boot für die Fahrt auf Lagunen und Kanälen, lang, schmal, scharf gebaut, in der Mitte oft mit gewölbtem Dach, am Bug und Heck mit leichtem Dach für die Ruderer (gondolieri). Bor- und Hintersteuern sind steil und seitlich verziert. Die Gondeln werden von einem oder zwei Leuten stehend gerudert. In Venedig vertreten die Gondeln (9 m lang) die Stelle des Fuhrwerks. Zur Blütezeit Venedigs wurde in Ausschmückung der Gondeln, Vergoldung u. großer Luxus getrieben; im 15. Jahrh. mahlten sie aber schwarz, angefrischen werden.

Gondi, die Sprache der Gond (s. d.).

Gonbi, Jean G., Kardinal der Kex, Haupt der Fronde, f. Reg.

Gondinet (spr. gongbind), Edmond, franz. Bühnendichter, geb. 7. März 1828 in Laurière (Saule-Bienne), gest. 19. Nov. 1888 in Paris, widmete sich anfangs dem Verwaltungsfach, ging aber, nachdem er mit den Lustspielen: »Trop enriens« (1863), »Les victimes de l'argent« (1865) und »Révoltes« (1865) Erfolge errungen, ganz zur Bühnendichtung über. Sein Lustspiel »Christiane« (1872) zeichnet sich durch künstlerische Abnutzung, seine Charakteristik und unverwundliche Feinheit gleich sehr aus, ebenso das patriotische Drama »Libres« und das Lustspiel »Gilberte« (beide 1874). Außerordentliche Erfolge hatte G. im rein komischen Genre; zu den ergößlichsten Stücken dieser Art gehören: »Panaolo«, »Le homard« (1874), »Le panache« (1875), »Les convictions de papa« und »Le professeur pour dames« (1877), »Vieilles couches« (1878), »Dégommé« (1888) u. a. Auch in Gemeinschaft mit andern hat G. verschiedene geschrieben, z. B. »Le plus heureux des trois« mit Labadie, »L'aloquette« mit Alb. Wolff (1881) u. a., ferner die Opern »Le roi l'a dit«, »Lakmé« (Musik von Delibes) u. a. Sein »Théâtre complet« erschien Paris 1892 — 98 in 6 Bänden. Vgl. Vesson, G. (2. Aufl., Par. 1890).

Gondofora (Ismailla), ehemalige Handels-, Militär- und Missionstation am rechten Ufer des Nils (Bahr el Atbi), unter 4° 54' nördl. Br., im Gebiete der Bari, war früher deutscher Handelsplatz für Elfenbein und Sklaven und Sitz einer österreichischen katholischen Mission. 1871 wurde G. von Bahr zur Unterdrückung des Sklavenhandels unter dem Namen Ismailla als Militärstation gegründet, die aber nach Verschiebung des Ribettes und nach Verumpfung der Umgebung 1875 nach Labo verlegt wurde. Vgl. Bahr, Ismailla (Lond. 1874, 2 Bde.).

Gondola, Giovanni, f. Gumbuli.

Gondoliera (ital.), Gondellied, soviel wie Barcarole (s. d.).

Gondwana, das Land der Gond (s. d.).

Gonsolin, f. Postarbsplanen.

Gonse, Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Pontoise, am der Korbada, mit alter Kirche (12. Jahrh.) und (1901) 2673 Einw. G. ist Geburtsort des Königs Philipp II. August.

Gonsfano (ital., v. althochd. gundfano), Kriegsfahne, Banner. Compagnia del G., eine 1264 von Rom gegründete Bruderschaft, welche die Lebensgeschichte Christi in der Karwoche dramatisch darstellte. Der Schauplatz war das Kolosseum, die Vorstellungen wurden 1549 vom Papst Paul III. verboten.

Gonsaloniere (ital.), Bannerherr, in den italienischen Republiken des Mittelalters das aus den angesehensten Bürgern erwählte Oberhaupt, dessen Befugnisse sich nach den verschiedenen Verfassungen der

betreffenden Staaten richteten. G. des päpstlichen Stuhls war sonst ein Titel der Herzöge von Parma aus dem Haus Harnese; die Gonsalonieri, eine der besonnensten »Bruderschaften« (*fraternitas, sodalitas*), d. h. fromme Vereine, innerhalb der katholischen Kirche.

Gong (Gong-Gong, Tschung, Lu), chines. Schlaginstrument, s. wie Lamou (s. d.).

Gongoro y Argote, Luis de, berühmter span. Dichter, geb. 11. Juni 1661 in Cordoba, gest. d. selb. 24. Mai 1627, widmete sich in Salamanca dem Studium der Rechte und den schönen Wissenschaften. Trotz literarischer Erfolge zwang ihn die Not, 1606 Geistlicher an der Kathedrale seiner Vaterstadt mit einer mageren Pfründe zu werden. Erst spät wurde er zum Ehrenkaplan des Königs Philipp III. ernannt und in die Kapellen berufen. Seine Jugendgedichte sind ganz im nationalen Geist geschrieben, dabei frisch und urprünglich. Aber unzufrieden mit dem Erfolg und verbittert durch sein Schicksal, erlangte er einen neuen Stil, den sogen. »gebildeten« (*estilo culto*). Der Ausdruck ist mühlos gekünstelt und dunkel, die Bilder gesucht und überflüssig, die Anklänge geschraubt und wispelnd, die Sprache überladen mit gelehrten, namentlich mythologischen Anspielungen und latinisierenden Wortstellungen (vgl. Euphuismus). In diesem Stil dichtete er seine »Sotoladens«, seine »Fábula de Polilemo y Galatea«, die »Fábula de Piramo y Tisbe« und viele Sonette. G. fand eine Anzahl von Nachahmern, die Gongoristen oder Eulteronisten, während man den neuen Stil selbst Gongorismus nennt. Auf die spanische und portugiesische Dichtkunst ist diese Gleichmodeverirrung während des 17. Jahrh. vom nachtheiligsten Einfluß gewesen. — Die älteste Ausgabe der Werke Gongoros ist die von J. Lopez de Vicuña (Madr. 1627); vollständiger, aber sehr inkorrekt ist die von Gonzalo des Hayes y Córdoba (dof. 1634); besser die Brüssler (1659). Neuere Auswahlen erschienen 1820 in Romon Fernandez' »Coleccion de poetas españoles«, ferner Madrid 1863 und, von A. de Castro besorgt, im 32. Bande der Biblioteca de Autores Españoles (Madr. 1854). Neuerdings erschienen: »Cartas y poesias ineditas« (Granada 1892) u. weitere »Poesias Ineditas« (1897). Mehrere Anhänger Gongoros hoben versucht, seine schwerverständlichen Dichtungen zu kommentieren; so sein Freund José Pellicer in seinen »Lecciones solemnes a las obras de L. de G.« (Madr. 1630) und Eristobol de Salazar Wardones in seiner »Ilustracion de la fábula de Piramo y Tisbe« (dof. 1636); am ausführlichsten Garcia de Salcedo Coronel in einer besondern Ausgabe von des Dichters Werken (dof. 1636 — 48, 3 Bde.). Doch sind alle diese Kommentare theils geschmacklos, theils ebenso unverständlich wie das, was sie erklären sollen. Vgl. E. Hurton, G., an historical and critical essay (Lond. 1862, 2 Bde.).

Gongorismus, s. Gongoro y Argote.

Goniatiten, s. Ammoniten.

Goniden (griech., von gonos, »samenähnlich«), die chlorophyllhaltigen Zellen der Flechten (s. d., S. 669).

Goniometer (griech., »Winkelmesser«), Instrument zur Messung der Winkel, die ebene Flächen miteinander bilden, der Grundoperation der Kristallographie. Das einfachste ist das GOND- oder Anlegegoniometer von Carangot (Fig. 1), das einem Transporteur mit drehbarem Radius (Lineol) gleicht. Man legt den zu messenden Kristall so an, daß die eine

Fläche die der Grundlinie parallele Schiene, die andre Fläche das um den Mittelpunkt des Teilkreises bewegliche Lineol berührt und die Kanle rechtwinklig auf der Fläche des Goniometers steht, und liest dann die Größe des Winkels an dem Teilkreis unmittelbar ab. Genauer ist das Reflexionsgoniometer von Pollosion, das mit Hilfe der natürlichen oder durch Auflegen von glänzenden Blättern künstlich hergestellten Spiegelung der Kristallflächen das Supplement des gesuchten Winkels zu messen gestattet. Hierzu benutzt man ein Fernrohr (oder auch eine fixierte Ableselinie), das man mittels eines seiner Kreuzfäden



Fig. 1. Anlegegoniometer.

auf das von der ersten Fläche reflektierte Bild einer möglichst fernem (mit der Achse des Goniometerkreises parallelen) Signallinie (z. B. einer Fensterrinne) einstellt; dann dreht man den über der Mitte des Teilkreises an diesem oder am Radius befestigten Kristall um seine in die Achse des Goniometerkreises fallende Kante, bis das von der zweiten Fläche reflektierte Bild des Signals wiederum mit demselben Kreuzfaden zusammentrifft. Die Ablesungen an dem Teilkreis ergeben den Drehwinkel (bei einem größeren G. bis auf 10" genau). Die richtige Einstellung des Kristalls wird durch wiederholte Korrekturen derselben mittels eines Schillens- und Drehapparats bewirkt. Jetzt



Fig. 2. Reflexionsgoniometer.

wendet man in der Regel ein G. an, an dem neben dem Okulorrohr statt des entfernten Signals ein Kollimatorrohr mit Spaltöffnung angedrückt ist (Fig. 2). Auch werden wohl zweifelhafte G. (Theodolitgoniometer) benutzt, die mit zwei ineinander senkrechten Teilkreisen versehen sind; eine Fläche an dem zu messenden Kristall wählt man dann als Äquator, eine zu dieser senkrechte als ersten Meridian, und misst dann, ohne die dem Kristall einmal gegebene Position zu ändern, für jede andre an ihm auftretende Fläche die zwei Winkel, die sie mit jenen beiden Flächen bildet. Durch diese, der Länge und Breite der geographischen

Ortsbestimmung vergleichbaren beiden Winkel (Positionswinkel) ist dann die Lage jeder Fläche vollkommen bestimmt. Ein Anlegegoniometer dient auch zu Winkelmessungen am Schädel. Über Mikrogoniometer s. Mikroskop. Vgl. Groth, *Physikalische Kristallographie* (3. Aufl., Leipz. 1895).

Goniometrie (griech., »Winkelmessung«), der Teil der Trigonometrie (s. d.), der bloß von den Beziehungen zwischen den trigonometrischen (goniometrischen) Funktionen sinus, cosinus u. handelt. Vgl. Bernide, *G. und Grundzüge der Trigonometrie* (Braunsch. 1888); Hammer, *Lehrbuch der Trigonometrie* (2. Aufl., Stuttg. 1897).

Goniönds, Stadt im russ. Gouv. Grodno, links an der Bodna, mit Befestigungen und (1897) 3459 Einw., meist Juden, die Transithandel treiben. Gegenüber das Dorf Ossoweg, Station der Eisenbahn Preßburg–Grajewo. G. kam 1795 an Preußen, 1807 an Rußland.

Gonitis (griech.), Kniegelenkentzündung; s. Gelenkentzündung.

Gonje, in Ostindien ein aus Schilf gekochter Saft zur Verpachtung von Gewürzen.

Gonne, Friedrich, Maler, geb. 30. Mai 1813 in Dresden, bildete sich seit 1834 auf der Kunstakademie daselbst und begab sich später nach Antwerpen, Berlin und München, wo er durch sein Genrebild: Kartenpieler in einer Gebirgslandschaft, Beifall gewann, und dann nach Rom. Nach Dresden zurückgekehrt, malte er unter andern die Genrebilder: der Allertümler, des Räubers Neue, der Wäntelsänger, die Konventienzbeirat, brennende Erinnerungen (1869, in der Kunsthalle in Hamburg), ein Bauernfänger in einer Dorfschenke, ferner den Zubauß (gekrochen von Tröhmern) und die Jünger von Emmaus (Altarbild in Schellberg). 1857 wurde er Professor. Unter seinen Porträten ist das Bildnis des Königs Johann von Sachsen im Rathausaal zu Leipzig bemerkenswert.

Gönnert, Nikolaus Thaddäus von, Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 18. Dez. 1764 in Bamberg, gest. 18. April 1827 in München, wurde 1789 ordentlicher Professor der Rechte in Bamberg, 1799 Professor des Staatsrechts an der Universität Ingolstadt, deren Verlegung nach Landshut (1800) er vornehmlich bewirkte. 1811 in die Gesetzgebungscommission nach München berufen, wurde er 1812 Direktor des Appellationsgerichts vom Jarkreis, 1813 geabelt, 1817 Geheimrat und Staatsrat, 1826 aber nach Verlegung der Universität Landshut nach München Honorarprofessor der Rechtsphilosophie. G. zählte zu den einflussreichsten Hauptern der philosophisch-juristischen Schule. Von seinen gesetzgeberischen Arbeiten nennen wir den »Entwurf eines Gesetzbuchs über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtsachen« (Erlang. 1815—17, 3 Bde.), das Hypothekengesetz mit »Kommentar« (München, 1823—24, 2 Bde.) und den neuen »Entwurf des Strafgesetzbuchs« (das. 1829); von seinen übrigen zahlreichen Schriften das »Handbuch des deutschen gemeinen Prozesses« (Erlang. 1801—03, 4 Bde.; 2. Aufl., das. 1804) und sein »Deutsches Staatsrecht« (das. 1804). Vgl. Koch, *N. T. v. Gönnert Staatsleher* (Leipz. 1902).

Gönningen, Dorf im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Tübingen, am Fuße der Alb und an der Eisenbahn Reutlingen–G., 552 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Pappdeckelfabrik, Lampenreinigungsfabrikation, Ziegelbrennerei, Sägemühle, große Tuff- und Kalksteinbrüche, bedeutenen Hausrathhandel in Sämereien, Blumenzwiebeln, Gewürzen, Bäumen, Obst, Hopfen und (1900) 1437 Einw.

Gonnos, im Altertum wichtige Festung in Thessalien, am westlichen Eingang des Tales Tempe, beherrschte die beiden Zugänge Thessaliens von N. her und wird deshalb bis zu den römisch-macedonischen Kriegen herab öfters erwähnt. Jetzt Lythosimon (= Volsprachen).

Gonobitz (slowen. Konjice), Marktflecken in Steiermark, an der Drava (Nebenfluß der Drau) und der Lohabahn Pölstal–G., Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit Schloß des Fürsten Windischgrätz, treibt vorzüglich Weinbau, hat eine Lederfabrik und (1900) 1299 deutsche und slowen. Einwohner. Westlich liegen der bewaldete Gonobitzer Berg (1014 m) und die Ruinen der Feste G., südlich die alte Kartause Seib.

Gonoblastiden, Geschlechtspolypen, s. Hydromedusen.

Gonochorismus (griech.), die Geschlechtstrennung bei Pflanzen und Tieren, im Gegensatz zum Hermaphroditismus, dem Vorkommen männlicher und weiblicher Geschlechtswerkzeuge bei demselben Individuum; gonochoristisch, getrennten Geschlechts.

Gonococcus, die den Tripper erzeugende Bakterienart.

Gonolobus Mich., Gattung der Wäpeliadaceen, Sträucher oder Halbsträucher mit windenden oder niederliegenden Stängeln, gegenständigen, herzigen Blättern und ziemlich großen, innen oft purpurroten Blüten in lockern, wenigblütigen Cymen. Von den mehr als 60 Arten im tropischen Amerika liefert G. Condurango Triana, an den Bestäubungen der Korbillern, Condurangorinde. G. Condurango.

Gonon, Eugène, franz. Bildhauer und Erzgießer, geb. 17. Okt. 1814 in Paris als Sohn des Erzgießers Honoré G., gest. daselbst 1892, war Anfangs Gehilfe seines Vaters und bildete sich dann auf der Ecole des beaux-arts und unter Fradier und Blondel zum Bildhauer aus. Teils in Gemeinschaft mit seinem Vater, teils allein führte er eine große Anzahl von Ergüssen nach antiken und modernen Originalen andrer Bildhauer, aber auch nach eignen Kompositionen aus, wobei er sich der von ihm wieder entdeckten Technik des Gusses »à cire perdue« (mit verlornen Wachsfornen, s. Bronzeguß) bediente. Seine eignen Kompositionen sind kleine, sehr lebendig durchgeführte Tierstücke, wie z. B. eine Graumäule, von einer Katze und einer Ratte angegriffen, Nachtigallen und Tauben, Nachtigallen in einer Schlinge gefangen und die gefangene Lerche.

Gonophore, Geschlechtstnospen der Hydromedusen (s. d.).

Gonorrhoe (= Samenfluß), Tripper (s. d.), den man früher als Samenfluß ansah. Gonorrhöische Vindchautentzündung, s. Augentripper.

Gonotheca (Gonangium), häutige Kapself mit Geschlechtstnospen bei den Hydromedusen, s. d.

Gonsäwa, Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Jnin, an der Kleinbahn Bistupin–Schönewo, hat eine kath. Kirche, Synagoge und (1900) 829 Einw.

Gonse (fr. gonse), Louis, franz. Kunstschritsteller, geb. 16. Nov. 1846 in Paris, wandte sich zuerst als Kunstschriftsteller durch Herausgabe einer Sammlung von Briefen u. d. L.: »Notes d'un voyage dans le centre et le midi de la France« (Nouen 1868) bekannt, trat später in die Redaktion des »Moniteur universel« und wurde 1872 Mitarbeiter, 1875 Chefredakteur der »Gazette des Beaux Arts«, die er bis 1893 geleitet hat. Er gab heraus: »L'œuvre de Jules Jacquemart« (Par. 1876); »Eugène Fromentin.

peintre et écrivain» (1880); »L'art japonais» (1883, 2 Bde.; daneben ein kurzer Abriß, 1886); »L'art gothique» (1891); »La sculpture et la gravure au XIX. siècle» (1893); »La sculpture française depuis le XIV. siècle» (1895); »Les chefs d'œuvre des musées de France» (1900).

Gonzenheim, Dorf in der best. Provinz Rhein-
bessen, Kreis Mainz, Knotenpunkt der Preussisch-
hessischen Staatsbahnlinie Mainz-Bühlheim und der
Eisenbahn Mainz-Finthen, hat eine evangelische und
eine kath. Kirche, Spargel- und Gemüsebau, Kon-
servenfabrik und (1900) mit der Garnison (1 Abteil.
Feldartillerie Nr. 27) 4882 Einw.

Gontard, Karl von, deutscher Architekt, geb.
13. Jan. 1731 in Mannheim, gest. 23. Sept. 1791 in
Breslau, bildete sich auf Reisen nach Paris und Ita-
lien, war anfangs in Bayreuth tätig und trat 1764
in die Dienste Friedrichs II. von Preußen, für den
er die Communen mit den Kolonnaden beim Neuen
Palais in Potsdam und den Freundschaftstempel in
Sanssouci erbaute. In Berlin erbaute er unter Fried-
rich II. die beiden Kuppeltürme auf dem Gendarmen-
markt und die Königskolonnade. Seine letzte Schöp-
fung war das Marmorpalais am Heiligen See bei
Potsdam (1788—90). G. schloß sich an den franzö-
sischen Klassizismus an, wußte aber in seinen Haupt-
werken große monumentale Wirkungen zu erzielen.
Vgl. Ballé, Leben und Wirken K. von Gontards
(Berl. 1891).

Gontant (spr. gongto), Armand und Charles
de, f. Wron.

Gonten, Dorf im Schweizer Kanton Appenzell-
Aargau, am Fuße des Aronbergs, 906 m ü. M.,
an der Eisenbahn Sinseln-Appenzell, mit (1900) 1604
meist kath. Einwohnern. In der Nähe liegt Gon-
tenbad, Station derselben Bahnlinie, Kolkentur-
msturm mit ewiger Eisengasse, 887 m ü. M., wichtig
gegen Bleichsucht, anämische Zustände, Digestions-
störungen; das Klima ist kräftigend, aber etwas rau
und für nervöse, schwächliche Individuen nicht
geeignet. Von ähnlicher Wirkung ist das nahegelegene
Jafobsdorf, 889 m ü. M.

Gontschka (Guncha, Guncha), Hohlmaß in
Rußland zu 1/10 Roman = 10 Neßis von 8 Wands, =
133 L.

Gontscharow, Iwan Alexandrowitsch, einer
der bedeutendsten russ. Roman Schriftsteller, geb. 18.
(6.) Juni 1813 in Simbirsk als Sohn eines einfachen
Kaufmanns, gest. 27. (15.) Sept. 1891 in Peters-
burg, besuchte bis zu seinem zwölften Jahr eine von
einem Geistlichen an der Wolga auf dem Gute der
Fürstin Cholmski eingerichtete Schule. Darauf zur
weiteren Ausbildung nach Moskau gedruckt, bezog er
1831 die dortige Universität, absolvierte 1835 in der
historisch-philologischen Fakultät den vollen Lehrtur-
us und erhielt bald darauf in Petersburg eine An-
stellung im Finanzministerium. 1852 machte er mit
dem Viceadmiral Grafen E. Kuljatin als dessen Ge-
setzt eine Reise um die Erde, deren Ziel in der Er-
öffnung neuer Handelsbeziehungen mit Japan lag.
Nach der Rückkehr nach Petersburg trat er wieder in
das Finanzministerium, ging aber in die Oberpost-
verwaltung über, wo er bis 1873 als Zensor fungierte.
In den 60er Jahren war er eine Zeitlang Reaktor
der offiziellen »Nordischen Post«. Die russische Lite-
ratur besitzt von G. drei größere Romane: »Eine all-
tägliche Geschichte» (1847 u. 1858; deutsch, Stuttg.
1884), »Obomow» (1858 u. d., 2 Bde.; deutsch, Leipz.
1898 u. Berl. 1885) und »Der Absturz» (»Obryv»,

1870, 2 Bde.; deutsch in Reclams Universal-Biblio-
thek), sowie die originelle Beschreibung seiner Reise:
»Die Fregatte Pallad» (1858, 2. Aufl. 1862). Außer-
dem veröffentlichte er die vier Essays: »Ein literari-
scher Abend», »Eine Million Dualen», »Bemerkungen
über die Persönlichkeit Belinskijs», »Besser spät
als nie», die 1881 zusammen a. d. Z. »Vier Essays«
erschieden. In allen Werken bewährt sich G. als ein
vorzüglicher, kunstvoller Erzähler, dessen Schilderun-
gen ebenso ausgezeichnet sind in der Charakteristik
wie durch Verarbeitung und Vertiefung des Stoffes.
Er legt den innersten Kern des russischen Lebens bloß,
zeichnet das geistige und sittliche Leben seiner Nation
mit scharfen und klaren Zügen und schafft damit voll-
endete Kunstwerke. Eine Gesamtausgabe seiner Werke
erschien Petersburg 1884, 8 Bde. (zuletzt 1896, 9 Bde.).

Göngö (Göngö, spr. göngö), Dorf im ungar. Komitat
Raab, Dampfschiffstation an der Mündung des
Bieleburger Donauarmes in die Donau, mit (1901)
1625 magyarischen, meist römisch kath. Einwohnern.

Gonzaga, Diktatorhauptort in der ital. Provinz
Mantua, in fruchtbarer Ebene zwischen Po und
Secchia an der Eisenbahn Modena-Mantua gelegen,
mit Resten alter Befestigungen und des Stamm-
schlosses der Familie G., hat (1901) ca. 3000 (als Ge-
meinde 8041) Einw.

Gonzaga, ital. Fürstengeschlecht, benannt nach
dem gleichnamigen Ort, aus dem es stammt, ist seit
dem 12. Jahrh. in Mantua nachweisbar. Der Be-
gründer seiner Größe ist Luigi G., der 1328 nach
der Ermordung des Passerino de' Bonacossi und Ver-
treibung seiner Anhänger Generalkapitän von Man-
tua wurde und für seine Herrschaft die Anerkennung
Kaiser Ludwigs des Bayern erhielt. Von seinem
Nachkommen Lodovico III. nannten die Herzöge von
Sabbioneta, die 1591, die Fürsten von Bozzolo, die
1708, die Herzöge von Guastalla, die 1746, und die
Fürsten von Castiglione, die 1819 ausstarben. Die in
Mantua vertheidende Linie erhielt 1432 von Kaiser
Siegfried die Markgrafen- und 1530 mit Ferdinand II.
von Kaiser Karl V. die Herzogswürde; des letztern
Nachkommen wurden 1573 Herzöge von Montecatini.
Als sie 25. Dez. 1627 mit Herzog Vincenzo ausstar-
ben, wurde Mantua von der Familie der Herzöge
von Nevers in Anspruch genommen, die von Frank-
reich und Venedig unterstützt, von Spanien und Öster-
reich jedoch bekämpft wurden. Der mantuanische Erb-
folgekrieg endete mit der Anerkennung der Nevers
durch die Verträge von Regensburg 1630 und Cera-
sco 1631; doch starb der letzte Nevers, Karl IV.,
schon 5. Juli 1707, nachdem er in demselben Jahre
von Kaiser Joseph in die Acht erklärt worden war.
Von andern Zweigen der Familie sind noch zu nen-
nen die Signori von Robellara seit 1371, Grafen
seit 1501, die 1728, und die Markgrafen von Lu-
zara, die 1794 ausstarben. Eine andre Nebenlinie,
die noch besteht, die Bescovadi, wurde 1593 in den
Reichsfürstenstand erhoben. Vgl. Litta, Famiglie
celebri italiane, Bd. 4, Heft 33 (Mail. 1819 ff.);
dazu die Hibernation von A. de Villanova, Neapel
1867). — Der fürstlichen Linie gehören ferner an:

1) Julia G., Tochter Lodovicos IV., geboren
wahrscheinlich 1513 zu Gazzo am Oglio, gest. 19.
April 1566 in Neapel, wo sie als Witwe Desiderio
Colonna seit 1535 lebte und zu den Rätigleuten des
ein innerliches Christentum pflegenden Kreises ge-
hörte, der sich um Juan de Salas (f. Salas 1) sam-
melte. Vgl. Amante, Giulia G., contessa di Fondi
e il movimento religioso femminile nel secolo XVI.

(Bologna 1896); Venetian, Julia G., ein Lebensbild aus der Geschichte der Reformation (Halle 1900).

2) **Moschus** (ital. Luigi) von G., geb. 9. März 1568 in Castiglione bei Mantua, trat 1585 in den Jesuitenorden ein und starb 21. Juni 1591 in Rom an einer Seuche, die er sich bei auserwählter Krankenpflege zugezogen hatte. Er wurde 1605 selig, 1726 heilig gesprochen. 1729 zum Patron insbes. der studierenden Jugend erhoben. Seine Schriften wurden deutsch von Freudhofmeister herausgegeben (Wien 1881): Sgl. Lepari, Das Leben des heil. A. v. G. (Rom 1806 u. s.; deutsch von Schröder, Einsiedeln 1891); Mescher, Leben des heil. Moschus von G. (7. Aufl., Freiburg 1904).

Gonzaga, Thomas Antonio, mit dem Dichternamen Dircen, unter den neuern portug. Dichtern einer der populärsten, geb. 1744 in Oporto, gest. 1809, erhielt seine erste Erziehung zu Bahia in Brasilien, studierte 1763—68 in Coimbra die Rechte und trat, nach Brasilien zurückgekehrt, in den Staatsdienst. Als Mitglied des Gerichtshofes (ouvidor) von Villaria, trat er in nähere Beziehungen zu der sogenannten Dichterschule von Minas Gerais (s. Brasilische Literatur, S. 342). Zugleich machte die glühende Liebe zu Maria Joaquina de Seixas, die er unter dem Namen Marilia besungen hat, ihn selbst zum Dichter. Kurz nach seiner Verurteilung an den obersten Gerichtshof von Bahia wurde er als Teilnehmer der sogenannten Verurteilung von Minas, welche die Unabhängigkeit Brasiliens vom Mutterland erstrebte, verhaftet und, trotzdem ihm nur freundschaftlicher Umgang mit einigen Verurteilten nachgewiesen werden konnte, 18. April 1792 zu lebenslänglicher Verbannung in die Pedras de Angosa an der Ostküste von Afrika verurteilt, aber zu zehnjähriger Verbannung nach Mosambik begnadigt. Dort brachte ihn bald ein heftiges Fieber dem Tode nahe. Er genas zwar, verlor aber den Verstand. Seine (in Portugal und Brasilien allen Gebildeten bekannten) Gedichte, die u. d. T.: »Marilia de Dircen« erschienen, behandeln nur seine Liebe zu Marilia, die von den Portugiesen mit der Petrarca zu Laura verglichen wird. Die meisten und besten Ausgaben (Rio de Janeiro 1811, 1812 und 1819) enthalten zwei Teile. Ein dritter, mit andern von G. nicht zur Veröffentlichung bestimmten Gedichten, wurde der Ausgabe von Rio de Janeiro 1800 und mehreren neuern hinzugefügt.

Gonzales, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Texas, am Guadalupe River, südwestlich von Austin, mit Vieh- und Getreidehandel und (1900) 4297 Einw.

Gonzales (franz. gonzalès), Emmanuel, franz. Romanschriftsteller spanischer Abkunft, geb. 25. Okt. 1815 in Santes (Niederbayern), gest. 15. Okt. 1887 in Paris, ging nach kurzem Studium der Rechte in Paris zur literarischen Laufbahn über und besorgte das Feuilleton verschiedener Journale, so der »Revue de France«, die er gründen half, der »Presse«, des »Siècle«; die Mehrzahl seiner Romane war ursprünglich für dieses bestimmt. Wir nennen davon: »Les mignons de la lune« (1839); »Les frères de la côte« (1843; später dramatisiert, 1856); »Les frances-juges« (1847); »Essai le Lépreux« (1850); »Les saboteurs de la Forêt-Noire« (1861); »Les proscriptions de Sicile« (1863); »La servante du diable« und »Les trois fiancées« (1877).

Gonzales, 1) Manuel, Präsident der Republik Mexiko, geb. 18. Juni 1833 in Matamoros, gest. 8. Mai 1893, ließ sich 1851 bei der Nationalgarde gegen

die Hibullisten anwerben, trat darauf in die Linie, und da er sich in den Bürgerkriegen der 1850er Jahre als Anhänger der liberalen Partei auszeichnete, rückte er 1860 zum Obersten auf. Als Generallieutenant Porfirio Diaz kämpfte er gegen die französische Invasion und verlor bei Puebla einen Arm. Nach der Revolution vom März 1876 wurde er an die Spitze des Staates Michoacan berufen, in dem er die Verwaltung und den öffentlichen Unterricht verbesserte. Am 29. April 1878 erhielt er von Porfirio Diaz das Portefeuille des Krieges und der Marine und wurde 28. Sept. 1880 zum Präsidenten von Mexiko erwählt. Er führte die Verwaltung mit Geschick und mit Erfolg; doch sagt man ihm Bekehrtheit und Wüstlingswirtschaft nach. 1884 trat er zurück, und Diaz folgte ihm als Präsident.

2) Thomas José, s. Carbajal 2).

Gonzalez Bravo, Luis, span. Staatsmann, geb. 1811 in Cadix, gest. 2. Sept. 1871 in Madrid, war Advokat in Madrid, widmete sich aber bald dem journalistischen Beruf und verfasste in Oppositionsblättern radikale Anschauungen. Wählig ging er unter der Regentschaft Esparteros zu der Partei der Moderados über und trat nach Esparteros Sturz, 29. Nov. 1843, an die Spitze des Ministeriums, mühte aber schon 1844 den reaktionären Monarchen wieder. 1864 bis 1865 und wieder 1866—68 war er unter Narvaez Minister des Innern und vertrat in den Cortes mit rücksichtsloser Entschiedenheit die freirechtsfeindlichen Maßregeln. Nach Narvaez' Tod im April 1868 übernahm er den Vorsitz im Kabinett. Während er sich gegen die unwürdige Umgebung der Königin Isabella nachsichtig zeigte, verhängte er über die Liberalen die strengsten Maßregeln und rief durch die Verbannung Montpensiers und acht oppositioneller Generale im September 1868 einen Aufstand hervor, der seinen und Isabellas Sturz zur Folge hatte. V. floh nach Frankreich.

Gonzalez Bravo, Nurillo (franz. Nuriel), Juan, span. Staatsmann, geb. im Juni 1803 zu Arcenal de la Sierra in der Provinz Badajoz, gest. 11. Jan. 1873 in Madrid, war Advokat in Sevilla und zog durch Führung einiger politischer Prozesse die Aufmerksamkeit auf sich. 1836 wurde er Sekretär im Ministerium des Innern, kehrte aber infolge der Revolution von La Granja (12. Aug.) zur Advokatur zurück und gründete die konservativste Zeitschrift »El Porvenir«. 1837 und 1839 in die Cortes gewählt, machte er sich unpopulär, weil er die Abschaffung des Zehnten bekämpfte. Nach der Revolution vom 1. Sept. 1841 floh er nach Paris, von wo er im Juli 1843 zurückkehrte. Seit 1847 war er unter Sotomayor und Narvaez verschiedenes Male Minister, und 1851, nach dem Rücktritt Narvaez, bildete er selbst ein neues Kabinett. Er beabsichtigte vollswirtschaftliche Reformen, verfolgte aber zugleich reaktionäre Tendenzen und wollte die Konstitution von 1845 absolutistisch revidieren. Ende 1852 trat er als Ministerpräsident zurück und wurde durch die Revolution vom Juni 1854 genötigt, das Land zu verlassen. 1856 durch Narvaez zurückgerufen, bekleidete er wiederholt hohe diplomatische Posten, nahm aber beim Sturz der Königin Isabella für immer seinen Abschied.

Gonzalez d'Avila, s. Avila 2).

Gonzalez de Cordoba, s. Cordoba.

Gonzalvo de Verceo, der älteste bekannte span. Dichter, geb. 1198 zu Verceo in der Diözese von Calahorra (Provinz Logroño), erzogen im Kloster San Millan de la Cogolla, war Weltgeistlicher und starb

1268. Er ist Verfasser von neun z. T. umfangreichen poetischen Werken, sämtlich religiösen Inhalts, in einreimigen Alexandrinerstrophen. Sie zeichnen sich durch feinfache Naivität des Tones sowie äußerst sorgfältige Versifikation aus und sind auch nicht ohne wirkliches dichterisches Verdienst. Am demeritwürdigsten sind die »*Milagros de Nuestra Señora*«. Sie finden sich in *J. M. Sanchez*: »*Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV*« (neue Ausg. von Ochoa, Bar. 1842) und, herausgegeben von Zaner, im 57. Bande der Biblioteca de autores españoles (Wabr. 1864). Manche Kritiker, und unter ihnen Sarmiento, hielten G. auch für den Verfasser des gleichfalls in (2510) quaderna via geschriebenen »*Poema de Alexandro*«, das die ritterlichen Trefsfahrten des griechischen Helden nach lateinischen und französischen Vorbildern beingt. 1888 hat die Entdeckung einer alten Handschrift diese Vermutung sichergestellt. Danach ist Juan Lorenzo aus Astorga, der als Dichter des Alexanderliedes galt, nur der Schreiber des früher allein bekannten Manuscripts.

Gonzen, der östliche Endkopf der Churfirsten (s. d.), der sich hoch über Sargans, angelehnt von Ragaz, zu schroffen Wänden aufbaul (1833 m) und die Talbahnen der Rhein- und Linthlinie scheidet, ist der einzige Sitz eines delatangeichen Eisenerzbaues in den Schweizer Alpen. Wahrscheinlich wurde das Erzlager schon zur Römerzeit ausgebeutet, und uraltel Eisenschmelzen wurden im Frühjahr 1893 aufgedeckt. Die Erze (Magnetit und etwas Manganerz) liegen im mittleren Ralm und bedecken eine Fläche von ca. 450,000 qm bei 0.5—1.5 m Mächtigkeit. Sie wurden im nahen Pto ns, jährlich etwa 30,000 dz (zu 40 Proz. Eisengehalt), verhüttet; der Betrieb ist eingestellt.

Gonzenbach, 1) Karl, Kupferstecher, geb. 21. Juli 1806 in St. Gallen, gest. daselbst 13. Juni 1885, bildete sich zuerst bei Lips in Zürich, dann bei Kesting und Münster in München, darauf bei Fr. Forster in Paris und zuletzt in Vallen. Seit 1838 in München anlässlich, arbeitete er meist nach Künstlern der Klassizismus und neudeutschen Schule in Umriß- und Kartontisch. Seine Hauptwerke sind: Wunther und Brunhilde; Siegfried und Kriemhild, nach Schmor; der Tod Wintertriebs, der Schwur auf dem Rälli und der Teufelsküh, nach L. Vogel; der Verbrecher aus verlorner Ehre, nach Kaulbach; fünf Blätter aus dem Leben einer Voge und vier Blätter aus dem Leben eines Künstlers, nach Genelli. Bgl. hahn, Kupferstecher Karl Arnold G. (St. Gallen 1898).

2) August von, schweizer. Politiker und Historiker, geb. 16. Mai 1808 in St. Gallen, gest. 29. Sept. 1887 in Bern, gebildet im Jellensbergschen Institut zu Hofwil, studierte die Rechte in Basel und Jena, wurde 1833 Staatsanwalt in St. Gallen, Mitglied des Großen Rates und zweiter Gesandter seines Kantons an der schweizerischen Tagelager, die ihn 1834 zum eidgenössischen Staatschreiber ernannte. Nachdem er dies Amt 13 Jahre hindurch bekleidet, wurde er bei der Neuwahl im Sommer 1847 wegen seiner zum Sonderbund hinneigenden konservativen Gesinnung übergegangen; doch nahm er auch später noch am öffentlichen Leben teil als Mitglied des bernischen Großen Rates 1850—75 und des schweizerischen Nationalrats 1854—75, wo er der konservativen Partei angehörte. Unter seinen zahlreichen politischen und historischen Schriften sind hervorzuheben: »Über die Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und den Zollvereinsstaaten im Jahre 1840« (Zugern 1845); »Darstellung der Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und

Österreich in den Jahren 1840 und 1845« (Bern 1847); »Leben und Wirken des gewesenen eidgenössischen Kanzlers Markus Rousson« (im »Berner Taschenbuch«, 1864); »Der 10. August 1792« (ebenda, 1868); »Die schweizerische Abordnung an den Friedenskongress in Münster und Conarbrück« (Archiv des historischen Vereins Bern, Bd. 9); »Nächtliche auf die Vorbereitung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Reichsverband durch den Friedenskongress von Münster und Conarbrück« (im »Jahrbuch für schweizerische Geschichte«, 1885) und »Der General Hans Ludwig von Erlach von Casselen« (Bern 1880—82, 3 Bde.), sein Hauptwerk.

Gooball (fr. gibbet, Frederik, engl. Walter, geb. 17. Sept. 1822 in London, begann seine Studien unter Leitung seines Vaters Edward G. (1795 bis 1870), eines Kupferstechers, und erhielt 1838 von der Society of Arts eine Medaille und bald darauf einen Preis für sein erstes Gemälde: die Leiche eines Bergmanns, bei Hadelstich gefunden. Reisen in Frankreich, Wales, Belgien und Irland lieferten ihm den Stoff zu vielen Bildern, die schnell beliebt wurden, wie z. B.: das Zigeunerlager, der Traum des Soldaten, Hunt the slipper, das Postbureau, Paris 1848, das Dorfseil (1847, in der Nationalgalerie), der Ball zugunsten der Witwe und ein glücklicher Tag Karls I. (1855). Eine 1860 nach Italien und dem Orient unternommene Reise erweiterte seinen Anschauungskreis. Es entstanden nun die Bilder: Vorlesung aus »Tasso« in Chioggia, Frühmorgen in der Wüste, Rückkehr eines Fährers von Afrika, Hilüberschwemmung, Mater dolorosa, Nebel am Brunnen. Von seinen letzten Bildern sind die hervorragenden: Schafwölfe bei den Pyramiden von Gizeh, Wasserträger in Ägypten (1877), die Töchter Labans, der Palmsonntag (1878), Inneres einer Moschee in Kairo (1880), Memphis und Schaffur in Ägypten (1892). Sorgfame Ausführung charakterisieren namentlich seine früheren Bilder; bei den spätem wird seine Behandlung dreiler, ohne jedoch der Solidität zu entbehren. Seine Aquarelle stehen künstlerisch höher als seine Gemälde.

Good bye! (engl., fr. good bai), leb' wohl! adieu!

Goode (fr. good), George Brown, Ichthyolog, geb. 13. Febr. 1851 in New Albany (Indiana), gest. 1896, erhielt 1871 eine Stellung am Museum des Wesleyan College und 1873 an der Smithsonian Institution, wo er seit 1874 die Abteilung für Fischerei leitete. Bei der Organisation des Nationalmuseums wurde er Direktoralassistent; 1880 ging er als Kommissar der Vereinigten Staaten zur Fischereiausstellung nach Berlin und 1883 nach London. 1887 wurde er Staatskommissar für die Fischerei in den Vereinigten Staaten. Er schrieb: »Catalogue of the fishes of the Bermudas« (1876); »Game fishes of the United States« (1879); »American fisheries: a history of the Menhaden« (1880); »Materials for a history of the american Mackerel fishery« (1882); »Materials for a history of the Sword-fishes« (1882); »The natural history of the Bermuda Islands« (1882); »A review of the fishing industries of the United States« (1883); »The fisheries of the United States« (1884); »American fishes« (1888, neue vermehrte Ausg. von Gill, 1903); »Origin of the national scientific and educational institutions of the United States« (1890); »Smithsonian Institution, 1846—1896« (1896). Bgl. das »Memorial« (mit Auswahl seiner Aufsätze über die amerikanischen Museen u. New York 1901).

Goodeniazeeu, *dicotyle*, 203 Arten umfassende, in Australien und am Kap einheimische, aus Krünnern oder Polypflanzen mit einfachen Blättern bestehende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kompositulinen unter den Symptelen, von den zunächst verwandten Lobeliazeeu hauptsächlich durch einen unterhalb der Korbe befindlichen, am Rande mit einem Kranz von Haaren besetzten Pollenbecher verschieden.

Goodenough (spr. gudo - inß), Insel, f. D'Entrecasteaux - Inseln.

Goodrich (spr. gubrich), Samuel Gridswold, amerikan. Pädagog und Schriftsteller, geb. 19. Aug. 1793 in Ridgefield (Connecticut), gest. 9. Mai 1860 in New York, war Verlagsbuchhändler in Hartford, dann in Boston und gab unter dem Pseudonym Peter Parley an 200 Bände lehrreicher Schriften heraus, die zumest der Jugendliteratur angehören. Außerdem schrieb er: »Recollections of a lifetime« (1837, 2 Bde.; neue Ausg. 1880) und »Illustrated natural history of the animal kingdom« (1859, 2 Bde.). Unter dem Präsidenten Fillmore beehrte G. (1851) den Konsulatsposten in Paris, wo er in französischer Sprache ein Werk über die Vereinigten Staaten veröffentlichte (»Les Etats-Unis d'Amérique. Aperçu statistique, historique, géographique, etc.« 1852). Seine Selbstbiographie »Story of my own life« wurde von Freeman herausgegeben (1862).

Goods, f. Tiernamen Abkürzung für Harry D. S. Woodfir, engl. Zoolog; Krebse.

Goodfir (spr. gudo - fird), John, Anatom und Physiolog, geb. 1814 zu Anstruther in Schottland, studierte in Edinburgh und starb als Professor daselbst 6. März 1867. Er war nach Hunter der berühmteste Anatom Englands; seine zahlreichen Arbeiten erschienen gesammelt u. d. T.: »Anatomical and pathological observations« (Edinb. 1860). Vgl. Turner, Anatomical memoirs of J. G. (Lond. 1868, 2 Bde.).

Good-time-laws (spr. gudo - teim - laß), f. Unbestimmte Strafurteile.

Goodwin Sande (spr. gubwin - sände), zwei gefährliche Sandbänke an der Küste der englischen Grafschaft Kent, Deal gegenüber, sind 3—5 km breit und 16 km lang und vom Festland durch den 9—15 km breiten Kanal der Downs getrennt, der eine ziemlich gefährliche Reede bildet. Sie besetzen aus Friesland, der zur Ebbezeit trocken und fest, bei der Flut aber so locker wird, daß das darüberkommende Schiff einsinkt und bei stürmischem Wetter ganz vergraben wird. Das Unternehmen, einen Leuchtturm auf dem Sande zu errichten, scheiterte; statt dessen werden vier schwimmende Leuchtfeuer unterhalten. Die G. fallen ehemals festes Land und Bestium eines schifflichen Grafen, Namens Goodwin, gewesen sein, bis ein Sturm 1669 die Insel zerstörte.

Goodwood Park (spr. gubwud - park), f. Chichester.

Goodyear, Charles, Techniker, geb. 29. Dez. 1800 in Newhaven (Connecticut), gest. 1. Juli 1860 in New York, ein Nachkomme von Stephan G., der 1638 die Kolonie Newhaven gründete, eröffnete 1826 in Philadelphia in Verbindung mit der Fabrik seines Vaters in Newhaven ein Detailgeschäft für einheimische Eisenwaren, scheiterte aber damit durch unvorsichtige Ausdehnung auf zahlreiche andre Städte und kehrte nach Newhaven zurück. Seit 1831 beschäftigte er sich mit Experimenten zur Verbesserung der Eigenschaften des Reusstahls und entdeckte 1839 das Bessemerstählen. Er besuchte mit seinen Produkten die Weltausstellungen von London 1851 und Paris 1854, verlor aber den Ertrag seiner Arbeiten durch Prozesse,

die er zur Verlängerung seiner Patente anstrengen mußte.

Goosland, Landschaft in der niederländ. Provinz Nordholland (f. Goßland).

Goole (spr. gdu), Hafensiedlung im Westbezirk von Yorkshire (England), an der Mündung der Rye in die Don, 33 km oberhalb Hull. 1826 noch Dorf, ist G. jetzt einer der bedeutendsten Häfen Englands, mit fünf großen Docks und (1901) 16.576 Einw. 1901 gehörten zum Hafen 136 Schiffe von 25,722 Ton. Gehalt, und liefen 2404 Schiffe von 844,548 T. ein; die Einfuhr aus dem Ausland (Zucker, Wein, Metallewaren u.) betrug 1900: 5,441,842 Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte 6,698,569, von ausländischen und Kolonialprodukten 148,244 Pfd. Sterl. Zur Ausfuhr kommen Woll- und Baumwollwaren, Maschinen und Kohlen.

Goosla (spr. gusa), Flußhafen des britisch-austral. Staates Südaustralien, 11 km oberhalb der Mündung des Murray, ist durch Eisenbahn mit Adelaide verbunden und hat zahlreiche Warenlager, Schiffswerften und (1901) über 600 Einw. Da die Murraymündung für Seeschiffe nicht passierbar ist, fa geht der Handel zwischen Adelaide und den ergiebigen Weidestritten am Murray, Darling und Murrumbidgee hauptsächlich über G.

Goer, Stadt in der niederländ. Provinz Overijssel, südwestlich von Almelo, an der Staatsbahnlinie Arnheim-Salzbergen, mit Leinen- und Baumwollweberei, Bleicherei, Sägewerk und (1900) 3132 Einw.

Goos, Carl, dän. Jurist und Staatsmann, geb. 3. Jan. 1835 zu Rönne auf Bornholm, wurde 1861 Professor der Rechte an der Kopenhagener Universität, 1884 auch Oberinspektor des Gefängniswesens und hat durch seine schriftstellerische und akademische Tätigkeit die neuere Entwicklung der dänischen Rechtswissenschaften erfolgreich beeinflusst. Im Hellsching (1880—84), bez. Randsbøhing (seit 1885) eins der hervorragendsten Mitglieder der Rechten, gehörte er den konservativen Kabinetten Estrup und Scheffels als Kultusminister (1891—94), bez. Justizminister (1900—01) an. Seine Hauptschriften sind: »Indledning til den danske Strafferet« (Kopenh. 1875); »Den danske Strafferets almindelige Del« (1878); »Strafferetsplejens almindelige Grundsætninger« (1878); »Den danske Straffeprocess i Forhold til Strafferetsplejens Grundsætninger« (1880); »Den nordiske Strafferet« (»Nordisk Retsencyklopædi«, 1882—99); »Forelæsninger over almindelig Rettslære« (1885—92, 2 Bde.); »Forelæsninger over den danske Strafferets specielle Del« (1887); »Das Staatsrecht des Königreichs Dänemark« (in »Norquardsens« »Handbuch des öffentlichen Rechts«, Freib. 1889; dän., 1890); »Den danske Strafferets specielle Del« (Kopenh. 1895—96, 3 Bde.). In Holsbørring - Jagemanns »Handbuch des Gefängniswesens« bearbeitete er die Abschnitte über Großbritannien, die skandinavischen Staaten und Rußland.

Goosen (Goschen), ehemalige Barentsrepublik an der Westgrenze der Südafrikanischen Republik, vom 26.° südl. Br. durchschnitten, umfaßte ein 6790 qkm großes Gebiet mit 17,000 Einw. (2000 Weib., 15,000 Barolong), das 1884 von dem Barolonghäuptling Montfioa nach einer Niederlage durch seinen Rivolen Roshette an Transvaal abgetreten, aber 1884 unter die Verwaltung des Gouverneurs der Kapkolonie gestellt wurde. Es bildet danach einen Teil von Britisch-Westsüdafrika (f. Westsüdafrika). Hauptort ist der wichtige Handelsplatz Mafeking, Station

an der von Kimberley nordwärts führenden Eisenbahn. S. Karte bei »Kaptolonien«.

Göpel (Kostwerk), eine Maschine, deren Achse durch die Zugkraft von Tieren (Pferdegöpel), seltener durch Menschenhand (Handgöpel) oder durch Gewicht von Tieren (Tretgöpel) in Umdrehung versetzt und zum Betrieb von Arbeitsmaschinen, zum Heben von Lasten u. verwendet wird. Eine bewährte Konstruktion von Göpeln, welche die Maschinenfabrik von H. F. Edert in Friedrichsberg-Berlin liefert,

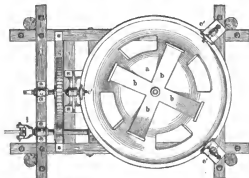


Fig. 1. Pferdegöpel von Edert (Ansicht von oben).

zeigen Fig. 1 u. 2. Das große Glockenrad *a*, das sich auf einem in der Grundplatte *e* eingesezten Zapfen dreht, wird durch drei Laufrollen *e'* geführt. Die vier Schabe *b* nehmen die langen Zugbäume *b*, an denen die Pferde wirken, auf. Durch Spannstrangen *c* sind diese untereinander verstrebt, um die Zugkräfte auszugleichen. Durch das konische Rad *a* wird ein Getriebe und das auf der Achse dieses leptom stehende Stirnrad *g* in Umdrehung versetzt. Dieses greift wieder in ein Getriebe, auf dessen Welle das

Tiere zur Ersparrung des Kulschers von dem die Arbeitsmaschine Bedienenden durch Weischen angetrieben werden können. Die allgemein verwendeten sog. Unidervalgente oder Klauenkupplungen, welche die einzelnen Transmissionsstangen beim Göpelbetriebe verbinden, sind wegen ihrer vorstehenden Teile gefährlich, weil leicht Kleider von Personen damit erfasst werden und dadurch Unglück herbeigeführt wird. Eine neue Kugelkupplung von B. Stubi in Elbing vermeidet diese Uebelstände dadurch, daß die eine Hälfte aus einer Vollkugel besteht, die an dem einen Wellenende sitzt, während die andre Hälfte, an dem andern Wellenende sitzend, eine Hohlkugel bildet, welche die erstere umschließt. Ein in der Hohlkugel befindlicher Stift greift dabei in einen Schlig der Vollkugel, wodurch die Übertragung der Drehbewegung erfolgt. Ein weiterer Vorteil dieser Kuppelung gegenüber der früheren besteht in der gleichmäßigeren Umfangsgeschwindigkeit des Antriebes und in der geringeren Längsver-schiebung der Wellen, wodurch die Erschütterungen der Maschinen verringert werden. Diese Göpelart, bei der die Zugtiere die Welle bei jedem Rundgang überschreiten müssen, ist namentlich in Norddeutschland sehr verbreitet; in Süddeutschland, Österreich, Frankreich und der Schweiz findet man häufiger die Säulengöpel, bei denen die stehende Welle nach oben

verlängert ist und von dort die Bewegung durch einen Riemen auf die Arbeitsmaschine fortgepflanzt wird, so daß die Zugtiere unter dem Riemen hindurchgehen. Die *G.* sind meistens auf dem Boden befestigt, werden aber auch fahrbar gemacht. In Süddeutschland ordnet man die *G.* auch derart an, daß deren Grundplatte an der Decke befestigt wird und die Zugbäume nach unten reichen. Man erhält dadurch eine freie Bodenfläche. Erfahrungsmäßig kann man annehmen, daß ein Pferd am *G.* bei 8 Stunden täglicher Arbeitszeit

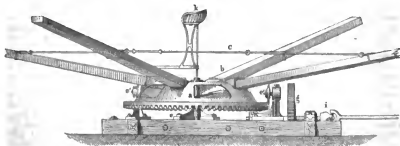


Fig. 2. Pferdegöpel von Edert (Seitenansicht).

Unidervalgente *i* sitzt, von dem die Bewegung auf die Arbeitsmaschine übertragen wird. In dem Sitz *k* befindet sich der Treiber. Häufig wird auch das erste Räderpaar aus Stirnrädern, von denen dann das größte oft innen verzahnt und das zweite aus konischen Rädern gebildet ist. Es werden jetzt Vorrichtungen vorgeschlagen, durch die bei Unglücksfällen der *G.* vom Sitz aus gebremst und die Tiere abge-gezügelt werden, auch solche, die den Zug der einzelnen Tiere ausgleichen sollen, oder durch welche die

und bei einer Geschwindigkeit von 0,9 m (im Schritt) eine Kraft von 50 kg ausübt, also in einer Sekunde 50 · 0,9 = 45 Meterkilogramm oder 0,6 Pferdekraft Arbeit verrichten kann.

Die in Frankreich und Amerika vielfach benutzten Tretgöpel werden aus einer geeigneten entlosten Bahn gebildet, welche die Tiere zu erklimmen suchen. Hierbei schiebt sich infolge der Schwere und des von den Weinen ausgeübten Druckes die Bahn unter dem Tier fort und setzt ihre Walzen in Umdrehung. Die

Bewegung derselben wird in geeigneter Weise umgeleitet und weitergeleitet. Für den Kleinbetrieb, besonders für Fumde, wird das Tretrad verwendet, bei dem das Tier auf der innern Korbfläche läuft. In Frankreich wird Tretrad und Arbeitsmaschine häufig auf einem einzigen, oft zweirädrigen Fahrgestell vereinigt. — G. nannte man sonst auch alle beim Bergbau gebrauchlichen Fördermaschinen, die durch Wasser, Dampf oder gepresste Luft in Bewegung gesetzt werden, und unterschied hiernach Wasser-, Dampf- und Luftgöpel und bei den ersten Wasserradgöpel, Turbinengöpel oder Wasserradgöpel.

Göpelwindeplüß, s. Maschinenplüß.

Göpel, See in der preuß. Provinz Posen, südlich von Inowrazlaw, erstreckt sich 37 km von N. nach S. bis nach Posen hinein, ist aber höchstens 4 m breit. Ihm entspringt als Montrose die Weße (s. d.).

Göpp, bei Pflanzennamen Abkürzung für G. R. Göppert (s. d.).

Göppersdorf, Dorf in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsß. Rochlitz, hat Maschinen- und Handschuhfabrikation, Bleiderei, Färberei und (1900) 2497 Einn.

Göppert, 1) Heinrich Robert, Botaniker und Paläontolog, geb. 25. Juli 1800 zu Sprottau in Niederschlesien, gest. 18. Mai 1884 in Breslau, erlernte zu Sprottau und Reife die Pharmazie, studierte seit 1821 in Breslau und Berlin Medizin, habilitierte sich 1827 in Breslau als Privatdozent für Medizin und Botanik und ward 1831 außerordentlicher, 1839 ordentlicher Professor der Botanik und 1852 Direktor des botanischen Gartens. Er schrieb: »Über Wärmeentwicklung in der lebenden Pflanze« (Wien 1832); »De coniferarum structura anatomica« (Bresl. 1841); »Skizzen zur Kenntnis der Ilerwälder Schiefer und Böhmens« (Bonn 1868); »Über Insekten und Fische in lebenden Bäumen« (Bresl. 1869, Nachtrag 1870); »Über die Kisten des Pflanzenreichs« (Bresl. 1869); »Über innere Vorgänge beim Veredeln der Bäume und Sträucher« (Kassel 1874); »Über das Gerieren« (Stuttg. 1883); »Der Hauschwan« (Bresl. 1885); ferner »Die fossilen Kärntner« (Wien 1836); »De floribus in statu fossilibus« (Bresl. 1837); »Die Gattungen der fossilen Pflanzen, verglichen mit denen der Jetztzeit« (Bonn 1841—42); »Der Bernstein und die in ihm befindlichen Pflanzenreste der Vorwelt« (mit Verbeut, Berl. 1845); »Die Entstehung der Stein-Kohlenlager aus Pflanzen« (Leiden 1848); »Über die Beziehungen der fossilen Flora in den verschiedenen Steinkohlenablagerungen eines und desselben Reviers« (mit Beiner, Bresl. 1849); »Monographie der fossilen Koniferen« (Bresl. 1850, mit 58 Tafeln); »Beiträge zur Tertiärflora Schlesiens« (Kassel 1852); »Die tertiäre Flora von Schöps in Schlesiens« (Bresl. 1856); »Die Tertiärflora auf der Insel Java« (Bang 1858); »Über die fossile Flora der Silurischen, der Devonischen und unsern Kohlenformation« (Jena 1860); »Die fossile Flora der permischen Formation« (Kass. 1864—1865); »Über Aphylllostachys, eine neue fossile Pflanzengattung, sowie über das Verhältnis der fossilen Flora zu Darwins Transmutations-theorie« (Jena 1866); »Über die Strukturverhältnisse der Steinkohle« (Bresl. 1867); »Die Flora des Bernsteins« (mit Menge, 1. Bd., Danz. 1883; 2. Bd. von Conwentz, 1886). Eine Zusammenstellung aller bis 1850 bekannten fossilen Pflanzen mit vollständiger Synonymik lieferte er in Bronns »Index palaeontologicus« (Stuttg. 1848—50, 2 Bde.). Seine große Sammlung der fossilen Flora wurde für die Universität Breslau 1874

angekauft (Katalog, Börlig 1868). 1900 wurde ihm in Sprottau ein Denkmal gesetzt.

2) Heinrich Robert, Rechtsgelehrter, Sohn des vorigen, geb. 14. März 1838 in Breslau, gest. 18. Mai 1882 in Berlin, habilitierte sich 1863 in Breslau und wurde daselbst 1865 außerordentlicher, 1868 ordentlicher Professor, 1873 als Hilfsarbeiter in das preussische Kultusministerium berufen und 1874 zum vortragenden Rat für die Universitätsangelegenheiten ernannt. Unter seinen Schriften sind zu nennen: »Über die organischen Erzeugnisse, eine Untersuchung aus dem römischen Sachenrecht« (Halle 1869); »Über die Bedeutung von ferruminae und adplumbare in den Pandekten« (Bresl. 1870); »Über einheitliche, zusammengelegte und Gesamtsachen nach römischem Recht« (Halle 1870). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte E. Göl in den »Jahrbüchern für die Dogmatik des Privatrechts« (Bd. 22, 1884) die Abhandlung »Das Prinzip: Gehege haben keine rückwirkende Kraft, geschichtlich und dogmatisch entwickelt«.

Göppingen, Oberamtsstadt im Württemberg, Donautreis, an der Elz und der Staatsbahnlinie Breiten-Friedrichshafen, 316 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, ein großes Schloß (1559 bis 1567 teilweise aus den Trümmern der 5 km nördlich gelegenen Burg Hohenhausen erbaut), eine Realschule, Amtsgericht, Forstamt, eine Reichsbankniederstelle, Irrenheilanstalt u. 2 Mineralquellen (edigalkalische Sauerlinge). G. hat bedeutende Fabriken für Holz-, emaillierte Blechwaren u. Spielwaren, landwirtschaftliche Maschinen, ferner für Korsette, Drahtgewebe, Schuhwaren, Papier, Hüte, Keßel, Leder, Gelatine, Leim, chemische Produkte, Eisengießereien, Bierbrauereien, Spinnerei, Kunstmühle, Ziegelbrennerei, Obstkuchen (1900) 19,384 Einn., davon 3036 Katholiken und 325 Juden. — G. gehörte früher den Hohenhausen, ward um 1250 Stadt und kam 1270 an Württemberg. Nach dem Brande von 1789 wurde es fast ganz neu erbaut. Vgl. Pfeiffer, Beschreibung und Geschichte der Stadt G. (Göpping. 1885).



Wappen von Göppingen.

Gora (tschech. Hora), slow. Wort für »Berg, Gebirge«, kommt in geographischen Namen oft vor, z. B. Ernagora (= schwarzer Berg, Montenegro), Vila Hora (= weißer Berg).

Gora, wend. Name für Gubrau (s. d.).

Gorahpurr, Hauptstadt des Distrikts G. der britisch-ind. Nordwestprovinzen, an der Kapiti, hat außer zwei Regimentern Eingeborne (1900) 63,059 Einn. (Hindu, Mohammedaner, Christen), die lebhaften Getriebe- und Holzhandel mit Nepal und aus der Kapiti Stromad treiben.

Goral (Nemorhoedus Goral), s. Antilopen, S. 578.

Goralcapf, Kazimierz, Pseudonym des poln. Schriftstellers Ancey (s. d.).

Goralen (v. poln. góra, »Berg«), Bergbewohner, insbes. die polnische Bevölkerung der weissen Karpaten. Sie betreiben hauptsächlich Viehzucht und suchen auch als landwirtschaftliche Arbeiter in den Ebenen Galiziens und Ungarns Erwerb.

Goraßba, Stadt in Bosnien, Kreis Sarajevo, am linken Ufer der Drina, hat (1898) 1925 meist mohammed. Einwohner. In der Nähe liegt die alte Woiwodenburg Samabor.

Gorbátow, Kreisstadt im russ. Gouv. Nischni Nowgorod, an der Oka, mit (1897) 3950 Einn., die Gartenbau-, Fischerei und Tausfabrikation betreiben, auch Holz- und Eisenwaren fertigen. Körblich haben Gorbátowka, an der Eisenbahn Moskau-Nischni Nowgorod.

Görbersdorf, Dorf und Lustkurort im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Baltenburg, in einem von bewaldeten Bergen eingerahmten Tal des Waldenburger Berges, 561 m ü. M., hat 4 große Heilanstalten für Lungentranke (die älteste von Brehmer, 1854 gegründet, s. Brehmer 1) und (1900) 660 meist evang. Einwohner. G. gehört zum reichsgräflich von Hochberg'schen Majorat und ist im Besitz des Fürsten von Biele. Vgl. die Schriften von Fallesle (Berl. 1872), Busch (bas. 1875) und Ortmann (3. Aufl., Zürich 1887), die »Beiträge zur Kenntnis der Tuberkulose. Mitteilungen aus der Brehmer'schen Heilanstalt für Lungentranke« (Weidb. 1891) und die »Görbersdorfer Veröffentlichungen« (Stuttg. 1898, 2 Hef., und Berl. 1902).

Görben, Stabt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Rawitsch, Knotenpunkt der Eisenbahnen Liegnitz-Kohlin und Gorkowo-Baloslaw, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Waisenhaus, Zuckerrabrik, Zementwarenfabrik, Dampfsägelei und (1900) 2233 Einn.

Görzsdüfi (Gr. *górski*), Adam (Pseudonym Jadam z Jator), poln. Dichter und Schriftsteller, geb. 1802, gest. 1876, studierte in Lemberg und Wien, schrieb außer lyrischen und dramatischen Dichtungen die Erzählungen: »Adams Erzählungen« (Kraśau 1838, 2 Bde.), »Silva rerum« (Lemb. 1842), »Der Freimaurer« (bas. 1844, 2 Bde.), »Jeno« (bas. 1845, 2 Bde.). Auch veröffentlichte er Übersetzungen von Gedichten Schillers (1844, 2 Bde.) u. Goethes (1850).

Gorbianus, Name dreier röm. Kaiser (Bater, Sohn und Enkel), deren Regierung in die Jahre 238 bis 244 n. Chr. fällt. Marcus Antonius G. Africanus (stammte aus einer der edelsten und reichsten Familien Roms, wuchs auf in fleißiger Beschäftigung mit der Dichtkunst und machte sich beim Volke durch die Freigebigkeit, mit der er von seinem Reichtum mittelte, frühzeitig beliebt. Das Konsulat bekleidete er zweimal und verwaltete nach dem zweiten die Statthalterchaft von Afrika zur großen Zufriedenheit der Bewohner. So hatte er das 80. Lebensjahr erreicht, als ihm 238 einige Verschworne, die einen Prokurator des Kaisers Maximinus (235—238) wegen seiner Härte und Habgier ermordet hatten, aus Furcht vor dessen Rache den Purpur und Kaisertitel antrugen. G. ließ sich zur Annahme überreden und ward mit seinem gleichnamigen Sohn, der ihn als Legat nach Afrika begleitet hatte, zum Augustus ausgerufen, worauf sie in kaiserlichem Pomp in Karthago einzogen und vom Senat aus Asb gegen den rohen und grausamen Maximinus mit Freuden als Kaiser anerkannt wurden. Aber schon nach 36 Tagen wurde ihrer Herrschaft von den treu gebliebenen Truppen des Maximinus unter dem Statthalter Numidien, Capellianus, ein Ende gemacht; der Sohn fiel in der Schlacht, und der greise Vater erdroffelte sich aus Verzweiflung. — Der dritte G., der Enkel des ersten, Marcus Antonius G. Plus Felix, wurde, als nach Ermordung des Maximinus die Augusti Maximus und Balbinus den Kaiserthron bestiegen hatten, von diesen 238 auf Verlangen des Volkes zum Cäsar ernannt, obwohl er erst 13 Jahre alt war, und, als auch Maximus und Balbinus noch in demselben Jahr ermordet worden waren, durch die Prätorianer zum Augustus ausge-

rufen. Von seinem trefflichen Schwiegervater Tineius, den er zum Präfecten der Leibwache ernannte, geleitet, unternahm er 242 einen Feldzug gegen die Parther, die Mesopotamien erobert hatten und selbst Syrien bedrohten, drängte sie über den Euphrat zurück und nahm Carrä und Nisibis ein. Schon 243 starb aber Tineius, und ein Jahr später wurde auch G. auf Veranlassung des Philippus Arabs, den er, von den Soldaten gezwungen, als Mikaiser angenommen hatte, in einem Soldatenaufstand getödtet.

Gordiiden, s. Fadenwürmer.

Gordinge, Taus zum Weien der Segel (vgl. Takelung). Mit Bauchgordingen wird die Mitte der Segel, mit Roggordingen werden die Seiten der Untersegel beim Segelbergen auf die Röhren geholt.

Gordion, nach ihrem Gründer Gordios (s. d.) genannte Stadt in Phrygien. Die Städte des alten G. ist durch Ausgrabungen, die Gustav und Alfred Körte vom Mai bis August 1900 veranstaltet haben, bei der Gründung des Tempels (Bursa) in den Sangarios (Salaria) gegenüber dem Dorfe Bebi, unweit der Station Beşli-Köprü der Anatolischen Eisenbahn entdeckt worden. Danach lag die Stadt auf einem 13—14 m über der Ebene aufragenden Hügel, der einen Flächeninhalt von etwa 90.000 qm hat, und einem 23,7 m hohen Nebenhügel. Nach den Funden reichen die Anfänge der Ansiedelung bis um 1500 v. Chr. zurück. Im Beginn der christlichen Zeitrechnung war G. bereits zum Dorf herabgesunken. In der Nähe der Stadt lag eine aus Hügelgräbern (Tumuli) bestehende Nekropole. Reste von Monumentalbauten wurden nicht gefunden, was bei dem bäuerlichen Charakter der Phrygier erklärlich ist. Man fand jedoch Schmuckstücke eines Tempels, in denen man die Überreste des Zeustempels erblickt zu haben glaubt, der vermutlich um 275 v. Chr. durch die Galater zerstört worden ist. Die Funde, meist Tongefäße und Terrakotten, sind teils in das Museum in Konstantinopel, teils in das Berliner Museum gekommen. Vgl. G. und A. Körte, G. Ergebnisse der Ausgrabung im Jahre 1900 (5. Ergänzungsheft zum »Jahrbuch des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts«, Berl. 1904).

Gordios, sagenhafter Begründer der Königsdynastie, die in Phrygien bis in das 6. Jahrh. v. Chr. herrschte. Ein einfacher Bauer, wurde er von den Phrygiern auf Weisheit der Gottheit, dem ersten, der ihnen auf dem Wege zum Tempel des Zeus auf einem Ochsenwagen begegnete, die Herrschaft zu übertragen, zum König gemacht. Das Loch des in dem Zeus-tempel der von ihm erbauten Stadt Gordion (s. d.) geweihten Wagens vernähte er mit der Deichsel durch einen so künstlichen Knoten (gordischer Knoten), daß niemand ihn zu lösen vermochte, und die Weissager verkündeten: der sei zur Welt Herrschaft berufen, der ihn lösen werde. Alexander d. Gr. soll auf seinem Ferkelzug den Knoten mit dem Schwerte durchhauen oder durch Herausziehen des Fildes gelöst haben.

Gordischer Knoten, s. Gordios.

Gordus, s. Wasserfall.

Gordon (Gr. *gordon*), altes schottisches, 1684 zur Herzogswürde erhobenes Geschlecht, kam vielleicht mit Wilhelm dem Eroberer nach England und besaß später die Baronie Gordon in der schottischen Grafschaft Berwick. Die Hauptlinie erloisch mit Adam G. Baron von Huntly, der in der Schlacht von Somersdon 1402 fiel, worauf der Name auf dessen Schwiegersohn Sir Alexander Selkirk überging. Die jetzigen Grafen von Aberdeen führen ihren Ursprung auf einen Seitenzweig zurück, dessen Ahnherr Patrick G. unter

Jakob I. von Schottland lebte. Die namhaftesten Mitglieder des Geschlechtes sind:

1) George G., Graf von Huntley, geb. 1514, gest. 1582, wurde 1535 geheiratet und, als Jakob V. zu seiner Vermählung nach Frankreich ging, einer der Reichsregenten Schottlands. Nach des Königs Tode suchte er die Vermählung der Königin Maria Stuart mit Eduard VI. von England zu verhindern, ward 1546 Großkanzler von Schottland und that als solcher alles auf, die protestantische Lehre in Schottland zu unterdrücken. Als er sich später, mit Marias Halbbruder, dem Grafen von Murray, tödlich verfeindete, in Umrde gegen die Regierung einließ, ward er 1562 bei Corrichie von Murray überwältigt und getödtet. Sein zweiter Sohn, George G., Graf von Huntley, 1563 Großkanzler, kämpfte während Marias Abwesenheit in England tapfer für die Sache der unglücklichen Königin und starb 1576.

2) Patrick, geb. 31. März 1635, gest. 29. Nov. 1699, verließ 1651 Schottland und trat in schwedische, polnische und 1661 in russische Dienste. Er zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Türken aus, war längere Zeit Kommandant von Kiew, wurde 1687 General und gewann seit 1689 hiesigen Einfluss auf Peter d. Gr., dessen Vetter er mit Lefort aus europäischer Art ausübte, und dessen Vermählungen, die Alleinhererrschaft zu gewinnen, er kräftig unterstützte. Im Türkenkrieg 1696 leitete er als Feldmarschall die Operationen und nahm die Festung Nam. Während Peters erster Reise Gouvverneur von Kowlau, unterdrückte er den Aufstand der Strelitzen. Sein Tagebuch haben der Fürst Obolenski und Poffelt (Mosk. 1849—53, 3 Bde.) herausgegeben. Vgl. Brückner im »Historischen Taschenbuch«, 1879.

3) Alexander, Riese und Schwiegersohn des vorigen, gest. 1752, diente anfangs in der französischen Armee, ging 1693 nach Rußland und ward Oberst. In der Schlacht von Narva (1700) geriet er in schwedische Gefangenschaft, in der er acht Jahre lang blieb. 1711 kehrte er als Generalmajor nach Schottland zurück. Er schrieb eine »Geschichte Peters d. Gr.« (Aberdeen 1765, 2 Bde.; deutsch von Widmann, Leipz. 1765, 2 Bde.).

4) Lord George, geb. 26. Dec. 1751 in London, gest. 1. Nov. 1793, dritter Sohn des Herzogs Camillus George von G., diente anfangs in der Marine, verließ aber während des amerikanischen Freiheitskriegs den Seebienst und ward 1774 Mitglied des Unterhauses. Als durch die Akte von 1778 den Katholiken größere Freiheiten zugesprochen wurden, trat er an die Spitze einer protestantischen Agitation und rief durch seine Agitation im Juni 1780 nicht unerhebliche Unruhen in London hervor. Infolgedessen wurde G. des Hochverrats angeklagt, jedoch 1781 freigesprochen, weil es nicht bewiesen werden konnte, daß er das Volk zu Tzessen aufgemunter habe. 1786 nahm er sich Englisios an und veröffentlichte Schmähartikel gegen Maria Antoinette von Frankreich. Um diese Zeit soll er zum Judentum übergetreten sein. Wegen seiner Angriffe gegen die Königin von Frankreich und die britischen Justizbehörden angeklagt, floh G. nach Amsterdam, wurde aber nach England zurückgeschickt und 1788 zu fünfjährigem Gefängnis in Newgate verurteilt, wo er starb. Sein Leben beschrieb Rob. Watson (1795).

5) George, fünfter Herzog von G., geb. 2. Febr. 1770 in Edinburgh, ward 1807 Peer, 1819 britischer General und 1827 Großniegelbewahrer von Schottland, ein eifriger Orangist. Mit ihm erlosch 28. Mai

1836 die männliche Linie der Herzoge von G. Der Titel Herzog von G. wurde 1876 zugunsten des sechsten Herzogs von Richmond, jetzt Herzogs von Richmond und G., erneuert.

Gordon, 1) Johann, kaiserlicher Oberst, Schotte von Gedut und Calvinist, flog unter Wallenstein vom gemeinen Soldaten zum Oberstleutnant in einem Terczky'schen Regiment auf. 1634 Kommandant von Eger, ließ er zwar Wallenstein in die Festung einziehen, schloß sich aber der Verschwörung gegen diesen an und übernahm es, Wallensteins Vertraute, Nlan, Terczky, Kinsky und Neumann, zu ermorden (25. Febr.). Er erhielt 120,000 Gulden zur Belohnung. Aber sein späteres Leben ist nicht bekannt.

2) Sir John Watson, schott. Raler, geb. 1790 in Edinburgh, gest. daselbst 1. Juni 1864, wurde für den Militärdienst erzogen und kam, als zu jung zur Aufnahme in die Militärakademie zu Woolwich, nur zufällig in J. Graham's Schule zu Edinburgh. Nach vierjährigem Aufenthalt daselbst widmete er sich erst der Landschaftsmalerei, bald aber in richtiger Erkenntnis seiner Begabung dem Vortritt. Von 1823 bis an seinen Tod in seiner Vaterstadt lebend, war er als deren hervorragendster Bildnismaler tätig. G. war kein bedeutender Kalarist, aber seine Bildnisse waren stets harmonisch gestimmt. 1850 wurde er Präsident der schottischen Akademie, 1861 Mitglied der Akademie zu London.

3) Charles George (G. Pascha), brit. Offizier, geb. 28. Jan. 1833, gest. 26. Jan. 1885, trat 1852 als Leutnant in das Ingenieurkorps, diente 1855—1856 in der Krim und ward zur Sedatapol verwundet. Er wurde darauf bei der Kommission angestellt, welche die russisch-türkische Grenze in Bessarabien und Armenien festzustellen hatte, nahm 1860 an der chinesischen Expedition teil, trat 1863 nach Abschluß des Friedens in chinesische Dienste und unterstützte die Taipingrebellion. In der englischen Armee war G. inzwischen 1864 zum Oberstleutnant befördert worden, und nach seiner Rückkehr aus China wurde er 1865 zum Kommandanten der Befestigungen in Gravesend, 1871 zum Kommissar im Danaudelta ernannt. 1873 trat er in ägyptische Dienste und ward zum Gouvverneur der Äquatorialprovinzen ernannt, 1877 aber zum Pascha und Generalgouvverneur von Sudan, Dar Fur, den Äquatorialprovinzen und der Küste des Roten Meeres befördert. Er erwarb sich große Verdienste um die Unterdrückung des Sklavenhandels und leitete die Verhandlungen mit Abyssinien. 1879 verließ er den ägyptischen Dienst und begab sich 1880 wieder nach China, wo man ihn für den drohenden Krieg mit Rußland zu gewinnen suchte. Doch nahm er den Oberbefehl nicht an, riet vielmehr den Chinesen zum Frieden und zog sich, nachdem er, 1882 zum Generalmajor befördert, kurze Zeit die Kolonialtruppen des Reiches deselbst befehligt hatte, nach Palästina zurück, wo er in Einsamkeit frommen Werken lebte. 1883 that ihm der König der Belgier die Führung der Kongo-Expedition an; aber schon im Januar 1884 wurde er von der englischen Regierung nach Chartum geschickt, um den ausruhrerischen Sudan zu beschwichtigen. G. hoffte dies auf glüklichem Wege durch sein Ansehen zu erreichen, tauchte sich aber und wurde von England nicht genügend unterstützt. Als endlich die englischen Truppen dies in die Nähe Chartums vorbrangen, um G. zu deffren, war dies 26. Jan. 1885 bereits durch den Mahdi genommen und G. ermordet. Vgl. aus den zahlreichen Veröffentlichungen seiner Briefe und Tagedäher beson-

ders »Letters from the Crimea, the Danube and Armenia« (Hrsg. von Boulger, 1884); »General G.'s private diary of his exploits in China« (erweitert Hrsg. von Hoffmann, 1885); »Diary of the Taiping Revolution« (Hrsg. von Gale, 1890); »Journals at Kartoan of Major-General Charles G. G.« (Hrsg. von Gale, 1885); »Letters to his sister, M. A. G.« (1885, neue Ausg. 1888); ferner Billson, »The ever victorious army«. A history of the Chinese campaign under Lieut.-Colonel C. G. G., etc. (1868); Birdsell Hill, G. in Central-Africa, 1874—1879 (1887 u. ö.). Von den vielen biographischen Schriften vgl. »Der Held von Chartum, Charles G. G.« (3. Aufl., Frankfurt a. M. 1891); Gale, »Story of the Chinese G.« (Lond. 1883—85, 2 Bde.; neue vermehrte Ausg.: »G. in China and the Soudan«, 1896); Henry B. Gordon, »Events in the life of Ch. G. G.« (1886), die kleineren Biographien von Forbes (1884), Barnes (deutsch, Gotha 1885) und Butler (1889); Boulger, »The life of G. 1896, 2 Bde.).

4) Adam Lindsay, australischer Dichter, geb. 1833 in Fyfe auf den Azoren, gest. 24. Juni 1870, ward in Wellesham College, Woolwich und in Oxford erzogen, wanderte um 1851 nach Australien aus und wurde dort der beste Steeplechase-Reiter. Er dichtete mit besonderm Glück Balladen aus dem Buchleben im echten Tone des Landes und ist daher der meist zitierte, originalste Dichter Australiens geworden (der »Burns von Victoria«). Er gab drei Bändchen Verse heraus: »Sea spray and smoke drift«, »Bush ballads and galloping rhymes« und »Ash-tarok, a dramatic lyric« (1868, vereint als »Poems«, 7. Aufl., Lond. 1897). Geldverlegenheiten trieben ihn zum Selbstmord. Vgl. J. S. Koh, »A memoir of the life of A. L. G.« (2. Aufl., Lond. 1892); Gladon, »Australian poets« (daf. 1888).

Gordon Castle (spr. bəst), f. Fochabers.

Gordon-Zetter, f. Hund.

Gordhää, Landtschaft, f. Korduenen.

Gore (spr. gər), Catherine Grace, engl. Romanschriftstellerin, geb. 1799 als Tochter des Weinbändlers Woody zu East-Nesford in der Grafschaft Nottingham, gest. 27. Jan. 1861 zu Linwood in Hampshire, vermaählte sich 1823 mit dem Kapitan Arthur G. und war gegen Ende ihres Lebens erblindet. Mit Erfindungsgabe und ungewöhnlichem Darstellungstalent ausgestattet und durch die Familienverbindungen ihres Mannes in das Treiben der aristokratischen Zirkel eingeweiht, war sie zum fashionalsten Roman geeignet und entwickelte darin eine große Fruchtbarkeit. Zwischen ihrem ersten Roman: »Theresa Marchmont« (1823), und ihrem letzten: »The two aristocracies« (1859), liegen nicht weniger als 70 Werke, die etwa 200 Bände füllen. Sie geben ein scharfes Bild von dem Leben und Treiben der höheren Klassen in England; namentlich: »Women as they are« (1830); »Mothers and daughters« (1831); »Mrs. Armytage« (1835); »Cecil« (1845); »Mammon« (1855). Auch schrieb sie Dramen und ein ansehnliches Werk über Blumenkultur: »The book of the roses« (1838), sowie Liedertopositionen, die vom Volk gefungen werden.

Gorecki (spr. gər), Antoni, poln. Dichter, geb. 1787 in der Woiwodschafft Wilna, gest. 13. Sept. 1861 in Paris, studierte in Wilna, machte 1812 unter Napoleon I. den Feldzug nach Rußland mit, unternahm dann größere Reisen und ließ sich nach seiner Heimkehr in Litauen nieder, wo er sich der Landwirtschaft widmete. Nach Unterdrückung des polnischen

Aufstandes (1831) flüchtete er nach Paris. G. hat durch seine an Sarcasmen reichen, aber zugleich von ritterlich-patriotischen Geist getragenen Poesien: »Gedichte eines Litauers« (1834), »Fabeln und neue Gedichte« (1839), »Die freie Stimme« (1850) u., die er in Paris veröffentlichte, große Beliebtheit unter seinen Landsleuten erlangt; namentlich lebt sein Gedicht »Der Tod des Vaterlandsverräthers« in aller Munde. Seine spätern Produktionen: »Siewba« (1857), »Roch ein Vöndchen« (1859), »Milewie« (»Kozmaitości«, 1861) u., stehen den frühern nach.

Gorée, das südlichere der beiden Arrondissements der franz. Kolonie Senegal, besteht aus der nur 36 Dekar großen Insel G., einem nackten, wasserlosen Vafaltstein, und den Distrikten Dakar, Kati Kongo, Rufisque, mit (1899) 201.049 Einw., meist Woloff. — Die Stadt G. auf der gleichnamigen Insel ist eng und windlig, hat ein altes Fort, das telegraphisch mit St. Louis verbunden ist, mit 200 französischen Soldaten, große Warenlager und 2000 Einw., darunter 750 Mulatten und 50 weiße Zivilisten. Das Klima (Februar 18, September 28°) ist sehr ungesund; der Hafen ist freihafen, aber mit riesigen Vafaltblöden überfüllt, weshalb sich der Verkehr mehr Dakar (f. d.) zuwendet. G. wurde den Holländern 1677 abgenommen und wurde hinter St. Louis der wichtigste Platz Senegambiens; es gehörte aber zweimal, 1758—63 und 1809—15, den Engländern.

Gorenskij, Iwan Longinowitsch, russ. Minister, geb. 1840 im Gouv. Nowgorod, ward als Kommissar in Bauernangelegenheiten in Polen und Rußland verwendet. 1882 wurde er Oberprokurator des Senats, 1891 Adjunkt des Justizministers, im April 1896 Adjunkt des Ministers des Innern Turnowo und im Oktober dessen Nachfolger; 1899 wurde er wegen der Studentenunruhen abgesetzt und ist jetzt Mitglied des Reichsrats. Er gab eine »Sammlung von Entscheidungen in Angelegenheiten der Bauern« (Petersb. 1889) heraus.

Gorenri, f. Dolenci.

Gores (spr. gər), Marktstadt in der irischen Grafschaft Wexford, 16 km nordwestlich von Arklow, mit (1891) 2213 Einw.

Gorge (franz., spr. gərʃ), Röhre; Schlucht, Klamme (f. d.).

Görgei (spr. gərʃe), Artur, ungar. General, geb. 30. Jan. 1818 zu Toporcz im Zipser Komitat, stammt aus einer alten protestantischen Adelsfamilie, die, deutschen Ursprungs, mit den gleichfalls deutschbürtigen Kerejcwici die Hauptrolle unter dem Zipser Sachsenadel spielte, trat 1832 in die Pionierschule von Tulln und 1837 in die ungarische adlige Leibgarde zu Wien, wo er nebenbei akademische Vorlesungen hörte, und ward 1842 Oberleutnant im Palatinat-Gularenregiment. Von dem einsinnigen Friedensdienst nicht befriedigt, verließ G. 1845 die Armee, widmete sich in Prag dem Studium der Chemie und ging im Frühjahr 1848 nach Haus, um die Verwaltung des Familienlandguts zu übernehmen. Um jene Zeit schrieb G. eine gute Abhandlung über die stichtigen Säuren des Kotosenphols (= Singsuboxide der Wiener Akademie, 1848, Heft 3). 1848 bot G. der ungarischen Regierung seine Dienste an, ward am 13. Juni zum Hauptmann in der Honvédarmee ernannt, gewann durch sein gewandtes Verfahren bei Errichtung der Zündhütchenfabrik, später bei den Wassereinfällen in Lüttich das Vertrauen der damaligen Regierung und ward 27. Aug. zum Major und Kommandanten der mobilen Nationalgarde im

Kreis diesseits der Theiß befördert. Mit dieser besetzte er Ende September die Donauinsel Gespel unterhalb Pest, um einen Ubergang der Kroaten zu verhindern. Hier fiel 29. Sept. Graf Edmund Jidy in seine Gewalt, und das von G. eingefasste und geleitete Kriegsgericht verurtheilte den reichen Magnaten als Aufwieger gegen die gesellige Regierung, Agenten Jellachichs und als Vaterlandsverräter zum Tode durch den Strang; 1. Okt. wurde Jidy hingerichtet. Dies machte G. sehr populär. Am 7. Okt. gelang es ihm, in Gemeinschaft mit Oberst Perczel die 10,000 Mann starke kroatische Reserve, die Jellachich bei seinem eiligen Rückzug zurückgelassen, bei Gyora zur Kapitulation im offenen Feld zu zwingen. Nun wurde er zum Obersten ernannt und nach dem unglücklichen Treffen von Schwechat (30. Okt.) an Rogas Stelle mit dem Kommando der Donauarmee betraut (15. Nov.). Seine Truppen, die in langgestreckter Linie die Weisgrenze Ungarns besetzt hatten, hielten indes vor Windisch-Grätz, der am 15. Dez. die Leitha überschritt, noch nicht stand, und G. wich trotz aller Gegenseitige Kossuths bis vor Ofen zurück, nach dessen Räumung (3.—5. Jan. 1849) er die Aufgabe erhielt, nach der Baaglinie zu marschieren und das österreichische Heer in der linken Flanke zu bedrohen. Von Weizen aus erließ G. 5. Jan. ein Manifest, das alle Schuld an der schlimmen Kriegswendung den verfehlten Befehlen des Landesverteidigungs-Ausschusses (Kossuths) zuschob und diesen mit den härtesten Vorwürfen überhäufte. Die »Erklärung der obren Donauarmee«, von sämtlichen Offizieren unterschrieben, wiederholte diese Beschuldigungen und sagte der Regierung förmlich den Gehorsam auf. Diese ignorierte den aus Ärger über den Rückzug, aus verlegter Eitelkeit und Eifersucht entsprungenen Schritt Görgeis, weil sie sein Corps nicht entdecken konnte, übertrug aber (Februar) das Oberkommando dem Polen Dembinski. Die Opposition des solbatischen Kampfeigens in G. und seiner Umgebung gegen die »Schreiber von Debreczin« hörte im ganzen Kriege nicht auf. Vor den nahenden österreichischen Corps warf sich G. nun in das ungarische Erzgebirge und bewerkstelligte von da aus südn und geschickt seine Vereinigung mit Klapla in Rajchau. Jetzt sollte er sich mit dem neuen Oberbefehlshaber vereinen, traf aber bei Káptorn so spät ein, daß die Schlacht unentschieden blieb (26.—28. Febr.). Nunmehr erhielt Better den Oberbefehl; nach dessen Erkrankung aber wurde G. Oberbefehlshaber (31. März). Er ging sofort mit sämtlichen Streitkräften (50,000 Mann) gegen Windisch-Grätz vor, schlug ihn nach mehrtägigen siegreichen Gefechten entscheidend 6. April bei Jyaszeg, wandte sich, während die Österreicher Pest räumten, nach Norden, marschierte das linke Donauufer aufwärts, siegte bei Weizen, schlug General Böhmigsmuth 19. April bei Ragy-Sarló an der Gran und entlegte 22. April Komorn. Ein Versuch, 26. April der feindlichen Armee auf dem rechten Donauufer den Rückzug nach Österreich zu verlegen, mißlang, und den Ofenbivortstoß gegen Preßburg und Wien unterließ G. gänzlich. Statt dessen wandte er sich gegen das noch immer von Österreichern (Penpi) besetzte Ofen. Inzwischen war 14. April in Debreczin die habsburgische Dynastie vom Reichstag abgesetzt und Ungarn für eine unabhängige Republik erklärt worden. G. nahm, um die militärische Macht in Händen zu behalten, das Kriegsministerium neben dem Oberkommando an, ging aber nicht auf den Plan ein, die Revolution nach Österreich und Galizien zu verpflanzen, sondern ver-

wendete kostbare Wochen, um Ofen zu erstürmen (21. Mai), allerdings im Interesse der sich nach Pest sehenden Debrecziner Regierung. Als nun die russische Intervention eintrat und Haynau den Oberbefehl über die Österreicher an der Leitha übernahm, wurde G. bei Jyaszeg und Pered 20. und 21. Juni von Böhmigsmuth geschlagen, während Haynau, auf dem rechten Ufer vorgehend, Földenberg bei Raab 28. Juni schlug und diese Stadt eroberte. G. zog sich in ein verlassenes Lager bei Komorn zurück, und als er sich weigerte, dem Befehl des Kriegsrats in Pest zu folgen und mit der Armee den Rückzug nach der Theiß anzutreten, wurde er 1. Juli abgesetzt, auf Vorstellung seiner Generale (Klapla und Kirg. Ragy) indes im Kommando der obren Donauarmee belassen. Von einer einheitlichen Kriegsführung konnte von nun an keine Rede sein. Nachdem 11. Juli ein Angriff auf die Österreicher bei Komorn zurückgeschlagen worden war, wobei auch G. verwundet wurde, trat er 13. Juli von Komorn aus auf dem linken Donauufer den Rückzug nach der Theiß an, während die Regierung und das Parlament nach Szegedin flüchteten. Um die Russen zu vermeiden, beschloß G., Szegedin über Risolez und Tolaj zu erreichen; doch verpaßte er in Ungewissheit über den Feind den Anfschlag an die Südarmee. Während dieser Zeit unterhandelte er auch (mit Wissen der Regierung) mit russischen Generalen (Kudiger); Ende Juli trug er im Auftrag Kossuths dem Großfürsten Konstantin und dem Prinzen Leuchtenberg die ungarische Krone an; vergeblich. Als er nun erfuhr, daß ein Teil der Russen die Theiß überschritten habe, zog er in Gewaltmärschen, dennoch zu spät, auf Arad, während seine Nachhut bei Debreczin von den Russen vernichtet wurde. In Arad, wo er 9. Aug. eintraf, kam er abermals mit Kossuth in Verührung, während die Südarmee unter Dembinski am selben Tage von Haynau vor Temesvár trotz des Eingreifens Bems vernichtet geschlagen ward. Am 10. Aug. kam es im Kinnihetral in der Arader Festung zwischen Kossuth und G. zu einem heftigen Streit. Schließlich stellte G. die Forderung: Kossuth und die Regierung möge abdanken und ihm die höchste Zivil- und Militärgewalt formell übertragen. Am 11. Aug. fügte sich Kossuth, und noch am Abend übernahm G. die Diktatur. Daß dies die hoffnungslose Lage der Insurrektion nicht mehr verbessern konnte, war G. klar. Von der Erkenntnis durchdrungen, daß er dem eifernden Ring der Verbündeten nicht entkommen könne, erklärte sich G. General Kudiger gegenüber bereit, dem unnützen Blutvergießen durch Kapitulation, doch nur vor seinen Besiegern, ein Ende zu machen. Die Hoffnung jedoch, daß des Jaren Fürsprache die vormaligen österreichischen Offiziere Görgeis und Ungarns Befassung retten werde, erwies sich als trügerisch. Am 13. Aug. vollzog sich die Waffenpredung in erster Stimmung. G. selbst erhielt auf die Intervention des Jaren hin ungeliebte Gnade und wurde in Klagenfurt interniert; dreizehn seiner Generale dagegen wurden in Arad auf Befehl Haynaus hingerichtet; ein ähnliches Schicksal ereilte Hunderte der Pönvedsoffiziere und Patrioten. Dieses Strafgericht hatte zur Folge, daß viele Ungarn, dem Beispiel Damjanich folgend, G. des Verrates beschuldigten, welchen Vorwurf G. und seine Anhänger im Laufe der letzten 50 Jahre sich wiederholt bemühten zu entkräften. Er selbst rechtfertigte sein Verhalten in seinem Werte: »Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848—1849« (Leips. 1852, 2 Bde.); dasselbe lat der ehemalige Pönvedoberst Wiskermann (»Ein offenes

Wort in der Sache des Honvedgenerals A. G., Klausenburg 1867); ferner Görgény's Bruder Stephan (geb. 1825, ehemaliger Honvedhauptmann, derzeit königlicher Kolar in Budapest) mit der Alfensammlung 1848 bis 1849 hül. (Budap. 1885, 2 Bde.). Unter den jüngeren Verteidigern Görgény ist besonders Hegyesi nennen (s. unten). 1884 sprachen 260 Waffengeführten Görgény ihren Kommandanten von jeder Schuld frei; später bezeichnete Paul Gyulai (in »Romhányi«) G. als den Säulenpfeiler der Nation. Er selbst griff noch zweimal zur Feder. 1875 erschien anonym die Schrift: »Was verdanken wir der Revolution?«; ferner übte er an Kossuth's »Schriften aus der Emigration« unter dem Pseudonym Joh. Demár scharfe Kritik (Budapesti Szemle 1881, Bd. 25 und 26). Die Jahre 1849—68 verlebte G. in Klagenfurt und, als Chemiker, in der benachbarten Morawischen Tuchfabrik in Bistritz. 1868 lehrte er jurid. und war 1872 als Ingenieur am Bau der Siedenburg-Bahnen tätig, zog sich aber bald nach dem einsamen Silegrat zurück, wo er noch lebt. Seine militärische Korrespondenz befindet sich im Nationalmuseum. — Die außerordentlich reiche Literatur über G. bezeichnet Szinyei, Magyar irók (Bd. 3, Sp. 1378 ff.). Vgl. Horai, Arthur G. (Leipz. 1850); Kmetz, A. Görgény's Leben und Wirken (Wend. 1853); L. Hentaller, G. als Politiker (ungar., 2. Aufl.); O. Elemér, G. im Jahre 1848—1849 (ungar., Budap. 1896), die größten Werke über den 1848er Freiheitskampf von Rich. Horváth, Al. Szilágyi und Al. Márki, und die kriegsgeschichtlichen Werke von Kálmán, Gelich, Rauch, Eug. Horváth; Baccanti, Die ungarische Donauarmee im Jahre 1848—1849 (Bresl. 1902); M. Hegyesi, Geschichte des 3. Honvedbataillons (ungar., 1898); ferner die Memoiren von Asbóth, Szemere, Kézay, Ester, Deimbisli, Zolovics u. a. (die Memoiren des Honvedgenerals Joh. Mátyási sind noch nicht veröffentlicht) sowie die ausführlichen Literaturnachweise in Fohler's »Bibliotheca historico-militaris«, Bd. 3 (Kassel 1895).

Görgény (gr. görgej), linker Nebenfluß der oberen Raros in Ungarn (Siedenburg), entspringt im Görgényer Gebirge und mündet nach 55 km langem Lauf bei Sächsisch-Regen (im Komitat Raros-Torda).

Görgényer Gebirge, Zweig der Südburgen in Ungarn (Siedenburg), zieht sich vom Hargita-Gebirge nordwestlich gegen die in einem Halbkreis diese Gruppe umfließende Raros hin. Es ist reich bewaldet, jedoch rauh und unbewohnt und erreicht im Mezöhevas 1777 m Höhe.

Görgény-Zient-Zimre (gr. görgej-zent), Dorf im ungar. Komitat Raros-Torda (östlich von Sächsisch-Regen), am Fluß Görgény, mit Poststation, einer Fortwärtsschule im ehemaligen Jagdschloß des Kronprinzen Rudolf, Stein- und Glasfabrikation, einem Soldat in Görgény-Sófalva und (1901) 1878 magyarischen und rumänischen Einwohnern. Im Görgényer Weier wurden früher große Hirsche auf Hochwild und Varen abgebalten.

Görgereit (franz., gr. gör-fa), Leitrinne, Leitsonde, rinnenförmiges Instrument aus Holz oder Metall, wird gebraucht bei Operationen am Mastdarm

und Blase, um das in die Körperhöhle eindringende Messer aufzufangen und ihm nebst der gleichzeitig eingeführten Hohlsonde einen Stützpunkt zu geben.

Gorgias d'Aguillon, s. Evolena.

Gorgias, 1) griech. Sophist, geb. um 500 v. Chr. in Leontinoi auf Sizilien, gest. nach 399 im thessalischen Larissa im 106. Lebensjahr, kam 427 als Gesandter nach Athen, um Hilfe gegen Syrakus zu erlangen. Die Bewunderung, welche die Reuheit seiner Redeweise erregte, veranlagte ihn, nach Athen zurückzukehren, von wo aus er umherziehend als Lehrer der Verebfamkeit zu Ruhm und Reichtum gelangte. Wegen ihm ist Platos Dialog »Gorgias« geschrieben. Sein Verdienst besteht in der Verpflanzung der Rhetorik nach Griechenland und in der Verbreitung des attischen Dialekts als Schriftsprache. Wie seine philosophische Schrift »Über die Natur«, in der er einen Nihilismus vertrat («Es ist nichts; wäre etwas, so würde es unerkenntbar sein; wäre etwas und könnte es erkannt werden, so wäre es doch nicht mittelbar»), sind auch die von ihm in Delphi, Olympia und Athen gehaltenen und herausgegebenen Reden verloren. Die Echtheit zweier seinen Namen tragender unbedeutender Übungsreden: Lob der Helena und Verteidigung des Palamedes, ist bestritten (Hrg. in den Sammlungen der attischen Redner und von Blach mit Antiphon, 2. Aufl., Leipz. 1881). Vgl. Blach, Die attische Verebfamkeit, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1885).

2) Griech. Rhetor, um 40 v. Chr., in Athen Lehrer von Cicero's Sohn, verfasste das bedeutendste Werk über die Redefiguren, das wir jedoch nur z. T. in der lateinischen Bearbeitung des Rutilius Lupus (s. d.) besitzen.

Gorgo, s. Gorgonen.

Gorgona, 1) Insel im Tyrchenischen Meer, zur ital. Provinz Livorno gehörig, 35 km westlich von Livorno, mit dem es in Dampferverbindung steht, 2,25 qkm groß, mit einer Aderbaustrafsolonie, Weinbau, Fischerei und (1901) ca. 450 Einw. — 2) Zur südamerikanischen Republik Kolumbien gehörige Insel im Stillen Ozean, unter 3° nördl. Br., mit hohen Gipfeln, ist umgeben von sandigen, mit Kokospalmen bestandenen Ufern. Am Südben liegt das Eiland Gorgonilla.

Gorgona, schöne, s. Seseup.

Gorgoneion, nach griech. Sage das von Perseus der Gorgone Medusa abgeschlagene Haupt, das



Fig. 1. Ältere Gestalt des Medusenhauptes (Terrakotte aus Athen).



Fig. 2. Römische Medusa (Münze).

Athene als versteinernes Schreckbild in der Mitte der Aegis (s. d. und »Gorgonen«) auf ihrem Schilde trägt; doch kommt der ursprüngliche Typus, ein en face gebildetes weibliches Fratzengeßicht mit herausgestreckter Zunge und Eckzähnen (Fig. 1), schon in

der orientalischen Kunst vor. Als Unheil abzuwenden des Schreckbild (Apotropäon) schmückt es Stäbelsmauern, Wäffen, Amulette u. Die spätere Kunst formt es um zu einer im Todeskampf erstarren, doch wunderbar schönen Frauenmaske mit von Schlangen durchzogenem Lockenhaar (Medusa Medamini, in der Münchener Glyptothek, Fig. 2). Vgl. Levezow, über die Entwicklung des Gorgonenbilds in der Poesie und bildenden Kunst der Alten (Berl. 1833); Goedecken, Das Medusenhaupt von Mariarum (Bonn 1874); Sig, De Gorgone (Amsterd. 1885); Brunn, Griechische Götterideale (Münch. 1893); Edschke, Die Entthauptung der Medusa (Bonn 1894).

Gorgonen, Wesen der griech. Mythologie. Homer nennt nur eine Gorgo, ein Ungeheuer der Unterwelt, deren schrecklich blickendes Haupt sich in der Ägäis des Meeres befand, Hesiod dagegen drei G.: Stheno, Euryle und Medusa, Töchter der Meergötter Pontos und Keto, Schwestern der Graien (s. d.), furchtbare, geflügelte Wesen mit versteinernem Bild, Schlangenhaar und -Gürtel, am äußersten Rande der Erde, in der Nachbarschaft der Nacht und der Hesperiden. In späterer Auffassung erscheint jedoch Medusa, die von den Schwestern allein sterblich ist, als schöne Jungfrau. Mit ihr zeugt Poseidon den Chrysaor und den Pegasus, die, als ihr Perseus (s. d.) das Haupt abschlug, hervorprangen. Das Haupt (s. Gorgonion) sollte Athene in ihren Brustpanzer oder Schilde. Vgl. Roscher, Die G. und Verwandtes (Leipz. 1879).

Gorgonidae, s. Korallpolypen.

Gorgonzola, Mieden in der ital. Provinz Mailand, am Kanal Martesana und an der Dampfstraßenbahn Mailand-Bergamo, mit schöner Kirche, Zeichenschule, Seidenproduktion, Bereitung des nach G. benannten Stracchino Käses und (1901) 4895 Einw.

Gorhamburg (s. Grahamsburg), Landßitz des Lords Serlam in Dorsetshire (England), 2,5 km nordwestlich von Saint Aldons, inmitten eines Parks von 240 Hektar, mit einem 1778—85 erbauten Schloß; dabei steht die Ruine des von Sir Nicholas Bacon um 1563 errichteten Hauses.

Gori, Kreis im Gouvernement Tiflis des russ. Generalgouvern. Kaukasien, zwischen dem Kaukasus im N. und der Kura im S., 6869 qkm mit (1907) 191,656 Einw., die starken Getreide- und Weinbau treiben. Die gleichnamige Hauptstadt, 612 m ü. M., an der Kura und der Eisenbahn Poti-Tiflis, mit (1907) 10,457 Einw. (Georgier und Armenier), war einst Hauptßitz der Fürsten von Kartli.

Goribus, s. Vär, australischer.

Gorica belisa, Dorf, i. Turapsche.

Gorilla (Gorilla gorilla Wymann, Troglodytes Gorilla Sae., Gorilla gina Geoffr., s. Tafel »Äffen II«, Fig. 1), der größte der menschenähnlichen Affen (Anthropomorphen), wird 2 m hoch, hat einen mächtigen Kopf mit barem Scheitel- und Hinterhauptskamm und stark hervorragendem Gesichtsteil, ziemlich kleine Ohren und Augen, leipere überdacht von mächtigen Büscheln, breite, sehr flache, stumpfspitige Nase, kräftiges Gebiß mit starken Eckzähnen und wulstigen Hautpartien, die das einen wild tierischen Ausdruck zeigende Gesicht einrahmen. Am Kumpf und an den Gliedern tritt die herkulisch entwickelte Muskulatur hervor; die mächtigen Arme, in allen Teilen gleichmäßig stark, sind verhältnismäßig nicht viel länger als beim Menschen, die Hände groß und breit mit kurzem Daumen. Die Oberextremität ist abgeflacht, aber doch stark und muskeltreuer, am den Unterextremitäten zeigt sich mehr

Badenbildung als beim Schimpanse und Orang-Utan. An den langen, breiten Fuß ist die große Zehe wie ein Daumen beweglich. Das Beinchen ist viel kleiner als das Kniechen und schwächer gebaut, auch fehlen die Kämme am Kopf, und die Büscheln über den Augen sind weniger stark entwickelt. Bei den Jungen hat der Kopf etwas unvorförmbar Menschenähnliches. Die Haut des G. ist runzlig, tief schwarz, die Behaarung nicht sehr dicht, besonders spärlich an der Brust und Bauch, an den Innenseiten der Gliedmaßen, auf Fuß- und Handrücken. Gesicht, Handrücken und Fußsohlen sind fahl. Gewölbe, breite Nägel bedecken Finger- und Zehenstippen. Die Behaarung ist auf dem Scheitel braunrot, sonst fahlgrau bräunlich und schwarzbraun meliert, an den Unterarmen und Unterextremitäten schwärzlichbraun. Der G. lebt in den dichten, fruchtbaren Küstengebüschen der westafrikanischen Tropenwelt, etwa zwischen dem Äquator und dem 6.° südl. Br. (s. Tafel »Afrikanische Fauna«, Fig. 1). Hier führt er hauptsächlich ein Baumleben. Er klettert geschickt, nährt sich von Früchten, Eiern, Vögeln und bezieht auch die Nests-, Kaniol-, Zuckerröhre- und Sörgsumpfelber. Er bildet Gemeinschaften von 1—3 Familien und wechselt öfters den Aufenthalt. Etwa 2 m über der Erde baut er sich ein Nistlager auf starken Ästen aus Knäupeln, Laub und Moos, das er aber höchstens drei- bis viermal benutzt. Auf der Erde läuft er gewöhnlich auf allen vieren. Er flieht beim geringsten Geräusch, angeschossen und in die Enge getrieben, verteidigt er sich aber mit großer Energie und bringt den Jäger durch sein furchtbares Gebiß und seine riesige Muskelkraft in große Gefahr. Junge Gorillas sind bis jetzt nur selten lebend nach Europa gebracht worden, das Berliner Exemplar erwies sich als höchst intelligent und freundlicher Behandlung überaus zugänglich, aber viel ernsthafter als junge Schimpansen. Die ersten Nachrichten über den G. gab Battel im 16. Jahrh. Genauer wurde nach 1840 durch Wilson, Savage und Ford bekannt. Die Nachricht des korbhagischen Seefahrers Hanna über die von ihm und seiner Mannschaft bei Sierra Leone befangenen Gorillo bezieht sich auf den Schimpanse. Ein junger G. erschien zuerst 1861 in Wombwells Reisenagerie, einen zweiten brachte Falkenstein 1876 ins Berliner Aquarium, wo er länger als ein Jahr gelebt hat. Eine andre Art, G. Bergei *Matschie*, wurde zwischen dem Ätna- und Albert Edward-See entdeckt. Vgl. Harlmann, Der G. (Leipz. 1879).

Gorillagarn, s. Garn, S. 338.

Gorinchem (Gorlun, latinisiert Garcomium), befestigte Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, am Einfluß der Linge in die Nerwe und an der Linie Eist-Dordrecht der Holländischen Eisenbahn, mit Arsenal, Gymnasium, höherer Bürgerschule, treibt Schiffbau, Fabrication von Tauwerk, Zucker und Tabak, Fischerei, Handel mit Landesprodukten und hat (1900) 11,987 Einw. 1787 wurde G. von den Preußen, 1795 von den Franzosen und 1814 von den Verbündeten genommen.

Goering, Adolf, Ingenieur, geb. 17. April 1841 in Lichow (Hannover), studierte seit 1859 in Hannover, trat 1864 in den Dienst der Generaldirektion der Hannoverschen Staatsbahn, arbeitete 1868 als Bauführer an der Riechelschlag-Niederrheinischen Staatsbahn, wurde 1871 Regierungsbaumeister bei den südlichen Linien der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn, leitete als Abteilungsbaumeister die Projektierung und den Bau der Bahn Langelsheim-Klaus-

thal im Harz, war auch im Betriebsdienst der Deutschener Bahn tätig und übernahm 1877 den neu gegründeten Lehrstuhl für Eisenbahn- und Tunnelbau an der königlichen Bauakademie in Berlin. 1878 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Seine praktische Tätigkeit erstreckte sich über die wichtigsten Gebiete des Eisenbahnbaues einschließlich der Bahnhofsanlagen, namentlich beschäftigte er sich mit den Projektierungsarbeiten in sehr verschiedenen Verhältnissen. In seiner Lehrtätigkeit pflegte er mit Vorliebe die systematische Ausbildung der Bahnhofsanlagen, der er zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gab. Er schrieb: »Eisenbahnbau« (7. Aufl., Berl. 1902), »Massetermittelung, Massenverteilung und Transportkosten der Erdarbeiten« (4. Aufl., das. 1902); »Die Bauausführung der zweiten Reichsbrücke bei Tirsch« (das. 1890) u. a.

Gorionides, s. Joseph, Sohn des Gorion.

Görli, Stadt im preuß. Regbez. Frankfurt, Kreis Weissenberg, an der Oder und der Staatsbahnlinie Neppen-Stettin, hat eine evang. Kirche, Dampfsmalmühle, Bierbrennerei und (1900) 2214 Einw. Die Stadt war von 1276—1325 Residenz der Bischöfe von Lebus.

Gorju (Горъ), Kreis in der Kleinen Wolachei, vom Jiu durchflossen, mit der Hauptstadt Tergu-Jiu.

Gorka, s. Lodz.

Gorkau, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Komotau, am Fuße des Erzgebirges, an der Pilsa, an der Staatsbahnlinie Rodenbach-Komotau und der Auisig-Tepitzer Bahn, hat ein Bezirksgericht, bedeutenden Obstbau und Obstauffuhr, drei Baumwollspinnereien, je eine Spinn-, »Watte«- und Weberei, Dampf-, zwei Bierbrauereien und (1900) 4611 (als Gemeinde 5821) deutsche Einwohner. Nördlich liegt das schöne Schloß Kothenhauß mit großem Park.

Gorkensteine, s. Gorkenstein.

Gorkha, kleine Stadt im Himalaja-Kaatal Nepal, nordwestlich der Hauptstadt Katmandu, mit etwa 2000 Einw., nach der sie seit 1768 in Nepal herrschenden Khas selbst den Namen Gorkha erhielten. Die Gorkha sind durchschnittlich 168 cm groß, stark gebaut, im Äußeren ein echtes Himalajavolk, doch etwas beeinflusst durch Blut von Brahmanen, daher von hellerer Gesichtsfarbe. Sie selbst behaupten, von den Nachkommen abjuschannen und durch die Mohammedaner aus Nordindien verdrängt zu sein. Ihre Sprache, das Khas oder Parbatiya, ein Hindialialekt (Grammatik von Wilson; M. Turnbull, »Nepali Grammar and English-Nepali and Nepali-English Dictionary«, Darbhing (1888)), wurde die »Dof«, »Amis« und Umgangsprache in ganz Nepal. Die in der britisch-indischen Armeen und Polizei dienenden Gorkha gehören den Bergstämmen der Gurung und Magar in Nepal an oder stammen aus Ranipur.

Görli, Kreisstadt im russ. Gouv. Mohilew, an der Pronga (zum Soch), 32 km von der Eisenbahn Roslaw-Borschau entfernt, mit 6 griechisch-katholischen und einer römisch-kath. Kirche, einer Synagoge und (1897) 6730 Einw.

Görlik (Görlik), Ragim, russ. Schriftsteller, geb. 1868 oder 1869 in Nischni Nowgorod im Hause seines Großvaters, des Fürstlings Kalkin, als Sohn von dessen Tochter Wiktoria. Sein richtiger Vorname ist Alexei. (Ragim ist der Vorname seines Vaters, des Tapezierers Fjodor aus Perm.) Das Pseudonym Görlik (= bitter) hat er offenbar mit Bezug auf seine herben Lebensanschauung gewählt. Seit

seinem fünften Jahre verwaist, wurde er, neun Jahre alt, nachdem er notwendig lesen gelernt hatte, von seinem Großvater in ein Schuhwarengeschäft gegeben, aus dem er zu einem Klänselknecht und von diesem zu einem Heiligenbildmaler entließ. Dann war er längere Zeit Klänselknecht auf einem Wolgadamfschiff, arbeitete auch als Schuhmachergeselle und las zugleich alles, was ihm in die Hände geriet. In seinem 15. Jahre trieb ihn seine Lernbegierde nach Kasan. Da ihm aber gänzlicher Geldmangel den Eintritt in irgend ein Lehrinstitut unmöglich machte, suchte er sich seinen Unterhalt als Arbeiter an der Wolga, als Holzjäger und Lastenträger zu erwerben. 1888 schwer erkrankt, trug er sich mit Selbstmordgedanken. Dann war er Apfelfertäuser und darauf Bahnwärter in Jarjyn, mußte sich aber im folgenden Jahre in seiner Vaterstadt zum Militär stellen; hier jedoch zurückgewiesen, wurde er Kwasvertäuser und dann Schriftführer bei dem lebhaften Anteil an ihm nehmenden Advokaten Lanin in Nischni. Aber auch hier hielt er es nicht lange aus. Aus Liebe zum Unterstreifen durchzog er nach und nach ganz Rußland und versuchte sich in allem möglichen, bis ihn endlich jemand auf die Idee brachte, etwas zu schreiben. Sein Erstlingswerk war die Erzählung »Makar Cudra« (in der Zeitung »Kavkaz« 1892 oder 1893). Nachdem er dann längere Zeit in Tiflis in Eisenbahnerstellen gearbeitet hatte, kehrte er an die Wolga zurück und veröffentlichte allerlei Skizzen in den Wolgazeitungen. 1893—94 wurde er in Nischni mit Korolens befaßt, durch dessen Vermittlung seine Erzählung »Uelka« im »Russkoje Bogatstvo« gedruckt wurde. Seine Schilderungen des Lebens der Heruntergekommenen, Veruntreuer und Obdachlosen waren so meisterhaft, daß er selbst in erstaunlich kurzer Zeit zu einem der populärsten russischen Schriftsteller geworden ist. Seit 1898 erschienen seine Arbeiten ausschließlich in der Petersburger »Zinn«, so unter andern die größeren Romane »Foma Gordsej« (1899) und »Mukik« (»Der Bauer«, 1900). Eine Sammlung von Erzählungen gab er zuerst Petersburg 1898 in 2 Bdn. heraus, 1900 folgte ein 3., 1901 ein 4. Band. Von der durch die Gesellschaft »Znanie« besorgten Ausgabe seiner Erzählungen (das. 1903, 5 Bde.) sind 4 Bände bereits in 6. Auflage erschienen. Ein vieraktiges Schauspiel von ihm: »Mölkane« (»Die Kleindürer«, 1900), wurde 1901 in Moskau aufgeführt (1902 auch in Berlin); noch mehr Erfolg hatte 1903 das Schauspiel »Aus den Tiefen« (deutsch, Münch. 1903), das u. d. T. »Das Nachtschlaf« auch in Deutschland (Berlin, Leipzig, München u.) zahlreiche Aufführungen erlebt hat. Seine bisherigen Werke sind alle mehrfach ins Deutsche übersetzt worden (Gesammelte Werke, Berl. 1904, 7 Bde.).

Gorum, Stadt, s. Goringhem.

Gorur (Onager), s. Elst.

Gori, s. Gimpe.

Gorlice (hr. Aus), Stadt im westlichen Galizien, an der Rapa und der Staatsbahnlinie Jagorjany-G., nach großem Brande 1874 neu aufgebaut. Sie einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Hochschule, Petroleumraffinerien, Schwefelsäurefabrik, Dampfsmalmühle, bedeutende Räfte für Getreide, Leinwand u. (1900) 6437 poln. Einwohner (zur Hälfte Juden). In der Umgebung sind ausgedehnte Erdoilager.

Görlik, Stadt und Stadtkreis im preuß. Regbez. Posen, an der Lausiger oder Görlicher Neiße, 221 m ü. M., ist eine der schönsten und durch ihre aus-

gehehnten Waldbesitz (33,329 Hektar) auch reichsten Städte des Deutschen Reiches. Unter den zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmten Gebäuden (6 evangelische und 2 lat. Kirchen, mehrere Bethäuser von Sektiern und eine Synagoge) sind die gotische St. Peter- und Paulskirche (1423—97 aufgeführt, mit 2 stattlichen Türmen, 5 Schiffen und einer Krypte), die Dreifaltigkeitskirche mit kunstvollen Holzschnitzereien, die Luther-, die Frauen- und die katholische Jakobus-Kirche bemerkenswert. Vor der Stadt liegt das heilige Grab mit der dazugehörigen Kapelle zum Heiligen Kreuz, eine Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem aus den Jahren 1481—89. Die hervorragenden weltlichen Gebäude sind: das Rathaus (1537) mit reicher Stuckarbeit (ein neues Rathaus ist 1904 im Bau begriffen), die alte Bastei, Kaisertrug genannt, das Ständehaus mit schönen Anlagen, das Weinbergshaus mit Aussichtsturm, die Oberlausitzer Ruhmeshalle mit Kaiser Friedrich-Museum u. An



Wappen von Görlitz.

Denkmälern besitzt G. ein Reiterstandbild des Kaisers Wilhelm I. auf dem Obernarkt, Bronzestandbild des Prinzen Friedrich Karl und des Bürgermeisters Demiani am Demianiplatz, Denkmäler des Kriegsministers v. Roon, Goethes, des Theosophen Jaf. Böhme und Ottels, des Stisters der Geflügelzuchtvereine, sowie ein schönes Kriegerdenkmal. Die Zahl der Einwohner belief sich (1900) auf der Garnison (2 Bataillone Infanterie Nr. 19) auf 80,981 Seelen, davon 11,462 Katholiken und 627 Juden. Die Industrie ist bedeutend. Hervorzuheben ist die Eisenbahnwagenfabrik, die Görlitzer Maschinenbauanstalt (1100 Arbeiter), ferner Tuch-, Orleans-, Halbwoll-, Baumwoll- und Leinwandfabrikation, Fabriken für Nähmaschinen, Glas, Porzellan, Schamotte- und Marmorwaren, Kartellstuckböden, Holztisch, Leder, Polstermöbel, Knöpfe, Stahlwaren, künstliche Blumen u., ferner die Bierbrauerei, Mälerei und Ziegelbrennerei. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1903: 589 Mill. M.), durch die kommunalkäufliche Bank und andre Geldinstitute, beschäftigt sich außer mit den genannten Fabrikaten mit Getreide, Produkten, Lumpen, Kolonial- und Materialwaren u. Nennenswert sind auch die Expeditionsgeschäfte. G. ist Knotenpunkt der Preussischen, bez. Sächsischen Staatsbahnlinien Berlin—G., Krefeld—G., G.—Leubau, G.—Seidenberg sowie Dresden—G. Den Verkehr in der Stadt vermittelt eine elektrische Straßenbahn. G. hat ein Gymnasium, Realgymnasium mit Oberrealschule, Realschule, Volksgewerk- und Maschinenbauakademie, 2 Theater, Altertumsmuseum, mehrere wissenschaftliche Vereine (darunter die Naturforschende und die Oberlausitzer Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, beide mit Bibliothek und reichen Sammlungen; vgl. J. 1901, Begrunder durch die Geschichte der oberlausitzerischen Wissenschaft der Wissenschaften zu G. (Görl. 1904) und einen Kunstverein, ferner ein Rettungshaus, Asyl für gefallene Krieger u. G. ist Sitz eines Landgerichts, des Landratsamtes für den Landkreis G., eines Hauptsteueramtes, eines österreichischen Hauptzollesamtes, der kommunalkäuflichen Verwaltung des preussischen Kartellamtes Oberlausitz,

einer Spezialkommission und eines Bergreviers; die städtischen Behörden zählen 19 Magistratsmitglieder und 60 Stadtratsmitglieder. Zum Landgericht 1862 bezirkt G. gehören die 10 Amtsgerichte zu: G., Hoyerwerda, Leubau, Marthaus, Ruckau, Rieditz, Reichenbach i. O.-L., Rothenburg i. O.-L., Ruhland und Seidenberg. In der nächsten Umgebung liegt der herrliche Stadtpark mit einem Denkmal A. v. Humboldts, des Stadthaus, ebenfalls in Parkanlage, mit schöner Aussicht, dicht dabei eine Schillerbüste auf Marmorsockel; ferner die 830 m lange, 36 m hohe und auf 34 Pfeilern ruhende Eisenbahnbrücke über das Reichetal und weiter der Basaltfelsen der Landeskrone (i. d. — G., dessen Name entweder als Jägerzeile (= Brandstätt) erklärt oder von gora (= Berge) abgeleitet wird, ist slavischen Ursprungs und erscheint zuerst um 1071 als Dorf (Goritz) im Gau Wislan. Im 12. Jahrh. erhielt es Stadtrecht und Mauern, trat 1346 zum Sechsstädtebund und war von 1377—96 unter Johann von G. Hauptstadt des Herzogtums G., eines Teiles der Oberlausitz. 1429 ward die Stadt gegen die Hussiten erfolgreich verteidigt und von Kaiser Siegmund dafür durch die Verleihung eines Wappens (s. Tafel „Heraldik“, Fig. 4) belohnt, das unter Karl V. seine jetzige Gestalt erhielt. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie 1623 von den Schweden und Kaiserlichen abwechselnd, namentlich 1633 von Wallenstein mit Sturm genommen und mußte, von den Schweden seit 1639 besetzt, 1641 eine harte Belagerung durch die kaiserlich-kurfürstliche Armee aushalten. 1635 ward G. mit der Lausitz von dem Kaiser an Kurfürsten abgetreten. Im Gefecht bei Rosp in der Nähe, 7. Sept. 1757, fiel General v. Winterfeldt, dem am Holzberg ein Denkstein errichtet ist. 1815 kam G. mit einem Teil der Oberlausitz an Preußen. G. ist Geburts- und Sterbeort des theosophischen Schülers Jaf. Böhme. Vgl. Neumann, Geschichte von G. (Görl. 1850); Jech, Die Schweden in G. während der J. 1639, 1640 u. 1641 (bas. 1890); Kwiecinski, Das Wichtigste aus der Geschichte von G. (bas. 1902); Neuer Führer durch G. (bas. 1903).

Görlitzer Lehrrecht, eine Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrh. entstandene deutsche Übersetzung des dem Lehnrechtsbuch des „Sachsenspiegels“ zugrunde liegenden, in lateinischen Reimen geschriebenen „Auctor vetus de beneficiis“, mit geringen Abweichungen und Zusätzen. Mit diesem verband man nach 1304 das sogen. Görlitzer Landrecht, eine aus andern Quellen geschöpfte landrechtliche Arbeit. Die Handschrift befindet sich in der Stadtbibliothek zu Görlitz. Beste Ausgabe in Homers Ausgabe des Sachsenspiegels, Teil 2, Bd. 2 (Berl. 1844).

Görlitzer Reiche, s. Reiche 1).

Gorm (G. der Alte), König von Dänemark, gest. um 940, galt lange fälschlich als der erste König des dänischen Gesamtreichs. Sein Name und der seiner Gemahlin, Thyra Danedob, sind mit Dänemarks vorzüglichsten Altertümern, den beiden großen Hügeln bei Jellinge (in der Nähe von Beile), verknüpft, von denen der eine ihre Grabkammer enthält. Vgl. Engelhardt, Kong Gorms og Dronning Thyras Mindetegn i Jellinge (Illustr., Kopenh. 1876).

Görner, Karl August, Schauspieler und Bühnendirector, geb. 29. Jan. 1806 in Berlin als Sohn eines Finanzbeamten, gest. 9. April 1884 in Hamburg, entfernte sich 1822 heimlich aus dem Elternhaus, um sich der Bühne zu widmen, und betrat diese zuerst in Stettin, dann in Köthen. Mit 18 Jahren Direktor einer eignen Gesellschaft, sog. er mit dieser

zwei Jahre lang umher und wurde dann 1827 am Hoftheater zu Strelitz engagiert, wo er es schließlich zum Oberregisseur brachte. 1848 begab er sich nach Breslau, von hier 1853 an das Friedrich-Wilhelmsstädter Theater in Berlin, übernahm 1855 die Leitung der Kroll'schen Bühne und ging 1857 nach Hamburg, wo er seitdem abwechselnd beim Thalia- und Stadttheater als Charakterspieler und Oberregisseur tätig war und 1882 sein 50jähriges Künstlerjubiläum feierte. Sein erstes Bühnenstück: »Gärtner und Gärtnerin«, wurde 1826 in Freiburg aufgeführt. In dem darauffolgenden halben Jahrhundert hat er ca. 150 Stücke geschrieben, von denen mehr als 100 in verschiedenen Sammlungen, wie: »Almanach dramatischer Bühnenspiele« (Bd. 1—4, Bresl. 1851—54; Bd. 5—9, Hamb. 1857—61; Bd. 10 u. 11, Altona 1866—68), »Lustspiele« (Hamb. 1856—73, 2 Bde.), »Festspiele« (Altona 1862), »Deutsches Theater« (Bresl. 1866 ff.) u. a., gedruckt sind. Zu den bekanntesten gehören: »Nichte und Tante«, »Schwarzer Peter«, »Englisch«, »Ein glücklicher Familienvater«, »Zantchen Unverzagte«, »En passant«, »Der geachtete Kaufmann«, »Erziehung macht den Menschen«, »Salz der Ehe« u. a. Als ein besonderer Genre bildete G. die Kinderkomödie aus (»Kindertheater«, Berl. 1855, 6 Bdn.) und belebte von neuem das alte dramatische Weihnachtsmärchen in seinen »Weihnachtsmärchen-Komödien« (Hamb. 1879—84, 18 Bdn.). Außerdem veröffentlichte er den »Reclamator für öffentliche und Privatgesellschaften« (Hamb. 1884—70, 3 Bde.), »Konzert- und Gesellschaftsreclamator« (Originalarbeiten, Bsl. 1879, 9 Bdn.) und den humoristischen Führer »Nach Helgoland und auf Helgoland« (6. Aufl., Bsl. 1883).

Gornergletscher und **Gornergrat**, s. Monte Rosa.

Gornergratbahn, s. Bergbahnen.

Górnicki (gr. $\gamma\alpha\rho\eta$, Łuśka), poln. Schriftsteller, geb. (wahrscheinlich) 1527 in Oświęcim, gest. 22. Juli 1608, studierte in Krakau und Padua, war Sekretär des Königs Siegmund August, kaiserlicher Bibliothekar und 1570 Starost von Tyliczin. Unter seinen formvollendeten schriftstellerischen Arbeiten zeichnen sich vor allem die aus philosophisch-politischem Gebiete aus. Die bedeutendsten derselben sind: »Dworzanin polski« (Krak. 1566 u. ö.; deutsch u. d. T. »Der polnische Demofrit als Hofmann«, Stuttg. 1856), sein vorzüglichstes Werk, dem Castigliones »Libro del cortigiano« als Vorbild gebiet hat; dann »Kozmowa o elekcyi, o wolności, o prawie i obyczajach polskich etc.« (Krak. 1616; deutsch v. Friesen u. d. T. »Unterredung von der Wahl, Freiheit, Gesetzen und Sitten der Polen«; 2. Aufl., Bresl. u. Leipz. 1763), worin die damaligen Mißbräuche in der Landesverwaltung gegeißelt werden; ferner »Dzieje w koronie polskiej od roku 1538 aż do roku 1572« (»Geschichte der polnischen Krone von 1538—1572«, Krak. 1637), eine Art Memoiren über den Hof unter Siegmund August; endlich »Droga do zaprawdę wolności« (»Weg zur völligen Freiheit«, Elbing 1650). Die meisten seiner Schriften konnten ihres kritischen Inhalts wegen erst nach seinem Tode von seinem Sohne Łuśka, Kanonikus von Cracow, herausgegeben werden. Eine neue Gesamtausgabe seiner Werke in 3 Bänden erschien 1886 in Warschau. Vgl. Löwenfeld, Łuśka G., sein Leben und seine Werke (Bresl. 1884; polnisch, Warszawa 1884).

Gorndorf, Dorf in der sächs. Kreißei und Amtsh. Chemnitz, an der Zwickn., hat eine evang. Kirche, Strumpfwirkerlei und (1900) 2261 Einw.

Gorochowez, Kreisstadt im russ. Gouv. Blabimir, an der Kijasma und der Eisenbahn Moskau-Kijewskij Kowgorod, hat 6 Kirchen und eine Gloden-gieherei, Obst- und Gemüsehau und (1900) 2783 Einw.

Gorod (russ.), soviel wie Stadt; vgl. Grad.

Gorodez, Stadt, i. Kassinow.

Gorodischje, 1) Kreisstadt im russ. Gouv. Penza, hat 3 Kirchen, mehrere Tuchsabriken, Brenn-weinbrennerei und (1900) 3973 Einw. — 2) Name einer Reihe größerer Dörfer in Rußland, worunter erwähnenswert: a) großes Dorf im Gouv. Blabimir, Kreis Berejasslaw, wegen der interessanten archäologischen Funde, die in den zahlreichen Grabhügeln (Kurganen) der Umgegend gemacht werden, und b) Dorf im Gouv. Jekaterinoslaw, Kreis Slawjanskerbsk, wegen der in seiner Nähe gelegenen bedeutenden Anthrazit- und Eisenerzlagern.

Gorodnja (Горо́дня), Kreisstadt im russ. Gouv. Tschernigow, an der Eisenbahn Ribau-Komn., mit drei Kirchen und (1900) 4197 Einw.

Gorodok, Kreisstadt im russ. Gouv. Witebsk, an der Kesthedra und Gorostanla gelegen, hat eine griechisch-katholische und eine römisch-kath. Kirche, Lohgerbereien und (1900) 5509 Einw.

Gorodowol, Benennung der Polizeibeamten in russischen Städten.

Göröbölös-Tapolca (gr. $\gamma\alpha\rho\eta$, $\tau\alpha\pi\omega\lambda\alpha$), Badeort im ungar. Komitat Borsab, 3 km von Borsab, unweit der Dabóghörder Montabahn, 126 m ü. M., hübsch gelegen, mit indifferenten Thermen von 25°, die mehrere Teiche bilden, hat (1900) 1604 magyar. Einwohner.

Gorontalo (Gunong Tello), Ableitung der niederländ. Residentenschaft Remabo auf der Insel Celebes, nebst den Vassallenländern an der Lomimbucht 50,317 qkm, mit (1885) 247,800 Einw. (115 Europäer, 505 Chinesen). Der Hauptort G. auf der Südküste, oberhalb der Mündung des Flussess G., mit holländischem Fort, Hafen und 8000 Einw., ist Sitz eines eingebornen Fürsten unter holländischer Oberhoheit.

Gorostiza, Manuel Eduardo de, span. Lustspiel-dichter, geb. 13. Nov. 1791 zu Benavarez in Mexiko, wo sein Vater Gouverneur war, gest. 23. Okt. 1851 in Tacubaga bei Mexiko, erwarb sich einen Namen durch seine Lustspiele: »Indulgencia para todos«, »Tal para cual«, »Costumbres de antaño« und »Don Dieguito«, die 1815 in Madrid mit großem Beifall aufgeführt wurden (gedruckt als »Teatro Original«, Bar. 1822). Als Anhänger der Konstitution von 1820 nuzte er nach der Restauration von 1823 nach England flüchten, von wo aus er für die Anerkennung der Unabhängigkeit Mexikos seitens der europäischen Höfe wirkte. Bald darauf wurde er mexikanischer Botschafter in London, später in Paris, wo er den Handels- und Allianzvertrag mit der französischen Regierung abschloß. In diese Zeit fällt die Abfassung seines berühmtesten Lustspiels: »Contigo pan y cebolla«, dem Erbe die Zue zu seinem Lebenswille »Une chammière et son cœur« entnommen hat. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde G. Staatsrat und Direktor des Theaters in Mexiko. Eine Auswahl seiner dramatischen Schriften erschien in 2 Bänden (Brüssel 1825) und im »Teatro moderno español« (Madrid 1836—38, 4 Bde.).

Gorowe, Stephan, ungar. Minister, geb. 1819, gest. 31. Mai 1881 in Pest, betrat frühzeitig die literarische Laufbahn. Mit seinem Werk »Nemzetiség« (= Nationalität.), das 1843 erschien, betätigte er einen hervorragenden Anteil an der Reformbewegung in

Ungarn, und mit seinem zweibändigen Werk »Nygus« (»Osydens«, 1844, 2 Bde.) und dem schon erwähnten »Nemzetiseg« ebnete er sich den Weg in die Akademie. Im Temeser Komitat, wo er auf seinen Gütern lebte, war er der Führer der Opposition. Auf dem Breßburger Landtag 1848 gehörte er zu der gemäßigten, der sogen. Regierungspartei, und kämpfte energisch gegen die Wüster der Nobilitäten, wirkte aber für die Verbindung mit der Frankfurter Nationalversammlung. Nach Unterdrückung der Revolution, während der er, unausgesetzt Mitglied des Nationalparlaments, gegen die extreme Partei ungeschwächt hatte, flüchtete er ins Ausland, von wo er 1856 in die Heimat zurückkehrte. Seit 1861 gehörte er dann zu den hervorragendsten Mitgliedern der Deutspartei und wurde 1867 im Kabinett Andrassy Minister für Handel, Ackerbau und Gewerbe. 1870 erhielt er das Portefeuille des Kommanikationsministeriums. 1871 wegen der Annahme des liberalen Munizipalgesetzes durch den Reichstag zurückgetreten, blieb er zwar Mitglied der ministeriellen Partei, beteiligte sich aber künftighin nur wenig am politischen Leben. Seine Memoiren sind noch nicht im Druck erschienen. Vgl. das von seiner Familie herausgegebene Buch: »G. emlékezete.« (An denken Görreses). [Kalenber.

Görpafos, der erste Monat im magyarischen **Görres**, 1) Johannes Joseph von, deutscher Publizist und Gelehrter, geb. 25. Jan. 1776 in Koblenz, gest. 29. Jan. 1848 in München, Sohn eines Hochhändlers und einer italienischen Mutter, studierte Recht in Bonn, wurde aber 1793 in seinen Studien durch das Vereindrehen der französischen Revolution unterbrochen. Er wandte sich nun ausschließlich der Politik zu, sprach in Klubs und Volksversammlungen für die Sache der Freiheit und gründete ein Journal: »Das rote Blatt«, das, von den französischen Hochhauern unterdrückt, u. d. T. »Kübesahl« zwar wieder auslief, aber nach kurzem Bestehen abermals einging. 1799 an der Spitze einer Deputation nach Paris geschickt, um die Einverleibung des linken Rheinufers in Frankreich zu erwirken, überzeuge sich G. dort, daß »in Rapoteon der Welt eine Tyrannei erwachte, wie sie seit der Römerzeit nicht mehr eingetreten sei«, und verzichtete auf seine Mission. Seine Erfahrungen auf dieser Reise veröffentlichte er in einem besondern Schriftchen: »Résultats meiner Sendung nach Paris im Brumaire VIII.« Von der Überzeugung durchdrungen, daß die Sache der Freiheit vorbanden unwiederbringlich verloren sei, zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, nahm 1804 eine Stelle als Lehrer der Naturgeschichte und Physik bei der Sekundärschule in Koblenz an und widmete sich daneben dem Studium der Arzneikunde sowie der Schellingschen Naturphilosophie. Von seinen Schriften erschienen domols die »Aphorismen über die Kunst« (Kobl. 1802), die »Aphorismen über Organonomie« (daf. 1802), die »Exposition der Physiologie« (daf. 1805), die »Aphorismen über Organologie« (Frankf. 1805, Bd. 1) und »Glaube und Wissen« (München, 1806). Mit einjährigem Urlaub begab er sich 1806 nach Heidelberg, wo seine Privatvorlesungen großen Zulauf hatten, worauf er 1808 nach Koblenz zurückkehrte. Um jene Zeit gab er mit Brentano und Arnim die Kusschen und Wiederspruch erregende »Einführungszeitung« heraus (deren Titel später in »Tröst-Einfachheit« verwardelt wurde; Neubdruck von Hoff, Heidelberg, 1883), hierauf allein »Die deutschen Volksblätter« (daf. 1807). Eine Frucht seines Studiums der persischen Sprache war

seine »Kathengeschichte der östlichen Welt« (Heidelb. 1810, 2 Bde.). Auch die Poesie des Mittelalters beschäftigte ihn, und er bewährte seinen Schorffinn in geistreichen, und größtenteils unhaltbaren Kombinationen, die er in der Einleitung zu seiner Ausgabe des »Lohegrün« (Heidelb. 1813) niederlegte. 1813 warf er sich mit ganzer Macht in die nationale Bewegung und gab seit Februar 1814 den »Rheinischen Merkur« heraus, das bedeutendste politische Blatt jener Zeit, das die Franzosen »eine fünfte Macht« nannten. Mit flammenden Worten sprach es gegen die französische Besinnung in Deutschland und empfahl die Liebe zu deutscher Sprache und Sitte, die Eintracht der Fürsten und Völker, die Erneuerung des Kaisertums, Pressefreiheit, ständische deutsche Verfassungen. Als im Februar 1816 der »Rheinische Merkur« wegen seiner Angriffe auf die preussische Regierung unterdrückt und G. der ihm 1814 von J. G. C. Bruner übertragenen Stelle eines Studiendirektors des Bezirks Koblenz entbunden wurde, ging er mit seiner Familie nach Heidelberg, lehrte aber schon 1817 noch Koblenz zurück, wo er während der großen Feuerung einen Hilfsverein leitete. Daneben arbeitete er fleißig an einer Sammlung »Mittelalterlicher Volks- und Meisterlieder« (Frankf. 1817). Als er einige Jahre später seine Schrift »Teufelsand und die Revolution« (Kobl. 1819) erscheinen ließ, worin er die revolutionären Bewegungen der Zeit unterstützte, wurde von Berlin aus ein Verhaftungsbehl gegen ihn erlassen, dem er durch die Flucht nach Straßburg und der Schweiz entging. Während dieser Zeit erschien von ihm »Das Heidenbuch von Iron aus dem Schatz Rame des Nirduß« (Berl. 1820, 2 Bde.). In den politischen Schriften: »Europa und die Revolution« (Stuttg. 1821), »In Soden der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit« (daf. 1822), »Die Heilige Allianz und die Völker aus dem Kongreß zu Verona« (daf. 1822) gab er seinem Grimm über die Einverleibung seiner Vaterstadt und der Rheinlande in den preussischen Staat Ausdruck, während er in dem Buch »Emanuel Zweiberg, seine Visionen und sein Verhältnis zur Kirche« (Speyer 1827) eine starke Hinneigung zum Ultramontanismus und Mystizismus offenbarte. G. erwartete fortan die Verwirklichung seiner Hoffnungen von einer Erlohrung der katholischen Kirche und widmete demgemäß seine Feder der Verteidigung der kirchlichen Interessen. Dies führte zu seiner Berufung als Professor der Geschichte an die Universität zu München (1828), wo er bald als das Haupt der eifrigsten Katholiken galt und in seinen Lehrvorträgen und Schriften, namentlich in den »Historisch-politischen Blättern«, in enge Verbindung mit der herrschenden hierarchischen Partei trat. Er selbst stellte in der seit 1836 begonnenen Schrift »Die christliche Mythologie« (Meyensd. 1836—42, 4 Bde.; neue Aufl. 1879, 5 Bde.) ein ebenso vollständiges wie kunstvolles Lehrgebäude der katholischen Mythologie auf. Die ganze Kraft seiner gewaltigen Volens entwickelte er aber in der durch die Kölner Bieren veranlaßten Schrift »Athanasius« (Meyensd. 1837, 4. Aufl. 1838), worin er rückfichtslos gegen den Protestantismus und die preussische Bureokratie zu Felde zog. An Gegenschritten fehlte es nicht; nicht nur Heinrich Leo und Morheineke, der erstere in seinem »Sendeschreiben an J. G.«, selbst Katholiken ergriffen in den zu Köln gedruckten »Rheinischen Provinzialblätter«, die Feder gegen G. Dieser blieb in seiner Schrift »Die Trümpfe des Leo, Bb. Morheineke und H. Bruno« (Meyensd. 1838) die Antwort nicht schuldig und gab vier Jahre später in dem Buch

»Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung« (Weihenb. 1842) sein letztes Wort in dieser Angelegenheit. Zu derselben Zeit verfaßte er auch die zum Besten des Kölner Donauhauses bestimmte Schrift »Der Dom zu Köln und das Münster zu Straßburg« (Regensb. 1842). Die Schrift »Die Wallfahrt nach Trier« (Regensb. 1845) ist mehr polemischen Inhalts gegen die Richtungen der Zeit, die der kirchlichen Synchtheit, deren Kern und Gehalt W. hier besonders ausführlich darlegt, feindlich entgegengetreten. Sein Plan, eine ausführliche »Welt- und Menschengeschichte« zu schreiben, wurde durch seinen Tod vereitelt. Bruchstücke dieses Werkes sind die Abhandlungen: »Die Japhetiden« (Münch. 1845) und »Die drei Grundwurzeln des keltischen Stammes in Gallien« (daf. 1845). Eine Gekunstausgabe seiner Werke besorgte seine Tochter Marie G. (Hd. 1—7, Münch. 1854—59; Bd. 8 u. 9, Freundesbriefe, hrsg. von Vinber. 1874). Viel später erschienen seine »Vorträge über Enzyklopädie und Methodologie des akademischen Unterrichts 1841 bis 1842« (Münch. 1891). Vgl. G. epp. W. und seine Zeitgenossen (Nördlingen 1876) und dessen kleinere Biographie in Bettelheims »Geistesgeschichte« (Bd. 23, Berl. 1896); Walland, J. v. W. in seinem Leben und Wirken (Freib. i. Br. 1876); Wibel, J. v. W. als Literaturhistoriker (Köln 1899); Franz Schulz, Joseph G. als Herausgeber, Literaturhistoriker, Kritiker (Berl. 1902). Schulz gab auch W.'s »Charakteristiken und Kritiken aus den Jahren 1804 und 1805« mit Einleitung (Köln 1900) heraus; seinen Briefwechsel mit Adam v. Arnim veröffentlichte Steig in den »Neuen Heidelberger Jahrbüchern«, 10. Jahrgang (1900). — Ihm zu Ehren wurde bei der Säcularfeier seiner Geburt 1876 die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften in katholischen Sinne gegründet. Sie gibt neben andern Vereinschriften ein »Historisches« (bis 1904; 25 Bde.) und ein »Philosophisches Jahrbuch« (bis 1903; 16 Bde.). »Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte« (bis her 9 Bde.) und ein »Staatslexikon« (2. Aufl., Freiburg 1901 ff., 5 Bde.) heraus und stellt Vereinsaufgaben. Sitz der Gesellschaft ist Bonn. Vgl. Carbaun, Die Görres-Gesellschaft 1876—1901 (Köln 1901).

2) Guido, Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 28. Mai 1805 in Koblenz, gest. 14. Juli 1852 in München, studierte in Bonn Geschichte und Philosophie, wandte sich der Schriftstellerei zu und begründete 1838 mit G. Phillips die »Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland«, die nach seinem Tode von E. Börg fortgesetzt wurden und noch jetzt, unter F. Vinbers Leitung, erscheinen. Wir nennen von seinen Werken: »Die Jungfrau von Orleans nach den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken« (Regensb. 1834, als Jugendschrift abgedruckt 1835; von beiden 2. Aufl. 1883); »Festkalender in Bildern und Liedern« (Münch. 1835—39, 3 Bde.); »Schön Nölein« (mit Zeichnungen von Voci u. a., daf. 1835, neue Ausg. 1883); »Marienlieder« (daf. 1842, 3. Ausg. 1853); »Das Leben der heil. Cäcilia«, episches Gedicht (daf. 1843); »Der hünen Siegfried« (mit Lithographien nach Kaulbach. Schaffh. 1843, neue Ausg. 1883); »Gebichte« (Münch. 1844); »Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Lanfturn«, zwei Gebichte (Kobl. 1844); »Die arme Pilgerin zum heiligen Rod«, Gedicht (daf. 1846); »Das deutsche Hausbuch« (Münch. 1846—47, 2 Bde.). Als Dichter hauptsächlich romantisch, ermangelte er auch in seinen politischen Arbeiten des Talents und der schlagfertigen Kraft seines Vaters.

Görres-Gesellschaft, f. Görres 1).

Gorreio, Gaspare, Sanckritist, geb. 1808 zu Vagnasco im Piemontesischen, gest. 21. Mai 1891 in Turin, studierte in Turin, widmete sich dann noch zwei Jahre in Wien philologischen und philosophischen Studien und wurde 1832 als Professor an der Militärakademie in Turin angestellt, wo er sich an der gelehrten Zeitschrift »Il Subalpino« mit zahlreichen Aufsätzen beteiligte. 1838 wurde er von der piemontesischen Regierung zu indischen Studien nach Paris und London gesandt und beschäftigte nach seiner Rückkehr von 1852 an vier Jahre lang den Lehrstuhl des Sanskrits in Turin, den ersten, der in Italien gegründet wurde; 1859 verkaufte er ihn mit der Stellung eines Bibliothekars an der Nationalbibliothek in Turin; auch wurde er zum ständigen Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Turin ernannt. Sein Hauptwerk ist die Ausgabe und Übersetzung des Epos »Ramajana« (f. b.). [S. 45.]

Gorringebank (f. r. gorringebank), f. Atlantischer Ozean,

Gorris, Tobias, Pseudonym, f. Boito 2).

Görichen, f. Großgörschen.

Gorich, rumän. Kreis, f. Gorju.

Gork, Sir John Elton, engl. Staatsmann, geb. 1835 in Breton, studierte in Cambridge, war 1861—64 britischer Zivilkommissar für Westafrika auf Neuseeland und wurde 1865 Rechtsanwalt in London. Im April 1866 wurde er als Unterhaus gewählt, wo er sich der konservativen Partei anschloß, unterlag aber bei den Neuwahlen von 1868 und erhielt erst 1875 wieder ein Parlamentsmandat. 1870 bis 1877 war er Sekretär des konservativen Zentralparlamentes; seit 1880 gehörte er als Anhänger Lord Randolph Churchills zu den Mitgliedern von dessen »fourth party«. Im ersten Ministerium Lord Salisbury's (Juni 1885 bis Januar 1886) war er Solicitor-General, in demselben zweiten Ministerium vom August 1886 bis November 1891 Unterstaatssekretär für Indien, von da bis zum August 1892 Finanzsekretär im Schatzamt. Im März 1890 wurde er zum britischen Delegierten bei der internationalen Arbeiterkonferenz in Berlin und im gleichen Jahre zum Geheimrat ernannt. Im Juli 1895 trat er als Vizepräsident des Geheimen Rats (Unterrichtsminister) ins dritte Ministerium Salisbury ein; die Reorganisation der englischen Unterrichtsverwaltung im J. 1900 wurde von ihm durchgeführt. Er schrieb außer zahlreichen Artikeln für die Zeitschrift »The World«: »The Maori-king, our quarrel with New Zealand« (1864) und das »Election manual« (1883 u. öfter).

Gorter, Herman, niederländ. Dichter, geb. 26. Nov. 1864 in Bornmeer, studierte klassische Philologie, wendete sich neuerdings dem Sozialismus zu und redigiert seit 1898 die sozialistische Zeitschrift »De jonge Gids«; er lebt in Dussum. Durch seine impressionistische Dichtung »Mei« (Amsterd. 1889, 2. Aufl. 1893), in Versen geschrieben, die zu den originellsten der Weltliteratur gehören, ward er sogleich einer der Führer der holländischen Moderne, die er sprachlich mehr beeinflusst hat als irgend ein anderer. Seine »Verzen« (Amsterd. 1892; neuer vermehrter Ausg. 1898 u. b. T. »De School der Poëzie«) übertragen den Impressionismus auf die Lyrik. Auch gab er eine Spinoza-Übersetzung heraus (Haag 1895). Vgl. Hauser, Die niederländische Lyrik von 1875—1900 (Leipz. 1901).

Gorton (f. r. gorton), Stadtgemeinde in Lancashire (England), distlich dicht bei Manchester, mit Baum-

wollspinncrcl., chemischen Fabriken, Eisenwerken und (1900) 26,564 Einnw.

Gortschakow, alte russ. Familie, stammt von Kurland und zählt unter ihren Vorfahren den heil. Klebimir und Jaroslaw d. Gr. sowie den heil. Michael von Tschernigow. Die namhaftesten Sprosslinge derselben sind:

1) Peter, Fürst, Boiwod von Smolensk, verheiratet in Gemeinschaft mit dem Bojaren Schein diese Stadt 1609—11 gegen Siegmund III. von Polen, bis sie erstickt wurde.

2) Andreas Iwanowitsch, Fürst, russ. General der Infanterie, geb. 1768, gest. 23. Febr. 1855 in Kossau, wurde 1797 zum Flügeladjutanten des Kaisers Paul ernannt und kämpfte 1799 in Italien und der Schweiz. 1812—14 wohnte er den Schlachten von Smolensk, beim Kloster von Kolot, bei Borodino und bei Treppen, wo er den Übergang des Feindes über die Elbe verhinderte, und Leipzig bei.

3) Alexander Iwanowitsch, Fürst, russ. General, geb. 1769, gest. 1817 in Petersburg, diente unter seinem Onkel Suworow, dessen Adjutant er 1788 wurde, in der Türkei (Tschakow) und Polen, zeichnete sich bei dem Sturm von Praga aus und war 1798 Generalleutnant. Im Feldzug von 1799 kommandierte er unter Korsakow in der Schlacht von Zürich, wurde dann Militärgouverneur von Wiborg, ließ aber von Paul I. ungnädig entlassen. Von Alexander I. 1804 zum Senator ernannt, wurde er als Nachfolger Barclay de Tollys 1812 Dirigent des Kriegsministeriums und 1815 Mitglied des Reichsrats. Verheiratet war er mit einer Prinzessin Dolgorukowa, die ihm nur eine Tochter gebar. Vgl. de Saint-Aubin, *Trente-neuf portraits 1808—1815* (Petersb. 1902).

4) Peter, General, geb. 1790, gest. 18. März 1868 in Kossau, focht im Kaukasus unter Jeremolow und ward 1826 Generalquartiermeister der Sittigensteinschen Armee. 1829 siegte er bei Kibos und schloß die Präliminarien des Vertrags von Adrianopel ab. Darauf wurde er 1839 Generalgouverneur des westlichen Sibiriens. Im Januar 1851 nahm er seine Entlassung, befehligte aber wieder in den Schlachten an der Alma und bei Insserman das 6. Armeekorps. 1855 schied er abermals aus dem Dienst.

5) Michael, Fürst, Bruder des vorigen, geb. 1795, gest. 30. Mai 1861 in Warschau, war 1809 Adjutant des Generalmajors Paulucci im Kriege gegen Persien. Nach den Feldzügen von 1812—14 wurde er 1820 zum Chef des Stabes des 3. Infanteriekorps ernannt. Als solcher wohnte er in dem türkischen Feldzug von 1828—29 der Einnahme von Silistria und der Blockade von Schumna bei. Als Chef des Stabes des 1. Infanteriekorps kämpfte er 1831 in Polen mit und nahm an den Schlachten bei Grotow und Ostrolenka und an der Erstürmung Warschens teil. 1846 ward er zum Generalgouverneur von Warschau ernannt. An dem ungarischen Krieg nahm er 1849 hervorragenden Anteil, ward Johann Generaladjutant des Kaisers und Stabschef der aktiven Armee, leitete als erstes Mitglied des Administrationsrats des Königreichs Polen dessen Zivilverwaltung und war mehrmals Stellvertreter des Fürsten Kosselitsch. Beim Beginn des Krimkriegs war er Oberbefehlshaber der russischen Eskadronstruppen in der Balachei, bewies aber zu wenig Energie und erhielt von Omer Pascha einige Schläppen. Im März 1864 betrieb er die Belagerung von Silistria sehr mäßig und legte erst beim Rückzug über die Donau große

Unsielch an den Tag. Im März 1855 erhielt er an Stelle des Fürsten Michailow den Oberbefehl in der Krim und über die gesamten in Südrussland befindlichen Streitkräfte. Auch hier zeigte G. wenig Unternehmungslust und erlitt 16. Aug. eine Niederlage an der Tschernaja; dagegen erwarb er sich durch große Besonnenheit bei der Räumung der Sübste die Festung 8. Sept. hohen Ruhm. Nach dem Krimkrieg ward er im Februar 1856 als Passkewitsch Nachfolger Statthalter von Polen und bewies sich zugleich sehr mild. Seine Leiche wurde auf seinen Wunsch in Sebastopol beigesetzt.

6) Alexander Michailowitsch, Fürst, russ. Staatsmann, Vetter des vorigen, geb. 16. Juli 1798, gest. 11. März 1883 in Baden-Baden, erhielt seine Bildung im Lyzeum Jaroske-Selo, wohnte als Attaché des Grafen Kesselrode den Kongressen von Laibach und Verona bei, wurde 1824 Legationssekretär in London, 1829 Geschäftsträger in Florenz, 1832 Botschaftsrat in Wien, 1841 Gesandter in Stuttgart, wo er die Vermählung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Bärntenberg einleitete, und Anfang 1850 mit Beibehaltung seines bisherigen Postens russischer Bevollmächtigter am deutschen Bundesrat. Seit 1854 russischer Gesandter in Wien, wirkte er so erfolgreich, daß ihn Kaiser Alexander im April 1856 zum Minister des Auswärtigen ernannte. Als solcher bekämpfte er Österreich, dessen weitestgehende Politik während des Krimkriegs er mit ganz Rußland für die größte Unbauibarkeit hielt. Unter seinem Einfluß machte Alexander II. Annäherungsversuche an Frankreich; er hatte eine Begegnung mit Napoleon in Stuttgart und zeigte Sympathien für Italien, die diesem 1859 gute Früchte trugen. G. bereitete 1860 die Absicht des Kaisers Franz Joseph, sich Rußland wieder zu nähern; doch hielt sich Rußland im ganzen zurück; denn, wie G. sagte, »es großt nicht, aber es sammelt sich« (*«La Russie ne boude pas, elle se recueille»*). Erst im polnischen Rußland 1863 bewies G. gegen die interventionellsten Besinnmäche eine Energie, die ihn bei dem ganzen Volk sehr populär machte. 1868 ward er Kanzler des russischen Reichs. Während des deutsch-französischen Krieges forderte er in einer Note an die Großmächte 31. Okt. 1870 die Aufhebung der Bestimmung des Pariser Friedens von 1856, die Rußland die Haltung einer Kriegsslotte im Schwarzen Meer unterlagte. Die Londoner Konferenz (Januar bis März 1871) gestand diese Forderung zu. Nach dem Frankfurter Frieden war er für Erhaltung des Friedens bemüht, und die Versöhnung mit Österreich wurde auf der Dreikaiser-Zusammenkunft in Berlin im September 1872, der G. anwohnte, besiegelt. Er trat 1875 in höchst anmaßlicher Weise als Friedensstifter zwischen Deutschland und Frankreich auf. Da es ihm nicht glückte, im Frieden die Türkei unter den herrschenden Einfluß Rußlands zu bringen, so schritt er zum Krieg. Währenddessen war er im Hauptquartier des Kaisers und lehrte erst im Dezember 1877 mit ihm nach St. Petersburg zurück. Seitdem schloß er sich ganz der panslawistischen Partei an. Der Friede von Santo Stefano war sein Werk. Unmittelbar darauf, im Frühjahr 1878, erkrankte er heftig; kaum genesen, begab er sich im Juni zum Berliner Kongress als erster Bevollmächtigter Rußlands, wohnte indessen krankheitshalber nur einigen Kongresssitzungen bei und gab seine Unzufriedenheit über das Ergebnis des Kongresses sehr deutlich kund. Er beschuldigte Deutschland der Unbarmherzigkeit und bemühte sich, von unersöhnlichem Groll bederricht, eine

Koalition mit Frankreich gegen Deutschland zustande zu bringen. Doch scheiterten seine Pläne an Bismarcks Überlegenheit. Seit 1880 lebte er meist in Baden-Baden, erhielt aber erst 3. April 1882 seine Entlassung. Er wurde in Petersburg beigesetzt. Mit einer Fürstin Ilrussaw seit 1838 vermählt, hatte G. zwei Söhne: Michael (1839—97), der 1879—96 Gesandter in Madrid war, und Konstantin (geb. 1841). Seine Biographie schrieb Charles Marvin (Lond. 1887). Rgl. K. Lacaze, Les deux chanceliers. Le prince G. et le prince de Bismarck (Par. 1876).

Gortyn (Gartyna), im Altertum eine der bedeutendsten Städte Kreias, unweit des Lethäos (heut Hierapatama), mit Tempeln des Apollon Pythios, der Artemis und des Zeus, kämpfte lange mit Knosus um die Oberherrschaft auf der Insel und war unter der Herrschaft der Römer deren Hauptstadt. Ruinen liegen beim Dorf Hagii-Defa. Neuerdings wurde G. bekannt durch eine 1884 von Halbherr und Habricus dat gefundene Inschrift aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr., die, in allem Darich und mit einem fast rein phönizischen Alphabet geschrieben, hochinteressante geistliche Bestimmungen enthält. Rgl. Bücheler u. Jügelmann, Das Recht von G., herausgegeben und erläutert (Frankf. a. M. 1885), Verhoff, Die Inschrift von G., überfetzt (Stuttg. 1886).

Gortys (Gartyna), im Altertum Stadt im westarkadischen Gebiet Kynuria, am Gortynios, einem Zufluss des Nephelos, mit einem berühmten Asklepios-Tempel, von dem sich noch Reste beim heutigen Apsalo finden. G.'s Name ist neuerdings auf das südlich gelegene Karphana übertragen worden.

Gortz (Schlip, genannt von G.), altbädische Familie, die im Mittelalter die Herrschaft Schlip an der Fulda erwarb und seit 1100 bei dem Hochstift Fulda die Erbmarckallwürde bekleidete, nahm um 1400 den Namen von G. an, wurde 1677 in den Reichs-freiherrn- und 1726 in den Reichsgrafenstand erhoben. Durch die Rheinbundakte kam die Herrschaft unter großherzoglich hessische Oberhoheit; aber der Familie wurden später die standesherrschaftlichen Rechte und ihrem Haupte 1829 das Prädikat Ertauht verliehen. Die Familie teilt sich in zwei Linien, in die ältere zu Schlip aber die standesherrliche und die jüngere in Braunschweig und Hannover, die sich G.-Wrisberg nennt. Die namhaftesten Glieder der Familie sind:

1) Georg Heinrich, Freiherr von, Staatsmann, geb. 1668, gest. 2. März 1719 in Stodham, trat 1698 in holländ.-gottorpische Dienste, seit 1709 leitender Minister daselbst, und wurde 1715, obwohl er gottorpischer Untertan blieb, von Karl XII. mit der obersten Leitung der schwedischen Finanzen und auswärtigen Angelegenheiten beauftragt. Die fastspieligen Kriege des Königs, die G. zu finanziellen Zwangsmassregeln nötigten, jerrütteten Schweden völlig und erregten daselbst die grösste Erbitterung. Auch seine auswärtige Politik war wenig erfolgreich. Die 1716 in anti-englischem Sinne von ihm mit den Jakobiten (s. d. 2) angeknüpften Beziehungen führten 1717 in Arnheim zu seiner Verhaftung, und auch die 1718 von ihm mit Russland begangenen Separatfriedensverhandlungen blieben ergebnislos. Nach Karls XII. Tode auf Befehl des Erbprinzen Friedrich sofort verhaftet, ward er von einer Kommission wegen angeblichen Hinterstichs und Landesverrats zum Tode verurteilt und enthauptet. Rgl. J. v. W. M. A. f. d. Rettung der Ehre und Unschuld des Freiherrn G. v. v. Schlip, genannt v. G. (1776); Westfaw, Friherre Georg

Henrik v. G., statsman och statsoffer (Stodh. 1868); Syveton, L'erreur de G. (»Revue d'histoire diplomatique«, 1895—96); de Beaufort, De gevaangenaeming van den Zweeden minister Baron v. G. te Arnheim in 1717 (Haag 1897); Westrin, Friherre G. H. v. Görtz' bref nr fängelsset i Arnheim 1717 (mit wertvoller Einleitung in der »Historisk Tidskrift«, 1898).

2) Johann Eustach, Graf von Schlip, genannt v. G., Staatsmann, geb. 5. April 1737 zu Schlip in Hessen, gest. 7. Aug. 1821 in Regensburg, trat 1755 in weimarische, dann in gattaische Staatsdienste und leitete 1762—75 die Erziehung der Prinzen Karl August und Konstantin von Weimar. Im Auftrage König Friedrichs II. bewog er 1778 den Herzog Karl von Zweibrücken zum Einspruch gegen die geplante Abtretung eines Teiles von Bayern an Österreich und ward infolgedessen preussischer Staatsminister. 1779—85 war er als Gesandter in Petersburg, kamte aber die Abwendung der Kaiserin Katharina vom preussischen Bündnis nicht hindern. Als preussischer Reichstagsgesandter in Regensburg 1788 bis 1806 wahrte er dem Kaiserl. Friedenslangreß und der zur Vollziehung des Wiener Friedens in Regensburg zusammengetretenen außerordentlichen Reichstagsdeputation bei. Er schrieb: »Mémoires, ou Précis historique sur la neutralité armée« (Basel 1801); »Mémoires et actes authentiques relatifs aux négociations qui ont précédé le partage de la Palagne« (Weim. 1810); »Mémoire historique de la négociation en 1778« (Frankf. 1812). Aus seinem Nachlass erschienen: »Historische und politische Denkwürdigkeiten« (Stuttg. 1827—28, 2 Bde.).

3) Karl Heinrich, Graf von, großherzoglich hess. Generalmajor à la suite, geb. 15. Febr. 1822, gest. 7. Dez. 1885, machte 1844—47 eine Reise um die Welt, deren Beschreibung er (Stuttg. 1852, 3 Bde.; 2. Aufl. in 1 Bd., 1864) herausgab, ward 1850 bessischer Gesandter in Berlin, 1852 in Dresden, dann in Kassel, und war lange Präsident der hessischen Ersten Kammer. — Gegenwärtiges Haupt der älteren Linie zu Schlip ist sein Sohn, Graf Emil Friedrich, geb. 15. Febr. 1851, Präsident der Ersten Kammer des Großherzogtums Hessen.

4) Hermann, Graf von G.-Wrisberg, geb. 5. April 1819 in Hannover, gest. 22. Febr. 1889 in Braunschweig, studierte die Rechte, trat in den braunschweigischen Staatsdienst, ward Rat in der Ministerialabteilung für Finanzen, 1876 Minister der Weimeren Rat und Mitglied des Ministeriums, 1883 Staatsminister und trat, als 18. Okt. 1884 der braunschweigische Thron durch den Tod des Herzogs Wilhelm erledigt wurde, als Präsident an die Spitze des Regimentskassiers, um nach der Einsetzung des Prinzen Albrecht von Preußen als Regenten wieder den Vorsitz im Staatsministerium zu übernehmen.

Gortup-Befang, Eugen, Freiherr von, Chemiker, geb. 15. Jan. 1817 in Graz, gest. 24. Nov. 1878 in Erlangen, studierte in Graz, Wien, Padua und München Medizin, dann hier und in Göttingen Chemie, habilitierte sich 1849 in Erlangen und ward 1855 ordentlicher Professor daselbst. G. gilt als der bedeutendste Förderer der organischen Chemie. Seine »Anleitung zur quantitativen und qualitativen organischen Analyse« (Braunschw. 1850, 3. Aufl. 1871) wurde, wie sein »Lehrbuch der Chemie« (das., Bd. 1: »Organische Chemie«, 7. Aufl. 1885; Bd. 2: »Organische Chemie«, 6. Aufl. 1881; Bd. 3: »Physikalische Chemie«, 4. Aufl. 1878), mehrfach überfetzt.

Goryn, rechter Nebenfluß des Bripet in Weßrußland, entspringt an der galizischen Grenze, mündet nach 780 km langen Lauf in zwei Armen und ist 570 km weit aufwärts schiffbar.

Görz (ital. Gorizjo, slowen. Gorico), Stadt mit eigenem Statut und Hauptst. des Kronlands G. und Gradisca (s. unten), liegt reizend in einer fruchtbaren Ebene am Sonjo, an der Südbahnlinie Triest-Ljubljana—Gorizians und der Staatsbahnlinie G.—Gaidensdorf. Auf einem Hügel über der Stadt (156 m) erhebt sich das verfallene, teilweise als Kaserne benutzte ehemalige Schloß der Großen von G. mit Wällen und Bastionen aus dem 16. Jahrh. Bemerkenswerte Gebäude sind: die Domkirche aus dem 17. Jahrh. mit reichem Santuarium, die ehemalige Jesuitenkirche, das Landhaus, das Kunigspalgebäude, der Bischofshof, das Theater und mehrere Privatpotsche. G. hat



Wappen von Görz.

(1900) mit der Garnison (1761 Mann) 25,432 Einn. (16,112 Italiener, 4754 Slowenen und 2790 Deutsche), die bedeutenden Obst- und Weinbau und lebhaften Handel (namentlich Ausfuhr von frühem Obst, Weintrauben und Wein) betreiben. Die Industrie ist durch eine Baumwollspinnerei und Weberei, Seiden- und Seidenbollsinnerei, Färberei, Dampf- und Brotfabrik, Bierbrauerei sowie durch Fabriken für Leinwand, Papier, Leder, Seife und Kerzen, Zündhölzer, Bleistift und landierte Früchte vertreten. Die Stadt ist Sitz eines Fürstlich-bischöflichen, des Landtags und Landesauschusses für G. und Gradisca, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, einer Post- und Douanendirektion, einer Handels- und Gewerbestammer, hat ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, ein theologisches Lyceum, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Landesoberbauerschule, eine landwirtschaftlich-chemische Versuchsanstalt, eine Studienbibliothek, ein Landesmuseum, eine Laubstamm-Anstalt, eine Sparkasse, eine Gasanstalt u. Wegen seines milden Klimas und seiner geschützten Lage ist G. als Winterkurort viel besucht (mittlere Jahrestemperatur 12,96°, mittlere Wintertemperatur 3,47°). Auf der Höhe nördlich der Stadt liegt das Franziskanerkloster Cosagnovizza mit den Gräbern des Königs Karl X. von Frankreich (gest. 1836), seines Sohnes, des Herzogs von Angoulême (gest. 1844), und dessen Gemahlin (gest. 1851), sowie des Grafen Heinrich von Chambord (gest. 1883) und dessen Gemahlin Florio Theresia (gest. 1886). Sgl. Czernig, Die Stadt G. als klimatischer Kurort (Wien 1874); Schapmeyer, Der klimatische Kurort G. (Baf. 1886); Not, G. und seine Umgebung (Görz 1891).

Görze (s. s. 607), Stadt und Kronstadthauptort im deutschen Bezirk Lothringen, Landkreis Reg., hat eine kath. Kirche. Noch erhaltene und benutzte Teile einer römischen Wasserleitung, Ruinen eines römischen Kastells, Bezirksarmenanstalt, Wein-, Obst- und Gemüßebau und (1900) 1217 meist kath. Einwohner. Dazu gehört das Schloß St. Catherine. — In der Umgegend von G. wurden 16. und 18. Aug. 1870 die Schlachten bei Bionville und Gravelotte geschlagen; ein Denkmal für die Gefallenen vom 72. preussischen Infanterieregiment wurde 1903 enthüllt. Berühmt ist das vom Bischof Chrodegang 745 gegründete, reich begüterte Kloster von G., das 1543 vom Herzog von Guise nebst der Stadt für Frankreich in Besitz genommen wurde. 1580 wurde das Kloster säkularisiert; doch blieb ein Kapitel bis 1752 bestehen. Sgl. Rimsberg, Histoire de la ville et du pays de G. (Reg. 1853).

Görze, Flecken im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Jerichow I, mit alter evang. Kirche, betreibt Töpferei und hat (1900) 1838 Einn. G. spielte zur Zeit des sächsischen Waldemar eine wichtige Rolle und war bis 1893 Stadt.

Görze, Joachim Ernst von, brandenburg. General, geb. 11. April 1611 zu Bollersdorf in der Kurmark, gest. 27. März 1682, trat 1623 als Page in die Dienste Gustav Adolfs, wurde 1632 bei Lützen schwer verwundet, blieb aber trotz der Verletzung seines Heimes im schwedischen Heer und ward schließlich Oberst eines Kavallerieregiments. Er lebte 1648 bis 1656 auf seinen Gütern, trat 1658 als Generalmajor in brandenburgische Dienste, kämpfte 1672—1674 am Rhein, zeichnete sich 1675 bei Fehrbellin aus und war zuletzt Gouverneur von Küstrin.

Görzno, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Strasburg, an zwei Seen nördl. der polnischen Grenze, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge und (1900) 1653 meist poln. Einwohner.

Görz und Gradisca, gesüßte Krebsschokolade, österreich. Kronland, bildet mit der Stadt Triest nebst Gebiet und der Markgrafschaft Istrien des Österreichisch-illyrischen Kaiserthums (s. d.). Die Landschaft gehörte in frühester Zeit zu Illyricum, später zum Herzogtum Frioul und hatte mit diesen Ländern gleiches Schicksal, bis sie im 11. Jahrh. zu einer besondern Grafschaft erhoben ward, die in der Familie der Eppensteiner und seit dem 12. Jahrh. in der der Lurngauer Grafen von G. erblich war. 1500, nach dem Aussterben der Großen von G., fiel das Land an Österreich, mit dem es bis auf eine kurze Unterbrechung zur Zeit der französischen Okkupation 1809—14 vereinigt blieb. Von den (1900) 232,897 Einn. waren 140,582 Slowenen, 81,136 Italiener und Friouler und 3498 Deutsche. Das Wappen des Kronlands (s. Textbild zur Tafel Österreichisch-ungarische Kronwappen). Sgl. Czernig, Das Land G. u. G. (Wien 1873—74, 2 Bde.).

Gosau (bei Ptolemäos Gauzonitis), Landchaft Mesopotamiens, am Chaboras (Chabur), wohnen Sargon 722 v. Chr. einen Teil der Juden aus Samaria in die Gefangenschaft führte.

Gosau, Ortsgemeinde und Hochtal in Oberösterreich, Bezirksf. Gmunden, hat (1900) 1328 meist evang. Einwohner, die Viehzucht, Holzgewinnung und Erzeugung von Schleifsteinen betreiben. Das von den nordwestlichen Ausläufern der Dachsteingruppe (Donnerkogel 2050 m) gegen S. malarisch abgeschlossene Gosautal wird von dem gleichnamigen Bache durchströmt, der an der nordwestlichen Seite des Dachsteins entspringt und in dem romantischen obern Tal den hintern Gosausee (1156 m ü. M., 24,5 Hektar), dann den größeren vordern Gosausee (908 m ü. M., 52,5 Hektar) bildet. An der Mündung des Baches in den Hallstätter See liegt die Gosaumühle mit Sägewerk. Kurz vor der Mündung, beim Gosauzwang, führt die Seileitung über den Bach (41 m hoch). Das Gosoutal wird von einer Fabrikstraße bis Hinter-G. (G.-Schmid) durchzogen und wegen seiner landschaftlichen Schönheiten viel besucht. Westlich von Hinter-G. liegt die Zwiefelalpe, 1584 m, mit schöner Aussicht.

Gosauschichten, nach dem Vorkommen im Gosaulal benannte Abtheilung der osalpinen obern Kreibeformation (f. d.).

Gosausen, f. Gosau.

Gösch (Bugflagge), von Kriegsschiffen und Postdampfern im Bug oder auf dem Bugspriet geführte kleine Flagge (f. d., S. 653, und Tafel »Deutsche Flaggen«, Fig. 17, in Bb. 4, S. 799).

Göschel, Karl Friedrich, orthodoxer Philosoph der Hegelschen Schule, geb. 7. Okt. 1781 in Langensalza, gest. 22. Sept. 1861 in Naumburg, studierte in Leipzig die Rechte, wurde 1834 in das preussische Justizministerium nach Berlin berufen und später zum Präsidenten des Konsistoriums der Provinz Sachsen ernannt, allein infolge der Märzereignisse 1848 zum Rücktritt genöthigt. Bis zu seinem Tode war er für die evangelische Landeskirche im konservativen Interesse tätig. Für die Stellung des Hegelschen Systems zur Theologie ist er entscheidend geworden, indem er zur fogen. Rechten der Hegelschen Schule gehörte, die behauptete, der Theismus, der Begriff von Christus als dem wirklichen Gottmenschen, und die Unsterblichkeit der Seele lägen in der Hegelschen Philosophie. Schon seine anonom erschiene Schrift »über Goethes Faust und dessen Fortsetzung« (Leipzig 1824) bewies seine Vorliebe für Hegel; die »Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen« (Berl. 1829) suchten die Übereinstimmung in der Hegelschen Philosophie mit dem christlichen Glauben darzulegen. In den »Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkwiese« (Schleusingen 1834—38, 3 Bde.) sollte dargethan werden, daß Goethe in seiner Sprache das Evangelium gepredigt habe. Die persönliche Unsterblichkeit lehrte er in der Schrift: »Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele« (Berl. 1835). Religiöse Tendenzen durchbringen auch seine juridischen Schriften: »Juristische Blätter aus den Hand- und Hilfsakten eines Juristen« (Erfurt u. Schleusingen 1835—42, 3 Bde.) und »Das Partikularrecht im Verhältnis zum gemeinen Recht und der juristische Pantheismus« (doi. 1837). Gegen Strauß sind seine »Beiträge zur spekultativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen« (Berl. 1838) gerichtet. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: »Chronik der Stadt Langensalza« (Langens. 1818—42, 3 Bde.) und »Vorträge und Studien über Dante« (Berl. 1863). Vgl. Schmieder, Karl Fr. G. (Berl. 1863).

Göschen, George Joachim, Viscount, f. Göschen 2).

Göschen, 1) Georg Joachim, Buchhändler, geb. 22. April 1752 in Bremen, gest. 5. April 1828 auf seinem Gut Hohenstadt bei Wrimma, erlernte in Bremen den Buchhandel, war hierauf 13 Jahre in Leipzig in der Buchhandlung von Siegf. Lebr. Crusius tätig, leitete sodann einige Jahre die Gelehrtenbuchhandlung in Dessau und errichtete 1785 in Leipzig ein eigenes Geschäft, das er bald zu einer der angesehensten Verlagsbuchhandlungen Deutschlands erhob. Die Gesamtausgaben von Goethe (bis 1790, 8 Bde.), Wieland, Klopstock, Trümmel und Iffland, ferner Werke von Schiller, Stolberg, Seume (der als Korrektor in Göschens Druckerei fungierte), Wolfmann, Apel, Fr. Laun, Böttiger, v. Knebel, Fr. Kind, Kallner, Houwald, Schriften von Fuselard, Gottfr. Schütz, F. A. Wolf, Wriedach u. a. bezeichnen Göschens Tätigkeit. Seine Prachtausgaben in Quart von Wieland (250 Tlr.), Klopstock (54 Tlr.), von Wriedachs Neuem Testament, griechisch (44 Tlr.), Wolfs griechischem Ho-

mer (Folio, 36 Tlr.) u. a. zählten zu den besten Produkten der deutschen Typographie. Lessings Schriften übernahm er aus dem Verlag der Göschischen Buchhandlung in Berlin. G. schrieb selbst viele Erzählungen, die meist anonym in Zeitschriften erschienen, z. B. »Johanns Reise« (1793), wegen des Schillerischen Xenion Nr. 291 gerichtet ist, und das Lustspiel »Zweimal sterben macht Unlug« (1800). Außerdem redigierte er: »Die Sonntagshunde«, eine Wochenchrift (1813), und »Veneria«, dargestellt durch sich selbst« (1818—20, 3 Bde.). Sein Leben beschrieb sein Enkel (f. unten) u. d. T.: »George Joachim G., printer and publisher of Leipzig« (Leid. 1903). Nach Göschens Tod wurde die Verlagsbuchhandlung unter Leitung seines jüngsten Sohnes, Hermann Julius G. (geb. 1803, gest. 29. Juni 1845), fortgeführt, 11. Nov. 1838 von dem Freiherrn Georg v. Gotta (f. d.) angekauft und ging 1848 in den Besitz von F. Weidert über, der das Geschäft nach Stuttgart verlegte und es 1889 an Adolf Rast verkaufte. Von diesem übernahm es 1896 Wilhelm Erben, der es nach Leipzig zurückverlegte. Die von dessen Vorgänger (Rast) begonnene »Sammlung Göschen« (bis jetzt 220 Bände) ist ein Repertorium sämtlicher Disziplinen in gemeinverständlicher Darstellung auf knappstem Raum.

2) George Joachim, Viscount Göschen, engl. Staatsmann, geb. 10. Aug. 1831 in London, Sohn des Bankiers Wilhelm Heinrich G. und Enkel von G. 1), studierte in Oxford und trat dann als Teilnehmer in das Bankgeschäft. Frühling u. G. Seiner Schrift »Theory of foreign exchange« (Lond. 1863, 16. Aufl. 1894; deutsch von Stöpel, Frankfurt. 1876, und von Herz, Wien 1876) wurden scharfe Auffassung und weiter praktische Wied nachgerühmt. Im Parlament, dem er seit 1863 angehörte, trat sich G. als Vertreter liberaler Grundzüge so hervor, daß Russell ihn 1865 als Vizepräsidenten des Handelsamtes ins Ministerium berief. Im Januar 1866 wurde er Kanzler des Herzogthums Lancaster und Mitglied des Kabinetts, dem er bis zum Juni 1866 angehörte. Als im Dezember 1868 Gladstone aus Aude kam, erhielt G. zuerst das Präsidium des Armenamtes und war dann vom März 1871 bis zum Februar 1874 erster Lord der Admiralität. 1876 bewog er als Vertreter der englischen Staatsgläubiger Ägyptens den Cheibue dazu, die ägyptischen Finanzen unter die Kontrolle einer europäischen Kommission zu stellen. 1877 ward G. zum Präsidenten des vom Unterhaus niedergesetzten Untersuchungsausschusses über den Wert des Silbers erwählt, und 1878 vertrat er England auf dem internationalen Münzongress zu Paris. Im März 1880 trat G. wegen seiner Opposition gegen die Erweiterung des Wahlrechts in das von Gladstone gebildete Kabinet nicht ein, ging aber als englischer Botschafter nach Konstantinopel und blieb hier bis zum Mai 1881. 1886 sagte er sich von Gladstone wegen dessen irischer Pläne los, trat der neugebildeten Partei der liberalen Unionisten bei und wurde infolgedessen nach der Auflösung des Parlaments nicht wieder erwählt. Im Januar 1887 wurde G. zum Schatzkanzler im Ministerium Salisbury ernannt. Seine Bewerbung um einen Parlamentsstuhl in Liverpool scheiterte, so daß die Sitzungen des Unterhauses ohne Anwesenheit des Finanzministers eröffnet werden mußten; erst 9. Febr. wurde G. für einen Londoner Wahlbezirk erwählt. 1887 wurde er zum Rektor der Universität Aberdeen, 1890 zum Rektor der Universität Edinburgh

ernählt. Im August 1892 trat G. mit Salzdunburg von seinem erfolgreich besetzten Amt zurück und gehörte in den Sessionen von 1893 und 1894 zu den eifrigsten Gegnern der neuen Homerebell-Gladstones und der Finanzpolitik von Sir W. Harcourt. Im dritten Ministerium Salzdunburg übernahm er im Juni 1895 abermals das Marineministerium, trat aber bei der Reorganisation des Kabinetts im November 1900 zurück und wurde als Viscount Goschen (so schrieb sich G., seit er in England eine politische Stellung erlangt hat) in den Peerstand erhoben. 1903 veröffentlichte er eine Biographie seines Großvaters (s. oben 1).

Göschenen (Geshenen, Göschinen, Gasi-nolla), Dorf im schweiz. Kanton Uri, 1100 m ü. M., an der Kreuzung unterhalb der Schöllenen und des nördlichen Einganges des Gotthardtunnels, mit (1900) 799 kath. Einwohnern, war ursprünglich ein Weiler, zur Gemeinde Bassen gehörig. Von hier aus besteht im Sommer Postverbindung mit Oberalp und der Furka. Links zweigt das einsame Göschenenal ab, aus dem, von den Gletschern der Dammagruppe genährt, die Göschener Aue zum Hauptfluß zufließt.

Göschenerstraße, Meeresstraße zwischen dem Süd- und dem Nordsee, zwischen dem D'Entrecasteaux- und dem D'Entrecasteaux-Str.

Göschitz, Pflanzung im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Glatz, Hauptort der gräflich Reichendach'schen Standesherrschaft G., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, zwei Schlösser und (1900) 1060 Einwohner.

Gose, ursprünglich in Goslar, jetzt auch bei Leipzig (Döllnitz) gebrautes Beibier, das in langhaltigen Flaschen meist ohne Kork aufbewahrt wird.

Gosen (altägypt. Gosem), Name einer Landschaft im alten Unterägypten, in welche die Hebräer unter Jakob mit ihren Herden einwanderten. Ihre Ostgrenze bildete die Befestigungslinie auf dem Nijlbus von Suez, die Südgrenze ein Holtobgen, der sich vom heutigen Tinschaf bis Heliopolis hinzog. Die Westgrenze lief von Heliopolis über Bubastis nach Tanis (Sân). Nach R. zu schloß der Menzalehsee die Landschaft ab. In diesem fruchtbaren, vom tanitischen und pelusischen Arm des Nilbeltas bewässerten Gau vermehreten sich die Hebräer so, daß sie unter Ramses II. durch Zivilbeamte (»Fronddi«) und Soldaten streng überwacht werden mußten, bis, nachdem die Zeit der Bedrückung vorüber war, Moses sie während der Regierung des Pharao Menephthah (seit 1330) aus G. ins Gelobte Land führte. Sgl. Ebers. Durch G. zum Sinai (2. Aufl., Leipz. 1882); R. S. Brown. The land of Goshen and the Exodus (Lond. 1899).

Gosforth (s. Gosforth), Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, nördlicher Vorort von Newcastle-on-Tyne, mit Landhäusern dortiger Kaufleute, hat (1901) 10,606 Einw.

Goshen (s. Goshen, »Gosen«), Hauptort der Grafschaft Essex im nordamerikan. Staat Indiana, am Elkhart, Bahnnotenpunkt, mit Holzindustrie, Kornmühlen und (1900) 7810 Einw.

Goslar, Kreisstadt im preuß. Regbez. Hildesheim, am Rande des Nordharzes, am Fuß des Rammelsbergs und an der Gose, einem Nebenfluß der Oker, 260 m ü. M., Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Bienenburg-Neueburg und G.-Grafhof, hat mit seinen zahlreichen Kirch- und Befestigungstürmen von außen ein sehr altertümliches Aussehen. Unter diesen Türmen ist der aus ca. 7 m hohen Mauern und drei übereinanderliegenden Sälen bestehende sogen. Zwin-

ger (von 1510, jetzt Restaurant) besonders demerkenswert. Die meisten der früher vorhandenen Kirchen und Klöster (Chorherrenstift St. Peter und Augustinerstift St. Georg) sind verschwunden oder dienen andern Zwecken, auch der altgewürdige, vom Kaiser Heinrich III. erbaute Dom wurde 1820 auf Abbruch verkauft. In der noch vorhandenen kleinen Kapelle werden Überreste der alten Ausgrabung des Doms aufbewahrt, darunter der sogen. Krodolark (ein Reliquienkreuz aus dem 12. Jahrh.; Abbildung s. Krodol). Unter den gottesdienstlichen Gebäuden (4 evangelische und eine kath. Kirche sowie eine Synagoge) sind noch zu nennen: die spätromanische Benediktiner-Klosterkirche St. Marien oder Neuwert aus dem Ende des 12. Jahrh., mit Decken- und Wandgemälden aus dem 13. Jahrh., und die Frankfurter Kirche, eine überwölbte Pfeilerbasilika, 1108 eingeweiht und 1880 restauriert, ebenfalls mit alten Wandgemälden. Auf der dem ehemaligen Dom benachbarten Höhe, dem »Kaiserbleck«, steht das Kaiserhaus, ebenfalls von Heinrich III. um 1050 gegründet, das bis zur Mitte des 13. Jahrh. von den Kaisern als Wohnort benutzt wurde. Geburtsstätte Heinrichs IV. ist und 23 Reichsverfassungen gesehen hat. 1867–80 ist das Kaiserhaus restauriert und durch Bismarcks aus Düsseldorf mit großartigen Fresken aus der deutschen Sage und Geschichte geziert worden. Die Ulrichskapelle, einst die kaiserliche Hauskapelle, ist eine merkwürdige Doppelpelle in jählich romanischem Stil. Vor dem Kaiserhaus sind die in Kupfer getriebenen Reiterlandbilder Kaiser Friedrich Barbarossas (von Doherty) und Kaiser Wilhelm I. (von Schott) sowie zwei Löwen (Nachbildungen des Urvogels in Braunschweig) aufgestellt. Unter den übrigen Bauwerken sind bemerkenswert: das Rathaus (aus dem 15. Jahrh., mit Überresten eines älteren aus dem 12.), enthält Wandmalereien und interessante Altertümer; die Kaiserworth, ein von sieben Vögen getragenes, mit 141 Kaiserstatuen geschmücktes Gebäude (1494 als Gildehaus der Gewandweber erbaut, jetzt Gasthof); ferner das Bädereilhaus (1541–51, jetzt Gasthof), das Geburtshaus des Marckalls Rorich von Sachsen, das Breite Tor von 1447, das sogen. Brüstchen, ein 1527 erbautes Haus mit meisterhaft ausgeführten satirischen Holzschnitzbildern (darunter die »Butlerhänne«, irtümlich als Wahrzeichen von G. bekannt), und auf dem Markte das uralte bronzene Brunnenbecken (11. Jahrh.), an das sich seltsame Sagen knüpfen. 1903 ist dem Geheimen Legationsrat v. Dohm ein Denkmal errichtet worden. Die Bevölkerung beträgt (1900) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie Nr. 165) 16,403 Seelen, davon 1264 Katholiken und 65 Juden. Die Haupterwerbsquelle bildet seit alten Zeiten der Bergbau. Die reichen Erzeugnisse des Rammelsbergs, der, 636 m hoch, im S. der Stadt liegt, werden seit 968 bearbeitet, zuerst durch Franken, die sich die Peter-Paulskirche bauten, und nach denen noch heute der obere Teil von G. der Frankenberg heißt. Außer Silber und etwas Gold, werden Kupfer, Blei, Zink, Alaun, Schwefel, Bitrol, vor allem viel Schwefelsäure gewonnen. Außerdem betreibt die Bevölkerung Fabrikation von Chemikalien, Spielarten, Hüten, Farben, Stärke u. Zigarren, Glas-



Wappen von Goslar.

schleiferei, Branntweimbrennerei und Bierbrauerei. Berühmt war ehemals die Goslarer Gose (s. d.), ein ebenso nahrhaftes wie wohlgeschmeckendes Weizenbier. G. hat ein Gymnasium und Realgymnasium, eine technische Lehranstalt für Bau- und Maschinenwesen, Herdenheilstall, Kräuterkuranstalt, zahlreiche milde Stiftungen u.; ferner ein Amtsgericht, Bergamt, Bergrevier, 2 Oberförstereien und eine Handelskammer. Westlich von der Stadt erheben sich der Goringenberg, ein Villenviertel mit Bismarckdenkmal, und der Steinberg mit Turm und prächtiger Aussicht.

G. soll von König Heinrich I. um 920 durch Zusammenlegung mehrerer Dörfer am Rammelsberg (Bergdorf, Warleben, Sudburg) gegründet worden sein. Unter Otto d. Gr. wurden die Schätze des Rammelsbergs entbitt. G. wurde ein Lieblingsaufenthalt der sächsischen und noch mehr der sächsischen Kaiser. 1039 wurde das Domstift St. Simonis und Juda, das den Titel Capella imperii führte, von der Harsburg nach G. verlegt und dann von Heinrich III. Gemalin Agnes das Stift zum Petersberg gegründet. Ein Kampftritt zwischen dem Bischof Sigilo von Hildesheim, in dessen Sprengel G. lag, und dem Abt Biberach von Fulda, als Erzkämmerer der Kaiserin, orientierte 1063 bei der Annahmeherrschaft Heinrichs IV. in der Domkirche in offene Feindschaft und veranlasste ein Blutbad, wobei selbst der Kaiser sterben mußte. 1180 schlug G. den Angriff Heinrichs des Löwen ab, wurde aber 1206 von der welfischen Partei erodet und geplündert. Der letzte deutsche König, der in G. weilte, war Wilhelm von Holland. Von Rudolf I. wurde G. mit der Reichsvogtei betraut und trat der Hanse bei; von Karl IV. wurde es zur Reichsstadterhoben. Aus der Mitte des 14. Jahrh. stammen die gotischen Statuten, ein Gesetzbuch, das von mehreren Städten angenommen wurde (breg. von Göttingen, Berl. 1840). Der Reformation wendete sich G. schon 1521 zu, 1528 war sie durchgeführt. 1552 büßte die Stadt ihre Bergwerke und Forsten an Herzog Heinrich den jüngeren von Braunschweig, ihren »Erbschupperrn«, ein und wurde im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden erodet und gebrandschatzt. 1802 verlor G. die Reichsmittelbarkeit und fiel an Preußen; 1807 kam es an Weisfalen, 1816 an Hannover und 1866 wieder an Preußen. Vgl. Crusius, Geschichte der vormals kaiserlichen freien Reichsstadt G. (Gosl. 1842—43); Rißhoff, Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen, Bd. 3 (Hannov. 1874); Wollstieger, Verfassungsgeschichte von G. (Berl. 1885); Erdmann, Die alte Kaiserstadt G. und ihre Umgebung in Geschichte, Sage und Bild (Gosl. 1891); Wiese, Die Kaiserpalast zu G. (Haf. 1892); Neuburg, Goslars Bergbau bis 1552 (Hannov. 1892); Steinauer, Die Holzbaufabrik Goslars (Gosl. 1899); Pölscher, Geschichte der Reformation in G. (Hannov. 1903); Wegme, Geologischer Führer durch die Umgebung der Stadt G. (3. Aufl., das. 1903); »Urkundenbuch der Stadt G.« (bearbeitet von Bode, bisher 3 Bde., Halle 1893—1900).

Goslawski, Maurycy, poln. Dichter, geb. 1802 in Kobolien, gest. 17. Aug. 1834 in Stanislawow, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Kremenetz, wählte dann die militärische Laufbahn und veröffentlichte 1828 in Warschau seine ersten »Dichtungen«, in denen er seine Heimat verherrlichte. Während des Befreiungskrieges von 1830 diente er in der litauisch-ruthenischen Legion und dichtete im Lager seine schwungvollsten Lieder, die sofort Kriegsgefangene wurden und später gesammelt u. d. T.: »Gedichte eines

polnischen Kriegers« (Var. 1833, 2 Bde.) erschienen. Mit seiner Abtheilung in der Feste von Jamsk eingeschlossen, gerieth er infolge der Kapitulation in die Gewalt der Russen, rettete sich jedoch durch die Flucht nach Paris. 1833 kehrte er als politischer Emigrir nach Galizien zurück, wurde aber verhaftet und in Stanislawow festgesetzt, wo er einem Brustleiden erlag. Am 20. Sept. 1875 wurde ihm daselbst ein Denkmal errichtet. Seine »Poëzye« erschienen gesammelt Leipzig 1864.

Gospic (ser. гості), Sitz des kroatisch-slavon. Komitats Vito-Krbava, 582 m ü. M., unweit des Vitslusses, mit Obergymnasium, Bezirksgericht, Postamt, einem Denkmal des Generals Jastrowitsch und (1900) 10,799 Einw.

Gospodar (slaw. »Herr«), Titel des Fürsten von Montenegro (s. d.); vgl. Vojvodar.

Gospodin, bei den Russen, Bulgaren, Serben und Kroaten das Wort für »Herr«.

Gospod (Gospodi), das von den Russen, Bulgaren, Serben und Kroaten zur Bezeichnung Gottes gebrauchte Wort für »Herr«.

Gospport (ser. гостиница), f. Fortsmouth.

Göb (Gaz, engl. Guj), indisches weisafat. Ellenmaß: in Bengalen zu 2 Hath und in Madras auf 1 Fjord, in Bombay auf 1 Fjord = 68,576 cm, in Surate für Tuchhändler auf 2 Feet = 60,96 cm bestimmt; in Französisch-Ostindien (Guej, Ajo me) = 103,948 cm; im südwestlichen Arabien = 63,5 cm; in Persien (Gaz, Gaj, Gndaze, Persisch) als Zer-i-Schah oder Königselle zu 16 Ueher oder Knoten = 104 und im gewöhnlichen Balarverkehr 105 cm. Der alte G. oder die persische Volkselle (Zer-i-Kasmi) hat 103,5 cm, der von Fäbriz in Akerbeidschän einen Knoten mehr = 110,5 cm (statt 112), der von Jajid in Tral-Afshani = 97,5 cm.

Goffaker (ser. гост, Kaler, f. Kabuse).

Gossamer (engl., ser. gossamer), Altweiberfommer (s. b.).

Goffan, Dorf und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton St. Gallen, 636 m ü. M., an der Eisenbahn Rorschach-Winterthur mit Abzweigung nach Sulgen, hat 3 Kirchen, betreibt Landwirtschaft, große Schreinerien, eine chemische Fabrik, mechanische Werkstätten u. und zählt (1900) 6141 meist kath. Einwohner.

Goffe (fr. goffe). 1) Nicolas Louis François, franz. Maler, geb. 2. Okt. 1787 in Paris, gest. 9. Febr. 1878 in Somcourt (Obermarne), wurde ein Schüler von François André Vincent und der Ecole des beaux-arts, wo er sich zu einem virtuellen Maler der akademischen Richtung ausbildete. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören: die Anbetung der Könige, die Söhne Eduards IV. von England, die Gerechtigkeits Karls V., der heil. Simeon von Paulo, der von Lameien gefangen, seinen Herrn, einen Knechten, befehrt, der Tod des heil. Vincentius Ferrerius (Kathedrale zu Romes), die Wandmalereien in der Kirche St.-Nicolas-zu-Charbonnet, der Bischof von Lizeux beschäftigt in der Bartholomäusnacht das Leben der Fugelotten, und die drei im historischen Museum zu Versailles befindlichen Bilder: Napoleon I. empfängt 1807 die Königin Luise von Preußen im Tilsit, Napoleons und Alexanders Zusammenkunft in Erfurt und Ludwig Philipp schlägt die krone von Belgien aus.

2) Philipp Henry, Naturforscher, geb. 6. April 1810 in Dorchester, gest. 23. Aug. 1888 in London, ging 1827 als Kaufmann nach Neufundland, sam-

nelle hier, in Unterkanada und 1838 in Alabama Insisten, kehrte 1839 nach England zurück und schrieb: »The Canadian naturalist« (Lond. 1840). 1844 ging er nach Jamaica und schrieb nach seiner Rückkehr: »The birds of Jamaica«, mit Atlas (1847), und »A naturalist's sojourn in Jamaica« (1851). In den folgenden Jahren widmete er sich mikroskopischen Studien und lieferte eine große Monographie über die britischen Korallen. Sein treffliches Werk »A naturalist's rambles on the Devonshire coast« (1853) lenkte die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf die Seezeit, und durch die Schriften: »The Aquarium« (1854, 2. Aufl. 1874), »A manual of marine zoology« (1855—56, 2 Bde.), »Tenby, a seaside holiday« (1856) rief er die Liebhaberei für Aquarien hervor. Außerdem schrieb er: »Life in its lower, intermediate and higher forms« (1857); »Omphalos, an attempt to untie the geological knot« (1857); »Actinologia britannica« (1860); »Evenings at the microscope« (1862, neueste Ausg. 1896); »Letters on natural history of Alabama« (1859); »The romance of natural history« (13. Aufl. 1886, 2 Tle.), »Land and sea« (1888); »A year at the shore« (1869); »Sacred streams, history of the rivers of the Bible« (1850, 4. Aufl. 1883). Bgl. G. Goffe (Sohn), Life of Ph. H. G. (Lond. 1890 u. 1896).

3) Edmund, engl. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 21. Sept. 1849 in London, wurde 1867 Hilfsbibliothekar am Britischen Museum, 1875 Übersetzer am Handelsministerium. Er lieferte zahlreiche poetische und kritische Beiträge für die »Saturday Review«, »Academy« und »Cornhill Magazine« und hielt sich zum Zweck literarischer Studien 1872 und 1874 längere Zeit in Skandinavien und Holland auf. Seinen ersten Versen: »Madrigals, songs and sonnets« (1870) und »On viol and flute« (1873), folgten die Dramen: »King Erik« (1873) und »The unknown lover« (1878); »New poems« (1879); »English odes« (1881); »Firdausi in Exil« (1885, neue Ausg. 1896); »In Russet and silver« (1894); »Collected poems« (1896). Von seinen literarisch-historischen Werken sind zu nennen: »Studies in the literature of northern Europe« (1879, 2. Aufl. 1883); »Seventeenth century studies« (1883, 3. Aufl. 1897); »From Shakespeare to Pope« (1885); Biographien von Thomas Gray (1882), S. Masefield (1886), S. Congreve (1888); »The literature of the eighteenth century« (1889); »The Jacobean Poets« (1894); »Short history of modern English literature« (1897); »Life and letters of John Donne, Dean of St. Paul's« (1899, 2 Bde.); »Life of Jeremy Taylor« (1903). In dem mit N. Garnett herausgegebenen »Illustrated Record of English literature« bearbeitete er Band 3 und 4 (1903). G. gehört zu den besten Kennern der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrh.; seine Kritik zeichnet sich durch Feinheit und Schönheitsförmigkeit wie auch durch glänzenden Stil aus. Als Herausgeber von Heinemann's »International Library« hat er viele ausländische Verfasser der englischen Lektüre zugänglich gemacht. Wil. B. Archer hat eine Uebersetzung von Diersen »Baumeister Solmes« (»The Master-builder«) geliefert; auch schrieb er das Leben seines Vaters (s. oben S. 2).

Goffe (fr. Goffe), François Joseph, Komponist, geb. 17. Jan. 1734 zu Bergues in der belgischen Provinz Hennegau, gest. 16. Febr. 1829 in Paris bei Paris, kam 1751 nach Paris, wo er als Dirigent des Privatorchesters des Generalpächters La Popelinière und nachher desjenigen des Prinzen Conti sich Ver-

dienste um die Entwidlung des Pariser Konzertwesens erworb. 1770 gründete er die Concerts des amateurs (später Concerts de la Loge Olympique genannt, die in der Folge eine der Hauptregelmäßigkeiten der französischen Instrumentalmusik wurde), und leitete auch 1773—77 die Concerts spirituels. Goffe's Hauptverdienst ist aber die Begründung der Ecole royale de chant et de déclamation, aus der 1795 das Konservatorium hervorging. G. selbst war bis zu seiner Pensionierung (1815) einer der Inspektoren und Lehrer der Anstalt. Während der Revolution war G. sozusagen der offizielle Komponist der Republik, der fast für alle feierlichen Akte die patriotischen Hymnen schrieb. Als Komponist zahlreicher komischen und auch einiger großen Opern war G. nicht hervorragend, doch seinerzeit geschätzt; stärkere Wirkung erzielte er mit seinem Requiem (1760) und andern Kompositionen, auch zählte er zu den ersten Fliegern der Symphonie und des Streichquartetts in der Art der Mannheimer Komponisten (Holzbauer, J. Stamitz). Bgl. Hellouin, G. et la musique française à la fin du XVIII^e siècle (Par. 1903).

Goffelies (fr. Goffelies), Stadt in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, im N. von Charleroi, an der Staatsbahnlinie Luttre-Charleroi-Neuf-Château, mit Staats-Knabennittelschule, Industriehochschule, Lehrerbinnen-Seminar, hat Kohlengruben, Eisengießereien, Fabrikation von Nägeln, Eisenwaren und Schiffszellen und 1900 9790 Einw.

Goffelin (fr. Goffelin), Pascal François Joseph, franz. Altertumsforscher, besonders um die alte Geographie verdient, geb. 6. Dez. 1751 in Lille, gest. 7. Febr. 1830 in Paris, bereifte zur Aufhellung des römischen Straßennetzes 1772—74 und 1780 einen großen Teil Europas. 1784 wurde er zum Deputierten beim Conseil royal de commerce, 1789 in die Nationalversammlung gewählt und gleichzeitig zum Mitglied der Akademie ernannt. Vom Hochfahrtsausfluß ward er 1794 in das Kriegsministerium berufen und mit geographischen Arbeiten beauftragt, 1799 zum Mitaußseher des Redaktionsbureau's in Paris ernannt, welche Stelle er auch späterhin behielt. Seine Forschungen sind, außer in zahlreichen Einzelschriften, niedergelegt in den Hauptwerken: »Géographie des Grecs analysée« (Par. 1790, mit 10 Karten) und »Recherches sur la géographie des anciens« (daf. 1798—1813, 4 Bde., mit 54 Karten).

Goffensack, Dorf in Tirol, Bezirksh. Brzen, 1061 m ü. M., südlich vom Brenner, an der Klüftung des von den Stubaiern Alten malerisch abgetheilten Pferschtals in das Eisackthal, an der Südbahnlinie Rusten-Ala, ehemaliger Bergwerkort, ist beliebte Sommerfrische und klimatischer Kurort (auch im Winter) mit einem Denkmal des Dichters D. v. Redwitz, hat ein Elektrizitätswerk und 1900 531 Einw. Etlich liegt die ausgedehnte Anthofor (2751 m). Bgl. Nové, Goffensack (2. Aufl., Wien 1899).

Goffler, 1) Gustav von, preuß. Staatsmann, geb. 13. April 1838 in Naumburg a. S., gest. 29. Sept. 1902 in Danzig, Enkel des ehemaligen Justizministers v. Wähler, studierte die Rechte, trat 1859 in den preussischen Justizdienst, ward 1865 Landrat des Kreises Darßow und 1874 Hilfssekretär im Ministerium des Innern. 1877 in Stallupönen zum Reichstagsabgeordneten gewählt, schloß er sich der deutschkonservativen Fraktion an, bewährte sich bald als gewandter Parlamentarier und ward 1878 Mitglied des Oberverwaltungsgerichts. Im Juli 1879 vom neuen Kultusminister v. Ruitomer als Unter-

Staatssekretär in das Unterrichtsministerium berufen, Februar 1881 von der Kaiserl.-konserativen Majorität zum Präsidenten des Reichstags gewählt, ward er im Juni preuß. Unterrichtsminister. Er benutzte den Kulturkampf, gab den polnischen Sprachunterricht in den Volksschulen auf, trat für die Bismarcksche ein, sorgte für ihre Pflege an den Hochschule, ward aber zur Reform der Mittelschulen bald wider Willen durch den Kaiser gedrängt. Am 11. März 1891 nahm G. seine Entlassung, da er seinen Volksschulgesetzentwurf nicht durchzusetzen vermochte, und wurde im Juli zum Oberpräsidenten von Westpreußen ernannt. Gesammelt erschienen von ihm »Ansprachen und Reden« (Berl. 1890).

2) Heinrich von, Bruder des vorigen, preuß. Kriegsminister, geb. 29. Sept. 1841 in Heßensfeld, trat 1860 in das Heer, war 1866 zur Dienstleistung beim Herzog von Koburg kommandiert, besuchte 1866 bis 1869 die Kriegsakademie, machte den deutsch-franz. Krieg 1870/71 im 95. Infanterieregiment mit, war 1871–75 beim Kriegsministerium tätig und wurde, nachdem er inzwischen beim 2. Infanterieregiment gewesen, 1878 als Major in das Kriegsministerium versetzt. Seit 1885 Abteilungschef, ward er 1889 Kommandeur des 3. Garderegiments zu Fuß, 1891 Kommandeur der 43. Infanteriebrigade und in demselben Jahre Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium. An den Verhandlungen über die neue Militärvorlage in der Reichstagskommission 1893 nahm er hervorragenden Anteil und wurde, seit 1895 Generalleutnant und Divisionskommandeur in Darmstadt, 14. Aug. 1896 zum Kriegsminister ernannt. Über seine Wirksamkeit (Verwandlung der Halbbataillone in Regimenter 1897, Erhebung der Friedenspräsenzstärke 1899 u.) s. Deutschland, S. 832. 1903 wurde er durch den Kriegsminister v. Einem (s. d.) ersetzt.

Gossmann, Friederike, Schauspielerin, geb. 23. März 1838 in Würzburg als Tochter eines Gymnasialprofessors. Nachdem sie durch Konstanze Dahn in München ihre theatralische Ausbildung erhalten, debütierte sie daselbst 1853 als Leonie («Frauentrag») und ging dann nach Königsberg, wo sie, wie auch in Elbing, Danzig und Gumbinnen, ungewöhnliches Interesse erregte. 1855 kam sie an das Thalia-theater in Hamburg, 1857 an das Hofburgtheater in Wien. Hier spielte sie zuerst die Gräfin, eine Rolle, die durch sie eine typische Gestaltung erhielt und mit ihrem Namen gleichsam identisch wurde. Infolge ihrer Vermählung mit dem Baron, späteren Grafen Karl v. Prokeš-Osten (1861), zog sie sich von der Wiener Hofbühne zurück. 1862–67 gastierte sie noch während der Wintermonate auf den größten Bühnen Deutschlands, in St. Petersburg und Amsterdam; später wirkte sie nur noch in Wohltätigkeitsvorstellungen mit und lebte jetzt meist in Gmunden. Aus ihrem Repertoire sind Vorle («Dorf und Stadt»), Julie («Sie schreibt an sich selbst»), Germaine («Kind des Glücks»), Margarete («Erziehungsergebnisse»), Jeanne («Lady Tartuffe») und die Picarde hervorzuheben. Natürlichkeit nach der nichtsden wie nach der rührenden Seite hin war der Reiz, der alle ihre Darstellungen umgab und das Ergebnis ihrer sorgfältigsten Studien stets wie Aufregungen des Augenblicks erscheinen ließ.

Gosner, Johannes Evangelista, geb. 14. Dez. 1773 inhausen bei Günsburg, gest. 20. März 1858 in Berlin, studierte in Dillingen unter Seiler katholische Theologie und wurde 1797 Hilfspastor; durch Briefe von M. Voos (s. d.) angeregt, empfand

er, seit 1804 Pfarrer in Dirlenwang, seine künftige Tätigkeit als totes Buchstabenwerk; 1811 nach München übergesiedelt, wurde er 1817 abgesetzt. Nachdem er 1819–24 in Petersburg und Odesa tätig gewesen war, trat er 1826 in Leipzig zur evangelischen Kirche über und wurde 1827 Prediger an der Beihlengemeinde in Berlin. Durch die von ihm geleitete Zeitschrift und durch seine erbaulichen Schriften («Geist des Lebens aus der Lehre Jesu», 3. Aufl., Tübing. 1823; «Schöpfstille», Leipzig, 1825) hatte er weitreichenden Einfluß. Sein Name lebt besonders fort in dem Götterischen Missionsverein, dessen Hauptarbeitsfeld unter den Völkern in Ostindien, und dessen Organ »Die Bienen auf dem Missionsfelde« (Berl., seit 1834) ist. Vgl. Brodnow, Joh. G. (Berl. 1864); Dalton, Joh. G. (3. Aufl., das. 1898); L. Rottrott, Die Götterische Mission unter den Völkern (Halle 1874–88, 2 Bde.; 2. Ausg. 1895); »Häufige Jahre Götterischer Mission« (Berl. 1886); Flath, Götterische Götterzeichen in Nordindien (das. 1896).

Göshaus, Stadt im Ostkreis des Herzogtums Sachsen-Altenburg, an der Elbe, Knotenpunkt der sächsl. Staatsbahnen Leipzig-Hof und G.-Gera, 208 m ü. M., mit evang. Kirche, hat Stettmühlwerk und Zementwarenfabrikation, Wägerei, eine chemische Fabrik, Weberei, mechanische Stickeri, Streichgarnspinnerei, Eisengießerei, Maschinenfabrikation, ein Elektrizitätswerk und (1900) 5790 Einw.

Goshdar (und Goshdarynja), in Rußland die Bezeichnung des Kaisers (und der Kaiserin); wird auch den Titeln der Mitglieder der kaiserlichen Familie vorgelegt. Mit dem Zusatz milostivj (weiblich -vaja = gnädig) wird es als Anrede in Briefen auch ganz allgemein, etwa unserm »Sehr geehrter Herr!« entsprechend, angewendet.

Göshausen, Flecken im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Regnitz, 444 m ü. M., an der Wiesent und in der Fränkischen Schweiz, hat eine berühmte Wallfahrtskirche (von 1739), Franziskanerkloster, Bergschloß, Postamt und (1900) 570 Einw. Nahebei die Dörfer Beringersmühl u. Tächersfeld in reizender Lage.

Gossypium, PflanzenGattung, s. Baumwolle.

Gosti (russ., eigentlich «Gast»), in Rußland sowie die Händler oder Kaufmann, namentlich ein fremder, im Gegensatz zu Kupcz (s. d.), dem einheimischen Kaufmann. Daher Gostjick, das Beziehen von Jahrmärkten; Gostinnyj Dvor, Kaufhof, Bazar.

Gostyn, Kreisstadt im preuß. Regbez. Polen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Eliza-Jarotschin und der Kleinbahn Kallen-G., hat eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Zuckerraffinerie, Dampfzugesleichen, Molkerei, ein Sägewerk und (1900) 4844 meist kath. Einwohner. Auf einem Hügel vor der Stadt liegt das schöne, 1834 aufgehobene Philippinerkloster, ein berühmter Wallfahrtsort.

Gostynin, Kreisstadt im polnisch-russ. Gouv. Warschau, mit 2 Kirchen, Fabrikation von Leder, Zuder, Metallwaren und Brannwein und (1900) 6755 Einw.

Gosjyński (hebr. gosjyński), Seewerth, poln. Dichter, geb. 1803 zu Tince im Gouv. Kiew, gest. 25. Febr. 1876 in Lemberg, besuchte das Gymnasium zu Humak, wo er Freundschaft mit Wladislaw Rafelski (s. d.) schloß, und von 1820 an die Universität in Warschau. Durch sein erstes größeres Gedicht: »Zamek Kaniowski« («Das Schloß von Kaniow», Warschau 1828), eine düstere und auf Volkstradition beruhende poetische Erzählung in Byronischer Manier, die den furchtbaren Aufstand in der Ukraine von 1768 zum

Gegenstand hat und das Hofleben mit großer Anschaulichkeit malt, bekannte sich G. zur jogen. ukrainischen Schule. G. betheiligte sich an den politischen Verschwörungen, war unter denen, die am 29. Nov. 1830 den Großfürsten Konstantin im Belvedere überfielen, trat hierauf in das polnische Heer ein, das er durch seine feurigen Vaterlandsliebe begeisterte, und wohnte verschiedenen Treffen bei. Nach dem Fall Warschau floh er nach Galizien, wo er in seinem Meisterwerke »Sobótka« (Wend. 1834), einer Episode eines größeren unvollendeten Gedichts, das Johannisfest in den Karpathen verherrlicht und das Material für seine Erzählung »Król Zamczyska« (Posen 1842) sammelte. Seit 1838 lebte er abwechselnd in Frankreich und der Schweiz und schrieb in Prosa mehrere gelungene Erzählungen, als »Oda«, »Strazny strzelec« und »Król Zamczyska«, übersepte den Ossian und gab Revolutionslieder u. d. L.: »Drei Saiten« (Strahb. 1839—40) heraus, die alle den früheren leidenschaftlichen Geist atmen. Später ein eifriger Anhänger der mächtig-religiösen Sekte Towianismus, siedelte er 1872 von Paris nach Lemberg über, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte. Seine letzte größere Dichtung war das 1869 in Paris veröffentlichte »Psalnie do Polaki« (= Gebetsheften an Polen.). Seine Werke erschienen in drei sich ergänzenden Ausgaben: Lemberg 1838 (3 Bde.), Breslau 1853 (3 Bde.) und Leipzig 1870 (2 Bde.).

Got (hebr. גֹּת), Edmond, franz. Schauspieler, geb. 1. Okt. 1822 in Vignerolles (Depart. Orne), gest. 20. März 1901 in Paris, studierte am Collège Charlemagne und trat 1841 ins Konviktorium, wo er unter Freylois Leitung schon im zweiten Jahr den ersten Preis im Lustspiel erhielt. 1844 debütierte er an der Comédie-Française, wo er durch sein angeborenes Talent bald als einer der vorzüglichsten Komiker wirkte. Er wurde eine Hauptstütze der jüngeren dramatischen Schule, spielte aber auch mit Glück die ersten Rollen des alten Repertoires, wie Sganarelle, Trissotin, Figaro &c. Seinen größten Erfolg errang er als Widoyer in den beiden Stücken von Augier: »Les Effrontés« und »Le fils de Giboyer« und später als Bernard in »Les Fourchambaults«. Seit 1850 Mitglied der Comédie-Française, spielte er 1866, den Statuten zufolge, aber mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers, den André Lagarde in Augiers »La Contagion« am Odéontheater und organisierte eine Truppe, die mit dem Stüd ganz Frankreich durchzog. Später hat er auch mehrere Male in Oesterreich gastirt. 1894 trat er in den Ruhestand. G. hat sich auch literarisch beschäftigt und den Text zu der eintaktigen Oper »François Villon« (Musik von Rembrée, 1867 aufgeführt) geschrieben.

Götaelf, schiffbarer Fluß im südwestlichen Schweden, fließt aus dem Venersee, an dessen Südwestende, bei Venerborg, ab, bildet bald darauf die berühmten Trollhättasfälle, teilt sich bei Kungälv in zwei Arme, die die Insel Hisingen umschließen, und mündet nach 90,5 km langem Lauf in das Kattegatt, der südliche Arm unterhalb Götterburg. Zur Umgehung der Trollhättasfälle, die aus vier einzelnen Fällen bestehen und im ganzen eine Höhe von 33 m haben, hat man 1787—1800 den Trollhättakanal mit acht Schleusen angelegt und ihn später durch einen neuen Kanal mit elf breiteren Schleusen ergänzt, der selbst großen Schiffen die Fahrt auf dem Fluß ermöglicht.

Götafkanal, ein großartiges Kanalsystem im südlichen Schweden, verbindet mit Hilfe des Götaelf, des Vener- und Wettersees sowie einiger anderer Seen die

Nordsee mit der Ostsee. Der Kanal beginnt an der Ostsee des Venersees und führt zunächst in den 50 m höher gelegenen und von großartigen Bergmassen umgebenen Vikersee, den höchsten Punkt der ganzen Anlage (91,5 m ü. M.); von da geht eine durch den Felsen geprengte Schleuse zu dem Vottensee, der durch eine Kanallücke von 450 m Länge mit dem Wettersee (bei Karlsborg) verbunden ist. Der letztere hat wieder an der Ostsee eine Verbindung mit dem 14 km langen Vorensee, aus dem die Wasserstraße zu dem 27 km langen Kosensee führt. Von diesem geht der Kanal 7,2 km weit, bis er in den 5 km langen, 27 m ü. M. liegenden Waplängensee tritt, von wo er endlich nach weitem 7 km bei der Spitze des Meerbusens Slätbaken die Ostsee erreicht. Die Länge der wirklich kanalisierten Strecke beträgt etwa 97 km, die ganze Länge der Begleitstrecke aber von Götterburg bis zur Ostsee 420 km, während der Weg zur See mindestens das Doppelte ausmacht. Die Breite des Kanals am Boden mißt 10,7—14,5 m, an der Oberfläche 26—29 m, die Tiefe 3 m. Das Wertwürdigste sind die Schleusen, deren 58 gebaut wurden, darunter 53 Semschleusen. In letztern (38 m lang und 7,8 m breit) werden die Schiffe bei der Bergfahrt durch zufließendes Wasser gehoben, bei der Talfahrt durch das abfließende Wasser niedergelassen. Die fünf übrigen Schleusen dienen dazu, den seitlichen Zufluß des Wassers zum Kanal zu regulieren. An elf Stellen erweitert sich der G. zu größeren Flüssen, wodurch Hafenplätze entstehen. Über den Kanal führen 34 Brücken. Der Plan, Ost- und Nordsee durch eine künstliche Wasserstraße zu verbinden, wurde zuerst durch den Bischof Joh. Brahl gelöst (1516). Nach Vollendung des Trollhättakanals lebte der Gedanke einer Verbindung beider Meere von neuem auf, und dem Mut und Eifer des Grafen Platen gelang endlich die vollständige Ausführung. Der Bau wurde von der 1810 privilegierten Götafkanalgesellschaft zu gleicher Zeit an mehreren Stellen begonnen und 1832 vollendet. Die Gesamtkosten betrugen 17¼ Mill. Mk.

Götafkanal (Götarife), f. Götterkanal.

Göteburg, Stadt, f. Götterburg.

Goten, germanisches Volk, wird zuerst von Tacitus (»Germania«, 44) als Götiones (Guttonen) erwähnt, als jenseit der Läger im Nordosten Germaniens, etwa an der Ostsee, wohnend und von Königen beherrscht. Nach einer nicht beglaubigten Volksüberlieferung wanderten sie von der Insel Scanzia (Scandinavien) nach der »Bernsteinküste« und zogen wahrscheinlich zur Zeit der Markomannenkriege im 2. Jahrh. n. Chr. nach dem Flachland, das sich ost- und südwärts von den Karpathen an der Donau und an den Gestaden des Schwarzen Meeres ausdehnt. Sie besetzten Länder, die früher Geten und Sythien demohat hatten; dies sowie die Ähnlichkeit der Namen Geten und G. haben es veranlaßt, daß alte Schriftsteller die germanischen G. Sythien nennen, andre (selbst gotische Geschichtschreiber) sie für Abkömmlinge der Geten halten. Die angrenzenden Völker germanischen und sarmatischen Ursprungs durch Bündnis oder Gewalt mit sich vereinigend, breiteten die G. ihr Reich von der Theiß bis zum Don, vom Pontus bis zur Ostsee aus; Heruler, Rugier, Skiren, Turcilinger, Vandalen, Gepiden &c. gehörten dem Götterreich an. Die eigentlichen G. zerfielen in die Westgoten (Thervingen), die unter dem Fürstengeschlecht der Valten (Rühnen) von den Karpathen bis zum Dniepr wohnten, und die Ostgoten (Greuthungen) unter der Herrschaft der Amaler (Rafelloffen) in den Steppen Südruss-

lands. Zu Wasser und zu Lande unternahmen die G. Raubzüge in das römische Reich: 251 verheerten sie Küsten und Thracien und besiegten den Kaiser Decius. 258—259 suchten sie die Küstländer des Schwarzen Meeres, der Propontis und des Archipels mit ihren Schden, durch ein Dach gegen Wind und Wetter geschirmten Fahrzeugen heim, schleppten aus den Städten Leute weg, stießen den Tempel der Artemis zu Ephesos in Brand, plünderten Athen und dachten sogar an eine Landung in Italien. Da wurde 269 ein großes Gotenheer, das, 320,000 streitbare Männer stark, auf 2000 Fahrzeugen von der Mündung des Daniebt ausgehelt und nach vielen Plünderungen in Kreta und Cypern bei Thessalonich gelandet war, von Kaiser Claudius bei Naissus zerstreut. Nachdem Aurelian 270 den G. das linke Donauufer (Dacien) abgetreten, bestand längere Zeit Friede; freundschaftliche Verhältnisse zwischen Römern und G. verbreiteten Kultur unter dem begabten, bildungsfähigen und empfänglichen gotischen Stamm. Das Christentum nach der Lehre des Arius nahmen sie früh an, und Bischof Rufinus (Ultras, f. d.) übersehte den größten Teil der Bibel in die gotische Sprache, nachdem er aus den Ruten, mit Vermischung des griechischen Alphabets, ein gotisches Gebilde hatte (f. Gotische Sprache). Um 370 hatte das Gotenreich unter dem Kaiser Hermanrich (f. d.) seine höchste Macht und Ausdehnung erreicht.

Die Westgoten.

Der Einfall der Hunnen 375 zerstörte dies Reich: Hermanrich, infolge eines Werdansalles schwerwundet daniiederliegend, gab sich selbst den Tod, um den Fall seines Reiches nicht zu überleben; sein Nachfolger Wisimer wagte eine Feldschlacht gegen die Hunnen, verlor aber diese und auch sein Leben. Nun unterwarfen sich die Ostgoten den Hunnen; die Westgoten aber, 200,000 wehrfähige Männer mit Weibern und Kindern, zogen unter der Führung ihres Richters Frithigern nach der Donau und stellten sich unter den Schutz des römischen Reiches, dessen Kaiser Valens ihnen erteilte, sich in Thracien anzusiedeln. Doch die Unerfahrenheit der römischen Statthalter reizten die G. zu einem Aufstand, der 377 in Marcianopolis in Niederbröhen ausbrach; plündernd durchzogen die Scharen die Donauprovinzen. Die Schlacht, die ihnen die römischen Feldherren auf dem Weidenfeld (ad salices) 377 lieferten, blieb unentschieden; aber 9. Aug. 378 vernichteten die Westgoten, durch andre Barbaren verstärkt, bei Adrianopol ein großes römisches Heer, und Valens fand selbst seinen Tod. Nun setzten sie ihre Verwüstungszüge fort. Theodosius d. Gr. gelang es 380, sie zu beheimatigen (f. Arianismus) und 394 sogar zu Bundesgenossen gegen den Usurpator Eugenius zu machen. Indes sofort nach Theodosius' Tod (17. Jan. 395) erhoben sie sich wieder und zogen unter ihrem Häuptling Alarich I. (f. d.) im Winter von 395 auf 396 vor Konstantinopel, plünderten Athen, verbrannten Korinth und verwüsteten die Peloponnes. Der weströmische Feldherr Stilicho zwang Alarich, Griechenland zu räumen. Dieser, vom oströmischen Hof aus Eifersucht gegen Stilicho zum Statthalter Illyriens ernannt, hielt fünf Jahre Ruhe, wendete sich aber im November 401 gegen Italien. Am 6. April 402 kam es bei Pollentia zwischen Alarich und Stilicho zu einer Schlacht, in der die Westgoten unterlagen; nach einer zweiten Niederlage bei Verona mußte Alarich Italien räumen, erzwang sich aber 407 eine Zahlung von 4000 Fd. Wob. Nach Stilichos Ermordung (23. Aug. 408) brach Alarich wiederum

in Italien ein und, nachdem er Rom zweimal bedroht, aber verfehlt hatte, erlärnte er es 14. Aug. 410 und gab es einer dreitägigen Plünderung preis. Nach Alarichs frühem Tode (Herbst 410) ward sein Schwager Ataulf (f. d.) König der Westgoten. Dieser schloß mit Kaiser Honorius einen Vertrag, wonach er als römischer Befehlshaber das von dem Usurpator Jovinus beanspruchte Gallien wieder unterwerfen sollte. Ataulf eroberte 414 auch Aquitanien, wurde jedoch im August 415 zu Barcelona von seinem Sklaven Dubius ermordet. Wallia (415—419), der nun aus dem Königschild erhoben wurde, setzte die Eroberungen im Namen des weströmischen Kaisers in Spanien fort, und zum Lohn erhielt die Westgoten die Provinz Aquitanien 419 als Wohnsitz eingeräumt, wo sie sich an ein sesshaftes Leben gewöhnten, ohne ihr Volkstum aufzugeben. Totila ward von Wallias Nachfolger Theoderich I. (419—451) zum Herrscher dieses westgotischen Reiches erwählt. Tapfer kämpften die Westgoten 451 gemeinsam mit den Römern gegen die stammverwandten Ostgoten und Gepiden, die Bundesgenossen Attilas, auf den maurizianischen Feldern; Theoderich starb hier den Helbenod. Auf seine nach kurzer Herrschaft ermordeten Söhne Thorismund und Theoderich II. folgte der dritte Sohn, der tapfere König Eurich (466—484), der Gallien zwischen der Rhone, der Loire und den Pyrenäen eroberte und nach Besiegung der Sueben den größten Teil Spaniens unterwarf. Seinem Sohn Alarich II. (485—507) hinterließ er ein wohlgeordnetes Reich.

Was die Staats- und Rechtsverhältnisse der Westgoten betrifft, so wurde der König von alters her gewählt, und obwohl mehrmals die Krone vom Vater auf den Sohn überging, gelang es doch nicht, das Erbkönigtum gesetzlich einzuführen. Die königliche Gewalt bestand in der Führung des Heerbanne und in der höchsten Gerichtsbarkeit, kraft deren der König alle Beamten ernannte. Der Adel zerfiel in mehrere Klassen: die Duces oder Herzoge, denen ursprünglich die Führung im Kriege, später, nachdem das Volk sesshaft geworden war, auch die bürgerliche Verwaltung und die Gerichtsbarkeit in den Provinzen zustanden; die Comites oder Grafen, die dieselben Ämter in kleineren Bezirken verwalteten; die Gardinge, Edelleute ohne Amt, die sich am Hof hielten, und den übrigen Adel, der sich von den Gemeinfreien durch Abrechte in Bezug auf den Gerichtsstand und Befreiung von manchen Strafen unterschied. Sämtlichen Freigebornen gegenüber standen die Leute, denen durch Geburt, Kriegsgefangenschaft, durch Überschuldung oder sonstige Vergehen das übrige erträgliche Los der Horigkeit zugesallen war. Alle wehrfähigen G. waren zum Kriegsdienst verpflichtet und wurden von den Duces und Comites befehligt, unter denen der Tisab einer Abteilung von 1000 Mann (Tisabie) vorkam. Bei der Eroberung des Reiches teilten die Westgoten die gewonnenen Ländereien in drei Teile, von denen sie einen den römischen Einwohnern als freien Eigentümern überließen, zwei Drittel für sich behielten. Das gewonnene Land wurde in gleichgroße Güter (sortes) geteilt, an denen mehreren zugleich (consortes) ein Eigentumsrecht zustehen konnte; manche überließen ihre Landgüter gegen gewisse Leistungen an geringere Leute, die aber, sobald sie ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, Kaufpreis und Grundstück verloren. Auch der König besetzte einzelne mit Wätern, die ihm dafür zu Treue und besonders Dienstleistungen verpflichtet waren und die Getreuen des Königs hießen. Die

Nächstgewohn heilen des Volkes ließ zuerst Eurich sammeln und aufzeichnen. Doch hatte dies Gesetzbuch nur für die Westgoten Gültigkeit; für die bewohnenen Römer bestand das römische Recht fort, weshalb Alarich II. (s. d.) für die römischen Untertanen das *Brovarium Alarici* abfassen ließ. Leovigild ließ 100 Jahre später Eurichs Gesetzbuch revidieren, und sein Sohn Recared unternahm eine ahermalige Revision, die sogen. *Antiqua*, die in Bruchstücken erhalten ist (Hrsg. von Blume, Halle 1847). König Chindasvint (641 bis 649) gab mit Aufhebung des römischen Rechts dem westgotischen allgemeine Geltung. Die uns erhaltene Gestalt der *Leges Visigothorum* (Hrsg. von Karl Zeuner als Vorläufer einer Monumenten-Ausgabe, Hannov. 1894) stammt aus der Zeit König Recesvint's. Nach ihr übte der König die höchste Gerichtsbareit aus und übertrug sie untergeordneten Richtern, die als Herzoge, Grafen, Tauschen, Willenarien, Zentnarier und Dekane zugleich im Kriege Befehlshaberstellen bekleideten oder als Defensoren und Numerarii bürgerliche Ämter bekleideten. Vgl. Helfferich, Entstehung und Geschichte des Westgotenrechts (Berl. 1858); Blume, Zur Textkritik des Westgotenrechts (Halle 1872); Dahn, Die Könige der Germanen, Bd. 6: Die Verfassung der Westgoten (Würzburg 1871) und Westgotische Studien (das. 1874).

Trotz aller Mühe gegen die romanischen Einwohner, denen ein Teil des Grundbesitzes, Religion und Recht gelassen wurden, konnten sie nicht für die Herrschaft der arianischen Westgoten gewonnen werden. Als daher 507 der rechtgläubige Frankenkönig Chlodwig in das Westgotenreich einfiel, Alarich II. bei Vouge (d. Foiteire) tötete und das Land zwischen Loire und Garonne eroberte, wurde er von den Römern als Befreier begrüßt. Die Provence und Septimanie schüßte gegen die Franken der Ostgotenkönig Theoderich; dieser war auch Vormund für seinen Enkel, Alarichs unmündigen Sohn Amalarich, der 526 selbst die Regierung des aus Spanien und Septimanie beschränkten Reiches übernahm. 531 reiste er durch die Widerhandlung seiner fränkischen Gemahlin Klothilde den Frankenkönig Childebert zum Kriege, in dem er bei Karbonne eine Niederlage erlitt; auf der Flucht wurde er, der letzte der Balten, auf Anstiften seines frühern Erzherrn, des Ostgoten Theoderich, ermordet, der nun den Thron bestieg und seine Residenz in Barcelona aufschlug. Diese Gewalttat war der Anfang einer Reihe von Greueltaten, durch die in rascher Folge Könige erhoben und gestürzt wurden. Endlich trat mit der Erhebung des Königs Leovigild (568—586), der Toledo zum Herrschersitz erkor, wieder eine Zeit der Macht und des innern Friedens ein. Sein Sohn Recared (586—601) baute die völlige Verschmelzung der Westgoten mit der römischen Bevölkerung und ihre Romanisierung an durch seinen Übertritt zum katholischen Glauben, dem fast sein ganzes Volk folgte, sowie durch die Einführung des Konstantins zwischen beiden Bevölkerungen. Nun stieg, von den Königen begünstigt, die Macht der Geistlichkeit, die ihre Synoden durch Zuziehung der Großen zu förmlichen Reichstagen umgestaltete und bei den zahlreichen Thronstreitigkeiten entscheidend auftrat. Der Klerus stellte die königliche Gewalt unter den Schutz der Kirche; die Könige belohnten ihn durch reiche Schenkungen und durch Judenverfolgungen. Nach der kraftvollen Regierung Recesvint's (649—672) und Wambas (672—681) erreichte die Macht der Kirche unter den Königen Erwich (681—687) und Egiza (687—701) ihren

Höhepunkt. Witiza (701—710) stellte die Religionsverfolgungen ein, ordnete den Klerus der weltlichen Gewalt unter und machte die Königswürde erblich; doch wurde er das Opfer einer Verschwörung, deren Haupt Koderich den Thron bestieg. Die Söhne und Anhänger des gestürzten Königs, besonders der Statthalter von Genua, ferner die Juden riefen die Araber herbei, die 711 unter Tarif von Afrika herüberkamen und Koderich in der siebenjährigen Schlacht von Jerez de la Frontera (19.—25. Juli 711) besiegten; der König ertrank auf der Flucht. Unter diesen niederstürmenden Eindruck eroberten die Araber ganz Spanien mit Ausnahme der nördlichen Gebirge. Der gotische Name hat sich in Gotalonien (Katalonien) erhalten. Weiteres s. Spanien (Geschichte).

Die Ostgoten.

Die Ostgoten hatten sich 375 den Hunnen unterworfen, blieben nördlich von der Donau wohnen und nahmen an den Kriegszügen Altilas teil. Erst nach seinem Tode (453) erhoben sie sich unter drei Brüdern aus dem Haus der Amaler, Walamir, Theodemir und Widemir, erstritten am Fluß Neiad in Pannonien 454 ihre Selbstständigkeit und schlugen von Wien bis Sirmium ihre Wohnstätte auf. Hier wurde nach Theodemir's Tode 475 Theoderich auf den Thron erhoben. Er zog nach der griechischen Halbinsel, um Kaiser Zenon gegen Ausrührer zu unterstützen, wurde aber dann, da die Ostgoten sich durch Plünderungen lästig machten, nach Italien geschickt, um dort Odoaker's Herrschaft zu stürzen. 488 sammelten sich 200,000 Ostgoten zu Novara in Niederrösten, drangen sich durch das inzwischen von den Gepiden besetzte Pannonien Bahn, überschritten die Julischen Alpen und überwältigten Odoaker's Scharen am Jonio und bei Verona (489). Mit Hilfe der Westgoten errangen sie 490 einen brillianten Sieg an der Abda und nötigten Odoaker zur Flucht nach Ravenna, wo er sich 493 ergeben mußte, nachdem die Ostgoten ganz Italien schon erobert hatten. Vom oströmischen Kaiser als König von Italien anerkannt, wählte Theoderich in kurzer Zeit dem ostgotischen Reich durch Energie und Klugheit Macht und Ansehen zu verschaffen und es zur Schutzmacht für kleinere germanische Völker gegen die Angriffe badgeriger Eroberer, namentlich Chlodwigs, zu erheben. Die Bandalen trafen Sizilien ab; im Nordosten bis zur Donau stellten sich die Heculer unter den Schutz der Ostgoten, in den Alpen die Aemmannen. Zugunsten der Westgoten schritt Theoderich 607 ein und rettete ihnen Septimanie, während er die Provence mit seinem Reich vereinigte.

Vortrefflich war die innere Organisation des Reiches. Die Ostgoten besaßen den dritten Teil alles eroberten Landes in ganz Italien nebst der entsprechenden Anzahl Sklaven zur Bewohnung; sie hatten dafür allein die ehrenvolle Pflicht des Kriegsdienstes und durften Waffen tragen. Ordnung, Waffenföhrung und Kampfplatz in dem Heere waren altgermanisch. Der König blieb im Felde der alte Heerführer und Kriegsfürst; unter ihm besaßen die Herzoge und Grafen, im Frieden auch in den Grenzländern. Handel, Gewerbtätigkeit, Ackerbau und andre Künste des Friedens blieben den römischen Einwohnern überlassen, deren Gesetzbuch, Rechtspflege und Steuerordnung nicht verändert wurden. Die zwischen 511 und 515 von Theoderich d. Gr. und seinem Enkel Athalarich erlassenen Verordnungen (vgl. Dahn, Die Könige der Germanen, Bd. 4; Würzburg 1868) hatten sowohl für die G. als auch für die Römer Geltung. Die altrömischen Ämter bestanden weiter und

wurden mit Römern befehzt; römische Richter entscheiden die Streitigkeiten zwischen den Römern, während solche zwischen G. und Römern von den Göttergrafen mit Zuziehung rechtskundiger Römer abgeurteilt wurden. Unter dem Schutze des langen Friedens und der trefflichen Fürsorge des Königs blühte Italien von neuem auf. Trophäen verschmälzten G. und Römer zu keinem Ganzen, hauptsächlich wegen des konfessionellen Gegensatzes der katholischen Römer zu den arianischen G., aus deren ursprüngliche Kraft und Sittenreinheit die römische Kultur nur verderblich einwirkte. Aufgereizt vom Aleris, zettelten die Römer Verschwörungen gegen die kaiserliche Herrschaft an, und die Einrichtung des Boethius und Symmachus, zu der sich Theoderich 524 hinreizen ließ, steigerte die Abneigung. Dazu kamen nach Theoderichs Tod (526) innerer Zwiespalt und äußere Gefahren. Amalasuntha, die Tochter Theoderichs, die für ihren unmündigen Sohn Athalarich die Regierung führen sollte, begünstigte die Römer und ihre Kultur so sehr, daß die G. ihr den jungen König entrißen, um ihm eine nationale Erziehung zu geben; doch starb Athalarich nach einem ausschweifenden Leben schon 534. Amalasuntha suchte die Herrschaft zu behaupten, indem sie sich mit ihrem Vetter Theodahad, dem letzten Amaler, vermaählte. Dieser ließ Frühjahr 535 Amalasuntha im Vode ermorden und bemächtigte sich der Kleinhererschaft, wurde aber schon Herbst 536 ermordet, weil er sich vor Kaiser Justinian, der als Räuber der Amalasuntha seinen Feldherrn Belisar nach Italien sandte, feig denahm. Belisar, von den römischen Einwohnern als Befreier begrüßt, eroberte Unteritalien und bemächtigte sich im Dezember 536 auch Roms. Wittiges, von den G. auf den Thron erhoben, belagerte vergeblich ein Jahr lang (537 — 538) mit 150,000 Mann die Stadt und mußte endlich nach großen Verlusten nach Capenna zurückgehen, das sich 539 Belisar ergeben mußte. Als dieser 540 abberufen wurde, führte er Wittiges als Gefangenen nach Konstantinopel. Nun wählten die G. Albidab und nach dessen Ermordung 541 seinen Neffen Totila zum König. Dieser eroberte rasch Italien wieder und zog 546 in Rom ein, das der zurückgeschickte Belisar zwar 547 wiedergewann, 549 aber von neuem ausfallen mußte. Nach Belisars zweiter Abberufung (549) unterwarf Totila auch Sizilien, Sardinien und Korsika. 552 ward Totila mit einem oströmischen Heer nach Italien geschickt und besiegte das Götterheer im Juli bei Taginara am Fuße des Appennin; Totila kam auf der Flucht um. Während Narses Rom eroberte und nach Campanien vordrang, ward in Pavia Teja auf den Königsschild erhoben. Er eilte seinem in Cumä von Narses belagerten Bruder Aligern zu Hilfe, kämpfte am Fluße Sarnus bei Neapel 60 Tage lang tapfer gegen die Römer und fiel endlich mit dem Kern des Heeres, vom Meer abgeschnitten und dem Hungertode preisgegeben, im Bergzweikampfe; nur 1000 Mann ergaben sich gegen die Bedrängung freien Abzugs. Aligern überlieferte Cumä 553 dem oströmischen Feldherrn, und nachdem ein Heer von Alemannen und Franken, das, mehr um zu plündern, als das Götterreich herzustellen, in Italien einfiel, 554 am Polturnus vernichtet war, ergab sich die letzte gotische Festung Compsa (Compsa) in Samnium 555. Die Reste der G. wurden in verschiedene Länder verschlagen und sind verschollen.

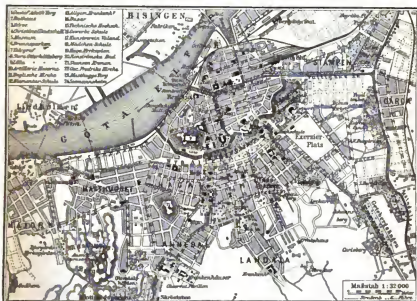
Vgl. die Geschichte der G. von Jordanes (f. d.), dessen Werk ein Auszug der gotischen Geschichte des Narses Cassiodorus (f. d.) ist, der, die G. mit den Weten (f. d.) identifizierend, die älteste Geschichte der

G. vermischt hat, und den »Gotischen Krieg« des Prokopios (f. d.); ferner Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung, Bd. 2 (2. Aufl., hrsg. von Dahn, Leipz. 1881); Ballmann, Geschichte der Völkerwanderung von der Völkerverdrängung bis zum Tod Alarichs, 2 Bde. (Gotha 1863 u. Weimar 1864); Dahn, Die Könige der Germanen, Abt. 2 und 5 (Bürg. 1861 u. 1871) und Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Bd. 1 (Berl. 1881); Aschbach, Geschichte der Westgoten (Frankf. 1827); Ran so, Geschichte des ostgotischen Reichs in Italien (Bresl. 1824); Kohl, Zehn Jahre ostgotische Geschichte 526 — 536 (Leipz. 1877); Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter, Bd. 1 (Gotha 1897); Frabley, The Goths from the earliest times to the end of the gothic dominion of Spain (4. Aufl., Lond. 1898); Kappaport, Die Einfälle der Göten in das römische Reich bis auf Konstantin (Leipz. 1899).

Götenburg (Göteborg), Hauptstadt des schwed. Götenburg- und Bohuslän (f. d.), liegt in wilder, malerischer Felsenumgebung halbkreisförmig an der östlichen Mündung des Götaelf, der hier einen vortheilhaften, fast immer eisfreien Hafen bildet, am Endpunkt der Staatsbahnlinie Stockholm-G. und der Linien G.-Borås und Kalmar-G. und ist nächst Stockholm die größte und volkreichste Stadt Schwedens. Nach den letzten großen Feuersbrünsten ist das Aussehen der Stadt jetzt sehr neu, regelmäßig und fast niederländisch reinlich. Die Straßen sind gerade und breit, haben fast durchaus steinerne, 2—3 Stockwerk hohe Häuser und werden von mehreren schiffbaren Kanälen durchschnitten. Bemerkenswert ist die große eiserne Drehbrücke über den Götaelf, die G. mit der Insel Hisingen in Verbindung setzt (seit 1874). Unter den acht Kirchen zeichnen sich der 1602—15 erbaute Dom und die gotische deutsche Christenkirche mit hohem Thurm aus; unter den übrigen Gebäuden verdienen die Residenz (Wohnsitz des Gouverneurs), das Zeughaus, Rathaus, die Börse, das Theater und der Bahnhof Erwähnung. Den großen Markt (Gustav Adolfs-Platz) ziert seit 1854 die von Fogelberg entworfene Statue des Königs Gustav Adolf. Von den ehemaligen Festungswerken, die 1806 geschleift wurden, stehen nur noch zwei Thürme. Die Einfahrt in den Hafen war ehemals verteidigt durch die auf einer Felseninsel gelegene Festung Nya Essbo, die aber jetzt ohne Bedeutung ist. Seit einigen Jahren werden neue Befestigungen an der Mündung des Flusses angelegt. Die weitläufigen Vorstädte Kaskugnet (fast nur von Seeleuten bewohnt), Haga, Nya Varfvet, Rajnara, Stampen u. werden jetzt sämtlich zur Stadt gerechnet. Die Zahl der Bewohner betrug Ende 1903: 135,314, darunter über 1000 Deutsche. G. ist der Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls, hat eine (private) Hochschule, ein Gymnasium, eine höhere technische Schule, eine Navigationschule und ein Museum mit guten zoologischen Sammlungen. Ein Vergnügungsgäßchen ist Göteborgs Trädgårds-Förerning (Gartenverein), ein prächtiger großer Park mit Restauration, Lustpavillon, Gewächshäusern, Teich u. Eine großartige Wasserleitung geht von dem 4 km von der Stadt gelegenen Delfön (Delfe) aus, dessen Wasser große Filtrierbassins passiert. Die bedeutende Industrie erstreckt sich auf Zuckerraffinerie, Fabrication von Tabak, Porzellan, Segeltuch, Launter, Leder, Branntwein und Eis, auf Baumwollspinnerei, Schiffbau und mechanische Werkstätten. Im J. 1900 bestanden 251 Fabriken mit 9598 Arbeitern und einer Produktion von 49,4 Mill. Kronen. G. besitz (1901)

247 eigne Schiffe von 120,488 Ton., bedeutende Ra-
gazine und den ergiebigsten Hering- und Seehund-
fang und bringt namentlich Eisen, Zinkblech, Holz,
Papier, Hafer, Heringe (1901: 4,5 Mill. kg) und
Butter (8,5 Mill. kg) zur Ausfuhr, die sich 1901 auf
115 Mill. Kr. belief. Die Einfuhr umfasst Baum-
wolle, Garn, Gewebe (meist Baumwolle), Maschinen,
Düngstoffe, Beizen, Kolonialwaren, Wein, Schweine-
fleisch (aus America), Rohjeder, Steinkohlen. Im J.

burg (Göteborg) und grenzt im N. und N.O. an Nor-
wegen, im O. an das Län Elfsborg, im S. an Hal-
land und im W. an das Stigarrat und Rattagatt. Es
umfaßt 5101,5 qkm (92,6 QM.) mit (Ende 1903)
347,646 Einw. (68 auf 1 qkm). Davon entfallen 90
qkm auf Seen und 940 qkm auf die zahllosen felsigen
Küsteninseln, unter denen Hisingen, Croust und Tjörn
die bedeutendsten sind. Das Län zerfällt in 20 Ge-
richtsbezirke und hat Göteborg zur Hauptstadt.



Plan von Göteborg.

1902 liefen vom Auslande 3003 Schiffe von 1,238,512
T. ein, 2799 Schiffe von 1,233,407 T. aus. G. steht
mit vielen Handelsplätzen an der Ost- und Nordsee
(z. B. London, Hull, Edinburgh, Stettin, Lübeck,
Kopenhagen, Christiania) in regelmäßiger Dampfer-
verbindung. In der Umgegend sind zahlreiche Land-
häuser und Forstanlagen. Die von Karl IX. gegen-
über der Festung Elfsborg 1603 auf der Insel
Hisingen angelegte, 1612 von den Norwegern zer-
störte, 1619 von Gustav Adolf an der jetzigen Stelle
wieder aufgebaute Stadt, in der sich zahlreiche Schot-
ten, Holländer und Deutsche ansiedelten, war 1731—
1809 Sitz einer ostindischen Kompanie. Seinen heu-
tigen Aufschwung verdankt G. der Kontinentalperre
(f. d.), die es zu einem wichtigen Stapelplatz englischer
Waren machte. Vgl. B. Berg, Samlingar till Göte-
borgs historia (Göteborg 1882—93, 3 Tle.), E. Wolff,
Studier rörande Göteborgs äldsta författning (daf.
1894); Åkerblom, Tidsbilder från Göteborg på
1620 talet (daf. 1899); Lagerberg, Göteborg i
äldre och nyare tid (daf. 1901—02); Fröding, Det
forna Göteborg (Stockh. 1903).

Göteborgs System, f. Rühligkeitsvereine.

Göteborg: und Bohuslän, Län im südwest-
lichen Schweden, besteht aus der Landschaft Bohus
und einem Teil von Westgöthland mit der Stadt Göten-

Goth, die (auch die Gott oder Gotten, oder
Gottel, oder Gobl), mundartlich soviel wie die Tauf-
oder Firmgatte; der Göt (Götter oder Göt) soviel
wie der Tauf- oder Firmgatte; auch der Taufling und
Firmling selbst heißt so.

Gotha, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums,
das seit 1826 mit Koburg zu dem Herzogtum Sachsen-
Koburg-Gotha vereinigt ist, abwechselnd mit Koburg Resi-
denz des Herzogs, in freund-
licher Lage am Leineflusse
(Leina), 308 m ü. M., hat fünf
evang. Kirchen, darunter die
Margareten- u. Augustiner-
kirche, eine luth. Kirche u. eine
Synagoge. Das vornehmste
Bauplatz der Stadt ist das auf
dem 330 m hohen Schloßberg
liegende, weithin sichbare
Schloß Friedenstein. Es
ward von 1643—46 an Stelle des zerstörten Schloß-
es Grimmerstein (f. S. 156) erbaut, dient zum Sitz
mehrerer Landesbehörden, zur Aufbewahrung einer
Bibliothek von 200,000 Bänden (darunter seltene
Literaturschätze, ca. 6000 englische Patente und gegen
6000 Handschriften) und einer Münzsammlung (etwa



Wappen von Gotha.

75,000 Stück). Nach B., S. und D. hin wird der Friedenstein von einem ausgedehnten Park umrahmt. In diesen liegt das Neue Museum im reichsten Renaissancestil, mit den Sammlungen des Naturalien-, Antiken-, Kunst- und chinesischen Kabinetts, der Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung. Von andern Gebäuden sind bemerkenswerth: das herzogliche Palais im italienischen Stil mit Gemäldesammlung, nahe bei der Markthall, das Palais Friedrichsal, der Orangerie gegenüber, das Theater (1837—39 erbaut), die Gebäude der Generalagentur der Feuerversicherung für Deutschland (1888 im deutschen Renaissancestil erbaut), der Feuerversicherungsbank, der Deutschen Grundcreditanstalt und der Lebensversicherungsbank, das alterthümliche Rathaus am Markt, das Landeshaus u. Interessant ist der Friedhof V mit der ersten deutschen Feuerbestattungshalle, mit Columbarium im griechischen Stil und Verbrennungsapparat (vgl. Wetlig, Die Leichenverbrennung u. in Gotha, 4. Aufl., Gotha 1902). Von den öffentlichen Denkmalen sind zu erwähnen: das Arnoldsdenkmal, errichtet für den Finanzrat Arnoldi, Begründer der Feuerversicherungs- und der Lebensversicherungsbank für Deutschland in G., 2 Kriegerdenkmäler, Denkmäler des Fürsten Bismarck, des Kalers Jacobs, des Naturforschers Blumenbach, des Komponisten Wendersleb, des Landgerichtsdirektors Sterzing als Mitbegründer des Deutschen Schützenbundes u. Die Bevölkerung beläuft sich (1900) mit der Garnison (1 Bat. Infanterie Nr. 95) auf 34,651 Seelen, darunter 818 Katholiken und 296 Juden. G. hat eine große Eisengießerei und Maschinenfabrik, eine Eisenbahnhauptwerkstatt, mehrere Porzellanfabriken, eine Waggon- und eine Metallwarenfabrik, Fabrikation von Schuh-, Schlauch-, Gummi- und Spielwaren, Leber, Pianofortes, Schuhfabriken, Blechwaren, Buchwaren, Geschäftsbüchern u. und Dampfziegeln. Weltbekannt ist das J. Perthes'sche Geographische Institut. Der Handel, vorzugsweise Expeditionshandel, wird unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbank, Nebenstellen und andre öffentliche große Konzepte. Bei der Lebensversicherungsbank für Deutschland waren 1902 versichert 97,529 Personen; bei der Feuerversicherungsbank betrug die Versicherungssumme 5864, u. Mill. Mk. G. ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Hedra-Weizsacks, G.-Leinefelde und G.-Ohrdruf; dem Verkehr in der Stadt dient eine elektrische Straßenbahn. G. hat ein Gymnasium mit Realgymnasialklassen, Realschule, Handelsschule, Schullehrerseminar, Kindergärtnerinnen-Seminar, Baugewerbe- und Handwerkerschule, Waisenhaus u.; ferner einen Kunstverein, drei Konseruatoren für Musik und mehrere wissenschaftliche Vereine. Die ehemalige berühmte Sternwarte auf dem nahen Seeburg ging 1857 ein; die neue Sternwarte liegt in der Nähe des Parks. G. ist Sitz des Staatsministeriums für das Herzogtum Gotha, eines Landratsamts und eines Landgerichts. Die städtischen Behörden zählen 7 Magistratsmitglieder und 24 Stadtverordnete. In der Umgebung zeichnen sich besonders aus: der Arnoldsche Berggarten am 439 m hohen Krabenberg mit Aussichtsturm, das Dorf Giebleben (f. d.), der 407 m hohe Seeburg mit großen Sandsteinbrüchen und der Bogberg, wo alljährlich die Pferderennen des Mitteldeutschen Rennvereins stattfinden. — Der Landgerichtsbezirk G. umfaßt die acht Amtsgerichte zu G., Liebenstein, Ohrdruf, Tenneberg (Waltershausen), Thal, Lonna (Waldenau), Wangenheim (Friedrichswerth) und Jella St. Blasii.

G. (in den ältesten Urkunden Gotegeowe, später Gotsa genannt) kommt zuerst um 930 vor als ein Dorf, das zum Stift Hersfeld gehörte und durch dessen Abt Gotthard (nachherigen Schutzherrn von G.) mit Mauern umgeben wurde. Später kam es in den Besitz der Landgrafen von Thüringen, die bald mit einer Kempten erbauten, aus der das feste Schloß Grimmenstein entstand. Um 1200 wird G. zuerst als Stadt genannt. Nach dem Aussterben der Landgrafen kam G. an die Wettiner und fiel bei der Teilung von 1440 an Herzog Wilhelm III., nach dessen Tod 1485 in der Teilung zwischen Ernst und Albert an die Ernestinische Linie. Die Reformation fand in G. schon um 1521 Eingang. Im Schmalkeldischen Krieg 1546 wurde ein großer Teil der Festungswerke des Grimmensteins von den Kaiserlichen geschleift. Zwar durften die Söhne Johann Friedrichs die Befestigungen später wiederherstellen; als sich jedoch einer derselben, Johann Friedrich der Kättere, der zu G. residierte, in die Grumbach'schen Fäden (f. Grumbach) verwickelte und infolgedessen in die Reichsacht kam, wurde G. 1566 von dem Kurfürsten August von Sachsen, als Reichsregent, belagert und 13. April 1567 eingenommen, worauf der Grimmenstein völlig geschleift wurde. 1640 fiel G. an Herzog Ernst den Frommen, den Stifter der neuen gotha'schen Linie, der in G. seine Residenz nahm und das Schloß Friedenstein (f. S. 155) erbaute. Ernst II. (1772—1804) räumte die alten Festungswerke um G. weg und ersetzte sie durch Anlagen. Mit dem Aussterben der gotha'schen Linie (1825) kam G. an Coburg. In G. blühte im 18. Jahrh. unter Erbkos's Leitung und der Mitwirkung von Röd, Pfand, Bed u. bis 1779 die Schauspielkunst, während nenerdings durch A. Petermann (bis 1878 Leiter der geographischen Anstalt von J. Perthes) G. ein Mittelplatz für die geographischen Wissenschaften wurde. Vgl. Bed, Geschichte der Stadt G. (Gotha 1870); Kühne, Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der sozialen Zustände der Stadt und des Herzogtums G. (dof. 1862); Födermann, Geschichte des Gotha'schen Hoftheaters 1775 bis 1779 (Hamb. 1894).

Gothaer hießen die Abgeordneten der erbkaiserlichen Partei der deutschen Nationalversammlung, die nach dem Scheitern der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung 28. — 28. Juni 1849 in Gotha zusammenkamen und sich mit 130 von 148 Stimmen dahin vereinigten, das preussische Unionsprojekt vom Mai 1849 und die Wahlen zum Erfurter Parlament zu unterstützen; Gagern, Dahlmann, Federath, Feller, J. Grimm, Rathy, M. Rohl, Simson, L. Däuser waren die hervorragendsten Vertreter dieser durch die geistige Bedeutung ihrer Mitglieder ausgezeichneten Partei. Auf dem Erfurter Parlament legten sie 17. April die Annahme der vorgelegten unionistischen Verfassung durch, aber mit der Vertagung des Parlaments und dem Scheitern der Unionspolitik verlor die Bezeichnung G. ihren ursprünglichen Sinn, da sie keine parlamentarische Partei mehr bedeutete. Man bezeichnete seitdem diejenigen Mitglieder der verbliebenen deutschen Landtage so, die eine bundestaatliche Verfassung mit einem Parlament und dem Präsidium Preussens unter Ausschluss Österreichs, also das sogen. Kleindeutschland, erstrebten. In der Reaktionszeit der 1850er Jahre sehr zurückgedrängt, spielte die Partei unter Georg v. Vinde's Leitung seit 1858 im preussischen Landtag unter der neuen Kra noch einmal eine Rolle, bis sie in Preußen durch die Fortschrittspartei, in Deutschland durch den Nationalverein abgelöst

Goethe - Bildnisse.



Büste von Daniel Rauch, 1820 (Leipzig).



Büste von Alexander Trippel, 1787—88 (Weimar).



Ölgemälde von Georg Oswald May, 1779 (Stuttgart).



Zeichnung von Ferdinand Jagemann, 1817 (Weimar).



Ölgemälde von Heinrich Kolbe, 1822 (Weimar).



Ölgemälde von Joseph Karl Stieler, 1828 (München).

wurde. Die jetzige nationalliberale Partei kann eine Wiederbelebung der G. genannt werden.

Gothaer genealogische Taschenbücher, f. Genealogie, S. 548.

Gothaer Vertrag, Vertrag zwischen den deutschen Staaten vom 16. Juli 1851, regelt die Verpflichtung zur Übernahme auswandernder Personen; für die Befreiungen zu Bapern und Elbaf-Lothringen ist er noch gültig, weil dort das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz (f. d.) nicht gilt. Vgl. Ausweisung.

Gotham (he. gōtham), Name eines Dorfes in der engl. Grafschaft Nottingham mit (1901) 1009 Einw., entspricht dem deutschen Schilda, Schöpfenstädt u.; daher Gothamist oder Gothamite sowie wie Krähwinkler, (speziell auch Spitzname der New Yorker.

Goethe, Johann Wolfgang, der größte Dichter deutscher Nation, geb. 28. August 1749 in Frankfurt a. M., starb 22. März 1832 in Weimar.

Inhaltsübersicht zu nachfolgendem Artikel:

Goethes Geschlecht.	S. 157	Biographien, Charakteristiken	S. 165
Goethes Leben	157-168	Stimmen	S. 165
Goethes Gesamtbild	163	Reinholders u.	165
Äußere Erziehung, Bildung, Studien (u. d. d.)	164	Goethes Nachkommen	167
Einzelnen der Werke	164	Goethe's Gerechtigkeit	167
Briefwechsel u.	164	Goethe- und Epikurarchiv	167
		Goethe - Nationalmuseum	168

Goethes Geschlecht.

Die Spuren des Goethe'schen Geschlechts weisen bis in die Mitte des 17. Jahrh. und ins sächsisch-thüringische Gebiet zurück (vgl. Dün ger, Goethes Stammbäume, Gotha 1894). Goethes Urgroßvater Hans Christian G. sah als Hufschmied zu Witten an der Unstrut (im Ransfeldischen); dessen Sohn Georg Friedrich, ein laifträger, bemerkt vordwärts strebender Mann, ließ sich 1687 in Frankfurt als Schneidermeister nieder und ward infolge seiner zweiten Heirat mit Cornelia Schellhorn, gebornen Walther, Gethwirt im »Weberhof« (vgl. K. Jung, Georg Friedrich G., in der »Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, vorgebracht vom Freien Deutschen Hochstift«, Frankfurt 1899). Seinen jüngeren Sohn, Johann Kaspar (gest. 31. Juli 1710, gest. 27. Mai 1782), ließ er die Rechte studieren, nach der Promotion in Weimar und Regensburg seine weitere Ausbildung suchen und nach Italien reisen. Heimgekehrt, bewarb sich Johann Kaspar G. um ein städtisches Amt, wurde aber zurückgewiesen und ließ deshalb den Entschluß, auf jede bürgerliche Anstellung in seiner Vaterstadt zu verzichten. Er wußte sich den Titel eines kaiserlichen Rates zu verschaffen und lebte bei behäbigem Wohlstand in seinem Haus am Frankfurter Kirchgraben (gegenwärtig im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts) ehrbar und ernst bei Erziehung seiner Kinder und seinen künstlerischen Liebhabereien, erfährt aber mehr und mehr in kleinlichem Tun die niederdrückenden Einflüsse eines unausgefüllten, berufslosen Daseins (vgl. Fritze Ewari, Goethes Vater, Hamb. 1899). Seine Gattin, Katharina Elisabeth (geb. 19. Febr. 1731, gest. 13. Sept. 1808), die Tochter des hochangesehenen Schultheißen Johann Wolfgang Textor, war 21 Jahre jünger als er und bildete mit ihrer naiven Lebhaftigkeit, ihrer Herzenswärme und unerschütterlichen Frische der Phantasie einen auffälligen Gegensatz zu seiner schwerfälligen Strenge. Sie, die als »Frau Kat.« oder als »Frau Ma.« (so hieß die Mutter der vier Haimonskinder), des großen Sohnes würdig, fortleben wird im Gedächtnis der Mensch, beschloß die wunderbare Gabe, jung und alt durch die Liebenswürdigkeit ihres Her-

zens und ihre lebhaft-urwüchsige Rede zu fesseln. Die »Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia«, herausgegeben von Burthardt (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 1, Weim. 1885), vertragen ihre unbesangene Herzlichkeit gegenüber dieser verständnisvollen Gönnerin ihres Sohnes. Und als ihr »Häufelhaus« Christiane Vulpius ohne das Band der Ede zu der feinen machte, war sie, die es haßte, jemand zu »demoralisieren«, ohne lange Bedenken bereit, der »Tochter« Herz und Haus zu öffnen (vgl. »Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August v. G.«, in den »Schriften der Goethe-Gesellschaft«, Bd. 4, Weim. 1889; ferner Heinemann, Goethes Mutter, 7. Aufl., Leipzig 1904). Der älteste Sohn von Johann Kaspar und Elisabeth G. war unser Dichter; von mehreren nachgeborenen Geschwistern blieb nur die Tochter Cornelia Friederike Christiane (geb. 7. Dez. 1750, gest. 1773 mit J. Georg Schloffer (f. d.) vermaht, gest. 8. Juni 1777 in Emmendingen) am Leben; sie, dem Dichter äußerlich wie innerlich unähnlich, stand doch seinem Herzen besonders nahe (vgl. Wilmoff, Cornelia, die Schwester Goethes, Frankfurt 1902).

Goethes Leben bis zur Überhebung nach Weimar (1749-75).

Die ersten Jugendbeindrücke Goethes trugen viel dazu bei, seine Phantasie anzuregen und seine geistigen Anlagen zu fördern; die Naturbilder der schönen Umgebung, die historischen Erinnerungen der verstorbenen Vaterstadt, vor allem aber die Ereignisse des Siedendjährigen Krieges beschäftigten den jugendlichen Geist, und als vollends im Januar 1769 die verräterisch den Franzosen übergebene Stadt unmittelbar in die Kriegerunruhen hineingezogen und jahrelangen Einquartierungen überliefert wurde, fehlte es nicht an mannigfaltigen Schaupielen, die das Kindergemüt bewegten. Im Hause von Goethes Vater war der »Königsleutnant« Graf Thorane (G. schreibt in »Dichtung und Wahrheit« irrthümlich Thorane) untergebracht, der die höchste Polizeigewalt bei Streitigkeiten zwischen Militär und Zivil besaß (vgl. Schudart, François de Théas Comte de Thorane, Goethes Königsleutnant, »Dichtung und Wahrheit«, 3. Buch, Rind. 1896; Grotendorf, Der Königsleutnant Graf Thorane in Frankfurt, Frankfurt 1904). Reize und heftige Austritte zwischen Thorane und dem Rat G., vielfache Störungen des Unterrichts, den leitete Goethes Vater selbst, teils Privatlehrer erteilten, vermehrten die Unruhe des jugendlichen Geistes. Sein Interesse für Kunst wurde durch die von Thorane wie von dem Rat G. im Hause beschäftigten Frankfurter und Dramatiker Ruler genährt; seine Liebhaberei für Dama und Bühne durch häufigen Besuch des französischen Theaters fast zu früh angelegt. Der vielseitige Unterricht war an Realien und formale Fertigkeiten gerichtet und nicht einwandfrei, wurde aber trotz zerplitternder Reichhaltigkeit mit überraschender Leichtigkeit bewältigt. Der früheste Geist übte sich in mannigfaltigen poetischen Versuchen, von denen und jedoch nur spärliche und nicht viel besagende Reste erhalten sind. Das leidenschaftliche Gemüt des fünfzehnjährigen wurde durch die Liebe zu »Gretchen« tief erregt, über die wir jedoch nur die poetisch ausgeschmückte Darstellung in »Dichtung und Wahrheit« kennen. Die prinzipielle Verbindung mit zweifelhaften Jünglingen geringen Standes, die wegen bedenkllicher Handlungen in gerichtliche Untersuchung gezogen wurden, vermehrte den verwirrten Zustand des Jünglings, der infolgedessen auch von den Fest-

lichten bei der Krönung Josephs II. nur schattenhafte Eindrücke gewann.

Auf der Universität Leipzig, die G. im Oktober 1765 als Student der Rechte bezog (er nahm seine Wohnung in dem Hause »Zur Feuerfugel« zwischen der jetzigen Universitätsstraße und dem Neumarkt), wurden diese Zustände leidenschaftlicher Verwirrung im ganzen nur noch gesteigert. Die Stadt machte auf ihn einen bedeutenden Eindruck, die Universität weniger. Welter war von hypochondrischer Schwäche schon allzu sehr niedergedrückt, um dauernd und tief wirken zu können; der Betrieb der philosophischen Lehren war ungefähr dazwischen, wie ihn Herdus im »Kauf« beschreibt, die verdächtige Juristerei nicht besser. Der literarische Geschmack in Leipzig stand jedoch verhältnismäßig hoch: in solchem Kreise sah der Dichter ein, daß seine bisherigen Verluste nichts wert seien; er warf den größten Teil seiner Papiere ins Feuer und beherzigte fortan den Grundsatz, nur Selbstverlebens und dieses in möglichst knapper Form zu gestalten. Freilich blieb er auch jetzt noch in konventionellen Gefühlen befangen. Sein Verkehr war nicht durchaus förderlich für ihn: an erster Stelle zu nennen ist hier der elf Jahre ältere Weidlich (s. d.), ein drohlicher Bedant, kenntnisreich, aber in zweckloser Tätigkeit seine Kraft vergeudend und zu albernem Widerspruch allzu sehr geneigt; anregernd waren die Stunden im Hause des Buchhändlers Breitloos, vor allem aber die bei Adam Friedrich Oeser, dem tüchtigen Maler und Direktor der Zeichenschule; bei ihm nahm G. Unterricht und gewann durch ihn, den Freund und Anhänger Bindelmanns, Einsicht in wahrhaft lebendige Kunstanschauungen. Doch war sein Geschmack nicht einseitig der Antike zugewendet; bei einem Besuch in Dresden (1767) gewann der junge Dichter nicht minder tiefe Eindrücke durch die in der dortigen Gallerie reich vertretenen niederländischen Maler, die doch einem ganz andern Kunstideal geschuldet hatten. Die heißblütige Natur des Dichters verriet sich in seiner Liebe zu Käthchen Schönkopf, der annuitant Alia hospitalis auf dem Brühl, die sich aber schließlich dem eiserstähligen Ungeheißer des drängenden Jünglings entzog, und die bald nach Goethes Bezug von Leipzig einem andern, dem Dr. Kanne, Herz und Hand identisch. Durch das unregelmäßige Leben der Leipziger Jahre zog sich der junge Dichter eine schwere Erschütterung seiner Gesundheit zu, die sich durch einen Blutsturz und andre Leiden verriet. Sein poetisches Talent war jedoch gewachsen: es gelangen ihm eine Reihe ansprechender lyrischer Gedichte, die freilich zumeist noch im Geiste der herrschenden Anacreontik gehalten waren (vgl. Straß, Goethes Leipziger Liebesbuch, Gießen 1893). Die Erfahrungen mit Käthchen Schönkopf verarbeitete er für das an Weidlich sich anschließende Schäferspiel »Die Laune des Verliebten«, und Zustände des Frankfurter Bürgerlebens spiegeln sich in der (zuerst einactigen) Komödie »Die Mitschuligen«, die auch in Leipzig bereits s. T. ausgeführt wurde. Aber als ein Schiffbrüchiger verließ G. im August 1768 die Stadt an der Spitze, und der nach Frankfurt Heimgekehrte, von den Eltern mit Sorge und Besonnenheit begrüßt, kränkelte noch während des ganzen Jahres 1769. In dieser Zeit gewann er bedeutende Anregungen durch Frauäulen Susanne v. Klettenberg, die tiefstehende pietistische Freundin seiner Mutter, deren hinterlassene Papiere er später im 6. Buche von »Wilhelm Meisters Lehrjahre« für die »Bekanntnisse einer schönen Seele« verwertete.

Im Frühling 1770 bezog G. die Universität Straß-

burg, wo er seine Studien im August 1771 zum Abschluß brachte. Anregender Verkehr mit dem Altkanzler Salzmann, dem Senior des Mittagstisches, zu dem G. gehörte, u. a., vor allem aber mit Herder, der als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Gütin nach Straßburg gekommen war und sich hier einer langwierigen Augenoperation unterzog, gab diesem Straßburger Aufenthalt für Goethes innere Entwicklung entscheidende Bedeutung. Herder erschloß dem jungen Dichter das Verständnis für die Volkspoesie aller Zeiten; er betrachtete die Dichtung als eine Völkergabe, die unter jedem Himmelsstrich und zu jeder Zeit gedeihen könne und insofern von gelehrter Bildung unabhängig sei; er verstand es, feinfühlig die innersten Geheimnisse der Dichtungen flarzulegen, und er wußte ebenso sehr die Poesie des Allen Testaments wie diejenige Homers, Shakespeares oder Ossians, vor allem aber diejenige des Volksliedes aller Zeiten zu verdeutlichen. Diese Lehren Herders waren epochenmachend für Goethes Geist, und die rauhe ostpreussische Art und der überlegene Spott Herders trugen vollends dazu bei, das Gemüth des jungen Dichters aufzurühren. Er fand sich selbst, und er lernte an den Grenzen Frankreichs deutsche Art und deutsche Kunst inniger begreifen als in dem galanten französischen Paris. Dazu kam die erste, sein Gemüth vertiefende Liebe, die Liebe zu Friederike Brion (s. d.), der Tochter des Pfarrers in Seidenheim, eine Liebe, deren heilsame Kraft sich in mehreren Gedichten (»Kleine Blumen, kleine Blätter«, »Es schlug mein Herz, geschwind zu Herd«) wundervoll offenbart. Aber ein Vorgefühl von der Kürze und Vergänglichkeit dieses Glückes trübte die letzten Tage dieser Straßburger Zeit; äußern und innern Klüften folgend, löste G. von Frankfurt aus, wohin er im August 1771 als Lieutenant der Rechte zurückkehrte, das einer Verlobung gleichkommende Liebesverhältnis wieder auf, nicht ohne selbst unter dem Treudruck auf das tiefste zu leiden.

Die nächsten vier Jahre in Frankfurt und Beyerlar sind die ertragreichsten und bedeutendsten in Goethes Leben. Er wurde 28. Aug. 1771 zur Advokatur zugelassen, hatte aber nur wenig zu tun und wurde in dem Benutzen überdies von dem Vater unterstützt. Fast ganz konnte er seine Kraft der Dichtung widmen: vom Oktober bis Dezember 1771 gelang ihm die erste Niederschrift des »Woh von Verlichingens«, den er dann 1773 vollständig umarbeitete und in dieser Fassung veröffentlichte. Dem Shakespeareschen Historienstil folgend, hatte der Dichter hier ein echt deutsches Kulturgemälde von überraschender Lebenswahrheit und Lebensfülle entworfen, ein aller Regeln spottendes Werk von entzückender Frische, durch das eine neue Epoche der deutschen Dichtung eingeleitet wurde (vgl. Minor und Sauer, Studien zur G. Philologie, Wien 1890; Beichsels, G. im Sturm und Drang, Halle 1894, Bd. 1).

Vom Mai bis September 1772 weilte G. in Beyerlar als Praktikant bei dem gänzlich verkommenen Reichsammergericht. In einer literarisch angeregten Tischgesellschaft (darunter Götter, v. Goul, Keitner) verbrachte er genussreiche Stunden. Vor allem aber kam sein rätselhaft tiefes und leidenschaftliches Gemüthleben zur höchsten Entwicklung in der Liebe zu Charlotte Buff, der Braut Keitners; nur dadurch, daß er rechtzeitig, ohne Abschied zu nehmen, Beyerlar verließ, wußte er, der heftigen Erregung Herr zu werden (vgl. Herdus, G. in Beyerlar, Gotha 1881). Nach kurzem Aufenthalt zu Eberndorff in der Familie

Er selbst, der acht Jahre älter war als der Herzog, fühlte sich bald durch die gereizten Vergnügungen unbefriedigt und suchte auch seinen ungeliebten Herrn zu ernstlicher Lebensauffassung zu bewegen.

Zu der tiefen Wandlung, die G. schon in den ersten Jahren erfuhr, trug wesentlich die seine Liebe zu Frau von Stein, gebornen v. Schardt. Sie, die Gattin des Oberstallmeisters v. Stein, Mutter von sieben Kindern, sieben Jahre älter als G., stößte ihm ein Gefühl ein, das sich von seinen früheren Liebesregungen wesentlich unterschied. Die Fräulein, nicht eben schöne Frau vereinte mit den edlen Formen der echten Aristokratin ein unendlich tiefes Gemüth, ungewöhnlich reiche Bildung und scharfen Verstand. Ihr Wesen spiegelt sich in den Gestalten von Iphigenie und der Prinzessin im »Tasso«, vor allem in der Isehn, ab. Auch ihr begegnete der Dichter mit leidenschaftlichem Ungestüm, aber sie verstand es, sein heißes Drängen in Schranken zu halten, sein Gemüth zu klären und zu beruhigen, und ihrem Einfluß ist der weitherrliche Geist der Dichtungen dieser Zeit in erster Linie zu danken.

Goethes Verhältnisse gelang es, Her der bauernd nach Weimar zu ziehen, wo er die Stellung eines Generalsuperintendenten und ersten Predigers an der Stadtkirche übernahm. Andere Freunde unsers Dichters, Lenx und Klinger, machten sich in Weimar, wo sie zu Besuch erschienen, bald unmöglich; der Graf Frip Stollberg wurde dagegen durch Klopstock, dem übertriebene Gerüchte von dem wilden Treiben der Weimaraner zu Ohren gekommen waren, bewogen, die angebotene Stellung eines Kammerherrn abzulehnen. — Außer einigen tiefgefühlten Weidichten schrieb G. in dieser Periode nur kleine Dramen, die zumest für die Aufführung auf dem von ihm selbst geleiteten Liebhabertheater bestimmt waren: die entzückenden »Geschwister« (1776), »Lila« (1777), mit Anspielung auf das Verhältnis des Herzogs und der Herzogin, den »Triumph der Empfindsamkeit« (1778), mit harter Satire gegen die herrschende Gefühllosigkeit, »Zer und Bätely«, »Die Fischerin«, »Scherg, List und Rache«, vor allem aber »Iphigenie auf Tauris« (1779), welches Stück, damals in Prosa abgefaßt, bei der Aufführung sogleich tiefen Eindruck machte. Daneben gelangen dem Dichter die Anfänge des »Wilhelm Meister« und des »Torquato Tasso«, während »Elpenor« und »Die Geheimnisse« leider immer Fragment blieben. Schon seit der zweiten Schweizerreise, die G. in Gemeinschaft mit dem Herzog in den Monaten September 1779 bis Januar 1780 unternahm, war eine Wandlung seines Innern unverkennbar geworden. Der Dreißigjährige befestigte sich mehr und mehr in idealer Lebensauffassung und in dem Vorfaß zu rastloser Tätigkeit. Als dann 1781 das Noviziat seines Verhältnisses zu Frau v. Stein mit einer endgültigen Festlegung der einzuhaltenden Grenzen abgeschlossen war, steigerte sich sein leidenschaftlicher Bildungsseifer, sein tiefes Verlangen nach Veredelung seines geistigen Seins. Indessen fühlte er mehr und mehr die Hindernisse, die ihm die weimarschen Verhältnisse hierbei entgegenstellten; es war eine gewisse Ermüdung eingetreten, die anfangs empfundene Anregung der Geschäfte war verfliegen, das Verhältnis zum Herzog des öftern getrübt, vor allem aber empfand es der Dichter als schweren Druck, daß ihm die Vollendung seiner poetischen Arbeiten erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wurde. Alles dies bewog ihn, sich für längere Zeit von den Fesseln

des Amtes zu befreien; mit Zustimmung des Herzogs, aber ohne Wissen anderer Personen trat er 3. Sept. 1786 von Kislbad aus die lang erwünschte Reise nach Italien an.

Während dieser in Italien verbrachten Zeit vollendete sich die innere Wandlung des Dichters (vgl. »Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien« an Frau v. Stein und Herder« in den »Schriften der Goethe-Gesellschaft«, Bd. 2, Weim. 1886; H. Haars Haus, Auf Goethes Spuren in Italien, Leipzig, 1896 bis 1897, 3 Bde.). Es war eine ernst aufgeführte Bildungsreise, während deren die Kunstbetrachtungen im Vordergrund standen, eine Reise, die des Dichters ästhetische Weltanschauung zur Reife brachte, über Wänden und den Brenner fuhr er nach Verona und Venedig, der durch Palladios Meisterwerke geschmückten Stadt, in der er über 14 Tage verweilte; nach kurzem Aufenthalt in Ferrara und Bologna eilte er nach Rom, wo er 29. Oct. 1786 durch die Porta del popolo einzog. Im Verkehr mit deutschen Künstlern, Bury, Schup, Danneder, Liss, Trippel, Reiffenstein, Heinrich Reger, mit Angelika Kaufmann und dem Dichter Karl Philipp Moritz, unter historischen wie kunsthistorischen Studien, die Schätze des Basilisens emsig würdigend und vor allem Michelangelos Größe tief erfassend, verbrachte er hier bedeutungsvolle Monate. Am 22. Febr. 1787 reiste er nach Neapel weiter, wo statt der Kunst nunmehr das dunte, südlich bewegte Volkstreiben mit Bewunderung verfolgt wurde. Mit dem Vater Heinrich Kniep, der ihm außer Philipp Sadert hier in Neapel Anregungen bot, fuhr G. 29. März nach Sizilien weiter, dessen Naturwunder, Kunstschätze und Altertümer ihm Eindrücke gaben, die er als »unzerlöschlichen Schatz seines Lebens« betrachtete. Auf der Rückkehr verbrachte er die zweite Hälfte des Mai wieder in Neapel, dann die Zeit vom Juni 1787 bis zum April 1788 abwechselnd in Rom, wo Angelika Kaufmann ein Bild, Trippel die berühmte Apollodüste des Dichters schuf. Hier in Rom, wo er seine Kräfte wiederum den mit tiefstem Ernst betriebenen Bildungsinteressen widmete, gewonnen er in Maddalena Riggli, der »schönen Wälderin«, eine bewundernd zu ihm aufschauende Freundin, in der jugendlichen Faustina Antonini die Geliebte, die neben Christiane Vulpius in den »Römischen Elegien« bereuigt wurde (vgl. Carletta, G. a. Rom, Rom 1899). Der Gewinn der Reise bestand in einer Vertiefung seiner Kunstanschauungen und in allseitiger Bereicherung seines innern Lebens; er hatte die Umarbeitung der »Iphigenie«, des »Egmont« und mehrerer Singspiele der früheren Zeit vollendet, die des »Tasso« wesentlich gefördert, die Arbeit am »Faust« fortgeführt und daneben neue bedeutende Pläne, wie den der »Kausitan«, entworfen.

Von der Rückkehr aus Italien bis zu Schillers Tod (1788—1805).

Nach diesen reichen Jahren der italienischen Reise folgte eine schmerzliche Reaktion. Namentlich Frau v. Stein hatte dem Dichter die heimliche Flucht verübelt; nur spärliche und 3. T. bestig große Briefe hatte sie ihm nach Italien gesandt; auch den am 18. Juni 1788 Entschlafenen empfing sie mit Zurückhaltung, ja Kälte, und wenn er mit Begeisterung von den herrlichen Eindrücken Italiens erzählte, schloß sie sich hierdurch verletzt. Dazu kam, daß G. bald nach seiner Rückkehr den Liebesbund mit Christiane Vulpius einging, die ihm als Künstlerin für ihren Bruder, den Verfasser des »Rinaldo Rinaldini«, im Park zu Weimar degegnat war und seine sinnliche Natur

durch ihre Jugendfreude und Schönheit entzündet. Frau v. Stein konnte dem Dichter den Verlust gegen die Sitte nicht verzeihen, und so kam es im Sommer 1789 zu dem Goethes Seele tief erschütternden Bruch mit der Frau, die ihm für seine geistige Entwicklung mehr geboten hatte als irgend eine andre. Auch der Mißerfolg der ersten Sammlung seiner »Schriften«, die 1787—90 bei Göttingen in Leipzig erschienen und den Himbürgischen Hochdruck befestigen sollten, verstimmt ihn; vollends aber war ihm die große Erscheinung der französischen Revolution, da er weiter schaute als die andern, von Anfang an peinlich und bedrückend. G., dessen höchstes Streben auf die Steigerung und Vertiefung des individuellen Lebens gerichtet war, besaß geringeres Verständnis für die Bewegungen des Gesamtweltbewußtseins, die Erhebung der Massen. Im Frühjahr 1790 war er, dem Christiane 25. Dez. 1789 den ersten Sohn geschenkt hatte, zur Begrüßung der Herzogin Anna Amalia obermals nach Italien und zwar nach Venedig gereist, wo er 31. März eintrifft. Aber der Zauber der Lagunenstadt und des süblichen Volkes waren für ihn diesmal entschwunden; seine Liebe für Italien hatte einen tödlichen Stoß erlitten. »Ich bin«, so schreibt er, »ein wenig intoleranter gegen das Säuellen dieser Nation als das vorige Mal.« Die »Venezianischen Epigramme« legen Zeugnis von dieser verärgerten Stimmung ab. Im Juli 1790 folgte G. seinem Herzog in das schlesische Lager, wo König Friedrich Wilhelm II. eine diplomatisch-militärische Intervention zu unrühmlichem Abschluß brachte. Zwei Jahre später beteiligte sich G., wiederum im Gefolge seines Herzogs, an dem Feldzug nach Frankreich, der freilich noch viel jämmerlicher endete und J. v. von dem Dichter eindrucksvoll beschrieben wurde. Auch 1793 war er bei der Belagerung von Mainz, die er ebenfalls beschrieb, zugegen. In dieser Zeit waren ihm außer dem unergreiflichen »Römischen Epos« der »Heineke Fuchs« und der Abschluß des »Tasso« gelungen. Im »Heineke Fuchs« lieferte er eine durch den Begometer besonders glänzend gehobene Neubearbeitung des niederdeutschen Werkes; im »Tasso« schuf er ein Meisterwerk, in dem er die Psychologie des Dichters, das Schwanen zwischen Traum und Wirklichkeit, mit unergreiflicher tiefer Divination erschloß. Daneben suchte er in dem dramatisch wirksamen, aber peinlichen »Groß-Copht«, dem »Bürgergeneral«, den unvollendeten »Aufregenen« und der »Heide der Söhne Regapragons« die Eindrücke des ihm unheimlichen Zeitgeistes ohne Erfolg poetisch zu ergründen.

Neuen Inhalt und unermessliche reiche Anregungen empfing G. durch die freundschaftliche Verbindung mit Schiller. Am 12. Juni 1794 richtete dieser an G. die Aufforderung, sich an der neuen Zeitschrift »Die Horen« zu beteiligen; am 24. sprach G. seine Zustimmung aus. Im Juli und August kam es zu einer Annäherung, und vollends nach Empfang von Schillers tiefbringendem Briefe vom 22. Aug. 1794 erkannte G., welch unerwarteter Gewinn ihm durch die neue Freundschaft erwuchs. Hatten doch beide zuvor teils abwartend, teils obliehnend einander aus der Ferne beobachtet; jetzt war ihre Entwicklung zu dem Punkte gelangt, wo sie einander ganz nahe gerückt waren und im Innersten verstanden. Der Freundschaftsbund, der allen Intelligenz und Uebler Reider, wie J. B. Klopstock, zum Trotz ungetrübt fortbestand, ward beiden Männern zum Segen. G. empfing von Schiller vielfältigste Anregung zu poetischer

Arbeit: so z. B. war es Schillers Verdienst, daß der immer noch fragmentarische »Faust« wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht wurde. Dagegen endete das schon früher mehrmals getrühte Verhältnis zu Herder 1796 durch Herders Schuld mit einer dauernden Entfremdung der einstigen Freunde. Neue Aufgeben waren dem Dichter seit 1791 durch die Begründung des königlichen Hoftheaters, dessen Leitung ihm oblag, erwachsen. Jetzt, unter Schillers Anteil, besonders seit dessen Übersiedelung nach Weimar (1794), gelang es unserm Dichter, den idealistischen Stil des Théâtre Français mit einigen Umbildungen und Vertiefungen auf seiner Bühne heimisch zu machen und sie, unter Schillers Anteil, zu einer viel bewunderten Musteranstalt zu erheben. Daneben nahmen ihm die Verwaltungsgeschäfte für die Universität Jena, die Begründung der »Neuen Jenaer allgemeinen Literaturzeitung«, die immer reger betriebenen tiefdringenden naturwissenschaftlichen Studien und anderen in Anspruch. Unter seinen poetischen Arbeiten ist die Vollenzung des »Wilhelm Meisters Lehrjahre« (1794—96, 4 Bde.) in erster Linie zu nennen. In diesem Werke schuf G. den ersten epochenmachenden Bildungsroman der deutschen Literatur; ursprünglich beabsichtigte er nur eine Schilderung des Theaterwesens jener Zeit zu geben, später führte er jedoch seinen Helden aus dieser Späre in die mit immer wärmern Anteil geschilderte oblige Welt empor und ließ ihn, von einem Kriese zum andern fortschreitend, eine immer reichere und florere Bildung des Geistes und Dergens gewinnen. Inhalt wie Darstellung des Werkes wurden von entscheidendem Einfluß auf die Produktion der romantischen Schule. Noch weit höher erhob sich G. in »Hermann und Dorothea« (1797), dem Muster des idyllischen Epos, das durch Plotik der Darstellung, Lebenswahrheit, Tiefe des Gefühls und Vollendung des poetischen Stils unerreicht dastet und, wie Schiller schrieb, den Gipfel der gesamten neuern Kunst bezeichnet (vgl. W. v. Humboldt's »Ästhetische Vorlesung«, f. Humboldt I); E. Heine, »Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu »Hermann und Dorothea«, 3. Aufl., Leipzig, 1897; W. Hehn, »Über Goethes »Hermann und Dorothea«, 2. Aufl., Stuttgart, 1896). Ihm gegenüber fällt der Versuch einer engeren Anlehnung an Homer, den G. in der »Achilleis« mochte, ab, und die »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« sind des Dichters zum großen Teil launig würdig; nur das entzückende »Märchen«, das den Schluß bildet, verrät die große Fülle seiner Kraft. Während weiterhin eine Reihe vorzüglicher Balladen, die er im Wettkampf mit Schiller, namentlich 1797, schrieb, in weitesten Kreisen beliebt geworden sind, ist dagegen die allzu stark stilisierte »Malerische Tochter« (1803), in der G. noch einmal die Erscheinungen der französischen Revolution widerspiegelte, wohl wegen der unfloren und ungeschlossenen Handlung dem Verständnis des Publikums niemals nahe gerückt, obwohl G. in der Heldin Eugenie einen besonders anziehenden und eigenartigen Frauencharakter schilderte. Mit Schiller gemeinsam schrieb er 1796 die ungeheures Aufsehen erregenden »Xenien«, in denen sich beide mit Überlegenheit, Witz und heiligem Ernst gegen die Schäden und Mängel der literarischen und wissenschaftlichen Lebens der Zeit wandten (vgl. Boos, »Schiller und G. im Xenienkampf«, Stuttgart, 1851, 2. Aufl.; »Xenien 1796«, hrsg. von Erich Schmidt u. Bernh. Suphan, in den »Schriften der Goethe-Gesellschaft«, Bd. 8, Weim. 1893). Mit Eifer förberte

W. in dieser Zeit seine kunsttheoretischen und kunsthistorischen Studien: er bearbeitete »Benvenuto Cellinis Leben«, schrieb eine größere Anzahl bedeutender Aufsätze für die Zeitschrift »Bibliophil«, die er 1798 bis 1800 herausgab, wandte sich in den Anmerkungen zu Diderots »Versuch über die Malerei« (1799) gegen den Naturalismus in der Kunst und schrieb ein biographisch-kritisches Meisterwerk in seinem »Winkelmann und sein Jahrhundert« (1805). Dabei beschäftigte er sich ebenso wie in seinen poetischen Werken mehr und mehr in den Tendenzen des klassizistischen Stils.

Goethes Leben und Schaffen seit Schillers Tod (1805—32).

Nach Schillers frühem Tod, der W. auf das tiefste erschütterte, vereinsamte er mehr und mehr. Unter den Kriegsunruhen, die nach der Schlacht bei Jena (14. Okt. 1806) auch die Stadt Weimar bedrückten, litt W. schwer. Christiane Vulpius, die sich in den Tagen schwerster Not und Aufregung tapfer bewährt hatte, führte er 19. Okt. 1806 vor den Trouillort. In eben diesem Jahre begann die erste Götische Ausgabe seiner Werke zu erscheinen, in die auch der vollendete erste Teil des »Faust« aufgenommen war, den der Dichter unter Schillers regem Anteil in den Jahren 1797—1800 abgeschlossen hatte, und der nunmehr von einer neuen, nach nationaler Erhebung sich sehnenen Zeit als ein Wunderwerk deutscher Geisteskraft gepriesen wurde, während die fragmentarische Veröffentlichung vom Jahre 1790 fast unbeachtet vorübergegangen war. Im Winter 1807/08, den W. größtenteils in Jena verbrachte, gewann er einen tiefen Eindruck von der jungfräulichen Anmut Minno Herzlebs, der Pflagetochter des Buchhändlers Frommann (vgl. Gaedert, Goethes Jünger, 2. Aufl., Brem. 1889), und er hielt ihr Charakterbild in der Ollie der »Wahlverwandtschaften« fest, dem tiefinnigen, kunstvoll komponierten Roman, den er 1809 niederschrieb und 1810 veröffentlichte. Das große Problem der Ehecheidung wird hier von W. in gebantenreicher Darstellung an vier von vielseitigem und tiefstem Innenleben erfüllten Personen geistvoll und durchaus mit der Forderung sittlicher Entfaltung behandelt. In der Zeit der Napoleonischen Vorherrschaft zeigte sich W. in nationalen Dingen feingläubig und als ein entschiedener Bewunderer des französischen Kaisers, der im Oktober 1808 auf der Erfurter Konferenz den Dichter mit großer Auszeichnung behandelte (vgl. Andreas Fischer, W. und Napoleon, 2. Aufl., Frankfurt 1900). Auch 1813 war W. von der großen Volksbewegung nur schwach berührt, 1814 durch neue Erfolge Napoleons, 1815 durch seine Rückkehr von Elba peinlich bewegt. Den individuellen Bildungsinteressen ganz und gar sich hingebend, suchte er mit erstaunlicher Kraft immer weitere Bildungskreise zu eröffnen, immer höhere Ideale auszubilden. Sein Streben, auch das geistige Leben in seiner organischen Entwicklung wie einen Naturprozeß aufzufassen, bewährte sich glänzend in »Dichtung und Wahrheit«, der ungemein gedankenreichen, anschaulichen und entsprechenden Lebensgeschichte, deren erste drei Bände 1811—14 erschienen und vor allem die Entwicklung von Goethes Weltanschauung und seinem künstlerischen Vermögen deutlich vergegenwärtigen; der vierte, schwächere Band kam erst 1832, nach Goethes Tode, heraus (vgl. XI, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes »Dichtung und Wahrheit«, Verl. 1898). Das »Vorpiel 1807« verrät den gleichen Eifer nach Vertiefung der individuellen Bil-

dung, die »Bondora« in mächtig antifizierender Darstellung die Hoffnung auf die Wiedergeburt der Schönheit und des Glücks.

Eine neue Wendung wurde dem Schaffen des Dichters gegeben, nachdem ihm durch die Haß-Übersetzung J. v. Hommers die Poesie des Orients eröffnet worden war; das Erlernen unmittelbar zu bedeutungsvoller Produktion verwertend, schrieb W. die wunderbar tiefgedachten und tiefgefühlten Gedichte des »West-östlichen Divan« (1819), in denen eine reifste Lebensauffassung, poetische Eingabe an Liebe und Wein, insbes. aber tiefinnige Religiosität zum Ausdruck gelangt sind. Wichtige Lebensanregungen boten ihm zu den wundervollen Liebesliedern des Suleika-Zyklus die glücklichen Stunden, die er in Frankfurt 1814 und 1815 mit der unmutigen und talentvollen Marianne v. Willemer und ihrem Gatten verbrachte (vgl. »Briefwechsel zwischen W. und Marianne v. Willemer«, Stuttg. 1877, 2. Aufl. 1878). 1816 wurde der Dichter durch den Tod seiner Frau tief ergriffen. 1817 legte er die Leitung des weimarschen Hoftheaters, die ihm schon lange seine Freude mehr bereitet hatte, nieder, da er unter den Intrigen der Jagemann (Frau v. Hengendorff), der Geliebten des Herzogs, viel zu leiden gehabt hatte; schließlich gab eine äußerliche den Ausschlag: der Großherzog hatte gegen Goethes Anordnung befohlen, daß ein Eisehtüdel, »Der Hund des Audre«, in dem ein dreifacher Fudel mitwirken sollte, gespielt werde. Hierauf nahm W. großem seine Entlohnung und schied aus einer Stellung, in der er mit großem Erfolg 26 Jahre lang gewirkt hatte. Noch einmal wurde er von tiefer Liebesleidenschaft ergriffen zu der jugendlichen Ulrike v. Levetzow, mit der er 1822 und 1823 in Marienbad und Korbob glückliche Stunden verbrachte, und der er in seiner berühmten »Trilogie der Leidenschaft« ergreifende Verse voll jugendlicher Mut widmete. Doch mehr und mehr mochte sich nun das Alter bemerken. Die ständige Wiederkehr des Todes, an dem er zuerst Weimar betreten hatte, der 7. Nov. 1825, wurde fester begangen, wie denn der greise Dichter vom Inland und Ausland wie ein Fürst verehrt und als der größte Mann seiner Zeit anerkannt wurde. Schwere Schicksalsschläge bewegten seine letzten Jahre: 1828 starb sein fürstlicher Freund Karl August, 1829 die edle Großherzogin Luise, 1830 Goethes Sohn August, der ihm freilich infolge seines unregelmäßigen Lebens viel Kummer bereitet hatte. In rastloser, immer mehr sich ausbreitender Tätigkeit suchte er der niederdrückenden Schmerzen Herr zu werden. Viel beschäftigte ihn der Gedanke der Weltliteratur, d. h. eines internationalen Austausch literarischer Meisterwerke, und wie er selbst alles Gute aus der Fremde mit Dank und Gewinn aufnahm, so übten seine Dichtungen immer gewaltigere Nachwirkung in allen Kulturländern. Die letzten Lebensjahre waren der Vollenkung von »Wilhelm Meisters Wanderjahre« und des zweiten Teiles vom »Faust« gewidmet: in den ersten bot W. ein Werk von zumeist nur wenig ansprechender Darstellung, aber außerordentlich tiefem Gehalt; einige der eingestreuten Novellen, namentlich »Der Mann von fünfzig Jahren«, sind zwar auch durch die poetische Form anziehend, oder mehr als die konkrete Darstellung wirken die gewaltigen theoretischen Erörterungen über Erziehung, Wissenschaft und Sozialleben. Im zweiten Teile des »Faust«, der erst nach dem Tode des Dichters, 1832, erschien, wird der Held aus der steilen in die große Welt des Staatslebens eingeführt, dann in dem 4. Akt, der Hefen-Tragödie, mit der Welt der

Schönheit und des klassischen Geistes vernähmt, um schließlich in den letzten Akten zu rastloser, gemeinnütziger Tätigkeit glorreich fortzuschreiten. In hier und da schwer verständlichen Symbolen und Allegorien, häufig aber auch in unmittelbar tiefergreifender Darstellung führte der Dichter sein vor 60 Jahren begonnenes Meisterwerk zu glücklichem Abschluß. Wenige Monate darauf, 22. März 1832, schied er sanft und schmerzlos aus dem Leben.

Goethes Gesamtbild.

Ausgerüstet mit dem ungewöhnlichsten anschaulich-gegenständlichen Denken und lebendigster Regsamkeit des Geistes, gelangte G. zu der Größe und Reife seines Schaffens, insbes. durch den mit Inbrunst erfüllten Gedanken von der in allen Erscheinungen der Welt lebendig wirkenden Kraft der Natur oder Gottes. Frühzeitig, durch Rousseau, mehr aber noch durch Spinoza, dessen »Ethik« er 1773 kennen lernte, angeregt, suchte er die Natur als ein Ganzes zu begreifen und nicht nur das einzelne Erschaffene, sondern die in allem wirkende Kraft, die lebendige Bewegung, das rastlose Werden und Waschen zu würdigen. Von früher Jugend an tiefbewegt durch die Geheimnisse des religiösen Glaubens, mit denen er bis an sein Ende immer weiter gerungen hat, gelangte er doch schon in jungen Jahren zu der Erkenntnis von der Überlegenheit der pantheistischen Anschauungsweise: Gott und die Welt sind ihm eins; mit poetischer Andacht erkennt er in den einzelnen Erscheinungen Manifestationen »jenes Urlichs droben, das unsichtbar alle Welt erleuchtet«. Selten ist daher ein so lärmendes Wort ausgesprochen, wie das von dem »großen Frieden«. Er war in Wahrheit ein tief religiöser Mann, wenn freilich dem orthodoxen Bekenntnis beider christlicher Konfessionen oft großem abgeneigt (vgl. Jillich, Goethes religiöse Entwicklung, Göttingen 1894; Kuechel, Goethes Religion u. Goethes »Kauk«, Bielefeld 1899; Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion, 3. Aufl., Leipzig 1903).

Im innern Zusammenhang mit diesen Grundanschauungen steht Goethes Beschäftigung mit den Naturwissenschaften (vgl. Steiner, Goethes Weltanschauung, Bielefeld 1897); sein Streben ging dahin, das Geheimnis der wirkenden göttlichen Kraft allseitig zu erschließen. Das zeigen schon seine hymnenartig begeisterten Aufsätze »Die Natur« und »Der Granit«; mehr aber kommt es zum Ausdruck in den Arbeiten zur Naturwissenschaft im allgemeinen und in den Spezialuntersuchungen auf dem Gebiete der Botanik, der Morphologie, Mineralogie, Meteorologie und insbes. der Farbenlehre. In den Arbeiten zur Naturwissenschaft überhaupt hat G. als ein Vorläufer Darwins den Gedanken einer organischen Entwicklung der Natur von einfachen zu immer vollkommeneren Gebilden mit Klarheit ausgesprochen und verteidigt. Ihm ist der einheitliche Zusammenhang alles Erschaffenen deutlich geworden, wenn freilich er die Darwinischen Erklärungsgründe und Gesetze von der Zuchtwahl, Anpassung und dem Kampf ums Dasein nicht herangezogen und erschlossen hat. Von diesem Standpunkt aus erblickte er in dem Blatte das ursprünglichste Organ der Gewächse und entwickelte die durchaus anschauliche Idee einer Urpflanze (vgl. Sillender, G. und die Urpflanze, Frankfurt a. M. 1901); von diesem Standpunkt aus machte er die Entdeckung, daß der Schädel als Fortbildung der Wirbelsäule aufzufassen sei, und indem er die regelmäßig sich fortsetzende Entwicklung von den niederen Tieren zum Menschen im Auge behielt, erkannte er, daß der Zwei-

schenknochen (os intermaxillare), den man bisher beim Menschen nicht beobachtet hatte, auch bei diesem in Ketten sich erhalten habe, und daß also die von früheren Anatomen aufgestellte Behauptung, in dem Fehlen dieses Knochens zeige sich der Unterschied zwischen Mensch und Tier, zu Unrecht gemacht worden sei. Wenig Anerkennung hat Goethes umfangreicher Wert über die Farbenlehre (1810) erfahren, in dem er die von Newton aufgestellte Theorie bekämpfte. Dagegen zeugen die geologischen und auch die, namentlich von G. in seinem Greifenalter gepflegten, meteorologischen Studien wiederum von der Lebendigkeit seiner fruchtbringend selbständigen Betrachtung.

Die Goethes naturwissenschaftlichen Denken mit seinem religiös-philosophischen zusammenhängt, so hat es auch auf sein poetisches Schaffen ebenso stark wie bedeutsam zurückgewirkt. Ihm schien es die höchste Aufgabe, die menschliche Seele in ihren mannigfaltigen Typen nach den in der Wirklichkeit geltenden Gesetzen, gleichsam im Sinne der schaffenden Natur, von innen heraus neu erleben zu lassen; er will dem Erdbird das Gesetz seines Schaffens ablaufen und im Sinn und Auftrag der natura naturans eine neue Welt bilden, gleich seinem Prometheus. Aber nicht das Gewordene, sondern das Werden ist ihm immer der vorzüglichste Gegenstand seines Interesses. Indem er die treibenden Kräfte erkennt und erfährt, hält er sich frei von aller Unsicherheit der die Natur bloß nachahmenden Künstler; er baut eine neue Welt auf, aber nach dem Gesetz der Wirklichen. Hiermit ist auch bereits angedeutet, daß G. mit innerer Notwendigkeit sich von der naturalistischen und realistischen Darstellungsweise schieflich abwandte und der idealistischen Kunst zuwenden mußte, die nicht die zufälligen Einzelheiten des Gewordenen, sondern die wesentlichen, treibenden Ideen in ihren Darstellungen festzuhalten sich bemüht.

Und mit diesen ästhetischen Anschauungen sind weiterhin auch die ethischen Überzeugungen Goethes eng verknüpft. Wenn in dem Werden, in der lebendigen Betätigung der Kräfte, der göttliche Kern zu suchen ist, so ist es auch des Menschen höchste Aufgabe, die in ihm wirkende Kraft zu höchster Betätigung zu entfesseln. Alles dasjenige ist daher von Übel, was die Triebkräfte einschränken und hemmen kann; man soll sie nicht hindern, sondern anregen, beleben und nur auf den rechten Weg weisen. Dasjenige, was die Gottheit als Keim in uns angelegt hat, soll zur höchsten Entwicklung gelangen: nur so bildet sich der Einzelne zu einer Persönlichkeit aus, und darin, eine Persönlichkeit zu werden, liegt das »höchste Glück der Erdenkinder«. In diesem Sinne durfte sich G. mit Recht als der Befreier der Deutschen bezeichnen. Nichts war ihm so zuwider wie störende Untätigkeit und zweckloses Treiben; er war der Überzeugung, daß der Mensch göttlicher werde, je lebendiger die Tätigkeit in ihm angeregt sei, aber diese Tätigkeit dürfe sich nicht im Herstellen und Vermeinen offenbaren, sondern nur in positiver Förderung, im Aufbauen und Erschaffen. Goethes gelantes Wirken besteht in einem Kampf gegen die Dämonisse, die von innen und außen an uns heranrücken; er ergreift dankbar alles, was die innere Bewegung fördert, und er weist alles zurück, was uns niederdrückt und erschläft. Und so wird er, der der größte moderne Dichter nicht nur Deutschlands, sondern aller Völker genannt werden darf, zugleich ein lebenswunder Heros eines neuen Weltalters, dessen Durchführung in der Wirklichkeit vielleicht erst im Laufe von Generationen

erwartet werden darf. Da aber das Neue seiner Lebensanschauung so groß und mannigfaltig ist, war es zu begreifen, daß manche der Zeitgenossen (z. B. Börne und Wenzel), aber auch der späteren Geschlechter die Höhe seines Strebens und die fruchtbringende Kraft seiner Weltanschauung gründlich verkannt haben; unter den neuern hat der Jesuit A. Baumgartner in seiner Schrift »G., sein Leben und seine Werke« (2. Aufl., Freiburg 1885 — 86, 3 Bde.) die verhängnisvollsten Irrtümer über den Dichter verbreitet.

Goethes äußere Erscheinung, Bildnisse, Statuen. (S. hierzu Tafel »Goethe« Bildnisse.)

Die Zeugnisse der Zeitgenossen sind einstimmig in der Bewunderung von Goethes stattlicher, eindrucksvoller Erscheinung, namentlich seines großen, leuchtenden und sprechenden Auges. Malerei und Plastik haben denn auch gewissermaßen, sein Äußeres in Gemälden, Kupferstichen, Lithographien, Medaillen, Büsten und Statuen darzustellen. Über die Bildnisse hat vor allen Hr. Jarncke eingehende Forschungen angestellt, der in seiner Schrift »Kurzgefaßtes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis« (Leipzig, 1888) 124 hierher gehörige Kunstwerke aufzählt. Als die bedeutendsten sind zu nennen: das Brustbild von Kraus (1776), das Ölgemälde von Wagh (1779, f. Tafel), die Büste von Trippel (Rom 1787, f. Tafel), das große Ölgemälde Tischbeins (im unteren antiken Steintrümmern, Rom 1787), der große Stich von Lips (nach einer Zeichnung, 1791), das Aquarell von Heint. Meyer (G. im Reisefeld, 1797), die Büsten von Fr. Tieck (1801 u. 1820), die Bildnisse von Zagemann (1806 u. 1817, f. Tafel), das Ölgemälde von G. Kugelgen (1808), die Büste und das Medaillon von Schadow (1816 u. 1817), die Büste und Statuette von Rauch (1820, f. Tafel, u. 1826), die Zeichnungen von Schwerdtgeburth (1822 u. 1832), die Bildnisse von Kolbe (1822, f. Tafel) und Vogel v. Vogelstein (1824 u. 1826), das Porzellanemalje von Seibers (1826), das Ölgemälde von Erieler (1828, f. Tafel), der Stich von Barth (mit Benutzung des Erielerischen Bildes, 1829), die wunderliche Kollodidüste Davids (Weimarer Bibliothek, 1829), die Zeichnungen von Schwallier (1830) und Weller (am Tag nach Goethes Tod, 1832). Eine Erzstatue Goethes von Schwanthaler ist seit 1849 in Frankfurt a. M., eine Marmorstatue von Warthei ebenda seit 1840, eine Doppelstatue Goethes und Schillers von E. Rietschel seit 1867 in Weimar (Abguss davon seit 1901 im Golden Gate Park zu San Francisco), eine Goethestatue von Widmann seit 1869 in München, eine solche von F. Schaper (f. Tafel »Bildhauerkunst XVII«, Fig. 8) seit 1880 in Berlin, von E. Hellmer seit 1900 in Wien aufgestellt; Statuen des jungen G. wurden 1903 von K. Seffner für Leipzig, 1904 von E. Wägenar für Straßburg geschaffen, und 23. Juni 1904 fand auch die Enthüllung der von Kaiser Wilhelm II. der Stadt Rom geschenkten Goethestatue Ederleins in Villa Borghese statt. Von Abgüssen viel verbreitet sind die charakteristische Statuette und die Büste Rauchs sowie diejenige Trippels. Die von Jarncke zusammengebrachte reichhaltige Sammlung von Goethe-Bildnissen befindet sich gegenwärtig auf der Leipziger Stadtbibliothek.

Ausgaben von Goethes Werken.

Die erste vom Dichter selbst besorgte Ausgabe waren »Goethes Schriften« in 8 Bänden (Leipzig, bei Götichen, 1787 — 90), an die sich »Goethes neue Schriften« (Berlin, bei Ungler, 1792 — 1800, 7 Bde.), die seit 1790 erschienenen Werke enthaltend, angeschlossen. Dann er-

schienen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Goethes Lebzeiten drei Ausgaben: »Goethes Werke« in 13 Bänden (Tübing. 1806 — 10), »Goethes Werke« in 20 Bänden (das. 1815 — 19, im wesentlichen identisch mit einer von 1816 — 22 in Wien veröffentlichten authentischen Ausgabe in 26 Bänden) und »Goethes Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand« (Tübing. 1827 — 31, 40 Bde., Taschenformat), ergänzt durch »Goethes nachgelassene Werke« (das. 1833 — 42, 20 Bde.); ein Druck der Ausgabe letzter Hand in 24 B., gleichfalls in 60 Bänden, erschien von 1827 — 42 (dazu »Inhalts- u. Namensverzeichnis« zu Bd. 1 — 55 von Musculus u. Hiemer, 1835). Für den gesamten Inhalt der letzten Ausgabe, bei deren Redaktion er durch Erdmann, Hiemer und den Philologen Götting unterstützt wurde, verfasste sich G. vom Durbestag ein Privilegium gegen Nachdruck. Auf der Ausgabe letzter Hand beruhen: »Goethes poetische und prosaische Werke«, in 2 Bänden (sogen. Quart-Ausgabe, Tübing. 1836 — 37); »Goethes sämtliche Werke«, vollständige, neugeordnete Ausgabe (das. 1840, 40 Bde.); »Goethes sämtliche Werke« (das. 1850 — 51 u. 1858, 30 Bde.); »Goethes sämtliche Werke« (mit Einteilungen von Goedeke, das. 1866 — 68, in 3 Ausgaben: Großoktav und Miniatur [36 Bde.], Taschenformat [40 Bde.]). Von den zahlreichen Ausgaben, die nach dem Erlöschen der Cotta'schen Privilegien erschienen, verdienen die des Hempel'schen Verlags, von Loepke u. a. besorgt (Berl. 1868 ff., 36 Bde.), und die aus Kürschners »Deutscher Nationalliteratur«, von Dünker, Schröder u. a. (Stuttg. 1882 ff., 32 Bde.), mit Auszeichnung genannt zu werden; jetzt sind sie überholt durch die Cotta'sche Jubiläumsausgabe, besorgt von E. v. d. Hellén u. a. (das. 1902 ff., 40 Bde.), namentlich aber durch die einheitlich redigierte, mit reichem Kommentar versehene Ausgabe des Bibliographischen Instituts, von K. Feinermann u. a. (Leipzig, 1899 ff., 30 Bde.). Die wissenschaftlich wertvollste ist die alles umfassende kritische Ausgabe der Goethe'schen Werke, die im Auftrage der Großherzogin von Sachsen veranlaßt wird (s. unten: Goethe-Bibliothek, S. 167); sie ist bisher ebensowenig wie die zuvor genannten zwei Ausgaben ganz zum Abschluß gelangt; sie besteht aus vier Abteilungen, von denen die erste die poetischen, die zweite die naturwissenschaftlichen Werke, die dritte die Tagebücher, die vierte die Briefe Goethes enthält. Die Dichtungen und Briefe Goethes aus den Jahren 1764 — 76 auf Grund der ersten Ausgaben gab Salomon Hitzel im Verein mit R. Bernays heraus u. d. T.: »Der junge G.« (mit einer Einleitung von Bernays, Leipzig, 1875, 3 Bde.).

Goethes Briefwechsel, Hinterlassene etc.

Die Literatur über G. ist zu einer kaum noch überschaubaren Masse angeschwollen und ist größtenteils von geringem Werte. Die einzelnen Sammlungen von Goethes Briefen sind jetzt meist durch den Druck in der Weimarer Ausgabe ersetzt worden; daneben sind empfehlenswert die Ausgaben ausgewählter Briefe, besorgt von Wb. Stein (Berlin 1901 ff., bisher 4 Bde.) und von v. d. Hellén (Stuttgart 1901 ff.). Noch verdienen erwähnt zu werden: »Goethes Jugendbriefe« von Heilig (Berl. 1880), »Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz 1812 — 1832« von Bruns (Leipzig, 1874, 2 Bde.), die aus Leipzig geschriebenen Briefe Goethes an seine Schwester Cornelia und an Heinrich »Goethe-Jahrbuch«, Bd. 7), die »Briefe an Leipziger Freunde« (Hrsg. von D. Zahn, Leipzig, 1849; 2. Aufl. 1867), die Briefe an Herder (»Aus Herders Nachlaß«, Bd. 1, Frankfurt. 1856), an

Lotte und Refiner («G. und Berthier», 2. Aufl., Stuttg. 1855), an Merck (in den drei Wagnerschen Sammlungen, Darmst. 1835 u. 1838 und Leipz. 1847), an Lavater 1774—85 («G. und Lavater», hrsg. von H. Fund., «Schriften der Goethe-Gesellschaft», Bd. 16, Weim. 1901), an die Gräfin Auguste von Stolberg (Leipz. 1839, neue Ausg. von W. Arndt 1881), an Johanna Fahlman (hrsg. von Ullrich, das. 1874), an Frau v. Stein, 1776—1828 (hrsg. von Schöll, Weim. 1848—51, 3 Bde.; 2. Bde. u. neue Ausg. von Wahl, Frankfurt 1899—1900, 2 Bde.); ferner: Briefe und Aufträge aus den Jahren 1786—1788 (hrsg. v. A. Schöll, Leipz. 1846); «Briefwechsel mit F. H. Jacobi» (das. 1847); «Briefwechsel zwischen G. und Knebel 1774—1832» (hrsg. von Gutzkow, das. 1851, 2 Bde.); «Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit G. 1775—1828» (Weim. 1863, 2 Bde.); «Goethes Briefe an Chr. Gottl. v. Voigt» (hauptsächlich auf amtliche Angelegenheiten bezüglich, hrsg. von D. Zohn, Leipz. 1868); «Goethes Briefe an F. A. Wolf» (den Philologen, hrsg. von R. Bernays, Berl. 1868); «Goethes Briefe an Eichstädt» (den Herausgeber der Jenaer Literaturzeitung, hrsg. von B. v. Wiedemann, das. 1872); «Briefwechsel zwischen Schiller und G. in den Jahren 1794—1805» (Stuttg. 1828—29, 6 Bde.; 4. vermehrte Ausg. 1881, 2 Bde., u. d.); «Briefwechsel zwischen G. und Jetter 1796—1832» (hrsg. von Riemer, Berl. 1833—34, 6 Bde.); «Freundschaftliche Briefe von G. und seiner Frau an Nikolaus Meyer» (Leipz. 1856; die Briefe Christlansens, die für das Verständnis von deren Charakter von großem Interesse sind, wurden besonders hrsg. Straßb. 1897); «Briefwechsel Goethes mit einem Kinde» (Bettina v. Arnim; Berl. 1835, 3 Tle.; 4. Aufl., mit einer orientierenden Einleitung von H. Grimm, das. 1890); «Briefe Goethes an Sophie v. Larocke und Bettina Brentano» (hrsg. von G. v. Voepel, das. 1879); «Briefwechsel zwischen G. und (Graf v.) Reinhard 1807—1832» (Stuttg. 1850); «G. und Gräfin O'Donnell» (Gefährtin der Kaiserin von Österreich, die er 1810 in Leipzig kennen lernte, hrsg. von R. R. Werner, Berl. 1884); «Briefwechsel zwischen G. und Staatsrat Schulp» (einem Anhänger seiner Farbenlehre, hrsg. von Dümper, Leipz. 1863); «Goethes Briefe an Raabe» (hrsg. von Eggers, das. 1880); «Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt» (hrsg. von Bratranek, das. 1876); «Goethes Briefe aus Frey Schloßers» (J. Schloßer, Johann Friedrich Heinrich Rochloß, hrsg. von Frese, Stuttg. 1877); «Goethes Briefe an Corelli» (der die «Metamorphose der Pflanzen» ins Französische übertrug, hrsg. von Ulbe, das. 1877); «Briefwechsel zwischen G. und Marianne v. Willemer» (hrsg. von Th. Treizenach, das. 1877; 2. Aufl. 1878); «Briefwechsel zwischen G. und Kaspar Graf v. Sternberg 1820—1832» (einem Mineralogen, den er in Böhmen persönlich kennen lernte, hrsg. von Bratranek, Wien 1868; besser von A. Sauer, Prag 1902); «Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen G. und dem Rot-Grüner» (Polizeirat in Eger, den er 1820 auf der Reise nach Karlsbad kennen lernte, Stuttg. 1853); «Briefwechsel zwischen G. und Götting» (hauptsächlich auf die Ausgabe letzter Hand bezüglich, hrsg. von Runo Fischer, Münch. 1890); «Goethes und Carlples Briefwechsel» (engl. hrsg. von Norton, Lond. 1887; deutsch. Ausg., Berl. 1887); «Briefwechsel mit Freunden und Kunstgenossen in Italien» (in den «Schriften der Goethe-Gesellschaft», Bd. 5, 1890). Unter den Werken, in denen Gespräche Goethes aufgeführt sind, verdienen besondere Beachtung: Fall, G. aus näheren persönlichen

Umgang dargestellt (3. Aufl., Leipz. 1856); Riemer, Mitteilungen über G. (Berl. 1841, 2 Bde.); «Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller» (weimariischer Staatsbeamter, Stuttg. 1870, 2. Aufl. 1898), und vor allem Eckermanns «Gespräche mit G. in den letzten Jahren seines Lebens» (Leipz. 1837, 2 Bde.; 6. Aufl. von Dümper, das. 1884, 3 Bde., u. d.). Eine Sammlung der Gespräche veranstaltete B. von Wiedemann: «Goethes Gespräche» (Leipz. 1889—96, 10 Bde.).

Biographische Literatur. Charakteristik.

Einzelne Abschnitte seines Lebens hat G. selber behandelt: die Zeit bis zur Übersiedlung nach Weimar (1775) in «Dichtung und Wahrheit», die Herbstreise in die Schweiz (1779), mit Berücksichtigung der Namen der Reisenden, später als Anhang zu den «Leiden des jungen Werther» hinzugefügt; ferner die «Johannische Reise» (1786—88), die «Campagne in Frankreich» (1792), die «Belagerung von Mainz» (1793), «Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797», «Aus einer Reise am Rhein, Main und Ahar in den Jahren 1814 und 1815». Außerdem enthalten die «Tag- u. Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Befenntnisse von 1749—1822» eine mehr summarische Übersicht über den angegebenen Zeitraum, während in den «Biographischen Einzelheiten» noch eine Reihe merkwürdiger Ereignisse aus Goethes Leben, z. B. die Anknüpfung näherer Beziehungen zu Schiller (1794), die Unterbrechung mit Napoleon (1808), besprochen wird. Zu diesen autobiographischen Befenntnissen, die beinahe den fünften Teil von Goethes gesamter schriftstellerischer Wirksamkeit ausmachen, kommen noch für die Zeit von 1775 an die Tagebücher (mitgeteilt in der 4. Abteilung der Weimarer Ausgabe; vgl. ferner «Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarschen Jahre 1776—1782», in lesbarer Gestalt hrsg. und sachlich erläutert von Dümper, Leipz. 1889). Außerdem haben sich noch aus den Strahburger Jugendjahren tagebuchartige Aufzeichnungen erhalten: «Ephemerides» (hrsg. von Schöll in den oben erwähnten «Briefen und Aufträgen von G. aus den Jahren 1766 bis 1788», und von Martin, Weim. 1883).

Eine völlig erschöpfende, der Bedeutung und Größe des Dichters entsprechende Biographie Goethes ist noch nicht vorhanden; die Werke von Viehoff (5. Aufl., Stuttg. 1887, 4 Tle.), Schödl (3. Aufl., Brem. 1877, 2 Bde.), auch das gut geschriebene, seiner Zeit brauchbare Werk von Lewes: «Life and works of G.» (Lond. 1855, 2 Bde.; deutsch von Frese, 18. Aufl., Leipz. 1903, 2 Bde.), ferner Goedeke, Goethes Leben und Schriften (2. Aufl., Stuttg. 1877) sind veraltet. Noch vielfach anregend ist H. Grimm, Goethe (Vorlesungen, Berl. 1877; 7. Aufl. 1903); von neuen verdienen Hervorhebung: Heinemann, Goethe (3. Aufl., Leipz. 1903), R. R. Werner, Goethe (2. Aufl., Berl. 1898), G. Wittowski, Goethe (Leipz. 1899) und vor allem Wetschowsky, Goethe (Münch. 1895—1903, 2 Bde., wiederholt aufgelegt).

Unter den zahlreichen Schriften, die einzelne Abschnitte aus Goethes Leben behandeln, sind außer den früher genannten hervorzuheben: v. Wiedemann: G. und Leipzig (Leipz. 1865, 2 Bde.), G. und Dresden (Berl. 1875) und G. und das sächsische Erzgebirge (Stuttg. 1877); Scherer, Aus Goethes Frühzeit (Straßb. 1879); Diezmann, G. und die lustige Zeit in Weimar (Leipz. 1857; Neubrud., Weim. 1903); Stadler, Weimar und Jena (3. Aufl., Oldenb. 1892); H. Grimm, G. in Italien (das. 1861); Wenzel, G. in Schlesien 1790 (Oppeln

1867); Stammet, G. in Karlsbad (2. Aufl., Karlsbad 1883); Pröll, G. in Eger (Wien 1879); Keil, G., Weimar und Jena im Jahre 1806 (Leipzig, 1882); Brahms, G. und Berlin (Berl. 1880); Sedell, G. in Dorndorf (Jena 1864); Erich Schmidt, G. und Frankfurt (Frankf. a. M. 1899); Geiger, G. in Frankfurt a. M. 1797 (daf. 1899); Paig, G. und Almenau (Heim. 1902); Crieda, Almenau und Silberbach. Eine Erinnerung an die Goethezeit (Leipzig, 1902); J. Vogel, Goethes Leipziger Studienjahre. Bilderbuch zu »Dichtung und Wahrheit« (daf. 1899); Herzfelder, G. in der Schweiz (daf. 1891); die »Freischritt zu Goethes 150. Geburtstag« (Frankf. a. M. 1899), mit wichtigen Mitteilungen von Feuer, Ballmann u. E. Kengel über Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt, sowie Weinmars Feiertage zum 28. August 1899« (Heim. 1899) mit Auszügen aus dem italienisch geschriebenen Tagebuch von Goethes Vater über seine italienische Reise, mitgeteilt von Bojanowski, und desselben Haushaltungsbuch, mitgeteilt von Kuland u.

Auch die Beziehungen Goethes zu seinen Zeitgenossen sind in zahlreichen Monographien dargestellt worden. Hier seien erwähnt die Veröffentlichungen von Dünker: Freundesbilder aus Goethes Leben (Leipzig, 1853), aus Goethes Freundeskreis (Leipzig, 1868), G. und Karl August (Leipzig, 1861—65, 2 Bde.; 2. Aufl. 1888), Schüler und G. (Stuttg. 1859), Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit (daf. 1852), Charlotte v. Stein (daf. 1874, 2 Bde.) und Ch. v. Stein und Corona Schröder (daf. 1876); Lyon, Goethes Verhältnis zu Klopstock (Leipzig, 1882); Burthardt, G. und der Komponist Ph. Chr. Kayser (daf. 1879); Bratranek, Zwei Kolen (Nischewicz und Odyniec) in Weimar (Wien 1870).

Zur Charakteristik Goethes ist ferner zu vergleichen: Braun, G. im Urteil seiner Zeitgenossen 1773—1812 (Berl. 1882—85, 3 Bde.); Gräf, G. über seine Dichtungen (Frankf. a. M. 1900—03, 3 Bde.); Guyton, über G. im Wendepunkt zweier Jahrhunderte (Berl. 1836); Rosenkranz, G. und seine Werke (2. Aufl., Königsb. 1856); O. Wilmar, zum Verständnis Goethes (4. Aufl., Nord. 1879); Fr. v. Rüller, Goethes Persönlichkeit. Drei Reden, gehalten in den Jahren 1830 und 1832, hrsg. von E. Bode (Berl. 1901); Gerland, über Goethes historische Stellung (Nordhau. 1865); Fentel, Das Goetheische Weidnis (Vall. 1886); ferner in bezug auf seine amtliche Tätigkeit: Vogel, G. in amtlichen Verhältnissen (Jena 1834); Kriegl, G. als Rechtsanwalt (in den »Deutschen Kulturbildern«, Leipzig, 1874); Reissner, G. als Jurist (Berl. 1885); Pasquel, Goethes Theaterleitung (Leipzig, 1893, 2 Bde.); Burthardt, Das Repertoire des Weimarer Theaters unter Goethes Leitung (Hamb. 1891); Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 6, Weim. 1892); in bezug auf seine Stellung zur Religion (s. oben, S. 163) und Philosophie: O. Harnack, G. in der Epoche seiner Rollendung (Leipzig, 1887, 2. Aufl. 1901); Dangel, über Goethes Epinojismus (daf. 1843); Zellner, Die Beziehungen Goethes zu Spinoza (Wien 1878); Caro, La philosophie de G. (2. Aufl., Par. 1890); Langguth, Goethes Pädagogik historisch kritisch dargestellt (Halle 1886); Vietch, G. als Freimaurer (Leipzig, 1880); in bezug auf seine Stellung zur Geschichtswissenschaft und Politik: Wegete, G. als Historiker (Würzb. 1876); Tarby, Goethes Verhältnis zu Vaterland und Staat (Bresl. 1874); A. Schäfer, Goethes

Stellung zur deutschen Nation (Weidb. 1880); Lorenz, Goethes politische Lehrjahre (Berl. 1893); in bezug auf seine naturwissenschaftlichen Studien (s. oben, S. 163): Birchom, G. als Naturforscher (Berl. 1861); Helmholz, über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten (in den »Vorträgen«, Bd. 1) und Goethes Vorahnungen kommenden naturwissenschaftlicher Ideen (Berl. 1892); Cohn, G. als Botaniker (in der »Deutschen Rundschau«, 1881, Bd. 28); Gerdel, Die Naturanschauung von Darwin, G. und Lamarck (Jena 1882) u.; über Goethes Verhältnis zu bildender Kunst und Musik: Fetting, G. und die bildende Kunst (in den »kleinen Schriften«, Braunsch. 1884); Boldehr, G. und die bildende Kunst (Leipzig, 1895); E. v. Bod., G. in seinem Verhältnis zur Kunst (Berl. 1871); v. Basiliowski, Goethes Verhältnis zur Kunst (Leipzig, 1880); Zultien, G. et la musique (Par. 1880); Müller, Goethes musikalische Leben (Höft. 1883). Als Sammlungen von Aufsätzen über G. seien erwähnt: Schöll, G. in Hauptjahren seines Lebens und Wirkens (Berl. 1882); Dünker, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken (Leipzig, 1885, 2 Bde.); Scherer, Aufsätze über G. (Berl. 1886) und besonders: Hehn, Gedanken über G. (4. Aufl., daf. 1900). Ferner sind zu nennen: E. Bode, Goethes Lebenskunst (2. Aufl., Berl. 1902); u. Goethes Wirksamkeit (daf. 1901); Sieder, G. als Denker (Stuttg. 1902); Lipmann, Goethes Lyrik (Berl. 1904); Riemann, Goethes Romanistik (Leipzig, 1902); Poude, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache (Berl. 1901); R. Weitzbrecht, Diesseits von Weimar (Stuttg. 1895).

Kommentare, Bibliographie u.

In Dünkers Sammelwerk »Erläuterungen zu den deutschen Klassikern« find Kommentare zu den meisten Werken Goethes enthalten. Ferner liefern Ausgaben und Erläuterungsschriften, außer den oben erwähnten, zu den »Gedichten«: Viehoff (»Goethes Gedichte erläutert«, 3. Aufl., Stuttg. 1876) und v. Loeper (»Goethes Gedichte mit Einleitung und Anmerkungen«, Berl. 1882—84, 8 Bde.); zu »Götter von Verlichingen«: Dufmann (Leipzig, 1871), die Franzosen Chuquet (neue Ausg., Par. 1885) und E. Widmerberger (daf. 1885); zu »Egmont«: Bratranek (»Goethes Egmont und Schillers Wallenstein«, Stuttgart 1862); zu »Iphigenie«: O. Zahn (Vortrag, Greifsw. 1843), Runo Fischer (»Goetheschriften«, Bd. 1); zu »Tasso«: Wilmar (»über Goethes Tasso«, Frankf. 1869), Kern (»Beitrag zur Erklärung des Dramas«, Berl. 1884); »Goethes Tasso, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben«, daf. 1893), Runo Fischer (»Goetheschriften«, Bd. 3). Am zahlreichsten sind die Erläuterungsschriften zum »Faust«; Kommentare und Kritiken liefern unter andern: Ehr. v. Weiße (Leipzig, 1837), Dünker (2. Aufl., daf. 1857), R. Köhlin (Tübing. 1890); ferner Wisler (»Kritische Gänge«, Bd. 2, daf. 1844; neue Folge, Heft 3, Stuttg. 1861); »Kritische Bemerkungen über den ersten Teil von Goethes Faust«, Zürich 1857; »Goethes Faust; neue Beiträge zur Kritik des Gedichts«, Stuttg. 1875), Runo Fischer (»Goethes Faust«, 1878—1903, 4 Bde., 3 T. in mehreren Auflagen), Schreyer (»Goethes Faust als einbändige Dichtung erläutert und verteidigt«, Halle 1881), Baumgart (»Goethes Faust als einbändige Dichtung«, Königsb. 1893—1903, 2 Bde.) und Valentin (»Goethes Faust-Dichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt«, Berl. 1894) richten sich gegen die namentlich bei R. Fischer hervortretende Tendenz, die Bedeutung der

während der Arbeit erfolgten Änderungen des Plans der Dichtung hervorzuhoben. Kommentierte Ausgaben des Gedichts liegen vor von Garrière (Leipz. 1869), v. Loeper (2. Ausg., Berl. 1879), A. v. Oettingen (Ausg., Erlang. 1880), Schröder (4. Aufl., Heidbr. 1898, 2 Bde.), B. Taylor (deutsch, Berl. 1882), E. Thomas (Boston 1892—1901, 2 Bde.). Über »Wilhelm Meister« schriebend Gregorovius »Goethes Meister in seinen sozialistischen Elementen entwickelt«, Königsb. 1849), A. Jung »Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts«, Mainz 1854).

Einen Mittelpunkt der gesamten Goethe-Forschung bildet das »Goethe-Jahrbuch«, das seit 1880 in Frankfurt a. M. erscheint und auch zum Organ der »Goethe-Gesellschaft« (s. unten) erhoben wurde. Es bringt auch Jahresberichte über die Goethe-Literatur. Das reichhaltigste Gesamtverzeichnis der Goethe-Literatur gab Koch in Goedeke's »Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung« (2. Aufl., Bd. 4, Dresden 1891). Einzelne »Neuere Verzeichnisse einer Goethe-Bibliothek« (Privaldruck 1874) enthält ein chronologisches Verzeichnis aller Trude von Werken Goethes.

In Frankreich haben neben andern besonders J. J. Reich, Blaise de Bury, E. Rabre, Blandet, Réjères, Gedeon, Goffert, Chni, Baller, Jullien, E. Lichtenberger, Chauquet, A. Lange, Koch die Kenntnis Goethes gefördert. Seine Dichtungen sind wiederholt ins Französische übersetzt worden, am häufigsten »Faust« (durch H. Blage, Volignac, Gerard de Nerval, Marc Monnier, Stapfer, G. Groh, E. Benoit, G. Gräbes, neuerlich besonders durch Fr. Sabatier, 1893), dann »Hermann und Dorothea«, von dem mehr als zwölf Übertragungen vorliegen, »Zyngenie«, »Werther«. Vgl. Waldensperger, G. en France (Par. 1904); Langlavel, Die französischen Übertragungen von Goethes »Faust« (Straßb. 1903). In England knüpfte das Interesse für G. in erster Linie an den Namen Th. Carlyle an, dessen Briefwechsel mit dem Dichter 1887 herausgegeben wurde (s. oben, S. 165), und der selbst unter andern »Wilhelm Meister« ins Englische übertrug. Unter den Übersetzern des »Faust« sind Bayard Taylor, J. B. Grant, Theodor Martin zu nennen. Vgl. E. Oswald, G. in England and America (Bibliographie, Lond. 1899); W. Heine mann, Goethes Faust in England and America (Berl. 1886); Runo Franke, A history of German literature as determined by social forces (4. Aufl., New York 1901); Brandt, Die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England »Goethe-Jahrbuch«, Bd. 3) und Goethes Verhältnis zu Byron (ebenda, Bd. 20, S. 3).

Goethes Nachkommen. Begründung der Goethe-Gesellschaft, Goethe-Nationalmuseum etc.

Goethes einziger Sohn, Julius August Walter v. G., geb. 25. Dez. 1789, weimar. Kammerherr und Kammerrat, war seit 1817 verheiratet mit Ottilie, geborne Frein v. Pogwisch (geb. 26. Okt. 1879 in Weimar; vgl. Jann v. Gerstendörff, Ottilie v. G. und ihre Söhne in Briefen und Erinnerungen, Stuttg. 1901), und starb 28. Okt. 1830 in Rom an den Malaria; er hinterließ drei Kinder, von denen das jüngste, Altmann v. G., geb. 29. Okt. 1827, als 16jähriges Mädchen 29. Sept. 1844 in Wien starb. Der älteste Sohn, Walter Wolfgang v. G., geb. 9. April 1818, gest. 15. April 1885 in Leipzig, widmete sich in Leipzig unter Wendelsjohn und Beinigt musikalischen Studien und lebte als Kammerherr in Weimar; er blieb unternährt. Von seinen Kompositionen sind mehrere im Druck erschienen. Der zweite, Maximilian

Wolfgang v. G., geb. 18. Sept. 1820, gest. 20. Jan. 1883 in Leipzig, studierte die Rechte in Bonn, Berlin, Jena und Heidelberg, wo er promovierte, fungierte längere Zeit als Legationssekretär in Dresden und lebte dann gleichfalls als Kammerherr in Weimar. Er blieb wie sein Bruder unternährt. Er veröffentlichte: »Der Mensch und die elementarische Natur« (Stuttg. 1845), eine Dichtung: »Erlebnis« (2. Aufl., das. 1851), eine Sammlung lyrischer Gedichte (das. 1851) und schrieb das vorzügliche, nur als Manuskript gedruckte Werk »Studien und Forschungen über das Leben und die Zeit des Kardinals Bessarion« (1871). Vgl. O. Mejer, Wolfgang G., ein Gedichtblatt (Weim. 1889). Beide Brüder wurden 1859 in den Freiherrenstand erhoben.

Durch das Testament Walters v. G. wurde Goethes Haus am Frauenplan in Weimar samt seinen Kunstschatzen und seinen naturwissenschaftlichen Sammlungen (s. S. 168: Goethe-Nationalmuseum) dem Besitz und der Obhut des weimarischen Staates überwiesen, während zur Erbin und alleinigen Verwalterin des Goethischen Familienarchivs die Großherzogin Sophie von Sachsen ernannt wurde. Nachdem nun die Erbin dieses wichtigsten Goethischen Nachlasses ihrerseits die Berechtigungen ausgesprochen hatte, das Archiv ruhbar und namentlich für die längst begierige kritische Gesamtausgabe von Goethes Werken zugänglich zu machen, erhief 9. Juni 1885 eine freie Vereinigung von Literaturfreunden in Weimar, Jena und Berlin behufs Gründung einer **Goethe-Gesellschaft** den Aufruf zu einer konstituierenden Versammlung, die unter zahlreicher Beteiligung 20. und 21. Juni in Weimar stattfand und die Goethe-Gesellschaft definitiv begründete. Sie steht unter dem Protektorat des Großherzogs von Sachsen-Weimar, hat ihren bleibenden Sitz in Weimar und ist im Großherzogtum mit den Rechten einer juristischen Person ausgestattet. Zum ersten Präsidenten ward der Reichsgerichtspräsident v. Simson in Leipzig erwählt. Zum Organ der Gesellschaft bestimmte man das »Goethe-Jahrbuch«, in dem die Jahresberichte veröffentlicht werden. Nach § 2 ihres Statuts hält die Goethe-Gesellschaft jährlich Generalversammlungen ab und veranstaltet größere Veröffentlichungen, die auf G. und dessen Wirken Bezug haben. Bis zum Jahre 1903 sind 18 Bände »Schriften der Goethe-Gesellschaft« erschienen. Direktor des Goethe-Archivs war zuerst Erich Schmidt, dann (seit 1886) Bernhard Suphan. Dem Archiv sind seit seinem Bestehen reichhaltige Schenkungen zugeflossen. Nachdem im Juni 1889 die Freiherren Ludwig und Alexander v. Gleichen-Ruhm, der Enkel und Urenkel Schillers, das reichhaltige Schiller-Archiv zu Schloß Greifstein in Unterfranken der Großherzogin von Sachsen zur Vereinigung mit dem Goethe-Archiv übergeben wurde, letzteres zum Goethe- u. Schiller-Archiv erweitert. Außerdem enthält das Archiv wichtige Handschriften z. B. aus dem Nachlaß zahlreicher anderer Dichter. Anfangs war es im Weimarischen Schloß untergebracht; 1896 wurde es in einen neuen Brautbau verlegt. Eine Hauptobliegenheit der Beamten des Archivs ist die Teilnahme an den Arbeiten für die neue Goethe-Ausgabe mit kritisch revidiertem Text und Verzeichnis der abweichenden Lesarten, die im Auftrag der Großherzogin Sophie, jetzt des regierenden Großherzogs Ernst Wilhelm von Sachsen unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten veranstaltet wird. Die Mitgliederzahl der Goethe-Gesellschaft, die bereits bei der ersten Generalversammlung im Mai 1886

nicht weniger als 1660 betrug, stieg im August 1886 auf 2500, 1888 auf 3038 und betrug am Schluß des Jahres 1902: 2836. Das Goethe-Nationalmuseum im Goethe-Haus am Frauenplan, in dem die Kunstschätze und Sammlungen Goethes (Katalog von Schuchardt, Jena 1848—49, 3 Tle.) vereinigt sind, wurde 3. Juni 1886 nach einer würdigen Einweihungsfeier der Öffentlichkeit übergeben; es steht unter E. Kaulands Leitung. Vgl. dessen Veröffentlichungen: »Das Goethe-Nationalmuseum« (3. Aufl., Erfurt 1901); »Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums in Weimar« (60 Lichtdrucke, Leipzig 1887—1888), und »Aus dem Goethe-Nationalmuseum« (Weim. 1895—97, 49 Lichtdrucke).

Goethe, 1) Hermann, Oenolog u. Pomolog, geb. 16. März 1837 in Naumburg a. S., erlernte Gartenbau und Landwirtschaft in Erfurt, besuchte die landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim, wurde Vorstand der landwirtschaftlichen Gartenbauschule in Obergorbitz bei Dresden, 1865 Wanderlehrer für Obst- und Weinbau in Karlsruhe, 1871 Wanderlehrer für Niederösterreich und war bis 1883 Direktor der neu zu gründenden Landes-Obst- und Weinbauschule in Waburg in Steiermark. 1886 habilitierte er sich als Privatdozent an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, und 1888 wurde er zum Vorsteher der biologischen Versuchsanstalt für Weinbau und zum Geschäftsleiter des Vereins zum Schutze des österreichischen Weinbaues in Baden bei Wien ernannt, dessen Vizepräsident er noch jetzt ist. Er schrieb: »Die Obstbaumschule« (2. Aufl., Stuttgart 1884); »Der Weingarten« (Wien 1873); »Ampelographisches Wörterbuch« (daf. 1876); »Der Obstbaum, seine Pflanzung und Pflege als Hochstamm« (3. Aufl., Weim. 1889); »Handbuch der Ampelographie« (2. Aufl., Berl. 1887); »Die Weinberberdelung« (Wien 1886); »Die wichtigsten amerikanischen Reben« (Wien 1884); »Die Hygienesorgern und ihre Bekämpfung« (Wien 1887); »Weinbau trotz Nebelau« (Wien 1890); »Aus der biologischen Weinbauversuchsanstalt« (daf. 1891). Auch gab er mit seinem Bruder (s. unten) einen »Atlas der für den Weinbau Deutschlands und Österreichs wertvollsten Traubensorten« (Wien 1874—78) heraus und redigierte 1867—71 die »Rheinische Garten-schrift«, 1876—81 die »Ampelographischen Berichte« und seit 1892 die »Mitteilungen des Vereins zum Schutze des österreichischen Weinbaues«.

2) Rudolf, Gärtner und Pomolog, Bruder des vorigen, geb. 13. April 1843 in Naumburg a. S., besuchte seit 1860 das Pomologische Institut in Reutlingen und die Gartenbauschule in Obergorbitz bei Dresden, erwarb 1868 die kaiserliche Vereenobstschule in Stuttgart, gründete 1874 die kaiserliche Obst- und Gartenbauschule Straßburg bei Brumath im Unterelsaß und leitete dieselbe, bis er 1879 zum Direktor der königlichen Lehranstalt für Obst- und Weinbau in Weissenheim berufen wurde. Seit 1903 lebt er im Ruhestand in Darmstadt. Er schrieb: »Weinbau und Kellerwirtschaft« (Leipzig 1876); »Mitteilungen über den Krebs der Apfelbäume« (Straßb. 1877); »Instruktion für Straßenpflanzungen« (2. Aufl., daf. 1880); »Mitteilungen über den schwarzen Brenner und den Grund der Reben« (Leipzig 1878); »Anleitung zum Beseitigen der Reben aus amerikanischen Unterlagen« (2. Aufl., Wiesb. 1885); »Die Frostschäden der Obstbäume« (Berl. 1883); »Die Weinbau« (2. Aufl., daf. 1885); »Verzeichnis der für das westliche Deutschland empfehlenswerten Obstsorten« (5. Aufl., Radesheim 1900); »Die Kernobstsorten des

deutschen Obstbaues« (Berl. 1890); »Die Obstverwertung unter Tage« (2. Aufl., Wiesb. 1897); »Handbuch der Tafeltraubenkultur« (Berl. 1894); »Die Obst- und Traubenzucht an Mauern, Häuserwänden und im Garten« (daf. 1900); »Der Krebs der Obstbäume« (daf. 1904). Auch gründete er 1886 die »Weissenheimer Mitteilungen über Obst- und Gartenbau« und 1889 die »Mitteilungen über Weinbau und Kellerwirtschaft«.

Goethe-Bund, eine Gruppe von Vereinigungen, die im März 1900 ins Leben gerufen wurde, als die künstlerischen und literarischen Kreise Deutschlands durch den im Reichstage vorgelegten neuen Entwurf der lex Heinze (s. d.) die Freiheit des künstlerischen Schaffens bedroht sahen. Die Anregung dazu ging von München aus, wo ein G. begründet wurde, der alle zum Beitritt aufforderte, denen das Wohl der deutschen Kunst und Wissenschaft am Herzen liegt. Auf München folgte unmittelbar Berlin, wo sich ein G. mit dem Zweck bildete, »alle intellektuellen und künstlerischen Kräfte zum Schutze der Freiheit von Kunst und Wissenschaft dauernd zusammenzufassen« und besonders seinen Mitgliedern, die durch die gegen diese Freiheit gerichteten Gesetze oder Polizeiverordnungen bedrängt werden, mit juristischem Beistand zur Seite zu stehen. Da auch in andern deutschen Städten (Dresden, Stuttgart, Darmstadt, Mainz, Hamburg etc.) Vereinigungen zu gleichem Zweck und mit gleichem Namen gegründet worden sind, bildete sich ein allgemeiner deutscher G., dessen verschiedene Glieder jedoch nicht von einer Zentralstelle abhängig sind, sondern einander gleichgeordnet gemeinsame Ziele verfolgen. Auch nachdem die Majorität des Reichstags die besonders gefährdenden Paragraphen des Gesetzes fallen gelassen, blieb der G. bestehen. Im November 1900 fand in Weimar eine Versammlung aller Goethe-Bünde statt, auf der die Abfassung einer Petition an den Reichstag um eine völlige Beseitigung der Theaterzensur beschlossen wurde. Der Berliner G. beschloß 1902 die Stiftung eines deutschen Volkeschillerpreises. Die Zahl der Mitglieder aller Goethe-Bünde betrug 1903 etwa 10,000.

Goethe-Gesellschaft und Goethe-Nationalmuseum, s. Goethe. S. 167 u. 168.

Gothein, 1) Eberhard, Kulturhistoriker, geb. 29. Okt. 1853 zu Reumarkt in Schlesien, studierte seit 1872 Geschichte, habilitierte sich 1878 in Breslau, dann in Straßburg, wurde 1885 Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, 1890 in Bonn und 1904 in Heidelberg. Er schrieb: »Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation« (Bresl. 1878); »Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay« (Leipzig 1883); »Die Kulturentwicklung Süditaliens« (Bresl. 1886); »Forschungen über die Vergangenheit« (Leipzig 1889); »Die Aufgaben der Kulturgeschichte« (daf. 1889); »Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften« (Hb. 1: Städte- und Gewerbegeschichte, Straßb. 1891—92); »Die deutschen Kreditverhältnisse vor der dreißigjährigen Krieg« (Streischrift, mit Einleitung bes. von G., Leipzig 1893); »Ignatius von Loyola und die Gegenreformation« (Halle 1895); »J. G. Schloffer als bairischer Beamter« (Karlsr. 1899). — Seine Gattin Marie, geb. 12. Sept. 1863 in Wroclaw, hat sich als Übersetzerin und durch die biographischen Werte: »William Wordsworth, sein Leben, seine Werte, seine Zeitgenossen« (Halle 1893, 2 Bde.) und »John Keats, Leben und Werke« (daf. 1897, 2 Bde.) bekannt gemacht.

2) Georg, deutscher Politiker, Bruder des vorigen, geb. 15. Aug. 1857 in Neumarkt, studierte 1876–78 in Breslau und 1878–80 in Berlin das Bergfach, wurde 1884 Bergassessor, fungierte 1885–87 als Generalsekretär der Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereinigung in Kattowitz, war 1887 bis 1892 Bergrevierbeamter in Waldenburg und Tarnowitz, wurde 1891 Bergrat und war 1893–1901 erster Syndikus der Handelskammer in Breslau, wo er auch seit 1895 Stadtverordneter ist. Seit 1901 stellvertretender Vorsitzender des Handelsvertragsvereins und daneben stellvertretender Vorsitzender der Schlesischen Provinzialvereinigung für Fluß- und Kanalschifffahrt, gilt G. als Kenner der schlesischen Wirtschaftsverhältnisse im besondern und des deutschen Handels im allgemeinen. Dem preussischen Abgeordnetenhaus gehörte er als Mitglied der freisinnigen Vereinigung 1893–1903, dem Reichstage seit 1901 an. Er schrieb außer zahlreichen verkehrswirtschaftlichen, handels- und finanzpolitischen Aufsätzen (für die „Nation“ u.) und Beiträgen zu den „Verbandschriften des deutsch-österreichischen Bundes für Binnenschifffahrt“ unter andern: „Sollen wir unsern Bergbau verstaatlichen? Wie verbessern wir unsere Arbeiterverhältnisse?“ (Bresl. 1890). „Der deutsche Außenhandel. Materialien und Betrachtungen“ (Berl. 1901, 2 Bde.). „Die wirtschaftliche Bedeutung der Verkehrsabgaben“ (dass. 1904) u. a.

Goethenochen, s. Zwickelfenster.

Goethe-Stiftung, eine 1849 bei der Feier von Goethes 100. Geburtstag zu Dresden gegründete Stiftung, mit dem Zweck, in einem zwanzigjährigen Turnus einen Ehrenpreis von 3000 M. für die beste Leistung aus einem von ihr bestimmten Kunstgebiet (Poesie, Malerei, Plastik, Musik u.) zu verteilen.

Goethit (Kurbosiderit), Mineral, Eisenhydroxyd Fe₂O₃H₂O mit 63 Proz. Eisen, findet sich in rhombischen, teils säulen- und nadelförmigen Kristallen (Kabeleisen) von eisenschwarzer bis brauner Farbe, teils in dünn tafelförmigen, hyalinhäut durchscheinenden Kristallen (Rubinglimmer), sodann in stängelförmigen und faserigen lasiannenbraunen bis ocker-gelben Aggregaten mit nierenförmiger und traubiger, zuweilen lamellenförmiger Oberfläche (Samtblende), und in rötlichbraunen, schuppig-faserigen Massen (Pepidokrokit) von halbkugelförmiger und traubiger Gestalt. Das Strichpulver ist bei allen Varietäten gelbbraun, Härte 5–5,5, spez. Gew. 3,8–4,2. G. kommt in der Regel zusammen mit Brauneisenerz und Kieseisenstein, aber seltener als diese, vor, das Kabeleisen besonders in Cornwall und zu Widmar, auch eingewachsen in Amethyst der Oberste, der Rubinglimmer und Lepidokrokit bei Eisfeld im Siegenischen, Raskau in Sachsen, Bieber in Hessen, Easton in Pennsylvania.

Goethe-Festschrift, Geschichtsschreiber, s. Adelin.

Gotif, die gotische Beise, namentlich in der Baukunst, gotisch (Bau-) Stil.

Gotisch, den Goten eigentümlich; bezeichnete früher (noch bei Vossing) allgemein das dem Rätisch-Antiken entgegengesetzte Mittelalterliche, daher sowohl wie altägyptisch, altdeutsch, auch wohl altfränkisch und einfältig oder roh.

Gotische Gesehnung, s. Goten, S. 152.

Gotischer Baustil, s. Architektur, S. 717 f., und Baustil, S. 490.

Gotische Schrift, die Schrift der Denkmäler der gotischen Sprache (s. Gotische Sprache), dann allgemein sowohl wie deutsche Schrift, Texturschrift,

Texturschrift; diese hat mit dem Volke der Goten nichts zu tun, ist auch nichts ursprünglich Deutsches, sondern sie hat sich überall unter dem Einfluß gotischen Kunststils aus der romanischen Schrift entwickelt (s. Tafel »Kalligraphie II«, Fig. 11). Während aber die romanischen und später auch alle übrigen germanischen Völker früh wieder zu der ältern Schriftform (zur Antiqua) zurückgekehrt sind, hat man im Deutschen die g. S. bis heute feigehalten, obwohl erhebliche Gründe auch bei uns für Rückkehr zur Antiqua sprechen; vgl. besonders: F. Soenneken, Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform (Worm 1881); R. Beschstein, Die deutsche Druckschrift und ihr Verhältnis zum Kunststil alter und neuer Zeit (Hrbelb. 1884). — In der Buchdruckerei bezeichnet man mit **gotischer Schrift** eine Schriftart, die sich aus den Buchschriften des Mittelalters entwickelt hat und in der Form ihrer Verfallenen mehr der Antiquatype, in den kleinen Buchstaben mehr der deutschen oder Texturtype gleicht. Sie zerfällt in zahlreiche, meist nach ihrer Form benannte Abarten (s. Schriftarten). Auch soviel wie Rundschrift (s. d.).

Gotische Sprache, die Sprache derjenigen Völker, die im 2. Jahrh. n. Chr. an der Weichsel bis gegen die Donau wohnten und der großen Verbindung der Goten angehörten oder diesen verwandt waren. Die g. S. bildete einen Hauptzweig der Germanischen Sprachen (s. d.). (Das schwedische Gotland darf nicht mit den Goten in Zusammenhang gebracht werden, beide Völkernamen sind in ihrer Form ursprünglich verschieden; in gotischer Sprache würde die skandinavische Völkerschaft Gauta heißen, während Gautas der Name der Goten war.) Die Spaltung des großen Gotenstammes in mehrere Völkerschaften (Ost- und Westgoten, Gepiden) können wir sprachlich nicht genauer verfolgen, da unsere zusammenhängenden Überlieferungen allein auf die Westgoten zurückgehen; die dialektischen Verschiedenheiten müssen aber sehr geringfügig gewesen sein, da die westgotische Bibelübersetzung ohne weiteres auch bei den Ostgoten in Italien in Gebrauch genommen wurde. Die nicht sehr umfangreichen Überreste der gotischen Sprache, die wir noch besitzen, sind für die Sprachforschung ein höchst wertvoller Schatz, denn von keiner andern germanischen Sprache sind gleich alte Quellen vorhanden. So liegt zwischen den ältesten Denkmälern unserer hochdeutschen Sprache und den gotischen Denkmälern ein Zwischenraum von nahezu 400 Jahren. Die wichtigsten Reste sind die Bruchstücke der gotischen Bibelübersetzung des Wulfila (gest. 381/382 n. Chr.). Sie bestehen in bedeutenden Fragmenten der vier Evangelien, die der »Codex argenteus« (heißt in Uppala) enthält, in Bruchstücken der Paulinischen Briefe an die Römer, die Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, Thessalonicher, an Timotheus, Titus und Philemon. Aus dem Alten Testament sind nur spärliche Bruchstücke des Buches Nehemia übriggeblieben. Außerdem sind noch Bruchstücke einer Auslegung des Evangeliums Johannis, einige Urkunden aus den Zeiten Theodorichs d. Gr., das Bruchstück eines gotischen Kalenders und einige unsystematisch angeordnete Zeilen und Namen vorhanden. Zwar berichten die griechischen Schriftsteller, daß Wulfila das gotische Alphabet erfunden habe; doch wissen wir jetzt, daß diese Tätigkeit des Wulfila nur darin bestand, daß er das griechische Alphabet der gotischen Sprache anpaßte, indem er fehlende Zeichen aus dem Runenalphabet, z. T. auch aus der lateinischen Schrift, übernahm.

Die gotischen Schriftzeichen sind folgende:

ā	ß	Γ	α	ε	η	z	h	φ
a	b	g	d	e	g	z	k	þ
1	2	3	4	5	6	7	8	9
ī	κ	λ	μ	ν	ξ	π	ϣ	
i	k	l	m	n	j	u	þ	—
10	20	30	40	50	60	70	80	90
κ	ς	τ	υ	φ	χ	θ	δ	τ
r	s	t	w	f	x	h	δ	—
100	200	300	400	500	600	700	800	900

Zur Aussprache dieser Zeichen ist noch zu bemerken: das *z* wird wie das tönende *s* oder *z* des Französischen, *z* B. in *jaser*, *zéro*, gesprochen; *þ* hat die Aussprache des englischen *th*, wobei die Zungen Spitze von unten an die obere Zahnreihe gepreßt wird; *x*, das nur in Fremdwörtern, nicht in echt gotischen erscheint, klingt wie *ch*; *h* ist eine enge Vereinigung von *h* und *w*. Die Verbindung *ei* ist nicht diphthongisch zu sprechen, sondern bezeichnet einfaches *langes i*. Die Verbindungen *ai* und *au* haben doppelten Lautwert: sie bezeichnen Diphthonge in den Wörtern, die im eigentlichen Deutschen ebenfalls Diphthonge oder lange Vokale enthalten, z. B. *aia* = ein, *haitan* = heißen, *sair*, der Schmerz, vgl. sehr; *daupjan* = taufen, *daupas* = Tod; wenn dagegen in den übrigen deutschen Mundarten kurze Vokale entsprechen, so wird *ai* als *e*, *au* als *o* gesprochen, z. B. *airpa* = Erbe, *wairpan* = werfen, *haura* = Harn, *ausha* = Osse. Immerhin beweist die Größe des Wertes, da die Bibel wohl ganz überleert worden ist, sobald der Umstand, daß man selbst Erklärungen der biblischen Schriften in gotischer Sprache besaß, und besonders auch die Pracht, mit welcher der »Silberne Raber« geschrieben ist, daß die Goten schon eine Literatur hatten und die Kunst zu lesen sich nicht auf wenige Individuen beschränkte. Doch waltete ein unglückliches Los über dieser so schönen Sprache. In Italien verschwand sie nach dem Fall der Goten bis auf die geringen Spuren, die sie in Eigennamen zurückgelassen hat (vgl. *Verde*, über die Sprache der Ostgoten in Italien, Straßb. 1891); in Spanien scheint sie bei den Westgoten durch die überwiegende einheimische Bevölkerung schon lange vor der Eroberung des Landes durch die Araber gänzlich unterdrückt worden zu sein, so daß auch hier nur noch einige Namen Zeugnis von ihr ablegen. Dagegen haben sich in der Krim Überreste einer schon früh dahin verporgten Göttenabteilung bis in die neuere Zeit erhalten. Diese sogen. Gothi Tetraxitas oder Krimgoten hatten noch bis ins 16. Jahrh. ihre Sprache bewahrt, von der uns durch die damals gemachten Aufzeichnungen des Ogier Ghislain de Busbecq (s. d.) beachtenswerte Reste überliefert sind. Die Krimgoten sind später tartarisiert worden, und ihre Nachkommen wurden im 18. Jahrh. unter Suwarows Leitung in die Gegend des Nowoschen Meeres verpflanzt. Ausführliche Nachweisungen darüber gab Wajmann im 1. Band von Haupt's »Zeitschrift für deutsches Altertum« (1841). Vgl. Tarnaschke, Die Goten in Laurien (Wien 1881); F. Braun, Die letzten Schicksale der Krimgoten (Petersb. 1890); A. Laewie, Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere (Halle 1896).

Die g. S. zeigt eine große Durchsichtigkeit der Laut- und Formenlehre. An Formenreichtum kommt ihr keine andre germanische Sprache gleich. Sie hat z. B. im Verbum und Pronomen noch den Dualis; in der Verbalflexion ist das Rediaphisio in genauer Überein-

stimmung mit dem Griechischen erhalten, freilich nur im Präsens. Der Reichtum an Bildungssuffixen, der das Gotische vor dem Althochdeutschen und noch mehr natürlich vor dem Neuhochdeutschen auszeichnet, tritt uns klar vor Augen, wenn wir z. B. das gotische *habaidōdeizma* vergleichen mit dem identischen althochdeutschen *habētim*, neuhochdeutsch »wir hätten«. In manchem freilich ist das Gotische im Nachteil gegen andre germanische Sprachen, es fehlt ihm z. B. der Instrumentalis, den das Althochdeutsche noch besitzt. Die gotische Syntax zeigt sich in Wiflas' Vibelüberlegung teilweise durch die griechische beeinflusst, und ja gilt es bei ihrer Betrachtung, das germanische Element von den griechischen Einwirkungen zu sondern, ehe man darauf das Gebäude der historischen Syntax der germanischen Sprachen gründen kann. Die Kenntnis der gotischen Sprache in neuerer Zeit datiert vom Bekanntwerden des »Codex argenteus« in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Der erste, der der gotischen Sprache ein gründlicheres Studium widmete, war der Niederländer Franz Junius. Ausser seiner Ausgabe des »Codex argenteus« (1665) lieferte er auch schon grammatische und lexicographische Arbeiten über das Gotische. Auch die gotische Grammatik wurde durch die eingehende Behandlung, die ihr Grimm in seiner »Deutschen Grammatik« zuteil werden ließ, auf einen ganz neuen Standpunkt gestellt. Von spätern Berufen sind zu nennen: die ausführliche gotische Grammatik von Gabelenz und Löbe (Hb. 2. Abt. 2. ihrer Ausgabe des Wiflas, Leipz. 1846) sowie die mehr sprachvergleichende Behandlung in dem Buch von Leo Meier: »Die gotische Sprache« (Berl. 1869). Das ausführlichste Wörterbuch der gotischen Sprache lieferte Ernst Schulze (»Gotisches Glossar«, Magdeb. 1848); in sprachvergleichender Hinsicht ist zu empfehlen: Uhlenbeck, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache (2. Aufl., Amsterb. 1900). Zur Einführung in das Studium des Gotischen eignet sich besonders die Ausgabe des Wiflas von Stamm (10. Aufl. von Heyne und Brede, Vadersb. 1903). Die auch eine kurze Grammatik und ein Wörterbuch der gotischen Sprache enthält, und die »Gotische Grammatik« von B. Braune (5. Aufl., Halle 1900).

Gotland (schwed. Götaland, auch Götterike, »gotisches Reich«), nach der alten hiesigen Einteilung der südlichsten der drei Hauptteile Schwedens, zwischen dem eigentlichen Schweden (Svealand), der Dänie und dem Kattegat, hat 92,754 qkm (1884, 6 D.M.) Areal mit (Ende 1899) 2,682,000 Einw. Es zerfällt in folgende zwölf Län: Wästerbotten, Christianstad, Blekinge, Halland, Kronoberg, Jönköping, Kalmar, Gotland, Västernorrland und Västerbotten, Skaraborg und Östergötland. S. Karte »Schweden und Norwegen«.

Gotland (Gottland), schwed. Insel in der Ostsee, 70 km von der schwedischen Küste und 44 km von der etwas südlicher gelegenen Insel Öland entfernt, bildet mit den sie umgebenden kleineren Inseln (Karlsöföfen im W., Fårö und Gattsta Sandö im N.) das Gattland oder Widdöföfen. Das 3152,5 qkm (57 D.M.) umfaßt mit (Ende 1903) 53,161 Einw. (17 auf 1 qkm). Die Insel besteht aus einem mit fruchtbarem Erdbreich bedeckten Kalkfelsen und ist 20 bis 30 m, im Höglint 77 m, in den Thoröbergen 68 m hoch. Geologisch interessant ist der im äußersten Süd gelegene Berg Fåberg, ein Kalksteinplateau von 88 m Höhe, das auf den die Südwestseite der Insel bildenden Lagern von Sandstein und Lithit ruht. Außer einigen Rächen, die im Sam-

mer austrocknen, und mehreren Quellen finden sich an Wasserlächen nur Sumpfe. Das Klima ist so mild, daß selbst Balm- und Kautschuk hier und da reifen. Die Ufer sind hoch und enthalten viele gute Häfen, von denen der jetzt befestigte Stiebamn zu den vorzüglichsten der Lüste gehört. Das Aderland nahm 1899 nur 20,32 Proz., die Weidestellen 10,41, die Waldungen dagegen 44,58 Proz. der Insel ein, doch sind Ackerbau und Viehzucht (1899: 42,331 Schafe) die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung. Außerdem bilden Schifffahrt, Fischerei, Robbenjag (besonders bei Gottsö Sandö), Jagd auf Seevögel und Kalbfleisch die Hauptbeschäftigung der Bewohner, die, ohne Adel, in zahlreichen gerittenen Höfen wohnen und noch viele altertümliche Gebräuche bewahrt haben. Von Fabriken besitzen namentlich Dampf- und Wassermühlen, Dampfmaschinen und Brennereien, Brauereien, eine Rübenzuckerfabrik u. a. Ausgeführt werden: Getreide, Holz, Kalf, Sand- und Schleifsteine, Vieh, Butter u. a. Die Handelsflotte bestand 1901 aus 62 Schiffen von 10,497 Ton. Seit 1879 führt eine schmalpaurige Eisenbahn von Wisby nach Sö. bis Hensle. Hauptort und einzige Stadt der Insel ist Wisby. S. Karte »Schweden und Norwegen«. — Um 900 den schwedischen Königen inspflichtig, um 1030 durch den norwegischen König Olaf den Heiligen (s. d.) gewaltsam zum Christentum bekehrt, war G. bis zur Zerstörung Wisbys (s. d.) durch den Dänenkönig Waldemar Atterdag (1361) als Mittelpunkt des nördlichen Handels mit Rußland für die Hanse (s. d.) von größter Bedeutung. Seit 1288 zu Schweden gehörig, aber gegen Ende des 14. Jahrh. (1392) von den Italienern (s. d.) erobert, dann kurze Zeit im Besitz des Deutschen Ordens, fiel G. 1408 an Dänemark und wurde von diesem nach vielen heftigen Kämpfen 1645 im Frieden zu Brömsebro endgültig an Schweden abgetreten. Wegen seiner strategischen Wichtigkeit im Krimkrieg (1855) Flottenstation eines englisch-französischen Seegewaders, 1885 für den Fall eines Krieges von Rußland wie von England als Kohlenstation in Aussicht genommen, ist G. aus Realitätsgründen seitdem von Schweden fast befestigt worden. Vgl. E. F. Bergman, Gotlands geografi och historia (4. Aufl. von S. Rosman, Stockholm 1898) und Gotlandska skildringar och minnen (2. Aufl., Wisby 1902); Brunius, Gotlands konsthistoria (Lund 1864—66, 3 Hef.); A. Kierberg, Gotlandska släktar (Wisby 1890—97, 2 Bde.); G. Lindström, Anteckningar om Gotlands medeltid (Stockh. 1892 bis 1895, 2 Bde.); A. T. Snöbom, Gotlands land och folk (2. verbesserte Aufl., Wisby 1897—1900); E. Wöler, Bidrag till en Gotländsk bibliografi (Stockh. 1890).

Gotländerfalk, oberjurassischer Kalkstein von Gotland, s. Silurformation. [151.]

Gotonen (Guttonen, Gotönes), s. Golen.

Gottowski, Johann Ernst, preuß. Patriot, geb. 21. Nov. 1710 in Konip, gest. 8. Aug. 1775 in Berlin, von polnischer Abkunft, trat 1724 als Lehrling, 1730 als Gehilfe in das Geschäft seines Bruders in Berlin ein, wurde mit Friedrich II. bekannt, gründete auf dessen Veranlassung in Berlin eine Samt-, dann eine Seidenfabrik und brachte sie trotz mancher Verluste zu hoher Blüte; ebenso errichtete er 1761 die Berliner Porzellanmanufaktur. Als 1760 die Russen Berlin besetzten, errichtete G. bei dem General Tottleben, daß die Stadt mit Plünderung verschont und die Kontribution von 4 Mill. Tlr. auf 1,5 Mill. herabgesetzt wurde. Einen ähnlichen Dienst leistete er 1761 der

Stadt Leipzig. Durch die vielen Bürgerschaften, die er während des Krieges aus Edelmüt übernommen, und ungünstige Geschäfte wurde sein Vermögen zerrüttet. Er machte 1763 Bankrott, konnte aber durch den Verkauf der Porzellanmanufaktur an den König und neue rasche Tätigkeit seine Gläubiger fast ganz befriedigen. Nach neuen Verlusten starb er in Armut. Seine Selbstbiographie, in der Form eines Briefes, erschien französisch (»Memoires d'un negociant patriote«, Berl. 1769) und deutsch (neuer Abdruck in den »Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin«, Heft 7, das. 1873).

Gott oder, abstrakt ausgedrückt, Gottheit nennen wir den einheitlich vorgestellten Gegenstand alles religiösen Glaubens. Tatsächlich ist mit jeder positiven Stellung zur Religion die Setzung irgend eines Gottesbegriffs verbunden. Denn die Vorstellung Gottes entspringt zuletzt dem Bedürfnis nach Aufhebung eines Zwiespatts, den der religiöse Mensch unvermeidlich in sich fühlt und mit sich herumträgt, nach Sicherstellung des Wertes seines persönlichen Daseins inmitten einer dagegen gleichgültigen Naturwelt. Nur sofern in den primitivsten Formen der Naturreligion der Gottesgedanke sich erst dunkel ankündigt oder noch latent ist, kann man heutzutage dem Satz des Altertums, daß alle Völker (so Aristoteles, »De coelo«, I, 3) oder alle Völker (so Cicero, »Tuscul.«, I, 13) eine Vorstellung von der Gottheit hätten, durchgängige Gültigkeit aberkennen. Will größern Recht wird man immerhin dem früher aus dieser Behauptung für das Dasein Gottes geführten Beweis (»e consensu gentium«) die verbindliche Kraft absprechen. Denn die mehr oder weniger ausgebildete Vorstellungswelt, die Natur- und Kulturreligionen uns in ihrer mythologischen Götterlehre darbieten, enthält sich der wissenschaftlichen Analyse mit Leichtigkeit als Produkt eines noch ganz naiven, aller soliden Mittel der Befriedigung entbehrenden Kausalitätsbedürfnisses auf der einen, ausschweifender Phantasie, die unter dem Staunen und Furcht erzeugenden Eindruck übermächtiger Naturerscheinungen allerorts und jebezeit üppig aufwachend, auf der andern Seite. Aber in demselben Maß, als der Wirklichkeitsinn erlosch, verlieren jene Götter, die nur die Läden des Daseins ergänzen, an Lebensfähigkeit; sie erhalten sich über dem Grad der ihnen gemäßen Dienste nur da noch recht am Leben, wo die Phantasie, die sie hervorgebracht hat, eine ästhetisch disziplinierte war, wie bei dem formenreichen und schönheitsstimmigen Volk der Griechen. Aber gerade hier strebte der denkende Geist schon früh über die vielen Göttergestalten der Volksereligion hinaus dem Romäus zu, wie denn auch der Olymp der Poesie sich je länger, je mehr in seinem Haupte, dem »Vater der Menschen und Götter«, einheitlich aufspitzte.

Von einer andern Seite her stellt sich noch unvermeidlich und mit der Übermacht offensichtbarer Beweise der Einheitlichkeit Gottesgedanke ein, wo das oben angedeutete religiöse Motiv des Gottesglaubens reiner und kräftiger wirkt und Interessen nicht sowohl des Daseins als vielmehr der sittlichen Verbindlichkeit maßgebend dafür sind. Eine prinzipiell etablierte Religion, wie die iranische Zoroastrianer, erkennt trotz ihrer dualistischen Mythologie doch nur dem einen guten G. den schließlich Sieg zu. Die gleiche Tendenz aus Vereinfachung und Vereinigung der vielen Volksgötter in einer einheitlichen Spitze weist auch die Entwicklung des Gottesgedankens in Ägypten, Indien und namentlich in Indien auf, wo freilich das

persönliche All-Eins, das Brahma hieß, im Buddhismus in das Nichts umklug und sich uns solcher-gehalt das denkwürdige Schauspiel einer ursprünglich atheistisch gemeinten, freilich sofort zur Vergöttlichung ihres Urhebers fortschreitenden Religion darbot. Und wenn weiterhin die vergöttlichten Naturkräfte auch den ursprünglichen Hintergrund aller semitischen Religionen bildeten, so hat doch wenigstens in der hebräischen Religion die Disposition zur monotheistischen Zusammenschauung durchgeschlagen und ist der Polytheismus durch einen seit Moses allmählich erstarken, von den Propheten mit sittlichem Gehalt erfüllten, dabei immer transzendenter gefassten Theismus überwunden worden. So kam es zu der einheitlichen und persönlichen Spitze des hebräischen Monotheismus, den dann der Islam teils seines sittlichen Gehalts beraubt, teils aber auch noch abstrakter gefaßt, noch schärfer zugeschliffen hat, während eine gewisse Korrektur der semitischen Transzendenz schon in den ersten Rundgebungen des Christentums gefunden werden kann (Apostelg. 17, 28; Eph. 4, 6; Röm. 11, 36; 1. Kor. 15, 28; vgl. auch Sir. 43, 27).

Der fernere Verlauf, den die Entwicklung des christlichen Gottesgebaltens genommen hat, war bedingt durch die seitens der Kirchenväter von den spätern Platonikern entlehnte Kategorie des grenzenlosen, unbestimmten, durchaus bestimmungslosen Seins, das eigentlich die religiöse Vorstellung von Gottes Persönlichkeit ausschließt und den allgemeinen Hintergrund einer pantheistischen Weltanschauung bildet. Während dieser Gottesbegriff den Vorteil bot, aller sinnlichen Elemente entleert und von dem hebräischen Bodensatz des Anthropomorphismus und Anthropopathismus gründlich rein gelegt, auch der philosophischen Bildung der römischen Kaiserzeit unmittelbar verständlich zu sein, ragt anderseits allenthalben schon in das Bewußtsein der alten katholischen Kirche herein die jüdische Erbschaft einer Vorstellung Gottes als eines ins Ungeheure gesteigerten Menschen, der von außen her die Welt in Bewegung setzt und inbegriffen selbst von dem sittlichen Zweck verschiedene Zwecke in derselben verfolgt. Waren schon diese beiden sich ganz spröde zueinander verhaltenden Elemente schwer miteinander in Einklang zu bringen, so kamen nun noch hinzu die konkreten Bestimmungen der kirchlichen Dreieinigkeitslehre, die weder zu der massiven Gottesvorstellung und dem strengen Monotheismus des Hebraismus noch zu dem Platonischen Schema des Absoluten stimmen. Die verschiedenen Versuche, die gemacht wurden, um diese Unvereinlichkeiten zu glätten, bilden die Geschichte des christlichen Gottesbegriffs.

Ein bekanntes Kapitel machen die schon seit dem 2. Jahrh. angestrebten Beweise für das Dasein Gottes aus, die wenigstens den Wert denkender Nachzeichnung des Weges beanspruchen können, auf dem die Vorstellung Gottes zu deutlicherer Fixierung gelangt ist. Unter ihnen hatten sich jederzeit der kosmologische und der teleologische (physiko-theologische) des meisten Beifalls zu erfreuen. Zu jenem gelangte man, indem man von der Bewegung auf den Bewegter (die aristotelische Scholastik), aus der Zufälligkeit aller Dinge und Vorgänge der Welt, für die der zureichende Grund nicht in ihnen selbst liege, auf ein letztes Bedingendes schloß (kosmologischer Beweis). Da aber in der Reihe von Ursachen und Wirkungen ein Letztes, darüber hinaus nicht weiter gefragt werden darf, nur willkürlich angenommen wird, spricht man jetzt lieber von einer gesegneten Wechselwirkung aller endlichen Ursachen, darin die einheitliche

Grundursache zur Erscheinung komme. Weil ferner unser Denken ebenso wesentlich teleologisch wie kausal gerichtet ist, erstrebte man den Begriff der Ursache mit demjenigen des Endzwecks, indem man aus dem mancherlei Symptomen von Anordnung, Absicht und Zweck in der Welt auf einen vernünftigen Welturheber schloß (teleologischer Beweis). Dabei konnte man sich jedoch auf die Dauer nicht verhehlen, daß der einen Reihe unserer Erfahrungen, die zu solchem Schluß auffordert, eine andre gegenübersteht, die dagegen protestiert, so daß zuletzt die Schule Herberts nur noch von einer auf diesen auch nach Kant achtungswürdigen Beweis zu gründenden höchsten Wahrscheinlichkeit sprach. Schon um 400 bereitete Augustin neben diesen aus dem Griechentum übernommenen Beweisen einen neuen vor, den dann um 1100 Anselm von Canterbury auf eine unglückliche Schulformel brachte (ontologischer Beweis), indem er von dem Begriff des vollkommensten Seins auf seine Existenz schloß, weil, wenn ihm diese abginge, ein noch vollkommeneres Seien denkbar wäre. Also: »Diese Geschichte ist die schönste von allen, die ich je las, folglich muß sie auch eine wahre sein, sonst würde mir die unbedeutendste Geschichte, wenn sie nur wenigstens wahr ist, besser gefallen.«

Noch ehe Kant das Unzureichende aller dieser Beweise endgültig dartat, indem er an ihre Stelle, wenn gleich nicht mit wissenschaftlicher Gültigkeit, den moralischen Beweis setzte, der von dem Vorhandensein des menschlichen Bewußtseins als eines sittlichen auf dessen urbildlichen Urheber und Würgen für die Erreichbarkeit der Zwecke schloß und sonach nur eine Reflexion des frommen Bewußtseins über seine eigenen Zusammenhänge und Existenzbedingungen darstellt, hatte die Auffassung des 18. Jahrhunderts dem christlichen Gottesbegriff teils die trinitarische Bestimmtheit, teils den jüdischen Anthropomorphismus abgestreift und ihn so auf die farblose Idee des »höchsten Seins« (être suprême) reduziert, dessen Unfähigkeit, das religiöse Gefühl zu befriedigen, in dem Kultus der französischen Revolutionszeit in Erscheinung trat. Theoretisch wurde dieser leere Gottesbegriff überboten durch eine von Spinoza datierende, vorzugsweise aber durch Schelling und die Romantiker, durch Fichte und Schlegelmacher vertretene pantheistische Strömung. Man fand am rationalistischen Gottesbegriff namentlich auszusetzen, daß er G. als ein überweltliches Einzelwesen zu der Summe der übrigen Einzelwesen hinzurechne, wogegen die spekulative Philosophie sich wieder auf den Begriff des Absoluten zurückzog und es bald als Indifferenz (Schelling), bald als einfache Kausalität der Welt (Schlegelmacher), bald als absolute, in der Welt sich realisierende Vernunft (Hegel), reine Tätigkeit der Weltbegründung, actus purus (Niedermann), immer aber unpersönlich faßte, wie auch Fichtes moralische Weltordnung im Unterschied zu Kants G. gewesen war. Dem gegenüber zeigten sich die neuern Religionsphilosophen und Theologen meist demüßt, den Begriff der Persönlichkeit mit demjenigen der Immanenz zu vereinigen, der als die dauernde Frucht unser neuern Philosophie galt, während eine neueste Schule von den philosophischen Voraussetzungen, unter denen sich die kirchliche Gotteslehre vom 2. Jahrh. an entwickelt hat, ganz abzusehen und alles, was an eine Substanz erinnert, aus dem Begriff herauszuschaffen, ja die ganze metaphysische Behandlung des Gottesbegriffs abzulehnen rät (Kitsch). Dieser Reformvorschlag bezieht sich auch auf die Lehre von den sogen. Eigenschaften

Gottes (attributa divina), die entweder durch Verneinung der dem menschlichen Geistesleben anhaftenden Schranken (via negationis) oder durch möglichste Steigerung von dessen Vorzügen (via eminentiae) gewonnen waren. Naturgemäß führte jener Weg zu leeren Abstraktionen, dieser zu unzureichenden Bildern. Aber nur die auf letztern Wege sich ergebenden, meist dem konkreten allseitigen Gemüthsbild entstammten Auslagen sind dazu angetan, das Verlangen des religiösen Gefühls nach einem lebendigen G. zu befriedigen. Dagegen gehören die aus dem erstern Wege gewonnenen Eigenschaften, wie Ewigkeit und Unveränderlichkeit, Allmacht und Allgegenwart, jenem philosophischen Schema des Absoluten an, das nur das Gegentheil der Welt bedeuten und religiös wertlos sein soll. Es haben daher viele Dogmatiker sich bemüht, gerade die Eigenschaften einzuschränken oder möglichst zu neutralisieren, den Begriff Gottes nicht sowohl unter dem allherkömmlichen Gesichtspunkt der Realität, als vielmehr unter dem des Zweckes zu fassen, wie man zugleich philosophischerseits sogar bald von einem allmählich entstehenden, von einem werdenden G., bald von einem zwar nicht schöpferischen, wohl aber als oberstes Ideal dem sittlichen Fortschritt vorstehenden G. geredet und die alte Verbindung von höchster Macht und sittlichem Geboten im Gottesbegriff aufgelöst, eben damit aber diesen letztern gefährdet hat. Da solchergehalt das eigentliche Problem schwierig irgendwo gelöst ist, scheint es vielen zeitgemäß, sich nach den besonders seit Kant zugänglichen Gründen seiner Unlösbarkeit zu erkundigen und mit Trendelenburg u. a. die einfache Unerkennbarkeit Gottes zu behaupten. Die Rechte jener Vordersprache, der sich alles lebendige Gottesbewußtsein, jede fräftige Gottesverfahung von jeher bedient hat und bedienen muß, werden aber auch von der andern Richtung nicht mehr angetastet, die, weil sie ein spekulatives Denken für im Gefolge der Religion unabsömmlich erachtet, an einer von dieser Seite her sich ergebenden Erkennbarkeit Gottes, d. h. an der Möglichkeit einer nicht bloß negativen Bestimmung des Begriffs des Absoluten, festhält. Was zu solchen Bildern greifen und mit ihrer Hilfe einen letzten Abbruch der praktischen Weltanschauung suchen und finden lehrt, ist schließlich immer eine Königung des persönlichen Geistes, der seine höchsten Werte unter Voraussetzung jeder andern, zumal einer rein materialistischen Weltanschauung mit dem Wahn der Zweck- und Ziellosigkeit bedroht sieht.

Gott, Johann von, f. Barnherzige Brüder.

Gotte, Alexander Wilhelm, Zoolog, geb. 31. Dez. 1840 in Petersburg, studierte seit 1859 in Dorpat Medizin, promovierte 1866 in Tübingen, wurde 1872 Assistent am zoologischen Institut der Universität Straßburg und habilitierte sich daselbst. 1877 wurde er zum außerordentlichen Professor, 1880 zum Direktor des städtischen Museums ernannt, 1882 ging er als ordentlicher Professor nach Kofnod, 1886 wieder nach Straßburg. Er schrieb: »Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Darmkanals im Hühnchen« (Tübingen 1867); »Über das Paar des Luftweibes« (das. 1867); »Entwicklungsgeschichte der Unke« (Leipzig 1875); »Entwicklung und Regeneration des Gliedmaßenfeldes der Molche« (das. 1879); »Abhandlungen zur Entwicklungsgeschichte« (Hamb. 1882—90, 5 Hefte); »Über den Ursprung des Todes« (das. 1883); »Holbeins Totentanz und seine Vorbilder« (Straßb. 1897); die populäre »Tierkunde« (2. Aufl., das. 1904); »Lehrbuch der Zoologie« (Leipzig 1902).

Götter, 1) Gustav Adolf, Graf von, preuß. Diplomat, geb. 26. März 1692 in Altenburg, gest. 28. Mai 1762 in Berlin, studierte die Rechte, unterlagte seit 1715 seinen Vater, gotthaischen Kammerdirektor, in Wien der Abwidlung finanzieller Geschäfte, gewann das Vertrauen des Prinzen Eugen, ward der Günstling vornehmer Damen und erlangte am kaiserlichen Hofe großen Einfluß. Seit 1717 als Legationssekretär Vertreter des Herzogs von Gotha am kaiserlichen Hof, ward er 1720 dessen außerordentlicher Gesandter, 1724 Reichsfreiherr, 1729 zugleich Kronratgesandter in Regensburg und 1732 preussischer Gesandter am Wiener Hof, zog sich aber 1736 auf das von ihm im Kofostil erbaute und mit zahlreichen Kunstwerken ausgeschmückte Schloß Kolsdorf bei Erfurt zurück, von wo er gleichzeitig das Amt eines preussischen Gesandten im oberächsischen Kreis versah. 1740, nach der Thronbesteigung Friedrichs II., der an seiner geistreichen, liebenswürdigen Unterhaltung besondern Gefallen fand, als Oberhofmarschall an den Hof gerufen, wurde er zum Reichsgrafen ernannt, Ende 1740 mit einer wichtigen Mission an Maria Theresia betraut, deren Scheitern den ersten schlesischen Krieg zur Folge hatte, ward 1743 Generaldirektor der Cper, 1744 einer der Kuratoren der Akademie der Wissenschaften und, nachdem er seiner Kränklichkeit wegen wieder fünf Jahre zu Kolsdorf in Ruhe hatte leben müssen, 1752 Generalpostmeister und 1753 dirigierender Minister im Generaldirektorium. Vgl. Ved., Graf Gustav Adolf v. G. (Gotha 1867).

2) Friedrich Wilhelm, Dichter, geb. 3. Sept. 1746 in Gotha, gest. daselbst 18. März 1797, studierte in Göttingen die Rechte, daneben englische, italienische und namentlich französische Literatur, insbes. die Dramatiker, und wagte, angeregt durch den Schauspielers Ekhof, selbst einige nicht unglückliche dramatische Versuche. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt (1766) ward er als zweiter Archivar daselbst angestellt und begleitete im folgenden Jahr den Freiherrn v. Gerninghaus als Legationssekretär nach Weimar. Doch verließ er die diplomatische Laufbahn, um 1768 als Erzieher zweier junger Edelleute nach Göttingen zurückzukehren, wo er mit Voie die Herausgabe des ersten deutschen »Museummanachs« besorgte und durch seine dazu geleisteten Beiträge seinen Dichterruf begründete. 1770 ging er als Legationssekretär wieder nach Weimar, wo er mit Goethe, Jerusalem u. a. verkehrte, und ward nach seiner Rückkehr nach Gotha Geheimsekretär daselbst. Aus Gesundheitsrückichten unternahm er 1774 eine Reise nach Lyon und lebte dann in seiner Vaterstadt den Rufen. G. war der letzte namhafte Vertreter des spezifisch französischen Geschmackes in der deutschen Poesie, der in forrester Nüchternheit und eleganter Versifikation seine Triumphe suchte. Seine Opern, Lustspiele und Schauspiele waren größtenteils nur Bearbeitungen französischer Originale; am bekanntesten wurden davon das Melodrama »Rebea« (1775), mit Wulff von Remba (1778). Seine Episteln, Lieder, Elegien, Erzählungen u. zeichnen sich durch schaltische Laune und weltmännischen Ton aus, sind aber ohne tiefere poetischen Wert. Seine »Medichte« erschienen gesammelt Gotha 1787—88, 2 Bde.; Bd. 3, als »Literarischer Nachlaß«, das. 1802. Vgl. Schöffer, Friedr. Wilh. G. Sein Leben und seine Werke (Hamb. 1894).

Götterbaum, f. Ailanthus.

Götterblume, f. Dodecatheon.

Götterdämmerung, falsche, aber in der nordischen Mythologie allgemein eingebürgerte Übersetzung

des altnordischen Wortes ragnarok, das »die (letzten) Schicksale der Götter«, den Weltuntergang bedeutet. Diese Zeit kündigt sich an durch drei Jahre, die mit schweren Kriegen erfüllt sind; Brüder bringen sich aus Hagbar ums Leben, und in Nord und Sippebruch schont der Vater nicht des Sohnes, der Sohn nicht des Vaters. Dann kommt der Himmelswinter, der drei Jahre dauert, ohne Sommer dazwischen. Sonne und Mond werden von Riesen verschlungen (ein Wythus, den die Verfinsterungen der Himmelskörper veranlaßt hatten); die Sterne fallen vom Himmel, die Erde hebt, die Bäume werden entwurzelt, die Berge stürzen zusammen, das Meer überflutet das Land. Der grimmige Fenrirwolf (s. Loki), bis dahin gefesselt, zerreißt seine Bande und fährt mit klaffendem Maule daher; sein Oberkiefer berührt den Himmel, sein Unterkiefer die Erde. Auch das große »Leichenschiff« Naglfar, gesteuert von Grim, dem Anführer der Reifrinen, wird bei der Überschwemmung flott, und die Widgarðschlange (s. Jormungand), von Riesennut ergriffen, erhebt sich aus dem Meer und speit Gift aus, daß Luft und Meer entzündet werden. Da birzt der Himmel; herangeritten kommen von Süden die Söhne Muspels, die Riesen der Flammenwelt, Surt an der Spitze, vor und hinter ihnen glühendes Feuer. Die Brüde Wyfrost bricht, indem sie darüber reiten. Das gesamte Heer der Götterfeinde sammelt sich auf der Ebene Vigrid, wo auch Loki nebst Hela ganzem Gefolge erscheint. Von Heimdall durch einen Stoß in das Giallarhorn geweckt und zum Kampf aufgerufen, versammeln sich die Götter und halten Rat. Dann zieht Odin mit allen Asen und Einbernern nach der Ebene Vigrid, wo nun sechs große Einzelkämpfe stattfinden: der Kampf Odins gegen den Fenrirwolf, der jenen verschlingt; der Kampf Thors gegen die Widgarðschlange, die jener erlegt, während er selbst von dem Gifte, das sie auf ihn speit, tot zur Erde fällt; der Kampf Freys gegen Surt, in dem ersterer erliegt; der Heimdalls gegen Loki, die sich beide töten; der Kampf Tys mit dem Riesenhund Garm, in dem beide fallen, und der Odins (Sohn Odins), der dem Fenrirwolf den Rachen entweicht. Zuletzt schenkt Surt Feuer über die Erde, und die ganze Welt verbrennt. Nach dem Weltbrand aber taucht eine neue, schönere Erde auf, auf der das Korn ungestört wächst, ein verzüngtes und geläutertes Göttergeschlecht entsteht; auch die Menschen erstehen wieder, und die Zeit des Friedens und der Unschuld erneuert sich. Nicht aber die Asen, sondern ein höherer, ungenannter Gott führt jetzt das Regiment der Welt. — Der Glaube an den Untergang der Welt durch Feuer war allen Germanen gemeinsam, da sich das altnordische, den Weltbrand bezeichnende Wort (muspell) im Altschwedischen und Althochdeutschen wiederfindet. Die Ausgestaltung des Mythos bis ins einzelne ist jedoch vermutlich erst im Norden erfolgt. Vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Bd. 5, S. 66 ff. (Berl. 1883); H. Olrik, Om Ragnarok (= Aarbogter f. nord. Oldk. og Hist., 1902, S. 157 ff.).

Götterdunst (Wöttergeruch), s. Diosma.

Gott erhalte Franz den Kaiser, die Anfangsworte der österreich. Volkshymne, die von L. v. Haschka gedichtet und von Joseph Haydn in Musik gesetzt ward. Sie wurde 12. Febr. 1797 zum erstenmal in Wien gesungen.

Götterfugeln, japanische, aus sehr reinem Pergamentstoff von der Insel Hondo sorgfältig geflügelte Auegeln von 4—17 cm Durchmesser, die bei der großen Durchsichtigkeit des Materials und der vollkommenen

Kugelform dem Beschauer nur die Bilder zeigen, die sich auf ihnen spiegeln. Wird die Kugel mit einem farbigen Punkt gezeichnet und dann in Rotation versetzt, so erblickt man einen farbigen Ring, der in der Luft zu schweben scheint.

Götterfuge, s. Mythologie.

Götterfräuer, Diomedes, s. Rutagen.

Göttervogel, s. Paradiesvogel.

Gottesacker, s. Begräbnisplatz.

Gottesanbeterin (*Mantis religiosa* L., s. Tafel »Geradflügler I«, Fig. 6), Insekt aus der Familie der Hangheuschrecken (*Mantidae*), 7 cm lang, mit herzförmigem Kopf, langen Vorstextfüßlern, stark verlängerten, stabförmigen ersten Brustring, zu Hangorganen umgestalteten Vorderbeinen mit sehr langen Hüften und Schienen, die wie die Ringe eines Keßlers in eine Doppelfreihe von Stacheln an den Schenkeln zurückgeschlagen werden können und in einem fischartigen Dorn enden. Der Hinterleib läuft in zwei gegliederte Keifen aus; von den Flügeln sind die vordern etwas lederartig und getrübt. Die Körperfärbung ist grün oder braungelb. Die G. bewohnt Afrika und Südeuropa, findet sich noch in Wäldern, im Breisgau und bei Frankfurt, nährt sich von Insekten und hat ihren Namen von den eigentümlich emporgehaltenen Vorderbeinen. Sie legt ihre langgestreckten Eier an einen Palm oder Zweig in regelmäßig geordnete Bündel und überzieht diese mit einem erbsenartigen Schleim (Tafel, Fig. 64). Eine noch abenteuerlichere Form zeigt *Gongylus strongyloides* von Vorneo aus Tafel »Geradflügler I«, Fig. 8.

Gottesäkte, s. Ägyptische Altertümer, S. 157.

Gottesbelohnung, Hüttenwerk, s. Hettstedt.

Gottesberg, Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Wartenburg, an der Staatsbahnlinie Köslin—Glatz, 592 m ü. M., mit einer evangelischen, einer katholischen und einer altkath. Kirche, Kinderheilanstalt, Amtsgericht, hat Steinkohlenbergbau, Porphyrbüchse, eine Bierbrauerei und Walzfabrikation und (1900) 8966 meist evang. Einwohner. Auf dem nahen Porphyrfelge *Bismarckhöhe* steht eine Bismarcksäule. Nördlich liegt der 779 m hohe Sattelwald. G. erhielt 1499 vom böhmischen König Vladislaw Stadtrecht.

Gottesboten, in der ältern Sprache soviel wie Apostel.

Gottesbrief, soviel wie Indultum feudale, s. Indult.

Gottesdienst, gewöhnlich soviel wie Kultus (s. d.). Da die Religion (s. d.) auf einer praktischen Nötigung des persönlichen Geisteslebens beruht, ist es natürlich, daß auch die Nötigung des praktisch empfundnen Gegenstandes von Freiheit und Notwendigkeit zunächst auf dem praktischen Wege des Opfers erfolgt, in dem der Mensch sein kleines dem großen göttlichen Leben unterwirft und dienstbar macht. So ist aller Kultus zunächst G., es soll dadurch auf Gott eingewirkt, die Begünstigung göttlicher Vergeltung oder Belohnung erzielt werden. So ist es noch im Katholizismus, wo der Kultus als die in Praxis umgesetzte Lehre von der Rechtfertigung aus Verdienst der Werke erscheint und die Kirche daher als Heilanstalt durch geweihte Organe einen verdienstlichen G. zugunsten einer Versammlung feiert, die nur passiv zur Kirche gehört. Dagegen ist das Wort G. eigentlich nicht mehr am Platz für den protestantischen Kultus, in dem eine gläubige Gemeinde ohne priesterliche Vermittlung vor Gott hintritt, nach Luther: um Verschuldigung für ihre religiösen Bedürfnisse zu finden, nach Zwingli: um ihre

Frömmigkeit zu betätigen, nach gemeinsamen Grundsatz der Reformatoren: um durch Gottes Wort, das in der Predigt erschallt, belehrt und erzoget zu werden, so daß der Kultus hier um des Menschen, nicht mehr um Gottes Willen da ist, also jenem, nicht diesem damit ein Dienst geschieht.

Gottesdienst: Störung, f. Religionsfriede.

Gottesfreunde nannten sich die Mitglieder eines in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. gebildeten religiösen Bundes, der sich besonders am Rhein, in der Schweiz und in Schwaben ausbreitete. Zweck des Bundes war, in Zurückgezogenheit und Armut die Grundzüge der Mystik (f. d.) praktisch zu üben und das religiöse Leben zu vertiefen. Als Häupter der G. können Tauler, Sulo, Heinrich von Würdingen (f. v.) u. a. gelten. »Der große Gottesfreund im Oberlande«, dessen geheimnisvolle Persönlichkeit man in dem 1387 oder 1408 zu Wien verbrannten Nikolaus von Basel (so Schmidt) oder in dem Einsiedler Johann von Chur (so Zundt) entdeckt zu haben glaubte, ist nur eine Erfindung des originalisten unter den Gottesfreunden, des Straßburger Kaufmanns Nulman Werwin (f. v.). Vgl. E. Schmidt, Die G. im 14. Jahrhundert (Jena 1854) und Nikolaus von Basel (Wien 1866); Zundt, Les Amis de Dieu (Straßb. 1879); Denifle, Taulers Befehrer (bas. 1879; dazu »Zeitschrift für deutsches Altertum«, 1880 u. 1881); Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. 2 u. 3 (Leipz. 1881 u. 1892); Lauchert, Des Gottesfreundes im Oberlande Buch von den zwei Rannen (Wonn 1896).

Gottesfriede (Pax a. Treuga Dei, Trewa Dei, franz. Trêve de Dieu), im Mittelalter ein kirchliches Friedensgebot, wodurch das Feindrecht für bestimmte kirchlich geheiligte Tage und Zeiten und bezüglich gewisser Personen und Sachen beschränkt wurde. In Frankreich 1041 eingeführt, fand er von dort aus Eingang in Italien, Spanien, England und Deutschland (1081). Der G. erstreckte sich auf die Zeit vom Mittwoch Abend bis Montag Morgen, dann auf die Advent- und Fastenzeit; Geistliche, Mönche, Wallfahrer, Weiber, Kaufleute, Wanderer, Bauern, dann Kirchen, Störker, Ackergerät und Viehvieh hatten stets Frieden. Bruch des Gottesfriedens zog nach dreimaliger Mahnung die Exkommunikation nach sich, ferner Geldstrafen bis zur Vermögenskonfiskation. Nach 1230 wurde der G. erneuert. Die Vorschriften des Gottesfriedens wurden von der Landfriedensgesetzgebung später aufgenommen (f. Fehde und Kaufrecht). Vgl. K. L. v. H. v. n., Geschichte des Gottesfriedens (Leipz. 1857); Guberti, Gottesfrieden und Landfrieden (1. Teil, Ansb. 1892).

Gottesfurcht ist das aus der lebendigen Bergewärtigung der Erhabenheit Gottes sich ergebende Gefühl frommer Scheu, die Grundstimmung der alttestamentlichen Religiosität.

Gottesgab (früher Wintersgrün), Stadt in Böhmen, Bezirksf. Joachimsthal, 1028 m ü. M., im Erzgebirge, nahe der sächsischen Grenze, höchstgelegene Stadt Böhmens, treibt Stickerie, Spitzen, Weißwaren, Strumpf- und Handschuhfabrikation und hat (1900) 1314 deutsche Einwohner. Der früher hier betriebene Bergbau (auf Silber u. a.) ist aufgegeben. Ein großer Teil der Männer sucht als Hausierer oder Künstler in der Fremde Erwerb. In der Nähe östlich liegt der Reil der g. (1244 m) und nördlich der Fischteufelberg (1204 m), beide viel besucht, mit Ausflüchten und Unterkunftsstätten.

Gottesgabe, Saline, f. Rheine.

Gottesgerichte, s. wie Gottesurteile, f. Orakeln.

Gottesgerichtsbäume, f. Heilige Pflanzen.

Gottes Gnaden, von, f. Dei gratia.

Gottesgnadenfrant, f. Gratiola.

Gottesglaubend, f. Glaubenden, S. 248.

Gotteslästeren, Verhältnis zur Aufbeziehung des einer Kirche gehörigen oder in ihr gesammelten Geldes (auch Opfergeld); auch das Vermögen, das eine Kirche an barem Geld, ausgeleiherten Kapitalien oder sonstigen Reventen hat. S. Lutherischer Gotteslästeren.

Gotteslästerung (Blasphemie), Beschimpfung von Gegenständen religiöser Verehrung. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch (§ 166) bedroht mit Gefängnis von einem Tage bis zu 3 Jahren denjenigen, der öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert und dadurch ein Ärgernis gibt. Zur Strafbarkeit der G. ist mithin erforderlich: 1) Öffentlichkeit der Äußerung, d. h. Zugänglichkeit für einen nicht geschlossenen Kreis; 2) Roheit des Ausdrucks; 3) tatsächliche Erregung eines Ärgernisses, d. h. die Verletzung des religiösen Gefühls mindestens eines andern. Wesentlich strenger ist das österreichische Strafgesetzbuch (§ 122, Z. 1), das für strafbar erklärt: »wer durch Reden, Handlungen, in Druckwerken oder verbreiteten Schriften Gott lästert«. Die Strafe (§ 123, 124) beträgt im Mindestmaß 6 Monate Kerker und kann bis auf 10 Jahre schweren Kerker steigen.

Gotteslennung, f. Aitenuus.

Gottesmenschen, f. Chytrien.

Gottespfennig (Denarius dei), ursprünglich wohl eine in den Gotteslästern gelegte Gabe für die sichere Aufbewahrung eines Kaufbriefes in demselben; später (und heute nur noch perikularrechtlich, z. B. im Lübecker und Hamburger Stadtrecht, erwähnt) ist G. ein zur Bestätigung eines gültig abgeschlossenen (Kauf-, Miet- u.) Vertrages gezahltes Geld, wofür sich anderwärts die Namen Kirzge, Draugelich, Weintaus, Weintaus, Gostpfennig u. dgl. finden.

Gottespfaffen, f. Karicistärer.

Gottesrucht, in Köln a. Rh. der Mittwoch nach Sonntag Quasimodo, an dem früher eine große Prozession zur Segnung der Äcker stattfand, wobei das »Gedenberntchen«, in der Hand ein Horn, auf dem Helm die Schmiedeeisenzeichen, vorauslief und sang. »Heilighenrucht« und »Heiligenmäddchen« nie fehlen durften, die sie in den Harnetzel verwiepen wurden.

Gottesurteile, f. Orakeln.

Gottesverehrung, f. Kultus.

Gottesvogel, f. Frol.

Gottfried (althochd. Gōtfrīt, »der Frieden mit Gott hat«, »Gottverbundener«), deutscher Namensname. Von Fürsten dieses Namens sind zu erwähnen: 1) G. II. der Mächtige, Herzog von Lothringen, besiegte mit seinem Vater Goyelo den Grafen Edo von der Champagne (1037), wurde nach Goyelos Tode 1044 von Heinrich III. nur mit Oberlothringen belehnt, während sein Bruder Goyelo Niederlothringen erhielt, suchte das ganze Herzogtum mit Waffengewalt zu erringen und empörte sich schon 1044 mit Frankreich und Burgund Gölse gegen Heinrich III., wurde aber 1045 besiegt und in Weibichenstein gefangen gesetzt. 1046 begnadigt, unternahm er, der Borkämpfer fürstlicher Gewalt, 1047 einen neuen Aufstand gegen den mächtigen Kaiser, wurde aber 1050 wiederum besiegt, seines Landes beraubt und gefangen gesetzt. 1051 wieder eingekerkert, vermählte er sich 1054 mit der verwitweten Markgräfin Beatrice von Toscanen, verschönte sich mit dem Kaiser, der ihn gegen

den aufrührerischen Grafen Balduin von Flandern verwendete, und wurde 1067 zum kaiserlichen Stotthalter in Italien ernannt, erhielt das Herzogtum Spoleto und 1065 das Herzogtum Niederlothringen und starb 21. Dez. 1069 in Verdun. Vgl. Jung, Herzog G. der Bärtige (Karlsruhe 1884).

2) G. III. der Höderige, Herzog von Lothringen, Sohn des vorigen, folgte diesem 1069 im Herzogtum Niederlothringen und in der Grafschaft Verdun, ein feingebildeter, energischer Fürst, seit 1071 verunahmt mit der Stiefmutter seines Vaters, Rathilde von Tuscan, der Freundin Gregors VII., teilte deren religiöse Schwärmerei und römische Politik nicht, sondern hing treu an Deutschland und seinem König Heinrich IV. und besuchte Italien selten, wo ihn Heinrich noch mit dem Herzogtum Spoleto und der Mark Camerino belehnt hatte. Er kämpfte tapfer an der Spitze der Lothringer in der Schlacht bei Hohenburg (1075), wohnte dem Wormser Konzil (1076) bei, das Gregor VII. absetzte, wurde aber in demselben Jahr in Friesland ermordet, der letzte von dem Kammesstomn der alten lothringischen Herzoge. Vgl. Diekmann, G. II. der Pudliche (Erlang. 1885).

3) G. (IV.) von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, einer der Führer des ersten Kreuzzugs, Sohn Eustach, Grafen von Boulogne, und Ida von Lothringen, einer Schwester des vorigen, ward von diesem adoptiert, besaß zuerst nur die Grafschaft Bouillon nebst Verdun und die Mark Antwerpen, erhielt aber von Heinrich IV., dem er an der Schlacht an der Elster 1080 gegen Rudolf von Schwaben (dem nach der Sage G. selbst die tödliche Wunde beibrachte) und auf seinem Römerzug 1083 treu beistand, 1089 Niederlothringen. Er führte 1096 einen Teil des Kreuzheeres die Donau obwärts nach Konstantinopel, leistete nach blutigem, aber siegreichem Kampfe mit den Griechen 20. Jan. 1097 dem Kaiser Alexios den Lehnseid, tat sich bei der Belagerung und Erstürmung Jerusalems 15. Juli 1099 durch Tapferkeit hervor und war auch durch seine allgemein menschlichen Tugenden allen lieb und teuer. Daher wurde er 22. Juli 1099 zum König gewählt, nahm aber nur den Titel »Beschützer des heiligen Grabes« an, schlug 12. Aug. d. J. die Ägypter bei Ascalon und starb, nachdem er sich gegen die Herrschaftsansprüche des Patriarchen Daimbert sehr nachgiebig gezeigt hatte, 18. Juli 1100, ein edler Repräsentant des christlichen Rittertums. Sein Grabmal f. Tafel »Grabmäler«, fig. 7. Vgl. Köhricht, Geschichte des ersten Kreuzzugs (Jnnbr. 1901; dort reiche Nachweise).

Gottfried von Monmouth, f. Artur, S. 832.

Gottfried von Reifen, Minnesinger, aus einem ritterlichen Geschlecht in der Nähe von Uroch in Schwaben, lebte in der Umgebung von König Heinrich, dem Sohne Friedrichs II., zwischen 1234 und 1255. Seine Lieder sind meist in dem höfisch-ritterlichen Stil abgefaßt und zeigen ein Wohlgefallen an allen damals aktuellen Reimspielen; eine kleinere Zahl dagegen gehört dem volkstümlichen Genre der Lust an und eröffnet in volkreichen Zügen einen Einblick in das damalige Volkstleben. Eine Ausgabe lieferte Haupt (Leipzig, 1851). Vgl. G. Knob, G. v. R. und seine Lieder (Tübing. 1877).

Gottfried von Straßburg, deutscher Dichter des Mittelalters, der glänzende Stilist unter den höfischen Epikern, lebte am Ende des 12. Jahrh. und starb zwischen 1210 und 1220, war somit Zeitgenosse Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide. Er war wahrscheinlich

bürgerlichen Standes; wenn er stets »meister« und nie »her« genannt wird, so ist damit freilich nur auf die südliche Herkunft Gottfrieds hingewiesen. Durch gelehrte Bildung seine dichtenden Zeitgenossen fast alle überragend, verfaßte er um 1210 eine größere epische Dichtung: »Tristan und Isolde«. Sie zu vollenden, war ihm nicht beschieden. Der Stoff seines Epos ist aus Erzählungen monnigfaltigen Ursprungs zusammengekommen und hat seine Ausbildung durch französische Volksdichter in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. erlangt (vgl. Gollher, Die Sage von Tristan und Isolde, München 1887); er wurde bereits im 12. Jahrh. in weniger kunstvoller Weise von Eilhart von Oberg (s. d.) bearbeitet, wie die Tristanlage früh auch schon im Englischen, Spanischen, Dänischen, Norwegischen, Slowischen (Böhmischen) und selbst im Altgriechischen dichterische Gestalt gewonnen. G. hat als Quelle für sein Epos ein Werk des französischen Trouvère Thomas benutzt, das uns aber nur in Bruchstücken erhalten ist, die an einem kleinen Stück eine unmittelbare Vergleichung ermöglichen (»Le roman de Tristan par Thomas«, hrsg. von Sédier, Paris 1902, Bd. 1). Einigermassen ersetzt wird diese Quelle durch das Vorhandensein einer (leider fälschlich) nordischen Prosafälschung: »Tristrams Saga ok Isodars« (hrsg. von Kölbinger, Heilbr. 1878). Der Vergleich zeigt, daß die meisten Züge der Handlung schon dem Original angehören. Der Gang der Erzählung in »Tristan und Isolde« ist im wesentlichen folgender: Tristan, der Sohn Kinnoans von Barmenien und Blanchefleurs, wird nach dem frühen Tode seiner Eltern durch den treuen Markschall seines Vaters, Kual, erzogen und kommt nach monnigfachen Abenteuern zu seinem Oheim, König Marke von Cornwall. Dieser sendet Tristan aus, für ihn um Isolde, die schöne Königstochter in Irland, zu werben. Isolde, welche die Werbung annimmt, geht mit Tristan zu Schiff, und eine der Jungfrauen in ihrem Gefolge erhält von der Königin heimlich einen Minnetraut, den sie Isolde und ihrem Gemahl bei der Hochzeit zu trinken geben soll. Um beide mit unwandelbarer Treue aneinander zu fetten. Es ereignet sich aber das Unglück, daß Tristan und Isolde auf der Überfahrt den Zaubertonk, ohne von dessen Wirkung etwas zu wissen, trinken, worauf ihre Herzen von unwiderstehlicher Liebe zueinander ergriffen werden. Isolde wird die Gemahlin Markes, den nun das in allen Künsten der Liebeshugheit meisterhaft gewandte Paar fort und fort betrügt. Nach einer langen Reihe solcher Abenteuer endlich von Marke erloppt, zieht Tristan nach der Normandie, wo ihn die Liebe einer andern Isolde (Isolde Beichbond) leißelt, ohne daß er doch die alte Liebe zu Markes Waltin (der blonden Isolde) vergeßen konnte. Mit der Schilderung dieses Zwiepalts in Tristans Seele bricht Gottfrieds Gedicht ab. Die störenden fälschlichen und ästhetischen Mängel seines Stoffes hat G. nicht überwunden, so nicht einmal gefühlt. Aber dessen Grundmotiv, die allbezwingende Gewalt der Liebe, hat er mit einer Glut und Innigkeit erfaßt und mit einer Kunst der Darstellung durchgeführt wie kein anderer Dichter des Mittelalters. Der Stil des höchsten Epos mit seinen mannigfachen rhetorischen Mitteln hat bei ihm die zierliche Ausbildung, Vers und Reim haben den gleichmäßigsten Fluß und Wohlklang erreicht. Doch läßt er sich auch schon zu mühsiger Töndelei mit Worten und Reimen verleben. Ein feinsinniger Beurteiler der dichterischen Eigenart seiner Zeitgenossen, weiß er doch die gedankenswertere Kunst Wolframs von Eschenbach nicht zu würdigen und beschränkt sie

auf das befestigte. Namentlich auf die alemannischen Dichter gewann Gottfrieds Kunststil einen weitreichenden Einfluß. Wir besitzen von G. auch einige lyrische Gedichte; doch ist der unsangreiche, schwungvolle und reich mit Redeschmuck ausgestattete »Lobgesang auf die Jungfrau Maria« (Hrsg. von v. d. Vagen in dessen Sammlung der »Minnesinger« und in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 4; vgl. auch Watterich, G. von Strassburg, ein Sänger der Gottesminne, Leipzig 1858), der früher dem Dichter zugeschrieben wurde, nicht von ihm, wie Franz Pfeiffer »Germania«, Bd. 3) schlagend nachgewiesen hat. An der Fortsetzung von »Tristan und Isolde« haben sich bald nach Abschluß des Gedichtes zwei Poeten versucht: plump und troden Ulrich von Tübingen (f. d.), mehr dem Stil Gottfrieds sich nähernd, gewandt und anmutig Heinrich von Freiberg (f. d.), beide aber nach anderer Quelle als der von G. benutzten. Die älteste Ausgabe von »Tristan und Isolde« findet sich im 2. Band von Müllers »Sammlung altdeutscher Gedichte«; andre Ausgaben besorgten Fr. Weinrich v. d. Vagen (mit beiden Fortsetzungen, den Liedern u., Bresl. 1823), E. v. Groote (mit der Fortsetzung Heinrichs von Freiberg, Berl. 1821), Wahjmann (mit Ulrich, Leipzig 1843); Ausgaben mit Erläuterungen lieferten R. Bockheim (3. Aufl., das. 1890—91, 2 Bde.) und W. Gollner für Kirchners »Deutsche Nationalliteratur« (Stuttgart 1889). Übersetzungen von Gottfrieds Gedicht haben wir von Herrn Kurz (Stuttgart 1844, mit selbständigem Schluß; 3. Aufl. 1877), Simrod (Leipzig 1855, 2., ebenfalls mit Fortsetzung und Schluß verschiedene Auflage, das. 1875) und (die weitaus beste) von Böh. Berg (3. Aufl., Stuttgart 1901), mit einem Schluß nach den Bruchstücken des Trouvère Thomas. R. Zimmermanns mehr selbständige Behandlung des Stoffes ist unvollendet geblieben. R. Wagner hat die Sage zu einem musikalischen Drama verarbeitet. Vgl. R. Bockheim, Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit (Leipzig 1877).

Gottfried von Viterbo, Geschichtsschreiber, geb. um 1120, von deutscher und zwar sächsischer Abkunft und auf der Schule zu Bamberg gebildet, aber nebst seiner Familie zu Viterbo ansässig, war erst König Konrads III., dann fast 40 Jahre Kaiser Friedrichs I. Kaplan, wurde von diesem zu vielen wichtigen Sendungen verwendet und nahm an manchen Kriegszügen teil; auch zu Heinrich VI., den er wahrscheinlich unterrichtet hatte, stand er in engen Beziehungen. Er starb gegen Ende des Jahrhunderts. Außer einem für Heinrich VI. geschriebenen Gedicht: »Speculum regum«, verfaßte er ein großes, ihm gewidmetes Geschichtswerk: »Memoria seculorum«, das, aus Prosa und Versen gemischt, die ganze Weltgeschichte umfaßt, und von dem G. selbst eine neue Bearbeitung: »Panthcon«, hergestellt hat. Von historischem Wert ist nur die Behandlung der Zeiten Friedrichs I., die »Gesta Friderici«; das übrige Werk ist voll von Fabeln, die Erzählung geschmacklos, Metrik und Grammatik sind nachlässig. Trotzdem ist es im Mittelalter viel gelesen worden und hat mehrere Fortsetzungen gefunden. Gottfrieds Werke sind von Bais in den »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 22 (Hannov. 1872), herausgegeben; die »Gesta Friderici et Heinrich VI.« (die letztern sind aber nicht von G.) gleichzeitig in Sonderausgabe. Vgl. Ullmann, G. v. V. (Götting. 1863).

Gottfried (Godehard), Bischof von Hildesheim, geb. um 961 in der Nähe des Klosters Nieder-

altaich in Bayern, gest. 5. Mai 1038, ward bald Propst und 996 Abt dieses Klosters, reformierte, der strengen Richtung angehörig, auch die Klöster Tegernsee und Hersfeld und wurde 1022 Bischof von Hildesheim. Er tat viel für die geistige Erhebung seines Klerus, stiftete die Hildesheimer Domschule und ist im Dom zu Hildesheim begraben. 1132 kanonisiert, gab G., mittelbar durch das nach ihm benannte Hopsitz, dessen Gründungszeit unbekannt ist, seit Anfang des 14. Jahrh. dem bekannten Alpenpater seinen Namen (f. Sankt Gotthard). Einer seiner Schüler, Walther, hat sein Leben beschrieben (gedruckt in den »Monumenta Germaniae historica, Scriptores«, Bd. 11; übersetzt von Dölzer, 2. Aufl., Leipzig 1892).

Gotthard, St., Berg f. Sankt Gotthard.

Gotthardbahn

Gottheit, f. Gott.

Gottheit, Jeremias, Pseudonym des Schriftstellers Albert Bepius (f. d.).

Gotti, 1) Aurelio, ital. Schulmann und Kunstschriftsteller, geb. 16. März 1834 in Florenz, gest. 7. Jan. 1904 in Rom, wurde 1859 Schulinспектор, 1861 Direktor des öffentlichen Unterrichts in Tasclana und war 1864—78 Direktor der Galerien und Museen in Florenz. Er schrieb: »Giudizio e lavoro, cenni biografici« (2. Aufl., Flor. 1873); »Le gallerie e i musei di Firenze, discorso storico« (2. Aufl. 1875); »La vita di Michelangiolo Buonarroti« (1875; 2 Fde., mit Urkunden); »Vita di Vittorio Emanuele, re d'Italia« (1882); »Storia del Palazzo Vecchio in Firenze« (1889); »Vita del barone Bettino Ricasoli« (1895), dessen Briefe und Dokumentensammlung er mit Tabarrini herausgab (1886—94, 10 Bde.); »Pagine staccate della mia vita« (2. Aufl. 1896) u. a.

2) Girolamo Maria, Kardinal, geb. 29. März 1834 in Genua, trat im Alter von 16 Jahren in den Orden der unbefleckten Karmeliter ein und wurde nach Beendigung seiner Studien im Kloster Professor der Theologie und Philosophie in Genua und Dozent der Mathematik an der dortigen Seelschule. 1870 berief ihn der Ordensgeneral als theologischen Berater für das vatikanische Konzil nach Rom, zwei Jahre darauf wurde er Generalprokurator und 1881 General des Karmeliterordens. Nach großen Reisen in Europa und Palästina wurde er 1892 zum Erzbischof von Petra in partibus infidelium und zum päpstlichen Internuntius in Brasilien ernannt und 29. Nov. 1895 zum Kardinal erhoben. Im Juli 1902 wurde er als Nachfolger des Kardinals Ledochowski Präses der Kongregation der Propaganda und hatte nach dem Tode Leo's XIII. (20. Juli 1903) viel Aussicht, dessen Nachfolger zu werden.

Götting, Christian, Chemiker, geb. 16. Febr. 1854 in Würzburg (Schleswig-Holstein), gest. 6. April 1904 in Berlin, studierte in Leipzig, Gießen, Kiel und Greifswald Naturwissenschaft, speziell Chemie, war 1879—84 Lehrer an der Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde, wurde 1884 Dozent für Chemie an der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin und 1888 zum Professor und Vorstand des chemischen Instituts derselben ernannt. Er lieferte zahlreiche Untersuchungen anorganischer und organischer Verbindungen, eine Prüfung der Zuverlässigkeit der gebräuchlichsten Verfahrensweisen zur Bestimmung des im Eisen enthaltenen Gesamtphosphors (1893), beschäftigte sich mit der Erzeugung von Metallniederschlägen aus Aluminium, mit der Bräunung von Aluminium, mit der Verwendbarkeit des Acetylens auf feuertechnischem Gebiet, mit Verflüchtigung und

Vergoldung etc. Er schrieb: »Untersuchungen über die Bestimmung des Kohlenstoffes in Eisen und Stahl« (Berl. 1894).

Göttingen, Stadt und Stadtkreis im preuß. Regbez. Hildesheim, im ehemaligen Fürstentum G., 148 m ü. M., liegt annähernd im weiten Tal der Leine, am Fuß des östlich sich erhebenden, 380 m hohen Hainbergs, wird von der Reuen Leine (einem Mühlkanal) durchflossen, welche die Mündung von der Neustadt und der Altsiedel trennt. G. hat 6 evangelische, eine katholische und eine Baptistenkirche sowie eine Synagoge; darunter verdienen Erwähnung: die zweigeschürzte Hauptkirche St. Johannis aus dem 12. Jahrh. und die gotische Jakobikirche mit 98 m hohem Turm; ferner sind demerksenswert: das Universitätsgebäude am Wilhelmsplatz, der mit der Erzstatue König Wilhelms IV. (von Danneberg) geschmückt ist, das Bibliotheksgebäude, das Kollegienhaus am Weender Tor, das Rathaus am Markt, die Provinzialirrenanstalt,



südwestlich von der Stadt auf einem Hügel gelegen, die Anatomie, das naturhistorische Museum, das landwirtschaftliche Institut und das Gymnasium. An Denkmalen sind zu nennen: das Böhmerdenkmal (von Harpert), ein Denkmal des Dichters Bürger, ein Gauß-Weberdenkmal und ein Bismardturm. Die Zahl der Einwohner beläuft sich mit der Garnison (1 Infanterie-Reg. Nr. 82) auf (1900) 30.234, davon 2640 Katholiken und 638 Juden. In industrieller Beziehung sind nennenswert: die Fabrikation von Tuch- und Wollwaren, Jucker, Chemikalien, mathematischen, physikalischen, optischen und musikalischen Instrumenten, feinen Bad- und Fleischwaren und die Bierbrauerei. Auch ist der Buchhandel von Bedeutung. Der Handel wird unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsanstaltensstelle. G. ist Knotenpunkt der Staatsbahnhöfe Elze-Kassel und Hedra-G. sowie der Kleinbahn G.-Nittmarshausen. Unter den Bildungsanstalten nimmt die Universität den ersten Rang ein. Sie zählte 1903: 121 Dozenten, 1529 Studierende und hat eine Bibliothek, die gegenwärtig 500.000 Bände und 5000 Manuskripte umfaßt und besonders für neuere Literatur die reichste in Deutschland ist; ferner ein Kunstmuseum und ansehnliche Sammlungen (darunter Blumenbachs berühmte Schäufelnsammlung), Sternwarte, mehrere große klinische Anstalten, physikalisches Kabinett, ausgezeichneten botanischen Garten (von Dallier angelegt), chemisches Laboratorium, pädagogisches Seminar, landwirtschaftliche Akademie, naturwissenschaftliches Museum etc. Die königliche Societät der Wissenschaften (gleichfalls von Dallier gestiftet) zerfällt in drei Klassen: eine physikalische, mathematische und historische-philologische, und zählt gegenwärtig etwa 80 Mitglieder. Außerdem hat G. ein Gymnasium, eine Oberrealschule, Handelschule, Gewerbeschule, Waisenhaus, ein städtisches Altertums-museum, Theater etc. Von Behörden haben dort ihren Sitz das Landratsamt für den Landkreis G. und ein Landgericht. Der Magistrat zählt 7, das Kollegium der Bürgervorsteher 12 Mitglieder. In der Nähe der Stadt sind der Kobens. oder Kolligarten sowie die städtischen Anlagen am parkartig bewaldeten Hainberg und die Dörfer Grone, Bernde, Weismar und

Reinhausen mit dem Bürgeral vielbesuchte Punkte. Über Marialspring, nördlich von G., erheben sich die Ruinen der Burg Flecke, auf zwei isolierten Regellen bei Gelliehausen, südlich von der Stadt, die Trümmer der beiden Wälsen (s. d. 2) und weiter nach S. die Ruine der Burg Hannelein. Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die 12 Amtsgerichte zu: Duderstadt, Einbeck, Gieselsdöhlen, G., Herzberg, Moringen, Wülfen, Northeim, Osterode, Reinhausen, Alfeld und Jellerfeld. — G. kommt als Güttingi bereits in Urkunden von 950–960 vor und war lange Zeit nur ein Dorf, in dessen Feldmark die kaiserliche Pfalz Grone lag. Der Ort erhielt 1210 vom Kaiser Otto IV. Stadtrecht und war später zeitweilig (1286 bis 1463) Hauptstadt eines selbständigen Fürstentums. Das 14. Jahrh., in dem G. Mitglied der Hanse war, bildete die erste Glanzperiode der Stadt. Diese (schaffte 1530 den katholischen Gottesdienst ab. Im Dreißigjährigen Kriege wurde G. nach längerer Belagerung 2. Aug. 1626 von Tilly eingenommen und erit 11. Febr. 1632 vom Herzog Wilhelm von Weimar befreit. Der neue Aufschwung Göttingens beginnt mit Errichtung der Universität (1737), um die sich Albrecht v. Haller und Gerhard Adolf v. Münchhausen (s. d.) das größte Verdienst erworben. G. ist außerdem bekannt geworden durch den »Göttinger Dichterbund« (s. d.) und die 1837 erfolgte Abfertigung von sieben Professoren der »Göttinger Sieben«: Albrecht, Dahlmann, Enslin, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm und W. Weber, die gegen die Aufhebung der Verfassung durch König Ernst August protestiert hatten (vgl. Hannover [Königreich], Geschichte). Kgl. Köhler, Die Gründung der Universität G. (Götting. 1855); Unger, G. und die Georgia Augusta (dof. 1861); »Göttinger Professoren« (Gotha 1872); Frensdorff, G. in Vergangenheit und Gegenwart (2. Aufl., Götting. 1887); Erdmann, Geschichte der Kirchenreform in G. (dof. 1888); Mejer, Kulturgeschichtliche Bilder aus G. (Hannov. 1889); Behrens, Die mechanischen Werksstätten der Stadt G. (Halle 1900); Meyermann, Göttinger Hausmarken und Familienwappen (Hdt. 1904); »Urkundenbuch der Stadt G. 1401–1500« (Hrsg. von Schmid, Hannov. 1887); »Urkunden der Stadt G. aus dem 16. Jahrhundert« (Hrsg. von Hoffmann und Kötter, Götting. 1881).

Göttinger Dichterbund, eine in der Geschichte der deutschen Literatur vielgenannte Vereinigung jüngerer Dichter der Sturm- und Drangperiode, die für die Entfaltung der deutschen Lyrik Bemerkenswertes erreichte. H. Chr. Voie (s. d.) hatte während seiner Studienzeit in Göttingen sich mit Fr. W. Gotter (s. d. 2) zur Herausgabe des ersten deutschen »Majen-almanachs« (von 1770) vereinigt. An ihn schloffen sich J. H. Voss, der sich später mit Voies Schwester Ernejine verlobte, der junge Cramer, der Sohn von Klopstocks Freund, der Rheinländer Vahn an, doch waren sie Voies Wesen sehr entgegengelegte Naturen und nicht frei von schwärmerischer Uebertreibung. Ihre ideale Begeisterung für Religion, Tugend und Vaterland war durchaus von Klopstock, ihrem bewunderten Vorbild, abhängig. Ihr ehler Freundschafsbund erhielt seit der Zusammenkunft am 12. Sept. 1772, an der Voss, Müller, Vahn, Höltz und Behrs teilnahmen, festere Form. In wesentlichen Zusammenkünften suchte man sich gegenseitig in den Bestimmungen der Tugend und Deutschheit, im Haß gegen die »Littenverderber« Wieland und Voltaire, in der Bewunderung Klopstocks und vaterländischer

Bardepoesie zu stärken, huldigte dabei einem fanatischen Tyrannenhaß und einem Freiheitsgefühl, das nur bei Soph reale Unterlage hatte und nicht hinderte, daß das hocharistokratische poetische Brüderpaar Christian und Friedr. Leopold, Grafen zu Stolberg noch im Dezember 1772 dem Bunde mit Begeisterung beitraten. Bürger trat in freundschaftliche Beziehungen zum Bunde, doch gehörte er ihm nicht als Mitglied an. Durch die Stolberg wurde die Annäherung an Klopstock vermittelt, dessen 49. Geburtstag der Dichterbund 2. Juli 1773 mit einem Fest beging, bei dem man in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Hermanns (des Cheruskers) und Luthers Andenken trank, die Hute auf dem Kopf von Freiheit, von Deutschland, von Tugendgefang sprach und zuletzt Nietlands Bildnis und seine Dichtung »Iris und Zenide« verbrannte. Wichtiger und folgenreicher als der Klopstock-Enthusiasmus war die Neigung zu griechischen Studien, die in Soph ihren Hauptvertreter fand, sowie das Streben nach einem vollstimmlichen, langbaren Ton der Dichtung, das sich hauptsächlich in den Liedern Höpfls und Müllers offenbart. Schon 1773 verließen einzelne Mitglieder (auch die beiden Stolberg) Göttingen. Am 2. Juli 1774 wurde Leisewitz, der spätere Dichter des »Julius von Tarent«, aufgenommen, im September 1774 der kleine Kreis der zurückgebliebenen Mitglieder durch einen mehrtägigen Besuch Klopstocks erweitert. Gleichwohl löste sich der Bund unmittelbar darauf durch Zerstreuung seiner Mitglieder auf; Soph, der besten Seele und Mittelpunkt gewesen war, verließ Göttingen im Frühjahr 1775, übernahm allerdings in demselben Jahre die Redaktion des »Musenalmachs« aus Vöders Händen und wußte wenigstens während seines Wandbessers Aufenthalts durch Besuche und Korrespondenzen die Freunde noch einigermaßen beisammenzuhalten. Seit 1778 aber gingen alle Mitglieder ihre eignen Wege; selbst der Freundschaftsbund, in dem Soph und der jüngere Stolberg später in Götting beisammenlebten, löste sich mit einem gewaltsamen Bruch. Inzwischen war die kurze Periode hochfliegender Hoffnungen und Pläne, gemeinsamer Begeisterung für die talentvollsten Jünglinge des Göttinger Dichterbundes nicht ohne Nachwirkung geblieben. Der Rösche »Musenalmach« behauptete sich bis 1798; das beabsichtigt gewesene »Bundesbuch«, das Klopstock bevorzugen sollte, erschien niemals. Die Hauptantriebe für die Geschichte des Göttinger Dichterbundes bleiben die Briefe von Soph an Brüdner, Voie und namentlich an seine Frau Ernestine. — Den Namen »Vainbund«, mit dem der G. D. gewöhnlich bezeichnet wird, hat zuerst Soph in seinem Leben Höpfls (1804) angewendet, ohne Zweifel in Erinnerung daran, daß Klopstock einmal den »Hain« (d. h. den jungen Nachwuchs, die Sängerkunft) grüßen ließ. Der Name ist Klopstocks Ode »Der Dägel und der Hain« entlehnt und sollte die Bundesglieder als Anhänger der germanischen Bardepoesie bezeichnen im Gegensatz zu den Nachahmern der Griechen und Römer. Vgl. R. F. u. p., Der G. D. (Leipz. 1841); eine Auswahl der Dichtungen von Soph, Höpfl, Müller, F. Stolberg und Claudius gab Souer u. d. T.: »Der G. D.« in Bd. 49 und 50 von Klüppners »Deutscher Nationalliteratur« mit Einteilung heraus.

Göttinger Sieben, s. Göttingen.

Göttinger Wald, s. Thüringische Terrasse.

Göttingische gelehrte Anzeigen, die älteste der bestehenden literarisch-kritischen Zeitschriften Deutschlands, gegründet 1739 besonders durch Vermittlung der Göttinger »Königlichen Societät der Wissenschaft-

len« (s. Göttingen), unter deren Aufsicht sie heute noch erscheinen; der erste Herausgeber war Th. B. A. von Steinwehr, ihr ursprünglicher Titel »Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen«. Zu ihren Leitern gehörten hochberühmte deutsche Gelehrte, wie Albr. v. Haller (1747–53), der Orientalist Michaelis, der Archäolog Chr. W. Heyne (1770–1812), der Orientalist Eichhorn (1813–27), der Historiker Deeren (1827–38), der Germanist Benede (1838–42), der Philolog Sauppe (1863–74). Eifrige Mitarbeiter waren unter andern die Gebrüder Grimm, der Philolog K. C. Müller, der Orientalist Ewald, die Naturforscher Gauß und Wilh. Weber. 1902–04 lag die Leitung in den Händen des Professors Rudolf Weisner. Die Zeitschrift erscheint in Monatsheften und bringt inhalt- und umfangreiche Besprechungen der bedeutendsten Werke aller Wissenschaften, doch jezt vorwiegend der historisch-philologischen. Vgl. Oppermann, Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit (Hannov. 1844); Wästelsfeld, Die Mitarbeiter an den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1801–1890 (Götting. 1887); Roethe, Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen (in der »Historischen Zeitschrift der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen«, das. 1903).

Gottlichsa, Stadt in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Pirna, 837 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Baisenverorgungsanstalt, Genselngheim der Landesversicherungsanstalt, Moor- und Stadthab, Fäbrilation von Haus- und Küchengewand, Schulbänke u. Gerberei, Anstalt und Holzgäwerk und (1900) 1171 Einw. In der Nähe der 510 m hohe Augustusberg mit Aussichtsturm und im Göttingebacht eine Talsperre. Vgl. Kaullisch, Verwaltungsbericht der Stadt G. 1885–1889 (auch geographisch-statistisch, Leipz. 1890).

Göttingen, Ort im schweizer. Kanton Thurgau, Bezirk Kreuzlingen, 403 m ü. M., unterhalb Konstanz, am Einfluß des Rheins in den Untersee, Dampfschiffstation, mit 268 meist protest. Einwohnern, Fischerei, Gerberei, Rheinfähre und einem 1250 erbauten, restaurierten Schloß, in dem Papst Johann XXIII., Johannes Hus und Felix Hammerlein gefangen saßen.

Götting, Carl Wilhelm, Philolog, geb. 19. Jan. 1793 in Jena, gest. daselbst 20. Jan. 1869, Sohn des Chemikers Job. Friedr. Aug. G. (gest. 1849), studierte seit 1811 in Jena, zog 1814 als reitender Jäger gegen Frankreich, setzte dann seine Studien in Berlin fort und wurde 1816 Professor am Gymnasium in Rudolstadt, 1819 Direktor des neugegründeten Gymnasiums in Neuwied, 1822 außerordentlicher Professor an der Universität Jena, 1826 Direktor des philologischen Seminars und Universitätsbibliothekar, 1831 ordentlicher Professor. Seine bedeutendsten Schriften sind die Ausgaben von Aristoteles' »Politica« (Jena 1824) und »Oeconomicus« (das. 1830) sowie des Hesiod (Gotha 1831; 3. Ausg. von Hsch, Leipz. 1878); sodann aus dem Gebiet der griechischen Grammatik: »Theodosii Alexandrini grammatica« (das. 1822) und »Allgemeine Lehre vom Akzent der griechischen Sprache« (Jena 1835); endlich: »Geschichte der römischen Staatsverfassung bis zu Cäsars Tod« (Halle 1840); »Thucydides, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thymeleus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen« (Jena 1843, 2. Ausg. 1856) und »Zwölfzehn römische Illustationen aus dem klassischen Altertum« erschienen

Bb. 1 Halle 1851, Bb. 2 Münch. 1863; die »Opuscula academica« Leipz. 1869; den »Briefwechsel zwischen Goethe und G., 1824—1831« gab Kuno Fischer heraus (Münch. 1880). Er stiftete in Jena das archäologische Museum und die sogen. Rosenortlesungen vor einem weitem Publikum im Rosenort. Vgl. Lotholz, Karl Bith. G. (Stargarder Programme 1876 u. 1887); Wenib, R. Bb. G. und sein Verhältnis zu Goethe (»Preussische Jahrbücher«, 1881).

Gott mit uns, Devise des preuß. Kronenordens. Das Wort findet sich unter anderem im Buche Judith, 13, 12.

Gottorf (Gottorp), Schloss und Stadtteil der Stadt Schleswig (f. d.); Herzoge von Gottorf, Linie des Hauses Schleswig-Holstein (f. d.).

Gottschall (Godeschall), altdeutscher Mannesname, bedeutet soviel wie guter Diener oder Gottes Diener. Merkwürdig sind: 1) G. von Orbaix (Theolog des 9. Jahrh., Sohn eines sächsischen Grafen, Berno, wurde infolge eines Gelübdes schon in jarter Jugend dem Kloster zu Fulda übergeben. Auf seinen Wunsch von einer Synode zu Mainz 829 seiner Klostergebände entbunden, ward er auf Anstiften seines Abtes Gradanus Maurus von Ludwig dem Frommen genötigt, sie nochmals abzulegen. Im Kloster Orbaix (Diözese Soissons) studierte er nun die Schriften der Kirchenväter, besonders des Augustinus, dessen Lehre von der Erbsünde und von der Prädestination (f. d.) er sich in strengster Auffassung zu eigen machte. Wegen dieser Ansichten von Gradanus Maurus, nunmehr Erzbischof von Mainz, zur Rechenschaft gezogen, erschien G. in Mainz und überreichte sein Glaubensbekenntnis; der Erzbischof aber ließ ihn 848 als Ketzer verdammen und seinem Metropolitankirchenrat, Erzbischof von Reims, zur weiteren Bestrafung überantworten. Zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt, stand er, unverwundet mit der Kirche und ungebeugt, 868 oder 896 im Gefängnis. Vgl. Borrasch, G. von Orbaix (Thorn 1868); Gaudard, G., moine d'Orbaix (St. Lucien 1888); Freytag in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte«, 1896, und in der »Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie«, 1896, 1897 u. 1901.

2) Führt der Obotriten, Wagrier und Polaben, Uboe Sohn, im St. Michaeliskloster zu Lüneburg erzogen, anfangs dem Christentum feindselig, schloß mit Herzog Bernhart II. von Sachsen Frieden, lebte längere Zeit am Hofe Knuts d. Gr. von Dänemark, gründete 1043 in seiner Heimat Medlenburg im Einvernehmen mit Erzbischof Adalbert II. von Hamburg-Bremen ein großes Bistumreich, in dem er das Christentum ausbreitete, wurde aber 14. Juni 1066 bei einem Aufstand des heidnischen Volkes in der Kirche zu Lenzen erschlagen, worauf sein Reich verfiel. Sein Geschlecht erlosch um 1125.

Gottschalkenberg, f. Hohrohen.

Gottschall, Adolph von, Dichter und Schriftsteller, geb. 30. Sept. 1823 in Breslau, Sohn eines preussischen Artillerieoffiziers, studierte seit 1841 in Königsberg die Rechte und nahm lebhaften Anteil an der liberalen Bewegung in Ostpreußen, dem er in zwei anonymen Gedichtsammlungen: »Lieder der Gegenwart« (2. Aufl., Königsb. 1842) und »Zensurflüchtlinge« (2. Aufl., Zürich 1843), freien Ausdruck gab. Er wurde hierdurch rasch bekannt, geriet aber auch politisch in Konflikt, wurde von der Universität Breslau verwiesen und beendigte seine Studien in Königsberg, wo er 1846 als Doktor der Rechte promovierte und später als Dramaturg wirkte. 1848

siedelte G. nach Hamburg über, wo er zunächst eine Episode aus der Geschichte Hamburgs in der Tragödie »Hieronymus Smitzer« dramatisch bearbeitete. Die Dramen: »Ulrich von Hutten« und »Margarita Kobespierre« waren Vorläufer der stürmisch-revolutionären dramatischen und lyrischen Proben, mit denen G. die Jahre 1848—50 begrüßte und begleitete; das kleine Drama »Die Karfreitags«; die Tragödien: »Lambertine von Méricourt« (Hamb. 1850), »Herdnahb von Schill« (daf. 1851), die »Wiener Zünortellen« (daf. 1848) und die erste Sammlung seiner »Gedichte« (daf. 1850). Eine Art künstlerischen Abschlusses fand diese Periode in dem größern lyrisch-epischen Gedicht »Die Göttin, ein Hohelied vom Weibe« (Hamb. 1853; 2. Aufl., Bresl. 1876). 1852 heiratete G. Marie, Freiin von Seher-Thoß und nahm seinen Wohnsitz in Breslau. 1862 redigierte er die »Ostpreussische Zeitung«, 1863 machte er eine Reise nach Italien, die er in den »Reisebüchern aus Italien« (Bresl. 1864) lebendig beschreibt, 1864 wurde er von der Firma J. A. Brodhaus nach Leipzig berufen, um die Redaktion der Zeitschrift »Unsere Zeit« und der »Blätter für literarische Unterhaltung« zu übernehmen, die er bis 1888 führte. Zugleich war er jahrzehntelang als Kritiker des »Leipziger Tageblattes« tätig. 1864 wurde er vom Großherzog von Weimar zum Hofrat, später zum Geheimen Hofrat ernannt, 1877 vom deutschen Kaiser geadelt; an seinem 80. Geburtstage (1903) feierten ihn der Kaiser, die Stadt Leipzig und die Deutsche Schillerfestung Jahreshelge aus, Freunde und Verehrer überreichten ihm eine ansehnliche Ehrengabe. Als Lyriker bewährte sich G. noch in den durch den Krimkrieg geweckten Gefühlen »Sebastopol« (Bresl. 1856), den »Neuen Gedichten« (daf. 1858, darin an die Weira zu Reimen), den Sammlungen »Janus« (Leipz. 1873) und »Wunde Blüten« (Berl. 1891). Sonaliter-epischen Dichtungen veröffentlichte er ferner: »Carlo Jeno« (Bresl. 1854, 2. Aufl. 1877), »Raja« (daf. 1864, 3. Aufl. 1876), worin eine Episode des indischen Aufstandes behandelt wird, »König Pharo«, ein fionisches Epos (Leipz. 1872), »Wielins Wanderungen« (daf. 1887). Eine treffliche Leistung war sein Lustspiel »Pitt und Joge«, das 1854 zuerst in Breslau aufgeführt, seitdem die Kombe über alle deutschen Bühnen machte, um das der Verfasser in spätern Lustspielen »Die Diplomaten«, »Die Welt des Schwindels«, »Ein Vater auf Künbigung« (unter dem Pseudonym Karl Rudolf), »Der Spion von Rheinsberg«, »Schulröschen«, »So zählt man seine Schulden« nicht wieder erreichte. Von seinen Tragödien hatten »Rageppa« und namentlich »Katharina Howard« den größten Erfolg; neben ihnen sind zu nennen: »Der Nabob«, »Karl XII.«, »Die Rose von Kaukasus«, »Bernhart von Weimar«, »Amy Robart«, »Abella Stuart«, »Gutenberg«, »Nahab« und »Der Göze von Benedig« (die allern gesammelt in den »Dramatischen Werken«, 2. Aufl., Leipz. 1884, 12 Bde.). Erst spät wandte sich G. dem Roman zu und begann erfolgreich mit dem historischen Roman »Im Banne des Schwarzen Adlers« (Bresl. 1875, 4. Aufl. 1884); ihm folgten: »Wette Blätter« (daf. 1877, 3 Bde.), »Das goldene Kalb« (daf. 1880, 3 Bde.), »Das Fräulein von St. Amaranthe« (Berl. 1881, 3 Bde.), »Die Erbschaft des Blutes« (Bresl. 1881, 3 Bde.), »Die Papierprinzessin« (daf. 1883, 3 Bde.), »Verschollene Gräben« (daf. 1886, 3 Bde.), »Die Tochter Nubephals« (daf. 1889, 3 Bde.), »Der steinerne Gast« (daf. 1891), »Verlammte Epistelen« (daf. 1892, 2 Bde.), »Dämmerungen« (daf.

1893, 3 Bde.), »Aretin und sein Haus« (Berl. 1896), »Moderne Streiber« (Jena 1896, 2 Bde.), »Auf freien Bahnen« (Daf. 1900, 2 Bde.); daneben die Novellen und Erzählungen: »Schulröschen« (Bresl. 1886), »Romeo und Julie am Regal« (Dresd. 1892), »Eine Dichtertede« (Daf. 1894), »Das Mädchen vom Frohner Bied« (Bresl. 1898), »Ariadne« (Berl. 1902). — Außerdem entfaltete G. eine sehr rege Tätigkeit als Kritiker und Literaturhistoriker; seine Hauptwerke dieser Art sind »Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts« (7. Aufl., Bresl. 1901—02, 4 Bde.) und seine »Poetik« (6. Aufl., Daf. 1903, 2 Bde.). Hierzu kamen die »Porträts und Studien« (Bd. 1 und 2: »Literarische Charakterköpfe«, Leipz. 1870; Bd. 3 und 4: »Paris unter dem zweiten Kaiserreich«, 1871), die »Literarischen Totenlängen und Lebensfragen« (Leipz. 1885), »Das Theater und Drama der Chinesen« (Bresl. 1887); »Studien zur neuen deutschen Literatur« (Berl. 1892); die vergleichenden Studien »Zur Kritik des modernen Dramas« (Daf. 1900), das Charakterbild »Georg Herbs« (Leipz. 1898) sowie Darstellungen über Schiller, Lessing und Goethe in Reclams Universal-Bibliothek. Auch der von G. zusammengestellte »Blütenkranz neuer deutscher Dichtung« (12. Aufl., Bresl. 1897), sein »Deutsches Pronomenalbum in Wort und Bild« (2. Aufl., Leipz. 1884) und seine »Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller« (8. Aufl., Daf. 1893) sind hier zu erwähnen. Im Verein mit hervorragenden Historikern gab G. den »Deutschen Blüthen« (Leipz. 1874—88, 12 Bde.) heraus und veröffentlichte seltene Erinnerungen »Aus meiner Jugend« (Berl. 1898). Gottschck's vielseitiges Talent wurde durch rhetorische Wortfälle getrübt und gelangte infolge allzu rastloser Produktion und unzulänglicher Eigenart nicht zur Vollendung. G. ging von jungdeutschen Tendenzen aus, schloß sich aber bald noch entschiedener an Schiller an, offenbarte einen lebhaften Sinn für große historische Ideen und pathetische Darstellungen und wußte als Kritiker oft mit seinem ästhetischen Verständnis den Kern der Dichtungen zu erschließen. Aber sein schwacher Wirklichkeitsinn beeinträchtigte Schaffen und Kritik und brachte ihn in solchen Gegensatz zu den Bestrebungen der neuesten Zeit.

Gottschck. 1) Johann Christoph, Schriftsteller, geb. 2. Febr. 1700 zu Jüdithen (Jubitten) bei Königsberg i. Pr. als Sohn eines Predigers, gest. 12. Dez. 1766 in Leipzig, bezog frühzeitig die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, widmete sich jedoch bald ausschließlich dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften. 1724 rückte er aus Furcht vor den preussischen Werbem, die ihn wegen seiner stattlichen Größe ins Auge gefaßt hatten, nach Leipzig, wo der berühmte Polyhistor J. B. Wende ihn zum Privatlehrer seines ältesten Sohnes ernannte. Noch in demselben Jahre habilitierte sich G. mit einer im Geiste der Wolff'schen Philosophie abgefaßten Abhandlung und eröffnete Vorlesungen über die schönen Wissenschaften. Wende führte ihn in die Göttinger poetische Gesellschaft ein, aus der G., zum Senior erwählt, eine »Deutsche Gesellschaft« (1727) und eine bedeutende Pflanzstätte der Poesie und Beredsamkeit machte; sie bestand noch jetzt. 1730 wurde er zum außerordentlichen Professor der Poesie und 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt. G. begann seine umfassende literarische Wirksamkeit bereits ein Jahr nach seiner Ankunft in Leipzig mit den Zeitschriften »Die vernünftigen Tablierinnen« (Halle u. Leipz. 1725—26, 2 Bde.)

und »Der Biedermann« (Daf. 1727), deren Hauptinhalt belehrende und erbauliche Aufsätze nach Art der englischen moralischen Wochenchriften ausmachten. Darauf folgte eine Reihe anderer Zeitschriften mit vorwiegend ästhetisch-literarhistorischem Inhalt: »Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit« (Leipz. 1732); »Neuer Bilderzaal der schönen Wissenschaften und freien Künste« (Daf. 1745—54); »Das Neue aus der annuitanten Gelehrsamkeit« (Daf. 1751—62). Durch diese Zeitschriften erwarb er sich ein unzugbares Verdienst um die Sprache, insofern er sie durch möglichste Verbanung der Fremdwörter, Deutlichkeit des Ausdrucks und künstlerische Durchbildung des Stiles zu vervollkommen suchte. Neben seinen Zeitschriften sind seine Lehrbücher zu erwähnen: »Ausführliche Redekunst« (Hannov. 1728, 6. Aufl. 1759), »Grundlegung einer deutschen Sprachkunst« (Leipz. 1748) und vor allem der »Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen« (Daf. 1730 u. d.). Hier gibt er ein vollständiges System der Dichtgattungen, doch geht er nicht darauf aus, ihr inneres Wesen zu ergründen, sondern nur darauf, die Dichter zu äußerlicher Befolgung der überlieferten Regeln anzuhalten. Durch diese Tendenz seiner kritischen Dichtkunst geriet er mit den Schweizern Bodmer und Breitinger, welche die Theorie der Poesie tiefer aufgriffen, in einen Gegensatz, aus dem sich seit 1740 eine heftige Polemik entwickelte. G. zog in dieser Polemik den Lützen, zumal nachdem die Schweizer 1748 in Klopstock einen Dichter gefunden hatten, der ihre Ideale zu verwirklichen schien, und G. sich dadurch lächerlich machte, daß er gegenüber der Reife den »Hermann« von Schönaich (f. d.) als die höchste epische Leistung der Deutschen anpries. Unter den dichterischen Gattungen wendete er dem Drama die meiste Sorge und Aufmerksamkeit zu. Hier waren es vor allem die Haupt- und Staatsaktionen und die Opern, denen er den Krieg erklärte, in dem er auch Sieger blieb. Er hatte sich vorgefetzt, ein deutsches Theater nach dem Muster des französischen zu gründen, und diesen Zweck suchte er mit seiner Gattin durch zweckmäßige Uebersetzungen wie durch originale Produktionen zu erreichen. Sein aus Abbejion und Deschamps zusammengefügtes Trauerspiel »Der sterbende Cato« (Leipz. 1732) war freilich eine sehr schwache Leistung, wurde aber gleichwohl von seinen Anhängern bewundert. 1727 war der Theaterprinzipal Reuter mit seiner Truppe nach Leipzig gekommen; seine Frau, die eigentliche Seele der Unternehmung, ging auf Gottschck's Pläne ein und bewirkte wertvolle Reformen des Theaters, insbesondere des Spielplans. Später gab G. in seiner »Deutschen Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet« (Leipz. 1740—1745, 6 Bde.) eine Sammlung von Dramen heraus, die als Musterstücke gelten sollten und aus Originalbüchungen von G. selbst, von seiner Gattin, von J. C. Schlegel, Dujjorp, Ulrich sowie aus Uebersetzungen von Racine, Corneille, Voltaire, Destouches, Rotiere, Gotberg u. d. d. bestanden. Der poetische Gehalt der Sammlung ist, was die deutschen Dramen betrifft, außerordentlich mager, aber sie verdient doch vom geschichtlichen Standpunkt aus Beachtung und Anerkennung. G. hatte infolge seiner Einnengung in die Angelegenheiten des praktischen Bühnensinns manche Unannehmlichkeiten zu erdulden; 1741 gerieth er mit der Reuterin, die ihn in einem Vorspiel verpötte, ein Ereignis, das von Joh. Christ. Koss (f. d.) in einem komischen Epos besungen wurde; 1753

wurde er durch sein Auftreten gegen Beißes Operette »Der Teufel ist los« in eine ähnliche Streitigkeit verwickelt. Von da an beschäftigte er sich nur noch als Literarhistoriker mit der Bühne; eine Frucht dieser Studien ist sein »Wütiger Vortrag zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst« (Leipz. 1757—65), worin ein Verzeichnis aller dramatischen Produkte aus den Jahren 1450—1760 gegeben werden sollte. Das Werk ist nicht vollständig, aber noch heute ein wichtiges Hilfsmittel für das Studium der Geschichte des deutschen Schauspiels. Außerdem schrieb G. noch eine Menge Abhandlungen literarhistorischen und kritischen Inhalts sowie größere und kleinere philosophische Werke im Sinne der Wolffschen Schule. Auch übersepte er mehrere wichtige Erzeugnisse der französischen Aufklärungsliteratur, z. B. Fontenelles Schrift über die bedürfnisse der Natur (Leipz. 1830); von Bayles »Dictionnaire« erschien unter seiner Leitung eine deutsche Uebersetzung (das. 1741—44). In den Jahren von 1729—40 übte G. eine Art von literarischer Kleinherzhaftigkeit in Deutschland aus; dann kam sein Ansehen immer mehr, und seine vielseitigen Verdienste, seine nationale Begeisterung für die Hebung des deutschen Schrifttums wurden auch von Männern wie Lessing stark unterwirft. Vgl. Danzel, G. und seine Zeit (Leipz. 1848); Breitmair, Die poetische Theorie Gottschées und der Schweizer (Tübingen 1879); Reide, Zu Gottschées Lehrjahren (Königsb. 1892); Krause, G. und Flottwell, die Begründer der deutschen Gesellschaft in Königsberg (Leipz. 1894); E. Wolff, Gottschées Stellung im deutschen Bildungsleben (Miel 1895—97, 2 Bde.); am besten: Waniek, G. und die deutsche Literatur seiner Zeit (Leipz. 1897). Mit Nachdruck wirkte neuerdings E. Reichel für die Anerkennung Gottschées in den Werken: »Ein Gottschée-Denkmal« (Berl. 1900), »Gottschée. Biographische Skizze« (das. 1900), »G. und der Deutsche« (das. 1901) und »Kleines Gottschée-Wörterbuch« (das. 1902) sowie durch Begründung einer »Gottschée-Gesellschaft« in Berlin.

2) Luise Adelige von Viktorie, geb. Kulm, Gattin des vorigen, geb. 11. April 1713 in Danzig, gest. 26. Juni 1762 in Leipzig, lernte ihren spätern Gatten 1729 kennen, als dieser seine preussische Heimat bereiste, stand in den nächsten Jahren mit ihm in Briefwechsel und vermählte sich mit ihm 1735. Sie machte sich nicht nur mit mehreren neuern Sprachen vertraut, sondern erwarb sich auch wissenschaftliche Kenntnisse und bildete ihren Geshmack namentlich durch die Lektüre der englischen Dichter. In fruchtbarer und rastloser literarischer Tätigkeit ausgehend wie ihr Gatte, war sie vielfach über dessen Schwächen erhaben. In ihren »Briefen« (Dresd. 1771—72, 3 Bde.) zeigte sie seinen Sinn und Geshmack. Als dramatische Dichterin oder Bearbeiterin ausländischer Stücke wandte sie sich besonders eifrig dem Lustspiel zu. Sie übertrug in der »Deutschen Schaubühne« (vgl. oben, unter G. 1) mehrere französische Lustspiele nach Desmousses und Molière in Prosa, verlegte aber den Schauspiel nach Deutschland. In der »Pietät« im »Fischbentrock« (Nostod 1736) bearbeitete sie, ohne ihren Namen zu nennen, ein gegen die Janenisten gerichtetes französisches Lustspiel, in dem sie die Spitze gegen die deutschen Pietisten lehrte. Ihre Originalnustspiele (gleichfalls in der »Deutschen Schaubühne«) sind unbedeutend. In der »Hausfranzösin« eifert sie gegen die französischen Gouvernanten. Am lustigsten ist der »Zwilling«, der gegen die jüngere Poetengeneration gerichtet ist, die sich von der Diktatur

ihrer Rannes befreien wollte. Ihre »Geschichte« gab ihr Gatte mit ihrer Lebensbeschreibung (Leipz. 1763) heraus. Von ihren Uebersetzungen heben wir hervor die des »Spectator« (Leipz. 1739—43, 9 Bde.) sowie die von Pops »The rape of the lock« (das. 1744, neue Aufl. 1772). Vgl. Schlenker, Frau U. und die bürgerliche Komödie (Berl. 1885).

Gottschée, Stadt in Krain, 475 m ü. M., am Rinnseebach, der nach kurzen Lauf in der Erde versinkt, und an der Staatsbahnlinie Laibach-G., im Gottscheerland, einer dem Fürsten Auersperg gehörigen Herrschaft (seit 1791 Herzogtum); i. die ethnographische Karte von Österreich-Ungarn. Die Mehrzahl der Bevölkerung (Gottscheer, ca. 25,000 Seelen), die Viehzucht, Holzwarenherstellung sowie ausgedehnten Hausrathhandel mit Südräumen treibt, ist deutschen Ursprungs und soll von 300 fränkisch-thüringischen Familien abstammen, die um 1650 von Grafen von Ortenburg hier mitten unter Slaven angesiedelt wurden. Die Stadt G. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß (von 1650), eine neue Pfarrkirche, ein Unterghymnasium, eine Hochschule für Holzwirtschaft, Wollendensfabrikation, Bierbrauerei, elektrische Beleuchtung und (1900) 2421 deutsche Einwohner. Südlich von der Stadt liegt die Burgruine Friedrichstein. In der Umgebung finden sich mehrere Grotten, darunter die Friedrichsteiner Eishöhle, und ein Braunkohlenbergwerk. Vgl. Schröder, Ein Ausflug nach G. (Wien 1869) u. Wörterbuch der Minnart von G. (das. 1870); Hauffen, Die deutsche Sprachinsel G. (Wraz 1895).

Gottschid, Johannes, evang. Theolog, geb. 23. Nov. 1847 zu Kochau in der Altmark, wirkte seit 1871 als Gymnasiallehrer in Halle, Bismarckrode und in Torgau, wurde 1878 geistlicher Inspektor am Predigerontent in Magdeburg, 1882 ordentlicher Professor in Gießen und lebt seit 1892 in Tübingen. Er schrieb: »Luther als Katechet« (Gießen 1883); »Der evangelische Religionsunterricht in den obern Klassen höherer Schulen« (2. Aufl., Halle 1886); »Luthers Anschauungen vom christlichen Gottesdienst« (Freiburg 1887); »Die Glaubenseinheit der Evangelischen gegenüber Rom« (Gießen 1888); »Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie geprüft« (Freiburg 1890); »Die Bedeutung der historischen kritischen Schriftforschung für die evangelische Kirche« (das. 1892) u. a. Seit 1891 gibt er die »Zeitschrift für Theologie und Kirche« (Freiburg) heraus, in der er selbst zahlreiche Abhandlungen veröffentlichte.

Gottberg, f. Ballota.

Gottoltscher Nachtwinter, ein elektrischer Signalapparat aus Kriegerhofen, ähnlich dem Gonzschen Nachtsignalapparat (s. Gonz).

Gottweig (Gottweid), berühmte Benediktinerabtei in Niederösterreich, Bezirksamts Krems, Gemeinde Steinweg, auf weithin sichtbarer Höhe, 430 m ü. M., an der Staatsbahnlinie Krems-Herzogenburg gelegen, hat eine schöne Kirche, eine reichhaltige Bibliothek (über 60,000 Bände, 1200 Inkunabeln und 1100 Manuscripte), ein bedeutendes Archiv, Kupferstich-, Naturalien-, Altertümer- und Münzsammlungen und eine theologische Hausbibliothek. Die Abtei wurde 1072 vom Bischof Altmann von Passau gegründet und in der Folge wegen ihres Reichtums das »Stift zum klingenden Hellenig« genannt. 1719 wurde das Stiftsgebäude nach einem Brande neu ausgebaut. Der Abt von G., Gottfried Bessel, gab mit dem spätern Bamberger Bischof v. Pahn das »Chronicon Gattwicens« (1732) heraus. Vgl. »Urkunden

und Regesten zur Geschichte des Benediktinerstiftes G. (herg. von Fuchs in den „Fontes rerum austriacarum“, Wien 1901—03, 3 Tle.).

Götz, deutscher Name, Abkürzung von Gotsfried.

Götz (Goeß), 1) Johann Nikolaus, deutscher Dichter, geb. 9. Juli 1731 in Worms, gest. 4. Nov. 1781 in Winterburg, widmete sich in Halle dem Studium der Theologie und erhielt hier durch seine Freunde M. und Weim die erste Anregung zur Ausbildung seines poetischen Talents. Nachdem er einige Zeit Hauslehrer zu Forbach in Lothringen gewesen war und seine Jünglinge auf die Ritterakademie nach Lunville begleitet hatte, wurde er 1747 Feldprediger bei dem Regiment Royal-Allemand, das er auf seinen Feldzügen nach Flandern und Brabant begleitete, 1749 Prediger zu Hornbach im Zweibrückischen, 1754 zu Reichenheim, 1761 zu Winterburg in der Grafschaft Sponheim. Unter den sogenannten Anacreontikern zeichnete sich G. durch eine gewisse lebendige Sinnlichkeit sowie Reinheit und Anmut der Sprache aus. Mit M. gemeinsam übersehe er die Oden Anacreons in reimlosen Versen (Frankf. u. Leipz. 1746). Er sammelte seine Dichtungen u. d. T.: »Versuch eines Wormsers in Gedichten« (1745). Nach Götz' Tod veranstaltete Kramer eine Ausgabe seiner »Versmischten Gedichte« (Kammh. 1785). Einen Neubrud seiner »Gedichte aus den Jahren 1745—1765« veranstaltete Schüddeloff in den »Deutschen Literaturdenkmälern« (Stuttg. 1893), der auch »Briefe von und an J. N. G.« (Hofsteds. 1893) herausgab.

2) Ferdinand, Politiker und Hochverdiener, um das deutsche Vereinswesen, geb. 24. Mai 1826 in Leipzig, studierte Medizin, betrießte sich früh an turnerischen und burschenschaftlichen Bestrebungen und nahm 1849 am Dresdener Maiaufstand teil. 1861 wurde er praktischer Arzt, erst in Weishain, seit 1865 in Lindenau bei Leipzig. 1868—69 leitete er die »Deutsche Turnzeitung«, seit 1860 ist er ununterbrochen im Auswärtigen der deutschen Turnerschaft, war 1861—95 ihr Geschäftsführer und gab als solcher unter anderem das 3. staatliche Jahrbuch (Leipz. 1871) und 1879—96 fünf Ausgaben des »Handbuchs der deutschen Turnerschaft« (Leipz. u. Hof) heraus. Seit 1895 ist er Korrespondent der deutschen Turnerschaft. Er ist Mitverfasser der Schrift »Bahnfrei, deutscher Turners humor« (2. Aufl., Hof 1877) und schrieb »Vom rechten Turnersleben« (Leipz. 1891). Eine Sammlung seiner »Aufsätze und Gedichte« gab Rud. Lion (Hof 1883) heraus. 1867/70 war G. der Fortschrittspartei am nächsten stehend, Mitglied des norddeutschen, 1867—90 des deutschen Reichstags, in diesem in der national-liberalen Partei.

3) Theodor von, Maler, geb. 14. Dez. 1826 zu Zieschen in Schlesien, gest. 21. Juli 1892 in Dresden, bildete sich anfangs bei dem Genremaler Hansch in Dresden aus, gewann aber, nachdem er 1848 in das sächsische Heer eingetreten war, eine besondere Neigung für die Kriegsmalerei. Schon während des schleswig-holsteinischen Feldzugs von 1849 sammelte er Studien und Skizzen, zu größeren Bildern begeisterten ihn aber erst die Kriege von 1864—71. Den deutsch-französischen Krieg machte er als Kommandeur eines sächsischen Jägerbataillons mit, und 1872 nahm er als Oberstleutnant seinen Abschied, um sich ausschließlich der Kunst und den Standesinteressen seiner Kunstgenossen in Dresden zu widmen. Seine durch Gewandtheit der militärischen Einzelheiten und durch Treue der Beobachtung ausgezeichneten, im Kollekt minder wirksamen Hauptwerke sind: das 2. Jä-

gerbataillon beim Sturm auf die Däppler Schanzen, eine Episode aus der Schlacht bei Königgrätz, Scene aus der Schlacht bei Sedan (1875), Prinz Georg von Sachsen in der Schlacht bei St.-Privat (1876), das 2. preussische Gardebataillon beim Sturm auf St.-Privat (1877, im Besitz des Offizierkorps des Regiments), das 1. sächsische Mäntelregiment Nr. 17 bei Douay 31. Aug. 1870 (1881), Weiterkampf bei Warola-Lour und Kronprinz Albert von Sachsen nach der Schlacht bei Beaumont vom Prinzen Georg beglückwünscht (1887, in der Dresdener Galerie). Er hat auch Sport- und Jagdbilder gemalt.

4) Hermann, Komponist, geb. 17. Dez. 1840 in Königsberg i. Pr., gest. 3. Dez. 1876 in Villingen bei Zürich, erhielt zuerst geregelten Musikunterricht von L. Köhler in seiner Vaterstadt, wofür er auch (1858) die Universitätsbezog, um Mathematik zu studieren. Bald jedoch wählte er die Musik als Lebensberuf und wurde 1860 Schüler des Sternschen Konservatoriums in Berlin. 1863 kam er als Organist nach Winterthur, nahm aber frankreichs halber drei Jahre später seinen Wohnsitz in Zürich. G. war eine echt musikalische, gemüthvoll und poetisch angelegte Künstlernatur. Seine Oper »Der Widerspenstigen Zähmung« (nach Shaliscapere) sowie seine Symphonie in F dur haben allgemeinen Beifall erlangt. Eine unvollendete hinterlassene zweite Oper: »Francesca von Rimini«, zu der er den Text selbst schrieb, kam, beendet von Ernst Franke, 1877 in Mannheim u. a. O. zur Aufführung. Andere Werke von G. sind: »Känie«, für Chor und Orchester, ein Violin- und ein Klavierkonzert, Frühlingssoubrette, der 137. Psalm für Chor und Orchester, Klaviertrio (Op. 1), Klavierquartett (Op. 6), Klavierquintett (Op. 16), Lieder (Op. 3, 4, 12, 19), Männerchöre (Op. 20), gemischte Chöre (Op. 21), »Es tiegt so abendstille der See« (Tenor, Männerchor und Orchester) und einige Klavierstücke (vielhändige Sonate).

5) Wilhelm, Geograph, geb. 27. Aug. 1844 zu Schnabelweiß in Oberfranken, studierte 1861—65 Theologie und Philologie in Erlangen und Leipzig, wirkte 1867—74 als Gehilfengeograph in Lichtenau und Sulzbach, darauf als Kreislehrer in Kaiserlautern und Rünchen, wurde 1890 Professor an den königlich bayerischen Militärbildungsanstalten und 1899 Professor an der Technischen Hochschule in München. Er bereiste seit 1882 wiederholt die Nordhälfte der Balkanhalbinsel, 1897 und 1899 auch Rußland und schrieb: »Das Donaugebiet, mit Rücksicht auf seine Wasserstraßen nach den Hauptbildungspunkten der wirtschaftlichen Geographie dargestellt« (Stuttg. 1882); »Die Verkehrswege im Dienste des Welt Handels« (Daf. 1888); »Geographie für bayerische Mittelschulen« (mit S. Günther, 4. Aufl., Hamb. 1901); »Lehrbuch der wirtschaftlichen Geographie« (Stuttg. 1891); »Geographisch-historisches Handbuch von Bayern« (Münch. 1894—97, 2 Bde.); »Die Schifffahrt auf der obern Donau«, Denkschrift (Donauwörth 1901); »Länderkunde von Bayern« (in der Sammlung Götschen, Leipz. 1904); »Historische Geographie« (Bien 1904). Für die von Haack besorgte neue Ausgabe von Herzogs »Kaiserschlösser für protestantische Theologie und Kirche« bearbeitete G. die Länder.

6) Hermann, Maler und Kunstgewerbelehrer, geb. 28. Sept. 1848 in Donauersheim, gest. 29. Juli 1901 in Karlsruhe, wurde zuerst Lithograph und Dekorationsmaler in Karlsruhe, wo er zugleich die Technische Hochschule besuchte und dort bei M. Schröder als Schüler eintrat. Nachdem er den Krieg von 1870/71

mitgemacht, malte er eine Zeitlang Schlachtenbilder und wurde dann 1872 Schüler von H. Keller an der Kunstschule in Karlsruhe. Daraus war er mehrere Jahre als Illustrator für die Götze- und Schülerausgabe des Hallbergerischen Verlags tätig, und Mitte der 1870er Jahre begab er sich zu einem längeren Studienaufenthalt nach Italien. 1878 wurde er von Rom als Professor an die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe berufen, deren Direktor er 1882 wurde. In dieser Stellung hat er eine umfassende Tätigkeit entfaltet, die sich auf die Förderung des gesamten dachdeutschen Kunstgewerbes erstreckte. Nachdem er zunächst die Neuorganisation der Kunstgewerbeschule vollzogen, begründete er 1885 den Kunstgewerbeverein und 1890 das Kunstgewerdemuseum in Karlsruhe. 1887 rief er eine deutsche Kunstniederausstellung, 1892 eine deutsche Förderausstellung ins Leben. G. hat zahlreiche Entwürfe für das Kunstgewerbe, besonders für Arbeiten in Edelmetall, geschaffen und sich auch in Entwürfen zu Decorationen und sonstigen Anordnungen für öffentliche Feste und Festzüge als phantasievoller Künstler bewährt. Er schrieb: »Eine Orientreise« (Leipz. 1901).

7) Georg, Philolog, geb. 3. Nov. 1849 in Gempershausen bei Heildburg in Sachsen-Weimaringen, studierte 1870–73 in Leipzig, war dann Hauslehrer in Rußland und wurde 1875 Adjunkt an dem damals von der russischen Regierung in Leipzig unterhaltenen Seminar, 1877 zugleich Privatdozent daselbst, 1879 außerordentlicher und 1880 ordentlicher Professor in Jena. Von der großen Plautus-Ausgabe Ritschls lieferte G. mit Lösses Bearbeitungen die »Asinaria« (Leipz. 1881), des »Amphitruo« (1882) und des »Poenulus« (1884), allein des »Epidicus« (1878), »Curculio« (1879) und der »Aulularia« (1882) sowie Neubearbeitungen des »Mercator« (1883), »Stichus« (1883), der »Racchides« (1886), des »Pseudolus« (1887) und des »Miles gloriosus« (1891); eine Textausgabe des Plautus besorgte er mit Fr. Schöll (Leipz. 1892–96). Außerdem gibt er ein auf neun Bände berechnetes »Corpus glossariorum latinorum« (bis jetzt Bd. 2–7, Leipz. 1888–1903) heraus.

8) Johannes, Bildhauer, geb. 4. Okt. 1865 in Jülich, besuchte 1881–84 die Kunstgewerbeschule in Nürnberg, bildete sich dann 1884–85 auf der Kunstakademie in Berlin weiter und trat darauf in das Atelier von H. Weges, unter dessen Leitung er die Quadriga an der Nordseite der Halle am Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin ausführte. Schon vorher hatte er sich durch Vorträtbüsten und annähernde Werke der Kleinplastik, von denen eine Wasserträgerin für die Nationalgalerie angekauft wurde, bekannt gemacht. 1900 schuf er die Gruppe des Kurfürsten Joachim I. für die Siegesallee in Berlin und 1901 das Standbild der Königin Luise und das Gutenbergdenkmal für Magdeburg. Im Auftrage des Kaisers modellierte er die Standbilder der römischen Kaiser Antoninus Pius, Hadrian und Alexander Severus für den Brongezguss zur Anstellung auf der Saalburg. Zur Ausschmückung des Friedrichshagens in Berlin führte er einen Brunnen mit Darstellungen aus deutschen Wärdern aus.

9) Leopold Karl, altkathol. Kirchenhistoriker, geb. 7. Okt. 1868 in Karlsruhe, wurde 1891 Pfarrverweser, dann Pfarrer der altkatholischen Gemeinde in Passau, 1900 Professor am altkatholisch-theologischen Seminar in Bonn, wo er zugleich das »Alt-katholische Volksblatt« herausgibt, seit 1902 ist er außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät. Er

schrieb unter anderem: »Die Buhleere Euphrats« (Königsberg 1895); »Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholizismus« (Leipz. 1896); »Geschichte der Slawenapostel Konstantin (Epiphanius) und Methodius« (Weitha 1897); »Lazaristen und Jesuiten« (dof. 1898); »Rebenthoristen und Protestanten« (Weitha 1899); »Leo XIII. seine Weltanschauung u. seine Wirksamkeit quellenmäßig dargestellt« (Weitha 1899); »Jesuiten und Jesuitinnen. La société du Sacré Cœur« (dof. 1900); »Franz Heinrich Reusch« (dof. 1901); »Das Kiever Höhlenkloster als Kulturzentrum des vormongolischen Rußlands« (Passau 1904).

10) Johann, Graf von, f. Götze.

Götze von Verlichingen, f. Verlichingen.

Götze, jeder als höheres Wesen oder Abgott der ehrte Gegenstand, besonders das Götzenbild einer Gottheit, mag dasselbe ein Naturprodukt, z. B. ein Felsgebilde, eine Steinsäule, oder durch die (plastische) Kunst geschaffen sein. Der Götzendienst ist eine höhere Stufe des Heidentums (f. d.) und findet sich bei Völkern, die zwar nicht mehr der niedrigen Kulturgruppe angehören, aber nur einen mittlern Grad von Zivilisation erreicht haben, wie die Juden in der Zeit, wo sie Hausgötzen und das goldene Kalb verehrten. Von den Kirchens Vätern wurden auch die auf einem höheren Standpunkt stehenden Religionen der Ägypter, Griechen und Römer als Götzendienst gedankt, weil ihre Kulturbilder vielfach nicht bloß für Darstellungen der Götter, sondern für von ihnen besetzte Leiber galten. Mit den Heiligengöttern der christlichen Kirche geschieht indessen vielfach Ähnliches. Vgl. Schöls, Götzendienst und Zauberwesen bei den alten Hebräern und den benachbarten Völkern (Regensburg 1877).

Götze, 1) Robert von, preuß. General, geb. 30. Dez. 1829 in Rastel, wurde im Radettenforst erzogen, trat 1848 in das 9er ein, wurde 1861 Hauptmann und war 1866 beim Ersatzbataillon. Den deutsch-französischen Krieg machte er als Bataillonskommandeur mit, war 1877 Kommandeur des rheinischen Jägerbataillons Nr. 8, 1881 des 130. Regiments und Oberst, 1886 Generalmajor und Brigadekommandeur in Reg. 1889 Generalleutnant und Divisionskommandeur daselbst, 1890 in Frankfurt a. M. und 1893 kommandierender General des 7. Armeekorps in Würzburg, als welcher er, seit 1894 Chef des 1. Kolonialregiments Infanterieregiments Nr. 130 in Reg. 1898 seinen Abschied nahm.

2) Auguste, Sängerin und Gesanglehrerin, geb. 24. Febr. 1840 in Weimar als Tochter von Franz G. (geb. 10. Mai 1814 in Neustadt a. Orla, gest. 2. April 1888 in Leipzig), der 1836–52 als erster Tenorist an der Hofbühne zu Weimar, seitdem als Gesanglehrer in Leipzig, wirkte. Sie erhielt ihre Ausbildung durch ihren Vater, verlor aber plötzlich die Stimme, als sie eben im Begriff stand, ihre Bühnenaufbahn zu beginnen, und trat daher 1861–63 in Weimar, Würzburg und Wien als Schauspielerin mit Erfolg auf. Nach Wiedererlangung ihrer Stimmkraft widmete sie sich ausschließlich dem Konzertgange und feierte, besonders als Schwanengesängerin, auch in Holland und England Triumphe. 1870 nahm sie die Anstellung als Gesanglehrerin am Dresdener königlichen Konservatorium an, errichtete aber 1875 eine eigene Gesangsschule, die sie 1889 nach Leipzig verlegte, wo sie 1891–95 auch Gesangsunterricht am königlichen Konservatorium erteilte. Unter dem Pseudonym A. Weimar ist sie auch als dramatische Dichterin aufgetreten mit den Schauspielen »Suzanna Konnfort«

(1871, aufgeführt in Dresden), »Bittoria Accoramboni« (1878 in Weimar, gedruckt Leipzig, 1890), »Gräfin Osmont« (1884 in Dresden) und der Ergänzung von Schillers »Demetrius« (1893 in Weimar, gedruckt Dresd. 1897).

3) Emil, Bühnensänger (Tenor), geb. 19. Juli 1856 in Leipzig, gest. 28. Sept. 1901 in Berlin, war Schüler von G. Scharf in Dresden, wo er im Oktober 1878 an der Hofoper debütierte und engagiert wurde. 1881—85 war er erster Tenorist am Stadttheater in Köln, von wo aus er durch Gastspiele sich einen Namen machte, und lebte nach mehrjähriger Unterbrechung seiner Tätigkeit durch ein Halsleiden als königlicher Kammerfänger in Berlin.

4) Johann Melchior, f. Goetze.

Göphen, 1) Johann, Graf von, General im Dreißigjährigen Krieg, aus lüneburgischem adligen Geschlecht, geb. 1599, diente bis 1626 bei protestantischen Partei, trat aber hierauf in Wallensteins Armee, kommandierte auf Rügen und vor Stralsund (1628), wurde katholisch und erhielt den Freiherren-, dann den Grafenstand. Bei Nordlingen trug er wesentlich zum Siege der kaiserlichen Armee bei, 1636 trat er in die bayerische Armee, wurde aber 9. Aug. 1638 bei Wittewier gänzlich geschlagen. 1640 kämpfte G. unter kaiserlicher Fahne in Schlefien, 1644 gegen Georg Albrecht I. in Ungarn mit Erfolg, fiel aber in der Schlacht bei Janlau 6. März 1645. Er war der Stammvater einer in Böhmen und Schlefien reichbegüterten Familie.

2) Friedrich, Graf von, preuß. General, geb. 1767 in Potsdam, gest. 29. Febr. 1820 in Rudowa, trat bei der preussischen Kavallerie ein, ward 1798 Stabsrittmeister bei den Husaren, 1801 Major im Generalstab und 1804 Flügeladjutant des Königs. Im November 1806 beauftragt, die Verteidigung Schlesiens zu organisieren, wurde er im März 1807 Generalgouverneur dieser Provinz, führte mit Erfolg seine Aufgabe aus und trug viel dazu bei, daß Schlefien der preussischen Monarchie erhalten blieb. 1808 zum Mitglied der Armeereorganisations-Kommission ernannt, führte er 1809 von Schlefien aus geheime Unterhandlungen mit Österreich, wurde Chef des von ihm neuerrichteten 6. Husarenregiments, konnte aber wegen Kränklichkeit 1813 am Kriege nicht teilnehmen und trat auch als Generalgouverneur zurück. Ihm zu Ehren erhielt 1889 das 2. schlesische Husarenregiment Nr. 6 den Namen Husarenregiment Graf G., in Glatz ward ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. G. v. Biese und Kaiserswaldau, Friedrich Wilhelm Graf von G., Schlesiens Held in der Franzosenzeit 1806—07 (Berl. 1902).

3) Adolf, Graf von, preuß. Offizier und Afrikareisender, geb. 12. Mai 1866 auf Schloß Scharfeneck (Grafschaft Glatz), studierte Rechtswissenschaft, trat dann in die Armee ein, wurde 1887 Offizier und 1890 zur Vorkolonie nach Rom kommandiert. Nachdem er 1891 einen Jagdausflug zum Kilimandscharo unternommen hatte, führte er 1893—94 eine Durchquerung Afrikas von D. nach N. aus. Mit zwei Begleitern, v. Britting und Kerfing, 35 Soldaten und 600 Trägern brach G. 21. Dez. 1893 von Bangani auf, durchzog die Berglandschaft Itangil, überschritt den Kagera, gelangte in das bisher nur fagenhaft bekannte Königreich Ruanda, erzielte den längen Vulkan Kizungu und besah die nördliche Hälfte des noch gänzlich unerforschten Kivuflusses. Nach mühseligem, zweimonatigem March durch den Urwald erreichte G. 21. Sept. 1894 bei der Station Kirundo den Kongo

und 8. Dez. den Atlantischen Ozean. Von 1896—98 lebte G. als Militär- und Marineattaché in Washington; während des spanisch-amerikanischen Krieges war er dem amerikanischen Oberbefehlshaber als deutscher Militärattaché beigegeben. 1900 zum Hauptmann befördert, wurde er im Dezember als Nachfolger v. Liebert zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und im März 1901 mit dem Rang eines Majors zum Kommandeur der Schutztruppe deselbst ernannt. Er veröffentlichte: »Durch Afrika von Ost nach West« (Berl. 1896, 2. Aufl. 1899).

Gögenalp, vielbesuchte Alp, südlich über dem Rindissee, 1685 m ü. M. Vom nahen Barted (1684 m) hat man herrliche Aussicht.

Gögenbaum, Ficus religiosa, f. Ficus.

Gögenberger, Jakob, Maler, geb. 1802 in Heildelberg, gest. 6. Okt. 1866 in Darmstadt, war einer der ersten Schüler von Cornelius (sein 1820), hielt sich 1828—32 in Italien auf und widmete dann drei Jahre gemeinschaftlich mit Hermann und E. Förster den Fresken der Aula in Bonn, dem ersten monumentalen Werk der Düsseldorf-Schule des Cornelius, wobei ihm von den figurentreichen Darstellungen der vier Fakultäten mit ihren Vertretern der Hauptanteil an der Philosophie und Jurisprudenz zufiel. Hierauf zum dachstein Hofmaler und Galeriedirektor in Mannheim ernannt, schmückte er die Kapelle in Rierstein in Rheinheffen mit einem Freszenzyklus und 1844 die Trinitätskirche in Baden-Baden mit Freskobil dern aus den Märchen des Schwarzwaldes. Wegen eines Fehltritts seiner Stelle als Direktor der Galerie in Mannheim entbunden, war er darauf noch viele Jahre in England als Bildnis- und Freskomaler tätig.

Gögenbiersch, f. Göpe.

Göhlis, Marktflecken in Borsdorf, Bezirksamt. Kreis, 424 m ü. M., an der Staatsbahnlinie Feldsich-Bregenz, hat eine Kirche im romanischen Stil, Ruinen des Schlosses Neumontfort und (1900) 3370 Einw., die meist Stickerindustrie und Tricotweberei betreiben; westlich liegt der ausgedehnte Krumenberg (668 m).

Goltzowitz, Johann Ernst, f. Goltzowitz.

Gonachfarben, f. Deckfarben.

Gouachemalerei (franz., von ital. guazzo, »Wasserfarbe«, auch Guaschmalerei), Deckfarbenmalerei, ist eine Abart der Aquarellmalerei, wobei die mit Gummi oder Leim und destilliertem oder filtriertem Regenwasser bereiteten Farben nicht durchdringen oder sich miteinander verbinden, sondern sich decken. Während man bei der gewöhnlichen Aquarellmalerei für die Lichter das weiße Papier entweder gar nicht oder nur mit ganz schwachen Lackfarben übermalen, werden bei G. die hellen Stellen mit Weiß und andern hellen Farben auf den dunklern Grund aufgetragen (ausgehoben). Letztere werden zu diesem Behuf mit dem dener deckenden Weiß vernischt, wodurch zugleich eine schnellere und leichtere Beseitigung der Arbeit erzielt wird. Man malt Gouache nicht nur auf Papier, sondern auch auf Pergament, Seide, Atlas und Eisenblech (namentlich bei Fächern, die aus solchen Stoffen angefertigt werden, bei Adressen, Buch- und Altbüchdecken u. dgl.). Die G. umspannt alle Fächer der Malerei und ist gegenwärtig (in Deutschland namentlich durch M. Krenzel, G. v. Bartels u. a.) zu großer Vollkommenheit ausgebildet worden, so daß sie die reine Aquarellmalerei fast völlig verdrängt hat. Eine Abart ist die sogen. Halb-gouache, bei der man es vorzieht, bei sehr hellen Tönen den weissen oder hell übermalten Grund des

Papiers hervorscheinen zu lassen, statt mit Weiß aufzuzeichnen, im übrigen aber mit Deckfarben malt und die hellern Töne auf die dunklern austrägt. Die Farben sind dieselben wie bei der Aquarellmalerei (s. d. und die dort angeführte Literatur).

Gouda (auch *Ter-Gouw*), Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, nordöstlich von Rotterdam, an der Holländischen Pfissel und der Gouwe, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Utrecht-Rotterdam, altertümlich gebaut, mit breiten Kanalstraßen, hat 5 Kirchen (darunter die große St. Janskerke mit 44 farbenprächtigen Glosfenstern, von denen die 12 letzten 1555–77 von den Brüdern Dirk und Bouwer Izabeth gewalt find), eine städtische Bibliothek, ein schönes Rathaus (von 1449), Gymnasium, höhere Bürgerschule, Museum einheimischer Altertümer, ein Hospital, eine große Kaserne und (1900) 22,303 Einwo. Bedeutend ist die Fabrication von Tonpfeifen, Strärkerger, Zigarren, Bindfaden und Wam sowie der Handel in Butter und Käse.

Goudelin (fr. *goudelin*), Pierre, provenzalischer Dichter, geb. 13. oder 14. Juli 1580 in Toulouse, gest. daselbst 16. Sept. 1649, studierte die Rechte, widmete sich aber dann ganz der Poesie. Er hatte seinen Geist durch die Lektüre der klassischen Dichter genährt und wählte für seine Dichtungen die wohlklingende provenzalische Sprache. Sein Ruf verbreitete sich bald durch ganz Südfrankreich. Sorglos verlebte er sein kleines Vermögen und wäre in die drückendste Lage geraten, wenn ihm nicht der Gemeinderat von Toulouse eine Pension von 300 Livres bewilligt hätte. Sein Ende nahe fühlend, ging er in das dortige Kornelienkloster, wo er starb. Seine Gedichte, die aus Chants royaux, Balladen, Stanzas, Elegien und Epigrammen bestehen, zeichnen sich durch Anmut und durch den Reiz der melodischen Sprache aus. Für das schönste gilt mit Recht die Ode auf den Tod Heinrichs IV. Seine Werke erschienen gesammelt u. d. T.: *Le ramelet moudin*. 1617 u. d., am besten in der Ausgabe von Roulet (Toulouse 1887).

Gouden Willem (fr. *gouden*, = goldener Wilhelm), Dithen d'or, auch Zientje, = Zehnerchen-), 1816 bis 1875 niederländ. Goldmünze von 10 Gulden und feil November 1847 Handelsmünze, $\frac{1}{10}$ fein und 6,299 g schwer, = 16,0000 ML, auch in Doppel- und Halbflüden.

Goudimel (fr. *goudimel*, oft unrichtig Gaudimel), Claude, Komponist, geb. um 1505 in Besançon, gest. Ende August 1572 in Lyon (als Hugenotte erschlagen) ist noch neuern Forschungen (vgl. M. Brenet, Claude G., Par. 1898) nicht der Begründer der Römischen Musikschule, sondern hat wahrscheinlich überhaupt Frankreich nie verlassen. Seine ersten gedruckten Kompositionen sind Chansons in der Sammlung von Duchemin (1549), mit dem sich G. später assoziierte. G. bearbeitete dreimal die Marot-de Beze'sche Psalmübersetzung, zuerst in Form funktvoller Motetten (1551–66 acht Bücher gedruckt, nicht beendet), dann einfacher mit den Melodien von G. Franc und L. Bourgeois (1564) und endlich in schlichtem Sop Note gegen Note (1565). Hohlreife seiner Werke (Messen, Motetten, Chansons) finden sich verstreut in Sammelwerken. Seine Tonfäße zu Oden des Horaz erschienen 1555. Eine Neuauflage der zweiten Psalmbearbeitung Goudimels veranstaltete H. Expert (Par. 1895–97).

Goudron (franz., fr. *goudron*), Teer; Bergteer (s. Goud, August Friedrich von, geb. 2. Aug. 1743 in Hildesheim, gest. 26. Febr. 1789 in Benl-

heim, gehörte als braunschweigischer Legationssekretär in Bexlar 1772 zum Freundeskreise Goethe's, der in »Dichtung und Wahrheit« über G. und den von ihm geleisteten wunderlichen Nitterbund berichtet. Unter Goudes literarischen Arbeiten verdient das Trauerspiel »Luxuren oder der junge Bercher« (Frankf. 1775) Erwähnung, weil er darin wirkliche Eindrücke aus seiner Bexlarer Zeit verwertet hat.

Gouganbarra, s. See (Fisch).

Gough (fr. *gough*, Hugh, Viscount, engl. Feldherr, geb. 3. Nov. 1779 zu Woodstown in der Grafschaft Limerick, gest. 2. März 1869 in London, trat 1794 in die Armee ein und diente im Kapland und in Westindien sowie seit 1809 auf der Ehreninseln Halbinsel. 1841 kommandierte er als Generalmajor im Kriege gegen China. Im Dezember 1842 zum Baronet und Generalleutnant erhoben, erhielt er das Oberkommando in Indien. Er schlug die Korablen bei Koharabschpur 29. Dez. 1843 und brachte den Sitz bei Kudli (18. Dez. 1845) und Sobraon (10. Febr. 1846) entscheidende Niederlagen bei, deren Folge die Abtretung des Landes zwischen dem Saltselb und dem Vias an England war, wofür er 7. April 1846 zum Baron G. erhoben wurde. Als im Herbst 1848 die Sitz den Krieg erneuerten, behauptete G. 13. Jan. 1849 in der Schlacht von Chilianwallah nur mit Mühe nach ansehnlichem Verlust das Saltselb, griff aber schon 21. Febr. die Sitz bei Gudscharat wieder an und rief ihr Heer trotz hartnäckiger Gegenwehr fast vollständig auf. Die Frucht dieser Siege war die Einverleibung des Pandjab in das britische Reich. G. kehrte nach England zurück, ward 14. Juni 1849 zum Viscount G. erhoben und 1854 zum General, 1862 zum Feldmarschall befördert. Vgl. Kait, The life and campaigns of Hugh, first Viscount G., Field-Marshal (Lond. 1903, 2 Bde.).

Goujon (fr. *goujon*), Jean, franz. Bildhauer des 16. Jahrh., der »französische Biddias« genannt, geb. vor 1510, war von 1555–62 als Architekt und an dekorativen Arbeiten am Louvre tätig, wo er unter andern einen Fries ausführte. Er war Gugenotte, wurde aber nicht 1572 ermordet, sondern starb schon früher, vermutlich zwischen 1564–68 in Bologna, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte. Nach seinen Werken zu urteilen, scheint er sich in Italien an der römischen Antike gebildet zu haben. Daneben wirkten Cellini und Primaticcio auf ihn ein, von denen er sich für seine Figuren charakteristischen überstülpten Verhältnisse aneignete. Das erste seiner bekannten Werke sind die Reliefs vom Letzter von St.-Germain-l'Auxerrois (1541–44, jetzt im Louvre), die Grablegung Christi und die vier Evangelisten, ausgezeichnet durch die feine Behandlung des Flachreliefs. Es folgten um 1550 die Reliefs an der Fontaine des Innocents zu Paris (s. Tafel »Brunnen«, Fig. 6), von denen sich drei, Nymphen darstellend, im Louvre befinden, und vier Stagnanten im Schweizer-saal des Louvre. Heinrich II. beschäftigte ihn bei dem Bau des Schlosses von Anet, wo er unter andern für einen Brunnen die ruhende Karyonfigur der Diana mit einem Firsch und Hunden, sein Hauptwerk (jetzt im Louvre, s. Tafel »Bildhauerkunst XI«, Fig. 2), ausführte. Man schreibt ihm auch das Grabmal des Herzogs von Brezé, des Gemahls der Diana von Poitiers, in der Kathedrale zu Noyen, zu, wo G. allerdings 1541–42 arbeitete. G. war ein Meister im Reliefstil, in seinen Kompositionen anmutig und schwingungsvoll und in seiner Charakteristik weniger affektiert als seine Zeitgenossen. Seine Hauptwerke wur-

den von Reibel 1844 durch den Stich veröffentlicht. Egl. Lister, Jean G., his life and work (Lond. 1903).

Goulard (fr. gulo), Marc Thomas Eugène de, franz. Staatsmann, geb. 1808 in Versailles, gest. 4. Juli 1874, Advokat in Paris seit 1830, war 1846 bis 1848 Mitglied der Zweiten Kammer, ward im Februar 1871 Mitglied der Nationalversammlung, dann Bevollmächtigter der Friedensverhandlungen in Frankfurt, im Februar 1872 Handels-, im April Finanzminister an Stelle Pouyer-Quertier's. Er emittierte die große Anleihe von 3 Milliarden und brachte das schwierige Budget für 1873 und die neuen Steuerentwürfe zur Deckung des Defizits durch. Am 7. Dez. 1872 zum Minister des Innern ernannt, nahm er 17. Mai 1873 nach der Wahl des radikalen Republikaners Parodet in Paris seine Entlassung. Obwohl er als Minister sich für die konservative Republik erklärte, galt er doch als Monarchist und gehörte zum rechten Zentrum.

Goulardsches Wasser, f. Kleiefig.

Goulburn (fr. goulburn), Stadt im britisch-austral. Staat Neusüdwales, an der Eisenbahn Sydney-Albury-Wellbourne, mit Zweigbahn nach Gooma. Sitz eines anglikanischen und katholischen Bischofs, mit Konventen, Kollège, Gefängnis, Hospital, Handwerkerinstitut und (1900) 10,618 Einw., die Gerberei, Schuhwarenfabrikation, Brauerei betreiben.

Gould (fr. guld oder guld), 1) John, Zoolog, geb. 14. Sept. 1804 zu Lyme Regis in Dorsetshire, gest. 7. Febr. 1881 in London, bildete sich in den königlichen Gärten in Windsor für die Naturwissenschaft und ging 1824 als Präparator der zoologischen Gesellschaft nach London. 1830 gelangte er in den Besitz einer schönen Sammlung indischer Vögel, die er in einem reich illustrierten Werk: *A century of birds from the Himalaya mountains* (Lond. 1831), beschrieb. Gleichzeitig veröffentlichte er ein Prachtwerk: *Birds of Europe* (Lond. 1832—37, 5 Bde.), welchem die *Synopsis of the birds of Australia* (1837—38, 4 Bde.) und die *Icones avium* (1837—38, 2 Bde.) folgten. 1838 ging er nach Australien, um die dortige Tierwelt zu studieren, und veröffentlichte nun eine Reihe von Werken, durch welche die Zoologie dieses Weltteils ungemein gefördert wurde. Die wichtigsten sind: *Birds of Australia* (1840—48, 7 Bde.; mit 3 Supplementbänden 1850—52), *Mammals of Australia* (1845—60, 3 Bde.) und *Handbook of the birds of Australia* (1865, 2 Bde.); dazu an Monographien: *Introduction to the Trochilidae or Humming-Birds* (1861); *Monography of the Macropodidae* (1841—42, 2 Bde.); *Odontophorinae* (1844—50); *Ramphastidae* (1834, 2. Aufl. 1854); *Trochilidae or Humming-Birds* (1849—1860, 5 Bde.; Supplemente 1880—87); *Trogonidae* (1838, 2. Aufl. 1858); *Pittidae* (1880). Auch schrieb er: *Birds of Asia* (1850—81, 32 Tle.); *Birds of Great Britain* (1862—73, 5 Bde.); *Birds of New-Guinea and the adjacent Papuan islands* (1875—88, 5 Bde.). Einen *Index to Gould's works* gab Sharpe heraus (Lond. 1893).

2) Benjamin Apthorp, Astronom, geb. 27. Sept. 1824 in Boston, gest. 27. Nov. 1896 in New York, studierte seit 1844 bei Gauss in Göttingen und an der Sternwarte in Altona und wurde dann Assistent bei der Küstenvermessung der Vereinigten Staaten, in welcher Stellung er besonders die Methode der telegraphischen Bestimmung transatlantischer Längendifferenzen verbesserte. 1850 gründete er das *Astronomical Journal* (Cambridge 1850—61), 1856—58

war er Direktor der Dudley-Sternwarte in Albany. 1870 berief ihn die argentinische Regierung zur Errichtung einer National-Sternwarte nach Cordoba (Argentinien), wo er bis 1885 unter Mitwirkung von vier Assistenten eine Reihe von astronomischen Beobachtungen ausführte, die von epochenmachender Bedeutung sind, und in 15 Bänden der *Resultados del Observatorio Nacional Argentino en Cordoba* veröffentlicht wurden. Seine *Uranometria Argentina* bildet eine Fortsetzung von Argelander's *Uranometria Nova* und besteht aus einem Katalog sämtlicher am südlichen Himmel sichtbarer Sterne (7756) bis zur 7. Größe, mit Angabe ihrer Größe und ihrer genähten Position, und einem zugehörigen Atlas von 14 Karten. Sein *Cordobaer Sternkatalog* gibt die genauen Orte von 73,160 südlichen Sternen und sein *Cordobaer Generalkatalog* diejenigen von 32,448 Sternen. 1885 kehrte G. nach Boston zurück und widmete sich wieder der Herausgabe des *Astronomical Journal*, das seit 1861 nicht mehr erschienen war. 1851 führte er mit R. Wolf zuerst zur Bezeichnung der kleinen Planeten statt der bis dahin üblich gewesenem figürlichen Zeichen in Ringe eingeschlossene Zahlzeichen ein (f. Planeten).

3) Jap., berühmter nordamerikan. Goldmann, geb. 27. Mai 1836 zu Koryburg im Staat New York, gest. 2. Dez. 1892 in New York, wendete sich nach einem abenteuerlichen Jugendleben 1859 dem Eisenbahnwesen zu und machte sich dadurch, daß er mehrere im bankrotten Zustand befindliche Zweigbahnen wieder zur Blüte brachte, einen Namen. In New York anständig, stürzte sich G. mit dem Ausbruch des Bürgerkriegs in den Strudel der Spekulation. Zunächst betrat er die Erie-Eisenbahngesellschaft dermaßen aus, daß er, als diese 1872 einen Kriminalprozeß gegen ihn anstregte, sich ohne weiteres zu einer Kautionszahlung von 9 Mill. Doll. verpflichten konnte. Als seine reichlichste Tat wird die große Goldhauffe Ende der 1860-er Jahre hingestellt, die bei ihrem Zusammenbruch Millionen schwer schädigte oder gänzlich ruinierte, während G. selbst reichen Gewinn daraus erntete. Die Länge der von G. gebauten oder von ihm beherrschten Bahnen (Union-Pacific, Missouri-Pacific, Texas and Pacific, Missouri, Kansas und Texas u. a.) wird auf über 40,000 km angegeben. Nach Greelays Tod war G. Haupteigentümer der *New York Tribune*. Er hinterließ ein Vermögen von ca. 400 Mill. Ml.

4) Sabine, f. Baring-Gould.

Goun, f. Goun.

Gounod (fr. guno), Charles, Komponist, geb. 17. Juni 1818 in Paris, gest. 17. Okt. 1893 in St.-Cloud, Schüler von Paley. Le Sueur am Konservatorium und von Voer, errang 1839 mit der Kantate *Fernand* den Körnerpreis und wandte sich während des dreijährigen Studienaufenthalts in Rom besonders der Kirchenmusik zu (Messe solenneller, 1841; Requiem, 1842, Wien), übernahm nach der Rückkehr die Kirchenmusikdirektorstelle der Missions étrangères, hospitierte im Priesterseminar und war nahe daran, Priester zu werden. Doch machte er bereits 1851 einen wenig erfolgreichen Versuch als Opernkompunist (*Sappho*, umgearbeitet 1884) und wurde durch seine Anstellung als Generaldirektor des Pariser Orchesters (Männergesangsvereins) und die Bekanntschaft mit der Musik Schumanns und Berlioz' allmählich immer mehr auf das Gebiet der weltlichen Musik gedrängt (3 Symphonien, Klavierstücke, Meditation über das erste Präludium von Bach's *Wohltemperiertem Klavier*). Zwar schrieb er doch noch für die Orchestrischen

zwei Meissen, machte aber auch am Theater fortgesetzt neue Versuche (1852 Chöre zu Bonfards »Ulysse«, 1854 die große Oper »La nonne sanglante«, 1858 die fomiiche Oper »Le médecin malgré lui«) und hatte endlich 1859 im Théâtre lyrique einen entscheidenden Erfolg mit dem von Barbier und Carré zurüchgestellten »Faust« (»Marguerite«), einem Werke, das trotz aller ausgetretenen Bedenken seinen Ruhm schnell ins Ausland trug und auch in Deutschland sich dauernd behauptet hat. Das Werk wurde sogar in Paris nachträglich ins Repertoire der Großen Oper aufgenommen, etwas das dahin Unerhörtes. Von Gounods weiter folgenden Opern »Philemon et Baucis« (1860, Große Oper), »La reine de Saba« (1862, besgl.), »Mireille« (1864, Théâtre lyrique), »Roméo et Juliette« (1867, besgl.), »Cinq Mars« (1877, Romische Oper), »Polyeucte« (nach Cornille, 1878, Große Oper), »Le triomphe de Samara« (1881, besgl.) erreichte nur »Roméo und Julia« annähernd den Erfolg des »Faust«. Der Krieg 1870 veranlaßte Gounods Übersiedelung nach London, wo er bis 1875 blieb und einen eignen Chorverein begründete. In der Folge schrieb er für die englischen Musikfeste zwei große Chorwerke: »Redemption« (Warringtonham 1882) und »Mors et vita« (das. 1885). Überhaupt wendete er sich in späteren Jahren wieder mehr der kirchlichen Komposition zu (4 große Festmessen, Te Deum, »Die sieben Worte am Kreuz«, »Stabat mater« u. a.). Die patriotischen Kantaten »A la frontière« (1870), »Le vin des Gaulois et la chasse de l'espèce« und die Trauerkantate »Gallia« (Lond. 1871), der »Römische Kurfürst«, »Aragouische Schlachtgesang« sowie zahlreiche Vieder vervollständigen die Kiste seiner Werke. Ohne Zweifel ist G. einer der interessantesten und durch Särne des Ausdrucks auch in Deutschland ansprechendsten Komponisten Frankreichs. Er war schon 1866 an Gluckss Stelle zum Mitgliede der Pariser Akademie der Künste erwählt worden und wurde 1877 Kommandeur der Ehrenlegion. 1890 veröffentlichte er die interessante Schrift: »Le Don Juan de Mozart« (deutsch, Leipz. 1891). Seine Autobiographie (bis 1859) gab 1875 Wks. Weldon in London heraus; seine »Mémoires d'artiste« erschienen 1896 in Paris (deutsch von Bräuer, Bresl. 1896). Vgl. Fagnere, Charles G., sa vie et ses œuvres (Par. 1890); Marie Anne Gobei, Ch. G., his life and his works (Lond. 1890); Paul Boß, Charles G. (Leipz. 1895); Jambert, Charles G. (Par. 1897).

Goupil, Adolphe, franz. Kunsthändler u. Verleger, geb. 1806, gest. 1893 in Paris, begründete daselbst 1827 eine Kunsthandlung zum Vertrieb von Kupferstichen, die später durch Anlage einer Kupferdruckerei zum Verlagsgeschäft erweitert wurde. Unter den Kupferstichen des Verlags befanden sich solche nach Delacroix, Ary Schaffer und andern französischen Künstlern. In der Folge wurden auch andre Reproduktionsverfahren, insbes. die Photogravüre und der Holzschnitt, in den Betrieb gezogen und auf diesem Wege namentlich die Hauptwerke der jährlichen Salons vervielfältigt. Außerdem wurden illustrierte Werke, Mustervorlagen, Studienblätter für Maler und Zeichner u. dgl. veröffentlicht. Auch wurde ein Handel mit Gemälden mit dem Geschäft verbunden, das bis 1884 unter der Firma G. u. Komp., bis 1897 unter der Firma Bouffod, Saladon u. Komp. betrieben wurde. Seitdem heißt die Firma Bouffod, Manzi, Jolyant u. Komp. Sie hat Zweigniederlassungen in London, im Haag, in Berlin und New York.

Gour (fr. gour), Stadt in Bengalen, f. Gaur.

Gours, f. Kronentaube.

Gouraudphon, f. Phonograph.

Gourconff (fr. gurch), Graj von, geb. 11. Nov. 1780, gest. 19. Mai 1866 in Paris, aus einer alten Adelsfamilie in der Bretagne stammend, hat sich durch eine fast 50jährige Leitung der Compagnie des assurances générales, deren vier Zweige er nach und nach ins Leben rief, ein großes Verdienst um das Versicherungsweisen in Frankreich erworben.

Gourde (franz., fr. gurd), Pflanzengattung, f. Gurbe.

Gourde (fr. gurd), Rechnungseinheit der Republik Haiti zu 100 Centimes, die dem Dollar gleich sein sollte und seit 1880 der französischen Doppelwährung folgt. 1818 — 34 in verschiedenen Gewichten mit 582 bis 875 Tausendtheilen Silbergehalt geprägt, auch in Halb- und Viertelstücken.

Gourdon (fr. gurdong), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Lot, an der Crésansbahn, mit Resten alter Ringmauern (jetzt Boulevard), schöner Hauptkirche (14. Jahrh.), treibt Wollspinnerei, Seilererei, Handel mit Wein, Öl, Trüffeln und Rüben und hat (1901) 2358 (als Gemeinde 4351) Einw.

Gourgand (fr. gurg), Gaspard, Baron de, franz. General, geb. 14. Sept. 1783 in Versailles, gest. 25. Juli 1852, wurde 1802 Leutnant der Artillerie und zeichnete sich bei Austerlitz, bei Jena und namentlich bei Bagram aus. 1812 begleitete er als Ordonnanzoffizier den Kaiser auf dem Feldzug nach Rußland und auf denen in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814. Nach Napoleons Rückkehr suchte er als dessen Generaladjutant bei Waterloo. Dann war er unter der kleinen Zahl treuer Gefährten, die Napoleon in sein Exil nach St. Helena folgten. Striktligsteit mit einem der übrigen Begleiter bewogen ihn, 1818 nach Europa zurückzukehren. Von England aus verwendete er sich vergeblich bei den zu Nachen versammelten Konraden für die Freilassung Napoleons. Die Darstellung der Schlacht bei Waterloo in seinem »Récit de la campagne de 1815« (Par. 1818), durch die sich der Herzog von Wellington beleidigt fühlte, veranlaßte seine zeitweilige Verweisung aus Frankreich. Das »Examen critique« von Séguis »Histoire de la grande armée« (Par. 1825, 4. Aufl. 1826; deutsch, Quedlinb. 1828) hatte ein Duell mit diesem zur Folge; auch begann er mit Walter Scott einen literarischen Streit wegen dessen Geschichte Napoleons. 1823 gab er mit Montholon (f. d.) die nach Napoleons eignen Diktaten aufgestellten »Mémoires de Napoléon à Ste.-Hélène« heraus. Nach der Juli-revolution ward er Kommandant der Artillerie in Paris und Vincennes und 1835 Generalleutnant und Adjutant des Königs. 1840 gehörte er zu der Kommission, die Napoleons Asche von St. Helena abholte. Unter Ludwig Philipp Mitglied der Baisrammer, ward er 1849 Abgeordneter zur Legislative. Sein auf St. Helena geführtes Tagebuch wurde von Grouchy und Guillaums veröffentlicht: »Ste.-Hélène, Journal inédit de 1815 à 1818« (Par. 1899; deutsch bearbeitet von Goubaud a. »Napoleons Gedanken und Erinnerungen«, 2. Aufl., Stuttg. 1904).

Gourgouran, gebumter Bitragentstoff mit 36 Ketten- und 32 Schußfäden auf 1 cm, aus Baumwolle Nr. 34 und Baumwollschuß Nr. 26 engl.

Gourinae, eine Unterfamilie der Tauben (f. Taubenordnung).

Gourliea Gill, Gattung der Leguminosae mit der einzigen Art G. decorticans Gill. (Chaëarbaum, Chaëarstrauch), ein 5—7 m hohes Baumchen mit dornigen Zweigen, unpaarig gefiederten Blät.

tern, kleinen Blättchen, kleinen gelblichen Blüten in kurzen, oft gebüschelten Trauben und eiförmiger, nicht auffpringender, fast fleischfruchtartiger Hülse, wächst in Argentinien. Die süße Hülse ist das Hauptnahrungsmittel der Indianer des Gran Chaco, dient auch zur Herstellung eines geistigen Getränkes (Alaja de chacha, Chacharmel) und wird auf Schnaps verarbeitet. Blätter und Rinde sind Volksheilmittel, das Holz dient zu Art- und Hammerfeilen etc.

Gourmand (franz., spr. gurmäng), der gewöhnliche Feinschmecker mit dem Nebenbegriff des Veleßers, auch die allgemeine Bezeichnung im Gegensatz zu den Spezialrichtungen des Gourmet, der für seinen feinen, ausgebildeten Geschmack die nach wissenschaftlicher Vorchrift zubereiteten Speisen auswählt, des Glouton, der vor allem auf die Menge der Speisen sieht, des Frigid, der nur Lederbüßnisse liebt, etc. Nach Brillat-Savarin ist Gourmandise (Feinschmederei) die leidenschaftliche, wohlhabende, begründete und gewohnheitsmäßige Vorliebe für wohlschmeckende Nahrungsmittel, oder eine Feindsin aller Ergeße, so daß derjenige, der sich den Magen überfüllt oder sich deprimiert, nicht mehr G. ist. Das Wort wird wie unser Ledermaul und Feinschmecker auch für einen Freund anderer als Gaumengenüsse gebraucht.

Gourmet (franz., spr. gurmäl), f. Gourmand.

Gourmont (spr. gurmäng), Remy de, franz. Romanbildner und Kritiker, geb. 4. April 1858 in Bagjod-en-Goulme (Orne), kam nach vollendeten philologischen Studien 1883 nach Paris und fand eine Anstellung an der Nationalbibliothek, die er 1891 wegen seines satirischen Kritikers »Le Journal-Patriotisme« verlor. Sein erster Roman: »Merlette«, dem normannischen Landleben entnommen, fand 1886 wenig Beachtung. Ihm folgte 1890 der bedeutendere Roman des zerebralen Lebens »Sixtine«. Charakteristisch ausgeprägt ist Gourmonts Eigenart aber erst in dem mythischen Roman »Lilith«, der Geschichte der ersten Gattin Adams (1892). Mehrere Romane gleicher Art folgten in »Le pelerin du silence« (1896) zusammen. Ein satirisches Bild der Pariser Literatenwelt sind »Les chevaux de Diadème« (1897). Als feinsinniger Kritiker der modernen Dichterschule zeigte er sich in »Le livre des masques« (1896 u. 1898, 2 Bde.) und in »Le problème du style« (1902). G. ist seit der Gründung des »Mercure de France« (1889) einer seiner angesehensten Mitarbeiter. Die dort niedergelegten geistreichen und oft etwas paradoxen Reflexionen sammelte er in dem Band: »Epilogues, réflexions sur la vie« (1903). Als philologische Arbeit von Wert ist noch »Le Latin mystique« (1892) zu erwähnen. In seiner neuesten Schrift: »Physique de l'amour, essai de l'instinct sexuel« (1903), lieferte er einen originellen, halb physiologischen, halb philosophischen Essay. Vgl. B. de Cuerton, Remy de G. (Par. 1903).

Gournaux (spr. gurnä), Vincent, später nach seinem Gute de G. genannt, franz. Nationalökonom, geb. 1712 in St.-Ralo, gest. 27. Juni 1759, vertrat längere Zeit die Geschäfte seines Vaters zu Gaby, machte ausgedehnte Reisen und wurde 1749, nachdem er seine Geschäfte aufgegeben, Handelsintendant. Er war gemäßigter (sogen. Handels-) Physiokrat, bezeichnete im Gegensatz zur strengeren Richtung des Physiokratischen Systems (f. d.) auch Industrie und Handel als produktiv und forderte Gewährung freier Konkurrenz. Von ihm sollen die bekannten Worte: »Laissez faire et laissez passer« herrühren. Sein Elogie schrieb Zurgot. Vgl. Schelle, Vincent de G. (Par. 1897).

Gournaux (G.-en-Bray, spr. gurnä-ang-brä), Stadt im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Neuchâtel, an der Eppe, an der Nord- und Seelbahn, hat eine schöne gotische Kirche (aus dem 11. Jahrh.), ein Handelsgericht, eisenhaltige Mineralquellen und (1901) 3615 Einw., die Butter- und Käsehandel betreiben.

Gourde (spr. gürde), Stadt und Seebadort in Neufreuschire (Schottland), nahe der Mündung des Clyde, 3 km unterhalb Greenock, hat (1901) 5244 Einw. In der Nähe liegt Fort Ratilba.

Gousses de Gonaké, f. Badlab.

Goust (spr. güt), f. Goug-Goudes, Les.

Gout (franz., spr. gü, v. lat. gustus), Geschmack; goutieren, schmecken; gutheissen, billigen.

Gouter (Gauté, franz.), Feserbrötchen, schweizerisch soviel wie Abendbrot; auch Zandis zwischen Frühstück und Mittag.

Goutte (franz., spr. güt, lat. gutta), Tropfen; auch soviel wie Wicht, Zipperlein (altdeutsch ebenfalls »Tropfen« genannt, weil man die Ursache dieser Krankheit gewöhnlich aus dem Gehirn verfallenden Tropfen zugeschrieb). — G. d'eau (= Wassertröpfchen), soviel wie farbloses Tapas. G. de sang, soviel wie Spinell. G. d'ar. ein weißer Burgunderwein. G. militaire, Nachtripper.

Gouvernante (franz., spr. güm-), f. Erziehern.

Gouvernement (franz., spr. gümernäng), Regierung, Regierungsgewalt; oberste Militärbehörde einzelner großer Festungen und der Stadt Berlin; Gouvernementsauditeur, f. Garusongesicht.

In Russland ist G. soviel wie Provinz, deren Verwaltung von einem Gouverneur (f. d.) geleitet wird.

Gouvernemental (franz.), auf die Regierung bezüglich, zu der Regierung gehörig; auch Bezeichnung für diejenigen, die (schlecht) mit der Regierung gehen.

In diesem Sinne spricht man insbes. von einer gegenverementalen Zeitung, Partei etc.

Gouvernementsgericht, f. Garnisongericht.

Gouverneur (franz., spr. gümernä), oberster Militärbefehlshaber einer großen Garnison oder Festung, mit eigenem Stab (Gouvernementsstab); dann der oberste Regierungsbeamte in einem gewissen Bezirk (Provinz, Gouvernement, Kolonie); nach § 23 der Militärstrafgerichtsordnung Bezeichnung für den ersten Kommandanten einer Festung, dem als solchen die höhere Gerichtsbarkeit zusteht. Ist dem G. nur das Militärwesen unterstellt, so heißt er Militär-gouverneur, steht er aber an der Spitze der Zivilverwaltung, Zivilgouverneur; auch Amtstitel der obersten Beamten in deutschen Schutzgebieten. In Nordamerika leitet ein gewählter G. (Governor) die Verwaltung eines jeden Staates. Auch ist G. Titel des Erziehers der Kinder vornehmer Familien sowie der dem Lehrberuf angehörigen Erzieher der Bürglinge in Militärerziehungsanstalten. Vgl. Generalgouverneur.

Gouvernieren (franz., spr. güm-), verwalten, regieren; lenken.

Gouvernorat, f. Kobafza.

Goubion (spr. gubjäng), Laurent, Marquis de Saint-Eyr, f. Saint-Eyr.

Gouvy (spr. güm), Théodore Louis, Komponist, geb. 21. Juli 1822 in Goffontaine bei Saarbrücken, gest. 21. April 1898 in Leipzig, ging zum Studium der Rechte nach Paris, widmete sich hier jedoch schon nach kurzem Aufenthalt ausschließlich der Musik, machte unter Elwart's Leitung 3 Jahre hindurch Kompositionsstudien und lebte fortan, ohne eine Stellung anzunehmen, nur der Komposition, seinen Aufenthalt bald in deutschen Musikstädten, bald in Italien,

Paris ic. nehmend, bald sich zu gesammelter Arbeit auf seine Festeigung zu Oberhomburg in Lothringen zurückgehend. Seine Musik ist durchaus im Hahn der Mendelssohn-Schumannschen Richtung gehalten und hat hauptsächlich in Deutschland Beachtung gefunden, besonders seine dramatischen Szenen mit Chor und Orchester: »Molegna«, »Elektra«, »Zyphigenie auf Tauris«, »Odisseus auf Kolonos«, die Chormerke für Männerchor und Orchester »Polzrena« und »Frühlings Erwachen«, auch seine Reizen, die Passionsfantasie »Golgartha«, sein Requiem und »Stabat mater«. Den gleichen Geist atmen seine Instrumentalwerke: 6 Symphonien, eine Sinfonietta, 2 Overtüren, Kammermusikwerke (5 Streichquartette, ein Sertett mit Fiddle, ein Oktett und ein Konett für Blasinstrumente, 6 Klaviertrios u.), Serenaden für Klavier u. a. Auch komponierte er Lieder aus Konfards »Livres d'amour«. 1895 wurde G. zum ordentlichen Mitgliede der Berliner Akademie der Künste erwählt. Vgl. D. Klammer, Theodor G. (Berl. 1902).

Govan, Stadt in Lanarkshire (Schottland), westlicher Vorort von Glasgow, links am Clyde, mit großen Schiffswerften, Maschinenfabriken, Eisenwerke, Fabrikation von Eisen- und Bronzewaren und (1901) 76,351 Einw.

Govaadja, Hüllentort, f. Rajba-Hunbad.

Governatore (ital., f. *governatore*), f. Break.

Governesscart (engl., f. *governesscart*), f. Break.

Gobi, Gilberto, Physiker, geb. 21. Sept. 1826 in Mantua, gest. 30. Juni 1889 in Roma, studierte die Rechte und Naturwissenschaft und war Professor der Physik in Florenz, Turin, Neapel u. Vertreter Italiens in der internationalen Meterkommission in Paris. Er schrieb: »Delle scienze nella società« (Turin 1857); »Della fisica a del modo di studiarla e d'insegnarla nei tempi passati e ai di nostri« (daf. 1862); »Metodo per determinare la lunghezza del pendolo« (daf. 1866); »Galileo Galilei« (daf. 1864); »Della proprietà intellettuale« (Florenz 1867); »Volta e il telegrafo elettrico« (Turin 1868); »Romagnosi e l'elettro-magnetismo« (daf. 1869); »Il Sant'ufficio, Copernico e Galileo« (daf. 1872); »Leonardo letterato e scienziato. Studio sul genio e sulle scoperte di Leonardo da Vinci« (Mail. 1872); »Teoria dell'elettroforo« (Rom 1882).

Gobone (f. *gobone*), Giuseppe, ital. General und Staatsmann, geb. 19. Nov. 1825 zu Isola d'Anti in Biemonte, gest. 25. Jan. 1872, erzogen in der Turiner Militärakademie, ward 1845 Leutnant des Generalstabs und machte 1848 den Krieg gegen Österreich mit. 1849 war er im preussischen Hauptquartier während des Schleswig-Holsteinischen Feldzugs, 1853 und 1854 in dem der Türken und Russen während des Krimkrieges. Das sardinische Hilfskorps, das 1855 nach der Krim geschickt wurde, begleitete G. als zweiter Generalstabschef. Im Feldzug von 1859 war er Oberstleutnant im Generalstab des Königs und wurde 1860 Generalmajor und Chef des Stabes des Generals Durando bei der Expedition nach Toskana. Im November 1861 zum Generalleutnant befördert, 1863 auch zum Deputierten gewählt, zeichnete er sich als militärischer Kommandant der schwierigsten Bezirke in den südlichen Provinzen aus. Im März 1866 nach Berlin geschickt, schloß er das preussisch-italienische Bündnis vom 8. April ab; seine Berichte aus Berlin sind in dem Werk *Lamarra* (»Un po più di Ince« 1878) abgedruckt. Im Kriege gegen Österreich führte er die

8. Division und zeichnete sich in der Schlacht von Custozza aus. Nach dem Kriege wurde er Chef des Generalstabs und entsandt in der Kammer eine bedeutende Verringerung des Kriegsbudgets, da er die Verbesserung der Finanzen für unumgänglich notwendig zur Befestigung des jungen Königreichs hielt. Als er im Dezember 1869 das Portefeuille des Krieges im Ministerium Langella übernahm, erfüllte er als Minister die Forderung, die er als Abgordneter aufgestellt hatte, und rüstete in weitestem Umfang ab. Da brach der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland aus, und G. wurde vielfach getadelt, daß er gerade in diesem Augenblick die italienische Wehrkraft geschwächt habe. Er nahm sich diese Vorwürfe so zu Herzen, daß er einen Selbstmordversuch machte und nach dessen Rüstlingen in Jerusalem verfiel. Vgl. Alberto Gobone, Il generale Giuseppe G. (Turin 1902); daraus deutsch von Bruchhausen: »Die italienisch-preussischen Beziehungen und die Schlacht bei Custozza 1866«, Berl. 1903).

Gower (f. *gower*), 1) eine der englischen Salomonen, 100 qkm groß, eine niedrige, demalthe, rissigumtete Koralleninsel. — 2) Halbinsel an der Südküste von Wales in Glamorganhire (f. d.).

Gower (f. *gower*), 1) John, engl. Dichter, stammte aus einer ritterlichen Familie in Kent, war ein Zeitgenosse Chaucers und starb, seit 1400 erblindet, 1408 in London. Wie aus seinen Schriften hervorgeht, genoss er eine gelehrte Erziehung. Er schrieb zunächst in französischer Sprache: »Cinquante ballades« (Ausg. und Abhandlung von Stengel, 1886); die Moralische »Speculum hominis« (»Mirour de l'homme«), dann in lateinischen Distichen die Hellsatire: »Vox clamantis« (kurz nach 1381, hrsg. 1850). Die englische Forderung, der er seine Berühmtheit verdankt, ist die »Confessio amantis« (1493; neuere Ausgabe von Pauli, mit Lebensbeschreibung und Kommentar, Lond. 1857, 3 Bde.), ein sehr umfangreiches Werk über die Liebe, die teils in allegorischer Weise, teils durch Geschichten, besonders von antiken Liebespaaren, erläutert wird. Er war berühmt als Helioter, besaß aber nicht entfernt die poetische Begabung Chaucers, der ihm (»dem moralischen Gower«) das lockere Troilus-Epos widmete; das Verhältnis der beiden Männer scheint zwischen Freundschaft und dem Bewußtsein solchen Gegenstandes geschwankt zu haben (vgl. Karl Meyer, Gowers Beziehungen zu Chaucer und Richard II., Bonn 1889). An Richard II. hatte G. einen Wönnner, der ihn zur »Confessio« anregte; nachdem aber Richard gestürzt worden war, hat ihn G. rücksichtslos verurteilt (in der »Chronica tripartita«, hrsg. für den Roxburgheclub 1859). G. erhielt ein Grabmal in der St. Saviourskirche in Südondon. Eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Lebensbeschreibung und Kommentar veranstaltete G. C. Macaulay (Oxf. 1899—1902, 4 Bde.). Vgl. auch Pauli, Bilder aus Allengland (2. Aufl., Götta 1875); ten Brinck, Geschichte der englischen Literatur, Bd. 2 (Straßb. 1893).

2) Graf, f. Sutherland.

Gowers (f. *gowers*), Sir William Richard, Mediziner, geb. 1845 in London, seit 1870 Arzt daselbst, Professor der klinischen Medizin am University College. Arzt an dessen Hospital sowie am National-hospital für Epileptische und Geblähmte. Er schrieb: »Manual and atlas of medical ophthalmoscopy« (3. Aufl. 1890; deutsch, Wien 1893); »The diagnosis of diseases of the spinal cord« (3. Aufl. 1883; deutsch, Wien 1885); »Epilepsy and other convulsive dis-

eases* (1881, neue Ausg. 1901); »Lectures on diseases of the brain« (2. Aufl. 1887; deutsch, Freiburg 1886); »Manual of the diseases of the nervous system« (Bd. 1 in 3. Aufl. 1899, Bd. 2 in 2. Aufl. 1894; deutsch, Bonn 1892, 3 Bde.); »Syphilis and the nervous system« (1898; deutsch, Berl. 1893).

Goya, Hauptstadt des gleichnamigen Departements (5700 qkm mit 15,000 Einw.) der argentin. Provinz Corrientes, an einem schiffbaren Arm des Paraná, Dampferstation, in lumpiger, aber viel reicher Gegend, mit Schlächtereien, Tabakbau und Fellhandel, hat (1900) 6000 Einw.

Goyana, Stadt im brasil. Staat Pernambuco, 85 km nördlich von der Hauptstadt, 50 km von der Mündung des G., mit Hospital und Baizenhandl., Anbau und Handel von Baumwolle und Zucker, Handel mit Fellen, Vieh, Farbhölzern, hat 15,000 Einw.

Goya y Lucientes (span. góya (Luchientes), Don Francisco de, span. Maler, geb. 30. März 1746 zu Fuente de Tordes in Aragonien, gest. 16. April 1808 in Bordeaux, bildete sich auf der Akademie von Saragossa, ging dann nach Madrid und von da, durch abenteuerliche Streiche fortgetrieben, nach Rom. 1774 lehrte er nach Madrid zurück, wo er zuerst Kirchenbilder unter der Leitung und dem Einfluß des damals in Madrid anwesenden Mengs malte. In sein eigentliches Führerwasser lenkte G. erst ein, als er farbige Kartons für die königliche Gobelinomanufaktur ausfuhrte, auf denen er lebhaft bewegte Szenen aus dem Volksleben darstellte (jetzt zum großen Teil im Prado-Museum in Madrid). Sie fanden durch ihre Naturwahrheit solchen Beifall, daß er eine ganze Menge von derartigen Genrebildern, allerdings in sehr flüchtiger und skizzenhafter, aber doch geistvoller Behandlung, schuf, die sich meist in spanischem Privatbesitz befinden. In seinen höchst lebensvollen Porträts (Reiterbildnis Karls IV. und Karl IV. und seine Familie im Museum zu Madrid, Donna Isabel Cobos de Porcel in der Nationalgalerie zu London) schloß er sich äußerlich an Velazquez an. 1795 wurde er Direktor der Akademie von San Fernando, 1799 erster Maler des Königs. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens brachte G. in Bordeaux zu. Seine Geschicklichkeit in der Fresko- und Tempera-Malerei bekundeten die Malereien in San Antonio de la Florida und in den beiden kleinen Kuppeln der Kirche Nuestra Señora del Pilar in Saragossa. In seine letzten Jahre fallen die Werke: der heil. Joseph von Kasantz in der Kirche von San Antonio Abad in Madrid, eine heilige Familie für den Herzog von Medinas, Santa Justa und Santa Rufina in der Kathedrale von Sevilla, ein Gemälde, in dem er sich selbst und den Arzt Arieta darstellte, wie dieser ihm eine Arznei reicht. Der Schwerpunkt seiner künstlerischen Bedeutung ruht jedoch in seinen Radierungen, die ebenso sehr durch geistvolle Technik wie durch lebendige Auffassung feststehen. In diesen Radierungen ist er ein dritter Satiriker der politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit. Eine 1793 — 98 entstandene Sammlung ist unter dem Namen »Caprichos« (Einfälle) bekannt, eine andre trägt den Titel: »Los desastres de la guerra« (das Unglück des Krieges), eine dritte »Tauromaquia« (Stiergefechte). G., dessen Werke als Vorläufer des modernen Realismus erst in neuerer Zeit zur richtigen Würdigung gelangt sind, beschäme eine demüthigende Geschichte, mit wenigen Einzelstrichen ein Individuum auf das treffendste zu charakterisieren; aber durch zu sichtbar hervortretendes Streben nach Effekt

und eine nicht selten an Nachlässigkeit grenzende Kühnheit gerieten seine Schöpfungen oft in Mangel. Ein echter Spanier, wußte er vor allen seinen Werken ein nationales, volkstümliches Gepräge zu geben. Die Mehrzahl seiner Gemälde befindet sich im Prado-Museum und in der Akademie von San Fernando in Madrid, die unter andern drei seiner Hauptwerke, die desheute und die unbefleckte Raja und das Karrenhaus, besitzt. Vgl. Vriarte, G., sa biographie, etc. (Bar. 1867); Lefort, Francisco G., étude biographique et critique (daf. 1877); De la Vinaza, Goya y Lucientes (Madrid. 1887); v. L'ogon, Francisco de G. (Berl. 1903).

Goyaz, Binnenstaat Brasiliens, zwischen 5° 10' — 19° 20' südl. Br. und 47° 4' — 53° 18' westl. L., begrenzt von Minas Geraes, Bahia, Maranhão, Pará und Mato Grosso, iij 747,311 qkm groß. Das Land gehört dem meist trocknen, mit Gras, Buschwerk und niedrigen Wäldern (Catingas und Campos) bedeckten Tafelland Brasiliens an; an der Obergrenze bilden mäßig hohe Gebirgszüge (Serra das Mangabeiras, do Duro, da Tabatinga, do Baraun) die Wasserscheide gegen den Paranaíba und São Francisco, während im S die Serros Capaos, Divisões de Rio Claro, dos Pyrenos des Flußgebietes des Rio Grande (Araguaya) an der Westgrenze und des den Staat mitten durchfließenden Tocantins, von dem der Paranaíba, der die Südgrenze bildet, scheiden. An diesen Flüssen findet man üppige Wälder, so aus der zwischen zwei Armen des Araguaya eingeschlossenen, 370 km langen Insel Bananal und zwischen den Süden G. und Weia Ponte. Das Klima im Süden ist gesund, im tiefer gelegenen Norden aber sehr heiß (sogen. Faulhieser und perniziöse Fieber) verbreitet. Die Einwohner (1890: 227,572, nur 0,2 auf 1 qkm, ohne die etwa 20,000 wilden Indianer) bestehen vorwiegend aus Mischlingen von Negern, Indianern und Weißen. Die Goya-Indianer, nach denen die Provinz genannt ist, sind längst ausgeworfen; aber große Gebiete sind noch im Besitz von wilden Indianern, namentlich Capaos und Carajós, nur wenige leben in den vom Staat unterhaltenen Missionen. Viehzucht bildet die Haupterwerbsquelle, in den Flußthälern werden für den einheimischen Verbrauch Juederohr, Mais, Mandioca, Tabak und Baumwolle gebaut. Die früher ergiebigen Gold- und Diamantengruben sind nahezu erschöpft. Eisen, Steinsalz werden kaum ausgebeutet. An Verkehrswegen fehlt es, doch befahren seit 1869 kleine Dampfer den Araguaya und den untern Tocantins. G. zog schon im 17. Jahrh. Gold- und Diamantenfucher an, wurde aber erst 1722 von dem Paulista Martolomeo Bueno da Silva in Besitz genommen. Von 1749 — 65 betrug der Goldertrag jährlich an 6 Mill. Ml., seitdem verminderte er sich von Jahr zu Jahr. Die Fortschritte seit der Unabhängigkeitserklärung sind nur gering. — Die gleichnamige Hauptstadt (früher Villa Boa) liegt an einem Nebenfluß des Araguaya, dem Rio Germelha, der 70 km von der Stadt schiffbar wird, hat meist einstöckige Häuser, aus ihrer besten Zeit noch anscheinliche öffentliche Gebäude, wie Kathedrale, Regierungspalast und Rathaus, ist Sitz eines Bischofs, eines Appellationstribunals und einer theologischen Fakultät und hat 3000 Einw.; das Municipium G. hatte (1890) 17,181 Einw.

Goyen (Goijen), Jan van, holländ. Maler und Radierer, geb. 13. Jan. 1596 in Leiden, gest. Ende April 1656 im Haag, lernte die G. van Schilperoord und Joad van Swanenburg daselbst, dann bei Willem

Gerrit in Hoorn und ließ sich um 1632 im Haag nieder, wo er sich bei Elias van de Velde, der einen entscheidenden Einfluß auf ihn übte, in der Landschaftsmalerei weiter ausbildete. Seine sehr zahlreichen Landschaften und Marinen, die fast in allen öffentlichen Sammlungen und in vielen Privatsammlungen vorzukommen, waren anfangs in dem schweren drückenden Ton des Elias van de Velde gehalten, gingen aber bald in einen warmen goldigen und schließlich silbernen Ton über, dessen Gesamtharmonie nur durch die bunte Staffage unterbrochen wurde. Er war der erste Tonmaler der holländischen Schule. Seine sehr geistreich und namentlich in der Luft fein behandelten Bilder stellen meist idyllische Dänenlandschaften, Sandhügel, Kanäle, Flüsse, Dörfer, Küstenstriche und Blicke auf Städte mit gewöhnlich reicher Staffage dar. Sie umfassen die Zeit von 1621—56. Hauptwerke von ihm befinden sich in Amsterdam, Paris, Dresden, München, Berlin (Sommer und Winter), Wien (Hofmuseum), Darussstadt und Gotha. Seine (fünf) radierten Landschaften sind sehr selten. Jan Steen, Saffleven, Vereluen und S. Kuisbael waren seine Schüler. Doch hat er auch viele andere holländische Landschaftsmaler beeinflußt.

Goyenschießen, s. Schützengesellschaften.

Göy, arab. Kupfermünze, s. Wagh.

Goeze, Johann Melchior, Theolog, geb. 16. Okt. 1717 in Halberstadt, gest. 19. Mai 1786 in Hamburg, studierte in Jena und Halle, war Prediger in Wittenberg und in Magdeburg, bis er 1755 nach Hamburg als Hauptpastor zu St. Katharinen berufen wurde. G. vertrat in der Theologie den Standpunkt des veränderten Luthertums der Wittenbergischen Theologen des 17. Jahrh.; er verkannte seinen aufklärerischen Schriftsteller seiner Zeit mit seiner streitlustigen Feder; Kamlar, Büsching, Paschow u. a. mußten Vorwürfe von ihm hören, die von den Angegriffenen vielfach mit scharfem Spott vergolten wurden. Am meisten Aufsehen erregten seine Polemiken mit seinem Antisdrucker Johann Ludwig Schloffer über die Sittlichkeit der Schaubühne (seit 1769) und mit Lessing über die Wolfenbütteler Fragmente; auch über Goethes »Werther« sprach er sein Verdammungsurteil aus. Verdienstlich sind Goezes Forschungen über die niederländischen Bibelausgaben. Vgl. H. öpe, Joh. Melch. G., eine Aikitung (Hamb. 1860); Boden, Lessing und G. (Leipzig, 1862). Eine neue Ausgabe von Goezes »Streitschriften gegen Lessing« veranstaltete Erich Schmidt (Stuttg. 1893).

Goytan (fr. Goytan), Léon, franz. Schriftsteller, geb. 1. Sept. 1893 in Marseille, gest. 14. Sept. 1866 in Paris, kam 1828 nach Paris, wo er als Romanist in eine Buchhandlung trat, schrieb im Laufe der Zeit mit steigender Fruchtbarkeit eine lange Reihe von Romanen und Novellen, die z. T. sozialistische Tendenzen verfolgen und größtenteils aus ins Deutsche übersetzt sind. Wir nennen davon: »Le notaire de Chantilly« (1836); »Le médecin du Pecq« (1839); »Le plus beau réve d'un millionnaire« (1840); »Le dragon rouge« (1843); »Aristide Froissart« (1843); »La famille Lambert« (1847) ic. Zugleich war G. auch als dramatischer Schriftsteller tätig. Das Théâtre-Français erhielt von ihm das Schauspiel »La main droite et la main gauche« (1842), das verdienten Beifall fand. Goytans Produkte haben alle einen gewissen ironischen Zug. Bei seiner südlichen Lebendigkeit selbst sein Stil vielfach an Überladenheit. Er verfasste auch einige Werke über Voltaire.

Gozzo (Gozzo), brit. Insel im Mitteländischen Meer, nordwestlich der Kreta, 70 qkm (1,27 Q.M.)

groß, hat (ass.) 18,921 Einw., ist gebirgig, aber fruchtbar und gut angebaut. Hauptort ist Rabato; der britische Gouverneur und die Garnison befinden sich in dem 160 m hoch gelegenen Fort Chambray oder Castello del G. Zur Römerzeit hieß G. Gualas; später teilte es mit Kreta gleiches Schicksal. S. Karte »Länder des Mittelmeers« (Neubearbeitung).

Gozzi, 1) Gasparo, Graf, ital. Dichter, geb. 4. Dez. 1713 in Venedig, gest. 25. Dez. 1786 in Padua, verriet früh eine ausgeprägte Liebe zur schönen Literatur und wurde in ihr befaßt durch seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und Dichterin Luise Veragalli, die er 1739 heiratete, obwohl sie zehn Jahre älter war als er. Auf ihre Veranlassung übernahm er die Leitung des Theaters Sant' Angelo, widmete sich aber bald ganz seinen literarischen Arbeiten. Seine meist aus dem französischen überetzten Dramen fanden nur geringen Beifall, desto größer aber die seit 1760 von ihm herausgegebene »Gazzetta Veneta«. Bedeutender ist sein »Osservatore Veneto« (seit 1761), nach dem Vorbild des Addison's »Spectator«. Schon 1758 hatte er sich durch seine vortreffliche Verteidigung Dantes gegen Bettinellis Angriffe: »Giudizio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante« (Vened. 1758), als scharfsinniger und geistvoller Kritiker bewährt. Eine Zeitsung desselben Art aus seinen Jenseits und Aufseher über die Theater in Venedig. Später siedelte er ganz nach Padua über. Von seinen Werken ist der »Osservatore Veneto« (Vened. 1768; Mail. 1827, 2 Bde., u. ö.; handliche Ausgabe, Turin 1889, 4 Bde.) wegen seines geistreichen sittlichen Gehalts, der Feinheit der Satire und der Schönheit der Schreibart noch heute allgemein beliebt. Ähnlichen Charakter ist: »Il mondo morale« (Vened. 1760, 3 Bde.). Weiter find zu erwähnen die »Lettere famigliari« (Vened. 1755; das. 1808, 2 Bde.) und seine Uebersetzung des Longos. Unter seinen Gedichten sind die »Sermoni« in Horazischer Manier sowie »Il trionfo dell' umiltà« am denkerischen wertvollsten. Vgl. die Ausgabe von Giannini, »I sermoni di G. G.« (Bologna 1893). Eine Gesamtausgabe von Gozzis »Opere« veranstaltete M. Pannofino (Vened. 1794—98, 12 Bde.; vollständiger, das. 1812, 22 Bde.; Padua 1818—26, 16 Bde.; Bergamo 1825—29, 20 Bde.). Zur Ergänzung dienen: »Alcuni scritti di G. G.« und »Racconti di G. G.« (Vened. 1830). Eine Sammlung seiner Gedichte besorgte Gargiolli (Flor. 1863). Gozzi Gemahlin erwarb sich einen geachteten Namen durch ihre musikalischen Dramen: »Agide«, »Rodis«, »Sparta«, »La Bradamante« sowie durch Uebersetzungen des Terenz, Racine u. a. Vgl. Zanella, Paralleli letterari (Verona 1885); Walimignani, Gasparo G. (Padua 1889); Binervanti, Biografia di G. G. (das. 1887).

2) Carlo, Graf, ital. Lustspieldichter, Bruder des vorigen, geb. 13. Dez. 1720 in Venedig, gest. 4. April 1806, verfasste schon in seiner Jugend burleske Gedichte. Die zerrütteten Vermögensumstände seiner Familie zwangen ihn, Kriegsdienste zu nehmen. Er kehrte aber nach drei Jahren nach Venedig zurück, wo die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Hier schrieb er mehrere satirische Stücke und wurde eins der wichtigsten Mitglieder der Società de' Granelleschi, die alle Geschmacklosigkeit mit den Waffen des Spottes verfolgte. Gozzis Satire wendete sich namentlich gegen die elenden Stücke des Abbe Chiari, aber auch gegen Goldoni, indem er beiden gegenüber die alte Commedia dell' arte in Schutz nahm und sie im Sinne der Komantil zu veredeln suchte. Großes

Auffehen erregte seine »Tartana degli influssi per l'anno bisestile« (1757). Im Sodici und seiner ausgemieteten Gesellschaft wieder aufzuleben und wirken, den französischen Geschmack zu bekämpfen, dramatisierte G. 1761 das Märchen von den drei Bomanzen: »Fiada dell' amore delle tre molarance«, und schuf damit die neue Gattung der »Fiade drammatiche«. In Deutschland ist besonders »Turandot, Prinzessin von China« durch Schiller bekannt geworden. (Vgl. Kötter, Schiller als Dramaturg, Berl. 1890.) Aber die Fiade vernachlässigte doch nicht das Subtilum auf die Dauer zu befriedigen. G. gab daher diese Richtung auf, schrieb regelmäßige Stücke, in denen er Calderon zum Muster nahm, und übersehte Erzeugnisse der französischen Bühne. Unter den ersten ist sein »Metafisico«, unter seinen übrigen Gedichten die romantische »Opode« »Martha« bemerkenswert. Von sonstigen Werken sind die Übersetzung der Satiren Boileaus und seine Selbstbiographie »Memorie«, Vened. 1797, 3 Bde.) zu nennen. Er selbst veranstaltete eine Gesamtausgabe seiner Werke (Vened. 1772—74, 10 Bde.; neue vervollständigte Ausg., das. 1802, 14 Bde.); eine neue Ausgabe der »Fiade« erschien in Bologna 1885, 2 Bde. Seine dramatischen Schriften wurden von Werthes ins Deutsche übertragen (Bern 1795, 5 Bde.), seine Märchen von K. Streckfuß nachgebildet (Berl. 1805) und neuerdings von Volkmar Müller (Dresd. 1889). Vgl. F. Horn, über Gozzis dramatische Poesie (Penzig 1803); Magrini, Carlo G. e le fiade (2. Aufl., Vened. 1882) und I tempi, la vita e gli scritti di Carlo G. (Venezia 1883); Rasi, Sulla storia del teatro italiano nel secolo XVIII (Flor. 1891).

Gozzo, Insel, s. Gozo.

Gozzoli, Benozzo, eigentlich Benozzo di Lese, ital. Maler, geb. 1420 in Florenz, gest. daselbst 1498, lernte bei Fra Angelico und begleitete diesen 1446 nach Rom und 1447 nach Orvieto, wo er bis 1449 tätig war, begab sich von da nach Montefano, wo unter anderem die Himmelfahrt der Maria, die dem heil. Thomas ihren Gürtel überreicht (jetzt im Lateran zu Rom), entstand, ein ausgezeichnetes, noch ganz vom Geist seines Meisters erfülltes Bild. Ferner malte er in San Francesco daselbst 1452 den Festenklus mit der Legende des Heiligen. Um 1456 wandte er sich nach Florenz, wo er die Kapelle des Palazzo Medici (später Riccardi) mit Fresken (Jug der heil. drei Könige) verfas. 1463—64 verweilte er in San Gimignano, wo er unter anderem den großen Freskenzyklus aus dem Leben des heil. Augustin für die Kirche Santi' Agostino malte, seit etwa 1468 in Pisa, wo sein Hauptwerk, 23 Szenen aus dem Alten Testament, im Campo santo entstand, woran er 16 Jahre lang, bis 1485, arbeitete. Von diesen Bildern ist das der Trunkenheit Noahs sprichwörtlich geworden, sofern man nach der den entblößten Noah durch vorgehaltene Finger ansehenden Tochter des Patriarchen eine Person, die Schamhaftigkeit beachtet, mit dem Namen Vergognona di Pisa bezeichnet. Von seinen seltenen Tafelbildern sind hervorzuheben: Madonna mit vier Heiligen (1456, Pinakothek in Perugia), die thronende Madonna mit vier Heiligen (1461, London, Nationalgalerie) und der Triumph des heil. Thomas von Aquino (Paris, Louvre). Ohne Originalität und genügende Kenntnis der Form, wußte G. seinen Kompositionen dennoch durch Anmut der Auffassung großen Reiz zu verleihen. Vgl. Bingenroth, Die Jugendwerke des Benozzo G. (Weideth. 1897); Stiles, Benozzo G. (Lond. 1904).

Reper. Rom. — Lepsius, 6. Aufl., VIII. Bd.

Gozzo Goldfals, s. Goldchloride.

Gr., bei Pflanzennamen Abkürzung für *Gracia* (s. d.); bei Tiernamen Abkürzung für *Joseph*. Karl Gravenhorst (s. d.) und für Adolf Eduard Grube; Würmer.

Gr., Abkürzung für *Gras*, *Gras*, *Gras* und *Gras*.

Graaf, Regnier de, Anatom, geb. 1641 in Schoonhoven, studierte in Löwen, Utrecht und Leiden Medizin und praktizierte sodann zu Paris und Deift, wo er 1673 starb. Er machte namentlich anatomische Untersuchungen über die Bauchspeicheldrüse und entdeckte die nach ihm benannten Graaf'schen Bläschen im weiblichen Eierstock. Seine »Opera omnia« erschienen Leiden 1677 (deutsch, Leipz. 1752).

Graaf-Reynet, Division im östlichen Bergland der britisch-afrikan. Kapkolonie, 6972 qkm, mit (1891) 16,378 Einw. (6202 Weiße, 4488 Bantu, 883 Hottentotten). Das hochgelegene Bergland (Kompassberg 2440 m) ist gut bewässert, aber waldarm und hat extremes Klima. Der gleichnamige Hauptort am Jonck, durch Eisenbahn mit Port Elizabeth verbunden, hat lebhaften Handel und (1891) 5946 Einw.

Graaf'sche Bläschen, s. Eierstock.

Graab, Wilhelm August, dän. Grünlandsforscher, geb. 24. Okt. 1793 in Kopenhagen, gest. 16. Sept. 1863, trat 1813 in die Marine ein, machte 1821 Aufnahmen an der Küste von Island, unternahm 1823 die Besuche Grönlands von 68° 30'—73° nördl. Br. und erforste 1828—30 die damals noch gänzlich unbekannte Ostküste Grönlands vom Kap Farvet bis 65° 15', ohne aber die vermuteten Spuren von normannischen Niederlassungen anzutreffen. Nach der Rückkehr wurde er Mitglied der Direction des grönländischen Handels. Er veröffentlichte: »Undersøgelses rejse til Ostkysten af Grønland« (Kopenh. 1832; engl. Lond. 1837).

Graab, s. Graal.

Graafsteen Roer, s. Graafsteen Roer.

Grab, s. Begräbnisplatz und Totenbestattung. Über die vorgezeichneten Gräber s. Gräber, vorgezeichnete.

Grab, Hauptort des in der Südrüste der Herzogin am Montenegro und die Krivodjische angrenzenden Gebietes zu bei, in einem baum- und wasserlosen Felsensteil, mit (1880) 249 mohammedanischen und orientalischen-orthodoxen Einwohnern.

Grab, Karl, Maler, geb. 18. März 1816 in Berlin, gest. daselbst 8. April 1884, erlernte die Theaterdecorationsmalerei bei dem Hofmaler J. West in Berlin, besuchte daneben jedoch auch die Akademie. 1838 als Theatermaler am königsstädtischen Theater angestellt, gab er nach 14 Monaten diese Stellung auf und bereiste die Schweiz, Südransteir, die Pyrenäen, Italien und Sizilien, von wo er 1843 zurückkehrte. Mit West führte er dann das Atelier gemeinsam, wendete sich jedoch bald ganz der Staffeilmalerei zu, die Landschaft und mit besonderer Vorliebe das Architektur, in erster Linie das architektonische Innenbild pflegend. Im Anfang der 1850er Jahre schuf er im Neuen Museum zu Berlin zwei Wandgemälden mit Rekonstruktionen des alten Athen und Olympia. Um dieselbe Zeit führte er im Auftrag des königlichen Paares eine Sammlung von 94 Ansichten aus Stotzensfeld, Potsdam und Umgebung, Charlottenburg etc. in der damals noch wenig, aber von ihm mit großer Meisterhaft geübten Aquarelltechnik aus. 1854 erhielt er die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung. Seit 1851 Hofmaler, wurde er 1855 zum Professor ernannt. G. war der hervorragendste Architektur-

maler, den die deutsche Kunst bis jetzt befehen. Mit einer tiefen Kenntnis der Perspektive verband er ein gründliches architektonisches Wissen, große Kraft und Tiefe der Farbe, die Kunst einer feinen Beleuchtung und die Fähigkeit, trotz der peinlichsten Treue in der Wiedergabe aller Details stets den Eindruck des Großartigen zu erreichen. Seine Hauptwerke sind: Kreuzgang im Dom zu Regensburg (1853), im Chor des Doms zu Halberstadt (1854, Berlin, Galerie Savent), Hof mit der Kapelle Pazzi an Santa Croce in Florenz (1858), die Gräber der Scaliger in Verona (1859), Gräber der Familie Ransfeld in der Andreaskirche zu Wehlen (1860, Berliner Nationalgalerie), die Gräber der Herzoge und Grafen von Württemberg im Chor der Georgenkirche zu Tübingen (1861), der Letzter im Dom zu Halberstadt (1870, Berliner Nationalgalerie), in der Liebfrauenkirche zu Arnstadt (1871), im St. Luciusdom zu Ebur (1874), die Kanneln am Dom zu Freiberg in Sachsen (1878) und Kreuzgang am Dom in Würzburg (1883). — Sein Sohn Paul G., geb. 1842 in Berlin, gest. daselbst 5. Jan. 1892, war ebenfalls ein tüchtiger Architektur- und Landschaftsmaler.

Grabbe, Christian Dietrich, dramat. Dichter, geb. 11. Dez. 1801 in Detmold, wo sein Vater Buch- und Leihbändlermeister war, gest. daselbst 12. Sept. 1836, erhielt eine unregelmäßige Erziehung und gewann auch durch die Stellung des Vaters frühzeitig poetische Eindrücke. Doch trieb er mit Eifer wissenschaftliche Studien und fühlte sich namentlich von den griechischen Tragikern und Aristophanes angezogen. Mehr dem Wunsch seiner Eltern als eigener Neigung folgend, bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren, und setzte dieses Studium seit 1821 in Berlin fort, wo er zugleich mit Heine, L. Robert u. a. auf vertrautem Fuße stand. Ein kurzer Aufenthalt in Dresden galt dem Versuch, als Schauspieler einen Ausweg für die Sättigung seines Lebens zu gewinnen. Tied, der sich für G. in Folge seiner Dichtung „Gotland“ lebhaft interessierte, vermochte doch der sortierten Genialität und der unliebenswürdigen Augenfeile Grabbes keinen entsprechenden Lebensweg zu eröffnen. G. kehrte nach Detmold zurück, wurde hier 1827 Auditor beim lippeischen Militär, regte sich aber mancherlei Extravaganzen und schloß 1833 eine durchaus unglückliche Ehe mit der Tochter des Archivars Klostermeier. Das Verhältnis zwischen dem Selbstgefühl seines Talents und der beengten äußeren Stellung in kleinstädtischen Verhältnissen zerrüttete seine Ruhe innerlich, ließ seine Trunkleidenschaft stärker anwachsen und führte zu schweren häuslichen Herwürnissen und einer wachsenden Verstimmung zwischen ihm und seinen Behörden. Statt der nachgefragten Hauptmannsstelle erhielt er einen Verweis wegen Vernachlässigung seiner Dienstpflichten und endlich bald mit, halb gegen seinen Willen seine Entlassung. Er begab sich zunächst nach Braunschweig und wandte sich von da aus an Zimmermann in Düsseldorf um Hilfe für sich und seine bejahrte Mutter. Zimmermann lud ihn zu sich ein und vermittelte ihm eine bescheidene Existenz. Anfangs schien G. ein neues Leben beginnen zu wollen, er versuchte sich auch als Theaterkritiker und schrieb „Das Theater in Düsseldorf“ (Düsseldorf, 1835), bald aber verfiel er wieder in sein früheres wüßes Treiben und war nun rettungslos verloren. Mit völlig zerrütteter Gesundheit kehrte er in seine Vaterstadt zurück, verschönte sich mit seiner Gattin und starb in deren Armen. G. gab zuerst eine Sammlung von Dramen und dramatischen Skizzen

heraus u. d. T.: „Dramatische Dichtungen.“ (Frankf. 1827, 2 Hbe.). Ein Brief Tiedes über das Hauptwerk der Sammlung war dem Buch, vom Dichter antitrichig glossiert, beigebrudt. Dieses Hauptwerk ist das Trauerspiel „Herzog Theodor von Gotland“, eine Dichtung, alles Schmucks und aller Grenzen der Schönheit spottend, wild und wüß, aber der Anlage, den Gedanken, dem sprachlichen Ausdruck nach vollständig. Das Fragment „Marius und Sulla“ ist ein Wert voll großen historischen Geistes und wahrhaft gewaltiger Anlage. Unbedeutend ist das tragische Spiel „Mannette und Marie“, voll tollen, drolligen Humors das mit tüchtiger Selbstverpötlung schließende ironisch-humoristische Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefer Bedeutung“. Hieraus folgten die früh erfindene Tragödie „Don Juan und Faust“ (Frankf. 1829), die Hohenhausen-Dichtungen: „Kaiser Friedrich Barbarossa“ (das. 1829) und „Kaiser Heinrich VI.“ (das. 1830), das grandios ausgeführte Gemälde „Napoleon oder die Hundert Tage“ (das. 1831), das dramatische Märchen „Nischenbräut“ (Düsseldorf, 1835) und die fragmentarische, in vielen Hügen geniale Tragödie „Hannibal“ (das. 1835). „Die Hermannschlacht“, herausgegeben von E. Duller (Düsseldorf, 1838, mit dem Leben Grabbes), erschien erst nach Grabbes Tod. Sämtliche genannten Tragödien haben die Charakteristik der Handlung gegenüber derart hervor, daß sie von Haus aus für die Bühne völlig unbrauchbar erschienen. Aber auch die Charakteristik, obwohl dilapidat genial, frappant, oft scharf und epigrammatisch, enthält viel Gemachtes und gewaltigst Bizarres. Beinahe sämtliche Charaktere Grabbes entbehren der Wurzeln im Boden der Natur, so daß sie wohl blenden, interessieren, aber niemals tiefen Anteil erwecken können. Die Klassenbewegungen in Grabbes Dramen sind voll Leben und energischer Fortbewegung. Sammlungen seiner Werke erschienen von H. Gottschall (Leipzig, 1870, 2 Hbe.), O. Blumenthal („Sämtliche Werke und handschriftliche Nachlaß“, Berl. 1874, 4 Hbe.); die beste, mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters, von E. Griefsch (das. 1902, 4 Hbe.). Vgl. außerdem E. Willkomm's Charakteristik Grabbes in den „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater“, Bd. 1 (Leipzig, 1837); H. v. Gottschall, Christian Dietrich G. (in Reclams Universal-Bibliothek); Zimmermann, Remorabiliten (Dand. 1843, 2 Hbe.); R. Ziegler, Grabbes Leben und Charakter (das. 1855) und die Biographie von E. Lehrens: Entsyk Dichter Christ. Dietr. G., hans liv og digtning (København, 1903).

Grabbeigaben, i. Gräber, vorgezeichnete, und Gefäße, vorgezeichnete.

Grabdenkmal, i. Grabmal.

Grabe, früheres Feldmaß in Tirol zu 80 Luten, = 8,22 M., 5 in der Tagmahd.

Grabfassen, s. wie Sterbefassen (s. d.).

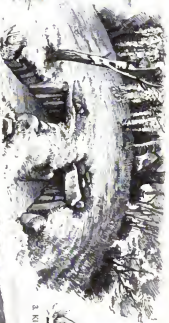
Grabmaschine, s. wie Totenbagger oder Erdbagger, i. Bagger.

Graben, offene, im Erdreich hergestellte Leitung, in der Regel mit trapezförmigem Querschnitt. Die Gräben dienen zur Entwässerung, zur Trottenhaltung der Fußbahn von Straßen und Eisenbahnen (Straßen-, bez. Bahngräben). Gräben, die Wasser führen sollen, müssen regelmäßiges Sohlengefälle erhalten. Bei starrem Gefälle muß man Sohle und Böschungen pflastern. Trockne Gräben dienen als Begrenzung von Grundstücken, große Gräben, z. B. für Schiffsahrtzwecke oder für Bewässerungs- und Friedwerlanlagen, heißen Kanäle, Gräben in

Vorgeschichtliche Gräber I. (Gräber der Steinzeit)



1. Dolmen bei Locmariaque, Bretagne.



2. Doppelsteinstube auf der Insel Mön.



3. Kleine Kammer bei Volterre auf Mön.



4. Lang-dysee (Langhogan) bei Wikschied, Holland. Sockelwien.



5. Dolmen bei Löschburg.

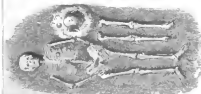


6. Dolmen bei Hahkov auf Lusat.

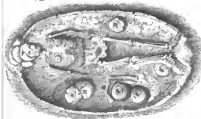


7. Doppeldolmen bei Vadsbygaard, Dänemark.

Vorgeschichtliche Gräber II. (Gräber der Metallzeit.)



1. Doppelgrab mit Skelett und teilweiser Verbrennung.



2. Skelettgrab.



3. Brandgrab.



4. Brandgrab.



7. Baustein auf der Fräse-Mark, Bornholm.



5. Steinsetzung in Form eines Schiffes, bei Blomholm in Bohuslän.



6. Schiffsetzung von oben gesehen.



8. Flaches Urnengrab in mit Steinen ausgelegter Vertiefung.



9. Flaches Steinkistengrab mit Urne.



12. Eichensarg und Schutzdeckel im Mulbjerggölge, Amt Ringöbjöbing, Jütland.



11. Gräberne der jüngeren Bronzezeit.



10. Dänischer Grabhügel mit Aschenurne.

sehr geringen Abmessungen werden Minnen (bei Bewässerungsanlagen), auch Wasserfurchen genannt. — Weibren werden militärisch gelegentlich beim Schießen und zur Bedeckung verwertet; sie bilden ein Hindernis der Truppenbewegung, deshalb muß eine Truppe im Überwinden des Graben gelübt sein. In der Vesteigungsstunf liefern die Graben die Erde zur Errichtung der Wälle und find ein Haupthindernis feiner Annäherung. Soll der W. den Zweck erfüllen, fo muß für eine frontale und eine flankierende (Quer- und Längs-) Befestigung geforgt sein. Sie erfolgt, außer dem offenen Wall, aus tiefliegenden Hohlbauten (Kasematten) durch niedere Grabenflankierung. Letztere kommt bei polygonalem Grundriß des Systems, dem der W. folgt, ausschließlich zur Anwendung, während der halbkreisförmig oder renailliertem Grundriß die Flankierung vom hohen Wall ausgehen kann. Der trodene W. als Hindernis hat nur Bedeutung für die Sturmsfreiheit, wenn die Breite von 10 m gegen einfache Überbrückung fichert, die Tiefe 6—8 m beträgt und die Steilheit der Wände um Anfehen von Leuten zwingt. Je fchmäler und tiefer der W. ift, deßo beffer deßt er als Mauerwerk gegen indirekten Schuß. Die äußere Grabenböschung (Kontereslarpe) ift zwar nicht der direkten Befchießung, wohl aber der im W. fpringenden Granaten ausgefeßt, weshalb fie durch maffige Mauerbefchießung gefchützt wird. Dem Feinde zugedreht innere Grabenwand (Veforpe) wird in Erde gedöckht, bei durch Befchießung befonders gefährdeten Linien mit mehr als ganzer Anlage. Am Fuße bringt man meift Güter an, und auch die Grabenfohte wird mit Gänedern versehen. Letztere hat ein Gefälle nach der Wötte, wo ein kleiner W. (Künette) zur Ableitung des Waffers u. dient; vor Scharten, Eingängen u. findet fih ein Trennungsgroden, Diamant (f. d., S. 867). Bei naßem W. verlangt man für Sturmsfreiheit 20 m Sohlenbreite und militärische Boffertiefe (1,80 m). Kontereslarpen in Mauerwerk finden fih als Ergänzung bei Trost, fonft fchlehen flache Böfchungen den W. ein. Früher diente man fchleusenVorrichtungen, um den W. trocken oder noch zu halten. Bal. Feftung und Feldbefestigung.

Graben, Grabenversenkung, in der Geologie, f. Dislocation.

Waben, Landgemeinde im bad. Kreis und Amt Karlsrube, Knotenpunkt der Staatsbahnen Mannheim-Wintersdorf, Bruchsal-Germersheim und G.-Karlsruhe, hat eine evang. Kirche, eine Bezirksforstei, Zementröhrenfabrikation, Tabak- und Hopfenbau und (1900) 2053 Einw.

Grabenführung. f. Tafel »Aufbereitungsmethoden I. S. II.

Graben-Hoffmann, Gustav, Liederkomponist, geb. 7. März 1829 in Unin (Prov. Posen), gest. 21. Mai 1900 in Potsdam. Schüler von Stütgen in Berlin und Hauptmann in Leipzig, lebte als Gesangslehrer in Dresden, Berlin, dann wieder in Dresden und seit 1885 in Potsdam. G. komponierte Hunderte von Gesangswerken, darunter viele familiäre, von denen das humoristische »Ainfinfahunderttausend Tausch« (Text von Ottinger) seinen Namen allgemein bekannt machte. Er schrieb: »Die Pflege der Singtöne« (Dresd. 1863, Hannov. 1882) und »Praktische Methode als Grundlage für den Kunstgesang« (1873).

Grabenniedergang (Descente), im Stellungskrieg (s. d., S. 481) ein durch die Konterestkorpe gegebener Gang zur gebietten Annäherung der stürmenden Truppen in den Graben und an die Breiche.

Grabensperre (franz. Tenaillon), Außenwerk bei Bajonierbeseitigungen, das, vor der Kurbine des Hauptwalles liegend, von Fauban und Cormontaigne (verstärkte G., als kleine bajonierierte Front) angewendet, zur niedern Grabenbeschießung und Deckung der Kurbine gegen direkten Schuß diente.

Grabenfaltung, s. Grabenversenkung, f. Dislokation.

Grabenstauden, f. Bewässerung, S. 794.

Gräber, vorgeschichtliche (prähistorische Gräber, hierzu die gleichnamigen Tafeln I u. II), sind mit den in ihnen enthaltenen Skelettreiten und den Geräten, Schmuckstücken, Waffen, Tongefäßen u. dgl., die man dem Toten mit ins Grab zu geben pflegte (Grabbeigaben), von größter Wichtigkeit für die Beurteilung des vorgeschichtlichen Menschen und seiner Kultur. Man unterscheidet der Zahl nach Einzelgräber, gewöhnlich größere Momente, häufig an hervorragenden Punkten, auf Berghöhen u. dgl. gelegen, und als Hünengräber, Hünenbetten, Hügelgräber, Hünengräber, Heidengräber, Teufelsbetten, Riesensbetten z. bezeichnet. Sind die Gräber aus Steinblöcken aufgebaut (Dolmen, f. d.) oder mit Steinen umstellt, so heißen sie gewöhnlich Steingräber, auch Steingang, Ganggräber, Gangbaue, Speckhöfen, Alles couvertes, Jayantières, Galgal (Westfrankreich), Sesi (auf Pantellieria), Hünenbetten, Bülden- oder Büldenbetten, Teufelsbetten, Riesensbetten, Riesenhuden, Riesenseller, Hünenfelder, Riesensammern, Teufelskeller, Teufelslöcher, Teufelskammern, Teufelslöcher, Teufelslöcher, Brautpfann, Brautpfann, Brautpfann, Brautpfann, Hünensteine, Hünensteine, Steingang, Steingang, Dannensstein, Danzstein, Schlupfsteine, Sonnensteine, Karlesteine, Steinfirne, Steinsteine, in Estland: nästfuer, Doffter, Steendoffter, in Portugal Antas. Dieselben sie aus Erdbügeln (tumuli), so werden sie meist Grabhügel, Teufelsberge, Urnenhügel, Brondhügel, Heidensüppel, Dreihügel (wendische: Trigotti), Glockenhügel, Kauschhügel, Laufhügel, Wutberg, Wachtbügel, Königshügel, Königsgard, Vulkengraber, Vulkanwohnungen, Wollhügel, Dwarberge, in Bohmen Robile, Rogile, in Russland Kurgane genannt. Auf den Grabfelder liegen mehrere, häufig eine große Anzahl von Begräbnissen, an einer Stelle beisammen. Dierher gehören die Hügelfelder, Urnenfelder, Hünenhöfe, Heidenshöfe, Wendenshöfe, Urnenshöfe z. Nicht selten hat dasselbe Grab mehrere Begräbnisse aufgenommen.

Der äußeren Form nach lassen sich unterscheiden: a) Flöschgräber (unterirdische Begräbnisse) mit oder ohne ausgelegten kleinen Steinen oder ohne solche oder auch mit regelmäßigen Steinumfassungen (Steinschreinen) in Form von Kreisen, Rechtecken, zuweilen auch die Umrisse eines Schiffes nachahmend (Schiffschreinen, Tafel II, Fig. 5 u. 6); b) Hügelgräber, Kegelgräber, Römerhügel (oberirdische Begräbnisse) mit und ohne innere Steinschreinen in Form von inneren Steinkreisen, Steinhäufen, oder mit aus Steinen zusammengefügten und mit Steinen bedeckten kugelförmigen Behältern für die Leerteste des Bestatteten (Steinkisten, Hügelgräber, Tafel II, Fig. 9—11), oder mit Kisteinhäuten in Form von kammerförmigen, aus Vöhlen und Balken gegliederten Behältern für die Bestatteten, oder auch nur mit aus ausgeschütteten Baumstämmen hergestellten Särgen (Baumfärge, Totenbüsche, Einbüsche, Tafel II, Fig. 12). Den Vordröbel und

gibt manchmal ein Graben. Zu den Hügelgräbern gehören die Langhügel (in Skandinavien Lang-dyase, in England long-barrows genannt, Tafel I, Fig. 4), Riefenbetten, Hünenbetten, Wälzenbetten, Brautkämpfe, Gloden- oder Rundhügel, Lankshügel, Gulberge, Königshügel, auch die Hügelgräber mit eingesehten Baulaststeinen (s. d. Tafel II, Fig. 7) u. c) Steinlamern (megalithische Gräber), aus großen Steinblöcken errichtet und entweder ganz freistehend oder halb mit Erde bedeckt (Tafel I, Fig. 1, 3 u. 5–7), oder aber in einem künstlichen Erdhügel befindlich und mit einem edensfalls aus Steinen errichteten schmalen und niedrigen, oft nur röhrenförmigen Zugang versehen (Ganggräber, in Skandinavien: Gang-grister, Gangbauten, s. Dolmen). Hierher gehören die Riesensteine (in Skandinavien Jämfästener, Tafel I, Fig. 2), Tuffsteine, Spedsteine u. c). Dem Inhalte nach unterscheiden man nach der Anzahl der in ein und demselben Grabe gefundenen Bestattungen: Einzelbestattungen, mehrfache Bestattungen (Familiengräber) und Massenbestattungen.

Der Bestattungsart nach sind zu unterscheiden: a) Skelettgräber, in denen die Leiche in unversehrt Zustand beigelegt wurde (Tafel II, Fig. 1 u. 2). Zuweilen finden sich Anzeichen, daß der Leichnam mit Asche und Kohlenstückchen bestreut wurde, vielleicht



Tonurne mit Leichenbrand im Flachgrab.

ein Zeichen der Erinnerung an früher gebräuchlich gewesene Feuerbestattung. b) Brandgräber, mit vollständiger Leichenverbrennung, in denen man nur die Asche des verbrannten Leichnams findet (Tafel II, Fig. 3, 4, 8 u. 11); c) Brandgräber mit teilweiser Leichenverbrennung (minderer Leichenbrand); d) Teilgräber; in diesen ist nur ein Teil des Leichnams verbrannt, der übrige Teil des Körpers unverbrannt beigelegt.

Die in den Gräbern gefundenen Beigaben (Grab-funde) bekunden die Absicht, den Verstorbenen für das Jenseits mit den ihm dort nötigen Gebrauchsgegenständen zu versehen und ihm für die Reise dorthin Jehrung mit auf den Weg zu geben, oder ihn nur mit dem, was er an sich trug, der Erde zu übergeben, damit er die ihm im Leben lieb gewesenen Gegenstände dort nicht vermissen. Zum Zeichen, daß sie dem Toten geweiht seien, oder auch, um sie für den fernern Gebrauch untauglich zu machen, damit sie nicht gestohlen würden, wurden sie häufig zerbrochen. Es finden sich hiernach in den vorgeschichtlichen Gräbern Reste von Kleidern, Geräte, Waffen, Schmuck, zerklüftene Tierknochen, Pferde-schädel, Kinderschädel, Trümmer von Wagen und Pferdegeschirren u. c. In den Brandgräbern sind die Beigaben häufig durch das Feuer bei der Verbrennung stark mitgenommen. Bei den Skelettgräbern ist der Kopf der Leiche sehr oft nach einer bestimmten Himmelsrichtung gerichtet, was auf Vorstellungen deutet, die in Beziehung zu dem Lauf der Sonne und deren Verehrung stehen. In der Nähe von größeren Begräbnisstätten sieht man nicht selten auf Spuren von Ansiedelungen, und ebenso findet man zuweilen Begräbnisse innerhalb größerer Ansiedelungen.

Die Bestattung der Toten ist in verschiedenen Abschnitten der vorgeschichtlichen Zeit wesentlich verschieden gewesen. Die Versepung der Leichen in Höhlen ist schon in der paläolithischen Zeit (s. Steinzeit) bezeugt (Höhlengräber von Mentone) und vielleicht die älteste Bestattungsform. Grabgrotten aus neolithischer Zeit sind nachgewiesen in den Bergen von Wales (England) sowie in den südlischen und östlichen Departements Frankreichs (Grotte von Aurignac im Departement Obergaronne, Grotte von Tuculby bei Sordes im Depart. Niederpyrenäen, Grabgrotten der Vojere u. c.). Der Steinzeitmenschen scheute nicht davor zurück, schwer zugängliche Höhlen zu erklimmen, um dort für sich selbst eine Zufluchtsstätte, für seine Toten eine sichere Ruhestätte zu gewinnen. Dabei haben jene Höhlen, die während der Steinzeit von Menschen bewohnt wurden, häufig zugleich zur Bestattung der Toten gedient. Die Leichen wurden entweder vollständig ausgestreckt oder in lauernder Stellung beigelegt. Auch die Bevölkerung der Klaffenmündungen (s. d.) hat ihre Toten in manchen Gegenden (Portugal) an derselben Stelle begraben, wo sie ihre gemeinsamen Mahlzeiten verzehrte. Die Pfahlbauwobner scheinen ihre Toten in der Regel am Ufer der Seen und Sümpfe, in denen man die Reste ihrer Ansiedelungen findet, begraben zu haben. Der Bestattung in Höhlen steht biesejen in künstlichen Grabgrotten, wie sie z. B. de Boye im Depart. Marne (Frankreich) als Ausböh-lung der dortigen Kreidebänke nachgewiesen hat, sehr nahe. Neben den im vorhergehenden erwähnten Bestattungsformen hat in neolithischer Zeit die Bestattung in megalithischen Grabkammern (Dolmen, s. d.) eine wichtige Rolle gespielt. Doch waren es wohl meist nur besonders angesehene Personen oder deren Angehörige, die man auf solche Weise auszeichnete. Während der ältern Bronzezeit Nordeuropas beistattete man die Leichen unverbrennt wie in der jüngern Steinzeit. Speziell während dieses Abschnitts der Prähistorie sind die oben beschriebenen Steinrisen, über die dann der Grabhügel aufgeschüttet wurde, vorzugsweise im Gebrauch. Die Steinrisen sind in der ältesten Bronzezeit groß und gewöhnlich mit mehreren Leichen belegt, später werden sie kleiner, und gegen das Ende der Bronzezeit nach der Einführung der Leichenverbrennung schrumpfen sie zu fuchlangen Quadraten zusammen oder verschwinden gänzlich, indem eine Tonurne anfangs innerhalb der Steinrisse, später ohne dieselbe den Leichenbrand ausnimmt, wenn derselbe nicht ganz einfach in eine Erdrube gebettet und mit einem Steine zugedeckt wird (s. Zeich-nung). Mit der Einführung der Leichenverbrennung geht Hand in Hand eine vermehrte Reizung zur Auszeichnung und Ausrüstung der irdischen Überreste der Verstorbenen. Das berühmte Gräberfeld von Hallstatt, das der »Hallstattperiode« (s. Metallzeit) den Namen gegeben hat, besteht aus »Flachgräbern«, die z. T. Skelette, z. T. foljnierte Überreste der Leichen enthalten haben. In beiden Kategorien von Gräbern finden sich Beigaben von aus Eisen und Bronze hergestellten Waffen und Geräten, Gold-, Bernstein- und Glasgeräten, Tongefäße von charakteristischer Form u. c. Von Raue wurden in oberbayerischen Gräbern aus der jüngern Hallstattperiode besonders häufig Reste von jungen Ebern aufgefunden; diese Eberbeigaben hängen wahrscheinlich mit gewissen religiösen Vorschriften zusammen. In den Gräbern Ostfrankreichs, die der La Tène-Periode angehören, wurden Skelette aufgefunden; die La Tène-Gräber Schwedens sind meistens Flachgräber mit verbrannten Knochen, die

in einer Urne oder in freier Erde ruhen. Die Errichtung von Grabhügeln ist durch die Ausbreitung des römischen Einflusses und namentlich des Christentums in vielen Gegenden außer Gebrauch gekommen. In der römischen Zeit waren Steingräber oder farg-ähnliche Kisten mit hochwürdigem Deckel, aus großen Ziegeln oder flachen Steinen zusammengefeßt, vielfach gebräuchlich. Für die merowingisch-fränkische Zeit sind die Reihengräber (reihensförmige Anordnung der als Flachgräber hergestellten Grabhügeln) charakteristisch. S. auch Afrkanische und Amerikanische Altertümer. Vgl. Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen (Wien 1892); Schurg, Urgeschichte der Kultur (Leipzig 1900); Vig, Die Totenbestattung in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit (das. 1896); Zewes, Die Steingräber der Provinz Hannover (Hann. 1898); Sophus Müller, Nordische Altertumskunde (deutsch, Straßb. 1898); Petersen, Über die verschiedenen Formen der Steinaltergräber in Dänemark (im »Archiv für Anthropologie«, Bb. 15, 1884); Montelius, Sur les tombeaux et la topographie de la Suède pendant l'âge de la pierre (in »Compte rendu du Congrès international«, Stockholm 1876); Feilerli, Urgeschichte der Schweiz (Hürsch 1901). Weitere Literatur f. bei Artikel »Totenbestattung«.

Gräberberg, f. Kiefernberge.

Gräberbau, f. Bergbau, S. 663.

Gräberfauna, die Tierwelt, die sich unter der Erde von menschlichen und tierischen Leichen nährt. Die Tatsache, daß die Leichen eine Speise der Würmer werden, ist seit den Tagen des Hiob ein Gemeinplatz der frommen Beredsamkeit, gleichwohl wußte man bisher wenig von den Insektenarten, die sich bis zu den in der Erde bestatteten Toten hinabbegeben. Nach dem Vorgang von Orfila und Reimhardt hat Megnin auf dem Friedhof von Jory bei Paris 2–3 Jahre alte Gräber untersucht und zahlreiche Insektenlarven, Puppen und selbst ausgebildete Insekten gefunden, aber verhältnismäßig wenige Arten. Es besteht eine bestimmte Reihenfolge und Ablösungsordnung in ihrem Auftreten, so daß sich daraus die Zeit der Beerdigung der Leiche verhoffene Zeit ziemlich sicher ergibt. Nur in Leichen, die weniger als zwei Jahre in der Erde gelegen hatten, fanden sich noch Zweiflüglerlarven von solchen Arten (Calliphora vomitoria und Cyrtoneura stabulans), deren Eier schon auf die unbedeckten Leichen abgelegt worden waren. In zwei Jahre alten Leichen waren ihnen die Raben einer nicht genauer bestimmten Blumenfliege (Anthomyia) bereits gefolgt. Nur die Raben von Phora aterrima, einer ganz kleinen Mücke mit eirunden Flügeln, waren noch an der Arbeit und saßen bis zum Puppenzustand gelangt. Sie stellen wahrscheinlich jene »Wolken belebten Staubes« dar, die Orfila und andre Beobachter bei Ausgrabungen öfter den Gräbern entstiegen sahen. Manche der zweijährigen Leichen waren von Myriaden der Puppen dieser Fliege bedeckt. Gleichzeitig fanden sich die Larven einer kleinern Mückenart (Rhizophagus parallelcolle). Wie die Insekten zu den ca. 2 m tief begrabenen Leichen gelangen, ließ sich daraus erkennen, daß Hegenlarven nur in Leichen vorliefen, die im Sommer beerdigt worden waren, es gelangen also die Eier auf die noch unbedeckten Körper. Von den Larven der Phora-Mücke und des Käfers, die sich auch bei den Winterleichen eingefestigt hatten, muß man annehmen, daß sie, durch ihren Geruchssinn geleitet, in die Erde eindringen und zu den Gräbern gelangen. Übrigens besuchten die Larven der Phora-Mücken mit

Sorte die magern Leichen, die Käferlarven die fetten. In der Tat findet man den Käfer meist nur im Rachen der Friedhöfe, und man hielt ihn, wie der Name besagt, weil er aus der Erde hervorwächst, für einen Wurzelkremer. Vielleicht kommt er auch nur aus der Erde empor, um sich zu begatten. Außer den genannten regelmäßigen Grabbewohnern fanden sich noch zwei Insektenarten: Achorutes armatus und Templetonia nitida, um ein Laufensfüß (Julus-Art), die vielleicht nur Gelegenheitsgäste darstellen. Reinhardt in Dresden fand noch eine Fliege: Homalomyia ncalaris, einen Käfer: Trichonyx sulcicollis, und Fadenwürmer (Pelodera strongyloides). Er beobachtete, daß Leichen in Sand- und Kiesboden häufiger und zahlreicher von Insekten heimgesucht werden als in dichtem, fettem Lehm. Vgl. Megnin, La faune des cadavres (Par. 1894).

Gräberfelder, f. Gräber, vorgeschichtliche, S. 195.

Gräberfriede ist der den Gräbern (f. Begräbnisplatz) gewährte besondere Rechtschutz. Das Reichsstrafgesetzbuch bedroht in § 168 mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, neben welchem auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann: 1) das Wegnehmen (nicht das Beschmipfen, Verschmeln u.) einer Leiche aus dem Gewahrsam der dazu berechtigten Person; die Wegnahme von Leichen teilen ist nur als Übertretung (Straßb.); 2) die unbefugte Verstärkung oder Beschädigung von Gräbern (Grabwäler werden durch § 304 des Strafgesetzbuches geschützt); 3) die Verübung beschimpfenden Aufzuges (f. d.) an einem Grabe. — Weiter ist die Fassung des österreichischen Strafgesetzbuches (§ 306): »Wer die für menschliche Leichen bestimmten Grabstätten aus Bosheit oder Mitleiden beschädigt, unbefugt Gräber eröffnet, von daher oder aus andern Aufbewahrungsorten menschliche Leichname oder einzelne Teile derselben eigenmächtig hinwegbringt oder an menschlichen Leichnamen Mißhandlungen begeht, ist mit strengem Arrest von einem bis zu sechs Monaten zu ahnden.« Vgl. Erufen, Der strafrechtliche Schutz des Rechtsgutes der Pietät (Berl. 1890).

Gräber (arab.), Jakob W. Graf von Hemßß, Gelehrter, geb. 7. Mai 1776 in Gannarke auf Gotland, gest. 29. Nov. 1847 als Kammerherr in Florenz, trat nach mehrfachen Land- und Seereisen in Europa in die englische Marine, wurde 1811 schwedischer Konsul in Genua, 1815 in Tanger, 1823 in Tripolis; seit 1828 lebte er in Florenz. W. entfaltete eine ausgedehnte literarische Tätigkeit auf dem Gebiet der Statistik und der Geographie wie auch auf dem der arabischen Sprache und Literatur. Er schrieb über das Geschichtswert Ibn Chalduns (Hör. 1834) u. a., ferner »Essai géographique et statistique sur la régence d'Alger« (das. 1830) und »Specchio geografico e statistico dell'imperio di Marocco« (deutsch, Stuttg. 1833), eine »Theorie der Statistik« (Genua 1821; deutsch, Nachdr. 1835), einen »Versuch über die Statistiken« (Wien 1811) und »La Scandinavie vengée, etc.« (Lyon 1822), worin er nachzuweisen sucht, daß die Völker des Nordens zur Zeit der Völkerwanderung schon eine wirkliche Kultur besaßen hätten.

Gräberpflanze, f. Datura; über Gräberpflanzen des Totenkultus f. Gräberschmud.

Gräberschmud. Der natürliche Gebrauch, die Grabstätten der Toten liebevoll zu schmücken, findet sich überall, wo der Mensch aus den rohesten Zuständen herausgewachsen ist, nimmt aber bei verschiedenen Völkern und Stämmen charakteristisch verschiedene

Formen an. Neben dem Grabdenkmal (s. Grabmal), als welches auch Leichendretter (s. d.), militärische und andere Embleme dienen, kommt vor allem der Pflanzenschmuck in Betracht, teils in Form von Kränzen und Guirlanden, teils als immergrüne oder blühende Pflanzen, Sträucher und Bäume, die man auf oder neben dem Grabe pflanzte. Im Altertum (und noch jetzt im Morgenlande) war die immergrüne Zypressen- der bevorzugte Trauerbaum (*tristis Cupressus* der Römer), und ihre Zweige wurden auch zum Verbrennen der Leiche benutzt. Die türkischen Friedhöfe sind noch heute Zypressenhaine. In nordischen Ländern sind Taxis- und Wacholderarten, in China und Japan sowie dann auch bei uns Lebensbaumarten, Kryptomerien und andre schöne immergrüne Nadelhölzer an die Stelle der Zypresse getreten, deren düstern und feierlichen Einbruch sie freilich nicht erreichen. Auch die Fichte galt den Alten als Totenbaum, angeblich weil sie abgehauen nicht wieder auskeimt. Sonst waren noch die der Perserphone heilige Granate, die Myrte der Venus Libitina, Ölbaum, Weibpappel, Buchsbaum u. a. Friedhofsbäume. Zum Bepflanzen der Gräber dienten Efeu, Acanthus, Asphodelus, Gelsee (Apium defunctorum), wilde Rosen und Veilchen. In Kleinasien und Arabien ist die Gräberlilie (*Iris squalerorum*) für weite Strecken der bevorzugte G., daneben mehrere ornamentale Aloë-Arten, während auf den griechischen und kanarischen Inseln daneben Dracänen und Yucca-Arten als beliebte Friedhofspflanzen gelten. In Australien und seinen Inseln wurden vor allem Kasuarinen, an unsre Trauerweiden erinnernd, daneben namentlich in neuerer Zeit Eucalypten angepflanzt. Die Angola pflanzen auf die Gräber Wollmilchgarben und Maniok, letztern als Nahrung für die Toten. In Amerika scheint man die Gräber weniger mit Pflanzen geschmückt zu haben; nur bei den Guanaen saßen Epiz und Kartius die Hügel mit Palmenblättern gedeckt. Der bevorzugte, heute meist von Euphazoen genommene Palmenwedel galt den Alten als Siegesymbol und ist erst von den Christen in denselben Sinne (als Sieg über den Tod und Unsterblichkeitsymbol) für die Begräbniszeremonien in Aufnahme gebracht worden. Die palmenzweigartigen Figuren auf ägyptischen, phönizischen und karthaginensischen Grabsteinen und Altären sind aus Lilien zu deuten. In den ägyptischen Gräbern aus der Zeit Ramses' II. (des Großen und Amenhotep's I.) fand man große, wunderbar erhaltene Kränze aus Teilen von Mimosaop Schimper, *Nymphaea coerulea*, *Aca-cia nilotica* und vielen Blumenarten.

Die nordischen Völker verbrannten den Leichnam mit Dornen und Wacholder und pflanzten die Gräber mit Dornen (namentlich Weibdorn), um ihre Unnahbarkeit zu erhöhen. Das Mittelalter bevorzugte außer Immergrün (*Vinea*), von dem auch der Leiche ein angeblich vor Verwesung schützender Kranz aufgesetzt wurde, namentlich starkblühende Pflanzen, wie Rosmarin, Bernwurz, Stodwurz oder Grabzypresse (*Artemisia Abrotanum*), Raute u. a. zum Leichen- und Graberschmuck, die daher auch die Namen Toten- oder Gräberpflanzen führten. Ihnen gesellte sich die Ringel- oder Totenblume (*Calendula officinalis*) mit solcher Regelmäßigkeit zu, daß man vermied, diese Blume in Freudensträußen anzubringen, und der Traum von Rosmarin oder Ringelblumen im deutschen Volksliede Todesahnungen erweckt, gerade so wie bei den Griechen der Sellerietraum. Heute ist man vor allem darauf bedacht, die Gräber mit immer-

grünen Gewächsen zu bedecken, namentlich mit Sinnergrün oder Efeu (an schattigen Stellen) oder mit Sodom-, Sempervivum- und Saxifraga-Arten, die dem Sonnendrand widerstehen. Daneben spielen Trauerbäume (s. d.) eine hervorragende Rolle. Als Liebeszeichen stellt man die uns Vergißmichnistränze im wassergefüllten Teller auf die Gräber, während in Frankreich das Siefmütterchen (*Pensée*) die Gebetblume der Toten ist und in allen Formen, namentlich auch in der von Bleichstränzen mit Wäskerten, Verwendung findet. Dort sind auch die dauerhaften, oder steifen Immortellenstränze beliebt, während bei uns Buchsbaum-, Lorbeer- und Kirchhollerbergweige, auch das schwarzviolette Mahonia-Laud für Grabstränze vorgezogen werden. Der in vielen Dichtungen hervortretende Glaube über das Fortleben der Menschenseelen in Blumen hat auch weiße Lilien und Rosen zu einem beliebten G. junger Verstorbener gemacht. Vgl. Unger, Die Pflanze als Totenschmuck und Grabeszier (Wien 1867); Koberstein und Köhler, Über das Fortleben der Seele in der Pflanzwelt (im Weimarschen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst, Bd. 1, Gmnos. 1854).

Grabfeld, aller G. in Franken zwischen dem Thüringer Walde, dem Vogelsgebirge, dem Speßart und dem obern Main, teilte sich in einen westlichen, das sogen. Buchonia mit den Hauptorten Fulda und Hersfeld, und in einen östlichen Teil, der das eigentliche G. mit den Untergauen Banzgau, Haßgau, Baringgau, Tullisfeld, Saalgau, Beringau und Gogelnd umfaßte. Das G., zuerst 739 genannt, stand unter mehreren Grafen, aus deren Rille sich seit Ende des 9. Jahrh. die Vorfahren der im 12. Jahrh. aufstretenden Grafen von Henneberg, die sogen. Papponen, als Grafen des Tullisfeldes erhoben. Auch das Dynastengeschlecht der Babenberger war zu Anfang des 10. Jahrh. hier ansässig. Das Hochstift Bamberg besaß zwar die Gaugerichtsbarkeit über das G., vermochte sie aber nicht geltend zu machen. Vgl. Genßler, Geschichte des fränkischen Gaues G. (Rodburg 1801—03, 2 Bde.).

Grabdenkmal, s. Gräber, vorgeschichtliche. S. 196.

Grabführer, Röhrenschnecken, s. Schnecken.

Grabgabel, Werkzeug zur Beerdigung des Bodens, gleich einem Spaten, besitz aber an Stelle des Blattes 2—3 Zinken. Man benutzt die G. auf sehr schwerem Boden, in den der Spaten nicht gut einzudringen vermag, auch zum Aufbrechen der Furchen, sobald nach dem Pflug, um den Untergrund zu lockern, und zum Ausnehmen der Kartoffeln.

Grabgans, s. Enten, S. 833.

Grabheuschrecken (*Gryllidae*), Familie aus der Ordnung der Gräbhlüter, i. Heuschrecken.

Grabiegung Christi, in der bildenden Kunst Gegenstand zahlreicher Darstellungen, von denen ein Gemälde von Raffael (Galerie Borghese in Rom) und eins von Tizian (Louvre in Paris) den Vorzug klassischer Bedeutung haben.

Grabmal (Grabdenkmal, hierzu die Tafel „Grabmäler“), im weitern Sinne jedes einem Toten an seiner Beerdigungs- oder Beisetzungsstätte errichtete Erinnerungszeichen, im engeren Sinn ein solches von künstlerischer, durch Architektur oder Plastik hergestellter Form. Ursprünglich eine Auszeichnung für Fürsten,elden und hervorragende Persönlichkeiten, wurde die Sitte, Grabmäler zu errichten, schon im frühen Altertum allgemein und auf alle Toten ausgedehnt. Aus roh ausgeworfenen Erdbügeln (tumuli), die später mit aufgerichteten Steinen oder mit



1. Ägyptischer Mumien Sarkophag.

2. Altgriechische Grabstele.
Von Aristokles (s. Aristion-
stele). (ca. 550 v. Chr.)

3. Griechische Grabvase.



5. Etruskische Graburne.

6. Sogen. Sarkophag Alcibiades
in Konstantinopel7. Grabmal des Gottfried von Bouillon
in Jerusalem. (ca. 1150 n. Chr.)11. Grabmal Kaiser Heinrichs II. und
seiner Gemahlin im Dom zu Bamberg.
Von T. Riemenschneider. (1499–1513.)4. Grabstein der Hegeso.
(Griechisch, ca. 380 v. Chr.)12. Grabmal des Ascanio Sforza
(I)



...anders d. Gr. aus Sidon,
(ca. 300 v. Chr.)



... in Rom. Von Andrea Sansovino.
(1573.)



10. Grabmal der Kaiserin Editha im Dom zu Magdeburg.
(Anfang des 16. Jahrh.)



14. Männliches Grabmal in Berlin.
Von Andr. Schiüter. (1700.)



8. Metallene Grabplatte im
Dom zu Naumburg. (1125.)



13. Grabmal des Kardinals Albrecht von
Brandenburg in der Stiftskirche zu
Aschaffenburg. Von P. Vischer. (1525.)



9. Grabstein des Ruprecht von der Pfalz
und seiner Gemahlin in Heidelberg.
(ca. 1420.)

Mauerwerk umgeben wurden, und unbeschrifteten Steinblöcken entwickelte sich bereits im Altertum das G. des zur edelsten künstlerischen Form. In uralten Grabmälern, wie z. B. dem fogen. Grabe des Kyros (f. Tafel »Architektur II«, Fig. 7), dem Grabe des Dareios (f. Tafel »Architektur II«, Fig. 8), den ägyptischen Pyramiden und Königsgräbern (f. Tafel »Architektur I«, Fig. 1 u. 2), den äthiopischen Felsengräbern (f. Tafel »Architektur II«, Fig. 12 u. 13), den phönizischen und jüdischen, tempelartig gebildeten Gräbern (f. Tafel »Architektur II«, Fig. 10 u. 14), sind uns für die gesamte Entwicklungsgeschichte der Kunst wichtige Momente erhalten. Bei den Ägyptern, Griechen, Etruskern und Römern wurde der Gräberkultus am weitesten getrieben. Vor den griechischen, kleinasiatischen, griechisch-römischen und römischen Städten wurden ganze Gräberstraßen (Athen, Pompeji, Via Appia bei Rom) angelegt, die nicht mit Grabsteinen (Stelen; f. Tafel »Grabmäler«, Fig. 2 u. 4), Urnen aus Marmor und Terrakotta (Fig. 3 u. 5), kleinen Bausteinen (f. Tafel »Architektur IV«, Fig. 9—11), Tempeln und imposanten Monumenten (G. der Cäcilia Metella bei Rom) besetzt waren (vgl. »Die attischen Grabreliefs«, hrsg. von Gouze u. a., Berl. 1890 ff.; Solwerto, »Die attischen Gräber der Blütezeit, Leiden 1899; Ritzhöfer, »Über die Gräberkunst der Hellenen, Kiel 1900). In Kleinasien gelangte das monumentale G. für Helden, Fürsten, Könige u. dgl., das einen Bau für sich bildete, nach orientalischen Vorbildern zur reichsten Ausbildung (Beispiele: das G. von Xanthos im Britischen Museum, das Mausoleum [i. d.] von Halikarnassos, das Heroon von Gölbaschi), die aber durch römische Brunnbauten (Mausoleum des Hadrianus, f. Tafel »Architektur V«, Fig. 8 u. 9) noch überboten wurden. In den von orientalischen Sitten beeinflussten Ländern der griechisch-römischen Kultur entwickelte sich nach dem Vorbilde der ägyptischen aus Holz und Stein gefertigten Mumien Sarkophage (Fig. 1) der frei stehende, meist in unterirdischen Begräbnishallen beigesetzte, gewöhnlich aus Marmor hergestellte Sarkophag, der eine architektonische Wiederholung erhielt und an den Seiten reich mit Reliefs und sonstigen Bildwerk geschmückt wurde, die sich auf den Toten bezogen. Solcher Sarkophage hat sich eine große Zahl erhalten. Ein besonders reiches Beispiel ist der köstlich fogen. Sarkophag Alexanders d. Gr. aus Sidon (jetzt in Konstantinopel, Fig. 6). Römische Grabsteine und Grabdenkmäler mit Inschriften, Reliefdarstellungen und Figuren sind überall gefunden worden, soweit sich die römische Herrschaft und Kolonisation erstreckten. Die Christen übernahmen die Stile, Grabmäler zu errichten, von den Römern. In den Katakomben und sonstigen altchristlichen Begräbnishallen sind Grabsteine und Sarkophage (f. Tafel »Christliche Altartümer I«, Fig. 6, und Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 9) gefunden worden, und das monumentale Grabmal der römischen Zeit hat in dem Grabmal des Theoderich in Ravenna (f. Tafel »Architektur VI«, Fig. 4) einen Nachklang gefunden. Aus der Verweisung von Leichen in unterirdischen Begräbnishallen entsprang im Mittelalter die Gewohnheit, christliche, Fürsten und später auch wohlhabende, um die Kirche verdiente Bürger im Gewölbe unter den Fußböden der Kirchen, Kapellen und Kreuzgänge zu bestatten. Als äußeres Zeichen des Bestattungsortes wurden oberhalb des Fußbodens entweder Sarkophage oder ähnliche Freigräber mit und ohne Baldachin (Fig. 7 u. 10) aufgestellt, oder in den Fußböden

Grabplatten mit Inschriften und den Bildnissen der Verstorbenen eingelassen. Diese Grabplatten, eine besondere Gruppe der Grabmäler, wurden entweder aus Marmor, Sand- und Kalkstein, Granit, Schiefer u. dgl. oder aus Metall (Kessing, Bronze) gefertigt. Die metallenen Grabplatten, in welche die Darstellungen entweder eingraviert (Fig. 8), oder auf denen sie in erhabenen Fuß angebracht wurden (Fig. 13), finden sich noch häufig in norddeutschen (pommerischen und lübschen) Kirchen. Als der Raum auf den Fußböden der Kirchen zu mangeln begann, wurden die Grabplatten an den Wänden und Pfeilern der Kirchenräume und Kapellen aufgerichtet und besetzt. Ein Gleiches geschah auch später mit solchen in den Fußböden eingelassenen Grabplatten, die man vor der völligen Zerstörung durch Fußtritt schützen wollte. Die gotische Kunst fügte zu dem Sarkophag noch einen Baldachin hinzu, der, tempelartig ausgebildet, bisweilen mit einer Anzahl von Figuren und Reliefs geschmückt wurde (Gräber der Scaliger in Verona, Sebalbusgrab von Peter Bischof in Nürnberg). Auf dem Sarkophag lag gewöhnlich die Porträtfigur des Verstorbenen, allein oder mit seiner Frau, in vollem Wappenschmuck, in Kürzentracht, Ornat u. dgl., und zu den Füßen ein Tier, das entweder dem Wappen entlehnt war, oder eine Tugend symbolisierte (Fig. 9 u. 11). Die minder bevorzugten Gemeindeglieder wurden außerhalb der Kirche, oder in unmittelbarer Nähe grenzendem Terrain (Kirchhof) begraben, wo man ihnen ebenfalls Grabsteine errichtete, die oft an den Kirchenmauern besetzt wurden. Mit der wachsenden Rücksicht auf das Individuum, die sich mit dem Beginn der Renaissancezeit zuerst in Italien entwickelte, wuchs auch der Grabmälertypus. Die italienischen Kirchen, Klöster und die Hallen der Friedhöfe (Campi santi in Vico, Florenz) sind voll von prächtigen, oft von ersten Künstlern ausgeführten Grabmälern. Päpste und Fürsten wetteiferten in der Errichtung von prächtigen Grabmonumenten, mit deren Ausführung bisweilen schon bei Lebzeiten derer, für welche die Grabmäler bestimmt waren, begonnen wurde (Grabmäler der Päpste in St. Peter zu Rom, Michelangelos Grabplatte der Mediceer in Florenz, f. Tafel »Bildhauerkunst IX«, Fig. 8). Die Grabmäler waren teils Sarkophage mit den schwebenden oder betenden Figuren der Toten, teils Freibauten mit Baldachinen, Kuppeln u. dgl. (Grabmäler Kaiser Maximilians in Innsbruck, Ludwigs des Bayern in der Frauenkirche zu München, f. Tafel »Bildhauerkunst X«, Fig. 5), teils architektonisch gegliederte, durch Reliefs, Statuen und Reliefs belebte fasadenartige Freibauten, die an die Wände gesetzt wurden (Dogen- und Patriergrabmäler in Venedig und Bräutigamsgrabmäler in Rom, Fig. 12). Letztere Gestalt der Grabmäler wurde besonders im 17. und 18. Jahrh. von der Barock- und Rokokozeit weiter ausgebildet und zu üppigsten, völlig weltlichem und oft bis zur Gleichmaßlosigkeit überladenen Prunk getrieben (G. Rorich von Sachsen in Straßburg, Schlüterisches G. in Berlin, Fig. 14). Zu antiker Einfachheit kehrte wieder G. Schadow in Berlin zurück (f. Tafel »Bildhauerkunst XII«, Fig. 5 u. 6). In neuerer Zeit werden Grabmäler in Kirchen nur für fürstliche Personen oder zum Ehrengedächtnis berühmter Männer (Vanhoen zu Rom, Westminsterabtei zu London, neuer Dom in Berlin) errichtet. Daneben werden auch isolierte Grabsteine für Mitglieder von Fürstlichen Familien in Gestalt von Kuppeln mit Grabmälern angelegt (Mausoleum in Charlottenburg bei Berlin,

Herrenhausen bei Hannover, Rosenhöhe bei Darmstadt, die griechischen Kapellen bei Wiesbaden und Baden-Baden, das Mausoleum Kaiser Friedrichs in Potsdam. In den Mausoleen zu Charlottenburg, Potsdam und Herrenhausen ist für die darin Beigesetzten die Form der römischen Sarkophage beibehalten worden (Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise von Preußen, s. Tafel »Bildhauerkunst XIII«, Fig. 4, Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta von Preußen, Kaiser und Kaiserin Friedrich von Preußen). In neuester Zeit haben besonders die Franzosen (Hauptwerk: das Monument aux morts auf dem Fère la Chapelle in Paris von Bartholomäus, s. d.), die Italiener und nach ihrem Vorgang auch die Deutschen und Österreicher in der Grabmalerei plastisch einen großen Aufwand von Gedanken und kostbarem Material entfaltet. Vgl. Schubring, Das italienische G. der Frührenaissance (Berl. 1903, mit 40 Tafeln); v. Lichtenberg, Das Barock in Grabdenkmälern (Strassb. 1902); Schweitzer, Die mittelalterlichen Grabdenkmäler mit figürlichen Darstellungen in den Neckargegenden von Heidelberg bis Heilbronn (Bast. 1899); Buchner, Die mittelalterliche Grabplastik in Nordböhmen (Bast. 1902); die von Wasmuth herausgegebene Sammlung »Ausgeführte Grabmäler und Grabsteine« (Berl. 1889 ff.); »Grabmalerei«, Grabmäler u., ausgeführt von Künstlern unserer Zeit« (Bast. 1902 ff.); »Künstlerische Grabdenkmäler. Moderne Architektur und Plastik« (Wien 1903 ff.); Werlach, Tafelbilder und Grabsteine (Bast. 1896); Prosperi, Moderne Grabsteine u. (Düsseldorf 1896); Krauß, Moderne Grabdenkmäler (München 1902).

Eine besondere Form haben auch die alten Ägypter ihren Grabmälern gegeben, indem sie über den Grabhügel glodenförmige Säulen (Tapes) stellten, die von Säulen umgeben und von Steinbildwerken gefüllt wurden (s. Tafel). Die Ägypter zeichneten die Gräber ihrer Fürsten, Propheten und Heiligen durch große oder kleine Grabinschriften mit Denksteinen (Kaaba Rahamnes) aus. Über die Grabmäler der vorgeschichtlichen und altorientalischen Völker s. Dolmen und Gräber, vorgeschichtliche. Vgl. auch Artikel »Begräbnisplatz«.

Grabmayer, Karl von, österreich. Palatiner, einer tirolischen Adelsfamilie entstammend, lebt als Gutsherr und Rechtsanwalt in Meran. Er vertritt den Grundsatz von der Totalität der Abgeordnetenhauswahl und gehört der gemäßigten deutsch-österreichischen und liberalen Richtung an. Er schrieb verschiedenes über Agrarreform.

Grabner, Leopold, Hofmann, geb. 21. Juli 1802 zu Kremsmünster in Niederösterreich, gest. 4. Nov. 1864 in Wien, studierte 1821–23 auf der Karlsakademie Mariabrunn, erhielt 1827 eine Anstellung bei der Verwaltung des Wiener Waldes, 1833 eine Professur an der Karlsakademie Mariabrunn und übernahm 1847 die Verwaltung der Forsten des Fürsten Liechtenstein. Er schrieb: »Anfangsgründe der Naturkunde für den Forstmann« (Wien 1838, 2 Bde.); »Grundzüge der Forstwirtschaftslehre« (Bast. 1841; Bd. 2, 1856; 3. Aufl. in 1 Bd., hrsg. von Bessely, 1866). Auch gab er die drei ersten Bände der »Österreichischen Vierteljahrsschrift für das Forstwesen« heraus (1851–53). Vgl. »Forstrat Leopold G. und sein Wiener Denkmal« (Wien 1879).

Grabow (s. d.), Fluß im preuss. Regbez. Köslin, mündet nach 122 km langem Laufe bei Hagenow in die Döpper.

Grabow (s. d.), 1) G. an der Oder, früher selbst-

ständige Stadt, ist seit 1900 in Stettin einverleibt. — 2) Stadt im preuss. Regbez. Posen, Kreis Schildberg, an der Prosna, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Synagoge, Dampfschneidemühle, Käsefabrik und (1900) 1805 meist kath. Einwohner. G. wurde 1416 gegründet. — 3) Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, an der Elbe und der Staatsbahnlinie Berlin-Hamburg, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Realprogymnasium, Amtsgerecht, eine chemische und eine Goldbleichfabrik, Dampfsäge- und Dampfmühlmühlen, Gerberei, Bierbrauerei und (1900) 5296 Einw.

Grabow (s. d.), Wilhelm, preuss. Palatiner, geb. 15. April 1802 in Prenzlaw, gest. daselbst 15. April 1874, studierte 1821–23 die Rechte, wurde Stadtgerichtsrat in Berlin, 1836 Hofgerichtsrat und Universitätsrichter in Greifswald und 1838 Oberbürgermeister in seiner Vaterstadt. 1841–47 Mitglied der märkischen Kreis- und Provinziallandtage, war G. im Vereinigten Landtag von 1847 eins der hervorragendsten Mitglieder der freisinnigen Partei, verfaßte bei der zweiten Sitzung des Vereinigten Landtags im April 1848 den Entwurf des Wahlgesetzes für die Nationalversammlung, hielt sich in dieser zum rechten Centrum und ward nach Rides Eintritt ins Ministerium 27. Juni 1848 Präsident des Hauses; doch legte er 28. Okt. das Präsidium und sein Mandat nieder. Während der kurzen Session im Frühjahr 1849 Präsident der Zweiten Kammer, zog er sich nach ihrer Auflösung und nach Beilegung des allgemeinen Wahlrechts vom politischen Leben zurück. Trotzdem ward seine Wahl zum Oberbürgermeister von Magdeburg 1850 nicht bestritten, ebenso wenig die zum Oberbürgermeister in Prenzlaw auf Lebenszeit, sondern nur die auf zwölf Jahre. Bei Beginn der neuen Ära 1858 wieder in das Abgeordnetenhaus eingetreten, zum ersten Vizepräsidenten und Anfang 1862 sowie während der Kämpfe immer fast einstimmig zum Präsidenten erwählt, griff G. die budgetlose Regierung mit entschieden, zuletzt scharfen Worten an. Um eine Verödung mit dem Ministerium Bismarck zu erleichtern, vergicht G. bei Eröffnung des Landtags im August 1866 auf die Wiederwahl zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses und trat seitdem im parlamentarischen Leben nicht mehr hervor. 1875 wurde ihm in Prenzlaw ein Denkmal errichtet.

Grabowsee, See bei Dramenburg (s. d.); an seinem Ufer liegt eine große Volksheilstätte. Vgl. »Die Volksheilstätte am Roten Kreuz G.«, Zeitschrift (Berl. 1899).

Grabowski, Michail, poln. Schriftsteller, geb. 1805 in Böhlinien, gest. 18. Nov. 1863 in Warschau, machte seine Studien in Warschau, beteiligte sich dort am Kampfe der Romantiker gegen den herrschenden Klassizismus und wurde durch Herausgabe seiner »Ukrainischen Melodien« (1828) Bahnbrecher der ukrainischen Dichterschule. Nachdem er 1830 auf sein Gut im Gouv. Kiew übersiedelt war, veröffentlichte er kritisch-literarische Werke und Abhandlungen: »Literatura i krytyka« (Wilna 1837–40, 4 Tle.) und »Korespondencya literacka« (Bast. 1842–43, 2 Bde.; mit Fortsetzung, 1849); historische Romane in der Art B. Scotts (anfangs unter dem Namen Edward Zariza), wie: »Koliszczyzna i Stepy« (»Die Kolischschyna [Ausfall der Bauern in der Ukraine 1768] und die Steppen«, Wilna 1838), »Stanislaw hulajpolski« (Bast. 1841, 5 Bde.), »Zamiec w stepach« (»Der Sturm in den Steppen«, Petersb. 1862) u. a.; ferner »Pamiętniki domowe« (»Heim-

liche Denkmäler», Warschau 1845); ein anziehendes Werk über »Die alte und die heutige Ukraine« (Kiew 1850) u. a. Zuletzt war er Direktor der Kommission für Unterricht und Kultus in Warschau.

Grabschheit, ein Spaten für besonders tiefe Erdarbeit.

Gräbchen, Dorf im preuss. Regbez. und Landkreis Breslau, mit Breslau durch elektrische Straßenbahn verbunden, hat eine chemische und eine Kettensfabrik, Dampfmühlerei, Schuhwarenfabrik, Bierbrauerei, bedeutenden Gemüsebau und (1900) 2324 Einwohner.

Grabschüssel (Caelum), Sternbild des südlichen Himmels, vgl. Beilage zum Artikel »Fislerne«.

Grabschüssel (Stichel, Zeiger), Werkzeug zum Grabieren, Kupferstechen u. a. aus einem in einem Hest festsitzenden gehärteten stählernen Stäbchen, das an einem Ende eine Schneide oder eine Spitze mit daran stehenden Schneiden durch Abstreifen einer Fläche (Kappe) unter 45° erhält. Der gemeine G., mit quadratischem Querschnitt von 2—3 mm Seitenlänge, hat eine rautenförmige Kappe, der rautenförmige G., mit rhombischen Querschnitt, hat eine schärfere, zum Einkneiden feiner Linien geeignetere Spitze. Auswärts s. gekrümmte G. benutzt man, wo ein gerader Stichel schief horizontal auf die Arbeit gelegt werden müßte; seltener gebraucht man abwärts gekrümmte und abgetropfte G. Der Messerzeiger hat messerartige Gestalt, also leiförmigen Querschnitt, der Spitzstichel eine gewölbte Gestalt der beiden Seitenflächen. Der Justierzeiger ist ein ovaler Spitzstichel, der scharf von der linken Seite mit einer großen Facette zugespitzt ist und dadurch eine viertelfreisförmige Schneide erhält. Flachstichel haben eine geradlinige, rechtwinklig gegen die Kasse des Stiches gestellte Schneide. Dreieckige Flachstichel haben die Seite eines Dreiecks als Schneide. Die G. mit bogenförmiger Schneide heißen Vollstichel (Vollstichel). Der Rundstichel ist von freisförmigem Querschnitt, so daß die Kappe elliptisch erscheint. Von diesem unterscheidet sich der ovale Stichel dadurch, daß sein Querschnitt ein Oval ist, dessen große Kasse senkrecht steht, und das oben in eine Spitze ausläuft, wodurch es fast umgestürzt herzförmig erscheint. Der zweispitzige Punktstichel gleicht dem Flachstichel, doch ist die Schneide mit einer Einkerbung versehen, wodurch sie in zwei Jaden geteilt wird, die, spitz zugespitzt, zum Einkneiden von Punkten gebraucht werden, mit denen etwa eine Fläche ganz bedeckt werden soll. Der Fadenstichel mit mehreren Zähnen dient zum Schraffieren.

Grabschiff, primitives Werkzeug der Naturvölker zur Bearbeitung des Bodens; s. Tafel »Geräte der Naturvölker I«, Fig. 5.

Graburnen, aus vorgeschichtlicher Zeit, s. Grabber und Gefäße, vorgeschichtliche.

Grabwespen (Wardwespen, Sphegiden, Crabronidae Gerst.), Insektenfamilie aus der Ordnung der Hautflügler, vielgestaltige, tierliche Tiere mit meist gestieltem Hinterbein, meist kurzen, ungebrochenen Fühlern, langen, schmalen, nicht faltbaren Vorderflügeln, gebornen Schienen und Tarsen, die Weibchen mit nicht abbrechendem Giftstachel. Die G. sind über die ganze Erde verbreitet, und man kennt gegen 1200 Arten. Die Weibchen, von Honig und Blütenhaub lebend, legen ihre Brutplätze meist unter der Erde, am Ende eines oft tiefen Ganges, zuweilen auch in Holzpfählen, Baumzweigen u. a.; die Larven le-

ben von Raupen, Käferlarven, welche die Mutter durch einen Stich mit dem Giftstachel lähmt oder tötet. Sie bringt der in einer offenen Zelle hausenden Larve täglich neues Futter oder füllt die Zelle mit so vielen Insektentörpeln, wie für die ganze Entwicklungszeit der Larve nötig sind, belegt die Zelle dann mit einem Ei und verschließt sie. Meist erbeuten die einzelnen Arten ganz bestimmte Insekten, einige schmarotzende Gattungen legen ihre Eier in fremde, schon mit Futter gefüllte Zellen von Grabwespen. Die gemeine Sandwespe (*Ammophila sabulosa* L., s. Tafel »Hautflügler II«, Fig. 7), 19—22 mm lang, schwarz, am zweiten, dritten und vierten Hinterleibsring rot, auf dem letzten mit schwarzem Fleck; der Stiel des Hinterleibes ist sehr lang und dünn, zweiringelig, länger als der hintere, spindelförmige Teil. Sie gräbt an offenen, sandigen Stellen ihre Nester, bringt in jedes eine gelähmte große, wenig behaarte Raupe, legt ein Ei und schließt das Nest durch Steinen u. d. Die Larve verpuppt sich nach vier Wochen, und bald schlüpft dann die Wespe aus. Die letzte Generation des Jahres überwintert als Larve oder Puppe. Der bunte Bienenwolf (*Philanthus pictus* Fab., s. Tafel »Bienen«, Fig. 9), 16 mm lang, schwarz, auf Kopf und Thorax dicht gefleckt, mattgelb, am Hinterende des Prothorax, am Schildblech, Saum und an den Seiten der Hinterleibsringe goldgelb, am unteren Teil des Gesichtes und drei Stirnflecken weißgelb, an der Schenkelspitze, den Schienen und Tarsen rostgelb, gräbt bis 30 cm lange Gänge im Sand und trägt auf jedes Ei 4—6 Honigbienen ein. Die Wespe kommt im nächsten Juni zum Vorschein. Die Oastarwespe (*Bembex rostrata* L.), 15—18 mm lang, schwarz, auf Kopf und Brust grau behaart, auf dem Hinterleib mit weißlichen schwefelgelben Binden, nistet im Sand und füttert die heranwachsenden Larven mit Fliegen. Sgl. Fabre, Observation sur les mœurs des Ceroeris et Etudes sur l'instinct et les métamorphoses des Sphegides (in den »Annales des sciences naturelles«, vierte Serie, Bd. 4 u. 6); G. und E. Vachon, On the instinct and habits of the solitary wasps (»Wisconsin Geological and Natural history Survey«, 1898).

Gratanica (spr. gratzka), Bezirksstadt in Bosnien (Kreis Dolnja Tuzla), an der Bahnlinie Doboj-Simintan, liegt am Fuß des Ozren unweit der Spreta, hat 6 Moscheen, eine neue griechisch-oriental. Kirche, zwei höhere konfessionelle Schulen, ein Theater für die 1878 Gefallenen und (1899) 3874 meist mohammedan. Einwohner. In der Nähe liegt die Burg ruine Sokol und drei Mineralquellen.

Graeca sunt, non leguntur (lat., »es ist griechisch, wird nicht gelesen«) war im Mittelalter bei den Griechischen unfundigen Lehrern der übliche Ausdruck, wenn sie bei Vorlesungen auf eine griechische Stelle stießen und diese übersprangen; daher Sprichwörtlich: dies ist zu schwer, wird beiseite gelassen.

Gracchus, Name einer berühmten Familie des Sempronischen Geschlechts im alten Rom, aus der besonders die beiden Brüder Tiberius und Gaius, gewöhnlich schlechthin die Gracchen genannt, durch ihre eheulichen Bestrebungen, das Elend der untern Volksklassen zu mildern, und durch ihr tragisches Ende bekannt geworden sind.

1) Tiberius Sempronius, der Vater der Gracchen, war 187 v. Chr. Volkstribun, 180 Prätor und erhielt als solcher das dreiseitige Spanien zur Provinz, wo er binnen drei Jahren 107 Städte unterwarf und deren Unterwerfung durch einen billigen

Vertrag sicherte, der in diesen Gegenden 20 Jahre lang den Frieden erhielt. Nach seiner Rückkehr feierte er einen glänzenden Triumph (178) und wurde für das Jahr 177 zum Konsul gewählt. Einen zweiten Triumph trug ihm seine erfolgreiche Bekämpfung der sich immer von neuem gegen die römische Herrschaft auflehnenden Sardinier ein. Auch beleidete er noch einmal das Konsulat (163) und starb im 150. G. war ein Mann von tüchtiger, echt römischer Gesinnung, die er auch als Senator (169) durch die Ausschließung unwürdiger Mitglieder aus dem Senat und dem Ritterstand betätigt hat, zwar streng, aber deshalb nicht minder bei dem Volke beliebt. Seine Gemahlin, Cornelia (s. d.), die Tochter des ältern Scipia Africanus, eine Frau von hoher Bildung und edler Gesinnung, gebar ihm zwölf Kinder, von denen ihn nur drei überlebten, zwei Söhne, Tiberius und Gaius, und Sempronia, die Gemahlin des jüngern Scipio Africanus.

2) Tiberius Sempronius, ältester Sohn des vorigen, berühmter Tribun des römischen Volkes, erhielt nach dem Tode des Vaters durch seine Mutter die treffliche Erziehung, zeichnete sich schon als 16-jähriger Jüngling 146 v. Chr. vor Karthago aus, begleitete 137 den Konsul Posthumus Mancinus als Quästor nach Spanien und brachte durch das Vertrauen, das ihm sogar die Feinde schenkten, mit den Numantlinern, die das römische Heer eingeschlossen hatten, einen Vertrag ausstehend, der den Römern freien Abzug gestattete, in Rom freilich vom Senat nicht genehmigt wurde. Für das Jahr 133 bewarb er sich um das Volkstribunat, um die große Aufgabe seines Lebens, die agrarische Reform, durchzuführen zu können. Der Grundbesitz war damals zum großen Teil in den Händen weniger reicher und vornehmer Bürger, der sogenannten Optimaten oder Kadises, vereinigt, denen eine große Anzahl armer und heillosen Bürger gegenüberstand: ein Mißverhältnis, das hauptsächlich dadurch herbeigeführt worden war, daß jene sich des Staatslandes (des *ager publicus*) bemächtigt hatten, d. h. desjenigen Landes, das nach einem glücklich geführten Krieg in den Besitz des Staates gelangt war, und das den Stand der Bauern fast ganz vernichtet hatte, da die Widlen ihre Latifundien, soweit sie es überhaupt konnten, durch Sklaven bebauen ließen. Um diesem Mißstand abzuhelfen, stellte G. (in Erneuerung des Licinischen Gesetzes von 367) den Antrag, daß niemand mehr als 500 Jugera vom *ager publicus* besitzen und der Überschuss unter die besitzlosen Bürger verteilt werden sollte. Der Antrag erregte bei den Optimaten die größte Erbitterung; indes schien ihr Widerstand vergeblich, bis sie einen der übrigen Volkstribunen, M. Octavius, gewannen, der durch seine Einsprache die Abstimmung über den Antrag verhinderte, bis G. ihn, allerdings verfassungswidrig, durch das Volk seines Amtes entsetzen ließ. Jetzt wurde das Gesetz durchgedrückt und zugleich eine zur Ausführung bestimmte Kommission eingesetzt, in die man außer Tiberius G. seinen Bruder Gaius und seinen Schwiegervater Appius Claudius wählte. Indessen traten nun, namentlich bei der Scheidung des Privateigentums und des Staatslandes, die größten Schwierigkeiten hervor; trotz der Erleichterung, welche die Verteilung der dem römischen Volk zugefallenen Erbschaft des Königs Attalos III. von Pergamon unter die neuen Kolonisten beim Unternehmen des G. drachte, mußte er daher zu seiner Durchführung wünschen, für das nächste Jahr wieder zum Tribun gewählt zu werden. An dem für die Entscheidung

festgesetzten Tage wurde jedoch von den Gegnern eingewendet, daß dies gegen die Gesetze verstoße, und als sie auf den nächsten Tag verschoben war, kam es schon in der Volksversammlung auf dem Kapitol zu blutigen Gewaltthatigkeiten; auf die Kunde davon stürmte der Senat unter Führung des Oberpriesters P. Scipio Aemilianus das Kapitol; G. war, da seine Anhänger sich zum größten Teil aus ihren Landgütern befanden, zu schwach, ihm Widerstand zu leisten, und so wurde er mit 300 seiner Partei erschlagen. Damit war diese erste große Volksbewegung niedergeworfen; aber, obwohl die Optimaten als Sieger daraus hervorgegangen waren, wagten sie es doch nicht, das Adresgesetz aufzuheben; auch wurde Scipio Aemilianus, der Urheber der blutigen Gewaltthat, unter irgend einem Vorwand bald darauf nach Asien geschickt.

3) Gaius Sempronius, der um neun Jahre jüngere Bruder des vorigen, war an trefflichen Eigenschaften dem Bruder ähnlich, unterschied sich jedoch von ihm durch einen kühnern Geist und durch größere Leidenschaftlichkeit, wie er ihn auch durch das Feuer und die hintersinnige Kraft seiner Veredelmittel übertraf. Trotz seiner Jugend war er durch seine Wahl zum triumphir ageris dividendis während des Tribunats seines Bruders an dessen Unternehmungen beteiligt, und nach jenes Tod bezeichnete ihn die allgemeine Volkstimme als den zum Richter des Tiberius G. und Vallerius des begonnenen Werkes Berufenen. Eigenmächtig lebte er nach Rom zurück, als ihn der Senat durch Verleumdung und Verleugung der Quästur in Sardinien fern zu halten suchte, wurde für das Jahr 123 zum Volkstribun gewählt und trat nun entschlossen und fest in den Kampf mit dem klaren Plan ein, nicht allein die Rat des Volkes zu lindern, sondern durch Vesehränkung der Macht des Senats und der Magistrat überhaupt die Gewalt im Staat anders zu verteilen. Der Vorbereitung diente unter andern ein Getreidegesetz (*lex frumentaria*), nach dem den römischen Bürgern monatlich ein bestimmtes Maß Getreide zu einem niedrigen Preis aus Staatsmitteln verabreicht werden sollte, und die Erneuerung des alten Gesetzes, daß kein römischer Bürger zum Tode oder zur Verbannung anders als durch das Volk verurteilt werden sollte. Darauf sorgte er für eine energischer Ausführung des noch nicht ausgeführten Adresgesetzes seines Bruders und ließ zur Unterbringung vermögensloser Bürger die Gründung mehrerer Kolonien beschließen. Den Abschluß seiner Gesetzgebung bildeten das Richtergesetz (*lex judiciaria*), das die bisher ausschließlich durch Senatoren gebildeten und mehrfach zu Standesinereien geneigtbrauchten Geschwornengerichte (*quaestiones perpetuae*) auf die Ritter übertragen und diese dadurch auf die Volkspartei herabziehen sollte, und ein Gesetz über die Verteilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen (*lex de civitate sociis danda*), um auch diese zu gewinnen. Alle diese Gesetze wurden während der Jahre 123 und 122, in denen G. Tribun war, ohne ernstlichen Widerstand des Senats durchgedrückt; nur das über die Bundesgenossen stieß auf schwere Bedenken, auch bei solchen, die sich sonst den Absichten des G. wohlwollend gegenübergestellt hatten. Die Optimatenspartei berebete daher einen Kollegen, den Tribun M. Livius Drusus, G. mit volkreundlichen Gesetzen zu überbieten, und zwar gerade zu einer Zeit, als er in Afrika mit der Einrichtung der Kolonie Numantia (auf dem Boden des zerstörten Karthago) beschäftigt war. Als er daher nach einer Abwesenheit von 70 Tagen nach Rom

zurückkehrte, hatte sich die Stimmung sehr zu seinen Ungunsten verändert, und so kam es, daß er bei der Wahl der Tribunen für das Jahr 121 durchfiel und einer seiner erbittertesten Gegner, L. Opimius, für dieses Jahr zum Consul gewählt wurde. Diese Lage der Verhältnisse wurde sofort von den Gegnern ausgenutzt, und man glaubte noch im Laufe des Jahres 121 seine Gefolge trotz seines Widerstandes wieder aufheben zu können. In dieser Zeit gegenseitiger Erbitterung wollte es das Unglück, daß ein Diener des Consuls von Anhängern des G. erschlagen wurde. Dies gab das Zeichen zum Kampfe mit den Waffen. Der Senat sprach dem Opimius durch die bekannte Formel unbeschränkte Vollmacht zu. G. und sein Parteigenosse Fulvius Flaccus besetzten mit ihrem Anhang den Aventin. Unterhandlungen führten zu keinem friedlichen Ergebnis. Die Optimaten erklärten unter Führung des Consuls den Hügel und schlugen die Gegner in die Flucht; G. ließ sich durch einen Sklaven töten. Die Leichname der Gefallenen, 3000 an der Zahl, wurden in den Tiber geworfen. Nur das Ader- und das Knieergeschloß blieben bestehen, die meisten übrigen wurden aufgehoben. — Die Hauptquellen für die Geschichte beider Gracchen sind Appian in der Geschichte der römischen Bürgerkriege und Plutarch in den Biographien der Gracchen. Vgl. R. R. Rißch, Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger (Berl. 1847); Lou, Die Gracchen und ihre Zeit (Darm. 1854); Eb. Reger, Untersuchungen zur Geschichte der Gracchen (Halle 1894).

Gracchus, Beinamen des Jakobiner Robespierre (f. d.).
Grace Dieu (fr. gr^{te} dieu), Klosterkirche, f. Abdy de la Joux.

Gracihill (fr. gr^{te} hill), Dorf bei Ballymenone (f. d.) in Irland.

Graces (engl., fr. gr^{tes}), in der Musik sowie bei Verzierungen; grace-note, f. Borchlog.

Grach, Friedrich, Artillerist, geb. 1612 in Trier, gest. 25. Aug. 1854 in Kufstein, trat in die preussische Artillerie und wurde als Hauptmann 1841 mit nach Konstantinopel geschickt, um die türkische Artillerie nach preussischem Muster zu organisieren. Er rückte hier zum Offizier auf, nahm, als 1848 die Rückberufung der preussischen Kommandierten erfolgte, seinen Abschied und führte 1849 nach der Türkei zurück, wo er zum Major befördert wurde. Nach Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs 1853 übernahm er in Ost-Russland die Leitung der Artillerie in Silistra, das er glänzend verteidigte.

Grachten, in holländischen und norddeutschen Küstenstädten Zweigkanäle vom Hafen oder größeren Kanälen nach Lagerhäusern, Werften etc.

Gracia, nordwestlicher Vorort von Barcelona (f. d.), mit dem die Stadt durch den schönen Paseo de G. (mit Pferdebohlen) verbunden ist, liegt am Fuße des Tibidabo, mit zahlreichen Villen und Zirkeln.

Gracina (lat.), Griechenland; G. magna, Groggriechenland.

Gracian, Bolsofor, span. Prosaist, geb. gegen Ende des 16. Jahrh. zu Calatayud in Aragonien, gest. 6. Dez. 1658 in Tarazona, studierte auf der Universität Huesca, trat in den Jesuitenorden und wurde Rektor des Kollegiums zu Tarazona. Er ist der Theoretiker des sogen. conceptismo, d. h. des neuen Stils, den Quevedo mit seinen »Sueños« in die spanische Prosa eingeführt hatte, und der darin bestand, Doppelsinn und versteckte Nebenbedeutungen in gedankensverlabende und dadurch dunkle Sätze zu legen. Sein Werk »La agudeza, y arte de ingenio« (werft

Huesca 1649), eine Theorie der Kunst, geistreich zu denken und zu schreiben, blieb fast das ganze 17. Jahrh. das Gespräch des Robespiermodos und fand auch in Italien, Frankreich und Deutschland Nachahmung. Sein Einfluß wirkte verderblich und gab dem an sich schon trübsinnigen Zeitgeschmack an Spitzfindigkeiten und künstlicher Ausdrucksweise (Gongorismus) reichliche Nahrung. Doch ist der innere Gehalt seiner Schriften bedeutend, und trotz ihrer manierierten Form vermögen sie noch heute den Leser durch eine Fülle geistvoller Gedanken zu fesseln. Die hervorragendsten Werke, die er unter dem Namen seines Bruders Lorenzo erscheinen ließ, sind: »El criticano« (Madrid. 1650—64, 3 Bde.), ein allegorisches Gemälde des menschlichen Lebens in Romanform; »El heroe« (Huesca 1637), über die Erziehung zum Helden; »El discreto« (Hof. 1646), eine Theorie der intellektuellen Fähigkeiten (beide neu bearb. von W. Farinelli, 1900); »El politico« D. Fernanda el Católico« (Sarag. 1641), eine Lobrede auf diesen König, und »Oraculo manual«, eine Sammlung von Regeln der Lebensführung (Huesca 1637; deutsch von H. Schopenhauer als »Handorakel«, 4. Aufl., Leipz. 1891; auch in Necloms Universal-Bibliothek). Gesamtausgaben seiner Werke erschienen Madrid 1684, 2 Bde., u. d.; Barcelona 1757; Madrid 1773, 2 Bde.; die drei Hauptwerke auch im 65. Band der Biblioteca de autores españoles. Vgl. Borinski, Baltasar G. und die Poesie in der deutschen Literatur (Halle 1894), und W. Farinelli, B. G. y la literatura de Corte en Alemania (Madrid. 1896).

Gracias (M. d. Dios), 1) niedrige Landspitze im äußersten Nordosten der mittelamerikanischen Republik Nicaragua, durch eine der Mündung des Rio Coco oder Wons River vorgelagerte Neigung gebildet, mit einem reichen Unterholz, wurde 20. Sept. 1502 von Kolumbus entdeckt. — 2) Hauptstadt des gleichnamigen Departements (27.816 Einw., darunter 11.910 Eingeborne) in der mittelamerikanischen Republik Honduras, auf fruchtbarer Hochebene 810 m ü. M., 1536 gegründet und bis 1544 Sitz der königlichen Audiencia von Guatemala und Nicaragua, hat jetzt 4000 Einw.

Gracilaria liehenoides, f. Sphaerococcus.

Graciosa, f. Graciosa.

Graciosa, Insel des portug. Archipels der Azoren, zwischen Terceira und São Joaze, 13 km lang, 8 km breit, 63 qkm groß, mit (1900) 8449 Einw., in den Städten Sento Cruz (2310 Einw.), Guadalupe (2615 Einw.) und Praya nebst zwei Dörfern. Die gebirgige Insel erreicht im S. 396 m und ist die fruchtbarste der Gruppe. Die Einwohner erzeugen Leinwand und grobe Wollentstoffe.

Gracioso, Beiname der komischen Person im spanischen Lustspiel, kommt besonders in Zwitterständen (Comedias de capa y espada) unter verschiedenen Namen: Bobo (»Narr«), Simple (»Einfaltspinsel«), Picoro (»Gauker«) etc., vor, zuerst in der Comedia de Torres Naharro (1567). Er ist der bold verschlagene, bald possierlich einfältige, oder immer lustige Bediente (Zofe, Page), oder der feinere Begleiter und Vertraute, der gewöhnlich seinen Herrn parodiert.

Gracismus etc., f. Gracismus.

Gracostasis (Gracostadium, lat.) hieß im alten Rom eine offene Halle im Norden des Forum Romanum, am Konfidentempel; in ihr versammelten sich die griechischen und überhaupt die fremden Gelehrten vor ihrer Einführung in den Senat.

Grad, eine bestimmte Stufe in einer der Abstufung fähigen, geordneten Reihe von Vorstellungen, wie sie besonders in der Mathematik vorkommen. Dohr

spricht man vom G. der Potenzen, der Gleichungen, der Kurven u. Der **Vogengrad**, der 360. Teil des Kreisumfangs, zerfällt in 60 Minuten, jede Minute in 60 Sekunden. Zwei Radien, die einen Bogen von 1 G. einschließen, bestimmen einen Winkel von 1 Winkelgrad. Wo eine Vermessung ausgefallen, läßt man Winkel, bez. Bogen weg und sagt nur G. (f. Winkel). 10 G. 15 Minuten 36,25 Sekunden wird geschrieben: 10° 15' 36,25". Die Teilung des Kreises in 360 Teile kommt zuerst bei Ptolemäus im Almagest vor; früher teilte man den Kreis in 60 Teile. Nur den Tierkreis teilte man in 12 Böden von je 30 Teilen, vermutlich infolge eines uralten Irrtums der Babylonier über das Sonnenjahr. — Beim **Thermometer** heißt G. jeder der gleichen Teile, in welche die Scala eingeteilt ist, und die gleichen Temperaturunterschieden entsprechen (vgl. Thermometer); auch nennt man so die gleichen Teile mander an physikalischen Instrumenten vorkommender willkürlicher Stufen, z. B. bei den Ardometern. — Im **Salinenwesen** nennt man G. die nach Loten berechnete Salzmenge, die in 64 oder 100 Lot Sol enthalten ist und mittels der Salzwaage gefunden wird. — Im **Rechtswesen** und der **Genealogie** bedeutet G. der Verwandtschaft die Zahl der sie vermittelnden Geburten (Bürgerliches Gesetzbuch, § 1589). Im ersten G. sind verwandt Eltern und Kind, im zweiten Grade Großeltern und Enkel sowie Geschwister untereinander, im dritten Uroßeltern und Urenkel sowie Onkel und Tante und Neffe oder Nichte, im vierten Vettern u. Ein Ehegatte ist mit einem Verwandten des andern Ehegatten in demselben Grade verwandt, in dem dieser mit jenem verwandt ist. Die Schwägerschaft dauert fort, auch wenn die sie begründende Ehe aufgelöst ist (§ 1590). — Im **Militärwesen** sowie wie Rang.

Grad (slaw.), soviel wie Burg, Stadt; häufig in zusammengefügten Ortsnamen und zwar in folgenden Formen: russ. gorod (Kosmogorod, »Kraustadt«), serb. grad (Belgrad, »Weißburg«), tschech. hrad (Bischegrad, »höhere Burg«), poln. gród (Tarnogród); ferner grad in den pommerischen Städten Raugard (»Kraustadt«) und Stargard (»Kiststadt«). Auch Graz und die deutschen Klauen auf -grätz (-gratz) sind davon abgeleitet (Königsgrätz, tschech. Kralové Prábec).

Grad, Charles, elsäss. Abgeordneter, geb. 8. Dez. 1842 zu Tüschheim im Elsaß, gest. 3. Juli 1890 in Vogelbach, besuchte die École des mines in Paris, deren 1871—72 Algerien, die übrigen Mittelmeerlande und Mittelamerika zum Besuch naturwissenschaftlicher und nationalökonomischer Studien und ward 1876 Verwaltungsmittglied der großen Baumwollspinnereien und »Weberien in Vogelbach und Kolmar. 1877 in Kolmar zum Reichstagsabgeordneten gewählt, schloß er sich den Elsässer Protestlern an und wirkte 1879 mit Eifer für den Schulpolltarif. Außer zahlreichen Abhandlungen über Geologie in den Verhandlungen der Académie des sciences in Paris, über Volkswirtschaft im »Economiste français«, über Finanzen und Verwaltung des Elsaß in elsässischen Zeitschriften veröffentlichte er über die Geographie des Elsaß unter andern folgende Schriften: »Hydrologie du bassin de l'Ille« (1867), »Essais sur le climat de l'Alsace et des Vosges« (1870), »Description des formations glacières de la chaîne des Vosges« (1872), »Études historiques sur les naturalistes de l'Alsace« (1874), »Étude sur le régime des cours d'eau de l'Alsace« (1876), »Les forêts de l'Alsace et leur exploitation« (1877), »Spécialité

lande, Schilderungen aus dem Elsaß« (Kolmar 1877) und das illustrierte Werk: »L'Alsace, le pays et ses habitants« (Par. 1889); über die Industrie: »Les habitations ouvrières en Alsace«, »Études statistiques sur l'industrie de l'Alsace« (1879—83, 2 Bde.), »Les assurances ouvrières en Allemagne« (1883) und über die deutsche Verwaltung mit scharf oppositioneller Tendenz: »L'Alsace, sa situation et ses ressources au moment de l'annexion« (1872), »Coup d'œil sur l'exploitation des chemins de fer de l'Alsace-Lorraine« (1874), »Die Weinsteuererhebung«, »Considérations sur les finances et l'administration de l'Alsace-Lorraine« (1877), »Lettres d'un simple bourgeois sur la politique en Alsace-Lorraine« (1882); ferner »Guillaume Philippe Schimper« (1880), »Le peuple allemand, ses forces et ses ressources« (1888) u. a. Im Türchheim ward ihm 1894 ein Denkmal errichtet.

Grabadteilung, bei Landkarten ein auf die ebene Fläche projiziert, von 2 Meridian- (Längen-) und 2 Breitengraden umschlossenes Stück der Erboberfläche; Grabadteilungsarten, die in solchen Abschnitten entworfenen topographischen Spezialkarten ganzer Länder, deren einzelne Blätter aneinander passen und so größere Erdräume zusammenhängend darstellen (f. Landesaufnahme).

Grabbogen (Kragbogen, Kragbogen), f. Abzeichen, militärische.

Grabadat (ser. град), Bezirksstadt in Bosnien (Kreis Dolnja Tuzla), mit alter Festenburg und (1900) 3576 meist mohammedan. Einwohnern. G. hat ein neuerrichtetes Bad und Schlammbad mit einer Therapie von 28°, die bei Rheuma, Gicht und Frauenkrankheiten gebraucht wird.

Gradatim (lat.), stufenweise, nach und nach. **Gradation** (lat.), stufenweise Erhöhung, Abstufung, Steigerung; in der Logik das Aufsteigen von niedern (konkreten) Begriffen zu höhern (abstrakten) oder das Absteigen von höhern zu niedern; in der Rhetorik die allmähliche Steigerung aneinander gereihter Begriffe. Weht man dabei von dem Schwächern zu dem Stärkern fort, so entsteht eine G. im engern Sinn oder Klimax (z. B. Tapfer ist der Löwenstieger, tapfer ist der Wellengewinger, tapfer, wer sich selbst bezwang); folgen dagegen die Vorstellungen oder Gedanken in absteigender Ordnung aufeinander, eine Antiklimax (z. B. Wenn wir groß sind, so sind wir es überall, auf dem Thron, im Palast, in der Hütte).

Gradationsgebühren, f. Gebühren.

Gradationsstempel, f. Stempel.

Grabbogen, ein Teil des gewöhnlichen Kartscheiderinstruments (Hängelkompaß und G.), besteht aus einem mit Gradteilung versehenen Maßstreifen aus federhartem Messing oder Aluminium von ca. 24 cm Durchmesser. Der aus dem Mittelpunkt der Grabbogen teilung lotrecht nach unten gerichtete Radius wird durch ein mittels eines kleinen Fortkörpers beschweres Nadelnhaar gebildet und dient zum Ablesen des Neigungswinkels einer straff gespannten Faserseilnadel, an die der G. angehängt wird, oder zur Bestimmung des Einfallens einer nupbaren Lagerfläche, einer Schichtungsfläche oder Kluft. Die Genauigkeit der Ablesung beträgt 5 Minuten. Zur Auslegung der durch das Eigengewicht der Schnur bedingten Kettenlinie (Abweichung von der mathematischen Geraden) und der nach dem Abhängen des Grabbogens sich zeigenden Durchbiegung der Schnur wird bei geringem Neigungswinkel in der Mitte und bei stärkerer Neigung an der Stelle, die bei 0,888 der jeweiligen Zug-

länge, vom untern Endpunkt aus bemessen, liegt, die Winkelbeobachtung ausgeführt. Die aus flüssigen Unterfuchungen hervorgegangene Schmittsche Korrek-tionsgleichung ist für die gewöhnliche praktische An-wendung zu umständlich. G. im weitem Sinn ist auch jeder an Winkelmessinstrumenten vorhandene, mit Gradmaß und dessen Unterabtheilungen versehene Kreisbogen, in dessen Mittelpunkt sich die Drehachse eines Fernrohrs oder eines Dioptr's befindet. Ein Nonius nebst Lupe dient zur feinem Ablesung.

Gräbener, 1) Karl, Komponist, geb. 14. Jan. 1812 in Klostod, gest. 11. Juni 1883 in Hamburg, studierte aus den Universitäten zu Halle und Göttingen, wandte sich dann aber der Musik ausschließlich zu, wurde 1835 Violoncellist eines Quartetts in Hel-singsfors, 1839 Vereinsdirigent und später Univer-sitätsmusikdirektor in Kiel, lebte 1849—51 in Hamburg als Leiter eines Gesangsvereins, dann bis 1865 in Wien als Professor des Gesangs, später der Theorie, am Konservatorium, worauf er nach Hamburg zu-rückkehrte und bis zu seinem Tode den Theorieunter-richt am dortigen Konservatorium erteilte. Von seinen Kompositionen (Streichquartett, Streichtrio, 3 Streich-quartette, 2 Klavierquintette, 2 Klaviertrios, 3 Violon-sonaten, Cello-sonate, Violonromanze mit Orchester, Klavierkonzert, Lieder, Duette, gemischte Chöre, Klovierstücke) haben besonders die »Hängenden Blätter« für Klavier Verbreitung und Anerkennung gefunden. Er schrieb: »Gesammelte Aufsätze über Kunst, vor-zugsweise Musik« (Hamb. 1872); »System der Har-monielehre« (das. 1877) u. o.

2) Hermann, Komponist, Sohn des vorigen, geb. 8. Mai 1844 in Kiel, besuchte das Wiener Konservatorium, wurde 1862 Organist in Gumpendorf, 1864 Violinist im Wiener Hoforchester, 1873 Lehrer der Harmonie an der Hofröhen Klavierschule, 1877 am Konservatorium und 1889 Rektor für Harmonielehre an der Universität. Von seinen Werken sind hervor-zuheben: ein Capriccio und eine Sinfonietta für Or-chester, Variationen für Orgel, Streichorchester und Trompete, ein Violinkonzert, ein Streichquartett, ein Klavierquintett, ein Trio, eine Sonate für zwei Klov-iere u. a.

Gradient (barometrisches Gefälle), die in Millimetern ausgedrückte Zu- oder Abnahme des Luftdrucks, die sich ergibt, wenn man von einem Punkt einer Isobare senkrecht zu dieser horizontal um 111 km (die Länge eines Barometerstädes) fortschreitet. Dabei müssen die Barometerstände auf 0°, gleiches Niveau und gleiche geographische Breite reduziert sein. Je näher die Isobaren einander liegen, desto größer ist der G. Da bei ungleicher Luftdruckverteilung die Flächen gleichen Drucks von Ort zu Ort in wechselnder Höhe liegen, also verschiedene Steigung besitzen, so folgt man auch, daß die Gradienten desto steiler sind, je näher die Isobaren einander liegen. Den Begriff des Gradienten überträgt man auch auf die senkrechte Richtung und versteht dann unter dem ver-tikalen Gradienten die in Millimetern Quecksilber-höhe ausgedrückte Differenz des Luftdrucks in senk-rechter Richtung, die man der Analogie wegen eben-falls auf eine Strecke von 111 km bezieht. Mit dem G. wächst im allgemeinen die Windgeschwindigkeit. In ähnlichem Sinne spricht man bei Isothermen von einem Temperaturgradienten (thermometrisches Gefälle), dem man nur beim vertikalen G. ein Einheitsmaß (100 m) zugrunde legt.

Gradiereisen, ein mit Jägern versehener Wild-hamerthel.

Grabieren, im Salinenwesen die schwache Sole, bez. das Meerwasser dadurch konzentrieren, daß man sie bei Luftzutritt über die Dornwände der Gra-bierhäuser (Dorngrabierhäuser, f. Salz) leitet. In der Schnellseigfabrikation nennt man die Flüssig-keit, in denen der Essig gebildet wird, Grabierflüssig-keit, Grabierflüssigkeit und die Arbeit selbst g. Im Wä-senwesen ist g. gleichbedeutend mit legieren, in der Gold-schmelzfabrikation soviel wie mittels des Grabierwaf-fers die Farbe der Goldlegierungen erhöhen.

Grabierflüssigkeit, f. Grabieren und Essig.

Grabierhaus, f. Grabieren und Salz.

Grabierwaage (Salz- oder Solspindel), ein Aräometer zur Bestimmung des Gehalts einer Sole an Salz.

Grabierwerk, aus Dornzweigen errichtete Wände, über die schwache Sole geleitet wird, um sie durch Verodtröpfeln bei Luftzutritt zu konzentrieren. Den Grabierwerken ähnliche Vorrichtungen dienen auch zum Kühlen von Wasser und zum Durchfließen von Abwässern und Trunkwasser.

Gradišca, 1) (G. Trummo) Stadt im österrei-chisch-ung. Küstenland, gefürstete Grafschaft Görz und Gradišca, am rechten Ufer des Jugo und an der Südbahnlinie Trieste-Gorranos, Sitz einer Bezirkshaupt-mannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altes Kastell (seit 1804), bühliche Anlagen (an Stelle der ehemaligen Festungswerke), eine Schnitzfabrik, Elektricitätswerk und (1900) 1616, mit den Vorstädten 3881 iol. Einwohner. In dem am linken Jugo-ufer liegenden Draufina befindet sich eine große Florettspinnerei. — Der Name G. bezeichnet in seiner slavischen Wurzel den bestiegten Ort, »das Burgwerk«. Zum erstenmal ist von einer ciadelleta Gradišca bestimmt 1478 die Rede, die ebenso wie eine Reihe anderer von den Venezianern gegen die Einfälle der Osmanen nach Italien auf dem Boden der Palzgrafen von Görz errichtet worden war, dann aber auch von diesen als stete Bedrohung an-gesehen wurde. Nach dem Tode des letzten Wörz-ers (1500) erbt Maximilian I. dessen Land; doch un-terstanden Zwistigkeiten mit der Signoria, und erst im Brühlener Frieden von 1516 wurde ihm der Besitz von G. von Venedig zuerkannt. 1616 entstand der Gra-disconer Krieg: G. wurde von den Venezianern be-lagert; doch behauptete Ferdinand von Steiermark auch diesmal im Partier Frieden (6. Sept. 1617) das Land. 1647 wurde G. als »gefürstete Grafschaft« von Görz getrennt und von Kaiser Ferdinand III. an den Fürsten Hans Anton von Eggenberg für 315,000 Gulden lebensweise übertragen. Als das Haus Eg-genberg 1717 mit Hans Christian erlosch, fiel das Gradišconische, das keine besondere Ständeklasse und Landesverfassung erhalten, wieder an den Kaiser zu-rück. 1754 glückten endlich die Vereinigungseruche der Wörz; 13. Juli erklärten beiderlei Ständekörper wieder in einen verbunden. Von da an teilte es die Schicksale von Görz (f. Görz und Gradišca). Am 16. März 1797 nahmen die Franzosen G. ein und hielten es bis zum Frieden von Campo Formio, dann zum zweitenmal bis zum Traktat von Lunéville (1801) be-setzt. Durch den Frieden von Preßburg österreichische Grenzfestung geworden, ging es bald (10. Okt. 1807) mit Konfalkone an das Königreich Italien verloren und erdient 14. Okt. 1809 als ein Teil des Departe-ments Jürien dem Reich Napoleons einverleibt. 1813 fiel es wieder an Österreich zurück. Vgl. »Die öster-reichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. 10: Das Küstenland« (Wien 1891); Schreiner

in Ersch und Grubers Enzyklopädie, 57. Teil (Leipz. 1834). — 2) Soviel wie Grabhöle (s. d.).

Grabhöl (Grabhöl), Stadt im russ. Gov. Poltawa, Kreis Krementschuk, unfern des Dnjepr, mit 4 Kirchen, hält im Mai einen beiderlei Jahrmarkt, wo, treib Handel mit Korn, Pferden, Rindvieh, Wein, Teer, Holzgeräthen, Hanf, Lein, Butter, Talg ic. und hat (1899) 9496 Einw.

Grabhöle, 1) Neu-Ö. (kroat. Nova-Ö., ungar. Új-Ö.), Markt im kroatisch-slavon. Komitat Pakiza, an der Bahnlinie Kragan-Grad, mit 2 Kirchen, Obst- und Weinbau, Bezirksgericht, Forstamt und (1901) 3019 meist kroatisch-serb. Einwohner, wurde im 18. Jahrh. als bosnische Kolonie unter dem Namen Friedrichsdorf gegründet. — 2) Alt-Ö. (kroat. Stara-Ö.), Festsung im kroatisch-slavon. Komitat Pakiza, am linken Saveufer, ist 1762 erbaut. Die dazu gehörige Gemeinde Alt-Ö. (Dampfschiffstation) besteht aus der Ober-, Unter- und Neustadt sowie dem Dorf Hlocci und hat (1901) 2698 Einw. — Gegenüber am rechten Ufer liegt 3) Bosnisch-Ö., Bezirksstadt im bosn. Kreis Banjaluka, an der Mündung des Vrbas in die Save, hat eine Moschee, Ruinen der ehemaligen Festsung Bosnisch-Ö. oder Verbir, die 1789 von den Österreichern unter Laudan erobert und neu besetzt wurde, sowie ein Salzamt und (1899) 5502 meist mohammedan. Einwohner, die lebhaften Handel treiben. Unter den Häusern stand dort wahrscheinlich Serwium.

Grabst. Hauptgestüt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Targau, nahe der Elbe, hat (1900) 520 Einw. Das Gestüt zählte 1903: 106 Vollbluthengste (davon 6 englische), 6 and. Hengste, 190 Stuten (davon 50 englische), 200 Hengste der Jahrgänge 1900 bis 1903, desgleichen 190 junge Stuten. Das Gestütsbrandzeichen s. im Art. „Gestüte“, Fig. 3. Das ursprünglich fürschächische Gestüt wurde hier 1722 errichtet und ging 1815 an Preußen über. Mit den zugehörigen Barwetter Döhlen, Neu-Bliesern und Kieps umfaßt Ö. (1900) 1316,18 Hektar. In Ö. starb 14. Juni 1828 Großherzog Karl August von Sachsen-Meining. Rgl. J. v. Schwarzb., Das königliche preussische Hauptgestüt Ö. (Berl. 1870); Jacob, Zur Geschichte des Hauptgestüts Ö. (Torgau 1891).

Grabst. (lat.), der Ausseilende, Beinamen des römischen Kriegsgottes Mars.

Grabst. bunt gestreifte Haldbreite oder Rüperteilen, auch gefärbte Baumwollgewebe.

Grabmessungen. Messungen eines bestimmten Bogens auf der Oberfläche der Erde, sind schon seit alten Zeiten vorgenommen worden, um Größe und Gestalt der Erde zu ermitteln. Jede solche Messung besteht aus einer geodätischen Operation, welche die absolute Länge des Bogens in einem bestimmten Längenmaß, in Meter, Toisen ic., bestimmt, und einer astronomischen, die den Bogen nach Gradmaß mißt und damit sein Verhältnis zum ganzen Umfang feststellt. Die meisten Ö. sind auf Meridianen vorgenommen worden; der astronomische Teil der Arbeit besteht dabei in der Ermittlung des Breitenunterschiedes der beiden Endstationen; bei Ö. in der Richtung eines Parallelkreises oder Längengradmessungen ist auf astronomischem Wege der Längenunterschied der Endstationen zu bestimmen, was man erst in neuerer Zeit, namentlich seit Anwendung des elektrischen Telegraphen, mit befriedigender Genauigkeit ausführen kann.

Den ersten Versuch einer Bestimmung des Erdumfangs machte Eratosthenes (276–195 v. Chr.).

Er beobachtete zur Zeit des Sommerstiltiums in Alexandria die mittägige Zenithdistanz der Sonne = $7^{\circ} 12'$, während an demselben Tag in der oberägyptischen Stadt Syene die Sonne im Zenith stand. Da er beide Orte auf demselben Meridian voraussetzte, so schloß er hieraus, daß ihre Entfernung ebenfalls $7^{\circ} 12'$ oder der 50. Teil des Erdumfangs sei. Nun schätzte er aber diese Entfernung = 5000 Stadien und erhielt somit für den Erdumfang den Wert von 250,000 Stadien. Ptolemaios bestimmte um 50 v. Chr. aus Beobachtungen von Anapous den Breitenunterschied zwischen Rhodus und Alexandria gleich dem 48. Teil eines Kreises und schätzte die Entfernung nach der Dauer der Seereise = 5000 Stadien, was 240,000 Stadien für den Erdumfang gab. 1525 bestimmte Fernel den Breitenunterschied zwischen Paris und Amiens, ermittelte die Entfernung mittels Meßrades und erhielt, durch den Zufall begünstigt, den nahezu richtigen Wert von 56,746 Toisen für den Meridiangrad. Bis dahin stand der geodätische Teil der Gradmessung, die Ermittlung der Entfernung, an Genauigkeit erheblich hinter dem astronomischen zurück. Bei diesem handelte es sich nur um Winkelmessungen, die von den Astronomen bereits mit einer Genauigkeit von 6 Minuten aufgeführt wurden. Zur Ermittlung der Entfernung aber mußte man sich der direkten Messung bedienen, die immer mit vielen Fehlerquellen behaftet ist. Eine neue Periode begann, als Snellius (1615) zeigte, wie man durch eine Triangulation, mittels Dreieckskette, auf dem Wege der Rechnung die Entfernung zweier weit entlegener Punkte ermitteln kann, nachdem man eine verhältnismäßig kurze Grundlinie und außerdem nur Winkel gemessen hat. Mit Hilfe einer Grundlinie von 326,4 Meilen rheinisch und Anwendung von 33 Dreiecken maß Snellius 1615 den Bogen Alkmaar-Bergen op Jaom, erlangte indeß nur das ungenaue Resultat von 55,021 Toisen für den Meridiangrad. Eine spätere Revision durch Ruysschenroef (1719) ergab den genaueren Wert von 57,038 Toisen.

Einen weit höhern Grad von Genauigkeit erlangten die Messungen durch Anwendung des Fernrohrs mit Fadenkreuz. So maß 1669 Picard den Meridianbogen Amiens-Maloosine und fand die Größe eines Grades = 57,060 Toisen, also den Erdumfang = 20,541,600 Toisen. Dieses Resultat diente Newton zur Grundlage bei seinen Arbeiten, die zur Entdeckung der allgemeinen Gravitation führten. — Während man bei den bisherigen Ö. oder die Erde als kugelförmig vorausgesetzt und nur ihre Größe gesucht hatte, trat nun ein neues Problem auf, als die Untersuchungen von Richer, Huygens und Newton zu der Ansicht geführt hatten, daß die Erde die Gestalt eines an den Polen abgeplatteten Kollationsellipsoids habe. Da der von Picard gemessene Bogen zu klein war, um eine Bestätigung oder Widerlegung dieser Ansicht zu liefern, veranlaßte die französische Akademie eine Fortsetzung der Pariserischen Gradmessung nördlich des Ärmers und südlich des Collioure, zusammen 8 $^{\circ}$ 45". Laplace und Cassini führten dieselbe 1683 bis 1718 aus, und es ergab sich aus ihr eine Abnahme der Meridiangrade mit wachsender Breite, während auf einem an den Polen abgeplatteten Kollationsellipsoid die Meridiangrade nach den Polen hin an Größe zunehmen müßten. Die Franzosen schloßen daher, daß die Erde nicht an den Polen abgeplattet, sondern gerade umgekehrt in Richtung der Äquator verlängert sei. Der hierdurch veranlaßte Streit führte zu zwei in der Breitenlage weit auseinander liegenden

Expeditionen: die eine, am Äquator, aus Bouguer, La Gondamine, Gobin bestehend, maß unter Teilnahme des Spaniers Ulloa 1735—41 einen Bogen von $3^{\circ} 7'$ (Tarqui-Coutchesi) in Peru; die andre, Maupertuis, Clairaut, Lemonnier, Camus, Cuthier, maß 1736 unter Mitwirkung von Cassius einen Gradbogen bei Torned in Lappland. Diese einen entschieden größern Wert (57,438 Toisen) für den Meridiangrad liefernde Messung machte die Abplattung der Erde an den Polen gewiß. Die Messung in Peru ergab, dies Resultat bestätigend, am Äquator 56,753 Toisen. Von dieser Gradmessung hat die Toise du Pérou ihren Namen, die seitdem die Maßeinheit der höhern Geodäsie bildete. Es wurde nämlich der eiserne Maßstab, der bei dieser Messung benutzt worden war, zum Normalmaßstab erklärt, und zwar sollte eine Toise seine Länge bei 13° N. sein. Inzwischen hatten Cassini de Thury und Lacaille bei einer Revision der ältern Messungen 1740 als mittlere Größe des Meridiangrades in Frankreich 57,012 Toisen gefunden, auch eine Zunahme der Größe der Erde mit wachsender Breite erkannt. La Caille nahm die erste Gradmessung auf der südlichen Halbkugel vor, indem er 1751—53 am Kap der Guten Hoffnung einen Bogen von etwa $1^{\circ} 4'$ maß. Majon und Dixon maßen 1768 in Pennsylvanien einen Bogen von $1^{\circ} 28' 45''$ mit der Kette; in demselben Jahre nahm auch Beccaria bei Turin eine Meridianmessung vor. Alle diese Arbeiten wurden aber an Ausdehnung wie Genauigkeit übertroffen von der großen französischen Gradmessung, die, 1792 von Méchain und Delambre begonnen, 1808 von Wago und Biot zu Ende geführt, einen Bogen von $12^{\circ} 22'$, von Fünfsieben bis Formentera umfaßt. Hauptzweck dieses Unternehmens war die genaue Ermittlung der neuen französischen Längeneinheit, des Meters, das nach Dekret vom 26. März 1791 der zehnmillionthe Teil des Erdmeridianquadranten sein sollte. Aus den Messungen von Méchain und Delambre ergab sich das Meter = 443,296 Pariser Linien = 0,5130740 Toisen, und diese Länge wurde durch einen in Paris aufbewahrten Platinmaßstab bei der Temperatur von 0° fixiert. Derselbe hat indessen später gezeigt, daß dieser Wert nicht ganz den Bestimmungen jenes Dekrets entspricht; es hat nämlich der Erdquadrant in Wirklichkeit 10,000,656 m statt 10 Mill. und das Meter wüßte, um der gesetzlichen Bestimmung zu genügen, 443,334 Pariser Linien betragen. — Im 19. Jahrh. sind eine große Anzahl umfangreicher G. ausgeführt worden, von denen besonders zu erwähnen sind: die Revision der Maupertuis'schen Gradmessung durch Swanberg (1801—1803), die englischen Messungen, die sich über einen Bogen von 10° (von Dunmose auf der Insel Wight bis Sagaford [Schetlandinseln]) erstreckten und mit der französischen in Verbindung gesetzt worden sind, beide zusammen umfassen einen Bogen von 22° . Ferner die ostindischen G., die einen Bogen von 21° umfassen; G. von Schumacher zwischen Kauenburg und Kysabadi ($1^{\circ} 32'$), die von Gauß zwischen Göttingen und Altona (21°) und die von Bessel und Baeyer in Ostpreußen zwischen Trum und Kermel ($1^{\circ} 30'$); die etwa $4\frac{1}{2}^{\circ}$ umfassende Gradmessung am Kap der Guten Hoffnung (1842—52); die russisch-Islandnawischen G. (1817—53), die von Zuglennas bei Hammerfest ($70^{\circ} 40'$ nördl. Br.) bis an die Donau, Staro-Nefrasofa bei Zemai ($45^{\circ} 20'$ nördl. Br.) sich erstreckten. Aus der neuesten Zeit sind die folgenden Breitengradmessungen hervorzuheben, die z. T. noch in Aus-

führung begriffen sind: Die von Rußland und Schweden seit 1898 gemeinsam ausgeführte Gradmessung auf Spitzbergen; die Neumessung eines peruanischen Gradbogens von $5^{\circ} 53'$ durch Frankreich (seit 1901) von Tulcan bis Bagia; die Meridianmessung der Vereinigten Staaten von Nordamerika längs des 98. Meridians von Mexiko bis Kanada mit einer Ausdehnung von 43° ; die von Will begonnene Breitengradmessung durch Zentralafrika von Kapstadt bis Ägypten.

Die erste Längengradmessung wurde 1733—34 von Cassini de Thury und Maraldi auf dem Parallel von Paris ausgeführt, denen andre in Frankreich und Skandinavien folgten. Die erste größere derartige Messung wurde 1811 von Warrens (Wironde) nach Jume durch Lagetean, Plana und Carlini in einer Ausdehnung von $15^{\circ} 32'$ ausgeführt. Auch in Spanien und Großbritannien sind die Gelegenheit der allgemeinen Triangulation mehrere Parallelkreisbogen gemessen worden. In Frankreich wurde 1818—43 der Parallelbogen Paris—Brit gemessen und später nach Osten über Straßburg, München bis Wien fortgesetzt, so daß diese Messungen sich über einen Bogen von $20^{\circ} 44'$ erstreckten. Endlich ist noch die große europäische Bogengradmessung nach H. Struves Plan unterm Parallel von 52° von Valentia an der Westküste Irlands bis nach Orlst im russischen Gouv. Orenburg, 69 Längengrade, zu erwähnen. Vgl. Helmert, Die europäische Längengradmessung in 52° Breite von Greenwich bis Warschau (Berl. 1893—96). In neuester Zeit wurde in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Längengradmessung von 4225 km Ausdehnung auf 39° nördl. Br. vom Atlantischen zum Stillen Ocean durchgeführt. Über die Resultate der G. vgl. Erde, S. 906.

Um eine möglichst genaue Kenntnis von der Krümmung der Erdoberfläche im mittlern Europa und den angrenzenden Meeresküsten zu erlangen, machte der General Baeyer 1861 den Vorschlag zu einer mitteleuropäischen Gradmessung. Im wesentlichen lief der Vorschlag auf eine Meridiangradmessung zwischen Christiania und Valerona hinaus, die durch Längengradmessungen mit der russisch-Islandnawischen und der französischen Meridianmessung verbunden werden sollte. (Vgl. Baeyer, Über die Größe und Figur der Erde, Berl. 1861.) Die verschiedenen Regierungen gingen bereitwillig auf den Plan ein; schon 1862 fand eine Konferenz der preussischen, österreichischen und sächsischen Kommissare in Berlin statt, und 1864 wurde in Berlin die erste allgemeine organisierende Konferenz abgehalten, auf der 14 Staaten vertreten waren. Die wissenschaftliche Leitung wurde einer „permanenten Kommission“ übertragen, der als ausführendes Organ das „Zentralbureau der mitteleuropäischen Gradmessung“ mit General Baeyer an der Spitze zur Seite gestellt wurde. 1867 fand die zweite Konferenz in Berlin statt, und da inzwischen alle Staaten Europas, mit Ausnahme der Türkei und Griechenlands, ihre Teilnahme zugesagt hatten, so wurde der Name „Europäische Gradmessung“ für das Unternehmen angenommen. Zwei Jahre darauf wurde in Preußen das „Geodätische Institut“ gegründet, das die Arbeiten des Zentralbureaus unter Mitwirkung der permanenten Kommission ausführt (vgl. Geodätisches Institut). Weitere allgemeine Konferenzen fanden 1871 in Wien, 1874 in Dresden, 1877 in Hamburg, 1880 in München, 1883 in Rom, 1886 in Berlin, 1889 in Paris, 1892 in Brüssel, 1895 in Berlin, 1898 in Stuttgart, 1900 in Paris und 1903

in Kopenhagen statt. Seit 1886 ist dem Unternehmen der Name internationale Erdmessung beigelegt worden, da der Beitritt verschiedener außereuropäischer Staaten eine abermalige Erweiterung nötig machte. Von den umfangreichen Arbeiten, welche die Aufgabe der internationalen Erdmessung bilden, seien erwähnt: die schon ausgeführte Revision der französischen Messungen und deren Fortsetzung nach Algerien, eine völlige Ummessung des Mitteländischen Meeres, eine Gradmessung durch Zentralafrika von Kapstadt bis Ägypten, eine Verbindung und Ausgleichung aller bereits vorhandenen geodätischen Arbeiten, namentlich derjenigen Triangulierungen, die von der Gradmessung mitgenutzt werden, Präzisionsnivelllements und nivellistische Verbindung der Pegelnullpunkte zur Ermittlung der relativen Meereshöhen, umfangreiche Vexelbeobachtungen in allen Teilen der Erde über die Größe und Störungen der Schwerkraft (im Herbst 1903: 1744 Schwerstationen), Untersuchungen über lokale Lotablenkungen, Untersuchungen der Vexelhöhenabweichungen, über die terrestrische Refraktion etc. Über die Fortschritte der Arbeiten geben die »Verhandlungen«, die allgemeinen Konferenzen und die auf denselben erstatteten »Berichte« der einzelnen Staaten nähere Mitteilungen.

Die Präzisionsnivelllements stehen in Verbindung mit einer großen Anzahl Meereshöhenbeobachtungen mittels Barographen (automatischen Barometern). Deutschland hat seit 1880 sich einen »Normalnullpunkt« für sämtliche Höhenermittelungen an der Sternwarte zu Berlin festgesetzt. Nach dem Beschluß der allgemeinen Konferenz in Rom 1883 gilt der Meridian von Greenwich als Einheitsmeridian für alle internationalen Längenbestimmungen. Vgl. Voerisch, Geodätische Literatur (Berl. 1889); Bauernfeind, Elemente der Vermessungskunde (7. Aufl., Stuttg. 1890) und Die Bedeutung moderner G. (Münch. 1894); Jordan, Handbuch der Vermessungskunde (5. Aufl., Stuttg. 1904 ff.); Helmert, Die mathematischen und physikalischen Theorien der höheren Geodäsie (Leipz. 1880—84, 2 Teile); Orff, Über die Hilfsmittel, Methoden und Resultate der internationalen Erdmessung (Münch. 1899).

Gradnetz (für größere Erdräume auch Karten-*netz* genannt), Entwurf der auf der Erdoberfläche gedachten Längen- (Meridian-) und Breiten- (Parallelen-) Kreise auf einem Kartenblatt, um danach die einzelnen Teile der Erdoberfläche nach ihrer geographischen Lage richtig darstellen zu können. S. Landkarten.

Grado, 1) Stadt im österreichisch-ital. Küstenland, Bezirksamt Gradisca, auf einer Insel in den Lagunen westlich der Mündung gelegen und durch einen Steindamm gegen die See geschützt, in Dampferverbindung mit Triest und Aquileja, hat eine Kathedrale aus dem 6. Jahrh. mit Mosaikboden, bemerkenswerter Kuppel und Glockenturm, besuchte Seebäder (jährlich über 3000 Kurgäste), ein Seehospital für kretolische Kinder, einen Hafen und (1900) 3973 ital. Einwohner, die hauptsächlich Fischerei und Sardinenzucht betreiben. — Nachdem schon 452 der Patriarch von Aquileja vor den Genuen hierher geflüchtet war, verlegte um 579 der Patriarch Paulinus, als Aquileja langobardisch geworden war, seinen Sitz hierhin. 1451 wurde der Sitz des Patriarchen von G. nach Venedig übertragen. Vgl. Candioti, Führer durch G. und Umgebung (2. Aufl., Würzb. 1893). — 2) Flecken in der span. Provinz Oviedo, Gebirg Trubia, in gebirgiger Gegend am Ubia (Nebenfluß des Nalón), mit (1900) 17,125 Einw.

Zum Gemeindegebiet gehört Trubia, an der Eisenbahn Oviedo-Trubia, mit königlicher Geschützgießerei und Gewerfabriken.

Gradierne (Distinktionssterne), sternförmige Abzeichen aus Metall, Seide oder Wolle für den Dienstgrad der Offiziere etc. in der deutschen und österreich.-ungarischen Armee und in der deutschen Marine. S. Abzeichen, militärische.

Gradhof, s. Jakobshof.

Gradual (lat.), auf einen Grad (s. Gradus) bezüglich, z. B. Gradualdisputation, Disputation zur Erlangung eines akademischen Grades; Gradualsystem, Bestimmung der Erfolge nach der Nähe des Verwandtschaftsgrades. S. Vinea-system.

Graduale (lat.) heißt in der kath. Kirche der kurze, meist aus Psalmenversen bestehende Zwischengesang, der bei der Messe nach dem Vorlesen der Epistel eingelegt wird, so genannt, weil der Priester während des Gesanges auf den Stufen (gradus) des Altars oder vor dem Lesepult steht.

Gradualpsalmen (Cantica graduum, »Stufenlieder«) heißen einige der alttestamentlichen Sammlung einverleibte hebräische Psalmen (Psalm 120—134), die angeblich von den Stufen der Tempeltreppe aufgeführt wurden, von Luther mißverständlich als »Psalmen im höhern Chor« bezeichnet.

Gradual (neulat.), ein Graduiert (s. Graduiert).

Graduation (franz.), Gradauteilung, auch sowie wie Gradation und Gradierung.

Graduell (franz.), stufenweise fortschreitend.

Graduieren (lat.), nach Stufen oder Graden abteilen, insbes. jemand einen akademischen Grad erteilen (s. Graduiert). — In der Technologie heißt G. Maßstäben, Maßzylinder, Büretten und Pipetten mit einer Skala versehen, an der man deren Rauminhalt ablesen kann. Um ein Gefäß zu g. oder auch nur seinen ganzen Rauminhalt zu bestimmen, füllt man es unter Vermeidung von Luftblasen mit destilliertem Wasser oder besser mit Quecksilber von bestimmter Temperatur und wägt oder mißt dieses. Bei Büretten trägt man die Teilstriche für gleichgroße Volumina ab, ohne Rücksicht auf den innern Rauminhalt, eine Millimeterkala auf und bestimmt nachher die den einzelnen Teilen entsprechenden Volumengehalte. Die Anfertigung einer gleichmäßigen Skala geschieht mit Hilfe der Teilmaschine (Kopiermaschine, vgl. Lunfens »Grafometrische Methode«, 2. Aufl., Braunschweig 1877). Dabei überzieht man die Röhren mit einer dünnen Wachsschicht und ätzt die in letztere eingeritzten Teilstriche mit Flußsäure aus. Das Abzeichnen bestimmter Volumina auf einer Röhre (kalibrieren) geschieht mit Quecksilber und mit dem an einem Ende zugeschnittenen Messröhrchen, das, mit Quecksilber bis zum Überschießen gefüllt und dann abgetrichen, genau einen Raumteil, z. B. 1 ccm, Quecksilber von bestimmter Temperatur enthalten muß. Dies Gefäß entleert man in die senkrecht stehende Röhre und bezeichnet den Gipfel des Meniskus mit einem wagerechten Strich an der Röhre. Hieraus wird das Messröhrchen zum zweitenmal gefüllt, in die Röhre entleert und der Stand des Quecksilbers abermals bezeichnet etc. Mit Hilfe einer Bürette graduieren man eine Röhre, indem man stets gleichgroße Mengen von Quecksilber oder Wasser aus der Bürette in die Röhre fließen läßt. Traut man der Röhre zwischen je zwei abgetragenen Teilstriche gleichbleibendes Kaliber zu, so wird die feinere Teilung mit einer Teilmaschine ausgeführt. G. nennt man auch die mechanische Teilung jedes Limbus.

Graduiert heißt derjenige, der in einer akademischen Fakultät einen Gradus als Baccalaureus, Licentiat, Magister oder Doktor erhalten hat.

Gradus (lat.), Grad, Stufe; auch Rang, amtlicher Charakter, Ehrenstelle; besonders auch eine akademische Würde (f. Graduiert); per gradum, stufenweise; pro gradu disputieren, zur Erlangung eines akademischen Grades disputieren; gradus comparationis, Vergleichungsgrade (f. Komparation); g. admonitoris, die Stufenfolge der Warnungen und Verweise, die den g. poenitentialis, den Stufen der Ruchlosheit (f. Ruchlosheiten), vorangehen; g. cognationis, Verwandtschaftsgrade; g. prohibiti, verbotene (Verwandtschafts-) Grade, bei denen keine Eheverbindung geschlossen werden darf.

Gradus ad Parnassum (lat., »Anstieg zum Parnass«), Titel eines vom Jesuiten Paul Allert verfaßten (Köln 1702), vielfach (zuletzt von Koch, f. Allert) neu bearbeiteten lateinischen Wörterbuchs mit Angabe der Wortquantität und Hinzufügung von Synonymen, poetischen Ausdrücken u. zum Gebrauch bei lateinischen Übersetzungen. Einen griechischen (i. gaben Prag (Vond. 1832) und Siebthof (Götting. 1839) heraus. Auch Titel musikalischer Studienwerke von Zug (Komposition), Clementi (Klavier), Dont (Violine).

Gräen (= Greifinnen-), in der griech. Mythologie Töchter des Phorkos und der Keto (daher auch Phorkiden genannt), nach Hesiod zwei, Porphreos und Engho, bei Aischylos noch Deira. Sie hatten vom Weibert an graue Haare, bejahten zusammen nur Einen Jahn und Ein Auge, deren sie sich abwechselnd bedienten, und wohnten im fernsten Wesen in ewiger Dunkelheit, nahe den Gorgonen, deren Schwestern und Schwestern sie heißen. Als Perseus (f. d.) gegen diese auszog, raubte er ihnen Jahn und Auge und gab sie nicht eher zurück, bis sie ihm den Weg gezeigt hatten.

Græna, Wadeort, f. Guadix.

Graf (lat. Comes, franz. Comte, engl. Earl, ital. Conte), ein an der Spitze einer Grafschaft (f. d.) stehender, vom König ernannter Beamter der fränkischen und karolingischen Zeit. Der G. hatte als Stellvertreter des Königs in seinem Gau die gesamte königliche Gewalt auszuüben, also den Gericht- und Heerbann. Zur Ausübung dieser Rechte trieb er in den Hundertschaften seines Gauces wacher (vgl. Gau). Einen Wehfall bezog er nicht, erhielt jedoch einen Teil der Gerichtsgelbe, der Bannbußen und die Rukung der mit der Grafschaft als Amtsgut verbundenen Liegenschaften. Schon in fränkischer Zeit hatte sich eine tatsächliche Erblichkeit des Grafenamtes ausgebildet; in nachfränkischer Zeit entwickelte sich die rechtliche Erblichkeit, indem das Grafenamt selbst zu Lehen gegeben und wie andere Lehen erblich wurde. Hierdurch sowie durch die Übertragung der gräflichen Gerichtsbarkeit über die freien Eingekessenen der Immunitäten als der Immunitätsbesitzer, ferner durch die Bereinigung mehrerer Grafschaften in einer Hand und die Auflösung mancher Gauce in mehrere Grafschaften verfiel die alte Gauseinteilung gänzlich; gleichzeitig verwandelte sich der Unterschied zwischen Grafschaft und Grundherrschaft, und man verstand bald unter Grafschaft nicht mehr ein Amt, sondern ein Gebiet, dessen Besitzer gewisse Hoheitsrechte, namentlich die Gerichtsbarkeit, zustanden. Die Grafschaften wandelten sich so aus Regierungsbezirken in Territorien um und gaben den Kern für die Entstehung der Landeshoheit. Zahlreiche Graen erhielten den Heerbann des Herzogs innerhalb ihrer Grafschaften, so insbes. von alter Zeit her die

Markgrafen (f. d.), dann die Pfalzgrafen (f. d.) und andre Grafen, die deshalb mitunter den Titel Landgrafen (f. d.) annahmen. Anfangs gehörten die Grafen kraft ihres Amtes zu den Reichsfürsten (principes); seit Ende des 12. Jahrh. war für die Zugehörigkeit zum Reichsfürstenstand entscheidend die unmittelbare lehnrechtliche Unterordnung unter den König; demnach gehörten zu den Reichsfürsten nur diejenigen Grafen, welche die Grafschaft unmittelbar vom König empfangen hatten; die übrigen gehörten zu der Klasse der freien Herren (nobles, barones). Die Grafen, die fürstlichen Rang hatten, führten im Fürstenrat (f. Fürstendank) vierstimmen (f. d.), die übrigen reichsfürstlichen Grafen (Reichsgrafen) waren zu Kurialstimmen (f. d.) vereinnigt, deren anfangs zwei, die wettmarische und die schwäbische, waren, zu denen 1640 noch eine fränkische und 1653 eine weisbische kam; jede dieser Grafenstände hatte eine Stimme. Unter »alten Grafen« (altgräflichen Häusern) wurden solche Grafen verstanden, die sich im unvorstelllichen Besitz der Grafenwürde befanden. Mit dem infolge der Rheinbundakte (1806) eingetretenen Mediatisierung hörte die Souveränität der vormals reichsfürstlichen Grafen auf. Diese Grafengeschlechter, wie die Grafen von Castell, Erbach, Rugger, Wied, Leiningen, Ortenburg, Naab, Pfalz, Solms, Stolberg u. a., gehören jetzt zum deutschen hohen Adel (f. d.). Durch Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 13. Febr. 1829 wurde den Häuptern der Grafenfamilien das Prädikat »Erleuchte« (f. d.) verliehen. Schon zur Reichszeit wurde der Grafentitel auch vom Landesherren verliehen. Der moderne Grafentitel vererbt regelmäßig auf alle Kinder; in Preußen wurde seit 1840 die Vererbung des Grafentitels das Prinzip der Vererbung des Titels nach dem Rechte der Erstgeburt eingeführt. Über Burggraf, Freigraf, Hofpfalzgraf, Stallgraf, f. Burggraf, Freigraf, Hofpfalzgraf, Connetable. Die Titel Holz-, Salz-, Hall-, Reich-, Mühl-, Wassergrafen bezeichnen besonders, von den landesherrlichen Gerichten erimierte Verhältnisse; Hansgraf (von Hanse, Hanja, f. d.) hieß im 14. Jahrh. der Vorsteher der Kaufmannschaft in Regensburg, in Bremen Hansgreve. G. oder comes der sächsischen Nation heißt noch heute in Siebenbürgen der Chef der politischen Behörden des Sachsenlandes.

Graf, 1) Irs, Maler, Kupferstecher, Zeichner für den Holzschnitt und Goldschmied, geboren zwischen 1485 und 1490 in Solothurn, führte als Landeshoch ein abenteuerliches, wildes Leben, ließ sich 1509 in Basel nieder und starb daselbst um 1529. Von seinen Gemälden hat sich nichts erhalten. Seine Handzeichnungen, Kupferstiche und Zeichnungen für den Holzschnitt, meist Sittenbilder, Landtsnechte und Genresfiguren in derber, sinnlicher Auffassung, erinnern an den Lebendigkeit und Frische der Darstellung an Hans Holbein den jüngeren. Vgl. Amiet, Irs G. (Basel 1873).

2) Artur, ital. Dichter und Gelehrter, von deutscher Herkunft, geb. 1848 in Wien, brachte seine Kindheit in Rumänien zu, studierte dann die Rechte auf der Universität Neapel und habilitierte sich 1874 als Privatdozent in Rom. Schon während seines Aufenthalts in Neapel hatte er sich nebenbei mit Philologie und Naturwissenschaften befaßt und Proben eines eigentümlichen poetischen Talents gegeben. Er veröffentlichte »Versi« (Mailand 1874); »Poesie o novelle« (Rom 1876), die Gedichtsammlung »Moderna« (Turin 1880); 3. vermehrte Aufl. 1890), in der er ergreifende Töne für den Ausdruck seiner ern-

essor, erhielt bald darauf eine Abtheilung für Augen-
krankheiten in der königlichen Charité und wurde 1866
ordentlicher Professor. Mit sich fortsetzend als Leh-
rer, unübertroffen als scharfer Beobachter, uner-
müdlich und energisch im Handeln als Arzt, erwarb
er sich bald einen über die Grenzen Europas hinaus-
reichenden Ruf, und in überraschend kurzer Zeit er-
hob er die Augenheilkunde, indem er namentlich auch
der Heterotopischen Erfindung des Augenspiegels sich
bemächtigte, zu der ersten und vollkommensten Dis-
ziplin der gesamten Medizin. Er operierte zuerst den
bis dahin unheilbaren grünen Star mit Erfolg
und erfand eine neue Operationsmethode des grauen
Stars (sogen. peripherer Linearchnitt im Gegen-
satz zu dem früheren Kappenchnitt), durch welche die
Gefährlichkeit des frühesten Versuchens so weit be-
seitigt wird, daß 94—96 Proz. aller Operierten ein gu-
tes Sehvermögen wiedererlangen. Auch wies er zu-
erst auf die Bedeutung der Augenerkrankungen für
die Diagnose der Nervenaffektionen und verschiedener
Erkrankungen des Gesamtorganismus hin. G. war
ein durchaus allseitiger Mediziner und besonders auch
auf dem Gebiete der Nerven- und Gehirnkrankheiten
Autorität. Seine zahlreichen klassischen Arbeiten auf
dem Gebiete der Augenheilkunde sind fast alle in dem
von ihm gegründeten, in Gemeinschaft mit Witt und
Donders herausgegebenen »Archiv für Ophthalmolo-
gie« erschienen. Vgl. Witt, Gräfe, Ein Wort der Er-
innerung an Albr. v. G. (Halle 1870); W. Maerkl,
A. v. G., sein Leben und Wirken (Berlin 1877); Jacob-
son, A. v. Gräfe's Verdienste um die neue Ophthalmolo-
gie (dof. 1885); »Erinnerungen an A. v. G.«, zu-
sammengestellt aus Werken und Briefen v. Jacob-
son (Königsb. 1893). Am 22. Mai 1892 wurde sein
Denkmal in Berlin, modelliert von Siemering (s. Tafel
»Bildhauerkunst XVII.«, Fig. 3), enthüllt.

3) Alfred, Mediziner, Vetter des vorigen, geb.
23. Nov. 1830 zu Martinskirchen in der Provinz
Sachsen, gest. 12. April 1899 in Weimar, studierte
in Halle, Heidelberg, Würzburg, Leipzig, Prag, Berlin
und Paris, ward 1853 Assistent bei Albrecht v. Gräfe,
habilitierte sich 1858 in Halle für Augenheilkunde und
begründete gleichzeitig eine Anstalt für Augenranke.
1873 erhielt er die ordentliche Professur der Augen-
heilkunde in Halle, die er 1892 aufgab. 1897 siedelte
er nach Weimar über. G. erwarb sich durch seine
Lehrthätigkeit, durch seinen rastlosen Eifer in der Praxis
und als ausgezeichneter Operateur einen sehr großen
Ruf. Ihm gelang zuerst, in den tiefsten Teilen des
Auges gelegene Parasiten unter Erhaltung des Auges
zu entfernen. Er schrieb: »Klinische Analyse der
Rotationsstörungen des menschlichen Auges« (Berl.
1858); »Symptomenlehre der Augenmuskellähmungen«
(dof. 1867); »Ein Wort der Erinnerung an
A. v. Gräfe« (Halle 1870); »Das Sehen der Schie-
len« (Biesb. 1897). Mit Sämisch u. a. gab er das
»Handbuch der gesamten Augenheilkunde« (Leipz.
1874—80, 7 Bde.; 2. Aufl. 1896 ff.) heraus, für das
er die Rotationsstörungen bearbeitete.

Grafenau, Bezirksamtssitz im bayr. Regbez.
Niederbayern, an der Kleinen Ohe und der Staats-
bahnlinie Zwiesel—G., 611 m ü. M., hat eine kath.
Kirche, Amtsgericht, Holzstoff- und Papierfabrik (Ei-
sental), Drehwaren- und Hölzholzdrahtfabriken,
Sägemühlen, Bierbrauerei, Holzhafen und (1900)
1233 Einw. In der Nähe sind mehrere bedeutende
Glashütten, größere Sägemerke und Stuhlfabriken.

Grafenbäume, f. Graf und Fürstentum.

Grafenberg, Irrenanstalt, f. Ludenberg.

Gräfenberg, 1) Stadt im bayr. Regbez. Ober-
franken, Bezirksamt Forchheim, an der Staatsbahn-
linie Erlangen—G., 435 m ü. M., hat eine evang.
Kirche, Schloß, Amtsgericht, Forchheim, Kalt- und
Tuffsteinbrüche, Hopfenbau und (1900) 1099 Einw.
G. ist seit 1371 Stadt. Südwestlich liegt der Eder-
har dberg mit dem Teufelsstich und Aussicht. —
2) Kurort in Österreichisch-Schlesien, Bezirksamt
und Gemeinde Freiwaldau, 2 km nordwestlich von Frei-
waldau, in 632 m Höhe auf einem Vorberg des Hirsch-
badlamms (994 m) reizend gelegen, hat eine von Brück-
nig (f. d.) hier 1826 gegründete berühmte Kaltwasser-
heilanstalt, die jährlich von ca. 3300 Kurgästen besucht
wird, ein Denkmal des Gründers und hübsche Anlagen.
Vgl. Kettner, Führer durch die Kurorte G. und Frei-
waldau (Freiw. 1887) und kleiner Führer (dof. 1892).

— 3) Berühmter Weindorf im Rheingau, f. Riedrich.

Gräfenberg, Ophthalmschule, f. Brumath.

Gräfenhede, dänische Bezeichnung des 1534
bis 1636 von Lübeck und dessen Verbündeten mit
Dänemark geführten Kriege. Der Name G. rührt
davon her, daß Graf Christoph von Oldenburg die
Lübecker befehligte. Der angelich zweis Hiedereim-
schung Christians II. (f. d. 9), in Wahrheit aber zur
Beisehung der nordeischen Handelsheftschafft Lübeds
von dessen Bürgermeifter J. Bullenweber (f. d.) be-
gonnene Krieg, an dem auch Schweden auf feiten des
neugewählten dänischen Königs Christian III. (f. d. 10)
teilnahm, endete mit dem Siege des sehlern. Die G.
gewinnt dadurch ein besonderes Interesse, daß die da-
maligen Gegensätze zwischen Protektantismus und
Katholizismus, Adel und Weistlichkeit, Bürgertum und
Kauernstand stark hineinpielten. Vgl. Paludan-
Müller, Greuens Fejde (Kopenh. 1853—54, 2 Bde.);
H. v. Alten, Graf Christoph von Oldenburg und die
G. (Hamb. 1853).

Gräfenhainichen, Stadt im preuß. Regbez. Mer-
seburg, Kreis Bitterfeld, an der Staatsbahnlinie Ber-
lin—Weismars, mit evang. Kirche, Schloßruine und
Amtsgericht, hat eine große Buchdruckerei, Zigar-
ren- und Maisstärkefabrikation, Braunkohlengrube,
Dampfsägemerke, Tabakbau und (1900) 3027 Einw.
G. ist Geburtsort Paul Werharbis.

Gräfenfrick, f. Friedrich 40), S. 127.

Gräfenfrone, f. Krone.

Gräfenort, Dorf im preuß. Regbez. Breslau,
Kreis Habelschwerdt, an der Wager Reize und der
Staatsbahnlinie Breslau—Mittelwalde, 413 m ü. M.,
hat eine kath. Kirche, ein Schloß des Grafen von Her-
bertstein, 2 Mineralquellen mit Versand (jährl. 400,000
Flaschen), Sägemühlen und (1900) 1500 Einw. G.
hieß bis 1870 Arnoldsbille oder Arnoldsdorf.

Gräfenroda, Dorf im Sachsen-Gotha, Landrats-
amt Ohrdruf, an der Weiden Werra, Knotenpunkt der
Staatsbahnhlinien Blaue-Rischenaufen und G.-Ohr-
druf, 416 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Fabrikation
von Porzellan- und Tonwaren, Hohlglas, Holzwaren,
Druckerschwürze, Turmuhren und (1900) 2380 Einw.

Gräfensthal, Stadt im Herzogtum Sachsen-Mei-
ningen, Kreis Saalfeld, im tiefen Tal der Zoppe, an
der Staatsbahnlinie Probstzella—Vod. Wäldendorf,
404 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht,
Porzellan-, Kartonnagen- und Schiefertafelfabriken,
Drachweberei, Handel mit Schieferwaren und (1900)
2351 Einw. In der Nähe sind bedeutende Schiefer-
brüche und Farberbegruben. Im N. liegt das alte
Schloß Wespenstein. G. befaß schon 1337 Stadt-
rechte und gehörte damals zur Grafschaft Orlamünde,
von 1438—1621 den Grafen von Pappenheim.

Gräffentonna, Hleden im Herzogtum Sachsen-Gotha, an der Tonna, Knotenpunkt der Staatsbahnen im Vollstädt-Tennstedt und G.-Langensalza, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht (Tonna, im herzoglichen Schloß), Zuchthaus (im alten Gleichenischen Schloß Klettenburg), Bierbrauerei und (1900) 1906 Einw. G. war im Mittelalter Lehen des Stiftes Jutba und Sitz der Grafen von Gleichen, die 1631 ausstarben; es kam 1677 an die Ernestinische Linie (Sachsen-Gotha-Altenburg). Vgl. Reinhardt, Geschichte des Marktes G. (Langensalza 1892).

Gräfenwerth, f. Rolandswerth.

Gräfenwörth (Gräfenwörth), Stadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Eschenbach, 408 m ü. M., hat eine teilweise erhaltene Stadtmauer, 3 kath. Kirchen, Schloß, Postamt, Sandsteinbrüche und (1900) 935 Einw.

Gräff, 1) Anton, Maler, geb. 18. Nov. 1736 in Wintertur, gest. 22. Juni 1813 in Dresden, bildete sich bei J. Ulrich Schellenberg in seiner Vaterstadt und ließ sich dann in Augsburg nieder, wo er sich mit dem Kupferstecher Baufe verband. Nach zeitweiligem Aufenthalt in München und Regensburg wurde er nach Dresden berufen und dort 1766 zum Hofmaler ernannt. Nach einem von ihm selbst aufgestellten Verzeichnis seiner Werke malte er 297 Porträts, 943 Originalgemälde und 415 Kopien, wozu noch 322 Zeichnungen mit Silberstift, mehrere Landshofen alla prima in Öl und 3 radierte Blätter kommen. Seine künstlerische Bedeutung liegt nicht in seinen Kompositionen historischen und allegorischen Inhalts, die vergessen sind, sondern in seinen Bildnissen. Er hatte das Glück, die erlauchten Geister seiner Zeit zu porträtieren, von denen er uns lebendige, charaktervoll aufgefaßte, von seinem Zeitgeschmack besongene und naturgetreue Abbilder hinterlassen hat, so daß man ihn mit Recht den »Porträtmaler unfrer Klassiker« nennt. Er malte unter andern: Lessing, Herder, Gellert, Hagedorn, Beßie, Schiller, Tieck, Sulzer, Gnad. Die Dresdener Galerie besitzt 17, das Museum in Leipzig 8 Bildnisse von ihm. Vgl. Muther, Anton G. (Leipz. 1881); Vogel, Anton G. (mit 60 Tafeln, bel. 1898). Bildnisse Gräffs, mit Text von C. Waser, gab der Kunstverein in Wintertur heraus (40 Tafeln, Leipz. 1903). — Sein Sohn Karl Anton, Landshofsmaler, geb. 1774 in Dresden, Schüler von Jöngg, bereiste die Schweiz und Italien, lehrte nach sechsjährigem Aufenthalt in Rom nach Dresden zurück und starb 9. März 1832. In seinen Gemälden sind besonders die verschiedenen Wirkungen des Lichtes gut wiedergegeben.

2) Johann Jakob, Schauspieler, geb. 23. Sept. 1768 in Georgenthal bei Kolmar, gest. 20. März 1848 in Weimar, studierte anfangs in Strobburg Theologie, wendte sich dann der Schauspielkunst zu und debütierte 1789 in Köln als Cassio (im »Othello«). Nachdem er in der Hofbalken Gesellschaft in zahlreichen Stücken Süddeutschlands gespielt hatte, erhielt er 1793 Engagement an der Hofbühne in Weimar, der er seitdem bis 1841 angehörte. G., aus dessen schauspielerische Entwicklung Goethe und Schiller großen Einfluß hatten, leistete in ersten und weiteren Rollen Ausgezeichnetes und war namentlich als erster Darsteller vieler klassischer Rollen bemerkenswert. Seine Hauptleistungen waren: Hölz, Albo, Odoardo, König Philipp, Wallenstein u.

3) Eberhard Gottlieb, Sprachforscher, geb. 10. März 1780 in Elbing in Preußen, gest. 18. Okt. 1841 in Berlin, studierte in Königsberg, kam 1810 als

Regierungs- und Schulrat nach Marienwerder, 1814 in gleicher Eigenschaft nach Arnberg, dann nach Koblenz. Seit 1820 aus seinem bisherigen Wirkungskreis geschieden, wurde er 1824 Professor der deutschen Sprache an der Universität zu Königsberg und richtete nun seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Erforschung der althochdeutschen Sprache und Literatur, in deren Interesse er 1825–27 eine Reise nach Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien machte. Seit 1830 lebte er in Berlin. Sein Hauptwerk ist der »Althochdeutsche Sprachschatz« (Berl. 1835 bis 1843, 6 Bde.), zu dem Hoffmann einen alphabetischen Index (dof. 1846) lieferte. Außerdem gab G. heraus: »Diatista, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften« (Stuttg. 1826 bis 1829, 3 Bde.); »Dietrichs Evangelienharmonie« (Königsb. 1831); »Deutsche Interlinearversionen der Psalmen aus Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts« (Dachb. 1838) u. o.

4) Karl, Architekt, geb. 4. Mai 1844 zu Grabow in Mecklenburg, erhielt den ersten Unterricht im Bau- fach durch seinen Onkel, Hofbaumeister Denkmaler in Schwerin, bildete sich dann weiter auf dem Polytechnikum in Hannover und der Bauakademie in Berlin und begab sich 1870 nach Wien, wo er anfangs von van der Nüll bei dem Bau des neuen Opernhouses, sodann von Hofmann bei der Ausführung der Bauten für die Weltausstellung beschäftigt wurde. 1874 wurde er nach Dresden berufen, wo er die Kunstgewerbeschule organisierte, als deren Direktor er gegenwärtig fungiert. G. hat auch zahlreiche Entwürfe für das Kunstgewerbe geliefert. [Gombin.]

Gräffeneire, **Pointe de** (fr. »när«), Berg, f. **Grassiat** (ital.), Felsformation von Fontarone, die darin besteht, daß man das Gestein durch Augus mit einer Farbensicht bedeckt, in diese das Ornament einträgt, so daß die Farbe des Gesteins wieder zum Vorschein kommt und das Ganze mit forbiger oder forbierter Maser überzieht.

Gräffigny (Grasigny, fr. »när«), Françoise d'Assenbourg d'Happoneourt, Mad. de, franz. Schriftstellerin, geb. 13. Febr. 1895 in Nancy, gest. 12. Dez. 1758 in Paris, verheiratete sich sehr jung, ließ sich aber bald von ihrem gewalttätigen Mann scheiden, genoß eine Zeitlang die Gastsfreundschaft der Frau du Châtelet und Voltaires auf Schloß Cirey (1738) und begab sich von da in Gesellschaft der Mademoiselle de Guise, nachherigen Herzogin von Richelieu, nach Paris, wo sie als Schriftstellerin auftrat. Ihre erste Novelle hatte wenig Erfolg, desto mehr aber die den »Lettres persanes« nachgeahmten »Lettres péruviennes« (1747 u. d.; besonders 1798, 2 Bde.), die in viele Sprachen (bes. Berl. 1801) übersetzt wurden. Eine Sammlung ihrer Werke erschien London 1788 in 4 Bänden. Lange nach ihrem Tode wurden u. d. T.: »Vie privée de Voltaire et de Mad. du Châtelet« auch die Briefe veröffentlicht, die Frau von G. aus Cirey an ihre Freunde in Lothringen geschrieben hatte; sie enthalten viel klassisch und niedrigeres Gedächtnis, sind aber doch interessant. Vgl. Guette, Madame de G. (Nancy 1882).

Grassio (ital.), f. Sgraffitomalei. G. ist auch italienische Bezeichnung für Wärmepflanzen zum Fußbodenbelag in Kirchen u., in die figürliche Darstellungen und Ornamente in verschiedenen Farben eingestrichen sind.

Grassipulver, f. Cinchona, s. 154.

Gräffe, Albert, Maler, geb. 2. Mai 1808 in Freiburg i. Br., gest. 28. Dez. 1889 in München,

bildete sich anfangs in München bei Cornelius und Schnorr, lernte nach einem mehrjährigen Studium daselbst noch ein Jahr lang in Paris bei Winterhalter und gründete dann in München ein eigenes Atelier, wo er, abgesehen von Porträten, zunächst den Triumphzug des Arminius (Galerie in Karlsruhe) schuf. Nachdem er mehrere Reisen nach Frankreich und England gemacht, folgten zahlreiche Bilder aus der biblischen und aus der Kirchengeschichte, die vorrett gezeichnet sind und meist von tiefer Empfindung zeugen. Dahin gehören einige Altarbilder in bairischen Kirchen, die vier Jahreszeiten (Schloß in Karlsruhe), die Ironie- und Mitleidsprojektion von Bäuerinnen aus Dachau bei München (1880), der feierliche Abschied Konrads von seiner Mutter Elisabeth von Bayern, die Intimen des Beethovens, Elfenreigen u. a. Daneben malte er im Geschmack Winterhalters viele Porträte fürstlicher Personen und 20 Bildnisse von berühmten Männern und schönen Frauen aus der Zeit Ludwigs XIV. für Schloß Linderhof.

Gräflisch Wiese, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Neustadt in Oberschlesien, hat Damastweberei und (1900) 2085 Einw.

Gräfrath, Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Landkreis Solingen, am Ilberbach und an der Staatsbahnlinie Solingen-Bottrop, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Stahl- und Eisenwarenfabrik (Solinger Artikel), mechan. Seidenweberei, Farben-, Lack-, Schokoladen- und Zuckermaschinenfabriken, Dampfziegeleien und (1900) 7935 meist evang. Einwohner. Die ehemalige Abtei adeliger Augustiner Chorfrauen wurde 1185 gegründet und 1803 aufgehoben.

Gräfrath war ursprünglich der Bezirk, dem ein Graf als Richter vorstand; dann das reichsunmittelbare Bisthum und später die Ständeherrschaft eines Grafen (f. Graf); auch (county) Bezeichnung der Provinzen in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Gräffström, 1) Anders Adrahäm, schwed. Dichter, geb. 10. Jan. 1790 in Sundsvall, gest. 24. Juli 1870, wurde 1820 Dozent der Geschichte, später Vektor an der Kriegsschule von Karlberg und 1835 Pastor zu Umeå. G. trat zuerst als Lyriker in den poetischen Kalendern der »Fosforisken« (f. d.) auf, wurde aber auch von der alten Schule wegen der klassischen Form und der elegischen, fein abgewogenen Stimmung seiner Lyrik geschätzt und 1839 in die schwedische Akademie aufgenommen. Eine Gesamtausgabe seiner Poesien veranstaltete er noch selbst u. d. T.: »Samlade skaldestycken« (Stockh. 1864).

2) Thor Frithjof, schwed. Dichter und Homilet, Sohn des vorigen, geb. 6. April 1827, gest. 13. Aug. 1883 in Stockholm, studierte in Uppsala Theologie, wurde 1859 Legationsprediger in Paris, 1863 in London, erhielt 1868 ein Pastorat in Stockholm und wurde hier 1872 zum Oberhofprediger, 1880 zum Ordensbischof ernannt. Seine Ergüsse auf den Dichter Franzén (1848) sowie die Gedichte: »Sångens framtid« (»Die Zukunft des Gesangs«, 1852) und »Fjell-Lappen« (»Der Berg-Lappe«, 1861) wurden von der schwedischen Akademie gekrönt. Gesammelt erschienen seine »Dikter« Stockholm 1884. Auch eine vielgelesene Predigtsammlung: »Minnen från St. Clara Kyrka« (»Erinnerungen aus der St. Klara-Kirche«, 1879, 2 Tle.), gab er heraus.

Grafton (spr. graffon), 1) Stadt in der Grafschaft Worcester des nordamerikan. Staates Massachusetts, am Blackstone River, mit Schiffsfabriken und (1900) 4869 Einw. — 2) Hauptort der Grafschaft Taylor

in Westvirginia, Bahnknotenpunkt, mit Eisenbahnwerkstätten, Stahl- und Sägemühlen, Webstuhlfabriken, Holz- und Kohlenhandel und (1900) 5650 Einw. — 3) Stadt im britisch-austral. Staat Newswales, 70 km oberhalb der Mündung des schiffbaren Clarenceflusses in die Shoalbay, Sitz eines anglikanischen und römisch-katholischen Bischofs, hat ein Hospital, eine Gewerkschule, Zuckerraffinerie, Wolllereien und (1900) 5150 Einw. In der Nähe sind bedeutende Zuckerrohrkulturen (viele Zuckerrohrsmühlen), Goldfelder, Silber- und Kupferbergwerke, eine große Fleischkonservenfabrik (in Ramornie) und Sägemühlen. Für die Schifffahrt bestehen Werften und ein schwimmendes Dock.

Grafton (spr. graffon), 1) Lord Henry Fitzroy (d. h. königlicher Vastard), Herzog von, geb. 20. Sept. 1663, gest. 9. Okt. 1690, Sohn König Karls II. von England und der Barbara Villiers, später Herzogin von Cleveland, wurde von seinem Vater 1672 zum Grafen von Euston, 1675 zum Herzog von G. erhoben und 1682 zum Vizeadmiral ernannt. Nach der Thronbesteigung Jakobs II. war er ein Gegner der Maßregeln des Königs gegen das Parlament und ging 1688 zu Wilhelm von Oranien über. 1690 nahm er an der Expedition Mariboroughs nach Irland teil und starb an einer bei dem Sturm auf Oort erhaltenen Wunde.

2) Lord Augustus Henry Fitzroy, Herzog von, Urenkel des vorigen, geb. 1. Okt. 1735, gest. 14. März 1811, war unter dem Ministerium Bute und Grenville Mitglied der Opposition, trat 1765 als Staatssekretär in Rockingham's Kabinett, resignierte aber schon im Mai 1766. Im Juli d. J. wurde er erster Lord des Schatzes, also dem Namen nach Haupt des Ministeriums, an dessen Spitze tatsächlich Pitt (Lord Chatham) trat; eine Schwermutung, die G. in diesem Amt 1767 zur Opposition hinüber machte, rief die heftigste Opposition gegen ihn im Lande hervor (einige der Juniusbriefe sind gegen ihn gerichtet). Im Januar 1770 resignierte G., trat aber 1771 wieder als Siegelbewahrer in das Ministerium North ein, dem er bis 1775 angehörte, in welchem Jahr er mit dem Feind über die Notwendigkeit einer Versöhnung mit Amerika in Konflikt gerieth. Dann war er bis 1782 Führer der Opposition im Oberhaus, trat 1782 auf kurze Zeit in das Kabinett des jüngeren Pitt ein und zog sich darauf ins Privatleben zurück. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit religiösen Fragen und schrieb: »Serious reflections of a rational Christian« (1797). Er hinterließ eine berühmte Bibliothek. Seine Autobiographie und politische Korrespondenz gab Sir W. Anson heraus (Lond. 1894). Inhaber des Herzogtums ist seit 21. Mai 1882 Augustus Charles Fitzroy, General a. D., geb. 22. Juni 1821.

Graf von Paris, f. Orleans (Geschichte).

Gragnano (spr. gragnano), Stadt in der ital. Provinz Neapel, Kreis Castellammare, an der Eisenbahn Castellammare-G., mit Weinbau, bedeutender Rafsaronifabrikation und (1901) ca. 8600 (als Gemeinde 14,099) Einw.

Graham (spr. gra-äm), eine der ältesten schott. Familien, deren Ahnherr William de G. sich um 1128 in Schottland niederließ und große Ländereien zu Abercorn und Dalkeith als Lehen erhielt. Eine unhistorische Stammfolge führt ihren Ursprung auf den Helden Graeme zurück, der zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. bei der angeblichen Wiederherstellung der schottischen Monarchie durch Fergus II. auftritt, und

von dem die alte Befestigung zwischen Jorih und Clyde den Nomen Graeme's dyke oder Graham's dyke haben soll. Zu der Familie G. gehören auch die Herzöge von Montrose (f. d.). Die bemerkswerthe Träger des Namens G. sind:

1) Sir Richard G., geb. 24. Sept. 1648, gest. 22. Dez. 1695, erhielt 1680 den Titel eines Viscount Freston, war 1682 85 Geandert Koris II. in Frankreich, wurde unter Jakob II. 1685 Mitglied des Geheimen Rats und 1688 Lord-Präsident des Rats. Nach Wilhelm's III. Thronbesteigung kurze Zeit gefangen gehalten, beteiligte er sich nach seiner Freilassung an einer jacobitischen Verschwörung und wurde 1691 zum Tode verurteilt, aber von Wilhelm III. begnadigt, nachdem er seine Mitschuldigen genannt hatte. Er hat des Boethius Schrift *De consolatione philosophiae* ins Englische übersezt (2. Aufl. 1712).

2) Thomas G., Lord Lynedoch, geb. 19. Okt. 1748, gest. 18. Dez. 1843, nahm 1793 in seinem 45. Lebensjahre als Freiwilliger an der Expedition gegen Toulon teil und ward dann ein Infanteriebataillon, dessen kommandierender Oberstleutnant er wurde. Die Feldzüge in Italien von 1796 und 1797 machte er als britischer Kommissar bei der österreichischen Armee mit, kommandierte später die Blockade von Malta, diente 1808 in Spanien und wurde 1810 Generalleutnant. Er befehligte 21. Juni 1813 bei Vittoria den linken Flügel, landete im Januar 1814 mit 10,000 Mann in Holland, lieferte in Verbindung mit dem preussischen General Blücher das glückliche Treffen bei Waterloo, ward aber 8. März 1814 vor Bergen op Zoom zurückgeschlagen. Im Mai d. J. wurde er als Baron Lynedoch v. Balgowan Peer und 1821 General. Vgl. J. W. Graham, General Graham's memoirs (2. Aufl., Ebdm. 1877); (Deloboye) Life of Thomas G. (Lond. 1880).

3) Sir James Robert George G. von Leith, geb. 1. Juni 1792, gest. 25. Okt. 1861, trat 1818 ins Parlament und wurde 1830 im Ministerium Grev erster Lord der Admiraltät. Um das Zustandekommen der Reformbill erworb er sich hervorragende Verdienste, nahm aber 1834 seine Entlassung, als man auch mit der Staatskirche in Irland Reformen vornehmen wollte, und ging zu den Tories über. Im September 1841 wurde er unter Peel Staatssekretär des Innern, trat aber 1846 mit Peel zurück, nachdem er 1844 durch Öffnung der Briefkasten Mazzini, wodurch die neapolitanische Regierung Kunde von einer geplanten Verschwörung erhielt, den öffentlichen Unwillen auf sich gelenkt hatte. Der Volkswitz nennt seitdem das heimliche Eröffnen fremder Briefe to grahameize. Den Ehrgiz durch seinen früheren Abfall, den Tories durch seine Verteidigung des Freihandels entfremdet, erlangte er 1847 durch den Einfluss des Grafen Grev einen Sitz für die Stadt Ripon. Er stand nun an der Spitze einer Mittelpartei zwischen den Ehrgiz und den starren Tories, bekämpfte das Ministerium Derby heftig und wurde im Koalitionsministerium Aberdeen-Russell im Dezember 1852 zum ersten Lord der Admiraltät ernannt. Als solcher entwarf er während des Krimkriegs eine große, aber wenig erfolgreiche Tätigkeit und mußte im Februar 1855 mit dem Ministerium zurücktreten. Den ihm von Palmerston 1859 angebotenen Sitz im Parlament lehnte er ab; doch blieb er immer noch ein einflussreiches Mitglied des Unterhauses. Vgl. Torrens, Life and times of Sir James R. G. G. (Lond. 1863, 2 Bde.); Consdole, Life of Sir James G. (1868).

4) Sir Gerold, brit. General, geb. 27. Juni

1831, gest. 17. Dez. 1899, besuchte eine Schule in Dresden, trat 1847 in die Militärschule zu Woolwich, wurde 1850 Leutnant im Ingenieurcorps, kämpfte 1854–56 in der Krim, wurde 1858 Kapitän, 1869 Major, 1861 Oberstleutnant, 1869 Oberst und 1881 Generalmajor. Nachdem er 1860 am Krieg in China teilgenommen, erhielt er 1882 den Befehl einer Brigade in Ägypten, foht in der Schlacht bei Tell el Kebir und ward 1884 nach Suakin gesandt, um die Forts Sinfot und Tolar zu entsetzen. Er schlug Doman Digma bei Toman und Tomanieh (13. und 23. März), wofür er zum Generalleutnant befördert wurde, konnte jedoch nicht weiter vordringen und kehrte nach England zurück. 1885 erhielt er den Befehl, bis Berber vorzubringen und eine Eisenbahn dahin zu legen, wurde aber abberufen, ehe er ihn ausführen konnte. 1890 nahm er seinen Abschied. Er schrieb: *Last words with Gordon* (Lond. 1881). Vgl. Reich, The life, letters and diary of Lieut. General Sir Gerald G. (Lond. 1901).

Graham (spr. grah-em), 1) John, schott. Roler, geb. 1754 in Edinburgh, gest. datselbst 1817, lernte anfangs bei einem Kunstschmied, fand aber bald Zutritt in die Kunstakademie in London und bildete sich hier und später in Italien weiter aus. Von 1780 an stellte er historische Bilder und Porträts aus, die großen Beifall fanden, z. B. Daniel in der Löwengrube, Ceres sucht Proserpina (1786), die Flucht der Maria Stuart aus Lochleven Gasse (1788), Maria Stuart vor ihrer Hinrichtung (1792) und David unterrichtet Salomo (1797). 1788 wurde er Lehrer an der Trustees-Akademie in Edinburgh. Zu seinen Schülern gehörten Wilkie, Allan, Burnet und Gordon.

2) Thomas G., Chemiker, geb. 20. Dez. 1806 in Glasgow, gest. 16. Sept. 1869 in London, studierte in Glasgow und Edinburgh, gründete in seiner Vaterstadt ein chemisches Laboratorium und wurde 1830 Professor an der Andersonian Institution, 1837 an University College in London und 1855 Direktor des königlichen Münzwesens. G. studierte die Gesetze der Diffusion der Flüssigkeiten, gelangte dabei zur Untercheidung der Kolloide und Kristalloide und er fand die für wissenschaftliche und Praxis gleich wichtige dialytische Trennungsmethode. Er entdeckte den Durchgang der Gase durch erhitzte Metallplatten, die Anwesenheit von Wasserstoff im Meteorstein, die metallische Natur des Wasserstoffs und den Palladiumwasserstoff. Von großer Bedeutung waren auch seine Arbeiten über die isomeren Phosphorsäuren, über das Phosphorwasserstoffgas, die Oxalate und Silikate, die schlagenden Wetter in Kohlenruben. Seine *Elements of chemistry* (Lond. 1837; neue Bearbeitung 1850–59, 2 Bde.) wurden die Grundlage für das deutsche Lehrbuch der Chemie von J. F. Otto. 1872 wurde G. auf dem George Square in Glasgow eine Statue errichtet. Vgl. Hofmann, Gedächtnisrede auf Thomas G. (Berl. 1870).

Grahambrot, f. Brot, S. 461.

Grahamit, ein Mineral, ähnlich dem Asphalt.

Grahamland (spr. grah-em), onartisches Land, südlich vom Kap Hoorn, zwischen 65 und 69° südl. Br., bildet mit Louis Philippe-Land im N. und König Oscar-Land im O. eine zusammenhängende Landmasse, die von den Südschelflandinseln durch die Bransfeldstraße und vom Palmerland durch die Wiemarsstraße getrennt ist. G. wurde 1832 von Biscoe entdeckt und durch Dallmann (1874), Larsen (1893) und Otto Nordenskjöld (1902) näher erforscht. Vgl. Südpolarländer, mit Karte.

Graham'sches Gefäß, f. Ausflußgeschwindigkeit.
Graham's Ovale (spr. grä-məs dā, römischer Grenzmaß, f. Antoninus — Wall.

Grahamstown (spr. grä-məstəun), 1) Hauptstadt der Division Albany in der britischen Kapkolonie, unter 33° 10' südl. Br., 43 km vom Meer, durch Eisenbahn mit Port Elizabeth, Graaf Reinet und Port Alfred verbunden, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Museum, Bibliothek, einen botanischen Garten, Hospital und (1901) 10,498 meist weiße Einwohner. — 2) (Thames) Stadt auf dem Nordufer von Neweeland, in der Provinz Auckland, am Firth of Thames, mit Hospital, Bergwerkschule, Bibliothek, Fischeret und (1901) 4004 Einw. In der Nähe liegen die Thames-Goldfelder.

Grain, Lucile, Tänzerin, geb. 1824 in Kapenhagen, debütierte auf dem königlichen Theater daselbst als Gretchen im »Faust«, wendete sich aber später ausschließlich der Tanzkunst zu und trat 1838 als Sythpide und Gypsi in der großen Oper in Paris, dann in St. Petersburg mit dem größten Erfolg auf. Seit sie 1845 in London den seiner Zeit vielbesprochenen Wettkampf in dem Pas de quatre mit ihren drei älteren Rivalinnen, Tagliani, Grisi und Cerrito, siegreich bestand, glücken ihre Kunststreifen, auf denen sie seit alle Weltstädte Europas berührte, einem Triumphzug. Seit 1856 mit dem Tenoristen Friedrich Young verheiratet, leitete sie 1858—61 das Ballett am Leipziger Stadttheater, 1870—76 das des Münchener Hoftheaters. Sie lebt in München.

Grain (franz., spr. grān), Korn. Grains, die Eier der Seidenraupe. G. d'orge, Gerstenkorn, ein mit kleinen, dichten, erhabenen Punkten gemusterter Stoff. Petits grains, unreif abgefallene Orangen, auch das aus solchen gewonnene ätherische Öl. Grainieren, soviel wie granulieren.

Grain (engl., spr. grēn; franz., spr. grān), niedrige franz. u. engl. Gewichtheute: a) beim Juwelengewicht = $\frac{1}{4}$ Karat; b) beim Apothekergewicht in England (Minim) = $\frac{1}{100}$ Scruple und früher in Frankreich = $\frac{1}{100}$ Scrupule; c) beim früheren Probiergewicht dort für Gold = 4 Quarts oder $\frac{1}{4}$ Karat, hier für Silber = $\frac{1}{100}$ Denier; d) in Frankreich vor Einführung des metrischen Systems = $\frac{1}{72}$ Gros des Markengewichts = 53,115 mg; e) in Belgien zeitweise die Bezeichnung des Degramm; f) in England = $\frac{1}{100}$ Pennyweight des Troygewichts = 64,796 mg, eingeteilt in 20 Wites zu 24 Dents, und als Pearl-G. für Perlen = $\frac{1}{100}$ Pennyweight; g) daselbst = $\frac{1}{100}$ Scruple des Handelsgewichts = 59,062 mg.

Grain, Île of (spr. ail dū grēn), ehemals eine Insel am Zusammenfluß von Themse und Medway in der engl. Grafschaft Kent, westlich von Sheppey, jetzt mit dem Festland zusammenhängend, umfaßt 1286 Hektar und enthält ausgedehnte Befestigungen.

Graines de Paripous (spr. grān dā paripā), f. Bactris.

Grainierung, f. Seidenspinner.

Grainvauban (spr. grānvauban, Grésivaudan), Tal der Jüra oberhalb Grenoble (franz. Depart. Jüra), von der Windung des Drac bis oberhalb jener des Breda, 50 km lang, bis 8 km breit, westlich von den Katalpen der Grande-Chartreuse (2087 m), östlich nach zu den Dauphin-Alpen gehörigen Gruppe der Bellebonne (2981 m) begrenzt, wird von der Eisenbahnlinie Grenoble—Mantelien durchzogen und zeichnet sich durch landschaftliche Schönheit wie durch Fruchtbarkeit aus.

Graiffhac (spr. grāifhac), Stadt im franz. Depart. Gers, Arrond. Béziers, am Fuße der Cevennen

(Mont Agut 1013 m), an der Südbahn, mit Steinkohlenbergbau und (1901) 2074 Einw.

Grajewo, Dorf im russisch-polen. Gouv. Komsta, Grenzstation an der von Breit-Litowit nach Königsberg i. Pr. führenden Bahn, mit Hauptzollamt und ca. 4000 Einw.

Grajsche Alpen, f. Alpen, S. 362.

Graivoron, Kreisstadt im russ. Gouv. Kursk, an der Worilla, hat 4 Kirchen, Handel mit Wolle, Fellen und Schafen und (1907) 7689 Einw.

Grafo-italisch, Bezeichnung der angeblich vorgeschichtlichen, besonders engen Sprach- und Volksgemeinschaft der griechischen und italischen Stämme (Grafo-Italer). Von der Annahme einer solchen speziellen Einheit der Grafo-Italer innerhalb des großen indogermanischen Sprachen- und Völkstammes ausgehend, hat B. B. Leitz in seiner »Grafo-italischen Rechtsgeschichte« (Jena 1884) die auf Urgemeinschaft beruhende Gleichheit der wichtigsten Rechtsinstitutionen der Griechen und Römer zu beweisen gesucht. Doch haben die neuern Untersuchungen ergeben, daß jene vorgeschichtlichen Beziehungen der Griechen zu den Italicern nicht enger sind als die zu jedem andern indogermanischen Volk.

Grafomanie (griech.), leidenschaftliche Schwärmerei für Griechenland.

Graal (Grael, a. d. altfranz. Wort graal, gréal, prov. grazal, fatal, gresal, latinisiert graulais, gralais, welches ein schäufelartiges Gefäß bedeutet, entstanden, früher fälschlich als sanguis realis, »das wahre Blut«, erklärt) ist nach dem Glauben des Mittelalters die Schüssel, aus welcher Christus bei dem letzten Abendmahl mit seinen Jüngern aß, und in welcher nachher Joseph von Arimathea das Blut des gekreuzigten Heilands auffing. Mit wunderbaren Kräften ausgestattet, die jedoch nur von den Reinen wahrgenommen werden, wird der G. in einem fernen Lande von einem auserwählten Pfleger und einer würdigen Gemeinde gehütet und verehrt. In dieser Fassung wurde die Legende, die sich im Anschluß an ältere latinisierte Quellen (= Acta Pilati u. a.) vermutlich in Wales ausgebildet hatte, in einem altfranzösischen Gedicht von Robert de Borron (zwischen 1180 und 1200) erzählt (in »Le roman du S. Graal«, hrsg. von Francisque Michel, Bordeaux 1841) und ausführlicher in dem großen »Livre del S. Graal« (hrsg. von Huiler, Le St. Graal, Par. 1875—78, Bd. 2 und 3), auf dem auch ein altenglisches Gedicht von Volvelich (um 1450): »The Holy Grail«, beruht (hrsg. von Furnivall durch die Early English Text Society, 1874—78, 4 Bde.). Daneben schwanken jedoch die Vorstellungen von dem Wesen des wunderbaren Gefäßes in der reichen mittelalterlichen Gralliteratur außerordentlich. Einerseits wird es auch mit dem Abendmahlsgefäß vermischt, anderseits werden märchenhafte Vorstellungen von einem uner-schöpflich Speise spendenden Wunderdinge damit verbunden, vor denen dann die Beziehungen zu Christi Blut und Abendmahl in den Vordergrund treten. Zugleich vollzieht sich die Verbindung der Grallsage mit der ursprünglich selbständigen keltischen Sage von Percival (Parzival), die uns zuerst in dem unvollendeten Gedicht des Christian von Troyes: »Le conte del G.« (vor 1190), entgegentritt. In Wolframs von Eschenbach »Parzival« steht die Grallsage in naher Beziehung zu Grelens Darstellung, aber anderseits ist sie hier mit ganz neuen Zügen ausgestattet, für die sich Wolfram auf einen provenzalischen Gewährsmann Kyot beruft, dessen Existenz

man jedoch mit Grund angezweifelt hat. Bei Wolfram ist der *W.* ein tochterloser Edelstein, der, einst von Engeln bewahrt, in die Obhut des durch christliche und ritterliche Tugenden gleich ausgezeichneten Ordens der Tempelriten und seines Oberhauptes, des Grafen von Salzwedel, übergegangen ist. Alljährlich am Karfreitag kommt eine Taube vom Himmel hernieder und erneuert durch eine auf den Stein gelegte Öblate dessen Wunderkraft, ewige Jugend und alles, was man an Speise und Trank wünscht, zu verleihen. Inskriften, die Gott auf dem Stein erscheinen läßt, berufen die Ausgewählten zum Dienst auf die den menschlichen Sünden sonst entzogene Gralsburg zu Monsalvage (Mons solvaticus = Mont aanvage) und dadurch auch der einst zur ewigen Seligkeit. Titarel, Trimmel, Amfortas und Parsifal, den Wolfram in Verbindung mit dem Haus Anjou bringt, bilden die Reihe der Gralkönige. Im Anschluß an Wolfram behandelte der Dichter des »jüngeren Titarel« die Gralslage in weiterer Ausführung. Er drückt noch die Beziehung auf den Priesterkönig Johannes und eine ausführliche Schilderung des Gralttempels hinzu. In neuerer Zeit legte die Gralslage N. Wagner seinem *Tondrama* »Parsifal« zugrunde. — Ein ähnlich aussehendes Gefäß, wie es die Sage beschreibt, kam 1100 nach Genua und von dort 1806 nach Paris, ist aber nicht, wie man glaubte, aus einem Smaragd geschnitten, sondern von grünem Glase. Vgl. Wolfram (München 1834); Jarnde, Der Gralttempel (Leipzig 1876); Birch-Hirschfeld, Die Sage vom *W.* (d. 1877); Martin, Die Gralslage (Straßburg 1880); Kutt, Studies on the legend of the Holy Grail (Lond. 1888); H. Heinzel, Über die französischen Graltromane (in den Denkschriften der Wiener Akademie, philosoph.-histor. Klasse, Bd. 40, Wien 1892); W. Verh., Parsifal von Wolfram von Eschenbach, neu bearbeitet, S. 413f. (2. Aufl., Stuttgart 1898); W. Bechler, Die Sage vom heil. *W.* in ihrer Entwicklung bis auf Wagners Parsifal (Halle 1898).

Grallae, s. *Waldvogel* (f. d.).

Gramm, Sansk., dän. Geschichts- und Sprachforscher, geb. 28. Okt. 1685 in Bjergby (Jütland), gest. 19. Febr. 1748 in Kopenhagen, gewann als Professor des Griechischen an der dortigen Universität (seit 1714) bald eine europäische Berühmtheit. 1730 zum königlichen Hofbibliothekar und Bibliothekar, 1731 auch zum Geheimen Archivar ernannt, machte er sich als Urkundenforscher, Herausgeber älterer handschriftlicher Geschichtswerke und Verfasser wertvoller Abhandlungen in den »Skrifter« der auf seinen Vorschlag 1742 gestifteten Kgl. danske Videnskabskabernes Selskab um die dänische Geschichtswissenschaft sehr verdient. Auch für die Hebung des dänischen Schulwesens wirkte er erfolgreich.

Gramen (lat.), Gras; Weizen; gramina, Gräser.

Gramia, f. Augenbutter.

Gramineae, Pflanzenfamilie, f. Gräser.

Gramm (in vorgeschriebener Abkürzung: g. franz. Gramme), die dem metrischen Gewicht zugrunde gelegte nominelle Einheit, durch deren Vervielfachung und Teilung sich die höhern und niederen Gewichtsstufen ergeben. Faktische Einheit des metrischen Gewichtssystems ist das Kilogramm. Der Name *G.* ist von dem altgriechischen Gewicht grammata hergenommen, das = $\frac{1}{2}$ Drachme war.

Grammagrad, f. Bonteloua.

Grammann, Karl, Komponist, geb. 3. Juni 1842 in Lübeck, gest. 30. Jan. 1897 in Dresden, be-

suchte 1867—71 das Leipziger königliche Konservatorium, lebte dann zunächst in Wien, verlegte aber 1885 seinen Wohnsitz nach Dresden. *G.* hatte besonders mit einigen Opern: »Reluine« (Dresd. 1876), »Thaïs« und der Triumph des Germanicus« (Dresd. 1882) und den zwei Einaktern »Ingrid« und »Jertlicht« (d. 1894) Erfolge; außerdem schrieb er die dramatische Szene »Die Hege« (für AltSolo, Chor und Orchester), eine Trauersinfonie für Solo, Chor und Orchester, zwei Symphonien (Nr. 2 »Adventures«) und Kunstwerke. Zwei weitere Opern gelangten nicht zur Aufführung.

Grammar schools (s. *grammar schools*), Name der englischen und nordamerikanischen Schulen, die auf Universitäten oder höhere Kollegien (colleges, high-schools) vorbereiten, etwa den Unter- und Mittelklassen deutscher Gymnasien z. entsprechend.

Grammata (griech.), f. Grammatik.

Grammatik (griech., Sprachlehre) ist die Gesamtheit der Regeln über die Laute (f. Lautlehre) und Formen (f. Flexion) einer Sprache und über die Aneinanderreihung der Wörter zu Sätzen (f. Syntax). Grammatik war bei den alten Griechen soviel wie Philologie, Kritik. Namentlich legte man diesen Titel den gelehrten Kennern des Homer und anderer griechischer Klassiker in Alexandria bei, die aber bei ihren sprachlichen Untersuchungen schon in den griechischen Philosophen, namentlich den Sophisten, dann Platon (im »Kratylos«) und Aristoteles und in den Stoikern, Vorläufer gehabt hatten. So rühren z. B. von den Stoikern die Namen der vier Hauptklassen oder Fälle (Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ) her. In die Fußstapfen der Stoiker traten die großen Kritiker der alexandrinischen Epoche, Kallimachos u. a., die durch das Studium der älteren Schriftsteller, namentlich des Homer, zu Beobachtungen über die Sprachformen und ihren Gebrauch, besonders über chronologische und dialektische Unterschiede der Sprache veranlaßt wurden. Aus diesen Studien ging die *G.* im heutigen Sinne des Wortes als selbständige Disziplin hervor; das erste grammatische Lehrbuch verfaßte Dionysios Thrax (etwa 100 v. Chr.). Bei den Römern fehlt es an originalen Leistungen, und ihr Verdienst beschränkt sich auf die Übertragung der griechischen Kunstausdrücke in die noch heute üblichen lateinischen Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse und auf die Fortpflanzung der *G.* in die Schulen des Mittelalters. Auch das Mittelalter war ohne Bedeutung für die Entwicklung der *G.*, und selbst der in der Renaissancezeit eingeleitete mächtige Aufschwung der philologischen Studien führte bei allem Sammeltrieb nicht zur Aufstellung neuer Gesichtspunkte. Erst im 19. Jahrh. bekam die *G.* einen wirklich wissenschaftlichen Charakter. Vgl. Sprache und Sprachwissenschaft.

Grammatikalis, die Sprachlehre betreffend.

Grammatiker, bei den Griechen allgemeine Bezeichnung für Gelehrte, die sich mit der Erforschung der Grammata, der Literatur nach formalem und realem Inhalt, also allen den Studien beschäftigten, die wir unter Philologie bezeichnen, galt später immer vorwiegend für die eigentlichen Sprachforscher. Über die Hauptvertreter der Grammatik f. Griechische Literatur. Sammlungen griechischer *G.* finden sich in den »Anecdota graeca« von Wilsohn (Venet. 1781, 2 Bde.), J. Beller (Berl. 1814—21, 3 Bde.), Bachmann (Leipz. 1828, 2 Bde.) und Cramer (Oxford 1835—37, 3 Bde.). Eine neue kritische Ausgabe ist unter Leitung von Ullrich im Werke (erschieden Bd. 1,

Leipz. 1878—1902; Bb. 2, das. 1902; Bb. 4, das. 1889—94). — In Rom wurden grammatische Studien seit Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. betrieben, bis zum Ende der Republik auch von angesehenen Männern, wie Aulus Gellus und Varro. Über die lateinische G. s. Römische Literatur. Abhängigende Sammlungen derselben von Keil (Leipz. 1837—80, 7 Bde.; Supplement von Hagen: »Anecdota helvetica«, das. 1870). Vgl. Gräfenhan, Geschichte der lateinischen Philologie im Altertum (Bonn 1843—50, 4 Bde.); Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten (Bonn 1838 bis 1841, 3 Bde.); Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern (2. Aufl., Berl. 1891, 2 Bde.).

Grammatisch, der Sprachlehre gemäß.

Grammatischer Wechsel ist eine Eigentümlichkeit der deutschen Sprache und der germanischen Sprachen überhaupt, wonach im Auslaut einer und derselben Wurzel gewisse Konsonanten miteinander wechseln, so h und g in ziehen — gag, d und t in schneiden — schnitten, f und b in Hafer — Haber, s und r in kriechen — kriechen. Diese Erscheinung reicht in die frühesten Zeiten der germanischen Sprachen zurück und steht im Zusammenhang mit Verschiedenheiten in der Betonung einzelner Formen oder Wörter. Das Gesetz, nach dem er sich ausgebildet hat, heißt nach seinem Entdecker das Verner'sche Gesetz.

Grammaticos (griech.), grammatische Wissenschaft mit dem Nebenbegriff des Klarren, Bedeutsamen.

Grammatik (griech.), ein Lehrer in den Anfangsgründen, Schreiben, Lesen und Rechnen; daher Grammatikist dieser Unterricht.

Grammatici, Mineral, s. Hornblende.

Grammatologie (griech.), Schriftkunde, dann allgemeine philosophische Grammatik.

Grammaton, diejenige Menge eines Körpers, ausgebreitet in Gramm, die seinem Atomgewicht entspricht. Das Atomgewicht des Kaliums ist 39,15, mithin sind 39,15 g Kalium ein G. Kalium.

Gramme (spr. gram), Genade Théophile, Elektrochemiker, geb. 4. April 1826 in Jéhay-Habingne in der Provinz Lüttich, gest. 20. Jan. 1901 in Bois Calambes bei Paris, widmete sich als Medizinstudien der Compagnie Alliance in Paris der Elektrochemie und erhielt 1867 ein Patent auf Verbesserung der Magnetmaschinen und 1869 ein solches auf seine Ringmaschine, die für die Entwicklung des elektrischen Großmaschinenbaues bedeutungsvoll wurde. Den Ringanker hatte zwar bereits Pacinotti 1860 konstruiert, doch wurde er von G. selbständig von neuem erfunden, und namentlich geführt diesem das Verdienst, das Siemens'sche Dynamoprincip auf den Ringanker angewendet und eine brauchbare Gleichstrommaschine mit vielleitigen Anker hergestellt zu haben. 1877 baute G. eine Ringwechselstrommaschine für die Beleuchtung mit Zinkkohlenlampen.

Grammelpresse (Griechenpresse), eine Presse zur Gewinnung des Fetts aus den Rüchständen der Wurst- und Schmalzfabrikation.

Grammelle Maschine, s. Gramme und Elektrische Maschinen, S. 634.

Grammichele (spr. minto), Stadt in der ital. Provinz Catania (Sizilien), Kreis Castagione, an der Eisenbahn Catania-Castagione, hat Weinbau, Viehzucht, Steinbrüche und (1901) 15,075 Einw. G. wurde 1893 durch Carlo Caraffa, Fürsten von Butera, an Stelle der durch Erdbeben zerstörten Nachbarnstadt Orsida erbaut.

Grammiflorie, s. Bärmerinfest.

Grammolekül (Kal), diejenige Menge eines Körpers, ausgebreitet in Gramm, die seinem Molekulargewicht entspricht. Das Molekulargewicht des Chlorkaliums ist 74,5, mithin sind 74,5 g Chlorkalium ein G. Chlorkalium.

Grammont (spr. -mông), belg. Stadt, s. Geeraardsbergen.

Grammont (spr. -mông), eine altfranz. Adelsfamilie der Grande-Comté, nicht zu verwechseln mit dem aus dem Süden Frankreichs stammenden Geschlecht der Gramans (s. d.), erhielt 1658 von Philipp IV. von Spanien den Grafentitel und 1708 von Ludwig XIV. das Marquisat Billerfeld. Der Marquis Théodule de G. (1765—1841), ein Schwager Lafayette's, machte sich als Deputierter (1815—39) durch entschiedene Vertretung konstitutioneller Grundsätze bekannt. Sein Sohn Ferdinand, Marquis de G., geb. 6. Juni 1805, gest. 17. Juni 1889 in Paris, sah seit 1837 gleichfalls in der Kammer und war ebenfalls konstitutionell geneigt als sein Vater. Die Bewegung von 1848 ging indes über seine Überzeugungen hinaus; in der Nationalversammlung nahm er daher seinen Platz auf der Rechten. Dem Gesetzgebenden Körper gehörte er 1852—70 an, zuerst als Mitglied der Regierungspartei, dann als solches der gemäßigten Opposition. In der Nationalversammlung (1871) schloß er sich dem rechten Zentrum an. Ein Ordnungsruf Grévy's gegen G., den die Versammlung nicht billigte, gab Anlaß zu Grévy's Abtunung vom Präsidium. Seit 1876 wurde G. nicht wieder gewählt.

Grammont (spr. -mông), Henri Delmas de, franz. Historiker, geb. 5. Aug. 1830 in Versailles, trat 1854 als Offizier in die Armee, der er bis 1871 angehörte, widmete sich darauf geschichtlichen Studien und lebt als Mitglied der Akademie in Algier. Von seinen Schriften nennen wir: »Le Kazaou est-il l'œuvre de Kbeir-ed-din Barberousse?« (Billemont-sur-Lot 1873); »Histoire du massacre des Turcs à Marseille en 1620.«; »Relations entre la France et la régence d'Alger au XVII. siècle.« (Algier 1882); »Histoire des rois d'Alger.« (das. 1881); »Histoire d'Alger sous la domination turque.« (Bar. 1887); »Correspondance des consuls d'Alger, 1690—1742.« (Algier 1890). Auch gab er die »Relation de l'expédition de Charles-Quint contre Alger« des Vitalas Durand de Villegagnon (gest. 1571) heraus (1874).

Grammont (Grandmont), Orden von (spr. -mông), gestiftet um 1073 von Stephan von Thiers (gest. 1124) in der Einöde Muret in der Auvergne, wurde nach dem Tode des Stifters in die Einöde Grandmont verlegt. Der Orden, dessen Regel immer mehr verschärft wurde, kam durch innere Streitigkeiten schon im 12. Jahrh. in Verfall; die französische Revolution hat ihn vernichtet. Vgl. Guibert, Destruction de l'ordre et de l'abbaye de Grandmont (Limoges 1878).

Grammophon (griech.), ein 1887 von Berliner angegebener und von der Deutschen Grammophon-Gesellschaft in Berlin in den verschiedensten Ausführungen hergestellter Apparat, der auf Scheiben in Wellenlinien aufgezeichnete Musik- und Gesangsstücke, Deklamationen u. dergleichen wieder zu Gehör bringt. Die auszeichnende Musik wird in den eine Schalltrichter tragenden Schalltrichter des Aufnahmegrammophons gespielt und erst dadurch eine Membran mit Stift in Schwingungen; der Stift schreibt die Schallwellen in Spirallinien auf eine rotierende Platte aus besonderer Aufnahmemaße, s. B. in eine Wachsfestschicht auf einer Zinkplatte. San der Auf-

nahmeplatte wird auf galvanoplastischem Weg eine Matrize gefertigt, von der sich mehrere hundert Abzüge herstellen lassen. Retriert ein solcher Abzug in dem gleichfalls mit Schalltrichter z. ausgerichteten (Sär-) G., so folgt dessen Stütz den Krümmungen der Spiralmembran; dementsprechend schwingt die Glimmermembran, und zahlreiche Personen können das Musikstück gleichzeitig hören. Eine Art G. ist auch der Phataphanograph von Cerento (1903); als Aufnahmeplatte dient eine lichtdicht abgedeckte Trockenplatte, auf der ein Lichtstrahl die Schallwellen aufzeichnet, indem dessen Gang von den Bewegungen eines an der Membran befestigten Spiegels abhängig gemacht ist (vgl. Phonograph, Telegraphon). Vgl. Farzer, Akustika der, Die modernen Sprechmaschinen (Eiden 1902).

Grammos, Bergkette auf der Balkanhalbinsel, im S. des Sees von Odrin, von N. nach S. streichend, ist 1450 (nach andern 2574) m hoch.

Gramont (sfr. gramont), ältes franz. Adelsgeschlecht, führt seinen Namen nach der Burg G. (span. Gramunt) in der südfranzösischen Landschaft Labaurb (Niederpyrenäen). Antoine III., Graf von G. und Marschall von Frankreich, geb. 1604, gest. 1678, erhielt 1643 von Ludwig XIV. für sich und seine Nachkommen den Herzogstitel und warb 1660 für den König um die Hand Maria Theresias von Spanien. Seine Memoiren (Mémoires du maréchal de G., Par. 1716, 2 Bde.) gab sein Sohn Antoine Charles heraus. Vgl. Troeger, Die Memoiren des Marschalls von G. (Halle 1888). Ein andrer Sohn ist Graf Armand von Guiche (f. Guiche). Ein jüngerer Bruder Antoinettes III. ist der durch seine Liebesabenteuer bekannte Graf Philibert G. (1621—1707), dessen Memoiren: «Mémoires du chevalier de G.» (Vond. 1713; hrsg. von Brunet, Par. 1859, von Sainte-Beuve, 1866; deutsch, Leipzig 1853) sein Schwager Anthony Graf Panillon (f. b.) herausgegeben hat. Sanft sind zu nennen:

1) Antoine Geneviève Héraclius Agénar, Herzog von G., geb. 7. Juni 1789 auf dem Schloß zu Versailles, gest. 3. März 1854, galt nach der Restauration am Hofe der Bourbonen als Muster der Eleganz und des Geschmacks.

2) Antoine Alfred Agénor, Herzog von G. und Fürst von Vidache, der älteste der drei Söhne des verstorbenen, bis zum Tode seines Vaters Herzog von Guiche genannt, geb. 14. Aug. 1819 in Paris, gest. 18. Jan. 1880, schloß sich nach der Revolution von 1848 dem Prinzen Ludwig Napoleon an, dessen Vertrauen er bald in besonderem Maße gewann, so daß ihn dieser 1850 mehrfach als Gesandten verwendete und 1857 zum Botschafter in Rom ernannte. Hier verblieb G. bis 4. Nov. 1861, wo er als Botschafter Frankreichs nach Wien ging. Aus dieser Stellung wurde er nach dem Abstieg vom 8. Mai 1870 am 15. desselben Monats abberufen, um im Ministerium Ollivier an Stelle des Grafen Daru das Auswärtige Amt zu übernehmen. Sofort begann er die Verhandlungen für Savoyen ins Werk zu setzen, die er schon in Wien mit Beifall vorbereitet hatte. Die kühnsten Pläne der Kandidatur in Spanien schen ihm den erwünschten Anlaß zur Erklärung des Krieges zu bieten, an dessen siegreichem Ausgang er nicht zweifelte, und seine herausragende Sprache 6. Juli 1870 auf die Interpellation Coderchs sowie seine kräftigen Ansicherungen an König W. II. waren darauf berechnet, den Krieg unvermeidlich zu machen. Indem er eine Fehlbildung Benedetts durch König Wilhelm erwid-

tete, gelang es ihm, 15. Juli die Opposition im Gefolgegebenen Körper zum Schweigen zu bringen und ihn zum Kriege fortzureißen. G. fiel mit dem Ministerium Ollivier nach der Schlacht von Wörth, trat aber 1872 mit einem Buch voller Unnahekeiten («La France et la Prusse avant la guerre») wieder an die Öffentlichkeit, um sein Verhalten zu rechtfertigen; es gelang ihm aber nicht, sich von dem Vorwurf der Ignoranz und des Leichtsinns zu reinigen.

Grampians (sfr. grampians, Grampian Mountains), Gebirge in Schottland, bildet die südliche Hälfte der schottischen Hochlande zwischen der Einsenkung des Glenmore nach Albin ober «grauen Tal» von Albin » und dem schottischen Niederland und deckt den größten Teil von Mittelschottland, indem es sich von der Spitze aber dem «Null» der Dalriada Kintyre in südwest-nordöstlicher Richtung durch das ganze Land bis zum Kinnaird Head hin erstreckt. Die Farbe der Westküste umgürtet das Gebirge mit seinen wildsten und höchsten Gruppen; auf dem Zuge nach W. sinkt es zuletzt in sanften Hügelarmen herab. Die gewaltige Masse des Ben Nevis (1343 m hoch) im S. des Glenmore bildet die höchste Erhebung des Gebirges wie der britischen Insel überhaupt. Man unterscheidet mehrere Hauptzüge. Vom Ben Nevis aus erstreckt sich in westöstlicher Richtung bis südlich von Aberdeen der Zentralzug, in seiner Mitte unterbrochen von dem in merkwürdiger Querspalte 331 m ü. M. liegenden Loch Ericht. Südlich von diesem See führt der Drumcaugh-Tagh, mit Eisenbahn (442 m), über das Gebirge, und noch weiter östlich, vom Cairn Gelar (1021 m), zweigen von der Zentralfette die nördlichen G. ab, die gewöhnlich Cairn-gormgebirge heißen und im Ben Nevis (1309 m) ihren Kulminationspunkt erreichen. Die südlichen G. endlich bestehen aus kurzen Gebirgszügen, in ihnen sind die bedeutendsten Gipfel: Ben Cruachan am Loch Awe (1119 m); Ben Vorlich (942 m) und Ben Lomond (973 m) am Loch Lomond; Ben Lui (1113 m), nördlich davon; Ben More (1164 m) am Loch Dochart, und Ben Lamsar (1214 m), der höchste von allen, am Loch Tay. Die einzelnen Bergketten sind durch tiefe Täler mit steilen Wänden getrennt, die schmale, langgezogene Seen einschließen und sich nur wenig über das Meer erheben. Unter den Seen sind die schönsten der Loch Awe und Loch Lomond nebst dem Loch Katrine, sämtlich im südlichen Teil gelegen. Die größeren Flüsse des Gebirges, das die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Nordsee und denen des Irlandschen Meeres und Atlantischen Ozeans bildet, der Forth, Tay, Dee, Spey, fließen, obwohl alle im W. entspringend, der Nordsee zu. Die Gebirgsmasse besteht hauptsächlich aus Gneis und Urchiefern, ist aber vielfach von Granit, Basalt und Porphyren durchbrochen. An nahrungs Mineralien finden sich Eisen, Blei, Silber, Kupfer und Steinsalz. An den Hängen, welche die Löss umschließen, steht noch schöner Wald (namentlich von Birken und Föhren), die abertausende Striche sind meist nur mit kurzem Gras, Weide, Moos und Gestrüpp bedeckt. Auch Torfmoore fallen oft große Stüde Landes aus; in den Tälern aber findet man vorzügliches Weideland und im O. gutes Ackerland. Die malerische Form der Berge, die schönen Seespiegel, die Glens, endlich die herrlichen Ausichten, die namentlich die westlichen Berge gewähren, geben den G. einen besondern Reiz, der jährlich Tausende von Besuchern herbeilockt. Der Name G. ist neuem Ursprungs und wurde dem Mann Graupius (in falscher Lesart Grampians) des Tacitus nachgebildet.

Grán (lat. Granum, holländ. Grein, franz. u. engl. Grain, ital. u. span. Grano, portug. Grão, »Korn«), frühere kleine Gewichtseinheit: beim Apothergewicht = $\frac{1}{100}$ Skrupel; beim österreichischen Goldgewicht = $\frac{1}{100}$ Dufaten oder 58,18 mg; beim polnischen und galizischen Handelsgewicht (Mehrzahl Granów) = $\frac{1}{100}$ Skrupel oder 44 mg; beim dänischen Goldgewicht = $\frac{1}{100}$ Karat oder 2,451 g. Vgl. Grán.

Gran (ungar. Gara m), linker Nebenfluß der Donau in Ungarn, entspringt auf der Königssalm (Kraľowa-hola) in der Kiefern Tátra, 960 m hoch, fließt zuerst gegen S. am Südfuß des Liptauer Gebirges durch ein steiles Engtal bis Neusohl, wendet sich hierauf südlich, nimmt bei Altschl die Systatina mit, durchbricht in einem romantischen Quertale die Große Tátra, erreicht in südlicher Richtung das Komitat Bars, tritt bei Lébó in die Ebene und mündet bei Bárány, gegenüber Gran. Die G. hat ein starkes Gefälle, ist 275 km lang und wird nur von Flößen befahren.

Gran (ungar. Ejsztergom, spr. Hues-, lat. Agran), Komitat, liegt zu beiden Seiten der Donau, wird von den Komitaten Komorn, Bars, Kont und Pest begrenzt und umfaßt 1123 qkm (90,4 QM.) mit (1901) 87,651 meist magyarischen, römisch-katholischen und reform. Einwohnern (darunter auch 9995 Deutsche sowie Slowaken). Sitz des Komitats ist Gran.

Gran (ungar. Ejsztergom, spr. Hues-, lat. Strigonium), königl. Freistadt mit geordnetem Magistrat, Sitz des gleichnamigen Komitats (s. oben), Knotenpunkt der Staatsbahnhöfen Wien-Mährisch-Budapest, G.-Kécs und G.-Almás-Füzid, liegt am rechten Donauufer, oberhalb der am jenseitigen Ufer einmündenden Gran und ist Sitz eines Erzbistums sowie Residenz des Fürstprimas von Ungarn. G. hat 9 Kirchen, darunter die auf dem 66 m hohen Festungsberg sich erhebende, 1821–56 nach dem Vorbilde der Peterskirche in Rom und den Plänen Michelis im italienischen Stil erbaute Basilika. Sie ist in der Mitte von einer über 70 m hohen Kuppel überwölbt, die von 24 Säulen getragen wird. Das mit vorspringenden, 57 m hohen Ecktürmen und reichem Stützenschmuck versehene Frontispiß ruht auf 10 korinthischen Säulen; das glänzend ausgefittete, von 54 Säulen getragene Innere enthält Freskomalereien, ein 13 m hohes Hochaltardbild vom Venezianer Giotto, ein andres Altarbild (die Taufe des heil. Stephan) von Holz, eine prächtige Orgel von Holz und zwei berühmte Kapellen mit den Wärmemonumenten des Erzbischofs Primas Karl Andros b'Este (begonnen von Canova), des heil. Stephan und des Primas Bárdany. Erwähnenswert sind die Basilikapelle im Renaissancestil (1507), die Gruft und die Schatzkammer. Den Dom und den Festungsberg umgeben zahlreiche bedeutende Gebäude, die Domkapitelgebäude, das Priesterseminar ne. darunter auch neue Prachtbauten, so z. B. das Primatialpalais mit dem Museum, in dem sich eine Bibliothek (mit nahezu 40,000 Bänden), ein Archiv, eine Gemäldes-, Kupferstich- und Antiquitätensammlung befindet; die Kathedralsbibliothek enthält 64,000 Bände. G. hat (1901) 17,909 meist magyarische (römisch-kath.) Einwohner, die Leder- und Weinbau, Gewerbe und lebhaften Handel, eine Eisgießerei und Ziegelfabrikation betreiben. G. besitzt eine Propeller-, Schiffbauergesellschaft, mehrere Weidmüllereien, zahlreiche Leber- und Bildungsanstalten (Seminar, Benediktiner-Obergymnasium, jüdische Realschule, erzbischöfliche Präparandie und erzbischöfliches Mädcheninstitut u.), 4 Klöster, ein

erzbischöfliches Waisenhaus, 8 Krantenhäuser, ein Kapitelbad und mehrere Mineralquellen. G., dessen Hauptbahnhof der nördlichen Bahnlinien in G.-Kécs am linken Donauufer liegt, ist mit dem gegenüberliegenden Markt Bárány (1901: 2836 magyarische Einwohner) durch eine stehende Brücke von 480 m Länge verbunden. — G., von einigen für das Salva der Römer gehalten, ist sehr alt und die Wiege des Christentums in Ungarn. Es war schon im 10. Jahrh. eine ansehnliche Stadt (vielleicht die »Epelburg« des Nibelungenliedes) später die Residenz des ungarnerzbischoflichen, dessen Sohn, der heil. Stephan, hier geboren, getauft und 15. Aug. 1001 gekrönt wurde. Dieser gründete 1001 das Erzbistum. Mit Kirchen und Klöstern und einer starken Bevölkerung ausgestattet, war aber G. nicht nur der Sitz des Erzbischofs von Ungarn, sondern auch zugleich einer der bedeutendsten Handelsplätze des Landes, als beiführender Bewohner Ungarn, Deutsche und Italiener urkundlich genannt werden. Diese Mischebene die Zerstörung der Stadt durch die Tataren 1241. Der König Béla IV. tat zwar viel zur Wiedergeburt der Stadt; allein G. erreichte seinen alten Glanz nicht wieder, da Ofen als Residenzstadt an seine Stelle trat. 1543 kam die Stadt unter die Vormundschaft der Türken, denen sie erst 1683 unter Leopold I. auf immer wieder entzogen wurde. In der Zwischenzeit war das Erzbistum nach Tarnau verlegt worden, während der Erzbischof dort und in Preßburg seinen Sitz nahm, die beide 1820 nach G. zurückkehrten. Der Erzbischof von G. ist seit 1291 Primas und seit 1716 zugleich Fürst-Primas von Ungarn: eine Würde, die der Erzbischof Christian August, Herzog von Sachsen, vom Kaiser Karl VI. für alle seine Nachfolger auswirkte. Kaiser Joseph I. erhob G. 1708 zur königlichen Freistadt. Zur Zeit der fränkischen Herrschaft wurde der Ort Österringung genannt (= »gen Osten gelegener Ring« der Moore); voraus haben die Ungarn Ejsztergom, die Slaven Ostrhom gemacht, und hieraus ist ihr ungarisch-lateinischer Name Strigonium entstanden. Der entstehende Name Istropolis (Donaustadt) oder Istrogramm (Donau-Granstadt) ist ohne historischen Wert. Vgl. L. Károlyi, Führer durch Gran und Umgebung (Büzd. 1893); Krauz, Monumenta Ecclesiae Strigoniensis (1874, 2 Bde.); Dankó, Der Donauhof von G. (Leipz. 1880).

Grán, niedrige Gewichtseinheit mit derselben Herleitung vom Verlenken wie Gran (s. d.): im Zinwelengewicht = $\frac{1}{10}$ Karat (s. b.), im Goldgewicht = $\frac{1}{10}$ Karat und im Silbergewicht = $\frac{1}{10}$ Lot, im Probiergewicht meistens = $\frac{1}{100}$ des Ganzen.

Grana (lat., Mehrzahl von Granum), Körner; G. Chermes, Kermes; G. Paradisi, G. Melegueta, Rottadieförner; G. Tiglii, G. moluccana, Krotengamen.

Granacci (spr. -nassó, Francesco, ital. Moler, geb. 23. Juli 1477 in Florenz, gest. daselbst 30. Nov. 1548, war anfangs Schüler und Gehilfe des Domenico Ghirlandajo, an dessen Bildern er mehrfach tätig war, wobei er statt der Tempera die Ölmalerei anwendete. (Beispiele: der heil. Vincentius Ferrerius und der heil. Antonin im Berliner Museum.) Später schloß er sich an Michelangelo, fra Bartolommeo und Rossa an. Seine Hauptwerke sind: die Dreieinigkeit (Berliner Museum), die Madonna mit dem heil. Thomas (Florenz, Uffizien) und die Himmelfahrt der Jungfrau (Florenz, Akademie).

Granada, ehemaliges maurisches Königreich in Spanien, umfaßte den südöstlichen Teil von Andalusien.

lüssen (Oberandalusien) oder die drei heutigen Provinzen G., Malaga und Almeria mit einem Flächeninhalt von 28,821 qkm (523,5 QM.). Das Land bildete nach der Eroberung durch die Mauren einen Teil des Kalifats Cordoba, aber nach dem Verlust von Cordoba und Sevilla ein selbständiges Königreich (seit 1238), dessen fruchtbares und fleißig angebautes Gebiet 3 Mill. Bewohner ernährte und 100,000 Krieger ins Feld stellte. Die Könige von G. mußten inbessien schon seit 1246 die Hosiheit der Könige von Kastilien anerkennen und einen Tribut zahlen. Als König Nuñez Páez die Fortentrichtung desselben 1476 verweigerte, brach zwischen den Herrschern von G. und Ferdinand dem Katholischen ein elfjähriger Krieg aus, in dem der letzte maurische König Boabdil besiegt und zur Auswanderung gezwungen wurde. Der Krieg endete 2. Jan. 1492 mit der Eroberung der Stadt G. und der Vernichtung der Mauren. Vgl. Washington Irving, *Chronicle of the conquest of G.* (Lond. 1829, 2 Bde.); Lasuente y Alcantara, *Historia de G. (Granada)* 1843, 4 Bde.; R. J. Müller, Die letzten Zeiten von G. (Münch. 1863).

Granada, span. Provinz, bildet das Zentrum Hochandalusiens, grenzt im N. an die Provinz Malaga, im N. an Cordoba, im N. an Jaen, im N. O. an Albacete und Murcia, im O. an Almeria und im S. an das Mitteländische Meer und hat ein Areal von 12,768 qkm (231,9 QM.) mit (1900) 479,010 Einw. (37 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt 15 Gerichtsbezirke. Vgl. Willkomm, *Aus den Hochgebirgen von G.* (Erl. 1882).

Granada, Hauptstadt des ehemaligen Königreichs und der jetzigen span. Provinz gleichen Namens (s. oben), liegt am Fuß der Sierra Nevada, 669 m ü. M., am rechten nördlichen Ufer des Genil, mit dem sich hier der Darro vereinigt, an der Eisenbahnlinie Bobadilla-G., zwischen zwei Hügeln, deren südlicher die weltberühmte Alhambra trägt. Um diesen zieht sich die Stadt halbtonnelförmig herum und sendet ihre Vorstädte noch weit in die Täler des Genil und Darro hinaus. Am Abhang des andern Hügels, auf dem rechten Darroufer liegt der Albaicin, der älteste Stadtteil, der hauptsächlich von den ärmern Volksklassen, insbes. von Zigeunern, bewohnt ist. Am Fuße beider Hügel, zu beiden Seiten des Darro, liegt die Alcazaba, wo ehemals der maurische Adel wohnte, westlich davon die eigentliche Stadt, ganz in der Ebene, welche der hier größtenteils überwölbte Darro durchschneidet. Am Nord- und Südrande der Stadt dreiten sich die weitläufigen Vorstädte Givira und Antequera aus. Die ältern Häuser haben noch ein halb maurisches Aussehen: platte Dächer, Türnchen und Balkonen, im Innern Höfe mit Springbrunnen. Im übrigen bildet die jetzige Stadt ein Labyrinth von traurigen, engen und unebenen Gassen, obgleich der Anblick von G. mit seinen zahllosen Türmen und Kuppeln und der stolz über der Stadt thronenden Alhambra von allen Seiten imposant und prächtig ist. Im maurischen Stil restauriert ist der ehemalige Palast, die Alcaiceria, die zwischen dem Jaecatin, der belebtesten Straße, und der Kathedrale liegt. Unter den Plätzen ist der größte der Campo del Triunfo im N. der Stadt, der schönste die Vivera rambla (jetzt Konstitutionsplatz), auf dem zur Wauenzzeit die Volksfeste, später die Autobasos stattfanden, und der jetzt den Schauplay der berühmten Ironienamswisse von G. bildet. G. hat eine Kathedrale nebst 23 Pfarrkirchen, 38 Klöster, einen erzbischöflichen

Palast, mehrere Kasernen und schöne Promenaden. Die demerkenswerthesten Kirchen sind: die an der Stelle der ehemaligen Hauptmoschee befindliche unvollendete Kathedrale, ein reich ausgeschmückter, fünfshiffiger, 1529 begonnener Bau mit prächtigengotischen Hauptportal, den Grabinälen Ferdinands und Isabellas sowie Philipps I. und seiner Gemahlin Johanna, Bildern von Ribera und N. Cano und einem 66 m hohen, unausgebauten Turm; die Kirche von San Gerónimo mit dem Grabinale des »großen Kapitän« Gonzalvo de Cordova; die Kirche des ehemaligen Karäuserklosters u. a. Das merkwürdigste Baueck aber ist der maurische Königspalast der Alhambra (s. d. und die Tafel »Architektur VII«, Fig. 3u. 4). Ein schöner Park trennt diesen von der Stadt und den Torres Vermejas, einer noch ältern maurischen Burg, und aus dem vom Alhambrahügel durch eine Schucht getrennten östlichen Vergabhang erheben sich die Reste des ehemaligen maurischen Sommerpalastes Generalife. Die Bevölkerung von G. beträgt (1900) 75,900 Seelen. An Bildungs- und andern Anstalten besitzt G. eine Universität (seit 1531) von 5 Fakultäten (mit über 1000 Studierenden), ein Institut, eine Kunsthochschule, 6 Colegios, ein Seminar, eine Normalhochschule, Bibliothek, ein Museum, 3 Theater, einen Zirkus für Stiergeheute und 10 Hospitäler. Es ist Sitz des Generalapellations, des Gouvernements, eines Obergerichts, mehrerer Konsulate, darunter eines deutschen Botschaftskonsulats, und eines Erzbischofs. Die Umgebung bildet die fruchtbare, gut bewässerte und reich bewohnte Vega von G. — Araber gründeten die Stadt im 8. Jahrh. unweit der Ruinen der uraltentiberischen Stadt Illiberis (woraus Elvira entstand) und gaben ihr den Namen G., der die Gestalt eines aufgesprungenen Granatapfels bedeuten soll, und der auch das Wappen ihrer Könige war. Die Stadt gelangte unter den Mauren bald zu einer außerordentlichen Blüte, so daß sie schon um 1350: 200,000, um die Zeit der spanischen Eroberung aber 400,000 Einw. zählte. Sie hatte 15 (jetzt 8) km im Umfang, zahlreiche Prachtbauten, 50 gelehrte Schulen, 70 Bibliotheken und war von einer Mauer umgeben, aus der 1030 Türme emporragten. Nach der Einnahme durch die Spanier, 1492, trieben Verdrückungen aller Art die maurische Bevölkerung zu wiederholten Empörungen, die erst 1570 durch ihre Versekung in das Innere Spaniens sowie 1609 und 1610 durch ihre völlige Vertreibung aus der Pyrenäenhalbinsel beseitigt wurden. Vgl. R. E. Schmitz, Cordoba und G. (Leipz. 1902), weitere Literatur f. Granada (Königreich).

Granada, Departement der mittelamerikanischen Republik Nicaragua, am Nicaragua- und Managuaee, umfaßt 6698 qkm mit (1888) 39,123 Einw. Das Land ist vorwiegend ebene Savanne, doch steigt der mit Kakaopflanzungen bedeckte Vulkan Rombado 1670 m an. Die gleichnamige Hauptstadt an der Nordwestseite des Nicaraguasees und am Fuß des Rombado ist Endstation der Bahn G.-Managua und steht mit San Ulbaso und San Carlos, am Hüfer des Sees, in Dampferverbindung. Es hat eine demerkenswerte Parochialkirche, die Kirche de la Verdad, ein altes Franziskanerkloster im maurischen Stil, ein palastartiges Frinathaus (Casa de los Leones), Ausfuhr von Harzhölzern, Kaffee, Kakao, Häuten, Goldarbeiten und 25,000 Einw. G., 1524 auf den Trümmern einer alten Indianerstadt gegründet, war 1856—94 Hauptstadt der Republik.

Granada, Fray Luis de, s. Luis de Granada.

Granada-Konföderation (Confederacion Granadina), 1858—61 offizieller Name der jetzigen Vereinigten Staaten von Kolumbien (s. Kolumbien).

Granadilla, s. Passiflora.

Granadillholz, s. wie Granadillholz.

Granalien, durch Granulieren gewonnene Körner. [magazine.]

Granarien (v. lat. granum, »Korn«), Getreide-

Granat, Mineral aus der Ordnung der Silikate (Granatgruppe), kristallisiert regulär, meist in Rhombendodekaedern oder Granatoedern und in Leucitoedern, und findet sich sehr häufig in ringförmig ausgebildeten Kristallen, aber auch ausgewachsen und verb in körnigen bis dichten Aggregaten, ferner auf sekundärer Lagerstätte in Form von Einschieben. Er ist selten farblos, meist grün, gelb, rot, braun, schwarz, glas- bis fettglänzend, durchsichtig bis undurchsichtig, Härte 6,5—7,5, spez. Gew. 3,4—4,2. Die Zusammensetzung ist sehr schwankend, entspricht aber stets derselben Formel. Man unterscheidet als Grundverbindungen Ton-, Eisen- und Chromgranat, je nachdem in der Formel $R_2(Al, Si)_2O_4$, die Al-Gruppe R_2 aus Aluminium, Eisen oder Chrom besteht, und ferner Kalk-, Magnesit-, Eisen-, Manganganat, je nachdem R_2 Calcium, Magnesium, Eisen oder Mangan ist. Die meisten Granate, zumal der in den kristallinischen Schiefen so verbreitete gemeine G., sind isomorphe Mischungen der einzelnen Glieder untereinander, und zwar mischen sich am häufigsten Ton- und Eisengranate, bisweilen auch Ton- und Chromgranate. G. schmilzt bei hoher Temperatur und verwandelt sich in andre Mineralien, besonders Olivin und Anorthit; unter Zusatz von Schmelzmitteln, die den Schmelzpunkt herabsetzen, kann G. aus seinen Bestandteilen dargestellt werden. In der Natur ist er aber teilweise auch aus Lösungsmitteln bei hohem Druck entstanden. Der G. findet sich eingewachsen und auf Klüften in verschiedenen massigen und schieferigen Gesteinen, am häufigsten in kristallinischen Schiefen (Mümmerschiefer, Weis, Granulit, Eklogit) und in Kontaktgesteinen (Kalksilikatbormfels etc.), seltener in Granit, Porphyr, Phonolith und auf Erzgängen. Über sein massenhaftes Vorkommen als Feis s. Granatfels. Man unterscheidet mineralogisch:

Kalkgranat $Ca_2Al_2Si_2O_{12}$, farblos weiß (Leukogranat, weißer G.), aus Auerbach, Jordanmühl in Schlesien etc., hellgrün (Grossular) vom Ural in Ostibirien, von Khabanba und Gylowa, vom Monzon, rosa von Kando de San Juan in Mexiko, honiggelb (Vermelle) bis hyazinthrot (Kaneelstein, Pessonit) von der Dominel in Brasilien, Muschelp in Malat, vom Behu, von Ceylon. Pessonit (s. Tafel »Edelsteine«, Fig. 16) wird als Edelstein benutzt und wegen seiner Farbe häufig mit Hyazinth verwechselt, so der Hyazinth oder Hyazinthgranat von Dissenit in Graubünden und von Ala in Piemont. Dierher gehört auch der Romanzowit im körnigen Kalk Himalab.

Magnesiogranat (Pyrop, böhmischer G., ostidentischer G.) $Mg_2Al_2Si_2O_{12}$, enthält meist auch etwas Chrom, ist dunkel hyazinthrot bis blutrot, vom spez. Gew. 3,7—3,8 und findet sich als akzessorischer Mengengrund in Form von kaum erbsengroßen abgerundeten Körnern in manchen Serpentin, so zu Veronit, Kobedit u. a. O. in Böhmen, auch zu Köblich und Griefendorf in Sachsen; in Diamantfelsen Brasiliens, bei Santa Fe in New Mexico, in Arizona. Pyrop dient als Edelstein, er war früher sehr geschätzt, während jetzt nur größere

Steine höheren Wert besitzen. Zum Pyrop gehört auch der Kaprubin von den Diamantfeldern Südafrikas, die wertvollste Granatvarietät, vom Rubin oft schwer zu unterscheiden; er ist oft rubinrot, oft mehr blutrot mit Stich ins Blaue, spez. Gew. 4,16.

Manganogranat (Speffakt) $Mn_2Al_2Si_2O_{12}$, enthält stets etwas Eisen, ist gelb- oder rotbraun, findet sich hauptsächlich im Granit, so zu Wilschaffenburg im Speffakt, Elbo, Wrobbdo de Salun, Wlast, Haddam in Connecticut, St. Marcel in Piemont, auch im Porphyr von Island.

Eisengranat (Almandin, edler G., orientalischer G., s. Tafel »Edelsteine«, Fig. 11) $Fe_2Al_2Si_2O_{12}$, rot, braun, drüsenförmig ins gelbe (Vermelle-G.), seltener schwarz, eingewachsen in kristallinischen Schiefen, so im Riesengebirge, Erzgebirge, in den Schiefen Norddeutschlands, bei Salun, in den Alpen, am Ural. Durchsichtiger Almandin von blutroter Farbe, ähnlich dem Rubin, aber farblos bis kolombinrot, stets mit merkwürdigem Stich ins Vauvrot oder Violett, spez. Gew. 4,1—4,2, wird als Edelstein benutzt. Fundorte: Pegu bei Sirian (sirianischer oder irischer, fälschlich syrischer G.), Ceylon, Rio de Janeiro, Provinz Bahia, Uruguay, Böhmen (Kolin, Kolin G.), Anhalt, Betschau, Raddorf im Serpentin, im St. Gotthardgebiet, Rheinwaldtal, Zillertal (Tiroler G.), im Tauerngebirge etc. Diese Steine werden jetzt hauptsächlich nach Böhmen geschickt, dort geschliffen und als böhmische Granaten oder Pyrope verkauft.

Kalkeisengranat (Alpin) $Ca_2Fe_2Si_2O_{12}$, gewöhnlich braun oder braungrün, stierschwarz, dann titanhaltig (Melanit), zuweilen hellgrün und durchsichtig. Der Melanit findet sich in jüngeren Erupivgesteinen, wie Phonolith, Rhyolith und Leucitbasalt, so im Kaiserstuhl, in der Eifel, am Behu, im Altkar Gebirge, ferner in kristallinischen Schiefen (Wittsch und Zillertal) und auf Magnetitlagerstätten (Arendal). Dierher gehören auch der gelbe durchsichtige Topazolith von der Russalp im Almat und der Demantoid, ein schön grüner G. aus den Goldfeldern von Sibirien im Ural, oft dem Smaragd ähnlich (uralischer Smaragd, Ehrsolith), aber vom spez. Gew. 3,8, in Russland viel als Edelstein benutzt; ferner der Kolorophonit, derbe, körnige Magne-gale von kolumbionbrauner oder schwarzer Farbe, von Arendal, Alloschott, ein dichter körniger oder gelblicher, manganhaltiger G., sehr verbreitet in kristallinischen Schiefen, sowie auf Gängen und Erzlagern, unter andern bei Draumen in Norwegen.

Kalkchromgranat (Chromgranat, Marowitz) $Ca_2Cr_2Si_2O_{12}$, dunkel smaragdgrün, glasglänzend, findet sich auf Klüften von derbem Chromstein bei Wierst und Kyschinnit im Ural, auch in Texas und Kalifornien.

Die durchsichtigen edlen Granate benutzt man als Schmucksteine, von den undurchsichtigen oder wackelnden dem Melanit ausnahmsweise zu Truerrschmuck. Sipe der Granatschleiferei sind insbes. Böhmen (Turnau, Rovensko, Prag), dann Barmdrum in Schlesien, Walldorf bei Freiburg i. Br., der Jura. Man benutzt den G. insbes. zu Ring- und Fingerringen, die, wenn sie groß sind, teuer bezahlt werden. Im französischen Kronschag findet sich eine 85 mm lange Schale aus G. von 12,000 Fr. Wert. Die blutroten böhmischen Pyrope sind die billigsten und wurden in großen Mengen verarbeitet. Seitdem aber die Kaprubine (s. oben) in den südafrikanischen Diamantwäschereien in großer Menge als Neben-

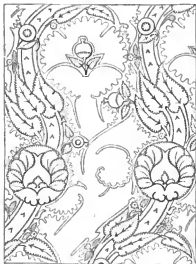
produkt gewonnen werden, ist die Granatgewinnung in Böhmen seit ganz eingestellt worden. In Schweden findet G. ausgebreitete Anwendung als Zuschlag beim Eisenschmelzen. Künstlicher G. ist ein durch Gold gefärbter Glasfluß, der sich durch seine geringere Härte leicht vom echten unterscheiden läßt.

Granat, ein Kropferstoff, der aus Diazonaphthalinsulfosäure u. Naphthalinsulfosäure dargestellt wird.

Granat, Krebsart, s. Garnelen.

Granatapfelbaum, s. Punica.

Granatapfelmuster, ein für die Weberei des Mittelalters typisches Ornament, das, im Altertum schon bei den Ägyptern üblich, später von den Juden, Arabern und Griechen weiter ausgebildet wurde und aus dem Orient nach Europa kam. Hier wurde es



Granatapfelmuster.

frühzeitig mit der Rose so verbunden, daß ihre Blätter die Umrahmung für den aufgesprungenen Apfel bildeten. Später gesellte sich noch dazu eine Krone, welche die des ewigen Lebens bedeutete, ebenso wie der Granatapfel und die Rose Symbole der Madonna sind. Das G. wurde in der Gotik zu höchstem Reichtum entfaltet, dann aber auch von der Renaissance angenommen. Es findet sich auf allen Gattungen von Geweben, deren prächtigste die Kirchengewänder sind (s. Abbildung u. Tafel »Pflanzenornamente II«, Fig. 25). Sehr häufig bezeichnet man als G. auch Ornamente, die von einer Granate nichts aufweisen, sondern eine Distel, und zwar Carthamus tinctorius, zeigen. Vgl. Jacobsthal, Krauzenformen in der Flora des Ornaments (in der »Festschrift der königlichen Technischen Hochschule«, Berl. 1884).

Granatbaum, s. Punica.

Granatbraun, s. Violettbraun.

Granaten, s. Puniceae.

Granaten (v. ital. granata), eiserne, mit Pulver gefüllte Hohlgeschosse, daher häufig gleichbedeutend mit Bomben (s. d.), wie man die aus Rörfern geworfenen G. z. B. in Preußen nannte. Die etwa 1 kg schweren Handgranaten, die von den Gre-

nabieren (s. d.) mit der Hand geworfen wurden, hatten 7,5–8 cm Durchmesser und etwa 65 g Sprengladung. Sie dienten dann, zu 25–30 Stüd in einen großen (28–32 cm) Körper gepackt, zum Rebhühner- oder Bachtelwurf; später Spiegelgranatwurfs (daher Spiegelgranaten) genannt, weil in den Keßel des Rörfers ein hölzerner Spiegelspiegel gelegt wurde, aus welchen die G. kamen. Aus Handbüchsen großen Kalibers geworfen, gaben sie den Granatbägel. Die G. der gezogenen Geschütze bilden einen durch einen Boden geschlossenen Zylinder aus Gußeisen oder Stahl mit ogivaler oder spindelförmiger Spitze, in deren vorderstem Punkt sich zum Eindringen der Sprengladung und Einschrauben des Zünders (Zündergranate) meist ein Rundloch befindet. Für ersten Zweck gibt es jetzt auch G. mit abschraubbarem Kopf oder Boden. Die zum Durchdringen von Panzerzielen dienenden Panzergranaten (Fig. 1), früher aus Hartguß, jetzt aus gehärtetem Stahl mit gehärteter Chromstahlspitze, haben volle Spitze, sind etwa 3/4 Kaliber lang und in der Wanne bis etwa 455 kg Gewicht in Gebrauch. Zur Führung in den Jügen des Geschützrohres trägt bei den G. der walgelförmige Teil ein Führungsmittel, bei den ältesten G. aus einem umgeflochtenen dicken, später (1869) aufgelösten dünnen Seil- und seit 1872 einem ähnlichen Hartbleimantel (Fig. 2) bestehend. Mit der gesteigerten Geschwindigkeit genügt aber diese weichen Führungsmittel nicht mehr, an ihre Stelle traten nach Savasieus Vorschlag (1866) Kupferringe und Kupferbänder (Fig. 1). Da mit dem Gewicht der Granate ihre lebendige Kraft und mit der Größe der Sprengladung die Sprengwirkung wächst, so steigerte man nach dem Vorgehen Krupps die Länge der G. und gewann dadurch beides. Man bezeichnet die Länge der Granate abgesehen nach Kalibern, z. B. L 3.5, d. h. 3.5 Kaliber lang. Um aber noch mehr an Hohlraum zu gewinnen, fertigte man die G. aus Stahl mit dünnerer Wandung und gewann gleichzeitig durch die größere Festigkeit des Geschossmaterials gegenüber dem Aufreißen viel an Wirkung der Sprengkraft. Nach Annahme des Progressivdralles nutzte man das Einschneiden der vordern Kupferringe in die Jüge ausgeben und gab dem vordern Kupferband oder Ring den Durchmesser der Seele zwischen den Feldern mit sehr geringem Spielraum, so daß dieser nur die Zentrierung der Granate zwischen den Feldern übernahm (Zentrierung), während das Kupferband nahe dem Geschosboden sich in die Jüge emprißt und allein sicher führt (Führungsband). Später hat man den Zentrierung bei den langen G. sorgfältig und gab dem Geschos eine kleine entsprechende Wulst (Zentrierwulst, Fig. 1). Krupp hat dann auch diese bei den G. L 4 und länger aufgegeben. Der zylindrische Geschossteil hat überall den gleichen Durchmesser und etwa 0,5 mm Spielraum im Rohr. Das Wirkungsfeld der Granate wurde neuerdings eingeschränkt, weil durch das Schrägellgeschos jetzt manche ihrer früheren Aufgaben besser gelöst werden. Die Granate hatte den Zweck, seine Ziele möglichst zu zerstören und eine ausgiebige Wirkung gegen



Fig. 1.

21 cm Stahlpanzergranate.
a Kupferführung.
b Zentrierwulst.

lebende Ziele zu äußern. Da letztere Art der Wirkung von der Zahl der Sprengstücke abhing, so entstanden die hierauf abzielenden Konstruktionen der Doppelwand- und der Ringgranate (Fig. 2) für die Feldartillerie, die es hauptsächlich mit lebenden Zielen zu tun hatte. Den Kern der Granate bilden zwölf übereinander liegende, außen tief gezahnte Ringe. Aus demselben Grunde verwendete man das spröde Gußeisen, das zudem billig ist, und versah die G. mit Aufschlagzünden. Gegen lebende Ziele, besonders wenn sie sich dicht hinter Dedungen befanden, zeigte sich das Schrapnell, das an Stelle des Brennzünders einen Doppelzunder erhalten hatte, beutebens besser geeignet, und so mußte ihm die Granate ihre Rolle als



Fig. 2. 8 cm Ringgranate mit dünnem Bleimantel.

Hauptgeschos der Feldartillerie abtreten. Da indessen für das Beschießen lebender Ziele dicht hinter Dedungen die Fallwinkel der Sprengteile des Schrapnells zu spitz ausfielen, führte man eine mit brisantem Stoff geladene Granate ein. Diese (Fig. 3), die bestimmt ist, Ziele dicht hinter Dedungen zu treffen, erhält eine dickere Wand als das Schrapnell, damit die schweren Sprengstücke, wenn der Brennzunder über den Dedungen tätig wird, fast senkrecht dicht hinter diesen aufschlagen. Das Geschos hat Doppelzunder, ausnahmsweise mit Verzögerung (leichte Haubice) und ist sonst besonders für Kanonen leichtem Kalibers (Feldkanone, 10 cm-Kanone u.) zur Ergänzung ihres Schrapnellfeuerers geeignet. Während diese G. hauptsächlich für die Feldartillerie bestimmt sind, hatte man bei der andern Aufgabe der G., möglichst zerstörende Wirkung gegen feste Ziele zu äußern, die Fußartillerie im Auge und erhöhte die Wirkung durch Anwendung brisanter Stoffe als Sprengladung an Stelle des Schwarzpulvers. Der Stoß der Geschüßladung brachte aber meist das Springen der G. im Rohr zuwege, bis endlich Mitte der 1880er Jahre es gelang, aus Röhren, bei denen jener Stoß verhältnismäßig gering ist, mit nasser Sechswolle geladene G. zu verschicken. Derartige G. führte zuerst Italien unter der Bezeichnung Kinen- oder Torpedogranaten ein, und Krupp wandte solche G. L/6 aus Röhren an. Später gelang es dann, andre Brisanzstoffe (Deutschland Pikrinsäure, Frankreich Nitro und Crechlit, England Picchit u.) zu benutzen und damit gefüllte G. sogar aus Kanonen zu verschicken.

Man verlängerte, damit sie viel Sprengstoff fassen konnten, die G. auf 4, 5, ausnahmsweise auf 6 Kaliber und nannte sie Langgranaten (Fig. 4). Die kürzern Sprenggranaten (Fig. 5) trafen allmählich an Stelle der Pulvergranaten, die man auch von 2 auf 3 1/2 Kaliber verlängert hatte. Die Langgranaten hatten meist nur Aufschlag-, die Sprenggranaten Doppelzunder, die auch mit Verzögerung zu gebrauchen waren (f. Zündungen), wenn die G. in das Ziel einbringen und dann erst explodieren sollten. Außerlich erhalten die G. einen gelben Anstrich mit Ausschluß der Zentrierwulst und des Führungsringes; sind sie aber mit der Einrichtung für Zündung mit Verzögerung versehen, so erhalten sie zwei-

fachen Zentrierwulst und Führungsring einen schwarzen Anstrich, der mit weißer Farbe die Bezeichnung trägt m. V. Die dünnwandigen G. (Fig. 6) sind durch ihre weite Höhlung zur Aufnahme einer großen Sprengladung und ihren starken Kopf geeignet, in schweren Geschüßen gegen sehr widerstandsfähige Ziele verwendet zu werden. Das Geschos hat für diese Zwecke stets Aufschlagzunder und Aufschlagzunder mit Verzögerung. Diese Granate findet bei allen Geschüßen von großer Zerstörungskraft, z. B. schweren Feldhaubitzen, schweren Rörfern, 10 cm Kanonen u.,

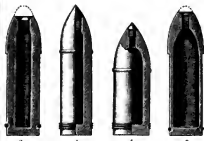


Fig. 3. Dickwandige Granate. Fig. 4. 10,5 cm (Lang-) Granate. Fig. 5. 12 cm (Spreng-) Granate. Fig. 6. Dünnwandige Granate.

Anwendung. G. mit der Bezeichnung »Sprenggranaten« finden sich namentlich noch in ältern Beständen bei der Fußartillerie; sie sind verhältnismäßig kurz, dickwandig und mit Doppelzunder versehen. Den Namen »Langgranaten« führen die G., wenn sie eine Länge von 4, höchstens 4 1/2 Durchmesser haben und neben einer kürzern Sprenggranate für ein und dasselbe Geschüß vorhanden sind. Die sonst im Gebrauch der Fußartillerie befindlichen schweren Geschüße haben in der Ausrüstung nur die erwähnten dünnwandigen G. mit einer Länge von 4 Kalibern, und somit fallen die frühern Bezeichnungen »Spreng-« und »Langgranate« fort.

Granaten	Für Krupp'sche Geschüße*						
	Von- ger- L/3,5	Von- ger- L/3,5	Zünder- L/4,5	Torpedo- L/6	Zünder- L/4,5	Von- ger- L/3,5	Feldhaubi- cegeschüß- L/4
Durchmesser . . . Zentimeter	40	30,5	21	21	21	21	12
Länge Millimeter	1400	1067	1372	1256	945	735	472
Gewicht Kilogramm	1050	—	455	107	140	140	17,24
Sprengladung Kilogramm	—	11	40	48	8,4	1,4	2,8

* Die 21 cm-Röhrengrenaten lassen etwa 20 kg Sechswolle. Krupp schießt aus den 21 cm-Röhren auch Kinengranaten aus Stahl von 140 kg Gewicht. Vgl. auch die Tabellen bei »Geschüße«.

Granatfels, Gestein, vorwiegend aus bräunlichem Granat, daneben aus buntem Hornblende (Granat-ampfibolit) oder Glimmer, auch Belsivan, Epidot und etwas Magnetit bestehend. Es bildet unregelmäßige Einlagerungen im Gneis, Glimmerschiefer und Kalkit des Erzgebirges, Fichtelgebirges, Kanadas u. Auch an der Grenze von Einlagerungen körnigen Kalks im Gneis oder Glimmerschiefer findet sich zuweilen G., z. B. bei Vierbach an der Bergstraße.

Granatfällung, in der deutschen Artillerie als Sprengstoff benutzte Pikrinsäure zum Unterschied von andern Sprengladungen der Granaten.

Granathagel, f. Granaten.

Granatill, f. Croton.

Granatammer, f. Munitionsdame.

Granatkanonen, glatte Kanonen, aus denen neben Vollkugeln oder statt derselben Granaten geschossen wurden. G. waren die 1740 in Rußland eingeführten, 10 Kaliber langen Einhörner, ebenso die Dreißigfüßer kurzen 24-Pfünder in Preußen zu Anfang des Siebenjährigen Krieges und die 1822 in Frankreich eingeführten bayrischen Bombenkanonen. 1853 wurde die auf Anregung Napoleons III. konstruierte canon-obusier de 12 (le canon de l'empereur) als Einheitsgeschütz eingeführt, andere Armeen folgten der französischen darin. Preußen, das seit 1828 in den kurzen 24-Pfündern G. besaß, führte 1863 einen kurzen 12-Pfünder, der mit Kiste seiner Granate mit ellipsoidaler Höhlung einen sehr bestreichenden Schuß erzeugte, ein. Die inzwischen daneben eingeführten gezogenen Hinterlader übertrafen die G. so erheblich an Schußweite u., daß nach 1866 jene auswichen. Rohrlänge und Ladung waren bei G. größer als bei Haubitzen.

Granatkartätschen, f. Schrapnell.

Granatmehl, f. Garnelen.

Granatoeder, s. wie Rhombenodekader, f. Kristall.

Granatschrot, f. Garnelen.

Granatschießer, s. wie Bombenschießer (s. d.).

Granatsirnen, f. Cepheus.

Granatstück, gegen Ende des 17. Jahrh. s. wie Hauptze, dann ein 1777—1810 in Sachsen üblich geweneses Apsündiges, 9 Kaliber langes, den russischen Einhörnern ähnliches Kammergeschütz, das im wesentlichen den späteren Granatkanonen (s. d.) gleich.

Gran Canaria (Canaria), die zweitgrößte der Kanarischen Inseln, 1687 qkm groß mit 1000 127,471 Einw., besteht aus einer domförmigen vulkanischen Gebirgsmasse, in die zwischen dem Pico de los Veces (1951 m), dem Rubio (1892 m) und dem Sencillo (1849 m) der 835 m tiefe erloschene Krater Caldera de Bandama eingesenkt ist. Die kleine Halbinsel Jeta in NO. ist jungvulkanisch. Neben den Kulturpflanzen Europas gedeihen die des Orients, und der Landbau wird mit Sorgfalt betrieben. Die Viehzucht beträgt jährlich 80,000 kg. Milchvieh, Ziegen- und Schafzucht sind ergiebig. Ein- und Ausfuhr beträgt jährlich über 1 Mill. Pesos; die Insel hat über 100 eigne Seeschiffe und treibt starke Fischerei. Zu ihrer Verteidigung dienen 7 Forts, 3 Batterien und 2000 Mann Milizen. Hauptstadt ist Las Palmas (s. d.) an der Nordküste, mit 1900 44,517 Einw.; andre Orte sind Telde im Innern (8978 Einw.), Teror, mit warmen Bädern, Bischofssitz und sehr besuchter Wallfahrtsort, hat 4125, Galdar, einst Sitz der alten kanarischen Könige, 5278 Einw., Arucas mit 9367 Einw.

Gran Chaco (spr. tsiako, »großes Jagdgebiet«, auch nur el Chaco, Chaco), umfaßt die weiten Ebenen Südamerikas zwischen 19. und 28° südl. Br., den Paraguayfluß im O. und den Berbergen der Anden im W. (s. Karte »Argentinien u. c.«), insgesamt ein Gebiet von 537,000 qkm (325,000 qkm kommen auf Argentinien, 120,000 qkm auf Bolivien und 92,000 qkm auf Paraguay). Das im Mittel 300 m hohe Gebiet senkt sich von NW., wo es die höhern Pámos de Chiquitos begrenzen, nach SO. zu den südlichen Pampas, von denen es durch den Rio Salado getrennt wird; der nördliche Teil ist eine mit Sumpfen und flachen Seen bedeckte, zur Regenzeit weithin überschwemmte Ebene, im mittlern und südlichen Teil bestehen die höhern Striche der Pámos de Rancho zwi-

schen den Klaffen Vitconago und Bermejo teils aus weiten Grasfluren, teils aus dünnen, sandigen, nur mit grünen Kaktus- und Sackpflanzen bewachsenen Büschenregionen. Längs der Flüsse aber und im Überschwemmungsgebiet ist der Pflanzensumpf außerordentlich üppig. Das Klima zeigt große, schnell eintretende Schwankungen; Maximum im Sommer 45°, Minimum im Winter 9°. Das zum Ackerbau weniger als zur Viehzucht geeignete Land wird bewohnt von 30—40,000 noch ziemlich wilden Indianern verschiedener Stämme, zu denen neuerdings im argentinischen Teil in zunehmendem Maß Ansiedler europäischer Abkunft kommen, die aber häufig den Überfällen der Indianer ausgesetzt sind. Eingeteilt wird der G. in den Chaco Boreal, Chaco Central und Chaco Austral, wovon der erstere Bolivia und Paraguay angehört, die beiden letzten auf argentinischem Gebiet (Gouvernements Formosa und Chaco s. d.) liegen. Zum Schutze der Ansiedler und der Missionen gegen die Indianer errichtete die argentinische Regierung eine Reihe kleiner Forts, die schon weit in das Innere vordringen.

Grand, feiner Kies oder grober Sand; auch s. wie Gras (s. d.); niederdeutsch s. wie seine Bezeichnung, daher Granduehl, reichhaltiges Wehl.

Grand Bassin, Hafenplatz an der franz. Eisenbahn (Belgarien), an einer Lagune, unfern der Mündung des Wba ins Meer, mit großer eiserner Landungsbrücke, war früher Sitz des Gouverneurs der Eisenbahnlinie.

Grand Canal (spr. grãt kãl), der wichtigste Kanal Irlands, seit 1765 erbaut, verbindet Dublin mit dem Shannon bei Banagher, ist 128 km lang (mit seinen Zweigkanälen 264 km) und 1,8 m tief. Sein Querschnitt liegt 85 m ü. M. Die Bautkosten betrugen 1,861,008 Pfd. Sterl.

Grand-Carteret (spr. grãt kãrte), Joh. n. franz. Schriftsteller schweizerischer Abkunft, geb. 1850 in Paris, war anfangs als Journalist in Genf und ist jetzt in Paris tätig. In weitem Kreise hat er sich durch eine Reihe kultur- und tagesgeschichtlicher Werke bekannt gemacht, in denen er Reproduktionen von politischen und andern Karikaturen aus Zeitblättern aller Länder, illustrierte Flugblätter u. dgl. sammelte. Die hervorstechendsten davon sind: »Les mœurs et la caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse« (Par. 1885, mit Vorrede von Champfleury); »La France jugée par l'Allemagne« (1886 u. 1897); »Raphael et Gambrinus ou l'art de la brasserie« (1886); »La femme en Allemagne« (1887); »Les mœurs et la caricature en France« (1888); »Bismarck ou caricatures« (1890); »Crispi, Bismarck et la Triple-Alliance en caricatures« (1891); »Richard Wagner en caricature« (1892); »XIX. siècle (en France). Classes, mœurs, usages, etc.« (1893); »Les caricatures sur l'alliance franco-russe« (1894); »Bibliographie des almanachs français depuis 1600« (1894—96, 2 Bde.); »La femme en culotte« (1899); »L'aignon en image« (1901); »Le décolleté et le retroussé, 1500—1900« (1902); »L'enseigne dans l'histoire« (1902); »La montagne à travers les âges« (1903). Außerdem veröffentlichte er: »J. J. Rousseau jugé par les Français d'aujourd'hui« (1890) und gibt seit 1893 eine Zeitschrift »Le livre et l'image« heraus.

Grand-Combe, La (spr. grãt-kõmb), aus mehreren zerstreuten Ortschaften bestehende Gemeinde im franz. Depart. Gard, Arrond. Nîmes, am Garbon d'Nîmes und der Lyoner Bahn, mit reichen Steinkohlen-

bergwerken, Koksanstalt, Eisen-, Blei- und Kupferminen, Seidenraupenzucht, hat (1901) 11,484 Einw.

Grand-Couronne (franz. *grang-kouron*), Fleden im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Rouen, links an der Seine, an der Weisbahn, mit Zülfabrikation und (1901) 1018 Einw. Hier war 31. Dec. 1870 ein siegreiches Gefecht der Deutschen (erste Armee) gegen französische Libernden.

Grand-Croix, La (franz. *grang-krois*), Stadt im franz. Depart. Loire, Arrond. St.-Etienne, am Hier und der Lyoner Bahn, mit Steinsohlenbergbau, Fabrikation landwirtschaftlicher Geräte und (1901) 3901 Einw.

Grand-duc (franz., *grang-duk*), Großherzog, auch soviel wie Großfürst; Grande-duchesse, Großherzogin, Großfürstin.

Grande armée, f. Große Armee.

Grande-Casse (franz. *grang-kas*), f. Grands Couloirs.

Grande-Chartreuse, La, f. Chartreuse.

Grande-Cau (franz. *grang-o*), »Großwasser«, ein rechtsseitiger, 26 km langer Nebenfluß der Rhone im schweizer. Kanton Vaud. Von den Diablerets herab durchzieht er das durch Wasserfälle, Felspartien und gute Weide ausgezeichnete, den Laminen, Bildwässern und Bergflüssen ausgefüllte Val d'Ormont. Die in zahllosen Häusern und Berggipfeln angeordnete protestantische Bevölkerung bildet zwei Gemeinden: Ormont-dessus (1094 Einw.) und Ormont-dessous (1743 Einw.). In der oberen Gemeinde ist Vers l'Eglise, in der untern Sepey der Hauptort. Aus einem Seitental des oberen Val d'Ormont rauscht vom Pilatopass herab der Dard, der einen Wasserfall bildet. Die G. verläßt das Bergtal durch einen schluchtartigen Ausgang und bildet bei Nigle (f. d. 1.) einen großen Schüttelgel.

Granden (span. *Grandes*), im kaiserlichen Königreich seit dem 13. Jahrh. Titel des höchsten Adels, der außer den Auserwählten des königlichen Hauses alle durch Ahnen und Verdienst hervorragenden Leute, in Aragonien *Ricos hombres* genannt, in sich begriff. Die Besitz gewisser königlicher Lehen, waren sie dem König zum Kriegsdienst und zur Stellung einer verhältnismäßigen Anzahl von Mannen verpflichtet. Sie besaßen ihre Würde erblich, waren frei von Steuern, durften ohne besondern Befehl des Königs vor seinen Gerichten hofgenossen werden und konnten sich sogar in gewissen Fällen ihrer dem König zu leistenden Lehnspflicht entziehen und andern Fürsten, selbst gegen jenen, dienen. Unter Isabella und Ferdinand dem Katholischen wurde die Macht dieses hohen Lehnsadels gebrochen, und Karl V. schuf ihn in einen von der Krone abhängigen Hofadel um. Seitdem teilten sich die G. in drei Klassen. Die G. führten den Titel *Exzellenz*. Durch das Estatuto real vom 10. April 1834 wurde den G. der erste Platz in der Kammer der *Proceres* oder *Pairs* eingeräumt, den sie auch behielten, bis zur Zeit der Republik alle Rechte und Titel der G. nochmals aufgehoben wurden. König Alfons XII. stellte die Grandenwürde wieder her.

Grande nation, la (franz., *grang-nasjon*), »die große Nation«, als Bezeichnung der Franzosen, ein von Napoleon Bonaparte erfundener und in seinen Reden und Proklamationen häufig (zum erstenmal 1797) gebrauchter Ausdruck.

Grande-Saffière (franz. *grang-saffier*), f. Saffière.

Grandes-Rouffes, Les (franz. *la grang-ruif*), Gebirgszweig, f. Rouffes.

Grande-Terre (franz. *grang-terre*), f. Guadeloupe.

Grandeur (franz., *grang-der*), Größe, Hoheit; seit 1630 Titel der Bischöfe und gewisser Adligen.

Grandéza (span., ital. *Grandeza*), Größe, Hoheit; Würde eines Granden (f. d.) und das ihr entsprechende würdevolle Benehmen; auch der gesamte hohe Adel des spanischen Reiches, *Grandes*.

Grand-Port (franz. *grang-port*), Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Nordbafota, am Red River, Eisenbahnnotenpunkt, mit Staatsuniversität, treibt starken Produktenhandel, Holz- und Eisenindustrie und hat (1900) 7652 Einw.

Grand-Port (franz. *grang-port*), Hauptort der Grafschaft Citawo im nordamerikan. Staat Michigan, an der Mündung des Grand River in den Michigansee, mit Dampfschiffahrt nach Milwaukee, ist Sommerfrische, hat Obst- u. Gemüsebau und (1900) 4743 Einw.

Grandpierre (franz. *grang-pier*), 1) Philipp André, Abbe, elsig. Historiker, geb. 29. Nov. 1752 in Strassburg, gest. 11. Okt. 1787 (auf einer Ardennreise) in der Zisterzienserabtei Lützel im Sundgau, wurde im 19. Jahr Archivar des Bistums, später Kanonikus am Münster und Historiograph des französischen Königs im Elsaß. Er schrieb: »Histoire de l'Eglise et des évêques-princes de Strasbourg« (1776—78. Bb. 1 u. 2, bis zum 10. Jahrh. reichend); »Essai historique et topographique sur l'Eglise cathédrale de Strasbourg« (1782); »Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace« (1787; sein unvollendetes Hauptwerk, bis ins 6. Jahrh. reichend). Aus seinem erst 1864 wieder aufgefundenen Nachlaß erschienen: »Œuvres inédites de G.« (Hrsg. von J. Köhler, Kolmar 1865—68, 6 Bde.) und »Nouvelles œuvres inédites« (Bas. 1867 bis 1900, 5 Bde.). Sgl. T. Grandbier, Notice sur la vie et les œuvres de G. (Kolmar 1868); L. Spach, L'Abbe G., in seinen »Œuvres choisies«, Bb. 1 (Straßb. 1866).

2) Alfred, Reisender und Naturforscher, geb. 20. Sept. 1836 in Paris, studierte Naturwissenschaften und Geographie, bereiste 1857—60 Nord- und Südamerika, 1863—64 Ostindien, Ceylon und die Ostküste Afrikas, erforschte 1865—70 auf wiederholten Reisen Madagaskar und lebt jetzt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Ehrenpräsident der Geographischen Gesellschaft in Paris. Außer zahlreichen Arbeiten in Zeitschriften veröffentlichte er: »Histoire de la géographie de Madagascar« (2. Aufl., Par. 1893) und als Hauptwerk die »Histoire physique, naturelle et politique de Madagascar« (1876 ff.), von dem bisher 22 Bände erschienen sind.

Grandisflörs (lat.), großblumig.

Grandis (ital.), großartig, erhaben, in großem Stil; Grandiosität, Großartigkeit.

Grand Island (franz. *grang-äländ*), Hauptstadt der Grafschaft Hall im nordamerikan. Staat Nebraska, am Platte River, Bahnnotenpunkt, mit College, Invalidenhaus, betreibt Rübenzucker- und Präferenzfabrikation, Produktenhandel u. hat (1900) 7554 Einw.

Grandison (franz. *grang-ison*), Held eines ehemals berühmten englischen Romans von Samuel Richardson (f. d.), Ideal eines guten Christen und eines vollkommenen Gentleman. »G. Cromwell«, wigiger Name Lafebettes, den ihm MirabEAU gab.

Grand Junction (franz. *grang-juksjon*), Hauptstadt der Grafschaft Wexa im nordamerikan. Staat Colorado, am Grand River, wichtiger Eisenbahnnotenpunkt, hat eine Zuckerrabrik und (1900) 3503 Einw.

Grat Junction-Kanal, Kanal in England, 1805 angelegt, geht bei Brentford an der Themse beginnend, durch die Grafschaften von Middlesex, Buckingham und Northampton und endigt bei Braughton

in den Orfordkanal. Er hat 144 km Länge, 13,1 m Breite, 1,5 m Tiefe, 98 Schleusen und vereinigt die meisten Kanäle von Innerengland mit der Themse und mit London. [Anlagejurj (f. d.).]

Grand Jury (engl., fpr. grãnd dʒyri), soviel wie **Grand-Jury** (fpr. grãng-äiä), See im franz. Depart. Riedertoire, südwestlich von Nantes, ist 9 km lang, 6 km breit, ca. 70 qkm groß, aber von geringer Tiefe. Er ist fischreich, nimmt die Boulogne und den Cagnon auf und fließt durch den Chenoua zur Loire ab.

Grand-maitre (franz., fpr. grãng-mãitr'), Großmeister (eines Ritterordens u.), in der Freimaurerei soviel wie Meister vom Stuhl; G.-m. de la cour, im monarchischen Frankreich der Oberhofmeister, auch G.-m. de France; G.-m. de cérémonies, Oberzeremonienmeister; G.-m. de la garde-robe, seit 1669 in Frankreich ein Hofbeamter, der für die Garderobe des Königs zu sorgen hatte, später auch an andern Höfen nachgeahmt; G.-m. des arbalétriers, in Frankreich bis 1624 Großmeister der Artbrüderschützen, befehligte auch die Truppen, welche die Kriegsmaschinen handhabten, und folgte im Rang unmittelbar dem Marschall; G.-m. de l'artillerie, seit 1515 Befehlshaber der Artillerie und der Belagerungsarbeiten.

Grand-mal, f. Epilepsie. [den von.

Grandmont, Orden von, f. Grammont, **Grandmont** (fpr. grãng-m), 1) Flecken im franz. Depart. Ardennen, Arrond. Bouviers, an der Aire und der Oise, mit Eisenhütten, Phosphatgewinnung und (1900) 843 Einw. Dabei liegt das Defilé von G. im Argonner Wald (der 970 m breite Einschnitt der Aire). Hier siegten die Verbündeten unter Clerfaut 14. Sept. 1792 über den französischen General Chazot. — 2) Dorf und erste europäische Siedelung (1604) in Neuschottland, am Mündungspunkt der Fundybay, ist Schauplatz von Longfellow's »Evangeline«.

Grand prévôt (franz., fpr. grãng prãvot), Generalprokurator, f. Prokurator.

Grand Rapids (fpr. grãnd rãpids), 1) Hauptstadt der Grafschaft Kent im nordamerikan. Staat Michigan, an den 6 m hohen Fällen des Grand River, 50 km von dessen Mündung in den Michigansee und am Keelsee gelegen, Knotenpunkt von zehn Bahnen, hat ein schönes Stadthaus, Freimaurerhalle, Invalidenhaus und (1900) 87,565 Einw., darunter viele Deutsche. Die Industrie erzeugte 1900 in 824 Betrieben mit 14,361 Arbeitern für 24,8 Mill. Doll. Waren und ist besonders hervorragend in Gussarbeit (43 Betriebe mit 6349 Arbeitern und für 7,5 Mill. Doll. Waren), Maschinen, Eisenguß und Mühlen. In der Nähe sind große Gipsbrüche. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Wisconsin, Grafschaft Wood, Bahnknotenpunkt, an den Schnellen des Wisconsinflusses, mit starker Wasserkraft, Sägemühlen, Holzindustrie und (1900) 4493 Einw.

Grand River (fpr. grãnd rãvãr), 1) Fluß im nordamerikan. Staat Michigan, 430 km lang, fließt bei Grand Haven in den Michigansee und ist der Grand Rapids, 65 km, schiffbar. — 2) Nördlicher Quellarm des Colorado in Nordamerika, kommt vom Longs Peak, ist 560 km lang, durchfließt den Grand Lake (2485 m ü. M.) und in südwestlicher Hauptrichtung den Middle- und Ute-Part sowie eine Reihe großartiger Canyons, wird von links durch den Eagle, Roaring Fork, Gunnison und Dolores verstärkt, tritt unterhalb Grand Junction aus Colorado nach Utah über und vereinigt sich 1150 m ü. M. mit dem Green River (f. d.).

Grande Consoire, Pointe des (fpr. grãnd kãsãr), auch La Grande Caffe), höchste Er-

hebung in der Tarentaise- oder Vanoisegruppe der Graischen Alpen im franz. Depart. Savoie, im höhern Nordgipfel 3861 m hoch, ist schwer zu ersteigen (zuerst von Gorbier 1876). An der Südwestseite führt der Col de la Vanoise (2527 m) von Lans-le-Bourg im Arelal nach Moûtiers an der Jêre.

Grand-Seigneur (franz., fpr. grãng-sãgnãr), f. Seigneur.

Grandson (Granson, fpr. grãngsãng), Stadt und Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Waadt, 450 m ü. M., am Neuchâtel-See, Station der Bahnlinie Lausanne-Neuchâtel, mit alter Kirche, Schloß und (1900) 1778 Einw. — Im Burgunderkrieg wurde G. (1475) von den Eidgenossen erobert, aber schon im Februar 1476 von Karl dem Kühnen zur Übergabe genötigt, der die aus 419 Bernern und Freiburgern bestehende Besatzung töten ließ. Erdübert über diese Untat, rühten nach wenigen Tagen 18,000 Eidgenossen heran, überfielen den Herzog auf seinem Marsch nach Neuchâtel und schlugen 2. März 1476 sein 20,000 Mann starkes Heer der Corcelles-Conclie, nördlich von G., in die Flucht. Den Siegern fiel mit dem Lager des Herzogs gewaltige Beute zu. Auf dem Schlachtfeld stehen vier Denkmäler. Von da bis 1798 bildete G., wie Orbe und Echallens, eine der »gemeinen Herrschaften« von Bern und Freiburg. Vgl. Chaboz, La bataille de G. (Lausanne 1897); Feldmann, Die Schlacht bei G. (Zürchenfeld 1902).

Grandson (Granson), Otto von, f. Französische Literatur in der Schweiz, S. 24.

Grand Trunk-Kanal (fpr. grãnd trãnk), einer der wichtigsten Kanäle in England, 1766–77 erbaut, beginnt am Grubenwaterkanal bei Preston Brook (Cheshire), geht durch Staffordshire und erreicht den Trent bei Gavenish Bridge (Derbyshire), verbindet den West mit dem Trent und somit die Irische See mit der Nordsee. Er ist 149 km lang, 1,4 m tief, hat 91 Schleusen und geht 2633 m durch einen Berg bei Sarecatle. Mittels des Torfheber und des Grand Junction-Kanals steht er auch mit der Themse in Verbindung.

Grand Ventron (fpr. grãng vængtrãng), Berg in den Vogesen, westlich von der oberen Thur, auf der deutsch-französischen Grenze, 1200 m hoch.

Grandville (fpr. grãngvãl), Jean Ignace Adolphe Gérard, genannt G., franz. Zeichner und Karikaturist, geb. 3. Sept. 1803 in Nancy, gest. 17. März 1847 im Irrenhause zu Nanterre bei Paris, trat 1828 in Paris mit einer Kettenfolge von humoristischen Sittenbildern: »Les métamorphoses du jour« (70 Blätter, hrsg. von Ed. Blanc, mit Text von Beauclerc, 1863), wo Menschen mit Tierköpfen abgebildet sind, unter großem Beifall an die Öffentlichkeit. Eine ähnliche Folge von satirischen Blättern sind die »Animaux parlants« (1840–42, neue Ausg. 1852), eine originelle Verpöpfung menschlicher gesellener Zustände. Nach der Julirevolution wurde G. mit Decamps und Daubigny die Seele der »Caricatures«. Sein »Convoi de la liberté«, seine »Basse course«, sein »Mât de cocagne« und viele andre Zeichnungen, die er für das Blatt lieferte, sind als treffende Darstellungen der damaligen politischen und Kulturgeschichte von hohem Interesse. Als die Septemberepoche der politischen Karikatur ein Ende machte, wendete sich G. wieder zu satirischen Darstellungen, die die Kleinern Torheiten des Lebens zeichnen. Er lieferte auch Zeichnungen zu Buchausgaben von Berangers Gedichten, Lafontaines und Florians Fabeln, Robinson, Quixotes Reisen, Dugos »Leben Kaptains« und zu den Beren: »Un autre monde« (1843), »Les petites mi-

sères de la vie humaine» (50 Blätter, 1841—42).
 »Les cent proverbes» (50 Blätter, 1844). »Les fleurs
 animées» (52 Blätter, 1846; 3. Aufl. 1859) u.

Granella, Sittor, Pseudonym, f. Langemann.

Gränen (Gräne, Grandeln), f. Galen.

Granel (fr. *granel*), François Marius, franz.
 Maler, geb. 17. Dez. 1775 in Vig, gest. daselbst 21.
 Nov. 1849, war zuerst Schüler des Landschaftsmalers
 Konstantin und dann Davids, bei dem er sich der
 Architektur- und Interieurmalerei widmete. 1802
 ging er nach Rom, wo er eine große Zahl von Innen-
 ansichten von Klöstern und Kirchen ausführte, die er
 durch historische oder genrehafte Staffage belebte. Den
 Chor des Kapuzinerklosters auf der Piazza Barberini
 malte er 15mal. 1819 kehrte er nach Paris zurück,
 wurde 1826 Konservator der Gemälde im Louvre und
 1830 zum Mitglied des Instituts gewählt. Nach der
 Revolution von 1848 zog er sich nach Vig zurück. Das
 Louvre besitzt einige seiner Hauptbilder: das Innere
 des Kolosseums, den Maler Sobomo im Hospital,
 Inneres der Unterwelt in Ägypten und Vorkaufung von
 Gefangenen in Ägypten durch Bedemptoren. In der
 Neuen Pinakothek in München befindet sich das Bild:
 Sotomaro in Gefängnis.

Grange (fr. *grange*), Seebad in Lancashire (Eng-
 land), bei Cartmel, an der Morecambe und am
 Fuß des Fyldebarrow, mit 1900 1993 Einw.

Grangemouth (fr. *grangemouth*), Seestadt in Stir-
 lingshire (Schottland), oberhalb der Mündung des
 Carron in den Firth of Forth, mit 3 Docks (ein neues
 im Bau), Schiffswerften, neuem Rathaus, bedeutenden
 Handel (Ausfuhr von Eisen und Steinkohlen)
 und 1900 7968 Einw. Zum Hafen gehörten 1901:
 52 Seeschiffe von 13,737 Ton. Gehalt; es liefen 2435
 Schiffe von 1,127,216 T. ein. Wert der Einfuhr vom
 Ausland 1900: 2,712,697 Pfd. Sterl., der Ausfuhr
 dahin 2,843,160 Pfd. Sterl. G. ist Sitz eines deut-
 schen Vizekonsuls. Es ist erst 1777 beim Bau des
 Forth- und Ulfedkanals angelegt worden.

Grangerisieren (fr. *grangeriser*), Bilder durch an-
 dererwoher entnommene Bilder illustrieren oder auch
 durch Herausheben von Bildern verfrämmeln. Das
 Wort (to grangerise) wurde in England gebildet nach
 James Granger, dem Verfasser einer »Biographi-
 schen Geschichte Englands« (1769), die von vielen Per-
 sonen nachträglich mit aus andern Werken geschnittenen
 Illustrationen geschmückt wurde.

Grangers (engl. *grangers*), »Scheunenbesitzer«,
 auch Patrons of Husbandry, agrarische Partei in den
 nordwestlichen Staaten der Vereinigten Staaten von
 Amerika, wurde 1888 mit der National Farmers Al-
 liance (f. d.) verschmolzen.

Granges (fr. *granges*), Dorf, f. Grächen.

Granchsee, f. Karleisee.

Granier de Caffagnac (fr. *granier*), f. Caffagnac.

Granieren, f. Granulieren. G. des Papiers
 (Farbendrucke, Postkarten u.), f. Körnen.

Granitos, Fluß der Troas in Nordwest- u. Klein-
 asien, entspringt nördlich vom alten Ida und mündet
 in die Propontis (Marmarameer). An ihm erstocht
 im Mai 334 v. Chr. Alexander d. Gr. seinen ersten
 Sieg über die Perser; 74 v. Chr. siegte hier
 Lucullus über Mithridates. Jetzt heißt
 der Fluß Bigha-Tschai (f. Bigha 2).

Granit, feinstolliger, gewellter, ge-
 rauhler und geschorner Sommerpalest-
 stoff mit 36—40 Fäden auf 1 cm. Garne Streich-
 garn Nr. 16—18 metr. Bindung wie in der oben-
 stehenden Abbildung.



Granit, ein massiges kristallinisches Gestein, aus
 Feldspat (weißem oder rötlichem, selten grünem Or-
 thoklas und häufig daneben weißem, grauem oder
 grünlichem Oligoklas), Quarz und Glimmer (Biotit
 oder Muskovit) bestehend. Die Struktur ist körnig,
 zuweilen durch einzelne größere, ringförmig ausgebil-
 dete Feldspäte (vorwiegend Orthoklas, oft in Zwi-
 lingen) auch porphyrisch (Fichtelgebirge, Karlsbad u.;
 vgl. Tafel »Mineralien und Gesteine«, Fig. 13 u. 14,
 und Tafel »Gesteine«, Fig. 1). Als akzessorische Ge-
 mengteile finden sich Hornblende, Turmalin, Apatit
 und Magnetkies ziemlich häufig; seltener sind Augit,
 Granat, Cordierit, Beryll, Zinnery, Flußspat; selb-
 ständiger entfallen sind der oft recht häufige Epidot (Epi-
 stazit), der Binit, der Andalusit. Als mittlere Werte
 zahlreicher Pausenanalysen lassen sich 71 Proz. Kiesel-
 säure, 15 Proz. Tonerde, 3 Proz. Eisenoxyd und
 Eisenoxydul, 2 Proz. Kalkerde, 1 Proz. Magnesia,
 5 Proz. Kali und 3 Proz. Natron angeben; nur in
 den selteneren Sodagraniten überwiegt das Natron
 über das Kali. Nach der Größe des Korns unter-
 scheidet man grobkörnige (bei denen die Gemeng-
 teile etwa in aufgroßen und größern Körnern aus-
 treten), mittelförmige und feinkörnige Varietäten,
 andererseits, je nachdem von Glimmermineralien
 nur Biotit oder nur Muskovit oder beide vorhanden
 sind, Biotitgranit (Granitit), Muskovitgranit
 und G. im engeren Sinn. Am weitesten ver-
 breitet ist der Granitit (Baveno, Harz, Thüringer
 Wald u.); er geht häufig durch Aufnahme von Horn-
 blende unter gleichzeitiger Zurücktreten des Biotits
 und des Quarzes in Hornblendegranit (Am-
 phibolitgranit, Syenitgranit) und Syenit über
 (Bogener, Odenwald, Böhmen). Zuweilen besitzt er
 nach Art des Kugeldiorits (f. d.) auch eine kugelige
 Struktur (Kugelgranit), zumal durch Anhäufung
 des Biotits in einzelnen konzentrisch verlaufenden
 Schalen (so bei Stockholm, in Finnland, in Sardinien
 u.). Der G. im engeren Sinne kommt seltener vor
 als der Granitit (Fichtelgebirge, Karlsbad, Lausitz),
 aber ebenso, wie jener, stockförmig, grobe, ausgebreitete
 Massive bildend. Stellt sich in ihm der Muskovit im
 dichten, fersichischen Rassen ein, so entsteht der Proto-
 ginkranit, nach dem Ort seines Hauptvorkommens
 auch Alpengranit genannt. Der Muskovitgranit
 tritt vorwiegend gangförmig in G., Gneis, Glim-
 merchiefer u. auf (f. Gang, Fig. 4, S. 316). Seine wich-
 tigsten Varietäten sind der Alpit (Granitello, Halb-
 granit), ein in der Regel feinstörmiger und glimmer-
 armer G., der Pegmatit, ein sehr grobkörniger G.
 (Kiesengranit), in dem namentlich die Orthoklasse
 und die Glimmerklassen metereich werden können,
 und in dem an einzelnen Orten (Mral, Zwiesel und
 Wilschaffenburg in Bayern) charakteristische Verwachs-
 ungen zwischen Quarz und Orthoklas vorkommen,
 die auf den Spaltungsflächen des letztern anbedrückte
 Buchstaben erinnernde Zeichnungen hervorbringen
 (sogen. Schriftgranit). Der Turmalingranit
 steht dem Muskovitgranit sehr nahe; er ist gleichsam
 ein Muskovitgranit, der an Stelle des mehr zurück-
 tretenden Muskovits Turmalin, oft in großer Menge,
 enthält. Der G. bildet in seinen verschiedenen Arten
 ein wichtiges Glied der archaischen Formationen; hier
 erscheint er außer in Stöden und Wängen auch lager-
 artig den archaischen Schieferungen eingeschaltet und zu-
 weilen mit einer Neigung zu lagenweiser Anordnung
 der Bestandteile, wodurch eine gewisse Ähnlichkeit mit
 Gneis (f. d.) hervorgerufen wird (Granitgneis,
 Gneisgranit, f. Tafel »Abänderung der massigen

Gesteine*, Fig. 1). Stockförmiger G., dessen eruptive Natur an den Einschlüssen fremdartiger Gesteinsmassen und daran, daß er Knochstein, oft mit echter Porphystruktur und Quarzporphyrgängen vergleichbar, in das Nebengestein einströmt und dieses im Kontakt mehr oder weniger stark verändert, sicher erkannt werden kann, findet sich weiterbreitet in den paläozoischen Formationen, scheint sich aber auch noch in der Jurzeit und selbst noch bis in die Tertiärperiode hinein (Elbe, Korbilleren) gebildet zu haben. Durch die Verwitterung des Granits wird eine im frischen Gestein nicht bemerkbare Zerklüftung bloßgelegt, die bei weiterm Fortschreiten der Zersetzung zur Bildung von sogenannten Wackel- oder Schauffelsteinen und zu Aufhäufungen von losen Blöcken (Felsenmeere, Teufelsmühlen) führt (s. Tafel »Besonderheit der massigen Gesteine«, Text unter 5). Besonders häufig führt die Verwitterung zu einer mächtigen Ablagerung von Guss, der verfestet (regeneriert) als Arctio (s. d.) bezeichnet wird; nur selten werden durch vollständige Zersetzung und Ausfällung des Feldspats brauchbare Kaolinlager (Yinogis in Frankreich, Aue bei Schneberg in Sachsen, China) geliefert. Der aus dem G. entstehende Boden ist gut und reich an den wichtigsten Pflanzennährstoffen. Die Verbreitung des Granits ist sehr groß. Er liegt, gemeinsam mit Gneis, die höchsten und wichtigsten Gebirge der Erde (Alpen, Pyrenäen, Schottland, Skandinavien, Erzgebirge, Bogen, Schwarzwald etc.) zusammen und bedeckt plateaubildende Täufende von Quadratkilometern (Kaukas, Böden, Auvergne, Afrika). Seine Berge haben häufig eine abgerundete, einem Kugelformen entsprechende Form (vgl. Tafel »Bergformen I«, Fig. 1). — Technische Verwendung hat der G. seit den ältesten Zeiten in Ägypten und Rom als Baumaterial und zur Herstellung von Denkmälern etc. gefunden. Später ging die Kunst der Granitverarbeitung verloren, und erst in neuerer Zeit hat man auch in Deutschland, namentlich in Berlin, wieder angefangen, G. zu Viehfällen, Säulen und in der Architektur zu benutzen. Häufig Sibirien und Finnland, wo Kuchlad praktisches Material gewinnt, das in den Petersburger Monumentalbauten Verwendung gefunden hat, besitzt (von Rubien abgesehen) besonders Schweden einen Reichtum an feinsten, festen Graniten vom zartesten Rosa bis Purpur, Hellgrau, Schwarzgrün, Grauviolett etc. Auch die erraticen Blöcke hat man in Deutschland vielfach verwertet (Schale von 7 m Durchmesser vor dem Museum in Berlin) sowie den G. des Fichtelgebirges. Granite in Würfelform dienen zu Strohenpflastern, in Plattenform zu Trottoirs, ferner zu Aufsteinen, Zapfenlagern; großförmige Varietäten liefern Glimmeraseln, und manche verwittern zu reiner Porzellanerde. Die Erzführung des Granits ist nicht bedeutend, immerhin sind die Zinnerze Sachsen, Cornwallis und Indiens (s. Gneis), manche Antimonerzporphyren (so Ragurta in Ungarn) und gewisse Goldvorkommen (Berehowitz etc.) an granitische Gesteine (s. B. Pegmatite, Aplit etc.) geknüpft. Vgl. v. M. Roth, über den G. (Berl. 1878); Veier, Der G., seine Bestandteile, Gewinnung und Bearbeitung (Daf. 1891). In der Technik versteht man unter G. zuweilen auch den Granitmarmor, s. Marmor.

Granitello (Paligranit), ein feinkörniger Granit (s. d.); in der Technik auch soviel wie Granitmarmor, s. Marmor.

Granite-ware (engl., von granit-ähnlich), hartes, weißes Steingut.

Granitgneis, Gneis, s. Gneis und Granit.

Granitguss, Verwitterungsprodukt des Granits (s. d.).

Granitit, soviel wie Biotitgranit, s. Granit.

Granitmarmor, s. Marmor.

Granitpapier, Buntpapier, auf dessen weißen oder einfarbigen Grund durch einen Pinsel bunte Flecke aufgespritzt werden, so daß das Papier das Aussehen einer Granitplatte erhält.

Granitporphyr, gangartig auftretender Granit von porphyrischer Struktur (s. Tafel »Mineralien und Gesteine«, Fig. 14), der in feinkörniger bis dichter Grundmasse größere Kristalle von Feldspat (Orthoklas, zuweilen auch noch Oligoklas), Quarz und Glimmer (Biotit), seltener auch Hornblende oder Augit enthält. G. findet sich, bei zurücktretendem Quarz in Syenitporphyr übergehend, in den meisten Granitmassiven. Hier und da findet er Verwendung als Pflastermaterial.

Granito (ital.), halbgebranntes Feuchts, namentlich Zitronengrün (vgl. Gneis); auch eine Art des Gneis (s. d. und Granitormarmor).

Granitmarmor, aus Portlandzement und Marmorbruchstücken hergestellte Nachahmung mancher im Hochbau geschätzten natürlichen Steine, wie Granit, Syenit, woraus Wandverkleidungen, Treppentufen, Türverkleidungen, Tischplatten etc. hergestellt werden.

Granitz, bewaldete Hügelkette im östlichen Teil der Insel Kügen, 106 m ü. M., mit Jagdschloß des Fürsten von Putbus, von dessen 38 m hohem Turm man eine herrliche Aussicht hat.

Granios Pictinians, röm. Geschichtsschreiber des 2. Jahrh. n. Chr., schrieb ein Geschichtswerk in unvollständiger Form, wahrscheinlich in 40 Büchern von Roms Erhebung bis zum Tode Cäsars (44 v. Chr.). Erhalten sind davon einige Bruchstücke mit wertvollen Notizen besonders aus den Jahren 163 und 78 v. Chr. (Quint. Inst. de brev. Pers. 1887; neueste Ausgabe von Hentrich, Leipzig 1904).

Granja, La, Schloß in der Stadt San Ildefonso (3888 Einw.) in der span. Provinz und dem Bistum Segovia, 1266 m ü. M., am nördlichen Fuße des Guadarramagebirges, von Philipp V. 1721–1723 im Geschmack des Schloßes von Versailles erbaut und im Innern prächtig ausgeschmückt, dient als Sommerresidenz der spanischen Könige. In der denachbarten Kollegiatkirche sind die Grabmäler Philipps V. und seiner Gemahlin Isabella. Die von Karl III. angelegte Glasfabrik ist jetzt Privateigentum. Der 140 Hektar bedeckende Park ist reich an Statuen und Wasserwerken. Am 12. Aug. 1898 wurde hier die Königin Christine durch die Garden gezwungen, die Konstitution von 1812 anzunehmen.

Granlund, Viktor, schwed. Historiker, geb. 17. Juni 1831 auf Öland, gest. 19. Juni 1898 in Stockholm, 1857–98 am dortigen Reichsarchiv angestellt, veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen, von denen »En svensk koloni i Afrika« (1879) genannt sei. mehrere Übersetzungen sowie die Broschüre »Andra Kammarrens män under riksdagarna 1867–1869« (3. Aufl., Stockholm 1889). Ferner gab er die ersten 18 Bände der Urkundenammlung »Konung Gustaf I:s registratur« (umfassend die Jahre 1521–47, das 1861–1900) heraus. 1872–74 redigierte er die Zeitschrift der »Svensk Fornminnesförening«.

Granne (Arista), horst- oder labenröhrförmig, gewöhnlich etwas starrer Horsttypus am Ende oder auf dem Rücken eines Organes, oft gekrümmt und ge-

niert, nie aber rankenartig gewunden, findet sich z. B. an den Spelzen vieler Gräser (f. d.), an den Anthereu der Gräser.

Granat, heiliger Heilgott, wurde von den Römern mit Apollon gleichgesetzt. Neuere leiten von ihm den alten Namen von Aachen, Aqnae Grani, ab.

Granat, in Italien und Spanien Bezeichnung des Gran und Gran, 4 im Carato (Auliat), 24 im Denaro (Dinero) oder Scrupolo (Escrupolo), 12 im Tomin; Rechnungsmünze Neapels zu 10 Cavalli = $\frac{1}{10}$ Carlino, Siziliens bis 1818 = $\frac{1}{10}$ Bajocco, als Kupfermünze bis 1881 dort 6,287 g schwer = 2 sizilische Grana, in Malta Kupfermünze zu $\frac{1}{16}$ Farthing; in Mexiko bis 1861, in Mittelamerika und auf den Philippinen eine Rechnungseinheit = $\frac{1}{16}$ Real.

Granollers (spr. groljers), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Barcelona, in engem Tal am Congost und an den Eisenbahnen Barcelona-G. - Port Bou und G. - San Juan de las Abadías, mit altem Turm und Mauern, bedeuenden Wärdern und (1900) 6755 Einn. In der Umgebung sind die Kirche San Riquel del Jan, in mitten in einem prächtigen Felsenkirkus stehend, und mehrere Mineralquellen.

Granophyre, eine Art des Quarzporphyrs, f. Porphyr.

Granophyre, zu Sphärolithen (f. d.) zusammengehäufte kristallinische Körner.

Gran Sasso d'Italia, Berggruppe in den Abruzzen und höchste Erhebung der ganzen Apenninhalbinsel (f. Tafel »Bergformen II«, Fig. 4), an der Grenze der ital. Provinzen Aquila und Teramo, erreicht im Nitzipfel (Monte Torno) 2921 (nach andern 2914) m. Der obere Teil ist eine nackte Felsmaße, deren Schluchten Gerölle und ewiger Schnee (Conca della Neve) fällen. Das Gebirge wird von Aquila und Teramo aus über die 2200 m hoch im Campo Pericoli gelegene Alpenkühnheit bestiegen und gewährt eine Aussicht bis zum Adriatischen und Tyrrhenischen Meer. Vgl. B b d a t e, Guida al G. (Rom 1888).

Grance, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Ruppin, am Gransee und der Staatsbahnlinie Berlin-Straßburg, hat eine schöne evang. Kirche, eine alte Stadtmauer mit historisch wertvollem Tor und gotischem Turm, Denkmal der Königin Luise auf dem Marktplatz, Amtsgericht, Städt. Fabrik, Dampfmahlmühle, 3 Dampfagelmühlen, Biegelei, große Obst- und Spargelanlagen und (1900) 4057 Einn. Dabei liegt der Bartenberg, 116 m ü. M., mit der Stolzen Borie. G. erhielt 1262 Stadtrecht. In der Schlacht bei Schulzendorf unweit G. wurde 1316 Markgraf Waldemar von dem Herzog Heinrich von Mecklenburg u. a. besiegt. Von 1319—1524 gehörte G. zur Grafschaft Ruppin.

Granson (spr. grangsong), f. Grandson.

Gran (spr. grannu, 1) Sir Francis, schott. Maler, geb. 18. Jan. 1803 zu Algraston in Schottland, gest. 5. Okt. 1878 in London, war mehrere Jahrzehnte lang der Porträtmaler der vornehmen Welt in England, deren Haltung und Kleidung er mit höchster Annuit und Eleganz, aber in etwas matter Farbe darstellte. 1866 wurde er Präsident der Akademie der Künste und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode. Mit großer Naturwahrheit wußte er in seinen Jagdscenen nicht allein die menschlichen Figuren, die Pferde und Hunde wiederzugeben, sondern auch die nebelige Luft Englands. Unter seinen Porträten namhafter Persönlichkeiten sind das Reiterporträt der Königin Viktoria (1841), das des Feldmarschalls Lord Clyde (1861), des Grafen von Elgin (1862), Dis-

raelis (1863), des Herzogs von Cambridge (1868) und das Porträt Palmerstons (1874) die hervorragenden.

2) Sir James Hope, engl. General, geb. 22. Juli 1808 in der Grafschaft Berth, gest. 7. März 1875, trat 1826 in die Armee ein, focht 1840—42 in China und zeichnete sich in Indien in den Kriegen von 1845 bis 1849 und während des Aufstandes 1856—58 vielfach aus. Infolgedessen ward er Generalmajor und, als die Engländer nach dem schlaggeschlagenen Angriff auf die Befestigungen am Peiho 1859 einen abermaligen Zug gegen China beschloßen, zum Befehlshaber der Landungstruppen ernannt. Er nahm die Tangku-Forts, besetzte 25. Aug. 1860 Peking, schlug im September in vier Tagen die Chinesen zweimal und zog 13. Okt. als Sieger in Peking ein. Für den glänzenden Verlauf dieses Krieges empfing er den Dank des Parlaments. 1861 wurde er zum Oberbefehlshaber in Madras ernannt, kehrte 1865 nach England zurück und war 1865—70 Generalquartiermeister der britischen Armee, demnachst Kommandeur des Lagers in Aldershot. Aus seinen Tagebüchern gab Knolls »Incidents of the Sepoy war« (1873) und »Incidents in the China war of 1860« (1875) heraus. Vgl. Knolls, Life of General Sir Hope G. (Lond. 1894, 2 Bde.).

3) Alfes Simpson, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 27. April 1822 in Point Pleasant (Ohio), gest. 23. Juli 1885 in Mount Mac Gregor bei Saratoga, trat 1839 in die Militärakademie ein, ward 1843 Lieutenant und nahm mit Auszeichnung am mexikanischen Krieg teil, so daß er zum Kapitän befördert wurde. 1854 schied G. aus der Armee aus und wurde Farmer. Als jedoch Lincoln 15. April 1861 die erste Proklamation erließ, wurde er Adjutant des Gouverneurs von Illinois, darauf Oberst des 21. Freiwilligenregiments desselben Staates und rückte nach dem südlichen Missouri, wo er das strategisch äußerst wichtige Cairo besetzte, die Abwehr der Sezessionisten, den Mississippi und Ohio zu blockieren, verstellte und diese aus dem Südosten von Missouri vertrieb. Im Februar 1862 nahm er durch einen Bombenschlag die Forts Henry und Donelson, wodurch er einen großen Teil des Mississippi zum Sezessionisten entzog; dafür wurde er zum Generalmajor ernannt. Zwar wurde er bei Pittsburg Landing 6. April 1862 von Beauregard überfallen, aber er stellte durch die siegreichen Gefechte gegen Bragg seinen Feldherrnruhm wieder her und begann Anfang Februar 1863 die Belagerung von Vicksburg, das er 3. Juli nach siegreicher Abwehr aller Entsatzversuche zur Kapitulation zwang. Damit war der Zweck der hier gefährlichen Kämpfe erreicht, die Schiffsahrt auf dem Mississippi freigegeben, die Trennung der südlichen Konföderation in zwei Teile bewirkt worden. Lincoln ernannte G. zum Oberbefehlshaber aller am Mississippi, Ohio, Tennessee und Cumberland stehenden Bundestruppen. Als solcher siegte er bei Chattanooga im November 1863 und besetzte Knoxville im Dezember. Durch die unerschütterliche Ruhe und Konsequenz, mit der G. seine Ziele verfolgte, hatte er den Sieg der Union im Westen entschieden. Anfang 1864 wurde er zum Generalleutnant und Oberbefehlshaber aller Unionstruppen ernannt. Nach mehrfachen blutigen Kämpfen gelang es G. endlich im Herbst 1864, Lees Defensivstellung zu durchbrechen, den Jamesfluß zu überkreuzen und sich auf dem rechten Ufer zu behaupten. Nachdem er im Winter sein Heer reorganisiert und durch Neustraden

ergänzt hatte, schmitt er durch einen schnellen Marsch auf Portersville im März 1865 Lee den Rückzug nach Nordcarolina ab, eroberte 3. April Richmond und zwang am 12. Lee mit dem Rest seiner Armee zur Kapitulation. Durch diesen Sieg stieg G. auf den Gipfelpunkt der Popularität. Im August 1867 übernahm er provisorisch das Amt eines Kriegeministers unter Johnson und befehlte es bis zum Frühjahr 1868. Im Mai 1868 stellte ihn die zu Chicago versammelte Nationalkonvention der republikanischen Partei als ihren Kandidaten für die Präsidentenwahl auf, in der G. mit 206 Wahlmännerstimmen gegen 88 über seinen Gegner Seymour siegte. Seine Annexionsgelüste in bezug auf Santo Domingo und die dänischen Antillen scheiterten an der Opposition im Kongreß. Mit England schloß er 24. Mai 1872 den Vertrag von Washington, der die Abamafrage zugunsten Amerikas entschied und die Entschädigungsfrage einem Schiedsgericht überließ. Auch in dem Streit über die San Juan-Frage erlangte G. von dem zum Schiedsrichter ernannten deutschen Kaiser einen der Union günstigen Spruch.

Schwieriger war die Ordnung der innern Verhältnisse. Hier war Grants unerschütterliche Haltung, seine Nachgiebigkeit gegen die alte republikanische Partei, die im Kongreß die Mehrheit hatte und sie zum persönlichen Vorteil ihrer Mitglieder mißbrauchte, verhängnisvoll. In allen Ämtern saßen Verwandte oder Kreaturen der Parteihäupter, mehrere Senatoren hielten sich ihre Stellungen nur durch Korruption verschafft u. dgl. m.; Untersuchungen wurden wohl angestellt, blieben aber erfolglos. Trotzdem wurde G. bei der nächsten Präsidentenwahl 6. Dez. 1872 mit 300 Elektorenstimmen wiedergewählt. Die allgemeine Entrüstung über das System der Korruption unter G. wuchs endlich so, daß er 1876 mehrere hochgestellte Beamte, deren Betrügereien und Bestechungen allzu schamlos waren, entlassen mußte und seine Partei ihn 1876 nicht wieder als Kandidaten aufstellen konnte. Nachdem er 5. März 1877 sein Amt niedergelegt hatte, trat er eine längere Reise nach der Alten Welt an, von der er erst Ende 1879 zurückkehrte. Er wurde 1880 wieder als Präsidentschaftskandidat aufgestellt, erhielt aber nicht die Majorität der republikanischen Stimmen und widmete sich nun der Ausbeutung Reizlos durch amerikanische Intelligenz und Geldkraft. Auch ließ er sich in Wauspelationen ein, durch die er 1884 sein ganzes Vermögen verlor, weswegen ihm der Kongreß eine Pension bewilligte. 1897 wurde ihm in New York ein Denkmal errichtet. Nach Grants Tod erschienen seine „Personal memoirs“ (New York 1885; deutsch, Leipzig, 1886, 2 Bde.); „Letters to a friend, 1861—1880“ gab Wilson heraus (daf. 1897). Vgl. die Biographien von Seadich (neue Ausg., New York 1885), Larfe (daf. 1879), Browne (Boston 1885), Wilson (New York 1885 u. 1897), E. Church (daf. 1897) und Garland (daf. 1898); Badaud, Military history of U. S. G. (neue Ausg., daf. 1885, 3 Bde.); Mc Kellan, Personal memoirs and military history of U. S. G. (Boston 1887).

4) James, engl. Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1822 in Edinburgh als der Sohn eines englischen Offiziers, gest. 5. Mai 1881 in London, trat 1839 in das Heer, das er aber schon nach wenigen Jahren verließ, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er verfaßte hauptsächlich Romane und ist (zusammen mit W. G. Howells und Charles Lever) der Schöpfer und Meister des historischen Kriegerromans. Der erste und beste ist: „The romance of war, or Highlanders in

Spain“ (1845, 4 Bde.); von spätern sind zu nennen: „Adventures of an aide-de-camp“ (1848); „The secret despatch“ (1889); „Six years ago“ (1877); „The Cameronians“ (1881) u. 1875 trat G. in London zur katholischen Kirche über.

5) James Augustus, engl. Offizier und Reisender, geb. 11. April 1827 zu Cairn in Schottland, gest. daselbst 11. Febr. 1892, trat 1846 in den Dienst der Ostindischen Kompanie, suchte bei Gudscharat und wurde bei Lashau verwundet. Nach England 1858 zurückgekehrt, begleitete er 1860—63 Speke (s. d.) auf der Reise, die den Ursprung des Nils aus dem Victoriasee feststellte. Im Stabe des Lorda Napier machte er 1867—68 den abessinischen Feldzug mit und schied dann aus der Armee. Er schrieb: „A walk across Africa“ (Lond. 1864) u. „Summary of observations on the geography, etc.“ (im Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft, 1872). — Sein Sohn James G. begleitete 1890 Joseph Thomson auf der Reise zum Bangweulu-See.

6) Frederick Dent, amerikan. Politiker, ältester Sohn von G. 3), geb. 30. Mai 1850 in St. Louis, begleitete seinen Vater in den Bürgerkrieg, trat 1867 in die Militärakademie zu West Point ein, ward 1873 Oberstleutnant im Stabe des Generals Sherman, begleitete 1879 seinen Vater auf dessen Weltreise, trat 1881 in die Bank ein, die der sein Vater sein Vermögen verlor, und war 1889—93 Gesandter der Union in Wien. Im Kriege gegen Spanien 1898 führte er ein Kommando in Puerto Rico.

Grant Duff (spr. geknnt duff), Sir Mount Stuart Elphinstone, engl. Politiker, geb. 21. Febr. 1829 als Sohn von James Cunningham, von Eben (bei Banff in Schottland), Verfasser einer „History of the Maharratta“ (1826, 3 Bde.), studierte in Oxford, ward 1854 Advokat in London, 1867 als Anhänger der Liberalen ins Parlament gewählt und im Dezember 1868 von Gladstone zum Unterstaatssekretär des indischen Amtes ernannt, welches Amt er bis Februar 1874 innehatte. Er war 1866—72 Lord-Rector der Universität Aberdeen, trat 1880 in Gladstones Ministerium als Unterstaatssekretär der Kolonien ein und war 1881—86 Gouverneur von Madras. 1889—93 war er Präsident der Geographischen, 1892—99 Präsident der Historischen Gesellschaft von England. Er veröffentlichte außer einer Sammlung seiner Reden („Elgin speeches“, 1871): „Studies on European politics“ (1866); „A political survey“ (1868); „Notes of an Indian journey“ (1876); „Eastern question“ (1876); „Miscellaneous, political and literary“ (1878); „Foreign policy, a lecture“ (1880). Seine unter dem Titel „Notes from a diary“ herausgegebenen Denkwürdigkeiten reichen in 13 Bänden (Lond. 1897—1904) vom Jahre 1837 bis zum Jahre 1895.

Grantland (spr. geknntm), Stadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Hereford (Herefordshire), am schiffbaren Bitham, mit der schönen St. Paulskirche aus dem 13. Jahrh. (Turm 83,5 m hoch), lateinischer Schule (von Newton besucht), einer Fäbrrik für landwirthschaftliche Maschinen, Korn- u. Walzhandel und (1901) 17,593 Einw. Auf St. Peters Hill steht eine Bronzestatue von Newton. 13 km südlich liegt Woolsthorpe, Newtons Geburtsort. Von G. führt ein Kanal zum Trent nach Nottingham.

Grantland, nördlichster Teil von Grinnell-Land (s. d.). An der Ostküste in der Discoverybai unter 81° 45' nördl. Br. war 1882—84 die amerikanische internationale Polarstation.

Granton (sc. grannish), Dorf und Hafen Edinburghs (Schottland), am Firth of Forth, kaum 2 km westlich von Leith gelegen, mit (1860) 915 Einn., hat einen durch Dämme (1845 und 1866 im lang) gebildeten vorzüglichen Hafen, den der Herzog von Buccleuch 1835—38 auf seine Kosten anlegen ließ. Zum Hafen gehören (1901) 48 Docks (1866 von 1855 Ton. Gehalt; es liefen 419 Schiffe von 212,054 T. ein. Einfuhr (vom Ausland) 1900: 718,836 Pfd. Sterl., Ausfuhr britischer Produkte 347,913 Pfd. Sterl.

Grantown (sc. grannan), Dorf in Elginshire (Schottland), 38 km südwestlich von Forres, in anmutiger Lage und als Sommerfrische viel besucht, hat (1901) 1568 Einn.

Grantow, Adele, Tänzerin, geb. um 1840 in Braunschweig, Tochter und Schülerin des Balletmeisters daselbst, war 1857—66 Mitglied des Hoftheaters in Hannover, bildete sich in Paris unter Frau Dominique noch weiter aus, trat dann in Moskau und Petersburg, in Paris, Berlin, in Wien und Kairo mit wachsenden Erfolgen auf, so daß sie zuletzt als die erste Tänzerin ihrer Zeit galt. 1875 nahm sie Engagement am Hoftheater zu Berlin, starb aber schon 7. Juni 1877.

Granula (lat., »Körnchen«, franz. granules), Küll von 0,05 g aus Milchzucker und einem Klebstoff, die 1 mg eines stark wirkenden Arzneistoffes, wie Arsen, Atropin, Sulfat, Morphium u. enthalten. **Granulärarthritis** (Nierenentzündung), f. Nierenkrankheiten.

Granulation (lat., »Körnung, Körnchenbildung«), Bildung der Fleischwunden auf heilenden Wunden und Geschwüren, durch die deren Heilung bewirkt wird. Die Fleischwunden sind rötliche, stechnadelstopfgroße Körnchen, die aus zahlreichen zarten und neugebildeten Haargefäßen und aus einem jungen, zellreichen Bindegewebe bestehen und aus jeder Wund- und Geschwürsfläche sowohl der Weichteile als der Knochen hervorstechen. Die G. hört auf, sobald die Granula vom Wundrand her überhäutet worden sind. Das Granulationsgewebe erfährt dann noch gewisse Umwandlungen, die mit der Bildung festen Narbengewebes ihren Abschluß finden. Als Wund- oder Geschwürsflächen stark wuchernde Granula bezeichnet der Volksmund als wildes Fleisch (caro luxurians). Vgl. Pockionische Granulation.

Granulieren (granieren, v. lat. granum, Korn, Körnchen), schmelzbare Körper in ein grobes (körniges) Pulver (Granatien) verwandeln. Man gießt 3-4. geschmolzenes Metall in dünnem Strahl in kaltes, beständig umgerührtes Wasser oder durch einen naßen, über das Wasser gehaltenen und beständig gestülzten Weisgöbel. Leicht schmelzbare Metalle, wie Zinn, Zink, gießt man in eine innendig stark mit Kreide ausgestrichene Büchse, setzt einen ebenfalls ausgestrichenen, genau schließenden Deckel auf und schüttet, bis das Metall erstarrt ist. Größere Mengen formt man in einer innen mit Kalt angestrichenen rotierenden Trommel (Granuliermaschine). Phosphor schüttelt man in einer halb mit warmem Wasser gefüllten und verschlossenen Flasche, bis er erstarrt ist. Eisen, Schlacken werden granuliert, indem man auf die aus dem Ofen fließende Masse einen starken Strahl hochgespannten Dampfes oder kalten Wassers leitet. — Granulierte Leber, soviel wie Lebercirrhose (f. Leberkrankheiten). Granulierte Niere, f. Nierenkrankheiten.

Granulit (Weißstein, Leptinit), graues, selten rötliches, feinkörniges kristallinisches Gestein, das

aus Feldspat (Orthoklas, oft verwachsen mit Albit, oder Mikroklin und Plagioklas), Quarz, rotem Granat und etwas Glimmer besteht und meist eine ausgezeichnete Schieferung und regelmäßigen Wechsel von feldspatreichen und quarzreichen Lagen erkennen läßt. Als alzeinische Gemengteile erscheinen Dysthen (Epazit), Turmalin, Sillimanit, Augit und Hornblende. Der sogen. Glimmergranulit, durch größeren Gehalt an Glimmer und Zirkonit, der Granat auszeichnet, nähert sich in seinem Aussehen dem ebenstichigen Gneiss, mit dem er auch an vielen Orten (ostbairisches Waldgebirge, Vogesen, Böden, Wäldern u.) wechselt. Der normale, glimmerarme G., dessen Gehalt an Kieselsäure etwa 75 Proz. beträgt, hat eine nur geringe Verbreitung; ein ausgezeichnetes, flachbügeliges Elipsoid findet sich in Sachsen zwischen Döbeln, Köstlin, Benig und Gohsenstein; er wechselt mit vielst. mit dem Glimmergranulit und einem viel basischen, dunkel gefärbten Gestein (52 Proz. SiO₂ im Mittel), das, wie das Mikroklin zeigt, aus Augit, Plagioklas, Quarz, Granat, Dysthen und Magnetit, wohl auch Diallag, Hornblende und Orthoklas besteht und Augitgranulit (Diallaggranulit, Trappgranulit) genannt worden ist. Die Granulite werden als Glieder des Gneissstufens aufgefaßt; man hat sie auch öfters als durch eruptives Material umgewandelte Sedimentgesteine oder als durch Gebirgsdruck schieferig gewordene plutonische Gesteine gedeutet. Vgl. Erdner, Geologischer Führer durch das sächsische Granulitgebirge (Leipz. 1880), und Lehmann, Entstehung der altpräkamischen Schiefergesteine, mit besonderer Bezugnahme auf das sächsische Granulitgebirge u. (Darm 1884).

Granulose (lat., formig; granulöse Augenentzündung; Granulose, ägyptische Augenentzündung (f. d.).

Granulose, f. Stärkemehl.

Granum (lat., Korn; Granulum, Körnchen.

Granvelle (sc. granvelle, Granvella), 1) Ricolas Perrenot, Herr von, geb. 1484 zu Ornans in der Nähe von Besançon, gest. 27. Aug. 1550 in Augsburg. Ein praktisch geübter Jurist, folgte er 1519 seinem Lehrer Mercurio Battinara, als dieser in den Staatsdienst der Niederlande eintrat. Der Herzogin Margarete, der Tante Karls V. und Statthalterin der Niederlande, diente er als Sekretär und zeichnete sich aus bei der Redaktion des Vertrags von Madrid (1526); nach des Königs Battinara Tod 1530 trat G. in dessen einflußreiche Stelle ein. Er war einer der Staatssekretäre des Kaisers und Siegelbewahrer von Neapel und Sizilien; das Hauptfeld seiner Tätigkeit aber war Deutschland. Bei allen Regierungsmaßnahmen von 1530—50 war er beteiligt; ein Diplomat ersten Ranges, hatte er an den Erfolgen Karls V. 1547 und 1548 große Verdienste.

2) Antoine Perrenot, der älteste Sohn des vorigen, geb. 20. Aug. 1517 in Besançon, gest. 21. Sept. 1586 in Madrid, studierte in Padua unter Vanzo (f. d.) die Rechte, in Löwen Theologie und wurde dann von seinem Vater in den politischen Geschäftskreis eingeführt. In seinem 23. Jahr zum Bischof von Arras ernannt, wohnte er den Reichstagen zu Worms und Regensburg bei, hielt bei der Eröffnung des Tridentiner Konzils eine elegante Rede und diente 1545—50 bei vielen Gelegenheiten dem Kaiser als Unterhändler unter der Leitung seines Vaters. Er erwarb sich dabei geschäftliche Gewandtheit und Kenntnis der europäischen Politik. So wurde er 1550 an seines Vaters Stelle Staatssekretär des Kaisers. Als solcher

hatte er nicht das Glück seines Vaters, wohl auch nicht seine Sicherheit und seinen Rath. Als die Regierung von Karl V. auf Philipp II. überging, blieb G. im Staatsrath des spanischen Königs; doch war er nur der tonangebende Leiter der spanischen Politik in den Niederlanden. Er führte die Verhandlungen zwischen Spanien und Frankreich, die 1559 zum Frieden von Cateau-Cambrésis führten. In demselben Jahr trat er der Statthalterin der Niederlande, Margarete von Parma, als Minister zur Seite und ward vom König zum Erzbischof von Mecheln, vom Papst Pius IV. zum Kardinal ernannt. Doch wurde er als Fremdling bald der Gegenstand des Hasses der Niederländer, die ihm alle strengen Maßregeln zur Last legten. Die strenge Opposition der Niederländer gegen G. und eine persönliche Verhimmung der Statthalterin Margarete bewogen den König, 1564 ihn aus den Niederlanden abzurufen. G. begab sich nach Venedig, lebte hier seinen Studien und verkehrte mit Gelehrten und Künstlern; Ende 1565 schickte ihn Philipp nach Rom, um in der unmittelbaren Umgebung des Papstes die Interessen Spaniens zu vertreten. Von Rom ging G. kurze Zeit als Botschafter nach Neapel und wurde endlich 1579 mit dem Titel eines Präsidenten des höchsten Raths von Italien nach Madrid in den Staatsrath berufen. Er verhandelte nach über die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) und brachte die Verbindung der Infantin Katharina mit dem Herzog von Savoyen zustande (1584). Der größte Theil seiner Briefe und Memoiren bis 1565 ist herausgegeben von Weich: »Papiers d'Etat du cardinal de G.« (Par. 1842—61, 9 Bde.); eine Fortsetzung gaben E. Paullet und Fiat heraus (»Correspondance du cardinal G. 1565—1586«, Brüssel 1878—97, 12 Bde.); vgl. Philipp van, Ein Ministerium unter Philipp II. Kardinal G. am spanischen Hof (Berl. 1895). — Von seinen Brüdern war der ältere, Thomas Vernet, Graf von Chante-Croix, geb. 1521, spanischer Gesandter in Paris und Wien und starb 1571; der andre, Friedrich Vernet, Herr von Champagny, geb. 1536, wurde 1571 Gouverneur von Antwerpen, 1578—84 wegen Begünstigung des niederländischen Aufstandes in Haft gehalten, starb 1600.

Granville (spr. granvill'), Stadt im franz. Depart. Manche, Arrond. Avranches, an der Mündung des Vozq in den Kanal, an der Weistbahn, besteht aus der auf dem felsigen Vorgebirge (60 m ü. M.) gelegenen befestigten Oberstadt und der gewerbthätigen Unterstadt, hat eine Kirche aus dem 12.—15. Jahrh., einen Hafen (zwei Bassins), der mit Jersey in regelmäßiger Dampfschiffsverbindung steht, Seebäder mit Kasino und (1901) 11,629 Einw., die Schiffbau, Stockfischfang und Austerfischerei, Fabrikation von Brannwein, Chemikalien, Lebertran und Konserven, Ausbeulung von Granitbrücken (auf den Chausey-Inseln) und Handel (Einfuhr von Kohle, Holz, Ausfuhr von Eiern, Gerste, Vieh, Steinen u.) betreiben. 1901 sind in G. 491 Schiffe mit 60,459 Ton. eingelaufen. G. hat ferner eine hydrographische Schule, ein Handelsgericht und eine Handelskammer und ist Sitz mehrerer auswärtiger Konsulate. — Die Stadt wurde zu Anfang des 15. Jahrh. von den Engländern angelegt, 1450 von den Franzosen genommen und 1695 von den Engländern belagert und verbrannt, 1793 vergeblich von den Vendéern und 1893 von den Engländern belagert.

Granville (spr. granvill'), Stadt im britisch-austral. Staat Neusüdwales, an der Bahn Sydney—Parramatta, hat mehrere Fabriken und (1901) 5098 Einw.

Granville (spr. granvill'), 1) G. Leveson-Gower, Graf, engl. Diplomat, geb. 12. Okt. 1773, gest. 8. Jan. 1846, Sohn des Marquis G. von Stafford, trat 1795 ins Parlament und war 1800—02 unter Pitt Lord des Schatzes. Als Pitt 1804 wieder Minister wurde, ging G. als Gesandter nach Rußland, um den Vertrag abzuschließen, der den Feldzug von 1805 herbeiführte. 1815 wurde er zum Viscount und Peer ernannt und als Gesandter in den Niederlanden beglaubigt; von 1834—41 war er englischer Gesandter in Frankreich, wo er ein gutes Einvernehmen mit der Juliregierung unterhielt. 1833 wurde er zum Baron Leveson und Grafen G. erhoben.

2) George Leveson-Gower, Graf, Sohn des vorigen, geb. 11. Mai 1815, gest. 31. März 1891, studierte in Oxford und ward darauf seinem Vater als Attaché beigegeben. 1836 trat er ins Parlament und war von 1840—41 Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen. Als die Wäpigs 1846 wieder aus Rußland kamen, erhielt G. inzwischen durch den Tod seines Vaters in das Oberhaus berufen, die Stelle eines Oberjägersmeisters, wurde zu Ende dieses Jahres Eisenbahnkommissar und 1848 Vizepräsident des Handelsamtes und Zollmeister der Armee. In der Kommission für die Weltausstellung von 1851 führte er den Vorsitz, ward darauf im Dezember 1851 Palmerstons Nachfolger als Minister des Auswärtigen, nahm aber schon 21. Febr. 1852 beim Fall des Schatzministeriums seine Entlassung. Nachdem noch vor Ende des Jahres auch Derby gestürzt war, übernahm G. in dem Koalitionskabinett Aberdeen das Präsidium des Geheimen Rats. 1854 gab er dieses Amt an Russell ab und blieb als Kanzler des Herzogtums Lancaster im Ministerium, bis er im Februar 1855 von neuem Präsident des Geheimen Rats wurde. 1856 ging er als außerordentlicher Gesandter zur Kaiserkrönung nach Moskau. In dem neuen Ministerium Palmerston-Russell übernahm er 1859—60 abermals die Stelle als Präsident des Geheimen Rats. 1862 war er Präsident der Kommission für die zweite Weltausstellung. In das im Dezember 1868 gebildete Kabinett Gladstones trat G. anfangs als Minister der Kolonien ein und wurde im Juni 1870 nach Clarendons Tode wiederum Minister des Auswärtigen. Während des deutsch-französischen Krieges proklamierte er strenge Neutralität, hinderte aber nicht, daß englische Kaufleute Frankreichs Flotte mit Kohlen und seine Flotte mit Waffen versorgten. In der Frage der Neutralität des Schwarzen Meeres erlitt die von ihm vertretene auswärtige Politik Englands 1871 Rußland gegenüber eine schwere Niederlage. 1874 mit Gladstone zurückgetreten, führte G. 6 Jahre lang die liberale Opposition im Oberhaus und übernahm im April 1880 unter Gladstone abermals das auswärtige Ministerium. G. verminderte die Fesseln nicht, durch die England in Ägypten und Afghanistan in eine schwierige Lage geriet und von Europa sich gänzlich isolierte. Er trat im Juni 1885 mit Gladstone dem Ministerium zurück, übernahm jedoch in dessen neuer Regierung vom Januar 1886 ab das Ministerium der Kolonien, trat aber schon im Juli mit dem ganzen Ministerium abermals zurück und blieb von da an bis zu seinem Tode Führer der Opposition im Hause der Lords.

Grao (spr. grão), im frühern portugies. Gewicht $\frac{1}{16}$ Escrupula oder 49,847 mg, beim Probierergewicht für Gold zu 8 Divasas = $\frac{1}{4}$ Cantal und für Silber = $\frac{1}{4}$ Dinbeira, beim Zinwergewicht = $\frac{1}{4}$ Cantal.

Grao, Villa nueva del, Hafenort von Salamanca (s. b.).

Grao de Castellon, Hafenort von Castellon de la Plana (s. d.).

Grappengießer, niedersächsl. Bezeichnung für Selb-
gießer, abgeleitet von Grapen, einem mit drei Füßen
versehnen kleinen Kessel.

Graphic (von *graphein*), Titel einer seit Dezember
1889 in London erscheinenden illustrierten Wochen-
schrift für die Schilderung der politischen und un-
politischen Tagesereignisse, für Kunst, Wissenschaft
und Literatur. Durch die Mitarbeiterenschaft der be-
vorragendsten englischen Maler und Zeichner, darunter
Millais, Leighton, Herkomer, Alma-Tadema, J. Wil-
bert, und durch die Schnelligkeit, mit der die bildlichen
Darstellungen den Tagesereignissen folgten, nahm
der G. bald einen großen Aufschwung. Daß die Auflage
bisweilen auf 300,000 Exemplare stieg. Die jährlich
erscheinende, z. T. farbige illustrierte Nachschau-
nummer erreicht eine Auflage von über 500,000 Exem-
plaren. — Der seit Januar 1890 von den Besitzern
des G., G. H. Vaines u. Komp., herausgegebene
»Daily G.« ist die erste illustrierte Tageszeitung Eng-
lands (politisch parteilos).

Graphiden (Schriftflechten), Pflanzenfami-
lie der Krustenthiere aus der Abteilung der Disco-
thecaceen, mit den Gattungen *Graphis* und *Opegra-
pha*, f. Flechten, S. 670.

Graphidion (griech.), Griffel, Schreibstift.

Graphis (griech.), im allgemeinen Zeichen-, Ma-
ler- oder Schreibkunst, im engeren Sinne diplomatische
Schriftkunde (s. Urkunden und Diplomatik).

Graphis Ach. (Schriftflechte), Gattung der
Krustenflechten (Graphiden), auf Baumrinden lebende
Flechten mit dünnem, zuerst in der Rinne sich aus-
breitendem, weißlich durchscheinendem Thallus, der
mit rot gefärbten, verzäigten Soredien der Allge-
attung *Chroolepus* ausgefattet ist, und mit schwar-
zen, fischförmigen, Schriftzügen ähnlichen Apothecien,
die vom Thallus berandet werden und aus der Baum-
rinde hervordringen. Sehr häufig an glatten Rinden
verschiedener Laubbäume ist die gemeine Schriftflechte
(*G. scripta* Ach., s. Tafel »Flechten II«, Fig. 4a u. b).

Graphisch (griech.), zur Schreib- oder Zeichen-
kunst gehörig; daher graphische Zeichen, gra-
phische Figuren, sowie wie Schriftzeichen.

Graphische Darstellung, die räumliche Dar-
stellung ziffernmäßiger Beobachtungsergebnisse durch
Linien oder Figuren als Ersatz der Tabellen, vor
denen sie den großen Vorzug schneller und leichter
Überblicklichkeit und Vergleichbarkeit hat. Die g. D.
bedient sich des Diagramms (s. d.), oder sie benutzt
Landkarten (Karlogramm), indem kleine Bezirke
verschiedene Schraffur oder Färbung erhalten, deren
Abtastung den Zahlenwerten, die dargestellt wer-
den sollen, entsprechen (siehe z. B. die Karten über
Bevölkerungsdichtigkeit, Verteilung der Konfessionen,
Landwirtschaft beim Artikel »Deutschland«). Wei-
teres s. Graphische Statistik und Statistische Darstellungs-
methoden.

Graphische Künste, Schreiben, Zeichnen, Malen
sowie die Künste, mit deren Hilfe man das Gemalte,
Gezeichnete oder Geschriebene vervielfältigt. Die
erste Erfindung aus dem Gebiete der neuern graphi-
schen Künste war die Xylographie oder Holz-
schneidekunst (s. d.). Stempel, Balconen u. dgl.
sind schon in alten Zeiten in Holz geschnitten worden;
die Figurenholzschnitt oder stammt aus dem Mittel-
alter. Offenbar hat diese Bildhauerei den Anstoß
zu Gutenberg's Erfindung der Typographie oder
Buchdruckerkunst (s. d.) gegeben (1440), denn ihre

ersten Erzeugnisse deuten auf dieselben Hülfsmittel
hin. Der mehrmalige Schnitt ein und derselben
Type führte zur Polytypie, die Vervielfältigung
durch Guss, und es entstand die Schriftgießerei
und Stempelschneidekunst (s. d.), mit deren Hilfe
die Buchdruckerkunst erst zu einem Abshluß gedieh.
Aus der Goldschmiedekunst ging um die Mitte des
15. Jahrh. die Erfindung der Gallographie oder
Kupferstecherkunst (s. d.) hervor, und zwar scheint
man zuerst in Südwestdeutschland in Metallplatten
zum Zweck der Vervielfältigung durch Papierabdruck
gestochen zu haben. Im Gegensatz zu dem Holzschnitt,
dessen im Druck sichtbare Linien beim Schneiden er-
halten stehen bleiben, führt der Kupferstecher sein Bild
vertieft in Kupfer aus, und diese vertieften, mit
Schwärze ausgefüllten Linien geben hier den Abdruck.

Der Holzschnitt wurde gar bald eine unentbehrliche
Beigabe zum Buchdruck und erreichte zu Albrecht
Dürer's und Hans Holbein's Zeit (um 1500—30) seine
erste Blüte. Später verfiel er, und im 18. Jahrh. war
er auf der untersten Stufe angelangt. Unterdeffen
hatte die Kupferstecherkunst in ihren verschiedenen Mani-
erieren eine weit unüberbessere Ausbildung erlangt.
Der Umstand, daß Zeichner und Maler ihre Werke
leichter in Kupfer vertieft und mit aller möglichen
Feinheit als in Holz erhaben selbst wiedergeben konnten,
und daß der Abdruck größerer Kunstwerke weit treuer
vom Kupferstich als vom Holzschnitt zu erzielen war,
rechtfertigt diese Bevorzugung. Im 17. Jahrh.
erreichte in den niederländischen Kabinett- und in den nieder-
ländischen und französischen Kupferstechern sowohl die
originale Erfindung (Kalligraphie) als die nach-
bildende Tätigkeit ihren Höhepunkt. Das 18. Jahrh.
läßt auch hierin einen starken Verfall erkennen. Erst
im 19. Jahrh. nahmen auch die graphischen Künste
erneuten Aufschwung, und den ersten Anstoß hierzu
gab die Erfindung der Lithographie (s. d.) oder des
Steindrucks durch Senefelder (1796). Die Litho-
graphie bot jedem Zeichner das Mittel, seine Arbeit
unmittelbar auf den Stein zu bringen, der sich auch
leichter als Holz oder Metall behandeln läßt. Der ein-
fache Leder- oder Umdruck vorhandener Abbildungen
sowie die Übertragung der mit besonderer Feinheit auf
Papier geschriebenen oder gezeichneten Objekte durch die
sogen. Autographie (s. d.) erhöhte die geschäftliche
Bedeutung der Lithographie. Aber auch in künstlerischer
Hinsicht gewann sie sehr bald weite Verbreitung,
so daß der Kupferstich eine Menge Arbeiten an die
billiger produzierende Nivallin abtreten mußte,
während für die feinern, in feinem Maßstab ge-
haltenen Illustrationen eine neue Erfindung, die
Siderographie oder Stahlstecherkunst (s. d.) (Stahl-
stich), als Wiltweberin auftrat (1820). In jüngster
Zeit ist jedoch ein Wiederbeleben der künstlerischen
Richtung in der Lithographie zu konstatieren, be-
sonders seit Einführung der leicht handlichen Lumi-
numpiaten an Stelle des lithographischen Steines
(s. Lithographie).

Die Buchdruckerkunst hatte im großen und ganzen
wenig liegreifende Verbesserungen erfahren; die Kunst
des Stempelschnittes und der Schriftgießerei war im
18. Jahrh. zurückgegangen, von mittels des Holz-
schnittes illustrierten Werken konnte der besten gleich-
zeitigen Verfall seine Rede sein, oder es gehörten nur
ein paar Jahrzehnte dazu, um das an den Kupferstich
verlorene Terrain wiederzuerobert. Franzosen
und Engländer gingen voran im Erzeugen neuer Stempel
und Verzierungen aller Art; Deutschland folgte, und
von Friedrich König wurde die Schnellpresse erfunden.

zum größten Teil der Lithographie anheim; Bester u. Komp. in London erfanden den Omnigraphen, eine Gravirmaschine für Schrift in jeder Größe (1841). Hierzu ist jetzt das Hyramidenorapapier von G. Schaeffelen in Heidelberg genommen, das namentlich auch für den Druck von Lichtdrucken sich als höchst zweckmäßig erweist und diesen außerordentlichen Reichtum verleiht. Farbige Kombinationsdrucke sind sehr efflektreich; sie werden hergestellt durch Übereinanderdruck verschiedener Druckmaschinen, z. B. von Chromolithographie und Lichtdruck, Chromolithographie und Autotypie, Dreifarbendruck und Heliogravüre u. Die Kunst, ältere Drucke oder selbst Handschriften aufs neue abdrucken zu können, um dadurch selten gewordene Kunstdrucke, Urkunden u. zu vervielfältigen, wird von verschiedenen unter mancherlei Namen erstrebt (s. Anstaltlicher Druck). Der Kupferdruck wurde durch die fortwährende Entwicklung der andern graphischen Künste immer mehr auf sein eigentliches Gebiet verwiesen (sordiger Kupferdruck, s. Kupferdruck). Ebenso sind die Monier des Kupferdrucks, die das Ägen mit dem Stichel verbindet, und das Kodieren mit der Nadel auf Kupfer stoff in Aufnahme gekommen, um so mehr, als man jetzt in der Galvanoplastik das Mittel besitzt, diese leicht abnutzbaren Platten für den Druck zu vervielfältigen oder galvanisch zu verstärken. Die Naderierung ist für den Künstler äußerst bequem, und dies hat in neuerer Zeit viele derselben veranlaßt, zur Nadel zu greifen und Originalnoderierungen zu schaffen, die zugleich ein Gegengewicht bilden sollen gegen die sich immer mehr ausbreitenden photomechanischen Reproduktionen. Bei der Weiß-Schwarzgravierung wird mit weißer Farbe auf schwarzes Papier gedruckt, und das Bernis-mou-Verfahren (s. unten) sowie das Ausstreichungsverfahren sind ebenfalls Varianten der Noderierung. Noch sind hier zu erwähnen die von dem Leipziger Moler-Klopfer erfundene Molerotypie, wobei direkt auf die Platte gemalt und graviert, die so hergestellte Zeichnung aber durch Ägung druckfertig gemacht wird, und die von dem Maler Schulte im Hofe in München geübte Steinradierung. — Die jüngste Zeit hat eine Reihe neuer oder verbesserten graphischer Verfahren gebracht. Die Lithochromie (s. d.) druckt vier Farbenplatten von Autotypien übereinander, ohne daß die Einzelfarben erst zu trocknen brauchen. Das Durchdruckverfahren (s. d.) in Bernis-mou, bisher nur für eine Farbe angewendet, dient jetzt auch zur Herstellung mehrfarbiger Drucke durch Erzeugung von Teilplatten für Lithographie oder Tiefätzung. Der Kreiszeichnungsdruck (s. d.) schafft Druckplatten durch Zeichnen mit lithographischer Kreide auf eine äbbare Platte mit nachfolgendem Aufstauben und Einschmelzen eines säurebeständigen Korns und Ägen der Platte. Der Maldruck (s. d.) unterscheidet sich von diesem Verfahren dadurch, daß die Zeichnung nicht auf eine Platte, sondern mit Fettfarbe auf Papier gemacht und alsdann auf Stein u. übergedruckt wird. Die Matrographie (s. d.) ist ein vervollkommneter Vergrößerungsverfahren nach kleinen Originalen, namentlich zur Herstellung von Bildern für Plakate, für den Anschauungsunterricht u. Die Orthotypie (s. d.) soll Platten für Hoch- und Tiefdruck in Halbdrucken, jedoch ohne Anwendung von Matrizen schaffen und deren störenden Einfluß beseitigen. Der Rembrandt-Intaglio-Prozess (s. d.) zunächst in England geübt und noch geheim gehalten, scheint ein Kombinationsverfahren von Autotypie und Photogravüre zu sein. Beim Lichtdruckhochdruck (s. d.) wird auf

eine Platte mit seinem Staubbrenngrundton ein Lichtdruckbild übertragen, das dann in gewöhnlicher Weise hochgeätzt wird. Kolotypie (s. d.) wird ein von Ostwald und Groß in Leipzig erfundenes Verfahren genannt, das aus fatalistischen Prozessen beruht und ermöglicht, auf rein chemischem Weg ohne Licht in sehr kurzer Zeit photographische Kopien herzustellen. Die für die Lithographie bestimmten Gipsmaschinen dienen auch dem Kupferstich, und namentlich wird die von Collas erfundene Reliefstichmaschine, auch die numismatische genannt, zuerst für Kupferstich bestimmt. Als Surrogate des Kupferstichs rief die Galvanoplastik die Galvanographie (s. d.) und die Stylographie (s. d.) hervor. Der Stollstich, der von Haus aus nur die Eigentümlichkeiten des Rotierstichs zu überwinden hatte, gewann in technischer Beziehung viel durch neue verbesserte Äymittel.

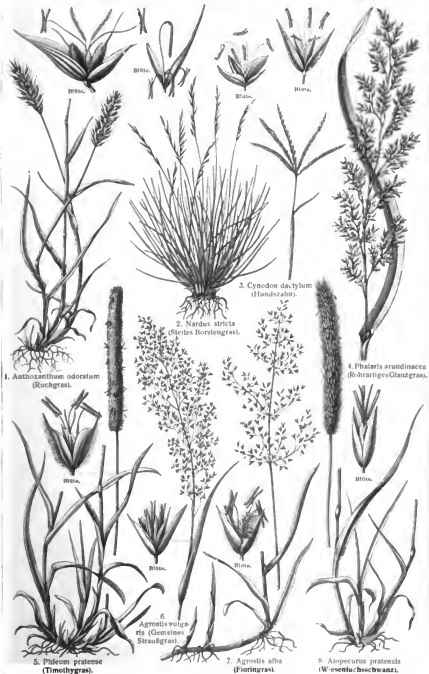
Hgl. Koller, Die Vervielfältigungs- und Kopierverfahren (Wien 1892); Geomann, Lehrbuch der vervielfältigenden Künste (Dresd. 1894); Goebel, Die graphischen Künste der Gegenwart (Stuttg. 1895 u. 1902); Albert, Verschiedene Reproduktionsverfahren (Halle 1900). Die verschiedenen Methoden des Lichtdrucks (Hof. 1900) und Das Aluminium in seiner Verwendung für den Flachdruck (Hof. 1902); Hädt, Die photographischen Reproduktionsverfahren (Hof. 1898); Bennell, Die moderne Illustration (aus dem Engl. von L. u. R. Burger, Leipz. 1901); Ziegler, Die Techniken des Tiefdrucks (Halle 1901); Hobson, Guide to art illustration (London 1884); Wheatley, Modern methods of illustrating books (Hof. 1887); Wexline, Les arts de reproduction (Hof. 1893); Kronthal, Lexikon der technischen Künste (Berl. 1898, 2 Bde.); Wessely, Geschichte der graphischen Künste (Leipz. 1891); W. Meyer, Die bildenden und reproduzierenden Künste im 19. Jahrhundert, 1. Teil (Berl. 1900); »Kunst- und Technik«. Eine Übersicht über die Fortschritte auf graphischem Gebiet« (Kronst. 1891 ff.); »Zeitschrift für Reproduktions-Technik« (Hof. von Wexline, Halle 1899 ff.); weitere Literatur bei den betreffenden Methoden und Artikel »Illustration«.

Graphisches Defilement, s. Defilement.

Graphische Statik (Graphostatik), die Lösung der Aufgaben der Statik, auf zeichnerischem Wege mittels Lineal, Zirkel und Maßstab anstatt durch Rechnung mit algebraischen Formeln. In einzelnen Fällen hatte man schon längst in der Mechanik von geometrischen Betrachtungen Gebrauch gemacht und allgemeine technischer Ergebnisse durch zeichnerische Darstellungen erläutert, wie bereits Newton (s. d.) das Parallelogramm der Kräfte zur Ermittlung der Mittelkraft von zwei an einem Punkt unter einem Winkel angreifenden Kräften in der Mechanik eingeführt hat. Die planmäßige Anwendung der zeichnerischen Darstellung anstatt der Rechnung zur Lösung statischer Aufgaben des Bauwesens ist von R. Culmann (s. d.) in seinem Werk »Graphische Statik« (1. Teil, Zürich 1864) begründet worden, nachdem er schon seit 1860 in der Ingenieurabteilung des Polytechnikums in Zürich g. S. vorgezogen hatte. Die g. S. wird vorzugsweise angewendet zur Ermittlung der in den Gliedern von eisernen Brücken, Dachstuhl und ähnlichen Bauwerken eintretenden Beanspruchungen, zur Bestimmung des Erddrucks und zur Untersuchung der Standfestigkeit von Stützmauern und Gewölben, zur Bestimmung des Schwerpunktes, des Trägheitsmomentes, der Zentralfleissie und des Kerns von ebenen Figuren. Ein Hauptvorteil

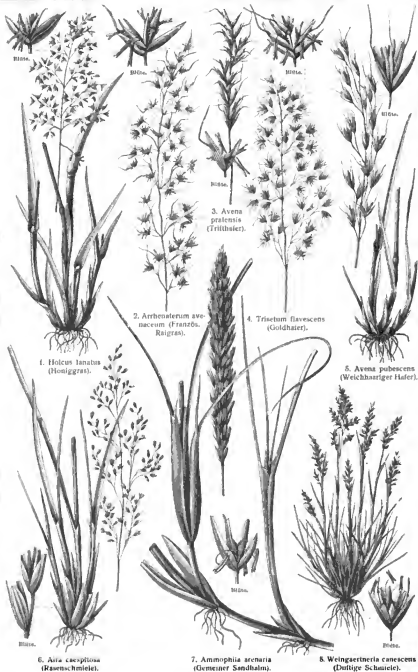
Gräser I.

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)



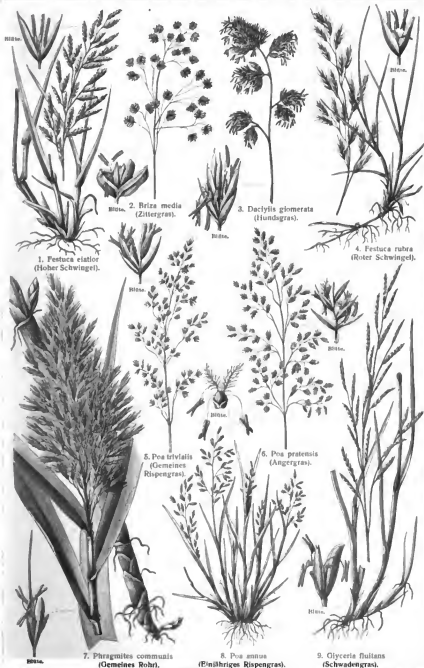
Gräser II.

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)



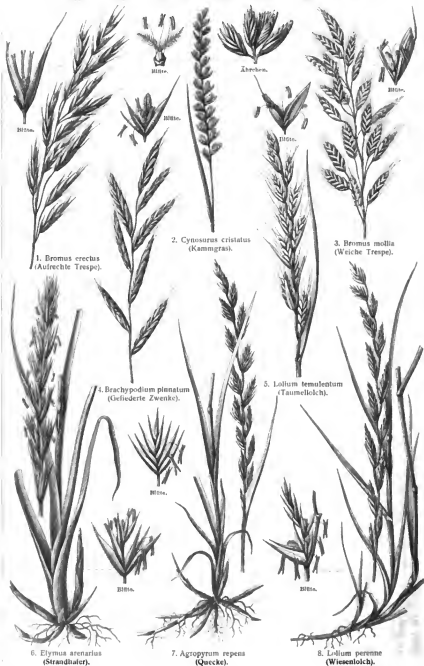
Gräser III.

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)



Gräser IV.

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)



licher und 1868 ordentlicher Professor. Er schrieb: »Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum« (Mähr. 1864 — 81, 3 Bde.); »Über die griechischen Numismata« (daf. 1877, 2. Aufl. 1883); »Studien zu den griechischen Ortsnamen« (daf. 1888).

2) Hans, Dichter und Kunstschriftler, geb. 2. Mai 1836 im oberösterreichischen Marktsieden Obdach, gest. 11. Dez. 1898 in Wien, studierte 1856—60 in Wien die Rechte, beteiligte sich 1859 an einer vom Cereusverein veranstalteten Pilgerfahrt nach Jerusalem und trat später in die Redaktion des »Österreichischen Volksfreundes«, 1866 zeitweilig in die der »Presse« ein und verbrachte die Jahre 1867—73 in Italien, größtenteils in Rom, wo er Kunststudien machte und als Berichterstatter für die Wiener »Presse« und andere Blätter tätig war. 1870—82 war er Kunstreferent der »Presse«, dann bis 1893 der »Deutschen Zeitung«. Erschienen sind von ihm: »Sonette aus dem Orient« (zuerst unter dem Pseudonym Karl Birkenhüll, Schaffh. 1864; 3. Aufl., Bremen 1873; in vollständiger Neubearbeitung und vermehrt, mit dem Titel: »Ein monothematisches Wander- und Bilderbuch«, Leipzig 1894); »Singen und Sagen«, Gedichte (Wien 1869); »Le rime di Michelangelo«, in Nachbildungen (Brem. 1872); die Gedichtsammlungen: »Aus dem Karneval der Liebe« (Stuttg. 1873), »Licht und Liebe« (Leipzig 1896) und »Ein Christyphoton«, der humanistischen Jugend gewidmet (daf. 1896), sowie Dialektgedichte voll gemüthlichen Humors und antiker Satire: »Jan Ritneim, Gedichte in steirischer Mundart« (Wien 1880), »Nix für ungut, Schmauderhüpfeln« (Leipzig 1884), u. »Floderbaum, Weislin's Geschichten« (daf. 1885). Von Novellen veröffentlichte er: »Aus der ewigen Stadt« (Leipzig 1887), »Alerlei Deutliches« (daf. 1888), »Auf heimathlichem Boden« (daf. 1890), »Ein neues Novellenbuch« (Dresd. 1894), »Karia-Buch«, eine Ballfahrgeschichte (Leipzig 1895), »Adam und Eva«, eine Wiener Künstlergeschichte (daf. 1896) und »Steirische Geschichten« (daf. 1897). Außerdem schrieb er: »Die Gemäldesammlung im kunsthistorischen Hofmuseum« (Wien 1892), »Über Dialekt und Dialektiker« (in den Beitr. »Die österreichisch-ungarische Romarchie in Wort und Bild«) und »Die Naturgeschichte des Schmauderhüpfels« (Leipzig 1896).

Grasblume, s. wie Grasnelle, f. Armeria; f. auch Dianthus.

Grasbrock (Großer u. Kleiner G.), zwei Eibinsen, zur Stadt Hamburg gehörig, enthalten einen Teil der Hofanlagen.

Grasbusch, Kalaristrauch, f. Blumenstrauch.
Grasdenbach, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Heppenheim, im Odenwald, bei Scharfenbrunn und (1900) 428 Einw. Bei einer nahen Salzwasser (Siegfriedbrunnen), die seit 1851 mit einem Denkstein bezeichnet ist, soll Siegfried, der Held des Nibelungenliedes, ermordet worden sein.

Graser, f. Leder.

Graser, Johann Baptist, freisinniger katholischer Pädagog, geb. 11. Juli 1766 in Eltmann (Unterfranken), gest. 18. Febr. 1841 in Bayreuth, studierte auf dem Clerikalseminar in Würzburg, ward 1790 zweiter Direktor der erzbischöflichen Bagerie und des Virgilianischen Kollegiums in Salzburg, 1804 Professor der Theologie an der Universität in Landshut, bald darauf Oberschulkommissar der Fürstenthümer Bamberg und Würzburg, 1810 Regierungsrath und Oberschulrath des Obermainkreises in Bayreuth und trat 1825 in den Ruhestand. Sein Hauptwerk: »Di-

vinität oder Prinzip der einzig wahren Menschenerziehung« (Bayreuth 1810, 3. Aufl. 1830), steht auf dem Boden der Schelling'schen Philosophie. Er begründete die jetzt allgemein verbreitete Schreib-Lesemethode und verfasste den Lautstimmunterricht in die allgemeine Volksschule zu verlegen. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Elementarschule fürs Leben in ihrer Grundlage« (1817; 4. Aufl., Hof 1839), »in der Steigerung« (1827; 2. Aufl., daf. 1845), »in ihrer Vollenbung« (Hrsg. von Ludwig, daf. 1841); »Der durch Gesicht und Tonsprache dem Leben widergegebene Lautstimm« (Bayreuth 1829, 2. Aufl. 1834); »Die Erziehung der Lautstimmungen in der Kindheit« (Hrsg. von Ludwig, Hof 1843). Vgl. Leisler, Die Pädagogik Grasers (Leipz. 1879); Wied, Joh. Baptist G. (Bd. 13 u. 14 von Gröblers Klassikern der Pädagogik, Langensalza 1891).

Gräser (Gramineae, Süß- oder edle Gräser; hierzu Tafel »Gräser I—VI«), monokotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Glumifloren. Der Spross bildet einen aufrechten, knottig gegliederten Stängel (culmus) mit meistens hohlen Gliedern (Internodien), die durch massige Halmknoten getrennt sind. Durch Verzweigung am Grunde des Hauptstängels (Bestockung) kann eine Pflanze mehrere Stämme erzeugen. Das Wurzelstystem besteht ausschließlich aus saftigen Seitenwurzeln, die häufiger gedrängt aus den untern Hahnknoten entspringen. Die abwechselnd zweizeilig an den Knoten entspringenden Blätter bilden in ihrem unteren Teil eine Scheide (vagina), die das nächstlere Internodium umfaßt. Ihre Fläche ist einfach, ganzrandig und meist bandartig langgestreckt, von parallelen Nerven durchzogen. An der Übergangsstelle zwischen Scheide und Blattfläche entspringt bei sehr vielen Gräsern ein starres Blatthäutchen (ligula). Der Blütenstand besteht immer aus einer Vereinigung kurzlebiger Einzelblütenstände, der Ähren (Grasähren, spicula, locusta). Je nachdem die Ähren zu einer Ähre oder zu mehreren fingerartig gestellten Ähren, oder zu Rispen mit kürzern oder längern Seitenachsen in dem Gesamtblütenstand am Ende des Stängels vereinigt sind, unterscheidet man Ährengräser (z. B. Agropyrum, Tafel IV, Fig. 7; Lolium, Fig. 5 u. 8; Elymus, Fig. 6), Fingerringgräser (z. B. Cynodon, Tafel I, Fig. 3), Rispenährengräser (z. B. Phleum, Tafel I, Fig. 5, und Alopecurus, Fig. 8) und Rispengräser (z. B. Agrostis, Tafel I, Fig. 6 u. 7; Avena, Tafel II, Fig. 5; Briza, Tafel III, Fig. 2; Poa, Fig. 5, 6 u. 8). Beim Weize sind die Spindeln der Fingerringgräser der weiblichen Ähren zu einem einfachen markigen Kolben verwachsen. Das einzelne Ähren (Fig. 1, S. 240) trägt unten an seiner Spindel einige, meistens zwei trockenhäutige, spizenartige Hochblätter, die Hüllspelzen (Kelspelzen, Klappen, glumae steriles oder schlechtweg glumae, Valg., Fig. 1 bei h). Weiter oben folgen an der Ährenspindel abwechselnd zweizeilig gestellt einige (seltener nur eine) ähnlich beschaffene, bisweilen eine Granne tragende Hochblätter, Deckspelzen (glumae floriferae oder paleae inferiores, Fig. 1 bei d), die in ihren Achseln je eine Blüte tragen. An der stark verticilligen Achse der Einzelblüte entspringt ein mit dem Rücken zur Ährenspindel gewendetes (abgewandtes) dünnhäutiges Bortblatt, die Vorspelze (palea superior, Fig. 1 u. 2 bei v). Deck- und Vorspelze werden gemeinsam als Blüten- oder Kronsipelzen bezeichnet. Die zwischen ihnen eingeschlossene Blüte (Fig. 2) besteht der Hauptsache nach aus drei (seltener zwei oder sechs

oder mehr) langfädigen Staubblättern und dem einsamigen Fruchtknoten mit zwei (seltener drei) meist sprengwedel- oder fiederförmigen Narben (Fig. 2, n). Als Rudiment der fehlenden Blütenhülle erscheinen zwei kleine, vorn unterhalb der Staubblätter stehende fleischige Schüppchen (Schwellkörperchen, lodiculae, Fig. 2 l), die zur Blütezeit die Deck- und Vorhülle auseinander drängen, so daß die Staubfäden mit den Antheren und die Narben des Fruchtknotens dem die Bestäubung vermittelnden Winde freizugänglich werden. Neben Zwittrerbüthen kommen auch eingeschlechtliche Blüten vor, die bisweilen (z. B. beim Reis) in gesonderten weiblichen und männlichen Blütenständen vereinigt sind.

Die Frucht der G. ist eine Karyopse, selten eine Nuß- oder Beerenfrucht. Bei der Ausfaat (s. d.) leisten die Spelzen und Grannen, die sich bei der Reife mit samt der eingeschlossenen Frucht von der drückigen Spindel lösen, als Flug- oder Klettvorrichtungen gute

und ebenso in den höhern Gebirgsregionen verschwinden die G. allmählich. In der Ebene und in den tiefern Gebirgshöhen treten gewisse G. wiefendend auf, andre machen im Schatten der Wälder den Hauptbestandteil der niederen Vegetation aus, wieder andre G. wachsen nur auf dürrer, sandigen oder steinigem Boden, auf Heiden u. dgl. Die Savannen-Gräser zeichnen sich durch ihren oft übermannshohen Wuchs aus. Die Baumdufen bilden in den tropischen Niederungen einen wichtigen Baldbestandteil (Graswälder). Auch in den höhern Gebirgen treten eigenthümliche Arten auf. Nicht wenige G. sind streng an ganz feuchte Stellen oder, wie das Schilf, selbst an die Gewässer gedunden (Phragmites communis, Phalaris arundinacea, Glycine spectabilis, G. fluitans u. a.). Die als Getreide angebauten G. kommen jetzt nur noch als Kulturpflanzen, manche, wie das Getreide (Triticum monococcum), die Gerste (Hordeum vulgare), die Rohrenhirse (Sorghum vulgare), angeblich auch in wilden Stammformen vor (s. Getreidebau). Eine Reihe von Gräsern endlich erscheint nur in steter Begleitung der Getreidegräser als Unkräuter auf den Feldern, wie die Getreideglocke (Bromus secalinus), der Taumelkloß (Lolium temulentum) und mehrere Agerarten. — Fossile, mit Sicherheit bestimmbar G. sind nur aus Tertiärschichten bekannt; es finden sich Stengel u. Blätter aus den Gattungen Arundo, Phragmites, Bambusa u. a.

Alle G. sind reich an Kieselsäure, die hauptsächlich in der Epidermis der Blätter und Palme vorhanden ist; in den Knoten der Palme des Bambusrohrs finden sich größere Konkremente von Kieselsäure abgelagert, die als Tabaschir oder Bambusstein (sakkar mambu) schon seit dem 1. Jahrh. n. Chr. ins Abendland gebracht wurden. Der Saft der Palme und Wurzelstöcke enthält mehr oder weniger Zucker. Besonders zuckerreich sind das Zuckerrohr, die Wurzelstöcke der Luede (Triticum repens) und die Wasseriengel. Alle Grasarten enthalten sehr viel Stärkemehl neben eiweißartigen Verbindungen; unter letztern ist das Aleuron (Kleber) von besonderer Bedeutung, das in der Kleberschicht an der äußern Peripherie des Nährgewebes seinen hauptsächlichsten Sitz hat. In der Kleie und dem Kleiendrot wird dieselbe nicht entfernt. In einigen Gräsern finden sich auch aromatische Bestandtheile, z. B. Kammarin im Ruchgras (Anthoxanthum odoratum), das vorzugsweise den Feuchterde hervorbringt; einige indische Arten von Andropogon enthalten ätherisches Öl. Die Samen sind nährend, schleimig, einhüllend, reizmindernd; die Wurzelstöcke einiger G. wirken auflösend, gelind reizend, die Wurzeln aromatischer G. tonisch-reizend, Bromus parvus in Bernsteindamen u. Kanada und B. catharticus in Chile abführend. Eigentlich giftige G. gibt es wenig, wie z. B. Stipa inebrians der Mongolei; neuere Nachforschungen über die betäubenden Eigenschaften der Früchte des Taumelkloßes (Lolium temulentum) haben den Verdacht von dessen Giftigkeit sehr gemindert. Einige wenige G. sind dem Weidevieh schädlich, aber nur wegen ihrer sehr starren und scharfen Blätter, wie Stipa, Calamagrostis und Molinia.

Die G. haben, weil ohne sie weder Viehzucht noch

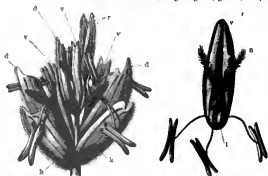


Fig. 1. Ein Ährchen vom Weizen. 2. Einzelne Hüllspelzen. 3. Einzelne Deckspelzen. 4. Vorspelzen. n. Narben. l. Schwellkörperchen (lodicae). r. oberste Deckspelzen, in deren Hülle keine Blüten mehr gebildet werden.

Dienste. Bei den Getreidegräsern, deren Ausfaat der Mensch adonominen hat, ist die natürliche Verbreitungsvorrichtung in der Kultur verloren gegangen. Der Same enthält ein stärkereiches, mehl- oder glasartiges Endospermgewebe, dem vorn der kleine Embryo anliegt. Der letztere besitzt ein schildförmiges Keimblatt (scutellum), das bei der Keimung die Nährstoffe des Endosperms aufnimmt und der Keimpflanze zuführt. Das Stammknospen ist anfänglich von einer rohrförmig geschlossenen Keimscheide (coleoptile) umhüllt, und ebenso ist auch die Anlage der ersten Wurzeln ursprünglich von einer Wurzel-scheide (coleorrhiza) eingeschlossen, die bei der Keimung gesprengt wird. Den Gräsern stehen die Hüllgräser oder Uppergäser (s. d.) verwandtschaftlich nahe; der gewöhnliche Sprachgebrauch dehnt die Bezeichnung G. auch auf die letztgenannten Pflanzen aus.

Die etwa 3500 Arten G. sind über die ganze Erde verbreitet; in der größten Menge der Individuen und zugleich in großer Artenzahl finden sie sich in der nördlichen gemäßigten Zone, wo sie vorzugsweise die niedrige Vegetationsdecke, den Hauptbestandteil der Wiesen, bilden; gegen den Äquator hin nimmt zwar die Zahl der Arten zu, aber die Menge der Individuen ab; die baumartigen G. (Bambus) sind auf die heiße Zone beschränkt. Die südliche Halbkugel ist etwas weniger reich an Gräsern. Wegen die Pole hin

Gräser V. (Ziergräser für den Garten.)

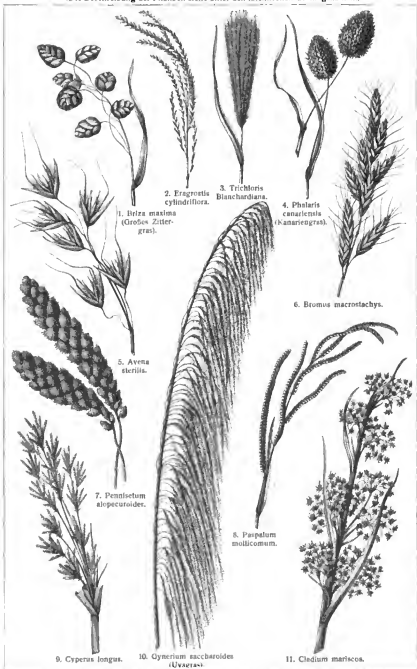
(Die Beschreibung der Pflanzen siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)



1. *Bambusa aurea*. — 2. *Andropogon formosus*. — 3. *Oxyechium argenteum* (Pampasgras). — 4. *Pennisetum latifolium*. — 5. *Eriarthus Ravenneae* (Zuckergras). — 6. *Euchlaena laurifolia*. — 7. *Miscanthus sinensis* (Palaia japonica). — 8. *Heterium jubatum*. — 9. *Melica aenea*. — 10. *Lagurus ovatus*. — 11. *Agrostis setulosa* (Stielgras). — 12. *Alia polystachya*. — 13. *Panicum plicatum*. — 14. *Bromus brizoides*.

Gräser VI. (Ziergräser für Trockensträube.)

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe unter den lateinischen Gattungsnamen.)



Ackerbau möglich sein würde, die ersten Grundbedingungen der Civilisation gegeben. Sie dienen besonders in gewissen Arten (Getreide) den Menschen als Nahrungsmittel. Den Tieren sind sie die wichtigsten Futterpflanzen. Die trocknen Halme größerer Arten, besonders des Getreides (Stroh), dienen als Streumaterial, als Stoppstoffe, zum Flechten von Decken, Matten, Seilen, von Schuhen und Hüten, auch zur Papierfabrikation. Röhre dient zum Einziehen in die Wände der Häuser, das Bambusrohr zu Stützen, in seiner Heimath zur Verfertigung verschiedener Hausgeräte und sogar als Baumaterial. Auf Sandböden wachsende G. mit weitreichenden, ausläuferartigen Wurzelstöden (*Psamma arenaria* und *Elymus arenarius*) werden angebaut zur Befestigung sandiger Ufer, von Felsengraben, Eisenbahndämmen u. und zur Bindung des Fluglandes auf den Dünen der Nord- und Ostsee. In Gärten und Parks benutzt man die G. zur Anlage von Rasen; einige besonders zierliche oder stattlichere Arten sind beliebte dekorative Blattpflanzen des freien Landes. Eine Zusammenstellung derartiger Ziergräser gibt Tafel V. Die Blütenstände vieler G. werden zum Zimmerröchen benutzt, so die von *Stipa*, *Phragmites* und *Agrostis*-Arten, aber auch andre, von denen einige auf Tafel VI zur Darstellung gebracht worden sind. Die Figuren 9 und 11 dieser Tafel stellen die Blütenstände zweier Halbgräser (*Cyperaceen*) dar, die ebenfalls für Trockensträuhe verwendet werden. — Man teilt die G. in 13 Unterfamilien; die wichtigsten sind:

Mapdeen, Gattungen: *Fuchlaena*, *Coix*, *Zea*;
Andropogoneen: *Andropogon*, *Saccharum* (Zuderrohr);
Panicen: *Panicum* (Piric), *Setaria*, *Pennisetum*;
Eryneen: *Zizania* (Wasserreis), *Oryza* (Reis), *Lycum*;
Phalarideen: *Phalaris* (Tafel I, Fig. 4), *Anthoxanthum* (Ruchgras, Tafel I, Fig. 1);
Agrostideen: *Stipa*, *Phleum* (Tafel I, Fig. 5), *Alopecurus* (Tafel I, Fig. 8), *Agrostis* (Tafel I, Fig. 6 u. 7), *Calamagrostis*, *Ammophila* (Tafel II, Fig. 7);
Bucene: *Holcus* (Tafel II, Fig. 1), *Aira* (Tafel II, Fig. 6), *Weingertneria* (*Corynephorus*, Tafel II, Fig. 8), *Trisetum* (Tafel II, Fig. 4), *Avena* (Tafel II, Fig. 3 u. 5), *Arrhenatherum* (Tafel II, Fig. 2);
Feukunten: *Glycerum* (Bambusgras), *Arundo* (Rohr), *Phragmites* (Schilf, Tafel III, Fig. 7), *Brixa* (Tafel III, Fig. 2), *Dactylis* (Tafel III, Fig. 3), *Cynosurus* (Tafel IV, Fig. 2), *Poa* (Tafel III, Fig. 5, 6 u. 8), *Glyceria* (Tafel III, Fig. 9), *Festuca* (Schwingel, Tafel III, Fig. 1 u. 4), *Bromus* (Tafel IV, Fig. 1 u. 3), *Brachypodium* (Tafel IV, Fig. 4);
Chlorideen: *Cynodon* (Tafel I, Fig. 3), *Eleusine* (Tagufla), *Buchloe* (Wasserglanz);
Hordeen: *Nardus* (Tafel I, Fig. 2), *Lolium* (Tafel IV, Fig. 5 u. 8), *Agropyrum* (Cuecke, Tafel IV, Fig. 7), *Secale* (Roggen), *Triticum* (Weizen), *Hordeum* (Gerste), *Elymus* (Strandgras, Tafel IV, Fig. 6);
Bambuaceen: *Bambusa*, *Phyllostachys* (Bambusgras).
 Vgl. auch die Tafeln »Getreide I—III«. Literatur: Kunth, *Enumeratio plantarum*, Bd. 1: *Agrostographia synoptica* (Stuttg. 1833); *Palisot de Beauvais*, *Essai d'une nouvelle Agrostographie* (Par. 1812); *Reichenbach*, *Icones florae germanicae et helveticae*, Bd. 1: *Agrostographia germanica* (Leipz. 1835); *Steudel*, *Synopsis plantarum glumacearum* (Stuttg. 1854—55, 2 The.); *Lawson*, *Agrostographia* (Edinb. 1860); *Jessen*, *Deutschlands G. und Getreidearten* (Leipz. 1863); *Hansken*, *Die Familie der G. in ihrer Bedeutung für den Viehbau* (Wiesb. 1857); *Sein*, *Gräserflora*

von Nord- und Mitteldeutschland (2. Aufl., Weim. 1880) und Beschreibung der wichtigsten in Deutschland heimischen und angebauten Gramineen, Cyperaceen und Juncaceen (Jamb. 1876); *Paedel*, *Gramineae in Engler und Prantl*, »Die natürlichen Pflanzenfamilien«, Teil 2, Abt. 2 (Leipz. 1887); *Giesenhagen*, *Unsre wichtigsten Kulturpflanzen* (Jas. 1889).

Grasculc (*Characeae graminis*), f. Eulen, S. 160.

Grasfeldbau, f. Grasland.

Grasfrosch (*Rana temporaria*), f. Frösche, S. 171.

Grasgarten, f. Grasland.

Grashdanin (russ., »Würger«), politische, in Petersburg erscheinende Zeitung, wurde 1872 als Wochenblatt begründet, 1887 in eine Tageszeitung umgewandelt und erscheint seit 1895 wiederum als Wochenblatt. Der G. vertritt, vom Fürsten B. V. Meshcherski geleitet, die Anschauungen der russischen Adelspartei und spiegelt zugleich die am russischen Kaiserhof herrschende Stimmung wider.

Grashecht, junger grünlcher Fiedl.

Grashirie, f. Glyceria.

Grashof, Franz, Ingenieur, geb. 11. Juli 1826 in Dülfseldorf, gest. 26. Okt. 1893 in Karlsruhe, besuchte das Gewerbeinstitut in Berlin, trat dann in die königliche Eisengießerei, machte 1849—51 auf einem Hamburger Kaufmannsreise eine Übungreise in den ostindischen und australischen Gewässern, ging 1852 als Lehramtskandidat wieder an das Gewerbeinstitut in Berlin und wurde 1854 an demselben Lehrer der Mathematik und Mechanik. 1855 wurde er Vorleser der Berliner Maschinenbau, und 1863 ging er als Professor der angewandten Mechanik und theoretischen Maschinenlehre am Polytechnikum nach Karlsruhe, wo er zugleich Vorleser der mit der Polytechnischen Schule verbundenen Maschinenbauakademie wurde und wiederholt die Direction der eisen fährte. Seit 1856 war G. Director des Vereins deutscher Ingenieure, dessen Zeitschrift er einige Jahre redigirte. Seit 1877 war er Mitglied der badischen Ersten Kammer. Erschienen: »Festigkeitslehre mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des Maschinenbaues« (Berl. 1866, 2. Aufl. u. d. T.: »Theorie der Elasticität und Festigkeit mit Bezug auf ihre Anwendungen in der Technik«, das. 1878); »Theoretische Maschinenlehre« (Bd. 1: »Mechanische Wärmetheorie, Hydraulik und allgemeine Theorie der Bewegung«, Leipz. 1875; Bd. 2: »Theorie der Getriebe und der mechanischen Meßinstrumente«, 1877—81; Bd. 3: »Theorie der Kraftmaschinen«, 1890). Auch gab er die 5. und 6. Auflage von Redtenbacher's »Resultate für den Maschinenbau« (Weidb. 1870 u. 1875) mit Anhang: »Resultate aus der mechanischen Wärmetheorie« heraus. 1896 wurde ihm in Karlsruhe vom Verein Deutscher Ingenieure ein Denkmal (von Kiehl) errichtet.

Grasholm, Insel, f. Christiansö.

Grashüpfer, s. Wühlheuschrecke.

Grasföng, f. Kalfel.

Grasland, dauernd mit Gräsern und Kräutern bewachsener Boden, der nicht wie Ackerland gepflügt wird. Je nach der vorwiegenden Benutzung des Graslandes zur Heu- und Grasgewinnung oder zur Ernährung für Viehdarvie unterscheidet man Wiesen (Matten) und Weiden, doch werden Wiesen zeitweilig beweidet und Weiden unter Umständen abgemäht. Die Wiese hat außer einer wenn auch lockern Grasnarbe mit Untergräsern und Unterkräutern noch über diese emporwachsende Obergräser und Oberkräuter (Halme und Blüten). Die Weide

besitzt eine geschlossene Narbe, weil bei dem Abbeißen durch die Weidetiere meist nur Bodengräser, die wegen ihrer Bestockungsfähigkeit wiederholte Kätzungen vertragen, übrigbleiben. G. findet meist seinen Platz auf feuchten Grundstücken. Feuchte Niederungen, Wälder, rauhere Gebirgslagen bilden natürlich unbedingtes G. (geborenes G.); Grundstücke, deren Bodenbeschaffenheit und klimatische Lage intensivere Benutzung nicht zulassen, gelten, je mehr Arbeitskräfte fehlen und je mehr die Viehzucht bei steigenden Preisen der tierischen Produkte lohnt, als wirtschaftlich unbedingtes G. Auf niederen Kulturläusen überwiegt Graswülfenland, später werden zunächst die Weiden, dann auch die Wiesen vom Ackerbau und Feldfutterbau immer mehr verdrängt, bis sich schließlich diese Kulturlaut auf das natürlich unbedingte G. beschränkt. Es schließt dies aber nicht aus, daß die Wiesen auch heute die Quelle des Wohlstandes ganzer Länder (Lombardien, Holland, Normandie, Schweiz etc.) und einzelner Landesteile, wie des Algäus, der Kreise Lippen und Siegen und der Pader Weide (Westfalen), sind. Die Kultur der Lüneburger Weide und der delphischen Campine ist auf die Schaffung von Wiesen gegründet. Der Wert der Wiesen für den landwirtschaftlichen Betrieb wird wesentlich gesteigert durch sachgemäße Bewässerung und sonstige Meliorationen. Mit Wiesen und Weiden sind nicht zu verwechseln andere Grasländer, wie Beschelwiesen, Grassefelder, Egarten und Dreifelder, die abwechselnd als Weide oder Weide und als Ackerland verwendet werden, sowie Futterfelder und Feldweiden oder der künstliche Anbau von Gräsern und Klee auf Ackerländereien, um ein ein- bis mehrjähriges Ackerfütterland zu schaffen, dessen Ernte im Stall verfault oder vom Vieh abgeweidet wird. Bei diesem Futterbau auf dem Freide werden mehrere Klearten als Kleeergemeinschaft oder verschiedene Grasarten als Grassefeldbau, und zwar entweder vorwiegend Klee gemischt mit Gras (Kleegras) oder vorwiegend Gras gemischt mit Klee (Beschelwiesen) gemeinschaftlich auf daselbe Feldgrundstück ausgelegt. Eine besondere Form des Graslandes ist der Grassegarten, ein Stück dem Hofe nahest, mit Obstbäumen nicht zu dicht bestanden, zum Grünabmähen bestimmt, reichlich gedüngtes G. Vgl. Bewässerung, Futterbau, Grassefeldbau, Rasen, Weide, Weide.

Graslauch, s. Schnittlauch, f. Lauch.

Grasleinen (Graslin), Batiste de Canton), s. soviel wie Grass-cloth, f. Kanne.

Graslinie, f. Anthericum.

Grasling, Fisch, f. Ache.

Graslin, Stadt in Böhmen, nahe der sächsischen Grenze, 502 m ü. M., an der Iwobau und der Linie Jaltensau-Klingenthal der Kaiserlichen Bahn gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksamtes, hat eine Pfarrkirche (1618), eine Hochschule für Musikinstrumentenherstellung, ein Museum, bedeutende Fabrikation von Musik-, insbes. Musikinstrumenten, 2 Baumwollspinnereien, 5 Maschinenstickerien, Fabriken für Verputzwerkzeuge, Samtwaren, Schaf- und Baumwollentwerfen, Spitzenklöppelei, Spielwaren, Bierbrauerei, Kupferbergbau, ein Elektrizitätswerk und (1900) 11,802 deutsche Einwohner. Südlich von G. liegt das Dorf Rothau mit Eisen- und Blechwerk und (1900) 2433 Einw.

Grasmeer (Gr. grüne), Dorf in der engl. Grafschaft Westmorland, 6 km nordwestlich von Ambleside, in annähernder Lage unweit des gleichnamigen Sees (1,5 km lang und 1 km breit), Ausgangspunkt

für zahlreiche Bergpartien, mit alter Kirche und (1900) 781 Einw. Hier lebte der Dichter Nordemorth 1799 bis 1808 und ist auf dem Kirchhof begraben.

Grasmilbe, f. Milben.

Grasmonat, s. soviel wie April.

Grasmüde (Sylvia Lath.), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel, der Familie der Sänger (Sylviidae), schlankte Vögel mit fonsichem, schlanchem Schnabel, mäßig langen Flügeln, kurzem oder mittel-langen, breitem, abgerundetem Schwanz und starken, kurzen Läufen. Sie sind sehr munter, bewohnen meist Gebüsch, kommen selten auf den Boden, fliegen schlecht, fressen Beeren, Obst, in Südeuropa besonders Feigen, sind aber durch Vertilgung von Insekten überwiegend nützlich. Die Sperbergrasmüde (gespaltelte, spanische G., großer Felsenfresser, S. nisoria Bechst.), 18 cm lang, 29 cm breit, oben olivenbraun-grau, unten grauweiß, mit dunkelgrauen Kehlflecken, findet sich hier und da vom südlichen Schweden bis Norditalien, östwärts bis Turkestan, geht im Winter bis Nordafrika, lebt bei uns vom Mai bis September an buschigen Ufern größerer Flüsse, nistet hier etwa 1 m über dem Boden und legt Mitte Mai bis Juli 4–6 grauweiße, grau und braun gefleckte Eier. Sie singt ausgezeichnet und wird in der Gesangsweise sehr zahm. Der Weisterränger (Sängergrasmüde, Orpheusfänger, S. orpheus Temm.), 17 cm lang, 25 cm breit, oben aschgrau, auf dem Rücken bräunlich angefliegen, auf dem Kopf und Nacken matt schwarz, unten weiß, seitlich der Brust licht rötlich-schwarz, Schwingen und Steuerfedern schwarzbraun; bewohnt Südeuropa, Belgien, Frankreich, Nordafrika und Westasien, geht im Winter bis Mittelafrika, erscheint selten bei uns, lebt und nistet auf Gestrüppen, legt 5 weiße oder grünlichweiße, violettgrau und gelbbraun gefleckte Eier (f. Tafel »Eier 1«, Fig. 31) und singt vorzüglich. Die Gartengrasmüde (S. simplex Lath.), 16 cm lang, 25 cm breit, oben oliven-grau, unten hellgrau, an der Kehle und am Bauch weißlich; Schwingen und Schwanz sind olivenbraun, außen schmal sahlgrau gefärbt; bewohnt Europa und Kleinasien, geht im Winter bis Westafrika, weiß bei uns vom Mai bis September, bevorzugt den Wald, findet sich aber auch in buschreichen Gärten, nistet in Büschen und auf kleinen Bäumen, legt im Mai bis Juli 5–6 stark variierende, meist rötlichweiße, braun, grau und weiß gefleckte und marmorierte Eier, hält sich im Käfig sehr gut und gehört zu den besten deutschen Sängern. Die Zaun-, Haus- oder Klappergrasmüde (Müllerschen, Weißkehliche, S. curruca L.), 14 cm lang, 21 cm breit, der Gartengrasmüde ähnlich gefärbt, lebt in fast ganz Europa und einem großen Teil Asiens, geht im Winter bis Nordafrika, weiß bei uns vom April bis September in Gärten, Gebüsch, auch in Städten und im Wald, ist äußerst munter und annützig, nistet im Mai bis Juli in niedrigem Gebüsch (Dornengebüsch, Stachelbeerbüschen), legt 4–6 weiße oder bläulichgrüne, grau und gelbbraun gefleckte Eier (f. Tafel »Eier 1«, Fig. 30), hält sich gut im Käfig und wird sehr zahm. Der Blattdöck (schwarzglöppige G. Mönch, Ronne, Schwarzplättchen, Kardinalchen, Klosterwenzel, S. atricapilla L., f. die Tafel »Staubvögel 1«, Fig. 3), 15 cm lang, 21 cm breit, oben grauschwarz, unten hellgrau, an der Kehle weißlich-grau, im Alter auf dem Schilde tiefschwarz, das Weibchen rotbraun; bewohnt Europa, Westasien, Nordafrika, überwintert schon in Südeuropa, geht aber auch bis Innerafrika, lebt bei uns vom April

bis September in Wäldern, Gärten und im Gebüsch, nistet im Mai und im Juli in dichten Gebüsch, legt 4—8 fleischfarbene, dunkel gezeichnete Eier (f. Tafel «Eier I», Fig. 53), singt ausgezeichnet und wird in der Gefangenschaft sehr zahm; am schönsten singen die aus Fichtenzwäldern des Gebirges stammenden. Die Dorngrasrüde (Wald- oder Nachtfänger, *Hedengrasrüde*, Beißhehchen, *S. sylvia* L.) ist 16 cm lang, 22 cm breit, schlant und langschwanzig, oben rötlich erdbräun, am Oberkopf und Hinterhals braungrau, Kehle weiß, die übrige Unterseite zart fleischrötlich, an den Seiten rostbräunlich, Schwingen olivenbraun, Schwanzfedern dunkelbraun; bewohnt Europa und Asien, geht im Winter bis Nordafrika und Nordindien, weilt bei uns vom April bis September, bevorzugt Dorngebüsch, nistet in Büschen, im Lieb- oder langen Gras und legt im Mai bis Anfang Juli 4—6 in der Färbung stark variierende Eier (f. Tafel «Eier I», Fig. 52), singt angenehm, wird aber seltener im Käfig gehalten.

Grasrüde, gelbe, f. Gartenfänger.

Grasrabe, f. Bieie.

Grasrösche, f. Armeria.

Grasöl (*Andropogonöl*), ätherische Öle aus verschiedenen *Andropogon*-Arten. *Palmarosöl* (indisches *Grasöl*, *Rajabli*, indisches *Geraniol* und Öl) wird im Randesh, nordöstlich von Bombay, aus den Wäldern von *Andropogon Schoenanthus* gewonnen, ist farblos, riecht rosenartig, spez. Gew. 0,888—0,896, besteht zu 76—93 Proz. aus *Geraniol*, bez. dessen Essigsäure- und Normallapronsäureester, und dient hauptsächlich zum Parfümieren des Rosenöls. Eine geringere Sorte oder ein Gemisch von *Palmarosöl* mit *Terpentindöl* oder Mineralölen ist das *Singergasöl*. *Lemongrasöl* aus *A. citratus* in Travancore, auch in Singapur und auf Ceylon gewonnen, ist rötlichgelb bis braunrot, vom spez. Gew. 0,899—0,908, riecht und schmeckt intensiv zitronenartig und besteht wesentlich aus Citral; es dient als Seifenparfüm, in der Heimat als Arzneimittel. *Betiveröl* aus der Wurzel von *A. maricatus*, die in Indien meist unter Zusatz von Sandelholz oder Sandelholzöl destilliert wird. Auch Réunion liefert das Öl, es ist dunkelbraun, zähflüssig, riecht intensiv und wird in der Parfümerie zum Fixieren leichtflüchtiger Gerüche benutzt. *Zitronellöl* (*Zitronengrasöl*, *Randenöl*) aus *A. Nardus* hauptsächlich auf Ceylon, auch in Singapur destilliert, ist gelb bis gelbbraun, auch durch Kupfer grün, riecht angenehm, sehr haselnd, spez. Gew. 0,886—0,890, besteht aus *Zitronellol*, *Geraniol* und *Wittigphenol* und dient als Seifenparfüm.

Grasferrchen, f. Heuschrecken.

Grasrecht, f. Alpenwirtschaft.

Grasrost, f. Rostpilze.

Grasfamenbau, der Anbau von Gras zur Gewinnung von Grasfamen für den Futterbau. Bei ausgedehntem Feldfutter- und Kunstweizenbau ist es unter sonst günstigen Verhältnissen geboten, den benötigten Grasfamen selbst zu erzeugen, auch erscheint der G. für den Verkauf bei den meist hohen Preisen für manche Gebiete sehr vorteilhaft. Bei geringem Samenbedarf begnügt man sich mit dem Ab sammeln der Grasfamen vom Biesen. Größere Samennungen werden von Kleegrasfalten gewonnen, indem man sie abteilungsweise zu verschiedenen Zeiten mählt, um die nacheinander reifenden Samen verschiedener Grasarten zu erhalten. Für die Gewinnung von Verkaufsware sind eigne Grasfamenfalten aufgeschütt-

gelegenen, im guten Düngungs- und Kulturzustand befindlichen Feldern anzulegen und deren einzelne Abteilungen durch Feldstreifen mit Getreide oder andern hochwachsenden Kulturpflanzen zu trennen, um Vermengung der Samen durch Windverweh zu verhüten. Die Ausfaat der Grasfamen erfolgt rein oder mit einer Kleerart als Schupfrucht. Man wählt dazu am geeignetsten aus Biesen gesammelten Samen, der ergiebige und dauerhaftere Pflanzen hervorbringt als kultivierter Same. Die reifen Grasfamen werden mit der ganzen Pflanze geerntet oder zweckmäßiger nur die Rispen oder Ähren mit einem 50 cm langen Palmstiel abgeschnitten, während das Stiebelende zu Futter gemäht wird. Man schneidet, wenn die Reife der Samen zur vollen Reife gelangt ist, und nur bei leichtausfallenden Grasarten früher. Das Nachreifen erfolgt am sichersten in Fuppen, in denen sich überdies das Samenstreu im besten Nährwert erhält. Das in die Scheune eingefahrene Samen gras wird durchschichtet mit Strohlagen eingelagert, um es trocken zu erhalten. Die wertvollsten vollförmigen Samen erhält man durch Ausschlagen der Samenpflanzen oder durch einen leichten Vordruck. Werden die Ähren für sich gemietet, so werden sie in einen Sack gelan, den der Schnitter umhängen hat, und zu Hause auf der Tenne oder auf dem Kornboden getrocknet.

Die Samenjudt von Grasarten kann mit Vorteil nur in den für die betreffende Samenart günstigen natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen betreiben werden. Tatsächlich hat sich denn auch bei dem G. in den verschiedenen Ländern eine bemerkenswerte Arbeitsteilung herausgebildet. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika liefern vorzüglich Qualitäten von *Timothygras* (*Phleum pratense* L.), breitblättrigem *Biesenpenngras* (*Blaugras*, *Bluegrass*, *Poa pratensis* L.) und *Hioringras* (*Red-Top*, *Agrostis alba* var. *gigantea*); diefeiden werden als Abfall bei dem Abblen des zur Samengewinnung absichtlich überflüssig gelassenen Heues gewonnen. Schottland liefert vorzugsweise das mühelos zu kultivierende und ergiebige englische *Raigras* (*Lolium perenne* L., 100 kg kosten 30—60 Mk.) und italienisches *Raigras* (*Lolium italicum* A. B., 35—75 Mk.), Südwestfrankreich (*Tauhpine*) französisches *Raigras* (*Arrhenatherum elatius* M. et K.), *Fromental* (114—140 Mk.) und die geringeren Sorten *Petit fromental*, *Fennasse*, das vom ungelagerten ersten Schnitt geerntet wird. Weiter produziert Frankreich *Goldhafer* (*Trisetum flavescens* L., 180—400 Mk.), aufrechte *Trefe* (*Bromus erectus* Huds.) und wie Neuseeland *Knaulgras* (*Dactylis glomerata* L., 88—120 Mk.). Nordische Länder, besonders Finnland, versorgen den Markt mit dem noch auf feuchtem Boden und in hohen Gebirgslagen gedeihenden *Biesenfuchschwanz* (*Alopecurus pratensis* L., 100—220 Mk.). Norddeutschland kultiviert im großen auf losem Quarzlandboden den gemeinen *Schafschwingel* (*Festuca ovina vulgaris* L., 60—74 Mk.) und den härteren *Schafschwingel* (*Festuca ovina duriuscula* L.). In Mitteldeutschland ist am gewinnbringendsten außer dem Samenbau von *Goldhafer* und *Knaulgras* der *Biesenfuchschwingel* (*Festuca pratensis* Huds., 100—120 Mk.), der rote *Schwingel* (*Festuca rubra* Walt.) und ähnliche Arten. Österreich-Ungarn liefert schönes *Wiesgras* (*Phleum pratense* L., 48—74 Mk.) und *Knaulgras* (*Dactylis glomerata* L.).

Die größte Schwierigkeit beim G. ist die Erreichung einer befriedigenden Keimfähigkeit der Samen.

Gerade die teuersten Grassomen, wie Biefenschwanz, Goldhafer etc., sind durch ihre geringe Keimfähigkeit bekannt. Sie werden meist zu früh geerntet und bestehen daher nur aus Spreu und Blumen. Um zu erkennen, ob ein Grassame vollkörnig und schwer und daher auch gleichmäßig ausgereift ist, empfiehlt Braun von Meerbach, etwas Samen auf eine Glasplatte dünn auszubreiten, mit einer zweiten Glasplatte zu bedecken und dann gegen das Tageslicht aber eine Lampe zu halten. Man erkennt dann, wie weit hinaus die nun durchscheinenden Spelzen mit dem Samen erfüllt sind; die tauben Spelzen sind leicht erkennlich, auch tritt die gleiche oder ungleiche Korngröße, von der die Qualität der Samenprobe wesentlich abhängt, viel klarer hervor. Die Erntemengen von Grassamen betragen nach Kirchner und Wicholowski in Hohenheim, und zwar nach den erhaltenen Reife- und Keimfähigkeitsproben auf reine Samen zurückgeführt, auf 1 Hektar von: französischem Raigras 200, Anoulogros 237, Biefenschwanz 576, hartem Schwingel 855, Goldhafer 208 und aufrechter Treiße 793 kg. Vgl. Krafft, Pflanzenbaulehre (7. Aufl., Berl. 1902); Kowal, Der praktische Raigrasbau (3. Aufl., Frauenfeld 1891); Lehrs, Mischung u. Ansaat der Grassmieren (Bresl. 1888); Schmidlin, Die wichtigsten Futter- und Biefenwüster nebst Angabe ihrer Kultur (4. Aufl., Stuttg. 1887); Stedler, Nationeller Futterbau (5. Aufl., Berl. 1903); Stedler u. Schratter, Die besten Futterpflanzen (daf. 1883—98, 4 Tle.; 2. Aufl. des 1. Teils 1892); Willmord, Grass- u. Kleefamen (Berl. 1873); Weinzierl, Grassamennutzungen (4. Aufl., Wien 1903).

Grasshimmel, f. Erysipthe.

Grass-cloth, Chinogras, f. Kanie.

Grasse (fr. grasse), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Seelapen, 325 m ü. M., am Südbahnhof des Kasanigan, an der Mittelmeerbahn (Cannes-G.) und der Lokalbahn Viraygues-Nizza reizend gelegen, heußer Winterkurort, mit herrlichem Klima, hat enge und steile Straßen, eine ehemalige Kathedrale, ein Stadthaus mit allem Turm, ein Hospital mit drei Gemälden von Rubens, ein Kommunalcolleg, ein Seminar, eine Bibliothek (13,000 Bände und wertvolle Manuskripte), Handelsgericht und Werbefammler. Es treibt berühmte Blumenzucht, Hadrikation von Parfümerien und Essenzen (die 60 Hadriken verarbeiten jährlich 930,000 kg Rosen und 1,660,000 kg Orangebüthen). Hadrikation von Elen, Konferven, Konfitüren etc., hat Karmenbrücke u. (1901) 10,898 (als Gemeinde 13,429) Einw. — G. stammt aus der Römerzeit und verbannt sein Exportkommen den räuberischen Angriffen der Barbaren auf die Stadt Antibes, deren Bewohner sich im 13. Jahrh. nach G. zurückzogen. 1244 wurde hierher das Bistum von Antibes verlegt, aber 1801 aufgehoben. Vgl. »G., notice historique et climatologique, etc.« (Grasse 1903).

Grasse, Johann Georg Theodor, Bibliograph und Literaturhistoriker, geb. 31. Jan. 1814 in Grimma, gest. 27. Aug. 1885 in Waderbartstraße bei Dresden, studierte in Leipzig unter Hermann Philologie und ließ sich dann in Dresden nieder, wo er 1843 zum Bibliothekar des Königs, 1848 zum Inspektor des Münzkabinetts, 1861 zum Direktor der Porzellansammlung und 1864 zum Direktor des Grünen Gewölbes mit dem Hofratsstil ernannt wurde. Er trat 1882 in den Ruhestand. Sein »Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt« (Leipz. 1837—60, 4 Bde. in 13 Bdn.) war

durch die Fülle bibliographischer Nachweisungen und die Masse des zusammengetragenen Stoffes ein seltenes Denkmal deutschen Sammlerfleißes, behandelte jedoch die Literatur mehr vom bibliographischen als vom historischen Standpunkt aus. Einen Auszug daraus mit berichtigender Umarbeitung gab er als »Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte« (Dresd. 1844—50, 4 Bde.) heraus. Vom bibliographischen Arbeiten sind: die »Bibliotheca magica« (Leipz. 1843); die »Bibliotheca psychologica« (daf. 1845) und der »Trésor des livres« (Dresd. 1857—67, 6 Bde.; Suppl. 1869). Von seinen Forschungen über die Sagen des Mittelalters sind außer der Uebersetzung der »Gesta Romanorum« (Dresd. 1842, 2 Bde.; Neubdr., Leipz. 1904) und der kritischen Ausgabe der »Legenda aurea« des Jacobus a Voragine (Dresd. 1846) zu nennen: »Die Sage vom dem ewigen Juden« (daf. 1844); »Die Sage vom Ritter Tannhäuser« (daf. 1846; 2. Aufl. u. d. T.: »Der Tannhäuser und ewige Jude«, 1861); »Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters« (daf. 1850); »Sagenbuch des Königreichs Sachsen« (daf. 1855, 2. Aufl. 1874); »Sagenbuch des preussischen Staats« (Wag. 1866—71, 2 Bde.) und »Geschichts-, Namen- und Wappenbuch des Adels deutscher Nation« (Dresd. 1876). Er schrieb ferner: »Handbuch der alten Numismatik« (Leipz. 1853); »Beiträge zur Geschichte der Gefäßbilderei« (Dresd. 1853); »Guide de l'amateur de porcelaines et de poteries« (daf. 1864, 9. Aufl. 1901); »Guide de l'amateur d'objets d'art et de curiosités« (daf. 1871, 2. Aufl. 1876); »Reichender Katalog des Grünen Gewölbes« (5. Aufl. 1881) und »Der königlichen Porzellansammlung« (1873). Beilere Werte von G. sind: die Wärdensammlung »Nord und Süd« (Dresd. 1858, mit Adipson); »Jägerbrevier« (daf. 1857; 2. Aufl., Wien 1869); »Jägerhörlein« (Dresd. 1861); »Hubertusbrüder« (Wien 1875); »Des deutschen Landmanns 'Practica« (Dresd. 1859); »Orbis latinus, Verzeichnis der lateinischen Benennungen der benannten Städte.« (daf. 1861); »Hierindien. Ernst und Scherz, Geschichte des Vörses und seiner Verbreitung« (daf. 1872); »Die Quelle des Freischütz« (daf. 1875); »Sachsens Fürsten aus dem Hause Wettin« (daf. 1876) u. a.

Grassi, 1) Antonio, Bildhauer, geb. 1756 in Wien, gest. daselbst 31. Dez. 1807, bildete sich auf der dortigen Akademie besonders bei J. B. Veyer und wurde später Modellmeister der kaiserlichen Porzellansabrik. Eine 1792 nach Italien unternommene Reise machte ihn mit den Schöpfungen Canovas bekannt, dem er sich besonders in seinen Reliefs für Vaskuffiguren und -Gruppen (»Die drei Grazien«, »Das Urteil des Paris« u. a.) anschloß. Er hat auch Büsten der Kaiser Joseph II. und Franz II. und anderer Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses geschaffen. Ein Teil seiner Reliefs befindet sich im österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien. Seit 1794 war er Direktor der Wiener Kunstakademie.

2) Giuseppe, ital. Koler, geb. 22. April 1757 in Wien, gest. 7. Jan. 1838 in Dresden, bildete sich auf der Wiener Akademie und hielt sich dann längere Zeit in Warschau auf. 1799 wurde er Professor der Akademie in Dresden und trat hier in Verbindung mit dem Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen phantastische Werke er illustrierte. 1816 ging er als Studiendirektor der in Italien studierenden Sachsen nach Rom und kehrte 1821 nach Dresden zurück. G. setzte durch die Grazie, die er namentlich Frauenbildnissen zu verleihen wußte (Königin Luise von Preu-

hen, im königlichen Schloß zu Berlin), und durch die Frische und Hartheit des Kalorits. Die Dresdener Galerie besitzt von ihm die Halbfiguren Johannes des Täufers und des Apostels Petrus.

Grassieren (lat.), um sich greifen, verbreiten, sein herrschen (s. N. von Epibemien).

Grasfrösche, f. Kapogrien.

Gräulich heißen diejenigen Lebenserscheinungen, die durch ihre Naturwidrigkeit stark niederbrückende Affekte der Unlust erwecken, den leichten Ablauf der Gefühle hindern, der künstlerischen Abtönung unzugänglich sind und daher unterhalb der Schwelle ästhetischer Wirkung verharren.

Grämann, 1) Hermann Günter, Mathematiker und Sprachforscher, geb. 15. April 1809 in Stettin, gest. daselbst 26. Sept. 1877, Sohn des durch seine kryptographischen Untersuchungen bekannten Justus Günter G. (gest. 1852 in Stettin), studierte seit 1827 in Berlin Theologie und Philosophie, später auch Mathematik, und wurde dann Lehrer in Stettin, schließlich Nachfolger seines Vaters als Professor der Mathematik am dem dortigen Gymnasium. In seinem genialen Werk: »Die Wissenschaft der elementaren Größen oder die Ausdehnungslehre« (Leipzig, 1844, 2. Aufl. 1878) entwickelte er einen eigentümlichen geometrischen Kalkül, d. h. ein Verfahren, um mit den Punkten, Geraden und Ebenen selbst zu rechnen, außerdem verwendete er darin zum erstenmal den allgemeinen Begriff der *n*-fach ausgedehnten Mannigfaltigkeiten. Wegen der philosophischen Darstellungsweise fand aber dieses Werk fast gar keine Beachtung, und nicht besser erging es einer ganz neuen Bearbeitung der Ausdehnungslehre, die G. 1882 veröffentlichte (Berlin). Er wandte sich nun der Sprachforschung, besonders dem Sanskrit, zu und fand bald allgemeine Anerkennung. Erst in seinen letzten Lebensjahren fing man auch an, seine mathematischen Leistungen mehr zu beachten. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: »Geometrische Analyse, geknüpft an die von Leibniz erfundene geometrische Charakteristik«, preisgekrönt und herausgegeben von der Akademischen Gesellschaft (Leipzig, 1847), ferner seine »Neue Theorie der Elektrostatik« (in »Vogelhorst's Annalen«, Bd. 64), seine »Theorie der Farbenmischung« (ebenda, Bd. 89), auch schrieb er Lehrbücher der Arithmetik und der Trigonometrie (Berl. 1861 u. 1865). Von hohem Wert sind seine beiden großen sprachwissenschaftlichen Werke: »Wörterbuch zum Rig Veda« (Leipzig, 1875) und »Übersetzung des Rig Veda« (das. 1876—77). Seine »Gesammelten mathematischen und physikalischen Werke« werden auf Veranlassung der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften von F. Engel u. a. herausgegeben (bis jetzt Bd. 1 u. 2 in je 2 Teilen, Leipzig, 1894—1904). Sein Leben beschrieb B. Schlegel (Leipzig, 1878).

2) N. A. b. r. t., Bruder des vorigen, geb. 8. März 1815 in Stettin, gest. daselbst 14. Aug. 1901, studierte Theologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, war 1841—48 Lehrer, dann Herausgeber der »Stettiner Zeitung« und der »Bommerschen Zeitung«. Er schrieb zahlreiche halb philosophische, halb mathematische Werke: »Die Harmonie oder Mathematik« (Stett. 1862); »Die Weltwissenschaft oder Physik« (das. 1879—73, 2 Bde.); »Die Lebenslehre oder Biologie« (das. 1872); »Die Wissenschaftslehre oder Philosophie« (das. 1876, 4 Bde.); »Das Weltleben oder die Metaphysik« (das. 1881); »Das Pflanzenleben« (das. 1882); »Das Gebäude des Wissens« (das. 1882—90, 10 Bde.). In seinen letzten Lebensjahren

veröffentlichte er Broschüren gegen die Morallehren des heil. Vignari, die ihm mehrere Prozesse zuzogen.

Grasfisch, f. Specht.

Grassieren, f. Galium.

Grass Valley City, Stadt in Kalifornien, Grafschaft Nevada, Mittelpunkt eines wichtigen Goldbergbaureviers der Sierra Nevada, mit Obstbau und (1900) 4719 Einw.

Grastauwerk, f. Tauwerk.

Grastalwerk, ein von der abern Kummer durchflossenes Tal in Oberbayern; in ihm liegt das königliche Forstschloß Lindberhof.

Grastwebe, s. Altweiberhammer.

Grastwirtschaft, f. Landwirtschaftliche Betriebsysteme und Alpenwirtschaft.

Grastwässigkeit, f. Bodenbanitierung.

Grat, s. wie scharfe Kante, Gebirgsgründen, dessen Seiten sich in einer scharfen Kante schneiden; in der Baukunst auspringender Zusammenschneidung zweier Flächen bei Dächern, Gewölben u.; in der Kupferstichkunst s. wie Farbe (s. b.); in der Weberei die diagonale Linie einer Gewerbindung (Körper).

Gratbogen, f. Gewölbe, S. 811.

Gräten (Heischgräten), f. Fische, S. 603.

Grätenmuffel, f. Schultergürtel.

Gräter, Friedrich David, Gelehrter, geb. 22. April 1768 in Schwabisch-Hall, gest. 2. Aug. 1830 in Schorndorf, wurde nach vollendeten Studien 1789 Lehrer und 1793 Konrektor am Gymnasium daselbst, 1818 Rektor des Gymnasiums in Ulm und trat 1827 in den Ruhestand. Seinen literarischen Ruf gründete er durch die Uebersetzung mehrerer altnordischer Lieder u. b. Z.: »Korthische Blumen« (Leipzig, 1789), durch die er den ersten Anstoß zu eifrigem Studium der skandinavischen und germanischen Vorzeit gab. Denselben Zweck verfolgte seine mit Ch. G. Büsch gegründete Zeitschrift »Bragar« (Leipzig, 1791—1804, 7 Bde.), deren drei letzte Bände auch u. b. Z.: »Braga und Hermod« erschienen. Die Zeitschrift »Obina und Teutona« (Bresl. 1812) wollte nicht recht gedeihen; dessen Fortgang hatte »Obina und Hermod« (das. 1812—16, 5 Heft.). Von seinen übrigen Werken nennen wir die Uebersetzung aus Suhms »Geschichte der nordischen Heldenzeit« (Leipzig, 1804) und »Berichte über die Länder jenseit der Alpen und erstreckt 378 einen großen Sieg über die Mannen in der Gegend des heutigen Kolmar. Den Osten überließ er nach dem Tode seines Oheims, des ostromischen Kaisers Valens, da er selbst sich nicht stark genug fühlte, den drohenden Anbruch der Barbaren abzuwehren, dem trüglichen Theobrosus (f. d.). Reich beanlagt, ergo-

Gratia (lat.), Gunst, Guld, Gnade; Annuit, Dank; g. gratiam parit, Kunst zeugt Kunst; bona g. mit gutem Willen, mit Dank; gratiae expectativae, f. Erbpfand.

Gratialis (neulat.), Geschenk, Trinkgeld.

Gratianopolis, f. Grenoble.

Gratianus, 1) römischer Kaiser, ältester Sohn des Kaisers Valentinianus I., geb. 359 in Sirmium, wurde als achtjähriger Knabe 367 von seinem Vater zum Augustus ernannt und folgte diesem in der Herrschaft über die westliche Hälfte des Reiches 375. Während er zugunsten seines Bruders Valentinianus auf Italien verzichtete, übernahm er selbst die schwierige Herrschaft über die Länder jenseit der Alpen und erfocht 378 einen großen Sieg über die Mannen in der Gegend des heutigen Kolmar. Den Osten überließ er nach dem Tode seines Oheims, des ostromischen Kaisers Valens, da er selbst sich nicht stark genug fühlte, den drohenden Anbruch der Barbaren abzuwehren, dem trüglichen Theobrosus (f. d.). Reich beanlagt, ergo-

von dem Dichter Ausonius und heral von Ambrosius, mild, wohlwollend und persönlich tapfer, entfremdete er sich doch allmählich das Volk durch seine Inflexibilität und Untätigkeit und verschärfte die Gunst der Soldaten durch seine Bevorzugung des Ausländischen. Als sich daher Maximus in Britannien empörte und mit einem Heere nach Gallien überlegte, wo G. eben mit einem alemannischen Kriege beschäftigt war, fiel ihm alles zu; G. wurde auf der Flucht erschlagen (25. Aug. 383). Vgl. Kiehl, Das weströmische Reich, besonders unter G., Valentinian II. und Maximus (Berl. 1865).

2) Gegenkaiser des Honorius, wurde 407 ausgerufen durch die meuterischen römischen Truppen in Britannien, aber schon nach vier Monaten ermordet.

3) Ein Kamaldulensermonch im Kloster des heil. Felix zu Bologna, verstarb um 1145 ein nach ihm »Decretum Gratiani« benanntes kanonistisches Werk, das gegenwärtig den ersten Teil des Corpus juris canonici (f. d.) bildet.

Gratias (lat.), Tauf; auch das Dankgebet, das nach Tisch und vor dem Schlafengehen in den Klöstern gesprochen wird und mit G. agamus Deo (=Lobt und Gott danken!) anfängt.

Gratifikation (lat.), freiwillig zugefundene Vergünstigung, Bewilligung einer einmaligen Vergütung neben dem Gehalt.

Gratin (Grattin, franz., we. -säng), Zubereitungsart von Fleisch, Fisch, Gemüse (z. B. Blumenkohl), bei der das Stück paniert und dann in Butter gebraten wird.

Grätling, Koff. oder Gitterwerk zum Bedecken der Rufen auf Kriegsschiffen; auch in den Schiffsmaschinen- und Kesselräumen als Fußbodenbelag gebräuchlich.

Gratiola L. (Gnadenkraut, Gottesgnadenkraut), Gattung der Strophylariaceen, ausdauernde, kahle oder drüsig-weichhaarige Kräuter mit gegenständigen Blättern, einzelnen achselständigen Blüten und eiförmigen, vielsamigen Kapiteln. Etwa 24 Arten, meist in gemäßigten Klimaten. G. officinalis L. (echtes Gnadenkraut, BURGIERKRAUT, Gichtkraut, Vedenhyop), eine ausdauernde Sumpfpflanze in Europa, West- und Mittelasien und in Nordamerika, wahrscheinlich eingeschleppt, mit über 30 cm hohem, einfachem Stengel, lanzettlichen, sägezahnigen Blättern und langgestielten weißen oder rötlichen Blüten. Die geruchlosen Blätter schmecken bitter, dann anhaltend scharf frapend und enthalten ein kristallisiertes Glykosid (Gratiolin C₂₀H₂₀O₇) und amorphes, bitteres, giftiges Gratiolin. Das Kraut wurde früher namentlich bei Gichtkrankheiten benutzt und ist jetzt noch Volksheilmittel. Im starken Dosis wirkt es giftig.

Gratiolo (fr. großfisch), Louis Pierre, Anatom, geb. 6. Juli 1815 in Ste-Foy (Gironde), gest. 16. Febr. 1865, trat als Präparator in das Museum zu Paris, erhielt 1854 eine Professur an diesem Institut, 1862 an der Sorbonne und ward 1863 Nachfolger von J. Geoffroy Saint-Hilaire. G. beschäftigte sich vorzugsweise mit der Anatomie des Gehirns des Menschen und der Säugetiere und den Beziehungen zwischen Struktur und Entwicklung dieses Organs einerseits und den Fähigkeiten der Tiere andererseits. Er schrieb: »Mémoire sur les plis cérébraux de l'homme et des primates« (1854); »Recherches sur le système vasculaire« (1862); »De la physiologie et des mouvements d'expression« (1865, 4. Aufl. 1882); »Recherches sur l'anatomie de l'hippopo-

tame« (1867). Auch lieferte er den 2. Band zu Leuret's »Anatomie comparée du système nerveux« (1857).

Gratis (lat.), umsonst, unentgeltlich; Gratuit (Gratuit), einer, der etwas, namentlich Unterricht und Kost, umsonst empfängt, Freischüler; g. et frustra, umsonst und vergebens.

Gratius (de Graecis), Ortwin, berühmter Gegner der Humanisten, indest. Reuchfins, geb. 1491 in Hohenwid bei Koesfeld, gest. 21. Mai 1542 als Professor der scholastischen Theologie an der Universität in Köln. An ihn, als das Werkzeug des Obskurantismus, sind angeblich die »Epistolae obscurorum virorum« (f. d.) gerichtet, denen er seine matten und geistlosen »Lamentationes obscurorum virorum« (Köln 1518) entgegenstellte. Seine Ehrenrettung versuchte Reichling (Heiligenstadt 1884).

Gratry, Alphonse, genannt le père G., französischer kathol. Theolog, geb. 30. März 1806 in Lille, gest. 7. Febr. 1872 in Montreux, wurde 1861 Generalvikar des Bischofs von Orléans, 1863 Professor der Moral an der Sorbonne, 1867 Mitglied der Akademie, nachdem er sich durch seinen »Cours de philosophie« (1855—57) in 3 Teilen: »De la connaissance de Dieu« (8. Aufl. 1903, 2 Bde.), »Logique« (5. Aufl. 1868, 2 Bde.), »De la connaissance de l'âme« (5. Aufl. 1873, 2 Bde.), seine »Philosophie du Credo« (1861, 4. Aufl. 1902), einen Kommentar zum Matthäusevangelium (1865 bis 1866) und andre Werke, darunter Streifschritten gegen Renan, bekannt gemacht hatte. In »La morale et la loi de l'histoire« (1868, 2 Bde.; 2. Aufl. 1871) feierte er die französische Revolution als »eine Erneuerung des Angeichts der Erde in der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Freiheit«, bekämpfte beim Herannahen des vatikanischen Konzils den päpstlichen Absolutismus in den meisterhaft geschriebenen »Lettres à Mgr. l'archevêque de Malines« (1. Dechamps 2), unterwarf sich aber 1871 den vatikanischen Beschlüssen. Aus seinem Nachlaß erschien: »Souvenirs de ma jeunesse« (6. Aufl. 1902) und »Méditations inédites« (1894). Vgl. seine Biographie von Berraud (4. Aufl., Par. 1900) und Chauvin (daf. 1901); At, G., sa philosophie (daf. 1904).

Grattan (fr. großfisch), 1) Henry, berühmter engl. Parlamentsredner, geb. 1746 in Dublin, gest. 4. Juni 1820 in London, studierte in Dublin die Rechte, ward 1772 Advokat und 1775 Mitglied des irischen Parlaments, in dem er der Führer der lokalen Opposition wurde. Dieser gelang es, die Wiedereinführung der Akte von 1720, die Irland von der englischen Legislative abhängig machte, zu erwirken, wofür ihm das irische Parlament ein Ehrengeld von 50,000 Pfd. Sterl. bewilligte. Noch vor dem Ausbruch der Revolution von 1798 zog er sich von dem Parlament zurück und wurde erst 1800 wieder gewählt, um die Durchführung der Union mit England zu bekämpfen, die er aber nicht zu hindern vermochte. Nach der Vereinigung des irischen Parlaments mit dem englischen verteidigte er auch in diesem die Interessen seines Vaterlandes, namentlich die Emanzipation der Katholiken, mit warmem Eifer und großer Beredsamkeit. Seine Reden wurden von seinem Sohn Henry G. (gest. 16. Juli 1859, seit 1826 Mitglied des Unterhauses) herausgegeben (Lond. 1822, 4 Bde.), der auch »Life and times of the Right Honour. Henry G.« (daf. 1839—45, 5 Bde.) veröffentlichte. Eine neuere Ausgabe der Reden besorgte Madden (2. Aufl., Dublin 1863). Seine »Miscellaneous works« erschienen 1822 in London. Vgl. Ledz, Vier historische Essays (deutsch, Posen 1873) und die Biographien von

J. G. Mac Carthy (3. Aufl., Dublin 1886), Robert Dunlop (Lond. 1889), F. R. Ragby (daf. 1902) und A. E. Jimmers (daf. 1902).

2) Thomas Gallegher, engl. Novellist, geb. 1792 in Dublin, gest. 4. Juli 1864 in London, trat jung in die Armee, nahm 1816 seine Entlassung und lebte seitdem auf dem Kontinent, von 1839—53 als britischer Konsul in Boston, später in London. Seine Romane (auch ins Deutsche überf.) zeichnen sich durch frische Sprache, lebendigen Dialog und Schärfe der Charakteristik aus. Hervorhebung verdienen: »Philibert« (1820); »Highways and byways« (1823 bis 1826, 8 Bde.); »Legends of the Rhine and the Low Countries« (1832, 3 Bde.); mehrere historische Romane in der Art Walter Scotts: »The heiress of Bruges« (1828, 3 Bde.); »Jaqueline of Holland« (1831) u. a. Außerdem schrieb er: »Civilized America« (1851, 2 Bde.), ein Drama: »The woman of color«, und »Beaten paths and those who trod them« (1862, 2 Bde.), eine Art Autobiographie.

Grattier, f. Gensje.

Gratius Faliscus, röm. Dichter, Zeitgenosse Ovids, Verfasser eines Lehrgedichts über die Jagd (»Cynogegonika«). Das erhaltene Bruchstück von 541 Hexametern (im Nachtrags-) »Poetae latini minores«, Bd. 1, Leipz. 1879) behandelt den Stoff nicht ohne Geschick, wiewohl sachmäßig trocken.

Gratius (Gratist), f. Gratiis.

Gratuit (franz., fre. Adj.), umsonst, unentgeltlich; **Gratuität**, Gratsbegabung.

Gratulieren (lat.), Glück wünschen; **Gratulation**, Glückwunsch; **Gratulär**, Gratulant, **Gratulierende**; **gratular**, ich gratuliere.

Gräb (palm. Gradjisto), Kreisstadt im preuss. Neges, Bojen, an der Staatsbahnlinie Kofien-Opaleniga, 86 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, Synagoge, Amtsgericht, Elektrizitätswerk, 5 Bierbrauereien (mit überseeischer Ausfuhr), eine Dampfmahl- und eine Dampfägmühle, Wollerei und (1900) 3785 meist kath. Einwohner.

Gräb, 1) Heinrich, der hervorragende Geschichtschreiber der Juden, geb. 1817 in Rions (Provinz Bojen), gest. 7. Sept. 1891 in München, studierte in Breslau, wo er seit 1854 als Lehrer am jüdisch-theologischen Seminar und seit 1870 auch als außerordentlicher Professor an der Universität wirkte. Sein Hauptwerk ist die »Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart« (Leipz. 1853—75, 11 Bde.); von einzelnen Bänden besorgte G. selbst neue Auflagen. Nach seinem Tod erschienen Bd. 2 in 2. Auflage (1902) von R. Brann; Bd. 4 in 3. Auflage (1893) von F. Rosenthal; Bd. 10 in 3. Auflage (1897) und Bd. 11 in 2. Auflage (1900) von R. Brann. Außerdem schrieb er: »Gnosticismus und Judentum« (Bresl. 1846); »Frank und die Frankfurter« (daf. 1869); Kommentare über das Buch Rahelet (Leipz. 1871), das Hohelied (Bien 1871); »Die Prophezie Jochs« (1873); »Schloß in der Sage, im Drama und in der Geschichte« (Krotoschin 1880); »Kritischer Kommentar zu den Psalmen« (Bresl. 1882—83, 2 Bde.); »Biblisch-jüdische Geschichte der Juden« (Leipz. 1889, 3 Bde.); »Expositiones in plerosque sacrae scripturae veteris testamenti libros« (Hrsg. von Bader, Bresl. 1892—94, 3 Tle.) u. a. Seit 1869 gab G. mit F. Frankl die »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums« heraus, in der er selbst zahlreiche Arbeiten von Wert veröffentlichte. Schüler und Freunde huldigten G. zum 70. Geburtstag durch Herausgabe

einer »Jubelschrift« (Bresl. 1887, 19 Manographien). Bgl. Bloch, Heinrich G., ein Lebensbild (in der erwähnten Monatschrift, Bresl. 1904).

2) Leo, Physiker, Sohn des vorigen, geb. 26. Sept. 1856 in Breslau, studierte daselbst und in Berlin, wurde Assistent am physikalischen Institut in Strassburg, habilitierte sich 1883 als Privatdozent an der Universität in München und wurde 1893 außerordentlicher Professor. Er arbeitete besonders über Wärmeleitung und Wärmestrahlung, Mechanik, Hydrodynamik und Elektrizität. Für Winkelmans »Handbuch der Physik« bearbeitete er die meisten Artikel über Wärme und viele Abschnitte über Elektrizität. Er schrieb: »Die Elektrizität und ihre Anwendung« (11. Aufl., Stuttg. 1904); »Kurzer Abriss der Elektrizität« (3. Aufl., daf. 1903); »Kampendium der Physik« (3. Aufl., Wien 1902); »Das Licht und die Farben« (Leipz. 1900).

Graab (tschech. Ravě Grady), Stadt in Böhmen, Bezirksh., Kapitz, nahe der niederösterreich. Grenze, an der Staatsbahnlinie Wien-Gmünd-Eger, hat ein Bezirksgericht, Reste alter Stadtmauern, eine Pfarrkirche (von 1677), ein altes und ein neues Schloß (des Grafen Buquoy) mit schönem Park und großer Damäne, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei und (1900) 1596 deutsche Einwohner. In der Umgebung sind mehrere Wäldchen. Südwestlich von G. liegt der hochgelegene Markt Brännl mit Wallfahrtskirche, Eisenquelle und (1900) 500 Einw. Bgl. Leicht, Geschichte der Stadt G. (Graup. 1888) und der Herrschaft G. (daf. 1899).

Graun, lichtschwaches Weiß oder Mittelnuance zwischen Schwarz und Weiß, mit den Abstufungen Schwarzgrau, Dunkelgrau, Hellgrau, in der Regel aber durch Hinzutreten von etwas Rot, Blau, Gelb, Grün, Braun mannigfaltig nuanciert. Graue Farben sind in der Regel Mischungen und können in großer Mannigfaltigkeit hergestellt werden.

Graun, Rudolf Friedrich, protest. Theolog, geb. 20. April 1835 in Herzingen a. d. Berra, gest. 7. Aug. 1893 in Königsberg i. Pr., wurde 1861 Privatdozent in Marburg, 1866 außerordentlicher Professor daselbst, 1868 ordentlicher Professor in Königsberg. Er schrieb: »Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zur Religion und Wissenschaft« (Stuttg. 1864; 2. Aufl., Gütersloh 1867); »Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schrifttums« (daf. 1871—72, 2 Bde.); »Ursprünge und Ziele unserer Kulturentwicklung« (daf. 1875); »Bibelwerk für die Gemeinde: Neues Testament« (Bielef. 1876—80, 2 Bde.; 2. Aufl. 1890); »Das Selbstbewußtsein Jesu« (Köln 1887). G. war Mitbegründer der Zeitschrift »Der Beweis des Glaubens«.

Grauschke, f. Meräsche.

Grauschke (Hedropysa cinerea), f. Mitrils.

Graubraunstein, Erz, Mineral, f. Braunstein.

Graubünden (Bünden, franz. les Grisons, rätoroman. ils Grischuns, ital. i Grigioni), Kanton der Schweiz, ihren Südosten umfassend, grenzt östlich an Tirol, südlich an die Lombardei, westlich an Tessin und Uri, nördlich an Glarus, St. Gallen, Liechtenstein und Appenzel A. u. R., hat ein Areal von 7132,8 qkm (1295 Q.M.), wovon 9 qkm auf Seen entfallen, und ist somit der größte Kanton. G. ist ein Gebirgsland im strengsten Sinne des Wortes, ohne Ebenen, mit schmalen Talflächen und dem ausgeprägten Charakter der Kalkferrhebung (Abula-Alpen, Kästige Alpen mit ihren einzelnen Gruppen, wie Abula-, Silvretta-, Vernina-, Spöl-, Künstlerfaler- und

Plessur-Alpen, s. Alpen, S. 363 ff., und die einzelnen Artikel). Die Massenerhebung sonnt mannigfaltig zum Ausdruck, einmal durch die Hochtäler (Davos 1560 m, Rheinwaldtal 1400–1600 m, Engadin 1000 bis 1800 m), die relativ kleine Gipfelhöhe, die im allgemeinen sanften Wäldungen und ihre vorherrschende Bekleidung mit Wald und Weiden, die hohe obere Waldgrenze für Nadelholz (im Prättigau 1900 m, Engadin 2200 m), das Sinaufkreiden der Schneelinie (in der Silvretta 2750 m, im Bernina 2050 m), die relativ kleine Gletscherfläche von nur 395 qkm (5 Proz.) und die hohe Lage der Siedelungen. 1900 lebten 53,3



Wappen des Kantons Graubünden.

Proz. der Bewohner dauernd in einer Höhe von mehr als 1000 m, darunter 17,9 Proz. in mehr als 1500 m Höhe. Das Dörfchen Cresta im Avers liegt 1950 m ü. M.; die höchste ständige Wohnnng ist das Hospiz auf dem Güelapass (2388 m). Die Täler, soweit sie zum Rheingebiet gehören, bilden hauptsächlich das Gebiet des Vorderen (Vündner

Oberland) und des Hinteren (s. d.); unterhalb des Zusammenflusses beider Rheine öffnen sich gegen das Rheintal nur noch das Schanfigg und Prättigau, die von der Plessur, bez. der Langquart durchflossen werden. Das Pugebiet ist durch vier Täler vertreten: Rifos und Calanca, Vergell und Fuschlav; die entsprechenden Bogenflüsse heißen Moesa, Calancasca, Maira und Fuschlavino. Der Kanton, der Bach des Rünertals, fließt zur Etsch; zum Donaugebiet gehören das vom Inn durchflossene Engadin und dessen Nebentäler. Der Kanton ist reich an Seen, doch sind nur wenige von großem Umfang, wie die Seen von Sils und Silvaplana im Oberengadin, der See von Fuschlav und der Lago bianco am Berninapass.

Jugänge, Strahlen, Pässe. Die Hauptspitze der Nordseite bildet das Rheintal, durch das die Eisenbahn über Chur nach dem Vündner Oberland bis Ilanz und anderseits nach Chiaviso vorrückt; an die letztere schließt sich neuerdings die nach Samaden und St. Moritz im Engadin führende Albulabahn an. Die übrigen Jugänge sind, abgesehen von dem durch Befestigungen geschützten Luciensteig (727 m), bloße Gebirgspässe, wie das Schweizerlor (2170 m) und andre den Kanton von Romasion her überschreitende Pässe, der Segues- (2625 m) und der Panzer Pass (2407 m) nach dem Sersfistal, der Kreuzspass (2350 m) nach Uri. Die Hauptverbindung mit Uri, auf der Westseite, bildet die Oberalpstraße (2052 m), während südwärts nach Tessin und Italien mehrere fahrbare Übergänge führen: Lufmanier (1917 m), Bernardino (2063 m), Splügen (2117 m) und Bernina (2330 m); von Bergpfaden der Greinapass (2360 m) und der wilde Ruettopf (2557 m). Die natürliche Pforte nach O. bildet der Inn, dessen jenseitiger Ausgangspunkt bei Finstermünz die Straße aus dem Unterengadin über Raversch umgeht; eine kleine Straße führt über den Ospenapass (2155 m) ins Rünertal und von hier die 1900 eröffnete Unbraulstraße über das Dörmierloch (2512 m) nach der Stisser Hochstraße. Der Verkehr zwischen den einzelnen Tälern des Landes selbst benutzt eine Menge einsamer Bergpässe; die Strela (2377 m), die Scaletta (2619 m), der Septimer (2411 m) u. a. dienen auch der Touristenwelt, während Lenzengheide (1551 m), Zulier (2287 m) und Albulas (2315 m) die fahrbare Verbindung mit dem Oberengadin, die Straße über den Güelapass (2388 m) diejenige mit

Davos und dem Unterengadin vermitteln. Von Landquart, einer Station an der Eisenbahn Chur-Sargans, zweigt eine schmalfurige Abfahrsbahn durch das Prättigau über Klosters nach Davos ab. Das Klima in Graubünden ist dasjenige eines Hoch- und Gebirgslandes, weist aber große Verschiedenheiten auf. Das untere Rheingebiet und die Täler auf der Südseite der Alpen haben ein mildes Klima (Jahresmittel für Chur in 610 m Höhe 8,4°, für Calafagna, 700 m, 9,4°); je höher man in den Tälern steigt, um so mehr sinkt die mittlere Jahrestemperatur: Silvretta (1200 m) 5,2°, Silvretta (1430 m) 3,1°, Davos (1560 m) 2,8°, Sils-Maria (1810 m) 1,5°. Aber die leichte und trockene Luft, der heitere Himmel und die starke Sonnenstrahlung machen auch im Winter höhere Kältegrade erträglich. Die Niederschläge sind gering, im Rheintal unterhalb Chur 83 cm, in Davos und im Oberengadin je 100 cm.

Die Bevölkerung beträgt (1900) 105,085 Einw. (14 auf 1 qkm); davon sprechen 49 Proz. deutsch, 36 Proz. rätoromanisch (am Vorberstein, in einigen Gegenden am Hinteren, im Engadin und Rünertal), 14 Proz. italienisch (in den vier Tälern des Pugebiets). Von der Wohnbevölkerung (104,520 Köpfe) gehörten (1900) 55,371 (53 Proz.) dem reformierten, 49,585 (47 Proz.) dem katholischen Bekenntnis an. Bei der deutschen Bevölkerung überwiegen die Reformierten, während unter den Rätoromanen und Italienern das katholische Bekenntnis vorherrscht. Die Katholiken stehen unter dem Bistum Chur. Die Vündner sind ein ausgesprochenes Bergvolk; sie sind im allgemeinen hochgewachsen, dunkelhaarig, intelligent, energisch, genügsam, etwas bequem, zäh am Willen hängend, aber von hohem Unabhängigkeitsdrang. Sie wandern vielfach (besonders die Engadiner) des Erwerbs halber nach fremden Städten (s. Engadin). Für die Volksbildung sorgen Primar-, Real- und Fortbildungsschulen, die meist Winterschulen (mit 24–26 Schulwochen) sind. Von höhern Bildungsanstalten sind zu nennen: die vereinigte Kantonsschule (mit Lehrerseminar) und ein katholisches Priesterseminar in Chur, daneben ein (privates) Lehrerseminar nebst Gymnasium und Realschule in Chiaviso, die Klosterschule in Tisens, das Gymnasium Fredericianum in Davos, das Kollegium in Rovereto (Rifos), eine landwirtschaftliche Schule bei Landquart. Die Kantonsbibliothek zählt über 20,000 Bände.

Von der Gesamtfläche sind nur 3851,4 qkm (53,8 Proz.) produktiv, davon 2625,6 qkm Acker, Gärten, Wiesen und Weiden, 2,9 qkm Nebland und 1223,1 qkm Wald. Nicht weniger als 60 Proz. der Bevölkerung beschäftigen sich mit Urproduktion, vor allem mit Land- und Alpenwirtschaft. Der Ertrag des Ackerbaues reicht nicht für den Bedarf aus. Man baut besonders Roggen, daneben Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Mais, im Fuschlav Tabak. Der Weinbau ist auf das untere Rifos und das untere Rheintal bis Reichenau beschränkt. In den Weinbergen von Valans, in der Iogen, Verrschaf, wachst ein vorzüglicher Reishwein (»Kouplerer«) gebrüht, sonst sind die Vündner Weine meist rot. Große Mannigfaltigkeit herrscht an Obst, von den Kastanien des Vergell und den Sübrüchten des Rifos bis zu den nur im Oberengadin nicht mehr vorkommenden Kirchen. Nadelwald, darunter die Fichte, herrscht vor; nur im Prättigau ist die Buche häufig. Holzaustrub findet nach Glarus und Zürich statt. Wichtiger als der Ackerbau ist die Viehzucht. 1901 zählte man 4554 Pferde, 77,861 Kinder, mit 71,414 Stück die

meisten Schafe in der Schweiz, 45,206 Riegen und 22,004 Schweine; dazu kommen etwa 20,000 Berggasmasser Schafe und 4—5000 Kinder aus dem benachbarten Italien zur Sommerung in die Engadiner Berge. Von Kindern unterscheidet man zwei Klassen, das Braumvieh und das Grauvieh; ersteres vorherrschend im Rheintal, letzteres im Oberland. Die Kühe werden vielfach zur Aufzucht von Jungvieh gehalten; daneben überwiegt die Produktion von Butter gegenüber der Käsefabrikation. 1890 zählte man 800 Alpen mit etwa 68,000 Stößen (Weideland für je eine Kuh ausreichend). Die Viehzucht ist weit verbreitet und liefert in einigen Tälern (Tavetsch, Bergell) vortrefflichen Honig; im Unterengadiner wird etwas Seidenzucht betrieben. Im Hochwald findet man: Steinbär (der Kämmergeier ist seit kurzem verschwunden), Bär (seltener), Fuchs, Dachs, Gams, Murmettier, Fuchs und Reh (im Prätigau und Unterengadin), seltener Falm. Die fruchtbarsten Seen und Bäche sind reich an Forellen. Für die Hebung der Fischzucht wird durch Auslegung von Fischzuchtanstalten viel getan; es bestehen vier Fischzuchtanstalten. — Der früher nicht unbedeutende Bergbau liegt daneben, doch fehlt es nicht an brauchbarem Gestein (Grüschschiefer, Lavestein, Marmor etc.) und nupbaren Erzen (Eisen, Mangan, Kupfer, Zink, Silber etc.). Sehr groß ist der Reichtum an Mineralquellen. Mehrere von ihnen haben europäischen Ruf, so die Sauerbrunnen von St. Moritz, Tarasp-Schuls, St. Bernhard, Fideris, Ander und Fassugg, die schwefelhaltigen Gipswasser in Albano, Sernus und Le Prese. Noch zahlreicher sind die Luftkurorte im Oberengadin, Prätigau, dem Oberland, Bergell etc. Ein berühmter Standort für Touristen ist Pontresina; Davos und Arosa sind vielbesuchte Winterkurorte. Der Fremdenindustrie dienen 1900 mehr als 280 größere Hotels mit ca. 6000 Betten. Die Industrie ist nicht bedeutend und fabrikanlagen vereinigt. Die Herstellung von grauem Tuch wird als Hausindustrie betrieben. Es bestehen mehrere Säckereien, eine Baumwollspinnerei, ferner eine Pulver-, eine Maschinen-, eine Tuchfabrik in Chur, eine Papierfabrik bei Sanquar etc. Der einheimische Handel ist Vieh- und Holzhandel. Das Expeditionsgeschäft Churs hat seit Errichtung der Brenner- und der Gotthardbahn sehr verloren.

Der Kanton zerfällt in 14 Bezirke, 39 Kreise, 224 Gemeinden, bildet einen Nationalrats-Wahlkreis mit 5 Mandaten u. gehört in militärischer Beziehung zum 5. Divisionskreis. Die Verfassung, 2. Okt. 1892 vom Volk angenommen und 1. Jan. 1894 in Kraft getreten (S. 251), ist demokratisch. Der Volksabstimmung unterliegen alle Verfassungsänderungen, die Staatsverträge, Konföderate, gewisse Kategorien von Gesetzen, neue Ausgaben von mindestens 100,000 Fr. oder wiederholende Ausgaben von mindestens 20,000 Fr. etc. Das Recht der Initiative ist einer Zahl von 3000 stimmberechtigten Einwohnern eingeräumt. Das Stimmrecht beginnt mit Vollendung des 20. Lebensjahres. Das gesetzgebende Organ des Volkes bildet der Große Rat, der auf zwei Jahre (je ein Mitglied auf 1900 Einsp.) gewählt wird. Ihm steht die Vorberatung der der Volksabstimmung unterliegenden Fragen, die Vollziehung der Bundes- und Kantonsgesetze, der Erlass von Verordnungen in Landesangelegenheiten, der Entwurf des Budgets, die Aufsicht über die Landesverwaltung etc. zu. Die Exekutive übt der Kleine Rat aus, der aus 5 Mitgliedern besteht, die vom Volk auf 3 Jahre gewählt werden und

zweimal wieder wählbar sind. Alle drei Sprachen, die deutsche, italienische und romanische, dürfen als Landessprachen in der Verwaltung und vor Gericht gebraucht werden. Als Organe der Rechtspflege dienen die Vermittlerämter (Friedensrichter), Kreisgerichte (7 Mitglieder), Bezirksamte (7 Mitglieder) und das Kantonsgericht (9 Mitglieder). Die Mitglieder der ersten beiden werden auf 2 Jahre, die der beiden letzten auf 3 Jahre gewählt, sind aber immer wieder wählbar. Die Staatsentnahmen betrugen 1902: 1,204,975 Fr., die Ausgaben 2,186,682 Fr., das Defizit wird durch eine direkte Landessteuer gedeckt. Das Wappen von G. (s. Abbildung, S. 248) zeigt drei Schilde: 1) von Silber (auch Gold) und Schwarz gespalten (Oberer oder Grauer Bund); 2) mittlerer Schild: in Silber ein schwarzer Steinbock (Wotterhausbund); 3) von Blau und Gold geviert, mit einem von Gold und Blau gevierten Kreuz (Zehngerichtebund). — Die Landesfarben des Kantons sind Grau, Weiß und Blau. Hauptstadt ist Chur.

Geschichte.

Zur Zeit der römischen Herrschaft bildete G. einen wegen seiner Alpenlagen über den Julier, Septimer und Splügen wichtigen Teil der Provinz Raetia prima (s. Rätien). Von der Völkerwanderung wurde es nicht stark berührt, weshalb sich in seinen Tälern die rätoromanische Bevölkerung und Sprache erhalten haben. 536 wurde das durch die Bayern und Alemannen stark beschränkte Rätien von den Ostgoten an die Franken abgetreten. Anfänglich bildete es ein Ganzes unter einem Präses oder Herzog, welche Würde im 7. und 8. Jahrh. in dem Geschlecht der Viktoriden erblich war, die oft zugleich das Bistum zu Chur, wo seit 451 Bischöfe erwähnt werden, innehatten. Unter Karl d. Gr. zerfiel Rätien in mehrere Gauen, von denen Churrätien, im ganzen das heutige G. und Vorarlberg, der wichtigste war. Durch Wurfhart, den Grafen von Churrätien, der sich 917 zum Herzog von Alemannien aufschwang, wurde es mit Alemannien vereinigt. Durch Teilung der Grafschaften und Verleihung von Immunitäten zerfiel Churrätien allmählich in eine Menge von weltlichen und geistlichen Herrschaften; die größte war die des Bischofs von Chur, die im 14. Jahrh. die Stadt Chur, das Domleibsch, Oberhalbstein, Engadin, Münsieral, Fuschl, Bergell u. a. umfaßte. Als Bischof Peter im Begriff stand, die weltliche Verwaltung des Bistums an Österreich zu übertragen, vereinigten sich 1367 das Domkapitel, der bischöfliche Dienstadt, die Stadt Chur und die dem Gotteshaus zugehörigen «Täler» zum Schutz der Selbstständigkeit des Bistums. So entstand der Bund des gemeinen Gotteshauses oder der Gotteshausbund, der bald regelmäßige Tage abhielt und dem Bischof seine Mitwirkung bei allen wichtigen Staats-handlungen auftrug. 1395 schloßen der Abt von Disentis und die im Vorberetint begüterten Herren von Sax und Rätien nebst ihren Gemeinden ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des Landfriedens, dem bald auch die Grafen von Werdenberg für ihre Besitzungen am Vorberetint sowie verschiedene Gemeinden am Hinterrhein beitraten. 1424 wurde dieser obere oder graue Bund unter dem Namen zu Truns neu beschworen und erweiterte sich 1430 und 1496 noch durch den Beitritt der Herren des Nifflor und Calancatal. Nach dem Hinscheiden des letzten Grafen von Toggenburg knüpften sich die «Gerichte», die er in Mairisch und Malans, Prätigau, Davos, Schanigga und Churwalden deffen, eine Verbindung unter sich, den Zehngerichtebund (1436), um

den Folgen einer Teilung des Erbes vorzubeugen. Die drei Bünde traten dann untereinander wieder in dauernde Verbindungen, zuletzt der Zehngerichtebund mit dem Oberr Bund (1471); aber schon vorher (1468) erscheinen die »drei Bünde« als gemeinsam handelnder Staatskörper, der schon gegen Ende des 15. Jahrh. von dem dem Range nach voranstehenden Oberr Bund den Namen G. empfing. Ein alle drei Bünde umfassender ewiger Bundesvertrag wurde erst 23. Sept. 1524 zu Ilanz aufgesetzt. Die demokratische Entwicklung des neuen Gemeinwesens wurde dadurch begünstigt, daß Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. alle alträtischen Dynastengeschlechter ausstarben. Durch eine Reihe von Kostaufstärkungen bis ins 19. Jahrh. gingen bald nur einzelne Rechtsame, bald die Gesamtheit der geistlichen und weltlichen Herren auf die Gemeinden oder Gerichte über. So wurde nach und nach jedes der letztern ein souveräner Kleinstaat mit eigener Verfassung und Verwaltung; zwei oder mehrere Gerichte bildeten ein Hochgericht, das schon eine Art Bundesstaat war. So zerfiel der Obere Bund in 8 Hochgerichte und 19 Gerichte, der Gotteshausbund in 11 Hochgerichte und 21 Gerichte, der Zehngerichtebund in 7 Hochgerichte und 11 Gerichte. An der Spitze des Oberr Bundes stand der alljährlich auf dem Bundesstag zu Trunz erwählte »Landrichter«, an der des Gotteshausbundes der Bürgermeister von Chur (seit 1700 ein »Bundespräsident«) und an derjenigen der Zehngerichte der »Bundeslandammann«. Die gemeinsamen Behörden aller drei Bünde waren der »Bundesstag«, an dem der Obere 28, das Gotteshaus 23 und die Zehngerichte 15 Stimmen hatten, und der anfänglich zu Vazertol, seit 1524 aber abwechselnd zu Ilanz, Chur und Davos tagte, und für die laufenden Geschäfte der »Veitag«, der gewöhnlich aus den drei Bundeshäuptern bestand, mitunter aber auch noch durch Boten der Hochgerichte bis auf die Hälfte der gewöhnlichen Anzahl verstärkt wurde. Bundesbeschlüsse erlangten jedoch erst Gültigkeit, wenn die Mehrheit der Gemeinden sie bestätigte (Referendum); ein »Kongreß«, bestehend aus den drei Bundeshäuptern und je drei Vertretern jedes Bundes, verzierte die Abstimmung. Die Uebergänge Österreichs, das bereits im Besitz gewisser Herrschaftsrechte im Unterengadin und Münsterthal, 1477—97 den größten Teil des Zehngerichtebundes sowie Kägäns im Oberr Bund erwarb und G. gänzlich von sich abhängig zu machen suchte, bewirkten, daß 21. Juni 1497 der Obere und 13. Dez. 1498 der Gotteshausbund mit den sieben alten Orten der Eidgenossenschaft (ohne Bern) einen ewigen Freundschaftsvertrag schlossen. Der unmittelbar darauf folgende Schwabenerkrieg, in dem die Bündner den glorreichen Sieg an der Calven (22. Mai 1499) erröckten, gab dieser Verbindung die Bluttaufe. Seitdem galt G. als ein jugendwunder Ort der Eidgenossenschaft und nahm teil an ihren Feldzügen und Bündnissen. In den Mailänder Feldzügen erwarb es 1512 die Landschaften Bellin, Bormio und Gläven als Unteramtenland. Die Reformation fand auch in G. Eingang; nach einem Religionsgespräch zu Ilanz (7. Jan. 1526) erklärte der Bundesstag den Bischof aller weltlichen Gewalt verlustig und gewährte Glaubensfreiheit. Die religiöse Entzweiung sowie die Bündnisse mit dem Ausland machten G. im 17. Jahrh. zum Schauplatz grauenvoller Parteikämpfe. Das ganze Land spaltete sich in eine spanisch-österreichische und in eine französisch-venezianische Faktion; so oft eine Partei siegte, pro-

scribte sie die Gegner durch ein »Strafgericht«. 1620 erhoben sich die von Mailand aus sammelten Belliner im Einverständnis mit den geachteten Häuptern der spanischen Partei und erboten die im Land anwesenden Protestanten (Belliner Wod 20. Juli); ein empfindlicher Bürgerkrieg entbrannte, zugleich rühten die Spanier in Bellin, die Österreicher im Münsterthal ein. Die katholischen Eidgenossen leisteten im Interesse des Glaubens den beiden Mächten Vorschub, die Jäcker und Berner, die den evangelischen Bündnern zu Hilfe kamen, wurden von den Spaniern bei Tirano (11. Sept. 1620) geschlagen, worauf G. sich in den Mailänder Verträgen (15. Jan. 1622) zur Abtretung des Zehngerichtebundes, des Unterengadins, Münsterthals und Bellins an Österreich-Spanien bequemen mußte. Ein Aufstand der gewaltthätig bedrückten Prätigauer scheiterte (1622). Allein Richelieu wollte die Bündnerpässe nicht in den Händen der Habsburger lassen, ein französisch-schweizerisches Heer trieb die Österreicher 1624 aus G. heraus, und 1635 entriß Herzog Koban auch das Bellin den Spaniern. Die Bündner waren indes damit nur von einer Fremdherrschaft in die andre gefallen, bis ihre feindlichen Parteien unter der Leitung des verklagten Georg Jenatsch (f. d.) sich einigten und durch ein Bündnis mit Spanien-Österreich dem Abzug der Franzosen erzwangen (1637). Durch diese Ereignisse sowie durch die daraus hervorgehende dauernde Anlehnung Graubündens an Österreich loterte sich das Verhältnis des Landes zur Eidgenossenschaft derart, daß man es seitdem wieder als ein besonderes Staatswesen neben der Schweiz betrachtete, wiewohl Jürich und Marus 1540 auch mit den Zehngerichten und 1602 Bern mit allen drei Bünden ewige Bünde geschlossen hatten. Die französische Revolution fand den rätischen Freistaat, wie die Eidgenossenschaft, ohne einigende Organisation und von Parteien zerissen. Die Untertanen empörten sich, und als G. jögerte, nach Bonapartes Vorschlag die drei Landschaften als gleichberechtigten vierten Bund anzunehmen, vereinigte sie dieser mit der Cisalpinischen Republik (10. Okt. 1797), wobei das dort befindliche Vermögen dündnerischer Privatpersonen konfiskiert wurde. 1798 richtete die neubegründete Helvetische Republik an G. die Einladung, sich ihr anzuschließen; allein die Mehrheit der Gemeinden sprach sich dagegen aus. Als G. sogar österreichische Truppen aufnahm, rückte Massena ebenfalls ein (im März 1799), und das Land wurde der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Österreichern und Franzosen. Durch die Mediationsakte (1803) wurde G. endgültig der Schweiz einverleibt und bekam eine Verfassung, die zwar die Einteilung in Bünde und Hochgerichte sowie das Referendum beibehielt, aber den ehemaligen Bundesstag in einen Großen Rat, den »Veitag« in einen permanenten Kleinen Rat, den »Kongreß« in eine »Standeskommission« verwandelte und für Zentralisation der wichtigsten staatkundlichen Befugnisse sorgte. Am 4. Jan. 1814 wurde durch einen Auslauf von der österreichischen Partei die Aufhebung der Mediationsverfassung und die Eimberufung des alten Bundesstages erzwungen; doch stimmte die neue Verfassung vom 11. Nov. 1814, die noch Nachträge erhielt und erst 1820 als vollständig ins eidgenössische Archiv gelegt wurde, in allem Wesentlichen mit der Mediationsverfassung überein. Die Bemühungen Graubündens beim Wiener Kongreß, wieder zu den ihm entziffenen italienischen Provinzen zu gelangen, waren fruchtlos; doch ließ sich Österreich, das in deren Besitz blieb, 1833 herbei, den dabei be-

roublen Personen eine Abfindungssumme zu bezohlen. Durch eine Verfassungsrevision vom 1. Febr. 1854 wurde die historische Einteilung durch eine moderne in Bezirke, Kreise und Gemeinden ersetzt, durch eine weitere vom 23. Mai 1880 zum Referendum die Volksinitiative für Gelehe hinzugefügt. Am 2. Okt. 1892 wurde eine neue Verfassung angenommen (S. 249), welche die Ausübung der Volksrechte erleichterte, die Wahl der Regierung durch das Volk einführt und in dieser das Kollegialsystem durch das Departementalsystem ersetzte.

Bgl. Röder und Tschärner, Der Kanton G. (St. Gallen 1838); Theobald, Das Bündner Oberland (Chur 1861) und Noturbilder aus den Nätischen Alpen. Führer durch G. (3. Aufl., das. 1893); Ledner, G., illustrierter Reisebegleiter (das. 1903); E. v. Moor, Geschichte von Curiatien und der Republik gemeiner drei Bünde (das. 1870—74, 3 Bde.); Plonto: Das alte Nätien (Berl. 1872). Die curiatischen Herrschaften in der Feudalzeit (Bern 1881) und Geschichte von G. in ihren Hauptzügen (2. Aufl., das. 1894); v. Juvall, Forschungen über die Feudalzeit im Curiatischen Nätien (Zürich 1871); Sprecher, Geschichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert (Chur 1872—75, 2 Bde.); Planto, Die letzten Wirren des Freistaates der drei Bünde (das. 1859); Th. u. E. v. Mohr, Sammlung der Urkunden zur Geschichte Curiatien und der Republik G., fortgesetzt von Jedlin und W. u. o. (das. 1848—98, 6 Bde.); Th. v. Mohr, Archiv für die Geschichte der Republik G. (das. 1853—58, 5 Bde.); Nötis, Mitteilungen der Geschichtsforschenden Gesellschaft Graubündens (das. 1843—69, 4 Bde.); Jedlin, Volkswirtschafts- und G. (das. 1874—84, 3 Bde.); Plattner, Die Entstehung des Freistaates der drei Bünde (Davos 1895); E. u. A. Jedlin, Der Anteil Graubündens am Schwabenkrieg, Festschrift zur Calvefeier (das. 1899); Wogner u. v. S. o. l. s., Rechtsquellen des Kantons G. (Basel 1887); Jahresberichte der historisch-antiquarischen Gesellschaft (Chur 1871 ff.).

Graubündner Alpen, Bezeichnung für den im Kanton Graubünden gelegenen Teil der Nätischen Alpen; s. Alpen, S. 363, und die dort angeführten Gruppen.

Graubenz, Stadt (Stadtkreis) im preuß. Regbez. Morienwerder, am rechten, hohen Ufer der Weichsel, aber die hier eine Eisenbahnbrücke führt, hat 2 evangelische und 3 luth. Kirchen



Wappen von Graubenz.

(davon 2 Garnisonkirchen) und eine Synagoge. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1900) mit der Garnison (2 Infanterieregimenter Nr. 129 und 175, 2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 35 und 71, ein Bataillon Kavallerie Nr. 15 und 2 Eskadronen Jäger zu Pferde) auf 32,727 Seelen, davon 10,415 Katholiken und 816 Juden. Als Industriezweige sind zu nennen: Eisen- und Maschinenfabrikation, Fabrikation von Tapferwaren, Zigaretten, Tabak, Bürsten, Schuhwaren und Wagen sowie der Betrieb von Mähl- und Schneidemühlen. Der Handel, unterstützt durch eine Reichsbankstelle (Umsatz 1903: 152,0 Mill. M.) und andre öffentliche Geldinstitute, ist bedeutend in Getreide, Wolle, Vieh u. s. w. Für den Eisenbahnverkehr ist G. Knotenpunkt der Stettin-Berlin-Magdeburg-Köpenick-Marienwerder und Reichenhagen-Hagen-Hamburg; dem Verkehr in der

Stadt dient eine elektrische Straßenbahn. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine Oberrealschule, ein luth. Schullehrerseminar, eine Präparandenanstalt, 5 Waisenhäuser, ein Museum und ein Posthaus und ist Sitz eines Landgerichts sowie des Stabes der 35. Division, der 69. Infanterie, der 35. Feldartillerie und der 35. Kavalleriebrigade. Nicht an der Weichsel liegt der Schloßberg mit den Resten einer alten Ritterburg und schönen Anlagen. G., das alte Groden, erhielt 1291 Stadtrechte. — Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die fünf Amtsgerichte zu G., Morienwerder, Neuen, Neuenburg und Schwyz. — Die Festung G., jetzt Feste Courbière genannt, 2 km nördlich von der Stadt, an der Weichsel auf einem 86 m hohen Hügel, ist 1874 als Festung aufgegeben. Sie wurde von Friedrich II. 1772—76 angelegt und verteidigte sich unter Courbière ruhmvoll gegen die Franzosen vom 22. Jan. bis 9. Juli 1807. Bgl. Bonin, Die Feste G. (im »Archiv für Artillerie- und Ingenieurwissenschaften«, Bd. 81, 1877); Frölich, Geschichte des Graubenzers Kreises (2. Aufl., Groub. 1885, 2 Bde.); R. Fischer, G. und Feste Courbière (das. 1902); Konstein, Die Annalen der Stadt G. von 1563—1660 (das. 1904).

Graun du Roi (fr. *gr. du roi*), franz. Hofen und Seebad, f. Aiguesmortes.

Graue Brüder, früher bisweilen gebrauchte Bezeichnung für Franziskaner (f. d.).

Graue Hühner, f. Sardone.

Graue Mönche, f. Vallombroso.

Grauen (Graufen), f. Furcht.

Grauer Bund, f. Groubünden, S. 249.

Grauerle (Alnus incana), f. Erle.

Grauer Saß, f. Feuerwerkerei.

Grauer Star, f. Star.

Grauert, Hermann Heinrich, Geschichtsforscher, geb. 7. Sept. 1850 in Briegwall, studierte, besonders unter Bialy in Göttingen, Geschichte, trat 1877 als Praktikant beim bayerischen Reichsarchiv in München ein, habilitierte sich nach einem längeren Aufenthalt in Rom 1883 für Geschichte an der Universität und wurde 1885 ordentlicher Professor daselbst. Er gab 1885—90 *offen* und dann bis 1895 zusammen mit Pastor und Gustav Schnitzer das »Historische Jahrbuch« im Auftrage der Görres-Gesellschaft (f. d., S. 142) heraus, veröffentlichte darin zahlreiche Aufsätze, besonders »Papstwahlstudien« (1899) und schrieb »Die Herzogsgewalt in Westfalen seit dem Sturze Heinrichs des Löwen« (Paderb. 1877). Zusammen mit Feh und Weyerhoffer gab G. »Drei bayerische Erdbildungsbücher des 12. Jahrhunderts« (Münch. 1880) heraus und bearbeitete für die von Sybel und Sidel herausgegebenen »Kaiserurkunden« (Berl. 1880—90) die Ludwig des Bayern.

Graue Schwestern, häufige Bezeichnung der Barmherzigen Schwestern (f. d.). Im engeren Sinne versteht man unter G. S. die Mitglieder einer 1842 zu Reize gegründeten und unter dem Schutz der heil. Elisabeth gestellten, 1887 von Leo XIII. bestätigten Kongregation für Krankenpflege, die zurzeit etwa 1000 Schwestern in etwa 180 Niederlassungen (Unterhaus in Breslau) zählt. Bgl. Jungnick, Die Kongregation der Grauen Schwestern von der heil. Elisabeth (Bresl. 1892). S. auch Elisabethinerinnen.

Graufischer, f. Rüttelscher.

Graufische (Grifische), f. Fuchsfelle.

Graugans, f. Wäme, S. 321.

Graugant, f. Glühen.

Graugüldigerz, f. Fuchlerz.

Graudhof, Klosterort im preuss. Regbez. Hildesheim, Kreis Goslar, Knotenpunkt der Staatsbahntlinien Halle-Jellerfeld und Lehrte-G., ehemals Augustiner-Wandkloster (1803 aufgehoben), hat eine evang. Kirche und 196 Einw. Dabei entspringt eine Mineralquelle, aus der hauptsächlich der bekannte Forster Sauerbrunnen gewonnen wird.

Grau in Grau, i. Cammau.

Graufardinal (Parocaria), f. Kardinal.

Graufelchen, i. Alieuvogel.

Graul, 1) Karl, deutscher Missionar, geb. 8. Febr. 1814 in Wörth bei Dessau, gest. 10. Nov. 1864 in Erlangen, übernahm 1844 die Direktion der evangelisch-lutherischen Missionsanstalt in Dresden, die 1848 nach Leipzig verlegt wurde. Im Gegenzug zur Väter Mission wollte er nicht Einzel-, sondern Vollsbelehrung und verlangte daher von den Missionaren Eingehen auf die Kulturentwicklung der Völker. 1849 bis 1853 reiste er selbst über Palästina und Ägypten nach Ostindien, um tamulische Sprache und Literatur zu studieren (vgl. seine „Bibliotheca tamulica“, Leipzig 1854—65, 4 Bde.). 1861 gab er seine Stellung auf. In der theologischen Literatur erwarb er sich einen Namen durch seine „Untersuchungen über die verschiedenen christlichen Bekenntnisse“ (Leipzig 1846, 13. Aufl. von Seeburg, 1889) und „Die christliche Kirche an der Schwelle des jenseitigen Zeitalters“ (Dall. 1860); für weitere Kreise bestimmt war seine „Reise nach Ostindien“ (Dall. 1854—56, 5 Bde.). Vgl. Hermann, Dr. Karl G. und seine Bedeutung für die lutherische Mission (Halle 1867).

2) Richard, Kunstgelehrter, geb. 24. Juni 1862 in Leipzig, wandte sich nach wiederholtem längern Aufenthalt in Paris 1886 dem Studium der Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte zu und promovierte 1888 mit einer Schrift: „Beiträge zur Geschichte der dekorativen Skulptur in den Niederlanden während des 16. Jahrhunderts“ (Leipzig 1889). Als Sekretär der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst nach Wien berufen, redigierte er dort ihre Publikationen: „Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart“ und „Die graphischen Künste“, in denen er eine Anzahl von Studien über moderne Kunst veröffentlicht hat („Die deutsche Radierung und Lithographie“; „Drei deutsche Naturalisten: Liebermann, v. Uhde, Kühle“, Hans Schwabinger, v. J. v. v. Kaulbach u. a.), die z. T. auch in Sonderausgaben erschienen sind. Nach mehreren Studienreisen trat er 1892 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in den Dienst der königlichen Museen und später der Nationalgalerie in Berlin, ging 1895 zum Kunstgewerbemuseum über und wurde 1896 als Direktor an das Kunstgewerbemuseum in Leipzig berufen. Ausser zahlreichen Beiträgen zu Fachzeitschriften veröffentlichte er ferner: „Die antiken Porträtmalerei aus dem Fajum“ (Leipzig 1888); „Einführung in die Kunstgeschichte“ (Dall., 5. Aufl. 1902); „Die Pflanze in ihrer dekorativen Bewertung“ (Dall. 1903); „Dekoration und Mobiliar des 18. Jahrhunderts“ (Berl. 1904, in den „Handbüchern der königlichen Museen“). Die kunstgewerblichen Ergebnisse der Pariser Weltausstellung von 1900, zu der er als Juror berufen worden war, fasste er mit einer Anzahl von Fachgelehrten zusammen in der Schrift: „Die Krisis im Kunstgewerbe“ (Leipzig 1901). Mit H. Stettiner redigiert er „Epemans Museum“ (Stuttgart, seit 1896), und mit H. Bornmann gibt er das Sammelwerk „Die Baukunst“ (Dall., seit 1897) heraus.

Graulhet (spr. groß), Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrond. Lavaur, am Tarn, über den eine

Brücke aus dem 16. Jahrh. führt, mit Gerberei, Hut- und Bierwarenfabrikation und (1900) 5529 (als Gemeinde 7900) Einw.

Grauliegender, Schichtenkomplex an der Basis des Jochsteins, f. Dyasformation.

Graulung, Vogel, f. Gimpelbäher.

Graumanganz, Mineral, (sowie wie Braunstein (s. d.).

Graun, Karl Heinrich, Komponist, geb. 7. Mai 1701 in Bahrenbrück bei Torgau, gest. 8. Aug. 1759 in Berlin, war Solist im Chor der Kreuzschule in Dresden, wurde 1725 als Tenorist nach Braunschweig berufen, bald darauf aber dofeldst zum Vicekapellmeister ernannt. 1735 kam er als Kammerfänger des Kronprinzen (nachmals König Friedrich II.) nach Rheinsberg und wurde 1740, nach Friedrichs Thronbesteigung, zum Kapellmeister ernannt und mit der Errichtung einer Oper in Berlin beauftragt, wozu er die Gesangskräfte in Italien engagieren mußte. G. hatte schon in Braunschweig eine Reihe Opern, in Rheinsberg dagegen hauptsächlich Kammerkantaten und Arien für den König und andere Instrumentalwerke geschrieben. In Berlin nahm er die Opernkomposition wieder auf und bestrich neben Haffs bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges die Berliner Bühne. Ausser 34 Opern und vielen Kantaten hat G. eine große Zahl von Kirchenkompositionen geschrieben, unter denen „Der Tod Jesu“ (1755) hervorsticht, der noch heute in Berlin zur Aufführung kommt, ferner ein Te Deum auf die Schlacht bei Prag. — Sein Bruder Johann Gottlieb, geb. 1699 in Bahrenbrück, gest. 27. Okt. 1771 als Konzertmeister in Berlin, war einer der fruchtbarsten und begabtesten Instrumentalkomponisten seiner Zeit: Symphonien, Ouvertüren (Orchesterjuiten), Violinlizenzen, Triosonaten, Quartette u. a.

Graunisch (spr. graun), ein bis zur neuern Zeit in der Kathebrale zu Reg aufbewahrtes Abbild des angeblich vom heil. Clemens dofeldst erstiegenen Drachen, der am Freitag des Heiligen in Prozession durch die Stadt geführt wurde, ebenso wie der von der heil. Martha getödete Tarasque vom Tarascon und der Trache von Fontiers, den die heil. Hubgunde erlegt haben sollte. Vgl. Trache und Schlangendienst.

Graupapier, f. Papagieren.

Graupeln, kleine kugelförmige, undurchsichtige, leicht zerdrückbare Schneebälle, die nur zuweilen mit einer Eisschicht umgeben sind (Niesel). Sie entstehen, wenn Schneekristalle der Temperaturen nahe dem Gefrierpunkte durch überhitzte Wassertropfen vereinigt werden. Sie fallen bei windigem Wetter in Schauern, namentlich im Frühjahr bei schwachem Frost an der Erde oder in der Höhe; tags sind sie häufiger als nachts. Etwaigen Schneefällen gehen sie stets voran. Im Hochgebirge sind sie häufiger als unten und begleiten dort stets die Gewitter.

Graupen, enthielte und entkifte, durch Schalen, Abreiben, Schleifen und Polieren gerundete Gersten oder Weizenkörner. Oft werden die Körner auch mehrfach zerdrückt und die Bruchstücke zu G. gerundet. Am gangbarsten sind Gerstengraupen (Koch- oder Röllgerste und feinere Perlgraupen). Eine bewährte Graupenmühle hat einen sehr grohen, mit einer horizontalen Achse sich drehenden Mühlstein, umgeben von einer mit Reiben ausgetragenen Hülle, die sich dem Stein entgegengekehrt dreht. Die aus einem Kumpf in der Steinmitte zugeführten Körner werden zwischen Stein und Hülle so lange in spiralförmigen Bahnen herumgeführt und abgerieben,

bis sie den Boden erreicht haben. Nach dem Berg-
gruppen und der feineren Sorten auch vor jedesmaligem
wiederholten Aufschütten dringt man das Mahlgut
auf Sauber- und Sortierwerke und reibt oder
poliert die G. schließlich wohl auch noch zwischen Läu-
fern ohne Reibsteinbeschläge oder in besondern Polier-
maschinen. Für feinere G. zerbricht man die ge-
reinigten oder entküllten Körner zunächst auf gewöhn-
lichen Mahlgängen (Reibgängen) oder auf nach
Art der Kaffeemühlen konstruierten Reibmaschinen,
oder zerstampet sie mit Stößel mehr oder weniger voll-
ständiger Schneidwerke (Spaltmaschinen), deren
drechselbare Reißer die Körner rechtwinklig zur Länge hal-
bieren oder zwei- bis dreimal teilen. 17 Ztr. Gerste lie-
fern 11—12 Ztr. ordinäre, aber nur 5—6 Ztr. extra-
feine oder 3—4 Ztr. Berggruppen. G. aus unreifen
Dinkelstörnern bilden das Grün Korn (f. d.). — G. hei-
ßen auch größere Erzformer, die bei der Aufbereitung
gewonnen werden (f. Tafel „Aufbereitung I“, S. II).

Gruppen, Stadt in Böhmen, Bezirksamt Teplitz,
340 m ü. M., in einer Talschlucht am südlichen Ab-
hang des Erzgebirges, an der Staatsbahnlinie Bo-
denbach-Rommtau gelegen, mit Schloßruine, Braun-
steinbergbau, Zinnhütte, Fabriken für Bänder,
Birchwaaren und Leder, hat 1900 3543 deutsche Ein-
wohner. Dabei zwei vielbesuchte Aussichtspunkte, die
Rosenburg und Wilhelmshöhe, nahe östlich
Klariashain (f. d.). Auf der Höhe des Erzgebirges
über G. steht das Rückenstücken (805 m). G.
wurde im Hussitenkrieg 1429 zerstört, 1478 zur Stadt
und 1547 zur königlichen Bergstadt erhoben. Vgl.
Hallwich, Geschichte der Bergstadt G. (Wrag 1868).

Gruppenpulver, von Stoglund und Wollenburg in
Schweden angegebenes Schießpulver aus Schießbaum-
wolle und salpetersaurem Ammoniak.

Graufame Pflanze, f. Physianthus.

Graufacht, f. Spedite.

Graufischlangerz, Mineral, soviel wie Antimonglanz (f. d.).

Gravich, f. Kind.

Gravwade, ein in der Regel mittelförmiges Kon-
glomerat, dessen Bestandteile (Quarz, Kieselsteine,
Tonsteine) durch ein gewöhnlich dunkel gefärbtes,
tonig-kieseliges oder kieseliges Bindemittel verklebt
sind. Glimmerfäulende oder feinförmige und dann
sandsteinartige Gravwaden sind oft deutlich schieferig
(Gravwadensteine), Gravwadensteinschiefer,
Gravwadenstein, Sparagmit der
nordischen Geologen). Im Silur und Devon sowie in
der Karbonfazies der Kohlenformation spielen die Grauw-
aden eine große Rolle; so gehört ein Teil der G.
des Unterbajers, zumal der nach ihrem Vorkommen
bei Elbingerode und bei Tanne als Elbingeroder
und Tanner G. bezeichneten G., zum Karbon.

Gravwaden der Haare, f. Haarkrankheiten.

Gravwert, f. Reb.

Grav (fr. grav), Charles, Hellenist, geb. 23.
Nov. 1852 in Verrières, gest. 13. Jan. 1882 in Paris,
studierte in Paris und wurde 1873 Repetitor an der
Ecole des hautes-études dasselbst sowie Vektor der
«Revue de Philologie» und der «Revue critique»
und 1881 kurz vor seinem Tode zum Maître de con-
férences an der Faculté des lettres ernannt. G. hat
durch die Verbreitung der strengen Methode Deutsch-
lands die griechischen Studien in Frankreich gehoben.
Außer mannigfachen Beiträgen in Zeitschriften (z. T.
gesammelt als «Notices bibliographiques et autres
articles», 1884) veröffentlichte er: «Notices som-
maires des manuscrits grecs de la grande Biblio-

thèque de Copenhague» (Par. 1879), «Essai sur
les origines du fonds grec de l'Escurial» (dof. 1881)
sowie Ausgaben von Blutarch's «Demosthenes» (1881)
und «Cicero» (1881). Nach seinem Tod erschienen:
«Les textes grecs publiés par Charles G.» (1886);
«Notices sommaires des manuscrits grecs en Suède»
(Hrsg. von Martin, 1889); «Facsimiles de manu-
scrits grecs d'Espagne» (1891); «Notices des ma-
nuscripts grecs d'Espagne et de Portugal» (1892).

Grav, der Tiernamen Abkürzung für Joh. Ludw.
Karl Grabenhorst (f. d.).

Gravamen (lat.), Beischwerde (f. d.). Grava-
mina hießen im ältern deutschen Staatsrecht auch die
von Landständen über Gebrechen der Rechtspflege u.
erhobenen Beschwerden, daher die dadurch veranlaßten
Gesetze Resolutiones gravaminum, Erledigungen
jener Beschwerden, genannt wurden. Bekannt sind
die Gravamina nationis germanicae, die Beschwerden,
welche die deutsche Nation gegen den Papst wegen
Eingriffe in ihre Rechte und wegen der geün-
steten Kirchenzucht führte. Die 1522 dem Papst über-
sandten 100 Gravamina nationis germanicae er-
schienen in Nürnberg 1523 in deutscher und lateini-
scher Sprache. Gravaminieren, Beschwerde führen.

Gravania (lat.) f. Gravieren.

Gravation (lat.) f. Gravieren.

Grave (ital.), schwer, ernst, häufig als Überschrift
der pathetisch gehaltenen Einleitungen von ersten
Symphonie- oder Sonatenfäßen; zugleich Tempo-
bestimmung, etwa soviel wie Largo (sehr langsam).

Grave, Stadt in der niederl. Provinz Nord-
brabant, am Südufer der Waas, mit Rattumbräuderei,
Leder-, Zigarren- und Tabakfabrikation, emigem
Handel und 1900 2572 Einn. Während des nieder-
ländischen Befreiungskriegs wurde G. 1602 durch
Korix von Cranien den Spaniern entrissen, 1672
von den Franzosen genommen, aber 1674 durch Wil-
helm von Cranien wiedererobert.

Gravedo (lat.), Stockschnupfen.

Gravedona, Flecken in der ital. Provinz Como,
am westlichen Ufer des Comersees, mit einer für den
Kardinal Galli von Tidalbi 1586 erbauten Villa (jetzt
Palazzo Sero), monumentalen Kirchen, Baptisterium
aus dem 12. Jahrh. und (1901) ca. 1200 (als Gemeinde
1706) Einn.

Gravelines (fr. grave'line, deutsch Gravelingen),
Stadt im franz. Depart. Nord, Arrond. Dünkirchen,
an der kanalisiert. Ma., 2 km von der Korbsee, an der
Nordbahn, mit Festungsmauern, einem durch
Verbandung leidenden Hafen, betreibt Schiffbau,
Bierbrauerei, Zuderfabrikation, Fischerei (auch Stod-
fischfang), Handel und hat 1900 2375 (als Gemeinde
6202) Einn. G. ist Sitz mehrerer auswärtiger Kon-
sulate. Dabei liegen die nach ehemaligen spanischen
Reboutsen benannten Ortschaften Grand-Port-Philippe
(3259 Einn.) und Petit-Port-Philippe. — Die Stadt
wurde um 1160 von Theobert von Flandern an-
gelegt, 1383 von den Engländern genommen und ver-
brannt. Verloren wurde sie durch den Sieg der Spanier
unter Egmond über die Franzosen 13. Juli 1568.
1644 von den Franzosen erobert, wurde G. im Pyre-
näischen Frieden förmlich an Frankreich abgetreten.

Gravelotte (fr. grave'lote), Dorf im deutschen Be-
zirk Lothringen, Landkreis Metz, hat eine kath. Pfarr-
kirche und 1900 573 Einn. Vier fast 18. Aug.
1870 die dritte Schlacht um Metz (f. d. mit «Karte
der Schlachten bei Metz» statt; obwohl die Entschei-
dung des Tages nicht bei G., sondern bei St. Privat
fiel, so wird die Schlacht doch nach erstem Ort

genannt, weil während desselben das große Hauptquartier des Königs Wilhelm sich dort befand. Bajazet hatte seine Armee von 180,000 Mann nach der Schlacht von Bianbiou (s. d.) 16. Aug. näher an Mey heran auf dem Höhenrücken zwischen Roncaurt und Mazyrieuilles in ausgezeichneter Defensivstellung aufgestellt. Deutscherseits waren von der ersten Armee das 7. und 8., von der zweiten das 3., 9., 10., 12. und Gardekorps zur Stelle. Das 2. von Pont-d'-Aumont in Annarich (210,000 Mann mit 726 Geschützen). Um den rechten französischen Flügel zu umfassen, bekam das 9. Korps Befehl, ihn mit Artillerie anzugreifen, während das Garde- und 12. Korps die Umgehung ausführen sollten. Doch die feindliche Stellung reichte nicht nur, wie man vermutete, bis Annanvillers, sondern viel weiter nach Norden, die Umgehung kostete viel mehr Zeit; so geriet die Artillerie des 9. Korps in große Verdrängung, erlitt ungeheure Verluste und mußte zwei Geschütze in den Händen der Franzosen lassen. Auch die Infanterie hatte einen schweren Stand; die 18. Division kam nicht über Chantremme, die 25. nicht über das Bois de la Cuisse hinaus und mußte in ungünstigen Stellungen das verderbende Geschosspfeifer auswechseln. Inzwischen hatten auch das 7. und 8. Korps den Kampf begonnen. Die tiefe, nur von einem schmalen, hohen Straßendam durchschnittenen Einlenkung des Kanals erschwerte den Angriff auf die Höhe von Moscou und Point du Jour außerordentlich. Mit Mitternacht wurde der Nachschub St.-Hubert erabtet und behauptet, ein unzeitgemäßes Vorgehen der 1. Kavalleriedivision auf Anordnung des Generals Steinmetz verursachte zeitweise eine allgemeine Störung und Verwirrung, aber ein gegen Abend im Verein mit dem eben eingetroffenen 2. Korps unternommener allgemeiner Angriff der ersten Armee brachte den Übergang von Moscou und Point du Jour, jedoch nicht diese Höhen selbst in die Gewalt der Deutschen, die, durch die Dunkelheit gezwungen, das Geschloß abzubringen, sich nicht vor den französischen Linien sammelten, um am andern Morgen den Kampf fortzusetzen. Währenddessen war aus dem linken Flügel bei St.-Privat bereits die Entscheidung zugunsten der Deutschen gefallen. Das Garde- und 12. Korps hatten am Nachmittag St.-Marie genommen, und während das letztere auf Roncaurt marschierte, hatte der Kommandeur der Garde (Prinz August von Witttemberg) die 8. Brigade zur Unterstützung des 9. Korps gegen Annanvillers vorgeschickt, mit den drei übrigen, ohne die Wirkung der Artillerie und die Umgehung der Sachsen abzuwarten, um 5 1/2 Uhr einen Angriff auf das festungsartig aus einer sanft ansteigenden Höhe liegende St.-Privat versucht, der trotz großer Verluste mißlang. Erst als die Artillerie das Dorf in Brand geschossen hatte und um 7 Uhr die Sachsen nach Einnahme Roncourts von Norden gegen St.-Privat vordrangen, hatte ein zweiter gleichzeitiger Angriff dieser und der Garde Erfolg. Der in der Luft schwebende rechte Flügel der Franzosen (6. Korps Canrobert) wurde völlig zerstückt und in das Masséat hinabgeworfen. In der Nacht traten auch das Zentrum und der linke Flügel den Rückzug an. Das Ziel des Kampfes, dem Feind alle Wege nach Westen zu verschperren, war erreicht; die Zernierung von Mey wurde sofort (19. Aug.) ausgeführt. Die Verluste des 18. Aug. waren allerdings sehr groß, 328 Offiziere, 4900 Mann tot, 571 Offiziere, 14,000 Mann verwundet (davon allein bei der Garde 307 Offiziere, 7900 Mann Tote und Verwundete), während die Franzosen nur 13,000 Mann ver-

laren. Vgl. das preussische Generalstabswerk: »Geschichte des deutsch-französischen Kriegs«, Bd. 1, Heft 6.

Gravelure (franz., von *graveure*), verblümte Zote.

Gravenbee, 's, Ort auf Beierland (s. d.).

Gravenhage, 's, f. Haag.

Gravenhork, Johann Ludwig Karl, Entomolog, geb. 14. Nov. 1777 in Braunshweig, gest. 14. Jan. 1857 als Professor der Naturgeschichte und Direktor des Zoologischen Museums in Breslau; er schrieb: »Coleoptera microptera brunsvicensia« (Braunschweig, 1802); »Monographia coleopterorum microptero-rum« (das. 1806); »Ichneumonologia europaea« (Bresl. 1829, 3 Bde.); »Deliciae Musei zool. Vratislavienensis« (Leipz. 1829); »Vergleichende Zoologie« (Bresl. 1843—45, 2 Tle.).

Grävin, Wilhelmine von, Geliebte des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg (s. Eberhard 6.).

Gravenreuth, Karl, Freiherr von, Afrika-reisender, geb. 12. Dez. 1858 in Wünnchen, gest. 5. Nov. 1891, trat 1877 in die Armee ein, ging 1885 in den Dienst der Ostafrikanischen Gesellschaft über, nahm 1888—89 rühmlichen Anteil an der Wiedererwerb des Araberastandes und siegte 19. Okt. 1889 bei Jamba. Zum Hauptmann befördert, wurde G. mit der Leitung einer Expedition in das Hinterland von Kamerun betraut, fiel aber auf einem Zuge gegen die Bahviri bei der Errichtung von Wua.

Gravensteen Roer (Gravensteen Raer), der innerste, jetzt eingedämmte Teil eines Hards der Insel Heros.

Gravenstein, Neden im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Wittenberg, unweit des Küblers Kaar, einer Bucht des Hensburger Fusses, Anknüpfung der Staatsbahnlinie Kattburg-Sandenburg und der Kleinbahn Wittenberg-G., hat eine evang. Kirche, ein herzogliches Schloß mit großem Gut, berühmten Obstdau, ein Seebad und (1900) 1489 Einw.

Gravensteiner, f. Apfelbaum, S. 612, unter Knibben.

Gravelent (lat.), stark abtrocknend.

Graves (franz., von *grave*), weisse und rote Bordeauxweine des Depart. Gironde. Sie sind forperrlich und bauerhaft; die roten werden meist als Médoc verkauft.

Gravensand (eigentlich Storm van s'G.), Wilhelm Jakob, Philosoph und Mathematiker, geb. 27. Sept. 1688 in Herzogenbusch, gest. 28. Febr. 1742 in Leiden, studierte in Leiden die Rechte, dann Mathematik und Physik. Seit 1713 gab er das »Journal littéraire« heraus, das von 1722 an in Leiden u. d. T.: »Journal de la république des lettres« bis 1736 fortgesetzt wurde. 1715 ging er als Sekretär der Gesellschaft der Generalstaaten nach London, 1717 wurde er Professor der Mathematik und Astronomie und 1734 auch der Philosophie in Leiden. Er war der erste außerhalb Englands, der sich öffentlich zu Newtons Lehre bekannte, arbeitete auch über Elektrizität und erfand den Helioskop. Seine Hauptwerke sind: »Physicae elementa mathematica experimentis confirmata, sive introductio ad philosophiam Newtonianam« (Leiden 1720—21, 2 Bde.; Supplement u. 2. Aufl. 1725; 3. Aufl. 1742); »Philosophiae Newtonianae institutiones« (das. 1723, 2 Bde.; 3. Aufl. 1742). Eine Sammlung seiner »Kavres philosophiques et mathématiques« erschien in Amsterdam 1774 in 2 Bänden.

Gravedend (franz. *graveend*), Stadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Kent, am südlichen Ufer der Themse, unterhalb London, ist Poststation

für ankommende Schiffe und Hauptstich des Royal Thames Yacht Club, mit zahlreichen Belustigungsorten (Kobbeville Gardens u.), die von den Londonern an Sonn- und Festtagen stark besucht werden. W. treibt ansehnlichen Fischfang (besonders von Garnelen) und Gemüsebau (namentlich Spargel, für London) und hat (1901) 27,196 Einw. Unterhalb der Stadt liegt New Tavern Fort, gegenüber Tilbury Fort (s. d.). Noch weiter unten verteidigen zwei Forts den Eingang der Themse.

Grabeur (franz., *gr. -eur*), einer, der mit dem Grabstichel arbeitet, Stempelschneider, Kupfer-, Stahlstecher u.; s. Gravieren.

Gravh., Gravenh., bei Tiernamen Abkürzung für Joh. Ludw. Karl Gravenhorst (s. d.).

Graviditas extra-uterina, s. Schwangerschaft. **Gravidität** (lat.), Schwangerschaft; Gravidia, eine Schwangere.

Gravüre (*fr. gravier*), Coroline, Pseudonym, s. Kuelens.

Gravieren (v. lat. *gravare*), beschweren, drücken, belasten, zur Last fallen; Gravia, beschwerende, verschlimmernde (gravierende) Umstände (s. Störungseffung); Gravation, Beschwerung, Belohnung.

Gravieren (franz. *graver*, v. deutschen »graden«), Erzeugung von erhabenen oder vertieften Zeichnungen, Schriftzügen u. auf Bleischieben, Stempeln u. zur Verzierung oder Verzierung als auch zum Zweck des Abdrückens oder Abgießens durch Herausheben von kleineren oder größeren Teilen der mittels Grabstichel oder durch Einrücken oder Einschlagen von Vertiefungen mittels Punzen. Die Gravierungskunst im ausgedehnten Sinn umfaßt viele Zweige, wie das Steinschneiden, die Stempelschneidekunst, das Schriftschneiden, das Siegelschneiden, das Formschneiden oder Formstechen, die Holzschnittkunst, die Kupferstecherkunst, die Klobierung, den Notenschneiden, den Steinschnitt. W. nennt man auch das Einschleifen von Ornamenten in Glasgefäße und Geräte. Das W. ist meist Handarbeit, doch werden oft auch Graviermaschinen angewendet, um Linien in Metall zu reifen, insbes. Parabollinien, deren richtige und gleiche Entfernung und Stärke aus freier Hand mittels des Grabstichels oder der Klobieradel nicht zu erreichen wäre. Hierher gehören auch die Teilmaschinen (s. d.), womit Einteilungen von Kreisen und geraden Linien auf Metall gezeichnet werden, die Guillochiermaschinen (s. Guillochieren), die Linierer oder Schraffiermaschinen (s. d.). Vgl. Bonff, Anleitung zur Gravierungskunst (Leipzig, 1896).

Gravierungsmaschine, s. Präße, S. 35, Gravieren und Guillochieren.

Gravitrada (neulat., »schwerfällig Einhererschreitende«), Kreisfahrräder, Gruppe der Zahnräder (s. d.).

Graville-Sainte-Voronine (*fr. graville - sainte-voronine*), Afdien im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Le Havre, zwischen Havre und Paris auf dem rechten Seineufer und an der Westbahn gelegen, hat eine ehemalige Abtei mit romanischer Kirche, Schlossruinen, eine große Glashütte und (1901) 8368 (als Gemeinde 12,012) Einw.

Gravimeter (lat. -griech., »Schweremesser«), soviel wie Wägemesser (s. d.).

Gravina in Puglia (*fr. gravina*), Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Altamura, in dem tief eingeschnittenen Tal des Gravina, eines Nebenflusses des Bradano, und an der Eisenbahn Rocchetta Sant'Antonio-Vicenza del Colle, Bischofsst., hat eine Kathedrale (aus dem 15. Jahrh.), ein Gymnasium und eine Technische

Schule, betreibt Kalkbrennerei, Vieh-, besonders Pferdezücht., hat Jahrmärkte, Steinbrüche und (1901) 18,685 Einw. Über der Stadt erhebt sich ein von Kaiser Friedrich II. erbautes Schloß. Den Titel eines Herzogs von Gravina erhielt zwei Wochen vor seinem frühen Tode der 1928 zum Bischof von Neapel ernannte Philibert de Chalons, Prinz von Drenen und Fürst von Vellei (geb. 18. März 1502, gest. 3. Aug. 1530 in der Schlacht bei Gavinana), durch Kaiser Karl V.

Gravis (lat.), schwer, gewichtig; von Tönen sowie wie tief. S. auch Akzent.

Graviscá, etrusk. Stadt im Gebiet von Tarquinii, seit 181 v. Chr. römische Kolonie, bekannt durch ihren Wein wie durch ihre ungeheure Luft. Wahrscheinlichste Lage ist beim heutigen Porto San Clementino, südlich von der Mündung des Tevere.

Gravität (lat.), Würde, feierlich ernstes Wesen; gravitativ, würdevoll.

Gravitation (neulat., v. lat. *gravis*, schwer, Schwerkraft), die von Newton nachgewiesene Anziehung, die je zwei Massen im geraden Verhältnis ihrer Massen und im umgekehrten Verhältnis des Quadrats ihrer Entfernung aufeinander ausüben. Bezeichnen m und m' die Massen zweier Stoffteilchen, r ihre Entfernung und f einen unveränderlichen Proportionalitätsfaktor ($f = \frac{1}{4\pi\epsilon_0}$), der nur von der Zahl der Grundeinheiten für Masse und Entfernung abhängt, so wird diese Anziehungskraft ausgedrückt durch $f \cdot \frac{m \cdot m'}{r^2}$. Aus den von Kepler entdeckten Gesetzen der Planetenbewegung folgt, daß die Planeten von der Sonne nach diesem Gesetz angezogen werden. Durch einen fallenden Apfel, so erzählt man, wurde Newton auf den Gedanken gebracht, daß die Schwerkraft nichts andres sei als die von dem Erdbörper ausgeübte Massenanziehung und sich nicht bloß an der Erdoberfläche durch den Fall der Körper äußere, sondern sich mit abnehmender Stärke bis zum Mond und darüber hinaus erstreckt und lehrte zwingt, die Erde zu umkreisen, ja daß auch die Planeten durch die Anziehungskraft der Sonne in ihren Bahnen erhalten werden. Aus astronomischen Beobachtungen weiß man, daß der Mond, der vermöge der Trägheit in jedem Augenblick bestrebt ist, längs der Berührungslinie seiner Bahn geradeaus zu gehen, in jeder Sekunde gegen die Erde hin eine Beschleunigung von 0,00271 m erfährt. Ist nun diese Beschleunigung eine Äußerung der Schwerkraft, die bekanntlich einem fallenden Körper am Äquator der Erde eine Beschleunigung von 9,81 m erteilt, so muß sich die Mondbeschleunigung nach obigem Gesetz aus der Fallbeschleunigung berechnen lassen. Da die Entfernung des Mondes von der Erde 60 Erdbahnmessern beträgt, derselbe also 60mal weiter von dem Erdmittelpunkt entfernt ist als ein Punkt des Äquators, so mußte die Mondbeschleunigung 60×60 oder 3600mal kleiner sein als die Beschleunigung eines an der Erdoberfläche fallenden Körpers, also $9,81 : 3600 = 0,00271$ m. Durch die vollkommene Übereinstimmung dieses Wertes mit dem aus den astronomischen Beobachtungen abgeleiteten ist der sichere Beweis geführt, daß die Schwerkraft und die allgemeine Anziehungskraft, die den Weltkörper ihre Bewegungen vorwärtschreit, ein und dasselbe sind.

Die Anziehung, die ein Körper auf irgend ein Massenstück ausübt, entspringt aus dem Zusammenwirken aller von den einzelnen Massenstückchen des Körpers ausgehenden Einzelkräfte. Ist der Körper eine gleichartige oder aus gleichartigen konzentrischen Schalen gebildete Kugel, so ist die auf ein außerhalb

zur Annahme der Krone bewegen; sie wurde 10. Juli 1563 in London als Königin ausgerufen. Das Volk, welches das Geschehnisse dieses Verfalls einseh, verhielt sich schweigend; aber die Prinzessin Maria, die älteste Tochter Heinrichs VIII., richtete 11. Juli ihr königliches Banner auf, stand bald an der Spitze von 30,000 Mann und zog, da die Hauptstadt, der Geheime Rat, die Flotte und die in den Grafschaften aufgedrungenen Truppen sich für die rechtmäßige Erbin der Krone erklärten, in London ein, wo sie 19. Juli als Königin ausgerufen wurde. Johanna wurde nebst ihrem Gemahl, ihrem Vater und ihrem Schwiegervater verhaftet und in den Tower gesetzt. Northumberland wurde schon 22. Aug. hingerichtet, während Johanna's Vater, der Herzog von Suffolk, einwillen die Freiheit erhielt. Wegen Johanna und ihren Gemahl wurde zwar das Todesurteil gesprochen, doch nicht vollzogen. Erst die Teilnahme des Herzogs von Suffolk an der Empörung des Thomas Wyatt gegen die Königin (Februar 1554) veranlaßte diese 12. Febr. 1554, das Urtheil an Johanna vollstrecken zu lassen. Ihr Schicksal gab mehreren Dichtern Stoff zu dramatischen Darstellungen, Delaroche zu einem trefflichen Gemälde. Ihre kleinen Schriften sammelte Nicolas: »Memoirs and remains of Lady Jane G.« (neue Aufl., Lond. 1832), sowie Arrée: »Fragments littéraires de Lady Jeanne G.« (Nouveau 1832). Vgl. »The chronicles of Queen Jane« (Hrsg. von Nichols, Lond. 1830); Dargaud, Histoire de Jane G. (Par. 1862); F. Sidney, Jane the Queen, some account of life and literary remains, etc. (Lond. 1900).

2) Thomas, einer der besten engl. Dichter des 18. Jahrh., geb. 26. Dez. 1716 in London, gest. 30. Juli 1771, wurde in Eton gebildet und widmete sich in Cambridge dem Studium der Rechte und der alten Sprachen. Später (1739) begleitete er seinen Jugendfreund Horace Walpole auf einer Reise durch Frankreich und Italien, kehrte aber, nachdem er sich mit ihm überworfen, 1741 nach England zurück. G. beschränkte seine Reise in den freilich abgefaßten »Letters; journal of a tour in Italy«. Er lebte nun als stiller Gelehrter in Cambridge, bis er 1768 Professor der neuen Geschichte daselbst wurde. Von seinen vielfach aufgelegten Gedichten (zuerst gesammelt Lond. 1768) sind am berühmtesten die »Elegy written on a country churchyard«, 1751 gedichtet und in fast alle Sprachen Europas, sogar ins Griechische und Hebräische, überfetzt (deutsch von Götter, Rosengarten, Seume, Müller, Kupprecht u. a.); ferner die Ode »The bard, whom in the forest ebbing Edward I. durch einen Sänger verflucht wird; endlich die Unbildungen einiger Eddagebilde, mit denen die Neubelebungen der germanischen Mythologie in England begann. Die vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Goffe (Lond. 1882, 4 Bde.). »Life and letters« von G. gab Mañon 1774 heraus; neue Briefe kamen dazu in Wiffords Ausgabe von Grays Werken (1836, 1843 u. 1853); neuerdings sammelte Town seine »Letters« (1900 ff.). Die neueste Lebensbeschreibung Grays lieferte E. Goffe (1882 u. 3.).

3) John Edward, Zoolog, geb. 12. Febr. 1800 zu Wallall in Staffordshire, gest. 7. März 1875 in London, lieferte 1821 mit seinem Vater das erste englische Werk, das die Pflanzen nach dem natürlichen System ordnete (»The natural arrangement of the British plants«), wurde 1824 Assistent am Britischen Museum und 1840 Rukstos der zoologischen Abteilung desselben. Er war Mitbegründer mehrerer naturwissenschaftlicher Gesellschaften, betheiligte sich lebhaft an

öffentlichen Angelegenheiten und regte die Einführung der Pennypostmarken für inländische Briefe an. Außer mehreren vortrefflichen Katalogen der zoologischen Sammlungen des Museums schrieb er: »Illustrations of Indian zoology« (1832—34, 2 Bde.); für »The zoology of Captain Beechey's voyage« (1839) bearbeitete er die Reptilien und Vögel; für »The zoology of the voyage of H. M. ship Sulphur« (1843) die Säugetiere und Rabatten; auch gab er »The zoology of H. M. ships Erebus and Terror« (mit Richardson u. a., 1839—43, 10 Tle.) heraus und schrieb noch »Handbook of British water-weeds or Algae« (1864); »Hand-catalogue of postage stamps for collectors« (Lond. 1862 u. 3.).

4) George Robert, Zoolog, Bruder des vorigen, geb. 8. Juli 1808 in Little Chelms, gest. 5. Mai 1872, studierte Zoologie und wurde 1831 Beamter am Britischen Museum. Seine »List of the genera of birds« (1841) war eine der vollständigsten zoologischen Werke und fand allgemeine Anerkennung. Seine »Genera of birds«, mit mehr als 350 Tafeln (1837—49, 3 Bde.), galten als Hauptwerk für die Ornithologie. Außerdem schrieb er: »Hand-list of the genera and species of birds« (1870, 3 Bde.), in der 2915 Gattungen und über 11,000 Species aufgeführt werden; »The entomology of Australia« (1833); »Synopsis of the species of insects belonging to the family of Phasmidae« (1835); »Catalogue of the British birds in collection of the British Museum« (1848 u. 1863); »Catalogue of the birds of the tropical islands of the Pacific Ocean« (1839); »Catalogue of mammalia and birds of New Guinea« (1859).

5) Asa, Botaniker, geb. 18. Nov. 1810 zu Paris in Oneida County im Staat New York, gest. 30. Jan. 1888 in New Cambridge, studierte Medizin, dann Botanik und ward 1842 Professor der Naturgeschichte in New Cambridge. Er bereiste Europa in den Jahren 1838—39 und 1850—51. G. schrieb: »Elements of botany« (1836), erweitert als »Botanical textbook« und in neuester Auflage reich illustriert als »Structural and systematical botany« (New York 1879ff., 1885); »The flora of North America« (mit Torrey, 1838—42, 3 Bde.); »Genera Boreali-Americana illustrata« (1848—49, 2 Bde.), in welchem Werk von jeder Gattung eine Species beschrieben ist; »Botany of the United States exploring expedition under Captain Wilkes« (1854); »Plantae Wrightianae Texano-Neomexicanae« (1852—53); »Darwiniana, essays and reviews pertaining to Darwinism« (1876); »Synoptical flora of North America« (1878 bis 1884, 2 Bde.); »Natural science and religion« (1890). Außerdem hat er zahlreiche Lehrbücher geschrieben und viele wissenschaftliche Arbeiten in Fachjournalen veröffentlicht. Nach seinem Tod erschienen »Scientific papers of Asa G.« (Hrsg. von Sargent, Boston 1889, 2 Bde.) und »Letters of Asa G.« (Hrsg. von Jane Voring Gray, das. 1894, 2 Bde.).

6) David, engl. Dichter, geb. 29. Jan. 1838 zu Wexford in Schottland, gest. 3. Dez. 1861, studierte in Glasgow Theologie, beschäftigte sich aber schon früh mit der Dichtkunst und veröffentlichte mehrere Gedichte im »Glasgow Citizen«. 1860 ging er nach London, wo er freundliche Aufnahme fand. Sein hervorragendes Gedicht feiert das Glück des Ruggie, an dessen Ufer Wexford gelegen ist; ein Kranz gilt empfindender Sonette ist »In the shadows«. Seine Dichtungen wurden von Heberwid (mit biographischer Einleitung, Lond. 1862) und Bell (1874) herausgegeben. Seine Schicksale sind von seinem Dichter-

freund R. Buchanan in »David G. and other essays« (Lond. 1868) warm dargestellt.

Grays Thurrock (pec. *grays thurro*, Grays), Stadt in der engl. Grafschaft Essex, links an der Themse, 32 km südlich von London, mit Ziegelfeilen und (1901) 13,834 Einw.

Grays (hierzu der Stadtplan, mit Registerblatt), Hauptstadt von Steiermark, liegt malerisch in der von Bergen umkränzte Ebene des Grays Feldes, 352 m ü. M., zu beiden Seiten der Mur, an der Linz Wien-Triest der Südbahn, G.-Fehring der Staatsbahnen und an der G.-Köflacher Bahn. Die Stadt umfaßt eine Fläche von 21,38 qkm und zerfällt in sechs Stadtteile (innere Stadt, St. Leonhard, Weidorf, Lend, Gries und Jasomin).



Wappen von Grays.

Die innere Stadt liegt am linken Ufer der Mur um den Südhang des Schlossberges (475 m), zu dem eine Drahtseilbahn emporführt, mit Resten der Befestigungswerte aus dem 15. Jahrh. (Mörturm, Glockenturm), schönen Parkanlagen, einem Denkmal des Schöpfers der Anlagen, Feldzeugmeisters v. Welben (von G. Waffer, 1859), und reizender

Aussicht. Mit dem Schlossberg steht der schöne, 23 Hektar große Stadtpark in Verbindung, der den Franz-Josephbrunnen, die Denkmäler Josephs II., Schillers (von G. Waffer), Anastasius Grüns und Robert Hammerlings (beide von Kundmann) sowie die Bronzefigur »die Balditlie« (von Brandtetter, nach Kofeggers Dichtung) enthält. Unter den Straßen und Plätzen sind die bedeutendsten die Herrergasse, die an die Stelle der alten Kaiserin getretenen Straßenanlagen, wie der Burg-, Karl Ludwig- und Joanneumring, die Markts, die Elisabethstraße, Annen- und Kesslerstraße, der Hauptplatz mit dem Denkmal des Erzherzogs Johann (von Fönninger, 1878), der Franzensplatz mit dem Standbild Kaiser Franz I. (von Warchetzki, 1811) und der Joanneumplatz mit einer Mariensäule. Über die Mur führen sieben Brücken, darunter die Franz-Karlbrücke (von 1891).

G. hat 23 katholische, eine evang. Kirche, 15 Klöster und eine neue Synagoge (von 1892). Hervorgehoben ist der spätgotische Dom St. Agidi (von 1462), mit einem Wandgemälde von 1480 an der Außenseite und zwei Relieffiguren mit Eisenbeinreliefs (ital. Arbeiten des 16. Jahrh.); daneben befindet sich das Kaiserjohann Herdenhaus II. (von 1615) mit reicher Fassade und den Sarkophagen der Eltern dieses Kaisers. Die 1875 rekonstruierte spätgotische Stadtpfarrkirche enthält eine Summelfahrt (von Tintoretto). Ein schöner gotischer Plan aus dem 14. Jahrh. ist die Leobkirche; neuere Kirchengebäude goldenen Stils sind die 1863 vollendete Lazaristenkirche (nach Plänen von Schmidt) und die 1891 erbaute Herz-Jesu-Kirche (von Gauderich) mit 110 m hohem Turm. Hervorragende weltliche Gebäude sind: die kaiserliche Burg aus dem 15. Jahrh., jetzt Sitz der Statthalterei; das Landhaus, im Renaissancestil 1569 erbaut, mit schönem Portal, Hallen und Arkadengang mit Brunnen (von 1590); dabei das Landeszeughaus, 1644 erbaut, mit Waffenanstellung; das Rathaus, 1893 von Welenmans und Reuter im deutschen Renaissancestil umgebaut; das Joanneum, 1811 vom Erzherzog Johann gegründet mit dem neuen Landesmuseum und Bibliotheksgebäude (von Gunolt); das alte und

das neue Universitätsgebäude (von Köchlin); die neue Technische Hochschule (von Witz); das Stadttheater (1899); das neue Lustiggebäude (von Welenmans und Reuter) und das Postgebäude.

G. zählt 1900: 138,080 Einw., davon 5165 Mann Militär; der Nationalität nach überwiegend Deutsche (1430 Slawen) und zwar Katholiken (3982 Evangelische und 1620 Juden). Wegen seiner schönen, gesunden Lage bildet G. den beliebten Wohnsitz pensionierter Offiziere und Beamten; zugleich aber ist die Stadt Sitz bedeutender Industrie sowie lebhaften Handelsverkehrs. Fabriken sind in G. und Umgebung vorhanden für Maschinen- und Bräudbau, Metallfabrik, Schienen, Waggonen, Automobile und Fahrräder, Eisenwaren, Glas, Kerzen und Seifen, Holzwaren, Mehl, Bier, Schaumwein, Spiritus, Tuch, Filz und Loden, Leder, Schuhwaren, Papier und Holzstoff, Tischlerwaren, Buch- und Strickdruck u. a. Der Handel erstreckt sich besonders auf Wein, Getreide, Mehl und Vieh sowie auf die Spezialitäten von G., Zwieback und die fetten steirischen Kaspunen. Zur Beförderung des Handels und der Gewerbe bestehen eine Handels- und Gewerbebank, eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, die steiermärkische Kassenbank, die steiermärkische Sparkasse mit Handelsbriefen, eine Gemeinde- und eine Bezirksbank, eine Frucht- und Mehlbörse, die Arbeiterunterstützungsanstalt, eine wechselseitige Brandkassenversicherungsanstalt u. a. Auch hat G. eine elektrische Zentralanstalt und elektrische Straßenbahn sowie eine Wasserleitung. An Wohltätigkeits- und Humanitätsanstalten bestehen: eine Landeskranken- und Hebammenanstalt, eine Landesirrenanstalt (Feldhof), ein städtisches Krankenhaus, ein Bürgerhospital, ein Kinderhospital, ein Taubstummeninstitut u. a. Erwähnung verdienen ferner die Strafanstalt Karlar, der Zentralfriedhof und das städtische Schlachthaus. Von den zahlreichen Unterrichtsanstalten sind die wichtigsten: die Karl Franzens-Universität (1586 gestiftet) mit (1901) 161 Lehrern und 1652 Studierenden, neuen medizinischen und naturwissenschaftlichen Instituten sowie einer Bibliothek von 160,000 Bänden (Grundriss f. Tafel »Bibliotheksgedäude IV«, Fig. 6); die Technische Hochschule mit 51 Lehrern und 395 Studierenden; 3 Staats- und 2 Privatschulen, 2 Oberrealschulen, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Handelsakademie, eine Staatsgewerbeschule, eine Zeichnenschule, ein Mädchenlyzeum u. a. Außerdem sind vorhanden: das Landesmuseum (Joanneum) mit Bibliothek von 160,000 Bänden, Archiv, Münz- und Antikensammlung, naturwissenschaftlichen Sammlungen, Gemäldesammlung, kunsthistorischem und Numismatikmuseum, dann zwei Theater. G. ist Sitz der Statthalterei, des Landtags und des Landesauschusses, des Oberlandesgerichts und Landesgerichts, der Finanz-Landesdirektion, der Postdirektion, eines Neberrergamts, einer Polizeidirektion, einer Bezirkshauptmannschaft (Grays Umgebung), des Gemeinde- und Stadtrats (für die autonome Verwaltung der Stadt), des 3. Korps- und Landwehrkommandos und des Fürstbischöfs von Seckau. Schöne Punkte in der Umgebung sind die Anlagen am Hilmteich (mit der Spielwiese); der Kofenberg und die Platte (451 m) mit der Stephanienwarte; der Kainertkogel; die Wallfahrtskirchen Maria-Grün und Maria-Trost; am rechten Ufer der Ruckogel (659 m), das Schloß Eggenberg mit Denkmal der Gräfin Herberstein von Canova in der Kapelle und Parkanlagen, dabei eine Kaltwasserheilanstalt; die

Namen-Register zum „Plan von Graz“.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | D4,5 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Argdgasse	D4, 5	Elisabethstraße	FG3;	Hildegasse	G11
Albertstraße	F14	Engelgasse	H2, 5	Hilmsfeld	H1
Albrechtbrücke	D4	Entenplatz	H3, 4	Hilmsleherstraße	H1, 2
Albrechtgasse	DE4	Erzherzog Johann-Allee	D4	Hilnwart	H1
Allegasse	EF4	Evangelischer Friedhof	F3, 4	Hirtengasse	B1
Allgemeines Krankenhaus	E3		G15, 6	Hofergasse	C6
Alte Poststraße	A4-6			Hofgasse	E3
— Universität	E4	Fabrikergasse	C6	Hohausenungasse	BC5
Am Dam	C2	Falkenhofgasse	C6	Hoblweg	H3
Anastasio	E3	Fürbergasse	E4	Hugs Wolf-Gasse	F3
Andragasse	D4	Feldingergasse	D2	Humboldtstraße	EF2
Antonstraße	B-1D4	Ferdinandbrücke	D2	Hirtenschenweg	E6
Antoninikirche	E3	Feuerbachgasse	D4		
Armenhausgasse	C4, 5	Finanzamtgebäude	E3	Idlhofgasse	C4, 5
Artilleriebeschle	C5	Flinkengasse	B4	Industriehalle	F6
Artilleriezeugdepot	C5	Fischergasse	C1	Infanteriekasernen	A3
Asperngasse	A3, 4	Fließendstraße	BC1	Innere Stadt (I. Bezirk)	DE3, 4
Atenargasse	F2	Föderungsweg	H1, 2	Institut zum heiligen Vinzenz	BC3
Auenbrugger Gasse	CD3	Frachtenmagazin	H1, 2		
Auenbergdenkmal	E2	Frankstraße	AH2, 3	Jahngasse	E2
Auenberggasse	G112	Franz Joseph-Brunnen	F3	Jakobgasse	CD3
Angarten	D5, 6	— Joseph-Schule	E5	Jakomini (VI. Bezirk)	D-15
Austergasse	B1	Frankenkirchle	D4	Jakominigäßle	ES, 6, F6
		Franz Karl-Brücke	D4	Jakominigürtel	E4
Babenberger-Straße	B1-3	Fransplatz	E3	Jakominplatz	E4
Bahnhofgürtel	AH1,2,C2	Friedenargasse	H5, 6	Johannenn (Museum)	E4
Bahnhof, Köfischer	AH4	Friedhofgasse	AH4	Johannennring	E4
— Süd	AH3	Friedhof, Evangelischer	G115, 6	Josefsgasse	CD3
Bahnhofplatz	B3	— Katholischer	G115, 6	Josephkirche, Sankt	E6
Barmherzigenkirche	CD3, 4	— Steinfelder	AH4	Josefplatz	F4
Basenfeldgasse	C4	Friedrichgasse	DE3	Justizplatz	D4
Basenweg	C5	Fröbelgasse	B1		
Basenkirchenträße	B3	Fröblichgasse	F8	Kaffeehaus	F3
Basenwegstraße	FG3			Kaiserfeldgasse	DE4
Basenweggasse	E2	Gabriel Seidl-Gasse	H3	Kaiser Joseph-Denkmal	EF4
Basenweggasse	C5	Gartengasse	G4	Käthberggasse	DE4
Basenweggasse	B4	Gassentalt	E6	Kalvarienbergstraße	B1
Basenweggasse	D5	Ganlgasse	A2, 3	Kalvarienbrücke	BC1
Basenweggasse	BC1	Gehranstalt	E3	Kalvarienbrücke	B1
Basenweggasse (Museum)	EF4	Gelehrter (III. Bezirk)	D-12	Karlauer Gürtel	F6
Basenweggasse	E4	Gelehrterplatz	EF2	— Platz	CD6
Basenweggasse	E4	Gelehrterplatz	E6	— Straße	D5, 6
Basenweggasse	H2	Gelehrterplatz	B3	Karl Ludwig-Ring	EF4
Basenweggasse	C2	Gelehrterplatz	F2-4	Karl Marin-Webergasse	F6, 6
Basenweggasse	F3	Gelehrterplatz	F4	Karmelitenplatz	E3
Basenweggasse	A5	Gelehrterplatz	F4	Kastellfeldgasse	F5
Basenweggasse	EF3	Gelehrterplatz	F2, 3	Katholischer Friedhof	G115, 6
Basenweggasse	C5, 6	Gelehrterplatz	E2	Kavalleriekasernen	H3
Basenweggasse	D4	Gelehrterplatz	DE1, 2	Kepplerstraße	B-15, 4
Basenweggasse	C2	Gelehrterplatz	H5	Kinderweggasse	C4, 5
Basenweggasse	A1	Gelehrterplatz	EF5	Kinderhospital	F2
Berg, K. K. (Statthalterei)	EF3	Gelehrterplatz	D4	Kienzl (Wilhelm)-Gasse	DE1
Berggasse	E4	Gelehrterplatz	B-15	Kleistgasse	16
Berggasse	C4	Gelehrterplatz	D4	Kleistweggasse	ES, F2, 6
Berggasse	EF4	Gelehrterplatz	D4-6	Köfischer Bahnhof	A4
Berggasse	F4	Gelehrterplatz	D4, 5	— Gasse	A4
Berggasse	EF3	Gelehrterplatz	E1, 2	Kopernikusstraße	F3
		Gelehrterplatz	H1	Körberggasse	EF1, 2
Chemisches Institut	F2	Gelehrterplatz	C1, 2	Körner (Theodor)-Straße	D1, 2
Coliseumkasernen	E5	Gelehrterplatz	E4, 5	Kornegasse	C5
Castalgasse	C5	Gelehrterplatz	G3	Körnerstraße	CD1, 2
		Hackergasse	B1, 2	Korpalkommandantur	F3
Damm, Am	C2	Hafnergasse	D3, 4	Krankenhaus, Allgemeines	F3
Dammgasse	F3	Hafnerriegel	F5, 6, G5	— Städtisches	C5
Dammgasse	E3	Haidberggasse	F2, 3	Kreuzgasse	G5, H1, 5
Dammgasse	CD4	Hallerscheidgasse	E4	Kreuzgasse	F4
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	F2, 3	Laboratorium	F3
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	G2, H3	Lagergasse	D4-6
Dammgasse	B9	Hallerscheidgasse	D1	Lamburggasse	DE2
Dammgasse	D3	Hallerscheidgasse	E4	Landhaus	F4
Dammgasse	A1	Hallerscheidgasse	DE4	Landeshof	E3
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	B2, 3	Landwehrkasernen	A3
Dammgasse	H3	Hallerscheidgasse	F4	Lange Gasse	DE2
Dammgasse	E6	Hallerscheidgasse	D2	Lange Straße	E3
Dammgasse	F3	Hallerscheidgasse	F2, D1, 2	Laufengasse	A1, 2
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	G2	Lazarusgasse	BS, 6, C6
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	G14	Lazarusgürtel	C5, 6
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	E4	Lazaruskasernen	BC3, 6
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	D6	Lazarus (Marien-) Kirche	B2
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	G4	Lechgasse	G2, 3
Dammgasse	C4	Hallerscheidgasse	G5	Lechkirche	F3

Kuine Götting, vom Flabutsch (764 m) übertragt, die Sommerfrische Zudendorf mit der Wallfahrtskirche Strahengel; endlich in weiterer Entfernung südwestlich Tobelbad (i. d.), nordöstlich Rabegund (i. d.) und der Schödel (1446 m).

G. verdankt wahrscheinlich seinen Ursprung der »Hengstburg« auf dem hohen Schloßberg, die als »Borot des Hengstgutes« um 1053—55 genannt wird. Als Sitz der Traungauer oder Warzgrafen von Steier erscheint die mit »Bayern« besetzte Stadt (d. h. Bairisch-Grätz, slowen. Grabec, »Burgstadt«, im Gegenlag zu Windisch-Grätz) urkundlich seit 1129. 1281 erteilte König Rudolf der Stadt bedeutende Privilegien. Seit Herzog Ernst dem Eisernen (gest. 1424) wurde G. der Regierungssitz der Habsburger von der ältern steiermärkischen Linie und wiederholt auch Kaiser Friedrich III. Unter Herzog Albrecht II. wurde das alte Schloß oder die Burg von G. zu einer für die damalige Zeit starken Festung umgestaltet. Von 1564—1618 war G. Residenz von ganz Innerösterreich, dessen Linie mit Ferdinand II. auf den österreichischen Kaiserthron gelangte. 1797 besetzten die Franzosen die Stadt, und Napoleon nahm hier für einige Zeit sein Hauptquartier. 1809 belagerten die Franzosen vergeblich den Schloßberg, den Major Hadwiger heldenmütig verteidigte, und der ihnen erst im Wiener Frieden übergeben wurde. In der ersten Hälfte des 19. Jahrh. nahm die Stadt ganz besonders durch die Fürsorge des Erzbischofs Johann großen Aufschwung; 1800 erlangte sie die Selbstverwaltung. Bgl. Schreiner, Statistisch-topographisches Gemälde von G. (Wrag 1843); Jiwof und Peters, G., Geschichte und Topographie der Stadt u. (daf. 1875); Hofmeister, Rückblicke in die Vergangenheit von G. (daf. 1885); Arones, Geschichte der Karl-Franzens-Universität in G. (daf. 1889); Gsell, Fels, G. und seine Umgebung (3. Aufl., Rindl. 1898); Gründorf, Wrag Tourist (2. Aufl., Wrag 1903).

Grazalema, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cadix, malerisch am Fuße des 1716 m hohen Cerro de San Cristobal gelegen, mit Tuchfabrik und (1900) 5587 Einw.

Graziani, Girolamo, ital. Dichter, geb. 1604 in Vergola bei Urbino, gest. daselbst 10. Sept. 1675, wurde 1629 Sekretär der Söhne Alfons' III. von Modena und trat 1632 in die Dienste des Fürsten Dvizio. 1647 ernannte ihn Herzog Franz I. von Modena zum Sekretär seines Sohnes Alfons und gab ihm die Grafschaft Garzano. 1652 wurde er Staatssekretär. Die letzten Jahre verbrachte er zurückgezogen in seinem Geburtsort. Seine Hauptwerke sind zwei Helbengedichte in Nachahmung Tassos: »Cleopatra« (Pologna 1626 u. d.) und »Conquista di Granata« (Modena 1650 u. d.). Außerdem schrieb er: »Rime« (Parma 1621); »Il colosso sacro« (Par. 1656); »Varie poesie« (Modena 1662); »Il Cromvello«, Tragödie (daf. 1671), u. a.

Grazie (lat. gratia, »Annehmlichkeit, Wohlgefälligkeit«) ist die Wohlgefälligkeit von Gegenständen der Natur und Kunst, in erster Linie des Menschen, die sich aus dem Schein der leichten, ungemessenen Betätigung von Kräften irgendwelcher Art ergibt. Ihren Gegensatz bildet alles Erbe, Mißbevolle, Rasse, Gewaltige. Sie wird, da ihr der Schein der Natürlichkeit wesentlich ist, durch jeden Eindruck des Geistlichen, Gefühls oder gar Erzwungenen zerstört. Sie wird, wenn sie reizen und locken will, zur Koketterie, wenn sie dazu ungeeignete Mittel anwendet, zur Geziertheit. In dem Maße, als

die G. ruhiger, tiefer, innerlicher wird, geht sie über in die Anmut (i. d.). Im deutschen Weistexten gewann Beien und Begriff der G. zuerst im 18. Jahrh. durch die von Wieland eingeleitete und vom französischen Vorbildern abhängige literarische Richtung größere Bedeutung; vgl. Boucay, G. und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (Samburg 1900).

Grazie, Marie Eugenie delle, deutsche Dichterin, geb. 14. Aug. 1864 zu Heilsbrunn in Ungarn, verbrachte ihre Jugend zu Verfaßta im Banat und zog nach dem frühen Tode des Vaters (1872) mit ihrer Mutter nach Wien, wo sie eine gediegene Erziehung genoss, und wo sie noch jetzt als Schriftstellerin lebt. Ihre Dichtungen sind j. Z. von bedeutenden modernen Ideen durchdrungen, aber in der Technik älteren Musters angepaßt und im Stil nicht frei von Metier. Von ihr erschienen: »Gedichte« (Leipzig 1882, 4., sehr vermehrte Auflage 1902), durch die sie schnell als starkes lyrisches Talent bekannt wurde, und denen sie später eine zweite Sammlung, die stimmungsvollen »Jahreszeiten« (daf. 1892), folgen ließ; ferner das Epos »Hermann« (Wien 1883, 2. Aufl. 1885), die Tragödie »Saul« (daf. 1885), die Erzählung »Die Zigeunerin« (daf. 1885), die Novellen: »Der Nebel« und »Woj« (Leipzig 1893), vor allem aber das moderne Epos »Kodesspiele« (daf. 1894), durch das sie sich als hervorragende Dichterin der Hamerlingschen Schule demährte; in der »Moralischen Belpurgisnacht« (daf. 1896) entwarf sie ein gegen die moderne Gesellschaft gerichtetes Satyrbild. Das Drama »Schlagende Wetter« (2. Aufl., Leipzig 1900), das stark an Jolas »Germinal« erinnert, wurde auf dem Wiener Volkstheater beifällig aufgenommen; weniger gelief das allegorische Drama »Der Schatten« (2. Aufl., daf. 1902), das ebenso wie die vier Einakter »Zu spät« (»Sinet«), »Ritter«, »Donauwellen«, »Spüh«, 2. Aufl., daf. 1903) auf dem Wiener Burgtheater gespielt wurde. Unter dem Titel »Liebe« (Leipzig 1902) veröffentlichte G. fünf Novellen, die sich durch feinsinnige Seelenführung auszeichnen. Ihre »Gesammelten Werke« erschienen in 9 Bänden (Leipzig 1903 f.). Bgl. B. Münz, Marie Eugenie delle G. als Dichterin und Denkerin (Wien u. Leipzig 1902).

Grazien (lat.), Götinnen, f. Chariten.

Grazil (lat. gracilis), schlant, geschmeidig, schwächlich; Grazilität, Schlantheit.

Grazioso (franz. gracieux), lieblich; mit Grazie (i. d.).

Graziöso (ital., con grazia), anmutig, lieblich, grazioso, wird als musikalische Vortragsbezeichnung oft gebraucht.

Grazioso, Spitznacke, f. Gracioso.

Graziosus (griech.), eine der griech. Sprache eigentümliche Ausdrucksweise, Wendung oder Fügung, wie bergleichen besonders in der lateinischen, aber auch in neuern Sprachen Aufnahme gefunden haben. Daher gräzifizieren, nach griechischer Art sich ausdrücken.

Grazist, Kenner des Griechischen.

Grazität, Griechentum, Wesen und Art der griechischen Sprache oder auch des griechischen Charakters; auch im konkreten Sinn sowie wie die griechische Sprache, z. B. »die spätere G.«, d. h. die griechische Sprache in der spätern Zeit.

Graziani, Antonio Francesco, ital. Dichter, geb. 22. März 1503 in Florenz, gest. daselbst 18. Febr. 1584, war Apotheker und Mitbegründer der Akademie der Umbi (1. Nov. 1540). Er nannte sich beim

Eintrill il Lasca (»Barbe«), da jedes Mitglied sich nach etwas benennen mußte, was zu der Köpfe in Beziehung stand. 1582 gründete er mit L. Salvati zu sammen die berühmte »Accademia della Crusca«. W. hat auf dem Gebiete der römischen Literatur große Fruchtbarkeit entwickelt, den dauernsten Ruf aber durch seine an Boccaccio sich anlehnenden Novellen »Le Cene« (Par. 1756; beste Ausg., Mail. 1815, 3 Bde.) erworben. Dies zeichnet sich durch lebendige Beweglichkeit und vollständige Frische der Sprache aus. Seine Gedichte erschienen in mehreren Sammlungen. Andre Werke von ihm sind das unvollendete römische Heldengedicht »Guerra dei mostri« (1547); sechs Lustspiele »Commedie sei in prosa«, Flor. 1582, und ein siebentes, »L'Arzigogolo«, das. 1750 u. a. Eine Auswahl seiner Werke erschien u. d. T.: »Le cene ed altre prose« (Flor. 1857) und »Commedie« (das. 1859); die »Rime barlesche« (das. 1882) sowie auch die »Cene« (das. 1890) gab Verzzone heraus. Vgl. Magrini, Di A. G. detto il Lasca e delle sue opere (Ancona 1879); Dini, Il Lasca tra gli Accademici (Bis. 1896); Gentile, Delle commedie di A. F. G. (das. 1897).

Grearb (spr. grear), Octave, franz. Schulmann und Staatsbeamter, geb. 18. April 1828 in Vire (Calvados), gest. 24. April 1904 in Paris, besuchte von 1849 an die Normalische in Paris und war dann Professor der Philologie an höhern Schulen in Reip. Versailles und Paris. 1865 zum Inspektor der Pforter Akademie, 1872 zum Direktor des Volksschulwesens im Ministerium des öffentlichen Unterrichts ernannt, verlor er bereits im Oktober 1873 diese Stelle aus politischen Gründen und übernahm alsdann wieder die Direction des Volksschulwesens im Seine-departement. 1879 wurde er zum Vizektor und Generalinspektor der Pariser Akademie, 1875 auch zum Mitgliede der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und 1886 der Académie française ernannt. W. gab heraus: »De litteris et litterarum studio quod censuerit L. Annaeus Seneca« (1866); »De la morale de Plutarque« (1866, 6. Aufl. 1902); »L'enseignement secondaire des filles« (1882, 3. Aufl. 1883); »L'éducation des femmes par les femmes. Etudes et portraits« (1886, 6. Aufl. 1903); »La législation de l'instruction primaire en France depuis 1789« (2. Aufl. 1890—1900, 6 Bde.); »Rapports sur l'enseignement primaire à Paris et dans le département de la Seine« (besonders der Bericht von 1878 für die Weltausstellung dieses Jahres, 3. Aufl. 1879); »Éducation et instruction« (4 Tle., 1889 u. s.); »Précis de littérature« (9. Aufl. 1887); »Madame de Maintenon. Extraits de ses lettres, avis, entretiens etc. sur l'éducation« (1885, 3. Aufl. 1887); »Nos adieux à la vieille Sorbonne« (1893) sowie die Biographien: »Edmond Schérer« (1890) und »Prevost-Paradol« (1894). Auch übersezte er die »Lettres d'Abélard et d'Héloïse« (2. Aufl. 1875).

Great attraction (engl., spr. grät-attrak-sh'n), »große Anziehung«, (Wannum einer Ausstellung u. (entsprechend dem franz. »clon«).

Great Barrington (spr. grät), Stadt im nord-amerikanischen Staat Massachusetts, Grafschaft Berkshire, am Housatonic, ist beliebte Sommerfrische und hat Warmbäder, Genuß-Industrie und (1900) 5854 Einn.

Great Britain (spr. grät briten), Großbritannien.
Great Charter (engl., spr. grät sharter), f. Magna Charta.

Great Crosby, Stadt, f. Crosby.

Great Driffeld, Stadt, f. Driffeld.

Great Eastern (engl., spr. grät iern), »das große Östliche«, Name des 1852—57 von Scott Russell erbauten Riesen dampfers; f. Dampfschiff, S. 466.

Greater Britain (spr. grater briten), »Großere Britonien«, ein zuerst 1868 von Charles Yille gebrauchter Ausdruck, worunter er alle Länder mit eng-lisch sprechender Bevölkerung verstand, mit dem man aber heute England und seine Kolonien bezeichnet, ein über sämtliche Erdteile verbreiteter Länderkomplex, der mit einem Umfang von 29,044,000 qkm (527,469 QM.) und einer Bevölkerung von 398 Mill. Menschen den fünften Teil der ganzen Erdoberfläche und den vierten Teil der Gesamtbevölkerung der Erde, fast 6 Mill. mehr Einwohner als Europa, umfaßt. Vgl. Dille, Greater Britain. A record of travel in English speaking countries (Lond. 1868, 2 Bde.; 2. Aufl. 1869) und Problems of G. B. (1890, 2 Bde.); Seeley, The expansion of England (2. Aufl. 1895); Froude, Oceana, or England and her colonies (neue Ausg. 1898) und The English in the West Indies (1888); weitere Literatur bei »Großbritannien«, S. 388.

Great Falls (spr. grät falls), Stadt im nordamerikan. Staat Montana, Grafschaft Cascade, am Missouri, der hier in fünf Abfällen (den Eagle Falls, den Rainbow Falls u.) 156 m fällt, hat große Schneelwerke, Mühlen und (1900) 14,930 Einn.

Great Grimshy, f. Grimshy.

Great Harwood (spr. grät harnvud), Stadt in Lancashire (England), 7 km nördlich von Blackburn, mit Baumwollindustrie und (1901) 12,015 Einn.

Great Island (spr. grät ailand), irische Insel, f. Queenstown.

Great Kanawha, Fluß, f. Kanawha.

Great Marlow, f. Marlow.

Great Primer (spr. grät primar), f. Schriftarten.

Great Sandh-Insel (spr. grät sandh-in), Insel an der Südküste von Queensland, f. Fraser.

Great Harmouth (spr. grät harnvud), f. Harmouth 1).

Grés, f. Georgenberg 2).

Greban (spr. grebani), Arnold, franz. Mystikerdichter, geb. in Le Mans, gest. daselbst um 1470, wurde um 1444 in Paris Magister artium und später Monachus in Le Mans. Er verfaßte vor 1452 das »Mystère de la Passion« (Ausgabe von Paris und Raynoud, Par. 1878) und mit seinem Bruder Simon das »Mystère des Actes des Apôtres«.

Grebbier, Dieter de, holländ. Koler, geb. zwisch. 1590 und 1600 in Haarlem, gest. noch 1655, war Sohn und Schüler des Malers Franz Pietersz de W. (1570—1649), der sich durch einige Schöpfungsbilder (im Museum zu Haarlem) befohlen gemacht hat, die z. T. den Einfluß des Frans Hals zeigen. Sein Sohn bildete sich aber mehr nach Rubens. Seine Hauptwerke befinden sich im Museum zu Haarlem (die Werke der Darmherzogin, Kaiser Barbarossa vor dem Patriarchen von Jerusalem und der Prophet Elisa vor dem syrischen Feldherrn), in der Dresdener Galerie (Findung Moses und Bildnisse), in der Ledentstein-Galerie zu Wien und in der Pinakothek zu Turin.

Grebe, Karl, Forstmann, geb. 20. Juni 1816 in Großenritte am Habichtswald, gest. 12. April 1890 in Eisenach, besuchte nach bestandener praktischer Lehrgelt 1836—37 die Forstschule in Kasselungen und studierte 1838—39 in Berlin. Er wurde 1840 Lehrer an der Akademie in Eldena, habilitierte sich 1842 als Privatdozent in Greifswald, wurde 1844 als Forst-

rat nach Eisenach berufen, lehrte 1849 auf kurze Zeit als Professor der Forstwissenschaft nach Greshamstadt zurück, um dann 1850 die technische Direktion des Forsteinkrichtungsweßens im Großherzogtum Weimar und die Leitung der Forstlehranstalt in Eisenach zu übernehmen. Nach seinem Tode wurde er geadelt. Er schrieb: »Die Verfassung der Privatwäldungen vom Seiten des Staates« (Eisen. 1845); »Gefirgshunde, Bodenkunde und Klimalehre in ihrer Anwendung auf Forstwirtschaft« (daf. 1853; 4. Aufl., Berl. 1886); »Der Buchenhochwaldbetrieb« (Eisen. 1856); »Die Lehrforste der Eisenacher Forstschule« (daf. 1858); »Die Betriebs- und Ertragsregelung der Forsten« (Eisen 1867, 2. Aufl. 1879). Außerdem das G. von König »Waldfolge« 1863 die 2. und die 3. Auflage (u. d. T.: »Der Waldschutz und die Waldfolge«, Gotha 1875), von dessen »Forstmathematik« die 4. und 5. Auflage (1864, 1864) bearbeitet und aus dem Reichsforstgesez ein »Lehrbuch der Forstbenutzung« (3. Aufl., Böng. 1882) herausgegeben.

Wrebman, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Alsfeld, an der Jossa, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Molkerei und (1900) 656 Einw.

Wrebenfelle, f. Federn, S. 876.

Wredenfein, Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Hofgeismor, an der Esse und der Staatsbahnlinie Gründenberg-Kassel, 182 m ü. M., hat eine schöne ev. Kirche aus dem 14. Jahrh., Synagoge, Amtsgericht, Oberförsterei, Kollerei und (1908) 2137 Einw. Dabei liegt auf einem Felssteilen die Ruine eines W.

Greber, soviel wie Haubentaucher, f. Streiffuß.
Grebo, Regervoll, f. Mebo.

Grec (franz., weibliche Form: grecque, *fr. grec*), griechisch; Grieche, Griechin; scherzhaft auch soviel wie falscher Spieler, Betrüger. S. à la grecque und Corriger la fortune.

Grecchetto, il (spe. grettetal), Roler, f. Castiglione 2).
Greco (ital., »Grieche«), Nordostwind in Süditalien.

Greco (ital.), soviel wie griechischer Marmor; G. dario, soviel wie Griech. G. hiao, pentelischer Marmor.
Greco, 1) Gioachim o. berühmter Schachspieler, geb. um 1600 in Kalabrien, ging sehr jung nach Paris, wo er im Schach 8000 Stubi. gewonnen haben soll, und von dort nach England, dann über Frankreich und Spanien nach den Kolonien, wo er 1634 starb. Sein bestes Werk über das Schachspiel wurde erst 1656 gedruckt; Ausgaben haben von der Lasa (in den »Berliner Schacherrinnerungen«, 1859) und von der Linde (Neuwegen 1865) besorgt.

2) Alessandro, Gemmenschneider, f. Gefori 1).

Grécourt (Hr. d. d.), Joseph Willart de, einer der fröhlichsten franz. Dichter, geb. 1684 in Tours, gest. d. 26. April 1747, erhielt schon in seinem 13. Jahr ein Kanonikat in seiner Vaterstadt. Obgleich seine mit der besten Satire gewürzten Predigten großen Beifall fanden, zog er es doch vor, abwechselnd in der Hauptstadt und auf den Schlössern des Vorkchalls d'Etretes und des Herzogs von Angoulême ein lauderes, nur dem Genuß gewidmetes Leben zu führen. Seine Gedichte, meist lustigen Inhalts, sind nachlässig hingeworfen. Sie erschienen erst nach seinem Tode gesammelt (Par. 1747, 2 Bde.; 1761, 4 Bde., und öfter; zuletzt u. d. T.: „*Œuvres badines*“, Brissl. 1890; auch deutsch, Berl. 1796); die Ausgabe von 1761 enthält manches Unterabschöne.

Grebe (Gräbe), f. Burg, S. 617.

Wreding, Stadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Hilpoltstein, 425 m ü. M., an der Daintern

Schwarzach und der Staatsbahnlinie Roth-Ü., hat 2 kath. Kirchen, eine alte Stadtmauer mit Tortürmen, Amtsgericht, Hopfenbau und (1900) 1056 Einn.

Bredistne, Siebenbürg. Dorf, f. Bärbelg.

Uredos, Sierra de, mächtiger Gebirgszug in Spanien, ein Glied des Kollidischen Gebirgszuges, fällt nach S. schroff ab, wird durch das Tal des Alberche von der Sierra de Guadarrama und durch jenes des Alagon von der Sierra de Gata getrennt und erhebt sich in der Pája de Almajor zu 2661 m. Das Gebirge, dessen Kamm auch im Sommer teilweise mit Schnee bedeckt ist, enthält an der Nordseite zwei kleine Seen und ist reich an Erzen, die aber nur wenig ausbeutet werden.

Greelen (spr. grün), Hauptstadt der Grafschaft Weld im nordamerikon. Staat Colorado, am Fuße der Rocky Mountains und on der Union Pacificbahn, ist Mittelpunkt ausgebreiteter künstlicher Bewässerungsanlagen und bedeutender Viehzucht, mit Lehrerseminar und (1900) 3023 Einw.

Greely (geb. gr. grüß), Horace, amerikan. Journalist, geb. 3. Febr. 1811 zu Amherst im Staat New Hampshire, gest. 29. Nov. 1872 in New York, wurde, ohne regelmäßige Schulbildung erzogen, mit 15 Jahren Bedienung in einer Druckerei und ging, nachdem er durch unermüdblichen Fleiß seine Bildung vervollständigt hatte, 1831 nach New York, wo er nachher an drei mehrere Zeitungen, seit 1841 die »New York Tribune«, herausgab. Unter diesem Titel besteht die Zeitung noch, 31 Jahre von G. redigiert, und ist eine der verbreitetsten Blätter der Welt. 1848 wurde G. in das Repräsentantenhaus gewählt, dem er aber nur drei Monate angehörte; 1852 war er einer der Prediger auf der Londoner Weltausstellung. Nach der Auflösung der Whigpartei war er 1855 ein tüchtiger Mitbegründer der republikanischen Partei. Er war für Abschaffung der Sklaverei, aber für unbefristete Annexion nach dem Kriege, daneben entschiedener Schutzjoller. Am 3. Mai 1872 wurde er von der Konvention der liberal-republikanischen Partei im Verein mit als Gegenkandidat Grant für die Präsidentenwahl aufgestellt, indeß, obwohl die demokratische Partei sich für ihn erklärte, unterlag er 4. Nov. 1872 mit 77 gegen 299 Stimmen. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Glances at Europe« (New York 1851); »History of the struggle for slavery extension« (dof. 1856); »The American conflict« (Hartford 1864 — 67, 2 Bde.); »Essays on science of political economy, policy of protection« (Boston 1870, neue Ausg. 1877) und seine Selbstbiographie: »Recollections of a busy life« (New York 1868, neue Ausg. 1872). Sein Leben beschränkte Forton (1856; neue Ausg., Boston 1882), Cornell (dof. 1882), B. Ingersoll (New York 1873) und Robrist (dof. 1890).

Greely (spe. grn), Adolphus Washington, Amerikan. Nordpolarfahrer, geb. 27. März 1844 zu Rembursport in Massachusetts, trat 1861 in die Marine ein, wurde während des Bürgerkriegs zum Offizier befördert und noch demselben dem Küstenflotten dienst zugeteilt. Von der Regierung mit der Führung einer Polarexpedition zur Errichtung einer Beobachtungsstation in der Lady Franklinbai auf Grantland unter 81° 44' nördl. Br. betraut, verließ W. 7. Juli 1881 auf dem Eisebreiter den neuseeländischen Hafen St. Johns und erreichte 12. Aug. d. J. seinen Bestimmungsort. Hier blieb er zwei Jahre, entdeckte auf einer Schiffsfahrt im Innern von Grinnell-Land den arctischen See Hazen und entfondete Lockwood

nach Norden, der zu der bis dahin noch nicht erreichten Breite von 83° 30' gelangte. Da infolge ungünstiger Eisverhältnisse die beiden ausgehenden Expeditionen die Loby Transilba nicht erreichten, brach G. im August 1883 nach Süden auf, wuert in Booten, dann auf einer Eishalle treidend bis Kap Sadene, wo die Mehrzahl seiner Gefährten den Entbehrungen erlag. Erst 22. Juni 1884 wurde G. mit drei überlebenden sechs Genossen, dem Hungertode nahe, von der dritten Hilfsexpedition unter Schley aufgefaßt. 1887 wurde er Chef des Küstensignaldienstes. G. schrieb: »Three years of arctic service« (New York 1886, 2 Bde.; neue Ausg. 1894; deutsch, Jena 1886); »American weather« (New York 1888); »Explorers and travellers« (dof. 1893); »Handbook of arctic discoveries« (Boston 1896). Vgl. Schley u. Solcy, The rescue of G. (Lond. 1885).

Green, f. Nasturtium.

Green (fr. grin), 1) George, Physiker, geb. 14. Juli 1793 in Nottingham, gest. 31. März 1841 in Smeinton bei Nottingham, war ursprünglich Pädler und zuletzt Fellow eines Cambridger Kollegs. Sein Hauptwerk ist der »Essay on the application of mathematical analysis to the theories of electricity and magnetism« (Nottingham 1825; deutsch in Ostwalds »Klassikern der exakten Wissenschaften« Nr. 61, Leipz. 1895). Er beschloßte sich darin schon vor Wauz mit den allgemeinen Eigenschaften der Potenzialfunktion, die zur Bestimmung der Kraft dient, mit der zwei Massen einander anziehen, wenn das Newtonsche Gravitationsgesetz gilt. Der vielfach benutzte Name »Poisson« für diese Funktion stammt von G., auch wird ein für die Theorie der Funktion wichtiger Satz nach ihm der Greensche Satz genannt. Seine gesammelten mathematischen Schriften hat Ferrers herausgegeben (»Mathematical papers«, Lond. 1871).

2) John Richard, engl. Geschichtsschreiber, geb. 1837 in Orford, gest. 7. März 1883 in Kentone, studierte in Orford, wurde 1860 Pfarrer in London, dann Vikar in Darton und Stegney, trat 1867 aus Gesundheitsrücksichten zurück und wurde 1868 Bibliothekar des Erzbischofs von Canterbury. Einen außerordentlichen Erfolg erlangte seine »Short history of the English people« (1874 u. ö., auch illustrierte Ausg.), die in mehr als 150,000 Exemplaren verbreitet und ins Deutsche (Berl. 1889, 2 Bde.) und Französische übersezt wurde. Ihr folgte das größere Werk »History of the English people« (1877–80, 4 Bde.). Außerdem schrieb er: »Stray studies from England and Italy« (1876, 2. Aufl. 1892); »Readings from English history« (1879); »The making of England« (1882; neue Ausg. 1897, 2 Bde.); »The conquest of England« (1883; neue Ausg. 1899, 2 Bde.). Seine Briefe wurden herausgegeben von L. Stephen (Lond. 1901). Aus seinem Nachlaß erschien noch ein Band: »Historical studies« (1904). Vgl. Bryce, Studies in contemporary biography (Lond. 1903).

3) Edmund Fiste, amerik. Schriftsteller, f. Fiste.

Greenaway (fr. grin-ä-wä), Kate, engl. Zeichnerin, geb. 1846 als Tochter eines Goldschmieds, gest. 9. Nov. 1901 in London, machte sich seit dem Ende der 1870er Jahre durch ihre naive-humoristischen Kinderbilder bekannt, die zum Teil als Einzelblätter, zum größten Teil in Bilderbüchern mit Versen erschienen, von denen auch deutsche Ausgaben veröffentlicht wurden. Ihre Unirtheilungen, die leicht salaziert sind, zeigten anfangs durch Lebendigkeit und Anmut, verfielen aber infolge der starken Prädiktion von G. in Klammiert, wodurch sich ihr großer Erfolg allmählich ab-

schwächte. Die meiste Verbreitung haben gefunden: »Topo« (1878; deutsch, Münch. 1883); »Under the window« (1879; deutsch, daf. 1880); »The children of the parsonage« (1880); »Birthday-book for children« (1880; deutsch, daf. 1880); »Language of flowers« (1884); »Marigold Garden« (1885); »Queen Victoria's Jubilee Garland« (1887). Auch hat sie Bücher anderer Schriftsteller, unter andern Brownings Gedicht »The Pied Piper of Hamelin« (1891), illustriert. Da sie für die Kleidung ihrer kleinen Mädchen die Kindertracht aus der Zeit der Königin Anna wählte, wurde diese Tracht bald in England Mode und vielfach auf dem Kontinent, auch in Deutschland, nachgeahmt, aber nur innerhalb der höheren Klassen der Gesellschaft.

Greenbacks (engl., fr. grinsäks, »Grünrücken«), von der grünen Farbe der Rückseite abgeleitete vulgäre Bezeichnung für das Staatspapiergeld (the United States' Notes oder Legal Tender Notes) der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie wurden, im Widerspruch mit der Bestimmung der Verfassung, wozu weder die Union noch die Einzelstaaten Papiergeld ausgeben sollen, durch Gesetz vom 25. Febr. und 11. Juli 1862 und vom 17. Jan. und 3. März 1863 infolge der durch den Bürgerkrieg verursachten finanziellen Notlage in Umlauf gebracht. Die größten Stücke lauteten ursprünglich auf 1000, später (seit 1878) auf 10,000 und 5000 Doll., die kleinsten auf 1 Doll. Die durch Gesetz vom 12. April 1866 verfügte allmähliche Einziehung des Papiergeldes wurde durch das auf Betreiben der Inflationisten (f. d.) erlassene Gesetz vom 4. Febr. 1868 wieder suspendiert. Durch Gesetz vom 20. Juni 1874 wurde der Maximalumlauf der G. auf 800 Mill. Doll. festgesetzt und durch Gesetz vom 14. Jan. 1875 der 1. Jan. 1879 als Termin bestimmt, von dem ab wieder deren Einlösung gegen vorstehende, die kleinen Noten durch silberne Scheidemünzen ersetzt und die Bundesnoten allmählich auf 300 Mill. Doll. vermindert werden sollten. Durch Gesetz vom 31. Mai 1878 wurde jedoch die weitere Einziehung der Bundesnoten verboten, so daß ein Betrag von 346,7 Mill. Doll. als einlösliches Papiergeld mit gesetzlicher Zahlungskraft im Umlauf geblieben ist. Während die zu ihrer Defung bestimmte Goldreserve in den 1890er Jahren infolge der hohen Silberpreise (f. Blandbill und Windombill) immer mehr sank, ist durch das Währungs-gesetz vom 14. März 1900 ein (abrigens auch zur Einlösung der Schatznoten von 1890 bestimmter) unvermindertbarer Einwechselungsfonds von 150 Mill. Doll. in Gold geschaffen worden. Die anfänglich im Kurse stark gesunkenen G. erreichten den Parikurs schon vor Auklon 1879 und hoben ihn seitdem ohne Schwierigkeit behauptet. Vgl. S. E. Ritchell, History of the G. (Chicago 1903).

Green Bay (Green Bay City, fr. grin ä bü), Hauptort der Grafschaft Brown im nordamerikan. Staat Wisconsin, an der Mündung des Fox River in die Green Bay des Michigansees, 1745 von Franzosen gegründet, mit gutem Hafen, Getreide- und Sägemühl-, Brauereien, Eisenerzfabriken, florierendem Holzhandel und (1900) 18,884 Einw.

Greenbush (fr. grinsbüs), Stadt im Staat New York, seit 1890 Kenilworth City (f. d.) genannt.

Greenacastle (fr. grin-ä-kästl), 1) Hauptstadt der Grafschaft Putnam im nordamerikan. Staat Indiana, Bahnfreuzung zwischen Indianapolis und Terre Haute, ist Sitz der De Pauw Universität und hat Industrie, Sandsteindrücke und (1900) 3061 Einw. —

2) Hafenort mit Fort in der irischen Grafschaft Donegal, an der Mündung des Lough Foyle, mit (1901) 730 Einwohnern.

Greene, Heden im braunschweig. Kreis Gandersheim, an der Leine, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Brauereiwendmühle und (1900) 1342 Einw.

Greene (fr. *grün*), 1) Robert, engl. Dichter und Pamphlist, geb. um 1540 in Norwich, gest. 3. Sept. 1592, studierte auf dem St. John's College in Cambridge, bereiste den Kontinent und begann nach seiner Rückkehr um 1585 mit Erfolg Dramen zu schreiben. In regelmäßiger Berufserfüllung schloß er ihm an Ruhe. Er verließ seine Frau und führte in London im Umgang mit den wüsten Köpfen der Zeit ein freies Leben. Seine Dramen wurden zuerst von Dyce (Lond. 1831, 2 Bde.) gesammelt, seine vollständigen Werke, zu denen auch Roman- und Prosafiktionen gehören, von Grosart (1881—89, 15 Bde.). Zu Drama pflegte G. besonders das romantische Lustspiel; sicher schrieb er: »Alphonsus King of Aragon«; »Orlando furioso«; »Friar Bacon and friar Bungay«; »James the fourth«. Er wußte Volkstümliches und Klaffisches, Geschichte und Märchen mit phantastischer Realität darzustellen und zählt hierin zu den unmittelbaren Vorgängern Shakespeares. Überliefert sind seine Schriften 3. T. in Venedigsbesitz »Shakespeare's Zeitgenossen«, Bd. 3 (Berl. 1860). Unter seinen Romanen ragt »Pandocto« hervor, die Hauptquelle für Shakespeares »Wintermärchen«. In seinen Selbstbiographien erinnert er an Augustin »Confessiones«. Seine Satire wandte sich in seiner letzten Schrift »A groatsworth of wit bought with a million of repentance« (1592) auch gegen Shakespeare, was ihm in all seinen Biographien einen besonderen Platz verschafft hat. Vgl. Ch. Gayley, Representative English comedies (Lond. 1903).

2) Nathaniel, amerikan. General, geb. 27. Juni 1742 in Bataviahammet (Rhode-Island), gest. 19. Juni 1786 in Walberly Grove am Savannah, erwarb sich eine gediegene Bildung, wurde 1770 von seinen Mitbürgern in die Weisgebungs gewählt und erhielt nach Ausdruck der Revolution (Mai 1775) das Kommando über die Truppen Rhode-Islands. Beim General Washington mit der Verteidigung der Insel Long Island beauftragt, mußte er kurz vor dem Angriff der Briten wegen Erkrankung das Kommando in andere Hände geben, worauf die Insel in die Gewalt jener fiel. Bald darauf zum Generalmajor befördert, zeichnete er sich bei Trenton (14. Dez. 1776) und Princeton (3. Jan. 1777) aus und deckte am Brandywine (11. Sept.) und bei Germantown (4. Okt.) den Rückzug der Armee. 1780 erhielt er an Gates' Stelle das Kommando der Südarmerie (in Carolina) und führte nun den Krieg mit solchem Nachdruck, daß die Engländer sich in Jahresfrist zur Klämmung Georgias und der beiden Carolinas genötigt sahen. Der Kongreß votierte G. den Dank des Volkes, und die betreffenden Staaten machten ihm wertvolle Landschenkungen. Nach dem Friedensschluß (3. Sept. 1783) zog er sich nach Georgia zurück. Sein Leben beschrieb sein Enkel, der Historiker George Washington Greene (Boston 1867—71, 3 Bde.; neue Ausg. 1890) und Francis Binton Greene (New York 1893).

Greenfield (fr. *grünfeld*), 1) Hauptort der Grafschaft Franklin im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Connecticutfluß, mit Webeschmiedindustrie und (1900) 7927 Einw. — 2) Hauptort der Grafschaft Hancock in Indiana, mit Web- und Sägemühlen und (1900) 4489 Einw.

Greenheart (fr. *grünhart*), f. Grünholz.

Green Island (fr. *grün island*), Ort im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Albany, auf einer Judaninsel, mit Eisenbahnunterführungen, Maschinenfabriken und (1900) 4770 Einw.

Greenlaw (fr. *grünwald*), Hauptort von Bernardshire (Schottland), am Blackadder, mit schöner Grafschaftshalle, hat nur (1891) 669 Einw.

Green Mountains (fr. *grün mountains*, »grüne Berge«), zu den Appalachen (f. d.) gehöriger Gebirgszug im nordamerikan. Staat Vermont, im Mount Mansfield 1337 m hoch, ist aus kristallinischem Schiefer und Quarzit zusammengesetzt, mit berühmten Marmorbrüchen bei Rutland. Im S. gehören die Hoosac- und Taconic Mountains (im Grenzhoch 1068 m) sowie die Berkshire Hills dazu, und im N. bilden die White Dame Mountains die Fortsetzung. Das Gebirge enthält viele Sammerfrüchte und ist beliebtes Ausflugsziel.

Greenock (fr. *grünod*), Seehafenstadt in Renfrewshire (Schottland), 37 km unterhalb Glasgow, am linken Ufer des 7 km breiten Clyde, ist regelmäßig gebaut, hat schöne Villen, namentlich in den westlichen Vorstädten, während der östliche Stadteil fast ausschließlich Fabrikgebäude enthält, und (1901) 67,645 Einw. (1851 erst 36,689). G. hat zahlreiche moderne Kirchen, ein großartiges Rathaus (seit 1881), ein Seemannsheim (Wood's Asylum), eine lateinische Schule, das Watt-Museum, die Watt-Institution (Bibliothek) und andre Bibliotheken, schöne Parkanlagen und ein Marmorwerkmal J. Watts (von Chantrey, gest. 1838). Die Industrie ist bedeutend. Am wichtigsten sind der Maschinenbau, der Schiffbau (1901 wurden 24 Schiffe von 26,855 Ton. gebaut), die Zuckerraffinerie und die Eisenfabrikation. Der Hafen hat eine Oberfläche von 8 Hektar und 7 Docks. Es gehören zu ihm (1901) 252 Seeschiffe (darunter 122 Dampfer) von 259,038 Ton. Gehalt. 1901 liefen 12,070 Schiffe (darunter 11,895 Küstenfahrer) von 1,663,030 T. ein. Wert der Einfuhr aus dem Ausland (1900) 1,330,262 Pfd. Sterl., der Ausfuhr britischer Produkte 1,074,999 Pfd. Sterl. Eingeführt werden namentlich Rohzucker und Holz, ausgeführt besonders Schiffe. Der Fischfang (220 Boote) ist zurückgegangen. G. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten; es wurde 1635 angelegt und ist erst seit der Union mit England (1707) emporgelblüht. Vgl. Campbell, Historical sketches of the town and harbours of G. (1879—81, 2 Bde.).

Greenodit, Mineral, besteht aus Schwefelsäure mit 77,4 Radium, findet sich in Bergangalen, sehr kleinen Kristallen von fettartigem Diamantglanz ausgewaschen oder als Anflüge, häufigels bis braun, Härte 3—3,5, spez. Gew. 4,9, besonders bei Bishopston in Schottland, Břidram in Böhmen, bei Schwarzenberg, Bierrefitte (Pyrenäen), Friedensville in Pennsylvania etc.

Greenough (fr. *grün*), Paratitia, amerikan. Bildhauer, geb. 6. Sept. 1805 in Boston, gest. 18. Dez. 1862 zu Samerville in Massachusetts, studierte auf der Harvard-Universität in Cambridge, wurde dann durch Wilson für die Kunst gewonnen und widmete sich ihr in seiner Vaterstadt unter Wilsons Leitung, hierauf in Italien unter Thorwaldsen und Tenerani. 1851 kehrte er in sein Vaterland zurück, um eine im Auftrag des Kongresses gefertigte, für das Kavito bestimmte Gruppe, die Rescue, eine Sklavenfamilie und ein Indianer, aufzustellen. Seine zahlreichen Arbeiten zeichnen sich durch Reinheit und Zartheit der Formen, durch geistige Auffassung und Originalität

und seinen Gehilfen (commis-greffiers) unterschieden. Letztere werden von dem g. ou chef besoldet, während dieser vom Staatsdoberhaupt ernannt ist und seinen Gehalt aus der Staatskasse bezieht. Vgl. auch Gerichtsdiener.

Greflinger (fr. gré), edler Kettwein aus dem Dau-
Greflinger, Georg, Dichter und Schriftsteller, geb. um 1630 in Regensburg, verbrachte eine bewegte und abenteuerliche Jugend, lebte in den 1640er Jahren in Danzig, Frankfurt a. M. und Bremen und ließ sich 1647 dauernd in Hamburg nieder, wo er um 1677 starb. Mit nahm ihn unter dem Namen »Geladon« in den Elbschwabenorden auf. G. veröffentlichte leichtfertige Liebeslieder: »Seladons beständige Liebe« (Frankf. a. M. 1644), »Seladons weltliche Lieder« (dof. 1651), »Kosen und Dörner, Hülsen und Ähren« (Samd. 1656), überlebte Corneilles »Cid« (dof. 1650), ein Stück von Lope de Vega, Gats' »Trauring« und schrieb die Dichtung: »Der Deutschen dreißigjähriger Krieg, poetisch erzählt« (1657). Vgl. B. v. Ollingen, über G. u. G. von Regensburg als Dichter, Historiker und Übersetzer (Straßb. 1882).

Grefrath, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kempen, zwischen Xiers und Hochlan, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Kempen-Berlin und der Weidenkreuzer Kreisbahn, hat 2 luth. Kirchen, 2 Samt- und Seidenfabriken (mit 700 Arbeitern), Leinwandfabrik, Zigarrenfabrik, Ziegelei, Bierbrauerei und (1909) 4342 meist luth. Einwohner.

Greg, William Rathbone, engl. Schriftsteller und Sozialphilosoph, geb. 1809 in Manchester, gest. 15. Nov. 1881 in Wimbledon bei London, war erst Baumwollspinner, dann 1856–77 Zollbeamter und hat viele Beiträge für die angesehensten Reviews und die »Pall Mall Gazette« geleistet. Von Bedeutung war die kritische Untersuchung »The creed of christianism« (1851, 8. Aufl. 1883), wodurch er in die freiere religiöse Bewegung der letzten Jahrzehnte kräftig eingriff. Unter seinen spätern Schriften sind die bedeutendsten: »Literary and social judgments« (1869, 4. Aufl. 1876); »Enigmas of life« (1872; 18. Aufl. mit »Memoir von seiner Witwe, 1891) und die »Miscellaneous essays« (1881–84, 2 Bde.).

Gregale, meist stürmischer Nordostwind auf Malta, sonst wie Greco (s. d.).

Gregarienus, s. Sporozoa.

Gregatim (lat. von grex, »Herde«), herdenweise.

Grège (franz., spr. gré-ä), Greze, Grez(seide), von Kokons abgehaspelte Kofseide, s. Seide.

Gregg (fr. grég), Fernand, franz. Dichter u. Kritiker, geb. 1873 in Paris, widmete sich nach vollendeten Schulstudien als begiehrter Verehrer V. Hugo's der Dichtkunst, erlaube sich aber mehr profodische und rhythmische Freiheiten als sein Vorbild und die Dichter des Barocke, ohne jedoch ganz dem versihre zu verfallen. Innigstei und Gefühlswärme zeichnen schon seine erste Gedichtsammlung: »La maison de l'enfance« (1897), so aus, daß die Akademie ihr den ersten Bockpreis verlieh, den sie bis dahin den Vertretern der freieren Poesie nicht streng versagt hatte. In der zweiten Sammlung: »La beauté du vivre« (1900), bekannnte G. einen zum Sozialismus neigenden aberstischen Optimismus. Gleichen Geistes sind die Gedichte »Les clartés humaines« (1904). In »La foule et ouverte« (1901) vereinigte er bemerkenswerte kritische Studien über Hugo, Bala, Roland u. a.

Grégoire (fr. gré-ä), Henri, Graf, Bischof von Blois, geb. 4. Dez. 1819 in Bécho bei Lunéville, gest.

28. Mai 1831, trat in den geistlichen Stand und machte sich durch seinen von der Akademie in Mey 1788 gefrönten »Kasai sur la régénération des Juifs« (Mey 1789) bekannt. Als Barrer in Embermeil in Lothringen vertrat er 1789 die Geistlichkeit des Bezirks Nancy bei der konstituierenden Versammlung, in der er, ein leidenschaftlicher Janfenit, sich bald als einen der eifrigsten Verteidiger der Volksfacke zeigte. Er beantragte die Vereinigung der Geistlichkeit mit dem dritten Stande, die Abschaffung der Annalen und Vernichtung der Monopole und Privilegien des Adels und erkämpfte den Juden sowie den von freien Eltern gebornen Regern und Mulatten in den Kolonien das volle Bürgerrecht. Er war der erste konstitutionelle Bischof. Als Abgeordneter im Konvent bemühte er sich besonders, die freien Juhände zu befeigen; er stellte Anträge auf Anlegung von Volksbibliotheken, Kriegerwirtschaften und Einführung besserer Volkslehrbücher, veranlaßte die Errichtung des Längendebureaus und des Konseruatoriums der Künste und Handwerke, erklärte sich gegen die Geistlichen, die im Konvent das Christentum abgeschrieben, und berief sich auf die durch das Staatsgrundgesetz verbürgte Freiheit des Gottesdienstes. Nach Auflösung des Konvents wurde G. Mitglied des Rates der Fünftundert und nach dem 18. Brumaire des Gesetzgebenden Körpers. Nach dem Konforbat mußte er sein bischöfliches Amt niederlegen. 1801 ward er Mitglied des Senats und erhielt 1808 den Grafstitel, obwohl er sich gegen Einführung der Kaiserwürde erklärt hatte; er stimmte 1814 der Absetzung des Kaisers zu. Nach der Restauration trat er mit der liberalen Schrift hervor: »De la constitution française de l'an 1814« (Par. 1814, 4. Aufl. 1819). Von der zweiten Restauration ward er verfolgt und aus dem Institut ausgeschlossen. Namentlich die Geistlichkeit haßte ihn unversöhnlich. Er starb, ohne sich mit der Kirche ausgesöhnt zu haben. Wichtig sind seine »Mémoires«, die G. Carnot mit einer trefflichen biographischen Notiz (Par. 1831) herausgab. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur: »Histoire des sectes religieuses« (Par. 1814, 2 Bde.; 2. Aufl. dof. 1828, 5 Bde.; 2d. 6, 1845); »Kasai historique sur les libertés de l'Eglise gallicane« (dof. 1818, 2. Aufl. 1826) und »Histoire des confessions des empereurs, des rois, etc.« (dof. 1824). Vgl. Krüger, Heinrich G., Bischof von Blois (Leipz. 1838); Böhringer, G., ein Lebensbild aus der französischen Revolution (Hafel 1878); Hipp. Carnot, Henri G., évêque républicain (Par. 1882); Raggiolo, La vie et les œuvres de l'abbé G. (Nancy 1885).

Gregor (griech. Gregorios, »der Wachsame«), Name von 17 Päpsten:
1) G. I., der Große, Sohn des Senators Gordianus, Sprößling des alten und angesehenen Geschlechts der Aniker, geboren in Rom um 540, gest. 12. März 604. Zum Reichsgelehrten bestimmt, verwaltete er um 573 das Amt eines Stadtpfaffen, trat aber später in eins der sieben von ihm gegründeten Klöster. 577 zum Diakon geweiht und 579 von Pelagius II. als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, wurde er nach seiner Rückkehr 585 Abt seines römischen Klosters und 590 gegen seinen Willen zum römischen Bischof gewählt. Er entsallete sofort eine außerordentliche Tätigkeit für das materielle und geistige Wohl der italienischen Bevölkerung. In den politisch schwierigen Verhältnissen, die seit dem Einfall der Langobarden in Italien eingetreten waren, bewies er edensobiel Klugheit wie Festigkeit; durch den Einfluß der mit ihm

befruchteten longobardischen Königin Theudelinde brachte er nicht nur den Griechen zustande, sondern bewog auch den König Agilulf, seinen Sohn Adalaald katholisch taufen zu lassen. Seine »Regula pastoralis« war viele Jahrhunderte hindurch Haupt- und Handbuch des abendländischen Klerus für die Amtsführung u. wurde in den meisten europäischen Sprachen übersezt. Ebenso beruht nur im Mittelalter seine Erläuterung des Psod (»Moralia«) in 35 Büchern, die zu allerleitiger Belehrung des Klerus bestimmt war. Von nachhaltigem Erfolg waren seine Bemühungen um Verbesserung des Kirchengesanges (f. Choral) und Ausbildung des liturgischen Elements im Gottesdienst. Auch als Bischof übte er ein strenger, zur Asele neigender Mönch; geküsstlich trug er eine Verachtung gegen weltliche Wissenschaft zur Schau, die bis zur Vernachlässigung des Stils in seinen eignen Schriften geht. Streng, wie gegen sich selbst, war er auch gegen seine Untergebenen. Nur dem Kaiser gegenüber beobachtete er kluge Mäßigung. Über das Mönchsweien erließ er eine Reihe tief eingreifender Verordnungen, sammelte selbst in einer Schrift (»Dialogorum libri IV.«) den ganzen Reichtum der in den Klöstern kultivierten Bundergeschichten und verteilte reichliche Schätze von Reliquien. Als sich der Patriarch Johannes Jesumatar von Konstantinopel äthienischer Bischof nannte, tadelte ihn G. wegen dieser Annahme, er selbst legte sich schon vor dem Ausbruch dieses Streites den Titel eines »Knechts der Knechte Gottes« (servus servorum Dei) bei. Für die Verbreitung des Christentums unter den Heiden hat G. unermüßlich und erfolgreich gewirkt, so in Korrika, wiewohl daselbst unter dem byzantinischen Bischof stand, namentlich aber in England, wohn in der Benediktiner Augustin als Sendbote ging. Auch mit den fränkischen Königen und mit den Westgoten in Spanien knüpfte er folgenreiche Verbindungen an. G. hat das Ansehen des römischen Stuhles auf eine vorher nicht gekannte Höhe gehoben, die Unterdrückung der Einheit der Kirche störenden Häresien vordrückt, der Kirche ganz neue Gebiete erobert und ihr für ihre innere und äußere Gestaltung die Bahn vorgezeichnet, die sie fortan durch ein ganzes Jahrtausend einschlug. Praktischer Verstand, unerschütterliche Standhaftigkeit, unflüchtige Klugheit, unermüßliche Tätigkeit, Gerechtigkeitsinn, Wohlthätigkeit, aufrichtige Religiosität, in der sich innerliches Christentum mit Aberglauben und dem äußerlich zeremoniellen Zug seiner Zeit auf merkwürdige Weise mischen, sind die hervorsteckendsten Züge seines Charakters. Als Schriftsteller zu den vier großen Lehrern der christlichen Kirche gerechnet, zeichnete er sich mehr aus durch seine Klütern und Verständlichkeit als durch Tiefe oder Schärfe der Ideen. Sein theologischer Standpunkt ist ein ins Semipelagianische abgemäßigter Augustinismus. Seine Schriften, von den Benediktinern herausgegeben, erschienen Paris 1705, 4 Bde.; auch in Rignes »Patrologia latina«, Bd. 75 — 79; in Auswühl deutsch, Kempten 1874. Seine Briefe sind herausgegeben in den »Monumenta Germaniae historica, Epistolae I., II.« von Ewald und Hartmann (Berl. 1887 ff.). Vgl. Wiggers, De Gregorio Magno (Halt. 1838 — 40, 2 Bde.); Lau, G. I. (Leipz. 1845); Fahlter, G. der Große und seine Zeit (Frankf. o. Rh. 1852); Pingoud, La politique de saint Grégoire le Grand (Par. 1872); Clausier, Saint Grégoire le Grand (Lille 1887); Kellert, Pope Gregory the Great and his relations with Gaul (Cambridge 1888); Watsgruber, G. der Große (2. Ausg., Ravensb. 1897).

2) G. II., Sohn des Römers Marcellus, wurde 19. Mai 715 zum römischen Bischof erhoben. Er lehnte sich gegen das Bilderverbot des griechischen Kaisers Leo des Mauriers auf (726), bereitete die Loslösung Roms von der byzantinischen Herrschaft vor, kämpfte aber auch für die Unabgängigkeit Roms gegen die longobardische Macht, indem er den König Autbrand von Rom fern zu halten wußte. Zu den Angesehenen gewann er neue Beziehungen; als sein Beauftragter begann Bonifatius seine missionarische Tätigkeit in Deutschland und seine organisatorische Tätigkeit im Frankenreich. G. starb im Februar 731. Sein Tag ist der 13. Februar. Vgl. Dohmen, Das Pontifikat Gregors II. (Paderb. 1888).

3) G. III., Sohn des Syrer Johannes, Friedhöber in Rom, bestieg 731 den römischen Stuhl, diente 731 auf einem Konzil die Bilderverstörer, ernannte Bonifatius zum Erzbischof und schickte Rom aufs neue vor den Angriffs der Langabarden. Er starb im November 741; sein Tag ist der 28. November.

4) G. IV., Römer, wurde 827 zum Papst gewählt. Er demüthigte sich um den Schutz Roms und Italiens gegen die Krieger, ernannte 832 Ansgar zum Erzbischof von Hamburg und apostolischen Legaten für den Norden und führte das Fest Allerheiligen im Adenblond ein. In dem Streit zwischen Kaiser Ludwig dem Frommen und dessen Söhnen, zu dessen Schlichtung er sich 833 über die Alpen begab, spielte er eine zweideutige Rolle. Er starb im Januar 844.

5) G. V., der erste Deutsche auf dem römischen Stuhl, vorher Bruno genannt, Sohn des Herzogs Otto von Kärnten und Irenel Otos d. Gr., geb. um 970, wurde 986 von seinem Vetter Otto III. zum Papste designiert und 3. Mai geweiht. Hand in Hand gedachten nun als Kaiser und Papst die beiden schwäbischen Jünglinge die Welt zu regieren. Der neue Papst krönte 21. Mai 986 seinen Vetter zum Kaiser; in Rom aber erhoben sich bald die Gegner des deutschen Regiments. Der Patriarch Crescentius vertrieb den Papst aus Rom und stellte ihm einen Gegenpapst, Johann XVI., entgegen; G. wurde jedoch 988 vom Kaiser bei dessen zweitem Zug nach Italien restituirt. Mit Strenge trat er gegen den König Robert von Frankreich, dessen Ehe mit Bertrude den kirchlichen Bestimmungen widersprach, sowie gegen den Kaiser Konrad auf. Sein plötzlicher Tod (Februar 996) rief den Verdacht an eine Vergiftung hervor. Vgl. Höfler, Die deutschen Päpste, Bd. I (Regensb. 1889).

6) G. VI., vorher Johannes Gratianus, Erzpriester in Rom, als fromm und rechtschaffen bekannt, erloschte 1045 von Benedikt IX. die päpstliche Würde, wurde jedoch auf der Synode in Sutri 20. Dez. 1046 durch Einwirkung Kaiser Heinrichs III. abgeleitet, nach Deutschland geschickt und starb in der Verbannung.

7) G. VII., vor seiner Erhebung zum Papst Hildebrand, geb. in Soano in Lucien, wurde in Rom im Kloster St. Mario auf dem Aventin, dessen Abt sein Heim war, oder vielleicht im päpstlichen Palast erzogen und begleitet 1047 G. VI., dessen Kaplan er war, in die Verbannung nach Deutschland. Nach dessen Tode soll er nach einer freitlich nicht sicher verbürgten Überlieferung eine Zeitlang als Mönch im Kloster Cluny gelebt haben. In Deutschland lernte er Papst Leo IX. kennen, lebte mit diesem 1049 nach Rom zurück und wurde zum Kardinaldiakon der römischen Kirche geweiht und zum Leiter des Klosters St. Paul bestellt. Beim Tode Leo IX. (1054) begab sich Hildebrand an den kaiserlichen Hof und hatte hervorragenden Anteil an der Erhebung des Bischofs Geb-

hard von Eichstätt auf den päpstlichen Stuhl. Unter diesem Papst, Viktor II., erhielt er auch Einfluß auf die Leitung der päpstlichen Kanzlei; nach Viktors Tode (1057) erwarbte er als Gesandter die Anerkennung seines Nachfolgers Stephan IX. durch den deutschen Hof; und es zeugt für die Stellung, die er in Rom einnahm, daß Stephan kurz vor seinem Tode (1058) den Befehl gab, die Wahl seines Nachfolgers nicht vor Hilbrands Rückkehr zu vollziehen. Hilbrand war es denn auch, der gegen den von dem römischen Adel erhobenen Benedikt X. die Wahl des Bischofs Gerhard von Florenz (Hilolaus II.) durchsetzte; und seit dieser Zeit war er in vielen Beziehungen der eigentliche Leiter der päpstlichen Politik. Wohl nicht ohne seinen Einfluß wurde 1059 das Verfahren bei der Papstwahl neu geordnet; er schloß den in der Folge wichtig gewordenen Bund zwischen dem Kapitulum und den Fürsten der unteritalienischen Normannen, die Basallen des Papstes wurden; er setzte 1061 die Wahl des Bischofs Anselm von Lucca, als Papst Alexander II. genannt, durch und brachte es dahin, daß die deutsche Reichsregierung den unter ihrem Einfluß erhobenen Gegenpapst Cadalus (Honorius II.) 1064 wieder fallen ließ. Am Tage nach dem Tode Alexanders, 22. April 1073, ward Hilbrand zum Papst gewählt und nannte sich als solcher G. VII. Seine Regierung ist von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden. Seine Absicht war es, alle Gebiete des menschlichen Lebens der obersten Leitung des römischen Bischofs zu unterwerfen. Denn nicht allein in kirchlichen Dingen wollte er die Allmacht und Unfehlbarkeit des Papstes aufrichten, sondern auch die europäischen Staatenwelt unter seine Gebote beugen. Er beanspruchte die Oberherrlichkeit über Spanien, Korsika, Sardinien und Ungarn. Ein vertriebener russischer Prinz nahm Zuflucht von ihm zu Lehen, und spanische Große, Grafen in Provençe und Savoyen, ein König in Dalmatien sowie die Normannenfürsten Unteritaliens leisteten ihm den Lehnsseid. In Frankreich bedrohte G. den König mit dem Bann; in Griechenland unterhandelte er über die Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirchen; in Kastilien und Aragonien drang er auf Einführung des römischen Ritus; in Venedig verbot er den Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienst; von Norwegen und Schweden erbat er sich Züngleine, die in Rom gebildet werden sollten. Selbst das Los der Christenstaaten in Afrika nahm seine Sorge in Anspruch, und lebhaft beschäftigte ihn das Projekt zu einem Kreuzzug. Vor allem aber suchte er das Übergewicht des päpstlichen Stuhls über den deutschen Kaiser zu begründen (s. Heinrich IV.). Sein Kampf gegen Priesterleere und Simonie galt der Durchführung von Geboten, die innerhalb der kirchlichen Reformpartei schon lange herrschend waren: ihn eigentümlich war nur die unbedingte und rücksichtslose Energie, mit der er diesen Kampf führte. Ein einschneidender Eingriff aber in die staatsrechtlichen Verhältnisse der Welt war sein Verbot der Laieninvestitur, das jede staatliche Teilnahme an der Verleihung kirchlicher Ämter, auch der Bischöfener, unterlag. Da die Bischöfe weltliche Güter und Rechte besaßen, die ihnen unter der Voraussetzung einer Mitwirkung des Staates bei ihrer Einsetzung übertragen waren, und da sie insbesondere in Deutschland zugleich reichsfürstliche Stellung einnahmen, so mußte sich gegen diese Verfürgung des Papstes vornehmlich die deutsche Krone auflehnen, für die es eine Lebensfrage war, am königlichen Ernennungsrecht der Bischöfe festzuhalten.

Eine Zeitlang hatte G. auf Verständigung mit Heinrich IV. gehofft, von dem er hauptsächlich verlangte, daß er seine wegen Simonie gebannten Källe entfernen und Buße tun sollte. Als er nun aber 1075 das Investiturverbot verkündigte, dem von Heinrich ernannten Erzbischof Theobald von Mailand die Anerkennung verweigerte, als er von Heinrich unbedingte Unterwerfung unter diese Anordnungen forderte und ihm zugleich die schärfsten Vorhaltungen wegen seiner bisherigen Vergehen machte: da erregte er den Jörn des eben im Vollgefühl seiner glänzenden Erfolge gegen die Sachien stehenden Königs so sehr, daß dieser auf einer Synode zu Worms (24. Jan. 1076) den Papst absetzen ließ. G. sprach darauf im Februar 1076 über den Kaiser den Bann aus, entsetzte ihn seiner königlichen Gewalt und entband seine Untertanen vom Eide der Treue. Anfangs hatte das Borgehen des Papstes wenig Erfolg. Aber nach und nach eroberte G. sich Boden, und die Fürstenopposition gegen den König bot dem Papst gern die Hand, um den gemeinsamen Gegner zu bemähtigen. Nachdem die im Oktober 1076 in Tribur versammelten Fürsten die Absetzung Heinrichs beschlossen hatten, wenn er sich nicht binnen Jahresfrist vom Bann löse, ging der König nach Italien, um den Papst zu verführen. Dieser zog sich auf die Kunde von Heinrichs Anfunft in Italien nach dem festen Schloß der Markgräfin Mathilde, Canossa, zurück; hier erschien Heinrich als ein Büssender, und nach dreitägigen Verhandlungen (25. des 27. Jan. 1077), als der König schriftlich und eidlich die Versicherung gegeben hatte, daß er sich mit den deutschen Fürsten nach dem Schiedspruch Gregors vergleichen wolle, erteilte ihm der Papst die Absolution. Der Zwist zwischen dem König und G. brach jedoch bald wieder aus, und dieser erneuerte den Bannfluch; aber es gelang G. nicht, wie er es wollte, zwischen Heinrich und seinem Gegenkönig Rudolf sich die Entscheidung beizulegen. Kaum hatte Heinrich in Deutschland wieder mehr Macht gewonnen, als er auf einer Synode zu Brixen 25. Juni 1080 den Papst absetzen und einen Gegenpapst, Clemens III., wählen ließ und hierauf selbst nach Italien eilte. G. wurde in Rom belagert; hier ließ Heinrich, nachdem er die Feststadt genommen hatte, den Gegenpapst inthronisieren und sich von ihm 31. März 1084 zum Kaiser krönen. Die Lage des in der Engelsburg eingekerkerten G. war äußerst gefährdet, als er im Mai 1084 durch ein von Robert Guiscard (s. d.) herbeigeführtes Entlastheer befreit wurde. Doch verzweifelte er daran, sich in Rom behaupten zu können, folgte vielmehr den abziehenden Normannen nach Süden, um erst im Kloster zu Monte Cassino, später in Salerno Zuflucht zu suchen, wo er 25. Mai 1085 starb. G. war einer der größten Päpste des Mittelalters. Sind auch die hierarchischen Gedanken, von denen er biling durchdrungen war, nicht neu und original, so hat doch seiner feiner Vorgänger das System dieser Gedanken so konsequent wie er entwickelt oder so energisch durchzuführen versucht. Und indem dies System von seinen Nachfolgern festgehalten und weiter ausgebaut wurde, hat es die Geschichte des Abendlandes in neue Bahnen gelenkt und wirkt fort bis auf die Gegenwart. Die Hauptquelle für die Geschichte Gregors ist eine Sammlung der wichtigsten seiner Briefe, am besten herausgegeben von Jaffe in der »Bibliotheca rerum germanicarum«, Bd. 2 (Berl. 1866). Aus der umfangreichen neuern Literatur über ihn heben wir hervor: Boigt, Hilbrand als Papst G. VII. und sein Zeitalter (2. Aufl., Weim. 1846); Söhl, G. VII.

(Leipzig 1847); Helfenstein, Gregors VII. Bestrebungen nach den Streitschriften seiner Zeit (Frankf. 1856); Görderer, Papst G. VII. und sein Zeitalter (Schaffh. 1859 — 61, 7 Bde.); Willemin, Histoire de Grégoire VII. (Par. 1873, 2 Bde.); Rangeron, Grégoire VII. et les origines de la doctrine ultramontaine (2. Aufl., bas. 1874); De la Roche, Saint Grégoire VII. et la réforme de l'Eglise (doz. 1889 — 91, 3 Bde.); Mortens, G. VII., sein Leben und Wirken (Leipzig 1894, 2 Bde.).

8) G. (VIII.), seit 1111 unter dem Namen Mauritius Bardinus Erzbischof von Braga in Portugal, 1114 von Paschal II. suspendiert, aber bald begnadigt, und seit 1115 bei dem Papst in hoher Gunst. trat 1117 zur kaiserlichen Partei über und wurde deshalb gebannt, eben darum aber von der kaiserlichen Partei dem Papst Gelosius II. entgegengestellt (8. März 1118). Er hielt sich anfangs mit Hilfe deutscher Truppen, wurde aber noch 1118 vor Gelosius nach Sutri flüchten, wurde hier 1121 von Calixt II. gefangen, von den Einwohnern ausgeliefert und nach schmählicher Behandlung eingekerkert. Im Kloster Cava soll er noch 1137 gestorben sein.

9) G. VIII., geb. in Venedig, früher Albertus de Morro, seit 1178 als Kardinal von S. Lorenzo Konf. der römischen Stühle, wurde im Oktober 1187 Papst, starb aber schon 17. Dez. d. J. in Vico.

10) G. IX., vorher Hugolinus, Graf von Segni, geb. um 1170, gest. 21. Aug. 1241, wurde als ein Heißer Innosenz' III. 1199 zum Kardinalbischof von Ostia erhoben, war zweimal Legat in Deutschland, predigte 1221 und 1222 in Mittel- und Oberitalien das Kreuz und bestieg 19. März 1227 den päpstlichen Stuhl. Gegen Friedrich II. sprach er wegen der Verzögerung des versprochenen Kreuzzugs schon 29. Sept. den Bann aus. In seiner Leidenschaft besänftigte er den Kaiser sogar, während dieser in Palästina war, und ließ seine Truppen in Apulien einfallen, ward aber 1230 zum Frieden von San Germano genötigt. Nachdem er die kaiserliche Hilfe gegen die unversöhnlichen Römer angesetzt, begann er den Kampf mit Friedrich II. von neuem, indem er sich mit den Lombarden verbündete und 1239 den Bann über den Kaiser aussprach. Als Friedrichs Heer darauf im Sommer 1241 gegen Rom rückte, stieß G. noch vor der Entscheidung. Seine »Detretolen« ließ er durch Raymundus de Peñaforte sammeln und in fünf Büchern ordnen. Vgl. Volon, Storia di Gregorio IX. e dei suoi tempi (Modena 1872); Felten, Papst G. IX. (Freiburg 1886); Aubray, Les registres de Grégoire IX. (Par. 1887 ff.); Rortz, Die Vita Gregorii IX. ausenkräftig untersucht (Berl. 1889).

11) G. X., vorher Tebaldo de' Visconti, geb. in Vercenza, begleitete als Erzbischof von Lüttich den Prinzen Edward von Wales nach Palästina und wurde 1. Sept. 1271 zum Papst erhoben. Er suchte auf dem Konzil zu Lyon 1274 für einen neuen Kreuzzug zu wirken und strebte deshalb die Beilegung der Zwietracht unter den Fürsten in Italien und Deutschland an. Er verfasste selbst eine Schrift, um Quessen und Schweden zu versöhnen, befohl 1273 den deutschen Kurfürsten die Wahl eines Königs und ernannte Rudolph von Habsburg zum Kaiser. Seine Versuche einer Ausöhnung der Frieden mit Rom blieben ohne dauernden Erfolg. Er führte das Konklave bei der Papstwahl ein. G. starb auf der Rückkehr von Kaufmann zu Viterbo 10. Jan. 1276. Vgl. Bitterer, G. X. und Rudolph von Habsburg (Freiburg 1891); Guiroud, Les registres de Grégoire X. (Par. 1892 — 98).

12) G. XI., früher Pierre Roger von Beaufort, Kardinalbischof von Santa Maria Nuova, ein Brudersohn Clemens' VI., aus Limoges gebürtig, ward 30. Dez. 1370 Papst und residierte bis September 1376 in Avignon. Auf die Bitte der heil. Katharina von Siena lehrte G. noch Italien zurück, zog 17. Jan. 1377 in Rom feierlich ein und starb hier 27. März 1378. Er war es, der (1373) 19 Sätze aus den Schriften Bilelefs und 13 Artikel des »Sachsenspiegels« verbannte.

13) G. XII., vorher Angelo Cornaro, Kardinal und Bischof von Venedig, Titularchatriarch von Konstantinopel, wurde von der italienischen Partei der Kardinalen 2. Dez. 1406 zum Papst gewählt, oder, da er so wenig wie sein französisch-spanischer Gegenpapst Benedikt XIII. ernsthafte Schritte tat, dem Wohl der Kirche Opfer zu bringen, von seinen Kardinalen verlassen und auf dem Konzil zu Vico 1409 abgesetzt. Zwar ertonte er diese Absetzung nicht an; aber als das Konstanzer Konzil zusammentrat, zeigte er ihm 4. Juli 1415 seine Entlassung an, worauf er zum Kardinalbischof von Porto und Legaten der Mark Ancona ernannt wurde. Er starb 18. Okt. 1417 in Neapoli.

14) G. XIII., vorher Illego Buoncompagni, geb. 1512 in Bologna, gest. 10. April 1585, bildete sich in seiner Vaterstadt zum Rechtsgelehrten und wurde von Pius IV. in die kirchlichen Geschäfte gezogen; als Kardinal von San Sisto erwarb er sich großes Ansehen, namentlich durch eine Legation bei Philipp II. von Spanien. Am 13. Mai 1572 wurde er auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Die Erweiterung des Professorenhauses in Rom, die Unterdrückung des streng kirchlichen Unterrichts und die Restauration des von Julius III. gegründeten Collegium germanicum waren sein Werk; auch die Jesuitenkollektoren in Deutschland sandten an ihm einen Botschafter. Die Pariser Unruhen wurden von ihm in Rom mit einem Teuerdum gefeiert und durch eine Denkmünze verherrlicht. Auch unterstützte er die französische Liga im Kampfe gegen die Hugenotten. Unter ihm kam 1582 die lange angestrebte Kalenderreform (der Gregorianische Kalender) zustande (s. Kalender). Sein Leben beschrieb Raffae (1742). Seine Schriften finden sich in Eggs »Pontificum doctum«.

15) G. XIV., früher Kardinal Niccolò Sfondrato, geb. 1535, regierte vom 5. Dez. 1590 bis 15. Okt. 1591.

16) G. XV., als Kardinal Alessandro Ludovisi, geb. 1554 in Bologna, gest. 8. Juli 1623, wurde 9. Febr. 1621 zum Papst gewählt. Durch ihn wurde der Streit über die unbesetzte Empfängnis der Jungfrau Maria vorläufig beendet, 1621 das Verbot der bei der Papstwahl endgültig geregelt und 1622 die Kongregation de propaganda fide (s. Propaganda) eingerichtet. Als Anteil an der Verurteilung des von ihm unterstützten Krieg Ferdinand's II. und der Liga gegen die Böhmen und Kurpfalz empfing G. die Schätze der Heiligerbibliothek (jetzt Bibliotheca palatina im Vatikan).

17) G. XVI., vorher Bartolomeo Cappellari, geb. 18. Sept. 1765 in Belluno, gest. 1. Juni 1846, trat in das Romualdenkloster zu Wurano, dessen Abt er wurde, und erwarb sich unvorstellbare Kenntnisse der morgenländischen Sprachen. Sein in verschiedene Sprachen übersetztes Werk »Trionfo della Santa Sede« hatte Gregors Erhebung zum General seines Ordens zur Folge. Leo XII. erhob ihn 1826 zum Kardinal und wählte ihn zum Präfecten der Kongregation der Propaganda. Nachdem G. noch unter Leo XII. das Kommando mit der niederländischen Regierung abgeschlossen hatte, übertrug ihm Pius XIII. die Verhandlungen mit Preußen wegen der gemischten Ehen. Am

2. Febr. 1831 zum Papst gewählt, folgte er, obwohl persönlich gutmütig und von einfacher Frömmigkeit, in der Regierung des Staates und der Kirche den Grundsätzen der starren Reaktion und begünstigte die Jesuiten. Aufstände, die bald nach seiner Inthronisation im Kirchenstaat ausgebrochen waren, wurden durch österröische Waffen unterdrückt; die von den europäischen Mächten empfohlene zeitgemäße Umgestaltung der Regierung und Verwaltung des Kirchenstaates unterblieb aber. 1832 brach daher der Aufstand von neuem aus, und als nun Oesterreich abermals seine Fülle ließ, besiegten die Franzosen zur Wahrung ihrer Interessen Ancona. Auch in den folgenden Jahren wechselten anscheinende Stille und Aufstände, kleine Künneken und große Gewaltmaßregeln; gegen 2000 politische Gefangene oder Verurteilte wurden am Schluß des Pontifikats Gregors gehängt. Bei der übeln Lage der Finanzen des Kirchenstaates waren seine köstlichen Bauten, wie die Wasserleitung von Tivoli, die Vollendung der Paulskirche, sehr zweifelhafte Verdienste, wofür aber die Ordnung der Kunstsammlungen und die Öffnung der vatikanischen Bibliothek unter Aufsicht gläubensehrer gelehrter. Unter seinem Pontifikat zeigen die ultramontanen Ideen allmähliches, aber stetiges Wachstum. Vgl. Wagner, Papst G. XVI. (Sulzbach 1846); Riellens, Geschichte des Papsttums im 19. Jahrhundert, Bd. 2 (Gotha 1878); »Acta Gregorii Papae XVI.« (Vb. 1, Turin 1901).

Gregor der Erleuchter (Lusavoritsch, Phosier, Illuminator), Heiliger, Begründer des Christentums in Armenien. Während der persischen Okkupation emigrierte er aus Armenien und wurde in Kappadokien christlich erzogen. Mit Tiridates III., der 282 sein väterliches Reich wiedereroberte, zurückgekehrt, soll er 14 Jahre gefangen gehalten worden sein, dann aber den König bekehrt haben. In Gemeinschaft mit ihm setzte er die Christianisierung des Landes ins Werk, wurde vom Erzbischof von Caesarea zum Patriarchen von Armenien geweiht und organisierte die armenische Kirche. 318 weihte er seinen Sohn Aristades, der 325 dem Nicaenischen Konzil beizuwohnen, zu seinem Nachfolger und lebte den Rest seiner Tage als Einsiedler, zuletzt in einer Höhle am Fuße des Berges Sebuc in Oberarmenien. Tag: der 1. Oktober. Vgl. S. Beder, Die katholische Kirche in Armenien (Freiburg 1903). S. auch Armenische Literatur. — G. zu Ehren wurde 1330 in Armenien der Orden der Vereinigten Brüder des heil. G. des Erleuchters gestiftet, dessen Zweck war, die armenischen Schismatiker zur Kirche zurückzuführen.

Gregor der Wunderthäter (Thaumaturgos), Heiliger, um 210 zu Neocaesarea in Pontus als Heide (eigentlicher Name Theodoros) geboren, trat nach dem Tode des Vaters zum Christentum über und ward in dieses durch mehrjährigen Umgang mit dem im palästinsischen Caesarea wirkenden Origenes tiefer eingeweiht. Um 240 wurde er Bischof seiner Vaterstadt, als welcher er für die Organisation der pontischen Kirche eine von der Legende bald wunderbar ausgeschmückte, bahnbrechende Tätigkeit entfaltete. Er starb um 270. Unter seinen Schriften ragt die »Lobrede auf Origenes« (hrsg. von Koellhauf, mit gut orientierender Einleitung, Freiburg 1894) hervor. Tag: der 17. November. Vgl. außerdem Nyssel, Gregorius Thaumaturgus (Leipz. 1880).

Gregor von Feinburg, s. Feinburg.

Gregor von Nazianz, genannt der Theolog, Kirchenvater, wurde um 329 zu Nazianz in Kappado-

kien geboren und zu Caesarea, Alexandria, zuletzt in Athen gebildet, wo er sich mit Basilus d. Gr. eng befreundete. In sein Vaterland zurückgekehrt, bewies er in verschiedenen Stellungen in Nazianz, zuletzt als Bischof seines als Bischof verstorbenen Vaters, eine zwischen Liebe zum heilsuchenden Stillen und Friede zum praktischen Eingreifen in die kirchlichen Unbefriedigenden Haltung. 379 Prediger an einer orthodoxen Kapelle, 380 an der Kathedrale der Reichshauptstadt, wohnte er als deren Bischof dem zweiten öumenischen Konzil bei, legte diese Würde aber noch vor Schluß der Synode nieder und lebte seitdem zurückgezogen bis zu seinem Tod (um 390), wahrscheinlich in seinem Geburtsort. Gregors ganzes Leben war der Verteidigung der Athanasianischen Orthodoxie gegenüber den Häresen der Arianer und Apollinaristen gewidmet, wobei ihm seine mehr prunkende als sachlich verfahrenende Beredsamkeit sehr zu statten kam. Unter seinen Werken sind die namhaftesten die fünf »Theologischen Reden«. Die beste Ausgabe seiner Schriften ist die der Benediktiner (Par. 1778, 1840); Auswahl deutsch von Köhn (Kempten 1874—77, 2 Bde.). Vgl. Ullmann, G. v. N. (2. Aufl., Gotha 1867); Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen, Bd. 8 (Stuttg. 1876); Benoit, Saint Grégoire de Nazianze (2. Aufl., Par. 1885, 2 Bde.); Nimmer, Des heil. Gregors von Nazianz, des Theologen, Lehre von der Gnade (Kempten 1890); Weiß, Die Erziehungstheorie der drei Kappadozier (Freib. 1903).

Gregor von Nyssa, Kirchenvater, Bruder Basilus d. Gr., geb. zu Caesarea in Kappadokien, seit 371 Bischof von Nyssa, gest. nach 394. Die Origenes, so suchte auch G. in den theologischen Bewegungen seiner Zeit der Wissenschaft einen freien Spielraum zu verschaffen; ja, er ist der erste, der es, besonders in seiner »großen katechetischen Rede«, unternahm, den ganzen Komplex der kirchlichen Lehre spekulativ zu entwickeln, eine Säule der für das Mysticismus der Trinität und Menschwerdung Gottes kämpfenden Kirche. Hauptausgabe seiner Werke aus früherer Zeit von Fromto Ducas (Par. 1615, 2 Bde.); neuere Ausgaben: von Jorbesius (Furnisland 1855 u. 1861) u. Dehler (Halle 1865; auch mit Übersetzung, Leipz. 1858—59, 4 Tle.) blieben unvollständig. Sonderausgabe der »Rede« von Srawley (Cambridge 1903). Vgl. Kupp, Gregor von Nyssa Leben und Meinungen (Leipz. 1834); Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen, Bd. 8 (2. Aufl., Stuttg. 1876); Weiß, Die Erziehungstheorie der drei Kappadozier (Freib. 1903); auch Gregors Lehrbegriff (Schriften von Herrmann (Halle 1875), Kramph (Bürg. 1889), Nitz (Köln 1890), Fr. Meyer (Leipz. 1894), Diekamp (Münst. 1896), Wegner (Leipz. 1897) und Pollert (bas. 1897).

Gregor von Tours, fränk. Geschichtschreiber, aus vornehmer römischer Familie in Arverni (jetzt Clermont-Ferrand) um 540 geboren, gest. 17. Nov. 594 in Tours, hieß eigentlich Georgius Florentius, nannte sich aber später G. nach seinem mütterlichen Ahnherrn, dem heil. Gregor von Langres. Seit 573 Bischof von Tours, wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit von den fränkischen Königen Sigbert, Guntram und Chilperich II. hoch geschätzt, trat den Gewaltthaten des Königs Chilperich von Soissons und der Fredegunde kräftig entgegen, indem er den Herzog Guntram und Chilperichs Sohn Merowäus gegen des Königs Verfolgungen schützte und die Rechte des jungen Königs Chilperich von Austrasien aufs kräftigste verteidigte. Sein Hauptwerk, die

»Historia Francorum« in 10 Büchern, vom kirchlichen Standpunkt aus in barbarischen Latein kunftlos und einfach geschrieben, ist eine wichtige Quelle für die Geschichte seiner Zeit bis 591. Außerdem schrieb G. Geschichten von Wärtirern, von den Wundern des heil. Martin u., die er selbst unter der Benennung »VII libri miraculorum« zusammenfasste, und in einem Buch: »Vitae patrum« das Leben mehrerer frommer gallischer Geistlichen. Alle diese Schriften sind für die Kenntnis des christlichen Volksgeistes von großer Bedeutung. Die beste Ausgabe der Werke Gregors lieferte Krusch in den »Monumenta Germaniae historica« (Berl. 1884—85, 2 Tle.), eine deutsche Überlegung der frühlichen Geschichte mit vortrefflicher Einleitung B. Giefebrecht (2. Aufl. Leipz. 1879, 2 Bde.). Vgl. Löbell, G. von Tours und seine Zeit (2. Aufl., Leipz. 1869); G. Monod, Études critiques sur les sources de l'histoire mérovingienne (Par. 1879); Bonnet, Le latin de Grégoire de Tours (das. 1890); Osterhage, Bemerkungen zu G. kleineren Schriften (Berl. 1895); Verroult, Die Heiligen der Merowinger (Tübing. 1900); Weinann, Die sittlichen Begriffe in Gregors Historia Francorum (Duisb. 1900).

Gregoras (Niképhoros), byzantin. Gelehrter, geb. 1295, gest. um 1360, lebte seit 1322 am Hofe des Kaisers Andronikos II. und lehrte nach dem Tode seines Vönners (1328) in Konstantinopel Philosophie und Astronomie. Schließlich wurde er wegen seiner leidenschaftlichen Anteilnahme an den durch Palamedes (s. d.) hervorgerufenen kirchlichen Streitigkeiten in ein Kloster eingekerkert. Er schrieb eine Geschichte des byzantinischen Reiches von 1204—1359 parteiisch und in affektiertem Stil (zuerst vollständig hrsg. von Schopen und Besser, Bonn 1829—55), außerdem theologische Streitschriften, philosophische Abhandlungen, astronomische, grammatische und rhetorische Schriften, Briefe u. a. [samen Lebens« (s. d.).

Gregorianer, s. »Brüder des gemein-
Gregorianischer Gesang, der nach der Überlieferung durch Gregor I., den Großen, neuergete Ritualgesang der christlichen Kirche, der bis auf den heutigen Tag die Grundlage des katholischen Kirchengesanges bildet. Doch ist diese Tradition in neuester Zeit durch Fr. A. Wobert (»Les origines de chant liturgique de l'Eglise latine«, Gem 1890; deutsch von G. Niemann, Leipz. 1891) stark angefochten worden, der vielmehr Gregor II. oder Gregor III. die Regelung des Gregorianischen Gesangs zuschreiben möchte. Die Tonchrift, in welcher der Gregorianische Gesang aufgezeichnet wurde, ist die Neumenschrift (s. Neumen). Seit Erfindung der Linien und Schlüssel (s. Guido von Arezzo) wird der Gregorianische Gesang gewöhnlich mit der sogen. Choralnote (s. d.) notiert. Lehrbücher des Gregorianischen Gesanges schrieben: Antony (Kölnf. 1829), Ration (Bresl. 1839), Haberl (12. Aufl., Regensb. 1899), Kienle (3. Aufl., Freiburg 1899), Dom Potier, Dom Racquereau u. a. Vgl. Potier, Der Gregorianische Choral (deutsch, Baden 1881).

Gregorianischer Kalender, die vom Paph Gregor XIII. 1582 eingeführte Zeitrechnung, s. Kalender.

Gregorianische Universität, s. Collegium Romanum.

Gregorianus, röm. Jurist, Verfasser des »Codex Gregorianus«, einer (nicht erhaltenen) Sammlung kaiserlicher Konstitutionen aus den Jahren 195—295.

Gregoriental (Künstlertal) heißt das Tal der Stadt im Oberflaß mit dem Hauptort Künstler (s. d.).

Gregorios, s. Gregor.

Gregorios V. (eigentlich Georg Angelopoulos), ötumenischer Patriarch der griechischen Kirche des Orients, geb. 1739 zu Dimiziana in Arkadien, gest. 22. April 1821, studierte in Athos, lebte darauf eine Zeitlang als Einsiedler, wurde 1784 Erzbischof in Smyrna und 1795 Patriarch in Konstantinopel. Als 1798 die Franzosen Ägypten erobert hatten und die Griechen geheimer Verbindungen mit ihnen beschuldigt wurden, forberte der türkische Vöbel seinen Kopf; Sultan Selim rettete ihn jedoch nach dem Berg Athos, und bald nachher wurde G. in seine Würde wieder eingesetzt. Obwohl er heimlich mit der Helas in Verbindung stand, ernannte er doch beim Ausbruch des Aufstandes in Kreta 1821 seine Landesleute öffentlich zum Gehorsam und ließ sich von der Feste sogar bewegen, 21. März den Bannfluch über alle Aufständischen auszusprechen. Als aber die ihm zur Aufricht übergebene Familie des Fürsten Murus durch Vermittlung des russischen Gesandten ohne Gregors Verschulden entkommen war, wurde dieser am Osterfeiertag auf Befehl des Sultans von Janitscharen nebst drei Bischöfen und acht Geistlichen in vollem Ornate vor der Hauptpforte der Basilika aufgehängt. Zwei Tage nachher wurde sein Leichnam von Juden ins Meer geworfen, durch griechische Matrosen aber wieder herausgezogen, nach Odessa gebracht und hier feierlich bestattet. Seine scheußliche Behandlung des sonst nicht hochgeschätzten Patriarchen machte ihn in den Augen der Griechen zum Märtyrer und trug zur Ausbreitung des Aufstandes wesentlich bei. Seine Gebeine wurden von der griechischen Regierung in die Kathedrale zu Athen übertragen, wo ihm, wie vor der Universität, Denkmäler errichtet wurden. G. lieferte eine neugriechische Übersetzung der Briefe des Paulus nebst Kommentar. Das seinen Namen führende »Wörterbuch der griechischen Sprache« ist nicht Gregors Arbeit.

Gregoriosfest, s. Karrenfest.

Gregorius vom Steine, s. Hartmann von Aue.
Gregorovius, Ferdinand, deutscher Geschichtsschreiber und Dichter, geb. 19. Jan. 1821 zu Wendenburg in Ostpreußen, gest. 1. Mai 1891 in München, studierte in Königsberg Ideologie und Philosophie, trieb aber dann poetische und historische Studien, veröffentlichte seit 1841 mehrere belletristische Werke, unter andern »Verbomar und Stabsklausur, aus der Hölle Romanis« (Kölnf. 1845, 2 Tle.), dann die bedeutendere Arbeit: »Goethes Bühnen Meister in seinen sozialistischen Elementen« (das. 1849), der die kleineren Schriften: »Die Idee des Volentums« (das. 1848) und »Die Völen« und »Waggenlieder« (das. 1849), folgten. Die Frucht gründlicher historischer Studien waren die Tragödie »Der Tod des Liberius« (Hamb. 1851) und die »Geschichte des römischen Kaisers Gaius und seiner Zeit« (das. 1851, 3. Aufl. 1884; engl., Lond. 1898). Im Frühjahr 1852 begab sich G. nach Italien, das er seitdem vielfach durchwanderte, und wo er sich bis 1874 aufhielt. 1880 unternahm er eine Reise nach Griechenland, 1872 nach Ägypten, Syrien und Konstantinopel. Seitdem lebte er abwechselnd in Rom und in München. Interessante Ergebnisse seiner Beobachtungen und Studien in Italien enthalten das treffliche Werk über »Corsica« (Stuttg. 1854, 2 Bde.; 3. Aufl. 1878; auch ins Englische übersetzt) und die u. d. T.: »Wanderjahre in Italien« (5 Bde.) gesammelten, in wiederholten Auflagen erschienenen Schriften: »Figuren, Geschichte, Leben und Synergie aus Italien« (Leipz. 1856),

»Siciliana, Wanderungen in Neapel und Sizilien« (1860), »Lateinische Sammler« (1863), »Von Ravenna des Rentana« (1871) und »Apulische Landschaften« (1877). Daran schloß sich »Die Insel Capri« (Leipz. 1868, mit Bildern von H. Lindemann-Fraunmeyer; 3. Aufl. 1897). Auch sein idyllisches Epos »Euphorian« (Leipz. 1858, 6. Aufl. 1891; von Th. Graffe illustriert, 1872) atmet südliche Luft und klassischer Geist. Er lieferte auch eine gelungene Uebersetzung der »Lieber des Giovanni Reki von Palermo« (Leipz. 1856, 2. Aufl. 1886). »Die Grabdenkmäler der römischen Päpste« (Leipz. 1857, 2. Aufl. 1881; engl., Lond. 1903) sind eine Vorstudie zu seinem Hauptwerke, der »Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter« (Stuttg. 1859—73, 8 Bde.; 5. Aufl. 1903 ff.), worn er Rom als Residenz der Päpste und als Mittelpunkt der mittelalterlichen Geschichte mit geschichtlichen Verständniss und unter Würdigung seiner Bau- und Kunstdenkmäler behandelt. Die Stadt Rom beschloß die Uebersetzung des Werkes ins Italienische (»Storia della città di Roma nel medio evo«, Vened. 1874—1876, 8 Bde.) und ernannte G. zum Ehrenbürger. Auch ins Englische wurde das Werk übersetzt. Später erschienen von ihm: »Rucroja Vargia« (Stuttg. 1874, 2 Bde.; 3. Aufl. 1875; franz., Par. 1876; engl., Lond. 1904), eine Ehrenrettung der berückichtigten Frau; »Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser« (Stuttg. 1879, von G. selbst ins Italienische übersetzt, Rom 1879); »Albenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin« (Leipz. 1882, 3. Aufl. 1891); »Karl, eine ianische Idylle« (dof. 1882); »Kleine Schriften zur Geschichte der Kultur« (dof. 1887—92, 3 Bde.) und »Geschichte der Stadt Wien im Mittelalter« (Stuttg. 1889, 2 Bde.). Auch gab er die »Briefe Alexanders v. Humboldt an seinen Bruder Wilhelm« (Stuttg. 1880) und einen von ihm aufgefundenen Stadtplan Roms (»Una pianta di Roma delineata da Leonardo da Besozzo Milanese«, Rom 1883) heraus. Nach seinem Tode erschienen: »Geschichte« (hrg. vom Grafen Schaf, Leipz. 1891), »Römische Tagebücher« (hrg. von Wilhaus, Stuttg. 1892, 2. Aufl. 1894), »Briefe von Ferd. G. an den Staatssekretär Herrn v. Thile« (hrg. von H. v. Petersdorff, Berl. 1894), »Ferdinand G. und seine Briefe an Gräfin Ersilia Gaetani Lavatelli« (hrg. von Siegmund Münz, dof. 1896, die Zeit 1866—91 umfassend, nebst kurzer Biographie). Nach dem Tode seines Bruders vernachlässigte G. seiner Vaterstadt sein Vermögen.

Gregorsorden (Mittlerorden des heil. Gregar d. Gr.), päpstlicher Orden, gestiftet von Gregar XVI. 1. Sept. 1831 für den Eifer in Verteidigung der katholischen Religion, dient aber jetzt, nachdem seine Statuten 1834 revidiert worden, zur Belohnung von Verdiensten jeglicher Art. Der Orden zählt vier Klassen, und zwar Großkreuze 1. und 2. Klasse, Kommandeure und Ritter. Die Dekoration besteht in einem achtspeitzigen goldenen, rot emaillierten Kreuz, zeigt auf dem blauen Avers des Mittelschildes den heil. Gregar mit der Umschrift: »S. Gregorius Magnus«, auf dem Revers: »Pro Deo et Principe« (»Für Gott und den Fürsten«) mit der Umschrift: »Gregorius XVI. P. M. Anna I.« Dies Kreuz hängt dem Jügel an einem Schwarzseideband, beim Militär an einer Trophe. Die Großkreuze tragen das Kreuz am Band über die Schulter von rechts nach links und dazu einen silbernen Bruststern mit dem Avers des Kreuzes, die Kommandeure das Kreuz am Hals, die Ritter am Knopfloch. Das Band ist rot mit gelben Randstreifen. Höchste Auszeichnung ist das Kreuz mit Diamanten.

Gregory, Fluß in Australien, s. Albert 1).

Gregory, 1) Augustus, Australienreisender, wurde Feldmesser in Westaustralien und ersuchte mit seinem Bruder Francis (s. unten) 1846 im Auftrage der Regierung von Perth aus das Land nördlich bis zum Murchison, den er auf einer zweiten Reise 1852 überschritt. 1855—56 führte er eine große Expedition, an der F. v. Müller als Botaniker teilnahm, von der Gründung des Victoriaflusses an der Nordwestküste in das Innere und ging dann durch das nördliche Queensland nach der Ostküste. 1858 ausgefandt, um von Brisbane aus nach Leichhardt's Spuren zu forschen, zog er nach Perth abwärts nach Südaustralien und wies ihn als Oberlauf des Cooper nach. Er veröffentlichte: »Journal of the North Australian exploration expedition« (Lond. 1857) und mit seinem Bruder Francis »Journals of Australian explorations« (Brisbane 1884).

2) Francis Thomas, Australienreisender, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1820, gest. 24. Okt. 1888 in Harlington (Queensland), wurde gleichfalls Feldmesser in Westaustralien, rückte zum Oberfeldmesser auf, ersuchte 1858—61 die Flüsse Murchison, Gasparne, Murchison, Fortescue und De Grey und veröffentlichte eine geologische Karte der bereisten Gebiete. 1862 siedelte er nach Queensland über, wo er mehrere hohe Ämter, wie Kronlandminister, Generalpostmeister u. a., bekleidete und 1874 zum lebenslänglichen Mitglied des Oberhauses ernannt wurde.

3) Edward, engl. Maler, geb. 19. April 1850 in Southampton, erhielt seine Ausbildung auf der Kunstschule daselbst und kam 1869 nach London. Bei der Gründung der Zeitschrift »Graphic« wurde er als Zeichner engagiert, in welcher Stellung er bis 1873 blieb, wo er in das Institute of Painters in Water Colours gewechselt wurde. Hier stellte er durch Erfindung und Farbe hervorragende Bilder aus, wie: die norwegischen Piraten, das Jüngste der Herbe, Sir Galatas, St. George, Last Touches etc. Sein erstes bedeutendes Original: Tagesanbruch (in einem Ballsaal), zeigte eine außergewöhnliche Wahrheit und Kraft in der Behandlung des Lichtes und der Farbe. Seine spätern Arbeiten waren zumeist Porträts und Landschaften (die Schwäne der Themse, Venedig, in Schottland). 1883 wurde G. als Gemalte in die königliche Akademie aufgenommen.

Gregor (eigentlich Gröger), Julius, tschech. Abgeordneter, geb. 19. Dez. 1831 in Hřezhrad bei Königgrätz, gest. 4. Okt. 1896 in Prag, gründete 1861 mit Palacky und Rieger die »Narodni Listy«, die erste selbständige politische Zeitung in tschechischer Sprache, kurzzeit das Organ der jungtschechischen Partei. — Sein älterer Bruder, Eduard (geb. 4. März 1829), seit 1879 Mitglied des Reichsrats, gehört dem radikalen Flügel der jungtschechischen Partei an.

Greguß (fr. Gregus), August, ungar. Bildhauer, geb. 1825 in Eperies, studierte daselbst, in Preßburg, Kafanau und Wien, wurde 1846 Professor in Szarvas und starb 13. Dez. 1882 als Professor der Ästhetik an der Pester Universität. Er war seit 1858 Mitglied der ungarischen Akademie und seit 1866 Mitglied, zuletzt Vizepräsident der Krisakud-Gesellschaft. Seine erste Publikation waren von ihm gesammelte und ins Deutsche übersehte »Ungarische Volkslieder« (Leipz. 1846). Er schrieb Epigramme (»Gedichte«, Pest 1882), ein ungarisches Handbuch der Ästhetik, »Magyar verstan« (»Ungarische Besondere«, Pest 1854) und »Magyar költészet« (»Ungarische Poesie«, dof. 1880). 1844 trat er als Gegner Petöfi auf. Eine

Greifeneier, f. Greif.

Greifenhagen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Stettin, an der Regh (einem Oberarm), Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Rügen—Stettin und der Greifenhagener Kreisbahn, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Elektricitätswerk, Reifen-, Filzwaren- und Dextrinfabrik, Dampfägmühle, Getreide- und Viehhandel, Fischerei, Wärtnerie und (1900) 6173 Einw. G. erhielt 1254 Stadtrecht.

Greifenklau, f. Nagelverkrümmung.**Greifenklauen**, Nashornhörner, f. Greif.

Greifenorden, medienburg-schwerin. Verdienstorden, gestiftet 15. Sept. 1884 vom Großherzog Friedrich Franz III., hat fünf Grade: Großkreuze, Großkomture, Komture, Ehrenkreuze und Ritterkreuze. Die Insignien der Großkreuze bestehen in einem roten emailtierten, goldgeränderten, achtspeichigen Kreuz, dessen goldener Mittelschild den schreitenden Greifenzug, nebst einem achtspeichigen silbernen Bruststern mit dem oben goldenen Mittelschild, auf dessen roter Emailteinfassung die Devise »Altior adversus« (»Erhaben über Widerwärtigkeiten«) steht; die Insignien des Großkomturenkreuzes sind etwas kleiner; die Komture haben keinen Stern, die Ehrenkreuze keinen Ring an dem kleinen Kreuz, das Ritterkreuz ist noch kleiner. Das Band ist hellgelb mit roter Einfassung.

Greifensee, See im schwed. Kronen Jülich, 437 m ü. R., etwa 6 km lang, bis 33 m tief, 8,5 qkm groß, hat flache Ufer und fließt durch die Glatt (f. d. 2) zum Rhein ab. Er friert in strengern Wintern bald zu. Am Ufer liegt das Dorf G., unweit der Eisenbahn Jülich-Rappertswilg—Sargans, mit alter Kirche, 287 Einw. und einem Schloß, das im alten Jülichkrieg (1444) durch den Hauptmann Wilhelm von Breiten-Landenberg heldenmütig gegen die Eidgenossen verteidigt wurde. Nach der Übergabe wurde er nebst 70 seiner Mitkämpfer auf der Blutwiese bei Rönitz hingerichtet (Denkmal). Am westlichen Seeufer wurden 1893 Wahlbauten erbaut.

Greifenstein, 1) Burgruine bei Blankenburg (f. d. 2). — 2) Burgruine, f. Greifenberg 1). — 3) Felsenruine bei Ehrenfriedersdorf (f. d. 2). — 4) Schloßruine bei Jaderu (f. d. 2) im Elßg. — 5) Burgruine bei Pfullingen (f. d. 2). — 6) Dorf in Niederösterreich, Bezirke Tulln, am rechten Ufer der Donau und an der Staatsbahnlinie Wien—Gmünd, mit einer am Abhang des Wiener Waldes gelegenen, restaurierten Burg des Fürsten Niedeckstein, besuchter Ausflugsort der Wiener, hat (1900) 448 Einw.

Greifermaschine, f. Nähmaschine.

Greifernberg, 1) Stadt im preuß. Regbez. Pommern, Kreis Löwenberg, am Dues, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Kolbitz—Gollberg und G. — Friedberg a. D., 325 m ü. R., hat eine evangelische und eine kath. Kirche (erstere in dem nahen Niederwiese), Präparandenanstalt, Diakonissenanstalt, Amtsgericht, Weberei, Fabrikation von Taschentüchern, Schürzen und Zigarren und (1900) 3335 Einw. In der Nähe liegt das Gut Greifenstein und auf einem 423 m hohen Berg die Ruinen der gleichnamigen Burg. — 2) G. in der Ufermark) Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Angermünde, an der Garni und der Staatsbahnlinie Angermünde—Stralsund, hat eine evang. Kirche, Tonwarenfabrik und (1900) 1236 Einw. Dabei eine Burgruine. — 3) S. Greifenberg.

Greiffuß, der Fuß der Affen und Halbaffen, dessen große Zehe den andern Zehen gegenübergestellt werden kann, so daß der Fuß zum Greifen tauglich wird.

Greifmuschel (Gryphaea), f. Kustern, S. 163.

Greifschwanz (Widelschwanz), der lange, zum Umfassen von Zweigen, zum Kröpfen und Zeranziehen kleiner Gegenstände geeignete Schwanz gewisser breitnasiger Affen (Greifschwanzaffen), wie Klammeraffe (Ateles), Vollaaffe (Lagothrix), Brüllaffe (Myetes), Röllschwanzaffe (Cebus) u.

Greifschäfer, f. Stadelchweine.

Greifswald, Kreisstadt im preuß. Regbez. Stralsund, am schiffbaren Ryl, der 4 km unterhalb in den Greifswalder Bodden mündet, hat meist breite und gerade Straßen, eine Anzahl interessanter spätgotischer Wiebthäuser (f. Tafel »Wohnhaus I«, Fig. 1) und schöne Promenaden. Unter den gottesdienstlichen Gebäuden (3 evangelische und eine kath. Kirche) sind die frühgotische Marienkirche (Waldsteinhallenbau), die gotische Nikolaiskirche wegen ihres hohen Turmes und eines prächtigen »Lutherfensters«, die Jakobikirche wegen eines sehr alten Taufsteines bemerkenswert. Von öffentlichen Denkmälern besitzt die Stadt Denkmäler Kaiser Friedrichs III., Rubenows, des Begründers



Wappen
von Greifswald.

der Universität, und des Bürgermeisters Pöppe sowie ein Kriegerdenkmal. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1900) mit der Garnison (1 Bataillon Infanterie Nr. 42) auf 22,950 Seelen, davon 884 Katholiken und 100 Juden. Die Industrie beschäftigt sich mit Schiffbau, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Ketten, Werkzeugmaschinen. Außerdem hat G. eine Eisenbahnwerkstätte, Steinbleicherei, ein Elektricitätswerk, Fischerei, Fischräuchererei, Feringssalzerei, Bergungs-dampfschiffe mit Tauchapparat und ein Sol- und Moorbad. Der Handel, besonders lebhaft in Getreide, Holz und Fischen, wird unterstützt durch die Kaufmannskompanie, eine Reichsbankniederlassung sowie ein portugiesisches und ein schwedisch-normwegisches Konsulat. Die dortige Reederei zählte 1902: 10 Seeschiffe mit 1300 Registertonnen Raummehalt. In den Hafen von G. (beim Dorfe Büt an der Mündung der Ryl) liefen 1902 ein: 666 Seeschiffe zu 50,110 Registertonnen Raummehalt; es liefen aus: 667 Schiffe zu 49,900 Registertonnen Raummehalt. G. ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Angermünde—Stralsund, der Eisenbahn G. — Tribsee und der Kleinbahnlinien G. — Wolgast und G. — Jarnen und hat Dampfschiffsverbindung mit Eldena und der Insel Rügen. Die dortige Universität wurde 1456 unter dem Herzog Wartislaw IX. von dem Bürgermeister Heinrich Rubenow gegründet. Mit ihr verbunden sind eine Bibliothek (f. Tafel »Bibliotheksgedäude I«, Fig. 2) mit 150,000 Bänden und ca. 800 Handschriften, eine Kunstsammlung und eine Sammlung vorchristlicher Altertümer, eine Anatomie sowie ein großes Krankenhaus, ein chemisches Laboratorium, ein botanischer Garten, ein zoologisches Museum, zahlreiche medizinische Institute und in dem nahen Eldena (f. d. 2) eine Landwirtschaftsschule. Die Zahl der Studierenden betrug im Sommersemester 1904: 775, die Zahl der Hörer 42, die der Dozenten ca. 100. An sonstigen Unterrichtsanstalten hat die Stadt ein Gymnasium, eine Realschule und ein landwirtschaftliches Institut; außerdem sind in G. eine Irrenanstalt, ein Theater, ein Waisenhaus u. Die Stadt ist Sitz eines Land-

gerichts und einer Spezialkommission. Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die elf Amtsgerichte zu: Anklam, Barth, Bergen auf Rügen, Demmin, Franzburg, Greifswald, Grimmen, Loitz, Strasund, Trep-low a. T. und Wolgast. — G. (ursprünglich Grip-pes-walde) wurde 1241 neben dem 1199 gestifteten Jüterbogkloster Udena angelegt, kam 1249 an Pommeren-Demmin (später Wolgast) und wurde 1250 zur Stadt erhoben. Bald darauf trat es der Hanse bei. Es erhielt 1451 durch den Bürgermeister Rubenow seine bis in die neueste Zeit geltende Verfassung und 1456 auf desselben Betreiben eine Universität. Im Dreißigjährigen Kriege wurde G. von den Kaiserlichen besetzt, kam aber 1631 in den Besitz der Schweden, denen es auch beim Westfälischen Frieden verblieb. Am 16. Nov. 1678 ward G. von dem Kurfürsten von Brandenburg erobert, 1679 aber zurückgegeben. Die Russen verwüsteten 1718 die Stadt; 1715 kam sie an Dänemark, 1721 wieder an Schweden, 1815 aber an Preußen. Bgl. Westerding, Beitrag zur Geschichte der Stadt G. (Greifsw. 1827—1829, 3 Bde.); Pyl, Geschichte der Stadt G. (daf. 1879) und Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster (daf. 1887, 3 Tle., mit drei Nachträgen); Ziegler, Geschichte der Stadt G. (daf. 1897).

Greifswalder Bodden, Teil der Ostsee zwischen der pommerischen Küste bei Greifswald und der Insel Rügen, steht nach N.W. hin durch den Strelasund (Bodden) mit dem Brohner Bief in Verbindung, während die Ostseite weit geöffnet ist. Vor dieser Öffnung liegt die 54 Hektar große Heiseninsel Greifswalder Oie, mit Fischerrei, Lotenfstation, Station zur Rettung Schiffbrüchiger, Leuchtturm u. 32 Einw. Bgl. Liman, Die Greifswalder Oie (Stett. 1902).

Greifskirke, Tafter, f. Kirke.

Greig (fr. gr. 1) Samuel, russ. Admiral, geb. 1736 in Schottland, gest. 26. Okt. 1788, nahm 1759 an der Schlacht bei Belle-Isle teil und focht 1764 in russischen Diensten mit Auszeichnung in der Schlacht bei Tschesme (1770), in der die türkische Flotte vernichtet wurde. 1788 beim Ausbruch des schwedischen Krieges flegte G. 17. Juli bei Hogland über die schwedische Flotte, die sich nach Swaborg zurückzog und dort längere Zeit von der russischen blockiert wurde. G. starb auf einem Schiffe bei Neval und wurde in Neval beisetzt.

2) Alexei, Sohn des vorigen, geb. 1775, gest. 30. Jan. 1845, weilte längere Zeit in England und nahm später Anteil an der Verwaltung des Seewesens in Rußland; im Verein mit englischen Geschwadern focht er an der Spitze eines russischen Geschwaders 1804 und 1805 im Mittelmeer gegen die Franzosen und gegen die Türken; er eroberte im Mai 1805 die Insel Lemnos. 1816 wurde er Oberbefehlshaber der Flotte im Schwarzen Meer; in dem Türkenkrieg 1828—29 nahm er Anteil an der Eroberung Anapas und Barmas. — Sein Sohn Samuel Alexejewitsch war vom Juli 1878 bis Ende 1880 Finanzminister Rußlands und starb 22. März 1887 in Berlin.

Grein, das frühere niederländische Gewicht Grün.

Grein, Stadt in Oberösterreich, Bezirksb. Perg, links an der Donau, Station der Donaunachschiff-fahrt, an der Staatsbahnlinie Mauthausen—G., beliebter Sommeraufenthalt, hat ein Bezirksgericht, ein hochgelegenes Schloß (Greindurg, aus dem 16. Jahrh.) des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, Holz- und Getreidehandel und (1900) 1433 Einw. Unterhalb G. bildet die Donau Stromschnellen, die aber jetzt gefahrlos sind. Nordwestlich von G. 479 m ü. M.,

liegt der Wartsteden Kreuzen (389 Einw.), mit besuchter Kaltwasserheilanstalt (vgl. die Schrift von Fleischanderl, Wien 1887), westlich beim Wartsteden Klam (195 Einw.) auf steiler Anhöhe das schöne Schloß Etam des Grafen Lam-Martini.

Grein, Michael, Anglist, geb. 16. Okt. 1825 zu Willingshausen in Hessen, gest. 15. Juni 1877 in Hannover, studierte in Warburg und Jena Mathematik und Naturwissenschaften, wandte sich später der Germanistik zu und habilitierte sich 1869 in Warburg. Zwei Jahre später wurde er zum Sekretär und 1865 zum Archivar am kurfürstlichen Haus- und Staatsarchiv in Kassel ernannt, siedelte bei dessen Verlegung 1870 mit diesem wieder nach Warburg über, wurde hier 1873 Professor und 1877 Archivar in Hannover. Greins Hauptwerk ist die »Bibliothek der angelsächsischen Poesie in kritisch bearbeiteten Teilen, mit Glossar« (Kassel und Götting. 1857—64, 4 Bde.); die Einzelausgaben der altenglischen Gedichte (bis 1066) wurden hier zum erstenmal in einem Gesamtabdruck vereint, der zu den Grundsteinen der Anglistik gehört (Neuausgabe, vervollständigt und mit Vergleichung der Handschriften, von Wälder, 1883—98, Bd. 1—3). Vorbereitet hatte sich G. durch Übersetzungen des »Gedliand« (Minteln 1854) und der »Redungen der Angelsachsen« (Kassel 1857—59, 2 Bde.). Folgen ließ er eine Separatausgabe des »Beowulf« (Kassel 1867), den 1. Band einer »Bibliothek der angelsächsischen Prosa« (daf. 1872; fortgesetzt von Wälder u. a., Bd. 2—5, 1885—1900), auch eine kritische Ausgabe des Hildebrandsliedes (Götting. 1858) und Abhandlungen über die historischen Verhältnisse im »Beowulf« (in »Bericht« »Jahrbuch für romanische und englische Literatur«, 1862) und »Die Quellen des Gedliand« (Kassel 1869).

Greina, Ra, schweizer Hochgebirgspass der Aulagruppe (Grandbündner Alpen), 2360 m hoch, verbindet das dünnere Rieße Val Sembrig mit Val Camadrin, dem oberen Teil des tessinischen Val Blenio, also die Gebiete des Adenesees und des Lago Maggiore. Die Route von Trunz (865 m) nach Cironne (919 m) beträgt 11 Stunden.

Greiner, Otto, Steinzeichner, Radierer und Maler, geb. 16. Dez. 1869 in Leipzig, war von seinem 14.—18. Jahre Lithograph und bildete sich dann drei Jahre lang auf der Kunstakademie in München. Er machte sich zuerst durch auf Stein gezeichnete Bildnisse und Naturstudien bekannt, die sich durch einen gefunden Naturalismus und durch kräftige malerische Behandlung auszeichneten. Besonders hervorragend darunter ist ein Schicksalsdiplom für die 11. Kompagnie des bayr. 1. Infanterieregiments König, bei der G. seiner Militärpflicht genähle. Unter dem Einfluß Stingers, dem er besonders auch in der Strenge der Zeichnung nachzueiferte, schloß G. später auch die Motive zu seinen Steinzeichnungen und Radierungen aus der Mythologie und dem Reiche der Phantasie. Seine Hauptblätter aus diesen Gebieten sind: Riehende Faune, Bacchantenzug, Parisurteil, Vertuldes am Scheide- wege, Huldigung an die Schönheit, Knaus des Götter- mees (Kupferstich). Auch hat er bildliche Stoffe (David und Goliath, Golgatha) und Motive aus Dichtern (Dante und Vergil in der Hölle) behandelt. Der Reichthum seiner Phantasie offenbarte sich besonders in seinen Blättern zu festlichen Gelegenheiten, in seinen Adressen, Ex libris-Zeichnungen und in dem Zyklus »Vom Reibe«. Nachdem er 1891 Italien besucht, hielt er sich abwechselnd in Leipzig und München auf. 1896 nahm er dauernden Aufenthalt in Rom, wo er sich besonders der Zeichnung und Malerei im Freien wid-

met. Nachdem er schon früher Versuche in der Holzschnitzerei gemacht, vollendete er 1902 ein großes Bild: *Odysseus und die Sirenen* (im südlichen Museum zu Leipzig). Sammlungen seiner Lithographien, Radierungen und Zeichnungen befinden sich im Dresdener Kupferstichkabinett und das Museum in Leipzig. Vgl. Bögel, Otto W. (Leipzig 1903); Gutschmann, über Otto W. (Dof. 1903).

Greinerwald, südöstlicher Ausläufer des Bödenwaldes in Niederösterreich, bis 1111 m hoch, fällt in Stufen mit tief eingeschnittenen Tälern zur Donau bei Grein ab. S. Marie »Österreich ob der Enns«.

Greisen, kristallinisches Gestein, das aus einem in der Regel grobkörnigen Gemenge von hellgrauem Quarz und graugrünem oder gelbem Glimmer (meist Biotinoglimmer) besteht. Bald als altpaläozoischer Gestein, bald in Lagern und Gängen kommt Zinnstein vor. Der G. ist ein Granit, der durch die Prozeße, die ihn den Zinnstein mit den begleitenden Fluorimmineralien (Topas, Flußspat) u. zugeführt haben, seinen Aequivalenz verloren hat; randlich geht der G. in Granit über; diesem ist er auch an den Orten seines Vorkommens (Erzgebirge, Cornwall u.) stockförmig eingelagert. Ein verwandtes und mit ihm lokal verknüpftes Gestein von Altenberg in Sachsen hat man Zwittergestein (Stockwerfporphyr) genannt; in einer dichten, dunkel graugrünen Grundmasse, aus eisenkörnigem Quarz und grünem Kalksiliciummineral bestehend, liegen Topas, Zinnstein und Aequivalenz.

Greisenalter, f. Alter. S. 385.

Greisenbogen (Greisenring), f. Alterring.

Greisenbrand (Altersbrand), f. Brand.

Greisenemphysem (Altersemphysem), das bei Greisen durch Erschlaffung und Schwund der Zellwände der Lunge entstehende Lungenemphysem.

Greisenkaffee (Greisenkaffee), f. Cephalocereus.

Greisenring der Hornhaut, f. Altersring.

Greisenwachstum, f. Greisenwachstum.

Greisenwörter. Der Gebrauch, alte Leute, die ihren Unterhalt nicht mehr erwerben konnten, zu idyllisieren, ist den Schriften der Alten zufolge bei Völkern der Alten Welt sehr verbreitet gewesen. Was Plinius und Velleius von den Hyperboreern erzählten, daß sich ihre lebensmühen Alten nach frühlichem Schmaus von einem hohen Felsen ins Meer stürzten, scheint mehr als bloße Mythe zu sein, denn in der altägyptischen Gouti-Sage wird eine hohe Klippe am Gillingfelsen erwähnt, die man die Stammklippe nannte, weil sich alte Leute da herunter stürzten, »um die Menge des Volkes zu mindern«. Die Kinder begleiteten sie horthin und erwiesen ihnen den Liebesdienst, sie hinabzuführen. Seneca gebietet derselben Sitte in den »Trojanerinnen«. Ähnliches erzählten Herobot, Aristoteles, Strabon und Velleius von den Skythen, Triballern, Massagetern, Tibarenern, Kaspiern und Hyrcanern, meist mit dem Zufuge, daß die Kinder ihre alten Eltern und hoffnungslos Kranken geißelten und dann der Leiche hielten, weil dies das ehrenvollste Begräbnis sei. Daß Ähnliches auch in Ägypten geschehen sei, schloß Hübner Petri aus den sauber abgeschabten und zu Bündeln vereinigten Knochen altägyptischer Begräbnisse. Man hat dieses Verfahren als Entbarnialisierung bezeichnet. Bei den Griechen war die G. nach Äthien noch auf der Insel Kos und ferner in Sardinien gebräuchlich, bei den alten Römern scheint man die Greise von einer Brücke in den Tiber gestürzt zu haben, womit die Idee eines

Opfers an Saturn oder den Flügeltot verbundene wurde, und noch lange blieb dort die Lebensart von den »drüdenreife Sechzigern« (sexagenarios de ponte) in Gebrauch, ja man bezeichnete einen Greis als Depontanus noch lange, als man dem Flügeltot bloß noch stellvertretende Strohpuppen opferte. Aus späterer Zeit erzählt Procop von der Herakura, daß es bei ihnen weber den Greisen noch den unheilbar Kranken erlaubt gewesen sei, weiter zu leben. Sobald das Alter brüdenreife, die Gesundheit schlechter wurde, errichtete man einen Scheiterhaufen, auf dem ein Nichtverwandter den Lebensmüden mit dem Dolche tötete, dann feierlich verbrannte und begrub. Die Ständeherrn gaben sich selbst den Suizid. Und ebenso wie noch Marco Polo die Sitte der G. in Asien antraf, so dauerte sie bei den Slawen bis ins 2. Jahrtausend. Rußland hat noch Spuren von G. im 16. Jahrh. bei wendischen Stämmen der Gegend von Salzwedel.

Greisler, f. Greislerhändler, Greisler, in Österreich und Bayern überhaupt Visitationshändler.

Greiz, Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Reuß älterer Linie, an der Reichen Elster, Knotenpunkt der sächsischen Staatsbahnen G. — Neumarkt und Gera — Weischitz, 262 m ü. M., hat 3 evangelische und eine kath. Kirche, ein fürstliches Residenzschloß, ein altes, hoch über der Stadt gelegenes Bergschloß, ein Sommerpalais mit Park, Denkmal Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks und (1906) 22,346 Einw., davon 441 Katholiken. Die Industrie ist bedeutend in Holzwarenherstellung (Kaschmir, Merino, Konfektionsstoffe u.) und Färberei. Der Handel wird unterstützt durch eine Handels- und Handwerkskammer, eine Reichsbankniederlassung und die Landesrentenkasse. G. hat ein Gymnasium mit Realschule, Schullehrerseminar, Hochschule und ist Sitz der fürstlichen Regierung, der fürstlichen Kammer, eines Konsistoriums, Landratsamts und Landgerichte. Zum Landgerichte bezirkt G. gehören die drei Amtsgerichte zu Burgk, G. und Heulenrode. — G., ehemals Greiz, ist wahrscheinlich slawischen Ursprungs. Schon im 12. Jahrh. regierten daselbst Vögte von G., von denen die Stadt zunächst an Gera, dann an die jüngere Linie des Hauses Wettin kam. In der Nähe des Jagdschloßes Jda und romantische Partien des Elster- und Mühlbaches. Ein Brand legte G. 1802 fast ganz in Asche. Vgl. Wille, G. und seine Umgebung (Greiz 1875); Wegner, Sogeländische Wanderungen (3. Aufl., Flauen 1889); Jahresberichte des Vereins für Greizer Geschichte (seit 1894).

Grekow, Dimitr Panajotow, bulgar. Politiker, geb. 1847 zu Bolgrad in Bessarabien, gest. 8. Mai 1901 in Sofia, flüchtete die Rechte in Paris, ließ sich dann in Rumänien als Advokat nieder, begab sich nach der Befreiung Bulgariens dorthin und wurde 1878 in die Nationalversammlung zu Tarnowo gewählt, in der er einer der Führer der Konservativen war. 1879–80 und 1882–83 war er Justizminister, 1890 bis Mai 1894 unter Stambulow Minister des Auswärtigen, nahm danach seine Advokatur wieder auf und war Januar bis Oktober 1899 nach Stojilows Rücktritt Ministerpräsident und zugleich, zum zweiten Male, Minister des Auswärtigen.

Grell, August Eduard, Komponist, geb. 6. Nov. 1800 in Berlin, gest. daselbst 10. Aug. 1886, Sohn



Wappen von Greiz

des Organisten an der dortigen Parochialkirche und Schüler von Zelter, wurde schon im Alter von 16 Jahren Organist an der Nikolaiskirche, 1832 Vizeorganist und nach Kungenborgens Tode (1851) erster Dirigent der Singakademie und Kompositionslehrer an der Kompositionsschule der Akademie. 1839 war er auch als Hofdomorganist und 1843 als Lehrer des neuerrichteten Tomchor ange stellt sowie 1841 zum Mitgliede der königlichen Akademie der Künste ernannt worden. Als Komponist nimmt G. eine eigenartige Stellung ein durch seine streng im Geiste der Palestrina-Epoche gehaltenen Vokalwerke: Motetten, Kantaten, 8- und 11stimmige Psalmen, Te Deum, Choralstücke für Männerchor, die aber alle von seiner 16stimmigen Messe a cappella (1861) überträgt werden. Nur wenige Werke schrieb er für Gesang mit Begleitung (Oratorium »Die Israeliten in der Wüste«, Kantaten, Lieder) und noch einige für Instrumente (Orgelsätze, eine Cuvettüre). 1876 trat G. in den Ruhestand. Seine »Aufsätze und Gutachten über Musik« wurden von H. Vettermann (Berl. 1886) herausgegeben, der auch seine Biographie schrieb (dof. 1889).

Gremiale (neulat.), das Tuch, womit der Schoß des meistelenden Bischofs bedeckt ist, während er sitzt.

Gremium (lat., »Schoß«), Kollegium, Körperschaft, Junft, Gesellschaft; Handelsgremium, soviel wie Handelskammer (s. d.); aus dem G. wählen, aus dem Kollegium, der Gesellschaft selbst wählen.

Grenzmühlen, Weiler und klimatischer Kurort im ostbair. Rittersheim Tal, an der Schwentine, zwischen dem Tief- und Kellerssee, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Reumünster-Neustadt und G.-Lüßburg, hat prächtige Buchenwälder, künstliche Fischzucht, Jemtschabrit und (1900) 142 Einw. Dabei liegt der Gudenberg, ein heidnischer Begräbnisplatz.

Gren., bei Pflanzennamen Abkürzung für Charles Grenier, geb. 1808, gest. 1875 als Professor der Botanik in Belancon. Schrieb: »Flore de France« (mit Wobron, 1848—56, 3 Bde.); »Flore de la chaîne jurassique« (1865—75, 3 Tle.).

Grenaa, Hafenstadt an der Ostküste der dän. Provinz Jütland, Amt Randers, an der Eisenbahn Randers-G., mit (1901) 3257 Einw.

Grenache (franz., her. grönache), starker, dunkelroter, dicklicher Koffhüllwein.

Grenada, britisch-westind. Insel, eine der kleinen Antillen, zum Gouvernemenl der Windward-Inseln gehörend, unter 11° 38'—12° 30' nördl. Br. und 61° 10' bis 61° 50' westl. L., 344 qkm, mit den Grenadinen (s. d.) 430 qkm groß, hat (1901) 64,288 Einw., darunter 800 Weiße. Die Insel ist vulkanisch mit Andesitkegelsbergen (St. Catherine 1143 m), Kraterseen, darunter der Grand Etang, 530 m ü. M., und heißen Quellen. Erdbeben fanden besonders 1765 und 1819 statt. Opoffum, Iguana, Gattii und Armadillo sind die einzigen wilden Tiere; Fische, auch Wale, sind im umgebenden Meere zahlreich. G. hat dicke Bäume (Mahagoni u.). 1901 waren angebaut: 5420 Hektar mit Kakao, 990 Hektar mit Baumwolle, 240 Hektar mit Gewürzen, die ausgeführt werden, das übrige mit Mais, süßen Kartoffeln, Brotfruchtbäumen. Die Zuckerrohrkultur ist sehr zurückgegangen. Die Viehzucht genügt dem Bedarf. Die Einfuhr betrug 1901: 246,567, die Ausfuhr 303,934 Pfd. Stier, der Schiffswert 543,742 Ton., die öffentlichen Einnahmen 70,075, die Ausgaben 65,137, die Schuld 123,670 Pfd. Stier. Die 41 öffentlichen Schulen, darunter eine höhere, zählten 1901: 9857 Schüler.

Dem Gouverneur steht ein Befehlgebender Rat zur Seite. Hauptstadt ist St. George an der Südwestküste, mit großer, ficherem Hafen, dem alten Fort St. George, jetzt Polizeistation, und (1901) 4919 Einw. Nördlich davon liegt Charlotte (Wopape), an der Ostküste Sauters, Grenville und St. David. G. wurde 1493 von Kolumbus entdeckt, 1650 von den Franzosen kolonisiert, 1762 von den Engländern erobert und 1783 förmlich an diese abgetreten.

Grenade (Grenadin, Grenat), rotbrauner Teerfarbstoff, aus Abfällen der Fuchsinfabrikation dargestellt, löslich in Wasser, dient zum Färben von Wolle, Baumwolle, Wein u.

Grenade (her. grönade), Stadt im franz. Depart. Obergaronne, Arrond. Toulouse, an der Save, nahe deren Mündung in die Garonne, hat Weinbau, Fabrikation von Strohhüten und Kugeln, Mühlenbetrieb und (1901) 2392 Einw. G. wurde 1290 erbaut und hat den Charakter dieser Zeit bewahrt.

Grenadiere (franz. Grenadiers, von grenade, »Granate«), ursprünglich Soldaten, die Handgranaten gegen den Feind schleuderten. Als der schwedische General Lars Ragge 1634 in Regensburg belagert wurde, forberte er zu diesem Dienst Freiwillige auf und wurde so der Schöpfer der G. Ludwig XIV. gab 1667 jeder Kompagnie des Königs-Infanterieregiments vier G., und 1672 erhielt jedes Infanterieregiment eine Kompagnie G. Er errichtete 1676 auch zwei Kompagnien G. zu Pferde als Gardetruppen unter der Benennung G. des Königs. 1749 wurden aus den Grenadieren aufgelöster Regimenter die als G. von Frankreich bekannten Truppen errichtet. Auch der Große Kurfürst hatte sechs Grenadierbataillone als Gardetruppen. Friedrich d. Gr. verwendete die G. in Bataillonen. Napoleon I. errichtete besondere Grenadierbataillone, »Regimenter und »Brigaden, zuletzt (wie auch Rußland) ein ganzes Grenadiercorps als Elitecorps. Die Garde Napoleons III. hatte bis zu ihrer Auflösung 1870 Grenadieregimenter. In der deutschen Armee werden die beiden ersten Bataillone der Garde- und mehrerer Infanterieregimenter G. genannt, das Dragonerregiment Freiherr v. Derfflinger Nr. 3 führt die Bezeichnung G. zu Pferde. Die G. tragen hohe Tuchmützen (Grenadiermützen) mit Fleck beschlagen (bei den Preußen und Russen) oder von Fellenfell (bei den Österreichern, Sachsen und zum Teil bei den Franzosen), weil der breitrandige Hut der Infanterie die G. am Granatwerfen hinderte. Jetzt tragen die deutschen Grenadieregimenter bei Paraden Haardbüsche auf den Helmen; die Grenadiermützen haben sich nur noch bei dem preußischen 1. Garderegiment zu Fuß, dem Kaiser Alexander-Regiment und der Schloßgardelompagnie als Paradehut erhalten.

Grenadiermarsch, altpreussischer Marsch für Trommel und Fische, wird beim Präsentieren der vier preussischen Garderegimenter zu Fuß geschlagen.

Grenadilloholz (rotes Ebenholz), das Holz von Dalbergia melanoxylon (Senegalebenholz, Kongoholz, afrikanisches G.) oder von der westindischen Inga vera (Kofosholz, Cuba Grenadilla) oder westindisches G.) von Brya Ebenus. Letzteres findet sich besonders im deutschen Handel, ist sehr hart und schwer, leichtspaltig, dient zu Holzblasinstrumenten.

Grenadin (franz., her. grönading), gepöckte und gedämpfte Fleischsalami, mit einem Rand von Reis oder Gemüse serviert.

Grenadin, Farbstoff, s. Grenade.

Grenadin, durchbrochener Stoff, häufig mit blickern Figuren besetzt zu Damenkleidern aus Seide, Rummargarn oder auch aus Rummargarn zum Grund und Robair zu den Streifen, Karos u. dgl.

Grenadine, schwarze Seidenstrümpfen aus dem Ende des 18. Jahrh., deren Material in Lyon gefärbt wurde.

Grenadinen (Grenadillen), seltsame Inselkette zwischen den britisch-westindischen Inseln St. Vincent und Grenada, administrativ teils dem einen, teils dem andern zugehörig, umfaßt 34 qkm. Die 290 m hohe Hauptinsel Carriacou, mit 28 qkm und (1901) 6497 Einw., treibt Schiffbau und Küstenschiffahrt, ebenso Bequia, mit dem guten Hafen Admiralty Bay. Zwischen diesen beiden liegen Union, Little Martinique, Camouan, Raustique u. a. Viehzucht ist Hauptbeschäftigung, aber auch Baumwolle, Korn und Erdnüsse werden angebaut.

Grenage (s. 4147), eine Vergoldungsmethode, die eine förmige, glänzende Vergoldung liefert.

Grenat, Farbstoff, s. Grenade.

Grenchen (Granges), Pfarrdorf im schweizer. Kanton Solothurn, Bezirk Lebern, am Südbahnhof des Jura, an der Linie Olten-Berzogenbuchsee-Biel, 459 m ü. M., mit Uhrenindustrie (2000 Arbeiter), einer Barockfabrik, Buchdruckerei und (1900) 5209 vorwiegend kath. Einwohner.

Grenelle (s. 4147), ehemals Dorf, jetzt Teil des 15. Arrondissements von Paris, am linken Ufer der Seine und an der Pariser Gürtelbahn gelegen, mit artesischen Brunnen und zahlreichen Fabriken.

Grenfell, 1) Francis Wallace, Lord, engl. General, geb. 29. April 1841 in London, trat 1859 als Fähnrich in die britische Armee, diente 1878–82 in Südafrika, ward 1882 Oberst und nahm im selben Jahr an der ägyptischen und 1884 an der Nubienexpedition teil. 1889 befehligte er als Generalmajor die englischen und ägyptischen Streitkräfte bei Suakin im Feldzuge gegen die Dervische; 1897–98 war er Oberbefehlshaber der Truppen in Ägypten und 1898–1903 Gouverneur von Malta. 1902 wurde er bei der Krönung des Königs zum Peer erhoben, 1903 zum Kommandeur des 4. Armeekorps ernannt.

2) George, brit. Missionar und Afrika-reisender, geb. 21. Aug. 1849 in Benjenny (Cornwall), besuchte das Baptist College in Bristol und wurde von der Baptist Missionary Society 1874 zum Kamerun und 1878 zum Kongo geschickt, wo er sich besonders um die Erforschung seiner Zuflüsse verdient machte. 1884 die Kländung des Ubangi entdeckte und ihn 1885 bis 4° 25' nördl. Br. hinaufführte. 1891–93 war er vom Kongostaat mit der Feststellung der Grenze gegen die benachbarten portugiesischen Besitzungen beauftragt. Er lebt gegenwärtig in Bolobo am Kongo.

Grenié, Gabriel Joseph, geb. 1756 in Bordeaux, gest. 8. Sept. 1837 in Paris, erfand 1810 die mit freischwingenden Zungen konstruierte Organe expressif, Cypresinorgel (s. Harmonium).

Grenier (s. 4147), 1) Etienne, franz. Dichter, geb. 1819 in Baumes-les-Dames (Doubs), gest. d. selbst 1901, war längere Zeit Geschäftskassistent und widmete sich dann literarischen Arbeiten. Von seinen Schriften, die günstige Beurteilung fanden, nennen wir: »Petits poèmes« (1859, 4. Aufl. 1871), von der Akademie gedruckt, »Poèmes dramatiques« (1861); ferner die Gedichtsammlung »Amicis« (1868; darin das preisgekrönte Poem »La mort du président Lincoln«); die Dichtungen: »Séméin« (1869, ebenfalls gedruckt); »Marcel« (1874) und »Francine« (1884); die Tragödie »Jacqueline Bonhomme« (1878); »Pen-

seroso, reflexions et maximes« (1885); »Poèmes épars« (1889); »Théâtre inédit« (1889); »Poésies nouvelles« (1891); »Souvenirs littéraires« (1894); »Chants d'un patriote« (1900). Sie sind z. T. gesammelt in den »Œuvres« (1895–1902, 3 Bde.). Auch hat er eine Übersetzung von Goethes »Reineke Fuchs« (1860) veröffentlicht und schrieb: »Erinnerungen an H. Heine« (deutsch im »Magazin für Literatur«, 1892, Nr. 48, 49 u. 52).

2) Charles, Botaniker, s. Gren.

Grenna, Stadt im schwed. Vän Ynskiping, am Ostufer des Wettersees, gegenüber der Insel Björingsö ammutig gelegen, mit Schlossruine, Wagen- und Tapetenfabrikation, Handel und (1901) 1167 Einw. — G., früher Brahe-G., wurde 1652 von Graf P. Brahe dem jüngern (s. d. 3) angelegt.

Grenoble (s. 4147), Hauptstadt des franz. Departements Isère, 214 m ü. M., im breiten, von schneebedeckten Berggipfeln der Alpen eingeschlossenen Tal der Isère (Gravivaudan, s. d.), oberhalb der Dramawündung, Knotenpunkt der Lyoner Bahn, ist Felsen ersten Ranges mit Enceinte und detachierten Forts. Die Stadt liegt größtenteils am linken Ufer des Flusses, über den vier Brücken führen. Am rechten Ufer erheben sich über der Stadt auf den Abhängen des Rami Nacheis (1057 m) die Forts Rabol und La Bastille, die eine herrliche Aussicht gewähren. Die alte Enceinte ist 1875–80 weithin bis zum Drac verlegt worden. Sowohl in dieser Richtung als nördlich auf der Halbinsel Isle-Verte sind neue Stadtteile entstanden. G. hat hübsche Plätze, darunter die Place St.-André mit dem Denkmal Nacheis, den Konstitutions- und den Grenetteplatz mit Fontänen, die Plätze Victor Hugo und Baulanson (mit Denkmal des Mathematikers Baulanson), schöne Kais an beiden Ufern der Isère und mehrere Promenaden. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: die Kathedrale Notre Dame (12. Jahrh.) mit prachtvollem Sakramentshäuschen aus dem 15. Jahrh., die Kirche St.-André (um 1220 gegründet, mit dem Grabmal Nacheis), die Kirche St.-Laurent mit merkwürdiger Krypte, der Justizpalast (im Renaissancestil), das Stadthaus, das Bisthofshaus und Museumsgebäude, die Präfectur, das Theater u. Die Zahl der Einwohner beträgt (1901) 64,059, im Gemeindegebiet 68,615. G. besitzt zahlreiche Fabriken für Handschuhe (jährlicher Produktionswert 30 Mill. Fr.) und damit im Zusammenhang stehende Gerbereien und Färbereien, ferner Fabriken für Läder, Strohhüte, Feinmet- und Metallwaren. Auch der Handel mit den Industrieerzeugnissen sowie mit Getreide, Holz, Käse (Saffonage und St.-Marcellin) und Wein ist bedeutend. Die Stadt hat drei Fakultäten (der Rechte, der philosophischen und der Naturwissenschaften) mit (1900–01) 566 Studierenden, eine Vorbereitungsschule für Medizin und Pharmazie, Lyzeum, theologisches Seminar, eine Militärerschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Wädchentyum, eine Gewerke-, eine Zeichen-, eine Bau- und eine Fortifikation und einen botanischen Garten. Außerdem besitzt sie eine Bibliothek (170,000 Bände und 7500 Manuskripte), Museen für Gemälde und Skulpturen, Münzen, Altertümer und Naturalien, zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften, ferner ein Irrenhaus, ein Spital u. G. ist Sitz eines Bischofs, eines Präfecten, eines Appell- und Cassationshofes, eines Handelsgerichts, einer Handels-, einer Handels- und einer Gewerbeschammer sowie des Kommandos des 14. Armeekorps. Der älteste Name von G. ist Eularo; seit dem 4. Jahrh., wo

Œ. bereits Bischofssitz war, hieß es Gratianopolis, nach dem Kaiser Gratianus, der Eularo 379 wieder aufbauen ließ, das die Römer niedergebrannt hatten. Die Stadt gehörte im Mittelalter zu Burgund, dann seit 1032 mit Burgund zum römischen Reich deutscher Nation und wurde die Hauptstadt des Dauphiné, das 1349 an Frankreich fiel. Die Befestigungen von Œ. wurden durch Bauban vermehrt. Im März 1815 war Œ. die erste Stadt, die dem von Elba zurückkehrenden Napoleon I. die Tore öffnete, mußte sich aber 9. Juli 1815 nach dreitägiger Belagerung den Österreichern ergeben. 1825—39 wurde die Stadt in eine Festung ersten Ranges umgewandelt. Œ. ist Geburtsort des Philosophen Comhillac, des Staatsmannes Casimir-Férier, des Marschalls Randon, des Schriftstellers Veuille, des Malers Sedert u. a. Vgl. Pilot, Histoire de G. (Grenoble 1829) und Histoire municipale de G. (daf. 1843—46, 2 Bde.); Frndhomme, Histoire de G. (daf. 1888); Alderstin, Histoire contemporaine de G. et de la région dauphinoise (daf. 1900—02, 3 Bde.); Côté, L'industrie cantilière à G. (daf. 1903).

Grenville (fr. grenvillais, engl. Whelsgeschlecht, war seit Wilhelm dem Eroberer in der Grafschaft Huntingdon anässig, gelangte aber erst durch die Heirat Richard Grenvilles (1678—1728), Parlamentsmilgolds für Andover, mit Hester, Tochter Sir Richard Temples, zu Ansehen. Bemerkenswert sind:

1) Richard Œ., geb. 26. Sept. 1711, gest. 12. Sept. 1779, seit 1752 Graf Temple, wurde 1756 erster Lord der Admiralität, 1757 Geheimfiegelbewahrer und war in den politischen Kämpfen jener Zeit erst Freund, dann Gegner seines Schwagers Chatam.

2) George, Bruder des vorigen, geb. 14. Okt. 1712, gest. 13. Nov. 1770, studierte in Oxford und wurde 1735 Rechtsanwält. Seit 1741 Parlamentsmitglied, glänzte er unter den besten Rednern der Torypartei, kam 1744 in die Admiralität, wurde 1747 Lord des Schapes und 1754 Schatzmeister der Marine. 1762 gehörte er dem Ministerium Vute als Staatssekretär an und wurde 1763 nach Vutes Rücktritt Premierminister, in welcher Stellung er 1765 die Stempellage durchsetzte, die den ersten Widerstand der nordamerikanischen Kolonien hervorrief. Bei dem Röm in Ungnade geflossen, mußte Œ. im Juli 1765 den Whigs weichen; doch brachte er noch 1770 als Führer der Opposition das Gesetz über das Verfahren bei streitigen Wahlen (Grenville Act) zu stande. Œ. verteidigte seine Verwaltung in der Schrift »Considerations on the commerce and finances of England« (Lond. 1765). Seine hinterlassenen Papiere gab Smith (Lond. 1852, 4 Bde.) heraus.

3) Thomas, zweiter Sohn des vorigen, geb. 31. Dez. 1755, gest. 17. Dez. 1848, wurde 1780 ins Unterhaus gewählt und war 1782 in Paris, 1794 in Wien außerordentlicher Gesandter. Er wurde 1806 erster Lord der Admiralität, legte aber dies Amt schon 1807 nieder, trat 1818 auch aus dem Parlament aus und zog sich auf seine Güter zurück. Seine kostbare Bibliothek vermachte er dem Britischen Museum.

4) William Wyndham, Baron, Bruder des vorigen, geb. 25. Okt. 1759, gest. 12. Jan. 1834, studierte in Oxford, kam 1782 ins Unterhaus, wurde 1783 Zahlmeister der Armee, 1789 Sprecher des Unterhauses, bald darauf Staatssekretär des Innern, 1790 auch Präsident des indischen Kontrollamts und 25. Nov. d. J. als Baron Œ. zum Peer und Mitglied des Oberhauses ernannt. Mit Pitt vereint spielte er seit 1791 als Staatssekretär des Auswärtigen eine be-

deutende Rolle. Um das Eindringen des revolutionären Geistes nach England zu verhindern, brachte er 1793 die Fremdenbill ein, setzte 1794 die Suspension der Habeas Corpusakte durch und 1795 die nach ihm genannte Bill, die alle Unternehmungen gegen Leben und Würde des Königs, selbst bloße Fiktion, mit den strengsten Strafen belegte. Mit Pitt trat auch Œ. 1801 juristisch, entzweite sich aber mit ihm, da er 1804 den Eintritt in das von Pitt gebildete neue Ministerium ablehnte, weil Jor auf Verlangen des Königs von diesem ausgeschlossen werden sollte. Nach Pitts Tode bildete er 1806 ein aus »allen Talenten« der bisherigen Opposition bestehendes Ministerium. Große Erfolge erzielte aber diese Regierung nicht, und schon 1807 mußte Œ. zurücktreten, da der König in die von ihm angeregte Emanzipation der Katholiken nicht einwilligen wollte. Œ. wurde 1809 Kanzler der Universität Oxford und blieb, wenn auch ohne Amt, noch lange Jahre einer der bedeutendsten Führer der liberalen Opposition. Er veranstaltete eine mit Anmerkungen versehene Ausgabe des Homer (1800) und des Horaz, gab 1804 die Briefe des Grafen Chatam an seinen Neffen Thomas Pitt heraus und lieferte in seinen »Nugae metricae« (1824, »Addenda« 1834) Uebersetzungen altenglischer, lateinischer und griechischer Gedichte. 1829 veröffentlichte er eine Schrift über »Oxford and Locke«.

Grenville-Murray, E. C. Aragon, engl. Diplomat und Schriftsteller, f. Murray.

Grenzabstand, der Zwischenraum zwischen einem Baumerk, Bäumen, Geträuchen u. a. auf dem einen Grundstück und der Grenze des Nachbargrundstückes. Der einzuhaltende Œ. beträgt je nach der Höhe der betreffenden Anlage an der Grenze 0,5—4 m.

Grenzach, Dorf im bad. Kreis und Amt Lörrach, unweit des Rheins, am Südsüde des Schwarzwaldes und an der Staatsbahnlinie Mannheim—Konstanz, 282 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Mineralquelle mit Bad, Weinbau und (1900) 1330 Einw.

Grenzanlagen f. Eigentum, S. 443.

Grenzbaum

Grenzbezug, in der Mathematik, f. Grenze.

Grenzbezirk, f. Binnenlinie.

Grenzboten, in Leipzig erscheinende Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, wurde 1841 in Brüssel von J. Kuranda (f. d.) zur Pflege der Beziehungen zwischen dem deutschen und deutschen Liberalismus begründet und siedelte 1842 nach Leipzig über, wo Fr. W. Grunow (f. d.) den Verlag übernahm. Von Leipzig aus wurde auch der österreichische Liberalismus für die Œ. interessiert, die lange Jahre hindurch, seit 1848 unter Leitung von Gustav Freitag und Julian Schmidt, die an Stelle Kurandas Mitbesitzer des Blattes geworden waren, der Mittelpunkt aller politischen Forderungen der gemäßigten liberalen Parteien in Deutschland und Österreich blieben. Von 1857—66 war Moritz Busch an der Leitung des Blattes beteiligt, die er zuletzt wegen seiner Parteinahme für Bismarck niederlegen mußte. Ende 1870 schied Gustav Freitag aus der Leihbesitzerchaft aus, wie schon früher (1861) Julian Schmidt, und Hans Varnh übernahm die Redaktion, die er bis Ende 1878 führte. Dann trat an seine Stelle Johannes Grunow, der Inhaber des Verlags, bis Ende 1897 in Gemeinschaft mit Gust. Lustmann (f. d.). Von da ab nahmen die Œ. eine von allen Parteien unabhängige Stellung ein, ohne jedoch von ihrer Sinnigkeit zur Bismarck'schen Politik abzuweichen und von ihrer früheren Bedeutung einzubüßen. Diese Unabhängigkeit des Ur-

teils erstreckt sich auch auf literarische und künstlerische Fragen. In neuester Zeit haben sich die G. besonders eifrig mit der Sozialpolitik im Sinn eines billigen Ausgleichs zwischen den Klassenunterchieden beschäftigt. Über die Geschichte der Zeitschrift vgl. die Jubiläumsnummer vom 1. Okt. 1891.

Grenzbrecien (Kontaktbrecien, Neidungs-brecien, Neidungsstonglomerate), an der Grenze zweier Gesteine oder längs gewisser Verwerfungsspalten, Dislokationen (s. d.), auftretende Trümmergesteine, die aus fein zerriebenem Material und Bruchstücken der aneinander grenzenden Gesteine bestehen. Vgl. Brecien, Bafalte und Gesteine.

Grenzbrechungswinkel (Grenzwinkel), s. Brechung.

Grenzbolomit, Schichtenhorizont der obern Triasformation (s. d.).

Grenze, das Ende einer Sache, ferner dessen sie aufhört. Die Grenzen der Linie bilden zwei Punkte, der Fläche Linien, des Körpers Flächen. Die Grenzen des Grundeigentums (Schneide, Mäste, Mark, Laag, Finis) bilden die Linien, bez. die senkrecht durch diese gelegt gedachten Flächen, die den jemand eigentümlichen Teil der Erdoberfläche umschließen. Sie wurden früher, soweit sie nicht von Natur (Gewässer u.) gegeben waren, durch Raine, Gräben, Feden, Zäune, Pflanken, gezeichnete Bäume (Zeebäume, Waldbäume u.), Pfähle u. dgl. gekennzeichnet (Grenzzeichen). Gegenwärtig erfolgt diese Bezeichnung regelmäßig durch Steine (Grenz-, Mark-, Kund-, Schied-, Rain-, Laagsteine), die von öffentlich angestellten Rörkern (Markscheidern, Feldgezeichneten, Steinseppern) nach gewissen Regeln, unter Anwendung geheimer, den Beteiligten nicht bekannter Kennzeichen (untergelegte Scherben und andre der Verwitterung nicht ausgesetzte Gegenstände, sogen. Kunden, Zeugen), in Zwischenräumen auf die G. gesetzt werden, so daß die Ranten oder eingetauchten Linien (Schleifen) von je zwei Steinen aufeinander weisen und die dazwischen zu ziehende Linie mit der G. zusammenfällt. Die Hauptmittel zur dauernden Feststellung der Grenzen bilden aber die Bezeichnung derselben in öffentlichen Urkunden (Grenzprotokollen, Grenzzeuſſen) und Büchern (Flurbüchern, Grundbüchern) und die Kartierung aus Grund geometrischer Aufnahmen. Wo Gewässer die G. bilden, wird diese in der Mitte angenommen. Dem öffentlichen Recht gehört die Vertheilung der Grenzfällung (s. d.), so dann aber auch die Begrenzung der Ortörsuren, der Gerichts- und Verwaltungsbezirke und die des Staatsgebietes an. Man bedient sich hierbei, soweit natürliche Grenzen mangeln, ähnlicher Bezeichnungen wie bei Privatgrenzen. Zur Veranschaulichung dieser Grenzzeichen dienen Flurzüge und Grenzbegehung. Bildet ein Fluß die G., so wird als solche zuweilen, z. B. dem Rhein, der sogen. Talweg, also die Hauptströmung, angesehen. Da die G. Gewässer durchschneidet, dienen zu ihrer Bezeichnung Tonnen und Signale, die, an Ankern befestigt, auf der Wasserfläche schwimmen. Häfen und Buchten des Meeres werden als zum Staatsgebiet gehörig angesehen; außerdem wird die G. des Souveränitätsrechts als auf Kanonenschußweite vom Ufer aus ins Meer reichend in der Regel angenommen (vgl. Küstengewässer). Vgl. Fächter, Zur Geographie der palastischen G. (in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig, 1892). — Militärisch versteht man unter strategischer G. die Grenzgebiete eines Landes, die für das Heranziehen der Truppen an der be-

drohten G. bei Ausbruch eines Krieges (strategischer Aufmarsch) wichtig sind. Zu ihrer Verteidigung dienen die Grenzfestungen (s. d.); über die Grenzwehren der Römer s. Limes.

Grenze, einer der wichtigsten Begriffe der neuern Mathematik. Der Begriff der G. tritt schon bei der Verwandlung gewisser Brüche in Dezimalbrüche auf. Will man z. B. $\frac{1}{2}$ in einen Dezimalbruch verwandeln, so findet man, daß die Dezimalbrüche 0,5, 0,55, 0,555 u. s. m. sämtlich kleiner als $\frac{1}{2}$ sind, wieviele Dezimalstellen mit der Ziffer 3 man auch hinter dem Komma hinzusetzen mag, daß aber anderseits die Dezimalbrüche 0,4, 0,35, 0,355 u. s. m., bei denen die letzte Dezimalziffer immer gleich 4 gesetzt ist, sämtlich größer sind als $\frac{1}{2}$, daß also der Unterschied zwischen $\frac{1}{2}$ und jedem der Dezimalbrüche 0,3, 0,35 u. s. m. der Reihe nach kleiner ist als 0,1, 0,05, 0,005 u. s. m. Obnäh also der Dezimalbruch 0,333... niemals $= \frac{1}{2}$ ist, wie viele Dreien man auch hinter dem Komma setzen mag, so kommt er doch dem Werte $\frac{1}{2}$ um so näher, je mehr Dreien man setzt, und wenn man genügend viele Dreien setzt, kann man den Unterschied zwischen beiden so klein machen, wie man nur will. Man sagt in diesem Falle: der Bruch $\frac{1}{2}$ ist die G., der (aber der Grenzwert), dem sich die Dezimalbrüche 0,3, 0,35, 0,355 u. s. m. immer mehr nähern, oder der sie zutreiben, je weiter man in der Reihe dieser Dezimalbrüche fortschreitet. In diesem Sinn ist es auch zu verstehen, wenn man sagt, daß der Bruch $\frac{1}{2}$ gleich ist dem ins Unendliche fortgesetzten Dezimalbruch 0,333... (mit lauter Dreien), denn diesen unendlichen Dezimalbruch selbst kann man niemals vollenden, sondern nur als die G. erklären, der man auf dem angegebenen Weg immer näher kommt, ohne sie jemals wirklich zu erreichen. Während hier der Bruch $\frac{1}{2}$ als gemeiner Bruch vollständig durch Zahlen ausgedrückt ist und nur, wenn man ihn als Dezimalbruch darstellen will, zu einem solchen Grenzverfahren (Grenzprozeß) nöthig, gibt es andre Größen, die überhaupt nicht genau durch Zahlen darstellbar sind, sondern denen man durch Rechnung nur beliebig nahekommen kann. Eine solche schon von den alten Griechen betrachtete Größe ist die Diagonale eines Quadrats von der Seitenlänge 1, eine Größe, die geometrisch konstruierbar, deren Vorhandensein also zweifellos ist. Nach dem pythagoräischen Lehrsatz ist das Quadrat dieser Diagonale gleich $1^2 + 1^2 = 2$, die Diagonale selbst wird also durch die Zahl x dargestellt, deren Quadrat $x^2 = 2$ ist, und ihre Berechnung stellt nun hinaus auf die Ausziehung der Quadratwurzel $x = \sqrt{2}$ aus 2. Diese Aufgabe ist nicht genau lösbar, wohl aber kann man z. B. nach dem gewöhnlichen Verfahren zum Ausziehen einer Quadratwurzel (s. Wurzel) eine Reihe von Zahlen, $a_1, a_2, \dots$ bilden (die drei ersten sind: 1, 1,4, 1,41), die so beschaffen sind, daß jede größer ist als die vorhergehende, daß ihre Quadrate $a_1^2, a_2^2, \dots$ sämtlich kleiner sind als 2, daß aber der Unterschied zwischen 2 und jeder der Zahlen $a_1^2, a_2^2, \dots$ immer kleiner wird, je weiter man in der Reihe dieser Zahlen fortgeht, und daß dieser Unterschied, wenn man nur die Reihe weit genug fortsetzt, schließlich kleiner wird als ein Milliontel, ein Billionstel u. s. m., ja klein, wie man nur will. Daraus folgt, daß die Zahlen $a_1, a_2, \dots$ selbst sämtlich kleiner sind als die Unbekannte $\sqrt{2}$, daß sie sich aber dem Wert $\sqrt{2}$ immer mehr nähern, und daß der Unterschied zwischen $\sqrt{2}$ und jeder der Zahlen $a_1, a_2, \dots$ beliebig klein wird, wenn man in der Reihe der Zahlen $a_1, a_2, \dots$ weit genug geht. Die Zahl $\sqrt{2}$ ist daher die G., der die Zahlen $a_1, a_2, \dots$

immer näher und näher kommen. Bezeichnet man eine beliebige der Zahlen $a_1, a_2, \dots$ mit a_n , wo also n irgend eine der ganzen Zahlen 1, 2, 3, ... bedeutet, so kommt also a_n der Unbekannten $\sqrt{x}$ um so näher, je größer n ist, und die Differenz $\sqrt{x} - a_n$ kann so klein gemacht werden, wie man nur will, wenn man nur das n groß genug wählt. Man drückt das kurz so aus: $\lim_{n \rightarrow \infty} a_n = \sqrt{x}$ (gelesen limes für n gleich un-

endlich von a_n ist gleich $\sqrt{x}$; limes ist das lateinische Wort für $\lim$). Während das Vorhandensein der Zahl $\sqrt{x}$ wenigstens immer noch durch geometrische Konstruktion gesichert ist, gibt es auch Zahlen, zu denen man überhaupt auf keinem andern Wege gelangen kann als durch einen solchen Grenzprozeß. Am einfachsten ist es, wenn man zwei Reihen von Zahlen angeben kann, die eine $a_1, a_2, \dots$, in der jede Zahl größer ist als die vorhergehende, aber kleiner als die zu bestimmende Zahl x und die andere $b_1, b_2, \dots$, in der jede Zahl kleiner ist als die vorhergehende, aber größer als x . Dann liegt x zwischen a_n und b_n oder, wie man sagt, es ist zwischen den Wrengen a_n und b_n eingeschlossen, unter m und n beliebige große Zahlen verstanden. Den Inbegriff aller Zahlen, die zwischen zwei Zahlen a_m und b_n liegen, nennt man ein Intervall, wir können daher beliebig viele Intervalle angeben, deren jedes x enthält, da ferner a_{m+1} größer ist als a_m und b_{n+1} kleiner als b_n und jedes a kleiner als jedes b , so ist das Intervall von a_{m+1} bis b_{n+1} ganz in dem Intervall von a_m bis b_n enthalten, und wir können somit beliebig viele Intervalle a_m bis b_n , a_{m+1} bis b_{n+1} , a_{m+2} bis b_{n+2} etc. angeben, deren jedes x enthält und überdies ganz in dem vorhergehenden enthalten ist. Damit x vollständig bestimmt sei, ist nur noch nötig, daß sich die Grenzen, zwischen denen es eingeschlossen werden kann, schließlich beliebig nahe aneinander wählen lassen, daß also die Intervalle beliebig klein gemacht werden können, es muß demnach die Differenz $b_n - a_m$ dadurch, daß man m und n beide groß genug wählt, kleiner gemacht werden können als jede noch so kleine Zahl. Wenn das der Fall ist, so streben augenscheinlich a_m und b_n mit wachsendem m und n beide derselben G . zu, und es ist $\lim_{m \rightarrow \infty} a_m = \lim_{n \rightarrow \infty} b_n = x$. All-

gemeiner kann man sich nun auch irgend eine nach einem bestimmten Geſetz gebildete Reihe von Zahlen $c_1, c_2, c_3, \dots$ gegeben denken und die Bedingungen aufstellen, unter denen c_n mit wachsendem n einer bestimmten endlichen G . zustrebt. Auf diesem Wege haben Heine und G. Cantor die Theorie der irrationalen Zahlen (i. Irrational) begründet, indem sie jede solche Zahl durch eine unendliche, nach einem bestimmten Geſetze gebildete Reihe von rationalen Zahlen (i. Rationali) $c_1, c_2, \dots$, eine sogen. Fundamentalariehe erzeugten, deren Glieder einer bestimmten endlichen G . zustreben. Man hat dabei den Vorteil, daß man diesen Grenzwert selbst gar nicht zu betrachten braucht, sondern aus den Fundamentalarieihen, die zwei solche Zahlen repräsentieren, sofort eine Fundamentalariehe ableiten kann, welche die Summe oder das Produkt dieser beiden Zahlen repräsentiert. Man nennt deshalb die irrationalen Zahlen wohl auch Reihenzahlen. Auf derselben Art von Grenzprozeß beruht auch der Begriff der Summe einer konvergenten unendlichen Reihe (i. d.). Andre Arten von Grenzprozessen führen in der Differentialrechnung (i. d.) zum Begriff des Differentialquotienten und in der Integralrechnung (i. d.) zum Begriff des Integrals.

Allgemeine Regeln zur Bestimmung von Grenzwerten und zum Nachweis ihrer Existenz findet man in den Lehrbüchern der Differential- und Integralrechnung. — Grenzbegriffe nennt man solche Begriffe, die als Grenzfälle anderer Begriffe durch einen dem hier betrachteten Grenzprozeß ähnlischen Grenzprozeß hervorgehen. Solche Begriffe sind z. B. in der Geometrie: Fläche, Linie und Punkt. Die Fläche kann aufgefaßt werden als die G ., der sich ein Körper immer mehr nähert, je mehr eine seiner drei Dimensionen, die Dicke, abnimmt. Im denselben Sinn ist die Linie die G . einer Fläche, deren Breite unaufhörlich abnimmt und der Punkt die G . einer Linie, deren Länge immer kleiner und kleiner wird.

Grenzer (Grenzregiment), i. Militärgrenze. **Grenzfälligkeit** (Terminus motus), das Vergehen desjenigen, der einen Grenzfällen aber ein andres zur Bezeichnung einer Grenze (i. d.) bestimmtes Merkmal in der Absicht, einem andern Nachteil zuzufügen, wegnimmt, vernichtet, unentfesselt macht, verrückt (Grenzverrückung) oder fälschlich setzt (G . im engeren Sinne). Sie trug nach der Auffassung der ältern Rechte als Mißachtung der die Grenze schützenden Gottheit sarkastischen Charakter und wurde mit den schwersten Strafen belegt. Aber schon die römische Gerichtsordnung Karls V. (1532) sah von der peinlichen Strafe ab. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 274) wird die G . mit Gefängnisstrafe von einem Tag bis zu 5 Jahren bestraft, neben der auf Selbststrafe bis zu 3000 Mk. erkannt werden kann. Nach österreichischem Strafrecht liegt hier das Verbrechen des Betrugs vor (§ 199, lit. c des Strafgesetzbuches).

Grenzfestungen (Grenz- oder Sperrforts), i. Festung, S. 474 u. 476.

Grenzgang, i. Festmarkt.

Grenzhausen, Dorf im preuss. Regbez. Wiesbaden, Unterwiesenthalkreis, im sogen. Kannenbäckerland (i. d.) und an der Staatsbahnlinie Grenzau- G ., mit evang. Kirche, Synagoge und Amtsgericht (Höhr- G .), hat bedeutende Fabrikation von Steingutwaren, Farben, Chemikalien und Beipfeilen, Korkschneiderei, Glasmalerei, Branntweinbrennerei, eine Dampfsmühle und (1900) 1822 Einw. Hier starben die Kaiserlichen unter Johann v. Werth 30. Jan. 1637 über die Hefen, die das belagerte Ehrenbreitstein umgeben wollten. Vgl. Knott, Das Geschick bei G . (Leipzig-Schöndau 1903).

Grenzjäger, i. Grenzjagde.

Grenzohlenwasserstoffe (gesättigte Kohlenwasserstoffe, Paraffine, Alkane, Methan- G ., Kohlenwasserstoffe), Verbindungen von Kohlenstoff mit Wasserstoff, die nur einfach miteinander gebundene Kohlenstoffatome enthalten und die Grenze der Sättigung durch Wasserstoff erreicht haben (daher der Name). Sie bilden sich bei trockner Destillation der Brennstoffmaterialien, finden sich daher im Leuchtgas und in den leichten Teerölen, außerdem im Erdöl, besonders im amerikanischen. Sie sind zusammengesetzt nach der Formel $C_n H_{2n+2}$, die niedrigsten Glieder der Reihe sind bei gewöhnlicher Temperatur Gase, die mittleren sind farblose Flüssigkeiten von schwachem, aber charakteristischem Geruch, die höhern sind feste kristallinen Körper und die höchsten nur unter vermindertem Druck unzerlegt flüchtig. Sie werden weder von Brom in der Kälte noch von Schwefelsäure absorbiert (Unterschied von den ungesättigten Kohlenwasserstoffen), sie sind wenig reaktionsfähig und sehr beständig (daher Paraffine); durch Chromsäure werden sie beim Erhitzen zu Kohlensäure und Wasser

verbrannt, mit Eßor und Brom bilden sie Substitutionsprodukte.

Grenzkurve, f. Einhüllende Kurve.

Grenzlinien der Totalreflexion, f. Reflexion.

Grenznutzen, f. Grenzwert.

Grenzpfleichen, f. Galtorpseife.

Grenzrecht, soviel wie Nachbarrrecht, f. Eigentum, S. 442f.

Grenzregimenter, f. Militärgränze.

Grenzregister, f. Forstvermessung.

Grenzseidung } f. Eigentum, S. 443.

Grenzseidungsflecke }

Grenzschlachthäuser, f. Viehhandel.

Grenzstrang, f. Sympathieband.

Grenzturbinen, f. Dampfkraft.

Grenzüberbau, f. Eigentum, S. 443.

Grenzverfahren, das Verfahren, eine gesuchte Zahl x durch Einschließen zwischen Grenzen zu bestimmen (f. Grenze, S. 279).

Grenzverkehr heißt der Warenverkehr zwischen dem Grenzbezirk (f. Binnenlinie) und dem Hollausland, dem im Zollwesen gewisse Erleichterungen zugestanden werden; kleiner G. (Kleinhandelsverkehr) ist derjenige G., welcher die den gewöhnlichen Bedürfnissen der Grenzbewohner dienenden Wirtschaftsgegenstände umfaßt.

Grenzverrückung, f. Grenzfälschung.

Grenzverwässerung, f. Eigentum, S. 443.

Grenzwehr, die zur Beaufsichtigung des Verkehrs an der Zollgrenze aufgestellten uniformierten und bewaffneten Wächter (Grenzjäger, Douaniers). In Rußland eine militärisch eingeteilte und ausgebildete Truppe, die im Frieden unter dem Finanzministerium steht, im Krieg als vorderster Heereskörper den Grenzschutz bewirkt. Ähnlich in Rumänien geplant. Vgl. Russisches Reich und Rumänien (Heerwesen).

Grenzwall und Grenzwehr, f. Limes.

Grenzwert (Limes), in der Mathematik, f. Grenze. — In der Nationalökonomie bezeichnet man mit G. (Grenznutzen, engl. Final degree of utility) den Wert, den von einer Menge von Gütern gleicher Art die letzte Einheit für einen Menschen hat (vgl. Wert).

Grenzwinkel, f. Brechung.

Grenzwissenschaft, f. Ekklesiastik.

Grenzzeichen, f. Grenze, S. 279.

Grenzzollämter heißen die an der Zollgrenze oder innerhalb des Grenzbezirks errichteten Zollstellen. Vgl. Zollordnung.

Grenzzölle, f. Zölle.

Grenzzwang, f. Elastizität, S. 591.

Gréou (spr. gré-ou, auch Gréoul), Badeort im franz. Depart. Nierthalen, Arrond. Digne, 360 m ü. M., am Verdon, mit Resten eines Schlosses der Tempelherren (14. Jahrh.), lothsalzhaltigen Schwefelthermen (37,5°), Badeanstalt und (1900) 7300 Einw.

Greppin, Dorf im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Bitterfeld, an der Staatsbahnlinie Bitterfeld-Bitterfeld, hat eine Anilinfabrik, Dampfziegelei, Terrakotten- und Bleiweißfabrik, eine Braunkohlengrube und Bleiweißfabrik und (1900) 2698 Einw.

Grès de Mandres (spr. grä vängere), franz. Bezeichnung für deutsches (namentlich rhein.) Steingut.

Gresham (spr. gräshem), 1) Sir Thomas, der Gründer der Londoner Börse, geb. 1519 in London, gest. 21. Nov. 1579, Sohn des Sir Richard G., eines angesehenen Kaufmanns und Lord-Kapors von London, der Ältere König Heinrichs VIII. in Antwerpen war (vgl. Lovett, Richard G., Lond. 1904), stur-

dierte in Cambridge und widmete sich hierauf dem Handel. Nach dem Tode seines Vaters (1548) wurde er in gleichen Dienst nach Antwerpen gesandt und leistete bald dem König Eduard VI. die wichtigsten Dienste. Durch seine Bemühungen wurden die Anleihen der Krone fortan im Lande selbst vollzogen. Königin Elisabeth vertiefte ihm den Titel des „Königlichen Kaufmanns“ und erhob ihn 1559 zum Ritter. Durch glückliche Unternehmungen erwarb er sich ein großes Vermögen. Auf seine Kosten errichtete er 1566 die Börse in London, die 1570 von Elisabeth selbst als königliche Börse angerufen wurde, aber schon 1666 abbrannte. In seinem Wohnhaus wurde zufolge seines Testaments das Gresham College errichtet, das 1768 in die Börse und nach dem Brande derselben von 1838 wieder in ein eigenes Gebäude verlegt wurde. Vgl. Burgon, Life and Times of Sir Thomas G. (Lond. 1839, 2 Bde.).

2) Walter Duntin, nordamerik. Staatsmann, geb. 17. März 1832 in Lanesville (Indiana), gest. 28. Mai 1895 in Washington, studierte Rechtswissenschaft, wurde 1863 zur Advokatur zugelassen und 1860 in den Landtag seines Heimatstaates gewählt. 1861 wurde er Oberlieutenant des 38. Regiments in Indiana, 1863 nach dem Fall von Vicksburg Brigadegeneral der Freiwilligen und empfing bei Atlanta eine schwere Wunde. Dafür zum Generalmajor der Freiwilligen ernannt, nahm er nach dem Kriege seine Rechtsanwaltsstätigkeit wieder auf. 1869 ernannte ihn Präsident Grant zum Bundesrichter des Bezirks Indiana, 1882 machte ihn Präsident Arthur zum Generalpostmeister und 1884 zum Sekretär des Schatzamtes, 1893 Präsident Cleveland zum Staatssekretär.

Greshambau, Tal, f. Graubau.

Gresley (spr. gräsh), Henry François Xavier, franz. Kriegsminister, geb. 9. Febr. 1819 in Bapa (Ober-Marne), gest. 2. Mai 1890 in Paris, trat als Leutnant in den Generalstab ein. 1847 ging er nach Algerien, wurde bei dem Angriff auf Batna (1849) verwundet und hierauf bei den arabischen Bureaus angestellt, in welcher Stellung er bis 1870 blieb. Beim Ausbruch des Krieges von 1870 wurde er zum General und Generalstabschef der Kavallerie des 1. Korps ernannt und wohnte der Schlacht von Sedan bei. Nach dem Frieden erhielt er eine Anstellung im Kriegsministerium und arbeitete eifrig an der Reorganisation der Armee. 1874 ward er Chef des Generalstabs, 1875 Divisionsgeneral. Als 1877 das antirepublikanische Ministerium Rochebouet eingestürzt wurde, nahm er seine Entlassung, da er sich zur republikanischen Partei bekannte. Er wurde deshalb auch nach dem definitiven Siege der Republik 13. Jan. 1879 zum Kriegsminister ernannt und 27. Mai zum lebenslänglichen Senator erwählt; er schloß sich dem linken Zentrum an und suchte das Heer in republikanischem Sinne zu bereinigen. Am 28. Dez. 1879 nahm G. seine Entlassung, wurde im März 1880 zum Kommandeur des 5. Armeekorps in Orléans ernannt und 1883 verabschiedet.

Gresenich, Dorf im preuß. Regbez. Münster und Landkreis Aachen, hat 4 kath. Kirchen, elektrische Straßenbahn, Bergbau auf Blei- und Zinkerze und (1900) 5116 Einw. Hier bestand schon in der Römerzeit eine Ansiedelung.

Gresenwein, f. Frankwein.

Gresset (spr. grä), Louis de, franz. Dichter, geb. 29. Aug. 1769 in Amiens, gest. darselbst 16. Juni 1777, trat in seinem 16. Jahr in den Jesuitenorden und war eine Zeitlang Lehrer in der Provinz. 1730

trat er mit der Ode »Sur l'amour de la patrie« auf und 1734 mit dem Gedicht »Vert-Vert« (neuer Abdruck 1893), das in eleganten Versen und anmutigen Bildern die Geschichte eines in einem Nonnenkloster erzogenen und später in schlechter Gesellschaft verwilderten Papageien erzähl. Einige Anspielungen in diesem äußerst günstig aufgenommenen Gedicht sowie seine Humoreske »Le lutrin vivant« zogen ihm aber die Feindschaft seines Ordens zu, den er 1735 verlassen mußte; er wurde nun ein Liebling der guten Gesellschaft. Auch mit dem Lustspiel »Le méchant« (1747) erntete er großen Beifall; die Franzosen rechnen es, trotzdem Bühnengerechtigkeit und wahre Komik darin vermist werden, zu den besten jener Zeit. 1748 in die Akademie aufgenommen, zog er sich nach Amiens zurück und begründete dort eine Akademie. Vor für kurze Zeit kehrte er nach Paris zurück, wo er zum Direktor der Akademie gewählt war; die Einladung Friedrichs d. Gr., nach Berlin zu kommen, lehnte er ab. Schon jetzt machte sich ein vollständiger Umschwung in den religiösen Ansichten des Dichters bemerkbar; seine Frömmigkeit wuchs in dem Maße, daß er 1759 in einem offenen Brief alle seine Irrtümer abswor und seine weltlichen Poesien aufs feierlichste verdamnte. Seine »Œuvres complètes« gaben Fayolle (Par. 1804, 3 Bde.) und Renouard (daf. 1811, 3 Bde.) heraus, »Poésies inédites de G. de Beauville« (daf. 1863), »Poésies choisies« Derome (1883). Einen von der Akademie gekrönten »Éloge de G.« schrieb Rodespierre (1785, neue Ausg. 1898). Vgl. Derville, G., sa vie et ses ouvrages (Amiens 1863); Déruin, G., étude sur sa vie et ses œuvres (Lille 1887); Herrenschwand, G., sein Leben und seine Werke (Zürich 1895); Wogue, G., sa vie et ses œuvres (Par. 1897).

Gretling, f. Gröndling.

Gretsch (fr. *gret*; deutsch Krapen), ein Gipfel der Vogesen (f. d.).

Gretschon (G. la Trinité und G. St.-Jean), Dörfer in der ital. Provinz Turin, Kreis Asti, im engen Tale der Lys (Nebenfluß der Dora Baltea), südlich vom Monte Rosa, 1637 und 1305 m ü. M., mit (1901) 158, bez. 787 deutschen Einwohnern, die vielfach als Maurer, Zuberhändler, Krämer u. ihren Erwerb im Auslande suchen.

Gressoria (Schreiber), f. Gersdäflager.

Gretchen im Busch, f. Nigella.

Gretchen vom Teich, Scherzname für das Kreuzdornfeg (vgl. Tafelung). [gareta (f. d.).

Grete, weiblicher Vorname, Abkürzung für War-

Gretke, Carlos, Maler, geb. 25. Sept. 1864 in Montevideo als Sohn deutscher Eltern, kam schon als Kind nach Hamburg und trat später dort bei einem Dekorationsmaler in die Lehre. 1882 begab er sich zum Besuch der dortigen Kunstschule nach Karlsruhe, wo er bis 1884 blieb. Dort entstand 1883 sein erstes Bild: Tänzende Matrosen auf einem Balischnäger (in der städtischen Galerie zu Danzig), das durch die kraftvolle Breite der malerischen Behandlung bei naturalistischer Auffassung auffiel. 1884 nahm er einen zweijährigen Aufenthalt in Paris, studierte auf der dortigen Akademie Julian, besonders unter Bouguereau und Flameng, und kehrte 1886 wieder nach Karlsruhe zurück, wo er die Kunstschule nochmals zwei Jahre lang als Schüler von H. Keller besuchte. 1888 machte er auf einem Segelschiff eine Reise nach Mexiko, deren Ergebnisse außer zahlreichen Aquarellen die Bilder: Auf der Wache, Finale und der Siedende Fisch (in der Dresdener Galerie) waren. 1891 wurde

er Professor an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe und 1893 Professor an der Kunstschule. 1899 folgte er einem Ruf an die Kunstschule in Stuttgart. Von seinen übrigen Bildern, in denen er vornehmlich nach vollkommener Hiebergabe der verschiedenartigen Licht- und Luftwirkungen strebt, sind noch der Schiffbruch (Aussehen der Rettungsboote) und die Einfahrt hervorzuheben.

Gretina, zusammen mit Algiers Vorstadt von New Orleans (f. d.), am rechten Ufer des Mississippi, ist durch Dampfschiffe mit New Orleans verbunden.

Gretina-Green (fr. *gretina-grin*, *Gratina*), Dorf in der schott. Grafschaft Dumfries, 15 km nordwestlich von Carlisle, dicht an der englischen Grenze, mit (1901) 1141 Einw., war einstmalig berühmt als Zufluchtsort solcher, die ohne Zustimmung ihrer Eltern oder Vormünder eine Ehe eingehen wollten. Dies beruht auf dem Umstand, daß in Schottland noch das alte kanonische Recht gilt, nach dem jede Eheschließung zweier Personen (*sponsalia de praesenti*) als vollkommene gültige Ehe erscheint, mag diese auch wegen Außerachtlassung der zur Erlaubtheit der Ehe vorgeschriebenen Formen sträflich sein. Zur Sicherung des Beweises einer formlosen oder heimlichen Ehe ist aber auch in Schottland die Zuziehung von Zeugen oder die Beurkundung des Ehekonjunks erforderlich oder doch ratsam. Da nun in England und Wales schon seit der Hartwicke's Act vom Jahre 1753 keine heimlichen Ehen mit Rechtsgültigkeit mehr geschlossen werden konnten, anderseits aber die im Auslande geschlossenen Ehen nach englischen Grundsätzen als gültig erachtet werden, wenn sie nur nach den dort herrschenden Gesetzen gültig sind, so eilten alle Paare, die in England Hindernisse für ihre eheliche Verbindung fanden, in ein schottisches Grenzort, zumeist nach G., und erklärten dort vor dem Friedensrichter ihren Ehekonjunkt, worauf dieser die Namen der Ehegatten, des Beweises der geschlossenen ehelichen Verbindung wegen, in ein Register eintrug. Da dieser nun zufällig ein Schieds war, entstand die Meinung, der »Schieds von G.« habe das Privilegium, Ehen zu schließen. Diese Art von Eheschließung dauerte bis zum 1. Jan. 1857, wo ihr England durch ein Gesetz, das die Gültigkeit einer solchen schottischen Ehe von dem Umstande abhängig machte, daß die Brautleute mindestens 21 Tage vor ihrer Eheschließung in Schottland gelebt haben müssen, innerhalb welcher Zeit wenigstens die entführten Mädchen eingeholt sein können, einen Nagel vorstach.

Grétry, André Ernest Modeste, Komponist, geb. 8. Febr. 1741 in Lüttich, gest. 24. Sept. 1813 in Montmorency bei Paris, bildete sich in Rom unter Casali und begab sich dann nach Paris, wo er mit seinen komischen Opern »Le Huron« (1768) und »Lucile« (1769) große Erfolge erzielte. Später ließ er deren noch gegen 60 andre folgen, darunter: »Le tableau parlant«, »Zémire et Azor«, »L'ami de la maison«, »Raoul« (Blaubart) und »Richard Cœur-de-Lion«, von denen die beiden letztgenannten sich am längsten hielten. 1795 wurde G. zum Inspektor des Konservatoriums und das Jahr darauf zum Mitglied des Institut de France ernannt; später erhielt er auch von Napoleon I. eine Pension, die ihn in den Stand setzte, sich aufs Land nach Montmorency bei Paris, in das von ihm erworbene Landhaus J.-J. Rousseaus, der sogenannten Eremitage, zurückzuziehen. Seine Vaterstadt errichtete ihm 1842 eine Statue, und bereits 1785 hatte ihn die Stadt Paris dadurch geehrt, daß sie eine beim Italienschen Theater belegene Straße

nach seinem Namen benannte. Gretschs meist für die Opéra-Comique geschriebene Kompositionen legen mehr Gewicht auf forrekte Deklamation als auf verzierten Gesang und sind typische Vertreter der ältern französischen komischen Oper. Bekanntlich variierte Beethoven Blondels Lied aus »Richard Löwenherz« von G. Auch als Schriftsteller hat er sich durch seine »Memoires, ou essais sur la musique« (1. Bd. 1789; neue Aufl., in 3 Bdn., Par. 1796; deutsch, Leipz. 1800) vorteilhaft bekannt gemacht. Eine von der belgischen Regierung subventionierte Gesamtausgabe seiner Opern erscheint seit 1883. Gretschs Biographie schrieb E. Gregoir (Brüssel 1883) und R. Brenet (i. Bobillier), Paris 1884.

Gretsch, Nikolaj Iwanowitsch, russ. Schriftsteller, geb. 14. (3.) Aug. 1787 in Petersburg, gest. das. 24. (12.) Jan. 1867, war 1809—13 Oberlehrer der russischen Literatur an der deutschen Hauptschule in St. Petri, dann bis 1816 am Petersburger russischen Gymnasium, bereiste darauf Deutschland und Frankreich und wurde 1829 im Ministerium des Innern angestellt, dessen »Journal« er gründete. 1836 trat er in das Gymnasialministerium über, machte wiederholt (1836, 1841—47, 1853) Reisen in England, Frankreich, Deutschland u. und wurde 1838 Wirklicher Staatsrat. Schon 1812 hatte er die Wochenchrift »Syn otebestwa« (»Sohn des Vaterlandes«) gegründet, die er bis 1838 redigierte; 1825—60 gab er (anfangs mit Bulgarin) die »Sewernaja Pčela« (»Nordische Biene«) heraus. Unter seinen zahlreichen Werken verdienen besondere Hervorhebung: »Versuch einer kurzen Geschichte der russischen Literatur« (Petersburg 1819—22, 4 Bde.), das auch Proben aus den besten russischen Autoren und eine Rhetorik und Poetik enthält (übersetzt von Otto: »Lehrbuch der russischen Literatur«, Riga 1837); ferner »Ausführliche russische Sprachlehre« (Petersb. 1827, 2. Aufl. 1830; franz. von Reiff, das. 1828—29, 2 Bde.) und »Praktische russische Grammatik« (das. 1827 u. 1839), aus der er 1830 einen Auszug unter dem Titel: »Grundregeln der russischen Sprachlehre« (deutsch von Odecop, 1830) veranstaltete. Als Belletrist trat er auf mit den Romanen: »Ausflug eines Russen nach Deutschland«, in Briefen (1830; deutsch, Leipz. 1831), und »Die schwarze Frau« (1834; deutsch, das. 1837, 4 Bde.), beides mißlungene Produkte. Seine Reiseerfahrungen veröffentlichte er in den »Reisebriefen aus England, Frankreich und Deutschland« (Petersb. 1838, 3 Bde.) und in den »Briefen von einer Reise nach Deutschland, der Schweiz und Italien« (das. 1843, 3 Bde.). Seine in Petersburg gehaltenen Vorlesungen über die russische Literatur erschienen daselbst 1841 in 2 Bänden. Das »Russische Konversationslexikon«, dessen Redaktion er 1834 übernahm, führte er bis zur Fälligkeit des 7. Bandes; mit dem General Baron v. Sebellier redigierte er später das »Klärungslexikon«. Interessante Memoiren von G.: »Aufzeichnungen über mein Leben« (russisch), gab Suworin (Petersb. 1886) heraus, eine Ausgabe seiner Werke erschien daselbst 1855 in 3 Bänden.

Gretsch, Stadt in der Unterpfalz des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, an der Elbe, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Nordhausen-Erfurt und der Bahn G.-Kreuz, 170 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Zuckerfabrik, Fabrik für Holz, Möbel, Zement- und Fleischwaren und landwirtschaftliche Maschinen, Gerberei, Bierbrauerei, Dampfbäckerei, Molkerei, Ziegelbrennerei, Kunstgärtnerei, Aufsteigendruckerei und 3492 Einw.

Greuter, Joseph, österr. Abgeordneter, geb. 1817 zu Tarrenz im Oberinntal, gest. 22. Juni 1888 in Innsbruck, ward 1850 zum Richter geweiht und als Professor am Gymnasium zu Innsbruck angestellt. 1861 in den Tiroler Landtag gewählt, erlangte er die Führung der ultramontanen Majorität, die ihn 1864 in den Wiener Reichsrat sandte, wo er mit Ignaz Freiherr von Giovanelli (1815—89) den äußersten rechten Flügel der Ultramontanen führte. Er zeichnete sich durch großförmige, lapuzinische Redeweise aus, das geflügelte Wort von den »Auch-Deutsch« wurde von ihm provoziert.

Greuz (fr. gré, G. u. f. Marie, franz. Kupferstecher und Radierer, geb. 1838 in Paris, besuchte anfangs das Atelier des Malers Gleyre, betrieb aber des Proterverbs wegen fast nur die Dekorationsmalerei. Seit 1860 widmete er sich der Radier- und Kupferstecherkunst bei Gaudier. Seine Pariser Ansichten, sein Inneres von Notre Dame (1869) und namentlich der Letzter der Kirche St.-Etienne-du-Mont in Paris begründeten seinen Ruf. Von seinen übrigen Arbeiten sind die Stiche für Vibres »Collections célèbres d'œuvres d'art« und eine große Zahl seit 1873 entstandener Radierungen nach Reming, Ruissael, van de Velde, Schnitzers, Delacroix, Diaz, Roussseau, Millet und andern Meistern zu nennen.

Greuze (fr. gré, Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 21. Aug. 1725 in Tournay der Râcon, gest. 21. März 1805 in Paris, erhielt den ersten Unterricht von dem Lyoner Maler Grombon und bildete sich dann auf der Pariser Akademie nach dem Modell. Sein erstes größtes Bild, ein Familienvater, seinen Kindern die Bibel auslegend, fand lebhaften Beifall. 1755 begab er sich nach Rom, ohne jedoch durch diese Reise seine aus andre Ziele gerichtete Kunst zu fördern. Erst auf Andringen der Akademie, die ihn als »aggrégé« angenommen hatte und auf seine Vorarbeit wartete, trat er 1769 mit einem historischen Genrebild an die Öffentlichkeit: der Kaiser Severus, seinen Sohn Caracalla wegen des in den Engpässen Schottlands gegen ihn bedrückenden Altentums zur Redenshaft ziehend (im Louvre), welches Bild ihm die Mitgliedschaft der Akademie erwarb. Durch die Revolution um sein Vermögen gekommen, starb G. in dürftigen Verhältnissen. Die Motive zu seinen besten Bildern sind dem häuslichen Leben der mittlern und untern Klassen der französischen Gesellschaft entnommen, und obwohl er bei diesen Darstellungen die von Diderot für die Bühne aufgestellten Normen befolgte, zeigt er sich in der Charakteristik durchaus selbständig. G. darf als einer der Bahnbrecher der realistischen Genremalerei gelten. Am beliebtesten sind seine Darstellungen junger Mädchen, deren liebenswürdig-naive, wenn auch etwas kostete Haltung einen großen Reiz übt. Im Louvre befinden sich außerdem: die Dorfbräut, des Vaters Fluch und das Gegenbild dazu: der reuenvoll zurückkehrende Sohn, der zerbrochene Krug, das Witzmädchen und eine Anzahl Bildnisse, darunter sein Selbstbildnis. Im Museum zu Montpellier befinden sich: Korgengebet, der Königsfuchse, der kleine Rasmatier u. a. Das Berliner Museum besitzt eins der anziehendsten Bilder des Künstlers: ein kleines Mädchen mit einem schwarzen Tuch um die Schultern, die Kremitage zu Petersburg ein andres, nicht weniger treffliches: ein gichtbrüchiger Alter, die Dresdener Galerie den aus der Bibel vorlesenden Hausvater. Vgl. Kormand, Jean Bapt. G. (Par. 1892).

Grev, bei Pflanzennamen Abkürzung für Robert Kaye Greville (fr. greville), geb. 1794, gestorben als

Professor der Botanik in Edinburgh 1866, gab mit Hooker »Icones filicum« (1826—31) heraus.

Grève (franz., *see. gräv*), Arbeitseinstellung; Grevdisten, Teilnehmer einer solchen, Streikende.

Greven, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Münster, an der schiffbaren Ems und der Staatsbahnlinie Münster—Emden, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Baumwollspinnerei, Leberei, Strumpfwirerei, Zigarrenfabrik, Färberei, Bierbrauerei, ein Elektrizitätswerk und (1900) 4306 Einw. G. wird schon im 9. Jahrh. genannt und gehörte ursprünglich zur Benediktinerinnenabtei Fredenborf. In der Nähe sind die Ruinen der alten Burg Schöne-riet sowie die Überführung des Dortmund—Ems-Kanals über die Ems.

Grevenbroich, Kreisstadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, an der Erst, Knotenpunkt der Staatsbahntlinien Düren—Reuß, Hochneufich—G. und Köln—G., mit einer evangelischen und einer kath. Kirche, Synagoge, Resten eines Schlosses der ehemaligen Herzoge von Jülich Kleve-Berg, Gymnasium, Amtsgericht, betreibt Raschmendenau, Baumwollspinnerei und Weberei, Fabrikation von Kräpen und Dochten, hat zwei Zuckerrabrien, eine Dampfsägmühle, ein Elektrizitätswerk und (1900) 3410 meist kath. Einwohner. G. gehörte im 13. Jahrh. den Grafen von Ressel und kam 1305 an die Grafen von Jülich; aus dem Schloß wurde seit 1425 meist der Jülichsche Landtag abgehalten.

Grevenbrück, Dorf, i. Höde.

Grevenmacher, Distrikthauptstadt in Luxemburg, an der Mosel und der Linie Dietrich—G. der Prinz Heinrich—Eisenbahn, mit Weinbau, Kalksteinbrüchen und (1900) 2500 kath. Einwohner. G. gehörte bis 1175 zum Erzbischof Trier.

Grève-Platz, ehemaliger Name der Place de l'Hôtel de Ville in Paris, war bis 1830 Stätte der öffentlichen Einrichtungen; i. Paris.

Greßmühlen (Grewismühlen), Stadt im Großherzogtum Mecklenburg—Schwerin, an der Staatsbahnlinie Lübeck—Strasburg i. N., hat eine alte evang. Kirche, Amtsgericht, Dampfsägmühle, Walzfabrik, Dampfmolerei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1900) 4447 meist evang. Einwohner. G. ist im 13. Jahrh. entstanden und Geburtsort des Dichters Klopstock.

Gréville (*see. grév*), Henry (Pseudonym für Frau Alice Durand, geborne Fleury), franz. Schriftstellerin, geb. 12. Okt. 1842 in Paris, gest. 24. Mai 1902 in Boulogne bei Paris, Tochter eines Professors, der 1857 an die Universität nach Petersburg berufen wurde, machte unter dessen Leitung erste Studien in Sprachen und Naturwissenschaften und vermählte sich daselbst mit Emile Durand, einem der französischen Professoren an der Rechtschule in Petersburg (später Kunsthistoriker unter dem Namen Durand-G.), mit dem sie 1872 nach Frankreich zurückkehrte. Hatte sie schon in Petersburger Journalen einige Romane, wie: »A travers champs« und »Soula«, veröffentlicht, so setzte sie diese Tätigkeit jetzt in Paris noch eifriger fort und erregte zunächst Aufmerksamkeit durch die Romane: »Dusia« (1876) und »L'expiation de Savelli« (1876), worin sie mit einer durchaus unwürdigen Darstellung ebenso neue wie anzehende und naturwahrer Bilder aus der russischen Gesellschaft vorführte. »Dusia« wurde 1878 von der Akademie mit dem Preis Montyon gekrönt und erlebte 32 Auflagen. Von ihren spätern Werken, die in fast alle Sprachen Europas übersetzt wurden, nennen wir: »La princesse Oghéroff« (1876); »Les Koumissine«

(1877); »Les épreuves de Raïssa« (1877); »Un violon russe« (1879); »Le moulin Frappier« (1880); »La cité Menard« (1880); »Rose Rozier« (1882); »Idylles« (1885); »Céopâtre« (1886); »Frankley« (1887); »Chant de noces« (1889); »Péril« (1891); »Un vieux ménage« (1893); »Fidelia« (1894); »Céphise« (1896); »Un peu de ma vie« (1897); »Zoby« (1900); »La Demoiselle de Paygarrou« (1902); »Le roi des milliardaires« (1904). Ihre »Instruction morale et civique des jeunes filles« (1882) wurde in Rom auf den Index gesetzt.

Gréville, Robert Kaye, Botaniker, i. Grew.

Grévy (*see. grév*, 1) Jules, franz. Staatsmann, Sohn eines Gutsbesizers, geb. 15. Aug. 1807 in Montfaucon-Baudrey (Jura), gest. daselbst 9. Sept. 1891, nahm an den Kämpfen der Julirevolution teil und ließ sich als Abgeordneter in Paris nieder. Seiner politischen Überzeugung nach war er strenger Republikaner. Als Kommissar der provisorischen Regierung vom Februar 1848 in sein Heimatdepartement geschickt, erwarb er sich durch Gerechtigkeit und Milde allgemeine Achtung und ward fast einstimmig zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt. Er stimmte meist mit der Linken und zog sich nach dem Staatsstreich vom politischen Leben zurück. Als Abgeordneter großer Gesellschaften erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen. 1868 wurde er Vizepräsident (Vorsteher) des Pariser Abgeordnetenverbandes, auch in den Vorgesetzten Körper gewählt. Seine Opposition gegen die kaiserliche Regierung war fest, aber gemäßigt und stets auf das Sachliche gerichtet. Am 4. Sept. 1870 erklärte er sich gegen die Errichtung einer Diktatur und für Bewahrung gesetzlicher Formen. Im Februar 1871 in die Nationalversammlung zweimal gewählt, wurde er von dieser zu ihrem Präsidenten berufen und bis 1873 immer mit großer Stimmenmehrheit wiedergewählt. Er verwaltete sein Amt mit großer Ruhe und Unparteilichkeit. Am 1. April 1873 legte er gegenüber der offenen Feindschaft der Rechten sein Amt nieder. G. gehörte seitdem der Linken der Nationalversammlung an. Gegen die monarchistischen Intrigen schrieb er: »Le gouvernement nécessaire« (1873). 1876 trat er als Mitglied in die Deputiertenkammer ein, die ihn 14. März zu ihrem Präsidenten erwählte. Nach Max Rahons Rücktritt 30. Jan. 1879 wurde er mit 563 gegen 99 Stimmen zum Präsidenten der Republik auf sieben Jahre erwählt. Er bewachte als Oberhaupt des Staates eine echt konstitutionelle Zurückhaltung, zeigte aber eine Scheu vor der Öffentlichkeit und eine Vagheit, die ihn aller Vollständigkeit beraubten. Dennoch wählte ihn der Nationalkongress 28. Dez. 1885 wiederum auf sieben Jahre zum Präsidenten der Republik, um Parteiwille zu vermeiden. 1887 wurde er aber durch die in seinem eignen Laßheit betriebenen Schwindeln seines Schwiegersohnes Wilson in bedeutendlicher Weise bloßgestellt. Zwar veranlaßte G. seinen Schwiegersohn, eine Privatwohnung zu beziehen, hielt aber sonst an ihm fest und weigerte sich auch, keine eigne Entlassung zu nehmen, um nicht ein dem Fortbestehen der Verfassung gefährliches Beispiel zu geben. Die Kammern zwangen ihn jedoch. 1. Dez. 1887 sein Entlassungsgesuch einzureichen. Danach geriet er bald in völlige Vergeßlichkeit. Sgl. »Discours politiques et judiciaires de M. Jules G.« (hrsg. von Delabrouffe, Par. 1888, 2 Bde.); »Barbon, Jules G. (daf. 1879); »Revert, La présidence de Jules G. (daf. 1898).

2) Albert, franz. Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 23. Aug. 1824 in Montfaucon-Baudrey

(Jura), geistl. bishöflich 11. Juli 1899, ließ sich in Pisançon als Abbotat nieder, wo er Bätontnir wurde. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 1870 ernannte ihn die Regierung der nationalen Verteidigung zum Kommissar für die drei Departements Jura, Doubs und Oubersone. Am 8. Febr. 1871 wurde er in die Nationalversammlung gewählt und schloß sich der republikanischen Linken an, deren Präsident er wurde. Nach der Wahl seines Bruders zum Präsidenten wurde er 15. März 1879 Generalgouverneur in Algerien mit der Aufgabe, bishöflich die Zivilverwaltung zu begründen; aber seine Verwaltung war so wenig erfolgreich, daß 1881 Unruhen ausbrachen. G. nahm daher im November 1881 seine Entlassung. Er wurde dann in den Panamaeisenbahnfall mit verwickelt und wegen Annahme von Besetzungen angeklagt (Januar 1893), aber bald vom Gericht außer Verfolgung gesetzt. Seit 1880 war G. Senator.

Grew (Hr. gew.), Rhenia h, Botaniker, geb. 1628 in Coventry in England, gest. 15. März 1711 in London, lebte als Arzt in seiner Vaterstadt, ging 1672 nach London und wurde 1677 bishöflich Sekretär der Royal Society. G. zählt zu den Begründern der Pflanzenanatomie. Er erkannte den zelligen Bau der Pflanzen, unterschied das parenchymatische Gewebe und die longitudinal gestreckten Faserformen, die echten Gefäße und die saftführenden Kanäle. Auch über die Ursache des Windens der Schlingpflanzen und über die Sexualität der Pflanzen stellte er Beobachtungen an. Er veröffentlichte seine Arbeiten seit 1672 und fasste sie zusammen in der »Anatomy of plants« (Lond. 1682). Die französische Übersetzung: »Anatomie des plantes« (Par. 1675) enthält nur die älteren Arbeiten. Vgl. H. a n s l e i n, Die Begründung der Pflanzenanatomie durch Rhenia h und Marcello Malpighi (Bonn 1886).

Grew (Hr. gew.), Johanna, f. Grew 1.

Grew (Hr. gew.), anglonormann. Adelsfamilie, die im 11. Jahrh. in Oxfordshire und seit dem 13. auch in Northumberland ansässig war. Aus ihr sind seit dem 18. Jahrh. mehrere namhafte Staatsmänner hervorgegangen, die fast sämtlich der liberalen Partei angehören. Zu erwähnen sind:

1) Sir Charles, erster Graf G., geb. 1729, gest. 14. Nov. 1807, trat früh in Militärdienste, zeichnete sich als Adjutant des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Kriege aus, diente dann in Amerika und ward 1782 Generalleutnant. 1794 eroberte er mit dem Admiral Jervis einen großen Teil der französischen Besitzungen in den Antillen, konnte sich dann aber gegen die republikanischen Streitkräfte nicht behaupten. Er wurde juristisch berufen, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen. 1801 wurde er zum Lord G. von Howick, 1806 zum Grafen G. erhoben.

2) Charles, Graf, ältester Sohn des vorigen, geb. 13. März 1764, gest. 17. Juli 1845, studierte in Cambridge, bereiste sodann Frankreich, Italien und Deutschland und ward 1786 ins Parlament gewählt. Er war anfangs mit dem Prinzen von Wales (später Georg IV.) näher befreundet, bald aber entstand zwischen beiden eine Spannung, weil G. es ablehnte, zu gunsten des Prinzen eine Handlung von zweifelhafter Ehrenhaftigkeit zu degen. Seitdem war sein Verhältnis zu dem Prinzen ein kaltes; trotzdem aber verteidigte er dessen Rechte, als 1788 bei der Krankheit des Königs eine Regentschaft ernannt werden sollte. 1792 begann G. den Kampf für eine Parlamentsreform, indem er eine Petition der von ihm mitge-

stifteten Gesellschaft der Volksfreunde überreichte, die um die Beseitigung der Mißbräuche im englischen Wahlsystem sowie um Wiederherstellung dreijähriger Parlamente bat; sein Antrag auf Niederlegung eines Untersuchungsausschusses darüber wurde 1793 verworfen. Nachdem 1806 Grews Vater in den Grafenstand erhoben war, führte G. den Titel Lord Howick, ward nach Pitts Tod erster Lord der Admiralität und nach Foy's wenige Monate später erfolgtem Hinscheiden Staatssekretär des Auswärtigen. Nach Entlassung dieses Ministerrats saß G., der im November 1807 durch den Tod seines Vaters ins Oberhaus berufen war, 23 Jahre lang in der Opposition und wirkte namentlich mit zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Zweimal, 1809 und 1812, wurde mit ihm wegen der Übernahme eines Ministerpostens unterhandelt; doch scheiterten die Verhandlungen: 1809, weil er nicht hoffen konnte, die Genehmigung des Königs zur Katholikeneinmischung zu erlangen, 1812, weil seine Forderung, die ersten Postämter neu zu besetzen, um den Einfluß der Kamarilla zu brechen, abgelehnt wurde. Während des Prozesses gegen die Königin Karoline, Gemahlin Georgs IV., verteidigte G. die unglückliche Fürstin. Nachdem sich das Ministerium Wellington 1830 aufgelöst hatte, trat G. an die Spitze eines neuen, das sich zu »Parlamentsreform, Verminderung der Staatslasten und Nichteinmischung in die Angelegenheiten fremder Staaten« verpflichtete. Die von ihm eingebrachte Reformbill wurde 1832 vom Unterhaus angenommen, von den Lords aber abgelehnt. Darauf nahm G. 9. Mai seine Entlassung, trat aber nach wenigen Tagen wieder ins Ministerium, nachdem Wellington seinen Widerstand gegen die Bill aufgegeben hatte, worauf dieselbe im Juni 1832 zum Gesetz erhoben wurde. Weniger entsprach G. seinem Programm hinsichtlich der Verminderung der Staatsausgaben, und durch sein Armengesetz und seine Maßregeln gegen Irland zog er sich sogar so heftigen Tadel zu, daß er 9. Juli 1834 seine Entlassung nahm. Zu den hervorragenden Maßregeln seiner Verwaltung gehören noch die Aushebung des Monopols der Ostindischen Gesellschaft und die Aushebung der Sklaverei in den britischen Kolonien. Noch etwa zwei Jahre lang nach seinem Rücktritt besuchte Lord G. gelegentlich das Oberhaus; gegen Ende 1836 zog er sich ganz von der Politik zurück. Grews Briefwechsel mit Wilhelm IV. wurde in London 1867 veröffentlicht. Vgl. Charles Grew (f. unten 5), Life and opinions of the second Earl G. (Lond. 1861).

3) Sir George, Baronet, Neffe von G. 2), geb. 11. Mai 1799 in Gibraltar, wo sein Vater Marinekommissar war, gest. 9. Sept. 1882, studierte in Oxford und wurde 1826 Rechtsanwalt. 1832 ins Parlament gewählt, erhielt er im Juli 1834 das Amt eines Unterstaatssekretärs für die Kolonien, das er im April 1835 zum zweitenmal übernahm. Im Februar 1839 ward er Judge Advocate-General (Generalauditeur) und im Juni 1841 Kanzler des Herzogtums Lancaster und Kabinettsmitglied, legte aber dies Amt schon im August beim Rücktritt der Wigs nieder. Unter Russell war er vom Juli 1846 bis zum Februar 1852 Staatssekretär des Innern, in welcher Stellung er namentlich 1848 alle Parteien zufriedensetzte. Im Juni 1854 trat er als Kolonialminister in das Ministerium Aberdeen ein. Im ersten Kabinett Palmerstons (1855—58) wurde G. wieder Minister des Innern; im zweiten Ministerium desselben übernahm er 1859 wegen Krankheit die Sinesure eines Kanzlers des Herzogtums Lancaster, vertauschte diese

Register zur Karte von Altgriechenland.

Die entsprechenden modernen Namen sind in Klammern beigelegt.
Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien [DE3] bezeichnen die Quadrate der Karte.

Abia (Euxarchos)	DE3	Antiochia am Maandros . . .	K4	Böbeis, See (Kariá)	D2
Abdera (Balastra)	G1	Antipatrea	AB1	Bolon-Gebirge	H1
Abretteu	K2	Antiparos	B2	Bolbe-See (Beschik Göl) . .	E1
Abydos (Nagars)	H1	Antissa	GH2	Böotia	D13
Achaia	CD3	Aolis	H1 2,3	Bottaeis	D1
Acharna (Saranta Martires), s. Kartou.		Aos (Vorrusa)	AB1	Brannon (Vrana)	EF4
Acheloos (Aspropotamos) . .	G3	Aphidna (Kotroni), s. Kartou.		Bulla, s. Kartou.	
Adramyttion (Edremit) . . .	H12	Aphtia-See (Manias Göl) . .	IK1	Buthron (Vstalndro)	B2
Adramyttischer Busen	H2	Apollonia-Chalkidika (Poli- gyros?)	E1	Byzantion (Konstantinopel) .	K1
Agä (im Achaia)	D3	Apollonia-Elyris (Ruinen Pol- lyna)	A1	Chalka (Chalkia; Charkia) . .	15
— (Vodena)	D1	— Mygdonia (Ruinen Pollina) .	E1	Chalkidika	E1
Agäisches Meer	F-H2-5	— Phrygia (Abullonia) . . .	K1	Chalka-Eubda (Chalkia) . . .	E3
Agäthia (Antikythra)	E6	Apolloniatia-See (Abullonia Göl)	K1	Chazonia (Kaperna)	D3
Agäina, Insel und Ort	E4	Apollonideia	13	Chebonatas, Vorgebirge (Kap Tornese)	BC4
Agäion (Ruinen bei Siagus) . .	C2	Apolloniar	H1	Chion, Insel	GH13
Agäion (Vestitia)	CD3	Apoo (Semeni)	AB1	— Stadt	H3
Agäion (Ruinen bei Siagus) . .	D3	Arachnaos, Berg (Arna), s. Kart.		Daphnus	D3
Agäion (Ruinen bei Siagus) . .	H1	Arachthos, Fluß (Artinos) . .	C2	Dardanos	H1
Agäthia (Porto Germano), s. Kartou.		Arakynthos-Gebirge	C3	Daskyleon (Jaskili)	K1
Agäer	C9	Araxos, Vorgebirge (Kap Papa)	C3	Dassaretos	B1
Agäion	C3	Argilos	E1	Daton	F1
Akanthos, Knidische Halb- insel (Talyak)	13	Arginussa-Inseln (Ajanos) . .	H2,3	Dekelia (Tatoli), s. Kartou.	
Akanthos-Chalkidike (Hioros- os)	EF1	Argolis	D4	Dellos (Dili), s. Kartou.	
Akanthia	BC3	Argolischer Busen (Golf von Narphos)	DE4	Dellos (Dili)	G4
Akatas, Vorgebirge (Kap Gallo)	C5	Argos-Argolis (Argos)	D4	Dulphi (Kastri)	D3
Akatis (Arki)	H4	— Amphibolika (Argos) . . .	C3	Demetrias (Ruinen bei Go- ritas)	DE2
Akrokoronia, Vorgebirge (Kap Glosa)	A1	Arkadia	CD4	Deerbia, Vorgebirge (Dropan- non)	F2
Akrokorinthos, s. Kartou.		Arkaseia Arkasen	H16	Dia (Dia)	G6
Akte, Landschaft in Argolis — Landschaft auf Chalki- dike	E4	Arkontesos (Kap Dagli) . . .	IK1	Diakria, s. Kartou.	
Aktion (Akri)	F1	Artemision, Heiligtum	E2	Dikka	G1
Alabanda (Ruinen Arablas- sar)	B3	Artynia-See (Manias Göl) . .	IK1	Dikte-Gebirge (Lassithi) . . .	G6
Alakomendi (Berg Aftos) . . .	IK4	Asina-Argolis, s. Kartou.		Dion	D1
Alexandria Trons (Ruinen Eski-Stambul)	GH2	— (Koron)	CD5	Diphyia-Gebirge (Dolphi) . .	EF3
Almopia	D1	Äsepos, Fluß (Gönentschal) . .	11,2	Dodona (Ruinen bei Drambó)	B2
Alpheios (Ruphis)	C4	Asopos-Argolis, Fluß-Fluß von IL Georgios), s. Kartou.		Dolionen	IK1
Alt-Mantinea	D4	— Böotia, Fluß (Vardiendi) . .	E2	Doloper	CD2
Ambrakia (Arta)	BC2	— Ort	D5	Doris, Landschaft	D8
Ambrakischer Busen (Golf von Arta)	BC3	Assa (Ruinen Behram)	H2	— Seidestrand	15,6
Amorgos (Amorgos)	GH5	Astakos	C3	Dorischer Busen (Golf von Symi)	IK5
Amphibolischer Busen (Golf von Arta)	C2,3	Astypalia, Insel und Stadt (Astropalia)	H5	Dorikos	GH1
Amphipolis (Ruinen bei Neo- chorion)	AB1	Atakryios, Berg (Atairo) . . .	IK5	Dracumun	H4
Amphipyrgos, Vorgebirge . . .	E2	Atarneos (Ruinen bei Dikeli) .	H2	Drakon-Gebirge	13
Amphissa (Salona)	D3	Atarnia	C2	Dryopos	DE4n F3
Amphissa (Ruinen bei IL Ky- riaki)	D4	Atenai (Athina)	E3,4	Dryas (Kato-Achala)	C3
Anaktorion (Ruinen bei Vo- nitza)	B3	Atos, Berg	F1	Dystos (Dystos)	F3
Anaphe (Anaphi)	GH5	Adntaner	B1	Echinadische Inseln (Echina- dia)	C3
Andros, Insel und Stadt	FG4	Ästia	C3	Edessa-Agä (Vodena)	CD1
Änänen	CD3	Attaleia (Karaman Mezar) . .	12	Edonon	EF1
Änos (Änos)	H1	Attika	E3,4	Elon	EF1
— Berg (Migalo Vno)	B3	Atula (Porto Vathy), s. Kartou.		Elra	C4
Antandria (Ruinen bei Pa- pasli)	H2	Anlon (Avlona)	A1	Elia	13
Antikyra (Ruinen Glypha), s. Kartou.		Axios (Vardar)	D1	— Busen von	H3
		Babina (IL Georgios)	E4	Elaios	GH1
		Balonos-Gebirge (Doza) . . .	CD1	Elasen (Elephs)	D3n
		Berboa (Verria)	CD4	Elasias (Eleasina)	E3
		Besbikos, Insel (Kalolimni) . .	K1	Eleasischer Busen, s. Kartou.	
		Bisaltien	E1	Eleutheri (Gyfoastro, s. Kartou)	
		Bisante-Rhodes (Rhodos) . . .	11	Eleutherna (Eleutherna) . . .	F6
		Blaudos (Balat)	K2	Elimea	C1
		Bos	E5		

Elis, Landschaft	G4	Ialyos (Rinnen Philermos).	IK5	Kitharon-Gebirge (Kladas) .	E3
— Stadt	G4	Issos, Stadt (Ruinen Assyn-		Klarmenā	H3
Emathia	CD1	Kalosi)	14	Klein-Phrygia am Hallespont	H-K1, 2
Enipeos, Fluß (Tschanaryru)	D2	Issos, Bufen von (Mendellia-		Kleonā, s. Kartou.	
Eordias	C1	Golf)	HI4	Klitor (Ruinen bei Klitras)	D4
Eordaikos (Derol)	B1	Ida-Gebirge, Krata (Palloriti)	FG6	Knidischer Chersonesos (Knidi-	
Epeiros	BC1, 2	— Troas (Kat Dagh)	HI2	ische Halbinsel)	15
Epeiros (Aysaoluk)	14	Idrias, Stratonikeia (Eakhlis-		Knidos (Ruinen auf Kap	
Ephya (Antimilos)	F5	sar)	K4	Krfo)	15
— in Epeiros	B2	Ikaros, Insel (Nikaria)	GH4	Knosos (Makrotichos)	G6
Epidauros (Epidauros)	DE4	Ikos (Chilidromia)	E2	Kogamos, Fluß (Alasehbir-	
— Limera (Ruinen Palaea		Ilion (Eaki-Hisarlyk)	H2	tehai)	K3
Monemvasia)	E5	Illyris	AB1	Kolephon (Ruinen bei Deir-	
Ereos (Palaa Ereos)	G2	Imbros, Insel u. Ort (Imvros)	G1	menara)	13
Eretria (Aletria)	EF3	Inachos in Epeiros (Aspropo-		Kopale-See	E3
Erges (Tscherna; Kara-en)	C1	tanos)	C2	Korinthischer Bufen	D3
Erymanthos-Gebirge (Glenc)	CD4	Inachos in Epeiros (Aspropo-	D4	Korinthos (Palaa-Korinthos)	DE4
Erytra, Kleinasien (Ruinen		— Fluß (Paniza)	HI3, 4	Koros (Ruinen Petalidi)	C5
Rutir)	H3	Ionia	AB2-4	Koronela	D3
Euboa (Evvia)	EF3	Ionisches Meer	G5	Korosa, Inseln (Pharna)	H4
Eublaicher Bufen (Kanal von		Ios, Insel und Ort (Nios)	F2	Korykion, Vorgebirge (Kora-	
Talanti)	DE3	Irrhosia (Piper P.)	DE4	kas)	H3
Euenos (Phidari)	C5	Ithmos	B3	Kos, Insel und Ort (Kos;	
Euetas (Iri)	D5	Ithaka (Thiaki; Ithaki)	C4	Stanco)	HI3
Euripos (Evipos)	E3	Ithome (Mavromati)		Krane (Ruinen bei Argostoli)	B3
Europos, Fluß (Xeragda)	D2	Jalla-Gordus (Gördis)	K3	Krannon (Ruinen Palaa La-	
Eurytanen	C8	Kalkoa (Bakyrtehai)	12, 5	risaa)	D2
Ganoa (Ganoa)	11	Kalaureia (Poros)	E4	Krenides-Philippi (Ruinen	
Gargara	H2	Kallipolis (Gallipoli)	III	Filbedestek)	F1
Geraios, Vorgebirge (Kap		Kalydon (Ruinen bei Kur-		Kreta	E-H6
Mandilo)	F4	tags)	C3	Kyanaa, Vorgebirge (Akro-	
Gerania-Gebirge (Makri-		Kalymna (Kalymnos)	HI4, 5	tiri)	F5
plagi)	DE3	Kambonisches Gebirge	CD1, 2	Kydonia (Chania)	EF6
Gerontia (Gilara)	F2	Kamros (Ruinen Kamros)	15	Kykladen	FG4
Gigonoa (Apanomi)	DE1	Kanastros, Vorgebirge (Kap		Kyleno, Berg (Kyria)	D3, 4
Gomphi (Palaa Episkopi)	C2	Pallori)	EF2	Kyme-Aolis (Lamart-köl)	HI3
Gomna (Lykostomon)	D2	Kandavliches Gebirge	B1	— Euboa (Kosol)	F3
Gortyna (Iagii Deka)	FG6	Kardamyie in Lakonika (Skar-		Kynoskephali (Mavro Vuno)	D2
Granikos (Tschaschehel)	HI1	denale)	D5	Kynuria	D4
Gyaros (Gilara)	F4	— auf Chios (Kardamyti)	GH3	Kyparissia (Arkadia)	C4
Gyrtion	D2	Kardia (Ruinen auf Kap Bak-		Kyparissischer Bufen (Golf	
Gythion (Marathonias; Gy-		la-brun)	HI1	von Arkadia)	C4
thion)	D5	Karia	K4	Kythira, Insel (Cetigo; Ky-	
Hallakmon (Vletritas)	CD1	Karpathos (Sourpanto)	HI6	thira)	DE5
Haliartos, s. Kartou.		Karystos (Karystos)	F3	— Stadt (Palaiokastro)	E5
Halikarnassos (Bodrum)	14	Kasos (Kasos)	HI6	Kythinion (Gravia)	D3
Halkyonischer Bufen, s. Kartou.		Kassandrea (Ruinen Kassan-		Kythnos, Insel (Thermia, Kyth-	
Halkonnesos (H. Evratios)		drea)	E1	nos)	F4
Harpasos (Aktsehai)	F2	Kaukasa	GH3	Kyzikos (Ruinen Balkia)	11
Hebros (Maritza)	K4	Kaystros, Fluß (Küschük			
Helena, Insel (Makronisi)	HI1	Menderes)	IK3		
Helikon-Gebirge (Palsorvni)	F4	Kaystros-Bufen	HI3, 4		
Heliospontos (Dardanellia)	DE3	Kekyrrhalos, Insel (Angistiri,			
Helios	HI1	s. Kartou.)			
Helios	B2	Kenchreä (Kechriä), s. Kartou.			
Helios	D5	Keos, Insel (Tria)	F4		
Helios	D5	Kephallenia (Kefalonis)	AH3		
Helios	G2	Kephala (Kephele), s. Kartou.			
Herak	CD4	Kephisa bei Athen (Kephi-			
Herakion, Vorgebirge, s. Kar-		son), s. Kartou.			
ton.		— bei Eleusis (Sarantaporo-			
Heraklea, Insel (Raklia)	G5	s. Kartou.)			
Heraklea-Lynkestis (Bithia)	C1	— Bodia (Mavroneri)	D3		
Hermione (Kaströ)	E4	Keramischer Bufen (Hal von			
Hermos, Fluß (Gediz-tehai)	IK3	Glova)	IK5		
Hermos-Bufen (Moorbufen		Keramos (Keramo)	K4		
von Smyrna)	H3	Keria (Keros)	G5		
Hestiasia	CD2	Kerinthos (Ruinen bei Man-			
Hierapytia (Gerapetra)	GH7	tudi)	E3		
Hieron des Asklepios, s. Kar-		Kerkinitis-See (Tachynos)	E1		
ton.		Kerkyra, Insel (Korfu)	A2		
Hieron Orco (Tekir Dagh)	11	— Stadt (Korfu)	AB2		
Histiäa, s. Orens	E3	Kieros	D2		
Hydra, Insel (Hydra)	F4	Kikonan	G1		
Hydra (Koon-tehai)	K3	Kimolos (Kimolos; Argen-			
Hymettos, Berg (Trolouvi),		tiera)	F5		
s. Kartou.		Kios, Bufen von (Indehir	K1		
Hypäpa Tapal	K3	Limn)			

Leukas Vorgebirge (Kap Dukato)	B3	Mytilene (Kastro oder Mytilini)	H2	Peneios, Fluß, Themalla (Salamvrias)	CD2
Leuká (Levki)	H13	Myus	14	Pentelikon oder Briletos, Berg (Mendeli), s. Karon.	
Leukas, Insel (Levkada; Santa Mavra)	B3	Nanpakto (Epakto, Lepanto)	C3	Poparctos (Skopelos)	EF2, 3
— Stadt (Hamakich; Lorkas)	B3	Nanpila (Narpila), s. Karon.		Poraeon (Berzanna)	12
Leuktra (Parapungia)	DE3	Naxos, Insel und Ort (Naxia)	G4	Perinthos (Eregli)	IK1
Lindos (Lindos)	K5	Neapolis (Kavala)	F1	Perrhöber	CD1, 2
Lissos, Vorgebirge (Kavos Lithinos)	F7	Nemea	D4	Phaiakeos, Vorgebirge (Kap Draoi)	A2
Lokris Epiknemidia	D6	Nem-Mantinea	D4	Phaleron in Attika (H. Georgios), s. Karon.	
— Opuntia	DE3	Nikopolis (Epeiros)	B2, 3	Phanä, Vorgebirge (Mastiko)	GH3
— Onolis	CD3	Nisa	E4	Phark-Achaia	C3
Lychnitis-See (See von Oehrida)	B1	Nisyros, Insel und Ort (Nisyros)	15	Pharis	D4, 5
Lydia	IK3	Nymphkon, Vorgebirge (Kap H. Georgios)	FI, 2	Pharsalos (Pharsala)	D2
Lykantis	C1	Nysa	K4	Pheneos (Phoenia)	D4
Lykos-Gebirge (Vasilitza-Berg)	BCI, 2	Ocha, Berg (H. Elias)	F3	Pheri (Velesino)	D2
Lytiachia (Hexamili)	H11	Olenos	C3	Pheri-Mesenia (Kalamata)	D4, 5
Lyttos (Ruinen Xyda)	G6	Oliaros (Antiparos)	FG4, 3	Philadelphia Alaschehr	K3
		Olympene	K2	Philippi (Filibedschik)	F1
		Olympia (Druva)	C4	Philas (Ruinen Polyphengos)	D4
		Olympos, Berg (Olympos)	D1	Phokla (Fokla)	H3
		Olynthos (Ruinen Styli)	E1	Phokla	DS
		Onchamos (Ruinen Hagii Saranta)	AB2	Phokandros (Polykandros)	FG5
		Oniadi (Triakardakastron)	BC3	Pholoe-Gebirge	C4
		Onoi auf Ikaros	H4	Phonko (Ruinen Phnikli)	AB2
		Onnaso, Inseln (Saplensa und Sekiza)	C5	Phiotis	D2
		Opas	E3	Pieria	D1
		Orchomenos (Skripa)	D3	Pindos-Gebirge	C2
		— in Arkadien	D4	Pirkens	E4
		Orontis	C1	Fisa	C4
		Oros (Orei)	E3	Fissis	C4
		Orikon (Eriko)	A1	Pistiros	F1
		Oropos (Ruinen bei Oropos)	EF3	Pitane	H3
		Orthisia	K4	Pityna, Insel (Peta; Sperela)	E3
		Ossa-Gebirge (Kissaro)	D2	Platia (Kokla)	K4
		Osyra (Ruinen Lavtherolmani)	F1	Plenon	C3
		Oster	CD3	Polyagos, Insel-Kykladen (Pollnos)	F5
		Ota-Gebirge (Kistavothra)	D3	— Insel-Myrtilosches Meer (Pelagouisi)	F2
		Othrys-Gebirge (Mavrika)	D2	Polyrrhenia	E6
		Otylus (Vitylos)	D5	Posidion-Argolis, s. Karon. — Vorgebirge (Posidi)	E2
		Pagä, s. Karon.		Potidia (Ruinen Kassandra)	E1
		Pagassischer Busen (Golf von Volos)	DE2	Potidalon (Pigadi)	H16
		Paktye	H11	Prasik	D4
		Pala (Ruinen bei Lixeri)	B3	Prasos (Karsobogla)	11
		Pambotis-See (See von Janina)	BC2	Prisne (Ruinen Samos)	14
		Pamisos, Fluß (Mavromninos)	CD4, 5	Prokonnesos (Marmara)	IK1
		Panachaleus, Berg (Voldia)	CD3	Proroni	BC3
		Pandolia	B2	Propontis (Marmarameer)	IK1
		Pangkon-Gebirge (Pimari)	EF1	Psakon, Vorgebirge (Spatha)	E6
		Panionion	14	Psophis	C4
		Pallena (Kassandra)	E1, 2	Pyra (Parsa)	G3
		Panormos (Panderma)	IK1	Pydna (Kuros)	D1
		Paralla in Attika, s. Karon.		Pylos, Messenia (Pala Navarrio)	C5
		Parion (Kamarä)	11	Pyrrhos	H2
		Parassos-Gebirge (Liakura)	D3		
		Paros-Gebirge (Oza)	E3	Rhenea (Megall-Dili)	G4
		Paros-Gebirge (Malevo)	D4	Rhodiecher Chersonesos (Rhodische Halbinsel)	K5
		Paros, Insel und Ort (Paros)	FG4	Rhodos, Insel (Rhodos)	IK5, 6
		Pasaroos	B2	— Stadt (Rhodos)	K5
		Patinos (Patinna)	H4	Rhyndakos (Adranos-Issai)	K2
		Patra (Patri; Patras)	C3		
		Paxos (Paxos)	B2	Salamina, Insel (Kuluri; Salamina)	E4
		Pedias, s. Karon.		— Stadt	E4
		Pelargiotis	D2	Samo (Samos)	IK3
		Pellon, Stadt	BC1	Samonion, Vorgebirge (Sideros)	116
		Pellon-Gebirge (Piesidi)	K2	Samos, Insel und Stadt (Samos)	H4
		Pella (Ruinen H. Apostoli)	D1		
		Pellene	D3	Samothrake, Insel und Ort (Samthrakli)	G1
		Peneios, Fluß, Elis (Gastriotikos)	C4		

Sardes (Ruinen Sarti)	K3	Symphalos	D4	Thermopyla, Engpaß	D3
Saronischer Bufen (Golf von Ägina)	E4	Syrra (Sura)	F3	Thespiä (Ruinen Erimokastion), s. Karton.	
Sarpedendion, Vorgebirge	GH1	Sunlon, Vorgebirge (Kave Kolona)	EF4	Thesprotier	B2
Schwarzes Vorgebirge (Karaburun)	GH3	Sybeta, Insel (Syvota)	B2	Thessalia	CD2
Selinos	CD3	Syme (Symi)	15	Thessalonike (Saloniki)	DE1
Sellasia	D4	Syphos-Gebirge (Manisa Daghi)	13	Thiabe (Dombrena), s. Karton.	
Selymbria (Silyvri)	K1	Syrra, Inseln (Sirina)	H5	Thrakia	G-11
Seriphos, Insel und Ort (Serphos)	F4	Syros, Insel und Ort (Syra)	F4	Thrakischer Boeoporus (Straße von Konstantinopel)	K1
Sestos (Bozhal)	H1	Tanagra (Grinada)	E3	— Chersonesos (Halbinsel von Gallipoli)	H1
Sidona (Bigha)	11	Tanaros, Vorgebirge (Kap Matapan)	D5	Thrakisches Meer	E-G1, 2
Sigeton (Ienischehr)	GH2	Tarantos (Maniastochal)	2	Thria (Kalyvia), s. Karton.	
Sigeton, Vorgebirge (Sigri)	G2	Tanentier	A1	Thronion	D3
Sikinos (Sikinos)	FG5	Tangetos-Gebirge (Pentodaktylon)	D4, 5	Thyateira (Ak-hissar)	IK3
Sikyon (Ruinen bei Vasilika)	D3, 4	Tegaa (Ruinen bei Pfali)	D4	Thymbrara	K3
Siagitischer Bufen (Golf von Hagion Oros)	EF1	Teleschion-Gebirge (Galtzados)	E3	Thyrea (Ruinen Palas Navpila)	DE4
Siphnos, Insel und Ort (Siphnos; Sifanto)	F5	Telos, Insel und Ort (Tilos; Episkopi)	15	Tinos-Gebirge (Bos Daghi)	IK3
Sithonia (Longos)	K1	Temasos-Gebirge	K2	Toronischer Bufen (Golf von Kassandra)	EL, 2
Skamandros (Menderes)	H2	Tempe, Tal (Lykostomon)	D2	Torono (Ruinen Toroni)	E2
Skopos (Kurschnin Type)	H2	Tenedos (Tenedos)	GH2	Tragia (Gaddaronisi)	H4
Skiathos (Skiathos)	E2	Tenos, Insel und Ort (Tinos)	G4	Tralleis (Aidin)	14
Skiakia	K1	Tenos (Sigadeschik)	H3	Trichonia, See (See von Agrinion)	C3
Skyllaon, Vorgebirge (Tselevinas; Skyli)	E4	Tenchrana (Hagios Elias)	12	Trikkas (Trikkala)	C2
Skyros, Insel u. Stadt (Skyros)	F3	Tauthrona (Kotronis)	D5	Triphyllia	C4
Smyrna (Alt- und Neu-Smyrna; Izmir)	13	Thasos, Insel (Thasos)	FG1	Tritia (Hagia Marina)	C4
Sparta (Sparti)	D4	— Stadt (Ruinen Palakoplia)	F1	Troas	H1, 2
Sphakteria, Insel (Sphagia)	C5	Thaumaki (Domokos)	CD2	Troia, Eion, Neu-Eion: (Eakli-Hasarlyk)	E4
Spercheios (Alamanna)	D3	Thes-Böotia (Thiva)	E3	Trözen (Ruinen bei Damala)	E2
Spiridon, Vorgebirge von Argolis, s. Karton.		— Phthioides	D2	Tymphaer	Cl, 2
Sporaden	III 4, 5	Thera, Insel (Santorini)	G5		
Stragras (Ruinen bei Lyblada)	E1	— Ort (Phira)	G5		
Stenykarios	CD4	Thersala (Thirach)	G5		
Stratos (Ruinen bei Lepana)	C3	Thermalischer Golf (Golf von Saloniki)	DE1, 2		
Strymon (Struma)	E1	Therma-Thessalonike (Saloniki)	DE1		
Strymonischer Bufen (Golf von Rindina)	F1	Thronos (Palke-Bazaro)	C3		
				Zakynthos, Insel und Stadt (Zante)	B4
				Zarax (Porto Hieraka)	E5
				Zeia (Sarikol)	11
				Zona	G1



»Sites ardeunnais« (1860—62); »Le passeur de Targnon« (1860); »Les Magots de Toniers« (1863); »Bons ou mauvais au choix« (1862); »Aventures en Flandre« (1862). Erwähnung verdient auch das Werk »L'Enseignement public en Belgique« (Brüssl. 1898—96, 3 Bde.).

Gretztonn (spr. gret-sunn), Stadt in der mittelamerikanischen Republik Nicaragua, f. San Juan.

Grezeide, f. Grege

Grezzana, Frieden in der ital. Provinz Verona, hat Weinröden, ist Fundort von Versteinerungen und römischen Resten, hat einen monumentalen Kirchthurm, in der Villa Allegri Fresken von Paolo Veronese und (1901) ca. 1300 (als Gemeinde 5230) Einn. In der Nähe ist eine malerische Naturbrücke (Ponte di Beja) und Tropfsteinhöhlen.

Grianon of Mileah, The (spr. grien-on dem mī-lah), Trümmer alter Befestigungen 3 km nordwestlich von Londonderry (Irland).

Grias L., Gattung der Lecythidaceen. *G. canthiflora* L. (Anschovisbäume), in Jamaica, ein schlanker, nicht verzweigter Baum mit einer großen Krone hängender, abwechselnder, lanzettlicher, glänzender Blätter, die oft über 1 m lang sind, großen weißen, in Trugdolben aus dem alten Holz herauswachsenden Blüten und schwarzbraunen Beeren, die eingewickelt genossen werden; wird bei uns in Gewächshäusern kultiviert.

Gribeaupal (spr. gri-be-aupal), Jean Baptiste Paquette de, Ingenieur, geb. 16. Sept. 1715 in Amiens, gest. 9. Mai 1789 in Paris, trat 1732 in die Artillerie und wurde 1757 Oberstleutnant. Bald darauf trat er als General und Kommandant des Artillerie- und Mineurcorps in österreichische Dienste. Nachdem er 1760 vor Glatz die Belagerungsarbeiten geleitet und 1762 bei der Vertreibung von Schweidnitz gegen Friedrich d. Gr. mitgewirkt, wobei er sein System der Miniertunst angewendet hatte, wurde er Feldmarschallleutnant. Nach dem Frieden trat G. als Markthal der Camp wieder in das französische Heer, wurde Generalinspekteur der Artillerie und später Gouverneur des großen Arsenals, wo er sich namentlich um die nach ihm benannten Laffeten einen Namen machte. Vgl. Passae, Précis sur M. de G. (Par. 1816), die Biographien von Peyrines (aus der »Revue d'artillerie«, Bd. 34, das. 1889) und Vennedier (das. 1896).

Gribelette (franz.), mit Speck umwickeltes Fleisch, das auf dem Roß gebraten wird.

Gribojedow, Alexander Sergejewitsch, bedeutender russ. Dichter und Staatsmann, geb. 15. (4.) Jan. 1793 in Moskau, gest. 11. Febr. (30. Jan.) 1829 in Teheran, erhielt eine sehr gute Erziehung und schloß sich auf der Universität seiner Vaterstadt innig an den aus Göttingen dahin berufenen Professor der Geschichte und Ästhetik, Johann Vopple, einen begeisterten Verehrer der dramatischen Poesie, an. Nachdem er 1812—18 in der Armee gedient hatte, trat er 1817 ins Ministerium des Auswärtigen über, von wo er im folgenden Jahre als Sekretär der russischen Gesandtschaft nach Persien geschickt wurde. Anfang 1822 wurde er auf seine Bitte als Sekretär für auswärtige Korrespondenz bei Jernolow, dem damaligen Oberkommandierenden in Persien und im Kaukasus, angestellt. Gribojedows Verdienste im russisch-persischen Kriege (er leitete die Friedensverhandlungen) bewogen Kaiser Nikolaus, ihn 1828 als bevollmächtigten Minister nach Persien zu senden. Sein energisches Auftreten in Teheran zog ihn aber bald selbst so viele Feinde zu, daß die Erbitterung gegen ihn eines Tages in offene Tätlichkeit ausartete. Ein von der

persischen Geistlichkeit angeführter großer Volkshaufe stürzte sich auf das Gesandtschaftshotel, und G. selbst, der sich mit dem Säbel in der Hand mutig zur Wehr setzte, wurde mit 36 zu der Gesandtschaft gehörenden Personen ermordet. Gribojedows Hauptwerk ist (das in Persien abgefaßte Schauspiel »Gore ot uma«) geschrieben 1821—24; die Aufführung wurde erst 1831, nach Gribojedows Tode, der Druck erst 1833 gestattet; deutsch unter andern von Vertram (G. J. Schulz): »Berland schafft Leidens«, Leipz. 1853), ein mit bitterm Humor in großen Zügen gezeichnetes Gemälde gesellschaftlicher Zustände in Rußland zu Anfang des 19. Jahrh. Bemerkenswert ist auch das Schauspiel »Eine grusimische Nacht« und seine Übertragung des »Boriss« auf dem Theater »aus Goethes »Faust«. Die erste vollständige russische Ausgabe von Gribojedows Werken erschien Berlin 1860, die letzte Petersburg 1892 (in 1 Bb.).

Griken, f. Buchweizen.

Gridiron (engl., spr. grid-air-on, »Bratrost«, auch »Roßbrot«), Scherzname der Flagge Nordamerikas, vollständiger: G. and dough-boys (spr. ds-dont, »Zeig-löcher«).

Griði (alt-norweg.), das kriegerische Gefolge der altrussischen Fürsten, zugleich ihre Leibwache; Griðniza, der Empfangssaal, in dem die Griði (Leibwächter, Einzahi Griðin oder Griðeni) die Wache hielten.

Grieben, Hermann, Dichter und Journalist, geb. 8. Febr. 1822 in Köstlin, gest. 24. Sept. 1890 in Köln, studierte in Breslau, betrat 1848 die journalistische Laufbahn, zuerst in seiner Vaterstadt, übernahm 1850 die Redaktion der »Cölner Zeitung« in Stettin, 1852 die der »Kölnischen Zeitung«, gründete 1853 in Stettin die »Bommerische Zeitung« und war seit 1859 Mitredakteur der »Kölnischen Zeitung«. Außer einer vorwiegend kirchenpolitischen Studie über »Dante Alighieri« (Köln 1863) und einigen dramatischen Versuchen, wie dem Trauerspiel »Es ist zu spät« (Leipz. 1848, unter dem Pseudonym Koderich) und dem Lustspiel »Drei Monate nach Dato« (Stettin 1858), veröffentlichte er mehrere Bändchen Gedichte, die in dritter Auflage u. d. T.: »Rheinische Wanderlieder und andre Dichtungen« (Weilb. 1884) gesammelt erschienen; ferner »Zeitsimmen« und »Lieder zu Schuß und Trug« (Bert. 1871); »Gott grüß die Kunst«, Buchdruckerlieder (1874) u. a.

Griepenpresse, f. Grampelpresse.

Griechenland (Alt-Griechenland, hierzu die Karte »Alt-Griechenland«, mit Regierertblatt), die europäische Halbinsel, die im N. von Rarabonien und Albanien, im O. und SO. vom Ägäischen und Myrtoischen, im S. und SW. vom Ionischen Meer umgeben ist, und deren größte Länge von N. nach S., von der mazedonischen Grenze bis zum Kanarischen Vorgebirge (Kap Ralapan), 420 km beträgt, während die Breite zwischen 240 und 100 km wechselt, ja beim Korinthischen Isthmus auf 6 km herabsinkt. Der Flächenraum der Halbinsel umfaßt nach der alten, unbestimmten Begrenzung etwa 88,000 qkm. Das Ganze zerfällt in drei Hauptteile: das nördliche G. oder Epirus und Thessalien, welche die kompakte Masse Landes bilden; Mittelgriechenland, nach römischem Sprachgebrauch vorzugsweise Hellas genannt, und der Peloponnes, die südliche Halbinsel, die nur durch den schmalen Korinthischen Isthmus mit Mittelgriechenland zusammenhängt. Dazu kommen zahlreiche Inseln, die G. auf allen Seiten,

besonders aber im O. umgeben. Die Griechen selbst nannten sich Hellenen und ihr Land Hellas, ursprünglich der Name eines später verfallenen Gebiets im südlichen Thessalien, später mehr ethnographisch als geographisch Bezeichnung für alle Länder griechischer Sprache in G. selbst, Italien, Asien und Afrika. Die Benennung Graekoi (Graeci), welche die Römer in Unteritalien vorfanden und annahmen, und woraus das heutige »Griechen« entstand, ist wahrscheinlich die illyrische Bezeichnung für die Hellenen.

Übersicht des Inhalts (All.-Griechenland):

Vöbergestaltung	S. 288	Kriegswesen	S. 294
Handwerk	289	Gewerbe	295
Handlungsbetrieb	289	Handliches Leben	295
Landbesitz	290	Literatur zur Landes-	
Bodenerzeugnisse	290	und Volkstunde	296
Bevölkerung	291	Geschichte von All.-	
Religion und Kultur	292	Griechenland	296
Wichtiges Leben	294	Literatur zur alten Ge-	
Staatswesen	294	schichte	303

Wichtige Verhältnisse.

[Vöbergestaltung.] G. zeigt die größte Entwicklung und Gliederung von Land und Meer; es übertrifft darin ebenso sehr alle andern großen Halbinseln Europas, wie dieses die andern Kontinente. Diese Auflösung des Festlandes und gegenseitige Durchdringung von Land und Meer nimmt mit wachsender südlicher Breite zu und ist auf der Ostküste ausgeprägter als im W. Diese schon von Eratosthenes gerühmte Vielgestaltigkeit Griechenlands zeigt in den Richtungen der Gebirge wieder. Während in Kleinasien und Spanien die ostwestliche, in Italien die nordnördliche die ausschließlich herrschende ist, ziehen hier die Kalkgebirge Japygiens von NW. nach SO., die Pindosette von N. nach S., der Olympos, die Gebirge Mittelgriechenlands und Rhodios von O. nach W. Ganz Epirus ist vorwiegend ein Bergland von geringer durchschnittlicher Erhebung und mit kleinen, vorgelagerten Küstenebenen. Wegen S. schließt sich mittels des Boion, zwischen 30° und 40° nördl. Br., der Pindos (s. d.) an, ein System mehrerer Ketten, heute ohne gemeinsamen Namen, wesentlich aus Kreide- und Tertiärfels bestehend, von rauher Natur, bis 2168 m ansteigend. Epirus wird von einer Anzahl dem Boion und Pindos parallel streichender Ketten durchzogen, deren höchste das Keraunische Gebirge unmittelbar am Adriatischen Meer (2045 m) ist. Eine ganz andre Form haben wir östlich vom Pindos-System: plutonische Gesteine, Schiefer, Granit und Gneis. Dort liegen dem Pindos parallel die höchsten Erhebungen der ganzen Halbinsel, aber in kleine Gruppen zusammengedrängt und von tiefen Einsenkungen und Spalten unterbrochen. Zuerst der Olympos (s. d.; jetzt Olympos), 2973 m hoch. Gegen N. trennt ihn ein nur 1560 m ansteigender Sattel, in der alten Kriegeschichte als Fuß von Petra bekannt, vom Pindos (jetzt Pamburo, 1878 m), der durch die niedrigen, in ihren Fassen nur 820 m hohen Kambunischen Berge mit dem Pindos zusammenhängt. Es ergibt sich daraus, daß weder in Epirus noch in Thessalien eine natürliche gebirgigen Nordgrenze Griechenlands die Rede sein kann. Gegen S. trennt den Olympos vom Berggipfel des Ossa (s. d.; heute Kifabos, 1953 m) das tief eingeschnittene, durch seine Naturköpfe berühmte Tal Tempe (s. d.). Südlich vom Ossa erhebt sich der 1618 m hohe, waldbreiche Pelion (s. d.; heute Plestid). Südwestlich von ihm steigt der Othrys (s. d.; jetzt ohne Gesamtnamen) im heutigen Gerakos bis 1726 m an und bildet die Wasserscheide zwischen den Stromgebie-

ten des Peneios und Spercheios. So ist das vom Peneios durchströmte Thessalien ein rings von Bergen umschlossenes Talbecken, das durch eine von SW. nach NO. ziehende Kette wieder in zwei getrennte Kessel zerfällt: einen oberen, wo Parnassos und Trifolia lagen, und einen unteren, wo Larissa die größte Stadt war. Die Gebirge Euböas und der Kykladen, wie Andros, Tenos, Rhodos, sind als Fortsetzung der Olympischer anzusehen. An den Pindos schließt sich gegen S. ein sehr rauhes und wildes Bergland, das von den Dolopen, Aitolern und Oären bewohnt war. Dort steigt in zwei Abzügen der Thymphreios (Beluch) bis 2319 m empor, ferner der Oia (s. d.; heute Kalavothra), 2158 m hoch, dann der ätolische Korax (Bardufia, 2352 m) und eine große Zahl von Gipfeln, deren alle Namen und nicht überliefert sind. Westlich davon liegen die fast selbständigen Gruppen des Krathinos (Zugos, 955 m), der das ätolische Seedecken von der Küstenebene trennt, und jenseit des Adieios die Berge des nördlichen Marmarion (bis 1581 m hoch). Die Fortsetzung des Oia bilden gegen W. der Kallidromos (Saromata, 1374 m), dessen nördlicher Abfall mit dem Pelionischen Meerbusen den berühmten Engpaß der Thermopylen gebildet hat (jetzt durch die Anschwemmungen des Spercheios verschunden), und der Knemis (s. d.; Spartia, 930 m), welche beiden Gebirge mit dem Parnassos und Pelion die zwischen Boiotis und Böotien geteilte Ebene des Kephisos einschließen. Der Parnassos (s. d.; jetzt Viatura) steigt im Pyloros (noch heute Viatura) bis 2459 m, der Melenberg Pelion (s. d.; Palio-Pano) bis 1749 m an. Eine tiefe Einsenkung trennt letztern vom westlich ziehenden Pithäron (s. d.; Eletras, 1410 m) und seiner Fortsetzung, dem einst wildreichen Barnes (s. d.; Orea, 1413 m), mit dem der marmorberühmte Prileios oder Ventikion (s. d.; Rendi, 1108 m) nur schwachen Zusammenhang hat. Abgesehen davon erhebt sich südwestlich von Athen der kräuter- und honigreiche Hymettos (s. d.; Trelovuni, 1027 m), das Lauriongebirge (s. d.; 258 m), an der Südpitze Attikas, wie auch die Geranischen Berge (Karyoplagi, 1370 m) auf der politischen Grenze zwischen Megara und Korinth. Gegen S. folgt die tiefe Senkung des Isthmos von Korinth, in der Mitte 79 m hoch, 6 km breit, über den auf einer breiten Fahrbahn (Dioskoi) Waren und selbst kleinere Schiffe gezogen wurden. — Den Peloponnes durchziehen drei parallele Gebirgsketten ungefähr von N. nach S., nördlich davon eine in ostwestlicher Richtung. Die Mitte der Halbinsel nimmt das Hochland Arkadien ein, abgeschlossenen in sich und gegen außen, die natürliche Festung des Peloponnes. Am meisten ragen seine Grenzgebirge im N. auf, wo der Killyne (s. d.; Kyria) 2374 m Höhe erreicht. An ihn schließen sich, durch Einschnitte voneinander getrennt, westlich das Arkadianische Gebirge (Chelmos, 2355 m) und der Erymanthos (s. d.; Clonos, 2224 m); gegen O. die Berge von Sitron, Korinth (Akrakorinthos, 575 m hoch) und der Argolidischen Halbinsel, wie der Krathinos (Hag. Nias, 1199 m), der Korymbos (671 m), der Thormax (340 m) u. a. Dem Erymanthos ist nördlich der Panachaitos (Boibias, 1927 m) vorgelagert. Die östliche Arkadiens ist weniger hoch (1200—1600 m) mit niedrigen Fassen, weshalb hier der Verkehr stärker war und ist als im N. In der südlichen Fortsetzung dieser Kette liegt der Parion (s. d.; Paleros, 1957 m). Gegen W., wo die gesamten Gewässer des Landes, zum Alpheios vereinigt, in einem schluchtartigen Tal durchbrechen, ist Arkadien

am leichtesten zugänglich. Dort schließen sich an den Erymonthos im S. das Pholozegebirge (s. d.), das sich plateauartig nach E. hinzieht, und jenseits des Akteiosdals die Grenzgebirge zwischen Elis, Arkadien und Messenien: Minthe (Alvena, 1222 m), Skotylon (1346 m), Pylaios (Diaporti, 1430 m) u. Das so umschlossene Arkadien ist aber keineswegs eine zusammenhängende Hochebene, sondern abwechselnd Berg- und Tolland; so erhebt sich ziemlich in seiner Mitte der 1981 m hohe Mánalos (s. d., s. d. Dag. Nias), während eine Anzahl fruchtbarer Ebenen, wie die von Tegea, Mantinea, Orchomenos, Megatopolis, im Aktetum ebenso viele politische Einheiten bildeten. Die Messenischen Berge (bis 1220 m) liegen abgesondert im S. (unter ihnen ist lediglich der Fels Itome, 802 m, berühmt); dagegen bildet der mächtige Taygeton (s. d.; Penteaktion, 2409 m), Grenzschleife zwischen Peloponnes und Messenien, die südliche Fortsetzung des arkadischen Hochlandes. — Über die geologische Beschaffenheit und das Klima vgl. Griechenland (Neugriechenland), S. 304 f.

[Gewässer.] Die Flüsse Griechenlands können wegen seiner Bodengegestaltung nur von geringer Bedeutung sein. Die meisten haben nur einen kurzen Lauf und starken Fall und sind nicht schiffbar; viele verdorren im Sommer und erscheinen nur im Winter als reißende Gewässer. Nur in seinem Oberlauf gehört der epirotische Aios (Vios, s. d.) an; gerade entgegengesetzt strömt der Krachthos (Kra), nahe dem vorigen entspringend und in den Ionischen Meerbusen mündend. Zwischen beiden mündet der Ithamios (Kalamas) und der Achéron (s. d.). Vom Pinios kommt der bedeutendste Fluß Griechenlands, der Akeios (s. d.; Megdona und Unterlauf des Akropotamos) mit seinem Nebenfluß Inachos (dem Oberlauf des Akropotamos), beide in der Geschichte wenig bedeutend. Auf der Ostseite des Pinios hat der Veneios (jetzt Salambrios, s. d.) seinen Ursprung. Er durchströmt im Bogen Thessalien, bis er sich durch das Tempetal in das Ägäische Meer ergießt. Unter seinen zahlreichen Nebenflüssen sind der Enipeus (Ionarcti) und der Europos (Keragios) die bedeutendsten. Vom Ithamphreios fließt nach O. der Spercheios (Pellona, s. d.) dem Raktischen Meerbusen zu. Der Hauptfluß Bötiens, der Kepheios (s. d.; Karonero), hat seine Quellen am O. und Barnassos, durchfließt den Sumpfstet Kopais (Topolias), der im Sommer fast ganz trocken lag und reiche Ernten trug, und ergießt sich nach zweistündigem unterirdischen Lauf in das Euböische Meer. Unweit der Grenze von Attika fließt der Asopos (s. d.; Kuriendi). Die Ebene zwischen Ometos und Barnes, auf der Athen liegt, wird von den Bächen Kephisos (s. d.; Karonero) und Ilissos (s. d.) durchschnitten. Unter den Flüssen des Peloponnes hatte das größte Flußgebiet der Akteios (s. d.; Kephios). Nicht weit von seinen Quellen befinden sich auch die des Eurotas (s. d.; Iri), des Hauptflusses von Lakonien. Der Hauptfluß Messeniens ist der wasserreiche und breite Pamisos (jetzt Panisio, s. d.), der in den Messenischen Golf mündet. Der Nordrand des Peloponnes ist von vielen kleinen Küstenflüssen bewässert, die im Sommer meist versiegen. Ein Nebenfluß des Krachthos (Kra) ist der Elai (jetzt Karonero), der bei Konakris von einer hohen Felswand des Kroonischen Gebirges herabstürzt, und dessen Wasser für wüßig halt. Die Landschaft Argolis ist wasserarm; von ihren Gebirgs- und Talbächen ist der bekannteste der Inachos (Panisio) bei der Stadt Argos.

[Küstengliederung.] Im O. Griechenlands breitet sich das große Becken des Ägäischen Meeres (Archipelagos) aus, dessen Gestade, Halbinseln und Inseln fast insofern von Griechen besetzt waren und es noch sind. Nur an seiner Nordküste und im äußersten Südosten sahen nichtgriechische Völkerschaften, dort Throter, hier Korer. Es ist recht eigentlich ein griechisches Meer; es trennt nicht die Stammsgesellschaften voneinander, sondern vereint sie vielmehr und leitet eine naturgemäße der Wellen an die Westküste Kleasiens. Denn nirgends gibt es einen Punkt auf diesem Meer, wo man das Land ganz aus den Augen verliert; stets taucht eine neue Insel, ein neues Vorgebirge zu weiteren Vordringen. Einzelne Teile desselben trugen besondere Namen, wie der Bogosäische Meerbusen (Golf von Solos), den die Sage zum Ausgangspunkt des Argonautenzugs macht, zwischen der Halbinsel Magnesia und dem Festland von Thessalien; der Raktische Busen (Golf von Titimi); der Euböische Busen zwischen Euböa und der ionisch-böotischen Küste (heute Golf von Alantia); der Euripos (s. d.), des vorigen schmälste und darum überbrückte Stelle bei der Stadt Galkis. Über die Insel Euböa selbst i. Euböa. Das Meer südlich von letzterer Insel und Attika hieß das Myrtoische Meer. Vom Kap Sunion westwärts begann der Saronische Meerbusen (Golf von Argina), der wiederum mehrere kleinere Golfe, den Eleuthischen, Salaminischen und Epidaurischen, bildet. Die Küsten dieses Busens sind reich an Hafenplätzen, unter denen vor allen der Hafen von Athen, der Piräeus, und neben ihm die jetzt verlandeten Buchten von Phaleron und Munychia zu nennen sind. Unter seinen Inseln sind Argina, durch Handel in alter Zeit blühend, das schloßtenberühmte Salamis und das festige Kolouria (Poros) mit seinem Poseidonstempel die bedeutendsten. Zwischen Argolis und Lakonien liegt der Argolische Busen (Golf von Nauplia). Der Teil des Ägäischen Meeres unmittelbar nördlich von der größten aller griechischen Inseln, Kreta, trägt von derselben den Namen. Nördlich davon liegen die beiden großen Inselgruppen des Ägäischen Meeres, deren eine die Alten Kykloben (s. d.), weil sie nach ihrer Ansicht im Kreis um die Insel Delos herumliegen, die andere oder Sporaden (s. d.) nannten; diese letzteren trennt man meist zu Athen. Auf der Südseite des Peloponnes befinden sich zwei große Meerbusen, der Lokonische und der Messenische. Zu erstem gelangt man von O. her um das gefährliche Vorgebirge Malea. An Häfen ist die Südseite Lokoniens und Messeniens arm; auch Inseln finden sich an ihr wenig. Die größte und wichtigste ist Kythera (Gergo), Malea gegenüber. Das Kap Tónarou (Matapan), die südliche Grenze zwischen den Lakonischen und Messenischen Busen, trug einen berühmten Poseidonstempel. Die südwestliche Grenze des Messenischen Golfs (Busen von Kalamota) bezeichnet das Vorgebirge Akrotas (Kap Golo). Die Westseite des Peloponnes wird vom Ionischen Meer bespült, dessen Südhalbinsel auch als Sizilisches Meer bezeichnet wurde. Hier stoßen wir zunächst auf Rhos (Kavarino), mit einem geräumigen Hafen, dessen Eingang durch die schmale, in der Geschichte des Peloponnesischen Krieges berühmte Insel Sphektoria gedeckt wird. Der nach gewölbte Kaparrische Meerbusen (Golf von Arkadio) erstreckt sich bis an das Vorgebirge Naktos (Kotafalon) im Gebiet von Elis und ist ohne sichere Ansehnt für Schiffe. Nördlich folgt der Busen von Chelonatas (Busen von Gostuni) bis zu dem gleichnamigen

Gebirge; ihm gegenüber liegt das fruchtreiche Bagnthos (ital. Janie). Von den Vorgebirgen Helonatas und Aragos (jetzt Kalogria), der nordwestlichen Ecke des Peloponnes, wird der Küstenische Bufen umschlossen; östlich vom Kap Aragos folgt der Golf von Paträ (Patras), den im N. die ätolische Küste, im O. die nur 2½ km breite Meerenge zwischen den Vorgebirgen Aktion und Antirrhion (kleine Darbanellen, i. d.) begrenzen. Östlich von jener Meerenge beginnt der Korinthische Bufen, dessen beide Häfen auf der Nordküste liegen, Kleopatris in Lokris (Lepanto), Cenchrea am Eingang des Krissäischen Golfs (Bufen von Salagidi), Kirrha und Antikyra (Nephalitia). Der Bufen zwischen der megarischen und böotischen Küste hieß das Halbinselische Meer. Von vorzüglicher Wichtigkeit für den alten Handel war der zu Korinth gehörige Hafen Pechaeon am Isthmus, dagegen hatte die achäische Küste des Bufens nur unbedeutende Ankerplätze. Vor dem Bufen von Paträ liegen mehrere große Inseln, die zu der jetzt sogen. Ionischen Inselgruppe gehören: Cephalonia, Ithaka (Ithaki) und nördlich von diesem Leucas (i. d.; Santa Maura), das im Laufe der Geschichte abwechselnd Insel und Halbinsel gewesen ist. Den Eingang zum Bufen von Ambrakia (Golf von Arta), der sich zwischen Epirus und Akarnanien einbrängt, bilden zwei Landspitzen, deren südliche, Aktion genannt, durch den Sieg des Augustus über Antonius und Kleopatra 31 v. Chr. berühmt ist. Nördlicher liegt die Königin dieser Inselgruppe und des Ionischen Meeres, Kerkyra (Korfu), der Homer der Sitz der Phäaken. Als Nordmarkt des hellenischen Küstenlandes galt das Vorgebirge Akrotaurion (Vinguetia), zugleich die Grenzschleife zwischen dem Jonischen und Adriatischen Meer.

Die einzelnen Landesteile.

Nordgriechenland umfaßte die beiden Landschaften Epirus und Thessalien. Mit dem Namen Epirus (i. d.) bezeichneten seit alten Zeiten die Bewohner der westlichsten griechischen Inseln die ihnen gegenüberliegende Küste des Festlandes; später wurde der Name auf die Landschaft beschränkt, die durch den Kosos, den Bindosriden, den Ambrakischen Golf und das Ionische Meer begrenzt wurde. Das Land war, wie auch heute noch, nur ein halbgriechisches: es worden eindringenden Hellenen nicht gelungen, die vor ihnen dort stehenden Illyrier gänzlich auszutreiben. Östlich vom Bindos bis zum Ägäischen Meer breitet sich Thessalien (i. d.) aus, von den Kambunischen Bergen, dem Bindos, Othrys, Pelion und Ossa begrenzt, ein meist von hohen Wänden umschlossenes Talboden. Wie Namen und Sagen beweisen, hatten einst Pelasger die fruchtbare Ebene inne; ihnen folgten Hellenen, bis 60 Jahre nach der Zerstörung Trojas die Thessalier eindringen und so den Anstoß zur Dorischen Wanderung gaben. Von S. und besonders von N. her war der Zugang zu Thessalien leicht, während über den Bindos im W. nur zwei beschwerliche Wege nach Epirus führten. Ein besonderes, von den Thessaliern nicht unterworfenen Gebiet war die Halbinsel Magnesia, die den Pagasäischen Bufen vom Ägäischen Meer trennt.

Mittelgriechenland, im W. vom Ambrakischen Bufen und vom Ionischen Meer, im O. vom Malischen Golf und vom Euböischen Meer, im N. vom Thymaretesos und Oia, im S. vom Korinthischen und Saronischen Bufen begrenzt, zerfiel in neun Landschaften, die, von W. nach O. gerechnet, die Namen: Akarnanien, Aolien, das Lokrische Lokris, Doris, Phokis, das Epiknemidische-Opuntische Lokris,

Böotien, Attika und Megaris trugen. Die ersten drei blieben nicht ganz frei von barbarischem Einfluß, und nur in den übrigen, östlich vom Karnas, war das hellenische Element ganz rein. Akarnanien wurde im O. vom fruchtbaren Tal des Achelooß, sonst vom Meer und dem Ambrakischen Golf begrenzt; in der Geschichte erscheint es erst seit dem Peloponnesischen Krieg. Aolien lag zwischen Akarnanien, dem Lokrischen Lokris und dem Golf von Paträ, im N. an die Gebiete der Doloper und Anianen anstößend, nur im S. eben, politisch zerrissen, bis sich 280 v. Chr. zur Abwehr gegen die Gallier der Aiolische Bund bildete. Das Lokrische Lokris, am Korinthischen Bufen, ist rauh und gebirgig; seine Einwohner waren ursprünglich illyrischen Stammes. Doris galt den Spartanern als ihr Mutterland, war aber sehr unbedeutend. Phokis, zwischen Lokris, Doris, Böotien und dem Korinthischen Bufen, ist im N. eben (Tal des Kephissos), im S. sehr gebirgig (Karnassos). Lokris hieß der historisch unbedeutende Küstenrand des Malischen und Euböischen Meerbufens, dessen Westhälfte das Epiknemidische, dessen Osthälfte das Opuntische Lokris hieß. Böotien umfaßte die untere Hälfte des Kephissogebietes und das des Alopeos und ist ein sehr wasserreiches und fruchtbares Land. Der Norden und Süden enthalten ebenes Land, der Osten und Westen Gebirge. Attika ist die Halbinsel, die sich vom Kitarron und Bornes aus weit ins Ägäische Meer hinein erstreckt. Der größere Teil des Landes ist gebirgig; die Berge, obwohl nicht hoch, zeigen die malerischsten Formen. Aischland hat Attika in der Gegend von Eleusis, die Thralische Ebene, dann um Athen, die Pedias, und zwischen dem Gymetios und der Ostküste, die Mesogäa. Megaris endlich, ein Ländchen zwischen dem Saronischen Bufen und dem Halbinselischen Meer, bildet den Übergang vom mittlern S. zum Peloponnes.

Der Peloponnes (seit dem Mittelalter Morea genannt) war in neun Landschaften geteilt: Korinth, Sikyon, Phlius, Akhaia im N.; Arkadien in der Mitte; Argolis und Lakonien im O.; Messenien und Elis im W. Korinth umfaßte alles Land bis zu den Füßen des Geraniagebirges im N. und zu denen der argolischen Gebirge im S. und war durch seine Lage an zwei Meeren, am Saronischen und Korinthischen Bufen, und als Pforte zum Peloponnes von äußerster Wichtigkeit. Westlich daran stießen die beiden Stadtgebiete von Sikyon und Phlius, jenes den Unterlauf, dieses das Quellgebiet des Alopeos in sich begreifend. Akhaia hieß der schmale Nordarm des Peloponnes zwischen dem Gebirge und der Küste am Korinthischen Bufen und Golf von Paträ. Über Arkadien, die größte der Landschaften des Peloponnes, i. oben. Argolis bildete den nordöstlichen Teil des Peloponnes zwischen dem Saronischen und Argolischen Golf, Lakonien den südöstlichen. Messenien, im O. vom Taygetos und von Lakonien, im N. von Elis und Arkadien begrenzt, ist ein mildes und fruchtbares Land. Elis bildet die westliche Abdachung der arkadischen Gebirge und zerfiel in zwei Teile, das bergige und das hohle Elis oder das Taland mit der Stadt Elis. Die Gegend um das Alpheios hieß Pisatis, der südliche Teil gegen Messenien Triphylien.

Bodenerzeugnisse.

Der Boden von G., durchaus nicht unfruchtbar, doch auch nicht übermäßig freigebig, bot fast nirgends seine Gaben ganz freiwillig und mühelos. Die Betriebsamkeit fand denn auch selbst die rauhern Gegenden nicht ungeeignet zur Benutzung und zum Acker-

bau. Bewunderung verdient die Ausbauer und Anstrenger, mit der man teils die Entwässerung moorigerer, teils die Bewässerung dürrer Distrikte, wie des »durstigen« Argolis, zu bewerkstelligen wußte. In diesen Künften waren übrigens meist fremde Völker die Lehrmeister der Griechen. Die Erzeugung des Weines gehörte zwar mehr den hellenischen Inseln an, auf deren meisten er in großer Vortrefflichkeit gedieh; doch hatte auch das Festland schon zu Homers Zeit Weinbau. El und Syon von vorzüglicher Güte gediehen in Attika, das sonst einer regelmäßigen Bewässerung entbehrte; Gartenbau hatte Megaris. Zu den fruchtbareren Gebieten zählten im Altertum wie noch heute Kalonien und Euböa, deren Glimmerchiefer sich leicht zerseht; dann die ehemaligen Seeböden, wie Böotien und Thessalien. Drei Viertel des ganzen Areals von G. waren aber nur als Weideland nutzbar, von dem Rest saum die Hälfte als Fruchtacker. Die Herden bestanden meist aus Ziegen und Schafen; die Pferde- und Rindviehzucht war weniger bedeutend, ersterer am meisten beim thessalischen Adel im Schwange. Groß war der Ertrag an Wolle, weshalb auch Wollspinnerei und -Färberei in hoher Blüte standen. Die Jagd gewährte reiche Beute an Wild und zwar nicht nur an Vögel, Netzen, Fischen, sondern auch Eber, Bären, Wölfe und in früherer Zeit selbst Löwen machten sie, namentlich bei den Spartanern, zu einer Übungsschule des Krieges. Ganz unerhöplich schien der Fischreichtum der hellenischen Meere und Buchten. Die Mineralschätze des Bodens wurden im Altertum fleißig ausgebeutet. Verühmt waren besonders die Silberbergwerke im Lauriongebirge in Attika, die aber schon zu Strabons Zeit nicht mehr bebaut und erst in unserer Zeit wieder in Angriff genommen wurden. Auf Siphnos gewann man Gold und Serpentin, auf Keos Kleierze, auf Euböa der Chalkitis Kupfer, auf zahlreichen Inseln Eisen in Menge. Die aus zersehten Tonstiefen gebildeten reichen Lager dunkelblauen Tons vom attischen Kap Kolias führten zu einer ausgedehnten Töpferindustrie. Der Raß Westgriechenlands bot gute, leicht zu bearbeitende Bausteine und der Marmor Attikas, Kaloniens und der Inseln ein für Skulpturzwecke unschätzbares Material dar.

Bevölkerung.

Schon Herodot und Thukydides traten der unter den Griechen selbst verbreiteten Ansicht, daß sie Autokthones seien, entgegen, indem sie G. vor den Hellenen von Barbaren bewohnt sein lassen. Aristoteles sah die ersten als Einwanderer aus dem Norden an, und schon Herodot weiß, daß die Dorier einst in Makedonien gelebt hätten. Die neuere Forschung, namentlich die Linguistik, hat nachgewiesen, daß die Griechen in der Tat von Norden her eingewandert und ein Teil des indogermanischen Völkertammes sind (s. unten, Geschichte, S. 297). Doch erscheinen sie bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte in zahlreichen Stämmen zerpalten, die erst allmählich zu einem zwar nicht politisch, aber durch seine Kultur geeinten Volk zusammenwachsen. Genaue Angaben über die Zahl der Bevölkerung, über ihre Zu- und Abnahme zu machen, ist unmöglich, da nur einzelne Notizen darüber gelegentlich mitgeteilt werden. Schon lange vor den Perserkriegen muß G. stark bevölkert gewesen sein, wie vor allem die von den ersten historischen Zeiten an bis in das 6. Jahrh. fortbauende Kolonisationsarbeit zeigt. Dazu kam die seit dem 7. Jahrh. ständig zunehmende Einfuhr von Sklaven. Da diese aber meist solchen Stämmen angehörten, die an ge-

stigten Anlagen den Griechen weit nachstanden, auch ziemlich gut behandelt wurden und sich daher wohl befanden, wurde die große Menge derselben nicht gefährlich; Aufstände kamen nicht vor. Zu Beginn des Peloponnesischen Krieges veranschlagt J. Beloch die Bevölkerung Griechenlands, einschließlich Makedoniens und der umliegenden Inseln, auf 3 Mill., davon 1 Mill. Leibeigene und Sklaven. Derselben waren aber sehr ungleich verteilt: in Attika 80, in Argolis 70, in Böotien 60, im Peloponnes (außer Argolis) 30 Seelen auf 1 qkm, während Epirus, Euböa und der Seiten von Mittelgriechenland nur sehr dünn bewohnt waren.

Der Charakter des hellenischen Volkes konnte sich natürlich nicht überall auf gleiche Weise entwickeln. In manchen Landschaften hielten sich Barbaren mit den Hellenen gemischt oder doch wenigstens Einfluß auf dieselben ausgeübt, wie in Epirus, Makedonien, Ätolien, Lokris; aber auch die Völkerschaften rein hellenischen Stammes zeigten oft bedeutende Verschiedenheiten, wie die so nahe benachbarten Böotier und Athener und, um gleich auf den größten Gegensatz hinzuweisen, der bestimmend auf den ganzen Gang der griechischen Geschichte eingewirkt hat, die Dorier und die Jonier. Dennoch blieb bei all diesen Verschiedenheiten im einzelnen dem Volk im ganzen kein entschiedenes Charaktergepräge, wodurch sich dasselbe vor allen übrigen Nationen des Altertums auszeichnete und seine hohe Bedeutung für die Geschichte erhielt, und zwar verdankte es seine wesentlichen Eigenschaften neben den günstigen klimatischen Verhältnissen hauptsächlich der eigentümlichen Küstenbildung sowie der gediegenen Beschaffenheit des Landes. Als Resultat dieser mannigfaltig gemischten Elemente bezeichnet Wachsmuth (»Hellenische Altertumskunde«, Bd. 1, S. 124) als hervorzuhebende Eigenschaft der Hellenen »eine hohe Keizbarkeit, durch die bei äußerlicher Anregung die entsprechende Kraft erwachte und sich, sei es in heimischen Kämpfen, in Reibungen mit den Nachbarn oder in Wanderungen und Seefahrten, veräußerte. Die ersten wurden durch die natürliche Zerplitterung in kleine Staaten unterhalten, so daß die Nahrungsmittel mangelte, kein Ertümpfen und Erstarren stattfand, vielmehr das innere Leben sich stufenweise steigerte und entwickelte. Die Kraft aber war begleitet von dem regsten Selbstgefühl und dem unverhohlenen Ausdruck desselben. Beiseitigkeit und Demut waren nicht hellenische Tugenden, das Ehrgefühl indessen nicht um so feiner haben wie das moderne ritterliche gesponnen; die Ehre galt als aus Recht und Borredt entsprossen, schämehafte Worte galten nicht für Verschämung derselben. Verschämter mit der Keizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfindlichkeit für Schmerz und Lust. Der Hellenen weinte leicht, Stoizismus beim Schmerz ist nur den Spartanern nachzuweisen und anderwärts für völlige Entartung des Volkcharakters zu halten. Solons herrliches Wort, als man ihn trösten wollte: eben darum weine er, weil nicht zu helfen sei, ist echt hellenisch. Wiederrum besaß dies Volk ein nie wieder mit so unerhöplicher ästhetischer Produktionskraft und so lebendigem ästhetischen Sinn geeintes Volk von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit, das seine Schönheit und seinen Lebensgenuß ungetrübt ließ und mit vollem und immer gegenwärtigem Bewußtsein schwebte. Einerseits ist hier die Pflge der Dicht- und Tonkunst und späterhin der übrigen schönen Künste als Nationaltugend zu rühmen; wiederum mangelte in dem Völkchen mit dem weiblichen Geschlecht das Jartgefühl,

das mit Achtung und Ehrbarkeit gemischt ist; der hellenische Ausdruck über Gegenstände jener Art war roh, selbst gemein, schlimmer unnatürliche Geschicktslust. So wie hier grenzte durch die gesamte hellenische Sittenart das Schlimme mit dem Edlen und Guten nahe zusammen, und als deren augenfälligste Aeußerung Gewinnlust, Neid, Feindschaft und Grausamkeit. Ueberhaupt aber kamen des Volkes jugendliche Anmaßungen in dem ganzen Laufe seines Staatslebens zu keiner Mäßigkeit; weder wachte das Gute sicher und seit im Vergehn, noch entfaltete das Böse sich zu seiner Vollenbung. Doch das harmonische Zusammenstimmen verschiedener Richtungen und Fähigkeiten, der wunderbare Schönheitsinn und Kunstgeist, der alles durchdringt, verschmelzt und färbt, läßt uns das Ganze wie eine über die gemeine Wirklichkeit erhabene Erscheinung erblicken.

Religion und Kultus.

Die Religion des hellenischen Volkes war im allgemeinen eine polytheistische, doch waren die Ansichten der Griechen von ihren Göttern nicht zu allen Zeiten dieselben. Bei sehr vielen derselben läßt sich die ursprüngliche Naturbedeutung nachweisen. Mit der zunehmenden gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung und bei vermehrter Bildung ließ der Grieche seine bisherigen Naturgottheiten ganz fallen und ersatz sich höhere geistige Wesen, aber er bildete jene um und machte sie zu freien, sittlichen Wesen, die im Menschenleben ordnend walten. In diesem Ringen nach einer höhern Stufe der edligsten Erkenntnis gingen denn Volk die Dichter voran, unter denen Homer und Hesiod die Sache zum Siege führten. Die Griechen hatten selbst den Glauben, daß ihre Götter nicht vom Urausgang an existiert, und daß einst andere Gottheiten die Gewalt in Händen gehabt hätten. Nach Hesiod, dessen „Theogonie“ aber weit mehr Spekulation als die homerischen Gedichte enthält, war am Anfang das Chaos, der leere, unermessliche Raum, darauf Gaea (die Erde), Tartaros (der Abgrund unter der Erde) und Eros (die Liebe); Gaea gebor aus sich selbst den ihr gleichen Uranos (Himmel), die Gebirge und den Pontos (Meer). Gaea und Uranos erzeugten die Titanen, sechs männliche und sechs weibliche, ferner die Kyklopen und die Hekatoncheiren (die „hundertarmigen“ Riesen). Uranos aber haßte seine Kinder und verbarg sie. Darüber grollte ihre Mutter Gaea und berebete den Titanen Kronos, daß er den Vater verstümmelte und der Herrschaft beraubte. Kronos erzeugte nun mit seiner Schwester Rhea dieestia, Demeter, Hera, den Hades, Poseidon und Zeus; damit ihn aber nicht eins seiner Kinder vom Thron stoße, verschlang er sie gleich nach ihrer Geburt. Als Zeus geboren war, reichte Rhea dem Vater statt desselben einen Stein in Bindeln, den er verschlang. Zeus aber ward in Kreta von dem Vater verborgen, und als er groß geworden war, stürzte er ihn und zwang ihn, die verschlungenen Kinder wieder von sich zu geben. Vereint mit seinen Geschwistern unternahm dann Zeus einen siegreichen Kampf gegen die Titanen. So herrschten Zeus und die Seinen über die Welt, in der nun die rauen Gewalten der Natur und des Menschenlebens sich den Schranken der natürlichen und sittlichen Ordnung fügen mußten. Die große nun herrschende Götterfamilie, die ihre Ausprägung den homerischen Gedichten verdankt, besteht aus den Geschwistern Zeus, Poseidon, Hades, Hera, zugleich des Zeus Gemahlin,estia, Demeter mit ihrer Tochter Persephone und aus den Kindern des Zeus: Athene, Beschirmerin der Städte und

Staaten, Göttin der Weisheit; Apollon, Gott des Lichtes und der Ordnung; Artemis, die nächtliche Himmelsgöttin; Hephaistos, Gott des Feuers; Ares, Kriegsgott; Aphrodite, Liebesgöttin; Hermes, Götterbote. Die Zwölfszahl der olympischen Götter ist erst späterhin festgesetzt worden. Die drei Brüder theilten sich in die Herrschaft der Welt: Poseidon erhielt das Meer, Hades die Unterwelt, Zeus den Himmel; die Erde blieb ein gemeinschaftliches Gut. Zeus aber, als der älteste, stärkste und klügste, hat die Obermacht über die übrigen. Um ihn geschart, wohnen die Götter auf den Höhen des Olympos und freuen sich ihrer Seligkeit. An der olympischen Fährten sich Gottheiten niedern Ranges an, z. B. dienende, z. B. Wesen, die irgend eine Seite eines olympischen Gottes vollständig in sich enthalten haben, wie z. B. die Schicksalsgottheiten, die Götter der Witterung u. Zu ihnen gehören: Hebe, die ewige Jugend, und der Göttermundschel Ganymedes; Iris, die Göttin des Regendogens; die Horen, die Gattinnen der Witterung, und Helios, der allsehende Sonnengott, dem die rosenfingerige Eos (Morgenröthe) vorausschreitet; die Parzen die Schicksalsgöttinnen: Klotho, Lachesis, Atropos; Tyche (Göttin des Glückes), Nemesis, Nix, Dike und Themis; die Musen, die Chariten, die Hyaden, die Plejaden, Selene, die Binde und ihr Beherrscher Helos. Zu letztern gehören auch die Harpyien; Typhon ist der verderbliche Sturmwind. Die Götter des Meeres sind, außer Poseidon selbst, seine Gemahlin Amphitrite, Oceanos (der die Erde und das Meer umfließende große Weltstrom), Nereus, der Meerreis und Vater der Nereiden, der Meernymphen, Leukothea-Ino, eine Genossin der Nereiden, Proteus, der weis-sagende Meerreis, Phorkys, Glaucos, ursprünglich ein Gott der Schiffe und der Fischer, Triton, schließlich die Flüsse, Flußgötter und Quellnymphen. Die Gottheiten der Erde und der Unterwelt sind: Gaea (die Erde), die Nymphen, Göttinnen niedern Ranges, die auf der Erde wohnen, in Hainen und auf Bergen, an Quellen, Flüssen und Strömen, in Tälern und Wäldern, Hydrie, die Göttermutter, Dionysos (Bakchos), der Gott des Weins, die Satyrn, die Begleiter des Dionysos, Silenos, Pan, der Sohn des Hermes, ein artabischer Gott der Herden und des Waldes, Priapos, Sohn des Dionysos und der Aphrodite, ein Gott der Fruchtbarkeit des Feldes und der Herden, die Kentauren, Demeter, ursprünglich die göttliche Mutter Erde, die Kabiren, semitische Feuergottheiten, Thanatos und Hypnos (Tod und Schlaf), die Keren (Personifikation des Todeslafes), die Erinyen (Eumeniden) und Fates, eine gewaltige Herrscherin unter den Schatten. Den Menschen schenken die Götter Zeichen mancherlei Art und verbinden ihren Willen im Orakel; ja, sie erscheinen ihnen oft selbst in eigner oder fremder Gestalt; Götter verbanden sich mit sterblichen Frauen, und Göttinnen schenken ihre Liebe sterblichen Männern. Durch diesen Verkehr mit den Unsterblichen wurde das Menschengeschlecht gradebt und den Göttern näher gebracht, Menschen waren Söhne und Töchter von Göttern. Das hohe Geschick der Heroen der Vorseit war weit erhaben über die spätern Menschen und lebte nach dem Tod abgeändert von den übrigen Sterblichen ein glückliches Leben auf den Inseln der Seligen im fernsten Besten der Erde; einzelne, wie Herakles, wurden von den Göttern sogar in den Olympos erhoben. Homer, der in seinen Gesängen den Glanz und Ruhm der Heroenzeit preist, weiß nur

von dieser einen Vorwelt. Später aber erzählte man von einem goldenen Zeitalter unter der Herrschaft des Prometheus zu dem eisernen unter Zeus; Hesiod erzählt von fünf immer sündhafter werdenden Geschlechtern der Menschen. Diese Vorstellung knüpft besonders an den Namen Prometheus (s. d.) an. Vgl. Mythologie.

Die Götter, wie sie bei Homer auftreten, sind im leidlichen wie geistiger Hinsicht nach dem Maße des Menschen geschaffen. An einzelnen Stellen bei Homer erscheinen sie in übermenschlicher Größe; im allgemeinen aber übersteigen sie nicht bedeutend das menschliche Maß. Auch sind sie, wie die Menschen, an Trant, Speise und Schlaf gebunden und hängen von den Bedingungen des Raumes und der Zeit ab. Aber diese Schranke wird z. T. wenigstens dadurch aufgehoben, daß ihnen stärkere Sinne beigelegt werden, daß sie z. B. aus weiter Ferne sehen und hören und unermeßliche Räume in der kürzesten Zeit durchschreiten können. Wesentlich von den Menschen verschieden sind sie durch die Unsterblichkeit; diese und die ewige Jugendfrische erhalten sie sich durch den steten Genuß von Nektar und Ambrosia. Sie heißen stetig, sind jedoch nicht frei von Angst, Not und Schmerz. Allmacht besitzen sie keineswegs; es wird ihnen zwar eine höhere Kraft, alles zum Ziel zu führen und Wunder zu wirken, zweifellos zugesprochen, ja die nachhomerische Zeit fügte selbst ein geistiges Wirken ohne leibliche Nähe hinzu; aber über ihnen steht doch die *Moira*, die Schicksalsmacht, und bei der Menge der Götter und ihrer Wirkungskreise ist nicht allein der einzelne Gott durch die andern, sondern sind auch alle öfters durch einen beschränkt. Allwissenheit wird ihnen ebenfalls nicht beigelegt. Die Vorsehung der Götter besteht in der Erfindung guten Rates in den einzelnen Verhältnissen, in der zweckmäßigen Einrichtung der Dinge, in der Vorbereitung zukünftiger Ereignisse und im vereinzelt auftretenden Eingreifen. Obwohl sie so in gewissem Sinn über die Erhaltung der Weltordnung wachen und eine Art Fürsorge für das Menschengeschlecht zeigen, so weiß doch von einer göttlichen Liebe zu den Menschen der Volksglaube nichts. Gerichtet doch der Mensch die Vorstellung, daß der Unglückliche den Göttern verhaßt sei; zwar wurde ihnen später Mitleid beigelegt, aber man zweifelte doch immer an demselben. Die Götter lassen kein Unheil ungestraft, ja sie strafen es an dem Nachkommen des Übeltäters, sogar an dem Gemeinwesen, dem er angehört; Belohnung der Guten dagegen findet nicht statt, verdöhmende Gnade gibt es nicht. Die Gottheit erscheint von Reid gegen allzu großes Menschenglück und von der Furcht erfüllt, es könne ihrer Macht und Hoheit durch gewaltig sich erhebende, besonders vom Glück begünstigte Menschen Abbruch geschehen. Die Griechen begien aber eine große Scheu und Ehrfurcht vor ihren Göttern und tuchteten den Willen derselben bei jedem einzelnen Vorhaben zu erforschen. Deshalb spielte die *Kantile*, die Kunst, göttliche Offenbarungen hervorgerufen, bei ihnen eine bedeutende Rolle. Auf der Scheu vor den Göttern beruht die Frömmigkeit; aus ihr geht auch das sittliche Handeln hervor. Alle Tugend beruht auf der Beobachtung des rechten Maßes, dessen Überschreitung Sünde ist und Strafe nach sich zieht. Früher wurde mitunter die Schuld an der Sünde den Göttern zugeschrieben, die spätere Zeit aber macht den Menschen für die mit Wissen und Willen begangenen Vergehen vollständig verantwortlich.

Was die Fortdauer nach dem Tode betrifft, so

nimmt die homerische Dichtung ein gefürchtetes Schein- oder Schattenleben im Hades an. Die *Eleusini*-schen Mythen doten zwar den Eingeweiden beruhigendere Vorstellungen über das Leben nach dem Tod, aber die homerische Ansicht vom Hades blieb doch die vorherrschende. Ein Fortschritt war es, daß man glaubte, in der Unterwelt werde jede während des Lebens begangene Sünde bestraft, die Verstorbenen hätten Kenntnis von allem, was auf der Oberwelt vorgehe, und lebten glücklich in Gemeinschaft mit den Göttern der Unterwelt. Die Gebildeten freilich haben meist nur in dem Andenken bei der Nachwelt Fortleben und Unsterblichkeit.

Je dunkler für den Griechen das Jenseits war, desto leichter ist es begreiflich, daß er so sehr am Leben und an dessen Genüssen hing, ja daß nach Lockerung der religiösen Schranken Genuß- und Gewinnlust überhandnahmen. Die bestehende Religion wurde zuerst gefährdet durch die Philosophie, die um 600 v. Chr. in den griechischen Kolonien Kleinasien erwachte. In dem Mutterland war dies so bald noch nicht der Fall, vielmehr hat sich durch die Perserkriege das religiöse Bewußtsein im Volk und zeigte sich in dem Bestreben, die schäbsten Götterbilder und Tempel zu schaffen. Die Befanntschaft mit auswärtigen Völkern aber, die veränderte Art des Lebens, die reichern und mannigfaltigern Anschauungen, der erwachende wissenschaftliche Geist und das prüfende philosophische Denken wirkten allmählich zersetzend auf die religiösen Überlieferungen ein, und es entstanden nun drei Richtungen des religiösen Lebens: eine atheistische, eine pantheistische und deistische, endlich eine ethische, die, ohne den bestehenden Glauben anzulasten, sittlich habe und reine Vorstellungen von der Gottheit zu gewinnen suchte. Letztere Richtung ging von Sokrates aus, und große Denker bekannten sich zu ihr; aber den Volksglauben konnte sie natürlich nicht stützen. So viel nun auch von seiten des Staates für Aufrechterhaltung des Volksglaubens getan wurde, so wenig konnte er den Verfall der Religiosität und der Sitten aufhalten. Die alte einfache Sitte der Hellenen aber wich mit der Zeit den Perserkriegen steigenden Wohlhabensgeit mehr und mehr, an ihre Stelle traten Leichfertigkeit und Genußsucht, und durch den Peloponnesischen Krieg wurde die Sittlichkeit völlends untergraben. Kein Wunder daher, wenn fromme, religiöse Besinnung immer seltener wurde, dagegen Unglaube und frevelhafter Spott gegen die Religion reißend schnell um sich griffen. Nach Alexanders Zeit konnte der Philosoph Eukemos (s. d.) bereits unter vielem Beifall den Satz aussprechen, die Götter seien ursprünglich nur verdiente Menschen gewesen, die nun nach ihrem Tode wegen ihrer Wohlthaten verehrt habe. Wo aber noch das Bedürfnis einer Gottesverehrung vorhanden war, da führte es zur Eingabe an abergläubische und unsittliche orgastische Kulte. Es ist das sagen. heftenische Zeitalter, in dem die Auflösung und völlige Zersetzung der Religion bei den Griechen erfolgte.

Die vornehmsten Bestandteile des religiösen Kultus waren Gebete und Gebilde, Reinigungen des Körpers, der Kleider, heiliger Geräte und Orter, Opfer und andre Darbringungen. Zur würdigen Verehrung der Götter wählte man besonders Berge und Haine aus und sonderte sie von dem profanen Gebrauch ab (*Temenos*); später errichtete man daselbst sowie in den Städten besondere Tempel, die anfänglich bloß mit Opfertafeln und rohen Idolen, später mit Götterbildern versehen waren. Innerhalb des Kreises der Familie pflegte der Familienvater, der öffentlichen,

den Staat angehenden gottesdienstlichen Leistungen anfangs der König Gebete und Opfer zu verrichten. Daneben aber traten schon sehr frühzeitig eigentliche Priester auf, zu deren Amt außer den zum Kultus gehörigen Funktionen noch Vaterleitung in religiösen Angelegenheiten, nie aber die Aufsicht über Lehreinrichtungen oder öffentlicher Religionsunterricht gerechnet wurde. »Es stand keine bevorzugte Priesterkaste zwischen Göttern und Menschen; die Religion war Gewissenssache des einzelnen und die vollständige Ausübung des Gottesdienstes ein persönliches Recht jedes freien Mannes. Aber eines besondern Priesterthums bedurfte es dennoch, damit der Opferdienst unabhängig von dem religiösen Gefühl und Bedürfnis des einzelnen und der Gottesdienst ein stetiger und regelmäßiger wäre und nach seinem Fortkommen verwaltet würde. Es konnte nun auch nicht jeder jedes Gottes Priester sein, sondern die Priesterämter waren an gewisse Geschlechter gebunden. Willkür nun aber die Priester keinen besondern Stand, so waren sie und ihre Angehörigen dennoch wegen ihres nahen und persönlichen Verhältnisses zu den Göttern und wegen ihrer Kenntnis des den Göttern Zukommenden in den Augen des Volkes mit besonderer Würde bekleidet.« (Curtius.) Den Willen und Rathschluss der Gottheit erkannte der Priester durch Zeichen am Himmel, namentlich durch den Donner und Blitz und durch den Flug der Vögel, durch Opfer (wobei die Weihrauchdämpfe und Eingeweide der Opfertiere beobachtet wurden), durch Träume und selbst durch ganz unwillkürliche Dinge, wie z. B. das Riesen. Natürlich fiel oft, namentlich in Delphi, die Auslegung dieser Zeichen sehr nach dem eignen Ermessen der Priester-schaft zugunsten der ihr befreundeten Partei aus.

Geistiges Leben, Staatswesen.

Somitlich seines geistigen Lebens bietet das griechische Volk sich noch der Gegenwart als nachahmungswürdige Muster dar. Was es in der Wissenschaft und in der Poesie geleistet, darüber f. Griechische Literatur. Wie in der Poesie, so in den bildenden Künsten erreichte es das Höchste, was den spätesten Geschlechtern noch als Ideal vorzuleben. Jahrtausende haben die Bauten noch nicht ganz vernichten können, welche die griechische Architektur schuf; die Götterbilder aus der Hand eines Pheidias und Praxiteles entzünden noch in ihren Nachbildungen das Auge, und von den Meisterwerken eines Apelles berichtet wenigstens die Geschichte. Eine ausführliche Darstellung der Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen enthalten die Artikel Architektur mit den dazugehörigen Tafeln, Bildhauerkunst und Artikel Malerei, auf die wir zur weitem Belehrung verweisen; über das Wesen und die Ausübung der Musik f. Griechische Musik.

Nach im Staatswesen bekundeten die Griechen ihre außerordentliche Begabung und die Vielseitigkeit ihres Geistes. Aus dem ältesten Zustand des patriarchalischen Königthums entwickelten sich bei den meisten Stämmen republikanische Verfassungen der verschiedensten Art, oligarchische, aristokratische, timokratische und demokratische. Bei den Doriern bewirkte der ernstere, strengere Stammescharakter, daß die aristokratische Verfassungsform sich in mehreren Staaten, besonders in Sparta (s. d.), dauernd erhielt und die völlige Unterordnung des Individuums unter den Staat, seine Gesetze und Verordnungen systematisch durchgeführt wurde. Im Gegensatz hierzu schritten die Jonier, namentlich Athen (s. d.), von der Aristokratie durch das Mittelstadium der Tyrannis ziemlich rasch zur reinen Demokratie vor, die schließlich zur

Dolokratie ausartete und nach reaktionären und revolutionären Schwüngen zum völligen Verfall des Staatswesens führte. Verderblicher noch wirkte der Stammespartikularismus insofern, als er hauptsächlich die nationale Einigung des Hellenenvolkes behindert und dadurch dessen Untergang herbeigeführt hat. Selbst in der Helbenzeit der Perseerkriege haben nur wenige Staaten ihre Eiferlust, ihren Stammeshaß, ihren Ehrgeiz dem Gemeinwohl der Nation untergeordnet vermocht, und mit Gewalt die andern Stämme zur Einheit zu zwingen, war kein Staat mächtig genug. Näheres s. unten (Geschichte).

Kriegswesen.

Die Griechen waren im allgemeinen ein kriegerisches Volk. Als Waffen bediente man sich zum Angriff der Schleuder, des Bogens und der Pfeile, des Burzspießes und der Lanze, gewöhnlich von Eschenholz, des Schwertes von verschiedener Form und Länge, zum Schutz des Helms, aus Fell, Leder oder Erz verfertigt, des Harnisches, der Harnischhaube, des Schutzes. Das Heer bestand im Heroenzeitalter aus Fußvolk, wovon nur der kleinere Teil vollständig gerüstet, der größere nur mit Burzspießes, auch Bogen und Pfeilen versehen war. Reiterei gab es noch nicht. Die Führer bedienten sich des wahrscheinlich aus Asien stammenden Streitwagens und des Zweigespanns. In dicht gedrängten Haufen folgten die Krieger ihren Anführern, die nicht sowohl die Bewegungen des Heeres zu leiten, als vielmehr zum Kampf zu ermuntern und durch Tapferkeit voranzuleuchten hatten. Bei der Annäherung der streitenden Heere aneinander wurde zuerst der Burzspieß gebraucht; dann brachen die Wagenreiter hervor und suchten in Zweikämpfen oder durch heftiges Eindringen in die feindlichen Scharen den Sieg zu gewinnen. Beim Friedensschluss verriethen im Angesicht beider Heere die Anführer oder deren Abgeordnete gesetzmäßige Opfer und Libationen, riefen die den Reinen nächsten Götter zu Zeugen an und gaben sich einander den Handschlag. In Sparta bildeten den Kern des Heeres die eigentlichen Spartaner, an die sich Bundesgenossen und Heloten angeschlossen. Die Spartaner dienten in der Regel vom 20. bis zum 60. Jahr und wurden zu jedem Feldzug nach Altersklassen aufgeboden. Ihre Waffen waren: ein kurzes, gekrümmtes Schwert, ein langer Speer, Helm und Schild; ein Kranz schmückte das Haupt, und das sonst schmutz- und farblose Gewand war purpurfarben. Den Hauptteil des Heeres machte das Fußvolk aus, das durch Leichtigkeit und Sicherheit der Bewegungen und Stellungen im Kampf auf freiem Feld bis nach dem Peloponnesischen Krieg den Vortritt vor allen griechischen Heeren behauptete. Die Reiterei war neben dem Fußvolk ein ziemlich unbedeutender Bestandteil des Heeres. An der Spitze des ganzen Heeres stand einer der beiden Könige, dem in späteren Zeiten einige von den Ephoren, auch wohl ein besonderer Rat von 10—30 Personen zur Seite gestellt wurden. Opfer, ein zu Hause, das andre an der Grenze des Landes von dem König vollzogen, eröffneten den Feldzug und schlossen ihn. In Athen waren nach der Solonischen Klassifikation die Bürger der ersten Klasse zum Stellen und Ausrüsten der Kriegsschiffe, die der zweiten zum Kriegsdienst zu Pferde verpflichtet; die dritte Klasse stellte die Schwerbewaffneten, die vierte die Leichtbewaffneten und Watrosen. Die Schutzwesanten (Weibler) und die Sklaven sollten nur in der dringendsten Not zum Kriegsdienst beigezogen werden. Nach zehn Jahre alt, ward der Athener in die Liste der Soldaten eingeschrieben, diente

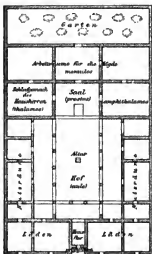
aber während der beiden ersten Jahre nur innerhalb des attischen Gebietes. Auch Alkibiades selbst war er bis zum 40. Jahr zu jedem auswärtigen Dienst verpflichtet. Als sich infolge der Erweiterung der attischen Seeherrschaft auch die Kriegsdienste mehrien, suchte man sein Verbleiben die Bürger zur Vertheilung derselben durch Sold geneigter zu machen. Aber die Bevölkerung von Attika reichte bald nicht mehr hin, und man mußte daher zu den Bundesgenossen und Militärsoldaten seine Zuflucht nehmen. Die Mannschaft bestand aus Fußsoldaten, entweder Schwerbewaffneten oder Leichtesten, mit Wurfpfeil und Schild, oder Leichtbewaffneten, bloß mit Wurfwaffen versehenen, und aus Reiterei, die erst seit Themistokles gebräuchlich wurde, und deren Anzahl in den blühendsten Zeiten des Staates nicht über 1200 Mann betrug. Aus den zehn später von Kleisthenes eingerichteten Stämmen wurden vom Volk jährlich zehn Feldherren gewählt; dieselben bildeten einen Kriegsrath, wobei der Oberbefehl täglich wechselte. In der Folge übertrug man bei wichtigen Gelegenheiten den Oberbefehl Einer Person. In der Schlacht bildete das schwerbewaffnete Fußvolk gewöhnlich einen dicht gedrängten Haufen, der wenigstens 8 Mann hoch stand. Von einer eigentlichen Belagerungskunst findet sich erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges ein Anfang. Gewöhnlich schloß man die feindliche Stadt durch eine mit Thürmen besetzte Verschanzung ein, um sich gegen die Ausfälle der Belagerten zu sichern, und griff dann die Mauern mit verschiedenen Kriegsmaschinen an. Egrentzänge, Waffen, höherer Kampf u. wurden denen, die ausgezeichnete Tapferkeit bewiesen, zuteil. Die Gesellen erlief man durch feierliche Eroberungen und ließ deren hinterlassene Kinder auf Staatskosten erziehen. Die Freigabe trotz bürgerliche Entehrung. Um die Gründung der attischen Seemacht hatte Themistokles das größte Verdienst. Überwiegende politische Bedeutung erhielt dieselbe jedoch erst, seitdem auf Kimons Vorschlag die verbündeten Inseln statt eigener Geldbeiträge leisten mußten. Die Kriegsschiffe wurden hauptsächlich durch Ruder in Bewegung gesetzt und hatten von der Zahl der übereinander liegenden Ruderreihen ihren Namen (dreiruderige, vier- ruderige, fünfruderige). Die Bemannung der Schiffe machten aus: die Ruderer, deren Arbeit je nach ihren höhern oder niedern Stufen mehr oder minder beschwerlich war, die Matrosen und die Seesoldaten, meist Schwerbewaffnete. Den Oberbefehl führte der Kommandant, unter dem Trierarcken st. standen. Die hauptsächlichste Waffe war der eiserne Schiffschapel, mit dem man die Seite des feindlichen Schiffes zu treffen suchte, um es in den Grund zu bohren oder durch Beschädigung der Ruder unbrauchbar zu machen.

Gewerbe. Häusliches Leben.

Unter den friedlichen Beschäftigungen des Heroenalters der Athener stehen Ackerbau und Viehzucht obenan. Herden aller Art mochten vorwiegend den Reichtum aus; zum Ackerbau und zwar sowohl zum Pflügen als zum Dreschen bediente man sich hauptsächlich der Stiere. Auch von der Obstkultur, besonders aber von der Pflege des Weinstocks, ist in diesem Zeitalter schon die Rede. Statt des genüglichen Getreides gott beim Handel, der übrigens in geringer Achtung stand, gewöhnlich Kleinwirth als Weg des Fortes. Der Volkszustand entsprechend gemäß durfte der Spartaner sein bürgerliches Gewerbe treiben, nur Krieg und Jagd waren des freien Bürgers würdige Beschäftigungen. Die Ländereien bestellten die Deloten, die zugleich auch für Herbeischaffung der sonstigen Be-

dürfnisse des Lebens sorgen mußten. Alles dies änderte sich, als nach dem Peloponnesischen Krieg asiatische Lügeit Eingang fand und die einfachen Sitten der Vorfahren allmählich untergrab; bis dahin aber waren die Spartaner gewiß der ärmste unter den griechischen Stämmen. Der Gebrauch des Silbers und Goldes war, wenn auch nicht gerade verboten, doch gewiß sehr beschränkt, und man bediente sich in der frühesten Zeit des rohen Eisens, das aus den inländischen Bergwerken gewonnen ward, später vielleicht auch eiserner Münzen zum Handel. Der begüterte athenische Bürger konnte sich, da er für seinen Unterhalt nicht zu sorgen brauchte, ungehindert den Staatsangelegenheiten widmen. Indes beschäftigten sich viele mit Landwirtschaft; den Bergbau ließ man betreiben. Was die städtischen Gewerbe betrifft, so beschäftigte sich nur der ärmere Bürger mit Handwerken; der reichere ließ in seinen Fabriken und Manufakturen Sklaven arbeiten. Von Bedeutung war der athenische Handel, den ebensoviele die glückliche Lage des Landes und vortheilhafte Höfen wie die Notwendigkeit, viele Produkte aus dem Ausland zu beziehen, schon frühzeitig begünstigten. Gegenstände der Einfuhr waren: Getreide aus Ägypten, Syrien und besonders aus dem heutigen Südrußland, Honig, Wach, Wolle, Leder von den Küsten des Schwarzen Meeres, gefalzene Fische, Zimmet- und Schiffsbaumholz aus Throken und Kyzendonen, Teppiche, Bettdecken und Wolle aus Phrygien und Milet, Wein und alle Arten von Süßfrüchten von den Inseln des Ägäischen Meeres, Sklaven aus Throken, Thessalien u. Ausfuhrartikel waren außer den Landeserzeugnissen besonders Fabrikate, Luxus- u. Kunstgegenstände. Das häusliche Leben in der Heroenzeit trägt dem Geiste des Zeitalters gemäß das Gepräge hoher Einsamkeit an sich. Die Speisen waren allein auf Befriedigung des Bedürfnisses gerichtet. Brot, früher von Gerste, dann gewöhnlich von Weizen, sohan eine Art Kleiber, Lauch, Zwiebeln, Hülsenfrüchte und namentlich geröstetes Fleisch von Kindern, Schafen, Wild u., auch wohl getrocknete Fische, bildeten die Hauptnahrung. Von Großgriechenland aus verbreitete sich später eine feinere Küche, die Griechischen, Schottischen, Gemüse u. den Vorzug gab. Wie wurde jedoch in G. die Schleimerei so Mode wie in Rom. Vielmehr fand man das Hauptvergnügen im Tringelage, das auf die Wahlzeit folgte und durch Gespräche, Musik, Tanz und mimische Darstellungen gewürzt wurde. Dabei wurde der Wein stets mit der doppelten oder einer noch größeren Quantität Wasser gemischt. Die Kleidung, besonders der Dorier, bestand aus einem demartigen, kurzen Untergewand mit oder ohne Ärmel (Chiton), das bei Gefährten mittels eines Gürtels aufgeschürzt wurde, und aus einem mantelartigen Oberkleid, das mit einer Spange zusammengehalten, über den Schultern hing. Die Athener trugen bis auf Verfall des Chiton lang herabhängend, wie die Jonier in Kleinasien. Die Gewänder waren bei den Dorieren gewöhnlich aus Wolle, bei den Joniern von Leinwand, je nach der Jahreszeit dünner oder dichter gewebt. Weiz wurde zwar viel getragen, war aber doch nicht so vortheilhaft, wie man oft annimmt. Die Frauentracht war zwar schmuckreicher, läßt sich jedoch in der Hauptsache auf jene beiden Arten von Kleidungsstücken zurückführen. Auf dem Haupte trug man nur im Krieg und auf Reisen u. eine Bedeckung; auch der Fußbekleidung (meist Sandalen mit Leder-, z. T. auch Korbstücken) bediente man sich nur auf der Straße; Haor und Port ließ man in früherer Zeit lang wachsen (s. Tafel

»Kostüme I.« und die Abbildungen bei den betreffenden Artikeln). Die Wohnungen der Heroenzeit und selbst noch die späteren Epochen waren einfach (s. untenstehenden Plan). Durch die Haustür, die meist einen kleinen Vorraum (Propyläon) hatte, gelangte man in die Haustur, aus deren beiden Seiten sich Vert- und Geschäftsräume befanden, und von da in den offenen, auf drei Seiten mit Säulen umgebenen Hof, in dessen Mitte der Altar des Zeus stand. Die auf den Längsseiten des Hofes befindlichen Gemächer dienten zu Speise- und Schlafzimmern, Vorratskammern, auch zum Aufenthalt für die Sklaven u.; an der säulenlosen vierten Seite, der Haustür gegenüber, lag der Saal (die sogen. Prothra), der Versammlungsort der Familie bei den gemeinsamen Mahlzeiten und bei Opfern, an den sich auf der einen Seite das eigentliche Schlafgemach, auf der anderen der Amphithalamos,



Plan eines altgriechischen Hauses.

wahrscheinlich das Schlafzimmer der Töchter, angeschlossen. Eine Tür in der Hinterwand des Saales führte in die Arbeitsräume der Weib. Das Dach war meist flach; ihr Licht erhielten die Zimmer durch die nach dem Hofe führenden Türen. Hatte das Haus einen Oberhof, so fanden sich in diesem zumeist die Gemächer für die Frauen und Kinder. Die Frauen beschäftigten sich mit Spinnen und Weben sowie mit der Verfertigung und Reinigung der Kleidungsstücke; Wähen, Baden, Kochen und Backen überließen sie den Sklavinnen. Bei zunehmendem Verkehr mit dem Ausland und namentlich mit dem Orient loderten sich natürlich die Sitten, selbst der Spartaner; ihre gemeinsamen, frugalen Mahlzeiten wurden üppiger, ihre einfache Tracht reicher, die Frauen zügelloser, die Häuser und Geräte kostbarer und prunkvoller. Die alte Gewohnheit der Hellenen, alle Pracht und allen Schmuck auf die Tempel und sonstigen öffentlichen Gebäude zu verwenden und die Privathäuser klein und bescheiden anzulegen, hörte in der mazedonischen Zeit auf. Nun scheuten sich auch Privatleute nicht, Gebäude zu errichten, die selbst die öffentlichen an Eleganz und Pracht weit hinter sich ließen.

[Literatur.] Zur Landes- und Volkskunde Altgriechenlands vgl. Burian, Geographie von G. (Leipzig, 1882—72, 2 Bde.); Neumann u. Hartisch, Physische Geographie von G. (Bresl. 1885); Curtius, Peloponnesos (Göttingen 1851—52, 2 Bde.); Wagner, Hellas (7. Aufl., Leipzig, 1894); Hermann, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten (neu bearbeitet von Klümper u. a., Freiburg 1882—92, 4 Bde.) und Kulturgeschichte der Griechen und Römer (Göttingen, 1857—58, 2 Bde.); Wachsmuth, Hellenische Altertumskunde (2. Aufl., Halle 1843—46, 2 Bde.); Jacoby, Hellas (Berl. 1852); Schömann, Griechische Altertümer (4. Aufl., von Lipsius, das. 1897—1902, 2 Bde.); Gilbert, Handbuch der griechischen Staatsaltertümer (Leipzig, 1881—85, 2 Bde.; Bd. 1 in 2. Aufl. 1893); Beder, Charles, Bilder altgriechischer Sitten (neu bearbeitet von Höll, Berl. 1878); Uhl u. Kerner, Das Leben der Griechen und Römer (6. Aufl., das. 1893); J. v. Falke, Hellas und Rom. Eine Kulturgeschichte des klassischen Altertums (Stuttgart, 1879); Klümper, Leben und Sitten der Griechen (Leipzig, 1887, 3 Tle.); Küstow u. Köchly, Geschichte des griechischen Kriegswesens (Mann 1852); Baummeister, Denkmäler des klassischen Altertums (Mann, 1884—1888); Pauly-Wissowa's Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (Stuttgart, 1893 ff.) und die betreffenden Teile über die Staats- und Rechtsaltertümer (von Büttel), Privat- und Kriegsaltertümer (von J. v. Müller u. Bauer), Kultusaltertümer (von Stengel), Mythologie und Religionsgeschichte (von Gruppe) u. in Jwan u. Müller's Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft.

Geschichte Alt-Griechenlands.

Der Schauplatz der griechischen Geschichte im Altertum beschränkt sich nicht auf das eigentliche G., den südlichen Teil der Balkanhalbinsel, sondern umfaßte auch die Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres im Norden und Osten. Gleiches Klima und die bequeme Fahrtrasse des Meeres verbanden diese durch bedeutende Küstenentwicklung und reiche Mannigfaltigkeit der Bodenform und Produkte ausgezeichneten Gebiete und ebneten der Einwirkung der Bewohner aufeinander wie der fremder Kultureinflüsse die Wege, während die Verteilung eines einheitlichen politischen Gemeinwesens durch die geographischen Verhältnisse eher erschwert als erleichtert wurde.

Von der ältesten Zeit Griechenlands, etwa 1550—1150 v. Chr., geben uns nur die gewaltigen Mauern und Kuppelgräber im östlichen G. von Troja bis Lakonien Kunde. Reste von Residenzen pracht- und kunstliebender Fürsten, die von erhöhtem Sitz aus eine vor ihnen liegende fruchtbare Ebene und zugleich einen Zugang zum Meer beherrschten. Ihre Kultur, für die uns in G. alle Vorurteile fehlen und die nirgends landschaftliche Unterschiede aufweist, ist von Syrien aus, das bis des Nil- und des untern Euphratgebietes vereinigte, durch Babylonier nach G. übertragen worden, wo ihre Hauptstätte Tyrus, Mykenä und Troja entstanden wurden, und hat auch auf den Inseln die Anfänge einer vorhellenischen, deren Spuren wir hier noch erkennen können, verdrängt. Selbständig entwickelt hat sich ihre Kunst auf hellenischem Boden in der Keramik, während die Werte in Metall (Kupfer und Gold, nicht Silber) und in hartem Stein von orientalischen Künstlern herrühren oder nach orientalischen Mustern gefertigt sind. Nach dem durch Schliemanns ertragreiche Grabungen berühmten Mykenä heißt diese Zeitperiode die mykenische.

Auf sie folgt die des griechischen Mittelalters, das mit zahlreichen Völkerbewegungen, einer Fortsetzung der Völkerwanderung in Kleinasien (etwa 1250—1150), beginnt und bis zu den Persertriegen gerechnet wird. Mit ihm setzt die Erinnerung der Griechen selbst ein, zuerst nur in Form von Sagen, die historische Vorgänge oft so verflücht haben, daß der Kern kaum noch erkennbar ist. Die ältesten Einwohner Griechenlands nannten sie Pelasger und Autochthonen und nahmen an, daß sie durch Völkerwanderungen allmählich verdrängt worden seien und nur in Arkadien ihre Wohnsitz behauptet haben, und daß an ihre Stelle die Hellenen mit ihren drei Hauptstämmen, den Doriern, Äoliern und Joniern, getreten seien. Doch sind, soweit unser Wissen zurückreicht, die Bewohner Griechenlands indogermanischen Ursprungs gewesen. Reste einer anderen Urbewölkerung sind mit Sicherheit nirgends nachzuweisen. Es ist also zweimal von Indogermanen besiedelt worden, in vormykenischer Zeit und dann seit der Mitte des 12. Jahrh., als, von Norden her durch Völker aus Kleinasien geschoben, griechische Stämme Epirus besetzten, dessen Küstflähe des Zeus und der Dione in Dodona das in späte Zeit auch im übrigen G. hochgeehrt worden ist, dann das fruchtbare Thal des Peloponnes, die alten Einwohner, soweit sie sich nicht unterwarfen, zur Auswanderung zwingend, die dann ihrerseits wieder andre in Bewegung setzten. Am weitesten nach Süden vorgebrungen sind die Dorier, die von dem nördlichen Thessalien aus die nach ihnen benannte Landschaft Doris zwischen Paros und Ota in Besitz nahmen und, nachdem sie hier einen Teil ihres Stammes zurückgelassen hatten, zusammen mit andern Völkerstämmen über die schmale Meerenge im Westen des Korinthischen Golfs nach dem Peloponnes übersehten (der Ubertieferung nach 1104) und ihn allmählich unter der Führung ihrer drei Könige, die ihr Geschlecht von Herakles ableiteten, mit Ausnahme von Arkadien eroberten; der Verfall der mykenischen Kultur erleichterte es ihnen. Sie versuchten sogar ihre Herrschaft über den Isthmus von Korinth nach Norden zu auszuweiten, wurden aber von den Athenern zurückgeschlagen (1068) und aus Doris und dem Peloponnes bestränkt. Die frühesten Bewohner der Halbinsel, mit den spätern Joniern und Äoliern, auch Arkadern verwandte Völkerstämme, Äliäer nach der Ubertieferung, suchten sich teils in Arkadien, teils im Nordwesten neue Wohnsitz und benannten die letztern nach Vertreibung der Jonier Akhaia.

Diese gewaltsamen Umwälzungen hatten noch weitere bedeutsame Folgen. In manchen Landschaften hatte sich nämlich die Bevölkerung teils durch Zusammenbrängen der ursprünglichen Einwohner teils durch Zuwanderung von Flüchtlingen derartig vermehrt, daß sie innerhalb ihrer Grenzen keinen Platz mehr fand. So erfolgte um 1050 v. Chr. eine große Auswanderung nach den östlichen Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres, das auf diese Weise zu einem griechischen Binnenmeer gemacht wurde. Es lassen sich in ihr drei Züge unterscheiden: der äolische Kolonisationszug im Norden, der ionische in der Mitte und der dorische im Süden. Von dem letztern, der auch Ansiedler anderer Stämme umfaßte, wurde die Küste Kariens, Rhodos und Kos kolonisiert, Kreta nach langsamem, gründlicher Eroberung seit ganz dorisch gemacht. Die Jonier stifteten an den Küsten Asiens nach harten Kämpfen um Ephesos, deren Erinnerung in der Sage von den Amazonen fortlebt, einen mächtigen Bund von zwölf ionischen Stammstädten. Die

ältesten Auswanderungen, und zwar schon in der mykenischen Zeit, gingen von Jollos, der Hafenstadt am Pagasäiden Meerbusen, aus, und zwar durch die Ringer in Orchomenos, und sind durch die Argonautensage in der Erinnerung bewahrt worden. Nach diesen übernahmen peloponnesische Geschlechter (die Attiden) die Führung der äolischen Kolonisationszüge, deren Ausgangspunkt Aulis wurde, und die sich von Thrakien und den Inseln vor dem nördlichen Kleinasien nach Asien und Troas vorschoben. Um in den harten Kämpfen mit den Dardanern von Zition sich den Mut zu stärken, erneuerten und feierten sie das Andenken an ihre alten Herrscher, die Attiden und Achilleus, in Liedern, die später von ionischen Sängern überarbeitet und erweitert worden sind und diesen die Anregung zu einer Fortsetzung mit Odysseus als Mittelpunkt gegeben haben. Nach einer Tätigkeit von mehreren Generationen ist dann die erste Gruppe zur »Ilias« und etwa ein Jahrhundert später die zweite zur »Odyssee« zusammengefaßt worden. Es zeigt diese demnach schon wesentlich veränderte Lebensverhältnisse und eine ausgebreitete geographische Kenntnis, im allgemeinen geben uns indes beide Dichtungen ein anschauliches Bild des hellenischen Heroenalters, wie es spätern Geschlechtern erschien, als ein König von göttlicher Abstammung mit irdischer Gewalt als oberster Feldherr, Richter und Priester unumschränkt, aber in väterlicher Weise über das Volk herrschte. Das Ende aller dieser Wanderungen und Siedlungen war eine Auflösung der größern Völkermassen, die in sie eingetreten waren oder sich auf ihnen zusammengeschlossen hatten, in kleinere Stämme je nach der Gliederung des Landes, der Übergang von dem Nomadenleben zum Ackerbau und die Wiederaufnahme des Handels unter neuen Verhältnissen. Dem dem orientalischen Einfluß war durch diese Neubestellung Griechenlands ein Ende gemacht worden, wenn auch die Erinnerung Gebräuchen, in denen er sich personifiziert hatte (Danaos, Pelops, Kadmos), festhielt und die Sage sich weiter mit ihnen beschäftigte. Es hat einige Zeit gebauert, bis die Kultur die Höhe der mykenischen Zeit wieder erreicht hat.

Unter den auf dem Peloponnes von den Doriern gegründeten Staaten war Sparta der kräftigste. Zwar hatten auch in Kolonien die Dorier nicht das ganze Land erobert und hatten achäische Familien in dem herrschenden Stand aufnehmen müssen. Doch gelang es, den Staat in eine festgeschlossene Ordnung zu fügen, in der bewährte alte Sagen mit neuen zeitgemäßen vereinigt wurden und Fricke zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung beseitigt wurde. Das Verdienst, dadurch die der Dorier, der Spartiaten, zu der unbedingt herrschenden gemacht und ihre Kraft zu voller Entwicklung gebracht zu haben, wird mit dem Namen des Lykurgos (s. d.) verknüpft. Bald mußten diese die Nachbarkländer empfinden, besonders Messenien, dessen fruchtbare Ebenen die spartanische Begehrlichkeit reizten. Nach einem zehnjährigen Kampf, dem ersten Messenischen Krieg (743—724), fiel die von Aristodemus tapfer verteidigte Burg Ithome; die Messenier mußten sich unterwerfen und teils selbst als Hinzubauern der Spartiaten (Xeloten) das Land bebauen, teils es an lakonische Besitzern abtreten. Innere Kämpfe zwischen dem Königtum und der dorischen Bürgergemeinde über die politischen Rechte, die mit dem Siege der letztern endeten, Aufstände der Xeloten infolge der Unzulänglichkeit der Spartiaten gegen die Xeloten und die Zurückweisung des Verfalls, ihr Gebiet auch nach

Norden auszu dehnen, durch den König Pheidon von Argos (669) ließen es indes nicht zu größerer Erweiterung ihres Machtgebiets kommen. Auch als die Messenier unter Leitung des Aristomenes sich empörten und unterstützt von Argos, Arkadien und Pisa die Spartiaten aus ihrem Gebiet vertrieben (3. zweiter Messenischer Krieg, 645—628), kämpften diese zuerst unglücklich. Erst als sie auf Geheiß des delphischen Orakels den attischen Sänger Tyrtaios berufen hatten, dessen begeisterte Lieder das Gefühl für Kriegerehre und Treue gegen das angestammte Königtum neu belebten, der sich aber zugleich als Feldherr und Staatsmann bewährte, nahm der Krieg eine für Sparta günstige Wendung. Die Messenier wurden nach der Bergflucht circa zurückgedrängt und nach mehrjähriger tapferer Vertreibung zur Ergebung gezwungen, worauf die einen nach dem süblichen Italien oder nach Kleinasien auswanderten, die andern in das Verhältnis der Heloten juridierten. Das Übergewicht der Spartiaten wuchs durch dies Ergebnis der Messenischen Kriege. Die Eroberungspolitik der Könige gaben jedoch die Ephoren, welche die Leitung des Staates immer mehr in ihre Hand bekamen, auf: sie suchten vielmehr die peloponnesischen Staaten unter spartanischer Hegemonie zu einem Bunde zu einigen, dessen Mittelpunkt Olympia und die daselbst gefeierten Spiele bildeten, und durch Aufrechterhaltung der alten gesellschaftlichen Ordnungen in den verbündeten Staaten das Übergewicht der dorischen Bevölkerung zu befestigen. Deshalb bekämpfte Sparta die Tyrannis, die in Argos, Korinth, Siphon und Megaris zur Herrschaft gelangt war und mit Hilfe des niederen Volkes den bisher allein berechtigten dorischen Adel unterdrückt hatte. Obwohl es ihm nicht überall gelang, die Tyrannen zu stürzen und die dorischen Aristokraten wiederherzustellen, so wurde doch sein Ansehen, das auch die delphische Priesterchaft begünstigte, nicht nur im dorischen Peloponnes, sondern auch im übrigen G. als maßgebend anerkannt, so daß es in der Oberleitung aller hellenischen Nationalangelegenheiten denken konnte. Da erwuchs ihm in Mittelgriechenland ein ebenbürtiger Nebenbuhler.

Dies war der aus der Vereinigung (Synoikismos) der zwölf Städte Attikas entstandene Staat Athen (s. d.). Nachdem er 1068 siegreich die dorische Eroberung abgewehrt hatte, dot er den zahlreichen Flüchtlingen aus dem Peloponnes einen Zuflucht und gewann durch Aufnahme edler Geschlechter in seinen Adel eine Fülle neuer Kraft. Das ionische Element war stark genug, die alten Bewohner und die neuen Einwanderer mit sich zu verschmelzen, während die Mischung so verschiedener Teile dem attischen Geist seine Vielseitigkeit und seinen unermüdbaren Fortschrittsdrang verlieh. An die Stelle des Königtums trat allmählich die Aristokratie, die die andern Stände, die Geomoren und Demiurgen, durch eigenmächtige Ausbeutung des Schulrechts zu unterdrücken und allen Besitz an sich zu reihen suchte. Der Versuch Kylon's (636 oder 632), sie zu stürzen und sich der Tyrannis zu bemächtigen, mißlang. Dracons Gesetzgebung (620) schuf zwar ein festes Blutrcht, konnte aber den Druck zwischen ihr und den andern Ständen nicht beseitigen. Erst das große Verfassungswerk Solons (s. d.) führte die Versöhnung herbei und ermüdete durch Ausbeutung des wirtschaftlichen Notstandes und durch gerechte Abminderung der Rechte und Pflichten der Bürger nach dem Vermögen (Timokratie) ein gesundes, kräftiges Staatsleben (694); die Tyrannis des Peisistratos (660—627), die trotzdem aus neuen Parteikämpfen

hervorging, rüttelte nicht an den Grundlagen der Solonischen Verfassung. Nach dem Sturz des Peisistratiden Hippias (610) wurde sie von dem Alkmaoniden Kleisthenes nicht allein hergestellt, sondern, nachdem der Versuch einer Reaktion durch den Aristokraten Isagoras, einen Gastfreund des spartanischen Königs Kleomenes, mit viel Blutvergießen unterdrückt war, in der demokratischen Richtung weiter gebildet; an Stelle der alten vier auf Verwandtschaft beruhenden Phylen richtete er nach den Wohnsitzen zehn neue ein und schwächte damit auch den persönlichen Einfluß der adligen Eupatriden. Die bewaffnete Einmischung Spartas scheiterte. So traten die Athener als Vertreter des ionischen Stammes ebenbürtig dem dorischen Sparta gegenüber. Ihnen zur Seite standen auf dem Peloponnes der Seestadt Korinth, Sparta angrenzend und mächtig, in Hellas neuen Winden die Landbau treibende Bevölkerung von Böotien. Außer diesen vier Staaten war auf dem europäischen Festland um das Jahr 600 kein griechischer Staat von größerer Bedeutung.

Das Zeitalter der Vorkriege.

Zur Entwicklung des Hellenentums nach außen trugen die großartigen Kolonisationen während der Jahre 800—500 in hervorragendem Maße bei. Unermüdet in ihrem Trieb, immer neue Handelswege aufzusuchen, bei allem Heimatgefühl zur Auswanderung in die Ferne geneigt, verbreiteten sich die Hellenen vom Archipel über das ganze Mittelmeer und gründeten an den Küsten der Räotien bis zu den Mündungen des Rits und den Säulen des Herakles hin Pflanzstädte, die den Handel mit dem Mutterland vermittelten, die Erzeugnisse des fremden Landes mit denen des heimischen Gewerbfleißes austauschten und den Landbau in ihrem Gebiet erfolgreich ausbeuteten. In kurzer Zeit übertrafen viele Kolonien an Zahl der Bevölkerung und an Reichtum ihre Mutterstädte, da sie weniger durch ebenbürtige Nachbarn beschränkt waren. Mit der materiellen Entwicklung hielt meist die intellektuelle gleichen Schritt. Dabei blieben die Pflanzstädte mit der Heimat in stetem Verkehr, und wenn sie auch eine politische Oberhoheit der Mutterstadt in der Regel nicht anerkannten, so hielten sie doch ein Vetatsverhältnis aufrecht und breiteten ihre Sprache und Bildung auch über die umwohnenden Völkerschaften aus. Unter allen Stämmen zeichneten sich die Jonier und unter diesen wieder die Städte Chalkis auf Euböa und Milet bei der Kolonisationsstätigkeit aus. Milet gründete an der Propontis und am Schwarzen Meer zahlreiche Pflanzstädte, wie Mytilos, Sinope, Trapezus, Pantikapdon, Okeiros u. a., am Nil Naukratis. Die euböischen Städte kolonisierten besonders die mazedonische Küste, Chalkis hatte hier allein 32 Pflanzstädte. Von den westlichen Inseln aus, namentlich von Korfu, das sich 665 von seiner Mutterstadt Korinth losriß, wurden Ansiedelungen nach der illyrischen Küste und nach Italien entfendet, wo man schon ältere Niederlassungen vorfand; Myrte, Rantie (Messana), Abegion, die Städte an der Ostküste Siziliens, wie Katane, Naxos, Syrakus und Lentini, verdankten der Vereinigung und dem Wettstreit verschiedener griechischer Staaten ihre Entstehung. Ähnliche Geschlechter von der Nordküste des Peloponnes führten ionische Kolonisten nach dem Tarentinischen Meerbusen und gründeten Sybaris und Kroton, ionische Ansiedler Taras, Rhodier Gela an der Südküste Siziliens und dieses wieder Agrigento, das an Ganz und Proakt bald die Mutterstadt überbot. Die frühen Seleukie von Rhodos

drangen bis zur Küste Galliens vor, wo Massalia Mittelpunkt ihrer Handelsplage wurde, und auch in Spanien nisteten sich Griechen ein und machten den Karthagern die Herrschaft über den dortigen Handel streitig. Von Thera aus wurde endlich in Afrika die tyrenäische Pentapolis angelegt. Einen wesentlichen Antheil an der planmäßigen Leitung dieser Kolonisation hatte die delphische Priesterkaste, die sowohl Eiserfucht und Streit zwischen den Ansiedlern verschiedener Stämme verhütete als auch die nationale Einheit der weitverstreuten Hellenen erhielt.

Nachdem die griechischen Kolonien sich lange Zeit ungehindert hatten ausbreiten und das Hinterland ausbeuten können, erfolgte eine natürliche Reaktion hiergegen, zunächst in Kleinasien, wo der Iydische König Krofos nach langem, hartnäckigem Kampf Ephesos und Smyrna unterwarf und den übrigen Städten Anerkennung der Iydischen Landeshoheit und einen übrigen mächtigen Tribut auferlegte. Der Sturz des Iydischen Reiches (548) brachte den Griechen ein noch schlimmeres Los. Da sie die Viträge des Perserkönigs Krofos auf freiwilligen Vnschluß zurückwiesen und einen Befreiungsversuch machten, wurden sie von Harpagos mit Waffengewalt bezwungen und dem persischen Reich einverleibt, dem sie Abgaben zahlen und Seeresolge leisten mußten, soweit sie nicht auswanderten, wie die Stadtgemeinden Teos und Phokaia, die sich in Thrakien und Gallien eine Heimat suchten; wenigstens behielten die Zurückbleibenden ihre Religion, Sprache und Sitte. Auch Ghios, Lesbos und nach dem Untergang des Polykrates (522) Samos theilten das Schicksal der festländischen Städte und erhielten in den Städten von den Persern abhängige Tyrannen. Schon begannen die Perser die Befriedigung Europas, als, dem ehrgeizigen, in ihren Hoffnungen getäuschten Führern angeregt, der ionische Aufstand ausbrach (500), der sich zwar über die ganze Küste und die Inseln Kleinasiens ausbreitete, aber planlos und ohne genügende Streikräfte ins Wert gerieth war. Er wurde daher nach der Niederlage der ionischen Flotte bei Lade bald unterdrückt, Milet 494 zerstört und die persische Herrschaft auf dem Festland und den Inseln fest gegründet. Die Unterstützung der aufständischen Jonier durch Athen und Eretria gab dem Großkönig die Veranlassung, seine Rache auch die Griechen in Europa fühlen zu lassen. Ihre Gefahr war groß, um so mehr, als es ihnen an Entschlossenheit und Einigkeit des Widerstandes gedrang; gleichzeitig rüstete sich Karthago, der griechischen Macht in Sizilien und Italien ein Ende zu machen. Im Augenblick der höchsten Gefahr ermannen sich aber die Griechen, ihre kräftigsten Staaten, Athen und Sparta, traten als Vorkämpfer der griechischen Freiheit auf, retteten durch die glänzenden Thaten der Perserkriege (s. d.), 490—479 die Selbstständigkeit der griechischen Kulturentwicklung und erhoben das eigentliche Fellaß, das hinter den üppig entwickelten Kolonien fast zurückgetreten war, zum Mittelpunkt der griechischen Welt und zu einer dem asiatischen Reich ebenbürtigen Macht.

Der Ruhm des Sieges bei Marathon (s. d.) über die weit überlegene Macht des Datis und Artaphernes gedöhrt allein den Athenern, nicht weniger der, eingesehen zu haben, daß auf die Dauer die Perser nur zur See mit Erfolg bekämpft werden könnten. Daher verzichteten sie auf die Verteilung der Einkünfte der laurischen Silberbergwerke, verwendeten sie zum Bau einer großen Kriegsflotte und gründeten einen neuen Hafen, den Piräeus, alles dies auf den Eintrieb des

genialen und weidbildenden Themistokles, der auch die Seele des Widerstandes war, als Xerxes mit seinem ungeheuren Heere 480 in G. einbrang. Mehrere Staaten neigten offen zu den Persern, Argos aus Haß gegen Sparta, Theben und Korinth aus Eifersucht gegen Athen; auch Sparta war unentschlossen und zauderte. Der Zugang zu Mittelgriechenland, die Thermopylen, wurde nur durch ein kleines Spartanisches Heer unter Leonidas gesperrt, das Xerxes durch Verrat umging und nach tapferer Gegenwehr niedermegelte, um nun das ganze Land bis zum Isthmus zu überschwemmen; die Athener flüchteten auf ihre Schiffe. Die Uneinigkeit und Entmutigung unter den Griechen waren groß; die Peloponnesier wollten sich auf die Verteidigung ihrer Halbinsel beschränken. Da war es die jumeißl aus athenischen Schiffen gebildete Flotte unter der Leitung des Themistokles, die durch den Sieg bei Salamis (20. Sept. 480) G. rettete. Xerxes ging nach Asien zurück und ließ nur ein außerordentliches Landheer von 800,000 Mann unter Mardonios in Europa zurück, über das im Spätsommer 479 das griechische Heer unter dem Oberbefehl des Spartaners Pausanias den Sieg von Plataä errang, durch den das griechische Festland für immer gegen die Perser gesichert wurde. Auch die kleinasiatischen Städte wurden um dieselbe Zeit durch den Sieg der griechischen Flotte bei Mykale befreit.

Wie die Athener während der Perserkriege den größten Patriotismus und die freudigste Aufopferungsfähigkeit bewiesen hatten, so jagen sie auch aus den Erfolgen den reichsten Gewinn. Zunächst ging die Führung im Seekrieg, die bisher die Spartaner gehabt hatten, auf sie über und wurde dadurch sicher begründet, daß Aristides, der sich durch Mäße und Gerechtigkeit das Vertrauen der Bundesgenossen erworben, zu gegenseitigen Schutz gegen die Perser mit den Inseln und Küstenstädten des Ägäischen Meeres einen Seebund stiftete, dessen Oberleitung Athen übernahm. Durch rastlose Tätigkeit zeigte es sich dieser Stellung würdig: Kimon, der Sohn des Aristides, eroberte die letzte persische Stadt in Thrakien, Eion, und vernichtete die persische See- und Landmacht, die Jonien wiedererobern sollte, um 465 am Eurymedon in Pamphylien. Versuche einzelner Staaten, durch Aufkündigung den Bund zu lockern, hatten nur den Erfolg, daß Athen die Kasse des Seebundes 460 von Delos in das Heiligtum der Athene auf der Akropolis verlegte und sich aus einem gleichberechtigten Bundesgenossen zum Herrscher des Bundes machte. Ein Umwandlung in der athenischen Politik erfolgte, als die Spartaner eine ihnen von Athen gegen die aufständischen Perserinn geschickte Dillse 461 abwiesen und dadurch die Stellung des ihnen freundschaftlichen Kimon untergruben. Er wurde verbannt, und nun strebte die zur Herrschaft gekommene Partei unter Führung des Perikles danach, einen Sonderbund als Grundlage der Hegemonie über ganz Fellaß zustande zu bringen. Argos, Thebais und Megaris wurden für diesen Bund gewonnen, während Korinth, Epidauros und Agina 458 einen mit wechselndem Erfolg geführten Krieg gegen Athen begannen. Das Endergebnis war aber doch, obgleich auch die Spartaner in den Streit eingriffen, daß Agina endlich unterworfen wurde (456) und die Böotier, Phoker und opuntischen Lokrer sich der athenischen Hegemonie angeschlossen, und da auch die Mäder sich mit Athen verbündeten und durch die Ansiedelung der vertriebenen Perserinn in Kaupatios ein feiter Stützpunkt gewonnen wurde, so erstreckte sich dieselbe auch über den Korinthischen Meer-

dufen. Endlich eroberte der wieder zurückberufene Kition auf Euphron, und nach seinem Tod errang dies noch einen Seesieg bei Salamis über die Perser. Hierauf ruhete der Krieg, ohne daß ein förmlicher Friede zwischen Griechen und Persern abgeschlossen worden wäre. Die Perser ließen das Ägäische Meer unbehelligt und öffneten den Griechen wieder ihre Häfen. So schloß das Zeitalter der Perserkriege.

Kämpfe um die Hegemonie.

Trotz seiner Eifersucht hatte Sparta im Waffenstillstand von 450 die herrschende Stellung Athens in Mittelgriechenland anerkennen müssen. Doch vermochte Athen diese nicht lange zu beaupten. Der Friede wurde gelöst durch einen Eingriff Spartas in die Verhältnisse Mittelgriechenlands, indem es das delphische Heiligtum wieder selbständig zu machen versuchte. Anerkannt als der geistige Mittelpunkt des gesamten Hellenentums und von der höchsten Bedeutung für die Pflege des Gedankens einer auf gemeinsamen Götterkultus gegründeten nationalen Einheit, hatte es durch seine Bevorzugung der aristokratischen Staatsform und Hinnäheigung zu Sparta in den demokratischen Staaten Mißstimmung erregt, und der phokische Bund hatte es daher in Abhängigkeit von sich gebracht. Wegen diese war ein spartanischer Heerzug nach Phokis 449 gerichtet, dem es auch gelang, sie aufzuheben, jedoch nur auf kurze Zeit; denn die Athener stellten die Abhängigkeit von den Phokern bald wieder her. In seinen alten Feinden aber war durch die spartanische Unterstützung Delphos die Hoffnung auf eine gleiche Wadgerufen. So erhob sich Boiotien und stellte durch den Sieg bei Koroneia 447 seine Selbständigkeit wieder her. Gleichzeitig fielen Euböa und Megara ab, und Sparta erschien wieder mit einem Heer in Mittelgriechenland. Euböa wurde zwar wieder unterjocht und Sparta zu einem 30jährigen Frieden (des Perikles) bewogen (445). Aber das Gebiet, über das Athen die Hegemonie hatte, war nur auf den Seebund beschränkt; außer Plataea sagten sich die mittelgriechischen und peloponnesischen Staaten von Athen los. Für immer aber verzichteten die Athener keineswegs auf ihre Herrschaft über ganz G. und benutzten die Friedenszeit, um für die als unvermeidlich erkannte Abrechnung mit Sparta alle Kräfte zu sammeln und zu organisieren. Den Sieg wies ihnen Perikles (s. d.), in der richtigen Einsicht, daß nur von einer allgemeinen, selbstbewußten und hingebenden Beteiligung der Bürgerschaft an den Aufgaben des Staates das Übergewicht über Sparta zu erwarten sei, und daraufhin die demokratische Verfassung weiter ausbildete. Nachdem schon Krißides nach den Perserkriegen alle Bürger zu allen Ämtern zugelassen und das Gesetz des Ephialtes 460 die Macht des Areopagos aus dem Wege geräumt hatte, schuf er durch Entschädigung für den Kriegsdienst, für die richterliche Tätigkeit, für die Teilnahme an den Volksversammlungen, endlich sogar für den Besuch des Theaters aus Staatsmitteln selbst dem ärmsten Bürger die Möglichkeit, sich dem staatlichen Leben und den geistigen Interessen des Volkes zu widmen; kaum je ist in einem andern Staat die Bildung so allgemein verbreitet gewesen. Willig deuteten sich die Athener vor der Überlegenheit der Einsicht des Perikles und der sittlichen Größe seines Charakters, übertrugen ihm vertrauensvoll als Strategen die freie Verfügung über die Streitkräfte und Geldmittel des Staates und setzten ihn in den Stand, 15 Jahre lang eine folgerechte und feste Staatsregierung zu führen, welche

die Vorzüge der Volksherrschaft mit denen der Alleinherrschaft verband.

Vor allem galt es, die Seeherrschaft Athens zu erweitern und zu befestigen. Die langen Mauern, die Athen mit den Häfen verbanden, wurden vollendet und die Verbindung mit der See für alle Fälle gesichert. Die Kriegsschiffe wurden größer und stärker gebaut, 300 lagen stets bereit auf den Werften und konnten 80,000 Mann aufnehmen, 60 Trieren kreuzten fortwährend auf dem Archipel und durften dort kein fremdes Kriegsschiff. Die kleinern verbündeten Staaten des Seebundes wurden völlig untertänig gemacht, mußten Tribut zahlen, in Athen ihr Recht nehmen und ihre Verfassungen demokratisch gestalten. Mehr Selbständigkeit genossen die größeren Inseln, aber eine Unabwiesbarkeit wurde sofort mit Unterwerfung bestraft; so verlor Samos 440 seine Unabhängigkeit. Attische Bürger wurden als Kleruchen auf den Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres angesiedelt, das von den Athenern als ihr Eigentum betrachtet wurde; auch förmliche Kolonien wurden ausgesandt, wie Amphipolis und Thurioi. Gewerbe und Handel entwickelten sich glänzend, zumal Athen sich nicht scheute, durch Zwangsmaßnahmen den Piraten zum Stapelplatz von ganz Hellas zu machen; dafür sorgte es aber wieder für die Sicherheit des Meeres, legte Handelsgerichte ein und hielt das Rängewesen in strenger Ordnung. Wie zur See, hatten die Athener die unbestrittene Herrschaft auch auf dem geistigen Gebiet. Hier war ihre Stadt der Mittelpunkt, nach dem sich alle bewegenden Kräfte des Hellenenvolkes hingogen, von wo sein geistiges Leben Anregung und Leitung empfing. Die berühmtesten Philosophen niedersten nach Athen über; die Geschichtsschreiber, wie Herodot von Halikarnassos, feierten die Taten der Athener. Die sich frei entwickelnde politische und gerichtliche Verfassungen gelangte zur höchsten Blüte und erhob die attische Mundart zur herrschenden Schriftsprache. Aeschylus, Sophokles, Krates und Kratinos schufen das griechische Drama. Auch die künstlerischen Kräfte von ganz Hellas wirkten in edelm Betreuer zusammen, Athen mit Bauten und Bildwerken zu schmücken, wozu auch die Höhe der Tribute (600 Talente im J. 432) beitrug, die aber außerdem noch die Ansammlung eines ansehnlichen Staatsschatzes ermöglichte. Unbestritten war Athen die geistige Hauptstadt Griechenlands, und daß es auch die politische werde, unter seiner Führung alle Hellenen zu einem staatlichen Gemeinwesen einigte, schien das natürliche Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung zu sein.

Obwohl auf einen neuen Kampf mit Sparta um die Hegemonie gefaßt und vorbereitet, vernied doch Athen alle Feindseligkeiten, und auch Sparta blieb trotz seines eifersüchtigen Wollens unmäßig. Der Anlaß zum peloponnesischen Krieg (s. d.), 431–404, ging von Korinth aus, das, auf Athens Seemacht neidisch und durch dessen Einmischung in seine lokalen Angelegenheiten gereizt, die zaubern Spartaner u. ihre peloponnesischen Bundesgenossen zum Beschluß des Krieges gegen Athen fortriß. Perikles hielt die Zeit für gekommen, den Kampf aufzunehmen. Zwar war die Zahl der Feinde und Reider Athens groß, und alle Staaten, die mit Unwillen Athens übermacht ertrugen, wie Boiotien, schlossen sich den Peloponnesern an. Dennoch durfte er bei der Größe und Schlagfertigkeit der athenischen Streitmacht sowie der günstigen Lage der Staatsfinanzen auf einen glücklichen Ausgang des Krieges rechnen. Der Beginn schien diese Erwartung zu bestätigen. Die Pelopon-

nesier, die mit einem gewaltigen Heer unter Archidamos in Attika einfielen, mußten sich mit Bewußtsein des flachen Landes begnügen, weil sich die Athener hinter die Mauern ihrer Stadt zurückgezogen hatten, und da letztere sich nach ihrem Abzug rächten, indem sie Megara und die Küsten des Peloponnes verwüsteten, würden die Peloponnesier die nutzlosen Züge gegen Attika wohl bald aufgegeben haben: da drach 430 in dem überwölterten Athen die Pest aus und raffte viele Tausend Menschen, 429 auch Perikles hinweg. Der Kern der athenischen Herrschaft ging zugrunde, die furchtbare Seuche entseßte die Leidenschaften und die Triebe der Selbstsucht; in dem fortwährenden Krieg entartete das jüngere Geschlecht, unwürdige Demagogen traten an Perikles' Stelle und suchten Einfluß und Macht zu gewinnen, indem sie den niedrigen Neigungen des Volkes schmeichelten und Befriedigung verschafften. Ganz G. wurde in den mehr und mehr sich ausbreitenden Krieg gezogen und spaltete sich in zwei Parteien, eine lakedaemonische und eine athenische, aller Gemeinnutz, alle Achtung vor Religion und Sitte gingen verloren, die alten Tugenden der Besonnenheit und Mäßigung wurden verhöhnt; für erlaubt galt, was die Parteinteressen förderte. Auf kurze Zeit wurde der unentschiedene Krieg durch den Frieden des Nikias (421) unterbrochen, der die Verhältnisse vor dem Kriege herstellte. Durch ihn fühlte sich indes Alkibiades (s. b.) in der Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne beschränkt; daher verteilte er die Athener zu einer Einnischung in die peloponnesischen Angelegenheiten, die mit der Niederlage der Mantineia (418) endete, und zu der sizilischen Expedition (415—413), bei der die athenische Flotte und ein gewaltiges Landheer zugrunde gingen, und gab, als er infolge von Parteiuntrieben verbannt wurde, um sich dafür zu rächen, dem Spartanern den für Athen höchst verderblichen Rat, 413 Dekeleia zu besetzen, wodurch die Athener auch während des Winters auf die Stadt beschränkt wurden, und mit persischer Hilfe eine Flotte auszurüsten, mit der sie die mächtigsten Staaten des Seebundes zum Abfall von Athen bezogen. Die Siege des 410 zurückberufenen Alkibiades waren vorübergehende Lichtblicke. Das athenische Volk, an sich selbst verzweifend und von verräterischen, selbsthüthigen Parteimännern betrogen, beschleunigte durch selbstmörderische Fehler, wie die zweite Verbannung des Alkibiades und die Vernichtung der siegreichen Feldherren nach der Schlacht bei den Arginusen, den Untergang seiner Macht. Nachdem Xanthos 405 die letzte athenische Flotte bei Argospatani vernichtet hatte, wurde Athen zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Die Verrätherie des Theramenes verhinderte die Athener an einer bedenklichen Verteidigung, und durch Hunger bezwungen, mußten sie 404 die demütigenden Friedensbedingungen annehmen, welche die Ephoren ihnen auferlegten: Niederreißung der Hafen- und Verbindungsmauern, Auslieferung der Flotte, Verzicht auf jede Herrschaft außerhalb Attikas, Anschluß an den Peloponnesischen Bund mit der Pflicht der Heeresfolge. Die alte Verfassung wurde aufgehoben und bis zur Einführung einer neuen oligarchischen Staatsverwaltung 30 Männern (den 30 Tyrannen) übergeben, zu deren Schutz 700 Spartaner die Akropolis besetzten.

So sank weniger durch die Macht der äußern Feinde als durch eigne Schuld der einzige griechische Staat in den Staub, der insland gewesen wäre, Hellas politisch zu einigen. Sparta ging aus dem Vernich-

tungskampf als Sieger hervor, ganz G. hatte sich seiner Führerschaft untergeordnet. Aber es war nicht fähig, die Herrschaft zu behaupten; auch der Lykurgische Staat war entartet und enträthelt. Ueberdies hatte Xanthos durch die Einnischung von oligarchischen Regierungen (Despoten) in allen Staaten, die sich ihm angeschlossen, und durch die spartanischen Besatzungen zu ihrem Schutz die Freundschaft der Griechen verletzt und die Mittelstaaten, deren eifriger Beistand Sparta zum Sieg verhoffen, vom Anteil an der Siegesbeute und der Neuordnung der Dinge in Hellas gänzlich ausgeschloffen, so daß Sparta, das vor dem Krieg als Hort der Freiheit gegen Athen übermächtig gegolten hatte, jetzt gehasht wurde. So kam es, daß sich sogar, von dem Perserkönig veranlaßt, der den ihn in kleinasiatischen Kriegen spartanischen König Agisilaos los werden wollte, Theben, Korinth, Argos und Athen, das 403 die Herrschaft der Dreißig abgeschüttelt hatte, zu einem Bund gegen Sparta zusammenschloffen, dem die meisten Staaten Mittel- und Nordgriechenlands beitraten (Korinthischer Krieg, 394—387). Ihre Stellung auf dem Peloponnes behaupteten die Spartaner allerdings durch den Sieg bei Kamea, und auch in Mittelgriechenland bewährte Agisilaos das spartanische Übergewicht im Landkrieg in der Schlacht bei Koroneia (394). Aber ihre mühsam errungene Seeherrschaft ging durch die Niederlage ihrer Flotte bei Knidos mit Einem Schlag verloren; alle Seestaaten fielen von ihnen ab, ein neuer altischer Seebund bildete sich. Nachdem der Landkrieg in düstigen Gefechten um Korinth sich jahrelang ohne Entscheidung hingezogen hatte, gelang es 387 dem Spartaner Antalkidas, den Perserkönig, der durch das Eintreten Athens für die Freiheit der kleinasiatischen Städte verstimmt war, auf die Seite Spartas zu ziehen, und dieser gebot zu Sardes die Bedingungen des Friedens (Antalkidischer Friede): das Festland von Kleinasien und Cypern sollten den Persern gehören, alle übrigen Hellenenstädte autonom sein. Diese letztere Bestimmung bedeutete die Auflösung aller Bünde und sicherte Spartos Hegemonie, da es jedem einzelnen griechischen Staat überlegen war; rücksichtslos und mit Anwendung von Gewalt mußte es sich, angeblich zur Durchführung des Friedens, in die innern Angelegenheiten der Staaten und vermehrte die Parteilungen, durch die diese sich zerstückelten. G. dankte also der Herrschaft Spartas seine Zersplitterung und die Schmach der Preisgebung der asiatischen Kolonien.

Die verräterische Verrückung Thebens durch den Spartaner Phokidas (382) brachte einen Umschwung hervor. Die von den thebanischen Oligarchen vertriebenen Demokraten unter Pelopidas überfielen Theben 379, zwangen die Spartaner zum Abzug, wehrten durch ein rasch ausgerüstetes Heer unter Leitung des Pelopidas und Epameinondas die Einfälle der Spartaner in Böotien ab und stellten die Hegemonie Thebens in dieser Landschaft her, während Athen, gereizt durch einen Angriff des Spartaners Epameinondas auf den Piräeus und deshalb mit Theben verbündet, seinen Seebund wieder auf 70 Mitglieder brachte und über die Spartaner zwei Siege zur See, bei Kynos (376) und bei Leukas (375), erlief. Friedensverhandlungen (371) führten zwar zwischen Athen und Sparta, nicht aber zwischen Theben und Sparta zum Ziel, so daß dies ein Heer nach Mittelgriechenland schickte, um Theben zu der verlangten Auflösung des Boiotischen Bundes zu zwingen. Der glänzende Sieg des Epameinondas bei Leuttra (371)

verwirklichte dies Unternehmen, und nun fiel der Sieger, dem sich die meisten Staaten Mittelgriechenlands angeschlossen hatten, selbst 370 in den Peloponnes ein, errichtete den Arkadischen Bund mit der Hauptstadt Megalopolis, verwarf die Lakonien und stellte die Unabhängigkeit Messeniens her. Aber trotz dieser Erfolge, die es der Feldherrnkunst seiner Führer und der Tapferkeit des Heeres verdankte, war Theben nicht fähig, die Hegemonie über G. zu behaupten. Als Pelopidas 364 in Theßalien, Epameinondas 362 bei Mantinea gefallen war, brach auch Thebens Macht zusammen; seine Erhebung hatte nur die Zersplitterung und die Ohnmacht Griechenlands vermehrt. Die beiden neuen Staaten, Arkadien und Messenien, lähmten Sparta, ohne selbst zu größerer Kraft zu gedeihen, so daß nun auch der Peloponnes zersinken und wehrlos war. Ferner erschütterte der Versuch des Epameinondas, auch zur See Macht zu gewinnen, Athens Herrschaft über seinen neuen Seebund. Der gegen die abgefallenen Staaten geführte Bundsgenossenenkrieg (358—355) rief Athens letzte Kräfte auf und endete damit, daß es Chios, Rhodos, Kos, Byzantion u. a. die Unabhängigkeit zugestehen mußte; die Einkünfte des Seebundes betrugen jetzt nur noch 45 Talente.

Dazu kam, daß Theben, um seine gefährdete Herrschaft in Mittelgriechenland zu behaupten, zu unedlen, verräterischen Mitteln griff. Als Phokis sich weigerte, die Oberhoheit der Thebaner anzuerkennen, trafen diese es wegen angeblichen Raubes von delphischem Tempelgut von dem Amphiktyonengericht zu einer hohen Geldbuße verurteilen und, als es die Zahlung verweigerte, in die Acht erklären, um es unter diesem Vorwand unterwerfen zu können (dritter Heiliger Krieg, 355—348). Jetzt aber demächtigten sich die Phoker, an deren Spitze entschlossene Feldherren standen, des Tempelschatzes von Delphi und wurden große Goldberber, die das Gebiet der Nachbarn weit und breit verwüsteten, auch das der Theßalier, die endlich dem König Philipp von Makedonien zu Hülfe riefen. Sofort sahste dieser in Theßalien festen Fuß, wurde jedoch von den Athenern durch die Besetzung der Thermopylen verhindert, in Mittelgriechenland einzubringen; auch durch die Unterstützung des von ihm bedrohten Olynth suchten sie ihn fern zu halten. Aber es fehlte ihnen an nachhaltiger Tatkraft, obgleich sie des Demosthenes feurige Beredsamkeit zu energischem Widerstand zu begeistern suchte. Olynth fiel 348, und die Phoker wurden im Frieden des Philokrates 346 preisgegeben, worauf Philipp, von den nachsichtigen Thebanern herbeigerufen, die phokischen Städte unterwarf und zerstörte und an Phokis' Stelle in den Amphiktyonensbund aufgenommen wurde. Die Verurteilung Amphissas durch das Amphiktyonengericht gab ihm erwünschten Anlaß, von neuem in Delos einzurücken, das wichtige Gelaia zu besetzen und Amphissa zu zerstören. In dieser höchsten Gefahr vereinigten sich noch einmal Athen und Theben und stellten sich Philipp entgegen, unterlagen aber 2. Aug. 338 bei Chaironeia der überlegenen makedonischen Kriegskunst. Theben mußte eine makedonische Besatzung in die Kadmeia aufnehmen, der Boiotische Bund wurde aufgelöst, die Führer der Nationalpartei düstern mit dem Tode. Olynthischer wurde Athen behandelt, das seine Selbständigkeit behielt und nur der Seeherrschaft entsagen mußte. Auf einer von Philipp berufenen Versammlung der Abgeordneten der griechischen Staaten zu Korinth wurde darauf (337) die Autonomie aller Staaten verkündet, all-

gemeiner Landfriede geboten, die Oberhoheit des Königs anerkannt und ihm für den Kriegszug gegen die Perser der unbefchränkte Oberbefehl übertragen; nur die Spartaner waren nicht in Korinth erschienen.

Griechenland unter fremder Herrschaft.

Der Verlust ihrer Freiheit wurde den Griechen durch die makedonische Herrschaft nicht ersetzt. Nicht in ein größeres Ganze aufgenommen, um als Glieder desselben ein neues Leben zu beginnen, blieben die griechischen Staaten unverändert in ihren abgeschlossenen Existenzen, feindselig gegeneinander, im Innern von Parteien durchwühlt; bloß die Schwachen und Nachtheile der Kleinstaaten erhielten sich und wurden immer fühlbarer. Nicht am wenigsten hatte dies darin seinen Grund, daß die Hellenen die Mazedonier als Barbaren ansahen und verachteten und sich daher für die hohen Ziele Philipps und Alexanders d. Gr. nicht zu begeistern vermochten. Immer wieder versuchten sie das fremde Joch abzuschütteln, aber nur, um in demütigendere Knechtschaft zu fallen. Ein Ausfall nach Philipps Tod hatte die völlige Zersörung Thebens (335) durch Alexander zur Folge. Auf die falsche Kunde von Alexanders Tod erhoben sich 330 die Peloponnesier unter Spartas Führung, erlagen aber dem makedonischen Statthalter Antipatros. Als Alexander 323 wirklich starb, rief Athen die Griechen unter die Waffen. An den festen Mauern der Stadt Lamia (daher Lamischer Krieg) drach sich jedoch das Ungeheißer der Hellenen, und ihre Niederlage bei Krannon (322) drückte sie wieder unter das makedonische Joch; selbst Athen mußte jetzt makedonische Besatzung aufnehmen. Auch die Diadochenkämpfe brachten keine dauernde Befreiung. G. mußte sich endlich der Herrschaft des makedonischen Königs Antigonos Gonatas fügen, der sie durch Befestigungen, besonders in Thetrasien, Galakts und Attorinth, den »drei Festen Griechenlands«, sicherte. Während aber so das griechische Volk in Knechtschaft und Verachtung verfallene, eroberte seine Kultur die damalige Welt. Allerdings besaß diese Kultur, der Hellenismus, nicht mehr die ideale Höhe und familiäre Schöpferkraft der Periklesischen Zeit: die Bildung ging mehr ins Breite; wissenschaftliche Erörterung trat an die Stelle philosophischen Denkens, formale Vollenbung in der Kunst an die Stelle originärer Schöpfung; die Bildung hielt sich nicht frei von fremdartigen Bestandteilen. Doch unmitelbare der Wand der sich in den Ländern des ehemaligen Reiches Alexanders d. Gr. verbreitenden Herrschaft griechischer Sprache, Kunstbildung und Denkformen auch das Mutterland und verließ ihm einen Schimmer der früheren Größe.

Der letzte Abschnitt der Geschichte Griechenlands beginnt mit der Bildung des Kolossischen und des Akadischen Bundes zu Anfang des 3. Jahrhunderts. Beide verfolgten, jener in Mittelgriechenland, dieser im Peloponnes, das Ziel, G. wieder politische Selbständigkeit zu verschaffen, riefen aber keine Kräfte nur noch mehr auf, da sie untereinander und mit den sich nicht anschließenden Staaten in immerwährendem Streit lagen. Besonders erbittert war er zwischen dem Akadischen Bund unter Kratos und Sparta unter Kleomenes, in dem endlich Kratos den makedonischen König Antigonos Doson zu Hülfe rief, der durch seinen Sieg über Kleomenes bei Sellasia (221) die Spartaner sich unterwarf und den Akadischen Bund ganz von sich abhängig machte, während der Kolossische Bund im Bundesgenossenenkrieg (220—217) seine Selbständigkeit gegen Philipp III. behaup-



tete. Dessen Kriege mit den Römern schienen den Griechen eine Besserung ihrer Lage zu versprechen. Der Kolische Bund, später (196) auch der Achäische, schlossen sich Rom an, und nach seinem Siege bei Myoneste (197) und der Zurückziehung der macedonischen Besatzungen vertändete Flamininus 196 auf den Isthmischen Spielen unter großem Jubel der Hellenen die Freiheit. Aber die Römer meinten es mit diesem Geschenk wenig aufrichtig, und die Griechen waren in ihrem verblödeten Parteienwitz nicht fähig, es zu ihrem Heile zu benutzen. Die Attolier sühten sich durch die Anerkennung des Achäischen Bundes seitens der Römer zurückschrecken und in ihrer Hoffnung auf Vermehrung ihrer Macht getäuscht, verbanden sich mit Antiochos von Syrien, als dieser 192 in G. landete, und wurden nach der Niederlage des Königs bei Thermopyla (191) von den Römern unterworfen, ihr Bund aufgelöst. Auch der Achäische Bund führte, durch Streitigkeiten und Parteilagen zerrüttet, bald seinen Untergang herbei. Er hatte sich während des Krieges der Römer mit Persus (171–168) zweideutig gehalten und war dadurch bestraft worden, daß 1000 vornehmte Achäer 167 als Geiseln nach Italien gebracht wurden. Schon dadurch war in G. Erbitterung gegen Rom erzeugt worden, sie wuchs, als 162 von jenen 300 in ihre Heimat zurückkehrten, und kam zum Ausbruch, als der römische Senat belagert, daß Sparta, Korinth, Orchomenos und Herakleia am Oia nicht mehr Glieder des Bundes sein sollten. Der Sezessionskampf dauerte aber nicht lange. Der in Mittelgriechenland einfallende achäische Strateg Kritolaos wurde von Metellus, der eben den Aufstand in Makedonien unterdrückt hatte, bei Staphria besiegt und das letzte achäische Heer von L. Mummius bei Neulopetra vernichtet, darauf 146 auf Befehl des Senats Korinth zerstört. Hiermit war die Unterwerfung Griechenlands unter römische Herrschaft vollendet; als Provinz erhielt es den Namen Achaja.

Die Römer behandelten G. wie andre eroberte Länder, indem sie die Stellung der einzelnen Städte verschieden gestalteten, manche, wie Athen und Sparta wegen ihrer ruhmvollen Geschichte, begünstigten und ihnen wenigstens der Form nach ihre Selbständigkeit ließen, andern aristokratische Regierungen aufzwangen und Tribut auferlegten. Neben dem von Cäsar wieder aufgebauten Korinth entwickelten sich namentlich Patra und das von Augustus bei Aktion erbaute Nikopolis zu blühenden Städten. Im übrigen aber verfiel G. nach Strabons Schilderung unter der römischen Herrschaft auch in materieller Beziehung. Ganze Landschaften, besonders im nördlichen G., waren entvölkert und verödet, altherberühmte Städte, wie Theben, Megalopolis u. a., lagen in Trümmern. Vergeblich bemühten sich edle, für griechische Kunst und Wissenschaft begeisterte Männer, wie die Kaiser Trajan und Hadrian, durch Gewährung größerer Freiheit, durch Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten und durch Bauten, namentlich in Athen, den alten Geist zu beleben. Dieser war erloschen. Die griechischen Rhetorenschulen wurden zwar noch besucht, die Kunstwerstätten waren beschäftigt, schufen aber nichts Neues mehr, sondern ahmten frühere Schöpfungen nach. Theater und öffentliche Festspiele waren entartet, der Glaube an die alten Götter erloschen oder in rohen Aberglauben verwandelt. Zwar suchte man durch alljährliche Festlichkeiten das Andenken an glorreiche Taten und Thaten der Vorfahren zu erhalten; allein Geist und Kraft der Vorfahren erwachten nicht wieder in den in Trägheit und entnervenden Sinnengenuß

versunkenen Nachkommen, die den von Norden hereinbrechenden Barbaren bald völlig erlagen.

Literatur. Die wichtigsten Quellen der griechischen Geschichte sind neben den Inschriften die historischen Werke des Herodot, Thukydides, Xenophon, Plutarch, Diodor, die Reden des Demosthenes, die geographischen Beschreibungen des Strabon und des Pausanias. Von den neuern Gesamtdarstellungen der Geschichte Altgriechenlands sind hervorzuheben: E. Thirlwall, *History of Greece* (Lond. 1835–1838, 8 Bde.; neue Ausg. 1855, 8 Bde.; in Auszug von Schmis 1856); G. Grote, *History of Greece* (6. Aufl., das. 1888, 10 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1880 bis 1883, 6 Bde.); E. Curtius, *Griechische Geschichte* (6. Aufl., das. 1887–89, 3 Bde.); W. Dunder, *Geschichte des Altertums*, Bd. 5–9 (neue Ausg., Leipz. 1888); Büsch, *Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäroneia* (Bd. 1–3, Göttingen 1884–1903; Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl. 1892–95); Holm, *Griechische Geschichte* (Berl. 1885–93, 4 Bde.); Bloch, *Griechische Geschichte* (Straßb. 1893–1904, Bd. 1–3); E. Meyer, *Geschichte des Altertums*, Bd. 2–5 (Stuttg. 1893–1902). Kürzere Darstellungen: Zäger, *Geschichte der Griechen* (7. Aufl., Gütersloh 1900); Derpberg, *Geschichte von Hellas* (in *Antens Geschichte in Einzeldarstellungen*, Berl. 1879) und *Griechische Geschichte* (Halle 1884); Böhlmann, *Grundriss der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde* (2. Aufl., Münch. 1896); Burn, *History of Greece* (Lond. 1902, 2 Bde.); J. Burdard, *Griechische Kulturgeschichte* (hrsg. von Curt. Berl. 1898–1900, 3 Bde.); weitere kulturgeschichtliche Werke f. oben, S. 296; v. Scala, *Griechenland* (im 4. Bd. von Schmollers *Weltgeschichte*, Leipz. 1900). Zur Geschichte einzelner Stämme u. Zeitperioden: O. Müller, *Geschichte hellenischer Stämme und Städte* (2. Aufl., Bresl. 1844, 3 Bde.); Rief, *Geschichte der griechischen und macedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chäroneia* (Gotha 1893–1903, 3 Bde.); Ridgeway, *The early age of Greece* (Cambridge 1901, Bd. 1; original, aber oft verfehlt); Droyen, *Geschichte des Hellenismus* (2. Aufl., Göttingen 1877, 3 Bde.); Aerts, *Geschichte des hellenistischen Zeitalters* (Leipz. 1901, Bd. 1); Hirsch, *Greece under the Romans* (Lond. 1844; deutsch, Leipz. 1861); Derpberg, *Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer* (Halle 1866–75, 3 Bde.).

Griechenland (Neu-Griechenland, amtlich Hellas genannt, hierzu die Karte »Griechenland«), Königreich im SO. Europas, wurde 1832 gegründet, 1863 um die Ionischen Inseln (s. d.), 1880 um Thessalien und ein Stück von Epirus vergrößert und durch die den unglücklichen Kriege von 1897 folgende Grenzregulierung um 440 qkm vergrößert. G. liegt (mit Einrechnung der Inseln) zwischen 35° 50'–39° 50' nördl. Br. und 19° 17'–26° 10' östl. L. und hängt nur im N. längs einer 270 km langen Landgrenze mit der Türkei (Albanien und Makedonien) zusammen, während es sonst überall von Meer umgeben ist, im O. vom Ägäis, im S. vom Mittelmeer, im W. vom Ionischen Meer. Das Land besteht aus drei Hauptteilen: Nordgriechenland (umfassend Thessalien und Mittelgriechenland, letzteres unter türkischer Herrschaft Livaden genannt), die Halbinsel Morea (Peloponnes) und die Inseln.

Die Beschreibung der Gebirge, Hoch- und Tiefedaten mit Angabe ihrer antiken und heutigen Namen, ihrer Höhen u. findet sich oben bei Alt-Griechenland, im Abschnitt »Bodenbeschaffenheit«, S. 288 f.

Übersicht des Inhalts:

Geolog. Beschaffenheit S. 304	Industrie S. 308
Bewässerung 304	Ganbel und Berste . . . 308
Klima 305	Standwerfassung und Ber- stellung 309
Pflanzenwelt, Tierwelt . . . 305	Nachspflege 310
Kreuz und Bevölkerung . . 306	Flanzen 310
Religion 307	Geometrie 310
Bildung, Charakter etc. . . 307	Marine 311
Erwerbszweige 307	Wappen, Flagge, Orden . 311
Küstenbau 307	Geogr.-statist. Literatur . 311
Tierzucht, Fischerei etc. . . 308	Geologie 311
Forstwirtschaft, Bergbau . . 308	

[Geologische Beschaffenheit.] Von N. her erstrecken sich als Ausläufer der Dinarischen Alpen (s. Türkisches Reich) nach W. hinein zwei Hauptgebirgszüge: im W. der Pindos, im O. das thessalische Küstengebirge. Der Pindos und die westlich angrenzenden Ketten bis zum Meere hin bestehen aus eocänen (früher für cretazisch gehaltenen) Ablagerungen (Plattenkalken, Gypssteinen, Mischsandsteinen und Schiefern und Mammulitenkalken); auch die Attischen und Marnatischen Alpen, die südliche Fortsetzung des Pindos, haben den gleichen Bau, ebenso wie die jenseit des Karinthischen Golfes im Peloponnes nach dem Kap Katapan und Kap Malea nordöstlich fortstreichenden Gebirgszüge. Das thessalische Küstengebirge (Olymp, Cissa und Pelion) verläuft quer gegen seine ostwestlich streichenden Gebirgsschichten, und diese sind wesentlich Phyllite und kristallinische Kasse. Ähnliche Gesteine, nicht selten in Verbindung mit Serpentin, finden sich auch in den östlichen Teilen Euböas und Attikas, besonders in dem marmorreichen Pentelien und Hymettos und in den ersiehenden Bergen von Laurion, hier noch durchbrochen von Granit. Auch im östlichen Teil von Morea treten kristallinische Schiefer auf, so in der Umgebung des Rheneos-Sees, in den südlichen Grenzgebirgen Arkadiens, ferner in dem Tangetos und in der Raima, hier in Verbindung mit kristallinischem Kalk (eine Varietät desselben ist der schon im Altertum geschätzte rote Marmor), der sich bis zum Kap Katapan erstreckt, sowie in dem südöstlichen, bis zu Kap Malea fortstreichenden Höhenzug. In Nord- und Mittelgriechenland liegen zwischen dem Eocän im W. und dem kristallinischen Gebirge im O. mehrere kleine nach O. hin streichende Ketten (z. B. der Othrys, Cila, Parnassos, Pelion, Kilikion etc.), die neben den eocänen Ablagerungen noch Schiefer und Kalksteine der Kreide (oft reich an Rudisten) und massenhaft eingelagerte Serpentine enthalten, aber hier und da als Unterlage auch ältere Sedimente der Kalkformation zu haben scheinen. Derartige Ablagerungen finden sich auch auf dem Nithmos und in den Randgebirgen Arkadiens sowie im Tangetos zwischen Sparta und Messenien und im ganzen östlichen Peloponnes. Südlich von Sparta, zwischen Korinthos und Lepreosa, wird im Gebiet der Kreide der seit dem Altertum berühmte Lebadraparaphre (porrida verde antico) gebrochen. Sehr verbreitet sind in G. und zumal in den der Küste benachbart liegenden flachern Landstrichen neogene Tertiäralagerungen; sie gehören, wie die Korallenriffe der attischen Ebene, dem obersten Miozän (sarmatische Stufe) an, zum Teil dem ältern Miozän, zum größten Teil aber dem jüngsten Miozän. Neogene Anglomerate umgeben die nördlichen und westlichen Grenzgebirge Arkadiens bis zu etwa 1500 m Meereshöhe, während in den flachern Küstengegenden, namentlich am Nithmos und in den Eparchien Karinth, Elis, Messenien, auch in Sparta und Akhaia (und ähnlich in Attika, Böotien, Thessalien und auf Euböa), jüngere marine und zum

Teil auch brackische und Süßwasserbildungen, bestehend aus blaugrauen Tonen und Mergeln, landigen Meerestallen, feinschieferigen Süßwasserstallen mit Lignitflözen etc., herrschen, zum Beweis, daß das Land erst in verhältnismäßig junger Zeit zu seiner jetzigen Höhe aus dem Meer emporgestiegen ist. — Die Kasse Griechenlands sind reich an Höhlen. Manche derselben sind natürliche Abzugskanäle (Kladathron) für die Gewässer der vielen geschlossenen Beckentäler in Böotien und im Peloponnes. In die Höhlen an der Küste von Kephallonia verlieren sich landeinwärts laufende, Röhren treibende Meerestrome (s. Argosioti).

Die Inseln der Kykladen folgen der Richtung Euböas und Attikas und setzen sich weit ins Meer hinaus fort, wie die Spitzen eines untergegangenen Festlandes. Die Kaimenigruppe, Santorin und Therasia, zusammen einen Krater bildend, zeigt mächtige vulkanische Massen von Andesit (s. Santorin). Sie ist durch die Ausbrüche von 1866 ff. berühmt geworden. Die jungvulkanischen Gebirge setzen von da über die Milosgruppe fort und erreichen ihr Ende erst im Golf von Agina (Paros, Gaidinzel Methana und Agina). Fast überall findet sich daselbst älteres Grundgebirge als Basis der Tachyte, Anbesite, Obsidiane und Krimsteine und der mancherlei Luffe und Schladendiluvungen; daselbst ist nur auf Milos beobachtet. An der Zusammenfügung der übrigen Inseln nehmen sowohl ältere als jüngere sedimentäre Gesteine Anteil; kristallinische Schiefer herrschen besonders auf Tinos (mit grünen, weiß und dunkel gefleckten Serpentinmarmor), Syra (Maulophan(schiefer), Paros (mit dem berühmten parischen Marmor), Paros (mit bedeutenden Schmirgellagern) u. a. Vgl. Philippson, Der Peloponnes (Berl. 1892) und Beiträge zur Kenntnis der griechischen Inselwelt (Gotha 1900); Neumann u. a., Geologische Studien in den Küstennäher des Griechischen Archipels (Bresl. 1880).

Kein Land der Erde hat im Verhältnis zum Flächeninhalt eine so reiche Gliederung wie G. Dies beruht auf dem geologischen und tektonischen Bau, der G. freilich auch zu einem der erdbebentrichsten Gebiete macht. Der maritime Charakter ist auf der Ostseite reich entwickelt und macht sie wegen ihrer vortrefflichen Häfen für den Seeverkehr geeigneter als die Westseite. Deshalb waren die Griechen von Anfang an mehr auf den Verkehr mit dem Osten als mit dem Westen hingewiesen, und die altgriechischen Landschaften stellten von jeher den Schwerpunkt des griechischen Seelens und der griechischen Kultur dar. Die Meerbusen von Arta, Lepanta (Korinth), Patras, Navarino, Koroni (Messene), Korathomisi (Kalamien), Nauplia (Argolis), Hydra, Agina, die gasartige Straße zwischen Euböa und Attika: sie alle sind tief, geschützt und für die Schifffahrt sehr günstig. Die Buchten, Baien und Häfen geringern Umfangs sind unzählige. Auch die zahllosen Inseln (etwa 500) des Ägäischen Meeres bildeten stets eine wichtige Brücke nach Asien, die des Bosporus (über 100) verbinden G. mit dem übrigen Europa.

[Bewässerung.] Große Längentäler und längere Flüsse fehlen, sehr häufig dagegen sind die Saktäler, in denen die Flüsse in Schlünden (Kalabathron) verschwinden, und die Küstenflüsse. Der größte Fluß ist der vom Persien kommende, im Unterlauf schiffbare Alpropotamos (s. d., Acheloos); ihm parallel fließt westlich der auf türkischem Gebiet entspringende, in den Meerbusen von Arta mündende Artinos (Arachthos), östlich der Phidaris (Euenos), der in den Golf von

Baträ fällt, und der in den Golf von Korinth fallende Kornos (Kornopotamos). Wegen O. fließen in Thessalien der Salamvrias (Venecio) mit dem Sarantapotos und zahlreichen andern Zuflüssen; in Livadien: der Alamana (Bellada, der alte Spercheios) zum Meerbusen von Ziumi, der Kavronero oder Kavropotamos (Aephisos), der sich in den ehemaligen See Topolias (Kopais, f. d.) ergießt, und der Surenidis (Asopos) zum Ägäischen Meer. Auf Morea sind zu erwähnen: der zum Busen von Arkadia fließende Kupidias (Alpheios), der Hauptfluß der Halbinsel, die Pirnasia (Pamisos), die südlich in den Golf von Korinth, und der Iri (Eurotas), der in den Golf von Korinth mündet; endlich die Panisfa (Inachos), die zum Golf von Nauplia fließt. Die meisten Flüsse führen bloß periodisch Wasser, nur die größten fließen ununterbrochen. Quellen sind zahlreich, aber sehr ungleich verteilt. Auf dem Tageros und Kithäron sind sie häufig, in Attika und Megaris selten, auf der Ebene von Argos gibt es gar keine. Die bedeutendsten Seen sind in Thessalien der Karalasee (Poebe) und der Kergo- oder Daulisee (Aynias), in Livadien der trockene getragene Topoliassee (98 m hoch), Likerisee, Brachorisee (Trichonis, 36 m) und der See von Angelokastron, auf der Halbinsel Morea der Karalasee (Stymphalis, 688 m) und der See von Phonia (722 m). Viele Siedlöcher und Quellen sind dauernd oder zeitweilig mit Seen und Sümpfen erfüllt.

Klima. Da W. den nördlichen kalten Winden vom Schwarzen Meer der ziemlich offen steht, so sind die Winter kälter als im S. des Mitteländischen Meeres. Dabei zeigen sich auf der kurzen Strecke von sechs Breitengraden in W. klimatische Unterschiede, wie sie sich weiter westlich auf eine nordöstliche Erstreckung von 15 Grad (von Mitteldeutschland bis Sizilien) verteilen. In den ringum von Bergfelsen umschlossenen Tälern, z. B. in Böotien, bei Sparta und im Innern Arkadiens, ist die Hitze des Sommers sehr hoch (bis 45, ja 50°), die Kälte im Winter oft —12°, die mittlern Jahreswerte der Temperatur betragen für: Salona 35°, —1°, Korfu 35°, —2°, Janina 36°, —8°, Paträ 37°, —1°, Athen 38°, —2° (absol. 41° —10°). Die Sommer sind sehr regnerarm, und die Sommerdürre dauert oft weit in den Herbst hinein fort; regenreicher ist die kalte Jahreszeit. Die Jahressumme der Niederschläge beträgt für: Durazzo 109, Salona 108, Korfu 148, Janina 130, Paträ 66, Kalamata 82, Nauplia 89, Athen 34, Andros 56, Santorin 30 cm (Regentage auf Korfu etwa 120, in Athen 73). Die Luft ist im ganzen ungemüßig klar und trocken, besonders in Attika. In Athen ist der Himmel durchschnittlich an 179 Tagen klar, an 157 Tagen halbklar und nur an 29 Tagen trübe; Gewitter kommen dort an 19 Tagen vor. Die Jahreszeiten prägen sich ziemlich scharf aus. Mit dem März tritt der Frühling in seiner ganzen Schönheit auf und währt bis Juni, wo sich der fast regenlose Sommer mit großer Hitze einstellt, die bis Ende August anhält. Mit dem September stellen sich erfrischende Gewitterstürme ein, und es beginnt der beglaubte Herbst. Ende November folgt die Regenzeit, doch werden die nachfallenden Tage oft vom lachendsten Venzwetter unterbrochen. Schnee fällt nur in den Gebirgen, und die Gipfel des Parnas und Tageros halten ihn wohl bis Ende Mai. Auf der Ebene und in den Tälern ist er selten oder schwach bald, und allgemein strenge Winter sind eine Ausnahme. In den Tälern Arkadiens, des Lakira (Parnas) und des Palao-Bano (Helikon) verschneit der Schirokko oft nach zwei oder drei Tagen den Winter.

Weitere Rom.-regien, 6. Aufl., VIII. B.

Pflanzenwelt. An eine durch dünnbewohnte Sand- und Salzpflanzen gekennzeichnete Küstenregion Attikas schließt sich weiter landeinwärts an Flußufern und Talsohlen sowie auf Kulturländchen und Brachädem eine Ebenenflora an, die vorwiegend aus mediterranen Formen von allgemeiner Verbreitung mit beigemischten spezifisch griechischen Elementen besteht. In der zunächst folgenden Region der Hügel und Borgege herrschen teils niedrige Phryganasträucher, wie *Poterium spinosum*, *Cistus creticus*, *Anthyllis Hermanniae* u. a., teils höhere immergrüne Buschbestände der Wachsenformation mit zum Teil für die griechische Flora charakteristischen Bestandteilen vor. Auf höheren Bergen breitet sich der Bergwald aus, dessen Untergrundflora an endemischen Pflanzenformen besonders reich ist. Größere Waldbestände finden sich außer in Attika auch in Megaris, Livadia, Euböa, Paros u. a. Die wichtigsten Nadelholzarten sind *Abies Apollinis*, *A. cephalonica*, in Arkadien auch *A. Reginae Amaliae*, auf dem Gebirge Panadaiton *A. panachaica*, *Pinus Picea*, *P. laricio*, mehrere Arten von Zypressen und *Juniperus*, *Taxus baccata* am Barnes u. a. Von Laubbäumen ist *Quercus Aegilops* besonders in der Ebene verbreitet, außerdem kommen vor *Q. coccifera*, *Q. Cerris*, *Q. ilex*, auf Euböa *Q. pubescens*, auf dem Barnes *Q. congesta* u. a. Die mitteleuropäischen Eichen sind selten. Die Buche tritt über der Tannenregion auf; in Epirus und Thessalien hat die Kastanie (*Aesculus Hippocastanum*) einen ursprünglichen Verbreitungsbezirk. Die Eufestanie wächst in feuchten Talfluchten; die Platanen steigt bis über 1000 m im Gebirge auf; Pappeln, Ulmen, Blumeneschen, Linden, *Acer creticum*, *Carpinus Duinensis*, *Ostrya carpinifolia* sind häufigere Holzgewächse. Die alpine Region ist an Glazialpflanzen sehr arm, jedoch hat sie endemische Formen, die in Thracien und Rumelien fehlen und zum Teil als Varietäten mitteleuropäischer Arten betrachtet werden können. Unter den Kulturpflanzen stehen Elbaum, Weinstock, Weizen und Gerste oben an.

Tierwelt. W. gehört zur mittelländischen Subregion des palaarktischen Faunengebietes. In den Gebirgsländchen Nord- und Mittelgriechenlands gibt es noch ziemlich viel Biber, in Epirus und Pinodos sollen noch Bären vorkommen; von Äsen aus hat sich der Schafal bis nach W. verbreitet. Neben Edelhirsch und Reh ist für G. charakteristisch das wild vorkommende Damwild; das Wildschwein tritt noch häufig auf; der Steinbock lebt noch auf Kreta, auf den Inseln des Archipels finden sich wild lebende Ziegen oft in großen Herden, auf den Kykladen wilde Kaninchen in ungezählten Scharen. Der Hase ist in G. häufig. W. hat eigne Arten von Vögeln, aber auch ein großer Teil der vom N. nach Afrika ziehenden Vögel paßiert G., und eine Anzahl nördlicher Vögel nützt hier Winterquartier, z. B. Waldkauz, Bussard, Kiebitz, Eisvogel, Wiesen- und Wasserpieper, Feldlerche, Heiblerche und Haubenlerche, Singdrossel, Kuckuck, Amsel; in den Lagunen, den Sümpfen und Seen leben im Winter der nördliche Singschwan und in ungläublichen Scharen Kormorane, Fasanen u. a., ebenso Säuer, Storch und Krähen. Zu charakteristischen Vögeln der sommerlichen Tierwelt, die höchstens als Irrgäste hier weiter nach N. verfliegen, zählen Pelikan, grauer Sturmläufer, Scholler, Löffelreiher, Zwergtrappe. Auf ihrem Zug kommen durch G. Purpurreiher, Silberreiher, Schopfreier, Nachtreier, der weiße und schwarze Storch, Kis-

Stand- oder Strichvögel finden sich Falken, im Winter auch der Fiskadler, ferner der weißköpfige Geier, in den westlichen Gebirgen der Lämmergeier, von Eulen Uhu, Zwergohreule, Spertingseule; als Jagd-geflügel spielen eine Rolle Kuckuck, Steinbuhn und Trappe. Neptilien und Amphibien, besonders Erdkröte, sind zahlreich vertreten, einige Erbschoten erreichen eine bedeutende Größe. Der Fiskfang wird sowohl in den Gewässern des Landes wie an der Küste viel betrieben (Wale im Kapais- und Karlafee, Lachsforellen, Sardellen an der Küste von Nordbudda). Die Vögel des Griechenlands beweisen die Zugehörigkeit zur levantinischen Fauna. Weiteres, auch über die Schwammfischerei, s. unten, S. 308.

Areal und Bevölkerung.

G. hat einen Flächeninhalt von 64,679 qkm und gliedert sich seit 1. Jan. 1900 (Gesetz vom 6. Juli 1899) in 26 Nomoi (bis dahin in 16), die in 68 Eparchien und 448 Demen zerfallen. Die Bevölkerung betrug 1896: 2,433,806 Köpfe (1,266,816 männlich, 1,166,990 weiblich) gegen 2,187,208 im J. 1889 und 1,980,000 im J. 1881. Der Zuwachs gegen die Zählung von 1889 beträgt 10,8 Proz. oder jährlich 1,6 Proz. trotz großer Kindersterblichkeit, eine Zunahme, wie sie in Europa nur noch Sachsen und Serbien zeigen. Auf die einzelnen Nomoi, deren Flächeninhalt noch nicht ermittelt ist, verteilt sich die Bevölkerung wie folgt:

Nomoi	Hauptstadt des Nomos	Bevölkerung des Nomos
Athina	Athen	256 000
Boeotien	Thebais	57 000
Phthiotis	Kalamia	99 000
Phthia	Konstantinopel	60 500
Athina und Kalamia	Westkonstantinopel	127 000
Euboea	Karpenisi	44 000
Magnaesia	Koloss	92 000
Karissia	Karissia	85 500
Trikkala	Trikkala	96 500
Karissia	Karissia	80 700
Attika	Athina	39 000
Argolis	Korinthos	80 700
Korinthia	Korinthos	64 600
Khalkis	Khalkis	144 800
Elis	Pyrgos	91 500
Arkadia	Trikala	107 000
Kakodamon	Epakta	85 000
Kalamia	Episkion	63 000
Messenia	Kalamia	119 000
Triphylia	Kaparsia	85 500
Euboea (Samos)	Chalkis	115 500
Saklades	Sermopolis	134 700
Arctura (Korfu)	Korfu	94 600
Kephallonia	Kephallonia	70 500
Kephalos (St. Kira)	Kephalos	43 000
Zakynthos (Zante)	Zakynthos	45 000

Die stärkste Volksdichte (98 Einw. auf 1 qkm) und zugleich die stärkste Bodenbenutzung zeigen die als Ganzes nie unter türkisches Joch gekommenen Ionischen Inseln. In den Kykladen entspringen 56, im Peloponnes 41,5, in Mittelgriechenland 29,4, in Nordgriechenland 29,6 Einw. auf 1 qkm. Die seit langem dicht bevölkerten Inseln zeigen fast allgemein eine Abnahme ihrer Volkszahl, dagegen sind die Städte auf Ägäen der Landbevölkerung stark gewachsen, besonders in dem Jahrzehnt 1879–89, wo die Bevölkerung von Athen um 69,24 Proz., Piräeus 61,18 Proz., Thessaloniki 43 Proz. und Patra 31,56 Proz. anwuchs. Städte über 10,000 Einw. gab es 1896 zwölf. Der Staatsangehörigkeit nach gab es außer den Hellenen (1896)

etwa 32,000 fremde Untertanen, in erster Linie Osmanen, Italiener und Engländer. Vongriech. Staatsangehörigen lebten 1896: 138,000, meist Kaufleute, im Ausland, davon über die Hälfte in Europa, 43,000 in Ägäen, 21,000 in Afrika, die in den Haupthandelsstädten ansehnliche Geschäfte betreiben. Im J. 1895 wanderten 2195 Griechen nach Amerika aus, 1896 niemand.

Die Bevölkerung Griechenlands besteht aus zwei vorherrschenden Volksstämmen, den Griechen (Neugriechen 1,850,000), den namentlich auf dem Festland mit slawischem, romanischem, albanesischem und türkischem Blut gemischten Nachkommen der alten Hellenen, die besonders in Südgrichenland und (reineren Blutes) auf den Inseln weit überwiegen, und den Albanesen (s. d.), die im 14. Jahrh. einwanderten und sich besonders im südlichen Mittelgriechenland, in Argolis, Korinth und im südlichen Euböa vorfinden. Ihre Gesamtzahl wird auf 100,000, nach andern auf 250,000 geschätzt, wovon etwa ein Viertel nur seine eigne Sprache versteht. Sie bilden einen stark hellenisierten, weniger durch Zahl als durch industrielle Tätigkeit bemerkenswerten Teil der Bevölkerung, da sie vorzügliche Ackerbauer und die unternehmendsten Seelente sind. Außerdem leben in G. Rußengriechen oder Jüngern (im Pindos und im nördlichen Aitolien), Türken (jogen. Kaniarben, im ebenen Thessalien, s. T. ausgewandert) und 6000 Juden. Die Neugriechen tragen trotz starker Beimischung fremder Elemente und trotz Beweinigung durch Türken, Slawen und Italiener (die Neugriechen sind viel brachyphealer geworden, als es die alten Griechen waren) doch viele unverfälschte Spuren der Ähnlichkeit mit den alten Hellenen an sich und haben sich deren Assimilationskraft bewahrt. Vgl. Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne (Par. 1824; deutsch von H. Müller, Leipzig 1825); Gyllisakis, Neugriechisches Leben, verglichen mit dem altgriechischen (Berl. 1840); Firmic, Neugriechische Volksgefühle (dof. 1840–67, 2 Tle.) und H. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum (Leipz. 1870); weitere Literatur zur Volkskunde s. unten, S. 311.

Nach dem Religionsbekenntnis verteilt sich die Bevölkerung Griechenlands 1896 folgendermaßen: Es gab 1,922,000 Griechisch-Orthodoxe, 26,000 andere Christen (meist römisch-katholische), 25,000 Mohammedaner, 6000 Juden. Jedem Kulteus ist freie Religionsübung gewährleistet. Staatsreligion ist die griechisch-orthodoxe, der sämtliche Kinder des Königs, namentlich auch der Kronprinz und dessen Nachkommen, angehören. Die griechische Staatskirche sagte sich 1833 von der Oberaufsicht des Konstantinopoler Patriarchen los und gestaltete sich durch Einsetzung eines einheimischen obersten Kirchenregimentes (hetige Synode zu Athen) zur Nationalkirche. Die Weislichkeit ist an Zahl (5000) bedeutend und hat ausgedehnte Zünfte. Die Zahl der hohen geistlichen Ämter, die der König ernannt, ist mit der neuen Konstitution von 39 auf 32 herabgesetzt und der Unterschied zwischen Erzbischofen und Bischöfen aufgehoben worden. Alle führen in Zukunft den Titel Bischof; nur der Bischof von Athen, zugleich Präbident der Heiligen Synode, behält den Titel Metropolit. Die Zahl der Ämter betrug 1898: 198 (gegen 510 vor 1883 innerhalb der damaligen engern Grenzen) mit 1500 Würden, alle von der Regel des heil. Basilus, und 6 Nonnenhäuser. Der niedere Klerus, der sich verheiraten darf, ist länglich beiseit

und wenig gebildet, lebt aber einen sehr bedeutenden Einfluß auf die niederen Stände aus. Die römischen Katholiken stehen unter 3 Erzbischöfen (Athen, Karos, Korfu) und 8 Bischöfen. Weiteres über die kirchlichen Verhältnisse Griechenlands s. Artikel »Griechische Kirche«.

Das Schulwesen, das zur Türkenzeit ganz darniederlag, hat einen erfreulichen Aufschwung genommen. Vom 6. bis 13. Lebensjahr ist der Schulbesuch obligatorisch; doch wird diese Bestimmung selten eingehalten, und die Zahl der Analphabeten ist noch immer sehr groß (300 unter 1000 Akuten). 1832 gab es in ganz G. erst 75 Elementarschulen, 18 hellenische Schulen (Mittelschulen) und 3 Gymnasien. Dagegen zählte man 1897: 2874 Volksschulen (1479 Knaben, 432 Mädchen), 963 Schreibschulen mit 3486 Lehrern und Lehrerinnen, 129,230 Schülern und 29,119 Schülerinnen. Hellenische Schulen gab es 1899: 264 mit 647 Lehrern und 15,739 Schülern, 40 Gymnasien mit 291 Lehrern und 3986 Schülern. Da der dem Vantrott nahe Staat für Unterrichtswesen nur wenig Geld zur Verfügung hat, so tragen Künstler, Gemeinden und namentlich Private zu den Kosten des Schulwesens das meiste bei. Außerdem bestehen an Bildungsanstalten: ein Polytechnikum, eine theologische Akademie, 5 theologische (griechisch-orientalische) Bildungsanstalten (Seminare), 4 Lehrerseminare, das Lehrerinnenseminar (Ankafion) in Athen, 3 Navigationsschulen und eine nautische Akademie, eine landwirtschaftliche Akademie und 7 landwirtschaftliche Stationen, eine Militärschule im Piräus und die Universität in Athen mit (1900) 57 Professoren, wenigen Privatdozenten und 2802 Studenten (damit verbunden die Pharmazutenchule, ein chemisches, ein anatomisches Institut, die Sternwarte u.). Nächstes leistet auch die Archäologische Gesellschaft in Athen. Zu nennen sind außerdem zahlreiche Vereine (Ephoroi) für wissenschaftliche, künstlerische und Unterrichtszwecke; die Nationalbibliothek, das archäologische Nationalmuseum, das epigraphische und das numismatische Museum in Athen. Die Presse ist vertreten durch 160 Tageszeitungen und periodische Schriften (davon 151 griechisch, 4 griechisch und französisch, 3 französisch), von denen 68 in Athen, 11 in Korfu erscheinen. 91 Zeitungen sind politisch, 19 politisch und literarisch zugleich.

Die geistigen Anlagen der Neugriechen sind überall glücklich. Am Nationalcharakter sind infolge des jahrhundertelangen Druckes die schlechten Eigenschaften fast überwiegend; namentlich sind Eitelkeit, Mißtrauen, Hang zum Lügen, Unzuverlässigkeit, Neigung zu Betrug und Übervorteilung allgemeine Charakterfehler. Die »griechische Treue« (fides graeca) ist derückigt. Dazu kommt Hang zu Müßiggang und Schreie vor Handwerk und strenger Arbeit; jeder möchte Handel treiben, für den der Grieche besonders veranlagt ist. Eine Folge davon ist der hohe Arbeitslohn und der niedrige Stand der Hochkultur. Zu den guten Eigenschaften der Griechen gehören ihre Höflichkeit, Gefälligkeit und Freundlichkeit, die Freigebigkeit der Reichen zu wissenschaftlichen und kulturellen Zwecken.

Die Wohn- und Lebensweise der Griechen ist einfach. In den Städten sind die Häuser selten zwei Stockwerke hoch. Vieles Hausgerät zeigt antike Form. Seltener ist das Landvolk warme Speisen. Brot, dazu etwas Käse, Früchte, Zwiebeln oder gekochene Fische sind die tägliche Nahrung, reines Wasser oder ein Schluck wohlfeilen Harzwine (Rexinat) das Getränk.

Fleisch wird selten gegessen. Die (ursprünglich albanesische) noch sehr verbreitete Nationaltracht der Männer besteht aus einem bunten, vorn offen stehenden Spitzer, einer kurzen, gleichfarbigen, gestickten Jacke darüber und einem farbigen Überwurf mit geschlitzten Ärmeln um die Schultern. Die Hüften umschließt ein breiter, verzierter Gürtel. Von diesem abwärts reicht bis unter die Knie ein weißes, in zahllose Falten gelegtes Hemd, die sogenannten Fustanella. Die Beiden bedecken weiße Strümpfe oder enge, bunt gestrichelte Gamaschen, die Füße rote Schnabelschuhe. Die Tracht der Frauen ist nach den verschiedenen Gegenden verschieden, meist ein langes wollenes Kleid, um die Hüften von einem bunten Schal oder Gürtel zusammengehalten, darüber ein längeres wollenes Oberkleid. Die Schließung der Ehe wird als Geschäftssache behandelt, welche die Väter ohne weitere Befragung der Kinder abmachen. Das Leben der griechischen Frauen ist ein häuslich abgeschlossenes. Ehescheidungen kommen äußerst selten vor. Für Musik, Tanz und Festlichkeiten haben die Griechen eine große Vorliebe. Verumtückende Kabbalisten findet man oft. Eine Standesverschiedenheit der Bewohner besteht nur in deren verschiedenen Beschäftigungsarten. Einen Adel gibt es in G. nicht; die Verfassung vom Trözen (1827) verbot die Erteilung von Adelsstiteln.

Erwerbszweig.

Ackerbau. G. ist im ganzen nicht fruchtbar und besteht infolge unvorzüglicher Entwaldung aus fahlen Gebirgen; die fruchtbaren Striche sind auf einzelne Küstaltäre, manche Teile von Thessalien, der Kornkammer Griechenlands, und einzelne Inseln (Ionische Inseln) beschränkt. Im allgemeinen fehlt es an Wasser. Einem Aufschwung wirken die ungerechte Verteilung, die mangelhaften Mittel, die primitiven Ackergeräte, der niedrige Stand der Viehzucht- und Viehzucht und die geringe Unterstützung seitens des Staates entgegen; dagegen gibt es nur geringen Grundbesitz. Nur 14 Proz. des Bodens entfallen auf Acker und Wälder, 4,6 Proz. auf Weinberge, 37 Proz. sind Weiden und Weide, 35,1 Proz. sind unproduktiv, der Rest ist fast gelichteter Wald. Vornehmlich ist besonders der Anbau von Korinthen, Wein, Oliven und Feigen; Getreide bildet dagegen stets den Haupterwerbszweig (1900 für 83,6 Mill. Drachmen, meist aus Rußland), weil der eigne Anbau, vor allem in Thessalien, den Bedarf bei weitem nicht deckt. Im jährlichen Durchschnitt beträgt die Produktion von Weizen 2,54 Mill. hl, Gerste 1,05 Mill. hl, Roggen 300,000 hl, Reis (in den alten Provinzen) 980,000 hl, Weizen (in den alten Provinzen) 500,000 hl. Die wichtigste Frucht ist die Korinthe, die vor allem längs der Küsten des Peloponnes und auf den Ionischen Inseln gedeiht, aber im Ertrag sehr wechselnd; 1870 wurden für 17,5, 1890 für 48,1, 1900 für 52,6 Mill. Drachmen ausgeführt, davon mehr als die Hälfte nach Großbritannien, der Rest nach Frankreich, Deutschland, Österreich, Holland und Nordamerika. Der übermäßig ausgedehnte Anbau von Korinthen, das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage haben in den letzten Jahren ein bedeutendes Sinken der Preise zur Folge gehabt. Um den stetig wiederkehrenden Krisen vorzubeugen, ist seit 1895 eine künstliche Beschränkung der Ausfuhr durchgeführt, indem 15 Proz. der Jahresernte an Staatsmagazine abzuführen sind und nur im Inland zur Fabrikation von Cognat, Sirup und Spirituosen verwendet werden dürfen. Eine eigens gegründete Korinthenbank in Patra soll den Interessen der Korinthenbauern dienen.

Den Bemühungen der Regierung und einzelner Privaten, darunter der deutschen Weinbaugesellschaft Achaia in Paträ, ist es gelungen, an Stelle der noch sehr unvollkommenen Methodik eine rationellere Art der Herstellung und Behandlung des Weines (jährlicher Durchschnittsertrag 1½ Mill. hl) zu setzen, wodurch er ausfuhrfähig wurde. So bezieht Frankreich große Mengen herber Weine, auch nach dem Deutschen Reiche werden herbe und süße Sorten mit Erfolg ausgeführt. Die Weinausfuhr betrug 1900: 4,8 Mill. Drachmen. Tabak wird besonders in Thessalien, Aitolien und Argolis gebaut; der Verbrauch im Inland ist sehr stark, trotzdem wurden 1900: 3,65 Mill. kg im Werte von 3,5 Mill. Drachmen ausgeführt. Die Obstkrautpflanzung (Kirschen, Äpfel, Birnen) ist unbedeutend, wichtig aber die der Feigen in Messenien, von deren Ertrag fast ¼, meist nach Österreich-Ungarn, ausgeführt werden, und der Döbäume, deren Zahl auf 9—10 Mill. angegeben wird. Das Öl (Jahresproduktion 1899: 13,5 Mill. Lit.) ist wegen der mangelhaften Verfertigung meist von minderewertiger Beschaffenheit. Mit Baumwolle (Jahresproduktion 6,5 Mill. kg) sind, namentlich in Lakonien und Böotien, 6000 Heftel bepflanzt.

Tierzucht. Fischerei. 1896 zählte man 2,522,353 Schafe (mehr im Peloponnes), 1,954,640 Ziegen (mehr im Norden), nur 87,453 Rinder, unansehnliche, aber ausdauernde Pferde, 85,959 Stüd Rindvieh, 45,616 Schweine, 48,191 Maultiere, 86,336 Gese, 5090 Büffel und ca. 200,000 Bienenstöcke. Obwohl es Weiden, darunter sommerliche Alpenweiden (Kalybien), im Überflusse gibt, wird doch die Tierzucht vernachlässigt, wie die starke Einfuhr (1900 für 3,4 Mill. Drachmen) beweist. Die Seidenraupenzucht, die Mitte des 19. Jahrh. noch 1 Mill. kg Kokons produzierte, ist auf 200,000 kg zurückgegangen, die zur Hälfte im Lande verarbeitet, zur Hälfte nach Frankreich ausgeführt werden. Bedeutend ist die Bienenzucht, besonders am Symmetos. Das Meer ist reich an Fischen, Austern und Muscheln, die einen großen Teil der Volksernährung bilden. Doch betrug die Einfuhr von Fischereiprodukten (gefalgene und geräucherte Fische, Perlinge etc.) 6,2 Mill. Drachmen, davon Schwämme für 1,5 Mill., während deren Ausfuhr nur einen Wert von 0,5 Mill. hatte. Die Schwa mmfischerei wird ausschließlich von den Bewohnern von Hydra, Argina und Kranidion mit 300 kleinen Schiffen betrieben.

Forstwirtschaft. Von den 8200 qkm Wald (größtenteils in Mittelgriechenland) sind 80 Proz. Staatsbesitz. Der Wald ist durch Kachgewinnung, Viehhiz und die von den Hirten angelegten Waldbrände schwer geschädigt worden, und alle Bemühungen um Einrichtung einer geordneten Forstwirtschaft sind wegen der Unerfahrenheit der angewendeten Staatsmittel erfolglos geblieben. 1877 wurden 190 Forstgendarmen angestellt, 1892 Forstinspektoren ernannt. 1900 mußte noch für 10,5 Mill. Holz eingeführt werden, meist aus Rußland und Österreich. Die wichtigsten Ausfuhrgegenstände (jährlich 2 Mill. Drachmen) bilden Eschen. Das Nichtenholz findet beim einheimischen Weizen (Regina) Verwendung.

Der Bergbau, der seit Aufnahme der Arbeiten in Laurion einen großen Aufschwung nahm, dann aber nachließ, liefert jetzt stetigere Erträge: die Ausfuhr von Erzen (besonders von Laurion aus nach England, Belgien und Frankreich) nimmt die zweite Stelle nach den Korinthen ein. Die Karmorindustrie (Bentelstein, Paros) hat ebenfalls einen beachtenswerten Aufschwung genommen. Verhüttet ist der

Schmirgel von Nagos. Jetzt sind 44 Bergwerke im Betrieb, die 16 größern, meist ausländischen Gesellschaften gehören. Die Produktion der Bergbauprodukte hatte 1898 einen Wert von 21,5 Mill. Drachmen; Menge und Wert der wichtigsten Produkte ergibt folgende Tabelle.

	Werte in Tausen	Wert in Drachmen
Eisenerz	287 100	2 086 150
Manganerz	213 938	3 209 200
Kupfererz	14 097	451 100
Zinkblende	1 139	111 600
Schwefel	30 906	2 802 450
Chromerz	1 367	90 000
Magnetit, roh	14 829	270 500
„ gebraunt	129	5 800
Magnetitsteig	516	56 760
Schmirgel	3 932	418 768
Seesalz	25 250	1 818 000
Krautstein	17 310	173 100
Marmor (Stad)	18 500	47 500
Vergoldene	70 700	360 570
Metall	2 635	136 240
Metall, silberhaltig	18 888	9 160 680
Ausfuhr	306	108 275

Die gewerbliche Industrie lag bei Gründung des Königreichs gänzlich darnieder. Doch gelang es der Regierung, unter Heranziehung auswärtiger Handwerker fast alle Arten von Gewerben in Gang zu bringen, so daß 1859 in Athen sogar eine Industrieausstellung veranstaltet werden konnte. Immerhin ist G. noch vom Ausland (namentlich dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn, Großbritannien und Frankreich) abhängig. Eine erhebliche Ausdehnung hat der Schiffbau erlangt. Die Hauptwerften sind auf Paros, Hydra, Syra und in Galaxidi am Golfe von Lepanto. Neuerdings hat die Baumwollindustrie einen erfreulichen Aufschwung genommen; es bestehen 20 Spinnereien in Piräeus (40,000 Spindeln), Livadia, Galaxidi, Paträ und Syra, 12 Baumwollwebereien mit 2000 Stühlen (für grobe Drehtische, Schürten, Kattun, Webstoffe) in Piräeus, Argos u. a. D. Weringer ist die Kollinindustrie (nur 4 Tschafabriken). Zu nennen sind ferner 29 Pulver- und Dynamitfabriken, 37 Seifensabriken, 13 Dampfmaschinen. Die Elektrizität findet neuerdings in G. einen bedeutenden Feld und wird durch die 1895 gegründete griechische Elektrizitätsgesellschaft gefördert.

Handel und Verkehr. Das wahre Lebenselement für G. ist der Handel, zu dem es durch seine günstige Lage und Küstenentwicklung sowie durch die Eigenchaft des Volkes schon von Natur in hohem Grade berufen erscheint. Durch den mangelhaften Zustand seiner Industrie und seines Ackerbaues gezwungen, eine Menge von Artikeln sowie Getreide vom Ausland zu beziehen, gibt G. diesem dafür seine reichliche Produktion an Wein, Korinthen, Erzen etc. ab, und dieser Tausch nähert den eine immer lebhaftere Zunahme erfahrenden, nur über See stattfindenden Handel. Unter den Haupthandelsplätzen Griechenlands sind als Einfuhrhäfen hervorzuheben: Piräeus, Hermupolis und Paträ, als Ausfuhrhäfen Paträ, Katakolon, Kalamä, Kaulia, Volos, Korfu.

Im Spezialhandel betragen in Millionen Drachmen:

	1900	1901	1902
Einfuhr	131,4	140,8	134,9
Ausfuhr	102,7	94,0	80,1

Einfuhr und Ausfuhr der wichtigsten Waren im J. 1900 ergeben sich aus nachstehender Übersicht (in 1000 Drachmen Gold):

Warengruppen	Einfuhr	Ausfuhr
Landwirtschaftliche Erzeugnisse	40 156	61 210
Mineralen und rohe Metalle	15 742	21 756
Verarbeitete Metalle	5 406	1 998
Wolle und Gewebe	16 490	264
Werkzeugnisse	11 127	1 857
Erzeugnisse der Viehzucht	4 706	4 566
Lebende Tiere	3 383	156
Fischereiprodukte	6 166	890
Apothekermomien und chemische Produkte	5 511	906
Wine und Spirituosen	208	5 554
Öle	2 278	2 647
Papier und Kunstgegenstände	8 123	12

Der Handel mit den wichtigsten Verkehrsblättern stellte sich 1901 (in 1000 Drachmen Gold):

Herkunftsblättern	Einfuhr	Ausfuhr
Russland	31 141	730
Ostpreussische	31 161	28 852
Österreich-Ungarn	17 193	8 778
Frankreich	11 624	5 479
Deutschland	14 250	9 217
Italien	12 255	7 252
Verreinigte Staaten von Nordamerika	5 638	4 216
Belgien	2 907	5 747
Niederlande	3 487	6 704
Niederlande	1 148	5 535

* Diese deutsche Waren, die über österreichische, italienische, belgische, niederländische oder französische Häfen gehen, sind statistisch diesen Ländern zugeföhrt.

Die griechische Handelsflotte vermittelt namentlich den Zwischenhandel in der Levante. Sie umfaßt 1901: 1075 Seeschiffe (über 50 Ton.) mit 820,620 Reg.-Ton., davon 150 Dampfer mit 139,147 T. 1901 liefen in griechischen Häfen ein: 6415 Schiffe (3,717,355 T.), aus: 6208 Schiffe (3,957,047 T.). Für den Seeverkehr ist durch ein gut eingerichtetes Lotsenwesen und Leuchtfeuerwesen ausreichend geforgt. Regelmäßige Dampfschiffahrten zwischen den griechischen Häfen werden von der Panhellensios- und Reuchellenischen Gesellschaft und vier kleineren Gesellschaften (mit zusammen 42 Dampfern) unterhalten; für den Verkehr mit dem Auslande kommen namentlich der Österreichische Lloyd, die Königsagione Generale Italiana, die russische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Messageries Maritimes und die Compagnie Fraissinet et Co. in Betracht.

Der Bau von Straßen hat sehr zugenommen; es sind jetzt deren 4000 km mit 50 Mill. Drachmen Kostenaufwand fertig gestellt. Da es aber an sorgfältiger Unterhaltung des Bestehenden fehlt, so läßt der Landverkehr viel zu wünschen übrig. An Eisenbahnen waren 1. Jan. 1902: 1035 km in Betrieb. Die wichtigsten Linien sind Athen-Laurion, Piräus-Byrgos, Korinth-Kalamata, Solo-Larissa und Selefino-Kalabaka. Von Kanälen ist nur der Kanal von Korinth (s. d.) zu nennen, der die Fahrt aus dem Adriatischen Meere nach dem Piräus um 325 km abkürzt. Die Telegraphenlinien hatten 1901: 6174 km Länge mit 8998 km Drahtlänge. 241 Ämter vermittelten 1,205,095 Depeschen. Die Telefonlinien waren 151 km lang mit 1336 km Drahtlänge. Postämter gab es 1901: 473, die 12,410,000 Briefe, 1,889,000 Postkarten, 9,658,000 Druckbogen und Warenproben und 133,000 Postanweisungen mit 13,606,000 Drachmen beforderten. Zur Beförderung des Handels und Verkehrs dienen ferner Handels- und Schiffsahrtverträge mit den meisten europäischen Staaten, 10 Handelskammern und besonders die zwei großen Banken: National- und Zo-

nische Bank, die bis zu 88 Mill. Drachmen Noten mit Zwangsfuhr ausgeben dürfen. Außerdem bestehen ein Credit mobiler, die Banque de Constantinople und eine industrielle Kreditbank.

Ein Gesetz vom 10. Okt. 1836 (n. St.) führte das metrische Maßsystem mit Beibehaltung der vorher üblichen Benennungen unter dem Zusatz »königliche« ein: die (königliche) Pisi oder 1 m = 10 Palamos zu 10 Dakti von 10 Grom, das Stabion = 1 km; das Stremma = 10 Ar; das Kilo (für Getreide) oder 1 hl = 100 Litre zu 10 Kotsli von 10 Mystra à 10 Kubus. Bei den Gewichten trat eine Abweichung von den metrischen ein: die Mina = 1500, die Oka = 1250 g, das Talamon = 100 Mine, der Kantar zu 45 Oken = 56,25 kg, die Drachme oder 1 g = 10 Obolos zu 10 Grom. Opi werden jedoch die alten Maßgrößen im Privatverkehr gebraucht, auf den Jonischen Inseln die 1829 gesetzlich eingeführten englischen mit folgenden Bezeichnungen: Kiglio für 1760, Stadio für 220, Camoco für 5 1/2, Jarba ionia für 1 und Piede für 1/2 Jarb, Barilo für 16, Chiti (Kilo) für 8, Metro für 4, Gallone ionia für 1, Picotilo für 1/2 Gallon, Libbra sottile ionia für 5760, Oncia sottile für 480, Calco für 24, Grano für 1 Troggrom, Centinajo (Telamo) für 25,600, Libbro grosso ionia für 256, Oncia grossa für 16, Dramma für 1 Dram Avoirdupois. Das Münzwesen wurde einheitlich durch Gesetz vom 20. Febr. 1833: die Drachme (s. d.) zu 100 Lepta, aber seit 10. April 1867 nach dem Münzfuß des französischen Silberfutanis = 81 Feunig (Gold zu Silber = 15 1/2 : 1) mit dem Verhältnis der alten Münzen zu den neuen = 100 : 112. Im August 1876 dehnte die Regierung diese Währung auf die Jonischen Inseln aus, 1880 auch hinsichtlich der Eingangsölle. Weil indessen Bonnoten mit dem Umlaufzwang ausgefattet sind, beruht die Währung auf Papier. Im März 1904 wurden 145 still bisher 135 Papierdrachmen = 100 Frank Gold für alle Zollzahlungen festgesetzt, weil das gegen den Kurs zu niedrige Aufgeld die Einnahmen geschnallert hatte.

Staatsverfassung und Verwaltung.

Das Königreich ist nach der Verfassung vom 3. Sept. 1843 und deren Revision vom 28. Nov. 1864 eine konstitutionelle Monarchie. »König der Hellenen« ist seit 6. Juni 1863 Georg I. (geb. 24. Dez. 1843), früher Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Die Krone ist erblich in männlicher Linie der griechisch-orthodoxen Nachkommen des Königs. Bei deren Ermangelung oder im Fall des Aussterbens geht die Nachfolge auf dessen jüngern Bruder und dessen Nachkommen über; in keinem Fall aber können die Kronen Dänemarks und Griechenland auf Einem Haupt vereinigt werden. Der König besitzt die ausübende Gewalt allein; die gesetzgebende ruht aber in der Nationalversammlung, die aus einer einzigen Kammer von 235 Deputierten besteht, die durch allgemeine direkte Wahlen der über 21 Jahre alten Bürger auf die Dauer von 4 Jahren berufen werden. Zur Wählbarkeit sind 30 Jahre erforderlich; die Kammer soll jährlich mindestens 3- und höchstens 6 Monate tagen. Oberste Behörde ist das Ministerium; es bestehen 7 Ministerien: des Innern, des Äußern, der Justiz, der Finanzen, des Kultus und Unterrichts, des Krieges und der Marine. Für die innere Verwaltung ist das Reich in die oben aufgeführten Nomien geteilt mit je einem Nomarchen (Präsidenten), ferner in Eparchien mit je einem Eparchen (Landrot oder Kreishauptmann) und in Demen mit je einem

Demarchen an der Spitze, denen je ein Not zur Seite steht. Diese Beamten verwalten auch in drei Instanzen die Polizei; nur die Hauptstadt steht unter einem eignen Polizeipräsidenten. Für die Rechtspflege besteht als oberster Gerichtshof der *Areopag*, ein Kognitionshof in Athen. Zweite Instanzen sind die fünf Appellationsgerichte in Athen, Larissa, Rouplia, Patra und Korfu, denen die 22 Gerichts- und Appellationshöfe erster Instanz untergeordnet sind. Außerdem gibt es 237 Friedensgerichte für leichtere Rechtsfälle und Polizeigerichte sowie Schiedsgerichte für Zivilsachen. Die Rechtspflege ist leider stört von der Politik durchflutet; ebenso werden häufige Klagen über die Langsamkeit der Rechtverteilung laut. Eine Folge der vielfach parteiischen Justiz ist die steigende Zunahme der Verbrechen verschiedener Art. 1891—97 belief sich die Zahl der begangenen Vergehen mit tödlichem Ausgang auf 3447. Außerordentlich zugenommen hat auch die Strahlendiebstahl (1897 entzogen sich 17,368 Personen der Strafe durch die Flucht).

Finanzen.

Die griechischen Finanzen befanden sich stets in einem bedenklichen Chaos, dessen Ordnung nie gelungen ist und das 1893 durch die wiederholten Kriegsausgaben, durch die Beteiligung an den kretischen Aufständen, durch übertriebene Ausgaben für die Marine und die Unfähigkeit der meisten Finanzminister zum Staatsbankrott führte. Nachdem die Staatsschuld auf 598 Mill. Drachmen in Gold und 152 Mill. Drachmen in Papier gestiegen war, setzte die Regierung mehrere Jahre lang in willkürlicher Weise die Zinsen der auswärtigen Anleihen auf ein Drittel des ursprünglichen Betrags herab. Als die Finanzen infolge des unglücklichen Krieges mit der Türkei 1897 sich noch mehr verschlechterten, wurde dem Finanzminister eine aus je einem Vertreter der sechs europäischen Großmächte bestehende internationale Finanzkontrolle mit dem Sitz in Athen beigegeben. Das Schuldarrangement vom 26. Febr. 1898 überweist als Garantie für den Dienst der äußeren Schuld folgende Staatseinkünfte: die Monopolsteuern (aus Salz, Petroleum, Streichhölzern, Spielforten, Zigarettenpapier und Kapselzsigarren) mit einem jährlichen Mindestertrag von 12,300,000 Drachmen, Tabaksteuer mit 6,000,000 Drachmen, Stempelsteuer mit 10 Mill. Drachmen, zusammen 28,900,000 Drachmen. Falls dieser Betrag nicht erzielt wird, sind zur Ausfüllung noch die Zirkulationen, deren Jahresertrag auf durchschnittlich 10,700,000 Drachmen angesetzt ist, verpfändet. Der Zinsendienst der einzelnen Anleihen ist wie folgt festgesetzt: Gruppe I (4proz. Konopolonleihen) erhält 43 Proz., Gruppe II (5proz. Anleihe von 1881, 5proz. Anleihe von 1884, 5proz. Piräus-Larissa-Anleihe von 1890 und Fumbingianleihe) und Gruppe III (4proz. Goldrente) erhalten 32 Proz. der ursprünglichen Zinsen. Die Überschüsse aus den verpfändeten Staatseinkünften sowie der Gewinn aus der Kursdifferenz (normierter Umwertaufschuss 1,65) werden zwischen der griechischen Regierung (40 Proz.) und den Gläubigern (30 Proz. zur Zinsaufbesserung und 30 Proz. zur Amortisation) verteilt. Vgl. Pflug, Die Organisation der internationalen Kontrolle der griechischen Staatsfinanzen (in: Staatsbankrott und internationales Recht, Münch. 1898). Weiteres über die Einrichtung der Kontrolle s. Artikel Finanzkontrolle, internationales.

Seit Einführung der Kontrolle ist eine Besserung der Finanzen zu bemerken. Der Verschleiss ist nicht unwesentlich gefallen (zeitweise 1,40 pro Tross), und

in der Aufstellung der Etats ist gegen die früheren, meist unglückseligen Budgets eine größere Vorsicht und Genauigkeit zu bemerken. Das Budget für 1903 begreift die Einnahmen auf 120,194,362, die Ausgaben auf 117,436,549 Drachmen.

Einnahmen:	Drachmen
Direkte Steuern	20 785 800
Indirekte Steuern	45 056 000
Stempel, Gebühren	16 089 060
Post und Telegraph	4 521 300
Kassaposte	13 878 750
Ertrag vom Staatsbesitz	6 545 503
Nachzahlungen	2 498 128
Anleihen	2 254 320
Berücksichtigtes	8 595 411
Zusammen:	120 194 362

Ausgaben:	Drachmen
Staatsschuld	36 664 310
Pensionen und Unterstützungen	6 692 898
Heilische	1 325 000
Kammer	1 003 800
Ministerium des Äußern	2 698 553
" der Justiz	5 510 794
" des Innern	16 528 115
" des Kultus und Unterrichts	5 357 800
" des Krieges	18 397 091
" der Marine	7 312 875
" der Finanzen	1 448 365
Berücksichtigt	9 421 351
Zusammen:	117 436 549

Am 31. Dez. 1902 war der Stand der Staatsschuld folgender, in Gold: 715 Mill., in Papier: 178,624,062 (davon 87,8 Mill. Papiergeld) Drachmen.

Heerwesen, Marine, Waffen, Jagd.

Heerwesen. Die allgemeine Wehrpflicht (Gesetz vom 28. Mai 1887) reicht vom 21.—51. Lebensjahr: 2 Jahre stehendes Heer, 10 Kavallerie 8 Jahre Reserve, 8 (Kavallerie 10) Jahre Nationalgarde (Landwehr), 10 Jahre Reserve der Nationalgarde. Militärenten und Studenten dienen ein Jahr. Nicht oder nur kürzere Zeit Dienende zahlen Wehrsteuer. Oberster Kriegsherr ist der König. An der Spitze des Heeres stehen: Armeesoberkommando, Kriegsministerium mit Generalstab und drei Generalkommandos: Athen, Larissa, Mesolongion. Friedensstärke: 10 Infanterieregimenter zu je 2 Bataillonen à 19 Offiziere, 391 Mann und 1 Raderbataillon, 8 Jäger- (Eojonen-) Bataillone zu 25 Offizieren, 394 Mann; 3 Kavallerieregimenter zu 4 Eskadrons; 3 Artillerieregimenter mit 12 Feldbatterien und 8 Gebirgsbatterien zu 6 Geschützen; 1 Pionierregiment (2 Bataillone mit zusammen 9 Kompagnien, 1 Telegraphen- und 1 Feuerwehrtompagnie), 1 Train- und 2 Sanitätskompagnien; 1 Arsenal, 1 Handwerkerkompagnie, 2000 Mann Train und 4000 Mann Gendarmen. Friedensetat 1903: 22,427 Offiziere und Mannschaften. Die Kriegesstärke: 55 Bataillone, 18 Eskadrons, 29 Feldbatterien, 16 technische Kompagnien, zählt 82,125 Mann mit 174 Geschützen und 14,441 Pferden, außerdem 76,800 Mann Nationalgarde und 58,000 Mann deren Reserve. Ob diese Stärken wirklich erreicht werden, ist zweifelhaft. Die Nationalgarde darf nur im Kriegsfall, ihre Reserve der einem feindlichen Einfall einberufen werden. Infanterie und Jäger führen das Gewehr M/74 (Kolber 11 mm), Kavallerie Säbel und Urasarabiner, Feld- und Gebirgsbatterien Kruppische 8,7, bez. 7,5 cm-Geschütze. Die Beschaffung von Kanonikern-Gewehren ist beschlossen, der Finanzlage wegen aber noch nicht als sicher zu betrachten. Bildungsanstalten: Artillerie- und Genie-

schule in Athen, Infanterie- und Kavallerieschule, Infanterieschießschule, Kavallerieequitationsschule, Reserveoffiziersaspirantenschule; für Unteroffiziere eine Genieerregimentschule. Auf Geist und Ausbildung schien das 1900 geschaffene Armeeoberkommando (Kronprinz Konstantin) günstig zu wirken, doch sind seine Befugnisse durch das Militärgezet 1903 bedenklich eingeschränkt zugunsten des neuen Sektionsumfassenden Kriegsministeriums. Die Befestigungen (wie z. B. Korfu, Nauplia) genügen modernen Anforderungen kaum noch. Vgl. Kockells »Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen« (Berl. 1902—03).

Die Marine bestand 1904 aus 3 Küstenpanzerschiffen, erbaut 1889 u. 1890, von je 4485 Ton. Größe, 6700 Pferdekraften, 17 Seemeilen Fahrt, 3 schwereren, 6 mittlern, 25 leichten Geschüßen, einem alten hölzernen Kreuzer, einem alten Panzerkanonenboot, 11 Kanonenbooten (davon 5 aus den Jahren 1858 u. 1856), 3 Transportdampfern, ein Torpedobootschiff, 6 kleine Torpedoboote von 85 T. und 25 von 50—20 T.; 2 alte Unterseerboote (Nordenfjell), 3 Minenleger, 3 Schulschiffe, 3 Zerstörer, eine königliche Yacht, 8 Bergschiffe, ein Kasernenschiff. Das Marinepersonal hat etwa 4000 Mann Kriegsstärke. Hauptbasen und Arsenal ist Poros. Unter dem Marineministerium stehen eine Oberinspektion und Hafenkommandos, die zugleich die Kontrolle der Seewehr führen; die Marine ergänzt sich zunächst durch Freiwillige, dann durch Auslösung aus den Bewohnern der »Seegenossen«. Für die Ausbildung des Offizierskorps besteht eine Marineakademie in Piräeus.

Das griechische Wappen zeigt in himmelblauem Feld ein schwebendes silbernes, gleicharmiges Kreuz, dessen Mitte mit einem kleinen Vierschild, dem dänischen Wappen, wegen der Abstammung des Königsheuses (in Gold drei gekrönte blaue Löwen, das Feld aus neun roten Herzen besetzt), belegt ist (s. Tafel »Wappen II., Fig. 6). Im größern Wappen erscheint der Schild des großen dänischen Wappens. Landesfarben sind Himmelblau und Weiß. Die Flagge enthält fünf blaue und vier weisse abwechselnde Längsstreifen, oben am Flaggstiel in der Breite von fünf Streifen ein blaues Quadrat mit weißem Kreuz. Die Kriegsflagge zeigt dieses Kreuz in der Mitte mit einer goldenen Königskrone belegt (s. Tafel »Flaggen I., Fig. 16). Einziges Ehrenzeichen ist der Erlöserorden (s. d. und Tafel »Orden II., Fig. 4). Haupt- und Residenzstadt ist Athen.

[**Geographische, statistische Literatur.**] Vgl. E. Curtius, *Beloponnesos* (Gotha 1851—52, 2 Bde.); A. Bursian, *Geographie von G.* (Leipz. 1868—72, 2 Bde.); Reumann u. Barthl, *Physikalische Geographie von G.* (Bresl. 1885); A. Philippson, *G. und seine Stellung im Orient* (Leipz. 1897); *Der Beloponnes* (Berl. 1891) und *Thessalien und Epirus, Reisen und Forschungen im nördlichen G.* (daf. 1897); Th. Fischer in *N. Kirchoffs Völkerkunde von Europa*, Bd. 2 (Leipz. u. Prag 1893); Jul. Schmidt, *Beiträge zur physikalischen Geographie von G.* (Leipz. 1864—70); Stephanos, *La Grèce au point de vue naturel*, etc. (Athen 1884); Cordella, *La Grèce sous le rapport géologique et minéralogique* (Par. 1878); Chloros, *Die Walverhältnisse Griechenlands* (Münch. 1884); Decasos, *Die Landwirtschaft im heutigen G.* (Berl. 1904); v. Raumer, *Das griechische Volk in öffentlicher, fischlicher und privatrechtlicher Beziehung* (Weidb. 1835, 3 Bde.); Tuderman, *Greeks of to-day* (Lond. 1879); Jebb, *Mo-*

dern Greece (daf. 1890 u. 1901); About, *La Grèce contemporaine* (8. Aufl., Par. 1883); Tschamp, *La Grèce d'aujourd'hui* (4. Aufl., daf. 1894; deutsch, Grotzen, 1896); Hobd., *Customs and lore of modern Greece* (2. Aufl., Lond. 1892); weitere Literatur zur Volkskunde s. oben, S. 306; Reisehandbücher für G. von Bäderer (4. Aufl., Leipz. 1904), Meyer (»G. und Kleinasien«, 5. Aufl., daf. 1901) und R. v. R. (»G. und Kleinasien«, 5. Aufl., daf. 1901) und R. v. R. (»G. und Kleinasien«, 5. Aufl., daf. 1901) und R. v. R. (»G. und Kleinasien«, 5. Aufl., daf. 1901); »Generalkarte des Königreichs G.« (1:300,000; 13 Blatt, Wien 1885); »Scandalides, Verkehrsarte von G.« (6 Blatt, Athen 1899); vgl. Textbeilage zu Artikel »Landesaufnahme«.

Geschichte Neugriechenlands.

Griechenland vom Mittelalter bis zur Neuzeit.

Nachdem G. schon im 3. Jahrh. von den Goten verheert worden war, durchzog es Marich an der Spitze der Westgoten 395—397; er drang in den Peloponnes ein und zerstörte Korinth, Argos, Sparta u. Olympia. Im 6. Jahrh. setzten sich Bulgaren und Slawen in einigen Landschaften fest. Außerdem wirkte auch das Christentum zusehends auf die alte griechische Kultur. Zunächst freilich drach es sich in G. nur langsam Bahn, und Kaiser Julian's Bemühungen, den heidnischen Götterkult von neuem zu beleben, fanden besonders im alten Hellas Anhang. Selbst die Strenge des Kaisers Theodosius, der die heidnischen Priester ihrer Privilegien beraubte und die Tempel schließen ließ, bewirkten noch nicht die völlige Vernichtung des Heidentums: die Kaimoten z. B. wurden erst im 9. Jahrh. bekehrt. Durch eine furchtbare Pest (746—747) dezimiert, vernachlässigten die Griechen den wieder beginnenden Einfällen der Slawen keinen Widerstand zu leisten. Slawische Stämme durchzogen Hellas, drangen in die Peloponnes ein und ließen sich in den verödeten Gegenden nieder, deren Berge und Flüsse, Täler und Landschaften sie mit slawischen Namen benannten. So entstanden neben den altgriechischen oder römischen Stadtgemeinden an der Küste slawische Gemeinden im Binnenland, die sich zu besonders dem Begriffe verbunden und erst nach Annahme des Christentums in Sprache und Sitte mit den Griechen verschmolzen. Die Versuche der Araber, sich in G. festzusetzen, wurden durch die byzantinischen Kaiser abgewehrt; nur vorübergehend eroberten sie Demetrias (896), Lennos (901) und Thessalonich (904) und mußten 961 aus Akreta räumen. Auch die Bulgaren suchten zwar im 10. Jahrh. G. wiederholt mit Plünderungen heim; beim letztenmal 995 erlitten sie aber eine entscheidende Niederlage, und 1018/19 wurde Bulgarien vom Kaiser Basilios II. unterworfen.

Nachdem schon die Normannen Robert Guiscard 1081 und Bohemund 1084 vom Jonischen Meer aus Züge nach Nordgriechenland unternommen und Inseln und Küstenstädte sich unterworfen hatten, plünderte König Roger 1146/47 auch Theben und Korinth. Nach der Errichtung des lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel (1204) bemächtigten sich französische Ritter des Landes. Der Markgraf Konrad von Montferrat, der Thessalonich als Königreich erhalten hatte, schlug bei den Thermopylen ein griechisches Heer unter Leo Spuros und unterwarf sich Theben, Athen und Euböa. Nach seinem Tode (1207) folgte ihm Demetrios, der aber 1222 von dem Griechen Theodor Komnenos verdrängt wurde, die schließlich Nordgriechenland an die Paläologen fiel. In Athen gründete 1205 der Ritter Otto De la Roche

ein Herzogtum, das seine Familie bis 1308 behauptete, und das auch Vötioten umfaßte. Die Grafen von Brienne, die Älften von der Tochter des letzten Herzogs aus dem Hause Delarocche erbten, traten es 1326 an das Königreich Sizilien ab; 1386 eroberte es der Florentiner Nerio Acciajuoli, dessen Geschlecht es erst unter venezianischer, dann unter türkischer Oberherrschaft befehligte. Wilhelm von Champlitte eroberte durch den Sieg am Olivenwald von Konbura (1206) den größten Teil des Peloponnes und wurde als Fürst von Achaja anerkannt. Als er 1209 nach Frankreich zurückkehrte, verteilte er das Land als Lehen unter seine Ritter und setzte Billehardouin als seinen Stellvertreter ein, der 1210 zum erblichen Oberherrn des Peloponnes erhoben wurde. Sein ältester Sohn, Gottfried, Schwiegersohn des lateinischen Kaisers Peter von Courtenay, erhielt von diesem den Titel eines Fürsten von Achaja und starb 1245. Ihm folgte sein Bruder Wilhelm (1245–78), der 1262 in die Gefangenschaft des Kaisers Michael Palaiologos fiel und sich mit der Abtretung eines Teiles der Halbinsel loskaufen mußte. Auch auf Achaja machten die Könige von Sizilien Ansprüche und erlangten wenigstens die Oberlehns-herrschaft, während die Nachkommen der Familie Billehardouin in weiblicher Linie bis 1346 im Besitz des Fürstentums verblieben. Nach dem Tode des Fürsten Robert (1346) zerfiel Achaja in mehrere Herrschaften und schwächte sich durch innere Kämpfe. So überdauerten die fränkischen Herrschaften in G. das lateinische Kaiserreich, wurden aber im 15. Jahrh. von den Türken vernichtet. Sultan Murad II. eroberte 1446 den größten Teil des Peloponnes, und Rahammed II. vollendete unter Oruceln 1458–61 die Unterwerfung. Vötioten wurde den Acciajuoli schon 1435 von den Türken entzissen; 1459 ward der letzte Herzog aus diesem Hause, Franto II. Acciajuoli, auf Befehl des Sultans ermordet und 1460 Äthen nochmals befehlt. Schwieriger wurde es den Türken, die Venezianer aus G. zu vertreiben. Korkyra und Kreta eignete sich die Republik Venedig an; der kleinern Inseln im Ägäischen Meer demächtigten sich venezianische Edle. Der mächtigste unter diesen wurde Marco Sanudo, der Naxos und die benachbarten Kykladen unter seiner Herrschaft vereinigte und sich von Venedig unabhängig machte. Durch geschickte Politik hielt sich Naxos lange unabhängig und wurde erst 1566 von den Türken unterjocht. 1462 wurde Lesbos, 1470 Euböa (Negroponte) den Venezianern von den Türken entzissen. Nach einem neuen unglücklichen Krieg (1499 bis 1502) mußte Venedig 1503 auch Lepanto, Karon, Naxos und Ägina und 2. Okt. 1540 die letzten Kläpe auf dem Peloponnes an den Sultan abtreten. Im Frieden vom 7. März 1573 behielt es, trotz des Sieges von Lepanto (s. Kapaspatos), bloß Kreta, die Dionischen Inseln und einige Festungen auf der albanesischen Küste.

Seit 1503 war G. eine in Sandschaks geteilte türkische Provinz, der ein Beglerbeg vorstand; die Kykladen zählten nur einen jährlichen Tribut. Nachdem 1669 Kreta in den Besitz der Türken gekommen und der 1687 von den Venezianern eroberte Peloponnes 1718 im Frieden von Passarowitz wiedergewonnen war, wurde G. in Sandschaks geteilt und dem Kumeit-Baileffi (Vorspringer von Numelien) untergeordnet, während über die Inseln des Ägäischen Meeres der Kapudan-Pascha den Befehl erhielt. Die Kauflichkeit und der häufige Wechsel der Beamten verführten zu Willkür bei der Erhebung der Abgaben und

hatten eine grausame Ausbeutung zur Folge. Da der größte Teil des Grundeigentums in die Hände der Türken gefallen war, erlahmte die produktive Tätigkeit des Landes, und die Griechen warfen sich fast ausschließlich auf den Handel; nur die Inseln und einige Gebirgsdistrikte bewahrten sich eine gewisse Unabhängigkeit. Alles menschlichsfide Leben war erstickt, und durch den türkischen Despotismus wurde die griechische Nation auch moralisch erniedrigt. Was die griechische Nationalität rettete, war die Kirche und die Lokalsozialverwaltung. Die griechische Kirche, die von den Türken, wenn auch mit Verachtung, gebührend wurde und mit der griechischen Sprache ein nationales Unterscheidungszeichen bildete, nahm sich durch den Patriarchen und die heilige Synode zu Konstantinapel der Rechte der Griechen mit Erfolg an und übte einen mächtigen Einfluß auf die innern Verhältnisse der Nation aus. Die Verwaltung der Gemeindegemeinden angelegenheiten lag in den Händen selbstgewählter Lokalsozialbehörden, der Demogeronten (auch Archonten, Primales, Ephoren, Kothscha-Pascha genannt), die an manchen Orten im erblichen Besitz ihres Amtes den Charakter eines Provinzialadels annahmen. Dieser bewahrte eine gewisse Selbständigkeit und verhinderte die Vermischung der Griechen mit den Türken. Die Phanarioten (s. Phanar) gewannen in Konstantinapel großen Einfluß, der jedoch der griechischen Nation keinen Nutzen brachte. In Nordgriechenland behaupteten die Armatolen (s. h.) an der Spitze ihrer kriegerischen Klephten (Klünder) den Türken gegenüber eine gewisse Selbständigkeit.

Bedeutend war der Seehandel der Griechen, die über eine Handelsflotte von 600 Schiffen mit 17,000 Matrosen und 6000 Kanonen verfügten. Durch ihn kamen sie mit den westeuropäischen Völkern in Berührung und erwachte in ihnen trotz aller Verwahrlosung und Noheit unter der Fremdherrschaft die immer stärker werdende, auf den von griechischen Kaufleuten geleiteten Bildungsanstalten genährte Sehnsucht nach geistig-sittlicher und politischer Wiedergeburt. Schon seit Peter d. Gr. erwartete man von dem durch gleiche Konfession mit G. verbundenen Rusland Schutz und Hilfe. Als 1768 der Krieg zwischen der Türkei und Rusland ausbrach, bemühte sich Katharina II., unter den Griechen einen Aufstand zu erregen, und schickte ein Schiffsgeschwader unter Fedor Orlov nach G., das am 28. Febr. 1770 bei Sydlö in der Peloponnes landete. Hier, in Missolonghi und auf den Inseln erhoben sich die Griechen (aus jener Zeit stammt das »Klephthikon«, das Nationallied der Aufständischen; noch heute erhalten), wurden aber von Albanesen, die von der Pforte angeworben waren, bald unterdrückt. Die Russen wurden besiegt und zur Abfahrt genötigt, und im Frieden von Kütschuk-Kainardisch ließ Rusland die Griechen im Stich. Die Albanesen haßten fürchterlich, bis sie 1779 von den Türken bei Tripolitsa aufgerieben wurden. Dennoch ward die nationale Bewegung nicht erstickt, erhielt vielmehr durch die Stistung von Schulen in G. selbst und durch die Wirksamkeit der Männer, die ihre Bildung im Abendland vollendeten, neue Nahrung; es ersah eine neugriechische Nationalliteratur. Der Dichter Konstantin Khigas aus Phera in Thessalien stiftete in Valarsari einen Geheimbund (Hetaïri) zur Befreiung des Vaterlandes, wurde aber 1798 von Österreich an die Türken ausgeliefert und mit seinen Genossen in Belgrad hingerichtet. Der Wiener Kongreß ließ auf Kükternichs Betrieb die Wünsche der Griechen unbeachtet. Indes die Errichtung der Ke-

publiz der Ionischen Inseln, wo zuerst die griechische Sprache amtliche Geltung erlangte, und die Freiheitskämpfe der Serben ermutigten die Griechen wieder. Mehrere angesehenen Panariaten, wie A. Maurokordatos und Konst. Npiliantis, nahmen sich ihrer Sache an. Der Korfiote Kapodistrias leitete 1812 den Verein der Philomusen zur Erhaltung der griechischen Altertümer. Noch wichtiger wurde die Hetairie der Philiker, die, 1814 von drei Odesseer Kaufleuten gegründet, sich die Befreiung Griechenlands und die Errichtung eines griechischen Reiches mit der Hauptstadt Konstantinopel zum Ziel setzte. Sie wußte sich geschickt den Anschein zu geben, als genieße sie den Schutz des Jaren, zählte die angesehensten Männer, wie die Prinzen Npiliantis, den Patriarchen Gregar und den Erzbischof Germanos von Patras, zu Mitgliedern und breitete von Konstantinopel, wohin sie 1818 ihren Sitz verlegte, ihr Netz über ganz G., namentlich über den Peloponnes, aus.

Der Freiheitskampf der Griechen.

Der Aufstand Ali Paschas in Albanien gegen die türkische Herrschaft schien einen Aufstand zu begünstigen. Der Generalsekretär der Hetairie, Alexander Npiliantis, fiel 7. März 1821 in die Wildau ein und verkündete, daß eine große Macht (Rußland) den Aufstand beistehen werde. Das rumänische Volk haßte die Türken und ermordete in Walach und Jassy einige hundert, zeigte aber für die hellenische Erhebung kein Verständnis. Nur langsam sammelte Npiliantis eine »Heilige Schar« von 2000 Mann um sich, mit der er im April die Bukarest vorbrach. Aber der Zar Alexander I. verleiugnete unter Metternichs Einfluß Npiliantis und gelastete das Einrücken türkischer Truppen in die Danauflächentümer, denen Npiliantis 19. Juni 1821 bei Dragashan erlag. Er floh nach Österreich; der Rest der heiligen Schar unter Georgakis sprengte sich 26. Aug. 1821 im Kloster Sello in die Luft. Inzwischen hatte der Erzbischof Germanos aus der Kunde von Npiliantis' Einfall in die Wildau 25. März 1821 die peloponnesischen Griechen zu den Waffen gerufen. Petros Maurokordatos und Th. Kolokotronis stellten sich in der Maina und in Arkadien an die Spitze, und binnen wenigen Wochen wurden 15,000 Türken erschlagen; was von der türkischen Bevölkerung nicht flüchten konnte, rettete sich hinter die Mauern von Tripalissa. Die von den Griechen verübten Grausamkeiten reizten die fanatischen Türken zu blutiger Rache; in mehreren kleinasiatischen Städten fiel der türkische Böbel über die griechischen Christen her und zerstörte die Kirchen. In Konstantinopel wurden 300 griechische Kaufleute ermordet und der Patriarch Gregorios beim Osterfest am Tor seiner Kathedrale aufgehängt. Ein Erlass des Sultans Mahmud II. rief alle Moslems zur Verteidigung des Glaubens unter die Fahnen. Der Aufstand breitete sich nun in G. immer mehr aus und wurde von dem »Senat von Messenien«, einer in Kalamata zusammengetretenen Versammlung, geleitet. Mistra, Troiten, Megaris schlossen sich an. Die Inselgriechen ertraben sich und brachten ihren Wohlstand dem Vaterland zum Opfer; besonders die Seeleute von Hydra, Sydra und Spetha zeigten sich durch Kühnheit aus. Bald waren 180 Krieger ausgerüstet und bemannt; mehrere türkische Kriegsschiffe wurden erbeutet oder in die Luft gesprengt, zahlreiche Handelsschiffe weggenommen. Die Ionischen Inseln lieferten Geld und Kriegsbedürfnisse. In Epirus bemächtigten sich die Sulioten unter Karlos Voparis ihrer heimatlichen Berge, aus denen sie Ali Pascha vertrieben, und erklärten sich für unab-

hängig. Wichtig war, daß nach dem Scheitern aller türkischen Entschafforduche Tripalissa 5. Okt. 1821 von den Griechen erklümt wurde; die ganze Besatzung (8000 Mann) wurde niedergemetzelt.

Demetrios Npiliantis wurde zum Archistrategen gewöhlt; ihm und den von ihm begünstigten Kleptenen oder militärischen Führern, wie Kolokotronis, stellte sich die bürgerliche Partei der Primaten unter Alexander Maurokordatos entgegen, welche die Berufung einer Nationalversammlung nach Argos durchsetzte, von wo sie nach Triada bei Epidaurios verlegt wurde. Die Versammlung erließ 13. (1.) Jan. 1822 die Unabhängigkeitserklärung des hellenischen Volkes und eine Verfassung nach modernem Zuschnitt, das Organische Statut von Epidaurios, kraft deren Maurokordatos als Präsident (Proedros) an die Spitze der vorkiehenden Gewalt trat. Doch es fehlte an Einheit in der Leitung und an Geld und Waffen für die Ausrüstung eines größeren Heeres, während die Türken nach dem Fall Ali Paschas (5. Febr. 1822) stärkere Truppenmassen frei bekamen und eine Flotte ausrüsteten. Im April 1822 erschien diese vor Ubio, das erst im Februar sich dem Aufstand angeschlossen, aber sich nicht gerüht und gesichert hatte. Nachdem der Kapudan-Pascha die Insel mühelos erobert hatte, ließ er sie verwüsten, 23,000 Männer hingschlachten und 47,000 Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen. Der Priost Kanaris rächte die Unglücklichen, indem er mit seinen Brandern das türkische Admiralschiff mit dem Pascha und 3000 Mann 19. Juni bei Ubio in die Luft sprengte und 10. Nov. auch ein zweites Linienschiff zerstörte, so daß die türkische Flotte nichts mehr zu unternehmen wagte. Zu Lande versuchte Gurchan Pascha zuerst die Sulioten zu unterwerfen. Zu ihrem Beistand rückte Maurokordatos mit einem Heer, bei dem sich die Büttelenschar unter General v. Normann befand, nach Marmarion, erlitt aber durch den Verrat eines albanesischen Hauptlings, Gogos, bei Beta 16. Juli eine vernichtende Niederlage; er warf sich nach Missolonghi, das er eiligst besetzte und in Verteidigungszustand setzte. Während die Türken es belagerten, fiel Rahmud Dramali in den Peloponnes ein, nahm Korinth und Kleonä, wurde aber vor dem von Dem. Npiliantis tapfer verteidigten Argos so lange aufgehalten, bis Kolokotronis und sein Neffe Nikitas die Engpässe in seinem Rücken besetzt hatten. Bei Triada und Kleonä wurde im Dezember 1822 das türkische Heer fast ganz aufgerieben. Die Belagerung von Missolonghi mußte Omar Brione, nachdem ein Angriff 6. Jan. 1823 abgesehen worden, 13. Jan. abbrechen; mit Zurücklassung seiner Geschütze und Kriegsvorräte zog er nach Epirus ab. Als im Sommer ein türkisches Heer in Aitolien einbrach, ward es 20. Aug. 1823 von Karlos Voparis bei Karpenizza überfallen und nach einem furchterlichen Blutbad, in dem auch Voparis den Tod fand, zum Rückzug genötigt.

Die erfolgreiche Abwehr der türkischen Angriffe erfüllte die militärischen Führer mit Dünkel. Der Haß zwischen der Partei der Politiker (Maurokordatos, D. Npiliantis, Kolettis, Kamburiotis) und den militärischen Häuptlingen (Kapitan: Kolokotronis, Maurokordatos, Odyseus), die in Tripalissa eine eigene Exekutive bildeten, vor der die Nationalversammlung nach Kranidii floh, führte endlich zum offenen Bürgerkrieg, in dem die Häuptlinge unterlagen; Kolokotronis und Odyseus wurden gefangen und jener nach Sydra, dieser auf die Akropolis in Haft gebracht. Unter diesen Umständen waren größere Unterneh-

mungen, um dem Ausfall auch in Thessalien, Epirus und Rhodanien zum Sieg zu verhelfen, unmöglich. Da es indes auch den türkischen Befehlshabern an Geld, Mannschaft und Rüstung fehlte, so durften die Griechen hoffen, sich gegen die Türken allein behaupten, ja sogar den Sieg erringen zu können. Da kam der Fürst vom Negosim Mehemed Ali von Ägypten willkommene Hilfe. Nachdem dessen Stiefsohn Ibrahim Pascha 1824 mit einer Flotte Kreta unterworfen und Wara zerstört hatte, landete er 5. Febr. 1825 mit 20,000 Mann europäischer geschulter Truppen in Resenien und bemächtigte sich trotz aller Anstrengungen von Miaulis, der im Hafen noch 20 ägyptische Schiffe mit seinen Brüdern zerstörte, des wichtigen Navarino. Von hier aus durchzog er plündernd die Halbinsel; mit knapper Not wurde Nauplia gerettet. Gleichzeitig begann Reschid Pascha mit 20,000 Mann von neuem die Belagerung von Missolonghi, das von 4000 Mann unter Nohi Voparis verteidigt wurde. Erst als Ibrahim Pascha mit ägyptischen Truppen den Korinthischen Meerbusen überschritt und eine ägyptisch-türkische Flotte Missolonghi von der See her einnahm, ohne daß die griechischen Schiffe einen Versuch zur Befreiung machten, wurde die Belagerung durch Hunger und Seuchen erschöpft. Ein Teil versuchte 22. April 1826 einen nächtlichen Durchbruch, wobei die Mehrzahl zugrunde ging; die Zurückgebliebenen sprengten sich 25. April mit den eingebrachten Türken in die Luft. Hiermit war das Volkswerk von Weichselas gescheitert. Im Osten verteidigten Guras und nach seinem Tode (12. Okt. 1826) seine Witwe und Karaiskakis die Akropolis von Athen. Die neuernannten Oberbefehlshaber der griechischen Streitkräfte, Admiral Cochrane und General Church, erlitten beim Versuch, die Akropolis zu erobern, 6. Mai 1827 eine empfindliche Niederlage, und 5. Juni mußte die Akropolis kapitulieren. 8. Juni verloren so sein, um so mehr, als der Parteihaber auch in der höchsten Not nicht aufhörte und die Regierung vor der zuchtlosen Soldateska von Nauplia nach Ägina flüchten mußte.

Die Rettung kam den Griechen von außen. Im Abendlande wuchs die Teilnahme für den selbstmütigen Befreiungskampf und die fürchterlichen Leiden des Volkes, dessen große Bergangenszeit eine glückliche Zukunft versprach. Überall bildeten sich Philhellenenvereine, die Geld sammelten (bis 1826: 2.5 Mill. Franc) und Waffen aufkauften, um die Griechen zu unterstützen: König Ludwig von Bayern, der Genfer Bankier Cynard, der Dichter Bühl, Müller fachten die philhellenische Stimmung zur Begeisterung an. Hervorragende Männer, wie Baron, viele Offiziere, auch Abenteurer eilten nach G. Endlich änderten auch die Kabinette die gleichgültig ablehrende Haltung, die sie bisher unter Metternichs Einfluß beobachtet hatten. Seit dem Amtsantritt Cammings zeigte England Interesse für die Sache der Griechen, und der neue Zar Nikolaus I. nahm eine drohende Haltung gegen die Pforte an. Beide Mächte vereinbarten im Petersburger Protokoll (4. April 1826) eine gemeinschaftliche Aktion, um den Griechen eine freiere Stellung unter der Oberhoheit der Pforte zu verschaffen. Unter der Leitung des desonornen Maurokordatos vertrauten die Griechen ihre Sache den Mächten an. Da der Sultan alle Vermittelungsvorschläge Englands beharrlich zurückwies, schlossen England, Frankreich und Rußland 6. Juli 1827 den Londoner Vertrag, wonach G. einem türkischen Flottenkommando mit autonomer Verwaltung dinsten und die drei Mächte nötigenfalls

Zwangsmassregeln gegen die Pforte anwenden sollten. Diese lehnte die Porschläge der Mächte 30. Aug. ab und ließ eine neue ägyptische Flotte von 89 Schiffen mit 5000 Mann kommen, um den Peloponnes völlig zu unterwerfen. Die Flotte der drei Mächte erschien hierauf vor Navarino, wo Ibrahim Pascha lag, und erlangte von ihm das Versprechen, vor Empfang weiterer Befehlsbefehle aus Konstantinopel nichts zu unternehmen. Als er dennoch die Halbinsel mit einer Vermählung heimzufuhr, griff ihn die verbündete Flotte 20. Okt. 1827 im Hafen von Navarino an und vernichtete von den ägyptisch-türkischen Schiffen 55. Gerz, forderte der Sultan Rußland zum Kriege heraus, der 1828 ausbrach und alle türkischen Streitkräfte in Anspruch nahm. Ibrahim Pascha Stellung war nun unhaltbar, und als im August 1828 ein französisches Korps unter Marschall Maison in Koron landete, räumte er den Peloponnes. Hiermit waren diese und Mittelgriechenland befreit, wenn auch gänzlich verwüstet, und der Friede von Adrianopel (14. Sept. 1829) verpflichtete den Sultan, sich den Befehlshabern der Mächte über G. zu unterwerfen.

Ende Januar 1828 war der am 11. April 1827 zum Präsidenten der Regierung gewählte Graf Kapo d'Istria in Ägina gelandet und hatte die Leitung der Geschäfte übernommen. Er versohnte die Parteihäupter und dot, von den Schutzmächten mit Geld unterstützt, alles auf, um G. auf europäische Weise, wenn auch durch bureaukratische Mittel, zu organisieren. Sein Eigensinn, seine Abhängigkeit von Rußland und die gewaltsame Beseitigung der alten Selbstregierung der Demogeronten entfremdeten ihm freilich viele Patrioten, die mehr den Bejmächten zuneigten. Dennoch demog er die Nationalversammlung zu Argos (Juli bis August 1829) zur Genehmigung seiner Vorschläge und erreichte die Bildung eines von ihm abhängigen Senats. Auch für Griechenlands Freiheit erzielte er Erfolge. Die drei Schutzmächte hatten im Londoner Protokoll vom 22. März 1829 festgesetzt, daß G., dessen Nordgrenze von Arta bis Solo laufen solle, einen tributpflichtigen Staat unter einem christlichen Fürsten und der Souveränität der Pforte dinsten solle. Kapo d'Istria weigerte sich, diese Bedingungen anzunehmen; Rußland trat nach dem Frieden von Adrianopel auf seine Seite und setzte durch, daß die Mächte 3. Febr. 1830 sich für die Errichtung eines völlig unabhängigen Staates erklärten, dessen Nordgrenze von der Mündung des Aspropotamos bis zu der des Spercheios laufen und dem außer Eubda auch die Kykladen angehören sollten. Als Fürst wurde den Griechen Prinz Leopold von Koburg empfohlen, der anfangs annahm, dann aber absahnte. Dies hatte Kapo d'Istria bewirkt, der selbst nach der Herrschaft strebte, aber sein Ziel nicht erreichte. Seine Veringschätzung der griechischen Barbarei, sein bureaukratisches Verfahren und seine Vorliebe für das despotische Rußland beleidigten den Stolz und das Freiheitsgefühl der Griechen. Nur ein Teil der Parteiführer, die Kydrenatiker, hing ihm an; der größere Teil, die Syntagmatiker (Verfassungspartei), an ihrer Spitze Konduriotis und Maurokordatos, erklärte sich gegen ihn. Auf Hydra bildeten 1831 Konduriotis und Miaulis eine besondere Regierung und stellten sich unter französischen Schutz; auch die Rhaina erhob sich. Miaulis bemächtigte sich 30. Juli durch einen Handstreich der griechischen Flotte im Hafen von Patos, und als der russische Admiral Nikod Anstalt traf, sie ihm zu entreißen, überliederte er sie, 28 Schiffe, 13. Aug. den Flammen. Der Ausfall in der Rhaina

wurde unterdrückt, und viele Mitglieder der Familie Mauroimichalis, auch der alte Petros, als Hochverräther eingekerkert. Aus Eritlerung hierüber ermordeten Konstantin und Georg Mauroimichalis, der Bruder und der Neffe des Petros, den Präsidenten 9. Okt. 1831 beim Eintritt in die Kirche zu Nauplia. Der Senat bildete zunächst eine aus Augustin Kapo d'Ntrias, Koliototonis und Koletis bestehende Regierungskommission, und die (nicht vollständige) Nationalversammlung wählte 20. Dez. Augustin Kapo d'Ntrias zum provisorischen Präsidenten. Doch die Synagmatiker verweigerten ihm die Anerkennung, beriefen eine neue Versammlung nach Vrachore und zwangen, indem sie bewaffnet in Argos eindrangen, Kapo d'Ntrias 13. April 1832 zur Abdankung. Unter Vermittelung des belgischen Thiersch wurde darauf eine neue Regierungskommission eingeklagt, der innere Friede aber damit nicht hergestellt. Unterdessen hatten die Schwermächte in dem Prinzen Otto von Bayern (geb. 1815) einen Fürsten für G. gefunden und die von dessen Vater, König Ludwig, gestellten Bedingungen: den Königstitel, die Grenzlinie von Arta bis Volo und die Garantie einer Anleihe von 60 Mill., zugestanden. Nachdem der Staatsvertrag vom 7. Mai 1832 die Verhältnisse des neuen Königreichs geordnet hatte, wurde die Nationalversammlung nach Nauplia berufen und erkannte 8. Aug. einstimmig den Prinzen als König Otto I. von G. an; bis zu seiner Volljährigkeit (1835) sollte eine aus drei Mitgliedern (den bayerischen Staatsräthen Arnansperg und Maurer sowie dem General Heideck) bestehende Regentschaft die Regierung führen. Der junge König hielt 7. Febr. 1833 an der Spitze von 3500 Mann Bayern seinen feierlichen Einzug in Nauplia.

Griechenland als Königreich.

Die Regentschaft hatte in dem verwüsteten, zerrütteten Lande eine schwierige Aufgabe zu erfüllen. Steuern wurden nicht gezahlt, und die meisten Gerichte hatten ihre Tätigkeit eingestellt; das Räuberwesen nahm überhand. Persönliche Hofregeln wurden nicht gewürdigt, bureaukratische Mißgriffe über Gebühr getadelt. Die Fühler des Aufstandes, von Eitelkeit und Überhebung erfüllt und in ihren Hoffnungen auf reiche Belohnung geäußert, zettelten Verschwörungen an, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten. Das freisinnigste Mitglied der Regentschaft, Maurer, wurde durch den russischen Gesandten verdrängt. Der absolutistisch gesinnte Arnansperg hatte jetzt den herrschenden Einfluß und behielt ihn auch mit dem Titel eines Erzkanzlers, als König Otto 1. Juni 1835 in Athen, wogin im Januar die Heidenz verlegt worden war, selbst die Regierung übernommen hatte. Ertrials er durch das Dotationsgesetz vom 7. Juni, das jeder ansehnlichen hellenischen Familie von den Staatsländereien einen Anteil im Wert von 2000 Drachmen zur Ruhezugsatzung zuwies, und durch die Einföhrung eines Staatsrats zur Kontrolle der Verwaltung das Volk für sich zu gewinnen suchte, ward er nach der Rückkehr König Ottos aus Deutschland, wo dieser sich 22. Nov. 1836 mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg vermählt hatte, von König Ludwig Febr. 1837 abberufen und durch Rudhardi ersetzt, der indes durch sein bureaukratisches Wesen sich unbeliebt machte, mit dem englischen Gesandten in Streit geriet und daher schon Ende 1837 zurücktrat. Seitdem waren die Minister Griechen, wechselten aber unaufhörlich, da die Schwermächte sich fortwährend in die innern Angelegenheiten des jungen Staates einmischten und G. ein Tummelplatz für das Ränkepiel in

der orientalischen Frage wurde. Die ehrgeizigen Politiker gaben bald den schwermüthlichen Hoffnungen Gehör, mit denen Aufstand ihre Sehnsucht nach Erweiterung der engegezogenen Grenzen nährte, daß den westmächtliden Mahnungen an eine Begründung innerer Freiheit. Im September 1843 kam es in Athen zu einer Erhebung für eine Verfassung, die der König bereitwillig zugestand. Eine Nationalversammlung, die am 20. Nov. zusammentrat, beschloß 2. März 1844 die neue Verfassung, wonach ein vom König ernannter Senat und eine vom Volk gewählte Kammer die Volksvertretung mit gesetzgebender Gewalt bilden sollten. Nun hatten die Ränke der Parteien und ihrer Führer freies Spiel, und Ministerwechsel und Kammerauslösungen lösten sich ab. Von fruchtbarer politischer und wirtschaftlicher Tätigkeit wurde die Nation hierdurch abgezogen; nur für Verbreitung höherer Bildung zeigte sich ein leidenschaftlicher Eifer. Eine Universität in Athen, die über das Bedürfnis hinaus studierte Leute ausbildete, und zahlreiche höhere Schulen wurden gegründet; das klassische Altertum wurde durchsicht und nach Kräften erneuert.

König Otto besaß nicht die Kraft, seinen Willen zur Geltung zu bringen. Es fehlte ihm an militärischen Gaben und ehrgeizigem Unternehmungsfähigkeit. Auch war seine Ehe kinderlos, und die Adoption eines andern bayerischen Prinzen unerwünscht, da dieser sich zur griechischen Kirche hätte bekehren müssen. Je mehr sich in G. nationaler Ehrgeiz nach Vergrößerung auf Kosten der Türkei geltend machte und der russische Einfluß wuchs, desto feindlicher zeigten sich die Westmächte, namentlich England. Letztern gab die übermäßige Entschädigungsforderung eines Juden, Poci-fico, für seinen bei einem Föbelaufauf 1847 erlittenen Verlust, welche die Regierung zu zahlen sich weigerte, Anlaß, 1850 zu Gewaltthaten zu greifen, die Häfen zu blockieren und griechische Schiffe (gegen 200) wegzunehmen, bis G. nachgegeben hatte. Als bei Ausbruch des Krimkriegs die Hoffnungen auf Befreiung der noch unter türkischem Joch schmachenden Slawen genossen sich wieder im griechischen Volk regten und es zu stürmischen Kundgebungen in Athen kam, vor denen sich die türkische Gesandtschaft zurückzog, erschien eine englisch-französische Flotte im Piräus, der am 26. Mai 1854 von einer französischen Fregate besetzt wurde. G. mußte sich während des Krieges ruhig verhalten, dessen Verlauf ihm ja auch seinen Gewinn versprochen hätte. Aber die an der Politik teilnehmende Bevölkerung war mit diesem Ergebnis natürlich unzufrieden, zumal die Hellenen sich gewöhnt hatten, sich als die berechtigten Erben des griechischen Kaiserreichs und jede Einmischung einer fremden Macht auf der Balkanhalbinsel als einen Eingriff in ihre geheiligten Rechte anzusehen. Die Unzufriedenheit richtete sich gegen den König und kam in Attentaten u. zum Ausbruch. Eine größere Militärrevolte brach 13. Febr. 1862 in Nauplia aus; sie wurde unterdrückt. Aber während der König auf der Reise, die er im Herbst nach dem Peloponnes unternahm, gut aufgenommen wurde, erhob sich in Vonißa, Patra und andern Orten ein neuer Aufstand, und 22. Okt. traten Bulgarien, Kanarien und Rußos in Athen zu einer provisorischen Regierung zusammen, die kraft einstimmigen Beschlusses der Nation die Entsetzung des Königs Otto ausrief. Otto erschien 22. Okt. im Piräus, sagte aber nach einer Beratung mit den Gesandten der Mächte den Beschluß, nach Bayern zurückzulehren.

Ein Decret der provisorischen Regierung berief die

Ration zur Wahl eines neuen Königs; mit 230,016 von 249,701 Stimmen wurde Prinz Alfred von Großbritannien gewählt. Da aber die Überenkunft von 1830 jedes Mitglied der Dynastien der Schuttmächte ausschloß, so lehnte der englische Prinz die Wahl ab, und nachdem der Herzog Ernst von Koburg und andere Prinzen ebenfalls eine Wahl abgelehnt hatten, einigten sich die drei Schuttmächte über den Prinzen Wilhelm von Dänemark als Thronkandidaten. Dieser wurde 30. März 1863 als Georg I. einstimmig gewählt und 5. Juni von den Schuttmächten anerkannt. Nachdem blutige Unruhen in Athen, die am 30. Juni infolge von Parteistreitigkeiten ausgebrochen waren, durch englische und französische Marinekruppen unterdrückt worden, hielt der neue König 30. Okt. seinen Einzug in Athen. England machte dem neuen König ein Geschenk mit seinem Verzicht auf das Protektorat über die Ionischen Inseln, die am 30. Mai 1864 G. feierlich übergeben wurden. Dennoch stieß König Georg und sein dänischer Rotgebohr, Graf Spinnod, auf große Schwierigkeiten. Die Nationalversammlung, welche die provisorische Regierung berufen hatte, schritt zu einer Verfassungsrevision und beschloß im September 1864 die Abschaffung des Senats. Vergeblich sträubte sich der König gegen diesen Beschluß; er mußte im November die neue Verfassung beschwören und, nachdem ein Vermittelungsveruch seines Oheims, des Prinzen Julius von Glücksburg, fruchtlos geblieben, im Dezember 1865 den Grafen Spinnod entlassen, weil das Mißtrauen gegen die Fremden unaustrittbar war. Die Anfeindungen zwischen den Ministern und den Parteihäuptern in der Kammer nahmen immer mehr zu und hinderten eine feste ruhige Verwaltung, die für die Beseitigung der Finanznot dringend notwendig gewesen wäre. Alle Anleihenversuche scheiterten; die Erhöhung der Zölle und die Entwaflnung der Kriegsstotte halfen nichts. Schon konnten die Beamtensgehälter nicht vollständig gezahlt werden. Ein Ministerium nach dem andern trat auf und versprach, den öffentlichen Kredit herzustellen und mit durchgreifenden Reformen das Gleichgewicht im Staatshaushalt zu erzielen; die Kammer vereitelte durch ihre Untriede alle Versuche zur Besserung. Dagegen mischten sich 1866 die Griechen in den Aufstand Kretas, der die Vereinigung mit G. zum Zweck hatte. Es bildete sich in Athen sofort ein kretanisches Komitee, das zu Beiträgen für den Aufstand aufforderte; zahlreiche Freiwillige strömten nach Kreta, während die Regierung Truppen an der türkischen Grenze zusammenzog und die Mächte aufforderte, den Sultan zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Aber diese billigten es, als die Flotte, deren Geduld erschöpft war, 1. Dez. 1868 beschloß, ein Ultimatum an G. zu stellen und im Falle der Ablehnung den Krieg zu erklären. Eine Konferenz der Mächte in Paris (Januar 1869) verbot G., die Bildung von Banden und die Ausrüstung von Schiffen zum Angriff auf türkisches Gebiet zu gestatten. Das griechische Ministerium weigerte sich, zu gehorchen, wollte es auf einen Krieg ankommen lassen und schrieb eine patriotische Anleihe von 100 Mill. Drachmen aus. Als auf diese nur 100,000 Drachmen gezeichnet wurden, trat das Ministerium ab, und das neue Kabinett Janninis unterwarf sich 6. Febr. den Mächten. Eine zweite empfindliche Demütigung erlitt G., das eine hohe Entschädigung bezahlen mußte, als bei einem Raubfall 11. April 1870 dicht bei Athen drei Engländer ermordet wurden. Diese Mißerfolge der Regierung steigerten den Fortschritt in der Kammer, die durch Austritt der

Opposition wiederholt beschlußfähig gemacht wurde; die Ministerien hielten sich mitunter nur, weil niemand diese dornenvolle Stellung einnehmen mochte.

Auch als 1876 die orientalische Frage sich wieder einer Krisis näherte, waren die Parteihäupter anfangs nicht einig: Kumburoos und Bulgari waren dafür, sobald Rußland loschläge, der Türkei den Krieg zu erklären, und beantragten großartige Kistungen; Deligeorgis hoffte durch die Gunst der Westmächte Thessalien und Epirus zu gewinnen. Schließlich wurde ein Fusionstministerium gebildet, das rühte, aber auf den Rat Englands anfangs neutral blieb und erst nach dem Fall Plewnas im Januar 1878 ein Heer von 12,000 Mann nach Thessalien schickte, das wenig ausrichtete. Rußland verdrängte daher im Frieden von Santo Stefano G., gar nicht. Der Berliner Friede sprach ihm jedoch eine Erweiterung seiner Nordgrenze zu. Da die Verhandlungen über deren Festlegung zwischen G. und der Flotte nicht zum Ziele führten, trat 1880 in Berlin eine Konferenz zusammen, die G. fast ganz Thessalien und das südliche Albanien zusprach. Die Flotte weigerte sich anfangs, sich diesem Beschluß zu fügen, und wieder rühte die griechische Regierung trotz gänzlicher Zerrüttung der Finanzen zum Krieg. Endlich gelang es den Westmächten, die Türken zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, und 24. Mai 1881 wurden fast ganz Thessalien und der albanesische Distrikt Arta, 13,200 qkm mit 390,000 Emw., an G. abgetreten. Die Presse und die Kammer waren aber mit diesem Ergebnis keineswegs zufrieden, und der Minister Kumburoos, dem man die Gebietsvergrößerung verdankte, wurde 1882 gestürzt. Als daher 1885 mit dem Staatsstreich in Ostrumelien und dem Kriege zwischen Bulgarien und Serbien neue Verwickelungen auf der Balkanhalbinsel entstanden, hoffte das Ministerium Delpannis ein Gelegenheit zu neuen Erwerbungen zu finden. Auch als die Ruhe im Norden hergestellt war, setzte es die Kistungen fort in der Absicht, durch die Drohungen mit einem Angriff auf die Türkei, der einen Weltkrieg entzünden konnte, Zugeständnisse von den Mächten zu erzwingen. Aber diese blieben, außer Frankreich, unerbittlich, sandten eine große Kriegsstotte nach dem Ägäischen Meer und verhängten, als Delpannis ihr Ultimatum vom 6. Mai 1886 ablehnte, über alle ostgriechischen Häfen die Blockade. Nun trat Delpannis zurück; der neue Minister Trisupis beschloß die Abrüstung, worauf die Blockade aufgehoben wurde, und widmete sich der Regelung der Finanzen, die durch die Kosten der Kistungen (100 Mill.) in die ärgste Verwirrung geraten waren; auch setzte er durch ein neues Wahlgesetz die Zahl der Deputierten, die nach Provinzen (Komen) gewählt werden sollten, auf 207 fest. Die wohlthätigen Folgen der neuen friedliebenden und sparsamen Regierung machten sich bald bemerkbar, und König Georg konnte 31. Okt. 1888 sein 25jähriges Regierungsjubiläum unter lebhaften Sympathiebezeugungen der Nation feiern. Insofern der verderbliche Parteistritt ließ das Land nicht zur Ruhe kommen. Die Opposition beutete die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit einigen nötigen neuen Steuern und mit der Nichtunterstützung eines Aufstandes in Kreta bei den Neuwahlen im Oktober 1890 rücksichtslos aus. Nur 50 Anhänger der Regierung wurden gewählt, und nach dem Rücktritt des Ministeriums Trisupis bildete Delpannis ein neues. Dieser setzte 1891 in der Kammer die Annahme neuer Steuererlasse, namentlich des Tabakmonopols, durch, zögerte aber nachher, die Gesetze auszuführen, weil er den Verlust seiner Popularität

fürchtete. Da sich Delhanniss auch sonst annähernd und unzuverlässig zeigte, nötigte ihn der König im März 1892 zum Rücktritt. Zunächst wurde Konstantopoulos zum Ministerpräsidenten ernannt, der am 25. März die Kammern auflöste. Da bei den Neuwahlen im Mai 1892 die Trikupisten glänzend siegten, trat Trikupis wieder an die Spitze der Regierung. Dieser wollte die immer wachsenden finanziellen Schwierigkeiten durch eine neue Anleihe von 100 Mill. decken; doch knüpften die englischen Kapitalisten an die Vergabe des Geldes die Bedingung, daß G. sich einer Kontrolle der Steuereinzahlung durch die Staatsgläubiger unterwerfe. Hierauf wollte der König nicht eingehen, und daher trat Trikupis im Mai 1893 zurück. An seiner Stelle übernahm Sotiropoulos die Bildung eines neuen Ministeriums, das aber gleich nach dem Zusammentritt der Kammer im November 1893 abhanden und von neuem Trikupis Platz machen mußte. Aus der Finanznot half sich das neue Ministerium, indem es im Dezember 1893 der Kammer ein Gesetz vorlegte, das auch angenommen wurde, und das einfach den Staatsbankrott erklärte: An Zinsen für die Goldanleihen im Auslandes sollten nur 30 Proz. gezahlt, die Amortisation eingestellt und die als Garantien für die Anleihen bestimmten Einkünfte sofort zugunsten des Staates eingezogen werden. Mit den auswärtigen Gläubigern wurden zwar Verhandlungen über eine gütliche Vereinbarung (Erhöhung der Zinszahlung auf 50 Proz., u.) angeknüpft; sie hatten aber kein Ergebnis, da Trikupis alle Zugeständnisse ablehnte.

Die durch die systematischen Täuschungen in den offiziellen Budgets lange verhäulte verwinkelte Lage der Staatsfinanzen wurde 1894 immer offener; der Staat war nicht instande, etwas für die Förderung von Verkehr und Handel (Bau der Eisenbahnen vom Piräus nach Larissa und von Myli nach Kalamata in Messenien) zu tun. Sowie Trikupis Wiene machte, neue Steuern einzuführen, veranstaltete die Opposition Volksversammlungen (17. und 20. Jan. 1895 in Athen). Daraufhin reichte Trikupis seine Entlassung ein, und Kilolas Delhanniss, Reffe des bekannten Parteiführers, bildete 24. Jan. ein Geschaftsministerium. Bei den Neuwahlen 28. April erlangten die Delhannisten die so überwiegende Mehrheit, daß Theodor Delhanniss 11. Juni ein neues Ministerium antrat, das der Kammer ein Budget mit stiktem Uberschuß vorlegte; die Einnahmen waren auf 91, die Ausgaben auf 89 Mill. Drachmen berechnet. Eine auswärtige Kontrolle der griechischen Finanzen zugunsten der fremden Staatsgläubiger erklärte Trikupis für unvereinbar mit der Würde des Staates; die Gläubiger mußten sich auch ferner mit 30 Proz. der Zinsen begnügen. Die großen Verluste, welche die Korinthenproduzenten durch Preissturz erlitten, suchte die Regierung durch ein Gesetz, wonach ein Teil der Korinthenbrennerie an die Staatsmagazine abzuführen sei (I. oben, S. 307), und durch Verabfolgung des Ausfuhrzolls zu vermindern. Die Finanzlage besserte sich auch 1896 nicht. Trotzdem forderte die Regierung besondere Gelder für Verstärkung der Marine, und 14. Dez. legte Delhanniss der Kammer einen Gesetzentwurf vor, durch den 2,600,000 Drachmen für ein besetztes Lager bei Theben, für die Einberufung von zwei Reservestücken und den Ankauf von Pferden bewilligt wurden. Denn 1896 war wieder ein Ausfalland auf Kreta ausgebrochen, und ungemitt nahm die öffentliche Meinung für die kretische Partei. Es bildete sich ein nationaler Verband (Ethniko Hetairia, s. d.), um

eine Erhebung des gesamten hellenischen Volkes in Kreta, in Rhazdonien, auf den Inseln gegen das türkische Joch ins Werk zu setzen. Als der Ausfalland in Kreta, der 1896 durch die Züßerung von Reformen vorläufig beschwichtigt wurde, Anfang 1897 von neuem ausbrach, glaubten der König und das Ministerium ihre eigene Stellung gefährdet, wenn sie länger der immer höher gehenden nationalen Begeisterung Widerstand leisteten. Große Küstungen zu Wasser und zu Lande wurden veranstaltet. Während die griechische Landarmee sich in den Nordprovinzen, Epirus und namentlich Thessalien, sammelte, und auch die Kriegsslotte sich zur Abfahrt dahin sammelte, landete 15. Febr. 1897 eine griechische Abteilung unter Oberst Vassos auf Kreta, um im Namen des griechischen Königs von der Insel Krös zu ergreifen. Doch die Großmächte richteten 2. März an die griechische Regierung ein Ultimatum, das die Räumung von Kreta innerhalb sechs Tagen forderte, wogegen die Autonomie der Insel unter Suzeränität des Sultans verbürgt wurde. Am 8. März willigte G. zwar in die Zurückziehung seiner Schiffe aus den kretischen Gewässern, lehnte aber die Abberufung der gelandeten Truppen ab, da sie allein die Pazifikation der Insel durchführen könnten, worauf die Kreten durch eine Volksabstimmung über ihr Schicksal entscheiden sollten. Hierauf beantragte das Deutsche Reich bei den Mächten die sofortige Blockade des Piräus; aber England erhob dagegen Einspruch, und man begnügte sich mit einer Blockade der Insel Kreta und der Besetzung einiger Küstenstädte. Dadurch fühlte sich die griechische Regierung zu kühnern Vorgehen auch in Thessalien ermutigt. Hier wurde die ganze griechische Armee auf Kriegsfuß zusammengezogen und unter den Oberbefehl des Kronprinzen Konstantin gestellt; Streicharen, die aus der Türkei, Italien und andern Ländern nach G. geströmt und von der Epirische Detachira organisiert worden waren, wurden bis dicht an die türkische Grenze vorgeschoben.

Amynischen hatte die Türkei eine bedeutende Streitmacht unter Ebdem Pascha zusammengezogen und erklärte 17. April 1897 an G. den Krieg. Gleich die erste griechische Stellung am Melimapsas wurde von den Türken genommen, und nach dem siegreichen Treffen bei Turnatosis wurde 25. April Larissa von ihnen besetzt. Infolge davon wurde Delhanniss vom König entlassen, und der bisherige Führer der Opposition, Kalli (Khalis), übernahm die Leitung. Dieser befohl dem Obersten Vassos, Kreta zu räumen, konnte jedoch dem Gang der Kriegsergebnisse keine andre Wendung geben. Die Eroberung der türkischen Inseln im Ägäischen Meer, das Bombardement türkischer Dörfer, die Landung griechischer Truppen im Süden der Türken erfolgten ebensofortwährend, wie der Angriff auf Eretria in Epirus glückte. Nach zweitägigen Kämpfen (5. und 6. Mai) räumten die Griechen auch ihre Stellung bei Epherola (Epherolao), und nachdem der linke Flügel der Türken die Griechen 6. Mai bei Bolestino besiegelt hatte, besiegten die Türken 8. Mai Volo. Die griechische Hauptarmee wurde dann bei Domosio 18. Mai wieder geworfen. Schon nach der Niederlage der Epherola hatte die griechische Regierung die Hoffnung auf eine glückliche Wendung aufgegeben, sich der Entscheidung der Mächte in der kretischen Frage unterworfen und 11. Mai ihre Vermittelung für einen Waffenstillstand angetreten. Dieser wurde 19. Mai abgeschlossen. Auch die Verhandlungen über den Frieden mit der Türkei übertrug G. den Mächten. Die Verhandlungen in Konstantinopel zogen sich lange hin, da die Türkei zwar

bereit war, Thessalien zu räumen, aber eine Kriegskostenentschädigung forderte. Deutschland bestand darauf, daß G. sich einer Kontrolle seiner Finanzen durch die Mächte unterwerfe; England erhob dagegen Einspruch. Am 18. Sept. 1897 wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet: G. sollte eine Kriegsentchädigung von 4 Mill. türk. Pst. (76 Mill. M.) bezahlen, wogegen Thessalien geräumt werden sollte; doch wurde der Türkei an der thessalisch-mazedonischen Grenze eine strategisch wichtige Verteidigung zugesprochen. Als das von Kalli geforderte Vertrauensvotum von der Kammer 30. Sept. abgelehnt ward, beauftragte der König Zaimis (Zaimi), einen Reffen und bisherigen Anhänger Despannis', mit der Bildung des neuen Ministeriums, in dem General Smolenski den Krieg, Streit die Finanzen übernehmen. Den am 4. Dez. in Konstantinopel unterzeichneten definitiven Frieden genehmigte die Kammer ebenso wie die Finanzkontrolle der Mächte, da man keine andre Möglichkeit sah, sich aus der Finanznot zu retten; die Staatsausgaben beliefen sich 1897 auf das Doppelte des Voranschlags (95 Mill.). über die Kriegsführung zu Land und zur See wurden Untersuchungen angeordnet. Bei der Umgestaltung des Ministeriums (10. Nov. 1898) wurden Smolenski durch den Obersten Korpos, Streit, der die europäische Finanzkontrolle in Gang gebracht hatte, durch Regris ersetzt; das Innere erhielt Triantophyllatos. Zaimis befehligte den Vorrück und das Auswärtige. Die internationale Finanzüberwachung (s. »Finanzkontrolle, internationale«) erzielte schon im ersten Jahr ihrer Tätigkeit 6 Mill. Drachmen mehr Einnahmen, als der Voranschlag (30 Mill.) angenommen hatte. Die türkische Herrschaft in Areta (s. d.) hörte auf, und der griechische Prinz Georg wurde Regent.

Dennoch erhielten bei den Neuwahlen (19. Febr. 1899) die Trikupisten unter Führung von Theotokis die Mehrheit; am 12. April nahm das Ministerium Zaimis seine Entlassung. Der König beauftragte Theotokis mit der Bildung eines neuen Kabinetts, das zumeist aus Trikupisten bestand. In der im Mai 1899 eröffneten Tagung beschäftigte sich die neue Kammer namentlich mit der Heeresreform. Schließlich wurde ein Gesetz angenommen, das die Verfassung von fremden Offizieren zur Reorganisation des Heeres und der Marine bestimmte; zwei höheren Offizieren mit je einem Adjutanten sollte mit dem Titel Reorganisationsrat die Inspektion und die höchste Leitung des Generalstabs der Armee und der Marine übertragen werden. Dagegen konnte das Gesetz über die dringend nötige Entsendung der jüngeren Offiziere (bis zum Oberleutnant) aus der Kammer nicht durchgebracht werden. Aber die Reformen des Steuersystems, die Neueinteilung der Verwaltung, eine Reihe von Gesetzen für die Justiz, die Erziehung, das Konfiskationswesen wurden erledigt und auch für die Witwen und Waisen der im Kriege Gefallenen gefordert.

In seinem (1899 veröffentlichten) Generalstabsbericht über den Krieg hatte der Kronprinz die Eröffnung eines Generalkommandos mit dem Sitz in Athen vorgeschlagen, dem alle Abteilungen des Kriegsministeriums, mit Ausnahme des Justizwesens und der Intendantur, unterstellt sollten; auf diese letztere Dienstzweige sollte der Kriegsminister beschränkt sein. Der Kriegsminister, Oberst Kumunduros, sprach sich aber entschieden dagegen aus. Da er sich auch mit dem Finanzminister Simopoulos über eine Erhöhung des Heeresbudgets nicht zu verständigen vermochte, nahm er 10. Jan. 1900 seine Entlassung. An seiner

Stelle brachte der bisherige Präsident der Kammer, Oberst Tsanabos, der früher wiederholt unter Trikupis Kriegsminister gewesen war, Mitte Februar mit Erfolg einen Gesetzentwurf ein, wonach die Leitung der gesamten bewaffneten Macht und die Verantwortung für deren Verwaltung dem Kriegsminister zustehen, das Generalkommando der Armee aber dem rangältesten Divisionsgeneral (dem Kronprinzen) übertragen und diesem ein fremder Offizier als Generalstabschef beigegeben werden sollte. Theotokis legte der Kammer die Verträge über den Ausbau des griechischen Eisenbahnnetzes vor, für den eine englisch-französische Finanzgruppe die erforderlichen Gelder, allerdings gegen Bürgschaft, vorzuschießen bereit war; zur Bestreitung der Zinsgewähr beantragte die Regierung einen Zuschlag zur Tabaksteuer. Im Herbst 1900 übernahm der Kronprinz Konstantin das Oberkommando über die griechische Armee und das Gendarmeriekorps. Die Sitzungen der Kammer wurden 17. Nov. wieder eröffnet. Zum Präsidenten wurde zwar der theotokistische Kandidat Bonfisis gewählt; aber die Mehrheit war den Rängen der Oppositionsparteien nicht gewachsen. Am 3. Jan. 1901 legte der Minister des Äußeren den Gesetzentwurf über den neuen Handelsvertrag mit Rumänien der Kammer vor. Um eine außerordentliche Tagung zu ersparen, beantragte die Regierung, die den Staatshaushaltsvoranschlag für 1901 erst in zweifelter Stunde unter Dach und Fach bringen können, eine Entschädigung von 1200 Drachmen für jede Abgeordneten; doch vorzeitig bereitete Theotokis 7. Febr. 1901 der Kammer ein Ende, um unbenutzen Anfragen aus dem Wege zu gehen. Nach monatelanger Vertretung trat im September der Justizminister Karapavlos zurück, um durch den bisherigen, vom König besonders geschätzten Minister des Äußeren, Romanos, ersetzt zu werden. Die überaus schwache Stellung des von dem guten Willen der kleineren Parteien unter Zaimis und Deligeorgis abhängigen Ministeriums Theotokis zeigte sich gleich bei der Wiedereröffnung der Kammer (12. Nov.) deutlich. Gestürzt wurde es durch eine von der Studentenschaft in Athen ausgehende Bewegung gegen eine vollständige Übertragung der Evangelien (Ende November 1903 wiederholte sie sich anlässlich der Aufführung der »Dresfies« des Aeschylus in neugriechischer Sprache). Als die Unruhen eine unangenehme Wendung nahmen, ging Theotokis 23. Nov. freiwillig, um der Krone die Sache zu erleichtern; an die Stelle des abgesetzten Metropolitens von Athen, Brotopios (der bald darauf starb), trat im November 1902 der im Deutschland vorgebildete bisherige Bischof von Sparta, Theofilos.

Unter der Bedingung, daß sein Ministerium farblos bleibe, erhielt Zaimis die Unterleitung der Theotokisten und bildete 25. Nov. 1901 ein Kabinett, worin Topalis (bis 27. Febr. 1902) die Justiz, Triantophyllatos das Innere, Romferatos den Kultus, Regris die Finanzen und Oberst Korpos den Krieg übernahmen. Die Dauer dieses Zwischen- (oder »Verwandten-«) Ministeriums war gering; als es sich auflöste, sich von der Partei Theotokis-Simopoulos zu emanzipieren, waren seine Tage gezählt. Die Neuwahlen vom Anfang Dezember ergaben die Notwendigkeit, Theodor Delianis, der seit 29. April 1897 das früher so oft gehandhabte Präsidium nicht mehr befehlen hatte, mit der Kabinettsbildung zu betrauen. Unterm 11. Dez. kam das neue Ministerium zustande; Romanos übernahm den Kultus, Karapavlos die Marine, Zygomalas die Justiz, Ravromichali das Innere,

Stajis das Äußere und Oberst Lymbritis den Krieg; letzterer legte jedoch schon 30. März 1903 sein Amt nieder, da er sich dem Ministerpräsidenten, der auf bessere Beziehungen zur Krone besonderes Gewicht legte, nicht genügend unterstützt sah. Doch auch Delianis mußte bald danach vom Schauplatz wieder abtreten.

Diesmal war die Frage des Koinonmonopols der Stein des Anstoßes. Seit Jahren arbeitete man in den Koinonprovinzen Griechenlands mit sehr geringem Verdienst. Deshalb erschien der davon betroffenen und in ihrer Meinung durch die Presse bestärkten Landbevölkerung das einer englischen Gesellschaft einzuräumende Monopol, das den Auslauf der gesamten Korinthenzerte des Landes vor sah und den Erzeugern sichern und größeren Gewinn in Aussicht stellte, sehr willkommen. Aber einzelne Punkte des Vertrags wären dem Lande schädlich gewesen; und schon darum erhoben mehrere aus den griechischen Finanzen im allgemeinen und der Koinonausfuhr im besonderen interessierten Mächte (England, Deutschland, die Niederlande und Italien) dagegen Einspruch. Die Haltung des Kabinetts dem gegenüber war schwankend und widersprüchlich: Delianis war selbst nicht für das Monopol, stellte aber die Sache so dar, als ob die Opposition (Theotokis) dagegen sei, die ihrerseits nur begründete Abänderungen an dem Vertrage vorzunehmen wünschte. Als nun die Kammer die Verabreichung der Debatte beschloß, damit die Regierung mit den Vertretern der (inzwischen übrigens durch Austritt zweier Mitglieder geschwächten) englischen Gesellschaft erneut unterhandeln könne, glaubte das Volk in den Koinonbezirken, die ganze Angelegenheit sei damit abgelehnt oder doch auf lange Zeit verschoben, und revoltierte (Anfang Juni 1903). Delianis machte daraufhin demselben Trikupitis Theotokis Platz, der 1901 über den Evangelienstreit gestürzt war; in das neue Kabinett, dem die Unterstützung durch Jaimis sicher war, traten 29. Juni Simopulos (Zinangen), der frühere Delianis Hil. Levidis (Zinneres), Oberst G. G. Gribas (Krieg), Andr. Stephanopoulos (Marine), Hil. Kologeropoulos (Justiz) und Konstantinos Argasaris (Unterricht) ein. Doch die Lage war schon dermaßen verschärft, daß Theotokis kaum noch zwei Wochen, gezwungen durch die mächtigsten in dem Peloponnes ungeschwächt sich wiederholenden erbitterten Ausdrücke des Volkswillens, es vorzog, zurückzutreten, da er zugunsten des Monopols nicht nachgeben wollte. Seinen Posten nahm darauf 11. Juli der Halb-Delianis Kalli (18. Febr. bis 29. Juni Kammerpräsident) ein; seine Gehilfen waren: Ravromadali (Zinneres; Antimus Delianis), Oberst Konstantinidis (Krieg), Werolopoulos (Justiz), Weromafopoulos, ein Neffe von Delianis (Kultur und Unterricht). Eine der ersten Taten des neuen Ministeriums war die im Interesse des Landes längst ersehnte Verabreichung der Zahl der Abgeordneten von 234 auf 198. In Sachen des Korinthenmonopols verriech Kalli alles zu tun, um den Widerspruch der Mächte zu beheben. Doch ehe er noch etwas erreicht hatte, trat auch er 16. Dez. zurück, und 18. Dez. 1903 kam von neuem ein Kabinett Theotokis zustande, das Simopulos (Zinangen), Levidis (Justiz), Romanos (Äußeres), Stais (Unterricht); bis 1. Juli 1904 um Entlassung, weil er im Duell einen Deputierten getötet hatte), Sp. Kumanoudros (Marine) und Smolenski (Krieg) zu seinen Mitgliedern zählte. Es drachte ein neues Korinthengeleis ein, stieß jedoch damit auf Englands Widerspruch; die Verhandlungen zwischen den

beiden Staaten waren im Juni 1904 noch zu keinem befriedigenden Abschluß gekommen. Besser stand es mit der Ausführung des Plones, das Meer zu reorganisieren; kurz vor ihrer Verabreichung genehmigte die Kammer ein Gesetz über die Schöpfung eines nationalen Kriegsschiffes und mehrere hiermit zusammenhängende Finanzvorlagen (Mitte April 1904).

Im Verhältnis zu Türkei war in den letzten Monaten (noch im Februar 1902) beschwerte sich Öden das geringe Entgegenkommen der Pforte bei den Verhandlungen über einen Handelsvertrag; eine merkwürdige Besserung eingetreten, als ein on sich unbedeutender Zwischenfall in Smyrna (Ende April 1904) die griechische Empfindlichkeit von neuem reizte und schwere Konflikte herauszufschworen schien; doch die Friedensliebe des Königs und der Lof des türkischen Sultans beizügten auch diesmal den Stein des Anstoßes. Eine der Hauptursachen der Annäherung, die im März 1903 zur offiziellen Wiederherstellung des status quo ante bellum führte, waren die mazedonischen Unruhen insofern, als darunter die dort wohnenden Griechen ebenso zu leiden hatten wie die Türken und andern Nichtslawen. Mit dem österreichisch-russischen Reformprogramm (s. Rußland und Türkisches Reich, Geschichte) war man deshalb einmündig.

[Geschichtsliteratur.] Bgl. B. Rifford, History of Greece (Lond. 1784—1818, 5 Bde.; 7. Aufl. 1838, 10 Bde.; deutsch von Eichstädt, Leips. 1802—03, 6 Bde.); Hallermeier, Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters (Stuttg. 1830—38, 2 Bde.); Gopp, Geschichte Griechenlands vom Mittelalter bis auf unsere Zeit (aus Ersch und Grubers Enzyklopädie, Leips. 1870); Finlay, Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Besinnahme durch die Türken (deutsch von Weidling, Tübing. 1853); History of Greece under the Ottoman and Venetian domination (Lond. 1854); and History of the Greek revolution (daf. 1861, 2 Bde.); Sathas, Documents inédits relatifs à l'histoire de la Grèce au moyen âge, 1. Reihe: 1400 bis 1500 (Par. 1880—90, 9 Bde.); Philadelphus, Geschichte Athens unter der Türkenherrschaft 1400—1800 (griech., Athen 1902); Ferrer, Europäische Politik im cyprischen Krieg 1570—1578 (Leips. 1902, Teil 1); Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. 6 u. 6 (daf. 1861—62); Wendelsjohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands von 1453 bis auf unsere Tage (daf. 1870—74, 2 Bde.); Gervinus, Geschichte Griechenlands seit Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart (Gotha 1875—78, 4 Bde.); Gordon, History of the Greek revolution (Lond. 1832; deutsch von Zinfeisen, Leips. 1840, 2 Bde.); Tripitidis, Geschichte der griechischen Wiedergeburt (in neugriech. Sprache, Lond. 1853—57, 4 Bde.; 2. Aufl. u. d. Z.: »Geschichte des griech. Aufstandes«, 1862); Lenormant, La révolution de Grèce, ses causes et ses conséquences (Par. 1862); v. Protesch-Osten, Geschichte des Abfalls der Griechen (Bien 1867—68, 6 Bde.); Thiersch, Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krisis (Münch. 1863); Schneider, Geschichte des Königreichs G. (Weidlb. 1877); Smith, Greece under King George (Lond. 1893); Sergeant, Greece in the nineteenth century (daf. 1897); Woodhouse, The tutorial history of Greece (daf. 1904); Xic. Ypsilantis, Mémoires (hrgg. von Kamburoglu, Athen 1902); Blachojannis, Αρχαία της νεωτέρας ελληνικής ιστορίας (Archive der neuern griech. Geschichte 1821—62, Bd. 1; Athen 1901);

(S. v. Strang.). Der griechisch-türkische Krieg des Jahres 1897 von einem höhern Offizier (Berl. 1897); Kioer, Der türkisch-griechische Krieg im J. 1897 (dof. 1897); v. Prollius, Der türkisch-griechische Krieg (Leipz. 1897); Feyer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei Frühjahr 1897 (Stuttg. 1898); E. von der Goltz, Der thessalische Krieg und die türkische Armee (Berl. 1898); Bohnen, E. vor und nach dem Kriege (Halle 1899); Lerbj, La guerre gréco-turque (Par. 1899).

Griechische Anthologie, f. Anthologie.

Griechische Kirche (griechisch-katholische, nach ihrer Selbstbezeichnung orthodoxe anatolische Kirche), derjenige der drei Hauptzweige der christlichen Kirche, der die im ehemaligen oströmischen Reiche geltenden Dogmen, Gebräuche und Verfassungsformen beibehalten hat.

Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Bestand. Mit der Entstehung der Staatskirche im 4. Jahrh. ging die politische Trennung von Orient und Occident allmählich auch in eine kirchliche über. Während dort Rom mehr und mehr den alles andre überragenden Mittelpunkt bildete, gelang es hier dem Bischof von Konstantinopel, als der Reichshauptstadt, sich über seine Rivaten hinauszusetzen und mit Rom in erfolgreichem Wettbewerz zu treten. Auf dem Konzil zu Chalcedon (i. d. J. 451) wurden unter Protest der römischen Legaten dem Stuhle von Neukom als dem ersten nach Altrom gleiche kirchliche Vorrechte zuerkannt. Dafür ging in den Wirren der dogmatischen Streitigkeiten die kirchliche Einheit im Orient in die Brüche, da große Teile der morgenländischen Christenheit sich den von Konstantinopel unter kaiserlichem Druck ausgeprägungen Entscheidungen nicht fügten und in eignen Kirchengemeinschaften (s. die Artikel »Armenische Kirche, Jakobiten, Monophysiten, Monotheliten, Nestorianer«) ein kirchliches Sonderleben zu führen vorzogen. Gleichzeitig wurde auch die Gemeinschaft zwischen der abendländischen und der griechisch-orientalischen Kirche immer mehr gelockert. Aus Anlaß des monophysitischen Streites kam es schon 484 zu einem bis 518 währenden Schisma (s. Felix III. und Justin I.). Das zweite trallanische Konzil von 692 (s. Quinisextum) bedeutete eine scharfe Abiase an Rom, und in den Streitigkeiten über Bilderdienst und Bilderverehrung (s. d.) standen die Päpste im Gegensatz zu den bilderfeindlichen Kaisern. Der wichtigste Grund zur fortschreitenden Entzweiung aber blieb die Rivalität zwischen Papst und Patriarch, in dessen Bezeichnung als öumenischem Rom dauernd eine Überhebung erblühte (s. Gregor I.), während der Byzantiner alle Zumutungen an seine Selbstständigkeit nur ablehnte. Im 9. Jahrh. war es besonders der kirchliche Abfall der Bulgarien zum Papste (s. Nikolaus I., Hadrian II., Johann VIII., Photius), der den Groll steigerte. Der Patriarch Photius rügte 866 in einem Kundschreiben die abweichenden Bräue der römischen Kirche als Ketereien; vor allem aber erhob er gegen sie den Vorwurf der Symbolfälschung, da sie die Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes »auch vom Sohn« (filioque) in das Bekenntnis beigestellt hatte. Den Angriff erneuerte der Patriarch Michael Cälararius (i. d. J. 1053) unter Hinzufügung andrer Vorwürfe, vor allem des Gebrauchs des ungeführten Brotes beim Abendmahl als jüdischer Keterei (s. den Artikel »Eucharistie«). Dafür legten die römischen Legaten 16. Juni 1054 den päpstlichen Brief gegen den Patriarchen erlassenen Bannfluch auf den Hochaltar der

Sophienkirche nieder, der noch im gleichen Jahr von Michael und den übrigen orientalischen Patriarchen erwidert wurde.

Rom jaben Selbstgefühls, erfüllt von dem Bewußtsein, altkirchliche Verfassung, Sitte und Glaubenslehre treu zu bewahren, schloß sich die g. K. seit dieser Zeit immer schroffer gegen die abendländische Entwicklung ab. Die Befestigungen der Kreuzzüge und des lateinischen Kaiserthums (1204–61) steigerten nur den Nationalhaß. Eine Union (s. d.) mit dem Abendland wurde von Zeit zu Zeit angestrebt, aber weder zu Lyon (1274) noch zu Florenz (1439) erreicht. Als schon die Felle der Türken Konstantinopel umgaben, wurde noch einmal ein Versöhnungssest (im Dezember 1452) gefeiert und von einem römischen Kardinallegaten in der Sophienkirche Feste gegeben, aber dadurch wurden nur neue Schwierigkeiten hervorgerufen. Verlassen vom Abendland, wurde Konstantinopel endlich (29. Mai 1453) von den Türken erobert und die Sophienkirche zur Moschee entweiht. Der Sultan Mahammed nahm das Bekenntnis des Patriarchen Gennadios (i. d. J.) entgegen und beließ ihm seine kirchliche Selbständigkeit. Ohne Erfolg blieben die Unternehmungen, die im 16. und 17. Jahrh. eine Verständigung mit dem Protestantismus anstrebten. Der Verlust des Patriarchen Gyllius Kallistos (s. Gyllius 4), eine Wiebergeburt der griechischen Kirche im Sinne der reformierten Kirche zu bewirken, führte zu seinem Sturz (1638). Die römische Kirche ihrerseits hat ihr Verben um Einigung bis in die neueste Zeit nicht ausgegeben, aber Leo XIII. Enzyklika »Praeclara« vom 20. Juni 1894 hat nur eine abnehmende Antwort des Patriarchen Anthimos (1896) hervorgerufen. In den letzten Jahrzehnten haben besonders die Altkatholiken, aber auch die hochkirchliche Partei in der anglikanischen Kirche eine Annäherung an die g. K. verucht, ohne damit bisher wirkliche Erfolge zu erzielen (s. Union). Über die mit Rom unierten Bestandteile der griechischen Kirche s. Unierte Griechen.

Die Einheit im Dogma, den Gebräuchen und den Verfassungsformen schließt die administrative Selbstständigkeit einzelner Kirchkörper nicht aus. Ögenwärtig gehören zur griechischen Kirche in diesem Sinne die nachstehenden 15 Kirchenwesen: 1) Das Patriarchat von Konstantinopel. Es umfaßt die durch den Patriarchen von Gylliane (1839) rechtlich, durch den Patriarchen von 1856 tatsächlich den Moslems vor dem Gesetze gleichgestellten, freilich dennoch öter schwer bedrückten orthodoxen Christen der europäischen und des größten Teils der asiatischen Türkei (ca. 3 Mill.), die orthodoxen Albanesen (ca. 300,000) und einige kleinere Gruppen in der Balkanhalbinsel, Bosnien und der Herzegowina. Der Patriarch wird von Klerus und Volk gewählt und von der Porte ernannt. An seiner Eigenschaft als Vertreter und Richter seiner Glaubensgenossen wird er unterstützt und beschränkt durch eine Synode von zwölf Metropolitani für die geistlichen und kirchenrechtlichen, und durch den »gemeinsamen Rat«, bestehend aus 4 Erzbischöfen und 8 Laien, für die weltlichen Angelegenheiten. 2–4) Die Patriarchate von Alexandria (ca. 80000), Antiochia (unter 100,000), Patriarch in Damaskus), Jerusalem (ca. 15,000). 5) Das schon seit 431 autoleptische Erzbistum Uspem (ca. 150,000). 6) Die Kirche des Königreichs Griechenland (ca. 2 Mill.), selbständig seit 1833, vom Patriarchen 1852 anerkannt, steht unter einer Synode von 5 Bischöfen mit dem Metropolitani von Athen als ständigem Vorsitzenden. 7) Die russische Kirche (ca. 85 Mill.; s. diesen Artikel). 8) Die

serbisch-orthodoxe Kirche in Montenegro (ca. 220,000) unter dem Bischof von Cetinje. 9) Die Kirche des Königreichs Serbien (ca. 2,300,000) unter dem Metropolit von Belgrad und seiner Synode (f. Serbische Kirche). 10) Die Kirche des Königreichs Rumänien (ca. 5 1/2 Mill.) unter dem Metropolit von Bukarest und seiner Synode. 11) Die bulgarisch-orthodoxe Kirche, durch Ferman des Sultans 1870 unter Auflösung von der Jurisdiktion des öumenischen Patriarchen und gegen diesen dauernden Widerpruch als bulgarisches Erzbistum begründet, reicht über die Grenzen des jetzigen Fürstentums hinaus und umfaßt auch die türkische Provinz Rumelien und einige sprachverwandte Gebiete in Mazedonien und Albanien (auch Achrida) mit ca. 2 1/2 Mill. Seelen. 12) Die serbische Kirchenprovinz der ungarischen Monarchie unter dem Metropolit von Karlowitz. 13) Die romanische (rumänische) Kirchenprovinz für Ungarn und Siebenbürgen unter dem Metropolit von Hermannstadt. 14) Die jüdisch-thürkische Kirchenprovinz für die Bukowina und Dalmatien unter dem Metropolit von Czernowitz (12—14 mit ca. 3 1/2 Mill. Seelen). 15) Das Erzbistum Sinai (f. Sinai).

Glaubenslehre und Kultus.

Während sich die theologische Wissenschaft in der griechischen Kirche des 4. und 6. Jahrh. in außerordentlicher Fülle und Bieselteiligkeit entwickelt und in Kirchenlehrern, wie Gregor von Nyssa, Basilus d. Gr. und Gregor von Kappadon, Chrysostomus, Theodoret, Dionysios dem Areopagiten u. a., klassisch repräsentanten spätgriechischen Geistes hervorgebracht hatte, ist sie in den spätern Jahrhunderten zwar nicht erstorben, hat aber doch, da sie die Fühlung mit dem Fortschritt der abendländischen Kulturwelt nicht zu gewinnen vermochte, nur ein geistiges Stilleben geführt. Johannes Chrysostomos (f. d.) stellte im 8. Jahrh. die Ergebnisse der Glaubensstreitigkeiten zusammen und schloß damit die Dogmatik seiner Kirche für mehr als ein Jahrhundert ab. Die mystagogische Theologie des Mittelalters mahlte sich an den Geheimnissen der Liturgie in zwar nicht ästhetisch, aber sachlich unerschütterlicher Weise ab. Erst in neuester Zeit ist unter den Theologen der griechischen Kirche wissenschaftliches Leben wieder wach geworden.

Die Glaubenslehre der griechischen Kirche beruht auf der Bibel und der ältern Tradition nach den Satzungen der sieben ersten öumenischen Konzile, ist mit diesen Satzungen unabänderlich abgeschlossen und läßt daher eine Fortbildung nicht mehr zu. Als Symbol gilt das Nicaenisch-Constantinopolitanische Glaubensbekenntnis (f. d.). Die neuern Bekenntnisse haben daneben nur in beschränktem Maß symbolische Geltung. Als die wichtigsten sind zu nennen: 1) das Bekenntnis des Metropolitens Petrus Mogilas von Kiew (gest. 1647), sogen. Confessio orthodoxa; 2) das von der Synode von Jerusalem 1672 angenommene Bekenntnis ihres Vorgesetzten, des Patriarchen Dositheus; 3) das Bekenntnis des Metropolitens Kypriakos, Patriarchen von Alexandria (gest. 1630). Daneben kommen in Betracht das Bekenntnis des Patriarchen Wannabios (f. d.) und die drei Sendschreiben des Patriarchen Jeremias II. (1580—84) an die Tübinger protestantischen Theologen. Von der gesamten abendländischen Kirche unterachtet sich die griechische vornehmlich durch die Lehre, daß der Heilige Geist nur vom Vater ausgehe, von der römisch-katholischen aber, mit der sie die alte Glaubenslehre im allgemeinen und insbef. die sieben Sakramente, die Lehre von der Transsubstantiation und vom Messias, den

Marien-, Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst, das Fasten und andre gute Werke, die hierarchischen Abstufungen in den geistlichen Stufen, die geistliche Verwandtschaft als Ehehindernis und das Klosterwesen gemein hat, nur in folgenden Punkten: Sie erkennt keinen sichtbaren Statthalter Christi auf Erden und unfehlbaren Kirchengerichten an, wohl aber eine sichtbare und unfehlbare Kirche, macht einen Unterschied zwischen den Sakramenten höhern (Taufe, Abendmahl und Buße) und denen niedern Ranges, will die Taufe durch dreimaliges Untertauchen des ganzen Körpers verrichtet und damit zugleich die Salbung mit Öl (f. Firmung) verbunden wissen, behält dem bischöflichen Amt nur die Verwaltung des Sakraments der Ordination vor, gebraucht beim Abendmahl, zu dem auch Kinder zugelassen werden, gesäuertes Brot und mit Wasser vermischten Wein, der zugleich mit dem Brot auch den Laien gereicht wird, verwirft die Anbetung der Ikonen, verbietet nur den Bischöfen die Ehe (f. Jölibat), gebietet sie aber, und zwar mit einer Jungfrau, den Weltgeistlichen, denen nur eine zweite Ehe untersagt ist, wie den Laien die vierte, trennt sein eigentliches Fegfeuer (f. d.), duldet mit Ausnahme der russischen Kirche keine gebauenen, gegossenen oder geschnittenen (Statuen), sondern nur gemalte oder mit Edelsteinen ausgelegte Bilder Christi und der Heiligen als Gegenstände religiöser Verehrung und betrachtet die Übung nur als Heilmittel, und zwar für Kranke überhaupt. Auch für sie besteht die einzige, heilige, katholische und apostolische, daher allein wahre und seligmachende Kirche in der Vereinigung mit ihren sichtbaren Häuptern und Ämtern als den vom Heiligen Geist gesegneten Stellvertretern Christi. Die Kirchengewalt zerfällt auch hier in die Verwaltung der Sakramente, in das Lehramt und in die Handhabung der Disziplin, und in völliger Übereinstimmung mit der römisch-katholischen Kirche wird gelehrt, daß die Kirchengewalt einem besonders Stand verliehen worden, der in den Aposteln seinen Anfang genommen, in den Bischöfen als deren Nachfolgern sich fortgesetzt und mittelst der Handauslegung in ununterbrochener Reihe sich erhalten habe. Der Klerus besteht aus Weltgeistlichen und aus Mönchen, und zwar sind letztere als das höher im Ansehen stehende, geistigere Element zu betrachten. Der Mönchserz ist der »schwarze«, der Weltklerus der »weiße«, obwohl auch er dunkle Kleidung trägt. Die Bischöfe werden daher auch fast ausnahmslos aus Mönchen, gewöhnlich aus den Archimandriten und Hegumenen (Klosteräbten und Prioren), gewählt. Der Bischof ist das Haupt der geistlichen Verwaltung einer Parochie oder Eparchie. Von ihm gehen die übrigen heiligen Ämter aus, und er teilt die dazu nötigen Vollmachten durch die Weihe mit. Unter ihm als seine Gehilfen bei den einzelnen Kirchen des Sprengels stehen die Priester (Popen), Diakonen, Synodalfonon, Lampadarien, Psalter oder Kantoren, Anagnosten oder Lektoren. Das Königtum steht in der griechischen Kirche nicht in dem Ansehen wie in der katholischen Kirche des Abendlandes. Doch gibt es noch heute, zumal in Rußland, vornehme und reiche Klöster. Von besonderm Interesse ist die Mönchsrepublik auf dem Athos (f. d.), in deren 20 Klöstern 1902: 7521 Mönche (3207 Griechen, 3615 Russen, 340 Bulgaren, 288 Rumänen, 53 Georgier und 18 Serben) lebten. Verschiedene Orden kennt die g. r. nicht, das Königtum ruht vielmehr einheitlich auf den Regeln des Basilus (f. Basilus 1).

Das praktische Ideal besteht eigentl. in Klöster und Kontemplation. Der gewöhnliche Christ aber

erreicht seinen Anteil an Gott, indem er sich am Kultus beteiligt und mit den heiligen Mythen fassen läßt. Den Mittelpunkt des Kultus, der in der Regel nach der Liturgie des Eucharistias, ausnahmsweise auch nach der des Basilias gefeiert wird, bildet die Messe, die jedoch täglich nur einmal, und zwar vor Sonnenaufgang, gelesen wird. Neben den Psalmen, Gebeten und Legenden, Rezitieren der Glaubensbekenntnisse und Hesperien in Wechsel mit der Gemeinde füllen den übrigen Teil des Gottesdienstes. Beim Gebet richtet sich der Geistliche, wie alle Betende, nach allem Gebrauch gegen Osten. Während des Gottesdienstes stehen die daran Teilnehmenden. Nur am Pfingsttag wird gekniet; Instrumentalmusik ist in der Kirche verboten. Das Predigen war früher gar nicht gebräuchlich; höchstens wurden zuweilen alle Homilien vorgelesen, was noch jetzt in Rußland größtenteils und in Griechenland fast durchgängig zu geschehen pflegt. Freies Predigen findet sich in Rußland hier und da erst seit dem Ende des 17. Jahrh., in Albanien geschieht es aber gegenwärtig alle Sonntage. Die Kirchensprache ist unter den Nationalgriechen die griechische, unter den Russen und andern slawischen Völkern, die sich zur griechischen Kirche bekennen, die altslawonische, in der außer der Bibelübersetzung auch die sehr voluminöse Kirchenagenda abgefaßt ist, unter den Georgiern die altgeorgische. Die meist massiv und in Kreuzform gebauten Kirchen zeichnen sich durch altertümliche Pracht aus. Eine Bretterwand, an der die Bilder Christi, Marias und der Heiligen angebracht sind (s. Ikonostasis), trennt den Altar vom Schiff der Kirche. An dem Tor dieser Wand fungieren die Geistlichen und Diakone, es, während das Hochamt am Altar gelebt wird, welchen Alt die Gemeinde nur durch dieses Tor mit ansieht.

Bgl. Rajewsky, Eucharistion der orthodox-katholischen Kirche (Wien 1861, 3 Bde.); Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident (München 1884—85, 2 Bde.); Norden, Das Papsttum und Byzanz. Die Trennung der beiden Mächte und das Problem ihrer Föderation bis 1453 (Berlin 1903); Gaf, Symbolik der griechischen Kirche (dof. 1872); Keale, History of the holy Eastern Church (London 1873, 5 Bde.); Kattenbusch, Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde, Bb. 1: Die orthodoxe anatolische Kirche (Freiburg 1892); Dore, Eighteen centuries of the orthodox Greek Church (Oxford 1899); Gelzer, Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient (Leipzig 1900); Kyriakos, Geschichte der orientalischen Kirchen 1453—1898 (deutsch von Kausch, das. 1902); E. v. d. Galt, Reisebilder aus dem griechisch-türkischen Orient (Leipzig 1902); Loofs, Symbolik oder christliche Konfessionskunde, Bb. 1 (Tübingen 1902); Beth, Die orientalische Christenheit der Mittelmeerländer (Berlin 1902); Michaelsson, Die Bekenntnisse der griechisch-orientalischen Kirche (Leipzig 1904). S. auch die Literatur beim Artikel »Althos« (baga noch: Schmidtke, Das Klosterland des Althos, Leipzig 1903; Gelzer, Vom heiligen Berge und aus Makedonien, das. 1904) und die beim Artikel »Kussische Kirche« angeführten Schriften des Propstes Walther.

Griechische Kunst, die auf dem Boden des alten Griechenland, der griechischen Inseln und Kolonien und im Reich Alexanders d. Gr. geübte Kunst, deren letzte Väterperiode mit der Unterjochung Griechenlands durch die Römer ihren Abschluß fand. Ihre einzelnen Zweige s. unter Architektur (S. 710—711), Bildhauerkunst (S. 863—865) und Malerei.

Griechische Liebe, s. wie Bäderasie (s. d.). **Griechische Literatur**. Bei den Griechen hat sich die Literatur fast ohne jeden fremden Einfluß aus sich selbst entwickelt, und es folgen sich daher auch die verschiedenen Literaturhaltungen in naturgemäßer Reihe. Die ältesten Spuren weisen auf eine hieratische Poesie hin, die im Mutterlande der Hellenen, Ipehien, in Verbindung mit dem Kultendienst am Olymp von den halbmythischen Thronen gepflegt und mit dem Kult der Kuren und des Dionysos nach Boeotien, Boeotien, wo der älteste Kultus der Pelion war, und Attika übertragen wurde. Als Hauptvertreter dieser Hymnenpoesie galten Orpheus, Musäus, sein Sohn Eumolpos und Thamyris. Zudem sich die Vorstellungen vom Wesen und Handeln der Götter immer mehr zu symbolischen Mythen von ihrer Geburt, ihren Taten und Leiden entwickelten, gestalteten sich die Hymnen allmählich zu epischen Kultusgedichten, aus denen das eigentliche Epos, die früheste und höchste Blüte der griechischen Poesie, hervorging. I. **Klassische Periode** (ca. 950—300 v. Chr.).

Im Laufe der Zeit von dem Zusammenhang mit der Religion befreit, nahm nämlich der epische Gesang eine selbständige Entwicklung, indem er sich nicht mehr auf die Göttermýthen beschränkte, sondern auch die Heldentaten der Vorfahren und der näherliegenden Vergangenheit verarbeitete. Sängere, die bei öffentlichen Festen oder den Mahlen der Fürsten Lieder von den »Nuhmestaten der Männer« vortrugen, gab es jedenfalls schon im eigentlichen Griechenland; seine Ausbildung aber erhielt der epische Gesang zunächst durch die Iolischen, später durch die ionischen Griechen in Kleinasien, wo eine sicherlich jahrhundertelange Übung in allmählichem Fortschritt von kurzen Liedern zu längeren epischen Erzählungen eine in Sängerkreisen fortgeschrittene Technik des epischen Stils in Sprache und Metrik und des Gesanges zur Kithara schuf. Hier gelangte die epische Poesie um 900 v. Chr. zu einem nie wieder erreichten Höhepunkt, den die beiden großen Epen »Ilias« und »Odyssee« bezeugen, die den Namen des Homeros tragen. Sollte dieser auch, wie man zu bemerken gesucht hat, nicht Verfasser des einen oder gar beider Gedichte in der überlieferten Gestalt sein, so muß er doch das Verdienst gehabt haben, zuerst wirkliche, planmäßig angelegte und kunstvoll durchgeführte Epen zu schaffen. In den ionischen Sängerschulen, besonders bei den sogenannten Epikern, lebte das epische Dichten lange fort. Mit Vorliebe behandelten diese Dichter Sagenstoffe, die sich an Ilias und Odyssee anknüpfen, erweitern und fortsetzen anstießen; man nennt sie daher tykklische Dichter, weil ihre Hauptdichtungen später mit den Homerischen zu einem epischen Jyklus (kyklos, Sagenkreis) vereinigt wurden. Ihre Zeit reicht vom Anfang der Olympiaden bis 570 v. Chr. (vgl. Kyklische Dichter). Dieser Schule gehören auch die sogenannten Homerischen Hymnen an, Vorspiele (Proömien) epischen Charakters zum Preis einzelner Götter, mit denen die Kitharoden (s. d.) ihre Vorträge einleiteten. Eine neue Richtung erhielt das Epos etwa 100 Jahre nach Homer im eigentlichen Griechenland durch Hesiodos, den Schöpfer des didaktischen und mythographisch genealogischen Epos, das sich zwar in den Formen der Homerischen Poesie bewegt, aber die mythische Überlieferung nicht mehr im freien Spiel der Phantasie gestaltet, sondern als Kunde der Vorfahrt der Nachwelt überliefern will. Wenn sie auch nicht an Homer heranreichen, so sind doch Hesiods Dichtungen wertvolle Zeugnisse von der beginnenden Ent-

widelung der griechischen Poesie zu ihrer spätern Vielseitigkeit. Auch an Hesiod schloß sich eine Anzahl Dichter an, die sogen. Hesiodischen Schule, deren Schöpfungen schon frühzeitig verschollen sind. Mit dem Ausblühen der andern Dichtgattungen trat das Epos immer mehr zurück; doch hatte es auch noch später namhafte Vertreter, das erzählen an Psephanros (um 650), Panyassis (um 554), Chörilos (gest. um 400), der zuerst einen historischen Stoff, die Perserkriege, behandelt, und Antimachos (um 400), das didaktische im 6. und 5. Jahrh. an den philosophischen Lehrgeheimen des Xenophanes, Parmenides und Empedokles. — Seit Anfang des 7. Jahrh. beginnt die kunstmäßige Ausbildung der längst im Volke geliebten Lyrik. Den Übergang vom Epos bildet die zur Hölle gesungene Elegie; ihre Form ist das aus dem epischen Hexameter und dem Pentameter, einer Variation desselben, bestehende Distichon und auch die Sprache, ihrer ersten Ausbildung bei den asiatischen Joniern entgehend, vorwiegend die des Epos. Bei ihren ältesten Vertretern Kallinos (um 700) und Tyrtaios (um 680 v. Chr.) hat sie durchaus kriegerische und politische Richtung, der auch Solon vornehmlich folgte. Politisch, aber zugleich gnawisch und erotisch waren die Elegien des Theognis (um 540). Als Begründer der erotischen und thematischen Elegie gilt Kinnernos (um 630); diese brachte der vielseitige Lyriker Simonides von Keos im 5. Jahrh. zur Vollenbung. Beide Gattungen, die Liebes- und die Trauerlegie, waren in der Folge vorherrschend. — Unterschied sich das Verömah der Elegie nur wenig vom epischen, so trat in der iambischen Poesie eine ganz neue metrische Form hervor. Sie wurde von dem genialen Archilochos (um 700) kunstmäßig ausgebildet und von ihm besonders zu Spottgedichten verpenbet. Nachfolger von ihm sind Simonides von Amorgos (um 660) u. Hipponax von Ephesos (um 540). — Während die vom Epos zur Lyrik überleitenden Gattungen, Elegie und Iambendichtung, von den Joniern entwickelt wurden, erhielt die eigentliche, sogen. ielische Lyrik durch die für Kunst besonders beanlagten und empfänglichen Krieger und Doriier ihre Ausbildung. Der eigentliche Schöpfer der klassischen Kunst der Griechen und damit Begründer der ielischen Lyrik ist der Lesbier Terpanros (um 676), der statt der vierseitigen Kithara die siebenstaitige erfand und die an den Apollonfeiten üblichen choralartigen Kultgesänge, die sogen. Komen, zuerst kunstreich gliederte. Die von ihm in Sparta eingeführte hexametrische Komenpoesie und den epischen Stoff verließ der gleichfalls in Sparta ansässige Hydrier Alkman (um 660), indem er mannigfache Rhythmen zu Systemen oder Strophen verband und das spartanische Leben nach seiner religiösen wie weltlichen Seite in Chorgesängen und Liedern darstellte. Etwas später (um 625) bildete der Lesbier Arion den im Dionysoskult üblichen Dithyrambos in Korinth zur Kunstform aus. Nach Alkman trennte sich die Lyrik in eine erhabene, überwiegend religiöse und eine mehr weltliche Richtung. Indes jene sich unter den Doriern des Peloponnes und Siziliens als chorische Poesie langsam entwickelte, erblühte diese rasch unter den Koriern an Lesbos. Während die ielischen Lieber nur von einzelnen, meist zur Lyra, aber auch zur Hölle, vorgetragen wurden, waren die der doriischen Lyrik bestimmt, beim Chortanz gesungen zu werden. Erklangen dort Lust und Klage der Einzelnen, so erforderte die doriische Chortyrik, die nur an öffentlichen Festen zur Geltung kam, einen Gegen-

stand von öffentlichem, allgemeinem Interesse. Die bedeutendsten Vertreter der ielischen Schule sind die Lesbier Alkaios (um 600) und seine Zeitgenossin Sappho. An sie reißt sich der Jonier Anacreon (um 550), dessen Poesie, fast einzig Liebe und heiterem Lebensgenuss geweiht, von den Allen ganz besonders die erotische genannt wurde. Später wird die ielische Dichtweise durch die doriische zurückgedrängt; nur das bei Gelagen gesungene Skolon erhielt sich noch lange in Übung. Ihre Kunstgestaltung erhielt die doriische Chortyrie, die sich über ganz Griechenland verbreitete und die größte Mannigfaltigkeit des Inhalts zeigt (Siegeslieder, Hymnen, Räane, Dithyramben, Prozessionslieder, Tanzlieder, Tischlieder, Trauer- und Lobgesänge u. a.), durch Stesichoros (um 580), der die dreiteilige Ordnung in Strophe, Gegenstrophe und Epode zuerst einführte, und Ibykos (um 540), ihre Vollenbung durch Simonides aus Keos (um 556—468), Patschylides (um 460) und vor allen Pindaros (von 522—442). In der Folge erhielt nur der Dithyrambos eine Fortbildung durch Melanippides (um 415), Philoxenos (gest. 380) und Timotheos (gest. 357). — Die Ausbildung des Dramas war Athen vorbehalten. Hier schuf die ersten Anfänge der Tragödie Thespis (um 534), indem er zwischen den Choriern und Chortänzen des aus Korinth eingeführten Dithyrambos als Schauspiel der einzelnen Vorgänge eines mythischen Stoffes im ionischen Jambos erzählte. Das demselben Ursprung entstammende Satyrdrama führte aus dem Peloponnes Pratinas (um 500) in Athen ein, wo es als Nachspiel der tragischen Aufführungen seine Ausbildung fand. Als eigentlicher Begründer eines kunstmäßigen Dramas ist aber Aischylos (525—456) zu betrachten, der erste der drei großen Meister der Tragödie. Durch Hinzufügen eines zweiten Schauspielers schuf er den Dialog und erbob die Handlung, die bisher hinter dem Chor zurückstand, zur Hauptfache. Seine Dramen sind einfach, aber großartig angelegt. Am höchsten steht Sophokles (496—406), dessen Werke nach Inhalt, Sprache und Rhythmus das Gepräge eines in sich vollendeten genialen Geistes tragen. Der dritte, Euripides (480—405), ist Meister der Kunst, die Leidenschaften und das Gemüth des wirklichen Lebens zu malen. Neben und nach diesen versuchten sich noch viele in der Tragödie, wie namentlich Ion, Aischos, Agathon (den Bestand der für Athens Bühne geschriebenen Tragödien berechnet man auf 1400), blieben aber alle hinter jenen weit zurück. — Auch die Anfänge der Komödie weisen auf den doriischen Peloponnes, namentlich Megara, hin, wo sich aus den bei dem Komos, dem diomysischen Festzug, üblichen Pöffen zuerst ein mimisches Scherzspiel ausbildete. Mit den Doriern nach Sizilien verpflanzt, wurde es hier zum Drama durch Epicharmos (um 540—480) ausgestaltet, der mit seinem Plan und lebhaftem Dialog besonders mythische Stoffe traktierte. So wie er wirkte in Syrakus auch Sophron (um 380), der in profaischen, aber dialogisierten Charakterbildern den Kimos, die volkstümliche Nachahmung von Personen des gemeinen Lebens, in die Literatur einführte. Ihre eigentliche Entwicklung erhielt auch die Komödie in Athen. Man unterscheidet alte, mittlere und neue Komödie. Der bedeutendste Dichter der alten ist Aristophanes (zwischen 427 und 388 tätig), der Erhabenheit mit unerschöpflicher Laune, sittlichen Ernst mit heiterer Annuit, naturwüchsiger Verdreiß, ja ügelloser Ausgelassenheit veremigend,

das ganze öffentliche Leben der Athener und die politischen Charaktere in den Bereich seiner Komik zog. Neben ihm waren unter den zahlreichen Dichtern der alten Schule die bedeutendsten Kratinos und Eupolis. Als mit dem Untergang der alten Demokratie die unbeschränkte Freiheit der persönlichen Klage, die Grundbedingung der alten Komödie, aufhörte, trat an ihre Stelle die mittlere Komödie, deren Hauptgebiet die Parodie der Tragiker, überhaupt die parodistische Darstellung der Mythologie, daneben die Verpötlung des Philosophentreibens, auch schon die Schilderung des gewöhnlichen Lebens in typischen Charakteren war. Als ihre Hauptvertreter gelten Antiphanes (408—332) und Alexis (um 382—287). Den Mittelpunkt des sich am Ende des 4. Jahrh. entwickelnden bürgerlichen Lustspiels der neuern Komödie bildet ausschließlich das alltägliche Leben, vornehmlich Liebesgeschichten. Ihr Meister ist Menandros (342—290).

Die ersten Anfänge der Prosa finden sich seit Mitte des 6. Jahrh. In dieser Zeit brach der Phrygier Hekataios die prosaische Tierfabel, ein altes volkstümliches Element, zu solcher Ausbildung, daß er als Erfinder der Gattung galt und die im Volksmund umlaufenden lehrhaften Erzählungen kurzweg äsopische hießen. Die eigentliche Prosaliteratur geht wieder von den Ionern aus: sie begründet gleichzeitig die philosophische und historische Schriftstellerei. Als ältester Vertreter der ersten galt Herakleides von Syros (um 560), Verfasser einer in poetischer Prosa Theogonie und Kosmogonie behandelnden Schrift. Die eigentliche philosophische Schriftstellerei beginnt mit Anaximandros (bis 547), an den sich die übrigen ionischen Philosophen Anaximenes (bis 502), Heraclitus (bis 475) und Anaxagoras (bis 428) sowie Demokritos (bis 370) anreihen. Die historische Schriftstellerei bereiten die sogenannten Logographen vor, die meist der Stamm- und Lokalgeschichte entnommene Stoffe ohne kritische Sichtung und Anordnung in einer Sprache darstellten, die sich erst allmählich dem Ton wirklicher Prosa näherte. Ihre Zeit fällt von 550 bis zu den Perserkriegen; ihre bedeutendsten Vertreter sind Hekataios und Hellanikos. Der eigentliche Vater der Geschichtsschreibung ist Herodotos (um 485—425): er zuerst bearbeitete einen umfangreichen historischen und geographischen Stoff zu einem durch einen einheitlichen Gedanken beherrschten Ganzen. Wie er, bediente sich auch noch der Begründer der medizinischen Literatur, Hippokrates (bis um 377), des ionischen Dialekts, neben dem sich in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. der attische auszubilden anfangt, um sich zur allgemeinen prosaischen Schriftsprache zu gestalten. Denn wie das Drama, fand auch die Prosa ihre Vollendung in Athen, seit der Perikleszeit. Seit dem Mittelpunkt alles geistigen Lebens in Griechenland. Tief eingreifenden Einfluß übten die sogenannten Sophisten, besonders Protagoras und Gorgias, auf die kunstmäßige Ausbildung der Prosa aus. Sie machten zuerst den Stil und die rhetorische Darstellungskunst zum Gegenstand des Studiums und richteten ihren Unterricht hauptsächlich darauf, ihren Schülern Gewandtheit im Gebrauch der Rede anzuweihen und sie so zu ihren Aufgaben im öffentlichen Leben vorzubilden. Der erste, der die von den Sophisten gegebenen Anregungen für die praktische Beredsamkeit verwendete und die rednerische Darstellung durch Veröffentlichung geschriebener Reden als Studienmuster in die Literatur einführte, ist Antiphanes (gest. 411), neben dem sich sein

jüngerer Zeitgenosse Andotides von der sophistisch-rhetorischen Theorie noch fast ganz unberührt zeigt. Obgleich nach dem Peloponnesischen Krieg in Athen ein Zustand der Erschlaffung eintrat, gelangte doch jetzt erst die politische Beredsamkeit zur höchsten Blüte. Der erste wirklich klassische Redner ist Lysias (bis 360), ein Künstler sorgfältiger, einfacher, aber dem Gegenstand entsprechender Darstellung. Der eigentliche Vater kunstmäßiger Beredsamkeit und von weitreichendstem Einfluß auf die Prosa der Folgezeit ist Isokrates (gest. 338), aus dessen Schule die Redner Isaios, Lykurgos und Hyperides hervorgingen. Die höchste Vollendung erreichte die politische Beredsamkeit in Demosthenes (384—322), an Genialität, Kraft, Schärfe und unbedingter Herrschaft über die Sprache ein unübertroffener Künstler. Ihm zunächst steht Aeschines (389—314). Einen empfindlichen Abfall von seinen Rüstern zeigt bereits der gleichzeitige Deinarchos, der letzte von den zehn attischen Rednern, die spätere Gelehrte zu einem Kanon vereinigten. Mit dem Untergang der nationalen Unabhängigkeit verlor auch die Beredsamkeit ihre Bedeutung für das öffentliche Leben und zog sich immer mehr in die Rhetorenschulen zurück. — Während die Beredsamkeit sich allmählich zu ihrem Höhepunkt entwickelte, steht im Beginn der attischen Geschichtsschreibung ein nach Inhalt wie Form großartiges, unübertroffenes Werk: des Thukydides (um 460—400) »Peloponnesischer Krieg«. An ihn reiht sich der als Feldherr, historiker, philosphischer und technischer Schriftsteller berühmte Xenophon (um 434—355). Sein Zeitgenosse Kleias von Knidos vermittelte in seinen noch ionisch geschriebenen Werken den Griechen die Kenntnis der persischen Reichsgeschichte, während Philistos von Syrakus (um 435—357) die Geschichte seiner Heimat in Nachahmung des Thukydides schrieb. Aus der Schule des Isokrates gingen zwei bedeutende Historiker hervor, Theopompos von Chios, der Geschichtsschreiber der Zeit Philipps von Mazedonien, und Ephoros von Kyme, der den ersten Versuch einer Universalgeschichte machte. — Auch die Philosophie erhielt in Athen mächtige Anregung, die sie zu ihrer höchsten Blüte führte, durch Sokrates (gest. 399), den Begründer der Ethik und Dialektik. Von seinen Schülern bildeten die meisten die eine oder andere Seite seiner Lehre in verschiedenem Sinn aus (s. Sokrates und Philosophie); die verschiedenen Seiten des Sokratischen Geistes und zugleich die berechtigten Elemente der früheren Philosophie faßte zu einem einheitlichen System zusammen sein geistvoller Schüler Platon (428—348), der Stifter der akademischen Schule, ebenso bewundernswürdig als Denker wie Meister der Darstellung. Sein Schüler war Aristoteles (384—322), der Stifter der peripatetischen Schule, der, das ganze damalige Wissen umfassend und mit unvergleichlichem Scharfsinn ausgearbeitet, nach den verschiedensten Richtungen fahndend und erweiternd wirkte und nicht bloß die Philosophie, sondern auch die Naturwissenschaften in hervorragender Weise förderte. Bei seinen Schülern trat die metaphysische Spekulation hinter der Richtung auf das Stoffliche Wissen zurück, indem sie vorwiegend die Forschung auf dem Einzelgebiete, deren Gewandtheit ihr Meister umsah, weiterführten. So war sein Nachfolger im Lehramt, Theophrastos (gest. 285), auf dem Gebiet der Botanik und Mineralogie tätig, während Eudemos die mathematischen Disziplinen, Aristogenos die Theorie der Kunst, Didrachmos Geographie und historisch-antiquarische Forschung vertraten. Im

Gegensatz zu der gelehrten Richtung der Peripatetiker legten das Hauptgewicht auf die Ethik bei wesentlich verschiedenem Standpunkt zwei gegen Ende des 4. Jahrh. auftretende Philosophenschulen, deren Feindat gleichfalls Nihil ist, die Epikureische und die stoische, jene von Epikur als, diese von Zenon gestiftet, beide von höherem Einfluß auf das praktische Leben als auf die Entwicklung der Literatur. Noch mehr gilt dies von dem durch Pyrrhon von Elis (gest. 275) begründeten Skeptizismus.

II. Alexandrinische Periode (300 — 30 v. Chr.).

Mit dem 3. Jahrh. beginnt eine völlig neue Periode der griechischen Literatur. Infolge der Ausbreitung der griechischen Sprache über die macedonischen Reiche Europas, Asiens und Ägyptens wird sie zu einer Weltliteratur, deren Mittelpunkt nicht mehr das eigentliche Griechenland ist, sondern Alexandria, die Hauptstadt der kunstsinigen Ptolemäer, daher diese Periode als die alexandrinische bezeichnet wird. Jenes natürlichen Bodens beraubt, war die g. L. nicht mehr Ausdruck des Volksgemüths, sondern eine Beschäftigung der Gelehrten. Der Schwung der Phantasie, Genialität und Originalität schwanden; nüchternster Fleiß und massenhafte Gelehrsamkeit galten jetzt, und nur in einzelnen begabten Persönlichkeiten zeigte sich noch ein Anflug der früheren Zeit. Allerdings wurden einzelne Zweige der Wissenschaft jetzt entweder ganz neu geschaffen oder doch bedeutend fortgebildet. Auch die Poesie nahm, da es ihr an Rückhalt im politischen Leben fehlte und sie nicht mehr auf ein nationales Publikum rechnen konnte, ein gelehrtes, künstliches Gepräge an. Je nach Talent und Neigung versuchten sich Grammatiker und Literaten oft in den verschiedenartigsten Dichtungen nebeneinander, indem sie durch gelehrten Inhalt sowie durch nicht selten in Künsterei ausartende Kunst der sprachlichen und metrischen Form zu erlesen suchten, was an poetischer Begabung fehlte. Im Anfang dieser Periode erlebte das die neuere Komödie, ebenso wie die Tragödie, die in dem sogenannten alexandrinischen Siebengeiern oder der tragischen Pleiade noch eine Blüthe hatte. Dem eigentlichen Epos fehlte es nicht an Vertretern, unter denen Apollonios von Rhodos (um 240 geboren) der bedeutendste war; doch zeigen seine „Argonautica“, daß das Epos seine der Gegenwart und den vorhandenen Kräften entsprechende Dichtungsart mehr war. In dieser Erkenntnis wendeten sich auch die meisten Dichter der kleinen epischen Erzählung zu, für welche die eifrig betriebene Forschung der Lokalmährchen reichen Stoff bot. Von der didaktischen Dichtung der Zeit geben eine Anschauung das im Altertum vielbewunderte astronomische Lehrgedicht des Aratos (um 275) und des Nikandros (um 150) medizinische Gebichte: berühmte Versuche, spröde Stoffe in gelehrte, kunstgerechte Form zu dringen, ohne wirkliche Poesie. Ungleich Bedeutenderes haben die Alexandriner in der (vorwiegend eratischen) Elegie und im Epigramm geleistet. Bar allen ist hier zu nennen Kallimachos (um 280), gleich berühmt als Dichter wie als gelehrter Forscher. Eine ganz neue Gattung, eine epische Spielart, die bukolische oder Hirtendichtung, schuf und brachte zur unübertroffenen Vollendung Theokritos (um 270) in seinen „Idyllen“. Nachahmer von ihm sind Bion und Moschos sowie Theokritos in seinen „Klammern“, dramatischen Bildern aus dem Volkstode.

Eine erlauchtliche Regelmäßigkeit hat die alexandrinische Zeit auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Prosa entfaltet, zunächst auf dem der Geschichte. Alexan-

ders d. Gr. Taten fanden zahlreiche Darsteller, wie König Ptolemäos I. und Kleitarchos, ebenso die Ereignisse der Diadochenzeit, wie Hieronymos und Duris. Namentlich um Vereinheitlichung der Chronologie erwarb sich durch Einführung der Olympiadenrechnung ein Verdienst der Syllier Timaios (gest. um 250) in seinem großen Werk über Syziens Geschichte. Eine umfangreiche Geschichte eines Zeitraumes des 3. Jahrh. verfaßte Phylarchos (um 210). Die allgemeine Geschichte der damaligen Welt von Beginn des zweiten Punischen Krieges bis zu Karthagos Zerstörung schrieb der staatsmännisch und militärisch hochgebildete Polybios (um 210—128), von der umfangreichen historischen Literatur dieser Zeit das einzige Werk, von dem sich bedeutende Teile erhalten haben. Von den alexandrinischen Gelehrten sind zu nennen der Polyhistor Eratosthenes (um 276—195) als Begründer der wissenschaftlichen Chronologie und Apollonios (um 144) als Verfasser der metrisch abgefaßten „Chronica“, des bedeutendsten Wertes des Altertums über Chronologie. — Auch um die Geographie machten sich in dieser Zeit viele verdient, indem sie teils die neuen Entdeckungen der Zeit Alexanders d. Gr. und der Diadochen darstellten, wie Nearchos, Megasthenes und Agatharchides, teils, wie die sogenannten Periegeten, namentlich Ptolemäos, in Form von Reisebeschreibungen topographische Schilderungen einzelner Landschaften gaben. Zusammenfassende wissenschaftliche Behandlung erfuhr die Geographie zuerst durch den genannten Eratosthenes. — Den Mittelpunkt der alexandrinischen Periode bilden die Leistungen auf dem Gebiete der Grammatik, die sich jetzt erst zur befondern Wissenschaft entwickelte und die gesamten philologischen Disziplinen umfaßte. Hauptstätten dieser Studien waren Alexandria und Pergamon mit ihren großen Bibliotheken. Fortgang und Entwicklung dieser Studien knüpft sich an die Namen der in Alexandria tätigen Gelehrten Zenobios, Aristarchos von Byzanz und Aristarchos (gest. um 153) und des diesem gleichzeitigen Hauptes der pergamenischen Schule, Krates. — Nicht mindere Anerkennung verdienen die Leistungen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften, deren einzelne Führer sich jetzt zu selbständigen Disziplinen ausbildeten. Wir erwähnen Euklides (um 300), den Schöpfer der wissenschaftlichen Geometrie, Apollonios von Perga (um 250), berühmt durch sein Werk über die Kegelschnitte, den großen Archimedes (gest. 212), den Begründer der wissenschaftlichen Mechanik, und Hipparchos von Rhodos (gest. um 123), den Schöpfer der wissenschaftlichen Astronomie. Auch die medizinischen Wissenschaften kamen in Alexandria zu hoher Blüte durch Herapyllos und Erasistratos. — Winder bedeutend sind die Leistungen in der Philosophie; wenigstens fand sein Fortschritt in der philosophischen Spekulation statt, sondern nur Ausbildung der einzelnen Schulkysteme. Die philosophische Literatur bestand hauptsächlich in populären oder polemischen Schriften. Hervorragende philosophische Schriftsteller sind die Stoiker Chrysippos von Soli (gest. um 280), Panätios von Rhodos (gest. um 111) und Posidonios von Apamea (gest. um 45) und der Epikureer Philodemus von Gadara.

III. Römische Periode (30 v. Chr. bis 500 n. Chr.).

Ägyptens Eroberung durch Octavian 30 v. Chr. bezeichnet für die g. L. einen neuen Wendepunkt. Jetzt wird Rom neben Alexandria, Athen und Pergamon ein neues Bildungszentrum auch des Hellenismus,

indem die Vertreter aller Zweige griechischer Bildung nach der Weltstadt zusammenströmten. Die Leistungen dieser Periode auf dem Gebiete der Poesie bieten wenig Hervorragendes außer dem Epigramm, dessen zahlreiche Vertreter den Hauptbestand der sogen. Anthologie (s. d.) bilden. Sonst vertreten die lyrische Poesie anacreontische Spielereien und die spätern Hymnen des Synesios, Proklos und der Orphiker. Eine treffliche Leistung ist des Vabrios poetische Bearbeitung der ägyptischen Fabeln (Anfang des 3. Jahrh.). Das didaktische Epos fand mannigfache Bearbeitung, so durch Oppianos (zweite Hälfte des 2. Jahrh.) mit seinen wohlstilisierten »Halieutica« und seinen unbedeutenden Nachahmer mit den trocknen »Cynegetica«. Im erzählenden Epos sind eine unverdächtige Leistung die »Posthomerica« des Quintus Smyrnaos (Ende des 4. Jahrh.). Der bedeutendste Epiker der ganzen Zeit ist der Ägypter Nonnos von Panopolis (um 400) mit seinen »Dionysiaca«, der Begründer einer eignen Schule, zu der außer den wenig bedeutenden Dichtern Tryphiodoros und Kolluthos der Verfasser der reizenden Dichtung »Hero und Leander«, Rufaios, gehört. Kaum Erwähnung verdienen die aus der Orphikerkette hervorgegangenen mythischen »Argonautica« und »Lithica«.

Die literarische Haupttätigkeit auch dieser Periode liegt auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Prosa, die zuerst als unmittelbare Fortsetzung der alexandrinischen Periode mit ihrer Gelehrsamkeit und Polihistorie erscheint, um bald einen neuen, selbständigen Charakter anzunehmen. Auf dem Gebiete der Geschichte bearbeiteten zunächst mehrere Schriftsteller für das praktische Interesse der Zeitgenossen die gesamte Weltgeschichte in übersichtlichen Kompilationen. So verfaßte Diodoros um 40 v. Chr. seine Universalgeschichte, deren umfangreiche Überreste einigermaßen für den Verlust bedeutender Geschichtsschreiber der vorigen Periode ersatzfähig. Ansehnliche Bruchstücke sind auch von der großen Weltgeschichte des wenig spätern Nikolaos von Damaskos erhalten. Geschmackvolle Form und sorgfältige Forschung vereinigt Dionysios von Halikarnassos in seiner Darstellung der ältern römischen Geschichte (um 8 v. Chr.). Im 1. Jahrh. n. Chr. schrieb der Jude Josephos griechisch seine jüdische Archäologie und die Geschichte des jüdischen Krieges. Dem 2. Jahrh. gehören an mit seinen Parallelbiographien berühmter Griechen und Römer Plutarchos, zugleich Verfasser zahlreicher philosophischer Abhandlungen, die »Anabasis Alexanders« von Herianos, der auch als philosophischer und geographischer Schriftsteller zu nennen ist, die römische Geschichte des Appianos und von Polyänos eine Sammlung von Kriegsgeschichten ältern Schriftstellern. Eine bedeutende Leistung ist die leider unvollständig erhaltene römische Geschichte des Dio Cassius aus dem Anfang des 3. Jahrh., von dessen jüngern Zeitgenossen Herodianos eine interessante Kaisergeschichte vom Tode Mark Aurelis bis Gordian vorhanden ist. Von spätern Schriftstellern verdient noch Erwähnung Zosimos mit seiner Kaisergeschichte von Augustus bis 410. Von großem Wert für Chronologie ist das aus den Werken Früherer geschöpfte, freilich nur in Übersetzungen vorhandene »Chronikon« des Eusebios von Caesarea (4. Jahrh.). — In der Geographie leisteten Hervorragendes Strabon mit seiner um 20 n. Chr. verfaßten allgemeinen Erdbeschreibung und der um 150 n. Chr. in Alexandria tätige Ptolemäos, für

die mathematische Geographie ebenso epochenmachend wie für die Astronomie. Gleichzeitig verfaßte Pausanias seine Periegesis Griechenlands, eine unerschöpfliche Fundgrube für religionsgeschichtliche und archäologische Forschung. — Auch auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften herrschte rege Tätigkeit, deren Mittelpunkt Alexandria bleibt. Außer Ptolemäos stehen unter den zahlreichen mathematischen Schriftstellern voran der für Kenntnis und Weiterbildung der alten Geometrie wichtige Pappos (Ende des 3. Jahrh.) und Diophantos (um 360), der bedeutendste Arithmetiker der Griechen. — Als medizinische Schriftsteller sind zu nennen Dioskorides (um 60 n. Chr.), Soranos (um 140) und vornehmlich der vielseitige Galenos (geb. 131), auch Oribasios (um 360) und Aetios von Amida (Anfang des 6. Jahrh.), Verfasser großer medizinischer Sammelwerke.

Für die grammatischen Studien war auch in dieser Periode Alexandria der Mittelpunkt. Am meisten ragen auf diesem Gebiete hervor Didymos (geb. 63 v. Chr.), Apollonios Dyskolos und sein Sohn Herodianos (2. Jahrh. n. Chr.). Das schon früher betriebene Sammeln und Erläutern seltener und veralteter Ausdrücke (Glossen) fand auch jetzt Vertreter, wie Pamphilos (um 50 n. Chr.), auf dessen großes Glossenwerk das Lexikon des Hesychios (4. Jahrh.) u. a. zurückgeht. Die Richtung der neuen Sophistik im 2. Jahrh. n. Chr. (s. unten) richtete die Aufmerksamkeit der Grammatiker speziell auf die attischen Schriftsteller und veranlaßte die Richtung der Attizisten, die den streng attischen Sprachgebrauch in lexikalischen Werken festzustellen suchten, wie Phrynichos, Harpokraton, Pollux u. a. Von unschätzbarem Werte für die Kenntnis des Altertums nach den verschiedensten Seiten ist die in Form von Tischgesprächen angelegte Sammlung gelehrter Reden des Athenaios (um 200). Wertvoll sind auch die noch moralischen Gesichtspunkten angelegten Exzerptsammlungen des Joannes Stobaios (um 500). — Bedeutend sind die Leistungen in der Rhetorik. Die literarisch-ästhetische Seite derselben behandelte der schon als Dilettant genannte Dionysios von Halikarnassos in wertvollen Schriften, in denen er auf die attischen Redner als Geschmacksmuster hinwies, sowie sein Zeitgenosse Cäcilius von Kalekte und der unbekante Verfasser der geistvollen Schrift »Über das Erhabene«. Vielfache Bearbeitung fand die eigentliche rhetorische Technik seit der Wiederbelebung der Verehrbarkeit im Zeitalter der neuen Sophistik. Unter den zahlreichen Schriftstellern dieser Art genos das größte Ansehen bei Zeitgenossen und in der Folge Hermonenos (um 160). Der Ausschussung des Griechentums seit Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. erwiderte auch das Bestreben, die Stilmuster der alten Prosaliteratur noch zu imitieren, namentlich auf dem Gebiete der Verehrbarkeit. Die Träger dieser Bewegung, zumeist Virtuosen der Redekunst, die von Stadt zu Stadt zogen und sich mit leils improvisierten Bruchstücken über Stoffe aller Art hören ließen, nannten sich mit dem der Sokralischen Zeit entlehnten Namen Sophisten. Die Blütezeit der Sophistik fällt in das 2. Jahrh. n. Chr.; im 3. Jahrh. zurückgebrängt, trat sie noch einmal in der Mitte des 4. Jahrh. hervor, um im Bunde mit der Philosophie die Verteidigung des Heidentums gegen das Christentum zu führen. Ihr Verdienst ist, jahrhundertlang die Kenntnis der antiken Literatur lebendig erhalten zu haben. Als die gefeierten Sophisten der Blütezeit sind zu nennen: Dion Chrysostomos, Polemon, Herodes Attikos, Alkios

Aristides und Lukanos, wegen seiner Originalität und Vielseitigkeit für uns der interessanteste. Auch der gelehrte Römer Alianus zählte sich, wie Athenaios, zu den Sophisten. Der bedeutendste Vertreter der Richtung im Anfang des 3. Jahrh. ist der wie Lukanos vielseitige und originelle Philosophatros. Dem 4. Jahrh. gehören an Himerios, Kaiser Julianos, Libanios, Themistios und Synesios, der letzte Sophist von Bedeutung. Ein eigentümliches Produkt der sophistischen Literatur sind die fingierten Briefe, die meist die Bestimmung hatten, kleine Götterbilder des gesellschaftlichen Lebens zu geben. Das Bedeutendste lehrte auf diesem Gebiet Alkiphron (2. Jahrh.). Ebenfalls unter dem Einfluß der sophistischen Richtung kam zur Ausbildung der erotischen Roman, vertreten durch Jamblichos, Chariton, Xenophon von Ephesos, Heliodoros, Longos, Achilleus Tatios. — Von philosophischen Schriftstellern dieser Periode sind außer den schon genannten Plutarch, Arrianos und Galenos zu erwähnen Diogenes von Laerte (um 150), mit einer höchst wertvollen Schrift über Leben und Lehmeinungen berühmter Philosophen, und der Arzt Sextus, »der Empiriker« (Anfang des 3. Jahrh.), mit seinem im Geiste des Skeptizismus geschriebenen Werk. Der gegen Mitte des 3. Jahrh. in Alexandria aufkommende Neuplatonismus brachte noch eine Reihe philosophischer Schriftsteller hervor, wie Plotinos, Porphyrios, Jamblichos und Proklos. Mit der Ausweisung der letzten Philosophen aus Athen durch Justinian 529 hat der Hellenismus sein tatsächliches Ende erreicht, und es beginnt die byzantinische Zeit, die durch Ausnutzung der noch vorhandenen Schätze der alten Literatur in Sammelwerken, Scholien u. a. sich große Verdienste um unser Kenntnis des Altertums erworben hat (Weiteres s. Byzantinische Literatur).

Vgl. J. A. Fabricius, Bibliotheca graeca (Hamb. 1705—28, 14 Bde.; 4. Ausg. von Harles, das. 1790 bis 1809, 12 Bde.); Bernhardt, Grundriß der griechischen Literatur (Halle 1836—45, 2 Bde.; 1. Bb. in 5. Aufl. von Boltmann, 1892; 2. Bb. in 3. Aufl. 1890); R. D. Müller, Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders (Bresl. 1841, 2 Bde., unvollendet; 4. Aufl. mit Zusätzen v. von Oxy. Stuttg. 1882—84, 2 Bde.); Runt, Geschichte der griechischen Literatur (3. Aufl. von Boltmann, Berl. 1880, 2 Bde.); Rure, Critical history of the language and literature of ancient Greece (2. Aufl., Lond. 1854—60, 5 Bde.); Burnouf, Histoire de la littérature grecque (2. Aufl., Par. 1885, 2 Bde.); Bergl, Griechische Literaturgeschichte (Hb. 1. Berl. 1872; Bb. 2—4 besg. von Hinrichs und Beppmüller, 1883—87, unvollendet); Rahoff, History of classical Greek literature (3. Aufl., Lond. 1891, 2 Bde.); Sittl, Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander (Münch. 1884—87, 3 Bde.); Christ, Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians (3. Aufl., das. 1898); Alfred und Maurice Croiset, Histoire de la littérature grecque (Par. 1887—99, 5 Bde.; Bb. 1—4 in 2. Aufl. 1896—99); Susemihl, Geschichte der griechischen Literatur in der Alexanderzeit (Leipz. 1891—92, 2 Bde.).

Griechische Münzen, in der antiken Numismatik Bezeichnung aller nichtrömischen Münzen. Sie zerfallen in Autonom- und Königsmünzen, von selbständigen Staaten und Königen (autumai populorum, urbium, regum) und unter den römischen Kaisern geprägte (n. imperatorii), welche letztere neben dem

Namen und Lokaltypus der Stadt meist das Bildnis des Kaisers, der Kaiserin oder der Prinzen (Caesares) tragen. In Sammlungen besetzt man das von Belu- lern und Edeln aufgestellte geographische, mit Hispania beginnende, mit Afrika endende System. Kunst- geschichtlich gewähren die griechischen Münzen, weit mehr als alle andern Überreste, ein ebenso vollständiges wie großartiges Bild der Entwicklung griechischer Plastik. Die ersten Anfänge der Prägung lassen sich chronologisch nicht feststellen. Man nimmt jedoch an, daß die Prägung von Münzen auf Ägina, den Inseln des Ägäischen Meeres und in den griechischen Kolonien in Kleinasien ziemlich gleichzeitig um 600 v. Chr. oder vielleicht noch früher begonnen hat. Ein sicheres Datum ist die Zerstörung der Stadt Siris (580), von der und eine mit der Stadt Ruguntum gemeinschaftlich geprägte Münze bekannt ist, die also vor der Zerstörung geschlagen sein muß; die Münzen dieser italischen und anderer Städte Großgriechenlands aus der nächstfolgenden Zeit sind bereits sehr zierlich. Die ältesten griechischen Münzen (vgl. für das folgende Tafel »Münzen I«) trugen nur auf der einen Seite ein Bild, auf der andern eine durch den Schlag des Hammers auf den Stempel entstandene viereckige Vertiefung (quadratum incusum, Fig. 1), die auch beibehalten wurde, als auch diese Seite ein Bild erhielt (Fig. 12; vgl. Münzwesen). Die Typen der ältesten griechischen Münzen sind meist dem Pflanzen- und Tierreich entnommen, welche die Stadt oder das Land bezeichneten, z. B. eine Meerdistelkröte Ägina (Fig. 1), eine Biene Ephesos, ein Apfel Melos, die Salsphiumpflanze Kyrene in Afrika, der Vögelsuk Korinth. Erst später erhielten die Münzen außer einer Aufschrift die Gestalt oder den Kopf einer Gottheit, die oft berühmte Bildwerke (Äthene Parthenos, olympischer Zeus des Phidias) wiedergaben (Fig. 2—9 u. 12). In Syrakus und Gela geprägte Vierdrachmenstücke altertümlichen Stiles (um 500, Fig. 12 u. 13) sind schon von feiner Arbeit, während Münzen Alexanders I. von Mazedonien (498—454) einen fast vollkommenen, kraftvollen Stil zeigen. Die schönsten Werte des großen, meist noch ein wenig altertümlichen Stiles stammen aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges, so die vorzüglichen Silberstücke von Anos (Fig. 5) und Thasos in Thracien, Alantios in Mazedonien und der sicilischen Städte Syrakus, Akragas u. a. Um 400—390 erreicht in Sizilien und Unteritalien die Kunst ihren Höhepunkt in den Meisterwerken der Stempelschneider Kimon und Euknetos (Gold und Silber; Kupfer ist in jener Zeit selten; Fig. 4). Auch die herrlichen Silbermünzen von Elis (Fig. 6) gehören in diese Zeit; wenige Jahrzehnte jünger sind die berühmten Silbermünzen von Amphipolis in Mazedonien (Fig. 10), die der Opuntier, Akabier, von Phereos und Sphynphalos, letztere drei aus Epameinondas' Zeit. Philippos II. (360—336) Münzen (Fig. 8) sind oft noch schön, die Alexanders d. Gr. aber meist von mittelmäßiger Handwerksarbeit (Fig. 10). Auf den Münzen der Diadochen finden sich schöne Köpfe, besonders gut sind die des letzten mazedonischen Königs, Perseus, und einige der baltischen (s. Tafel »Münzen II«, Fig. 13) und pontischen Könige. Mit Augustus hören die Autonommünzen allmählich auf, künstlerische Erzeugnisse der Prägekunst werden seltener. Erwähnenswert sind die schönen Köpfe des Antinous auf griechischen Kupfermünzen aus Hadrians Zeit. Die spätesten griechischen Münzen sind die erst unter Konstantin d. Gr. auftretenden der byzantinischen Könige und die in Alexandria geprägten Kaiserermünzen, die unter Diokletian

und benannte dem entsprechend das transponierte System nach der Oktavengattung, also in diesem Falle lydisch. Stimmt man trotz des Widerspruchs der ältern Theoretiker auch die stehenden Klänge *a* und *e* um, so ergaben sich die weisern Transpositionen: hypolydisch (5½, dynam. Reife *gis*) und (hoch) migolydisch (6½, dynam. Reife *dis*).

Neben diesen durch Erhöhung der Stammöne (die Griechen würden sagen: durch Verschiebung der Diageusis) entstandenen Transpositionsskalen entwickelte sich eine zweite Gruppe durch Erniedrigung der Stammöne (durch Verschiebung der Synaphe), deren erste die durch Benutzung der Triten symmenonon des Stammstems (b) entstehende migolydische *e'* d' *e'* h a g f *e* ist, ein Auschnitt aus D—d mit 1 h. Die übrigen wurden von Aristoxenos als um einen Halbton vertiefte Parallellformen der Kreuztonarten benannt, erhielten aber später die gesammert beigelegten willkürlich gewählten neuen Namen (Ionisch und Kolisch, wie die später hinzugefügten Kirchenöne), nämlich von *es'*—*es*

- mit 2 h tief hypolydisch (hypolydisch) Reife *g*
 „ 3 2 „ lydisch (kolisch) „ *e'*
 „ 4 3 „ hypolydisch (hypolydisch) „ *f*
 „ 5 4 „ phrygisch (lydisch) „ *b*.

IV. Griechische Notenschrift (Semantisch). Die Griechen hatten zweierlei Arten der Notation, eine ältere, von Haus aus diatonische, die sich noch später, wenn auch in stark veränderter Gestalt, als Instrumentalnotation hielt, als die jüngere, gleich enharmonisch-chromatisch angelegte Notierung für den Gesang eingeführt wurde. Die Notenzeichen sind teils unveränderte, teils verästelte und verdrehte Buchstaben des griechischen Alphabets. Der älteste Teil der Gesangsnotation ist zweifellos der mittlere (ein unversehrter Alphabet von A—Ω), der jüngste der höchste, der das Oktavzeichen (') gebraucht. Das mittlere unversehrte Alphabet gibt den Schlüssel für das Verständnis des ganzen Systems und auch für die Instrumentalnoten. Dasselbe ist in Gruppen von je drei Buchstaben für je einen Halbton von *f'* bis herunter zu *e* disponiert, nämlich:

Einnoten:
 Instrumentalnoten:

Oktavöne (später hinzugekommen):
 Zwischenpartie (alt):

Einnoten:
 Instrumentalnoten:

Mittlere Mittelpartie (Enneachord):

Untere Partie:

Die migolydische Tonart hat vielleicht ihren Namen daher, weil sie in beiden Formen (tief migolydisch mit *f e* und *b a* und hoch migolydisch mit *h ais* [*es f*]) eine Vermischung der beiden Arten der Halbtonzeichnung (♯ und ♭) nötig macht.

V. Die sogen. Tongeschlechter der Griechen waren nicht harmonische Unterscheidungen wie die unsri-

ABΓ ΔΕΖ ΗΘΙ ΚΛΜ ΝΞΟ
 für *f e' e' dis' d cis e h h ais*
 ΠΡC TYΦ ΧΨΩ
a gis g fis f e

Vollständig kommen solche Gruppen dreier Nachbardurchstaben oder nur in enharmonischen und chromatischen Tongeschlechtern vor (s. V.), das diatonische wirkt stets den ersten Buchstaben ab, z. B. hat das Dorische (die Grundstimmung) enharmonisch die drei Gruppen

ABΓ — ΚΛΜ — ΧΨΩ
 diatonisch aber nur:

BΓ — ΛΜ — ΨΩ

Die Tonart ist daher jederzeit an den direkt aneinander anschließenden Buchstaben zu erkennen. Aber für die (später entstandenen) ♭-Tonarten ist die Disposition insofern eine ganz andre, als dieselben das Halbtonderhältnis durch die Grenzöne obiger Gruppen ausdrücken:

ZH IK OP CT ΨΧ
es' d' des' e' h a as g ges f

und für das chromatische und enharmonische Geschlecht als dritten den zweitnächsthöhern hinzunehmen:
 Δ..ΖΚ Η..ΙΚ Ν..ΟΠ Π..CΤ Τ..ΦΧ
 so daß *H, I* und *T* je nach der Tonart verschiedenen Sinn haben können.

Für alle Töne, die weder nach oben noch nach unten Halbtonanschluß haben, kommen stets nur Zeichen zur Verwendung, die in den ursprünglichen Dreiergruppen erste oder dritte sind, und wenn zwischen zweien die Wahl ist (für *e'* und *h* und ihre Oktaven), stets das dritte. Z. B. ist die dorische Stala diatonisch vollständig

Γ Η ΛΜ Π Τ ΨΩ
e' d' c' h a g f e

Die Gesamtübersicht der griechischen Notenzeichen ist:

Nicht zur Verwendung kommen:

gen (Dur und Moll), sondern melodische und bezogen sich lediglich auf eine Veränderung der Stimmung der beiden mittleren Töne des dorischen Tetrachorde. Die normale Hauptstimmung war die diatonische: *e' d' e' h*; neben ihr unterschied man die chromatische (jüngern Datums) *e' cis' e' h* und die enharmonische *e... e' h* (entweder mit vollständig

Auslassung eines Tones [ältere Enharmonik], oder mit Spaltung des Halbtons in zwei Viertelstufen [jüngere Enharmonik]. Auch finden sich bei Plutarch, Kallimachos u. a. Spuren einer archaischen halbtönigen (archemilanischen) Pentatonik, die derjenigen der Kelten und Chinesen entspricht (d e . . g a h . . d e). Für diese drei Tongeschlechter stellten aber die Theoretiker eine große Anzahl Stimmungsnamen auf, die Järdungen (Chroai) genannt wurden und in der Notenschrift keine Darstellung fanden. Diese sind z. T. wunderlicher Art, und es ist kaum etwas anderes als eine Zufälligkeit, daß sich darunter auch die unsren heutigen Bezeichnungen genau entsprechenden mit 16 : 16 für den Halbton und 4 : 5 für die große Terz befinden (bei Pythagoras und Ptolemäos). Bekanntlich beziehen sich Ptolemäos und Jardino, die diese Verhältnisse zuerst endgültig aufstellten, auf Ptolemäos. Vgl. O. Paul, Die absolute Harmonik der Griechen (Leipzig 1867), ferner: F. Hellermann, Die Tonleitern und Ruffnoten der Griechen (Berl. 1847), K. Fortlage, Das musikalische System der Griechen (Leipzig 1847), G. Waert, Histoire et théorie de la musique de l'antiquité (Gent 1875 — 81, 2 Bde.). Sehr interessant, aber in vieler Beziehung irreführend sind die bezüglichlichen Schriften von Rud. Weitzel (s. d.).

VI. Praktische Musikübung. Die Musik der Griechen war entweder nur Gesang, und zwar durchaus nur einstimmig oder (Männer und Frauen oder Knaben) in Oktaven, oder aber Gesang mit Begleitung eines Instruments (Kithara, Aulos) ebenfalls unisono oder in Oktaven, höchstens mit eingesetzten Verzierungen, oder endlich Solospiel auf einem Instrument oder Zusammenspiel mehrerer Instrumente (im Einklang oder in der Oktave). Die Gesänge der alten epischen und lyrischen Dichter wurden mit Kithara begleitet, die Dithyramben und die Gesänge der Tragödie mit einem Aulos (einer Art Schalmei). Bei den pythischen Spielen fanden aber Wettkämpfe im Solo-Aulosspiel und dem Solo-Kitharaspield sehr früh Aufnahme. Die Dichtersompnisten gaben ihren Weisen (den Romai) besondere Namen wie die Risterfinger (Romos Pythios, Romos Pythephalos u.). Vgl. Riemann, Handbuch der Musikgeschichte, Bb. 1, 1. Teil: Die Musik des klassischen Altertums (Leipzig 1904); A. Köhler, Die griechische, griechisch-römische und altchristlich-lateinische Musik (Freiburg 1898); S. A. Bert, Die Lehre vom Echos in der griechischen Musik (Leipzig 1899).

VII. Musikwissenschaft. Eine große Zahl musiktheoretischer Abhandlungen griechischer Schriftsteller ist auf uns gekommen. Eine der interessantesten ist das 19. Kapitel der dem Aristoteles zugeschriebenen, aber wahrscheinlich erst im 1.—2. Jahrh. n. Chr. in Alexandria entstandenen »Problema«, die in einer ganzen Reihe von Ausgaben und Kommentierungen vorliegen (s. B. von Stumpf, »Die pseudaristotelischen Probleme über Musik und Rhythmus, herausgegeben mit Übersetzung von Barquard (Berl. 1868). Ein Auszug aus Aristogenischen Schriften ist unter dem Namen Eukleides oder Kleameides erhalten, während eine Intervallentheorie (Saitenteilung) wohl wirklich

von dem Mathematiker Eukleides (3. Jahrh.) herrührt (beide bei Jan abgedruckt). Die interessante Schrift Plutarch's über die Musik wurde nebst deutscher Übersetzung und Kommentar von Weitzel herausgegeben (Leipzig 1865). Die Harmonik des Ptolemäos (2. Jahrh. n. Chr.) ist seit J. Ballis (1682) noch nicht wieder herausgegeben worden; den Aristides Quintilianus (2. Jahrh. n. Chr.) haben wir in Neuausgabe von Alb. Jahn (Berl. 1882). Die vollständige Kenntnis der griechischen Notenschrift verdanken wir den Stalatabelen des Alkipios (bei K. v. Jan, Scriptores). Eine klassische lateinische Überarbeitung der griechischen Musiklehre ist das Werk des Ptolemaios (gehl. 524): »De musica« (deutsch von O. Paul, Leipzig 1872). Die Reste griechischer Musik, die sich in neuerer Zeit erfreulich gehoben haben, gab K. v. Jan als Anhang der genannten »Scriptores« nebst Übertragung heraus (Leipzig 1899).

Griechische Mythologie, s. Griechenland, S. 292 f., und Mythologie.

Griechischer Archipel, s. Archipelagus.

Griechischer Baustil, s. Architektur, S. 710 f., und Baustil.

Griechische Schrift, s. Griechische Sprache, S. 331.

Griechisches Feuer, eine leicht brennbare, stark glühende, wohl auch explosive Mischung, die zuerst 330 unter Konstantin d. Gr. genannt wird, stammt vielleicht aus China, wurde aber angeblich von Kallinikos aus Heliopolis in den Jahren 640—667 erfunden und bestand wahrscheinlich aus gebranntem Kalk, Schwefel, Kohle, Pech, Harz, Erdöl, wohl auch Salpeter u. Offenbar wechselte die Zusammensetzung im Laufe der Zeit, und bisweilen hat man unter griechischem Feuer wohl nur leicht entzündliches Erdöl zu verstehen. Eine Mischung von solchem Erdöl mit gepulvertem gebranntem Kalk ergibt sich in Verührung mit Wasser und entzündet sich, wobei Erdöldampf mit Luft eine explosive Mischung bilden kann, die unter starker Detonation mit Flamme und Rauch verbrennt. Die auf Holzwerk getrichene Kasse entzündet sich vielleicht durch den Lan. Mittels einer Art Feuer- spritze schleuderten die Alten die Explosivmischung durch lange Röhren, deren Ründungen man als Rachen wilder Tiere zu stilisieren pflegte, gegen den Feind. Dieser wurde sowohl durch die Wirkung des Feuers als durch den Schreck vor dämonischen Mächten in die Flucht geschlagen. Man hat auch die Brandmasse in hohle Steine, eiserne durchlöcherter Gefäße gefüllt und diese aus Wurfmäschinen auf weitere Entfernungen geschleudert. Man benutzte g. F. als Kampfmittel gegen den Feind und besonders zum Anzünden brennbarer Stoffe. Später ging das Geheimnis des griechischen Feuers durch Verrat an die Sarazenen über, die sich desselben in den Kreuzzügen bei Dyrrhachium, Nolemais (1101) und Damiette (1218) mit großem Vorteil gegen die Christen bedienten. In späterer Zeit bezeichnete man häufig als g. F. eine Mischung aus Pulver, Schwefel, Pech, Teer, Erdöl u. für Brandtugeln, die aus Mörteln geworfen wurden und im Wasser nicht leicht erlöschen. Andre Arten des sogen. neuen griechischen Feuers s. Feuer, flüßiges.

Griechisches Den, s. Trigonella.

Griechisches Kaiserium, s. Oströmische Reich.

Griechisches Kreuz, Kreuz mit vier gleichlangen Armen; vgl. Kreuz (Fig. 2).

Griechische Epiken, auf Neßgrund genähte Epiken, deren Technik und Muster mit den venezianischen verwandt sind.

Griechische Sprache, die Sprache der alten Griechen, wie sie sich in den Erzeugnissen ihrer Literatur darstellt, während man die Sprache der modernen Griechen als Neugriechisch zu bezeichnen pflegt (s. Neugriechische Sprache). Diese alte Sprache wurde, soweit sie uns geschichtlich bekannt ist, zuerst im europäischen Griechenland und in den Küstenländern Kleasiens sowie auf den dazwischen liegenden Inseln gesprochen, verbreitete sich aber früh durch Kolonien nach Unteritalien, Sizilien und einzelnen Gegenden Afrikas (Kyrene) und Galliens (Nassidia). Ihrem Ursprung nach gehört sie zum indogermanischen Sprachstamm (s. Sprache und Sprachwissenschaft).

Den ursprünglichen Zustand der griechischen Sprache, in dem sie nach gewissermaßen ein ungeteiltes Ganzes war, kennen wir nicht, ebenso wenig ihre allmähliche Entwicklung; denn in den Homerischen Gedichten, dem ältesten griechischen Literaturdenkmal, tritt sie uns schon in der Gestalt einer bestimmten einzelnen Mundart entgegen. Unter den griechischen Mundarten treten besonders drei Dialektgruppen hervor, die äolische, dorische und ionische (vgl. K. Reister, Die griechischen Dialekte, Götting. 1882—89, 2 Bde.; O. Hoffmann, Die griechischen Dialekte, das. 1891 bis 1898, 3 Bde.). Der äolische, der namentlich in Boioten, Thessalien und den äolischen Kolonien Kleasiens gesprochen wurde, zeigt innerhalb seiner isolierten Grenzen die meisten Differenzen. Eigentümlich ist der asiatischen Mundart des Mangel der Apikation und die Partonomie, d. h. die grundsätzliche Unbetontheit der Endsilben. In ihr dichteten Sappho und Alkaios. Der dorische Dialekt wurde in Lakonien, Messenien, Argolis, Korinth, Megaro, Kreta und auf zahlreichen Inseln des Ägäischen Meeres sowie in unteritalischen und sizilischen Kolonien gesprochen. Auch hier gab es zahlreiche Varietäten, und hervorzuheben ist, daß der lakonische Dialekt von sämtlichen altgriechischen Dialekten der einzige ist, der seine Sonderart bis heute festgehalten hat: er lebt nämlich heute noch fort als die Sprache der Lakonen (am Peloponnes). Literarische Überreste des dorischen Dialekts sind außer den Fragmenten des Alkman, Epicharm, Sophron, Philolaos, Archippos u. a. die Schriften des Mathematikers Archimedes. Der ionische Dialekt, dessen Haupteigentümlichkeit das ϵ gegenüber dem a aller andern Mundarten ist, zerlegt sich in zwei Abteilungen, den ionischen Dialekt im engeren Sinn und den attischen. Jener wurde im ionischen Kleasien und auf einem Teil der Inseln des Ägäischen Meeres gesprochen. Seine älteste Gestaltung ist die Mundart der Homerischen Gedichte, die freilich nicht rein ionisch ist, sondern viele äolische Bestandteile enthält. Dieser epische Dialekt blieb als Kunstdialekt für die epische Dichtungsgattung durch das ganze griechische Altertum maßgebend, ja er hat die Sprache der gesamten griechischen Dichtung nicht unendlich beeinflußt. Eine jüngere Gestaltung des ionischen Dialekts ist durch die ionische Prosa vertreten, besonders durch Herodot und den Arzt Hippokrates. Im attischen Dialekt ist die Hauptmasse der auf uns gekommenen griechischen Literatur verfaßt, was daher kommt, daß sich gegen Ende des 5. Jahrh. v. Chr. auf der Grundlage dieser Mundart eine allgemeine griechische Schriftsprache bildete, die wenigstens aus der Prosaliteratur des späteren Altertums den Gebrauch der andern Dialekte fast ganz ausschloß. Die bedeutendsten Vertreter des älteren Attizismus sind: Thukydides, Xenophon, Platon, die Redner Lysias, Isokrates, Demosthenes, Aischines, die Dramatiker

Aischylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Außer den genannten drei Hauptgruppen gab es im Altertum noch einige kleinere Gruppen von Dialekten und für sich allein stehende Mundarten: die sogen. nordwestgriechische Gruppe, zu der besonders die in Lokris und Phokis gesprochenen Dialekte gehören, das Eolische, das Arkadisch-Kypriische und das Pamphyliische. Verhältnismäßig wenige von den altgriechischen Mundarten kennen wir aus der handschriftlich auf die Gegenwart gekommenen Literatur. Weitläufig die meisten sind uns durch die Inschriften bekannt, deren Zahl eine außerordentlich große ist und besonders in den letzten Jahrzehnten durch die mit großem Eifer betriebenen Ausgrabungen eine bedeutende Vermehrung erfahren hat. Von den Inschriftensammlungen, die speziell dem Studium der Sprache dienen, ist die wichtigste die »Sammlung der griechischen Dialektinschriften« von Colliq und Bechtel (Götting. 1884 ff., 4 Bde., noch unvollendet).

— Die attische Mundart fand, wie als Literatursprache, so auch in ihrer vulgären (volkstümlichen) Gestaltung als Umgangssprache vom 5. Jahrh. v. Chr. an weitere Verbreitung in der griechischen Welt. Doch strömten bald zahlreiche Elemente auch aus andern Dialekten, zunächst und in weitestem Umfang aus dem ionischen, hinzu. Diese neue Sprachform, die hellenistische Gemeinsprache oder *koine*, verdrängte mehr und mehr die alten Mundarten, zunächst das insulare Ionisch und das Ionische in Kleasien, dann die drei äolischen Mundarten; am längsten hielten sich die dorischen Dialekte. Dieser Prozeß der Verdrängung fällt in die Zeit etwa vom 3. Jahrh. v. Chr. bis zum 3. Jahrh. n. Chr. Nur das Lakonische erhielt sich, wie oben schon erwähnt ist, aus der *koine* entwickelten sich dann nach und nach die neugriechischen Mundarten, und der Beginn der speziell neugriechischen Dialektendifferenzierung ist etwa in die Mitte des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung zu verlegen. Für die Gegenwart unterteilt man eine nordgriechische und eine südgriechische Dialektgruppe, deren Grenze etwa der 38. Breitengrad ist. Vgl. Sapidatis, Einleitung in die neugriechische Grammatik (Leipzig. 1892); Thurn und, Die g. S. im Zeitalter des Hellenismus (Straßb. 1901).

Die Buchstabenchrift entlehnten die Griechen nebst der Benennung der einzelnen Buchstaben von den Phöniziern. Anfangs bediente sie auch die bei diesen übliche linksläufige Schrift bei. Dann entwickelte sich die furchenförmige Anordnung der Zeilen (Diotropheon), bei der die erste Zeile von rechts nach links, die zweite von links nach rechts u. geht; die rechtsläufige Schrift, die schon im 7. Jahrh. vorkommt, gelangte zur ausschließlichen Geltung im 5. Jahrh. v. Chr. Das hohe Verdienst der Griechen ist die Umwandlung der semitischen Schrift zur durchgeführten Lautschrift, indem sie von den fünf Hauptzeichen unter den 22 Buchstaben des phönizischen Alphabets vier als Vokalzeichen verwendeten (aleph = a , he = e , iod = i , ain = a), während das fünfte (chet) seine Bedeutung als h (ch) zunächst behielt; von den übrigen kamen allmählich die Zeichen van, kappa und san (sampi) für den Schriftgebrauch in Wegfall, andererseits erfanden die Griechen von der Zeit besondere Zeichen für y , ph , ch , ps und für das lange a , die an das Ende der phönizischen Buchstabenreihe angefügt wurden. Bei den Phöniziern wurde das Zeichen für den Hauchlaut zur Bezeichnung des langen e verwendet. Dieses so vervollständigte Alphabet von 24 Buchstaben:

Alpha (Α, α, a)
Beta (Β, β, b)
Gamma (Γ, γ, g)
Delta (Δ, δ, d)
Epsilon (Ε, ε, e)
Zeta (Ζ, ζ, z)
Eta (Η, η, h)
Theta (Θ, θ, th)
Iota (Ι, ι, i)
Kappa (Κ, κ, k)
Lamba (Λ, λ, l)
Mu (Μ, μ, m)

Nu (Ν, ν, n)
Xi (Ξ, ξ, x)
Omicron (Ο, ο, o)
Pi (Π, π, p)
Rho (Ρ, ρ, r)
Sigma (Σ, σ, s, c, k)
Tau (Τ, τ, t)
Upsilon (Υ, υ, y)
Phi (Φ, φ, ph)
Chi (Χ, χ, ch)
Psi (Ψ, ψ, ps)
Omega (Ω, ω, o)

(vgl. auch die Schrifttafel beim Art. »Schrift«) wurde zuerst von den kleinasiatischen Joniern angewendet und als vollkommenste Darstellung des griechischen Lautsystems von den übrigen griechischen Stämmen allmählich angenommen. In Athen wurde 403 v. Chr. unter dem Archonten des Eukleides das schon früher im Privatgebrauch verwendete ionische Alphabet durch Volksbeschluß für den offiziellen Gebrauch eingeführt. Vgl. Kirchhoff, Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets (4. Aufl., Göttingen 1887). Über die griechischen Zahlzeichen s. Jiffert. — Die Alphabetzeichen sowie die andern Zeichen (Spiritus, Zeichen für Länge und Kürze, Aposroph u. a.) werden auf den Grammatiker Aristophanes von Byzanz (um 200 v. Chr.) zurückgeführt, dessen Schüler Aristarch die Akzentuation in den dialektischen Dichtertexten zuerst systematisch durchgeführt zu haben scheint. In Handschriften gewöhnlicher Sprache ist die Setzung von Akzenten und Spiritus erst im 7. Jahrh. n. Chr. allgemeiner geworden.

Über die Aussprache des Griechischen bestanden früher zweierlei Ansichten, die Keuchlinische und die Erasmusische. Erkläre, nach ihrem Vertreter Keuchlin benannt, ist die von den griechischen Gelehrten, die seit Ende des 14. Jahrh. Kenntnis griechischer Sprache und Literatur nach Westeuropa brachten, überkommene neugriechische; danach sind η, ν, ε, ι und ω wie i, α wie ä, av, ev, ov, ωv wie af, ef, if, of, resp. aw, ew, iw, ow zu sprechen. Dagegen geht die Erasmusische, von Erasmus von Rotterdam im »Dialogus de recta latini graecique sermonis pronuntiatione« (Basel 1528) aufgestellt, nach dem Grundsatze, daß die griechischen Buchstaben den entsprechenden Lauten gemäß, also phonetisch auszusprechen seien. Wegen des vorherrschenden i heißen die Anhänger der Keuchlinischen Aussprache Klazisten (Klaziismus), die der Erasmusischen, weil ihnen η wie ε lauter, Etaisten (Etaismus). Vetter fand als die wissenschaftlich besser begründete bald viele Anhänger und hat zuletzt die Keuchlinische verdrängt, die heute nur noch unter Dilettanten als die richtige gilt. Vgl. besonders Blas, Die Aussprache des Griechischen (3. Aufl., Berl. 1888).

Unter den alten Griechen war die Grammatik schon eifrig getrieben worden (vgl. Grammatiker); auch in Byzanz hatte sie Pflege gefunden. Die Bekanntheit des Abendlandes mit der griechischen Sprache wurde durch die griechischen Flüchtlinge Eusebios, Theodor Gaza, Bejarion, Gemistos Plethon, Ioannes Argrophilos, Demetrios Chalcondylas u. a. vermittelt, die (die meisten nach Eroberung Konstantinopels durch die Türken) nach Italien kamen. In Deutschland wurde die g. S. zuerst 1518 grammatisch behandelt von Erasmus und Keuchlin, dann von Melancthon, Reander, Sylburg; in Frankreich von Etienne, J. Stephanus (Etienne) u. a., freilich noch in sehr dürftiger Weise. Es erschienen in Deutschland in der Folge zahlreiche auf griechische Grammatik bezügliche

Werke, unter denen aber nur die Grammatik von Beller (Amst. 1696 u. ö.; neu hrsg. von Fischer, Leipz. 1750 u. ö., zuletzt 1781), die sogen. Hallsche (seit 1705) und die Wärsche (zuerst Berl. 1730; vermehrt von Hallsenann, Leipz. 1802) Erwähnung verdienen. Kritische und wissenschaftlichere Bearbeitung erfuhr die griechische Grammatik erst später, als die von Bopp begründete vergleichende Sprachforschung ihr zu Hilfe kam. Als die gebiegensten Arbeiten der neuern und neuesten Zeit sind hervorzuheben die Sprachlehren von Matthiä (Leipz. 1807; 3. Aufl., das. 1835, 3 Bde.), Buthmann (Berl. 1819—1827, 2 Bde.; 2. Aufl. mit Zusätzen von Lobed, das. 1830—39), Kühner (3. Aufl. von Blas und Gerth, Hannover. 1890—98, Bd. 1—3), Krüger (5. Aufl. 1873—75, 2 Bde.), R. Meyer (3. Aufl., Leipz. 1896), R. Brugmann (3. Aufl., Münch. 1900); H. Pitt (Heidelb. 1902). Die Synlog im besondern bearbeiteten Bernhardt (Berl. 1829), Wadwig (2. Aufl., Braunsch. 1884), Delbrück (Halle 1879), Wüderleeve (New York 1900, Bd. 1), die Etymologie G. Curtius (5. Aufl., Leipz. 1879), Sanikel (»Griechisch-lateinisches etymologisches Wörterbuch«, das. 1877, 2 Bde.), Prellwitz (»Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache«, Götting. 1892), Leo Meyer (»Handbuch der griechischen Etymologie«, Leipz. 1901 bis 1902, 4 Bde.), die Synonymik J. H. Schmidt (das. 1876—86, 4 Bde.); einzelne Partien der Formenlehre namentlich Lobed in »Pathologiae sermonis graeci prolegomena« (das. 1843), »Pathologiae graeci sermonis elementa« (Römg. 1853—62, 2 Tle.) und »Rhematikon« (das. 1846) und Curtius in dem Berl. »Das Verbum der griechischen Sprache« (2. Aufl., Leipz. 1880). Eine vergleichende Grammatik des Lateinischen und Griechischen lieferten Leo Meyer (Berl. 1861—65, 2 Bde.; Bd. 1 in 2. Aufl. 1884), Wiles (Lond. 1895; deutsch, Leipz. 1896), Henry (5. Aufl., Bar. 1894) und Kiemann u. Gölzer (das. 1897—1901, 2 Bde.). Die griechische Lexikographie begründeten schon die alten Grammatiker, von deren Tätigkeit noch wertvolle Reste erhalten sind, namentlich in den Werken des Pollux, Hyspokraton, Hesychios, Photios, Suidas, dem sogen. »Etymologicum magnum« u. a. Das erste umfassende lexikalische Werk nach der Erneuerung der klassischen Studien ist das H. Stephanus »Thesaurus linguae graecae« (1572, f. unten). J. G. Schneider bearbeitete das erste größere »Griechisch-deutsche Wörterbuch« (Zülichau 1797—98, 2 Bde.; 3. Aufl., Leipz. 1819—21), das von Passow seinem »Handwörterbuch der griechischen Sprache« (das. 1819 bis 1823, 2 Bde.; 4. Aufl. 1831; neu bearbeitet von Kofl, Paton, Kreuzger, Keil, Peter und Benseler, das. 1841—57, 4 Bde.) zugrunde gelegt ward. Brauchbare Wörterbücher sind ferner die von Kofl (4. Aufl., 7. Abdr., Braunsch. 1871), Jacoby und Seiler (3. Aufl., 2. Abdr., Leipz. 1880) und Bode (3. Aufl. von Sengedisch, Braunsch. 1880, 2 Bde.; dazu »Wörterbuch der griechischen Eigennamen«, 3. Aufl. von Benseler, das. 1875, 2 Bde.). Die umfassendste Arbeit auf dem Gebiete der griechischen Lexikographie ist die neue Bearbeitung des »Thesaurus« von H. Stephanus durch Hase und die beiden Dindorf (Bar. 1831—65, 9 Bde.), die aber trotz ihres Reichums in Plan u. Behandlung manches vermissen läßt. Unter den deutsch-griechischen Wörterbüchern sind die von Franz (Hannov. 1838, 2 Bde.), Kofl (10. Aufl., Götting. 1874), Bode (3. Aufl. von Sengedisch, Braunsch. 1872), Jacoby u. Seiler (2. Aufl., Leipz. 1871) und Schenkl (4. Aufl., das. 1883) zu nennen.

Griechisches Reich, f. Oströmisches Reich.

Griechische Weine. Im Altertum wuchsen vorzügliche Weine auf Chios, Kreta, Lesbos, Kos und Rhodos, während die attischen, korinthischen, böotischen, messenischen Weine u. schwach und geistlos waren. Berühmt war der pramnische Wein von dem Berg Pramnè auf Thasos, nach Diobor auf Kreta, nach andern bei Smyrna, und der maroneische von Japhnithos. Im Mittelalter lieferte der Karoneia jährlich 200,000 Fässer Malvasier nach Venedig; dieser und der Cyprianer galt als die feinsten Desiertweine in Europa. Das Land begünstigt den Weinbau ungemein, und die Mannigfaltigkeit des Bodens und des Klimas schafft eine sehr große Anzahl von Weinsorten. Aber unter dem türkischen Joch sank der Weinbau so tief, daß in der Neuzeit die größten Anstrengungen gemacht werden mußten, um ihn wieder zu heben. Besonders die deutsche Aktiengesellschaft »Akhaia« in Patra hat sich um den neuern Weinbau in Griechenland sehr verdient gemacht (Akhaia weine, Achäerweine). Man bebaut gegenwärtig eine 30mal größere Fläche mit Wein als vor den Befreiungskriegen und schätzt den Jahresertrag auf durchschnittlich ca. 1,5 Mill. hl, von denen 230,000 hl im Werte von 4,9 Mill. Fr. ausgeführt werden. Der Hauptwein der Akhaia, und heute wohl der berühmteste griechische Wein, ist der Makrotophane, ein edler, süßer Desiertwein aus der gleichnamigen Traube gekeltert. Ein feiner Frühstückswein ist der trockene Akhaier, aber der feinste und kostbarste Wein der Gesellschaft ist der weiße Gutland-Malvasier, der von dem äußersten Kichia ihrer eignen Weinberge gewonnen wird. Alle diese Weine kommen erst nach wenigstens fünf Jahren zum Verkauf (hauptsächlich nach Deutschland) und sind von fast unbegrenzter Haltbarkeit und stets gleichbleibender Qualität. Als Tischwein bringt die Akhaia den Vorbezug ähnlichen roten und dem Frankenswein ähnlichen weißen Demestika in den Handel, ebenso den burgundartigen Kalavrytha, der aus Trauben gekeltert wird, deren Einführung man den im 14. Jahrh. in Kalavrytha residierenden Herzogen von Burgund zuschreibt.

Reich an seinen Mostweinen ist die Insel Kephallinia; sie erzeugt auch prächtige herbe Beiwine, Rombota und Monti Enos sowie sehr ausgiebige Harbweine. Von Santorinweinen ist der bekannteste der Camarite, ein abnorm tanninreicher Rotwein, ferner der rote Bino di Bacco, der weiße Bino di notte und der süße, aromatische Bino santo. Auch die übrigen Kykladen geben schöne Weine, die aber wegen geringer Quantitäten und ungenügender Bereitungssort für die Ausfuhr nicht in Betracht kommen. Euböa liefert besonders in Frankreich gern gekaufte Harbweine, ebenso Santa Laura und Korsu, die auch nach Deutschland ausführen. Jante produziert gebaltvolle Weine von der Art des Rarvala. Thakass Produktion ist sehr klein, aber von vorzüglicher Qualität (Rotwein). Auf Cypren ist die beste Lage die Kommanderie, und der hier gewonnene Wein ist goldgelb, wenig süß, etwas herb, ungemein feurig und mit eigentümlichem feinen, fast mandelartigen Falselt. Die gewöhnlichen Tischweine Cyprens sind ziemlich stark, ohne jede Säure, zuerst hellrot, später fast weiß. Auch Kandia erzeugt Malvasier und den unter den Juden beliebten Vino di Legge (Wein des Gesetzes), einen süßen, delikaten, haltbaren Mostwein. Nationale Weinbereitung ist noch vertreten in Korinth (herbe Rotweine) und in Athen, von wo der berühmte Deselia von den könig-

lichen Domänen, der sauterneartige Glos Marathon und der rote Kephissia die hervorragendsten Produkte sind. Auf dem griechischen Festlande gibt es auch sonst wohl recht gute, aber keine eigentlichen Qualitätsweine. Der beste Rotwein wächst in Wachowa am Parnassos. Junge weiße und rote Berschnittweine werden von Patra in bedeutenden Mengen hauptsächlich nach Frankreich verschifft. Das Hauptgetränk der Griechen bildet immer noch der Regionalwein, der durch Zusatz von 1–8 Proz. Strandbierfarb vor beendeter Gärung dargestellt wird. Die Konfervierung dieses alten Verfahrens liegt wohl zum Teil im Perfekten, in der Gekühlschichtung der Griechen und in der ionischen Wirkung, gewiß aber auch in der großen Haltbarkeit der geharzten Weine, die durch eine Dischicht vor Luftzutritt geschützt werden.

Griechisch-katholische Kirche, f. Griechische Kirche.

Grieg, Edoard, norweg. Komponist, geb. 15. Juni 1843 in Bergen, Sohn des britischen Konsuls Alexander G., erhielt seine musikalische Ausbildung von 1858 an am Leipziger Konservatorium unter Moscheles, Hauptmann, Richter und begab sich 1863 zur Fortsetzung seiner Studien nach Kopenhagen zu Wade. Den größten Einfluß aber auf die Richtung seines Talents gewann der norwegische Komponist Rikard Nordraak, der ihn von dem mehr kosmopolitisch gegliederten Standinavismus Wades abzog und ihn veranlaßte, spezifisch »nordische« Musik zu schreiben, womit er sich eine Beschränkung auferlegte, welche die Vielseitigkeit seiner Begabung nicht beeinträchtigte. 1871 begründete er in Christiania einen Musikverein, den er bis 1880 leitete, worauf er wieder seinen ständigen Wohnsitz nach Bergen verlegte. 1865 und 1870 besuchte er Italien und verlebte in Rom mit Liszt; auch Deutschland, besonders Leipzig, besuchte er wiederholt zu längerem Aufenthalt und brachte hier seine Kompositionen zur Aufführung. Seine ersten durchschlagenden Erfolge errang er mit den beiden Violinsonaten F-dur, Op. 8, und G-dur, Op. 13 (denen seither eine dritte in C-moll, Op. 45, gefolgt ist) sowie mit dem Klavierkonzert in A-moll, Op. 16. Seine jüngsten Erfolge verdankte er den Orchesterwerken »Aus Holbergs Zeit«, »Peer Gynt« (Tonbilder zu Ibsens Drama, erste und zweite Folge), »Sigurd Jorsalfar« (Hjörnsen), den »Elegischen Melodien« für Streichorchester »Leng« und »Herzweiden«; auch seine Klavierwerke: »Humoresken«, Op. 6, »Tänze und Volksweisen«, Op. 17, »Aus dem Volksleben«, Op. 19, »Lirische Stücke«, Op. 12, 38, 43, 54, »Norwegische Tänze«, Op. 35 u., haben zu seinem Bekanntwerden wesentlich beigetragen, während seine zahlreicheren Lieder in Deutschland schwerer Fuß faßen konnten. Von größern Werken sind noch zu nennen: »Vor der Klosterpforte« (Soprano, Frauenchor und Orchester, Op. 20), »Landerkennung« (Bariton, Soli, Männerchor und Orchester, Op. 31), »Der Bergentrückte« (Bariton, Streichorchester und vier Hörner, Op. 46), »Das Trygvason« (Soprano und Orchester, Op. 59), eine Ouvertüre, Op. 11, ein Streichquartett, Op. 27, eine Klaviersonate, Op. 7, und eine Cellosonate, Op. 36. 1897 wurde G. von der Berliner Akademie der Künste zum ordentlichen Mitglied erwählt. Einen Katalog seiner Werke veröffentlichte Peters in Leipzig (1898). Vgl. Schjelderup, Edoard G. og hans værker (Kopenhagen. 1904).

Grien (Hans) Waldung, f. Waldung.

Griepenkerl, 1) Wolfgang Robert, Dichter und Schriftsteller, geb. 4. Mai 1810 zu Hofwil im

Kanton Bern, wo sein Vater, der Künstler Friedrich Karl G. (gest. 1849 als Professor zu Braunschweig), damals Lehrer war, starb 16. Okt. 1868 in Braunschweig, wo er seit 1839 als Lehrer der Literaturgeschichte am Carolinum, seit 1840 als Professor an der Kabinettsanstalt wirkte. Als Dichter debütierte er mit den »Bildern griechischer Vorseit« (Berl. 1833), denen das epische Gedicht »Die Sirtinische Madonna« (Braunschweig 1836), die Novelle »Das Kunstfest oder die Beethoven« (Leipzig 1838; 2. Aufl., Braunschweig 1841), die Abhandlungen »Kitter Verlois in Braunschweig« (dof. 1843), »Die Oper der Gegenwart« (Leipzig 1847), worin er auf eine Knechtstellung der Tonkunst hinzuwirken suchte, folgten. In weitem Kreise machte er sich bekannt durch seine Schrift »Der Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts« (Leipzig 1846, 2 Bde. 1) und besonders durch seine Trauerspiele: »Ragimiliana Nobespierre« (Bern 1851) und »Die Girondisten« (dof. 1852), die sich durch große Auffassung und treffliche Sprache auszeichnen. Später ließ er noch die vielfach aufgeführten Schauspiele: »Ideal und Welt« (Weim. 1855) und »Auf der hohen Kait« (Freiburg 1860), das Drama »Auf St. Helena« (Hamb. 1862) und einen Band »Novellen« (Braunschweig 1868) folgen. G. starb in tiefer Armut und Verbitterung. Vgl. Sievers, Robert G., biographisch-kritische Skizzen (Wolfsen. 1879).

2) Christian, Maler, geb. 17. März 1839 in Oldenburg, ging Ende der 1850er Jahre nach Wien in die Schule Kahl's, wo er sein erstes Bild: Odipus, von Antigone geführt, malte, das der Meister so beifällig aufnahm, daß er ihn bei den Freistoararbeiten in der Treppenhalle des Waffensmuseums und in den Palästen von Tadesco und Sina beschäftigte. Ein größeres Werk sind die von ihm und Vinterich im neuen Opernhaus ausgeführten Kompositionen Kahl's, namentlich die Feste des Aufbaurraums und der Vorhang der tragischen Oper. Nach Kahl's Tod (1865) begann er selbständige monumentale Arbeiten, zu denen er von dem Architekten Hansen für die Paläste Epfruffi, Epstein und Franz Klein, für das Schloß Hörtstein und für den Palast Sina in Venedig herangezogen wurde. In letztem führte er die Deckengemälde: Pofedom's Hochzeitstag, Sturndämonen und Schutzeifer des Meeres aus, Schöpfungen edler Form und hoher Anmut. Ebenso bedeutend sind seine Wandgemälde in der Villa der Großherzogin von Toskana in Gmunden und sein Bild: die Hochzeit der Aphrodite und des Adonis, im Speiseaal der Villa Simon bei Hiezing. Für das Treppenhause des Augusteums in Oldenburg führte er dekorative Gemälde (1878 vollendet) in Öl auf Leinwand aus, die an der Decke die Venus Urania als das Ideal aller Schönheit, umgeben von vier Bildern aus der Prometheusage, und an drei Wänden eine ideale Verjüngung der Kunsthelden aller Zeiten darstellen. Es folgten ein durch großartige Formenauffassung und schwungvolle Komposition ausgezeichnete Zyklus von Gemälden aus der Prometheusage für den Sitzungssaal der neuen Akademie der Wissenschaften in Athen und die Friesbilder im Sitzungssaal des Herrenhauses im Parlamentsgebäude zu Wien (1882 bis 1885). 1875 wurde er Professor an der Malerschule der Akademie in Wien. Von seinen spätem Schöpfungen sind noch die Eigenmätle Eros und Anteros, Ragdalena und Seerjungfrau zu nennen. Auch hat G. zahlreiche Bildnisse gemalt und mit P. Tenischert den von A. Feuerbach begonnenen Denkschmuck der Aula der Wiener Kunstakademie vollendet.

Grierson, George Abraham, engl. Indianist, geb. 7. Jan. 1851 in Glenageary (Irland), studierte am Trinity College in Dublin, ging 1873 nach Indien und wirkte dort in verschiedenen Stellungen als Beamter, bis ihm 1898 von der indischen Regierung die Mission übertragen wurde, einen »Linguistic Survey of India« zu unternehmen, zu welchem Zweck er nach Simla übersiedelte. Von 1894 ab befasste er auch die Ehrenstellung eines »philologischen Sekretärs« der Asiatic Society in Kalkutta, legte sie aber 1897 wegen eines Augenleidens nieder. G. ist einer der besten Kenner der modernen und mittelalterlichen Sprachen und des Volkslebens in Indien. Seine Hauptwerke sind Grammatiken dieser Sprachen sowie »A comparative dictionary of the Bihari language« (mit Hörner, Kalk. 1885—89, 2 Tle.; noch unvollendet) und das für die Kenntnis des indischen Volkslebens höchst wichtige Buch »Bihar peasant life« (dof. 1885). Von dem »Linguistic Survey«, einer geographisch-statistischen Übersicht der lebenden Sprachen Indiens, sind auch bereits mehrere Teile erschienen (Kalk. 1896 f.).

Gries, A. Mühlenprodukt, f. Grieß.

Gries, 1) Marktflecken in Tirol, Bezirksf. Bozen, durch den Talferbach von dem östlich gelegenen Bozen getrennt (f. das Rärtchen beim Artikel »Bozen«), 273 m ü. M., hat 2 Kirchen, ein Benediktinerstift, Kurhaus, Sanatorium, Hotels und Pensionen, eine schöne Erbsen- und Promenade und (1900) 4271 Einw. Infolge seiner geschützten Lage am Südfuß des Guntstnaberges und seines milden Klimas ist G. ein beliebter Wintertourort, namentlich für Brullekumde (jährlich über 2500 Kurgäste). Vgl. Amtsdor, Bozen, G. und Umgebung (3. Aufl., Gera 1894); Kavratil, G. als klimatischer Wintertourort (2. Aufl., Wien 1885); Höfvinger, Gries-Bozen als klimatischer Terraintourort und Touristenstation (2. Aufl., daf. 1894); Domenigg, Kurort G. (3. Aufl., Bozen 1903). — 2) G. am Brenner, Dorf in Tirol, Bezirksf. Innsbruck, 1163 m ü. M., an der Brennerbahn, am Ausgang des schönen Oberberger Tales, mit Badeanstalt und (1900) 855 Einw.

Gries, Johann Diederich, verdienstvoller Übersetzer, geb. 7. Febr. 1775 in Hamburg, gest. dafelbst 9. Febr. 1842, bildete sich auf dem Johannseum dafelbst, wurde aber gegen seine Neigung im 17. Jahr für den Kaufmannsstand bestimmt und durfte erst 1795 die Universität Jena besuchen, um die Rechte zu studieren. Nachdem er 1800 zum Doctor juris promoviert worden war, lebte er in regen Verkehr mit den Vertretern der alten und neuen Romantik in Jena und Weimar seinen literarischen Neigungen, bis er 1837 nach Hamburg übersiedelte. Seine poetischen Übertragungen zeichnen sich durch Reinheit und Gewandtheit der Sprache und glückliches Treffen des originalen Tones aus; so namentlich Tasso's »Rebretes Jerusalem« (Jena 1800—03, 2 Bde.; 14. Aufl., Berl. 1880); Ariops »Kasender Roland« (Jena 1804 bis 1806, 4 Bde.; 4. Aufl., daf. 1851; im Auszug, Leipzig 1882); Calberons Schauspiele (Berl. 1815—1826, 7 Bde.; 3. Aufl., daf. 1862, 9 Bde.); Bojardos »Berlchter Roland« (Stuttg. 1835—37, 3 Bde.) u. a. Seine eignen Gedichte und kleinere Übersetzungen erschienen in 2 Bänden (Stuttg. 1829, 2. Aufl. 1859). Vgl. »Aus dem Leben von Joh. Diedr. G.« (von Elise Campe, Leipzig 1855).

Griesbach, 1) einer der Kniebisbadeorte, im bad. Kreis Offenburg, Amt Oberkirch, im Mendelth, 506 m ü. M., hat Gars- und Kienrührfabrik, Brauereibrennerei, Sägemühlen und (1900) 803 Einw. Die

dort befindlichen 12 Mineralquellen sind erdalkalische oder reine Eisensäurlinge. Sie werden gegen Schwächezustände, Anämie, Oligämie, Chlorose, Krankheiten des Nervensystems, Frauenkrankheiten u. empfohlen. Die Zahl der Kurgäste beläuft sich jährlich auf etwa 1200. Die Quellen werden seit 1570 benützt. G. gehörte 1665—1805 zum Bistum Straßburg. Vgl. Saderer, Die Knechtbäder Petersthal und G. (Würzburg 1866). — 2) Hieden und Bezirksamtshauptort im bayer. Regbez. Niederbayern, an der Staatsbahnlinie Rosenheim-Eisenstein, 490 m ü. M., hat eine kath. Kirche, altes Schloß, Amtsgericht, Postamt und (1900) 1247 Einw.

Griesbach, Johann Jakob, biblischer Kritiker, geb. 4. Jan. 1745 zu Buppach in Hessen, gest. 24. März 1812 in Jena, widmete sich vorzugsweise der Kritik des neutestamentlichen Textes und machte zu diesem Zweck 1769 und 1770 eine gelehrte Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. 1771 Dozent zu Halle, wurde er 1773 daselbst außerordentlicher Professor und 1776 ordentlicher Professor in Jena. Sein lebendes Verdienst besteht in einer großartigen Textrevision des Neuen Testaments: »Synopsis Evangeliorum« (Halle 1774—75, 2 Bde.; 4. Aufl. 1822); »Novum Testamentum« (dof. 1775 bis 1777, 2 Bde.; 2. Aufl. 1796 u. 1806; 3. Aufl., hrsg. von D. Schulz, Berl. 1827, 2 B. 1). Dazu kommen: »Symbolae criticae ad sappendas et corrigendas varias lectiones N. T.« (Halle 1786—93, 2 Bde.); »Commentarius criticus in textum graecum N. T.« (Jena 1798—1811, 2 Bde.) und »Opuscula academica« (hrsg. von Gabler, das. 1824—25, 2 Bde.).

Grieselstrodt, Berg, f. Wärmisch.

Griesheim, 1) (G. am Main) Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis Höchst, am Main, Knotenpunkt der preussisch-hessischen Staatsbahnhlinien Frankfurt a. M.—Limburg, Niederrad-G. und Frankfurt a. M.—Niederrad, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, chemische Fabriken, Zärberei, Wäscherei und Kunstdüngerfabriken und (1900) 8546 Einw. — 2) (G. in Hessen) Hieden in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Darmstadt, Knotenpunkt der preussisch-hessischen Staatsbahnhlinien Darmstadt-Worms und Darmstadt-G., hat eine evang. Kirche, Dampfsägemühle, eine Gewürzmühle, Ferkelmärkte und (1900) 6498 Einw. Dabei liegt der Truppenübungsplatz für das 18. Armee-corps.

Griesheim-Elektron, **Chemische Fabrik**, in Griesheim am Main mit weitem Werken in Kainthal, Kuppersteg, Spandau, Rheinfelden und Bitterfeld. Die Aktiengesellschaft, der das Unternehmen gehört, hat ihren Sitz in Frankfurt a. M. Es ist hervorgegangen aus der 1856 gegründeten »Frankfurter Gesellschaft für landwirtschaftlich-chemische Fabrikate«, die als eine der ersten in Deutschland künstliche Düngemittel, seit 1858 aber auch Soda darstellte. 1863 wurde die »Chemische Fabrik Griesheim zu Frankfurt a. M.« gegründet und der Schwefelsäurebetrieb erweitert. Die Fabrik nahm 1864 die Verarbeitung von Sodarückständen und 1881 die Fabrikation von Ammoniak u. auf, sie errichtete 1886 in Kuppersteg bei Köln ein Werk zur Herstellung von Mineralisäuren, 1889 in Spandau ein solches für Herstellung hochgradiger Schwefel- und Salpetersäure. Damit steht die Fabrikation von Sprengstoffen in Verbindung. 1890 gelang der Fabrik die praktische Ausföhrung der elektrolytischen Zerlegung von Natriumchloriden. 1893 wurde die »Chemische Fabrik Elektron« gegründet, die 1898 durch Fusion mit der Fabrik Griesheim ver-

einigt wurde. Nach dem Griesheimer Verschoben werden auch in Bitterfeld und Rheinfelden Apkalien, flüssiges Chlor, Chloralkal und Baiserstoss erzeugt. Seit 1896 werden in Kainthal hauptsächlich organische und anorganische Chlorverbindungen dargestellt, auch stellt die Gesellschaft seit demselben Jahr gelbes und rotes Phosphor her. Das Aktienkapital betrug 1856: 100.000 Guld., 1871: 800.000 Guld., 1881: 2,7 Mill. M., seit 1898: 9 Mill. M. Die Obligationsschuld beträgt 5 Mill. M.

Griesinger, 1) Jakob, genannt Jacobus Altemannus oder Jakob von Ulm, Glasmaler, wurde 1407 in Ulm geboren, ging als Solbat nach Italien, trat um 1440 als Laienbruder in den Dominikanerorden zu Bologna und widmete sich dort der Glasmalerei. Er starb daselbst 1491. Von seinen Glasgemälden hat sich nur ein Fenster in San Petronio zu Bologna erhalten, dessen Stil ein Gemisch aus deutschem und italienischem Realismus ist. Im 19. Jahrh. wurde er selig gesprochen.

2) Wilhelm, Mediziner, geb. 29. Juli 1817 in Stuttgart, gest. 26. Okt. 1868 in Berlin, studierte in Tübingen, Jülich und Paris, war 1839—41 Assistenzarzt an der Jrenenhamialt Binnenthal in Bitterberg, machte 1841—42 wissenschaftliche Reisen nach Paris, Belgien und Wien und wurde 1843 Assistenzarzt Wunderlichs an der Tübingen Klinik. Gleichseitig habilitierte er sich als Privatdozent, wurde 1847 außerordentlicher Professor, 1849 Professor der Poliklinik und Pathologie in Kiel. 1850 ging er als Leibarzt des Bischofs von Bistum Bistum, Direktor der medizinischen Schule zu Kasr el Min und Präsident des Conseil de santé für Ägypten nach Kairo, kehrte aber 1852 nach Europa zurück, veröffentlichte die Resultate seiner Studien über die Krankheiten in Ägypten und ging 1854 als Professor der medizinischen Klinik und Pathologie nach Tübingen, 1860 nach Jülich und 1865 als Professor der Poliklinik und Gynäkologie und dirigierender Arzt an der Charité in den Abteilungen für Genital- und Nervenkrankheiten nach Berlin. Griesingers Bedeutung liegt auf dem Gebiet der Geisteskrankheiten, für die er in seiner »Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten« (Stuttg. 1845; 6. Aufl. von Levinstein-Schlegel, Berl. 1892) zum erstenmal eine wirklich wissenschaftliche Darstellung des Gesamtmaterials gab. Er führte das Non-restraint-System durch und machte auch weitgehende Vorschläge für die Reform des Jrenenanstalts- und Verpflegungswesens, die einen jahrelangen Streit hervorriefen. Für Birkows »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie« schrieb er die »Infectionskrankheiten« (2. Aufl., Erlang. 1864), und seit 1867 gab er ein »Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten« (Berl.) heraus. Seine »Gesammelten Abhandlungen« erschienen Berlin 1872, 2 Bde. Vgl. Wunderlich, Wilhelm G., biographische Skizze (Leipz. 1869).

Grieskirchen, Stadt in Oberösterreich, Bezirks-Bez., an der Trautnach und der Staatsbahnlinie Wels—Passau, hat ein Bezirksgericht, eine gotische Pfarrkirche, ein altes Rathaus, Bierbrennerei und (1900) 1563 Einw. In der Nähe liegen die Schlösser Forz, Schlöfberg und Tölz.

Griespach, ein schweizer. Hochgebirgsbach (2446 m) im Bezirk Goms (f. d.), der das Theraliser Ggental mit dem italienischen Formigatal, also das Gebiet des Genfer Sees mit demjenigen des Lago Maggiore verbindet. Die Route von Obergestelen (1364 m) bis An der Matten (1234 m) erfordert elf Stunden. Oberhalb des Wasserfalls bei der Hundschärpe, hin-

ten im Eginental, teilen sich die Wege über die Ruinen und den G. Reptier führt über den bei gutem Wetter ungeführten Griesgleicher, dann von der Vahöhe steil abwärts nach Bettelmatten und weiter zum 150 m hohen Tofafall. Bis zur Schlucht von Roppiano ist die Bevölkerung deutsch; dann beginnt die zweite Talstufe, Valle d'Antigorio, mit italienischer Sprache und italienischem Klima.

Griespfeiler (Griesfäulen), die Schaleusen wehren die Zwischenflühen, die oben durch Griesholme verbunden werden.

Griesfäule (Griespfeiler); ein Teil des Pilzes (s. d.).

Grieswurzel, s. Chondodendron und Cassam. **Griech**, ein lorniges Mühlenprodukt der Griesmüllerei (s. Mühlen), dient zur Gewinnung der feinsten Mehle, kommt aber auch als solches (Weizen-, Weis-, Maisgriech) in den Handel und wird in der Küche und feinem Bäckerei viel verbraucht. Aus Maisgriech bereitet man in Italien die Polenta. Gewürde Grieskörner benutzt man in der Blumenmacherei zur Herstellung der Staubgefäße.

Griesmüllerei (Hochmüllerei), s. Mühlen.

Griethausen, Pflanz im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kleve, an einem alten Rheinarmer und der Staatsbahnlinie Köln–Xanten, mit kath. Kirche, betreibt Käsefabrikation, hat (1900) 750 Einw. und ist durch die (in einem Goetheischen Gedicht gefeierte) Aufopferung der Johanna Sebus (s. d.) bekannt, der dort am Spookanal ein Denkmal errichtet worden ist.

Griffbrett, bei den Streichinstrumenten, Lauten, Gitarren u. das auf den oben abgeplatteten Teil des Halses aufgeschmitte, schwarz gebeizte oder aus Ebenholz gefertigte Brett, auf das der Spieler beim Verfügen der Saiten diese mit dem Finger fest anbrückt. Bei den Instrumenten, deren Saiten gerissen werden, sowie bei den älteren Violinen (Gamben u.) ist das G. (der Krage) in Rinde (s. d.) eingetaucht, die das Treifen der rechten Tonhöhen erleichtert. An den Instrumenten mit gewölbtem Steg (Weigen) ist auch das G. etwas gewölbt, bei den andern (Gitarre, Mandoline u.) flach.

Griffe zur Handhabung der Waffen wurden schon von den Griechen und Römern geübt. Moritz von Oranien gab zuerst Ende des 16. Jahrh. hierfür eine Vorschrift, die bereits die einzelnen G. in Tempore teilte. Die G. erreichten ihre höchste Vervollkommenheit im 18. Jahrh., als wesentliches Hilfsmittel der Lineartaktik; 16 G. gehörten allein zum Laden des Gewehrs, zu denen noch die beim Exerzieren und der Parade hinzukamen. Ihre Ausführung geschah nach dem vor die Front getretenen Füßgelenk; erst die Franzosen haben Kommandos für dieselben eingeführt. Die Ausartung der G. minderte die seit Ende des 18. Jahrh. immer mehr zur Geltung gekommene Achtweite in zerstreuter Ordnung. Die Kreuzzeit verlangt Vereinfachung der G., und der Waffentechnik ist es gelungen, in den Repetiergewehren die Ladegriffe auf zwei zu beschränken, was die Feuergeheimnisigkeit wesentlich steigert. G. werden mit Gewehr, Säbengewehr, Patrone, Instrumenten ausgeführt.

Griffel, in der Botanik der obere meist fadenförmige Teil des Fruchtknotens, der keine Sammenthaube enthält und an seinem Ende die Narbe trägt (s. Blüte, S. 88).

Griffelfortsatz des Schläfenbeins, s. Schädel.

Griffelschiefer, ein Tonschiefer (s. d.), der infolge gleichzeitigen Auftretens der fogen. wahren und falschen Schieferung (s. d.) in regelmäßige prismatische

Stücke zerfällt und infolged. in noch feuchtem Zustand sich zu den Schiefergriffeln zu richten läßt, mit denen man auf Schiefersteinen (aus der Veränderung des Tonschiefers, den man Tonschiefer nennt, und zwischen dem der G. Lagen bildet) schneiden kann. Das silurische System des südöstlichen Thüringer Balde liefert das zur Verarbeitung geeignete Gestein. Die Hauptbrüche finden sich am Brand und Langenberg im Hainetal und am Jellberg im Steinacher Forst im Meiningerischen. Der frischgebrochene Stein muß bis zur Verarbeitung in Kellern feucht aufbewahrt werden. Früher wurde das Gestein zuerst gespalten, dann mit dem Schabmeißel geschabt und abgeschliffen; jetzt benutzt man aber eine Maschine, bei der die Griffel, nachdem die Prismenflächen zuerst mit dem Schabmeißel befestigt sind, durch eine Scheide mit Löffeln zwei- bis viermal hindurchgetrieben werden, wodurch sie eine vollkommene Abrundung und Glätte erhalten. Eine härtere, eisengraue und nur in einer Richtung spaltbare Varietät (Wodstein) blieb früher unbenutzt, wird jetzt aber geätzt (Sägen ein) und als Deckstein auf die Kasserleien und als Decksteine für die Uhrmacher verwendet. G., zur Herstellung von Griffeln weniger tauglich, findet sich, zumal in der Devon- und Karbonformation, auch noch an vielen andern Orten.

Griffelung, s. Metamorphosierung.

Griffenfeld, Peder, Graf, dän. Staatsmann, geb. 24. Aug. 1835 in Kopenhagen als Sohn eines deutschen Weinhändlers Schumacher, gest. 12. März 1899 in Drontheim, vervollkommnete seine kopenhagener Universitätsstudien durch ausländische Reisen (seit 1855) und gewann nach seiner Rückkehr (1862) das Vertrauen Friedrichs III. (s. Friedrich 19), der ihn 1863 zum Bibliothekar und Archivar, 1865 zum Kabinettssekretär, 1868 zum Kanzler ernannte und 1865 mit der Ausarbeitung der neuen Verfassung (Kongelov) beauftragte. Unter Christian V. (s. Christian 12), der ihn 1871 unter dem Namen G. adelte und in den Geheimen Rat berief, 1873 zum Großen Reichskanzler und Ritter des Elefantens Ordens erhob, erlangte er einen maßgebenden Einfluß. Im Innern wirkte er erfolgreich für die Befestigung der absoluten Monarchie, Schaffung eines Adelsstandes, Hebung von Handel und Industrie sowie für Steuer- und Gesetzreformen. Dagegen war seine auswärtige Politik meistens wenig glücklich und konnte, trotz ihrer Franzosenfreundlichkeit, den Ausbruch eines Krieges mit Schweden (1875) nicht verhindern. Durch sein zweideutiges Verhalten während des Krieges, seinen Hochmut und seine Festlichkeit machte er sich viele Feinde, die schließlich seinen Sturz herbeiführten. Im März 1876 wegen Bestechung, Unterschlagung und Landesverrats verhaftet, ward er zum Tode verurteilt und erst auf dem Schafott zu lebenslänglichem Kerker (1876—80 im kopenhagener Kastei, 1880—98 auf Runholm bei Drontheim) begnadigt. Er starb wenige Wochen nach seiner Freilassung. Bgl. O. Baupell, Rigskansler Grev G. (Kopenh. 1880—82, 2 Bde.); E. S. Braach, Griffenfelds Kärighed til Charlotte Amalie la Trémouille (Kj. 1886); M. D. Jørgensen, Peder Schumacher G. (dän. 1893—94, 2 Bde.).

Griffin, Hauptstadt der Grafschaft Spalding im nordamerikan. Staat Georgia, Bahnknotenpunkt, mit College, starkem Baumwoolhandel u. (1900) 6857 Einw.

Griffith, Sir Samuel Walter, australischer Staatsmann, geb. 1845, studierte in Sydney die Rechte, wurde 1863 Bakkalaureus und 1870 Magister artium, nachdem er schon 1867 als Rechtsanwalt

für Queensland (dann auch für Neusüdwales und Victoria) zugelassen worden war. 1876 wurde G. zum Kronsyndikus ernannt und verließ das Amt eines Generalstaatsanwalts 1874—78 und 1890—93. Nachdem er 1876—79 und 1883—84 das Sekretariat für den öffentlichen Unterricht in der Kolonie innegehabt hatte, war er 1883—88 und 1890—93 Premierminister von Queensland (1886 geendet); daneben und dazwischen bekleidete er die Stellung eines Kolonialschlichters (1887—88) und sah dem den australischen Staatenbund vorbereitenden Kate (1888, 1891 und 1893) vor. Seit 1893 Oberichter, seit 1899 stellvertretender Gouverneur von Queensland und 1901 in den richterlichen Ausschuss des großbritannischen Geheimen Rates berufen, erhielt er im September 1903 im zweiten australischen Gesamtministerium (Deakin) den Vorsitz des Obergerichts des Commonwealth.

Griffith-Schraube, s. Dampfschiff, S. 461.

Griffiths Weich (Zinkolith), weiße Farbe, die durch Füllen einer Lösung von Zinknitrat mit Schwefelbarium erhalten wird. Der aus schwefelsaurem Barium und schwefelsäure bestehende Niederschlag wird gelöscht und dient dann als Bleiweißsurrogat. Durch Wasserdampf entschwefeltes G. bildet das Weichs Weich. Ähnlich ist das Lithopon (Lithophon), das 10—15 Proz. Schwefelzink enthält. Diese Farben werden als sehr beständige Wasserfarben benutzt.

Griffon, Jagdhund, s. Hund.

Griffonnieren (franz.), schmieren, fudeln; Griffonage (s. 448), Subel; Griffonneur (s. 448), auch Griffon (s. 448), Subler von Schriftsteller.

Griffth., der Pflanzennamen Abkürzung für B. Griffith, geb. 1810 in Dam Commen, gest. 1845 als Arzt in Malakka. Asiatische Pflanzen.

Grifo (Griffo), Sohn Karl Karls von der bayerischen Prinzessin Emonahild, wurde bei der Teilung des fränkischen Reiches 741 nicht berücksichtigt und empörte sich, aufgereizt durch seine Mutter, gegen seine Halbbrüder Karlmann und Pipin den Kurzen, wurde indes von diesen in Laon gefangen und nach Neuschütten in Lothringen gebracht. Nach Karlmanns Abdankung (747) freigelassen, floh G. zu den Sachsen und nach deren Unterwerfung nach Bayern, wo er den minderjährigen Tassilo II. vom Herzogtum verdrängte. Pipin setzte jedoch diesen wieder ein und führte G. nach Frankreich, wo er ihm Le Mans nebst zwölf Grafschaften als Herzogtum übergab. Damit nicht zufrieden, entwich G. nach Aquitanien und wurde endlich 753 auf der Flucht nach Italien erschlagen.

Grigioni, Le (s. 444), ital. Name für Graubünden.

Grignan (s. 444), Flecken im franz. Depart. Drôme, Arrond. Montélimar, an der Rhone Bahn, mit malerischen Ruinen eines 1795 größtenteils zerstörten Schlosses (mit Gemäldegalerie und Erinnerungen an die hier gestorbene Frau v. Sévigné), einer Kirche aus dem 12.—16. Jahrh. und einem Teminal der Sévigné, betreibt Trüffelskultur, Seidengewinnung und hat (1901) 807 (als Gemeinde 1503) Einn.

Grignon (s. 444), Dorf im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Versailles, Gemeinde Thiverval, an der Weibahn, hat eine große staatliche Ackerbauschule mit 150 Schülern (in einem Schloß aus dem 17. Jahrh.).

Grignon (s. 444), ein Restaurant in Paris, das in den Romanen französischer Schriftsteller während der Julidynastie eine Hauptrolle spielte.

Reper. Rom. Grignon, 6. Aufl., VII. 25.

Grigoriospol, 1) Stadt im russ. Gouv. Cherson, Kreis Tiraspol, am Dnjepr, mit 2 russischen und 2 armenisch-gregor. Kirchen, einer Synagoge, hat Tadel, Wein- und Obstbau, Lederfabrikation und (1897) 7600 Einn. G. ist im 18. Jahrh. vom Fürsten Gregor Potemkin angelegt worden. — 2) Flecken im kauk. Gouv. Stawropol, am rechten Ufer des Kuban, 1794 von Doniksen Kofalen begründet, hat ca. 4000 Einn.

Grigorowitsch, Dmitrij Wassiljewitsch, russ. Schriftsteller, geb. 31. (19.) März 1822 in Simbirsk, gest. 3. Jan. 1900 (22. Dez. 1898) in Petersburg, erhielt seine Erziehung in einer Privatpension zu Rossow, kam dann in die Petersburger Ingenieurschule, die er jedoch 1848 verließ, um sich der künftigen Laufbahn zu widmen, und trat in die Akademie der Künste ein, wo er eine Zeitlang Schüler des bekannten russischen Malers Brüllow war, gleichzeitig aber auch ästhetisch-literarische Studien betrieb. Seine literarische Betätigung begann mit seinen Erzählungen »Das Dorf« (1846) und »Anton, der Unglücksmanisch« (1847), beide von dem bedeutendsten russischen Kritiker Belinski mit großem Beifall begrüßt; später folgten »Ein verfallenes Leben« (worin G. seine Jugendschicksale erzählte) und außer verschiedenen andern kleineren Erzählungen zwei große Romane aus dem Dorsleben: »Die Übergeliebten« (deutsch, Leipzig, 1859) und »Die Fischer« (8. Aufl., Petersb. 1889; deutsch, Hamb. 1857) in realistischer Manier. Dann, als Sekretär der »Gesellschaft zur Aufmunterung zu den Künsten« sich ganz dem Zwecken dieses Instituts widmen, trat er erst nach längerer Pause wieder mit Erzählungen hervor: den »Kfrobaten der Vöhlsläufigkeit« (1885), den »Gutlappschnecken« (1886) u. a., zuletzt (1896) mit dem Lustspiel »Verabschiedung und Erinnerung«. Die letzte Gesamtausgabe seiner Werke erschien Petersburg 1896 in 12 Bänden.

Grilabe (franz., s. 444), gefochtes oder gebadenes Fleisch, das mit Butter, Ei und zerriebener Semmel paniert und auf dem Rost gebraten wird. Grillieren, auf dem Rost hellbraun braten; auch das Abhängen der Häschen bei der Appretur der Baumwollgewebe und des Kösten der Erze.

Grillen, s. Grillen, wie Heuschrecken.

Grillenberger, Karl, sozialdemokrat. Politiker, geb. 22. Febr. 1848 zu Hirsdorf in Bayern, gest. 19. Okt. 1897 in München, erlernte das Schlosserhandwerk und betrieb es bis 1874, zuletzt als Werkmeister einer Fabrik in Forchheim, redigierte den »Münchener-Fürther Sozialdemokrat«, wurde Korrektor in einer Buchdruckerei in Nürnberg und redigierte dann die »Fränkische Tagespost«. Seit 1881 Mitglied des Reichstags für Nürnberg, galt er, da er die sozialdemokratischen Anträge zuerst unterzeichnete, als nomineller Führer seiner Fraktion. 1893 wurde er auch als Vertreter Nürnbergs in die bayerische Zweite Kammer gewählt.

Grillo, Friedrich, Industrieller, geb. 20. Dez. 1825 in Effen, wo sein Vater eine Eisenwarenhandlung betrieb, gest. 16. April 1888 in Graßenberg bei Düsseldorf, übernahm 1848 das väterliche Geschäft und war dann in hervorragender Weise an der Durchführung größerer industrieller Unternehmungen, insbesondere im Gebiet des Bergbaues, beteiligt. Die von ihm veranlaßte Anlage der Fehr-Konzolidation führte zur Entstehung der Gemeinde Schalle (s. d.), für deren Weideln er durch Schenkungen und Stiftungen (evangelische Kirche, Realschulhaus, Kleinkinderbewahranstalt u.) besorgt war. Auch rief er die Anlagen des Bades Königsborn bei Unna ins Leben.

Grillparzer, Franz, hervorragender Dichter, geb. 15. Jan. 1791 in Wien, gest. dabeist 21. Jan. 1872, war der Sohn eines geachteten Advokaten, der schon 1809 starb und seine Familie in Not zurückließ. Er studierte 1807—11 in Wien die Rechte, wußte sich aber frühzeitig nach Erwerb umsehen und trat 1813 als Konzeptspraktikant bei der niederösterreichischen Kantak-Sekretariatinspektion in den Staatsdienst, den er auch nicht wieder verließ, als er ein berühmter Dichter geworden war. 1823 wurde G. Hofkonsipist bei der Hofkammer (dem späteren Finanzministerium), 1832 ihr Archidirektor, 1856 trat er als Hofrat in den Ruhestand. Verheiratet war er nie, obwohl er verlobt gewesen war und mit seiner Braut (Kath. Fröhlich, f. d.) bis zum Tode befreundet blieb. So einfach dieser Lebenslauf äußerlich zu sein scheint, so reich und merkwürdig ist Grillparzers innere und seine literarische Lebensgeschichte, die erst im letzten Jahrzehnt durch die Veröffentlichung seiner Tagebücher, Jugendwerke, Fragmente und kritischen Studien genauer bekannt geworden ist. Das Amt betrachtete G. wesentlich nur als Schuß für seine materielle Unabhängigkeit im dichterischen Schaffen, es legte ihm aber manchen Zwang auf und bestimmte vielfach auch sein literarisches Schicksal. Als G. heranwuchs, konnte er schon die Früchte der großen Blütezeit der deutschen Literatur genießen; Lessing, Herder, Schiller und Goethe wurden ihm vertraut, ihr Humanitätsideal wurde das seine, und er studierte auch eifrig die Kantische Philosophie, deren Anhänger er zeitweilen blieb. G. wuchs ferner als Wiener in josephinisch-liberalen Traditionen auf, war ein eifriger Theaterbesucher, und die volkstümliche Literatur der Wiener Vorstadttheater wurde für die Bildung seines Geschmacks von nicht geringerer Wichtigkeit als das Studium der großen Tonidichter Goethe, Klopstock, Herder, und es mit Talent und Eifer pflegte. G. verkehrte sich schon früh mit Kleinigkeiten in der dramatischen Kunst. 1807—1809 schrieb er ein weitläufiges Trauerspiel: »Blanca von Kastilien«, das noch ganz im Sinne Schillers (»Don Carlos«) steht (vgl. Hasner, Die Nachahmung Schillers im Erstlingsdrama Grillparzers »Blanca von Kastilien«, Wien 1901). Später ging ihm Sinn und Verständnis für die Kunst Goethes und Shakespeares auf, bis er seinen eignen Ton in dem prächtigen Torso einer (erst 1888 gedruckten) »Spartacus«-Tragödie fand, die seinem patriotischen Schmerz über die Franzosenherrschaft in Österreich vortrefflichen Ausdruck gibt. Auch mit der deutschen Romantik wurde G. vertraut; obgleich er sich später polemisch zu ihren Hülfern und Theorien stellte, so blieben sie doch nicht ohne Einwirkung auf ihn, indem sie ihm zum Studium der Spanier und zu seiner Anschauung der Geschichte die Anregung gaben. 1817 wurde in Wien seine erste Tragödie: »Die Ahnfrau«, aufgeführt und errang mit der stürmischen Leidenschaft ihrer Handlung und mit dem Zauber ihrer Sprache hier wie bald darauf in ganz Deutschland außerordentlichen Erfolg (vgl. Hupfel, Ein Schauerroman als Quelle der »Ahnfrau«, in »Euphonia«, Bd. 7, Wien 1900; Koch, Grillparzers Tragödie »Die Ahnfrau« in ihrer gegenwärtigen und früheren Gestalt, das. 1903). Nach diesem Werk zu urteilen, schien G. zur Gruppe der sogenannten Schicksalsdichter zu gehören, und die »Ahnfrau« war in der Tat eine Schicksalstragödie. Aber schon ein Jahr später, 1818, lieferte er mit seinem klassischen vollendeten Trauerspiel »Sappho« den Beweis, daß eine Schicksalstragödie doch nicht den Charakter seines ganzen Dichtens bestimmte. Daß dies

aber von maßgebenden Kritikern seiner Zeit nicht beachtet wurde, und daß man ihn, ohne seine andern Werke zu prüfen, in die Reihe der Willkür und Pessimismus schob: das verdroß G. mit Recht sein lebendes und wurde der Grund für seine vielen bitteren Urteile über deutsche Kritiker. In der »Sappho« stellte G. die Kluft zwischen Leben und Dichten, zwischen naiver Natur und reflektierender Genialität dar, »le malheur d'être poète«, wie er selbst sagte. Mit diesem Sentimental zu Goethes »Tasso« trat er in die Reihe der ersten dramatischen Dichter. Schon 1822 folgte seine große Trilogie: »Das Goldene Vlies«, bestehend aus den Dramen: »Der Gastfreund«, »Die Argonauten« und »Medea«, in denen G. wiederum das idyllische Glück der Natur und Naivität dem (ebenso natürlichen und eben darum tragischen) Streben nach bewusster Kultur, nach Größe und Ruhm gegenüberstellte. Denselben Gedanken verkörpert sein prächtiges dramatisches Märchen »Der Traum ein Leben« (1834): »Eines nur ist Glück hienieden, — Eins: des Innern stiller Frieden — Und die schuldbefreite Brust.« G. war nicht (wie Schiller) der Dichter der heroischen Tat, sondern des Zwiespals zwischen Wollen und Können, den er auch persönlich am schmerzhaftesten empfand; er war keine Kampfnatur, sondern mied den politischen und literarischen Kampf in allzu scharfer Empfindlichkeit. Die Hinsäugigkeit menschlicher Größe ist das tragische Grundmotiv aus seiner großen historischen Tragödie »König Ottokars Glück und Ende« (1826), welche eine Reihe österreichischer Historien eröffnen sollte. Im vormärzlichen Österreich, unter der Zensur- und Polizeiherrschaft, konnte jedoch solche Kunst nicht gedeihen, sie fand gar keine Unterstützung, ja, sie wurde geradezu unterdrückt. 1828 folgte »Ein treuer Diener seines Herrn«, eine Charaktertragödie, die lange Zeit ganz mißverstanden wurde und den Dichter, der mit Freimuth einen Fürstenspiegel schuf, in den Ruf eines Fürstentrichters brachte. Der Unverstand, mit dem diese, und die Kälte, mit der seine widerwärtige Liebestragödie »Des Weeres und der Liebe Wellen« (1831) aufgenommen wurden, steigerten Grillparzers Neigung zur selbstkautelnden Schwermut ins Maßlose, so daß er an sich verzweifelte und sogar Selbstmordgedanken hegte. Mehrere Reisen, die er machte (1823 war er in Italien, 1826 in Deutschland und besuchte bei dieser Gelegenheit Goethe in Weimar, 1838 in Frankreich und England, 1843 in Wien und Konstantinopel), konnten sein Gemüt nicht befreien, und als 1838 sein geistvolles Lustspiel »Bab' denn, der lügt« in wenig ehrenvoller Weise abgelehnt wurde, da zog sich G. gänzlich von der Öffentlichkeit zurück und ließ sein neues Stück mehr aufführen. Doch trat er in den Stürmen des Jahres 1848 wieder Aufsehen erregend mit seinem Gedicht »An Radetzky« hervor. Denn wie sehr er auch unter dem Bismarckischen System gelitten haben mochte, so schien ihm der Bestand und die Einheit seines geliebten Österreich von den Revolutionären gefährdet, und er rief den Führer zu: »In deinem Lager ist Österreich!« Als Heinrich Laube Direktor des Wiener Hofburgtheaters war (1849—68), zog er die hoffvergeßenen Tragödien des vergrämnigten Dichters wieder ans Licht, und nun gelangten sie zu bleibender Geltung auf der deutschen Bühne. Grillparzers spätere Dichtungen von großer Bedeutung: »Die Jüdin von Toledo«, »Ein Trüberzwist im Hause Habsburg« und »Edussa«, gelangten erst nach seinem Tod in die Öffentlichkeit, nur das Fragment seiner herrlichen »Ester« erschien 1861 im »Dichterbuch« von Emil Kuh (ergänzt wurde

es von R. Krauß, Stuttgart, 1903). Seine langjährige Zurückgezogenheit fällt der Dichter mit literarischen Studien und mit der Abfassung von Epigrammen aus, die viel Bitterkeit, aber auch sehr viel Weisheit enthalten. Seine wunderbar schöne Novelle »Der arme Spielmann« fand bei ihrer ersten Publication 1848 keine große Verbreitung, wie man sich überhaupt des hohen Wertes seiner Poesie, die auch bedeutende lyrische Dichtungen (»Tristia ex Ponto u. a.«) enthält, erst nach seinem Tode bewußt wurde, als ihre Gesamtausgabe (10 Bde., Stuttgart, 1871; 5. vermehrte Aufl., besorgt von A. Sauer, das. 1892—1894, 20 Bde.; 1902, 8 Bde.) erschien. Eine Ergänzung dazu bilden die »Briefe und Tagebücher«, herausgegeben von Glossy und Sauer (Stuttgart, 1903, 2 Bde.). Sorgfältig kommentierte Ausgaben lieferten R. Franz (Leipzig, 1903, 5 Bde.) und R. Neger (das. 1903, 16 Bde.). Die Zeitgenossen überhäufte den greisen Dichter mit Ehren: 1847 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1861 Mitglied des österreichischen Herrenhauses, sein 80. Geburtstag wurde in außerordentlicher Weise, als ein Fest von ganz Österreich gefeiert; aber alle diese späten Auszeichnungen konnten wenig an der Stimmung des Greises ändern. Die Nachwelt sucht sich in liebevoller Hingabe seiner geistigen Hinterlassenschaft zu bemächtigen. Am 23. Mai 1889 wurde im Wiener Volksgarten sein Denkmal (modelliert von Kundmann, mit Relief von Weper; vgl. Tafel »Wiener Denkmäler«) errichtet. Aus der reichen Literatur über G. heben wir hervor: August Sauer's biographische Einleitung zu Grillparzer's sämtlichen Werken (Stuttgart, 1892); das »Jahrbuch« der 1890 in Wien gegründeten Grillparzer-Gesellschaft (redigiert von Glossy, Wien 1890 ff.; enthält Briefe, Tagebücher, Abhandlungen v. von und über G.); F. Laube, F. Grillparzer's Lebensgeschichte (Stuttgart, 1884); Lange, G., sein Leben, Dichten und Denken (Münster, 1894); W. v. Hartenegg, Erinnerungen an Franz G. (Wien 1901); Sittenberger, G., sein Leben und Wirken (Wien 1903) und Studien zur Dramaturgie der Gegenwart (München, 1898); vortrefflich ist Ehrhard, Franz G. Lebtäre an Autriche (Paris, 1900); deutsch von Neger, München, 1902); Auguste v. Littrow - Bischoff, Aus dem persönlichen Verkehr mit F. G. (Wien 1873); J. Minor, Rede auf G. (Leipzig, 1892); Volkell, Franz G. als Dichter des Tragischen (München, 1888); Reich, Grillparzer's Kunstphilosophie (das. 1890) und F. Grillparzer's Dramen (Dresden, 1894); Schwenning, F. Grillparzer's hellenische Trauerspiele auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft (Baderborn 1891); Farinelli, G. und Lope de Vega (Wien 1894) und G. und Hamund (Leipzig, 1897); Lichterfeld, G.-Studien (Wien 1891); M. Klaar, König Ottokar's Glück und Ende (Leipzig, 1885); Schiller, Bilder aus G. (Wien 1902). Vgl. auch Tamareg, Studien zur Sonnet in Grillparzer's Poesia (Wien 1894); Kächling, Studien zur Sprache des jungen G. (Leipzig, 1901).

Grimaltistifkop, Einse, die Herrbilder erzeugt; vgl. Anamorphose.

Grimaldi, berühmtestes genuesisches Adelsgeschlecht, seit dem 12. Jahrh. bestimmt nachweisbar, erlangte im 14. Jahrh. die Herrschaft über Monaco (s. d.) und im 16. Jahrh. die Anerkennung seiner Souveränität. Die aus falschen Umständen gestützte Familientradition, welche die G. schon im 10. Jahrh. in den Besitz von Monaco gelangen läßt, ist völlig unglaubwürdig (vgl. Lais de Pierlæ, Documents inédits sur Monaco.

Les G., Turin 1885). Durch den Vertrag von Ferranne 1641 kam Monaco unter französischen Schutz, und als die Besitzungen der G. in Mailand und Rappe durch die Spanier eingegeben wurden, entthronte Ludwig XIV. sie durch Verleihung des Herzogtums Valentinois und des Marquisats Saug. Die männliche Linie der Fürsten von Monaco erlosch mit Antonio G. 1731; ihm folgte sein Schwiegersohn Jacques François Léonor Goyon de Matignon, der den Namen G. annahm. Die namhaftesten Glieder der genuesischen Familie sind:

1) Rainerio, der erste Genuese, der die Kriegsführung der Republik jenseit der Meerenge von Gibraltar führte. Er unterkürzte 1304 Philipp IV. von Frankreich gegen die Flamen, schlug die Flotte des Grafen Guido von Flandern und nahm diesen gefangen.

2) Antonio, genues. Admiral, schlug 1332 die Katalanier zur See und verbreitete an den spanischen Küsten Furcht und Schrecken, wurde aber 1353 von den verbündeten Venezianern und Katalaniern unter Nicola Visani auf der Höhe von Voiera 29. Aug. so vollständig geschlagen, daß die Genuesen genötigt wurden, sich unter den Schutz Johann Viscontis, des Herrschers von Mailand, zu begeben.

3) Giovanni, erst als Admiral des Herzogs von Mailand auf dem Sa einen großen Sieg über die venezianische Flotte unter Nicola Trevisani (23. Mai 1431) und nahm ihr 28 Galeeren und 42 Transportschiffe nebst einer unermesslichen Beute ab.

4) Domenico, Cardinal, Erzbischof und Bizelegat von Avignon, war Oberaufseher der päpstlichen Galeeren und zeichnete sich als solcher 1571 in der Seeschlacht von Lepanto aus. In seiner Diözese Avignon machte er sich später als eifriger Ketzerverfolger bemerklich. Er starb 1592.

Grimaldi, 1) Giovanni Francesca, ital. Maler, genannt il Bolognese, geb. 1608 in Bologna, gest. 1680 in Rom, bildete sich in der Schule der Carracci in Bologna zum Landschaftsmaler aus und begab sich später nach Rom, wo ihn Papst Innocenz X. im Vatikan und in der Galerie des Palastes auf dem Monte Cavallo beschäftigte. 1648 ging G. nach Frankreich, wo Ludwig XIV. und der Cardinal Mazarin, namentlich für mehrere Säle des Louvre, seine Dienste in Anspruch nahmen. Reich belohnt lehrte er nach Rom zurück, wo die Päpste Alexander VII. und Clemens IX. ebenfalls seine Gönner waren. Seine landschaftlichen Darstellungen decorativen Charakters, die sich in ihrer stilistischsten Auffassung an Annibale Carracci anschließen, zeichnen sich durch edle Komposition, kräftiges Kolorit und gefälligen Ton aus. In Rom befinden sich noch zahlreiche Gemälde Grimaldis in der Galerie des Belvedere und im Quirinal, andre im Louvre. G. hat auch 57 Blätter rabirt.

2) Francesco Maria, Jesuit und Mathematiker, geb. 2. April 1618 in Bologna, starb als Lehrer der Mathematik im Ordenscollegium zu Bologna 28. Dez. 1663. Er lieferte eine genaue Beschreibung der Mondflecke, entdeckte die Diffraction des Lichtes und gab in der »Physico-mathesis de lumine, coloribus et iride aliusque adnexis libri II« (Bologna 1665) den ersten Versuch einer Wellentheorie des Lichtes.

3) Bernardino, ital. Staatsmann, geb. 1841 in Catanzaro, gest. 16. März 1897 in Rom, studierte die Rechte, lehrte seit 1863 Staatsrecht in seiner Vaterstadt und veröffentlichte kurze Zeit später Kommentare über die neapolitanische Gesetzgebung. Nach längeren Reisen im Ausland widmete er sich der Ad-

volatur. 1876 in die Deputiertenkammer gewählt, schloß er sich der Linken an, war im ersten Ministerium Cairati Generalsekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten und wurde 17. Juli 1879 Finanzminister in dessen zweitem Kabinett. Da er sich aber der Abschaffung der Wahlsteuer ohne Einführung neuer Steuern widersetzte, kam es zum Zwiespalt im Ministerium, und G. nahm im November seine Entlassung. 1884 übernahm er im Kabinett Depretis das Portefeuille des Ackerbaues und Handels, vertrat dieses im Dezember 1888 mit dem Finanzministerium, trat jedoch im März 1889 abermals zurück, als die Kammer seine Finanzvor schläge nicht billigte. Vom Dezember 1890 bis zum Februar 1891 war G. unter Crispi um drittemal Finanzminister und übernahm 7. Juli 1892 im Kabinett Wolflitt das Ministerium des Schatzes und die Verwaltung des Finanzministeriums. Im Oktober 1893 trat er mit Wolflitt zurück.

Grimasse (franz. grimace), absichtliche und unnatürliche Verzerrung des Gesichts oder der Gebärde. »Witzgebärde«; auch Bezeichnung von etwas Verstelltem, Erheucheltem etc.

Grimbart, soviel wie Dachs.

Grimmesbiste (pec. grimmesbist), alter römischer Wall in Buckinghamshire (England).

Grimm, 1) Melchior, Freiherr von, geistreicher Literator, geb. 26. Dez. 1723 in Regensburg als Sohn eines Pfarrers, gest. 19. Dez. 1807 in Gotha, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studierte in Leipzig, wohin er den jungen Grafen von Schönburg begleitete, und ging dann 1748 nach Paris, wo er Vortrags des Erbprinzen von Sachsen-Gotha wurde. Hofmeister, den ihm seine vielseitigen Kenntnisse bekannt machten, führte ihn bei d. Alembert, Holbach, Diderot, der Frau v. Epinay u. a. ein, der Graf Friesen, Neffe des Markgrafen von Sachsen, als dessen Sekretär er fungierte, in die ersten Hirtel von Paris; überall machte sich G. durch seinen Geist wie durch sein feines Wesen beliebt. Nach dem Tode des Grafen Friesen wurde G. Sekretär des Herzogs von Orleans, fand aber nach Zeit genug, seit 1763 literarische (vielleicht mit Beispielen Diderots und Raynals versehene) Bulletins für mehrere deutsche Fürsten (auch Friedrich d. Gr. war 1763–66 abonniert) zu schreiben, die 36 Jahre lang fortgesetzt wurden und nach seinem Tode u. d. T.: »Correspondance littéraire, philosophique et critique« (Par. 1812–14; neu druck. 1829–31; vollständig erst von Tourneux, das. 1877–82, 16 Bde.; deutsch im Auszug, Brandenburg. 1820–23, 2 Bde.) erschienen. Sie bilden eine vollständige Geschichte der französischen Literatur von 1753–90 und zeichnen sich sowohl in sprachlicher Hinsicht als durch glänzende und pikante Urteile aus. Seit 1775 verließ G. am französischen Hof die Funktionen eines bevollmächtigten Ministers des Herzogs von Gotha; 1777 wurde er von Kaiser Joseph II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Nach dem Ausbruch der Revolution begab er sich nach Gotha, wo ihn 1795 die Kaiserin Katharina II. von Rußland zum Staatsrat und Ministerresidenten in Damburg ernannte. Als er infolge einer Krankheit ein Auge verloren hatte, nahm er seine Entlassung und lebte nach Gotha zurück. Seinen Briefwechsel mit Katharina II. hat Grot 1878–86 für die russische Geschichtsforschende Gesellschaft herausgegeben. Vgl. E. Scherer, Melchior G. (Par. 1887).

2) Jakob Ludwig Karl, der Begründer der deutschen Philologie und Altertumswissenschaft, geb. 4.

Jan. 1785 in Hanau (wo ihm und seinem Bruder Wilhelm 1896 ein Denkmal errichtet worden ist), gest. 20. Sept. 1863 in Berlin, wurde in Steinau erzogen, wohin sein Vater 1791 als Amtmann versetzt worden war, kam 1798 mit seinem Bruder Wilhelm auf das Lyzeum in Kassel und bezog 1802 die Universität Marburg, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Durch Bachers Vorlesung wurde indes seine Aufmerksamkeit mehr und mehr auf den deutschen Sprachstamm und die Schätze der deutschen Literatur hingewendet, wozu ihn schon Savignys rechtshistorische Forschungen veranlaßt hatten. Als letzterer 1804 behufs wissenschaftlicher Studien nach Paris ging, ließ er G. bald nachkommen, um sich seiner Hilfe bei literarischen Arbeiten zu bedienen. Im September 1806 nach Kassel, dem Wohnort seiner Mutter, zurückgekehrt, erlangte er hier mit vieler Mühe den Posten eines Assistenten beim Sekretariat des Kriegscollegiums, nahm aber noch vor Ablauf eines Jahres seine Entlassung. Durch Johannes v. Wüller dem damaligen Kabinettssekretär des Königs von Preußen empfohlen, erhielt er im Juli 1808 eine Anstellung als Bibliothekar des Königs und wurde im Februar 1809 außerdem zum Auditor im Staatsrat ernannt. Die viele Mühe, die ihm die amtlichen Geschäfte ließen, verwendete er auf das Studium altdeutscher Poesie und Sprache. Die ersten Resultate seines Fleißes legte er in der Schrift »Über den altdeutschen Reitergesang« (Götting. 1811) nieder, der bald der 1. Band der altbekannten, aus dem Volksmund geschöpften »Kinder- und Hausmärchen« (Berl. 1812) folgte. Dieses Werk, von dem der zweite Band 1815 und der dritte, die Märchenliteratur enthaltend, 1822 erschien (3. Aufl. 1856), während vom ersten und zweiten neue Ausgaben (30. Aufl. 1899) und vom Ganzen eine kleinere Ausgabe (die fortwährend in neuen Auflagen erscheint) nötig wurden, fand sofort den ungetheilten Beifall. Im folgenden Jahre gab G. die »Altdeutschen Wälder« (Kassel 1813–16, 3 Bde.) heraus, denen »Die beiden ältesten deutschen Gedichte, das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissenbrunner Weibel« (das. 1812) vorhergegangen waren. Mit Ausnahme der Schrift über den Reitergesang hatte G. die übrigen in Verbindung mit seinem Bruder Wilhelm bearbeitet und herausgegeben. Beim Einpacken der reichhaltigen königlichen Bibliothek zu Kassel zur Vernehmung nach Paris wußte G. manche wertvolle Handschrift als unwichtig darzustellen und zurückzulassen. Nach der Rückkehr des Kurfürsten wurde G. zum Legationssekretär des hessischen Gesandten Grafen Keller ernannt und begab sich mit diesem ins Hauptquartier der Verbündeten. In Paris war er Mitglied der Kommission, welche die entführten literarischen Schätze zurückforderte. Im Sommer 1814 nach Kassel zurückgekehrt, ging er alsbald zum Kongreß nach Wien, wo er bis Juni 1815 blieb. Um jene Zeit begann er sich mit den slavischen Sprachen bekannt zu machen, deren Studium er später, bei mehr Ruhe, wieder aufnahm. Eine Frucht dieser Beschäftigung war, wenn wir von den anderweitigen Ergebnissen für die allgemeine linguistische Vergleichung absehen, »Zur Stepanowitsch's kleine serbische Grammatik, verdeutscht mit einer Vorrede« (Leipz. 1824). Von Kassel aus, wohin er sich nach Erledigung seiner Wiener Aufträge begeben hatte, machte er auf Requisition der preussischen Regierung wieder nach Paris eilen, um dort die aus verschiedenen Gegenden Preußens geraubten Handschriften zu ermitteln und zurückzuverlangen. Diese Aufträge

brachten ihn mit dem preussischen Geheimen Kammergerichtsrat Eichhorn, dem spätern Unterrichtsminister, zusammen, mit dem er ein bauerndes freundschaftliches Verhältnis anknüpfte. Gegen Ende 1815 nach Kassel zurückgekehrt, wurde er 16. April 1816 zum zweiten Bibliothekar an der Bibliothek daselbst ernannt, an der sein Bruder Wilhelm das Jahr vorher Sekretär geworden war. Schon 1815 hatte er zu Wien »Armenstraße und Trinitätskloster« und »Silva de romances viejos« und zu Berlin gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm »Der arme Heinrich von Hartmann von Aue« und »Nieder der alten Edda« (neue Ausgabe der deutschen Uebersetzung von Gossfort, Berl. 1885) erscheinen lassen. Nach ihrer Anstellung an der Bibliothek veröffentlichten die Brüder gemeinschaftlich: »Deutsche Sagen« (Berl. 1816—18, 2 Bde.; 3. Aufl. 1891) und »Jrische Eismärchen« (Leipz. 1826), eine Uebersetzung von Grotto Grotto's »Fairy legends and traditions of the South of Ireland«, der sie eine treffliche Einleitung vorausschickten. Zwei der wichtigsten Arbeiten Grimms, die in der deutschen Altertumswissenschaft Epoche machen, fallen in diese Zeit des Aufstiegs zu Kassel: die »Deutsche Grammatik« (Götting. 1819, Bd. 1, 2. Aufl. 1822, 3. Aufl. 1840; Bd. 2—4, 1826—37, 2. Abdruck 1853; neuer vermehrter Abdruck des 1. u. 2. Bandes durch Scherer, Berl. 1870 u. 1878, des 3. u. 4. Bandes durch Koebe u. Schröder, Gütersloh 1890 u. 1894) und »Deutsche Rechtsaltertümer« (Göttingen 1828; 4. Aufl. von Heuser u. Hübner, Leipz. 1900, 2 Bde.). In seiner »Deutschen Grammatik« hat G. den ersten wesentlichen Schritt zur Begründung tieferer Erkenntnis des deutschen Altertums getan. Die Grammatik erscheint in diesem Werk nicht mehr als trockne Schematisierung; G. wußte »ein historisches Leben mit allem Fluß freudiger Entwicklung in sie zu zaubern« und hat dadurch zu dem Bau unserer nationalen Philologie einen neuen Grund gelegt. Was die »Rechtsaltertümer« für das innigere Verständnis des ältesten Rechtslebens sind, das leistete für die Religion der alten Deutschen Grimms »Deutsche Mythologie« (Götting. 1835, 3. Aufl. 1854; 4. Aufl. durch E. H. Meyer, Berl. 1875—78), ein Werk von nicht minder großer Tragweite für die germanistische Wissenschaft. Da nach dem 1829 erfolgten Tode Böllers, des Oberbibliothekars, die Gebrüder G. ihren Anspruch auf Beförderung nicht berücksichtigt sahen, folgten sie in demselben Jahr einem Ruf nach Göttingen, und zwar Jakob als ordentlicher Professor und Bibliothekar und Wilhelm als Unterbibliothekar. Hier wurde die »Deutsche Grammatik« vollendet und die schon erwähnte »Mythologie« ausgearbeitet. In jene Zeit fallen auch Grimms kleinere Werke: »Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio theotica« (Götting. 1830), »Die anagastischen Dichtungen Andreas und Elene« (Kassel 1840); von größern Arbeiten noch »Reinhart Fuchs« (1834), worin G. nebeneinander den mittelhochdeutschen Reinhart, den niederländischen Reinaert und andre deutsche und lateinische Gedichte der mittelalterlichen Tierfabel veröffentlichte und mit umfassenden Untersuchungen über die Tierfabel begleitete. Da G. mit seinem Bruder Wilhelm die bekannte Protestation der Göttinger Sieben gegen die Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833 unterschrieben, wurden beide Ende 1837 ihres Amtes entsetzt und begaben sich zurück nach Kassel (vgl. Jakob Grimms Schrift: »über meine Entlassung«, Basel 1838). 1840 gleichzeitig mit seinem Bruder zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften

in Berlin mit dem Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten, ernannt, eröffnete Jakob 30. April 1841 seine Vorlesungen über Altertümer des deutschen Rechts. Er war Vorsitzender der Germanischen Versammlungen zu Frankfurt (1846) und Lübeck (1847) und saß 1848 kurze Zeit in der Nationalversammlung zu Frankfurt, tagte auch 1849 mit zu Gotha. 1848 erschien seine »Geschichte der deutschen Sprache« (Leipz., 2 Bde.; 4. Aufl., das. 1880). Schon früher hatte er im Anschluß an seine »Rechtsaltertümer« eine Sammlung deutscher »Beiwörter« (Götting. 1840—63, 4 Bde.) unternommen, von denen nach seinem Tode noch 2 Bände (das. 1867—70, Registerband 1878) erschienen. Viele besondere Untersuchungen legte G. in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«, in Pfeiffers »Germania« und in den Abhandlungen der Berliner Akademie nieder; von letztern erschien in besonderm Abdruck die Schrift »Über den Ursprung der Sprache« (Berl. 1852, 7. Aufl. 1879). In der Vorrede zu Mercks »Lex salica« (Berl. 1850) behandelte er ausführlich die Räuber-gasse Gasse. In Gemeinschaft mit seinem Bruder begann er endlich noch in hohem Alter die unsäglichste Arbeit seines Lebens, das »Deutsche Wörterbuch« (Leipz. 1852 ff.), das den gesamten neuhochdeutschen Sprachschatz von der Mitte des 15. Jahrh. bis zur Gegenwart darzulegen bestimmt ist, und dessen Weiterführung nach seinem Tode Hildebrand und Weigand übernahmen, denen sich später Moritz Heyne, R. Leger, Ernst Bülker, H. Wunderlich und Karl v. Bahder anreiheten. Eine Sammlung von Abhandlungen, Rezensionen, Reden u. von Jakob G. erschien u. d. T.: »Kleinere Schriften« (Berl. 1867—90, 8 Bde.; Auswahl daraus, 2. Ausg. 1875), worin auch seine Selbstdiographie enthalten ist. Ein lebendiges Bild seiner Persönlichkeit geben seine in großer Anzahl veröffentlichten Briefe, so: der Briefwechsel zwischen Jakob G. und J. D. Goeter aus den Jahren 1810—1813 (Heildr. 1877); »Freundesbriefe von Wilh. und Jakob G.« (das. 1878); »Briefwechsel des Freiherrn v. Neujbach mit Jakob und Wilh. G.« (das. 1880); »Briefwechsel zwischen Wilhelm und Jakob G. aus der Jugendzeit« (Berl. 1881); »Briefe an Hendrik Willem Tydeman« (Heildr. 1882); »Briefwechsel der Gebrüder G. mit nordischen Gelehrten« (Berl. 1885); »Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm G., Dahlmann und Gervinus« (das. 1885—86, 2 Bde.); »Briefe der Brüder Jakob und Wilhelm G. an Georg Friedrich Benedek« (Götting. 1889); »Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern G. und Jos. v. Lutzberg« (Gotha 1891); »Briefwechsel Friedrich Lütke mit den Brüdern Jakob und Wilhelm G.« (Hannov. 1891). Vgl. Scherer, Jakob G. (2. Aufl. Berl. 1885); Berndt, Jakob Grimms Leben und Werke (Halle 1884); W. Dunder, Die Brüder G. (Kassel 1884); Schönbach, Die Brüder G. (Berl. 1885); Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder G. zu Wesen (Worb. 1886, 2 Bde.); Steig, Goethe und die Brüder G. (Berl. 1892); R. Hildner, Jakob G. und das deutsche Recht (Götting. 1895); C. Franke, Die Brüder G. Leben und Werke (Dresd. 1899).

3) Wilhelm Karl, ausgezeichnete deutscher Altertumsforscher, Bruder des vorigen, geb. 24. Febr. 1786 in Hamau, gest. 16. Dez. 1859 in Berlin, genoss mit seinem Bruder Jakob gleiche Erziehung und gleichen Unterricht, besuchte, wie dieser, das Lyzeum zu Kassel und 1803 die Universität Marburg und erlernte sich ebenfalls des Wohlwollens Savignys, der ihn bestimmte, sich der Rechtswissenschaft zuzuwenden.

den. Athematische Beschwerden und eine Verkrampttheit, zu deren Heilung er 1809 zu Reil nach Halle ging, verboten ihm längere Zeit, sich um ein Amt zu bewerben. Er genas nur langsam, doch vollständig. Er wurde 1814 zum Bibliothekssekretär in Kassel ernannt, wo er sich auch 15. Mai 1825 verheiratete, und folgte Anfang 1830 seinem Bruder nach Göttingen, wo er die Stelle eines Universitätsbibliothekars und 1835 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät erhielt. Seine übrigen Lebensschicksale sind aufs engste mit denen seines Bruders Jakob verflochten: auch er gehörte zu den Sieben, die gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes protestierten, und wurde infolgedessen seines Amtes entsetzt, durfte aber noch bis Oktober 1838 in Göttingen bleiben, worauf er sich zu seinem Bruder nach Kassel begab. Mit diesem ging er 1841 nach Berlin. Die Gemeinsamkeit und gegenseitige Ergänzung der beiden Brüder in Hinsicht auf deutsche Wissenschaft und Politik, Ueberzeugungsstreue, Arbeitskraft und Richtung ihres Wirkens steht als ein seltenes Beispiel da. Mit liebevoller Hingabe hat Wilhelm G. seine Forschungen besonders der Poesie des Mittelalters zugewendet. Außer einer Anzahl mit seinem Bruder Jakob bearbeiteter Werke (so der »Kinder- und Hausmärchen«, an deren Bearbeitung ihm der Hauptanteil gebührt) veröffentlichte er allein: »Mittelhochdeutsche Volkslieder, Balladen und Märchen«, übersetzt (Heidelberg. 1811); »Über deutsche Runen« (Götting. 1821; Nachtrag: »Zur Literatur der Runen«, 1824); »Ausgaben des »Grave Rudolfs« (daf. 1828, 2. Aufl. 1844; Bruchstücke eines Gedichts aus dem 12. Jahrh.), des »Hildebrandsliedes« (Faksimile, daf. 1830), des »Freidanks« (daf. 1834, 2. Ausg. 1860), des »Rosengartens« (daf. 1836), des »Rolandsliedes« (daf. 1838), des »Bernd von Niederheim« (daf. 1839), der »Goldenen Schmiede« (Berl. 1840) und des »Silvester« von Konrad von Würzburg (Götting. 1841), des »Althis und Prophtias« (daf. 1848, Nachtrag 1852), der »Altdeutschen Gespräche« (Berl. 1851, Nachtrag 1852). Sein Hauptwerk ist »Die deutsche Heldensage« (Götting. 1829; 3. Aufl., Gütersl. 1889), eine Zusammenstellung der Zeugnisse für sie, nebst einer Abhandlung über ihren Ursprung und ihre Fortbildung. Außerdem sind zu erwähnen: die in der Berliner Akademie geleseene Abhandlung »Exhortatio ad plebem christianam« (Berl. 1846), mit der eine Abhandlung über die »Glossae Cassellanae«, die zu den ältesten Denkmälern der deutschen Sprache gehören (Nachtrag hierzu 1855), sowie eine andre »über die Bedeutung der deutschen Familiennamen« verbunden ist; ferner die gelehrte Untersuchung über »Die Sage vom Ursprung der Christusbilder« (daf. 1843); die Abhandlung »über Freidank« (daf. 1850, mit 2 Nachträgen 1852 u. 1856); »Zur Geschichte des Reims« (daf. 1852) und »Die Sage vom Polyphem« (daf. 1857). Seine »Kleinern Schriften« (Hrsg. von Hinrichs, Berl. 1881—86, 4 Bde.) enthalten eine Sammlung seiner Reden und zerstreuten Abhandlungen, darunter seine Selbstbiographie. G. veranstaltete 1839 auch eine Ausgabe der Werke Achim v. Arnims. Vgl. die bei Jakob G. (s. oben) angeführte Literatur (Briefwechsel u.).

4) Ludwig Emil, Maler und Kupferstecher, Bruder der beiden vorigen, geb. 14. Mai 1790 in Hanau, gest. 4. April 1863 in Kassel, kam 1808 nach München zum Kupferstecher Karl Frey, unter dessen Leitung er sich vorzugsweise in der Radierung ausbildete. G. radirte eigne Kompositionen, Landschaften, Tiere, am liebsten Bildnisse. Nachdem er an den

Befreiungskriegen teilgenommen, kehrte er 1814 nach Kassel zurück, besuchte 1816 Italien und arbeitete dann bis Anfang 1818 in München, worauf er sich in seiner Heimat niederließ. 1832 wurde er Professor an der Akademie zu Kassel. Unter seinen Bildnissen ist eine Madonna in einer Landschaft mit Joseph, Georg und Augustin sein Hauptwerk. Eine Sammlung radirter Blätter (historische Darstellungen, Genrebilder, Köpfe, Bildnisse und Landschaften) gab er 1840 mit einem Titelblatt: die Münchenergalerie, heraus, welchem Werk 1854 noch 30 Blätter folgten.

5) Heinrich Gottfried, Mediziner, geb. 21. Juni 1804 in Sargstedt bei Halberstadt, gest. 24. Dez. 1884 in Berlin, studierte 1821—25 im Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, dirigierte 1830 während der polnischen Insurrektion ein leichtes Feldlazarett und folgte 1832 einem Kommando in die französischen und holländischen Lazarets bei dem Bombardement von Antwerpen. 1835 wurde er Regimentsarzt in Potsdam, 1838 Subdirektor der militärärztlichen Bildungsanstalten in Berlin, 1844 Generalarzt, 1847 zweiter und 1851 erster Generalstabarzt der Armee und Chef des Militärärztl. Instituts. 1879 trat er wegen eines Augenleidens in den Ruhestand. G. hat sich große Verdienste um die Entwicklung des preussischen Militärärztl. Instituts erworben, das in seiner jetzigen Gestalt wesentlich sein Werk ist. Den Schluß seiner Tätigkeit bildete die 1880 erschienene »Kriegsärztl. Ordnung«.

6) Karl Ludwig Willibald, protest. Theolog, geb. 1. Nov. 1807 in Jena, habilitierte sich hier 1833, wurde 1837 außerordentlicher, 1844 Honorarprofessor der Theologie und starb 22. Febr. 1891. Unter seinen Schriften heben wir hervor: »Kommentar über das Buch der Weisheit« (Leipz. 1837); »Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte« (Jena 1845); »Institutio theologiae dogmaticae« (daf. 1848, 2. Aufl. 1869); »Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zu den Apokryphen des Alten Testaments« (mit O. F. Frisbie, Leipz. 1851—60, 6 Bde.); »Lexicon graeco-latinum in libros Novi Testamenti« (3. Aufl., daf. 1888); »Kurzgefaßte Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung« (Jena 1883).

7) Julius Otto, Komponist, geb. 6. März 1827 zu Bernau in Ostland, gest. 7. Dez. 1903 in Ränfter, studierte in Dorpat Philologie, machte das Oberlehrerexamen und wurde Hauslehrer in Petersburg bei einer deutschen Familie, die ihm die Mittel gewährte, sich von 1851 an am Leipziger Konservatorium zum Musiker auszubilden. 1855 ließ er sich als Musiklehrer in Göttingen nieder, wo er einen Chorgesangverein begründete, übernahm aber 1860 die Leitung des Gächelinderens in Ränfter, wurde 1878 auch königlicher Musikdirektor an der Akademie, 1885 königlicher Professor. 1897 ernannte ihn die Universität Breslau zum Ehren doktor der Philosophie. Unter seinen Kompositionen sind hervorzuheben: zwei Suiten für Streichorchester in Kanonform, eine dritte Suite für Orchester (Op. 25), eine Symphonie in D moll, eine Sonate für Klavier und Violine, eine Kantate: »An die Musik« (diese zu fünf Orchester), ein- und mehrstimmige Lieder, zwei- und vierhändige Klavierstücke u. a.

8) Herman, Schriftsteller, Sohn von G. 3), geb. 6. Jan. 1828 in Kassel, gest. 16. Juni 1901 in Berlin, studierte in Berlin und Bonn die Rechte, wandte sich dann mehr philologischen und historischen Arbeiten zu und ließ sich in Berlin nieder, wo er 1872 zum Professor der Kunstgeschichte an der Universität und 1884 zum Geheimen Regierungsrat ernannt wurde.

Als Schriftsteller trat G. zuerst mit dem Drama »Armin« (Leipzig 1851) auf. Er veröffentlichte ferner die Dichtung »Traum und Erwachen« (Berl. 1854), das Trauerspiel »Demetrius« (Leipzig 1854), »Novellen« (Berl. 1856, 3. verm. Aufl. 1897) und den Roman »Unüberwindliche Mächte« (daf. 1867, 3. Abt.; 3. Aufl. 1902). In den »Essays« (Hannov. 1859; 3. Aufl., Berl. 1884), den »Neuen Essays« (daf. 1885, 2. Aufl. 1874), »Zehn ausgewählten Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst« (daf. 1871, 2. verm. Aufl. 1883), »Fünfzehn Essays«, neue Folge (daf. 1875), 4. Folge (daf. 1890) und den »Fragmenten« (Berl. 1900, 2. Abt.; zweiter Teil, hrg. von R. Steig, 1902) lieferte er eine Reihe vorzüglich geschriebener und gehaltvoller Betrachtungen über Personen und Gegenstände der Literatur und Kunst und dann in seinem Hauptwerk: »Leben Michelangelos« (Hannov. 1860—63, 2. Abt.; 10. Aufl., Stuttg. 1901), nicht nur eine ausgezeichnete kunsgeschichtliche Monographie, sondern zugleich ein Kulturbild, das die politischen und sozialen Verhältnisse, in welchen der Künstler gelebt, und von denen er seine Anregung empfangen hat, zu einem reichen und mannigfaltigen Ganzen vereinigt. Seit 1865 gab G. die von ihm allein geschriebene Zeitschrift »Über Künstler und Kunstwerke« heraus, die jedoch mit dem 3. Band (Berl. 1867) wieder einging. Wegen die Ausstellungen, die ihm über seine Herausgabe von Vasaris »Leben Raphaels« (Berl. 1872, Bd. 1; ital. Text, Übersetzung und Kommentar) gemacht wurden, schrieb er: »Zur Abwehr gegen Herrn Professor H. Springers Raphael-Studien« (daf. 1873). Eine neue Bearbeitung des genannten Werkes, mit Abschluß des biographischen Teils (»Das Leben Raphaels«, erschien 1886 (4. Aufl., Stuttg. 1903). Aus Forschungen an der Berliner Universität ging das biographisch-kritische, durch eigenartige Auffassung ausgezeichnete Buch »Goethe« (Berl. 1877, 2. Abt.; 7. Aufl. 1903) hervor. Seine originellen Homersstudien vereinigte er in dem Werke »Homer« (Berl. 1890—95, 2. Abt.), viel Anregendes bot er in seinen »Beiträgen zur deutschen Kulturgeschichte« (daf. 1897). Grimms literarische Bedeutung liegt in seiner ungewöhnlichen Vielseitigkeit, seinen feinsinnigen Urteilen, in lebendiger, farbenreicher Darstellung und einem individuellen, freilich bisweilen auch etwas seltsamen Stil. Als Dichter ermangelt er der Kraft, wenn auch viele Stellen seiner »Unüberwindlichen Mächte« von vornehmster Götter- und Heldenbildung zeugen. Vermählt war G. mit Gisela v. Arnim, einer Tochter Bettinas (s. Arnim 3. 9). »Gebrüder G.«, die Brüder Jakob und Wilhelm G., s. Grimm 2) u. 3).

Grimma, Stadt in der sächs. Kreish. Leipzig, an der Rade, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Borsdorf—Koswig und Glauchau—Burgen, 123 m ü. M., hat 3 evangelische und eine lat. Kirche, ein Schloß, ein Lutherdenkmal, Eisengießerei und Maschinenbau, Handbisch., Bagen-, Schirm-, Stod- und Papierwarenfabriken, Bleicherei, Färberei, Großmühlbetrieb, Webgießerei, Kunstgärtnerei und (1900 mit der Garnison (1 Regiment Fußaren Nr. 19) 10,892 Einw., davon 356 Katholiken. Berühmt ist die dortige Fürsten- oder Landesschule (Moldanum illustre), vom Kurfürsten Moriz im ehemaligen Augustiner-Eremitenloftloft gegründet, 1650 eingeweiht, mit Alumnatum. Außerdem hat G. eine Realschule mit Progymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Handelsschule, eine Brauer- und Mälzschule und eine Korrekptions- und Pflanzenschule. Von Behörden befinden sich dort

eine Amtshauptmannschaft, Amtsgericht, Postamt und Hauptsteueramt. In der Nähe liegt das Klostergut Rimbösch mit der Ruine des Histercienser-Klosters, aus dem 1523 Katharina v. Bora entfloß; im Waldetal das große Mühlenwerk Götzermühle, bestehend aus Mählmühle, Eisengießerei, Maschinen- und Papierfabrik; nahebei das Bergschloß Döben (Dewin, zuerst 1185 erwähnt) sowie am andern Muldeufer das restaurierte Schloß Döhlen. — G. ist sächsischen Ursprungs; urkundlich erwähnt wird es zuerst 1203. Auf dem Schloß residierten oft meißnische Markgrafen und sächsische Kurfürsten. Gedoren wurde daselbst 1443 der Stammvater des sächsischen Königs Hauses, Albrecht der Beherzte. Durch den sogen. »Grimmaischen Nachtpruch« wurden 1531 langwierige Streitigkeiten der beiden sächsischen Linien über Münz- und Bergsachen beigelegt. 1828 starb in G. der bekannte Verlagsbuchhändler Göschen, der daselbst seine Druckerei hatte. Vgl. Lorenz, Die Stadt G., historisch beschrieben (Leipzig 1871); »Führer durch G. und Umgegend« (Grimma 1901); Köhler, Geschichte der königlich sächsischen Fürsten- und Landesschule G. (Leipzig 1891); Rudw. Schmidt, Urkundenbuch der Stadt G. (daf. 1895); Krausnitz, Grimmaer Stammbuch. Lebensnachrichten über Jünger der Fürstenschule G. (Grimma 1900).

Grimmbarn, s. Barn, S. 520.

Grimmeishausen, Hans Jakob Christoffel von, deutscher Romanist, geb. um 1625 in Weinhäusen von protestantischen Eltern, gest. 17. Aug. 1676 zu Kenden in Baden, war vermutlich durch die Wechselfälle des Krieges früh der elterlichen Fürsorge beraubt, tat in seiner Jugend Kriegsdienste, ergänzte erst spät und unvollständig durch Selbststudium und Reisen die Lücken seiner Jugendbildung und erlangte Mitte der 60er Jahre das Amt eines (bischöflich Straßburgischen) Schultheißen in Kenden; erst hier scheint er zur katholischen Kirche übergetreten zu sein; doch ist er kein Fanatiker seines neuen Glaubens geworden; der Grundzug seines Wesens war friebfertige Versöhnlichkeit. Seine schriftstellerische Tätigkeit eröffnete er 1658 und zwar unter sonderbaren anagrammatischen Umschlungen seines Namens: Samuel Greifen von Hirschfeld, Seigneur Rejmahl, Michael Reulin v. Schmsdorf, German Schleisheim v. Sulzfort u. a. Sein Hauptwerk ist der Roman »Der abenteuerliche Simplicissimus«, der zuerst 1668 in fünf Bänden (diese Ausgabe ist verloren gegangen), dann 1669 in sechs Bänden und unter dem Pseudonym German Schleisheim v. Sulzfort erschien. Dieses Werk ist der lebensvollste Roman des 17. Jahrh., »die einzige poetische Gestaltung des Dreißigjährigen Krieges«. Im Anschluß an die spanischen Schelmenromane, die sich damals in ganz Europa großer Beliebtheit erfreuten, führt G. seinen Helden durch die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse hindurch und entwirft so ein umfassendes satirisches Zeitgemälde. Doch übertrifft er alle früheren Romane der Gattung dadurch, daß er auch schildert, welche innern Wandlungen durch die mannigfaltigen Erlebnisse in dem Helden vorgehen. Die treuen Bilder des großen Krieges sowie der verwilderten deutschen Gesellschaft nach dem Kriege werden durch einen frischen Humor erträglich, daneben finden sich Szenen von reiner dichterischer Schönheit, wie der Aufenthalt des Knaben Simplicius bei dem Einsiedler im Walde, sowie Betrachtungen über die Lebensverhältnisse, die von großen politischen Schicksalbild zeugen. Von den neuern Ausgaben des Werkes sind die von A. v. Keller für den

Literarischen Verein in Stuttgart besorgte (1854—62, 4 Bde.), die von G. Kurz (in den »Simplicianischen Schriften«, Leipz. 1863—64, 4 Bde., mit literarischen Einleitungen und Anmerkungen), von J. Tittmann (2. Aufl., das. 1877, 2 Bde.), der von Kögel besorgte Neubrud (Halle 1880) sowie der von Robertag in »Grimmelsbauens ausgewählten Berken« (Kürschner's »Deutsche Nationalliteratur«, Bd. 33—35) hervorgehoben. Umarbeitungen erschienen von E. v. Bülow (Leipz. 1836, nur die fünf ersten Bücher umfassen), Lauchhard (das. 1876) und E. F. Meyer (Bremen 1876). Nicht so hoch wie der »Simplicissimus« standen Grimmelsbauens übrige Erzählungen: »Trup Simpler oder Lebensbeschreibung der Erbtöchterin und Landstörgerin Courasche« (ein weibliches Gegenstück zum Simplicissimus, o. O. u. J., ungefähr 1669), »Der seltsame Springinsfeld« (1670) und »Das wunderbare Vogelneß« (o. O. 1672; alle drei neu hrg. von Kurz in den »Simplicianischen Schriften« (s. oben) und von Tittmann in den »Simplicianischen Schriften«, Leipz. 1877, 2 Bde.). Ihnen reihen sich verschiedene Schriften satirischen Charakters an, wie: »Schwarz und Weiß oder der Satirische Pilgram« (1666), »Der deutsche Michel« (1673; Neubrud von Kluß in den »Wissenschaftlichen Beistehen zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins«, Heft 7, Berl. 1894), »Das Raststüb Plutonid« (1672), »Die verführte Welt« (1673) u. a. Neben diesen der vollständigsten Richtung angehörigen Berken versuchte sich G. auch im breit-reißenden und galanten Kunstroman seiner Zeit; »Des vortrefflich leuschen Jasephs in Ägypten irdnliche Lebensbeschreibung« (Nürnb. 1670), »Dietwalds und Amelinden anmutige Liebs- und Lebensbeschreibung« (das. 1670) und »Des durchleuchtigen Prinzen Proximi und seiner ohnvergleichlichen Lymphyd Liebgeschichtserzählung« (das. 1672) sind charakteristische Proben der aufgebauften und leblosen Erzählungskunst jener Tage. Eine Gesamtausgabe der Schriften Grimmsbauens erschien Nürnberg 1683—1713 in 3 Teilen. 1879 wurde ihm zu Kenden ein Denkmal in Form eines Obelisks aus blaurotem Sandstein errichtet. Vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken (Berl. 1886); F. Antoine, Étude sur le Simplicissimus de G. (Par. 1882); Amerbach, Aberglaube, Sage und Märchen bei G. (Haden 1891—93, 2 Hefte); F. Neumann, Über den »Abenteuerlichen Simplicissimus« und die Simplicianischen Schriften (Bislen 1888).

Grimmen, f. Burgthal.

Grimmen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Stralsund, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Berlin-Stralsund und der Eisenbahn Tribsee-Griffswald, hat eine evang. Kirche, Bismarckdenkmal, Amtsgericht, Maschinenfabrik, Sägewerk, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und (1900) 3616 Einw.

Grimmenthal, Hospital in Sachsen-Weimern, Kreis Weimern, an der Saale, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Plaua-Rieschenhausen und Eisenach-Weimern, war einst berühmter Wallfahrtsort.

Grimmingsen, Familie der Laudmaße, f. Roose.

Grimming, 2351 m hoher, isolierter Berg, zur Daehstengruppe der Salzburger Kalkalpen gehörig, mit steilem Abstieg, wird von Alachau aus bestiegen und bietet eine umfassende Aussicht.

Grimminger, Adolf, Dichter, Sänger und Bühnendirektor, geb. 2. Mai 1827 in Stuttgart, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, zeigte früh Talent zur Plastik und besuchte 1845—48 die Kunstschule, um Bühnendirektor zu werden. Da er aber eine schöne Tenorstimme

besaß, ließ er sich in München zum Sänger ausbilden, trat 1853 mit glänzendem Erfolg auf dem Münchener Hoftheater auf und wurde sofort von Bingen, Lachner für Mannheim engagiert. Ein Jahr später berief ihn Ed. Devrient nach Karlsruhe, wo G. Gelingenheit fand, sich namentlich in klassischen Opern und als Wagner-Sänger anzukündigen. 1857 folgte er einem Ruf nach Hannover, 1858 einem solchen nach Wien, wo er bald der Liebling des Publikums wurde. 1860 ward er für die Deutsche Oper in Rotterdam engagiert, lehrte 1869 nach Deutschland zurück und nahm in Stuttgart dauernden Aufenthalt. Er veröffentlichte mehrere Sammlungen Gedichte in schwäbischer Mundart: »Mei Derhoim« (Stuttg. 1868, 6. Aufl. 1896), »Aug' ins Land« (das. 1873, 2. Aufl. 1889) und »Aus 'em Verche-Richt« (das. 1895), die lebhafteste Anerkennung fanden, und »Sprossen und Blüten«, Gedichte (das. 1894). Auch als Bühnendirektor hat er nie ganz aufgehört, tätig zu sein, wie verschiedene von ihm ausgestellte Porträtsdemonstrationen bezeugen.

Grimod, 1) Sohn Hippins des älteren, wurde drei Jahre nach seines Vaters Tode, 642, Majoromus in Aufrufen, suchte nach dem Tode des Königs Sigbert seinen eignen Sohn Chilbert 656 auf den Thron zu erheben, wurde jedoch vom Adel gestürzt und dem König von Austrien, Chlodwig II., ausgeliefert, der ihn hinrichten ließ.

2) Sohn Gisleifs von Friaul, seit 647 Herzog von Benevent, wurde 662 König der Langobarden, nachdem er König Godepert, der ihn zu Hilfe gerufen, in Pavia ermordet, dessen Bruder Bertracius aus Mailand vertrieben und beider Schwester geheiratet hatte. Er herrschte neun Jahre mit Kraft und Klugheit und kämpfte glücklich gegen die Franken und die Avari, die er selbst erst gegen seinen ausständigen Herzog Lupus von Friaul herbeigerufen hatte. Nach seinem Tode (671) folgte ihm zunächst (3 Monate lang) sein jüngerer Sohn Garibald, dann der vertriebene Bertracius, dessen Tochter Sigilinde einige Jahre später einem zweiten G., dem Sohne von Grimoald I. Bruder Kasuald von Benevent, angetraut ward. Vgl. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter, Bd. 2, 1. Hälfte (Waltha 1900).

Grimod de la Reynière (franz. grimo d la reynière), Balthazar, franz. Schriftsteller und wipiger Sonderling, geb. 20. Nov. 1758 in Paris, gest. 25. Dez. 1837 in Villiers-sur-Orge, Sohn eines Generalpachters, widmete sich der Advokatur, wurde aber wegen einer sehr scharf abgefaßten Schrift verwiesen und lebte seitdem ganz der Literatur. In den glänzenden Wirken seiner Eltern zeigte er sich linstig und blöde, machte sich dabei aber fast über den Rangstolz der vornehmen Gesellschaft lustig und erlang zu diesem Behuf manchen ergötlichen Schwan. Zur Beförderung der Feinschmiederei errichtete er eine Jury von Gourmands, die monatlich bei ausgewählter Tafel eine Sitzung hielt. Nach dem Sturz Napoleons I. zog er sich aufs Land zurück. Von seinen Berken sind zu nennen: »Réflexions philosophiques sur le plaisir, par un célibataire« (Par. 1783); »La lognette philosophique« (1785, 2 Bde.); namentlich aber seine Schriften über Gastronomie, wie der wipige »Almanach des gourmands« (1803—12, 8 Bde.) und das »Manuel des Amphitryons« (1808), eine Anleitung zum Transdieren, Küsternen und Anstandregeln enthaltend. Vgl. seine Biographie von Oettinger (»Un agathopédie de l'Empire«, Brüss. 1854); Monselet, Les aubliés et les dédaignés (Par. 1857); Desnoirestères, G. et son groupe (das. 1877).

Grimsby (Great Grimsby). Seestadt (municipal borough) und Grafschaft im östlichen England, an der Mündung des Humber, besteht aus Alt- und Neustadt, den Vorstädten Glee und Gleethorpe, hat mehrere moderne Kirchen, stattliche Gebäude, wie das Stadthaus und die Lateinschule, die Kornhöfe, das Zollhaus, das Prinz-Sales-Theater, ein Handwerkerinstitut, ein Bronzedenkmal des Prinzen Albert, 2 schöne Parks, Schiffswerften, Gerbereien, Seilerbahnen, Getreide- und Knochenmühlen, Brauereien, bedeutende Fischerei (1901 waren 532 Boote von 32,303 Ton. mit dem Fischfang beschäftigt) und (1901) 63,138 Einw. Der seit 1849 gebaute größte Hafen hat ein Bassin von 6,1 Hektar und Docks von 40 Hektar Umfang. Der Haupthandel der Stadt, welche (1901) 600 Schiffe mit 49,170 Ton. (darunter 523 Dampfer) besaß, geht nach der Ostsee und den Niederlanden; 1901 liefen 2903 Schiffe von 1,146,843 T. ein. Wert der Einfuhr vom Ausland 1900: 7,957,414 Pfd. Sterl., der Ausfuhr britischer Produkte 10,892,561 Pfd. Sterl. Eingeführt werden besonders Getreide, Baumwollwaren, Wollgarn, Glas- und Eisenwaren, Eier, Butter, Fische; ausgeführt Baumwoll- und Wollwaren, Maschinen und Kohlen. Es ist Sitz eines deutschen Bizekonsuls. Es ist erst seit 1800 emporgestiegen und gehörte bis 1888 zu Lincolnshire.

Grimsel, ein Hochgebirgspass (2164 m.) mit 1894 vollendeter Kunststraße, welche die Berner Alpen überschneidend, aus dem Hospital (Berner Oberland) nach dem Oberaargau, von Weiringen (595 m) nach Gletsch (1781 m), 37,1 km weit, führt. Auf der Höhe liegt der Todtensee, in dessen Tiefen die in wiederholten Bergkämpfen Gefallenen begraben liegen, ein ¼ Jahr lang gefroren, tiefer, kleiner See. Tiefer liegt, auf Berner Seite, das Grimselhospiz, ursprünglich eine wohlthätige Stiftung, jetzt Wirtshaus. Vgl. Bühler, Das Hospital und die neue Grimselstraße (Luzern 1895).

Grimsel, kleine dän. Insel im R. von Jütland, ist von ca. 10 Menschen demont, die durch das lebensgefährliche Einsammeln von Möweneiern und Fischfang ihren fahlgelben Unterhalt finden. Bäume gibt es nicht (als Kuchholz und Brennmaterial dient Treibholz), von Tieren nur wenige Schafe.

Grimsel, Stadt im norweg. Amt Nedreås, mit Schiffswerft, Schiffahrt und (1900) 3008 Einw. G. ist Sitz eines deutschen Bizekonsuls.

Grind (Schorf), die Kruste, die sich auf der äußern Haut bildet, wenn Eiter oder das Sekret der Talg- u. Drüsen der Haut an der Luft antrocknet. Vgl. die Artikel »Favus« (Erbsgrind), »Bartholin« (Montagna), »Kleinflechte« (Pityriasis), »Flechtengrind« (Kopfgrippe). Über G. bei Haustieren s. Hautkrankheiten. — G. heißt auch eine Krankheit verschiedener Pflanzen, zumal der Kartoffeln, bei denen die Schale der Knollen an einigen Stellen welkliche, später dunkelbraun werdende fruglige Häuschen bis zur Größe einiger Millimeter aufweisen, die von der Schale leicht abzukraken sind. Diese Körper sind die Dauersporen (Sporangien) eines Pilzes (Rhizoctonia solani), dessen Mycelien auf den Kartoffelschalen wuchern. Die betreffenden Knollen sind als Viehfutter oder in Brennereien noch zu gebrauchen. Über G. der Birnbäume s. Fusicladium.

Grind (Grindwal), f. Delphine.

Grinde, f. Scabiosa.

Grindel (Grenzel), Pflanzbaum, der Teil eines Pflanz, an dem die einzelnen Teile befestigt werden, f. Pflanz.

Grindelia W., Gattung der Kompositen, ausdauernde Kräuter oder niedrige Sträucher, oft flehrig, mit mittelgroßen oder größeren, an den Zweigenden einzeln stehenden Köpfchen, meist mit Strahlblüten und einem Pappus mit 2—8 sehr leicht abfallenden Grannen oder schmalen Schuppen. Gegen 25 Arten, meist in den Vereinigten Staaten, 6—8 aus Südbrasilien bis Chile und Patagonien. G. robusta Nutt. (in Kalifornien nebst den übrigen flehrigen Arten Gummi pflanze genannt) und G. glauca Nutt., an der kalifornischen Küste, werden als Wundmittel gebraucht, erstere auch (als Zigaretten) gegen Mithma, Malariafieber, Nierenleiden und Reuchheiten. Größere Drogen sind giftig. Als Bestandteile werden ätherisches Öl, Harz, Saponin (Grindelin), auch ein Alkaloid gewonnen.

Grindelwald, großes, fruchtbares Gebirgsal im Berner Oberland, Bezirk Interlaken, wird von der Schwarzen Lüttchine durchflossen, die durch eine Talenge in die Unterstufe, das Lüttchental, gelangt und sich bei Zweilüttchinen mit der aus Lauterbrunnen kommenden Weißen Lüttchine vereinigt. G. erstreckt sich 20 km lang in unmittelbarer Nähe der Jünsteraarhorngruppe. Zu beiden Seiten des Mettendbergs senken sich zwei Gletscher in das Tal: der vielbesuchte Obere Grindelwaldgletscher, aus dessen prachtvollem Eissturz die Schwarze Lüttchine hervorbricht, und der Untere Grindelwaldgletscher, dessen Mittelfuß den Namen Eismeer führt. Beide sind zugänglich vom Hauptort G. (eigentlich Ghibbeldorf), 1057 m ü. M., aus. Das Tal zählt (1900) 8365 Einw. deutscher Zunge und protestantischer Konfession. G. ist durch eine Schmalspurbahn sowohl mit Interlaken als über Zweilüttchinen und über die Kleine Scheidegg mit Lauterbrunnen verbunden und Mittelpunkt eines lebhaften Fremdenverkehrs. Es wird wegen seiner geschützten Lage auch als Winterkurort sehr besucht. Das Dorf wurde 18. Aug. 1893 teilweise eingestürzt. Vgl. H. v. Freudenberg und Gerwer, Das Hochgebirge von G. (Koblenz 1885); Bandlin, G. als Winterkurort (Bern 1875); Balliger, Studien am Unter-Grindelwaldgletscher (Zür. 1898); Coolidge, Muftrierter Führer von G. (Grindelwald 1900).

Grindfrant, f. Senecio.

Grindwal, f. Delphine.

Grindwurz, f. Ranunc.

Gringore (fr. gringore, später nannte er sich Gringore), Pierre, franz. Dichter, geb. um 1475 in Caen, gest. 1538 oder 1539, machte einen Feldzug nach Italien mit und schrieb als Mitglied der Kufantana sowie für die Bazoche da Châtelet von 1502 bis 1517 vier Moralitäten. Die interessanteste und wichtigste ist die zur Fastnacht 1512 in den Hallen von Paris aufgeführte »Jeu et sottie du Prince des Sots«, die gegen den Papst Julius II. gerichtet war, und an der Ludwig XII. mitgearbeitet haben soll. An demselben Tage gab er die »Moralité de l'homme obstiné« (der Papst) und die zotige »Farce de dire et de faire«. Hier zeigten sich seine lebhafteste, witzige Natur, sein trockner Humor und seine Formgewandtheit aufs glänzendste. Nach Ludwigs Tod wurde G., der sich 1518 in Paris mit Katharina Roger verheiratet hatte, Wappenherold des Herzogs von Lothringen und nannte sich Baudemont. G. ist die Hauptfigur in Hugos »Notre-Dame de Paris« und in einem Lustspiel Bonvilles (1866). Seine Werke werden von d'Hericault und de Montaignon (nur Bd. 1 u. 2. Par. 1858 u. 1877) herausgegeben. Vgl. Picot, Pierre

G. et les comédiens italiens sous François I (Par. 1878); Bab el, Pierre G. (Rancy 1893).

Grinnell, Stadt im nordamerikan. Staat Iowa, Grafschaft Pottawatomie, Bahnstationenpunkt, mit College, Handweb-, Altkleid- und Wollfabrikation, hat (1900) 3480 Einwohner.

Grinnell, Henry, Förderer von Nordpoler Expeditionen, geb. 1800 in New Bedford (Massachusetts), gest. 30. Juni 1874 in New York, siedelte 1818 nach New York über, gelangte als Reeder zu großem Reichtum und unterstützte freigiebig arktische Forschungen. So entsandte er auf eigene Kosten 1850 zur Aufsuchung Franklin die Expedition von de Haven, die Grinnell-Land entdeckte, und trug zum großen Teil die Kosten der kanadischen Polarreise von 1853—55 sowie der späteren amerikanischen Expeditionen unter Hayes und Hall. 1852—53 war G. Präsident und 1854—72 Vizepräsident der amerikanischen Geographischen Gesellschaft.

Grinnell-Land, Land im arktischen Amerika, bildet mit Grantland im N. und Ellesmere-Land im S. eine zusammenhängende Landmasse, die durch Smithsund, Kanebeden und Kennedykanal von Grönland, durch den Jonesfjord von North Devon getrennt ist und nach N. bis zum Kap Columbia unter 83° nördl. Br. reicht. Ins Innere dringen an der Westküste der Greeleyfjord, an der Ostküste der Hayesfjord und der Lady Franklin-Bai, wo unter 81° 45' die Amerikaner 1882—84 eine internationale Beobachtungsstation hatten. Aus dem granitischen Grundgebirge lagern paläozoische, triassische und tertiäre Sedimente, mehrfach von vulkanischen Gesteinen durchbrochen. Das Jahresmittel der Temperatur beträgt in der Lady Franklin-Bai ungefähr —20°. Von Säugetieren wurden Wölfe, Füchse, Hermeline, Hasen, Lemminge und Roschusochsen beobachtet. G. wurde 1854 von Kane entdeckt und nach Grinnell (f. d.) benannt, 1875—78 von der englischen Expedition unter Klars und 1898—1902 von dem Amerikaner Peary und dem Norweger Overdrup erforscht. — Südwestlich von G., am Nordende der Bellingson-Straße, liegt unter 77° nördl. Br. die 1850 von de Haven entdeckte Grinnellinsel. S. Karte »Nordpolarländer«.

Grinzel, f. Kimmé.

Grinsen, f. Lachen.

Grintouz (Grintowz), höchster Gipfel der Steiner Alpen, 2559 m hoch, wird von Kanter aus über das Fritschhaus und die Joishütte bestiegen, mit lohnender Aussicht.

Grinzing, ehemaliger Vorort im N. von Wien, seit 1890 dem 19. Bezirk zugeteilt, am Fuß des Rabenbergs, mit vorzüglichem Weinbau.

Grinzing, f. Grünfink.

Grotte (franz., die Weichseleirische), ein flaseriger Kalkstein (Weichselmarmor), besteht aus großen, linsenförmigen, grauen, rötlichen oder gelblichen Kalknollen, die oft Kephelopoden (Elymenien, Gomiaten u.) enthalten und von rotbraunen (selten grünen) Mergellagen umschlossen werden. Derartige Marmor (Kampaner Marmor) findet sich im dem Campanental der Bagneres-de-Bigorre in den Pyrenäen und wird dort zu Ornamenten verarbeitet, über G. d'Italie f. Marmor.

Gripekedi, Johan August, Freiherr, schwed. Staatsmann, geb. 11. Aug. 1813 bei Låbed, gest. 13. Juli 1874 in Stockholm, war 1831—46 Ministerpräsident und seit 1840 im Ständeriksdag Führer der reformfreundlichen Edelskute. 1848, bald nach der

Februarrevolution, wurde er zum Minister ohne Portefeuille, 1856 zum Finanzminister ernannt und 1860 in den Freiherrenstand erhoben. Als Minister vertrat er eine freihändlerische Handelspolitik, machte sich besonders um den Ausbau des Eisenbahnnetzes verdient, trat, obwohl in jüngeren Jahren ein eifriger Anhänger des sogen. Skandinavismus, 1863 erfolgreich gegen eine Beteiligung Schwedens am deutsch-dänischen Krieg auf und war an dem Zustandekommen der Repräsentationsreform von 1866 hervorragend beteiligt. Nach seinem Rücktritt (1866) gehörte er bis 1873 der Zweiten Reichstagskammer an. Seine »Tal, anföranden och uppsatser« (Stockh. 1871—1872, 2 Tle.) zeugen von großer rednerischer, begabter, literarischer Begabung.

Gripheos (griech., »Reh«), bei den Griechen ein verfallenes Rätsel in gebundener oder ungebundener Rede, wie der des Klearchos: »Ein Mann, der kein Mann war, löste einen Vogel, der kein Vogel war, auf einem Holz, das kein Holz war, mit einem Stein, der kein Stein war«, d. h.: Ein Verschnittener löste eine Fledermaus aus einer Rarthexlaube durch einen Himmelssteinwurf.

Grippe (Influenza, Schnupfenfieber, epidemischer Schnupfen, epidemisches Katarth, fieber, russischer Katarth, Hitzkatarth), eine meist im Herbst und Frühjahr, jedoch auch zu andern Jahreszeiten auftretende epidemische (oder pandemische) Krankheit, die sich hauptsächlich durch Katarth der Atmungswege, des Ragens und Darmes, durch Gliederschmerzen und Fieber äußert. Die erste sicher konstatierte Epidemie der G. fällt in das Jahr 1387; seitdem haben in den verschiedenen Erdteilen zahlreiche G.-Epidemien geherrscht. Im 19. Jahrh. waren die Jahre 1800—03, dann 1830—37 und 1857 und 1858 durch große G.-Epidemien heimgekehrt. Seit 1874/75 trat die G. nicht mehr in großer Verbreitung auf, und da auch speziell Deutschland (mit Ausnahme Bayerns) seit 1857/58 keine große G.-Epidemie mehr sah, so war die Krankheit ziemlich in Vergessenheit geraten, als der Winter 1889/90 wieder eine gewaltige G.-Pandemie über Europa und Amerika brachte. Die Krankheit brach in Tomsk in Sibirien aus; von da überzog sie binnen 14 Tagen alle größeren Städte des europäischen Rußlands, gelangte dann nach Galizien und Österreich; gleichzeitig erreichte sie Skandinavien, dann Dänemark und Deutschland, überall die großen Städte bevorzugend. Frühzeitig, schon vor der Ausbreitung in Deutschland, begannen die massenhaften Erkrankungen im Ragazin du Louvre in Paris, etwa 14 Tage später wurde New York befallen, ziemlich spät folgten die Erkrankungen in England und Spanien.

Als Erreger der G. wurde 1892 von Pfeiffer ein äußerst kleines, im Aussehen des Kranken vorhandenes Stäbchen gefunden (f. Tafel »Bakterien«, Fig. 11). Die Krankheit ist contagios, d. h. von Person zu Person ansteckend; da ferner der Grippebazillus außerhalb des Organismus rasch zugrunde geht, so erfolgt die Verbreitung der Krankheit nur selten auf andre Weise als durch den menschlichen Verkehr.

Die Disposition für G. ist allgemein; keine Menschenrasse bleibt frei, kein Alter oder Geschlecht verschont, doch erkranken mehr Männer als Frauen; Greise und jugendliche Personen werden besonders heftig befallen, dagegen ist das jüngste kindliche Alter weniger disponiert; es werden daher die höheren Klassen der Schulen mehr ergriffen als die jüngeren; es beträgt z. B. die Erkrankungsgezahl im 7. Lebensjahre

22 Proz., dagegen 33 Proz. im 14. Nicht ganz selten wird ein Individuum zweimal in derselben Epidemie ergriffen, im allgemeinen aber hinterläßt eine Erkrankung an G. eine gewisse Immunität zurück, die freilich keine so vollkommenere ist wie z. B. bei den Pocken, aber doch bewirkt, daß erneute Anfälle milder verlaufen, und die bei dem Ausbruch von Epidemien als ursächliches Moment sicher bedeutsam ist. Bei der großen Epidemie von 1889/90 wurden in Köln 20 Proz. der Einwohner befallen, an andern Orten bis 75 Proz.; in den verschiedenen Armeekorps der deutschen Heere schwante die Erkrankungsiffer zwischen 10,58 und 19,5 Proz. der Kopfstärke.

Die reinen Grippeformen gelten als ziemlich ungefährlich, doch üben G.-Epidemien durch Auslösung zahlreicher Mit- und Nachkrankheiten, insbes. Lungenentzündungen, und durch Schöpfung einer besonders Disposition zu andern schweren Krankheiten einen oft lange nachhaltenden ungünstigen Einfluß auf die Sterblichkeitsverhältnisse der Bevölkerung aus; so zeigte sich bei der letzten großen Epidemie ein Anwachsen der Gesamtsirblichkeit der Bevölkerung um reichlich 1 pro Tausend. Die Sterblichkeit bei der G. selbst beträgt ca. 0,5—1 Proz., ist also ziemlich gering.

Das Krankheitsbild der G. ist sehr vielgestaltig. Alle Organsysteme können befallen werden, und es scheint bei jedem Individuum der Ort der geringsten Widerstandsfähigkeit der Angriffspunkt der Krankheit zu sein; es überwiegen gastrische Erscheinungen bei Personen mit früher gestörter Verdauung, die heftigsten Bronchial- und Lungenaffektionen werden beobachtet bei Personen mit ältern Katarrhen und Lungenleiden. Man kann mit einer gewissen Berechtigung drei Hauptformen der Krankheitsbilder unterscheiden: die katarrhalische, die gastrointestinale und die nervöse Form. Bei der katarrhalischen Form sind die Haupterscheinungen Schnupfen, begleitet von Rhinorrhoe und Halsentzündung, und ausgebreiteter Bronchialkatarrh mit schleimig-eiterigem Auswurf. Meistens, wenn auch in geringerem Grade, sind diese Erscheinungen auch bei den andern Formen zu finden, doch gibt es auch G. ohne jede katarrhalische Vorgänge. Seltener als diese katarrhalische Form ist die gastrointestinale, bei der Erbrechen, völliger Appetitmangel, Durchfall, manchmal mit schleimig-blutigen Stuhlgingen im Vordergrund stehen. Bei der nervösen Form endlich überwiegt völlig die schwere Infektion des Nervensystems: heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Schlafsucht oder heftige Aufregungszustände, auch Krämpfe zeigen die heftige Einwirkung der von den Bakterien gebildeten Gifte auf das gesamte Nervensystem an. Sehr selten verläuft die G. ohne Fieber; die Fieberturve steigt steil an und erreicht häufig hohe Temperaturen, verläuft aber unregelmäßig; meist dauert das Fieber bei unkomplizierten Fällen nicht länger als 4 Tage an. Fast immer bestehen starke ziehende Schmerzen in der gesamten Muskulatur, besonders in der Lendengegend, so daß die Kranken sich „ganz erschlagen“ fühlen. Häufig ist die Milz angeschwollen, seltener zeigt sich eine Neigung der Nieren durch vorübergehenden Eiweißgehalt des Harnes an, noch seltener ist wirkliche Nierenentzündung. Das Herz wird in einer großen Zahl der Fälle in Mitleidenschaft gezogen, man beobachtet starke Beschleunigung, Verlangsamung und Unregelmäßigkeit des Pulses und schwere Herzschwäche. Diese Erscheinungen sind nicht selten von schwereren, die Krankheit lange überdauernden Veränderungen im Herzmuskel veranlaßt. Die häufigste und wich-

tigste Komplikation der G. ist eine namentlich allen und schwächlichen Personen gefährliche Lungenentzündung, die aus der Höhe der Krankheit oder in der Rekonvaleszenz einsetzt. Diese Influenzapneumonie kommt dadurch zustande, daß sich der entzündliche Prozeß direkt von den feinen Bronchialästen in das Lungengewebe fortsetzt, hier Ansammlung von Eiter, Blutansammlung und Luftleere verursacht.

Bei schon bestehender Lungenentzündung ist das Auftreten der G. stets von ernster Bedeutung. Die G. nimmt hierbei nicht selten einen hartnäckig chronischen Charakter an und beschleunigt die zerstörende Tätigkeit des tuberkulösen Prozesses, so daß häufig eine bis dahin gutartig verlaufende Lungenentzündung nach Einsetzen der G. unter hohem Fieber, reichlicher Produktion von Auswurf u. sich zum Schlimmen wendet. Auch sind die Tuberkulösen besonders empfänglich für die Infektion mit G. und bilden dadurch, daß in ihren Lungen sich der Influenzabazillus sehr lange Zeit infektiösitätig erhält, dauernde Anstehungsherde für ihre Umgebung.

Behandlung: Abperrungsmassregeln haben sich bei Epidemien als nutzlos erwiesen; in epidemiefreier Zeit ist die Nähe an G. Erkrankter zu vermeiden, ebenso ist enges Zusammenleben mit Kranken nicht ratsam; wünschenswert ist Desinfektion des Auswurfes. Die ausgebrochene Krankheit erfordert Bettruhe und sorgfältige Pflege; spezifische Mittel gegen G. gibt es nicht, doch kommt verschiedenen Mitteln, wie Phenacetin, Antipyrin und ähnlichen, eine günstige Wirkung auf Fieber und Schmerzen zu. Die Lungenentzündung ist als solche zu behandeln, Herzschwäche erfordert die üblichen Reizmittel. Während der Rekonvaleszenz ist nach schwerer Erkrankung äußerste Schonung erforderlich. Vgl. „Die G.-Epidemie im deutschen Heere 1889/90, bearbeitet von der Weigandabteilung des königlich preussischen Kriegsministeriums“ (Berl. 1890); Seifert, über Influenza (in den „Klinischen Vorträgen“, Nr. 240, Leipzig, 1890); Leyden und Guttman, Die Influenza-Epidemie 1889/90 (Wiesbad. 1892); Friedrich, Die Influenza-Epidemie 1889/90 im Deutschen Reich (arbeiten aus dem kaiserlichen Gesundheitsamt, Bd. 9, Berl. 1894); Bugzoff, Die Influenza-Epidemie 1891/92 (ebenda); Wolff, Die Influenza-Epidemie 1889/92 (Stuttg. 1892); Leichtenstern, Die Influenza (in Koschnagel's Spezialler Pathologie und Therapie, Bd. 4, Wien 1896); Schürmayer, Komplikationen, Folgekrankheiten und Folgeerscheinungen der Influenza (Jena 1896).

Grippe der Pferde, i. Influenza.

Grippe (Rieseln), i. Benennung, S. 795.

Gripholm, schwed. Schloß am Rikarsee, unweit Mariestad, von Gustaf I. seit 1537 auf den Ruinen eines ältern Schloßes aufgeführt, von Gustaf III. umgebaut, seit 1892 gründlich restauriert, bildet jetzt eine Art Museum mit einer interessanten historischen Bildnisammlung. Früher diente es öfters als Staatsgefängnis, so für Johann III. (1563—67), Erich XIV. (1571—73) und Gustaf IV. Adolf (1809). Vgl. G. Nordenföhr, G. och dess konstskatter (2. Aufl., Stockholm, 1903).

Griqualand, Name von zwei Distrikten der brit. Kapkolonie (i. d. mit Karte), benannt nach den Griqua, Wildlingen von Potentotten, Negerstäben und Holländern, die ein verdoordnetes Holländisch sprechen. Die Griqua wohnten im Anfang des 18. Jahrh. auf dem Roggeveld, nordöstlich von Kapstadt, wur-

den aber 1875 durch die englischen Kolonisten über den Oranjeſtuf gebrängt, wo ſich ein Teil in dem jetzigen Beſtigriqualand niederließ, während die andern zuerſt im Oranje-Freiſtaat wohnten, 1852 aber in das heutige Nigriqualand wanderten. Beſtigriqualand, nördlich vom Oranjeſtuf, wurde 1871 von dem Griquahauptling Waterboer an England abgetreten und 1876 nach Abſtindung der Transvaalrepublik durch Zahlung von 90,000 Pfd. Sterl. 1880 der Kapkolonie als Provinz einverleibt. Es umfaßt die Diviſionen Hay, Herbert, Kimberley und Bartley Weſt mit einem Areal von 89,359 qkm und (1891) 83,375 Einw. Beſonders wichtig iſt das Gebiet geworden durch die 1867 an untern Baal und bei Kimberley (ſ. d.) entdeckten Diamantfelder, die bis 1893 einen Ertrag von 65 Mißl. Pfd. Sterl. ergaben. Nigriqualand, das frühere Nomansland in Kaſſarra, durch das Kaſſalambagebirge von Baſutoland, durch den Unzuſtuf von Natal getrennt, im übrigen von Pondo- und Tembuland umſchloſſen, umfaßt 19,684 qkm mit (1891) 152,618 Einn., vorwiegend Bantungen, die hauptſächlich Viehzucht treiben. Doch iſt der Getreidebau bereits recht anſehnlich. Auch Kohle iſt gefunden worden. Ruher mehreren englischen Miſſionsgeſellſchaften wüthen hier die Brüdergemeinde und die Berliner Miſſion. Hauptort iſt Koſtad mit (1891) 2059 Einn. 1861 trat der von den Sulu bedrohte Amapondohauptling Kaku ſeine Rechte an England ab, welches das von den hier wohnenden Pondoſi, Bala und Keſibi noch unbeſetzte Land an Adam Kots Griqua, Baſulo und Pingo verteilte; 1876 wurde Nigriqualand mit der Kapkolonie vereinigt, nachdem Beſtigriqualand ſchon vorher, bald nach den erſten Diamantfindungen, 27. Okt. 1871 unter den Schutz Englands geraten war.

Gris, bei Pflanzennamen für *M. Gris*, Botaniker in Paris; *Flora Neulaleboniens*.

Griseille (franz., ſpr. /aſ/), f. Cannaica. Griseilles heißen auch Leichte, aus weisem und ſchwarzem oder dunklem Woll ſeignillartig gewebte Seidenſtoffe.

Grisebach, 1) Auguſt Heinrich Rudolf, Botaniker, geb. 17. April 1814 in Hannover, geſt. 9. Mai 1879 in Göttingen, ſtudierte 1832—35 in Göttingen und bis 1837 in Berlin Medizin und Botanik und habilitierte ſich 1837 in Göttingen als Privatdozent. 1839 bereiſte er die Türkei, 1842 Norwegen, 1850 die Pyrenäen, 1852 Siedebürgern. 1841 wurde er außerordentlicher, 1847 ordentlicher Profeſſor und 1875 Direktor des botaniſchen Gartens. Er ſchrieb: »*Genera et species Gentianearum*« (Stuttg. u. Tübing. 1839); »*Erläuterungen ausgewählter Pflanzen des tropiſchen Amerika*« (Götting. 1860); auch bearbeitete er die Smilacinen, Dioscoreen und Walpurgiazogen für Martius' »*Flora Brasiliensis*« und die Gentianen in De Candolle's »*Prodromus*«. Hauptſächlich aber beſchäftigte ſich G. mit Pflanzengeographie, die durch ihn die weſentlichſte Förderung erfuhr. Ergab Jahresberichte über die Fortſchritte der geographiſchen Botanik im »*Archiv für Naturgeſchichte*«, 1840—53, und ſeit 1866 in Behn's »*Geographiſchem Jahrbuch*«, eine ſammenfaſſende Darſtellung aber in dem Werk »*Die Vegetation der Erde nach ihrer ſtatiſtiſchen Anordnung*« (Leipzig. 1872, 2 Bde.; 2. Aufl. 1884). Außerdem ſchrieb er: »*Reiſe durch Numelen und nach Braſſa im Jahr 1839*« (Götting. 1841, 2 Bde.); »*Spicilegium florae rumicicae*« (Braunſchw. 1843—46, 2 Bde.); »*Über die Bildung des Torfs in den Eismöoren*« (Götting. 1846); »*Über die Vegetationslinien des nordweſtlichen Deutschlands*« (daſ. 1846); »*Die*

geographiſche Verbreitung der Hieracien« (daſ. 1852); »*Systematiſche Unterſuchungen über die Vegetation der Karaien*« (daſ. 1857); »*Systematiſche Bemerkungen über die Pflanzenſammlungen Philippi und Weckers im ſüdlichen Chile und an der Magellansſtraße*« (daſ. 1854); »*Flora of the British West-indian islands*« (Lond. 1859—64, 2 Bde.); »*Die geographiſche Verbreitung der Pflanzen Beſtandtheile*« (Götting. 1865); »*Catalogus plantarum cubensium*« (Leipzig. 1866); »*Plantae Lorentzianae*«, Bearbeitung argentinischer Pflanzen (Götting. 1874); »*Symbologiae ad floram argentinam*« (daſ. 1879). Auch bearbeitete er die Pflanzengeographie für Bruns' Biographie Humboldts. Nach ſeinem Tod erſchienen: »*Gesammelte Abhandlungen und kleinere Schriften zur Pflanzengeographie*« (Leipzig. 1890).

2) Eduard, Schriftſteller, Sohn des vorigen, geb. 9. Okt. 1845 in Göttingen, ſtudierte die Rechte in ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich dann der diplomatiſchen Laufbahn, auf der er zuerſt bei den deutſchen Botſchaften in Rom und Konſtantinopel, dann als Kängler des deutſchen Konſulats in Smyrna und 1876 als Biſekonſul in Jaſſa angeſtellt ward. 1890 wurde er als Konſul nach Buſareſt, 1881 als ſolcher nach Vetersburg, Ende 1883 nach Mailand und Ende 1886 nach Port-au-Prince auf Haiti verſetzt. Seit 1889 im Ruheſtand, lebt G. in Charlottenburg wiſſenſchaftlicher Tätigkeit. G. erregte zuerſt durch ſeine 1869 anonum erſchienenen ſinnlichen und farbenreichen Dichtungen: »*Der neue Tannhäuſer*« (Berl. o. J., 20. Aufl. 1901), Aufſehen, in denen ſich zugleich eine entſchiedene Verehrung Schopenhauers kundgibt; ihnen folgten: »*Tannhäuſer in Rom*« (Wien 1875; 9. Aufl., Berl. 1904). Die Studien: »*Die deutſche Literatur ſeit 1770*« (Wien 1876; 4. Aufl., Berl. 1886) und »*Das Goetheſche Zeitalter der deutſchen Dichtung*« (Leipzig. 1891) miſchen geiſtvolle und ſcharfe mit paradoxen Urteilen. »*Die treuloſe Witwe*«, ein Beitrag zur vergleichenden Literaturforſchung (Stuttg. 1873; 5. Aufl., Berl. 1886), verfolgt ein chineſiſches Märchen auf ſeinem Zuge durch die Weltliteratur. Als ſemtnisreicher Bibliophiler bewährte er ſich in dem »*Katalog der Bücher eines Bibliophilen*« (Leipzig. 1894; Suppl. u. Namenregister, daſ. 1896) und dem »*Weltliteratur-Katalog eines Bibliophilen*« (Berl. 1898, Ergänzungsband 1900). Außerdem gab G. die intereſſante Sammlung »*Sin-Ku-Ki-Kuan. Neue und alte Novellen der chineſiſchen Tauſendundeine Nacht*« (Stuttg. 1890) und »*Chineſiſche Novellen*« (daſ. 1884) heraus. Auch veröffentlichte er »*G. v. Lichtenbergs Gedanken und Maximen. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken*« (Leipzig. 1871) und deſſen »*Briefe an Dieterich*« (daſ. 1898) ſowie neue Ausgaben von Baillingers »*Bildern aus Neapel*« (daſ. 1879) und »*Liedern des römischen Karnevals*« (daſ. 1881, 2. Aufl. 1895), von G. v. Lichtenbergs Werken (daſ. 1884), von G. v. Bürgers Werken (Berl. 1889, 5. Aufl. 1894), »*Winkelbaufens wunderbaren Reiſen*« (Stuttg. 1890), G. T. v. Hoffmanns »*Sämtlichen Werken*« (Leipzig. 1900, 15 Bde.) und Graddes »*Sämtlichen Werken*« (Berl. 1902, 4 Bde.). Große Verdienſte erwarb ſich G. durch ſeine Textreſerſion der Werke Schopenhauers nach den in Berlin liegenden Handſchriften. Früchte davon ſind: »*Edita und Inedita Schopenhaueriana*« (Leipzig. 1888), die im Neclamſchen Verlag 1891 erſchienene Ausgabe Schopenhauers in 6 Bänden, der »*Handſchriftliche Nachlaß Schopenhauers*« in 4 Bänden (daſ. 1892) und die »*Briefe*« (daſ. 1895); außerdem ſchrieb er »*Schopenhauers Leben*« (Berl. 1897) für Bittelheims

»Geistesheiden« und gab des Philosophen »Gespräche« (das. 1898) heraus.

Griselidis (Griselida, Griselidis, Grisilla, Grisardis), die Heldin einer der rührendsten Sagen des Mittelalters. G. war die Tochter eines armen Landmannes in Piemont, die Markgraf Walter von Saluzzo ihrer Schönheit wegen zur Gemahlin erhob. Um ihre Treue und Demut zu prüfen, ernannte er verschiedene grausame Krieger, läßt ihre beiden Kinder beseitigen und gebietet ihr endlich, in ihre heimische Hütte zurückzukehren, weil er eine andre Gattin nehmen wolle. G. fügt sich in allem demütig dem Willen des Markgrafen, worauf dieser, von ihrer Aufopferungsfähigkeit nun überzeugt, mit der Wahrheit hervortritt, ihr die totesgebliebenen Kinder zuführt und fortan mit ihr in der glücklichsten Ehe lebt. Vocaccio hat die Sage in der letzten Novelle seines »Decamerone« bearbeitet; auf dieser Bearbeitung beruht Petrarca's lateinische Nachbildung; diese ist es zumeist, durch welche die Sage im übrigen Europa verbreitet worden ist. Eine deutsche Übertragung Petrarca's hat Heinrich Steinhöwel veranstaltet (Mün. 1471), nachdem schon im J. 1436 der Nürnberger Kartäuserprießer Erhart Groh die Novelle lateinisch und deutsch als »Grisardis« frei bearbeitet hatte. Auf Steinhöwel geht das deutsche Volksbuch zurück. Von den epischen Behandlungen des Stoffes nennen wir hier nur die von Geoffrey Chaucer in seinen »Canterbury tales« und die von E. Perrault in seinen »Contes de ma mère l'Oye« (1691). Von den dramatischen Behandlungen seien erwähnt: das französische »Mystère de G.« (um 1395 verfaßt); die Komödie »Die gebuldige und gehorsame Markgräfin Griselda« von Hans Sachs (1546 gedruckt); die »Comedie of patient Grisille« der englischen Dichter Decker, Echelle und Haughton (1599) und aus neuerer Zeit die Oper »Griselda« von Paër und das bekannte Drama »G.« von Fr. Palm, der in dessen der Fabel eine andre Wendung gibt. Vgl. K. H. J. H. v. K. »Griselda« in Ersch und Grubers Encyclopädie; v. Helldorf, J. Die Griselidiasage in der Literaturgeschichte (Helmstedt. 1888); Strauch in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 29, S. 373, u. Bd. 36, S. 241 (Berl. 1885 u. 1892).

Grisette (franz.), ursprünglich ein graues Hauskleid, dann ein unscheinbar gekleidetes Mädchen, das selbständig als Wäscherin, Näherin, Putzmaacherin u. von Handarbeit lebt und einen nicht ganz vorwurfsfreien Lebenswandel führt. Namentlich bezeichnete man in Paris als Grisettes du quartier latin die Geliebten der Studenten, Künstler u., die ihren Liebhabern heimweisen Haushalt führten. Seit jeher aber stand der Begriff im Gegensatz zur Kotte, der deusammächtigen Wäscherin. Nigollette in Zola's »Geschichten von Paris« gilt als Typus der jetzt verschwundenen Pariser G. Ihre Hauptbeschäftigung und Verdiensterwerb waren Paul und Henri de Kott; besonders charakteristisch ist auch die Komödie »Les Grisettes« von Champmeslé (Par. 1671).

Griessche, f. Fischelle.

Grisin, zwei als Opernsängerinnen berühmte Schwestern: 1) Giuditia, geb. 28. Juli 1805 in Mailand, gest. 1. Mai 1840 auf ihrer Villa bei Cremona, ausgebildet am Konservatorium zu Mailand, debütierte 1823 in Wien, legte aber den Grund zu ihrem Weltreue in Venedig mit dem für sie geschriebenen Romeo in Bellini's »Romeo und Julia«. Nach glänzenden Erfolgen, namentlich auch in Paris, zog sie sich 1833 von der Bühne zurück und vermählte sich mit einem Grafen Barni.

2) Giulia, geb. 28. Juli 1811 in Mailand, gest. 28. Nov. 1869 in Berlin, ebenfalls am Konservatorium zu Mailand und dann unter Giacomelli in Bologna gebildet, debütierte 1828 zu Bologna, nahm 1832 ein Engagement an der Italienischen Oper zu Paris an, wo sie durch die Reinheit, Leichtigkeit und Größe ihrer Stimme sowie durch ihre wahrhaft antike Schönheit außerordentliche Erfolge errang. Bellini's »Puritane« wurden für sie geschrieben; ihre bedeutendste Leistung aber war die Norma. 15 Jahre hindurch sang G. als Primadonna abwechselnd in Paris und London. 1836 verheiratete sie sich in London mit einem Marquis de Melcy (1842 geschieden) und 1856 mit dem Sänger Mario, mit dem sie unter andern eine Reise nach Nordamerika unternahm. G. gilt für die erste, die den chant à demi-voix auf die Bühne verpflanzte. Nach ihrer zweiten Verheiratung sang sie noch einige Jahre in Paris. Auf einer Reise nach Petersburg zu ihrem Gatten starb sie in Berlin.

Grielsbär, f. Bär, S. 360.

Gris Neg (fr. gr. n. b. Gorgebirge mit Leuchtturm im franz. Depart. Pas-de-Calais, ist 50 m hoch und von der englischen Küste (Dover) nur 33 km entfernt.

Griso, Fredico, ein italienischer Edelmann, der Biedererweder der abendländischen Keitkunst, lebte im Anfang des 16. Jahrh. zu Neapel, wo er eine Keitakademie gründete. Sein Werk über die Keitkunst schrieb er 1552. Sein berühmtester Schüler war Signatelli, der Erfinder der nach ihm benannten Signatellischen Randoren und der Lehrer der drei berühmtesten Keitkünstler des 17. Jahrh.: Antoine de Pluvinet, Salomon de la Brosse und Chevalier Saint-Antoine.

Grison (Gallies Bell.), Raubtiergattung aus der Familie derarder, schlank gebaute Tiere mit ziemlich dickem Kopf, niedrigen, abgerundeten Ohren, niedrigen Beinen, nackten, schwieligen Sohlen, langem Schwanz und mit Afterdrüsen, die eine stark nach Vismam riechende Flüssigkeit absondern. Die Hyrre (Tahra, Waifong, G. barbara Wagn.), 65 cm lang, mit 45 cm langem Schwanz, bräunlichschwarz, im Gesicht bläßbraungrau, am Halse mit gelbem Fleck, lebt auf Felsern und in Wäldern von Britisch-Huanaqua bis Paraguay und noch weiter südlich, frisst kleine Säugetiere und Vögel, ist höchst blutdürstig und de-raubt die Hühnerhöfe. Sie nistet in unterirdischen Bauen und wird von den Eingebornen des Fleisches und Felles halber gejagt. Sehr häufig wird sie in der Gefangenschaft gehalten. Der G. (G. vittata Bell.), 43 cm lang, mit 22 cm langem Schwanz, oberseits bläßgrau, unterseits, am Rücken und an der Schnauze dunkelbraun, bewohnt dieselben Gegenden wie die Hyrre, findet sich aber auch in Patagonien. Er lebt wie der Illis, ist sehr blutdürstig, plündert die Hühnerhöfe und wird in Spidern als Rattenvertilger gehalten. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm. Die Eingebornen verwerten ihn wie die Hyrre.

Grissonit, f. Ammonit (Sprengstoff).

Grisongetriebe, f. Zahnrad.

Griswold, Stadt im nordamerikanischen Staat Connecticut, Grafschaft New London, mit Baumwoll- und Papierfabriken und (1900) 3490 Einw.

Grit (Millstone grit, Röhlenfandstein, Coal grit), der großkörnige Sandstein der Steinkohlenformation in England und Nordamerika, insofern, die dem flözleren Sandstein in Deutschland entsprechenden, mit Schieferen abwechselnden Sandsteine, die sich vorzüglich zu Röhlensteinen eignen.

Grigner, Marimilian, Heraldiker, geb. 29. Juli 1843 in Sorau, gest. 11. Juli 1902 in Berlin, schlug

bie militärische Laufbahn ein, wurde 1865 Leutnant im 49. Infanterieregiment, verlor in der Schlacht bei Königgrätz ein Bein, wurde trotzdem 1867 als Bezirksadjutant reaktiviert und erhielt 1869 eine Anstellung bei der Staats Telegraphie. Bei Ausbruch des Krieges 1870 trat er wieder ins Heer als Führer der Sanitätserabteilung des Kaiser Franz-Regiments und nahm 1872 als Oberleutnant den Abschied. Seit dieser Zeit im preussischen Ministerium des Innern angestellt, wurde er 1880 zu dessen Bibliothekar ernannt und erhielt 1888 den Katschakar. Er veröffentlichte: »Chronologische Notizen der Brandenburg-preussischen Landesbeschreibungen« (Berl. 1873 bis 1875); »Landesbeschreibungen und Gnadenorte deutscher Landesfürsten während der letzten drei Jahrhunderte« (Würlz 1880—81, 2 Bde.); »Heraldisch-dekorative Musterblätter« (Frankf. 1884—93); »Grundzüge der Wappenkunst« (Münch. 1889—90); »Handbuch der Damenstifter und Wohltätigkeitsanstalten« (Frankf. 1893); »Handbuch der Ritter- und Verdienstorden« (Leipz. 1893); »Landes- und Wapenkunde der Brandenburg-preussischen Monarchie« (Berl. 1894); »Das Brandenburg-preussische Wappen, geschichtliche Darstellung seiner Entwicklung« (Dof. 1895); »Stammesbuch des preussischen Königshauses« (Münch. 1897); »Geschichte der Entwicklung des sächsischen Staatswappens aller Linien seit 1428« (1897). Mit H. Hildebrandt gab er das »Wappenalbum der gräflichen Familien Deutschlands und Österreich-Ungarns« (Leipz. 1893—90) heraus und war Mitarbeiter des neuen Siebmacherschen Wappenbuches. Auch schrieb er ein Epos »Amynthas« (Leipz. 1892) und (unter dem Pseudonym Max Fernand) mehrere Dramen (»Die Brandenburger vor Osen«, Berl. 1883; »Heinrichs Gewalten«, Dof. 1889).

Grivas, 1) Theodoratis, griech. General, geb. 1796 aus einer Armatonfamilie in Alkarnanien, gest. 3. Nov. 1862, war im griechischen Freiheitskampf Führer der ruhmelosen Palikaren, unter Kapo d'Yttrias Oberst und Mitglied des Nationalkongresses, wurde aber nach Kapo d'Yttrias' Tode 1833 eingekerkert. Von Kolettis 1834 befreit, wurde er zum Generalinspektor der griechischen Armee ernannt. Ein von ihm Anfang Juni 1844 in der Provinz Alkarnanien gegen die Regierung König Ottos organisierter Aufstand ging fehl; G., durch Versprechungen nach Athen gelockt, wo man ihn verhaften wollte, entfloß auf einem französischen Schiff nach Alexandria. Im September 1844 amnestiert, kehrte er nach Athen zurück, trat wieder als Mitglied in die Deputiertenkammer ein und wurde im November nochmals zum Generalinspektor der Armee ernannt, verstarb jedoch 1847, durch englisches Geldunterstützt, einen neuen Aufstand in Alkarnanien, der aber durch türkische Vermittelung beigelegt wurde. Als im Januar 1854 der Aufstand in Epirus gegen die türkische Herrschaft ausbrach, sammelte er bei Janina ein Corps von 1500 Mann und schlug die Türken 10. März bei Kukulios, wurde jedoch bei Nezzovo und bei Danoso besiegt und mußte nach Thessalien flüchten. Im Juni ward er von der griechischen Regierung amnestiert und als Generalinspektor der Armee wieder eingekleidet. Trotzdem gab er im Oktober 1862 zu Bonizio in Alkarnanien das Zeichen zum Aufstand gegen König Otto, der dessen Sturz zur Folge hatte.

2) Demetrios G., Sohn des vorigen, geb. 15. Aug. 1829 in Kaulpita, trat 1849 in das Heer, nahm an der Empörung seines Vaters 1854 und am Aufstand in Kaulpita (im Februar 1862) teil und betrieb

die Erhebung des Königs Georg auf den Thron. Er brachte es als Haupt der Orini (Bergmänner) bald zu Einfluss, ward im November 1865 Kriegsminister und übernahm unter Kumanudros 1867 die Marine. Im Ministerium Bulgariis 1874 abermals und 1878 bis 1880 unter Kumanudros zum britischen Kriegsminister, wurde er im März 1882 unter Triphos nach Vereinigung Thessaliens mit Griechenland zum General u. Hochkommandierenden in Thessalien ernannt.

Grivaguet (franz. grivasse), Gemeindef. in der belg. Provinz und im Arrond. Lüttich, an der Ourthe, betreibt Kohlenruben, Eisenhämmer, Hochöfen, Kupferschmelzhütten, Fabrikation von Dampfseilen, Schiffbau und hat (1900) 5066 Einn.

Grivellert (franz.), weiß und grau gesprenkelt. **Grivois** (franz., spr. grivoas), ursprünglich Solbat, der sich einer grivoise (Schupstapelschnecke) bedient, dann (wie) lustiger Vogel, unternehmender Kerl; davon Centre grivois oder pièces grivoises, in Frankreich Theaterspiele, in denen Personen der niederen Volksschleife auftreten und in dem ihnen eignen Jargon reden.

Grivenska, im mittelalterlichen Russland ein Silberbarren von $\frac{1}{2}$ Pfb., nach Kriener Gewicht 38—39 und nach Krongoraber 43—49 Solotnik; die Hälfte davon nannte man Rudij (von rubit, durchbahren).

Grivna, das alt russische Pfund (verkleinert Grivnitsa, f. d.), aus dem die Grivennik oder 10-Kopfenstücke als Silbermünzen hervorgegangen sind. Der Ulas vom 20. Jan. 1797 steigerte ihren Metallwert von 32 auf 45,67 Pf. der Tolermährung; aber 1810 wurden sie bei 13% Lotfeingehalt auf 32,20 Pf. herabgesetzt. Der Ulas vom 10. März 1860 machte sie bei $\frac{1}{4}$ Feinheit zur Scheidemünze, auch die Städte zu 20 (Abafski), 15 (Kolstij Bloth) und 5 Kopfen (Blataki); aber seit 1867 wurden diese sämtlichen Münzen mit $\frac{1}{2}$ Feinheit zum halben Kurantwert hergestellt.

Grjasi, Dorf im russ. Gouv. Tschadow, Knotenpunkt der Eisenbahnen Krasow-Kostow, Orel-G. und G.-Jarjgn.

Grjasowez, Kreisstadt im russ. Gouv. Wologda, an der Eisenbahn Jaroslaw-Wologda, von Sümpfen umgeben, mit 3 Kirchen, betreibt Strumpfwirerei, Handel mit Holz, Leinwand, Talg und rohen Häuten und hat (1897) 3205 Einn.

Groat (spr. gro, Fourpence), engl. Silbermünze zu 4 Pence, seit dem 14. Jahrh. geprägt.

Grob werden Säuen genannt, stellenweise vom dritten Jahr ab, meist erst vom sechsten Jahr.

Gröba, Dorf in der sächs. Kreisb. Dresden, Amtsb. Großenhain, am Einfluß der Döllnitz in die Elbe, hat eine evang. Kirche, ein zu Lauchhammer gehöriges Blech- und Stabeisenwalzwerk, Granitwerke, Ziegelbrennerei, einen Hafen und (1900) 3725 Einn.

Gröben, 1) Otto Friedrich von der, Reisender, geb. 1657 zu Pratten im Ermland, gest. 1728, unternahm 1673—81 eine achtjährige Reise über Malta nach dem Orient und wurde 1682 vom Großen Kurfürsten mit zwei Freigängern nach der Küste von Guinea geschickt. Hier gründete er i. Jan. 1683 das Fort Großfriedrichsburg. 1684 trat er als Generalmajor in polnische Dienste, beteiligte sich 1686—87 am Krieg der Venezianer gegen die Türken in Korea und zog sich dann auf seine Güter in Ostpreußen zurück. Er schrieb: »Orientalische Reisebeschreibung des Brandenburgischen Adeltichen Filgers O. F. v. d. G., nebst der brandenburgischen Schiffsahrt nach Guinea und der Verrichtung zu Korea« (Marienw. 1694; verführte

Ausg., Danz. 1779) und ein allegorisches Epos: »Des edlen Bergone (Kriegsgramm von G.) und seiner tugendhaften Arete denkwürdige Lebens- und Liebesgeschichte« (1685).

2) Karl, Graf von der (aus dem Hause Neubörschen), preuß. General, geb. 17. Sept. 1788 zu Schrenken in Ostpreußen, gest. d. 13. Juli 1876, trat 1806 in ein preussisches Kavallerieregiment, wurde 1807 Leutnant, söcht mit Auszeichnung bei Preussisch-Eylau und bei Thorn, schied 1812 aus dem preussischen Heer, weil er nicht gegen Rußland dienen wollte, schloß sich der russischen Armee an und söcht mit Auszeichnung bei Lüneburg (2. April 1813). Unter dem Obersten von Dörnberg an dem Zuge der deutsch-englischen Legion durch Hannover beteiligt, trat er im August 1813 wieder in preussische Dienste, kämpfte bei Dresden, Kulm und Leipzig, nahm im Generalstab der sächsischen Armee am Feldzug in Frankreich teil und söcht, seit 1814 Major, 1815 bei Pligny und Waterloo. Dann in den Generalstab des 8. Armeekorps berufen, ward er 1817 Chef des Generalstabs des sächsischen Armeekorps, 1823 Oberst, 1824 Generalstabschef des 2. Armeekorps, 1834 Generalmajor und Kommandeur der 3. Kavalleriebrigade, 1838 der 14. Division und, 1842 zum Generalleutnant befördert, 1843 Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV. Seit März 1848 Kommandeur des 7. Armeekorps, erhielt G. 1849 den Oberbefehl über das 2. preussische Armeekorps beim Feldzug in Baden und befehligte 1850 die preussischen Truppen in Kurhessen. Im März 1852 zum General der Kavallerie ernannt, erhielt er im Juni 1853 das Kommando der Garde, ward im September d. J. Chef des 2. Manenregiments und trat 1858 in den Ruhestand. Der Grafenverband der Provinz Preußen entsandte ihn 1864 als Vertreter ins Herrenhaus, in dem er sich zu den streng konservativen hielt.

Gröber, 1) Gustav, romanischer Philolog, geb. 4. Mai 1844 in Leipzig, studierte daselbst, habilitierte sich 1871 in Zürich, wurde dort 1873 außerordentlicher Professor und folgte 1874 einem Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Breslau, 1880 einem solchen an die Universität Straßburg. Er verfaßte folgende wichtigere Schriften: »Die handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de Geste Hieradras« (Leipz. 1869); »Die altfranzösischen Romane und Pastourelles« (Zür. 1872); »Die Niedersammlungen der Troubadours« (in Böhmers »Romanischen Studien«, Bd. 2, Straßb. 1877); »Vulgärlateinische Substrata romanischer Wörter« (in Böhlins »Archiv für lateinische Philologie«, Bd. 1—7, Leipz. 1884—1890). In Verbindung mit Faggenhoff gab G. den »Grundriß der romanischen Philologie« (Straßb. 1888—98, 2 Bde.; 2. Aufl. 1904 ff.) heraus, worin von ihm eine »Geschichte der romanischen Philologie«, eine Geschichte der lateinischen und eine solche der französischen Literatur des Mittelalters enthalten ist. Seit 1877 redigiert er die »Zeitschrift für romanische Philologie« (Halle).

2) Adolf, ultramontaner Politiker, geb. 11. Febr. 1854 in Kiehligen, studierte die Rechte, trat 1878 in den württembergischen Justizdienst, wurde Staatsanwalt in Kottwil und Ravensburg, Landrichter in Hall und darauf Landgerichtsrat in Heilbronn. 1887 ward er in den Reichstag und 1889 in die württembergische Zweite Kammer gewählt, schloß sich in beiden dem Zentrum an und gehört zu dessen demokratisch gemäßigten Mitgliefern.

Grober Unsig, f. Unsig.

Grobian, [soviel wie grober, ungeschliffener Mensch, ist in Seb. Brants »Narrenschiff« in humoristischer Weise Grobianus als neuer Heiliger in die Literatur eingeführt; seine Anhänger sind die Grobianer. Die grobianische Literatur des 16. Jahrh. bildet ein parabolisches Gegenstück zur Literatur der Tischgenossen (f. d.) und entwickelte sich im Anschluß an Fr. Debelin (f. d.) lateinisch geschriebenen, von Kaspar Scheid (f. d.) ins Deutsche übertragenen »Grobianus«. Vgl. Hauffen, Kaspar Scheid, der Lehrer Fischarts (Straßb. 1889).

Grobin (lett. Grobīne), Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, am Flüsschen G. und an der Eisenbahn Lidau-Pasewalk gelegen, mit (1907) 1489 Einw., hatte ehemals einen Hafen an der Meeresküste, trieb Seehandel und war eine der wichtigsten Bogenziele des Ordens der Schwertbrüder.

Grobkalf, Gelein der untern Abteilung der Tierformation (f. d.).

Grobkohl, f. Steinkohl.

Grobkorn, f. Vollkorn nehmen.

Grobming, Marktflecken in Steiermark, 776 m ü. M., links von der Enns, am Südbahnhof des Dachsteingebirges und an der Staatsbahnlinie Wiskhofen-Selzthal gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine alte lat. Kirche im gotischen Stil mit gemauerten Mäueren, eine evang. Kirche und (1900) 1112 Einw.

Grobmörtel, [soviel wie Beton.

Grobzitz, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Bismarck, unweit der Ruine, an der Eisenbahn Nauendorf-Gerlebohl, hat eine evang. Kirche, Synagoge, eine Domäne, Dampfbrauerei und (1900) 1907 Einw.

Grodziski, Kazimierz, Ritter von, österreich. Politiker, geb. 1815 in Galizien, gest. 10. Dez. 1888 in Abbazia, wurde als Mitglied des galizischen Landtags 1861 in das Abgeordnetenhaus gewählt. Im Ministerium Hofenwart war er vom 11. April bis 30. Okt. 1871 Minister ohne Portefeuille. Als Präsident des galizischen Landtags und des Polenrats im Reichsrat leitete er dessen selbstthätige, aber für die Herrschaft der Polen in Galizien und ihren Einfluß in Österreich sehr erfolgreiche Politik und erlangte namentlich unter dem Grafen Taaffe große Macht im Abgeordnetenhaus.

Grodzisz, Dorf, südöstlich bei Warschau, berühmt durch den Sieg der Russen 25. Febr. 1831 über die Polen, die sich nach Praga und später nach Warschau zurückziehen mußten.

Grod (poln.), Burg, f. auch Grad.

Groddert, Albrecht von, Berg- und Hüttenmann, geb. 26. Aug. 1837 in Tansig, gest. 18. Juli 1887, studierte in Berlin, Braunschweig, Breslau und Klausthal, war dann praktisch tätig in Jörn, Königshütte, Gleiwitz und Friedrichshütte, wurde 1864 Dozent für Bergbau und Aufbereitungskunde, später für Mineralogie, Geologie und Paläontologie in Klausthal und 1871 Direktor der Bergakademie und Bergschule daselbst. G. hat sich um die Geologie des Harzes sehr verdient gemacht und schrieb: »Abriß der Geognosie des Harzes« (2. Aufl., Klausthal 1883); »Die Lehre von den Lagerstätten der Erze« (Leipz. 1879).

Grodderitz, Mineral, f. Gmelinit.

Gröbe, eine der Halligen (f. d.).

Gröbel, Stadt in Galizien, an der Werszkyca, in der Nähe fischreicher Teiche an der Staatsbahnlinie Krakau-Lemberg, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat Gerberei, Mühlen, Getreidehandel u. (1900) 11,845 überwiegend poln. Einwohner.

Grödel-Estherwerdaer Kanal, (s. Ester 2).

Groben, ein außerhalb eines Deiches neu angelegenes, begrabtes Stüd Land. Groben deich, ein Deich, der solches Vorland desijt, im Gegenjag zum Schildeich.

Gröben (Gröbener Tal, roman. Gärbeina, ital. Gardena), malerijches, vom Gröbener Bach (Zufluß des Etsch) durchflossenes Tal in Tirol, Bezirktsh. Bozen, 28 km lang, wird südlich vom Langkofel (3178 m), nördlich von den Geißlerjpißen (Soh Hgais 3027 m) der Südtiroler (Gröbener) Dolomiten begrenzt und von der Straße nach Balddrud (an der Südbahnlirie Franzensfeste-Bozen) durchzogen. Die Bewohner, etwa 4000 an der Zahl, find Kabiner und beschäftigen sich mit Holzgewinnung, Viehzucht, Spigenklöppelei und namentlich mit Verfertigung von Schnitzwaren (Spielwaren und Heiligenbilder aus dem Holz der Zirbelkiefer), die weithin verendet werden. Hauptort ist St. Ulrich (roman. Ortisei, 1236 m ü. M.), mit Kirche, Holzschmichschule und (1900) 1775 Einw. Noch höher liegen die Dörfer St. Christina (1428 m) mit 829 Einw. und Santa Maria im Wollenstein (1668 m) mit Ruine und 826 Einw., Gebirgshütte des Winnesingers Oswald von Wollenstein. G. steht durch das Gröbener Joch (2137 m) mit dem Enneberg und durch das Sellajoch (2218 m) mit dem Fassatal in Verbindung. Bgl. Gartner, Die Gröbener Rundart (Kinz 1879); Alton in der »Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins«, 1888.

Gröbberg, bewaldeter Basaltkegel im preußischen Regbez. Liegnitz, 389 m hoch, ist weithin sichtbar und bietet eine jähne Aussicht. Auf dem Gipfel steht die Ruine einer Burg des Herzogs von Liegnitz, die 1633 von Wallensteins Truppen eingenommen und bis auf das Herrenhaus, in dem sich noch zwei erhaltene Mittersäule befinden, zerstört wurde. Am Fuß liegt das gleichnamige Dorf mit Schloß. Bgl. Wernicke, G., Geschichte und Beschreibung (3. Aufl., Bismalz 1897).

Gröbner (Gröbener) Sandstein, Schichtengruppe der unteren Triasformation in den Ostalpen.

Grobo, ein Gouvernement Westrußlands (s. Karte der Art. »Polen«), grenzt im N. an das Gouv. Wilna, im O. an Winst, im S. an Bologhnen, im E. und NW. an Polen und umfaßt 38,669 qkm (702 DM.). Das Land bildet eine wald- und sumpfreiche Ebene, die im N. und NW. hügelig und von zahlreichen Wasserläufen durchzogen ist. Die hauptsächlichsten Flüsse sind: Jassolda, Vina, westlicher Bug, Narew, Niemen. Der Boden besteht aus sandiger Tonerde, vieljoch aus reinem Sand, nur selten aus Schwarzerde. Vom Gesamtareal entfallen 39,6 Proz. auf Acker, 26,3 Proz. auf Weid, 20,3 Proz. auf Weiden und Wälder, 13,8 Proz. auf Obland. Gebau werden hauptsächlich Kartoffeln, Roggen, Hafer, auch Weizen und etwas Tabak. Weintrauben, Pflirsche und Aprikosen reifen nur am Späler an geschützten Stellen. Die Wälder, vorzugswelje aus Nadelholz bestehend, sind sehr beträchtlich; die größten sind die 97,000 Hektar große Bialowiesher Weide (s. d.) und der 106,000 Hektar große Groboer Wald. Der größte See ist der Spornostoj, durch den die Jassolda fließt. Das Klima ist gemäßig; die mittlere Temperatur beträgt 7°, die des kältesten Monats (Januar) —5,2°, die des wärmsten (Juli) 18,2°, der jährliche Niederschlag 55 cm; Regen ist häufig. Die Bevölkerung (1897: 1,617,859 Einw., 42 auf 1 qkm) besteht vorwiegend aus Weißrussen, daneben aus Litauern; die Polen betragen

etwa 20 Proz., die Juden 19 Proz. der Gesamtzahl. Auch gibt es Deutsche und Tataren. Der Viehstand betrug 1891: 176,245 Pferde, 484,107 Stüd Hornvieh, 685,213 Schafe (davon 93,522 Merinos), 320,701 Schweine, 3642 Ziegen, 28 Ciel, im ganzen 1,669,956 Stüd. An Wild kommen an häufigsten vor: Rehe, Füchse, Wölfe, Hasen (darunter der bläulich gefärbte Sumpfschaf), wilde Schwanne, Eichhörnchen, Dachs, seltener Luchs, Warber, Hasen, Iltisse, Sumpj- und Fischottern, Damwid, Elentiere und Stedenschläfer. Auch wilde Enten, Schnepfen und Feldhühner sind stark vertreten. Die Industrie ist durch etwa 3000 Betriebe mit über 14,000 Arbeitern und einem Produktionswert von 15,1 Mill. Rbl. vertreten. In der Holzindustrie nimmt G. nach Moskau den ersten Rang ein; sie konzentriert sich hauptsächlich am Bialystok (s. d.), wo Deutsche mehrere Kolonien und Fabriksiedeln, wie Suprasl, Choroszl, Michailowa, Dobroschinowa, Jechanowez u. a., gegründet haben. Entwickelt sind auch die Tabakindustrie und die Branntweinbrennerei. Der nicht unbedeutende Handel mit Holz, Getreide, Leinsamen, Hanf, Wolle u. s., hauptsächlich aus dem Niemen und Bug nach Preußen, ist vollständig in den Händen der Juden, ebenso der Kleinhandel in den Städten. Von den vielen Jahrmärkten sind erwähnenswert: die Pferdewärkte zu Jechanowez und Selwa. Das Gouvernement ist eingeteilt in die neun Kreise Bialystok, Biejsl, Brest, G., Kobrin, Pruslang, Slonim, Solotsk und Wolowisch. — Bis 1796 gehörte G. zu Polen (Schwarzrußland), kam dann an Rußland, wurde 1796 mit Wilna zu einer russischen Provinz und 1802 zu einem besondern Gouvernement erhoben.

Grobo, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am rechten Ufer des Niemen und an der Eisenbahn St. Petersburg-Bariada, hat ein altes und ein neues Schloß (erstes jetzt Kaiserne, letzteres Militärhospital), 6 griechisch-kath. Kirchen und 2 Klöster, 5 römisch-kath. Kirchen und 2 Klöster, eine lutherische Kirche, 2 Synagogen und 28 Bethäuser, ein Gymnasium, Gewerkschule, Hebammeninstitut, Theater, Brauereien, Fabriken für Tabak, Maschinen, Wagen, Seife, Lichte, Gewehre, Eisengeriet und (1897) 46,881 Einw., darunter viele Juden. G. ist Sitz des 2. Armeekorpskommandos und eines griechisch-orthodoxen Bischofs. In der Nähe liegt Druksienki, mit Mineralquellen, die jährlich von etwa 2000 Badegästen besucht werden. — G. wurde schon 1183 als Ort erwähnt, im 13. Jahrh. mit dem übrigen Litauen vereinigt. Es war eine Zeitlang Residenz des Königs Stephan Bathori, der hier 1546 starb. Seit 1673 war G. oft Sitz des Reichstages. In G. unterschrieben 1793 die polnischen Königsstände die zweite Teilung Polens, und hier legte 25. Nov. 1795 Stanislaus August seine Krone nieder.

Grobjisko, poln. Name für Gräy (s. d.).

Groenlo (spe. grando, auch Grolo genannt), Stadt in der niderländ. Provinz Gelderland, an der Elinge (zur Berfel) und der Eisenbahn Winterzwil-Elschebe, mit 2 Kirchen und einer Synagoge, hat einige Fabriken (namentlich für Baumwollwaren), Handel mit Eiern und (1900) 2747 Einw. G. wurde 1577 von den Niederländern, 1606 von den Spaniern erobert und diesen erst 1627 durch den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien entziffen.

Groen van Prinsterer (spe. grando, Guillaume, niderländ. Staatsmann, Geschichtschreiber und Publizist, geb. 1801 in Boordburg, gest. 19. Mai 1876 im Haag, studierte in Leiden die Rechte, ward 1829 zum

Kabinettssekretär des Königs ernannt, aber 1833 dieser Stellung enthoben, um sich seinen umfassenden geistlichen Arbeiten widmen zu können. So erschienen die »Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau« (Leiden 1835—64, 1. Serie, 10 Bde.; 2. Serie, Bde. 1—6). Daneben schrieb er ein »Handboek der geschiedenis van het vaderland« (5. Aufl., Amst. 1876). Schon früh bekannte sich G. zur antirevolutionären Ansicht; 1840 schrieb er in diesem Sinn »Bijdrage tot herziening der grondwet in nederlandschen zin«. Als eine Art politischen Glaubensbekenntnisses erschien »Ongelooft en revolutie« (Haag 1847, 2. Aufl. 1868). In die Verfassungskämpfe der Jahre 1848 und 1849 griff G. durch zahlreiche Flugchriften ein. Von 1840 bis April 1865, wo er freiwillig zurücktrat, war er fast ununterbrochen Mitglied der Zweiten Kammer und Bestämpfer der antirevolutionären Partei, als der er unter andern seine »Parlementaire studien en schetsen« (Amst. 1865—67, 3 He.) schrieb. Gesinnungsgenossen sah G. in Stahl und seinen Anhängern: im Innern bekämpfte er den Liberalismus; nach außen wollte er die Wiener Verträge als einzigen Schutz der Unabhängigkeit kleiner Staaten aufrecht erhalten wissen. Die letzten Ansichten verfaßt er in: »La Prusse et les Pays-Bas. A mes amis à Berlin« und »L'empire prussien et l'apocalypse« (Amst. 1867). Sein letztes historisches Werk war »Maurice et Barneveldt« (Utrecht 1875). Vgl. Stuart, In memoriam. Notice biographique (Utrecht 1876); Vos, G. en zijn tijd (Dordrecht 1886—91, 2 Bde.).

Grog, Getränk aus Rum, Kognak oder Aal mit Zucker und heißem Wasser. Der G. wurde durch den Admiral Bernon bei der englischen Schiffsmannschaft eingeführt, und diese gaben der Mischung den Namen G., mit welchem Spitznamen (the old G.) sie bisher den Admiral wegen seines Nodens von lamelbaarenem Zeug (program) zu benennen pflegten. Eieggrog ist mit Ei abgemischt. Ausnahmeweise wird G. auch mit kaltem Wasser oder mit Eis bereitet.

Grognard (franz., spr. groonjard), Wurrkopf.

Grohn, Dorf im preuß. Regbez. Stade, Kreis Bismarck, an der Mündung der Leina in die Weier, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Burgelum-G.-Segeßad und G.-Segeßad-Forge, hat eine Steueramtschule, Baumwollspinnerei und »Weberei, Steingut- und Tauwerkfabriken, Fischerei und (1900) 3472 Einw. Dabei liegt der dreifache Ort Begeßad (s. d.).

Groitzsch, Stadt in der sächs. Kreisb. Leipzig, Amtsh. Borna, unweit der Elster und an der Staatsbahnlinie Gochsitz-Neuselwitz, 144 m ü. M., hat eine schöne, im Baustilfenstift erbaute, 1884 renovierte evang. Kirche, Schlossruine, ein Bismardenkmal, starke Schuhmacherei, Metallbruderei, Dachpappfabrik, Schlosserei, Weberei und (1900) 5698 Einw. — Unter den Grafen von G. ist Eilpredit (s. d.) der berühmteste, der Gründer des Klosters Pegau. Nach dem Aussterben des Grafengeschlechts (1135) fielen dessen Besitzungen an das Haus Wettin. G. erhielt 1214 Stadtrecht. 1306 zerstörte König Albrecht I. die Burg. Von 1631—1834 war G. als Lehen im Besitz verschiedener Adelsgeschlechter. Vgl. Schröder, G. sonst und jetzt. Historisch-statistische Beschreibung (Groitzsch 1892); Jahn, Geschichte der Stadt G. (dief. 1901).

Groiz (spr. greiz), franz. Insel im Atlantischen Ozean, zum Depart. Nordbiskaye gehörig, der Mündung des Givet gegenüber, wird von dem 7 km entfernten

Feistland durch die Basse des Bretons getrennt, ist 14,76 qkm groß, hat ein Fort (Lorcoir), 2 Leuchttürme, 2 Häfen (Port Ludy und Port Lah), merkwürdige, vom Meer ausgehöhlte Felsgrotten, megalithische Denkmäler, Seebäder und (1901) 5341 Einw., die Fischerei treiben.

Groizn (Grojec), Kreisstadt im polnisch-russ. Gouvernament Warschau, mit Branntweindrennerei, Metallwaren- und Lichtfabrikation und (1900) 5800 Einwohnern.

Grol, Stadt, s. Groenlo.

Grollet (spr. dje), Jean, franz. Kunst- und Bucherliebhaber, geb. 1479 in Lyon, gest. 1565 in Paris, hielt sich während der Jahre 1510—35 als Generalfeldzähmeister und französischer Gesandter in Italien, besonders in Mailand und Rom, auf und war, nach Frankreich zurückgekehrt, seit 1537 als Finanzbeamter (trésorier général) tätig. In Italien wurde er mit dem Buchdrucker Aldus Manutius bekannt und begann dort auch den Grund zu seiner Buchersammlung zu legen, die schließlich auf 3000 Bände stieg. Von diesen sind bis jetzt ca. 350 zum Vorschein gekommen, die sämtlich durch einen meist aus Kalligraphen gefertigten braunen Einband ausgezeichnet sind, der auf beiden Seiten mit einem aus Streifen und Pflanzenarabesken gebildeten Rahmenornament versehen ist. Die Grollet dände (s. Tafel »Bucherbände II«, Fig. 1), die in neuerer Zeit als Muster der Buchbinderei vielfach nachgeahmt worden sind, tragen sämtlich die Aufschrift »Io. Grollet et amicorum« (d. h. Eigentum Jean Grollets und seiner Freunde); die meisten davon (ca. 60) besitz die Pariser Nationalbibliothek. Der Preis für einen Grolletband auf Auktionen bewegt sich zwischen 600 und 2200 Franc. Vgl. Le Roux de Lincy, Recherches sur Jean G. (Par. 1866); Clement de Ris, Les amateurs d'autrefois (dief. 1876).

Grolman, 1) Heinrich Dietrich von, preuß. Obertribunalspräsident, geb. 31. Dez. 1740 in Bochum, gest. 21. Okt. 1840, studierte die Rechte, begann seine Laufbahn bei der Regierung in Klee, wurde 1765 Kammergerichtsrat in Berlin und später Pupillenrat. 1786 gedult, schon damals als ausgezeichneter Rechtsgelahrter geschätzt, wurde er 1787 als Geheimen Justizrat Mitglied der Geseftkommiffion und bei der Ausarbeitung des allgemeinen Landrechts einer der Hauptredaktoren. 1793 zum Rat und 1804 zum Präsidenten des Geheimen Obertribunals befördert, bei Errichtung des Staatsrats 1817 zu dessen Mitglied ernannt, nahm er nach 68jähriger amtlicher Tätigkeit 1833 seine Entlassung.

2) Karl Wilhelm Georg von, preuß. General, Sohn des vorigen, geb. 30. Juli 1777 in Berlin, gest. 15. Sept. 1843 in Kosen, trat 1791 in das Heer, war beim Feldzug von 1806 Stadtopitän, nach der Schlacht bei Jena Adjutant des Fürsten von Hohenlohe, entging, mit Aufträgen an den König entsendet, der Kapitulation von Prenzlau und entkam zur Armee nach Ostpreußen, wo er in den Generalstab des Westfälischen Korps eintrat und nach dem Gefecht bei Heilsberg Major wurde. Unter Scharnhorst nahm er seit 1. März 1809 an den Arbeiten zur Reorganisation des Heeres teil, trat aber noch 1809 in österreichische Dienste und foßt im Korps des Generals v. Kienmayer in Franken und Sachsen mit. 1810 nahm er als Major und Kommandeur eines Fremdenbataillons zu Gadj spanische Dienste, ward aber im Januar 1812 bei der Eroberung von Palencia von den Franzosen gefangen genommen und nach Frankreich gebracht. Er floß bald nach der Schweiz, bezog

unter dem Namen v. Werlach die Universität Jena, lehrte bei der Nachricht vom Rückzug der Franzosen aus Rußland im Januar 1813 nach Berlin zurück, ward Major beim preussischen Generalstab, nahm an den Schlachten von Lützen und Bautzen und an dem Gefecht bei Hainau teil und ward nach dem Vossenschlacht Generalstabsadjutant beim 2. Armeekorps. In der Schlacht bei Kulm schwer verwundet, socht er als Oberst bei Leipzig mit, wohnte dem Feldzug des 3. Pariser Friedens bei und wurde dann Generalmajor und Direktor im Kriegsministerium. 1815 kam er als Generalquartiermeister zu Blüchers Armee, trat nach dem zweiten Pariser Frieden wieder ins Kriegsministerium ein und reorganisierte den Generalstab, nahm aber 1819 zugleich mit dem Kriegsminister v. Bogen seinen Abschied und lebte auf einem Gut in der Gegend von Rottbus, bis er 1825 als Generalleutnant und Kommandeur der 9. Division in Plogau wieder in den aktiven Dienst trat. 1830, zur Zeit des polnischen Aufstandes, kommandierte er unter Gneisenau an der preussischen Grenze, wurde 1832 interimistisch und 1835 definitiv kommandierender General des in Posen stehenden 5. Armeekorps und 1837 General der Infanterie. Auch den Verhältnissen der Provinz wandte er seine Aufmerksamkeit zu und verfaßte über die Polen eine ausgezeichnete Denkschrift (gedruckt, Berl. 1848). 1845 ward ihm in Posen ein Denkmal errichtet. 1889 erhielt das 1. posensche Infanterieregiment Nr. 18 seinen Namen. Aus seinen Materialien und unter seiner Leitung hat sein Adjutant, Oberstleutnant v. Danzig, die »Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich« (Berl. 1837—38, 2 Bde.) und »Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich« (das. 1842—43, 4 Bde.) bearbeitet. Vgl. v. Ennab, Leben und Wirken des Generals Karl v. W. (Berl. 1894—96, 3 Bde.).

3) Wilhelm Heinrich von, Bruder des vorigen, geb. 28. Febr. 1781 in Berlin, gest. 1. Jan. 1856, studierte die Rechte, ward 1806 Regierungsrat in Marienwerder, 1808 Kammergerichtsrat in Berlin und 1810 zugleich Mitglied des turnmärkischen Pupillenkollegiums. Beim Ausbruch des Krieges 1813 als Major Kommandeur eines turnmärkischen Landwehrebataillons, socht er bei Hagelsberg und nahm an den Noctaden von Ragdeburg und Biesel teil. Im Juli 1814 zu seinem Richteramt zurückgekehrt, übernahm er 1815 wieder das Kommando seines Landwehrebataillons und ward für seine Tätigkeit bei Steurus und Schwere mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet. Nach dem zweiten Pariser Frieden 1816 wieder in sein früheres Amt getreten, wurde er bald Vizepräsident des Oberlandesgerichts in Kiew, kam 1819 in das damals bestehende Ministerium zur Revision der Gesetzgebung nach Berlin, ward nach dessen Auflösung 1821 Vizepräsident des Oberlandesgerichts zu Ragdeburg, 1827 Vizepräsident des Kammergerichts zu Berlin, 1831 Präsident des Instruktionsseminars und 1836 des Oberappellationsseminars. 1840 auch Mitglied des Staatsrats. 1845 nahm er seine Entlassung.

4) Wilhelm von, preuß. General, geb. 20. Juni 1829 in Plogau, gest. 24. Jan. 1893 in Bardsdorf bei Striegau, Sohn von W. 2), trat 1847 beim 1. Garderegiment ein, besuchte 1852—54 die Kriegsakademie, kam 1859 zu den topographischen Vermessungen, 1862 als Hauptmann zum Generalstab der 10. Division, wurde 1866 noch vor dem Kriege Major und kam 1867 in das 3. Garderegiment, in dem er

als Oberstleutnant den Krieg von 1870 mitmachte; bei Gravelotte wurde er leicht verwundet. 1871 Kommandeur des 4. Garderegiments zu Fuß und 1872 Oberst geworden, 1876 mit der Führung der 3. Gardeinfanteriebrigade beauftragt und 1877 zum Kommandeur der Brigade befördert, kommandierte er 1882 bis 1888 die 8. Infanteriedivision als Generalleutnant, wurde 17. April 1888 als General der Infanterie kommandierender General des 4. Armeekorps und ging 1889 in gleicher Eigenschaft nach Kassel zum 11. Armeekorps, das er bis August 1892 führte.

5) Ernst von, preuß. General, Bruder des vorigen, geb. 16. Aug. 1832 in Berlin, gest. datselbst 15. April 1904, trat 1849 in das Kaiser Franz-Regiment, ward 1857 Adjutant der 3. Gardeinfanteriebrigade, nahm als Hauptmann und Adjutant beim Oberkommando der ersten Armee am Kriege von 1866 teil, ward Adjutant beim Generalkommando des 10. Armeekorps in Hannover. 1867 wurde er als Major zur Gendarmerie nach München kommandiert, machte den deutsch-französischen Krieg 1870/71 als Adjutant des Generals v. Werder mit, ward 1871 Abteilungschef im Großen Generalstab, 1872 Generalstabschef des 10. Armeekorps, 1873 Kommandeur des 55. Infanterieregiments, 1874 Kommandeur des 3. Garderegiments zu Fuß, 1880 Generalmajor und Kommandeur der 56. Infanteriebrigade, 1883 Direktor des Departements für das Invalidentwesen im Kriegsministerium und 1885 Generalleutnant. Seit 1889 Gouverneur des Invalidenhauses in Berlin, ward er 1890 zum General der Infanterie befördert.

Grolmann, Karl Ludwig Wilhelm von, Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 23. Juni 1775 in Gießen, gest. 14. Febr. 1829 in Darmstadt, wurde 1798 außerordentlicher, 1800 ordentlicher Professor der Rechte zu Gießen, 1815 Kanzler der Universität, 1819 Staatsminister in Darmstadt und 1821 Minister des Innern wie der Justiz und Ministerpräsident. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung: »Grundsätze der Kriminalrechtswissenschaft« (Gieß. 1798, 4. Aufl. 1825), »Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten« (das. 1800, 6. Aufl. 1826) und das »Handbuch über den Code Napoléon« (das. 1810—12, 3 Bde.).

Groma, Feldmeßinstrument der alten Römer zum Mithen und Abstecken rechter Winkel im Gelände, bestand aus einer Abtheilung auf einem römischen Grabstein und nach einem bei den Ausgrabungen am Vines gefundenen Exemplar aus einem eisernen Stativ (serramentum) und einem Paar fest miteinander verbundener, sich rechtwinklig schneidender Lineale (stella), von deren vier Enden Verpendikel mit Gewichten herabhängten. Dieses Doppellineal lag mit seinem Kreuzungspunkt wagerecht auf dem Stativ und ließ sich bei senkrechter Stellung des letztern im horizontalen Ebene drehen. Nachdem das G. aufgestellt und ungefähr gerichtet war, bildete der Feldmeßer von einem Feld zum nächsten und winkte, sobald die beiden Verpendikel sich deckten, die Richtlatten ein.

Gromatist (»Mäppler«), s. Mäppler (Voll).

Gromatist, die Kunst des Feldmeßens oder Absteckens; Gromatiker, Feld- oder Adermeßer; vgl. Agrimensor.

Grometene, s. Torpedo.

Gronie, s. Rhizopoden.

Gronau, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Hildesheim, auf einer Insel der Leine, an der Staatsbahnlinie Elze-Holzenburg, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Synagoge, ein ehemaliges Dominikaner-

floster, Jüder-, Sanalogen-, Kartonnagen- und Papierfabrikation, Ziegeleien und (1900) 2537 Einn. — 2) Stadt im preuß. Regbez. Münster, Kreis Ahaus, an der Dintel, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Münster-G. und Lüdinghausen-G., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß des Fürsten von Bentheim-Tecklenburg-Rheba, ein hübsches Kriegerdenkmal, Realschule, bedeutende Baumwollspinnerei, Weberei, Dampfsägerei, Elektricitäts- und (1900) 8170 meist evang. Einwohner.

Grone, Dorf im preuß. Regbez. Hildesheim, Landkreis Göttingen, hat eine evang. Kirche, Wollspinnerei und (1900) 2065 Einn. G. ist Sterbort Kaiser Heinrichs II.

Grönningen, niederländ. Provinz, umfaßt den nordöstlichen Teil des Königreichs, grenzt nördlich an die Nordsee, östlich an den Dollart und die preussische Provinz Hannover, südlich an die Provinz Drenthe, westlich an Friesland und umfaßt 2298 qkm (41,7 QM.) mit (1900) 299,602 Einn. (180 auf 1 qkm), darunter 90 Proz. Reformierte, 7 Proz. Katholiken und 3 Proz. Juden. Die Provinz ist eingeteilt in die drei Gerichtsbezirke: Appingedam, G. und Winschoten. Hauptstadt ist G. S. Karte »Niederlande«.

Grönningen, Hauptstadt der gleichnamigen niederländischen Provinz (s. oben), an der Vereinigung der kleinen Flüsse Hunse und Na, die für größere Schiffe fahrbar gemacht sind, und durch Kanäle mit dem Dollart sowie mit dem IJdersee verbunden, ist Knotenpunkt an der Eisenbahn Sarlingen-Neushanz-Oldenburg. Eine Gracht umgibt die alte Stadt und schiedet diese von der neuen. Der Markt ist einer der größten in den Niederlanden. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: die reformierte St. Martinikirche am Markt im gotischen Stil, mit 105 m hohem Turm, die katholische Brockerkerk, das Rathaus, das 1851 errichtete Gebäude der Universität, die Börse, das Theater, ein großes Gefängnis. G. hatte 1900: 67,563 Einn. und unterhält Fabriken für Leinen- und Wollzeuge, Tabak und Zigarren, Wärlin und Kacheln, fernere Buch- und Steindruckereien, Härbereien, Wollkämmereien, Buchweizenmühlen, lebhaften Handel mit Getreide, Kaps, Bollen, Vieh, Butter und Käse. Im Hafen tiefen 1900: 91 beladene Seeschiffe mit 41,000 ehm Gehalt ein, 111 mit 40,000 ehm Gehalt aus. Die Universität (1614 gegründet, 1900/01 mit 385 Studenten) hat eine Bibliothek, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, ein naturhistorisches Museum, ein Kabinett für germanische Altertümer, ein anatomisches Theater, ein Nosocomium academium (zugleich Krankenhaus der Stadt und Provinz). Außerdem hat G. eine Akademie der Zeichen-, Bau- und Schiffbaukunst, ein Gymnasium, zwei höhere Bürger Schulen, ein Lehrerseminar und ein Taubstummeninstitut (seit 1790) mit dem Denkmale des Gründers (Freiburgs Gupot). Die von Coehoorn erbauten Festungswerke der Stadt sind jetzt gestrichelt. G. ist Sitz eines deutschen Konsuls. — G. kommt im 11. Jahrh. zuerst als Drenthische Stadt vor. 1040 wurde sie vom Kaiser Heinrich III. dem Pfaffen in Utrecht geschenkt und gehört seitdem zum Stift Utrecht, wiewohl der Bischof, vom 11. — 15. Jahrh. durch einen Burggrafen vertreten, in diesen entlegenen Gegenden wenig Einfluß hatte. G. war eine der niederländischen Hansestädte und dehnte im 14. und 15. Jahrh. seine Gewalt über das umliegende Friesland aus. Der vom Kaiser Maximilian I. mit Friesland belebte Herzog Albrecht von Sachsen (I. Albrecht 23) hatte aber den Besitz dieser Provinz mit G. einen langwierigen Krieg zu führen.

Von Albrechts Sohn, Herzog Georg von Sachsen, 1505 belagert, begab es sich unter den Schutz des Grafen Ezzard von Hildesheim; darauf in die Mät erklärt und abermals vom Herzog Georg belagert, unterwarf es sich dem Herzog Karl von Geldern (1514). Nach der Beendigung des Geldernischen Krieges unterwarf sich G. 1536 Karl V. 1579 trat es der Unrechtmäßigen bei, fiel aber durch Berrat wieder in die Hände der Spanier (1580). Gegendens bedrohten es lange Wilhelm Ludwig und Moriz von Nassau; erst 22. Juli 1594 ergab es sich nach heftiger Belagerung »Kedultion« von G.). Mit der Umgegend bildete es seitdem die Provinz »Stadt und Land«. 1672 wurde die Stadt durch den Bischof von Münster, Bernhard v. Galen, erfolglos belagert. In der Revolutionszeit wurde G. ein Teil des batavischen Departements Ens, später G., 1810 des französischen Departements West-Ens; seit 1815 gehört es zum Königreich der Niederlande als Hauptstadt der Provinz G. und ansehnliche Handelsstadt.

Grönningen, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Oschersleben, an der Bode und der Kleinbahn Oschersleben-Kienbagen, hat 2 evang. Kirchen, Amtsgericht, Jüder- und Papierfabrik und (1900) 3341 meist evang. Einwohner. Dasselbst stand von 936 bis ins 16. Jahrh. ein Benediktinerkloster.

Grönland, großes, hauptsächlich unter dän. Landeshoheit stehendes Nordpolarland, trennt die europäischen Eismere (Dänemarkstraße und Grönlandsee) von den amerikanischen (Davisstraße, Baffinbai, Smithund, Kennedy- und Robesonkanal); s. Karte »Nordpolarländer«, »Nordamerika« und »Britisch-Nordamerika« bei Art. »Kanada«. Von Kap Farvel im S. (69°45' nördl. Br.) erstreckt sich G. bis über 83° nördl. Br. hinaus. Von der Südspitze verbreitert sich das Land allmählich bis 70° nördl. Br., dann geht die bis dahin nordöstliche Richtung der Küste in eine nördliche über, und beide Küsten laufen parallel bis zum 76.° nördl. Br., wo an der Westseite eine Doppelhalbinsel zwischen der Melvillebucht und dem Kanneden vorragt. Nördlich davon verschmälert sich das Land wieder durch nordöstliche Richtung der Westküste bis Kap Washington unter 83° 38', wo wahrscheinlich beide Küsten zusammenstoßen. Der Flächeninhalt beträgt etwa 2,200,000 qkm. Das Innere wird von einer gewaltigen Eisdicht, dem Inlandeis, bedeckt, dessen Oberfläche nach der Mitte zu allmählich bis zu 3000 m ansteigt, und aus dem nur nahe den Küsten einzelne Berggipfel, Runataks, herausragen. Nur ein schmaler, an der Westküste 40—150, an der Ostküste 15—30 km breiter Saum bleibt als bewohnbar übrig. Die steilen Klüften (s. Tafel »Küstenbildungen II., Fig. 1 u. 2) zeigen die ausgezeichnete Nordbildung. In die großen Fjorde münden gewaltige Eiskrönte, die sich mit großer Geschwindigkeit, bis über 20 m in 24 Stunden, fortbewegen und jene riesenhafte Eisberge abgeben, die von den Meeresströmungen weit nach Süden bis in den Bereich der atlantischen Schifffahrt geführt werden. Der Untergrund von G. besteht aus kristallinen Gesteinen, vorwiegend Gneis und Glimmerschiefer mit eingelagerten Massen von Granit, Diorit, Syenit und diabasartigen Gesteinen. Dem Urgebirge aufgelagert sind flurische, denomische, jurassische, Kreide- und Tertiärsedimente, vielfach von vulkanischen Gängen durchsetzt und von Basalten bedeckend überlagert. Letztere enthalten stellenweise gediegenes Eisen, teils fein verteilt, teils in größeren Klüften. Eine 800 Zentner schwere Kasse, früher für Meteoriten angesehen, wurde

1895 durch Peary von Kap Hart nach New York geschickt. Reich an Pflanzenreizen, Zeugen für ein ehemals weit milderer Klima, sind die Kreide- und Tertiarfichten der Halbinsel Nugaluk. Klappbare Weinreben sind Kryptoth, der seit 1857 bei Avigut abgebaut wird, und Spedstein, aus dem die Grönländer ihre Lampen schnitzen; auch Kalkstein, Graphit und verschiedene Erze kommen vor. Ganz G. liegt im Bereich des Polarstimas. An der Westküste ist im Süden der Januar am kältesten, im Norden der Februar (Lichtenau: Jahresmitteltemperatur 1,1°, Januar - 5,6°, Juli 8°; Godthaab: Jahresmitteltemperatur - 1,6°, Februar - 10,1°, Juli 6,7°; Jakobshavn: Jahresmitteltemperatur - 5,2°, Februar - 17,7°, Juli 7,4°; Upernivik: Jahresmitteltemperatur - 8,4°, Februar - 23,4°, Juli 4,6°). Die barometrischen Depressionen geben meist im S.D. von G. vorüber, sehr häufig zwischen G. und Island, weshalb Ost- und Nordwinde vorherrschen. Als lokale Erscheinungen treten in den Fjorden der Ost- und Westküste öfters Föhnwinde auf. Die Ostküste wird vom kalten Polarstrom, die Westküste von einem Arm des Atlantischen Stroms bespült. Nur die Küsten Grönlands sind dem organischen Leben geöffnet. Der arktische Charakter der Flora spricht sich in dem Fehlen des Baumwuchses und der Pflanzenkultur aus. Nur im äußersten Südwesten, zwischen 60 und 62° nördl. Br., finden sich mäßige Bestände von Birken (*Betula glandulosa* und *B. odorata*) und Weiden (*Salix glauca*), zu denen sich Erlen (*Alnus avata*), Ebereschen (*Sorbus americana*) und Zwergweiden (*Juniperus nana*) gesellen. Einzelne Birken werden bis 5 m hoch. Der Farn ist aus einer beschränkten Gattungsliste. Im übrigen G. sind die Holzpflanzen durch Zwergsträucher vertreten, von denen namentlich die Krähenbeere (*Empetrum nigrum*) und die Kaulbeere (*Vaccinium uliginosum*) ehbare Früchte liefern. Die Gesamtzahl der beobachteten Gefäßpflanzen beläuft sich auf 377 Arten, darunter 8 endemische. Von Landäußerern sind Esbär, Eselochse, Eskimohund, Rennier, Schneehase und Lemming verbreitet; der weiße Polarwolf, das Hermelin und der Mooshasen kommen nur im äußersten Norden und Nordosten vor. Von 146 in G. beobachteten Vogelarten brüten dort 61. Außer einer Lachseart und einem Stachelrochen Sittwasserfische, desgleichen Amphibien und Reptilien. An Land- und Süßwasserinsekten finden sich gegen 15, von Insekten etwa 250 Arten. Reicher ist die Tierwelt. Mehrere Arten von Walfischen und Robben, darunter der Grönlandwal und der grönländische Seehund, 79 Fischarten, von denen Seibutte und Eisbär dem Grönländer die wichtigsten sind; zahlreiche Reichtiere, Krustern, Stachelhäuter und andre niedere Tiere bewohnen die grönländischen Fjorde. Die Bewohner Grönlands sind Eskimo (s. d.), unter denen als Beamte, Missionare und Händler gegen 300 Europäer leben. Außer einem gegen 240 Seelen starken Eskimostamm am Smithsund unter 78° nördl. Br. und einem Eskimostamm an der Ostküste bei Angmagssalik ist die Besiedelung auf den südwestlichen Küstenstrich, bis 73° nördl. Br., etwa 88.100 qkm, beschränkt. Nach der Zählung vom 31. Dez. 1901 lebten hier 11.621 Eskimo und 272 Europäer. Lebensweise, Wohnung und Kleidung der grönländischen Eskimo sind den arktischen Verhältnissen vortrefflich angepasst. Schlitten und Kajak (Einmannboot) ihre wichtigsten Geräte, ihre Haupterwerbsquellen bilden der Fang der Seehunde, Wale und Fische, die Rennierjagd und die Ausbeutung der Vogeberge. Auf die Gewinnung

und den Bildungszustand der Eskimo haben die dänischen und deutschen Missionare in vorteilhafter Weise eingewirkt. Von den jetzt bestehenden 14 Missionsplätzen gehören 7 der 1721 von Dän. Lege begründeten dänischen Mission an, die übrigen der Herrnhuter Brüdergemeinde, die sich seit 1738 mit Erfolg an dem grönländischen Missionswerk beteiligt.

In kirchlicher Beziehung wird das dänische G. zum Sprengel des Bischofs von Island gerechnet, in weltlicher steht es unter dem Direktorat für den königlichen grönländischen Handel und zerfällt in zwei Inspektorate: Nordgrönland mit den Kolonien Upernivik, Umanak, Narsarsuaq, Jakobshavn, Kriegersbo, Egedesminde und Godhavn und Südrönland mit Holstenborg, Sullertoppen, Godthaab, Frederikshavn (mit dem Kralithudug Juigut) und Julianahavn. Die farnenreiche Sprache der grönländischen Eskimo ist mit jenen der Eskimostämme von Labrador und des äußersten Nordwestens von Nordamerika nahe verwandt. Merkwürdig ist die Zahlweise, indem man erst die Finger der einen, dann der andern Hand, hiernach die Fehen der Hände durchzählt; daher ist „ein Hund zu Ende“ die Bezeichnung für 20. Vgl. K. E. Schmidt, Grammatik der grönländischen Sprache (Berl. 1851); Rasmussen, Grönlandsk Sprogskære (Kopenh. 1888); „Dänisch-grönländisches Wörterbuch“ von R. und Rasmussen (dof. 1894). Der Handel ist ausschließlich in den Händen der Regierung, die 1901 für 814.000 Mk. ein- und für 367.000 Mk. ausfuhrte. Die Ausfuhr besteht vorzugsweise aus Robbenpelz, Fischleder, Seehundsfellen, Walfischbarten, Eiderbäumen und etwas Felswerk, die Einfuhr aus verschiedenen Manufakturwaren und Lebensmitteln.

[Geschichte.] Im Anfang des 10. Jahrh. n. Chr. entdeckte der Isländer Gunnbjörn, des Alf Kraka Sohn, die nach ihm denannten Gunnbjörnshären (jezt Danellshären) und sah von hier aus die südliche Ostküste Grönlands. Dann landete 983 der aus Island verbannte Normanne Erik hinu Raudi Tharvabdi (Erik der Rote) an der Westküste, fehrte 985 nach Island zurück und berichtete über das „grüne Land“ im Innern der Fjorde so günstig, daß er 986 zahlreiche Ansiedler hinführen konnte, denen bald andre folgten. Erik selbst erbaute sich sein Haus zu Vattahlid zwischen dem Erik- und dem Einarsfjord, wo noch heute die Grundmauern zu sehen sind. Die Kolonie blühte 300–400 Jahre, und es entstand zwischen ihr und dem Mutterland ein regelmäßiger Verkehr. Die Zahl der Ansiedler wuchs so schnell, daß bald nach Einführung der christlichen Religion (um 1000) durch Leif Eriks Sohn, den der norwegische König Olaf dahin sandte, mehrere Kirchen längs der Küste gebaut und unter einen Bischof gestellt wurden, der 1126 seinen Sitz zu Garbar bei Vattahlid aufschlug. Die Kolonisten hielten Vieh und Schafe und trieben Jagd und Fischeri. Die Niederlassung hatte etwa 10.000 Einw. und zerfiel in einen östlichen und einen westlichen Teil, Eitridug und Veitridug, beide auf der Westküste gelegen; das erste zählte im 13. Jahrh. 190 Höfe und 12 Kirchen, das zweite 90 Höfe und 4 Kirchen. 1261 kam die Kolonie unter die Herrschaft Norwegens, die ihr nicht förderlich war. Der Handel mit Europa geriet in Verfall; jahrelang war der Verkehr völlig unterbrochen. Wegen Ende des 14. Jahrh. wurde die Veitridug von den Eitridugern (Eskimo) vollständig, 1418 die Eitridug von englischen Seeräubern fast ganz verwüßt. Erfolgreich landeten später mehrere Könige von Dänemark Expeditionen zur

Niederlassung der verschwandenen grönländischen Kolonie aus, die man irrigerweise an der Ostküste suchte. Auch als die Westküste unterbreiten von Davis (1585—87), Hudson (1610), Baffin (1616) und von Baffinsfahrern wieder besucht wurde, fand man keine Spur einer europäischen Niederlassung. Erst 1791 wurde eine neue Kolonie in der Nähe von Godthaab durch den Missionar Hans Egede (s. d.) gegründet. Trotz der anfänglich nur geringen Unterstützung durch die dänische Regierung überwand Egede alle Schwierigkeiten. Den grönländischen Handel übernahm 1750 die allgemeine Handelskompanie und nach deren Verfall 1774 die Regierung. 1775 wurde die Kolonie Julianehaab angelegt. 1782 erhielt die Niederlassung ihre Grundrechte. Seit der Abnahme des Baffinsfanges sank der Handel wieder und erlitt auch zur Zeit der Napoleonischen Kriege harte Verluste. Neuere Seefahrer haben die Kenntnis der Küsten bedeutend erweitert. Auf der Westküste drang Kane 1853 bis zum Smithfjord vor, Hall 1871 durch den Robesonfjord bis 82° 28' nördl. Br.; den nördlichsten Punkt (83° 39' nördl. Br.) erreichte Peary 9. März 1901. In das Innere in westlicher Richtung über die berühmte grönländische Eisbede zu dringen, wurde wiederholt versucht, zuerst 1751 von dem dänischen Kaufmann Lars Palager in Frederikshaab, dann in neuerer Zeit besonders erfolgreich durch Jensen (1878) und durch Nordenflied (1893). Eine Durchquerung Grönlands bemerktlichste 1888 der Nordweger Klaffen, der von der Ostküste unter 65° nördl. Br. über das 2000—2700 m hohe Plateau des Binnenlands nach Godthaab an der Westküste gelangte. Dadurch war die vollständige Vereisung des grönländischen Innern bewiesen. Daß sich diese Eisbede bis zum äußersten Norden erstreckt, zeigte die schnelle Schlittenfahrt des Amerikaners Peary, der von der McCormick über das Innere bis 82° nördl. Br. gelangte, dann dem Lauf der Küste nach Südosten folgte, bis er 4. Juli 1892 unter 81° 37' nördl. Br. eine große, von ihm »Independance Bay« genannte Bucht der Ostküste erreichte. Die Inselnatur Grönlands bewies Peary 1901 durch eine Schlittenfahrt um das Nordende bis in die Nähe der Independance Bay. Inzwischen hatte seit 1878 die dänische Regierung eine planvolle Erforschung der Küsten in Angriff genommen. 1878 wurde eine Kommission ernannt, welche die Expeditionen auswendig und deren Ergebnisse in den »Meddelelser om Grönland« (Kopenh. 1878 ff.) veröffentlichte. Die Westküste wurde in mehreren Abschnitten von Steensrup, Holm, Kornrup, Jensen, Hammer und Nyder bis 74 1/2° nördl. Br. aufgenommen; danach wandte man sich auch der bis dahin noch wenig untersuchten Ostküste zu.

Die Küste von Ostgrönland ist in der Regel nur von zwei Stellen aus zugänglich: von der Südspitze aus, indem man der Küste folgt, und nördlich vom 70. Breitengrad. An letzterer Stelle öfften sich im Sommer Wege durch das Treibeis, die mehrfach zu Entdeckungsfahrten benutzt worden sind (Scoresby 1822, Clavering 1823, zweite deutsche Nordpolfahrt 1849—70, Nathorst 1899). Die Aufnahmen (Scoresbyland, König Wilhelms-Land, Franz Josephs-Fjord, König Oscar-Fjord) reichen hier bis 77° nördl. Br. Von Süden her drang Graah 1829—30 bis 65° 15' nördl. Br. vor (König Friedrich VI.-Küste). Auf dem gleichen Wege gelangte W. Holm (1883—85) bis 66° 8' nördl. Br. (Christian IX.-Land). Nyder erforschte 1891—92 den Scoresbysund, endlich untersuchte Amstrup auf zwei Expeditionen (1898—99 und 1900)

die noch unbekannte Küstenstrecke zwischen 60 und 70°. Zum Studium der Bewegungsveränderungen des Inselnandes entwarf die Berliner Gesellschaft für Erdkunde Erich v. Drygalski, der vom Juni 1892 bis August 1893 die Gletscher des Umanakfjords, namentlich den großen Karajagfletscher, untersuchte. 1894 machte Bruun Ausgrabungen auf der Ruinenstätte der alten Normannensiedelung Ekerbygd. 1900 stellte Kolthoff im Franz Josephs-Fjord zoologische Forschungen an, eine naturwissenschaftliche und ethnologische Erforschung des Angmagssalikbezirks führte 1901—02 Krause aus, hauptsächlich zum Studium der Eskimo ging 1902 Erichsen nach der Melvillebai.

Außer den vielen Polarreisebeschreibungen (s. Nordpolar-Expeditionen) vgl. E. Egede, Beschreibung und Naturgeschichte von G. (deutsch vom Kräniz, Berl. 1763) und Nachrichten von G. (Kopenh. 1790); Franz, Historie von G. (Bergh 1765—70); Scoresby, Tagebuch einer Reise auf den Baffinsfjord mit Untersuchungen an der Ostküste von G. (deutsch, Hamb. 1825); Graah, Ubersigtelsen Reise til Ostkysten af G. (Kopenh. 1832); Kräniz, G., geographisch-statistisch beschrieben (daf. 1862—65, 2 Bde.; deutsch von Engel, Stuttgart, 1860; englische Ausg. von Brown, Lond. 1877) und dessen andre Schriften über G. (s. Kräniz); C. Ch. Rafn, Antiquitates americanae (Kopenh. 1837); Helms, G. und die Grönländer (Leipz. 1867); Die zweite deutsche Nordpolfahrt 1869 und 1870, Bd. 1 (daf. 1874); Fries, G., dess natur och inneranare (Upsala 1872); Grobbed, Nach Osten. Untersuchungsfahrt nach der Ostküste Grönlands (Kiehl 1882); Nordenflied, G., seine Eiswästen im Innern und seine Ostküste (daf. 1886); Klaffen, Auf Schneeschuhen durch G. (Hamb. 1891); Wissenschaftliche Ergebnisse von W. Klaffen's Durchquerung von G. (Ergänzungsheft Nr. 105 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1892); v. Drygalski, Grönlanderpedition der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1891—1893 (Berl. 1897, 2 Bde.); Worch, Danish Arctic Expeditions 1605—1620 (Lond. 1897, 2 Bde.); Peary, Northward over the great ice (New York 1898, 2 Bde.); Nathorst, Twå somrar i Norra Ishafvet (Stockh. 1890, 2 Bde.) und die »Meddelelser om G.« (Kopenh. 1878 ff.).

Grönländer, Boot, s. Kajak.

Grönlandmeer, Teil des Nördlichen Eismeres, zwischen Grönland, Spitzbergen und Jan Wagen, vom ostgrönländischen Polarstrom durchzogen, wichtiges Jagdgebiet der europäischen Hängschiffe.

Grönlandwölfe, s. Baffisch.

Gronov, 1) Johann Friedrich, Philolog, geb. 8. Sept. 1611 in Hamburg, gest. 28. Dez. 1671 in Leiden, studierte in Jena, Leipzig, Altdorf, Leiden und Groningen und wurde nach längern Reisen in England, Frankreich, Italien 1642 Professor der Geschichte und Vordemselbst in Deventer, 1659 Professor der griechischen Sprache in Leiden. G. ist der eigentliche Stifter der holländischen Latinitätenschule. Seine Hauptwerke sind: »Observationes« (libri III, Leiden 1639; 2. Aufl. 1666; liber novus sive IV., 1652; neue Ausg. von Platner 1755, und Groschke, Leipz. 1831), »Commentarius de seestertio« (Deventer 1643; am vollständigen Leiden 1691) und die Ausgabe des Livius (daf. 1643, 4 Bde.; 2. Aufl. 1666, 3 Bde.). Sonst nennen wir die Ausgaben der beiden Seneca, des Sallust, Statius, des Plautus, Sallust, Tacitus sowie die »Notae« oder »Animadversiones« zu Martial, Quintilian, Sappho und den beiden Plinius. »Gronovii ad A. Rubenium epistolae X«

gab Boot heraus (Korn 1877). Sein Leben beschrieben Willens (Damb. 1723) und Besterhof (vor den »Lectiones Plantinae«, Amsterd. 1740).

2) Jakob, Philolog. Sohn des vorigen, geb. 20. Okt. 1645 in Deventer, gest. 21. Okt. 1716 in Leiden, studierte in Deventer und Leiden, reiste durch England, Spanien, Italien, erhielt die Professur der griechischen Literatur in Pisa und wurde 1679 Professor der schönen Wissenschaften, bald auch der Geographie zu Leiden. Außer Ausgaben griechischer und römischer Schriftsteller besaßen wir von ihm den »Thesaurus antiquitatum graecarum« (Leiden 1697—1702; Bened. 1737, 13 Bde.).

Gronov., bei Tiernamen Abkürzung für Lorenz Theodor Gronovius, geb. 1730, gest. 1777 als Rathsherr in Leiden, schrieb: »Museum ichthyologicum« (Leiden 1754—56, 2 Bde.); »Zoophylacium Gronovianum« (1763—81, 3 Hefte); »Bibliotheca regni animalis atque lapidei« (1760).

Gronlund, die Meerenge zwischen den dänischen Inseln Falster und Rügen.

Gronwald, Karl us, norweg. Maler, geb. 5. Juli 1845 in Bergen, machte seine Studien zuerst auf der Akademie in Kopenhagen (1866—68), ging dann auf die Akademie in München und bildete sich 1870—78 unter der Leitung von Bülth. Dietz, Otto Seitz und Karl v. Piloty zum Genre- und Historienmaler aus. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: der Herr Bürgermeister, selbstgeladene Gäste, Bildhiebe, Sonntags früh, mehrere Porträts, darunter das seines Landesmannes, des Malers Knut Boade, ferner eine große Komposition aus der Sage von Wieland dem Schmied (Museum in Köln), Christus in der Einsamkeit (1896), Christus und seine Mutter (1899), der Hüter des Paradieses und die Genrebilder: Arbeitslos, Letzte Sonne, Im Garten und In den Dünen, in denen er sich dem Naturalismus anschloß. Außerdem hat er zahlreiche Aquarelle u. Illustrationen für Zeitschriften geliefert.

Groom (engl., von grim), Keitnackt; auch Titel mehrerer hoher englischer Hofbeamten: g. of the chamber, g. of the robes.

Groos, Karl, Philosoph, geb. 10. Sept. 1861 in Heidelberg, wo er auch studierte, habilitierte sich 1889 als Privatdozent der Philosophie in Gießen, wurde 1892 daselbst zum außerordentlichen Professor ernannt und folgte 1898 einem Ruf als ordentlicher Professor nach Basel, von wo er 1901 nach Gießen zurückgerufen wurde. Seine hauptsächlich schriftstellerische Tätigkeit liegt auf dem Gebiete der Ästhetik, die er von der Metaphysik trennt und auf Psychologie aufbaut. Nach ihm greift das ästhetisch Wertvolle über das Schöne hinaus; Johann betont er besonders den Begriff des Spielers der innern Nachahmung. Der ästhetische Genuß hat zum Gegenstand eben dieses Spiel, d. h. unsere Tätigkeit. Veröffentlicht hat G.: »Die reine Vernunftwissenschaft. Systematische Darstellung von Schellings rationaler oder negativer Philosophie« (Freib. 1889); »Einleitung in die Ästhetik« (Gießen 1892); »Die Spiele der Tiere« (Jena 1896) und »Die Spiele der Menschen« (das. 1899); »Der ästhetische Genuß« (Gießen 1902); »Das Seelenleben des Kindes« (Berl. 1904).

Groot (Groote), 1) Geert, lat. Gerhardus magnus, der Begründer des Vereins der »Brüder des gemeinsamen Lebens« (s. d.), geb. 1340 in Deventer, überließ sich als Kanonikus zu Utrecht und nachdem einem üppigen Leben, bis eine schwere Krankheit ihn 1374 bestimmte, seine Güter zu verkaufen und in seiner Vaterstadt im Kartäuserkloster Rönmit-

huizen ein zurückgezogenes, enthaltames Leben zu führen. Später predigte er in verschiedenen Städten Hollands und gründete mit Florenz Radewijns in Deventer den oben genannten Verein. Er starb, ein Opfer der Krenschmiede, 20. Aug. 1384. Vgl. Bähring, Gerhard G. und Florentinus (Damb. 1849); Bonet Laury, Gérard de Groote, un précurseur de la réforme au XIV. siècle (Par. 1878); R. G. r u d e, Gerh. G. und seine Stiftungen (Köln 1883); Schö n g e n, Die Schule von Zwolle von ihren Anfängen bis zu dem Auftreten des Humanismus (Freiburg i. Schweiz 1898).

2) Hugo und Pieter de, s. Grotius.

Groote Ghlandt, zum Rorderritorium des Staates Südaustralien gehörige Küstengebiet, unbewohnte Insel an der Westseite des Carpenariagolfes, 4000 qkm groß.

Großfontein, Distrikthauptort im NO. von Deutsch-Südwestafrika, an der Quelle eines rechten Zuflusses zum Omurambu Namakof in fruchtbarer Gegend, mit 170 Einw., davon 21 Deutsche. Hier hatten sich 1885 Buren aus Transvaal niedergelassen, um einen Freistaat Upingtonia zu gründen, die sich aber 1888 unter deutschen Saug stellten.

Gröppeligen, früher selbständiger Ort, seit 1902 Bremen eingeheilt.

Gropius, 1) Karl Wilhelm, Maler, geb. 4. April 1793 in Braunschweig, gest. 20. Febr. 1870 in Berlin, kam schon als Kind nach Berlin und malte für die Ausstellung seines Vaters, der eine Maschinenfabrik besaß, kleine Dekorationen, zu denen Schinkel öfters die Ideen angab, und deren Ausführung er auch übernahm. Später bereiste G. Deutschland und die Schweiz und besuchte mehrere Male Paris, um sich mit der Einrichtung des Dioramas von Daguerre und Bouton bekannt zu machen. Am 20. Okt. 1827 eröffnete er in Berlin ein Diorama, mit dem er eine permanente Gemäldeausstellung verband. Schon 1822 war er zum ordentlichen Mitglied der Kunstakademie ernannt worden. Er war bis 1868 Dekorationsmaler und Inspektor des königlichen Schauspielhauses. G. ist nicht nur als Begründer der Dekorationsmalerei in künstlerischem Sinne, sondern auch als ein Hauptrepräsentant des Berliner Stiles für die Berliner Lokalgeschichte von Bedeutung. Ein großer Teil der Büge, Schnurren, Karikaturen, die vor 1848 in fliegenden Blättern und Festen eine Art Selbstberühmtheit erlangten, stammen von G. — Sein Sohn, Paul G., geb. 1. Sept. 1821 in Berlin, gest. daselbst 1. März 1888, Schüler seines Vaters, war ebenfalls als Dekorationsmaler, von 1868—81, für das königliche Theater tätig.

2) Karl, Architekt, Better des vorigen, geb. 11. Aug. 1824 in Berlin, gest. daselbst 13. Dez. 1880, besuchte das Gewerbeinstitut, erhielt schon als Knabe persönliche Anregungen durch Schinkel und lernte von Böttcher, dem Verfasser der »Leitoni der Hellenen«, das Wesen griechischer Form verstehen und auch auf die Verhältnisse seiner Zeit, s. v. auf den Eisenbau, anwenden. Er erprobte seine Kraft zunächst an Berliner Wohnhäusern und Villen, in denen er die Strenge des eklektischen Stils zu einer gefälligen, heitern Harmonie herabmilderte. In Oberswalde baute er die Irrenanstalt, außerdem zahlreiche Häuser und Landhuse. Seit 1865 mit dem Architekten Schmiedem verbunden, baute er die Irrenanstalten in Altdenburg und Jena, mehrere Garnisonkasernen, das städtische Krankenhaus in Wiesbaden und das städtische Krankenhaus in Berlin, letzteres eine Anstalt nach dem Ba-

villonshystem, die Universität Kiel, das Reichsbankgebäude in Erfurt, das Reichspostgebäude in Kassel, die Kunstschule in Berlin, deren Direktor er seit 1869 war, und das Kunstgeseamuseum in Berlin (s. Tafel »Berliner Bauten I., Fig. 3), sein letztes Werk. Das von ihm mit Schmieden entworfene neue Gewandhaus in Leipzig (s. Tafel »Leipziger Bauten«) wurde erst nach seinem Tod ausgeführt (1882—84). In den früheren Arbeiten etwas spröde, drang er immer mehr zu einem echten Klassizismus durch. Im Privatbau hat er z. T. neue Wege bestritten. Er ging hier namentlich darauf aus, mehrstöckige Gebäude als ein Ganzes zu behandeln.

Groppe, s. Jodel wie Kaulkopf.

Gros, Zählmaß in Dänemark und den Niederlanden, s. Jodel wie Gros (s. d.).

Gros (fr. *gr.*), a) früher franz. Bezeichnung der Drachme (*Dragme*) für den Kleinhandel = 3,33 g und bis Ende 1839 im erlaubten Gewicht $\frac{1}{4}$ der Once; b) sehr kleine franz. Goldmünze (g. *royal*), 1285—1322 zu 27 $\frac{1}{2}$ Gold *tournois* = 17,338 M., später Royal genannt. Hauptstück c) franz. Silbermünzen, von denen der Lilien *groschen* (g. *à la fleur de lys*) und der Kronen *groschen* (g. *à la couronne*) besonders schön geprägt waren; die älteste war der G. *tournois*, 1226—85 von 4,1 g zu 12 Deniers = 74 Pfennig (mit 12 Riten im Doppelbogen als Einfassung der Rückseite), lange maßgebend bis nach Westfalen hin, dann verdrängt und zuletzt bis 1515 als G. schlecht hin = 16,2 Pf. der Talerswährung.

Gros (franz., *fr. gr.*, weibl. *grosso*), groß, stark; Hauptmaße, daher Hauptteil eines Heeres ohne Avantgarde, Artillerie und sonstige Entsendungen; auch Hauptmaße einzelner Heeresteile, der Borsposten u. G. mit einem Zunamen heißen ferner viele seidene, auch halbseidene Gewebe, besonders die dichtesten tafelförmigen mit zweifarbiger Kette und zwei- bis sechs-farbiger Schuß; sie sind z. T. sehr stark im Faden und zeigen deshalb eine Art regelmäßiger Körnung auf der Oberfläche oder erscheinen gerippt, wenn diese mit dünnen Fäden wechseln; dahin gehören z. B. G. der Berlin, G. de Naples, G. de Tours, G. d'Orléans, G. grain (starker Lyoner Seidenstoff) u., während G. *linon* ordinäre gestreifte Futtergaze ist. G. de Londres ist ein Halbseidenstoff mit 76 Ketten- und 27 Schußfäden auf 1 cm Kette, Schuß Baumwolle. — Jrrtümliche Schreibweise für »Grosch« (franz. *grosche*). s. d.

Gros (fr. *gr.*), Antoine Jean, Baron, franz. Maler, geb. 16. März 1771 in Paris, gest. 27. Juni 1835, Sohn eines Miniaturmalers, trat 1785 in die Schule Davids, ging 1798 nach Italien, wo er künstlerisch sein Dasein fristete, bis er 1796 in Genua der Gemächten Bonapartes und durch diese dem letztern bekannt wurde. Zu seinem ersten größern Bild wählte er die Szene aus der Brücke von Arcore, wie Bonapartes mit der Fahne in der Hand seinen Grenadiere voran den feindlichen Geschüßentgegenführt. Durch dieses Bild erwarb sich G. die Gunst Bonapartes. 1801 nach Paris zurückgekehrt machte er dort Bonapartes Besuch bei den Pestkranken in Jaffa (1804, im Louvre), ein meisterhaft komponiertes und ausgeführtes Gemälde, das in seiner realistischen Behandlung des Motivs als Vorläufer der coloristisch-romantischen Richtung zu betrachten ist. 1806 folgten die Schlacht bei Austerlitz und 1808 Napoleon auf dem Schlachtfeld von Eylau (Paris, Louvre), Bilder, in denen sich G. als vollstimmlicher Maler zeigt, da die kriegerische Begeisterung der Nation sich darin wider-

spiegelt. In dieselbe Zeit gehören: Bonaparte bei den Pyramiden, die Schlacht bei Bagram, die Einnahme von Madrid, die aber alle mehr schmeicheleische Glorifikationen eines sieggedröhten Herrschers als Ausflüsse patriotischer Erhebung sind. Nach der Niederlage der Bourbonen suchte er andre Stoffe wählen, bei deren Auswahl und Behandlung er sich von den Willkür des Hofes leiten ließ. Dierher gehören: Karl V. und Franz I. in der Gruft von St. Denis, vom Künstler selbst *»bonquet«* genannt und wirklich durch Kolorit u. Charakteristik hervorragend (Paris, Louvre), die Abreise Ludwigs XVIII. nach Gent (20. März 1815, Museum zu Versailles) und die Einschiffung der Herzogin von Angoulême im Hafen von Bordeaux (2. April 1815). Großartiger sind seine Malereien in der Kuppel des Pantheon, die, 1824 vollendet, ihm die Würde eines Barons eintrugen. Er stellte hier die heilige Genoveva als Beschützerin des französischen Thrones und dessen Hauptpräsidenten, Chätobriand, Karl d. Gr., Ludwig den Heiligen und Ludwig XVIII., der Patronin huldigend, dar. G. hatte sich ebenso schnell die Gunst der Bourbonen wie die Napoleons I. zu verschaffen gewußt. Seit 1816 ward er rasch nach einander Mitglied des Instituts, Rat der königlichen Museen, Professor an der Ecole des beaux-arts und 1828 Offizier des Ordens der Ehrenlegion. Zuletzt lehrte er, durch einen falschen Ratschlag Davids verführt, wieder zu der alabemisch-klassizistischen Richtung zurück, doch wurden seine Gemälde dieser Art: Ariadne auf Naxos, Gerhul und Diomedes (im Museum zu Toulouse), Alcis und Galathea u. a. von der öffentlichen Meinung verworfen. Der Künstler verfiel deshalb in Schwermut und ertränkte sich in der Seine. G. hat zahlreiche Schüler gebildet. Er war einer der hervorragenden Historienmaler Frankreichs, ausgezeichnet durch Reichtum der Phantasie, große Kraft des Ausdrucks und dramatische Bewegung, namentlich aber bedenklich als Vermittler zwischen der klassizistischen und der romantischen Schule. Vgl. J. B. Delestre, G., sa vie et ses ouvrages (2. Aufl., Par. 1847); J. Tripier le Franc, Histoire de la vie et de la mort du baron G. (Par. 1840); G. Dargenty, Le baron G. (Par. 1887); Graul in Dörmes »Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts« (Leipz. 1885).

Groschel, Villonmünze aus zweifachem Silber zu 3 Denar für Preussisch-Schlesien, ähnlich Groschen zu 3 Schilling für Kurland 1764—1806 geprägt, jene auch in Doppeltstücken (Zweifergroschel); von erstern gingen 120 auf den Taler, von den Groschen 30 auf den Gulden. 1808 wurden beide um ein Drittel und 1811 noch um ein Siebenel im Werte herabgesetzt.

Groschen, deutsche Silbermünzen von Einführung der Reichswährung, ursprünglich hieß im Gegenatz zu den Hohl Münzen. Die ersten G. (Prager G. mit der Krone, rüchseitig dem Löwen) ließ Benzil II. 1300 in Rutenberg nach Art des Gros Tournais prägen; es gingen anfangs 60 (ein »Schod«) böhmische G. von 16lötigem Silber auf die Gewichtsmark, doch verminderte sich der Wert = 65,6 Pfennig der Talerswährung schon in Böhmen bald beträchtlich. Um 1340 in Köln, massenhaft aber in der Markgrafschaft Weissen (mit Blumenkrenz in Einfassung, auf der Rückseite grossus March Mysensis mit dem Löwen, s. Tafel »Münzen IV., Fig. 6) nachgeprägt, fanden sie als $\frac{1}{10}$ Gulden im 15. Jahrh. allgemeine Verbreitung und erhielten teils nach ihrem Aussehen, teils nach ihrer Wertabzeichnung u. verschiedenen Namen: z. B. Engel- (um 1510, s. Tafel »Münzen IV., Fig. 6), Fürsten-, Kaiser-, Ra-

rien, Spitz, Beißgroßchen; Sammlungen von Silbermünzen unterhalb eines halben Guldens nannte man Großenkabinette. (S. Tafel »Münzen III., Fig. 15: G. von Waden 1492; »IV., Fig. 6: Weigner G. um 1430, und Fig. 4: Dreigroschen des Herzogs Albrecht von Preußen 1525—68.) Aus den Ländern mit Guldenwährung verschwand der Name größenteils, bezeichnete dagegen allgemein in den Ländern mit Talerwährung $\frac{1}{10}$ und zuletzt $\frac{1}{100}$ Taler, in den einstmals unter polnischer Herrschaft gestandenen $\frac{1}{100}$ Gulden; die erstgenannten hießen später gute Groschen (ggr.) zum Unterschiede von den geringeren Silbergroßchen. Preußen prägte aus der Münzmark von 233,855 g feinen Silbers nach dem Edikt vom 29. März 1764 als Kurantmünzen des 14-Talerfußes: $\frac{1}{10}$ Taler aus 8 $\frac{1}{2}$ lötigem, $\frac{1}{100}$ Taler aus 6 lötigem Silber, als Scheidemünzen: $\frac{1}{100}$ Taler aus 5- und seit 1772 aus 3 $\frac{1}{2}$ lötigem, halbe G. aus 2 $\frac{1}{2}$ lötigem, Viertelgroßchen (märkische Dreier) aus 2 lötigem und $\frac{1}{10}$ G. (märkische Pfennig) aus $\frac{1}{10}$ lötigem Silber. Ein Edikt vom 13. Dez. 1811 setzte den Reichstaler auf 28 G. fogen. guter oder 42 Großchenstücke Nominalmünze heraus und bahnete keine Teilung in 30 G. an; am 28. Juni 1843 wurde die Umwandlung der Zwölftelstücke in Scheidemünze verordnet und durch das Münzgesetz vom 4. Mai 1857 die Ausprägung des $\frac{1}{100}$ Talers (5 Silbergroßchen) zu 180 Stück auf das Pfund von 500 g fein mit 520 Tausendteilen Silber bestimmt. Ähnliche Umwandlungen haben andre Staaten gemäß den Münzkonventionen vom 30. Juli 1838 und 24. Jan. 1857 durchgemacht; in den meisten hatte vorher der Konventionsfuß von 1763 für die Kurantmünzen gegolten. Im 19. Jahrh. bestand als solche vorzugsweise das Stück zu 4 G., 80 eine feine Mark, nach den Konventionsfuß = 52,618 Pf.; es wurde in Braunschweig 9, in Sachsen 10, 8 $\frac{1}{2}$, in Hannover, Kurhessen und Westfalen 8 lötig geprägt, aber in Lippe 1760—65 und Hessen 1821—31 unterwerflich, während es nach dem 14-Talerfuß 50,118 und (5 Silbergroßchen) nach dem 30-Talerfuß 50 Pf. wert war. Das Stück zu 2 guten G. gehörte den Kurantmünzen an und wurde 1834—57 in Hannover 8 $\frac{1}{2}$, vorher wie in den meisten Konventionsstaaten 7 lötig geprägt, war jedoch jenen unterwerflich. Das Großchenstück münzten bis gegen 1838 Sachsen, Gotha und Anhalt 5 $\frac{1}{2}$ und Braunschweig 6 lötig noch zum vollen Werte aus; sonst war es Scheidemünze. Die halben G. verhielten sich meistens entsprechend, hatten aber geringern Wert. Sachsen prägte auch Stücke von 8 Pfennig 4 lötig = 5,84 Pf. der Reichswährung.

Groschenkabinett, f. Großchen.

Groschowitz, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Oppeln, an der Oder, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Krieg-Oderberg, Szepienowitz-G. und Oppeln-Borsigwerf, hat eine kath. Kirche, Zementfabrikation und (1900) 2373 Einw.

Grosnaja (Grosnyj), Hauptst. d. gleichnamigen Bezirks (8473 qkm mit (1897) 227,648 Einwo.) in der russisch-kaukasischen Provinz Tereh, am linken Zuhajbauf, 1819 als einer der vielen festen Plätze zur Bewachung der kaukasischen Linie angelegt, an der Bahn Bealan-Terowul, mit Petroleumraffinerien für die nahen Erdölquellen und (1897) 15,599 Einw.

Gros Romain (fr. *gr. romain*), f. Schriftarten.

Grosß (franz. *grosso*, ital. *grossa*, engl. *gross*, span. *gruesa*, port. *grosa*), Maßmaß = 12 Dupend; auch kommt in England ein »großes G.« = 12 G. vor.

Grosz (fr. *grosz*), der polnische Groschen von $\frac{1}{100}$ Gulden bis 1842 und außer Kurs Ende 1851; seit

1832 in Kupfer (daher Kupfergroschen) 0,142 g schwer, auch dreifach. Stücke von 10 Grosz in Silbermisch aus 1787—94 wurden = 16,77 Pf. der Talerwährung begeben, dann zu 5 G. feil 1815 nur noch = 5,08 Pf. und doppelte entsprechend geprägt.

Grosß, Vorsätze für alle Teile der Tafelung des Großmaites, s. D. Großmair, Großprobe 10.

Grosß, 1) Rudolf G. adriel, Freiherr von, Jurist und Staatsmann, geb. 28. Okt. 1822 in Weimar, wurde 1867 zum Rat beim Oberappellationsgericht Jena ernannt und 1871 in das weimarische Staatsministerium berufen, dessen Vorsitz er 1890 als Staats- und Justizminister übernahm. 1899 trat er in den Ruhestand. 1858—62 gab er die Zeitschrift »Die Strafrechtspflege in Deutschland« heraus.

2) Heinrich, jüd. Theolog und Literaturhistoriker, geb. 6. Nov. 1835 in Sienig (Ungarn), besuchte nach talmdubischer Vorbildung in seiner Heimat und nach Absolvierung des Gymnasiums in Troppau seit 1861 das Kabbinnerseminar und die Universität in Breslau. Er promovierte auf Grund der Preiskrift »Über den Begriff der Materie bei Leibniz« in Halle, wurde 1869 Kabbinner in Grosß-Strehlitz, 1875 in Augsburg. Von seinen größtem Arbeiten in jüdischen Schriften sind bemerkenswert: »Abraham ben Jaf al Narbonne«, »Naron hafofen und sein Ritualwerk Erchat ha-jam«, »Jaf ben Moise aus Wien«, »Geschichte der Juden in Arless«, »Giefer den Joel halewis«, »Etude sur Simson den Abraham de Sens«, »Der Humanismus in Augsburg«, mehrere auf Augsburgs Literatur und Geschichte bezügliche Abhandlungen u. a. Sein Hauptwerk ist eine quellenmäßige Darstellung der jüdisch-französischen Geschichte und Literatur: »Gallia Judaica. Dictionnaire géographique de la France« (aus der Handschrift überf. von R. Bloch, Bar. 1897, Veröffentlichung der Société des études juives).

3) Hans, Kriminalist, geb. 26. Dez. 1847 in Graz, war seit 1869 am Grazer Landesstrafgericht im Vorbereitungsdienst, Staatsanwalt und Richterdienst tätig und wurde 1899 ordentlicher Professor an der Universität in Czernowitz, 1902 an der deutschen Universität in Prag. Er ist der wissenschaftliche Begründer der Kriminalistik, Schöpfer der Kriminalmuseen zu Unterrichtszwecken für Kriminalisten, deren erstes er in Graz errichtete, und schrieb: »Entwurf einer Rechtsentwicklung« (Graz 1873); »Über die Ehrenfolgen bei jurafredlichen Verurteilungen« (daf. 1874); »Die Entscheidung des obersten Gerichtshofes und Kassationshofes über den 3. 1899 des Strafgesetzes, 1850—1878« (Wien 1890); »Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik« (Graz 1893; 4. Aufl., Wlnd. 1904; bisher in sieben Sprachen überf.); »Lehrbuch für den Ausforschungsbienst der Genbarmerie« (2. Aufl., Graz 1895); »Kriminalpsychologie« (daf. 1898); »Gauernwörterbuch« nach G. Karmadr (Leipz. 1899); »Gauernwörterbuch der Freistädter Handschriften« (daf. 1899); »Enzyklopädie der Kriminalistik« (daf. 1900); »Kriminalstrafrecht« (Berl. 1901); »Gesammelte kriminalistische Aufsätze« (Leipz. 1902); »Die Erforschung des Sachverhalts strafbarer Handlungen« (Wlnd. 1902). Seit 1898 gibt er das »Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik« (Leipz.) heraus.

4) Ferdinand, Heililetonist, geb. 8. April 1849 in Wien, geht. daselbst 21. Dez. 1900, trat sehr früh an die Öffentlichkeit und errang 1877 bei der vom Berliner literarischen Zentralbureau ausgeschriebenen Konkurrenz für das beste Heilileton mit seiner Arbeit

»Literarische Zukunftsmusik« den ersten Preis. 1879 ging er als Redakteur des Heftulettons der »Frankfurter Zeitung« nach Frankfurt a. M., kehrte aber 1881 nach Wien zurück; seit 1891 gehörte er der Redaktion des Wiener »Fremdenblattes« an. Seine kleinen Skizzen und Studien vereinigte er in zahlreichen Sammlungen: »Kleine Skizzen« (Bresl. 1878), »Über- ammergauer Passionsbrünze« (daf. 1880, neue Aufl. 1890), »Nüchtern und süchtig« (Leipzig, 1880), »Mit dem Bleistift« (Bresl. 1881), »Heut und gestern« (Wien 1883), »Aus der Bühleret« (daf. 1883), »Blätter im Winde« (daf. 1884, 2. Aufl. 1888), »Aus meinem Wiener Winkel« (Leipzig, 1885), »Literarische Novellen« (Berl. 1887), »Goethes Bericht in Frankreich« (Leipzig, 1888), »Zum Nachschiff« (daf. 1889), »Was die Bühleret erzählt« (daf. 1889), »Im Vorbeigehen« (daf. 1892), »Ungebunden« (Wien 1895), »In Zügen und Lächeln« (Stuttg. 1898), »Von der leichten Seite« (Leipzig, 1900) u. a. Wie in diesen Schriften, ist er auch in seinen »Gedichten« (Leipzig, 1890), »Liebfern aus dem Gebirge« (Wien 1885) und »Augenbildsbildern« (daf. 1895) ein anmutiger Plauderer mit fein ironischem Humor. Für die Bühne schrieb er unter anderem die Lustspiele: »Die neuen Journalisten« (mit Max Nordau, Leipzig, 1890) und »Der erste Brief« (Wien 1883).

5) Gustav, österreich. Politiker, geb. 12. Juni 1856 in Neudenberg, st. 1877 – 81 im Staatsverwaltungsdiens und wurde außerordentlicher Professor für Nationalökonomie an der Wiener Universität. Seit 1889 vertritt er die Stadt Jgla u im Reichsrat, seit 1902 im mährischen Landtag. G. gehört dem Vorstand der deutschen Fortschrittspartei an. Er schrieb: • Die Staatsubventionen für Privatbahnen. (Wien 1882); • Die Lehre vom Unternehmerr Gewinn. (Leipz. 1884); • Karl Marx, eine Studie. (dts. 1885); • Wirtschaftsfarmen und Wirtschaftserzwingen. (dts. 1888).

Groß, genannt von **Edwarzhoff**, Julius von, preuß. General, geb. 7. Sept. 1850 in Radeburg, gest. 17. April 1901 in Peking, nahm am Kriege gegen Frankreich 1870—71 teil, kam 1881 in den Generalstab, war 1885—87 Militärattaché in Paris, ward 1888 Major und Generalstabschef im 10. Korps zu Hannover, 1894 Oberstleutnant und Chef des Generalstabs des 13. (württembergischen) Armeekorps, 1897 Oberst und Kommandeur des 94. Regiments in Weimar. 1899 nahm er als deutscher Militärbevollmächtigter an der Friedenskonferenz in Haag teil, wurde im April 1900 Generalmajor und Kommandeur der 33. Infanteriebrigade in Altona, im Sommer d. J. Kommandeur der 1. japanischen Infanteriebrigade und Chef des Generalstabs beim Unruhebataillon in Ostafrika, verunglückte aber tödlich beim Brande des zum Feldmarschall Grafen Bollersee bewohnten Alarms des Kaiserpalastes zu Peking.

Größadmiral, f. Admiral.

Грофадмиралstab, f. Маршалоўітob.

Gröbalmirabe, Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Ziegenhansen, am Fußabzug und an der Staatsbahnlinie Balzurg-Gr., 361 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Braunkohlengruben, bedeutende Tongruben, Schamottefabrikation, Fabrikation von Graphitgeschloßriegeln und andern Tonwaren, Ultramarin u. Schneidekreide und (1900) 3010 Einw. Raabes nördlich liegt der Wilstein (640 m) mit Aussichtsturm, südwestlich der Hirschberg (641 m) und südlich der Weigener (j. d.). Gr. erhielt 1775 Stadtrecht.

Орбита́льщик, *с. Шиповник*.

Grosz-Mölschen, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Ballenstedt, in einer Exklave im preuß. Kreis Oker-Mölschen, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Zuckerrfabrik und (1900) 1524 Einw. G. wurde 1703 zur Stadt erhoben.

Brohamme, f. Generationswechsel.

Groß-Rubem, Flecken im preuß. Regbez. Rassel, Landkreis Danow, am Main und an der Kreutzsch-Deßlins Staatsbahnlinie Frankfurt a. M. - Aachenburg, 107 m ü. M., hat eine kath. Kirche, Eisenhütte, Zigarettenfabriken, Holzschneiderei, eine Porzellanfabrik und (1900) 4245 meist lath. Einwohner. In der Höhe liegt eine königliche Pulverfabrik.

Großhandelsverkehr ist diejenige Art von Handel, zu dem jemand (Aventurier) durch den Groß- oder Feinvertrieb (z. B. Wollwaren) ein Kapital unter der Bedingung erborgt, daß er es, wenn das Unternehmen mißlingt, nicht zurückzahlen braucht, und dafür Waren kauft, um solche an überflüssigen Wägen den Konsumenten zu verkaufen. Der G. beschränkt sich auf solche Länder, in denen der Verkehr in kleinen Mengen an die Verbraucher besondere Vorteile gewährt, wie in manchen Theilen Ostindiens und der Levante, China etc. Heute hat er nur noch wenig Bedeutung.

Groß-Batanga, Küstenplatz im südlichen Teil der deutsch-westafrican. Kolonie Kamerun, besteht aus den Dörfern Dupata und Vongoheli, hat eine evang. Mission und 6 Katakereen. Der Ort ist verhältnismäßig gesund, an der Küste steht eine starke Brandung, die Boornnonnampfer laufen den Platz zweimal im Monat an. Die Batangaleute, die nur Hiegen, Schweine und Geflügel halten, treiben fast ausschließlich Elfenbeinhandel.

Groß-Deeseretz (ungar. Nagy-B., (syn. németek)), Stadt mit großemlein Raglitz, Sitz des ungar. Komitats Tordalma, Anstapnump der Bohnlinien Großfinda-G., G.-Jambolto und G.-Poncsova, an der Bego (mit schöner Brücke), hat 6 Kirchen und (1901) 26.407 Einw. (darunter 9000 Magyaren und je 8000 Deutsche und Serben, der Religion nach Römisch-Katholische und Griechisch-Orientalische), die Acker- und Weinbau, Seidenroupenzucht, Fischfang und lebhaften Getreide- und Viehhandel betreiben. In G. ist ein Hausindustrieverein, eine Teppichfabrik und eine Wutter-Bewerkschäfte, ferner ein Marien-Obergymnasium, ein schönes Theater, eine Kaltwasserschellanstalt, eine österreichisch-ungarische Bankfiliale. Es ist Sitz eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion und eines Tabakmonopolamtes.

Großbeeren, Dorf und Rittergut im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, Kreis Teltow, an der Staatsbahnlinie Berlin-Weisenfels, hat eine evang. Kirche, ein Arbeiterhaus (Neu-Beeren), Rieffelsfeld für die Berliner Kanonikalien und (1909) 1886 Eimo. Der Ort ist denkwürdig durch den Sieg der Mächte über die Franzosen 23. Aug. 1813. Nach Ablauf des Bismarckstiftes (s. Deutscher Befreiungskrieg, S. 726) wollte Napoleon Berlin mit den drei Korps Verbrand, Regnier und Lubint unter dem Oberbefehl des letztern erobern. Die Armee, 70,000 Mann stark, meist Rheinbundstrappen, überschritt die preussische Grenze bei Ludau und kam 21. Aug. 22 km vor Berlin. Dieses wurde durch die Nordarmee unter Bernadotte gestoppt: die Schweden standen bei Charlottenburg, die Russen bei Spandau, die Preussen teils in, teils südlich von Berlin. Als Lubint 22. Aug. noch befestigt Gedeckt Treppin besetzt und die Ruhe überschritten hatte, wollte Bernadotte das

linke Spreizer räumen, aber Bülow weigerte sich, Berlin preiszugeben, und Bernadotte mußte sich zur Schlacht bequemen, gab aber die ungeduldig erwarteten Befehle dazu nicht aus. So traf der Feind die preussischen Abteilungen in veretzelter Stellung. Den ersten Angriff hielt Tauenzien in Blankenfelde trotz feindlicher Übermacht mit Erfolg aus. Bülow, dessen Vorhut schon von Weynier zurückgeworfen war, ging mit seinen vier Brigaden trotz Bernadottes Befehl, sich auf die Tempelhofer Höhen zurückzuziehen, von Demersdorf unter strömendem Regen gegen G. vor, griff im Sturm gegen 6 Uhr abends das Dorf an und eroberte es mit Bajonett und Kolben trotz tapferer Gegenwehr der Sachsen. Die Reiterei konnte den durch die Nacht gedeckten Rückzug der Franzosen nicht aufhalten, die 3–4000 Mann, darunter 1500 Gefangene, verloren. 14 Kanonen und 2000 Gewehre fielen in die Hände der Sieger, die ihren Verlust auf 150 Tote und 900 Verwundete berechneten. Bei G. bestand die Landwehr ihre erste Probe, die Rettung von Berlin war die kostbare Preis dieses ersten Sieges im Freiheitskampf. Zum Andenken an die Schlacht ließ Friedrich Wilhelm III. bei G. einen 6 m hohen eisernen Obelisk errichten. Vgl. Pallmann, Die Schlacht bei G. (Berl. 1873).

Großbekleidungsstücke, i. Bekleidung.

Großbetrieb nennt man, im Gegensatz zum Kleinbetrieb, denjenigen wirtschaftlichen Betrieb, der über eine große Menge von Kräften und Mitteln verfügt, Roh- und Hilfsstoffe in großen Massen zu beschaffen, zur Produktion kostspielige und ergebnisse Hilsmittel zu verwenden und ein größeres Markgebiet zu versorgen vermag. In manchen Zweigen der Volkswirtschaft (Transportwesen, Versicherungswesen, verschiedene Banken) ist er durch die Natur der Sache geboten; in andern hat er zwar durch seine Überlegenheit den Kleinbetrieb auf verschiedenen Gebieten verdrängt, doch kann dieser teils neben ihm bestehen, teils auch selbst leistungsfähiger sein als der G. über G. im Gewerdesystem i. Gewerbebetrieb, über G. in der Landwirtschaft i. Landgut, und im Handel i. Handel. Vgl. v. Schulze-Gävernitz, Der G., ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt (Leipz. 1892).

Großbieberan, Mieden in der hess. Provinz Starenburg, Kreis Dieburg, an der Gersprenz und der Eisenbahn Reinheim-Reichelsheim, hat eine evang. Kirche, Synagoge, höhere Bürgerschule, Oberförsterei, Weidut, Spielwaren-, Feuerwerksmaschinen- und Gradbenkmalfabrikation, Bierbrauerei, Spennitdrücke und (1900) 1659 Einn. In der Nähe auf einem Feste steht das großherzogliche Schloß Lichtenberg.

Groß-Bittsch (tschech. Bítovské Věd), Stadt in Mähren, Bezirksh. Großmieseritzsch, mit aller Pfarrkirche, Bezirksgericht, Bierbrauerei, Weberei und (1900) 1949 tschech. Einn. wohnen.

Großblittersdorf, Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Saargemünd, an der Saar und der preuss. Staatsbahnlinie Saarbrücken–Saargemünd, hat eine kath. Kirche und (1900) 2200 Einn.

Großbodungen, Mieden im preuss. Regbez. Erfurt, Kreis Weimars, an der Bode, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Weberei, Dampfbräueri, Dampf-, Mahl- und Schmiede und (1900) 1050 Einn. 1593–1816 gehörte G. zu Schwarzburg-Sondershausen.

Großborkel, Dorf in der Hamburgischen Landherrnschaft der Wermland, hat Rattmindererei und (1900) 2132 Einn.

Großbottwar, Stadt im württemberg. Neckarreis, Oberamt Marbach, an der Bottwar und der

Staatsbahnlinie Marbach-Heildronn, 215 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Schloß, Lateinschule, Weinbau und (1900) 2069 Einn. Vgl. Käßler, Chronik der Stadt G. (Marbach 1861).

Großbreitenbach (Breitenbach), Stadt in der schwarzburg-sondershäuser Oberherrschaft, Landratsamt Wehren, im Thüringer Wald, an der Eisenbahn Jülmann-G., 635 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine kunstgewerbliche Zeiden- und Korbweberlei, 3 Porzellanfabriken, bedeutende Porzellanmalerei, Glasbläse, Zigarren- und Holzspielwarenfabriken und (1900) 2898 Einn.

Großbritannien (Great Britain, hierzu Karte »Großbritannien«), die große, England, Wales und Schottland umfassende Insel, ein Name, der bei der Vereinigung Schottlands mit England zu einem Reich (6. Mai 1707) wieder geltend gemacht wurde, im Gegensatz zu Kleinsbritannien oder der Bretagne (i. d.). G. mit Irland aber bildet seit 1800 das Vereinigte Königreich von G. und Irland (United Kingdom of Great Britain and Ireland), das die gesamten britischen Inseln, ausgenommen die Insel Man, umfaßt. Die statistischen Angaben der folgenden Seiten beziehen sich auf dieses Vereinigte Königreich. Für alle weitem Angaben verweisen wir aber auf die Artikel »England«, »Wales«, »Schottland«, »Irland« und »Man«.

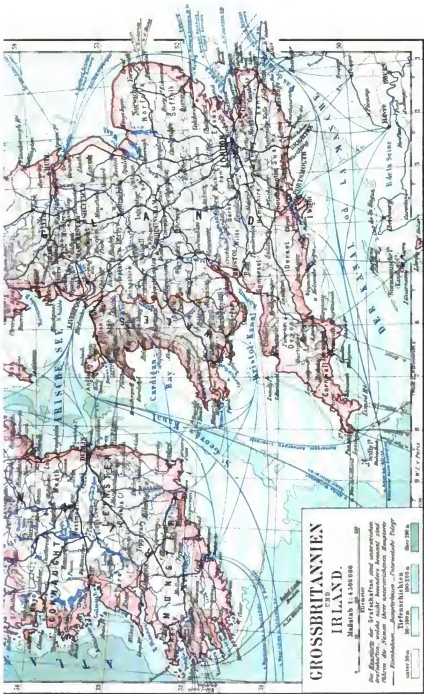
Übersicht des Inhalts.

Karte und Grenzen	S. 362	Nationalversammlung	S. 371
Hauptstadt	363	Staatverfassung	372
Kreis und Bevölkerung	368	Parlament	373
Aus- und Einwanderung	363	Stände, politische Rechte	373
Religion, Bewegung	363	Staatverfassung	374
Religion	364	Rechtspflege	374
Religion	365	Finanzen	375
Erwerbszweig	366	Verkehrsmittel	376
Landwirtschaft	366	Marine	378
Industrie	367	Wappen, Flagge, Orden	380
Verkehr u. Gütemessen	367	Kolonien, Geschichte	381
Industrie	368	Statistische Übersicht	382
Handel	369	Städte	383 u. 388
Schifffahrt	370	Geograph. Literatur	381 u. 389
Verkehrsmittel, Schifffahrt	370	Geschichte	389
Wasser, Dampfschiffe, Kanäle	370	Geschichtsliteratur	418

Karte und Grenzen.

Die Insel G. wird im O. von der Nordsee, im N. vom Atlantischen Ozean depült. Der Kanal (Englisch Channel) trennt sie von Frankreich und ist an seiner schmälsten Stelle, der Straße von Dover (Pas de Calais, Fretum gallicum), nur 33 km breit. Die Irische See (Irish Sea) scheidet G. von Irland, sie verengert sich im St. Georgskanal, im S., und im Nordkanal auf bez. 76 und 15 km. Die Insel G. verjüngt sich von der breiten südlichen Basis, die sich durch neun Längengrade erstreckt, nach N., doch unter wiederholter Verengung und Ausweitung und zwar so, daß sich in seltenem Parallelismus Halbinseln und Meerbusenpaare auf der O- und Westküste entsprechen. Die größte Länge (vom Kap Wrath in Schottland bis zum Beachy Head in Sussex) beträgt 890 km; die größte Breite (von Walböldam in Norfolk bis Wilsfordhaven in Wales) etwa 482 km, die geringste 96 km. Der nördlichste Punkt ist Dunnet Head (58° 41' nördl. Br.), der südlichste Lizard Head (49° 56' nördl. Br.), der westlichste Wrdnamurchan Point (6° 14' westl. L.) und der östlichste Lowestoft Reef (1° 45' östl. L.). Der Küstenumfang der Insel G. beträgt 4749 km, das Meer 218,169 qkm (3964 QM.), wozu noch 11,633 qkm (211 QM.) für 931 Nebeninseln kommen. Von letztern sind die bedeutendsten die Orkney- und Shetlandinseln im N., die Hebriden





GROSSBRITANNIEN UND IRLAND.

Maßstab 1:4 500 000

Städte

Hauptstädte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Städte

Die Grenzen der Grafschaften sind unterbrochen
angegeben, welche nicht besonders hervorgehoben sind
Namen der Städte ihrer untergeordneten Bedeutung
— Eisenbahnen — Hauptstädte — Eisenbahnen

Tiefenmarken

unter 100 m

100-200 m

200-300 m

über 300 m

über 300 m

über 300 m

über 300 m

über 300 m

über 300 m

über 300 m

über 300 m

Meyers Reise-Atlas, 6. Aufl.

Bibliographisches Institut zu Leipzig

Zum Atlas 'Deutschland'

längs der Beſtküſte Schottlands, Angieſen an der Küſte von Wales, die Scilly-Inſeln und die Inſel Wight an der Südküſte Englands.

Höhengeſtaltung.

Die britiſchen Inſeln ſteigen von einem unterſtehenden Plateau an, das mit Frankreich, den Niederlanden und Deutſchland zuſammenhängt, von Norwegen aber durch eine 365 m tiefe Rinne geſchieden wird. Ein Sinken des Meerespiegels um nur 31 m würde eine Landenge zwiſchen England und den Niederlanden entſtehen laſſen; ein weiteres Sinken um 24 m würde genügen, um die ganze Südhälfte der Nordſee und einen Teil des Engliſchen Kanals in trockenes Land zu verwandeln. In einer Entfernung von 150—370 km im W. und NW. der britiſchen Inſeln nimmt die Meerestiefe raſch zu, und zwiſchen der Küſte Irlands und dem Eiland Rockall im Atlantischen Ozean überſteigt ſie 2926 m. — G. zeigt große Mannigfaltigkeit in der Oberflächengeſtalt. Gebirge wechſeln häufig mit wellenförmigen Ebenen ab. Die Gebirge liegen vorwiegend im N. und W. und erreichen ihre bedeutendſte Höhe in der Nähe der Beſtküſten, wo ſie oft ſteil ins Meer abfallen, während ſie ſich in öſtlicher Richtung allmählicher verflachen. Faſt ganz Schottland iſt ein Gebirgs- oder Hügel-land. Die einzige größere Ebene iſt jene, die ſich vom Forth bis zum Elbe erſtreckt und das nordſchottiſche Hochland (mit dem Ben Nevis, 1343 m, dem höchſten Punkte der britiſchen Inſeln) von dem ſüdiſchottiſchen Hügel-land (843 m) trennt. Den Norden Englands, bis Derbyſhire hin, durchzieht rückgratartig die Penniniſche Kette (892 m), die eine Einſattelung mit dem weſtlich gelegenen Cumbrischen Gebirge (984 m) verbindet, während es die Talebene vom Forth von den als Forth Moors und Wolds genannten Höhen ſcheidet. Ganz Wales iſt vom Gebirgen erfüllt, deren Gipfelpunkt der dicht beim Meer anſteigende Snowdon (1094 m) iſt. Auch die jenseit des Britiſchen Kanals gelegene Halbinſel Devon-Cornwall iſt ein maleriſches Hügel-land. Die Gebirgslandschaften Großbritanniens zeichnen ſich durch ihre Heideſtrecken und Torfmoore aus. Nur die niedrigen Gebirge ſind bewaldet. Die Täler aber prangen in ſaftigen Grün und ſind teilweise durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Der größte Teil Englands hat eine wellige Oberfläche, die einestheils in wirkliche Tiefebene übergeht, andernteils ſich zu maleriſchen Hügelzügen erhebt. Über Irland ſ. den beſondern Artikel.

Die größten Flüſſe ſind: Humber, Shannon, Severn, Tyneſe, Barrow, Große Ouse, Bann, Tay, Tweed, Merſey und Elbe; die größten Seen: Lough Erne, Corrib und Ree in Irland und Loch Lomond in Schottland. Über das Weitere hiſſichtlich der Höhengeſtaltung, der geognostiſchen Verhältniſſe, des Klimas, der Meeresküſten, der Flüſſe und Kanäle, der Seen, der Naturprodukte u. Großbritanniens ſ. die einzelnen Artikel »England«, »Schottland«, »Irland« u.

Areal und Bevölkerung.

Landesteile	Quadratmeter	Q.M.	Einwohner		Zu- oder Abnahme in Proz.
			1891	1901	
England u. Wales	151 054	2743,9	29 002 525	32 527 843	12,17
Schottland	78 748	1430,1	4 025 647	4 472 103	11,06
Irland	83 792	1521,7	4 704 750	4 458 775	-5,27
Bereinigt	313 594	5695,7	37 732 922	41 458 721	9,61
Don	588	10,7	55 608	54 758	-1,53
Kanariſchen	190	3,6	92 234	95 841	3,91

Seit der erſten Zählung 1801 hat die Bevölkerung des Vereinigten Königreichs um faſt 161 Proz. zugenommen. Die Zunahme war am bedeutendſten (16,5 Proz.) 1811—21, gleich nach Beendigung der großen europäiſchen Kriege, am geringſten (2,1 Proz.) während der Jahre 1841—51, als Miſsernten in Irland und die Cholera viele Opfer forterbten und Veranlaſſung zu harter Auswanderung gaben. In den letzten Jahrzehnten iſt der Zuwachs vorwiegend den großen Städten und den Fabrikbezirken zugute gekommen. 1891—1901 hat die Bevölkerung in 8 engliſchen (davon 4 in Wales), in 14 ſchottiſchen und in ſämtlichen iriſchen Graſſchaften (ausgenommen Dublin, Antrim und Down) abgenommen.

Ganz weſentlich iſt die Zunahme der Bevölkerung durch die Auswanderung beeinflusst worden. Es wanderten in der Zeit, die zwiſchen den Zählungen von 1891 und 1901 liegt, nicht weniger als 1 742 790 Perſonen britiſcher Abkunft aus (nämlich 1 095 891 Engländer, 185 982 Schotten und 460 917 Iren), wogegen ſich der Überſchuß der Geburten über die Todesfälle während deſſelben Zeitraums auf 4 296 940 belief (England und Wales 3 579 788, Schottland 498 167, Irland 218 985). Da nun aber tatſächlich die Bevölkerung der drei Königreiche um 3 725 799 Seelen zunahm, ſo ergibt ſich ein Kinderluſt durch Auswanderung von 571 141. Dieser Verluſt würde größer geweſen ſein, wenn der Auswanderung nicht eine bedeutende Einwanderung vom kontinentalen Europa und Rückwanderung aus überſeeiſchen Ländern gegenüberstände. Die Einwanderung aus nicht-europäiſchen Ländern belief ſich in den zehn Jahren 1891—1900 auf 1 589 874 Seelen (wovon 1 016 757 Briten). 1815—52 ſind vom Vereinigten Königreich 3 463 596 Perſonen ausgewandert und 1853—1902: 12 685 283, von denen 9 241 897 britiſcher Abkunft waren und 6 048 281 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen. Die Auswanderung in den letzten Jahren war wie folgt:

Jahr	Zu- geſamt	Brit. Abkunft	Nach den Berein. Staaten	Eng- länder	Schot- ten	Iren
1900	298 561	188 825	102 797	102 448	20 472	45 905
1901	302 575	171 715	104 195	111 585	20 920	39 210
1902	306 779	205 662	108 498	137 121	26 265	42 256

Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt in England und Wales 215, in Schottland 56, in Irland 53, im Vereinigten Königreich 132 Perſonen auf das Kilometer. Dem Geſchlecht nach kommen auf den britiſchen Inſeln 1063 Perſonen weiblichen auf 1000 männlichen Geſchlechts. In England zählte man 1901: 1068, in Schottland 1058, in Irland nur 1028 Perſonen weiblichen auf je 1000 Perſonen männlichen Geſchlechts. Dem Zivilſtand nach verteilt ſich die Bevölkerung 1891 (die Zahlen für 1901 ſind noch nicht veröffentlicht) wie folgt (in Prozenten):

Landesteile	Geſamtbevölkerung			über 15 Jahre alt		
	lebzig	ver- heir- telt	ver- wit- tet	lebzig	ver- heir- telt	ver- wit- tet
England u. Wales	männlich 62,09	54,69	3,46	60,47	54,29	5,46
	weiblich 59,24	52,86	7,52	58,06	49,97	11,41
Schottland	männlich 66,24	30,06	3,32	66,97	46,47	5,96
	weiblich 63,14	26,09	7,88	64,29	43,66	11,93
Irland	männlich 69,89	26,46	3,66	54,22	39,61	5,93
	weiblich 64,03	26,23	9,72	47,00	36,30	14,16

Was die Bewegung der Bevölkerung betrifft, ſo geht aus den jährlichen Berichten der Registrars

General hervor, daß in dem Zeitraum 1878—1902 die Zahl der Heiraten (von den ungünstigen Jahren 1885—87 abgesehen) relativ dieselbe geblieben ist, die Geburten und Todesfälle aber sehr abgenommen haben. Irland steht mit 5,68 Heiraten, 22,7 Geburten und 17,4 Todesfällen auf 1000 Einwohner viel ungünstiger als die beiden andern Königreiche. Die Verhältniszahlen (auf 1000 Einwohner) waren:

	1865	1878	1885	1892	1902
Heiraten . .	8,8	7,1	6,8	7,20	7,6
Geburten . .	33,7	33,6	31,3	29,6	28,4
Todesfälle . .	31,9	21,1	18,0	19,0	16,7

Hinsichtlich der körperlichen Gebrechen kommen auf je 1 Mill. Einwohner (1891):

	in England	in Schottland	in Irland
Blind	809	699	1136
Taubstumme . .	469	531	716
Taub	520	138	1
Widdermächtig . .	3358	1254	1328
Jerresimp		2811	3180

Nach der Zählung von 1891 wohnten 20,655,560 Menschen oder 54,5 Proz. der gesamten Bevölkerung des Vereinigten Königreichs in 412 Städten von über 10,000 Einw. und zwar:

In Städten	England und Wales			Schottland			Irland		
	Zahl	Einwohner	Proz. der Bevol.	Zahl	Einwohner	Proz. der Bevol.	Zahl	Einwohner	Proz. der Bevol.
von über 100,000 Einwohnern	38	9169 270	31,6	4	1 200 374	29,8	2	560 951	10,8
„ 50—100 000 „	24	2 610 976	9,6	4	262 180	6,8	1	75 344	1,6
„ 30—50 000 „	120	8 655 025	12,6	8	218 686	5,4	5	143 272	3,6
„ 10—20 000 „	176	2 391 076	8,2	20	303 425	7,8	10	124 981	2,7
Zusammen:	368	17 826 347	61,4	36	1 984 665	49,3	18	844 548	17,9

Die Zählung von 1901 ergab eine Zunahme der Großstädte (über 100,000 Einw.) um 9 (von 30 auf 39), doch entfiel sie auf England allein. Der Prozentsatz der großstädtischen Bevölkerung stieg im Vereinigten Königreich seit 1891 von 28,8 auf 32,9 Proz. (in England 35,3, in Schottland 31,1 und in Irland 16,2 Proz.). Zwischen 50,000 und 100,000 Einw. hatten 1901: 48 Städte (gegen 43 in 1891); die darin wohnende Bevölkerung ist nur von 7,8 auf 8,2 Proz. der Gesamtbevölkerung gestiegen. Immerhin wohnen in G. mehr als zwei Fünftel der Einwohner in Städten mit mehr als 50,000 Einw. Die volkreichsten Städte des Vereinigten Königreichs sind 1901: London, Glasgow, Liverpool, Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield, Dublin, Belfast, Bristol, Edinburgh, Bradford, West Ham, Hull, Nottingham, Salford, Newcastle-upon-Tyne und Leicester.

In betreff der Nationalität der Briten verweisen wir auf die besondern Artikel: »England, Schottland, Irland, Wales, Kan.« und begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß die alten keltischen Sprachen in Wales, in Schottland und im Westen Irlands 1891 noch von 1,844,878 Menschen gesprochen wurden, von denen indes 1,254,983 auch der englischen Sprache mächtig waren. In Wales, wo (1901) noch 280,905 Personen nur keltisch und 648,919 daneben noch Englisch sprachen, scheint sich das Keltische zu halten, in den schottischen Hochlanden und in Irland nimmt es ab. Die Zahl der Ausländer beträgt jetzt etwa 286,900, wovon 135,000 in London wohnen. Gegenwärtig ist eine Bewegung gegen die Einwanderung von unerwünschten Fremden im Gange. Die Zahl der Deutschen beläuft sich 1901 auf etwa 53,000; noch stärker ist die Zahl der Russen (etwa 65,000).

Religion.

Das Vereinigte Königreich erfreut sich des Besizes zweier Staatskirchen, nämlich einer bischöflich-protestantischen Kirche in England (s. Anglikanische Kirche) und einer nüchternen presbyterianischen in Schottland. Irland ist ohne Staatskirche, wohl aber besteht daselbst ein ehemaliger Zweig der bischöflich-englischen Kirche fort. Abtrünnige (Dissenter) von diesen Staatskirchen sind in allen drei Königreichen zahlreich, namentlich in Schottland. Die katholische Kirche ist die herrschende in Irland und hat seit der großen Einwanderung aus Irland auch

in England und Schottland an Boden gewonnen. Politisch sind alle Bürger ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntnis gleichberechtigt (mit Ausnahme etwa der öffentlichen Anekdoten), doch genießen die Staatskirchen die Einkünfte von ihren Kirchengütern. In betreff der Zahl der Anhänger der verschiedenen Konfessionen sind wir mit Ausnahme von Irland auf Schätzungen angewiesen. Danach gab es (in Prozenten der Bevölkerung ausgedrückt):

Anhänger	1901			1901		
	England u. Wales	Schottland	Irland	England u. Wales	Schottland	Irland
der Staatskirche	79,9	47,8	12,6 ¹	70,0	46,0	18,8
der römischen Kirche	4,0	9,0	77,7	5,5	9,7	74,3
Rest	15,5	44,0	10,3	24,5	44,8	12,7

¹ Mitglieder der ehemaligen protestantischen Staatskirche.

Für das Jahr 1901 und für das ganze Reich berechnen wir: 23,7 Mill. Anhänger der protestantisch-bischöflichen Kirche (57,3 Proz.), 2,070,000 Anhänger der schottischen Staatskirche (5 Proz.), 950,000 desgleichen der schottischen »freien« Kirche (2,3 Proz.), 5,350,000 Römisch-Katholische (12,9 Proz.), 188,000 Juden (0,45 Proz.) und 9,165,000 Abergläubige (22,1 Proz.). Zu letztern haben wir alle diejenigen gezählt, denen die Zivilehre genügt.

Über die Anzahl der Geistlichen v. gibt der Zensus vom Jahr 1891 einigen Aufschluß. Es gab damals:

Geistlichkeit	England u. Wales	Schottland	Irland
Priester der bischöflich-protestantischen Kirche	24 232	324	1 734
Priester und Mönche der römischen Kirche	2611	409	4 368
Protestantische Geistliche	10 057	4229	1 036
Wissensleute, Bibellehrer, Wanderprediger	5 119	679	287
Nonnen	4 678	306	6 642
Kirchenklerik	6 070	877	564
Zusammen:	52 667	6818	14 631
Prozent der Bevölkerung	0,18	0,17	0,31

Von weiblichen Personen sind außerdem im Kirchendienst 4674 als Missionarinnen (meist in England) und 2190 als Bedienstete beschäftigt. Weiteres s. unter den einzelnen Königreichen.

Bildung.

Die Aufsicht über das Volks-, höhere und technische Schulfwesen hat in England-Bales der Unterrichts-
rat (Board of education, seit 1900), in Schottland
und Irland besondere Regierungsbearbeitungen. Für
elementare Schulbildung ist durch die Unterrichts-
gesetze von 1870, 1876 und 1880 in ausgiebiger
Weise gesorgt, während Irland schon seit längerer
Zeit sich eines vom Staat geleiteten Schulfwesens
erfreut hat. Grundlag ist, daß in allen Fällen, in
denen die von Gemeinlichkeiten und Privaten ein-
gerichteten Schulen dem Bedürfnis nicht entsprechen,
die Gemeinde einzutreten hat, und daß der Staat
sämtlichen Schulen, die seinen Ansprüchen genügen,
einen Zuschuß (see grant) aus der Staatskasse ge-
währt. Diese Zuschüsse aus der Staatskasse beliehen
sich 1902—03 auf 12,159,224 Pfd. Sterl. Die Auf-
sicht führen entweder die örtlichen Schulaufsichts-
behörden (school boards) oder, wo solche in Eng-
land-Bales nicht bestehen, sog. Schulbesuchskom-
missionen, die jedoch keine Schulen gründen oder hal-
ten dürfen. Es bestehen Regierungs- und freiwillige
Schulen. Als Schullalter gilt das 5.—15. Lebens-
jahr. Das Schulgeld ist seit 1891 aufgehoben. Der
Schulzwang ist 1872 in Schottland, 1876 in England
und 1891 in Irland eingeführt. 1902 waren bei
32,010 Elementarschulen 7,386,962 Kinderschul-
pflichtig, und somit kommen auf 100 Einwohner 17
Schüler (18 in England, 17 in Schottland, 16 in
Irland). Indes betrachten von den eingeschriebenen
Kindern durchschnittlich nur 81,5 Proz. die Schule
(in Irland nur 66 Proz.). Außerdem bestehen in Eng-
land 5188 Abendschulen, in Schottland 774 Fortbil-
dungsklassen. Die Ausbildung der Lehrer findet in
Seminaren (training colleges) statt, deren es 1887
in England 44, in Schottland 11, in Irland 7 gab.
Vorwiegend liegt das Erziehungsgehalt in weiblichen
Händen, denn 1891 zählte man 170,462 Lehrerinnen
und nur 65,858 Lehrer. Wie gering auch heute noch
die Schulbildung in manchen Gegenden des Reiches
ist, zeigt das Ergebnis der Volkszählung von 1891,
wobei in Irland 18,4 Proz. der über 5 Jahre alten
Bevölkerung (17,7 beim männlichen, 19 Proz. beim
weiblichen Geschlecht) weder lesen noch schreiben konn-
ten. Eine Ordnung des höhern Schulwesens
(intermediate oder secondary education) ist für
England im Unterrichtsgesetz von 1902 versucht;
dennoch steht die Aufsicht über die höhern Schulen dem
Grafschafts- und in Städten über 20,000 Einw.
dem Stadtrat zu, der auch für diesen Zweck Steuer-
zuschläge erheben darf. Gegenwärtig herrscht noch
große Verwirrung. In England-Bales z. B. be-
suchen von den 400,000 Knaben, die höhere Bildung
empfangen, nur 90,000 öffentliche, unter Aufsicht der
Behörden stehende Schulen, 305,000 Privatschulen,
und 5000 erhalten Privatunterricht. Von den Pri-
vatschulen haben etwa 400 mehr als 100 Schüler,
3500 nur je 50 und die übrigen 15,000 Privatschulen
nur je 30 Schüler. Die Knabenschulen (public schools)
in England sind entweder öffentliche Stiftungsschulen
(endowed schools) von teilweise hohem Alter oder
proprietary schools, die erst seit Mitte des 19. Jahrh.
von gewissen Schulvereinen ins Leben gerufen wur-
den. Die alten großen public schools liegen meist
auf dem Land und sind Internate (boarding schools);
die Externate heißen day schools. Da in ihnen das
Studium der alten Sprachen von alters her die
Grundlage bildet, so heißen sie meist grammar schools.
In den obern Klassen tritt meist eine Trennung in

eine Gymnasial- und Neotobteilung (classical und
modern side) ein, von denen die letztere die jetzt weit
schwächer und vorzugsweise von den weniger begab-
ten Schülern besucht wird. Gegenwärtig zählt man
im Vereinigten Königreich 64 höhere öffentliche Schu-
len (great public schools), 34 grammar schools in
London und 387 colleges und grammar schools in
den Provinzen.

Universitäten gibt es in England 6 (Birmingham,
Cambridge, Durham, London, Manchester und Oxford),
in Wales 1, in Schottland 4 (Edinburgh, Glasgow,
Aberdeen, St. Andrews), in Irland 2 (Trinity Col-
lege und die katholische Universität, beide in Dublin).
Die Royal Universität von Irland ist nur Prüfungs-
behörde. Neben diesen Universitäten bestehen noch 28
University Colleges (10 in England, 4 in Wales,
1 in Schottland, 5 in Irland, 8 für Damen), die eine
Universitäts- oder höhere technische Bildung gewäh-
ren, oder nicht das Recht haben, Diplome zu erteilen.
An diesen Anstalten wirken etwa 1400 Professoren,
und sie werden von ca. 25,700 Studenten besucht.
Was die Fachschulen betrifft, so verweisen wir auf
die einzelnen Länder. Nur auf die Tätigkeit des
Science and Art Department mag hier hingewiesen
sein, das jetzt einen Teil des englischen Unterrichts
bildet, und (noch Abrechnung der schottischen Schulen)
212 technische Schulen mit 26,830 Hörern und 12,532
Klassen in 1630 Schulen mit 149,191 Hörern unter-
hält. Vgl. Behrson, Das Volksschulwesen in Eng-
land (Hannov. 1876); L. Wiese, Deutsche Briefe
über englische Erziehung (3. Aufl., Berl. 1877, 2 Bde.);
englische Überlegung mit Verbesserungen von Les-
nord, Lond. 1877; de Goubertin, L'éducation
en Angleterre. Collèges et Universités (Par. 1888);
Lerlert, L'éducation des classes moyennes et di-
rigées en Angleterre (daf. 1894); Wales und
H. Newell Smith, Studies in secondary educa-
tion (Lond. 1892); Wolfour, Educational systems
of Great Britain and Ireland (daf. 1903); v. Sall-
würdt, Das höhere Bildungswesen in England, und
Wichgram und Hamann, Geschichte des höhern
Wissenschaftswesens in England (in Schmidts Ge-
schichte der Erziehung, Bd. 5, 2. Abt., Stuttg. 1901);
Krausk, Ein Studienaufenthalt in England (Mar-
burg 1902); The Public Schools Year Book; J.
J. Hindley in mehreren Jahrgängen der Mit-
teilungen zur Anglia.

Gelehrte Gesellschaften konzentrieren sich in
den drei Landeshauptstädten, und ihnen allen daran
steht die 1600 gegründete Royal Society, eine
Akademie der Wissenschaften in London. Die 1831
gegründete British Association, ein Landesverein,
vereint jährlich die Gelehrten in einer großen Stadt
des Reiches (außer London). Unter den Biblio-
theken zeichnen sich vorzüglich aus die des Britischen Mu-
seums, die Bodleianische in Oxford, die Universitäts-
bibliothek in Cambridge, die Bibliothek der Adelpaten
in Edinburgh und die Bibliothek der Trinity College
in Dublin, denen förmlich Freirepertoire oder ver-
öffentlichten Bücher überreicht werden müssen. Unter
den wissenschaftlichen Sammlungen steht das Bri-
tische Museum (s. d.) obenan. Unter den botani-
schen Gärten ist derjenige von Kew (s. d.) der wich-
tigste. Sternwarten bestehen an 15 Orten, die be-
rühmteste in Greenwich. Aus Stollsmitteln werden
unterhalten: das Britische Museum, das geologische
Museum in London, Gewerbemuseen in London,
Edinburgh und Dublin, Nationalgemäldegalerien in
denselben Städten, eine Nationalporträtgalerie in

London. Die periodische Presse, die infolge un- eingeschränkter Pressefreiheit der Zeitungsliteratur aller übrigen Länder weit voranstelt, trägt zur Bil- dung des Geistes nicht wenig bei. Im Vereinigten Königreich erschienen 1902: 2457 Zeitungen, darun- ter 241 Tagesblätter; in England selbst 1918 (davon 451 in London), in Wales 107, in Schottland 236, in Irland 176, auf den verschiedenen umliegenden Inseln 20. Von Magazinen und Zeitschriften (dar- unter die Vierteljahrschriften »Quarterly Reviews«) erschienen 1961 (davon 456 religiöse). Das leitende Blatt sind noch immer die 1780 gegründeten »Times«, wenn ihnen auch, was den Umlauf anbetrifft, einige der Pennyblätter (z. B. »The Standard«, »The Daily News«) den Rang ablaufen. Vgl. Duboc, Geschichte der englischen Presse (Gannob. 1873); Hog Bourne, English Newspapers (Lond. 1887, 2 Bde.); »Progress of British newspapers in 19th century« (1901). Ausführlicheres s. Zeitungen. Der Buchhandel kon- zentriert sich in London, nächst dem in Edinburgh und Dublin; jeder Verleger von Bedeutung hat ein Zweig- geschäft in London (Näheres s. Buchhandel, S. 546).

Erwerbszweige.

W. ist wohl am passendsten als ein Fabrikstaat zu bezeichnen, denn wenn auch Ackerbau und andre Erwerbszweige blühen, so sind es doch gerade die Fabriken, die dem Lande seinen Charakter verleihen, und deren zu höchster Vollkommenheit gedachtem Be- trieb, neben günstiger Weltstellung, W. den größten Teil seines Handels und damit seines Wohlstandes verdankt. Ehe wir näher auf die verschiedenen Er- werbszweige eingehen, schalten wir hier eine Zusam- menstellung der Beschäftigungen nach der Zählung von 1891 ein:

Beschäftigungen	Personen			Pro Mille v. Bevölkerung		
	Eng- land	Schott- land	Irland	Eng- land	Schott- land	Irland
1) Beamte	144 300	18 465	29 684	4,3	4,3	6,3
2) Herr und Knecht	129 473	7 568	37 674	4,3	1,9	8,0
3) Gelehrte, Künstler, Lehrer etc.	655 359	85 246	146 865	22,4	21,9	31,3
4) Soldatische Dienstboten	1 900 828	208 153	255 144	65,3	54,6	54,3
5) Diener	416 365	58 589	29 189	14,3	10,4	6,3
6) Arbeiter	968 570	122 863	58 964	33,0	30,4	11,0
7) Land- und Forstwirtschaft	1 311 720	219 985	925 481	45,3	54,6	106,7
8) Fischer	25 225	29 139	11 278	0,8	7,2	2,4
Herstellung, Gewinnung oder Be- arbeitung von und Handel mit:						
9) Bauern, Aaren	145 307	20 317	7 722	5,0	5,0	1,0
10) Maschinen, Werkzeuge	342 231	51 426	8 259	11,8	12,0	1,7
11) Schmied, Räder, Dekorations	820 582	101 358	51 762	28,3	25,3	11,0
12) Wagen und Geschir	104 780	7 021	5 780	3,7	1,7	1,3
13) Schiffe	70 517	23 518	4 284	2,4	5,0	0,9
14) Schmied	56 047	7 826	1 787	1,9	1,0	0,4
15) Tafe und Fleis	31 141	3 779	1 506	1,1	0,9	0,3
16) Nahrung, Hof und Wohnung	797 880	108 661	70 502	27,3	27,0	13,0
17) Textilstoffe	1 128 589	206 556	129 894	39,0	51,3	27,3
18) Metalle	1 099 833	123 064	153 429	37,0	30,0	32,0
19) Tierische Erzeugnisse	76 566	6 605	2 728	2,6	1,0	0,6
20) Pflanzenstoffe	196 889	38 885	11 659	6,7	9,1	2,6
21) Mineralstoffe	1 503 225	216 110	40 676	51,0	53,7	8,6
22) Verschiedene Beschäftigungen	940 320	117 248	165 332	32,4	29,1	35,1
23) Könige (Kronenmacher, Schorn- steinfeger etc.)	18 828	1 946	1 100	0,3	0,9	0,9
24) Ohne Beschäftigung	7 396 344	1 032 464	656 410	252,9	256,0	139,9
	16 103 040	2 248 695	2 559 021	535,3	558,0	543,9

Wenn man die Altersklassen bis zum 15. Lebens- jahr aufwärts abrechnet, so wären in England nur 204,5, in Schottland 202,7, in Irland 218,9 auf Tau- send der Bevölkerung ohne Beschäftigung. Davon entfällt naturgemäß der größte Teil auf die weibliche

Bevölkerung. Von Pensionen, Renten u. lebten in England 27,3, in Schottland 25,6 auf Tausend der Bevölkerung (für Irland fehlen die Daten).

Landwirtschaft.

Nach den in den Jahren 1874—76 angestellten Er- hebungen gab es im Vereinigten Königreich 1,173,683 Landeigentümer, deren Grundeigentum jährlich 131,5 Mill. Pfd. Sterl. abwarf (England 99,3 Mill., Schott- land 18,7 Mill., Irland 13,7 Mill. Pfd. Sterl.). Un- ter 1000 Landeigentümern waren 726, die weniger als 40 A (= 1 Acre) besaßen; 189 befanden sich im Besitz von 40 A bis 20 Hektar, 62 von 20—202 Hektar, 7 von 202—405 Hektar, 9 von mehr als 405 Hektar; bei dem Rest ließ sich die Größe der Äcker nicht feststellen. In England ist der Grundbesitz verhält- nißmäßig noch am meisten zerstückelt, in Schottland hingegen am wenigsten. In allen drei Königreichen befindet sich der größte Teil des Ackerlandes in den Händen von Großgrundbesitzern. Insgesamt ent- fielen 46,9 Proz. des Ackerlandes auf Landgüter von mehr als 2000 Hektar und waren 1876 im Besitz von 2198 Personen; und zwar erstreckten sich diese Latifundien in Schottland über mehr als drei Viertel, in Irland über fast die Hälfte und in England über mehr als ein Viertel der Gesamtfläche. Ein selbstän- diger Bauernstand fehlt fast gänzlich; überwiegen werden die Ländereien verpachtet (auf 7, 14, 21, 99 Jahre). 1902 wurden 86,9 Proz. des gesamten Acker- und Weidelandes in W. (ohne Irland) von Vätern bewirtschaftet (in England 86,6, in Wales 89,6, in Schottland 87,3 Proz.). Was die Größe der Farmen anbetrifft, so herrschen solche von 40—120 Hektar vor; 1885 umfaßten sie in England 41,3 Proz. des Ackerlandes, in Wales 43,7, in Schottland 44,1 Proz. Nächst dem sind Farmen von 121—202 Hektar, sodann von 20—40 Hektar am verbreitetsten. Seit 1881 ist den irischen Vätern der Ankauf ihrer Pachtun- gen durch die Gesetzgebung erleichtert worden (s. Ir- land, Geschichte).

Von den zu W. gehörigen Königreichen ist Eng- land für den Ackerbau am günstigsten, doch wird we- gen der häufigen Nieder- schläge der Getreidebau besonders im Westen mehr und mehr eingeschränkt, während der Grasbau ent- sprechend zunimmt; dem- nach hat sich der Landwirt vom unrentablen Acker- bau der vorteilhafteren Viehzucht zugewendet. Auch in Wales überwiegt weitaus das Weideland. In Schottland sind weite Gebiete für den Ackerbau nicht geeignet, da das Ge- birgsland, die Seen und Moore große Flächen ein- nehmen. Ausgedehnter ist der produktive Boden in Irland, doch ist auch hier fast die Hälfte des Acker- weideland, während das Ackerland kaum 28 Proz. einnimmt. Über die Ent- wicklung der Bodennutzung in W. vgl. folgende Tabelle:

Kulturarten u.	Tausende in Hektaren				Prozent für 1902
	1871	1881	1892	1902	
Getreide	4 407	4 041	3 992	3 274	10,4
Bohnen und Erbsen .	391	270	206	172	0,3
Kartoffeln	684	584	517	495	1,6
Rüben	1 184	1 103	1 076	981	3,1
Rohr u.	267	245	215	244	0,8
Flachs	70	62	29	21	0,1
Gerste	24	26	23	19	0,1
Wein im Fruchtstadium	2 524	2 584	2 417	2 472	7,8
Brachland	228	331	196	121	0,4
Waldland:	9 769	9 246	8 661	7 799	24,5
Wiesen und Weiden .	9 116	10 023	11 142	11 496	36,8
Gärten	19	24	26	32	0,1
Wald	1 012	1 128	1 217	1 226	3,9
Unbenutzt u.	10 670	10 165	9 540	10 038	31,9
Gesamtheit	848	848	848	848	2,7
Zusammen:	31 434	31 434	31 434	31 434	100,0

Die Ernte betrug im Vereinigten Königreich in Tausenden Hektoliter:

	1892	1902	1908
Weizen	22 060	21 183	17 745
Gerste	27 966	27 056	23 731
Hafer	61 132	66 947	62 860
Bohnen	2 564	2 800	2 739
Erbsen	1 828	1 856	1 749

ferner in Tausenden Tonnen (à 1016 kg):

	1892	1902	1908
Kartoffeln	5 634	5 990	5 277
Rüben	31 419	39 927	33 523
Lein	11 516	15 246	14 955
Gerste	21	31	?

Diese Mengen genügen nicht, um den heimischen Bedarf zu decken; es mußten 1902 noch 41 Mill. dz Weizen, 22,5 Mill. dz Mais, 9,8 Mill. dz Rohr, 2,6 Mill. dz Kartoffeln zum Verbrauch eingeführt werden. — Wenn der Viehstand nicht im gleichen Verhältnis zugenommen hat wie die Wiesen und die mit Futter bebauten Flächen, so rührt dies einerseits von der Kinderpest und der Schafseuche her, die einige Jahre lang die Herden heimsuchten, teilweise aber auch von der Armut der Landwirte. Der Viehstand zu verschiedenen Zeiten während der letzten Jahrzehnte betrug:

	1871	1892	1902
Kühe- und Zuchtstierhe	1 649 946	2 067 549	2 022 961
Kühe	9 346 216	11 519 417	11 376 046
Schafe	31 403 506	33 642 808	30 056 756
Schweine ¹	4 136 616	3 285 898	3 639 782

¹ Die von kleinen Reuten gehaltenen Schweine ungerchnet.

Weiteres über Ackerbau und Viehzucht (Rassen u.) s. in den Artikeln »England«, »Schottland« und »Irland«. Vgl. Köerner, Die Landwirtschaft in G. (Berl. 1877); Rogers, History of agriculture and prices in England (1866—88, 6 Bde.); Fram, Landwirtschaft in England (deutsch, Berl. 1893); König. Die Lage der englischen Landwirtschaft unter dem Druck der internationalen Konkurrenz (Jena 1896); Levy, Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Großbetriebes in England (Berl. 1904).

Die Waldungen der britischen Inseln waren früher sehr ausgedehnt, wurden im Lauf der Zeit fast gänzlich ausgerodet und sind wenigstens in England neuerdings durch Anpflanzungen vermehrt worden. Im Vereinigten Königreich umfaßt die Waldbäche nur 12,258 qkm (3,5 Proz.), und zwar in England-Wales (1890) 7476 qkm (4,5 Proz.), in Schottland 3656 qkm (4,5 Proz.) und in Irland (1900) 1224 qkm (1,4 Proz.). Nur in den schottischen Hochlanden findet man noch größere Strecken Waldes; in England und

Irland sind die Wälder oder Woods meist Anpflanzungen aus neuerer Zeit. Tropdem liefert England eine nicht unbeträchtliche Menge Bauholz (besonders werden englische Eichen im Schiffbau geschätzt).

Die Jagd wird zwar nur als Sport betrieben, versorgt aber trotzdem die Küche mit zahlreichen Federwild, Hasen und (in Schottland u. Irland) auch Rebhunden. Kaninchen sind überaus zahlreich (jährlich sollen 20 Mill. versetzt werden). Wild jeglicher Art sowie auch Fische erfreuen sich während der Brutzeit eines gewissen Schutzes. Landeigentümer finden es oft vorteilhafter, ihr Land an Jagdliebhaber zu vermieten, als es von Bäckern bebauen oder abweiden zu lassen. Deutsches Joch ist auch im Zeitraum 1891—1902 die Zahl der Reuten in G. von 359 auf 398 gestiegen, und zwar gibt es 21 Reuten Hefhunde, 200 Reuten Fuchshunde, 124 Reuten Windhunde und 53 Reuten Spürhunde. Insgesamt werden etwa 21,000 Hunde für die Jagd verwendet.

Fischfang.

Die Fischereien sind für die Bewohner der britischen Inseln von der höchsten Wichtigkeit. 1901 betrieben die Fischerei im Vereinigten Königreich 25,299 Boote von 296,488 Ton. mit einer Besatzung von 67,827 Fischern und Jungen außer 37,080 Personen, die gelegentlich mit Fischfang zu tun hatten. Der Ertrag wurde 1902 offiziell auf 1,790,000 T. Fische (ohne Lachse und Schellfische) im Wert von 9,296,098 Pfd. Sterl. (in England 6,5 Mill., in Schottland 2,5 Mill., in Irland 296,606 Pfd. Sterl.) geschätzt. Das offene Meer und namentlich die Nordsee liefert Heringe und Sprotten, Schellfische, Kabeljau, Steinbutt, Flundern, Seegurgen u.; der Englische Kanal und die Küsten Irlands daneben noch Matrelen und Wlghards (eine Art Sardelle); die Küsten und Flüsse, besonders in Schottland und Irland, Salme. Von eigentlichen Flußfischen sind die Forellen und Aale die geschätztesten. Wertvoll ist gleichfalls die Summer-, Krabben-, Kriemuschel- und Garnelenfischerei. Der Ertrag der englischen Austerndecke scheint abgenommen zu haben, und jährlich führt man Tausende von jungen Austern aus Frankreich ein, die im Kultur der Thénie (Hérisable) großgezogen und dann als echte Natives verkauft werden. Auch der Walfischfang ist nicht mehr von der früheren Bedeutung.

Bergbau und Hüttenwesen.

Der Bergbau und das Hüttenwesen spielen auf den britischen Inseln eine große Rolle in der Volkswirtschaft. Zwar ist Gold nur in geringen Quantitäten gefunden worden und Silber nur in Verbindung mit Blei, dafür aber ist das Land ungemein reich an Steinkohlen und den vorzüglichsten Eisenerzen, und in seinem Schoß liegen Blei und Zinn, Kupfer, Zink und andre Metalle; neuerdings ist allerdings die Förderung von Kupfer- und Zinnerzen sehr zurückgegangen. Unter allen Produkten des Bergbaues stehen die Steinkohlen oben. Die Steinkohlenfelder bedecken ein Areal von 31,990 qkm, und 1880 soll bis zu einer Tiefe von 1200 m ein Vorrat von 90,000 Mill. Ton. und in einer größeren Tiefe, überdeckt von jüngeren Schichten, noch 56,000 Mill. T. vorhanden gewesen sein. Die Ausbeute steigt von Jahr zu Jahr. Sie betrug 1848 erst 38 Mill. T., 1860: 80 Mill., 1880: 147 Mill., 1890: 182 Mill., 1902 aber 227,095,042 T. (im Wert von 93,5 Mill. Pfd. Sterl.).

Nächst den Steinkohlen bildet das Eisen das wichtigste Produkt des Bergbaues in G. Eisengruben befinden sich vorzüglich in Staffordshire, Glamorgan, Lancashire, dann in Schottland (Argyllshire und

Kensfrewshire), weniger in Irland. Die Ausbeute von Eisenerzen betrug 1890: 8 Mill. Ton., 1880: 18 Mill., 1900: 14 Mill. und 1902: 13,426,217 T. Ferner wurden 1902 gewonnen: 7560 T. Zinn, 24,608 T. Blei, 5682 T. Kupfer, 25,060 T. Zink. Dazu kommen noch 517,363 T. Schiefer, 15,304,136 T. Ton, 1,893,881 T. Kalk, 2,107,534 T. Cl-schiefer, ferner Sandstein, Kreide, Kalkstein u. a. Insgesamt hatten die gefördertten Erze und Mineralien, einschließlich der Steinkohlen, 1901 einen Wert von 102,5 Mill. Pf. Sterl. (1900: 121,7 Mill.). In sämtlichen Bergwerken arbeiteten 1902: 855,603 Menschen, in den Steinbrüchen 97,108; es verunglückten 1172 Personen.

In seinen Hüttenwerken verarbeitet G. nicht nur seine eignen Erze, sondern auch die Erze aus fremden Ländern, wie namentlich spanische Eisenerze und amerikanische Kupfererze. Kiesel hat sich namentlich die Eisenindustrie entwickelt; doch zeigt sich neuerdings ein Rückgang. 1827 erzeugte man erst 700,000 Ton. Roheisen, 1860: 3,826,762, 1880: 7,749,233, 1902 (nach vorübergehendem Rückgang 1890–93): 8,679,535 T. (fast die Hälfte aus dem Ausland eingefahrenen Erzen). Die Stahlproduktion ist in den beiden letzten Jahrzehnten sehr bedeutend gestiegen, von 1,341,890 (im J. 1880) auf 4,904,232 (1900); doch ist G. seit einigen Jahren von Deutschland überholt worden. Die Gefäßerzeugung an Metallen aus britischen Erzen war 1889 und 1902:

Metalle	Tonnen		Wert in Pf. Sterl.	
	1889	1902	1889	1902
Eisen . . .	5181 733	4 400 451	12 685 246	14 246 934
Kupfer . . .	906	482	49 948	27 321
Blei . . .	35 664	17 704	464 342	198 875
Zinn . . .	8912	4 749	860 342	575 638
Zink . . .	9392	9 129	192 145	175 125
Gold . . .	9,4	4,3	34 455	14 603

Vgl. E. Hull, The coal-fields of Great Britain (letzte Ausg., Lond. 1884) und Our coal resources at the close of the 19. century (1897); R. Hunt, British mining (2. Aufl., das. 1887); Galloway, History of coal-mining of Great Britain (das. 1882); Godburn, Law of coal, coal mining, etc. (das. 1903). Weiteres f. England (geologische Verhältnisse), mit geologischer Karte.

Industrie.

Auch die Industrie im engeren Sinne und das Manufakturwesen stehen in G. in hoher Blüte. Die günstige Lage für den Weltverkehr und der Geldreichtum begünstigen in G. große Unternehmungen. Die ausgebreitete Anwendung der Maschinen erparnt teure Handarbeit, Rohmaterial und bis 1902 auch Lebensmittel werden durch Zollschranken nicht sämtlich verteuert, und G. ist so imstande, trotz höherer Löhne mit andern Ländern zu konkurrieren. G. ist auf bedeutende Ausfuhr nach andern Staaten aller Erdteile angewiesen; nur durch Abfuhr seiner Industrieprodukte kann es sich die Lebensmittel verschaffen, deren es zur Ernährung seiner Bevölkerung bedarf.

Unter England, Schottland und Irland findet man Näheres über die wichtigsten Industriezweige. Um die Vielseitigkeit der britischen Industrie zu kennzeichnen, geben wir nachfolgende Tabelle der in den wichtigsten Industriezweigen beschäftigten Arbeiter nach dem Census vom Jahr 1891 (die Ziffern für 1901 sind noch nicht veröffentlicht). Darin zeigt sich das gewerbliche Übergewicht Englands und Schottlands.

Die wichtigsten Industriezweige Großbritanniens.

Gewerbe u.	Zahl der Arbeiter (1891)		
	England u. Wales	Schottland	Irland
Stahl- und Eisenmanufaktur . . .	202 406	39 361	4 080
Schmiede . . .	140 024	22 510	13 798
Werkzeugschmiede . . .	19 992	200	117
Regelschmiede . . .	9 943	351	1 065
Werkzeugschmiede . . .	36 831	4 637	700
Werkzeugschmiede . . .	46 240	3 622	1 979
Gold- und Silberschmiede . . .	23 998	1 394	502
Werkzeugschmiede . . .	9 398	235	106
Maschinenbau . . .	210 974	43 691	6 144
Dampfmotoren . . .	56 600	4 128	215
Werkzeugschmiede . . .	26 160	2 046	360
Chemikalien (inkl. Alkali) . . .	21 463	2 674	133
Papierarbeiter . . .	20 443	9 130	451
Gerber und Färber . . .	25 505	2 443	747
Textil . . .	27 321	2 382	2 883
Textilindustrie . . .	1 128 589	206 540	129 884
Strumpfwirker . . .	49 087	8 360	576
Textilindustrie . . .	47 332	1 082	410
Textilindustrie . . .	11 565	102	76
Werkzeugschmiede . . .	26 312	2 094	1 372
Textilindustrie . . .	28 970	3 664	1 315
Schiffbau . . .	62 717	21 081	4 017
Werkzeugschmiede . . .	66 254	4 402	2 722
Werkzeugschmiede . . .	11 524	142	62
Buch- und Lithograph. Drucker . . .	95 471	12 329	4 926

Der Stand der Textilindustrie war 1890 folgender:

	Fabriken	Spinneln	Wochen- Beschäftigte	Arbeiter
Baumwolle . . .	2538	44 504 819	615 714	586 796
Wolle . . .	1793	3 407 092	61 633	148 729
Kunstwolle (Rayon) . . .	125	95 995	2 284	4 508
Werkzeugschmiede . . .	753	30 722 250	67 391	148 324
Werkzeugschmiede . . .	357	11 996 354	48 714	107 580
Werkzeugschmiede . . .	106	53 673	316	16 372
Werkzeugschmiede . . .	116	290 089	14 107	44 610
Werkzeugschmiede . . .	42	2 497	352	2 588
Werkzeugschmiede . . .	629	1 029 258	11 464	41 277
Werkzeugschmiede . . .	403	—	—	16 290
Werkzeugschmiede . . .	257	—	—	24 828
Werkzeugschmiede . . .	54	—	—	3 941
England und Wales . . .	6180	50 211 216	722 406	858 252
Schottland . . .	747	2 413 735	71 471	154 591
Irland . . .	263	1 016 111	28 612	71 798
Bereinigtes Königreich . . .	7190	53 641 062	822 489	1 084 631

Ausgeschlossen sind hierbei die Tausende von Arbeitern, die zu Hause als Strumpfwirker, Spitzenknüppler u. a. arbeiten. Die Zahl der Arbeiter in der Textilindustrie hat sich 1898 auf 1,036,570 vermindert, darunter waren 648,987 weiblichen Geschlechts, ferner 45,247 Kinder unter 14 Jahren, die nur die halbe Zeit arbeiteten. Die Rohmaterialien für diese Fabriken bezieht G., abgesehen von englischer Wolle und irischen Flachs, fast ausschließlich vom Ausland, namentlich aber Baumwolle aus den Vereinigten Staaten, Indien, Ägypten, Brasilien; Wolle aus Australien, Südafrika u. a.; Flachs und Hanf aus Rußland, Mitteleuropa und Italien; Jute aus Indien; Seide (Konsum 18,600 dz) aus Frankreich und Italien.

Die Verarbeitung der Metalle, einschließlich des Maschinenbaues, steht wohl der Textilindustrie nach, wenn wir nur die Anzahl der Arbeiter betrachten, ist derselben aber jedenfalls ebenbürtig, wenn wir bedenken, daß ihr Rohmaterial größtenteils im Lande selbst erzeugt wird. Die Waren dieser Art umfassen alle Gattungen, von Eisenbahnlokomotiven bis zu den feinsten Stahl- und Juwelierarbeiten. Namentlich aber ist es der Maschinenbau, der Englands

Namen in alle Weltteile trägt. Eng verbunden mit diesen Industriezweigen ist der Schiffbau; denn bei 1398 Schiffen von 983,133 Ton. (darunter 194 von 207,452 L. für das Ausland), die 1901 gebaut wurden, war Holz nur durch 365 Schiffe (meist Segler) von 16,610 L. vertreten. Die Dampferreien von Staffordshire können in ihren Erzeugnissen mit der ganzen Welt konkurrieren, und auch die Glasindustrie ist von großer Wichtigkeit. Von hervorragender Bedeutung sind ferner: die chemischen Fabriken, die Papiermühlen, die Gerbereien, die Sattlereiwerkstätten und Stiefelfabriken, die Fabrikation von Hüten jeder Art und von Handschuhen, die Brauereien und Tabakfabriken. Vgl. Whitley, British Industries (Lond. 1903).

Handel.

Der britische Handel ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Welthandel. Die hauptsächlichsten Ursachen seiner beispiellosen Ausdehnung sind: die unvergleichliche Lage Großbritanniens, die es, wenigstens zu Lande, gegen jeden fremden Einfall sichert, seine zahlreichen und geräumigen Häfen, seine Schätze an Kohlen und Eisen, der Besitz einer gefürchteten Kriegsflotte, die frühzeitige Erwerbung umfangreicher und einträglicher Kolonien, endlich die Energie und der Unternehmungsgeist seiner Bewohner. Nach der Aufhebung der meisten Einfuhrzölle 1842—45 und der Abschaffung der Kornzölle 1846 gelangte G. zur Politik des Freihandels. Fortan bestanden nur Einfuhrzölle auf Wein, Kaffee, Indurie, Kakao, konservierte Früchte, Zucker, dazu kamen 1902 Einfuhrzölle auf Getreide, Mehl, Säulensrüben und ein Ausfuhrzoll auf Kohlen. Daneben bestehen ferner: Kettenzölle auf Bier, Glase, Saccharin, Spirituosen und Drogen, die in G. der Älteste unterworfen sind. Unter der Herrschaft des Freihandels hat sich der Handel in früher nicht gekannter Weise entwickelt. 1840, als noch zehrende Zölle dem Handel Schranken auflegten, belief sich die Einfuhr auf 40 Mill. Pfd. Sterl., die Ausfuhr britischer Produkte auf 61 1/4 Mill. und die Ausfuhr ausländischer und kolonialer Produkte auf 10 Mill. Pfd. Sterl. Die Zölle warfen 23 Mill. Pfd. Sterl. ab. Bei den alten Zollhöfen hätten die Zölle 1902/03 wenigstens 250 Mill. Pfd. Sterl. eintragen müssen, sie brachten aber nur 34,5 Mill. Pfd. Sterl. ein. Die Entwicklung des britischen Handels in den letzten drei Jahrzehnten geht aus folgender Zusammenstellung hervor:

Ein- und Ausfuhr Großbritanniens 1871—1902. Jahresdurchschnitt in Tausenden Pfund Sterling.

Jahre	Wareneinfuhr	Warenausfuhr		In britischen Häfen und Schiffen umgeladen	Bullion und Specie	
		Britische Produkte	Colonielle Produkte		Einfuhr	Ausfuhr
1871—1875	360 204	239 502	58 184	12 515	32 998	28 695
1876—1880	384 514	201 394	56 566	11 535	29 408	28 785
1881—1885	400 169	232 259	62 648	12 600	20 694	22 798
1886—1890	389 611	236 328	62 201	10 818	24 250	22 138
1891—1895	417 792	236 969	60 533	10 851	38 794	31 754
1896—1900	474 299	252 682	61 012	10 328	46 163	42 888
1902	528 361	283 424	65 815	13 643	31 395	26 125

Diese Zusammenstellung zeigt nun allerdings, daß, während die Einfuhr um 47 Proz. gestiegen ist, die Ausfuhr nach häufigen Schwankungen zuletzt nur um 17 Proz. zugenommen hat. Das Jahr 1903 zeigt eine weitere Steigerung des Handelsumsatzes, indem die Einfuhr auf 542,906,000, die Ausfuhr britischer Produkte auf 290,890,000 Pfd. Sterl. gestiegen ist.

Recherch. Com. — Legation, 6. Aufl. VIII. 80.

Übersicht des britischen Handels 1892 und 1902 nach den Hauptverkefshändern (in Tausenden Pfund Sterling).

	Gesamteinfuhr (Zaren)		Ausfuhr britischer Produkte	
	1892	1902	1892	1902
Rußland	15 128	25 674	5 357	8 635
Schweden und Norwegen	11 867	14 976	4 568	7 105
Dänemark	8 042	15 729	2 622	3 709
Deutschland	25 727	33 634	17 588	22 850
Niederlande	28 821	34 843	8 836	8 446
Belgien	17 014	26 539	6 948	8 410
Frankreich	43 519	50 643	14 687	15 587
Portugal	3 441	3 411	1 365	1 841
Spanien	10 917	14 286	4 673	4 785
Italien	3 284	3 562	5 565	7 410
Österreich-Ungarn	1 238	1 340	1 143	1 923
Schweden	1 827	1 650	922	1 716
Europäische Türkei	1 296	1 683	3 114	2 657
Bulgarien, Serbien	51	458	163	326
Rumänien	2 974	7 692	1 353	1 224
Europa:	175 081	236 140	78 094	96 707
Asiatische Türkei	4 255	4 432	8 076	3 394
Niederländisch-Indien	1 555	2 258	2 254	2 418
Philippinen	2 131	2 351	726	814
Sina	8 583	2 407	5 776	7 142
Japan	804	1 899	2 992	5 066
Nord Afrika	734	728	488	814
Asien:	13 060	11 975	15 314	18 648
Ägypten	10 525	13 765	3 193	6 162
Nigeria	674	603	834	416
Marokko	755	700	583	849
Übriges Afrika	1 321	2 064	1 762	4 081
Afrika:	13 275	17 332	5 672	11 458
Vereinigtes Staaten	108 186	126 962	26 547	23 761
Mexiko	454	305	1 298	2 171
Zentralamerika	1 089	640	829	719
Westindien (mit Guayana)	175	161	2 313	1 658
Kolumbien	457	360	1 105	594
Venezuela	257	45	369	306
Brazilien	3 512	6 208	7 910	5 390
Argentinien, Uruguay und Paraguay	4 829	14 676	6 983	7 421
Chile, Bolivien	3 871	4 324	3 735	2 839
Peru	1 574	1 351	764	948
Canada	128	249	258	311
Amerika:	124 532	150 481	51 961	46 121
Stiller Ocean	68	248	396	461
Pazifischer Ozean	12	22	—	—
Russland:	226 028	421 598	152 447	174 386
Kenalmerin	1 169	1 404	768	1 005
Alaska	37	53	568	788
Rafia	104	56	773	1 106
Indien (mit Ceylon)	39 326	39 164	30 940	36 873
Singapur	637	610	1 860	2 136
Siam	225	173	207	240
Malakka und Ostindien	1 519	1 991	887	2 737
Arabien und Ostafrika	3 463	5 654	7 929	24 437
Mauritius	230	243	270	399
Australien u. Neuseeland	30 543	30 618	19 278	25 345
Brasilien	14 566	23 610	7 428	10 892
Westindien (mit Guayana)	3 133	2 877	3 024	2 688
Sonstiger Ostasien	614	358	760	296
Britische Kolonien:	97 766	106 793	14 630	109 629
Zusammen:	423 794	528 391	227 077	283 424

Was die Gegenstände der Einfuhr und der Ausfuhr anbetrifft, so zeigt schon ein flüchtiger Blick in die britischen Handelsstabellen, daß die Einfuhr wesentlich aus Rohprodukten, die Ausfuhr aus Fabrikwaren besteht. Von der Einfuhr entfallen 1902: 40,9 Proz. auf Nahrungs- und Genußmittel, 1,5 Proz. auf lebende

Tiere, 26,0 Proz. auf Rohstoffe, die in den Fabriken ihre Verwendung finden, 9,1 Proz. auf Metalle, Chemikalien und Le, 3,7 Proz. auf verschiedene Artikel und nur 18,9 Proz. auf Rohstoffe, wogegen bei der Ausfuhr britischer Erzeugnisse die Fabrikate mit 82,9 Proz. die Hauptrolle spielen; daneben Rohstoffe nur 11 Proz. Einfuhr und Ausfuhr der wichtigsten Produkte waren 1892 und 1902:

Einfuhr	1892	1902	Ausfuhr	1892	1902
Korn u. Mehl	58 733	62 514	baumwollige		
Zucker	19 769	15 577	brillanten	65 959	12 458
Teer	10 047	8 787	Bohle	21 966	18 792
Baumwolle	37 888	41 149	Ketten u. Juwe	8 904	8 711
Bohle	27 164	29 381	Wien u. Stahl	21 768	29 294
Gold	18 471	26 332	Waffnen	13 987	16 914
Metalle u. Erze	22 091	40 328	Schneisen	16 811	28 779

Schifffahrt.

Die wichtigsten Seehandelsplätze, nach ihrem Schiffsverkehr mit dem Ausland geordnet, sind: London, Cardiff, Liverpool, Newcastle, Hull, Glasgow, Southampton, Newport, Plymouth, Swansea, Sunderland und Leith. Die britische Handelsflotte nimmt den vornehmsten Rang unter den Handelsflotten aller Länder ein. Ihr Wachstum seit dem Jahre 1800 ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

Jahr	Segel- schiffe	Tonnen (netto)	Dampf- schiffe	Tonnen (netto)
1800	15 724	1 698 515	—	—
1850	24 797	3 396 659	1187	168 474
1870	23 189	4 577 855	3178	1 112 034
1880	19 938	3 851 045	5247	2 723 468
1890	14 181	2 936 621	7410	5 042 517
1902	10 455	1 950 675	9903	8 104 095

Dazu kommen nun noch für die britischen Kolonien (mit Indien) 15,623 Schiffe von 1,512,000 Ton. Gewicht, so daß die britische Flotte auf den Weltmeeren durch 35,781 Schiffe von 11,567,000 T. vertreten ist. Sie behauptet im Küstenhandel wie im ausländischen Verkehr den ersten Rang, obgleich ihr den ausländischen Schiffen gegenüber durch Differentialzölle keine Vorteile eingeräumt sind. 1902 war der Tonnengehalt der im ausländischen Verkehr eingelaufenen Schiffe 49,620,117 (davon 32,302,436 britisch), derjenige der ausgelassenen Schiffe 50,252,602 (davon 32,600,471 britisch). Der Tonnengehalt der beladenen Schiffe war beim Eingang 37,904,313 T., beim Ausgang 44,402,088 T. Im Küstenhandel liefen Schiffe mit einem Gehalt von 58,744,835 T. ein und von 57,070,359 T. aus, davon hatten die beladenen Schiffe 31,455,299, resp. 31,120,236 T. Die Küsten Großbritanniens werden durch 360 Leuchttürme und 50 Leuchtschiffe erleuchtet, und 290 von einer Privatgesellschaft unterhalten Rettungsboote sind an ihnen stationiert. Trotzdem ist die Zahl der Unglücksfälle ziemlich bedeutend, denn von der Handelsflotte des Vereinigten Königreichs gingen in vier Jahren (1898—1901) 1542 Schiffe von 639,490 T. Gehalt verloren, und 3958 Retrosen und 300 Jahrgäste kamen ums Leben.

Verkehrswesen, Seebinnensysteme.

Den Binnenhandel befördern Landstraßen, Kanäle und Eisenbahnen in hervorragender Weise. Die erste Eisenbahn im modernen Sinn, auf der die Wagen durch eine Dampflokomotive gezogen wurden, war die von Stockton nach Darlington. Sie wurde 27. Sept. 1825 eröffnet. Sämtliche Eisenbahnen des Vereinigten Königreichs sind auf Kosten von Privatunternehmern gebaut worden. 1892 waren 17,493 km

Eisenbahnen im Betrieb, 1902 aber 35,649 km. Bau und Ausrüstung dieser Bahnen hatten bis Ende 1902: 1217 Mill. Pfd. Sterl. gekostet; die Betriebskosten beliefen sich 1902 auf 67,440,000 Pfd. Sterl., die Gesamteinnahmen auf 109,469,000 Pfd. Sterl., so daß sich das Kapital mit 3,4 Proz. verzinsle. Befördert wurden 1902: 1188 Mill. Reisende (ohne die Inhaber von Saisonbillets), 437 Mill. Ton. Mineralien und Güter. Straßenbahnen (Tramways) bestanden 1902 in einer Länge von 2388 km. Ihre Anlage hatte 29,9 Mill. Pfd. Sterl. gekostet; 1894 Mill. Passagiere wurden befördert.

Die Kanäle, sämtlich seit 1755 gebaut, haben eine Länge von 6150 km. Auf ihre Nützlichkeit ist in jüngerer Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit durch den Versuch der Eisenbahngesellschaften, den Verkehr auf den Kanälen zu monopolisieren, gelenkt worden. Post- und Telegraphenwesen sind Monopol der Regierung und stehen unter Leitung derselben Behörde. Befördert wurden 1902/03: 2579 Mill. Briefe, 489 Mill. Postkarten, 985 Mill. Bücherpakete und Zeitungen und 89 Mill. Pakete. Ausgestellt wurden 1902/03: 14,9 Mill. Gelbannweisungen im Betrage von 45,6 Mill. Pfd. Sterl. (davon 6,5 Mill. Pfd. im Verkehr mit den Kolonien und dem Ausland). Die elektrischen Telegraphen hat der Staat 1870 erworben; sie hatten 1902 eine Länge von 76,343 km. 1902 wurden von 9397 Staats- und Privattelegraphenämtern und 2364 Eisenbahn- und Privatbüros 93,3 Mill. Depeschen befördert. Auch das Telephon ist Regierungsmonopol, doch ist dessen Ausnutzung der National Telephone Company bis 1911 gegen eine Abgabe von 10 Proz. der Bruttoeinnahme überlassen; Zahl der Sprechstellen 233,000, der Gespräche 787 Mill. Die gesamten Einnahmen des Post- und Telegraphenwesens beliefen sich 1902/03 auf 18,4 Mill., die Ausgaben auf 14,6 Mill. Pfd. Sterl., so daß ein Überschuß von 3,8 Mill. erzielt wurde.

Zu den wichtigsten Erleichterungsmitteln des Handels von G. gehören die Banken, an deren Spitze für den Umfang des britischen Reiches die Bank von England steht, die ihre Filialen über die ganze zivilisierte Erde ausdehnt (s. Banken, S. 346). Einschließlich der Bank von England hatten die Aktienbanken in G. 1902 ein eingezahltes Kapital von 77,6 Mill. Pfd. Sterl., einen Reservefonds von 47,5 Mill. Pfd. Sterl. Mit Einräumung des Kapitals der Privatbanken (7,9 Mill. Pfd. Sterl.) verfügten die Banken insgesamt über 132 Mill. Pfd. Sterl. an Kapital und Reserven. Der Betrag der bei ihnen eingezahlten Depositen wird 1903 auf 680 Mill. Pfd. Sterl. berechnet. — Die Zahl der Aktiengesellschaften betrug 1902 insgesamt 33,259 mit einem Kapital von 1805 Mill. Pfd. Sterl. — Gemünzt wurden 1898—1902: 37,402,250 Pfd. Sterl. in Gold, 6,493,336 Pfd. Sterl. in Silber, 660,694 Pfd. Sterl. in Kupfer. Von dem Umfang des englischen Geschäfts erhält man einen Begriff, wenn man bedenkt, daß im Londoner Clearinghaus (s. d.) 1902: 10,029 Mill. Pfd. Sterl. ausglich wurden.

Maße, Gewichte, Münzen.

Das britische Maßsystem ist mittels Parlementsakte vom 17. Juni 1824 durch Einführung von imperial measures vereinigt worden, aber noch äußerst mannigfaltig, und überdies gestützt das Gesetz vom 28. Juni 1864 den Gebrauch metrischer Maßgrößen. Für die Längeneinheit dient als Normmaß das Imperial Standard Yard von 1760 bei 63° Nördlichkeit, = 914,398 mm. Ein Foot hat 2 Yards zu

3 Feet (ft.), ein Foot 12 Inches zu 12 Lines oder 16 Teilen, die Feldmeßrulle (Pole, Perch, Rod) $5\frac{1}{2}$ Yards, ein Furlong 10 Chains von 4 Poles zu 25 Links = 220 Yards, die geeseiche Meile (Statute Mile oder British Mile) um Unterschied von der Londoner und der See-Meile) 8 Furlongs = 1609,345 m; andre Längen gelten im Garn-, Tuchhandel und Militärdienst. Flächenmaße: das Square Yard zu 9 Square Feet = 0,83607 qm, das Square Rod = 30,25 Square Yards, das Acre zu 4 Rods von 40 Square Rods = 40,4671 Ar, das Square Mile zu 640 Acres = 258,99945 Hektar. Körpermaße: das Cubic Foot von 1728 Cubic Inches = $\frac{1}{16}$ Cubic Yard = 28,31551 Lit.; das Load behautes Holz hat 50, und behautes 40, die Frachtkanne (ton of shipping) als Raummäß 42 und das Register-ton als Rang der Schiffsgröße 100 Kubikfuß. Die Einheit aller Holzmaße, das Imperial Standard Gallon, soll bei 30 Zoll Barometerstand und 16 $\frac{1}{2}$ ° Luftwärme 10 Handelspfund befehlertes Wasser enthalten = 4,54646 Lit. (nach der Raumbestimmung, mit Grenzen der Gültigkeit für 4,54399—4,54382, sowie 4,54441 nach der Wasserbestimmung); 1 Gallon hat 4 Quarts zu 2 Pints zu 4 Gills. Für Flüssigkeiten: das Tun Wein meistens zu 2 Pipes oder Butts von 2 Hogsheads = 252 Gallonen oder 1144,65 Lit., das Vinum zu 2 Tierces von 42 Gallonen, das Rundlet (Kunlet) = 18, bei Branntwein das Anker = 10 Gallonen, bei Ale und Bier das Butt zu 2 Hogsheads oder 8 Kilbertins = 108, das Barret von 4 Firrins = 36 Gallonen. Für trockne Dinge: das Buschel zu 4 Wels von 4 Fottles = 8 Gallonen oder 36,4767 Lit., das Quarter zu 2 Coombs (Cooms) von 4 Bushels, das Wey = 5, das Cheabron = 4 Quarters; vielfach sind Raummäße feste Gewichtsrößen geworden.

Von den Gewichten dient für Edelmetalle, Münz- und Medizinalwesen das Imperial Troy Pound von 5760 Grains = 373,2418 g, eingeteilt in 12 Ounces (oz.) zu 20 Pennyweights (dwt.) von 24 oder bei Berlin 30 Grains. Beim Apothergewicht hat die Linze 8 Drachmas (Drams) zu 3 Scruples von 20 Grains, und die Pant teilt sie seit 1852 decimal. Die Feinheit des Goldes wird durch Einteilung des Ganzen in 24 Karats zu 4 Grains von 4 Quarts angegeben, seitens der Bank aber in Tausendstein zu 3 Thirds berechnet. Bei Edelsteinen zerfällt die Linze in 151 $\frac{1}{2}$ Karats von 205,304 mg, das Karat in 4 Juwelengrains oder 64 Teile. Eigentliches Handelsgewicht ist das pound avoirdupois von 7000 Troygrains = 453,59265 g, 144 davon = 175 Troypfund; es wird eingeteilt in 16 Ounces zu 16 Drams von 3 Scruples = 7680 Grains avdp. Ein Pundbrechgewicht (cwt.) hat 4 Quarters (qr.) zu 2 Stones von 14 Pounds = 112 Fund oder 50,80237 kg. Das Ton als Gewicht enthält 20 Pundbrechgewichte, aber die Frachtkanne (ton of shipping) 20 Centals zu 100 Fund. Es kommen zahlreiche andre Namen und Größen, im Kornhandel allein etwa 200, in einigen Kolonien auch alte Maße vor.

Im Münzwesen herrscht nach dem Gesehen vom 22. Juni 1816 und 7. Febr. 1817 reine Goldwährung, deren Einheit, das British Pound oder Livre Sterling (£) = 20 Schilling (s.) zu 12 Pence (d.), 123,27448 Grains wiegt und 20,4945 Mill. Geldwert besitzt. Die Englische Bank, deren sich die Regierung zur Ausmünzung bedient, wurde 1844 verpflichtet, Goldbarren von $\frac{11}{12}$ Feinheit (standard fineness) zum Preise von 77 $\frac{1}{2}$ Schill. für die Linze entgegen-

zunehmen und auf Ansuchen zu 77 $\frac{1}{2}$ Schill. in Banknoten zu verkaufen, so daß 1 Pfb. Sterl. eine Menge von 113,0016 Troygrains feinen Goldes bedeutet. Privatpersonen dürfen Gold in Kassen von mindestens 10,000 Pfb. Sterl. unentgeltlich ausmünzen lassen; die Toleranz beträgt an Feinheit 2 auf 916 $\frac{2}{3}$ Tausendteile, an Gewicht auf 1 Pfb. Sterl. 0,4 Grains, und Stücke von weniger als 122,5 Grains = 20,3011 Mark zerfällt die Bank bei der Entlieferung. Stückelung in 1 Pfb. Sterl. (Sovereign; f. Tafel-Münzen V., Fig. 8) und $\frac{1}{2}$, selten zu 5 und 2. Silbergeld braucht die Zahlungen nur bis 2 Pfb. Sterl. angenommen zu werden. Normalgewicht des Schilling ist 5,65518 g zu 27 $\frac{1}{2}$ Feinheit = 94,1588 Pf. der Talerswährung, daher Wertverhältnis des Silbers zum Gold 1:14,2857; geprägt werden Stücke zu 5 (Crown), 2 $\frac{1}{2}$ (half a crown), 2 (Florin), 1 Schilling, $\frac{1}{2}$ (Sixpence) und $\frac{1}{4}$, selten zu 4, $\frac{1}{2}$ (Groats), $\frac{1}{8}$ für Westindien und $\frac{1}{16}$ (Maundah-Money). An Stelle der Kupfermünzen sind 1860 Bronzestücke zu 1 Penny, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ (Farthing) getreten. Mangelte Kleingeld, so lassen Großunternehmer sogen. Lotens, wenigstens $\frac{1}{4}$ Penny, anfertigen, die sie in Gold oder Silber eintauschen. Zahlungsmittel sind außer den Schecks von Privatleuten die Noten der Bank von England zu 5, 10, 20, 50, 100, 200, 300, 500 und 1000 Pfb. Sterl., die jederzeit gegen Goldmünzen umgewechselt werden und in England nebst Wales Zwangsumlaufrecht besitzen; der Umlauf darf 15 Mill. Pfb. Sterl. über den Goldvortrag der Bank nicht übersteigen. Den übrigen Notenbanken steht seit 1849 ein absolutes Recht der Notenausgabe nicht mehr zu. Die britische Währung gilt auch in den Kolonien, ausgenommen Gibraltar, Kapverdenland, Kanada, die ostafrikanischen, süd- und ostasiatischen Besitzungen.

Nationaleinkommen und Wohlstand.

Diebstahl sind Versuche gemacht worden, den Wert des gesamten Eigentums der Nation sowie den Betrag der einzelnen Jahreseinkommen zu schätzen. Da diese Schätzungen sich größtenteils auf Steuerlisten und ähnliche Quellen stützen, so verdienen sie ein gewisses Vertrauen. 1843 wurde das gesamte Einkommen auf 515 Mill., 1867 auf 821 Mill. (wovon 128 Mill. auf 8000 Personen entfielen), 1883 auf 1200 Mill. Pfb. Sterl. geschätzt, und es beläuft sich gegenwärtig auf mindestens 1600 Mill. Pfb. Sterl. Der Kapitalwert des liegenden und beweglichen Eigentums ist gleichfalls rasch gestiegen; 1840 schätzte man denselben auf 4030 Mill., 1860 auf 5560 Mill. und 1882 auf 8720 Mill. Pfb. Sterl. Daß diese Zahlen nicht zu hoch gegriffen sind, beweisen die Angaben über das Einkommen, die von den Interessenten für die Steuerlisten jährlich gemacht werden. Dabei sind die Einkommen von weniger als 150 Pfb., seit 1894 von weniger als 160 Pfb. Sterl. als steuerfrei ausgeschlossen. 1871 wurde das Einkommen auf 471,4 Mill., 1881 auf 585,2 Mill., 1891 auf 698,4 Mill. und 1901/02 auf 887 Mill. Pfb. Sterl. angegeben; letztere Ziffer erhöht sich auf nicht als 900 Mill., wenn man die den landwirtschaftlichen Betrieben gewährte Ermäßigung in Anschlag bringt.

Mit wachsendem Wohlstand hat die Bevölkerung der Armenhäuser adgenommen, und die Einkünfte in den Sparkassen sind gestiegen. Arme, die öffentliche Unterstützung erhielten, gab es 1871: 1,280,188; 1903: 1,040,908 (833,005 in England und Wales, 104,675 in Schottland, 103,228 in Irland). Das Kapital der Sparkassen oder belief sich 1871 auf 55,5 Mill. Pfb. Sterl., 1881 auf 80,3 Mill., 1891 auf

114.5 Mill., 1902 auf 197.1 Mill. Pfd. Sterl. (davon in Postpartoffen 144.6 Mill.). Im allgemeinen erscheinen Reichtum und Armut in G. in schreiendem Kontrast.

Staatsverfassung.

Die britische Staatsverfassung hat zur Grundlage die angelsächsische Verfassung, die durch Wilhelm den Eroberer nur in manchen Stücken modifiziert worden (s. Angelsachsen). Die Grundgesetze, auf denen die britische Verfassung beruht, sind: die Magna Charta (Great Charter) vom 15. Juni 1215, die jedem Briten völlige Sicherheit der Person und des Eigentums zusichert; die Petition of rights von 1628, durch welche die Landesprivilegien gegen die königliche Gewalt gesichert werden; die Habeas Corpus Acte von 1679, nach der jeder Briten den Grund seiner Verfassung erfahren, binnen 24 Stunden verhört und (außer bei Staats- und Kapitalverbrechen) gegen Bürgschaft dafür, daß er sich zur Untersuchung vor Gericht stellen wolle, freigelassen werden muß; die Bill and Declaration of rights vom 22. Jan. 1689, seit der kein Gesetz ohne Parlamentsbewilligung gültig ist, gewissermaßen die Konstitution, die Wilhelm III. vor seiner Thronbesteigung annehmen mußte; die Settlements Acte (Act of settlement) von 1701 und die von 1705; die Unionsakte zwischen England und Schottland vom 6. März 1707 in 25 Artikeln; die Unionsakte zwischen G. und Irland vom 2. Juni 1800 in acht Artikeln; die Emancipationsbill der Katholiken vom 29. April 1829; die Reformbills der Jahre 1832, 1867 — 68 und 1885 über Zusammensetzung und Wahl der Mitglieder des Unterhauses.

G. ist demgemäß eine erbliche, konstitutionelle, beschränkte Monarchie. Dem König, dessen Person heilig und unantastbar ist, und welcher der englisch-bischöflichen Kirche angehören muß, steht die höchste vollziehende Gewalt zu; er ist Oberlehnsherr und Haupt der Kirche und ernennt die hohen Staatsbeamten, Bischöfe und Richter. Er erklärt Krieg und schließt Frieden, schick und empfängt Gesandte, verfügt über Armee und Flotte, erteilt den Adel und verwaltert den öffentlichen Schatz. Seine Handlungen sind keiner Untersuchung unterworfen; aber die von ihm gewählten Staatsbeamten sind dem Parlament gegenüber für alle Regierungshandlungen verantwortlich. Die Gewalt des Königs ist durch Reichsgesetze und die Versammlung der Reichsstände (Imperial Parliament) ziemlich eng beschränkt; selbst das ihm zustehende Recht der Begnadigung ist sehr bedingt. Die Thronfolge ist in dem genannten Act of settlement geordnet und auf die protestantischen Nachkommen der Prinzessin Sophie von Braunschweig beschränkt. Derselbe erfolgt in strenger Linealfolge und geht auf eine entferntere Linie nicht eher über, als bis alle männlichen und weiblichen Mitglieder der herrschenden Linie ausgestorben sind. Nur mittels Parlamentsakte (s. unten) kann eine Änderung der Thronfolge bestimmt werden. Gewöhnlich findet eine Krönung zu London in der Westminsterabtei durch den Erzbischof von Canterbury statt, wobei der König den Krönungseid leistet. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem vollendeten 21. Lebensjahr ein. Während seiner Minderjährigkeit führt die Königin-Mutter oder in deren Ermangelung ein vom König (im Testament) oder vom Parlament ernannter Prinz des Hauses die Regentschaft; doch kann der König die während derselben erlassenen Gesetze bei seinem Regierungsantritt verwerfen. Bei physischer Regierungsunfähigkeit des Königs führt der Thronerbe die Regentschaft als Prinz-Regent, die Königin

oder in deren Ermangelung ein vom Parlament ernannter Großer des Reiches die Obhut über den kranken König. Der Gemahl einer regierenden Königin hat keine Teilnahme an den königlichen Rechten und führt nicht den Titel eines Königs von G. Die Gemahlin des regierenden Königs teilt dagegen mit ihrem Gemahl Titel und Wappen. Der Titel des Monarchen ist (seit 1877): »König des Vereinigten Königreichs von G. und Irland und dessen Kolonien und Abhängigkeiten, Beschützer des Glaubens (defensor fidei), Kaiser von Indien, Sovereign des Hofenbonds etc.«

Der Kronprinz führt den Titel eines »Prinzen von Wales«, den er, im Fall er vor der Thronbesteigung stirbt, auf seinen ältesten Sohn vererbt. Alle Prinzen des Hauses sind geborne Peers, werden mit dem 21. Jahr volljährig, bejehen dann ein Jahrgeld, erhalten vom König besondere Herzogs- und Grafentitel und dürfen sich ohne Zustimmung des Königs nicht verheiraten, außer noch dem 25. Jahr, wenn sie ein Jahr vorher dem Geheimen Staatsrat (s. unten) hiervon Anzeige gemacht haben und das Parlament dagegen keinen Einspruch erhoben hat. Die älteste Prinzessin hat den Titel Prinzessin Royal. Die Zivilliste des Königs beträgt 409,592 Pfd. Sterl. (wovon 60,000 Pfd. Sterl. in seinen Privatsöld, Privy Purse, fließen). Außerdem aber erhält er die Einkünfte des Herzogtums Lancaster (48,000 Pfd. Sterl. netto); die königlichen Paläste werden auf öffentliche Kosten unterhalten. Der Prinz von Wales bezieht einen Jahresgehalt von 40,000 Pfd. Sterl. und die Einkünfte des Herzogtums Cornwall (60,000 Pfd. Sterl. netto).

Der königliche Hofstaat teilt sich in vier große Departements, nämlich diejenigen des Lord Steward (Oberhofmeister), des Lord Chamberlain (Oberkämmerer), des Master of the Horse (Oberstallmeister) und der Mistress of the Robes (Oberhofmeisterin der Königin). Unter diesen stehen ein Graf-Warwick (eine erbliche Würde des Herzogs von Norfolk), ein Schatzmeister, ein Säckwart (Keeper of the Privy Purse), ein Großkammerfener (erblich in der Familie des Grafen von Exeter), ein Zeremonienmeister, ein Großschloßfener (dessen Würde dem Herzog von St. Alban erblich zusteht), Hofdamen, Hofärzte und zahlreiche niedere Beamte. Auch in Schottland besteht ein Hofstaat, einschließlich eines Hofmeisters, eines Oberconnetable, eines Bannerträgers, eines Wappenträgers und eines Truchse, deren Würden sämtlich erblich sind. Königliche Leidenwachen sind die Yeomen of the Guard, im Volksmund als Beefeaters bekannt (eine Korruption von Bouffiers), das Corps der Gentlemen-at-Arms und die Company of Archers (in Schottland). Der König bewohnt entweder den Buckinghampalast in London (der St. Jamespalast dient nur zu Staatszeremonien) oder das Schloß zu Windsor oder die Sommerresidenzen von Osborne (Insel Wight) oder Balmoral (schottische Hochlande), jezt auch Sandringham (in Norfolk). Marlborough House ist dem Prinzen von Wales eingeräumt. Andre von Mitgliedern der königlichen Familie oder Hofgenossen bewohnte Paläste sind zu Kensington und Kew. Gegenwärtig regierender König ist Albert Edward VII., geb. 9. Nov. 1841, Sohn des Prinzen Albert von Sachsen-Koburg und der Königin Victoria, folgte seiner Mutter 22. Jan. 1901, vermählt seit 10. März 1863 mit Alexandra, Prinzessin von Dänemark. Kronprinz ist Georg, geb. 3. Juni 1865.

Das Parlament.

Das Parlament besteht aus dem König, dem Haus der Lords (Haus der Peers, Oberhaus, House of Lords) und dem Haus der Gemeinen (Unterhaus, House of Commons), deren Übereinstimmung zu einem Gesetz (Parlamentsgesetz) gehört. Das Parlament, ohne den König betrachtet, beaufsichtigt die Verwaltung, beschließt die Gesetze, bewilligt das Budget auf ein Jahr, legt Steuern auf und hat das Recht der Steuerverweigerung, richtet auch durch das Oberhaus seine Mitglieder wegen Hochverrats und auf Anstöße des Unterhauses die Verbrechen der Minister und hohen Staatsbeamten. Das Parlament wird vom König berufen, durch eine Thronrede im Oberhaus, wozu das Unterhaus eingeladen wird, eröffnet und kann vom König auf längere Zeit vertagt und gänzlich aufgelöst werden. Ein Parlament darf nie länger als sieben Jahre bestehen und nicht länger als 80 Tage vertagt bleiben. Beide Häuser führen ihre Verhandlungen besonders. Jedes Mitglied eines derselben kann einen Vorschlag (bill) machen. Die Bills betreffen entweder allgemeine Angelegenheiten (public bills) oder Lokal- und Privatsachen (private bills). Geldbewilligungen (money bills) müssen im Haus der Gemeinen eingebracht und von den Lords entweder unabweisbar angenommen oder gänzlich verworfen werden. Jede Bill muß eine zweimalige Lesung und Abstimmung bestehen, ehe die eigentliche Debatte eröffnet wird. Der König genehmigt jede Art mit einer besonders französischen Formel. Bemerkt er die Bill, so geschieht es mit der Formel: «Le roi s'avise», ein Fall, der übrigens seit 1707, als die Königin Anna die schottische Billbill verworfen, nicht vorgekommen ist. Vor der Emanzipationsbill (1829) hatten Katholiken im Oberhaus nur Sitz, nicht Stimme; vom Unterhaus waren sie gänzlich ausgeschlossen, weil die Mitglieder außer dem noch jetzt gebräuchlichen Eide der Treue (oath of allegiance) noch den Eidschwur (oath of supremacy) und den Eidschwur ablegen mußten, was die Katholiken nicht konnten. Seit 21. Juli 1858 kann jedes der beiden Häuser einem zu bezeichnenden Mitgliede die Worte «dem wahren Glauben eines Christen» erteilen. Kein Mitglied beider Häuser kann während der Parlamentszeit mit Arrest belegt werden.

Zum Oberhaus gehören die majorennten Prinzen des königlichen Hauses, die weltlichen Peers des Vereinigten Königreichs, die das Recht erblich besitzen und wenigstens 21 Jahre alt sind, 3 Oberbischöfe als persönliche Peers (Life Peers), ein Ausschluß des schottischen und irischen Adels (von erstem 16, von letztem 28 Peers, die von ihresgleichen gewählt werden, jene für jedes Parlament, diese auf Lebenszeit), die 2 Erzbischöfe und 24 Bischöfe von England und Wales, im Ganzen jetzt 695 Mitglieder. Der Lord-Kanzler (dessen Sitz der «Wolfsst» ein großes, vieredriges, mit rotem Tuch bedecktes Kissen ohne Rücken- und Seitenscheune, ist) führt den Vorsitz. Jedes Mitglied stimmt durch «content» (einverstanden) oder «non content» (nicht einverstanden); sie können ihre Stimmen durch Mandatäre (by proxy) abgeben. Das Quorum oder die zur gültigen Abstimmung erforderliche Anzahl von Mitgliedern beträgt 3 (im Unterhaus 40) Mitglieder. Das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen besteht aus den Abgeordneten der Grafschaften, Städte (boroughs) und Universitäten und zählt 670 Mitglieder; davon kommen 495 Abgeordnete (nämlich 253 der Grafschaften, 236 der Städte und 6 der Universitäten) aus England und Wales; 72 (39 für die

Grafschaften, 31 für die Städte, 2 der Universitäten) aus Schottland; 103 (85 für die Grafschaften, 16 für die Städte, 2 für die Universitäten) aus Irland. Das Wahlrecht ist das gleiche für die drei Königreiche wie für Stadt oder Land. Das Stimmrecht hat, wer ein eigenes Haus oder Häusern bewohnt, oder wer als Mieter 10 Pfd. Sterl. jährliche Miete zahlt. Die Abgeordneten der Universitäten werden von sämtlichen Graduierten der betreffenden Universität gewählt. Kein Stimmrecht haben Ausländer, die Peers, des Reinedes Überwiesene, Arme, die von der Gemeinde Unterstützung erhalten, und viele der Regierungsbeamten. Nicht wahlfähig sind die Richter, die einen Gehalt beziehen, Geistliche der englischen, schottischen und römischen Kirche, gewisse Staatsbeamte und Verbrecher. Einmal gewählt, kann ein Mitglied nur infolge der Annahme eines Kronamtes austreten (i. Chiltern hundreds). Die Abstimmung bei den Wahlen ist geheim. Die Mitglieder des Parlaments erhalten keine Diäten.

Gleich bei Eröffnung des Parlaments wird der Sprecher erwählt, der die Verhandlungen leitet, jedoch nicht daran teilnimmt, während die Redner (der Form nach) sich an ihn allein wenden; er bezieht einen Jahresgehalt von 5000 Pfd. Sterl. Ein Chairman leitet die Verhandlungen, wenn das Haus als Komitee berät. Ein solches Komitee des ganzen Hauses heißt Committee of supply, wenn es sich um Ausgaben, Committee of ways and means, wenn es sich um Deckung dieser Ausgaben handelt. Außerdem bestehen zwei ständige Ausschüsse (Standing Committees) für Handel und Verkehr und für juristische Angelegenheiten, Ausschüsse für die Begutachtung von Private bills und Select Committees für verschiedene Zwecke. Die Mitglieder stimmen mit «Aye» und «No» (Ja und Nein). Bei der Abstimmung erfolgt erst die Verneinung, dann die Bejahung. Das Recht, die Verhandlungen durch die Presse zu veröffentlichen, besteht gesetzlich nicht, doch hat man den Berichterstattern eine Galerie eingeräumt.

Stände, politische Rechte.

Nach den politischen Rechten gibt es in staatsbürgerlicher Hinsicht drei Stände: die Krone, die Nobilität (Adel) und die Commonalty. Würde und Titel eines Peers gehen aber nur auf den ältesten Sohn über, der bei Lebzeiten des Vaters nur dessen zweiten Titel führt. Deshalb heißt der älteste Sohn eines Herzogs Marquis oder Graf, der eines Marquis Graf oder Viscount, der eines Grafen Lord. Den jüngeren Söhnen eines Herzogs oder Marquis gebührt der Titel Lord. Söhne eines Viscounts oder Barons führen keinen besonderen Titel; es gebührt ihnen aber, wie sämtlichen Peerfamilien, die sich nicht eines höheren Titels erfreuen, das Prädikat «Honourable». Die Zahl der Mitglieder des hohen Adels kann nach Belieben des Königs vermehrt werden. Er zerfällt in fünf Klassen: Herzoge oder Dukes, deren es außer den Prinzen königlichen Geblüts 22 gibt; Marquis, 23 Geschlechter; Grafen oder Earls, 125 (die 2 ältesten, Shrewsbury und Derby, von 1442 und 1485); Viscounts, 35; Barone oder Lords, ursprünglich die reichsunmittelbaren Vasallen Wilhelm des Eroberers, 316. Von den geistlichen Peers stehen die Erzbischöfe zwischen den königlichen Prinzen und den Herzogen, die Bischöfe zwischen den Viscounts und den Baronen. Der hohe Adel Schottlands und Irlands zählt 262 Mitglieder, von denen 135 gleichzeitig Peers des Vereinigten Königreichs sind und als solche im Haus der Peers einen Sitz ein-

nehmen. Von den übrigen haben 16 schottische und 28 irische »Representative Peers« gleichfalls Sitz und Stimme im Oberhaus. Die *Commons* umfaßt den Rest der Bevölkerung. Außer den Söhnen der Peers gehören zu ihr die Gentry (s. d.), die seit Jakob I. freiereten Barone (s. d.) und sämtliche andre Aftaten des Volkes. Wenn nun aber auch keine gesetzlichen Schranken zwischen den verschiedenen Ständen errichtet sind und nur die Peers als geborne Gesetzgeber sich eines Vorrechts erfreuen, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß Geburt und Reichtum sich streng absondern vom niederen Bürgerstand und selbst der Besuch von Schulen, in denen Kinder von tradesmen (Krännern, Handwerkern u.) ihre Erziehung erhalten, den Kindern der oberen Stände verpönt ist.

Jeder in G., auch von einer Ausländerin, und im Ausland von einer Engländerin Wedorne ist ein Brit und genießt dessen politische und bürgerliche Rechte. Jedem Briten steht völlige Freiheit der Person, namentlich auch Sicherheit des Lebens und des guten Namens, Schutz gegen jede willkürliche Verhaftung und Freiheitsbeschränkung zu; ferner Sicherheit des Eigentums, Freiheit der Rede und der Presse unter dem Schutz der Geschwornengerichte, Petitionsrecht und der Schutz der Gerichtshöfe, Unantastbarkeit seines Hauses und das Recht, zur Selbstverteidigung Waffen zu tragen. Die Bürger sind der Regierung, d. h. der ganzen Hierarchie des Beamtenstandes, nicht zu unbedingtem, sondern nur zu verfassungsmäßigem Gehorsam verpflichtet. Die scharfe Trennung aber des Beamtenstandes vom Volk wird dadurch ausgeschlossen, daß die britische Verfassung eine enge Regierungsgesellschaft der eignen Beforgung der Nation überläßt. Hierher gehören die Friedens- und die Geschwornengerichte, die Grand jury, die Municipalverfassung und vor allem das Recht, sich zur Beratung aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu versammeln und zu beraten.

Staatsverwaltung.

Die Exekutivgewalt gehört, wie schon erwähnt, der Krone. Ihre Organe sind die Minister und die von der Krone gewählten Beamten. Die anerkannten Ratgeber der Krone bilden den Geheimen Staatsrat (*Privy Council*), der aus bedeutenden, vom König gewählten Persönlichkeiten besteht (nur der Lord-Mayor von London gehört ex officio dazu), ohne Beschränkung der Zahl. Ein Auschuß dieses Rates fungiert als Appellationsgericht für die kolonialen, Admiraltäts- und kirchlichen Gerichtshöfe. Gegenwärtig zählt der Geheimne Staatsrat über 200 Mitglieder und vereinigt in sich die hervorragendsten Politiker aller Parteien. Die eigentlich wirksamen Kräfte, die ausführenden Minister der Krone, dagegen bilden einen kleineren Körper von Kabinettsräten (*Cabinet Council*), unter welche die Hauptstaatsämter verteilt sind. Die Mitglieder dieses Kabinettsrates, das *Ministerium*, werden zwar auch vom König ernannt, da sie aber dem Parlament gegenüber für ihre Handlungen verantwortlich sind, so hängt ihre Wahl von der Majorität im Parlament ab. Dazu gehören in der Regel folgende Mitglieder: der erste Lord der Schatzkammer (*First Lord of the Treasury*) als Premierminister; der Lord-Großkanzler als Rechtsbeistand des Kabinetts und Bewahrer des großen Siegels; der Lord-Präsident des Geheimen Rates und Minister des öffentlichen Unterrichts; der Kanzler des Schatzamtes (*Exchequer, Finanzminister*); die Staatssekretäre für innere Angelegenheiten, ausländische Angelegenheiten, die Ko-

lonien, Krieg und Indien; der erste Lord der Admiraltät (*Marineminister*); der Generalpostmeister; die Präsidenten des Handelsamtes (*Board of Trade*), des Amtes für Lokalregierung und des landwirtschaftlichen Amtes; der Lord-Kanzler und der Obersekretär für Irland und der Sekretär für Schottland. Andre hohe Staatsbeamte sind der Verksammler für öffentliche Bauten, die junior Lords der Admiraltät und der Schatzkammer, die Unterstaatssekretäre. Sie gehen fast sämtlich aus dem Parlament hervor und legen ihr Amt nach Austritt des Ministeriums nieder. Für Justizfälle stehen der Regierung außer dem Lord-Kanzler ein *Attorney general* (Generalanwalt), ein *Solicitor general* (Generalprokurator) und ein *Advocate general* zur Seite. Die Verwaltung der Angelegenheiten Schottlands ist jetzt größtenteils mit der englischen vereinigt. Irland dagegen hat eine eigne Regierung, der ein in Dublin residierender Statthalter (*Lord-Lieutenant*) vorsteht. Die Schatzkammer (*Treasury*) sorgt für Erhebung der Steuern und deren richtige Verwendung. In ihr haben Sitz der erste Lord der Schatzkammer, der Kanzler des Exchequer und drei andre hohe Staatsbeamte, die jedoch nicht Mitglieder des Kabinetts sind. Unter ihr stehen das Zollamt und das inländische Steueramt mit dem Stempelamt.

Was die innere Verwaltung des Landes betrifft, verweisen wir auf die Artikel »England«, »Schottland« und »Irland«. Hier mag nur erwähnt sein, daß die Lokalausgaben 1900—01: 133,713,267 Pfd. Sterl. betrugen. Diese bedeutende Summe wurde durch eine Kieftsteuer, Renten von Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken u. (67 Mill. Pfd. Sterl.), durch Anleihen (35,5 Mill.), Zuschüsse aus der Staatskasse (16 Mill.), ferner durch Abgaben von Straßenbahnen, Hauszinsgelder, Marktgebühren u. gedeckt. Von den Ausgaben entfielen auf die Polizei, Gesundheitspflege und die öffentlichen Anlagen in städtischen Gemeinden 79,2 Mill., auf Polizei, Gesundheitspflege und Begebau in den Großstädten 13,8 Mill., auf die Armenpflege 14,4 Mill., das Schulwesen 14,5 Mill., Hofanlagen 6,1 Mill. Pfd. Sterl. u.

Rechtspflege.

Die Gerichts- und Rechtsverfassung Großbritanniens enthält viele veraltete Einrichtungen. Wie in andern Staaten, sind auch in England die ältesten Volksrechte schon früh untergegangen, und der Einfluß des römischen Rechts auf die neuern Rechte seit dem 11. Jahrh. ist nicht zu verkennen. Man unterscheidet das *gemeine Recht* (*Common Law*), dessen Grundlage die Gesetze der Briten, Sachsen und Dänen sind, und das *statutarische Recht* (*Statute Law*), das in Parlamentsgesetzen enthalten ist. Außerdem kommt in den kirchlichen und Admiraltätsgerichten das römische Zivilrecht und teilweise das kanonische Recht zur Anwendung. Die groß die Masse der britischen Gesetze ist, kann man schon daraus entnehmen, daß die von Victoria sorgte Ausgabe der Gesetze von 1215—1817: 34 Quartbände enthält. Um die Kriminalgesetzgebung zeitgemäß umzugestalten, wurden schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. viele veraltete Parlamentsgesetze aufgehoben, die Härte andrer gemildert und namentlich die Todesstrafe in mehreren Fällen abgeschafft; doch besitzt England auf seinem Gebiete des Rechts ein förmliches Gesetzbuch. Darum ist auch jetzt noch die Rechtspflege langwierig und kostspielig. Für das Vereinigte Königreich ist das Haus der Lords der oberste Gerichtshof, denn es kommen vor dasselbe nicht nur von den

Gemeinen erhobene Anlagen wegen Hochverrats und alle gegen Feind anhängig gemachten Kriminalklagen, sondern es ist gleichzeitig Appellationsgericht für Schottland und Irland. Weiteres s. England, S. 804.

Finanzen.

Die Bedürfnisse der britischen Staatsverwaltung sind seit Anfang des 18. Jahrh. riesig gewachsen. 1709 betrugen die ordentlichen Ausgaben 7 Mill. Pfd. Sterl., dagegen 1902—03: 184,5 Mill. Pfd. Sterl. 1784 waren die Staatseinnahmen bereits auf fast 12 Mill. Pfd. Sterl. gestiegen. Die Kriege mit Frankreich erheischten ungeheure Summen, so daß 1815 das Budget allmählich bis auf 116 1/2 Mill. Pfd. Sterl. gestiegen war, wovon 89 1/4 Mill. Pfd. Sterl. durch Steuern, die andern 27 Mill. durch Anleihen aufgebracht wurden. Solch gewaltige Anstrengungen hat England erst in der neuesten Zeit wieder gemacht; aber während der Krimkrieg (1854—56) nur 77,6 Mill. Pfd. Sterl. kostete, werden die durch den südafrikanischen Krieg verursachten Ausgaben auf 140 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt, wenigstens ist die englische Staatsschuld in den Jahren 1899—1903 um 142 Mill. Pfd. Sterl. gewachsen.

Die Quellen, aus denen die britischen Staatseinnahmen fließen, sind von der verschiedensten Art, werden aber im wesentlichen unter Hölzern, Akzise (excise), Stempelgebühren, direkten Steuern (taxes), dem Ertrag vom Post- und Telegraphendienst und den Einnahmen der Kronländerereien zusammengefaßt. Von den früher ausgeübten Kronländerereien sind jetzt, abgesehen von den Herzogtümern Cornwall und Lancaster, deren Einnahmen in den Säckel des Königs, bez. des Prinzen von Wales fließen, nur etwa 48,000 Pfund übrig, die jährlich nur 455,000 Pfd. Sterl. (netto) abwerfen. Die Grundsteuer (land tax), die ursprünglich von allen Reichtümern entrichtet werden mußte, wurde 1680 beseitigt, aber 1692 wieder eingeführt und zwar im Betrag von 20 Pfd. auf die Nabeinnahmen von liegendem Eigentum. Gleichzeitig wurde die Abkündigung dieser Steuer zugelassen. Sie trug damals in England und Schottland 2,037,627 Pfd. Sterl. ein und würde jetzt an 40 Mill. ergeben, wenn nicht noch immer die ursprüngliche Einschätzung kraft hätte und fast die Hälfte der Steuer abgedöhlt worden wäre. So belief sich der Ertrag 1902/03 auf nur 750,000 Pfd. Sterl. Eine Haussteuer ist seit 1851 an Stelle der älteren Fenstersteuer getreten und wird von allen Häusern erhoben, deren jährlicher Mietwert 20 Pfd. Sterl. übersteigt. Eine Einkommensteuer wurde zuerst 1798 von B. Pitt eingeführt und bis 1815 als Kriegsteuer bezahlt; 1843 wurde sie von Sir R. Peel erneuert. Sie beträgt jetzt 1 Schilling 2 Pence (bis 1900 nur 8 Pence) pro Pfund Sterling (5, s. Pro.) für alle Einkommen, gleichviel ob von Land, Kapital oder Erwerb. Doch sind Einkommen von weniger als 160 Pfd. Sterl. steuerfrei, bei solchen unter 700 Pfd. Sterl. bleiben 70—160 Pfd. steuerfrei. Vom Ertrag der Landwirtschaft wird nur ein Drittel zur Steuer herangezogen. Eine Akzise wird seit 1660 von Bier und Spirituosen erhoben. Jetzt beträgt sie auf vier 7 Schill. 9 Pence pro Maß von 36 Gallonen (4 M. 75 Pf. pro Hektoliter) bei 100° Wärme, und auf Spirituosen 11 Schill. pro Gallon (2 M. 42 Pf. pro Liter); neuerdings unterliegen auch Saccharin und Glukose der Akzise. Lizenzen (zum Betrieb von Gewerken u.) müssen gelöst werden von Brauern, Brennern, Tabakfabrikanten, Essigsfabrikanten, Seifenherstellern, Wirten jeder Art, Tabakhändlern, Hausierern, Wildbrethändlern, Fumebesitzern, Jägern,

Bogenbesitzern, Bankiers, Verleiherern u. v. a. Eisenbahngesellschaften haben 5 (für städtische Bahnen nur 2) Proz. von allen Passagierbillets zu zahlen, für welche die Fahrt 1 Penny für die engl. Meile (5,4 Pf. pro Kilometer) übersteigt. Über die Hölzer s. oben, S. 869.

Die Stempelgebühren sind insgesamt vielfältig, aber wirklich einträglich sind unter ihnen nur die Erbschaftssteuern, die nach dem Grade der Verwandtschaft 1—10 Proz. von der Hinterlassenschaft betragen (s. Erbschaftsteuer, S. 897). Nur wenn Eheleute sich verdrben, wird keine Steuer bezahlt.

Die Einnahmen für das Jahr 1902/03 ergaben:

Einnahmen	Penny Pfd. Sterl.	Reise Pfd. Sterl.
Zusammen:	12790961	34433000
Zins	5985880	
See	4982045	
Spirituosen	4815931	
Zucker	2413520	
Getreide	2268163	
Rohlen (ausgeführt)	1527910	
Wein	1015685	
Verpflegung		
Hölzer:	35798095	34433000
Transitsteuer	19741920	
Wasser	13941746	
Gewerbesteuer	4264057	
Von Eisenbahnbillets	369559	
Andere Einnahmen	106918	
Akzise:	38424200	32190000
Erbschaftsteuer	18086967	
Kontrollen, Erbschaften	3963786	
Kulturstempel	1536230	
Werkstempel	706785	
Kontrollen	333614	
Verpflegung	1761311	
Stempel:	26338783	22060000
Grundsteuer	801969	
Haushälter	1835053	
Einkommensteuer	41669350	
Zinsen:	43706572	41350000
Post- und Telegraphendienst	29977333	18390000
Kronländerereien	624038	455000
Zinsen von Verpfässen und den		
Queensland (netto)	957999	957999
Verpflegung (netto)	1825698	1825698
Sonstige Einnahmen:	24385068	21618697
Zusammen:	168682727	151551897

Die ordentlichen Ausgaben betragen 1898/99 (im letzten Jahr vor dem südafrikanischen Krieg) und 1902/03:

Ausgaben	1898/99	1902/03
Zinsen	16148811	19697447
Wasserkosten	7281703	7327439
Amortisation	1394459	—
Verwaltungskosten	175027	257152
Staatschuld:	25000000	27292058
Gründliche, Pensionen, Gerichtskosten	2044236	1832667
See	20000000	69440000
Flotte	24068000	31170000
Staatsverwaltung	2095093	2360812
Baumwesen	1887496	2296791
Justizverwaltung, Polizei	3647855	3774572
Unterricht, Kunst und Wissenschaft	11936498	13340587
Koloniale Angelegenheiten	1600622	13397548
Pensionen, Wohltätigkeit u.	770968	613075
Erhebungskosten der Einnahmen	15013000	17668009
Zahlungen an Schottland u. Ir.	—	1156043
Verpflegung	86468	236615
Zusammen:	118150236	184488708

Die britische Staatschuld belief sich zur Zeit der letzten Revolution (1689) nur auf 664,263 Pfd. Sterl. Kapital. Königin Anna dankt bei ihrem Regierungsantritt eine Schuld von 16,4 Mill. Pfd. Sterl., die sie in zwölf Jahren um 37,1 Mill. Pfd. Sterl. vermehrte. Georg II. traf 1727 eine Schuld von 52 Mill. Pfd. Sterl. an, die bis zum Pariser Frieden (1763) bis auf 138,9 Mill. Pfd. Sterl. anwuchs. Beim Ausbruch des amerikanischen Krieges (1774) betrug sie noch 128,4 Mill. Pfd. Sterl., hatte aber beim Friedensschluß (1783) eine Höhe von 250 Mill. Pfd. Sterl. erreicht. Nach dem Ende des französischen Krieges (Anfang 1817) ward der Stand der ganzen Schuld zu 841 Mill. Pfd. Sterl. berechnet, und sie bürdete dem Land eine jährliche Ausgabe von 32 Mill. Pfd. Sterl. auf. 1853 war die Schuld auf 771 Mill. Pfd. Sterl. gefallen, stieg aber wieder infolge des Krieges mit Rußland und belief sich 1867 auf 836 Mill. Pfd. Sterl. 1899 war sie auf 628 Mill. gesunken und betrug 31. März 1903: 770,778,762 Pfd. Sterl. (nämlich 640,085,726 funkbild, 75,133,000 nichtfunkbild und 55,560,036 Annuitäten zu 3 Proz., in Kapital umgerechnet); dazu kommen noch 27,570,428 Pfd. Sterl. an andern Verbindlichkeiten. Abzüglich der Guthaben (Suezkanalaktien u.) und eines Kassenbestandes von 6,637,127 Pfd. belief sich die Nationalschuld auf 790 Mill. Pfd. Sterl.

Seerwesen.

Seeresverfassung. (Sämtliche Angaben können keinen Anspruch auf dauernde Gültigkeit haben, da G. in einer umfangreichen Seeresreform begriffen ist.) Die Genehmigung, ein stehendes Heer in bestimmter Stärke zu halten, wird jährlich durch Parlamentsbeschluß (army act) erneuert. Der vorläufige Etat berechnete das reguläre Heer auf 420,000 Mann, das Budget auf etwas über 69 Mill. Pfd. Sterl., der Seeresetat für 1903 auf 34,245,000 Pfd. Sterl. veranschlagt, weit die Heeresstärke nur 235,761 Köpfe betragen soll. Trotz der schlechten Erfahrungen des südafrikanischen Feldzuges ergänzt sich die aktive Armee noch durch Werbung. Historisch liegt der Grund, daß die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt ist, darin, daß G. in der neuern Zeit nie das nationale Mitleid hatte, den Feind im Lande zu haben wie andre Völker; es fehlt daher das Verständnis für den inneren Wert der allgemeinen Wehrpflicht fast durchweg. Schwierig wäre es auch, bei der kurzen Dienstzeit, die die allgemeine Wehrpflicht zur Folge hätte, für die Befähigung der überzähligen Garnisonen Rekruten auszubilden, zu verdingen und zu assimilieren. Alter der Rekruten mit wenigen Ausnahmen 18—25 Jahre; sie verpflichten sich beim Eintritt zu einer zwölfjährigen Dienstzeit im stehenden Heer, von der meist 3, 7, auch 12 Jahre bei der Fahne abgeleistet werden gegen einen Tageslohn von 1 Schilling 4 Pence. Der Rest der Dienstzeit wird beim Auscheiden vor Ablauf der 12 Jahre in der Armeereserve verbracht; tägliche Löhnung etwa 50 Pf. Eine Weiterverpflichtung über die vorgeschriebene Dienstzeit ist statthaft. Vom 1. April 1904 an soll jedem zweijährig gedienten Soldaten freistehen, in die Reserve überzutreten oder bis zum 8., resp. 12. Jahr in der aktiven Armee weiterzudienen. Im letztern Fall erhält er vom Beginn des dritten Dienstjahres an eine tägliche Zulage von 6 Pence. Die Kosten hierfür werden für England auf 1,048,000 Pfd. Sterl., für Indien auf 784,000 Pfd. Sterl. berechnet. — Neben dem stehenden Heere dienen ausschließlich zu Zwecken der Landesverteidigung gewisse Hilfstruppen, bestehend aus der Miliz mit Milizreserve, der Miliz-

kavallerie (yeomanry, neuerdings imperial yeomanry) und den Freiwilligen (volunteers). Auf dem Papier steht für die Miliz die allgemeine Wehrpflicht: alle wehrfähigen Männer zwischen dem 18. und 30. Lebensjahr fallen in ihren Gemeinden losen, und die höchsten Nummern bis zu der von der Gemeinde zu stellenden Zahl werden für den fünfjährigen Dienst herangezogen. Stellvertretung ist gestattet und führt auch hier zur Werbung mit Verpflichtung auf 6 Jahre. Auch Volunteers können an Stelle der Miliz seitens der Gemeinden gestellt werden. Für jeden fehlenden Mann ist ein Strafgeiß von 200 M. zu entrichten. Mannschaften unter 45 Jahren ist eine Verlängerung der Dienstzeit gestattet. Milizrekruten werden 6 Monate und darauf jährlich zu mindestens 28tägigen Übungen eingezogen. Leute unter 34 Jahren, die zwei Übungen in der Miliz mitgemacht haben, können gegen jährliches Handgeld von 20 M. zur Milizreserve übertreten. Sie verpflichten sich zu 6jähriger Dienstzeit in derselben und finden im Kriegsfall wie die Armeereserve (also auch außerhalb des Mutterlandes) Verwendung. Sie können im Frieden jährlich zu 56tägiger Übung in ihrem Miliztruppenteil herangezogen werden. Mit Durchführung der geplanten Reorganisation wird diese Milizreserve, die eigentlich nur eine Reserve für die Feldarmee ist, verschwinden und eine neue geschaffen werden, die nur zum Dienst im Mutterlande verpflichtet ist, gegen eine Prämie von 4 Pence täglich, und die besten soll teils aus Mannschaften, die zehn Jahre in der Miliz gedient haben, teils aus Leuten, die nach 14jähriger Dienstzeit in der Linie ausgeschieden, sofern sie nicht in neu zu gründende Garnisonbataillone übertreten wollen. Diese Reservebataillone der Miliz ist 1903 aufgestellt worden und soll auf 50,000 Mann gebracht werden. — Die Yeomanry ist eine freiwillige Truppe, die sich auf eigene Kosten beritten macht (berittene Schützen). Sie übt an 14 nicht immer aufeinander folgenden Tagen im einjährigen und 6 Tage im Regimentsverband, außerdem findet jährlich ein Schießkursus statt. Löhnung erhält sie für jeden Übungstag. Mit der Umwandlung in die Imperial Yeomanry geht eine Vermehrung von 10,000 auf 35,000 Mann Hand in Hand. Die Pferde können fortan geliefert werden; wer ein eigenes Pferd mitbringt, erhält eine Entschädigung von 5 Pfd. Sterl. Jedes Jahr findet eine mindestens 14tägige Lagerübung bei 5 1/2 Schilling Tageslohn statt. — Die Volunteers dienen ohne Löhnung in besondern Truppenteilen, denen für Ausrüstung, Bekleidung u. eine bestimmte Summe pro Kopf zugewiesen wird. Sie dienen wie die Yeomanry nur zur Verteidigung von England und Schottland und rekrutieren sich aus allen britischen Unterthanen zwischen dem 17. und 50. Lebensjahr, über das hinaus keiner dienen darf. Sie verpflichten sich auf keine bestimmte Zeit, im Frieden kann jeder Volunteer nach 14tägiger Künstigung ausgeschieden. Neuerdings sollen die Volunteers alle 2 Jahre wenigstens für eine Woche zum Dienst im Feldlager herangezogen werden, um sie für den Kriegsfall besser vorzubereiten. Da infolge von Berufspflichten u. dgl. die Truppenteile selten vollständig sein würden, werden hierfür lambonisierte Bataillone u. gebildet. Während der Zubereitung zu den Offiziersstellen der Linie groß ist, ist die Zahl der Volunteer-Offiziere ganz unzureichend. Bis vor kurzem rangierten sie hinter den Linienoffizieren von gleichem Rang. Seit dem südafrikanischen Krieg wird namentlich auch an einer Reorganisation der Volunteers gearbeitet.

Organisation. An der Spitze der Armee steht der König. Der Posten des Höchstkommandierenden (Commander in chief) ist abgeschafft; neu geschaffen wird der des Generalinspektors, dem 5 Inspektoren untergeben sollen, und der seinerseits dem Kriegsministerium (Kriegsamt, War Office) verbunden ist der *Deerest* (Army Council), der unter dem Vorsitz des Kriegsministers 4 militärische und 2 zivilistische zählt, und an den der Generalinspektor über seine Truppenbesichtigungen i. e. berichtet. Eine den deutschen Generalstabsangehörigen ähnliche Tätigkeit soll der ständige *Lon* der Verteidigungsorganisation entwickeln (1 Forspiger, 2 Offiziere des Kriegsamts und der Admiralität, 2 indische Offiziere und Vertreter der Kolonien). In welcher Weise nun die früheren Befugnisse des Höchstkommandierenden auf die verschiedenen neuen Organisationen übergehen, ist noch nicht durchweg entschieden. Bei den jetzigen Formen ist eine besondere Stellung für den Generalinspektor des Zeugweises geschaffen, dem auch die Inspektion der Mobilmachungsstätten, bei denen sich bekanntlich im letzten Kriege Mängel herausstellten, übertragen wurde. — G. ist in 17 Militärbezirke und 67 Subdistrikte mit Depots für Linie, Militär und Volunteers eingeteilt. Den Militär-, bez. Subdistrikten sind Generale, bez. Oberleutnants vorgelegt, die für Ausbildung, Verwaltung, Mobilmachung u. z. zu sorgen haben. Für Irland besteht ein besonderes Oberkommando; außerdem sind in den Kolonien kommandierende Generale. Die Städte der Distrikte sind je nach ihrer Wichtigkeit und Truppenzahl zusammengefasst. Die begonnene Neuorganisation bezweckt, die Friedensarmee Großbritanniens in sechs territoriale Armeekorps zusammenzufassen; sie ist aber bisher nur für die drei ersten Armeekorps, die für den Dienst im Auslande bestimmt sind und nur aus regulären Truppen bestehen, durchgeführt, deren Bezirk obendrein mit den übrigen wichtigsten Militärbezirken Aldershot, Salisbury und Curragh (Irland) zusammenfallen. Ferner existieren an höheren Friedensverbänden vier Kavalleriebrigaden in Aldershot, Canterbury, Colchester und Curragh, alle übrigen Einheiten sind noch den Militärbezirken kommandierenden Generalen direkt unterstellt. Ein neuer Inspektor der Kavallerie ist ernannt. Bei einer Mobilmachung erhalten die Einberufenen einen Teil der Feldausrüstung bei den Depots der Subdistrikte, den Rest erst bei den Truppenteilen. Für den Kriegszustand stehen noch Maßstäbe der Reformpläne zur Verteidigung des Mutterlandes bereit: eine Feldarmee von 6 Armeekorps (260,000 Mann), Besatzungstruppen (196,000 Mann), Volunteers für Verteidigung Londons (100,000 Mann), bei den Süden (4000 Mann), Rekrutendepots u. (120,000 Mann), zusammen 680,000 Mann. Außerhalb der vereinigten Königreiche stehen zur sofortigen Verfügung: das 1.—3. Armeekorps (108,777 Mann), 3 Kavalleriebrigaden (7491 Mann), Etappentruppen (4000 Mann), zusammen 120,268 Mann; außerdem ist ein Teil der indischen Truppen und die freiwillige Beteiligung der Auxiliärtruppen in Berechnung zu ziehen, wie der südafrikanische Krieg gezeigt hat. Ein Armeekorps der Feldarmee besteht aus 3 Infanteriedivisionen und den Korpsgruppen; zu letzteren gehören 1 Bataillon Korpsinfanterie mit 2 Maschinengewehren, 1 Eskadron, 3 reitende und 3 schießende Batterien Korpsartillerie, 1 Kompanie Korpspioniere, 1 Troin- und 1 Signalfestkompanie. Eine Infanteriedivision setzt sich zu-

sammen aus 2 Infanteriebrigaden und den Divisionsgruppen; zu diesen gehören 1 Eskadron, 3 schießende Batterien, 1 Feldpionier- und 1 Troincompagnie, 1 Munitionskolonie und 1 Feldlazarett. Eine Infanteriebrigade hat 4 Bataillone, 1 Revolvergeschützabteilung (2 Geschütze), 1 Traincompagnie und 1 Sanitätsdetachment. Die Kavalleriedivision besteht aus 3 Kavalleriebrigaden, 1 Bataillon berittener Infanterie (mounted infantry) mit Revolvergeschützabteilung, 2—3 reitenden Batterien, 1 Traincompagnie und 1 Feldlazarett. Jede Kavalleriebrigade besteht aus 2 Kavallerieregimentern, 1 Revolvergeschützabteilung, 1 Traincompagnie, 1 Feldlazarett und 1 Sanitätsdetachment. — Die planmäßige Friedensstärke beträgt zurzeit 219,800 Mann für das Mutterland mit den Kolonien und Ägypten und außerdem 73,518 Mann britischer Truppen für Indien, insgesamt 12,057 Offiziere, 274,383 Mannschaften, 37,583 Pferde und 904 bespannte Geschütze; ferner Armeereserve 90,000 Mann; Militär 150,000 Mann, 54 bespannte Geschütze (dortunter neue Militärreserve 50,000 Mann), neuorganisierte Yeomanry 35,000 Mann, Volunteers 250,000 Mann, 404 Geschütze.

Stärke des stehenden Heeres: Infanterie: 172 Bataillone, darunter 10 Gardebataillone, und zwar 82 in England, 38 in den Kolonien, 52 in Indien. Kavallerie: 31 Regimenter, darunter 3 Garderegimenter, und zwar 12 in England, 10 in den Kolonien, 9 in Indien. Feldartillerie: 199 Batterien, und zwar 17 reitende, 104 schießende in England, 2 reitende, 12 schießende in den Kolonien, 11 reitende, 45 schießende, 8 Gebirgsbatterien in Indien. Festungsdartillerie: 113 Kompanien, und zwar 48 in England, 37 in den Kolonien, 28 in Indien. Pioniere, Seeminenleger u.: 84 Kompanien, und zwar 57 in England, 26 in den Kolonien, 1 in Indien. Troin: 62 Kompanien in England, 16 in Indien. Zeugkorps: 20 Kompanien in England. Sanitätskorps: 23 Kompanien in England. Militär: 131 Infanteriebataillone, 9 schießende Batterien, 178 Festungsdartilleriekompagnien, 25 Pioniere, Seeminenleger u. Kompanien, 12 Sanitätskompanien. Yeomanry: 59 Regimenter. Volunteers: 223 Infanteriebataillone, 2 reitende und 136 schießende Batterien, 390 Festungsdartilleriekompagnien, 32 Pioniere, Seeminenleger u. Kompanien, 26 Sanitätskompanien. Hierzu tritt das Kolonialkorps mit 12 Infanteriebataillonen, 19 Kompanien Fotalartillerie, 5 Kompanien Pioniere. Die Luftschifferabteilung in England ist in 6 Sektionen zu 3 Offizieren und 30 Mann formiert; sie hat insgesamt 6 Kugelballons (dortunter 2 kleinere aus Goldschlägerhaut).

Die Etats bei der Feldartillerie sind in folgender Weise geändert:

a	b	c	d	e	
Warrantoffiziere, Unteroffiziere, Mannschaften, 6 Reispferde, 6 Zugpferde, 4 Geschütze, 6 Munitionswagen u.					
Auf Friedensfuß: reitende Batterie mit hohem Stand	173	73	62	6	4
mit niedrigem Stand	127	49	38	4	2
— schießende Batterie mit hohem Stand	162	28	62	6	4
mit mittlerem Stand	137	24	62	4	3
mit niedrigem Stand	111	18	38	4	2
Auf Kriegsfuß: reitende Batterie	191	88	126	6	13
— schießende Batterie	167	36	126	6	13
Sämtliche Batterien haben außerdem einen Stand von 5 Cpl'stern.					

Sämtliche Batterien haben außerdem einen Stand von 3 Offizieren.

Die taktischen Einheiten beim Infanteriebataillon und Kavallerieregiment sind die früheren geblieben und zwar im Mutterlande bei der

	Offiziere	Warrantoffiziere, Unteroff., Mannsch.
Infanterie	24	857
Kavallerie:		
mit hohem Stand . . .	25	670
mit niedrigem Stand . .	23	615

Bewaffnung. Die Infanterie in Europa führt das Lee-Enfield-Gewehr M.95 von 7,7 mm Kaliber, noch den unbefriedigenden Erfahrungen des letzten Krieges steht die Einführung eines neuen Modells nahe bevor. Sämtliche Batterien der Feld- und reitenden sowie der Garnisonartillerie haben pro Batterie 48 Gewehre erhalten. Die Eingebornenarmee ist im Laufe des Jahres 1903 gleichfalls mit dem Lee-Enfield-Gewehr M.95 bewaffnet worden, die ältern Systeme finden für Volunteers, Reservisten und für Bildung einer allgemeinen Heeresreserve beim indischen Heer Verwendung. Die unberittenen Offiziere führen den Lee-Enfield-Karabiner oder Revolver, aber keinen Säbel. Die Kavallerie führt Säbel und Karabiner am Sattel. Die Lanze ist im Mutterland abgeschafft und wird nur zu Parade- und Eskortezwecken geführt. Die Kavallerieregimenter und im Felde die berittenen Infanteriebataillone erhalten je ein 3,7 cm Moschinetgeschütz. Die Feldartillerie führt für die fahrenden Batterien ein 15pfündiges Geschütz, für die reitenden Batterien einen 12pfündigen mit Drahtummwicklung ohne Rücksätze; beide haben 7,6 cm Kaliber und eine Anfangsgeschwindigkeit von 480, bez. 473 m, die meisten sind mit der Rücklaufhemmung des Obersten Classe versehen. Eine Anzahl Batterien ist seit 1896 mit 5pfündigen Feldhaubitzigen von 12,7 cm Kaliber ausgerüstet. Für Belagerungs- und Festungsartillerie sind neben den früheren Kanonen Panzern von 13,7 und 15,2 cm eingestellt (s. Geschütz, S. 705). Schon 1900 wurden 18 Batterien 76,2 mm Schnellfeuerkanonen (System Ehrhardt) bezogen und ebenso wurden seitdem von den Firmen Armstrong, Vickers, Sons and Maxim und dem Arsenal in Woolwich Versuchsbatterien hergestellt. Die Versuche scheinen indessen nicht zum Ziele geführt zu haben, denn es wird berichtet, daß die englische Feldartillerie ein neues Geschütz nach französischem Muster unter Benutzung des verbesserten Verschlussblocks des Obersten Déport erhalten soll. Von den neuen Geschützen sind bereits im August 1903: 4 Batterien von den Firmen Armstrong und Vickers abgeliefert worden. Die Geschösgewichte sind auf 8,9 kg beim fahrenden und 5,67 kg beim reitenden Geschütz, die Anfangsgeschwindigkeit auf 520 m angegeben. Das Geschütz ist mit Schuttschilden versehen.

Erziehungswesen. Das Staff College zu Sandhurst bereitet in zweijährigem Unterricht 64 Offiziere, die 5 Jahre gedient haben müssen, für Generalstab und Adjutantur vor. Die Royal Military Academy zu Woolwich erzieht in zweijährigem Kursus 200 Kadetten für Artillerie und Ingenieure, das Royal Military College zu Sandhurst in einjährigem Kursus 360 Kadetten für Infanterie und Kavallerie. Das Artillery College zu Woolwich gewährt Artillerie-, die School of Military Engineering zu Chatham Ingenieuroffizieren Fortbildung in ihrem Beruf. Die Artillerieschule zu Shoeburyness wird im Sommer nach Elthampton, dem Hauptschießplatz, verlegt. Schießschule für Infanterie und Kavallerie zu Hythe. Die Errichtung einer Kavallerieschule ist beabsichtigt.

Rekognitionsschule für Militärärzte zu Reiley. Wundschule zu Hounslow. Reifschule zu Woolwich, Militärakademie zu Chelsea und Dublin zur Erziehung von Soldatenoffizieren. Tierarztschule zu Aldershot.

Regierungswerkstätten sind das Staatsarsenal in Woolwich und die königliche Gewehrfabrik in Enfield. An Privatfirmen für Kriegsbedarf bestehen im Lande Vickers, Sons and Maxim sowie Armstrong, Whitworth and Co. in Elswick sowie eine private Gewehrfabrik in Birmingham. Die Anlage von Festungen beschränkt sich hauptsächlich auf die Seelüste Großbritanniens; hier liegen die Kriegshäfen Gort-Quemtown und Milford Haven mit Pembroke, ferner Plymouth, Portsmouth und Dover, an der Themsemündung Sheerness, Chatham-Gravenese. Während man in Aufwendungen für das Landwehr sparsam ist, war man für den Ausbau und die Verstärkung des Verteidigungssystems der Küsten stets zu Opfern bereit. Neuerdings hat man seit 1899 besonders dem Übungsbau des Fortschlusses und den Firth of Clyde Aufmerksamkeit zugewendet, da es im Plan zu liegen scheint, zwischen beiden eine für die Flotte nützliche Verbindung zu schaffen. Bei ersterem Punkt liegt das Hauptwerk an der Earlingnose in beiderseitiger Höhe 28 m über dem Meeresspiegel in der Enge von Queensferry und besteht aus einer Gruppe von Panzerbatterien. Beim Firth of Clyde wurden die alten Befestigungen, die Forts bei Ardsallow, Kilgrogan und Kailaba sowie an der Stapfbusch, mit neuer Armierung versehen und neue Batterien erbaut. Letzteres geschah ebenfalls zur Verstärkung der schon bisher starken Befestigungen an der Themse und dem Weham. Bei Gibraltar mußte die begonnene Verstärkung eines mächtigen Hafenbeckens durch neue Befestigungen geschloß werden, da man die alten umfangreichen, darunter auch die berühmten Felsenkugeln, nicht brauchen konnte. Alle Geschützpositionen sind mit den weittragendsten Geschützen (23 cm Kaliber, Rohrlänge 11,3 m, Geschösgewicht 172 kg) armiert. Diese Küstenbefestigungen haben im allgemeinen schon im Frieden ihre Kriegsbesatzung, aus Linien-, Miliz- u. Freiwilligentruppen bestehend. Mit der Küstenverteidigung ist auch die Küstenwache (seineles, Küstenwehrmänner), die in Divisionen geteilt ist, betraut, die im Frieden der Zollbehörde Dienste leistet. Vgl. »Die Heere und Flotten der Gegenwart«, Bd. 2: G. und Irland (Berl. 1897); Bruner, Notes on organisation and equipment (Lond. 1899); Fortescue, History of the British army (bisher 3 Bde., das. 1899—1903); Woodhouse, Dalton u. a., Army book for the British empire (1902); Le Juge, Das englische Heer einschließlich der Kolonialtruppen (Leipz. 1896); Daniel, The military forces of the crown (Lond.); v. Loebell, Jahresberichte über die Veränderungen u. im Militärwesen (jüngst Berl. 1903).

Marine.

Entwicklung. Alfred d. Gr. (871—901) baute eine Flotte gegen die Dänen, die nach seinem Tode verfiel. Den ersten englischen Seeflag erlangte Edward III. bei Stups gegen die genuesische Flotte Frankreichs; auch unter Heinrich V. beherrschte England zeitweilig die See, wurde später aber von der deutschen Hanse (1472) schwer bebrängt. Erst Elisabeth begründete die englische Seeherrschaft dauernd und richtete die erste ständige königliche Flotte ein; diese zählte 1588 bei Belämpfung der spanischen Armada 34 Schiffe von 11.820 Ton. Größe mit 837 Geschützen und 6279 Mann. Damals stellten die einzelnen Seeflotten noch besondere Geschwader zur Ver-

Stärkung der königlichen Flotte. Das größte Schiff, *Triumph*, hatte 1100 T., 42 Geschütze, 500 Mann. In der viertägigen Seeschlacht vom 11. — 14. Juni 1666 zählte die englische Flotte 81 Schiffe mit 4460 Geschützen und 21,580 Mann. 1688 hatte die Flotte schon 173 Schiffe mit 6930 Geschützen und 43,000 Mann; nachdem schon vorher die holländische Seemacht gebrochen worden war, wurde nun auch, anfangs mit Hollands Hilfe, die französische Flotte in einer langen Reihe von Kriegen im Laufe des 18. Jahrh. niedergeworfen. Nelsons Sieg bei Trafalgar (1803) befestigte die unbeschränkte Seeherrschaft der englischen Flotte über alle Meere für das ganze 19. Jahrh. Schon 1800 zählte die Flotte 1108 Schiffe, darunter 293 Linienschiffe, 258 Fregatten, mit 29,000 Kanonen und 175,000 Mann. 1835 waren 35 Dampfschiffe vorhanden. 1855, während des Krimkriegs, hatte die Flotte eine Stärke von 302 Segelschiffen mit 11,473 Kanonen und von 289 Dampfern mit 5818 Kanonen und 69,969 Pferdekraften. 1859 wurde das erste englische Panzerschiff, der *Warrior*, erbaut. Als der Ausbaubau der französischen Panzerflotte die Vorherrschaft Englands zur See bedrohte, stellte man den »two powers standard« auf, wonach stets die englische Flotte denen der beiden nächstgrößten Seemächte gemachen, also mindestens so groß wie die Frankreichs und Russlands oder Italiens sein müsse, und jetzt fordern die englischen Imperialisten, die Linienschiff-Flotte so stark zu machen, daß sie drei andern Seemächten widerstehen kann. Für die Stärke der englischen Kreuzerflotte ist die Größe des englischen Handels und der englischen Handelsflotte maßgebend. Für Küstenverteidigung sind nur geringe Mittel erforderlich, weil die englische Linienschiff-Flotte den Feind vor seiner Küste festlegen soll, um die eigene Küste und zugleich den englischen Seeverkehr auf allen Meeren am wirksamsten zu schützen.

Schiffsbestand. Mitte 1904 an kriegsbrauchbaren Schiffen: 1) Linienschiffe: 60 von 808,000 Ton. Wasserverdrängung, davon 13 von 1881—90, 16 von 1890—95, 17 von 1896—99 vom Stapel gelaufen; größer als je 16,000 T. sind davon 24. Die neuesten englischen Linienschiffe der King Edward VII.-Klasse sind 16,612 T. groß, 129,5 m lang, 23,8 m breit mit 8,2 m Tiefgang; ihre Maschinen leisten 18,000 Pferdekraft und geben 18 1/2 Seemeilen Fahrt; Bewaffnung: vier 30,5 cm., vier 23,4 cm., zehn 15 cm.-Schnellader, 12 leichte Schnellader, 16 Maschinendonnen, zusammen 46 Geschütze; außerdem 4 Unterwasserforttorpedorohre. Panzerstärke 22,5 cm für den Panzerbügel, 30,5 cm für die Brustwehrtürme der schweren Geschütze, 17,8 cm für die Türme der mittleren Geschütze. Kohlenvorrat bis zu 2000 T.; Beschaffung etwa 800 Mann. 2) Panzerkreuzer: 35 von 349,514 T. Wasserverdrängung, davon 9 alte 1883—87 vom Stapel gelaufen, alle übrigen seit 1899 (4 T. noch im Bau). Die größten sind die 4 der Drake-Klasse, Stapellauf 1901, je 14,325 T. groß, 152,4 m lang, 21,7 m breit bei 7,9 m Tiefgang; ihre Maschinen leisten 30,000 Pferdekraft und geben 23 Seemeilen Fahrt; Bewaffnung zwei 23,4 cm., je zehn 15 cm.-Schnellader, 14 leichte Schnellader, 5 Maschinendonnen, zusammen 37 Geschütze; dazu 2 Unterwasserforttorpedorohre. Panzerstärke 15,2 cm für Gürtel und Geschütztürme, 6,3 cm Panzerdeck. Kohlenvorrat bis zu 2500 Ton.; Beschaffung 900 Mann. 3) Große geschützte Kreuzer: 39 von 308,771 T. Wasserverdrängung, davon 19 von 1889—95, die andern später vom Stapel gelaufen. Größe sehr verschieden, die

neuesten 5973 T.; Geschwindigkeit 19 1/2 — 22 Seemeilen. Die größten sind *Powerful* und *Terrible*, Stapellauf 1895, je 14,427 T. groß, 152,5 m lang, 21,7 m breit bei 8,2 m Tiefgang; Maschinen leisten 25,800 Pferdekraft und geben 22 Seemeilen Fahrt; Bewaffnung zwei 23,4 cm., je zehn 15 cm.-Schnellader, 16 leichte Schnellader, 14 Maschinendonnen, zusammen 48 Geschütze; dazu 4 Unterwasserforttorpedorohre; Panzerstärke 15,2 cm für Geschütztürme und Deck; Kohlenvorrat bis 3000 T.; Beschaffung 800 Mann. 4) Kleine geschützte Kreuzer: 65 von 214,416 T. Wasserverdrängung, davon 10 mit 15—17 Seemeilen Fahrt 1883—86 vom Stapel, 42 mit 19—20 Seemeilen Fahrt 1888—93, die übrigen seit 1896 mit 20—22 Seemeilen Fahrt vom Stapel gelaufen. Die neuesten kleinen Kreuzer der *Topaz*-Klasse sind 3065 T. groß, 110 m lang, 12,2 m breit bei 4,4 m Tiefgang; Maschinen leisten 9800 Pferdekraft und geben 22 Seemeilen Fahrt; Bewaffnung 22 leichte Schnelladergeschütze, 2 Torpedorohre; Panzerdeck 5 cm stark; Kohlenvorrat bis 750 T.; Beschaffung etwa 300 Mann. 5) Torpedofahrzeuge: 28 Torpedobananenboote, Stapellauf von 1886—94, Größe 525—1070 T., Geschwindigkeit 17—20 Seemeilen; 131 Torpedobootszerstörer, Stapellauf 1893—1903, Größe 240—550 T., Geschwindigkeit 25—30 Seemeilen; 24 Torpedoboote von über 100 T. Größe, 2 Torpedobootschiffe von 6600 T. Größe; 1 Torpedorammschiff; außerdem etwa 140 alte kleine Torpedoboote und 18 Unterseeboote. 6) Ungeschützte Kreuzer: 24, darunter 11 Schuppen (sloops) von mehr als 1000 T. Größe; außerdem 83 Kanonenboote (unter 1000 T. groß), darunter 11 Schuppen und 9 Aufschwenkenboote. 7) Hafenschiffe und Schulschiffe: 16 alte Linienschiffe (Panzerladenschiffe), 8 Vermessungsfahrzeuge, 6 Jachten, 12 Tender, 1 Werkstättenschiff, 1 Destillierschiff, 34 Küstenwachkreuzer, 14 alte Hulk als Wach- und Kasernenchiffe, etwa 100 Hafenbagger (Schlepper, Transporter, Dampfwaasserprahm u. dgl.), etwa 100 alte Hulk im Hafendienst als Kohlenhüllen, Artilleriemagazine, Lazarette, schwimmende Küchen und Kirchen, Vorrathshullen u. 16 alte Kriegsschiffe sind Privatvereinen in den Handeshäfen als Schiffsjungen- u. Schulschiffe leihweise überlassen. Als Schulschiffe dienen 9 meist alte Schiffe, darunter 8 Segler. 8) Hilfskreuzer sind 50 Handelsdampfer, wovon 26 Schnellbagger jährlich subventioniert werden, kriegsmäßig vorbereitet sind und die blaue (Marinereferve-) Flagge führen. Wegen der Subventionierung vgl. Dampfschiffahrt, Beilage zum Text.

Schiffsneubauten. Im Finanzjahr 1903/04 wurden neu gebaut 3 Linienschiffe (Größe je 16,600 T.), außerdem sind noch 2 für 1904 beauftragt im Bau; desgl. 4 Panzerkreuzer für 1903, 4 für 1904 im Bau von etwa je 14,000 T. Größe (die früher demilitärisierten Schiffe sind im Schiffsbestand mitgerechnet, weil sie 1903 nahezu fertig waren); desgleichen 8 Torpedoboots (scouts) von je 3800 T. Größe und 26 Seemeilen Geschwindigkeit, eine ganz neue Schiffsgattung; ferner 19 Torpedobootszerstörer und 11 Unterseeboote. Insgesamt wurden für Schiffsbauten und deren Bewaffnung 1903/04 ausgegeben rund 411 Mill. Mk., d. h. das Vierfache der deutschen gleichen Ausgabe für dasselbe Jahr.

Der Personalbestand für 1904/05 beträgt 131,515 Mann, darunter sind 2746 Seeroffiziere, 1051 Maschineningenieure, 574 Sanitätsoffiziere, 625 Zahlmeister, 177 Geistliche, 1405 Seeroffiziersdiener, 34 technische Offiziere (artison-officers), 99,000 Def-

offiziere, Unteroffiziere, Matrosen, Heizer, Handwerker und Schiffsjungen; 20,661 Mann Marineinfanterie (Royal marines), 4303 Mann Küstenwache und 939 Penionäre im aktiven Dienst. Die Mannschaften werden angeworben; Schiffsjungen müssen sich zu zwölf Jahren Dienst verpflichten, aus ihnen geht das meiste aktive seemannische Personal hervor; jährlich werden etwa 6000 Jungen ausgebildet. Flottenreserve (Royal naval reserve) aus Offizieren und Mannschaften der Handelsmarine zählt etwa 45,000 Köpfe, genügt aber noch nicht, um den vollen Kriegsbedarf an Kriegsschiffbesatzungen zu decken; deshalb beginnt man, auch in den Kolonien Seestreifen u. a. als Flottenreserven auszubilden. Die Küstenwache besorgt im Frieden den Küstenschutz, Leuchtfeuer-, Betonungs- und Rettungsdienst, auch die Zollaufsicht und Seepolizei und besteht aus ausgebildeten aktiven Marinemannschaften. Das Seestreifenkorps ergänzt sich aus Kadetten, die mit 15 Jahren eintreten und nach etwa vier Jahren Offizier werden.

Flottenbetrieb. Oberste Marinebehörde ist die Admiralität, deren Geschäfte von sechs Lords Commissioners geleitet werden; verantwortlich als Kabinettsminister und Vertreter der Marine im Parlament ist der Erste Lord der Admiralität, der kein Seemann ist; ihm ist der Parlaments- oder Finanzsekretär beigegeben; vier der Kommissare sind Seelords, d. h. Admirale, die andern Zivil Lords. Beim Wechsel des Ministeriums behält nur der permanente Sekretär seine Stellung. Der Admiralität sind unterstellt die 3 heimischen Flottenbezirke Portsmouth, Devonport und Chatham sowie die 8 außerheimischen Flottenbezirke: Mittelmeer, Nordatlantik, Südatlantik, Ostafrika, Ostindien, Australien, Ostasien, Stiller Ozean. In den genannten Bezirken sind Admirale Befehlshaber der Schiffe, Kriegshäfen, Werften u. Kriegshäfen sind: an der englischen Küste Chatham mit Werft und 8 Trockendocks, Sheerness mit Werft und 5 kleinen Trockendocks, Woolwich mit Werft und 3 kleinen Trockendocks; ein neuer Kriegshafen mit allen Einrichtungen ist im Firth of Forth bei St. Margarets Hope im Bau; im Kanal: Dover (Werftanlagen geplant), Portsmouth mit großer Werft und 15 Trockendocks, davon 10 für die größten Schiffe, Portland (als Schutthafen), Plymouth, Devonport, Keyham mit großer Werft und 10 Trockendocks, davon 7 für die größten Schiffe; in der Irischen See: Pembroke (Wilsford Hafen) mit Werft und einem großen Trockendock, Queenstown (Cork) und Haulbowline ebenfalls. Im Ausland sind die wichtigsten Kriegshäfen: Gibraltar mit Werft und 3 großen Trockendocks; Malta mit Werft und 6 Trockendocks, darunter 4 große; Haifa mit Werft und Dock; Hamilton auf den Bermudas mit Werft und 2 großen Schwimm-docks; Kingston auf Jamaica mit Werft und Dock; Simonsbay mit Werft und einem großen Trockendock; Aden als befestigter Kohlenhafen; Bombay mit Werft und 5 großen Trockendocks; Kalkutta mit Werft und Dock; Hongkong mit Werft und einem großen Marinendock, außerdem 5 Privattrockendocks; Esquimaux (Bancouver) mit Werft und einem großen Trockendock.

Aktive Seestreitkräfte Anfang 1904: 1) heimische Flotte (Home fleet), aus 2 Divisionen von 8 Linien Schiffen, 4 großen und 2 kleinen Kreuzern bestehend; die erste Division ist stets vereint, die zweite wird aus Küstenwachtschiffen vierteljährlich zusammengezogen. Auch die 3 heimischen Torpedoboots-zerstörer Flottillen üben mit dieser Flotte sowie das heimische Kreuzergeschwader mit 5 Panzerkreuzern

und 2 kleinen Kreuzern. 2) Kanalgeschwader mit 6 Linien Schiffen, 3 Panzerkreuzern, 2 großen und 2 kleinen Kreuzern hält sich in den nordwesteuropäischen Gewässern auf. Mit ihm übt das Kreuzergeschwader von 4 Panzerkreuzern, 1 großen und 2 kleinen Kreuzern. 3) Mittelmeerflotte mit 15 Linien Schiffen, 4 großen und 5 kleinen Kreuzern, 1 Torpedobootsflottille, 4 Torpedobootenbooten, 20 Torpedoboots-zerstörern, 1 Pumpenbagger, 1 Aviso und 1 Transportschiff; enthält die neuesten und mächtigsten Linien Schiffe. 4) Nordatlantisches Geschwader mit 1 großen und 7 kleinen Kreuzern, 1 Torpedoboots-zerstörer; außerdem 1 Küstenpanzerschiff und mehrere Depot- und Kasernen Schiffe auf der Station. 5) Südatlantisches Geschwader wird neu gebildet, zunächst 4 kleine Kreuzer. 6) Rappgeschwader mit 1 Panzerkreuzer, 5 kleinen Kreuzern, 6 Kanonenbooten und 1 alten Linien Schiff als Deckenschiff. 7) Ostindisches Geschwader mit 2 Küstenpanzerschiffen, 1 großen und 5 kleinen Kreuzern, 1 Torpedobootenboot, 2 Kanonenbooten und 1 Spezialschiff. 8) China geschwader mit 5 Linien Schiffen, 7 großen und 11 kleinen Kreuzern, 11 Kanonenbooten, 4 Torpedoboots-zerstörern, 1 Aviso, 1 Vorratsschiff und 1 Kasernen Schiff. 9) Australisches Geschwader mit 1 großen und 9 kleinen Kreuzern, 1 Torpedobootenboot und 2 Kanonenbooten. 10) Geschwader im Stillen Ozean mit 1 großen und 3 kleinen Kreuzern, 1 Torpedoboots-zerstörer und 1 Depotschiff. Außerdem waren als leergehängte Schulschiffe in heimischen Gewässern in Dienst etwa 40 Schiffe und Fahrzeuge. Große Flottenmanöver finden jährlich statt; im Herbst 1902 übten das Mittelmeer, Kanal- und Kreuzergeschwader gemeinschaftlich vor Argosoli (Ionische Insel Kephallinia), insgesamt 19 Linien Schiffe, 22 Kreuzer, 21 Torpedoboots-zerstörer, 6 Torpedobooten, 1 Torpedobootsflottille sowie eine Anzahl von Hilfschiffen.

Vgl. »Navy Estimates for the year 1903-4« (Lond. 1903); Brassey's »Naval Annual«; Befehl Hamilton, Naval Administration (1896); Pille u. Wilkinson, Imperial defence (1897); Robinson, Royal Navy Handbooks (1897 ff.); Carleton-Bilmoit, Our Navy for a thousand years (1899); Laird Clowes u. a., The Royal Navy, a history from the earliest times to the present (1897 ff.); »Die Deere und Flotten der Gegenwart«. Bb. 2: G. und Irland, die Flotte, von H. Stenzel (Berl. 1897). Zeit-schriften: »Army and Navy Gazette«; »Engineer«; »Army and Navy Journal«; »Nautical Magazine«.

S. auch die Karte »Seestreitkräfte bei Welt. u. Marine«.

Wappen, Flagge, Orden.

Das Wappen des Vereinigten Königreichs (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 3) ist ein Schild mit vier Feldern: das obere rechts und das untere links enthalten die drei goldenen, blau behelmten Leoparden Englands auf rotem Grunde. Das obere linke Feld hat den aufgerichteten roten Löwen von Schottland auf goldenem Grund in doppelter roter Einfassung mit untergelegten, abwechselnd aus- und einwärts gerichteten Lilien; das untere rechte, der Schild von Irland, stellt auf blauem Grunde die goldene Davidscharpe mit silbernen Seiten dar. Der Schild trägt einen Spangenhelm mit goldener, hermelingeputzter Decke, auf dem Helm erscheint die königliche Krone Großbritanniens mit einem darüberstehenden gekrönten goldenen Löwen. Um den Schild schlingt sich das blaue Band des Hofenbandordens mit der goldenen Umschrift: »Honi soit qui mal y pense«. Unter er-

scheint auch noch die Kette dieses Ordens. Unter dem Schild sind die englische Rose, die schottische Distel und der irische Klee angebracht, mit der Devise der Krone: »Dien et mon droit.« Als Schildhalter steht rechts ein goldener geflügelter Löwe, links ein silbernes Einhorn mit einer Krone um den Hals und einer daran befestigten, herunterhängenden Kette. Die Unionsflagge (Union Jack, s. Abbildung auf dem Textblatt zur Tafel »Flaggen«) ist aus den Kreuzen der Heiligen Georg, Andreas und Patrick, als der Landespatrone von England, Schottland und Irland, zusammengesetzt (vgl. Cumberland, History of the Union Jack, 1901). Die Staatsfarben sind: Rot, Gold und Blau; die Hoffarbe dagegen ist schwarz. Die Kriegs- und die Handelsflagge s. Tafel »Flaggen I« (mit Beschreibung der großbritannischen Flaggen). Das britische Reich hat acht Ritterorden, die teils belohnen, teils belohnende Anerkennung der Verdienste um den Staat sind: der Orden des blauen Hosenbandes (Order of the Garter, s. Tafel »Orden II«, Fig. 5), der nur an fremde Fürsten und die ersten Feers des Reiches ausgeteilt wird, gestiftet von Eduard III. 1350; der schottische Orden von der Distel, 1540 gestiftet, von Jakob II. 1687 erneuert; der irische Orden des heil. Patricks, seit 1783; der Bathorden, gestiftet von Heinrich IV. 1399, erneuert von Georg I. 1725 als Verdienstorden für Militär- und Zivilbeamte (in drei Klassen; s. Tafel »Orden II«, Fig. 6); der Orden des Sterns von Indien (Fig. 7), 1861 gestiftet, um Personen, die sich um Indien verdient gemacht haben, zu belohnen; der Orden von St. Michael und St. Georg, 1807 gestiftet, um Verdienste um die Kolonien zu belohnen; der Orden des indischen Kaiserreichs, 1878 gestiftet, und der Victoria-Orden, seit 1896. Dazu kommen noch drei Orden für Damen, nämlich der Victoria-Orden, 1896 gestiftet, der kaiserliche Orden der Krone von Indien, seit 1878, und der Orden des roten Kreuzes, 1883 gestiftet. Von militärischen Ehrenzeichen besitzen das 1856 gestiftete Victoria-Kreuz (s. Tafel »Orden II«, Fig. 8), der 1886 gestiftete Orden für ausgezeichnete Verdienste und das 1901 gestiftete Verdienstkreuz für Zivilbeamte, außerdem ein Militärorden für indische Eingeborne (1842 gestiftet). Vgl. die den einzelnen Orden gewidmeten Sonderartikel.

Geographisch-statistische Literatur.

Vgl. namentlich die Handbücher, die jährlich in großer Zahl erscheinen; Kelly's »Directories«, die »Jahrbücher« (»The Statesman's Yearbook«, »Whitakers Almanack«, »Hazell's Annual« u.) und »Almanacks«; E. G. Ravenstein, »Handbuch der Geographie und Statistik des britischen Reichs« (in Steinbüchelmanns »Handbuch der Geographie«, Leipzig, 1893), und dessen erweiterte englische Bearbeitung von Elsie Reel u.s. »Geographie universelle« (Lond. 1887); Ramsay, The physical geography of the British islands (6. Ausg., das. 1894); Wilner, The land we live in (neue Ausg., das. 1874, 4 Bde.), und J. Coe, England picturesque and descriptive (2. Ausg., Philad. 1900, 2 Bde.); Sahn, Die britischen Inseln (in Kirchhoffs »Länderkunde von Europa«, 2. Bb., Prag u. Leipzig, 1890); Haughton, Descriptive, physical, industrial and historical geography of England and Wales (1893); Hughes, Geography of British history (1874); E. Sull, Contributions to the physical history of the British isles (neue Ausg. 1895); Woodward, Geology of England and Wales (2. Aufl. 1887); J. Beddoe, The races of Britain

(1885); Hughes u. Williams, Geography of the British empire (1895); T. Johnson, Imperial Britain, a comprehensive description of the geography etc. of the British Empire (1896, 2 Bde.); Rastlinder, Britain and the British seas (1902); Reuse, Landeskunde der brit. Inseln (Bresl. 1903).

Von Spezialwerken kommen außer den bei den betreffenden Abschnitten bereits angegebenen in Betracht: Cog, Die Staatseinrichtungen Englands (deutsch, Berl. 1867); R. Gneist, Das englische Verwaltungsrecht der Gegenwart (3. Aufl., das. 1884, 3 Bde.) und Das englische Parlament (das. 1886); Chalmers, Local government (Lond. 1883); Shaw, Municipal government in Great Britain (neue Ausg. 1902); Hugo, Städteverwaltung und Municipal-Sozialismus in England (Stuttg. 1887); Redlich, Englische Lokalverwaltung (Leipz. 1901; engl. Ausg. mit Zusätzen von Hiert, Lond. 1903); Gladstone, Commentaries on the laws of England (julept. hrsg. von Kerr, das. 1887); Stephen, Now commentaries on laws of England (14. Aufl. 1903, 4 Bde.); G. H. H. Statutes of practical utility (neue Ausg., das. 1894, 1896, 13 Bde.); Wertheim, Wörterbuch des englischen Rechts (Berl. 1899); J. Pollock, The land laws (1893); Jeans, England's supremacy: its sources, economies, etc. (1885); Escott, England, its people, polity and pursuits (3. Ausg. 1890); Leferre, Agrarian tenures (1893); W. Endt, England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen (2. Aufl., Leipz. 1898); Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat (a. d. Schwed., 2. Aufl., Stuttg. 1902, 2 Bde.); Popescu, Wirtschaftsgeographische Studien aus G. (Leipz. 1903); Heiderich, Das Wachstum Englands (Kaisl. 1901); K. L. W. Die Verfassung der Kirche von England (Berl. 1894); »Baudenkmäler in G.« (hrsg. von W. H. H., das. 1894); weitere Literatur über Verfassung, soziale Verhältnisse u. s. f. unter Geschichte (S. 419); die Reisehandbücher von Murray, Baedeker; topographische Verlässe von Bartholomew (Neudrud, Emden. 1893) und Cassell (6 Bde. 1893—97). Bibliographie: Anderson, Book of British topography (1881).

Kartenwerke: Eine topographische Landkarte (Ordnance map, in 1:63,360) ist vollendet. Von England ist eine Neuausgabe im Gange, die bestimmt ist, die ältere, besonders im Terrain sehr mangelhafte Karte zu ersetzen, neue Serie mit braunem Terrain und farbigem Strassenneue. Eine Reduktion derselben bilden die »2 miles to 1 inch map« (1:126,720), 1902 begonnen, die »4 miles to 1 inch map« (1:253,440), 1898 begonnen, mit Kreideterrein, und die »Coloured map of Great Britain«, 1:633,600 (Southampton. 1904). Karten noch größern Maßstabs sind die County maps (Grafschaftskarten, 1:10,560), Parish maps (Kirchspielkarten, 1:2500), für England 51,488 Blätter, sie entsprechen unsern Katasterplänen. Bartholomew, The Survey Atlas of England and Wales, 84 Blatt (1:126,720) in Höhenzichten, 11 Blatt stellen die geologischen, meteorologischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Englands dar (Ebdn. 1903—04), außerdem Stanford, New Library map of England and Wales, 4 Blatt (1:380,000), England und Wales in »Anderss Handatlas«, 2 Blatt (1:1,000,000), G. im Stieler, 2 Blatt, 1:1,500,000 (1902). Eine Generalkarte liefert Keith Johnston in seinem Handatlas in 5 Blättern; geologische Übersichtskarte von Ramsay (1:728,600). Weiteres s. unter Irland und Schottland und die Textbeilage zum Artikel »Landesaufnahme«.

Die Kolonien Großbritanniens.

(Vergl. Karte: Entwicklung des britischen Kolonialreiches.)

Der Gesamtumfang und die Bevölkerung Großbritanniens mit Einschluß seiner sämtlichen Kolonien und auswärtigen Besitzungen sind aus der nebenstehenden Tabelle ersichtlich.

Die Geschichte der englischen Kolonien beginnt, nachdem mancherlei Versuche in der Zeit der Königin Elisabeth nicht zur Begründung dauernder überseeischer Niederlassungen geführt hatten, unter ihrem Nachfolger Jakob I., der 1606 zwei Gesellschaften in London und Plymouth mit Freibriefen zur Kolonisation Nordamerikas begabte. Von jener wurde 1607 mit einer Niederlassung zu Jamestown die Befriedelung Virginiums begonnen; doch nahm die Krone schon 1624 die Rechte der Gesellschaft an sich. In dem der Plymouthkompanie zugewiesenen Gebiet von Neu-England gründeten 1620 die puritanischen Pilgerväter eine Kolonie zu New Plymouth im heutigen Massachusetts; auch diese Gesellschaft gab 1635 ihren Freibrief dem König jurid. Indem nun in den nächsten Jahrzehnten immer neue Scharen von Ansiedlern, hauptsächlich um religiösen Bedrückungen zu entgehen, die europäische Heimat verließen, und indem zugleich von den ältern Kolonien aus neue Gründungen stattfanden, kam es dahin, daß bis zum Ende des 17. Jahrh. die atlantische Küste Nordamerikas von Maine bis Südkarolina in den Händen britischer Kolonisten war. Der größte Teil dieses weiten Gebietes war unmittelbar von England aus besiedelt und im Kampfe gegen die Eingebornen behauptet worden; nur in New York und New Jersey bestanden ursprünglich holländische Niederlassungen, denen 1655 auch das zuerst von den Schweden kolonisierte Delaware einverleibt wurde, die aber mit diesem 1664 von den Engländern angegriffen und durch den Frieden von Breda 1667 an England abgetreten wurden. Schwedische Kolonisten gab es auch in dem 1681 mit einem Freibrief ausgeschatteten Pennsylvania, an dessen Erschließung übrigens auch deutsche Auswanderer unter englischer Oberherrschaft teilnahmen.

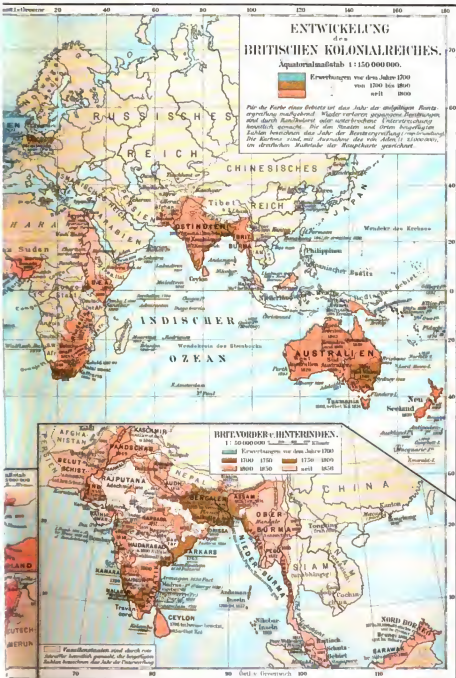
Während die Verluste Englands, auch in Südamerika festen Fuß zu fassen, im 17. Jahrh. erfolglos blieben, waren in Westindien schon 1612 auf den Bermudas, 1623 und 1624 auf den Inseln St. Christopher (St. Kitts) und Barbados britische Niederlassungen gegründet worden; von hier aus wurden in den nächsten Jahrzehnten die meisten der Leeward-, Virgin- und Bahamainseln besiedelt; ihre wertvollste Besitzung in den westindischen Gewässern, Jamaika, erwarben aber die Engländer 1655 durch Eroberung, nachdem sie bis dahin spanisch gewesen war.

Lag der Schwerpunkt der britischen Kolonialmacht in der ersten Periode ihrer Geschichte somit in Amerika, so waren doch auch in Asien und Afrika schon in dieser Zeit einige englische Niederlassungen begründet, die freilich insofern einen andern Charakter hatten, als es bei ihnen nicht eigentlich auf Befriedelung des Landes durch englische Kolonisten, sondern auf Handelsfaktoreien und militärische Stützpunkte für diese abgesehen war. In Ostindien, wohin die 1600 privilegierte East India Company einen höchst einträglichen Handel trieb, war die erste Faktorei 1612 in Surat gegründet, die erste Festung 1639 in St. George (Madras) errichtet; 1651 nahm die Gesellschaft die von Holland aufgebundene Insel St. Helena als Zwischenstation auf dem Wege nach Indien in Besitz; 1668 wurde ihr die Insel Bombay überlassen, die sieben Jahre früher als Mitgift der Infantin Katharina

Umfang und Bevölkerung des Britischen Reiches.

Bestandteile	Quadratm.	Einwohner	Bevölkerung
Europa.			
Vereinigtes Königreich	313 594	5 095,1	41 458 721
Insel Man	586	10,7	54 758
Kanallinseln	196	3,4	95 841
Gibraltar	5	0,1	27 460
Wales	323	5,8	196 392
Zusammen:	314 706	5 115,4	41 823 172
Asien.			
Ind. Reich mit Burma u.	2 866 653	52 061,4	231 899 507
„ (Boschensinseln)	1759 556	31 955,4	62 461 549
Schutzbereich (i. Z. in Arabien)	230 200	4 180,1	840 000
Seylan und Malakka	65 910	1 191,0	3 395 954
Straits Settlements	3 996	72,0	572 249
Christmas- u. Kerguelinseln	124	2,2	1 404
Malakka-Schutzbereich	88 000	1 596,1	878 595
(mit Johore)	197 504	3 588,7	558 411
Harboreen nebst Besatzung	1 079	19,0	397 142
Belchamen (Schutzbereich)	738	13,4	123 750
Cocora	9 292	166,0	237 022
Bayreut- u. Kassarinseln	730	13,7	68 100
Zusammen:	5 223 864	94 870,9	301 633 683
Afrika.			
Afrikanische Westküste	345 391	6 272,6	4 608 404
Nigergebiet	875 100	15 952,7	24 000 000
Somalische	176 000	3 190,8	500 000
Schutzbereich in Ostafrika	850 000	15 436,0	3 500 000
Senegal (Schutzbereich)	2 560	46,5	210 000
Kaplanien	756 903	13 744,3	2 561 635
Bahamas	31 490	571,0	264 100
Beschwam-Protektorat u.	1 561 710	28 362,3	1 450 000
Khobe	103 600	1 881,4	899 000
Schutzb. in Zentr.-Afrika	90 660	1 646,5	925 118
Oranienburg-Kolonie	181 070	2 380,3	200 000
Transvaal-Kolonie	288 790	5 244,7	1 000 000
Osaka	3 579	65,0	12 000
Kauritus u. Nebeninseln	2 812	51,7	395 000
Tristan da Cunha, St. Helena und Ascension	327	5,8	5 899
Zusammen:	5 219 892	94 799,0	40 560 956
Amerika.			
Kanada	9 564 600	174 066,4	5 372 000
Neufundland	110 670	2 009,9	216 615
Kohra	18 000	326,0	3 494
Bermudas	50	0,9	17 525
Bahamainseln	18 960	253,4	53 125
Jamaika, Tortugas u.	12 018	218,1	716 175
Leeward Islands	1 827	33,3	127 434
Windward Islands	1 425	25,4	161 569
Barbados	430	7,9	195 588
Trinidad und Tobago	4 839	87,9	273 899
Jenburas	21 475	390,0	37 479
Britisch-Guayana	246 470	4 476,9	293 988
Guianainseln	12 582	227,9	2 043
Zusammen:	10 028 296	182 124,3	7 531 664
Ozeanien.			
Australischer Bundesstaat	7 929 014	143 999,1	4 964 000
Neuseeland nebst Dependencies	270 935	4 920,4	823 600
Philippinen und Rotum	20 837	376,4	120 124
Tonga-Inseln (Schutzbereich)	1 137	20,8	26 000
Salomon-Inseln	33 900	615,8	140 000
Santa Cruz-Inseln	938	17,0	7 000
Hanning-Inseln	608	12,1	800
Gilbert-Inseln	628	7,7	25 600
Kleinere Inseln	134	2,4	8 826
Zusammen:	8 257 991	149 973,4	5 510 250
Insgesamt:	29 044 749	527 489,0	397 029 825





von Portugal an Karl II. abgetreten war; 1691 wurde das Fort St. David südlich von der französischen Niederlassung zu Pondicherry errichtet und einige Jahre darauf eine Niederlassung zu Kalkutta mit dem stark befestigten Fort St. William begründet. Auf diese wenigen Punkte aber, zu denen allerdings noch eine Niederlassung auf der Insel Sumatra hinzukam, blieb bis zum Ende des 17. Jahrh. das von den Engländern militärisch beherrschte Gebiet in Indien beschränkt. Auch an der afrikanischen Westküste, an der eine eigne Africa Company den Handel monopolisierte, waren im Verlaufe des 17. Jahrh. nur wenige feste Plätze am Gambia, an der Goldküste (Cape Coast) und in Sierra Leone im englischen Händen.

Einen durchaus andern Charakter nahm die englische Kolonialpolitik seit dem Beginn des 18. Jahrh. an. Verbannt die ersten überseeischen Niederlassungen der Briten wesentlich privatem oder gesellschaftlichem Unternehmungsgeist ihre Entstehung, dem die Staatsgewalt mit rechtlicher Anerkennung und Privilegierung zu Hilfe gekommen war, hatte der Staat mit seinen eignen Nachmitteln nur gelegentlich und vorübergehend die private Tätigkeit unterstützt, so war im 18. Jahrh. die Ausbreitung der englischen Kolonialmacht die wichtigste Aufgabe der staatlichen Politik selbst. Ihr diente die gewaltige Vergrößerung der englischen Flotte, die Erhebung Großbritanniens zur ersten Seemacht der Welt und das Niederbrennen der rivalisirenden Mächte: Frankreich, Holland, Spanien; ihr kamen aber auch die Erfolge, die Englands Flotte in den Kriegen auf dem Boden des europäischen Festlandes gewannen, in erster Reihe und in reichem Maße zu statten. So erwarb G. gleich in dem ersten großen Kriege des 18. Jahrh., dem Spanischen Erbfolgekriege, 1704 Gibraltar, das, in einen gewaltigen und uneinnehmbaren Festenort verwandelt, das weltliche Zuhilfenahmer des Mitteländischen Meeres beherrschte, und 1708 die Insel Menorca. Im Urdichter Frieden, der diesen Krieg beendete, wurden beide Besitzungen behauptet, dazu aber der englische Machtbereich in Amerika erheblich vergrößert: Frankreich überließ an G. die Subdonbäuländer (= Kupferlande), für deren Besiedelung seit 1670 eine eigne Gesellschaft (i. d. Subdonbäulandkompanie) tätig war, ferner Neufundland, auf das England seit 1583 Ansprüche erhob, wo aber im 17. Jahrh. nur kleinere, von den Franzosen beständig angefochtene britische Niederlassungen bestanden hatten, endlich Labrador (Neuschottland), wo 1621–23 eine kleine Kolonie errichtet, aber wieder aufgegeben war; außerdem erhielt G. durch den sogen. Asiento (i. d. von Spanien das Monopol der Negerimport und andre bedeutende Handelsvorteile in Brasilien, zu deren Ausdehnung die bald durch ihre wilden Spekulationen übel berufene Südkolonie privilegiert wurde. Von noch größerer Bedeutung für die britische Kolonialmacht waren die Kämpfe, die G. seit 1739 gegen Spanien und seit 1741 gegen Frankreich führte; sie waren durch den Aachener Frieden von 1748 in Europa unterbrochen, hatten aber auch nach diesem in Ostindien fortgebauert, begannen in Amerika schon 1754 auf neu und wurden erst 1763 durch den Pariser Frieden beendet. Während dieser Kämpfe hatten die Briten sowohl in Nordamerika als in Ostindien trotz des tapfern Widerstandes, den ihnen dort der Marquis von Montcalm, hier Duplexe, La Bourdonnais und Vally-Tollendall entgegenstellten, die größten Vorteile gewonnen. Für das Gebiet von Kanada war der Sieg des Generals Wolfe bei Quebec 1759 entschei-

dend; für das Ostindien, wo die Franzosen anfangs große Vorteile errangen, 1746 Madras genommen und ihre Herrschaft über einen großen Teil Südindiens ausgedehnt hatten, wo dann 1756 auch Kalkutta an den Nadoh von Bengalen, Surabadsch Dowlah, verloren gegangen war, waren die Erfolge Robert Clives von gleicher Bedeutung, dessen Sieg bei Plassey 1757 über den mit den Franzosen verbündeten Nadoh endgültig die Zukunft Ostindiens bestimmte. Der Pariser Friede gab den Engländern ganz Kanada mit Cape Breton und dem früher noch strittigen, obwohl zu Madras gehörenden Neubraunsweg im N. ihrer bisherigen Besitzungen; im S. wurden diese, die schon seit 1732 durch die Besiedelung Georgias eine Erweiterung erfahren hatten, durch Louisiana bis zum Mississippi und durch Florida, das Spanien abtrat, vergrößert. In Ostindien erhielten sie die Inseln Grenada, St. Vincent, Dominica und Tobago, von denen die erstere bisher unter französischer Herrschaft gestanden hatte, während die drei letzten zwischen Frankreich und G. streitig und 1748 für neutral erklärt worden waren. Endlich aber war seitdem die Oberherrschaft Englands in Ostindien entschieden; die Franzosen erhielten zwar Pondicherry und einige kleinere Plätze zurück; aber auf den Wettbewerb mit G. verzichteten sie endgültig, und 1770 löste sich die französische Ostindienkompanie auf.

In Ostindien (i. d. Schritt nun die Ausbreitung der britischen Herrschaft auch in der nächsten Zeit erfolgreich fort: nur an ihre Hauptphasen sei hier in der Kürze erinnert. Bengalen war schon seit Clives Zeit ganz unter der Vormachtigkeit der Ostindischen Kompanie; in Südindien erlangte sie nach schweren Kämpfen gegen die Nadohsahs Haider Ali und Tippu Said von Mysore, in die auch die Franzosen noch wieder einzugreifen versuchten, bis zum Schluß des 18. Jahrh. das Übergewicht; nach dem Tode Tippu Saibs (1799) wurde der größte Teil seines Reiches sofort, das Binnenland, das seinen Nachkommen zunächst belassen war, 1832 unter englische Verwaltung gestellt. Auch gegen die Maharrathsaupsten Lord Wellesley und der Marquis von Hastings glänzend; bis 1818 war ihre politische Macht völlig vernichtet. Die Erwerbung des Sind, d. h. des Landes am unteren Indus, und des Reiches der Sikhs im Panjab fielen in die vierziger Jahre des 19. Jahrh.; ein Krieg mit Birma verschaffte 1852 den Engländern den Besitz der Provinz Pegu in Hinterindien; Muhs warb 1856 unter unmittelbarer Verwaltung genommen; 1886 wurde auch das noch unabhängige Oberbirma zur britischen Provinz gemacht. Im S. von Ostindien steht Belutschistan seit 1878 unter englischem Schutz; nördlich davon beherrscht ihr Einfluß, obwohl von den Russen bekämpft, die Politik des Emirs von Afghanistan; Kaschmir ist seit 1846 ein britischer Vasallenstaat; und 1904 haben die Engländer begonnen, auch in dem bisher völlig abgeschlossenen Tibet ihre Macht zu zeigen.

Während in das britisch-indische Reich seit dem Frieden von 1763 sich immer weiter ausdehnte, vermochte G. seinen amerikanischen Besitz nicht zu behaupten. Durch den Aufstand der 13 amerikanischen Kolonien, der 1774 ausbrach, verloren die Engländer den wertvollsten Teil ihres dortigen Kolonialreiches, und im Frieden von Versailles mußten sie die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika anerkennen. Indem aber Frankreich und Spanien die Kolonien unterstützt hatten, mußte G. im Frieden auch ihnen Opfer bringen: an erstere wurden die Inseln St.-Pierre und Miquelon bei Neufundland, ferner Tobago

in Ostindien, an letzteres Menorca und Florida abgetreten. Doch schon wenige Jahre danach gewährten die Erfolge, die Englands Seemacht im Kriege gegen die französische Republik, das Kaiserthum Napoleons I. und die Bundesgenossen Frankreichs gewannen, nicht nur reichen Ersatz für diese Verluste, sondern der Pariser Friede von 1814 erhob auch außerhalb Indiens G. zur ersten Kolonialmacht der Welt. In Europa kam zu Gibraltar ein zweiter britischer Vorposten im Mittelmeer: die 1800 den Franzosen abgenommene Inselgruppe von Malta; in der Korbfsee wurde 1807 Fingaland, bisher dänisch, erobert; in Ostindien wurde Tobago zurückgewonnen, St. Lucia und Trinidad, ersteres bisher französisch, letzteres spanisch, erobert; jetzt erst waren auch die schon seit langer Zeit bestehenden britischen Niederlassungen in Mittelamerika (Honduras), die bisher immer von den Spaniern bedroht waren, in ihrer Existenz gesichert, und durch den Erwerb von Britisch-Guayana, das die Holländer abtreten mußten, sah sie zum erstenmal in der Südhälfte des amerikanischen Festlandes Fuß. Die Franzosen mußten auch auf die 1810 eroberte Insel Mauritius (Île de France) im Indischen Ozean, die Holländer auch auf Ceylon, das 1795 erobert wurde, und auf die größte ihrer Kolonien, das Kapland, das die Engländer 1806 gewonnen, verzichten: diese letztere Erwerbung, die den Engländern die herrschende Stellung in Südafrika sicherte, war von allen, die im Zeitalter der Revolution gemacht wurden, die bedeutendste.

Mit dem Ende dieses Zeitalters beginnt adernals eine neue, die dritte Periode in der Geschichte der britischen Kolonialmacht. Die Epoche ihrer Vergrößerung auf Kosten konkurrierender europäischer Mächte war zu Ende; seit 1814 ist keinem adernländischen Staate mehr eine koloniale Besitzung durch G. mit Wassergewalt entzogen worden; auch die 1878 okkupierte Insel Cypern ist ihm nicht als Gegner, sondern als Bundesgenosse durch einen Staatsvertrag seitens der Türkei überlassen worden. Überdies veränderte sich die Richtung der kolonialen Bewegung: wenn auch noch im 19. Jahrh. viele Tausende von britischen Auswanderern nach Amerika gegangen sind, so erfolgte doch in dieser Epoche die Ausdehnung des Kolonialreiches selbst weniger im Westen, als vielmehr im Osten des Mutterlandes, in Afrika, Asien und Australien.

In Nordamerika, das 1812–14 von den Vereinigten Staaten vergeblich angegriffen und später ebenfalls vergeblich von den irischen Feniern (s. d.) bedröht wurde, wurden neue Ausiedelungen seit 1841 am Red River, aus denen sich allmählich die Provinz Manitoba entwickelte, und seit 1849 auf der Vancouverinsel begründet. Von hier aus wurde das Gebiet zwischen den Rocky Mountains und dem Stillen Meere kolonisiert, das 1858 den Namen Britisch-Columbia erhielt. Die Einteilung der britischen Kolonien hier erfährt vielerlei Wandlungen. Kanada wurde 1791 in die beiden selbständigen Kolonien Ober- und Unterkanada geteilt, die erst 1840 wieder vereinigt wurden. Von Neuschottland wurden 1784 Neubraunschweig und Cape Breton abgetrennt, letzteres aber 1820 wieder mit Neuschottland vereinigt. Die Prinz-Edward-Inseln waren seit 1770 eine selbständige Kolonie. Seit der Mitte des 19. Jahrh. aber entstand eine Bewegung für den Zusammenschluß aller britischen Kolonien in Nordamerika, die immer mehr Anhänger fand und schließlich den Sieg gewann. 1867 wurden Kanada, Neubraunschweig und Neuschottland unter dem Namen »Dominion of Canada« zu einem Bundesstaate ver-

einigt, in den, nachdem 1869 die Hudsonbaykompanie für ihre Regierungsrechte mit G. abgetreten war, 1870 Manitoba, 1871 auch Britisch-Columbia und die Vancouverinsel aufgenommen wurde. 1873 trat auch die Prinz-Edward-Insel darin ein, 1876 erhielten die früher zum Gebiet der Hudsonbay gehörigen Nordwestterritorien eine Verfassung, und seit 1880 ist, mit Ausnahme von Neufundland, das ganze britische Nordamerika bundesstaatlich geeinigt.

In Ostindien, wo nach beständigem Widerstand der Kolonisten die Sklaverei durch ein 1834 erlassenes, 1838 in volle Wirksamkeit getretenes Gesetz aufgehoben wurde, hat der britische Besitz eine Vergrößerung nicht mehr erfahren. Seine administrative Einteilung ist so geregelt, daß 1) die Bermudas-, 2) die Bahama-Inseln, 3) Jamaica mit einigen kleinern benachbarten Inseln, 4) die seit 1871 zu einer Art von Bundesstaat vereinigten Leeward-Inseln, 5) Barbados, 6) die Windward-Inseln und 7) Trinidad und Tobago, die 1889 verbunden wurden, je eine besondere Kolonie bilden. Ebenso sind in Mittel- und Südamerika Britisch-Honduras u. Britisch-Guayana als zwei eigne Kolonien konstituiert. Im äußersten Süden Amerikas sind die 1592 entdeckten, im Laufe der nächsten Jahrhunderte von verschiedenen europäischen Mächten bald besetzten, bald wieder aufgegebenen Falkland-Inseln endgültig unter englische Hoheit gekommen; von ihnen ist die gleichfalls G. gehörende, aber unbewohnte Insel Südgeorgien abhängig.

In Asien hat, abgesehen von Ostindien und dem eine besondere Kolonie bildenden Ceylon, wozu die Inselgruppe der Malediven gehört, Großbritanniens Kolonialmacht sich besonders in der Inselwelt des fernsten Ostens ausgebreitet. In der Malaisischen See hatte die Ostindische Kompanie schon 1786 Pinang (Prinz von Wales-Insel) und 1800 einen Landstrich auf der gegenüberliegenden Küste (Provins Wellesley) von einem eingebornen Fürsten erworben; 1819 wurde Singapur besetzt und 1824 von dem Sultan von Johore förmlich abgetreten; im gleichen Jahre ver-tauschten die Niederlande ihre Niederlassungen in Malakka gegen die britischen Besitzungen auf Sumatra (Bentulen). Aus diesen Besitzungen und einigen kleinern dazugehörigen Inseln wurde die 1867 von Ostindien abgetrennte, schnell aufblühende Kolonie der Straits Settlements gebildet, eine Anzahl malaisischer Sultane (Perak, Setangor u. a.) stehen überdies in einer Art von Vasallitätsverhältnis zur englischen Krone. Versuche, sich auch auf Borneo festzusetzen, hatte die Ostindische Kompanie im 17. und 18. Jahrh. mehrfach, aber ohne dauernden Erfolg, gemacht. Dagegen erwarb der britische Agent James Brooke 1841 von dem Sultan von Brunei einen Landstrich im Westen der Insel von Sarawak, der durch spätere Ver-leihungen von 1861, 1882 u. 1885 vergrößert wurde; das Gebiet bildet jetzt ein eignes, unter britischem Schutz stehendes Fürstentum, das ein Kesse des Rajasda Brooke mit einem Stabe britischer Offiziere regiert. Weiter trat 1846 der Sultan von Brunei die Insel Labuan an G. ab, die zu einer eignen Kolonie gemacht wurde; Rajasda Brooke wurde zu ihrem ersten Gouverneur ernannt. Endlich erwarben 1877 und 1878 der Baron Overbeck und Sir Alfred Dent ein umfangreiches Ge-biet im Norden der Insel, zu dessen Verwaltung 1881 die Nordborneo-Kompanie gegründet wurde; Labuan ist seit 1880 gleichfalls damit vereinigt worden. Einen ebenso schnellen Aufschwung wie die Straits Settlements hat die 1841 von China an G. abgetretene Insel Hongkong genommen; die Kolonie wurde seit

1861 durch neue Abtretungen auf dem gegenüberliegenden Festland vergrößert. Schließlich erwarb G. 1868 durch einen Pachtovertrag auf 99 Jahre Stadt und Gebiet von Beihaimai an der Küste gegenüber Korea. Zu diesen Besitzungen im äußersten Osten Afrikas kommen im Westen Indiens einige kleinere Niederlassungen, deren Wert für die Sicherung der Seefahrt nach Indien seit der Erbauung des Suezkanals ein sehr erheblicher geworden ist. An der Ausfahrt aus dem Roten Meer haben die Engländer 1839 die Halbinsel Aden, die sehr stark befestigt wurde, und 1857 die gleichfalls befestigte Insel Perim besetzt; das Gebiet von Aden ist später mehrfach vergrößert worden; 1854 kamen die Kuria-Kuria-Inseln, 1876 die Insel Solotra hinzu; seit den 1880er Jahren endlich ist durch eine Reihe von Verträgen die britische Schutzherrschaft über die arabischen Stämme rings um Aden und über Teile der afrikanischen Somalküste ausgedehnt worden; die Abgrenzung gegen die italienische Interessensphäre an der letztern erfolgte durch ein Abkommen von 1887. Wie die englischen Besitzungen am Roten Meer ihre Bedeutung hauptsächlich als Etappen der großen Seefahrt nach Ostindien haben, so sind sie auch administrativ der indischen Regierung unterstellt.

Von ungleich größerem Wert als diese asiatischen sind die im 19. Jahrh. begründeten Kolonien in Australien (s. d.), wo ein neues, großes, in der Hauptsache angelsächsisches Reich geschaffen worden ist. Nachdem James Cook 1770 an der Ostküste Australiens die englische Flagge gehißt und das Land Neusüdwales genannt hatte, begann seine Besiedelung mit deportierten Strafgefangenen; im Januar 1788 kamen die ersten Sträflinge in Sydney an. Unter großen Schwierigkeiten, deren Überwindung wesentlich das Verdienst des ersten Gouverneurs Arthur Philip war, behauptete sich die Kolonie und blühte namentlich durch die Einführung der Schafzucht auf, indem auch die Zahl der freien Kolonisten, die hierhin auswanderten, schnell wuchs. Schon 1803 war von hier aus die Besiedelung von Tasmanien (Van Diemensland) in Angriff genommen worden, das 1825 zu einer besondern Kolonie gemacht wurde; es folgte dann die Kolonisation von Westaustralien (seit 1826), Neuseeland (seit 1826; 1859 selbständige Kolonie), Victoria (seit 1834; 1851 selbständige Kolonie) und Südastralien (seit 1836). Erste Kämpfe waren nur auf Neuseeland zu bestehen, das nach verschiedenen, wenig glücklichen Anläufen 1840 endgültig für G. in Besitz genommen wurde; der hartnäckige Widerstand der eingebornen Bevölkerung (Maori) wurde erst 1865 durch Sir George Grey gebrochen; doch wiederholten sich kleinere Aufstände noch bis 1886. Von der größten Wichtigkeit für die Entwicklung Australiens war es einmal, daß seit 1851 zuerst in Neusüdwales, dann auch in den andern Kolonien Gold gegraben wurde, sodann daß, wiederum zuerst für Neusüdwales (1840, endgültig 1848), zuletzt für Westaustralien (1868) die Deportation von Strafgefangenen eingeführt ward. 1901 gelang es nach langen Verhandlungen, alle australischen Kolonien, mit Ausnahme von Neuseeland, zu einem Bundesstaat (Commonwealth of Australia) zusammenzuschließen.

In der australasiatischen Inselwelt (Ozeanien) wurden 1874 die Fidjinseln unter britischen Schutz gestellt, und 1888 wurde der südöstliche Teil von Neuquinea in Besitz genommen; über die Neuseeländischen Inseln wurde 1887 ein Vertrag mit Frankreich geschlossen, dem zufolge ein gemeinsames Protektorat

beider Rächle hergestellt wurde. Außerdem gehören noch eine Anzahl kleinerer Inseln zum britischen Machtbereich.

Füllt die Besitzergreifung Australiens in die erste Hälfte des 19. Jahrh., so ist die Hauptaktion der britischen Kolonialpolitik in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wesentlich auf Afrika gerichtet gewesen, dessen Aufteilung unter die europäischen Kolonialmächte eines der denkwürdigsten Ereignisse der neuesten Geschichte ist. Im Norden des Kontinents ist Ägypten zwar nicht im eigentlichen Sinn eine englische Kolonie, aber doch seit 1882 von G. völlig abhängig; durch einen Vertrag vom Jahre 1904 ist die britische Suprematie in Ägypten auch von Frankreich, das ihr die dahin standhaft widersprochen hatte, anerkannt worden.

In Westafrika erwarb G. durch Kaufverträge 1850 die dänischen und 1871 die niederländischen Besitzungen an der Goldküste sowie seit 1861 das Gebiet von Lagos, zu dem das Protektorat über ein weites Hinterland gehört. Die vier westafrikanischen Kolonien waren 1896 unter einem Generalgouverneur in Sierra Leone vereinigt worden; doch wurden 1874 nach dem Sikantikriege die Goldküste mit Lagos sowie 1888 Gambia wieder von Sierra Leone abgetrennt und zu besondern Kolonien gemacht; 1896 wurde Lagos wiederum von der Goldküste abgelöst, und sein Hinterland wurde 1899 abgegrenzt. Diese Abgrenzung erfolgte gegenüber dem Ägyptengebiet, wo seit 1879 eine Gesellschaft englischer Kaufleute (die United Africa, später National African, zuletzt Royal Niger company) tätig war und mit den Eingebornen zahlreiche Schutzverträge abgeschlossen hatte, und wo außerdem 1884 und 1885 die britische Regierung selbst das Protektorat der Oslüste geschaffen hatte, das seit 1893 Nigerrüsten-Protektorat hieß. Die Besitzverhältnisse in Westafrika wurden 1885–99 durch eine Anzahl von Verträgen zwischen G., Deutschland und Frankreich geordnet; auch der Kolonie Sierra Leone wurde dadurch ein Hinterland von mehr als 70,000 qkm gesichert. Nach Abbruch dieser Verträge verzichtete die Nigerrumpenie 1899, da sie in finanzielle Verlegenheiten geraten war, auf ihre Regierungsrechte und bildete sich in eine einfache Handels- und Ansiedelungsgesellschaft um; aus ihrem Gebiet und dem bisherigen Nigerrüstenprotektorat wurden nun zwei neue, unmittelbar unter der Krone stehende Kolonien, Nord- und Südmigeria, geschaffen. Somit besitzt G. in Westafrika seit 1. Jan. 1900 sechs gesonderte Kolonien, zu denen noch St. Helena (s. oben, S. 382) und die 1815 besetzten Inseln Ascension (seit 1881 nur noch Kolonisation) und Tristan da Cunha (unter der Verwaltung der Regierung des Kaplandes) hinzuzurechnen sind.

Auch in Ost- und Zentralafrika ist der britische Besitz erst in den letzten Jahrzehnten konsolidiert worden. Erst als Deutschland hier seinen Fuß gefaßt hatte, richtete auch die englische Regierung ihr Augenmerk auf Landeroberungen in diesem Teile des Kontinents, und ein Vertrag von 1898 grenzte hier zuerst die beiderseitigen Machtphären ab. Das dadurch G. überlassene Gebiet wurde der von Sir D. Radcliff geleiteten, 1888 mit einem Freibrief ausgestatteten Ostafrika-Kompagnie zur Verwaltung überwiehen, die auch dem Sultan von Sansibar verbliebenen Küstenstreifen pachtete und ihren Einfluß im Innern ausbreiten suchte. Neuen Verwicklungen mit Deutschland, die dadurch hervorgerufen wurden, machte ein Vertrag vom 1. Juli 1890 ein Ende, durch

den Deutschland (unter andern gegen die Abtretung von Selgoland) auf Sansibar, Pemba, Uganda- und Vituland verzichtete; das so gewaltig vergrößerte Gebiet der Kompanie wurde 1891 gegen das italienische Somaliland und 1894 gegen den Kongostaat abgegrenzt. Aber auch hier erwies sich die Verwaltung durch eine Gesellschaft auf die Dauer unmöglich, und so verzichtete die Kompanie schon 1895 gegen eine namhafte Geldentschädigung auf ihren Freibrief, nachdem sie schon zuvor Uganda aufgegeben hatte. Das letztere war schon 1894 zu einem britischen Schutzgebiet gemacht worden, das unter andern auch Ungoro und Wlaga umfaßt; nimmehr wurde auch das übrige Gebiet der Kompanie zu einem eignen, dem Ostafrikanischen Schutzgebiet, umgewandelt, dessen oberster Verwaltungsoberhaupt auch die englischen Oberhoheitsrechte in Sansibar und Pemba ausübt, wo dem Sultan nur eine nominelle Herrschaft belassen ist. Von dem britischen Ostafrika ist durch Deutsch-Ostafrika das britische Zentralafrika getrennt, zu dessen Abgrenzung außer den schon erwähnten Verträgen mit Deutschland und dem Kongostaat auch ein Abkommen mit Portugal im Juni 1891 geschlossen wurde. Aber nur das Land westlich vom Nyasasee wurde unmittelbar unter die Verwaltung der Krone genommen und bildet das seit 1893 so genannte Schutzgebiet von Britisch-Zentralafrika, während die weiter westlich angrenzenden Landschaften der Südafrikanischen Gesellschaft überlassen wurden, von der gleich die Rede sein wird.

In Südafrika ist die Ausbreitung des englischen Gebietes im beständigen Gegensatz und in harten Kämpfen einerseits mit den Kaffern, denen gegenüber die Grenzen des Kaplandes immer weiter nach Osten und Norden erweitert wurden, anderseits mit den holländischen Kolonisten erfolgt, die sich nicht so willig, wie die Franzosen in Kanada, der britischen Herrschaft fügen mochten und mit den seit 1814 (s. oben, S. 384) aus G. eingewanderten neuen Ansiedlern keineswegs verträglich waren. Nachdem schon vorher einzelne Burenfamilien aus dem Kapland ausgewandert waren, begann im J. 1836 der große „Trel“-niederländischer Kolonisten einerseits ins Gebiet des Oranje- und Baalkusses, anderseits nach Natal, wo schon 1824 englische Ansiedler sich niedergelassen hatten, wo aber bis dahin die britische Regierung Hoheitsrechte formell nicht in Anspruch genommen hatte. Die Haltung Großbritanniens gegenüber dieser Bewegung war anfangs unentschieden und keineswegs konsequent. Zwar erklärte der Gouverneur des Kaplandes, daß er die Ausgewanderten, die sich in ihren neuen Besitzungen in schweren Kämpfen mit den Eingebornen siegreich behaupteten, nach wie vor als britische Untertanen betrachte, aber im Mutterlande war man damals einer Erweiterung des Kolonialreiches in Afrika abhold, und die Buren gaben sich, um jene Erklärung undeckelt, republikanische Verfassungen. Erst als Lord John Russell 1839 an die Spitze des Kolonialministeriums trat, wurde die Eroberung Natal's beschlossen; 1842 rückten englische Truppen ein; 1843 wurde Natal zur britischen Kolonie erklärt; die Folge davon aber war, daß die meisten Buren das kaum besiedelte Land wieder verließen und sich mit ihren Stammesgenossen im Gebiete des Oranje- und Baalkusses vereinigten. Hier gelang es denn auch den Buren, sich lange Zeit in ihrer Unabhängigkeit zu behaupten, indem sie 1848 die Oranje-Republik und 1852 die aus drei verschiedenen, bis dahin voneinander unabhängigen Niederlassungen zusammengelegte Transvaalrepublik schufen. Die letztere wurde

noch 1852, die erstere, die G. zunächst für sich in Anspruch nahm, 1854 als unabhängiger Freistaat anerkannt. Erst nachdem die Diamantfunde (guert 1867) im Gebiete des Oranje- und Baalkusses den Wert des südafrikanischen Gebietes in ungeahnter Weise erhöht hatten, sah die britische Regierung die weitere Ausdehnung ihres dortigen Besitzes wieder ins Auge. Schon 1868 wurde die Annexion des Basutolandes östlich von der Oranje-Republik beschloffen, und da auch diese darauf Ansprüche erhob, wurde das Land durch einen Vertrag von 1869 zwischen der Republik und G. geteilt; der britische Teil wurde zunächst dem Kapland einverleibt, 1884 aber davon abgelöst und zu einer besondern Kolonie gemacht. Demnach wurde 1871 Sestrigualand trotz des Widerpruches der Burenrepublik für G. in Besitz genommen (seit 1877 Provinz des Kaplandes), und seit 1874 verfolgte die englische Regierung den Plan, ihre südafrikanischen Kolonien mit den Republiken zu einem von G. abhängigen Bundesstaate zu verschmelzen. Da die Buren sich dem widersetzten, benutzte die englische Regierung die Hilfsgefühle der mit den Republiken im Streite liegenden Eingebornen, um 1877 durch Sir Th. Shepstone Transvaal zu einer britischen Besitzung zu erklären. Anfangs fügten sich die Buren, aber 1881 erhoben sie sich zu einem Aufstand und zwangen die Engländer, die in mehreren Treffen besiegt wurden, ihnen ihre Unabhängigkeit zurückzugeben. Das Soveränitätsrecht, das sich G. 1881 geneigt hatte, wurde 1884 durch einen neuen Vertrag dahin eingeschränkt, daß die britische Regierung sich nur die Genehmigung aller Verträge vorbehielt, welche die Südafrikanische Republik (deren Namen hatte Transvaal angenommen) mit europäischen Mächten oder eingebornen Stämmen abschließen würde. Dagegen mußten die Buren auf das Sestrigualand, wo sie 1881 zwei kleine Republiken zu begründen versucht hatten, verzichten; der südliche Teil wurde als britische Kolonie (1895 dem Kapland einverleibt), das übrige Gebiet als eignes Schutzgebiet eingerichtet. Ebenfalls wurde den Buren gestattet, durch die Vespignante des Sululandes, wo sie 1884 die Kleine Republik gründeten, den Zugang zum Meere zu gewinnen; durch einen Vertrag von 1896 wurde die Neue Republik (1888 der Südafrikanischen einverleibt) zwar anerkannt, aber nur in einem vom Meer abgegrenzten Teil des Landes, der übrige Teil des Sululandes wurde 1887 annektiert (1898 der Kolonie Natal einverleibt). Nachdem inzwischen die großen Goldfunde im Transvaalland (seit 1885) abermals die Begehrtheit nach Vandalerwerbungen in Südafrika gesteigert hatten, wurde 1888 das Natal- und Maschonaland als britisches Gebiet erklärt; ihre Verwaltung und Ausbeutung wurde 1889 der unter leitender Wirkung von Cecil Rhodes (s. d.) begründeten Südafrika-Kompanie übertragen, der es gelang, nach hartnäckigem Widerstande der Eingebornen, bis 1897 das Land zu unterwerfen. Das Gebiet der Kompanie, zu dem auch das durch die früher erwähnten Verträge mit andern Kolonialmächten der britischen Sphäre zugewiesene, aber kaum aufgeschlossene Land nördlich vom Sambesi geschlagen wurde, erhielt 1895 den Namen Rhodesia. Von hier aus wurde dann Anfang 1896 der unerhörte Angriff Jamesons auf die Südafrikanische Republik unternommen; zu seinen Folgen gehörte es, daß 1898 die Regierungsgewalt der Gesellschaft zwar nicht aufgehoben, aber doch eingeschränkt wurden. Die letzte und bedeutendste Erweiterung des südafrikanischen Kolonial-

festes Großbritannien wurde endlich durch den seit langer Zeit vorbereiteten, im Oktober 1899 ausgebrochenen Krieg mit den beiden Burenrepubliken herbeigeführt; im März 1900 wurde der Krane-Freistaat, im September die Südafrikanische Republik zur britischen Kolonie erklärt; ersterer erhielt den Namen Orange-River-Colony, letztere den Namen Transvaal. So ward durch die rücksichtslose und gewalttätige Energie Cecil Rhodes' und Chamberlains der seit einem Vierteljahrhundert verfolgte Plan der Vereinigung Südafrikas unter britischer Herrschaft verwirklicht.

Ungleich kürzer als die Geschichte der äußern, kann die der innern Kolonialpolitik Großbritanniens behandelt werden. Hinsichtlich ihrer aber ist zwischen Ostindien einer- und dem übrigen Kolonialreich anderseits zu unterscheiden. Ostindien, wo britische Niederlassungen niemals erfolgt sind und niemals erfolgen können, ist eigentlich keine Kolonie, sondern ein erobertes und unterworfenes Reich, beherrscht durch britische Waffen, verwaltet durch britische Beamte. Aber seine Verwaltung und Ausbeutung war bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. ausschließlich und fast ohne Einmischung seitens der Regierung der Ostindischen Kompanie überlassen, und erst nach den gewaltigen Erwerbungen Clives mischte sich 1767 das Parlament insofern ein, als es die Dividende der Aktionäre auf 10 Proz. beschränkte und der Kompanie eine hohe jährliche Abgabe für ihren Landbesitz auferlegte. Aber schon sechs Jahre später führte die Regierung der Kompanie, die überdies in finanzielle Verlegenheiten geraten war, zum Erlaß eines Gesetzes (1773), durch das eine strenge Staatsaufsicht über die indische Verwaltung eingeführt wurde; 1783 wurde diese noch verstärkt und einer eignen Behörde, dem Board of control, übertragen, das aus sechs vom König ernannten Mitgliedern des Geheimen Rates bestand und in dringenden Fällen oder in geheimen Angelegenheiten sogar ohne Zuziehung der Direktion der Gesellschaft Befehle an die Beamten in Indien erteilen durfte. Dies Kontrollamt hat über 80 Jahre fungiert, bis nach dem großen indischen Aufstande (1857) die öffentliche Meinung dringend die Aufhebung der Kompanie und die Übernahme der Regierung Indiens durch die Krone forterte. Die letztere erfolgte durch ein Gesetz von 1858, das alle Regierungsrechte der (1874 nach Abwindung der Aktionäre ganz aufgehobenen) Kompanie beseitigte und diese einem Staatssekretär für Indien übertrug, dem ein aus 15 Mitgliedern bestehender Rat zur Seite gestellt wurde. Im November 1858 wurde die Königin als Herrscherin von Indien ausgerufen und 1876 nahm sie den Titel Kaiserin von Indien (Kaisar-i-Hind) an. Unter dem dem Parlament verantwortlichen Staatssekretär steht der Generalgouverneur (Vizekönig) von Indien mit seinem aus dem Chef der sechs obersten Verwaltungsbehörden zusammengesetzten Rat, der zu Zwecken der Gesetzgebung durch 16 andre Mitglieder verstärkt wird. Ebenso stehen ausübend und gesetzgebende Räte den Gouverneuren der Provinzen zur Seite (Ältesten- u. Chindien, Verwaltung). Eine Landesvertretung gibt es nicht. Die Mitglieder aller Räte werden ernannt; zwar sind regelmäßig einige Eingeborne sowohl Mitglieder der obersten als der provinziellen gesetzgebenden Räte. In der Hauptsache aber wird Indien immer noch wie ein erobertes Land regiert.

Kolonialverwaltung. Für die oberste Leitung der eigentlichen Kolonien wurde eine eigne Aufsichtsbehörde (schon von Karl I. geschaffen, die im Laufe des 17. u. 18. Jahrh. mancherlei Wandlungen erfuhr, in-

dem sie bald als ein eignes Kollegium, bald als ein Ausschuß des Geheimen Rates gestaltet wurde. 1768 wurde ein eigner Staatssekretär für Amerika ernannt, 1782—86 war die oberste Kolonialverwaltung dem Minister des Innern übertragen und von 1794—1854 war sie mit dem Kriegsministerium vereinigt. Dann wurde 1854 ein eignes Kolonialministerium, an dessen Spitze ein Staatssekretär steht, errichtet. Außerdem besteht als oberstes Appellationsgericht sowohl für die Kolonien als für Indien der richterliche Ausschuß des Geheimen Rates (Judicial committee of the privy council), dessen Kompetenz freilich in bezug auf einzelne Kolonien neuerdings gewisse Einschränkungen erfahren hat. Auch im übrigen ist die Befugnis des Kolonialministeriums und der von ihm ernannten Gouverneure in den einzelnen Kolonien verschiedenartig gestaltet, und sie hat sich im Laufe des 18. und 19. Jahrh. in vieler Hinsicht wesentlich verändert. Während nämlich die im 17. Jahrh. begründeten Niederlassungen in Amerika fast überall eine freie, parlamentarische Verfassung erhielten und diese auf das mannigfaltigste verteidigten, verstand es sich von selbst, daß die im 18. Jahrh. eroberten Kolonien nicht von vornherein mit gleichen Rechten autonomer Selbstverwaltung ausgestattet wurden. Ganz entbehrten sie deren freilich nicht, wie denn z. B. die zum Gouvernment Grenada vereinigten westindischen Inseln schon 1763 eine gewählte gesetzgebende Körperschaft erhielten, die das ausschließliche Recht, Steuern für die Kolonie zu bewilligen, in Anspruch nahm und behauptete, und wie in Kanada seit 1791 gesetzgebende Versammlungen bestanden, die aus Wahlen hervorgingen, deren finanzielle Rechte aber doch nur beschränkt waren. Freilich hatten weiterbildende englische Politiker aus dem amerikanischen Freiheitskriege die Lehre gezogen, daß die dauernde Behauptung der größeren, wesentlich von einer angelsächsischen Bevölkerung bewohnten überseeischen Besitzungen nur möglich sei, wenn sie mit freier Selbstregierung ausgestattet würden; aber es dauerte doch noch lange Zeit, bis diese Überzeugung sich allgemeiner Anerkennung verschaffte. Von erheblichem Einflusse darauf war ein nach der Niederwerfung des fanatischen Aufstandes von 1837/38 von Lord Durham erhaltener Bericht vom 31. Jan. 1839, der die Überzeugung ausdrückte, daß dem Zwist zwischen Kolonie und Mutterland nur durch die Gewährung einer weitgehenden Autonomie an jene ein Ende zu machen sei. So lebhaft diese Anschauungen auch bekämpft wurden, sie drangen doch schließlich durch, und es war die Folge davon, daß Kanada 1840 eine neue Verfassung erhielt, durch die der ausübende Rat (Ministerium) der gewählten Volksvertretung verantwortlich gemacht wurde. In ähnlicher Weise wurden bis 1855 die Verhältnisse in den übrigen britischen Kolonien Nordamerikas geordnet; 1853 erhielt das Kanland eine Repräsentativverfassung, die 1872 zur völligen Selbstregierung ausgestattet wurde; von 1842—55 vollzog sich in den australischen Kolonien der gleiche Vorgang; und 1867 wurde für die neue Verfassung der Dominion of Canada, 1893 für die Ratslade, 1900 für die des Commonwealth of Australia der Gedanke voller Autonomie zugrunde gelegt.

So zerfallen heute die englischen Kolonien hinsichtlich ihrer Verfassung in drei Kategorien. Erstens Kronkolonien, in denen die gesetzgebende wie die ausführende Gewalt in den Händen der Regierung liegt, insofern die gesetzgebenden Räte, die auch hier fast überall bestehen, nicht aus gewählten, sondern aus ernannten Mitgliedern zusammengesetzt sind. Zwei-

ten Kolonien mit gewählter Volksvertretung, aber ohne verantwortliches Ministerium, in denen also die Krone bei der Vergebung nur ein Vetorecht hat, die Parlamente aber auf die Verwaltung einen unmittelbaren Einfluß nicht ausüben. Drittens Kolonien mit voller parlamentarischer Selbstregierung, in denen das Ministerium aus der Mehrheit der Volksvertretung hervorgeht und in denen der Krone, abgesehen von der Ernennung des Gouverneurs, nur ein praktisch bedeutungsloses Vetorecht bei der Vergebung und ein gewisser Einfluß auf Fragen, die mit der auswärtigen Politik zusammenhängen, gewahrt ist, die also fast völlig selbständige Staaten darstellen.

Zur letzten Kategorie gehören die Dominion of Canada, der Commonwealth of Australia, Neufundland, Neuseeland, das Kapland und Natal. Zur zweiten, innerhalb deren übrigens die Zusammenfassung und die Rechte der Vergebenen verschieden gestaltet sind, gehören ein Teil der westindischen Inseln (Vardados, Bermudas, Jamaika, die Leewardinseln), Britisch-Guayana, Mauritius, Cypren, Malta. Die erste Kategorie umfaßt alle übrigen Kolonien, darunter auch Ceylon. Bei den Kolonien mit Selbstregierung ist der Zusammenschluß zu größeren Bundesstaaten in Nordamerika und Australien beinahe vollständig durchgeführt, während sie in Südafrika noch nicht gegangen ist. Seit den letzten Jahren ist der Gedanke einer engeren Verbindung aller dieser sich selbstregierenden Kolonien mit dem Mutterland (Imperial federation) das Ziel der englischen Kolonialpolitik; Konferenzen ihrer leitenden Minister mit dem Kolonialminister des Mutterlandes haben ihn erörtert, und in handelspolitischen Maßnahmen der Kolonialregierungen, in Beiträgen der Kolonien zu den Ausgaben des Mutterlandes für Meer und Flotte und in der Entsendung kolonialer Truppen zur Unterstützung des Mutterlandes im südafrikanischen Krieg ist er z. T. bereits verwirklicht worden.

Gegenwärtig stellen die Kolonien und auswärtigen Besitzungen das britische Reich hinsichtlich der Größe und Volkszahl über alle Staaten alter und neuer Zeit (s. Karte »Kolonien«). Die Kolonien werden vom Mutterland nicht nur bestrahlt, sondern letzteres bezahlt auch den größten Teil der für die Verteidigung nötigen Truppen (mit Ausnahme Ostindiens) und teilweise die Gehalte der Gouverneure

und anderer Beamten. Es stehen in den Kolonien 166,000 Mann europäische Truppen, wovon 74,400 in Indien und 41,500 in Südafrika und Somaliland.

Über die Finanzen und den Umfang des Handels in den wichtigsten britischen Kolonien im J. 1901 unterrichtet die folgende Übersicht:

Kolonien		Einnahme	Ausgabe	Schuld.	Einfuhr	Ausfuhr
Europa:						
Australien	in 1000 Pf. St.	71	63	19	—	—
Malta	"	386	385	79	9915	8603
Asien:						
Britisch-Indien (1902/03)	in 1000 Rupien	115 556	1102 991	224 ¹ 3 225 000 ² 3 392 000 ²	78 ¹	95 ¹
Ceylon	"	26 437	25 897	—	112 627	102 840
Straits Settlements	in 1000 Dollar	7 042	7 315	—	330 381	266 353
Niederländische Ostindien	"	17 542	17 274	3 391	963	2 687
Nordborneo und Sabuan	"	702	1 401	—	4 356	5 218
Borneo	"	1 064	954	—	4 405	5 901
Singapur	"	4 214	4 112	342 000 ¹	—	—
Aden und Perim	in 1000 Rupien	—	—	—	44 746	37 602
Cypren	in 1000 Pf. St.	198	136	314	364	317
Afrika:						
Afrikanische Westküste	in 1000 Pf. St.	977	930	1524	3 333	2 007
Nigerbecken	"	362	331	—	1 297	1 254
Somalische Küste	in 1000 Rupien	—	—	—	5 298	5 221
Sankar (Sagharat)	in 1000 Pf. St.	—	—	—	1 196	1 169
Kapkolonie	"	8 578	10 161	31 393	20 672	10 173
Natal	"	2 971	2 481	10 574	9 536	4 140
Orange-Kolonie	"	500	500	—	1 070	17
Transvaal-Kolonie	"	4 500	3 000	—	13 068	—
Rhodesia	"	409	759	—	1 443	—
Südafrikanische Union	"	53	99	—	117	22
Mauritius	in 1000 Rupien	—	—	1 187 000 ²	20 341	27 000
Seychellen	"	496	402	—	1 150	1 410
St. Helena	in 1000 Pf. St.	25	15	—	5	116
Amerika:						
Kanada	in 1000 Dollar	59 239	59 239	268 480	190 416	196 688
Neufundland	in 1000 Pf. St.	423	416	3 571	1 536	1 718
Bahamasinseln	"	78	81	112	285	177
Jamaika	"	917	890	3 867	1 756	1 980
Barbados	"	180	175	429	1 022	950
Trinidad und Tobago	"	712	731	992	2 662	2 446
Grenada	"	60	51	35	252	285
Britisch-Guayana	"	532	523	992	1 415	1 834
Falklandinseln	"	15	18	—	75	108
Australien:						
Antarktische Vorküste	in 1000 Pf. St.	29 184	34 794	194 376	69 118	79 602
Neuguinea	"	15	23	—	72	50
Neuseeland	"	5 803	5 996	51 834	11 818	12 861
Neuseelandsinseln	"	114	105	196	351	549

¹ = Mill. Pf. Sterl.

² = Rupien (10 M. = 1 Pf. Sterl.).

³ = Pf. Sterl.

Über die Kolonien vgl. Seeley, The expansion of England (2. Aufl. 1895); Hodgkiss, Greater England (1887); Dille, Problems of Greater Britain (1890, 2 Bde.); Robinson, Colonial chronology (1892); A. B. Jose, Growth of the empire. Handbook to the history of Greater Britain (2. Aufl. 1900); Journal of the African Society (seit Oktober 1901); Egerton, The origin and growth of the English colonies (1904); E. J. Johnson, A century of expansion (1904); Vogel, Das britische Kolonialreich (Berl. 1886); Bonmid, The British colonies and their resources (1886); Lucas, Historical geography of the British colonies (1888—1901, Bd. 1—5); Zimmermann, Die Kolonialpolitik Großbritanniens (Berl. 1898—99, 2 Bde.); Chevalier, Les colonies anglaises (Par. 1899); Creswell, The growth and administration of the British colonies (1898); Jewell, Handbook to British military stations abroad (1898); de Biart, Les grandes compagnies coloniales anglaises du

XIX. siècle (Par. 1899); Büchling, Die Entwicklung der handelspolitischen Beziehungen zwischen England und seinen Kolonien bis zum Jahre 1890 (Stuttg. 1902); Darcy, France et Angleterre. Cent années de rivalité coloniale: L'Afrique (Par. 1903); Cordell, England in the Mediterranean. A study of the rise and influence of British power within the Straits, 1603 to 1713 (1904, 2 Bde.).

Geschichte Englands, bez. Großbritanniens.

Übersicht der Regenten.

I. Engländer unter den Römern 55 v. Chr. bis 410 n. Chr.	1483—1485 Richard II.
II. Engländer unter den Angelsachsen 449—1066 (1017—1042 Herrschaft der Dänen).	VI. Harold Godwinson 1045—1066. 1485—1509 Heinrich VII. 1509—1547 Heinrich VIII. 1547—1553 Eduard VI. 1553—1558 Maria (die Katholische) ob. Elizabeth I.
III. Normannische Könige 1066—1154.	1558—1603 Elisabeth I.
1066—1087 Wilhelm I., der Eroberer.	VII. Haus Stuart 1603—1714.
1087—1100 Wilhelm II.	1603—1625 Jakob I.
1100—1136 Heinrich I.	1625—1649 Karl I.
1136—1154 Stephan von Blois.	1649—1660 Die Republik (Protector Oliver Cromwell 1651 bis 1658, Richard Cromwell 1658—1659).
IV. Haus Monarchen von England 1154—1399.	1660—1685 Karl II.
1154—1189 Heinrich II.	1685—1689 Jakob II.
1189—1199 Richard I. Löwenherz.	1689—1702 Maria (a. n. 1685) und Wilhelm II. von Oranien.
1199—1216 Johann ohne Land.	1702—1714 Anna.
1216—1272 Heinrich III.	VIII. Haus Hannover (seit 1714).
1272—1307 Eduard I.	1714—1727 Georg I.
1307—1327 Eduard II.	1727—1760 Georg II.
1327—1377 Eduard III.	1760—1820 Georg III.
1377—1399 Richard II.	1820—1830 Georg IV.
V. Häuser Lancaster und York.	1830—1837 Wilhelm IV.
1399—1413 Heinrich IV.	1837—1901 Victoria.
1413—1422 Heinrich V.	Seit 1901 Eduard VII.
1422—1461 } Heinrich VI.	
1470—1471 } Eduard IV.	
1461—1483 Eduard IV.	

Vorgeschichte: römische und angelsächsische Zeit (bis 1066).

Im Altertum wurden die britischen Inseln zuerst von den Phöniziern, die von dort das Zinn holten, in den Weltverkehr einbezogen; dem Abendland kam die erste zusammenhängende Kunde von ihnen durch die Reisen des Pytheas von Marseille (um 330 v. Chr.). Die Römer lernten G., dessen ältester einheimischer Name Albion oder Albion war, erst kennen, als es von einer im Verlauf längerer Zeit eingewanderten keltischen Bevölkerung eingenommen war; die Hauptstämme dieser den Galliern des Festlandes in Sprache, Sitte und Religion verwandten Bevölkerung waren die Galesen (Walesen) und die Britannen (Wrythons), nach denen die ganze Insel Britannia benannt wurde. Als Cäsar Gallien unterworfen hatte, unternahm er, wahrscheinlich um die Briten an einer Unterstützung ihrer keltischen Stammesgenossen zu verhindern, 55 und 54 v. Chr. zwei Züge nach G., auf deren zweitem er bis über die Themse vordrang, ohne jedoch eine dauernde Festigung auf der Insel zu bewirken. Erst unter Kaiser Claudius ward 43 n. Chr. die Eroberung Britanniens begonnen und unter Domitian bis 85 durch Agricola im wesentlichen vollendet. Außer Irland (Hibernia) blieb nur der nördlich des Clyde und Forth gelegene Teil Britanniens unbezungen. Das unterworfenen, im Norden durch großartige Grenzbesetzungen gegen die Skaledonier gesicherte Land,

seit Diokletian in mehrere Provinzen geteilt, erfüllte sich allmählich mit römischer Bildung und Gesittung; in ausblühenden Städten, wie London, York, Lincoln, Colchester u. a., entwickelten sich lebhafter Handel und Verkehr; auch das Christentum verbreitete sich unter der römischen Herrschaft.

Zur Zeit der Völkerwanderung verließen im Anfang des 5. Jahrh. die römischen Legionen G., und um 410 gab Kaiser Honorius die Herrschaft über die Insel auf, er sowohl als 446 der Statthalter von Gallien, Aetius, verweigerten den Briten die Hilfe gegen die von Schottland und von der See aus drohenden Feinde. Letztere, die Angelsachsen (s. d.), hatten schon seit dem Ende des 3. Jahrh. die Küsten Englands als Seeräuber heimgesucht. Seit der Mitte des 5. Jahrh. setzten sie sich dauernd im Südosten der Insel fest, begannen sie von hier aus zu erobern und hatten um die Mitte des 6. Jahrh. diese Eroberung vollendet. Sie beherrschten den Süden und Osten der Insel. Im Westen und Norden, in Wales sowie in den schottischen Hochlanden, erhielten sich die Briten. Beide Völkerstämme standen sich völlig feindlich gegenüber. In England kam daher die germanische Art zu reinerer und reicherer Entfaltung als in allen übrigen germanischen Reichen auf römischem Boden (s. Angelsachsen sowie Angelsächsische Sprache und Literatur). Nachdem um 600 die Angelsachsen das Christentum angenommen hatten, schämten im 7. Jahrh. die von ihnen gegründeten Kleinstaaten zu stehen oder acht Königreichen zusammen: Kent (Ost- und Westkent), Essex, Sussex, Wessex, Mercia, Ostangeln (East Angles) und Northumberland; man bezeichnet diese Reiche gewöhnlich als die angelsächsische Heptarchie. In der ersten Hälfte des 9. Jahrh. verschmolz Egbert, König von Wessex (802—859), diese Staaten zu einem Reich Anglia. In schwere Gefahr geriet das Reich durch die Angriffe normannisch-dänischer Seeräuber, die fast jährlich an den englischen Küsten landeten, tief in das Innere hinein vordrangen und sich endlich dauernd festsetzten. Erst König Alfred der Große (871—901) schlug 878 die Dänen entscheidend, befreite die in England bleibenden zum Christentum, wehrte weitere Angriffe der Normannen ab und stellte Frieden und Ordnung wieder her. Durch eine weise Gesetzgebung und Verwaltung heilte er die Wunden des Krieges, förderte Ackerbau, Gewerbe, Schifffahrt, Handel, städtisches Leben, Wissenschaft und Kunst; seine Gesetzgebung ward die erste Grundlage des spätern common law. Unter Alfreds Nachfolgern war sein Urenkel Edgar (959—975) der bedeutendste, der seine Oberherrschaft auch über die benachbarten kleineren Inseln und über einen großen Teil von Irland ausbreitete. Aber schon unter seinem zweiten Sohn, Ethelred (dem Unberatenen, 979—1016), wurden die Angriffe der Dänen aufs neue gefährlich; nur vorübergehend konnte man durch Tributzahlungen (das Danegeld) den Frieden erkaufen, und nachdem 1016 Ethelred und wenige Monate später sein Sohn Edmund (Eisenseite) gestorben waren, wurde der Dänenkönig Knut zu London als König von England anerkannt; auf seinem Haupte vereinigten er auch die dänische und norwegische Krone. Indes nach Knuts Tode (1035) wurde England wieder ein selbständiges Reich, und als 1042 sein Geschlecht mit Harthaknut erlosch, erhoben die Großen den Bruder Edmunds, Eduard den Bekenner (1042—66), der in der Normandie in der Verbannung gelebt hatte, zum König. Nach dem kinderlosen Tode Eduards, mit dem das Geschlecht Egberts ausstarb, wurde

Harald, der Sohn Godwins, zum Nachfolger gewählt. Allen Wilhelm, Herzog von der Normandie, beanspruchte jetzt auf Grund angeblicher Zusicherungen Eduards den englischen Thron; er landete 29. Sept. 1066 mit 60,000 Mann an der Südküste von England, und in der Schlacht bei Senlac oder Hastings 14. Okt. verlor Harald Thron und Leben. Diese Schlacht machte der angelsächsischen Herrschaft in G. ein Ende; am 25. Dez. wurde Wilhelm »der Eroberer« in London zum König von England gewählt und von dem Erzbischof von York gekrönt.

England unter den normannischen Königen (1066 bis 1154).

Die neuen Beherrscher, die Normannen, waren ursprünglich germanischen Blutes, aber in der Normandie vollständig romanisiert worden. Ihre Sprache war ein Dialekt der französischen, ihre Verfassung streng feudale. Dies französische Wesen wurde nun auf England übertragen. Wiederholte Aufstände der Angelsachsen, die von Wilhelm mit rücksichtsloser Härte unterdrückt wurden, gaben dem König Anlaß zu einer völligen Umgestaltung der Verhältnisse, über die das um 1085 verfaßte Reichsgesetzbuch, »Domesday Book« (s. d.) genannt, genaue Aufschlüsse gibt. Die daraus entwickelte, noch heute der Theorie nach geltende Maxime des englischen Rechts ist, daß der König alleiniger Eigentümer des ganzen eroberten England ist, und daß niemand Land besitzen kann, das er nicht mittelbar oder unmittelbar durch königliche Verleihung erlangt hat. Der König selbst besaß ein Reservat von ursprünglich mehr als 1000 manors, die neben zahlreichen Jagden, Forsten und Forsten seine Domäne bildeten. Ungefähr 600 Personen und Körperschaften erschienen als weltliche und geistliche unmittelbar vom König belehnte Kronvasallen (chief-tenants, tenants in capite). Außerdem werden 7871 Ritterlehnleute, 10,097 Freisassen und 23,072 Sassenamen, d. h. Freie niederen Rechts, erwähnt. Die unfreie, in verschiedenen Abstufungen der Abhängigkeit stehende Bauernschaft und das ländliche Gesinde werden zu etwa 200,000, die Zahl der Knechte auf 25,000 an geschätzt sein. Auch in der Klasse der Kronvasallen sind fast ausschließlich Normannen zu finden; alle übrigen setzen sich aus ihnen und Angelsachsen zusammen. Die Inhaber der erblichen Ämter waren zum Kriegsdienst verpflichtet; wie die Kronvasallen, leisteten auch die Ritterlehnleute und größern Freisassen dem König unmittelbar den Eid der Lehnstreue. Die Einteilung des Landes in Grafschaften ward beibehalten; an der Spitze jeder Grafschaft stand ein Bicomes oder Sheriff als oberster militärischer, finanzieller, administrativer und Justizbeamter, der vom König ernannt ward und absetzbar war. Jährlich mehrmals versammelte der König die Großen und Vasallen, geistliche wie weltliche, zu Hoftagen, auf denen wohl auch Recht gesprochen, finanzielle Geschäfte erledigt und über wichtige Angelegenheiten beraten wurde. Doch hatten diese Hofstage nicht die Bedeutung der frühern Witenagemote, der angelsächsischen Reichstage; sie besaßen keine eigne gesetzgebende oder richterliche Gewalt.

Als Wilhelm I. 7. Sept. 1087 auf einem Feldzug in Frankreich gestorben war, folgte ihm seinem Willen gemäß in der Normandie sein ältester Sohn, Robert, in England der zweite, Wilhelm II. (der Rote, 1087–1100). Ein Aufbruch der englischen Barone, welche Gegner der Trennung von der Normandie waren, zugunsten Roberts, wurde mit Hilfe der von dem König aufgebotenen angelsächsischen Bevölkerung un-

terdrückt. Seine wiederholten Versprechungen, gut und geschnädig zu regieren, hielt er freilich nicht; schwer lastete seine Hand auf dem durch Erpressung und Tyrannie bedrückten Lande. Den König Malcolm von Schottland nötigte Wilhelm 1092 zur Lehnshuldigung und gewann, nachdem Malcolm und sein Sohn Eduard 1093 bei Alnwick erschlagen waren, größern Einfluß auf die schottischen Verhältnisse. Wilhelm II. verunglückte 2. Aug. 1100 auf der Jagd; da er keine Kinder hinterließ und Robert noch nicht vom Kreuzzug zurückgekehrt war, so bestieg sein jüngerer Bruder, Heinrich I. (1100–1135), den Thron. Um sich diesen zu sichern, bestätigte er durch die sogen. Charta libertatum das alte angelsächsische Landesrecht (ader, wie man damals sagte, die Gesetze König Eduards) mit den Abänderungen Wilhelms des Eroberers. Auch suchte er mit seinen angelsächsischen Untertanen in ein besseres Verhältnis zu gelangen, indem er sich um Rathilfe, einer Urenkelin König Edmunds, vermählte. Als sein Bruder Robert die Barone der Normandie nicht im Zaum halten konnte, erschien Heinrich 1105 dorthin, schlug den Bruder, nachdem mehrere Versöhnungsversuche gescheitert waren, 28. Sept. 1106 bei Tinchebray und hielt ihn bis zu seinem Tode gefangen. So kam die Normandie wieder an die englische Krone und wurde auch gegen Roberts Sohn Wilhelm, den Ludwig VI. von Frankreich unterstützte, behauptet. Im Innern führte die Regierung Heinrichs I. zu einer bedeutenden Steigerung der königlichen Macht durch die Denützung übermächtiger Kronvasallen; in dem Investiturstreit mit der römischen Kurie, der auch England ergriß, behauptete Heinrich die weltlichen Hofeitelrechte der Krone, wenn er auch formelle Zugeständnisse machte.

Heinrich ließ, da sein einziger Sohn, Wilhelm, schon 1120 durch Schiffbruch umgekommen war, seine Tochter Mathilde, seit 1125 hinterlassene Witwe des deutschen Kaisers Heinrich V., zur Kronerbin erklären und vermählte sie 1129 mit dem Grafen von Anjou, Gottfried Plantagenet. Nach Heinrichs Tod (1. Dez. 1135) trat jedoch Stephan von Blois (1135–54), Sohn der Witwe, einer Tochter Wilhelms des Eroberers, als Thronerbe auf und setzte durch mancherlei Jugendtändnisse an das Volk und an die Kirche seine Anerkennung durch. Zu Mathildens Gunsten trat der König David von Schottland auf, der jedoch in der »Standarten Schlacht« bei Northallerton 22. Aug. 1138 besiegt wurde. Bald darauf erhob sich aber auch der Graf Robert von Gloucester, natürlicher Sohn Heinrichs I., gegen Stephan, und da dieser die bei seiner Thronbesteigung gegebenen Versprechungen nicht hielt, brach ein Aufstand aus. Im Herbst 1139 landete Mathilde mit Robert von Gloucester in England und ließ sich, nachdem in der Schlacht bei Lincoln (2. Febr. 1141) Stephan gefangen genommen war, in Winchester zur Königin wählen und krönen. Da sie jedoch durch ihren Übermut und ihre Herrschsucht vielfach Anstoß erregte, dantierte der Kampf fort. Robert von Gloucester fiel in die Hände der Gegner und mußte gegen König Stephan ausgewechselt werden. 1148 heirathete Mathilde, des Kampfes müde, nach Frankreich zurück; doch nun trat ihr Sohn Heinrich gegen Stephan auf. Diesen belehnte Ludwig VII. von Frankreich mit der Normandie, womit er das von seinem Vater ererbte Anjou und 1152 durch seine Ehe mit der vom König Ludwig geschiedenen Eleonore auch Poitou und Guienne vereinigete. Als er 1153 mit ansehnlicher Streitmacht in England erschien, schloß Stephan unter Vermittelung der Großen in Walling-

ford einen Vertrag, der ihm selbst den lebenslänglichen Besitz der Krone, Heinrich aber die Nachfolge sicherte. Demgemäß besieg nach Stephans Tod (25. Okt. 1154) Heinrich II. und ihm das Haus Anjou-Plantagenet (1154—1399) den Thron Englands.

Die ersten Könige aus dem Haus Plantagenet.

Heinrich II. (1154—89) beherrschte außer England die Normandie, Anjou, Maine und das Land zwischen der Loire und den Pyrenäen. 1171 unternahm er einen Zug nach Irland, empfang die Huldigung der geistlichen und weltlichen Großen, ließ sich in Dublin einen Palast erbauen und legte so den ersten Grund zur Eroberung Irlands. Auch gegen die Schotten war Heinrich II. glücklich: König Wilhelm von Schottland wurde 1174 gefangen genommen und mußte seine Freiheit mit der Anerkennung der englischen Lehnshegemonie erkaufen. Unter Heinrichs Kämpfen in Frankreich war von besonderer Wichtigkeit sein Zug gegen Toulouse, auf das seine Gemahlin Ansprüche hatte, 1159, weil auf ihm zuerst das Schiedsgeld (scutagium) allgemein ausgeschrieben wurde, eine Kriegsteuer, die in der Folge beibehalten wurde und dem Feudalwesen einen ersten Stoß versetzte, indem sie die Ablösung des persönlichen Kriegsdienstes ermöglichte und den König in den Stand setzte, ein Söldnerheer zu unterhalten. Durch Heinrichs II. Streit mit Thomas Becket (s. d.), Erzbischof von Canterbury, wurde der Kampf zwischen Staat und Kirche, der zu derselben Zeit auf dem Kontinent stattfand, auch nach G. verpflanzt. Durch die 16 Konstitutionen von Clarendon (1164) entschied der König die streitigen Fragen unter strenger Wahrung der staatlichen Rechte, machte die Exkommunikation seiner Lehnsleute von seiner Zustimmung abhängig, behielt sich die Lehnsgerichtsbarkeit auch über Erzbischöfe und Bischöfe vor, wahrte seinen Einfluß auf die Wahl zu den geistlichen Ämtern und schränkte den Verkehr des Klerus mit Rom ein. Darüber kam es zum Bruch zwischen dem Erzbischof und dem König; Becket floh nach Frankreich, kehrte aber 1170 zurück und wurde 29. Dez. 1170 von mehreren Mönchen, die den Wunsch des Königs, von dem räuberischen Priester freisetzt zu werden, erfüllen wollten, in der Kathedrale zu Canterbury ermordet. Eine Folge dieser Tat und der Wunder, die man am Grab des Ermordeten gesehen ließ, waren mannigfache innere Unruhen. Auch die Ausöhnung Heinrichs mit Rom (1172) und sein Verzicht auf die Ausführung eines Teiles der Beschlüsse von Clarendon verhinderten 1173 den Ausbruch eines Aufstandes nicht, an dessen Spitze Heinrichs gleichnamiger Sohn trat, unterstützt von den Königen von Frankreich und Schottland. Doch behauptete der alte König die Oberhand, und nachdem er 12. Juli 1174 am Grabe Thomas Becket's Kirchenbusse getan hatte, besiegte er die Aufständischen so vollständig, daß er in dem am 30. Sept. 1174 abgeschlossenen Frieden größtmögliche Ruhe zeigen konnte.

Die wiederhergestellte Ruhe benutzte der König zur Durchführung innerer Reformen, von denen die auf der Reichsversammlung zu Northampton (1176) beschlossenen besonders wichtig waren. Ganz England wurde in sechs Gerichtsbezirke geteilt, für die je drei reisende Richter (Justices itinerant) bestellt wurden. Das Institut der Geschworenengerichte wurde ausgebildet; am Hofe wurde 1178 oder schon vorher ein händiges Richterkollegium von fünf Rännern eingesetzt, aus dem der erst neuerdings aufgehobene höchste englische Gerichtshof (King's Bench) hervorgegangen ist. Endlich machte auch die Entwide-

lung einer schon unter Heinrich I. begründeten finanziellen Oberbehörde, der Schatzkammer (Exchequer), erhebliche Fortschritte. Des Königs letzte Jahre waren von neuen Kämpfen erfüllt, die durch die Empörungen seiner von Frankreich unterstützten Söhne hervorgerufen wurden. Heinrich mußte zuletzt einen schimpflichen Frieden mit Frankreich schließen und starb kurz darauf, 6. Juli 1189.

Richard I. Löwenherz (1189—99), sein Nachfolger, hatte von des Vaters Herrscherlugenden nur die Tapferkeit geerbt. Während seines mit Philipp August von Frankreich unternommenen Kreuzzuges (s. Kreuzzüge) führte sein Bruder Johann den Reichsverweser William Longshank, Bischof von Elm, verband sich mit Philipp August, der nach seiner Rückkehr aus Palästina Richards französische Besitzungen bedrohte, und suchte sich der Regierungsgewalt ganz zu bemächtigen. Richard war müde auf der Rückkehr vom Orient in der Nähe von Wien gefangen genommen und durch Herzog Leopold von Österreich an Kaiser Friedrich VI. ausgeliefert worden, der ihn erst im Februar 1194 gegen hohes Lösegeld freigab. Nach England zurückgekehrt, unterwarf Richard seinen Bruder und besiegte Philipp August bei Gisors (28. Sept. 1198), worauf ein Friede zustande kam, starb aber schon 6. April 1199 an den Folgen einer Wunde, die er bei der Belagerung einer Burg im Limousin erhalten hatte. Ihm folgte sein Bruder Johann, dem sein Vater einst den Beinamen Ohne-Land gegeben hatte (1199—1216); ihn hatte Richard zum Nachfolger ernannt ohne Rücksicht auf die Ansprüche des Sohnes seines ältern Bruders Gottfried, Arturs von der Bretagne. Diese Ansprüche machte Artur mit Hilfe Frankreichs geltend, fiel aber in die Hände seines Oheims und wurde 1203 ermordet. Philipp lud darauf den König Johann nach Paris vor seinen Lehnshof, ließ ihn, als er nicht erschien, verurteilen und eroberte fast alle feilständlichen Besitzungen Johanns. Bald darauf wurde dessen Lage noch gefährlicher. Nach dem Tode des Erzbischofs Hubert von Canterbury (1205) kam es über die Wahl seines Nachfolgers zu einem Streit mit Papst Innozenz III.; dieser sprach 1208 das Interdikt über England aus und bannte 1209 den König. Johanns Barone, bei denen der unzuverlässige und grausame Fürst allgemein verhaßt war, drohten deshalb abzufallen, und Philipp von Frankreich rüstete 1213 ein Heer, um den Bannstrahl in England zu vollstrecken. Da sahste Johann den verzweifelten Entschluß, sich dem Papst zu unterwerfen. Er legte 15. Mai 1213 die Krone von England und Irland nieder, um sie als päpstliches Lehen gegen eine jährliche Abgabe von 1000 Mark Sterl. zurückzuerlangen. Dieser schmachvolle Vertrag brachte ihm allerdings die päpstliche Absolution; aber der Kampf mit Frankreich, in dem Johann sich mit dem deutschen Kaiser Otto IV. verband, dauerte fort, und in der Schlacht bei Bouvines (27. Juli 1214) wurde das vereinigte deutsch-englische Heer entscheidend geschlagen, worauf der König sich zu einem ungünstigen Frieden mit Philipp genötigt sah.

Weggründung der englischen Verfassung.

Nach Johanns nach England zurückkehrte, fand er sein Land in voller Wüsten; immer entschiedener verlangten die Barone und großen Kommunen die Anerkennung ihrer alten, vielfach verletzten Rechte. Zuletzt kam es zu offenem Abfall der Barone, mit denen sich die Bürger von London verbanden; Johann mußte 15. Juni 1215 in Runnymede, einer Biese an der Themse unweit Staines, die Magna Charta

unterzeichnen, die das ganze Mittelalter hindurch als eine Zusammenfassung der wichtigsten Gesetze Englands gegolten hat, und aus der z. T. noch heute seine Freiheiten beruhen. Vor allem waren zwei Bestimmungen dieses Gesetzes von Wichtigkeit: die eine (Art. 39) sicherte die Freiheit der Person durch die Anordnung, daß niemand ohne gesetzlichen Spruch seiner Standesgenossen verhaftet, zum Verlust seines Eigentums oder zur Verbannung verurteilt werden solle; die andre (Art. 12—14) machte die außerordentliche Besteuerung der Lehnsträger und die Schätzung Londons von der Bewilligung des großen Reichsrates abhängig, zu dem die großen Barone einzeln durch königliches Schreiben (writ), die kleineren insgesamt durch den Scheriff geladen werden sollten. Um die Beobachtung dieser und anderer dem Land zugestandener Rechte zu sichern, ward ein Ausschuß von 25 Baronen eingesetzt.

Johann hatte die Erfüllung seiner Versprechungen beschworen, dachte aber nur an Rache für den ertönten Schimpf. Er ließ daher durch eine Bulle Innocenz' III. vom 25. Aug. 1215 den Freibrief für ungültig erklären, durchzog plündernd das Land und eroberte Stadt für Stadt, ausgenommen London. Da riefen die Barone französische Hülfe an und boten dem Kronprinzen Ludwig von Frankreich die Krone an. Dieser erschien mit einem Heer und eroberte mit Alexander II. von Schottland den größten Teil von England. Währenddessen starb Johann 19. Okt. 1216. Ihm folgte sein neunjähriger Sohn Heinrich III. (1216—72) unter Vormundschaft des päpstlichen Legaten Guala und des Warichalls Grafen Wilhelm von Pembroke, der die Rechte seines Schützlings kraftvoll verteidigte. Er bestätigte im Namen des Königs die Magna Charta, jedoch mit Übergabe der auf die Steuerbewilligung und die Einsetzung des Ausschusses der Barone bezüglichen Bestimmungen. Allmählich verlor sich der Anhang des jungen Königs; Pembroke erschlug 20. Mai 1217 bei Lincoln einen großen Sieg, und die französische Flotte wurde im August bei Dover geschlagen, worauf Ludwig im Frieden von Lambeth 11. Sept. 1217 seine Ansprüche aufgab und G. verließ. Daraus leistete auch der König von Schottland von neuem den Lehnseid. 1227 wurde Heinrich III. für mündig erklärt; seine erneuerten Ansprüche auf Poitou führten 1242 zu einem Krieg mit Frankreich; allein er wurde 22. Juli bei Taillebourg an der Charente geschlagen und mußte im Frieden von Bordeaux 7. April 1243 auf die Länder diesseit der Garonne verzichten.

Die Verdrückung Englands durch die steigenden Anforderungen seines päpstlichen Oberherrn wurde immer unerträglich; als einen Brannen, der nicht zu erschöpfen sei, betraachtete Papst Innocenz IV. dies Land. Die Unzufriedenheit stieg, als 1255 Heinrich mit dem Papst Alexander IV. einen Vertrag schloß, durch den dieser des Königs Sohn Edmund mit Neapel und Sizilien belehnte, wogegen Heinrich über 135,000 Mark Sterl. nach Rom zu zahlen versprach. Als nun überdies Richard von Cornwall, Heinrichs Bruder, die deutsche Königskrone annahm, wozu England mit neuen Opfern bezahlen mußte, und als 1268 infolge einer Mißernte Hungernöth drohte, brach der Sturm der Entrüstung los. Das Parlament zu Oxford, das man später das „wahnsinnige“ (the mad parliament) genannt hat, zwang im Juni d. J. den König die Einsetzung eines Regierungsausschusses von 15 Personen auf, in dem die Gegner des Königs die Mehrheit hatten und durch den eine Reihe von Be-

stimmungen getroffen wurden (die sogen. Provisionsen von Oxford), deren Ziel es war, die monarchische Regierung durch eine aristokratisch-landständische zu ersetzen. Die hohen Kronbeamten, Großrichter, Kanzler, Schatzmeister, sollten jährlich im Parlament ernannt werden; wenigstens dreimal im Jahr sollte ein Parlament stattfinden und darin der Regierungsausschuß mit zwölf von den Baronen gewählten Vertretern die öffentlichen Angelegenheiten ordnen.

Einige Jahre hindurch führten diese landständischen Vertreter in der That die Regierung. Als Heinrich aber der Unterstützung des Papstes und Frankreichs sicher zu sein glaubte, versuchte er, die verlorne Gewalt wiederzugewinnen, und es kam zu offenem Kampf zwischen ihm und den Baronen, deren Führer der hochbegabte Simon von Montfort, Graf von Leicester, war. Dieser trat in der Schlacht bei Lewes (14. Mai 1264) einen vollständigen Sieg, und Heinrich sowie sein Bruder Richard wurden gefangen genommen. Da nun aber die Königin Eleonore in Frankreich und den Niederlanden alles aufbot, um ihren Gemahl zu befreien, mochte Leicester empfinden, daß er, um sich zu behaupten, der Unterstützung des ganzen Volkes bedürfte; so sah er einen Beschluß, der für die Entwidlung der englischen Verfassung von entscheidender Bedeutung geworden ist. Noch im Dezember dierief er ein Parlament, zu dem nicht nur die Barone gehörten, sondern auch aus jeder Grafschaft zwei Ritter, aus einer Anzahl von Städten und Flecken je zwei Bürger entsandt werden sollten. Der 20. Januar 1265, an dem dies Parlament zusammentrat, ist mit Recht als der Geburtstag des englischen Unterhauses bezeichnet worden. Troßdem vermochte Leicester sich nicht zu halten. Einer seiner Bundesgenossen, der Graf Gilbert von Gloucester, verband sich mit Heinrichs Sohn Eduard, und mit seiner Hülfe erlängte der Prinz bei Evesham (4. Aug. 1266), wo Leicester fiel, die Freiheit seines Vaters.

Nachdem im Verlauf der nächsten Jahre die Ruhe hergestellt war und Heinrich die Magna Charta von neuem anerkannt hatte, konnte Eduard 1270 eine Kreuzfahrt antreten; noch vor seiner Rückkehr starb Heinrich 11. 16. Nov. 1272. Sein Sohn Eduard (IV. oder, als der erste dieses Namens aus dem Haus Anjou, I., 1272—1307) setzte sich das Ziel, die ganze Insel G. unter seinem Joch zu vereinigen. Wales hatte bis dahin trotz aller Angriffe seine Unabhängigkeit im wesentlichen behauptet; 11. Dez. 1282 aber ward sein Fürst Llewellyn in der Nähe von Carnarthen übermächtig und fiel im Kampf. Als dann 1293 auch Llewellyns Bruder David gefangen und hingerichtet worden, war die Unterwerfung des Landes vollendet; in dem Eduard 1294 seinen ältesten, zu Carnarvon gebornen Sohn zum Prinzen von Wales erhob, gab er den Walliser einen „eingebornen“ Fürsten und vollzog zugleich die Vereinigung des Fürstentums mit der englischen Krone. Später versuchte Eduard, auch Schottland zu unterwerfen. Nach dem Aussterben des schottischen Königshauses ließ er sich von John Balliol, dem er die Krone gestattete, als Oberlehnsherrn anerkennen (30. Nov. 1292), sah sich aber später genötigt, seine Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen. Bei Dunbar (27. April 1296) errang Eduard einen vollständigen Sieg, Balliol ward entsetzt; Schottland schien unterworfen, aber bald brach ein neuer Aufstand unter William Wallace aus, und das englische Heer ward 11. Sept. 1297 bei Stirling

geschlagen. Zwar gelang es 1305, Wallace gefangen zu nehmen, der am 23. Aug. hingerichtet wurde, aber schon im folgenden Jahr rief Robert Bruce Schottland von neuem unter die Waffen und ward zum König gekrönt. Eduard starb während der Kriegserüstung gegen ihn 7. Juli 1307.

Die fortwährenden Kämpfe Eduards blieben nicht ohne Rückwirkung auf die Verfassung des Landes. Wenn er oft genug Steuern ohne Zustimmung der Gemeinen auswich, so ließ er doch anderseits häufig und seit 1295 fast jährlich auch die Vertreter der Grafschaften und Städte zusammentreten, um sich Abgaben bewilligen zu lassen oder ihren Rat zu hören. Ein Gesetz von 1297 bestimmte, daß neue Steuern und Hölle nicht ohne Bewilligung der Barone (ob auch der Gemeinen, ist zweifelhaft) erhoben werden sollten. Die Annahmen des Papstes Bonifatius VIII., der ihn den Krieg gegen Schottland unterlagte, wies Eduard mit Zustimmung der Stände entschieden zurück. Ebenso vertrat er dem Papst gegenüber die Statuten, die er zur Einschränkung der Grundbesitz-erwerbungen der Toten Hand (d. h. geistlicher Korporationen) erlassen hatte.

Sein Sohn und Nachfolger Eduard II. (1307—1327), ein schwacher, gemüthlicher Fürst, räumte seinem Günstling, dem Gasconer Pierre de Gaveston, allzu großen Einfluß auf die Regierung ein. Darüber erbittert, nötigten die Barone 1310 auf dem Parlament zu Westminster den König, in die Einföhrung eines Ausschusses von 21 Großen (den sogenannten Ordainers) zu willigen. Die von diesen 1311 erlassene Akte unterlagte dem König, ohne Zustimmung der Barone Krieg zu führen, das Land zu verlassen oder hohe Staatsämter zu vergeben, und bestimmte, daß jährlich mindestens einmal ein Parlament zusammentreten sollte; Gaveston wurde 1312 enthauptet. Indessen machte Robert Bruce in Schottland immer weitere Fortschritte; er besiegte Eduard 24. Juni 1314 bei Bannockburn, und erst 1323 kam ein 13jähriger Waffenstillstand mit ihm zustande. Bald brachen neue Kämpfe zwischen dem König, der sich den Forderungen der Ordainers nicht fügen wollte, und dessen Günstlinge jetzt die beiden Jünger d'Espencer (Spencer), Balcan und Sohn, waren, und den Baronen aus, deren Führer Thomas, Graf von Lancaster, war. Nachdem dieser 1322 bei Boroughbridge gefangen und enthauptet war, wurden die Forderungen der Ordainers widerrufen und bestimmt, daß in Zukunft nur das Geheißeskräft haben sollte, was der König selbst mit Zustimmung der zum Parlament versammelten Stände des Landes verfügen würde. In diesem Statut von 1322 tritt zuerst der Gedanke der konstitutionellen Regierung deutlich zum Vorschein. Aber der König kam trotzdem nicht zu Ruhe. Seine Gemahlin Isabella, Schwester Karls IV. von Frankreich, verließ ihn, um sich in Paris mit ihrem Liebhaber, Lord Mortimer, zu vereinigen, die Barone der Lancasterschen Partei verbanden sich mit ihr, als sie nach England zurückkehrte; die d'Espencers wurden hingerichtet, Eduard selbst gefangen, zur Abdankung genötigt und im Gefängnis zu Berkeley erzwungen.

Eduard III. und seine nächsten Nachfolger.

Unter Eduard III. (1327—77), seinem Sohn und Nachfolger, ward Schottland, wo David der Sohn des 1329 gestorbenen Robert Bruce, John Balliol's Sohn, Eduard, die Krone streitig machte, durch die Schlacht von Halidon 19. Juli 1333 genötigt, die englische Oberhoheit wieder anzuerkennen, und ein Versuch, die Unabhängigkeit wiederzugewinnen, scheiterte 1346

durch die Schlacht bei Neville's Croft. Schon vorher war der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Nachdem 1328 die gerade Linie der Kapetinger in Frankreich ausgestorben war, erhob Eduard III. Erbansprüche auf Grund des Rechtes seiner Mutter Isabella und machte Philipp VI. von Valois seit 1338 die Krone streitig. Er hatte anfänglichen Erfolg: Philipp erlitt bei Crécy 26.—27. Juli 1346 eine entscheidende Niederlage; ja, der Königs berühmter Sohn Eduard (der Schwarze Prinz) nahm in der siegreichen Schlacht bei Poitiers 19. Sept. 1356 sogar Philipps Nachfolger, den König Johann II., gefangen, und der Friede zu Bretigny (8. Mai 1360), durch den Eduard Poitou, Guienne und Gasconne sowie die Städte Calais und Guines als souveränen Besitz erhielt, begründete die Macht der englischen Könige in Frankreich aufs neue. Doch brach der Krieg 1369 wieder aus, und die Engländer verloren allmählich ihre festländischen Besitzungen wieder, mit Ausnahme der Hafenstädte Guines und Calais. Sehr wichtig war Eduards Regierung für die Entwicklung der parlamentarischen Verfassung. Unter ihm bildete sich allmählich die Scheidung des Parlaments in Oberhaus (Prälaten und Barone) und Unterhaus (Haus der Gemeinen, Ritter der Grafschaften und Bürger der Städte) aus. Das Recht des Parlaments in bezug auf Steuerbewilligung und Gesetzgebung wurde anerkannt, und unter Eduard III. machte es 1376 auch den ersten Versuch einer Anklage (impeachment) gegen die Lords Latimer und Lyons.

Eduard starb 21. Juni 1377. Ihm folgte sein Enkel, der Sohn des Schwarzen Prinzen, Richard II. (1377—99), während dessen Kinderjährigkeit Unruhen im Innern herrschten und die auswärtigen Kämpfe ungünstlich verliefen. 1381 brach infolge einer neuen Kopfsteuer ein Aufstand der niederen Schichten der Bevölkerung unter Wat Tyler (s. d.) aus, der indessen durch den Rat des Königs und die Tapferkeit der Londoner niedergeschlagen wurde. Während der Krieg mit Frankreich und Schottland fortwährte, kam es auch im Innern zu neuen Kämpfen. Richard entsandte sich mit seinen Oheimen, den Herzögen von Lancaster, York und Gloucester; letzterer zwang den König 1386, seine Günstlinge zu entfernen und sich einem neuen Regentenschatral zu fügen. Erst 1389 übernahm Richard wieder die Regierung, und 1397 führte er einen unerwarteten Staatsstreich aus. Er ließ seine Hauptgegner gefangen nehmen, den Erzbischof von Canterbury und dessen Bruder, den Grafen von Warwick, verbannen, einen andern Bruder, den Grafen von Arundel, enthaupten; Gloucester wurde im Gefängnis erzwungen. Richard war nun im Vollbesitz der Macht; als er aber 1399 nach dem Tode des Herzogs von Lancaster dessen Güter einzog, unternahm der Sohn und Erbe Lancasters, der Herzog Heinrich von Hereford, der als Verbannter in Paris lebte, während Richard auf einen Feldzug in Irland begriffen war, eine Landung in Northfolc. Der Regent des Reiches, der Herzog von York, schlug sich zu seiner Partei; Richard wurde gefangen genommen, zur Abdankung gezwungen und darauf noch durch das Parlament abgesetzt. Der Herzog von Hereford als nächsterberechtigter Enkel Eduards III. und erster Lancaster besaß nunmehr den Thron unter dem Namen Heinrich IV.; Richard starb in dem Schloß Pontefract 1400 eines gewaltthätigen Todes.

In diesen Zeiten war das Haus der Gemeinen zu immer steigender Bedeutung gelangt. Aus seinem Petitions- und Steuerbewilligungsrecht

erwuchsen ihm alle andern Rechte, die es nach und nach errang. Vielfach ging schon damals die Initiative zu wichtigsten Akten von ihm aus, und unter Richard II. erhielt es das Zugeständnis, daß »bei Festsetzung der Gesetze, der Weidbewilligungen und aller sonstigen Dinge für den gemeinen Nutzen des Königreichs seine Zustimmung erforderlich sei«. Unter ihm wurde auch das Anlagerecht des Unterhauses in zahlreichen Fällen gegen hohe Staatsbeamte und mächtige Lords ausgetübt; das Urteil wurde dann von dem Oberhaus gesprochen.

Herrschaft des Hauses Lancaster.

Mit Heinrich IV. (1399–1413) kam das Haus Lancaster auf den Thron. Auch er hatte mit vielen Verschwörungen zu kämpfen; der Graf von Northumberland und sein Sohn Heinrich Percy, genannt Hotspur (»Heißsporn«), empörten sich gegen ihn, wurden aber in der Schlacht bei Shrewsbury 21. Juli 1403, in der Percy fiel, geschlagen. Northumberland ergab sich 1404, wurde begnadigt, erhob sich aber 1406 aufs neue in Verbindung mit dem Erzbischof von York und dem seit 1400 im Ausfland begriffenen Owen Glendower, der Tüfel und Herrschof der alten Fürsten von Wales beanspruchte. Obwohl Frankreich und Schottland die Empörer unterstützten, behauptete sich Heinrich, ließ 1405 den Erzbischof hängen, zwang Northumberland zur Flucht, nahm den Thronfolger von Schottland, den Prinzen Jakob, gefangen und verband sich gegen Frankreich mit dem Herzog von Burgund. Als Northumberland 1408 wieder in England einfiel, verlor er 19. Febr. bei Bramham Schlacht und Leben. Im Innern bekämpfte Heinrich IV. mit dem orthodoxen Klerus die Anhänger Wiclifs, die Lollarden (s. d.); unter ihm flammten die ersten Scheiterhaufen in England. Auch mit dem Parlament stand der König in gutem Einvernehmen, er räumte sogar 1404 den Gemeinden eine Kontrolle über die Verwendung der bewilligten Steuern ein und verstand sich 1407 dazu, ihnen Rechnung darüber legen zu lassen. Er starb 20. März 1413.

Sein Nachfolger Heinrich V. (1413–22) erweiterte die Ansprüche Eduards III. auf den französischen Thron, verband sich mit dem Herzog von Burgund, landete im August 1415 in der Normandie, siegte 25. Okt. bei Agincourt, eroberte 1419 Rouen und schloß 21. Mai 1420 mit Karl VI. den Frieden zu Troyes, durch den er als Erbe der französischen Krone anerkannt wurde, worauf er sich mit Katharina, der Tochter Karls VI., vermählte. 1422 eroberte er noch Reims, starb aber bald darauf, 31. Aug. 1422.

Heinrich VI. (1422–61), sein Sohn, ward, neun Monate alt, König von England und, da Karl VI. bald darauf starb, auch von Frankreich. Hier führte sein Oheim, der Herzog von Bedford, in England dessen Bruder, der Herzog von Gloucester, die Regentschaft. Bedford besiegte den französischen Thronerben, Karl VII., 1424 bei Verneuil, überschritt 1428 die Loire und ließ Orléans belagern. Da wandte sich nach dem Ausreten der Jungfrau von Orléans, Jeanne d'Arc (s. d.), das Geschick. Diese befreite 1429 Orléans und führte den Dauphin nach Reims, wo er 17. Juli gekrönt wurde. Zwar ward die Jungfrau 23. Mai 1430 bei Compiègne gefangen genommen und 30. Mai 1431 zu Rouen verbrannt, und Bedford ließ den jungen Heinrich VI. im Dezember zu Paris trösten; aber die englische Sache stand darum nicht besser, und nachdem 1435 Karl VII. sich mit dem Herzog Philipp von Burgund verständigt hatte und Bedford in demselben Jahr gestorben war, verloren die Engländer mehr

und mehr an Boden. Der Erzieher Heinrichs VI., der Kardinal von Winchester, schloß 1444 einen Waffenstillstand mit Frankreich und vermählte den König mit Margarete von Anjou, der Tochter des Titularkönigs René von Neapel, Sizilien und Jerusalem. Die junge Königin bemächtigte sich bald der Fäden der Regierung und erhob William de la Pole, Marquis von Suffolk, der ihre Heirat vermittelt hatte, zum Herzog und zum allgebierten Bundesfürsten. Da nun fast alle englischen Besitzungen in Frankreich verloren gingen und auch in England die Gewaltherrschaft Suffolks Unzufriedenheit erregte, ward dieser 1450 durch die Gemeinen des Hochparlament angeklagt, des Landes verwiesen und von den Stottemannschaften auf der Überfahrt nach Frankreich enthaupet, worauf der Herzog von Somerset, der bis dahin in Frankreich kommandiert hatte, in der Gunst des Königs und seiner Gemahlin sein Nachfolger ward.

Kampf der beiden Rosen; Haus York.

Als die Unzufriedenheit mit Heinrichs Herrschaft wuchs, erhob sich Richard, Herzog von York, wie Heinrich VI. ein Nachkomme Eduards III., gegen ihn und eröffnete so 1452 den 30jährigen Thronstreit zwischen den beiden Häusern Lancaster und York, den sogenannten Kampf der roten und der weißen Rose (wegen der Feldzeichen der beiden Häuser so genannt), währenddessen 1453 der Krieg mit Frankreich, wo die Engländer nur Calais besaßen, ohne förmlichen Friedensschluß endete. Nach manchen Wechsellagen kam es bei St. Albans (21. Mai 1455) zur Schlacht zwischen Richard und dem König, in der Heinrich gefangen genommen wurde und Somerset fiel. Richard behandelte den König achtungslos und gab ihm sogar 1456 die Regierung zurück. Aber schon 1459 brachen neue Feindseligkeiten aus, und die königlichen trugen 12. Okt. 1459 bei Ludlow einen Sieg über Richard davon. Richards Anhänger, der Graf von Warwick, entkam jedoch nach Calais, setzte mit andern Yorkisten nach England über und schlug das königliche Heer bei Northampton (10. Juli 1460); der König wurde abermals gefangen, und York erhob nun öffentlich Anspruch auf die englische Krone. Das Parlament entschied 25. Okt. 1460, daß Heinrich zwar die Krone behalten, York aber sein Nachfolger sein sollte. Die Königin setzte jedoch den Kampf fort und errang 30. Dez. 1460 bei Batfield einen glänzenden Sieg; Richard wurde gefangen genommen und hingerichtet. Seine Ansprüche erbte sein Sohn Eduard, Graf von March, der sich, obwohl Margarete durch die zweite Schlacht von St. Albans (17. Febr. 1461) ihren Gemahl befreit hatte, in London behauptete und 2. März 1461 unter dem Namen Eduard IV. (1461–83) zum König ausrufen ließ.

Mit ihm kam das Haus York auf den Thron. Eduard besiegte in der Schlacht bei Towton (28. März 1461) die mutige Margarete, die nach Frankreich floh, zwar im Oktober 1462 nochmals zurückkehrte, aber durch Warwick von neuem zur Flucht genötigt ward. Den letzten Versuch der Anhänger des Hauses Lancaster, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen, vereitelte Lord Montague durch die Schlachten bei Hedgley Moor und Barnham (25. April und 8. Mai 1464). Bald darauf wurde König Heinrich VI. gefangen genommen und mußte bis 1470 im Tower schmachten. Eduard, der sich besonders auf die Gemeinen stützte, vermählte sich 1465 mit Lady Elisabeth Wydeville, der Witwe Sir John Grey's, geriet aber durch die Begünstigung der Verwandten seiner Gemahlin mit der mächtigen Familie Nevil, der Warwick, der

»Königsmacher«, angehörte, in Zwist. Warwick emporstieg 1469, wurde zwar zur Flucht nach Frankreich genöthigt, verließ sich aber hier mit der Königin Margaret, lebte an der Spitze eines Heeres zurück und erhob 1470 Heinrich VI. von neuem auf den Thron. Eduard IV. floh nach Holland, kam aber mit burgundischer Unterstützung zurück, siegte bei Barnet über Warwick, der im Kampfe fiel (14. April 1471), und nahm Heinrich VI. abermals gefangen. Auch Margaret, die von neuem mit einem Heer gelangte, ward bei Tewkesbury (4. Mai 1471) geschlagen, mit ihrem Sohn gefangen und letzterer sogleich erschlagen. Unter den Anhängern der Roten Rose ließ der König ein furchtbares Blutbad anrichten. Heinrich VI. starb 21. Mai 1471 im Tower, nach späterem Gerücht durch Eduards IV. Bruder, den Herzog Richard von Gloucester, ermordet.

Als Eduard IV. 9. April 1483 gestorben war, bemächtigte sich Richard von Gloucester des zwölftjährigen Prinzen von Wales und ließ ihn als Eduard V. zum König ausrufen, sich selbst aber zum Protector des Reiches ernennen. Dann drachte er auch den zweiten Sohn Eduards IV., den neunjährigen Herzog Richard von York, in seine Gewalt und legte ihn zu seinem Bruder in den Tower. Demnächst verdächtigte er, nachdem die mächtigsten Anhänger der Königin Elisabeth hingerichtet waren, die Rechtsgültigkeit ihrer Ehe mit Eduard IV. und demgemäß die legitime Geburt ihrer Söhne und bewirkte, daß ihm, als dem allein berechtigten Thronerben, eine Anzahl von Londoner Bürgern und Mitgliedern des Parlaments die Krone anboten; er nahm sie an und wurde 26. Juni 1483 als Richard III. (1483—86) zum König ausgerufen. Die beiden Prinzen wurden im Sommer oder Herbst 1483 im Tower ermordet. Allein, vergebens versuchte Richard durch Furcht und Schreden seine Herrschaft zu befestigen. Eine Erhebung des Herzogs von Buckingham, der Richard bei seiner Wurmption unterstützt hatte, wurde zwar niedergeworfen und der Herzog 2. Nov. 1483 enthauptet. Aber im Sommer 1485 landete Heinrich Tudor, Graf von Richmond, der mütterlicherseits vom Hause Lancaster abstammte, in England, zog eine Menge Unzufriedener an sich und erfocht bei Bosworth (22. Aug.) einen vollständigen Sieg über Richard III., der, von seinen Anhängern verlassen, nach tapferem Kampfe fiel. Damit endete der Krieg zwischen der Roten und Weißen Rose, und mit Heinrich von Richmond, als König Heinrich VII., bestieg das Haus Tudor (s. d.) den Thron von England.

Wenn auch in diesen Kämpfen das englische Parlament keine entscheidende Rolle gespielt hatte, so hatten seine Befugnisse doch keine Verringerung erfahren. Zweimal sahen Ober- und Unterhaus zu Gericht über die Könige. Das Steuererwilligungsrecht der Gemeinden und ihr Anteil an der Gesetzgebung waren unantastbar geworden. Die Knechtsfreiheit der Mitglieder des Unterhauses war anerkannt, und sie beanspruchten das Privilegium, während der Dauer des Parlaments gegen alle gerichtlichen Verfolgungen geschützt zu sein. Unter Heinrich VI. ward eine feste Wahlordnung durchgeführt, indem das Wahlrecht auf solche Freie beschränkt ward, die jährlich ein reines Einkommen von wenigstens 40 Schilling hatten. Hierdurch wurde das Unterhaus die Vertretung eines von den untersten Klassen sich abhebenden Mittelstandes (Gentry), während die alte Aristokratie in den blutigen Kriegen der Nation sehr zusammengebrochen war.

England unter dem Haus Tudor (1485—1603).

Heinrich VII. (1485—1509) war ein kluger Herrscher und ein guter Haushalter. Er ließ durch das Parlament sein und seiner Nachkommen Erbrecht anerkennen und vermählte sich 18. Jan. 1486 mit der Prinzessin Elisabeth, der ältesten Tochter Eduards IV. und Erbin des Hauses York, wodurch die Rose und die Weiße Rose vereinigt wurden. Lambert Simnel, der sich für den im Tower gefangenen Grafen Eduard von Warwick, den Sohn Georgs von Clarence, ausgab und in Dublin als Eduard VI. zum König getront wurde, nahm er 1487 gefangen; Perkin Warbeck, ein anderer Betrüger, der als Richard, Herzog von York, auftrat und seit 1495 in England, Schottland und Irland sein Glück versuchte, geriet ebenfalls in Gefangenschaft und wurde 1499 mit dem echten Warwick, den er im Tower zu einem Fluchtversuch verleitet hatte, hingerichtet. Mit Frankreich seit 1488 gespannt, landete Heinrich 1492 auf französischem Boden, schloß aber schon 3. Nov. den Frieden zu Etaples und lebte gegen große Geldzahlungen heim. Seine strengen Maßregeln gegen die störrische Aristokratie füllten den Königsschatz und verminderten die Lasten des Volkes. Er setzte eine Kommission ein, um die Krongüter zurückzufordern, die sich die Großen in Zeiten der Unordnung ohne Rechtstitel angeeignet hatten. Die Gerichtsbarkeit des Geheimen Rates in der Sternkammer dehnte er auf alle Verbrechen gegen den Staat aus und unterwarf ihr auch den Adel. So entstand ein Staatsgerichtshof ohne Geschworne, ohne Appellation, den Mächtigen furchtbar und deshalb lange Zeit sehr populär. Heinrichs finanzielle Verwaltung war oft drückend und lästig, dafür aber begünstigte er Handel und Industrie, die unter ihm mächtig emporblühten. Das Volk hatte Grund, mit ihm zufrieden zu sein, und nannte ihn den »König der armen Leute«; England genoß seit langer Zeit zum erstenmal die Segnungen des Friedens. Bei seinem Tode, 21. April 1509, hinterließ Heinrich VII. einen reich gefüllten Schatz.

Für die auswärtige Politik seines Sohnes und Nachfolgers Heinrich VIII. (1509—47) war seine Vermählung mit Katharina, Tochter Ferdinand's von Aragonen, entscheidend. Im Bunde mit seinem Schwiegervater beteiligte er sich am Kriege gegen Ludwig XII. von Frankreich und gewann mit seinem Verbündeten, dem Kaiser Maximilian, die »Sporenschlacht« bei Terouanne am Hügel Guinegate (17. Aug. 1513), schloß aber schon 1514 Frieden. König Jakob IV. von Schottland, der den Franzosen zu Hilfe kommen wollte, verlor bei Flodden 9. Sept. 1513 Schlacht und Leben. Der hauptsächlichste Leiter von Heinrichs Politik in diesen Jahren war der Erzbischof von York, Thomas Wolsey (s. d.), dessen Ehrgeiz nach der päpstlichen Tiara trachtete. Dieser brachte, in der Hoffnung, hierin von Kaiser Karl V. unterstützt zu werden, ein Bündnis zwischen Karl und Heinrich VIII. zustande, vermied dessen Heinrich an dem Kriege gegen Franz I. von Frankreich teilnahm; doch mißlangten beide Einfälle in die Picardie (1522 und 1523), schon 1525 wurde der Friede mit Frankreich geschlossen, und im nächsten Jahre trat Heinrich völlig zu den Gegnern des Kaisers über.

Der politische Gegensatz zwischen Heinrich und Karl wurde durch persönliche Motive verschärft. König Heinrich, von glühender Liebe zu einer Hofdame seiner Gemahlin, der schönen Anna Bullen (Boleyn, s. Anna I.), ergriffen, die sich weigerte, seine Buhlerin

zu werden, ging damit um, seine Ehe mit Katharina von Aragonien, der Lante des Kaisers, zu lösen, zumal aus dieser Ehe nur eine Tochter, Maria, lebte, und so auch Befürchtungen wegen der Erbfolge gehegt werden mochten. Als Vorwand dafür ward die erste Heirat Katharinas mit Heinrichs Bruder Artur angeführt; eine Ehe mit der Witwe des Bruders galt nach der Schrift als verboten. Diese rein persönliche Angelegenheit des Königs hatte die wichtigsten Folgen für das Reich. Clemens VII., dessen Vorgänger Leo X. Heinrich wegen seiner gegen Luther gerichteten Schrift »Assertio septem sacramentorum« den Titel »Beschützer des Glaubens« (»Defensor fidei«) gegeben hatte, lehnte es aus Rücksicht auf Karl V. ab, die Ehe Heinrichs für nichtig zu erklären. Nun ward Wolfsey, der die Verhandlungen geführt hatte, und Heinrich entschloß sich, mit dem Papst zu brechen. Nachdem er 1532 von der Geistlichkeit als das oberste Haupt der englischen Kirche anerkannt war und sich 25. Jan. 1533 heimlich mit Anna Bullen vermählt hatte, sprach 1533 eine Parlamentsakte die Trennung der englischen Kirche von Rom aus, indem sie alle Appellationen an den Papst verbot und die Entscheidung aller kirchlichen Streitigkeiten in O. geistlichen Richtern unter der Autorität des Königs übertrug. Daraus löste der Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, im geistlichen Gericht Heinrichs Ehe mit Katharina auf. Als nun der Papst gegen ihn einschritt, übertrug der König 1534 die bisher nach Rom gezahlten Annaten auf die Krone, schaffte den Petruspennig ab, regelte das Verfahren bei den Bischofs- wahlen unabhängig von Rom und vollendete sein Werk durch die Erklärung der königlichen Suprematie, indem er sich vom Parlament als »oberstes Haupt der Kirche von England auf Erden unmittelbar unter Gott« anerkennen ließ. Seit 1534 wurden auch die englischen Klöster aufgehoben und ihre Güter eingezogen. Über diese Änderungen der Kirchenverfassung wollte aber Heinrich nicht hinausgehen; die Glaubenslehren der katholischen Kirche verbot er festzuhalten; seine 1539 verbotenen sechs Artikel verbotenen Priesterheirath und Laienelche und stärkten die Lehre von der Transsubstantiation, die Feier der Messe und die Ehemische ein. Alle diese Maßregeln stießen beim Parlament auf keinen Widerstand, und in der Unterwürfigkeit gegen den König überboten sich Lords und Gemeinen, erstere, um von der reichen Beute der Kirchengüter ihren Teil zu empfangen, letztere, weil durch die treffliche Verwaltung Heinrichs Handel und Industrie einen lebhaften Aufschwung nahmen. Heinrichs Ungebundenheit zeigte sich auch in seinen Privatverhältnissen: auf Anna Bullen, die nach kurzem Glück 1536 auf dem Schafott endete, folgten noch vier andre Gemahlinnen: Johanna Seymour (gest. 1537), Anna von Kleve (gest. 1540), Katharina Howard (hingerichtet 1542) und Katharina Parr, die den Gatten überlebte. 1542 begann Heinrich einen Krieg mit Schottland, der erfolglos verlief. Später verbündete er sich noch einmal mit Karl V. gegen Frankreich und nahm 1544 Boulogne, das noch einige Jahre nach dem 1546 geschlossenen Frieden in englischen Hand blieb.

Heinrich starb 28. Jan. 1547. Ihm folgte sein neunjähriger Sohn aus der Ehe mit Johanna Seymour, Eduard VI. (1547—53), unter der Vormundschaft seines mütterlichen Oheims, des Protektors Eduard Seymour, Herzogs von Somerset. Nun erst wurde unter Leitung Cranmers eine wirkliche

Reformation der englischen Kirche auch in Sachen des Glaubens und der Lehre durchgeführt. Die sechs Artikel wurden zurückgenommen, Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt beschlossen, eine neue Liturgie und ein allgemeines Gebetbuch (das Common Prayer Book) eingeführt, die Priester- ehe gestattet, in 42 von Cranmer ausgearbeiteten Artikeln wurden diese Neuerungen zusammengestellt (1552). Ungedacht der milden Regierung des Protektors ward dieser, als infolge der durch die Einziehung des Kirchenguts hervorgerufenen Veränderungen in den Verhältnissen des Grundbesitzes und der gewaltthätigen Durchführung der religiösen Reform Wirren im Land ausbrachen, 1549 von John Dudley, Grafen von Warwick, später Herzog von Northumberland, gestürzt und, als er seine Wiederberufung versuchte, 1552 hingerichtet. Northumberland überredete den König, seine Schwester Maria und Elisabeth von der Thronfolge auszuscheiden und eine Seitenverwandte, Johanna Gray, Großnichte Heinrichs VIII., die Schwiegertochter Northumberlands und eine eifrige Protestantin, zur Nachfolgerin zu erklären. Als Eduard VI. 6. Juli 1553 starb, wurde demnach die Thronbesteigung Johanna's verbündet; aber gegen sie machte Maria die katholische (1553—58), die Tochter Heinrichs VIII. von Katharina von Aragonien, ihr Erbrecht geltend, wurde als Königin anerkannt und ließ Northumberland sofort, Johanna 1554 hrichten. Maria begann sogleich eine kirchliche Reaktion, die nach ihrer Vermählung mit Karls V. Sohn Philipp (nachmal's König Philipp II. von Spanien) in förmliche Verfolgung der Protestanten ausartete. 1554 wurde auf Bechtung des auch jetzt gefügigen Parlaments die englische Kirche dem Papst wieder unterworfen; die alten Statuten gegen die Ketzer wurden erneuert; die Zahl der Verbannten hat man auf 277 berechnet, darunter Erzbischof Cranmer und mehrere Bischöfe. »Die Blutige« hat man Maria wegen dieser Verfolgungen genannt. Durch ihren Gemahl wurde die Königin 1557 zum Kriege gegen Frankreich veranlaßt; dadurch ging 1558 Calais, die letzte englische Besigung auf französischem Boden, verloren. Der Gram hierüber beschleunigte Marias Tod (17. Nov. 1558).

Unter der Regierung ihrer Stiefschwester, der protestantischen Elisabeth (1558—1603), der Tochter Heinrichs VIII. aus seiner Ehe mit Anna Bullen, ward der kirchliche Zustand des Landes im wesentlichen so wiederhergestellt, wie er unter Eduard VI. gewesen. Sie forderte von der Geistlichkeit, den Beamten und Parlamentsmitgliedern den Suprematid, d. h. die irdliche Anerkennung ihrer kirchlichen Suprematie, und entfernte alle Widerpenhigen aus ihren Ämtern. Mit gleicher Strenge verfuhr sie gegen die Konfessionsförmigen, welche die vom Parlament bestätigten 38 Artikel, eine revidierte Erneuerung der 42 Artikel Cranmers, nicht anerkannten. Die Rechte des Parlaments blieben formell unangefastet, aber seine Bedeutung war geringer als unter den Lancasters, zumal die strengste Sparsamkeit im Staatshaushalt Elisabeth hinsichtlich der Finanzen vom Parlament unabhängig machte. Auch die Rechtspflege stand unter dem maßgebenden Einfluß der Regierung. Die Sternkammer dehnte ihre Gewalt über alles aus, was nicht gerade im bürgerliche Recht einschlug; die »hohe Kommission« riadete mit umfassender Kompetenz über kirchliche Vergehen. Dessenungeachtet war Elisabeths Regierung populär, da unter ihr die materielle Wohlfahrt einen bedeutenden

Aufschwung nahm und Ackerbau, Handwerk und Industrie zu hoher Blüte gediehen. Der auswärtige Handel entfaltete sich mit der Schiffahrt; neben dem lebhaftesten Verkehr mit Rußland begannen die Verbindungen mit der Levante und mit Ostindien. 1600 erteilte die Königin der Ostindischen Kompanie den ersten Freibrief. Auch in Nordamerika wurde unter ihr die erste Niederlassung gegründet und zu Ehren der »jungfräulichen Königin« Virginia benannt. Endlich entfaltete die Kotion in Wissenschaft und Kunst ungeahnte und geniale Kräfte. Die auswärtige Politik Elisabeths wurde durch die Notwendigkeit, ihr Thronrecht zu verteidigen, bestimmt. Die Königin Maria Stuart (f. d.) von Schottland erhob auf den Titel einer Königin von England und Irland Anspruch, und dieser wurde von den zahlreichen Katholiken in G. sowie von Spanien unterstützt. Als sich Maria, aus Schottland vertrieben, unter Elisabeths Schutz flüchtete, ließ diese sie gefangen setzen und, da ihr Aufenthalt in England zu wiederholten Verschwörungen führte, 1587 hinrichten. Um Spanien zu schwächen, unterstützte Elisabeth den niederländischen Aufstand. Der Erfolg, den England 1588 mit der Zerstörung der spanischen Armada durch die neugegründete englische Flotte errang, steigerte das Selbstvertrauen der Kotion außerordentlich. Elisabeth, die letzte aus dem Hause Tudor, starb 24. März 1603. Sie hatte den Urentel Heinrichs VII., Jakob VI. von Schottland, den Sohn der Maria Stuart, als ihren Nachfolger ersonnen.

England unter dem Hause Stuart.

Mit Jakob I. (1603—25) kam das Haus Stuart (1603—1714) auf den Thron Englands, dessen Verschmelzung mit Schottland zu einem Staatswesen das englische Parlament 1604 ablenkte, so daß beide Reiche nur durch Personalunion verbunden blieben. Jakob I. war ein pedantischer Gelehrter mit stark ausgeprägten theologischen Neigungen, besaß hohe Begriffe von den königlichen Prärogativen und war ein entschiedener Anhänger der bischöflichen Kirchenverfassung, die er auch in Schottland eingeführt hatte; er verfolgte die Puritaner (f. d.) und die Geistlichen, die den Suprematist nicht leisten wollten. Die Folge eines vereitelten Komplotts, der von Guy Fawkes und andern katholischen Fanatikern angestelltem sogen. Pulververfchwörung (f. d.), war eine Verhöhnung der Gelehrten gegen die Katholiken, indem man einen weiten religiösen Treueid (Oath of allegiance) einführte, den jeder Geistliche und seit 1610 auch jeder weltliche Beamte schwören mußte. Die Katholiken wurden dadurch von allen Staatsämtern ausgeschlossen, da ihnen der Papst verbot, den Eid zu leisten. Erneute Jeremiaden zwischen König und Parlament traten 1610 ein. Jakob, dessen Prachtliebe großer Summen bedurfte, verlangte Geld; die Gemeinen wollten dies nicht eher bewilligen, als bis die Beschwerden des Volkes gehört seien. Die kleinlichen Mittel, die der König anwandte, um sich ohne Bewilligung Geld zu verschaffen (zu ihnen gehörte die Schöpfung des käuflichen Brevetbells 1611), hielten nicht lange vor, und Jakob mußte 1614 doch wieder ein Parlament berufen. Alsobd erneuerten sich die Beschwerden; der König zog einige der rücksichtslosesten Rebner zur Strafe und löste das Parlament auf. Auch mit Jakobs auswärtiger Politik war das Land unzufrieden. Die Wehrgeiß der Bevölkerung wünschte ein entscheidendes Eintreten für den in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges hork bedrängten deutschen Protestantismus, wozu der König

sich nicht entschließen konnte, obwohl seine eigne Tochter, die Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, von den Kaiserlichen und Ligijs aus ihrem Lande vertrieben war. Das 1621 zusammengetretene Unterhaus teilte diesen Wunsch und mißbilligte des Königs Plan, seinen ältesten Sohn mit einer spanischen Infantin zu vermählen. Der König verwies dem Parlament diese Einmischung in Dinge, die über sein Verständnis hinausgingen, und als das Parlament sich auf seine Privilegien berief, löste er es auf und warf mehrere Mitglieder ins Gefängnis. Zwei Jahre behielt er sich nun ohne Parlament. Erst als sein spanisches Heiratsprojekt gescheitert war, berief er 1624 ein neues Parlament, gestand diesem die Kontrolle über die Verwendung der zu bewilligenden Gelder zu und sandte den Protestanten in Deutschland Hilstruppen. Bald darauf starb Jakob 27. März 1625.

Sein Sohn Karl I. (1625—49) setzte den Kampf gegen das Parlament fort. Gleich mit dem ersten, das er berief, kam er in Konflikt, da das Unterhaus aus Krißtrauen gegen den König und seine katholische Gemahlin, Henriette von Frankreich, den Ertrag der Zölle (das sogen. Pfund- und Tonnengeld), statt wie bisher üblich, auf die ganze Lebenszeit des Königs, nur auf ein Jahr bewilligte. Ein neues Parlament erhob 1626 Beschwerden über die Forterhebung der Zölle nach Ablauf der Zeit, für die sie demilligt waren, und beschloß eine Anklage gegen Karls Vämstling, den Herzog von Buckingham, worauf der König auch dieses auflöste. Karl erhob die Zölle nichtbestenweniger und suchte sich mit Zwangsanteilen, Domänenverkäufen u. dgl. zu helfen; aber ein verunglückter Zug Buckingham (1627), der den französischen Hugonotten Hilfe bringen wollte, stürzte ihn in solche Finanznot, daß er 1628 ein drittes Parlament berufen mußte. Das Unterhaus stellte Subsidien in Aussicht, beschwerte sich aber zunächst wegen der willkürlichen Verhaftungen, der Erhebung ungewilliger Abgaben und Zwangsanteilen und anderer Gewaltmaßregeln. In einer Bittschrift an den König, der Petition of rights, formulierte es seine Forderungen, und nach längern Zögern mußte Karl 7. Juni 1628 die Petition of rights zum Gesetz erheben, worauf das Unterhaus die verlangten Gelder bewilligte. Schon 1629 kam es wegen der durch die Petition of rights nicht erledigten Frage des Pfund- und Tonnengeldes zu neuem Haber, und Karl löste das Unterhaus auf (10. März). Er regierte nun elf Jahre lang ohne Parlament; in Staatsfachen von Thomas Wentworth, Grafen von Strafford (f. d.), in Kirchenfachen von dem Erzbischof von Canterbury, William Laud, beraten. Mit Frankreich schloß er 1629, mit Spanien 1630 Frieden. Die eigenmächtig ausgearbeiteten Steuern, besonders das sogen. Schiffgeld, wurden mit Gewalt eingetrieben, und in dem Projekt, den John Hampden (f. d.) deswegen führte, entschieden die Richter der Schopfommer 1638 für den König.

Eine Jallong schien sich dies unparlamentarische Regierungssystem zu bewahren. Do ober Karl durch die katholisierende Tendenz seines Kirchenregiments und durch die Verfolgung der Puritaner die protestantische Bevölkerung immer mehr reizte, steigerte sich die Wärgung im Lande so, daß sie zum Ausbruch nur eines äußern Anstoßes bedurfte. Dieser kam von Schottland. Als Karl den Schotten 1637 eine neue Liturgie aufdrängen wollte, wurde von den Führern des Widerstandes dagegen 1638 der sogen. Cove-

nant entworfen, wodurch das alte Glaubensbekenntnis der Presbyterianer von 1581 erneuert wurde. Die Covenanters rüsteten sich zu bewaffneter Abwehr; 1639 brach der Krieg aus, und Karl mußte 1640 ein neues, das sogen. Kurze Parlament berufen. Aber auf seine Selbstforderung antwortete das Unterhaus mit erneuten Klagen und Beschwerden. Wieder ward es aufgelöst, aber nun rüsteten die Schotten 20. Aug. 1640 in England ein und verdrängten das englische Heer aus seinen Stellungen am Tyne. Nachdem ein Versuch, das Parlament durch eine Versammlung der Lords allein zu ersetzen, gescheitert war, trat 3. Nov. 1640 das sogen. Lange Parlament zusammen, in dem die Opposition die überwiegende Mehrheit hatte. Im Unterhaus wurden zahlreiche Beschwerden gegen die Regierung vorgebracht und Anklagen gegen die Minister sowie gegen die Beamten, welche die Befehle des Hauses ausgeführt hatten, vorbereitet. Darüber verlor Karl den Mut, so daß er nicht nur ein Gesetz bestätigte, demzufolge das Parlament alle drei Jahre, nötigenfalls auch ohne Berufung, zusammentreten sollte, sondern auch in die Verurteilung und Hinrichtung Straffords (12. Mai 1641) und in die Abschaffung der hohen Kommission, der Sternkammer und des Schloßgeldes willigte. Auch den Schotten wurden alle ihre Forderungen bewilligt.

Da brach im Oktober 1641 in Irland ein furchtbarer Aufstand aus, der den Umsturz der englischen Herrschaft bezweckte; zahlreiche englische Kolonisten wurden ermordet, und nur wenige Blöße blieben in den Händen der Engländer. Mit Unrecht beschuldigte man den König der Anstiftung des Aufstands; aber das Mißtrauen gegen ihn und das Machtbewußtsein des Parlaments waren ja gestiegen, daß im November 1641 eine große Demonstration beschloffen wurde, die eine völlige Umgestaltung der Verfassung forderte. Karls Versuch, sich der Führer der Opposition zu bemächtigen (4. Jan. 1642), mißlang, worauf der Hof London verließ. Das Parlament legte sich nun die legislative Autorität in Staat und Kirche allein bei und sammelte aus seinen Anhängern, den wegen ihres puritanischen Haarchnittes sogen. Rundköpfe, ein ansehnliches Heer zum Schutz gegen die Getreuen des Königs, die sogen. Kavaliere. Nachdem der König die »Propositionen« des Parlaments, die seine Macht zu einem Schatten herabdrückten, abgelehnt hatte, begann im August 1642 der Bürgerkrieg. Anfangs waren die Kavaliere unter Führung des Prinzen Ruprecht von der Pfalz den Parlamentstruppen überlegen und errangen 1642 und 1643 entscheidende Erfolge. Aber diese bewirkten nur, daß im Parlament unter dem Einfluß der hauptstädtischen Bevölkerung die radikale Partei die Herrschaft erlangte; die gemäßigten Mitglieder begaben sich an den königlichen Hof zu Oxford. Es gelang ferner dem Parlament, die Schotten für sich zu gewinnen, und zugleich bildete Cromwell aus seinen Anhängern, independenten Kämpfern, eine Reiterei, die, von politisch-religiösem Enthusiasmus erfüllt, den ersten entscheidenden Sieg über den Prinzen Ruprecht 2. Juli 1644 bei Marston Moor erfocht.

Während dieser Kämpfe trat auch im Parlament der Gegensatz zwischen den religiös und politisch gemäßigten Presbyterianern (f. d.) und den radikaleren Independenten (f. d.) immer stärker hervor. Im Parlament und unter der Geistlichkeit hielten die Presbyterianer die Mehrheit; aber ein großer Teil der Nation, insbes. des ländlichen Mittelstandes,

stand auf Seiten der Independenten, und zu ihnen gehörte der genialste Staatsmann und Feldherr der Revolution, Oliver Cromwell. Nachdem Essex im Herbst 1644 in Cornwalles den Kavaliern gegenüber zu unglücklich operiert hatte, daß seine ganze Infanterie sich ergeben mußte und er selbst mit Mühe entkam, und nachdem Lord Manchester seinen Sieg bei Newbury (27. Okt. 1644) ungenügend ausgenutzt hatte, setzte Cromwell 1645 im Parlament die sogen. Selbstläuterungsgesetze (Self-denying Act) durch, kraft deren alle Mitglieder des Ober- und Unterhauses ihr militärisches Kommando niederlegen mußten. Nun traten Essex, Manchester u. a. zurück; Fairfax wurde Oberbefehlshaber des Parlamentsheeres, Cromwell aber, da die Lords die Wiederernennung der Zurückgetretenen durch einen Zufall zu der Mite ermöglicht hatten, der zweite im Kommando und der Befehlshaber der Reiterei. Zugleich wurde das Heer im Sinne Cromwells organisiert und der independentistische Einfluß in ihm herrschend. Die Bedeutung des Heeres stieg durch den glänzenden Sieg bei Naseby (14. Juni 1645); fast ganz England wurde von den Parlamentstruppen unterworfen. Karl I. mußte 1646 in das Lager der Schotten fliehen; da er sich aber weigerte, den Covenanten zu unterzeichnen, lieferten ihn die Schotten gegen Zahlung von 400,000 Pfd. Sterl. an das englische Parlament aus. Jetzt glaubte dessen presbyterianische Mehrheit des Heeres nicht mehr zu bedürfen und beschloß, einen Teil davon nach Irland zu senden, den größten Teil der übrigen Truppen aber zu entlassen. Allein das Heer verweigerte den Gehorsam, bemächtigte sich im Juni 1647 des Königs, rüstete im August gegen London vor und erzwang den Ausschluß von elf Führern der Presbyterianer aus dem Unterhaus. Als sich darauf die Schotten für den König erhoben, wurden sie in der Schlacht bei Preston (17.—19. Aug. 1648) völlig besiegt. In dessen verhandelte das Parlament mit dem König und beschloß 5. Dez. 1648, sich mit ihm zu veröhnen. Aber schon 1. Dez. hatten die Führer des Heeres Karl auf das einsame Schloß Hurst bringen lassen. Am 6. Dez. ließ Cromwell durch Oberst Pride die presbyterianischen Mitglieder des Parlaments austreiben (Pride's Purge, Prides Reinigung); das nummehrige Rump-parlament unterwarf sich seinem Willen. Karl I. wurde von einem dem Unterhaus eingereichten Gerichtshof unter Vorsitz Bradshaws zum Tode verurteilt und 30. Jan. 1649 vor dem Schloß Whitehall in London hingerichtet.

Die englische Republik unter Cromwell (1649 bis 1660).

Das Unterhaus, dem von den 1640 gewählten 500 Mitgliedern nicht mehr 100 angehörten, erklärte jetzt England zur Republik und übertrug unter Beilegung des Oberhauses die Regierung einem jährlich zu erneuernden Staatsrat, in dem Cromwell den größten Einfluß besaß. Dieser bezwang mit grausamer Härte das abgefallene Irland (f. d.) und begab sich 1650 nach Schottland, wo der Prinz von Wales gelandet und als Karl II. zum König ausgerufen worden war. Er schlug die Schotten 3. Sept. bei Dunbar und brachte, als Karl II. 1651 in England einfiel, diesem 3. Sept. bei Worcester eine vernichtende Niederlage bei. Durch diese Siege wurde das Machtbewußtsein des Heeres noch mehr gesteigert. Man verlangte, daß das Rump-parlament sich auflöse, und da es sich weigerte, wurde es durch Cromwell 20. April 1653 gewaltsam gesprengt.

Ein Kriegsrat übernahm unter Cromwells Vorsitz das Regiment und berief 4. Juli ein aus erlesenen »Heiligen« zusammengesetztes Parlament von 155 englischen, schottischen und irischen Mitgliedern, das sogen. Kleine oder Barebone-Parlament (s. d.), das schon 12. Dez. von Cromwell wieder aufgelöst wurde, als es sich in das Herrschen einmischen wollte. Nun verständigten die höheren Offiziere eine neue Verfassung (= Instrument der Regierung-), welche die höchste Gewalt einem Protektor übertrug, neben dem ein Staatsrat und ein aus Wahlen in den drei Reichen hervorgehendes Parlament bestehen sollten. Cromwell übernahm 16. Dez. als Lord-Protector die Regierung. Er besah die volle monarchische Gewalt und beschloß, sie auch zu behalten. Daher läste er das Parlament, das, 3. Sept. 1654 zusammengetreten, eine Revision der Verfassung unternahm, schon 22. Jan. 1655 wieder auf und führte eine strenge Militärherrschaft ein. Hierdurch wurde die öffentliche Ruhe gesichert; Handel und Industrie blühten; religiöse Verfolgungen fanden nicht statt. Dennoch gelang es Cromwell nicht, dem Reich eine dauerhafte Verfassung zu geben. Als Geldbedürfnisse ihn 1656 zwangen, ein neues Parlament zu berufen, fielen die Wahlen so sehr im Sinne der Opposition aus, daß Cromwell sofort 100 Mitglieder vom Sitzungsaal ausschließen ließ. Das Parlament bewilligte nun die verlangten Subsidien und bot dem Protektor 31. März 1657 sogar die Königskrone an. Cromwell lehnte sie aus Rücksicht auf seine republikanisch gesinnten Armeegeneroffen ab (8. Mai) und begnügte sich mit einer Revision der Verfassung, die seine Gewalt noch verstärkte und ihm das Recht, seinen Nachfolger zu wählen, erteilte; auch wurde er erlaubt, ein Oberhaus zu bilden. Dies war schwierig, da der alte Adel den Eintritt ablehnte, und als das Parlament Anfang 1658 wieder zusammentrat, wurde das neue Oberhaus so heftig angegriffen, daß Cromwell 4. Febr. auch dies Parlament auflöste. Nicht lange darauf, 3. Sept. 1658, starb der Protektor. So wenig erfolgreich Cromwells innere Politik war, so glänzend war die äußere. Um die Holländer für Begünstigungen der Stuartischen Fräulein zu strafen, wurde 9. Okt. 1651 die Navigationsakte erlassen, die dem holländischen Handel schwere Schanden schlug und die Niederlande 1652 zum Kriege reizte. In diesem entwickelte die englische Flotte unter Blake eine solche Stärke, daß die Holländer 1654 Frieden schließen mußten. Nicht weniger glücklich verlief der Krieg mit Spanien (1654 bis 1658); Jamaica wurde erobert und im Bunde mit Frankreich Dünkirchen genommen. Auf allen Meeren blieb die englische Flotte siegreich, vorteilhafte Handelsverträge wurden abgeschlossen und der Kolonialbesitz in Amerika erheblich ausgedehnt.

Gemäß Cromwells Bestimmung übertrug der Staatsrat nach seinem Tode (3. Sept. 1658) die Protektorstelle seinem ältesten Sohn, Richard Cromwell, den das 1659 neuverordnete Parlament bestätigte. Jedoch die Armee weigerte sich, ihn als Oberbefehlshaber anzuerkennen, zwang ihn, das Parlament aufzulösen, und bewirkte den Wiedereintritt des 1653 gelösten Rumpiparlaments, worauf Richard 25. Mai 1659 abdankte. Nun kam es zu einem neuen Konflikt zwischen Parlament und Heer und zu einer zweiten Sprengung des Rumpiparlaments (13. Okt. 1659). Allein im Volk herrschte der Wunsch nach Herbeiführung friedlicher Verhältnisse, die man nur von der Restauration der Monarchie erwartete, und der

General Monk, der Ende 1659 die in Schottland stehenden Truppen nach England führte, machte sich zu seinem Vollstrecker. Er rückte im Februar 1660 in London ein und veranlaßte, nachdem 16. März das abermals zusammengetretene Lange oder Rumpiparlament sich selbst aufgelöst hatte, die Einberufung eines neuen Wahlen, wiederum aus Ober- und Unterhaus bestehenden Parlaments, in dem die Royalisten das Übergewicht hatten. Dies Parlament, das sich 25. April 1660 versammelte, trat mit Karl II. in Unterhandlung, und nachdem dieser eine last allgemeine Amnestie, Gewissensfreiheit und die Achtung erwerbender Rechte versprochen hatte, ward er als König ausgerufen und zog 24. Mai in London ein.

Die zweite Herrschaft der Stuarts und die glorreiche Revolution (1660–89).

Die Restauration Karls II. (1660–86) vollzog sich nicht ohne Härte. Die meisten Richter, die an der Verteilung Karls I. teilgenommen hatten und nicht entlassen waren, wurden hingerichtet; die Leichname Cromwells, Iretons und Bradshaws wurden aus den Gräbern gerissen und geköpft. Die Armee wurde bis auf zwei Regimenter aufgelöst. Die Bischöfe wurden ins Oberhaus zurückberufen; die Gleichförmigkeitsakte (Act of uniformity) vom 19. Mai 1662 zwang den englischen Klerus zum Bekenntnis der dogmatischen Glaubensartikel und nötigte an 2000 Geistliche, die sich dessen weigerten, zur Niederlegung ihrer Ämter. Die Union zwischen England und Schottland, die Cromwell geschaffen, wurde aufgehoben. In der äußeren Politik schloß Karl sich an Ludwig XIV. an, dem er 1662 Dünkirchen verkaufte. Seine Beziehungen zu Frankreich kamen den katholischen Tendenzen am Hofe zu statten, die auch durch Karls Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin Katharina (Mai 1662) gefördert wurden. Karl unterhielt geheime Verbindungen mit dem Papst und dachte an eine Wiedervereinigung der englischen Kirche mit Rom. Hauptgeschäft wurde aber seine Politik durch Finanzfragen bestimmt. Das ihm vom Parlament bewilligte arbeitslose Einkommen von 1,200,000 Pfd. Sterl. reichte nicht aus; der König war daher auf außerordentliche Bewilligungen des Parlaments angewiesen, wenn er es nicht vorzog, sich von Frankreich erkaufen zu lassen. Damit hängen die Schwankungen seiner äußeren und inneren Politik zusammen.

Der Wunsch, Karls Ressen, dem Prinzen von Oranien, wieder zur Statthalterwürde in den Niederlanden zu verhelfen, und vielfache Differenzen über Handels- und Kolonialfragen riefen 1665 einen Krieg mit den Niederlanden hervor, der im Juli 1667 durch den Frieden von Breda beendet ward, durch den England gegen Abtretungen in Ostindien New York erhielt. 1668 schloß Karl mit Schweden und den Niederlanden eine Tripelallianz, die Frankreich zum Westmünster Frieden zwang. Nun aber bot Ludwig alles auf, um England in sein Interesse zu ziehen, und versprach dem König bedeutende Geldzahlungen, die ihm vom Parlament unabhängig machen sollten. Die katholischen Minister sowie der ebenfalls katholische Bruder des Königs, Herzog Jakob von York, unterstützten diese Bemühungen, und so kam es 1. Juni 1670 zu einem geheimen Vertrag mit Frankreich, der Karl zur Teilnahme an dem Nachkrieg gegen die Niederlande verpflichtete. Allein dieser Krieg (1672–74) verlief für England wenig günstig und brachte, da Spanien auf die Seite der Niederlande trat, dem englischen Handel großen Schaden. Als sich Karl 1673 doch mit Geldforderungen an das Parlament wenden mußte,

zwang ihn dieses zum Erlaß der Prüfungsakte (Test Act), nach der alle Staatsbeamte und Offiziere schwören mußten, daß sie nicht an die Transsubstantiation glauben und vor dem Amtsantritt das Abendmahl nach dem Brauch der anglikanischen Kirche empfangen hätten. Bald nachher brach das sogen. Cabal-Ministerium (s. d.) zusammen, und 1674 wurde zu Westminster Frieden mit den Niederlanden geschlossen.

Während Karl gegen französische Jagderlöber in dem noch fortdauernden Kriege Ludwigs XIV. gegen die Niederlande neutral blieb, willigte er doch in die Ehe seiner Nichte Maria, Tochter des Herzogs von York, mit Wilhelm von Oranien, dem Verteidiger des Protestantismus und der europäischen Staatenfreiheit gegen Ludwigs Eroberungsgeißeln. Im Land aber wuchs das Mißtrauen gegen den König und den Hof. Als 1678 ein Betrüger, Titus Oates (s. d.), eine Verschwörung der Jesuiten entdeckt haben wollte, welche die Ermordung des Königs und die Erhebung des Herzogs von York auf den Thron zum Zweck haben sollte, gelang es dem Grafen Shaftesbury, seit seiner Entlassung aus dem Ministerium Führer der Opposition, ein Gesetz zustande zu bringen, das die Katholiken vom Parlament ausschloß. Als dann das Parlament zu einer Anklage gegen Karls leibenden Minister, Lord Danby, Herzog von Leeds, schritt, wurde es aufgelöst (24. Jan. 1679). Allein die Neuwahlen fielen für die Regierung ungünstig aus, und in dem neuen Parlament wurde der Antrag gestellt, den Herzog von York von der Thronfolge auszuschließen. Karl machte dem Parlament ein Zugeständnis, indem er zum Schutz gegen willkürliche Verhaftungen die Habeas-Corpus-akte (s. d.) genehmigte; aber von der Exzessionsbill wollte er nichts wissen und löste das Unterhaus auf (27. Mai 1679). In dem neuen, im Oktober 1680 eröffneten Parlament wurde die Exzessionsbill im Oberhaus verworfen; dagegen lehnte das Unterhaus alle Geldforderungen ab. In dieser Zeit sind die Parteiennamen Whigs und Tories (s. d.) aufgenommen: der erstere für die Anhänger, der letztere für die Gegner der Exzessionsbill. Eine abermalige Auflösung des Parlaments folgte; das neue berief der König auf 21. März 1681 nach Oxford, löste aber, als die Opposition wiederum in der Mehrzahl war, auch dieses auf (28. März), griff, von Frankreich mit Geld unterstützt, zu den Mitteln, die ihm von Gott gegeben waren, und begann eine strenge katholisch-torijische Reaktion. Die unter dem Namen Ryehouse-plot bekannte Verschwörung von 1683, die vor ihrem Ausbruch entdeckt wurde, kam seinem Streben zugute. Viele angesehene Mitglieder der Opposition wurden in standbildigen Prozessen zum Tode verurteilt und mehrere hingerichtet. Karl II. regierte ohne Parlament bis zu seinem Tod (6. Febr. 1685).

Die blutigen Verfolgungen der Whigs die Whigs so einschüchtert, daß sie sich der Thronbesteigung des Herzogs von York als Jakob II. (1685—88) nicht widersetzen. Ein Ausfall des Herzogs von Monmouth (s. d.), eines natürlichen Sohnes Karls II., und des Grafen von Argyle ward ohne Miße unterdrückt. Als aber der König trakt seines vermeintlichen Rechts, von den Strafgesetzen zu dispensieren, katholischen Offizieren den Eid abtief, den Jesuitenpater Eduard Petre zum Mitglieb des Geheimen Rates erhob, Katholiken in den Universitäten Cambridge und Oxford zu Mitgliedern der Korporation machte, katholische Bischöfe und einen päpstlichen Nuntius in England zuließ und mit der Gewissensfreiheit zugleich

die Freiheit des katholischen Gottesdienstes proklamirte, ward die Aufregung immer größer. Sieben anglikanische Bischöfe verweigerten die Abklesung des Toleranzedikts von den Kanzeln und ließen sich eher in den Tower führen, als daß sie sich dem Befehl des Königs fügten (8. Juni 1688). Die einzige Hoffnung der Nation beruhte darauf, daß nach dem Tode des Königs seine protestantischen Tochter, die Prinzessin Maria von Oranien und Anna, die Gemahlin des Prinzen Georg von Dänemark, auf den Thron gelangen würden. Da ward 10. Juni 1688 Jakob II. aus seiner zweiten Ehe mit einer modenesischen Prinzessin ein Sohn (der nachmalige Bräutigam Jakob III.) geboren; damit schien die Herrschaft einer latholischen Dynastie in England dauernd gesichert. Dazu kam, daß Jakob II. sich eng mit Ludwig XIV. verbunden hatte, die Übermacht des Königs von Frankreich aber nur dann erfolgreich bekämpft werden konnte, wenn auch England sich der Koalition gegen ihn angeschlossen. Der Sturz Jakobs war also auch ein europäisches Interesse, so daß auch der Kaiser und sogar der Papst damit einverstanden waren. Daher entschloß sich Wilhelm von Oranien zu einem entscheidenden Schritt. Die Niederlande stellten ihm ihre Streitkräfte zur Verfügung; auch Friedrich III. von Brandenburg unterstützte ihn. Am 15. Nov. 1688 landete er in England. Nicht nur das Volk, sondern auch das Heer und die Flotte fielen ihm zu. Jakob floh nach Frankreich; Wilhelm zog 18. Dez. in London ein und rief das Parlament auf 22. Jan. 1689 zusammen. Diese Versammlung, die sich, weil ihre Berufung nicht vom König ausging, Konvention nannte, erklärte, daß Jakob II., da er dahin getrebt, die Verfassung des Landes zu jäheln, indem er den ursprünglichen Vertrag zwischen König und Volk gebrochen, da er, dem Kalle der Jesuiten und anderer göttlicher Leute gemäß, die Grundgesetze verlegt und da er das Königreich verlassen, abgedankt habe und somit der Thron erledigt sei. Darauf wurde die Krone Wilhelm und seiner Gemahlin Maria zugleich zugesprochen, denen, falls sie keinen Erben hinterlassen würden, die Prinzessin Anna folgen solle. Auch in Schottland trat eine Konvention zusammen und erklärte das Recht Jakobs II. auf den Thron verwirrt, worauf Wilhelm und Maria die Herrschaft übernahmen.

Die Begründung des parlamentarischen Königtums und der Großmachtsstellung (1689—1702).

Die Regierung Wilhelms III. (1689—1702) war für die politische Entwicklung Großbritanniens von der wesentlichsten Bedeutung. Gleichzeitig mit der Erklärung der Thronerbedigung hatte das Parlament die Erklärung der Rechte (Declaration of rights) beschlossen, die Wilhelm bei Übernahme der Krone (13. Febr. 1689) als Gesetz (Bill of rights) bestätigte. Dies Gesetz, dem in Schottland der Claim of rights entsprach, erklärte den Anspruch Jakobs II., daß die Krone von Gesetzesbestimmungen dispensieren oder Gesetze suspendieren könne, für verfassungswidrig, verbot die Erhebung von Abgaben sowie die Errichtung eines stehenden Heeres ohne Genehmigung des Parlaments, verbürgte das Petitionsrecht der Unterthanen, die freie Wahl der Parlamentsmitglieder, die Freiheit der Rede im Parlament und das Institut der Geschwornengerichte und bestimmte, daß der König häufig das Parlament berufen müsse. In kirchlicher Beziehung wurden die Uniformitätsakte und der Eid festgehalten; aber ein Toleranzgesetz von 1689 gestattete den protestantischen Dissidenten die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes. In Schottland

wurde der Presbyterianismus zur Landeskirche erklärt. In der Folge wurde die Unabhebarkeit der Richter eingeführt, die Pressefreiheit und die Verantwortlichkeit der Minister angedacht, 1694 die Einführung dreijähriger Parlamente durchgesetzt, mit der Trennung der Privilegien des Königs von den andern Staatsausgaben ein Anfang gemacht; auch ward eine Nationalbank gegründet und die Ostindische Kompanie erneuert und damit die Bahn gebahnt, auf der G. zur ersten Welt- und Kolonialmacht Europas aufstieg.

Durch die auswärtige Politik Wilhelm's III. spielte G. im Bunde mit den Niederlanden eine maßgebende Rolle als europäische Großmacht. Wilhelm trat dem 1689 in Wien geschlossenen Bündnis zur Aufrechterhaltung des von Ludwig XIV. gefährdeten europäischen Gleichgewichts bei; er war die Seele dieses Bundes, der 1689 den Krieg gegen Frankreich aufnahm. Infolge dessen unterstützte Ludwig XIV. die Versuche Jakobs II., seinen Thron wiederzuerobern. Dieser landete im März 1689 in Irland, wurde aber im Juli 1690 von Wilhelm am Boynefluß geschlagen und floh nach Frankreich, worauf General Ginckel die Wiederunterwerfung Irlands vollendete. Im Kriege mit Frankreich verliefen die Landeschlachten bei Steenkerken (1692) und Meerwinnen (1693) nicht glücklich für Wilhelm; aber zur See behauptete die englisch-holländische Flotte seit dem Siege Russells bei La Hougue das Übergewicht, und 1697 schloß Frankreich den Frieden zu Ryswyk, in dem Ludwig XIV. Wilhelm als König anerkannte. In der spanischen Frage (s. Spanischer Erbfolgekrieg) suchte G. anfangs zu vermitteln, trat aber nach dem Tode Karls von Spanien (1700), als Ludwig XIV. sich über die vorher abgeschlossenen Verträge hinwegsetzte, 17. Sept. 1701 der »Großen Allianz« gegen Frankreich bei, während Ludwig nach Jakobs II. Tode (16. Sept. 1701) dessen Sohn, den Präventenden Jakob III., als König anerkannte. Kurz darauf starb Wilhelm 19. März 1702; seine Gemahlin Maria war ihm schon 1695 vorangegangen.

Wilhelms III. Nachfolgerin Anna (1702–14) setzte den Krieg mit Frankreich fort, in dem ihr Herr, der Herzog von Marlborough, bei Höchstädt-Blenheim (1704), Ramillies (1706), Cudenearde (1708) und Malplaquet (1709) glänzende Siege gewann. Unter seiner Oberleitung brachten die Whigs im Mai 1707 die Union zwischen England und Schottland zustande, wodurch beide Länder unter dem Namen G. zu einem Königreiche mit einem gemeinsamen Parlament vereinigt wurden, während Schottland seine bürgerlichen Gesetze, seine Gerichte und seine besondere Kirchenverfassung behielt. Da trat 1710 ein Umwälzung ein; die Königin, mit der herrschsüchtigen Lady Marlborough, ihrer früheren Freundin, zerfallen und der kirchlichen Richtung der Whigs abhold, berief, als Neuwahlen zum Unterhaus den Tories die Mehrheit verschafften, aus diesen ein neues Ministerium unter Lord Bolingbroke. Da nun Marlborough seinen Einfluß verlor, und da 1711 durch den Tod des Kaisers Joseph I. und die Rückfolge seines Bruders Karl VI. ein Festhalten an der bisherigen Politik das Eintreten für die Vereinigung der spanischen und österreichischen Monarchie bedeuete hätte, schloß G. 1713 den Frieden zu Utrecht, in dem es Ludwigs Enkel Philipp V. als König von Spanien anerkannte und dafür von Frankreich die Subjondai, Neuschottland, Neufundland und die Anerkennung der protestantischen Thronfolge, von

Spanien Gibraltar, Menorca und Handelsbegünstigungen in Ostindien erhielt.

Da Anna 12. Aug. 1714 kinderlos gestorben war, fiel die Krone kraft der protestantischen Aufsteigensakte von 1701 an den Kurfürsten von Hannover, Georg I. (1714–27), einen Enkel der Königin Elisabeth, Tochter Jakobs I., der die Whigs wieder zur Regierung berief. Der Versuch des Präventenden Jakob III., sich wenigstens die Krone von Schottland zu erwerben (Dezember 1715), schlug fehl, und ebenso scheiterten spätere Erhebungsversuche der Jakobiten (1717 und 1719). Im Einvernehmen mit dem Ministerium verlängerte das whiggistische Unterhaus 1716 die Dauer seines Mandats (wie aller zukünftigen Parlamente) auf sieben Jahre. Dies begünstigte die Entwicklung einer oligarchischen Herrschaft, welche die Wahlen zum Unterhaus leitete, dessen Mitglieder bestach, die einflussreichen Ämter unter ihre Anhänger verteilte und ihre Stellung zu persönlichen Vorteilen ausbeutete. Georg I. ließ die herrschende Partei gewähren und war zufrieden, wenn Macht und Einfluß Großbritanniens seiner hannoverschen Hauspolitik zufließen kamen. Die Nation erfreute sich bürgerlicher Freiheit, und der allgemeine Wohlstand wuchs in den langen Friedensjahren.

Der Hauptvertreter des whiggistischen Regierungssystems war Robert Walpole, der seit 1721 an der Spitze des Ministeriums stand und auch nach dem Tode Georgs I. (22. Juni 1727) unter dessen Sohn und Nachfolger Georg II. (1727–60) seine Stellung behauptete. In dem verwickelten diplomatischen Spiel jener Zeit wußte er G. einen großen Einfluß zu sichern und die Interessen seiner Handels- und Kolonialpolitik geschickt zu vertreten. Erst 1739 wurde er durch die populäre Strömung zum Kriege gegen Spanien genötigt; aber Erfolge von größerer Bedeutung wurden in diesem Kriege nicht erzielt, und als durch den Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges die Lage sich verwickelte, trat Walpole 22. Febr. 1742 zurück. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm nun Lord Carteret, der es erreichte, daß Friedrich II. durch den Breslauer Frieden 1742 aus dem Bunde gegen das mit G. alliierte Österreich ausstieg. Als aber Georg II. 1743 auf das Festland übergang und mit einem deutsch-englischen Heere von mehr als 40,000 Mann (der sogen. pragmatischen Armee) gegen die Franzosen zog, die er 27. Juni bei Dettingen schlug, da warf man der Regierung vor, daß sie den eigentlich nationalen Krieg mit Spanien lässig betreibe, dagegen die Kräfte Großbritanniens im Interesse des Kurfürstentums Hannover vergeude, und Carteret mußte im Dezember 1744 zurücktreten. Das neue Ministerium Pelham hatte zunächst eine innere Gefahr zu bekämpfen. Im August 1745 landete nämlich Karl Eduard, Sohn des Präventenden Jakob III., in Schottland, nahm Edinburgh, rückte Ende 1745 bis in die Nähe von London vor, wurde aber vom Herzog von Cumberland 27. April 1746 bei Culloden geschlagen und entging kaum der Gefangenschaft. Es war der letzte Versuch der Stuarts, mit bewaffneter Hand ihre Restauration zu erkämpfen. Inzwischen war zur See gegen Frankreich und Spanien glücklich gekämpft worden, weniger erfolgreich aber zu Lande, indem die dramatische Armee 11. Mai 1745 bei Fontenoi geschlagen war. Da nun auch die finanzielle Lage zur Beendigung des Krieges drängte, schloß G. 1748 zuachen mit Frankreich und 1750 auch mit Spanien Frieden. Aber bald kam es mit Frankreich zu neuen Streitigkeiten, nament-

lich über die Grenzen der Kolonien in Nordamerika, die 1755 den Biederbruch des Kampfes voraussehen ließen. Am Hannover zu schäpfen, schloß G. im Januar 1756 mit Preußen das Bündnis zu Westminster, und so fiel der zwischen G. und Frankreich eintretende See- und Kolonialkrieg mit dem Siebenjährigen Kriege (s. d.) zusammen. Anfangs verlief er für England nicht glücklich. In Deutschland wurde der Herzog von Cumberland 26. Juli 1757 bei Culloden geschlagen und gab durch die Konvention von Kloster Jevon Hannover den Franzosen preis; Menorca wurde von dem Herzog von Richelieu erobert, und in Amerika richtete die aus deutschen Soldtruppen bestehende Armee wenig aus. Erst als Pitt 1757 eine lebhafte Stellung in der Regierung erhielt, wurde der Krieg mit mehr Energie und Erfolg geführt. In Deutschland siegte Ferdinand von Braunschweig bei Krefeld (23. Juni 1758) und Minden (1. Aug. 1759); in Amerika eroberten die Engländer Quebec 18. Sept. 1759 und besetzten 1760 ganz Kanada. Gleichzeitig war die Englisch-Ostindische Kompanie überall siegreich; nach dem Siege Clives bei Plassey (1757) nahmen die Engländer 1758 Kalkutta, 1759 Surate; 1761 verloren die Franzosen Pondicherry und Madag., und damit waren sie vollständig aus Indien verdrängt. Als 1761 Spanien infolge des Bourbonnischen Hausvertrags an G. den Krieg erklärte, griffen die Engländer auch die spanischen Kolonien an und eroberten Sabana und Manila. Darauf kam es 10. Febr. 1763 zu dem Frieden von Paris, in dem Frankreich ganz Kanada, Neu-Scotland, Cape Breton, die Inseln Grenada, St. Vincent, Dominica und Tobago sowie seine Besitzungen am Senegal, Spanien Florida an G. abtrat.

Die Zeiten der amerikanischen und der französischen Revolution (1763—1815).

Schon vor dem Frieden war Georg II. 25. Okt. 1760 gestorben. Ihm folgte sein Enkel Georg III. (1760—1820), der 1761 die Tories unter seinem Günstling, Lord Bute, an die Regierung berief. Dieser trat 1763 zurück, aber auch die folgenden Ministerien: Grenville, Rockingham (seit 1765) und Grafton (seit 1766), waren wenig populär, und immer öfter trat das Bestreben der Regierung hervor, die Macht der Krone zum Nachteil der bestehenden Verfassung zu erhöhen. Einen lebhaften Ausdruck fand die oppositionelle Stimmung in den meistesthaft geschriebenen Juniusbriefen (s. d.), die, 1769—71 im »Public Advertiser« veröffentlicht, durch ihre scharfen Angriffe gegen König, Minister, Parlament und Gerichtshöfe das größte Aufsehen machten. Die Regierung suchte die Staatseinnahmen zu erhöhen, indem sie die Ostindische Kompanie, die durch Lord Clives Eroberungen ihre Besitzungen ungeheuer ausgedehnt hatte, 1772 dazu zwang, einen Teil ihres Überschusses an die Schatzkammer zu zahlen. Aber auch die amerikanischen Kolonien wollten man zu größern Leistungen heranziehen. Das Ministerium Grenville setzte daher 1764 eine Bill durch, die auf einige Handelsartikel in Amerika Eingangszölle legte, und führte 1765 eine Stempelsteuer ein. Die Amerikaner sprachen jedoch dem Parlament, in dem sie nicht vertreten waren, das Recht ab, sie zu besteuern (s. Vereinigte Staaten von Nordamerika, Geschichte); sie verbanden sich gegen die Einfuhr zollpflichtiger Waren und widersetzten sich der Stempelsteuer. Diese wurde zwar 1766 zurückgenommen; aber ein neuer Versuch, einige Waren mit einem Einfuhrzoll zu belegen, stieß 1767 auf nicht minder heftigen Widerstand

in Amerika, der selbst dann nicht aufhörte, als das Ministerium North 1770 die sämtlichen Auflagen zurückzog und nur, um das Prinzip zu wahren, für den Tee einen geringen Zoll bestehen ließ. Die Erbitterung der Amerikaner war so hoch gestiegen, daß man in Boston drei Schiffsballasteneen Tee, die in den Hafen eingebracht waren, in das Meer warf (Dezember 1773). Die hierauf in G. beschlossenen Strafmaßregeln gegen Boston führten 1775 zum Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Der in Philadelphia versammelte Kongreß der 13 Kolonien sprach 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten aus.

Die ungeschulten amerikanischen Milizen waren den deutschen Kriegertruppen Englands nicht gewachsen, und die Amerikaner verloren New York und Philadelphia, ja zeitweilig die ganze Ostküste an die Engländer. Aber 1778 erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der Kolonien an und sicherte ihnen seine Unterstützung zu. Spanien schloß sich 1779 diesem Bund an; die Niederländer hatten schon 1778 mit Amerika einen Handelsvertrag geschlossen, der 1780 bekannt wurde und eine englische Kriegserklärung hervorrief, während die Staaten Mittel- und Nordeuropas demaisse Neutralität beschloßen. Dennoch behauptete G. seine Überlegenheit zur See, besonders durch die glänzenden Taten des Admirals Rodney, der die spanische Flotte bei St. Vincent (16. Jan. 1780), die französische bei Dominica (12. April 1782) besiegte, während die Holländer in der Schlacht bei der Doggerbank (5. Aug. 1781) eben nur eine Niederlage erlitten. Fort Mifflin auf Menorca wurde von den Spaniern erobert, Gibraltar aber behauptete sich gegen alle Angriffe der spanisch-französischen Flotte. Dagegen gingen durch die Kapitulation von Yorktown (19. Okt. 1781) alle in Nordamerika errungenen Erfolge verloren, und so sah sich G. doch zum Frieden gezwungen, der am 3. Sept. 1783 zu Versailles geschlossen wurde. Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten wurde darin anerkannt; Spanien erhielt Florida und Menorca, Frankreich Tobago, St. Lucia, ansehnliche Distrikte in Ostindien, Goree und die Inseln St. Pierre und Miquelon; als einzige Entschädigung erhielt G. von den Niederlanden Negapatnam. Für den Verlust der amerikanischen Kolonien gewählten glückliche Erfolge in Ostindien einigen Ersatz. Die Erhebungen der Mahattrahen und des von Frankreich unterstützten Radsha Haider Ali von Karwar sowie seines Nachfolgers Tippu Sahib wurden mit Erfolg zurückgeschlagen; Tippu Sahib mußte 1784 alle Eroberungen herausgeben und den britischen Kaufleuten freien Handel gestatten. Dieser Krieg hatte die Ostindische Kompanie so tief in Schulden geführt, daß sie ihren Verpflichtungen gegen die Regierung nicht nachkommen konnte. Daher setzte William Pitt der jüngere, der seit 1783 an der Spitze des Ministeriums stand, 1784 die Einsetzung einer staatlichen Aufsichtsbehörde (board of control) über die Kompanie und ihre Organe durch. 1790 brach zwischen Tippu Sahib und den Engländern ein neuer Krieg aus, der damit endete, daß jener sein halbes Reich abtreten und ansehnliche Kriegskosten zahlen mußte. Einen andern Ersatz für Amerika boten die durch James Cook (s. d.) gemachten Entdeckungen in Australien.

Während dieser Kriege war G. auch im Innern nicht unbedeutenden Gefahren ausgesetzt. Der glückliche Aufstand Nordamerikas erweckte in Irland ähnliche Bestrebungen. Die Irländer forberten die

Selbständigkeit ihres Parlaments, das seit 1719 dem englischen unterworfen war, und die Befestigung der unerträglichen Handelsbeschränkungen, die jeden Aufschwung der irischen Industrie und Landwirtschaft unmöglich machten. Die Regierung mußte 1782 beide Forderungen gewähren, da 40,000 Irländer unter Waffen in England mit einem Einfall bedrohten. Dann rief die französische Revolution, die von den Häuptern der parlamentarischen Opposition, Fox und Sheridan, freudig begrüßt wurde, eine lebhafte demokratische Bewegung in England hervor, die anfangs nicht ungefährlich zu sein schien, von der Regierung aber durch strenge politische Maßregeln niedergehalten wurde. Diese fanden nicht nur bei den Tories, sondern auch bei einem Teil der Whigs, so bei dem größten Redner des Unterhauses, Edmund Burke, Billigung; und auf das Andrängen dieser Gegner der Revolution entschloß sich Pitt nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. (21. Jan. 1793), seine neutrale Haltung Frankreich gegenüber aufzugeben, und ließ den französischen Gesandten auffordern, G. zu verlassen. Daraus erklärte der französische Konvent 1. Febr. 1793 den Krieg. So trat G. in Kampf gegen das republikanische und später das napoleonische Frankreich ein, in dem es als einzige Macht Europas unbesiegt blieb, seine Seeherrschaft befestigte, seine Kolonialmacht vergrößerte und durch den Aufschwung seines Handels und seiner Industrie alle andern Staaten Europas überflügelte.

Der Krieg der ersten Koalition gegen Frankreich war zu Lande nicht glücklich; Belgien ward 1794 von den Franzosen erobert, Holland 1795 in die Batavische Republik verwandelt; Preußen und Spanien schloßen 1795 den ruhmlosen Frieden zu Basel und Scherbroich 17. Okt. 1797 den verlustreichen Frieden von Campo Formio. Währenddessen aber beherrschten die Briten mit ihren Flotten alle Meere. Nachdem sie unter Hood und Howe eine französische Flotte im Mittelmeer fast vernichtet hatten, vertrieben sie die Franzosen in America und Asien aus allen Kolonien, mit Ausnahme von Cayenne, und nahmen den Holländern nach ihrem Bündnis mit Frankreich das Kap der Guten Hoffnung, Malakka, Ceylon, Amboina, Ternate und andre Inseln ab. Die Landung Bonapartes in Ägypten konnte zwar nicht verhindert werden, aber der Jock seines Unternehmens wurde durch den Sieg Nelsons bei Abukir (1. Aug. 1798) und durch den von den Engländern geleiteten erfolgreichen Widerstand von St. Jean d'Acre (1799) vereitelt. Im Kriege der zweiten Koalition gegen Frankreich schloß eine Landung der Engländer und Russen in Nordholland, nachdem es gelungen war, die holländische Flotte wegzuführen. Die kontinentalmächte schloßen bald mit Frankreich Frieden, und Kaiser Paul von Rußland erneuerte sogar, darüber erzürnt, daß G. die 1800 eroberte Insel Malta ihm, dem Großmeister des Johanniterordens, zu überlassen zögerte, den Bund der Nordmächte zur Aufrechterhaltung einer bewaffneten Neutralität zur See. Schweden, Dänemark und Preußen traten bei, was G. mit einem erfolgreichen Angriff auf Kopenhagen (2. April 1801) beantwortete. Gleichwohl machte sich, besonders durch das Anwachsen der Staatsschuld, das Friedensbedürfnis auch in England fühlbar. Pitt trat unter diesen Umständen 1801 zurück, und das Ministerium Abington schloß 28. März 1802 den Frieden von Amiens, worin G. versprach, alle seine Eroberungen an die Franzosen, Holländer und Spanier, mit Ausnahme von Ceylon und Trinitad, zurückzugeben.

Während der äußern Kriege hatte G. wiederum in Irland einen bedenklichen Konflikt zu bestehen gehabt. Schon 1791 hatte sich hier unter den Einwirkungen der französischen Umwälzung ein Bund der vereinigten Irländer (United Irishmen) gebildet, der im geheimen mit Frankreich in Verbindung getreten war. Eine im Dezember 1796 von den Franzosen unter Hoche verfaßte Landung in Irland scheiterte zwar, aber im Frühjahr 1798 drang in den nördlichen Grafschaften ein Aufstand aus, der erst nach mehreren Monaten niedergeschlagen wurde. Um solche Aufstände für die Folge zu verhüten, wurde 1800 die Union Irlands mit G. von beiden Parlamenten beschlossen; 22 irische Lords traten in das britische Oberhaus und 100 Deputierte ins Unterhaus; Handel und Verkehr waren zwischen beiden Ländern frei, die politischen Rechte gleich. Indessen hatten davon nur die irischen Protestanten Vorteil; die Katholiken, sieben Viertel der Bevölkerung, blieben von dem Eintritt ins Parlament und von jedem öffentlichen Aml ausgeschlossen.

Der Friede mit Frankreich war nicht von langer Dauer. Da Napoleon sich eigenmächtige Eingriffe in die Verhältnisse Italiens, der Schweiz und Hollands erlaube, verjögerte auch die britische Regierung die Rückgabe ihrer Eroberungen an die Holländer und die Franzosen. Schon im Mai 1803 drach der Krieg wieder aus, und die Franzosen besetzten alsbald Hannover. Daraus trat Pitt 18. Mai 1803 wieder an die Spitze der Geschäfte und schloß 1806 eine dritte Koalition gegen Frankreich, deren Mitglieder reichliche Subsidien von G. erhielten. Napoleon, der 1804 eine Landung in G. geplant hatte, warf sich nun auf Österreich und zertrümmerte die Koalition auf dem Festland durch den Sieg bei Austerlitz. Ebenso glänzend aber waren die Erfolge der Engländer zur See. Nelson schlug die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar (21. Okt. 1805), und Puckworth und Warren vernichteten 1806 die letzten Überreste der neugeschaffenen französischen Marine.

Nach der Demütigung Preußens im Tilsiter Frieden (1807) und der Verschlingung Napoleons mit dem Jaren Alexander I. stand der größte Teil Europas unter französischer Vormüchtigkeit; nur G. blieb gegen Frankreich auf dem Kampffeld. Das 1806 nach Pitts Tod gebildete Ministerium Grenville-Abington-Fox machte 24. März 1807 dem Kabinett Kortlandt Bloy, in dem George Canning, ein Schüler Pitts und ein Anhänger seiner politischen Grundsätze, die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Napoleon hatte schon 21. Nov. 1806 allen Handel und Verkehr mit den britischen Inseln untersagt und alle aus G. und seinen Kolonien stammenden Waren oder Schiffe für gute Frise erklärt. Als G. mit Replikationen antwortete, verschärfte er diese Maßregeln und bildete sie zu dem System der sogenannten Kontinental-Sperre aus, durch das er den Handel von G. zu vernichten wollte. G. entschädigte sich durch einen großartigen Schmuggelhandel und durch die Einnahme der Schiffe aller Mächte, die dem napoleonischen System beitraten. Als Dänemark das Anfinnen zurückwies, mit G. ein Bündnis zu schließen und seine Flotte in einen englischen Hafen zu führen, zwang 1807 eine englische Flotte Kopenhagen durch ein vierstündiges Bombardement (2.—5. Sept.) zur Kapitulation, der zufolge die dänische Flotte den Engländern ausgeliefert wurde. Dies völkerrechtswidrige Verfahren bewog Dänemark und Rußland, England den Krieg zu erklären, worauf die Briten die dänischen

Kolonien St. Thomas und St. Croix (Dezember 1807) und eine im Hafen von Bissaban liegende russische Flotte wegnahm. Ihre Schiffe beherrschten alle Meere, versorgten alle Welttheile mit Kolonialwaren und den Erzeugnissen der blühenden englischen Industrie und nahmen den Franzosen und Holländern ihre letzten Kolonien ab. Seit 1808 unterstützte G. den Widerstand Portugals und Spaniens gegen die französischen Eroberungspläne mit Geld und Hilfstruppen; in diesem Halbinselkrieg (Peninsula-war) gewann der spätere Herzog von Wellington glänzende Lorbeeren und verjagte zuletzt durch die Siege bei Salamanca (12. Juli 1812) und Vittoria (21. Juni 1813) die Franzosen ganz aus der Halbinsel. Das Ministerium war 1809 auf Perreval und 1812 auf Lord Liverpool übergegangen. Aber die Grundzüge der britischen Politik erlitten keine Veränderung, auch dann nicht, als, nachdem Georg III. 1810 in unheilbare Geisteskrankheit verfallen war, vom Parlament 10. Jan. 1811 die Regentschaft an den Prinzen von Wales übertragen worden war. Auch gegenüber den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich 1812, durch den rücksichtslosen Gebrauch der englischen Übermacht zur See verletzt, den Feinden von G. angeschlossen, behauptete dieses im wesentlichen die Oberhand, so daß der am 24. Dez. 1814 in Gent geschlossene Friede seine Sechserhschaft nicht erschlitterte. 1812 verständigte sich G. mit Rußland, das von dem Kontinentalssystem zurücktrat; und 1813 nach dem Rückzug Napoleons aus Rußland schloß G. mit Rußland, Preußen, Schweden und Oesterreich Verträge, deren zufolge es jenen Mächten große Subsidien zum Kriege gegen Frankreich zahlte. Zu derselben Zeit, da in Deutschland die Macht des Kurfürsten gebrochen wurde, überschritt Wellington die Pyrenäen, besetzte Bardeux und schlug 10. April 1814 Soult bei Toulouse. Nicht minder eifrig nahm G. nach Napoleons Rückkehr aus Elba an dem belgischen Feldzug von 1815 und errang 18. Juni mit preussischer Hilfe den Sieg bei Waterloo. Demgemäß spielte G. auch bei den Friedensverhandlungen und auf dem Wiener Kongreß eine hervorragende Rolle. Durch den ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) erhielt G. Malta, Tabago, Ste.-Lucie, Ile-de-France und die Gesellen von Frankreich, das Kap der Guten Hoffnung, Demerara, Essequibo, Berbice und Ceylan von Holland, Oriskand von Dänemark; der zweite Pariser Friede (20. Nov. 1815) gab ihm noch das Protektorat über die Jomischen Inseln. Das Reich der Ostindischen Kompanie war bedeutend erweitert, die Begründung eines neuen Kolonialreichs in Australien begonnen worden.

Katholikeneumanzipation und Parlamentsreform (1815–32).

Trotz aller äußeren Erfolge und der Vermehrung des nationalen Reichthums frantke jedoch das innere Leben des Staates an schweren Gredchen. Um die Zinsen für die Staatschuld, die auf mehr als 800 Mill. Pfd. Sterl. angewachsen war, zu beschaffen, mußten die Steuern erhöht werden, und sie lasteten mit besonderer Schwere auf dem Mittelstande, während die Zahl der von den politischen Rechten, insbes. dem Wahlrecht ausgeschlossenen Fabrikarbeiter und Proletariat immer größer wurde. So ward der Ruf nach Steuerreform und Ausdehnung des Wahlrechts immer lauter; hier und da, z. B. in Manchester im August 1819, kam es zu offenen Unruhen, deren die Regierung zwar durch Wassengewalt Herr wurde, deren Quelle sie aber nicht zu verstopfen vermochte.

Nach dem Tode Georgs III. (29. Jan. 1820) übernahm Georg IV. (1820–30) in eigenem Namen die Regierung. Bei dem Volk unbeliebt, steigerte er die Unzufriedenheit der Nation durch den anstößigen Scheidungsprozeß, den er 1821 gegen seine Gemahlin Karoline von Braunschweig bei dem Oberhaus, obwohl vergeblich, anstrengte. Im Kabinett Liverpool leitete Lord Castlereagh die auswärtigen Angelegenheiten nach den Grundzügen der Heiligen Allianz, der G. freilich nicht beigetreten war. Nach Castlereaghs Selbstmord (September 1822) wurde Canning der leitende Minister u. nach Liverpools Tod (April 1827) Premier. Dieser näherte sich in seiner auswärtigen Politik den Anschauungen der Whigs, begünstigte die gegen Spanien aufgestellten süd- und mittelamerikanischen Kolonien sowie die Unabhängigkeit Brasiliens und schloß 6. Juli 1827 mit Rußland und Frankreich einen Vertrag zugunsten Griechenlands, worauf die vereinigten Flotten die Küste 27. Okt. bei Navarino die türkische Flotte vernichteten und so die Selbständigkeit Griechenlands begründeten. Canning hatte dies Ereignis nicht mehr erlebt; nach seinem Tode bildete nach kurzer Übergangszeit Wellington 1828 ein Kabinetministerium. Unter diesem, von dem man sich keine Reformmaßregeln versprach, entstand alsbald in Irland die heftigste Gärung. Schon seit 1823 bestand hier eine katholische Mission, die sich über das ganze Land verbreitete. An ihrer Spitze stand der große Agitator Daniel O'Connell (f. d.), der, von der Geistlichkeit unterstützt, 1828 in das Parlament gewählt wurde und erklärte, daß er trotz der Testakte seinen Platz im Unterhaus einnehmen werde. Darauf legte die Regierung 5. März 1829 dem Parlament eine Bill vor, die durch Abschaffung des Testeides den Katholiken den Zutritt zum Parlament und mit wenigen Ausnahmen zu allen Staatsämtern eröffnete. Trotz des Widerstandes der anglikanischen Hierarchie ging die Emanzipationsbill im Parlament durch und erhielt 13. April 1829 Gesetzeskraft.

Dieser Sieg der liberalen Grundzüge erweckte vielfach die Hoffnung auf eine durchgreifende Reform des Parlaments. Dessen Zusammensetzung litt an großen Uebständen, die schon zu jenen Zeiten heftig, aber stets vergeblich angegriffen worden waren. An 150 Mitglieder des Unterhauses wurden von alten Burgheld (rotten boroughs) gewählt, die ihre frühere Bedeutung längst verloren hatten, und deren Bevölkerung von einigen mächtigen Grundbesitzern abhing, die über die Parlamentszuge nach Guldäufen verfügten. Durch wirklich freie Wahl wurden höchstens 70 Stellen im Unterhaus besetzt; nur bei etwa 160 andern fand noch eine gewisse Einwirkung der Bevölkerung auf das Wahleresultat statt. Neuerblühte Großstädte, wie Sheffield, Birmingham, Manchester, waren im Parlament gar nicht vertreten. Solche Zustände machte jetzt die Opposition zum Gegenstand ihrer Angriffe und farbete eine gründliche Reform des Wahlrechts.

Erst unter Wilhelm IV. (1830–37), der am 26. Juni 1830 seinem Bruder Georg IV. auf dem Throne folgte, gelangte diese Bewegung, unterstützt durch die Einwirkungen der französischen Julirevolution, zum Siege. Nach den Parlamentswahlen von 1830 wurde die Toriesregierung 15. Nov. gestürzt, und Lord Grey bildete ein Whigministerium, dessen namhafteste Mitglieder die Lords John Russell, Melbourne, Palmerston und Brougham waren. Der erste Entwurf eines neuen Wahlgesetzes, den Russell 1. März 1831 vorlegte, drang zwar nicht durch, aber als darauf

das Parlament aufgelöst wurde, siegten die Whigs bei den Neuwahlen, und die wieder vorgelegte Reformbill wurde im Unterhaus 19. Sept. angenommen. Das von Wellington geführte Oberhaus verworf sie jedoch 8. Okt. 1831, trat ihr auch im Mai 1832, als sie zum drittmal vorgelegt war, feindselig entgegen und wurde erst nach dem von Grey angeführten Rücktritt des Ministeriums durch die aufs höchste gesteigerte Erbitterung im Volke, die selbst zu einer Insultierung des Königs führte, zur Nachgiebigkeit bewogen. Darauf übernahm Grey die Regierung wieder, und die Reformbill ging 4. Juni 1832 im Oberhaus durch; im folgenden Monat wurden auch die Reformgesetze für Schottland und Irland angenommen. Dadurch wurden die rotten boroughs beseitigt, eine gerechtere Verteilung der Mandate unter den Städten und Grafschaften der drei Reiche bewirkt und die Zahl der Wähler auf etwa eine Million erhöht, indem in den Grafschaften auch die Erbpächter und die Zeispächter mit bestimmtem Pachtbetrug und in den Städten alle Eigentümer oder Mieter von Häusern mit 10 Pfd. Sterl. jährlichem Miethswert das Wahlrecht erhielten. Mit dem Zusammentritt des ersten nach dem neuen Gesetz gewählten Parlaments 6. Febr. 1833 beginnt eine neue Epoche der Geschichte von G.

Die Bewegungen der Chartisten sowie des Antifortschrittsbundes und des Arbeiter- und Volksreform (1833–46).

In dem neuen Parlament hatten die Liberalen die entschiedene Mehrheit, so daß weitere Reformmaßnahmen möglich wurden. So erfolgte 1833 die Abschaffung der Sklaverei in den britischen Kolonien; im gleichen Jahre wurde die Kinderarbeit in den Fabriken gesetzlich eingeschränkt und 1834 die Armengesetzgebung verbessert. Auch die Neuordnung der Verhältnisse Indiens nahm das Ministerium Grey in Angriff, als 1834 der Freibrief der Ostindischen Kompanie abließ. Ihr ungeheures Gebiet, das 1826 durch einen siegreichen Krieg gegen Birma noch beträchtlich vergrößert worden war, wurde immer noch von einer Handelsgesellschaft regiert, und in der Verwaltung des Landes herrschten beklagenswerte Mißstände. Daher wurden 1834 der Erneuerung des Privilegiums die Befugnisse des 1784 errichteten Kontrollamts vergrößert, das Handelsmonopol der Kompanie aufgehoben und die Dividende der Aktionäre auf die feste Summe von 633,000 Pfd. Sterl. normiert; die weiteren Überschüsse der Gesellschaft wurden zur Einlösung der Aktien bestimmt. Größere Schwierigkeiten bereiteten der Regierung die Verhältnisse Irlands, dessen Bevölkerung immer dringender die Erleichterung ihrer Lasten, insbes. die Aufhebung des an die anglikanischen Kirchen zu zahlenden Zehntens verlangte, während zugleich die Negation O'Connells jetzt unmittelbar auf die Auflösung (repeal) der Union mit England und die Selbstständigkeit Irlands gerichtet war. Grey schritt hiergegen mit einer irischen Zwangsmaßnahme (März 1833), suchte aber zugleich durch ein andres Gesetz die Lasten, welche die anglikanische Staatskirche den Iren auferlegte, zu mildern. Darüber kam es im Ministerium zu Zerwürfnissen, die 1834 den Rücktritt Greys herbeiführten. Nach einer kurzen Regierung der Tories unter Peel kam 1835 Lord Melbourne an die Spitze, der ein entschieden liberales Ministerium bildete. Dieses führte in England eine neue, zeitgemäße Städteordnung ein, verzichtete auf die Zwangsmaßnahme, erließ ein neues irisches Armengesetz, setzte aber seine Zehntenbill, durch welche

die Zahlung der Zehnten auf die Landeigentümer übertragen wurde, erst 1838 durch.

Am 20. Juni 1837 starb Wilhelm IV. kinderlos; ihm folgte in G. die 18jährige Prinzessin Viktoria, seine Nichte, in Hannover aber, wo nur männliches Erbfolgerecht galt, der Herzog Ernst August von Cumberland. Die ersten Regierungsjahre der jungen Königin, die sich 10. Febr. 1840 mit ihrem Vetter Albert, Prinzen von Sachsen-Koburg, vermählte, waren von lebhaften politischen Bewegungen erfüllt. Auf der einen Seite forderten die sogenannten Radikale Reformer unter Führung O'Connors (s. d.) eine völlige Umgestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse des Landes und formulierten ihre Wünsche in einem Gesetzentwurf (The People's Charter, s. Chartismus), der unter anderem allgemeines Wahlrecht, geheime Wahl, Einteilung der Wahlbezirke lediglich nach der Bevölkerungszahl und jährliche Parlamentswahlen ins Auge faßte. Zahlreiche Volksversammlungen sprachen sich für dies Programm aus, zu dem sich namentlich die Arbeiterbevölkerung bekannte. Andererseits richtete sich eine lebhafteste Bewegung innerhalb des bürgerlichen Mittelstandes gegen die Kornzölle, durch die im Interesse der Großgrundbesitzer die Getreidepreise künstlich hochgehalten wurden; ihr Führer war Richard Cobden (s. d.), der seine Anhänger zu einem großen Bund, der sogenannten Anti-Cornlaw League, zusammenfaßte. Parlament und Regierung verhielten sich gegen beide Bewegungen ablehnend. Den Berastallern der Petitionen um Aufhebung der Getreidezölle, die 50,000 Unterschriften erhalten hatte, wurde nicht gestattet, ihre Gründe durch Bevollmächtigte dem Parlament mündlich vorzutragen. Die Petition um Einführung der Volksschule, die mit 1,280,000 Unterschriften bedeckt war, überwies das Unterhaus nicht einmal einem Ausschuss; die Absicht der Chartistenführer, sie in einer Massenzugung von vielen Tausenden, wozumöglich Bewaffneten, dem Parlament zu überreichen, hatte die Regierung durch energische polizeiliche Maßregeln vereitelt.

Währenddessen setzte das liberale Ministerium Melbourne 1839 noch einige Reformen durch: die Einführung des einheitlichen Portotarifs von 1 Penny für den einfachen Brief (penny-postage) und die Einsetzung eines Ausschusses des Geheimen Rates als oberster Aufsichtsbehörde für den öffentlichen Unterricht. Auch seine auswärtige Politik blieb nicht ohne Anerkennung. Der Krieg mit China (s. d., S. 503.), in den G. wegen des Opiumhandels geraten war, erwährte zwar von den Tories schweren Tadel; dagegen wurde es beifällig begrüßt, daß Palmerston zum Schutz der Türkei gegen die Eroberungsgehrnisse des von Frankreich begünstigten Bischofs Mehmed Ali von Ägypten 15. Juli 1840 eine Quadrupelallianz mit Rußland, Österreich und Preußen schloß, worauf die verbündete britisch-österreichisch-italienische Flotte unter Sir Charles Napier Mehmed Ali zur Räumung Syriens zwang. Dennoch mußte die Regierung 28. Aug. 1841 zurücktreten, nachdem die von ihr beantragte Veränderung der Zollpolitik im freihändlerischen Sinn im Unterhaus abgelehnt war, und nach dessen Auflösung die Whigs bei den Neuwahlen in der Minderheit geblieben waren. Robert Peel bildete nun ein Toryministerium, das seine Verwaltung unter großen Schwierigkeiten antrat, diese jedoch mit Mut und Selbstvertrauen zu überwinden suchte. Der Krieg in China wurde erfolgreich fortgesetzt: die englische Flotte erzwang den Eingang in den Jangtsienang und nötigte China zu einem Frieden (29. Aug. 1842), der den Eng-

ländern den Besitz von Hongkong verschaffte, eine Anzahl Häfen öffnete u. eine Kriegsteuer von 21 Mill. Doll. einbrachte. In Afghanistan (s. d., S. 131), mit dem G. seit 1838 im Kriege lag, war im Januar 1842 ein kleines britisches Heer in Kabul und beim Rückzug nach dort beinahe vernichtet worden; aber noch im gleichen Jahr stellte der General Pollock durch einen glänzenden Feldzug die Ehre der britischen Waffen wieder her und eroberte Kabul, räumte aber Anfang 1843 Afghanistan wieder. Um den Staatshaushalt zu ordnen, setzte Peel 1842 die Einführung einer Einkommensteuer von etwa 3 Prag. auf alle Einkommen über 150 Pfd. Sterl., die Ermäßigung der Korn- und die Aufhebung oder Herabsetzung andrer wenig einträglicher, aber für den Verkehr höchst wichtiger Steuern durch. Die charitativste Bewegung, deren Führer 2. Mai 1842 in ungeheurem Zuge vor dem Unterhaus erschienen, um eine neue Waisenpetition zu überreichen, wurde durch energisches, aber gesetzmäßiges Einschreiten gedämpft. Um die Repealagitation O'Connell's einzuschränken, wurde durch ein Gesetz vom Jahre 1843 die Einführung von Waffen und sonstigem Kriegsbedarf nach Irland verboten; auch wurde das Verarmungsrecht beschränkt. Zur Förderung des Handels ward 1844 die berühmte Keelfee'sche Konvention (Käfers's f. Vanden, S. 346) erlassen. Im nächsten Jahre ward eine noch umfassendere Steuer- und Zollreform durch abermalige Ermäßigung der Zuckerschölle sowie Aufhebung aller Ausfuhrzölle und einer großen Anzahl von Einfuhrzöllen auf Rohstoffe, namentlich auf rohe Baumwolle, beschloffen. Dann aber veranlaßten die Missernte des Jahres 1845 und die Kartoffelkrankheit, die in Irland eine fürchterliche Hungersnot herbeizuführen drohte, Peel, die gänzliche Abschaffung der Kornzölle zu beantragen, wofür der Grundbesitz durch die Übernahme der Kosten der Polizei und des Gefängniswesens in den Grafschaften sowie der Armenhäuser auf den Staat entschädigt werden sollte. Nach heftigen Debatten, während deren ein Teil der Tories unter Disraeli sich von Peel los sagte, erhielten diese Vorschläge 26. Juni 1846 Gesetzeskraft. Aber am Tage zuvor hatten Peels Schützlinnische Gegner eine Gelegenheit gefunden, sich für ihre Niederlage zu rächen, indem sie eine von der Regierung gegen die zunehmende Unsicherheit in Irland vorgelegte Zwangsbill in Verbindung mit den Liberalen, Radikalen und Iren zu Falle brachten, worauf das Ministerium zurücktreten mußte.

Königliche Politik bis zum Pariser Frieden (1846—56).

Peels Nachfolger als Premierminister wurde der Führer der Whigs, Lord John Russell. Die Neuwahlen vom Sommer 1847 verschafften den verbundenen Liberalen und Radikalen die Mehrheit; die Schützlinnischen waren gänzlich machtlos; Peels Anhänger bildeten eine Mittelpartei. Bei diesen Wahlen hatte es sich gezeigt, daß es nicht mehr bloß, wie früher, zwei große Parteien im Lande gab; wie die Whigs in gemäßigter Liberaler und Radikale, ja schieben sich die Tories in Strengconservative und Peetisten, während die irischen Deputierten eine Sonderstellung einnahmen; auch wirkten wirtschaftliche und religiöse Grundzüge mehr und mehr auf die Bildung der Parteien ein. Das Revolutionsjahr 1848 ging in G. ohne größere Erschütterung vorüber; ein neuer Versuch der Chartisten, 10. April in einem Massenaufzug dem Parlament eine Waisenpetition um Einführung der Volksschule zu überreichen, wurde durch militärische

und polizeiliche Maßregeln leicht vereitelt. Während so G. ruhig blieb, trat die vielgeschäftige auswärtige Politik Lord Palmerston's 1848 und 1849 nach außen hin vielfach für die Revolution ein und verschaffte ihm, den man Lord Feuerbrand nannte, vorübergehend große Popularität. Er unterstützte die Empörung in Sizilien wie die sardinischen Einheitsbestrebungen und die ungarische Insurrektion, erklärte sich aber um der englischen Interessen willen für Dänemark gegen die schleswig-holsteinische Erhebung, machte gegen das kleine Griechenland zugunsten eines britischen Unterthans von der Machtüberlegenheit Großbritanniens rücksichtlosen Gebrauch und billigte den Staatsstreich Kapoleon's III. in Frankreich (2. Dez. 1851), ohne die Genehmigung der Königin oder die Zustimmung seiner Kollegen abzuwarten. Für die letztere Eigenmächtigkeit wurde er 22. Dez. 1851 entlassen, rüchte sich aber bald darauf, indem er das Ministerium Russell stürzte. Dieses hatte seine Stellung schon durch seine schwächliche Haltung gegenüber der vom Papst mittels einer Nulle vom 29. Sept. 1850 verfügten Erneuerung der katholischen Hierarchie in England (Errichtung von zwölf römisch-katholischen Bistümern in England und Ernennung des Kardinals Wiseman zum Erzbischof von Westminster) erheblich erschüttert, und als es 1852 angeichts der gespaltenen auswärtigen Verhältnisse eine beträchtliche Vermehrung der Land- und Seemacht beantragte, brachte Palmerston im Bunde mit den Tories 20. Febr. einen Gegenorschlag zur Annahme, worauf Russell zurücktrat. Lord Derby bildete nun ein neues, rein toryistisches Kabinett, das im Juli 1852 das Parlament auflöste, aber nach dem ungünstigen Ergebnis der Neuwahlen schon 17. Dez. seine Entlassung nehmen mußte.

Nun folgte ein Ministerium Aberdeen, das aus Peetisten, Whigs und andern Liberalen zusammengelegt war und daher mit einem dem 18. Jahrh. entlehnten Ausdruck das „Ministerium aller Talente“ genannt wurde; Gladstone als Schatzkanzler, Palmerston als Staatssekretär des Innern, Russell und Clarendon waren seine hervorragenden Mitglieder. Die Finanzmaßregeln Gladstone's fanden allgemeine Zustimmung, und auch die Kolonialpolitik der Regierung ward vom Glück begünstigt. In Afrika und Asien war nach dem Ende des Kafferkrieges und dem Friedensschluß mit Birma (30. Juli 1853), das bedeutende Gebiete abtreten mußte (s. Birma, S. 897), die Ruhe hergestellt. Die australischen Kolonien entwickelten sich seit der Entdeckung der Goldfelder in Neusüdwales und Victoria (1851) glänzend und erhielten, ebenso wie die Kapkolonie, damals eine freie, auf Selbstregierung begründete Verfassung.

Da wurde G. durch die orientalische Frage wiederum in einen großen europäischen Krieg verwickelt. Es verband sich 1853 mit Frankreich zum Schutz der durch Rußland bedrohten Unabhängigkeit des türkischen Reiches und schickte eine Flotte in das Mittelmeer. Nach der Vernichtung der türkischen Flotte durch die Russen bei Sinope (30. Nov.) schloßen die Westmächte 12. März 1854 ein Bündnis mit der Türkei und erklärten 27. März Rußland den Krieg (s. Krimkrieg). Dieser war anfangs durchaus populär, aber sein Verlauf entsprach den im Parlament und vom Volk gehegten Erwartungen keineswegs. In der Ostsee richtete die Flotte Napier's gegen die russischen Seestreitungen nur wenig aus. Am Schwarzen Meer wurde Odeffa bombardiert (22. April), und 14. Sept. landeten die Franzosen unter Saint-Arnaud und die

Engländer unter Lord Raglan auf der Krim, siegten 20. Sept. an der Alma und schloffen Sebastopol ein. Die Belagerung dieser Festung zog sich aber lange ohne entscheidende Erfolge hin, während die britischen Truppen sich zwar tapfer zeigten, aber infolge der mangelhaften Führung und der schweren Verhältnisse im Verwundeten- und Verpflegungswesen sehr große Verluste erlitten. Durch einen Antrag Roebucks auf Einsetzung eines Ausschusses zur Untersuchung der Kriegsführung wurde das Ministerium Aberdeen 29. Jan. 1855 gestürzt. Ihm folgte ein Kabinett Palmerston, das die Kustungen in großartiger Umfang betrieb und das Verpflegungs- und Transportwesen energisch reformierte. Aber die gehofften Erfolge blieben aus: der Sturm auf Sebastopol 18. Juni 1855 wurde zurückgeschlagen, und als 8. Sept. die Festung fiel, waren die Franzosen die Sieger; der Angriff der Engländer auf den Redan war mißlungen. So konnte sich G. den Friedensverhandlungen, die sein französischer Verbündeter mit Rußland anknüpfte, nicht entziehen. Sie führten 30. März 1856 zum Pariser Frieden, der die Integrität der Pforte garantierte und das Schwarze Meer den Kriegsschiffen Rußlands verschloß.

Die Herrschaft der Liberalen (1856—65).

Nachdem 1857 Kertien gezwungen worden war, Herat zu räumen und G. sehr wesentliche Zugeständnisse für seinen Handel zu machen, nachdem Cindien durch die Einverleibung des Kandahar (1849) und Auhls (1856) beträchtlich vergrößert und zur Ausbreitung des englischen Handels ein Krieg mit China begonnen worden war, drohten alle Erfolge der Engländer in Asien durch den furchtbaren Aufstand in Ostindien (s. d.), der 1857 ausbrach, vernichtet zu werden. Als die Unterdrückung ausgedehnter war, wurde 1858 die Ostindische Kompanie aufgehoben und die unmittelbare Herrschaft der Krone über ihr Gebiet eingeführt. In London wurde ein Ministerium für Indien errichtet; in Ostindien selbst die Regierung einem zu Kalkutta residierenden Bischof übertragen. Der Krieg mit China ward durch den Frieden von Tientsin (27. Juni) beendet, aber schon 1859 wegen Streitigkeiten über dessen Ausführung im Bunde mit Frankreich wieder begonnen. Die Verschonungen der Chinesen an der Reichsmündung wurden im August 1860 von den Verbündeten genommen, 13. Okt. Peking besetzt und 26. Okt. daselbst der Friede unterzeichnet.

Das Ministerium Palmerston war inzwischen im Februar 1858 gestürzt und durch ein vorzeitiges unter Derby ersetzt worden, weil die von Palmerston nach dem Attentat Orsini gegen Napoleon III. eingebrachte sogen. Murderbill, durch welche die bisherigen milden Gesetze gegen Verschwörungen verschärft wurden, im Unterhaus scharf getadelt worden war. Aber auch das Derby'sche Kabinett behauptete sich nicht lange. Die von Disraeli 1859 vorgelegene Reformbill wurde 31. März im Unterhaus abgelehnt, worauf dieses aufgelöst, durch die Neuwahlen aber die Opposition nur verstäkt wurde. So mußte Derby im Juni 1859 zurücktreten, und Palmerston bildete ein neues Kabinett, in dem Russell das auswärtige und Gladstone die Finanzen übernahmen. Einen glänzenden Erfolg errang dies Ministerium durch den auf freihändlerischen Grundfassen beruhenden Handelsvertrag mit Frankreich, der 1860 abgeschlossen wurde. In der auswärtigen Politik war G. weniger glücklich. Indem Palmerston auch jetzt fortwähr, sich in die innern Angelegenheiten auswär-

tiger Staaten einzumischen, aber weder den Küssen noch die Macht des, seinen Worten durch die kraftvolle Tat Nachdruck zu geben, führte sein Eintreten für die polnischen Insurgenten von 1863 und seine Parteinahme für Dänemark bei dem Ausbruch der schleswig-holsteinischen Verwidelung nur zu empfindlichen diplomatischen Niederlagen. Von der Expedition nach Mexiko (s. d.), zu der sich G. mit Frankreich und Spanien im Oktober 1861 verbunden hatte, zog es sich durch die Konvention von Soledad (19. Febr. 1862) bald wieder zurück. Während des Bürgerkrieges in der nordamerikanischen Union, der allerdings durch die Unterbrechung der Baumwollzufuhr die Interessen der englischen Industrie empfindlich berührte, widmete G. den Südstaaten, die es als kriegsführende Macht anerkannte, die lebhaftesten Sympathien. Es gelangte die Ausrüstung von südstaatlichen Flotten, U-Booten und Kaperschiffen in britischen Häfen, zog sich aber dadurch energische Beschwerden Amerikas zu und mußte schließlich in dem Vertrag von Washington 8. Mai 1871 in die Einsetzung eines Schiedsgerichtes willigen, das die von G. zu zahlende Entschädigung festsetzen sollte (vgl. Alabamafrage). Während G. so allen ersten auswärtigen Verdächtigungen auswich, vermehrte es eifrig seine Verteidigungsmittel gegen einen etwaigen Angriff, 1860 bewilligte das Parlament nicht weniger als 11 Mill. Pfd. Sterl. für eine ausgedehnte Küstenbefestigung; auch wurden die Flotte verstärkt und die Freiwilligenkorps vermehrt. Ein ungenügnäpiger und fluger Akt der britischen Regierung war 1862 die Abtretung der Jonischen Inseln an Griechenland.

Die Parlamentsreform und die irische Frage (1865—74).

Als Lord Palmerston 18. Okt. 1865 aus dem Leben geschieden war, wurde das Kabinett, dessen Vorkopf Russell übernahm, durch fortgeschrittene Liberalen ergänzt. Hierdurch wurde die Parlamentsreformfrage, über die schon in mehreren Sessions fruchtlos verhandelt worden war, aufs neue in Fluß gebracht. Im März 1866 legte Gladstone dem Unterhaus seinen Reformplan vor, der aber an dem Widerstand der konservativen Partei und eines Teiles der Liberalen unter Horßman und R. Lowe (der sogen. Abulmilen) scheiterte. Das Ministerium nahm darauf 26. Juni seine Entlassung, und Derby bildete ein konservatives Kabinett, in dem Disraeli das Schatzamt und die Führerschaft im Unterhaus übernahm. Dieser legte, da die öffentliche Meinung entschieden für die Wahlreform war, einen neuen Gesetzentwurf vor, der auf der Grundlage des sogen. Household-suffrage beruhte, aber im Unterhaus nicht unerheblich umgestaltet wurde. Wie die Bill schließlich 16. Juli 1867 durchging, gab sie in den Städten jedem steuerzahlenden Eigentümer oder Mieter eines ganzen Hauses und ferner jedem Zimmermieter, der 10 Pfd. Sterl. Miete zahlte und dieselbe Wohnung ein Jahr lang innehatte, das Wahlrecht, in den Grafschaften jedem Pächter, dessen Pachtsumme 12 Pfd. Sterl. betrug. Dies Gesetz, das mehr als eine Million neue Wähler schuf, wurde 1872 durch die Einführung der geheimen schriftlichen Abstimmung (Ballot) ergänzt.

Im Herbst 1867 kam es zu einem Kriege gegen König Theodor von Abessinien (s. d., S. 35), der sich gegen englische Untertanen Gewaltthatigkeiten erlaubt hatte. Der Feldzug führte mit der Ermüdung Ragbalds (14. April 1868) durch indische Truppen unter Sir Robert Napier ohne großen Verlust zum Ziel, worauf die Engländer 1. Juni Abessinien wieder räumten.

Das Parlament bewilligte die Kosten für diesen Krieg, mißbilligte aber die Haltung des Kabinetts, dessen Vorstoß nach dem Mitternachtsvertrage (26. Febr. 1868) Disraeli übernommen hatte, in der irischen Frage, in der die Konservativen mit Ausnahmevorschriften und geringen Zugeständnissen auszukommen hofften. Gladstone beantragte dagegen eine Resolution, welche die Enstehung eines (disestablishment) der anglikanischen Staatskirche in Irland forderte und 30. April 1868 angenommen wurde. Disraeli trat darauf, nachdem er auch bei den nach dem neuen Wahlgesetz vorgenommenen Wahlen unterlegen war, 8. Dec. 1868 zurück.

Gladstone, der das neue liberale Kabinett bildete, bereitete nun eine umfassende Reform der irischen Verhältnisse vor, die allerdings nicht länger aufgeschoben werden konnte. Denn der in Nordamerika begründete revolutionäre Geheimbund der Fenier (f. d.) arbeitete schon seit Jahren auf die Kollisions Irlands von G. und die Errichtung einer irischen Republik hin, die auf dem ersten semischen Kongress zu Chicago 1863 als Ziel des Bundes proklamiert wurde. Durch die Suspension der Habeas corpus Acte (1866), die Unterdrückung des Hauptorgans der Fenier in der Presse, durch zahlreiche Verhaftungen und durch eine sorgfältige Küstenwache suchte die Regierung dem Ausbruch eines Aufstandes dazwischen zu kommen. Und als dennoch die Fenier 12. Febr. 1867 eine Empörung in Kilmarnock, 6. März in Drogheda, Anfang Juni auch eine Landung in Waterford unternahmen, ward die Regierung zwar ihrer Derr, aber Gladstone sah ein, daß den Unruhen in Irland nicht bloß durch Gewaltmaßnahmen ein Ende gemacht werden könne. Zunächst setzte er nach harten Kämpfen eine Bill über die Aufhebung der irischen Staatskirche durch, die am 26. Juli 1869 Gesetzeskraft erhielt; das große Eigentum der irischen Kirche ging in die Hände einer königlichen Kommission über; etwa der dritte Teil davon wurde zu wohltätigen Zwecken, auch für Katholiken und Presbyterianer, bestimmt. 1870 wurde ferner eine irische Landbill angenommen, wonach der Staat in Irland Ländereien ankaufen sollte, um sie zu parzellieren und wieder kleine Grundbesitzer zu schaffen; außerdem wurde den Bäckern gegen willkürliche Maßregeln seitens der meist in England lebenden Grundherren staatlicher Schutz gesichert. Aber die Forderungen, die man erhofft hatte, übten diese Maßregeln nicht aus. Die Tumulte und agrarischen Morbiden der Fenier hörten nicht auf, und auch die gemäßigten Iren, die im Unterhaus von Butt und Sullivan geführt wurden, betrachteten jene Zugeständnisse nur als eine Abköslung; sie nahmen die alte Repealbewegung mit dem Stichwort Home Rule (Heimatsregierung) auf und forderten für Irland ein selbständiges Parlament. Um dies zu erreichen, benutzten sie die schwerfällige Geschäftsordnung des Parlaments zu systematischer «Obstruktion» gegen die arbeitsmäßige Erledigung seiner Geschäfte und versetzten dadurch die Sympathie des Parlaments so sehr, daß ein neues Gesetz, das durch Regelung des Universitätsunterrichts in Irland dringenden Beschwerden der Katholiken abhelfen sollte, im März 1873 verworfen wurde.

Während des deutsch-französischen Krieges 1870 blieb G. neutral, duldete aber nach dem Sturz des Napoleonischen Kaiserreichs die Anläufe von Pfordern, Kohlen und Waffen sowie die Aufnahme von Anleihen in G. seitens der französischen Republik. Als nun Rußland verlangte, daß die ihm im Pariser

Frieden von 1856 auferlegte Beschränkung, seine Kriegsschiffe im Schwarzen Meer halten zu dürfen, aufgehoben würde, wies G. zwar diese Forderung zurück; da es aber weder von Deutschland noch von irgend einer andern europäischen Macht unterstützt wurde, mißte es in die Verfassung der *Convention* nach London (Januar 1871) willigen, welche die russische Forderung im wesentlichen genehmigte. Diese empfindliche Niederlage konnte durch den erfolgreichen Feldzug Bismarcks gegen die Krim (1873—74) nicht aufgewogen werden. Unter diesen Umständen fielen die Neuwahlen zum Parlament im Februar 1874 zugunsten der Konservativen aus, worauf Gladstone seine Entlassung nahm. Es folgte ein konservatives Kabinett unter Disraeli, dessen bedeutendste Mitglieder Derby und Salisbury waren.

Die Reichspolitik Disraeli-Beaconsfields (1874—1880).

Die Politik Disraelis, seit August 1876 Lord Beaconsfield, war im Innern durchaus konservativ und hielt in Irland die äußere Ruhe aufrecht, suchte dagegen nach außen hin Macht und Einfluß des britischen Reiches zu erweitern, zu welchem Zweck das Landheer einer durchgreifenden Reform unterzogen und die Seemacht ansehnlich verstärkt wurde. Nachdem am 26. Sept. 1874 die Fidschionefn angetreten waren, erwarb 1875 G. durch den Ankauf von 4 Mill. Pfd. Sterl. Aktien des Suezkanals von dem Khedive von Ägypten einen maßgebenden Einfluß auf diese wichtigste Seeverbindung mit Ostindien, das am 1. Jan. 1877 zum Kaiserreich erhoben wurde. In Südafrika plante G. eine Konsolidation aller Kolonien, und als die Transvaalrepublik beizutreten sich weigerte, ward sie im April 1877 unter britische Oberhoheit gestellt. In Europa gab die orientalische Frage G. Gelegenheit, sein ererbtes Ansehen herzustellen. Als nach dem Ausbruch des russisch-türkischen Krieges (im April 1877) die Russen 1878 gegen Konstantinopel vorrückten und 29. Jan. die Küste des Marmarameeres erreichten, legte sich eine britische Flotte zum Schutz Konstantinopels bei den Prinzeninseln vor Anker. Nach dem Frieden von Santo Stefano (3. März) betrieb dann Beaconsfield aufs eifrigste die Rüstungen zum Krieg und bewog dadurch Rußland, das den Konflikt vermeiden wollte, zur Nachgiebigkeit. Auf Grund des Londoner Protokolls vom 30. April trat im Juni der Berliner Kongress zusammen, auf dem G. eine erhebliche Verminderung der von Rußland im Frieden von Santo Stefano erhobenen Ansprüche erreichte. Noch während des Kongresses wurde ein Vertrag mit der Türkei vom 4. Juni bekannt, durch den die Insel Cypern an G. abgetreten wurde, das dafür die Garantie der asiatischen Besitzungen des Sultans übernahm. Es waren in der Tat glänzende Erfolge, die so die auswärtige Politik Beaconsfields dabongetragen hatte.

Allerdings hatte die Spannung mit Rußland noch in Afghanistan ein Nachspiel. Der Emir Schir Ali wies nämlich, durch die Russen aufgereizt, eine an ihn abgeschickte englische Gesandtschaft im September 1878 an seiner Grenze zurück. Die indische Regierung ließ darauf eine beträchtliche Armee in Afghanistan einrücken, die einen großen Teil des Landes besetzte. Schir Ali flüchtete und überließ die Regierung seinem Sohne Jakob-Uban, der im Mai 1879 mit G. den Frieden von Gandamak schloß, in dem er alle Gebirgsdistrikte an der indisch-afghanischen Grenze abtrat und gegen jährliche Subsidien einen britischen Residenten in Kabul aufzunehmen versprach. Dabier

dieser Resident mit seinen Begleitern schon 3. Sept. bei einem Aufstand in Kabul ermordet wurde, brach der Krieg wieder aus. In Südafrika vertiefte ein Krieg gegen den Zulusönig Cetewayo zwar anfangs unter Führung von Lord Chelmsford nicht glücklich; nachdem aber dieser durch Wolseley erlegt war, wurde Cetewayo 3. Juli 1879 entscheidend geschlagen und 30. Aug. gefangen genommen.

So groß alle diese äußeren Erfolge Beaconsfields waren, so kostspielig waren sie für G.; und diese Kosten waren um so schwerer zu tragen, als Ackerbau, Handel und Industrie unter den Folgen einer allgemeinen Wirtschaftskrise litten. Dies und die Fortdauer der Erregung in Irland, wo die Home-rule-Partei, jetzt unter Führung Parnells, eine Landliga schloß, die eine völlige Umwälzung der Besitzverhältnisse forderte, deenflüßte in überraschender Weise das Ergebnis der Neuwahlen, die Beaconsfield anordnete, nachdem er 24. März 1880 das Unterhaus aufgelöst hatte. Die Liberalen gewannen über 350 Sitze, die Konservativen nur etwa 230, so daß Beaconsfield 19. April juristisch und Gladstone zum Premierminister ernannt wurde.

Gladstones Reformgesetz (1880–85).

Das neue Gladstone'sche Ministerium, das aus allen Schattierungen der Liberalen zusammengesetzt war, beilegte, die auswärtigen Verwicklungen zu lösen, die es als Erbschaft von der vorigen Regierung übernommen hatte. In Afghanistan wurde ein bisheriger Schlingel Aufstand, Abdur Rahman, als Emir anerkannt und gegen einen andern Prätendenten, Eijub Khan, durch die englischen Truppen unter General Roberts geschloß (im September 1880). Die Annexion Transvaals wollte Gladstone aufrechterhalten, mußte aber, als die Buren sich dagegen erhoben, nach den Niederlagen bei Laings Nek und bei Majubasill (28. Jan. u. 27. Febr. 1881) einen Frieden schließen (23. März) und sich mit der Souveränität über Transvaal begnügen. Der zugleich selbstsüchtige und ängstliche Charakter der Gladstone'schen Politik trat besonders deutlich in Ägypten hervor. Als sich hier 1882 eine Nationalpartei unter Arabi Pascha gegen den schwachen Scheib Tewfik erhob, der 1879 auf den abgesetzten Ismael Pascha gefolgt war und ganz unter dem Einfluß der Fremden, besonders der Engländer und Franzosen, stand, schritt G., da Frankreich sich nicht beteiligen wollte, allein ein, ließ 11. Juli Alexandria bombardieren und besetzen und nach einem kurzen Feldzug das Heer Arabis 13. Sept. bei Tel el Kebir auseinanderpressen. Die Engländer hielten darauf Ägypten mit 12,000 Mann besetzt und die Regierung des Scheib unter strenger Vormundschaft. Dagegen gaben sie den ägyptischen Sultan dem daselbst ausgebrochenen Aufstand des Mahdi preis und ließen auch General Gordon (s. d. 3.) in Omdurman im Stiche.

Sein Hauptaugenmerk richtete Gladstone auf die Beruhigung Irlands, wo die öffentliche Sicherheit durch Zusammenrottungen, Straßenunruhen, agrarische Verbrechen und durch ein von der Landliga rücksichtslos ausgeübtes Einschüchterungs- und Kattungssystem (s. Boycott) in einzelnen Teilen des Landes völlig zerrüttet war. Um diesen Zuständen ein Ende zu machen, setzte die Regierung nach langer Obstruktion der irischen Deputierten 21. März 1881 zwei Ausnahme Gesetze für Irland durch, deren eins den Besitz von Feuerwaffen verbot, das andre den Bischof ermächtigte, eine Art von Belagerungszustand zu verhängen und ohne gerichtliches Verfahren Verhaftungen vorzunehmen. Darauf ward von Glad-

stone eine neue irische Landbill eingebracht, die den Pächtern erhebliche Zugeständnisse machte, aber trotzdem von der irischen Landliga 16. Sept. für durchaus ungenügend erklärt wurde, da die Abschaffung der Pachtzins allein die Iren zufriedenstellen könne. Darauf ließ die Regierung zahlreiche Führer der Landliga, auch Parnell, verhaften und verbot die Liga und ihre Versammlungen. Aber die verhafteten Führer der Liga hatten die Parole ausgegeben, bis zur Aufhebung der Zwangsmaßregeln überhaupt keinen Pachtzins mehr zu zahlen (No rent-Manifesto), und dieser Befehl fand entweder freiwilligen oder durch die Schreckenstaten der »Kondschinbanden« erzwungenen Gehorsam.

Angesichts der Erfolglosigkeit der Zwangsmaßregeln und der Fortdauer der Gesetzlosigkeit in Irland knüpfte der Minister Chamberlain mit den verhafteten Führern der Iren Verhandlungen an, die im Mai 1882 zu einer Verständigung (Vertrag von Kilmainham) führten. Parnell und seine Freunde versprachen für die Herstellung der gesetzlichen Ordnung zu wirken, wenn sie freigelassen und neue agrarische Reformmaßregeln ergriffen würden. Ihre Freilassung reizte aber die unverföhnlichen Elemente der irischen Partei zu einer blutigen Gewalttat, um eine Versöhnung unmöglich zu machen, nämlich zur Ermordung des neuen Oberstretärs für Irland, Lord Cavendish, und seines Unterstaatssekretärs Burke in Dublin 7. Mai 1882. Die Regierung legte nun dem Parlament eine neue irische Zwangsbill, gleichzeitig aber auch eine Bill vor, welche die allmähliche Tilgung der Pachtzinslasten mit Hilfe von Beiträgen des Staates und von Opfern der Grundherren herbeiführen sollte. Beide Gesetze wurden angenommen. Um nun aber seine irische Reformpolitik sicherer fortsetzen zu können, hielt Gladstone eine Verstärkung der entschiedenen liberalen Elemente im Parlament für notwendig, da viele seiner ehemaligen Anhänger ihn verlassen hatten. Um dies herbeizuführen, legte er 29. Febr. 1884 dem Unterhaus eine neue Reformbill vor, die das durch das Wahlgesetz von 1867 für die Städte eingeführte Stimmrecht für alle Haushaltungsvorstände u. Chamberlain auf die ländlichen Wahlbezirke ausdehnte, unter gewissen Bedingungen auch den wüstenhaften Dienstboten das Stimmrecht verlieh und so die Zahl der Wähler um 2,5 Mill. vermehrte. Das Oberhaus machte seine Zustimmung zu diesem Gesetz von dem Zugeständnis einer neuen Einteilung der Wahlbezirke abhängig, durch welche die Zahl der Abgeordneten auf 670 vermehrt wurde. Darauf genehmigte es die Reformbill 5. Dez. 1884, und die ganze Wahlgesetzgebung kam 23. Juni 1885 zum Abschluß.

Der Kampf um Irland.

Kurz vorher war das Ministerium Gladstone, von einem Teil der liberalen Partei selbst verlassen, 9. Juni 1885 bei einer Budgetdebatte im Unterhaus geschlagen und zum Rücktritt gezwungen worden. Es folgte ein konservatives Kabinett unter Lord Salisbury, das der auswärtigen Politik wieder eine energiereichere Richtung gab, im Herbst 1885 einen Feldzug nach Birma anordnete und nach der Wesgennahme des Königs die Einverleibung Birmas in das indobritische Reich verkündete (1. Jan. 1886). Indessen aber hatte bei den Neuwahlen zum Parlament (im November und Dezember 1885) die Demokratisierung des Wahlrechts ihre Wirkung getan; 251 konservative Abgeordnete standen 333 Liberale und 86 Iren unter Parnell gegenüber, so daß die letzteren die ausschlaggebende Partei im Unterhaus waren. Unter diesen Umständen

den vollzog Gladstone eine verhängnisvolle Wendung seiner Politik. Mit Unterstützung der Iren stützte er 26. Jan. 1886 das Ministerium Salisbury und bildete zum drittenmal ein liberales Kabinett. Um aber der irischen Hilfe auch fernerhin sicher zu sein, ohne die er seinen Plan, die englischen Zustände noch weiter im demokratischen Sinn umzugestalten, nicht ausführen konnte, beschloß er, den Hauptforderungen der Iren nachzugeben. Er legte dem Parlament zwei Gesetzeswürfe vor, deren einer die Errichtung eines irischen Parlaments und eines irischen Ministeriums in Dublin (= *Homerule*) vorschlug, während der andre mit Staatsmitteln die Umwandlung des irischen Großgrundbesitzes in Bauernbesitz unterstützen wollte. Darüber aber kam es zu einer Spaltung der liberalen Partei. Nicht nur die Führer der gemäßigten Liberalen, wie Hartington, Forster, Wolferen, sondern auch ein Teil der Radikalen unter Chamberlain trennten sich von Gladstone und bildeten die Partei der liberalen Unionisten, die sich mit den Konföderativen verband und 7. Juni das *Homerule*-Gesetz zu Fall brachte. Gladstone löste nun das Parlament auf, aber das Land entschied gegen ihn (Juli 1886), und in dem neuen Unterhaus hatten die Konföderativen und liberalen Unionisten die Mehrheit gegen die Gladstonianer und Barnelliten. Daraus trat Gladstone zurück (20. Juli), und Salisbury bildete ein konservatives Ministerium, in das später Gladstone als Schatzkanzler und Vertreter der liberalen Unionisten eintrat (Januar 1887).

Die auswärtige Politik der neuen Regierung war friedlich, aber nicht kraftlos. Die schon früher bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu Italien wurden befestigt und eine Annäherung an Deutschland angedahnt, die auch Kaiser Wilhelm II. begünstigte. Durch eine Reihe von Verträgen mit Frankreich, Deutschland, Italien und Portugal wurden in den Jahren 1887—1891 die ewige Neutralität des Suezkanals festgelegt und die Beziehungen der europäischen Kolonialmächte in Afrika gegen die britischen abgegrenzt; an Deutschland wurde dabei 1. Juli 1890 gegen die Anerkennung des britischen Protektorats über Sanjibar und Bitu die Insel Helgoland abgetreten. In Ägypten hielt G. seine Stellung aufrecht und schlug 3. Aug. 1889 einen Einfall der Dervische des Sudans zurück; die Veruche des Uebeide Abbas Pascha, der durch den Tod seines Vaters Tewfik 7. Jan. 1892 zur Regierung gelangt war, sich von der englischen Verbannung zu befreien, wurden energisch niedergehalten. Endlich trug Lord Salisbury auch für eine namhafte Verstärkung der britischen Wehrkraft Sorge. Im Mai 1889 wurde eine über sieben Jahre zu verleiende Vermehrung der Flotte um 70 Kriegsschiffe, darunter 10 Panzer, weiter eine sofortige Verstärkung der Flottenmannschaft um 3000 und der Landarmee um 2600 Mann, endlich die Einführung des Ragangewehrs beschlossen.

Die bedeutenden Ausgaben hierfür zu bewilligen, ermöglichte G. die ausgezeichnete Finanzwirtschaft des Schatzkanzlers Wolferen, der durch eine Hinzurechnung der Staatschuld (von 3 auf 2½ Proz.) erhebliche Ersparnisse erzielt hatte. Auch im übrigen war die innere Politik der Regierung keineswegs untrübsam; durch das Bündnis mit den liberalen Unionisten war sie gezwungen, auf dem Wege der Reformgesetzgebung vorzuschreiten. Durch ein Gesetz vom Jahre 1888 wurde die Provinzialverwaltung völlig umgestaltet; ganz England (und ähnlich 1889 auch Schottland) wurde in 122 neue Grafschaften eingeteilt und deren Verwaltung Grafschaftsräten übertragen, die aus allgemeinen Wahlen hervorgehen sollten, ein höchst be-

deutsamer Schritt zu weiterer Demokratisierung der englischen Zustände. Auch für das öffentliche Unterrichtswesen ward Sorge getragen. Nachdem bereits 1870 staatliche Schulbehörden eingerichtet waren und 1876 der Besuch der Volksschulen obligatorisch geworden war, ward durch ein am 1. Sept. 1891 in Kraft getretenes Gesetz die Unentgeltlichkeit des Unterrichts an zwei Dritteln aller Volksschulen eingeführt, an einem letzten Drittel das Schulgeld bedeutend ermäßigt. Zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes wurde 1889 ein Forstbauministerium errichtet und 1892 die Erwerbung kleiner Landgüter durch Pächter auch in England erleichtert.

In Irland bestritt die Regierung, mit starker Hand die Ordnung aufrecht zu erhalten; zu diesem Behuf ließ sie sich durch ein Gesetz vom Juli 1887 neue Vollmachten, insbes. zur Erlegung der Geschworenen durch Ausnahmegerichte in gewissen Grafschaften Irlands, erteilen. Aber auch hier ward daneben auf die allmähliche Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse Bedacht genommen. Diefem Zwecke dienten eine Landbill von 1887 und ein noch umfassenderes Gesetz vom 1891, das zur Erleichterung der Parzellierung des irischen Großgrundbesitzes Staatsmittel in bedeutendem Umfang zur Verfügung stellte, weiter 1889 Gesetze über den Bau von Secundärbahnen und die Entwässerung des Landes, dann 1891 die Einführung des unentgeltlichen Volksschulunterrichts auch in Irland. Die parlamentarische Behandlung dieser Gesetze war dadurch wesentlich erleichtert worden, daß die Aktionsfähigkeit der irischen Partei im Unterhaus erheblich geschwächt war. Zwar hatten sich ihre Führer von den Anklagen, welche die *Times* auf Grund angeblicher Briefe Barnells gegen sie wegen Mitschuld an der Ermordung des Kardis Cavendish und des Unterstaatssekretärs Burke erhoben hatten, vor einer im August 1888 eingeleiteten richterlichen Kommission, deren Verhandlungen sich bis zum Februar 1890 hinzogen, gereinigt, indem sich ergab, daß jene Briefe gefälscht und daß auch andere von der *Times* gegen sie vorgebrachte Bekehrdungen wegen unmittelbarer Beteiligung an den Verbrechen der Fenier nicht aufrecht zu erhalten waren. Aber schon im Dezember 1890 führte ein skandalöser Ehebruchprozeß, in dem Barnell für schuldig erklärt war, und wegen dessen Gladstone seine Verbindung mit ihm abgedrohen hatte, zur Spaltung der Partei, deren Mehrheit Barnell die Führerschaft entzog. Der Gegenfatz zwischen Barnelliten und Antiparnelliten (unter Mac Carthy) wurde sehr heftig; er erhielt sich auch, als nach dem Tode Barnells 6. Okt. 1891 die Führung seines Stützpunkts der Partei auf Redmond überging; erst nach neun Jahren, im Januar 1900, kam es zur Wiedervereinigung der beiden Fraktionen unter Redmonds Leitung.

Inzwischen hatte die Regierung, auf ihre bisherigen Erfolge bauend, 28. Juni 1892 das Unterhaus aufgelöst, obwohl dessen Mandat nach bis 1893 gereicht haben würde. Die Neuwahlen brachten eine ähnliche Überraschung wie diejenigen von 1880. Die lange Herrschaft einer Partei hatte jetzt wie damals zahlreiche Widervernünftigkeiten geschaffen, und die Stimmung aller derer, die mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden waren, ward von der frustrierenden Demagogie Gladstones und seiner Anhänger geküßt ausgeht. So geschah es, daß Gladstone zusammen mit den Iren die Mehrheit im Parlament gewann; aus den Wahlen gingen 275 Gladstonianer, 81 Iren, 288 Konservativen und 46 liberale Unionisten hervor. Daraus trat das Ministerium Salisbury zurück; und

15. Aug. 1892 übernahm Gladstone zum viertenmal im Alter von 84 Jahren die Bildung eines Ministeriums, dessen hervorragendste Mitglieder Lord Rosebery (Auswärtiges), Lord Kimberley (Indien), Harcourt (Finanzen) und Morley (Irland) waren.

Da die neue Regierung ohne die Gefolgschaft der irischen Abgeordneten die Majorität im Unterhaus nicht besaß, mußte ihre Politik vor allem auf deren Befriedigung gerichtet sein. Schon Mitte September 1892 wurde daher die irische Verbrecherrate aufgehoben, und 13. Febr. 1893 brachte Gladstone eine neue Home-rulebill im Unterhaus ein. Diese bestimmte, daß in Dublin ein aus zwei Häusern bestehendes irisches Parlament und ein irisches Ministerium errichtet werden sollten; durch diese, denen aber die Leitung der militärischen, Marine- und auswärtigen Angelegenheiten entzogen blieb, sollte mit wenigen Beschränkungen die Regierung Irlands selbständig geführt werden. Die Bill wurde nach den heftigsten Kämpfen 1. Sept. vom Unterhaus in dritter Lesung angenommen, im Oberhaus aber schon 9. Sept. mit überwältigender Mehrheit verworfen. Die Lords hatten durch diesen Beschluß die Auflösung des Parlaments herbeiführen wollen; aber Gladstone wollte sich dazu nicht entschließen, ehe er nicht durch weitere Reformmaßregeln einen Wohlgefall der Liberalen vorbereitet hätte. So wurde das Parlament schon im Herbst wieder zusammenberufen, und diese Tagung dauerte mit kurzer Unterbrechung im Frühjahr bis Ende August 1894. Gladstone selbst ward durch ein schweres Augenleiden genötigt, 3. März 1894 seine Entlassung zu nehmen; an seine Stelle trat als Premier Lord Rosebery, dem im Auswärtigen Amt Lord Kimberley folgte. Dieser Wechsel in der Leitung der Regierung schwächte deren Stellung; die Parteilisten traten zu ihr in vielfachen Gegensatz, und von dem umfangreichen Reformprogramm des Ministeriums kamen nur wenige Maßregeln, wie die Einführung von Kirchspielrechten, eine Ausdehnung der mit dem Gesetz über die Grafschaftsräte begonnenen Reform der innern Verwaltung auf die Landgemeinden, zustande; die meisten übrigen wurden von den Lords abgelehnt, die den Drohungen, durch eine Verfassungsänderung die Abschaffung oder die Einschränkung der Befugnisse des Oberhauses herbeizuführen, mit kühler Ruhe gegenüberstanden.

Das Ansehen der Regierung wurde auch durch ihre schwächliche auswärtige Politik vermindert. Nur in Ägypten hielt sie die englische Stellung energisch aufrecht. In Hinterasien ließ sie die Vergewaltigung Siam's durch Frankreich im Sommer 1893 ruhig geschehen; einen Vertrag mit dem Siamstaat über die Regelung der Grenzen gab sie im Mai 1894 an den Teufel auf, die von Deutschland angefochten wurden. Ihr Verzicht, bei Ausbruch des japanisch-chinesischen Krieges die Großmacht und die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinen, scheiterte völlig; und nach dem Frieden von Shimonoseki konnte sie nicht verhindern, daß Rußland, Frankreich und Deutschland 23. April 1895 durch einen gemeinsamen Schritt das mit G. befreundete Japan zum Verzicht auf die Abtretung der Halbinsel Liaotung zwangen. So geschah es, daß das Ministerium Rosebery in der am 5. Febr. eröffneten Parlamentsession von 1895, in der es die Home-rulebill zu erneuern nicht wagte, sondern nur Reformgesetze von geringerer Bedeutung vorlegte, noch vor der Erledigung dieser Entwürfe eine Niederlage erlitt. Bei Gelegenheit der Beratung über eine von der Re-

gierung vorgeschlagene Änderung in der Oberleitung des Heeres wurde ein von Brodrick beantragtes Fideleumvotum gegen den Kriegsminister zur Überwindung der Opposition selbst mit 132 gegen 125 Stimmen angenommen. Infolgedessen reichte Lord Rosebery 22. Juni seine Entlassung ein, und Lord Salisbury bildete ein neues, sein drittes Ministerium, an dem auch die liberalen Unionisten, besonders auf Veranlassung Chamberlains, sich entschlossen, teilzunehmen. Von den Führern der Konservativen traten unter andern Arthur Balfour als erster Lord des Schatzes, Hids-Beach als Schatzkanzler, Lord Lansdowne als Kriegsminister, von den liberalen Unionisten der Herzog von Devonshire als Präsident des Geheimen Rates, Chamberlain als Kolonialminister, Goschen als erster Lord der Admiralität in das Kabinett ein. Das Parlament wurde 8. Juli aufgelöst; bei den Neuwahlen erforderten die vereinigten Konservativen und liberalen Unionisten einen glänzenden Sieg; ihre Mehrheit über Gladstonianer und Freer betrug 152 Stimmen.

Die neue Regierung trat nach außen hin energischer auf als ihre Vorgängerin. Sie hielt in dem indisch-afghanischen Grenzgebiet den Gebirgsstaat Ischitrat, den die Briten im Frühjahr 1895 besetzt hatten, den aber Lord Rosebery wieder hatte räumen wollen, fest und machte ihn tatsächlich zu einem Teil des indischen Reiches. In Afrika unternahm sie einen Krieg gegen die Ashanti, deren König die Abstellung der Menschenopfer, die Anerkennung der britischen Souveränität und die Aufnahme eines britischen Kommissars in seiner Hauptstadt abgelehnt hatte; General Scott rückte im Januar 1896 von der Goldküste aus in das Ashanti-land ein, besetzte ohne Widerstand Kumassie und führte den König als Gefangenen ab, worauf das Reich der Goldküstenkolonie einverleibt wurde. Enkerrere Verteidigungen bereiteten sich in Südafrika vor. Hier begannen gegen Ende des Jahres 1895 die Vorbereitungen zu einer von dem Premierminister der Kapkolonie, Cecil Rhodes, begünstigten Verschwörung, die unter dem Vorwand, der Bebrückung der englischen Ansiedler in der Südafrikanischen Republik (Transvaal) durch die Regierung der Buren ein Ende zu machen, in Wirklichkeit darauf ausging, im Interesse der englischen Minenbesitzer und der von dem Kolonialminister Chamberlain begünstigten Südafrikanischen Kompanie die Transvaalrepublik der englischen Herrschaft zu unterwerfen. Hier aber erlitt die englische Paktstadt eine entschiedene Niederlage. Der am 31. Dez. mit einem Haufen Bewaffneter in das Gebiet der Republik eingestiegene Jameison wurde 1. Jan. 1896 bei Krügersdorp von den Buren geschlagen und am folgenden Tage bei Doornkop gefangen genommen; Cecil Rhodes mußte infolgedessen sein Amt niederlegen. Chamberlain erwirkte nun zwar die Auslieferung der Gefangenen, deren Führer in England zu leichten Strafen verurteilt wurden, und die Begnadigung der in die Verschwörung verwickelten Einwohner von Johannesburg, und fuhr auch fort, in drohenden Worten Reformen in der Verfassung des Landes von den Buren zu fordern. Aber der Hauptzweck des Jameison'schen Unternehmens war vereitelt; die Regierungen von Transvaal und der Transjerepublik schlossen 1897 ein enges Bündnis gegen neue Eroberungspläne und begannen, da sie den Krieg mit England für unvermeidlich hielten, nachdrückliche Klärungen. Zugleich führte diese Angelegenheit infolge eines von dem deutschen Kaiser nach der Niederlage Jameisons an den Präsi-

denen Krüger gerichteten Glückwunschtelegrammen eine ernste Bestimmung zwischen G. und Deutschland herbei. Etwa gleichzeitig hatte die englische Regierung auch in einer andern Verwicklung, in die sie in Amerika geriet, eine Niederlage erlitten. Hier war im Januar 1895 ein Streit mit der Republik Venezuela wegen der Abgrenzung zwischen deren Gebiet und dem der Kolonie Britisch-Guayana entstanden, in den sich die Vereinigten Staaten aus Grund der Monroe doktrin einmischten. Als England diese Einmischung ablehnte, richtete der Präsident Cleveland 17. Dez. 1895 eine kriegerisch klingende Botschaft an den Kongress, in der er erklärte, daß, wenn die streitenden Parteien sich nicht zu einigen verständen, die Vereinigten Staaten durch eine von ihnen zu ernennende Kommission die Grenzregulierung in Angriff nehmen müßten. Die Verhandlungen zogen sich monatelang hin; schließlich mußte England 9. Nov. 1896 doch in die Niederlegung des von ihm anfangs entschoben abgelehnten Schiedsgerichts einwilligen.

Währenddessen bereite die innere Politik der Regierung wenig Schwierigkeiten. Ihre große und zuverlässige Majorität im Unterhaus ermöglichte ihr in der vom 11. Febr. bis 14. Aug. 1896 währenden Tagung des Parlaments, die laufenden Geschäfte leicht und sicher zu erledigen. Nur die am 31. März von Sir John Wors eingetragene Unterrichtsbiß, die den meist von kirchlichen Behörden geleiteten freien Volksschulen (voluntary schools) einen erheblichen Staatszuschuß zubilligte und, indem sie damit eine wesentliche Veränderung in der Organisation der Schulaufsicht verband, die geistliche Weiterentwicklung der konfessionslosen Gemeindefschulen (board-schools) zu gefördert schien, stieß auf so heftigen Widerstand, daß sie 22. Juni zurückgezogen werden mußte. Dagegen wurde das von der Regierung eingebrachte irische Landgesetz, das weitere Erleichterungen für die Umwandlung des Pachtverhältnisses in ein Eigentumsverhältnis einführte, 29. Juli im Unterhaus und 14. Aug. auch im Oberhaus angenommen. Auch in den Sessionen von 1897 (19. Jan. bis 6. Aug.) und 1898 (8. Febr. bis 12. Aug.) lagen die Verhältnisse ähnlich.

Im J. 1897 ward das 60jährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria (30. Juni) mit unerhörtem Glanze gefeiert, auch das neue Schulgesetz, das sich diesmal auf die Erhöhung des Staatsbeitrages zu den Volksschulen beschränkte, glatt angenommen. 1898 bezog sich die wichtigste gesetzgebende Maßregel auf Irland. Da die Partei der irischen Nationalisten im Parlament mehr und mehr isoliert war und bei ihrer Forderung von Home rule nicht einmal mehr von der ganzen liberalen Opposition unterstützt wurde, da auch die Zustände auf der Insel sich wenigstens scheinbar gebessert hatten und ernste Störungen der öffentlichen Ruhe immer seltener geworden waren, so glaubte die Regierung die Ausdehnung des in den letzten Jahren in England und Schottland durchgeführten Systems der lokalen Selbstverwaltung auf Irland wagen zu dürfen. Durch eine Bill, die am 12. Aug. 1898 Gesetzeskraft erhielt, wurden auch für Irland Grafschafts- und Distriktsräte geschaffen, die, als allgemeinen Wahls hervorgehend, mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet wurden, für die indessen mit Rücksicht auf die besondern Verhältnisse des Landes, den Geistlichen aller Konfessionen die Wählbarkeit verweigert ward.

Inzwischen hatte G. auch in Nordafrika die neue energische Richtung seiner auswärtigen Politik zum Ausdruck gebracht. Im Frühjahr 1896 beschloß die Regierung eine Angriffsbewegung gegen die Raub-

staaten, um die ehemals ägyptischen Süddprovinzen zurückzuerobern. Ungeachtet der Schwierigkeiten, die Frankreich und Rußland G. bereiteten, indem sie gegen die Bestreitung eines Teiles der Kosten des Feldzuges aus den Mitteln der ägyptischen Schuldentilgungskasse Protest erhoben, ward das Unternehmen ins Werk gesetzt. Im Juni schlug General Kitchener (f. d.) die Verwilderung der Nubien, im Herbst besetzte er Dongola. Im Mai 1897 wurde ein Vertrag mit Abessinien geschlossen, in dem die Grenzen zwischen diesem Reich und den britischen Besitzungen geregelt, den Engländern Handelsvorrechte gewährt und das Versprechen gegeben wurde, daß der Negus die Anhänger des Raub als Feinde behandeln würde. Im Sommer wurden darauf die Ufer des Nils an den wichtigsten Punkten von Dongola bis Berber mit Garisonen besetzt, und im Dezember übergaben die Italiener das bisher von ihnen besetzt gehaltene Kassala den ägyptischen Truppen. Zu noch größeren Erfolgen führte der Feldzug von 1898. Kitchener brachte 8. April beim Nachfolger des Raub, dem Kalifen Abdullahi, eine schwere Niederlage bei und vernichtete sein Heer vollständig in der Entscheidungsschlacht bei Omdurman, der gegenüber vom Chartum belagerten Hauptstadt des Kalifen (2. Sept.), worauf auch Chartum von den anglo-ägyptischen Truppen besetzt wurde. Als dann der Kalif in Kordofan und Dar Fur wieder Anhänger gesammelt hatte, an deren Spitze er 1899 gegen Chartum vordrang, wurde er 24. Nov. 1899 durch ein ägyptisches Korps unter Oberst Wingate bei Om Debrifat südlich von Dschida abermals geschlagen; er selbst fiel, und mit der Gefangennahme Osman Digma im Januar 1900 war die Wiedereroberung und der friedliche Besitz des Sudans für das von G. beherrschte Ägypten gesichert.

Diese kraftvolle Entfaltung der britischen Macht in Nordafrika erregte vor allem die Eifersucht Frankreichs. Schon 1895 war davon die Rede gewesen, daß auch die Franzosen beabsichtigten, sich im östlichen Sudan festzusetzen, wogegen England ernsten Einspruch erhoben hatte. Dessenungeachtet war 1897 aus dem französischen Kongogebiet eine Expedition unter dem Major Marchand abgeschickt worden, die ins Nilgebiet vordrang und Fashoda am Weissen Nil besetzte. Auf die Kunde hiervon begab sich Kitchener im September 1898 selbst nach Fashoda und ließ auch seinerseits eine Besatzung dorthin zurück. Die Angelegenheit drohte einen Konflikt mit Frankreich herbeizuführen; aber bei der unabweislichen Überlegenheit Englands zur See wollte die französische Regierung es um eines so geringfügigen Anlasses willen nicht zum Kriege kommen lassen, und im Dezember 1898 zogen die Franzosen ab. Ebenso energisch traten die Engländer im Februar 1899 einem Versuch Frankreichs entgegen, sich am Persischen Meerbusen im Sultanat Oman festzusetzen; durch die Drohung mit einem Bombardement seiner Hauptstadt Maskat wurde der Sultan gezwungen, einen mit Frankreich geschlossenen Vertrag wegen Überlassung einer Kolonisation und eines Hafensplatzes rückgängig zu machen. Frankreich nahm auch diese neue diplomatische Niederlage hin und mußte sich damit begnügen, die nordafrikanischen Angelegenheiten durch ein leidliches Abkommen mit G. zu regeln. Es verzichtete durch einen Vertrag vom 21. März 1899 auf das Nihal, Dar Fur und Kordofan, wogegen G. anerkannte, daß das Hinterland von Algerien, Tunis, Tripolis und Marokko, dem französischen Einfluß unterliege; die beiderseitigen Reichthümer wurden durch eine Linie vom Wendekreise des Krebses die Libysche

Büste entlang bis zum 15. Breitengrad abgegrenzt. Daß aber auch nach diesem Vertrag in Frankreich eine überaus gereizte Stimmung gegen England zurückblieb, versteht sich von selbst.

Je mehr G. so in Europa isoliert war, desto nachdrücklicher bestrebt sich seine Regierung, die eigene Kraft zu stärken und zu erweitern. Insbesondere suchte der Kolonialminister Chamberlain, der mehr und mehr neben Lord Salisbury als die leitende Persönlichkeit innerhalb des Ministeriums hervortrat und der anerkannte Führer der sogenannten imperialistischen Richtung in G. war, einen engeren Zusammenschluß zwischen dem Mutterland und den Kolonien herbeizuführen. Im Juni 1897 trat zu diesem Behuf eine Konferenz der Premierminister derjenigen Kolonien, die eine parlamentarische Verfassung besaßen, unter Chamberlains Vorsitz in London zusammen, die freilich zunächst nur auf dem Gebiete der Handelspolitik Beschlüsse faßte, deren regelmäßige Wiederkehr aber in Aussicht genommen wurde. Mit diesen Bestrebungen hing es auch zusammen, daß die Reichsregierung den seit längerer Zeit erörterten Plan eines föderativen Zusammenschlusses der australischen Kolonien aufs eifrigste förderte; doch kamen die Verhandlungen darüber erst drei Jahre später zum Abschluß. Durch ein Gesetz vom 1. Juli 1900 wurde die Verfassung des »Commonwealth of Australia«, dem sich mit Ausnahme von Neuseeland alle australischen Kolonien anschlossen, sanktioniert; der neue Bundesstaat erhielt unter britischer Oberhoheit ein Bundesparlament und eine eigene Exekutive, und er erwies sich in den Verwicklungen der nächsten Jahre als eine wertvolle Stütze der imperialistischen Politik.

Vor allen Dingen aber war diese doch auf die Hilfsquellen des Mutterlandes angewiesen, und die Regierung unterließ es nicht, diese aufs nachdrücklichste zu einer Vermehrung der Beherrschung des Reiches auszunutzen. Von 1897 bis Anfang 1899 wurde die Vermehrung des Landheeres um 32,000 Mann beschloffen; zugleich wurden durch Erhöhung der Löhnung, Gewährung von Dienstprämien u. Maßregeln getroffen, welche die Rekrutierung erleichtern sollten. Bedeutender war noch, was für die Flotte geschah; nachdem schon seit 1889 eine erhebliche Vermehrung des Schiffsbestandes erfolgt war, wurden 1894 bis Anfang 1899 die Mittel für den Bau von 23 Linien Schiffen, 40 Kreuzern und mehr als 100 kleineren Kriegsfahrzeugen vom Parlament bewilligt.

Doch noch ungleich erheblichere Anforderungen an die Finanzkraft des Landes machte die imperialistische Politik in den nächsten Jahren notwendig, in denen G. in den schwersten Krieg verwickelt wurde, den es seit der Mitte des 19. Jahrh. zu bestehen gehabt hat.

Die Beziehungen Großbritanniens zu der Südafrikanischen Republik waren seit 1897 immer unfreundlicher geworden. Es handelte sich dabei einmal um die Auslegung des Londoner Vertrags vom 27. Febr. 1884, in dem der Regierung von G. nur ein Einspruchsrecht gegen die von der Republik abzuschließenden auswärtigen Verträge vorbehalten war, aus dem man aber in England die Fortdauer der durch einen früheren Vertrag von 1881 anerkannten allgemeinen Suzeränität über die Republik ableitete. Sobald aber beanspruchte G. auf Grund dieser Suzeränität das Recht, sich der zahlreichen Fremden (»Witlanders«) anzunehmen, die sich größtenteils aus G. eingewandert, infolge der glänzenden Entwicklung der Mineralindustrie auf dem Boden der Republik niedergelassen hatten; die Regierung

der letzteren wollte ihnen volle politische Gleichberechtigung mit den Bürgern um so weniger gewähren, als sie befürchteten, daß diese britischen Einwanderer, die ihr heimisches Bürgerrecht neben dem südafrikanischen beizubehalten gewillt waren, bald die holländische Bevölkerung der Republik majorisieren und deren staatlicher Selbständigkeit ein Ende bereiten würden. Um einen Ausgleich herbeizuführen, fanden im Juni 1899 zwischen dem Präsidenten Krüger und dem Oberkommissar des Kaplandes Sir A. Milner (s. d.) Verhandlungen in Bloemfontein statt; aber die Zugeständnisse, die Krüger zu machen sich bereit erklärte, wurden von der englischen Regierung ebenso zurückgewiesen wie das Anerbieten Krügers, die streitigen Fragen schiedsgerichtlicher Entscheidung zu unterbreiten; und immer dröbender wurde die Sprache, die G. den Buren gegenüber führte. Im Unterhaus, dessen Tagung im übrigen ruhig verlaufen war, erklärte Chamberlain in der letzten Sitzung am 9. Aug., daß die Vorherrschaft Englands in Südafrika durch das Verhalten Transvaals bedroht sei, das die Abstellung von Bewehrungen verweigere und gemäßigte Wünsche der südafrikanischen Macht unberücksichtigt lasse; dieser Zustand könne nicht länger geduldet werden. Da nun auch britische Truppenansammlungen in der Kapkolonie und in Natal stattfanden, hielten die Buren einen Krieg für unvermeidlich; und als Chamberlain 25. Sept. erklärt hatte, daß G. demnächst die Bedingungen tun werde, unter denen es bereit sei, sich mit den Buren friedlich zu verständigen, beschloffen die beiden Republiken, die Forderung der britischen Rüstungen nicht abzuwarten, sondern ihrerseits den Kampf zu eröffnen. Am 9. Okt. ließ Krüger dem britischen Agenten in Pretoria ein Ultimatum zustellen, in dem er schiedsgerichtliche Entscheidung aller Streitfragen und Einstellung der Rüstungen verlangte; als dies unbeantwortet blieb, begann 11. Okt. der südafrikanische Krieg, an dem der Oranje-Freistaat als Bundesgenosse der Transvaalrepublik teilnahm.

Der Krieg, für den das am 19. Okt. zu einer außerordentlichen Session einberufene Parlament zunächst 10 Mill. Pfd. Sterl. bewilligte, verlief anfangs für England über Erwarten unglücklich. Die Buren überschritten 12. Okt. die britischen Grenzen; im Westen schlossen sie Masering (in Britisch-Betschuanaland) und Kimberley (in Westsüdafrika) ein; im Osten drangen sie in Natal vor, erlitten zwar 20. und 21. Okt. eine Schlappe bei Dundee und Elandsbaag, brachten dann aber 30. Okt. dem General Buller eine schwere Niederlage bei Robberspoint bei und zwangen ihn, sich nach Ladysmith zurückzuziehen, wo er auch eingeschlossen wurde. Endlich drangen die Freistaaten auch in den Norden der Kapkolonie ein, auf die Erhebung der holländischen Kolonisten hoffend. Die Entsatzversuche, die von englischer Seite in den nächsten Monaten unternommen wurden, schlugen fehl. Im Westen wurde Lord Methuen 11. Dez. bei Magersfontein, in der Kapkolonie 10. Dez. General Buller bei Stormberg geschlagen, und eine dritte Niederlage erlitt der Obergeneral Sir Redvers Buller, der in Natal persönlich das Kommando übernahm, 15. Dez. bei Colenso. Infolgedessen wurden in G. neue Truppenentsendungen beschloffen, und es gereichte der imperialistischen Partei zu besonderer Genugung, daß auch die australischen und kanadischen Kolonien jetzt wie im weiteren Verlaufe des Krieges Truppenteile nach Südafrika schickten. In England selbst wurden die Reserven, die Milizen und die Yeomanry einberufen, und das am 30. Jan.

1900 einderufene Parlament bewilligte 16. Febr. einen Nachtragkredit von 13 Mill. Pfd. Sterl. und genehmigte 16. März die Erhöhung des Armeebudgets für 1900/01 um 41 Mill. Pfd. Sterl. gegen das Vorjahr; der Mannschaftsbestand wurde auf 430,000 Mann gegen 185,000 im Vorjahr veranschlagt. Inzwischen war der Feldmarschall Lord Roberts nach im Dezember 1899 an Stelle Bullers zum Oberbefehlshaber in Südafrika ernannt und Lord Kitchener ihm als Generalfeldmarschall beigegeben worden; 10. Jan. 1900 trafen beide in Kapstadt ein. In Natal behielt zunächst Buller das Kommando, dessen erneute Versuche, durch Frontangriffe auf die Stellungen der Buren diese zum Rückzug von Ladysmith zu zwingen, in den Kämpfen von Spionkop (21.—24. Jan.) und bei Baalfanz (4.—8. Febr.) neue verlustreiche Niederlagen der Engländer herbeiführten. Indessen verstanden es weder General Joubert, der im Osten, noch General Cronje, der im Westen die Buren befehligte, die errungenen Erfolge schnell und energisch auszunutzen; und nun griff Roberts in sorgfältig vorbereiteten Operationen selbst in den Kampf ein. Am 10. Febr. traf er im Lager Lord Methuens am Modderriver ein, am 12. trat er den Barmarais an, um die Stellung Cronjes zu umgehen, am 16. entsetzte General Joubert Kimberley, am 19. wurde Cronje, der infolge dessen in östlicher Richtung abgezogen war, bei Paardeberg festgehalten und umzingelt, und 27. Febr. mußte er mit über 4000 Mann die Waffen strecken, worauf auch die Belagerung von Ladysmith aufgehoben und Natal von den Buren geräumt wurde. Der Entschluß von Kaisers verzögerte sich bis zum 27. Mai.

Diese Kämpfe waren für das Schicksal der Burenrepubliken entscheidend, deren politische Selbständigkeit zu beseitigen die Engländer jetzt erst entschlossen waren. Nachdem am 13. März Bloemfontein, die Hauptstadt des Freistaates, von Joubert besetzt war, wurden die Friedensanerbietungen der Buren zurückgewiesen, und ihre Versuche, die amerikanische Union, Deutschland, die Schweiz zur Friedensvermittlung zu bewegen, hatten keinen Erfolg. Biewohl die Buren, als deren Herrführer nach dem Tode Jouberts die Generale Botha, Delarey und De Wet besonders hervortraten, den Widerstand mit Ausbietung aller Kräfte fortsetzten und den an Zahl weit überlegenen Engländern noch manche Niederlagen beibrachten, war deren Vordringen unaufhaltbar. Am 30. Mai wurde Johannesburg, 5. Juni Pretoria von Lord Roberts besetzt. Am 29. Juli kapitulierte Prinsloo mit 4100 Mann bei Fouriesberg, 26. Aug. wurde Olivier mit 1500 Mann bei Eimburg zur Übergabe genötigt. Schon 28. Mai war die Einnahme des Freistaates als Orange-Nieder-Kolonie verkündet worden; 1. Sept. proklamierte Roberts die Annexion der Südafrikanischen Republik als Transvaalkolonie. Die Streitkräfte der Buren waren überall zurückgedrängt worden, sie hatten ihre englischen Gefangenen freilassen müssen, und alles schien vorüber zu sein, als der Präsident Krüger sich drei Tage nach einer Niederlage Bothas bei Leidenburg (8. Sept.) auf portugiesisches Gebiet flüchtete. Hierhin zog sich Ende Sept. auch General Pienaar zurück und wurde entwaffnet. Triumphierend meldete Roberts 19. Sept. nach England, daß von dem Burenheere nichts als einige marodierende Banden übriggeblieben seien.

Wie sehr er sich getäuscht hatte, sollte sich bald zeigen. Inzwischen freilich erregte die Nachrichten in England die größte Begeisterung; und die Regierung

benutzte diesen Augenblick, um durch die Herbeiführung allgemeiner Wahlen die Fortdauer ihrer Herrschaft zu sichern. Am 17. Sept. wurde das Unterhaus aufgelöst; vom 28. Sept. bis Mitte Oktober vollzogen sich die Wahlen, die mit einem vollen Siege der Regierung endigten. Das neue Unterhaus setzte sich zusammen aus 402 (gegen 399 zur Zeit der Auflösung) Anhängern des Ministeriums, aus 186 (gegen 189) Liberalen und 82 irischen Nationalisten, so daß die Regierung über eine Mehrheit von 134 Stimmen verfügte.

Die nächste Folge der Wahlen war eine Umbildung des Ministeriums. Lord Salisbury, dem die Beschwerden des Alters drückend wurden, legte das Ministerium des Auswärtigen nieder und behielt neben dem Präsidium nur die Signatur des Geheimsekretärs. Vier Mitglieder des bisherigen Kabinetts, Lord Grafton, Goschen, Schute Nisley und Chaplin, traten aus. Das Auswärtige Amt übernahm Lord Lansdowne, dessen bisherige Verwaltung des Kriegsministeriums aufs schärfste angegriffen war; er wurde hier durch Fradrich, bisher Unterstaatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten, ersetzt. Das Ministerium des Innern fiel dem bisherigen Präsidenten des Lokalsverwaltungsamtes Ritchie zu, an dessen Stelle Long trat, der wiederum im Präsidium des Ackerbauamtes durch Handury ersetzt wurde. Erster Lord der Admiralität wurde Lord Selborne, der Schwestersohn des Premierministers; Präsident des Handelsamtes wurde G. Balfour, für den Wyndham als Obersekretär von Irland eintrat.

Das neue Parlament trat 3.—15. Dez. zu einer kurzen und unerquicklichen Session zusammen, deren Zweck lediglich die Bewilligung einer neuen Kreditforderung von 16 Mill. Pfd. Sterl. für den südafrikanischen Krieg war. Dem inzwischen hatte sich herausgestellt, daß man die errungenen Vorteile in Afrika doch weit überschätzt hatte, und daß man von der Herstellung des Friedens und der vollständigen Unterwerfung der Burenstaaten noch sehr weit entfernt war. Freilich war die Art der Kriegsführung eine ganz andere geworden. Die Buren ließen es auf große und entscheidende Kämpfe nicht mehr ankommen, sondern zerstreuten sich in kleine Kommandos, die einen höchst hartnäckigen Guerillakrieg gegen die Engländer führten. Mit unheimlicher Geschwindigkeit verbreiteten sich diese Scharen über große Gebiete beider Republiken, griffen bald hier, bald dort die Engländer an, zerstörten Eisenbahnen und Magazine, bedrohten die rückwärtigen Verbindungen der Heine, drangen sogar in die Kapkolonie ein und nötigten Lord Kitchener, den Nachfolger des im Dezember 1900 nach Europa zurückgekehrten Lord Roberts im Oberkommando, immer dringender neue Verstärkungen zu fordern.

Indem so ein bedeutender Teil der englischen Macht durch den afrikanischen Krieg lahmgelegt wurde, die Finanzen des Königreichs erschöpft, Handel und Industrie aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen wurden, kannte G. beim Ausbruch der Wirren in China (s. d. S. 541.), wo es 1898 nach dem Vargang Deutschlands, Russlands und Frankreichs durch Pachterträge mit der chinesischen Regierung den Buren Beihülfe und ein ausgedehntes Gebiet auf dem Festland gegenüber Hongkong erworben hatte, nicht die Kasse spielen, die ihm sonst wohl zugefallen wäre. Bei einem ersten Versuche, die in Feking bedrängten Gesandten zu entsenden, hatten allerdings die Engländer unter Admiral Seymour die Führung gehabt; aber dieser Versuch war vollständig gescheitert, und nur unter schweren Kämpfen hatten Seymours Truppen in der letzten

Woche des Juni 1900 ihren Rückzug nach Tientsin bewerkstelligen können. In den nächsten Monaten trafen dann zwar allmählich nicht unbedeutende dritte Streikräfte in China ein, die sich im August auf etwa 26,000 Mann beliefen; aber der Hauptteil dieser Streikräfte hatte aus Indien herbeigezogen werden müssen, das Mutterland und die Kolonien in Afrika und Australien hatten nur geringe Kontingente dazu stellen können. Wa die Übertragung des Oberbefehls über die europäischen Truppen an den Feldmarschall Grafen Waldersee hatte G. bald inbetrachtend erklärt, und mit Deutschland schloß es 16. Okt. ein Abkommen, durch das sich beide Regierungen verpflichteten, die Wirren in China nicht zur Gewinnung territorialer Vorteile zu benutzen und für den Fall, daß andere Mächte solche erstreben sollten, sich über Maßnahmen zur Sicherung ihrer eignen Interessen in China zu verständigen. Aber als nun die Russen sich in den nördlichen Gebieten Chinas immer mehr festsetzten und allmählich die ganze Mandschurei ihrem Einfluß unterwarfen, wurde von deutscher Seite erklärt, daß das Ostabkommen sich auf diese Provinz nicht beziehe; und die Engländer vernachlässigten es nicht, diese ihnen höchst unliebsame Erweiterung der russischen Reichsphäre in Ostasien zu verhindern.

Im Januar 1901 traten insofern alle Sorgen der auswärtigen Politik gegenüber einem schweren Verlust, der die Nation in der Heimat betroffen hatte, zeitweilig in den Hintergrund. Am 22. Jan. verschied die Königin Viktoria auf ihrem Schloß zu Osborne auf der Insel Wight im 82. Jahr ihres Lebens und im 64. ihrer Regierung. Die Trauer des englischen Volkes, dem die verstorbene Königin als das Krönungsbild einer konstitutionellen Herrscherin gegolten hatte, war tief und allgemein und äußerte sich auf das lebhafteste bei der großartigen Beisetzungsfeier, die zu Anfang des nächsten Monats stattfand. Auf dem Thron folgte ihr ältester Sohn, der bisherige Prinz Albert Edward von Wales, der den Namen Eduard VII. annahm, und mit dem eine neue Dynastie, das Haus Sachsen-Koburg-Gotha, zur Herrschaft über G. gelangte. Das nachmalige Reich unmittelsbar darauf zusammengetretene Parlament huldigte ihm und vertagte sich darauf 26. Jan., um 14. Febr. zur ordentlichen Session sich wieder zu versammeln. Auch diese Tagung, die bis 17. Aug. dauerte, stand, wie die vorige, ganz unter dem beherrschenden Einfluß des südafrikanischen Krieges, dessen Ende noch immer nicht abzusehen war. Zwar waren in den letzten Februartagen die in die Kolonien eingebrungenen Burenkommandos genötigt worden, sich auf die Nordseite des Oranjesflusses zurückzuziehen; aber die Hoffnung der Engländer, endlich Deiwets hoffst auf zu werden, war gezeichnet. Dann hatte Lord Kitchener Friedensverhandlungen mit dem General Louis Botha eröffnet, die zum Abschluß eines kurzen Waffenstillstandes führten, aber 18. März von Botha abgebrochen wurden, weil die Zugeständnisse, zu denen Chamberlain bereit war, dem Burengeneral nicht als ausreichend erschienen. So dauerte der kleine Krieg im Transvaal und in der Oranjerpublik fort und erhöhte immer größere finanzielle Opfer Englands. Nachdem der Krieg, wie der Schatzkanzler Pids-Bench 18. April im Unterhaus erklärte (allerdings einschließlich der Ausgaben für China), bereits die ungeheure Summe von 153 Mill. Pfd. Sterl., d. h. 3 Milliarden und 60 Mill. M., gekostet hatte, wurden für das Finanzjahr 1901/02 die Ausgaben auf 187,600,000 Pfd. Sterl., davon 58,230,000 für

den Krieg, berechnet. Zur Deckung des Defizits wurden eine abermalige Erhöhung der Einkommensteuer, ferner ein Einfuhrzoll für Zucker und ein Ausfuhrzoll für Kohlen, endlich die Aufnahme einer Anleihe von 60 Mill. Pfd. Sterl. beschlossen. Aber auch diese Bewilligung erwies sich noch nicht als ausreichend, da die Kriegsausgaben im Finanzjahr 1901/02 mehr als 63 Mill. Pfd. Sterl. betragen, so daß die Regierung 31. Jan. 1902 einen Nachtragsgesetz von 5 Mill. Pfd. fordern mußte. Endlich wurde für das Rechnungsjahr 1902/03, zufolge des am 19. April 1902 vorgelegten Budgets, abermals eine Anleihe von 32 Mill. Pfd. beschlossen und zugleich mit einer neuen Erhöhung der Einkommensteuer, die jetzt auf 1 Schilling 3 Pence für das Pfund Sterling, d. h. auf 6 1/4 Proz., stieg, ein Einfuhrzoll auf Getreide und Wehl eingeführt. Es ist begreiflich, daß diese unbedeutenden finanziellen Folgen des Krieges lebhafteste Erregung im Lande hervorriefen; der Opposition gaben sie umso mehr Anlaß zu Angriffen auf die Regierung, als die von dieser geforderten neuen Zölle zugleich eine Abkehr von der bisherigen Freihandelspolitik Englands einleiteten schienen.

Erste Bedenken rief es auch hervor, daß die Ergänzung des Heeres immer größere Schwierigkeiten machte. Durch eine von dem neuen Kriegsminister Brodrick 8. März 1901 eingebrachte und 16. Mai vom Unterhaus genehmigte Vorlage wurde zwar eine Reorganisation der Armee beschlossen; das Land wurde in 6 Armeekorpsbezirke eingeteilt, 3 Armeekorps sollten ganz aus Linientruppen, die andern 3 auch aus Bataillonen der Miliz und der Freiwilligen zusammengesetzt werden; ferner sollten 8 neue Garnisonbataillone gebildet, die Stärke der Miliz, der Yeomanry und der Freiwilligen vermehrt und indische Truppen in vermehrtem Umfang zum Ersatz englischer herbeigezogen werden. Aber die Durchführung dieser Beschlüsse setzte voraus, daß die Werbungen für das Heer ausreichenden Erfolg lieferten, und dies war immer noch nicht der Fall. Im März 1902 lag sich deshalb Brodrick genötigt, neue Vorschläge zu diesem Behuf zu machen: eine abermalige und beträchtliche Erhöhung der Löhnung wurde beschlossen; und der Kriegsminister erklärte, daß, wenn auch diese Maßregel nicht den gewünschten Erfolg habe, nichts als der Übergang zum System der Konstriktion übrigbleiben würde.

Daß endlich auch die auswärtige Politik Englands durch den Krieg in Südafrika überall in der energischen Geltendmachung ihrer Interessen behindert wurde, lag auf der Hand. Die öffentliche Meinung stand in ganz Europa und nicht minder in den Vereinigten Staaten Amerikas überwiegend auf der Seite der Buren, deren Selbstkampf für ihre Unabhängigkeit man bewunderte; besonders lebhaft sprach sie sich in Holland, Belgien, Frankreich und Deutschland aus, wo eine Reihe Chamberlains vom 25. Okt. 1901, in der er die englische Kriegsführung mit der deutschen von 1870/71 verglichen hatte, so lebhaft Entrüstung hervorrief, daß sie auch im deutschen Reichstag zum Gegenstand der Erörterung gemacht und von dem Reichstanzler entschieden zurückgewiesen wurde. In seinen Beziehungen zu Amerika mußte G. bei den Verhandlungen über den Bau des Nicaraguakanals wiederum eine Rücksichtigkeit betätigen, zu der es sich unter andern Verhältnissen schwer verstanden hätte. Schon durch einen Vertrag vom 5. Febr. 1900 hatte es, unter Verzicht auf seine Rechte aus einem Abkommen vom Jahre 1850, den Vereinigten Staaten

das alleinige Recht auf die Erbauung und Verwaltung eines zu neutralisierenden interozeanischen Kanals in Zentralamerika zugehoben und sich nur vorbehalten, daß an diesem keine Festungsanlagen errichtet würden; als dann der amerikanische Senat die Annahme des Vertrags von dem Zugeständnis abhängig machte, daß auch für den Fall eines Krieges Nordamerika die alleinige Kontrolle über den Kanal haben solle, verstand sich G. 18. Nov. 1901 zu einem neuen Vertrag, der zwar die Forderung des Senats nicht ausdrücklich erfüllte, jene Klausel aber fallen ließ. Ebenso wenig vermochte G. zu hindern, daß Rußland, wie es in Persien seinen Einfluß immer mehr ausdehnte, so auch die tatsächliche Okkupation der Randspuren fortbauern ließ. Zwar wurde 30. Jan. 1902 ein Vertrag zwischen England und Japan geschlossen, durch den sich beide Mächte verpflichteten, die Unabhängigkeit und territoriale Unversehrtheit von China und Korea aufrecht zu erhalten und, falls eine von ihnen in einen Krieg mit einer Koalition verwickelt würde, einander beizustehen; aber unmittelbare Folgen hatte dieser Vertrag nicht, und Rußland und Frankreich beantworteten ihn mit der Erklärung, daß auch sie bei Verwickelungen in Ostasien gemeinsam eingreifen würden.

Es begreift sich, daß unter diesen Umständen in G. die Sehnsucht nach Frieden immer lebhafter wurde, so sehr man auch entschlossen war, die Einverleibung der Burenrepubliken aufrecht zu erhalten. Insbesondere machte auch der König seinen Einfluß in dieser Richtung im stillen, aber nachdrücklich, geltend. So wurde zwar noch im Januar 1902 ein Vermittlungsvorschlag der niederländischen Regierung von Lord Salisbury abgelehnt, gleichzeitig aber erklärt, daß die Regierung unmittelbare Friedensanerbietungen der Buren zu erwägen bereit sei.

Daß auch bei diesen das Friedensbedürfnis immer dringender hervortrat, kann nicht unübernehmen. Zwar konnten sie sich noch bis in die letzte Zeit mancher glänzenden Einzelerfolge im Felde rühmen: so hatte Dewet 1. Nov. 1901 die Engländer bei Bethel geschlagen und 24. Dez. das Lager des Obersten Fynn bei Tweefontein erlütet, so hatte Delarey im März 1902 einen englischen Zug bei Klecksdorp und bald darauf Lord Methuen mit seiner ganzen Abteilung auf dem Marsche von Vryburg nach Lichtenburg gefangen genommen. Aber die Burenführer durften sich nicht verhehlen, daß die Entscheidung des Krieges zu ihren Ungunsten dadurch zwar verzögert, aber nicht verhindert werden konnte. Für die Verluste, die sie erlitten, gab es keinen ausreichenden Ersatz. Die Gefangenen, die sie machten, mußten sie wieder freilassen, da sie sie nicht verpflegen konnten. Tausende ihrer eignen Mitbürger aber schmachteten in Ceylon, St. Helena, den Bermuda-Inseln in britischer Gefangenschaft. Ihre Farmen waren verbrannt, ihr Land verwüstet. Ihre Weiber und Kinder litten entsetzlich in den Konzentrationslagern, in die man sie hineingeworfen hatte. Und immer enger zog sich um sie selbst das Netz der von Küchener errichteten Blockhauslinien zusammen; immer schwieriger wurde es für sie, diese zu durchbrechen. So beschloßen sie sich in das Unvermeidliche zu fügen. Am 23. März 1902 begannen die Verhandlungen der Burenführer aus beiden Republiken über den Frieden zunächst untereinander, dann mit Kitchener und Milner, darauf wieder mit den Leitern der einzelnen Kommandos; und 31. Mai kam es zur Unterzeichnung des Abkommens von Pretoria, das als Friedensvertrag an-

gesehen werden kann, obwohl es von englischer Seite nur als Kapitulation bezeichnet wurde. Die Buren verzichteten auf ihre politische Selbständigkeit und unterwarfen sich der englischen Herrschaft. Dagegen wurde ihnen selbst volle Amnestie gewährt und zugesichert, daß ihr Eigentum nicht zur Deckung der Kriegskosten beschlagnahmt werden solle; holländischer Unterricht in den öffentlichen Schulen, wo er gewünscht werde, und der Gebrauch der holländischen Sprache vor den Gerichtshöfen, soweit er im Interesse der Gerechtigkeit liege, wurden gewährleistet; den Bürgern wurde der Waffenbesitz zur Selbstverteidigung unter gewissen Einschränkungen gestattet; die Einführung der Zivil- an Stelle der militärischen Verwaltung wurde sobald wie möglich in Aussicht gestellt; endlich wurde eine englische Subvention von 3 Mill. Pfd. Sterl. zugesagt, um den Buren die Wiederaufnahme ihrer friedlichen Beschäftigungen zu ermöglichen. Für die Bürger der Kapkolonie und Natal, die sich den Buren angeschlossen hatten, volle Amnestie zu erwirken, gelang zwar nicht; aber die Kapländer sollten, wenn sie sich unterwürfen, nur mit dem Verlust der politischen Rechte bestraft werden, und die Verhängung der Todesstrafe gegen die Rebellen wurde auch für Natal ausgeschlossen.

Die Kunde, daß der Friede geschlossen sei, wurde in G. mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen, und je mehr Einfluß auf sein Zustandekommen man dem König selbst beimah, um so freudiger bereitete man sich vor, die Krönung Eduards VII., die auf 26. Juni anberaumt war, mit glänzender Pracht zu feiern. Allein unmittelbar vor dem Fest erkrankte der König und mußte sich 24. Juni einer schweren Operation unterziehen, so daß die Krönungsfeier in allertümlichen Formen und unter allgemeiner Teilnahme des Volkes erst 9. Aug. stattfinden konnte.

Inzwischen hatte schon vorher, sobald die Genesung des Königs weit genug fortgeschritten war, Lord Salisbury seinen langgehegten Plan ausgeführt und sich vom politischen Leben zurückgezogen. An seiner Stelle wurde W. Balfour zum Premierminister und Geheimfachbewahrer ernannt, der das Amt eines ersten Lords des Schatzes daneben beibehielt. Mit Salisbury traten einige andre Mitglieder der Regierung zurück, darunter der Schatzkanzler Sir W. Hids. Beach, der durch Ritchie ersetzt wurde. An Ritchies Stelle übernahm Alfred Douglas das Ministerium des Innern, dem Lord Windsor als Minister der öffentlichen Arbeiten folgte. Bischoff von Irland wurde der Graf Dudley an Stelle des Grafen Cadogan, Generalpostmeister August Chamberlain an Stelle des Marquis von Londonderry, der die Leitung des neugeschaffenen Unterrichtsministeriums übernahm. Auch in den minder bedeutenden Regierungsämtern vollzogen sich einige Veränderungen; Sir J. Gorst wurde durch Sir H. Wilson, der zum Parlamentssekretär des Unterrichtsministeriums ernannt wurde, ersetzt.

Die Stellung der Regierung zum Parlament wurde durch diese Personalveränderungen nicht wesentlich berührt. Der Hauptgegenstand der Beratungen des Unterhauses war eine 6. Febr. von Balfour beantragte durchgreifende Veränderung der Geschäftsordnung, die den Einfluß der Regierung auf die Bestimmung der Tagesordnung wesentlich verstärkte und die Obstruktion erschwerte. Auf heftigen Widerstand bei der liberalen Partei stieß ein am 24. März von der Regierung eingebrachtes Unterrichtsgesetz, das die Befugnisse der bisher die Staatschulen verwaltenden besondern Behörden (school boards) auf die

munizipalen Selbstverwaltungsbehörden, die Grafschafts- und Stadträte, übertragen und zugleich den von kirchlichen Behörden eingerichteten niederen und höheren konfessionellen Schulen (denominational schools) neue Mittel aus den Leistungen der Steuerzahler sichern sollte. Die Beratungen darüber waren noch nicht abgeschlossen, als das Parlament im August vertagt wurde; ihre Fortsetzung blieb einer Herbstsession vorbehalten, die am 16. Okt. zusammentrat und, nachdem das Gesetz noch heftigen Kämpfen ohne wesentliche Veränderungen mit Hilfe der irischen Abgeordneten, die sich hier von der liberalen Partei trennten, angenommen war, 15. Dez. geschlossen wurde.

Die auswärtige Politik Englands trug im J. 1903 einen durchaus friedlichen Charakter. Die Besuche, die der König Eduard VII. im April dem Herrschern von Portugal und Italien, im Mai dem Präsidenten der französischen Republik, im August dem Kaiser von Österreich abstattete, und die bald entsprechend erwidert wurden, gestalteten die Beziehungen zwischen G. und diesen Nationen freundschaftlich und führten namentlich im Verhältnis zu Frankreich, wo der König begeistert aufgenommen war, eine enge Annäherung herbei. Am 14. Okt. 1903 wurde ein Schiedsgerichtsvertrag mit Frankreich geschlossen, demzufolge in Zukunft alle Streitigkeiten zwischen beiden Völkern, die nicht ihre Lebensinteressen oder ihre nationale Ehre berührten, der Entscheidung des Späcker Tribunals überwiesen werden sollten, und 8. April 1904 kam ein zweiter Vertrag zustande, der alle kolonialen Streitfragen zwischen beiden Mächten aus der Welt schaffte. Frankreich erkannte die Stellung Englands in Ägypten an und verzichtete auf seine Fischeiergerechtigkeit in Newfoundland. Dagegen willigte G. ein, daß die Franzosen Marokko ihrer Suprematie unterwerfen und beibehalten sich nur volle Handelsfreiheit mit diesem Lande für die nächsten 30 Jahre aus; in Tunesien wurden einige Grenzverrichtungen zu Frankreichs Gunsten vereinbart; das Verhältnis zwischen G. und Siam wurde geregelt, das zu den Neuen Gebieten der Entscheidung einer gemischten Kommission vorbehalten. Beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges erklärte G. seine Neutralität; doch standen die Sympathien der Regierung und des Volkes offensichtlich auf Seiten der Japaner. Zu Deutschland blieben die Beziehungen Englands kühl; ob der Besuch, den der König Eduard im Juni 1904 dem deutschen Kaiser in Kiel machte, politische Folgen haben würde, ließ sich nicht sofort erkennen. Im Somaliland dauerte der 1901 begonnene Kampf der Engländer, die hier von den Abessinier unterlagert wurden, gegen den sogenannten Rullah (s. d.). Hadidi Mohammed ben Abdallah, fort; im Sommer 1903 wurde eine neue Expedition gegen ihn unter Generalmajor Egerton abgeandt; dieser brachte 11. Jan. 1904 dem Rullah bei Dschiballi eine solche Niederlage bei, daß dieser im April 1904 auf italienisches Gebiet flüchtete, so daß die Engländer ihre Truppen zurückziehen konnten. Von Indien aus wurde im Frühjahr 1904 eine Gefandtschaft unter dem Obersten Younghausband nach Tibet abgeschickt, um die Grenzregulierung und die Aufhebung der Grenzsperrung gegen das indische Reich durchzuführen, welche die tibetische Regierung im Vertrauen auf russische Hilfe seit lange verweigerte. Obwohl die Tibetoner das Betreten ihres Gebietes verboten, begann die Gefandtschaft im April 1904 unter starker militärischer Deckung ihren Vorwärtsschritt und setzte ihn unter siegreichen Kämpfen (Erfürmung von Gongshe 14. Juli) bis Lhasa

(s. d.) fort, während Rußland durch den japanischen Krieg verhindert war, sich einzumischen.

Die Parlamentssession des Jahres 1903 dauerte vom 17. Febr. bis zum 14. Aug. Ihr wichtigstes legislatives Ergebnis war neben der Ausdehnung der Unterstufensystem auf die Stadt London, für die das Gesetz des Vorjahres seine Gültigkeit hatte, eine neue, höchst bedeutsame Lokalfiskal für Irland, die auch von der liberalen Partei und den irischen Abgeordneten unterstützt und in beiden Häusern mit überwältigender Majorität angenommen wurde; am 11. Aug. erhielt sie Gesetzeskraft. Die Akte traf Maßregeln, die im Verlauf einer obsehbaren Zeit den Übergang alles veräußerlichen Grundbesitzes in Irland aus dem Eigentum der Großgrundbesitzer in das der Pächter herbeiführen sollten; der Staat stellte durch Verleihen einer 2½-proz. Anleihe, von der in den drei nächsten Jahren die zu 5 Mill. Pfd. Sterl. jährlich ausgegeben werden sollten, die Mittel zum Ankauf des Landes vorzugsweise zur Verfügung; Kauf und Verkauf sollten durch eine staatliche Kommission vermittelt werden. Im ganzen war nach der Berechnung des Obersekretärs für Irland für die Erreichung des ins Auge gefassten Zweckes eine Summe von 150 Mill. Pfd. Sterl. erforderlich.

Vereinigten sich alle Parteien, um dies Gesetz durchzuführen, das ein seit Jahrhunderten an der irischen Bevölkerung begangenes Unrecht gut zu machen bestimmt war, so waren im übrigen die politischen Verhältnisse 1903 nur um so heftiger geworden. Sie knüpften sich an den Versuch Chamberlains, eine völlige Umgestaltung der britischen Handelspolitik und den Übergang vom Freihandels- zum Schutzsystem herbeizuführen. Bald nach seiner Rückkehr von einer Rundreise durch die südafrikanischen Kolonien, die er im November 1902 angetreten hatte, hielt Chamberlain 15. Mai 1903 in Birmingham eine Rede, in der er die neue Politik, die er vor allem gegen seiner imperialistischen Pläne für notwendig hielt, ankündigte. Sie kam auf den Gedanken hinaus, daß es notwendig sei, den Kolonien, die bereit seien, die englische Industrie durch ein System von Vorzugszöllen zu unterstützen, dafür eine Gegenleistung durch die Einführung von Zöllen auf Getreide und andre Produkte unter Bevorzugung der Kolonien zu gewähren. Die so von Chamberlain begonnene Initiative führte im Parlament und im Land im Laufe des Sommers zu den heftigsten und erregtesten Erörterungen. In der Regierung gingen die Meinungen weit auseinander, und so eifrig auch der Premierminister Balfour sich bemühte, zwischen den Parteien zu vermitteln, so ließ sich doch ein Bruch nicht vermeiden. Im September 1903 erklärten einerseits Chamberlain, andererseits Ritchie, Lord G. Somerton, Lord Balfour of Burleigh, A. Elliott ihren Austritt aus dem Ministerium, denen im Oktober der Herzog von Devonshire folgte. Dadurch wurde eine Umbildung der Regierung notwendig. An die Stelle Devonshires trat als Präsident des Geheimen Rates der Marquis von Londonderry, an die Ritchies als Schatzkanzler Winston Chamberlain, der Sohn des ausgestretenen Kolonialministers. Des lehtern Nachfolger wurde A. Lyttelton; das indische Postsekretariat erhielt an Hamiltons Stelle Brodrick, dem wiederum Arnold-Forster als Kriegsminister folgte; Staatssekretär für Schottland wurde Graham Murray, Generalpostmeister Lord Stanley. Die Stellung der Regierung war namentlich durch das Ausweichen des Herzogs von Devonshire, des Führers der liberalen

Unionisten, nicht unerheblich geschwächt worden; und während Chamberlain, von den Rücksichten, die ihm sein ministerielles Amt auferlegt hatte, befreit, eine überaus bestige Agitation zugunsten seiner Pläne ins Leben rief, zeigten dieselben, die für das Ministerium ungünstigen Ergebnisse stiftenden Nachwahlen, wieviel Widerstand diese Pläne im Lande zu erwarten hatten. Trotzdem gelang es der geschickten Taktik Palfours, auch in der am 2. Febr. 1904 eröffneten Parlamentssession, in der namentlich ein neues Gesetz über die Regelung der Bischofskonfessionen zur Beratung stand, sich zu behaupten, wenngleich die Mehrheit, die der Regierung folgte, bei manchen Abstimungen erheblich geschwächt war.

Literatur zur Geschichte Englands, bes. Großbritanniens.

Unter den bibliographischen Hilfsmitteln für das Studium der englischen Geschichte ist das weitaus beste *Eng. Gröb. The sources and literature of English history from the earliest times to about 1485* (Lond. 1900). Für die neuere Zeit fehlt ein ähnliches Werk; nützlich ist die Literaturübersicht bei Gardiner und Mullinger, *Introduction to the study of English history* (3. Aufl., Lond. 1894). — Die historiographischen Quellen der englischen Geschichte sind erst seit der Mitte des 19. Jahrh. Gegenstand kritischer Untersuchungen und in brauchbaren Ausgaben der gelehrten Forschung zugänglich geworden. Die wichtigsten älteren Sammlungen englischer Geschichtsquellen sind die von Parler (1567—74, 4 Bde.), Savile (Lond. 1596; neue Ausg., Straßf. 1601), Camden (1603), Tugheben (1632), Gale (Oxf. 1687—1691, 2 Bde.), Hearne (dof. 1716—35), Sparte (1723, 2 Bde.) und Giles (1842—45, 6 Bde.). 1823 beauftragte die Record Commission F. Petrie mit der Bearbeitung einer neuen Quellensammlung; doch ist nur ein Band seiner *Monumenta historica Britannica* erschienen (Lond. 1848). 1858 begann unter der Leitung des Master of the rolls die Publikation einer neuen großen Sammlung englischer Geschichtsschreiber unter dem Gesamttitel *Rerum Britannicarum mediæ ævi scriptores* oder *chronicles and memorials of Great Britain and Ireland during the middle ages*, von der 99 Einzelwerke in 24 Bänden bis 1900 erschienen sind, die aber auch Urkundenbücher u. enthalten. Die Ausgaben sind von ungleichem Werte, die neuern z. T. vortrefflich. Auszüge aus englischen Geschichtsschreibern bieten auch Bd. 13, 27 u. 28 der *Monumenta Germaniae historica*. Reichhaltiges urkundliches Material verschiedenster Art enthalten für das Mittelalter auch die *Publications of the record commissioners* (Lond. 1892—99) in mehr als 90 Bänden, wozu noch 7 Bände, welche die irische Archivkommission herausgegeben hat, hinzutreten. Auch durch die Veröffentlichungen der zahlreichen gelehrten Gesellschaften, vor allem der Camden Society, der Caxton Society, der English Historical Society, der Selden Society und der Surtees Society, ist eine Fülle chronistischer und mehr noch urkundlichen Materials zugänglich gemacht worden. Für die neuere Zeit sind die gleichfalls unter Leitung des Master of the Rolls vom Record Office seit 1857 herausgegebenen großartigen *Assen* Sammlungen (meist in Auszügen) in den *Calendars of State papers*, die wichtigsten der gedruckten Quellen; auch die auf britische Geschichte bezüglichen Akten mancher auswärtigen Archive sind dafür herangezogen worden. Quellen zur Kirchengeschichte enthalten (neben den allgemeinen Werken der *Acta Sanctorum* u. dgl.) namentlich: Dug-

bale, *Monasticon Anglicanum* (1655—73; neuerster Druck, Lond. 1846, 6 Bde.); Paddan u. Stubbs, *Councils and ecclesiastical documents relating to Great Britain and Ireland* (Oxf. 1869—78, 3 Bde.); Willis, *Concilia Magnae Britanniae et Hiberniae* (Lond. 1737, 4 Bde., der ältere Teil durch das vorangehende Werk überholt) und für die Zeit nach der Reformation Gibson, *Codex iuris ecclesiastici Anglicani* (2. Aufl., Oxf. 1761, 2 Bde.). Über die älteren Rechtsquellen vgl. Thorpe, *Antient laws and institutes of England* (1840), und Writtel *Angelsächsische Literatur* s. 517.

[Gesamtwerke.] Unter den Bearbeitungen der allgemeinen Geschichte von G., insbes. England, haben wir hervor: Summe, *History of England* (begonnen 1754—63, 6 Bde., oft aufgelegt); Lingard, *History of England* (1819—31, 14 Bde.; neue Ausg. 1883, 10 Bde.; deutsch, Straßf. 1827—32, 14 Bde.); Lappenberg, *Geschichte von England* (Bd. 1 u. 2, Hamb. 1834—37; Bde. 3—5 von R. Pauli, Göttingen 1853—58; Bde. 6—10 von R. Brosch, das. 1890—1897; Registerband 1898); Ranke, *Englische Geschichte*, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert (4. Aufl., Leipz. 1877 ff., 9 Bde.); Green, *History of the English people* (1877—80, 4 Bde.; neue Ausg. 1895—96, 8 Bde.) und dessen kleineres Werk (deutsch, Berl. 1889, 2 Bde.); Rudle, *History of civilization in England* (5. Aufl. 1874, 2 Bde.; deutsch, 6. Aufl., Leipz. 1881); Gardiner, *A student's history of England* (1892); *Dictionary of National Biography* (begründet von Stephen, vollendet von Lee; Lond. 1883—1900, 63 Bde.).

[Einzelne Verfassungen mit Bezug auf die Gesamtgeschichte; weitere Spezialwerke.] bei den betreffenden Herrschern: Pearson, *History of England during the early and middle ages* (1867, 2 Bde.); Ramsay, *The foundations of England* (bis 1154, Lond. 1898, 2 Bde.); Guizot, *Origines celtiques* (1883, 2 Bde.); Horsley, *Britannia Romana* (1782); Coote, *The Romans of Britain* (1878); Salgrave, *The rise and progress of the English commonwealth; Anglo-Saxon period* (1832, 2 Bde.) und die im Artikel *Angelsachsen* angegebenen Werke; Green, *The making of England* (neue Ausg. 1897, 2 Bde.); Borjaac, *Den danske Erobring af England og Normandiet* (Kopenhagen, 1863); Steenstrup, *Normannerne* (dof. 1876—83, 4 Bde.); Freeman, *History of the Norman conquest of England* (3. Aufl. 1872—79, 6 Bde.); Green, *The conquest of England* (1883); Cobbe, *History of the Norman kings of England* (1869); Stubbs, *The early Plantagenets* (5. Aufl. 1886); Roragat, *England under the Angevin kings* (1867, 2 Bde.); Gardiner, *The house of Lancaster and York* (6. Aufl. 1886); Ramsay, *Lancaster and York* (Oxf. 1892, 2 Bde.); Follard, *England under Protector Somerset* (1900); Froude, *History of England from the fall of Wolsey to the defeat of the Spanish Armada* (neue Ausg. 1893, 12 Bde.); Buch, *England unter den Tudors* (Hdb. 1, Stuttg. 1892); Edward Graf von Clarendon, *History of the rebellion and civil wars in England* (neue Ausg. 1871, 7 Bde.); die verschiedenen Teile der *Histoire de la révolution d'Angleterre* von Guizot (f. d.); die Werke von Gardiner: *History of England from the accession of James I. to the outbreak of the civil war* (1883—84, 10 Bde.), *History of the great civil war* (1886—91, 3 Bde.) und *History of the commonwealth and protectorate* (1884—1901,

3 Bde., unvollendet); Dohmann, Geschichte der englischen Revolution (7. Aufl., Berl. 1885); Stern, Geschichte der Revolution in England (2. Aufl., das 1898); Roppherson, History of Great Britain from the restoration of Charles II. to the accession of the house of Hannover (1775, 2 Bde.); Burnet, History of my own time (1723, letzte Ausg. 1883); Macaulay, History of England from the accession of James II. (1848—61, 5 Bde., 1880 u. d., mehrfach deutsch); Kopp, Der Fall des Hauses Stuart und die Aufzession des Hauses Hannover in 6. (Wien 1875—87, 14 Bde.), und zur Kritik dieses Werkes: Reinardus, Die Aufzession des Hauses Hannover in England (Oldend. 1878); Schaumann, Geschichte der Erwerbung der Krone Großbritanniens von Seiten des Hauses Hannover (Hannov. 1878); Ward, The Electress Sophia and the Hanoverian succession (Lond. 1903); Michael, Englische Geschichte im 18. Jahrhundert (Bd. 1, Hamb. 1896); Lord Robson, History of England from the peace of Utrecht (5. Aufl. 1858, 7 Bde.; deutsch, Braunschw. 1855, 8 Bde.); Wright, England under the house of Hanover (3. Aufl. 1849, 2 Bde.); Mémusat, L'Angleterre au XVIII. siècle (Par. 1856, 2 Bde.); Zech, History of England in the eighteenth century (3. Aufl. 1883—90, 8 Bde.; deutsch, Leipz. 1879 bis 1883); Mac Carthy, History of the four Georges (1884—1901, 4 Bde.); Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 (Leipz. 1864—75, 3 Bde.); Spencer Walpole, History of England from the conclusion of the great war in 1815 to 1858 (2. Aufl. 1880—86, 5 Bde.); Rolesworth, History of England from the year 1830 (neue Ausg. 1882, 3 Bde.); Wicheisen, England since the accession of Queen Victoria (1854); Mac Carthy, History of our own times, from the accession of Queen Victoria to the Berlin Congress (neue Ausg. 1882, 4 Bde.), England under Gladstone (2. Aufl. 1885) und A history of our own times from 1890 to the diamond jubilee (1897); Gladstone, England under Lord Beaconsfield (1880); Wholes, The third Salisbury administration 1895—1900 (1900).

[Verfassungsgeschichte etc.] Hallam, Constitutional history of England (1827; 6. Aufl. 1875, 3 Bde.); Gneist, Englische Verfassungsgeschichte (Berl. 1882); Böhmer, Englische Verfassungsgeschichte (Wien 1880); Stubbs, Constitutional history of England (neue Ausg., Oxf. 1895—97); Meibler, A student's manual of English constitutional history (2. Aufl., das 1898); Freeman, The growth of the English constitution (4. Aufl. 1884); Bisset, History of the struggle for parliamentary government in England (1877, 2 Bde.); May, Constitutional history of England since the accession of George III. (3. Aufl. 1871, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1862—64, 3 Bde.); Moser, Fifty years of the English constitution, 1830—1880 (1880); Somers-Pine, English municipal institutions, their growth and development 1835—1879 (1879); Gneist, Das englische Parlament (Berl. 1886); Smith, History of the English parliament (1892, 2 Bde.); Todd, Parliamentary government in England (neue Ausg. 1892) und «Parliamentary government in the British colonies» (1880); Cox, History of the Reform Bills of 1866 and 1867 (1868); Pollard u. Railand, The history of the English law before Edward I. (2. Aufl., Cambridge 1898, 2 Bde.); Reeves, A history of the English law

(neue Ausg. 1869, 3 Bde.); Raftower, Die Verfassung der Kirche von England (Berl. 1894); Dixon, History of the Church of England (1878—80, 3 Bde.); Ferry, History of the Church of England from the death of Elizabeth (neue Ausg. 1890—91, 3 Bde.); Shaw, History of the Church of England during the civil wars and under the commonwealth (1900); Abden und Overton, The English Church in the eighteenth century (1878, 2 Bde.); Stoughton, History of religion in England (neue Ausg. 1881, 6 Bde.) und Religion in England. First half of present century (1884, 2 Bde.); Stephens u. Hunt, History of the English church (1899—1902, 7 Bde.); Vinogradoff, Villainage in England (Oxf. 1889); Dowell, History of taxation and taxes in England (2. Aufl. 1888, 4 Bde.); Ashley, An introduction to English economic history and theory (1888—93, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1896 ff.); Cunningham, The growth of English industry and commerce (3. Aufl., Cambridge 1903 bis 1904, 2 Bde.) und Outlines of English industrial history (3. Aufl. 1904); Rogers, A history of agriculture and prizes in England (Oxf. 1866 bis 1887, 6 Bde.); Schenckowsky, Englands wirtschaftliche Entwicklung am Ausgang des Mittelalters (Jena 1879); Gohlfrey, Social life under the Stuarts (Lond. 1904); Traill, Social England: a record of the progress of the people in religion, laws etc. (1894—97, 6 Bde.; neue Ausg. 1902 ff.); Schulze-Gövernitz, Zum sozialen Frieden. Darstellung der sozialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im 19. Jahrhundert (Leipz. 1890, 2 Bde.); v. Kossig, Das Aufsteigen des Arbeiterlandes in England (Jena 1900); Schaeble, Geschichte der Deutschen in England (Strasb. 1885).

Großburgl, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Dresden-Albstadt, am Elbberg, 200 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Rittergut mit Schloß, Steinkohlenbergbau, Ziegelei, Brauerei (1900 2100 Einw.).

Großdeutsch hieß die Partei in Deutschland, die im Gegensatz zur Kleindeutsch (s. d.) die Einigung des Vaterlandes auf föderalistischer Grundlage mit Einschluß Österreichs und Preußens, das sogen. Siebzigmillionenreich, erstrebte. Im Frankfurter Vorparlament 1848 anfangs vorherrschend, namentlich bei den Süddeutschen und den Katholiken, wurde diese Partei infolge von Österreichs ablehnender Haltung durch die erbäuerliche Partei, dann durch die preussische Unionspolitik zurückgedrängt. Nach dem Siege Österreichs und der Mittelstaaten über Preußen und die Kleindeutsche Partei (1850) wirkte die großdeutsche Agitation für Österreichs Aufnahme in den Zollverein. Als sich 1859 der Nationalverein bildete und die Einigung Deutschlands mit preussischer Spitze und Ausschluß Österreichs erstrebte, verjüngten sich die Großdeutschen, 600 an der Zahl, in Frankfurt a. M., und gründeten daselbst 22. Okt. 1862 den Deutschen Reformverein, der aus aristokratischen, liberalen und demokratischen Elementen, vorzugsweise Süddeutschlands, bestehend, nicht mit selbstständigen politischen Projekten auftrat, sondern die Aktion Österreichs und der Mittelstaaten unterstützte. So erklärte er sich 28. Okt. 1863 für die Reform des Hüttenkongresses und 6. Dez., wie der Nationalverein, für das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg und die Selbstständigkeit der Elberbergzölner. Die Niederlage des Bundeslages und der Mittelstaaten gelegentlich der schleswig-holsteinischen Sache und des französischen Handelsvertrags 1864 und 1865 erschütterte den Ein-

fluß der Großdeutschen, die Entscheidung von 1866 vernichtete ihn, und seitdem vertoren sich die Großdeutschen unter den Partikularisten der Zentrumspartei und der Volkspartei.

Großbüchern, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Oppeln, an der Oder, hat eine kath. Kirche, Schiffbau, Rordschifferei, Holzgewerkschaft, Dampfzäugerwerk und (1906) 21440 Einwohner.

Grosz-Dombrowa, f. Dombrowa 1).

Grosze (franz., »große Schrift«), die Ausfertigung einer öffentlichen Urkunde, wie z. B. eines Vertrages, einer Ladung, eines Hofbefehls, eines Urteils. Der Ausbruch wird verwendet für die Ausfertigungen notarieller und gerichtlicher Akte. Doch heißen so nicht alle Ausfertigungen notarieller Akte, sondern nur die in gesetzlicher Form erteilten. Daher Ingrossieren (s. d.).

Grosze, 1) Julius, Dichter, geb. 25. April 1828 in Erfurt, gest. 9. Mai 1902 in Torbole am Gardasee, studierte 1849—52 in Halle die Rechte und debütierte als Dichter mit einem Drama: »Solo Rienzi« (Leipzig, 1851), ging 1852 nach München und besuchte die Akademie daselbst, um sich der Malerei zu widmen, wendete sich aber seit 1855 wieder der Literatur zu. Nachher in der Freireisenzeit der »Neuen Münchener Zeitung« und der »Vaterländischen Zeitung«, lebte G. bis 1869 in München, wo er in den letzten Jahren auch die »Propyläen« herausgab und Beirat der Münchener Hoftheaterintendant war, siedelte dann als Sekretär der Schiller-Stiftung nach Weimar, 1874 mit dieser nach Dresden, 1880 abermals nach Weimar und 1885 nach München über, von wo er 1890 nach Weimar zurückkehrte. G. gehörte zu den produktivsten Dichtern seiner Zeit. Von seinen Sammlungen lyrischer Gedichte und epischer Dichtungen nennen wir: »Gedichte« (Kassel 1857); »Das Räddchen von Garri« (1860); »Gundel vom Königssee«, Idyll in Versen (Leipzig, 1864); »Aus bewegten Tagen«, Gedichte (Stuttgart, 1869); Das preisgekrönte humoristische Gedicht »Reich Verdel« (2. Aufl., Halle 1872); »Wider Fronteich«, Gedichte (Berlin, 1870); »Der Salsunger Wot, ein tragikomisches Heldenlied« (bas. 1873); »Die Abenteuer des Kalendern«, ethnische Volksmärchen (Leipzig, 1875); »Gedichte«, neue Auswahl (Berlin, 1882); »Episoden und Epiloge, kleinere erzählende Dichtungen« (München 1890); »Das Volkslied. Ein Sang aus unsern Tagen« (Dresd. 1890, 3. Aufl. 1897), sowie die Verdeutschung der »Gedichte« des Großfürsten Konstantin (Berlin u. Großenhain 1891—95, 2 Bde.). Daneben schrieb er zahlreiche Romane und Erzählungen: »Novellen« (1862—63, 3 Bde.); »Unten aus Ritleid« (Braunschweig 1868, 2 Bde.); »Vox populi, Phantasiestücke aus der Theaterwelt.« (bas. 1869); »Eine alte Liebe« (bas. 1869); »Ein Revolutionär« (Stuttgart, 1869); »Morio Mancini« (2. Aufl. 1871); »Gegen den Strom« (Braunschweig, 1871); »Offene Stunden«, Novellen (Leipzig, 1873, 3 Bde.); »Doponte und Mojari« (2. Aufl., Jena 1878, 3 Bde.); »Neue Erzählungen« (bas. 1875, 3 Bde.); »Sopbie Wonnier« (Dresd. 1876); »Zweierlei Naß« (Leipzig, 1878); »Ein düsterlicher Demetrius« (bas. 1884); »Der gelehrte Eddar« (Berlin, 1885); »Der Spion« (Dresd. 1887); »Das Bürgerweid vom Weimar« (Berlin, 1887); »Am Waldensee« (Dresd. 1893); »Der Narr des Glücks« (Lüb. 1896); »Aus den Novellen des Aristoteles« (Leipzig, 1896); »Alorentine« (Jür. 1897); »Zerle Whiplen« (Berlin, 1901); »Verjämte Jugend« (bas. 1902) u. a. Von seinen dramatischen Dichtungen erfreute sich nur die

Tragödie »Tiberius« (Wien 1876) eines Bühnenerfolgs; zur goldenen Hochzeit des Großherzogs und der Großherzogin von Sachsen schrieb er das Festspiel »Heimerich« (Weim. 1892); zuletzt veröffentlichte er das Volkschauspiel »Fortunat« (Wien 1896). Gesammelt erschienen von ihm: »Dramatische Werke« (Leipzig, 1870, 7 Bde.) und »Erzählende Dichtungen« (Berlin, 1871—73, 4 Bde.). Sein Leben beschrieben er in dem Werk »Ursachen und Wirkungen« (Braunschweig, 1896). Großes Dichtertalent zeichnet sich durch farbbige Schilderung und sprachliche Gewandtheit aus, leidet aber an elastischer Unsicherheit des Stils und unzulänglicher Vertiefung.

2) Theodor, Roler, geb. 23. April 1829 in Dresden, gest. daselbst 12. Okt. 1891, widmete sich seit 1843 auf der Dresdener Akademie der Bildhauerkunst, seit 1847 in Bendemanns Schule der Gesichtsmalerei. Schon sein erstes Bild: Leba mit dem Schwam (1852), ward der Aufnahme in die Dresdener Galerie gewürdigt. Von Bendemann an den stereochromischen Wandmolekrien des Wallpools im königlichen Schloß zu Dresden beschäftigt, führte er zugleich selbständig Freskenbilder an grisaillen im Museum zu Dresden aus. In den Jahren 1855—58 kam er zu entlassenen Wandgemälden im Groß-Solmschen Schloß Detmolden an der Mulde, die weltlichen und geistlichen Tugenden und Sünden aus der Geschichte des gräflichen Geschlechts darstellend. Diese Arbeit verschaffte ihm das große Reisestipendium der Akademie für Italien, wo er 1859 in Rom mit Cornelius in Verehrung trat. Aus dieser Zeit stammt das Bild: Abraham, die drei Engel bewirtend. Großes Hauptwerk wurde die Ausmalung der Loggia des Museums in Leipzig in echtem Fresco, worauf er die Jahre 1864—71 verwendete. Er vermittelte darin das Bilden der göttlichen Schöpfungszeit und als ihren Abganz die bildende Kunst der Menschen. Die Kartons erschienen photographiert, mit Text von M. Jordan (Leipzig, 1865—72, 32 Blätter nebst 6 Blättern Illustrationen). Nebenher gingen kleinere Arbeiten und seit 1867 die Lehrtätigkeit als Professor der Historienmalerei an der Dresdener Akademie. Allegorische Gruppen im Gartenloal des Buchhändlers Härtel in Leipzig und im Gartenloal des Kirchenrats Hase in Jena, ein großes Bild aus der »Höllischen Komödie«: Dante und Vergil, die Landung abgestorbener Seelen erbildend (1879, Dresdener Galerie), die Wandgemälde für die Aula der Fürstenschule zu Reichen (mit Pauwels; in Lichtdruck herausgegeben, Dresd. 1885), die mythologischen Darstellungen im Foyer des neuen Hoftheaters in Dresden und die Ogenalbe: das Urteil des Widias und der Tod des Stephanus waren die Hauptwerke seiner letzten Zeit. Das im Anknüpfung an Raffael ausgeübte zeichnerische und plastische Element überweg bei G. die koloristische Behandlung, obwohl auch diese reicher als bei Cornelius entwickelt war.

Größe, jedes Ding, das aus Teilen zusammenge setzt ist oder in Teile zerlegt werden kann, das also der Vergrößerung oder Verkleinerung fähig ist. Die wichtigsten Größen sind die Zahlengrößen, die Raumgrößen, auch extensive oder Ausdehnungsgrößen genannt (Längen, Flächen, Körper räume), und die Zeitgrößen, auch intensive Größen genannt. Intensive Größen heißen solche, die einer Steigerung und Abschwächung, einer grö ßeren oder geringeren Stärke (Anteilhaft) fähig sind, wie Kräfte, das Licht, die Wärme u. Von unter scheidet stetige oder kontinuierliche Größen und

unstetige oder diskrete. Zu jenen gehören die Maass- und die Zeitgrößen, bei denen die Zerlegung in Teile beliebig weit fortgesetzt werden kann, so daß also von jeder Größe zur andern ein allmählicher Uebergang ohne Unterbrechung möglich ist. Dagegen sind die Zahlengrößen, auf die man durch das Zählen kommt (die sogen. natürlichen Zahlen) unstetig, weil sie alle aus einer unter ihnen, der sogen. Einheit, zusammengefaßt sind und jede aus der vorhergehenden durch Hinzufügung der Einheit entsteht, so daß man also bei jeder vollständig angeben kann, wie viele Einheiten sie enthält, womit ihre Zerlegung in Teile zu Ende geführt ist. Jedoch lehrt die Arithmetik, daß man durch Einführung der Brüche (der rationalen Zahlen) und der irrationalen Zahlen die Reihe der natürlichen Zahlen vervollständigen und so den Begriff einer stetigen Zahlengröße herstellen kann. Auf diese Weise ist es möglich, die Raum- und die Zeitgrößen auf Zahlengrößen zurückzuführen. Man vergleicht nämlich Größen derselben Art untereinander, indem man eine von ihnen als Einheit benutzt und die andern aus Vielfachen und aus Teilen dieser Einheit zusammensetzt. Man nennt dieses Verfahren Messung der betreffenden Größen und erhält so für jede α eine Zahl, ihre sogen. Maßzahl, die angibt, wie viele Einheiten und Teile der Einheit die α enthält. Die Raum- und die Zeitgrößen kann man unmittelbar messen, intensive Größen jedoch nur, wenn es gelingt, sie auf extensive zurückzuführen. So mißt man Kräfte durch die Wege, die ein Körper unter ihrem Einfluß zurücklegt, man mißt die Wärme durch die Ausdehnung des Quecksilbers im Thermometer. Zwei Größen derselben Art heißen gleich, wenn sie, durch dieselbe Einheit gemessen, dieselbe Maßzahl bekommen, im entgegengesetzten Falle sind sie ungleich und die eine von ihnen ist dann immer die größere, die andre die kleinere. Zwei Größen, die beide aus Vielfachen derselben dritten zusammensetzbar sind, heißen kommensurabel und die dritte ihr gemeinsames Maß. Gibt es kein solches gemeinsames Maß, so heißen sie inkommensurabel. Im ersten Falle bekommt jede der beiden Größen, wenn man die andre als Einheit benutzt, eine rationale Zahl als Maßzahl, im zweiten eine irrationale und man sagt je nachdem, das Verhältnis beider Größen sei rational oder irrational. J. V. ist der Umfang eines Quadrats zur Seitenlänge kommensurabel und verhält sich zu dieser wie 4 zu 1, dagegen ist der Durchmesser des Kreises zum Kreisumfang inkommensurabel und verhält sich zu diesem wie 1 zu $3,1415926 \dots$ Die Arithmetik ist durch die Verknüpfungen, die sie mit den Zahlengrößen vornimmt, und durch Fragen nach Zahlen, die bestimmte Forderungen erfüllen, zur Einführung neuer Arten von Größen genötigt worden. So kommt man bei der Subtraktion auf die Unterscheidung von positiven und negativen Größen, der im gewöhnlichen Leben der Gegensatz zwischen Vermögen und Schulden entspricht. Das Wurzelausziehen führt auf die Unterscheidung der reellen und der imaginären Größen. Schließlich ist noch von großer Wichtigkeit der Begriff der endlichen Größen im Gegensatz zu den unendlich großen und den unendlich kleinen Größen. Endlich heißt jede α , die kleiner ist als ein bestimmtes angebbares Vielfaches der zugrunde gelegten Einheit. Eine α wird unendlich groß (klein), wenn sie größer (kleiner) wird als jede noch so große (noch so kleine) endliche α . Eine Zahl n , die man über alle Größen wachsen läßt, wird also unendlich groß, in Zeichen:

sie wird ∞ . Ein Bruch, dessen Zähler die Einheit ist und dessen Nenner über alle Grenzen wächst, wird unendlich klein und nähert sich ohne Aufhören dem Werte Null. Mit den unendlich großen und den unendlich kleinen Größen beschäftigt sich die Infinitesimalrechnung (s. Differential- und Integralrechnung). In der Algebra unterscheidet man bekannte und unbekannte Größen, jene bezeichnet man gewöhnlich mit den ersten Buchstaben des Alphabets: $a, b, c, \dots$, diese mit den letzten. In derselben Weise bezeichnet man in der Analysis einerseits die unveränderlichen (festen) oder konstanten Größen und anderseits die veränderlichen oder variablen. Vgl. Stolz, Größen und Zahlen (Rebe, Leipz. 1891); Poincaré, Wissenschaft und Hypothese (deutsch von Lindemann, Leipz. 1904).

Große Armece (franz. Grande armée), das Heer, mit dem Napoleon I. 1812 den Feldzug gegen Rußland unternahm.

Große Befähigungsportion, Tagesverpflegungssatz in Heilanstalten und Wänsen im Frieden: 250 g rohes oder 200 g Konservenfleisch oder Sped, dazu Gemüse, Salz, Kaffee.

Große Fahrt, im Sinne des Gesetzes vom 25. Okt. 1867 über Nationalität u. der Handelschiffe, die Seefahrt auf allen Meeren mit Seeschiffen von mehr als 400 cbm Bruttaräumgehalt.

Groß-Görlingen, i. Görlingen.

Große Jure, i. Anlagengur.

Große Landgräfin, i. Karoline B).

Großendorf, Dorf im preuss. Regbez. Minden, Kreis Lübbecke, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Eisengießerei und Maschinenbau, Zementröhren- und Zigarrenfabrikation und (1900) 2627 Einw. Dazu gehört der Flecken Rahden (s. d.).

Großenrich, Stadt in der Unterherrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, Landratsamt Ebeleben, an der Eisendahn Greußen-Keula, 276 m ü. M., hat eine schöne Kirche und (1900) 961 Einw. $\mathcal{O}$ erhielt 1282 Stadtrecht.

Großengotttern, Flecken im preuss. Regbez. Erfurt, Kreis Langensalza, unweit der Unstrut und an der Staatsbahnlinie Gotha-Weimarer, hat 2 evang. Kirchen, Dampfsägelei, 2 Dampfmühlen, bedeutenden Gemüsebau und (1900) 2447 Einw.

Großenhain, Stadt in der sächs. Kreish. Dresden, Knotenpunkt der sächsischen Staatsbahnhöfen G.-Briesitz und Dresden-Eistwerba und der preussischen Staatsbahnlinie G.-Frankfurt a. O., 120 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Denkmäler Kaiser Wilhelm I. und Bismarcks, Realschule mit Progymnasium, Handelsschule, Baugewerkschule, Stadtbibliothek, großen Stadtpark, Amtshauptmannschaft, Amtsgericht und Reichsanwaltschaft. $\mathcal{O}$ betreibt sehr bedeutende Tuch- und Wollstofffabrikation, Handlen für Webegarn, Leber, Maschinen, Goldschmiede, Bedstühle, Schanotteisen, Thomasphosphatmehl, Bleichpulver, Seife, Zigarren, Eisengießerei, Glaskleiserei, Tischlerei, Kunstschlosserei, 2 Siegelbrennereien, 2 Dampfbrauereien, ein Dampfsägewerk, eine Kallendrucker, hat eine Stadtgärtnerei mit ausgedehnter Rosenzucht und (1900) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 18) 12,064 Einw., davon 385 Katholiken. — $\mathcal{O}$, eine Gründung der Sorben (um 900), gehörte ehemals zur Markgrafschaft Meißen und war häufig der Aufenthalt Friedrichs des Friedigen und Diekmanns, von denen der erstere hier durch die Markgrafen Waldemar u. Johann von Brandenburg 1312 eine Niederlage erlitt. Infolge derselben kam $\mathcal{O}$.

an Brandenburg, wurde aber schon 1316 an Meissen zurückgegeben. Am 16. Mai 1813 fand hier ein Gefecht zwischen den Franzosen und Russen statt. Vgl. Schuberth, Chronik der Stadt G. (Weichenh. 1888).

Großnetzen, Gemeinde im Großherzogtum Oldenburg, Amt Hildeshausen, an der Staatsbahnlinie Oldenburg—Osnabrück, hat eine evang. Kirche, Dampfmahl- und Sägemühlen, Kollerei und (1900) 2544 Einw.

Großenzehre, s. wie Mathematik.

Großenzinden, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Wiehen, an der Staatsbahnlinie Niederwaldern—Frankfurt a. M., hat eine alte evang. Kirche mit merkwürdigem Portal (aus dem 10. Jahrh.), Synagoge, Braunsteinbergwerk, Bild- und Zigarrenfabriken und (1900) 1737 Einw. G. wurde 1575 zur Stadt erhoben.

Großenzüder, Dorf im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Züda, an der Linder und der Staatsbahnlinie Wiehen—Züda, hat eine kath. Kirche, Amtsgericht, Oberförsterei und 1579 Einw.

Großenzwahn, ein krankhafter Komplex irriger Vorstellungen (Wahnideen), der sich in gehobenem Selbstbewußtsein, Überhöhung der persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, in der Einbildung hoher Zukunft, reicher Schätze u. ä. äußert. Am reinsten und ausfallsigsten kommt G. bei paralytischer Geisteskrankheit zur Erscheinung. Die Kranken halten sich für vornehme Personen, Könige, Helden der Gegenwart oder Vergangenheit, für Propheten oder höhere, mit göttlicher Vollkommenheit ausgerüstete Wesen. Sie versichern, daß sie zu den unglücklichsten Lebewesen auf allen Gebieten des Geistes und der Körperlichkeit befähigt seien, daß sie ungeheure Schätze, Legionen von Soldaten u. zu ihrer Verfügung haben, daß ihnen nichts unmöglich oder zu schwer zu erfüllen sei. Der paralytische G. trägt das Gepräge des Schwachsinns. In seiner Weise findet sich G. bei der Manie, meist als Ausfluß der gehobenen Stimmung, und bei der Paranoia, bei letzterer oft in Form eines scharfsinnigen Systems.

Groß-Engersdorf, s. Engersdorf 1).

Große Otise (groß C.), s. A (Wb. 1, S. 2).

Grosse pièce (franz., spr. groß piö), das Fleischgericht (relevé de boucherie), das bei einem Dinner gewöhnlich als viertes Gericht nach dem Fisch vorgelegt wird. Es besteht in der Regel aus einem großen Stück Fleisch (Kostbier, Hammelrücken, Wild, großes Geflügel, Schinken u.) und wird auch pièce de résistance genannt, weil dadurch ein tüchtiger Grund im Magen gelegt werden soll.

Großer Fischfluß, s. Fischfluß 1—3).

Großer Geirich, Pflanze, s. Inula.

Grosseria, s. Goldschmiedekunst, S. 106.

Grosserie (franz.), grobe Eisenwaren; Geräte und Tafelgeschirr mit eiserner oder getriebener Arbeit; auch soviel wie Großhandel.

Großer Fürst, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (s. Friedrich 14). Das nach ihm »G. K.« benannte deutsche Panzerschiff ging 31. Mai 1878 im Kanal bei Hottelone unter; vgl. »Der Untergang S. M. Schiffes G. K. aus Grund der gerichtlichen Untersuchungsakten dargestellt« (27. Beibl. zum Marineverordnungsblatt, Berl. 1880).

Großer Ocean, s. Stiller Ocean.

Grossesse nerveuse (franz., spr. großsich nervö), eingebilddete Schwangerschaft hysterischer Frauen bald nach der Periode oder im Klimakterium, wobei der Leib stärker werden und Kindesbewegung gefühlt werden

soll. Dabei bemerkt man sogar zuweilen ein Anschwellen der Brüste, Dunkel-färbung des Barzenhofs, auch Absonderung von Colostrum. Mit der Erkenntnis des Irrtums ist die Sache vorbei.

Grosseto, ital. Provinz mit gleichnamiger Hauptstadt in Toskana, begrenzt von den Provinzen Pisa, Siena und Rom und vom Mitteladriatischen Meer, hat 4502 qkm (81,7 QM) mit (1901) 144,722 Einw. (nur 32 auf 1 qkm). Sie umfaßt auch die Inseln Giglio und Giannutri und bildet nur einen Kreis.

Grosseto, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (s. oben), 2 km vom rechten Ufer des Ombrone, Knotenpunkt an der Eisenbahn Pisa—Rom, Bischofssitz, hat eine Kathedrale mit dunkler Marmorfassade (von 1294, mit Turm von 1402), eine Kirche des heil. Franziskus aus dem 13., Ruinen einer Abtei (von S. Robano) aus dem 12. Jahrh., ein im mittelalterlichen Stil wiederhergestelltes Kastell der Medici, ein Beschützer, eine Festung aus dem 14.—16., Stadtmauern aus dem 16. Jahrh., eine Technische Schule, ein Theater und (1901) ca. 6700 (als Gemeinde 9599) Einw., die Viehzucht, Fäbrilation landwirtschaftlicher Maschinen und Handel mit Vieh, tierischen Produkten und Holz betreiben. Ein Denkmal erinnert an die vom Großherzog Leopold II. begonnene segensreiche Bonifizierung der Maremmen. Nordöstlich von G. liegt Bagno di Roselle, mit einer Wasser-, Hütten- und Kochsalz enthaltenden Quelle von 36°; dabei sind die Ruinen der alten Etruskerstadt Rusellä (s. d.).

Große Tundra, s. wie Wäldchenfeldsaja Tundra (s. d., Wb. 3).

Große Winterfalte, s. wie Kapz.

Große Zehe, s. Zehen und Fuß, S. 227.

Großfalter (Großschmetterlinge, Macrolepidoptera), Gruppe der Schmetterlinge, umfaßt die Tagfalter, Schwärmer, Spinner, Eulen, Spanner.

Grosfajel, Schwein im zweiten Lebensjahre.

Groskoffer (Polycanthus C. F., Macropodus Lac.), Fischartung aus der Ordnung der Schlachtkoffer und der Familie der Labrynthische (Labrynthidae). Der Makropode (Makropodus), P. viridi auratus Lac., s. Tafel »Aquarium II«, Fig. 7, 8—9 cm lang, gestreckt, seitlich zusammengedrückt, mit sehr großer Rücken-, After- und Schwanzflosse, oberseits bräunlich, unterseits graugrün mit abwechselnd gelbgrünen oder bläulichen und rötlichen Querbinden und gelb gerandeten grünen Kiemenbedeckel, lebt in sumptigen Seen Chinas und wird in China als Zierfisch, wie der Goldfisch, gehalten, ist viel dauerhafter als dieser, da er mit wider sauerstoffreichem Wasser vortrieb nimmt und selbst einige Zeit im Trocknen ausdauert. Die ersten derartigen Fische kamen 1869 nach Frankreich und 1876 nach Deutschland und pflanzten sich so leicht fort, daß sie bald allgemeinere Verbreitung fanden. Gegenwärtig werden sie den Fischen vielfach vorgezogen. Sie fressen kleine Krebstiere, Wasserflöhe, Muschelstrebler, aber auch Regenwürmer, ergötzen durch ihre Liebesspiele, bei denen sich die Sättigung und Schönheit ihrer Farben erhöht, und durch die eigentümliche Brutpflege. Das Männchen schnappt Luft und stößt diese in kleinen, von einem Speichelbäumchen umgebenen Bläschen unter Wasser wieder aus, so daß sich eine ziemlich fest zusammenhängende Schicht solcher Bläschen bildet, die oft durch neue ergänzt werden. Unter dieser Schaumnest laicht das Weibchen, und die Eier sammeln sich unmittelbar unter den Bläschen, wo sie nun von dem Männchen sorgfältig bewacht werden. Nach etwa 60 Stunden schlüpfen die Jungen aus, die nach 5—6

Zagen den Alten ähnlich werden und nach 8 Monaten erwachsen sind. Das Männchen behält auch die Jungen und trägt entscheidende im Waut ins Nest zurück, nimmt aber auch keinen Anstand, die weiter ausgebildeten Fischchen zu fressen. Wegen andre Fische sind die G. oft höchst grausam. Man füttert sie mit fein geschabtem, rohem, magerem Hühnerfleisch, Ameiseneiern, Weizenwurm, kleinen Weizenwürmern, zerhackten Regenwürmern u. Schöner als der Makropode ist der Paradiesfisch (*P. opercularis* Rich.), der 1893 aus China nach Deutschland eingeführt wurde und in Lebensweise und Eigenschaften fast durchweg dem Makropoden gleicht. Vgl. v. Stubenrauch, Die Makropoden und ihre Bedeutung als Zierfische (München 1895).

Groß-Flottbek, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Pinneberg, mit Station Klein-Flottbek an der Staatsbahnlinie Altona-Bedel, hat eine Musikschule, Elektrizitätswerk und (1900) 2877 Einw. In der Nähe an der Elbe liegt der vielbesuchte Lustkurort Parthotel Teufelsdrücke.

Großflügler (Megaloptera), Gruppe aus der Ordnung der Käflflügler (s. d.).

Groß-Friedrichsburg, Name der 1683 von der Marine des Großen Kurfürsten von Brandenburg unter Major Otto Friedr. v. d. Weiden auf dem Berg Ranfro an der Goldküste errichteten Feste zum Schutz der dorthin angelegten Kolonien. Sie wurden 1717 an die Niederlande verkauft; aber erst 1725 konnten diese aus von dem brandenburgisch gestimmten Regent Jean Cuny verteidigt G. nehmen. 1883 wurden die ansehnlichen Überreste von der Befestigung eines deutschen Kriegsschiffs untersucht. Vgl. Guineä.

Großfürst (russ. Weliki Knjaz, franz. Grand-duc), früher Titel der Beherrscher von Moskau sowie einiger anderer russischer Fürsten. Gegenwärtig nennt sich der Kaiser von Rußland «G. von Smolensk, Litauen, Volhynien, Podolien und Finnland». Nach einer Abänderung der kaiserlichen Hausordnung vom Juli 1886 soll der Titel G., Großfürstin und kaiserliche Hoheit nur den Söhnen, Töchtern, Brüdern und Schwägern des Kaisers sowie dessen Enkeln männlicher Nachkommenschaft zugehen. Die übrigen Mitglieder des kaiserlichen Hauses sollen den Titel Fürst, Fürstin oder Prinzessin kaiserlichen Geblüts führen mit dem Präfixal «Hoheit» oder «Durchlaucht». Der Kaiser von Österreich und König von Ungarn führt ebenfalls den Titel eines Großfürsten, nämlich von Siebenbürgen, das 1765 von Maria Theresia zu einem Großfürstentum erhoben wurde.

Großfuhhuu, s. Ballnitzer; Großfuhhuuener (Megaloptidae), Familie der Käflflügler (s. d.).

Großgärach, Dorf im württemberg. Neckarreis, Oberamt Heilbronn, an der Lein und der Staatsbahnlinie Heilbronn-Eppingen, 181 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Zigarrenfabrik, Bierbrauerei, Weinbau und (1900) 2171 Einw. Über die dort vorgenommenen Ausgrabungen vgl. Schütz, Das steinzeitliche Dorf G. (Stuttgart, 1901).

Groß-Gemeinden heißen in Ungarn solche Ortsgemeinden (Wärkte), die zwar keinen geordneten Magistrat haben, aber ihre Angelegenheiten durch den gewählten Gemeindevorstand (Nichter, mindestens vier Beisitzer, Arzt, Kassierer) und einen eignen Gemeindevorstand (sowie vier Gemeindevorsteher) selbständig verwalten, im Gegensatz zu den kleineren Orten (Klein-Gemeinden), deren Vorstand aus weniger Mitgliedern besteht, und für deren Verwaltung gemeinsam mit mehreren andern Dörfern ein Kreisnotar bestellt ist.

Groß-Gerau, Kreisstadt in der heß. Provinz Starkenburg, Knotenpunkt der preussisch-heßischen Staatsbahnhöfen Mainz-Nischau, Goldstein-Kranheim und G.-Dornberg, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, höhere Bürgerliche, Amtsgericht, Postamt, eine Zucker-, Palmkernöl-, Palmkernmehl- und Konservenfabrik, Mälzerei, Bierbrauerei und (1900) 4486 meist evang. Einwohner. — G. erhielt 1398 Stadtrecht. Im November 1869 war es der Mittelpunkt heftiger Erdrerschütterungen, die sich in den folgenden Jahren wiederholten.

Großgewerbe, s. Gewerbetrieb.

Großglockner, 3798 m hoher Kulminationspunkt der Glocknergruppe und der Hohe Tauern, liegt an der Grenze von Tirol und Kärnten. Zur Glocknergruppe, die vom Belser Tauern (westlich) bis zum Hochtor (östlich) reicht, gehören außer dem G. folgende Hochgipfel: Glocknerwand (3730 m), Großes Wiesbachhorn (3570 m), Komarismwandkopf (3515 m), Johannishorn (3467 m), Eisgipfel (3439 m), Glockner (3425 m), Bräsenkopf (3416 m), Großer Pärenkopf (3406 m), Hoher Tenn (3371 m), Hohe Nisfel (3346 m), Aufseertartkopf (3336 m). Der von N. nach O. stehende Zentralflaum wird vom Kaiser Tauern (2512 m) und der Fandlscharte (2665 m) überstritten. Die Gletscherbildung steht derjenigen der Benedigergruppe nach; drei Gletscher sind jedoch erster Ordnung, darunter die mächtige Fallerze (s. d.). Der aus Chloritgipsen aufgebaute G. befindet sich nahe dem südlichen Ende der Gruppe und besteht aus zwei Gipfeln, der schlanke Eispyramide des Großglockners (3798 m) und dem Kleinglockner (3764 m), die durch den schmalen Rücken einer Scharke miteinander verbunden sind. Der schroff abfallende Gipfel trägt ein 2 m hohes eisernes Kreuz und bietet eine großartige Rundschau. Nach O. fällt er gegen die Fallerze ab, nach S. senken sich das Teichnig, Ködnig und Leirtersee hernieder. Die Besteigung des Großglockners erfolgt vom Kais oder vom Heiligenblut und wird durch fünf Schutthütten (Glocknerhaus auf der Elisabethhöhe 2143 m, Hofmannshütte über der Fallerze 2413 m, Salmhütte am Schwertel 2755 m, Stübühütte an der Panitscharte 2803 m und Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlerhöhe 3465 m) sehr erleichtert. Die ersten Versuche der Besteigung wurden 1799 vom Kardinal und Fürstbischof von Gurk, Altkanz Franz Salm-Reiferscheldt, unternommen, wobei aber nur die Spitze des Kleinglockners erreicht wurde. Der höchste Gipfel wurde 28. Juli 1800 zum erstenmal von einer Expedition, 1802 vom Generalmajor v. Hohenwart, dann von Schultes erklommen, der ein vierundiges Wert: «Reise auf den Glockner» (Bien 1804) darüber veröffentlichte. Ein Relief des Großglockners (1:2000) von Oberlechner und ein Panorama des Großglockners von Fernhart befinden sich im Museum zu Klagenfurt. Vgl. Sontar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern (Bien 1894); Hofmann und Stüdtl, Wanderungen in der Glocknergruppe (München 1875); Richter, Die Hohen Tauern (in: Die Erschließung der Ostalpen, hrsg. von Deutschen und Österreichischen Alpenverein, Bd. 3, S. 165 ff.).

Großglogau, Stadt, s. Glogau 1).

Großgörschen, Dorf im preuß. Regbez. Merseburg, südlich von Lützen, mit (1900) 524 Einw.; ist berühmt durch die Schlacht vom 2. Mai 1813, auch Schlacht bei Lützen genannt, den ersten Zusammenstoß der vereinigten russisch-preussischen Streitkräfte mit Napoleon I. im Deutschen Befreiungskrieg.

(f. b.). Die Verbündeten hörten in Leipzig von dem unverwundet raschen Annäheren Napoleons mit 125,000 Mann, 250 Geschützen und 5000 Reitern über Raumburg und Weihenstepf. Am 1. Mai des festungsartigen Bieres im Süden der großen Straße besetzt, das die Dörfer Groß- und Meingörchen, Kohna und Kaja bilden. Die Verbündeten, zusammen 90,000 Mann, darunter 25,000 Reiter und 520 Geschütze, unter dem russischen General Wittgenstein wollten in der Nacht die Österreicher überfallen, am Morgen des 2. Mai die französische Stellung bei Lützen angreifen, sie durchbrechen und die getrennten Korps einzeln schlagen. Aber infolge verkehrter Anordnungen Wittgensteins verzögerte sich der Aufmarsch bis Mittag. Wittgenstein, die Stärke des Feindes in jenem Bierre unterkühlend, griff die Front an, die Preußen eroberten Groß- und Meingörchen sowie Kohna und behaupteten die Dörfer, wurden aber weder durch die russischen Reiter noch durch ein Eingreifen der Kavallerie unterstützt. Napoleon dirigierte alle seine Korps nach dem Kampfsplatz, die den Preußen das eben eroberte Kaja entzogen, aber um 6 Uhr abends hatten die preussischen Warden das Dorf wieder gewonnen. Doch jetzt waren französische Verstärkungen angelangt, und ein neuer von 60 Geschützen unterstützter Angriff brachte Kaja, Kohna und Meingörchen in die Gewalt der Franzosen. Nur G. blieb den Preußen. Als die russische Reserve sich endlich dem Kampfsplatz näherte, machte die Nacht der Schlacht ein Ende. Noch in der Dunkelheit versuchte Blücher mit einem Teil der den ganzen Tag nicht verwendeten Reiter einen Angriff, der indes nur wenig Erfolg hatte. Am 3. Mai zogen sich die Verbündeten auf die Nachricht von der Besetzung Leipzigs durch Lauriston nach Pegau und von da nach Pausen zurück. Der Verlust der Verbündeten betrug 10,000 Mann, darunter 2000 Russen; unter den Gefallenen war der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, unter den schwer Verwundeten Scharnhorst. Die Franzosen verloren 12,000 Mann, unter ihnen fünf Generale; Trophäen erbeuteten sie gar nicht, hatten aber nun Sachsen und die Elbe wieder in Besitz. Zur Erinnerung an die Schlacht ward auf einer Anhöhe beim Dorf ein Denkmal von Guss Eisen in Pyramidenform errichtet. Auch dem Prinzen von Homburg ist im Dorf ein Denkmal von Guss Eisen gesetzt, zu dem in neuester Zeit ein andres zur Erinnerung an die Kämpfe von 1864, 1866 und 1870/71 gekommen ist.

Großgriechenland (Graecia magna), bei den Römern (Mithras u. a., zuerst bei Ptolemaios), vielleicht auch früher bei den Einwohnern selbst gebräuchliche Benennung der Gesamtheit griechischer Kolonien in Unteritalien (also kein territorialer Name); bezeichnet zuerst nur die griechischen Städte der südlichsten Halbinsel, des ältesten »Italia«, später ganz Unteritalien bis hinauf nach Tarent, ja vielleicht bis Rhyme. An der Kolonisation beteiligten sich Jonier, Dorier und besonders Achäer. Als älteste Gründung, von Rhyme abgesehen, gilt Sybaris (um 720) oder Rhegion (725). Sgl. Vennemann, La Grande-Grece, paysage et histoire (Par. 1881—84, 3 Bde.); Pais, Storia della Sicilia e della Magna Grecia (Ed. 1, Tur. 1894).

Großhaut (Großgrundbesitz), f. Landwirt schaftliche Betriebserfordernisse.

Großhandel, f. Handel.

Großhandelssteuern, f. Aufwandssteuern, S.

Großhansdorf-Schmalenb. Dorf in der hamburg. Landherrschaft Geestlande, hat ein zu-

validenheim für Lungentranke der Hansestädte und (1900) 370 Einn.

Großhartmannsdorf, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Freiberg, an der Staatsbahnlinie Vertheisdorf-G., 498 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Leinwanderei, Ziegelbrennerei, Zementsteinfabrikation, Torfgräberei, Karpenzucht und (1900) 2014 Einn.

Großheim, Karl von, Architekt, f. Kasper.

Groß-Heinrichsdorf, Dorf in der sächs. Kreish. Pausen, Amtsh. Lobau, hat eine evang. Kirche, ein ehemals Jügenddorfesches Schloß der Brüdergemeinde mit Rittergut, eine Erziehungsanstalt für schwach- und blödsinnige Knaben, eine landwirtschaftliche Kolonie für Schwachsinnige, Zuchtanstalt und (1900) 1622 Einn.

Großheringen, Dorf im sächs.-weimar. Verwaltungsbz. 2 (Weimar), am Einfluß der Ilm in die Saale, Knotenpunkt der Staatsbahnen Hebra-Weihenstepf., Straßfurt-G. und G.-Saalfeld, hat eine evang. Kirche, eine Präkerfabrik, eine Kunst- und Handwerksmühle und (1900) 505 Einn.

Großherr, f. Badisch.

Großherzog (franz. Grand-duc, engl. Grand-duke, ital. Granduca), Titel für Fürsten im Range zwischen König und Herzog. Papst Pius V. erteilte 1569 dem Herzog Cosimo I. von Florenz zuerst diesen Titel, mit dem 1699 das Prädikat »Königliche Hoheit« verbunden ward, nachdem er von Florenz auf Toskana übergegangen war. Napoleon I. erteilte 1805 seinem Schwager Kurat als Herrscher des Großherzogtums Berg die großherzogliche Würde, worauf auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt (1806), der Kurfürst von Baden und der Kurfürst von Würzburg, als sie dem Rheinbund als Mitglieder beitraten, diesen Titel annahmen. Nach den Bestimmungen des Wiener Kongresses führen gegenwärtig, außer Hessen-Darmstadt und Baden, auch die Regenten von Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg (letzterer erst seit 1829) sowie, neben ihren andern Titeln, der Kaiser von Österreich als G. von Toskana und Kraina, der König von Preußen als G. von Niederrhein und Posen und der G. von Luxemburg diesen Titel. Die vertriebene Linie des Hauses Habsburg-Lothringen von Toskana hat ihn gleichfalls beibehalten. Der älteste Sohn eines Großherzogs führt den Titel Erbgr. großherzog.

Großherzogskrone, f. Krone.

Großhesselohe, Weiler im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt München I, 559 m ü. M., an der Har, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie München-Schliersee und der Eisenbahn München-Dachau, Vergnügungsort der Münchener, hat eine kath. Kirche, eine Fabrik für Herstellung gedammter Trottoirsteine und (1900) 161 Einn. Dabei liegt in herrlicher Lage die Burg Schwand.

Großhensbach, Flecken im bayr. Regbez. Unterfranken, Bezirksamt Wittenberg, am Main und mit dem gegenüberliegenden Dorfe A. teils neu dach an der Staatsbahnlinie Weidenburg-Wittenberg, hat eine kath. Kirche, ein schönes Rathaus, bedeutende Steinbrüche, Wein- und Obstbau und (1900) 2160 Einn. Dabei liegt hoch das Kloster Engelsberg mit Wallfahrtskirche.

Großhira, f. Gschira, S. 467 ff.

Großhirschen (engl. Long oder Great hundred), ein besonders im Fisch- und Holzhandel vorkommendes Maßmaß, = 120 Stüd; Stod, Klippische x. verkauft man in England im Hundert von 124 Stüd.

Groffi, f. Ficus, S. 547.

Grossi, Tommaso, ital. Dichter, geb. 24. Jan. 1791 in Bellano am Comersee, gest. 20. Dez. 1853 in Mailand, studierte die Rechte, begab sich 1810 nach Mailand und schrieb ein politisch-satirisches Gedicht gegen die 1815 erneuerte österreichische Herrschaft. Später ließ er eine Novelle in Versen: »La fuggitiva« (1817), und andere Dichtungen in mailändischem Dialekt folgen. Mit der italienisch-gelehrtenen erzählenden Dichtung »Ideogonda« (1820) begab er sich auf das Gebiet des Mittelalters. 1826 veröffentlichte G. das Heldengedicht: »I Lombardi alla prima crociata«, worin er der »heidnisch« gefärbten Epöde Tassos eine wahrhaft katholische Kreuzfahrer-Dichtung gegenüberstellen wollte; allein das Werk bot kein hinlängliches Interesse der Handlung und Charakteristik. Durch Manzoni angeregt, warf sich G. auf den historischen Roman und schrieb »Marco Visconti« (1834). Unter den lyrischen Versuchen Grossis ist das empfindsame Lied »La rondinella« allbekannt. Mit der poetischen Erzählung »Ulrico e Lida« (1837) schloß G. seine poetische Laufbahn. Von 1838 an lebte er als Notar in Mailand. Eine Sammlung seiner Werke erschien Mailand 1862 in 2 Bänden und zuletzt Reapet 1892. Sgl. Ganti, Vita ed opere di Tommaso G. (Mail. 1854); Curti, Tommaso G. (Baj. 1862); Bismara, Bibliografia di T. G. (Como 1881).

Großindustrie, s. Gewerbetrieb.

Großinquisition, s. Inquisition.

Grossist (ital. Grossiere), Großhändler; vgl. En gross.

Groß-Jägerdorf, s. Jägerdorf.

Großjährigkeit (Mündigkeit, Volljährigkeit, Majorität, Aetas major oder legitima) ist die Altersstufe, mit welcher der Mensch die volle rechtliche Handlungsfähigkeit erlangt; s. Alter, S. 386.

Groß-Kanizja, s. Kanizja.

Großkauer, s. Kauer.

Großkarben, Dorf in der heß. Provinz Oberpfalz, Kreis Friedberg, an der Kibda und der Staatsbahnlinie Niederwalgern—Frankfurt a. M., hat eine evang. Kirche, Synagoge, drei Kohlenfässerlinge mit bedeutendem Verkehr und (1900) 1196 Einn.

Groß-Kisinda (ungar. Nagy-Kisinda, for. nahy), Stadt (seit 1893) im ungar. Komitat Torontal, Knotenpunkt der Staatsbahnen Szeged—Temesvár und G.—Groß-Becskeref, mit neuerbautem Stadthaus, Obergymnasium, Gerichtshof, hat (1901) 24,843 serbische, deutsche und magyar. Einwohner (griechisch-orientalische und römisch-katholische), die Getreidebau, Handel, Viehzucht und Dampfweberei betreiben. G. war einst Hauptort des ehemals privilegierten serbischen Distrikts. (burg 1).

Groß-Kolburg, Komitat in Ungarn, s. Kolburg.

Großkopf, Schwammspinner, s. Kanne.

Großkopfheit, s. Makrocephalie.

Großkopten, der Vorhänge des von Gagliostro 1782 gestifteten theosophisch-mystischen Maurerbundes, den er »Ägyptische Maurerei« taufte. Goethes gleichnamiges Lustspiel (1792) behandelt die berühmte Potsdamer Geschichte (s. d.).

Großkordon, s. Großkreuz.

Großkreuz heißt in der Regel die höchste Klasse der Ritterorden, zunächst von den Johannitern herrührend, bei denen die Großwürdenträger, wie die Jungenhäupter, Prioren, Baillis und späterhin der Bischof von Malta, ein größeres Kreuz als die Ritter trugen. Das zum G. über die rechte oder die linke Schulter getragene dreieite Ordensband heißt Großkordon. Sgl. Kordon und Erben.

Groß-Krotenburg, Dorf im preuß. Regbez. Rastel, Landkreis Hanau, am Main, hat eine luth. Kirche, Synagoge, Märlin- und Zigarettenfabriken, Drahtwerk, Ziegeleien und (1900) 1600 Einn. G. war Hauptpunkt der römischen Befestigungen am Main. Sgl. Wolff, Das Körnerthal und das Witzrobenstättgen im G. (Dornst. 1882).

Großkubren, Dorf im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Fischhausen, hat ein Seebad und (1900) 670 Einn. Dabei liegt das Seebad Kleinukubren.

Großlands Rücken (russ. Garslaganchoi), mit vielen Seen bedeckter Höhenzug im russ. Gouv. Archangel, zieht sich von der Mündung der Petschora bis in die Nähe des Urals in westlicher Richtung hin und grenzt im S. an die Volkseisenstraße Lunda. Er ist Quellgebiet vieler Zuflüsse der Petschora und Ussa.

Großlichterfelde (Lichterfelde), Landgemeinde im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, Vorort im SW. von Berlin, mit zwei durch eine elektrische Bahn verbundenen Bahnhöfen, an den Staatsbahnen Berlin—Berder (Hauptbahn und Lamsfeldebahn) und Berlin—Weißensee, sowie an der Dampfstraßenbahn G.—Stahnsdorf, vom Teltow-Kanal (1904) noch im Bau begriffen) durchzogen, hat 2 neue und 2 alte evangelische und eine neue luth. Kirche, Denkmäler Kaiser Wilhelm I. und Bismarcks, die Hauptklosteranstalt (s. Rabattenhäuser), ein Gymnasium mit Realgymnasium, Oberrealschule, Waisenhaus, Sanatorium für Nerventränke, orthopädische Anstalt, Gummiwarenfabrik, Holzbearbeitungs- u. Riemenfabrik, Dampfzägewerk, Dampfziegelei und (1900) mit der Garnison (Garde-Schützenbataillon und Garde-Raschirmgewehr-Abteilung Nr. 2) 23,168 Einn., davon 1655 Katholiken und 105 Juden. Das Gut Lichterfelde gehörte ehemals dem Minister E. v. Dandelmann. Die Sillenkolonie wurde 1864 angelegt.

Großliebenthal, deutsche Kolonie im russ. Gouv. Cherson, Kreis Odessa, an einem Liman, mit ca. 4000 evang. Einwohnern, ist Sitz der Kolonialverwaltung von zehn Dörfern. Gegenüber liegt Kleinliebenthal mit 2442 römisch-kath. Bewohnern, betrieber Sommeraufenthalt der Dejsaer, mit Schlamm-bädern im Liman.

Großlinde, s. Großentinden.

Großligner, Berg, s. Silbretta.

Großmächte, Bezeichnung für die jeweils leitenden Staaten, die die Macht besitzen und als ihre (gemeinsame) Aufgabe betrachten, bei der Regelung der europäischen Angelegenheiten tätig einzugreifen. Ihr Einverständnis schließt in der Regel tatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, einen Widerstand der kleineren Staaten aus. Die Zahl der europäischen G. ist keine gefestigte; es können bisher dazugehörige Staaten aus derselben auscheiden, andre wiederum an Bedeutung und Einfluß zu gewinnen, daß ihre Mitwirkung bei der Ordnung der politischen Verhältnisse Europas und der Welt nicht entbehrt und auch nicht zurückgewiesen werden kann. So ist Spanien, das im 16. Jahrh. die erste europäische Großmacht war, durch politische und kirchliche Mithrirkchaft dieser Stellung verlustig gegangen; auch Schweden war im 17. Jahrh. eine Großmacht. Seit dem Kongress von Vachen (1818) wurden als G. angesehen England, Frankreich, Österreich, Preußen und Rußland; in den 1870er Jahren ist an Preußens Stelle das Deutsche Reich getreten und Italien zur bisherigen Pentarchie (s. d.) als sechste Großmacht hinzugekommen. In neuester Zeit sind auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in

dieses »Konzert der Großmächte« eingetreten (vgl. Europa, S. 187).

Großmann, 1) Gustav Friedrich Wilhelm, Schauspieler und Schauspielschreiber, geb. 30. Nov. 1746 in Berlin, gest. 20. Mai 1796 in Hannover, ward preussischer Legationssekretär in Danzig und privatisirte dann in Berlin, wo er mit Lessing bekannt wurde. Infolge einer Kette schrieb er hier sein Lustspiel »Die Feuersbrunst« in drei Tagen und errang damit einen glänzenden Erfolg, der durch seine in acht Tagen geschriebene Tragödie »Häbelmine von Blondheim« noch gesteigert wurde. Auf einer Reise nach Gotha 1774 von der Seinerlichen Schauspielergesellschaft veranlaßt, in der Rolle des Riccaut de la Martinière in »Minna von Barnhelm« aufzutreten, fand er solchen Beifall, daß er sich fortan ganz der Schauspiellust widmete. 1778 übernahm er die Leitung der Bühne in Bonn, gründete aber 1784 eine neue Gesellschaft, mit der er mehrere Orte, zuletzt Hannover, besuchte. Von seinen Lustspielen sind noch zu nennen: »Henriette Adelsheim von Weltheim«, »Die Ehejandalsandaten«, »Nicht mehr als sechs Schwestern«. — Seine Gattin Karoline Sophie Auguste, geborne Hartmann, geb. 25. Dez. 1752 in Gotha, lebte mit ihrem Gatten die Direktionsgeschäfte, trat auch kurze Zeit selbst als Schauspielerin auf und starb 28. März 1784 in Bonn. Durch ihren frühern Gatten, Hiltner, war sie Mutter der Schauspielerin Friederike Wilmann.

2) Christian Gottlob Lederecht, Theolog, geb. 9. Nov. 1783 in Priesnitz bei Hamburg, gest. 29. Juni 1857 in Leipzig, wurde 1822 Diaconus und Professor in Schulpforta, 1823 Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Konsistorialrat in Altenburg. 1829 Superintendent, Professor der Theologie und Pastor an der Thomasikirche zu Leipzig. Seit 1833 Mitglied der sächsischen Ersten Kammer, hat er die Sache des Fortschritts stets vertreten und namentlich auch für eine selbständigere Stellung der Kirche im Staat seine Stimme erhoben. Vor allem aber ist die Gründung der Gustav Adolf-Stiftung (s. d.) sein Werk. Unter seinen Schriften sind außer Predigten hervorzuheben: »Questiones Philonae« (Leipz. 1829, 2 Bde.); »Über eine Reformation der protestantischen Kirchenverfassung« (daf. 1833).

Großmeister heißt bei verschiedenen Orden, besonders bei dem Johanniterorden und den Tempelherren, der oberste Vorstand. S. Orden.

Groß-Meseritz (südd. Regitzel Bett), Stadt in Pommern, im engen Thal der Ostow, an der Linie Stettin-Ö. der Osterrösch-ungarischen Staats-Eisenbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksamts, hat eine gotische Kirche, ein stattliches Rathaus, eine Landesoberreal- und eine Landesoberrealschule, Dampfmühlen, Tuch- und Stiefelfabrik, Eisen gießerei, Holzgerberei, Leinwanderei, Bierbrauerei, Flachs- und Getreidehandel, Viehmärkte und (1900) 5236 köd. Einwohner. Dabei auf steiler Höhe ein altes Schloß.

Großmogul, Titel der Herrscher des von Bader, einem Urenkel Timur's in Ostindien 1526 gegründeten mohammedanischen Reiches, ist von ihrem tatarischen (südsichmongolischen) Ursprung hergenommen; sie selbst führten den persischen Titel Schah, die Hofsprache war Persisch. Die berühmtesten Herrscher waren Bader (bis 1530), Akbar (1556—1605), Dschingir (1605—27), Schah Dschihan (1628—57) und Aurangzeb (1658—1707). Der Niedergang des Großmoguls war sprichwörtlich. Ihr Reich zerfiel seit dem Beginn des

18. Jahrh. und erreichte 1803 sein Ende unter Schah Alam II. mit der Einnahme Delhi's durch die Engländer. Die Nachkommen der Großmoguls bezogen dann einen Jahrgelb von England und genossen zu Delhi Hofehren. Die Beteiligung der Familie an dem Aufstand von 1857 und namentlich an den Grausamkeiten in Delhi führte ihren Sturz herbei. Die jetzigen Prinzen der einstigen Dynastie leben in Venetia als englische Staatspensionäre. Vgl. Keene, History of the Mogul empire (neue Ausg., Lond. 1888); Lane & Poole, History of the Mogul emperors (daf. 1892); Horn, Das Meer- und Kriegswesen der Großmoguls (Leiden 1894); Golden, The Mogul emperors of Hindostan (daf. 1895); E. Schmidt im 2. Bande von Hehn's »Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Großmollen, Dorf im preuß. Regbez. Kreis Köslin, am Jamundiner See und nahe der Ostsee, hat eine evang. Kirche, Seebad und 400 Einw.

Groß-Mosener (s. mosauer), Dorf und Rantonschloßort im deutschen Regz. Lothringen, Kreis Diedenhofen-Bist., nahe der französischen Grenze, an der Erne und der Eisenbahn Hagendingen-Ö., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Oberförsterei, ein großes Eisenhüttenwerk, Bergbau auf Eisenerz und (1900) 872 Einw.

Groß-Mürin, Dorf in Mecklenburg-Schwerin, an der Ostsee und in der Rühniger Heide, mit Seebad, Seehof; für Kinder und 209 Einw.

Großmüt im Gegensatz zu Edelmut soviel wie ein großes, durch Liebe zum Großen, hat eine edles, durch Liebe zum Stillen bestimmtes Gemüt. Der Großmütige vergeht Beleidigungen leicht, weil Verzeihen groß, der Edelmütige, weil es eines Vernünftigen würdig ist. Jene ist eine über das Kleine und Kleinliche, diese eine über das Unvernünftige und Selbstgefällige erhabene Denkwiese.

Großholderdors, Dorf in der sächs. Kreis Chemnitz, Amtsh. Marienberg, im Erzgebirge, 472 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Fabriken von Strumpf- und Spielwaren und (1900) 2527 Einw. [tion.]

Großholth (engl. Great Oolite), f. Juraformation. **Großherner**, Dorf im preuß. Regbez. Merseburg, Gehirgsteins-Kreis, an der Elbe und der Alandseiber elektrischen Kleinbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Bergbau auf Kupferschiefer und (1900) 4806 Einw. Dazu gehört die Hütte Gottesdelfnung mit Entsilberungsanstalt und Kupferaffinerie.

Großhofheim, f. Oßheim 2).

Groß-Otterleben, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Banzleben, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Zuckerrüben-, 3 Zichoriendarren, Bierbrennerei und (1900) 7668 Einw.

Großpensionär, f. Kaspensionär.

Groß-Peterwitz, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kalisz, an der Zinna, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Kalisz-Grösch und der Kleinbahn Ö.-Kalis, hat eine kath. Kirche, Schloß, Zuck- und Malzfabrik, Bierbrauerei, Kollerei und (1900) 2603 Einwohner.

Groß-Polen, der nordwestliche, ebene, im ganzen sehr fruchtbare Teil des ehemaligen polnischen Reiches, bestand ursprünglich aus den Woiwodschaften Posen, Kalisz, Sieradz, Lentscha und dem Land Bielun; später rechnete man auch Kujawien, Koyl, Masowien, Kama, selbst das Herzogtum Preußen mit Ermland, Pommerellen und dem Land Kulm dazu. Vgl. Kleinpolen.

Groß-Popo (Grand Popo, bei den Eingebornen Pla), Hafenplatz der franz. Kolonie Dahomey-el-

Dépendances in Betsafrika, am Monoklusse, der hier eine den Uferand weithin begleitende Lagune bildet und bei Hochwasser bis Togodo aufwärts befahrbar ist. Nach S. führt ein Kanal zum Hofenplatz Ague, der 1821 von den aus Dahomé vertriebenen Naha gegründet wurde, zu denen später Leute von der Goldküste und 1835 aus Brasilien zurückgekehrte ehemalige Sklaven kamen. An dem Handel Groß-Bopos hat Deutschland einen hervorragenden Anteil. Französischer Dampfer und die deutsche Doernmann-Linie vermitteln den Verkehr mit Europa.

Großproßten, f. Proßten.

Gross-Register-Tonnage, f. Schiffsvermessung.
Großreken, Dorf im preuß. Regbez. Münster, Kreis Vorten in Westfalen, an der Staatsbahnlinie Oberhausen-Duisenbrück, hat eine luth. Kirche, Synagoge, Lackfabrik, Sägemühle und (1900) 2368 Einw.

Großröhredorf, Dorf in der sächs. Kreisb. Bautzen, Amtsh. Ramez, an der Röder und der Staatsbahnlinie Ransdorf-Ramez, 281 m ü. M., mit evang. Kirche, hat bedeutende Baumwollweberei, Fabrikation von Häutern, Vorten u. Mangeln und Tischen, Zwirnererei, Bleicherei, Härberei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, Sägewerk und (1900) 6769 Einw.

Groß-Rosenburg, Dorf und Domäne im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Kalbe, an der Saale, hat eine evang. Kirche, Zuderfabrik und (1900) 1897 Einw.

Großröbstedt, Dorf im sächs.-weimar. Verwaltungsbezirk I (Weimar), an der Gramme, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Sangerhausen-Erfurt und der Eisenbahn Buttstedt-G., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Zuderfabrik und (1900) 1125 Einw.; dabei liegt das Jagdschloß Schwansee.

Großrüssen, f. Rüssen 1).

Großrussland, der Hauptteil und Kern des jetzigen europäischen Rußland, umfaßt die Gouvernements Archangel, Olonez, Wologda, St. Petersburg, Nowgorod, Iwer, Jaroslaw, Kostroma, Wlton, Smolensk, Moskau, Wladimir, Nischni, Penza, Tula, Kaluga, Orel, Tambow, Koursk und Woroneß.

Großschlachtenheim, Stadt im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Waiblingen, an der Wetter und der Staatsbahnlinie Bretten-Friedrichshafen, 229 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Schloß, mechanische Bandweberei, eine Sägemühle, Ziegelbrennerei, Obstdau, Sandteindrücke und (1900) 1338 Einw.

Großschälze, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Kalbe, mit Station Elmen-Seele an der Staatsbahnlinie Staßfurt-Schönebeck, mit evang. Kirche und Amtsgericht, betreibt Fabrikation von Munition, Kaffeefurrigaten, Dummitteln, Heißkörpern, Mehl- und Futtermitteln und Zigarren, chemische Fabrik, Herstellung von Apparaten und Eisenkonstruktionen, 2 Dampfsägemühlen, Bierbrauerei, Molkerei und hat (1900) 6948 Einw. Zur Stadt gehören die alte Burg Schadeleben mit Pfanzorbeits- und Landarmenanstalt und das Soldat Eimen (f. b.).

Großschirma, Dorf in der sächs. Kreisb. Dresden, Amtsh. Freiberg, an der Staatsbahnlinie Rössen-Kohlau, hat eine evang. Kirche und (1900) 1563 Einwohner.

Groß-Schlagendorf (ungar. Nagy-Szalót, for. nach-falot), himatistischer Kurort am südlichen Uferabhang im ungar. Komitat Zips, 20 Min. von der Stadt Poprad entfernt, mit Park und Häusern. Das Dorf G. hat (1901) 930 meist deutsche Einwohner.

Groß-Schlatten, Stadt, f. Abrußdanza.

Großschmetterlinge, f. Großfaller.

Großschnäbler, f. Lufane.

Großschönan, Dorf in der sächs. Kreisb. Bautzen, Amtsh. Jittau, an der Staatsbahnlinie Eibau-Scheide, 328 m ü. M., mit evang. Kirche, Schulschule, Amtsgericht und Nebenpostamt I, betreibt bedeutende Damastweberei (seine Tischzeuge mit eingewebten Bildern im Preise bis zu 15,000 Mk.), mechanische Weberei für leinene und baumwollene Stoffe, Bleicherei, Härberei, Appreturanstalten, Mattgoldschlägerei, Zigarrenfabrikation, Bierbrauerei und hat (1900) 7109 meist evang. Einwohner. Dabei liegt der Hutberg mit dem Kaiserhain und Denkmälern des Kaisers Wilhelm I., Bismarcks und Kollers.

Groß-Schönebeck, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Eisenbahn Osdorf-G., hat eine evang. Kirche, Hofschule, 2 Oberförstereien, 2 Dampfsägemühlen, Ziegelbrennerei und (1900) 2026 Einw.

Großsiegelbewahrer, f. Siegelbewahrer.

Groß-Sieffelsdorf, Stadt, f. Krimasjondat.

Großsteinheim, Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Synagoge, Schloß, Oberförsterei, Zigarren-, Leinwand- und Schuhleistenfabriken, große lithographische Anstalt, Ziegelei, Bafaltbrücke und (1900) 2276 meist luth. Einwohner. G. gehörte 1425—1802 zu Kurmainz.

Groß-Strehliß, Kreisstadt im preuß. Regbez. Oppeln, an der Staatsbahnlinie Oppeln-Vorßwerk, 235 m ü. M., hat eine evangelische und 2 luth. Kirchen, Synagoge, Gymnasium, Zentralgefängnis für jugendliche Verbrecher, Amtsgericht, Zement- und Maschinenfabrikation, Kalwerke und (1900) 5775 meist luth. Einwohner. Dabei liegt das Rittergut G., mit Schloß des Grafen von Tschirsky-Renard.

Großstrefow (Strefow), Dorf im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Rügen, östlich von Putbus am Greifswalder Bodden, hat 66 Einw. Dabei steht ein Standbild des Königs Friedrich Wilhelm I. zur Erinnerung an die Besetzung Rügens durch die Preußen 1715.

Großtabarz, f. Tabarz.

Großthändchen, Dorf im deutschen Bezirk Lothringen, Kreis Forbach, hat eine luth. Kirche, Amtsgericht und (1900) 538 Einw.

Groß-Tapolcsány (ungar. Nagy-Tapolcsány, for. nagy-tapolcsány), Markt im ungar. Komitat Neutra, an der Neutra und der Staatsbahnlinie Löttinger-Groß-Bilic, mit bedeutender Hausindustrie, großen industriellen Etablissements in der Umgebung, Bezirksgericht und (1901) 4952 meist slowak. (römisch-luth.) Einwohner. In der Nähe liegt Dorf Tavar-nol mit Schloß, Park und großer Zuderfabrik.

Großtanfend, Zählmaß für 1200 Stüd.

Großtrappe, f. Trappe.

Groß-Tschirnan, f. Tschirnan.

Großtürke, der Sultan, Beherrscher der Türkei.
Großulär, Mineral, Varietät des Granats.
Grossularia, f. Stachelbeerstrauch.

Groß-Ullersdorf, Dorf in Wärdren, Bezirksb. Schönberg, 411 m ü. M., im anmutigen Festal an der Staatsbahnlinie Hohenstadt-Pöplau gelegen, hat ein fürstlich Wiedensteinisches Schloß (von 1689) mit Park, Glasbau, Leinweberei, Papierfabrik, Dampfsäge, Schwefelquellen (29 und 10°), eine Badeanstalt und (1900) 2111 deutsche Einwohner. Bgl. Lorenz, Der Kurort G. (Wünn 1886).

Großumstadt (Ulmstadt), Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Dieburg, an der preuß.-hess. Staatsbahnlinie Frankfurt a. M.—Eberbach.

hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, 2 Schläffer, eine Realschule, Landwirtschaftsschule, Amtsgericht, Oberförsterei, Bierbrauerei, Scheren-, Jucker-, Leber- und Turmuhrenfabriken, Weinbau und (1900) 3444 meist evang. Einwohner.

Grossus latus, f. Breitgroßen; Grossus triplex, f. Dittchen.

Großvaterrecht, s. wie Altvaterrecht, f. Altvaterrecht, f. Altvaterrecht.

Großenebiger, höchste Spitze der Benedigergruppe in den Hohen Tauern, westlich vom Großglockner, 3660 m hoch. Die Gruppe wird westlich von der Hirnlücke, östlich vom Belter Tauern begrenzt; sie besteht aus Granit, von Glimmerschiefer überlagert, und ist in ihrer Wetscherentwidelung (Schlattenfess, Oberfuchsbader Kees u. a.) noch bedeutender als die Glocknergruppe. Die äußerste Spitze des Großenebigers ist eine überhängende Schneekuppe und bietet eine großartige Aussicht dar. Die nächstbedeutenden Erhebungen der Gruppe sind: Rainerhorn (3561 m), Kristallwand (3330 m) im Zentrum; Großer Geiger (3365 m), Simonspitze (3500 m), Dreiherrnspitze (3505 m), Rötispitze (3496 m) und Daberspitze (3408 m) im SW.; Eichenham (3371 m) im SO.; Schlieferpitze (3290 m) und Keesogel (3298 m) im NW. und Hohe Fürtel (3244 m) im N. Erzherzog Johann machte 1828 den nicht vollständig ausgeführten Versuch, den G. zu ersteigen; 1841 wurde der Gipfel das erste Mal von einer Expedition, darunter Rukner, erreicht. Gegenwärtig wird der G. sehr häufig, und zwar von S. her von Windischmattrei, über das Gschütz und die Prager Hütte (2481 m) oder über Brägraten und die Johannesmühle (2121 m), bez. das Deferegerhaus (2960 m), von N. her von Reutirchen, über die Käufingerhütte (2558 m), bestiegen.

Großbach, f. Landwirtschaftliche Betriebsverordn.

Großbägel, f. Wanzvögel.

Großwardein (ungar. Nagyvárad, ser. nadjewar oder Warab), Stadt mit Rumizipium, Sitz des ungar. Komitats Bihar und Knotenpunkt von 6 Bahnlinien (nach Budapest, Klausenburg-Bréda, Gyoma, Szegedin, Baskó und Erimtschafalva), eine der ältesten Städte des Landes, liegt zu beiden Seiten der Schnellen Körös, über die 4 Brücken und 2 Eisenbahnbrücken führen, und hat auf einer von der Körös und dem fließenden Perje gebildeten Halbinsel eine uralte Festung (jetzt Kaserne). G. hat 17 Kirchen (eine griechisch-oriental. Pfarrkirche im Bau) und 6 Klöster, darunter 2 Kathedralen (die römisch-katholische mit Fresken von Schöpf und Storno), 2 bischöfliche Palais (das des römisch-kath. Bischofs mit Bibliothek), ferner Domherrenhäuser mit einer Säulenhalle, eine neue Kavalleriekaserne, viele prächtige öffentliche und Privatgebäude (ein neues Theater und Rathaus), ein 1892 enthülltes St. Ladislaus-Monument und die Statue des Bischofs Szaniszló. Die Einwohner (1901: 56,177 Seelen), darunter 44,750 Magyaren (Rumänen nur 3385), gehören verschiedenen Religionen an (15,391 sind römisch-katholisch, 14,984 reformiert, 12,294 Juden etc.) und betreiben besonders Spiritus- (6 Fabriken, in Verbindung mit Viehmästung) und Mühlenindustrie (3 Dampfmüllm.), 4 Eifabrikanten, eine Maschinenfabrik, 6 Zieglereien, 4 Holzfabriken von Efen, Presshefe, Kunstdünger; ferner Viehzucht, Obst- und Weinbau. G. hat eine Wasserleitung, 4 Bäder, eine Straßenbahn, ferner zahlreiche Lehr- und Humanitätsanstalten (Rechtsakademie, Prämonstratenser-Obergymnasium, staatliche Ober-

realschule, 2 theologische Seminare, 3 Präparanden, eine Landesbedammenschule, mehrere Spitäler, ein neues staatliches Findelhaus etc.), ein archäologisches, ein Kunst- (Polytechn.) Museum, eine (literarische) Szigeti-Gesellschaft, einen Böhmer Karpathenverein, den Abdenpark mit Mausoleum, ein großes Zellengefängnis etc. und ist Sitz eines römisch-kath. und griechisch-kath. Bistums, einer königlichen Tafel, eines Gerichtshofs, einer Finanzdirektion, einer Post- und Telegraphendirektion, einer Handels- und Gewerbelammer etc. G. ist Geburtsort des ungarischen Dramatikers Eduard Szigligeti und enthielt in der Festungs- (St. Ladislaus-) Kirche, an deren Stelle ehemals die Basilika stand, die Gräber des heil. Ladislaus, von 5 Königen und einer Königin. In der Nähe liegen, mit G. durch Zweigbahnen verbunden, die Bäder Biskopád (auch Sankt Ladislaus-Bad, ungar. Vaspösfürdő) und Fejégyháza, mit Fontänen und allatistischen Schwefelquellen (34–40°), in deren Abfluß die seltene Thermen-Seerose wächst. — Das Bistum G. wurde von Ladislaus dem Heiligen um 1080 begründet. 1241 wurde die Stadt von den Tataren zerstört (vgl. Rogerius). Am 24. Febr. 1538 wurde in G. der Friede zwischen Ferdinand I. von Österreich und Zápolya geschlossen. 1557 kam G. in den Besitz der Fürsten von Siebenbürgen. 1598 wurde die Stadt vergebens von den Türken belagert, 1660 aber eingenommen und ihnen auch im Frieden von Vasvár völlig überlassen. Erst 1692 fiel sie wieder an Ungarn. Als 1848–49 die ungarische Regierung nach Debrecin flüchtete, wurden Archive, Banknotenpresse etc. nach G. gebracht. Vgl. »G. und seine Umgegend« (Großwarb. 1872); Bunyitai, Geschichte des Großwardeiner Bistums (dof. 1883–84, 3 Bde.).

Groß-Wartenberg (früher Polnisch-W.), Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, an der Eisenbahn Ols-Bühelnsbrück, 170 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Maschinenfabrik, Töpferei, Dampfmüllerei und (1900) 2385 meist evang. Einwohner. Dabei liegt das Rittergut Wartenberg mit Schloß in der gleichnamigen Standesherrschaft des Prinzen Birron von Kurland.

Großweidwerk, die hohe Jagd.

Großweitz (bei den Türken Besiri-Kafam oder Sa dr-Kafam), im türkischen Reich der erste Staatsbeamte; er ist Präsident des Ministeriums, leitet die Staatsangelegenheiten und bewahrt die kaiserlichen Siegel, die ihm bei seiner Ernennung von einem Palastbeamten überbracht und bei seiner Absetzung wieder abgenommen werden.

Großwürdenträger heißen die obersten Würdenträger eines Staates, die der ersten Rangklasse angehören. Die G. der katholischen Kirche sind die höchsten Geistlichen, also Kardinal, Erzbischof und Bischof.

Großzimmern, Aleden in der best. Provinz Starckenburg, Kreis Dieburg, an der Grenzlinie, Knotenpunkt der preussisch-berlinischen Staatsbahnlinien Offenbach-Heinheim und Darmstadt-G., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Streichholz-, Zunder- und Bürstenfabriken, Töpfertonnen und (1900) 3212 Einw.

Groß-Zichauwin, Landgemeinde in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Pirna, in der Nähe der Elbe, gegenüber Pillnitz, als Sommerfrische viel besucht, hat eine elektrotechnische Fabrik, Puppen- und Zwirnfabriken und (1900) 2314 Einw.

Großschöcher-Windorf, Dorf in der sächs. Kreish. und Amtsh. Leipzig, an der Weißen Elster,

Knotenpunkt der preussischen, bez. sächs. Staatsbahnen Leipzig — Zeitz und Gera — Bayreuth, mit Leipzig durch elektrische Straßenbahn verbunden, hat eine evang. Kirche, Schloß, Park- und Pflanzengärten, Weberei, Fabrikation von elektrischen Werkzeugen, Eisengießerei, Ziegeleien, Handelmühle und (1900) 4394 Einw. S. den Plan — Leipzig mit den Varianten.

Grot, 1) Jafow Karlowitsch, russ. Sprachforscher, geb. 27. (15.) Dez. 1812 in Petersburg, gest. daselbst 6. Juni (24. Mai) 1893, erhielt seine Bildung im Lyzeum in Jaroslavl und trat 1832 als Beamter in die Kanzlei des Ministeramtes, bald nachher in die des Reichsrates ein. Die Neigung für literarische und wissenschaftliche Tätigkeit veranlaßte ihn, 1839 diesen Dienst zu verlassen; nachdem er sich das Schwedische gründlich angeeignet, wurde er 1841 Professor der russischen Literatur und Geschichte an der Alexanders-Universität in Helsingfors, 1853 aber nach Petersburg berufen als Professor der russischen Literatur am kaiserlichen Lyzeum und als Lehrer der jungen Grafen, des verstorbenen Thronfolgers Nikolaj und seines Bruders, des nachmaligen Kaisers Alexander III. Schon 1855 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, kannte er sich, mit dem Eintritt der Mündigkeit des Thronfolgers (1859), seiner Lehrstelle und nach dessen Niederlegung (1882) ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien widmen. Unter seine ersten literarischen Arbeiten gehört die metrische Übersetzung von Byron's »Mazeppa«; später folgte, im Vernehm des Originals, diejenige der »Frithjofsgedichte von Tegner, die »Narren in Finnland«, eine Reihe von Aufsätzen über die finnische und schwedische Literatur und (in schwedischer Sprache) eine Geschichte Rußlands bis Peter d. Gr. (= »Handbok i ryska rikets historia«, Helsingfors 1850 — 51). Als Akademiker arbeitete G. hauptsächlich auf dem Gebiete der russischen Philologie; seine hierzu gehörigen Schriften: »Philologische Forschungen« (in russischer Sprache) erschienen gesammelt in dritter Auflage Petersburg 1885. Hieran schloß sich kein im Auftrag der Akademie ausgearbeitetes Handbuch der »Russischen Rechtschreibung« (3. Aufl., Petersb. 1885). Seine Hauptarbeit für die Literaturgeschichte bildet die kritische Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters Derzhawin mit Lebensbeschreibung in 9 Bänden (Petersburg 1864 — 80). Im Auftrag der Historischen Gesellschaft gab G. die Papiere Katharinas II. heraus, worunter besonders ihr Briefwechsel mit Grimm hervorzuheben ist (Petersb. 1884). Endlich hatte G. die Leitung der neuen Bearbeitung des von der Akademie herausgegebenen »Wörterbuchs der russischen Sprache« übernommen (bis zu seinem Tode 2 Lieferungen, 1891 — 92, seitdem fortgesetzt von N. Schachmatow).

2) Konstantin Karlowitsch, russ. Beamter, geb. 1815, gest. 11. Nov. 1897 in St. Petersburg, diente seit 1838 in verschiedenen Ministerien, galt als Autorität auf dem Gebiete der Selbstverwaltung und wurde 1859 Kommissionsmitglied für die Gouvernements- und Kreiskonstitutionen. Von 1863 — 69 Direktor des Departements der indirekten Steuern, verfolgte er Bekämpfung und Unterdrückung, war seit 1863 Staatssekretär, seit 1870 Mitglied des Reichsrates, widmete sich aufopfernd der Gefängnisreform, der Blindenversorgung und der Frauenpflege und war von 1882 — 84 Chef der vierten Abteilung der Privatkanzlei des Kaisers.

3) Nikolaus Jakowlewitsch, russ. Philosph., geb. 30. (18.) April 1852 in Petersburg, studierte

daselbst, wurde 1876 Professor der Philosophie an dem historisch-philologischen Institut in Kiew, 1883 an der Universität in Odessa, 1886 an der Universität in Kraslaw. Er ist Vorsitzender der Psychologischen Gesellschaft daselbst und Herausgeber der russischen Zeitschrift »Probleme der Philosophie« (seit 1889). G. sucht auf Grund eines selbständigen Kritizismus eine positive Weltanschauung zu begründen, die das Gefühl als adäquate Erkenntnisquelle anerkennt und in der stufenweisen Beherrschung der Materie durch den Willen (Geist) den Endzweck des Daseins sieht. Von seinen Schriften (in russischer Sprache) nennen wir: »Psychologie des Geistes« (1880); »Philosophie als Kunst« (1880); »Zur Reform der Logik« (1882); »Klassifikation der Wissenschaften« (1884); »Giordano Bruno« (1885); »Die Seele und die moderne Lehre von der Kraft« (1886); »Bedeutung des Gefühls für die Erkenntnis« (1889); »Kritik des Begriffes der Willensfreiheit« (1889); »Was ist Metaphysik?« (1890); »Die Lebensaufgaben der Philosophie« (1890); »Hauptmomente in der Entwicklung der neuen Philosophie« (1891); »Grundlage der Moral« (1892). In französischer Sprache veröffentlichte er: »Nouvelle classification des sentiments« (1878); »La causalité et la conservation de l'énergie« (1890).

Grote (Grot), eine frühere Rechnungsstufe der Küstländer zwischen Schelde und Elbe: in den Niederlanden (groot vlaamsch) = 1/10 Gulden, in Emden 1857 und in Bremen bis 1872 zu 5 Schwaren = 1/10 Taler, in Hamburg (Hennig vlaamsch) = 1/10 Bankmark; auch in Vollen geprägt.

Grote, Hermann, Numismatiker und Heraldiker, geb. 28. Dez. 1802 in Hannover, gest. daselbst 3. März 1885, studierte die Rechte in Göttingen, promovierte daselbst und lebte seitdem meist in Hannover. G. gründete und redigierte die »Blätter für Münzkunde« (Leipz. 1834 — 39, Bd. 1 — 4), neue Folge u. d. T.: »Münzstudien« (das. 1855 — 77, 9 Bde.), und den »Numismatischen Anzeiger« (Hannov. 1868 — 69, 2 Bde.), in denen er viele Arbeiten über deutsche Münzen des Mittelalters, über technische und staatsrechtliche Fragen der Münzkunde u. veröffentlichte. Davon sind zu nennen: »Die Münzstätten Münzen des Mittelalters« (1856); »Geschichte des königlich preussischen Wappens« (1861); »Geschichte der welfischen Stammwappen« (1863); »Donabrückische Geld- und Münzgeschichte« (1864); »Die Geldlehre, insbesondere der sächsischen Münzvertrag von 1857« (1867). Außerdem schrieb er: »Geschlechts- und Wappenduch des königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig« (Hannov. 1852) und redigierte 1875 — 81 die »Blätter für Münzfreunde«.

Grote (jhr. groo, George, engl. Geschichtsschreiber, geb. 17. Nov. 1794 in der Grafschaft Kent aus einer aus Deutschland eingewanderten Familie, gest. 18. Juni 1871, trat, 16 Jahre alt, in das Banquiergeschäft seines Vaters ein, widmete sich aber daneben dem Studium der alten Klassiker und nahm einen Anteil an den politischen Bewegungen seiner Zeit. Er veröffentlichte 1821 eine anonyme Flugchrift gegen Sir James Macintosh's »Statement of the question of parliamentary reform« und schrieb 1831 ein kleines Werk: »On the essentials of parliamentary reform«. Im Dezember 1832 für London ins Parlament gewählt, schloß er sich der radikalen Partei an und brachte fast alljährlich einen Antrag auf Einführung der geheimen Abstimmung (Ballot) ein. Da es ihm indes nicht gelang, die Maßregel durchzusetzen, legte er 1841 sein Mandat nieder und trat anberthalb

Jahr später auch vom Bankgeschäft zurück, um sich lediglich der Ausarbeitung seiner »History of Greece« (Lond. 1846 — 56, 12 Bde. nebst 2 Bdn. Ekturfe; 6. Aufl. 1888, 10 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1880 bis 1883, 6 Bde.; die Abtheilung »Mythologie und Antiquitäten« daraus besonders überlegt von T. Fischer, Leipz. 1856 — 60, 4 Bde.) zu widmen, die er 1823 begonnen hatte, und die sich ebenso durch Gründlichkeit der Forschung wie durch Verständlichkeit und Schönheit der Darstellung auszeichnet. Sie umfaßt die Zeit bis zum Tode Alexanders d. Gr. Großes tadelt die Bestimmung macht sich in der günstigen Beurteilung der attischen Demokratie bemerkbar. Daran schloß sich »Plato and the other companions of Socrates« (1865, 3 Bde.; 5. Aufl. 1888, 4 Bde.); ein ähnliches Werk über Aristoteles (Hrsg. von Bain und Robertson, 1872, 2 Bde.; 2. Aufl. 1879) blieb unvollendet. Außerdem veröffentlichte er »Seven letters concerning the recent politics of Switzerland« (1847; neue Ausg. 1876), eine vortrefflich geschriebene Untersuchung über den Sonderbundkrieg. 1868 wurde G. Stiftenzler der Universität London, um die er sich die größten Verdienste erworben hat. Die ihm 1869 von Gladstone angebotene Peerwürde lehnte er ab. Er wurde neben Gibbon in der Westminsterabtei beigesetzt. Aus seinem Nachlaß erschienen: »Minor works, with critical remarks« (1873); »Fragments on ethical subjects« (1876). — Seine Gattin Harriet G. (gest. 29. Dez. 1878) gab nach seinem Tode seine Biographie heraus (deutsch von Seligmann, Leipz. 1874). Außerdem erschienen von ihr: »Memoir of Ary Scheffer« (1860) und »Collected papers in prose and verse« (1862). Vgl. Lady Esyllate, Mrs. G. (Lond. 1881).

Grotefend, 1) Georg Friedrich, Philolog und Altertumsforscher, geb. 9. Juni 1775 in Münden, gest. 15. Dez. 1853 in Hannover, studierte seit 1795 in Göttingen, wurde 1797 Kollaborator am Gymnasium daselbst, 1803 Professor, 1806 Kanonikus in Frankfurt a. M. und war 1821—49 Direktor des Lyzeums zu Hannover. Ihm ist im wesentlichen die Entzifferung der altperischen Keilschrift zu verdanken. Nachdem er bereits 1802 die ersten Versuche der Göttinger Akademie vorgelegt hatte, gab er eine vollständige Darstellung seiner Resultate im Abhandl. zu Heeren's »Dein über Politik u. c.«, Bd. 1 (Götting. 1815). Unbedeutend ist, was er in der Folgezeit, teils auf demselben Forschungsgebiete, teils auf dem Gebiete der altitalischen Sprachen, veröffentlichte.

2) August, Philolog und Schulmann, Neffe des vorigen, geb. 12. Dez. 1798 in Jüßeld, gest. 28. Febr. 1836 in Göttingen, studierte in Göttingen und wurde 1821 Lehrer am Pädagogium zu Jüßeld, 1831 Direktor des Gymnasiums zu Göttingen, 1835 aus außerordentlicher Professor an der dortigen Universität. Er schrieb: »Materialien lateinischer Stilübungen« (Hannover 1824, Kommentar dazu 1825); »Grundzüge einer neuen Saphtheorie« (daf. 1827); »Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache« (daf. 1829—30, 2 Tle.); »Lateinische Schulgrammatik« (daf. 1833; neu von Krüger, daf. 1842, 2 Bde.).

3) Carl Ludwig, Altertumsforscher und Historiker, Sohn von G. 1), geb. 22. Dez. 1807 in Frankfurt a. M., gest. 27. Okt. 1874 in Hannover, studierte seit 1825 in Göttingen und war seit 1853 Beamter am königlichen Archiv zu Hannover. Er schrieb: »Die Könige der griechischen, parthischen und indosthetischen Könige von Asien und den Ländern am Indus« (Hannov. 1839); »Imperium romanum tribu-

tim descriptum« (daf. 1863); »Die Stempel der römischen Augennäse« (daf. 1867); »Chronologische Anordnung der athenischen Silbermünzen« (daf. 1872). Mit Fiedeler gab er das »Urkundenbuch der Stadt Hannover bis 1369« (Hannov. 1860) heraus. Seine historischen Untersuchungen sind meist in der »Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen« (1850—74) enthalten.

4) Hermann, Geschichtsforscher, Sohn des vorigen, geb. 18. Jan. 1845 in Hannover, studierte in Göttingen zuerst Medizin, dann Geschichte unter Baß und trieb unter Jaffe in Berlin besonders Chronologie, Paläographie und Diplomatik, trat darauf ins Staatsarchiv in Breslau, wurde 1874 Staatsarchivar in Würzburg, 1876 Stadtschreiber in Frankfurt a. M. und folgte im Oktober 1887 einem Ruf als Chef des großherzoglichen Geheim- und Haupt-Archivs nach Schwerin. Sein Hauptwerk ist das »Handbuch der historischen Chronologie des deutschen Mittelalters und der Neuzeit« (Hannov. 1872), das in erweiterter Gestalt als »Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit« (daf. 1891—98, 2 Bde.) erschien und dem ein kleines »Lesebuch der Zeitrechnung« (daf. 1898) folgte. Außerdem schrieb er: »Über Sphragistik« (2. Aufl., Bresl. 1875); »Stammatafeln der sächsischen Fürsten bis zum Jahre 1740« (2. Aufl. 1889); »Christian Egenolff« (Frankf. 1881); »Urkundenbuch der Familie v. Heimbruch« (daf. 1882—86, 2 Bde.); »Verzeichnisse von Abhandlungen zur Geschichte Frankfurts« (daf. 1886); »Inventar des Frankfurter Stadtarchivs«, 1. Bd. (daf. 1888). Auch gab er »Quellen zur Frankfurter Geschichte« (Frankf. 1884—88, 2 Bde.) heraus und leitet jetzt das »Jahrbuch des Vereins für Westfälische Geschichte« und das »Westfälische Urkundenbuch«.

Grottenburg, Berg im Teutoburger Wald, 6 km südwestlich von Detmold, 885 m hoch. Auf der Kuppe desselben steht das von Ernst v. Wandel (s. d.) modellierte kolossale Hermannsdenkmal. Im Abhang der G. liegen der kleine und große Sänenring, ersterer ein 500 Schritt im Umfang haltender, 6 m hoher, mit einem Graben umgebener Wall von übereinander gestürzten Steinmassen, letzterer von noch größerem Umfang, aber weniger gut erhalten. Man hält sie für die Überbleibsel der alten Teutoburg, welche die Uferufer hier erbaut hatten. Am Fuße der G. die Oberförsterei Heidenhaß.

Grottenfeld, Gustaf von, finnländ. Historiker und Politiker, geb. 27. April 1861 zu Helsingfors, wurde daselbst 1887 Dozent der Geschichte und spielte im politischen Leben Finnlands seit 1888 als einer der wenigen adligen Kennenmannen (s. d.) des Ständebaus eine Rolle. Seine Hauptschriften sind: »Über Finnlands Handel und Städte unter den ersten Saksen« (Hinn. Helsingf. 1887); »Handlingar till belysande af Finlands kamerala förhållanden på 1500 talet« (daf. 1892—99, 3 Tle.); »Jakob Teitts kameralregister emot adeln i Finland år 1555—1556« (daf. 1894); »Geschichte Finnlands im Reformationszeitalter 1521—1617« (Hinn., Helsingf. 1902). Als Hitherausgeber der Zeitschrift »Valvoja« vertritt G. seit 1885 eifrig die Anwendung des Finnischen auch in der historischen Fachliteratur. Unter dem Pseudonym Leimu veröffentlichte er 1884, 1889 und 1892 Sammlungen finnischer Poesie und 1888 ein Werk über die Geschichte.

Grotef (ital. grottesco), Bezeichnung derjenigen Form des Komischen und des Humors, welche entsteht, wenn sich der Kontrast zwischen Anspruch

und Berechtigung, zwischen Wilderinn und Vernunft bis ins Ungeheuerliche und Kiesenhafte steigert. — Als Grottesken bezeichnet man insbes. die von der Renaissancemalerei gegen Ende des 15. Jahrh. eingeführte Ornamentik, zu der das Barockbild in unterirdischen Gebäuden (Thermen und Kaiserpalästen) des alten Roms (den sogen. grotte) gefunden wurde. Diese Grottesken bestehen aus einer symmetrischen Verschlingung von stilisiertem Pflanzenwerk mit phantastischen und Tiergestalten, mit Satyrn, Kentauren und ähnlichen Fabelwesen, mit Köpfen, Masken und Fruchtstücken, mit Vögeln und Insekten, Wäffen, Gefäßen u. dgl. Die höchste und reichste Ausbildung erlangten die Grottesken in den Loggien des Vatikans durch Raffael, Giovanni da Udine und Perino del Vaga (s. Tafel »Ornamente III«, Fig. 2, 3, 6). Letzterer brachte den Grotteskenstil nach Venedig (Palazzo Doria, Tafel III, Fig. 11), Giulia Romana nach Mantua (Palazzo del Te). Vgl. Höpfer, Geschichte des Grotteskenstils (Leipzig 1778; neue Ausg. von Ebeling, Leipzig 1888); Wright, History of caricature and the grotesque in literature and art (Lond. 1875); Bildrige, Grottesque in church art (2. Ausg., das. 1903); v. Schlegel, Geschichte der grotesken Satire (Straßb. 1894). S. auch Arabesken. — In deutschen Buchdruckereien heißt G. eine lateinische (Antiqua-) Schrift ohne Quastriech in starken, geraden, glatt gehaltenen Linien (s. Schriftarten).

Groth, 1) Klaus, niederdeutscher Dichter, geb. 24. April 1819 zu Heide in Holstein, gest. 1. Juni 1899 in Kiel, besuchte das Schullehrerseminar zu Lönneben und erweiterte, nachdem er die Stelle eines Rädchenlehrers zu Heide erhalten, seine Kenntnisse, namentlich in den Sprachen, durch Selbststudium. Als zu große Anstrengung ihn drängte, seine Stelle aufzugeben, ließ er sich auf Heideborn nieder, wo er sechs Jahre blieb und während dieser Zeit den größten Teil seiner Gedichte verfasste. 1853 begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Kiel, bereiste sodann Süddeutschland und die Schweiz, verweilte längere Zeit in Bonn, wo ihm die philosophische Fakultät in Anerkennung seiner Verdienste um die plattdeutsche Sprache die Doktorwürde erteilte (März 1856), und kehrte im Sommer 1857 nach Kiel zurück, wo er sich das Jahr darauf an der Universität als Dozent für deutsche Sprache und Literatur habilitierte. 1866 wurde er zum Professor ernannt; 1875 erhielt er den Schillerpreis. Groths Hauptwerk ist der »Quidbarn«, eine Sammlung von Gedichten in dithmarscher Mundart (Hamb. 1852; 25. Aufl., mit Einleitung von H. Krumm und Zeichnungen von O. Spedler, Kiel 1900); auch ins Hochdeutsche übertragen, z. B. von H. A. Hoffmann, Braunsch. 1856), die von der Kritik mit seltener Einstimmigkeit als ein hervorragendes poetisches Produkt begrüßt wurde, und der ein zweiter Teil: »Balsleben in plattdeutscher Dichtung« (Leipzig 1871), nachfolgte. Seine hochdeutschen Gedichte »Hundertblätter. Paralipomena zum Quidbarn« (Hamb. 1854) fanden geringeren Beifall; in größerm Maß wurde dieser dem Werke »Vertelln« (Braunsch. 1855 — 59, 2 Bde.), Erzählungen aus dem Balsleben der Heimat des Dichters, und dem »Johyl« »Kathgeister Reister Lamp und sin Dochter« (Hamb. 1862) zuteil. In seinen »Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch« (Kiel 1858) nahm er für das Plattdeutsche den Rang einer Schriftsprache in Anspruch und vertrat die Ansicht, daß das Überwiegen des Hochdeutschen über das Niederdeutsche für die Entwicklung unsrer Literatur bedenklich gewesen

sei. Behauptungen, mit denen er begreiflicherweise auf starken Widerspruch stieß. Noch erschienen von ihm: »Boer de Goern«, Kinderreime (Leipzig 1858); »Jij nie Lieder« (1866); eine Schrift über »Mundarten und mundartige Dichtung« (Berl. 1873); »Ut min Jungspandies«, Erzählungen (das. 1875); »Drei plattdeutsche Erzählungen« (das. 1881) und »Lebenserinnerungen« (Hrsg. v. E. Hoff, Kiel 1891). Seine »Gesammelten Werke« erschienen in 4 Bänden (Kiel 1898). Vgl. Eggers, Klaus G. und die plattdeutsche Dichtung (Berl. 1885); Sierds, Klaus G., sein Leben und seine Werke (Kiel 1899); Bartels, Klaus G. (Leipzig 1899).

2) Paul van, Mineralog, geb. 23. Juni 1843 in Magdeburg, studierte seit 1862 in Freiberg, Dresden und Berlin, ward 1870 Lehrer der Mineralogie und Kristallographie an der dortigen Bergakademie sowie Privatdozent an der Universität. 1872 ging er als Professor der Mineralogie nach Straßburg und gründete dort ein den modernen Anforderungen entsprechendes Institut, ein Laboratorium für angehende Kristallographen und eine bedeutende Mineraliensammlung. 1883 folgte er einem Ruf als Professor der Mineralogie und Konfervator an den wissenschaftlichen Sammlungen des Staates nach München. Dasselbst unterwarf er die mineralogische Sammlung einer vollständigen Reorganisation und Neuaufstellung und richtete ein Laboratorium für mineralogische und kristallographische Untersuchungen ein. Er schrieb: »Tabellarische Übersicht der Mineralien, nach ihrem kristallographisch-chemischen Verhältnisse geordnet« (Braunsch. 1874, 4. Aufl. 1898; franz. Ausgabe 1904); »über das Studium der Mineralogie auf den deutschen Hochschulen« (Straßb. 1875); »Physikalische Kristallographie und Einleitung in die kristallographische Kenntnis der wichtigsten Substanzen« (Leipzig 1876, 3. Aufl. 1895); »Das Gneisgebiet von Rastbach« (Straßb. 1877); »Die Mineraliensammlung der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg« (das. 1878); »Grundriß der Edelsteinkunde« (Leipzig 1887). Auch gab er mehrere Bände der »Klassiker der exakten Wissenschaften« heraus und redigiert die »Zeitschrift für Kristallographie und Mineralogie« (Leipzig, seit 1877).

Grotius, Hugo, eigentlich de Groot, namhafter holländ. Gelehrter und Staatsmann, geb. 10. April 1583 in Delft, gest. 28. Aug. 1645 in Rotterdam, widmete sich schon seit seinem ersten Jahr in Leiden den Rechts- und Altertumswissenschaften und begleitete 1598 den Kaspensianer Oldenbarneveldt auf seiner Gesandtschaftsreise nach Frankreich, wo ihn Heinrich IV. mit seinem Bildnis an goldenen Ketten beschenkte. In Orleans vom Diktator der Rechte befehligt, ließ sich G. im Haag als Abokat nieder und wurde 1607 Generalfiskal, 1613 Pensionär von Rotterdam. In dem Streite zwischen den Calvinisten und Arminianern (s. d.) stand er als Anhänger Oldenbarneveldts auf Seiten der Letztern, deren Sache er durch Flugschriften unterstützte, wurde deshalb mit jenem verhaftet und, während Oldenbarneveldt 1619 enthauptet wurde, zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf Schloß Loevestein verurteilt. Seine Gemahlin, Maria v. Reigersberg, befreite ihn endlich aus dem Kerker, indem sie sich in einer Wäckerliste ins Gefängnis bringen ließ, mit ihm die Kleider wechselte und im Gefängnis blieb, während er in der Kiste verpackt hinausgebracht wurde (1621). G. nach Frankreich, wo ihm Ludwig XIII. eine Pension von 3000 Livres bewilligte, die er jedoch durch Richelieu wieder

verlor. Als nach dem Tode des Prinzen Moriz Prinz Friedrich Heinrich von Oranien Statthalter in den Niederlanden wurde, befolgte G. 1631, in sein Vaterland zurückzukehren, sah sich hier aber bald neuen Verfolgungen seiner Feinde preisgegeben, die 1632 seine ewige Verbannung zu bewirken wußten. Er wendete sich zunächst nach Hamburg, wo ihn der schwedische Kanzler Oxenhierna bewog, 1634 in die Dienste Schwedens zu treten. Er wurde Staatsrat und Gesandter am französischen Hof, in welcher Eigenschaft er 1635—45, anfangs mit geringem Erfolg, wirkte. In dem zuletzt genannten Jahre nahm er seine Entlassung und gedachte von Stockholm nach Holland zurückzukehren, wurde indeß durch einen Sturm nach Pommern verschlagen, wo er starb. 1686 wurde ihm in Delft ein Kolossalstandbild errichtet. G. war ein gründlicher Theolog, ausgezeichneter Humanist, scharfsinniger Philosoph und Jurist und ein mit kritischem Geist begabter Historiker. Seine metrischen Überlegungen aus dem Griechischen zeugen von großem dichterischen Genie. Er war einer der besten neuern lateinischen Dichter und versuchte sich auch in holländischen Versen. Mit großer Gelehrsamkeit und seltenen Talenten verband er Bescheidenheit, Frömmigkeit, Milde und Freimütigkeit und zugleich die Gaben des gewandtesten Staatsmannes. Seine zahlreichen Schriften haben auf die Verbreitung einer aufgeklärten Denkart großen Einfluß geübt. Seine theologischen Schriften erschienen als »Opera theologica« (Amst. 1679, 4 Bde.), unter denen seine Schrift »De veritate religionis christianae« (Leid. 1627 u. ö.; beste Ausgabe von J. E. Röcher, Halle 1740; deutsch von Hohl, Chemn. 1748; auch in viele andre Sprachen überlegt) die beste Apologie des Christentums aus neuerer Zeit ist. Sein Hauptwerk ist »De jure belli et pacis« (Par. 1625 u. ö., Amst. 1720, 1735; mit Noten von H. Coccej, Bresl. 1745—1752, 4 Bde.; von Hamaker, Haag 1869; deutsch von v. Kirchmann, Berl. 1869—70, 2 Bde.), durch das er den Grund zu der neuern Wissenschaft des Völkerrechts legte. Biographien gaben unter andern L. u. de (Berl. 1806), Baillet (Lond. 1827), de Brie (Amst. 1827), Caumont, Étude sur la vie et les travaux de G. (Par. 1862); Hély, Étude sur le Droit de la guerre de G. (daf. 1875); Neumann, Hugo G. (Berl. 1884). Vgl. auch Hartenstein, Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo G. (Leipz. 1850). — Sein zweiter Sohn, Pieter de Groot, geb. 28. März 1615, gest. 2. Juni 1678, auch als Dichter bekannt, war ein hervorragendes Mitglied der aristokratischen Partei und Freund Johann de Witts. Er war von 1660—67 Botschafter von Amsterdam, dann Gesandter in Stockholm und Paris, wurde 1672 bei der französischen Invasion des Vorrats beschuldigt und mußte nach Belgien flüchten, von wo er erst 1674 nach Holland zurückkehrte.

Grotjohann, Philipp, Zeichner und Illustrator, geb. 27. Juni 1841 in Stettin, gest. 26. Okt. 1892 in Düsseldorf, widmete sich anfangs dem Maschinenbau in Stettin, bezog 1861 das Polytechnikum zu Hannover, wo er der Kunst näher geführt wurde, und kam dann durch Vermittelung von Cornelius nach Düsseldorf. Hier verbrachte er, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Antwerpen, die nächsten Jahre und wählte nach Sohns Tode (1867) Laich zu seinem Lehrer. Das Musiren, das er schon früher angefangen, setzte er hier fort und hatte Schüler, Goethe, Lessing und andre Dichter für die Klassiker-Ausgaben der Grotjeschen Buchhandlung in Berlin mit

vielen Bildern aus, die von der Glabe glücklicher Charakteristik und anmutiger Formgebung zeugen. Dann beteiligte er sich an der Illustration der Goethe-Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt, illustrierte gemeinsam mit E. Kanold Eichendorffs Idyll »Aus dem Leben eines Taugenichts«, allein seines »Buch der Lieder«, H. Baumbachs »Truggold«, Griunns »Kinder- und Hausmärchen« u. a. Er hat auch Entwürfe für kunstgewerbliche Arbeiten angefertigt und dekorative Wandmalereien in Düsseldorf, Bochum u. a. O. ausgeführt.

Groto, Luigi, genannt il Cieco d'Adria, ital. Dichter, geb. 7. Sept. 1541 in Adria bei Venedig, gest. 13. Dez. 1585 in Venedig, verlor acht Tage nach seiner Geburt das Augensicht, betrieb aber trotzdem philosophische und literarische Studien mit solchem Erfolg, daß er schon im 15. Jahr als öffentlicher Redner auftreten konnte. 1565 wurde er zum Präsidenten der neugegründeten Akademie der Illustrati zu Adria ernannt. Seine Werke sind: »Orazioni volgari« (Bened. 1586 u. ö.; neu, daf. 1817); »La Calisto« (daf. 1575); die Tragödien »La Dafida« (daf. 1572, aber viel früher verfaßt); »L'Adriana« (daf. 1578, schon 1572 vorhanden); »Isaac« (daf. 1607); die Komödien »L'Emilia« (daf. 1579), »Il tesoro« (daf. 1583) und »L'alteria« (daf. 1587); ferner: »Rime« (daf. 1587), Überlegungen, Briefe (»Lettere famigliari«, daf. 1616) u. Vgl. G. Grotto, La vita di Luigi G. (Rovigo 1777); Turri, Luigi G. (Ranciano 1885); Bocchi, L. G., il suo tempo, la sua vita e le sue opere (Adria 1886).

Groton, Industriestadt im nordamerikan. Staat Connecticut, Grafschaft New London, am Thamesfluß und Long Island-Sund, mit (1900) 5962 Einw. Auf einem Hügel steht ein schönes Denkmal zur Erinnerung an die am 6. Sept. 1781 durch die Briten nach der Kapitulation niedergeworfene Befestigung von Fort Griswold.

Grottaferrata, Dorf in der ital. Provinz Rom, unweit Frascati, mit einem fastellartigen Kloster der Basilianer, 1004 vom heil. Nikus gestiftet, mit einem Stiftungsdenkmal seit 1904, Fresken von Domenichino in der Kirche und (1901) ca. 1400 (als Grotte 2645) Einw.

Grottaglie (hebr. גֵּרֵת), Stadt in der ital. Provinz Lecce, Kreis Tarent, an der Eisenbahn Trinità-Tarent, mit vielbesuchten Andachtshäusern, Weinbau, Bienenzucht, Ölgewinnung, Gerberei, Tonwarenerzeugung und (1901) 11,274 Einw.

Grotta Mare, Flecken in der ital. Provinz Ascoli Piceno, Kreis Fermo, am Adriatischen Meer und der Eisenbahn Ancona-Foggia, mit einem alten Kaffee, 2 monumentalen Kirchen, Hölzlerfabrik und (1901) ca. 3300 (als Gemeinde 4017) Einw., ist Geburtsort Sigism. V.

Grottau, Stadt in Böhmen, Bezirk Reichenberg, nahe der sächsischen Grenze, an der Lausitzer Neiße und der Linie Jittau-Reichenberg der Sächsischen Staatsbahn, hat eine Pfarrkirche aus dem 13. Jahrh., große Spinnereien u. Webereien, Färbereien, Fabriken für Gummiwaren, landwirtschaftliche Geräte u., Elektrizitätswerk, Braunkohlengruben und (1900) 4145 deutsche Einwohner. Südlich von G. liegt das alte Schloß Grafenstein.

Grotte, gewölbte natürliche oder künstliche, nicht selten mit Nischen versehene Höhle von geringer Tiefe, im Altertum oft einzelnen Gottheiten und Kymphen geweiht, wie z. B. die G. der Sibyllen, der Egeria bei Rom u. Wie im Altertum, so baut man auch

noch jetzt Grotten in Gartenanlagen als treue Nachbildungen natürlicher Höhlen, gewöhnlich mit Moos, Muscheln, Tropfsteingebilden und rinnenndem oder spritzendem Wasser dekoriert. Derartige Grottenwerke (franz. rocailles) war besonders im 18. Jahrh., auch als Dekoration eines Innenraumes, beliebt und gehört zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Rokokoismus, dessen Name von rocaille hergeleitet wird. Häufig bezeichnet man als G. kleine Steinhügel, wie man sie für die Kultur von Felspflanzen errichtet. S. Tafel »Gartenkunst II«, Fig. 5.

Grotte, Stadt in der ital. Provinz und dem Kreis Girgenti (Sizilien), an der Eisenbahn Catania-Girgenti, mit Schwefelbergwerken und (1901) 11,039 Einw.

Grottenkrebs (Höhlenkrebs, Cambarus peluculus Tull.), ein Süßwasserkrebs in der Kammthöhle Kentucky, ist farblos, durchsichtig, blind, besitzt aber als Ersatz für das fehlende Auge höher entwickelte Empfindungsorgane, insbes. am Kopfbende.

Grottenkultus, s. Höhlenkultus.

Grottenstein, ein zum Bau von Grotten besonders geeigneter feiner, zelliger Stein, wie die Nauchwaade des Jechstins und anderer Süßwasserfalle.

Grottenempel, s. Felsenempel.

Grotter, Arthur, poln. Maler, geb. 11. Nov. 1837 m Czerniowice in Galizien, gest. 13. Dez. 1867 in Amélie-les-Bains in den Pyrenäen, begann seine Studien auf der Kunstschule in Krakau und begab sich später nach Wien, wo er Schüler der Akademie wurde. Seine geniale, durch patriotische Begeisterung gehobene Begabung offenbarte sich schon frühzeitig in einem Zyklus von Kohlezeichnungen, die den polnischen Aufstand in seiner Heimat behandeln und in der Leidenschaftlichkeit der Schilderung an Watteau erinnern. Einen zweiten Zyklus von zwölf Kohlezeichnungen: »Im Tal der Tränen«, der die Gräueltaten des Krieges schildert, erwarb Kaiser Franz Joseph. Sein frühzeitiger Tod hinderte ihn an der völligen Ausbildung seines Talents. Seine Zeichnungen (s. T. im Besitz des Grafen Salis) sind photographisch vervielfältigt worden. Seinen künstlerischen Nachlaß gab seine Schwester (Wien 1893—94) heraus. Vgl. Aren, Arthur G., eine Reminiszenz (Wien 1878). Eine polnische Biographie veröffentlichte Kanteci (Lemberg 1879).

Grotthus, Jeanot Emil, Freiherz von, geb. 5. April (24. März) 1865 in Riga, studierte in Berlin Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte und lebt daselbst, seit 1898 als Herausgeber der charaktervoll geleiteten Monatsschrift »Der Türmer«, an die er seit 1902 das selbständige, von männlichem Idealismus erfüllte »Türmer-Jahrbuch« angeschlossen. G. gab 1894 das »Patriotische Dichterbuch«, eine Auswahl baltischer Dichtungen, heraus (2. Aufl., Reval 1895), schrieb die Novelle: »Der Segen der Sünde. Geschichte eines Ketters« (der sich vom Atheismus zum Christentum bekehrt, Stuttgart 1897, 4. Aufl. 1898), veröffentlichte Studien zur modernen Literatur (vom christlichen Standpunkt aus betrachtet) u. d. T.: »Probleme und Charakterköpfe« (das. 1897, 4. Aufl. 1902), die Dichtungen »Gottfuchers Wanderlieder« (das. 1898) und den bolivianischen Roman »Die Halben« (das. 1900).

Grottau, Kreisstadt im preuß. Regbez. Oppeln, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Reife-Brieg und G.-Strehlen, hat eine evangelische und eine lat. Kirche, ein Postamt Kaiser Wilhelm I., Provinzial-Fürsorge-Erziehungsanstalt, Amtsgericht und (1900) mit der Garnison (eine Abteilung Feldartillerie Nr. 21) 4146 meist lat. Einwohner. — G. erhielt 1298 deutsches

Stadtrecht und kam 1844 vom Fürstentum Brieg an das Distrikt Breslau.

Grotto, falsche Schreibweise für Luigi Grotto (s. d.). **Groschen** (Kroten), dunkle, mehr oder weniger scharf abgegrenzte Linie in der Mitte eines Felles, die vom Kopf bis zum Schwanz reicht und häufig auf diesen übergeht. Ein schöner, gut ausgeprägter G. erhöht oft den Wert des Felles.

Grüdingen, 1) Dorf im bad. Kreis und Amt Karlsruhe, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Turlach-Mühlader und G.-Eppingen, hat eine evang. Kirche, Schloß (Augustenburg), Ostbauschule, Brühlendauanstalt, Fabrik von Metallpatronen und Zigarren, Bierbrauerei und (1900) 3226 Einw. — 2) Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Nürtingen, 340 m ü. M., an der Riß, hat eine evang. Kirche, Korkfabrik und (1900) 784 Einw.

Groska (zur Römerzeit Tricornium), Fleden in Serbien, an der Donau, unterhalb Belgrad, mit Zollamt, Dampfschiffstation und (1900) 2228 Einw. — Am 23. und 24. Juli 1739 erlitten hier die Österreicher unter Graf Wallis eine schwere Niederlage durch die Türken, infolge deren 18. Sept. 1739 der Friede von Belgrad geschlossen wurde.

Grouchy (fr. grósch), Emanuel, Graf von, Marschall von Frankreich, geb. 23. Okt. 1766 in Paris, gest. 29. Mai 1847, betrat in seinem 14. Jahre die kriegerische Laufbahn und war in seinem 19. bereits Kapitän bei der königlichen Leibgarde. Beim Ausbruch der Revolution schloß er sich der liberalen Partei an, befehligte 1793 die Kavallerie der Alpenarmee, wurde 1795 Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes bei der Westarmee, kommandierte 1798 unter Joubert in Piemont, schlug dann den General Bellegarde bei Tortona, ward aber bei Novi schwer verwundet und gefangen. Nach seiner Befreiung (1799) ging er zu Korsus Armee in Deutschland und hatte entscheidenden Anteil an der Schlacht bei Hohenlinden. Auch den Feldzügen von 1806 und 1807 wohnte er mit Auszeichnung bei und kommandierte in dem Feldzug von 1809 bei Dagram die gesamte Reiterei mit solcher Geschicklichkeit, daß ihn Napoleon I. zum Großoffizier des Reiches und Generalobersten der Märg ernannte. 1813 nahm er seine Entlassung, als ihm der Kaiser seine Bitte um das Kommando eines Armeekorps abschlug. Nachdem die Alliierten 1814 den Rhein überschritten hatten, erhielt er den Oberbefehl über die Kavallerie und ward bei Craonne schwer verwundet. Als Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte, trat er sogleich zu ihm über, schlug im Süden mehrere königliche Truppenkorps unter dem Herzog von Angoulême und wurde dafür zum Marschall ernannt. Nach der Schlacht bei Wagram erhielt er den Befehl, mit 35,000 Mann und 100 Kanonen die preussische Armee zu verfolgen. Am 18. Juni hielt er bei Wavre auf das preussische Korps v. Thielmann, das er, dem ausdrücklichen Befehl des Kaisers buchstäblich folgend, angriff. Daß er nicht auf den Kanonendonner von Waterloo Napoleons dorthin zu Hilfe eilte, machte ihm dieser zum schweren Vorwurf. Von Wavre zog G. sich geschickt auf Ramur und Paris zurück. Nach der Einnahme von Paris ging er als Verbannter nach Nordamerika, erhielt aber 1819 die Erlaubnis zur Rückkehr. Nach der Juli-revolution trat er als Deputierter in die Kammer, ward 1831 als Marschall befähigt und 1832 zum Pair erhoben. Vgl. die von seinem Enkel herausgegebenen »Mémoires du maréchal de G.« (Par. 1873—74, 5 Bde.).

Ground rattans (spr. gróunt), f. Rhaps.

Grouse (Grousewilde, spr. gróuf), f. Schneehuhn.

Grouffet (spr. gróuf), Paſſaal, franz. Kommunität, geb. 1845 auf Korſika, arbeitete an den radikalen Zeitungen »La Marseillaise« in Paris und »La Revanche« auf Korſika. Ein Streit mit dem Prinzen Peter Bonaparte führte zu einer Herausforderung des letztern durch G., wobei Grouffets Sekundant, Victor Noir, vom Prinzen erschossen wurde (f. Bonaparte 2h). G. zog sich nun durch seine leidenschaftlichen Angriffe auf das Kaiserreich viele Strofen zu, übernahm nach dessen Sturz 4. Sept. 1870 die Redaktion der »Marseillaise« und schloß sich 22. März 1871 der Kommune an, deren Rittmeister des Auswärtigen er wurde. Nach dem Sturz der Kommune ward er 1872 nach Neulodonien deportiert. 1874 gelang es ihm und Rochefort, über Australien nach England zu entfliehen, wo er das Pseudonym Philippe Dorel annahm. Nach der Amnestie kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1883 zum Deputierten gewählt. Er schrieb: »La conspiration du général Malet« (1869); »Les origines d'une dynastie, le coup d'Etat du brumaire an VIII« (1869) und unter seinem Pseudonym seit 1884 eine Reihe von Reise- und Sittenschilderungen, wie: »La vie publique en Angleterre«, »Le monde chinois«, »Les Anglais en Irlande« u. a. (u. d. Z.: »La vie partout« 1884 bis 1888, 8 Bde.); ferner »Le Yacht. Histoire de la navigation maritime de plaisance« (1891).

Grove (spr. gróuf), 1) Sir William Robert, Physiker, geb. 14. Juli 1811 in Swansea, gest. 2. Aug. 1896 in London, studierte die Rechte in Oxford, war fünf Jahre Advokat in London, widmete sich dann der Physik, wurde 1840 Professor an der London Institution und betätigte sich als Mitglied der Royal Society lebhaft an deren Reform. Er ward 1871 Richter am Court of Common Pleas, 1872 wurde ihm der Adel verliehen. Großes Aufsehen erregten 1842 seine Vorlesungen, in denen er alle Naturkräfte von einem gemeinsamen Gesichtspunkt aus betrachtete. Diese Vorträge erschienen als »Correlation of physical forces« (Lond. 1846, 6. Aufl. 1874; deutsch nach der 5. Aufl. von v. Schaper, Braunschweig 1871). G. konstruierte 1839 die nach ihm benannte galvanische Batterie, auch die galvanische Wadabatterie, und bereicherte die Lehre von der Elektrizität durch zahlreiche wichtige Untersuchungen.

2) Sir George, engl. Ingenieur und Musikgelehrter, geb. 13. Aug. 1820 in London (Clapham), gest. dafelbst 28. Mai 1900, wurde schon 1841 in Jomoito mit Erbauung des ersten gusseisernen Leuchtturms betraut und arbeitete dann in England unter H. Stephenson an der Ghesier- und Dolyheabeisenbahn und der Britanniabridge. Seit 1850 Sekretär der Society of Arts, wurde er 1852 Sekretär und 1873 Direktionsmitglied der Kristallpalastgesellschaft. Als Geschäftsteilhaber der Verlagsgesellschaft von Macmillan u. Komp. war er viele Jahre als Redakteur von »Macmillan's Magazine« tätig. 1879—89 gab G. das im vorigen Verlag erscheinende »Dictionary of music and musicians« (4 Bde. u. Supplement, Jndeg 1890) heraus, das zu den bedeutendsten derartigen Werken gehört und eine große Zahl neuer Spezialstudien, zum Teil von G. selbst, enthält, z. B. über Fr. Schubert. 1896 veröffentlichte er die Studie »Beethoven and his nine symphonies«. 1882 wurde G. zum Direktor des neuerrichteten Royal College of Music ernannt und 1883 in den Adelsstand erhoben. G. war außerdem Hauptmitarbeiter an H. Smiths

»Dictionary of the Bible«, bereifte deshalb zweimal Palästina und ist Mitbegründer des Palestine Exploration Fund. Vgl. Graves, Life and letters of Sir George G. (Lond. 1903).

Gröwefches Element, f. Galvanisches Element, S. 299.

Grün., bei Pflanzennamen Abkürzung für J. Görtner (f. d. Z.).

Grün-Laroge (spr. gróuf-laróuf), f. Bordenauweine.

Grubb (spr. gróuf), Sir Howard, Mechaniker, geb. 28. Juli 1844 in Dublin, besuchte das Trinity College dafelbst und trat dann in das von seinem Vater Thomas G. (geb. 1801, gest. 19. Sept. 1878) begründete Geschäft für Feinmechanik. Er lieferte zahlreiche große astronomische Instrumente, unter anderem das große Spiegelteleskop für die Sternwarte in Melbourne und die großen Refraktoren für die Sternwarten in Wien und Greenwich. 1887 wurde ihm der Adel verliehen.

Grubber (engl.), ein mehrschoriges Bodenbearbeitungsgerät zum Lockern und Vertiefen des Bodens sowie zum Vertilgen der Unkräuter (f. Kultivator).

Gräbchen (Wangen-, Badengrübchen), f. Bode.

Grube, eine in die Erde gegrobene Höhlung. Die Alten bedienten sich solcher Gruben als Zisternen (f. d. Z.). Getreidemagazine (Silos, wie noch heute in Ungarn als Getreidefpeicher), Vorratssammern, in welchem Fall sie mit Stroh ausgebrannt oder ausgemauert wurden, sowie auch um Tiere oder selbst Menschen darin zu fangen, zu welchem Zweck man sie mit Netzen u. bedeckte (f. Fallgrube). Im Bergbauwesen ist G. jeder unterirdisch betriebene Bergbau (f. d. Z. 664).

Grube, 1) August Wilhelm, pädagog. Schriftsteller, geb. 17. Dez. 1816 in Bernigerohe, gest. 28. Januar 1884 in Bregenz, besuchte das Lyzeum seiner Vaterstadt, dann 1833—36 des Lehrerseminar in Weihenfeld, wirkte hierauf als Lehrer in Merseburg, ward 1840 Hauslehrer bei dem spätern Minister Grafen Arnim-Boitzenburg und besiedelte seit 1843 ähnliche Stellungen, zuletzt in Pörd bei Bregenz. Im Bregenz lebte er seit 1866 als Privatmann. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Leitfaden für das Rechnen in der Elementarschule« (Berl. 1842, 6. Aufl. 1881); »Der Elementar- und Volksschulunterricht im Zusammenhang dargestellt« (Erfurt 1851, neue Reihe 1871); »Pädagogische Studien und Kritiken« (Leipz. 1860—82, 3 Bde.); »Charakterbilder aus der Geschichte und Sage« (33. Aufl., das. 1903, 3 Bde.); »Geographische Charakterbilder« (Hb. 1 u. 2, 19. Aufl.; Hb. 3, 15. Aufl., das. 1897); »Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form und religiösem Sinn« (letzte Aufl., Stuttgart 1877—80, 4 Tle.); »Bilder und Szenen aus dem Natur- und Menschenleben in den fünf Hauptteilen der Erde« (8. Aufl. von Frohnmeyer, das. 1901, 4 Tle.); »Biographische Miniaturbilder« (6. Aufl., Leipz. 1884, 2 Tle.); »Alpenwanderungen« (3. Aufl. von Bender, das. 1885).

2) Max, Schauspieler, geb. 26. März 1854 in Dorpat, begab sich mit 18 Jahren nach Weiningen, wo er anfangs unglücklich debütierte, aber nach Jahresfrist mit besserem Erfolg auftrat. Während eines Engagements am Hoftheater in Detmold 1875 spielte G. bereits hervorragende Charakterrollen, wie Richard III., Franz Moor, Schloß, Jago, und das nach der Charakterdarsteller und Intendanten ist auch später sein Gebiet geblieben. In den folgenden Jahren war er in Lübeck, Bremen, Leipzig und an den Hoftheatern in Dresden und Weiningen tätig, und 1889 trat er

in den Verband des königlichen Schauspielhauses in Berlin, dessen Oberregisseur er 1890 wurde. Seine übrigen Hauptrollen sind: Hamlet, Wallenstein, König Lear, Macbeth, Mephisto, König Philip, Albo, Caliban in Shakespeares »Sturm« und der Geizige in der Komödie des Molière. Er ist auch schriftstellerisch tätig und verfasste unter anderem die Schauspiele: »Christian Günther« (Oldenb. 1882), »Strandgut« (dof. 1885), »Hans im Glück« (dof. 1886) und »Im Kaiser's Schuß« (1887). Eine Sammlung von Gedichten erschien u. d. T.: »Im Bann der Bühne« (Dresb. 1901).

3) Wilhelm, Chinasorcher, geb. 17. Aug. 1855 in St. Petersburg, studierte 1874—78 auf der dortigen Universität und setzte dann seine Studien auf der Universität in Leipzig fort, wo er 1880 promovierte und sich 1881 als Privatdozent habilitierte. Nachdem er von 1882—83 die Stelle eines Kanzenlers am asiatischen Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg bekleidet hatte, ging er 1883 nach Berlin, wo er bis 1900 als Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde tätig war. 1884 habilitierte er sich als Privatdozent an der Universität, und 1892 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. 1897—98 machte er eine Studienreise in China. Außer kleinen Abhandlungen sinologischen und linguistischen Inhalts in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte G.: »Ein Beitrag zur Kenntnis der chinesischen Philosophie T'ung-tsu des Hsü, Kap. 1—20« (Hien 1880—81); »Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen« (Leipz. 1881); »Sinologisches Wörterverzeichnis nebst grammatischen Bemerkungen« (Anhang zum 3. Bde. von L. v. Schrenck-Heien und Forschungen im Amur-Lande, Petersb. 1892); »Die Sprache und Schrift der Juten« (Leipz. 1896); »Festinger Talengebräuche« (im »Journal of the Peking Oriental Society«, Bd. 4, Peking 1898); »Glossisch-deutsches Wörterverzeichnis mit vergleichender Berücksichtigung der übrigen tungusischen Dialekte« (Petersb. 1900); »Zur Festinger Völkstunde« (= Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde, Bd. 7, Berl. 1901); »Geschichte der chinesischen Literatur« (Leipz. 1902).

Grübel, Johann Konrad, Nürnberger Volksdichter, geb. 3. Juni 1736 in Nürnberg, gest. daselbst 8. März 1809, war Kleinpöner und geschickter Mechaniker und erwarb sich einen Namen durch seine Nürnberger Dialektdichtungen, die ein unübertrefflich treues Bild von dem Leben und Treiben der Bürgerwelt dieser Stadt geben. Seine »Gedichte in Nürnberger Mundart« erschienen zuerst in Nürnberg 1802 in 3 Bänden (sehr günstig besprochen von Goethe; neu druck. von Franmann, Nürnberg. 1857). Er gab auch heraus: »Korrespondenzen und Briefe in Nürnberger Mundart« (Nürnberg. 1808). Seine »Sämtlichen Werke« erschienen in 4 Bänden (Nürnberg. 1835). Vgl. G r i e m, Konr. G. und seine Nachfolger in der Nürnberger mundartlichen Dichtung (4. Aufl., Nürnberg. 1891).

Gruben, Dorf in der schw. Kreish. Dresden, Amtsh. Reichen, hat eine an Eisen und Mangan reiche Mineralquelle mit Bad und (1900) 1122 Einw.

Grubenausbau } f. Bergbau, S. 664 u. 668.

Grubenbau

Grubenbild, die vom Kartographen auszuführende zeichnerische Darstellung der Baue eines Bergwerkes im Grund- und Aufriss.

Grubenbrände, eine im Stein- und Braunkohlenbergbau sehr häufige Erscheinung, entstehen am leichtesten, was infolge unvollständiger Heringewinnung

viel Kleinstofe in den Abbauen zurückbleibt, oder was unter starkem Gebirgsdruck eine Zerbrückelung der Kohlensteine und infolgedessen reichliche Staubeentwicklung stattfindet. Bei den geringsten Anzeichen, Erwärmung der Stellen und Austreten von Brandgasen sind die ergriffenen Massen sofort mittels geeigneter Feuerlöscher abzulöschen, herauszureißen und fortzuschaffen. Gelingt dies nicht, oder erscheint es unzweckmäßig, so muß versucht werden, durch weitere Abdichtung aller Zugänge mittels starker Quermauern (Branddämme) den Brand zu ersticken oder ihn durch späteres sehr reichliches Bewässern, am besten mit Druckwasser, vollständig zu löschen. Bei bereits weit vorgeschrittenem Brande bleibt mitunter nichts übrig, als das ganze Brandfeld mit einer Strecke zu umfassen und durch eine an der Innenseite zu errichtende, zusammenhängende Brandmauer ringsherum weiterbrennen abzukühlen. Alle diese Arbeiten sind wegen der giftigen Brandgase und der oft großen Hitze sehr schwierig und gefährlich. Da ein Kohlenstöße zu Tage ausgeht, entstehen bisweilen Erdbrände, sei es durch Anzündung der Kohle (durch Meiler u.), sei es durch Selbstentzündung, die vorzugsweise auf der Fähigkeit der Kohle beruht, Sauerstoff einzusaugen und durch den aufgenommenen Sauerstoff sich teilweise zu oxydieren, wobei Wärme entwickelt wird. Eine weitere Wärmequelle ist die Oxydation des in der Kohle enthaltenen Schwefels, die in frischer Luft rascher erfolgt als in trockener (vgl. H. W. u. d. Elementarbuch der Steinkohlenchemie, Essen 1887). Beim Brande des Ausgehenden von Kohlenflößen steigen Rauch und Dämpfe, zuweilen selbst Flammen auf, auch erscheinen Salinial-, Schwefel- und andre Sublimat. Ist der Brand nahe unter der Oberfläche, so erlangt der Boden eine Wärme, die sich zur Treibgärtnerei benutzen läßt, so z. B. früher in Planitz bei Zwickau, in Saffordshire u. a. D. Zu den bekanntesten Erdbränden gehört ferner der vom sogen. brennenden Berge bei Dudweiler im Saarbrückenschen. Die Zeugen ehemaliger Erdbrände, durch Brand mehr oder weniger rotgefärbte Schieferstein-, Sandstein- oder Konglomeratfelsen (verbranntes Gestein), finden sich in fast allen Gegenden, wo Steinkohlenlager zu Tage ausgehen. Den Erdbränden sehr ähnlich sind die oft vorkommenden Brände von Kleinstofen- und Kohlenkieserhalten, die sich vielfach auf Kohlengruben anhäufen. Vgl. Lamprecht, Die Grubenbrandgewaltigkeit (Leipz. 1899).

Grubenexplosionen, Explosionen in Bergwerken, werden durch das Austreten Schlagender Wetter oder durch Kohlenstaub veranlaßt, meist aber wirken bei größeren G. beide Gefahrgasquellen gemeinsam. Die Schlagenden Wetter, im wesentlichen aus Methan (Grubengas CH₄) bestehend, entwickeln sich bei Vermoderung organischer Stoffe unter Luftabschluß. Sie treten besonders in Steinkohlenflößen auf, die bald nach ihrer Bildung durch Schichten bedeckt wurden, die eine Entgasung verhindern. Werden nun die Flöße durch Grubenaue aufgeschliffen, so entwickelt das aufgeschwemmte, bisher zurückgehaltene Grubengas. Auf der westfälischen Grube Hibernia streichen in einer Minute 7500 cbm Luft durch die Grube und kehren mit 0,6 Proz. Methan geschwängert wieder ans Tageslicht. Das macht minutlich 45 cbm und täglich 64,800 cbm reines Methan. Bewertet man 1 cbm Methan (entsprechend dem Preise des Leuchtgases) mit 10 Pf., so ergibt sich eine Summe von 6480 Mk., während die täglich geförderten Kohlen etwa 10—11,000 Mk. kosten.

In Wärrisch-Schlesien gibt es Gruben mit so reichlicher Gasentwicklung, daß der Wert der Schlagwetter, wenn man sie gesondert gewinnen könnte, weit den Wert der geförderten Kohle überträte. Es ist berechnet worden, daß auf einigen Feldteilen der Feste Westfalen bei Dortmund in 1 cbm Kohle 35 cbm Schlagwetter gesteckt haben müßten, die Gase müßten also in den kleinen Poren und Zwischenräumen der Steinkohle unter einem ganz gewaltigen Drucke zusammengepreßt sein, und auf einer dergleichen Grube wurde ein Druck von 42 Atmosphären gemessen. Die Gefahr, die dem Steinkohlenbergmann aus den Schlagwetter droht, hängt zum großen Teil von der Neigung der Kohle ab, dieselben sahen zu lassen. Es gibt Kohlen, die bei gewöhnlicher Temperatur überhaupt nicht entgasen, ferner solche, bei denen die Entgasung regelmäßig mehr oder weniger schnell vor sich geht, bisweilen aber tritt die Entgasung plötzlich unter Verstäubung der festen Steinkohle ein.

Bei der regelmäßigen Entgasung der Hölze tritt das Grubengas ständig aus der gesamten bloßgelegten Kohlenwand an die Luft aus. Dabei entsteht ein leises knisterndes Geräusch, indem die Kohlenpartikelchen der Oberfläche sich unter der Wirkung des austretenden Gases, wenn auch mit dem Auge nicht erkennbar, lösen (*»die Kohle freibt«*). Wegen seines geringen spezifischen Gewichtes (0,54 gegenüber der Luft = 1) steigt das Gas alsbald nach oben und sammelt sich hier in Hohlräumen (Ausschlüssen) an. Allmählich erfolgt zwar eine Mischung mit der Luft, da aber mittlerweile neues Grubengas sich entwickelt, bleiben Ausschlüsse und die obere Teile ansteigender, noch nicht durchschlägiger Stollen leicht mit Schlagwetter dauernd erfüllt, wenn nicht ein kräftiger Luftstrom die Fortpflanzung übernimmt. Enthält die Luft weniger als 6 Proz. Schlagwetter, so ist das Gemenge nicht mehr explosionsfähig. Bei der regelmäßigen Entwicklung der Schlagwetter kennt man die Gefahr und kann Vorkehrungen treffen, nicht aber bei den plötzlichen Gasausbrüchen. Der Bergmann arbeitet ahnungslos an der Kohlenwand. Plötzlich gerät diese in Bewegung. Ungeheure Mengen von Schlagwetter, begleitet von unbeschreiblichen Staubwolken, brechen in die Grubenräume mit großer Gewalt ein. Die Flucht ist bei größeren Erscheinungen dieser Art unmöglich. Wenn sich der durch die Grubenräume wälzende Gas- und Staubstrom nicht schon auf seinem Wege entzündet, so erstirbt er doch alles Lebende, das er überflutet. Später zeigt sich an dem Ort, von dem das Unheil seinen Weg genommen hat, wo früher feste Kohle stand, ein großer Hohlraum. Die Kohle hat sich in Staubform durch die Grubenräume verstreut.

Biel ungefährlicher sind die sogen. Bläser. In Hohlräumen und Klüften des Steinkohlengebirges finden sich oft Schlagwetter unter hohem Druck, wie in einem natürlichen Gasbehälter angelamelt. Wird ein solcher Raum durch ein Bohrloch, einen Sprengschuß oder den Schlag einer Reithaue angezapft, so blasen die Gase durch die entstandene Öffnung aus. Angesäubert, brennen solche Bläser oft mit armbreiter, meterlangter Flamme. Einzelne Bläser liefern mehrere Kubikmeter Gas in der Minute und sind noch nach Monaten, ja nach Jahren nicht erschöpft. In der Regel geschieht dies aber ziemlich schnell. Schließlich wird auch die Entwicklung der Schlagwetter durch den Barometerdruck beeinflusst. In jeder Grube finden sich größere Räume, die bereits abgebaut, aber nicht vollständig mit taubem Gestein erfüllt sind.

Diese Räume sind der Gefahr wegen nicht betretbar und können deshalb auch nicht in den frischen Luftstrom mit einbezogen werden. Es sammeln sich daher leicht Schlagwetter in ihnen an. Bleibt nun der Barometerdruck über Tag annähernd gleichmäßig, so zeigen die hier entwickelten Gase keine besondere Neigung, auszutreten. Wenn aber das Barometer schnell fällt, so ist die Spannung der Gase in den abgebauten Räumen zu groß. Die Gase beugen sich aus und treten in die Grubenräume ein. Deshalb steigt bei schnell fallendem Barometer der Gehalt der Grubenluft an Schlagwetter.

Der Kohlenstaub, wie er sich in den Steinkohlengruben findet, wechelt in der chemischen Beschaffenheit ebenso wie die Steinkohle selber. Der Staub der Ragertohle enthält 6—18 Proz., der Staub der Fettkohle 25—30 Proz., der Staub der Gas- und Gasstammkohle 30—40 Proz. und der der Kannelkohle bis zu 46 Proz. flüchtige Bestandteile. Je tiefer die Gruben und je stärker die Bedeckung des Steinkohlengebirges durch andre, wasserundurchlässige Gesteinsschichten, desto trockner ist im allgemeinen die Kohle, und um so mehr staubt sie. Ferner bildet sich um so mehr Staub, je weicher die Kohle ist. Feine, würfelig berechnete Kohle staubt fast gar nicht. Der Staub wird von der Luft mit emporgehoben. An ruhigen Stellen, auf vorstehenden Flächen und insbes. auf der Oberseite des zur Zimmerung verwendeten Holzes lagert er sich in oft fingerdicken Lagen ab. Bei Erschütterung durch einen plötzlichen Luftstoß (z. B. eines Sprengschusses oder einer Schlagwetterexplosion) rieselt er hernieder und erfüllt die Luft mit förmlichen Wolken. Jeder aufgewirbelte, in der Luft schwebende Kohlenstaub kann Explosionen veranlassen. Am gefährlichsten ist der feinste und trockenste Staub. Außerdem hängt die Gefährlichkeit von der chemischen Beschaffenheit ab. Die stärkste und schnellste Explosionsflamme wird durch den Staub der Fettkohle erzeugt. Mit der Abnahme und mit der Zunahme der flüchtigen Bestandteile unter 25 und über 30 Proz. sinkt die Gefährlichkeit. Am ungefährlichsten erweist sich der Staub sehr gasarmer Ragertohle.

Entzündung der G. Überall, wo in der Grube Schlagwetter vorkommen oder Kohlenstaub vorhanden ist, ist die Vorbedingung für G. gegeben. Des weitern ist die Anwesenheit genügender Mengen atmosphärischer Luft, die den für die Verbrennung der Schlagwetter und des Kohlenstaubes nötigen Sauerstoff liefert, notwendig. Die Entzündung der Schlagwetter geht annähernd ebenso leicht wie die des Leuchtgases vor sich. Die Entzündungstemperatur beträgt nur 660°. Danach sind Flammen und stärkere Funken stets imstande, Schlagwetter zu zünden. Dagegen ist das Glimmen eines Handhawaumes oder einer Zigarre ungefährlich. Kohlenstaubaufwirbelungen werden durch eine einfache, ruhig brennende Flamme nicht zur Explosion gebracht. Mit der Einwirkung der Flamme muß eine heftige Erschütterung oder ein Stoß verbunden sein, wie beim Abtun eines Sprengschusses oder beim Vorbergehen einer Schlagwetterexplosion. Einmal eingeleitet, pflanzt sich aber eine Kohlenstaubexplosion, wie eine Schlagwetterexplosion, auf unbegrenzte Entfernungen hin fort, solange sie Nahrung auf ihrem Wege findet. Die unmittelbar zündende Ursache einer Grubenerplosion ist in den weitaus meisten Fällen die Bergmannslampe. Die sogen. Sicherheitslampe (s. d.) bietet keineswegs völlige Sicherheit. Bei ungeschickter oder

unachtsamer Handhabung kann die Flamme der im Drahtforderbrennenden Schlagwetter nach außen durchschlagen. Die Anwendung doppelter Drahtförderer gewährt höhern Schutz, vermindert aber die Leuchtstärke der Lampe, da das Drahtgewebe leichter verschmutzt und den Luftzutritt hindert. Der Bergmann beobachtet im Lutz, die Grubengas enthält, daß seine Grubenlampe schlecht brennt, die Flamme wird lang, matt, rußt, weil das sie umgebende Methan bei seiner Verbrennung der zuströmenden Luft Sauerstoff entzieht. Schraubt der Bergmann, der solche Erscheinungen beobachtet, die Flamme seiner Sicherheitslampe am Boden der Grube möglichst klein, so sieht er, daß das kaum noch leuchtende Flämmchen immer höher wird, je mehr er die Lampe in die obere Luftschicht bringt, und er kann aus dieser Verlängerung den Gehalt der Luft an Methan annähernd richtig taxieren (Methanprobieren). Häufig treten G. dadurch ein, daß der Bergmann die Lampe aus Leichtsinn oder um sie irgendwie instand zu setzen, öffnet. Schließlich sind unbeabsichtigte Beschädigungen der Lampe durch fallendes Gestein, den Hieb einer Keilhaue u. gelegentlich un vermeidlich. Die zweite große Gefahr für Schlagwettergruben ist die Schieferarbeit. Zwar hat mandurch Einführung der Sicherheitsprengstoffe (s. Explosivstoffe, S. 224) auf diesem Gebiete die Sicherheit in einer Weise erhöht, wie man es früher nicht für möglich gehalten hätte. Jedoch ist keine Aussicht vorhanden, die Gefahr ganz zu beseitigen, solange überhaupt noch Sprengstoffe zur Anwendung kommen. Die Frage des Ersatzes der Schieferarbeit durch mechanische Hilfsmittel (Reißvorrichtungen und Schrämmaschinen) ist technisch noch nicht gelöst. In einzelnen Fällen haben auch elektrische Funken von Maschinen Explosionen verschuldet. G. können aber auch entstehen, wenn das Gebirge über abgebauten Räumen zusammenbricht und die harten Gesteinsblöcke gegeneinander reiben; hierbei sprühen manchmal starke Funkenregen hervor, die Schlagwetter zur Explosion bringen.

Ursachen und Wirkungen der G. Ist durch irgend einen Anlaß die Zündung von Schlagwettern oder einer Kohlenstaubwolke eingetreten, so erfüllt die Flamme plötzlich den ganzen Raum und erlischt an der betreffenden Stelle sofort wieder, weil der Sauerstoff zum Unterhalt des Feuers fehlt. Kleinere Explosionen, die sich nicht weit ausbreiten, verlaufen für die Beteiligten in der Regel ohne schwere Verletzungen. Findet aber die einmal entstandene Flamme in den benachbarten Teilen des Grubenstollens durch Anwesenheit von Schlagwettern oder trocknen Staubes weitere Nahrung, so schlägt das Feuer weiter. Je nach den Umständen huscht die Flamme bald langsam an der obern Stollenwandung entlang, bald erfüllt sie den ganzen Stollenquerschnitt mit Feuer, nimmt große Geschwindigkeiten an und treibt mit starker Gewalt glühenden Staub in einem Feuerregen vor sich her. Infolge der starken Erwärmung dehnt sich die Luft aus, was sich als starker Luftstoß (Schlag) bemerkbar macht. Hat die Flamme ihren Weg vollendet, so erfolgt schnell die Abkühlung, und die Luft zieht nach der andern Seite (Rückschlag). Leute, die größere G. mitgemacht haben, sagen aus, daß sie ein Saufen gehört, einen Luftstoß gespürt und Feuer gesehen hätten und dabei zu Boden geworfen seien. Danach beginnt der Rückwurf, der leider in den seltensten Fällen erfolgreich endet. Denn wo früher atmosphärische Luft war, finden sich jetzt die Rauchwadern, ein rauchiges Gemenge

von etwa 80 Proz. Stickstoff, 12—15 Proz. Kohlen säure, 5—10 Proz. Sauerstoff und 1—3 Proz. Kohlenoxyd. Die Sicherheitslampen sind erloschen und können meistens nicht mehr zum Brennen gebracht werden. Das Atmen ist stark erschwert. Selbst wenn der Sauerstoffgehalt für notdürftige Atmung noch ausreichen sollte, so wirkt das giftige Kohlenoxyd vernichtend. Nur schnelligste Zufuhr frischer Luft kann Rettung bringen. Diese Rettungsarbeiten werden aber außerordentlich erschwert. Da die Verschläge und Türen, die die Verteilung der Luft in den Grubenbauen regeln, gewöhnlich zertrümmert sind, eilt die hineingeführte Luft auf kürzestem Wege dem ausziehenden Schachte zu und läßt ganze Flöckteile lachgasendhlich ohne Ventilation. Die vorbringenden Rettungsmannschaften müssen zunächst den Luftstrom in die von der Explosion betroffenen Bause zu lenken suchen. Mit der frischen Luft bringen sie sodann vor und suchen zu retten, was etwa noch zu retten ist. Von den Verunglückten kommen etwa 10 Proz. unmittelbar ums Leben. Der Rest erstickt in den Schmäcken. Die Verletzungen bestehen, wenn nicht Beschädigungen durch fallendes Gestein hinzukommen, nur aus oberflächlichen Verbrennungen der entblößten Körperteile. Deshalb ist den Bergleuten in Schlagwettergruben verboten, mit nacktem Oberkörper zu arbeiten, damit etwaige Brandwunden nicht zu ausgedehnt werden.

Bekämpfung der G. Das beste Mittel zur Verhütung der G. ist gute Luftzuführung, die für jeden Punkt der Grube so geregelt und so kräftig sein muß, daß sich nirgendwo Ansammlungen Schlagender Wetter bilden können. Besonders gefährliche Punkte dürfen nie ohne Aufsicht bleiben. Hier muß sich die Belegschaft der verschiedenen Schichten vor Ort ab lösen, damit sich die Schlagwetter nicht un beobachtet ansammeln können. An gefährlichen Stellen dürfen nur Sicherheitslampen mit doppeltem Drahtford gebraucht werden. Die Lampen müssen einen zuverlässigen Verschluss, am besten Magnetverschluss, besitzen und mit innerer Zündvorrichtung versehen sein. Die Schieferarbeit wird möglichst vermieden. Soweit überhaupt, ist sie nur unter Verwendung von Sicherheitsprengstoffen zulässig. Die vielfach gemachten Vorschläge, das Grubengas sofort nach seinem Entstehen durch Verbrennen oder sonstige zu beseitigen, sind unausführbar, da die Schlagwetterausströmung sich über viel zu große Flächen verteilt. Um plötzliche Gasausbrüche zu vermeiden, treibt man Bohrflöcher mehrere Meter weit in der Arbeitsrichtung in die Kohle vor. Dadurch kann letztere schon auf einige Entfernung vom Arbeitspunkt entgasen. Früher schickte man vor dem Ansahen der Belegschaft einen Arbeiter (Feuermann) in die Grube, der die an Arbeitspunkten oder in andern Bauten etwa angesammelten Schlagenden Wetter anzuzünden hatte.

Zur Einschränkung etwa entstehender G. auf ein kleines Wirkungsgebiet dient die Verieselung. In nassen Strecken sind Explosionen nicht so heftig wie in trocknen. Die Explosionsflamme fählt infolge der Rässe schnell ab und erlischt leicht. Zudem wird durch Feuchtigkeit die Staubbildung verhindert, so daß die Flamme keine Nahrung findet. Für die Zwecke der Verieselung wird durch sämtliche Grubenräume ein Wasserleitungs-Rohrsystem mit Sähen gelegt, so daß Schläuche mit Brausen angeschraubt werden können. Besonders die Arbeitspunkte müssen täglich bespritzt werden. Durch Polizeiverordnung von 1898 sind nahezu für alle preussischen Schlagwettergruben

Versehlungsanlagen vorgeschrieben. Für die Rettungsarbeiten im Falle einer Explosion werden vorrätig gehalten: Segelleinen, Holz- und Bauernmaterial zur Wiederherstellung der Luftzuführung unter Tage; Tragbahnen und Stride, um Verletzte und Verwundete aus der Grube zu schaffen; Verbandzeug, Verbandsbäume, Verbandseigenheit; komprimierter Sauerstoff in Behältern als Wiederbelebungsmittel bei Kohlenoxydvergiftungen; Alarmsapparate (sogen. Pneumatophore) zum Einbringen der Rettungsmannschaften in unatembare Gase; elektrische Lampen für denselben Zweck u. a. m. Die größten bisher bekannten W. ereigneten sich 14. Juni 1894 auf der größten künftigen Steinkohlengrube bei Kartwin (235 Tote), 17. März 1884 auf Grube Camphausen bei Saarbrücken (181 Tote) und 17. Febr. 1898 auf Grube Karolinenglad bei Bochum (119 Tote).

Grubenfeld heißt derjenige Raum, innerhalb dessen dem Bergbauberechtigten die Befugnis zur Gewinnung der verschiedenen Mineralien zusteht (s. Feld und Bergrecht, S. 680).

Grubenflöze, s. Sticta.

Grubengas, s. Methan.

Grubenhagen, ein zum preuß. Regbez. Hildesheim gehörendes ehemaliges Fürstentum, liegt in den südwestlichen Vorbergen des Harzes und umfaßt den größten Teil der Kreise Einbeck und Osterode, im ganzen 738 qkm (13,4 QM.). Bis 1834 gehörte auch das Untere Eichsfeld (Stadt Tuderstadt und Amt Wieboldehausen) dazu, das damals an die Erzbischöfe von Mainz verpfändet wurde. Den Namen erhielt es von dem im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schloß W. unweit Einbeck. Ein besonderes Fürstentum wurde W. 1286 infolge der Landesteilung der drei Söhne Albrechts von Braunschweig-Wolfenbüttel. Mit Philipp II. starb 1506 der grubenahenische Zweig aus, das Land war dann zwischen den verschiedenen braunschweigischen Ämtern strittig, bis es 1617 der Linie Braunschweig-Lüneburg-Gesle zuerfiel und 1665 mit Kalenberg (s. b.) vereinigt wurde. Vgl. Max, Geschichte des Fürstentums W. (Hannov. 1863, 2 Bde.).

Grubenheimer, s. Böhmische Brüder.

Grubenmittel, s. Bergleute.

Grubenstein, die bei der bergmännischen Gewinnung von Erzen erscheinenden kleinen Stüde; s. Aufbereitung.

Grubenkompaß, s. wie Wertscheiderkompaß.

Grubenkopf (*Botriocephalus latus*), s. Bandwürmer, S. 329.

Grubenlicht, s. wie Wertscheiderlicht (s. b.).

Grubenlokomotive, s. Bergbau, S. 668.

Grubenmaße, s. Bergmaße.

Grubenmaße (*Schachtgut*), s. Bergleute.

Grubenottern (*Crotalidae*), s. Schlangen.

Grubenreiß, s. Wertscheiderreiß.

Grubenröhrchen, s. Emailmalerei.

Grubenröhrchen, s. Theobald.

Grubenunfälle. Die Zahl der Unfälle ist, wie die nachstehenden Ziffern zeigen, in Deutschland bei der Knappschaftsberufsgenossenschaft verhältnismäßig weit höher als im Durchschnitt bei sämtlichen gewerblichen Berufsgenossenschaften. Die Zahl der verstorbenen Personen betrug 1902 bei der Knappschaftsberufsgenossenschaft 601,132, davon waren 438,693 = 73 Proz. beim Steinkohlenbergbau befristigt. Von den 8143 entschädigungspflichtigen Unfällen dieser Berufsgenossenschaft entfielen auf den Steinkohlenbergbau 6567 = 80 Proz.

bei	Jahre	Zahl der entschädigungspflichtigen Unfälle			
		im ganzen	überhaupt	überhaupt	überhaupt
			auf 1000	auf 1000	auf 1000
			berf.	berf.	berf.
der Knappschafts-Berufsgenossenschaft	1900	6804	12,19	1145	2,02
	1901	7933	13,04	1299	2,19
	1902	8143	13,25	1080	1,80
allen gewerblichen Berufsgenossenschaften ohne Bergwerke, Tiefbau- und See-Berufsgenossenschaft	1900	51697	7,46	5108	0,74
	1901	55325	8,07	4979	0,79
	1902	57244	8,08	4572	0,64

Die größere Gefährlichkeit des Steinkohlenbergbaues erklärt sich dadurch, daß die Unfälle durch Schlagende Wetter sich fast ausschließlich auf den Steinkohlenbergbau beschränken, und daß die Förderung der großen Masse bei diesem Bergbau an sich größere Gefahren hervorruft. Die nachstehenden Zahlen lassen erkennen, daß die Berufungsziffer beim Steinkohlenbergbau in Preußen weit höher ist als in Großbritannien, Belgien und Frankreich. Es kamen nämlich auf 1000 beschäftigte Arbeiter durchschnittlich jährlich zu Tode beim Steinkohlenbergbau in

Preußen (1893—1902)	2,40
Großbritannien (1893—1902)	1,20
Belgien (1893—1902)	1,30
Frankreich (1892—1901)	1,14

Diese Tatsache ist z. T. auf die im allgemeinen ungünstigeren natürlichen Verhältnisse des preussischen Steinkohlenbergbaues, z. T. auf die verhältnismäßig weit stärkere Entwicklung seiner Förderung zurückzuführen, die dazu zwang, viele mit dem Bergbau gänzlich unvertraute Arbeiter heranzuziehen.

Von den tödlichen Unfällen beim Bergbau in Preußen entfielen in den letzten 4 Jahren durchschnittlich 89 Proz. auf die durch Einsturz von Gebirgsmassen, 24 Proz. auf die in Schächten, Bremschächten und Bremsbergen, 3 Proz. auf die durch Explosionen, die übrigen 34 Proz. auf sonstige Berufungsziffern unter Tage und auf die Unfälle über Tage.

Die Gebirgsschichten bestehen aus derartig festen Massen, daß die beim Abbau einer Lagerstätte über ihr befindlichen Schichten sich ohne künstliche Unterstüßung längere Zeit frei tragen können. Auch die Kohle selbst ist meist zerklüftet, wodurch das Abstoßen einzelner Stüde begünstigt wird. Es ist daher für gewöhnlich notwendig, daß die unterirdisch getriebenen Streden und die Arbeitsplätze durch künstliche Stützen gegen das unerwartete Einbrechen loser Gesteins- und Kohlenmassen gesichert werden. In welchem Maße diese Sicherung zu erfolgen hat, hängt von den Verhältnissen ab, die oft selbst auf ein und derselben Grube ganz verschieden sind, und deren richtige Beurteilung mitunter recht schwierig ist. Auf Grund der Untersuchungen der 1897 von preussischen Handelsminister eingesetzten Stein- und Kohlenfallkommission geht man in Preußen von dem Standpunkt, die Beurteilung dieser Frage dem einzelnen Arbeiter zu überlassen, mehr und mehr ab und hält eine systematische Begrenzung, d. h. eine solche, bei der die Entfernung der Stützen u. von der Grubenverwaltung festgelegt wird, für notwendig.

Die Unfälle in Schächten werden hauptsächlich veranlaßt durch Abbruch des Förderkorbes infolge von Seilbrüchen u. dgl., durch zu hartes Aufsteigen, unzeitiges Betreten oder Bersten des Förderkorbes oder durch Abwurf von Personen, die in oder an den

Schächten Arbeiten zu verrichten haben. Auch die Unfälle in Bremschächten und Bremsbergen sind häufig verursacht durch den Absturz von Personen, die dort Arbeiten vornehmen oder sich unbefugt dort aufhalten. Nicht selten aber auch sind durchgehende Wagen oder unzeitige Bewegung des Bremsgestelles die Veranlassung zu Unfällen.

Obwohl durch Grubenexplosionen (s. d.) viel weniger Menschen verunglückt als durch Einklammern von Gebirgsmaassen, erregen sie doch weit mehr das öffentliche Interesse, weil sie vielfach Massenanfälle hervorgerufen. Die Zahl der Opfer einer solchen Explosion beträgt nicht selten mehr als 100.

Die Ursachen dieser Unfälle und die Mittel zu ihrer Verhütung sind in den 1880er und 1890er Jahren im Zn- und Auslande Gegenstand eingehender Untersuchungen durch staatlich eingesetzte Kommissionen gewesen, die zu wichtigen praktischen Erfolgen geführt haben. Trotzdem mit dem fortwährenden Eindringen in die Tiefe die Gefahren zunehmen, insbes. die Gefahr, die der Kohlenstaub in sich birgt, und die früher noch zu sehr unterschätzt wurde, haben in den letzten Jahren die Unfälle durch Explosionen infolge verbesserter Ventilation und Einführung der Kohlenstaubbestäubung mittels Sprühwasserleitungen erheblich abgenommen. Die vielfach noch verbreitete gewesene Ansicht, daß eine größere Kohlenstaubexplosion bei Abwesenheit von Schlagwettern unmöglich und deshalb auf den Steinkohlengruben in Oberschlesien, wo Schlagwetter nicht auftreten, ausgeschlossen sei, ist durch die am 2. April 1903 erfolgte Explosion auf Grube Königin Luise, bei der 23 Mann zu Tode kamen, widerlegt worden.

Sonstige Unfälle beim Bergbau erfolgen bei der Sprengarbeit unter anderem durch unvorsichtige Handhabung von Sprengstoffen, vorzeitiges oder verspätetes Losgehen der Sprengkapseln, bei der unterirdischen Streckenförderung und bei der Förderung und Verladung über Tage durch Überfahrenwerden, Entgleisen oder Zusammenstoßen von Wagen, beim Bedienen von Maschinen u. s. Diese Unfälle fordern in der Regel nur einzelne Opfer. Seltener, aber dann auch meist verheerender, sind die Unfälle durch Brände oder Wasserdurchbrüche.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß zur möglichststen Verhütung von Unfällen beim Bergbau außer der Herstellung zweckmäßiger Sicherheitsvorrichtungen eine systematische Erziehung der Arbeiter für ihren Beruf notwendig ist. Sodann ist eine intensive Venauffichtigung der Arbeiter und eine regelmäßige Unterweisung der Grubenräume durch Angeestellte des Bergwerksbesizers sowie eine strenge Überwachung der Befolgung der von der Bergbehörde erlassenen Sicherheitsvorschriften durch staatliche Organe ein unbedingt Erforderliches.

Grubenventilator, s. Wettermaschine.

Grubenwasser } f. Tafel »Bergbau I«, S. I.
Grubenwetter }

Grubenwohnungen, s. Bauernhaus, S. 463.

Gruber, 1) Johann Gottfried, Literarchivforscher, geb. 29. Nov. 1774 in Naumburg a. S., gest. 7. Aug. 1851 in Halle a. S., studierte in Leipzig, privatisierte (dann in Göttingen und Leipzig, habilitierte sich 1803 als Privatdozent in Jena und wurde neben Augusti bei der Redaktion der »Literaturzeitung« angestellt. 1811 erhielt er eine Professur an der Universität zu Bitterberg. Nach der Teilung Sachsens unterhandelte er in Berlin wegen der Vereinigung der Universität Bitterberg mit der zu Halle und über-

nahm hier 1815 die Professur der Philosophie. Mit Ersch (s. d.) verband er sich zur Herausgabe der »Allgemeinen Enzyklopädie der Wissenschaften u. Künste«, deren erste Section (A—G) er nach Ersch' Tode vom 18. Band an allein zu Ende führte. Von seinen zahlreichen, jetzt größtenteils vergessenen Schriften nennen wir nur: »Charakteristik Herbers« (mit Danz, Leipz. 1806, 2 Bde.); »Förderbuch der altklassischen Philologie« (Weim. 1810—15, 3 Bde.); »Christ. Mart. Wieland, geschildert« (daf. 1815—18, 2 Tle.); »Klopstocks Leben« (daf. 1832) und das Leben seines Freundes, des Halleischen Romanschriftstellers Aug. Lafontaine (Halle 1833). Er gab auch »Wielands sämtliche Werke« (53 Bde., Leipz. 1818—28) mit vervollständigter Biographie (Bd. 50—53; Sonderausg. 1827 bis 1828, 4 Bde.) u. a. heraus.

2) Wenzel, Anatom, geb. 1814 zu Krutansitz in Böhmen, gest. 1. Okt. 1880 in Wien, studierte bis 1842 in Prag, war dort Professor bei Hyrtl, wurde 1846 Professor an der chirurgisch-medizinischen Akademie in Petersburg, 1855 ordentlicher Lehrer der praktischen Anatomie und erhielt 1858 die Professur dieses Faches. Seine Schöpfung ist das anatomische Museum in Petersburg. 1888 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Wien über. G. gehörte zu den erfahrensten Anatomen seiner Zeit, seine zahlreichen Publikationen deuten meist auf Beobachtungen an Massenmaterial. Besondere Aufmerksamkeit widmete er den Abweichungen vom normalen anatomischen Befund und den Krißbildungen. Auch die vergleichende und pathologische Anatomie bereicherte er mit mehreren Untersuchungen. Er schrieb: »Anatomie eines Monstrum bicorporeum« (Prag 1844); »Abhandlungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie« (Petersb. 1852); »Monographie über das zweigeteilte Jochbein bei den Menschen und den Säugetieren« (Wien 1873); »Beobachtungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie« (Berl. 1879—1889, 9 Hefte) u. a.

3) Waz, Hygieniker, geb. 6. Juli 1853 in Wien, Sohn des Ochronarztes Ignaz W., studierte in Wien Medizin, wurde 1875 Assistent am ersten chemischen Universitätslaboratorium, bestrahlte sich 1879—82 in München mit hygienischen, physiologischen und bakteriologischen Studien, habilitierte sich dann als Privatdozent der Hygiene in Wien, arbeitete im Physiologischen Institut in Leipzig und wurde 1884 zum außerordentlichen Professor der Hygiene in Graz ernannt. 1887 ging er als solcher nach Wien, 1892 erhielt er die ordentliche Professur, und 1902 wurde er Professor der Hygiene und Bakteriologie und Vorstand des Hygienischen Instituts an der Universität in München, auch Mitglied des Reichsgesundheitsrates. Er entdeckte 1896 die spezifische Agglutination der Bakterien durch das Blutserum von Tieren, die mit diesen Bakterien immunisiert worden sind, und die Verwertbarkeit dieser Reaktion für die Diagnostik, zur Erkennung gewisser Bakterien und der von ihnen hervorgerufenen Krankheiten (gemeinschaftlich mit Durham und Grünbaum). Andre Arbeiten betreffen die Widerstandsfähigkeit des Bacillus subtilis, die Kultur anaerober Bakterien, die Desinfektion mit Wasserdampf, Filtration des Wassers, Wasserreinigung. Besonders behebend sind seine Arbeiten zur Immunitätslehre, bei denen er in einem gewissen Gegensatz zu Ehrlich trat. In vielen Arbeiten tritt ein lebhaftes Interesse an der sozialen Hygiene hervor. Er bezieht an Hauptfragen der Hygiene, wie z. B. an der

Prostitutionsfrage, das sozial-politische Element und bemüht sich, zwischen Hygiene und Volkswirtschaft eine Brücke zu schlagen. Er schrieb: »Das Lebenswert Poitiers im Zusammenhang mit der gesamten Entwicklung der Bakteriologie« (Bien 1895); »Die bauliche Neugestaltung der Wiener medizinischen Fakultät« (daf. 1895); »Die Prostitution vom Standpunkt der Sozialhygiene aus betrachtet« (daf. 1900); »Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?« (Stuttg. 1903); »Hygiene des Geschlechtslebens« (daf. 1904).

Gruber-Vibalsche Reaktion, die von Gruber entdeckt, von Vidal zuerst am Krankenbett verwertete Erscheinung, daß die lebhaft beweglichen Typhusbakterien einer Typhusbouillonkultur durch Zusatz sehr geringer Mengen von Blutserum Typhuskrankter zum Verkleben (Agglutination) und zu relativer Unbeweglichkeit veranlaßt werden. Wenn die Reaktion bei sehr geringem Serumzusatz prompt eintritt, ist sie ein wertvolles, wenn auch nicht durchaus beweisendes Zeichen zur Erkennung des Typhus. Vgl. Köhler, Das Agglutinationsphänomen (Jena 1901).

Grubeshow (poln. Grubieszów), Kreisstadt im polnisch-russ. Gouv. Lublin, an der Gulschwa (Zufluß des Bug), nahe der galizischen Grenze, mit 1897 10,899 Einwo. (darunter viele Juden). G. wurde um 1400 von Labiasław Jagello gegründet.

Grübler, f. Bremen, S. 376.

Grübling, s. f. Kartoffel.

Grube, in Sachen und Türlingen eine Vertiefung auf dem Kochherd, die man mit heißer Asche füllt, um angelochte Speisen darin langsam gar werden zu lassen und warm zu erhalten. Nach dieser alten Einrichtung nennt man G. auch kleine eisernen Kochmaschinen, in denen durch Kohlen ein mäßiges, anhaltendes Feuer erzeugt wird. Diese Grubeherde (Spar-, Pfennigherde, f. Kochherde) werden namentlich mit Schwefelsäure (Grudetols, G.) geheizt, die beim Schwelen der Braunkohle für die Paraffin- und Mineralölfabrikation in den Retorten oder Schwefelöfen nach dem Abtreiben des Teers zurückbleiben. Grudetols sind schwarz, pulverig, leicht entzündlich, brennen aber nur glimmend, nicht mit Flamme, und liefern eine milde, gleichmäßige Hitze, wobei eine gute Ausnutzung der Wärme erreicht wird. Die einmal entzündete G. glimmt sehr lange unter der Asche fort und die Feuerung bedarf daher nur geringer Beaufsichtigung. Grubeherde erfordern, wie jede andere Feuerungsanlage, Anschluß an ein Rauchrohr, da sich aus dem glimmenden Brennmaterial auch Kohlenoxyd entwickelt.

Gruidae (Gruidae), Familie der Watvögel (f. d.).

Grinales, Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der choripetalen Reihe der Eucalyptaceae, mit meist regelmäßigen, durchgehends fünfzähligen Blüten, die Kelch und Krone, ein diplostemones Androeum und einen 3—5teiligen, gefächerten Fruchtknoten mit hängenden anatropen, epitropen Samenanlagen besitzen. Die Ordnung umfaßt die Familien der Geraniaceen, Tropaeolaceen, Limnaceen, Vinaceen und Valerianaceen.

Gruthuysen (f. d. Gruthuysen), Franz von Paula, Astronom, geb. 19. März 1774 auf dem Schloß Haltenau am Lech, gest. 21. Juni 1852 in München, diente seit 1788 als Feldchirurg in der österreichischen Armee, studierte seit 1801 in Landshut Philosophie und Medizin, ward 1808 Professor der Physik zu Hofwil, dann Lehrer der Naturkunde in München und 1826 Professor der Astronomie daselbst. In seinem Nachlass »Entdeckung vieler deutlicher Spuren der

Mondbewohner« schlug er vor, zur Korrespondenz mit den Mondbewohnern den pythagoreischen Lehrsatz auf der Erde durch große Kunstseilensfelder darzustellen.

Gruić (ser. gruić), Sawa, serb. Staatsmann, geb. 1840 in Kolare bei Pöschawar, besuchte bis 1861 die Belgrader Militärschule, war 1½ Jahr zur Gardeartillerie in Berlin befehligt, kämpfte 1863 im polnischen Aufstand mit und wurde dann von der serbischen Regierung nach Rußland geschickt, wo er drei Jahre die Artillerieschule in Michailow besuchte und zwei Jahre praktischen Dienst tat. 1873 wurde er wegen einer Schrift über das serbische Militärwesen, dessen Mängel er scharf tadelte, aus dem serbischen Heer entlassen, aber bald wieder zum Direktor des Arsenal in Kragujevac ernannt, sodann in das Kriegsministerium berufen und im Türkenkriege 1876 mit dem Oberbefehl der Artillerie betraut. 1877 übernahm Oberst G. das Kriegsministerium und gab dem serbischen Heere die noch jetzt bestehenden Einrichtungen. 1878 zurückgetreten, ging er 1879 als Generalkonsul nach Bulgarien, 1882 als Gesandter nach Athen und 1885 nach Petersburg. 1887 ward er wiederum zum Kriegsminister und bald zum Ministerpräsidenten ernannt und trat 1889 von neuem an die Spitze des von der Regenschicht eingesetzten Ministeriums. 1891 nahm er seine Entlassung und ward zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, trat aber 1893 wieder als Kriegsminister in das radikale Ministerium ein und war vom Dezember ab für einige Monate Ministerpräsident. Im März 1897 wurde G. zum Gesandten in Petersburg ernannt. Nach dem Attentat auf den Erzherzog Milan (6. Juli 1899) wurde er in den Prozeß gegen die radikalen Vortreiber verwickelt und seines Amtes entsetzt; doch stellte er sich nicht dem Gericht, sondern begab sich ins Ausland, wo er nach der Ermordung König Alexanders in eine heftige Polemik mit Georgević (f. d.) geriet. Am 5. Okt. 1903 vom König Peter zum Ministerpräsidenten ernannt, hielt er sich als solcher trotz der schwierigen Lage auch bei der Umbildung des Kabinetts 10. Febr. 1904. G. gehört zur radikalen Partei, ist aber gemäßigt und versöhnlich.

Grulich, Stadt in Böhmen, Bezirksf. Senftenberg, 570 m ü. M., an den Staatsbahnlinien Hannsdorf-Bischitz und G.-Schilberg gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine schöne Pfarrkirche, Landesbesserungsanstalt für jugendliche Personen, Hochschule für Holzindustrie, Flächsbau und Flachsbandel, Baunnoß- und Seidenweberei, Dampfbrettsäge, bedeutende Hausindustrie (insbes. Holzschmitten) und 1900 3629 deutsche Einwohner. Auf dem östlich gelegenen Muttergotterberg (760 m) steht ein Redemptoristenkloster mit besuchter Wallfahrtskirche.

Grumbach, Flecken im preuß. Regbez. Trier, Kreis St. Wendel, unweit der Glan, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, eine Schwefel- und Salzquelle und (1900) 547 Einwo.

Grumbach, Wilhelm von, Sprößling eines der ältesten Rittergeschlechter Ostfrankens, geb. 1. Juni 1503, gest. 18. April 1567, kam früh an den Hof des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, Johann Kasimir, ward hier für den Hofdienst erzogen und verheiratete sich 1523 mit Anna v. Sultzen; eine Schwester von ihm wird ungedeutet als die Gattin Florian Gieiers (f. d.) bezeichnet. Nach dem Tode des Markgrafen (1527) lebte er auf den Besitzungen seines Vaters, die er zwischen 1535 und 1537 übernahm. G. gab Anlaß zu einer wilden und weit-

reichenden Heide, den sogenannten Grumbachschen Händeln, einer letzten Erhebung der Reichsritterschaft gegen das Landesfürstentum. Nach dem Tode des Bischofs v. Hirtz 1544 wurde Grumbachs Gegner, Melchior v. Zabel, Bischof von Würzburg. W. gab sein Amt als würzburgischer Hofmarschall auf, zog sich auf sein Schloss Kumpar zurück, trat in Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht Alsbibades von Kulmbach, begleitete ihn 1548 an den Hof des Herzogs Albrecht von Preußen, ließ sich aber davor von dem Bischof aller seiner Lehnspflichten entbinden. Allein während Grumbachs Abwesenheit suchte der Bischof Grumbachs Besitz zu schmälern, dieser aber glaubte sich auch persönlich versagt, übergab deshalb die Lehen seinem Sohn und trat in des Markgrafen Albrechts Dienste. Während dieser vor Ragdeburg lag, war W. Statthalter der markgräflichen Lande zu Kulmbach; dann vermittelte er den Vertrag, durch den das Hochstift Würzburg von Albrecht Schenkung erkaufte. Dieser Vertrag enthielt die Bestimmung, daß Würzburg auch eine bedeutende Forderung Grumbachs an den Markgrafen übernehmen sollte, die später wirklich durch Abtretung einiger Ortschaften und durch völlige Aufhebung des Lehnzwanges der Grumbachschen Familie beglichen wurde. Da jedoch der Kaiser Albrechts Verträge mit den fränkischen Ständen nachher für ungültig erklärte, so hielt sich auch der Bischof nicht länger an seinen Vergleich mit W. gebunden, und W. suchte nun durch einen neuen Vergleich zu erlangen, daß gegen Willkür der würzburgischen Ortschaften sein Sohn mit Kumpar und Berchtesgaden belehnt, ihm aber die Habsburg und die übrigen Güter belassen würden. Nach der Ausföhrung des Markgrafen Albrecht mit Karl V. befaß aber letzterer den fränkischen Einungsoverwandten die Erfüllung ihrer Verträge mit Albrecht. Auch Grumbachs Forderungen an den Bischof wurden dadurch aus neue rechtskräftig, aber der Bischof wandte sich unter Berufung auf den früheren Bescheid an das Reichskammergericht. Markgraf Albrecht ersetzte nun die Feindseligkeiten gegen den Bischof, W. selbst war abwesend, währenddessen die fränkischen Stände den Kurfürsten Karlo von Sachsen zur Hilfe beizutreten. 1553 trat W. in den Dienst des Markgrafen. Der Bischof von Würzburg verheerte Grumbachs Güter. Nach der Schlacht bei Sievershausen 1553, wo W. mitgekochten, beteiligte er sich eine Zeitlang nicht weiter an der Heide in Franken und suchte eine Vermittelung mit den Gegnern. Gegen die ihm vom Reichskammergericht zuerkannte Restitution in seine Güter und Rechte legten seine Gegner Verwahrung ein; König Ferdinand setzte einen Termin zu einer gütlichen Verhandlung an (1. März 1556), aber Grumbachs gereizte Verteidigungsschrift und die Gegenschrift des Bischofs von Würzburg zeigten, daß an eine Versöhnung nicht zu denken war.

Mit Albrechts Tode sank die letzte Hoffnung Grumbachs. Georg Friedrich von Ansbach, der Erbe Kulmbachs, weigerte sich, die Schulden, die auf Albrechts Hinterlassenschaft ruhten, zu übernehmen, und so drohte W. ein Verlust von 300,000 Gulden. Da suchte W. eine Zuflucht bei Herzog Johann Friedrich von Sachsen in Kurlandischen, wurde dessen Rat und gewann aus den schwachen Fürsten großen Einfluß, indem er ihm Hoffnungen auf Wiedererlangung der sächsischen Kur machte. W. sah den Plan, an der Spitze des Adels sich des Bischofs zu bemächtigen und die Herausgabe seiner Güter zu erzwingen, aber zu weitgehende Dienstfertigkeit eines alten Dieners von

W. führte die Ermordung des Bischofs herbei (15. April 1568). W. sah auf die Nachricht von dem Verfall nach Frankreich; seiner Versicherung, daß er am Karde seinen Anteil habe, wurde nicht geglaubt. Im Glauben, daß sich bei dem bevorstehenden Ausgleich zwischen Markgraf Georg Friedrich und den fränkischen Einungsoverwandten auch eine Besserung seiner Lage erzielen lasse, begab er sich Anfang 1559 wieder nach Deutschland. Allein bei seiner Ankunft hatten sich die Fürsten schon vertragen, und es blieb daher für W., wenn er wieder zu seinem Besitz gelangen wollte, nur ein Weg: dessen gewaltsame Wegnahme. Die neuen Rüstungen, die er unter dem Vorwand französischer Werbung machte, verrieten den Plan, aber als ihm die rheinischen Kurfürsten ihre Vermittelung auf dem Reichstag anboten, entließ W. ihrer Versicherung trauend, seine Scharen. Trug des Widerstrebens seitens des Würzburger Bischofs erschien er unter sichern Geleit zu Augsburg. Ruhig und fest verteidigte er vor der kaiserlichen Kommission sein Recht und beharrte auf seiner Restitution in die ihm entziffenen Güter. Zuletzt schlug sich der Kaiser selbst ins Mittel, aber vergeblich. Der landesbergische Fürstenverein trat mit den fränkischen Einungsoverwandten 1560 zu Ingolstadt gegen W. zusammen, und der Bischof von Würzburg zieg W. offen des Mordes an Melchior v. Zabel.

W. ging wieder in französische Kriegsdienste; als er nach dem Frieden von Amboise 1563 zurückkehrte, wies ihm der Herzog Johann Friedrich einen Zufluchtsort zu Hellingen bei Kadurg an. Hier trat W. mit seinen Gefährten Wilhelm v. Stein und Ernst Randselose zusammen, um sein Recht auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen. Sie erließen 16. Sept. 1563 einen Abjagebrief an den Bischof; schon 4. Okt. stand W. vor Würzburg und erzwang durch die Drangung mit Plünderung von dem Statthalter einen Vergleich, demzufolge der Vertrag von 1552 wieder in Gültigkeit gesetzt und von seinen Gegnern die Kosten der Exekution übernehmen werden sollten. Bei der Wiedereinnahme seiner Güter eignete W. sich nur an, was er früher unbefritten besessen hatte; was irgend zweifelhaft war, sollte dem Ausspruch eines Schiedsgerichts unterstellt bleiben. Allein der Kaiser sprach die Acht über W. aus und inhihierte den Vollzug des Vertrags, obwohl Würzburg selbst um Zurücknahme des Bescheides bat. Als W. die neue Waise seines Schicksals erkannte, erwies er in neuen Schriften die Rechtswidrigkeit seiner Absetzung. Wirklich erhielt er auch viele Beweise fürstlicher Wohlwillens; nichtsdestoweniger setzten die kaiserlichen Kommissare auf dem Verhandlungsag 4. Febr. 1564 durch, daß die Vollziehung der Acht beibehalten wurde. Die Ritterschaft in Franken sandte eine neue Vorstellung an den Kaiser, die rheinischen Kurfürsten drängten den Würzburger Prälaten bis zu den Präliminarien eines Wäterspruchs, das brandenburgische Haus bot sein ganzes Ansehen auf, um seines alten Dieners Haupt von dem kaiserlichen Jara zu entlasten, und man erreichte wenigstens einen Aufschub. Kaum aber war der Kaiser Ferdinand I. gestorben (25. Juni 1564), so griff der Bischof von Würzburg W. in einer Schrift auf das schonungsloseste an. W. wandte sich 1566 in einer Eingabe an den Reichstag, nicht nur an die Einsicht, sondern auch an das Mitleid seiner Richter. Aber der Kaiser war durch die ihm von dem Kurfürsten August von Sachsen über Grumbachs Einfluß am Hofe zu Gatha gemachte Mitteilung im voraus gegen ihn eingenommen; die Fürsten waren ihm teils feindselig gesinnt, teils wenigstens teilnahm-

los gegen ihn. Und auch die Hilfe des Adels blieb aus. Nur Herzog Johann Friedrich vermochte nicht, sich von G. zu trennen, und so fiel auch er um Grumbachs willen in die Klist. Die Exekution wurde dem sächsischen Kurfürsten August übertragen, der zur Belagerung Kothaus (1566) schritt. Hartnäckig weigerte Johann Friedrich die Auslieferung Grumbachs. Endlich fiel die Stadt im Augusts Hand (4. April 1567). G. wurde ergriffen und, nachdem man ihm durch die Folter Geständnisse abgepreßt hatte, 18. April auf dem Markt zu Gotha gevierteilt, während man den gefangenen Herzog nach Österreich abführte, wo er 27 Jahre hindurch bis zu seinem Tode festgehalten wurde. Vgl. Dittl off, Geschichte der Grumbach'schen Fädel (Jena 1868 — 70, 4 Bde.).

Grumbtow, Friedrich Wilhelm v. von, preuß. General, geb. 4. Okt. 1678 in Berlin, gest. 18. März 1739, Sohn des um die Organisation des Heerwesens hochverdienten kurburgischen Geheimrats Joachim Ernst v. G. (gest. 1690), machte 1689 als Jägersoldat den Rheinfeldzug mit, studierte 1690 — 93 in Ulrecht und Leiden, trat dann wieder in die brandenburgisch-preussische Armee, ward 1703 Oberst und Limpfe der Höchstädt und Malpauet. 1709 zum Generalmajor befördert, wurde er 1713 unter Friedrich Wilhelm I., der ein unbegingtes Vertrauen in ihn setzte, und auf den er großen Einfluss übte, Generalkommissar (Finanzminister), 1723 Vizepräsident des Generaldirektoriums und, nachdem er 1717 Generalleutnant, 1733 General der Infanterie geworden, 1737 Generalfeldmarschall. Im Verein mit dem österreichischen Feldmarschall Sodenborn, der ihn durch reiche Geschenke für die Politik des kaiserlichen Hofes gewann, brachte er den arglosen König zum unbedingten Anschluß an Österreich. In dem Familienzwist am preussischen Hofe spielte er eine wichtige Rolle: während er früher die englischen Beiraten belimpfte und dadurch den Zwiespalt vertieft hatte, bemühte er sich nach der Katastrophe um die Beförderung zwischen dem König und dem Kronprinzen. Er war ein kenntnisreicher Mann und in der innern Verwaltung wie in der Abwicklung diplomatischer Geschäfte gewandt. Vgl. »Briefwechsel Friedrich d. Gr. mit G. und Maupertuis« (Hrsg. von Koser, Leipzig 1898).

Grumbtow-Bascha, Viktor Karl Ludwig von, Reformator der türkischen Artillerie, geb. 3. Juli 1849 in Graudenz als Sohn des Hauptmanns Julius v. Grumbtow, gest. 1. Juli 1901, trat ins preussische Heer, wo er die zum Major aufrückte, und folgte 1892 einem Ruf als Reorganisator der türkischen Artillerie, um die er sich so verdient machte, daß er Generalleutnant und Generaladjutant des Sultans wurde. Er ließ anfangs die Artillerie des 2. und 3. türkischen Armeekorps Schießübungen abhalten, sah sich aber dann mehr auf Erprobung von Geschützen, Munition u. und sonstige Verwaltungsgeschäfte beschränkt. Im türkisch-griechischen Kriege nahm er 24. April 1897 Thymavos und lag darauf Larissa, mußte jedoch schon 27. April auf Wunsch der deutschen Regierung nach Konstantinopel zurückkehren. Am 29. Juni 1901 verstarb er, inzwischen zum preussischen Generalmajor befördert, Konstantinopel, ward aber auf der Heimreise zwischen den Stationen Orsova und Herulesbad.

Grumentum, f. Saponara di Grumentum.

Grumme, Dorf im preuß. Regbez. Arnberg, Landkreis Hochum, hat eine kath. Kirche, Steinföhlbergbau, Ziegelbrennerei und (1909) 3148 Einw.

Grummet (Grumt, in Süddeutschland und der Schweiz Emb), dasjenige Trodenfutter, das nach der ersten oder eigentlichen Heuernte im Herbst gewonnen wird (zweiter Schnitt). Da, wo man dreimal schneiden kann, heißt die letzte Ernte Nachmäh (Näfergrummet). Über den relativen Wert von Heu und G. sind die Ansichten sehr verschieden. Ungeöstertes Wachstum und gutes Ernten vorausgesetzt, wird das G., weil zarter, dünnblättriger und ärmer an Holzfaser, relativ reicher an Proteinstoffen, also nährträglicher als Heu sein, auf feuchten Wiesen, bei magerem Boden, im kälteren und feuchten Klima aber in der Regel das Heu den Vorzug verdienen. Je nach Jahrgang ist übrigens bald das Heu, bald das G. begünstigt. Gutes G. gibt man vorzugsweise den Kühen, tragenden Tieren, den Schafen und dem Kalfvieh, das Heu den Pferden und Zugochsen.

Grummetsfropf, ein Lauffranz, der zu verschiedenen Zwecken auf Schiffen gebraucht wird.

Grumo Appala, Stadt in der ital. Provinz Bari, Kreis Mottura, an der Eisenbahn Bari-Tarent, mit Ölproduktion, Weinhandel und (1901) 12,026 Einw.

Grumt, f. Grummet.

Grün, die Farbenempfindung, die der zwischen Blau und Gelb liegende Teil des Spektrums in einem normalen Auge hervorruft. Spektrales G. und isoptisches Rot miteinander gemischt, bringen den Eindruck Weiß hervor, sie sind zueinander komplementär. Vgl. Farbensynbolit.

Grün, 1) Karl, Publizist, geb. 30. Sept. 1817 zu Lüdenscheid in Westfalen, gest. 18. Febr. 1887 in Wien, studierte in Bonn und Berlin, wurde dann Lehrer des Deutschen am Kollegium in Rottmar und gründete 1842 in Mannheim die radikale »Mannheimer Abendzeitung«. Aus Baden und Bayern ausgewiesen, wendete er sich nach Köln, wo er Vorlesungen über Literatur- und Kunstgeschichte hielt und sein Werk »Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter« (Leipzig 1844) schrieb. In Paris, wohin er 1844 ging, schrieb er: »Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien« (Paris 1845) und »über Goethe vom menschlichen Standpunkte« (das. 1846). 1848 nach Deutschland zurückgekehrt, ward er in die preussische Nationalversammlung (in der er zur äußersten Linken gehörte), 1849 auch in die preussische Zweite Kammer gewählt, nach deren Auflösung aber wegen »intellektueller« Beteiligung an dem Pölgler Aufstand verhaftet und erst nach achtmönatiger Haft freigesprochen. G. lebte seitdem literarisch tätig in Belgien, brachte ein Jahr (1861) in Italien zu, wurde nach seiner Rückkehr Lehrer an der Handels- und der höheren Gewerbeschule zu Frankfurt, hielt 1865 — 68 Vorlesungen in den rheinischen Städten und reiste 1870 nach Wien über. Er veröffentlichte noch: »Louis Napoleon Bonaparte, die Spähe an dem französischen Kaiserthron« (3. Aufl., Hamb. 1860) und »Frankreich vor dem Richterstuhl Europas« (beides anonym, Trier 1860); »Italien im Frühjahr 1861« (München 1861); »Fragmente aus Italien; Natur und Kunst« (das. 1862); »Kulturgegeschichte des 16. Jahrhunderts« (Leipzig 1872); »Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass« (das. 1874, 2 Bde.); »Die Philosophie in der Gegenwart« (das. 1876); »Kulturgegeschichte des 17. Jahrhunderts« (das. 1880, 2 Bde.) u. a.

2) (Grien) Walter, f. Waldung.

3) Anastasius, Pseudonym, f. Kuerberg 1).

Gruna, früher selbständiges Dorf, seit 1901 in Dresden einbezogen.

Grüna, Dorf in der sächs. Kreish. und Amtsh. Chemnitz, 352 m ü. M., Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Reichenbach L. S. — Chemnitz und Limbach-Babitzendamm, hat eine evang. Kirche, Sanatorium (Bad G.), Fabrikation von Bierwaren und Handschuhen, Strickmaschinenadeln, Zigarren, Beleuchtungskörpern, Drahtstiften und Kartonnagen und (1900) 5127 Einw. In der Nähe liegt der Totenstein, 479 m, mit Ausfichtsturm.

Grünaffe, s. Kerffape.

Grünalgen, s. Algen, S. 316.

Grünästung, s. Ästung.

Grünau, 1) (G. in der Mark) Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, an der Havelischen Spree (Dahme), die sich hier feertartig erweitert, und an der Staatsbahnlinie Berlin-Königs-Wusterhausen, hat schöne Villen, Bootsbauer des Berliner Jachtclubs und des Kuberregattabereins, zwei chemische Fabriken, Bierbrauerei, Metallgießerei, Kalkbrennerei und (1900) 2485 Einw. G. ist Sommerfrische der Berliner. Nahebei sind die Müggelberge (95 m) mit dem Müggelturm und schöner Aussicht. In G. verstarb 1608 der Kurfürst Joachim Friedrich auf der Jagd, woran ein Denkmal erinnert. — 2) Lustschloß, s. Neuburg.

Grünfliege (Halbmiege, Chlorops Meig.), Insektenordnung aus der Ordnung der Zweiflügler und der Familie der Fliegen (Muscidae), kleine und sehr kleine Insekten mit halbrundem, in die Quere gezogenem Kopf, sehr dreier, feinhaariger Stirn, grünen Augen, drei Nebenaugen auf schwarzem Scheiteldreieck und dünnen verkümmerten Flügeln. Das bandförmige G. (Hornfliege, C. taeniopus Meig., s. Tafel »Landwirtschaftliche Schädlinge I«, Fig. 10) ist 4 mm lang, gelb mit schwarzen Fühlern, schwarzem Scheiteldreieck und schwarzen Striemen auf dem Hinterkopf und Thorax, schwarzbraunen Querbinden auf dem Hinterleib und gelben Beinen. Die Flügel sind glasig. Das Weibchen legt die Eier zwischen die Blätter des Weizens und der Gerste, wenn die Ähre noch tief verborgen ist; die Larve frisst einen braun werdenden Kanal vom letzten Knoten bis zur Ähre, infolgedessen der Halm im Innern sich verdickt und keine gesunde Ähre entwickelt (Wicht oder Bogdara des Getreides). Sie verpuppt sich nahe dem obersten Knoten zwischen Halm und Blattstiel ober in der Ähre. Die zweite Generation lebt wahrscheinlich in den Winterhaften und überdauert oft noch vor dem Winter. Auch das geiriegelte G. (C. strigula Fabr.), mit ruhigbraunem Hinterleib, und das linierete G. (C. lineata Fabr.), mit glänzend schwarzem Hinterleibsrücken und schwarzem dritten Fühlerglied, werden dem Getreide schädlich.

Grünbeeren, s. Rhamnus.

Grünberg, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Liegnitz, ist von zwei Flügeln, die mit ausgedehnten Weinbergen und Obstgärten bedeckt sind, umgeben, zwischen denen sich die ausfichtreiche Grünbergshöhe und der Augustberg erheben. Sie liegt an der Staatsbahnlinie Glogau-Neppen, 140 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Realgymnasium, Amtsgericht, Reichsbankniederstelle, treibt bedeutende Fabrikation von Tuch, Woll- und Halbwollwaren, Filz, Teppichen, Glas und Papier, Zinnerei, Seilerei, Fabriken für Brückenbau u. Waidtönen, Bierbrauerei, Schaumweinfabrikation, Kognakbrennerei, Braunkohlenbergbau, Obstbau, Herstellung von Obstjähren und Backobst und hat (1900) 20,983 Einw., davon 2747 Katholiken und 153 Juden. Der Weinbau, im

Weichbilde der Stadt auf 700 Hektar, in der Umgegend auf 800 Hektar betrieben, besteht schon seit 1150 und liefert außer Spelesträuben zum Versand auch ca. 30—35,000 hl Wein (Grünberger).

In der Nähe ist der Reiseberg, 221 m ü. M., mit Bismarkturm. Die Stadt, die wahrscheinlich um 1310 deutsches Stadtrecht erhielt, gehörte ehemals zum Fürstentum Glogau und wurde mit diesem 1339 böhmisches Lehen. Bgl. Wolff, Geschichte der Stadt G. (Gründ. 1848); A. Förderer, Aus Grünbergs Vergangenheit (bas. 1900); Obner, Zur Quellenkunde der Geschichte von G. in Schlesien (bas. 1903). — 2) Stadt in der heß. Provinz Oberhessen, Kreis Gießen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Gießen-Fulda und G.-Follard, hat eine evang. Kirche, ein altes Schloß, Amtsgericht, 2 Oberförstereien, Weberei und (1900) 1992 Einw.



Wappen von Grünberg.

Grünberger Handschrift, eine tschechische, 1818 im Archiv des Schloßes Grünberg bei Reponau aufgefundenen Handschrift, gegenwärtig im böhmischen Nationalmuseum zu Prag befindlich. Sie besteht aus vier Pergamentblättern, stammt angeblich aus dem 9. Jahrh. und enthält zwei epische Fragmente: »Der Landtag« und »Ribnas Gericht«. Ihre Echtheit wurde zuerst 1824 von Dobrovský, dann von Kopitar, Böhmer u. a. angefochten, dagegen von Jungmann, Palacký, Salaský, Tomek (»Die G. D.«, Prag 1859) und J. Jireček verteidigt. Über den weitem Verlauf dieses Streites s. Königinhofer Handschrift. Heute dürfte auch unter den Tschechen kein vorurteilfreier Gelehrter die G. D. für etwas anderes als eine Fälschung halten.

Grünbleier, Mineral, s. Pyromorphit.

Grünblindheit, s. Farbenblindheit.

Grünbücher heißen in Italien die offiziellen Sammlungen diplomatischer Aktenstücke, die von der Regierung dem Parlament zur Einsichtnahme unterbreitet werden, entsprechend den englischen Blaubüchern (s. d.).

Grund ist im logischen Sinn das, worauf eine Aussage oder ein Gedanke (ein Urteil) beruht, d. h. der Inbegriff derjenigen Vorstellungen oder bereits als gültig feststehenden Gedanken, mit denen ein bestimmter Gedanke als notwendig gültig gegeben ist. Die Forderung, zu jeder Behauptung einen G. anzugeben, seine ohne Begründung aufzuweisen (der »Satz des zureichenden Grundes«), bildet das Fundament und die Richtschnur aller methodischen, insbes. des wissenschaftlichen Denkens. Die Gründe können aber in verschiedenen Fällen verschiedener Art sein. Wird ein Satz (durch Schlüsse) aus andern abgeleitet, so spricht man von mittelbarer, ist er durch sich selbst gewiss, von unmittelbarer Begründung. Im letztern Falle kann der G. entweder (wie bei Wahrnehmungsurteilen) in der Anschauung oder (wie bei den logischen Argumenten) im Denken liegen. Außerdem wird zwischen dem logischen oder Erkenntnisgründe die Ursache (s. d.) als Realgrund gegenübergestellt. Nicht immer sind wir (hauptsächlich im praktischen Leben) imstande, unser Urteil auf zureichende, jeden Zweifel ausschließende Gründe zu gründen und so zur Gewissheit zu gelangen; wir müssen uns dann entweder mit unzureichenden Gründen, welche Wahrscheinlichkeit, oder gar mit bloß subjektiven

(nicht allgemein verbindlichen) begründen, die nur subjektive Gewißheit (Glauben) bedingen.

Grund, das Unterste eines Gegenstandes, einer Sache, sofern es Festigkeit besitzt und Widerstand leistet; daher die unter einem Gewässer befindliche Erdoberfläche, wie Meeresgrund, Seegrund u., auch eine niedrig liegende Gegend, ein Wiesengrund; in der Baukunst sowie im Grundbau; ferner der Gegenstand, auf dem gemalt oder vergoldet wird, sowie der erste Farbenüberzug, der auf einen Gegenstand teils zu seiner Mäntung, teils zur Hebung der später aufzutragenden Farben gebracht wird (Malgrund, f. d.); daher die gemauerten Zugen der nicht gemauerte Teil (Leinwand-, Atlas-, Taft-, Körpergrund u.); bei Gemälden, was sich hinter den einzelnen gemalten Gegenständen befindet (Vorder-, Mittel-, Hintergrund, f. Hintergrund).

Grund, Bergstalt und Luftkurort im preuß. Reg.-Bez. Hildesheim, Kreis Jellerfeld, in schöner Lage in einem tiefen, waldbreichen Tal des westlichen Oberhanges, 5 km vom Bahnhof Mittelde der Staatsbahnlinie Serssen-Sperberg, 903 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Kurhaus, Oberförsterei, Berginspektion, ergiebigen Bergbau auf Blei und Silber und (1900) 3018 Einw. Die Zahl der Kurgäste beträgt jährlich ca. 4000. Dabei liegen der Fildisenstein, der Jberg mit schöner Aussicht, einer Tropfsteinhöhle, Verleinerungen und mehreren, 1893 entdeckten, 6—9 m tiefen Kiesen- oder Gieselschöpfen, und die Mündung des 1777—99 erbauten, ca. 15 km langen Georgstollens, der die Wasser aus den Klausenthaler Gruben leiten sollte, und der mit dem bei Mittelde sich öffnenden, 30 km langen, 1851—64 hergestellten Ernst August-Stollen in Verbindung steht. Vgl. Treutner, Der Kurort G. (3. Aufl., Klauselb. 1885); Winter, Das Fildisenstadelbad G. (2. Aufl., Grund 1893).

Grund, 1) Johann, Maler, geb. 19. Mai 1808 in Wien, gest. 5. Aug. 1887 in Baden-Baden, machte seine ersten Studien auf der Kunstakademie in Wien, bildete sich dann in München, Düsseldorf und Paris weiter und ließ sich nach längerem Aufenthalt in Rom in Karlsruhe, später in Baden-Baden nieder. G. hat eine fruchtbare Tätigkeit auf dem Gebiete der religiösen und mythologischen Malerei, als Genre- und Bildnismaler entfaltet. Von seinen in einer etwas kalten, akademischen Manier ausgeführten Geschichtsbildern sind die hervorragendsten: die Trophäen Deborah über den Verfall ihres Volkes stehend und Ruhe auf der Flucht nach Ägypten (beide in der Kunsthalle zu Karlsruhe), Sagar und Zisel in der Wüste, die stehende Magdalena, Rebekka am Brunnen, Diana und Endymion und Hebe in Begreif, ihre Kinder zu töten. Von seinen Genrebildern haben einige (das Kind und sein Schuppengel, der ungarische Kesselspieler, der Geburtstag des Landpfarrers, Gretchen im Kerker) ihrerzeit großen Beifall gefunden.

2) Franz Friedrich Alexander, Ingenieur, geb. 5. Mai 1814 im Kloster Heinrichau in Schlesien, gest. 16. Mai 1892, studierte in Breslau und Berlin, wurde 1850 Wasserbauinspektor in Rodem, 1854 Wasserbauinspektor und als solcher mit Meliorationsarbeiten in der Rheinprovinz beschäftigt. 1856 wurde er Meliorationsbauinspektor für die Rheinprovinz und stellte einen Plan zur Regulierung der Supper für die Städte Barmen und Elberfeld auf. 1860 ging er als Wasserbauinspektor nach Stettin und 1862 wurde er vortragender Rat im Ministerium. Seine Denkschrift (1870) über die Wasserstraßen in Elsaß-

Lothringen wurde der Grenzregulierung für die Wasserstraßen zugrunde gelegt; auch bearbeitete er die Entwürfe für den Rhein-Kanal, für die Erweiterung des Hafens bei Ruhrort, für den Hafen in Oberlahnstein und den Sicherheitshafen in Emmerich. 1887 trat er in den Ruhestand.

Grundabgaben, f. Realabgaben.

Grundabak, f. Priordak.

Grundabak, f. Akord.

Grundak, f. Grundblätter, S. 448.

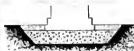
Grundangel, f. Text zur Tafel »Angelgeräte«.

Grundanschlag, f. Güterabschätzung.

Grundbau, f. Fundamentbau und Basso continuo.

Grundbau (Gründung, Fundierung; hierzu Tafel »Gründung«). Je nach der Beschaffenheit des Baugrundes, der in angemessener Tiefe, mit oder ohne Wasserandrang erreichbar oder nicht erreichbar ist, und je nach dem Zweck und der Wichtigkeit des Bauwerkes, ob ruhende Last oder Erschütterungen, ob schräger oder lotrechter Druck zu übertragen ist, unterscheidet sich die Art des Grundbaues. Die Gründung eines Bauwerkes aus Gemäuer auf dem Festlande besteht zunächst in einer Ausgrabung im Erdboden und sodann, wenn nötig, aus einer geeigneten Konstruktion auf der Sohle der Ausgrabung (Fundament), um eine feste Unterlage für das Bauwerk zu bilden. Die Sohle des Grundgemäuers sollte zunächst senkrecht sein zur Richtung des Druckes, den sie aus dem Baugrund zu übertragen hat, und der Druck sollte möglichst gleichförmig sich über die Grundfläche verteilen. Der Druck auf die Flächeneinheit darf an keiner Stelle der Grundfläche größer werden, als es die durch besondere Untersuchungen ermittelte Tragfähigkeit des Baugrundes gestattet. Jeder Baugrund besitzt um so größere Tragfähigkeit, je tiefer man hinabgeht, und der Rauminhalt des durch den G. verdrängten Erdbodens ist bei einerlei Gesamtbelastung und einerlei Baugrund theoretisch eine feststehende Größe. Rüste also z. B. in gegebenem lotern Baugrund ein Grundmauerwerk, nach der Theorie der Gründungen, 30 cbm Rauminhalt haben, so wäre es theoretisch gleichgültig, ob man den Körper 30 qm Grundfläche und 1 m Tiefe oder 20 qm Grundfläche und 1,5 m Tiefe gäbe, obgleich im zweiten Falle, gleichförmige Belastung vorausgesetzt, der Druck auf die Flächeneinheit 1,5 mal so groß würde wie im ersten. Mindestens muß man jedoch stets bis unter die Festgrenze mit der Sohle des Grundgemäuers hinabgehen. Die Baugrubenwände stellt man womöglich lotrecht her. Wenn das Erdreich hierzu nicht sandfähig genug ist, stützt man die Wände durch Böhlungen oder man böscht sie ab. Ist der Baugrund unfest, oder ist fester Grund erst in großer Tiefe zu erreichen, so kann zur Erzielung größerer Tragfähigkeit der Baugrund verdrängt werden. Dies geschieht am besten durch Eintreiben von Pfählen oder durch Einrammen von Schotter und Steinen, wovon so lange neue Schichten eingebracht werden, bis sich genügende Tragfähigkeit zeigt. Pfähle sollten wegen des Paulens immer unter Wasser bleiben. Ein Mittel, Lasten auf unfesten Boden möglichst gleichförmig zu übertragen, besteht in der Verbreiterung des tragenden Körpers; diese kann erreicht werden: a) durch das bereits im Altertum bekannte Verfahren der Sandschüttung (Fig. 1); je kleiner der Böschungswinkel des Sandes, desto dicker muß die Sandschüttung sein; b) durch Erdbogen (Grundbögen) zwischen den einzelnen Mauerseiten (Fig. 2); c) durch liegenden

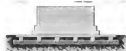
Gründung.



1. Sandschüttung.



2. Grundbogen.



3. Liegender Rost.



8. Landungsbrücke auf Schraubenpfählen.



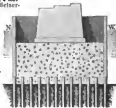
7. Schraubenpfähle.
a Eisenner Schraubenpfehl unten offen,
b unten geschlossen, c hölzerner
Schraubenpfehl mit gußeisernem
Schuh.



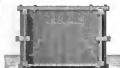
4. Betonbett.



7a. Eisenner Schraubenpfehl, voll.



5. Betongrundbau auf Pfahlrost.

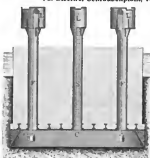


a Senkkasten, leer.



b Pfahlrost zur Aufnahme des
Senkkastens.

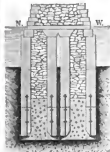
9a u. b. Schwimmender Senkkasten.



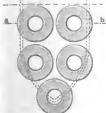
13. Luftdruckgründung mit eiserner Arbeitskammer.



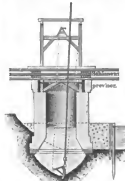
6. Pfahlrost in unfestem
Baugrund.



Grundriß.



12. Pfeilergründung auf Senkbrunnen. Schnitt a—b.



11. Versenkung eines Brunnens.



10. Senkkasten ohne Boden.



6a. Pfahlspitzen.
1. Gespitzter Pfehl ohne Schuh,
2. Schuh mit Lappen oder Federn,
3. Bayrischer Glockenschuh.

Schwellenrost, der aber stets unter Wasser liegen muß (Fig. 8); d) durch ein Betonbett über die ganze Grundfläche des zu errichtenden Gebäudes (Fig. 4). Bei ungünstiger Bodeneigenschaft, oder wenn der gute Baugrund tief unter Wasser liegt, werden auch wohl Pfähle unter das Betonbett geschlagen (Fig. 5). In Amerika bettet man in den Beton eiserne Träger, die eine Art Klotz bitben und die Lasten besser verteilen.

Bei Gründungen im Wasser wird der Beton zwischen Spundwände geschüttet (Fig. 4 und 5). Der Pfahlrost (Fig. 6) sollte stets unter Grundwasser liegen. Er besteht aus dem eigentlichen Klotz und den Pfählen. Je nach der Lage des Klotzes zum Wasserspiegel unterscheidet man hohen und niedrigen Pfahlrost. Der hohe Pfahlrost liegt nur wenig unter dem Wasserspiegel. Die Baupfahlarbeiten bedürfen deshalb seiner künstlichen Umschlingung der Baugrube. Beim tiefen Pfahlrost wird die Baugrube mit Spundwänden umschlossen, oder man verwendet einen hölzernen Senkfaßen. Kommt schräger Druck aus den Pfahlrosten, so werden die Pfähle, unter Umständen auch der Klotz, schräg gestellt. Die Pfähle verdrängen das Erdreich und verdichten den Baugrund. In weichem Boden entsteht dadurch ein Tragkörper aus verdichtetem Erdreich und Holz. Die Tragfähigkeit der Pfähle beruht auf der Reibung an ihren Seitenwänden und auf dem Widerstand des Erdreichs gegen Formänderung, dort, wo die Pfahlspitze ihren Weg bahnt. Anstatt hölzerner Pfähle hat man auch eiserne T-Träger eingerammt. Sie dringen leicht ein und sind daher in weichem Boden nicht zu empfehlen. Ob sie an Dauer in der Klasse den Holzpfählen auch nur nahekommen, ist fraglich. Holzpfähle pflügt man an den Spitzen mit Eisen zu beschlagen (zu beschützen), damit sie beim Eindringen nicht stumpf werden und stecken bleiben (Fig. 6a). Anstatt die Pfähle in den Boden einzuschlagen oder »einzurammen«, kann man sie auch einschrauben. Die Schraubenspähle (Fig. 7, 7a), erfunden von Alexander Mitchell, können von Holz oder von Eisen und sollten, damit sie sich leicht drehen, rund sein. Das am Fuße des Pfahles angebrachte Schraubengewinde ist gewöhnlich aus Gusseisen und macht feste mehr als eine Verbindung. Der Durchmesser des Gewindes ist zwei- bis achtmal so groß wie der des Pfahles, die Ganghöhe ist gleich der Hälfte bis ein Viertel des Durchmessers. Das Eindringen erfolgt mittels Hebeln, an denen Menschen oder Zugtiere arbeiten. Bei Sand und Kies kann sowohl das Einschrauben als das Einrammen der Pfähle durch Einspritzen von Druckwasser sehr erleichtert werden. Fig. 8 zeigt eine Landungsbrücke aus Schraubenspählen.

Der Senkfaßen (Fig. 9) ist ein wasserdichter Kasten zur Gründung von Bauten, z. B. von Brückenpfeilern, im Wasser. Der Kasten wird schwimmend über die Baustelle gebracht und daselbst verankert, worauf man in ihm mauert. Mit zunehmender Belastung läßt man den Kasten sich senken, bis er auf dem Baugrund aufliegt. Die Arbeit erfolgt bei niedrigstem Wasserstand. Der Boden des Kastens ist ein wagerechter geglätteter Klotz, dessen Verklebung fast stets ist, und der einen lebenden Bestandteil des Grundbaues bildet. Die Seitenwände müssen etwas höher sein, als das Wasser tief ist. Wenn der Kasten aufliegt und das Gemäuer bis über den Wasserspiegel aufgeführt ist, werden die Seitenwände weggelassen. Der Sitz für den Senkfaßenboden muß gehörig hergerichtet werden, entweder durch bloße Ausgrabung (Baggerung), oder durch Bege nettes Betondettes, oder durch Einrammen von Pfählen, die glatt in einer wagerechten Ebene

abgefaßt werden, oder auf eine sonstige geeignete Art. Senkfaßen ohne Boden (Fig. 10) werden auf ebennem Felsengrund angewendet. Die Seitenwände richtet man so her, daß ihre untern Kanten überall auf dem Boden aufliegen. Das Innere wird mit Beton ausgefüllt, worauf man die Wände beseitigt oder abschneidet.

Die Brunnengründung ist, wo das Wasser sich bewältigen läßt, bis zu großen Tiefen ausfahrbar. Sie empfiehlt sich im gleichmäßigen Sand, Schlamm oder Moor. Bäume oder große Steine in der Tiefe sind schwer zu beseitigen und kosten viel Geld und Zeit. Man unterscheidet hölzerne, eiserne u. gemauerte Brunnen.

Der Brunnen (Fig. 11) ist ein hohler, zylindrischer oder kastenförmiger Körper ohne Boden und Decke. Das Abfließen geschieht durch Abgraben oder Ausbaggern des Erdreichs innerhalb des Brunnens. Damit der Brunnen leicht eindringt, muß er unten einen schräg nach außen gerichteten scharfen Rand haben. Um das Sinken zu erleichtern, wird er belastet, z. B. wie in der Abbildung mittels Eisenbahnschienen. Den untern Teil füllt man mit Beton aus. Nachdem der Beton erhärtet ist, kann man das Wasser auspumpen und den Brunnen im Trocknen ausmauern oder ausbetonieren. Eiserne Senkbrunnen können aus Walzeisen oder aus Gusseisen bestehen; sie dienen lediglich als Hülle des Grundmauerkörpers. Gusseiserne Senkbrunnen bestehen aus platten- oder röhrenförmigen Stücken, die mittels Flanschen aneinander geschraubt werden. Die Senkbrunnen aus Walzeisen werden aus Blechen und Formeisen zusammengeklebt oder -geschraubt. Die Brunnen sind entweder zylindrisch oder nach oben eingezogen. Die letztere Art läßt sich leichter abfließen. Die neue Taubrinne ist mit schmiedeeisernen Brunnen gegründet. Jeder Pfeiler besteht aus zwei Zylindern, die bis 6,1 m unter die Flußsohle hinabreichen, der Durchmesser beträgt bei dem größten Brunnen unten 7,01, oben 5,03 m, die Entfernung zwischen zwei Brunnen 9,75 m.

Gemauerte Senkbrunnen (Fig. 11 u. 12) erhalten als Unterlage einen Brunnenschling oder Brunnenkranz aus Holz oder Eisen. Als Grundform eignet sich wegen des gleichmäßigen Senkens am besten der Kreis; es kommen aber, wenn die Gestalt der Bauwerke dies verlangt, alle möglichen Formen vor. Das Mauerwerk des Brunnens wird gewöhnlich aus Ziegeln hergestellt und außen, um die Reibung beim Abfließen zu verringern, gepußt; die Mauerdicke ist, um dem Brunnen ein großes Gewicht zu geben, so groß zu wählen, wie die dequente Ausführung der Bagger- oder Abgrabarbeiten es gestattet. Das Brunnennmauerwerk wird zum Tragen mitbenutzt und ist wenig teurer als Beton. Damit der Brunnen nicht abdröhen kann, falls er an einer Stelle festhängt, pflügt man das Gemäuer mit dem Brunnenschling zum Verankern. Die einzelnen Brunnen eines Grundbaues werden durch Ausstragungen (Fig. 12) oder Bogen verbunden. An Stelle einer größten Anzahl kleiner Brunnen kann unter Umständen vorteilhaft auch ein großer ausgeführt werden. Für kleine Brunnen spricht ungünstige Handhabung beim Senken und Möglichkeit, an Mauerwerk zu sparen; Nachteile sind ungleichmäßiges Senken der einzelnen Brunnen, schwächeres Abfließen wegen des größeren Reibungswiderstandes und schwierige Herstellung der Verbindungsbögen, wofür sie unter Wasser liegen. Große einheitliche Brunnen sind auszuführen in weichen, namentlich ungleichmäßig festen Erdschichten, wenn das aufgehende Mauerwerk aus irgend einem Grunde

schon unter dem Wasserspiegel vereinigt werden soll, in andern Fällen werden meistens mehrere kleine Brunnen gewählt. Der Brunnenkranz wird auf die bis zum Niedrigwasser ausgehobene Baugrube gebracht und hier der Brunnen aufgemauert und versenkt, oder der Brunnen wird bei Pfeilern im Wasser auf einer vorher angeköhlten Insel aufgemauert und von dieser abgeteilt; oder man stellt Hängegerüste auf, in denen der Brunnenkranz mit vordringender Aufmauerung allmählich durch das Wasser bis zur Sohle gesenkt wird. Diese Hängegerüste können entweder auf festen Unterlagen oder auch auf Schiffen ruhen.

Luftdruckgründung (pneumatische Fundierung), 1841 durch den Franzosen Triger erfunden und darauf durch Hughes bei der Brücke über den Webway zu Rochester zuerst angewendet, ist das Verfahren, wobei aus einem unten offenen und oben geschlossenen zylindrischen oder fastenröhrigen Körper durch eingepresste Luft das Wasser verdrängt wird, so daß der Boden im Innern ausgegraben und dadurch der Kasten in den Grund versenkt werden kann. Der hohle Körper, Caisson, auch Senkkasten genannt, obgleich man eigentlich unter Senkkasten ein ganz andres Gründungsmittel versteht, wird aus Eisen, Mauerwerk oder Holz hergestellt. Besteht er aus Eisen, so trägt er entweder über seiner Decke das Grundgemäuer, das mit der fortschreitenden Versenkung aufgemauert wird, oder er bildet auch nur, ähnlich den eisernen Brunnen, eine bis über Wasser reichende Hülse, in deren Schutz, nachdem das Senken beendet ist, der eigentliche Grundmauerkörper aufgeführt wird. Der Verkehr zwischen Außenluft und verdichteter Luft im Senkkörper wird durch die Luftschleuse bewirkt. Sie liegt entweder unmittelbar über oder unter der Decke des Senkkörpers, oder sie wird durch eiserne beständige Schächte oder mit dem Senkkörper verbunden. Die Einrichtung ist durch Fig. 13 veranschlicht; der obere Teil stellt einen Querschnitt, der untere einen wagerechten Schnitt durch die Arbeitskammer dar. In dieser durch Druckluft wasserfrei gehaltenen Kammer C befinden sich die Arbeiter, die das Erdreich ausgraben und in die Fördergefäße füllen, worin man es emporwindet, um es über Tag auszulagern. Nicht angedeutet ist das Gerüst, von dem die Baustandteile, auch Korbstücke zum gelegentlichen Verlängern der Schachttreue hinabgelassen werden, und auf dem auch das julaugeführte Erdreich weggeführt werden kann. Eine Dampfmaschine dient zum Betriebe der Schläge, welche die Druckluft erzeugen, der elektrischen Beleuchtungsanlage, der Winden zum Ausholen der Fördergefäße u. dgl. Die Druckluft wird durch eine Röhre in die Arbeitskammer geleitet. Manometer, Sicherheitsventile, Abgasventile müssen vorhanden sein. Bei dem abgebildeten Beispiel sind drei Schachttreue angebracht. Die beiden äußeren, F, F, dienen zur Förderung, das mittlere S dient zum Aus- und Einschleusen der Arbeiter. L sind die oben aufgesetzten Luftschleusen. Jede Luftschleuse hat an der Decke eine Falltür, die sich von der äußeren Luft nach innen öffnet, und am Boden eine Falltür, die sich nach unten in den Schacht öffnet. Außerdem ist ein Auslasshahn vorhanden, um die Druckluft aus der Luftschleuse ins Freie, und ein Einlasshahn, um die Druckluft aus dem Schachttreue in die Luftschleuse austreten lassen zu können. Vor dem Ausschleusen ist, wie in der Abbildung, der Auslasshahn sowie die obere Falltür oder Klappe zu, die untere offen, die Schleuse mit Druck-

luft gefüllt. Der Arbeiter steigt aus dem Schacht in die Schleuse, schließt die untere Klappe und den Einlasshahn, öffnet den Auslasshahn. Die Druckluft entweicht aus der Schleuse, der Druck in ihr gleicht sich mit dem Druck der Außenluft aus. Die obere Falltür kann geöffnet werden, während die untere Tür durch den Luftdruck im Schachte fest geschlossen erhalten wird. Beim Einschleusen betritt der Arbeiter durch die offene obere Klappe die Kammer, drückt diese Klappe zu und macht sie fest, schließt den Auslasshahn und öffnet den Einlasshahn. Die Schleuse füllt sich aus dem Schachttreue mit Druckluft, bis der Druck in ihr und im Schachte sich ausgeglichen hat und die untere Falltür geöffnet werden kann, während die obere dicht zugepreßt bleibt. In ähnlicher Weise erfolgt das Ausschleusen des Ausgutes aus den Fördergleitern F, F.

Nach beendeter Senkung wird zunächst, in verdichteter Luft, der untere Arbeitsraum mit Beton oder Mauerwerk ausgefüllt, dann nimmt man die Luftschleusen ab, füllt die Schachttreue mit Beton und setzt im Freien die Aufmauerung fort. In Amerika werden vielfach Senkkörper mit hölzernen Wänden angewendet. Die erste und großartige Ausführung in dieser Richtung sind die Senkkörper der East River-Brücke bei New York mit 1594, bez. 1832 qm Grundfläche. Die Decke der Arbeitskammer ist 6,7 m dick, die Wände sind auf 1,5 m Tiefe taflert; es wurden zur Herstellung derselben 11,000 cbm Holz gebraucht. Während der Ausführung kam die Arbeitskammer siebenmal in Brand, die innere Wand wurde deshalb mit Eisenblech verkleidet.

Beiden ersten Anwendungen der Luftdruckgründung waren die Luftschleusen stets oben angeordnet. In neuerer Zeit wurden die Schleusen auch mehrfach unten angebracht, und zwar sowohl über als unter der Decke der Arbeitskammer. Dies geschah zuerst bei der Mississippi-Brücke bei St. Louis und bei der East River-Brücke. Die Vorzüge der tiefen Lage bestehen darin, daß 1) beim Verlängern der Schachttreue der Betrieb nicht unterbrochen wird, 2) die Luftverluste verringert werden und 3) bei großen Tiefen das beschwerliche Aufsteigen der Arbeiter in verdichteter Luft wegfällt. Die zur Verdichtung der Luft in den Arbeitskammern dienenden Luftpressen müssen fortwährend den Luftverlust ersetzen, der durch Undichtigkeiten der Wände, durch Entweichen unter dem Rande der Arbeitskammer, durch künstliche Lüftung deßhalb Erneuerung der verbrauchten Luft und beim Ein- und Ausschleusen entsteht. Die zugeführte Luft erwärmt sich beim Verdichten und muß daher mit Wasser gekühlt werden. Der Überdruck in der Arbeitskammer läßt sich mit Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Arbeiter, höchstens auf $3\frac{1}{2}$ Atmosphären bringen. Die Tiefe der Luftdruckgründung kann deshalb kaum über 20 bis 30 m getrieben werden. Die Arbeiter bleiben bei Überdruck bis 1,75 Atmosphären zweimal 4 Stunden und bei 3—3,5 Atmosphären nur einmal 1 Stunde während 24 Stunden in der Arbeitskammer. Wichtig ist, daß das Einschleusen, insoweit aber das Ausschleusen möglichst langsam erfolge, und zwar um so langsamer, je höher der Druck. Solches Ausschleusen kann schon bei 2 Atmosphären Überdruck lebensgefährlich werden. Man hat daher bei der Gründung der großen Schiffahrtsschleusen am Wiener Donaukanal, nach dem zuerst bei der East River-Brücke eingeführten Vorgang, röhre Spitalkammern aufgestellt. Das sind große, mit Luftschleuse versehene zylindrische Kessel, die ein Bett enthalten, und worin man Arbeit-

ter, die nach dem Ausschleusen von Untwaffstein befallen werden, allmählich wieder dem vollen Luftdruck ausseht, um den Druck dann ganz langsam, im Verlaufe mehrerer Stunden, bis auf den äußeren Atmosphärendruck sinken zu lassen. Diese Einrichtung hat sich als äußerst gegenständig erwiesen. Zum Ausschleusen werden bei 1 Atmosphäre 5 Minuten, bei 3,5 Atmosphären 70 Minuten gebraucht, für eingewöhnte Leute etwas weniger.

Gefriergründung besteht darin, daß durch Einführung von künstlich hergestellter Kälte in schwimmende Badensichten das Wasser in Eis verwandelt und die Schicht dadurch steinartig wird. In dem steinartigen Zustande kann der schwimmende Boden durchleitet werden. Als Träger der Kälte dient eine Chlorkaliumlauge, deren Gefrierpunkt bei -40° liegt. Zuerst wurde dieses Verfahren von dem Ingenieur Boettich angewendet beim Abteufen von Schächten. Man treibt rings um den herzustellenden Schacht Röhren in den Boden. In jeder dieser Gefriereröhren reicht im Innern eine zweite Röhre bis hinab, worin die Lauge, von der Kältemaschine her, zugeführt wird. Die Lauge steigt dann in dem ringsumliegenden Räume zwischen beiden Röhren empor und bringt den anliegenden Boden zum Gefrieren. Oben wird sie wieder gesammelt und zur Kältemaschine zurückgeleitet, so daß ein fortwährender Kreislauf unterhalten wird. Der Zusammenbruch der Frostmauer erfolgt zuerst am untern Ende der Gefriereröhre, weil hier die Lauge am kältesten ist. Die Härte der gefrorenen Masse ist hier ungefähr die des Sandsteins, die Dichte derselben unten bis zu 1,5 m. Die Temperatur im Schacht beträgt —5 bis 6° , steigt aber, wenn einige Arbeiter darin sind, auf —0,5 bis —1,0°. Die Zeitdauer des Zusammenbruchs der einzelnen Frostregel richtet sich sehr danach, ob das Grundwasser ruhig steht oder fließt; in letzterem Falle kann das Verfahren unausführbar werden. Bei Königswusterhausen brauchte man (mit derselben Maschine) mit 16 Gefriereröhren von zusammen 400 m Länge im schwimmenden Gebirge 50 Tage, in Schiefen (für 42 Röhre mit 210 m Länge) 210 Tage. Ist die Frostmauer vollständig, so beginnt das Abteufen, das meistens in bergmännischer Weise mit einfachen Bretterwänden oder auch mit Brunnen geschieht. Das Abteufen des Brunnens hat gegen das Schachtleufen den großen Wert, daß gleichzeitig mit den Erdarbeiten ein Teil des Grundgemäuers fertig gestellt wird. Man spart also an Zeit und das frische Mauerwerk kommt nicht unmittelbar mit dem gefrorenen Boden in Berührung. Kann man die gefrorne Umschließungswand nicht bis zu einer wasserdichten Schicht hinunterführen, muß also die Sohle ebenfalls gebildet werden, so muß man den ganzen Boden in einen geschlossenen Eisblock verwandeln. Diese Anordnung wird aber bei großen und tiefen Gründungen sehr teuer. Die Gefriergründung ist überhaupt höchst langwierig und kostspielig. Im schwimmenden Boden hat man die Gründung in einzelnen Fällen dadurch erleichtert, daß man das Erdreich, worin gebaut werden sollte, trocken legte, indem man nahe an die Baustelle Brunnen abteufte und das Wasser aus dem Boden herauspumpte.

Außer den bis jetzt ausgeführten Gründungsarten seien hier noch genannt: der in den balzreichen Gegenden Rußlands und Amerikas häufig angewendete Steintiefenbau; die Herstellung von Pfostenmolen auf Steinschüttung und die Gründung mit künstlichen Blöden; die Vereinerung von Kalk- und mit Steinschüttung, die bei Gründung der

Hafenmauern in New York ausgeführt ist, und die Versteinerungsgründung. Bei der letzten soll der aus Triebland bestehende Untergrund mittels einer Stützbohrung, die durch Röhren mit durchlochten Enden eingeführt wird, in künstlichen Sandstein von 8—10 m Dike umgewandelt und als Fundament benutzt werden. Auch dünnen Zementbrei hat man zu gleichem Zweck in den Boden gespreht. Vgl. Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst, Bd. 1; Handbuch der Ingenieurwissenschaften, Bd. 1, 3. Abt. (3. Aufl., Leipzig, 1900); L. Klaffen, Handbuch der Fundierungsmethoden (2. Aufl., das. 1894); L. Brennecke, Der G. (Handbuch der Baukunst, 3. Abt., Heft 1, Berl. 1887; Ergänzungen 1895); Schmitt, Fundamente (Handbuch der Architektur, 3. Tl., 1. Bd., 3. Aufl., Stuttgart, 1902).

Grundbegriffe heißen in jedem Wissensgebiet diejenigen Begriffe, von deren klarem Verständnis dasjenige des ganzen übrigen Inhalts abhängt, z. B. geometrische G. (f. Geometrie, S. 601). Außerdem sind G. auch (sowie wie Kategorien (f. d.).

Grundbein, f. Schädel.

Grundbesitz, f. Grundeigentum.

Grundbirn, s. wie Kartoffel; auch s. wie Tapinambur (f. Helianthus).

Grundblei, s. wie Senfblei, f. Tiefenmessung.

Grundbogen, f. Bogen, S. 138, und Grundbau, S. 444.

Grundbohrer (Erdbohrer), f. Tiefbohrer.

Grundbrief heißt in Mecklenburg eine Urkunde über Errichtung eines Erbpachtverhältnisses oder Übertragung einer auf dem platten Lande gelegenen fogen. Eigentumsparzelle, d. h. eines ausnahmsweise nicht im Eigentum der privilegierten Stände oder des Fürsten stehenden Grundstücks.

Grundbruch, f. Deichbruch.

Grundbuchämter

Grundbuchbezirk

Grundbuchblatt

f. Grundbücher, S. 448.

Grundbücher, im Sinne der neuen Gesetzgebung öffentliche Bücher zur amtlichen Feststellung der Eigentums- und Belastungsverhältnisse der Grundstücke. Die Anfänge des Grundbuchwesens hängen mit der Entwicklung der gerichtlichen Auflassung (f. d.) im Mittelalter zusammen. Seitdem die Übertragung des Eigentums an Grundstücken sich vor Gericht vollzog, emstand in den Städten die Sitte, die Veränderungen in den Eigentums- und Belastungsverhältnissen in Bücher einzutragen. Es bestanden schon früher für Kirchen und Klöster Register (Polyptycha), die den Besitzstand, die Güter, ihre Abgaben u. feststellten. Die fogen. Stadtbücher oder Gerichtsbücher enthielten auch schon chronologische Aufzeichnungen der erfolgten Liegenschaftsveränderungen, sei es vermocht mit andern Geschäften, sei es in besondern Abteilungen. Dem ersten Keim des modernen Grundbuchwesens enthalten jedoch erst jene Bücher, die eine leichte Übersichtlichkeit der Anordnung, ein Verzeichnis der Liegenschaften enthalten, die Güter, Flur, Gewässer, Stadt, Lager, Saal, Erbbücher, auch Landtafeln. Allmählich entwickelte sich der Grundbuch, daß alle Grundbesitzveränderungen eingetragen werden mußten, und es entstanden vielfach für einzelne Gruppen von Liegenschaften besondere G., z. B. für Bergwerke die G. für Bergwerke mit ihren eignen Grundbuchbüchern, die Bahngrundbücher u. a. m. Entgegen dem gemeinen Recht, wonach die allgemeine Form der Übertragung für Immobilien wie für Mobilien die Besitzübertragung ist, hat sich die moderne

Gesetzgebung in dem Bestreben nach möglicher Publizität des Grundeigentums zum Vorteil des Verkehrs unallgemeiner Interessen an das ältere deutsche Recht angelehnt, das in dem vielgestaltigen Grundbuchrecht entwickelt, das in dem Bürgerlichen Gesetzbuch und der Grundbuchordnung (s. d.) für das Deutsche Reich eine einheitliche Regelung fand. Nach diesen ist Grundbuch ein bei bestimmten Behörden (Grundbuchämtern) zur amtlichen Feststellung der Rechtsverhältnisse der Grundstücke geführtes öffentliches Buch. Da das Grundbuch über die Rechtsverhältnisse eines jeden Grundstücks des betreffenden Grundbuchamtsbezirks deutlichen Aufschluß geben soll, erhält jedes Grundstück im Grundbuch ein bestimmtes Blatt (Grundbuchblatt), auf dem sämtliche Angaben über die Rechtsverhältnisse des betreffenden Grundstücks zu finden sind, zulässig ist jedoch auch die Eintragung mehrerer derselben Eigentümer gehöriger, in einem Grundbuchamtsbezirk gelegener Grundstücke auf einem Blatt, wenn darunter die Überlichtlichkeit nicht leidet (Gemeinschaftliches Grundbuchblatt). Auf Antrag kann jedoch auch ein Teil des betreffenden Grundstücks abgeschrieben und als selbständiges Grundstück eingetragen werden, falls dieser Grundstücksteil (nicht zu verwechseln mit Anteil an Grundstücken, d. h. der Anspruch, den ein Miteigentümer an ein im Besitz Mehrerer befindliches Grundstück hat) mit einem Recht belastet werden soll. Die G. werden für Bezirke eingerichtet (Grundbuchbezirk), die gewöhnlich räumlich mit den Amtsgerichtsbezirken zusammenfallen, die meist auch die Grundbuchämter für die in ihrem Bezirk gelegenen Grundstücke sind. Da jedoch die Grundbuchordnung die Einrichtung des Grundbuches, die Bildung der Grundbuchämter, die Regelung ihrer Zuständigkeit u. mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden Verhältnisse der Landesgesetzgebung überlassen hat, so kann die Funktion des Grundbuchamtes auch einem Einzelbeamten oder einem Kollegium, einem richterlichen oder einem Verwaltungsbeamten, namentlich auch dem Magistrat einer Stadt oder einer Gemeindebehörde übertragen werden. Dieses Grundbuchamt hat das Grundbuch zu führen, d. h. die Eintragungen vorzunehmen, die Urkunden, die sich auf diese beziehen, aufzuheben, Zeugen, die ein berechtigtes Interesse daran haben, Einsicht in das Grundbuch zu gestatten und beglaubigte Abschriften aus dem Grundbuch zu erteilen. Da selbstverständlich Überlichtlichkeit des augenblicklichen Standes des Grundbuches und der denselben begründenden Urkunden vom höchsten Wert ist, können die Landesjustizverwaltungen die Vereinigung aller auf ein Grundbuchblatt sich beziehenden Schriften in einen Akt, den sogen. Grundakt, anordnen. Die wichtigsten Grundzüge unseres Grundbuchsystems, das nicht nur der Leichtigkeit, sondern vor allem auch der Sicherheit des Grundstücksverkehrs zu dienen hat, haben wir bereits in dem größten Teile Deutschlands vor Geltung unserer Reichsgrundbuchordnung, bez. unseres neuen Liegenschaftsrechts gehabt. Es sind dies 1) der Grundbuchzwang, d. h. die Vorschrift, daß jedes Grundstück in dem Grundbuch seines Bezirkes eingetragen sein muß; 2) und das hiernit in engen Zusammenhang stehende Spezialitätsprinzip, d. h. die Vorschrift, daß jedes Grundstück sein eigenes Blatt im Grundbuch haben muß, und daß dieses Blatt genauen Aufschluß über die Belastung des betreffenden Grundstücks geben muß; 3) das Prioritätsprinzip, d. h. der

Grundsatz, daß das Rangverhältnis der einzelnen eingetragenen Rechte sich nach der Reihenfolge der Eintragungen (s. unten), bez. nach dem Datum derselben richtet; 4) das Eintragungsprinzip, d. h. der Grundsatz, daß jede Begründung, Änderung und Aufhebung dinglicher Rechte an dem betreffenden Grundstück im Grundbuch eingetragen werden muß; 5) das Konsensprinzip, d. h. das Grundbuchamt hat nicht bei der Eintragung die Rechtsbelangtheit der von den Beteiligten vereinbarten Geschäfte zu prüfen, sondern nur die Rechtsgültigkeit der Form und des Inhalts der Eintragsbewilligung, d. h. der auf eine Eintragung in das Grundbuch gerichteten Erklärung des von derselben Betroffenen. Alle diese Grundsätze würden aber die absolut notwendige Sicherheit des Grundstücksverkehrs nicht gewährleisten, wenn nicht als 6) das Publizitätsprinzip hinzukäme, d. h., daß demjenigen, der im Vertrauen auf den Inhalt des Grundbuches ein auf die Erwerbung eines Rechts an einem Grundstück gerichtetes Rechtsgeschäft vornimmt, dieser Inhalt als richtig und vollständig gewährleistet wird (materielle Publizität), und daß jedermann, der ein berechtigtes Interesse hat, die Einsicht des Grundbuches gewährt werden muß (formelle Publizität). Alle die vorgenannten Bestimmungen bilden das Grundbuch- oder Liegenschaftsrecht, d. h. die gesetzlichen Vorschriften, die sich auf die Änderungen im dinglichen Rechtszustand eines Grundstücks beziehen, also den Erwerb und Verlust des Eigentums (vgl. Auflassung), sowie die Begründung, Übertragung, Belastung und Aufhebung eines andern Rechts an einem Grundstück oder eines Rechts an einem solchen Rechte betreffen (materielles Grundbuchrecht) oder die Bestimmungen über die Einrichtung der G. und der Grundbuchämter, die Vorschriften über das Verfahren in Grundbuchsachen, wie Beschwerde u. (formelles Grundbuchrecht). Das materielle Grundbuchrecht findet sich im Bürgerlichen Gesetzbuch, ergänzt durch einzelne Vorschriften der Zivilprozeßordnung, der Konkursordnung, des Reichsgesetzes über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung sowie durch einzelne Landesgesetze. Das formelle Grundbuchrecht findet sich in der Grundbuchordnung, die allerdings, wie bereits oben erwähnt, keine Kodifikation des formellen Grundbuchrechts ist, vielmehr nur die Grundzüge desselben regelt und den weitem Ausbau, so insonderheit alles, was die Einrichtung und Organisation der Grundbuchämter anlangt, den einzelnen Landesgesetzgebungen und -Verwaltungen überläßt. Über das Verfahren in Grundbuchsachen, insbes. über Beschwerde in Grundbuchsachen vgl. Grundbuchordnung. Da wir bis zum Erlaß des Bürgerlichen Gesetzbuches (18. Aug. 1896) und der Reichsgrundbuchordnung (24. März 1897) im Deutschen Reich ein sehr verschiedenes Liegenschaftsrecht hatten, dessen Anpassung an das neue Recht teilweise große Anforderungen an Zeit und Arbeit stellt, bestimmt Art. 189 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch, daß das materielle Grundbuchrecht erst mit dem Augenblick in Kraft tritt, in dem das Grundbuch als angelegt anzusehen ist, ebenso bestimmt § 82 der Grundbuchordnung, daß dasselbe, soweit es die Anlage des Grundbuches betrifft, zwar gleichzeitig mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch, also 1. Jan. 1900, in Kraft tritt, im übrigen aber für jeden Grundbuchbezirk mit dem Zeitpunkt, in dem das Grundbuch als angelegt anzusehen ist. Vgl. Achilles u. Strecker, Die Grundbuchordnung nebst den preussischen Aus-

föhrungsbestimmungen (Berl. 1901—02, 2 Tle.); Fuchs, Grundbuchrecht (daf. 1900 ff.); Böhm, Das materielle und formelle Reichsgrundbuchrecht (Sannov. 1898); Krehschmar, Einführung in das Grundbuchrecht (Leipz. 1902—03, 2 Bde.); Wäner, Das Recht der Grundstücke nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch und der Grundbuchordnung (Münch. 1897); Obernied, Das Reichsgrundbuchrecht (3. Aufl., Berl. 1904); Prebani, Die Grundbuchordnung (daf. 1901—02); Turnau und Förster, Das Liegenschaftsrecht nach den deutschen Reichsgesetzen und den preussischen Ausführungsbestimmungen (2. Aufl., Paderb. 1902—03, 2 Bde.); E. Schröder, Grundbuchentscheidung (Leipz. 1902 ff., alljährlich 1 Bd.); Brand, Die Grundbuchachen in der gerichtlichen Praxis (Berl. 1904); Partsch, Das österreichische allgemeine Grundbuchgesetz (3. Aufl., Wien 1899—1902).

Grundbuchordnung nennt man die Zusammenfassung der das Verfahren vor den Grundbuchämtern regelnden gesetzlichen Bestimmungen. In Deutschland gilt seit 1. Jan. 1900 die G. für das Deutsche Reich (Reichsgrundbuchordnung). Sie umfaßt 102 Paragraphen, die das formelle Grundbuchrecht in großen Zügen und nur so weit regeln, daß das materielle Grundbuchrecht dadurch getragen wird. Während Abschnitt I (§ 1 mit 12) eine Reihe von Ordnungsvorschriften über die Einrichtung der Grundbücher (f. d.), über die Aufbewahrung von Urkunden, über Einsicht in das Grundbuch und Abschriften aus ihm enthält, Abschnitt V (§ 82 mit 102) abgesehen von der Bestimmung über das Inkrafttreten des Gesetzes nur das Verhältnis zum Landrecht zum Gegenstand hat, und der Abschnitt III (§ 56 mit 70) Vorschriften über die für Grundstücksandrachte zu sendenden Briefe gibt, regelt der II. Abschnitt (§ 13 mit 55) die Eintragung in das Grundbuch und der IV. Abschnitt (§ 71 mit 81) das Beschwerdeverfahren, soweit dadurch die Abänderung einer sachlichen Entscheidung des Grundbuchamtes herbeigeführt werden soll, sogen. Rechtsbeschwerde. Soweit es sich dagegen um eine Aufsichtsbeschwerde handelt, greift das Landrecht Platz. Die G. kennt zwei Arten der Beschwerde, die Beschwerde gegen die Entscheidungen des Grundbuchamtes und die weitere Beschwerde gegen die Entscheidungen des Beschwerdegerichts. Beide sind an Fristen und Form sowie an die Mitwirkung von Rechtsanwältinnen nicht gebunden, sind grundsätzlich gegen alle Entscheidungen des Grundbuchamtes zulässig und stehen jedem zu, dessen Recht durch die Eintragung betroffen wird. Literatur f. bei Grundbüchern.

Grundbuchrecht, Inbegriff der Rechtsgrundlagen über das Grundbuchwesen (f. Grundbücher).

Grundbuchzwang, f. Grundbücher.

Grunddienstbarkeiten sind untrennbar mit dem Eigentum an einem bestimmten Grundstück oder mit einem bestimmten Erbbaurecht verbundene Nutzungsrechte an andern Grundstücken (§ 1018 des Bürgerlichen Gesetzbuchs). Das Grundstück, dessen Bedürfnisse die Grunddienstbarkeit zu dienen hat, heißt das herrschende Grundstück, dasjenige, an dem sie besteht, das dienende. Sie entstehen nur durch Eintragung ins Grundbuch und bestehen so lange, bis sie im Grundbuch gelöscht werden. Das römische und gemeine Recht unterschied Felddienstbarkeiten (Feldservituten), von denen die Wegegerechtigkeit (iter und actus), die Wassererechtigkeit (servitus aquaeductus und aquae ducendae) und die Weidgerechtigkeit (servitus pascendi) die wichtigsten waren, und Gebäudedienstbarkeit, z. B. Vollenrecht, d. h. einen Balken auf

des Nachbarn Grundstück hinübereigen zu lassen, das Recht, daß auf des Nachbarn Grundstück gar nicht oder nur bis zu einer gewissen Höhe gebaut werde, u. Wie sich schon aus dem Namen ergibt, sind bei den Felddienstbarkeiten landwirtschaftliche Grundstücke, bei den Gebäudedienstbarkeiten Gebäudegrundstücke die herrschenden. Das Bürgerliche Gesetzbuch kennt diesen Unterschied nicht mehr und behandelt beide rechtlich gleichmäßig. Bei ihrer Ausübung ist das Interesse des Eigentümers des belasteten Grundstückes zunächst zu schonen; derselbe kann sogar Ortswechsel für die Ausübung verlangen, wenn die Ausübung auf dem bisherigen Teile des Grundstückes ihm besonders lästig ist und er eine gleich geeignete Stelle anzuweisen vermag. Teilung des belasteten Grundstückes verändert die G. nicht. Zu ihrem Schutze stehen dem Berechtigten die gleichen Rechtshandlungen wie dem Besitzer zu (vgl. Besitz und Eigentum).

Gräbe, der lockere Meeressand vor dem Beseingang in den Englischen Kanal (Armelmeer).

Grundbebel, Frisch, f. Schmelze.

Grundeigentum (Grundbesitz). Da die Bearbeitung des Grund und Bodens viele Menschen beschäftigt und einen großen Teil des Volkseinkommens liefert, so ist der wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Zustand eines Volkes in hohem Grade von der Verteilung des Grundbesitzes abhängig. Im Altertum sind die römischen Zustände des Grundeigentums von besonderem Interesse. Die ziemlich gleichmäßige Verteilung des Grund und Bodens, die man für die früheste Zeit annehmen darf, änderte sich bald infolge der andauernden Kriege und des damit verbundenen Kriegsdienstes, so daß schon ein Jahrhundert vor dem Untergang der republikanischen Verfassung den wenigen Besitzern ausgedehnter Güter eine beifolgende Menge gegenüberstand, die durch Koloniengründung zwar von Zeit zu Zeit vermindert, aber nicht mehr beseitigt werden konnte; und ist es nicht zu viel gesagt, daß dies ungleiche Verhältnis des Latifundienbesitzes, welches das Kleinliche Gesetz (387 v. Chr.) und L. Gracchus vergeblich zu beseitigen sich bestreben, die Hauptursache des Sturzes der römischen Republik war (latifundia perdidit Italia), d. h. die Latifundien haben Italien zugrunde gerichtet). Der Begriff des Eigentums als des Rechts der prinzipiell unbefchränkten Herrschaft über eine Sache kam hinsichtlich des Grundbesitzes zu voller Anerkennung. Dem Grundeigentümer waren durch das Gesetz nur wenige Beschränkungen auferlegt, welche die Rücksicht auf den Nachbar unerlässlich machte; es war ihm sogar die Möglichkeit entzogen, die Freiheit seines Eigentums dauernd anders zu beschränken als in dem engen Kreis der römischen Grunddienstbarkeiten (f. d.) und der Superfizien (f. d.).

Bei den germanischen Stämmen bestand zur Zeit Cäsars weder ein Privateigentum noch ein Sonderbesitz an Grund und Boden; den einzelnen Geschlechtsverbänden wurde alljährlich durch die Obrigkeit Land zur Nahrung zugewiesen. Allmählich aber ging das Ackerland in dauernden Besitz der einzelnen Sippschaft über, aus der sich die Markgenossenschaft als räumlich begrenzter wirtschaftlicher Verband mit strenger Feldgemeinschaft mit wechselnder Nahrung, d. h. mit Vorschriften über Zeit und Art der Bestellung und Ernte, herausbildete. Mit dem wachsenden Bedürfnis intensiven Ackerbaues ging die wechselnde Nahrung in eine feste über, und im Anschluß hieran entwickelte sich auch ein Sonderbesitz am Ackerlande. Viel länger erhielt sich die

gemeinschaftliche Nutzung der gemeinen Mark, später Allmunde (s. d.) genannt. Auch nach erfolgter Aufstellung des Ackerlandes war der Wirtschaftsbetrieb des Einzelnen den Beschlüssen der Dorfschaft unterworfen (Hilfswang, Lage Feldgemeinschaft). An Grund und Boden bestand zunächst nur ein beschränktes Erbrecht, indem derselbe nur auf die Söhne vererbt, die später auch den Töchtern, Brüdern und Schwestern ein Erbrecht eingeräumt wurde. Die Gesamtheit der Eigentums- und Nutzungsrechte, die dem Genossen in Bezug auf Grund und Boden zustehen, heißt *sors*, *portio*, *Los*, später *mansus*, *hoba*, *Hufe*. Allmählich verschob sich auch in den deutschen Stammländern die anfängliche Verteilung von Grund und Boden. Die Könige verschenkten und verließen Ländereien zu kirchlichen und politischen Zwecken. Auch die Entlohnung der Beamten erfolgte bei der herrschenden Naturalwirtschaft durch Bezahlung mit Grundbesitz. Mit dem sich allmählich entwickelnden Großgrundbesitz konnten die kleinen Güter in der Verbesserung der Bodencultur nicht Schritt halten, während sie zugleich von den öffentlichen Untertanenspflichten (Hersahrt und Dingspflicht) schwerer als jener belastet wurden. So erlag der Stand der freien Bauern mehr und mehr den Grundherrschaften, so daß sich im 13. und 14. Jahrh. vollstreckte bäuerliches G. fast nur mehr in Stannabieden, einigen Alpengebieten, bei den Friesen und Dithmarschern findet. Mit der Ansammlung großen Grundbesitzes ging die Bildung zahlreicher Leibeigenschaft und damit eine Aufstellung der Grundrente Hand in Hand, die nach tausendjähriger Entwicklung eine Aufstellung des Grundeigentums selbst zur Folge hatte. Der kleinste Teil des grundherrlichen Bodens wurde vom Herrenhof (Hofhof) aus durch Leibeigene unmittelbar bewirtschaftet (sogen. Sallanb); im übrigen waren die Hufen an Hinsbauern verliehen. Seit dem 11. Jahrh. begann der Verfall der großen Grundherrschaften, indem sich die Grundherren wirtschaftlich mehr und mehr zurückzogen und sich mit den fixierten Leistungen der Grundhölben begnügten, ohne jedoch ihre herrschaftlichen Rechte aufzugeben. Im 12. und 13. Jahrh. wanderten viele Höfinge vom Land in die umliegenden Gegenden der Städte, wo sie nach einjährigem unangefochtenen Aufenthalt die Freiheit erlangen. Seitdem jedoch dieser Abzug im 14. Jahrh. nachgelassen hatte, nahm die Überfüllung auf dem platten Lande mehr und mehr zu, womit eine Zersplitterung der Hufen Hand in Hand ging. Im 15. Jahrh. desajen die Bauern kultivierterer Gegenden regelmäßig nur noch eine halbe oder Viertelhufe. Mit dem Aufhören des Ritterdienstes, der bisher die nahezu ausschließliche Beschäftigung der ritterlichen Grundherren gebildet hatte, wendeten sich die Ritter wieder dem Landbau zu und begannen, indem sie sich das Obereigentum an der ganzen Dorfschaft annahm, die Bauern zu legen, d. h. die Bauerngüter mit dem Herrenhof zu vereinigen (s. Bauernlegen). Diese Enteignung der Bauerngüter griff seit dem 15. Jahrh. hauptsächlich im Osten auf solomalen Boden um sich. Gleichzeitig entwickelte sich die Auffassung, daß der Gutsherr über die Dorfbauern unbedingte politische Gewalt besitze, die zur vollen Verfügung über die Arbeitskräfte des Dorfes nutzbar gemacht wurde; es entstand eine neue, angeblich von jeher bestandene Leibeigenschaft (s. d.). Eine Änderung der Verhältnisse des Bauernlandes wurde erst angebahnt durch den erklärten Absolutismus Friedrichs d. Gr., indem unter ihm die Domänialbauern

zu einer gemäßigten Erbsuntertänigkeit gelangten und die Schollenpflichtigkeit der Gutsherrn zunächst für Schienen, dann für Ost- und Westpreußen aufgehoben wurde. Jedoch erst die französische Herrschaft in Deutschland ober der Kampf zu ihrer Abschüttelung brachte die vollständige Befreiung und Beseitigung der drückenden Feudallasten. Viele sind denn auch, z. T. erst infolge der Stürme von 1848, in Österreich und Deutschland mehrfach ohne Entschädigung aufgehoben, zum überwiegenden Teil aber durch Ablösung (s. d.) beseitigt worden. Überhaupt hat die moderne Gesetzgebung in konsequenter Weise die Freiheit des Grundeigentums und die Sicherung einer möglichst freien Ausnutzung desselben zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht (s. Landwirtschaftspolitik). Durch die Regelung des Grund- und Hypothekensachwesens ist zudem den Rechtsverhältnissen bezüglich des Grundeigentums und Grundkredits die gehörige rechtliche Sicherheit gegeben (s. Grundbücher).

In England war das Lehnswesen nie zu der Ausbildung gelangt wie in Deutschland; die Leibeigenschaft war im 16. Jahrh. verschwunden, ohne daß es einer gesetzlichen Maßregel bedurft hätte, und der Rest der Lehnslasten wurde nach der Restauration der Stuarts beseitigt. Dort hat sich das System des großen Grundbesitzes ausgebildet, der meist von Zeit- oder Erbpächtern bewirtschaftet wird. In Frankreich hatte das Feudalwesen eine ähnliche, vielleicht noch drückendere Entwicklung als in Deutschland. Nachdem dessen politische Bedeutung durch das absolute Königtum vernichtet worden war, wurden die gesamten Feudallasten durch die erste Revolution beseitigt und die vollkommene Freiheit des Grundbesitzes hergestellt. Die ungeheure Vermögensumwälzung, die jene zur Folge hatte, führte jedoch auch vielfach die weitgehende Zersplitterung des Grundbesitzes herbei, die eine zweckmäßige und lohnende Bewirtschaftung nicht überall zuließ. In den slavischen Ländern bestand Leibeigenschaft (s. d.) in ausgebreitetem Umfang, daneben aber ein Gesamtbefitz der Bauerngemeinden an der ganzen Mark, die von Zeit zu Zeit neu verteilt wurde. Die Emanzipation der Leibeigenen erfolgte unter Kaiser Alexander II.

Statistisches.

Das G. ist zurzeit in den Kulturländern sehr verschieden verteilt. Die Art der Verteilung selbst wurde bedingt durch die Bodenverhältnisse, die Gestaltung der Technik und der gesamten wirtschaftlichen und politischen-sozialen Entwicklung.

In Deutschland gab es 1882: 5,276,344, 1895: 5,556,900 landwirtschaftliche Betriebe, deren Gesamtfläche 40,178,681, bez. 43,278,487 Hektar, deren landwirtschaftlich benutzte Fläche (ohne Holungen, Ob- und Unland, Hofräume u.) 31,868,972, bez. 32,511,899 Hektar betrug. Von der landwirtschaftlich benutzten Fläche entfielen in Prozent auf die Betriebe von

	1882	1895
unter 2 Hektar	5,73	5,84
2 — 5 „	10,01	10,11
5 — 10 „	12,96	13,07
10 — 20 „	16,19	16,99
20 — 50 „	22,65	21,67
50 — 100 „	8,87	8,43
über 100 „	24,43	24,68

Rechnet man die Wirtschaften unter 5 Hektar im allgemeinen zu den unselbständigen Kleinbetrieben, die von 10 — 100 Hektar zu den selbständigen bäuerlichen Besitzungen, die über 100 Hektar zu den Großbetrieben, die von 5 — 10 Hektar z. T. zu den unselbstän-

bigen Klein-, z. T. zu den bäuerlichen Betrieben, so ergibt sich, daß mehr als die Hälfte des Landes den Bauern, $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ den Kleinbetrieben, $\frac{1}{4}$ den Großbetrieben zufällt. Die Durchschnittsgröße des landwirtschaftlichen Betriebes ist 7,78 Hektar. 86,1 Proz. der ganzen Betriebsfläche waren Eigenland, 12,8 Proz. der Gesamtfläche waren Pachtland. Das Pachtland verteilte sich in Prozenten folgendermaßen auf die Größenklassen: unter 2 Hektar: 25,68, 2—5 Hektar: 4,64, 5—20 Hektar: 1,97, 20—100 Hektar: 3,54, über 100 Hektar: 19,91. Es weisen also nur die kleinsten Wirtschaften, die größtenteils Wald-, Handarbeiter u. gehören, und die großen Wälder (Staatsdomänen) zahlreiche reine Pachtbetriebe auf.

Köst man die Zahlen der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik nach geographischen Gruppen zusammen, innerhalb deren die Agrarverfassung in den Grundzügen ziemlich übereinstimmt, so ergibt sich das Bild:

	Fläche Mill. Hektar	Von der landwirtschaftlich benutz- ten Fläche entfallen auf die Größen- klassen von Hektar Prozent:			
		0—5	5—20	20—100	über 100
1) Österreichisch-Deutschland . . .	14,83	8,6	19,3	28,5	44,0
2) Nordwestdeutschland	4,80	15,6	27,7	47,4	9,3
3) Mitteldeutschland:					
a) Sachsen, Preussenschweigen, Anhalt	2,97	13,5	29,1	34,5	23,1
b) Thüringen	0,85	21,8	43,3	22,5	12,6
c) Regierungsbezirk Kassel . . .	0,51	24,3	42,1	24,5	9,4
4) West- und Südwestdeutschland:					
a) Regierungsbezirk Düsseldorf . .	0,39	22,1	36,9	36,9	3,3
b) übriges Rheinland	1,08	35,7	45,1	16,5	3,6
c) Südwestdeutschland	2,59	36,3	45,5	13,9	4,6
d) Westliches Bismarck	0,44	35,7	37,5	4,5	2,5
5) Südostdeutschland:					
a) Ostliches Bismarck	0,78	18,1	49,9	30,3	1,9
b) Franken	1,31	20,3	57,1	20,3	2,3
c) übriges Bayern r. d. Rh.	2,78	12,6	46,1	28,7	2,7

Der Großgrundbesitz herrscht demnach vor in den sechs östlichen Provinzen Preußens und den beiden Westfalen. Der kleine Besitz ist stark ausgebildet im westlichen Bismarck und überhaupt in West- und Südwestdeutschland; auch der Regierungsbezirk Kassel, dann Thüringen und Franken weisen zahlreiche kleine und kleine Güter auf. Der bäuerliche Betrieb ist am stärksten vertreten im östlichen Bismarck, in Franken, Bayern r. d. Rh., in Nordwestdeutschland, im Regierungsbezirk Düsseldorf.

In England hat die frühe großkapitalistische Entwicklung zum Ausfluß und zur Verdrängung der bäuerlichen Eigentümer geführt. Nach der Aufnahme von 1873—76 wurden ermittelt:

Klassen der Eigentümer	Zahl der Eigen- tümer	Größe des Landbesitzes		Abgeschnittener Jahresertrag	im ganzen auf 1 Be- sit. Mill. Mt. oder Pf.
		Tausend Hektar	Proz.		
In England:					
unter 0,4 Hektar	708 289	62	0,5	570	810
0,4—405	264 340	5096	44,7	879	3 330
405—4050	4 917	5599	42,3	430	87 000
über 4050	290	1636	12,5	107	389 000
In Schottland:					
unter 0,4 Hektar	76 732	9	0,3	42	550
0,4—405	161 56	581	7,9	91	5 600
405—4050	1 425	1742	23,1	77	54 000
über 4050	320	5238	68,9	60	180 000
In Irland:					
unter 0,4 Hektar	36 144	4	0,3	27	700
0,4—405	28 922	1738	21,5	88	3 000
405—4050	3 453	3798	46,3	100	30 000
über 4050	292	2583	32,9	52	180 000

Die Besitzungen mit weniger als 0,4 Hektar (1 Acre) sind vorwiegend städtische Grundstücke. Mehr als die Hälfte der Oberfläche Englands befindet sich im Besitz von 5000 Eigentümern, während 874 große Besitzer etwa ein Viertel des Landes innehaben. Der größte Grundbesitz umfaßt 72 000 Hektar mit einem Pacht-ertrag von 32 Mill. Mt. In Schottland beträgt der größte Besitz über 500 000 Hektar. 12 Großgrundbesitzer haben zusammen 1 735 889 Hektar (25 Proz.), 70 haben 3 760 000 Hektar (50 Proz.), und weniger als 1700 Personen teilen sich in neun Zehntel von ganz Schottland. Die größte Besitzung in Ir-land enthält 68 000 Hektar. Nahezu die Hälfte der Insel gehört 749 Eigentümern, und mehr als vier Fünftel des Landes werden von 3750 Eigentümern besessen. Nach einem dem Parlament 1872 vorgelegten Bericht lebten 1870 auf ihren Gütern 5589 Eigen-tümer von 3 552 219 Hektar; gewöhnlich oder be- ständig abwesend, aber doch in Ir-land waren 4842 Eigentümer von 2 086 106 Hektar, selten oder nie in Irland hielten sich 2973 Eigentümer von 2 151 688 Hektar auf. Vgl. Pol-iod, Das Recht des Grundbesitzes in England (deutsch, Berl. 1889).

Ganz anders als in England liegt die Lage in Frankreich. Hier herrscht der kleine und mittlere Besitz vor. Diese Verteilung war zunächst eine Folge der Revolution, dann des Grundfasses der gleichen Erteilung und endlich des jähren Festhaltens am einmal errungenen Grundbesitz. Frankreich hatte 1892: 6,7 Mill. land- und forstwirtschaftliche Betriebe mit einer Gesamtfläche (jedoch unter Aus- schluß der Staatsforsten) von 49,4 Mill. Hektar und einer landwirtschaftlich benutzten Fläche von 34,7 Mill. Hektar. Von der Gesamtfläche entfielen auf die Betriebe unter 1 Hektar . . . 2,7 Proz. von 10—40 Hektar 29,0 Proz. von 1—5 . . . 22,9 . . . mehr als 40 . . . 45,5 .

Die Durchschnittsgröße des einzelnen Betriebes war 8,65 Hektar. Die Verteilung der Gesamtfläche auf die einzelnen Größenklassen ist für die Betriebe über 40 Hektar aus der französischen Statistik nicht erhältlich, wohl aber ist die Zahl der Betriebe bekannt. Es gab im J. 1892 Betriebe von

Hektar	1000 Betriebe	Hektar	1000 Betriebe
unter 5	4064,7	50—100	52,0
5—10	788,3	100—200	22,9
10—20	429,4	über 200	10,5
20—50	335,0		
Zusammen: 5702,7.			

Von der landwirtschaftlich benutzten Fläche Frank- reichs gebören 36,45 Proz. zu Selbstpächtlern, 10,88 Proz. zu Anteils-pächtlern, so daß nur etwa die Hälfte des Anbaulandes freies Eigentum ist.

Belgien und die Niederlande haben eine äh- nliche Verteilung. In Belgien haben von 909 399 Be- trieben 819 437 bis zu 5 Hektar (40,6 Proz. der ganzen Fläche), 3403 Betriebe über 50 Hektar (18,6 Proz.). In Holland haben bis zu 5 Hektar 44,6 und 5—20 Hektar 39,2 Proz. aller Betriebe.

In Österreich-Ungarn ist der Grundbesitz sehr verschieden verteilt. Nach dem neuen Grundsteuer- kataster gab es in den österreichischen Ländern 1883: 4 116 216 Grundbesitzer und kam im Durchschnitt auf einen Besitzer eine Grundfläche von 6,9 Hektar (1857: 9,2 Hektar). Am größten ist die durchschnittlich auf einen Besitzer entfallende Fläche in den Alpen-

ländern (Salzburg 25 Hektar), am kleinsten im Küstenland (4—6 Hektar), Mähren (4,7 Hektar) und Galizien (5,4 Hektar). In Ungarn (ohne Kroatien und Slavonien) zählt man:

Grundbesitz bis 17,4 Hektar	2 548 110 mit 8,7 Mill. Hektar
" von 17,4—116 "	118 981 " 3,8 " "
" 116—540 "	13 744 " 3,8 " "
" 540—5400 "	5 195 " 8,1 " "
Katzenbänke über 5400 "	221 " 2,3 " "

In Rußland besitzen:

	Besitzer	Dej. Millionen	Durchschnittlich Dej. Hektaren
Adlige	114 716	73,10	638
Kaufleute . . .	12 680	9,79	775
Stadtbürger . .	58 004	1,91	33
Bauern	273 074	5,01	18

22 371 Adlige besitzen 31 Mill. Dej. Hektaren, 1226: 8,3 und 784: 23,3 Mill. Dej. Hektaren. 1829 Kaufleute 7,8 Mill. Dej. Hektaren. Auf 184,028 Bauern entfallen je unter 10 Dej. Hektaren (1 Dej. Hektar = 1,0925 Hektar).

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gab es 1890: 4 564 841 Farmen mit 623,2 Mill. Acres (352,4 Mill. Hektar), über den Prozentanteil der Betriebe an den Größenklassen und über die Pachterverhältnisse unterrichtet die folgende Übersicht:

Größe der Betriebe	Proz. aller Betriebe	Keine Pächter
Hektar		
unter 8	9,1	44,9
8—40	44,3	39,8
40—202	44,1	20,7
über 202	2,5	15,6
	100,0	28,4

Die Frage, ob großer oder kleiner Grundbesitz im Gesamtinteresse vorteilhafter sei, läßt keine allgemein gültige Lösung zu; es kommen nicht allein die Gestaltung der Technik und die Höhe der Rendite bei verschiedenem Besitztum, sondern auch sozialpolitische Erwägungen in Betracht, wobei noch die Frage von Bedeutung ist, in welcher Form der Grundbesitz auftritt, ob als Besitz der Einzelnen, der Kirche, überhaupt öffentlicher Anstalten, des Staates, der Gemeindefürsorge, als Besitz von genossenschaftlichen Verbänden oder einzelner Familien und individueller Personen. Im allgemeinen erweist sich ausschließliches oder vorherrschendes Vorkommen von großen Gütern für die Dauer unhaltbar, wie überhaupt der Gegensatz zwischen einer kleinen Zahl von Überreichen und einer großen Masse Besitzloser. Wo das feste Band eines begüterten, selbständigen Mittelstandes fehlt, wird die Gesellschaft immer leicht der Gefahr einer sozialen Umwälzung ausgesetzt sein. Insbesondere ist der Grundbesitz ein edler Hort einer bestehenden gesellschaftlichen Verfassung. Eine tüchtige Vertretung des kleinen und mittleren Besitzes mit seiner konservativen Gesinnung wird immer den Ansprüchen der bestehenden Besitzordnung, wie sie von sozialistischer Seite erfolgen, fröhlichen Widerstand entgegensetzen. Der Umstand, daß viele Grundbesitzer lediglich in ihrer Eigenschaft als Besitzer Renten beziehen, daß der Boden nicht als eine Schöpfung der Arbeit erscheint, gab dazu Veranlassung, das G. als ungerechtigt zu verwerfen und als ein »Patrimonium« des gesamten Volkes in Anspruch zu nehmen. Einen bestimmten Ausdruck fand diese Anschauung in den Beschlüssen der Internationale 1868 und 1869 zu Brüssel und Basel. Hierbei konnten sich die Sozialisten vorzüglich auf verschiedene nationalökonomische Theorien über die Bodenrente (s. d.) stützen. Auch die Bodenbesitzreform (s. Bodenbesitzreform) beantwortet eine Über-

leitung des Grundbesitzes aus dem Sonder- (Privat-) in das Gemeingeigen. Nun läßt sich allerdings der Bezug eines Einkommens aus Grundbesitz keineswegs immer auf eine Leistung des Besitzers und seiner Rechtsvorgänger zurückführen. Trägen findet das G. die gleiche soziale Rechtfertigung wie die gesamte heutige Besitzordnung. Ertragsgewinne, die nicht einem eignen Verdienst zu verdanken sind, wirkt auch andrer Besitz ab, wie überhaupt dem schuldensfreien G. mit seiner Rente der Zins gegenübergestellt werden kann. Daß aber der Kapitalismus eine notwendige Bedingung für den Kulturfortschritt war und selbst noch heute ist, dies haben tüchtige Sozialisten (Marx, Lassalle u. a.) unumwunden zugegeben. Sollte man heute aber überhaupt in absehbarer Zeit das private G. durch Kollektivbesitz (Gemeingeigen) verdrängen, so würde die Leistungsfähigkeit der Bodenvirtschaft aus Mangel an einem einheitlichen, seit bestimmtem Willen und an dem denselben begleitenden Interesse erheblich vermindert. Das G. ist darum unentbehrlich als Stütze des Fortschritts von Wirtschaft und Kultur. Eine andre Frage ist die, ob nicht durch Verpachtung und Verwaltung bestimmten Arten der Verteilung vorzuziehen sei. So findet man noch in mehreren Ländern Bestimmungen, die eine Besitzverringerung unter ein Mindestmaß nicht gestatten (vgl. Dismodration). Wichtigste als die Beschränkung sind die Bestimmungen über Erbrecht, über Zulässigkeit von Fideikommissen und den Inhalt des Fideikommissrechts, dann die Anordnungen und Maßnahmen bezüglich der Verschuldung des Grundbesitzes, der Ermöglichung von Verbesserungen auf Grund bestimmter Majoritätsbeschlüsse (Umlegungen, Entwässerungen, Begradigungen u.), der Bildung von Genossenschaften, der Verbütung, daß der Grund und Boden ausschließlich Spekulationsgegenstand wird u. In der neuern Zeit ist das Bestreben der praktischen Wirtschaftspolitik vorzüglich darauf gerichtet, möglichst das mittlere und kleine G. zu erhalten. Vgl. Krasnowski, Das Problem der Grundbesitzverteilung (Leipzig, 1890) und Das Erbrecht und die Grundbesitzverteilung im Deutschen Reich (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 20 u. 25, das. 1882 u. 1884); Kiepenheim, Rasse, Erbe, Agrarische Zustände in Frankreich, England, Italien (ebenda, Bd. 27 u. 29, das. 1884 u. 1886); Kiepenheim, Siedelung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, der Keltten, Römer, Finnen und Slawen (Berl. 1896, 3 Bde.); v. Jona u. Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters (Leipzig, 1899 bis 1901, 2 Tle.); L. v. Stern, Die drei Fragen des Grundbesitzes (Stuttg. 1881); Buchenberger, Agrarwesen und Agrarpolitik (Leipzig, 1892—93, 2 Bde.).

Grundbesitz, s. Eis, S. 474.

Grundbesitz, Grundbesitz, s. Hohl.

Grundel (Gobiidae), Fischgattung aus der Ordnung der Stachelhäuter und der Familie der Meergrundeln (Gobiidae), Fische mit rundlichem Kopf, aufgetriebenen Wangen, vorstehenden Augen, zwei Kiemenöffnungen und ihrer ganzen Länge nach verlaufenden Bauchflossen. Mehr als 120 Arten in allen Meeren, auch im süßen Wasser. Die Schwarzgrundel (G. niger L.), 13—16 cm lang, ist bläulich, auf der Bauchseite lichter gefärbt, mit wolkigen Flecken, auf den Flanken schwarz und braun gebändert oder gestreift, lebt im Mittelmeer, im Atlantischen Ozean und in der Nord- und Ostsee, in der Nähe der Flußmündungen und auf felsigem Boden und nährt sich

von Krustern und Würmern. Zur Laichzeit gräbt das Männchen in mit Seegras bewachsenem Boden ein überwölbtes Nest, nötigt vorbeikommende Weibchen hinein, besucht den abgelegten Laich und bewacht diesen und die Brut, bis sie herangewachsen ist. Die Schwarzgrundel wird besonders wegen der großen, wohlgeschundenen Leber gefangen. Die Flußgrundel (Vottola, G. fluviatilis L., s. Tafel »Fische III., Fig. 1), 8 cm lang, blaß gelblichgrün, auf dem Ober Rücken dunkler, gestreift, auf dem zweiten Rückenflosse und der Schwanzflosse schwarz punctiert, lebt in Seen, Flüssen und Kanälen Italiens zwischen Steinen am Grunde, zeigt keine Brutpflege, besitzt sehr wohl schmeckendes Fleisch.

Grundemann, Reinhold, Missionschriftsteller, geb. 9. Jan. 1836 zu Würzburg in der Keumark, studierte in Tübingen, Halle und Berlin Theologie, war 1861–65 als Pfarrer tätig, schied dann aber aus dem geistlichen Amt, um die Missionsfrage in England, Nordamerika und Holland besonders von ihrer geographischen Seite zu studieren, und verfaßte als eine Erweiterung seiner schon 1862 erschienenen »Missionsweltkarte« (3. Aufl., Stuttg. 1886) den »Allgemeinen Missionsatlas« (Gotha 1867–71, 72 Karten). Seit 1869 Pastor in Würzburg bei Belgien, schrieb G. eine Biographie des Missionars J. F. Kiebel (Güterlosh 1873), eine Neubearbeitung von »Barthards kleiner Missionsbibliothek« (Bielef. 1876–81, 4 Bde.); »Die Entwicklung der evangelischen Mission 1878–1888« (bas. 1890); »Missionsstudien und Kritiken in Verbindung mit einer Reise nach Indien« (Güterlosh 1894; zweite Reise 1898); »Kleine Missionsgeographie und Statistik« (Stuttg. 1901); ferner die Abschnitte über Asien und Amerika in Barnecks »Missionskunden« (Bd. 2, Abt. 2, Güterlosh 1891) und einen »Neuen Missionsatlas« (Stuttg. 1898, 2. Aufl. 1903).

Grundentlastung, s. f. Ablösung (s. d.) von Reallasten (s. d.) und Dienstbarkeiten (Servituten). Zur Durchführung der G. wurden in einigen Staaten Grundentlastungsobligationen aus-

Gründer, s. Gründung.

Gründerbanken, s. f. Robilitätsbanken, s. Banken, S. 341.

Grunderbe, **Grunderbrecht**, s. Auerbrecht.

Grundfarben, s. Farben.

Grundfisch, s. Blätterfische.

Grundfischerei, das Angeln mit der Grundangel, s. Tetz zur Tafel »Angelgeräte«.

Grundfläche (Basis), die unterste, wagerecht liegende ebene Fläche eines Körpers, auf der dieser, wie z. B. ein Prisma, Parallelepiped, Würfel, Zylinder, Kegel etc., ruht.

Grundföhre (Föhre), s. Föhre.

Grundform der Kristalle, s. Kristall.

Grundformationen, die Aufstellungsarten einer Truppe, z. B. Breit-, Doppel-, Tiefkolonne beim Bataillon.

Grundgänger, ein Fischtorpedo, der sich beim Abwischen in den Grund einbohrt.

Grundgebirge, s. f. Urgebirge (s. d.); der Ausdruck G. wurde zuerst 1773 von Föschel gebraucht.

Grundgefälle, s. Gefälle.

Grundgestaltsteuer (Gestaltsteuer, Dominikalsteuer), die Steuer von den auf Grund und Boden ruhenden Gefällen, die dennoch mit fortschreitender Ablösung dieser Gefälle mehr und mehr an Bedeutung verliert. Mehrere Länder kennen keine besondere G., sie ergeben die gesamte Grundsteuer ohne

Rücksicht auf die Belastung vom Grundeigentümer. In Baden werden dagegen Holzungsgaben, die kraft einer Dienstbarkeit auf einem Wald hängen, im 25fachen Betrag ihres Jahreswertes vom Halbssteuerkapital abgezogen und für den Bezugsberechtigten in Steueranlage gebracht. Andre Waldbästen (Streu-, Weide- u. Rechte) werden nur dann in gleicher Weise besonders besteuert, wenn sie den normalen Waldertrag schmälern. In Bayern besteht diese Steuer nur noch bei wenigen älteren Grundbesitzern, und zwar wird sie in Form eines Steuerbeitrags den Besitzern der pflichtigen Grundstücke an der Grundsteuer abgerechnet. In Elsaß-Lothringen kann der Grundbesitzer von den Gefällen den diesen entsprechenden Teil der Grundsteuer in Abzug bringen.

Grundgerechtigkeiten, s. f. Grunddienstbarkeiten (s. d.).

Grundgesicht, s. f. Antersgesicht, s. Anter.

Grundgesetz, s. f. Staatsverfassungsgesetz, d. h. ein Gesetz, das die Einrichtung der obersten Staatsorgane regelt und die obersten Grundzüge der staatlichen Rechtsordnung feststellt. Das G. steht über den gewöhnlichen Gesetzen, die innerhalb des Rahmens der Grundeinrichtungen des Staates erlassen werden. Regelmäßig sind Veränderungen des Grundgesetzes an erdwerende Bedingungen geknüpft. Nach bayerischem Staatsrecht z. B. ist zur Beschlußfassung über Verfassungsänderungen in jeder Kammer die Anwesenheit von drei Viertel der Mitglieder und die Zustimmung von zwei Drittel der Anwesenden erforderlich. Dasselbe Vorkaufsrecht findet sich in der sächsischen Verfassungsurkunde und in den Grundgesetzen verschiedener Kleinstaaten. In Bayern wird ferner bei Abänderungsvorschlägen aus der Initiative des Landtags, die übrigens beschränkt ist, eine dreimalige Beratung und Abstimmung in Zwischenräumen von mindestens drei Tagen verlangt, in Sachsen ein übereinstimmender Beschluß in zwei ordentlichen Sitzungsperioden des Landtags. Württemberg, Baden und Braunschweig fordern die Zustimmung von zwei Drittel der anwesenden Mitglieder der Kammern. In Preußen ist eine zweimalige Abstimmung in beiden Häusern des Landtags nötig, zwischen der je ein Zwischenraum von 21 Tagen liegen muß. Nach der deutschen Reichsverfassung (Art. 78) erfolgen Verfassungsänderungen im Wege der Reichsleggebung; sie gelten als abgelehnt, wenn im Bundesrat 14 Stimmen dagegen sind. In Österreich kann eine Verfassungsänderung nur mit zwei Drittel der Stimmen der Anwesenden, und im Abgeordnetenhaus nur bei Anwesenheit von mindestens der Hälfte der Mitglieder gültig beschloffen werden. Auch die deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 und die Wiener Schlussakte vom 15. Mai 1820 wurden als »Grundgesetze« des frühern Deutschen Bundes bezeichnet.

Grundgewebe, in der Pflanzenanatomie ein meist aus Parenchym bestehendes Zellgewebe, in das die strangartigen Gewebe der Bast- und Leitbündel (s. d.) eingefügt erscheinen.

Grundhaare, die feinen, weichen Haare des Winterpelzes der Säugetiere.

Grundhandelsgehefte, s. f. Handelsgehefte.

Grundheil, s. f. Veronica.

Grundherr (Gutsherr), derjenige, dem das Oberigentumsrecht über Grund und Boden, namentlich von Bauerngütern, und gewisse Herrschaftsrechte über die Bedauer derselben zustehen (s. Grundherrschaft). Im ältern Bergrecht heißt G. der Eigentümer desjenigen Grundstückes, auf dem der Zind

gemacht ist, auf Grund dessen die Verteilung des Bergwerthes erfolgt.

Grundherrschaft (Gutsherrschaft, auch Herrschaft schlechtthin), im Mittelalter ein Inbegriff von Rechten und herrschaftlichen Befugnissen, die einem Grundbesitzer in Bezug auf seine an andere zur Bebauung verliehenen Güter und über die Personen der Bauern zustanden. Der Grundbesitzer (Grundherr, Gutsherr) übte über diese Hinterlassenen (Grundholden) Befugnisse aus, die im Laufe der Zeit öffentlich rechtliche Bedeutung gewannen; insbes. entwickelte sich aus der anfänglich internen Erledigung von Rechtsfällen der Hinterlassenen in nachfränkischer Zeit die Grundherrliche (gutsherrliche) Gerichtsbarkeit (Patrimonialgerichtsbarkeit).

Grundhener (Grundmiete), in manchen Gegenden, z. B. in Hamburg, soviel wie Grundzins.

Grundhold, ebendam der an Grund und Boden gebundene, hörige Untertan (s. Grundherrschaft).

Grundhörigkeit, s. Leibeigenschaft.

Grundieren, in der Färberei das Färben mit einer Farbe, wenn auf diese noch eine zweite gesetzt werden soll. Um grün zu färben, grundiert man z. B. mit Blau und legt darauf Gelb. Beim Lackieren heißt G. das erste Aufstreichen des Holzes mit einer beliebigen fetten Ölfarbe oder mit bloßem Leinöl. Beim Aufstreichen grundiert man für Leimfarben mit schwarzer Seife und Leim, für Ölfarben mit Ölsäure.

Grundiermaschine, s. Fonciermaschine.

Grundiersalz (Präpariersalz), soviel wie jünssaures Kalium, s. Jünssäure.

Grundkapital (Stammkapital, Einlagekapital), die Summe der Kennbeträge aller Aktien einer Aktiengesellschaft (s. d., besonders S. 237 f.). Über landwirtschaftliches G. s. Landwirtschaftliche Betriebserfordernisse.

Grundkarten, Bezeichnung für Landkarten, die je zwei Zettionen der Generalstabkarte des Deutschen Reiches (1:100,000) umfassen, von dieser aber nur das Wasserwerk und die Signaturen der Gemeindeorte wiedergeben, denen dann die Gemeindegrenzen hinzugefügt werden. Das so entstandene Netz bildet die Grundlage für Entwürfe aller Art als Hilfsmittel für die historisch-geographische Forschung und unter der (nicht unbestrittenen) Voraussetzung, daß die heutigen Gutzugrenzen etwa bis zum Jahre 1400 zurück, soweit nicht Änderungen unendlich bezeugt sind, als unverändert anzusehen sind, auch die Grundlage für historische Karten überhaupt. Vgl. Ermisch. Erläuterungen zur historisch-statistischen Grundkarte für Deutschland im Maßstab von 1:100,000 (Leipzig 1899).

Grundkataster, s. Kataster.

Grundkonglomerat, an der Basis verschiedener Schichtensysteme, zumal bei übergreifender Lagerung (s. Schichtung) auftretende Konglomerate.

Grundkredit, der landwirtschaftlichen Zwecken dienende Kredit, insbes. der landwirtschaftliche Immobilienkredit. Vgl. Kredit.

Grundkreditbank, soviel wie Hypothekendarlehen (s. Bank, S. 340).

Grundflug (Erflug), s. Bergrecht, S. 682.

Grundlasten heißen im weiteren Sinn alle dauernden, vom Grundeigentümer zu tragenden Lasten mit Einschluß der öffentlichen Abgaben, im engeren Sinne die Reallasten (s. d.), oft auch die Dienstbarkeiten oder Servituten (s. d.). Die G. sind jetzt meist, insbes. durch Ablösung (s. d.), beseitigt.

Grundlegung, die Herstellung des Grundes (Fundamente) eines Bauwerkes; s. Grundbau.

Gründlichkeit heißt diejenige Behandlungsweise eines Gegenstandes (Themas), bei der alle Gedanken folgerichtig voneinander abgeleitet und aufwachehafte und allgemein gültige Gründe zurückgeführt werden; dann auch überhaupt das Verfahren der vollständigen, den Gegenstand bis zum »Grunde« erschöpfenden Untersuchung.

Gründling (Gobio Cuv.), Gattung der Karpfen (Cyprinidae), Fische mit gestrecktem, rundlichem Körper, unterständigen Mund, zwei Bartfäden in den Mundwinkeln, bis an die abgeplattete Stirn hinaufgerückten Augen und Rücken- und Afterflosse mit kurzer Basis. Der Flußgründling (Greßling, Flußkreise, G. vulgaris Flem.), bis 18 cm lang, oben schwärzlichgrau, dunkelgrün oder schwarzblau gefleckt, unten silberglänzend mit rötlichem Schimmer und gelblichen Flossen, von denen die Rücken- und die Schwanzflosse schwarzbraun gefleckt sind. Er findet sich in Europa und Asien in Seen, Flüssen, Bächen, auch in Sümpfen, überall sehr häufig. lebt gesellig, nährt sich von Fischbrut, Würmern, Moos und Pflanzenteilen und steigt im Frühjahr in die Flüsse, um im Mai zu laichen. Er wird wegen seines wohl-schmeckenden Fleisches viel gefangen und dient auch als Futterfisch in der Teichwirtschaft. Der Stein-gründling (G. uranoscopus Agass.), mit dreieckigem, niedergebucktem Kopf und weit längeren Bartfäden, ist kleiner, heller gefärbt, auf dem Rücken meist dunkel quergebändert. Er findet sich nur im Gebiete der Donau und des Dniepr.

Grundlinie (Basis), die unterste, wagerecht liegende Seite einer geradenlinigen Figur, auf der die Figur gleichsam steht. Vgl. auch Dreieck.

Grundlinie, die Frontlinie, auf der eine Truppe steht oder sich entwickelt; ein Bataillon zieht sich auf der G. auseinander; eine Kompagnie schwärmt auf das Kommando: »Auf der G. schwärmen«, ohne vor-
Grundlog, s. Log.

Grundloz, s. Log.

Grundloz, See in Steiermark, f. Aussee 1).

Grundloz, f. Boden, S. 120.

Grundmaße, f. Geometrie, S. 744, oder Porphyre.

Grundmiete, f. Grundhener.

Grundmieten, f. Seminen.

Grundmoränen, f. Eiszeit, S. 576.

Gründner (Gründler), deutsche Bewohner der oberungarischen Provinzen, namentlich der siebenbürgischen Bergstädte Schmölnitz, Stof, Schwebler, Einnebel (Szepes-Kemet), Göllnitz, Kronbach und Wagnedrich (Gründnerboden), stammen von den im 14. Jahrh. eingewanderten Thüringern ab und sprechen eine vom Zipser sächsischen Dialekt verschiedene, der Sprache der Deutsch-Lombarden, Thüringer und Sudetendwöhner ähnliche, die sogen. Gründner Mundart. Sie treiben meist Bergbau und genossen bis zum 16. Jahrh. verschiedene Privilegien.

Grundonnerstag (Dies viridialis, Feria bona quinta, Dies absolutiois oder indulgentiae, Coena domini), der Donnerstag vor Ostern, wird als Gedächtnistag der Einkleidung des Abendmahls gegen Ende des 7. Jahrh. zum Festtag erhoben, seitdem in der christlichen Kirche gefeiert. Der vollständige Name G., der etwa seit 1200 vorkommt, ist noch nicht aufgefällt. Irrtümlich ist die Ableitung von dem nicht nachweisbaren Introitus Ps. 23, 2; möglich die Benennung nach der noch heute verbreiteten Sitte, an diesem Tage grüne Frühlingskräuter zu sammeln, die man für heilkräftig hielt, oder von den »Grünen«.

b. h. den öffentlichen Bürgern, die nach der während der Haftzeit vollbrachten Buße jetzt als Sündenlose (virides) wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen wurden. Für diese Willkürlichkeit spricht der für G. vorkommende Name Anlagentag (= Tag des Erlasses der Kirchenstrafe). Vielleicht haben aber die früher am G. gebrauchten grünen Regenschirme den Anlaß gegeben. In der römischen Kirche findet am G. noch jetzt das Frühwachen (s. d.) statt.

Grundquelle, eine unter dem Spiegel von Gewässern hervortretende Quelle.

Grundbrechung, s. Spezies.

Grundrechte sind diejenigen Freiheiten der Staatsbürger, welche die Grundlage des Rechtsstaates bilden sollen, wie sie die Engländer in ihrer Magna Charta, ihrer Petition of rights und Bill of rights besitzen, und die man in der ersten französischen Revolution als »allgemeine Menschenrechte« (droits de l'homme) bezeichnete, so namentlich die Freiheit der Person, die Unverletzlichkeit des Eigentums und die Gleichheit vor dem Gesetz. Das Streben nach Erweiterung dieser Volkrechte fand einen besonders kräftigen Ausdruck in den 1848 von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen, 21. Dez. d. J. als Reichsgesetz verkündeten und auch in die Reichsverfassung vom 28. März 1849 mit aufgenommenen Grundrechten für das deutsche Volk, die demnachst auch von den deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und einiger der kleinsten anerkannt wurden. Der 1851 wieder eingeführte Bundesrat hob durch Beschluß vom 23. Aug. d. J. die G. förmlich auf und verfügte, daß sie allerorten, wo sie eingeführt worden waren, wieder außer Geltung gesetzt und, wo sie schon in die Landesgesetzgebung selbst übergegangen seien, wenigstens einer Durchsicht unterstellt und mit den Bundesgesetzen in Übereinstimmung gebracht werden sollten. Infolge dieses Bundesbeschlusses sind die G. nach und nach in allen deutschen Staaten, wo sie eingeführt worden waren, wieder aufgehoben oder durchgefallen worden. Die bismarckische deutsche Reichsverfassung und Reichsgesetzgebung hat jedoch fast alle wichtigeren Einrichtungen von praktischem Wert gebracht, die einst jene G. des deutschen Volkes verheißen hatten, und so ist es auch in Österreich geschehen durch die Staatsgrundgesetze vom 21. Dez. 1867.

Grundrente, s. Bodentrente (s. d.); dann auch die auf einem Grundstück als Reallast ruhende Rente. Um ihre Ablösung, bez. um die Tilgung von aus Ablösungen hervorgegangenen Renten zu erleichtern, wurde in einigen Ländern ein eigenes Papiergeld, die Grundrentenscheine, ausgegeben.

Grundrentenbanken, s. Rentenbanken.

Grundrentensteuer, s. Grundsteuer.

Grundriß, allgemein: Horizontalprojektion irgend eines Gegenstandes (s. Projektion); insbes. der wagerechte Durchschnitt einer Baustelle in irgend welcher Höhe desselben. Beim Entwerfen eines Gebäudes werden zunächst die Grundrisse des Kellers und der verschiedenen benutzten Geschosse gezeichnet, bei der weitem Durcharbeitung für die Ausführung treten diejenigen der Fundamente, der Balkenlagen und des Dachgespärres hinzu. Außer den Mauerzügen pflegen in den Gebäudgrundrissen die Türen und Fensteröffnungen, die Böhlungen, Öfen, Rauchrohre, Treppen, Aufzüge, Mörtelröhre u. angegeben, bei speziellerer Durchbildung auch die Möbel und sonstigen Ausstattungsstücke eingetragen zu werden. Den G. einer ganzen Gegend, eines Ortes, eines Bau-

platzes mit seiner Umgebung u. nennt man Lage- oder Situationsplan. — In der Literatur heißt G. (Adriß) kurze Darstellung einer Lehre, bei der nur die Hauptmomente des Gegenstandes gegeben werden.

Grundherrschaft, die Befugnis der Ufereigentümer eines Flusses, die auf Flößen gestrandeten Sachen als Eigentum zu behalten (vgl. Strandrecht). Ein derartiges Recht besteht zurzeit in den zivilisierten Staaten nicht mehr.

Grundfäße, eine Säge zum Abschneiden von Holzwerk unter Wasser; s. Sägemaschine.

Grundfalsch, im logischen Sinne soviel wie Axiom (s. d.) oder letzter Grund (s. d., S. 443), im moralischen soviel wie Maxime (s. d.).

Grundfalter, s. Koulis.

[S. II.]

Grundfächer, s. Tafel • Dampfmaschine I.

Grundfischerei, s. Fischerei, S. 615.

Grundförmel, Bauerschaft im preuß. Regbez. Arnberg, Landkreis Hagen, hat ein Gemeindef. und Invalidenheim des rheinisch-westfälischen Arbeiterverbandes, Eisenwarenfabrikation, Steinischlerei, Fäbrication feuerfester Steine, Branntweinbrennerei und (1900) 1400 Einn.

Grundförmel ist nach § 1191 des Bürgerlichen Gesetzbuches die Belastung eines Grundstückes in der Art, daß der Berechtigte aus dem Grundstück die Bezahlung einer bestimmten Geldsumme fordern darf. Im Gegensatz zur Hypothek (s. d.) setzt die G. kein persönliches Schuldverhältnis, keine bestimmte ihr zugrunde liegende Forderung voraus, es ist deshalb auch kein persönlicher Schuldner vorhanden und der Grundstückeigentümer haftet nur mit dem Grundstück. Je nachdem die Belastung nur im Grundbuch eingetragen, oder aber sie auch eine Urkunde (Grundschuldbrief) ausgestellt wird, was die Regel bildet, unterscheidet man Buchgrundschuld und Briefgrundschuld; erstere kann durch formlose Einigung und Eintragung ins Grundbuch, letztere nur durch Übergabe des Grundschuldbriefes u. schriftliche Abtretungserklärung, die aber durch die Eintragung ersetzt werden kann, auf einen Dritten übertragen werden. Weiter unterscheidet man Namensgrundschuld und Inhabergrundschuld, je nachdem die G. auf den Namen eines bestimmten Gläubigers eingetragen ist, oder auf den jeweiligen Inhaber derselben lautet. Von Eigentümergrundschuld endlich spricht man, wenn die G. entweder den Grundstückeigentümer selbst von Anfang an bestellt wurde oder später auf ihn übergegangen ist. Wie die G., abgesehen von der selbstverständlichen Einigung der beiden Parteien, nur durch Eintragung im Grundbuch (vgl. auch Auflassung) entsteht, so geht sie auch nur durch Löschung im Grundbuch unter. Die Kündigungsfrist für das Kapital der G. beträgt mangels besonderer Vereinbarung 6 Monate, die Zinsen 6 Proz. Eine Hypothek kann in eine G., eine G. in eine Hypothek umgewandelt werden. Eine Unterart der G. bildet die Rentenschuld. Hier sind statt einer bestimmten Geldsumme nur bestimmte terminliche Zahlungen zu leisten, die vom Grundstückeigentümer spätestens nach 30 Jahren durch Zahlung einer bei der Bestellung festzusetzenden und im Grundbuch einzutragenden Summe abgelöst werden können, während der Gläubiger seinerseits ein Recht auf Kapitalzahlung nur im Falle der Verschärfung seines Rechtes durch Verschlechterung des Grundstückes fordern kann. Eine persönliche Haftung des Eigentümers besteht weder für die einzelnen Leistungen noch für die Ablösungs-

summe (Bürgerliches Gesetzbuch, § 1199 mit 1203). Im übrigen gelten für die G. wie die Rentenschuld die für die Hypothek (f. d.) maßgebenden Bestimmungen, soweit sie nicht unanwendbar sind, weil die G., wie bereits erwähnt, eine persönliche Forderung nicht voraussetzt. Vgl. Krefschmar, Einführung in das Grundbuchrecht, Bd. 1, S. 218 ff. und 282 ff. (Leipzig 1902).

Grundschuldbrief, f. Grundschulb.

Grundschutt, f. Boden, S. 117.

Grundschutze (Grundwehr), f. Wehr.

Grundsee, der hohe Seegang über flachem Grunde. Wird die G. so hoch, daß ihr Kamm sich überfließt oder bricht, so heißt sie Brandung (f. d.).

Grundstafa, f. Artikel A (Band 1, S. 2).

Grundspirale, f. Blattstellung.

Grundsprache heißt die mehreren verwandten Sprachen zugrunde liegende gemeinsame Ursprache, die man aber in der Regel nicht direkt kennt, sondern nur durch Vergleichung erschließen kann. So hat man durch Vergleichung des Sanskrits, Griechischen, Gotischen u. d. indogermanische G. festzustellen gesucht.

Grundstamm (Unterlage, Bildling), f. Veredelung.

Grundständig heißen Blätter, die an der Basis des Stengels, aus dem Klyom oder aus einer Knolle entspringen.

Grundsteinlegung, Feierlichkeit zur Eröffnung der Bauarbeiten, besonders bei öffentlichen Gebäuden, wie bei Kirchen, Schulen, Rathhäusern u. d. Nachdem nämlich der Grundstein durch den mit der Bauausführung betrauten Maurermeister in die gehörige Lage gebracht worden ist, erhält er vom Bauherrn aber, bei öffentlichen Gebäuden, von dem vornehmsten unter den anwesenden Personen einige, in der Regel drei, Hammerschläge. In einer Höhlung des Grundsteins werden dabei gewöhnlich Inschrifttafeln, Münzen sowie auf den Bau und die Bauzeit bezügliche Urkunden u. d. aufbewahrt. Ähnliche Feierlichkeiten bei der G. waren schon bei den alten Ägyptern gebräuchlich, und, ganz wie die uns häufig noch jetzt, hatten die Fürsten dabei, wie J. Dümichen in seiner „Baugeschichte des Tempels von Dendera“ (Straßb. 1877) nachgewiesen hat, mit kostbaren Werkzeugen die ersten Arbeiten zu vollziehen. Solche goldene Hämmer und Keilen sind bis auf unsre Zeit gekommen.

Grundsteuer ist eine auf den Ertrag des Grund und Bodens gelegte Steuer. Die G. erstreckt sich in der Regel auf alles land- und forstwirtschaftlich benutzte oder auch benutzbare Land. Doch wird die G. vom Wald mehrfach abweichend von der landwirtschaftlichen G. und gelegentlich auch durch eine andere Steuer erhoben. Eine echte G. hätte eigentlich nur den Reinertrag des Bodens an sich, die Bodenrente, zu treffen; doch erstreckt sich die Steuer regelmäßig auf den landwirtschaftlichen Ertrag im weitern Sinn, also einschließlich des Ertrags der Viehzucht, der auf die Bodenbesetzung verwendeten und mit den Boden verbundenen Kapitalien und der Arbeit. Die G. kam schon frühzeitig unter verschiedenen Formen und Benennungen vor, wozu sich daraus erklärt, daß der Grundbesitz als wichtigste Ertrag gebende Besitzform nicht allein Grundbesitzes politischer Rechte war, sondern auch eine leichte Erhebung der Steuer gestattet. Daher finden wir mancherlei Grundabgaben schon bei den Älten, bei Ägyptern, Griechen und Römern als Vermögenssteuer, wie auch im Mittelalter als feudale Grundabgabe (Webe [f. d.], Rauchbuhu u. d.). Doch trägt die G. des Mittelalters vollständig einen den

damaligen staatlichen Zuständen entsprechenden Charakter: sie ist ganz regellos und enthält staats- und privatwirtschaftliche Elemente in dunter Mischung. Erst mit dem 18. und 19. Jahrh. macht sich bei ihr mehr der Grundgedanke der Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit geltend, die G. nimmt den Charakter einer öffentlich-rechtlichen, für Staatszwecke erhabenen Abgabe an. Befreiungen werden nur noch Ländereien des Staates und des Fürstenhauses (in einigen Ländern auch der Landesherren), dann dem öffentlichen Zwecken gewidmeten Boden zugestanden, während der als Erwerbsquelle benutzte Boden von Gemeinden durch den Staat und der des letztern durch die Gemeinde, in deren Gewahrung er liegt, zur G. herangezogen ist. Die Veranlagung der G. erfolgt heute meist durch umfassende Katastrierung mit Verneuerung, Veranierung und Abkündigung, bez. Einschätzung (Grundsteuerkataster; Häheres) unter Kataster. Die G. ist meist Quatitätssteuer, indem ein Prozenzfuß vom Wert oder Ertrag erhoben wird. In mehreren Gesetzbüchern sind Steuernachlässe für Ertragsminderungen durch Elementarereignisse und sonstige unvermeidliche Unglücksfälle vorgegeben.

In Preußen, wo früher grundsteuerartige Abgaben unter verschiedenen Formen und Namen vorkamen (als Schatz in Ostpreußen, als Kantibution in Westpreußen, in der Mark, in Pommern und Schleisen, als Lehnspfandgeld in Ostpreußen und Pommern, als Offiar und Rauch angelb in Posen, als Schatzsteuer, Kavalleriegebel, Servis u. d. in Sachsen), kannten die 1810 und 1811 erteilten Verordnungen einer allgemeinen G. ohne Steuerfreiheiten erst nach 1848 durch Gesetz vom 24. Febr. 1850 erfüllt werden, wobei aber den seither Befreiten eine Entschädigung im 1/3 — Fofaden Betrag der G. gewährt wurde. Die G. ist definitiv geregelt durch Gesetz vom 21. Mai 1861. Für jeden Bezirk wurde ein Sturenduch und eine Grundsteuer-muttertabelle angelegt, von denen das erste alle Wirtschaften, die zweite alle Parzellen nach Flächeninhalt und Reinertrag umfaßt. Als Reinertrag gilt der nach Abzug der Bewirtschaftungskosten verbleibende nachhaltig erzielbare Überschuß, der für jede der Kulturklassen nach Vanitätsklassen (bis zu 8 in jedem Kreise) bestimmt wurde. Die G., deren Ertragnis auf 13,2 Mill. Tr. kontingentiert war, ist durch Gesetz vom 14. Juli 1893 als Staatssteuer außer Hebung gesetzt und den Gemeinden übertragen worden. In Bayern (Gesetz vom 15. Aug. 1828 und 19. Mai 1881) bildet den Maßstab der Steuer der aus dem Flächeninhalt (festgestellt durch Parzellenvermessung) und der Naturalertragsfähigkeit der Grundstücke ermittelte Ertrag. Die Ertragsfähigkeit wird durch Veranierung gefunden und in 1/10 Scheffel Roggen ausgedrückt. Die Steuer ist im wesentlichen Kobertragssteuer, doch wird bei allen Kulturarten nur das Hauptprodukt berücksichtigt und die Ausfaat in Abzug gebracht. Die Höhe der Steuer wird durch Finanzgesetz festgesetzt und beträgt zurzeit 4,9 Proz. des katastrermäßigsten Ertrags. Für 1902/03 ist sie mit 11,5 Mill. Mk. etabliert. In Württemberg unterliegen der G. die ertragsfähigen Grundstücke und Realrechte (ausgenommen Dienstgrundstücke der Beamten) nach ihrem Reinertrag, indem die Grundstücke jeder Kulturart in Klassen geteilt und für jede Kulturart und Klasse die Reinerträge (• Steueransätze •) gebildet werden. Die Steueransätze werden auf die einzelnen Parzellen angewendet und so deren Steuerkapital nach Abzug der Grundlasten ermittelt. Von dem Steueransatz

wurde bisher (Gesetz vom 14. Juli 1887) ein Prozentsatz (3,9) als G. erhoben. Durch Gesetz vom 8. Aug. 1903 ist in Württemberg eine allgemeine Einkommensteuer eingeführt (i. Einkommensteuer) und durch Gesetz vom gleichen Datum die Grund- nebst Gebäude- und Gewerbesteuer revidiert worden. Zugleich wurde bestimmt, daß für diese Steuer (und für die Kapitalrentensteuer) ein einheitlicher Steuerfuß festzustellen und von dem Katastervertrag der Grundstücke (ohne Wabungen) 20 Proz., dem der Weinberge 40 Proz. in Abzug zu bringen sind. Baden besteuert die Grundstücke nach einem Verfallsalter, indem für die Grundstücke nach Klassen und Kulturlarten ein Steuerkapital nach dem Durchschnitt der Güterpreise von 1828—47 festgestellt wird. Durch Gesetz vom 9. Aug. 1900 ist eine Kleinrentenabgabe der G. auf Grund der 1895—1899 durchschnittlich erzielten Kaufpreise, Pachtsinse, Lage und Ertragsfähigkeit der Grundstücke angeordnet. In Sachsen wird die G. nach einem Kleinrentenabgabetaster mit 4 Pf. von je 10 Groschen Kleinrentenabgabe erhoben. Die Hälfte des Ertrags der G. ist den Schulgemeinden überwiesen.

Die österreichische G. (Gesetz vom 24. Mai 1869 und 17. Juni 1881) ist eine Kleinrentenabgabe ungefähre nach dem Rufter der preussischen, jedoch mit anderer Entwertung der Kulturgattungen. Alle 15 Jahre soll eine Revision stattfinden, die jedoch nach Gesetz vom 19. Juli 1896 nicht in einer Steuereinschätzung der einzelnen Parzellen, sondern nur in einer auf allgemeinen Erhebungen beruhenden Vereinfachung der zutage getretenen Ungleichmäßigkeiten besteht. Der Betrag der Steuer ist seit 1896 auf 36 Mill. Gulden (früher 37,5) kontingentiert, stellt sich aber infolge von Nachlassen und Abschreibungen auf ca. 29 Mill. Gulden. In Frankreich (Gesetz vom 28. Nov. 1798) erfolgt die Besteuerung auf Grund des Katasters nach dem Kleinrentenabgabe, d. h. dem, was dem Besitzer nach Abzug der Kosten für Anbau, Ernte und Instandhaltung vom Bruttoertrag verbleibt. Die Steuer ist kontingentiert. Großbritannien hat keine eigentliche G. Die Besteuerung des landwirtschaftlichen Ertrags erfolgt im Wege der Einkommensteuer (Schedule A und B). Es finden sich nur noch Reste der alten Land-tax, die eine ablösbare Realabgabe darstellt.

In einem rationellen System von Ertragssteuern kann die G. selbstverständlich nicht fehlen. Doch selbst die übliche Katasterbesteuerung an erheblichen Uebständen. Zeit- und Kostenaufwand für die erste Veranlagung sind sehr hoch (150 Mill. Frank in Frankreich). Nach der Ausführung der in großen Ländern langwierigen Katastrierungsarbeiten haben sich infolge von Änderungen der Technik, des Verkehrs u. ihre Grundlagen geändert. Eine Neuregulierung kann aber, weil zu lösspielig, nicht sofort wieder eintreten. So verliert denn der stabile Kataster im Laufe der Zeit immer mehr an Zuverlässigkeit. In Österreich war die 1817 angeordnete Katastrierung noch nicht beendet, als eine neue ins Werk gesetzt wurde. 1869 wurde dieselbe begonnen, aber erst 1892 konnte das volle, 1890 ausgeführte Kontingent erhoben werden. Dazu kommen die Schattenseiten der Realsteuer, die nur den möglichen durchschnittlichen Kleinrentenabgabe, nicht die wirklichen, durch die Persönlichkeit des Besitzers, seine individuelle Lage u. dergleichen Kleinrentenabgaben erfassen. Auch die Verschuldung des Besitzers bleibt unberücksichtigt. Wollte man die G. in eine partielle Einkommensteuer umwandeln, so müßte man sich größtenteils auf die Selbsterschätzung des

Plüchtigen verlassen, die lediglich nach solchen sachlichen Merkmalen kontrolliert werden könnte, die heute als Grundlagen zur Bemessung der G. dienen. In mehreren Ländern würde eine solche Änderung eine vollständige Umwandlung des ganzen Steuerrechts bedingen. Trotz der gerügten Mängel kann von einer Aufhebung der G. um so weniger die Rede sein, als eine seit langem bestehende stabile G. einer Realabgabe gleich zu achten ist, die bei starker Mobilität des Grundbesitzes vom jetzigen Besitzer nicht getragen wird, weil er den Kaufpreis um einen entsprechenden Betrag vermindert hat. Eine Aufhebung der G. wird also für ihn einem Geschenk gleichkommen, als solches aber ganz vorzüglich dann erscheinen, wenn bei Einführung der G. privilegierten Grundbesitzern eine Entschädigung für die neu aufzulegende Last gewährt worden ist.

Grundsteuerkataster, s. Kataster.

Grundstimme, in der Orgel eine Stimme, die auf die Taste c auch den Ton c ober eine seiner Oktaven gibt, besonders aber die 8' und für Pedal die 16'. Stimmen (vgl. Fuhion), von denen man die kleineren Chordstimmen dann als Seitenstimmen unterscheidet. Im weiteren Sinne sind die Grundstimmen den Hilfsstimmen entgegengesetzt, d. h. den Quintstimmen, Terzstimmen, Quarturen u. In der Kompositionslehre ist G. soviel wie Bassstimme.

Grundstoffe, soviel wie Elemente.

Grundrechte, s. Bergbau (Aufschließung), S. 665.

Grundstück (Immobilität, Liegenschaft), ein abgegrenzter Teil der Erdoberfläche, der Gegenstand besonderen Eigentums ist. Grundstücksteil, ein durch gedachte vertikale Linien abgegrenzter Teil der Fläche, bez. des Raumes eines Grundstückes. Die besonders abgegrenzten, verbleibenden und in die Grundkataster und Grundbücher als selbständige Stücke eingetragenen Grundstücke werden vielfach auch Parzellen genannt. Zu den wesentlichen Bestandteilen eines Grundstückes gehören nach § 94 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuches: 1) die mit dem Grundstück Boden zu nicht bloß vorübergehendem Zweck und nicht etwa kraft besonderer Sache verbundenen Gebäude, Werke und sonstigen Sachen; 2) solange sie mit dem Boden zusammenhängen, die Erzeugnisse; 3) eingepflanzte Pflanzen und ausgefäher Same; 4) mit dem Eigentum verbundene Gerechtsame. Die Übertragung des Eigentums an Grundstücken kann nur durch die sogen. Auflassung erfolgen. Verträge über Veräußerung von Grundstücken bedürfen der notariellen oder gerichtlichen Form (vgl. Auflassung). Ländliche Grundstücke genießen insofern einen besonderen Schutz, als der gewerdmäßige Handel mit ländlichen Grundstücken ungesetzlichen Persönlichkeiten nach § 35 der Gewerbeordnung untersagt werden kann, bez. gewerdmäßigen Gütergertrummern eine Reihe von Auflagen gemacht sind, die eine ständige Überwachung erfordern; außerdem hat der Verpächter eines landwirtschaftlichen Grundstückes bez. seines Pachtsinse im Konkurs ein unbefränktes Absonderungsrecht (s. Absondernde Befriedigung). Vgl. auch Eigentum u. Grundbücher.

Das Landgut besteht aus der Gesamtheit der zu einem wirtschaftlichen Ganzen vereinigten einzelnen Grundstücke, Bauanlagen und unförplichen Güterbestandteilen. Unter Grundstücken versteht man die Einzelstücke, in die der Grund und Boden ohne Gebäude abgegrenzt ist, und die äußeren Momente: Klima, Lage, die deren Ertragsfähigkeit beeinflussen. Die Grundstücke werden als Produktionsflächen zur Pro-

duktion von Kulturpflanzen, oder als Betriebsflächen, Baugrund zur Anlage von Gebäuden, Zägen u. verwendet und nach ihrer Benutzungsweise (Kulturart) als Acker, Wein-, Hopfen-, Obst-, Gartenland, Wiesen, Weiden, Baum-, Wald-, Rohr-, Teichland u. benannt. Von besonderer Wichtigkeit ist die Lage und die Form der Grundstücke. Die Form der Grundstücke hat großen Einfluß auf ihre Brauchbarkeit für die Landwirtschaftsunternehmung, sie steht in Beziehung zur Höhe der Produktion und insbes. zum Produktionsaufwande. Die Größe entscheidet über die Art der landwirtschaftlichen Benutzung, die Menge des Ertrages sowie die Möglichkeit, Handkraft, Gespanne oder Motoren zur Bearbeitung des Landes verwenden zu können. Für die überwiegende Zahl

lischen G. (Fig. 1) am geringsten, und zwar 1200 m, während das rechteckige G. (Fig. 2) 2000 m lange und das unregelmäßig begrenzte G. (Fig. 3) 2400 m lange Grenzen aufweist. Im letztern beiden Fällen wird die Begrenzung der Grundstücke um so ungünstiger, je gestreckter sie sind, und je mehr ein- und ausspringende Winkel vorhanden sind.

Bei der Vereinigung der einzelnen Grundstücke zum Landgut hat die Grundstücksform gleichfalls große Bedeutung: von ihr hängt die Gestalt des Landgutes ab. Die verschieden geformten einzelnen Grundstücke können in zusammenhängender Fläche vereinigt, das Landgut gut arrondiert, geschlossen sein, oder in mehr oder weniger zahlreiche Teile zerstückelt, parzelliert, durch Zwischenlieger voneinander getrennt



Fig. 1. Quadratisches Grundstück.

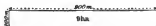


Fig. 2. Rechteckiges Grundstück.

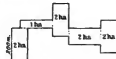


Fig. 3. Unregelmäßig begrenztes Grundstück.

von Kulturarbeiten auf dem Feld ist eine Abgrenzung mit geraden, parallelen, im rechten Winkel zueinander stehenden Linien am vorteilhaftesten, dabei sollen die Grundstücke eine größere zusammenhängende Fläche bilden und ihre Grenzen im Verhältnis zur Flächengröße geringste Länge besitzen. Jede Abweichung von dieser Form ist mit Verlust an Arbeitskraft und Unvollkommenheit der Arbeitsausführung verbunden.

Das Quadrat oder das nicht zu lange Rechteck ist für Ackerfelder und auch für andere Kulturorten am empfehlendsten. Bildet das G. ein Dreieck, Trapezoid oder unregelmäßiges Vieleck, so müssen bei der Ackerung die Flugsfurchen immer kürzer werden, und mit dem Flugsespann muß um so öfter umgekehrt werden, wodurch erheblicher Zeitverlust eintritt. Rhombus und Rhomboid sind im Wesen dem Quadrat und Rechteck gleich zu erachten, ihre Schiefwinkeligkeit bedingt jedoch die Drillarbeit durch Überfahren der Feld-

fein. Auch hier ist das Quadrat und das nicht allzu sehr in die Länge gezogene Rechteck mit dem Wirtschaftshof in der Mitte die entsprechendste Form, während jede Abweichung hiervon die Bewirtschaftung erschwert und damit den Reinertrag verringert. Liegt der Wirtschaftshof in der Mitte der Felder und ist überdies die Verbindung des Hofes mit den Feldern durch richtig geführte Verbindungswegen (inneres Wegenetz) erleichtert, so kann wegen der unbehinderten Kommunikation die größte Ökonomie mit menschlichen und tierischen Arbeitskräften erreicht werden.

Ist die Landgutsgehalt quadratisch und liegt gleichzeitig der Wirtschaftshof zentral, so ergeben sich selbst bei sehr großen Gütern nur mäßige Entfernungen. Bei dem 900 Hektar großen Landgut Fig. 4 sind, im Falle der Wirtschaftshof bei a errichtet ist, von diesem bis zur Gutsgrenze doch nur 1500 m Weglänge zurückzulegen, wenn dagegen der Hof



Fig. 4. Arrondiertes quadratisches Landgut.



Fig. 5. Arrondiertes rechteckiges Landgut.



Fig. 6. Parzelliertes Landgut.

grenzen erheblichen Verlust an Samen, während bei Verwendung von Dampfpflügen und Nähmaschinen erhebliche Erschwerung der Arbeit unermittelbar ist.

Quadratische Felder von 0,5—2 Hektar besitzen für die Ackerung zu kurze Seitenlängen von 70—141 m, während Rechtecke von gleicher Fläche längs der Langseiten von 200 m bei 25—100 m Kurzseiten leichter zu ackern sind. Bei quadratischen Feldern von 36—60 Hektar entstehen für die Kräfte der Gespanne viel zu lange Seiten von 600—711 m, während gleich große Rechtecke von 400:900 bis 400:1500 m nach den kurzen Seiten leichter zu pflügen sind.

Bleibt beispielsweise aus den Figuren 1—3 zu ersehen ist, ist die Länge der Feldgrenzen bei gleicher Flächen-

größe der Grundstücke von 9 Hektar bei dem quadratischen G. (Fig. 1) am geringsten, und zwar 1200 m, während das rechteckige G. (Fig. 2) 2000 m lange und das unregelmäßig begrenzte G. (Fig. 3) 2400 m lange Grenzen aufweist. Im letztern beiden Fällen wird die Begrenzung der Grundstücke um so ungünstiger, je gestreckter sie sind, und je mehr ein- und ausspringende Winkel vorhanden sind. Bei der Vereinigung der einzelnen Grundstücke zum Landgut hat die Grundstücksform gleichfalls große Bedeutung: von ihr hängt die Gestalt des Landgutes ab. Die verschieden geformten einzelnen Grundstücke können in zusammenhängender Fläche vereinigt, das Landgut gut arrondiert, geschlossen sein, oder in mehr oder weniger zahlreiche Teile zerstückelt, parzelliert, durch Zwischenlieger voneinander getrennt

und vermehren die Gelegenheiten zu Grenzstreitigkeiten aller Art. Zersplitterte Grundstücke machen die Herstellung von Durchfahrten, Wegen und Rainen notwendig, deren Raum bei zusammenhängendem Besitze der Kultur zugeführt werden kann, die Zug- und Handarbeitsträfte können nicht entsprechend ausgenutzt werden, viel Zeit und Kraft geht durch Zurücklegen nutzloser Wege verloren, die vollkommenste Bodenbearbeitung über quer läßt sich nicht ausführen, die Anwandten vermehren sich, wozu die Nachteile des fogen. Treppeneffekts kommen, d. h. des herkömmlichen Zuständnisses, über die Grenze bis an den Rand des eignen Grundstücks mit dem Pfluge u. f. fahren zu dürfen. Maschinen können nur in beschränktem Maße verwendet werden. Der Felddiebstahl wird erleichtert. Die Aussicht über die Arbeitsträfte und die Einteilung des Gutes werden erschwert, die Betriebseinsparung muß sich der Bewirtschaftung der fremden Grundstücke, zwischen denen der eigne Besitz liegt, anpassen (Kurszwang). Die Porsellen sind unzugänglich und anderseits durch Überfahrsrecht und Unweiberecht belastet. Meliorationen, wie Bewässerungen und Drainagen, können nur schwierig und mit erheblich größern Kapitalaufwande zur Ausführung gelangen. Einzelne, aus dem Wege liegende selber mußten für sich extensiver bewirtschaftet werden. Am nachteiligsten ist die Zersplitterung des Landgutes bei Ackerfeldern, weniger schädlich bei Wiesen, Wäldern und am geringsten hinderlich bei Weiden.

Für die Bewirtschaftung der Grundstücke ist es am zweckmäßigsten, wenn der Hof in der Mitte des Landgutes liegt, besonders dann, wenn unmittelbar an den Hof die Gärten und Grasgärten, hierauf die Acker, Wiesen und Weiden und am entferntesten der Wald gelegen sind. Liegt der Hof in der Mitte des Landgutes, so vermindert sich in erheblichem Maße das Zurücklegen unproduktiver Wege für die menschlichen und tierischen Arbeitsträfte. Die Gespanne, welche die Ernteprodukte in den Hof und den Stallmist auf die Felder führen, können die kürzesten Wege einhalten. Für die Felderbestellung hat dagegen die Hoflage mindere Bedeutung. Bei zentraler Hoflage können die Arbeiten auf den Grundstücken leichter übersehen und beaufsichtigt werden, die Bewirtschaftung der Grundstücke gestaltet sich einheitlich, während bei feillicher Hoflage die entlegenen Grundstücke in extensiverer Weise bewirtschaftet werden müssen. Die Verbindung des Hofes mit den Grundstücken durch zweckmäßig geführte Wege wird übrigens die Bewirtschaftung wesentlich beeinflussen. Die Feldwege sind nach ihrer Zahl und Breite, um Bodenfläche zu ersparen, nur so weit zu vermindern, als damit nicht etwa die Kultur der Grundstücke erschwert wird. Hauptfeldwege sind auszubauen, wenigstens mit guter Pocklage herzustellen, sie sollen in nicht zu großen Steigungen geführt werden, weshalb sie nach Erfordernis unter Bedachtnahme auf die mit genügenden Grabenabstürzungen versehenen Feldzufahren in Auf- und Abtrag zu legen sind. Nebensfeldwege dürfen nicht im spitzen Winkel, sondern müssen rechtwinklig zu den Hauptwegen gestellt werden, um das Entstehen schwer zu beadernder Dreiecke (Wehren) hintanzubalten.

Schließlich beeinflusst die natürliche und wirtschaftliche Lage der zu einem Landgute vereinigten Grundstücke deren Ertragsfähigkeit und verschärfert oder mildert damit die Nachteile der Grundstückform.

In bezug auf die wirtschaftliche Lage gestaltet freie, offene, isolierte Lage (Einsicht, Einde, Pußt) des Landgutes die Sicherheit der Grundstückserträge und

der Gebäude, den Schutz gegen Feuer, Wind, Ungeziefer u. und vornehmlich den Abfall und den Verkehr der Boden- und Tierprodukte namhaft ungünstiger als die Anlehnung des Landgutes an einen Ort oder an andre Landgüter. Ist noch dazu in dünnbesiedelter Gegend die wirtschaftliche Lage isoliert, so macht die Verteilung der Arbeitsträfte in den wichtigsten Arbeitsperioden viel größere Schwierigkeiten, als wenn das Gut in dichtbesiedelter Gegend und noch dazu in der Nähe eines Ortes gelegen ist. Der leichtere oder schwierigere Abfall der landwirtschaftlichen Produkte nach Art, Menge und Preis steht jedenfalls im innigsten Zusammenhange mit der Entfernung des Landgutes von vortrefflichen Städten, Fabriken u. als Konsumtionssträchtige Markorte und der Entwicklung der Eisenbahnen, Dampfschiffahrt und sonstigen Verkehrsgelegenheiten. In der Regel verteuern zwar dem Landgut benachbarte Industrien die Arbeitslöhne, ein Umstand, der aber zumeist durch die dann günstigeren Abfallverhältnisse überboten wird. Vgl. Gauß, Die Teilung der Grundstücke, insbes. unter Zugrundelegung rechtswinkliger Koordinaten (4. Aufl., Berl. 1904, 2 Bde.). [Jung.]

Grundstückszusammenlegung, f. Flurtege.
Grundteilung (Dateilung, Fattellung, Lotteilung) heißt im deutschen Recht eine Teilung, durch die eine Gemeinschaft, insbes. diejenige mehrerer Lebensfolger, vollständig aufgehoben wird (Realteilung), im Gegensatz zur Aufzählung (f. d.), durch die nur die Nutzung geteilt wird, ohne daß Verfügung und Zusageinsrecht aufhören gemeinschaftlich zu sein.

Grundton heißt derjenige Ton, der beim tierischen Aufbau des Affards (f. d.) der tiefste ist, u. B. c in c o g oder g in g h d f. Liegt der G. im Bass, so erscheint der Affard in Grundlage, liegt er in einer andern Stimme, so hat man eine Umkehrung vor sich (f. Lage). Auch nennt man wohl den Hauptton einer Tonart, den Anfangs- und Schlußton der Tonleiter G.

Grundwieg. 1) Mikalai Frederik Severin, dän. Theolog, Historiker und Dichter, geb. 8. Sept. 1788 in Udby auf Seeland, gest. 2. Sept. 1872 in Kopenhagen, studierte gleichzeitig mit Dilettantlängen in Kopenhagen und machte sich schon früh durch historische, mythologische, religiöse und poetische Schriften einen Namen. Zu dem herrschenden französischen Geschmack trat er durch den Hinweis auf Goethe, Shakespeares und die altnordische Literatur in Opposition; von dem allgemein gültigen Töne der Zeit unterscheidet er sich durch die große Ehrerbietigkeit, mit der er von Christus und der Bibel spricht. Nach einer gewaltigen geistigen Krisis, die ihn zu seinem glaubensreformatorischen Wirken führte, zog er sich 1810 durch seine Kandidatenpredigt »Warum ist Gottes Wort aus seinem Hause verschwunden?« einen kränkenden Konfliktalverweis zu und erregte als Hilfsprediger seines Vaters mit seiner »Weltchronik« (1812) einen wahren Sturm durch seine rücksichtslose Beurteilung der rationalistischen Auffassung und der Naturphilosophie. Nach dem Tode seines Vaters verlebte G. mehrere Jahre in Kopenhagen und gab 1816 bis 1819 die Zeitschrift »Dane Virke« heraus. 1822 zum zweiten Prediger an der Erlöserkirche zu Kopenhagen ernannt, nahm er wenige Jahre später (1825) den Kampf, den er gegen den Unglauben und Rationalismus der Zeit begonnen hatte, von neuem auf, indem er eine äußerst heftige Erwiderung (»Kirkenes Gjenmaal«) gegen eine Schrift des Professors Clausen über Katholizismus und Protestantismus und

die »Kritik des Bissens über den Glauben« veröffentlichte. G. zog sich dadurch eine gerichtliche Anklage und Verurteilung zu, infolge deren er sein Predigtamt niederlegte, sich ausschließlich literarischen Arbeiten widmete und mit seinem späteren Gegner Rudelbach die »Theologi-k Maanedsskrift« (Kopenh. 1825 bis 1828, 13 Bde.) begründete. Nachdem G. 1832 die Erlaubnis zum Predigen wiedererhalten hatte, wurde er 1839 Pastor am Hospital Pastorat in Kopenhagen, wo er bis zu seinem Tode 1872 blieb, seit 1861 mit dem Titel eines Bischofs. Während der Bewegungen der 1840er und 1850er Jahre nahm er als Mitglied des Reichstags tätigen Anteil an den Verhandlungen, gab das Wochenblatt »Danskeren« (1848—51) heraus und betätigte sich leidenschaftlich patriotisch an dem Streit mit Deutschland über Schleswig-Holstein. Grundtvigs Streben war darauf gerichtet, das Christentum in nordisch-völkstümlicher Form mit dem nationalen Gedanken eng verbunden als die Hauptfrage der Zeit hinzustellen und sie ihrer Lösung entgegenzuführen. Dieses Streben war mit Erfolg gekrönt; um ihn scharten sich schlagfertige und begeisterte Anhänger, und sein kirchlicher und politischer Einfluß erstreckte sich über den ganzen Norden. Sein eigentümlicher religiöser Standpunkt wurde von ihm zu einem förmlichen System ausgebildet: dem Grundtvigianismus; das Vaterland und das apokalyptische Symbolum betrachtet er als die historische Basis des Christentums, die Sakramente sind ihm der Mittelpunkt des Gottesdienstes. Sein Ideal war die Volkstirche, in der jede Gemeinde möglichst unabhängig und auch die Minorität befugt sein sollte, das eigene Wort zu geben. Schon früh hatte er mit Energie und Ausdauer Forschungen über die Vorgesichte des Nordens angestellt. Davon zeugt namentlich sein merkwürdiges und geistvolles Buch »Die Mythologie des Nordens« (1808), das 1833 in völlig neuer Bearbeitung als »Sinnbildliche Sprache des Nordens« (3. Aufl. 1870) erschien, und später »Bragesnak« (1844), worin die alten Mythen einer originellen historisch-philosophischen Deutung unterworfen werden, die freilich der fast üblichen Auffassung von Mythologie widerspricht. Auch seine völkstümlich freien Überlegungen von Soro und Snorre (1815—22, 6 Bde., öfters neu) sowie des angelsächsischen Heldengedichtes »Beowulf« (1820) sind zu erwähnen, und von seinen historischen Arbeiten das »Handbuch der Weltgeschichte« (1833 bis 1843, 3 Bde.; neu 1867—69), worin er einen streng sächlichen Standpunkt behauptet. Als Dichter war er zuerst mit »Ausstritten aus dem Ende der Helgenzeit im Norden« (1809—11, 2 Bde.; neu 1861) hervorgetreten, dramatischen Schilderungen von großer poetischer Kraft und wuchtig nordischem Geist. Andre Dichtungen historisch-patriotischen Charakters sind die theologisch-historische Heimchronik: »Roskilde Rium« mit der Erläuterung »Roskilde Saga« (1814) nebst der Sammlung »Kvædinger« (»Kleine Gedichte«, 1815). Gleichwohl war G. ein fruchtbarer Lieberdichter von seltener Kraft und Innigkeit. Viele seiner Nationalgedänge gehören zu den besten und lieblichsten des dänischen Volkes. Ausgaben seiner Gedichte erschienen unter den Titeln: »Sangværk til den danske Kirke« (1837—41), »Kirkelig og folkelig Digtainge« (Kopenh. 1870), »Digte« (Auswahl, das. 1869), »Salmer og aandelige Sange« (das. 1873 bis 1880, 5 Bde.; Auswahl 1883) und »Poetiske Skrifter« (hrsg. von seinem Sohn, 1880—89, 7 Bde.). Großes Verdienst hat sich G. um den Volkunterricht in Dänemark erworben; er ist der eigentliche Stifter

der »höheren Bauernschulen« und der »völkstümlichen Hochschulen«. Bemerkenswerte Schriften aus seinen späteren Jahren sind: »Christliche Predigen« (1827 bis 1830, 3 Bde.), »Krietenhedens Syrstjerne« (1860, 3. Aufl. 1883), eine poetische Darstellung des Lebenslaufs der christlichen Gemeinden, die Botsungen »Der Kirchenpiegel« (1871, 2. Aufl. 1876), besonders interessant durch den Rückblick, den der alte Prediger und Dichter auf sein eignes Leben im Dienste der Kirche wirft, und »Mands Minde« (»Erinnerungen«, hrsg. 1877, zeitgeschichtlich). Sein Briefwechsel mit Zingmann aus den Jahren 1821—69 erschien 1882. Vgl. Hansen, Wesen und Bedeutung des Grundtvigianismus (Kiel 1883); Rastan, G. der Prophet des Nordens (Biel 1876); Rielsen, Grundtrivs religiöse udvikling (Kopenh. 1889).

2) Svend Hørslø, Sohn des vorigen, geb. 9. Sept. 1824 in Christianhavn, gest. 14. Juli 1883 als Professor der nordischen Philologie an der Kopenhagener Universität, wandte sich dem Studium der dänischen Volkslieder, Balladen und Volksmärchen zu und veröffentlichte vor allem die mühsamste Sammlung von »Danmarks gamle Folkeviser« (1853—83, 6 Bde.; von A. Lili abgedruckt 1891), außerdem »Gamle danske Minder i Folkemunde« (1854—61) und »Danske Folkekvæde« (1876—1883). Auch eine Ausgabe der »Sammandar Edda« (mit Anmerkungen, 1868; 2. Ausg. 1874) sowie ein »Dänisches Handwörterbuch« (1872, 2. Aufl. 1884) rühren von ihm her. Eine Ausgabe der Volkslieder übersehte Rosa Warrens (Hamd. 1858).

Grundtvigianismus, 1. Grundtvig 1).

Gründung (Fundierung, Fundation), die Herstellung des Fundaments eines Bauwerkes (s. Grundbau).

Gründung, Errichtung einer wirtschaftlichen Unternehmung, insbes. einer neuen Aktiengesellschaft unter Feststellung des Gesellschaftsvertrags. Das Wort G. war vor 1884 der Sprache unserer Gesellsch. fremd. Diese bot keine genügende Handhabe zur Prüfung des Gründungsüberganges und um die Gründer für die Richtigkeit ausgegebener Prospekte u. verantwortlich zu machen. Den Gründern wurde es, zumal in Zeiten hochgehender Unternehmungslust, möglich, auf Kosten eines vertrauensseligen, aber nicht genügend sachkundigen Publikums große Gewinne zu ziehen. Anfang der 1870er Jahre (sogen. Gründerzeit) wurden viele faule Gründungen ins Leben gerufen und infolgedessen mit dem Wort »gründen« der Redebegriff des Unsoliden und Betrügerischen verbunden. Diesen Uebelständen sucht das Gesetz vom 18. Juli 1884 vorzubeugen. Dieses will nicht allein »rücksichtlich der G. der Gesellschaft die vollständige und richtige Zusammenbringung des Grundkapitals sichern und offenlegen, sondern auch »das Verfahren bei der G. so gestalten, daß die Gründer, d. h. diejenigen Aktionäre, die das Statut festgestellt haben, oder die andre als durch Vorzahlung zu leistende Einlagen machen, gegenüber der zu gründenden Gesellschaft hervortreten, und daß ihr selbsttätig eine sachliche Prüfung und Entschcheidung ermöglicht und dem Registerrichter die formelle Prüfung erleichtert wird.« Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 hat keine prinzipiellen Änderungen getroffen, sondern die Gedanken des Gesetzes vom 18. Juli 1884 weiter ausgebildet, z. B. durch die Forderung der Stellung der Revisoren. Der Gesellschaftsvertrag ist durch mindestens fünf Personen, die Aktien übernehmen, in gerichtlicher und notarieller Verhand-

lung festzustellen und im Statut der ganze Gründungsvorgang darzulegen. Dann sind alle zugunsten einzelner Aktionäre bedungenen besonderen Vorteile unter Bezeichnung der Berechtigten, ferner die nicht in Bareid geleisteten Einlagen (Apports) und übernommenen Vermögensstücke sowie die dafür hingegebenen Aktien oder gewährten Vergütungen unter Angabe der dem Erwerb der Gesellschaft vorausgegangenen Rechtsgeschäfte, die auf diesen hingeleitet haben, sowie der früheren Erwerbs- und Herstellungspreise aus den letzten zwei Jahren, endlich auch die den Gründern für ihre Mithewaltung zuerkannten Entschädigungen und Wohnungen im Gesellschaftsvertrag festzulegen. Gründungen dieser Art werden gewöhnlich als qualifizierte bezeichnet. Die Mitglieder vom Vorstand und Aufsichtsrat haben den Vorgang der G. zu prüfen. Sind Mitglieder zugleich Gründer oder haben sie der Gesellschaft ein Vermögensstück überlassen oder sich einen besonderen Vorteil ausbedungen, so muß außerdem eine Prüfung durch besondere Revisoren (Handelsgesetzbuch § 192—194) stattfinden. Mitglieder vom Vorstand und Aufsichtsrat, denen nachgewiesen wird, daß sie bei Prüfung des Gründungsberganges die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes verlegt haben, haften der Gesellschaft subsidiär, d. h. hinter Gründern, Gründergenossen und Emissionshäusern (Handelsgesetzbuch § 204 für den entstandenen Schaden (Handelsgesetzbuch § 202). Die Errichtung der Gesellschaft liegt erst vor, wenn das ganze Grundkapital übernommen ist; bei der Simultangründung fällt sie mit dem Abschluß des Gesellschaftsvertrags zusammen, bei der sukzessivengründung kann sie erst nach Anmeldung beim Registergericht und Einberufung der Generalversammlung erfolgen (vgl. Aktie, S. 248). Die Gründer haften für die Richtigkeit und Vollständigkeit der von ihnen im Gesellschaftsvertrag aufzunehmenden Angaben über die Gründungsvorgänge als Gesamtschuldner; sie haften insbesondere der Verpflichtung zum Erfasse des sonst etwa entstehenden Schadens insoweit, als an der Zeichnung des Grundkapitals fehlenden Betrag zu übernehmen, fehlende Einzahlungen zu leisten, für den Ausfall aufzukommen, der durch Zahlungsunfähigkeit eines Aktionärs entsteht, sofern ihnen diese bei der Anmeldung des Gesellschaftsvertrags bekannt war, und eine Vergütung, die nicht unter dem zu bezeichnenden Gründungsaufwand aufgenommen ist, zu ersetzen. Die gleiche Verantwortlichkeit und Haftung wurde den sogenannten Emissionshäusern auferlegt, d. h. denjenigen Banken u., die vor der Eintragung des Gesellschaftsvertrags in das Handelsregister oder in den ersten zwei Jahren nach der Eintragung eine öffentliche Anleihe emittieren, um Aktien in den Verkehr zu bringen. Neben ihnen und den Gründern haften als Gesamtschuldner die sogenannten Gründergenossen, d. h. der Empfänger einer verheimlichten Gründervergütung, sowie jeder Dritte, der wissenschaftlich zu dieser Verheimlichung oder im Fall einer bösslichen Schädigung durch Einlagen oder übernehmen zu dieser Schädigung wissenschaftlich mitgewirkt hat. Die Zustimmung eines Revisorgerechts auf die Aktien einer späteren Emission im Statut ist verboten (Handelsgesetzbuch § 243). Endlich will das Gesetz verhindern, daß die Gründer sich für längere Zeit in Vorstand und Aufsichtsrat festsetzen. Vgl. § 231, Abs. 3; § 243. Weiter enthält das Gesetz Strafbestimmungen, durch die das Publikum gegen falsche Angaben, Vorpiegelungen, überhaupt gegen ihm aus der G. drohende gesetzwidrige Übervorteilungen geschützt werden soll.

Um Kursrückgang zu verhüten, verpflichten sich häufig bei Umwandlung bestehender Unternehmungen in Aktiengesellschaften die Veräußerer oder auch die Auflegung zu öffentlicher Zeichnung Zeichner, gegen Einräumung gewisser Vergütungen ihre zu dem Zweck zu deponierenden Aktien binnen bestimmter Frist nicht zu verkaufen (Sperrung der Aktien). Unter Nachgründungen versteht man Verträge, durch welche die Gesellschaft Betriebsanlagen oder Immobilien für eine den zehnten Teil des Grundkapitals übersteigende Vergütung erwerben soll. Diese bedürfen der Zustimmung der Generalversammlung, falls sie vor dem Ablauf von zwei Jahren seit Registrierung der Gesellschaft geschlossen werden (Handelsgesetzbuch § 207). Vgl. Berner, Die G. und die Geschäftsführung der offenen Handelsgesellschaften, Kommanditgesellschaften, Aktiengesellschaften u. (Leipzig 1904).

Gründungsbanken, Mobiliardanken oder Crédits mobiliers (i. Banken, S. 341), die sich mit Gründung neuer Aktiengesellschaften befassen, bez. diese durch Darlehen fördern.

Gründungsgesellschaft, f. Düngrer und Düngung, S. 281.
Gründungsgesellschaft, f. Landwirtschaftliche Betriebssysteme und Viehlose Wirtschaft.

Grundwage, f. soviel wie Sperrwage (f. d.).

Grundwasser (Hbl., Sigl.), das durch poröse Bodenschichten gesickerter und auf einer tieferliegenden undurchlässigen Schicht angesammelter Wasser. Alles G. stammt von atmosphärischen Niederschlägen, und sein Höhenstand ist von diesen abhängig, indes läßt sich der Grundwasserstand niemals nach der Regenmenge genau bemessen, weil das Regenwasser oft nur langsam die über dem Grundwasserspiegel liegenden Bodenschichten durchdringt und weil auch die Menge des eindringenden Wassers abhängig ist von der Verbundung, von der Menge des abfließenden Wassers u., während andererseits aus entfernten Gebieten Wasser zufließen kann. Das G. stagniert in der Regel nicht im Boden, sondern fließt auf der undurchlässigen Schicht tiefsten Punkten zu. Seine Geschwindigkeit ist abhängig von der Durchlässigkeit der wasserführenden Schicht (Kies, Gerölle, Sand), von der Reigung der undurchlässigen Schicht und von der Höhe des Grundwasserstandes. Man beobachtet Geschwindigkeiten von 3,06—7,92 m in 24 Stunden, doch kommen in großem Maßstäb. in gestärktem Gestein auch größere Geschwindigkeiten vor. Bildet die undurchlässige Schicht Täler, Mulden u., so müssen sich diese zunächst mit G. füllen, bevor weiterer Abfluß stattfinden kann, es treten Stagnationen ein, die auch für oberhalb gelegenes Gebiet bedeutungsvoll werden können. Schwankungen im Grundwasserstand infolge gesteigerter Zuflüsse zeigen sich hier viel schneller und ausgedehnter als dort, wo das G. in ununterbrochenem Strom über ein großes Gebiet hinwegfließt. Bei den wechselnden Niveauverhältnissen der Bodenoberfläche und der wasserundurchlässigen Schicht trifft man an oft nahe beieinanderliegenden Punkten in sehr verschiedener Tiefe auf G. Meist tritt das G. nach längerem oder kürzerem unterirdischen Laufe wieder an das Tageslicht und bildet Quellen, Seen, Sümpfe. In Flußtälern zieht es in der Regel von den Talrändern zum Fluß, der den tiefsten Punkt der Talrinne zu bilden pflegt. Daraus erklärt sich, daß manche Flüsse auch ohne sichtbare Wasserzuführung an Wasserzuzug zunehmen können. Das Verhältnis des Grundwassers zu den Flüssen ist ziemlich verwickelt; einerseits strömt das G. den Flüssen zu,

speißt dieselben und gibt ihnen eine große Beständigkeit gegenüber den sonstigen den Wasserstand der Flüsse bedingenden, aber großen Schwankungen unterworfenen Verhältnissen, andererseits sichert Flußwasser, wenn das Bett aus durchfließenden Schichten gebildet ist, in großer Menge in den Boden und breitet sich in demselben weit aus. Auf diese Weise entsteht unterirdisch eine Schicht von Feuchtigkeit, deren untere Fläche von der Oberfläche der nächsten wasserführenden Schicht gebildet wird, während die obere Fläche abhängig ist von dem Wasserstand des Flusses. Wenn der Hochwasser der Fluß schneller als das G. über seinen gewöhnlichen Stand steigt, so wirkt die große Wassermasse flauend auf das G., dessen Abfluß in den Fluß gehemmt oder ganz aufgehoben wird. Sind die Flußufer flach und wächst der Druck des Flußwassers, so wird der Widerstand, den Kies und G. entgegenzusetzen, überwinden und Flußwasser bricht in den Boden und in das G. ein. Bisweilen fließt das G. tief unter dem Bett des nächsten Flusses hinweg einem andern Drainagegebiet zu. Ist der Abfluß des Grundwassers irgendwo ständig gehemmt, dann kommt es zur Verumpfung ganzer Landschaften.

G. ist infolge der Filtration durch die starke Bodenschicht bakterienfrei; doch können in sehr lockerem zerlumpten Boden grobe ungeeignete Zustüsse von der Bodenoberfläche Bakterien zuführen. G. eignet sich daher sehr gut zur Wasserversorgung von Städten. Bettelsofer hat nachgewiesen, daß die Pausigkeit des Typus in vielen Städten dem Grundwasserstand parallel geht; mit dem Sinken des Grundwassers steigt die Zahl der Typusfälle. Indes beträgt diese Steigerung der Gesamtzahl der Typusfälle nur 10—20 Proz., und für die übrigen 80—90 Proz. bleibt der Grundwasserstand ohne Bedeutung. Vgl. Boden, S. 121.

Zur Messung der Tiefe des Grundwasserspiegels unter der Erdoberfläche dürfen nur solche unter Verschluss gehaltene Brunnen dienen, die gar nicht benutzt werden oder längere Zeit sich in Ruhe befinden haben. Zum Messen des Wasserstandes im Brunnen dient ein mit Kreide beschmierter Stab oder ein Bandmaß, an dessen Nullpunkt ein 30 cm langer Stab hängt, der in Entfernungen von 1 cm kleine Köpfchen trägt. Die Länge des Bandmaßes in Zentimetern vom Nullpunkt bis zum Oberflächenspiegel, addiert zu der Anzahl von Zentimetern, die durch die beim Herablassen des Bandes nicht gefüllten Schälchen angegeben wird, entspricht dem Grundwasserstand. Genauere Messungen erhält man durch einen Schwimmer (ein Hohlgefäß aus verzinktem Eisenblech), der an einem Reßband hängt. Das Reßband läuft über eine Rolle und trägt am andern Ende ein Gegegewicht, die Rolle wird von einem eisernen Ständer getragen, und auf dem höchsten Punkt der Rolle liegt man den Grundwasserstand ab. Da die Vertikalbewegung des Grundwassers stets sehr langsam erfolgt, so genügt es in den meisten Fällen, die Messungen monatlich zweimal vorzunehmen. Die Wichtigkeit der Grundwasserforschung, d. h. der Abkand des Grundwasserspiegels von der undurchlässigen Schicht, läßt sich nur durch Bohrungen ermitteln. Den wechselnden Stand des Grundwassers muß man bei der Anlage von Pumpbrunnen, wenn sie dauernd ergiebig sein sollen, ebenso bei den Fundamentierungsarbeiten berücksichtigen. Vgl. Soysa, Die Schwankungen des Grundwassers (Wien 1888); König, Die Verteilung des Wassers über, auf und in der Erde (Jena 1901); Haas, Quellkunde (Leipz.

1886); Gärtner, Die Quellen in ihren Beziehungen zum G. und zum Typus (Jena 1902) und die Literatur bei »Boden«, S. 121.

Grundwehr (Grundschwelle), s. Wehr.

Grundwert, s. Wasserzerr.

Grundwert, s. Bodenwert, s. Bodenrente.

Grundwerttage, s. Güterabschätzung.

Grundzahl, s. wie Kardinalzahl.

Grundzahlörter, s. Numeralia.

Grundzapfen, s. wie Spurgapfen, s. Zapfen.

Grundzinsen (Wälten, Bodenzinsen), die meist aus dem grundherrlichen Verbanne herrührenden, ihrer Größe nach bestimmten Abgaben, die an Grund und Boden haften und von jedem Besitzer eines verpflichteten Grundstückes als solchem (Zinsmann) an den Zinsherrn zu entrichten sind. Der Grundzins heißt Erbzins (i. d. v.), wenn er auf einem Gut lastet, an welchem dem Verpflichteten ein vererbliches Eigentum zusteht (Zinsgut, Gült Hof), dagegen Zins im engeren Sinne (vgl. Kolonat), wenn der Zinsmann ein solches Vererbungsrecht nicht hat. Die G. sind vorbehalten (census reservatus), wenn sie als Befehlsgeld einer eingeräumten Befugnis gegeben werden, insbes. wenn bei Abtretung eines Grundstückes der jetzige Eigentümer sie sich von dem neuen ausbedingt, und aufgelegt (census constitutus), wenn sie nach erlangtem Besitz eines Grundstückes von dessen Inhaber auf dasselbe übernommen werden. Andre Namen sind von der Natur des belasteten Grundstückes, von dem Gegenstand der Leistung (Weldzins als Zinsgroßchen, Fennigzins oder Naturalzins als Tier- oder lebender Zins und Fruchtzins), von dem Fälligkeitstermin oder auch von dem ursprünglichen Verpflichtungsgrund hergenommen, z. B. Herdgelber, Rauchhühner, Zinsorn, Honigzins, Pfingstlamm, Brauchhühner, Hofmachtschühner, Martinsgänse, Bogtschühner u. Die G., die ehemals zu den verbreitetsten bäuerlichen Lasten (vgl. Reallasten) gehörten, sind infolge der neuen Gesetzgebung bis auf wenige überreste durch Ablösung (s. d.) beseitigt.

Grüneberg, Hermann Julius, Industrieller, geb. 11. April 1827 in Stettin, gest. 7. Juni 1894, erlernte die Pharmazie, studierte dann Chemie in Berlin und Paris, stellte während des Krieges in Stettin für den Bedarf des russischen Reiches Kalialtpeter aus Pottasche und Chlorkalzon-Salpeter dar und errichtete 1858 mit dem Kaufmann Jul. Vorjier in Kall bei Köln eine Fabrik zur Darstellung von Salpeter und 1861 in Stettin eine Chlorkaliumfabrik, die rasch zu großer Blüte gedieh. Er verarbeitete auch das stauferte Chlorkalium durch Umlegung mit schwefelsaurer Magnesia auf schwefelsaures Kali und nach einem Verfahren, das dem Leblancschen Sodaprozess analog ist, auf Pottasche. Dies veranlaßte ihn zur Einrichtung einer Schwefelsäurefabrik in Kall. Die Einführung der Kalisalze in die Landwirtschaft, in deren Interesse G. mehrere Broschüren über Kalidüngung sowie eine farbige »Düngtafel« 1864—70 veröffentlichte, führte zur Darstellung anderer künstlicher Düngemittel besonders von Superphosphaten in den Kallor Werken, zum Erwerb von Phosphoritgruben an der Lahn sowie zur Darstellung von schwefelsaurem Ammoniak aus Gaswasser. Infolge dessen wurde die Kallor Fabrik zu einem der größten Erzeugnisse der chemischen Großindustrie. In allen Zweigen dieser vielseitigen Industrie war Grünebergs schöpferische Tätigkeit zu gewahren. Er konstruierte einen kontinuierlich arbeitenden Apparat zur Destil-

lation von Gaswasser und ließ mit diesem Apparat die Gaswasser der Städte Köln, Dortmund, Leipzig, Hamburg, Stettin, St. Petersburg, Moskau und Wörsing verarbeiten. 1891 leiste er ein neues Kalium bei Zehle in Braunschweig in Betrieb.

Grüne Berge, f. Green Mountains.

Grüneber, f. Eidechse.

Grüne Fliege, f. Wanzen.

Grüneisen, Karl (von), Theolog, Dichter und Kunsthistoriker, geb. 17. Jan. 1802 in Stuttgart, gest. daselbst 1. März 1878, Sohn des als erster Herausgeber des »Morgenblattes« bekannten Oberbürgermeisters Karl Christian Heinrich G. (gest. 1831), studierte in Tübingen, dann in Berlin unter Schleiermacher Theologie, bereiste darauf Deutschland und Italien, wurde 1825 Hofkaplan in Stuttgart, 1835—68 Hofprediger und Oberkonsistorialrat daselbst. Schon 1823 veröffentlichte er einen Band »Lieder«, von denen mehrere bald ins Volk übergingen. Von seinen kunsthistorischen Schriften, die sich meist im Gebiet der christlichen Kunst bewegen, sind außer mehreren im »Morgenblatt«, der »Deutschen Vierteljahrsschrift« u. a. O. veröffentlichten Arbeiten hervorzuheben: »Über biblische Darstellung der Gottheit« (Stuttg. 1828); »Über das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen« (Leipz. 1833); »Die altgriechische Bronze des Tuzischen Kabinetts in Tübingen« (Stuttg. 1835); »Nikolaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im 18. Jahrhundert« (das. 1837); »Ums Kunstleben im Mittelalter« (mit Ed. Rauch, Ulm 1840). Sein »Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern« (7. Aufl., Stuttg. 1843) fand große Verbreitung. Mit K. Schmale und J. Schnorr von Carolsfeld war G. Begründer und Mitherausgeber des »Christlichen Kunstblattes« (Stuttg., seit 1858).

Grüneisenstein (Grüneisenerz, Krautit), Mineral, besteht aus phosphorhaltigem Eisenoxyd $\text{Fe}_2\text{P}_2\text{O}_8 + \text{Fe}_2\text{H}_2\text{O}_8$, findet sich in rhombischen Kristallen, welche in unregelmäßigen, traubigen und nierenförmigen Aggregaten von radialfaseriger Textur, dunkelgrün, schimmernd, fast undurchsichtig, Härte 3,5—4, spez. Gew. 3,3—3,5, auf Brauneisenerz im Siegesheim, zu Baldgünnes bei Gießen, Hauptmannsgrün im Vogtland u. a. O.

Grüne Mandeln, s. Felsen, f. Pistacia.

Gründer Baum, ein dürrer Baum auf der Wäldstatt des »letzten Kampfes«, der frühes Laub treibt, wenn der im Berg schlafende Nationalheld (f. Vergentrückung) hervortritt, um sein Volk zu retten, und seinen Kriegsschild an einen Ast dieses Baumes hängt. Gewöhnlich wird ein Birnbaum des Wäldfeldes in der Barbarossalage genannt; die Erscheinung des Antikristen in diesem Kampfe deutet auf ein Nachbild der nach dem Weltbrande neu ergrünenden Weltliche Haggdrasil (f. d.).

Grünenplan, Dorf im Herzogtum Braunschweig, Kreis Holzminden, 178 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Glasblüte mit Spiegelfabrik und (1900) 1273 Einw.

Grünenwald, Jakob, Maler, geb. 30. Sept. 1821 zu Büdingen in Württemberg, gest. 26. Sept. 1896 in Stuttgart, kam zur Ausbildung seiner künstlerischen Begabung zu einem Lithographen nach Wörsingen in die Lehre und ging dann, 18 Jahre alt, nach Stuttgart, wo er Aufnahme in der Kunstschule fand. Von Steinkopf, Leopold, Dietrich und Albert Wagner gefördert, erhielt er den Auftrag zu einem Altarbild: Petrus empfängt den Schlüssel (für Spaisingen), dem später, nachdem er sich an

Reher angeschlossen, Christus, Kranke heilend, und die Kreuzigung (Altarbild für Hohenfingen) folgten. 1855 ging er nach München, wo er fast nur noch Gendarmen schuf. Hervorzuhellen sind: der Hagel-schlag (im königlichen Museum in Stuttgart), der unterbrochene Hochzeitszug, das Brautpaar, Schäfers Heimkehr (beide gelassen von Darfuß) u. a. Auch führte er im bayerischen Nationalmuseum die Sendlinger Schlacht als Frostbild aus. 1877 wurde G. Professor und Lehrer an der königlichen Kunstschule zu Stuttgart.

Gruner, 1) Justus von, preuß. Staatsmann, geb. 28. Febr. 1777 in Danabrad, gest. 5. Febr. 1820 in Wiesbaden, studierte die Rechte, trat 1802 in den preußischen Staatsdienst, ward zuerst Kammererrat in Frankfurt, kam 1804 in die oberste Verwaltung nach Berlin und wurde 1806 Direktor der Kriegs- und Domänenkammer in Posen. Während des Krieges von 1806 begab sich G. nach Ostpreußen, wo Stein und Hardenberg seine Fähigkeiten kennen lernten, leitete die Kriegs- und Domänenkammer in Pommern, wurde 1809 Polizeipräsident von Berlin und 1811 als Geheimer Staatsrat Chef der gesamten höheren Staatspolizei. Ein eifriger Patriot und unerschütterlicher Feind der Franzosen, war er der Mittelpunkt der Vorbereitungen für die nationale Erhebung. Als Preußen 1812 das Bündnis mit Napoleon schloß, schied G. aus dem Staatsdienst, begab sich nach Prag zu Stein und schürte von hier aus die Volkserhebung in Norddeutschland. Um einem von Frankreich drohenden Auslieferungsantrag auszuweichen, ließ die österreichische Regierung G. verhaften und den Herbst 1813 in Peterwardein in Haft halten. Darauf übernahm er die Verwaltung von Berg, organisierte das Generalgouvernement des Mittelrheins, war 1814—1815 Generalgouverneur von Berg und beseitigte, von Würres unterstützt, in kurzer Zeit die französischen Elemente, sammelte die deutsch-patriotischen Kräfte und organisierte die Streitkräfte für den Kampf gegen Frankreich. 1815 kurze Zeit Chef der deutschen Polizei in Paris, leitete er die Rückgabe der Kunstschätze, wurde nach dem Frieden geachtet, aber wegen seiner liberalen Gesinnung nicht im innern Staatsdienst verwendet, sondern zum Gesandten in der Schweiz ernannt.

2) Rudolph, Kupferstecher, geb. 24. Febr. 1801 in Dresden, gest. daselbst 27. Febr. 1882, begann seine Studien in der Malerei 1816 bei Klinger, widmete sich dann bei Krüger der Kupferstecherkunst und ging 1825 nach Mailand, wo er bei Longhi und F. Anderloni seine Studien fortsetzte. 1828 besuchte er das südliche Frankreich und Spanien. 1832 zurückgekehrt, führte er den Stich des Porträts von Mengs aus und ging dann nach England und Schottland. Rabonnen nach Raffael und die Auslegung Moses (aus der Sammlung in Wienheim) waren die Arbeiten, die ihn dort beschäftigten. Nach Mailand zurückgekehrt, stach er das Porträt des Giulio de Medici und das Pax vobiscum nach Raffael's Bild (jezt in der südlichen Galerie zu Brescia). 1837 wendete sich G. nach Rom, wo er Stiche von einer Folge von Mosiken u. d. L.: »I mosaici della cappella Chigi« (Rom 1839) veröffentlichte. Darauf folgten die Stiche nach Fresken an der Decke des Saales des Heliodor. 1842 ging G. aufs neue nach England, um Zeichnungen nach den Raffael'schen Kartons in Hamptoncourt in der Größe des Originals auszuführen. Später gab er das Prachtwerk »Fresco decorations and stuccos in Italy« (Lond. 1844, 2. Aufl. 1854) und »The decorations

of the garden pavilion in the grounds of Buckingham Palace» (das. 1846) heraus. Es folgte der Stich nach dem Traum des Ritters von Raffael in der Nationalgalerie. Im Auftrag der britischen Regierung lieferte er 1850 das Prachtwerk »Specimens of ornamental art«, Vorlegelätter in Farbenbrud nach den besten Mustern Italiens. Dann gab er die Raffael-Karyatiden aus dem Vatikan in 15 Blättern (1852) heraus. Bald darauf wurde er zum Direktor am königlichen Kupferstichkabinett in Dresden ernannt. In dieser Stellung veröfentlichte er unter andern: »Lo Scaffale, or presses in the sacristy of Santa Maria delle Grazie at Milan. Illustrations of the painted decorations by B. Luini« (Lond. 1859—60); »Das Grüne Gewölbe zu Dresden« (mit Text von Landeberg, Dresd. 1862); »The terracotta architecture of North Italy« (Lond. 1867).

3) Hans, Afrikareisender, geb. 10. März 1865 in Jena, studierte Mathematik, Naturwissenschaften und Geographie in Jena, Freiburg i. Br. und Leipzig. 1892 wurde G. mit der Leitung der Station Kijahöhe in Togo und 1894 mit der Führung einer Expedition in das Hinterland von Togo betraut. Mit dem Arzt Döring und Leutnant v. Gernap zog er im Beltlauf mit einer englischen und französischen Expedition durch Gurma nach Say am Niger, machte einen Abstecher nach Wanda und kehrte über Borgu nach Togo zurück, wo er die Leitung der Station Sananne Wangu, dann wieder diejenige von Kijahöhe übernahm. Von den deutschen Ansprüchen, die G. auf Grund der von ihm abgeschlossenen Schutzverträge erwarb, gelangte nur ein Teil zur Geltung.

Grünerte, Mineralien von seltengrünem, ins Schwärzlichgrüne und Olivengrüne übergehender Farbe und von meist feinerbigem Bruch, wesentlich wasserhaltige Eisenoxydhydrate mit noch 3—7 Proz. Eisenpyrit, 4—10 Proz. Kalk, auch etwas Tonerde und Magnesia. Man unterscheidet: G. im engeren Sinne (Sela donit), derb, mandelförmig, als Übergang, Härte 1—2, spez. Gew. 2,5—2,9, fñhlt sich etwas fettig an, findet sich am Monte Baldo bei Verona, am Eupern, in basaltischen Wandteufeln des Islands und der Färöer ic, häufig als Zerfetzungsprodukt von Augit und Hornblende. Glausanit bildet kleine, runde, wie Schiepulver geformte, sehr häufig auch als Steinerner von Foraminiferen erscheinende Körner, die in Ton, Kergel, Sandstein eingewachsen oder zu lockern, leicht zerbrechlichen Aggregaten (Grün-sand) verbunden sind. Glausonithaltige Kalle (Grün-falle) und Kergel kennt man im sibirischen Gebirge Schwedens und Rußlands, auch find sie weit verbreitet in der Kreide (so im untern Plänermergel Sachsens und Böhmens, in der Kreide von Rouen); noch verbreiteter sind die Grünlande und Grün-sandsteine in der Kreideformation Frankreichs und Englands, in der Kreide des Rheins, bei Regensburg, in Röhren und Böhlen, in New Jersey. Grünlande kommen auch im Tertiärgelbe vor, so z. B. im alpinen Cocin, im sogen. Rummuliengelbe und im Gamsland, wo sich in ihnen der Bernstein findet. Nach Ehrenberg erscheint in den Kreidegesteinen die G. häufig als Ausfüllungsmasse von Foraminiferenschalen. In Südengland und New Jersey wird Grün-sand der Kreideformation wegen seines Gehalts an Kali (6—7 Proz.) als wirklames Düngemittel verwendet. Man benutzt die G. (Steingrün, Beranese-grün, Beranese Erde, französische Grün ic.) schon seit der Römerzeit hauptsächlich als Anstrichfarbe, auch in der Öl- und Wassermaueri und ihrer

Beständigkeit wegen in der Freskomaleri. Die veronessische G. ist hoch spangrün und ziemlich fest, die cyprische apfel- bis spangrün und weicher, die polnische lauchgrün und mit Sand gemengt, die Tiroler und böhmische mattgrün.

Grüner Donnerstag, s. Gründonnerstag.

Grüner Schiefer, s. Diabaschiefer.

Grüner Sonntag, s. s. Palmsonntag.

Grüner Star, s. Glaukom.

Grüner Strahl, s. Blümchen, blaugrünes.

Grunert, 1) Johann August, Mathematiker, geb. 7. Febr. 1797 in Halle, gest. 7. Juni 1872 in Greifswald, studierte seit 1815 in Halle und Göttingen, war 1821—28 Lehrer in Torgau, bis 1833 in Brandenburg und wurde 1833 Professor der Mathematik in Greifswald. G. schrieb außer mehreren weitverbreiteten Lehrbüchern: Supplemente zu Kützels »Hilfsbuch der reinen Mathematik« (Leipz. 1833—36, 2 Bde.), das er auch von T. an zu Ende führte; »Optische Untersuchungen« (das. 1846—51, 3 Bde.); »Theorie der Samensinfirmitäten« (Wien 1855). Auch gab er das »Archiv für Mathematik und Physik« (Greifsw. 1841 ff.) und Beiträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften (das. 1849 bis 1850) heraus. Eine Biographie Grunerts gab G. in 55. Bande jenes Archivs.

2) Julius Theodor, Forstmann, geb. 31. Jan. 1809 in Halle, gest. 30. Aug. 1889 in Trier, studierte in Halle und Eberswalde, wurde 1839 Dozent in Elmsa, noch in demselben Jahre Forstassessor in Königsberg, 1843 Oberförster in Neu-Glinde, 1846 Forstinspektor in Danzig, 1850 Forstmeister und Oberförster in Köslin, 1851 in Danzig, 1854 Oberförstermeister daselbst, 1859 Direktor der Forstakademie Eberswalde, 1866 Oberförstermeister in Trier. 1878 schied er aus dem Staatsdienst. Er schrieb: »Der Eichenkahlwald im Regierungsbezirk Trier« (Hannov. 1869), »Der preussische Förster« (das. 1869; 2. Aufl. Trier 1883), »Forstlehre« (Hannov. 1875, 2 Bde.; 4. Aufl. Trier 1884), »Jagdlehre« (Hannov. 1879—80, 2 Tle.), »Die Jagdgefährdung Preußens in ihrer geschichtlichen Entwicklung« (Trier 1886), und gab 1861—69 die »Forstlichen Blätter« (Berl.; seit 1872 mit Leo und seit 1877 mit Barggreve, Leipz.) heraus.

3) Karl, Schauspieler, geb. 16. Jan. 1810 in Leipzig, gest. 27. Sept. 1869 in Stuttgart, widmete sich kurze Zeit dem Studium der Theologie, ging 1830 in Badenbad zur Bühne über und war seit 1830 Mitglied des Theaters in Augsburg, seit 1833 des Theaters in Freiburg i. Br., bis er 1834 nach Hannover berufen wurde; von 1842—46 wirkte er in Hamburg, sodann in Stuttgart. Seine Hauptrollen waren tragische Charaktergealten. Zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Kenner seiner Kunst und voll Besse in ihrer Auffassung, hielt er in Tübingen öfters dramatische Vorlesungen und ward von der Universität daselbst wegen einer Abhandlung »Über den Wacchet-Charakter« zum Doktor der Philosophie promoviert.

Grüner Tisch, s. s. Spielisch (Para. Koutette); auch kanzeltisch, daher Anspielung auf Beamtenregiment und bureaukratische Einseitigkeit.

Grüner Turban, in der Türkei Kopfbedeckung, ein Vorrecht der Nachkommen Mohammeds (der sogen. Grün.).

Grüner Zinnober, Zinnobergrün, s. Chrom-Grüner Zweig. Die Nebenart: auf einen (ober auf feinen) grünen Zweig kommen ist auf die Symbolik der altgermanischen Feisühelberge zurückzuführen, denn einst wurden die Landübertragungen

durch Übergabe einer Handvoll Erde oder einer Erbscholle, in die ein Zweig gesteckt war, wozu, zum Zeichen, daß der Boden und alles, was darauf gewachsen, nun dem neuen Erwerber gehörte.

Grünes Band, der schwebische Besaorden (i. d.).

Grünes Gewölbe, i. Dresden, S. 198.

Grünes Pulver, ein aus Vitriolsäure, chlorsaurem Kali und gelbem Blutlaugensalz bestehendes Sprengpulver, das unter Anziehung von Wasser aus der Luft grün wird.

Grünes Vorgebirge (portug. Cabo verde), westliche Spitze Afrikas, unter 17° 34' westl. L. und 14° 53' nördl. Br., zwischen den Mündungen des Gambia und des Senegal, ist ein ödes Sand- und Felsengebirge, das 1444 von dem Portugiesen Ruvo Tristão entdeckt und benannt wurde.

Grünes Wachs, i. Gerate.

Grünwald, ein fiskalisches, früher reiches Forstrevier im St. von Berlin (i. Karte »Umgebung von Berlin«), zwischen Charlottenburg, Schmargendorf, Zehlendorf, dem Bannsee und der Havel, im N. an den Spandauer Forst grenzend, 4555 Hektar groß, wird von der Berlin-Weßlager Bahn durchschnitten und ist von Berlin aus mit der Stadt- und Ringbahn (Stationen G. und Hundeshöhe), der Bannseebahn und der westlichen Vorortbahn zu erreichen. Er ist wegen der wechselnden Wald-, See-, Berg- und Talbilder für die Berliner ein bevorzugtes Ziel sonntäglicher Ausflüge geworden und soll in einen Park umgewandelt werden; deshalb ist neuerdings das Hochwald in ein andres Revier übergeführt worden. Das königliche Jagdschloß G. am Grünwaldsee wurde 1542 erbaut und diente dieser als Kuchentempel für die königlichen Jagdgehilfen. In der Nähe liegt der Bergnützungsort Paulsdorf, südwestlich davon die »Alte« und »Neue Fischerhütte« und die Villenkolonie Schlachtensee am Schlachtensee, im nördlichen Teil Hundeshöhe (an einem See). Östlich davon ist zwischen Bahnhof G., dem Vorort Halensee und Schmargendorf die Villenkolonie G., mit mehreren künstlich geschaffenen Seen, einer evang. Kirche (seit 1904), geschmackvollen Landhäusern, Bronzeplastikdenkmälern, Gymnasium, Forstamt und (1900) 3230 Einw., seit 1889 entstanden. Am Westende des Grünwaldes erhebt sich an der Havel aus dem Karlsberge (77 m) der Kaiserturn mit schöner Aussicht. Vgl. Berdrow, Der G. (Berl. 1901).

Grünwald, Matthias, deutscher Kaiser, war am Ende des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrh. tätig. Man weiß von seinen Lebensverhältnissen nur, daß er in Wilschaffenburg geboren war und sich meist in Mainz aufhielt. Auch sein künstlerisches Schaffen ist noch in Dunkel gehüllt. Nur so viel ist sicher, daß er ein bedeutender, reichbegabter Meister war, der nach großartiger Formenauffassung, dreier malerischer Behandlung und nach Licht- und Hellundeleffekten strebte, wie sie gleichzeitig Correggio erreichte. G. wurde deshalb auch der »deutsche Correggio« genannt. Sein beglaubigtes Hauptwerk ist das zwischen 1493 und 1516 durch den Präzeptor Guido Wierli auf den Hochaltar der Antonierpräzeptorei Jenseim im Oberesloß gestiftete Altarwerk, auf dessen Tafeln (erst im Museum zu Kolmar) G. die Gestalten des heil. Antonius und des heil. Sebastian, die Einsiedler Antonius und Paulus in einer wilden, phantastischen Landschaft, die Verückung des heil. Antonius und die Madonna in einer reichen Landschaft mit singenden und musizierenden Engeln darstellte. Ein zweites bedeutendes Werk von G. ist die Unterredung der Heiligen

Erasmus und Mauritius in der Pinakothek zu München, das Mittelbild eines Altarwerkes, das sich ehemals in der Kollegiatskirche St. Moriz zu Halle befand, aber auf Albrecht von Brandenburg Weisheit zur Zeit der Reformation in die Stiftskirche zu Wilschaffenburg übergeführt wurde. Mit seinem Monogramm versehen sind zwei grau in grau gemalte Altarblätter mit den Heiligen Laurentius und Euphrasius in Frankfurt a. M. (Städtisches Museum). G., dem vielfach Bilder von Cranach zugeschrieben worden sind, war bis gegen 1530 tätig. Vgl. Volz, Die Werke des Matthias G. (Straßb. 1904).

Grünfäule, eine an stark zerfetzten Holz, besonders von Eichen und Klobchen, seltener von Nichte und Birke, das längere Zeit anhaltend durchfeuchtet am Waldboden gelegen hat, auftretende intensivspannige Fäulnis, die von einem saprophytischen Pilz, *Perizoa aeruginosa*, verursacht wird. Das grünelnde Mycel, das den Holzkörper durchzieht, erzeugt auch in den Wundungen der Holzseile den grünen, in Phenol löslichen und kristallisierbaren Farbstoff (Xylindrin).

Grünfeuer, i. Feuerwerkerei, S. 529.

Grünfink (Grünling, Grünhänfling, Schwunf, Kappfink, Grinzling, Griselink, Chloris chloris L.), Sperlingsvogel aus der Familie der Finken, 12,5 cm lang, 26 cm breit, mit gedrungener Körper, starkem, kegelförmigem, spitzen Schnabel, mittellangen Flügeln, kurzem Schwanz und kurzen, kräftigen Füßen, ist vorwiegend olivengelbgrün, im Nacken, auf dem Wägel und den Oberschwanzdecken aschgrau verwaschen, unterseits und am Flügelrand lebhaft gelb. Der G. verbreitet sich als Jahresvogel über Europa, Nordwestasien und Kleinasien, bevorzugt fruchtbare Ötungen und die Nähe bewohnter Gebäude, nährt sich besonders von blauen Samenreizen, nistet vom April bis Juli auf Bäumen oder in hohen Hecken und legt 4–6 bläulichweiße, bleichrot gefleckte und punktierte Eier. Sein Gesang ist undeutlich; er ist leicht zahmbar, hält sich gut im Käfig und pflanzt sich leicht darin fort.

Grünfütter, i. Futter, S. 237 f. [(Textb.).]

Grünfütter, i. Futterbau, S. 241, und Futter

Grünhagen, Kolmar, Geschichtsforscher, geb. 2. April 1828 in Trebnitz bei Breslau, studierte Geschichte, ward 1853 Lehrer am Friedrichs-Gymnasium in Breslau, habilitierte sich 1855 zugleich für Geschichte an der Universität und ward 1863 Vorstand des Breslauer Staatsarchivs. Gleichzeitig übernahm G. die Redaktion der »Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens«, ward 1871 Vorsteher dieses Vereins und 1878 auch Präses des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer, 1886 außerordentlicher Professor der Geschichte und trat 1901 als Archibirektor in den Ruhestand. Er schrieb: »Abhandl. Erzählung von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats« (Leipz. 1854); »Breslau unter den Pfläzen als deutsches Gemeinwesen« (Bresl. 1861); »Friedrich der Große und die Breslauer 1740 u. 1741« (Bresl. 1864); »Die Hussitenkämpfe der Schlesier« (Bresl. 1872); »Geschichte des ersten schlesischen Krieges« (Gotha 1881, 2 Bde.); »Geschichte Schlesiens« (Bresl. 1884—86, 2 Bde.); und »Schlesien unter Friedrich dem Großen« (Berl. 1889—92, 2 Bde.); »Jeroni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt 1796—1802« (Bresl. 1897). Auch gab er (im »Codex diplomaticus Silesiae«) heraus: »Nachwuchsbücher der Stadt Breslau« (Bd. 3), »Regesten zur schlesischen Geschichte des 1326« (Bd. 7, 16, 18 u. 22).

kanzie entbunden und zum Oberstallmeister ernannt, von welcher Stellung er im November 1875 zurücktrat. 1883 wurde G. in das Herrenhaus berufen.

3) Philipp, Graf von, österreich. General, Sohn des vorigen, geb. 4. Nov. 1833 in Wien, gest. 27. März 1902 auf seinem Gute Dobersberg, wurde 1860 als Hauptmann Adjutant des Erzherzogs Albrecht, 1861 Major und machte 1866 als Oberstleutnant den Feldzug in Südbot mit. 1882 wurde er Feldmarschallleutnant, 1888 Kommandant des 9. Korps in Josephstadt, 1889 als Kommandant des 8. Korps und kommandierender General nach Prag berufen und zum Feldzeugmeister befördert.

Gründl, f. Erdöl, S. 26.

Grunow, Friedrich Wilhelm, Buchhändler, geb. 12. April 1816 zu Wülten (im Anhaltischen), gest. 29. Aug. 1877 in Leipzig, übernahm nach dem Tode seines Vaters Friedr. Ludwig Herbig (geb. 1779 in Celle, gest. 28. April 1839) die von diesem 1819 in Leipzig gegründete Kommissions- und Verlagsbuchhandlung. 1860 trennte G. den Verlag unter eigenem Namen ab und führte nur das Kommissionsgeschäft unter der früheren Firma (»Fr. Ludw. Herbig«) fort. Sein Hauptverlagsunternehmen waren die 1842 übernommene »Grenzboten« (f. d.), deren geistliche Vertretung in Leipzig G. (nach der Begründung des Blattes übernommen hatte. Sein Sohn und Geschäftsnachfolger Johannes G., geb. 11. Okt. 1845, führt seit 1879 die Schriftleitung der »Grenzboten« selbst. Teilshaber des Kommissionsgeschäfts (unter der alten Firma »Fr. L. Herbig« fortgeführt) ist seit 1900 Karl Weißer. Andere größere Unternehmungen des Grünow'schen Verlags aus früherer Zeit sind: Werke von Ad. Böttger, Alfred Weisner, Julian Schmidt; später: von Moriz Busch (»Graf Bismarck und seine Leute« nebst den »Tagebuchblätter«), Max Jähns (»Geschichte des Kriegswesens«), Aug. Niemann, Ad. Stern, Robert Baldmüller; neuerdings: Fritj Anders, F. Göhre, A. Jentsch, Charlotte Kiese, A. Nosenberg (»Geschichte der modernen Kunst«), G. Büttmann u. a.

Grünaps | f. Futterbau, S. 241, und Futter
Grünroggen | (Fertelbeilage).

Grünrübe, f. Raps, S. 648.

Grünrüben, f. Futterbau, S. 241.

Grünrübler, f. Rüffelsäfer.

Grünrand und **Grünrandstein**, eine zuerst 1815 von Farrey gebrauchte Bezeichnung, f. Grünerde und Kreideformation.

Grünschiefer, f. Grünstein.

Grünsee, See in der hohen Tatra, f. Tatra.

Grünfeld, Stadt im bad. Kreis Mosbach, an der Staatsbahnlinie Heidelberg—Würgburg, hat eine kath. Kirche, altes Rathaus, Weinbau, Kalksteinbrüche und (1900) 1387 Einw.

Grünspan (Spangrün, Aerugo), basisch essigsaures Kupfer, entsteht bei Einwirkung von Essigsäure und Luft auf Kupfer. Blauer G. $\text{Cu}(\text{C}_2\text{H}_3\text{O}_2)_2 \cdot \text{CuH}_2\text{O}_2 + 6\text{H}_2\text{O}$ wird in den Weinbaugenden Südranklands dargestellt, indem man Reintreiber, die sich in Essigsäure befinden, mit Kupferblechen schichtet, die vorher mit einer Auflösung von G. bestrichen worden waren. Nach einiger Zeit bedecken sich die Bleche mit einer Schicht von G., die man durch Anstellen der abgepöhlten Platten im Keller, dessen Luft mit Essigsäuredämpfen beladen ist, und wiederholtes Besuchen mit Wein oder Essig zu verstärken sucht. Schließlich wird der G. abgekratz, mit Wasser geknetet und in lederne Beutel gefüllt, in denen er trocknet und er-

härtert (Kugelgrünspan). Grüner (englischer, deutscher) G. $\text{Cu}(\text{C}_2\text{H}_3\text{O}_2)_2 \cdot 2\text{CuH}_2\text{O}_2$ wird ähnlich wie der vorige erhalten, nur daß man statt der Reintreiber mit Essig getränkte Flanellappen anwendet. Beide Präparate müssen sich, wenn sie rein sind, in Säure und Ammoniak ohne Ausbrausen vollständig lösen. Der G. bildet dicke, schwer zerbrechliche Stübe von erdig-blättrigem Bruch, mehr oder weniger mit kleinen Kristallblättern durchsetzt. An Wasser gibt er lösliches basisch essigsaures Kupfer ab, während sehr viel unlösliches Salz zurückbleibt. Die Lösung in Essigsäure enthält neutrales essigsaures Kupfer, das gut kristallisiert (destillierter G.) und auch aus Kupfervitriol mit Bleigru oder essigsaurem Kalk oder essigsaurem Baryt dargestellt wird. Man benutzt G. in der Färberei und Zeugdruckerei, als Öl- und Wasserfarbe, zur Darstellung von Schweinfurtergrün und andern Kupferfarben, zur Bereitung von Wässhäut für die Feuervergoldung und von grünem Lack, als Beizmittel der Klauenleude, gegen weißes Fleck, Hühneraugen u. dgl., wie alle Kupferfarbe, giftig, und das Einatmen von Grünspanstaub erzeugt einen sehr lästigen Husten, der aber leicht durch Verschlucken eines Essigsäure voll Zuckerstrup oder Lasse beseitigt wird. — Der bei Verwendung von Kupfer- oder Messingeräten sowie andern kupferhaltigen Legierungen auf diesen sich häufig bildende grüne Beschlag ist durchaus nicht immer G. (wie man ihn gewöhnlich bezeichnet), sondern meist basisches kohlenstoffsaures Kupfer oder basisches Kupferchlorid u.

Grünpanzer, f. Gerate.

Grünpecht, f. Specht.

Grünradl, Stadt im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Frankenthal, Knotenpunkt der pfälzischen Eisenbahnlinien Neustadt a. S.-Ronsheim, G.-Eisenberg u. a., 172 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, ehemaliges gräflich leiningisches Residenzschloß (heut Schulhaus), Progymnasium, Baisenhäuser, Amtsgericht, Fabrikation von Steingut, Glasfabriken, Lad., Möbelen und Konserve-, Buchbinderei mit Vergolberei, Obst- und Weinbau und (1900) 3981 meist evang. Einwohner. — G. gehörte bis zur französischen Revolution zur Grafschaft Leiningen-Weßerburg. Bgl. E. Müller, G. und Umgebung (Wunst 1904).

Grünstein, ältere Bezeichnung grüner, dichter (aphanitischer) Gesteine, deren Bestandteile nicht genauer bestimmt werden konnten. Jetzt werden die ehemaligen Grünsteine bei dem Diabas und den Melaphyren, zum Teil auch bei Diorit und Gabbro eingezeichnet. Namen wie Grünsteinsporphyr, Grünschiefer, Grünsteintuff, Grünsteindreccie u. sind ebenfalls veraltet.

Grünsteintracht, s. wie Propylit, f. Andesit.

Grüntzen, Berg im bayr. Regbez. Schwaben, östlich von Zimmernstadt, 1741 m hoch, mit zwei Gipfeln (Schwartz und Reibelhorn), Bergwirtschause und ausgedehnter Aussicht, besonders auf die Alpen.

Grünwald, Bf. von, ungar. Publizist und Politiker, geb. 2. Dez. 1839 in Szent-Antal (Donter Komitat), lebte viel in Frankreich. 1871 zum Abgeordneten des Sohler Komitats erwählt, gelangte er 1878 in den Reichstag, wo er sich der gemäßigten Opposition unter Apponyi angeschlossen. Seine Haupttätigkeit im Parlament entfaltete er im Interesse der Vertretung der Verwaltung, um dadurch eine bessere Organisation des Komitatsdienstes zu erwirken. Nicht geringe Rühre verwendete er auf die Wagnarisierung und Befähigung der pansionistischen Rich-

tung. 1889 erschien sein vierbändiges Werk: »Handbuch der ungarischen Administration« (ungar.). Die historische Begründung seiner politischen Ansichten legte er in dem (in ungarischer Sprache) vorzüglich geschriebenen Werke: »Das alte Ungarn 1711–1825« (1888) nieder. Denselben Gedankenengang finden wir in seinem zweiten Buche (in ungarischer Sprache): »Das moderne Ungarn. Graf Stephan Széchenyi« (1889). Aus Ueberdruß am politischen Leben unter dem Kabinett Tisza und infolge von Gekbberlegenheiten machte er 4. Mai 1891 in Courbevoi bei Paris seinem Leben ein Ende.

Grünwattle, f. Wismosarinden.

Grünwelle, Albert, Kunst- und Sprachforscher, geb. 31. Juli 1856 in München, studierte auf der dortigen Universität klassische Philologie und Archäologie unter Palm, Christ, Brunn und Burian, widmete sich zugleich aber auch dem Studium des Sanskrits und Veda unter E. Kuhn, weil er sich schon frühzeitig die Beschäftigung mit der indischen Kunst und ihren Ausläufern zur Hauptaufgabe gemacht hatte. Nachdem er 1881 zum Doktor promoviert worden, trat er noch in demselben Jahr in das königliche Museum zu Berlin ein. 1886 wurde er an die Spitze der indischen Abteilung des Museums für Völkerkunde gestellt, die er durch Beschaffung von Gipsabgüssen indischer Kunstwerke, besonders aus Kamboja, durch die Erwerbung der Leinwandensammlung grälöbuddhistischer Kunst in Wien u. a. m. zu wissenschaftlicher Bedeutung brachte. Um den Zusammenhang der grälöbuddhistischen Kunst mit Zentral- und Ostasien zu erforschen, bereiste er von August 1902 bis Juni 1903 China, Tibet, Turkistan. G. ist korrespondierendes Mitglied der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften und der orientalischen Abteilung der archäologischen Gesellschaft in Petersburg. Er veröffentlichte außer zahlreichen Vorträgen in Zeitschriften: »Das 6. Kapitel der Kälpa-Siddhi nach drei singalesischen Palmblatthandschriften herausgegeben« (Berl. 1883); »Buddhistische Kunst in Indien« (dies. 1898, 2. Aufl. 1900; engl. Lond. 1901); »Buddhistische Studien« (in den Veröffentlichungen des königlichen Museums für Völkerkunde, Bd. 6, das. 1897); »Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei« (Leipz. 1900). Im Auftrag der indischen Regierung veranstaltete er eine völlig neue Bearbeitung des »Dictionary of the Lepcha-language compiled by the late General G. B. Mainwaring« (Berl. 1898).

Grünweizen, f. Futterbau, S. 241; vgl. Futter und Fütterung.

Grünzling, s. Ortolan, f. Auntern.

Grünzose, f. Zist.

Gruppe, zur besseren Ansammlung des Harns in Hiebställen, besonders Kuhställen, angelegt, 40–50 cm tiefe und breite, mit Torfstreu gefüllte und mit Latenrost überdeckte Rinne hinter dem Stände der Tiere, deren Inhalt nach vollständiger Durchfütterung erneuert und kurz vor dem Ausbringen des Stallmistes auf die Düngerstätte gebracht und mit diesem unmittelbar bedeckt wird.

Grupp (ital. gruppo oder groppo), Klumpen, Puckel, Insel, insofern ein aus mehreren Goldrollen gebildetes, zur Vererbung bestimmtes Geld.

Gruppe, in der bildenden Kunst eine Zusammenfassung mehrerer Gegenstände in der Art, daß sie das Auge auf einmal umfaßt, oder (nach Mengs) eine symmetrische Vereinigung mehrerer Figuren, die unter sich (zu einem Ganzen, d. h. zu einer Hauptvorstellung) verbunden sein müssen. Bei der Komposition

einer G. ist darauf zu achten, daß die Hauptfigur als solche charakterisiert und nicht durch den Ausdruck oder die künstlerische Behandlung einer Nebenfigur in ihrer Wirkung beeinträchtigt wird. Hinsichtlich der Gruppierung, d. h. der Anordnung der einzelnen Teile zum Ganzen oder der Verbindung des Mannigfaltigen zur entsprechenden Einheit, unterschied die frühere Kunstlehre drei Mutterformen: die der Weintraube, der Pyramide und des Kegels, je nachdem sie in der äußersten Umgrenzung dem einen oder andern dieser Gegenstände ähnlich sieht. Doch sieht die moderne Kunst von solchen äußerlichen Vorschriften ab und bildet die Gruppen nach Grundsätzen innerer Entwicklung und mit Rücksicht auf die beabsichtigte Wirkung. Im engeren Sinne heißt G. jedes plastische Werk, das aus zwei oder mehreren Figuren besteht. Klassische Beispiele für die Pyramidenform der G. bieten die Gruppen des Laokoon und des harnesischen Sieres (f. Tafel »Bildhauerkunst III«, Fig. 11 u. 14). Auch die Vereinigung mehrerer Figuren in einem Tempelgiebel nennt man G. Die sehr die moderne Plastik von den akademischen Regeln des Gruppenarrangements abweicht, zeigen die Gruppen von Pegasus und Karneus (Tafel XVII, Fig. 11 u. 15) und die von Prometheus, Prometheus, Prometheus (Tafel XVIII, Fig. 1, 3, 10 u. 11), L. Gauer (Tafel XIX, Fig. 5) und Laque (Tafel XX, Fig. 8). Noch weiter sind andere moderne, besonders französische und belgische Bildhauer gegangen, die ihre Virtuosität darin suchen, die flüchtigsten Momente, die schnellsten und kühnsten Bewegungen von Käufern, Ringern u. dgl. m. in statuarischen Gruppen festzuhalten. — In der Geologie bezeichnet man mit G. nach der von dem internationalen Geologenkongress adoptierten Nomenklatur eine Mehrheit von Formationen; so unterscheidet man die vier Formationsgruppen: archaische, paläozoische, mesozoische und neozoische. Früher wurde G. auch zur Bezeichnung von Unterabteilungen von Formationen verwendet, für die man jetzt »Abteilung«, »Stockwerk« (»Serie«) oder »Stufe« gebraucht. Vgl. Geologische Formation. — Im parlamentarischen Leben ist G. Bezeichnung für eine kleinere Zahl von Parteigenossen im Gegensatz zu der größeren »Fraktion« mit einer vollständigen Parteiorganisation. Gewöhnlich lehnt sich eine solche parlamentarische G. an eine größere Partei an, wie früher im deutschen Reichstag die G. »Lüne«, die G. »Schauf-Völk«, gegenwärtig die G. der deutschen Volkspartei. — Militärisch ist G. Teil einer Schützenlinie, aus 8–12 Schützen bestehend, der Sektion einer geschlossenen Abteilung entsprechend. Gruppenführer, Führer einer G., Unteroffizier oder Gefreiter. Gruppenführer, Übung einer G. im geschlossenen Schießen, bei der Artillerie die Abgabe einer Anzahl Schüsse mit gleicher Erhöhung. — Festungsgruppe, f. d., Batteriegruppe, f. Festungsart, S. 483.

Gruppe (ital. groppa), s. wie Kruppe (f. d.). **Gruppe**, Dorf im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Schneeg, an der Staatsbahnlinie Neustettin-Wolgasthafen, hat eine evang. Kirche und 1019 Einw. Dabei liegt der Truppenübungsplatz für das 17. Armee Korps.

Gruppe, Otto Friedrich, Dichter und Schriftsteller, geb. 15. April 1804 in Danzig, gest. 7. Jan. 1876 in Berlin, widmete sich in Berlin philosophischen, naturwissenschaftlichen und altheitschen Studien, lieferte Kunstberichte als ständiger Mitarbeiter an der »Allgemeinen Preussischen Staatszeitung« und ward 1835 deren Feuilletonredakteur. Nachdem er

1842 und 1843 im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten gearbeitet hatte, wurde er 1844 zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät zu Berlin ernannt; 1863 erhielt er die Stellung eines ständigen Sekretärs der königlichen Akademie der bildenden Künste. Unter seinen zahlreichen Schriften verdienen Auszeichnung: »Antäus. Briefwechsel über die spekulative Philosophie« (Berl. 1831), gegen die Hegelsche Philosophie gerichtet und im »Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert« (daf. 1834) weiter ausgeführt; »Ariadne, die tragische Kunst der Griechen« (daf. 1834); »Die römische Elegie« (Leipz. 1838, 2 Bde.); »Über die Theogonie des Hesiod« (Berl. 1841); »Über die Fragmente des Archytas und der ältern Pythagoreer« (daf. 1840); »Die kosmischen Systeme der Griechen« (daf. 1851); »Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland« (daf. 1853); »Kinos« (Leipz. 1859) u. »Kafos« (Berl. 1872), in welsch letztern beiden die Interpolationen in den römischen Dichtern (namentlich Horaz, Vergil, Ovid) behandelt werden. Als Dichter debütierte G. mit einem aristophanischen Lustspiel: »Die Binde«, von Absolutulus von Gegeingen (1827, 2. Aufl. 1832), trat dann mit epischen Dichtungen hervor, von denen »Alboino« (Berl. 1830), »König Bertas« (daf. 1848), »Theudelinde« (daf. 1849), »Kaiser Karl« (daf. 1852), »Firdusi« (Stuttg. 1856), »Ruth, Tobias, Sulamith« (Berl. 1857) hervorzuhellen sind. Außer einer Sammlung seiner Gedichte« (Berl. 1835) ließ G. zahlreiche Dichtungen zerstreut, teils in »Garnisios« »Kufenalmanach«, teils in einem von ihm selbst begründeten und redigierten »Kufenalmanach« (1851—55), erscheinen. Es folgten: »Baterländische Gedichte« (Neuruppin 1866), dazu als neue Folge: »Der Krieg von 1866« (daf. 1868, neue Ausg. 1883). Als Dramatiker versuchte er sich mit einem Drama: »Otto von Bittelbach« (Berl. 1860), und einer Fortsetzung des Schiller'schen »Demetrius« (daf. 1861). Gruppens Dichtungen gehören zur alademischen Epigoneliteratur. Als Literarchloriker trat er hervor mit den Anthologien: »Der deutsche Dichterwald« (Berl. 1849, 3 Bde.) und »Sagen und Geschichten des deutschen Volkes aus dem Munde seiner Dichter« (daf. 1854), den Schriften: »Deutsche Überseherkunst« (Hannov. 1858), »Reinhold Venz, Leben und Werke« (Berl. 1861) und dem literarchlorisch-kritischen, auf selbständigem Urteil beruhenden Werk »Leben und Werke deutscher Dichter« (Münch. u. Leipz. 1864—72, 5 Bde.). Vgl. Hirschberg, Otto Friedr. G., in der »Zeitschrift für Bücherfreunde« (1904).

Grüppe (Grüppe, Rieselrinne), f. Bewässerung, S. 795 (3).

Gruppenafford, f. Arbeitslohn, S. 690.

Gruppentheorie, der Zweig der neuern Mathematik, der sich mit den Eigenschaften der Gruppen und mit der Bestimmung aller möglichen Gruppen beschäftigt. Die einfachsten Gruppen sind die Substitutionengruppen (f. Substitutionentheorie), zu deren Einführung die Betrachtung der Vertauschungen einer endlichen Anzahl von Größen den Anlaß gegeben hat. Ihnen gegenüber stehen die Transformationsgruppen. Denkt man sich nämlich eine kontinuierliche Schar von unendlich vielen Elementen, wie z. B. die Schar aller Punkte einer Geraden, so kann man auch Vertauschungen dieser Elemente vornehmen, d. h. man kann sich denken, daß jeder Punkt der Geraden eine neue Lage auf dieser Geraden erhält, jedoch so, daß zwei verschiedene Punkte auch je-

mal zwei verschiedene neue Lagen erhalten. Denkt man sich die einzelnen Punkte der Geraden durch Zahlen bestimmt (vgl. Koordinaten), und nennt man x die Zahl, die zu einem beliebigen Punkt in seiner ursprünglichen Lage gehört, x' die Zahl, die zu seiner neuen Lage gehört, so ist x' eine Funktion von x , also $x' = f(x)$, und von dieser Gleichung, in der die Vertauschung der Punkte der Geraden ihren analytischen Ausdruck findet, sagt man, daß sie eine Transformation darstellt. Hat man zwei solche Transformationen: $x' = f(x)$ und $x'' = g(x)$, so kann man zuerst vermöge der ersten den Punkt x in die neue Lage: $x' = f(x)$ und dann vermöge der zweiten den Punkt x' in die neue Lage: $x'' = g(f(x))$ überführen. Man sagt dann, man habe die beiden Transformationen nacheinander ausgeführt, und das Ergebnis ist eine dritte Transformation: $x'' = g(f(x))$, die aber der Punkt x unmittelbar in die neue Lage x'' übergeht. Kehrt man die Ordnung, in der die beiden Transformationen nacheinander ausgeführt werden, um, so erhält man eine vierte Transformation: $x'' = f(g(x))$, die im allgemeinen von der Transformation: $x'' = g(f(x))$ verschieden ist. Hat man eine Reihe von Transformationen $S_1, S_2, \dots$, so kann es vorkommen, daß je zwei Transformationen S_i und S_j der Reihe, in jeder beliebigen Ordnung nacheinander ausgeführt, stets wieder eine der Reihe angehörige Transformation ergeben, dann sagt man, daß diese Reihe von Transformationen eine Transformationsgruppe bildet. Von besonderem Interesse sind die kontinuierlichen Transformationsgruppen. Eine solche bildet z. B. der Inbegriff aller Transformationen von der Form: $x' = x + a$, wo für a nach und nach alle möglichen Zahlen zu setzen sind: denn führt man zuerst eine beliebige Transformation: $x' = x + a$ aus und dann eine beliebige Transformation: $x'' = x' + b$ von derselben Form, so ist das Ergebnis die Transformation: $x'' = x + (a + b)$, die wieder derselben Form befolgt. Eine diskontinuierliche Gruppe erhält man dagegen, wenn man alle Transformationen von der Form: $x' = x + a$ betrachtet, in denen a eine beliebige positive oder negative ganze Zahl bedeutet. Der allgemeine Begriff der Transformationsgruppe ist zuerst von Sophus Lie aufgestellt worden, und dieser hat auch eine umfassende Theorie der kontinuierlichen Transformationsgruppen entwickelt. Vgl. Lie, Theorie der Transformationsgruppen (Leipz. 1888—93, 3 Bde.) und Vorlesungen über kontinuierliche Gruppen (daf. 1893). In der Theorie der diskontinuierlichen Transformationsgruppen sind besonders zu nennen: E. Jordan, H. Klein, H. Poincaré. Sehr interessante Bemerkungen über die Bedeutung des Gruppensbegriffs in der Mathematik enthält H. Kleins Programm: »Vergleichende Betrachtungen über neuere geometrische Forschungen« (Erlang. 1872; wieder abgedruckt in den »Mathematischen Annalen«, Bd. 43, Leipz. 1893).

Gruppetto (Gruppo, Groppo, ital.), Name einer musikal. Vergierung, nämlich des Doppelschlags (f. b.) von oben oder von unten.

Grus, der Kranich (f. b.); Gruidae (Kraniche), eine Familie der Watvögel (f. b.).

Grus (Grus), lose auseinander gehäufte, höchstens erbsen- bis haselnußgroße Kestleinbruststücke, die in der Regel scharfgedig, an Ort und Stelle durch Zerfallen des Kestleins entstanden sind, seltener abgerundet, durch Wasser fortbewegt erscheinen. — Im Bauwesen Strindroden, sogen. Bruch, d. h. kleine Stücke von Bausteinen, namentlich Ziegelsteinen, die

sich zum regelrechten Vermauern nicht mehr eignen und zum »Auswidern«, besonders aber zur Anfertigung von Beton und Gussmauerwerk (s. d.) Anwendung finden. Künstlich hergestellten G. heißt Steinischlag.

Grusch, f. Grisch.

Gruscha, Anton, Fürst-Erzbischof von Wien, geb. 3. Nov. 1820 in Wien, erhielt 1843 die Priesterweihe, war Johann Kooperator an verschiedenen Pfarren, Religionslehrer am Wiener Theresianum, dann Domprediger und längere Zeit Beichtvater der Erzherzogin Sophie, Mutter des gegenwärtigen Kaisers. 1863 wurde er Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Universität, 1878 apostolischer Feldvikar und Bischof von Gurba und nach dem Ableben Wangelbauers 30. Jan. 1890 Erzbischof von Wien, 1892 Kardinal. G. förderte als Zentralpräsident der katholischen Gelehrtenvereine Österreichs den Einfluss des Klerus auf die Handwerkerfrage.

Gruschwitzka, Koselantskaja im Donischen Gebiet, Kreis Tschersk, an der Eisenbahn Kozlow-Koslow, mit 3073 Einw., ist berühmt durch seine Anthrazitlager.

Grusen, **Grusiner**, f. Georginen und Georgier.

Grusinsch, f. Georgische Sprache.

Grusinsche Meerstraße, die von Wladikawkas über den Kaukasus nach Tiflis führende, 213 km lange Koffstraße, wurde 1893 eröffnet und als Militärstraße angelegt. Sie führt durch den Darjalpaß am Kasbek in 2431 m Meereshöhe aus dem Terekl- ins Kragmat- und am rechten Kurum-Iler bis Tiflis.

Gruson, Hermann, Industrieller, geb. 13. März 1821 in Magdeburg, gest. selbst 31. Jan. 1895, subtierte 1839—42 in Berlin Naturwissenschaft und Philosophie und arbeitete gleichzeitig in der Maschinenfabrik von Warig. 1845 wurde er Maschinenmeister an der Berlin-Hamburger Bahn, 1851 Oberingenieur in der Köhlertischen Maschinenfabrik in Berlin, und 1854 kam er als technischer Dirigent der Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrtsgesellschaft nach Budau. Hier errichtete er 1855 eine Schiffswerft und eine Eisengießerei und lieferte namentlich Hartgussgegenstände, die bald Eingang in der Maschinenbau fanden. Als sich auch Panzergranaten aus diesem Material ben damals verwendeten weichen Stahlgusschüssen als weit überlegen erwiesen, nahm die Fabrik in bedeutenden Aufschwung, daß sich 1868 eine erhebliche Vergrößerung und Verlegung notwendig machte. Es war G. gelungen, dem Hartguss Verwendung für fortifikatorische Zwecke zu verschaffen, und er lieferte nun Panzerkugelpanzertürme und Panzerbatterien für die meisten Staaten Europas und konstruierte für diese Türme und Batterien zur Handhabung der schweren Geschütze eine Minimalkalibersysteme. Einen neuen Aufschwung erhielt die Fabrik durch die Aufnahme der Fabrikation der Schumannschen Panzerlafetten. Auch konstruierte er eine Schnellfeuerkanone. Für die Industrie lieferte er Krane, Zerkleinerungsmaschinen, hydraulische Pressen, Aufbereitungsmaschinen u. 1886 wurde das Werk unter dem Namen Grusonwerk in eine Aktiengesellschaft verwandelt, die G. als erstes Mitglied des Vorstandes bis 1. Juli 1891 leitete. Kurz darauf wurde er in den Aufsichtsrat gewählt, zog sich im übrigen aber ins Privatleben zurück und widmete sich fast an wissenschaftlichen Arbeiten, besonders auf dem Gebiete der Astraphysik, und der Pflege seiner Gewächshäuser, die zu den reichhaltigsten und schönsten Europas gehören und von seinen Erben der Stadt Magdeburg geschenkt wurden. Die Aktiengesellschaft Grusonwerk schloß 1892 einen

Betriebsüberlassungsvertrag mit der Firma Friedr. Krupp in Essen, in deren Besitz das Werk 1893 vollständig überging. G. schrieb: »Im Reiche des Lichts. Sonnen, Heliostatische, Kometen, Dämmerungslichtpyramiden nach den ältesten ägyptischen Quellen« (2. Aufl., Braunschw. 1895). Bgl. »Geschichte und erläuterte Notizen über das Grusonwerk« (2. Aufl., Magdeb. 1890).

Grusonmetall, f. Hartguss.

Grusonwerk, f. Gruson.

Gruf, f. Begräbnungen und Ehrenbezeugungen.

Gruf, Gesteinsdrucksäule, f. Grus.

Grüßau, ehemalige gefürstete Gießereifabrik im preuß. Regbez. Pommern, Kreis Landeshut, in einem Gebirgsdal, am Bach Heber, zur Gemeinde Gräusau (s. u.) »Vermisbar« gehörig. Vorhanden sind noch das Randvergnüßgebäude (aus dem 18. Jahrh., jetzt Schulhaus) und 2 prächtige Kirchen mit alten Freskomalereien. — Das Kloster G. (ursprünglich Grifow) wurde 1242 gegründet, 1633 verbrannt und 1810 säkularisiert. Es besaß zwei Städte (Lieberau am Vober und Schömburg) und 42 Dörfer.

Grufbach, Marktsied in Währen, Bezirksh. Znaim, Knotenpunkt an der Linie Wien-Brünn der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, hat ein Schloß mit Park, Leinwanderei, Zuderfabrik und (1900) 2362 deutsche Einwohner.

Grufbrief, f. Brief, f. 411.

Grünen, f. Begräbnungen und Ehrenbezeugungen.

Gruter, Janus (eigentlich Grutiere), Philolog, geb. 3. Dez. 1560 in Antwerpen, gest. 20. Sept. 1627 in Verbeiden bei Heidelberg, studierte in Cambridge und Leiden, lebte seit 1586 hauptsächlich in Rostock, ward 1589 Professor der Geschichte in Bittenberg, ging 1592, weil er die Konfessionsformel nicht unterschreiben wollte, in derselben Stellung nach Heidelberg, wurde 1602 zugleich Bibliothekar der Palatina und verlor 1622 bei deren Befragung auch seine Privatbibliothek. Sein unter Mitwirkung Jos. Scaligers (s. d.) und Marcus Wesslers entstandenes Hauptwerk sind die »Inscriptiones antiquae totius orbis romani« (Heidelb. 1602—03, 2 Bde.; wieder hrsg. von Gräuvius, Amst. 1707, 4 Bde.). Sanft nennen wir das »Florilegium ethico-politicum« (Frankf. 1610), eine Sammlung von Denk- und Sprichwörtern in den verschiedensten Sprachen. Seine zahlreichen Ausgaben saß nur lateinischer Schriftsteller beweisen weniger kritischen Talent als Gelehrsamkeit. Bgl. J. v. Hult. Jean Gruyère (Lüttich 1847), und Rösch in den »Verhandlungen der Heidelberger Philologenversammlung« (Leipz. 1865).

Grütli (auch Rütli), eine von Felsenwänden und Gerdäch umgebene Hütte am linken Ufer des Urner Sees. Hierher versetzt die Sage den Ursprung der drei ersten »Eidgenossen«, Werner Stauffacher von Schwyz, Walter Fürst von Uri und Arnalt Melchthal aus Unterwalden, die hier Wittmoß von Martini 1307 bei Nacht mit ihren Schwimmgewissen zusammenkamen und schwuren, am kommenden Neujahrstag die Bünde zu zerlegen. Im Grunde der Überlieferung bildet also das G. die Wiege der schweizerischen Freiheit. Durch eine Subskription der Schweizer Schulljugend ist es Nationalpark geworden. Von dem Kurat Seelischberg aus ist das G. zugänglich. In der Nähe ragt der Rütlienstein aus dem See, eine Felsenkante mit einem Denkmal Schillers, »dem Sänger Teils« 1860 errichtet.

Grütliverein, der älteste Arbeiterverein der Schweiz, setzte sich, 1838 von Schaffhausen in Genf

gegründet und rasch in zahlreichen Sectionen über die ganze Schweiz verbreitet, ursprünglich die Pflege der nationalen Gesinnung und Volksbildung zum Ziele, wandte sich in den 1860er Jahren aber sozialdemokratischen Grundrissen zu und besann sich seit 1893 offen zur internationalen Sozialdemokratie, was einen Rückgang in seiner Mitgliederzahl verursacht hat. Für die deutsche Schweiz ist sein Organ der »Grütlings«, für die französische »Le Grutli«.

Grüßbeutel (Atheroma), rundliche Geküschenschwulst, die in einem häutigen Sack grüßähnlichen Inhalt von abgestorbenen Epithelzellen, Kerkörnchen und Cholesterinplättchen enthält. Der G. kommt am häufigsten unter der Haut des behaarten Kopfes, aber auch an andern Stellen des Körpers vor, geht aus einer Entartung der Talgdrüsen der Haut in Folge Verchlusses des Ausführungsganges der Drüse und Ansammlung des von der Drüse weiter abgeführten Hauttalg hervor und erreicht zumweilen die Größe eines kleinen Apfels. Die Geschwulst ist an sich gefahrlos, kann aber nur durch Ausschälen mit dem Messer sicher entfernt werden. Wenn nur der Inhalt entleert wird, so erneuert sich dieser in kurzer Zeit.

Grünze, mehr oder weniger grob gefackelte Körner von Gerste, Hafer, Buchweizen, Weizen und Hirse. Zur Bereitung der G. wird das Korn auf gewöhnlichen Getreidemahlmühlsteinen, unter Umständen aber auch auf Stampfwerten emahlen, dann zwischen stumpfen Mühlsteinen gefackelt und gesiebt. G. ist Nationalgetreide im skandinavischen Norden, wird aber auch bei uns namentlich zur Bereitung von Suppen und dreierartigen Speisen benutzt. Blaue G. ist mit Fleischdrüse gekochte G. Braune G. (russische G.) ist geröstet und in Wasser gekaut; sie wird in Russland zur Koshuppe gegeben. Rote G. in Norddeutschland und Dänemark, eine aus Buchweizengrünze, Sago, Weizenmehl u. und rotem Beerenobstsaft bereite kalte Speise.

Grünmader, Friedrich, Violoncellist, geb. 1. März 1832 in Dessau als Sohn eines Müllers, gest. 23. Febr. 1903 in Dresden, machte seine Studien unter Karl Drechsler und Friedrich Schneider in Dessau, ging 1848 als Mitglied eines untergeordneten Orchesters nach Leipzig, wurde aber bereits 1849 Nachfolger Cohnmanns als erster Cellist des Gewandhausorchesters und Lehrer am Konservatorium. 1860 veranlaßte er diese Stellung mit der eines ersten Cellisten der Hofkapelle zu Dresden, wo er nach einigen Jahren zum Kantamervirtuosen ernannt wurde. G. ist nicht nur als hervorragender Violoncellvirtuose, sondern auch als ausgezeichnete Lehrer allgemein anerkannt und hat auch die Gekelliteratur um zahlreiche bekannte und instruktive Werke bereichert (Konzerte, Etüden, Solosätze, auch Kammermusikwerke). — Zu den Schülern Grünmaders zählten auch sein Bruder Leopold G., geb. 4. Sept. 1835 in Dessau, gest. 26. Febr. 1900 in Weimar, zuerst Mitglied des Leipziger Gewandhausorchesters, später erster Cellist der Hofkapelle in Weimaringen, seit 1876 der Hofkapelle in Weimar, und dessen Sohn Friedrich, der zurzeit Lehrer seines Instruments am Konservatorium in Köln ist.

Grünner, E. u. d., Raler, geb. 26. Mai 1846 zu Großarlomw in Schlesien, besuchte das Gymnasium in Reife und suchte sich hier ohne Anleitung zum Künstler auszubilden, bis der Architekt Hirschberg sein Talent erkannte und ihn 1864 nach München brachte. Nachdem G. einige Zeit in der Akademie Unterricht erhalten, trat er 1865 in die Schule Polotsky. Er malte zunächst sieben Ölbilder, die

Dede eines Gemachs in Hirschbergs Haus, die Künste darstellend, und trat 1869 mit mehreren Gemälden vor das Publikum, in denen sich seine große Begabung für das humoristischste Fach zuerst offenbarte. Anfangs entlehnte er Shakespeare seine Stoffe: Falstaff in der Kneipe der Frau Hurlig, die Musterung der Rekruten aus »Heinrich IV.«, Illustrationen zu »Was ihr wollt«, der Überfall im Hohlweg, die Geschichte von den Steinschleimern, Falstaff im Wäldchen u. Ein Falstaffzyklus in sieben Kartons befindet sich im Museum zu Breslau. Dazwischen malte er: Kephiso und die Tänzerin hinter den Kulissen, in der Theatergarderobe. Sein hauptsächlichstes Stoffgebiet ist jedoch das Leben der Münche, dem er eine große Anzahl humoristischer Motive entnommen hat, die seinen Namen populär gemacht haben. Die bekanntesten dieser Bilder sind: Weinprobe, im Klosterbräuhaus, Klosterknecht, im Klosterbräuhaus beim Abendgebet, die Klosterbrauerei, die Klosterküche, die lustige Lesart in der Klosterbibliothek, im Dominikanerkeller, Fastertag im Kloster, die Klosterküche (im Museum zu Königsberg), die alte Chronik, Sirtia im Kloster, ein Konzert zu Ehren des Kardinals, Klosterfriede (1891), in der Neuen Vinatolke zu München, Klosterregelbald (1893), Quartett (im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M.). Auch dem Jägerleben weih er die löniglichen Seiten abzugewinnen, wie sein Jägerleben, die Tarockpartie, schwere Wahl und des Sonntagjäger zeigen. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: Das dreiteilige Bild Schnaps, Bier und Wein, der schlesische Jäger und der Teufel (in der Vinatolke zu München), die Ausschmückung einer Kirche zum Marienfest und die sieben Todstunten, ein Zyklus von Zeichnungen. G. weih sehr lebendig zu zeichnen, beherrscht die Technik mit voller Meisterhaft und besitzt ein hervorragendes Talent für treffende Charakterisierung, verbunden mit glücklichem Farbensinn. In photographischer Vervielfältigung erschienen von ihm »Studienblätter« (Bresl. 1889 u. 1896), »Grünner-Album« (München 1892) u. a. Vgl. v. Ostini, Grünner (Bielef. 1902).

Grunpère (fr. grunpère), Anatole, franz. Kunsthistoriker, geb. 25. Okt. 1825 in Paris, war anfangs als Ingenieur und Chemiker tätig und widmete sich dann dem Studium der Kunstgeschichte. 1872 wurde er zum Generalinspektor der schönen Künste, 1875 zum Mitglied der Akademie und 1881 zum Konservator der Gemädegalerie des Louvre ernannt. Seine hervorragenden Schriften sind: »Essai sur les fresques de Raphaël au Vatican« (1858—59, 2 Bde.); »Raphaël et l'antiquité« (1864, 2 Bde.); »Les vierges de Raphaël et l'iconographie de la vierge« (1869, 3 Bde.); »Les œuvres d'art de la renaissance italienne au temple de Saint-Jean, baptistère de Florence« (1875); »Raphaël, peintre de portraits« (1882); »Voyage autour d'un salon carré au Musée du Louvre« (Bradtwerf, 1890); »La peinture au château de Chantilly« (1896 ff.); »Les quarante Fouquet« (1896). — Sein Bruder Gustave, geb. 1833, veröffentlichte unter andern: »Les illustrations des écrits de Jérôme Savonarole« (1880); »Fra Bartolommeo della Porta et Mariotto Albertinelli« (1886); »L'art ferrarais à l'époque des princes d'Este« (1897, vom französischen Institut preisgekrönt).

Grunpère (fr. grunpère), Théodore Charles, franz. Bildhauer, geb. 17. Sept. 1813 in Paris, gest. daselbst 1. März 1885, debütierte 1836 als Schüler von Ma-

may und Dumont mit einer Gruppe (junges Mädchen und ihr treuer Hüter), die eine Medaille davontrug. Grühern Auf erword er sich in den folgenden Jahren durch Marius von Karthago, David vor Saul singend und namentlich durch die sieben Heiden vor Teben (1839), die ihm den großen Preis für Rom einbrachten; ebenso durch Chactas on Alos Grab und Lucius Scävola (1845 und 1846). Seine übrigen Werke sind teils Büsten, teils Vortragsfiguren (Moler Ingres), teils Statuen von Heiligen für mehrere Kirchen, teils allegorische Skulpturen, z. B. die Sündenstufen des Hosiatus und des Hefel in der Kirche St.-Augustin (1846), die Figuren der Städte Lorch und Arras an der Fassade des Pariser Nordbahnhofs und die Marmorgruppe der mütterlichen Järlichkeit (1869).

Grugères (im grüß, deutsch Greger), Kondstädter im Bezirk Greger des Schweizer Kantons Freiburg (f. d.), 798 m. d. M., mit altem Schloß und (1900) 1375 kath. Einwohnern, wor im Mittelalter der Hauptort des Greger Landes, das als unterste der drei alpinen Stufen der Soone (f. d.) zu den ergiebigsten Alpenalpen gehört und namentlich durch seinen Festsaß bekannt ist; heute jedoch ist G. von Vully (f. d.) überflügelt. Unter dem Namen »Grugères« geht im Handel auch ein feiner französischer Käse, insbes. aus dem Depart. Doubs.

Grybom, Stadt in Galizien, an der Biolo und der Staatsbahnlinie Larnow—Orl, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß, Holzhandel, Viehmärkte und (1900) 2717 poln. Einwohner.

Gryllus (griech.) sind menschliche und tierische Teile verbindende Korolluren, angeblich Erfindung eines Ägypters Antipholos, den der Römische Kaiser Nero (f. d.) zu einem solchen Gebilde gefügt hatte.

Gryllidae (Grobheuschrecken), Familie aus der Ordnung der Heuschrecken, f. Heuschrecken.

Gryllotalpa, die Maulwurfsgrille.

Gryllus, f. Heuschrecken.

Grünhaus, Simon, nonhaber reform. Theolog, geb. 1493 zu Wehringen in Schwaben, gest. 1. Aug. 1541 in Basel, nach Freund Melancthon, wurde noch vorübergehender Lehrtätigkeit in Wien und Osn 1524 als Professor des Griechischen nach Heidelberg und 1529 als Lehrer der Theologie nach Basel berufen. 1534 reformierte er die Universität Tübingen und nahm an der Abfassung der ersten helvetischen Konfession sowie 1540 am Kolloquium zu Worms teil.

Gryphaea (Greifmuschel), f. Muscheln.

Gryphaenfall, **Gryphenfall**, unterste Stufe des Vios, f. Juroformation.

Gryphius, 1) (Greiff) Sebastian, Buchdrucker, geb. 1493 in Neutlingen als Sohn des Buchdrucker Martin Greiff (nach andern in der Nähe von Augsburg), ließ sich 1528 in Lyon nieder und stord daselbst 7. Sept. 1556. G. lieferte sehr schöne und außerordentlich korrekte Drucke, als deren berühmteste seine lateinische Bibel von 1550, die in den größten bis dahin für Bibeldruck gebrauchten Typen ausgeführt wurde, und sein »Thesaurus linguae sanctae« von Sonctis Vagrin (1529) gelten. Von G. baliet in Lyon das Wiedererleben der daselbst sehr in Verfall geratenen Buchdruckerkunst. Sein Sohn Antoine lepte ursprünglich das Geschäft des Vaters in würdiger Weise fort, vernachlässigte es aber später. — Sebastians Bruder Fronz, wor bis 1540 in Paris tätig und druckte ein »Lexicon graeco-latinum« in Quor.

Bgl. Leubsch, Schediasma de claria Gryphius (Brieg 1702); Singtrintier, Histoire de l'imprimerie à Lyon (Lyon 1894).

2) (Gryph, eigentlich Greiff) Andreas, nonhaber deutscher Dichter, geb. 11. Okt. 1616 zu Glogau in Schlesien, gest. daselbst 16. Juli 1664, verlor frühzeitig seinen Vater, der Prediger war, und verlebte durch die Schutts eines kloblosen Stiefvaters eine trübe Jugendzeit. Er erhielt seine erste Bildung auf den Schulen zu Glogau, Glogau und Frankfurt und besuchte seit 1634 das Gymnasium zu Danzig. 1636 wurde er Hauslehrer bei dem kaiserlichen Palzgrafen Georg von Schönborn in Frankfurt, der ihn 1637 zum Dichter krönte. Nach dem Tode seines Vaters, der ihn in seinem Testament bedacht hatte, war ihm die Mäglichkeit geboten, im Ausland seine Bildung zu vervollkommen. Er ging 1638 zuerst nach Amsterdam und von da nach Leiden, wo er erst Vorlesungen hörte und später selbst solche hielt; auch gab er dort bei Elzevier »Sonn- und Feiertags-Sonette« (1639; Neudruck von Belli, Halle 1883) heraus. Sodann bereiste er die Niederlande, Frankreich und Italien und ließ sich noch seiner Rückkehr ins Vaterland 1647 zu Frankfurt nieder. 1650 wurde er, nachdem er Berufungen als Professor nach Frankfurt o. O., Upsala und Heidelberg abgelehnt hatte, zum Konstantinus des Heiligen Glogau ernannt. Als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft (seit 1662) hieß er der »Unsterbliche«. Die pessimistische Grundstimmung seines tief religiösen Gemüts spiegelt sich vor allem in seiner Dyl: gehobenen Sonetten, satirischen Epigrammen und erhabenen Oden voll ergreifender Kraft. Sein lateinisch geschriebenes, religiöses Epos »Olivetum« (»Der Olberg«, Flor. 1646) verrät in den allegorischen Figuren weitläufige Beziehungen zu Dante und darf als Vorhang zu Klopstocks »Messias« angesehen werden. Seine dramatische Tätigkeit begann G. als Übersetzer der »Felicitas« des Jesuiten Caufinus und von Joost van Vondels »De Geboort« (»Die sieben Brüder oder die Gibemiten«); erst 1646 ließ er sein erstes Originalwerk folgen, die byzantinische Fabeltragödie »Leo Armenius«, ein pathetisches Heroisancedrama mit Geisteserscheinungen und Greutaten; ihr folgten: das Märtyrerdrama »Katharina von Georgien« (gedruckt 1657); »Gardenio und Gelinde« (verfaßt nach 1647), eine moralisierende Spulgeschichte, das einzige »bürgerliche Trauerspiel« vor Lessings »Rik Sara Sampson«; »Ermordete Mojse, ober: Carolus Stuard, König von Großbritannien« (zuerst 1657), bemerkenswert durch Behandlung eines Stoffes aus dem Leben der Zeit; endlich »Papinianus« (1659), worin der berühmte Jurist als Märtyrer seiner Rechtsüberzeugung dargestellt ist. Unter Berücksichtigung der drei Einheiten behandelt G. meist grauenvolle Stoffe in bilderreichen, oft etwas überladenen Stil, oder durch ausdrucksvolle Kürze onregend und in gehobenen Ubergängen große Auffassung offenbarend. Seine Vorbilder sind Seneca und Vondel. Auch als Lustspielichter leistete G. Bedeutendes. Auf die Übersetzung des Stüdes »La balla« des Violentes Naxi (»Die Seemanns«, gedruckt zuerst 1663) ließ er das Schlußspiel »Absurdum comica, ober: Herr Peter Quapp« (zuerst o. J., dann 1663; Neudruck, Halle 1877; in Reclams Universal-Bibliothek u. d.) folgen, worin er die Geschichte von Pyramus und Thisbe in einer von Shakespeare »Sommerwachtstroum« abweichenden Version unter Anlehnung an ein verloren gegangenes Stück von Daniel Schwenker und das niederländische Stück von

Graubergern höchst drastisch darstellt (vgl. Burg in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 25, 1881, und Borinski, das., Bd. 32, 1888). Daneben fesselt sein »Hortulicribraf«, war in der Dandlung verworren, aber ein gutes Bild der deutschen Zustände nach dem großen Kriege; im Mittelpunkt stehen hier zwei prahlende Soldaten. Unbedeutender sind seine Singspiele: »Majuma« und »Das verliebte Gespenst« (1660), nach Quinaults »Fantomme amoureuse«; doch vortrefflich ist das in dieses letztere Stück eingelegte, im schlesischen Dialekt geschriebene Scherzspiel »Die geliebte Dornrose«, das sich aber auch wieder an ein Bert Bonfels (»De Leuwendalens«) anlehnt. Seinen Zeitgenossen galt G. als ein Wunder der Gelehrsamkeit, denn er verstand elf Sprachen, hielt über Logik, Anatomie, Geographie, Geschichte, Mathematik, Astronomie und römische Altertümer Vorlesungen und beschäftigte sich auch mit Etrusmantil. Die besten und relativ vollständigsten Ausgaben seiner Werke sind die zu Breslau 1657 und 1663 erschienenen und von seinem Sohne besorgte (Bresl. u. Leipz. 1698, 2 Tle.). In den »Publikationen des Literarischen Vereins in Stuttgart« erschienen die »Lustspiele« (Bd. 138, 1879), die »Trauerspiele« (Bd. 162, 1883) und die »Lyrischen Gedichte« (Bd. 171, 1885), herausgegeben von Palm, der auch eine Auswahl der dramatischen Dichtungen nebst Gedichten (in Kürschners »Deutscher Nationalliteratur«, Bd. 29, Stuttg. 1883) veröffentlichte; Litzmann gab eine Auswahl aus den dramatischen Dichtungen (Leipz. 1870) und die »Lyrischen Gedichte« (das. 1880) heraus. Vgl. Hermann, über Andreas G. (Leipz. 1851); Kopp, Andreas G. als Dramatiker (Conrad. 1852); Th. Wissowa, Beiträge zur Kenntnis von A. G. Leben und Schriften (Glog. 1876); Kollewin, über den Einfluß des holländischen Dramas auf A. G. (Amersfoort u. Heilbr. 1880); Whjofci, Andreas G. et la tragédie allemande au XVII. siècle (Par. 1893); Wanderinger, Die Kunst des Andr. G. (Berl. 1904).

3) Christian, deutscher Dichter und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 29. Sept. 1649 in Braunschw., gest. 6. März 1706 in Breslau, war 1686 Rektor und seit 1699 zugleich Bibliothekar am Magdalenaengymnasium zu Breslau. In seinen Jugendjahren ein Bewunderer Vohsensteins und Hoffmannswaldaus, näherte er sich in seinen Gedichten später mehr der maßvollen Mäßigkeit Canizens. Seine dichterischen Arbeiten erschienen u. d. T.: »Poetische Wälder« (Frankf. 1698; 3. Aufl., Bresl. u. Leipz. 1718). Nach seinem Tod erschien der dramatische Schulaktus »Der deutschen Sprache unterschiedene Alter u.« (Bresl. 1708).

Gryphosis, s. Nagelverkrümmung.

Gryotherium, s. Fäulter.

Gryznaios (spr. griz-nai), Marktflecken in Galizien, Bezirksamt. Stalat, an der Gnila-Rzeczka (Ebenfluss des Brzeczka) und der Staatsbahnlinie Forti wielska-G., hat ein Bezirksgericht, eine Dampfmihl, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und (1900) 4207 meist poln. Einwohner (zwei Drittel Juden).

Gschell, Dorf im russ. Gouv. Moskau, Kreis Bronnitsk, mit 913 Einw.; in der Umgegend sind berühmte Tonlager und etwa 120 Vorfelldarfabriken, deren Produktion jedoch stark zurückgegangen ist.

G-Schüssel, f. Schüssel und G (Bd. 7, S. 244.).

Gschnas, ein Wiener Malerausdruck, der eigentlich »Mißgrabsel« bedeutet, d. h. die von der Palette abgetragene undbrauhare Farbe, dann im übertragenen Sinne zur Bezeichnung von allem dient, was,

aus dem allerwertlosesten Stoff durch künstlerische Zuspitzung oder Gruppierung hergeleitet, dem flüchtigen Schauer Echtes und Gedeignetes vortauschen soll. Auf den berühmten Wiener »Gschnasfesten« feiert der Künstlerhumor wahre Triumphe.

Gschell, Theodor, Kunst- und Reisechriftsteller, geb. 14. März 1819 in St. Gallen, gest. 12. Okt. 1898 in München, studierte in Basel Theologie und Philologie und widmete sich dann in Berlin der Kunstgeschichte. Nach einer Frühreise durch Italien trieb er 1845–48 in Paris naturwissenschaftliche und medizinische Studien, wirkte dann als Staatsarchivar vier Jahre in seiner Heimat, um darauf in Würzburg, Wien und Berlin sich abermals mit der Medizin zu befassen. Nachdem er an verschiedenen Orten die ärztliche Praxis ausübt hatte, ließ er sich 1870 in Basel nieder, wo er zum Schulinspektor gewählt wurde und an der Universität über italienische Kunstgeschichte las. Seit 1880 hatte er seinen Wohnsitz in München. Als Schriftsteller haben ihm vor allem seine Reisehandbücher über Italien und Südrussland und die Skizzen in »Meinere Reisebüchern« einen Namen gemacht. Zu den illustrierten Fachwerken: »Benedig« (Münch. 1875) und »Die Schweiz« (2. Aufl., das. 1882) schrieb er den Text und veröffentlichte ferner: »Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz« (4. Aufl., Zürich 1898); »Die Bäder und klimatischen Kurorte Deutschlands« (das. 1885–91, 3 Tle.).

Gschell, Kreisstadt im russ. Gouv. Sownenski, am Gschai und der Eisenbahn Moskau–Brest, mit 2 Kirchen, Getreidehandel und (1900) 6312 Einw.

Gschig, schweizer. Dorf bei Saanen (s. d.).

Gthr., bei Pflanzennamen Abkürzung für J. C. Günther, geb. 1769 in Jauer, gest. 1833 als Medizinalassessor in Breslau; Flora Schlesiens (mit Grabowski und Zimmer). Auch Abkürzung für Albert Günther (s. d.).

Guacharo (spr. gwa-scharo, Nachtpapagei, Feltvogel, *Steatornis Humb.*), Gattung aus der Ordnung der Segler und der Familie der Guacharos (*Steatornithidae*) mit der einzigen Art *Steatornis caripensis Humb.* (s. Tafel »Segler«, Fig. 1), der vielfach an die Nachtschwalben erinnert. Er ist 55 cm lang, 110 cm breit, hat sehr schlanken Leib, platten, breiten Kopf, einen am Grund breiten Schnabel mit häufig überbogener Spitze, lange, spitzige Flügel, mäÙig langen, breiten, stufigen Schwanz, sehr kurze, kräftige FüÙe und unbedeckte Läufe. Am Schnabelgrund stehen lange Borsten, die das Gesicht wie mit einem Schleier umgeben. Das Gefieder ist rötlichbraun, weiß gefleckt. Der G. bewohnt in sehr großer Zahl Felshöhlen und Felsklüfte in Venezuela (vgl. Caripe), Neugranada, auf Trinidad, verläßt diese unter regenartigem Geschrei nur nachts und lebt ausschließlich von Früchten. Er fliegt unhörbar und sehr schnell, sein Gang aber ist ein trauriges Fortkriechen. Das Weibchen legt 2–4 weiÙe Eier in Felsentröfen auf eine Unterlage aus ausgewürgten Resten von Früchten (Rot und entleerte Samen bilden hohe Wände um die Nester) und brütet abwechselnd mit dem Männchen. Der G. wird ungemein fett. Die Indianer stellen deshalb in den Höhlen jährlich eine große Menge an, lassen das Fett der herabfallenden Jungen aus und benutzen es als Brenn- und Speiseöl. Die aus Kropp und Magen der getöteten Vögel entnommenen Samen (*Guacharolamen*) werden gegen Wechseljieber benutzt. Die Höhle von Caripe, in der Guandolb den G. 1799 entdeckte, beherbergt viele Tausende dieser Vögel und gilt den Indianern als

geheimnisvoller Ort, in dem die Seelen ihrer Vorfahren wohnen. »Zu den Guacharos gehen« heißt soviel wie zu den Vätern verjammert werden, sterben.

Guaco, Pflanzenart, f. Mikania.

Guad . . . oder **Guadi** . . ., in span. Namen von Flüssen, Städten und Landschaften vorkommend, ist aus dem arabischen »Wadi« hervorgegangen, das »Fluß« bedeutet (vgl. Guadaluviar, Guadiana x.).

Guadagnoli (spr. gwadagnoli), Antonio, ital. Dichter, geb. 16. Dez. 1798 in Arezzo, gest. 21. Febr. 1858 in Cortona, lebte bis 1847 in bürgerlichen Verhältnissen, ohne seine heitere Laune zu verlieren. Seine Gedichte, z. B. »Il naso«, »La chiara«, »Il mio abito«, »La lingua di una donna alla prova« (deutsch vom Dichter in den »Italienischen Dichtern«, Bd. 3) zeigen lebhaften Witz, und ihre Satire verfehlt nicht. Die »Raccolta di poesie giocose« (Flor. 1838) ist oft aufgelegt. Später erschien: »Raccolta completa delle poesie giocose edite ed inedite« (Mail. 1872, zuletzt 1880; neue Ausg. der »Poesie giocose« mit Biographie, Flor. 1890).

Guadalajara (spr. gwadalaxára), span. Provinz, nordöstlicher Teil von Mesopotamien, grenzt im N. an die Provinz Soria, im W. an Saragossa, im O. an Teruel, im S. an Cuenca, im W. an Madrid, im N.W. an Segovia und hat ein Areal von 12,113 qkm (220 QM), mit (1900) 200,186 Einw. (16 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt neun Gerichtsbezirke.

Guadalajara, 1) Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (f. oben), 641 m ü. M. auf einer fahlen Anhöhe über dem linken Ufer des Genares, an der Eisenbahn Madrid-Saragossa, hat einen gotisch-arabischen Palast der Herzoge del Infantado mit schönem Hof (jetzt im Verfall), eine angeblich römische Wasserleitung, ein ehemaliges Kloster San Francisco, jetzt Fort, mit der Stadtpfaffe der Mendoza, eine königliche Genieakademie mit Bibliothek und Museum (in dem Gebäude der ehemaligen königlichen Tuchfabrik), eine schöne Promenade (Concordia) und (1900) 11,144 Einw., die Leder-, Metall- und Seilfabrikation betreiben. Die Stadt zur Goldzeit Verriaga genannt, wurde 714 von den Arabern erobert, die ihr den jetzigen Namen gaben, sie aber 1081 an Alfons I. von Kastilien verloren. — 2) Hauptstadt des mexikan. Staates Jalisco und nächst Mexiko die bedeutendste Stadt des Landes, unter 21° 9' nördl. Br., im Tal von Atemarac, unfern des Rio Grande de Santiago, an der Bahn Mexico-Ameica, 1150 m ü. M., hat 16 meist mit Bäumen bepflanzte öffentliche Plätze, eine schattige Alameda und einen Paseo Publico, schöne Gärten, sich rechtwinklig schneidende, von Pferdebahnen durchzogene Straßen und wird durch einen 12 km langen Aquädukt mit Wasser versorgt. Die Häuser sind mit Kalkputz auf die häufigen Erdbeben meist einfügig. Bemerkenswert sind an der Plaza de Armas die 1618 vollendete gotische Kathedrale mit Kuppel und zwei hohen Türmen, der dorische Regierungspalast und die Portales de Cortazar und de Bolivar mit wohl ausgestatteten Läden, an der Plaza Ruíz die mit Gold und Farben reichgeschmückte Kirche San José, ferner: Münze, Hofhaus, Universität im ehemaligen Jesuitenkolleg, Kunstschule, Priesterseminar, Waisen-Hospital, Armenhaus (1000 Insassen), zugleich Findelhaus, Waisenhaus, Greisenheim, Taubstummen- und Blindenanstalt, Teatro Degollado, Amphitheater für Stiergefechte. W. ist Sig des Gouverneurs, eines Bischofs und eines deutschen Konsuls und hat (1900) 101,208 Einw., die berühmte Eisen-, Stahl-, Glas- und Tonwaren, ferner

Baumwollen- und Wollenzuge und Papierfabrizieren. Aus Europa und Nordamerika werden durch die hier anfänglichen deutschen und französischen Firmen Woll- u. Baumwollwaren, Kurzwaren x. eingeführt. G. wurde 1531 von Ruíz Guzman gegründet.

Guadaluviar (spr. gwadalwíar, v. arab. Wadi al a diad, »der weiße Fluß«, im Altertum Turis, daher auch Turia genannt), Fluß im östlichen Spanien, entspringt in der Provinz Teruel, nahe den Quellen des Tajo an der Muela de San Juan, fließt erst in östlicher, dann nach Aufnahme des Alambra bei Teruel in südlicher Richtung, durchdringt die vaticianische Bergterrasse, insofern in der Fetsenflam von Guadalu, bewässert dann die Ebene von Liria und mit acht Kanälen die Huerta de Valencia und mündet bei Guao, 2 km unterhalb der Stadt Valencia, sehr verlandet ins Mittelmeer. Seine Länge beträgt 300 km.

Guadalcanal (spr. gwadalcanál), Stadt in der span. Provinz Sevilla, Bezirk Cajalla de la Sierra, in einem Hochtal der Sierra Morena an der Eisenbahn Sevilla-Merida, mit Wein- und Obstbau und (1900) 5786 Einw. Der ehemals berühmte Silberbergbau ist aufgelassen.

Guadaluacanar (Gela, Gera), die größte der engl. Salomoninseln, ist 6500 qkm groß, gedrückt und z. T. vulkanisch (Lammas 2440 m); an der Nordküste liegt der Hafen de la Cruz. S. Karte »Bismarck-Archipel«.

Guadalucajar (spr. gwadalwíjar), Distrikthauptstadt im mexikan. Staat San Luis Potosí, nordöstlich von San Luis, 1650 m ü. M., 1614 gegründet, mit Silber- und Quecksilbergruben und gegen 5000 Einw.

Guadalete (spr. gwadalete), Küstenfluß in der span. Provinz Cadix, entspringt am Cerro de San Cristobal, fließt in südwestlicher Richtung und fällt in zwei Arme geteilt, in die Bai von Cadix. Länge 120 km. Im W. (nach andern im Flüssen Salado) ertrank der Götterkönig Nodrich auf der Flucht nach der Schlacht bei Jerez de la Frontera (711).

Guadalquivir (spr. gwadalwívir), Küstenfluß in der span. Provinz Huelva, entspringt südöstlich von Archidona, bewässert die Vega von Antequera, biegt bei Bobadilla nach S. um, bildet ein Durchbruchstal mit Katarakten und Schluchten zwischen den Sierras de Abdalajo und de Tulog, durchfließt die Ebene von Huelva und fällt 4 km westlich von dieser Stadt mit breiter verlandeter Mündung, 160 km lang, ins Meer.

Guadalimar (spr. gwadalimár), rechter Nebenfluß des Guadalquivir im südlichen Spanien, entspringt am Fuß der Sierra de Alcaraz in der Provinz Albacete, nimmt den Guadarrama, dann den Guadalen auf und mündet nach 150 km langem Lauf unweit Jabalquinto in der Provinz Jaen.

Guadaluquivir (spr. gwadalwívir, v. arab. Wadi al Kadir, »der große Fluß«, der Baetis der Alten), einer der fünf Hauptströme der Iberischen Halbinsel, zwar der kürzeste, aber nach dem Ebro wegen seines wasserreichen Unterlaufs und seiner Schiffbarkeit der wichtigste Fluß Spaniens, entspringt 757 m ü. M. in dem Hochtal zwischen der Sierra de Gadorja und Sierra del Pozo in der Provinz Jaen, durchfließt dieses Hochtal in nordöstlicher Richtung, wendet sich dann nach SW. und vereinigt sich östlich von Ubeda mit dem von SO. kommenden Guadiana Reno (f. d.), der ihm die Gewässer des nördlich von der Sierra Nevada gelegenen Teiles der Provinz Granada zuführt, weiterhin bei Menéibar mit dem rechts zufließenden Guadalimar (f. d.). Beide Flüsse über-

treffen den G. an Wassermasse und Stromentwässerung. Der G. strömt nun bis Montoro, wo er, Stromschnellen bildend, die Vorberge der Sierra Morena durchbricht, in westlicher Hauptstrichtung und durchfließt dann, zuerst nach SW, dann nach S. gewendet, das Tiefland von Andalusien. Auf dieser Strecke empfängt der Strom noch viele Zuflüsse, unter denen der Genil (s. d.), aus der Sierra Nevada kommend, der bedeutendste ist. Bis Sevilla ist der G. breit, aber flach und von geringem Gefälle; sein Unterlauf ist träge. 7 km unterhalb Coria trennen sich vom G. zwei Seitenarme, die sich, der östliche nach 20, der westliche nach 50 km langem Lauf, wieder mit dem mittlern Arme vereinigen. Die hierdurch entstehenden Inseln (Isla Mayor und Isla Menor) gehören zu dem sunnigen, zahlreichen Herbst halbwild- der Kinder zu Weidenblättern dienenden Marschland Las Marismas. Bei San Lúcar de Barrameda ergießt der G. sich in einer 7 km breiten, aber durch gefährliche Barren gesperrten Mündung in den Golf von Cádiz. Die Wirtungen der Flut sind bis oberhalb Sevilla bemerkbar. Nach den Äquinoctialregen steigt der Strom 1½—3 m, so daß die Ebene bis Sevilla jährlich überschwemmt wird. Während der G. früher bis Córdoba schiffbar war, können wegen Verlandung größere Schiffe gegenwärtig nur noch bis Sevilla gelangen. Die ganze Länge des Stromes beträgt 579 km, sein Stromgebiet umfaßt 56,522 qkm (1926 QM.).

Guadalupe (spr. -so-), hohe, von großen Seetiefen (4000 m) umgebene Insel im Stillen Ozean, unter 29° nördl. Br., 250 km von Niederkalifornien (Mexiko), zu dem sie gehört, 208 qkm groß, unbewohnt.

Guadalupe (spr. -so-), 1) Stadt in der span. Provinz Cáceres, Bezirk Logroño, am südlichen Fuß der Sierra de G. (1658 m), hat ein berühmtes Hieronymitenkloster mit gotischer Kirche, vielverehrtem Guadalupebild der Mutter Gottes, schöner Sakristei, Gemälden von Zurbaran und (1909) 3270 Einw. — 2) (s. de Cañelone s.) Hauptstadt des Depart. Cañelones der südamerikan. Republik Uruguay, 48 km nördlich von Montevideo, an der Eisenbahn Montevideo—Durazno mit 3600 Einw.

Guadalupe-Gebirge (spr. -so-), Wallfahrtsort 7 km nördlich von Mexiko, mit prachtvoller, seit 1709 erbaute Kirche mit wunderbarem braunen Marienbild und (1909) 5834 Einw. In dem hier 2. Febr. 1848 abgeschlossenen Frieden trat Mexiko seine nördlichen Gebiete an die Vereinigten Staaten ab.

Guadalupe-Orden, mexikan. Orden, gestiftet von Iturbide, wurde 1853 vom Präsidenten Santos hergestellt, um das ruhmreiche Andenken der mexikanischen Unabhängigkeit zu vereinnahmen, und unter den Schutz der wunderbaren Jungfrau von Guadalupe gestellt. Kaiser Maximilian gab dem Orden 10. April 1865 neue Statuten. Der Orden hatte fünf Grade wie die französische Ehrenlegion. Die Dekoration war ein goldenes vierarmiges Kreuz mit dunkelrotem, weißumfäumtem Email, in der Mitte eine grüne Ellipse mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und der Uniruf: »Religion, Independencia, Union« (»Religion, Unabhängigkeit, Einigkeit«), auf der Rückseite: »Al merito y virtudes« (»Dem Verdienst und den Tugenden«). Zwischen den Flügeln Strahlen und ein Goldkranz, darüber ein Adler aus der Kopalpflanze. Der Brustriem ist achtfarbig und von Gold mit darauffliegendem Kreuz. Das Band ist blau mit besticktem Rand. Seit Maximilians Tode wird der Orden nicht mehr verliehen.

Guadalupe y Calvo (spr. -lao-), Bergstadt im S. des mexikan. Staates Chihuahua am Abhang der Sierra del Durango, hat Silber- und Goldgruben, die 1844—49 über 16 Mill. M. ergaben.

Guadamacil (spr. -lasmá-sil), span. Ledertapeten, die gepreßt, gemalt, verfilzt oder vergoldet sind. Ihre Färbung warb von den Wäurern nach Spanien gebracht, wo sie besonders in Córdoba betrieben wurde. Der Name wird von der Stadt Guadamacil (s. d.) in Tripolis abgeleitet. S. Ledertapeten.

Guadarrama, Sierra de (spr. -lasmá-ma, im Altertum Montes Carpetani), Gebirgskette in Spanien, ein Glied des kastilischen Scheidegebirges, streicht in südwestlicher Richtung an der Grenze der Provinzen Madrid und Segovia hin und besteht im östlichen Teil aus zwei durch das Längstal des Lozoya geschnittenen Parallelkammern, die sich im Pico de Velalora, der höchsten Spitze, 2405 m, zu einem Zentralnoten vereinigen. Westlich folgt ein einfacher Kamm, der beim Paß von G. nur 1527 m hoch ist und von hier aus weiter den Namen Sierra de Alagon führt. Das Gebirge besteht meist aus Granit und Gneis, ist z. T. mit Kiefern bewaldet, vom November bis März mit tiefem Schnee bedeckt und gewährt vom Süden her einen großartigen Anblick. Es wird von drei Kunststraßen überschritten, von denen die mittlere, von Madrid nach San Sebastian führende, den 1778 m hohen Paß von Navacerrada übersteigt. Denselben Weg nimmt jetzt auch die Nordbahnlinie Madrid—Segovia, während die ursprüngliche Linie der Nordbahn (über Avila) mit zahlreichen Tunneln die Westseite des Gebirges durchdringt. Den Namen hat das Gebirge von dem am Südfuß des PASSES G. am gleichnamigen Nebenfluß des Tago gelegenen kleinen Ort G. der Provinz Madrid (883 Einw.) erhalten.

Guadeloupe (spr. -gaw-lu-pe-), französisch-vestind. Insel, der Gruppe »Iber des Windes« zugehörig (s. Karte »Westindien«), unter 15°57'—16°31' nördl. Br. und 61°8'—61°50' westl. L., 1602 qkm groß, besteht aus zwei durch einen nur 30—120 m breiten Kanal (Rivière Salée) getrennten Teilen, dem westlichen, eigentlichen G. oder Basse-Terre und der östlichen Grande-Terre. Jenes ist 946 qkm groß, jungvulkanisch, sehr gebirgig, mit dem Vulkan Grande Soufrière (1484 m hoch; 1645, 1696, 1797 und 1836 tätig), dem Sans Toucher (1480 m), den beiden Rammeles u. a. Grande-Terre, 656 qkm, erhebt sich nur bis 108 m und besteht aus tertiärem Kalkstein. Von den zahlreichen Flüssen auf Basse-Terre sind nur die in die Nordbucht mündenden Grande Rivière à Goyave und Légarde einige Kilometer weit schiffbar. Nahe bei der Grande Soufrière liegt der Grand Etang, ein See von 4 km Umfang. Die mittlere Temperatur ist 26° (zwischen 20 und 32°). Die Regenhöhe beträgt bei Pointe-à-Pitre 1635 mm, im N. der Westinsel (bei St. Rofe) 2157, im SW. (bei Basse-Terre) 1859 mm. Orkane sind häufig und bisweilen sehr verheerend (1899), ebenso auch Erdbeben (1735, 1796, 1843, 1897). Die höhern Gegenden sind Europäern zuträglich; Gesundheitsstationen befinden sich in Camp Jacob (550 m) und Matouba (650 m). G. hatte mit den politisch von ihm abhängigen Inseln (Marie-Galante, La Désirade, Les Saintes, St.-Martin) und Teile von St.-Martin, zusammen 267 qkm (1901) 182,112 Einw. Von der Landfläche sind (1901) 40,000 Hektar mit tropischem Wald bedeckt, 22,140 Hektar mit Zuckerrohr bebaut, 5251 Hektar mit Kaffee, 2935 Hektar mit Kakaobäumen, Bataten, Maniok, Bananen, Reis, Tabak pflanzt man für den einheimi-

schen Bedarf. Viehstand 1889: 7950 Pferde, 10,850 Esel und Maulesel, 21,340 Rinder, 9530 Schafe, 9270 Ziegen und 19,715 Schweine. Die Einfuhr betrug 1901: 20,592,812, die Ausfuhr 17,476,469 Fr. (12.8 Mill. Fr. Ruder und Relaisse, 1.8 Mill. Fr. Kaffee, 660,000 Fr. Kakao). Es tiefen 1896: 645 Schiffe von 267,279 Ton. ein, 635 von 251,300 T. aus. Die Post beförderte 1899 durch 48 Ruder 591,889 Briefe im innern, 674,787 Briefe im internationalen Dienst; die Einnahmen und die Ausgaben betrugen 1900 je 4,968,324 Fr. Für die Volksbildung sorgen ein Lyzeum, eine höhere Mädchenschule und 101 Elementarschulen mit 10,979 Schülern. Dem Gouverneur steht ein Staatsrath von 6 und ein Kolonialrath von 30 Mitgliedern zur Seite. G. zerfällt in drei Arrondissements: Basseterre, Pointe-à-Pitre und Marie-Galante, und in ebenso viele Sprengel unter einem Erzbischof. Ein protestantisches Konsistorium besteht in St. Martin. In Frankreich wird G. durch einen Senator und zwei Deputirte vertreten. Die Militärmacht besteht aus 12 Offizieren und 349 Mann Marine-Infanterie und einer Abteilung kolonialer Gendarmen. Die Inseln Les Saintes (s. Allereitsgenannten) bilden einen vortäglichen Kriegshafen. Hauptort ist Basseterre (s. d.), bedeutende Handelsplätze sind Pointe-à-Pitre (s. d.) und Waule (s. d.). — G. wurde 1493 von Columbus entdeckt und wegen der Ähnlichkeit seiner Berge mit der Sierra de Guadalupe in Spanien so benannt; 1636 wurde es von französischen Siedlern in Besitz genommen und war lange Jahre Zankapfel zwischen Frankreich und England, das sich wiederholt (1759 — 63, 1794, 1810 — 1813 und 1815 — 16) in den Besitz der Insel setzte. Am 8. Jan. 1843 und 16. Mai 1851 wurde G. durch Erdbeben verwüstet. Vgl. M. Budan, La G. pittoresque (Prachtwerk, Par. 1863); Bouinats, G. physique, politique, économique (bas. 1881); Gardan, La G. depuis sa découverte (bas. 1881); Basset, La G., renseignements sur l'histoire, la flore, la faune etc. (bisser 5 Bde., Basseterre 1894 — 1902); W. L. Gursde, La G. et dépendances (Par. 1900); Blancan, La crise de G. (bas. 1904); »Annuaire de la G.» (Basseterre).

Guadet (spr. gaa-dé), Marguerite Elie, Girondist, geb. 20. Juli 1758 in St.-Emilian bei Bordeaux, gest. 18. Juni 1794, war beim Ausbruch der Revolution Abbeokat in Bordeaux und ward 1791 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er bald eins der angesehensten Mitglieder der Girondistenpartei wurde. Er war 1792 einer der eifrigsten Betreuer des Krieges gegen Oesterreich und griff schonungslos das Königtum und dessen damaligen Vertreter Lafayette an. Als Mitglied des Konvents aber begann er in Gemeinschaft mit Louvet schon im Oktober 1792 Rodespiere und dessen Partei zu delampfen. Guadets Unbedingtheit und Schärfe waren hauptsächlich daran schuld, daß Danton's wiederholte Versuche, eine Versöhnung der Girondin mit dem Vergewaltigten, scheiterten (März und Mai 1793). Deshalb erlangten die Jakobiner im Konvent trotz Guadets Widerstand 2. Juni die Verhaftung der Girondisten. G. entzog sich der leichten Faust und begab sich in seinen Geburtsort, wo er allmählich eine Anzahl seiner getödteten Schicksalsgenossen um sich sammelte. Auch hier verfolgte, floh er in das Haus seines Vaters nach Bordeaux, wo er nebst seinem Kollegen Salle ergriffen und hingerichtet wurde. Guadets und seiner Parteigenossen letzte erschütternde Schicksale hat sein Neffe, der Historiker Joseph G. (geb. 1795, gest. 1881), be-

schrieben in: »Les Girondins, leur vie privée, leur vie publique, leur proscription et leur mort« (Par. 1861, 2 Bde.; neue Ausg. 1890). Letzterer hat sich auch durch seine Forderung des Hindenewesens hervorgetan (vgl. La Sizeranne, Joseph G. et les avengés, Tournon 1886).

Guadiana (spr. uadiana, arab. Wadi Ana, der Anas der Alten), einer der fünf Hauptflüsse der Pyrenäischen Halbinsel, entsteht 990 m ü. M. auf dem iben Campo de Montiel, 15 km nordwestlich von Alcaraz, aus dem Abfluß von 17 schmalen, terrassenförmig übereinander gelegenen Seen (den Laguna de Ruidera). Der G. also genannte Bach verliert sich aber nach kurzem Lauf in der Sumpfbene bei Argamasilla. Als eigentlicher Quellfluß des G. ist entweder der viel längere Jancara oder der wasserreichere Higuera anzusehen, die beide westlich von Guenaca am südlichen Abhang der Altos de Cabreras entspringen und sich südlich von Herrera vereinigen; doch verschwindet der Jancara im Sommer ebenfalls in jener Sumpfbene und fließt nur im Winter oder nach starken Regengüssen ungehindert weiter. 40 km südwestlich von Argamasilla empfängt er den Abfluß mehrerer starker Quellen, die, mit Ungetüm aus dem Kalkboden hervorbrechend, Teiche bilden und wohl mit Recht als der wiedergeborene G. betrachtet, daher vom Volke auch Ojos »Augen« des G. genannt werden. Nach Aufnahme dieses Wassers, des G. baja, führt der Fluß den Namen G. Dieser strömt nun in einer weiten, größtentheils unangebauten Mulde der Mancha, dann durch die Provinz Badajoz in westlicher Hauptrichtung, große Krümmungen bildend, bis an die Grenze von Portugal, wendet sich hier nach SW. und später bei Serpa nach E., wobei er in einem immer enger und wilder werdenden Tal das Marianische Gebirgssystem (den Lateralen Kulo do Lodo bildend) durchdringt. Weiterhin strömt er breit und ruhig in einem von grünen Bergen eingeschlossenen Tal und mündet, 640 m breit, zwischen Ayamonte und Villa Real in den Golf von Cadix. An zwei Stellen, unterhalb Badajoz und im untersten Lauf, bildet der Strom die politische Grenze zwischen Spanien und Portugal. Die Mündung ist durch Sandbänke in mehrere Eingänge geteilt. Seine gesamte Länge beträgt 820 km, sein Stromgebiet umfaßt 83,008 qkm (1326 QM.). Der G. ist unter den fünf Hauptflüssen der Halbinsel der schwächste, wasserärmste und verlandeste. Erst von Mertola an ist er 65 km weit schiffbar. Die wichtigsten Zuflüsse erhält er zur Linken: den Jabalon, Júcar, Ratachel, den wilden und wasserreichen Arbia und den Chanja.

Guadiana Menor (spr. uadiana), linker Nebenfluß des Guadaluquivir in Südpazien, entsteht aus der Vereinigung des Kardes (oder Rio de Guadir) und des Guardal (oder Barbata) und mündet, sehr wasserreich, nach 150 km langem Lauf.

Guadix (spr. gawix), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Granada, im Tal des Rio de G., an der Nordseite der Sierra Nevada, an der Eisenbahn Vinaros-Almería, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale aus dem 18. Jahrh., Ruinen eines maurischen Kastells, alte Mauern mit Thoren, ein Seminar und (1900) 12,652 Einn. In der fruchtbaren Umgebung, einem ehemaligen Seeboden, wird namentlich Weinbau betrieben. 7 km westlich liegt der zur Wärendzeit berühmte, jetzt wenig besuchte Badeort Granada mit warmen Schwefel- u. kalten Eisenquellen (40. des 14°).

Guaduas (spr. gwa), Stadt im Staat Cundinamarca in Kolumbien, an der Straße von Bogotá

nach Honda, 1036 m ü. M., mit Bibliothek, Hospital, Fabrikation von Strahbüten, bedeutendem Zucker- und Kaffeebau und 10,000 Einw. Unweit sind eine heiße Quelle, Kahlen- und Spinnkollater.

Guahan, Insel, f. Guam.

Guiana, Land, f. Guayana.

Guaira, La (Guayra, *spez. Guaira*), wichtiger See-hafen der südamerikan. Republik Venezuela, mit der Hauptstadt Caracas durch eine 88 km lange Eisenbahn verbunden, auf schmaler Küstenebene am Fuß der Küstenfahrbühne, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat mit der Stadt Maquetia 14,000 Einw. Der Hafen, eine offene Kree, hat Dampferverbindung mit Liverpool, Southampton, Hamburg, Bremen, New York; 1900 liefen 205 Schiffe ein, 154 aus.

Guajabbaum, f. Psidium.

Guajacum L. (Guajabbaum), Gattung der Zygophyllaceen, Bäume oder Sträucher mit sehr hartem, harzreichem Holz, gegliederten Zweigen, gegenständigen, paarig gefiederten Blättern, bläulichen oder rötlichen, langgestielten, einzeln endständigen oder in Scheindolben stehenden Blüten und etwas fleischiger, fast kugelförmiger, zwei- bis fünfsächeriger Kapselfrucht; etwa vier Arten im tropischen und wärmern Amerika. *G. officinale L.* (Guajacac, Franzosenholzbaum, Badholzbaum), ein 12 m hoher, immergrüner Baum mit ausgebreiteter Krone, gegenständlichen, zwei-, selten dreifachigen Blättern, abwärts hängenden, langgestielten blauen Blüten in Scheindolben und zweifächeriger Kapsel, wächst in Florida, auf den Antillen, in Guayana, Venezuela, Kolumbien, meist an trocknen Küstenstrichen; *G. sanctum L.*, mit vierfachen Blättern und fünfsächeriger Kapsel, auf Florida, den Bahama- und westindischen Inseln und in Guatemala. Beide Arten liefern das Guajaholz (Badholz, Franzosenholz, Heiligenholz, Lignum saecum, Lignum vitae), das in oft zentner schweren Stammstücken oder in starken Ästen, meist entrinnt, in den Handel kommt. Es ist sehr schwer (*spez. Gew.* etwa 1.35), fest, hart, brüchig, spaltet schwer und unregelmäßig, ist grünlichbraun und vom hellgelblichen Splint scharf abgegrenzt. An älteren, über 20 cm starken Stämmen ist der Splint so schwach, daß er nicht in die Augen fällt. Im Kern und im Splint finden sich abwechselnd hellere und dunklere Schichten, die sehr zahlreiche, an Zahnräder erinnernde Kreise bilden. Der Splint ist geschmacklos; das Kernholz schmeckt scharf bitterlich, ein wenig trübend und riecht beim Erwärmen schwach angenehm. Es ist sehr harzreich (25—27 Proz.) und liefert das Guajaharz (f. d.). Das beste Holz kommt von Santa Domingo, das weniger harzreiche von *G. sanctum* besonders von den Bahamaineln in den Handel. Gute, feste Stücke dienen zum Schiffbau, zu Achsenlagern, Ferkelwagen, Kugellagern, Wörfern, Pistolen u.; röhre, dünne Stücke werden geräupelt und arzneilich gegen Syphilis (besonders im Halsste, dessen Hauptbestandteil es bildet), chronische Erytheme, Rheumatismus, Gicht u. benutzt. Für technische Zwecke kann man es durch Behandeln mit Natronlauge, Salzen und Einlegen in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron mit Salzsäure bleichen. Gedleht und ungedleht nimmt es schöne Politur an. Das Wort Guajal ist westindischen Ursprungs. Die Anwendung des Holzes lernten die Spanier von den Eingebornen Santo Domingos kennen; sie brachten es schon 1508 nach Europa, wo es noch 1532 sehr teuer war. In Deutschland trug besonders Ulrich v. Hutten zur Verbreitung des »heiligen oder indi-

schen Halzes« bei. Er will nach langem vergeblichen Gebrauch des Quecksilbers seine angebliche Heilung von der Syphilis dem »Lebensholz« (vgl. Hutten »De Guajaci medicina et morbo gallico«, Mainz 1519; deutsch von Oppenheimer, Berl. 1902) verdankt haben.

Guajabbaum, f. Guajacum.

Guajaharz (Guajalguami, Resina Guajaci), das Harz, das freiwillig oder nach Einschnitten aus dem Stamme von Guajacum officinale ausfließt und erhärtet, meist aber auf Gonaive, gegenüber Port-au-Prince, gewonnen wird, indem man der Länge nach durchbohrt, 1 m lange Holzstücke an dem einen Ende über Feuer legt und das an dem andern Ende ausfließende Harz in untergestellten Gefäßen aufängt. Seltener gewinnt man das Harz durch Auslösen des zerfetzten Holzes mit Salzwasser. Es bildet eine spröde, dunkelgrüne bis braunschwarze, an den Ranten durchscheinende Masse nach *spez. Gew.* 1.22, schmilzt bei 85° und riecht dabei eigentümlich benzoeartig. Es schmeckt scharf trübend und steif an den Zähnen, löst sich in Alkohol und Äther, in Chloroform und Alkalien, färbt sich durch oxydierende Flüssigkeiten allmählich selbst an der Luft, blau oder grün. Die alkoholische Lösung wird ebenfalls durch oxydierende Mittel, auch durch Eisenchlorid und Enzyme gebläut und dann durch reduzierende Mittel entfärbt. Es besteht aus ca. 50 Proz. amorphem, geruch- und geschmackloser Guajalonsäure $C_{10}H_{12}O_4(OH)_2$, die bei 74—76° schmilzt und durch Oxydationsmittel vorübergehend blau gefärbt wird; ferner aus etwa 10 Proz. farblos, kristallisierbarer Guajalonsäure $C_{10}H_{12}O_4(OH)_2$, die bei 86° schmilzt, 10 Proz. Guajacinsäure (Guajaldehydharz) $C_{10}H_{12}O_4(OH)_2$, sehr wenig gelbem, kristallisierbarem, geruchlosem, bitterem Farbstoff (Guajafgelb), ca. 10 Proz. Gummi und 2 Proz. mineralischen Substanzen. Bei trockner Destillation liefert es Guajafal, Pyroguaecin und Tigliinaldehyd (?). G. dient als schwach- und harn-treibendes Mittel bei Syphilis, Rheumatismus, Gicht, Marasmus, Strabismus, Bronchialkatarrh u. Mit verdünnter alkoholischer Guajalonsäurelösung (1:100) getränktes Papier bläut sich durch Oxydationsmittel, auch durch Blut bei Gegenwart von verdorbenem Terpentinöl (Münchener Blutprobe), schnell und intensiv und wird deshalb als Reagenzpapier benutzt. In den Apotheken findet sich G. erst seit dem 17. Jahrh. Ein angeblich aus Peru stammendes aromatisches G., das in der Parfümerie benutzt wird, stammt schwerlich von Guajacum officinale ab. Vgl. Friedb., Beiträge zur Kenntnis der Guajalpräparate (Stuttg. 1903).

Guajafol (Brenztaechninmethylläther) $C_{10}H_{12}O_4$ oder $C_{10}H_{12}O_4.OH.OCH_3$, findet sich in den Destillationsprodukten des Guajaharzes und im Pyrenhalzterkrost (etwa 60 Proz.) und wird aus letzterem durch fraktionierte Destillation und Bildung von Guajalolithium abgetrennt. Es entsteht auch aus Brenztaechnin mit Kalihydrat und methylnschwefelsaurem Kali und beim Erhitzen von vanillinäurem Kalk. Es bildet eine farblose Flüssigkeit, in der Kälte farblose Kristalle vom *spez. Gew.* 1.145, schmilzt bei 28°, riecht stark aromatisch, nicht unangenehm, *spez. Gew.* 1.117, siedet bei 205°, ist löslich in 200 Teilen Wasser, leicht in Alkohol und Äther, bräunt sich an Licht. Die alkoholische Lösung wird durch Eisenchlorid smaragdgrün. G. bildet mit den Alkalien Verbindungen (z. B. Guajalolithnatrium), die schon durch viel Wasser zerlegt werden. Es gilt als der wirksamste, konservierende Be-

standteil des Holzraubes. Man benutzt es bei Tuberkulose, da es bei 1:2000 im Blute die Tuberkelbazillen tötet und sie bei 1:4000 noch schwächt. Guajalolcarbonat, $\text{C}_{10}\text{H}_{16}\text{O}_4\text{CO}_2$, durch Einwirkung von Chloroform auf Guajalolnatrium entstanden, ist geruch- und geschmacklos, kristallinisch, löst sich wenig in Alkohol, nicht in Wasser, schmilzt bei 86–90° und wird ebenfalls bei Tuberkulose, auch bei Unterleibsstülpungen angewendet.

Guajan, Insel, s. Guam.

Guajara, s. Chrysobalanus.

Guajava, s. Psidium.

Guaindi (s. Guano), Michel Angelo, ital. Kunstschaffsteller, geb. 13. März 1793 in Bologna, gest. 1863, machte große Reisen durch Europa, auf denen er Kunstgegenstände und Dokumente sammelte, und brachte schließlich seine Sammlungen im Palazzo Fava in Bologna unter. Er hat sich um die Erforschung der italienischen Kunstgeschichte sehr verdient gemacht und gab heraus: »Memorie originali risguardanti le belle arti« (Bologna 1840–47, 4 Bde.); »Nuova raccolta di lettere sulla pittura, scultura ed architettura« (daf. 1844–45, 2 Bde.); »Tre giorni in Bologna« (1850); »Ugo da Carpi« (1854) u. a.

Guallerto, Giovanni, Stifter des Ordens von Sallombrosa (s. d.).

Guadío Tadiño, Stadt in der ital. Provinz Perugia, Kreis Foligno, an der Eisenbahn Ancona-Foligno, hat eine alte Burg, zwei Kirchen aus dem 13. Jahrh., ein Stadthaus mit guten Weinläden, Tonwarenerzeugung, Seidenweberei, Ölpressen und (1900) ca. 4000 (als Gemeinde 10,055) Einw. — Nahe dabei das antike Tagina(e), wo Karf. 562 die Goten unter Totilas schlug.

Gualeguay (s. Gualeguay), Hauptstadt des Departaments G. (6200 qkm mit (1900) 22,000 Einw.) der argentin. Provinz Entre Ríos, am schiffbaren Fluß G., der 50 km unterhalb in den Paraná (Seitenarm des Paraná) mündet, durch Eisenbahn mit dem nahen Hafen Puerto de Ruiz verbunden, hat ein Rathaus, Theater, Bibliothek, Dampfmaschinen, Seifenfabrik, Gerberei, bedeutende Schlätereien und (1900) 9000 Einw.

Gualeguaychú (s. Gualeguaychú), Hauptstadt des Departaments G. (11,557 qkm mit (1900) 30,500 Einw.) der argentin. Provinz Entre Ríos, am gleichnamigen schiffbaren Fluß, der 18 km unterhalb in den Uruguay mündet, wichtigster Flußhafen der Provinz, hat Theater, Bibliothek, Rathaus, Dampfmaschinen, bedeutende Adrifikation von Fleischgericht und (1900) 15,000 Einw.

Gualliso (s. Gualliso), Paß über die Cordilleras, s. Tacorapa.

Guall., bei Tiernamen Abkürzung für Niccolò Guallieri (s. Guallieri), geb. 1688 in Toskana, gest. 1744 als Leibarzt des Großherzogs von Toskana, lieferte das Bruchwerk »Index testarum conchyliorum« (Flor. 1742).

Guallierius, s. Andreas Capellanus.

Guallieri (s. Guallieri), Luigi, ital. Romanschriftsteller, geb. 1826 in Bologna, gest. im Dezember 1901 in San Remo als Professor am Gymnasium, heiratete die gezeichnete Schauspielerin Giacinta Beyzina, die er auf ihren Kunstreisen begleitete. Seinen ersten Roman »Misteri d'Italia« (Mail. 1849, 12 Bde.) folgten zahlreiche andre, z. B.: »L'innominato« (8. Aufl., daf. 1882, 6 Bde.); »La discesa dei Visconti« (daf. 1863); »Dio e l'uomo« (1864); »I piombi di Venezia« (1864); »L'ultimo papa« (1865); »Il Nazareno«

(1868); »La campagna« (1869); »La vita romana« (1870); »La figlioccia di Cavour« (1881); »Il dottore Malebranche« (1883); »Madama Adele« (1885); »La gabbia di ferro« (1887). Auch für das Theater schrieb G. vielerlei: »L'amore di un'ora«, »Le fasi del matrimonio«, »La forza della coscienza«, »Gli studenti di Eidelberga«, »Il duello«, »Padroni e servi«, »I misteri dell'inquisizione di Spagna« (mit Scalvini zusammen, 1885) u. a. Seine beste Arbeit sind die »Memorie di Ugo Bassi« (1862).

Guam (Guahan, Guajan), südl. Insel und größte Insel der Marianen, 50 km lang, 5–16 km breit, 514 qkm groß, mit etwa 9000 Einw., ist seit 1898 im Besitz der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Hauptgestein der rissungebenen, aber durch Durchschnittenen zungelförmigen Insel ist Basaltporphyr, im südlichen Teil sind vulkanische Weite (Laven und Tuffe) stark verbreitet. Dieser Teil ist auch der höchste (Picco 490 m) und am besten bewässerte, während der Norden eben, einsinnig und trocken ist. An der Westküste liegen der Hafen Calbera de Apra, die Bai von Ilmatat und der Hauptort Agaña.

Guanabacoa (s. Gu.), Stadt auf Cuba, 7 km östlich von Havana, auf 45 m hohem Felsenrücken, an der Bucht Havana-Ratanja, mit Militärhospital, Mineralquellen, Landhäusern und (1900) 13,965 Einwohnern.

Guanacaste (s. Gu.), Provinz der mittelamerikan. Republik Costa Rica, bis 1858 zu Nicaragua gehörig, reicht vom Stillen Ozean bis zum Nicaraguasee, ist im N. von der costaricanischen Vulkanreihe (Cerro 1600 m) begleitet und von dem in die Nicotragubucht mündenden Rio Tempisque bewässert, teils von Savannen, teils von Wald (besonders Eichen) bedeckt, reich an Wild (Hirschen), hat beträchtliche Kinder-, Pferde- und Kautschukindustrie und (1900) 16,888 Einw. Hauptort ist Liberia (s. d.).

Guanahani, weinl. Insel, s. Watlingsinsel.

Guanaja (s. Guadalupe, Honaca), östliche der zu Honduras gehörigen Bai-Inseln (s. d.), 20 km lang, gegen 400 m hoch, an der Südseite mit gutem Ankerplatz, ist von tropischem Wald bedeckt, gesund und sehr fruchtbar (man kultiviert viele Falebäume), hat aber nur 525 Einw. (fast alle Indianer). — G. wurde 30. Juli 1502 von Kolumbus entdeckt und Isla de Pinos benannt. Die Inselaner waren die ersten Sklaven, die 1517 von den Spaniern nach Cuba gebracht wurden.

Guanajuato (s. Guanajuato), Staat der Republik Mexiko, zwischen 20–22° nördl. Br. und 104° 40' bis 106° westl. L., östlich von Querétaro, nördlich von San Luis Potosí, westlich von Jalisco, südlich von Michoacan begrenzt, 28,363 qkm groß, mit (1900) 1,065,917 Einw. (38 auf 1 qkm, also nach Mexiko und Tlaxcala der am dichtesten bevölkerte Staat), wird von N. nach S. durchzogen von der Sierra Gorda im O. und der im Centro del Gigante 3360 m hohen Sierra de G. in der Mitte; zwischen beiden liegen Hochdenen von 1600–2300 m Höhe. Im S. umgeben sieben alte Vulkane (zwei Krater) das fruchtbare Tal von Santiago. Der südwestliche Teil gehört der fruchtbaren Ebene des Bajío an. Unter den Flüssen verdient Erwähnung nur der Lerma, der den Laja aufnimmt, im SW. die Grenze bildet und in Jalisco den Chapala-See bildet. Das Klima erlaubt im Winter noch den Anbau des Ruderrohrs; hauptsächlich aber kultiviert man Weiz, Weizen, Bohnen (Frijoles), Gerste und Getreide- und Baumfrüchte der gemäßigten Zone. Auch Klee, Tabak und Olive gedeihen an ge-

eigneten Stellen; in Menge angebaut wird der viel ausgeführte rote Pfeffer (*Chile colorado*). In einigen Gegenden blüht auch Viehzucht und Käsebereitung. Hervorragend ist der Reichtum an Gold, Kupfer, Blei, Quecksilber, Eisen und vor allem Silber. In der Förderung des letzten Metalls war G. durch den ungeheuren Ertrag der Peña Negra lange Zeit weit aus der erste unter den mexikanischen Staaten. Durch die Revolution verfielen aber die Gruben, und erst seit 1825 begann durch englische, später durch amerikanische Bergwerksgesellschaften wieder ein lebhafterer Betrieb. Nach amtlichen Erhebungen wurden in G. 1537–1880 ausgemünzt an Silber 224,566,497, an Gold 20,376,839 Pesos. Im Durchschnitt der Jahre 1896–1901 betrug die Förderung an Edelmetall (vorwiegend Silber) 3,1 Mill. Pesos, freilich mit stark abnehmender Puffer. Die Mineralische finden sich in neun Kreisen: um die Stadt G., dem reichsten Minenbezirk. Paz, Monte San Nicolas, Santa Rosa, Santa Ana, San José de Turbide, San Luis de la Paz, Jidua und Atargua. Ein in diesem Staat bisher allein gefundenes Mineral ist das Guanajuatit. Das Gewerbe ist vertreten durch die Mantas von G., Salamanca und Salatierra, die Tuche von Gelaya, die Tonwaren von Salamanca, die Sattler- und andre Leberwaren von Leon. In neuerer Zeit sind in den genannten Städten von Ausländern auch große Baumwoll- und Wollfabriken angelegt worden. Für die Volksschulen sorgten 1901 234 öffentliche und 245 private Schulen mit insgesamt 40,157 Schülern sowie drei höhere Schulen, darunter eine Rechts- und Ingenieurschule. Es erscheinen 16 Zeitungen. Die Staatseinnahmen betrugen 1901: 1,150,463, die Ausgaben 1,269,257 Pesos. S. Karte Mexiko.

Guanajuato (spr. *banadjuato*, Santa Fé de G.), Hauptstadt des gleichnamigen Staates (s. oben), 2045 m ü. M., liegt auf höchst unebenem felsigen Gelände zu beiden Seiten der tiefen Schlucht Cañada de Marfil, die den einzigen für Wagen passierbaren Eingang zur Stadt bildet, zur Regenzeit aber von einem zum reichen Bergstrom anschwellenden Bach durchflossen wird. G. hat einen großartigen Regierungspalast, eine Kathedrale, Jesuitenkirche, 8 Klöster, Universität, Kunstschule, Lehrerseminar, Theater, Münze, 2 Hospitäler, Alhondiga (Kornmagazin), reizende Schmuckplätze und schöne Villen reicher Bergwerksbesitzer, ist Sitz eines deutschen Botschafts, mit (1900) 49,486 Einw. (früher über 100,000), die Manta- (Wolldecken-) Fabrikation und Rattundruderei, namentlich aber Bergbau auf Silber in den berühmten Gruben von Valenciana sowie von Cata, Echo, Mellado, Sierra betreiben. G. wurde 1554 gegründet.

Guanáto, f. Lama.

Guanape (spr. *banjape*), Guanoinsele an der Küste von Peru, unter 8° 35' südl. Br.

Guanare (spr. *banare*), Hauptstadt des Staates Zamora in Venezuela, nahe dem Fluß G., am Fuß der Karibik von Mérida, 1596 gegründet, mit höherer Schule, starker Viehzucht, Kaffee-, Zuckerrohr- und Kakaobau und (1899) 10,880 Einw.

Guanachen (Guanache, spr. *banjache*), die ausgestorbenen Urbewohner der Kanarischen Inseln (s. d.).

Guango, f. Albizia.

Guanibuhyn, f. Schatibuhyn.

Guanidin (Karbotriamin, Amidolactamid) CH_5N_3 , oder $\text{HNC}(\text{NH}_2)_2$, findet sich in Widenfamen und Zuckerrübenfasser, entsteht bei Oxydation von Guanin, beim Erhitzen von Jodcyan mit Am-

monial oder Cyanamid, aus Orthokohlensäureester und Ammonial, beim Erhitzen von Rhodanammonium, wobei zuerst Thioharnstoff entsteht, bei Oxydation von Leim mit Bernsteinsäure. Es bildet farblose Kristalle, schmeckt alkalisch, ist zerflüchtig, leicht löslich in Wasser und Alkohol, bildet kristallisierte Salze und gibt bei Behandlung mit Säuren oder Alkalien Harnstoff und Ammonial. Es kann als Amidin der Amidokohlensäure aufgefaßt werden.

Guanin (Aminooxyppurin) $\text{C}_4\text{H}_5\text{N}_5\text{O}$ oder $\text{HN}-\text{CD}$ findet sich im Peruguanio, in den Extremitäten der Krebsspinne, in der Kanariendrüse, im Fleisch, in der Milz und Leber der Säugetiere, auf den irrisierenden Schuppen oder Schwimmbälgen von Fischen u. G. bildet mit Xanthin und Sartin eine Gruppe von Zersetzungspunkten des Eiweißes, die zwischen letztem und dem Harnstoff stehen. Bei einer Krankheit der Schweine (Guaninisch) finden sich im Fleisch Konkremente von G. Es ist amorph, farb-, geruch- und geschmacklos, unlöslich in Wasser, Alkohol und Äther und bildet mit Säuren, Basen und Salzen kristallisierte Verbindungen. Mit salpetriger Säure bildet es Xanthin, mit chlorsaurer Kali- und Salzsäure Guanidin, Kohlensäure und Karbaminsäure. Die auf den Fischschuppen vorkommende Verbindung von G. mit Kalz dient zur Darstellung künstlicher Perlen.

Guano, unter dem Einfluß der Luft, aber bei Ausschluss von Regen entstandene Zersetzungspunkte der Extremitäten von Seevögeln. Guanolager von großer Mächtigkeit fanden sich hauptsächlich auf Inseln der Westküste Südamerikas (Chincha-, Ballenas-, Guanape-, Maradi- u. Inseln); auch die südwestliche Küste Afrikas und andre Punkte der Erde boten einzelne Fundorte von Verbrütung; jedoch war und ist noch jetzt die chilenische und peruanische Küste mit den vorgelagerten Inseln, auf denen der G. Schichten von 7–80 m Mächtigkeit bildete, die Hauptbezugsquelle für G., wenn auch die Ergiebigkeit der Guanolager nachgelassen hat. Die südlichste der drei Chinchaiseln, die 5 Mill. Ton. G. geliefert hatte, wurde Anfang der 1870er Jahre verlassen, aber alsbald nahmen die Vögel von ihren alten Brut- und Wohnplätzen wieder Besitz, und gegen Mitte der 1890er Jahre konnte von neuem G. gesammelt werden. Man hat beobachtet, daß in 1 1/4 Jahr etwa 2000 T. G. produziert werden. Der Peruguanio besteht fast nur aus den Extremitäten von Vögeln aus den Ordnungen der Sturdräher (Pelecanus thajus Mol., Carbo Gaimardi Less., C. albigula Brandt, Sula variegata Tschudi, Plotus anhinga L.), der Langflügler (Rhynchops nigra L., Larus modestus Tschudi, Puffinaria Garmoti Less., Sterna inca Less.) und der Taucher (Spheniscus Humboldtii Meyen). Die untersten Schichten der Guanolager bestehen meist aus Extremitäten und Knochen von Seehunden, Seelöwen; auch sind im G. zahllose meereshabende Diatomeen u., versteinerte Eier, Federn und die Reste von Vögeln, Fischen und Seesäugetieren aufgefunden worden. Die frischen Extremitäten sind schmutzigweiß und trocken zu einer festen Kruste ein, die bei einer Stärke von etwa 20 cm in der untern Schicht sich verhärtet und allmählich die Beschaffenheit des Guanos annimmt. Reuchtigkeit beschleunigt die Zersetzung. G. bildet eine gelbbraune, erdige und feste Masse, riecht stark eigenständig und deutlich ammoniakalisch, löst sich unter Drausen nicht vollständig in Salzsäure, entwidelt

mit Kohlensäure viel Ammoniak, beim Erhitzen brenzlige Dämpfe und hinterläßt eine weiße Masse, die in 100 Teilen etwa 1,36 — 2,00 Kali, 54 — 57 Kalk, 2,56 bis 2 Magnesia und 41 — 40 Phosphorsäure enthält. Die nähern Bestandteile des Peruguanos sind:

Garnsaurer Ammoniak	10,70 Proz.	9,6 Proz.
Chlorsaurer Ammoniak	12,38	10,6
Chlorsaurer Kalk	5,44	7,8
Phosphorsaurer Ammoniak	19,10	6,8
Phosphorsaurer Ammoniakmagnesia	—	2,8
Schwefelsaurer Kalk	4,10	5,8
Schwefelsaurer Natron	1,90	3,8
Schwefelsaurer Ammoniak	—	3,10
Chlorkalium	4,81	6,8
Phosphorsaurer Kalk	15,10	14,5
Kohlensaurer Kalk	—	1,40
Ten und Sand	1,28	6,7
Organische Materie und Wasser	19,14	32,3

Außerdem finden sich im G. geringe Mengen von Guanin, Xanthin, Salpetersäure und Fett, an zufälligen Bestandteilen Gesteinsstrümmen und Koncretionen aus longentischen Lagen einer weichen kristallinischen Substanz, die im wesentlichen schwefelsaures Kali und schwefelsaures Ammoniak enthalten. Peruguanos enthält vorwiegend in Wasser lösliche Salze; mithin kann er sich nur in Gegenden bilden, in denen die Luft einen sehr geringen Wassergehalt besitzt und Regen fast niemals fällt. Wo dagegen unmaßstäblich abgelagerte Erzeugnisse der Einwirkung von Wasser ausgesetzt sind, müssen wesentlich andere Produkte entstehen (s. unten). Die äußere Beschaffenheit des Guanos, besonders das Vorkommen der Koncretionen, macht eine Zubereitung durch Sieben und Verkleinern vor dem Gebrauche erforderlich. Die Guanoimportur wird gegenwärtig durch die Firmen der Anglo-Kontinentolen (vormals Oldenborffschem) Guanowerke in Hamburg betrieben, die den gemahlenen und gesiebten Peruguanos mit einem feststehenden Gehalt an Stickstoff (7 Proz.), Phosphorsäure (14 Proz.) und Kali (2 Proz.) in den Handel bringen. Die größte Menge des Guanos wird jetzt zunächst mit Schwefelsäure behandelt, um die Phosphorsäure löslich zu machen, und kommt als Peruguanosuperphosphat oder aufgeschlossener G. in den Handel. Diese Ware enthält Stickstoff 7 Proz., Gelantphosphorsäure 10 bis 12 Proz., wasserlösliche Phosphorsäure 7 — 9,5 Proz., Kali 1 — 2 Proz., außerdem im wesentlichen schwefelsaures Ammoniak. Die gleichmäßige garantierte Zusammensetzung sowie die Verbindung der Verklüftung der Stickstoffverbindungen haben die Verwendung dieses Handelsartikels gegenüber dem rohen G. wesentlich gesteigert. Außerlich ist der aufgeschlossene G. dem gemahlenen sehr ähnlich, nur riecht er nicht nach Ammoniak. In geringerer Quantität kommen noch nach Europa (selt aus schließlich nach England und Schottland) Chacabeguanos (Westküste Afrikas) mit bis 18 Proz. Stickstoff und etwa 20 Proz. Phosphorsäure, Soldonhoda-Guano (Westküste des Kaplandes) mit 6 — 8 Proz. Stickstoff und 8 — 10 Proz. Phosphorsäure, Patagonischer G. (Südamerika) mit 4 — 6 Proz. Stickstoff und 15 — 20 Proz. Phosphorsäure.

Die Schiffe, die G. verladen, sind ungeeignet zum Transport anderer Ladung und dürfen noch weniger Passagiere befördern. Feind die Ladung durch Seewasser feucht, dann können unter der Schiffsmannschaft tödlich verlaufende Erstickungen vorkommen. Beim Auf- und Abladen des Guanos tritt höchst lästiger Staub auf, der zum Vorbinden von Schwämmen und Tüchern, die vorteilhaft mit Essig getränkt

werden, zwingt. In Stunden kann Guano Staub Blutvergiftung herbeiführen. Guanoüberlagen sind in der Nähe bewohnter Stadtviertel nicht zu dulden. Beim Wohnen über solchen Niederlagen hat man Taubheit, erschwerte Sprache und eigentümliche rosarote Flecke auf der Stirn beobachtet. Ausstreuen von Gips, Torfstreu, Gerberlöse auf die Guanosäcke bindet das entweichende Ammoniak.

Über das Vorkommen des Guanos und seine vom alters her übliche Benützung als Dünger berichtet zuerst Garcilaso de la Vega 1604 in seinen „Comentarios reales“. Die Inka Könige erließen Verordnungen zum Schutz der Vögel und bedrohten das Betreten der Inseln während der Brutzeit mit dem Tode. Die einzelnen Guanoexporteure waren für gewisse Provinzen des Landes bestimmt. Noch zu Anfang des 19. Jahrh. waren beständig 50 kleine Schiffe beschäftigt, den G. aus dem Festland zu bringen. 1802 besuchte N. v. Humboldt die Chinkaiseln und brachte die ersten Guanoexporte nach Europa, aber erst seit 1840 wurde G. Handelsgegenstand. Die erstenmaligen Erfolge, welche die Landwirtschaft mit dem G. erzielte, steigerten die Nachfrage ganz außerordentlich. 1856 wurden 324,000 und 1870: 522,000 Tonnen nach Europa eingeführt. Dabei wurden die wertvollsten Lager bald erschöpft, schon 1847 tauchten andre Guanoexporten, wie Chacabos, Bolivia, Solobanba, Saler, Jarvisguano, auf, man stellte künstlichen G. aus Knochenmehl, Asche und Ammoniasalzen her und belegte auch Fiebermausegremien, Präparate aus Fischen, Balthieren, Garnelen (Garnat, Gronotguano) und Abfälle von der Fleischertrahfabrikation mit dem Namen G.

Außer den beschriebenen Guanoexporten mit hohem Stickstoffgehalt findet man andere, die sich durch hohen Phosphorsäuregehalt auszeichnen. Diese Guanoexporte (Phosphatguanos) dürften durch Überflutungen entstanden sein. Der G. wurde, bevor er weggeführt werden konnte, durch Meeressand bedeckt, der die weitere Auslaugung nicht hinderte. Es blieben dann die unlöslichen Phosphate zurück, deren starker Gehalt an Chloriden auf die Einwirkung des Meerwassers hinweist. In den Guanoexporten von Quamillos befinden sich 100 m über dem heutigen Meeresspiegel in Schluchten, die deutlich erkennen lassen, daß sie vom Meer überflutet waren, Lager von Phosphatguano, bedeckt mit Sand und Gerölle, während tieferwärts in der Nähe des Meeres echte Stickstoffguanos vorkommen. Auf der Insel Lobos de Afuera findet sich unter stickstoffreichem G., der stark mit Sand gemischt ist, eine stellenweise mit Kalkstein durchsetzte Sanddecke, die etwa 0,5 Proz. Stickstoff enthält, und unter dieser ein Phosphatguano mit nur 2 Proz. Stickstoff und 30, selbst 33 Proz. Phosphorsäure. Offenbar deuten diese Vorkommen auf periodische Hebungen und Senkungen der südamerikanischen Westküste. Man benutzt die Guanoexporte zur Darstellung von Superphosphat. Viele Lager dieser Phosphate sind bereits erschöpft und vom Markt verschwunden, doch werden ähnliche Sorten oft noch unter dem alten Namen geführt. Die wichtigsten Guanoexporte sind: Salerguano, von der Koralleninsel Saler im Stillen Ozean, war gelblichbraun mit weißen trijollinischen Körnern, enthielt 70 — 80 Proz. Phosphat (etwas lösliche Phosphorsäure); das Lager ist erschöpft, doch gehen ähnliche Klaffen von andern Inseln (Frax Ventos x.) unter dem alten Namen. Avesguano, von den Avesinseln an der Küste Venezuelas, hellbraun, dem Salerguano ähnlich, enthält

0,21 Proz. Stickstoff und 72,86 Proz. phosphorjournen Kalk. Pro wse Island-G., von der Insel gleichen Namens an der Westküste Australiens, enthält 55—60 Proz. Phosphat; Kanninguano, nordöstlich der Phönixinselgruppe gewonnen, hellförmig, mit 68—75 Proz. Phosphat; Walden-Inland-G., von der Nordwestküste Australiens, mit etwa 70 Proz. Phosphat; Rejillonesguano von der Salbinfel Reading Fluss an der Südgrenze von Bolivien, einst das wichtigste Guanophosphat, enthält 7 Proz. organische Substanz und 65—75 Proz. Phosphat; das Lager ist seit 1883 erschöpft. Sydneys-Inland-G., dem Valerquano äußerlich ähnlich, braun, feinkörnig, mit leicht zerreiblichen Krusten, enthält 74 Proz. Phosphat. Weitere derartige Sorten sind Howtonb., Jordisguano, Sombroero, Ravasso, Gurosoophosphat. Preussland führte 1900: 969,077 dz G. und 125,315 dz künstlichen G. ein. Vgl. Meyn, Die natürlichen Phosphate (Leipz. 1873).

Guanoinfeln, f. Chinoinseln und Lobos.

Guanatama, Hauptst. des gleichbenannten Distrikts (1899: 28,063 Einw.), im äußersten Südosten von Cuba, in reich angebauter Ebene an der weiten und tiefen G.-Bucht, steht mit seinem Hafen Caymanera in Eisenbahnverbindung, hat beträchtliche Zuckerzufuhr und (1900) 7137 Einw.

Guaporé (spr. hawpé, Itene), fast bis zur Quelle schiffbarer Fluß in Südamerika, entspringt in der Serra dos Parecis in der brasil. Provinz Mato Grosso, unter 14° südl. Br., fließt nach W., die Grenze von Brasilien und Bolivien bildend, und vereinigt sich, 1540 km lang, 550—770 m breit, mit dem Mamoré zum Rabelito. Seine wichtigsten südlichen Nebenflüsse sind Paragou, Baures mit Blanco, Itomamos.

Guaraná (Guaranádro), eine Art Schololobe, die in Pará und andern Distrikten Brasiliens von den Eingebornen aus den Früchten der Paullinia sorbilis Mart. bereit wird. Man legt die Samen in Wasser, um die Fruchtschale ablösen zu können, röstet sie, zerstoßt sie dann mit wenig Wasser zu einer pflastischen Masse, formt aus dieser brotförmige Stäbe und trocknet sie. Die Masse ist dunkelbraun, dunkel rotbraun marmoriert, mit weissem, obgerundet eckigen Bruchstücken der zerstoßenen Samen und schwach glänzenden, muscheligen Bruch, riecht säuerlich und schmeckt fast schololobartig, schwach zusammenziehend, mit bitterem Nachgeschmack. Sie enthält Kaffein 4,28, fettes gelbes Öl 2,20, Harz 8,17, Farbstoff 1,52, Gerbsäure 5,2, rote Gerbsäure 2,75, eiweißartige Substanz (im einschließlichen Samen bestimmt) 2,37, Stärkemehl (zum Teil künstlich zugefügt) 9,35, Zucker 0,77, Dextrin, Kellin etc. 7,40, Ascherstoff 49,13, Feuchtheit 7,05 Proz. Man benutzt G. im Amosomonal in Bolivien, Koto Grosso und Goyoz und in den Sertaos von Rinas, Marandão und Piahy als Genussmittel, indem man sie kaspelt und das Pulver mit Wasser zu einem Getränk mischt. Sie erfrischt dort den Kaffee und gilt als stärkend, erfrischend und durstlöschend. Die orzneiliche Wirkung ist tonisch obstringierend und mährend, doch die größten Dosen fah aufregend, selbst narkotisch. Die Indianer benutzen sie als Aphrodisiakum, gegen Fieber, Verdauungschwäche, Chloren, Diarrhöe, Dysenterie etc.; sie vermindert den Herzschlag und wirkt schweißtreibend. In Frankreich und Deutschland ist sie gegen Migräne, auch gegen Neuralgie angewendet worden.

Guaranda (spr. wa), Hauptstadt der Provinz Bolívar in Ecuador, 2694 m ü. M., am Fuß des Chimborazo, an der Straße von Guayaquil nach Quito.

Reper. Rom. — Rejion, 6. Aufl., VIII. Bb.

ist Zentralkpunkt des Fiebertindenhandels, mit (1899) 6000 Einw.

Guaraní, Indianervolk in Paraguay, den argentinischen Urfolken des Parana und im brasil. Staale Parana. Früher kriegerisch, wurden sie durch die erfolgreiche Missionsstätigkeit der spanischen Jesuiten im 17. Johr. zu einem staatlichen Gemeinwesen vereinigt, in dem sie Ackerbau, Handwerk und Viehzucht betreiben. Zuvor ging diese Kultur nach Vertreibung der Jesuiten (1768) zum großen Teil wieder verloren, aber noch heute bilden die G. in Paraguay, vielfach freilich vermischt mit den weißen Einwanderern, die Hauptmasse der Bevölkerung, und ihre Sprache ist die Grundlage der Langua geral, die bis auf die neueste Zeit allgemein als Verkehrssprache gebraucht wurde. Vgl. Ruiz de Montoya, Arte, vocabulario y tesoro da la lengua G. (1640; neue Ausg., Leipz. 1876, 4 Bde.); Restivo, Lexicon Hispano-Guaranicum und Grammatica, neu herausgegeben von Schold (Stuttg. 1895); Bloemman, Der Sprechstoff der guaranischen Grammatik des Antonio Ruiz (Leipz. 1898); Binort, Notes sur les tribus indiennes de la famille Guaraní-Guaymies (Chortos 1900); Duvedo, La raza Pampeana y la raza G. é los Indios de la Plata en el siglo XVI (Buenos Aires 1900).

Guaranin, f. Kaffein.

(f. d.).

Guaramas (Aramidae), Familie der Vardögel

Guarba (spr. ghár-), 1) Hauptstadt des gleichnamigen portug. Distrikts (Provinz Beira), 1039 m ü. M. auf einem östlichen Ausläufer der Serra da Estrada, an den Eisenbahnen Figueira da Foz—Villor Formoso und Abrantes—G., Fischerei, hat eine gotische Kathedrale, ein Klostel, verfallene Mauern mit Türmen und Toren, Tuchfabriken und (1900) 6092 Einw. — 2) Dorf und Kurort im Unterengobin, Kanlon Grandünden, Bezirk Inn, molarisch auf dem linken Ufer des Inn, 1653 m ü. M., mit 1900 244 reformierten und romanisch sprechenden Einwohnern.

Guarbasin (Gorbasin), Promontorium Aromata der Alten, Roß Nfir der Somal, Dschard Hoshun der Araber, der östliche Vordring Afrikas (Somoliland), am Eingang in den Meerbusen von Aden, unter 11° 47' nördl. Br. und 51° 16' östl. L., besteht aus den durch eine sonde Bucht verbundenen Felsmassen Roß Schenor und Roß Nfir, hinter denen sich der 275 m hohe Garbas (Dschardas) erhebt, und ist durch zahlreiche Schiffsdrücke durchst. S. Topel »Küstenbildungen II«, Fig. 4.

Guarbi (spr. ghár-), Francesco, ital. Ruler, geb. 1712 in Venedig, gest. dodesht 1793, war Schüler und Nachfolger des Antonio de Canale und mozte wie dieser Architekturen und Prospekt seiner Gedruchstabl bei klarer, gleichmäßiger Beleuchtung. Seine Bilder, die fast in allen öffentlichen Sammlungen vorkommen, sind in der Farbe kräftiger und reicher als die seines Lehrers, aber minder genau in der Zeichnung.

Guarbián (mittelalt. guardianus, v. ital. guardianus, »Wächter, Hüter«), heißt bei den Franziskanern und Kapuzinern der Vater Superior oder Vorgesetzte, in England derjenige, der während einer geistlichen Salanz die geistliche Jurisdiktion in einer Diözese vertritt; in Portugal Unteroffizier der Marine.

Guardinfante (ital.), weiter Reistrod, wurde früher in Italien und Spanien zur Verbedung der Schwangerchaft getrogen.

Guarentigierte Urkunden (Instrumenta guarantigiata), nach dem Sprochgebrauch der italienischen Juristen des Mittelalters Schnlurkunden, die um

bedürfen eine besondere Sicherheit (guaran) darboten, weil ihnen die sogen. Erzetutivkaufel beigelegt war, d. h. die Unterwerfung unter die sofortige gerichtliche Zwangsverurteilung im Fall der Nichtzahlung. Vgl. Urkundenpraxis.

Guariba, f. Brüllaffe.

Guarico (spr. aa), Fluß in Venezuela, entspringt östlich vom See Tacarigua bei Cura, fließt südlich und mündet, durch mehrere Nebenarmes des Apure verläßt, als Murito oberhalb Guicra in den Orinoco.

Guarini (spr. gwa), Giovanni Battista, ital. Dichter, geb. 10. Dez. 1538 in Ferrara, gest. 7. Okt. 1612 in Venedig, wurde noch sehr jung Professor der Literatur und Philosophie in Ferrara. Mit 30 Jahren trat er in die Dienste Alfons' II. von Ferrara, der ihn an verschiedene Höfe schickte, zuletzt an die päpstlichen Stände, um ihn diesen zum König vorzuschlagen. Nach dem Weggang dieser Sendung entlassen, zog er sich 1582 auf sein Landgut bei Rovigo zurück. Schon 1585 wieder vom Herzog als Staatssekretär berufen, nahm er 1587, durch diesen getränkt, seine Entlassung. Nachdem er kurze Zeit am Hofe des Herzogs von Savoyen verweilt und eine Reihe von Jahren privatisiert hatte, trat er 1597 vorübergehend in die Dienste des Großherzogs Ferdinand I. von Toskana und des Herzogs von Urbino, um dann nach Ferrara zurückzufahren, das ihm 1605 zur Beglückwünschung Pauls V. nach Rom sandte. Er hielt sich immer nur zeitweilig in Ferrara auf, denn zahlreiche Projekte, in die ihn sein streitsüchtiger Charakter selbst mit seinen nächsten Angehörigen verwickelte, nötigten ihn zu fortwährenden Reisen. Auf einer davon starb er in Venedig. Von seinen poetischen Werken ist sein Schäferdrama «Il pastor fido», die vorzüglichste aller Nachahmungen des «Aminta» Tassos, am berühmtesten geworden. Es wurde 1585 in Turin aufgeführt, aber erst 1590 zu Venedig gedruckt. Als Drama mangelhaft, hat das Stück große lyrische Schönheiten und zeichnet sich durch Eleganz der Sprache und des Versbaues aus. Es ist außerordentlich oft gedruckt (etwa 170 italienische Ausgaben von 1590—1830, am besten Bened. 1602 und 1769, Leid. 1678, Lond. 1800, Mail. 1807), auch in fast alle europäischen Sprachen übersezt (in französischer Sprache über 50 Ausgaben, deutsch mehr als ein Duzend, z. B. Götting 1815, Weidau 1822, Grimma 1846) und für die Entwicklung des Schäferdramas im 16. und 17. Jahrh. von großer, vielfach nachteiliger Bedeutung geworden. Von Guarinis übrigen Werken sind zu erwähnen seine «Kimo» (Bened. 1598 u. ä.), sein Lustspiel «La idropica» (Verona 1734), der Dialog «Il segretario» (Bened. 1594), die «Lettere» (bas. 1593 und 1615) und endlich sein erst 1818 gedruckter «Trattato della politica libertà». Eine unvollendet gebliebene Sammlung seiner Werke besorgten Barotti und A. Zeno (Verona 1737—38, 4 Bde.). Vgl. Rossi, Battista G. ed il Pastor fido (Turin 1886).

Guarino (spr. gwa, Varinus), Humanist, geb. im Dezember 1370 in Verona, gest. 4. Dez. 1460 in Ferrara, erlernte 1403—08 in Konstantinopel das Griechische unter Euthymios, lehrte nach seiner Rückkehr diese Sprache in Florenz bis 1414, sadann in Venedig, dazwischen auch (um 1416) in Padua, wurde 1420 nach Verona berufen, wirkte etwa ein Jahr lang auch in Bologna und ging, wie man annimmt, 1429 als Prinzenrevisor nach Ferrara. Er machte 1438 auf dem Konzil daselbst und dann zu Florenz den Dolmetsch zwischen den lateinischen und griechischen Vätern. G. war neben Vittorino der größte Schul-

meister des Jahrhunderts. Er hinterließ eine griechische und eine lateinische Grammatik, lateinische Übersetzungen einiger Schriften des Plutarch und eines Teils von Strabon und machte sich um die Rezensien des Livius, Plautus, Catullus und der Naturgeschichte des Plinius verdient. Vgl. Nasmimi, Vita e disciplina di G. (Brescia 1805—06, 3 Bde.); Sabadini, Vita di G. Veronese (Venezia 1891) und La scuola e gli studi di G. Veronese (Catania 1896).

Guarnaccia (spr. gwar-nat-tschä), f. Italiensche Beine.

Guarnieri (Guarnierius), neben den Amati und Stradivari (s. diese Artikel) die dritte der berühmten Cremonenser Geigenbauerfamilien: 1) Andrea, Schüler von Niccolò Amati, gest. 7. Dez. 1698, arbeitete etwa seit 1650. Seine Instrumente stehen weit hinter denen seines Neffen (s. unten 5) zurück. — 2) Pietro, Sohn des vorigen (s. All. Andreani), geb. 18. Febr. 1655, arbeitete bis 1725 anfänglich zu Cremona, später zu Mantua; seinen Instrumenten, die übrigens geschätzt werden, fehlt das Brillante. — 3) Giuseppe, Bruder des vorigen, geb. 25. Nov. 1666, gest. 1739; seine teilweise denen Stradivaris, teilweise denen seines gleichnamigen Vaters nachgebildeten Instrumente stehen in Ansehen. — 4) Pietro, Sohn des vorigen, Enkel von Andrea G., geb. 14. April 1695, arbeitete bis 1740, baute nach den Rezensuren seines Vaters. — 5) Giuseppe Antonia, Neffe von Andrea G., genannt G. del Gesù, weil seine Werke vielfach mit dem Zeichen JHS auftraten, geb. 8. Juni 1683 in Cremona, der berühmteste der Familie, dessen Fabrikate aus der Mitte seiner Schaffensperiode mit den besten Stradivaris konkurrieren (er arbeitete 1725—1745), während seine letzten minderwertig sind, was man durch allerlei Legenden aus seinem Leben erklärt. Vgl. Piccolini «Genealogia degli Amati e dei G.» (1886).

Guarri (Quarri), f. Eucles.

Guaschmalerei, f. Guaschmalerei.

Guastalba, das Amt des Gastalbe (s. b.).

Guastalla (spr. gwa), bis 1859 ein zu Modena gehöriges kleines Fürstentum in Oberitalien, 434 qkm (5,6 QM.) groß mit (1901) 68,546 Einw., gehörte seit der Mitte des 14. Jahrh. den Visconti von Mailand. Seit dem Anfang des 15. Jahrh. Lehen der Familie Torelli, wurde es 1539 dem Bischof von Neapel, Ferdinand I. von Gonzaga, dem jüngeren Sohn des Herzogs Franz II. von Mantua, überlassen, der die Grafschaft 1541 durch Kaiser Karl V. für reichsunmittelbar erklären ließ. 1621 wurde es zum Herzogtum erhoben. Als Giuseppe Gonzaga ohne Leibeserben gestorben war, zog die Kaiserin Maria Theresia G. 1746 als eröffnetes Lehen ein, worauf 1748 G. nebst dem am linken Po-Ufer gelegenen Herzogtumern Sabaudianella und Bozzalo dem Herzog von Parma überlassen wurde. 1797 ward G. mit der Cisalpinischen Republik vereinigt. 1806 besaß Napoleon I. Schwester Pauline das Herzogtum G.; 1815 wurde es mit Ausnahme von Sabbionetta und Palazzo, die an Österreich fielen, nebst Parma und Piacenza der Gemahlin Napoleons, der Kaiserin Marie Luise, überlassen, nach deren Tode (1847) das ganze Besitztum an Karl Ludwig von Bourbon, Herzog von Lucca, fiel, der Lucca bereits an Toskana abgetreten hatte. Am 8. Jan. 1848 trat Parma das Herzogtum G. nebst dem am rechten Ufer der Enza gelegenen Distrikt an Modena ab. 1860 ward es mit Modena dem Königreich Italien einverleibt. Vgl. Alfidi, Storia della città e ducato di G. (Guastalla 1785—87, 4 Bde.).

Guastalla, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Reggio nell' Emilia, ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums (s. oben), an den Eisenbahnen Parma–Suzzara und G.–Reggio, in einer sumpfigen, aber fruchtbaren, von Kanälen durchschnittenen Ebene, ist Bischofsitz, hat Reste des alten Herzogschlosses, einen schönen Dom und andre monumentale Kirchen, eine Marienstatue Ferdinands I. von Gonzaga, ein Gymnasium, eine Musikschule und (1901) ca. 3000 (als Gemeinde 11,091) Einw., die Reisbau, Seidengewinnung, Gerberei u. treiben. — Von den Langobarden im 7. Jahrh. gegründet, erhielt die Stadt den Namen Garastalla (Guarastalla). Papst Paschalis II. hielt hier 1106 ein Konzil ab. Die Festungswerke wurden 1307 durch Wibert von Corregio gekleidet und erst seit 1636 hergestellt. Hier siegte die französisch-farbinische Armee unter dem König von Sardinien über die Österreicher unter Graf Königsfeld 19. Sept. 1734.

Guatavita (ver. Guatavita), Stadt im Depart. Cundinamarca der Republik Kolumbien, 43 km nordöstlich von Bogotá, 2900 m ü. M., mit Kohlengrube, Gießerei, hat 7000 Einw. Vor der Eroberung durch die Spanier unter Laufada war G. als Residenz des Tschibtschaherrschers die am besten besetzte Stadt der Hochebene. 10 km nordöstlich davon liegt der See von Guatavita, 2900 m ü. M., an dem früher ein berühmter Tempel der Tschibtscha stand, die von hier aus Edelsteine und Goldschmuck dem See opferten.

Guatemala (von Guatemalan, »voll Wälder«, oder Uxatsumal, »Berg, der Wasser ausbricht«), mittelamerikan. Freistaat, zwischen 13° 46'–17° 44' nördl. Br. und 88° 9'–92° 18' westl. L., grenzt im W. und N. an die mexicanischen Staaten Chiapas, Tabasco, Campeche und Yucatan, durch den Rio Suchiate, Rio Chixoy und Rio Usumacinta teilweise von den beiden ersten getrennt, im O. an Britisch-Honduras und den Honduras-Golf (Bucht von Amatique), im S. O. an die Republiken Honduras und San Salvador, im S. W. an das Stille Meer (s. Karte »Mesoamerika«) und umfaßt 125,100 qkm. Den Norden nimmt das gegen 300 m aufsteigende Kalteisenhügelland des Petén ein, die Mitte durchzieht von W. nach O. hohes Gebirge, das in den Altos Guatemalanos 3800 m erreicht und aus kristallinischem sowie älterem und jüngerem Schichtgestein zusammengefaßt ist. Den Süden beherrscht ein Andesitgebirge und eine stattliche Reihe junger Kulkane, unter denen der Ta-Cana (an der mexicanischen Grenze, 3990 m hoch, 1855 zuletzt tätig), Tajumulco (4120 m), Santa Maria (3900 m, im Oktober 1902 mit verheerendem Ausbruch), Atitlan (3572 m), Motenango (4150 m), Fuego (3835 m, 1880 zuletzt tätig), Agua (3700 m) und Pacaya (2530 m, 1775 tätig) die bedeutendsten sind. Schmale Niederungen aus jungem Schotterland begleiten nur die Küsten und die Unterläufe der Ströme, unter denen der schiffbare Motagua und der zur Laguna Dulce erweiterte und von Yabal bis Livingston schiffbare Polochic in den Hondurasgolf, der Rio de la Pasion in den Chixoy (Usumacinta) münden. Die Niederungen sowie die aus Zerlegungsprodukten vulkanischer Auswürflinge gebildeten Talböden sind meist sehr fruchtbar. Bemerkenswerte Seen sind auch der abflußlose Peténsee im N. (s. Petén), der Atitlansee, der Guajalut u. a. Erdböden sind häufig und haben besonders 1541 und 1773 Alt-Guatemala, 1830 Neu-Guatemala, 1885 Atitlan und 1902 Quetzaltenango furchtbar verheert. An nützlichen Mineralien ist G. nicht reich, doch

gewinnt man aus dem Motagua etwas Gold, bei Chiantla Bleiglanz, auch Kupfererz findet sich. Die alte Silbergrube von Mataquesquintla ist aber verlassen. Salz liefern die südlichen Küstenlagunen, ebenso die Solquellen am Chixoyfluß, bei Sacapulas u.

Das Klima der Küstenniederungen (der Tierra caliente, bis 600 m ü. M.) ist tropisch heiß und feuchtreich, mit 23–27° mittlerer Jahresstemperatur. Das Bergland ist dagegen mild und im allgemeinen gesund; die sogen. Tierra templada hat in den Lagen von 600–1800 m 17–23° im Jahresmittel, die über 1800 m hohe Tierra fria z. T. eine Mitteltemperatur von unter 10°; in den »Altos« kommt häufig Frost und gelegentlich Schnee vor. Die Stadt G. (1480 m ü. M.) hat im Jahresmittel 18,6°, als höchste Temperatur 30,8°, als niedrigste 7,8°, Quetzaltenango (2350 m ü. M.), bez. 14,2°, 24,6° und –3°. Der über G. herrschende Nordostpassatwind wird durch die Bodengeform vielfach gestört, ist aber der Hauptregenbringer, und das nordöstliche Bergland (Alta Verapaz) ist durch ihn am regenreichsten. Setal hatte 1893: 4998 mm, Coban (1891–1900) 2422 mm, G. 1948 mm Regen. In den Küstenregionen bestehen die Wälder aus Palmen, Kautschuk- und Rhabarbarbäumen, Kirschen, Kakao, baumartigen Wolfsmilchbäumen, riesigen Bambusen und Bananen. In der Tierra templada treten Myrten, Lorbeerarten, Kaktus, Agaven und immergrüne Eichen in den Vordergrund, besonders an der atlantischen Seite gemischt mit tropischen Halbformen, wie Farnbäume, Orchideen. Die Tierra fria ist die Region der Koniferenwälder, denen sich weiter aufwärts ein Steviengewürz anschließt, niedrige Kompositen, welche die Rhododendren unserer Alpen vertreten. Daraus folgt eine alpine Region. Die Tierwelt Guatemalas enthält vor allem zahlreiche neotropische Charaktertiere: breitmaßige Affen, den amerikanischen Tapir, Maul- und Gürteltiere, Beuteltiere; zugleich aber finden sich hier schon Vertreter der nordamerikanischen Fauna, so der Fuchs, Fuchs, Gase, das Eichhörnchen, die Spitzmaus u. a. Jaguar und Puma sind nicht häufig. Unter den Vögeln, von denen man 600 Arten kennt, ist der prächtige Quetzal (Quetzalcoatlus) zu erwähnen, der auf dem Landeswappen Guatemalas (s. unten) Verwendung gefunden hat.

Bevölkerung. Die Bevölkerung betrug sich nach einer Schätzung für 1. Jan. 1900 auf 1,574,338, davon der Zählung von 1893 auf 1,364,678 Seelen (davon 677,472 männlich, 687,206 weiblich; 11,331 Ausländer). Die Volksdichtigkeit betrug also 11 auf 1 qkm. Die Weißen (481,945), darunter viele Deutsche, sind meist Kaufleute und Pflanzer, die Lados (Richtlinge von Weißen und Indianerinnen) Handwerker und kleine Kaufleute. Die Indianer (Maya-Quiché) bilden die ackerbauende Bevölkerung und zeichnen sich durch Fleiß und sanften Charakter aus. Eine ansehnliche Zahl genießt volle Staatsbürgerrechte und ist im Besitz bedeutender Ländereien. In einem großen Teil des Landes haben sich die Indianer noch unvermischt erhalten, sprechen ihre Muttersprache und richten sich nur äußerlich nach Gesetz und Religion des Landes. Unabhängig sind aber nur noch wenige hundert Lacandones im N. Die Zahl der Geburten war 1899: 71,992, der Sterbefälle 34,629.

Hinsichtlich der geistigen Kultur behauptet G. unter den fünf Staaten Mittelamerikas den ersten Platz. 1893 gab es aber 1,240,092 Analphabeten. Die San Carlo-Universität in der Hauptstadt (1676 gegründet) erfreut sich eines gewissen Rufes. Die 1419

öffentlichen Volksschulen wurden 1900 von 56,802 Kindern, etwa 40 Proz. der schulpflichtigen, besucht. In kirchlicher Beziehung bildete das Land seit 1564 ein Bistum, seit 1742 aber ein Erzbistum. Der Erzbischof, dem die Bischöfe von Managua (Nicaragua), Comabagua (Honduras), San Salvador und San José (Costarica) untergeordnet sind, hat seinen Sitz in der Hauptstadt. Nach der Verfassung besteht aber allgemeine Religionsfreiheit. Die Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhl sind durch ein 1852 abgeschlossenes Konkordat geordnet. 1893 zählte man neben 1,356,107 Katholiken nur 8571 Andersgläubige.

Erwerbszweige etc. Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung. Früher stand die 1811 eingeführte Cochenille obenan, aber infolge der unsichern Ernte ist an deren Stelle der Kaffee getreten; 1884 zählte man 5431 Kaffeeplantagen mit 60,201,213 Kaffeebäumen; die Ernte ergab 1899: 841,945, 1901: 754,100 Zentner. Die größten Pflanzungen (2715 qkm) sind in deutscher Hand, haben aber durch die Vulkanausbrüche von 1902 3 T. schwer gelitten. Der Ruderrahrbau ergab 1901 auf 16,300 Hektar 113,570 Jtr. Ruder, der Tabakbau auf 650 Hektar 9350 Jtr. Blättertabak, der Bananendbau auf 4750 Hektar 910,500 Büschel. Weizen und andere Früchte der gemäßigten Zone baut man auf den Hochflächen, Reis im Osten, Indigo im Westen, außerdem Orangen, Kakao, Mais, Wein und Oliven (seit 1889) und Cichana. Der Viehstand betrug 1899: 50,343 Pferde und Maultiere, 196,780 Rinder, 77,600 Schafe. Die Gewerbetätigkeit erzeugt grobe Ballen- u. Baumwollensstoffe, Federn, Satteln, Strohhüte, Matten, Goldschmiede- u. Sattlerwaren u. schöne Ponchos (Wäntel).

Der Handel Guatemalas war früher der bedeutendste in Zentralamerika, hat aber seit der Fertigstellung der Dampferlinie längs der Küste des Großen Ozeans dem von Salvador weichen müssen. Angutigen Häfen fehlt es beiden Küsten. San José, der Haupthafen des Landes, Ceros und Champerico am Großen Ozean sind nur offene Reeden; günstiger sind die Verhältnisse in Livingston und Puerto Barrios am Golf von Honduras. 1902 betrug die Einfuhr 8,012,082, die Ausfuhr 9,031,608 Goldpesos. Von der Ausfuhr entfielen reichlich 46 Proz. auf Deutschland, gegen 27 auf die Vereinigten Staaten, über 13 auf England und 7,5 Proz. auf Frankreich. Eingeführt werden vorzüglich Baumwolle, Holz- und Eisenwaren, Papier, Juwelierarbeiten, Weine; ausgeführt Kaffee (1901: 754,100 Ztr.), Kautschuk, Ruder, Häute und Felle, Bananen und andere Früchte. In die Häfen von San José, Champerico, Nabal am Galsa Dulce und Livingston am Golf da Amatique liefen 1900 ein 787 Schiffe mit 1,160,085 Ton. die Mehrzahl gehört den Vereinigten Staaten an. Von Livingston und San José besteht regelmäßiger Dampferverkehr mit New Orleans, Panama und San Francisco. Der inländische Handel konzentriert sich in der Landeshauptstadt. Doch werden an verschiedenen Plätzen auch große Jahresmärkte in Landesprodukten abgehalten, und zwischen Handel und Kilgerfahrten findet dort noch ein ähnliches Verhältnis statt wie in Europa während des Mittelalters. So ist der große Jahrmärkte in dem Indianerort Esquipulas im Januar mit einer berühmten Wallfahrt zu einem wunderbaren Volksbild verbunden. Waage und Gewichte sind im allgemeinen die kastilischen. Man rechnet die Yanga Getreide zu 1,5 englische Bushels = 54,525 Lit. und teilt sie in 25 Cajualas; 1 Rebio Mais enthält 15 Libras zu 459,89 g. Die Währung ist amtlich

Silber, laut Dekret vom 15. Nov. 1878 der Peso fuerte von 8 Reales oder 100 Centimas = 5 Franz aber 4,06 Mark der Talernährung; auch wurden Stücke zu 4, 2 und 1 sowie Scheidemünzen zu 1/2 und 1/4 Real geprägt. Der in übergrünen Mengen gedruckte Nationalpeso soll nach dem Zwangskurs gleich dem Silberpeso sein, wird aber seit Ende 1902 im internationalen Postverkehr außerhalb Mittelamerikas gleich dem Franken u. der Centava gleich dem Centime gewertet. Eisenbahnlinien gab es 1899: 640 km, darunter eine von San José nach der Hauptstadt und eine nach nicht ganz vollendete von dieser nach Puerto Barrios, ebenso eine von Champerico nach Quezaltenango. Die Telegraphenlinien hatten eine Länge von 5474 km; befördert wurden durch 150 Anter 796,192 Depeschen. Die Post, die sich meist der Sammiere oder Träger bedient, einstieg in 279 Metern 5,884,613 und beförderte 4,051,823 Sendungen. — Nach der Verfassung von 1879 besteht der Kongress aus einer Nationalversammlung von 69 direkt vom Volke auf 4 Jahre gewählten Mitgliedern und einem Staatsrat von 13 Mitgliedern, die teils von der Nationalversammlung gewählt, teils vom Präsidenten ernannt werden. Der Präsident wird gleichfalls direkt vom Volke auf 6 Jahre gewählt. Wählbar und wahlberechtigt ist jeder 21 Jahre alte Staatsbürger von Zentralamerika. An der Spitze der Verwaltung stehen 6 Staatssekretäre. Die Justiz wird durch einen Obergerichtshof und Richter erster Instanz verwaltet. Die Gemeindeverwaltung ist in den Händen von Mülben und Gemeinderäten. Die Staatseinnahmen betragen 1901/02: 13,438,110 Pesos (Zölle 8,505,405, Kanapole 3,658,206, Steuern 1,578,658). Die äußere Staatschuld erreichte 1. Jan. 1902: 27,709,666 Silberpesos, die innere 9,230,752 Goldpesos. Eine Nationalbank besteht seit 1877. Nach dem Gesetz vom 23. Mai 1888 sind alle werksfähigen Weizen und Weichlinge, die weniger als 50 Pesos jährliche Steuern zahlen, sofern sie nicht höhere Beamte, einzige Söhne u. sind, vom 18.—25. Lebensjahr im stehenden Heere und vom 26.—50. Lebensjahr in der Militärdienstpflicht. 1893 wurde die Stärke der Armee auf 56,915, die der Reserve auf 29,439 Mann festgelegt. Die tatsächliche Mannschaft unter Waffen ist aber nicht bekannt. Eingetreit wird die Republik in 22 Departements; Hauptstadt ist Santiago de G. (s. unten). Das Wappen zeigt (älter auf blauem Grund) eine Papierralle mit der Aufschrift: »Libertad 15 de Septiembre 1821«, auf derselben einen Quersaal (pito real = königlicher Vogel), unter ihr sich kreuzende Gewehre und Degen, um das Ganze einen Lorbeerkranz (s. Tafel »Wappen III«, Fig. 14). Die Flagge f. auf Tafel »Flaggen I« nebst Textblatt.

Geschichte. G. war vor der spanischen Eroberung hauptsächlich von den Quichés und Katschiques, zwei Maya-Stämmen, bewohnt, die, wenn auch rauher und kriegerischer als ihre Vetter im Tiefland, doch an der Entwicklung der mittelamerikanischen Kultur ihren vollen Anteil genommen hatten. Die charakteristischen Schriftzeichen der Maya sind über den größten Teil von G. verstreut, die Quichés haben ein mythologisches Werk, das Popol-vuh, die Katschiques haben Annalen hinterlassen. Beide Völker lebten aber zu der Zeit, als die Spanier nach Mexiko kamen, in beständiger Fehde, und so konnte im J. 1525 Pedro de Alvarado mit Hilfe der Katschiques in einem kurzen, wenn auch verlustreichen Kampfe die Quichés unterwerfen und ihre feste Hauptstadt Uxatlan, erradern und zerstören. Seitdem bildete G.

mit der Hauptstadt Santiago eine *capitania general*, die dem Vizekönigreich Mexiko nur in einzelnen Zweigen der Verwaltung angegliedert, aber sonst unabhängig war. Als Mexiko 1821 sich von Spanien losriß, folgte auch G. diesem Beispiel, trennte sein Schicksal aber endgültig von diesem Reich, indem es mit Salvador, Honduras, Costarica und Nicaragua die Republik von Zentralamerika (s. d.) bildete. Erst nach deren Zerfall (1839) und nach längeren innern Kämpfen konsolidierte sich die Republik G., an deren Spitze seit 1841 fastlich, seit 1845 auch verfassungsmäßig der Indianer Rafael Carrera stand, ein Mann von unfehlbaren staatsmännischen Talenten, aber gewaltthätig und bigott, so daß von einer wirklich republikanischen Regierung nicht die Rede sein konnte. Dennoch verstand G. seiner starken Faust eine lange Periode des Friedens, in der die ersten Schritte zur Ausbeutung der natürlichen Schätze des Landes gemacht wurden. Sein Tod (1865) war das Signal zu neuen Parteikämpfen zwischen seinen Anhängern, den Servilen, und den Liberalen, aus denen die letzten 1871 heftig hervorgingen, indem es ihrem Kandidaten Riquel Garcia Granados gelang, sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Seine Regierungszeit und ebenso die ersten Jahre derjenigen seines Nachfolgers, Justo Rufino Barrios, waren aber ganz von der Unterdrückung zahlloser Aufstände in Anspruch genommen. Erst von 1877 ab stellte die mit beispielloser Gewaltthätigkeit geführte Regierung von Barrios die Ruhe so weit her, daß auch an der friedlichen Entwicklung der Republik weiter gearbeitet werden konnte. Die Verfassung wurde 1880 in liberalen Sinne revidiert, die Grenze gegen Mexiko 1882 durch Vertrag geregelt, Handel und Landwirtschaft durch Verträge mit dem Auslande gesichert und gefördert. Inzwischen aber verfolgte Barrios daneben den Plan, unter seiner Leitung die Republik von Zentralamerika wieder aufzurichten. Obwohl er dabei entsetzt von Mexiko verfolgt wurde (Soto, dem er in Honduras zur Nacht verschollen, machte sich vor der Zeit aus dem Staube; Jalbivar, den er zum Präsidenten von Salvador gemacht, schloß sich seinen Gegnern an), so glaubte er doch 1885 die Zeit gekommen, den Plan mit den Waffen durchzuführen. Nachdem er 28. Febr. die Wiedereinrichtung des Bundesstaates proklamiert hatte, fiel er in Salvador ein, allein bei dem Sturme auf das Grenzstädtchen Chalchuapa traf ihn die tödliche Kugel. Sein Nachfolger, Manuel Lisandro Barillas, beilegte sich, die Proklamation zu widerrufen, den Frieden mit den Nachbarstaaten wiederherzustellen und Hand anzulegen an die Regelung der innern, vor allem der finanziellen Verhältnisse. Die Barrios in der größten Verwirrung hinterlassen hatte. Aber auch er hatte den Plan eines mittelamerikanischen Staatenbundes nicht aufgegeben. Im J. 1889 kam zwischen den Präsidenten der fünf Republiken ein Vertrag zustande, wonach 1891 eine Bundesrepublik errichtet und ihre Leitung von den Präsidenten abwechselnd verkehrt werden sollte. Die Kongresse von G., Honduras und Nicaragua ratifizierten den Vertrag ohne weiteres. In Salvador aber gab er den Anstoß zu einem Aufstande, dessen Leiter, Ceyta, nach erlangtem Siege den Beitritt zu dem Bunde verweigerte; als G. ihn zwingen wollte, unternahm er einen so erfolgreichen Feldzug, daß Barillas sich beilegte, unter Verzicht auf den Bundesplan Frieden zu schließen. Er hatte dabei so viel an Ansehen verloren, daß die neuen Wahlen 1891 den General José Maria Reina Barrios zur Präsidenten-

schaft erhoben. Dessen Antsantritt wurde mit großen Hoffnungen begrüßt, allein er erwies sich als ein ebenbürtiger Gewaltthätiger wie seine Vorgänger. So oft der Kongress sich gegen seine Vor schläge erklärte, jagte er ihn davon und regierte einseitig als Diktator, wobei denn Leben und Eigentum seiner Untertanen nicht eben sorgsam geachtet wurden. Dagegen verstand er es, das Vertrauen der Ausländer zu gewinnen, mit deren Hilfe er nach verschiedenen Richtungen hin für die Erschließung des Landes erfolgreich tätig gewesen ist; der Kaffeebau im großen ist hauptsächlich durch ihn gefördert worden. Seit 1897 aber hatte er fast ununterbrochen gegen Aufständische zu kämpfen, und 10. Febr. 1898 wurde er vor dem Regierungspalast erschossen. Ihm folgte, zunächst interimistisch der Lic. Manuel Estrada Cabrera, ein skrupelloser Gewaltthätiger, der mit allen Mitteln der Verletzung und Vergeßlichkeit seine endgültige Macht durchsetzte und in gleichem Sinne die gewonnene Macht zu demüßigen verstand. Erst dadurch, daß es ihm gelang, aus der mehrjährigen Finanzkrise, in der sich G. befand, einen leidlichen Ausweg zu finden, hat er seine Stellung im Innern befestigt und auch nach außen ein gewisses Ansehen erlangt.

Vgl. außer den Werken über Zentralamerika von Kröbel, Squier, Marx, Scherzer u. a.: Dollfus und Konisratt, *Voyage géologique dans les républiques de G. et de Salvador* (Par. 1869); Stoll: *Zur Ethnographie der Republik G.* (Zürich 1884); G., *Reisen und Schilderungen* (Leipz. 1886); Die Ethnologie der Indianerstämme von G. (Leiden 1889); Brigham, *The land of the Quetzal* (Boston u. Lond. 1887); Child, *The Spanish-American republics* (New York 1891); Sapper, *Physische Geographie von G.* (Gotha 1894) und *Das nördliche Mittelamerika* (Braunschw. 1897); Maudslayi, *Glimpse at G.* (Lond. 1890); Selser, *Auf alten Wegen in Mexiko und G.* (Berl. 1900) und *Die alten Ansiedlungen von Choculá u.* (1. Abt., das. 1902). Zur Geschichte: Kinnens, *Las historias del origen de los Indios de esta provincia de G.* (mit Beiträgen von K. Scherzer, 1866); Fuentes y Guzman, *Historia de G.* (Madrid. 1842). Karten: *Mapa de la Republica de G. levantado y publicado por orden del Gobierno*, 1:700,000 (Hamb. 1876); *Plan con ni y Medina, République de G., Cartes commerciales* (Par.).

Guatemala (Santiago de G., auch G. la Nueva), Hauptstadt der Republik G. und bedeutendste Stadt Mittelamerikas, unter 14°38' nördl. Br. und 90°21' westl. L., 1480—1520 m ü. M., auf halber Hochebene nahe der Wasserscheide zwischen beiden Ozeanen, hat geradlinige, breite Straßen, am großen Hauptplatz (Plaza) eine schöne Kathedrale, Erzbischofs-palast, Regierungs- u. Präsidialpalast, Münze und Zollhaus, Universität, Priesterseminar, Gymnasium, höhere Mädterschule, 2 Theater, Wasserleitung, elektrische Bahnen und elektrische Beleuchtung und (1908) 74,000 Einw. Der Handel ist namentlich durch deutsche Händler vertreten, die Industrie liefert Woll-, Baumwoll-, Sattler- und Toppwaren, Gold- und Silberarbeiten, Zigarren und Bier. G. hat mehrere Banken und ist Sitz eines deutschen Konsuls. 1775 gegründet, war es früher Residenz des Vizekönigs. — G. ist bereits die dritte Hauptstadt dieses Namens. Die erste, jetzt Ciudad Vieja (auch Almalonga) genannt, wurde 1524 von Alvarado angelegt, aber 1541 durch einen Wasserausbruch des Vulkanes Agua zerstört und wird jetzt nur noch von

Indianern bewohnt. Darauf erstand 4 km nordöstlich die zweite Hauptstadt, jetzt G. la Antigua (Altguatemala), eine der größten und schönsten Städte Amerikas, mit über 60,000 Einw., die aber 1773 und 1874 durch Erdbeben zerstört wurde und nur noch 6400 Einw. zählt. Endlich wurde 1776 die jetzige Hauptstadt 43 km östlich davon gegründet.

Guatema (fr. *Guatemala*), Stadt im Staat Bohard der südamerikan. Republik Kolumbien, im Teuzotal, am östlichen Abhang der Cordillera, 1815 m ü. M., mit Gold-, Silber- und Kupfergruben und 6000 Einw.

Guatimozin (eigentlich Quauhtemotzin), letzter König von Mexiko, Keffe und Schwiegersohn Montezumas (s. d.), wurde nach dem Tode von dessen Bruder, 25 Jahre alt, auf den Thron gehoben. Mit Energie nahm er den Kampf gegen Cortez auf und verteidigte Mexiko mit Schlauheit und jähher Tapferkeit. Alle Anträge auf Unterwerfung wies er zurück; als 18. Aug. 1521 der letzte Rest der Stadt von den Spaniern erstürmt wurde, suchte G. über den See zu entfliehen, wurde jedoch gefangen genommen und anfangs gut behandelt, dann aber, um das Gefährnis von ihm zu erpressen, wo er seine Schätze verborgen, gefoltert, doch vergeblich. Am 15. Febr. 1525 ließ ihn Cortez auf seinem Zuge nach Honduras auf die Anschuldigung einer Verschwörung mit andern Vornehmen aufknüpfen.

Guabenbaum, s. Psidium.

Guabiaré (fr. *Guayabero*), Fluß in der südamerikan. Republik Kolumbien, entspringt unter 3° nördl. Br. am Ostabfall der Cordillera Oriental, durchströmt die Planos von San Martin, nimmt rechts den Nitrida auf und mündet kurz nach der Vereinigung mit dem Atabapo an der Grenze gegen Venezuela nach 1500 km tangem Lauf bei San Fernando de Atabapo in den Orinoko.

Guagimafaser, s. Guazuma.

Guahabero, s. Guaviare.

Guapaki, Indianerclan im südöstlichen Paraguan, zwischen dem Parana und der Cordillera de los Montes, lebt, nur 500—600 Köpfe stark, noch im Steinzeitalter. Von geringer Körpergröße und fast unbekleidet schweifen die G. als Jagdnomaden auf niedriger Kulturstufe in kleinen Herden umher. Ihre Waffen bestehen in Steinäxten, Bögen und Lanzen.

Guayana (fr. *Guayana*), Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1899: 111,986 Einw., davon 56,805 Weiße), an der Südküste von Puerto Rico, mit Zuckerrüben-, Branntweinbrennerei u. (1899) 5334 Einw.

Guayana (fr. *Guayana*, auch Guayana, Guiana, Guayana, hierzu Karte »Guayana«), der nordöstliche Teil Südamerikas zwischen 3° 45' südl. bis 8° 30' nördl. Br. und 50°—71° westl. L., östlich und nordöstlich durch das Atlantische Meer, auf den übrigen Seiten durch den Orinoko und den Amazonasstrom begrenzt, ist 1,760,000 qkm groß. Die Küste, deren am meisten vorpringende Punkte Kap Raffau und Kap Orange sind, liegt fast durchweg tiefer als der Meeresspiegel bei Hochflut und wurde im holländischen und englischen Anteil durch Dämme und Kanäle vor Übersutungen gesichert. Dieses bis über 30 km breite, in der Regenzeit überschwemmte Flachland ist außerordentlich fruchtbar. Nur der südliche Teil ist vollkommen eben, den nördlichen durchziehen zahlreiche Gebirgskette. Östlich vom Orinoko erheben sich die Sierras de Rapichí (Namari 2258 m), Parima (Duiba 2475 m) und Maragwara (2508 m), an der Ostgrenze von Venezuela die Sierra de Riachote, an deren Süden die Tafelberg Roraima steil zu

2600 m aufsteigt. Die ganze Nordgrenze des brasilianischen G. wird von Gebirgsketten begleitet (Sierra Parima, Paracaima, Tumuc-Humae), gegen N. und O. aber erniedrigt sich das etwa 1000 m hohe Bergland, aus dem hier nur isolierte Granitfelsen (Cerro de Guineba 1630, de Mato 1889, Turagua 1836 m) aufragen. Diese Gebirgskette bilden die Wasserscheiden zwischen den teils dem Amazonasstrom (Trombetas, Paru, Dori, Aequarary), Rio Negro (Rio Branco) und Orinoko (Ventuari, Caura, Caroni), teils unmittelbar dem Atlantischen Ozean (Essequibo, Demerara, Berbice, Corentyne, Saramacca, Suriname, Maroni, Mana, Apuruaque, Oyapok) zufließenden Flüssen.

Nur die Küstenstriche und die Flußtäler zeigen tertiäre und quartäre Ablagerungen, sonst herrschen archaische Gesteine vor, meist Glimmerschiefer und Quarzite sowie Gneise, weit seltener Granit und Diorit. Horizontal geschichtete Sandsteine paläozoischen oder cretazeischen Alters liegen im Hinterlande vom Britisch-G. auf dem kristallinen Grundgebirge auf und bilden, von zahlreichen Eruptionen durchsetzt, den Scheritel des gewaltigen Tafelbergs Roraima (s. d.). Paläozoische Schichten finden sich auch am Südschiff des Landes gegen den Amazonas. Längs der Küsten erstrecken sich ausgedehnte Schlammbänke, da Strömungen die Sinkstoffe des Amazonas weit hin verbreiten. Setzt sich der Schlamm außerhalb der stärksten Strömung nahe am Ufer an, so wachsen alsbald Manglebäume darauf, deren dicke Stämme rasch einen festen Boden bilden. Von Mineralien kennt man namentlich Gold, das am Maroni, am Huruari und im holländischen G. in bedeutender Menge gefunden wird; auch sind hier reiche Brauneisenerzlagern bekannt (vgl. Venezuela). Das Klima ist ausgezeichnet durch Regenreichtum und gleichmäßig hohe Temperatur und Feuchtigkeit. An der Küste währt die kleine Regenzeit von Mitte November bis Februar, dann folgt im März und April die kleine trockne Jahreszeit und hierauf die große Regenzeit von Mitte April bis Anfang August. Wegen Mitte Juli fallen die Regenschauer nur noch zu gewissen Stunden. Das Eintreten der Trockenzeit wird durch heftige Gewitter angekündigt, die Flüsse ziehen sich in ihr Bett zurück, die Sümpfe trocknen aus, daher sind August und September für den eben angekommenen Fremden an manchen Orten gefährlich. Das Innere von G. hat nur eine Regenzeit (Ende April bis Anfang August). Regenmengen: Georgetown 242, Paramaribo 238, Cayenne 352 cm. Temperatur: Georgetown 26,4°, kälteste Monate Januar und Februar 25,8°, wärmster Oktober 29,8°; mittlere Jahresbreite 32,5° und 21,1°. Der herrschende Wind ist der Nordostpassat. Das Klima ist, von gewissen Gegenden abgesehen, jedoch bei weitem nicht so ungesund, wie man gewöhnlich glaubt. Die Wälder Guayanas stehen mit der äquatorialen Flora Brasiliens in engem Zusammenhang und sind nicht weniger reich an tropischen Baumformen wie das Schlagsgebiet Brasiliens (s. d. S. 432f.). Neben Bäumen finden sich Carapa guianensis, das Fernambukholz, der Jacaranda, der Tonkabaum, die Ipekauba, der Parinari- und der Kakaobaum, die Kautschukpflanze (Siphonia elastica), Cassiparilla. Für die Savannenregion Guayanas bildet der Wald eine Pflanzengemeinschaft, die eine Mischung mit brasilianischen Typen hindert. Rasenbildende Cyperaceen, mit Eriolautezen gemischt, bilden das Grasland. Dazwischen sind eingestreut flache Kräuter, Holzpflanzen und niedrige Bäume: Curatella americana und Byrsonima ver-



bacifolia mit silberglänzenden Blättern. Zahlreich sind Myrtaceen, Leguminosen, Rubiaceen, Renschpermeen, Apocynen und Convolvulaceen. Besonders bildet die tropische Proteacee Roupala eine Gruppe von merkwürdigem Ansehen. Wo das Wasser ausdauert, zeigt sich eine reichlichere Bewaldung von Palmen (Mauritia), Farnen und Seilamianen, und zum Beginn der Regenzeit erscheint die Savanne in üppigem Blumen Schmuck. Zoologisch schließt sich G. eng an Brasilien an und besitzt eine reiche Tierwelt. Zahlreich sind die Affen (Ateles, Cebus, Hapale), von Raubtieren finden sich Jaguar, Fuma, Eyra (Felis eyra), Jaguarundi (Felis yaguarundi), Rüßelbär, Kraddemwaskbär und kleinere, zu den Wabern gehörige Formen. Außerdem sind häufig und charakteristisch zahlreiche Nidernmäule (besonders der Bampir), der amerikanische Tapir, die Kadelchweine oder Pelaris, Gürteltiere, Faultiere, Ameisenfreßer, das Aguti, der Kuanbu (Cercolabes prehensilis) und die Langenratte (Loncheres cristata). An den Küsten lebt der Lamanatin (Manatus americanus). Unter den Vögeln ragen Papageien, Kolibris und viele Wasservögel hervor. Unter den Reptilien seien vor allem die Arrau-Schildkröte (Podocnemis) und die Ralamata-Schildkröte (Chelys fimbriata) genannt, ferner finden sich Kaiman und Krotobil, von Eidechsen besonders die große Ameibe u. d. Basilisk, von Giftschlangen Bushmeißler (Lachesis mantas) und Brunkotter (Elops), von nichtgiftigen Schlangen die Anakonda. Die Amphibien sind nur durch ungeschwänzte Lurche vertreten. Sehr zahlreich sind die Fische, unter denen die auf G. beschränkte Gattung Aspredo dadurch bemerkenswert ist, daß die Eier an der schwammig aufgelockerten Bauchhaut des Männchens befestigt werden. In seiner Mollusken- und Insektenfauna schließt sich G. völlig an Brasilien an.

Die Bevölkerung des weiten Gebietes von G. ist außerordentlich gering. Mit Ausnahme des Küstestrichs, auf dem Holländer, Engländer und Franzosen Kolonien gegründet haben, und der von Spaniern und Portugiesen angelegten Ortschaften am Orinoto, Rio Negro und Amazonenstrom wird das Land fast allein von Indianern bewohnt. Sie dauern zwar Kaffama, leben aber doch wesentlich vom Fischfang und der Jagd, wobei sie sich mit dem Saft der Uraripflanze (Strychnos toxifera) vergifteter Pfeile bedienen. Auf spanischem Gebiet hatten die Missionare viele Indianer in Ortschaften gesammelt, die aber seit der Emancipation der Kolonien zugrunde gegangen sind. Eingekerkert zwischen den verkommenen Indianern der französischen und niederländischen Küste und den noch ganz wilden Indianern des Innern leben die Nachkommen entlassener Negersklaven, den Kolonisten als Maron- oder Bushneger oder Voni (nach einem ihrer Führer) bekannt. Bemerkenswert sind in G. die zahlreichen in Felsen eingegrabenen, über 3 m großen Figuren von Himmelsfürbern, Krotobilen, Schlangen u. d. Proben von Flechtarbeiten der G. Indianer zeigt Tafel Indianische Kultur II, Fig. 4, und Tafel III, Fig. 18.

Vgl. außer den bei den einzelnen Landesteilen (s. unten) angeführten Werken im allgemeinen: Schomburgk, Reisen in G. und am Orinoto 1835—1839 (Leipz. 1841); Im Thurn, Among the Indians of G. (Lond. 1883); Joest, G. im Jahre 1890 (in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berl. 1891); An dré, A naturalist in the Guianas (Lond. 1904). Karte von H. L. Loth 1:1,000,000 (Amsterd. 1889).

Die einzelnen politischen Gebiete.

Der Besitz von G. ist zwischen Venezuela, Brasilien, England, den Niederlanden und Frankreich geteilt. Das Kolonialgebiet der Europäer, das G. im engeren Sinne genannt wird, umfaßt nur etwa den vierten Teil (454,470 qkm) von G. Die politische Zugehörigkeit weiter Gebiete wurde erst in allerjüngster Zeit durch Schiedsgerichte festgelegt (vgl. unten sowie die Karte von G.).

[Britisch-Guayana.] Britisch-G. erstreckt sich zwischen den Flüssen Orinoto und Corentyne auf 550 km längs der Küste hin und auf ca. 700 km ins Innere und hat ein Areal von 246,470 qkm, wovon jedoch nur der Küstenstreifen unter Kultur steht, während der Rest von dichtem Urwald bedeckt wird, der wertvolle Holzarten, Harze, Ole, heilkräftige Rinden und Faserstoffe enthält. Eisenerze sind reichlich vorhanden, werden aber nicht ausgebeutet, dagegen liefern Gold-, Quarzgrube und Goldwäschen erhebliche Ausbeute (von 1886—98 gegen 56 Mill. Mt.). Die Bevölkerung betrug 1900: 294,943 (Dichte 1,2), überwiegend Neger und ostindische Kulis. Etwa 7700 Indianer wohnen in den besiedelten Landstrichen. In 203 Schulen wurden 28,339 Schüler unterrichtet. Die anglikanische Kirche steht unter einem Bischof (von Westminster), die katholische unter einem apostolischen Vikar (von Demerara). Landbau, namentlich Plantagenwirtschaft, ist Hauptbeschäftigung; 1891 standen unter Kultur 32,468 Hektar, davon waren 31,323 Hektar mit Zuckerrohr bepflanzt. Der Handel geht vornehmlich nach England und den Vereinigten Staaten; 1900 betrug die Einfuhr (Weiß. Reis, Dünge, Kohle, Holz, Fische, Maschinen) 27,9 Mill. Mt., die Ausfuhr (Zucker, Gold, Rum, Kaffee) 33,9 Mill. Mt. Eine 34 km lange Eisenbahn verbindet Georgetown mit Mahaica; die Telegraphenlinien hatten 1894 eine Länge von 1679 km. Den Gouverneur ernannt die Krone. Ihm zur Seite steht ein Court of Policy, von dessen 10 Mitgliedern 5 höhere Beamte sind, während die 5 andern aus indirekten Wahlen hervorgehen. Nur finanzielle Fragen werden einem Combined Court vorgelegt, der außer den Mitgliedern des Court of Policy noch 6 weitere Vertreter der Kolonisten enthält. Die Einkünfte der Kolonie betrugen 1897/98: 10,107,380, die Ausgaben 11,251,900, die Kolonialschuld 18,989,240 Mt. Die Kolonie zerfällt in 3 Grafschaften: Demerara, Essequibo und Berbice. Hauptstadt ist Georgetown (s. d. 4), zugleich Haupthafen, daneben ist wichtig Neu-Amsterdam. Vgl. Gedruder Schomburgk, Reisen in Britisch-G. (hög. von Strider, Frankfurt. 1852); Appun, Unter den Tropen, Bd. 2 (Jena 1871); Wedder, British Guiana (Lond. 1873); Brown, Reports on the physical description and economic geology of British Guiana (dal. 1875); Bronthurst, The colony of British Guiana (dal. 1883); Reischer, Geschichte von de kolonien Essequibo, Demerary en Berbice (Saag 1888); Rodway, History of British Guiana (Georgetown 1891); S. Kirke, Twenty five years in British Guiana (Lond. 1898); Rodway und Start, British Guiana (dal. 1898); British Guiana Directory and Almanach for 1902 (dal. 1902).

[Niederländisch-Guayana.] Diese von den Holländern Surinam genannte Kolonie erstreckt sich zwischen Britisch- und Französisch-G. der einer mittleren Breite von 350 und einer Länge von 501 km, vom Corentyne bis zum Maroni und mißt 129,100 qkm. Der 7—15 km breite, niedrige und sumpfige Küstenstreich ist mit Mangrovenwäldern bedeckt, dann folgt

ein 20–35 km breites Diluvialland, zuerst mit tropischem Urwald, dann eine Savannenregion, zuletzt eine bergige Bathone, die bis zu den Tumuc-Humac-Bergen an der Grenze reicht. Außer den genannten Grenzflüssen sind der Rickerop, Coppename, Saranacca, Suriname zu nennen, die an ihren Mündungen große Sümpfe bilden, oft auch durch Seitenarme miteinander verbunden sind. Seit 1891 bildet der obere Waroni die Grenze zwischen Niederländisch- und Französisch-G. Das Klima ist heiß (Maximum 37,2, Minimum 25,5°), der Regenfall beträgt in Paramaribo 2567 mm. Die Bevölkerung betrug 1899: 82,500 Seelen, darunter etwa 12,000 Indianer und Waron- oder Bushmeger (Nachkommen entlassener Sklaven). Die letztern zerfallen in drei Stämme: Auarer, Saramaccaner und Becu (Mussina, Natuarie) und sind fast alle Heiden. Die Indianer wohnen in kleinen Gruppen an den oberen Flüssen und gehören zu den Arawaken und Kariben. Der Religion nach waren 1894: 24,548 Herrnhuter, 8815 andere Protestanten, 10,908 Katholiken, 1204 Israeliten, 2038 Mosambekaner, 7800 Hindu u. a. Die 19 Regierungsschulen wurden 1891 von 2147, die 28 Privatschulen von 4675 Kindern besucht. Die Herrnhuter unterhalten eine Normal- und eine Zentralschule. Zuckerrohr- und Kakaobau spielen die Hauptrolle beim Anbau des Landes. 12 Zuckerpflanzungen (1372 Hektar) gaben 1894: 8650 Ton. Zucker, 90 Kakaopflanzungen und 687 kleine Besitzungen (14,052 Hektar) 3350 T. Die Anpflanzungen liegen längs der Flüsse, namentlich des Suriname. Nach der Sklavenemanzipation (1863) standen die Negers noch 10 Jahre unter Staatsaufsicht und mußten sich konstantisch zur Arbeit verpflichten. Nach Ablauf dieser Zeit aber wählten sie sich, Pflanzungsarbeit zu verrichten, so daß die Zuckerpflanzung, die vor der Emancipation durchschnittlich 15 Mill. kg jährlich ergeben hatte, schnell sank. Nach Einführung von indischen und javanischen Arbeitern hob sich aber die Kultur wieder. Auch der Kaffeebau wird wieder eifrig aufgenommen. Dagegen ist die Viehzucht unbedeutend; 1891 gab es nur 523 Pferde und Esel, 3745 Kinder, 899 Schafe und Ziegen und 2135 Schweine. Der Goldreichtum der Kolonie ist sehr groß, doch wurde fast nur Goldschuldb gewonnen, die Produktion ging aber seit 1893 zurück; 1896 betrug sie 121,285 Unzen. Jetzt werden auch die Quarzgrube ausgebaut, auch ein deutsches Syndikat beteiligt sich an deren Abbau. Andre wichtige Produkte sind Kautschuk (Balata) und Hölzer. Die Einfuhr betrug 1899: 10,4, die Ausfuhr 9,2 Mill. Mt. Der Handel konzentriert sich in der Hauptstadt Paramaribo, wo auch ein deutscher Konsul residiert und eine Bank besteht. Der Hauptverkehr findet mit Nordamerika und dem Mutterlande statt. Der auf den Küstenschiffen beschränkte Binnenverkehr bewegt sich fast ausschließlich auf Flüssen und Kanälen; unter letztern ist der zwischen dem Saramacca und dem Surinam der bedeutendste. Es liefen 1896 ein 202 Schiffe von 92,000 Ton. Dem Gouverneur steht ein Rat von sechs durch den König ernannten Mitgliedern zur Seite. Die Provinzialstaaten bestehen aus vier von der Krone ernannten und von je 200 Wählern gewählten Mitgliedern. Die Einnahmen betrugen 1897: 3,388,120, die Ausgaben 3,765,717 Mt.; ein Defizit besteht seit der Sklavenemanzipation, so daß die Kolonie eines jährlichen Zuschusses seitens des Mutterlandes bedarf (1897: 377,597 Mt.). Neben einer halbamtlich organisierten Polizeitruppe von 730 Mann besteht eine Miliz von 363 Mann. Admini-

strativ zerfällt die Kolonie in das Gebiet der Hauptstadt Paramaribo und acht Verwaltungsbereiche. Vgl. Patgrave, Dutch Guiana (Lond. 1876); Prinz Roland Napoleon, Les habitants de Suriname (Par. 1884); Martin, Krief in Gebiet des obern Surinam (Haag 1888); Kappeler, Surinam (Stuttg. 1887); Pijlterpen, Europeesche Kolonisatie in Suriname (Haag 1896); Du Bois, Geologisch-bergmännische Stützen aus Surinam (Freiberg 1901); Thomson, Overzicht der geschiedenis van Suriname (Haag 1902); »Surinaamsche Almanak« (Paramaribo, jährlich).

[Französisch-Guayana.] Das französische G. (auch Cayenne genannt), zwischen Atlantischem Ozean, Niederländisch-G. und Brasilien, hat 78,900 qkm Fläche. Das Land senkt sich von den Tumuc-Humac-Bergen (Mont Loquain 400, Pic Erbauc 330 m) an der Südgrenze nach N., durchzogen von einzelnen niedrigen Ketten (Mont Leblond 406 m). Von Flüssen sind neben den beiden Grenzflüssen, Waroni im S., Oyapok im N., zu nennen Apuruaque, Oyac mit Crapau, Sinnamarie und Kana. Auf die bewaldeten, von den Tumuc-Humac-Bergen sich sendenden Hoch-ebenen folgen Prärien, dann Sumpflandschaften (Vripris), die in der trocknen Jahreszeit zu guten Weiden werden, endlich die versumpfte Küstengegend, die nicht, wie im benachbarten Niederländisch-G., durch ein Kanalsystem trocken gelegt, daher höchst ungeeignet ist. Der südliche Teil hat ein gesundes, wenn auch sehr warmes Klima (Mitteltemperatur 20°) mit lästigen Nächten und die Luft reinigenden Winden; dagegen ist die Hitze an der Küste (21–34°) außerordentlich aufreibend. Die Bevölkerung betrug 1901: 32,908 Seelen (Dichte nur 0,4). Die ersten zu schwerer Strafarbeit verurteilten Verbrecher wurden 1852 nach Cayenne gebracht, später hat man die Strafanstalt nach St.-Laurent am unteren Waroni verlegt. Die Indianer im Innern werden auf 20,000 geschätzt, sollen aber um 1750 zehnmal zahlreicher gewesen sein. Das Schulwesen ist in den Händen der Frères de Ploërmel. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, doch hat er durch die 1848 plötzlich durchgeführte Emancipation der Sklaven (12,631) außerordentlich gelitten; Hauptfutturen sind Kaffee und Kakao, auch Reis, Weis, Baumwolle, Tabak ergeben besonders in dem außerordentlich fruchtbaren höhern südlichen Teil sehr gute Ernten. Doch fehlt es an Verkehrswegen, und die eingeführten Arbeiter haben die Sklavenarbeit nicht zu ersetzen vermocht. Die Viehzucht ist ganz unbedeutend. Von Mineralstoffen kommen Gold (seit 1885) und Phosphat für die Ausfuhr in Betracht (1896: 4,210,136 kg Phosphat, 1973 kg Gold und 869,758 kg Wolber). Der Handel hat sich in letzter Zeit gehoben: 1900 betrug die Einfuhr 7,9, die Ausfuhr 5,1 Mill. Mt. Eine 1 km lange Eisenbahn führt von St.-Laurent nach der einzigen Zuckerfabrik. Die Kolonie steht unter einem zu Cayenne residierenden Gouverneur nebst einem Militärkommandierenden, einem Generalprokurator u. Das totale Budget betrug 1896 in Einnahme und Ausgabe je 2,248,408 Mt. Das Militär besteht aus 16 Offizieren und 398 Mann. Hauptstadt ist Cayenne. Vgl. Cou d'ore u., La France équinoxiale (Par. 1887, 2 Bde.) und Quatre années dans la Guyane française (daf. 1893); Maurel, Histoire de la Guyane française (daf. 1896); Roboway, In the Guiana forest (3. Aufl., Lond. 1897); Brousseau, Les richesses de la Guyane française (Par. 1901); Leval, La Guyane française en 1902 (daf. 1902).

Der Anteil Venezuelas an G. besteht aus dem Staat Bolívar, dem Territorium Yuruari und einem Teil von Amazonas, etwa 600,000 qkm groß, ist von Urwäldern und weiten Ebenen bedeckt; Yuruari ist reich an Gold, aber trotzdem beträgt die Bevölkerung kaum 90,000 Seelen, zur Hälfte Westigen und Weiße, zur Hälfte zivilisierte Indianer, und fast ganz aus den nördlichen Teil beschränkt, während das bei weitem größte Gebiet kaum 20,000 Indianer bewohnen. Durch das Pariser Schiedsgericht (1899) ist der Grenzstreit mit Britisch G. folgendermaßen beigelegt: Die jetzige Grenzlinie läuft von Punta Playa zum Amakurufluß, folgt diesem zu den Inatatabergen, geht auf deren Kamm zu den Quellen des Acarabí, diesen hinab, den Cuyuni aufwärts, seinen rechten Nebenfluß Venamú hinauf und von dessen Quelle zum Karaima. Der größte Teil des strittigen Gebietes fällt an Britisch-G., dagegen erhält Venezuela die Goldminen von El Callao und die Orinokonündungen. — Das brasilianische G. (ehemal Portugiesisch-G.) bildet den nördlichen Teil der Staaten Pará und Amazonas, nördlich vom Amazonasstrom bis zur Küste, und ist eine menschenleere, mit Sämpfen, Savannen und Urwald erfüllte Einöde von über 700,000 qkm. Die langumstrittene Grenze zwischen Französisch-G. und Brasilien wurde 1900 durch den Spruch des als Schiedsrichter angerufenen Präsidenten der Schweiz festgelegt. Die Grenze führt demnach den Papot aufwärts bis zur Quelle und dann, dem Kamm des Tumuc-Humac-Gebirges folgend, bis zur niederländischen Grenze. Frankreich, das den Araguay als Grenzfluß betrachtet wissen wollte, mußte sich mit 8000 qkm des strittigen Gebietes begnügen, der weitaus größere Teil fiel Brasilien zu, das sich übrigens schon lange in dessen faktischem Besitz befand.

Geschichte Guayanas.

Die Küste von G. wurde 1499 zuerst von Alonso de Ojeda in Begleitung von Vesputi entdeckt und vom 6.° nördl. Br. an nordwärts verfolgt. Ein Jahr später fuhr Vicente Pinzón, von Süden kommend, die ganze Küste entlang. Das Innere des Landes wurde zuerst durchstreift durch Abenteurer verschiedener Nationen, die den fabelhaften See von Karima und die Stadt des Goldlandes (Eldorado) entdecken wollten. Unter den Berichten dieser Abenteurer sind die wertvollsten die von Sir Walter Raleigh, der drei Expeditionen nach G. unternahm, 1595, 1597 und 1617. Die ersten Ansiedelungen an der Küste scheinen von Holländern gemacht zu sein, die im 16. Jhdh. die Flüsse von Südamerika des Tauschhandels mit den Eingebornen wegen viel besuchten. 1580 gründeten mehrere Teilnehmer an einer solchen Expedition die Ansiedelung Nieuw-Breland am Pomarun. 1596 von dort durch die Spanier und Indianer vertrieben, begaben sie sich nach dem Essequibo und gründeten unter Josse van der Hooge eine neue Niederlassung (Rysseval) in der Nähe des Zusammenflusses des Cuyuni und Mazaruni. Seit dieser Zeit begannen die Ansiedelungen der Niederländer in G. sich auszubreiten, namentlich seit Gründung der Niederländisch-Westindischen Kompanie (1621), und sie erhielten 1667 noch dadurch einen bedeutenden Zuwachs, daß Karl II. von England im Frieden von Breda die englischen Ansiedelungen von Paramaribo an die Holländer gegen ihre Kolonie Neumarkam in Nordamerika (den jetzigen Staat New York) austauschte. Gegen die Mitte des 17. Jahrh. hatten auch die Franzosen angefangen, einige Niederlassungen zu gründen, aus denen die Kolonie von

Cayenne entstand. Die Portugiesen endlich gründeten vom Amazonasstrom aus Niederlassungen. Zwischen diesen Kolonien der verschiedenen europäischen Nationen fanden fortwährend Kriegen und Kämpfe statt, wodurch sie wiederholt fast ganz zugrunde gerichtet wurden. Die niederländischen Kalanien Essequibo, Demerara und Berbice wurden 1781 von den Engländern unter Georg Rodney in Besitz genommen, 1782 von den Franzosen erobert, sodann im Frieden von 1783 den Niederländern zurückgegeben. Aber obgleich sie diesen nochmals 1802 im Frieden von Amiens zuerkannt, wurden sie doch aufs neue von den Engländern 1803 genommen und ihnen schließlich durch die Londoner Konvention von 1814 förmlich abgetreten. Literatur s. oben bei den einzelnen Gebieten.

Guayánas, Indianerstamm der Tupi (s. d.) in Paraguay, an den rechtsseitigen Zuflüssen des Paraná, zwischen 25 und 26° südl. Br. Sie sind friedliche Ackerbauer und Jäger.

Guayanaströmung, s. Atlantischer Ozean, S. 46.

Guayaquil (spr. a-ga-ill), Bucht von, einzige bedeutendere Meeresbucht an der Westküste Südamerikas, außerhalb des Hochgebirgs Patagoniens, liegt zwischen der Punta Santa Elena (2° 11' südl. Br.) in Ecuador, dem Kap Blanco (4° 17') und der Punta de Barillas (4° 41'), der äußersten Westspitze des Kontinents. Die Insel Puna teilt die Bucht in den leichten Kanal del Morro und den für die größten Fahrzeuge brauchbaren Kanal de Jambeli. Dahinter öffnet sich das weite, tief eindringende Ästuarium des Guayas. S. Karte »Peru« 12.

Guayaquil (spr. a-ga-ill, Santiago de G.), Haupt- und Hafen der südamerikanischen Republik Ecuador und Hauptstadt der Provinz Guayas, 50 km oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Golf von G., Population der 122 km langen Bahn G.-Sibambe, ist heiß und ungesund, hat schlechtes Trinkwasser und besteht aus der schmuggigen Altstadt im N. und der besser gebauten Neustadt im S.; beide haben durch die große Feuersbrunst vom Jahre 1897 sehr gelitten. G. ist Sitz eines Gouverneurs, Generalgouverneurs, Bischofs, eines deutschen Konsuls und hat (1899) 51,000 Einw. (meist Indianer, Mulatten, Weißen). Haupterwerb ist Handel, die Hauptgeschäfte sind in den Händen von Spaniern, Nordamerikanern, Engländern und Deutschen. Außer der Bahn bieten die Flüsse G. und Daule 800 km schiffbare Verkehrswege ins Innere. Schiffe von 6,5 m Tiefgang können jederzeit bis zum Hasendamm gelangen, hier gehende nur mit der Springflut. Unterhalb der Stadt liegt die Schiffswerft mit Sägemühlen, Eisenfabrik und Trockenbad. Die Ausfuhr (vorwiegend Kakao, außerdem Silber, Häute, Kaffee, Steinöl, Pfeffer, Ströbühle, Kautschuk, Pfeffer, Pfeffer) betrug 1902: 18,106,038, die Einfuhr 14,442,984 Sucres. 1537 von Francisco de Orellana gegründet, wurde G. 1693 an seine jetzige Stelle verlegt.

Guayas (spr. a-ga-ill), Küstenprovinz von Ecuador, am Westfuß der Cordillere von Quitu, benannt nach dem gleichnamigen Fluß, am Golf von Guayaquil, 29,795 qkm mit (1899) 98,100 Einw., hat ein sehr heißes Klima, gehört aber zu den ergiebigsten Provinzen des Staates und liefert den meisten Kakao sowie Tabak und Kanamahüte für die Ausfuhr. Hauptstadt ist Guayaquil (s. d.). Aus dem ehemaligen Kanton Babahoyo entstand die Provinz Los Rios (s. Rios).

Guaycuru, große Gruppe von Indianerstämmen in Südamerika, am rechten Ufer des Paraguay und seinen westlichen Zuflüssen vom 19.—27.° südl. Br. Der zahlreichste Stamm sind die Tobá (s. d.) nördlich vom Pilcomayo, während die Abipones (s. d.) jetzt ausgestorben sind. Die G. im engeren Sinne wohnen zwischen Paraguay und Pilcomayo. Als tüchtige Reiternomaden haben sie Paraguay oft beimgesucht. Vgl. Koch, Die Guaykurustämme (im „Monat“, 1902).

Guaymas (spr. hui, Son José de G.), Festort im mexican. Staat Sonora, an der Mündung des Rio de G. in den Golf von Kalifornien, Ausgangspunkt einer nach Benson an der Südpazifikbahn führenden Linie, mit vorzüglichem, durch Inseln und Berge geschütztem Naturhafen (am Eingang 13 m, am Rolo 4 m tief), hat meist einschiffige, aus Lustziegeln erbaute Häuser, eine Hauptkirche, Gerichtshof, Hospital, betreibt Ackerbau, Seiden-, beträchtlichen Ausfuhr- und Küstenhandel in Silber, Erzen, Häuten, Fellen, Phosphat und hat (1900) 8648 Einw. G. ist Sitz eines deutschen Konzessions- und Station von vier Dampferlinien.

Guayra, La, f. Guaira.

Guayra (spr. aul.), nördlichste Insel des Chonos-archipels (Chile) mit dem Hafen Relinca. Danach wird oft der ganze Archipel Guayleros Inseln genannt (s. Chonosinseln).

Guaya Eibisch, f. Fuschisch.

Guazuma Plum., Gattung der Sterculiaceen, Bäume mit einfachen gefägten, zuweilen sternförmig besetzten Blättern, kleinen Blüten in zymösen Blütenständen, die reichblütige Rispen bilden, und holzigen Fruchtstielen, die mit kurzen, sträffigen Stacheln oder mit sehr langen Federhaaren bedeckt sind. Die Samen sind in einem Fruchtschale eingebettet. Von den vier Arten in Süd- und Mittelamerika wächst *G. ulmifolia Lam.* sehr weit verbreitet in Mittel- und Südamerika und wird auch in der Alten Welt vielfach kultiviert. Das süße Fruchtschale wird ausgekostet, namentlich oder benutzt man das Saft (Guagimafaser, Huafimo), der ein gutes Surrogat der Jute zu werden verspricht und jetzt schon als Bindematerial und zur Herstellung von Leinen benutzt wird. Zur Gewinnung des Saftes legt man die Rinde einige Tage in kochendes Wasser, löst dann die äußere grüne Rinde mit der Hand ab, setzt die Ruten der Sonne aus und sonder dann die Fasern von den trocknen Holzstücken. Die Fasern sind lang und sehr seil und widerstehen der Einwirkung des Wassers, besonders wenn sie mit einem Extrakt aus der Rinde getränkt werden.

Guazzo (ital.), Wasserforbe; daher a. g. malen, mit Wasserfarben, in Gouache malen (s. Gouache-malerei).

Guba, afriloon. ein Vantel von grobem Wollstoff.

Gubbet, afriloon. ein Vantel von grobem Wollstoff.

Gubbio (das alte Iguvium, im Mittelalter Eugubium), Stadt in der ital. Provinz und dem Kreis Perugia, materisch am Südbang des römischen Apennin an der Eisenbahnlinie Perugia—Fossato gelegen, hat einen Dom aus dem 12., andre Kirchen aus dem 13. und 14., ein gotisches Stabhaus aus dem 14. Jahrh., in dem die berühmten 1444 aufgefundenen Iguvinischen Tafeln (s. d.) aufbewahrt werden, einen Palazzo Ducale (1470 erbaut), die Palazzi Veni und dei Consoli (14. Jahrh.), der Palazzo, bei Contibella Porto, Accoramboni, Bombilly (16. Jahrh.), die ebenso wie die Kirchen bemerkenswerte Gemälde enthalten, sowie Reste eines antiken Theaters, römischer Tempel, eines Museums und des Kastells von Colomaro (14. Jahrh.). G. betreibt Seiden-gewinnung, Majolikaerzeugung und hat (1900) ca. 7000 (als Gemeinde 26,320) Einw.; es ist Bischofs-sitz und hat ein Gymnasium u. eine Technische Schule. — Seit dem Ende des 15. Jahrh. war G. der Sitz einer lebhaften Majolikaerzeugung, in der sich besonders Maestro Giorgio (s. Giorgio 2) auszeichnete. Eine charakteristische Eigenschaft der Majoliken von G. ist der Gold- und Rubinluster, lange Zeit ein Geheimnis der dortigen Fabrikation, die bald nach 1530 erlosch (s. Tafel „Keramik I., Fig. 6). In neuerer Zeit werden in G. die alten Majoliken in einigen Fabriken mit Glazur nachgeahmt. Vgl. D. Locatelli, Memoria, guida storica di G. (Litta di Castello 1888).

Guben, Stadt (Stobitz) im preuß. Regbez. Frankfurt, am Einfluß der Lubis in die Havel, liegt, die von hier an schiffbar ist, Knotenpunkt der Staatsbahnen Berlin-Magdeburg-Sommerfeld, Ventschen-Kottbus und Frankfurt-G., hat 3 evangelische und 1 kath. Kirche, Synagoge, einen Zwei-Kaiserbrunnen, Hut- und Tuchfabriken, Kollpinnereien, Goldschmieden, Kappen-, Papier-, Maschinen-, Drehbänke- und Spiritusfabriken, Dampfmahl- u. Sägemühlen, Obstweinstei-erei, Braunkohlengruben und (1900) 33,122 Einw., darunter 1354 Katholiken und 205 Juden. G. besitzt ein Gymnasium mit Real-schule, Taubstummenanstalt, 2 Hochschulen, Rettungshaus, Jüdischen Anstalt u. Museum, Theater und ist Sitz eines Landgerichts, eines Landratsamtes (für den Landkreis G.) und einer Reichsbank-niederlassung. Der Magistrat zählt 11, die Stadtverordnetenversammlung 36 Mitglieder. Nördlich von der Stadt liegen die 114 m hohen Wenderge mit Obst- und Weinlagen. — Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die zehn Amtsgerichte zu: Forst, Fürstenberg, G. Krossen, Hörden, Schwiebus, Sommerfeld, Sorau, Triebel und Jülichow. — G. wird zuerst 1207 erwähnt und erhielt 1235 Stadtrecht. 1304 kam es von den Wettinern an Brandenburg und 1368 an Böhmen. Auf einem Landtag warb hier 28. Mai 1374 die Vereinigung der Mark Brandenburg mit Böhmen, Schlesien und der Laufig ausgesprochen. Am 5. Juni 1462 fand hier der Friedensschluß zwischen dem Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg und dem König Georg Podiebrad von Böhmen statt, in dem letzterer allen Ansprüchen auf die Laufig entsagte. 1631 und wieder 1642 wurde G. von den Schweden besetzt, 1645 von ihnen vergeblich angegriffen. Seit 1635 gehörte die Stadt infolge des Prager Separatfriedens zu Kursachsen, fiel aber mit der ganzen Niederlaufig 1815 an Preußen.

Guber, der größte Zufluß der Aile in Ostpreußen, mündet rechts bei Schippenbeil.

Gubernäl (lat.), Steuerruder.

Gubernäl, Angelo, f. De Gubernatis.

Gubernäl (lat.), Steuermann, Gouverneur.

Gubernäja (russ., Gouvernemen), in Ruß-

land seit Peter d. Gr. amtliche Bezeichnung der Provinzen oder Regierungsbezirke. Das G. zerfällt in Kreise (Kreis, Einzugsbezirk).

Gubernium (neolat.), Verwaltung, Gouverne-

ment; gubernial, auf das G. bezüglich, dahin ge-

hörig.



Wappen von Guben.

Guberquelle, eisenhaltige Arsenquelle bei Grednica in Bosnien, östlich von Sarajewo, unweit der Drina (serbische Grenze), deren Wasser insbef. bei Malaria, Bleichsucht und Schwächezuständen verwendet wird.

Gubitz, Friedrich Wilhelm, Volkschriftsteller und Publizist, geb. 27. Febr. 1786 in Leipzig, gest. 5. Juni 1870 in Berlin, tam, anfangs zur Theologie bestimmt, mit seinem Vater nach Berlin und widmete sich hier mit Eifer der Holzschneidekunst; er machte sich in derselben früh einen Namen, so daß er schon im 19. Jahre als Lehrer an der königlichen Akademie angestellt wurde, in welcher Stellung er ein langes Leben hindurch gewirkt und zahlreiche Schüler gebildet hat. Er war es neben Unger hauptsächlich, der die damals von Weid in England wieder erworbene Xylographie in Deutschland zu neuen Ehren brachte. 1822 gründete er die Vereinsbuchhandlung. Als Schriftsteller hatte er für die Berliner Kreise eine gewisse Bedeutung, insbes. als stehender Theaterberichterstatter der »Vossischen Zeitung« und durch die Herausgabe des Journals »Der Gesellschaft« (seit 1817), an dem in den 1820er und 1830er Jahren sich namhafte Kräfte beteiligten, und in dem unter anderem Gedichte von H. Heine erschienen. G. schrieb einige kleine Theaterstücke, von denen manche mit Beifall gegeben wurden; seine Gedichte hat er später gesammelt (Berl. 1860, 2 Bde.). Sein »Jahrbuch deutscher Bühnenspiele« erschien 1822–65, der von ihm gegründete, mit eignen Holschnitten ausgestattete »Deutsche Volkskalender« von 1835–69. Seine »Erlebnisse« (Berl. 1868–69, 3 Bde.) enthalten vieles Interessante über seine Schicksale während der Fremdberrschaft und in seinen Verhältnissen mit berühmten Zeitgenossen.

Gubuntajo, s. Gulunajo.

Gubar, Sierra de, s. Iberisches Gebirgssystem.

Gubaren, Volkstamm, s. Alirabad (Provinz).

Gubbrandssdalen, Tal im nördlichen Teil des nordw. Christiansandes, 15,489 qkm (281,3 QM.) groß mit (1901) 41,500 Einw., vom Laagen (s. d.) durchflossen, ist etwa 250 km lang und steigt bis 650 m an. Es ist ein enges Tal, von Schroff abfallenden Bergen eingerahmt. Im N. erhebt sich das Dovrefjeld, im S. die Jotunfjelde. Das Produkt der bedeutenden Viehzucht ist der aus Ziegenmilch bereitete sogen. Wapelsäse. Unter den Bauern leben mehrere alte Geschlechter, die eine eng geschlossene Aristokratie bilden. 1896 ist eine Eisenbahn von Lillehammer bis an die Mündung der Tula in den Laagen vollendet worden.

Gubda, arab. Naß, s. Gubbe.

Gubden, Bernhard von, Psychiater, geb. 7. Juni 1824 in Albe, gest. 13. Juni 1886 im Starnberger See, studierte in Bonn, Berlin und Halle, wurde Assistent in Siegburg, 1851 Hilfsarzt in der bairischen Irrenanstalt Jünaeu bei Albern, übernahm 1855 die Leitung der bayerischen Kreisirrenanstalt Wernsdorf und wurde 1869 Professor der Psychiatrie in Zürich, 1872 in München, wo er auch die Direction der Kreisirrenanstalt für Oberbayern übernahm. Regierte wurde unter seiner Leitung umgebaut und zu einer Anstalt erhoben. G. war Arzt des Prinzen Otto von Bayern, wurde auch zur Behandlung des Königs Ludwig II. berufen und starb mit diesem im Starnberger See. Er entdeckte die Exstirpationsmethode zur Erforschung der Gehirnfunktion und arbeitete über Schädelentwicklung, Wachstum und über Anatomie des Gehirns sowie über eine zuerst bei Gladiatoren wahrgenommene eigentümliche Erblut-

geschwulst. Auf seine Anregung ward 1883 die Anstalt Gubden gegründet, in der Geisteskranke mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt werden. Er schrieb: »Beiträge zur Lehre von den durch Parasiten bedingten Hautkrankheiten« (Stuttg. 1855); »Beitrag zur Lehre von der Scabies« (2. Aufl., Würzb. 1863); »Experimentaluntersuchungen über das Schädelwachstum« (Münch. 1874). Mit Westphal in Berlin gab er seit 1870 das »Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten« heraus. Seine »Gesammelten und hinterlassenen Abhandlungen« wurden von Gräbner (Wiesbaden 1888) herausgegeben. Vgl. Kräpelin, Verh. v. G., ein Gedenkblatt (Münch. 1886).

Gude, Hans, norweg. Maler, geb. 13. März 1825 in Christiania, gest. 17. Aug. 1903 in Berlin, tam 1841 nach Düsseldorf, war 1842 Schüler der dortigen Akademie und setzte seine Studien dann besonders unter Schirmer's Leitung bis 1844 daselbst fort. 1848 kehrte er in sein Vaterland zurück, ließ sich aber schon 1850 wieder in Düsseldorf nieder, wo er 1854 als Professor der Akademie angestellt wurde. 1864 folgte er einem Ruf als Professor an die Kunstschule in Karlsruhe an Schirmer's Stelle. Im Frühling 1880 siedelte er nach Berlin über, wo er das akademische Meisteratelier für Landschaftsmalerei übernahm. Vorzüge seiner Bilder, deren Stoffe er zumeist seiner norwegischen Heimat entnahm, sind große Natürlichkeit und Klarheit der Rötine, wohlstudierte Zeichnung des Details und eine durch kräftige Farbe und gewählte Technik unterstützte harmonische Gesamtwirkung. Seine Spezialität waren Strandbilder, denen eine eigentümliche Beleuchtung durch die hinter einer Felsenkluft verborgene Sonne einen seßhaften Reiz verleiht. Sein Kolorit ist außerordentlich flüchtig und wird daher den feinsten Luftwirkungen auf der Meeresfläche gerecht. Die vorzüglichsten seiner Werke sind: norwegischer Fjord mit hohen Bergen; Hochebene mit Kienitieren im Vordergrund; Gewitter auf einer norwegischen Hochebene; norwegische Sägemühle; Brautfahrt auf dem Hardangerfjord; Fischer auf einem norwegischen Binnensee (mit Figuren von Tidemand, Berliner Nationalgalerie); vier große Abendbilder nach Synen aus der Frühjahrszeit, für die Villa Ostarell des Königs von Schweden bei Christiania; auf das Gebirge ziehende Sennermädchen; nördlicher Fjordsang in Norwegen (mit Figuren von Tidemand, Akademie in Wien); ein norwegischer Waldsee im Mondchein; landende Fischer (in der Dresdener Galerie); Hochgebirgsbild mit Kienitieren; der Wäsensee; ein Leichenbegängnis im Sognefjord (Figuren von Tidemand); Wogenlandschaft mit einem Wasserfall; nordischer Sommerabend; Sommerabend am Überlinger See; Meeresszène an der norwegischen Küste (im Walraf-Richarz-Museum zu Köln); in Sicht der norwegischen Küste; die Reide von Risten im südlichen Norwegen; am Strande von Rügen mit heimkehrenden Fischern (im Museum zu Breslau); Sommerabend im Christianiafjord; aufziehender Sturm an der norwegischen Küste; Segelregatta bei Horten; Wolke am Nordalsfjord; Wäsenfischer im Sognefjord (1893) und Nach dem Sturm (beide in der Berliner Nationalgalerie); Nanya Castle in Schottland. Er erhielt 1861 die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung und war Mitglied mehrerer Kunstakademien. 1901 legte er sein Lehramt nieder. Vgl. Dietrichson, Al Hans G. liv og vaerker (Christiania 1899).

Gudehus, Heinrich, Wäsenfänger (Selbstentor), geb. 30. März 1845 in Albern (Hannover),

hatte bereits als Schullehrer zu Kleinlehn, Celle und Goslar gewirkt, als er sich entschloß, sich unter Frau Schnorr von Carolsfeld in Braunschweig für die Bühne auszubilden, die ihm 1871 ein erstes Engagement an der Berliner Hofoper verschaffte. Doch trat er noch sechs Monaten schon wieder zurück, um unter Frau Luise Rich neue Studien zu machen. Er sang dann seit 1875 in Riga, Lübeck, Freiburg und Bremen, gehörte 1880—90 der Dresdener Hofoper an (königlicher Kammerfänger) und lehrte dann an die Berliner Hofoper zurück. 1882 schuf G. in Bayreuth den »Barisai«, sang im Winter 1890—91 an der Deutschen Oper in New York und war bis zu seinem Rücktritt von der Bühne einer der gefeiertsten Vertreter seines Faches.

Güdemann, Moritz, jüd. Gelehrter, geb. 19. Febr. 1835 in Hildesheim, besuchte von 1854 ab das Kadettenseminar und die Universität zu Breslau, wurde 1862 Kadett in Magdeburg und 1866 Oberkadett in Wien. Er schrieb: »Geschichte der Juden in Magdeburg« (Bresl. 1866); »Das jüdische Unterrichtswesen während der spanisch-arabischen Periode« (Wien 1873); »Religionsgeschichtliche Studien« (Leipzig 1876); »Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der abendländischen Juden« (dof. 1880—88, Bd. 1—3); »Quellenchriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden« (Berl. 1891); »Nächstenliebe. Ein Beitrag zur Erklärung des Rathhaus- Evangelium« (Wien 1890); »Nationaljudentum« (dof. 1897); »Das Judentum in seinen Grundzügen und nach seinen geschichtlichen Grundlagen« (dof. 1902).

Gudenus (Gudensau), der größte Fluß in Jütland, entspringt im Amt Veile, durchfließt einige Seen und mündet nach einem Laufe von 158 km unterhalb Randers in den Randersfjord; eine Strecke des G. ist durch den Silkeborgkanal flussfähig.

Gudensberg, Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Fritzlar, an der Kleinbahn Grifte-G., 245 m ü. M., hat eine alte evang. Kirche, Synagoge, 2 verfallene Schlösser, Amtsgericht, Volkerei, Flach- und Wollenweberei, Faltstreicherei und 1900 2141 Einw. In der Nähe liegt ein Braunkohlenbergwerk und der Odenberg, angeblich eine Opferstätte. — Im 11. und 12. Jahrh. war G. der Sitz der Grafen des fränkischen Hessegaues.

Gudermann, Christoph, Mathematiker, geb. 28. März 1798 in Sinneburg bei Hildesheim, gest. 25. Sept. 1852 in Münster als Professor an der Akademie. Er war einer der ersten, die sich in die durch Abel und Jacobi geschaffene Theorie der elliptischen Funktionen einarbeiteten, und schrieb ein ausführendes Lehrbuch darüber: »Theorie der Modularfunktionen und der Modularintegrale« (Berl. 1844); außerdem: »Grundriß der analytischen Sphärik« (Kön 1830); »Theorie der Potential- oder elliptisch-hyperbolischen Funktionen« (Berl. 1832); »Lehrbuch der niederen Sphärik« (Münster 1836).

Gudin (grr. gudog), Théodore, franz. Maler, geb. 15. Aug. 1802 in Paris, gest. 11. April 1880 in Boulogne-sur-Mer. Seine, arbeitete anfangs bei Girodet-Trioson, verließ aber dessen Manier bald und widmete sich der Marinemalerei. Seine Arbeiten fanden schon auf den Ausstellungen von 1822—27 allgemeinen Beifall, und 1831 begründete er mit seinem Bruder die Rettung der Passagiere des Kolonialschiffs (jetzt im Museum zu Bordeaux) seinen Ruf. 1838 erhielt er von der Regierung den Auftrag, die Größten der französischen Marine zu malen, und begab sich zu die-

sem Zweck nach Algerien. Von dem umfangreichen Zyklus dieser Gemälde (90) befinden sich 63 in Versailles. Er machte ferner Reisen nach dem Orient (1839), Stipland (1841), Berlin (1844), wo er zwei jetzt in der Nationalgalerie befindliche Bilder: dreizehn Rüste und Schiffschändlerfelde, malte, und abermals nach Algerien (1865). Anfangs im Anschluß an Claude Lorrain auf poetische und malerische Wirkung ausgehend, verlor sich G. allmählich in eine dekorative Bravourmalerei, die die Naturwahrheit gänzlich aufgab und nur auf grelle Beleuchtungseffekte ausging. Von seinen übrigen Bildern sind zu nennen: der Brand des Schiffes Kent (1827), Windstoß auf der Reede von Algier (1835), Schiffbruch eines französischen Schiffes an der Küste von Genua (1837), die bewegte See nach einem Gewitter (1839), beide im Museum zu Leipzig und Seegefecht zwischen französischen und holländischen Kriegsschiffen (1852, in der Dresdener Galerie).

Gudof, russ. Streichinstrument, eine Art Violine mit nur einer Griffsaite und zwei Vorbunden; der Klang des Gudofs erinnert sehr an die Drehleier.

Gudrun (mittelhochd. Kätträn), deutsches Epos, bildet gewissermaßen den verschönten Gegenlag zum Nibelungenlied, insofern darin die aufopfernde Trute, das bemähte Dulden und der Adel einer deutschen Frauenseele dargestellt wird. Den Inhalt bildet die Sage von drei Generationen; von Hagen, dem König von Irland, und dessen Jugendgeschichte, von der Werbung des Hagenkönigs Dietrich um dessen Tochter Hilbe und endlich von G., der Tochter von Dietrich und Hilbe. In der Erzählung von Dietrichs Werbung um Hilbe ist vor allem die Schilderung des Gesangs des Störmalkönigs Horant als eine allberühmte, oft dargestellte Sage hervorzuheben. Die Abgesandten Dietrichs, seine Knechte Horant, Frute u. Bate, kommen an den Hof des Königs von Irland, um keine von ihm geheuete Tochter Hilbe für Dietrich zu gewinnen. Horant erbebt seinen süßen Gesang an einem stillen Abend in der Königsbürg am Meer und gewinnt dadurch die Jungfrau, ihm heimlich zu Dietrich zu folgen, dessen Gemahlin sie wird. Ihre Kinder sind Ortwin und G. Um G. läßt Hartmut, ein Normannenkönigssohn, werden, aber stol werden seine Boten von Dietrich und Hilbe abgewiesen; dagegen weicht sich Herwig, der König von Seeland, die Liebe der schönen G. zu erlangen. Als jedoch kurz nach dem Verlöbniß Vater und Vorkloster einen Kriegszug in ein fernes Land machen, rückt Hartmut mit seinem Vater, König Ludwig, vor die Burg, erobert sie und entführt G. Dietrich und Herwig mit ihren Heiden, unter ihnen vor allen Bate, erteilen die Räuber auf dem Hüllpfand oder Hüllpfand, einer Korbfeinsel. Hier wird eine blutige Schlacht geschlagen, in welcher der geraubten G. Vater Dietrich durch des Räubers Vater, den Normannenkönig Ludwig, fällt; während der Nacht entfliehen die Normannen mit ihrer Beute, und Bate fehlen die Streitkräfte zum Nachsehen in Feinbesland. Als Ludwig der G. freundlich zuredet, Hartmut zu minnen, und ihr Freude und Ehre an dessen Seite verspricht, zieht G. den Tod der Vernichtung vor. Jörnig schleudert der Normannenkönig die Jungfrau über Bord in die See, aber Hartmut rettet sie. Die Mutter Hartmuts, Gertrude, empfängt G. anfangs freundlich; als aber auch sie unsonst wirbt, schreitet sie in ihrem »wölfschen« Sinn zu Mißhandlung; G. muß Dienste der niedrigen Magd verrichten, Essen heizen und Kleider am Feuergerade waschen. Erst nach Jahren

kann ihr Vaterland eine Heerfahrt zu ihrer Befreiung rufen. Nach langer, gefahrvoller Reise gelangen die Helden an eine Insel, von deren hohen Bäumen aus sie die Normannendörfer aus der See herausfliegen sehen. G. geht, wie seit Jahren täglich, zum Gestade, die Wälder zu waschen; da wird ihr in Vogelgestalt ein Engel gesandt (in der ursprünglichen Sage ebenfalls eine der Zukunft kundige Schwanenjungfrau, wie solche auch im Nibelungenlied erscheinen), sie zu trösten. Aber mit jörnigem Schelten erwartet sie bei ihrer Heimkehr die arge Gerlinde, weil sie den ganzen Tag mit Waschen zugebracht, und am nächsten Morgen muß sie, wiewohl nachts tiefer Schnee gefallen ist, barfuß am Meerestade ihre Wäsche vollenden. An eben diesem Morgen kommen Erwin und Herwig, um Kunde einzuziehen, in einer Barke in die Nähe. Die beiden Kriegsmänner, G. nicht erkennend, erkundigen sich bei ihr nach Land und Leuten und vernehmen, daß man wohlgerüstet sei und nur vor Einem Feinde, den Heggelingen, Besorgnis hege. Auf die Frage ihres Bruders Erwin, ob nicht eine Jungfrau G. einm. als Geraubte hierher gebracht worden sei, gibt sie sich für eine der mit G. geraubten Jungfrauen aus; G. selbst habe den Tod gefunden. Als aber der Seelandkönig ihr den Ring zeigt, mit dem ihm G. verlobt worden, gibt sie sich zu erkennen. Herwig will sie auf der Stelle mit sich nehmen. Aber aus Erwins Rathung, daß es sich nicht gezieme, das im Kampf Geraubte heimlich zu entwenden, fahren beide Fürsten zurück, um den Sturm auf die Normannendörfer vorzubereiten; G. aber, im erwachten Selbstgefühl, wirft die Leinwand, statt sie zu waschen, in die See. Deshalb von Gerlinde mißhandelt, stellt sie sich, als wolle sie nun Hartmut heiraten. Unterdeß entbrennt der Kampf, in dem der Normannenkönig Ludwig unter Herwigs Streichen fällt; die erbohte Gerlinde will dafür G. erschlagen lassen, und schon ist das Schwert über deren Haupt gezückt, als Hartmut edelmüthig dem Vortreiben weicht. Dieser wird gefangen, der jörnige Satz bringt in das Frauengemach, um Gerlinde den verdienten Lohn zu geben. G. aber beweist gleichen Edelmut wie Hartmut und verleugnet sie; doch Wate findet sie und schlägt ihr das Haupt ab. Hieraus folgt die Heimfahrt, Sühne und dreifache Vermählung: zwischen Herwig und G., zwischen dem Normannenkönig Hartmut und Hilddurg, einer von Gudruns Gefährtinnen, und zwischen Erwin, Gudruns Bruder, und Ortrun, der normannischen Königstochter.

Das Gedicht, das in einer der Nibelungenstrophe nachgebildeten Strophenform abgefaßt ist und auch sonst den Einfluß des Nibelungenliedes verrät, ist von einem österreichischen oder bayerischen Dichter in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. verfaßt. Uebersetzt ist es mit mancherlei Erweiterungen und Entstellungen des Textes in einer einzigen Handschrift, die auf Befehl Kaiser Rudwigs I. angefertigt und auf Schloß Ambras in Tirol 1820 gefunden wurde. Die erste Ausgabe des Gedichts veranstaltete v. d. Hagen im 1. Band seines »Heldenbuches« (Berl. 1820). Die neuesten und besten Ausgaben sind die von erklärten Anmerkungen begleiteten von Barth (Leipz. 1865, 4. Aufl. 1880; auch in Kürschners »National-Literatur«, Stuttg. 1885), von Martin (in Jacherts »Germanischer Handbibliothek«, 2. Aufl. Halle 1902) und von Symons (daf. 1883); bloße Textausgaben besorgten Barth (Leipz. 1875) und Martin (Halle 1883). Uebersetzungen des Gedichts liegen vor von San Rarte (Berl. 1839) und Keller (Stuttg. 1840); besser von Simrod (daf. 1843, 15. Aufl. 1884), Klee

(Leipz. 1878), Weidbrecht (Stuttg. 1884), L. Freytag (Berl. 1888), Vegerloß (Bielefeld 1893) u. a. Drei Versuche sind gemacht worden, auch im Gudrunlied, wie im Nibelungenlied, die echten, auf alter Volkssage beruhenden Teile von den jüngeren späterer Kunstpoeie zu trennen: zuerst von Ettmüller in den »Gudrunliedern« (Zürich 1841), dann von Müllenhoff in »Gudrun, die echten Teile des Gedichts« (Kiel 1845) der vom überlieferten Text nur 415 Strophen übrigläßt, zuletzt von W. v. Blönnies in »Gudrun. Uebersetzung und Urtext mit erläuternden Abhandlungen« (Leipz. 1853). Vgl. Bilmanns. Die Entzweiung der Gudrunliedung (Halle 1873); G. Klee, Zur Hilbesage (Leipz. 1873); Hécamp, Le poème de G. (Par. 1892); J. Vanzier, Hilbe-Gudrun (Halle 1901). Dramatisch behandelt wurde die Gudrunfrage unter andern von Zul. Stosse, in einer Oper (Text von H. Niemann) von H. Klinghardt. — In der nördlichen Sage ist G. Name der Kriemhild, der Gemahlin Siegfrieds.

Gudfcharat (Guzerat). Gebiet an der Nordwestküste von Vorderindien (s. Karte »Ostindien«), besteht aus der Insel Katsch, der Halbinsel Kathiawar und dem anstehenden Festland, wird im N. von Kadschputana, im O. von Zentralindien u. dem Distrikt Khandesch (Desham), im S. von der Division Konkan, im S. vom Arabischen Meerbusen begrenzt und umfaßt die britische Division G. mit einem Areal von 26,666 qkm und (1901) 2,700,719 Einw. (meist Hindu, ca. 300,000 Mohammedaner, 4500 Christen), administrativ geteilt in die Distrikte Ahmedabad, Kaira, Katsch, Wabals, Barotsch und Surat, den in viele große und kleine Parzellen zerstückelten Staat Vardoba (s. d.) und die unter die Oberaufsicht des britischen Kommissars der Division gestellten Tributarstaaten Katsch, Kambad und Karatol, Kathiawar (187 einheimische Fürsten) und die Agentchaften von Kabi Kambha (59 Fürsten), Kewo Kambha (61 Fürsten), Balanpur (13 Fürsten) und Surat (3 Fürsten), zusammen (ohne Vardoba) 134,863 qkm mit (1901) 4,436,492 Einw. (meist Hindu, 600,000 Mohammedaner, 1700 Christen), so daß das ganze Gebiet mit Vardoba 182,824 qkm und (1901) 9,088,138 Einw. umfaßt. Dazu kommen noch die kleinen portugiesischen Besitzungen Daman an der Küste von Surat und Diu an der Südspitze von Kathiawar. Die Halbinsel Katschia war zeigt mit Katsch (s. d.) in der Richtung ihrer ozeanischen Küste (von N. nach S.) wie in ihrem geologischen Aufbau große Verwandtschaft, doch ist sie höher; die Gebirge im S. steigen bis 531 m an, die nördlichen wilden granitischen Girnaberge erreichen im Goralnath 1117 m. Am Ostende der letztern, bei der Stadt Salitana, erhebt sich der isolierte doppelgipfelige, 600 m hohe Valatiffen Sal r u n d s a r a, der heiligste der sieben Berge der Dschin, mit prachtvollen, fast eine kleine Stadt bildenden Tempelbauten aus weißem Marmor. Wegen R. senkt sich das Land, der 110 km breite Rithums liegt höchstens 15 m ü. M. und wird zum großen Teil von einem Salzumpf eingenommen. Das Festland teilt der Wabalsch in einen nördlichen, ebenen, salzen, trocknen Strich, wo sich während der Trockenzeit der ganze Vortrieb der dann scheinbar ausgefornenen Wabalsch in den ganz wasserleeren, die 20 m tief eingegrabenen Flußbetten bewegt, und einen südlichen, hügeligen, von den wasserreichen Flüssen Kambada und Tapli durchzogen, durch fruchtbare Felder, prächtige Obstgärten, aber auch durch unburchbringliche Dürchste ausgezeichnet. Das Klima, im N. heiß und trocken, wird im S. von Juli bis Oktober durch den Südwestmonsun gemäßiget,

ist aber, namentlich auf der Halbinsel, wegen der Fieber Eurapdern sehr gefährlich.

Als eine der fruchtbarsten und am besten kultivierten Landschaften Indiens erzeugt G. Reis, Weizen, Gerste, Dikumar (Sorghum vulgare) und Bhafkira (Beta bengalensis), die letzten beiden die Hauptnahrung des Volkes; die Kultur des Zuckerrohrs breitet sich im S. aus. Berühmt ist G. durch seine Baumwolle, die auf beiden Seiten des Golfs von Kambay in großem Maßstab gebaut wird und, nach den Erbschaften benannt, als Surat, Dholerah u. a. in den Handel kommt; Dattel-, Palmyra- und Kokospalmen pflanzt man viel am Meeresufer; ebenso häufig sind Mangobäume und Khasia (Bassia latifolia). Von nützlichen Mineralien werden nur Eisenerze und im untern Thal der Kharbada Karneol gefunden. Von wilden Tieren kommen vor: der mächtige Löwe (nur auf der Halbinsel Kathiawar), Königsstiger, Leopard, Panther, Hyäne, Luchs, Wolf, Schakal, in den Ebenen des Mahi und Sabarnati Antilopen und Khygau, in der Kachbarschaft des Mann wilde Esel und Gazellen, im Gebirge Halbschweine und der indische Hirsch, überall zahlloses Geflügel. Die gewöhnlichen Haustiere sind: das Kamel, neben dem auch der Ochs als Lasttier dient, das etwas entartete Pferd in Kathiawar, außerdem sehr schöne Büffel, Zebus und kleine bälgliche Esel. Die Bevölkerung besteht zum größten Teil aus Hindu, zum kleinern aus Mohammedanern und Parsen. Unter den Hindu sind die Brahmanen zahlreich; die Kachbspulen nehmen in Kathiawar, die Wasthatthen auf dem Festland eine hervorragende Stelle ein. Die kaufmännische Klasse der Banjanen ist in allen Handelsstädten vertreten. Auch wohnen in G. zahlreiche halbwilde Stämme, von denen die Kal (s. d.) in Kathiawar die zahlreichsten sind, im N. Dhol u. a. Die verbreitetste Sprache ist das Gudscharati (s. d.). Die Hauptindustrie war ehemals die Weberei von feinen Kusselinen und Baumwollenzügen, die aber durch die Einfuhr englischer Stoffe sehr geschädigt wurde, bis 1862 mit indischem Kapital mechanische Webereien in Barotsch, Surat und Ahmedabad errichtet wurden. In Surat werden auch Seidenwaren, in Ahmedabad Teppiche angefertigt. An guten Straßen ist großer Mangel; eine Eisenbahnlinie durchzieht das Festland von K. nach S., von Ahmedabad geht eine Linie westwärts, um darauf die Halbinsel Kathiawar nach verschiedenen Richtungen zu durchschneiden. Kathiawar hat mehrere durch Tempelbanten sowie durch Industrie und Handel bedeutende Städte (Rahwanagar, Rahwanagar, Dahunaga), Six des englischen Agenten ist Radchot (s. d.). Auf dem Festland sind Ahmedabad, Surat, Barotsch, Cambay, Patan die wichtigsten Orte. Geschichte. G. war das südliche Gebiet, das an der Westküste Indiens Vrier um 1500 v. Chr. mit geschlossenen Siedelungen belegte; von hier aus drangen sie dann ostwärts vor, während ein Teil um 540 v. Chr. Geylon besetzte. Die Griechen nannten G. Syrakrene aber Parike und trieben Handel mit Barygaza, dem jetzigen Barotsch. Nach der brahmanischen Zeit blühte hier, besonders im 6. Jahrh. n. Chr., der Dschainismus; damals herrschte die Walabhi-Dynastie über G. Am Anfang des 11. Jahrh. zog der Tatar Mahmud Ghazni plündernd bis zur Südspitze der Halbinsel; 1194 wurde G. eine Beute der gleichfalls mohammedanischen Dynastie Ghor und teilte von nun an die Schicksale des hindustanischen Kaiserreichs Delhi, bis es um 1450 in die Hände der Bahmani-Dynastie zu Kuldarga fiel. Die ersten Mogulkaiser hatten bis 1593 mit unaufhörlichen Unabmähig-

keiten der Radichas von G. zu kämpfen. Von 1611 an gründeten Engländer, Portugiesen, Holländer und Franzosen Faktoreien in Surat, Cambay, Barotsch, Gogo, Diu und Daman. Um 1730 machte sich der Rahrattbe Radich Koa unabhängig und unterwarf G.; aber für ihre Unterjochung ließen sich die Engländer die Distrikte Surat, Baratsch, Ahmedabad und Kaira abtreten, ohne daß sich jedoch die den »Schuh« gewährende Ostindische Kompanie in die innern Angelegenheiten von G. hätte einmischen dürfen. Vgl. Schmidt in 2. Band von Helmuths »Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Gudscharat, eine der Tochter Sprachen des Sanskrits, die in Britisch-Indien 1891 von 10,619,789 Menschen, vornehmlich in der Provinz Gudscharat der Präsidentschaft Bombay und in Baroda, aber auch in Verar und in den Zentralprovinzen sowie in der Stadt Bombay als Sprache des Handelsverkehrs gesprochen wurde. Die Parsen, die bei ihrer Übersiedelung nach Indien das G. sogleich annahmen, haben sich diese Sprache so zu eigen gemacht, daß sie viele Schriften, so besonders Werke über die jathathuische Religion, darin abfaßten. Die Literatur in G., beginnend mit den Werken des Dichters Karingh Kheba (15. Jahrh.), ist sehr ausgedehnt; seit 1818 erscheinen mehrere Zeitungen in dieser Sprache. Die Schrift ist eine dem Devanagari (s. d.) nachgebildete Kuriptisch.

Gudschrat (Gujrat), 1) Grenzdistrikt in der britisch-ind. Provinz Pandschab, zwischen dem Tschinab- und Indhelamfluß bis zum Fuß des Himalaja, umfaßt 4887 qkm mit (1901) 750,548 Einw. (689,347 Mohammedaner, 72,394 Hindu). Außer den beiden Grenzflüssen nur von periodischen Flüssen durchzogen, bedarf er künstlicher Bewässerung. Von den Hauptprodukten: Weizen, flüssige Butter, Wolle, Hirse, Olsaaten, Baumwolle, werden namentlich die drei ersten ausgeführt, teils aus den schiffbaren Flüssen, teils auf der Lahore-Peshawarbahn. Die gleichnamige Hauptstadt, 8 km nördlich von Tschinab, hat ein altes zentrales Fort, 69 Moscheen, 52 Hindutempel, 11 Sikkh Tharnsiales und (1901) 19,048 Einw., die Woll- und Baumwollengewebe, Webstuhlgeräthe, Schuhwerk und berühmte Gold- u. Silberarbeiten anfertigen. Bei G. errangen die Engländer unter Gough 21. Febr. 1849 einen entscheidenden Sieg über die Sikkh (s. Ostindien, Geschichte und Karte). — 2) Land, s. Gudscharat.

Gubos, dän. Dorf in Jütland zwischen Kolding und Fredericia, bemerkenswert durch das Wescht vom 7. Mai 1849, in dem die schleswig-holsteinischen Truppen unter General v. Bonin die Steinern unter General v. Bülow nach siebenstündigem Kampfe zum Rückzug nach Fredericia nötigten.

Guebern (lat. *gub.*, *gubern*), s. Parsen.

Guébriant (spr. *gubriant*), Jean Baptiste Dubes, Graf von, Marschall von Frankreich, aus bretonischem Adel, geb. 2. Febr. 1602 in Kleffis-Dubes bei St.-Vrieux, gest. 24. Nov. 1643, lernte den Kriegsdienst in Holland, besetzte 1635 — 39 französische Hilstruppen im Heer des Herzogs Bernhard von Weimar am Oberrhein mit großer Tapferkeit, bewirkte den Übertritt des Heeres in französische Dienste nach Bernhards Tod (1639), erhielt 1640 den Oberbefehl über dies Heer, kämpfte mit wechselndem Glück im Verein mit den Schweden unter Banér und Torstensson gegen die Kaiserlichen, die er 29. Juni 1641 bei Bollsenbüttel und 17. Jan. 1642 bei Remden besiegte, und starb an einer am 17. Nov. vor Kottweil empfangenen Wunde. Vgl. Lelabaureur, Histoire du maréchal de G. (Par. 1676).

Guebwiller (spr. geb-wi-lär), Stadt, f. Gebweiler.

Guelphen (spr. gwe-lf), Parteiname für die Anhänger des Papsttums und die Gegner der deutschen Kaiser in Italien (vgl. Ghibellinen), hergeleitet von dem den Höhenrücken verbindenden Gießbach der Bellen (f. d.).

Guelphenorden, hannövr. Orden, 12. Aug. 1815 vom Prinz-Regenten, spätern König Georg IV. von England für Hannover gestiftet zur Belohnung von Zivil- und Militärdienst, erhielt den Namen zu Ehren der Ahnen des hannövr. Hauses. Der Orden hatte ursprünglich drei, später vier Klassen, nämlich: 1) Großkreuze, 2) Komture erster und zweiter Klasse, 3) Ritter, 4) Mitglieder der vierten Klasse. Das Ordenszeichen ist ein an goldener Krone hängendes achthelliges Kreuz, dessen Flügel durch Löwen verbunden sind, mit einem Rundbild von rotem Email, dessen Avers das weiße Ross mit der Umschrift: »Nec aspera terrent« (»Auch Widerwärtigkeiten schrecken nicht«), umgeben von einem Eichenfranz, und dessen Revers Namenszug und Jahreszahl enthält. Der Orden erhielt, als Hannover 1866 von Preußen fiel.

Guell y Renté (spr. oell), José, span. Schriftsteller und Politiker, geb. 14. Sept. 1818 in Havana auf Cuba, gest. 20. Dez. 1884 in Madrid, wurde, nachdem er seine juristischen Studien in Barcelona vollendet hatte, in seiner Vaterstadt Advokat, degab sich aber bald nach Madrid, wo er im Juni 1848 die Infantin D. Josepha, die Schwester des Königs Franz, heiratete. Darin lag für ihn die Quelle langer Unannehmlichkeiten. Das königliche Haus sah die Ehe höchst ungern, man verwies ihn ins königliche Palais von Valladolid; er aber stellte sich 1854 an die Spitze der Volksbewegung und des aufständischen Heeres. So kam er als Volksohn in die Kammer und wurde zum Kommandanten des 4. Bataillons der Nationalmiliz in Madrid ernannt, wobei er immer auf Exporteros Seite stand. In den Stürmen von 1856 nach Paris verbannt, lebte er hier vorzugsweise der literarischen Tätigkeit (z. T. in französischer Sprache); 1879 wurde er für die Insel Cuba zum Senator ernannt. Außer zahlreichen Beiträgen für die liberale spanische Presse veröffentlichte er die Gedichtsammlungen: »Lagrimas del corazón« (Valladolid 1854) und »Duelos del corazón« (daf. 1855); ein Drama: »Don Carlos« (1879); ferner die Prosawerke: »Pensamientos cristianos, filosoficos y politicos« (Valladolid 1854), »Leyendas americanas« (Bar. 1856), »Tradiciones de America« (1861), »Legendes du Montserrat« (1866), »Légende de Catherine Ossema« (1873), »Les deux folies« (1879); die historischen Studien: »Philippe II et Don Carlos devant l'histoire« (1878) und »Los restos de Colon« (Bar. 1884) u. a. Eine neue Ausgabe seiner »Poesias« erschien 1881 in Paris.

Guelpb (spr. gell), Stadt in der lomb. Prov. Pavia, Ontario, an den Ufern des Sped River, mit Adlerbuckel, Fabriken für Strumpf- und Wollwaren, Käsemaschinen, Adlergeräten, Brauereien und (1901) 11,496 Einw.

Guénèvre (spr. gen-ä-ör), Ginevra, Gemahlin des Königs Artur (f. d.).

Guépin (spr. gen-ping), Epitheton der Bewohner von Orléans.

Guér., bei Tiernamen Abkürzung für F. Ed. Guérin-Rénéville (f. d.).

Guérande (spr. gen-rand), Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrond. St.-Nazaire, 5 km vom Vilon-

tischen Ozean entfernt, an der Orléansbahn, hat wohl-erhaltene Ringmauern mit Türmen und vier Toren, eine Kirche, St.-Mubin, aus dem 12.—16. und eine schöne Kapelle aus dem 14. Jahrh., ein Seminar und (1901) 2731 (als Gemeinde 6913) Einw., die Salzgewinnung (jährlich 11,500 Ton.) aus den Salzleichen der Umgebung und Konfektfabrikation betreiben.

Guerber (spr. ger-), Joseph, eläss. Politiker, geb. 23. Sept. 1824 zu Weidenburg im Elß, studierte katholische Theologie in Straßburg und Bonn, ward 1848 Kaplan zu Hogenau, darauf zu Muzig, Straßburg und wieder in Hagenau, 1871 Superior des kleinen Seminars zu Jülichheim (Oberelß), lehrte nach dessen Auflösung 1873 nach Hagenau zurück und wurde 1881 Superior der Parnherzigen Schwestern sowie Kanonikus in Straßburg. Von 1878—88 Mitglied des Reichstags für Gebweiler, hielt er sich anfangs zu den Protestanten, trat aber später für die Selbstverwaltung der Reichslande und die Rechte der katholischen Kirche ein. Er resignierte 1858—72 den »Volksfreund« und schrieb: »Hagenau avant la Réforme« (in der »Revue catholique d'Alsace«, 1861); »N. Köp, Bischof von Straßburg« (Würzb. 1873); »Leopold Bruno Niedermann« (Zürich 1880) u. a.

Guercie, La (spr. gar-si), 1) G. de Bretagne, Stadt im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, Arrond. Vitry, an der Westbahn, hat eine gotische Kirche, eine ehemalige Maltersordenkapelle, Weberei, Getreidehandel und (1901) 2696 (als Gemeinde 3138) Einw. — 2) G. sur l'Audois, Stadt im franz. Depart. Cher, Arrond. St.-Amant, am Hüpfchen Audois, am Kanal von Berry, Knotenpunkt an der Orléansbahn, hat Steinbrüche, Fabrikation von hydraulischem Kalk, Zucker u. und (1901) 1381 (als Gemeinde 3254) Einw.

Guercino (spr. guert-si-no), eigentlich Giovanni Francesco Barbieri, ital. Maler, geb. 8. Febr. 1591 in Cento (daher G. da Cento), der Schiende von Cento, genannt), war daselbst Schüler von Benedetto Gennari und G. V. Cremonini, bildete sich dann weiter unter Paolo Zagommi in Bologna und unter dem Einfluß von L. Garacci. Bis 1642 war er in Cento ansässig, von da ab in Bologna, wo er 22. Dez. 1666 starb. 1619 und 1620 arbeitete er in Ferraro und Venedig, von 1621—23 war er in Rom, 1626 in Viterbo und 1632 in Modena tätig. Seine ersten Gemälde zeigen in den scharfen Gegenüber von Licht und Schatten und der barden Charakteristik eine Verwandtschaft mit Caravaggio. Später ward sein Kolorit unter dem Einfluß der Venezianer barmonischer und wärmer. Seit 1642, wo sich in Bologna eine große Schule um ihn sammelte, schloß er sich dem weichlichen Stil Guido Renis an. Die Zahl seiner Fresken und Staffeleibilder ist außerordentlich groß. Seine Hauptwerke sind: die Gefangenahme des heil. Rochus (1618, San Rocco, Bologna, in Fresko), Einkleidung des heil. Hilthelm (1620, Sinaothel in Bologna), Ehlohe des heil. Franziskus (Paris, Louvre), Aurora, Denkmal in der Villa Ludovisi (Rom), Martyrium der heil. Petronella (Rom, Kapitolin. Galerie), Fresken in der Kuppel des Doms zu Piacenza (Propheeten und Sühnen), Himmelfahrt der Jungfrau (1624, Petersburg, Eremitage), Tod der Dido (1631, Palazzo Spada, Rom), Kephalos und Prokris (1643, Dresdener Galerie), Verstoßung der Jager (1657, Mailand, Verrea). Er hat auch zahlreiche Landschaften gezeichnet, die von Portogallo, G. Penna, A. Barili u. a. gestochen worden sind.

Guérét (fr. *geré*), Hauptstadt des franz. Depart. Creuse, 460 m ü. M., an der Orleansbahn, hat eine Kirche aus dem 13. Jahrh., ein Schloß aus dem 15. Jahrh., ein Anaben- und ein Wäddenlyzeum, eine Normalschule, eine Bibliothek, ein Museum, Handel mit Vieh, Butter, Käse u. Obst und (1901) 7082 Einw. — Die Stadt entstand um eine im 7. Jahrh. gegründete Abtei und war später Hauptort der Marche.

Guereza, s. Stammelasse.

Guericke (fr. *ge*), 1) Otto von, Pfarrer, geb. 20. Nov. 1602 in Magdeburg, gest. 11. Mai 1686 in Hamburg, studierte in Leipzig, Helmstedt und Jena die Rechte, dann zu Leiden Mathematik, Geometrie und Mechanik und bereiste hierauf Frankreich und England. Er wurde 1627 Ratsherr zu Magdeburg, trat nach der Zerstörung der Stadt in schwedische Dienste und war bis 1636 Oberingenieur zu Erfurt, wurde 1646 Bürgermeister in Magdeburg und brandenburgischer Rat, legte jedoch 1681 seine Ämter nieder und siedelte nach Hamburg über. Seine Gebeine ruhen in Magdeburg. G. ist Erfinder der Luftpumpe (1650), mit der er die ersten öffentlichen Versuche 1654 auf dem Reichstag zu Regensburg machte. Das erste Exemplar der nach seiner Theorie konstruierten Luftpumpe wird auf der königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrt. Auch erfand er das Manometer (1661), die »Guericke'schen Wassermännchen« und konstruierte eine Elektrizitätsmaschine (ohne Reibzeug und Konduktor), mit deren Hilfe er entdeckte, daß zwei gleichnamig elektrifizierte Körper sich abstoßen, während man bis dahin nur die Anziehung leichter Körperchen durch elektrifizierte Körper beobachtet hatte, sowie auch das elektrische Schlimmen. Er beschäftigte sich auch mit Astronomie und stellte zuerst die Meinung auf, daß sich die Vierzehner der Kometen müsse bestimmen lassen. Die wichtigsten seiner Beobachtungen legte er in der 1663 verfaßten Schrift »Experimenta nova, ut vocantur, Magdeburgica de vacuo spatio« (Amsterd. 1672; neue Ausg., Leipz. 1881; deutsch von Tannemann in Ottwalds »Klassikern«, 1894) nieder. Von historischem Wert ist auch seine »Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs« (1631; brög. von F. B. Hoffmann, Magdeb. 1860, 2. Aufl. 1887). Vgl. Hoffmann, Otto v. G. (Magdeb. 1874).

2) Heinrich Ernst Ferdinand, namhafter Vertreter des altlutherischen Dogmas, geb. 25. Febr. 1803 in Betlin, gest. 4. Febr. 1878 in Halle, habilitierte sich 1824 in Halle und wurde 1829 außerordentlicher Professor der Theologie. Als er sich 1833 für die schlichten Altlutheraner und gegen die Einführung der Union und Agenda erklärte, ward er im Januar 1835 seiner Professur enthoben. Er fungierte hierauf als Prediger der altlutherischen Gemeinde in Halle, doch wurde ihm 1838 von der Regierung auch die Verrichtung kirchlicher Handlungen untersagt. 1840 wurde er als Professor reituitiert. Von seinen Schriften nennen wir: »De schola quae Alexandriae floruit catechetica« (Halle 1824 — 25, 2 Tle.); »Beiträge zur historisch-triischen Einleitung ins Neue Testament« (Halle 1828 — 31, 2 Bde.); »Historisch-triische Einleitung in das Neue Testament« (Leipz. 1843; 3. Aufl. u. b. T.: »Neutestamentliche Hagogik«, 1867); »Handbuch der Kirchengeschichte« (Halle 1843, 2 Bde.; 9. Aufl. 1866 — 67, 3 Bde.); »Allgemeine christliche Symbolik« (Leipz. 1849, 3. Aufl. 1861); »Lehrbuch der christlichen Archäologie« (Halle 1847; 2. Aufl. 1859). Mit Kibelbach gab er seit 1840 die »Zeitschrift für die lutherische Theologie« heraus.

Guericke'sche Halbfugein, s. Luftpumpe.

Guericke'sche Leere, die Luftleere, die durch die Luftpumpe hervorgebracht werden kann, im Gegensatz zu der vollkommenen Torricelli'schen Leere, die sich über der Quecksilbersäule im Barometer befindet.

Guericke'sche Wassermännchen (Bettendorfs), hohle Glasfiguren, die bei Veränderung des Luftdruckes im Wasser steigen oder fallen und als Wetterpropheten benutzt wurden.

Guérison (franz. *gerisong*), Leuchterstuhl oder Tischchen, auch Kippstisch.

Guérignon (fr. *gerigno*), Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrond. Nevers, am Zusammenfluß der Quellbäche der Nièvre und der Rhonener Bahn, mit einem staatlichen Eisenhüttenwerk (La Chauxsade), das 1300 Arbeiter beschäftigt und Marinematerial verfertigt, einem Schloß und (1901) 2966 Einw.

Guerrillas (fr. *gerilas*, »Freischaren«), in Spanien bewaffnete Volksheute, die durch Führung des »kleinen Krieges« (span. guerrilla) dem Feinde Schaden zufügen suchten. Diese Kriegsweise (Guerrilla) ist den Spaniern seit alters eigenümlich gewesen infolge der Beschaffenheit des Landes, das in seinen Gebirgen den G. vortreffliche Stützpunkte gewährt. Als 1808 die regelmäßige Heere von den Franzosen gesprengt waren, richtete die Zentraljunta 28. Dez. ein Dekret, das die Bildung von G. anordnete. In wenigen Monaten bedeckte sich das Land mit solchen Banden, die an dem Scheitern der Kriegspläne Napoleons einen Hauptanteil hatten. Unter ihren Anführern sind besonders ausgezeichnet außer Empecinado (s. d.) der Mite von Sereña (ein Pfarrer), Abuelo, Chacón, besonders aber der Pfarrer Merino (s. d.) und der englische General Robert Wilson (s. d.). Nach dem Frieden von 1814 arbeiteten die G. z. T. in Räuberbanden aus. Auch um die Ansprache des Don Carlos nach Ferdinand VII. Tode 1833 durchzusetzen, beriefen die Priester, vor allem Merino, wieder G. Später, mit der Organisation des karlistischen Heeres, verlor sich der Name G., jedoch nicht die Kriegsthat der selben. Im letzten Karlistenkrieg seit 1872 traten wieder G. auf unter Führern wie der Pfarrer Santa Cruz, Saballo u. a., die dem Kampf einen grausamen Charakter aufgedrückt haben. Auch die Mexikaner haben im Kampf gegen die Franzosen 1863 — 66, ebenso die Polen gegen die Russen 1863 — 1864 mit Erfolg Guerrilla- oder Insurgentenbanden gebildet.

Guérin (fr. *gering*), 1) Pierre Rarisse, Baron, franz. Raler, geb. 13. Mai 1774 in Paris, gest. 16. Juli 1833 in Rom, war Regnants Schüler und zog zuerst die Aufmerksamkeit auf sich durch eine Darstellung des Opfers vor Aristophanes Bildnisse nach Gheyns Jdyl (im Louvre). Sein Tod Carlos von Ulica trug ihm (1797) einen Preis ein. Mehr noch aber wurde sein Marcus Sertus bewundert, der, Sultans Prostitution entweichend, bei seiner Rückkehr die Gemahlin tot und die Töchter in Tränen zu ihren Füßen findet, ein Bild voll des großartigsten Pathos (1799, im Louvre). Geteilten Beifall fand dagegen sein Hippolyt und Phädra (1802, im Louvre), wozu er sich der Bühnendarstellung zuwendete. Nachdem er 1802 Italien besucht hatte, ließ er sich in Paris nieder, wo er eine Reihe größerer Werke, unter andern Napoleon, den Rebellen in Kairo vergehend, Andromache und Pyrrhos (1810), Aeneas, der Didon seine Abenteurer ergählend (1817), und Alkisthete in den Begriff, Agamemnon zu ermorden (1817, alle

drei im Louvre zu Paris), ausführte. 1822 wurde er zum Direktor der französischen Akademie in Rom ernannt, in welcher Stellung er bis 1829 blieb. Seine von der Davidischen Richtung beeinflussten Gemälde zeichnen sich durch technische Meisterschaft der Behandlung, Korrektheit der Zeichnung und effektvolle Bedeutung aus. Gérard, Delacroix, Delacroix und Ary Scheffer waren seine Schüler.

2) Jules, Mediziner, geb. 11. März 1801 in Bouffu, gest. 25. Jan. 1886 in Hyères, studierte 1821–26 in Löwen und Paris, übernahm 1828 die »Gazette de la Santé« (die spätere »Gazette médicale de Paris«), erhoß sie zu dem wichtigsten französischen Fachjournal und gewann dadurch bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des medizinischen Unterrichtswesens. Er gründete 1839 das orthopädische Etablissement La Bruette de Bissy und übte einen sehr hervorragenden Einfluß auf die Neugestaltung der Orthopädie. Einen 1837 von der Akademie ausgesetzten Preis für die beste orthopädische Arbeit gewann er durch ein an Untersuchungen und Beobachtungen ungemein reiches Werk »Détermination rigoureusement scientifique des principes, méthodes et procédés de l'orthopédie« (16 Bde. mit 400 Tafeln). Dasselbe ist nie vollständig publiziert worden, doch kamen eine Reihe einzelner ausgewählter Kapitel bis 1841 zum Druck; unter diesen: »Die ligamentöse Extension und die Bewegung in der Behandlung der seitlichen Abweichungen des Rückgrats« (1835); »Scheinbare Verkrümmungen der Wirbelsäule« (1836); »Allgemeine Charaktere der Nachschmerzen« (1837); »Allgemeine Ätiologie des angeborenen Klumpfußes« (1838); »Allgemeine Ätiologie der seitlichen Verkrümmungen des Rückgrats durch aktiven Muskelzug« (1839); »Neue Untersuchungen über veralteten Torticollis und die Behandlung dieser Difficultät durch die subcutane Durchschneidung der verkrüppelten Muskeln« (1841); »Über die angeborenen Verkrümmungen« u. Von seinen gesammelten »Eavres« erschienen nur der 1. Band (1880–82).

3) Léon de, franz. Schriftsteller, geb. 29. Nov. 1807 in Mortagne (Orne), gest. 25. Jan. 1886 auf den Hydrischen Inseln, kam 1828 nach Paris, wo er das »Journal des enfants«, dann die »Gazette des enfants et des jeunes personnes« gründete und 1846 zum Geschichtsschreiber der Marine ernannt wurde. Am bedeutendsten sind seine »Histoire maritime de France« (1842–43, 4. Aufl. 1863) und die Geschichte des Krimkriegs: »Histoire de la dernière guerre de Russie« (1856, 4 Bde.). Von seinen zahlreichen Jugendbüchern, teilweise unter dem Pseudonym Léonide de Mirbel, sind am bekanntesten: »Le tour du monde«, »Les jeunes navigateurs«, »Les marins illustres de la France«, »Les navigateurs français«, »Vieilles des vieux matelots« u. a.

4) Victor, franz. Archäologreisender und Archäolog, geb. 1821 in Paris, gest. daselbst 21. Sept. 1891, war Professor der Rhetorik in verschiedenen Städten Frankreichs, zuletzt in Paris, und unternahm seit 1852 wiederholte Reisen nach Griechenland, Ägypten, Tunesien und Palästina. Er schrieb: »Description de l'île de Patmos et de l'île de Samos« (Par. 1856); »Études sur l'île de Rhodes« (1856, 2. Aufl. 1880); »Voyage archéologique dans la régence de Tunis« (1862, 2 Bde.); »Voyage dans l'île de Rhodes et description de cette ville« (1866); »Description géographique, historique et archéologique de la Palestine« (1869–80, 7 Bde.); »La Terre-Sainte, son histoire, ses souvenirs« (1881–

1883, 2 Bde.); »Jérusalem, son histoire, sa description, ses établissements religieux« (1889) u. a.

6) Eugène, franz. Politiker, geb. 27. Juli 1849 in Carpentras, nahm am Kriege von 1870/71 teil, ließ sich dann in Carpentras als Advokat nieder und wurde auch Maire daselbst; 1890 zum Senator gewählt, war er vom April 1893 bis zum Januar 1895 Justizminister im Ministère Dupuy.

6) Jules, franz. Politiker, geb. 14. Sept. 1860 in Madrid, betrieb 1885–96 sehr zweifelhafte Handelsgründungen; da er mehrfach Bankrott gemacht hatte, verurteilte er sein Glück in der Politik und schloß sich dem Antisemiten Drumont an; er trat für die nationalistische Sache ein, beteiligte sich 1899 an Umtrieben gegen die Republik und den Präsidenten Loubet, und als er Mitte August deswegen verhaftet werden sollte, verbarrikadierte er sich in einem Haus in der Rue Chabrol zu Paris und konnte erst nach 28tägiger Belagerung 20. Sept. gezwungen werden, sich zu ergeben. Er wurde 3. Jan. 1900 wegen Beteiligung an einem Komplott gegen die Republik, Widerstands gegen die Staatsgewalt u. zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Guérinière (fr. gerinière), François Rodichon de la, Stallmeister Ludwigs XV. von Frankreich, Reformator der allen von Ruvinet und dem Herzog von Newcastle gelehrten Reitlekunst, veränderte in erster Linie den Reittisch, indem er den bis dahin üblichen Spaltzirk mit den steilen Schenkeln verwarf und dafür den auch heute bei der Kavallerie noch geltenden Sitz (halb Spalt, halb Gefäß) einführte. Da er großes Gewicht auf die Ungewogenheit der Schultern legte, so erweiterte er die vom Herzog von Newcastle gelehrt Schule »Kopf in die Volte« in »Schulter« hinein, übte spät erst den Galopp und bearbeitete das Pferd auf Kanbare im Trab. Er nahm seine Pferde erst mit dem 7. Jahr in die Schule, war ein Gegner des Rennsports und vereinfachte die Kanbaregeßze. Vgl. H. v. Dettingen, über die Geschichte und die verschiedenen Formen der Reitlekunst (Berl. 1885).

Guérin-Ménéville (fr. gerain-ménerville), Félix Edouard, Naturforscher, geb. 12. Okt. 1799 in Toulon, gest. 26. Jan. 1874 in Paris, bemühte sich um die Hebung der Seidenraupenzucht durch Einführung neuer Raupen. Er schrieb: »Iconographie du Règne animal de Cuvier« (Par. 1830–44, 7 Tle.); »Générations des insectes« (mit Percheron, 1835); »Species et iconographie générale des animaux arthropodes« (1843); »Guide de l'éleveur de vers à soie« (1856); auch gab er das »Magasin de zoologie, d'anatomie comparée et de paléontologie« (1831–44, 26 Bde.) heraus.

Guernica (fr. gerne), G. h. Luno), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Biscaya, im schönen, fruchtbaren Tale des Küstenflusses Rumbica, an der Eisenbahn Amorebieta–Bermeo gelegen, hat ein Schloß aus dem 13. Jahrh. und (1900) 3250 Einw. — G. war in frühern Zeiten Sitz des baskischen Parlaments, das sich hier ursprünglich im Schatten einer alten Eiche versammelte.

Guernsey (fr. gersni), eine der zu England gehörigen Kanalinseln (Sarnia der Alten), 64,8 qkm groß mit (1901) 40,477 Einw., hat die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, mit steiler, von tiefen Schluchten zerschnittener Südküste, während das nördliche Gefilde flach ist. Etwa zwei Drittel der Insel sind Acker- und Gartenland. Berühmt sind die Kühe von G., die außer dem Granit die Hauptnahrung bilden. Zur Insel gehörten 1901: 52 Schiffe von 6002 Ton.,

ferner 91 Fischerboote. Die Lokalverwaltung ist ähnlich wie in Jersey (s. d.). Hauptstadt ist St. Peter Port (s. d.). G. ist Sitz eines deutschen Bizonkuls. Vgl. Tupper, History of G. (2. Aufl., Lond. 1877); E. Mac Culloch, G. folklore (daf. 1903).

Guerrisyllie, f. Nerine.

Guéroumière, f. La Guéroumière.

Guérout (fr. gen.), Adolphe, franz. Publizist, geb. 29. Jan. 1810 in Nadeport (Eure), gest. 21. Juli 1872 in Bichy, Sohn eines reichen Industriellen, war ein begeisteter Anhänger des Saint-Simonismus und ging 1836 im Auftrag des ältern Bertin nach Spanien, von wo aus sowie später über Italien er für das »Journal des Débats« äußerst anziehende und sachkundige Artikel schrieb, die später als selbständige Werke erschienen. 1842—48 bekleidete er verschiedene Konsulate. Von der provisorischen Regierung seiner Stelle enthoben, hielt er es mit den Verteidigern der demokratisch-sozialen Revolution und schrieb zahlreiche Artikel zuerst für den »Crédit«, nachher für die »République«. Durch den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 sah er seine literarische Tätigkeit auf industrielle Fragen beschränkt, die er namentlich in der Zeitschrift »L'Industrie« erörterte. Seit 1857 Hauptredakteur der »Presse«, gründete er 1859 ein neues politisches Tagesblatt, »L'Opinion nationale«, das Organ der durch den Prinzen Napoleon inspirierten imperialistischen Demokratie. 1863 bis 1869 im Abgeordneten Körper, gehörte er zur demokratischen und antisklerikalen Opposition. Nach dem Sturz des Kaiserreichs trat er für die gemäßigte Republik auf. Seine wichtigsten Arbeiten erschienen gesammelt als »Etudes de politique et de philosophie religieuse« (1862).

Guerra-Junquero (fr. guerra-junquero), Adilio, portug. Dichter, geb. 15. Sept. 1850 in Freixo de Espada Vinta (Prov. Trás os Montes), studierte in Coimbra die Rechte, bekleidete administrative Posten in Angra do Heroísmo und später in Bianna do Castello. Später lebte er in Porto, wo er eins der Häupter der ultrademokratischen Partei wurde. Seit einer Reihe von Jahren lebt er zurückgezogen auf seinem Landhause in Barca d'Alva. Er gehört zu den begabtesten Dichtern der Gegenwart und ist besonders durch seinen revolutionären Sinn, satirischen Humor und seine meisterhafte Beherrschung der Sprache ausgezeichnet. Seine drei Hauptwerke sind das romantische Poem: »A morte de D. João« (Porto 1874, 3. Aufl. 1890), der Altar und Thron mit rücksichtslosem Freimut angreifende Hymnen: »A velhice do Padre Eterno« (»Gottvaters Greisenalter«, daf. 1886) und »Finis Patriae« (1891), das den schmerzverrissenen, antimonarchischen Patrioten in ihm zeigt. Er dichtete ferner: »Lira dos quatorze annos« (1866); »Vozes em eco« (1867); »Tragedia infantil« (1878); »A Musa em férias« (1878, letzte Aufl. 1894). Außerdem hat er, wie so viele andere satirische Dichter, eine Sammlung zum gläubigen Idealismus hin durchgemacht, von der noch ungesammelte Dichtungen Zeugnis ablegen. Aus diesen lassen sich bereits in dem gefühlsvollen, naiven Volk- und Kindergelauben verherrlichten Bänden »Os simples« erkennen (1892) sowie in der pantheistischen »Oração ao Pão« (1902) und »Oração à Luz« (1904).

Guerrazzi (fr. gen.), Francesco Domenico, ital. Politiker und Schriftsteller, geb. 12. Aug. 1804 in Livorno, gest. dafelbst 23. Sept. 1873, studierte die Rechte in Pisa und lebte dann als Sachwalter in Livorno, ein Freund Mazzinis. 1827 erschien zu Vi-

vorno sein tragischer Roman »La battaglia di Benevento«, sein bestes Werk. 1830 und 1834 nach Elba verbannt, schrieb er dort den Roman »L'assedio di Firenze« (unter dem Pseudonym Anselmo u. a. landi, Par. 1836, 5 Bde.; deutsch, Stuttg. 1850). Seit der Thronbesteigung Pius' IX. wuchs sein politischer Einfluss in Toscana. Er gab zu Florenz ein republikanisches Blatt: »L'Inflexibile«, heraus, wurde Deputierter und 1848 Minister des Innern. Nach der Flucht des Großherzogs widerlegte er sich der Proklamation der Republik und dem Anschluß Toskanas an die römische Republik Mazzinis. Nach der Niederlage der Italiener bei Novara zum Diktator erhoben, suchte er einen Ausgleich mit dem gestürzten Großherzog unter Aufrechterhaltung der Verfassung anzubahnen. Nach der Gegenrevolution (12. April 1849) wurde G. in das Staatsgefängnis zu Bolterra gebracht. Hier schrieb er die »Apologia della vita politica di G.« (Flor. 1851). Nach dreijähriger Haft zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt, lebte er auf Korsika und seit 1855 in Savona und Genua, bis die politischen Verhältnisse 1859 ihm die Rückkehr in seine Vaterstadt gestatteten. Er vermochte sich indessen mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zu befreunden und verbrachte den Rest seiner Tage meist auf seinem Landhause Cinquantina in der Nähe von Cecina. Von Guerrazzis Schriften sind weiter hervorzuheben: »Orazioni funebri d'illustri Italiani« (1835, 8. Aufl., Palermo 1861); ein historisches Drama: »I Bianchi ed i Neri« (Flor. 1847); die historischen Erzählungen: »Veronica Cybo, duchessa di San Giuliano« (Livorno 1837), »Isabella Orsini« (daf. 1844), »Beatrice Cenci« (Flor. 1854, 2 Bde.; deutsch, Band. 1858), »Pasquale Sottocorno« (Turin 1857), »La torre di Nonza« (1857), »Pasquale Paoli« (Mail. 1860), die anziehende Erzählung »Il buco nel muro« (daf. 1862), »Paolo Pellicioni« (daf. 1864) u. a. Ein merkwürdiges Buch von G. ist: »L'asino, un sogno« (1857; 6. Aufl., Mail. 1863), worin die Literatur über den Esel zu einer großartigen Satire verarbeitet ist. Noch sind seine »Memorie« (Livorno 1848) und »Vita di Andrea Doria« (Mail. 1863, 3. Aufl. 1874) zu erwähnen. Aus seinem Nachlaß gab Guerrini den Roman »Il secolo ead more« (Rom 1885, 4 Bde.) heraus. Origineller, von Schwulst nicht freier Stil, rege, zu Ungeheuerlichkeiten geneigte Phantasie kennzeichnen G. namentlich als Romanist, doch ist seine jedoch die ungewöhnliche Begabung nur als Mittel galt, freideutschen und nationalen Gedanken einen passenden Ausdruck für die Massen zu geben. Seine Briefe sammelten Carducci (Livorno 1880—82, 2 Bde.) und Martini (Turin 1891, Bd. 1), die »Note autobiografiche e poema« gab Guastalla heraus (Flor. 1899). Vgl. Bojio, G. e le sue opere (Livorno 1885); Benini, F. D. G. (Mail. 1874); Sismara, Bibliografia di F. D. G. (daf. 1880); Guastalla, La vita e le opere di F. D. G. 1804—1835 (Rocca S. Casciano 1903, Bd. 1).

Guerre (franz., fr. gar, vom althebr. werra), Krieg; g. à outrance, g. à mort, Krieg bis aufs Messer; g. de plume, Federkrieg, literarischer Feindschaft; à la g. comme à la g.!: ober: c'est la g. im! im Kriege gilt Kriegsgebrauch.

Guerrero (fr. gen.), Staat der Republik Mexiko, vom Stillen Ozean sowie von Oajaca, Puebla, Morelos, Mexiko und Michoacan begrenzt, enthält 66,477 qkm und (1901) 479,205 Einw., meist Indianer. Das Land ist sehr gebirgig und waldreich, das

Klima auf den Höhen mild, in den Tälern aber tropisch heiß (»tierra caliente«). Der Rio de las Balsas oder Mezcala durchschneidet den Staat von O. nach W. und trennt die Küstenfortpflanze von der hohen Bergumrandung des Plateaus von Anahuac. Angebaut werden Mais, Reis, Bohnen, Baumwolle, Zuckerrübe, Tabak, Kaffee, Kakaó; Beizen nur in den höhern Lagen. Die Wälder liefern gutes Bauholz. Ungemein reich ist das Land an Gold, Silber, Quecksilber, Kohle, die aber wenig ausgebeutet werden. Hauptstadt ist Chilpancingo mit (1900) 7497 Einw., das 1899 und 1902 durch Erdbeben furchtbar verheert wurde. Haupthafen Acapulco (s. d.). S. Karte »Mexico«.

Guerrero (spr. ge-), Städtchen im mexikan. Staat Tamaulipas, unfern der Mündung des Rio Salado in den Rio Grande del Norte, mit Kohlen- und Silbergruben.

Guerrier (spr. gärré), Bladimir, russ. Historiker, geb. 1839, studierte in Moskau, wurde hier 1872 Professor der allgemeinen Geschichte und richtete Unterrichtsstufe für Frauen ein. Er schrieb: »Leibniz, sein Jahrhundert und seine Beziehungen zu Rußland«, »Die Prinzessin Sophie Charlotte, Gemahlin des Jaroslawitch Alexius«, »Karl XII. oder der letzte Krieger in Rußland«, »J. J. Rousseau und seine politischen Ideen« u. a.

Guerrier de Dumast (spr. gärré dè dümäs), Prosper, franz. Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1796 in Nancy, gest. dajelbst 26. Jan. 1883, ergriff erst die Advokatenlaufbahn, nahm dann Militärdienste und widmete sich schließlich der Literatur. Seine Hauptchriften sind: »La maçonnerie« (Gedicht in 3 Gesängen, 1820); »Appel aux Grecs« (1821); »Chios, la Grèce et l'Europe«, lyrische Dichtung (1822); »Foi et lumières« (1838 u. 1845); »Le duc Antoine et les rustiques« (1849); »Fleurs de l'Inde« (1857); »Les Poèmes traduits en vers français« (1858); »Le redresseur« (1866); »Couronne poétique de la Lorraine« (1874); »Jacques Callot« (1875).

Guerrischi-Gonzaga (spr. gwer-), Anselmo, Marchese, ital. Dichter und Politiker, geb. 19. Mai 1817 in Mantua, gest. 24. Sept. 1879 auf der Villa Solubano bei Mantua, wurde in jungen Jahren in die literarischen Kreise eingeführt, begann frühzeitig zu schriftstellern, studierte in Padua die Rechte und ging dann nach Mailand. 1848 gehörte er zur provisorischen Regierung der Lombardie, in deren Auftrag er mit Aleardi, dem Vertreter von Venedig, nach Paris ging. Nach der Katastrophe von 1849 verbannt und seiner Güter beraubt, lebte er in Genua und Paris und schloß sich später an Manin und Cavour an. 1860—76 wirkte er als Deputierter im Parlament. Einige Zeit war er Generalsekretär des Ministeriums des Äußern und wurde mit verschiedenen diplomatischen Missionen betraut. Er gehörte der gemäßigten Partei an, nur in der religiösen Frage stand er aufseiten der Opposition. G. hinterließ eine gelungene Übertragung von Goethes »Faust« (Mail. 1862, 2. Aufl. 1872) sowie von »Phigeneia auf Tauris«, »Hermann und Dorothea« (in Ottavien) u. a. Auch übersetzte er den Horaz und war als Lyriker geschätzt.

Guerrini (spr. gwer-), Olindo (Pseudonym Lorenzo Stecchetti), ital. Lyriker, geb. 4. Okt. 1845 in Sant' Alberto bei Ravenna, studierte in Ravenna, Turin und Bologna, wo er 1868 den juristischen Doktorgrad erwarb. Gegenwärtig ist er Bibliothekar in Bologna. Er veröffentlichte eine »Vita di Giotto Croce« (1879), eine Monographie; »Francesco Pa-

trizio«, und gab die »Versi« des Guido Ceppi heraus. 1877 erschienen zu Bologna die »Postuma«, eine in ihrer Mischung von derben, öfter trivialen Realismus und echt poetischen Jügen einige Erleuchtung, die als Nachlaß des L. Stecchetti erschien. Ein kurzes Fest: »Polemica«, und ein umfangreicher: »Nova polemica«, mit Erörterungen über den Standpunkt des Verfassers und sein Verhältnis zum Idealismus, folgten (Bologna 1878); Kampf gegen weltliche und kirchliche Sägung, heiterer Lebensgenuss, Emanzipation der Sinne, Selbstschmerz, Todessehnsucht. Doch beweist »Nova polemica«, daß G. den Standpunkt des Sinnenkultus auch nur als einen einseitigen, immer wieder in sein idealistisches Gegenteil umschlagenden anerkennt. Gesammelt erschienen die »Rime di Lorenzo Stecchetti« Bologna 1903. Weitere Schriften von G. sind: »Cloé«, Drama (Bologna 1879); mit E. Ricci zusammen: »Studi e polemiche dantesche« (Bologna 1880); »Canti popolari romagnoli« (Bologna 1880); »Il primo passo« (Rim. 1882); »Rimedi tre gentildonne del secolo XVI« (Mail. 1882); »Bibliografia per ridere« (Rom 1883); »Canti carnascialeschi, trionfi, carri e mascherate« (Mail. 1883); »Brandelli« (Bologna 1884); mit Ricci: »Il libro dei colori« (Bologna 1887); »Libro di cucina« (Bologna 1887) u. a. Außerdem erschienen viele literarhistorische Aufsätze von ihm in wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften und Schriftstellerausgaben (z. B. Firenze). Sgl. Bivarelli, L. Stecchetti, o il verismo nella letteratura e nell'arte (Rim. 1879); Schuchardt, Romanisches und Keltisches (Berl. 1886); L. Robi, Lor. Stecchetti, ricordi (Bologna 1881).

Guerra, bei Pflanzennamen Abklärung für L. V. Guerrant (spr. gärräng), geb. 1776, starb 1848 als Arzt in Paris.

Guédelin, Bertrand du, s. Duquesclin.

Guerra (spr. gärrä), François, franz. Philolog, geb. 29. Jan. 1814 in Basse, gest. 7. Mai 1882 in Rénil (Salvados), war anfangs Sekretär Raynouards, später Professor an der Ecole des Chartes, wo er das Altfranzösische lehrte, dessen hervorragendster Kenner er in Frankreich war, bis ihn seine Schüler G. Paris und F. Meyer überflügeltten. Von seinen Ausgaben ist vor allem die von ihm geleitete Sammlung der »Anciens poètes de la France« (1850 bis 1873, 10 Bde.) zu nennen, in der 14 Chansons de geste erschienen sind.

Guétaria (spr. ge-), Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, Bezirk Asteitia, am Biscayischen Meerbusen und an der Eisenbahn San Sebastian-Bilbao, hat eine gotische Kirche aus dem 13. Jahrh., ein Standbild des hier gebornen Seefahrers Juan Sebastian Elcano, Begleiters Magalhães, einen kleinen Hafen und (1900) 1351 Einw.; wurde im Mai 1875 von den Karlisten gegendes belagert. 4 km südöstlich das Seebad Zarauz.

Guettée (spr. gneté), Aimé François, später Bladimir, franz. Geistlicher, geb. 1. Dez. 1816 in Blois, gest. 8. April 1892 in Paris, war seit 1851 Seelsorger am Hospital St. Louis in Paris. Von seiner »Histoire de l'Eglise de France« (1847—56, 12 Bde.) wurden Band 7—10; 1852 und 1855 auf den Index gesetzt, was G. zu lebhafter Agitation gegen den Ultramontanismus veranlaßte, deren Ausdruck die Gründung des »Observateur catholique« (1866 eingegangen) wurde. 1862 trat er zur russisch-orthodoxen Kirche über, deren Lehre er in der 1859 begründeten und bis zu seinem Tode geleiteten »Union chré-

tiennes» vortrüge und verteidigte. Von Guettée's sonstigen Schriften verdienen besonders genannt zu werden: »Histoire des Jésuites« (1858—61, 3 Bde.), »La Papauté schismatique« (1863), »Exposition de la doctrine de l'Eglise orthodoxe« (1866; 2. Aufl., Brüssel 1886), »Souvenirs d'un prêtre romain devenu prêtre orthodoxe« (1890), eine Schrift gegen Nemon (1864).

Gueule (franz., spr. gœr), Maul, Rachen, Schnauze der Fleischfresser. Science de g., Kochkunst, die ausgebildete Kunst, seinem Goumen und Wogen zu dienen. Montaignes berühmtes Buch »La science de la g.« handelt von der Kunst zu essen und zu trinken.

Gueules (franz., spr. gœr), die Wappenfurde Rot. Sgl. Pelzwerk.

Gueusen (spr. geuf), f. Geusen.

Guevara (spr. gmo-), Antonio de, span. Schriftsteller, geboren gegen Ende des 15. Jahrh. in Vizcaya, gest. 1545, verbrachte seine Jugendjahre am Hofe der Königin Isabella und trat dann in den Franziskanerorden. Ein Günstling Kaiser Karls V., begleitete er diesen auf seinen Reisen nach Italien u. und wurde nachher Hofprediger, kaiserlicher Geschichtsschreiber, Bischof von Cadix und Mondoñeda. Seine Werke waren nicht zahlreich, aber sehr beliebt und haben durch den höfischen Sitz, in dem sie abgefaßt sind, auf die spanische Prosa des 16. Jahrh. bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wir nennen: »Relox de principes, o Marco Aurelio« (»Die Uhr des Fürsten«, zuerst 1529; oft aufgelegt und in fast alle Sprachen überlegt), eine Art Kyropädie, die dem Kaiser Karl V. das Vorbild eines Fürsten zeigen sollte; »Decada de los Cesares«, Lebensbeschreibungen von zehn römischen Kaisern (zuerst Ballad. 1539); »Libro de los inventores del arte de marear« (bgl. 1539, Madr. 1895); »Epistolas familiares« (Bollb. 1539—45, 2 Bde.; auch in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 13, u. d., so noch 1887 »Epistolas escogidas«, Barcelona 1886) und Abhandlungen, wie »Del menoscario de la corte y alabanza de la aldea« (1591) u. a. Die Original-Gesamtausgabe seiner Werke (ohne die Briefe, Ballad. 1545) ist sehr selten.

Guevara y Ducaño (spr. gmo- (ducaño)), Luis Betex de, span. Dichter, geb. im Januar 1570 zu Ceja in Andalusien, gest. 10. Nov. 1646 in Madrid, kam sehr jung als Advokat nach Madrid. Er stand in großer Gunst bei König Philipp IV., der ihn veranlaßt haben soll, Romödien zu schreiben, und, wie man sagt, seine eignen Stücke von ihm verbessern ließ. Guevara's Dramen, deren Zahl sich auf mehr als 400 belaufen haben mag, sind ausgezeichnet durch treffliche Charakterzeichnung, Phantasie, Witz und echt spanische Züge. Besondere Erwähnung verdienen: »Mas pesa el rey que la sangre«, eine Darstellung der unbedingten Lehnstreue als der größten Tugend der spanischen Zeit, und »Reinar despues de morir«, eine Bearbeitung der Geschichte der Ines de Castro. Eine Sammlung der Dramen von G. (»Comedias famosas«) erschien Sevilla 1730; eine Auswahl (darunter die genannten) findet sich in der »Biblioteca de autores españoles« (Bd. 45). Berühmter noch als durch seine dramatischen Werke ist G. durch seinen vortrefflichen satirischen Roman »El diablo cojuelo. Verdades soñadas y novelas de la otra vida« (Madr. 1641 u. d.; hrsg. von J. R. Ferrer, Bar. 1828; auch in der genannten »Biblioteca«, Bd. 33; neue Ausg., Madr. 1877 und Vigo 1902), eine geistreiche satirische Schilderung des Lebens und der Sitten seiner Landsleute, die besonders durch

Lesages (f. d.) französische Bearbeitung u. d. T.: »Le diable boiteux« (1707) in der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden ist. Vier bisher unbekante Romödien gab Wd. Schöffel heraus in: »Ocho comedias desconocidas de Don Guillen de Castro, Luis Velez de G., etc.« (Leipzig, 1886).

Guffens, Godtfried, belg. Maler, geb. 22. Juli 1823 in Hasselt, bildete sich in Gemeinschaft mit Jan Swerts (f. d.) auf der Akademie in Antwerpen unter H. de Keyser, ging dann mit Swerts nach Italien, wo sie Michelangelo und Raffael studierten, und von da nach Deutschland. In der Absicht, in Belgien die monumentale Malerei einzuführen, lernten beide Künstler die Schöpfungen von Cornelius, Overbeck, Schnorr und Knauth kennen und versuchten im Anschluß an diese Meister nach ihrer Rückkehr den idealen Stil der neudeutschen Malerei in Wandgemälden nachzuahmen. Ihr erstes gemeinsames Werk war die Ausschmückung der Kirche zu St. Nicolas bei Antwerpen mit einem Bilderzyklus aus dem Leben der Maria und andern dogmatischen Kompositionen, welche die Heilshofstift und die Erlösung gegenüber dem Gesetz verherrlichen sollen. Ferner malte G. in der Kapelle des heil. Ignatius im Jesuitenkollegium zu Antwerpen 14 Bilder mit den Stationen des Kreuzwegs. Sein und Swerts' Hauptwerk ist die Ausmalung der St. Georgskirche in Antwerpen (1859—71) mit einem Bilderzyklus, der das Leben Jesu und die Erlösung behandelt und ganz im Geist von Cornelius und Overbeck gehalten ist. Im Schöffenstuhl der Halle zu Flern stellte G. den Einzug Philipps des Kühnen in Flern 1384, im Rathaus zu Courtrai den Aufbruch des Großen Vatbain von Flandern zum Kreuzzug im J. 1202 (1873—75) dar. Später hat G. noch die Taufkapelle in der St. Quintinskirche zu Hasselt und das Chor der St. Josephskirche in Löwen ausgemalt. Er hat auch eine Reihe von Ölgemälden ausgeführt, von denen Rouget de Niele, zum erstenmal die Karfelloise singend (Philadelphio, Akademie), Lucretia unter den römischen Frauen, die Rückkehr von der Grablegung (Frog. Audoussin) und der Tod des heil. Hermann hervorzuheben sind. G. lebt in Brüssel. Sgl. Rieget, Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856 (Berl. 1882).

Gufferlinie (Mittelmoräne), f. Guffer, S. 30.

Gugel (Gogel, Kugel, v. lat. cucullus), eine schon im Altertum gebräuchliche Kapuze mit Schulterfetzen, im Mittelalter anfangs am Mantel, bei den Mönchen an der Kutte befestigt, seit dem 14. Jahrh. ein selbständiges Kleidungsstück beider Geschlechter, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. häufig von ausge schnittenen Fäden umgeben (f. die Abbildung). Im 16. Jahrh. verschwindet die G. als allgemeine Kleidung, doch erscheinen jetzt noch beim Begräbnis eines Ritters des des böhrrischen Königshaus 24 Männer in der G., die nur Öffnungen für die Augen und Nüchter enthält, mit dem königlichen Wappen und doppelt brennenden weißen Kerzen.

Gugel, Hofstättkirche in Oberfranken, f. Schellp.

Gugelhaube (Kugelhaube), f. Mütze.



Gugel.

Gugelhopf, in Österreich und Süddeutschland ein Rapp- oder Aichstuch.

Gugelmus, s. wie Champignon.

Gugener, german. Stamm, wurden von Tiberius auf das linke Rheinufer verpflanzt, um den Rhein gegen die Anfälle der überbeimischen Germanen zu schützen, traten aber später zu diesen über und nahmen am Aufstand der Balaber unter Julius Cäsar teil.

Guglielmi (spr. guſſelmi), Pietro, ital. Opernkomponist, geb. im Mai 1727 in Massa Carrara, gest. 19. Nov. 1804 in Rom, Schüler seines Vaters Giacomo G., der Kapellmeister des Herzogs von Modena war, und während in Neapel, brachte schon mit zwölf Jahren ein Jugendwerk: »Don Chichibio«, in Neapel zur Aufführung, doch beginnt die geistvolle Reihe seiner 115 Opern erst 1759 mit »I capricci d'una marchesa« (Neapel) und endet 1798 mit »La donna fanatica« (Mailand). G. war lange der gefeiertste Repräsentant der Opera buffa. 1762 ging er nach Dresden, wo er zum königlichen Kapellmeister ernannt wurde, einige Jahre später nach Braunschweig, 1772 nach London und lehrte 1777 nach Italien zurück, wo er sich nun auch neben Cimarosa und Pacifello in der Gunst des Publikums behauptete. 1793 wurde er Kapellmeister an St. Peter in Rom, in welcher Eigenschaft er auch eine Anzahl Kirchenkompositionen schrieb (Cratorien, eine fünfstimmige Messe, Ketten, einen achtfstimmigen Psalm u. a., auch Instrumentalwerke). Seine berühmtesten Opern sind: »I due gemelli«, »I vengiatori«, »La pastorella nobile«, »La bella pescatrice«, »La Didone«, »Enea e Lavinia«. — Sein Sohn, Pietro Carlo G., geb. 1763 in Neapel, gest. 28. Febr. 1827 in Massa Carrara, war ebenfalls ein namhafter Opernkomponist.

Güglingen (Giglingen), Stadt im württemb. Neckarreis, Oberamt Brackenheim, an der Jaber und der Staatsbahnlinie Lauffen a. N. — Leonbronn, 200 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Porzellan-, Zigarrenfabrik und (1900) 1255 Einw.; auf dem nahen Stromberg befinden sich die Ruinen der Burg Blankenhorn.

Guhl, Ernst, Kunstschriftsteller, geb. 20. Juli 1819 in Berlin, gest. daselbst 20. Aug. 1892, studierte seit 1838 in Berlin Philologie, richtete aber seine Forschungen vornehmlich auf die künstlerischen Leistungen des Altertums und später auch auf die neuere Kunst. Sein erstes Werk in dieser Richtung war »Ephesiaca« (Berl. 1843). Nach einer längeren Reise durch Italien habilitierte er sich 1848 an der Universität in Berlin und wurde bald darauf auch zum Lehrer der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste ernannt. Er veröffentlichte ferner: »Die neuere geschichtliche Malerei und die Akademien« (Stuttg. 1848); »Kunstliteratur« (Berl. 1853—57, 2 Bde.; 2. Aufl. von M. Rosenbergs, 1880) und »Die Frauen in der Kunstgeschichte« (das. 1858). Seine letzte große Arbeit war das in Gemeinschaft mit B. Roderer verfaßte, vielverbreitete Werk »Leben der Griechen und Römer, nach antiken Bildwerken dargestellt« (Berl. 1860—64, 2 Bde.; 2. Aufl. von M. Engelmann, 1893). Nach seinem Tod erschienen noch »Vorträge und Neben kunsthistorischen Inhalts« (Berl. 1863).

Guhus (engl. Goonze), kleines ostind. Silbergewicht zu 6 Tichod, in Bombay $\frac{1}{100}$ Tola = 116 mg. an andern Orten der Präsidenschaft etwas schwerer.

Gühr (Plur. Gührren), auch Gühr, ein durch Zerlegung von Organismen oder Gesteinen u. entstandener Schlamm, wie Kieselgur (s. d.), Eßengur

(schlammiger Limonit), Seerz, Sumpferz, ferner ein schlammartiger, dem Gangeliten vergleichbarer Abfall von Zerlegungsprodukten verschiedener Mineralien auf Erzgängen, die zuweilen metallhaltig sind und daher für die Erzeinnahme wichtig sein können.

Gubrau (wend. Gora, »der Berg«), Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, an der Staatsbahnlinie Bojanowo—G., 87 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Waisenhaus, Kreisstrassen- und Kreisflehenshaus (von Gohlerstellung), Amtsgericht, Orgelbauanstalt, Zuderfabrik, Konfervenfabrik, 2 Dampfmüllereien, Dampfmühlmühle mit Brotfabrik, 14 Windmühlen und (1900) 4844 meist evang. Einwohner. Im antiken, 725 Hektar großen Stadtwald ausgedehnte Forstungen. G. erhielt 1300 durch Herzog Heinrich III. von Glogau Stadtrecht. Vgl. Tüppel, G. an der Jahrhundertwende (Schweidn. 1902).

Gubrauer, Gottschalk Eduard, Literaturhistoriker, geb. 1809 zu Bojanowo im Posenkreis, gest. 5. Jan. 1854 in Breslau, studierte zu Breslau und Berlin Philosophie und Philologie und wurde hier 1837 Lehrer am königlichen Gymnasium. Schon während seiner Universitätsstudien (1831) war er bei Ausarbeitung einer gekrönten Preischrift über Leibniz' Verdienste auf das Studium von dessen Schriften hingeleitet; 1836 begab er sich nach Hannover, um den handschriftlichen Nachlaß des Philosophen zu einer kritischen Bearbeitung seines Lebens und seiner Schriften zu benutzen. Zu demselben Zweck hielt er sich 1838 und 1839 in Paris auf. Er wurde 1841 Auslos der königlichen und Universitätsbibliothek in Breslau, habilitierte sich 1842 als Privatdozent der Literaturgeschichte daselbst und wurde 1843 zum Professor ernannt. Er schrieb: »Mémoire sur le projet de Leibniz relatif à l'expédition d'Egypte proposé à Louis XIV en 1672« (Par. 1839); »Kurznachrichte der Epoche von 1672« (Hamb. 1839, 2 Bde.); »Lebensgeschichte des Menschengehichts, kritisch und philosophisch erörtert« (Berl. 1841); »Das Heptaplomeres des Jean Bodin« (das. 1841); »G. W. v. Leibniz, eine Biographie« (Bresl. 1842, 2 Bde.; Nachträge 1846); »Joachim Jungius und sein Zeitalter« (Stuttg. 1850). Auch gab er »Leibniz' deutsche Schriften« (Berl. 1838—40, 2 Bde.) sowie »Goethes Briefwechsel mit Knebel« (Leipz. 1851, 2 Bde.) heraus. Endlich übernahm G. die Vollenendung von Danielz Lessing's Biographie (Bd. 2. Leipz. 1853), doch trieb seine Arbeit gegenüber dem 1. Bande des Werkes sehr in den Schatten.

Guisana, Land, s. Guahana.

Guiart des Roullins (spr. giar dā roullin), altfranzösischer Schriftsteller, geb. 1251 zu Arc-en-Artois, wo er Kanonikus und Dean wurde und nach 1313 starb. Er verfaßte vor 1297 mit Benutzung der »Historia scholastica« des Petrus Comestor eine weitverbreitete »Bible historiale«.

Guibert (spr. gibet), 1) Jacques Antoine Hippolyte, Graf von, militär. Schriftsteller, geb. 12. Nov. 1743 in Montauban, gest. 6. Mai 1790 in Paris, wohnte als Sohn des Stabschefs der Armee drei Feldzüge in Deutschland bei und tat sich 1766 auf Korika hervor. Sein »Essai général de tactique« (Lond. 1772, 2 Bde.; neue Aufl. Par. 1804; deutsch, Dresd. 1774, 2 Bde.) fand allgemeinen Beifall; doch wegen der rücksichtslosen Sprache, die er darin geführt, verließ er Frankreich und fand bei Friedrich d. Gr. ehrenvolle Aufnahme. 1775 nach Frankreich zurückgerufen, nahm er an der Reorganisation des Heeres

nach preussischem Muster teil und sprach sich für den Gehalt der allgemeinen Wehrpflicht aus. Er wurde 1788 Marschal de Camp, dann Inspecteur der Infanterie in der Provinz Artois. G. schrieb unter anderm: »Défense du système de guerre moderne« (Neuchâ. 1779, 2 Bde.); »Traité de la force publique« (Par. 1790); »Œuvres militaires« (bas. 1803, 5 Bde.); die »Éloge« auf Friedrich d. Gr. (1787; deutsch von Bischof, Leipz. 1788), auch Reisebeschreibungen, Trauerspiele u. dgl. De la Torre Duparcq, Portraits militaires, Bd. 2 (Par. 1856).

2) Joseph Hippolyte, Cardinal und Erzbischof von Paris, geb. 13. Dez. 1802 in Aix, gest. 15. Aug. 1889, trat in den geistlichen Stand, ward sehr früh Generalsekretär in Ajaccio, 1842 Bischof von Viviers, 1867 Erzbischof von Tours, im Juli 1871 als Nachfolger Darbays Erzbischof von Paris sowie 22. Dez. 1873 Kardinal. Er stellte sich an die Spitze der ultramontanen Bewegung in Frankreich und begann den Bau einer dem besondern Kultus des Sacre coeur de Jésus geweihten großen Kirche auf dem Montmartre; auch spielte er den Vermittler in den Verhandlungen der römischen Kurie mit der französischen Regierung und den Führern der Meritolen Reaktion, die besonders 1877 sehr lebhaft waren, jedoch damals nicht zum gewünschten Ziele führten. G. ist auch Verfasser mehrerer weitverbreiteter theologischer Werke (»Œuvres pastorales«, Tours 1868—69, 6 Bde.). Vgl. Faguelle de Hollenay, Vie du cardinal G. (Par. 1896, 2 Bde.).

Guibray (fr. gibray), Vorstadt von Jolaise (f. d.).
Guicciardini (fr. guicciar.), 1) Francesco, ital. Geschichtschreiber, geb. 6. März 1483 in Florenz, gest. 23. Mai 1540, studierte in Padua, wurde in seiner Vaterstadt Rechtslehrer und Advokat, Johann 1512—1513 Gesandter am Hofe Ferdinands des Katholischen. Später übertrug ihm Papst Leo X. die Verwaltung von Modena und Reggio, die G. auch unter Hadrian VI. behielt, unter Clemens VII. aber 1523 mit der der Romagna verlor. 1534 nach Florenz zurückgekehrt, gehörte er zu den Beratern Alessandro de' Medici und trug nach dessen Ermordung zur Erhebung des Herzogs Cosimo bei. Als er dann aber eine verfassungsmäßige Einschränkung der Herzogsmacht erstrebte, verlor er allen Einfluß und lebte in seinen letzten Jahren zumeist auf seiner Villa zu Arcetri. Sein geschichtliches Hauptwerk, »istoria d'Italia«, das die Ereignisse von 1492—1534 behandelt, erschien zu Florenz 1561—64, erlebte in 50 Jahren 10 Auslagen und wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Seine Unparteilichkeit wurde damals überschätzt, es ist z. T. nicht original und nicht immer unparteiisch; meisterricht sind die psychologischen Entwicklungen in den Discorsi. Die beste Ausgabe besorgte Rossi (Bis. 1819, 10 Bde.; deutsch von Sander, Darmst. 1843—47, 3 Bde.). Die neueste Botta in der »Storia d'Italia« (Par. 1832, 6 Bde., u. Mail. 1875, 4 Bde.). Neuerdings gab Canevari die »Opere inedite« (Flor. 1867—67, 10 Bde.) heraus; davon verdient die 1509 verfaßte Geschichte von Florenz (1378 bis 1509) besondere Hervorhebung. Guicciardinis Leben beschrieb Pomp. Pozzetti in dem »Opuscoli letterati di Bologna«, Bd. 3 (1820). Vgl. Benoit, Guiccardina, historien et homme d'État (Marseille 1862); L. v. Korte, Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber (2. Aufl., Leipz. 1875); Giob. G. e le sue opere inedite (Mail. 1880); Zannoni, Vita pubblica di F. G. (Vologno 1896); A. Rossi, Franc. G. e il governo fiorentino (bas. 1896—1900, 2 Bde.).

2) Francesco, Graf, ital. Staatsmann, geb. 1851 in Florenz aus der Familie des vorigen, unternahm, nachdem er in Pisa die Rechte studiert hatte, ausgedehnte Reisen, wurde dann Bürgermeister der Gemeinde Montopoli und 1882 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er dem Centrum angehörte. Unter Depretis war er vom Juli 1884 an eine Zeitlang Generalsekretär im Ministerium für Handel und Ackerbau, wurde dann Bürgermeister von Florenz und 10. März 1896 zum Minister für Handel und Ackerbau im zweiten Kabinett Di Rudini ernannt. Im Dezember 1897 trat er mit diesem zurück.

Guich., bei Tiernamen Abkürzung für Adolphe Guichard, Jahrgang.

Guichard (fr. gichard), Karl Gottlieb, der unter dem Namen Quintus Iulius bekannte Liebhaber Friedrichs d. Gr., Militärschriftsteller, geb. 1724 in Rogdeburg aus einer Familie französischer Réfugiés, gest. 13. Mai 1775 in Berlin, studierte Theologie und orientalische Sprachen, trat 1747 in holländische Dienste, ward 1752 als Hauptmann entlassen und ging 1754 nach England, wo er das kriegswissenschaftliche Werk »Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains« (Haag 1758, 2 Bde.; Berl. 1774, 4 Bde.) schrieb. 1757 als Freiwilliger in das preussisch-englische Heer eingetreten, ward er durch Herzog Ferdinand von Braunschweig mit Friedrich d. Gr. bekannt, der ihn als Hauptmann in sein Gefolge nahm und als gelehrten Militär gern um sich hatte. Bei einem Gepräch 1759 in Landeshut über einen Centurio in der Schlacht bei Marston, Quintus Caelius (oder vielmehr Gaius Cestius), vgl. Caesar, B. C. III., 91—99, und Appianus, Emph. II., 82), nannte der König diesen Quintus Iulius. G. erlaubte sich, diesen Irrtum zu verbessern, worauf der König hotz ärgert bemerzte, G. solle sorten diesen Namen führen. Als Major befehligte er sein Freibatillon in den Feldzügen von 1759 und 1760 so geschickt, daß ihm der König ein Freiregiment und den Auftrag gab, nach sieben andern Freibatillone zu errichten. Auch nach dem Frieden befiel ihn der König bei sich und ernannte ihn 1765 zum Obersten, später zum Obersten. Er schrieb noch: »Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires« (Berl. 1773, 2 Bde.).

Guiche (fr. gich), Diane von Gromont, Gräfin von, genannt die schöne Corisande, einzige Tochter Pauls von Andouins, Vicomtes v. Louvigny, geb. 1554, gest. 1620, vermählte sich mit Philibert von Gromont, Grafen v. G., der infolge einer in der Belagerung von La Hère 1580 empfangenen Wunde starb, und ward (obwohl die Geliebte Heinrichs IV., damals noch Königs von Navarra. In dem Kriege gegen die Ligue stellte sie ihm ihr beträchtliches Vermögen zur Verfügung und ward auf ihre Kosten Truppen; Heinrich bediente sich nicht selten ihres Rates. Als Corisande verblühte, mußte sie den Hof verlassen. Heinrichs Briefe an sie sind im »Mercure« von 1769 f. und in Frontis »Esprit de Henri IV.« abgedruckt. Ihr Enkel war Armond von Gramont (f. d.). Graf v. G., geb. 1638, gest. 1693, Generalleutnant unter Ludwig XIV., Verfasser der den Krieg gegen Holland betreffenden wertvollen »Mémoires concernant les Provinces-Unies« (Lond. 1744).

Guichenbach, Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis Saarbrücken, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Berginspektion, Steinfohlenbergbau und (1909) 4880 Einw.

Guicowar, f. Guitarar.

Guida (ital., fpr. *guida*), f. Füge.

Guido (franz., fpr. *gido*), Führer, Begleiter (auch als Buchtitel, fowiel wie Leitfaden, Reisehandbuch). In französischen, später in andern Heeren waren Guiden des Landes und der Wege fundige Offiziere oder Feldjäger, die im Kriege die Erkundungen oder als Führer, in deutschen Heeren als Ingenieur-geographen Dienste leisteten. Napoleon III. bildete, wie Napoleon I., aus Guiden eine Leibgarde, indem er die besten Pferde aus der Kavallerie (lauter Rappen, Trompeter Graufchimmel) durch Fleury aussuchen ließ. Guidenregimenter gehören in Belgien zur leichten Kavallerie, die Guidencompagnien in der Schweiz zum Dienst als Stadtmachern.

Guidi (fpr. *gudo*, 1) Alessandro, ital. Dichter, geb. 14. Juni 1650 in Pavia, gest. 12. Juni 1712 in Frascati, stand am Hofe von Parma in hohem Ansehen und begleitete die Königin Christine von Schweden nach Rom. Nach ihrem Tode wurde Kardinal Albani, später Clemens XI., sein Gönner, dessen Spatzen er in Verse brachte (Rom 1712). G. ist ein guter Lyriker und Redenbühler. Hilkojes. Wir nennen von seinen Werken: »Poesia liriche« (Parma 1681); »Rime« (Rom 1701, Verona 1726); »Amalasanta in Italia«, Tragödie (Parma 1680); »Dafne« (1689) und »Eudimione« (1692), zwei Hirtenbildungen; »Le navi d'Enea« (Parma 1685) u. Eine Gesamtausgabe seiner lyrischen Gedichte mit Biographie besorgte Crescimbeni (Vened. 1751; neue Ausg., Pisa 1821). Vgl. J. Carini, L'Arcadia (Rom 1891); G. Capponi, Alessandro G. (Pavia 1897).

2) Ignazio, namhafter ital. Orientalist, geb. 31. Juli 1844 in Rom, studierte in seiner Vaterstadt, wurde 1871 Direktor des numismatischen Kabinetts im Vatikan, lehrte seit 1876 an der Universität zu Rom Hebräisch und semitische Philologie, wurde 1878 außerordentlicher und 1889 ordentlicher Professor. Seine wichtigsten Arbeiten sind: »Gemätsedini Iudäi commentarius in carmen Ka'bi ben Zoheir« (arab., Leipz. 1871); »Studi sul testo arabo del libro di Galila e Dimna« (Rom 1873); »Grammatica elementare della lingua amarica« (bas. 1889, 2. Aufl. 1892); »Il libro dei verbi di Ihu al-Qat'iyya« (arab., Leih. 1894); »Proverbi, strofe e racconti abissini tradotti e pubblicati« (Rom 1894); »Vita Za-Mik'el 'Aragawi« (äthiop., bas. 1896); »Il Fetha Nagast, codice ecclesiastico e civile di Abissinia« (1897, übersezt 1899); »Tables alphabétiques du Kitāb al-Aḡāl« (f. Agħāl); »Vocabolario amarico-italiano« (1901); »Annales Johannes I. Jysan I. Bakas« (äthiop. u. franz., in »Corpus scriptorum Christianorum orientaliū«, hrsg. von Chabot, G. u. a., Par. u. Leipz. 1903). Erwähnung verdienen ferner die von ihm in den Akademiedriften der R. Accademia dei Lincei veröffentlichten umfangreichen Abhandlungen: »Della sede primitiva dei popoli Semitici« (1879); »Testi orientali inediti sopra i Sette Dormienti di Efeso« (1885); »Le traduzioni degli Evangelii in arabo e in etiopico« (1888); »Frammenti copti« (Fragmente von neutestamentlichen Apokryphen, 1887 f.); »Il Gadla 'Aragawi« (äthiop., 1895) u. Gelegentlich des Florenzer Orientalistenkongresses 1878 veröffentlichte er »Catalogo dei codici siriaci, arabi, etiopici, turchi e copti della Biblioteca Angelica« und »Catalogo dei codici siriaci, arabi, turchi e persiani della Biblioteca Vittorio Emanuele« (Florenz).

3) Tommaso, Raler, f. Malacria.

Guibiccioni (fpr. *guibichioni*), Giovanni, ital. Dichter, geb. 25. Febr. 1500 in Lucca, gest. 1541 in Racerata, lebte in seiner Jugend am Hofe des Kardinals Farnese, des nachmaligen Paut III., nach dessen Erhebung zum Pontifikat er zum Bischof von Fosombrone ernannt und mit den wichtigsten Staatsgeschäften betraut ward. Er schrieb lyrische Gedichte (»Rime«, 1567) und Briefe, die sich durch elegante Sprache und patriotische Gesinnung auszeichnen; sein Vorbild war Petrarca. Eine neue Ausgabe seiner Werke mit Biographie erschien Florenz 1867, 2 Bde. Vgl. Fornaciari, Una senio fra i letterati del 500 (in der »Nuova Antologia«, 1873); Roretto im »Atene Veneto« XVIII, 2 (1894); Benincasa, Giov. G., scrittore e diplomatico (Rom 1895).

Guido (fpr. *gido* oder *gudo*), romanische Form des altheutschen Personennamens Witto (Wido). Wertwürdige Träger dieses Namens sind: 1) G. (II), Herzog von Spoleto und römischer Kaiser, f. Wido.

2) G. von Luzzignan, König von Jerusalem, aus einem alten Dynastengeschlecht in Poitou, heiratete die vermählte Markgräfin von Montferrat, Sybille, Tochter des Königs Amalrich I. von Jerusalem, und wurde infolgedessen 1182 Stellvertreter seines ausfühigen Schwagers Balduin IV. von Jerusalem. Als er sich aber in dem Kampf gegen Saladin völlig unfähig bewies, entsetzte ihn Balduin des Oberbefehls, vererbte 1184 die Krone auf Guidos unmündigen Stiefsohn Balduin von Montferrat und bestellte den Grafen Rainund von Tripolis zu dessen Vormund. Da aber der junge König 1186 plötzlich starb, ward G. doch durch die Antriebe seiner Gemahlin König. Als bald darauf 1187 Saladin, durch einen übermächtigen Friedensbruch Rainald u. Châtillons gereizt, das Königreich Jerusalem mit Krieg überzog, sammelte G. das Christenheer im Lager zu Saffuria und lieferte 3. und 4. Juli d. J. auf der Ebene von Hittin Saladin eine Schlacht, die mit der völligen Niederlage und der Gefangennahme Guidos endigte. Wieder freigelassen, suchte er in Tripolis eine neue Herrschaft zu gründen und schloß, allmählich durch starke Scharen von Kreuzfahrern verstärkt, Accon ein. Das Königreich Jerusalem, das ihm sein Schwager, Markgraf Konrad von Montferrat, streitig machte, trat er 1192 einem Neffen des Königs Richard Löwenherz, Grafen Heinrich von Champagne, gegen das Königreich Cypern ab. Er starb 1195, der Stifter eines neuen christlichen Königreichs, das sein Bruder Amalrich von ihm erbt und bis 1473 dessen Nachkommen behaupteten. Ein Spedding aus diesem cyprischen Königsgeschlecht, gleichfalls G. von Luzzignan genannt, kam in seiner Kindheit als Geisel 1310 nach Armenien und erhielt 1343 die Krone dieses Reichs, die seine Nachkommen bis 1375 besaßen. Vgl. Köhler, Geschichte des Königreichs Jerusalem (Zürich 1897); Herquet, Cyprische Königsgestalten des Hauses Luzzignan (Halle 1881).

Guido Reni (fpr. *gudo*), Raler, f. Reni.

Guido von Arezzo (lat. Vretinus), Musikschriftsteller, geb. um 990 nach gewöhnlicher Annahme in Arezzo, nach neuern Forschungen aber (Dom Germain Morin in der »Revue de l'art chrétien«, 1888) aus der Umgegend von Paris gebürtig und erzogen im Kloster St.-Maur-lez-Josses bei Paris, von wo er zuerst als Neudichtermönch nach Vompola bei Ferrara und später nach Arezzo kam, ist der geniale Schöpfer unsrer Notenschrift (Neumen auf Linien), mit welcher Neuerung er zuerst großen Anstoss erregte, 1026 aber die Approximation des Papstes Jo-

hann XIX. fand (f. Musik, Geschichte). Er starb mutmaßlich 17. Mai 1060 als Prior des Samaldulenser-Klosters Avellana. Auch die Solmisation (f. d.), d. h. der Kern der spätmittelalterlichen Musiktheorie, ist auf W. zurückzuführen. Sein in vielen Handschriften erhaltener »Micrologus de musica« sowie eine Musiktheorie in Versen u. a. sind abgedruckt in Obererts (f. d.) »Scriptores«, Bd. 2. Vgl. Angeloni, Sopra la vita, le opere ed il sapere di G. (Par. 1811); Kiefewetter, Guido v. N. (Leipz. 1840); Falchi, Studi su Guido Monaco (Flor. 1882); N. A. Vans, Cifre Briefe über den Kongreß von Arezzo (1882). Ein Denkmal für W. wurde 1882 in Arezzo enthüllt.

Guidon (franz., f. *guidon*), ehemals fowiel wie Standarte; Signal- oder Absteckfahnen; auch Hinweiszeichen (f.) auf einen ausgelassenen Satz (beim Schreiben oder in Buchdrucker-Korrekturen); in der Notenschrift fowiel wie Kustos (f. d.).

Guidonische Hand. f. Harmonische Hand.

Guidonische Silben, nach Guido von Arezzo benannt, f. Solmisation.

Guineae (f. *guen*), Provinz, f. Guenée.

Guiffrey (f. *guy*), Jules, franz. Kunstschriftsteller, geb. 29. Nov. 1840 in Paris, studierte Rechtswissenschaft, wurde Legation und erhielt eine Anstellung im Archibienst anfangs beim Finanzministerium, seit 1866 im Nationalarchiv. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen sind zu erwähnen: »L'œuvre de Charles Jacquet« (1886); »Histoire de la réunion du Dauphiné à la France« (1866); »Les Caffieri, sculpteurs et fondeurs-ciseleurs« (1877); »Histoire générale de la tapisserie« (mit Wink, Pinchart und Vidal, 1879—85, mit 105 Tafeln); »Comptes des bâtiments du roi sous Louis XIV.« (1879—1901, 5 Bde.); »Antoine van Dyck, sa vie et son œuvre« (1881); »Inventaire général du mobilier de la couronne sous Louis XIV.« (1886, 2 Bde.); »La tapisserie depuis le moyen-âge jusqu'à nos jours« (1885). 1869—72 veranstaltete er einen Wiederabdruck der Kataloge der alten Kunstaussstellungen der königlichen Akademie von 1673—1800 in 42 Bänden. Auch ist er neben A. de Montaiglon Herausgeber der »Correspondance des Directeurs de l'Académie de France à Rome avec les surintendants des bâtiments« (bisher 12 Bde., 1888—1903).

Guignes (f. *guy*), 1) Joseph de, franz. Orientalist, geb. 19. Okt. 1721 in Pontoise, gest. 19. März 1800 in Paris, wurde 1745 Sekretär an der königlichen Bibliothek, 1757 Professor der syrischen Sprache am Collège Royal, 1769 Ruffeur der Altertümer im Louvre und 1773 Mitglied der Akademie. Durch die Revolution seiner Stelle beraubt, lebte er in Dürftigkeit. Mit Eifer betrieb W. das Studium des Chinesischen. Sein Hauptwerk ist die »Histoire générale des Turcs, des Mogols etc.« (Par. 1756—58, 4 Bde.). Auch überlieferte er den »Schu-King« (1771) und veröffentlichte eine große Anzahl »Mémoires«.

2) Louis Joseph de, Sohn des vorigen, geb. 20. Aug. 1759, gest. 1845, ging 1784 nach China, begleitete 1794 die holländische Gesandtschaft nach Peking und gab nach seiner Rückkehr (1801) die »Voyage à Pékin, etc.« (1809, 3 Bde.) sowie das von Basilius de Glenona bearbeitete »Dictionnaire chinois-français et latin« (1813; neue Ausg. von Wangiert, 1843) heraus.

Guineis Grün (f. *guy*), f. Chromhydrognd.

Guia (f. *gido*), Laguna de, See in Mittelamerika, zu Salvador und Guatemala gehörig, unter 14° 15' nördl. Br., von W. nach O. 30 km lang,

10 km breit und 460 m d. R., ist umgeben von einem Kranz erloschener Vulkan, reich an Fischen und Kaimans, schließt zwei Inseln mit Weiten aller Städte ein und entsäffert sich nach dem Rio Lempa, dem Hauptstrom von Salvador.

Guilbert (f. *guy*), Pöelle, franz. Sängerin, geb. 1869 in Paris, war zuerst seit 1889 als Choristin am Théâtre des Variétés tätig und trat dann als Solofängerin in Pariser Café-concerts (Singpielhallen) und Kabarets auf, wo sie sich weniger durch glänzende Stimmittel als durch pointierten, dramatisch wechselvollen Vortrag ihrer Chansons, die meist aus dem Leben der untern Volksklassen in Ernst und Scherz und aus der Pariser Bohème gegriffen sind, bekannt machte. Im Gegensatz zu den Chansonette-Sängerinnen begründete sie damit das Genre der fogen. »Dianes«. Von Paris unternahm sie bald häufige Gastspielreisen ins Ausland, wo sie überall, namentlich auch in Deutschland, reichen Beifall fand. Sie ist auch als Schriftstellerin mit zwei Romanen: »La Vedette« (Par. 1902; deutsch u. d. T.: »Der Brettlkönig«, Münch. 1902) und »Les Demi-vieilles« (Par. 1902; deutsch, Leipz. 1903) aufgetreten.

Guilberd, f. Guib.

Guilford (f. *guy*), Hauptstadt (municipal borough) der engl. Grafschaft Surrey, in malerischer Gegend am See, der sich hier durch die nördlichen Downs eine Bahn bricht, mit mehreren interessanten Kirchen (darunter St. Mary's aus normannischer Zeit), der Ruine eines normannischen Schlosses (dabei ein öffentlicher Park), Theater, Lateinschule, Eisengießereien, Brauereien und (1901) 15,938 Einw.

Guilddall (engl., f. *guy*), eigentlich Halle der Gilden, jetzt im Sinne von Rathaus gebraucht.

Guilford, Graf von, f. North.

Guilford Court House (f. *guy*), Ort im nordamerikan. Staat Nordcarolina, Grafschaft Guilford. Hier siegten 15. März 1781 die Briten unter Cornwallis über die Amerikaner unter Greene.

Guilhem Anelier, f. Provenzalische Literatur.

Guilhem de Cabestanh (f. *guy*), Troubadour aus der Grafschaft Roussillon, wurde an Stelle des ältern Bretonen Guirun zum Helden der Sage vom geessenen Herzen gemacht, die man später auch auf den Kasten von Coucy übertrug; von dem letztern erzählt sie der altfranzösische Roman von J. Satep und Wlthands bekanntes Gedicht. Indischen Ursprung der Sage nachzuweisen, ist auch Papig (»Zur Geschichte der Herzmaie«, Berl. 1891) nicht gelungen. Vgl. Hüffer, Der Troubadour W. de C. (Berl. 1869); Chabaneau, Les biographies des troubadours, T. 99 (Toulouse 1885).

Guilhem de Tabala f. Provenzalische Literatur.

Guilhem Figueiras f. Provenzalische Literatur.

Guilhem Riquier (f. *guy*), der letzte Troubadour von Bedeutung, gehörig aus Karbonne, dichtete von 1254—94. Seine Gedichte, zu denen er selbst die Jahreszahlen der Abfassung gesetzt hat, sind von ernstem und z. T. lehrhaftem Charakter. Sie sind herausgegeben von Woff (Berl. 1853).

Guillema, Palme, f. Baetris.

Guillemus (lat.), fowiel wie Wilhelm.

Güll., bei Pflanzennamen Abkürzung für Ant. Gullemin (f. d.).

Guillaume (franz., f. *guy*), fowiel wie Wilhelm.

Guillaume (f. *guy*), Eugène, franz. Bildhauer, geb. 4. Juli 1822 in Montbard (Côte-d'Or), machte seine ersten künstlerischen Studien in Dijon und kam dann nach Paris, wo er Schüler Pradiers wurde.

1846 erhielt er für einen Theseus, der unter einem Felsen das Schwert seines Vaters findet, den großen Preis für Rom, wo er sich dem Studium der römischen Denkmäler widmete und sich von ihnen eine herbe, strenge Formensprache aneignete, die zu der weichen und sinnlichen Auffassung Brablers in Gegenja trat. Von Rom aus sandte er die später in Bronze gegossene Statue eines Schnitlers (Paris, Luxemburg-Museum). 1852 folgte die liegende Wurmfigur eines Anakreon mit der Taube der Venus. Sein eigentliches Gedicht betraf er aber erst 1853 mit der Doppelbüste der Gracchen, in der sich die ihm eigenthümliche Schärfe realistischer Charakteristik, mit höchster Vollendung in der Ausführung gepaart, zuerst offenbarte. In demselben Stil sind die Büste einer römischen Hausfrau, die Freigrupe eines spendenden römischen Patrizierpaars in Hochzeitskleidern, die Statuen Rapotoes I. als Artillerieeinlant und als Imperialator, ferner Büsten des Kaisers, die Büste des Erzbischofs Darboy und zahlreiche andre Porträtbüsten (F. Buloz, Ferry, Thiers), das Denkmal für den Architekten Duban (1885), das Denkmal Colberts in Reims und das Claude Bernards vor dem Collège de France gehalten. Wunder glücklich ist er in Idealfiguren, weil es ihm an poetischer Kraft und Tiefe der Empfindung gebricht. Hervorzuheben sind: die Gruppe der Kunst an der Fassade der neuen Oper zu Paris (1869), der Quell der Bastei (1873), Orpheus (1878), zwei Hermen: Anakreon mit Eros und Sappho mit Eros, und Ambrosia. G. war 1865—1875 Director der Ecole des beaux-arts. Er ist auch als Kunstschriftsteller tätig. Seine gesammelten Aufsätze erschienen als „Notices et discours“ (Par. 1899).

Guillaume de Vorris (he. gijōr' dō voris), franz. Dichter, verfaßte, 25 Jahre alt, um 1237 den ersten Teil des berühmten „Roman de la Rose“ (neueste Ausg. von Ruteau, Créteil 1878 — 80), 5 Bde., mit neufranz. Überleitung; und wurde als Begründer der allegorisch-bödenständigen Poesie, die in Frankreich bis zum Ausgang des Mittelalters herrschte und von dort aus auch in den Nachbarländern Eingang fand. Bol. französische Literatur. S. 6.

Guillaume de Machaut (fr. *gijote* *de macho*), franz. Dichter und Musiker, geb. zwischen 1282 und 1284 in Machault (Depart. Seine-et-Marne), gest. um 1377 in Reims, war 1301 Kammerdiener der Königin und dann Secrétaire des Königs Johann von Böhmen, dessen Tochter ihn nach Johanns Tode (1346) in den Dienst ihres Vaters, König Johanns von Frankreich, zog. Als die Engländer diesen gefangen nahmen (1356), zog er als Domherr nach Reims. Er hat die Normen ausgebildet oder geschaffen, welche die französische Dichtung in den folgenden Jahrhunderten beherrschten: Ballade, Ronceau, Virelai. Einflüsse des Champs versicht in ihm seinen Meister. In dem *«Voir Dieu»*, 1363–64 geschrieben und 1875 von P. Paris herausgegeben, theilt er seinen poetischen Briefwechsel mit einer jungen Dame mit. In *«La prise d'Alexandrie»* (Hrsg. von de Mas-Latrie, 1877) erzählt er das Leben König Peters I. von Cypern bis zu dessen Ermordung (1370). Seine Auswahl aus Machaut's Gedichten und Tzelle (Reims 1849) herausg.

Guillaume d'Orange (spr. *gillen' orangsch*), auch Guillaume au court nez genannt, da er im Kampf mit einem Kiejen die Nasenspitze verlor, ist in der Kartografie der treueste Basall des Kaisers und seines Sohnes Ludwig und wird nebst seinen Anderenwäbten in 24 altfranzösischen Chansons de geste geehrt. Die bedeutendste dieser Chansons, die »Schlacht von

Aliscans« (f. d.), hat Wolfram von Eschenbach im «Willehalm» verdrückt. Die Sage geht aus von dem historischen Herzog Wilhelm von Aquitanien, der die Araber in Südfrankreich und Spanien bekämpfte und 28. Mai 812 in dem von ihm gegründeten Kloster St. Outhem starb, wohn er sich als König zurückgezogen hatte. Vgl. Glarus (eigentlich Wolf, Herzog Wilhelm von Aquitanien (Kämpfer 1863); Gautier, *Épopées françaises*, Bd. 4 (2. Aufl., Par. 1893); v. A. Becker, Die altfranzösische Willehamsage (Stall 1896).

Guillanmesches Metall, f. Stidelstahl.

Guillemet (loc. *gijmè*), Gustave, franz. Maler, geb. 26. März 1840 in Paris, gest. bafestdt durch Selbstmord 14. März 1887, habierte auf der Ecole des beaux-arts und wurde Schüler von Abel de Pujol, Picot und Barrias. Mit 23 Jahren unternahm er eine Reise nach Italien, wurde aber unterwegs von seinem Ziel abgelenkt und geriet nach Algier, dessen Natur, Bevölkerung und Landschaften einen so tiefen Eindruck auf ihn machten, daß er sich fortan fast ausschließlich der Schilderung dieses Teiles des Orients widmete. Seine ersten Erfolge errang er 1863 mit dem Abendgebet (im Luxemburg-Museum) und mit dem arabischen Markt im Salon von 1865. Die übrigen Hauptfrüchte seiner Studien in Algier, wovon er noch zehnmal zurückkehrte, sind: die Fäulnispieler (1866), die Quelle (1867), die Hungersnot (1868), ein Winterabend in Marokko (1870), Frauen von Douar am Fluß (1873), im Museum zu Dijon), der Hott der Kameltreiber (1875), Ansicht von Zugboha (1879, Luxemburg-Museum), der Balanfin (1880), Hunde ein Pferd verzehrend (1883, im Museum zu Gascassonne) und die Wollspinnerinnen von Ban-Saaba (1885). Eine Anzahl der Bilder Guillemets erdienen in Reproduktionen 1888 u. d. Z.: »Tableaux algériens« herausgegeben von E. Rouan.

Guillem, J. Guillem.

Guillemets (franz., loc. *gimä*), soviel wie Anführungszeichen (s. d.), angeblich nach dem Namen ihres Erfinders, Guillemet, so genannt.

GUILLEMIN (fr. gill'män), 1) Antoine, Botaniker, geb. 20. Jan. 1796 in Saully-fr-Sadine, gest. 1. Jan. 1842 in Montpellier, Konservator der botanischen Sammlungen des Fürsten von Neuchâtel in Paris, ging 1838 im Auftrag der Regierung nach Brasilien. Er schrieb: *Floraes Senegambicae tentamen* (mit Perrottet und Richard, Par. 1830 — 33), war Mitarbeiter an Delesserts' *Icones selectae plantarum* (1820 — 46, 5 Bde.) und gab *Archives de botanique* (1833, 2 Bde.) heraus.

2) Amédée Victor, franz. Populärwissenschaftler, geb. 5. Juli 1826 in Pierre (Savoie-*et*-Voire), geist. doziert 2. Jan. 1893, Professor der Mathematik in Paris, lieferte zahlreiche illustrierte und oft aufgelegte populäre Schriften, wie: «Les mandes, causeries astronomiques» (1861); «Le ciel» (1864, 5. Aufl. 1877); «La lune» (1865); «Éléments de cosmographie» (3. Aufl. 1891); «Les phénomènes de la physique» (1867); «La vapeur» (1873); «Le soleil» (1873); «La lumière et les couleurs» (1875); «Le son» (1876); «Les étoiles» (1877); «Le monde physique» (1880 — 85, 5 Bde.); «Petite encyclopédie populaire» (in 12 Bdn. 1886 — 91) u. a.

Guillochieren (franz., spr. gillösch), angeblich nach dem Erfinder, Namens Guillo, die Herstellung gewisser, den Gravierungen verwandter Verzierungen (Guilloche) auf Metallen (Mehrgedäusen, Dosen, Rebaillons, Gold-, Silber-, Neusilber- u. Waren)

mit Hilfe von Grabsticheln, die, in gleichmäßiger Weise mechanisch geführt (Guillotiermaschine), Linien einschneiden. Eine Platte P (Fig. 1) sei beweglich in der Richtung v, in der Richtung s und in der Drehrichtung d um die Achse m. Über der Platte P schwebt der Stichel a an einem um β drehbaren Winkelhebel a b c, der sich mittels einer Feder oder eines Gewichtes mit dem Stift (Zaster) i gegen eine gezackte Scheibe (Patrone) S legt. Nach dem P eine Bewegung in der Richtung v und liegt a still, so entsteht auf P eine gerade Linie, die sich wiederholt, wenn P nach jedem Zug in der Richtung s um eine gewisse Länge verschoben wird; das Ergebnis ist dann die geradlinige Schraffur (a, Fig. 2). Dreht sich während dieses Vorganges die Patrone S, so gerät a in Schwingung um β : es entstehen Wellenlinien (b). Dreht sich P um m bei stillstehen a, so bilden sich auf P konzentrische Kreise (c), wenn P nach jeder Drehung entsprechend in der Richtung s verrückt wird. Findet daneben aber auch die Schwingung von a statt, so kommen Wellenkreise (d) zum Vorschein. Aus diesen vier Elementen setzen sich die Guillotierungen zusammen. Die Form der Wellen hängt ab von der Geschwindigkeit der Platte P und der Patrone S, indem sie um so flacher wird, je geringer unter gleichen Umständen die Umdrehzahl von S ist und umgekehrt.

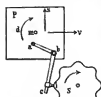


Fig. 1. Guillotier-apparat.

Ferner wird sie bedingt durch die Gestalt der Patrone S und die Bewegung von P. Wird z. B. P gleichzeitig um m gedreht und längs v ein-, zwei-, drei- u. mal während einer Umdrehung hin und her geschoben, so entstehen Wellenovale, Wellendreiecke, Wellenvierecke u.; dreht sich der Stift a um Kreise um β , so erzeugt er die verschiedensten Cylindroiden od. Nabilinen, je nachdem sich P nur verschiebt odernur dreht, oderverschiebt u. dreht (Fig. 3 u. 4); erfolgt nach jeder Umdrehung von P eine Verstellung der Schablone (Fig. 5).



Fig. 2. Guillotien.

um eine halbe Zade, so gelangt man zu den Schuppen (Fig. 6). — Den beiden Hauptteilen P und S entsprechend ist daher auch die Guillotiermaschine aus zwei Mechanismen zusammengesetzt, dem Drehwerk und dem Guillotierwerk. Das Drehwerk mit der Platte P zur Aufnahme des Arbeitstisches ruht

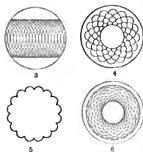


Fig. 3, 4 u. 6. Guillotierungen.
Fig. 5. Patrone.

mit einem vertikalen Zapfen auf einem einfachen Gestell und daneben nur etwas höher, das Guillotierwerk ebenfalls mittels Schlitzen verstellbar. Die Drehung und Verschiebung aller Teile erfolgt von einer Handkurbel aus, die zunächst die Welle der Patrone S in Drehung setzt, die dann durch Kegeiräder und Wellen auf das Drehwerk übertragen wird. Dabei lassen sich die einzelnen Teile noch beliebig aus- und einrücken. Sehr oft findet das G. auf der Drehbank statt und zwar mit Hilfe des sogen. Ver-septopie (s. Ovalwerk) an der Spindel und eines besonders Stichelführers. — Besondere Anwendung findet die Guillotiermaschine als Schraffier- und Graviermaschine, dann zur Herstellung von Druckplatten sowohl für den Buchdruck als auch für den Stein- und Kupferdruck (auf Wertzeichen und Banknoten u.) zu Einfassungen, als Verzierungen selbst großer Bildsäulen. Vgl. Faulmann, Geschichte der Buchdruckerkunst (Bonn 1882).

Guillotine, La (fr. giloj), Stadtteil von Lyon (s. d.).
Guillotin (fr. giloj), Joseph Ignace, Mediziner, geb. 28. Mai 1738 in Saintes (Depart. Charente-Inf.), gest. 26. März 1814 in Paris, wurde früh Professor am jesuitischen Collège des Irlandais in Bordeaux, gab aber die Stellung bald auf und studierte seit 1763 Medizin in Paris, wo er 1770 Arzt und bald darauf Lehrer an der Fakultät wurde. Als solcher gehörte er auch der Kommission an, die dem Trenchard-Messers in Paris ein Ende bereitete. 1788 verfasste er eine Denkschrift über die Anschauungen des dritten Standes, die großen Erfolg hatte. Er wurde Mitglied der Generalstände und der Nationalversammlung und wirkte als solcher für bessere Reformen. 1789 bei Beratung des neuen Strafgesetzbuches trat er für Gleichheit der Strafen, ohne Berücksichtigung des Standesunterschiedes, und für Gleichheit des Strafvollzugs, auch der Todesstrafe, und zwar aus Gründen der Humanität mittels eines einfachen Mechanismus ein. Der politisch tendenziöse Witz eines Royalistenblattes verknüpfte den Namen Guillotins mit der von andern erfundenen Köpfmaschine. 1791 entwarf G. einen Reformplan für den medizinischen Unterricht, der aber nicht mehr zur Annahme seitens der Nationalversammlung gelangte. Später trat er sehr eifrig für Jeners Schuppeneinimpfung ein. Vgl. Korn, J. G. (Dissertation, Berl. 1891).

Guillotine (fr. giloj), die während der Revolution in Frankreich 1792 vom Konvent eingeführte, nach ihrem angeblichen Erfinder, dem Pariser Arzt Joseph Ignace Guillotin (s. d.), benannte Köpfmaschine, die noch gegenwärtig in Frankreich und mehreren andern Staaten in Gebrauch ist und den Vortzug hat, dem Verurteilten einen raschen, sichern und möglichst schmerzlosen Tod zu bringen. Sie besteht aus zwei oben mit einem Quersholz verbundenen Säulen, zwischen denen ein schweres, scharfes und schräg liegendes Eisen in Falzen herabgleitet und so den Querschnitt eines beweglichen Brettes, auf das der Verurteilte festgebunden wird, ruhenden Kopf unfehlbar vom Hals trennt. Schon die Römer kennen ein ähnliches Werkzeug genannt haben, sowie man sich eines solchen auch längst unter dem Namen Mannaja in Italien zur Hinrichtung der Adligen bediente. Die welfsche Halle diente in Regensburg zur Hinrichtung Konrads von Schwaben. Im 13. Jahrh. kamte man ähnliche Maschinen in Böhmen, die im 14. Jahrh. auch in Deutschland unter den Namen Diele, Dolabra oder Sobel Anwendung fanden. Ein Kupfer-





lich Abgegebene zeigt bereits die G. der französischen Form. Die Engländer benutzten im 17. Jahrh. eine Rädmaschine, die gibbet (schott. the maid, »die Jungfer«). Guillotins stellte als Mitglied der Konstituantenversammlung 1789 einen die Todesstrafe und ihre Ausübung betreffenden Antrag, der auch angenommen wurde. Doch erst Mitte 1792 entschied man sich auf Antrag des Deputierten Félix Pelletier für das Köpfen und auf den Bericht des Sekretärs der Hundsräder, Ant. Louis, für einen der englischen Rädmaschine ähnlichen Mechanismus. Die Maschine, von einem deutschen Mechaniker Schmitt ausgeführt, wurde auf dem Griseplat errichtet und die erste Hinrichtung 27. Mai 1792 an dem Straßenränder Belletier vollzogen. Anfangs nach dem eigentlichen Urheber Louisette auch petite Louisan benannt, erhielt sie bald mit Bezug auf den ersten Antagonisten den Namen G. Die Hinrichtung von 62 Verurteilten mittels der G. nahm nur 45 Minuten in Anspruch. Obwohl aus Humanitätsrücksichten eingeführt, erweckte die Erinnerung an die Schreckensherrschaft Verurteilte gegen die Anwendung der G., so daß sie erst in neuer Zeit wesentlich verbessert, als Fallischwert oder Fallbeil (zuerst in Sachsen 1853) wieder in Aufnahme kam. Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt nur, daß die Todesstrafe mittels Enthauptung zu vollziehen sei, und überläßt es den Regierungen der Einzelstaaten, ob sie dabei das Beil oder die G. zur Anwendung bringen wollen. Als trodene G. bezeichnet man in Frankreich spartweise die Deportation von Verurteilten nach Cayenne oder andern gesundheitsgefährlichen Gegenden, weil auch dort meistens klug und sicher der Tod eintritt. Vgl. Sébillat, *Reflexions historiques et physiologiques sur le supplice de la g.* (Par. 1795); Gherreau, *Guillotine et la g.* (daj. 1871); Rendire, *La g. et les exécuteurs des arrêts criminels pendant la Révolution* (2. Aufl., daj. 1903).

Guilmant (spr. gilmant), Alexander, franz. Orgelspieler und Komponist, geb. 12. März 1837 in Boulogne-sur-Mer als Sohn eines tüchtigen Organisten (Jean Baptiste G. 1793—1890), bildete sich noch weiter unter Coralli und Vennus, wurde schon mit 16 Jahren als Organist in seiner Vaterstadt angestellt und erreichte bei der Einweihung der Orgeln von St.-Gulpie und Notre-Dame in Paris berechtigtes Aufsehen, so daß er 1871 als Organist an St.-Trinité nach Paris berufen wurde. Durch ausgedehnte Konzertreisen erlangte er Weltruf als Meister des modernen Orgelspiels; auch ist er ein Hauptvertreter einer neuen Richtung in der Orgelkomposition, die freilich von derjenigen G. Badois weit hinwegführt (eine Symphonie für Orgel und Orchester, fünf Sonaten, Konzertsätze). Auch schrieb er ein *Oratorium »Belsazar«*.

Guimarães (spr. gimarizinga), Stadt im portugies. Distrikt Braga (Prov.ing. Minho), in schönem Tal an der Schmalpforte bei Bragado-G., bei Ruinen eines hochgelegenen Schlosses, alte Ringmauern, eine im 14. Jahrh. erbaute Kirche, Kapelle Santa da Oliveira, mit schöner gotischer Kapelle und reichem Kirchenschatz, und 1900 8863 Einw., die Industrie in Eisenwaren, Leder, Geweben und Papier sowie Handel mit Getreide, Wein und Öl treiben. In der Nähe die Schwefelbäder Taipas und Sigella. G. war im 11. Jahrh. Heiliger Heinrichs von Burgund, dessen Sohn Afonso, der erste König von Portugal, hier geboren wurde.

Guimarães (spr. gimarizinga), Bernarda Joaquim da Silva; brasil. Dichter und Kalamitätsthe-

steller, geb. 1827, gest. 1885, veröffentlichte »Cantos da solidão« (São Paulo 1852), »Inspirações da tarde« (Rio 1858), »Poesias« (1865), »Navas poéticas« (1876) und »Folhas do outono«, wertvolle Gedichtsammlungen, die durch Zartheit der Empfindung, Formvollendung und edles Rationalgefühl hervorragten. Besonders die Jugendpoesien find stimmungsvoll. Unter seinen zahlreichen Romanen sind die beliebtesten: »O Garimpo« (1872) und »A Escrava Isaura« (1882), eiltgemälde voll naturalistischer Vokalfarbe.

Guimbarde (franz., spr. gümbar, ehemals auch Mariée), veraltetes Kartenspiel; speziell Coeur-Dame darin.

Guimond de la Touche (spr. gimong d'la tuſch), franz. Dramatiker, f. Französische Literatur, S. 11.

Guimpe (franz., spr. gümpe), Brustschleier der Kanonen (deutsch Wimpel, f. d.); auch Bezeichnung für ein ärmelloses, von Frauen unter dem Kleide getragenes Leibchen. Dann (unfranzösisch) f. wie Guimpe (f. d.).

Guimpel, Friedrich, f. »G. et O.«

Guinanen, Volk auf Luzon, f. Ginanen.

Guinea (spr. gimni, franz. Guinée), eine zuerst 1662 aus afrikanischen Gold $\frac{1}{12}$ sein geprägte englische Münze von 8,373 g. Wucht, und $\frac{1}{12}$ Traß-Linze Feingewicht, im Salzwert von 21 Schilling = 21,407 Mark, auch in Stücken zu 5, 2, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ G. nach 1816 aus dem Verkehr verschwunden, aber noch für Spanarar, Pferdekauf und im Kunsthandel als Rechnungseinheit dienend.

Guinea (spr. g.; hierzu die Karte »Ober-Guinea und West-Sudan«), Teil der Westküste Afrikas, vom Kap Kaga (2° 19' nördl. Br.) bis Kap Negro (16° südl. Br.), zerfällt in zwei Teile: Oberguinea und Niederguinea, deren Grenze von Kap Lopez im Ründungsgebiet des Gabun ausgeht. Es sind dies die beiden nahezu senkrecht sich treffenden, westlich und nordöstlich verlaufenden und den Golf von G. mit seinen beiden Buchten von Benin und Biafra einschließenden Küstenlinien, die nur an wenigen Stellen ins Meer vorpringen (Kap Drei Spizen, Nigerdelta mit Kap Fornojo, Kap Lopez). Außer jenen beiden großen Buchten hat das Land daher auch keine nennenswerten Einschnitte. An der Küste ist es fast durchweg flach und steigt nur an wenigen Stellen, namentlich im Kamerungebirge, zu nennenswerten Höhen auf; meist erhebt es sich in 50—60 km Entfernung terrassenförmig von dem mit Lagunen vielfach besäumten, flachen Strande. Aristallinisches Grundgebirge, das vorherrschend aus Gneis mit Granit, Diorit, Syenit und Olivinabbro und aus Glimmerschiefer, Quarzitschiefer und Amphiboliten besteht, ist von vielen Punkten Ober- und Niederguineas bekannt; es ragt aus den umfassenden jüngeren Sedimenten in den Gebirgen im Hinterlande von G., zumal im Hausa- und Adamawa-Massiv, in großen zusammenhängenden Massen hervor. Jüngere Ablagerungen, namentlich Kreide- und Eozän, umfassen nach der Küste hin das ältere Gebirge, sind aber außer am untern Niger und Benue nur schwach entwickelt. Quartärbildungen sind längs der Küste und im Delta des Niger sehr verbreitet. Jüngere Eruptivgesteine (Basalte) finden sich in Kamerun (Kamerunberg) und auf den Inseln Fernando Pa, São Thomé u. sowie nahe der Küste nördlich von Kassiamede. Kupfere Mineralien finden sich an verschiedenen Stellen; Gold wird hauptsächlich aus den Alluvien an der Westküste, auch im Lande und Kume in Niederguinea gewonnen; besonders reich sind aber die Gebirge

Niederguineas an Kupfer und Eisen; Glanzglanz findet sich bei Suferi südlich vom Vinnu; außerdem wird noch Schwefel, Gips und Steinialz ausgebeutet, weniger Altpallit etc.

Die dem Meere zufließenden Gewässer sind der Bodenplatt zufolge teils sehr kurz, teils nur aus kurze Strecken von der Mündung aus sichtbar, bis Stromschnellen ein weiteres Vorgehen verhindern. In die Flüsse der Golf von G. begrenzenden Nordküste, wie in den Alfa, Nisini, Tenda, Vufum Bra, Volla u. a., können Schiffe vom Meer aus nicht einlaufen. Ihre Mündungen, hinter denen sich leichte, weithin dem schmalen, niedrigen Strande folgende Lagunen hinziehen, werden sämtlich durch unpaffierbare Barren verstopft; wenige sind, wie der Volla, auf größere Strecken kleineren Fahrzeugen zugänglich. Dagegen bietet der Niger in mehreren Mündungsarmen eine gute, viel befahrene Straße nach dem Innern. In die Bai von Bafra münden Mit-Calabar und Kamerun. Der ansehnliche, aber der Schifffahrt wenig dienliche Ogowe trennt Ober- und Niederguinea. Die bedeutendsten Flüsse des letztern sind: der Kailu, der mächtige Kongo und der Koonja. Auch der Befischung dieser Flüsse vom Meer aus auf weitere Strecken treten Stromschnellen hindernd entgegen. Einige Flüsse bilden kurz vor ihrer Mündung langgestreckte Lagunen, die nur durch schmale Landzungen vom Meere getrennt werden. Mit wenigen Ausnahmen (Mündung des Niger, Kamerun, Gabun, Kongo) ist die Küste hafenlos, daher muß der Verkehr vom Schiff zu Lande durch Boote gechehen, was wegen der schweren Brandung, der Kalemä (s. d.), sehr schwierig und gefährlich ist. An Inseln ist die Küste sehr arm, die bedeutendsten sind die Guin-ea-Inseln in der Biafrabai; die größte ist Fernando Po, südwestlich folgen Principe, São Thomé und Annobom.

Das Klima Guineas ist bei den hier herrschenden hohen Graden von Wärme und Feuchtigkeit Europäern durchaus unzutraglich. Die Regenzeit folgen der Sonne, daher doppelte Regenzeit; Zahl der Regentage durchschnittlich 115 (Jahressumme: Sierra Leone 430, Fernando Po 256, Biundu 1049, Kamerun 405, Gabun 227, Loanda 32 cm). Die Jahrestemperatur liegt zwischen 23 und 27°, kälteste Monate (Juli und August) zwischen 19 und 24°, wärmste (meist Januar bis März) zwischen 25 und 28°. Vorwiegende Windrichtung SW., Wechsel von Land- und Seewind (bei NNE und SSE). Zwischen November bis März ist in Oberguinea der Harmattan nicht selten, ein trockner, am Mittag heißer, nachts kühler Ostwind mit rotem Staub. — An der großen Biegung, die der Golf von G. vom Kamerungebirge aus nach S. beschreibt, beginnen die dichten Urwälder, welche die Küstenerrasse über den Kongo hinaus bis Angola bestehen. Hier wächst der im Süden weitverbreitete Affenbrotbaum, häufig begleitet von den verwandten Gattungen Bombax und Eriodendron. Neben Harndäumen charakterisieren zahlreiche Palmenarten diesen Küstenstrich: vor allem die nupbare Ölpalme (*Elaeis guineensis*), die Weinpalme (*Raphia vinifera*) und andre Arten mit riesenhaften Blattwedeln sowie kletternde Rotangpalmen. In demselben Bereich fällt der an der Westküste sehr verbreitete hohe *Pandanus candelabrum*, dessen zerstreute hohe Schopfbäume das Landschaftsbild eigenartig ausprägen. Weiter landeinwärts gedeiht die Rotamisch (*Sterculia acuminata*). Unter den Arten der Palmengattung *Hyphaene* ist

eine (*H. guineensis*) typisch für G. Unter den Kulturgewächsen stehen voran die Banane, der Kaffee, die Erdnuß (*Arachis hypogaea*), Kautschukbäume, Farbbütyer, Reis und Tabak. — Zur westafrikanischen Subregion der äthiopischen Region zählend, ist G. besonders charakterisiert durch das Vorkommen der menschenähnlichen Affen *Oricilla* und *Schimpanse*, des Larvenschweines (*Potamochoerus*), des Insektensressers *Potamogale* und einer Reihe von Gattungen der Meerlöwen und Antilopen, die Westafrika eigen, Ostafrika oder fremd sind. Von Raubtieren finden sich Löwen, Leoparden und eine große Anzahl kleinerer Raubtiere. Von Reptilien sind die charakteristischen Reptilienbaumschlangen zu erwähnen; unter den Insekten fällt am meisten der riesige Wollschäfer aus.

Die Bevölkerung besteht vorherrschend aus Negern, zu denen nur wenige eingewanderte Europäer kommen. Die zahlreichen größeren oder kleineren Stämme lassen sich nach ihrer gemeinsamen Sprache und Abstammung unter zwei Hauptgruppen verteilen: die Sudanneger, die bis zum Kumbigebirge reichen, und die Bantuneger, von da ab südwärts. An der Westküste treffen wir auf die Krau, mit denen die Avelboom von der Zahnküste nahe verwandt sind. Die Stämme östlich vom Ätinafluß bis an den Niger, die Afschani, Fant, Aftim, Aftuapim und Aftuamib, reden die Ofschisprache. Innig verwandt mit diesen sind die Aftira, welche die dem Ofschi nahe stehende Gafprache reden. Weitere Verwandte sind jene Stämme, welche die Enefsprache reden (östlich vom Volla), also die Bewohner von Süd-Togo, Dahome, Yoruba. Südöstlich von diesen im Nigerdelta und bis zum Alkalabar wohnt das Volk der Ibo, dessen Sprache in mehreren Dialekten sich weit nach NO. verbreitet. An diese Negervölker schließen sich nach S. zu Bantuvölker an. Zu ihnen gehören die Dualla, auf den Inseln der Coricobai und den beiden Vorgebirgen im N. und S. die Kongo, am Gabun die Kpongwe und in den Landschaften Loango, Kongo, Angola und Benguela Kongoölker (vgl. die Tafel »Afrikanische Völker I«). Die Regierungsform ist im größten Teil Guineas despotisch. Die einzelnen Staaten stehen meist unter erblichen Häuptlingen, außer denen noch jeder Ort seinen eignen Vorsteher hat. Die Religion ist fast durchaus ein grober Fetischismus, der früher in Afschani, in Dahome etc. Menschenopfer zu Hunderten forderte. Allmählich dringt der Islam infolge der Eroberungszüge der Fulbe und der Handelsverbindungen der Randingo und Hausa gegen die Küste vor. Das Christentum wird dagegen durch englische, deutsche (Norddeutsche und Bafeler) und amerikanische Missionen im Küstengebiet verbreitet. Ackerbau wird meist von den Frauen betrieben, während die Männer der Küstenstämme sich dem Zwischenhandel mit dem Hinterlande widmen. In der technischen Industrie erscheinen die Afschani am meisten fortgeschritten; bewundernswert ist die Güte ihrer besten Zeuge. Vorzüglich sind die Goldarbeiten an der Goldküste; Eisengewinnung und -Verarbeitung kommen in den Bergländern des Innern vor; vgl. auch Tafel »Afrikanische Kultur II«, Fig. 8.

Dem politischen Besitz nach bildet Portugiesisch-G. (s. d.) den nördlichsten Teil der Küste, ihm folgt Französisch-G. (s. d.), dann das britische Sierra Leone. Nach den Produkten, die kurz nach der Entdeckung der Küste von ihren einzelnen Teilen in den Handel kamen, hat diese in Oberguinea verschiedene

Namen erhalten. Bis Kap Palmas reicht die Psefer- oder Krusküste des Negerreichs Liberia; bis zum Vorgebirge der drei Spizen folgt die Bahn- oder Elfenbeinküste, zum größten Teil französische, zum kleineren englische Besitz. Die britische Goldküste reicht bis über die Voltaumündung. Die Sklavenküste, auch Beninküste genannt, bis zur Mündung des Benue, gehört Deutschland (Togo), Frankreich (Dahomey-*et* Dependences) und England (Lagos), das auch die Mündungen des Niger und Alt-Galabar (Oil Rivers) bis zum Rio del Rey besitzt; hier beginnt das deutsche Kamerungebiet, das südwärts bis zum Cameroofluß reicht. Darauf folgt das spanische Rio Runigebiet und französisch-Kongo. Mit Frankreich teilen sich Portugal und der Kongostaat in den Besitz von Niederguinea, das in die Landschaften Loango, Kongo, Ambry, Angola und Benguela zerfällt. Deutsche Kaufleute, namentlich die Firma Bornemann, haben an der ganzen Westküste Afrikas Faktoreien eröffnet. Aber schon unter dem Großen Kurfürsten von Brandenburg wurden deutsche Niederlassungen an dieser Küste errichtet. Nachdem 16. Mai 1681 Kapitän Blond mit einigen Hauptlingen an der Guineaküste Verträge abgeschlossen hatte, wurde 17. März 1682 die Afrikanische Handelskompanie gegründet und durch v. d. Gröben 27. Dez. 1682 am Kap der Drei Spizen die brandenburgische Flagge auf dem Berg Manfro gehißt, wo die später so berühmte Feste Groß-Friedrichsburg (s. d.) angelegt wurde. 1684 wurde Accada, 1685 Accarary und später Accrama erworben. 1686 wurde der Besitz vom Staat übernommen, aber schon 1687 begannen die Feindseligkeiten der Holländer und Engländer in Oberguinea, und Accarary ging verloren. Friedrich Wilhelm I. trat 22. Nov. 1717 die afrikanischen Besitzungen an die Holländisch-Asiatische Kompanie ab; die Holländer wiederum haben ihre Besitzungen an England überlassen und besitzen nur noch Faktoreien, namentlich am Kongo.

Im Handel sind in neuerer Zeit bei der Ausfuhr an die Stelle der menschlichen Ware Palmöl und Palmkerne, in Niederguinea Kautschuk, sodann Eisenblech, Gummi, Kopal, Harz- und Wäldelölzer, Edelhölzer, Häute, Wachs, von der Goldküste Goldstaub u. a. getreten. Eingeführt werden Baumwollwaren, Branntwein, Tabak, Pulver und Steinschloßkintin, Fajsbäuden, Eisenwaren, Seife, Glas, Spielwaren u. a. Während über den Handel und Verkehr in den einzelnen Ländern s. die betreffenden Artikel. Die Handelsdrücke und Tauscheinheiten sind in den einzelnen Teilen Guineas sehr verschieden. Man rechnet in Angola nach Maculas von 50 Reis = etwa 20 Pfennig der Talermünze und denugt alte portugiesische Münzen, Perlen, Gin, Baumwollzeug in Quadratform (Fazenda) und Steinschloßgewehr mit wechselndem Gegenstückswert. Die Kaurimuschel heißt bei den Eingebornen Jimbo. Getreide nach der portugiesischen Faktoreien ist der Ezeque = etwa 220 Lit. In Gbadu u. c. dienen als Kurant französische Silbermünzen und spanische Piaster. Während die Behörden und der auswärtige Handel das metrische Maßsystem anwenden, gelten für den innern Privatverkehr noch vielfach alte Lijadomer, bez. Pariser Größen. Das hauptsächlichste Umsatzmittel der Regier in Oberguinea bilden nicht mehr Kaurimuscheln, sondern nupbare Gegenstände mit wechselndem Kurs. So dient eine Stange Relasi (Manilla oder Jaji) bis zum Nigergebiete als Geld, auch ein bestimmtes Stück Baumwollen- oder Seidenzeug (franz. pague, engl. pawn)

von ungefähr 3 Kl. Wert. An der Besserküste finden ferner Ausgleichungen gegen 1 Kru Reis, an der Gold- und Sklavenküste gegen 1 Kru Palmöl, überall gegen Elefantenzähne statt. Oft erfolgen Zahlungen mittels abgemessenen Goldstaubes von 77 $\frac{1}{4}$ deutschen Mark Wert für die Unze von 20 dahomitischen Unzen, deren jedes rund 2000 Simbipuri gilt. In ganz Oberguinea laufen altspanische Piaster um; außer ihnen sowie den Münzen der Besitzherrschaften haben in Dahomé noch Ibersentaler Gültigkeit. Heimisches Längenmaß ist der Pil oder Edoado = 57,75 cm oder weniger geworden. Im Nigerdelta enthält ein Tub Salz 36 engl. Fund = 16,38 kg, in Vontny ein Pundeeon Palmöl 70 engl. Gallons = 318 Lit., an der Jahnküste das Kru Palmöl 46 engl. Fund = 20,88 kg. Als Goldgewicht ist die Unze von 20,596 g am meisten verbreitet. Den Handels- und Postverkehr vermitteln französische, englische, portugiesische und deutsche Dampferlinien. — Der Name G. kommt von Senahoa her, einer Landschaft am Senegal, wo die Portugiesen auf ihren Entdeckungsfahrten zuerst Schwarze trafen. Diesen Namen beihien sie auf die später gefundenen südlichen Länder aus, in denen sie Gold zu finden hofften, und die verschiedentlich als Ginea, Gheni, Gintia, Ginea auf den ältesten Karten bezeichnet werden.

Guineafieber, endemische Krankheit in Guinea, wahrscheinlich eine Form des Gelbfiebers.

Guineagrün, s. Dirse.

Guineagrün, dem Lichtgrün ähnlicher, aus Althylbenzylamin dargestellter Farbstoff, das Natriumsalz der Diäthylbenzylaminoditriphenylcarbinolsulfosäure.

Guineaförner (Guineapfeffer), die Samen von *Xylopia aromatica*; auch sowie weil Sahennepfeffer, gewisse Formen des spanischen Pfeffers; sonst auch sowie weil Paradiesförner, Kardamomen.

Guineapoden, sowie weil Fremdböse.

Guineas, blaues baumwollenes Zeug, das in Senegambien und einem Teil Guineas im Handel anstatt des Welses gebraucht wird. Es wird in den französischen Kolonien Chindins verfertigt.

Guineaströmung, s. Atlantischer Ozean, S. 46.

Guineawurm, s. Filariaben.

Guinee Française (spr. gine' frangäis'), s. Französisch-Guinea.

Guinegatte (spr. gine'gat', jetzt Enguinegatte). Dorf in franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. St.-Omer, mit (1901) 481 Einn. — Hier 17. Aug. 1479 Sieg Karimitions I. über die Franzosen unter Philipp von Erdevouere; am 16. Aug. 1513 Sieg der Engländer und Karimitions I. über die Franzosen in der Sporen Schlacht, weil die letztern weniger von den Waffen als von den Sporen Gebrauch machten (vgl. auch Courtrai).

Guines (spr. gine'), Stadt in franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrond. Boulogne, in sumfziger Gegend, am Kanal von G. (Abzweigung des Kanals von Calais) und an der Lokalbahn Anvin-Calais, mit (1901) 3378 Einn., die Schiffbau, Handel mit Holz und Eiern u. c. betreiben. — G. war früher Sitz der Grafen von G., nach deren Aussterben (1137) es an die Kastellane von Gent, später im Frieden von Bretigny (1360) an die Engländer kam, die es im Frieden von Cambrai 1559 an Frankreich zurückgaben. 1520 und 1546 wurden hier Verträge zwischen Franz I. und Heinrich VIII. abgeschlossen.

Guines (spr. gines), Distrikthauptstadt auf der Insel Cuba, 40 km südlich von Havana, mit Eisenbahnverbindung dahin, Zuckerrabrike u. (1899) 8149 Einn.

Guingamp (fr. gîngamp), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Côtes-du-Nord, im fruchtbaren Tal des Küstenflusses Trieux, an der Weisbahn, hat eine berühmte Wallfahrtskirche aus dem 14.—16. Jahrh., eine schöne Fantäne, Reste eines Schlosses und ehemaliger Befestigungswerke, ein geistliches Collège, Zeichenschule, Bibliothek, Museum, Zivil- und Militärspital und (1901) 9233 Einw., die Baumwollweberei, Textilfabrikation u. treiben. G. war vom 14.—17. Jahrh. Hauptstadt des Herzogtums Penthièvre.

Guingette (franz., fr. gîngette), ein französisches Kartenspiel; speziell die Karodame in diesem Spiel.

Guinicelli (fr. guinichelli), Guido, ital. Dichter, geb. um 1240 in Bologna aus einer altadligen Familie, gest. 1276 im Exil, studierte Rechtswissenschaft und war Richter in Bologna, bis er 1274 verbannt wurde. Als Dichter ist G. die hervorragendste Erscheinung vor Dante, der ihn den Vater der italienischen Dichtkunst nennt. Wir haben von ihm nur sieben Kanzenen und fünf Sonette. Sie behandeln die Liebe und zeichnen sich durch anmutige Bilder und geistreiche, tiefe Gedanken aus. G. war das Haupt der bolognesischen Dichterschule. Vgl. Böhler, Die philosophischen Grundlagen zum »süßen neuen Stil« des Guido G., Guido Cavalcanti und Dante Alighieri (Freiburg, 1904). Die beste Ausgabe der Gedichte Guinicellis findet man in Cosini »Le Rime dei poeti Bolognesi del secolo XIII« (Bologna 1881).

Guiot von Provins (fr. gîot), altfranz. Lyriker, der viel in der Welt umherzog (er war 1184 bei dem Kitterfest zu Mainz) und im Anfang des 13. Jahrh. als alter Mann eine Satire auf die verschiedenen Stände (»Bible«) schrieb. Daßer einen »Parzival« verfaßt habe, hat man daraus geschlossen, daß Wolfram sich im »Parzival« auf einen Provenzalen stütze; doch ist doch vieles gegen diese Annahme. Die Werke Guiots wurden von Bartsch (San Martes »Parzival-Studien«, Heft 1, Halle 1861) herausgegeben und übersetzt. Vgl. Baudler, Guiot von Provins (Halle 1902).

Guipère, f. Gupère.

Guipuzcoa (fr. guipuzcoa), span. Provinz, die östlichste der drei baskischen Provinzen, grenzt gegen N. an den Meerbusen von Bizcaya, im NO. durch den Grenzfluß Bidasoa an Frankreich, im O. an Navarra, im S. an Alaba, im W. an Bizcaya, umfaßt 1885 qkm (34,23 Q.M.) mit (1900) 195,850 Einw. (104 auf 1 qkm). Die kleinste Provinz Spaniens, zerfällt in vier Gerichtsbezirke. Hauptstadt ist San Sebastian. Vgl. Baaken.

Guiraud (fr. gîraud), 1) Alexandre, franz. Dichter, geb. 25. Dez. 1788 in Limoux, gest. 24. Febr. 1847 in Paris, kam 1813 nach Paris und zog die Aufmerksamkeit durch seine Tragödie »Les Machabées« (1822) auf sich. 1826 wurde er in die Akademie gewählt und 1828 zum Baron ernannt. Später starben seine Gedichte: »Élégies savoyardes« (1823) und »Poèmes et chants épiques« (1824); »Le petit Savoyard« findet sich in den meisten Sammlungen. Außerdem veröffentlichte er einige Romane (»Césaire«, »Flavien, ou Rome au désert«). Gesammelt erschienen seine »Œuvres« 1845 in 4 Bänden.

2) Ernest, franz. Komponist, geb. 23. Juni 1837 in New Orleans, gest. 6. Mai 1892 in Paris, Schüler des Pariser Konservatoriums, erhielt 1859 den Römischerpreis und machte sich seit 1864 durch eine Anzahl Opern (»Sylvie«, »En prison«, »Le kodol«, »Madame Turlupin«, »Piccolino« und »Galante

aventure«) sowie ein Ballett: »Gretia-Green«, bekannt, schrieb auch zwei Orchesterjuiten, eine Konzertouvertüre und einige kleinere Sachen. G. wurde 1876 Harmonieprofessor am Pariser Konservatorium und 1880 Kompositionsprofessor. 1891 wurde er an Delibes' Stelle zum Mitglied der Akademie der schönen Künste erwählt. G. ist auch Verfasser einer wertvollen Instrumentationslehre.

Guiraut de Bornelh (fr. bornelh), bedeutender Troubadour, aus Grèzeuil (Dordogne), von geringer Herkunft, blühte um 1175—1220. Dante rühmt ihm sittlichen Ernst nach. Seine (etwa 80) Gedichte sind noch nicht gesammelt. Vgl. Diez, Leben und Werke der Troubadours (2. Aufl., Leipzig, 1882); Kollen, Guiraut von Bornelh (Berl. 1894).

Guiraut de Cabreira | f. Provenzalische Literatur.

Guiraut de Calançon | f. Calançon.

Guirra (fr. girra), Hafenstadt im Staat Vermaude der Republik Venezuela, am Golf von Paria, hat über 3000 Einw., die Kakaobau und lebhaften Handel betreiben.

Guirlande 1c., f. Girlande 1c.

Guisborough (fr. gîsbor, Guisborough), Stadt in dem Cleveland genannten Teil des Nordbezirks von Northire (England), inmitten von Eisengruben, mit Ruinen einer Augustinerabtei (12. Jahrh.), einem schönen Rathaus und (1901) 5615 Einw.

Guiscard, Robert, Herzog von Apulien, f. Robert Guiscard.

Guise (fr. gîse), Stadt im franz. Depart. Aisne, Arrond. Ver vins, Festung zweiter Klasse, an der Oise, Knotenpunkt an der Nordbahn, hat eine Citadelle, ein Schloß aus dem 16. Jahrh., ein Denkmal des hier gebornen Desmoulins, ein Arbeiterschiedsgericht, eine große Fabrik für Eisen und Eisenlagen (1500 Arbeiter), Eigentum der von Godin (f. d.) gegründeten Produktivgenossenschaft »Familistère« (mit Arbeiterwohnungen, Unterrichtsanstalten, Theater u.), Bierbrauerei, Kammgar Spinnerei und Weberei und (1901) 7298 Einw. — G. kommt zuerst im 11. Jahrh. unter dem Namen Guiffa vor und war der Sitz einer Herrschaft, später Grafschaft, die durch Heirat an den Herzog Ludwig II. von Anjou und durch die Heirat Yolantes von Anjou mit dem Grafen von Baubemont an das lothringische Fürstenhaus fiel (1473). Franz I. erhob G. 1527 zum Herzogtum. Die Nachkommen des ersten Herzogs Claude (f. unten) begründeten die Linien Rapenne, Humale, Elbeuf, Parcourt, Lillebonne und Marfan; mit Karl Eugen, Prinzen von Lothringen, erlosch 1825 das Haus. Vgl. Fêcheur, Histoire de la ville de G. (Reims 1851, 2 Bde.); Ratton, Histoire de la ville et des environs de G. (Caen 1897, 2 Bde.).

Guise (fr. gîse), Nebenweig des Hauses Lothringen, das die Herrschaft G. 1473 als Wittig erhalten hatte. Die namhaftesten Träger dieses Namens sind:

1) Claude von Lothringen, Stammvater der Familie, dritter Sohn des Herzogs René II. von Lothringen, geb. 1496, gest. 12. April 1550, hieß zuerst Graf von Humale, ließ sich 1506 in Frankreich nationalisieren und vermählte sich 1512 mit der Prinzessin Antoinette von Bourbon. Hauptsächlich durch die Günst Dianens von Poitiers kam die Familie rasch empor. Claude war mit einem jährlichen Einkommen von 14,000 Frank nach Frankreich gekommen; hier ward er Besitzer von Humale, Guise, Joinville, Elbeuf und Rapenne und hatte auch Güter in der Picardie und Normandie. Zu seinen Gunsten wurde 1527 die Grafschaft G. in ein Herzogtum ver-

wandelt. Er hinterließ von seiner Gemahlin Antoinette von Bourbon (vgl. Rimodan, *La mère des Guises*, Antoinette de Bourbon, Par. 1889) fünf Töchter, von denen die älteste, Maria, durch ihre Vermählung mit Jakob V. von Schottland die Mutter der unglücklichen Maria Stuart ward, und sechs Söhne, unter denen Franz, Claude von Aumale und der Kardinal Karl die bedeutendsten waren. Alle diese Glieder des Hauses G. hielten eng zusammen und wendeten ihre bedeutenden Fähigkeiten zu gegenseitiger Förderung an. Sie behaupteten von den Karolingern abzustammen und deshalb an Rang der königlichen Familie mindestens gleich zu stehen. Vgl. Literatur bei G. 9).

2) Jean, Bruder des vorigen, geb. 1498, gest. 1550, ward 1518 Kardinal, Erzbischof von Lyon, Reims und Narbonne, Bischof von Metz und sechs andern Bistümern und war ein einflussreicher Staatsmann Franz I. und Heinrichs II.

3) Franz von Lothringen, Herzog von, ältester Sohn von G. 1), geb. 15. Febr. 1519 in Bar, gest. 18. Febr. 1563, war einer der größten Kriegshelden Frankreichs. Bei Lebzeiten seines Vaters den Titel eines Grafen von Aumale führend, zeichnete er sich schon früh aus, so bei der Belagerung von Boulogne 1545. 1552 erhielt er den Oberbefehl in Metz, das er mit 20,000 Mann gegen die 60,000 Mann starke Armee Karls V. mit rücksichtsloser Tapferkeit verteidigte, so daß im Januar 1553 das Belagerungsheer abziehen mußte. 1556 besiegte er das französische Heer in Italien, konnte aber Neapel nicht erobern. 1557 erwarb er glänzenden Ruhm durch die Eroberung von Calais, der letzten englischen Besitzung in Frankreich (1558); hierauf nahm er noch Friedenstheile. Nach dem Tode Heinrichs II. (1559) demächsigte sich Franz von G. und sein Bruder, der Kardinal, völlig der Gewalt über den jungen und schwachen König Franz II., der unter dem Einfluß ihrer Richte Maria Stuart, seiner Gemahlin, stand. Um die protestantischen Bourbonen zu verdrängen, verfolgten sie deren Glaubensgenossen mit fanatischer Wut. Der Tod Franz' II. (5. Dez. 1560) beraubte G. seines herrschenden Einflusses. Doch schloß er mit dem Connétable von Montmorency und dem Marshall Saint-André die unter dem Namen des Triumvirats bekannte Verbindung, zu der später auch König Anton von Navarra trat, und welche die Verdrängung der damals religiös duldsamen Königin-Mutter Katharine von Medici von der Regentenschaft bezweckte. Infolge des Blutbades von Vassy, welches das Gefolge des Herzogs im März 1562 unter einer reformierten Versammlung anrichtete, brach der erste Hugenottenkrieg aus. G. eroberte Rouen, Bourges und andre Städte und trug bei Dreux 19. Dez. 1562 über die Protestanten einen vollständigen Sieg davon. Im Februar 1563 unternahm er die Belagerung von Orléans, wurde aber von einem protestantischen Edelmann, Voltrot de Werz aus Angoumois, erschossen. Er hinterließ vier Söhne und eine Tochter, Katharine, die an Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpensier, verheiratet wurde. Vgl. Briffet, *François de G.* (Par. 1840, 2 Bde.); Gaubin, *Vie de François de Lorraine* (Tours 1878); de Rudie, *L'assassinat de François de Lorraine duc de G.* (Par. 1898).

4) Karl von G., Kardinal von Lothringen, Bruder des vorigen, geb. 17. Febr. 1524 in Joinville, gest. 26. Dez. 1574, wurde schon im Alter von 9 Jahren Erzbischof von Reims und 1555 Kardinal

Er zeichnete sich ebenso durch feinste Bildung, fruchtbaren und durchdringenden Geist, wie durch gänzlichen Mangel an moralischer Gesinnung aus. Herrschgierig, habgierig, listig, glaubenstlos, verbarg er den schändlichsten Egoismus durch äußerlich unübeligen Lebenswandel, würdevolles Benehmen und beudelerische Freimüthigkeit. Als Gesandter Heinrichs II. schloß er mit Papst Paul IV. 15. Dez. 1555 ein Kriegsbündnis gegen Karl V. und Philipp II. Unter Franz II. (1559—60) war der Kardinal der wahre Herr des Staates und regierte mit despotischer und grausamer Härte, offen auf das Ziel hinarbeitend, seinem Hause die Krone Frankreichs zu verschaffen. Unter Karl IX. wurde er zunächst von allem Einfluß entfernt, so daß er aus Anger auf dem Trienter Konzil, wo er 1562 an der Spitze der Reformpartei gestanden hatte, 1563 zur Kurie übergang und den Sieg der päpstlichen Partei entschied. Später kam er wieder nach Paris, hatte aber an der Bartholomäusnacht keinen direkten Anteil, da er damals in Rom war. Vgl. Guillemin, *Le Cardinal de Lorraine* (Reims 1847).

5) Heinrich I. von Lothringen, Prinz von Joinville, dann Herzog von G., lo Balafre, der Benardie, genannt, ältester Sohn von G. 3), geb. 31. Dez. 1550, gest. 28. Dez. 1588, ward am Hofe Heinrichs II. erzogen. Seit seinem 14. Jahre suchte er mit Wut und Geschick, aber auch mit glühendem Glaubenshaß gegen die französischen Protestanten. Er war einer der Anführer der Bartholomäusnacht und nahm, um den Tod seines Vaters zu rächen, die Ermordung Coligny's persönlich auf sich. In einem Treiben gegen deutsche Hilstruppen der Hugenotten bei Dormans 1575 erhielt er eine Wunde, die ihm den Beinamen *le Balafre* verschaffte. Als Heinrich III. nach Anschauung der eifrigen Katholiken nicht entschieden genug gegen die Protestanten auftrat, wählten jene G. zu ihrem Führer, den hierzu außer seiner Abkennung noch der Vorzug eines schönen und imponirenden Äußern einflaß. Er bildete 1576 die sogen. heilige Ligue. Sofort begann ein neuer Bürgerkrieg (bis 1580). Der Tod des einzigen Bruders, Heinrichs III. (1584), die Thronanwartschaft des legerischen Heinrich von Navarra, die allen eifrigen Katholiken unerträglich war, belebte die Hoffnungen der G., die französische Krone zu erlangen. Die Ligue war diesem Plane günstig. Heinrich von G. und seine Brüder und Oheim schlossen im Januar 1585 ein Bündnis mit Spanien, das dafür das Versprechen der Abtretung mehrerer französischer Provinzen erhielt. G. besetzte im März 1585 die Städte im südlichen und westlichen Frankreich mit Truppen seiner Partei, nötigte im Juli den König zu einem Vertrag, nach dem nur die katholische Religion im Reiche geduldet werden sollte, und gab dadurch zu dem sogen. Krieg der drei Heinrichs Veranlassung. Er errögte im Mai 1588 zu Paris einen Aufstand (den »Barrikerkämpfe«), um den der Wüthung verdächtigten König im Louvre gefangen zu nehmen. Dieser entkam zwar, doch ließ er sich zu dem den Protestanten sehr ungünstigen Unionedikt bewegen; gleichzeitig wurden G. die Rechte eines Connétables erteilt und der schwache Kardinal von Bourbon, ein Werkzeug der G., zum Thronfolger erklärt. Zur Befestigung dieses Zustandes ward im Oktober der Reichstag zu Blois verammelt; doch hier tückte König Heinrich den übermächtig gewordenen G. ermorden. Mit ihm sank die Macht und der Glanz des Hauses G. Vgl. Renauld, *Henri de Lorraine, duc de G.* (Par. 1879); Gaubin, *Henri de G., le Balafre* (Tours 1881).

6) Karl von G., Marquis und später Herzog von Naxenne, Bruder des vorigen, geb. 26. März 1554, gest. 3. Okt. 1611, übernahm nach dem Tode seiner beiden Brüder die Leitung der Ligne, nannte sich Generallieutenant des Königreichs und strebte nach dem Tode des Kardinals von Bourbon (1590) selbst nach der Krone von Frankreich. Indes der zwar ehrgeizige, aber langsame und mit ungeheurer Felleibigkeit besetzte Mann war einem Gegner wie Heinrich IV. nicht gewachsen. Er unterlag bei Arques und Jory, unterwarf sich 1596 und wurde dann zum Gouverneur von Jole-de-France ernannt.

7) Ludwig II., Cardinal von G., Bruder der beiden vorigen, geb. 6. Juli 1555 in Tanpierre, gest. 24. Dez. 1588, folgte 1574 seinem Oheim im Erzbisthum von Meims. Er stellte sich mit seinem Bruder an die Spitze der Ligne und wurde bei der Ermordung seines Bruders in Blois ins Gefängnis geworfen und daselbst tags darauf hingerichtet.

8) Karl von Lothringen, Herzog von G., ältester Sohn von G. 5) und der Katharina von Klevé, geb. 20. Aug. 1571, gest. 1640 in Gena bei Siena, ward nach der Ermordung seines Vaters zu Blois gefangen genommen und sah sich 1591 im Schloß zu Tours, entfloß dann und kämpfte anfangs gegen Heinrich IV., unterwarf sich aber bald, wurde zum Statthalter der Provence ernannt und leistete dem König sehr erprießliche Dienste, mußte aber unter Ludwig XIII. Frankreich verlassen, da er Richelieu verdächtig geworden war, und begab sich nach Florenz.

9) Heinrich II. von Lothringen, Herzog von G., vierter Sohn des vorigen, geb. 4. April 1614 in Blois, gest. im Juni 1664 in Paris, verband sich mit Spanien und einer Anzahl französischer Unzufriedenen zu der »Ligne für den allgemeinen Frieden der Christenheit« gegen den Cardinal Richelieu. Dieser erhielt aber davon Kunde. G. mußte sich nach Flandern retten und ward im September 1641 zum Tode verurteilt. Seiner Güter und Würden beraubt, heiratete er zu Brüssel die Witwe des Grafen von Bossut, Honorée de Verghes. Nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Tod durfte er nach Paris zurückkehren und wurde in seine Würden und Güter wieder eingesetzt. Der Kussland in Neapel unter Kasaniello erregte in ihm den Wunsch, die Rechte des Hauses Anjou, dem er entstammte, auf Neapel geltend zu machen. Er stellte sich deshalb im November 1647 an die Spitze der Insurgenten und machte sich zum Herrn des Landes. Jedoch nicht lange nachher wurde er nach tapferster Gegenwehr von den Spaniern gefangen und erst 1652 auf Veranlassung des Prinzen Condé freigelassen. (Vgl. L'expédition du duc de G. à Naples, Par. 1875.) Er lebte fortan als Großkammerherr am Hofe Ludwigs XIV. in großen Ansehen und starb ohne Nachkommen. Seine »Mémoires« (Par. 1669, 2 Bde.), wahrscheinlich teils vom Grafen Saintnon und von Robena, teils von seinem Sekretär Saint-Yon verfaßt, stehen in Petitot's »Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France«, Bd. 55 und 56 (daf. 1826; deutsch, Frankf. 1670). — Das Geschlecht der Herzöge von G. aus dem Hause Lothringen erlosch 17. März 1696 mit Elisabeth von Orléans, Herzogin von G., verunehet mit dem Keffen des vorigen, Louis Joseph von Lothringen, Prinzen von Joinville (gest. 1671). Die Besitzungen fielen an die Condés, die nächsten einseitigen Vignaten. Vgl. Bouville, Histoire des ducs de G. (Par. 1850, 4 Bde.); J. de Groze, Les Guise, les Valois et Philippe II (daf. 1866, 2 Bde.);

Forneron, Les ducs de G. et leur époque (2. Aufl., daf. 1893, 2 Bde.); de Pimodan, La mère des G., Antoinette de Bourbon (daf. 1889).

Guilhibuch, f. Kupferlegierungen.

Guitarre, f. Gitarre.

Guiteau (spr. gito), Charles, der Mörder des Präsidenten Garfield (f. d.), geb. 1840, französisch-lanabischer Adhant, war beschäftigungsloser Advokat, bewarb sich nach Garfields Amtsantritt um das Komulat in Maricelle und schloß nach Ablehnung seines Gesuchs 2. Juli 1881 auf den Präsidenten. Er ward 25. Jan. 1882 zum Tode verurteilt und 30. Juni in Washington gehängt.

Guittone d'Arezzo (spr. gmitone), ital. Dichter, geb. um 1230 in Santa Fimina bei Arezzo, gest. 1294 in Florenz, führte in seiner Jugend ein ziemlich freies Leben, trat hierauf in den Orden der Frati guadenti und widmete sich von da an ganz der Aufgabe, dessen Geist zu verbreiten und gegen die Sittenlosigkeit der Zeit zu predigen. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Florenz, wo er 1293 das Karmakulenerstift der begli Angeli gründete. Er beherrschte außer der lateinischen auch die provenzalische und französische Sprache. Seine Gedichte (Sonette und Kanzenen) wurden zuerst in den »Rime antiche« (Flor. 1527) gedruckt. Neue Ausgaben von D'Ancona, La antiche rime volgari (Bd. 1—5, Bologna 1881—88), Bartoli und Casini (»Propugnatores«, Bd. 14, 17 u. 18) und Casini, Testi inediti di antiche rime volgari (Bd. 1, daf. 1883); frühere Ausgabe von Bellegri: »Le rime di fra G.«, Bd. 1 (daf. 1901). Sie zerfallen, wie sein Leben, in zwei scharf geschiedene Abschnitte, in Liebeslieder und religiöse und lehrhafte Gedichte, in denen G. vielfach die früher so hoch gepriesene Minne schmählt. Noch hat man von G. eine Anzahl Briefe, die ältesten in italienischer Sprache (Rom 1745). Vgl. Romanelli, Di G. e delle sue opere (Campobasso 1875); P. Vigo, Delle rime di fra G. (im »Giornale di filologia romanza«, II, 19).

Guizot (spr. gito), François Pierre Guil-laume, hervorragender franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 4. Okt. 1787 in Nîmes (Gard) von protestantischen Eltern, gest. 12. Sept. 1874 auf seinem Landgut La Rocher in der Normandie. Sein Vater, der Advokat war, starb in der Schreckenszeit 8. April 1794 unter der Guillotine, und der Matrie G. degriete hierauf seine Mutter nach Genf, wo er auf dem Gymnasium eine gründliche Bildung erhielt. 1805 begab er sich nach Paris, übernahm 1807 eine Hauslehrerstelle, und nachdem er sich 1812 mit der 15 Jahre älteren vornehmen und sehr einflussreichen Schriftstellerin Pauline de Meulan verheiratet, wurde er zum Professor der Geschichte an der schönwissenschaftlichen Fakultät zu Paris ernannt. Als Schriftsteller hatte er sich schon früher versucht mit einer Ausgabe von Virards »Nouveau dictionnaire universel des synonymes de la langue française« (1809, 2 Bde.; 8. Aufl. 1874) sowie den Werken: »De l'état des deux-arts en France et du Salon de 1810« (1811), »Vie des poètes français du siècle de Louis XIV« (1813, Bd. 1), »Annales de l'éducation« (1811—15, 6 Bde.) und der Überlegung von Vespucius »Spanien im Jahr 1808« (1811, 2 Bde.). Nach Napoleons Niederlage von Elba begab er sich nach Gent an den Hof Ludwigs XVIII., wurde nach der zweiten Restauration zum Generalsekretär der Justiz, bald darauf zum Requetemeister und Staatsrat befördert und grüdete mit Decazes, Royer-Collard und seinen andern

politischen Freunden die Parole der »Doctrinaires« (f. d.). Gleichzeitig mit dem Ministerium Decazes 1820 entlassen, trat G. wieder als Lehrer der neuen Geschichte bei der Faculté des lettres ein. Seine von 1820—1822 gehaltenen Vorlesungen sind enthalten in der »Histoire des origines du gouvernement représentatif« (1851, 2 Bde.; 4. Aufl. 1890). Außerdem veröffentlichte er damals einige kleinere Schriften: »Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France« (4. Aufl. 1821); »Des conspirations et de la justice politique« (1820); »Les moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France« (1821); »Sur la peine de mort en matière politique« (1822). Zugleich lag er im offenen Kampf mit den reaktionär-kerisalen Bestrebungen der Regierung und wirkte ihnen als Präsident der Gesellschaft »Aide-toi, et le Ciel t'aidera«, die damals zum Schutz der Unabhängigkeit der Wahlen gegründet war, auf alle Weise entgegen. Seine Vorträge von 1828—30 erschienen u. d. T.: »Cours d'histoire moderne« (1828—30, 6 Bde.), wozu die »Histoire de la civilisation en France depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française« (1828—30, 4 Bde.; 14. Aufl. 1886) und die als Einleitung dienende »Histoire de la civilisation en Europe« (1828, 19. Aufl. 1883; deutsch, Stuttgart, 1844) gehören. In Verbindung mit mehreren Gelehrten besorgte er die »Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis la fondation de la monarchie française jusqu'au XIII^e siècle« (1823 ff., 31 Bde.) und die »Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution d'Angleterre« (1823 ff., 26 Bde.), verließ viele Werke anderer, z. B. Retourneurs Übersetzung des Shakespeare (1821, 12 Bde.; neueste Ausg. 1869), mit Einleitungen und Anmerkungen und fügte Madliss »Observations sur l'histoire de France« (1823, 3 Bde.), den »Essai sur l'histoire de France« (1824, 12. Aufl. 1868) als vierten Band bei. Seine »Histoire de la révolution d'Angleterre«, 1. Abt.: »Histoire de Charles I^{er}, 1625—1649« (1828, 2 Bde.; 12. Aufl. 1881), ist das bedeutendste Werk der sogen. pragmatischen Schule; ihr schlossen sich an die unten genannten Werke über die beiden Cromwells. 1828 gründete G. die »Revue française«, die von der Julirevolution unterbrochen u. erst 1837 auf kurze Zeit wieder aufgenommen wurde.

Im Januar 1830 trat G. in die Deputiertenkammer, wo er zum linken Centrum gehörte; doch begann seine eigentliche staatsmännische Tätigkeit erst mit der Julirevolution. Er war es, der den Protest gegen die Juliorbannungen verfasste und so den ersten Anstoß zum Ausbruch der Revolution gab. Am 30. Juli wurde er provisorischer Minister des öffentlichen Unterrichts, und 11. Aug. ernannte ihn Ludwig Philipp zum Minister des Innern. Da er jedoch die Politik Cassinies nicht billigte, nahm er schon im November 1830 mit den übrigen Doctrinären seine Entlassung. Nach Casimir-Périers Tode trat er 11. Okt. 1832 ins Kabinett Soult als Minister des öffentlichen Unterrichts (bis 15. April 1837). Er wirkte verdienstvoll für die Verbesserung der Unterrichtsanstalten, namentlich der Primärschulen, durch das Gesetz vom 28. Juni 1833 und veranlaßte die Wiederherstellung der von Napoleon 1803 aufgehobenen 6. Klasse des Instituts, der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. G. wurde 1839 an Sebastiani Sells als Gesandter nach London geschickt, wo er auf wohlwollende empfangen wurde, aber wegen Frankreichs orientalische Politik gerichtlichem Vertrag

der vier Großmächte vom 15. Juli 1840 nicht hindern konnte. Am 28. Okt. 1840 übernahm er nach Thiers' Rücktritt im neugeschaffenen Ministerium Soult das Portefeuille des Auswärtigen und ward seit Soult's Rücktritt im September 1847 der offizielle Chef dieses Kabinetts, das bis zur Februarrevolution von 1848 am Ruder blieb und, durch sein ganzes Verfahren in den innern wie in den äußern Angelegenheiten die persönliche Politik Ludwig Philipps repräsentierend, nicht wenig dazu beitrug, die konstitutionelle Monarchie in Kredit zu bringen und den endlichen Sturz der Julidynastie herbeizuführen. In der Ausführung seiner systematischen Repressivpolitik bewies er sich halsstarrig, ja zuletzt geradezu verstockt. Kräftigen Weises, war er doch unsähig, die Menschen und die Zustände richtig zu verstehen, und dabei von unerträglichem Selbstgefühl und Inselfortschneidung erfüllt. In der auswärtigen Politik führte er durch die Intrigen bei den spanischen Geiraten die Entfremdung mit England herbei und erregte durch die Unterstützung der Jesuiten in der Schweiz die Unzufriedenheit der Liberalen. Die Wählerreform lehnte er hartnäckig ab und rief dadurch die Bewegung von 1848 hervor, die sich wegen seiner allgemeinen Unpopularität zuerst gegen seine Person richtete. Am 24. Febr. 1848 mußte er aus Paris flüchten und lebte seitdem zu London. Nachdem er im November 1849 nach Paris zurückgekehrt war, wirkte er hier mit den Führern der monarchischen Partei gemeinsam für eine Fusion der Bourbonnen und Orléans. Der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 stieß dieser seiner Tätigkeit ein Ziel und veranlaßte ihn, wieder nach England zu gehen. Später kehrte er in sein Vaterland zurück und ward im Januar 1854 Präsident der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. An den Presseverhandlungen 1873 hatte er heimlich einen bedeutenden, aber erfolglosen Anteil. Seine immer starkmürrigere Orthodoxie veranlaßte ihn, in der protestantischen Kirche Frankreichs eine heftigere Spaltung herbeizuführen, indem unter seinem Einfluß die Synode 1874 den Ausschluß der liberalen Protestanten beschloß.

So gerechten Angriffen seine ministerielle Tätigkeit ausgesetzt gewesen ist, so bereitwillige Anerkennung haben von allen Seiten seine schriftstellerischen Leistungen gefunden. Durch die Gründung des Comité historique, durch Anregung zur Herausgabe wichtiger Quellenfassungen sowie durch seine eignen zahlreichen Schriften hat er sich um Beförderung der historischen Studien in Frankreich, zumal auf dem Gebiete der Institutionen und der Kulturgeschichte, die größten Verdienste erworben. Leiden auch seine Geschichtswerke an teleologisch-pragmatischem Doctrinarismus, ist doch die große Kunst der Composition und Darstellung unbestritten. Im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika bearbeitete er die Geschichte Washingtons nach dessen hinterlassenen Papieren in »Via, correspondence and écrits de Washington« (1839—40, 6 Bde.), wofür sein Bildnis im Sitzungssaal der Repräsentantenkammer zu Washington angebracht wurde. Als schriftstellerische Produkte seiner Muse seit der Februarrevolution sind hervorzuheben die politischen Schriften: »De la démocratie en France« (1849; deutsch, Leipz. 1849); »Histoire de Washington et de la fondation de la république des Etats-Unis« (3. Aufl. 1850; deutsch, bas. 1850); »Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?« (1850; deutsch, bas. 1850); »Monk, chute de la république et rétablissement de la

monarchie en 1660« (1851, 6. Aufl. 1882; deutsch, Wien 1882), mit der Fortsetzung: »Études biographiques sur la révolution d'Angleterre« (1851, neue Ausg. 1862); »Histoire de la république d'Angleterre et d'Oliver Cromwell, 1649—1658« (1854, 2 Bde.; 6. Aufl. 1871); »Histoire du protectorat de Richard Cromwell« (1856, 5. Aufl. 1869), beides Fortsetzungen seiner Geschichte der Revolution (s. oben) und mit dieser in Villous »Historique des bibliothèques« deutsch erschienen; »Nos espérances« (1855); »La Belgique en 1857« (1857) und endlich die wertvollen »Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps depuis 1814 jusqu'au 22 février 1848« (1858 bis 1867, 8 Bde.); die philosophischen: »Études sur les beaux-arts« (1851); »Méditations et études morales« (1852, 3. Aufl. 1882; deutsch, Leipz. 1864); »Méditations sur l'essence de la religion chrétienne« (1864; deutsch, daf. 1864); »Cornélie et son temps« (1852, 6. Aufl. 1880); »Shakespeare et son temps« (1852); »L'amour dans le mariage« (1855, 11. Aufl. 1879); »Méditations sur l'état actuel de la religion chrétienne« (1866); »Méditations sur la religion chrétienne dans ses rapports avec l'état actuel des sociétés et les esprits« (1868); die »Mélanges biographiques et littéraires« (1868) u. »Mélanges politiques et historiques« (1869), endlich die biographische Schrift: »Le duc de Broglie« (1872). Von der »Histoire de France, racontée à mes petits-enfants« (bis 1789 reichend, 1870—75, 5 Bde.) wurde der letzte Band durch seine Tochter Rab. de Witt herausgegeben, die auch die Herausgabe der Fortsetzung bis 1848 in 2 Bänden und der »Histoire d'Angleterre racontée à mes petits-enfants« (1877—78, 2 Bde.) besorgte. Vgl. Rab. de Witt: M. G. dans sa famille et avec ses amis (1880), Lettres de M. G. à sa famille et à ses amis (1884) und Les années de retraite de M. G., lettres à M. et M^{me} Charles Lenormant (1902); Jules Simon, Thiers, G. Kémusat (1885); J. bu rre u. Dangin, Histoire de la monarchie de juillet, besonders Bd. 5 (1889); kleinere Biographien von Crozal's (1893) und BarDoug (1894) und über Guizot's Mutter: Béga, Madame G., la veuve d'un grand homme d'État (1901).

Guizot's erste Gemahlin, Pauline de Meulan, geb. 2. Nov. 1773 in Paris, gest. daselbst 1. Aug. 1827, schrieb einige Romane, wie »Les contradictions« und »La chapelle d'Ayton«, und Erzählungen für Kinder u. d. T.: »Les enfants« (1812, oft aufgelegt). Ihre zahlreichen Jugendchriften verraten mehr Verstand als Gemüt. Ihr Hauptwerk sind die »Lettres de famille sur l'éducation« (Par. 1827, 2 Bde.; 6. Aufl. 1881). Auch ihrem Gatten leistete sie literarische Beihilfe. Ob die Kémusat ganz ausführliche biographische Notizen von ihr als Einleitung zu ihren nachgelassenen und von G. herausgegebenen »Conseils de morale« (1828, 2 Bde.). — Guizot's zweite Gattin, Elisa Dillon, eine Nichte seiner ersten Gattin, geb. 30. März 1804, gest. 11. März 1833, machte sich ebenfalls durch Herausgabe von Erzählungen in Prosa und Versen und einer Jugendchrift: »Caroline« (neue Aufl. 1840), bekannt. — Guizot's Tochter, geb. 1829, Frau de Witt, hat sich durch vortreffliche Bearbeitungen der alten Chroniken, besonders des Troisart, verdient gemacht und historische Romane geschrieben. — Sein Sohn Guillaume, geb. 1833, gest. 1899 als Professor am Collège de France, schrieb: »Ménandre. Étude sur la comédie et la société grecques« (1856), »Alfred le Grand« (3. Aufl. 1864), »Montaigne« (aus dem Nachlaß, 1899) u. a.

Guizotia Cass. (Ramilla DC.), Gattung der Kompositen, einjährige Kräuter mit gegenständigen ober oderwärts abwechselnden Blättern, mittelgroßen, gestielten, einzeln end- oder blattwinkelständigen Blütenköpfen mit weiblichen Strahlblüten und krautigen oder fast laubblattartigen äußeren Hüllblättern. G. abyssinica Cass. (G. oleifera DC.), mit lanzettförmigen Blättern und gelben Blüten, wird in Abyssinien und Ostindien kultiviert. Aus den Samen (Ramillafamen, Rigerfamen, mit 43 Proz. Fett und 19,4 Proz. Sticksstoffsubstanz) gewinnt man durch Pressung ein fettes Öl (Ramilla, Berinnu ad), das als Speise- und Brennöl benutzt wird. Die Presssamen (Rigerfamen), mit 4 Proz. Fett, 33 Proz. Sticksstoffsubstanz und 23,3 Proz. stickstofffreien Extraktstoffen, dienen als Futtermittel.

Gujan (Gu. guajana), Stadt im franz. Depart. Girondens, Arrond. Bordeaux, an der Südhälfte des Meeresbogens von Arcachon u. an der Südküste, mit Austerparthen, Terpentinerzeugung, Holzhandel, einem Seebad und (1901) 3131 (als Gemeinde 4136) Einw.

Gul, von Raritus aufgebracht Bezeichnung einer Gruppe von brasilianischen Sprachen nach dem diesen Sprachen gemeinsamen Wort für »Schwiegerjohn« (guk. K. v. d. Steinen rechnet eine Anzahl der Gulsprache vielmehr zu den Arawaken (s. d.).

Gula, Fluß in Norwegen, entspringt im N. von Koroas, fließt in westlicher und nordwestlicher Richtung durch das Gulbaf und mündet nach einem Laufe von 125 km Länge in den Fjord von Drontheim. Sein Tal wird von der Eisenbahn Christiania-Drontheim durchzogen.

Gulak (Kula d., niederl. Goelack), ein javanisches Gewicht in Batavia 7¼ Ratti = 4,46 kg, für Pfeffer in Bantam 1023, in Palembang 756 g.

Gulam, f. Gulam.

Gulisch, f. Guläpis.

Gulba, Fluß in Australien, f. Murray.

Guldberg, Ove, dän. Staatsmann, Historiker und Theolog, geb. 1. Sept. 1731 in Horsens als Sohn des Kaufmanns J. Hörgb., gest. 8. Febr. 1808 auf Fald (bei Sidborg), nannte sich G. nach seiner Mutter, studierte Theologie, wurde 1761 Professor an der Akademie zu Sord, 1764 Erzieher, 1771 Kabinettssekretär des Erbprinzen Friedrich und leitete 1772 die Palastverchwörung gegen Struensee (s. d.). Seitdem war er allmächtiger Günstling der Königin-Mutter Juliane Marie (s. d.), wurde 1774 Kabinettssekretär Christians VII. (s. d.), 1776 Staatssekretär, 1777 unter dem Kainen Hörgb. u. gabelt, 1780 Minister und 6. April 1784 Ministerpräsident, mußte aber schon 14. April infolge der Palastrevolution des Kronprinzen Friedrich (f. Friedrich II.) zurücktreten. Hierauf war er (bis 1802) Stiftsamtmann in Aarhus. 1772 bis 1784 Führer der orthodox-nationaldänischen Partei, schaffte er die von Struensee eingeführten liberalen Einrichtungen ab, beseitigte den deutschen Einfluß im Meer und im Beamtenum, erwarb 1776 den Erlaß einer Indigenatenordnung, die alle Nichtdänen von der Erlangung eines Staatsamtes ausschloß, begünstigte eine frommelnbe Nüchternheit, führte eine strenge Zensur ein und beschränkte die Rechte des Bauernstandes. In der auswärtigen Politik Anhänger Rußlands und Gegner Englands, geriet er allmählich in scharfen Gegensatz zu A. F. Bernkröff (s. d. 2), dessen Sturz (1780) sein Werk war. Hierauf begann die »Guldbergsche Periode« (1780—84). Unbeirrt sind seine Verdienste um die Regeneration der dänischen Prosa. Er schrieb: »Verdens Historie« (Kopenh.

1768—72, 3 Bde.); »Den naturlige Theologi« (1765); »Den aabenbarede Theologi« (1773); »Tidsbestemmelse af det nye Testaments Bøger« (1785); »Det nye Testamente med Anmærkninger« (1794, 2 Bde.). — Bgl. Chr. Høegh-G., Et Par Ord om Ove Høegh-G. (1841); Wießing, Struensee og G. (1849); W. Friis, A. P. Bernstorff og Ove Høegh-G. 1772 til 1780 (1899).

Guldborgfund, die Kreuze zwischen den dän. Inseln Falster und Lolland, über die bei Nykjøbing seit 1875 die Eisenbahn Drejshoved-Ralskov auf 300 m langer Brücke führt.

Gulden, eine Silbermünze und Währungseinheit in deutschen und benachbarten Staaten seit Mitte des 17. Jahrh., nachdem die Goldgulden (s. d.) größtenteils verschwunden waren. Gewöhnlich teilte man ihn in 60 Kreuzer zu 4 Pennig und setzte ihn meistens = $\frac{1}{2}$ Taler, unbeschadet der Verschiedenheit des Münzfußes. Dem besten meißenschen Gulden folgte der seine sächsisch-G. oder das Zweidrittelstück des Leipziger Münzfußes von 1690, wonach 18 G. aus der kölnischen Mark feinen Silbers hergestellt wurden, = 2,3088 M. der jetzigen Talermünzung. Hannover befolgte ihn bis 1817 und Braunschweig bis 1857 zu $\frac{1}{3}$ Stück aus der rauen Mark oder als feines Zweidrittel $\frac{1}{3}$ Stück bei; Mecklenburg prägte ihn (neues Zweidrittel) 1798—1830 und als Handelsmünze Preußen 1796—1810; 12 Stück; Hannover und Mecklenburg gaben auch $\frac{1}{2}$ Stück oder halbe G. aus, und dieses teilte die Einheit in 32 Schilling, während der G. für Ostfriesland in 10 Schaap zu 20 Edeln geteilt. Als Abschwächung und unterdrückte Einlösung den Wert der Münzen verringert hatte, griffen die meisten Staaten zum Konventionsfuß, in dem zwar die Teilstücke weiter geprägt wurden, aber schon 1754 in Bayern und dann in ganz Süddeutschland außer Österreich und Niederösterreich unter Erhöhung um ein Fünftel des Nennwertes der Kopfstücke u. Daraus entstand der rheinische G., 24 in der Mark fein oder 1 G. = 1,7000 M. als eine Rechnungseinheit, die durch den ausgebreiteten Umlauf der Kronentaler an voller Entfaltung gehindert wurde. In einigen Staaten blieb zeitweise der fränkische G. als Rechnungseinheit erhalten, 19½ aus der feinen Mark, zu 20 guten Groschen oder 15 Bogen von 5 Kreuzer, so in Rheinigen = 2,1024 M.; von Preußen wurde 1792—94 für seine fränkischen Fürstentümer der Schwabacher G. zu 16 guten Groschen = 2,0048 M. 12 Stück geprägt. In Frankfurt unterschied man vor 1843 den G. Warenzahlung oder Münze vom G. Beschleißgeld und rechnete 11 erstere = 9½ letztere. Mittlerweile glitt, weil sich im Verkehr die Überschätzung des Kronentalers auf 2,70 statt 2,64 G. geltend machte, die rheinische Währung in eine süddeutsche über, 24½ G. aus der Mark fein, der G. = 1,7161 M., zuerst 1813 und 1819—27 von Baden und 1824—25 von Württemberg mittels 12-stückiger Stücke ausgeführt, dann gemäß der Konvention vom 25. Aug. 1837 seitens aller süddeutschen Staaten, aber mit $\frac{1}{10}$ Feinheit in Stücken zu 1 und $\frac{1}{10}$ sowie meistens 2 G. Im Anschluß an diese Währung prägte Baden 1819—27 und Württemberg 1824—25 auch Goldmünzen zu 10 G., jedes 21½ Karätig = 17,3022 M. und dieses 21½ Karätig = 16,0000 M., entsprechend zu 5 G. Die Annäherung an Norddeutschland mittels des Doppeltalers wurde durch den Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857 zwischen dem Zollverein und Österreich-Ungarn weitergeführt, indem als gemeinsame Münze der Vereinstaler (s. d.)

diente und bestimmt ward, daß der neuere süd-deutsche G. in $\frac{1}{10}$ Feinheit zu 52½ Stück auf das Pfund von 500 g ausprägen sei, = $\frac{1}{10}$ norddeutsche Taler oder $\frac{1}{10}$ österreichische G. = 1,7148 M. In dieser zu Ende 1875 erfolgten Währung sind Stücke zu 2, 1 und $\frac{1}{10}$ G. hergestellt worden. Der neue österreichische G. (Florenus, ungar. Forint), seit 1. Nov. 1858 zu 45 Stück aus dem Pfund Silber, = $\frac{1}{10}$ Taler oder 2 M., wurde durch kaiserliche Patente vom 19. Sept. 1857 und 27. April 1858 in 100 Neukreuzer (später Kreuzer) geteilt und $\frac{1}{10}$ fein im Gewicht von 12,3437 g geprägt, entsprechend 2 G., der $\frac{1}{10}$ G. hingegen 520 Tausendstel fein. Hierzu traten durch Gesetz vom 9. März 1870 Goldmünzen zu 8 und 4 G., letztere 155 aus dem rauen Pfund von $\frac{1}{10}$ Feinheit = 8,10 M., denen die 20- und 10-Kranztücke völlig gleichgestellt wurden. Aus einem ziemlich stetig gewordenen Kurse des Guldens österreichischer Papierwährung = 1,70 M. ist die neue Kronenwährung hervorgegangen. Der polnische G. (s. Zlot) = 0,2000 M. von 1841 war in 30 Groschen geteilt, ebenso der G. für die Provinzen Preußen und Posen; jedoch gingen dort 3 und hier 6 G. auf den Taler. In den Niederlanden war der G. (engl. Guilder, franz. Florin) in 20 Stüber zu 16 Pennig geteilt, bei $\frac{1}{10}$ Feinheit, 1816—39 in 100 Cents. Das Gesetz vom 22. März 1839 machte ihn 10 g schwer und 945 Tausendstel fein = 1,701 M., entsprechend Stücke zu 2½ und $\frac{1}{2}$ G., bis 1847 auch zu $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{100}$ G.; jetzt werden Kurantmünzen nur noch zu 1 (auch Silberreupie genannt) und $\frac{1}{10}$ G. für Ostindien geprägt, da der Staat zur Goldwährung übergegangen ist. Nach dem Gesetz vom 6. Juni 1875 wiegt das Stück von 10 G. (Zientfe) 6,72 g und ist $\frac{1}{10}$ fein = 16,8720 M. (s. Tafel »Münzen VI«, Fig. 1). Von den Kantonen der Schweiz rechneten die meisten bis 1852 neben Schweizerfranken oder ausschließlich nach G. zu 70 Buziger, 60 Kreuzer, 40 Schilling oder (Pfund) 50 Schilling; in Luzern war der 13½-lötlige G. (40 Schilling) von 1793 schon auf die Stufe des Schweizerfranken gefallen. Das niederländische Geld in den rechnete bis 1827 nach G. zu 20 Stüber = $\frac{1}{10}$ Doll. oder $\frac{1}{10}$ Fld. Sterl. und für Britisch-Guayana, wo dieselbe Währung (1 Guad = 3 Guilders) galt, wurden 1809—1816 eigne Münzen zu 3, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{10}$ G. im Silberwerte des Guldens von 1,148 M. geprägt.

Gulden (meißenscher G.), ältere sächs. Währungseinheit zu 21 Leipziger Groschen, längere Zeit auf dem platten Lande gebräuchlich, = 2,2022 M. der Talermünzung; in Franken und Rheinigen = 78½ rheinische Kreuzer.

Guldenbaum, s. Liquidambar.

Guldene Äder, s. Hämmorrhoden.

Guldenfah, f. Gulden und Münzfuß.

Guldengroschen (Unciales), eine zuerst 1484 in Tirol mit dem Brustbilde des Erzherrzogs Siegmund (auf der Rückseite einem galoppierenden Ritter, von 13 Wappen eingefaßt) geprägte deutsche Silbermünze, die den damaligen Wert eines rheinischen Goldguldens hatte (s. Tafel »Münzen III«, Fig. 10) und später den Namen Taler erhielt, der auch herkömmlich auf unserer Münztafel gedruckt steht.

Guldenst., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Anton Johann v. Guldenstädt, geb. 10. Mai (29. April) 1745 in Riga, gest. 23. (12.) März 1781, studierte seit 1763 in Berlin Medizin und Naturwissenschaft, bereiste 1768—73 im Auftrag der Petersburger Akademie mit Gmelin (s. d.) den

Kaufhaus und wurde 1781 Präsident der Oekonomischen Societät in Petersburg. Seine Reise wurde von Kallas (Petersb. 1787—91, 2 Bde.) und von Klaproth (Berl. 1815 u. 1834) herausgegeben.

Gulbentaler, deutsche Silbermünze zu 60 Kreuzer statt der 72, welche die Reichsmünzordnung von 1551 bestimmt hatte, daher mit der Zahl 60 im Reichsapfel auf der Brust des Reichsadlers.

Gulberlinge, Apfelfamilie, f. Apfelbaum, S. 613.

Gulbin, Paul (vor seinem Abtritt Sabakuf), Mathematiker, geb. 12. Juni 1577 in St. Gallen, gest. 3. Nov. 1643 in Graz, erlernte die Goldschmiedekunst, trat 1597 in Freising zum Katholicismus über und kam zu Mönchen in den Jesuitenorden. In der Folge lehrte er Mathematik in Rom, Wien und Graz. Sein großes Werk »Centrobaryca«, das in 4 Büchern 1635, 1640 und 1641 in Wien erschien, enthält die öfters nach ihm benannte Barzentrische Regel (f. d.).

Gulbner, f. Goldgulden.

Gulbisches Silber (Goldsilber), eine besonders zu Königsberg vorkommende Legierung von Gold und Silber mit 28—50 Proz. Gold, bildet Übergänge in das silberreiche Gold mit 20 und mehr Prozent Silber (Elektum) von Vorpatal in Siebenbürgen und von Schlängenberg im Altai. G. S. heißt auch allgemein goldhaltiges Silber.

Gulif-Boghas (Pylae Ciliciae), 966 m hoher, an der engl. Stelle 8—10 m dritter Gebirgspass des Taurus (Bulgur Dagh) im asiatisch-türk. Bilajet Wana (Kilisien), wird von der von Tarsoß nach dem Innern von Kleinasien führenden Straße durchzogen. Die geplante Bagdad-Eisenbahn soll östlich des Passes den Taurus überschreiten.

Gulihane, Kiosk bei Konstantinopel, berühmt durch den vom Sultan Abd ul Weschid 3. Nov. 1839 unterzeichneten Hattischirif von G., der alle Untertanen der Pforte einander gleichstellte; f. Türkisches Reich (Weichsch.).

Gulistan (pers.), Rosengarten, f. Saabi.

Güll, Friedrich Wilhelm, Kinderliederdichter, geb. 1. April 1812 in Ansbach, gest. 24. Dez. 1879 in München, bezog 1829 das Schullehrerseminar in Altdorf und wurde 1842 Lehrer an der protestantischen Piarsschule zu München, wo er 1844 auch einen Privatkursus für Töchter aus den höhern Ständen eröffnete, den er 27 Jahre lang leitete. Außer belehren den Kinderchören, z. B. »Systematische Bilderchule« (Münch. 1847—51, 2 Bde.), veröffentlichte er: »Kinderchöre in Liedern und Bildern« (mit Zeichnungen von Graf Pöck und Bärner; neue Ausg., Gütersloh 1876; 6. Aufl. 1889; Wiesbaden, das. 1901); »Reichnachsbilder« (Berl. 1840); »Neue Bilder für Kinder« (mit Zeichnungen von Tony Nuttenthaler, Münch. 1848); »Lieder aus dem Schatz deutscher Lyrik« (das. 1850); »Leitern auf der Lebensfahrt, ein Sprachbrevier« (Leipz. 1881) und »Rätselbüchlein« (brög. von Lohmeier, Olagau 1882). Gülls Kinderlieder zeichnen sich durch glückliche Auffassung des kindlichen Geistes und Gemüths aus und sind besonders durch die Kompositionen von B. Taubert bekannt geworden. Vgl. Gärtner, Friedrich G. (Münch. 1890).

Gülle, f. Gans; f. Dünge, S. 277.

Gulivers Reisen (Travels of Gulliver), Titel eines berühmten satirischen Romans von Swift (f. d.).

Gullsh (engl., von gull), bei der Schwemmfarmatation die Einrichtung zum Abfangen von Sand, Schlamm u. vor dem Eintritt in die Kanäle, senkrechte Schächte aus Mauersteinen oder Tonröhren, in die das Regen-

oder Hauswasser hineinfällt, und in deren hohler Höhe das Abflusrohr unter Einfügung eines Wasser- verchlusses angebracht ist. Die Einschlöße sammeln sich im untern Teil des Gullshs und werden von Zeit zu Zeit durch kleine Bagger herausgeholt, oder man stellt auch einen anschließenden Eimer in den G. und hebt diesen, wenn er gefüllt ist, heraus.

Gulo, der Biberzög.

Gülls, Dorf im preuß. Regesb. und Landkreis Koblenz, an der Mosel und der Staatseisenbahnlinie Perl-Koblenz, hat 2 kath. Kirchen, ein Kloster, Weinbau und (1900) 2112 Einw.

Gült (Gülte), was ein Gut jährlich erträgt; dann soviel wie Schuld, auch Abtragung einer solchen, ferner der von der Nutzung eines Gutes zu entrichtende Grundzins; endlich die Rente beim Rentenkauf (f. Rente). Gültbrief, Gültverschreibung, soviel wie Schuldverschreibung; Gültgüter, Gültenhöfe, Güter, von denen Grundzinsen (f. d.) erhoben wurden.

Gültebauern (Giltbauern), soviel wie Bauerngelden (f. d.).

Gülten, soviel wie Grundzinsen; Gültentaus, Gülttau, soviel wie Rentenkauf (f. Rente).

Gültgut (Gültshof), f. Grundzinsen.

Gulissa, der zweite von den drei dem Vater überlebenden legitimen Söhnen des numidischen Königs Masinissa (die beiden andern Söhne sind Micipsa und Mastanabal), erhielt nach dem Tode seines Vaters (149) von P. Cornelius Scipio, dem jener die Vollziehung seines Testaments übertragen hatte, den Oberbefehl über das numidische Heer und die Leitung des Krieges gegen. Er starb bald darauf. — Ein Sohn von ihm, Massiva, war 111 mit Jugurtha zusammen in Rom und wurde aus dessen Befehl ermordet, weil einige angesehenen Römer die Absicht hatten, ihn statt des Jugurtha zum König von Numidien zu erheben.

Gulsh (ungar.), in Ungarn Hornviehherde, die den Sommer über Tag und Nacht im Freien bleibt und nur zur Aufzucht, nicht zur Nahrung dient; Gulshás (von gulyas, der Hirt einer solchen Herde).

Gulsh (unrichtig Gulash oder Golasch), ein ursprünglich ungarisches, jetzt durch ganz Deutschland verbreitetes Gericht, besteht aus in Würfen geschnittenem Rind- oder Kalbfleisch, das mit Speck, Zwiebeln und einem starken Zusatz von Pfeffer (Paprika) gedünstet wird.

Gum (Gum), in Algerien Abteilungen der eingebornen irregulären Reiter. Das Wort, aus dem arabischen hunkam entstanden, bedeutet soviel wie Aufgebot u. der streitbaren Mannschaft eines Stammes. Diese Reiter stehen unter ihren eignen, von Frankreich bestellten Chefs, erhalten nur Sold, wenn sie Dienst tun, und werden als Plünderer, auf Vorposten u. verwendet. Das Bindeglied zwischen ihnen und der regulären Armee bildet die 1830 errichtete eingeborne reguläre Reiter (chasseurs algériens), die spätern Spahis. 1870 wurden sie bei der Loirearmee zum erstenmal in einem europäischen Krieg verwendet.

Gumbel, Karl Wilhelm von, Geolog, geb. 11. Febr. 1823 zu Dammensfeld in der Rheinpfalz, gest. 18. Juni 1898 in München, studierte seit 1842 in München und Heidelberg, arbeitete seit 1848 in dem Steintohlenbergwerk St. Ingbert in der Pfalz, ward 1850 Karlsruher und 1851 zur Beteiligung an der geognostischen Durchforschung Bayerns nach München berufen. Er leitete die Aufnahme des ob- bayerischen Grenzstrichs von der Donau bis zum Fränk-

telgebirge, wendete sich aber seit 1855 der geognostischen Durchforschung der Alpen zu und um so erfolgreicher, als gleichzeitig viele österreichische Geologen und Eisner v. d. Kintz sich derselben Aufgabe widmeten. Die Frucht dieser Arbeiten war »Die geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebirges und seines Vorlandes« (Gotha 1861), das erste Werk, das einen bedeutenden Teil der nördlichen Kalkalpen bis ins kleinste Detail darstellt und geognostisch beschreibt. 1861 begann er in ähnlicher Weise die Ausarbeitung des ostbayerischen Gebirges, die 1868 in Gotha erschien. Ein dritter Band (1879) behandelt das Fichtelgebirge mit dem Frankenthal, ein vierter die Fränkische Alb (Frankenjura, 1891). Neben derselben lieferte G. eine Übersicht der döhnischen Kreide zur Vergleichung mit der in Niederbayern und eine Arbeit über Foraminiferen des südbayerischen Kammulitentaltes; auch bearbeitete er die geologische Abteilung der »Bavaria«. Er wurde 1861 Professor an der Münchener Universität, 1868 auch Professor der Geognosie an der Technischen Hochschule daselbst, trat 1869 in das Kollegium des neuerrichteten Oberbergamtes und wurde 1879 mit dem Titel Oberbergdirektor Vorstand dieser obersten Bergbehörde in Bayern. 1882 wurde ihm der Titel verliehen. Noch veröffentlichte er: »Anleitung zu geologischen Beobachtungen in den Alpen« (München 1879); »Geologie von Bayern« (Bd. 1: »Grundzüge der Geologie«, Kassel 1884 ff.; Bd. 2: »Geologische Beschreibung«, 1894) und begann die Herausgabe einer »Geognostischen Karte des Königreichs Bayern«, 1:100,000, von der G. 1891 u. 1897 zwei Hefte veröffentlichte (fortgesetzt von Ammon, München 1903 ff.); daneben erschien 1896 die Geologische Übersichtskarte von Bayern und den angrenzenden Ländern, 1:100,000.

Gumbelit, ein Mineral, s. Pyrochroit.

Gumbert, Ferdinand, Liedertouponist, geb. 21. April 1818 in Berlin, gest. 6. April 1896 in Berlin, war 1839—42 als Sänger auf verschiedenen Bühnen tätig, widmete sich aber dann in Berlin ausschließlich der Komposition und dem Gesangsunterricht. Außer zahlreichen, z. T. ungemein populär gewordenen Liedern (über 400) schrieb er einige Liederspiele und bearbeitete eine Reihe französischer Opern von Meyerbeer, Thomas, Rossini, Delibes u. a. für die deutsche Bühne. Seit 1861 war er Richterlatte über die Oper für die »Neue Berliner Musikzeitung«, seit 1881 Musikreferent für die Berliner »Tägliche Rundschau«. Unter dem Titel: »Musik. Gelesen und Gesammelte« (Berl. 1890) veröffentlichte er eine Sammlung von Vorträgen u. über die Tonkunst.

Gumbinnen, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und Kreises in der Provinz Ostpreußen, an der Pissa (einem Zufluss des Pregels), die hier die Rönnte aufnimmt, und der Staatsbahnlinie Königsberg-Eydtkuhnen, 42 m ü. M., hat 3 evangelische und eine kath. Kirche und eine Synagoge. Auf dem Marktplatz steht ein Standbild des Königs Friedrich Wilhelm I. (von Rauch), der G. 1724 zur Stadt erhob. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1900) mit der Garnison (ein Füsilierreg. Nr. 33, 3 Eskadrons Dragoner Nr. 8 und eine reitende Abteilung Feldartillerie Nr. 1) auf 14,000 Seelen, davon



Wappen von Gumbinnen.

297 Katholiken und 128 Juden. G. hat eine Eisen- und Maschinenbauanstalt mit Dampfhammer, mechanische Weberei, Möbelfabrikation, 2 Dampffäbriken, Kollerei, Ziegelei und Bierbrauerei. Der Handel, unterstützt durch eine Reichsbankniederstelle, ist nur wichtig in Landesprodukten, Vieh und Ferkeln. An Bildungs- und andern Anstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium mit Realschule und eine landwirtschaftliche Winterschule. G. ist Sitz einer königlichen Regierung, einer Oberpostdirektion, eines Hauptsteueramtes, eines Amtsgerichts sowie des Stabes der 4. Infanteriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 9 Magistratsmitglieder und 36 Stadtratsmitglieder. Vgl. Joh. Schneider, Aus Gumbinnens Vergangenheit. Aufzeichnungen des Generalleutnants Robert von Eberstein 1812—1815 (Gumb. 1904).

Der Regierungsbezirk G. (s. Karte »Lit. und Westpreußen«), der östliche des Königreichs Preußen, umfaßt das alte Preußisch-Litauen und Masuren, zählt (1900) auf 15,880,46 qkm (288,42 Q.M.) 792,240 Einw. (50 auf 1 qkm), davon 767,632 Evangelische, 14,294 Katholiken und 4690 Juden, 42,058 Personen mit polnischer, 75,531 mit masurischer und 70,657 mit litauischer Muttersprache, und besteht aus den 17 Kreisen:

Kreise	Q.M.km.	Q.Meilen	Einw. 1900	Einw. auf 1 qkm
Angerburg . . .	925	16,60	34 843	37
Partschew . . .	750	13,78	32 782	43
Golbap . . .	994	18,66	44 813	45
Gumbinnen . . .	729	13,34	50 781	70
Hebelsburg . . .	803	14,38	42 825	53
Insterburg . . .	1202	21,62	74 577	62
Johannisburg . . .	1680	30,51	48 262	29
Kögen . . .	894	16,14	40 432	45
Kyd . . .	1127	20,47	54 222	48
Neuburg . . .	803	16,19	55 342	62
Cleto . . .	841	15,37	38 430	46
Witten . . .	1060	19,35	46 566	44
Wagnitz . . .	1218	22,11	54 123	44
Sensburg . . .	1254	22,41	48 403	39
Stallupönen . . .	703	12,77	44 336	63
Tilsit (Stadt) . . .	30	0,54	34 539	—
Tilsit (Land) . . .	785	14,39	40 944	60

Über die sieben Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks vgl. Karte »Reichstagswahlkreise«. Vgl. A. Reich, Preußisch-Litauen und Masuren, Bd. 1 u. 2 (Rudolst. 1879).

Gumbo, s. Abelmoschus.

Gumma, s. Syphilis.

Gummersbach, Kreisstadt im preuß. Regbez. Köln, an der Staatsbahnlinie Brügge-Dieringhausen, 250 m ü. M., hat 3 evangelische und 2 kath. Kirchen, Realschule, Amtsgericht, Reichsbankniederstelle, Kunstmuseum und Baumwollspinnerei, Weberei, Strickerie, Fäbrilation von Dampfseilen, Papier, Tapeten, Stroh- und Fleisenschnitten, Fleisenschläuchen, elektrotechnischen Bedarfsartikeln u., bedeutende Steinbrüche und (1900) 12,525 Einw., davon 1982 Katholiken. — G. gehörte von 1100—1287 zur Grafschaft Berg, 1287—1614 zur Grafschaft Mark, dann bis 1806 zur Herrschaft Gindorn-Neustadt und fiel 1815 an Preußen; es erhielt erst 1857 Stadtrecht.

Gummi (v. griech. κόμμι), weicher, klebriger, stickstoffreicher, den Kohlenhydraten nahestehende Pflanzenstoffe, die in Pflanzenstäben, als Interzellularsubstanz, als Verdickungsmasse der Zellhäute auftreten und bisweilen in großen Massen sich bilden und aus dem Pflanzenkörper austreten (vgl. Gummiak). Sie sind

amorph, farblos (durch Beimengungen gelblich bis braunrot), durchsichtig bis undurchsichtig, geruch- und geschmacklos, lösen sich im Wasser zu einer schleimigen, liegenden Flüssigkeit oder quellen darin nur sehr stark auf, sind unlöslich in Alkohol und Äther und werden daher durch Alkohol aus der wässrigen Lösung gefällt. Beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure werden sie langsam in einfache Zuckersorten aus der Gruppe der Pentosen und Hexosen, durch Salpetersäure aber meist in Schleimsäure verwandelt. Hauptbestandteile sind: Arabin säure, Metarabin säure, Galactin, neben denen Dextrin, Zucker, Gerbsäure, Farbstoffe, ferner 2–3 Proz. Mineralbestandteile und 12 bis 15 Proz. Wasser vorkommen. Nach ihrer chemischen Beschaffenheit kann man die Gummianten einteilen in saure Kalk- oder Alkalisalze der Arabin säure (Arabin), in saure lösliche; Alajungummi (Gummi arabicum), ostindisches oder Peroniamummi, Alajoungummi; saure Kalk- oder Alkalisalze der Metarabin säure (Geraffin), im Wasser nur zu Gallerte oder Schleim quellend; Kirsch-, Pflaumen-, Aprikosen-, Mandelgummi, Tragant, Kuteragummi, Balsora-, Kolas-, Echagatgummi. Man gewinnt das G. gewöhnlich nur durch Einsammeln, da es freiwillig aus der Rinde der Bäume oder Sträucher ausfließt und dann bald erhärtet. Mit Harz und ätherischen Ölen gemengt, tritt das G. in den Gummiharzen (s. d.) auf. Viele Gummianten, besonders Gummi arabicum, Tragant, finden technische Verwendung. Vgl. Wiesner, Die technisch verwendeten Gummianten, Harze und Balsame (Erlang. 1869); de Cordemoy, Gomme, résines d'origine exotique (Par. 1900). — Australisches G. (neuseeländisches Harz, Kaitiakiharz), fast wie Karobharz, auch ein Alajungummi, s. Gummi arabicum; elastisches G., fast wie Kautschuk; hornisiertes G., fast wie Ebonit, s. Kautschuk; künstliches G., fast wie Dextrin; ostindisches G., s. Peronia; pflauisches G., fast wie Guttapercha; vulkanisiertes G., fast wie vulkanisiertes Kautschuk.

Gummiapfel, s. Calaphyllum.

Gummi arabicum (Gummi Mimosae, arabisches Gummi, Rimofengummi, Alajungummi), aus der Rinde von Acacia-Arten gewonnenes Gummi, stammt hauptsächlich von Acacia Verek und tritt meist freiwillig aus; nur selten werden die Gummibäume angeschnitten. Andre Arten liefern weniger und meist braunes oder rötliches G. (vgl. Acacia). Die Gummiernte wird sehr stark durch die Zitterung beeinflusst, auch richten Elefanten in den Gummimäldern gelegentlich die größten Verwüstungen an. G. bildet runde aber längliche, auch wurmförmige, zerbrechliche, rissige, farblose, gelbe bis braunrote, mehr oder weniger durchsichtige und auf dem muscheligen Bruch glasglänzende Stübe vom spez. Gew. 1,20—1,6 und der Härte des Steinsalzes. Es löst sich bei gewöhnlicher Temperatur in seinem gleichen Gewicht Wasser und gibt eine opalisierende, dicke, flebrige, sauer reagierende, fast schmeckende Flüssigkeit; auch bei 100° nimmt Wasser nicht viel mehr G. auf, doch erfolgt die Lösung dann etwas schneller. Die Lösung mischt sich mit Glycerin, das aus trocknes G. nur wenig einwirkt. 100 Eingeist von 20 Volumprozent lösen 57, bei 50 Volumprozent nur 4 G. Die wässrige Lösung des G. potarisiert nach rechts aber links, bei den besten Sorten nach links, wird bei längerem Stehen unter Zuckerbildung sauer und schimmelt. Zur Verhinderung des Schimmels ist ein geringer Zusatz von Chinin empfohlen worden. Die

Lösung wirkt diastatisch, verwandelt Stärke in Dextrin. Lufttrocknes G. vertieft bei 100° noch 12–17 Proz. Wasser und nimmt nach dem Trocknen dieselbe Menge Wasser an der Luft wieder auf. Bei 100° erleidet das G. bereits eine gelinde Röstung, und bei 150° wird es schmerzhaft löslich. Das Gummi enthält 0,36–1 Proz. Dextrose, Spuren von Harz und Farbstoffen. Beim Verbrennen hinterläßt es etwa 3 Proz. Asche, die im wesentlichen aus kohlensaurem Kalk besteht. Dieser Gehalt an Kalk ist wesentlich, denn das G. ist als ein saures Salz der Arabin säure (Arabin) zu betrachten, entsprechend der Formel $(C_{12}H_{21}O_{11})_x \cdot Ca + 3(C_{12}H_{21}O_{11} + 3H_2O)$. Der Gummischleim ist eine Lösung von 1 Teil G. in 2 Teilen Wasser (= Deutsches Arzneibuch.). Im Handel unterscheidet man 1) Arabisches Gummi (Ritgummi), hauptsächlich von Acacia Verek, aus dem Nordosten Afrikas, besonders aus dem Nilgebiet. Mit diesem stimmt überein das Gummi aus dem Innern Arabiens, das aber Äden und Rafalla in den Handel kommt. Die wichtigsten Sorten des Ritgummis sind Kordofangummi (das beste), Sennaragummi, Suafingummi, Geddagummi und Somalgummi. 2) Senegalgummi, von A. Verek, in vielen Sorten, seit dem 17. Jahrh. für Frankreich von Bedeutung, hat es seit den kriegerischen Verhältnissen in den Nilländern das Kordofangummi vielfach ersetzt. 3) Deutschafrikanisches Gummiarten aus Deutsch-Südwest- und Ostafrika, von verschiedenen Acacia-Arten abflamend, z. T. sehr gut, z. T. von geringem Wert. 4) Indisches Gummi, von A. arabica und A. Farnesiana, ist billig, aber von geringem Wert. Als indisches Gummi geht auch das Gummi von Peronia elephantum, einer Murantia, von Odina Wodier, einer Anasardier, und Anogeissus latifolia, einer Kombretacee. 5) Australisches Gummi (Wattle gum), von A. pycnantha, rotbraun, durchscheinend, aber von den andern gesärbten Sorten vorteilhaft unterschieden. Kleinere Mengen von G. liefern auch das nordwestliche Afrika (maroccanisches oder Rogadorgummi), Tunis, Angola, Benguela etc.

Man benutzt das reinste Gummi in der Lössfabrikation, zu seinen Appreturen für Seidenwaren und Spitzen und in der Medizin; geringere Sorten als Kleb- und Bindemittel, im Zeugdruck, zur Bereitung von Wasserfarben, Zündhölzern, ordinären Appreturen, für den Steindruck; die geringsten Sorten zur Darstellung von Tinte. Für sehr viele Zwecke ist das G. vorteilhaft durch Dextrin ersetzt worden. Zur Prüfung des sehr verschiedenen Veredelungsvermögens der Gummisorten benutzt man das Viskosimeter (s. d.). Zum Weichen des Gummis löst man es in 6–12 Teilen einer gesättigten wässrigen Lösung von schwefliger Säure, löst nach der Entfärbung, versetzt die Lösung mit kohlensaurem Natrium, erhitzt zum Kochen und filtriert durch eine zwischen zwei Stücken Leinwand liegende Schicht von feuchtem Tonerdehydrat. Die alten Ägypter benutzten Kani (griech. kummi) in der Malerei und bezogen es aus dem Lande Bmt. Hippokratès benutzte G. medizinisch, Herodot kannte es als Bestandteil der Tinte. Auch den Römern war G. bekannt, und die arabischen Ärzte benutzten es als Heilmittel. Im Mittelalter wurde es nur wenig angewendet, und es kamen sehr geringe Mengen nach Europa; doch scheint es niemals ganz gefehlt zu haben. Seit Ende des 18. Jahrh. wurde es in immer steigender Menge industriell verwendet. Das Senegalgummi war in Europa wohl seit dem 14. Jahrh. bekannt, für den

Wollhandel erlangte es seit den 30er Jahren des 19. Jahrh. Bedeutung. Vgl. *Anders, G.* und dessen *Surrogate* (Wien 1896).

Gummi, australisches, s. wie *Maroidharz*.
Gummibaum (*Ficus elastica*), f. *Ficus*; blauer und roter G., f. *Eucalyptus*.

Gummidruck (direkter Pigmentdruck), ein photographisches Kopierverfahren, bei dem die lichtempfindliche Schicht, bestehend aus Gummicarboxium, chromsauren Salzen und Pigmenten (Aquarellfarben), auf Papier aufgetragen und unter einem Negativ belichtet wird. Die vom Lichte getroffenen Stellen werden unlöslich und halten das Pigment fest; die Entwicklung geschieht mit Wasser. Man pflegt bei diesem Prozeß zwei oder drei Bildschichten sukzessiv übereinander zu kopieren, um die Kraft und Kobulation der Bilder zu regeln. Der Prozeß ist schon seit 50 Jahren bekannt, wird jedoch erst seit der Mitte der 1890er Jahre zur Herstellung künstlerischer Photographien mit Vorliebe vielfach verwendet, da er gestattet, durch eigenmächtiges Eingreifen während der Entwicklung die künstlerischen Absichten des Photographen zum Ausdruck zu bringen. Vgl. *Gaidide, Der G.* (2. Aufl., Berl. 1903); *Behrens, Der G.* (2. Aufl., dos. 1903); *Kapp, Praktische Anleitung zur Ausübung des Gummidrucks* (Wien 1900); *Silberer, Anleitung zum G.* (dos. 1903).

Gummi elasticum, s. wie *Kautschuk*.

Gummi Elemi, f. *Elemi*.

Gummieren, feuge, Papier (Briefmarken, Preismarken u.) mit einer Lösung von Gummicarboxium, Dextrin u. bestreichen, letzteres, um es noch Anfeuchten zum Aufleben leicht denugen zu können. Auch die mit Kautschuk getränkten wasserabweisenden Stoffe werden »gummirt« genannt.

Gummierz, f. *Kranpfeherz*.

Gummifluß, Berg, f. *Freiburger Alpen*.

Gummifluß (*Gummosis*), Krankheit mancher Pflanzen, besonders gewisser Holzgewächse, besteht in dem Auftreten beträchtlicher Mengen von Gummi, das als Galle oder bräunliche, sählüssige Masse hervorbricht und herniederfließt oder sich an der Oberfläche anhäuft und eintrocknet. Risch-, Pflaumen- und Apfelfenbäume sind oft mit zahlreichen und starken Gummiflüßen bedeckt. Hierbei gehört die Entstehung des arabischen Gummi, das aus den Stämmen verschiedener Mimosen, und die Entstehung des Tragant, das aus mehreren *Astragalus*-Arten hervorquillt. Die Entstehung des Gummi in der Pflanze beruht auf Verflüssigung der Zellen gewisser Gewebe des Stammes infolge überreichlichen lokalen Wasserzuflusses und abnormer Anhäufung von pflöschigem Nährmaterial. Die Krankheit tritt, zunächst unter Veranbarung einzelner Gefäßzüge in Gummi, schließlich als Desorganisation der jüngeren Holzschichten und des Kambiumringes auf. Der Anfang des Gummiflusses kann auch in der Rinde liegen und von dort aus auf andere Gewebe übergreifen. An der betroffenen Stelle wird zuletzt das Dickenwachstum sistiert, und von den gesund gebliebenen Seiten her beginnen sich Überwollungsgränder zu bilden, die aber selbst leicht wieder der Gummosis anheimfallen, so daß sich die Wunden selten schließen. Auch Bakterien stehen mit dem G. in Zusammenhang, wie bei der Gummosis des Feigenbaumes und des Weinstocks (mit *Bacterium gummi Com.*), der Tomaten, der Oliven- und Maulbeerbäume. Nach *Weyerd* wird eine Form des Gummiflusses durch das Mycelium eines Kernpilzes (*Coryneum Beyerinckii Oud.*) hervorgerufen, auch

das arabische und *Ratalgummi* wird mit einem ähnlichen Pilz (*Coryneum gummiiparum Oud.*) in Beziehung gebracht, dessen Sporenfrüchte sich häufig im kauslichen Gummi finden. Exakte Beweise für diese Annahmen sind bisher nicht gegeben worden. Gegenmittel gegen die Gummiflüße bestehen im Zurückschneiden der kranken Äste, auch in Längseinschnitten durch die Rinde und bei ungünstigen Bodenverhältnissen im Umpflanzen.

Gummigänge, f. *Absonderung*, S. 55.

Gummigärung (auch *Rannit*- oder schleimige Gärung), eine in zuckerhaltigen Flüssigkeiten, wie Wein, Bier, Milch, auftretende Veränderung, zufolge der die Flüssigkeit sadenziehend und schleimig wird. Sie beruht auf der Vermehrung von Mikroorganismen, welche die Kohlenhydrate des Nahrungsmittels in Gärungsstoffe umwandeln. Die Gärung wird durch verschiedene Bakterien, wie *Bacillus sacchari Kram.*, *B. vini Kram.*, *B. lactis viscosus Ad.*, *Micrococcus acidiparalactici Nemci* et *Sieber u. a.*, hervorgerufen. Als Nährboden müssen Eiweißsubstanzen, phosphorsaure Salze u. a. zugegen sein; der entstehende Schleim ist ein Kohlehydrat von der Formel $C_{12}H_{22}O_{11}$, das durch Alkohol fällbar ist; nebenher bildet sich Rannit und Kohlensäure. Nach *Kramer* sind die Erreger der G. je nach dem Vorhandensein von Saccharose, Glykose und Milchzucker in neutraler, resp. saurer oder alkalischer Lösung spezifisch verschieden. In Schweden benutzt man zur Erzeugung einer eigentümlichen sadenziehenden Dickschicht ein den frischen Blättern von *Pinguicula* entnommenes Ferment.

Gummigefchwulst, f. *Syphilis*.

Gummi Guttania, f. *Guttapercha*.

Gummigutt (*Gutti*), eine Gummiharze, der eingetrocknete Milchsaft aus *Garcinia Hanburyi*, in Kambodscha und dem östlichen Siam, G. *Morella*, in Südbindien und auf Ceylon, in Kambodscha, Siam und Kotschinkina, und andern *Garcinia*-Arten, wird gewonnen, indem man einen Einschnitt in die Rinde macht und den ausfließenden Saft in einem Baustrich auffängt. Nach dem Erhärten des Saftes erhält man das G. in walzenförmigen Stücken von 2,5–6,5 cm Durchmesser, doch kommt es auch in Form von Kuchen in den Handel. Es ist sehr dicht, vollkommen gleichförmig, undurchsichtig, schön rotgelb, wird nach einiger Zeit lederbraun und überzieht sich schließlich mit einer dunkelgrünlichen Schicht. Es bricht sehr leicht und großmuschelig, gibt ein hochgelbes Pulver, ist geruchlos, schmeckt brennend scharf, traspand, bildet mit Wasser eine schön gelbe Emulsion, löst sich nur z. T. in Alkohol und Äther, erweicht bei 100°, ist aber nicht schmelzbar und besteht aus 80–85 Proz. Harz (Gambogiasäure) und 20, resp. 15 Proz. Gummi. In Alkalien löst es sich mit roter Farbe. Die Hauptmasse der Ware wird in Kambodscha gewonnen und gelangt über Bangkok, Saigon und Singapur in den Handel. G. von Ceylon, *Kaurur*, *Borneo* gelangt nicht nach Europa. Man benutzt G. als gelbe Färbefarbe, als Zusatz zu Tusche bei photographischen Reproduktionsverfahren, zu gelben Firnissen und als drastisch wirkendes Arzneimittel, das beim Krotosid nachsteht. Vergiftungsfälle durch die berächtigten Morisonipillen dürften meist auf Rechnung des Gummigutts zu schreiben sein. G. wurde zuerst von einem chinesischen Reisenden, der 1295 Kambodscha besuchte, erwähnt. Nach Europa gelangte die erste Probe 1603 durch *Jacob van Ned.* und schon 1611 wurde es in Bamberg medizinisch benutzt.

Gummiharze (Schleimharze, Gummi-resinae) finden sich in den Pflanzen mit Wasser gemengt,

als Milchlässe in eignen Milchgefäßen, in Zellen oder Interzellularräumen als mehr oder weniger trübe Flüssigkeiten oder Balsame, die an der Luft eintrocknen. Sie enthalten ein in Wasser lösliches Gummi und einen in Alkohol löslichen harzartigen Stoff, außerdem oft noch ätherisches Öl, Farbstoff, gewöhnlich auch Kali- und Kalifalze organischer Säuren, namentlich der Apfelsäure. Sie sind weder in Wasser noch in Alkohol vollständig löslich, geben aber mit Wasser eine Emulsion, in der das Gummi gelöst und das Harz sehr fein verteilt enthalten ist. Die wichtigsten G. sind: Ammoniacum, Asa foetida, Eupharbium, Galbanum, Gummigutt, Sagapenum, Rurre, Weibrauch, die meist medizinisch benutzt werden (s. die einzelnen Artikel). Vgl. Wiesner, Die technisch verwendeten Gummierarten, Harze und Balsame (Erlangen 1869); Dieterich, Analyse der Harze, Balsame, Gummiharze nebst ihrer Chemie und Pharmakognosie (Berl. 1900).

Gummiholz, s. Eucalyptus.

Gummiknoche, s. Syphilis.

Gummi Kutera, s. Maximiliana.

Gummilad, s. Lad.

Gummi nostras, Kirschgummi.

Gummipasta, s. Leberzucker.

Gummipflanze, s. Grindelia.

Gummipflaster, s. Weispflaster.

Gummi-resinae, s. Gummiharze.

Gummisäure, s. Arabin.

Gummischleim, s. Gummi arabicum.

Gummischuhe, s. Kautschuk.

Gummistrup, s. Dextrin.

Gummipet, s. Kautschuk.

Gummihoff, Kessel, Körper oder Kamdrif, letzterer mit 34—36 Näden auf 1 cm, einseitig oder doppelseitig mit Kautschuk überzogen, dient zu Bettunterlagen.

Gummistrumpf, ein eng anschließender Strumpf aus elastischem (Kautschuk-) Gewebe, wird gegen die Beschwerden der Krampfadern am Bein getragen.

Gummi Tragaecanthae, s. Tragant.

Gummiträger, s. Guttiferen.

Gummwäse, Kragen und Manschetten, die nach jedesmaligem Gebrauch infolge ihrer Wasserdichtigkeit leicht und schnell mittels eines Schwammes und Seifenwassers gereinigt werden können, wurden ursprünglich aus Schirting mit einem Überzug aus Kautschuk mit Zinkweiß hergestellt. Jetzt benutzt man statt des Kautschuks fast ausschließlich Zelluloid, das mit Zinkweiß und Ultramarin passend gefärbt und undurchsichtig gemacht ist (daher richtiger Zelluloid- oder Lithoidwäse). Bei den besten Sorten überzieht man feinen Schirting auf beiden Seiten mit feig ausgepreßten dünnen Zelluloidplatten, gibt diesen durch Bräunung das Aussehen seiner Leinwand, bringt die Wäse mittels geheizter Röhren in geeignete Form und pallert sie auf tisch ratternden, mit weichem Tuch überzogenen Walzen. Geringere Sorten werden ohne Schirtingeinlage nur aus Zelluloidplatten hergestellt. G. hält sich lange ohne Verschärfung, wenn sie nach jedesmaligem Gebrauch sofort mit Seife und Bürste gereinigt wird.

Gummizug, Doppelgewebe aus Baumwolle mit 24 Ober-, 24 Unter-, 6 Verbinde- und 6 Gummifäden auf 1 cm in Kette und 30 Doppelfäden auf 1 cm im Schuß, dient zu Einfäßen in Stiefelleiten.

Gummofis, s. Gummistiß.

Gump, s. Gimpel.

Gumpelshaimer (Gumpelzheimer), Adam, Komponist, geb. um 1560 zu Troitzberg in Ober-

bayern, trat 1575 als Rusifer in die Dienste des Herzogs von Württemberg und wurde 1581 Kantor in Augsburg, wo er 1625 starb. Er hat sich namentlich als Komponist geistlicher Lieder bekannt gemacht, die in verschiedenen Sammlungen im Laufe des 16. und 17. Jahrh. erschienen und z. T. noch bis zur Gegenwart ihren Kunstwert bewahrt haben. Auch veröffentlichte er 1595 ein »Compendium musicae latinum-germanicum« (12. Aufl. 1675), von dem auch eine deutsche Ausgabe (= Singkunst in zehn Kapiteln, 1610) existiert.

Gumperda, Dorf im Herzogtum Sachsen-Altenburg, Verwaltungsbzirk Naba, westlich von Kahl, hat eine evang. Kirche, eine höhere Knaben-Lehr- und Erziehungsanstalt und (1900) 464 Einw.

Gumpert, Thelma v., Schriftstellerin, f. Schöber.

Gumpelwitz (spr. -witz), Ludwig, Jurist und Nationalökonom, geb. 9. März 1838 in Kraßau, wurde 1876 Dozent der Staatswissenschaften an der Universität Graz, 1882 außerordentlicher und 1893 ordentlicher Professor daselbst. Er schrieb: »Philosophisches Staatsrecht« (Wien 1877; 2. Aufl., Innsbr. 1897 als »Allgemeines Staatsrecht«); »Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Österreich-Ungarn« (daf. 1879); »Rechtsstaat und Sozialismus« (daf. 1881); »Verwaltungslehre mit Berücksichtigung des österreichischen Verwaltungsrechts« (daf. 1882); »Der Kampfsatz. Soziologische Untersuchungen« (daf. 1883); »Grundriss der Soziologie« (Wien 1885); »Einführung in das österreichische Staatsrecht« (Berl. 1889; 2. Ausg., daf. 1896, als »Compendium der österreichischen Rechtsgeschichte«); »Das österreichische Staatsrecht« (Wien 1891, 2. Aufl. 1901); »Soziologie und Politik« (Leipz. 1892); »Die soziologische Staatsidee« (Graz 1892, 2. Aufl. 1901); »Soziologische Essays« (Innsbr. 1899).

Gumpoldsdorf, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksd. Mödling, am Fuß des Anninger (674 m), an der Südbahnlinie Wien-Triest, hat eine Kirche aus dem 15. Jahrh., eine Kammernde des Deutschen Ritterordens, ein altes Rathaus, eine Winterschule, ausgezeichneten Weinbau, Kalkbrüche, Fabrikation von Metallwaren, Barten, Jarden, Leber und (1900) 2436 Einw.

Gumprecht, Otto, Musikschriftsteller, geb. 4. April 1823 in Erfurt, gest. 6. Febr. 1900 in Obermais bei Meran, studierte in Breslau, Halle und Berlin Rechtswissenschaft und beabsichtigte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, übernahm jedoch 1849 in Berlin die musikalische Kritik der »Nationalzeitung« und hat sich durch seine gebihrigen und geistvollen Besprechungen musikalischer Leistungen als einen der glänzendsten Vertreter des deutschen Musikfeuilletons bewährt. Die bedeutendsten Arbeiten des frühgänzlich erblindeten Mannes erschienen in erweiterter Form als »Musikalische Charakterbilder« (Leipz. 1869, neue Folge 1876), deren Inhalt z. T. in die spätern Sammlungen: »Unsere klassischen Meister« (daf. 1883—85, 2 Bde.) und »Neuere Meister« (2. Aufl., daf. 1883, 2 Bde.) überging.

Gumri, Stadt, f. Alexandropol.

Gumrukschal (Gumrukschall), höchste Gipfel des Balkans, 2375 m hoch, zwischen Trajan- und Schiplapaß.

Gumti, Name von zwei Flüssen in Britisch-Indien, deren einer, auch Gamaati genannt, im Distrikt Bilidhit der Nordwestprovinzen aus dem Gumpthaljar Tal abfließt, bei Ludnow schiffbar wird, dann den Sal aufnimmt und, 770 km lang, in den Ganges

fällt. Der andere entspringt aus zwei Quellsüßen in den Tipperah-Hills, durchfließt den Distrikt Tipperah (Bengalen) und fällt, 106 km lang, oberhalb Doubtandi in die Regna.

Gümüldschina, Hauptort eines Pivao im türk. Vilajet Adrianopel, 20 km vom Ägäischen Meer, mit regem Probantenhandel und 7—8000 Einw.

Gümüsch (türk.), in zusammengefügten Ortsnamen vorkommend, bedeutet Silber.

Gümüschane, Hauptstadt eines Pivao im kleinasiat. Vilajet Trapezunt, amphitheatralisch an den Steilhängen einer Bergschlucht, 1300 m ü. M., gelegen, mit etwa 3000 Einw., treibt Handel mit Obst, Tonwaren und Seilen. Die einst ergiebigen Silbergruben liefern jetzt weniger Ausbeute. — Am 24. Aug. 1829 wurde hier der Pascha von Trapezunt von den Russen erschlagen.

Gumuti (Gomuti), f. Arenga.

Guna, in der indischen Nationalgrammatik eine Art Sotalsteigerung, durch die in gewissen Formen i zu e, u zu ö und dentalische r zu ar wird.

Gunsha, f. Gönisha.

Gundebald, f. Gundobad.

Gundelfingen, Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Dillingen, an der Brenz, nahe der Donau und an der Staatsbahnlinie Neussingen-Ingolstadt, hat 3 kath. Kirchen, ein Schloss (Schlechl-egg) des Grafen von Freylich-Lichtenegg, Baisenhause, Seilerrei, Obstdorranstalt und (1900) 2761 meist kath. Einwohner. — Aus dem Friedhof ein Denkmal zur Erinnerung an die Belagerung der Stadt 1462 unter Herzog Ludwig dem Reichen durch das Reichsheer. G. kam im 8. Jahrh. durch Schenkung König Pippins an das Kloster Fulda und später an die Grafen im Brenzgau, 1208 aus der Erbschaft des Vohsenlaufen Konradin an Bayern.

Gundelrebe, f. Gleditsia.

Gundelsheim, Stadt im württemberg. Neckarreis, Oberamt Neckarsulm, am Neckar und an der Staatsbahnlinie Neckarj.-Jagstfeld, 156 m ü. M., hat eine kath. Kirche, ein Bergschloß (Horned) mit Samolatorium, Zigarrenfabrikation, Tabak- und Weinbau und (1900) 1230 Einw.

Gundermann, f. Gleditsia.

Gunderode, Karoline von, deutsche Dichterin, geb. 11. Febr. 1780 in Karlsruhe, gest. 26. Juli 1806 in Winkeln am Rhein, trat 1797 in das Cronstettensche evangelische Damenstift zu Frankfurt a. M. Von Natur phantasie reich und zur Schwärmerei geneigt, verankert sie, als der berühmte Altertumsforscher Creuzer ein mit ihr angeknüpftes Liebesverhältnis rüchichtslos abbrach, in düsterer Schwermut und machte ihrem Leben freiwillig ein Ende, indem sie sich im Rhein ertränkte (vgl. Friedrich Creuzer und Karoline v. G., Briefe und Dichtungen, hrsg. von E. Mohr, Weidb. 1896). Sie schrieb unter dem Namen T i a n : »Gedichte und Phantasien« (Hamb. 1804), ferner: »Poetische Fragmente« (Frankf. 1805), »Aussätze und Gebichte« (mitgeteilt von R. Bachmann im »Sonnerlatschenbuch« für 1832 und in andern Almanachen). Ihre Schriften befanden ein tiefes Gemütsleben voll poetischen Schwunges, lassen aber Klarheit des Geistes vermissen. Ihr Andenken erneuerte ihre Freundin Bettina v. Arnim in der Schrift »Die G.« (Grimm. 1840, 2 Bde.; Neubruch. Berl. 1890), doch ist das darin entworfenen Charakterbild nicht durchaus treu. Ihre »Gesammelten Dichtungen« gab Gdh heraus (Hamb. 1857). Vgl. E. Geiger, Karoline von G. und ihre Freunde (Stuttg. 1884); Büsing,

Die Reihenfolge der Gedichte Karolins von G. (Berl. 1903).

Gumbert, Hermann, Missionschriftsteller, geb. 4. Febr. 1814 in Stuttgart, gest. 25. April 1893 als Vorstand des Kalwer Verlagsvereins in Kalw, ging 1835 als Missionar nach Malabar, schloß sich 1838 der Baseler Mission in Malabar an, überlegte den größten Teil der Bibel in die Landessprache (Malajalam) und bearbeitete die Grammatik und ein Verzeichnis der letzten. Heimgekehrt, wurde er als Nachfolger Chr. G. Bartho (gest. 1862) in Kalw Redakteur des »Baseler Missionsmagazins« (1865—74) sowie des »Kalwer Missionsblattes«. Er schrieb: »Geschichte der neuesten Zeit 1815—1877« (Bd. 4 von Nebenbachers »Lebensbuch der Weltgeschichte«, 3. Aufl., Kalw 1890); »Hermann Wögling, ein Missionsleben« (Bd. 1882); »Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten« (4. Aufl., das. 1903). Vgl. Hesse, Aus G. Gumberts Leben (Kalw 1894).

Gundi (Ctenodactylus Massoni Gray), einzige Art einer Trugartengattung, 17,5 cm lang, mit schwerfälligem Leib, bideem, stumpfschnauzigem Kopf, kurzen, runden Ohren, sehr langen, borstigen Schnurren, 1,5 cm langem Schwanzstummel und vierzehigen Fäßen. Die hintern Fäßen besitzen eigentümliche Hornzaden und Borsten über den Fäßen. Der G. ist bräunlich rostfahl mit schwarzbraunen Längsstreifen und schwarzer Sprenkelung auf dem Rücken. Er bewohnt felsige Gegenden Nordafrikas, nährt sich von Getreide und Körnern und wird des Fleisches und des Fettes halber in Sclingen gefangen.

Gundibar, König des lutherischen Burgunderreichs (Hauptstadt Worms), erlag 437 mit einem großen Teil seines Volkes dem Angriff eines wahrscheinlich im Dienste des Aetius stehenden hunnischen Söldnerheers. Sein Untergang ist der geschichtliche Kern des zweiten Teiles des Nibelungenliedes, wo der Name Gunter (f. d.) lautet.

Gundlach, König der Burgunder, führte nach Gundibars Untergang (437) die Reste seines Volkes 443 vom Rhein nach der Sabaudia (Savoyen) und gründete das burgundische Reich an der Rhone (Hauptstadt Genf). Er starb 473; in sein Reich teilten sich seine drei Söhne Gundobad (f. d.), Godogisel und **Gundio**, f. Comby.

Gundling, 1) Nikolaus Hieronymus, Philosoph und Rechtsgelehrter, geb. 26. Febr. 1671 in Kirchen-Sittendach bei Rürnberg, gest. 9. Dez. 1729, studierte Theologie, dann in Halle unter Thomajus die Rechte, wurde daselbst 1705 außerordentlicher, 1706 ordentlicher Professor der Philosophie und Geheimrat. Er verbreitete die naturrechtlichen Ansichten seines Lehrers und behandelte auch das deutsche Recht in mehr wissenschaftlicher Weise. Am bekanntesten ist seine »Historie der Gerechtigkeit« (hrsg. von Dömpel, Frankfurt. 1734—36, 5 Bde.; Fortsetzung, das. 1746) und »Gundlingiana«, 1.—45. Stück (Halle 1715—1732, 3 Bde.).

2) Jakob Paul, Freiherr von, Historiker, Bruder des vorigen, geb. 19. Aug. 1673 in Herzbrunn bei Rürnberg, gest. 11. April 1731 in Potsdam, studierte, bereiste als Hofmeister zweier junger Wägen Holland und England, wurde 1705 Professor der Geschichte und Rechtswissenschaft an der Adelsakademie zu Berlin und nach deren Aufhebung 1713 mit dem Titel eines Hofrats Zeitungskorrespondent und Historiograph des Königs. Seine Stellung glich mehr der eines Hofmanns; als er 1717 entließ, ward er zurückgebracht. Um den Gerechtigkeitssinn zu verhöhnern, übertrug ihm

der König mehrere hohe Hof- und Staatsämter, ernannte ihn auch zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und erhob ihn 1724 in den Freiherrenstand. G. wurde zu Vordruid in einem Beinfaß begraben. Er schrieb: »Leben und Taten Friedrichs I.« (Halle 1715); »Auszug brandenburgischer Geschichten« (bas. 1722) u. a. Vgl. »Leben und Taten J. F. Freyherrn v. Gundlings« (Berl. 1795).

Gundobad (Gundobald), König der Burgunder, tötete nach seines Vaters Gundioch (gest. 473) Tod seinen Bruder Chilperich und bemächtigte sich des größten Teils des Reiches an der Rhone. Von seinem Bruder Godegisel und dem Frankenkönig Chlodwig bei Dijon 500 besiegt, flüchtete er nach Wignen, eroberte aber nach Chlodwigs Abzug Burgund wieder, tötete Godegisel in Sienne, schloß mit den Franken Frieden und kämpfte mit diesen 507—510 gegen die Westgoten; die eroberte Provence mußte er indes an den Cgotenkönig Theoderich zurückgeben. G. starb 516, nachdem er seinem Volk ein gutes Gesezbuch (lex Gundobada) gegeben und den religiösen Frieden zwischen Arianern und Katholiken hergestellt hatte. Er hinterließ das Reich seinem Sohn Siegmund, der 523 von den Franken besiegt und getötet wurde.

Gundülfaser, f. Cordia.

Gundat, Fluss, f. Gandat.

Gundulić (fr. gumbalić), Ivan (ital. Giovanni Gondola), berühmter dalmat. Dichter, geb. 8. Jan. 1688 in Nagusa, gest. daselbst 8. Dez. 1638, studierte Philosophie und Rechtswissenschaft, daneben besonders die italienische Literatur und gelangte sehr bald zu hohen Staatsämtern. In G. erreicht die dalmatische Poesie ihren Höhepunkt. Seine Schöpfungen, lyrischen, dramatischen und epischen Inhalts, zeichnen sich durch eine Vollendung der Form und einen Wohlklang der Sprache aus, die weder vor noch nach ihm je wieder erreicht worden sind. Inhallisch geden sie ein treues Spiegelbild seiner Zeit, insofern sie einestheils als Produkte der im 16. Jahrh. aufkommenden slavischen Bildung fundeben, andernteils jenen Weltkampf des Christentums mit dem Islam, in dem die slavischen Stämme eine bedeutende Rolle spielen, zur Darstellung bringen. G. war unter den Slaven der erste dramatische Dichter. Unter seinen (nicht vollständig erhaltenen) Dramen sind »Arijadna«, »Proserpina«, »Kleopatra« und »Dubravka« besonders geschätzt. Auch viele lyrische Gedichte hinterließ er, darunter die Elegie »Suze sina razmetnoga« (»Die Tränen des verlorenen Sohnes«). Sein bedeutendstes Werk aber ist das Epos »Osman« in 20 Gesängen (Nagusa 1626 u. d., Agram 1854, 1887; ital. von Appenbini, Nagusa 1827), das den polnisch-türkischen Krieg von 1621 und insbes. die Taten und Schicksale des Sultans Osman II. befaßt. Das Gedicht ist im Stil des damaligen italienischen Epos gehalten und steht noch heute in der Literatur der Slaven in hohem Ansehen. Der 14. und 15. Gesang, die angeblich von dem Senat der Republik aus Schonung gegen die Türken unterdrückt wurden, sind später von R. Sorkočević, einem Enkel von G., ferner von R. Jalaric und neuerdings von J. Majuranić nachgedichtet worden. Die noch vorhandenen Werke Gundulićs wurden am besten von Ravić (9. d. »Stari pisci hrvatski«, Agram 1877) herausgegeben, der auch mehrere Abbildungen über G. veröffentlichte. Vgl. Appenbini, Vita di G. Gondola (Nagusa 1828), H. Brandt, Historisch-literarische Untersuchung von Gundulićs Gedicht »Osman« (russ., Kiev 1879), und Lipowski, Ivan G. (russ., Petersburg. 1894).

Gungl, Joseph, Tanzkomponist, geb. 1. Dez. 1810 zu Haindel in Ungarn, gest. 31. Jan. 1889 in Weimar, war erst Schullehrergehilfe, trat dann als Hofsolist ins Militär ein und leitete acht Jahre lang die Musik des 4. österreichischen Artillerieregiments, begründete 1843 in Berlin eine reisende Tanzkapelle nach dem Muster der Straußschen und Lannerischen, mit der er bis nach Amerika ging, übernahm aber 1858—64 die Kapellmeisterstelle des 23. österreichischen Infanterieregiments und zog sich dann nach Frankfurt a. M., zuletzt nach Weimar zurück. Die Tanzkompositionen Gungls (Walzer, Polkas) erlangten große Popularität.

Gungl, Bergseife und Hauptort des gleichnamigen Bezirks (4408 qkm mit 1897 58,594 Einw.) in der russisch-litauischen Provinz Dagestan, in einem Engpaß am Karakissu, auf steilem, nur an einer Stelle zu erklimmendem, 2360 m hohem Felsen, mit russischer Kirche, hat (1897) 1100 Einw. — In G. ergab sich Schamyl (f. d.) 6. Sept. 1859 den Russen, welche die Feste im Sturm eroberten.

Gunja, f. Gundha.

Gunzel, Hermann, prot. Theolog, geb. 23. Mai 1862 in Springe bei Hannover, habilitierte sich 1888 in Göttingen, 1889 in Halle und wurde 1894 außerordentlicher Professor der Theologie in Berlin. Gunzels Arbeit dient in erster Linie der Übertragung der Reihende der vergleichenden Religionswissenschaft auf die Schriften des Alten und Neuen Testaments. Er schrieb: »Wirkungen des Heiligen Geistes nach der populären Anschauung der apokalyptischen Zeit und der Lehre des Apostels Paulus« (Götting. 1888, 2. Aufl. 1899); »Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit« (bas. 1895); »Der Prophet Esra« (Tübing. 1900); »Kommentar zur Genesis« (2. Aufl., Götting. 1901); »Sagen der Genesis« (2. Aufl., bas. 1901; auch engl., Chicago 1901, und japan., Tokio 1903); »Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments« (Götting. 1903); »Ausgewählte Psalmen« (bas. 1904). Mit B. Bouffet in Göttingen gibt er seit 1903 die »Forschungen zur Religion und Literatur des Neuen Testaments« heraus.

Gunner, bei Pflanzennamen Abkürzung für Joh. Ernst Gunnerus, Bischof in Drontem, geb. 1718 in Christiania, gest. 1773, schrieb eine Flora von Norwegen.

Gunnēra L. (Gunnere), Gattung der Haloragchaceen, ausdauernde, kleine bis tiefergehende Kräuter mit unterirdischem oder schwach oberirdisch ausgebildetem Stamm, meist grundständigen, gestielten, herz- bis nierenförmigen, ganzrandigen oder eingeschnittenen Blättern und unheimbaren Blüten in gedrängten Ähren. Etwa 17 Arten, meist im südlichen Südamerika, Neuseeland, Tasmanien, Java, Südafrika. G. chinensis Lam. (G. scabra Ruiz et Pavon, f. Tafel »Zierpflanzen II«, Fig. 2), in Peru und Chile aufumpigen Stellen, mit fast 2 m breiten, rhabarberähnlichen, handförmig gelappten, an den Renden auf der Unterseite wie an den Stengeln mit fraulichen Stacheln besetzten Blättern, wird bei uns als eine der prächtigsten Blattzierpflanzen kultiviert, muß aber im Winter sehr gut gedeckt werden; die etwas abströmierende Wurzel wird bei Blutflüssen, auch zum Werden und Schwarzfärben benutzt. Die fleischigen Blattstiele dienen geschält als Nahrungsmittel.

Gunnerburt Park (fr. gunnerburt), f. Galing.

Gunnibags (Gunnies), in Ostindien Padmash und Sade aus Jute, Sunnhans x., dienen zum Verpacken von Baumwolle, Kaffee x.

Günnigfeld, Dorf im preuß. Regbez. Küssberg, Kreis Gelsenkirchen, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, eine Steinlohnzucht und (1900) 5164 Einw.

Gunnlaug Ormótunga (= Schlangeunge), isländ. Stalde, geboren im letzten Viertel des 10. Jahrh., verweilte in seiner Jugend in Norwegen, auch wiederholt am Hofe des Königs Ethelred II. von England und lebte 1005 auf seine Heimatinsel zurück, wo er um die schöne Helga einen Zweikampf mit dem Staliden Hrafn Onundarson zu bestehen hatte, infolgedessen beide landesflüchtig wurden. Als sie sich 1009 zu Dinganes in Norwegen wieder trafen, kam es von neuem zum Kampf, in dem beide fielen. Gunnlaugs Leben erzählt die »Gunnlaugs saga«, herausgegeben von Rübén in den »Analecta norroena« (2. Aufl., Leipzig, 1877), von E. Vogt (Halle 1886) u. a., sowie mehrfach ins Deutsche übersetzt, z. B. von E. Köhler (Heidelb. 1878). Von Gunnlaugs Gedichten haben sich nur geringe Reste erhalten.

Gunnlob, in der nord. Mythologie Tochter des Riesen Suttung, der sie zur Wächterin des Dichtermels bestellt hatte, verliebte sich in Dain, der sich unter dem Namen Holmger in ihre Höhle eingeschlichen hatte, befehlt ihm drei Nächte bei sich und erlaubt ihm, drei Rüge von dem Dichtermel zu trinken. Odin leerte damit alle Gefäße und entfloß als Vödr.

Gunnung-Api, Insel, s. Bando.

Güns (ungar. Gönyös, hr. Gonyos), Fluß im ungar. Komitat Eisenburg, entspringt unweit der steirischen Grenze, fließt in zwei Doppelbogen bei Güns und Steinamanger vorüber und mündet unterhalb Sárovar in die Raab. Sein Lauf beträgt 90 km.

Güns (ungar. Gősegy, hr. Goseg), königl. Freistadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Eisenburg, am Fluß G., Endstation der Zweigbahn Steinamanger-G., hat ein altes befestigtes Schloß des Fürsten Esterházy, eine schöne neue Pfarrkirche, drei Klöster, eine Dampfmühle, Obst- und Weinbau und (1901) 7930 deutsche und magyar. (römisch-katholische und evangelische) Einwohner. G. hat eine Kaltwasserheilanstalt, ein Benediktinerghymnasium, eine Militärunterrealschule mit großem Park, ein Bezirksgericht, das älteste Baishaus in Ungarn und einen Kautvariendberg mit schöner Kirche und prachtvoller Aussicht. Bei G. erhebt sich der »Gefriedene Stein« (Grotto) u. s. — G. ist eine Stadt mit deutscher Altbürgerchaft. Die ehemalige Burg wurde von den Günter (sächsisch: Wüßinger) Grafen erbaut. 1327–28 erhielt G. von König Karl Robert das Ödenburger Stadtrecht, war 1439, dann 1445–82 an Österreich verpfändet, ward jedoch von Matthias Corvinus zurückerobert; von 1491–1649 gehörte sie, 1648 zur kaiserlichen Freistadt erhoben, abermals zu Österreich. Von ihren vielen Belagerungen ist die des Jahres 1532 die denkwürdigste. Damals verteidigte Niklas Juritsch mit nur 800 Mann die Burg 6.–30. Aug. erfolgreich gegen das Heer Soltimans II. d. Gr. 1710 wurde die Stadt durch die Kuruzen erobert und verbrannt. 1713 siedelten sich Deutsche aus den Rheinlanden in G. und Umgebung (Schwadenborn, »Schwabau«) an. Vgl. L. Chernel, G. in der Vergangenheit und Gegenwart (ungar., 1877–78, 2 Bde.); Wittinger, Güns (ungar., 1890).

Gunsberg, Jidior, Schachspieler, geb. 1854 in Peit, lebt seit 1876 als Schachlehrer in London. Er gewann 1885 in dem Hamburger und 1888 in dem Bradford internationalen Turnier den ersten Preis, 1889 im großen New Yorker Kampf den dritten Preis. 1890 wurde er, nachdem er einen Match gegen Tsch-

gorin unentschieden gemacht, von Steinig als Wettkampfgegner angenommen und erreichte, obgleich unterliegend, ein verhältnismäßig günstiges Resultat.

Gunt (verwand mit »gönnen«) ist der Güte (s. d.) darin verwandt, daß beide das Wohl eines andern in uneigennützigster Weise wollen, aber dadurch von ihr verschieden, daß der Grund dieses Wohlwollens das Wohlgefallen am andern (Günstling) ist.

Guntergramm, Frankenkönig, s. Guntram.

Gunter (Gunter), im Nibelungenlied König von Burgund, Brunhildes Gemahl, Kriemhilds Bruder, Ritschuldiger an Siegfrieds Tod, fällt durch Kriemhilds Rache mit all den Seinen an Egels Hof (i. Nibelungen). In der nordischen Sage entspricht ihm Gunnar, der aber einen ungleich heldenhafteren Charakter hat als G. Vgl. Gumbart.

Günter, mundartlich (in Dessen) sowie mit Durtschül gefüllter Schweinsmagen, Ragenwurf.

Günter (Günter, altb. Guntheri, »Kampfherr«), 1) Erzbischof von Köln seit 850, ein gewissermaßen Bräut von weltlicher Gewinnung, preigte, durch den karolingischen König Lothar II. veranlaßt, 861 dessen verflohenen Gemahlin Theutberga ein falsches Schuldbekenntnis ab und erklärte 862 die Ehe für ungültig. Zum Dank dafür verlieh Lothar seinem Bruder Hilbald das Bistum Cambrai, aber Papst Nikolaus setzte ihn deswegen 863 ab. Obwöl Kaiser Ludwig II. den Papst vergeblich zur Zurücknahme der Absetzung zu zwingen suchte, verwaltete doch G. sein Bistum unbestört weiter, da ihm Volk und Geistlichkeit treu anhängen, und fügte sich erst, als sich Lothar 869 in Rom unterwarf. Er starb 878 in Italien.

2) Graf von Schwarzburg, deutscher Gekronkaiser, geb. 1304, gest. 18. Juni 1349, in zahlreichen Kriegen als tüchtiger Kriegermann erprobt, dem Kaiser Ludwig und seinem Sohne Ludwig von Brandenburg in Treue verbunden, ward von vier Kurstimmen der wittelsbachischen Partei 30. Jan. 1349 zu Frankfurt a. M. als Gegner Karls IV. zum König erwählt. Letzterer machte ihm seine einzigen Stützen abwendig, erst den Pfälzgrafen Rudolf durch seine Heirat mit dessen Tochter Anna, dann auch den Markgrafen Ludwig. G. versuchte im Rheingau bewaffneten Widerstand, wurde aber in Eltville eingeschlossen und entsagte, schon todkrank, 26. Mai 1349 gegen eine Verschreibung von 20,000 Mark Silber der Krone. Seine Vergiftung durch einen Frankfurter Missethäter ist eine unbegründete Fabel. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Frankfurt a. M. beigesetzt, wo ihm 1852 ein Denkmal errichtet ward. Theodor Apel wählte ihn zum Helden eines Dramas, Levin Schickel zu dem eines Romans. Vgl. Römer-Wächter, König Günters von Schwarzburg Tod, Grabdenkmal u. (Frankf. 1856); Graf Ullrich, G., Graf von Schwarzburg (Leipzig 1862); Janson, Das Königtum Günters von Schwarzburg (Daf. 1880).

3) G. Friedrich Karl, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 24. Sept. 1801 in Sondershausen, gest. daselbst 15. Sept. 1889, Sohn des Fürsten Günter Friedrich Karl (gest. 22. April 1837) und der Prinzessin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt, übernahm an Stelle seines altersschwachen Vaters die Regierung 19. Aug. 1835 und gab 24. Sept. 1841 dem Land eine Verfassung. Ein Augenleiden veranlaßte ihn, 17. Juli 1880 die Regierung zugunsten des Erbprinzen (s. Karl) niederzulegen. Er war zweimal vermählt: zuerst, seit 1827, mit Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt und nach

tität des Denkens und Seins im Jagebanten ankommt. Wenn man alles Negative, das im Endlichen liegt, negiert, kommt man zur Vorstellung eines Unbedingten, das als Gottheit über der Welt steht und diese als Kontraposition zu sich geschaffen hat. Es folgten später noch manche Schriften, die sich schon durch ihre wunderlichen Titel auszeichnen, vielfach geistreich und witzig, aber unhygienisch und bisweilen unverständlich sind. Hauptsächlich ist das seltsame Produkt: »Peregrins Gastmahl. Ein Jysch in elf Otaven« (Wien 1830) zu nennen; dann folgen »Süb- und Norblichter am Horizont spekulativer Theologie« (daf. 1832), worin der Autor nach allen Seiten hin Fieber austreilt, die er jedoch in den mit seinem Freunde, dem phantastisch-naphtischen Arzt Johann Heinrich Babst (geb. 1785, gest. 1838), gemeinschaftlich herausgegebenen »Janusöfen« (daf. 1834) noch überbot. In dem »Lepten Symboliker« (Wien 1834), der, wie die »Vor-schule«, in der bequemern Briefform geschrieben war, wurden der katholische Symboliker Wöhler und der Tübinger Vaur, im »Thomas a Serpulis« (daf. 1836) die Hegelsche Philosophie angegriffen. Die Versuche nachhegelscher Hegelianer, zwischen der linken und der rechten Seite der Schule hindurchzuschiffen, wurden gegenseitig in den Schriften: »Jussemilurus in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit« (Wien 1838) und »Eurythmus und Herakles. Metalogische Kritiken und Rebutationen« (daf. 1843). G. fand bald Anhänger, viele unter dem katholischen Klerus der Rheinlande, Würtemberg und Cisterciens, deren »Jungkatholizismus« nichts mit dem hauptsächlich von den Jesuiten begründeten scholastischen »Neokatholizismus« gemein hatte. G. erhielt einen Ruf an die Universität München, den er ablehnte; mehrere seiner Schüler lehrten an Universitäten und an bischöflichen Lehranstalten, so Knoodt in Bonn. Werken (der in seiner »Metaphysik« [Frier 1848] einen Abriß von Günther's Lehre gab) in Trier, Fußrit in Tübingen, Voewe und Ehrlich in Prag u. Nach dem Bewegungsjahre 1848 gab G. mit dem als originaler Kandyedner bekannten Emanuel Brith ein philosophisches Taschenbuch u. d. T.: »Nydia« (Wien 1849—52, 3 Jahrg.) heraus, in dem G. mit der radikalsten philosophischen Linken, A. Ruge, L. Feuerbach, und dem Sozialismus in gewohnter Weise sich auseinandersetzte. Eins der ersten Anzeichen des in der katholischen Kirche reaktionären Umschwunges war das vom Bischof von Trier, Vrsuolb, erlassene Verbot, an dessen Seminar nach Günther's Schriften zu lesen. Die päpstliche Kurie setzte eine besondere Kommission nieder, um über Günther's Orthodogie ein Gutachten abzugeben, und trotz vieler Gegenversuche erfolgte 8. Jan. 1857 ein Urteil, das sämtliche Schriften des letztern auf den Index librorum prohibitorum setzte. Es wurde 17. Febr. d. J. publiziert und enthielt die Notiz, daß sich der Autor schriftlich »religiose et laudabiliter« unterworfen habe. Die letzten Jahre seines Lebens brachte G. in tiefer Zurückgezogenheit und in Dürftigkeit zu; ein Schlaganfall machte seinem Leben plötzlich ein Ende. G. nimmt als Philoſoph eine durch Gelehrsamkeit und durch die Energie, mit der er auf die Verächtlichmachung der Vernunft in Glaubensdingen dringt, achtungswürdige, infolge seines Verhältnisses zur katholisch-kirchlichen Dogmatik aber nicht freie Stellung ein. Bei allem anscheinenden Widerwillen gegen die Scholastiker erscheint er im Streit mit der Philosophie alter und neuer Zeit selbst als scholastizierender Apologet. Von seinen Schülern sind außer den Genannten noch

Karl v. Hod, Berner, Th. Weber als philosophische Schriftsteller aufgetreten. Eine neue Ausgabe seiner »Gesammelten Schriften« erschien Wien 1882 in 9 Bänden. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Knoodt: »Anti-Sacraeſee« (Wien 1883). Vgl. Knoodt, Anton G., eine Biographie (Wien 1881, 2 Bde.); Hegel, Günther's Dualismus von Geist und Natur (Bresl. 1880).

3) Johann Heinrich Friedrich, Tierarzt, geb. 6. Dez. 1794 in Kebra bei Nordhausen, gest. 19. Nov. 1858 in Hannover, studierte seit 1813 in Jena und Berlin Medizin, dann Tierheilkunde, machte den Feldzug von 1815 mit, vollendete seine Studien 1816—18 in Hannover, praktizierte dann in seiner Heimat und ward 1820 Lehrer, 1847 Direktor der Tierarzneyſchule in Hannover. G. beschäftigte sich seit 1821 mit der Heilung der Kontraktionen und ging 1835 zur subkutanen Operationsmethode über. Andre Untersuchungen betreffen die Speicheldrüsen (1821), die operative Behandlung der Schnegallen, des Pfeiferdampf und die Zeit, die zur Bildung von Eileitern in den Lungen erforderlich ist; durch letztere Arbeit wurden die Ansichten über die Beurteilung von Lungenerkrankungen in forensischer Beziehung vollständig reformiert. Seit 1846 arbeitete er gemeinsam mit seinem Sohn über Zahnkrankheiten. Er war auch passionierter Landwirt, erob zwei Ackerhöfe, die er besaß, zu Musterwirtschaften und führte in der Lüneburger Heide den Lupinenbau ein. Er schrieb: »Lehrbuch der praktischen Veterinär-Geburtsheile« (Hannov. 1830); »Die Erektion des Penis« (daf. 1837); »Das Gangwert der Pferde« (daf. 1845); »Lupinenbau« (daf. 1857); »Beurteilungslehre des Pferdes« (mit seinem Sohn, daf. 1859).

4) Karl, Tierarzt, Sohn des vorigen, geb. 28. Juli 1822 in Hannover, gest. 14. Juli 1896 auf Domäne Winne bei Bernshausen, erlernte seit 1839 die Landwirtschaft in Eldaggen, studierte dann 1841 bis 1843 auf der Tierarzneyſchule in Hannover, Berlin und an den französischen Schulen, wurde 1845 Dozent an der Berliner und 1846 an der Tierarzneyſchule in Hannover, wo er 1867 eine Professur und 1870 die Direktion der Tierarzneyſchule erhielt. 1881 trat er in den Ruhestand. G. war einer der bedeutendsten tierärztlichen Anatomen, dazu tüchtiger Operateur. Er schrieb: »Beurteilungslehre des Pferdes« (mit seinem Vater, Hannov. 1859); »Die topographische Myologie des Pferdes« (daf. 1866); »Die Zucht des wahren Gebrauchs« und »Ackerpferdes« (Brem. 1868); »Beiträge zum Situs des Rindes« (Hannov. 1875); »Die königliche Tierarzneyſchule zu Hannover in den ersten 100 Jahren ihres Bestehens« (daf. 1875); »Die Brustkrankheit der Hunde« (Berl. 1880); »Das Kapannen der Hähne« (daf. 1890); »Studien über das Kehlkopfſpielen der Pferde« (Karlsd. 1894). Auch gab er 1871—80 die »Jahresberichte der hannoverschen Schule« heraus.

5) Albert, Zoolog, geb. 3. Okt. 1830 in Eßlingen, studierte 1847—51 in Tübingen, Berlin und Bonn Theologie, widmete sich aber nach dem Staatsexamen in Berlin und Bonn der Medizin, wurde 1858 Assistent und war 1875—95 Direktor an der zoologischen Abteilung des Britischen Museums in London. Er bearbeitete Kataloge der Rattarn (1857) und Batrachier (1857), der Reptilien (1864), der Fische (1859—70, 8 Bde.) in der Sammlung des Britischen Museums und begründete den »Record of zoological literature« (1865 ff.), dessen erste 6 Bände er selbst herausgab. Außerdem schrieb er: »Die Fische

des Redars« (Stuttg. 1853); »Handbuch der medizinischen Zoologie« (Daf. 1858); »Fische der Südsee« (mit Garrett, im »Journal des Muséum Godeffroy«, Hamb. 1874—78, 6 Hefte); »The gigantic land tortoise« (1877); »Introduction to the study of fishes« (1880); deutsch bearbeitet von G. v. Sögel als »Handbuch der Ichthyologie«, Wien 1886); »Reports on the shore fishes, deep sea fishes and pelagic fishes of the voyage of the Challenger« (1887—88). Er ist auch Mitherausgeber der »Annals and Magazine of natural history«.

6) Otto, Walter, geb. 30. Sept. 1838 in Halle a. S., gest. 20. April 1884 in Weimar, studierte auf der Düsselborfer Kunstakademie und später auf der Kunstschule in Weimar, wo er sich besonders an Preller und A. v. Kamberg angeschlossen. Anfangs auf dem Gebiete der dekorativen Malerei und der Illustration tätig, auf welch letzterem er sich besonders durch Zeichnungen aus dem deutsch-französischen Kriege bekannt gemacht hat, wendete er sich seit dem Anfang der 1870er Jahre mit Glück dem Genre zu, wobei er gelegentlich auch die tragischen Seiten des Volkslebens behandelte. Seine Hauptbilder sind: Hochzeitszug in Thüringen; der Wüter (1874, Berliner Nationalgalerie); die letzte Umschau der Auswanderer; streifende Theologen (1875, im Museum zu Köln); die Verbrecherin im Gefängnis (1878, Berliner Nationalgalerie); die Dorfrevolte (1880). Von 1876—80 wirkte er als Professor an der Kunstakademie in Königsberg und siedelte dann nach Weimar über.

7) Siegmund, Mathematiker und Geograph, geb. 6. Febr. 1848 in Nürnberg, studierte in Erlangen, Heidelberg, Leipzig, Berlin, Göttingen, machte 1870/71 den Feldzug in Frankreich mit, wurde 1872 Lehrer an der Lateinschule in Weisenburg, habilitierte sich dann 1872 als Privatdozent in Erlangen und 1874 in München, wurde 1876 Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik in Ansbach und 1886 Professor der Erdkunde an der Technischen Hochschule in München. Von 1878—84 gehörte er dem Reichstag an, wo er sich der freisinnigen Partei angeschlossen, und 1884—99 dem bayerischen Landtag. Er schrieb: »Lehrbuch der Determinantentheorie« (Erlang. 1875, 2. Aufl. 1879); »Bernsche Untersuchungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften« (Leipz. 1876); »Der Einfluß der Himmelskörper auf Witterungsverhältnisse« (Münch. 1876, 2. Aufl. 1884); »Grundrissen der mathematischen Geographie und Astronomie« (Münch. 1878, 5. Aufl. 1900); »Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie« (Halle 1877—79, 6 Hefte); »Die Lehre von den gewöhnlichen und verallgemeinerten Hyperbelfunktionen« (Daf. 1881); »Parabolische Logarithmen und parabolische Trigonometrie« (Leipz. 1882); »Lehrbuch der Geophysik und physikalischen Geographie« (Stuttg. 1885, 2 Bde.; 2. Aufl. als »Handbuch der Geophysik«, 1897—99, 2 Bde.); »Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter« (Rehrbachs »Monumenta Germaniae paedagogica«, Berl. 1887); »Jos. Kepler und der tellurisch-sonnische Magnetismus« (Wien 1888); »Die Meteorologie ihrem neuesten Standpunkt gemäß dargestellt« (Münch. 1889); »Martin Behaim« (Hamb. 1890); »Handbuch der mathematischen Geographie« (Stuttg. 1890); »Lehrbuch der physikalischen Geographie« (Daf. 1891); »Die Phänologie, ein Grenzgebiet zwischen Biologie und Klimafunde« (Münster 1895); »Jacob Ziegler, ein bayerischer Geograph und Mathematiker« (Ansb. 1896); die Biographien:

»Kepler und Galilei« (Bd. 22 der »Geistesheiden«, Berl. 1896) und »A. v. Humboldt und L. v. Buch« (ebenda, Bd. 39, 1900); »Entwicklungsgeschichte und Fortschritte der wissenschaftlichen Geographie im 19. Jahrhundert« (in dem Sammelwerk »Am Ende des Jahrhunderts«, Berl. 1901); »Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert« (Daf. 1901); »Ziele, Richtpunkte und Methoden der modernen Völkerkunde« (Stuttg. 1904); »Geschichte der Erdkunde« (Wien 1904); die kleineren populären Schriften: »Astronomische Geographie«, »Physische Geographie« (in der Sammlung Börschen) und »Das Zeitalter der Entdeckungen« (Leipz. 1901). Mit Göpp bearbeitete er in mehreren Auflagen ein geographisches Lehrbuch; seit 1896 gibt er »Münchener geographische Studien« heraus. Auch besorgte er eine deutsche Ausgabe von Fiorini's »Erb- und Himmelskugeln« (Leipz. 1895).

Günter-Bachmann, Karoline, Schauspielerin und Sängerin, geb. 13. Febr. 1816 in Düsseldorf, gest. 17. Jan. 1874 in Leipzig, spielte bis zum 12. Jahre Kinderrollen im Schauspiel und in der Oper und kam im 16. Lebensjahr nach Bremen, wo sie alle jugendlichen Hader, unter Umständen sogar das der komischen Alten mit Erfolg vertrat. Hier wurde sie 1834 an das Stadttheater in Leipzig engagiert, wo sie bis zu ihrem Tode tätig war. Seit 1844 war sie mit dem Dr. jur. Bachmann verheiratet. Ihr Repertoire umfasste alle Soubrettenrollen der Oper, des Baudenilles und der Poëse; Lörping hat zahlreiche Partien eigens für sie geschrieben. Aber auch im Lustspiel war sie eine Kraft ersten Ranges (Barrier Taugenichts, Bionnie von L'écritures, Nigellieu), ebenso zählten das Kästchen von Weidmann, das Pfefferkörferl und die Jemella zu ihren Wanzrollen. 1859 ging sie zum Fach der komischen Alten über.

Günter von Andernach, Johann, Arzt, geb. 1487 in Andernach, gest. 4. Okt. 1574 in Strassburg, studierte in Utrecht und Marburg Philosophie, wurde in Löwen Professor der griechischen Sprache, studierte seit 1525 in Paris Medizin, mußte als Lutheraner die Stadt verlassen und lebte seitdem als Arzt in Strassburg. Von Ferdinand I. erhielt er den Adel. Er schrieb: »Anatomicorum institutionum libri quatuor« (Par. 1536); »Gynaeciorum commentarius de gravidarum, parturientium, puerperarum et infantium cura« (Strasb. 1606).

Güntersfeld, Porzellanfabrik, s. Wehren.

Guntia, s. Wüzburg.

Guntram (Guntgramm), Sohn des merowingischen Königs Chlotar I., erhielt bei der Teilung des fränkischen Reiches unter dessen vier Söhnen 561 Burgund mit der Hauptstadt Orléans. Er war friedliebend und mild, wenn auch jähzornig und gelegentlich grausam. Die Langobarden, die sein Reich vergrößerten, trieb sein Feldherr Rummolus 572 zurück. Beim Verluste, Septimianus zu erobern, wurde G. 585 von dem Westgoten Rekared zurückgeschlagen; 589 erlitt er bei Garcazone von demselben eine entscheidende Niederlage. In dem erbitterten Kriege zwischen seinen Brüdern Siegfried und Chilperich verhielt er sich warfelmäßig und furchsam. Als er 593 ohne Erben starb, fiel sein Reich nach dem Vertrag von Andelot an seinen Neffen Childbert II. von Austrasien. Wegen seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Kirche wurde er heilig gesprochen (Tag. der 28. März).

Guntramtsdorf, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksf. Mödling, an der Südbahnlinie Wien-Triest,

der Wien-Wipfanger und der Lokalbahn Wien-G.-Baden, am Wiener-Kusttädter Kanal, hat ein Denkmal für die 1866 gestorbenen Sachsen, Weinbau, Hiegelbrennerei, Druckwarenfabrik und (1900) 4729 Einwohner.

Günz, rechter Nebenfluß der Donau im bähr. Regbez. Schwaben, 76 km lang, entsteht aus der östlichen und westlichen G., die sich unterhalb Lauben vereinen, fließt in nördlicher Richtung und mündet bei Günzburg.

Günzburg, unmittelbare Stadt im bähr. Regbez. Schwaben, am Einfluß der Günz in die Donau, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Ulm-München-Simbach und G.-Krummbach, 479 m ü. M., hat 6 kath. Kirchen, ein altes Schloß, Gymnasium, Englisches FräuleinInstitut, Theater, Museum, Bezirksamt, Amtsgericht, Forstamt, mechanische Weberei, Gärtnerei mit vorzüglicher Spargelkultur (Ulmer Spargel), bedeutende Torflager und (1900) 4624 meist kath. Einwohner. Zahlreiche Spuren römischer Bauten deuten auf eine ehemalige Römeransiedelung (Aantia) hin. — Bei G. fand 9. Okt. 1805 ein siegreiches Gefecht der Franzosen unter Ney gegen die Österreicher unter Erzherzog Ferdinand statt.

Günzburg, Eberlin von, f. Eberlin von Günzburg.

Günzenhausen, Bezirksstadt im bähr. Reg.-Bez. Mittelfranken, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Treuchtlingen-Weissenburg und Kleinfeld-Buchloe, 415 m ü. M., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Realschule, Rettungshaus, Amtsgericht, Forstamt, Fabrication von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, von Wand- und Deckenplatten und von Holz, Gerberei, Härberei, Kunstmühle, Dampfägmühle, Bierbrauerei und (1900) 4503 meist evang. Einwohner. G. ist Geburtsort des Theologen Andr. Osiander (geb. 1498).

Gur, f. Gubr.

Gura, Eugen, Opernsänger (Bariton), geb. 8. Nov. 1842 zu Pressen bei Saaz in Böhmen, besuchte erst die Realschule zu Komotau und 1860 das Polytechnische Institut in Wien, widmete sich dann auf der Akademie selbstst. und 1861 auf der Malerschule zu München eine Zeitlang der Malerei und ließ sich endlich am Konservatorium in München für die Sängerklausur vorbereiten. Er war zuerst 1865 in München, dann 1867 in Breslau und 1870 in Leipzig als Opernsänger engagiert. 1876 sang er in Bayreuth den Gunter in Wagners Nibelungenring und nahm dann ein Engagement am Stadttheater in Hamburg an. Seit August 1883 ist er Mitglied des Hoftheaters zu München. G. leistet ausgezeichnetes in den Wagnerschen und Richardsschen Opern, hat sich aber auch als Konzertsänger (namentlich durch den Vortrag Ldwelcher Balladen und Schubertscher Liedersyklen) einen bedeutenden Ruf erworben.

Gurage (= Land zur Linken), afrikan. Berglandschaft im S. von Abyssinien und diesem tributpflichtig, zwischen den Flüssen Ghibi und Sawasch, wird am Südostrand von der Seengruppe Lamina, Hogga, Dennel begrenzt und vom Baïra durchströmt. Die Bewohner (Galla, Gitscha, Tschaha) treiben Viehzucht und Ackerbau.

Gurahumora, Marktflecken in der Bulowina, in schönem Gebirgstal an der Rulowa und der Lokalbahn Hatna-Dorna-Batra, Sitz einer Bezirkshaupt-

mannschaft und eines Bezirksgerichts, hat Getreide-mühlen, Brettsägen und (1900) 4393 (deutsche und rumänische) Einwohner.

Gurami (*Osphroneus olfax* Cuv., f. Abbildung), Stachelhasser aus der Familie der Labridae, bis 2 m lang und 20 kg schwer, mit fleischig zusammengebrücktem, unregelmäßig eiförmigem, am Bauche stark ausgebogenem Leib, kleinem, verschiedbarem Kaul, seinen Bürtelzähnen, großer Afterkloffe und kleiner Bauchkloffe, deren erster Strahl dornig und sehr verlängert ist, braunrötlich, dunkler quergebändert, am Bauch silberfarben mit braunen Rostflecken, lebt in Süßwassern der Großen Sundainseln nach Art unfrer Karpfen, wird aber auch seines Fleisches wegen von den Holländern um Batavia in Teichen und



Gurami (*Osphroneus olfax*). 1/12.

großen irdenen Gefäßen gehalten. Er nährt sich von Wasserpflanzen und kleinen Tieren, nimmt auch mit allerlei andern Pflanzen, wie Kohl, Salat, Kartoffeln u., vorlieb und pflanzt sich schon bei einer Körperlänge von 7—12 cm in Aquarien fort. Das Weibchen laicht in einem von Männchen bewachten Nest. In Pinang, Malakka, Mauritius hat man den G. wegen seines vorzüglichen Fleisches eingebürgert, auch auf Malakka, Pinang, Martinique, in Cayenne und auf Ceylon sind Versuche gemacht worden, und seit 1873 wird der zählebige, leicht zu ernährende Fisch bei uns als Zierfisch gezüchtet. Noch verbreiteter ist der kleinere, aber farbenprächtigere getuppte G. (*O. trichopterus* Gthr.) in Ostindien, der 1862 zuerst nach Europa kam.

Guramiden, Dynastie in Georgien, von Guram abstammend, regierte 574—787; f. Georgien, S. 614.

Guram, iran. Volksstamm, f. Tat.

Guraren, Rasse der Kurden (f. d.).

Gurara, nördliche Vasengruppe von Tuat (f. d.) in der franz. Sahara, besteht aus den zwölf Vasengruppen: Augurut mit 6600 Einw. und Hauptort Buehemma, Tin-Erfut mit 4645 Einw. und Hauptort Tadeltoja, El-Dschereif mit 6200 Einw. und Hauptort Hadjeh-Gelman, Timimun mit 22,000 Einw. und gleichnamigem Hauptort, der als reichste und wichtigste Siedlung von G. gilt, Uled-Said mit 4550 Einw. und Hauptort Khar el Kebir, Teganeh mit 3625 Einw. und gleichnamigem Hauptort, El-Hoiha mit 2000 Einw. und Hauptort Khar el Arab oder el Haïba, Scharuin mit 3500 Einw. und Hauptort Khar el Kebir, Sual el Deidul mit 5700 Einw. und Hauptort Delbul, Deremscha mit 3000 Einw. und Hauptort Retorsfa, Tsiabit mit 11,000 Einw. und Hauptort Brintan, endlich Sba mit 1200 Einw. und den beiden Orten Sba und

Gerara. Die Gesamtbevölkerung von G. beträgt demnach 80,000, von der 15,000 Fußsoldaten und 1500 Reiter gestellt werden können. Die Zahl der fruchttragenden Palmen übersteigt 3 Millionen. Die meisten Dafen haben schöne Gärten und reiche Kulturen.

Gurb (Kolonialplaster, Colonialdollar), seit 1809 in London für Britisch-Guanaea geprägte Silbermünze, = 3 Kolonialgulden (Guilders).

Gurbe (franz. gourde, v. lat. cucurbita, »Kürbissflasche«), eine platte, mit Flein zum Durchziehen einer Schnur oder eines Riemens versehene Flasche aus Glas, Ton, Metall, Holz u., die schon im Altertum vorkommt. Im Mittelalter und später wurde sie vornehmlich von Pilgern (Pilgerflasche) und Soldaten (Feldflasche) getragen. Es gibt Gurben, die fäustlerisch



Gurbe.

(mit Reliefs u. dgl.) verziert sind (s. die Abbildung einer G. aus dem Britischen Museum).

Gurbschikan, s. Georgien.

Gurena, Ruinen, s. Kurene.

Gurgaletsch, s. Plejuralein.

Gurgel (aus lat. gurgulio, wofür üdlicher guttur), der Teil des Halses, wo Schlundkopf und Kehlkopf liegen. Sgl. Hals.

Gurgelmittel, s. Gurgelwasser.

Gurgelplatte (Gurgelschup), an der mittelalterlichen Plattenrüstung der Zeit der Halsberge, der die Gurgel bedeckt. S. Rüstung.

Gurgelwasser (Gargaria), schwache Lösung eines Heilmittels, die man durch Gurgeln im Rachen hin und her bewegt, um sie mit kranken Stellen in Berührung zu bringen. Man benutzt vor allem säulnismwidrige Mittel wie übermangansaures und chlorsaures Kali, Boräure, oder zusammenziehende wie Gerbsäure, Alaun; meist überwiegt die lediglich reinigende Wirkung die medikamentöse. In Berührung mit dem G. kommen nur die Vorderfläche des weichen Gaumens, die Mandeln und ein kleines Stück der Rachenhinterwand. Schädlich ist die Anwendung von Gurgelmitteln bei allen tiefen Entzündungen der Rachenteile, weil die Muskelbewegungen beim Gurgeln die Entzündung steigern. Stuhl wirkende Arzneimittel sind wegen der Möglichkeit des Verschludens namentlich bei Kindern zu vermeiden.

Gurgemel, s. Gurgema.

Gurgel, Dorf im Dptal (s. d.).

Gurguria, zuflussreicher Fluß im brasil. Staat Piauh, entspringt auf der die Südwestgrenze bildenden, bis 1000 m hohen Serra Gurguria, durchfließt den großen See von Barnagua und mündet nach 600 km langem Lauf in den ihm kaum ebenbürtigen Parahyba.

Gurien (Ghuria, Ghurriel), Landschaft in Transkaukasien, am Schwarzen Meer, zwischen den Flüssen Rion und Tchoroch, bildet jetzt den Kreis Ssurgeti des Gouv. Kutais. — Der älteste Fürst von

G. (Gurriel) wird 1244 unter Rufudan von Georgien genannt; 1362 wurde ein Gardanidsch, Erbtitelm von Suaneß, durch Bagrat d. Gr. mit dem Erbtitel von G. belehnt, während Suaneß unter einem Gelowan kam. In der Folgezeit werden öfter Fürsten von G. erwähnt; 1480—1810 stand G., damals 4000 qkm groß, unter Fürsten aus der Familie Gardanidsch. 1826 wurde G. russische Provinz, nachdem es 18 Jahre lang unter der Oberhoheit Auklands gestanden hatte. Sgl. Brosset, Histoire de la Géorgie, Bd. 2 (Petersb. 1859).

Gurier, Volk, s. Georgier.

Gurin, schwerer Ort, s. Raggia, Balle.

Gurjew, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (47,473 qkm mit (1867) 87,376 Einw.) in der russisch-zentralasiatischen Provinz Uralst, liegt 17 km von der Mündung des Ural ins Kaspische Meer, mit Kirche der Kosakinnen. Moskoe. Dampfschiffahrt nach Astrachan und Port Alexandrowsk auf der Halbinsel Kaspisches Meer, Fischerei und (1867) 9316 Einw. Wegen der zunehmenden Versandung des Flusses wird der Verkehr mit der offenen See an der Flußmündung immer schwieriger.

Gurjunbalsam (Gölöl, Wood-oil, Balsamum Dipterocarpi s. Garjannae), ein dem Kopaiwabalsam ähnlicher Balsam, der in größter Menge in den Küstengebieten der Straße von Malakka und in Birma von mehreren Dipterocarpaceen-Arten gewonnen wird. Man höhlt die Bäume an, schlägt auch wohl Höhlungen in die Stämme, unterhält in deren Nähe ein Feuer, um das Ausfließen des Balsams zu befördern, und fängt diesen in Bambusgefäßen auf. Die Ausbeute beträgt bis 180 Lit. von einem Stamme. Der G. kommt aus Maulmain, Singapur, Atchab und Saigon in den Handel. Er ist rothbräunlich, im aufsteigenden Licht grünlich, von der Konsistenz eines dünnflüssigen Kopaiwabalsams, spez. Gew. 0,947—0,964, gleicht dem Kopaiwabalsam auch im Geruch, schmeckt bitterer, aber nicht fragend, löst sich in absolutem Alkohol nur teilweise. Er erhärtet mit Kalz und Ragnesia und wird dickflüssig beim Erhitzen auf 130°, ohne beim Erkalten wieder dünnflüssig zu werden; bei 220° wird er beinahe fest. Er besteht aus 45—72 Proz. ätherischen Öl C₁₅H₂₂ und Harz. Man benutzt ihn zum Anstreichen, zur Verfertigung von Lacken und Pauspapier, zur Verflüssigung ätherischer Öle und auch arzneilich. Wahrscheinlich ist der G. in Indien seit langer Zeit zu technischen Zwecken im Gebrauch. 1811 wurde er von Franklin erwähnt, genauere Nachrichten gab aber erst Korburch (1838); 1842 wurde er in Deutschland bekannt.

Gurf, 1) linker Nebenfluß der Drau in Kärnten, entspringt in den Stangalpen, fließt südlich, dann östlich, durchströmt bei Sernitz eine Schlucht (die enge G.), wendet sich weiterhin gegen S., nimmt links die Retznitz und Görtzsch, rechts die Klan auf und mündet bei Stein, nach 105 km langem, sehr gewundenem Lauf. Nach der G. ist der westliche Abschnitt der Norischen Alpen Gurfalpe (s. d.) benannt (s. Alpen, S. 384). — 2) (Krainger G.) rechter Nebenfluß der Sabe in Krain, entspringt bei Weizelburg, fließt südöstlich, dann nordöstlich und mündet, 92 km lang, gegenüber Mann.

Gurf, Marktflecken in Kärnten, Bezirksh. St. Veit, 662 m ü. M., an der Gurf und der Gurfalpe. Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine romanische Donatskirche (von 1042) mit Krypte, schöner, in Blei gegossener Kreuzabnahme sowie Reliefs an der Kanzel von Donner, ein bischöfliches Schloß und (1869) 788 Einw.

Der Eich des 1072 gegründeten Bistums O. wurde 1787 nach Klagenfurt verlegt. Vgl. »Die Gurker Ge-
schichtsquellen 864—1269« (hrsg. von Jolsch, Klagenfurt 1896—98, 2 Bde.).

Gurke (*Cucumis sativus* L., Kümmerling, Kufumer; das Wort O. seit etwa 15. Jahrh. nachweisbar, vom poln. ogurek oder böhm. okurka, abzuleiten vom spätgriech. *αγγούριον*), einjährige fleischhaarige Pflanze aus der Familie der Kürbisaubazgen (f. *Cucumis*) mit spitz fünfseitig gelappten, am Grunde tief und schmal herzförmig eingeschnittenen Blättern, kurzgestielten tiefgelben Blüten, von denen die männlichen zu 4—5, die weiblichen einzeln oder paarig stehen, woljigen und etwas stumpf dreiseitigen, oft mit Warzen besetzten, erst weiß und grün gefärbten oder dunkelgrünen oder fast ganz weißgrünen, zuletzt bei voller Reife gelben Früchten mit zahlreichen weißen Samen, ist wahrscheinlich in Ostindien heimlich. Durch die Kultur sind viele Spielarten entstanden, von denen aber nur die Feldgurke im großen kultiviert wird. Die gewöhnlichste gute Sorte für das freie Land ist die mittellange, grüne, volltragende O. Auch weiße Gurken sind zu empfehlen und als die frühesten die sogenannten Trauben- und russischen Keggurken, f. B. die Walzgurke aus China und die Pariser Traubengurke (f. Tafel »Gewächspflanzen IV«, Fig. 10). Die Feldgurke verlangt warme, sonnige Lage, einen lockern, humusreichen, gut gedüngten, gleichmäßig feuchten Boden und gedeiht am besten in lehmigem Sandboden; man baut sie nach gut gedüngter Herbstfrucht, pflügt im Herbst oder Frühling, bestellt im April die Beete und sät, wenn die Nachfröste vorüber sind. Man legt die Samen (wenn man gießen kann, nach zwölfstündigem Einquellen in Wermut- oder Balmholzwasser) in 60—70 cm weiten Reihen 8 cm voneinander in Furchen mit Kompost oder verrottetem Pferdemist 1,5—2,5 cm tief. Nach Entwicklung des dritten Verzweigungsstells stellt man die Reihen auf 40 cm Breite und sorgt, bis die Pflanzen zu ranken beginnen, für Reinigung und Lockerung des Erdbereichs. Dann häuselt man die Pflanze an, lockert den Boden oberhalb und verteilt die Ranken ganz gleichmäßig. Die Haupternte fällt in den August. Samengurken zieht man an solchen Stöden, die am frühesten und reichsten angepflanzt haben. Nachdem die gelb gewordenen Gurken in geschützten Räumen erweist sind, nimmt man die Kerne samt dem Brei heraus, läßt die Masse 4—6 Tage stehen, trennt dann die Samen auf einem Sieb durch Aufgießen von Wasser und trocknet sie möglichst schnell. Zur Ausfaat nimmt man nur drei- bis vierjährige Samen. Man erntet von 1 Hektar ca. 100,000 Stüd. Im Garten erzielt man bei früher Ausfaat in geschützter Lage und durch Begießen mit warmem Wasser frühzeitige Früchte. Sehr allgemein werden Gurken auch in Mistbeeten und Gewächshäusern getrieben. Geeignete Sorten sind Blue Gown, Warwick of Lorne, Ruhm von Erfurt, von Duedlinburg, Arnoldscher Riesenschlangen, Berliner Kalgurke u. Zur Frühreife im nächsten Jahr macht man im August von reichtragenden Pflanzen Stecklinge. — Die Gurken sind sehr arm an festen Bestandteilen: sie enthalten etwa 1,5 Proz. eiweißartige Körper, 0,73 Proz. Zucker, 2,21 Proz. sonstige stickstofffreie Substanzen, 0,09 Proz. Zellulose, 0,48 Proz. Mineralstoffe und 94,17 Proz. Wasser. Der Nahrungswert ist also sehr gering, und in dem unreifen Zustand, in dem die Gurken zum bei weitem größten Teil gegessen werden, erregen sie leicht Kussionen, Blähungen u.

Sie bilden indes in verschiedenen Zubereitungen (Gurkensalat, gekocht, saure oder Salzgurken, Senfgurken, Pfeffergurken (kleine, unentwidelte Früchte), Zuckergurken) eine sehr beliebte Speise und spielen namentlich in Mittel- und Süddeutschland und in Rußland eine bedeutende Rolle. Lössbau im Spreewald mit mehr als 300,000 Schock im Jahr, Erfurt, Luedlinburg, Diemnitz, Großmachnow, Raumburg, Jena, Piesnitz, Kalle, Ulm treiben bedeutenden Gurkenbau. Früher benutzte man das Fleisch sowie die mild schmeckenden Samen auch in der Medizin. Gurkenbröl, mit Alkohol mazeriert und dann destilliert, gibt die Gurkenessenz, die man zur Vereitung von Gurkenhauptmache, einem beliebten Mittel, die Haut geschmeidig zu erhalten, benutzt. Die echte Schlangengurke (*C. flexuosus* L.), aus Ostindien, hat schwach gelappte, freisindende Blätter, in Büscheln stehende gelbe Blüten, grünschalige, wasserreiche, gekrümmte, am vordern Ende dünne, am hintern Ende keulenartig verdickte Früchte und kann wie die andern Gurken benutzt werden. — Kufurbazgenfrüchte waren schon den Alten bekannt, doch ist jetzt ungemein schwer zu entscheiden, ob in den bezüglichen Stellen Kürbisse oder Gurken gemeint sind, zumal Abweichungen, Ausartungen, Übergänge bei diesen Früchten sehr groß und häufig sind. Sie stammen wohl aus Südasiens. Die Juden kannten Gurken und Kürbisse in Ägypten, bei Homer und Hesiod werden aber diese Früchte noch nicht erwähnt. Die Stadt Sisyon, die ihren Namen von der O. hat, heißt bei Hesiod noch Melone. Wahrscheinlich kamen Kürbisse und Gurken erst im 6. Jahrh. v. Chr. nach Griechenland und vielleicht ebenso früh nach Italien. Diese O. des Altertums war aber eine große, jetzt nicht mehr gebaute Art, die zur Erfrischung geeignet, auch je nach dem Stadium der Reife gefotten und gebraten wurde. Unser O. tritt im frühen Mittelalter zuerst in Byzanz auf, kam dann zu den Slawen und wohl nicht vor dem 17. Jahrh. nach Deutschland. Vgl. Zeise, Melonen-, Gurken- und Champignonsgärtner (6. Aufl. von Hartwig, Weim. 1895); Barfuß, Die O., ihre Kultur u. (Neudamm 1894); Lange, Gurke, Melone, Kürbis u. (Berl. 1900); Wierhold, Untersuchungen über das Einsauern von Gurken (Baf. 1899).

Gurken- (Gurgemei), f. Cucumis.

Gurkenkrankheiten, an Gurken, Kürbissen und andern Kufurbazgen durch Pilze oder Tiere hervorgerufene Schädigungen. Das Myzel eines Hymenomyzeten (*Hypochnus Cucumeris* Frank) tritt von der Erde aus parasitisch auf den Stengel über, umzieht ihn als soferiges graues Gewebe und bringt dann in den Stengel ein, der weich und saft wird; die Blätter werden von den Spigen her gelb und sterben gleichfalls ab. Auch Melanospize, wie *Sphaerotheca Cantagnei* Lév. u. a., erzeugen auf den Blättern weiße oder graue Überzüge, auf denen sich später kleine schwarzbraune Knötchen (die Perithezien) bilden. Braune, trockne Flecke auf den Früchten entstehen durch *Gloosporium orbiculare* Berk. Eine Blasenfüßer (*Heliethrips haemorrhoidalis* Boh.) saugt die Blätter an und bringt sie zum Absterben, eine Wilben-spinne (*Tetranychus telarius* L.) ruft eine Art von Blattdürre unter Bildung eines mehligten Überzugs an der Blattunterseite hervor, auch die Raupe der *Psyllomela*, eine in dem Blattgewebe Rinnegänge ausfressende Fliegenmadde (*Phytomyza geniculata* Mg.) und an den Wurzeln ein gallenbildendes Natterchen (*Heterodera radicola* Groef) sind zu erwähnen. Als Abwehrmittel gegen die hauptsächlich-

sten Erkrankungen wird das Schwefeln der Pflanzen empfohlen.

Gurkenkraut, soviel wie Borretsch, *Borrago officinalis*; auch soviel wie Dist., *Anethum graveolens*.

Gurkensteine (Gurkensteine), teils walzenförmige, teils in Gestalt von Doppelteln oder Dreilantern auftretende, in der Niederlausitz häufige, meist bearbeitete Steine, die in vor- und frühgeschichtlicher Zeit zu häuslichen Verrichtungen dienten. Der Name scheint mehr nach den Fundstellen, den Püßeln (slaw. gora, gorka) als nach der Gestalt zu gehen.

Gurksfeld (slowen. Krško), Stadt in Krain, an der Save, die hier die Grenze gegen Steiermark bildet, und an der Südbahnlinie Steindürk–Agram, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Kapuzinerkloster, Weinbau, Gerberei und (1900) 877 (als Gemeinde 5346) Slowen. Einwohner. In der Nähe das Schloß Lurn an der Part und Ruinen des römischen Noviodunum.

Gurko (deutsch: Furtko), Joseph Wladimiro-witsch, russ. General, geb. 15. Nov. 1828 aus einer altadligen weißrussischen Familie, gest. 28. Jan. 1901 auf seinem Landgut im Twerchen, wurde, im kaiserlichen Pagenkorps erzogen, 1846 Kornett im Leibgardesularenregiment, machte, vom Rittmeister sofort zum Oberstleutnant und Balaisonskommandeur befördert, beim 29. Infanterieregiment Diebitsch den Krimkrieg mit, trat nach dem Frieden wieder in seine alte Stellung zurück und ward 1860 kaiserlicher Stabsadjutant. Seit 1861 Oberst, nahm er am Krieg in Polen teil, erhielt 1866 das Kommando über das 4. Sularenregiment, ward 1867 Generalmajor, 1869 Kommandeur der Garde (Grenadiere zu Pferde), 1876 Generalleutnant u. Kommandeur der 2. Gardebataliondivision und nahm 7. Juli 1877 an der Spitze des sogen. Avantgardekorps Tirmowa ein, überschritt den Balkan und drang bis auf zwei Tagemärsche von Adrianopel vor. Im Anfang August von Suleiman Pascha zurückgebrängt, besetzte er den Schiplapass. Nach Auflösung des Avantgardekorps begab sich G., zum Generaladjutanten ernannt, nach Petersburg, um seine Garbdivision auf den Kriegsschauplatz zu führen. Am 24. Okt. schlug er an der Spitze der »Bestarmee« Achmed Dschid Pascha bei Gornj-Dubniak, nahm 28. Okt. Teisch und vollendete dadurch Osman Paschas Einschließung in Plewna, das 10. Dez. fiel. Ende Dezember überschritt er den Balkan, rückte 4. Jan. 1878 in Sofia ein, zerstreute 16. und 17. Jan. die Armee Suleiman Paschas und vereinigte sich mit der russischen Zentrumsarmee bei Adrianopel. Nach dem Kriege ward er General der Kavallerie und 1879 Generalgouverneur von Petersburg, verlor aber diesen Posten 1880, weil er die Attentate gegen den Kaiser nicht verhängte, ja einen nihilistischen Versuchsdörner begnabigte. Erst 1882 wieder aktiv als Generalgouverneur von Odessa, erhielt er 1883 das wichtige Generalgouvernement in Warschau. Er galt für einen tüchtigen Feldherrn, aber hochmütigen Deutschenfeind. G. wurde 1894 als Feldmarschall verabschiedet; 1899 ward er zum Chef des 14. Schützenregiments ernannt.

Gurktaler Alpen, s. Gurlt 1.

Gurktrollen, s. Agnesentrollen.

Gurkitt, 1) Louis, Maler, geb. 8. März 1812 in Altona, gest. 19. Sept. 1897 in Raudorf bei Schmiedeburg im Erzgebirge, wurde 1829 in Hamburg Schüler von Bendig, septe 1832 seine Studien in München fort, besuchte 1835–38 die Akademie in Kopenhagen und bereiste von dort Norwegen, Schweden

und Jütland. 1830 besuchte er Tirol und Oberitalien und lebte dann wieder einige Jahre in Kopenhagen. 1843 ging er nach Düsseldorf und bald darauf nach Unteritalien und Sizilien, woher er für seine nachfolgenden Bilder zahlreiche Motive nahm. Nach seiner Rückkehr (1846) lebte er bis 1848 in Berlin, darauf in Sachsen und begab sich 1851 nach Wien, von wo aus er Dalmatien, Italien und Griechenland besuchte. 1867 und 1868 bereiste er Spanien und Portugal und nahm 1869 in Dresden seinen Wohnsitz, von wo er 1888 nach Berlin überfieterte. Seine zahlreichen Landschaften sind poetisch in der Komposition und gut stilisiert; die besten diejenigen, in denen er die üppige Natur und die Farbenpracht des Südens schildert, z. B.: die Kriftäische Ebene in Griechenland, Ebene bei Theben, römische Campagna (1846), Landschaft aus dem Albanergebirge (1850), Nationalgalerie in Berlin), Keniser, Abend im Kloster Fusaco in Portugal (in der Dresdener Galerie). Von seinen nordischen Landschaften sind besonders der Buchenwald am Blüner See, Kletterer in Dalsjön (1865, im Besitz des Großherzogs von Oldenburg) und eine jütändische Landschaft zu nennen. Er war Professor und Mitglied der Akademien von Kopenhagen und Madrid.

2) Cornelius, Kunstschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1. Jan. 1850 zu Nischwitz in Sachsen, widmete sich anfangs dem Studium der Architektur in Berlin, Stuttgart und Dresden, fand aber mehr Neigung für die Theorie der Baukunst und später auch des Kunstgewerbes, so daß er schließlich ganz zur Lehrstätigkeit und Schriftstellerei überging. 1879–87 war er als Beamter am Kunstgewerbemuseum in Dresden tätig, 1889 habilitierte er sich als Privatdozent an der technischen Hochschule in Berlin, und 1893 wurde er als Professor an die technische Hochschule in Dresden berufen, wo er auch mit der Fortsetzung der von Steche begonnenen »Beschreibenden Darstellung der Bau- und Kunstidentmaler des Königreichs Sachsen« beauftragt wurde, die er von Heft 16 (Dress. 1894) arbeitete. Er gab heraus: »Sächsische Herrensitze und Schlösser« (mit Pöhlner und Adam, Dress. 1886); »Geschichte des Barockstils, des Rokoko und des Klassizismus« (Stuttg. 1886–89, 3 Bde.); »Mittel deutscher Kirchenstiftungen« (Berl. 1886–87); »Das Barock- und Rokokoornament Deutschlands« (Dof. 1886–90); »Im Bürgerhaus. Klauertieren über Kunstgewerbe« (Dress. 1888); »Deutsche Turniere u.« (Dof. 1889); »Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation« (Halle 1890); »Andreas Schöler« (Berl. 1891); »Die Albrechtsburg zu Meißen« (mit Wandel, Dress. 1895); »Die Kunst unter Friedrich dem Weisen« (Dof. 1897); »Die Baukunst Spaniens« (mit Jungbündel und Wadras, Dof. 1895–79, 3 Bde.); »Die Baukunst Frankreichs« (Dof. 1899–1900); »Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts« (2. Aufl., Berl. 1900); »Historische Städtebilder« (Dof. 1900 ff.); »Geschichte der Kunst« (Stuttg. 1902, 2 Bde.) u. a.

Gurlt, 1) Ernst Friedrich, Tierarztl., geb. 13. Okt. 1794 in Drenkau bei Grünberg i. Schles., gest. 13. Aug. 1882, studierte in Breslau Medizin, wurde Repetitor an der Tierarztschule in Berlin, 1826 Professor, 1849 technischer Direktor der Anstalt und 1870 pensioniert. G. gestallte die Anatomie der Haustiere zu einer Wissenschaft und schuf die Lehre von den Wundheilungen. Für die Tierarztschule in Berlin stellte er große Sammlungen her. Er schrieb: »Handbuch der vergleichenden Anatomie der Hausthiere« (Berl. 1821 f., 2 Bde.; 7. Aufl. selbständig von Leisner, Müller und Ellenberger, Dof. 1890); »Zehr-

buch der pathologischen Anatomie der Hausfaugetiere« (daf. 1831—32, 2. Abt., mit 85 Tafeln; Nachträge 1849); »Anatomische Abbildungen der Hausfaugetiere« (daf. 1824—33, 2. Aufl. 1843—44; Text dazu, daf. 1829; Supplemente dazu, 25 Tafeln, daf. 1848); »Lehrbuch der vergleichenden Physiologie der Hausfaugetiere« (daf. 1837, 3. Aufl. 1865); »Anatomie der Hausvögel« (daf. 1849); »Über tierische Ringeburten« (daf. 1877). Mit Wertwig gab er das »Magazin für die gesamte Tierheilkunde« (Berl. 1835—74) heraus.

2) Ernst Julius, Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 13. Sept. 1825 in Berlin, gest. dafelbst 8. Jan. 1899, habilitierte sich 1853 als Privatdozent an der Berliner Universität und wurde 1862 außerordentlicher Professor der Chirurgie. Er schrieb: »Beiträge zur vergleichenden pathologischen Anatomie der Gelenkfracturen« (Berl. 1853); »Über einige durch Erkrankung der Gelenkverbindungen verursachte Risikustellungen des menschlichen Beckens« (daf. 1854); »Über Cystengebüldnisse des Halses« (daf. 1855); »Über den Transport Schwerverwundeter und Kranker im Krieg« (daf. 1859); »Handbuch der Lehre von den Knochenbrüchen« (daf. 1860—65, 2 Tle.); »Leitfaden für Operationsübungen am Kadaver« (daf. 1862, 7. Aufl. 1899); »Abbildungen zur Krankenpflege im Felde« (daf. 1868); »Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Krieg« (Leipz. 1873); »Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preußen« (daf. 1875); »Die Gelenkfracturen nach Schutzverletzungen« (daf. 1879); »Geschichte der Chirurgie und ihre Ausübung« (Berl. 1898, 3. Abt.). Er war Mitredakteur von Langenbeds »Archiv für klinische Chirurgie« und 1867—72 von Birchows und Virchs »Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte in der gesamten Medizin«; 1865—88 redigierte er das »Biographische Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker« (Birn 1884—88, 6 Abt.) und seit 1867 die Zeitschrift »Kriegerheile, Organ der deutschen Vereine vom Roten Kreuz.

Gurma, Vöndschaf in der afrikanisch-franz. Kolonie Dahomé (f. Karte »Togo«), liegt zwischen 11°—13° 30' nördl. Br. und 1°—3° 30' östl. L. Das Land scheint sehr ungleich bewölkt zu sein. Neben vollstreckten Dürfteln findet man ausgedehnte, wüste Striche mit dachtem Gebüsch. Der südliche Teil ist eine steinige, vegetationslose Ebene, der westliche ist besät mit zahlreichen Hügelchen, der östliche, zum Becken des Niger gehörige, ist dagegen eine weit sich hinziehende sonbige Ebene. Doch ist das Land im allgemeinen fruchtbar und bedekt mit zahlreichen Pflanzungen. Das Gebiet wird durch Danto und Bindigou zum Niger entwässert. Wichtigere Plätze sind Kungu und Kussela. Das Land ist noch sehr wenig bekannt. Noch Vorch erhielten wir 1892 wieder einige Nachrichten durch Wontel. 1894 wurde Decœur beauftragt, das Hinterland von Dohomé zu erforschen. Er ging daher noch Mitte, wo er 20. Nov. 1895 einen Schutzvertrag mit dem Häuptling der Fariba abschloß. Hier hörte er vom Annorich Gruners aus Togo und wendte sich nun westwärts, um den Sultan von Fada und G. für Frankreich zu gewinnen. Inzwischen hatten Carnap und Gruner Verträge mit Samanne Wangu und Fama geschlossen, doch wurde letzteres als Tributstaat von G. 1897 an Frankreich überlassen. Der Gouverneur von Dahomé hatte zu gleicher Zeit zwei Expeditionen ausgesandt, eine unter Baud noch Fada n'Gurma, eine zweite unter Verlonnet nach Say. Der letztere gründete auf seinem Vorstehe noch Say mehrere militärische Posten. Dasselbe tat auch

Baud zu Fado und Kuntun und songte 1. Febr. 1897 in Fado n'Gurma an. Hier fand er den Sultan Bantshande im Kriege mit seinen westlichen Untertanen. Baud übernahm den Oberbefehl über das Heer des Sultans, schlug die Hebellin bei Tufuna und stellte die Ordnung wieder her.

Gurma, ein von den Hächter Farbwerken hergeleitetes Schup- und Heißerum gegen die Druße (f. d.).

Gurnemang, Fürst von Groporz, in der Geschichte Barginals derjenige, der dem Unterföbrenn zuerst hösische Unterweisung erteilt und ihm auch die verbängnisvolle Lehre gibt, nicht viel zu fragen.

Gurnigel, ein besuchter Aussichtspunkt im schweizer. Kanton Bern, 1544 m ü. M. Am nordwestlichen Abhang liegt das Gurnigelbod, 1155 m ü. M., 21 km südlich von Bern, 5 km weislich der Station Bettwil der Gürtelbahn, mit Kurhaus (1902 abgebrannt, soll bis 1905 neu erbaut werden). Zwei gipshaltige Schwefelquellen dienen für Trinf- und Bodeluren, eine schwache Stahlquelle für Trinfuren und zwar gegen chronische Kalarthe, habituelle Verstopfung, Hämorrhoiden, Frauenkrankheiten u. Sgl. Verdat, Eauz minerales sulfureuses du G. (Par. u. Bern 1879).

Gurre, schlechtes Pferd, Schindmähre.

Gurfah (Gurfah), Handelsgeheim der Präsidenschaft Khabas zu 20 Kandi = 4536 kg.

Gurt, soviel wie Gürtel; dann, verallgemeinert Band oder Streifen, von dem ein Körper umzogen wird; daher Gurt im Hochdau soviel wie Gurtefime, f. Gessins; Gurte oder Gurtungen im Eisenbau die obern und untern Einschliffungen gegliedelter Konstruktionssteile, Träger u. (vgl. Eisenbau und Brücke); auch Korset, bandartiges Gewebe u., f. Gurle.

Gurtbogen, f. Vogen, S. 137.

Gurtbremse, f. Bremsen, S. 384.

Gurte, bandartige Gewebe, die zu verschiedenen Zwecken gebraucht werden; die schlechtesten als Tragbänder und zur Bepannung gepolsterter Möbel (Stühle, Sofas u.), um eine elosliche Unterlage zu bilden, auf welcher die das Kissen tragenden Federn ruhen, die besten sind die sogenannten Grundgurte, Sattelgrundgurte oder Sattelpolierunggurte zu dem Grundfz der Pferdesättel, sowie die Stollgurte und die G. zur gepolsterten Bogenord der Sattler. Feinere und weidere Sorten gebrauch mon als Hofenträger, Halstern und Satteltgurte. Die feinsten Gurte der G. sind die vom Föfamentier gewebenen seidenen, mit verschiedenen eingewebten Mustern verzierten. Die G. aus Hanf- und Berggorn sowie aus Bindföben und Drost (Drohtgurte) verfertigen die Seiler auf einem sehr einfachen schmalen Webstuhl (Gurtenschlagstod, Schlagstuhl). Die G. aus Zwirn und Wolle werden von dem Föfamentier oder Föfamentwiler auf dem einfachen Föfamentierwebstuhl gewebt. Aus Lederstreifen werden G. geflochten. Hanf- und Baumwollgurte mit oder ohne Draht einlage, bis zu 60 cm breit, hoben sich als Transmissionsriemen, besonders in leuchten Räumen, bewährt. Diese G. werden auf mechanischen Webstühlen gefertigt und in der Regel geteert, gummiert oder auf andere Weise imprägniert.

Gürtel (Cingulum), Band, Gessicht u., um den Leib oder einen Teil des Leibes getragen, zur Zusammenhaltung der Kleider (daher Leib-, Arm-, Kniegürtel u.) oder auch, wie namentlich im Mittelalter, bloß als Schmutz dienend, besonders beim weiblichen Geschlecht; bei den Alten zugleich Zeichen der Jungfräulichkeit. Da die Männer den G. um die Lenden trug

gen, so heißt noch jetzt »die Lenden gürteln« soviel wie sich zur Reife anschicken (vgl. Dufing). Im Mittelalter und in der Renaissancezeit diente der G. auch als Behrgehänge zur Aufnahme des Schwertes (f. Tafel »Kostüme I.«, Fig. 11 u. 12). Die Bruntgürtel der Männer und Frauen waren von Leder, Brokat, Samt, Seide und andern kostbaren Stoffen und mit Goldschmuck, Edelsteinen, Glasflüssen, Stickerien u. dergl. (f. Tafel »Kostüme II.«, Fig. 3, 7 u. 11; Tafel III, Fig. 2, 4 u. 6). Es gab auch G. aus Metallgittern u. Kettenfedern (f. Tafel »Schmuckstücken I.«, Fig. 15 u. 16). Metallene G. aus der Bronzezeit sind häufig in Gräbern gefunden worden (f. Tafel »Kultur der Metallzeit II.«). In unserer Zeit werden G. nur von Militärpersonen und von Frauen getragen. Für den weiblichen Bedarf werden G. und Gürtelketten, an welche Leptern im Mittelalter und in der Renaissance und in deren Nachahmung auch wieder in unserer Zeit meist Kreuze, Spiegel, Fächer, Taschen, Schlüssel und ähnliche Gebrauchsgegenstände hängen, jetzt aus Metallen und Stoffen verschiedener Art, meist im Renaissance- oder RokokoGeschmack, angefertigt. Die moderne Kunststrichtung hat besonders die Verzierung der Gürtelschnallen in ihren Bereich gezogen (f. Tafel »Schmuckstücken II.«, Fig. 12 u. 13, und Tafel »III.«, Fig. 12). Über den G. der katholischen Priester f. Cingulum. Über Zaubergürtel oder Wollsgürtel f. Wollwolf. — In der mathematischen Geographie ist G. soviel wie Zone; in der Perasid die mittlere (Wollen-) Reihe des in drei Teile getheilten Schildes; in der Architektur soviel wie Halsglied (f. d.).

Gürtelbägn, f. Ringbägn.

Gürtelbleche, f. Metallblech.

Gürtelschleife (*Zonurus Merrem*), Gattung der Eidechsen, kurz und gedrungen gebaute Tiere mit ploem, dreieckigem Kopf, bideim, mittellangem Schwanz, auf der Oberseite mit großer Schildschuppe, an der Leibesseite mit einer mit kleinen Schuppen bedeckten Falte, an der Unterseite mit großen Tafelschildern, auf dem Schwanz mit wirtelartig gestellten Stachelschuppen. Die sieben Arten bewohnen das tropische Afrika und Madagaskar. Der Gürtelschweif (*Z. cordylus Merrem*) ist 18 cm lang, meist oberseits orangefelb, unterseits weiß und bewohnt felsige Gegenden Südafrikas.

Gürtelschilde (Gürtelausschlag), f. Flechte.

Gürtelschilde, soviel wie Mantelschilde (f. d.).

Gürtelkraut, f. Lycopodium.

Gürtellinsen (Zonenlinsen), f. Leuchtturn.

Gürtelmaus, f. Gürteltier.

Gürtelpanzer, f. Panzerfisch.

Gürtelrose (Gürtelflechte), f. Flechte.

Gürtelschnallen u. Gürtelhaken, f. Metallzeit.

Gürtelschweif, f. Gürtelschleife.

Gürtelstrasse, Verbindung der Forts hinter der Gürtellinie (f. Festung, S. 476).

Gürteltier (*Dasypus L.*), Säugetiergattung der Jöhnläder und der Familie der Gürteltiere (*Dasypodidae*), plumpe Tiere mit gestrecktem, langschauzigem Kopf, großen Schweinsohren, langem, stottem Schwanz, kurzen Füßen, sehr starken Grobklauen und auf dem Rücken mit einem Panzer aus Knochenplatten in Gürtelreihen. Die mittleren Gürtel bestehen aus länglich-viereckigen Platten, das Schulter- und Kreuzschild aus Querreihen vier- oder sechseckiger Platten, der Scheitelpanzer aus fünf- oder sechseckigen Platten. Die Unterseite des Körpers ist mit dornartigen Haaren bedekt, und solche Voriten finden sich auch zwischen den Platten. In den Kie-

fern stehen schwache, wurzellose Zähne in schwanken-der Zahl, während Vorderzähne fehlen. Die Mundspalte ist mäßig groß, die Zunge spiz, nicht weit vorstreckbar. Sie leben in Südamerika bis Mexiko einsam in Ebenen und an Waldbränern, halten sich am Tage in selbstgegrabenen Höhlen verborgen und nähren sich von Ameisen und andern Insekten, Wärmern und Schnecken, fressen in der Not auch Vegetabilien und Ras. Sie bewegen sich langsam und träge, graben aber sehr geschickt und flüchten bei der Verfolgung sofort in die Erde. Sie sind harmlos, stumpfsinnig und gehen gänzlich der Ausrottung entgegen, zumal die Jungen außerordentlich langsam wachsen und allen Feinden wehrlos preisgegeben sind. Die zur Untergattung *Euphractus* Wagl. gehörenden Armadille (*Tatu*) haben einen platten, breiten, gepanzerten Kopf, eine verlängerte Nase, 6—7 Knochengürtel, einen ziemlich bedackerten Rücken, fünfzehige Füße, leben unter Ameisen- und Termitenhäusern und wechseln den Bau, sobald der Haufe ausgepugt ist. Man jagt sie, weil sie durch ihre Höhlenbauten die Wege für Reiter unsicher machen, und des wohlsmekenden Fleisches halber. Aus dem Panzer fertigen die Indianer Paraguanas Körbe. Hierher gehören das dortige Armadill oder das Sechsdindengürteltier (*Dasypus [E.] sexcinctus Desm.*), das mit dem 20 cm langen Schwanz 50—60 cm lang wird, und das Dreieckigen- oder Kugelhürteltier (*Matao*, *Tolpentes [Dasypus] tricinctus M.*), das mit dem kurzen Schwanz 45 cm lang ist und häufig als Spielzeug für die Kinder in der Gefangenschaft gehalten wird (f. Tafel »Jöhnläder I.«, Fig. 1). Das Riesengürteltier (*Priodon gigas Oer.*), über 1 m lang, mit etwa 50 cm langem, gepanzertem Schwanz, 12—13 beweglichen Knochengürteln auf dem Rücken, gewaltigen Krallen an den unbeweglichen Fäßen der Vorderfüße, breiten, flachen, fast huförmigen Nägeln an den Hinterfüßen, ist bis auf den weichen Kopf, den Schwanz und eine Seitenrinne schwarz und lebt wie die andern Arten in Brasilien, vielleicht in ganz Südamerika, und bewohnt Döhlen unter den Wurzeln alter Bäume. Die Gattung Gürtelmaus (*Schildmurf*, *Chlamyphorus Hort.*) umfasst sehr kleine Tiere mit walzenförmigen Knochenzähnen, fünfzehigen Füßen mit Grobklauen und einem aus zahlreichen Querreihen rechteckiger oder rautenförmiger Hornschilde bestehenden Rückenpanzer, der nahe der Schnauzenspitze beginnt und am Hinterteil jäh abfällt. Der übrige Teil des Körpers ist mit ziemlich langen, feidenartigen weichen Haaren bedekt. Der Schwanz schlägt sich zwischen den Hinterbeinen zurück und liegt völlig dem Bauche auf. Die Gürtelmaus (*C. truncatus Hart.*), etwa 14 cm lang und 5 cm hoch, lebt in Chile nach Art unsers Maulwurfs und bewohnt besonders trockne, sandige, steinige Gegenden. Nichts erkennt sie auf der Oberfläche, ohne sich weit von ihrem Bau zu entfernen. Die Jungen sollen unter dem Panzer geborgen werden. — Gürteltiere existieren schon in den ältern Kampschichten. Chlamytherium Humboldti Lund besaß die Größe eines Tapirs und findet sich in den ältern und jüngern Kampschichtungen Brasiliens und Argentiniens. Die fossile Gattung *Glyptodon Oer.* mit *G. clavipes Oer.* (f. Tafel »Diluvium I.«, Fig. 1), das die Größe des Nashorns erreichte und bide Panzerplatten mit rosettenförmiger Skulptur besaß, aus den obern Kampschichtungen Südamerikas, bildet einen Übergang zur Familie der Riesenfaultiere (*Megatherium*).

Gurten, Hügel, 3,5 km südlich von Bern, 861 m ü. M., mit Grotto und großartiger Alpenansicht; eine elektrische Seilbahn führt von Grenchen nach Gurten.

Gurtenflagelstock, f. Gurte.

Gurtgefäss, f. Gurt.

Gürtler, ursprünglich Handwerker, die Gürtel und Ledergehänge mit Metall beschlagen, während sie gegenwärtig Kessing bearbeiten und daraus sowohl getriebene als gegossene Arbeit, namentlich Knöpfe, Schmolzen, Beschläge u., öfters auch Bronzearbeiten fertigen.

Gürtler, Graveur u. Bronzearbeiterzenger-Fachschule, aus der 1880 in Gdylon gegründeten Kunstgewerblichen Fachschule für Kunstschmiederei 1889 hervorgegangene Unterrichtsanstalt mit Abteilungen für Stempelgravieren und Ziselieren für Bijouterie, für Zeichnen und keramisches Malen, für Glasbleicherei und für Olmalerei. Der Lehrgang ist dreijährig und umfaßt Geometrie, geometrisches Zeichnen, Projektionslehre und Schattellehre, Freihandzeichnen, Modellzeichnen, Holzzeichnen, Formlehre, dekoratives Malen, Modellieren, deutsche Sprache, Buchhaltung, Handelsgeographie u. Eine Fortbildungsschule für Gürtler, Bronzearbeiter und Ziselierer besteht auch in Wien.

Gurtschin (Gurczyn), früher selbständiger Ort, 1897 der Gemeinde St. Lazarus, 1900 mit dieser der Stadt Posen einverleibt.

Guru (ind.), bei den Buddhisten und Sikhs ein geistlicher Lehrer.

Gurunga, Volk in Bakafriso, f. Gurumfi.

Gurumfi, Landschaft in Französisch-Senegal, zwischen 10° 30'–12° nördl. Br. und 0° 40'–2° 10' östl. L., begrenzt im O. von Gambia, im N. von Koffi, dem G. tributpflichtig ist, im W. vom Schwarzen Volta und im SO. vom roten Volta durchzogen. Das wenig defamte Land scheint aus einer weiten, baldenden Ebene zu bestehen, die von wenigen Flußläufen durchzogen ist; das Wasser sammelt sich in großen, von Pflanzen bedeckten Becken. Die Ufer des Volta bestehen aus eisenhaltigem Quarz mit goldführendem Sand, weiter abwärts herrscht Schwemmland, aus dem einzelne Inseln aufragen. Der Boden ist fruchtbar und erzeugt an genügend bewässerten Stellen alle Produkte Afrikas, für Viehzucht ist das Land oder nicht geeignet wegen seiner Fruchtbarkeit und des Ausbreitens von dem Vieh gefährlichen Insekten. An Wild ist Überfluß, es lebt ober der Afrikaner. Wege sind außer den Straßen von Dattina nach Koffi und von Sati nach Ua nicht vorhanden. Die Eingebornen, die Gurumfi, scheinen noch Abstammung und Sprache keiner einheitlichen Rasse anzugehören und sind durch die zivilisierten Völker, von denen sie umgeben werden, in ihre Häuser gedrängt worden. Sie zerfallen in viele Stämme. Die vornehmsten sind die Nomma und die Jufi oder Tiole im N., die Kassanga, Kothoma oder Kothobosi, die Dagori, Dagabosha und Ule im W., die Tiofi oder Busi und die Karamanji in der Mitte und die Tolensi im O. Ethnographisch verchieden, haben diese Stämme doch ziemlich gleiche Sitten. Sie gehen meist völlig nackt oder hängen nur ein Fell um. Die Häuser bestehen aus einem niedrigen Raum über der Erde und einer Art Keller. Alle diese unterirdischen Räume, in denen die Frauen wohnen, stehen miteinander in Verbindung und haben als einzigen Eingang von außen ein Loch in der Mitte des Dorfes bei der Hütte des Häuptlings. Die Religion der Gurumfi ist entweder Fetisch- oder Sonnendienst, ihre runden Tempel aus

Erde sind mit roten oder schwarzen geometrischen Figuren bedeckt. Die politische Zersplittertheit Gurumfi in kleine Dorfverbände hat bewirkt, daß es stets unter fremder Herrschaft stand. Mehrere Jahrhunderte hindurch war es Romprui tributär, seit Anfang des 19. Jahrh. war der König von Koffi ihr Souverän. 1882 bemächtigte sich der Sonbaiskupplung Gambia der Herrschaft und brandschapte das Land, bis er 1885 ermordet wurde. Sein Nachfolger Nodou mußte die Oberherrlichkeit des Noda von Koffi anerkennen. Von seiner Gewaltthätigkeit wurde das Land endlich Ende 1896 durch Suleit befreit, der zuerst Koffi, dann auch G. zur Annahme der französischen Schutzthätigkeit veranlaßte. Die Befreiung Gurumfi ist für Frankreich von Wichtigkeit, weil die Landschaft die Länder von Französisch-Sudan mit dem Hinterland von Dohomé und den Kongostaaten verbindet. G. kam an Frankreich durch den Vertrag vom 9. Juli 1897 mit Deutschland, das dagegen das an der Südgrenze gelegene Kaurprui erhielt. Verwüstet und entvölkert, hat G. augenblicklich geringen Wert für Frankreich, obgleich viel Eisen gewonnen wird; doch kann es von großer wirtschaftlicher Bedeutung werden, namentlich wenn die reichen Goldlager im Norden des Landes erschlossen sind.

Gurumfi, s. Kolanüsse, f. Cola.

Gurumfi, f. Gurte.

Gurwal, ind. Bezirk, f. Garhwal.

Gury (fr. gary, Leon Pierre, lat. Moralttheolog, geb. 23. Jan. 1801 in Mailleconcourt (Grande-Comie), gest. 18. April 1866 in Bels, trat 1824 in den Jesuitenorden, ward 1833 Professor der Moral am Jesuitenkollegium in Bels bei Le Bus, 1847 am Collegium romanum in Rom, lehrte aber schon im folgenden Jahre, durch die Revolution vertrieben, nach Bels zurück. Sein noch H. v. Viguier geordnetes und in vielen Auflagen, auch in deutscher Übersetzung (Regensb. 1868) verbreitetes Hauptwerk ist das »Compendium theologiae moralis« (Lyon u. Par. 1850, 2 Bde.; beste Ausgabe von Bollmann, 6. Aufl., Rom 1882), ein System der katholischen Sittenlehre zum Gebrauch für Geistliche bei der Beichte und Absolution, das die altjesuitische Konjunktiv und den Probabilismus erneuert und an vielen Seminaren (f. B. in Mainz) eingeführt worden ist. Ihm folgten 1863 die »Casus conscientiae« (Lyon u. Par., 2 Bde.; 8. Aufl. 1891). Vgl. A. Keller, Die Moraltheologie des Jesuitenpeters G. (2. Aufl., Marau 1870).

Gurzenich, 1) Dorf im preuß. Regbez. Aachen, Kreis Düren, hat eine lat. Kirche, Schloß, Papierfabrik, die deutsche Sprengstoffabrik, Drahtweberei und (1900) 2163 Einw. — 2) S. Köln.

Gusfata, f. Nischafata.

Güfel (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen vorkommend, bedeutet »schön«.

Gusji, russ. Dorf, f. Melnik.

Gusla, primitives leutenartiges Instrument der Serben mit gewölbtem Schallkörper, einer Membran als Resonanzboden, mit einer Holzharfite bezogen.

Gusli, Musikinstrument, f. Gusli.

Guss, die Pflanzennamen Abklärung für Giovanni Gussone, geb. 8. Febr. 1787 in Villamotta, Direktor des Botanischen Gartens in Vico di Falco bei Palermo, gest. 14. Jan. 1866 als Professor der Botanik in Neapel. Flora Siziliens.

Gusarbeit, f. Gieserei.

Gusafpalt, f. Asphalt.

Gußeisen, das zu Gußwaren dienende Roheisen. f. Eisen, besonders S. 480 ff., und Eisengießerei.

Gussenbauer, Karl, Chirurg, geb. 30. Okt. 1842 zu Ober-Vellach im Wölzlal (Kärnten), gest. 18. Juni 1903 in Wien, studierte in Wien, wurde hier Assistent an Billroth's Klinik, 1875 Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik in Lüttich, wurde 1878 an die deutsche Universität in Prag und 1894 als Nachfolger Billroth's nach Wien berufen. Seine hervorragenden Leistungen beziehen sich auf die Resektionsoperation, die Magenresection und partielle Darmresection, die künstliche Knochentrennung, Lehre von den Geschwülsten, besonders die Verbreitungsweise der Geschwülste, der Chirurgie des Gehirns, des Rückenmarks und der Nerven, die Massage, Nervenbehandlung und akzentuelle Bänderschnitten. Auch konstruierte er den ersten brauchbaren künstlichen Kniegelenk. Er schrieb: »Rapport de la clinique chirurgicale de l'université de Liège« (mit Pezzer, Lüttich 1878); »Die traumatischen Verletzungen« (Stuttgart 1880); »Sepsithemie, Pyohämie und Phosphäthämie« (dof. 1882); »Beitrag zur Exstirpation von Beckenknochengeschwülsten« (Berl. 1891). Er war Mitherausgeber des »Archivs für klinische Chirurgie« (Berl.) und der »Zeitschrift für Heilkunde« (Prag).

Gusserow, Adolf, Mediziner, geb. 8. Juli 1836 in Berlin, studierte daselbst, in Würzburg und Prag, habilitierte sich 1864 als Privatdozent für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten in Berlin, ging 1867 als Professor der Geburtshilfe und Direktor der geburtshilflichen Klinik nach Utrecht, aber noch in demselben Jahr in gleicher Stellung nach Zürich, 1872 als Professor der Geburtshilfe nach Straßburg und 1878 als Professor der Medizin, Direktor der geburtshilflich-gynäkologischen Klinik an der Charité und Direktor der Hebammenschule nach Berlin. Er schrieb: »Über die Neubildungen des Uterus« (Stuttgart 1878 u. 1880) und redigiert mit Leopold das »Archiv für Gynäkologie«.

Gäßfeldt, Paul, Forschungsreisender, geb. 14. Okt. 1840 in Berlin, studierte 1859 — 65 in Heidelberg, Berlin, Gießen und Bonn Naturwissenschaften und Mathematik und habilitierte sich 1868 in Bonn. Zum Leiter der von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft ausgestatteten Expedition nach der Loango-Füste ernannt, verlor er durch einen Schiffbruch bei Free Town 14. Jan. 1873 die ganze Ausrüstung, zu der er selber eine bedeutende Summe beigelegt hatte, und konnte deshalb erst 25. Juli d. J. in Bana an der Kongomündung landen. Darauf errichtete er mit Bastian die Station Schinshofschaf, verlor mehrere Male vergeblich ins Innere vorzudringen und schiffte sich 7. Juli 1875 wieder ein. 1876 unternahm G. eine Reise nach Ägypten und besuchte mit Schweinfurth die Arabische Wüste. 1882 ging er nach Südamerika, um das zentrale Andesgebiet zu erforschen, erzielte 19. Jan. 1883 allein die höchste Spitze (5400 m) des Kraterandes des Vulkanes Raipo, 21. Febr. den Aconcagua bis 6400 m Höhe, etwa 570 m unterhalb des Gipfels, und kehrte nach Erforschung des Hochlandes von Bolivia nach Berlin zurück, wo er seither als Professor am Orientalischen Seminar tätig ist. Wiederholt begleitete er Kaiser Wilhelm II. nach Norwegen. Er veröffentlichte: »In den Hochalpen. Erlebnis aus den Jahren 1859 — 1885« (Berl. 1886, 3. Aufl. 1893); »Reise in den Andes von Chile und Argentinien« (dof. 1887); »Kaiser Wilhelm II. Reisen nach Norwegen« (dof. 1890, 2. Aufl. 1892); »Der Mont Blanc« (dof. 1894); »Grundzüge der astronomisch-geographischen Ortsbestimmung auf Forschungsreisen« (Braun-

schweig 1902) und mit Falkenstein und Sechuel-Loefche »Die Loango-Expedition« (Leipz. 1879 — 82).

Gußformen, f. Gießerei, S. 833.

Gußgerechtigkeit, f. soviel wie Traufrecht (f. d.).
Gußhaut, die Erzhaut auf der Oberfläche gegossener Metalle, widersteht den Witterungseinflüssen gut und bleibt deshalb oft sitzen.

Gußli (Gußli), russ. Sägeninstrument, eine Art Züßer.

Gußmauerwerk, namentlich im Mittelalter gebräuchliches Mauerwerk, hergestellt durch Eingießen von Mörtel und Steinbroden zwischen regelrechte äußere und innere Mauerlichkeiten (f. Füllmauer) oder in hölzerne Kasten, deren Seitenwände nach Erhärtung der Masse abgenommen werden.

Gußmörtel, f. soviel wie Beton.

Gußnaht, linien- oder flächenartige Erhöhung auf Gußwaren, entstanden durch das Eindringen des Gußmaterials in die Fugen der Form. Sie wird in der Regel entfernt, nur bei Kunstguß läßt man sie oft stehen, um die genaue Uebergabe der Form erkennen zu können.

Gussone, Botaniker, f. Guss.

Gustov, Karl, Maler, geb. 25. Febr. 1843 in Dabelberg, ging zum Besuch der Kunstschule nach Weimar, wo er sich anfangs an A. v. Ramberg und dann an Raupach angeschlossen. Nachdem er Italien besucht, trat er mit einigen mythologischen Bildern auf, widmete sich aber bald der Genremalerei, wobei er eine stark realistische Auffassung offenbarte, die sich bald zu großer Kühnheit und höchster Lebendigkeit steigerte. Seine ersten Bilder auf diesem Gebiet sind: die Kriegsnachrichten und die Kirchgängerin. Es folgten bis 1874: das nähende Mädchen, beim Kunstgelehrten im Atelier, mein Schatz, die Erzählung des Landwehmanns. Nachdem er 1870 Lehrer an der Kunstschule in Weimar geworden war, wurde er 1874 an die Kunstschule in Karlsruhe und 1875 an die Kunstakademie nach Berlin berufen, wo er auf der Kunstausstellung von 1876 mit drei Genrebildern mit lebensgroßen Figuren: das Mädchen (eine Bauernfamilie um ein Mädchen versammelt), der Blumenfreund und verlorne Glück, erschien, in denen sich eine hohe Energie der Charakteristik mit einer ungewöhnlichen Kraft des Kolorits verband. In derselben Richtung bewegten sich die Genrebilder: Stillkommen (1877, eine Gruppe jüdelnder Bauernbienen), die Venuswäscherin, die beiden Alten (1880). Seitdem mäßigte er sein Kolorit zu größerer Harmonie und Feinheit, was namentlich seinen zahlreichen Porträts und den weiblichen Halbfiguren, unter denen das Wintermädchen (1883) die bedeutendste ist, zuzurechnen. 1880 erhielt er die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung. Im demselben Jahre gab er seine Lehrthätigkeit an der Akademie auf, leitete eine Zeitsung eine Privatschule und nahm 1892 seinen Wohnsitz in München. Von seinen Genrebildern aus späterer Zeit sind noch die Dorfparzen (1891) zu erwähnen. In neuester Zeit hat er meist Bildnisse und Studienköpfe junger Mädchen in gerechtafter Auffassung gemalt, die sich durch geistvolle Feinheit des Kolorits auszeichnen. Vgl. Vietzler, Karl G. und der Naturalismus in Deutschland (Berl. 1898).

Gußnaht, f. Eisen, S. 486 ff.

Gußwaren (Gußwerk), alle aus Metallen gegossenen Artwaren, als Ofenplatten, Töpfe, Tiegel u.

Gußwerk, im Altertum und Mittelalter der aus Steinbroden und Mörtel regellos gemischte Kern einer Mauer.

Gustatio (lat.), beim römischen Hauptmahl des Voreffen, berechnet auf Anregung des Appetits, meist aus Salat, Schallotten, leichten Fischen, Eiern mit pikanten Saucen bestehend.

Gustaf (schwed. Gustaf, altnord. Gúðifr, »Kriegesfiab«, d. h. Held). Von Trägern dieses Vornamens seien genannt:

1) G. I. (G. Eriksson Vasa), König von Schweden, geb. 3. Mai 1497 auf Lindholmen (Uppland) als ältester Sohn des Reichsrats Erik Johansson aus dem Hause Vasa (f. d.), gest. 29. Sept. 1560 in Stockholm, lam früh an den Hof Sten Stures des jüngern (f. d.), mit dem er mütterlicherseits verwandt war. Nach der siegreichen Schlacht bei Brännheta (1518), wo er das schwedische Banner trug, von Christian II. (f. Christian 9) verurtheilt als Gefangener nach Kold (Norðjütland) gebracht, entkam er im Herbst 1519 nach Lübeck und landete, vom lübschen Rat unterstützt, 31. Mai 1520 wieder in Schweden, das sich damals fast ganz in dänischer Gewalt befand. Nach dem Stockholmer Blutbad (Köpenberg), dem sein Vater und sein Schwager Joach. Brahe zum Opfer fielen, mußte er verkleidet in Dalskarlien umherirren und entging mehrmals nur wie durch ein Wunder den Mordhauern. Im Januar 1521 forderte er in Mora die Dalskarlier zum Kampfe gegen die dänische Fremdherrschaft auf, worauf ein paar hundert Bauern ihn zum »Hauptmann« wählten. An ihrer Spitze brachte er binnen kurzem einen großen Teil Mittelschwedens in seine Gewalt, wurde schon im August auf dem Herrentag zu Wadstena zum Reichsverweser, 6. Juni 1523 auf dem Reichstag zu Strängnäs zum König ausgerufen, eroberte mit lübscher Hilfe im Sommer 1523 Stockholm, Kalmar sowie die letzten dänischen Stützpunkte in Finnland und machte so der skandinavischen Union ein Ende. Nachdem er sich hierauf (1524) gegen Christian II. durch ein Bündnis mit dessen Nachfolger Friedrich I. (f. Friedrich 17) gesichert hatte, führte er im Innern einen entscheidenden Schlag gegen die unionistisch gesinnte katholische Hierarchie, indem er 1527 auf dem Reichstag zu Werderas die Reformation einführte. Infolge der Einziehung der Klöster und Kirchengüter war er in der Lage, die bei Lübeck gemachten Schulden zu tilgen und eine starke Kriegesflotte zu schaffen. Durch seine Teilnahme an der Grafenfehde (f. d.) befreite er Schweden für immer von der drückenden kommerziellen Vorherrschaft der Hanse. Mit Dänemark, seinem damaligen Bundesgenossen, geriet er später in ein gespanntes Verhältnis. 1555–57 führte er einen ergebnislosen Krieg mit Rußland. Seine Verjuche, die Bevölkerung seines Reiches an Geselligkeit und Ordnung zu gewöhnen, führte anfangs wiederholt (1524–25, 1527–28, 1531–33, 1542–43) in Dalskarlien, bez. Småland zu gefährlichen Bauernaufständen. Gleichwohl hat er durch Vermehrung des Kronguts und der Regalien, Regelung des Steuerwesens, Umwandlung Schwedens in eine Erbmonarchie (1544) und Einführung einer zentralen Behördenorganisation den Grund zu einem mächtigen Königthum gelegt. Acker- und Bergbau, Handel und Gewerbe nahmen unter ihm einen großen Aufschwung. G. war mit Katharina von Sachsen-Lauenburg, Margarete Leijonhufvud und deren Nichte Katharina Stenbock vermählt. Seine erste Gattin gebor ihm Erik XIV. (f. d.), seine zweite zehn Kinder, unter andern Johann III. (f. d.) und Karl IX. (f. d.). Vgl. »Konung Gustaf I.'s registrator« (herg. von Granlund, O. Berg und Almqvist, Stockh. 1861–1903,

21 Bde., die Jahre 1521–50 umfassend); »Svenska riksdagsakter 1521–1560« (herg. von Klln und E. Hildebrand, 1887–88); Edbn, Gustaf Vasa. Valda bref 1538–1560 (1902); Frhgrell, Leben und Taten Gustafs I. Vasa (deutsch, Neust. a. d. O. 1831); Forssell, Sveriges inre historia från Gustaf I (Stockh. 1869–75, 2 Bde.); Wälfson, The swedish revolution under Gustavus Vasa (Boston 1889); E. Hildebrand, Gustaf Vasa, hans personlighet och hans betydelse (Stockh. 1896); Sjögren, Gustaf Vasa, ett 400 årsminne (1896); Edbn, Om centralregeringens organisation 1523–1594 (Upps. 1899).

2) G. II. (G. Adolf, König von Schweden, geb. 19. (9.) Dez. 1594 in Stockholm, gest. 16. (6.) Nov. 1632, Entel des vorigen, genoh eine ausgezeichnete wissenschaftliche und militärische Erziehung, die seine hervorragenden Anlagen zur glänzendsten Entwicklung brachte. Als er nach einer kurzen Vormundschaftsregierung im Dezember 1611 seinem Vater Karl IX. (f. d.) folgte, war das schwedische Reich zu gleicher Zeit in drei gefährliche Kriege verwickelt. Der Krieg gegen die Dänen, die bei seinem Regierungsantritt ganz Südschweden besetzt hielten, endete damit, daß Schweden im Frieden von Knärbö (30. Jan. 1613) Elfsborg und einige andre Gebiete für 1 Mill. Thlr. zurückerkaufen mußte, was sich wegen der kurzen Zahlungsrückst. (6 Jahre) und der Erschöpfung des Staatsschatzes nur durch persönliche Opferwilligkeit des Königs und seiner Untertanen erreichen ließ. Der Krieg gegen die Russen, dessen Leitung G. Adolf 1614–15 selber übernahm, verlief dagegen glücklich und führte im Frieden zu Stolbowa (8. März 1617) zur Verleibung von Karelien und Ingernanland. Mit seinem polnischen Vetter, dem katholischen Waisproh König Sigmund III. (f. d.), der sein Anrecht auf den schwedischen Thron bestritt, stand G. Adolf, trotz wiederholter Waffenstillstände, von Anfang an auf gespanntem Fuße. Nachdem schon 1617 Bernau in seine Hand gefallen war, landete er im Sommer 1621 an der Dünamündung und brachte in mehreren Feldzügen (1621–22, 1625–26) Livland, Kurland und Esthland sowie die wichtigen preussischen Städte Memel, Pillau, Braunsberg und Marienburg in seine Gewalt. Zu diesen auswärtigen Eroberungsthaten gesellte sich eine nicht minder erfolgreiche Reformthätigkeit im Innern. Für die Hebung des Volkswohlslands wurde durch Unterstützung von Handel, Gewerbe und Schifffahrt, Verbesserung der Verkehrswege, Städtegründungen, Berufung kundiger Ausländer zur Einführung neuer Industrien z. trefflich gesorgt, die Organisation der Zentral- und Lokalbehörden neu geregelt, die Rechtspflege durch Einführung einer neuen Prokurhordnung (1614) sowie durch Errichtung von Hofgerichten in Stockholm (1614), Åbo (1623) und Dorpat (1629) wesentlich verbessert, die geistige Bildung auf mannigfaltige Art gefördert, die Kompetenz der Volksvertretung durch die Reichstagsordnung von 1617, die den Reichstag in vier Stände einteilte, gesetzlich festgelegt, der Adel durch neue Vorrechte (Ritterhausordnung von 1626) nöthig für das Königthum gewonnen, dessen Hauptstütze er fortan im Heer wie in der Verwaltung bildete. So hatte G. Adolf in wenigen Jahren nicht nur das Ziel seiner auswärtigen Politik, die Oiseherrschafft, fast erreicht, sondern auch ein blühendes nordisches Reich geschaffen, dessen gewaltige, in vielen Schlachten erprobte und von tüchtigen Feldherren geleitete Kriegsmacht bald eine hervorragende Rolle in der Geschichte Europas zu spielen berufen sein sollte.

Schon während des polnischen Krieges war G. Adolf ein aufmerksamer Beobachter des Krieges gewesen, der seit 1618 Deutschland verheerte, zumal der Kaiser den Polen offen Beistand leistete, selber die Cistercienserkloster zu erlangen suchte und die in Schweden regierende protestantische Dynastie bedrohte. Infolge der Ablehnung aller schwedischen Friedensvorschläge polnischerseits hatte er jedoch die wiederholte Aufforderung Frankreichs und der Niederlande, sich an die Spitze der deutschen Protestanten zu stellen, ablehnen müssen und den Kaiser seinen verlasteten medienburgischen Verwandten, des Römisch-königlichen Friedrich V. von der Pfalz sowie der Stadt Straßburg nur teilweise entsprechen können (s. Dreißigjähriger Krieg, S. 190 f.). Erst der durch französische Vermittelung 26. Sept. 1629 in Altkam (Westpreußen) auf sechs Jahre abgeschlossene schwedisch-polnische Waffenstillstand ermöglichte es ihm, nach Vollenbung seiner Rüstungen sich mit Zustimmung des Reichstages nach Deutschland zu wenden. Es waren nicht bloß religiöse, aber auch keineswegs lediglich politische Beweggründe, die ihn zu diesem Schritt bestimmten, vielmehr gingen beide Motive nebeneinander her.

Am 6. Juli 1630 mit 12,000 Mann aus schwedischen Boden gelandet, bemächtigte er sich der Inseln Usedom, Wolin und Rügen sowie, nach Unterwerfung des Herzogs Bogislaw XIV. von Pommern, der Stadt Stettin (vgl. Bogislaw 2). Hierauf durch Zugänge aus den Cisterciensprovinzen auf 40,000 Mann verstärkt, begann er schrittweise die Eroberung ganz Pommerns, Westpreußens sowie Brandenburgs und erhielt durch den Vertrag von Barwalde (23. Jan. 1631) von Frankreich die zur Fortführung des Krieges erforderlichen Hilfsgeelder zugesichert. Sein Plan, Magdeburg zu besetzen, wurde durch Brandenburg und Sachsen, die ihn den Durchmarsch verweigerten, vereitelt. Vergebens machte er, um Tilly abzulenkten, im April eine Demonstration gegen Schlesien und erklärte Frankfurt a. O. sowie Landberg a. B. Als sein brandenburgischer Schwager, Kurfürst Georg Wilhelm (s. Georg 4), sich endlich (14. Mai) durch schwedische Gewaltmaßregeln genötigt sah, den Schweden vertragsmäßig den Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten und ihnen die Festung Spandau als militärischen Stützpunkt einzuräumen, war es schon zu spät. Gerade die Zerstörung Magdeburgs (20. Mai) führte indessen eine für G. Adolfs Bestrebungen günstige Wendung herbei. Die Bildung einer protestantischen Mittelpartei war fortan unmöglich. Vielmehr schlossen Brandenburg (21. Juni) und Sachsen (11. Sept.), dessen Kurfürst Johann Georg I. seine Lande, trotz seiner Neutralitätsverklärung, durch Tilly hart bedrückt sah, ein Bündnis mit G. Adolf, der in Sachsen einrückte. Per am 17. Sept. erzielte glänzende Sieg des Schwedenkönigs bei Breitenfeld (s. d.) über Tilly befreite mit einem Schlage ganz Norddeutschland von den Kaiserlichen. Die deutschen Fürsten, von denen sich ihm bisher, außer Landgraf Wilhelm von Hessen und Herzog Bernhard von Weimar, nur die aus ihren Ländern vertriebenen angelassen hatten, suchten nunmehr eifrig seinen Schutz oder sein Bündnis, und die evangelische Bevölkerung, besonders die Bürgerchaft der Reichsstädte, begrüßte ihn als Befreier. Als er im Herbst durch Thüringen nach Franken und dem Mittelrhein zog, ließ er fast nirgends aus erheblichen Widerstand. Würzburg, Bamberg und Frankfurt fielen rasch in seine Hand, Nürnberg begab sich in seinen Schutz, und die fränkischen Stände huldigten ihm als Herzog von Franken. In Mainz,

wo er während des Winters blieb, faßte er den Plan, den Evangelischen einen für immer gesicherten Frieden zu erkaufen und sie zu einem Bund unter Schwedens Führung zu einigen. Zu diesem Zwecke vereinigte er sich im März 1632 bei Kippingen mit seinem General Horn, folgte Tilly über Nürnberg und Donaueschingen zum Lech, dessen Übergang er erzwang, und hielt Wäite Wal seinen Einzug in München. Erst das Wiederauftreten Wallensteins setzte seinem weiteren Vordringen ein Ziel. Zwei Monate lang standen beide in besetzten Lagern bei Nürnberg einander gegenüber. Nach einem vergeblichen Versuch, das feindliche Lager zu erstürmen, wandte sich G. Adolf Anfang September nach Schwaben, rückte aber, infolge der Kunde von Wallensteins Einfall in Sachsen, in Eilmärschen dorthin, um seine eigne Stellung in Norddeutschland zu sichern und Kurfürst Johann Georg vom Abfall abzuhalten, und vereinigte Anfang November seine Streikräfte in Erfurt. Wenige Tage später fiel er in der Schlacht bei Lützen (s. d.).

Für den Gang seines Namens starb G. Adolf zur rechten Stunde: er strahlte fortan im Andenken der Protestanten als Glaubensheld, der für das Evangelium den Helldenk erlitten. Dieser Nimbus wäre aber zweifellos verblüht, hätte er seinen Plan, durch Eroberungen an Deutschlands Küsten die Alleinherrschaft im Baltischen Meer (dominium maris baltici) zu erringen, verwirklicht, wodurch er so manche Intereffen verlegen und große Schwierigkeiten hervorgerufen hätte. Gleichwohl war sein Tod für die Sache des deutschen Protestantismus, dem von nun an eine einheitliche, zielbewußte Leitung fehlte, wie für die junge schwedische Großmacht ein unerfesslicher Verlust. — In religiöser Hinsicht fromm, aber nicht unbedingbar, als Staatsmann besonnen und umsichtig, war er als Krieger tapfer bis zur Tollkühnheit, aber gerade deshalb bei seinem Heer wie beim deutschen Volk sehr beliebt. Seine Leistungen in der Taktik, seine Neuerungen in der Bewaffnung, Einteilung und Aufstellung der einzelnen Truppengattungen sowie im Gefüßgewesen waren epochemachend, seine Soldaten in bezug auf Manneszucht und moralische Tüchtigkeit damals unerreicht. Feldherren wie Johan Baner, Nils Brahe, Gustav Horn, Torstensson und Karl Gustav Wrangel waren seine militärischen Schüler, während er selber in der Politik den Reichsfürstlichen A. Oxenstierna (s. d.) zum Lehrmeister hatte. — Seit 1620 mit der brandenburgischen Prinzessin Maria Eleonora vermählt, hinterließ er nur eine Tochter, Christine (s. d.). Weiterhin hatte er einen unehelichen Sohn, den spätern Grafen G. Gustafsson von Wasaborg (geb. 1616 oder 1617, gest. 1653). In Schweden und Deutschland wurden ihm mehrere Denkmäler errichtet. Ein dauerndes Andenken fand er in Deutschland durch den Gustav Adolf-Berein (s. d.). Sein Bildnis s. auf Tafel »Feldherren des Dreißigjährigen Krieges« (Ab. 5).

Die Literatur (s. auch Dreißigjähriger Krieg, S. 192) über G. Adolf, von der es noch keine Bibliographie gibt, ist so umfangreich, daß hier nur die wichtigsten Arbeiten erwähnt werden können. Quellen: »Konung Gustaf II Adolfs skrifter« (Hrsg. von Styffe, Stockholm 1861); »Skriftställe G. Adolfs, jämte an evangeliske fursten Deutschlands« (Hrsg. von G. Droyen, Halle u. Stockholm 1877); »Konung Gustaf II Adolfs bref och instruktioner till A. Oxenstierna« (Hrsg. von Sundb. Stockholm 1888). — Darstellungen: Hallenberg, Sven rikets historia under Gustaf Adolf den Stores regering (bis 1626 reichend, Stockholm

1790—96, 5 Bde.); *Wjörner*, G. Adolf, König von Schweden, und seine Zeit (Stuttg. 1835, 4. Aufl. 1863, ultramontan); *Plathe*, G. Adolf und der Dreißigjährige Krieg (Dreßd. 1840—41, 4 Bde.); *Frjggell*, Geschichte G. Adolfs (schwedisch oft aufgelegt; deutsch, Leipz. 1852); *Feidig*, G. Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg 1630—1632 (daf. 1854); *Skriften* von *Hammarstrand* (f. d.); *Eronholm*, *Sveriges historia* under Gustaf II Adolfs regering (Stodh. 1857—72, 6 Bde. in 8 Th.; Auszug von *Helm*: G. II. Adolf in Deutschland, Leipz. 1875); v. *Soden*, G. Adolf und sein Heer in Süddeutschland (Erlang. 1865—69, 3 Bde.); *W. Droyen*, G. Adolf (Leipz. 1869—70, 2 Bde.); *Wittich*, *Magdeburg*, G. Adolf und Tilly (Bd. 1, Berl. 1874); *J. L. Stevens*, *Life and times of Gustavus Adolphus* (New York 1885); *Fleischer*, *Gustavus Adolphus and the struggle of protestantism for existence* (daf. 1890); *Sjörin*, *Gustaf II Adolf* (Stodh. 1890); *Lamparter*, G. Adolf (Barm. 1892); *Stavenom*, *Gustaf Adolf, hans personlighet och betydelse* (Stodh. 1894); *Forssell*, *Gustaf II Adolf* (1894); *W. Weibull*, *Gustaf II Adolf* (1881, 2. Aufl. 1894); *Alund*, *Gustaf II Adolf* (1894); *E. Frjg*, G. Adolf im Lichte der Geschichte (Leipz. 1894); *Gutjahr*, *König G. II. Adolfs Beweggründe zur Teilnahme an deutschen Kriegen* (daf. 1894); *Strud*, *Das Bündnis Wilhelm von Weimar mit G. Adolf* (Straßf. 1895); *Varenius*, G. Adolfs schwedischer Rationalismus (Schweb. 1900; deutsch von *Vinheim*, Leipz. 1901); *Sjörne*, *Gustaf Adolf, protestantismens förkämpe* (Stodh. 1901, auch deutscher Auszug); *Egelhaaf*, G. Adolf in Deutschland 1630—1632 (Halle 1901); *Kreßschmar*, G. Adolfs Pläne und Ziele in Deutschland und die Herzuge zu Braunschweig und Lüneburg (Hannov. 1904).

3) G. III., König von Schweden, geb. 24. Jan. 1746 in Stodholm als ältester Sohn Adolfs Friedrichs (f. Adolf 9) und der Schwester Friedrichs d. Gr., Luise Ulrike, geist. daseibst 29. März 1792, war als Anabe (1756) Zeuge der tiefsten Demütigung seiner Eltern, übte seit 1768 auf die französische gesinnlichen „Hüter“ (f. d.) einen großen Einfluß aus und verpöchtete sich während eines Aufenthalts in Paris (1771) durch einen Geheimvertrag zur Beseitigung der bestehenden Verfassung. Seit 12. Febr. 1771 König, suchte er scheinbar die „Hüter“ mit den russisch gesinnlichen „Rühen“ (f. d.) zu versöhnen und erbeuchtete dem Ausland gegenüber völlige Gleichgültigkeit in betreff seiner Herrscherrechte, indem er die Versicherungsakte vom 4. März 1772 unterzeichnete, welche die Königsgewalt noch mehr beschränkte. Im geheimen aber schloß er Volk und Militär durch Aufschreien sowie durch seine glänzende Überredungskunst gegen die im Reichstag und Reichsrat herrschenden „Rühen“ auf, stiftete im Juli 1772 einen Aufstand in Schonen an und machte der Freiheitszeit (f. d.), mit Hilfe der durch seine Verehrsamkeit gewonnenen Offiziere, Soldaten und Bürger, durch den Stodholmer Staatsstreich vom 19. Aug. ohne Blutvergießen ein Ende. Der von G. damals bejuchete Angriff Rußlands, Dänemarks und Preußens wurde durch die europäische Gesamtlage vereitelt. Anfangs machte G. von der großen Gewalt, die ihm die neue Verfassung vom 21. Aug. verschaffte, einen segensreichen Gebrauch. Durch Abschaffung der Tortur, Erlaß eines neuen Preßgesetzes, Errichtung von Wohlfahrtsanstalten, Förderung der Künste und Wissenschaften, Hebung von Ackerbau, Handel und Industrie, Er-

leichterung der Lage des Bauernstandes, Verbesserung des Gesundheits-, Verkehrs-, Finanz- und Münzwesens erwarb er sich überall Liebe und Volkstümlichkeit. Erst seit dem Reichstag von 1778 trat allmählich eine Wendung ein. Das Jermwürfnis mit seiner Mutter (1778—82), die seinen Sohn G. Adolf (f. unten 4) öffentlich einen Verräter nannte, mehrere durch seine Prachtliebe und Verschwendung veranlaßte Finanzmaßregeln, seine veränderte auswärtige Politik sowie einige reaktionäre Anzeichen minderten die Anhänglichkeit der niederen Stände und ermutigten den ihm feindlichen Adel unter Führung J. V. Ferens (f. d. 1) zu scharfer Opposition auf dem Reichstag von 1786. Der ohne Zustimmung der Stände im Sommer 1788 von G. begonnene russische Krieg führte zu einer förmlichen Rebellion mehrerer in Finnland befindlicher Offiziere (f. Anjalabund) und brachte den König persönlich in eine gefährliche Lage, aus der ihn jedoch bald die dänische Kriegserklärung rettete. Nach Schweden zurückgekehrt, nötigte er Dänemark schnell zum Frieden und gewann durch seine kluge, männliche Haltung von neuem das Vertrauen der untern Klassen. Auf die Volksgunst gestützt, berief er Anfang 1789 einen Reichstag nach Stodholm, wo er die Annahme eines neuen, ihm selber völlige Souveränität und unbedingte Verfügung über die Staats Einkünfte, den drei bürgerlichen Ständen aber mehrere Rechte auf Kosten des Adels verliehenden Grundgesetzes (Vereinigungs- und Sicherheitsakte vom 21. Febr.) sowie die Bewilligung außerordentlicher Steuern zur Deckung der schon entstandenen und noch zu befreienden Kriegskosten durchsetzte. Der nunmehr nachdrücklich fortgesetzte Krieg mit Rußland endete 1790, trotz mehrerer schwedischer Siege, mit Wiederherstellung des früheren Besitzstandes. Mit dem französischen Königspaar befreundet und seit 1784 durch einen Vertrag, der ihm die westindische Insel St. Barthelmy verschaffte, mit Frankreich verbündet, verlor G. fortan eine europäische Koalition gegen die französische Revolution zu bringen, schloß zu diesem Zweck einen Freundschaftsvertrag mit Rußland (1791) und plante längere Zeit eine bewaffnete Intervention an der französischen Küste. Der im Januar 1792 von ihm nach Geste einderulene Reichstag verlief ruhig. Bald darauf bildete sich aber eine Adelsverschwörung wider sein Leben, und in der Nacht vom 16./17. März ward er auf einem Maskenball im Opernhaus von *Nudarström* (f. d.) durch einen Pistolenschuß tödlich verwundet. Aus seiner Ehe mit der dänischen Prinzessin Sophie Magdalena gingen zwei Söhne hervor: G. IV. Adolf (f. unten) und Karl G. (1782—83). — G., der eine vortreffliche Erziehung genossen und die Vorliebe seiner Mutter für die französische Bildung geerbt hatte, erwarb sich um die geistige und künstlerische Entwicklung Schwedens im „Gustavianischen Zeitalter“ sehr bedeutende Verdienste. Ein begeisteter Freund der Künste und Wissenschaften, gründete er 1771 die Russische Akademie, 1773 ein schwedisches Nationaltheater und die Akademie der Künste, 1786 die (jetzt mit Erteilung des literarischen Nobelpreises beauftragte) schwedische Akademie. Auch als Redner und Schriftsteller leistete er Hervorragendes. Eine Auswahl seiner Elegien und Schauspiele überlegte Eichel (Leipz. 1843). Eine Sammlung seiner *«Euvres politiques, littéraires et dramatiques»* gab *Dehaug* (Par. 1806, 5 Bde.; deutscher Auszug von *Rübs*, Berl. 1805—08, 3 Bde.). Fragmente seines schriftlichen Nachlasses in der Upsalser Bibliothek

E. G. Geijer (f. d.) heraus. Sein Leben ist oft in Dramen, Romanen und Opern behandelt worden. Vgl. G. Geijer, Gustave III et la cour de France (Par. 1867, 2 Bde.); Ehrenpär, Dagbokanteckningar förda vid Gustaf III's hof (Brag. von Mönster, Stockh. 1878, 2 Bde.); Neumont, G. III. i Mästen (Nad. 1880); Odhner, Sveriges politiska historia under Gustaf III's regering (Stockh. 1885—96, 2 Bde., bis 1787 reichend); R. Åkefson, Gustaf III's förhållande till franska revolutionen (Lund 1885—87); Levertin, Teater och drama under Gustaf III. (Stockh. 1889); Rellin, Verksamhet och motstånd till G. III. (1890); E. Tegnér, Från Tredje Gustafs dagar (1891—94, 6 Bde.); Arnheim, Friedrich d. Gr. und G. III. vor und nach dem Stockholmer Staatsstreich (»Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaften«, 1892); Hüffer und Arnheim, Das Herwuirtis Gustav III. mit seiner Mutter Luise Ulrike (Leipz. 1893); Bain, Gustavus III. and his contemporaries (Lond. 1894, 2 Bde.); Levertin, Gustaf III. som dramatiskt författare (Stockh. 1894) und Från Gustaf III's dagar (1896, 2. Aufl. 1897); Crüwell, Die Beziehungen Gustavs III. zu Marie Antoinette (Berl. 1897); »Lettres de Gustave III à la comtesse de Bonnières 1771—1791« (Brag. von Riepe, Borlänge 1900); Stavenow, Konung Gustaf III (Göteborg. 1901); Hamilton, Anekdoter till svenska historien under Gustaf III's regering (Brag. von Levertin, Stockh. 1901); Adlerbeth, Gustaf III's resa i Italien (Brag. von G. Schild, 1902).

4) G. IV. Adolf, König von Schweden, Sohn des vorigen, geb. 1. Nov. 1778 in Stockholm, gest. 7. Febr. 1837 in St. Gallen (Schweiz), stand anfangs unter Vormundschaft seines Oheims Karl (f. Karl XIII.), der auch die Regentschaft führte, übernahm 1. Nov. 1796 die Regierung und vermählte sich 31. Okt. 1797 mit der Prinzessin Friederike von Baden, einer Schwägerin Kaiser Alexanders I. Durch mehrere Notjahre wurde er Anfang 1800 zur Einberufung eines Reichstags nach Stockholm gezwungen, wo er mit einer scharfen Adelsopposition zu kämpfen hatte. Ende 1800 trat er der bewaffneten Neutralität bei, blieb aber im Frühjahr 1801 bei dem englischen Angriff auf Kopenhagen untätig. 1803 verpfändete er, um die Finanzlage des Reiches zu ordnen, Bismar auf 100 Jahre an Rastenburg-Schwerin. Die gerade während seiner Anwesenheit in Karlsrube (seit Sommer 1803) erfolgte völkerrechtswidrige Entführung und Hinrichtung des Herzogs von Englien (f. d.) rief bei G. eine fanatische Erbitterung gegen Napoleon I. hervor, die sich auf alle Weise kundgab, so durch Überreichung verschiedener Protestnoten auf dem Regensburger Reichstag und durch Rücksendung des preussischen Schwarzen Adlerordens nach dessen Verleihung an Napoleon. Ende 1804 aus Deutschland nach Schweden heimgekehrt, schloß sich G. der Koalition gegen Frankreich an, vermochte aber nur wenig auszurichten und die Überchwemmung Vorpommerns mit französischen Truppen (1807) nicht zu hindern. Seine hartnäckige Weigerung, dem Bündnis mit England zu entsagen und dem Kontinentalsystem beizutreten, hatte Anfang 1808 einen Einfall der Russen in Finnland (f. d., S. 690) sowie die Kriegserklärung Dänemarks zur Folge. Der teilweise durch G. selbst verschuldete unglückliche Verlauf des Feldzugs in Finnland, Schonen und an der norwegischen Grenze brachte die seit langer Zeit bei einem Teil des Volkes und Militärs herrschende Meinung (trotz der

Bemühungen eines E. R. Arndt und G. R. Arnstelt) zum offenen Ausbruch. Adelsparre (f. d.) gab 7. März 1809 das Jochen zur Revolution. Am 13. März ward G. von Adlercreutz (f. d.) im Stockholmer Schloß verhaftet. Zuerst nach Drottningholm, dann nach Gripsholm geführt, suchte er vergebens 29. März durch freiwillige Thronentsagung die Krone für seinen Sohn zu retten. Der von der interimistischen Regierung einkaufene Reichstag erklärte 10. Mai G. und dessen Nachkommen für immer der Krone verlustig und übertrug dieselbe seinem Oheim Karl (f. Karl XIII.). Im Dezember mit seiner Familie nach Deutschland gebracht, lebte er 1810 in Bruchsal, Basel, Berlin und London, 1811 in Schleswig, wo er sich Graf von Gollorp nannte, in der Schweiz u. a. ließ sich 1812 von seiner Gattin scheiden, machte 1814 auf dem Wiener Kongress vergeblich die Rechte seines Sohnes auf den schwedischen Thron geltend und plante 1815 einen abenteuerlichen Kreuzzug nach Palästina. Später lebte er, da er nur ein geringes Privatvermögen besaß und von der schwedischen Seite ihm bewilligten Apanage, bez. Abfindungssumme nichts annehmen wollte, beschämt, ja kümmerlich unter dem Namen Oberst Gustafson in Basel, Leipzig, Holland und St. Gallen. Außer G. 7) hatte er vier Kinder. Erwähnt seien: Sophie Wilhelmine (1801—65), Gattin Großherzog Leopolds von Baden, und Adeline (1807 bis 1844), Gemahlin Großherzog Augusts von Oldenburg. Er schrieb (ursprünglich französisch): »Betrachtungen über meine ersten Kriegsjahre« (Jena 1817); »Memorial des Oberrst Gustafs« (Leipz. 1829); »Über die unbedingte Freisprechung« (Nad. 1833); »Der 13. März oder die wichtigsten Thaten der Revolution von 1809« (St. Gallen 1835). — Vgl. G. v. Ranberg, Historisk tafla af Gustaf IV Adolfs senaste regeringsår (Stockh. 1810—11, 3 Bde.); Grusenstolpe, Historisk tafla af Gustaf IV Adolfs första lefnadsår (1837); E. R. Arndt, Schwedische Geschichte unter G. III. und G. IV. (Leipz. 1839); Adlerbeth, Historiska anteckningar från Gustaf III's och Gustaf IV Adolfs regeringstid (Brag. von G. Andersson, Örebro 1856—57, 3 Bde.); Kleinschmidt, Die Zerfahren G. IV. Adolfs (»Historische Taschenbuch«, 1887); Grihman, Sveriges inre styrelse under Gustaf IV Adolfs förmyndareregierung (Lund 1888); G. Larsson, Sveriges deltagande i den väpnade neutraliteten 1800—1801 (dof. 1888); R. v. W. berg, De diplomatiska förbindelserna mellan Sverige och Storbritannien 1805—1809 (Upsala 1890—91, 2 Bde.); Bjelmeus, Gustaf IV Adolfs frieri (Lund 1891); R. Åkefson, Förmyndarstyrelsens planer rörande Gustaf IV Adolfs förmyndelse (dof. 1891); J. B. Nilsson, De diplomatiska förbindelserna mellan Sverige och Frankrike under Gustaf IV Adolf (Upsala 1899); Grimberg, De diplomatiska förbindelserna mellan Sverige och Preussen 1804—1808 (Göteborg. 1903).

5) G., Kronprinz von Schweden und Norwegen, geb. 16. Juni 1858 auf Drottningholm (bei Stockholm) als ältester Sohn Oskars II. (f. d.), erhielt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Erziehung, wurde 1875 Leutnant und ist seit 1898 General. Norwegischer Bygdning vom März 1884 bis zur Aufhebung dieser Würde (1891), erregte er durch seine unpolitische Haltung bald das Mißfallen der radikalen Störungsmehrheit, die 1898—98 seine Apanage von 80,000 auf 30,000 Kronen herabsetzte. Seit 1899 führte er öfters die Regentschaft für seinen

Vater (f. auch Schweden und Norwegen, Geschichte). Seit 20. Sept. 1881 mit einer Entlein Kaiser Wilhelm I., Prinzessin Viktoria von Baden (geb. 7. Aug. 1862 in Karlsruhe), vermählt, hat er drei Söhne: Gustav Adolf (geb. 11. Nov. 1882), Wilhelm (geb. 17. Juni 1884) und Erich (geb. 20. April 1889).

6) G. (Erich von Bafa), Prinz von Schweden, Sohn Erichs XIV. (f. d.), geb. Anfang 1568 in Rupsing, gest. 1607 in Kasim (Rußland), 1568 zum Thronerben erklärt, folgte seinem Vater in die Gefangenschaft, ward seit 1575 in preussischen Jesuitenschulen erzogen, lebte längere Zeit am Hofe Kaiser Rudolfs II., dessen alchimistische Neigungen er theilte, und ging später nach Polen. 1600 folgte er einer Einladung des Jaren Boris Godunow nach Moskau, wurde aber von diesem, da er sich nicht zum Bektzogen der antischwedischen Politik Rußlands machen lassen wollte, später vorübergehend auch vom falschen Demetrius in Gefangenschaft gehalten.

7) G., schwedischer Kronpräsident, geb. 9. Nov. 1799 in Stockholm als ältester Sohn von G. 4), gest. 4. Aug. 1877 in Vällby, genoss in Schweden und Baden eine treffliche Erziehung, trat später in österreichischen Militärdienst, wo er sich anfangs »Prinz von Schweden«, seit 1829 Prinz von Bafa nannte, avancierte 1836 zum Feldmarschallleutnant, protestierte 1844 gegen die Thronbesteigung Oskars I. (f. d.) und lebte meist in Wien. Seit 1830 mit seiner Cousine Luise von Baden vermählt, hatte er nur eine Tochter, die jetzige Königin-Witwe Carola von Sachsen (geb. 5. Aug. 1833 zu Schöndrungen), auf deren Wunsch seine Leiche nebst der seines Vaters 1884 in der Salagruß der Stockholmer Nidbarthalskirche beigesetzt wurde.

Gustav Adolf-Verein (Evangelischer Verein der Gustav Adolf-Stiftung) ist eine Vereinigung innerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche mit dem auf Wal. 6, 10 gegründeten Zweck, den kirchlichen Bedürfnissen der in der Diaspora (f. d.) lebenden Glaubensgenossen nach Kräften Abhilfe zu leisten. Im Anschluß an die zweite Säkularfeier des Todes Gustav Adolfs (6. Nov. 1832) erließen Superintendent Großmann (f. d. 2), der Archidiaconus Goldhorn und der Kaufmann Lampe zu Leipzig einen Aufruf zur Beteiligung an dem Unternehmen, das zunächst fast auf Leipzig und Dresden beschränkt blieb, von dem aber bis 1840 bereits 31 Gemeinden mit 1233 Tir. unterstützt wurden. Als zum Reformationstest 1841 der Darmstädter Hofprediger Zimmermann, ohne von dem sächsischen Unternehmen zu wissen, einen Aufruf zur Begründung eines Vereins mit gleichem Zweck erließ, verständigte man sich gegenseitig und gründete 16. Sept. 1842 zu Leipzig den Evangelischen Verein der Gustav Adolf-Stiftung. Nach den zu Frankfurt 1843 gestellten Satzungen umfaßt die Wirksamkeit des Vereins lutherische, reformierte, unierte sowie solche Gemeinden, die ihre Vereinigung mit der evangelischen Kirche glaubhaft nachweisen. Die Mittel dazu werden erlangt durch die jährlichen Jinsen vom Kapitalfonds des Vereins sowie durch jährliche Geldbeiträge von völlig betriebligen Beträgen durch Schenkungen, Vermächtnisse, Kirchenkollekten u. In jedem Bundesstaat (bei größtem in jeder ihrer Provinzen) wird die Bildung von Hauptvereinen angestrebt, denen sich Zweigvereine in einzelnen Orten anschließen. Ihr gemeinsamer Mittelpunkt ist der aus 24 Mitgliedern bestehende Zentralvorstand mit dem Sitz in Leipzig (Vorsitzender bis 1857 Großmann, bis 1875 Geheimer

Kirchenrat Hoffmann, bis 1900 Geheimer Kirchenrat Professor Dr. Friede, zurzeit Geheimer Kirchenrat Dr. Banf). Das Zentralbureau befindet sich in Leipzig. Von den Einnahmen der Zweigvereine steht ein Drittel diesen zu freier Verfügung, zwei Drittel sind an den Hauptverein abzuführen, der wiederum ein Drittel dem Zentralvorstand zu überweisen hat.

Während die bayerische Regierung dem G. die Bildung von Zweigvereinen zunächst unterlagte und erst im September 1849 gestattete, wurde die Genehmigung in Preußen schon im Februar 1844 erteilt. Im September 1844 erfolgte zu Göttingen der Anschluß der preussischen Vereine an den Gesamtverein. In Österreich konnte der Verein erst nach den 1861 erlassenen Religionspatenten seine Wirksamkeit beginnen. Allmählich traten dem Verein in Ungarn und der Schweiz, in Frankreich, Rußland, Schweden, Rumänien, Italien und Holland Hilfsvereine zur Seite; die protestantischen Gemeinden Belgiens und die Evangelisationsgesellschaft im Elsaß (1890) schlossen sich ihm an. Die seit 1851 bestehenden Frauenvereine haben sich den Schmutz und die Ausstattung der Gotteshäuser, die Pflege der Konfirmandenanstalten, die Unterstützung von Predigerwitwen und -Waisen zur besondern Aufgabe gemacht. 1908 zählte der Verein 45 Haupt- und 1943 Zweigvereine, dazu 632 Frauenvereine. Die Einnahmen betrugen 2,402,742 M. Im letzten Vereinsjahr wurden 1,738,525 M. an Unterstützungen aufgewendet, im ganzen bis 1903: 43,566,700 M., die über 5302 Gemeinden verteilt wurden. Das Gesamtvermögen der Vereine und des Zentralvorstandes betrug 1903: 5,148,047 M. Organe des Gustav Adolf-Vereins sind die von mehreren Hauptvereinen herausgegebenen »Noten des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung«; ferner erscheinen alljährlich vom Zentralvorstand herausgegebene »fliegende Blätter«, mehrere Gustav Adolf-Kalender, Berichte über die Hauptversammlungen und andre Vereinschriften. Vgl. Zimmermann, Der G. nach seiner Geschichte, seiner Verfassung und seinen Werken (Darmst. 1878) und Die Bauten des Gustav Adolf-Vereins (Daf. 1850—76, 2 Bde.); Jentler, Der G. in Haupt und Gliedern (Leipz. 1882); Blandmeier, Gustav Adolf-Stunden (Daf. 1894); v. Eriegern, Geschichte des Gustav Adolf-Vereins (Daf. 1903); Konl jun., Gustav Adolf-Verein (Daf. 1904) und Gustav Adolf-Kalender (Daf. 1903).

Gustav vom See, Pseudonym, f. Struenfsee 3).

Gustavla, f. Japandaba.

Gustavsburg, Wohnplatz in der hess. Provinz Starlenburg, Kreis Groß-Gerau, zur Gemeinde Windheim gehörig, zwischen Main und Rhein, Mainz sehr gegenüber, mit Station G.-Rostheim Knotenpunkt der preussisch-hessischen Staatsbahnen Mainz-Alsaffenburg, G.-Rostheim und Mainz-Gottheim, hat einen großen Rheinhafen, eine Maschinenfabrik (1300 Arbeiter), die hessischen Kupferwerke, 3 Preßlohlenfabriken, Schiffbau und (1900) 1112 Einn. Im dortigen Hafen kamen 1902 an: 2076 Schiffe mit 1,139,423 Ton. Ladung, es gingen ab: 2076 Schiffe mit 34,464 T. Ladung. G. ist nach einer von Gustav II. Adolf von Schweden im Winter 1631/32 angelegten Schanze benannt.

Gustavsbörn, Festung, f. Hangö.

Güste, soviel wie unfruchtbar, f. Gell.

Güstebiefe, Dorf im preuss. Regbez. Frankfurt, Kreis Königsberg, an der Oder, hat eine evang. Kirche,

Dampfjägemühle, Zementziegelabrik und (1900) 1695 Einwohner.

Güsten, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Bernburg, an der Ripppe, 63 m ü. M., Knotenpunkt der Staatsbahnen Berlin-Blankenheim, G.-Eisleben und Wittenberg-Röthen, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Synagoge, Domäne, Salzbergwerk, Juckerfabrik, Karbawarenfabrikation und (1900) 4798 meist evang. Einwohner. G. erhielt 1373 Stadtrechte.

Güster, Fisch, s. Blide.

Güsterberge, s. Alpenwirtschaft.

Gustieren (lat.), an etwas Geschmack finden.

Gusto (ital.), Geschmack, Reizung.

Güstow (lat.), schmachtvoll, geschmackvoll.

Güstrow, Hauptstadt des mecklenburg. Herzogtums G. oder des Wendischen Kreises, an der schiffbaren Nebel, 13 m ü. M., Knotenpunkt der Linien Lübeck-Strasburg i. L., Rastow-G. und G.-Rügenburg der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, hat mehrere Kirchen, darunter die im 13. Jahrh. erbaute, 1868 restaurierte Domkirche und die 1883 restaurierte Pfarrkirche mit schönen Altargemälden u. Schnitzereien, ein 1558—65 erbautes turmreiches Schloß (jetzt Landarbeitshaus), ein stattliches Rathaus und (1900) mit der Garnison (zwei Abteilungen Feldartillerie Nr. 24) 16,882 meist evang. Einwohner. An industriellen Anlagen sind hervorzuheben: 3 Maschinenfabriken, 2 Dampfzuckererzien, eine Juckerfabrik, Milchzuckerfabrik, Borfäure- und Boragfabrikation, Drahtschere, Färberei, Ziegenbau, 2 Bettfedernfabriken, 2 Dampf-müllereien, Bierbrauereien und Ziegeleien. Der Handel ist hervorstechend in Getreide, Salz, Wolle und Butter. G. hat ein Gymnasium, ein Realgymnasium mit Realschule und eine Gewerbeschule. Von Behörden haben dort ihren Sitz: ein Landgericht, ein Hauptsteueramt, eine Forstinspektion und ein Damänenamt. Zum Landgerichtsbezirk G. gehören die 19 Amtsgerichte zu: Brühl, Bülow, Dargun, Goldberg, G., Krafow, Laage, Lübb, Malchin, Malchow, Neufalen, Penzlin, Plau, Röbel, Stavenhagen, Sternberg, Teterow, Waren und Warin. — G. ist um 1200 entstanden, wurde 1219 Residenz des Fürsten Heinrich Barnim II., unter dem es 1228 das schwermütige Recht und 1226 das Domherrenkollegium erhielt. Eine in der Nähe des jetzigen G. angelegte neue Stadt wurde unter dem Fürsten Niklot 1248 wieder niedergebrannt, dagegen das alte G. erweitert. Von 1316—1436 war die Stadt Residenz der Fürsten zu Wend und von 1555—1695 der Herzoge von Mecklenburg-G. 1628 wurde G. von den Kaiserlichen besetzt, Wallenstein residierte hier fast ein Jahr lang.

Wappen von Güstrow.

Gustus (lat.), der Geschmack (s. d.).

Güßlich, soviel wie Gellvieh, s. Gell.

Gut (engl., fr. *bon*, »Darm«), s. Seidenbaum.

Gut bezeichnet im allgemeinen Sprachgebrauch als Eigenschaftswort das Zweckentsprechende, Nützliche, Zutragliche, Lustverweckende (gute Waren, gute Bücher, gute Küche u.). Da dabei die Anwendung eines Wertmaßstabes Voraussetzung ist, so sind g. und sein Gegenteil schlecht wesentlich relative Begriffe; kein Ding ist an und für sich g. oder schlecht, sondern nur in der menschlichen Beurteilung, und was in gewisser Hinsicht oder für den einen g. ist, kann in

anderer Hinsicht oder für einen andern schlecht sein. Im moralischen Sinn ist g. die Bezeichnung des sittlich Billkommenen, d. h. mit unsern sittlichen Anschauungen Übereinstimmenden; eine gute Handlung ist also eine sittlich lebenswerte Handlung, ein guter Mensch ein solcher, dessen ganzes Verhalten sittlichen Beifall verdient (im engeren Sinn aber auch oft soviel wie ein gütiger, ein wohlwollender Mensch). Sonach ist also auch der Begriff des Sittlich-Guten wenigstens in formeller Hinsicht ein relativer, weil er einen sittlichen Wertmaßstab voraussetzt, ab er dies aber auch in materieller Hinsicht ist, d. h. ob es einen allgemeingültigen sittlichen Wertmaßstab gibt oder nicht, dies ist eine nicht leicht zu beantwortende Fundamentalfolge der Ethik. Der Intuitionismus nimmt an, daß es angeborene feste Begriffe vom Guten und Bösen gebe, während der Empirismus die Bestimmung dessen, was (sittlich-)g. oder böse sei, aus der Erfahrung über die Wirkungen der menschlichen Handlungen ableitet und der Antimoralismus (Kiepsche, f. d.) die Unterschiedlichkeit beider Begriffe für gegenstandslos, bez. konventionell erklärt. — Die Frage nach dem höchsten Gut (*Summum bonum*) ist identisch mit der Frage nach dem letzten Ziel alles menschlichen Strebens, das vom Eudämonismus (s. d.) in die Glückseligkeit, vom elbischen Rigorismus (s. d.) in die Pflichterfüllung gesetzt wird.

Gut, Jagdausdruck für schön, das vom Wilde nicht gebraucht werden darf.

Gut (das G.), ein Besitztum, Grundbesitz, Landgut (geschlossene Güter als untrennbarer Grundbesitz), l. Landwirtschaftliche Betriebsverordnungen. Auch ein Vermögen überhaupt, wobei man unbewegliches und bewegliches G. unterscheidet (Sach und G.). Im Handel nennt man Güter im allgemeinen die Gegenstände, die ein Fuhrmann, Schiffer u. dgl. befördert, besonders aber die zur Verfertigung verpackten Waren oder Frachtladungen, so z. B. Weizen, das zum Verkauf auf die Messe gefahren wird. Man unterscheidet: schwere und leichte G., je nachdem die Waren im Verhältnis zu ihrem Gewicht wenig oder viel Raum einnehmen, troden G. (zuweilen in Frachtbrieften), wenn in einem Kollo, das keine Flüssigkeit enthält, mehrere verschiedenartige Waren zusammen verpackt sind, die man nicht spezifizieren will; bei Schiffsladungen werden Stückgüter (in Fässen, Kisten oder Paketen befindliche Waren) und Sturzgüter (wie Getreide, Salz u. dgl. ohne besondere Verpackungen in das Schiff geschüttet werden) unterschieden, bei Eisenbahnsendungen mit Kistenschiff auf die Lieferzeit Fracht- und Eilgüter; ferner spricht man von Stückgütern, d. h. solchen, die nicht in ganzen Wagenladungen aufgegeben werden, *per geringen* Gütern, d. h. solchen, die einen verhältnismäßig großen Raum einnehmen.

Allgemein nennt der Mensch jedes Ding ein G., das für ihn Wert hat. Hierbei sind die Motive der Werthschätzung gleichgültig. Die Zusammensetzung »wertloses G.« enthält demnach einen Widerspruch, sie will nur belügen, daß ein G. sehr geringen Wert habe, während durch »wertvolles G.« angedeutet werden soll, daß ein G. einen hohen Wert hat. Affektionsgüter sind solche, die für einen Menschen aus bestimmten Gründen einen außerordentlich hohen Wert haben. Güter können materieller wie immaterieller Natur sein, welche beide Arten oft einander ersetzen können und gegeneinander abgemessen werden, wenn die eine durch die andre ersetzt wird. Güter sind demnach Sachen, die als Produktions- oder Genuß-

mittel mittelbar und unmittelbar zur Bedürfnisbefriedigung dienen; Verhältnisse zu Personen und Sachen, die teils dem freien Verkehr entweichen (Rundtschaft), teils rechtlichen Beschränkungen und Bevorgungen entspringen (Privilegien, Rechte etc.); endlich auch persönliche Dienste und allenfalls auch Menschen, die je nach Rechtsordnung und Sittlichkeit und lebend Arbeitsinstrumenten und Handelskaristellen gleichgestellt sein können. Mitunter spricht man auch von inneren und äußeren Gütern. Ersterer wären die Eigenschaften, Fähigkeiten, Kenntnisse etc., die der Mensch besitzt, alle Bestandteile des Menschen selbst. Wichtig für die Praxis ist der Unterschied zwischen freien und wirtschaftlichen Gütern, der davon abhängig ist, ob von dem Begehrenden für die Erlangung Opfer zu bringen sind oder nicht. Frei sind viele Güter von Natur und zwar jedermann frei zugänglich als allgemeine freie, nicht aneignungsfähige und unübertragbare (Luft, Wasser), aber als freie Besitztümer, die zwar in Besitz genommen werden können, aber wegen ihres verhältnismäßig häufigen Vorkommens nicht Gegenstand des Tausches sind. Nach der Rechtsordnung können auch Güter für einzelne Personen, Familien, Klassen, Völker frei sein, sei es, daß sie als naturfreie Güter ausschließlich derselben, sei es, daß sie zwar mit Opfern erzeugt, jedoch ohne aber gegen ungenügende Vergeltung von andern erlangt werden. Wirtschaftliche Güter sind diejenigen, die nur mit Aufwendungen zu erlangen sind, indem die Natur sie nicht in fertigem, brauchbarem Zustand liefert, aber indem sie nur von andern durch eine Gegengabe erworben werden können. Die wirtschaftlichen Güter sind nicht identisch mit den Verkehrsgütern (den römischen res in commercio). Außerhalb des Verkehrs befinden sich sowohl freie als auch wirtschaftliche Güter (nach römischen Rechte die res extra commercium, heute viele dem Staate gebührende Güter, die der allgemeinen Benutzung zugänglich sind, wie z. B. die Landstraßen). Wirtschaftlich wie juristisch sind gewisse Eigenschaften und Zustände von Bedeutung, die nicht bei allen Gütern oder nicht in gleichem Maße auftreten. Manche Güter verlieren durch Teilung ihren Wert (z. B. Korn als Maß der Verschöpfung, Gipsfigur), bei andern wird er vermindert (z. B. Größe als Maß der Verschöpfung, Diamant); wieder andere gestalten eine beliebige Teilung und Zusammenlegung ohne Veränderung (Metalle). Nicht alle Güter sind gleich verbrauchlich, was von Wichtigkeit für die Kostenrechnung und den Kredit ist. Für letztern wie auch für das Versicherungswesen ist die Frage der Beweglichkeit (Mobilität, Immobilität) von Einfluß; für örtliche und zeitliche Ausgleichung der Preise, von Überschuß und Mangel, Wahl des Standorts die der Transportierbarkeit. Manche Güter können einander ersetzen, indem sie zu gleichen Zwecken dienen (Surrogate), wodurch die Bedürfnisbefriedigung erleichtert und mehr gesichert, auch größere Regelmäßigkeit und Stetigkeit in der Wirtschaft erzielt wird. Viele Güter sind nur eine Zeitlang (Kalebern), andre dauernd brauchbar; die einen lassen sich nur zu einem, die andern zu verschiedenen Zwecken benutzen, was die volle Verwertung bereits erzeugter Güter sichert; manche lassen nur die Verwendung durch eine Person zu (einnützig) als echte Gegenstände des Individual-eigentums), andre gestalten die Benutzung durch viele, oder sie verlangen garabzu eine solche, wenn eine volle Auswertung stattfinden und der Nutzen mit den Kosten im Einklang stehen soll (vielnützig, wie große Bibliotheken, Museen, Straßen als geeignete Gegen-

stände der Gemeinwirtschaft). Gewisse Güter können für sich allein verbraucht und gebraucht werden, bei andern ist die Verwertung nur in Verbindung mit dritten möglich (komplementäre Güter). Die allgemeine Verwertung oder örtliche Seltenheit ist entscheidend für Kommunikationswesen, Weiterbildung, industriellen Standort, internationale Arbeitsteilung; die Möglichkeit steigender Wiedererzeugung für Regelmäßigkeit und Ordnung im Haushalt und im gesamten Leben. Nicht alle Güter lassen sich aufbewahren, ohne dem Verfall und der Veränderung ausgelegt zu sein; die einen gestalten die Ansammlung in Form von Vorräten, die andern erfordern die Umwandlung in zum Genuß fertige Produkte, wieder andre machen die Anwendung besonderer Maßregeln und Anstalten zur Konservierung nötig. Im allgemeinen ist die volkswirtschaftliche Lage um so besser, je mehr unter sonst gleichen Umständen vorhandene Güter ohne Veränderung teilbar sind, je weniger sie sich durch ihre Anwendung abnutzen, je leichter sie zu transportieren sind, je mehr sie einander ersetzen können, je mannigfaltiger ihre Brauchbarkeit ist, je dauerhafter sie sind, und je leichter sie sich zu jeder Zeit im erforderlichen Umfang herstellen lassen.

Gut, alles Tauschwert an Bord eines Schiffes. Stehendes G. dient zur Erhaltung der Vermastung: Masten, Vorbuden und Stagen; laufendes G. zur Bedienung der Stengen, Masten und Segel, läuft über die Scheiben der Blöcke und wird auf und nieder, hin und her geholt: Fallsen, Vasssen, Schoten, Halsen, Niederholer, Weilaue, Gordinge etc. Vgl. Talse und Talselung.

Gut, in der Technik saviel wie Rasse, Stoff, Material, z. B. Fördergut, das geförderte Material; Mahlgut, die gemahlene Masse; Voggut, die gepochte (zerstampfte) Erzmasse; Vaggergut, die erdaggerte Masse.

Guta (Gutta), bedeutendster Markt auf der Großen Schüttinsel im ungar. Komitat Komorn, gegenüber der Mündung der Waag in die Kleine Danau (Waag-Danau), mit reichem Fischfang und (1901) 7701 magyar. (römisch-katholischen) Einwohnern. Die Umgebung ist häufigen Überschwemmungen ausgesetzt.

Gutach, linker Nebenfluß der Rur im bad. Schwarzwald, entspringt oberhalb Tridberg, bildet daselbst den schönen Wasserfall des Schwarzwaldbes, den Fallbach, mündet durch ein sehr schönes Tal und mündet bei Hausach. Durch das Tal der G. führt die Badische Schwarzwaldbahn (Offenburg-Singen) mit berühmten Tunnelbauten und Viadukten.

Gutach, Dorf und Lustkurort (1882 m ü. M.) im bad. Kreis Offenburg, Amt Baisach, im Schwarzwald, an der Gutach und der Staatsbahnlinie Offenburg-Singen, hat eine evang. Kirche, Baumwollweberei, Metallwaren- und Glödenzgererei, Kirchwasserbrennerei und (1900) 2114 Einw.

Gutachten, ein mit Gründen untertütigter Urteil Sachverständiger (s. d.). Nach der deutschen Zivilprozessordnung (§ 144 und 402 ff.) darf das Gericht die Begutachtung durch Sachverständige von Amts wegen und auf Antrag einer Partei anordnen. Im Strafprozeß werden G. sehr häufig, insbes. hinsichtlich der Todesurteile, der Zurechnungsfähigkeit etc., erhoben. Eine durch Geldstrafe erzwingbare Pflicht zur Abgabe von G. trifft nur Personen, die öffentlich als Gutachter bestellt sind, ein einschlägiges Gewerbe öffentlich betreiben, zur Ausübung eines solchen öffentlich bestellt sind, und endlich diejenigen, die sich als Gutachter angeboten haben.

Gutachter, andre Bezeichnung für Sachverständiger (f. d. und Gutachten).

Gutberlet, Konstantin, latb. Philosoph und Theolog, geb. 10. Jan. 1837 zu Griesmar in der Rhön, war 1856—62 Jögling des Collegium germanicum in Rom, wurde 1863 Professor der Philosophie und Repetent, 1886 Professor der Dogmatik am Priesterseminar in Fulda, 1900 Domkapitular. G. ist päpstlicher Hausprälat. Das Schwergewicht seiner literarischen Tätigkeit liegt auf dem Gebiete der Apologetik. Außer Kommentaren zum Weisheit Salomons (Münch. 1874) und zum Buche Tobias (daf. 1877) veröffentlichte er: »Lehrbuch der Philosophie« (daf. 1878—85, 6 Bde.; 3. Aufl. 1896—1900); »Lehrbuch der Apologetik« (daf. 1888—94, 3 Bde.; 3. Aufl. 1903—04); »Ethisch und Religion« (daf. 1892); »Die Willensfreiheit und ihre Gegner« (Fulda 1893); »Der mechanische Monismus« (Baber. 1893); »Der Mensch. Sein Ursprung und seine Entwicklung« (daf. 1896, 2. Aufl. 1903); »Der Kampf um die Seele« (Mainz 1899; 2. Aufl. 1903, 2 Bde.).

Gutbringen, s. wie gut schreiben (f. d.).

Gutbrod, Karl, Reichsgerichtspräsident, geb. 10. März 1844 in Stuttgart, studierte in Heidelberg, Leipzig und Tübingen 1862—66 die Rechte, besand sich 1868—77 in verschiedenen richterlichen Stellungen in Weilbronn, Göttingen und Stuttgart und trat 1877, als das Reichsjustizamt errichtet wurde, in den Reichsdienst. Zuerst ständiger Hilfsarbeiter, ward G. 1880 vortragender Rat, 1882 Direktor im Reichsjustizamt, 1895 stellvertretender Bundesratsdenonmächtigter, 1902 Wirklicher Geheimrat und 1. Nov. 1903 Präsident des Reichsgerichts als Nachfolger v. Cichlschlagers. 1888—91 war G. im Nebenamt auch ständiges Mitglied des Patentamtes. Mit Rücksicht auf seine Tätigkeit bei der Vorbereitung des Bürgerlichen Gesetzbuches und der anschließenden Gesetze ernannte ihn 1896 die Universität Tübingen zum Ehrendoktor der Rechte.

Güte, die auf starker Entwicklung der sympathischen Gefühle beruhende Reizung, andern Gutes zu erweisen, als Gegenteil der Bosheit, die ihre Befriedigung darin findet, andern zu schaden.

Gute Aufnahme decretet man einem Wechsel durch Annahme (Akzept) oder dessen pünktliche Einlösung.

Gutefel, f. Weinslod.

Gute Dienste (franz. Bons offices), im Völkerrecht die Bezeichnung für die Bemühungen dritter Staaten, bei Streitigkeiten andrer Staaten die gütliche Beilegung zu veranlassen, und zwar entweder dadurch, daß die streitenden Staaten Verhandlungen untereinander beginnen oder unterbrochene wieder aufnehmen oder sie bis zu einer gütlichen Beilegung fortführen. Die guten Dienste können entweder freiwillig angeboten oder auf Ersuchen eines oder beider streitender Teile in Wirksamkeit treten. Vielfach wird die Anerbietung dieser Dienstvertragsmäßig eingeräumt, in welchem Falle sie auch angenommen werden müssen. Bismarck hat für denjenigen Staat, der sich dieser Vermittlung unterzieht, die Bezeichnung »christlicher Kaiser« geprägt (Reichstagsrede vom 19. Febr. 1878), und da Deutschland unter Bismarck in erster Linie die Vermittlerrolle spielte, verstand man im Völkerrecht unter der Bezeichnung »christlicher Kaiser« entweder Deutschland oder Bismarck. Vgl. auch Europäisches Konzert.

Gutenbach, Dorf und Lustkurort im bad. Kreis Billingen, Amt Trüberg, im Schwarzwalde im schönen Simonswalder Tal, 868 m ü. M., hat eine altfath. Kirche und eine römisch-latb. Kollkirche, eine Stroß-

schule, Uhrenfabrikation, Herstellung von elektrischen Läutewerken und Telephonapparaten, Stroßschäfterei und (1900) 1312 Einw.

Gutenberg, Dorf im württemberg. Donautreis, Oberamt Kirchheim u. T., am Ursprung der Lauter, hat eine evang. Kirche, Obsthau und (1900) 447 Einw. Dabei die Burgruine Sperbered und die Gutenbergers Höhle mit schönen Tropfsteineingebilden.

Gutenberg, Johann Gensfleisch zum G., der Erfinder der Buchdruckerkunst, geboren innerhalb der Jahre 1394—97 in Mainz, gest. daselbst 1468. Er stammte aus dem Patriziergefchlecht der Wänsfleisch und führte den Namen G. von dem gleichnamigen Hof, in dessen Besitz die Familie durch die Eheschließung seines Urgroßvaters Petermann zum Wänsfleisch (1132—1370) gekommen war. Von seiner Jugend ist nichts bekannt, bereits vor 1430 verließ er Mainz, 1434 ist er in Stralsburg. Vielleicht ist er hier verheiratet gewesen mit Ennel von der Jern Thüre; war dieses der Fall, so hat er sich noch vor seinem Fortgang aus Stralsburg 1437 von ihr scheiden lassen. Er verband sich in Stralsburg mit mehreren Genossen zur Ausbeutung gewisser Kenntnisse und Fähigkeiten, die er befaß, wozu sie 3 T. erhebliche Summen einzahlen mußten. Er lehrte sie die Kunst des Schleifens von Edelsteinen und des Spiegelmachens. Das fortwährende Trängen seiner Genossen, noch in weitere Geheimnisse eingeweiht zu werden, die Tatsache, daß ihnen dies unter neuen Einzahlungen gelang, sowie die weitere Tatsache, daß hierbei eine Freije zur Veranordnung kam, lassen uns vermuten, daß G. tatsächlich schon hier die ersten Versuche in seiner großen Entdeckung gemacht hat. Im J. 1444 verließ G. Stralsburg, 1448 ist er urkundlich wieder in Mainz erwähnt. Sicherlich hatte er bei dem Betreten seiner Vaterstadt seine Idee, Bücher zu drucken, schon fertig ausgebildet (f. Buchdruckerkunst, S. 530 f.). Sein großes Verdienst bestand darin, eine mechanische Bervielfältigung zum Drucken verwendbarer beweglicher Buchstaben erfunden zu haben. So sicher nun sein Ruhm als Erfinder der Buchdruckerkunst steht, so verschieden sind die Meinungen über die Erlänge seiner Druckertätigkeit, und dieses ganz besonders infolge der durch die Feier der 500ten Wieberkehr seines Geburtstages im J. 1900 kräftig angeregten Forschung, so daß eine Darstellug dieser seiner Tätigkeit bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft nur mit Vorsicht gegeben werden kann. Daß er schon 1444 zu Stralsburg einen »Eustasius« gedruckt habe, ist ausgeschlossen. Dagegen scheint ein neuerdings angefundener Kalen der tatsächlich für das Jahr 1448, also bereits 1447, von ihm gedruckt worden zu sein. Vor dieses sicher datierbare Ereignis fällt ein 27seitiger Donat, von dem Bruchstücke sich auf der Bibliothek Nationale in Paris befinden; und der Druck eines deutlichen Gedichtes vom Jüngsten Gericht, von dem ein Bruchstück erst 1904 weitem Kreise bekannt geworden ist (jezt im Gutenberg-Museum zu Mainz), ist den Typen nach sogar noch vor den genannten Donatdruck zu setzen. Alle diese Drucke sind mit großer Sicherheit in Mainz hergestellt, wodurch sich die bisherige Lücke im Leben Gutenbergs im wesentlichen schließt. Als erstes großes Ziel setzte er sich den Druck der Bibel. Hatte er aber schon bald nach Beginn seines jetzigen Mainzer Aufenthalts von seinem Verwandten Arnold Gellhauf Geld geliehen, so bedurfte er zur Herstellung des großen Bibelbrudes besonders reicher Mittel und verband sich daher mit dem Mainzer Bürger Johann Faust, der beträcht-

liche Summen in das Unternehmen hineinsteckte. Der Druck, zu dem G. sich ein neues Alphabet geschaffen hatte, das man das der 42zeiligen Bibel nennt, war in den Jahren 1453—54 vollendet. Dem Bibeldruck folgte der Druck eines liturgischen Psalteriums, von dem ein Bruchstück sich auf der Bibliothèque Nationale in Paris befindet, und dann folgten die Vorarbeiten zu jener Vianyleistung der Typographie, dem Psalterium des Jahres 1457, ein, dessen Fertigstellung allerdings Gutenbergs Händen entzogen wurde. Denn inzwischen hatten sich G. und Faust entzweit, es kam zur Klage von seiten Fausts auf Herausgabe des eingekaufenen Geldes und damit zum völligen Bruch. Peter Schöffer, den G. von der Tätigkeit als Kalligraph in Paris nach Mainz berufen hatte, und der mit ihm und Faust zusammen arbeitete, war auf die Seite des letztern, seines spätern Schwiegervaters, getreten, und diese drei führten nunmehr die Druckerei selbständig fort. Zwar erhielt G. neue Geldanschüsse von dem Mainzer Ratler Konrad Humer, aber es ist völlig unrichtig, ob und was etwa G. damit noch geleistet hat. Den Druck der 36zeiligen Bibel und der mit der gleichen Type gedruckten kleineren Schriften der 50er Jahre, spricht ihm die neueste Forschung ab; er hatte diese Type, mit der er noch jenen Kalender für das Jahr 1460 gedruckt hatte, frühzeitig verkauft, wohl weil sie seinem Schönheitsfinne nicht genügte; später ist sie im Besitz Albrecht Pfisters (s. d.). Auch gegen die Ansicht, daß G. der Drucker des durch seine rührende Schlusschrift berühmten Catholicon vom Jahre 1460 sei, sprechen gewichtige Gründe. Gutenbergs Idealismus und der Wunsch, sein Werk zur möglichst großen Vollkommenheit zu bringen, der hervorragende Schönheitsinn, der ihn ununterbrochen darauf hinarbeiten ließ, haben ihn nie zur Anhäufung irdischer Schätze geführt. Nach der Zerstückung von Mainz ernannte ihn Graf Adolf von Nassau, der Nachfolger Dietrichs von Jülich auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz, 1465 zu seinem Diener. Bgl. Schumann, G. und seine Mitbewerber (in Kammers »Historisches Taschenbuch«, 1841); Kuland, Gutenbergalbum (Mainz 1868); v. d. Linde, Gutenberg. Geschichte und Erbschaft (Stuttg. 1878); Djaßlo, Beiträge zur Gutenbergfrage (Berl. 1889), Gutenbergs früheste Druckerpraxis (daf. 1890) und Was wissen wir von dem Leben und der Person J. Gutenbergs (daf. 1896); Böckel, G., sein Leben, sein Werk, sein Ruhm (Gießen 1897); »Zeitschrift zum 500jährigen Geburtstag von Johann G.« (hrsg. von O. Hartwig, Mainz 1900); Schwenke, Untersuchungen zur Geschichte des ersten Buchdrucks (Berl. 1900); Defisle, A la mémoire de Jean G. (Par. 1900); Böh, Ein deutscher Cyprianus für das Jahr 1444, gedruckt von G. (Straßb. 1900) und Was G. verheiratet? (in der »Zeitschrift für Bucherfreunde« 1900/01); Zedler, Gutenbergforschungen (Leipz. 1901). Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft. Mainz. 1: Zedler, Die älteste Gutenberg-type. 1902. 2: Schwenke, Die Donat- und Landertype. 1903. 3 (in Vorbereitung): 1904. Weiteres f. Buchdruckerkunst.

Gutenberg-Gesellschaft, gegründet 1901 auf Anregung von K. Djaßlo bei der Eröffnung des Gutenberg-Museums (s. d.). Ihr Zweck ist die Förderung des Gutenberg-Museums und die Pflege der auf Gutenberg und seine Erfindung gerichteten Forschung durch Veröffentlichung oder Unterstützung der Herstellung von wichtigen auf die Geschichte der Buch-

druckerkunst bezüglichen Werken. Die Gesellschaft ist international, ihr Sitz und der Mittelpunkt der Geschäftsführung ist Mainz; sie besteht aus Mitgliedern auf Lebenszeit mit einem einmaligen Beitrag von 300 M. und aus solchen mit einem Jahresbeitrag von 10 M. Ein geschäftsführender und ein Ehrenauschuß bilden den Vorstand. Die Veröffentlichungen, die alljährlich zum Jahannistag ausgegeben werden, sind nur für die Mitglieder bestimmt; die drei bisher erschienenen behandeln sämtliche, z. T. neu aufgefundenen und in Lichtdruck nachgebildeten kleineren Druckdenkmale in der Type der 36zeiligen Bibel und den Faust-Schöfferschen Prachtbuch des »Canon Missae« von 1458.

Gutenberg-Museum zu Mainz, gegründet bei der fünfzehnhundertsten Geburtsfeier Gutenbergs 1900 und 1901 eröffnet. Seine Aufgabe ist: die auf Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst, ihre Verbreitung und Entwicklung bezüglichen Urkunden, Drucke und sonstigen Denkmäler im weitesten Umfange möglichst vollständig, in Originalen oder in zuverlässigen Nachbildungen, zu vereinen und für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Mit dem Museum ist eine der allgemeinen Benutzung zugängliche Gutenberg-Bibliothek verbunden, die in erreichbarer Vollständigkeit die Schriften zur Geschichte der Druckerkunst umfassen soll. Das Museum ist auch räumlich mit der Stadtbibliothek vereinigt, deren reiches Material den Grundstock der geschichtlichen Abteilung des Museums bildet; auch die modernen Druckerzeugnisse sind in ihren hervorragendsten Erzeugnissen sämtlich vertreten und vielfach in ihrer Technik veranschaulicht. Ein Fonds von etwa 100,000 M. steht dem Museum zu seinem innern Ausbau vorläufig zur Verfügung. Ein totaler Austausch bildet gemeinsam mitangesehene auswärtigen Männern der beteiligten Kreise den wissenschaftlichen und künstlerischen Beirath des Museums. **Gutenbrunn**, Vorstadt von Baden bei Wien (s. Baden 2, S. 256).

Guten Hofnung, Vorgebirge der, s. Kapkolonie.

Gutenstein, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksb. Wiener-Neustadt, 482 m ü. M., im obern Pfingsttal an der Staatsbahnlinie Wütmannsdorf—G. reizend gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts und beliebte Sommerfrische, das ein Schloß des Grafen Hoppoß mit schönem Park, Drahtziehereien, Eisenhammerwerke, Mühlen, Brettsägen, Drechlerei, Viehzucht, Holzhandel, ein Elektrizitätswerk und (1900) 792 (als Gemeinde 1900) Einw. Auf dem Schloßberg (580 m) steht die alte Burg G., in der Friedrich der Schöne 1330 starb und Matthias Corvinus bis 1457 gefangen gehalten wurde. Westlich erhebt sich der ausgedehnte Mariabiller Berg (705 m) mit Servitenkloster und Wallfahrtskirche. Auf dem Friedhof von G. ruht der Dichter Ferd. Raimund. Bgl. Newald, Geschichte von G. (Wien 1870).

Güter, f. Gut (das G.) und Eisenbahntarif, S. 541 ff.

Güterabshägung (Taxation, Anschlag, Wertanschlag, Bonitierung), die Werthschägung von Landgütern oder einzelnen Grundstücken durch Privatpersonen, durch Kommissionen oder durch amtlich bestellte Taxatoren (Boniteure), die nach besondern Instruktionen vorzugehen haben. Die G. nimmt ihren Ausgangspunkt von der Ermittlung der Kapeträge und der Produktionskosten, um danach für bestimmte Fälle Heuertrag und Wert von Landgütern oder einzelner Teile derselben zu schätzen.

Unter Reinertrag wird jedoch im praktischen Leben, je nach der Stellung des Bezugsberechtigten zur landwirtschaftlichen Unternehmung, sehr Verschiedenartiges verstanden, weshalb eine genaue Fixierung der Begriffe Roh- und Reinertrag unerlässlich ist. Für den Unternehmer gilt als Rohertrag (Rohennahe, Bruttogewinn, Bruttoertrag, Bruttoproduktion, reprobiertes Kapital) die Gesamtheit der Werte, welche die Unternehmung ohne Bezug auf den erforderlichen Rohenaufwand neu hervorbringt. Als Reinertrag hat der Unternehmer die Vermögen anzusehen, die sich von dem Rohertrag nach Abzug des Rohaufwandes (Produktionskosten, Inkosten, Bruttoaufwand, verbrauchtes Kapital) ergibt. Entsteht eine Differenz zu ungunsten des Rohertrags, so entsteht ein Defizit des Betriebes oder ein Reinkaufswand (reine Produktionskosten). Bezeichnet man den Reinertrag der Unternehmung mit R, den Rohertrag mit E, den Rohaufwand mit K und den Reinkaufswand mit P, so ist der Reinertrag der Unternehmung oder der Unternehmergewinn: $R = E - K$ und die reinen Produktionskosten oder der Unternehmerverlust: $P = K - E$. Dieser Reinertrag der Unternehmung setzt sich zusammen aus dem Ertragnis von Grund und Boden samt Gebäuden (G), der Entschädigung für die geistige Arbeit des Unternehmers, dem Unternehmergewinn (U), für die Tätigkeit des Verwalters (V) und für die Entlohnung der materiellen Arbeit (A) und aus dem Ertrage des in der Unternehmung verwendeten Betriebskapitals (C). Je nachdem nun diese Aufwandsposten mehr oder weniger vollständig in Ansatz gebracht werden, ergibt sich eine verschiedene Bedeutung und Höhe des Reinertrags. Um den Kapitalwert des letztern zu erfahren, wird er mit dem landesüblichen Zinssatz kapitalisiert. Für die Zwecke der G. kann daher ein vorliegender Reinertrag nicht kritisch zur Grundlauge der Kapitalwertermittelung verwendet werden, sondern es muß die Bedeutung des Reinertrags vorher festgestellt sein. Die Möglichkeiten, die in dieser Hinsicht im praktischen Leben vorkommen, sind die nachstehenden: Am seltensten und auch unzuverlässigsten ist die Ermittlung des Reinertrags (Zinses) des Grund und Bodens mitsamt den Gebäuden (Gutsrente, objektiver Reinertrag), weil dann unter den Aufwandsposten ein Unternehmergewinn in Ansatz gebracht werden muß, der sich oder im vorhin auch nicht annähernd feststellen läßt und daher nur ungefähr geschätzt werden kann. In diesem Fall entspräche der Reinertrag dem Zins des Gutskapitals oder

$$G = E - (U + C + V + A) \dots\dots\dots 1$$

Soll der Reinertrag des nackten Grund und Bodens (Bodenlage) erhoben werden, so müßte von obigem Ergebnis noch die Miete für das Gebäudelapital in Abzug gebracht werden. In der Regel wird dagegen als Reinertrag der Wirtschaft (Wirtschaftsertrag) der Zins von Grund und Boden und der Unternehmergewinn zusammengefaßt; es ist dann der Reinertrag gleich

$$G + U = E - (C + V + A) \dots\dots\dots 2$$

Häufig werden auch die Betriebskapitalzinsen unter den Aufwandsposten nicht in Ansatz gebracht. Es ist dann der Reinertrag der Wirtschaft (Vermögens- oder Besitzrente und Unternehmergewinn) gleich

$$C + G + U = E - (V + A) \dots\dots\dots 3$$

Die vorstehenden drei verschiedenen Reinerträge entsprechen jedoch nicht dem Reineinkommen des bezugsberechtigten selbstwirtschaftenden Gutsbesizers, weil zur Feststellung dieses von dem Reinertrag der

Unternehmung noch die Summen in Abrechnung zu bringen sind, die zur Instandhaltung und Neubestellung der einer Abnutzung ausgelegten Kapitalbestandteile, zur Verschönerung der Kapitalwerte und zur Begleichung etwaiger Schuldbinsen notwendig sind.

Die Reinertrags-, bez. Kapitalwertermittelung bezieht sich nur auf die gesamte Unternehmung oder auf einzelne Teile derselben; danach wird die G. als Ertragsanschlag (Komplexanschlag) von dem Grundanschlag (Einzelschätzung, Parzellenanschlag) unterschieden. Der Ertragsanschlag (Kauf-, Pacht-, Pachtanschlag) wird aufgestellt beim Ankauf, Verkauf, Tausch, Pachtung ganzer Landgüter mit fundus instractus und bei der Prüfung der Vorteilhaftigkeit von Neuorganisationen gesamter Landgüter. Bei denselben werden auf Grund von Gleichung 3 keine Kapitalzinsen in Anrechnung gebracht. Steht jedoch der Fundus instractus außer Betracht, so gilt die Gleichung 2 oder mit einer gewissen Einschränkung selbst Gleichung 1. Der Grundanschlag (Grundwertlage) kommt in Anwendung, wenn es sich um den Wert von Grundparzellen, einzelner Bodenklassen (Bodenlage), um die Ermittlung des Reinertrags einzelner Kulturarten oder Kulturpflanzen, der Futterverwertung einzelner Tierarten, der Produktionskosten u. dergl. handelt. Dabei werden stets Kapitalzinsen unter den Aufwandsposten in Ansatz gebracht.

Das besondere Verfahren bei der G. auf Basis des Ertrags- oder des Grundanschlages richtet sich nach dem Zwecke, für den die G. zu dienen hat. Steht die Werterhebung zu Zwecken der Erteilungen, des Verkaufs, der Pachtung, der Expropriation (i. d. öffentlichen Einrichtungen) oder von Austragung von Rechtsstreitigkeiten in Frage, so wird der gegenwärtige Wert des Gutes unter der tatsächlich zur Ausführung gelangten Bewirtschaftungsweise und nach Ansatz von mehrjährigen Durchschnittspreisen der Produkte erhoben, d. h. die zeitliche oder temporäre Wertlage. Handelt es sich um die Grundsteuerbemessung und -Regulierung, Gewannwegregulierungen, Separationen, Meliorationsarbeiten, Gemeinbeiträge, Abkündigungen, Aufnahme von Hypotheken, so wird der dauernde oder bleibende Wert des Gutsteiles, d. h. die Sicherheits-, Grund- oder Kreditlage, ermittelt, bei dessen Ermittlung die ortsübliche Wirtschaftsweise und langjährige Durchschnittspreise der Produkte der Rechnung zugrunde gelegt werden. Sowohl bei der zeitlichen Wertlage, als auch bei der Grundlauge kommen keine Grundkapitalzinsen in Anrechnung, nachdem dieselben in dem ermittelten Reinertrag (Gleichung 2) enthalten sind. Rezipier zu dem landesüblichen Zinssatz kapitalisiert, gibt dem Wert des Gutes oder des Gutsteiles. Stellt man dagegen alle Kapitalzinsen und die lebhäftigen Produktenspreise in Rechnung, so erhält man die Unternehmerlaxe, welche die Wert- und Kreditlage übertreffen soll; sie bietet die rechnungsmäßige Kontrolle der Wirtschaftsorganisation sowie den Wert des Gutes unter der künftigen neuen Wirtschaftsweise. Vgl. Kraft, Die Betriebslehre (7. Aufl., Berl. 1904); v. Wich, Gutsadministration und Güterabfägung in Österreich, in Ungarn u. (Wien 1897); Werner, Der landwirtschaftliche Ertragsanschlag u. (2. Aufl., Bresl. 1890); von der Goltz, Landwirtschaftliche Taxationslehre (2. Aufl., Berl. 1892); Dänkelberg, Landwirtschaftliche Betriebslehre, 3. Teil: Taxationslehre (Braunfchw. 1898); Gscheffler, Die Abfägung der zu Eisenbahnanlagen erforderlichen Landabtretungen (Berl. 1878); Lehner, Landwirtschaftliche

Tagationslehre (Stuttg. 1885); **Rachis**, Werthschätzung landwirtschaftlicher Güter (2. Aufl., Wien 1875); **Ralintowski**, Die Schätzung von Landgütern mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendung auf Landgüter in Österreich-Ungarn (bas. 1886); **Rebbl**, Landwirtschaftliche Tagationslehre (3. Aufl., Berl. 1881); **Schwieb**, Die landwirtschaftliche Tagationslehre (Breg. 1878); **Restamp v. Liebenburg**, Handbuch zur Veranlassung von Schätzungen an Gebäuden und landwirtschaftlichen Gütern bei Aufnahme von Versicherungen u. (Wien 1876); **Flod**, Mitteilungen landwirtschaftlicher Erfahrungen und Grundzüge (3. Aufl., Bresl. 1891); **Demjovorschriften** für die in der Provinz Hannover beschästigten Spezialkommissare und Vernehmungsbauern* (4. Teil, Berl. 1896); **Berner**, Abgezürzte Abschätzungsverfahren bei der Bewertung von Landgütern (in den Mitteilungen der Deutschen landwirtschaftlichen Gesellschaft, 14. Jahrg., Stüd 7, bas. 1899).

Güterabtretung (Veräußerungsabtretung), f. Cessio honorum.

Güteranschlägerei, f. Güterschlägerei und Diemembration.

Güterbahnhöfe, f. Bahnhof und Güterschuppen.

Güterbesitzer sind obgleichlich bestellte Personen, denen die Verpflegung und Aufnahme abgabepflichtiger Waren obliegt, auch soviel wie Brader (f. d.) oder Wälder (f. d.).

Güterbestätterei (Bestätterung) heißt der Geschäftsbetrieb derjenigen Personen (Güterbestätter, Güterbestätter, Güterschaffner, Verwalter, in Hamburg Lipenbrüder), die an Handelsplätzen den Verkehr zwischen Kaufleuten und Fuhrleuten vermitteln und besorgen. Vieles sind die Güterbestätter zugleich Expediteure, die auch das Eisenbahnfrachtgeschäft vermitteln. Die deutschen Bahnverwaltungen besorgen indes die G. von und zu den Bahnhöfen auch selber (f. Eisenbahngüterbestätterung). Bei der Verladung von Waren auf Schiffen werden die Vermittler zwischen Abwindern und Schiffen Schiffsprocureure oder Schiffsmäkler (f. d.) genannt.

Güterboch, Karl Eduard, Jurist, geb. 18. April 1830 zu Königsberg i. Pr., habilitierte sich 1861 an der Universität seiner Vaterstadt und wurde 1863 zum außerordentlichen, 1865 zum ordentlichen Professor bestellt. Außer einigen Aufsätzen in Zeitschriften schrieb er: **Die englischen Aktiengesellschaftsgesetze von 1856 und 1857** (Berl. 1858); **Über einige in der Praxis hervorgetretene Mängel des preussischen Konkursverfahrens** (bas. 1890); **Dennicus de Bracton und sein Verhältnis zum römischen Recht** (bas. 1862; engl. Uebersetzung von Gex, Philad. 1866); **De jure maritimo, quod in Prussia saeculo XVI. et ortum est et in usu fuit** (Königsb. 1866); **Die Entföhrungsgeschichte der Carolina** (Lütz. 1876); **Römisch-Armenien und die römischen Satrapien im 4. — 6. Jahrhundert** (Königsb. 1900).

Güterbücher, f. Grundbücher.

Gütereinheit, f. Ehegüterrecht, §. 401.

Gütereingiehung, f. Eingiehung.

Gütererzeugung (Güterproduktion), f. Production.

Gütergemeinschaft, eheliche, allgemeine, partikulare, formale, nießbräudliche, f. Ehegüterrecht. G. im sozialistischen Sinne, f. Sozialismus und Kommunismus.

Güter Glaube (Bona fides), Redlichkeit und Arglosigkeit in bezug auf die eigne und auf die Hand-

lungsweise andrer, im Gegensatz zur mala fides, dem bösen Glauben. Der gute Glaube ist vor allem in der Besitzlehre von großer Bedeutung. Vgl. Besitz und Darlehen.

Guter Hirt (Pastor bonus), in den ältesten Zeiten des Christentums eine häufig vorkommende sinnbildliche Darstellung Christi, die aus seinem eignen Worten, besonders im Johannes- und Lukas-evangelium, abgeleitet worden ist. Der gute Hirt, der seine Lämmer weidet und hütet oder das verlorene Schaf auf seinen Schultern zur Herde zurückbringt, erscheint in der Gestalt eines unbärtigen Jünglings in antiker, kurzgeschürzter Tunika in Statuen, auf Wandgemälden in den Katakomben, auf Sarkophagen, Mosaiken, geschnittenen Steinen, Lampen, Glasfenstern, Medaillons u. a. Die eheste Darstellung ist in einer Statuette des Lateranmuseums in Rom erhalten. Unsere Tafeln **Christliche Altertümer I**, Fig. 1, und **II**, Fig. 1 (Vd. 4 bei S. 114) veranschaulichen zwei Darstellungen aus dem Cimiterium Santa Agnese bei Rom. Vgl. Bergner, Der gute Hirt in der altchristlichen Kunst (Berl. 1890).

Guter Montag, soviel wie Blauer Montag.

Guter Name, soviel wie guter Ruf, f. Ruf und Beileidigung.

Güternebenstellen, f. Eisenbahngüternebenstellen.

Güterpfleger (Güterverwalter, Curator bonorum) nennt man in der Rechtsprache die auf Grund einer gesetzlichen Vorschrift mit der Verwaltung eines fremden Vermögens beauftragte Person. Zu dem G. in dieser Bedeutung gehört auch der Konkursverwalter (f. Konkurs).

Güterrecht der Ehegatten, f. Ehegüterrecht.

Güterrechtsregister ist ein durch das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 1558 ff.) angeordnetes gerichtliches Register zur Feststellung besonderer Vorgänge hinsichtlich der ehegüterrechtlichen Verhältnisse. Die beim jeweiligen Amtsgericht des Wohnsitzes des Ehemannes zu erfolgenden Eintragungen in dasselbe haben die Bedeutung, daß gewisse für das eheliche Güterrecht bedeutsame Tatsachen, wenn sie in das Register eingetragen sind, Dritten gegenüber als bekannt gegeben gelten, und daß, wer gutgläubig im Vertrauen auf den Inhalt des Registers handelt, geschützt wird. Die Eintragungen sind zu veröffentlichen, Einsicht in dieselben zu nehmen ist gestattet. Auf Verlangen ist ein Zeugnis über die Eintragung des güterrechtlichen Verhältnisses auszustellen, sowie eine Bescheinigung darüber, daß bezüglich des Gegenstandes einer Eintragung weitere Eintragungen im G. nicht vorhanden sind, oder daß eine bestimmte Eintragung in das Register nicht erfolgt ist (§ 162, Neidgesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit). Die Hauptfülle der Eintragung sind: Beschränkung oder Ausschließung der ehefrühen Schließungsgewalt (f. d.; § 1357); Einspruch des Ehemannes gegen selbständige Führung eines Erwerbsgeschäfts durch seine Frau oder Widerspruch seiner diesbezüglichen Einwilligung (§ 1405); ehevertragsmäßige Ausschließung oder Änderung der Verwaltung und Ausnutzung des Mannes (§ 1435); die Gütertrennung, die eintritt, wenn der Mann die Ehe mit einer in der Geschäftsfähigkeit beschränkten Frau ohne Einwilligung deren gesetzlichen Vertreters schließt (§ 1364, 1426, 1431); die auf Klage eines Ehegatten erfolgte Aufhebung a) der Gütergemeinschaft (§ 1470), b) der Errungenschaftsgemeinschaft (§ 1454); die Wiederherstellung der Errungenschaftsgemeinschaft (§ 1548). Vgl. auch Registerwesen.

Güterschaffner, f. Güterbestätterei.

häufig auch solche mit Quersteigen im Gebäude, um den bedeckten Raum noch besser auszunutzen zu können. Die Eisenbahnwagen werden alsdann mittels Drehscheiben von den Zufuhrgleisen an die Ladestellen gebracht.

Eine ähnliche Form, jedoch mit kürzeren (5 m breiten und 17 m langen) Quersteigen für je zwei Bahnwagen jeberseits eines solchen Zungensteigs, zeigt die 1893 auf dem neuen Güterbahnhof St. Gertraud in eröffnete große Anlage (s. Abbild.). Dort liegen die Anbauten oder Zungensteige außerhalb des Gebäudes unter allseitig offenem Dachüberstand, während sich auf der anderen Seite die Ladestraße mit Längsladesteig befindet. In diesem Schuppen ist Ankunft, Versand und Umladung vereinigt. Alles in den Schuppen eingehende und weiter zu befördernde Gut, gleichviel ob aus Bahn- oder Straßenwagen, wird zunächst um die mit Nummer 31—102 versehenen (das Dach tragenden) Ständer nach Bestimmungsorten zusammengelegt und dann, sobald es für eine Wagenladung reicht, gemeinsam eingeladen. Ebenso wird alles für die Stadt ankommende Gut um die Nummern 1—30 gruppiert und von dort dem Kollfahrwerk zugeführt. Der Betrieb dieses mit Zollverpflichtung 10,000 qm Grundfläche messenden Schuppens ist sehr geschickt gegliedert, und es werden deshalb täglich im Durchschnitt über 600 Ton. Stückgut dajelbst mit verhältnismäßig wenig Personal abgefertigt, an einzelnen Tagen aber noch erheblich mehr (vgl. „Zeitung deutscher Eisenbahnverwaltungen“, 1894, S. 57). Daselbe System ist in Kopfform auf dem neuen Güterbahnhof in Frankfurt a. M. angewendet, dort aber nicht bewährt gefunden. Auch in Köln sind neuestens die Ansichten über die Vorzüge dieses Systems geteilt. Ein Teil der Quersteige ist inzwischen durch Längsteige ersetzt worden. Die Gestalt mit sägeförmigen Ladesteigen erreicht den Vorteil der vorigen Form, nämlich der unabhängigen Zugänglichkeit einzelner Wagen oder doch Wagengruppen, ohne Drehscheiben, vielmehr durch Weichen, also bequemer. Diese Form ist zuerst in Olmütz (Esterreichische Lokalbahn-Gesellschaft) und für den neuen Gültzuschuppen des Bahnhofs Köln, dann mit großen Abmessungen in Zürich und München zur Ausführung gelangt.

Güterlosh, Stadt im preuß. Regbez. Minden, Kreis Bielefeld, 18 km südwestlich von Bielefeld, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Bielefeldmarkt—Hamme und der Eisenbahn Ibbendüren—Hövelhof, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Gymnasium, evang. Schullehrerseminar, ein Johanneum (Erziehungsanstalt für Söhne von Missionaren der Rheinisch-Westfälischen Missionsgesellschaft), Amtsgericht (Landgericht Bielefeld), Reichsbankniederlassung, 2 große Seidenzeugfabriken, 4 mechanische Baumwollwebereien, Bandweberei, Zigarren-, Seilerwaren-, Rubel-, Stäcke- und bedeutende Fleischwaren- und Pumpenradsfabrikation, 2 Dampfmaschinen-, Bierbrauerei, Brauereibrennerei, Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei und (1900) 7100 meist evang. Einwohner. Vgl. Eichhoff, Geschichte der Stadt und Gemeinde W. (Güterl. 1904).

Güterhaub, heliöcher, heißt das Rechtsverhältnis, das zwischen Ehegatten in bezug auf ihr beiderseitiges Vermögen (Gut) besteht. S. Ehegüterrecht.

Güterstein, f. Urach.

Guter Taktteil, f. algenzuerter Taktteil, f. Takt.

Gütertarif, f. Eisenbahntarife, S. 541 ff.

Guter Ton (franz. bon ton), wie Takt und Taktgefühl der Ruffsprache entnommene Bezeichnung der besten Umgangsform und Lebensart. Sehr verschieden vom feinen oder höflichen Ton, gilt ihm als erste Regel, die eigne Person niemals vorzudrängen und alle niederen Mittel des Umganges (Schmeichelei, übertriebene Höflichkeit, üble Nachrede über Abwesende, Nachgiebigkeit gegen das Schlechte etc.) zu vermeiden, während der guten Lebensart die Gabe des Anpassens an fremde Schwächen nicht leicht fehlen darf. Im weitern Sinne verächtlich aber der Begriff mit Anstand, Taktgefühl und feiner Sitte überhaupt, deren Aneignung von alters her Müttern und Pädagogen als Hauptziel der Erziehung galt, und deren Vollendung heutzutage für das weibliche Geschlecht in den Pensionen angestrebt wird. Die Vorschriften richteten sich stets auf Abstellung des Unpassenden, z. B. in Gegenwart anderer gierig zu essen, den Gastfreund schon vor der Wahlzeit nach seinen Reizeigenen zu fragen, zu sitzen, wenn ältere Leute stehen etc. Seit dem Eintritt der Frau in das gesellschaftliche Leben galt sie als Wächterin und Richterin über den guten Ton. In Rom entstand unter Helioagabal sogar ein Frauenkennat, der über hierher gehörige Fragen, namentlich der Kleidung und Moden, tonangebend wurde, und in Irland hat lange Zeit ein Frauenparlament mit dem Männerparlament gleichzeitig getagt. Zur Ritterzeit entschieden angeblich förmliche Ringerichte und Ringerhöfe (s. d.) über Fragen des guten Tones und der Galanterie, und die Burgfrauen übernahmen die Unterweisung auch der Vagen in feineren Umgangsformen. So empfielt in Goethes „Tasso“ die Prinzessin Nachsicht bei edlen Frauen, um genau zu erfahren, was sich ziemt. Daß sich der gute Ton mit der Kulturumwidlung ändert, geht schon aus der gebräuchlichen Redensart: „Es gehört heute zum guten Ton . . .“ hervor, und noch mehr aus den Vorschriften der alten Anstandsbücher, aus denen man erst erkennt, was früher alles in der besten Gesellschaft noch möglich und adjuftellen war. Wie noch vor 100 Jahren Perüdengetragen, steifes Zeremoniell, Tanzschritt beim Kompliment, gezeigte Reden, Teilschluss etc. zum guten Ton gehörten, so rechnete man in neuerer Zeit die stilvolle Wohnungsausstattung (Kupenstücken, Schuppenpaneele und ander höchst fragwürdige Requisiten), Schwärmerei für Kunst, Theater und bildende Kunst, für Modeliteratur und Philosophie etc. dazu. Eine Nachschaffung französischen Lebens hat leider in Deutschland lange Zeit auch hierher gehört.

Von der Wichtigkeit, die dem guten Ton seit jeher beigemessen wurde, zeugt eine umfangreiche Literatur. Schon im Altertum begegnet man einschlägigen Schriften von Plutarch, Seneca, Lukian u. a. Im Mittelalter folgte auf die „Disciplina clericalis“ des Alfonsus (1106) und auf den „Phagisacetus“ eine Schaar von deutschen Lehrgedichten, unter denen Haslaus „Jünglinge, Ritters“ „Befcher Gast“, Freidants „Bescheidenheit“, Trimbbergs „Kenner“ angeführt seien. In dem Gedichte „Der Windeke“ unterweist ein Ritter seinen Sohn, in der „Windeke“ die adlige Mutter ihre Tochter über den guten Ton, in den zahlreichen „Tischzuchten“ (s. d.) wird namentlich der gute Ton im Speiselaal gelehrt. Auch andere Nationen besitzen eine ähnliche reiche Anstandsliteratur, die Franzosen z. B. außer dem „Roman der Noce“ Robert de Blois' „Chastement des Dames“, und Montaignes Essays enthalten viel Hierhergehöriges. In der spanischen Literatur ge-

nicht Balthasar Gracian's »Oracula manual, y arte de prudencia« (deutsche Übersetzung von Schapenhauer) eines wohlverdienten Ansehens, obwohl es mehr ein Handbuch der Billigkeit ist. In der neuern deutschen Literatur haben sich Knigge's und Karl aus dem Winkels Handbücher über den »Umgang mit den Menschen« weite Verbreitung erworben, und Ottinger's »Kunst, in 24 Stunden ein vollendeter Gentleman zu werden« (2. Aufl., Leipz. 1852) zeigt, was vor 50 Jahren zum guten Ton gehörte. Vgl. Ebdhardt, Der gute Ton in allen Lebenslagen (13. Aufl., Leipz. 1896); Adelfeld, Regeln der feinen Sitte (9. Aufl., Stuttgart 1900); F. v. Schönthan, Die elegante Welt (6. Aufl., Berl. 1895); v. Wedell, Wie soll ich mich benehmen? (5. Aufl., Stuttgart 1899); W. v. Sahn, Der Verkehr in der guten Gesellschaft (Leipz. 1896); Hellmich, Aisthetik der Umgangsformen (Bresl. 1894), und ähnliche Schriften von C. v. Adlersfeld-Allerstern (Leipz. 1895), Kallmann (neue Ausg., Berl. 1902), v. Düring-Osten (das. 1896), Baudissin (das. 1900), »Spemanns galantes Buch der Sitte« (Stuttg. 1900) u. a.

Gütertrennung, s. Ehegüterrecht, S. 402.

Güterumlauf, in der Volkswirtschaftslehre die Bewegung der Güter (Klassische, Halbfabrikate, fertige Erzeugnisse) vom Produzenten bis zu demjenigen, der dieselben für weitere Verarbeitung oder Erzielung eines persönlichen Genußes verwendet. Bei vorwiegend dem Naturaltausch hält sich der G. in beschränkten Grenzen. Er wird um so lebhafter, je mehr das Geld als Wertzeug des Tausches in Anwendung kommt, je mehr sich Kredit und Arbeitsteilung aus Grund der Verfeinerung und Vermehrung der Verkehrsmittel, überhaupt mit Steigerung der Kultur entwickeln, je mehr die Vermittelthätigkeit des Handels eingreift. Große Störungen im G., wie sie infolge von Verschiebungen in Produktion und Haushalt, von politischen und Naturereignissen eintreten, heißen Absatz- oder Handelskrisen (s. d.). Vgl. Kaiser, Der G. (Frankf. 1888).

Güterverbrauch, s. Konsumtion.

Gütervereinigung, s. Ehegüterrecht, S. 401.

Güterverkäufer, der Spediteur, s. Spedition.

Güterverteilung, in der Volkswirtschaft der Vorgang, durch den die in den verschiedenen Unternehmungen erzeugten Güter sich auf Grund der gegebenen Gestaltung des Besitzes und der gesamten sozialen Verhältnisse unter die Mitglieder der Gesellschaft verteilen. Man spricht also von einer G., auch wenn diese nicht gerade formell von einer verteilenden Gewalt ausgeführt wird. Dabei werden die Güter auch nicht direkt in natürlicher Gestalt unter die einzelnen Glieder der Gesellschaft verteilt, sondern es erlangt zunächst ein jeder einen Anteil am Gesamteinkommen in Form von Lohn, Gewinn, Zins oder Rente, mit deren Hilfe er seinen Bedarf an Gütern, soweit dies nicht durch Eigenproduktion gedeckt ist, auf dem Wege des Einkaufs zu decken sucht. Eine absolute Gerechtigkeit, die nach der Forderung des Sozialismus darin bestünde, daß jeder vom Gesamtertrag der Produktion den genau seiner Leistung entsprechenden Anteil erhalte, ist undurchführbar, weil der Anteil der einzelnen Produktionsfaktoren sich nicht selbständig erkennen und berechnen läßt. Jedoch hat die von sozialistischer Seite an der heutigen Produktions- und Verteilungsordnung geübte Kritik zu einer Vertiefung der Lehre von der G. und zu sozialpolitischen Reformvorschlüssen Veranlassung gegeben (vgl. Arbeiterfrage).

Güterwagen, s. Eisenbahnwagen, S. 551.

Güterverkehrsministerium, s. Dismembration und Güterschlächtere.

Güterstation, s. Güterumlauf (s. d.).

Güterzüge, s. Eisenbahnzüge.

Güterzusammenlegung, s. Dismembration und Flurregelung.

Gute Sitten. In der Rechtssprache versteht man unter guter Sitte alles das, was der jeweiligen sittlichen Anschauung eines ganzen Volkes entspricht, nicht also noch so verdrödete und mächtige Standesanschauungen und Standesvorurteile einzelner Bevölkerungsklassen oder gewisser Volksschichten. Was früher gegen die g. S. verstieß, kann heute dem Volksbewußtsein und Volksempfinden entsprechen und umgekehrt; was bei dem einen Volk als nicht den guten Sitten entsprechend angesehen wird, kann bei dem andern als völlig einwandfrei und zulässig betrachtet werden. Es ist deshalb durch Art. 30 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch ausdrücklich die Anwendung ausländischer Rechtsnormen, die nach unsrer Anschauung den guten Sitten widersprechen, deutschen Richtern unterlagt. Infolge dieser Wandelbarkeit der Auffassung über das, was den guten Sitten entspricht aber gegen sie verstößt, haben die Gesetze es auch unterlassen, eine Definition dieses Begriffs zu geben. Das Bürgerliche Gesetzbuch sagt vielmehr zunächst ganz allgemein in Abs. 1 des § 138, daß ein Rechtsgeschäft, das gegen die g. S. verstößt, nichtig ist, und führt in Abs. 2 dieses Paragraphen als in s e b e n d e r e gegen die g. S. verstoßend solche Rechtsgeschäfte an, durch die jemand unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unverschämtheit eines andern sich oder einem Dritten für eine Leistung Vermögensvorschieße gewähren läßt, die den Wert der Leistung in auffälliger Maß übersteigen. Leistungen, die infolge derartiger Rechtsgeschäfte gemacht wurden, können deshalb von dem Leistenden zurückgefordert werden, es sei denn, daß auch er wissenschaftlich hierbei gegen die g. S. verstieß. Nügt zunächst nur eine gegen die g. S. verstoßende Verbindlichkeit dar, z. B. A. verpflichtet sich, den B durchzuwürgeln, ja kann dieselbe von dem zur Leistung Verpflichteten selbst dann angefochten werden, wenn auch er wissenschaftlich bei Übernahme derselben gegen die g. S. verstieß. Der Nichtigkeit und Nichteinlagbarkeit derartiger Rechtsgeschäfte entspricht endlich die Bestimmung des § 826, nach dem zum Schadenersatz verpflichtet ist, wer in einer gegen die g. S. verstoßenden Art und Weise einem andern vorsätzlich Schaden zufügt. Vgl. Schneider, Treu und Glauben im Rechte der Schuldverhältnisse (Münch. 1902); Stammler, Die Lehre von dem richtigen Rechte (Berl. 1902); Steindach, Die Moral als Schranke des Rechtsverwerbes und der Rechtsausübung (Bresl. 1898). S. auch Güter Ton.

Gute Werke (lat. bona opera) bilden einen im Reformationszeitalter zwischen den katholischen und protestantischen Theologen und auch inmitten der letztern selbst streitig gewesenem Mittel der Dogmatik und Ethik. Die katholische Kirche erklärt den Glauben, weil er lediglich die Unterwerfung des Verstandes unter die Kirchenlehre bedeutet, für unzureichend und das Heil demgemäß für nicht von ihm, sondern von seiner Bewährung durch Taten abhängig. So kam allmählich die Lehre auf von der Notwendigkeit und Verbindlichkeit des Überverdienstlichkeits (i. Conilia evangelica) dessen, was man g. W. nannte. Die Reformation wies diese den Abfall, dem Jöbitat und dem gesunden Mündeswesen zugrunde liegende Theorie

zurück, indem sie als g. B. nur solche anerkannte, die von selbst aus dem lebendigen Glauben als dessen Früchte hervorgehen. Gott wohlgefällig sind sie somit nicht um ihrer selbst, sondern lediglich um der durch den Glauben gerechtfertigten Personen willen, die sie aus kindlicher Liebe zu Gott und aus Wohlgefallen am Guten vollbringen. Die Lutheraner von der Richtung Melancthons fanden daher selbst an dem Satz, daß g. B. notwendig zur Seligkeit seien, nichts auszuweisen, während der Eiferer Nicolaus von Amosdorf (s. d.) sogar behauptete, sie seien schädlich zur Seligkeit. Die Reformierten stehen insofern auf jener Seite, als ihr System einen Rückschluß von den lebendigen Früchten des Glaubens auf seine Echtheit in sich schließt (syllogismus practicus).

Outgewicht, dem Käufer, in der Regel dem Kleinhändler von dem Großhändler zugestandener Gewichts-vorteil, um jenen für das Einwiegen zu entschädigen, beträgt gewöhnlich 1 oder $\frac{1}{2}$ Pfg., findet meist bei feuchten und unreinen Waren statt, die starkem Decalo (Abgang) unterworfen sind. Die für gewogene, so kann das W. auch für gemessene und gezählte Waren zugestanden werden. Ob und wieviel als W. zu gunsten des Käufers zu berechnen ist, ist noch dem Vertrag oder dem Handelsgebrauch am Orte der Übergabe zu beurteilen (Deutsches Handelsgesetzbuch, § 380). Vgl. Ausgleich (Abschlag).

Outländer Recht, s. Vesp.

Outgaben, die Summe, die ein Kaufmann von einem andern zu fordern hat, im Kontorrentver-kehr der Saldo, der beim Abschluß der Rechnung dem Kontorrententnehmer verbleibt; auch die Summe, die auf dem Konto eines Geschäftsfreundes im Haben gebucht ist, seine Forderung im Gegenjah zu seinen unter Soll verzeichneten Schuldsippen.

Oute, 1) Hermann, Geograph, geb. 22. Aug. 1825 zu Andreasberg im Harz, gest. 29. Jan. 1874 in München, studierte in Göttingen und Berlin Philologie, Geschichte und (durch Karl Ritter angeregt) Geographie. 1849 wurde er Lehrer am Lyzeum in Hannover, 1863 an der Polytechnischen Schule daselbst, während ihm zugleich der Unterricht des Kronprinzen und der Prinzessinnen von Hannover sowie der geographische Unterricht beim Kabinettenorps übertragen war. 1873 wurde er Professor der Geographie am Münchener Polytechnicum. Er schrieb: »Die Lanze Braunschweig und Hannover, mit Rücksicht auf die Nachbargebiete geographisch dargestellt« (Hannover 1867, 2. Aufl. von Renner 1887; in kleiner Ausg., 4. Aufl. 1890) und »Lehrbuch der Geographie für die mittlern und obern Klassen höherer Bildungsanstalten« (Dof. 1868; 5. Aufl. [1882—83, 2 Bde.], neubearbeitet von H. Wagner, unter dessen Namen es in 6. Aufl. 1894 ff. erscheint).

2) Hermann, protestant. Theolog und Palästinaforscher, geb. 10. Mai 1849 zu Bietertinde in Braunschweig, studierte 1867—70 Theologie in Göttingen und Erlangen und habilitierte sich 1877 in Leipzig, wo er 1884 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. 1881 leitete er die vom Verein zur Erforschung Palästinas veranstalteten Ausgrabungen bei Jerusalem und gab nach seiner Rückkehr mit W. Ebers das Brochmert »Palästina in Bild und Wort« (Stuttg. 1883—84, 2 Bde.; neue Ausg. 1886 bis 1887) heraus sowie »Ausgrabungen bei Jerusalem« (Leipz. 1883). G. redigiert die »Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins« und gab mit H. Fischer eine »Neue Handkarte von Palästina« (1890) heraus. Er ist auch Mitarbeiter von der von Raupach

herausgegebenen Uebersetzung des Alten Testaments (Abd. 1, Freiburg 1892) und schrieb eine »Geschichte des Volkes Israel« (2. Aufl., Tübing. 1904).

Out Heil, Turnergruß, in Erneuerung eines alt-deutschen Jurats aufgenommen, besonders seit 1840 vom Kreise des schottischen Turnvaters C. L. Heubner aus verbreitet und auch von F. L. John befürwortet (vgl. F. L. Jahns Werke, hrsg. von Euler, Bd. II, 2, S. 918—924).

Osthi-Crozaj (spr. güti-erschaj), altungar. Adels-geschlecht, das seit Siegmund den Namen Crozaj führte. Michael O., einer der Getreuesten Siegmunds, wurde 1469 Polotin und kämpfte mit Matthias Corvinus gegen Bodiebrad. Sein Sohn, Michael O., spielte, obgleich ungebildet, unter Lodovikus II. eine Rolle auf den Reichstagen. Johann, Bischof von Waizen, kämpfte bei Mohács (1526), und Franz O. verlor dort sein Leben. Christoph O. wirkte unter Ferdinand I. als Index Curiae und Feldherr; seine Frau war die Tochter Mik. Jrimis, des Felden vom Sigetwar. Mit ihm starb 1567 das Geschlecht aus.

Outhrie (spr. güh-ri), Hauptstadt des nordamerikan. Territoriums Oshohomo, in der Grafschaft Logan, am Cimarron River und an der Santa Fe-Eisenbahn, mit (1900) 10,006 Einw. und bedeutendem Produktenhandel. O. wurde erst 1889 bei der Bildung des Territoriums begründet.

Outhrie (spr. güh-ri), 1) James, Chirurg, geb. 1. Mai 1785 in London, gest. 1. Mai 1856, war Militär-arzt in dem englisch-spanischen Kriege, begann 1816 Vorlesungen über Chirurgie und lehrte seit 1824 im College of Surgeons Anatomie und Chirurgie. Er schrieb: »On gun-shot wounds of the extremities, requiring the different operations of amputation and their aftertreatment« (Lond. 1815, 6. Aufl. 1855; deutsch von Spangenberg, Berl. 1821); »Lectures on the operative surgery of the eye« (1823, 3. Aufl. 1838); »Clinical lectures on compound fractures of the extremities« (1838); »On injuries of the head affecting the brain« (1842).

2) James Gorgill, schott. Dichter, geb. 27. Aug. 1814 zu Kirmieloff Haru in Forfarshire, studierte in Edinburgh Theologie und ward 1838 Bibliothekar in Dundee. Zu erwähnen sind die Dichtungen: »Village scenes« (1851), »Wedded love« (1865), »Summer flowers« (1867), »Rowena« (1871), »Woodland echoes« (1878) und die kulturgeschichtliche Schrift: »Old scottish customs« (1885).

3) Frederick, Chemiker und Physiker, geb. 16. Okt. 1833 in London, gest. 21. Okt. 1886, studierte in London, Heidelberg und Würzburg, wurde 1856 Assistent am Owen's College zu Manchester, 1858 Assistent von Blasfayr in Edinburgh und 1860 Professor am Royal College am Mauritius. Er lehrte 1867 nach London zurück, wurde 1869 Professor der Physik an der Royal school of mines und 1881 an der Normal School of sciences. G. beschäftigte sich hauptsächlich mit organischer Chemie, er verfolgte die Bildung der Alkohole aus den Alkoholatbilen und die der gemischten Äther und stellte eine Reihe neuer Körper dar. Auch beobachtete er zuerst die eigentümliche physikalische Wirkung des Amylnitrits. Seine physikalischen Arbeiten beschäftigen sich mit den Erdringen der Kapillarität, der Wellenbewegung und der Wärmeleitung der Flüssigkeiten. Er schrieb noch: »Letters on the sugar-cane and cane-sugar«; »Elements of heat and non-metallic chemistry« (1868); »Magnetism and electricity« (1875; neue Ausg.

mit Supplement von Voss, 1884); »Practical physics« (1879); »The first book of knowledge« (1881, 2. Aufl. 1883); »Outline of experiments and apparatus for illustrating elementary instruction in sound, light, heat, magnetism and electricity« (1881). Unter dem Pseudonym Frederic Cerny veröffentlichte G. auch ein größeres Gedicht: »The Jew« (1863), und das Drama »Logroño« (1877).

4) Thomas Anstey, engl. Schriftsteller, geb. 8. Aug. 1856 in London, studierte Rechtswissenschaft in Cambridge und machte unter dem Namen F. Anstey schon mit seinem ersten Roman: »Vice versa« (1882), einen sehr günstigen Eindruck. Es folgten: »The black poodle, and other tales« (1884), »Tinted Venus« (1885), »The giant's robe« (1884), »A fallen idol« (1886), »The Pariah« (1889), »Talking horse, and other tales« (1891) und das jüngste, äußerst humoristische Werk »The Brass Bottle« (1900). G. gehört überdies zu den talentvollsten Mitarbeitern.

Guti, Nagetier, s. Aguti.

[des »Punch«.

Guti, Stadt in Britisch-Indien, s. Bellari.

Gutierrez (spr. gutiérrez), 1) Antonio Garcia, span. Dramatiker, geb. 1812 in Chiclana (Provinz Cadix), gest. 1884 in Madrid, studierte Medizin, widmete sich aber in Madrid bald ausschließlich literarischen Arbeiten, brachte schon 1836 seine Tragödie »El trovador« auf die Bühne und erntete dafür enthusiastisches Lob. Sie wurde später von Verdi zu der gleichnamigen Oper benutzt. Von seinen folgenden Stücken sind nur »El encubierta de Valencia« beifällig, während die Tragödien: »El page« und »La campana de Huesca« trotz bedeutender Schönheiten keinen Erfolg hatten. Bestimmte hierüber, begab sich G. 1844 nach Amerika und kehrte erst nach 6 Jahren nach Spanien zurück, wo er nun zum Mitglied der obersten Theater-Junta ernannt wurde. Später wurde er Direktor des archäologischen Museums in Madrid. Unter seinen weiteren dramatischen Produktionen verdienen die Tragödien: »Simon Bocanegra«, »Juan Lorenzo« (aufgenommen in die »Joyas del Teatro español«), »Venganza catalana« und das Lustspiel »Un cuento de niñas« Hervorhebung. Daneben gab G. eine Sammlung wenig bedeutender lyrischer Gedichte u. d. T.: »Luz y tinieblas« (Madrid 1861, 2 Bde.) heraus. Von einem Epos über die Eroberung Mexikos sind nur Bruchstücke bekannt. Eine Auswahl seiner dramatischen Werke (16 Bühnenstücke) erschien Madrid 1866.

2) Manuel und Josef, s. Toncha.

Gutin, Gipfel im Bihorát-Gutingeberge (s. d. und Karpathen).

Guttenchans, s. Ausfah, S. 149.

Gut of Canso (spr. gaw), s. Canso.

Gutabschretungsvertrag (Gutüberlassungsvertrag), s. Miteigent.

Gutajen, s. Jodiel wie bürgen, s. Bürgschaft.

Gutsbezirk (selbständiger), in Preußen die Gesamtheit der Besitzungen einer Guts herrschaft, für die der Gutsbesitzer zu den öffentlichen Pflichten und Leistungen verbunden ist, die der Gemeinde für ihren Gemeindebezirk obliegen, während anderseits auch dem Gutsvorsteher die entsprechenden obrigkeitlichen Befugnisse zukommen. Der Gutsvorsteher kann einen Stellvertreter einsetzen und muß dies tun, wenn er juristische Person oder Ausländer ist. Ähnliche Verhältnisse kommen auch im Königreich Sachsen vor. Über Testamentverrichtung vor dem Gutsvorsteher, s. Testament.

Gutschein und **Gutscheinsystem**, s. Hydrazsystem.

Gutischen, Bfungen. Stadt, s. Aufschöng.

Gutschmid, Alfred Freiberr von, Historiker, geb. 1. Juli 1835 in Loschwitz bei Dresden, gest. 2. März 1887 in Tübingen, studierte Philologie und Geschichte, promovierte 1854 in Leipzig, ward 1863 außerordentlicher Professor der Geschichte in Kiel, 1866 ordentlicher Professor, ging 1873 nach Königsberg, 1876 nach Jena und 1877 nach Tübingen. G. beschäftigte sich namentlich mit der Geschichte des vor-griechischen und des hellenistischen Orients sowie der alten Chronologie und Annalistik und gehörte zu den ersten Kritikern. Er schrieb: »Über die Fragmente des Pompejus Troguus und die Glaubwürdigkeit ihrer Gewährsmänner« (Supplementband der »Jahrbücher für klassische Philologie«, 1857); »Die makedonische Anagraphe« (»Symbola philologorum Bonnensium in honorem in Fr. Ritschelli collecta«, 1884); »Beiträge zur Geschichte des alten Orients« (Leipzig 1858); »Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients«, Bb. 1: »Die Assyriologie« (das. 1876); »Geschichte Trans und seiner Nachbarn von Alexander d. Gr. bis zum Untergang der Arsaciden« (Tübingen 1887). Seine »Kleinen Schriften« gab Rühl heraus (Leipzig 1889—94, 5 Bde.).

Gutschreiben, eine Summe im Konto eines Geschäftsfreundes als dessen Gutsaben (s. d.) unter Gaben eintragen, im Gegensatz zu »belasten«.

Gutschronik, Buchhaltung, landw., S. 540.

Gutsgerichtsbarkeit, s. Patrimonialgerichtsbarkeit.

Gutsherrliche Polizei, die mit dem Besitz eines Gutes verbundene Polizeigewalt. In den selbständigen Gutsbezirken Preußens und des Königreichs Sachsen führt der Gutsdörfer der Amtsgeschäfte der Gemeindevorstände.

Guts Muths, Johann Christoph Friedrich, namhafter Pädagog und Mitbegründer der Turnkunst, geb. 9. Aug. 1759 in Cuedlinburg, gest. 21. Mai 1839 in Jena, studierte in Halle Theologie und wurde dann wieder, wie schon als Schüler, Erzieher im Elternhaus des nachmalig berühmten Geographen Karl Ritter. Diesen brachte er 1785 in die von Salzmänn eben gegründete Erziehungsanstalt Schnepfenthal, an der er von da ab selbst als Lehrer, besonders des Turnens und der Geographie, bis 1837 wirkte, seit 1797 in dem nahe von Dorf Jena wohnend. G. hat nicht nur die Notwendigkeit geregelter Körperausbildung zumal der Jugend energisch verfochten, sondern dieser Ausbildung auch, anknüpfend an die von Salzmänn nach Schnepfenthal gebrachten Ansätze des Badeschloßer Philanthropins zu Dessau, ein reichhaltiges Übungsgebiet erschaffen und diesem über seine Anstalt und Deutschland hinaus Verdienst verschafft durch seine »Gymnastik für die Jugend«, das erste Lehrbuch der Turnkunst (querschnepfenthal 1793; erweitert 1804 und dreg. von Klump, 1847; von Lufas, ganz ungenau, Wien 1893). Eine Neubearbeitung für den Zweck der Erziehung zur Wehrhaftigkeit ist sein nach Johns »Deutscher Turnkunst« erschienenen »Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes« (Frankf. 1817), ein Auszug daraus sein »Katechismus der Turnkunst« (1818). Ergänzungen zu diesen Werken sind G.' »Spiele für die Jugend« (Schnepfenthal 1796; 8. Aufl. von Lion, Hof 1893), sein »Spitalmanach« (Frankf. 1802 u. 1803, erneuert 1809 u. d. T.: »Unterhaltungen und Spiele der Familien zu Tannenberg«, sein »Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst« (Weim. 1798, 2. Aufl. 1833) u. a. Auch schrieb er: »Mechanische Reben-

befchäftigungen für Jünglinge und Männer. (Altenb. 1801), ferner ein »Elementarbuch für Stadt- und Landfchulen«. (Frankf. 1813, 3. Aufl. 1831) und gab 1800—20 die »Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gefamte pädagogifche Literatur Deutschlands« (unter verchiedenen Titeln) heraus. Durch fein »Handbuch der Geographie«. (Leipz. 1810, 2 Bde.; 4. Aufl. 1826), von dem ein Auszug als beliebtes Schulbuch erſchien, wie durch feinen »Verſuch einer Methodik des geographiſchen Unterrichts«. (daf. 1835) hat er viel zu einer zweckmäßigeren Methode des geographiſchen Unterrichts beigetragen. Mit Waſpari, Haſſel u. a. verband er ſich zur Bearbeitung des »Vollſtändigen Handbuchs der neuſten Erdbefchreibung«, für das er die Beſchreibung der ſüdamerikanifchen Staaten (Bd. 19 u. 20, Beim. 1827—30) lieferte. Für das von ihm und Jacobi herausgegebene Werk »Deutſches Land und deutſches Volk« verfaßte er den 1. Teil, der auch unter dem beſondern Titel: »Deutſches Land«. (Leipz. 1820—32, 4 Bde.) erſchien. Bemerkenswert iſt der Einfluß, den der Geograph G. auf ſeinen ihm innig zugehörten Schüler Karl Ritter ausgeübt hat. Beide zuſammen ſtellten auch das 1904 in Lueblinburg errichtete Denkmal (von Richard Anders) dar. Vgl. Baſhmannsdorf, Joh. Ehr. Friedr. G. (Heidelberg. 1884) und Stellen aus G.'s eigener Beſchreibung ſeines Lebens vom Jahre 1832 (in den »Neuen Jahrbüchern für die Kunſtſunft«, Bd. 34); Reſch, G.'s pädagogiſches Verdienſt um die Pädagogik, die Geographie und das Turnen (Hof 1902).

Gutspacht, f. Landwirtschaftliche Unternehmungsbormen.

Gutſolente, f. Landwirtschaftlicher Wirtschafts-

Gutſtagelöhner, f. Landwirtschaftliche Betriebs-erforderniſſe.

Gutſtichen (gutſagen), bürgen, f. Bürgſchaft.

Gutſüberlaſſungsvertrag, f. Allenteil.

Gutsvorſteher, f. Gutsbezirk.

Gutswirtschaft, f. Landwirtschaftliche Betriebs-erforderniſſe.

Gutta (lat.), Tropfen; in der Pathologie ehemals ſo viel wie tropfenähnlicher Fleck, daher z. B. G. rosacea, Kupferroſe (ſ. Kupferauſchlag).

Gutta, Karfi, f. Güta.

Gutta cavat lapidem (lat.), »der Tropfen höhlet (allmählich) den Stein«, Zitat aus Ovids »Epistolas ex Ponto« (IV, 10).

Gutta Gambir, f. Katakü.

Gutta-Gummi, von Gummi in Bienen angegebene Miſchung von reinem Gummi mit einer Sorte Palmwachs, deren Schmelzpunkt mit dem des Gummi übereinſtimmt, ſo daß eine Trennung beider Koſtſtoffe auch bei der Erwärmmung der Maſſe nicht ſtattfindet. Man benutzt die Maſſe als Isoliermaterial bei Telegraphenſtählen ſtatt der Guttapercha. Ihre elektriſchen Eigenſchaften ſind denen der Guttapercha annähernd gleich; ſie ſoll eine Temperatur von 60° ertragen, ohne weich zu werden.

Guttauennen, Dorf im ſchweizer. Kanton Bern, Bezirk Oberaargau, an der Aare und der Fahrſtraße von Reiringen nach dem Grimselſpiz, 1060 m ü. M., mit Holzgämberei, Alpwirtschaft und (1900) 353 Einw.

Guttapercha (richtiger Getah-percha, »Milchſaft aus Sumatra«, Tabangummi, Bettaniamgummi, Gummi plantum, Percha), aus dem Milchſaft einiger zur Familie der Sapotaceen gehörender Bäume gewonnene Subſtanz. Palaquium Gutta Hook. (ſ. Tafel »Kautſchpflanzen I«, Fig. 5), der früher hauptſächlich G. lieferte, iſt ausgerottet,

und man gewinnt gegenwärtig G. im Indiſchen Archipel aus *P. oblongifolium* Burck auf Sumatra, Borneo, Malakka, Riau, *P. borneense* Burck auf Borneo, *P. Treabii* Burck auf Banka, doch ſcheinen die beiden letzten Arten in ihrer Heimat auch ausgerottet zu ſein. Auch Payena *Leeri Benth.* et Hook. auf Malakka, Sumatra, Borneo, Banka und Kumbina liefert G., die aber leicht ſäuerlich wird und weniger elaſtiſch iſt. Man hat zur Gewinnung der G. die Bäume gefällt, Einſchnitte in die Rinde gemacht und den aus tretenden Milchſaft geſammelt. Läßt man den Baum ſtehen, ſo kann man mehrere Jahre hindurch aus Einſchnitten G. gewinnen (jährlich 1400 g), der Milchſaft fließt aber langſamer und ſpärlicher aus und deshalb haben die Eingebornen innewer wieder Bäume gefällt. In neuerer Zeit hat man in Hinterindien, auf Sumatra und Java Plantagen mit Guttaperchabäumen angelegt. Auch hat man die Blätter und jüngeren Zweige der Bäume mit Schwefelkohlenſtoff, heißem Toluol, Harzöl oder Petroleumäther extrahiert und das Löſungsmittel verdunstet. Die trocknen Blätter enthalten 9—10 Proz. G. und ein Baum liefert jährlich etwa 1 kg. Die ſo gewonnene grüne G. ſcheint aber unter dem Einfluß von Luſt und Licht zu leiden. Der aus den Baumstämmen gewonnene Milchſaft erſtarzt zu einer ſchwammigen Maſſe, dieſe wird vor der Erhärtung geknetet, in Bänder ausgezogen und dabei von beigemengten Verunreinigungen befreit, dann an der Sonne getrocknet. Die ſo erhaltene rohe G. (Getah mantah) wird mit Waſſer und etwas Zitronenſaft oder Koloſol gelöſt, von Verunreinigungen befreit und in Formen geformt. Sie bildet dann Blöcke von 10—20 kg. Die G. des Handels iſt in den beſten Sorten ſaß weiß, ſonſt rötlich, oft ziemlich dunkel und marmoriert, auf dem Schnitt heller. Sie fühlt ſich fettig an, iſt geruchlos, riecht namentlich beim Erwärmen charakteriſtiſch, angenehm, beſiſt etwa das spez. Gew. 0,96—0,99, iſt undurchſichtig, ſchneidbar, bei 0—25° lederartig zäh, wenig elaſtiſch und dehnbar. Bei 45° wird ſie teigig, bleibt aber zäh, bei 62—65° wird ſie weich und ſo geſchmeidig, daß man ſie zu ſehr dünnen Blättern auswalzen und in Formen preſſen kann, deren feinste Details ſie auch nach dem Erkalten bewahrt. Bei 100° wird ſie flebrig, auch in kochendem Waſſer, in dem ſie ihre Form verliert und aufquillt. Sie nimmt hierbei 5—6 Proz. Waſſer auf, das ſie an der Luſt ſehr langſam wieder abgibt. Bei 150° ſchmilzt ſie unter teilweiſer Zerkleinerung. Bei höherer Temperatur gibt ſie ähnliche Produkte wie Kautſch. G. leitet Wärme und Elektrizität ſehr ſchlecht, und durch Reiben wird ſie ſtark negativ elektriſch. Sie widerſteht den meiſten Löſungsmitteln. In Waſſer iſt ſie vollkommen unlöslich, Alkohol und Äther löſen ſie nur zum Teil, Chloroform in der Hitze geringe Mengen. Dagegen löſt ſich G. leicht in Schwefelkohlenſtoff und Chloroform, bei gelindem Erwärmen in Benzol, Terpeninöl, Erdöl und Kautſchöl. Sie widerſteht konzentrierten Löſungen von Alkalien, Salzlösungen, verdünnten Säuren und dem Chlor, während ſie von konzentrierter Schwefel- und Salpeterſäure angegriffen wird.

G. beſteht aus 78—82 Proz. Gutta ($C_{10}H_{16}O_2$) und drei Oxydationsprodukten dieſes Kohlenwaſſerſtoffes, Ruavil $C_{10}H_{16}O$, Alban $C_{10}H_{14}O_2$ und ſehr unbedeutendem Gutlan, ſie enthält auch Werdſtöſſe, Salze und zuckerähnliche Stoffe. An Luſt und Licht, beſonders bei 25—40° und in Form dünner Blätter, Bänder oder Fäden, oder wenn ſie abgew-

seind befeuchtet und getrocknet wird, verändert sich G. schnell, wird brüchig, zerreiblich, hartig, in Alkohol, Äther und Ältern löslicher und selbst ein guter Leiter der Elektricität. Diese Oxydation erfolgt nicht im Dunkeln und unter Wasser, namentlich nicht unter Seewasser. Man bewahrt G. am besten auf in Geweben, die mit Wasser gefüllt und vom Licht abgeschlossen sind. Auch im Erdboden hält sie sich sehr gut; unterirdische Telegraphenabeln zeigen sich nach mehr als 25 Jahren unverändert, ebenso Seefabeln, die in den Jahren 1850—59 gelegt worden sind. Gegen Schwefel verhält sich G. ähnlich wie Kautschuk.

Zur Verarbeitung wird die G. aus einer Schneidemaschine in seine Späne zerhackt, die man mit kaltem und warmem Wasser wäscht und von den abgelösten Verunreinigungen durch Abseihen trennt, dann durch Einleiten von Dampf erweicht und durch Kneten zu Klüften vereinigt. Diese zerreißt man in noch weichem Zustande durch eine schnell rotierende Zahntrommel in feine Fäden, die durch zufließendes Wasser fortgepült und ausgewaschen werden. Die erhaltene gleichförmige Masse wird zwischen Walzen mit diesen, stumpfen Zähnen geknetet und ist dann für den Gebrauch fertig. Löst man sie zwischen glatten Walzen hindurchgehen, so erhält man sie in Form von Platten oder Papier und bei Einklattung eines Schneidapparats in Form von Bändern. Ebenso werden Röhren gepreßt u. s. Wie Kautschuk, kann man G. auch vulkanisieren und ihr dadurch die unangenehme Eigenschaft entziehen, bei 40—60° zu erweichen. Besser als Schwefel, der beim Vulkanisieren des Kautschuks angewendet wird, eignen sich aber für G. die Unterschwefeligsäureoxyde des Natriums oder Jinks. Man mischt 100 Teile G. mit 15 Teilen des Salzes bei 100° und erwärmt den gefornen Gegenstand auf 140°.

G. findet mannigfache Verwendung; man benutzt sie als Surrogat von Leder, Pappe, Papiermaché, Holz, Papier, Metall u. in allen Fällen, wo es auf Undurchdringlichkeit gegen Wasser, Widerstand gegen Alkohol, Laugen und Säuren ankommt und seine höhere Temperatur mitwirkt. Die in der Wärme erweichte G. gibt beim Einpressen in befeuchtete Formen, Holzsnitte u. sehr scharfe Abdrücke derselben, und man benutzt sie deshalb in der Galvanoplastik zur Darstellung der Formen. Einige der wichtigsten Verwendungen der G. sind außerdem: Treibriemen, Röhren für Wasserleitungen, Pumpen und Spritzen, allerlei Gefäße, Hiderungen, Söhlen, Bougies, Katheter, Ornamente, Rahmen, Messerhefte, Söbelgriffe, Peitschen, Knöpfe, Dosen, Hähne, Heber, Trichter, Überzüge für Balgeln zum Pressen und Appretieren u. s. Namentlich überzieht man mit G. Telegraphendrähte zu unterirdischen und unterseischen Leitungen. Ein Gemenge von 1 Teil G. mit 2 Teilen Kautschuk steht in bezug auf seine Eigenschaften in der Mitte zwischen beiden Substanzen und läßt sich wie G. vulkanisieren. Zur Darstellung von reiner, farbloser G. löst man 1 Teil in 20 Teilen Benzol, färbt die Lösung durch Zusatz von gerannem Gips oder Tonpulver, zieht die klare Lösung ab und füllt durch Zusatz des doppelten Volumens Alkohol die reine G., die man mit Alkohol wäscht, in heißem Wasser zusammenknetet und zu dünnen Stangen ausrollt, die unter Wasser aufbewahrt werden müssen. Sie dient meist nur als Zahntüll, indem man sie in heißem Wasser erweicht und in die ausgekrochene Zahnhöhle drückt. Eine Lösung in 12—14 Teilen Chloroform diente früher unter dem Namen Traumaticin als elastisches Kollodium, haftet aber der

Haut wenig fest an und zerfällt leicht. Durch Balgeln bereitete Guttaperchapapier wird zu Verbänden benutzt. Guttaperchaabfälle können leicht wieder zusammengeknüttelt werden; durch Einwirkung der Luft brüchig und hartartig gewordene G. löst sich zwar auch wieder zu einer homogenen Masse verarbeiten, erhält aber die Eigenschaften frischer G. nicht wieder. Man kann die G. mit Leinöl in jedem Verhältnis zusammenschmelzen und erhält dadurch Mischungen von verschiedener Konsistenz; 1 Teil G. gibt mit 10 Teilen Leinöl eine gleichförmige Auflösung, die sich zum Überziehen von Geweben u. dgl., also zum Wasserdichtmachen, eignet. Weißer Kattun wird durch diese Flüssigkeit gelblich durchscheinend, bleibt sehr weich und läßt sich leicht mit Farben bedrucken. Firnisse aus G. zum Überziehen von Guttaperchafabrikaten oder zum Wasserdichtmachen von Geweben bereitet sehr mit Terpentinöl oder Steinsolienleeröl, die er aber zunächst mit Kautschuk oder G. (auf 5 kg Öl 180—240 g) destilliert. Guttaperchafirnis kann benutzt werden zum Überziehen von Dokumenten u. dgl., indem das Papier dadurch nicht verändert wird, der Firnisüberzug durchsichtig ist und mithin auch die feinste Schrift deutlich erkennbar bleibt. Das Dokument wird durch den Firnis gegen Wasser, Säuren, Alkalien vollkommen unempfindlich, und die Schrift kann nicht verloscht werden. Man hat sich vielfach bemüht, Surrogate für G. herzustellen, die wichtigsten dürfen die Nitrite sein, die aus Kautschuk mit den Rückständen der Cykloterdestillation durch Zusammenkneten gewonnen werden. Sie besitzen größere Isolationsfähigkeit und bemerkenwertere geringe elektrische Leitungsfähigkeit. Vgl. auch Guttapercha.

Im Handel unterscheidet man nach Obach vier Hauptgruppen von G.: 1) Echte Sorten, d. h. G. von Palaquium-Arten, insbes. von P. oblongifolium, und zwar Pahang von der Malaischen Halbinsel, Bulongau rot von Borneo und Banjer rot von Borneo. 2) Soondie von Payena, und zwar Bagan goolie von Borneo, Goolie soondie rot oder Kotaringin goolie soondie von Borneo und Serapong goolie soondie von Sumatra. 3) Weiße G. von unbekannten Baumarten aus Borneo, vielleicht unter andern von Palaquium polyanthum oder pustulatum und Payena-Arten. 4) Gemischte Sorten von Borneo (Sarawak), Sumatra (Padang) und Banca. Der Hauptplatz aller rohen Guttaperchasorten ist Singapur. Zwei Drittel von dessen Ausfuhr, die von 1885—96: 32 Mill. kg im Werte von 100 Mill. M. betrug, gehen nach London und Liverpool, den Rest nehmen die Märkte von Hamburg, Rotterdam und Marseille auf. Von der englischen bleiben etwa drei Viertel in England. G. wurde in ihrer Heimat von den Eingebornen zu Arzneien u. benutzt. In Singapur lernten sie Montgomery und Joye d'Almeida kennen; ersterer legte sie 1842 der Indischen Kompanie, letzterer 1843 der Asiatischen Gesellschaft in London vor. Die ausgezeichneten Eigenschaften der G. riefen sehr schnell eine bedeutende Nachfrage hervor, und schon 1845 wurden 234 Ztr. in England eingeführt. 1882 betrug die Einfuhr in England 72,044 Ztr. Die so schnell hervorgerufene Nachfrage hatte zur Folge, daß die Gewinnung der G. in der rücksichtslosesten Weise betrieben wurde; man hieb die Bäume nieder und verpulverte in den ersten Jahren große Wälder. Erst durch die englische G.-Handelsabteilung wurde ein rationeller Betrieb eingeführt. Vgl. Clouth, Die Kautschukindustrie

(Wien 1878) und Gummi, G. und Balata, ihr Ursprung, Vorkommen u. (Leipzig 1899); Heingerling, Fabrication der Kautschuk- und Guttaperchawaren (Braunschweig 1883); Soffer, Kautschuk und G. (2. Aufl., Wien 1892); Oesterle, Pharmakognostische Studien über G. (Bern 1893); Seeligmann, Le Caoutchouc et la G. (mit Lamy-Torillon und Falconnet, Par. 1895); Obach, Die G. (Dresd. 1899); Frannt, India rubber, G., Balata (Lond. 1900).

Guttatim (lat.), tropfenweise.

Gut-Templer-Orden (The Independent Order of Good Templars), ein 1852 in New York als Abzweigung von dem bedeutungslos gebliebenen Order of Good Templars entstandener Verein zur sittlichen Erneuerung der Menschheit, namentlich durch völlige Enthaltung von alkoholischen Getränken. Er fordert von seinen Mitgliedern lebenslängliche Enthaltensamkeit, verbietet ihnen Herstellung, Verkauf und Verabreichung alkoholhaltiger Getränke an andre Personen und erstrebt das gesetzliche Verbot der Herstellung solcher Getränke. In seiner Organisation (Einteilung in Logen verschiedenen Grades), seinen äußeren Formen und Gebräuchen dem Freimaurerorden nachgebildet, ist der G. politisch und religiös indifferent. Von Amerika hat er sich schnell über den ganzen Erdball verbreitet. 1868 stiftete Jos. Walins die erste englische Großloge in Birmingham. 1883 wurde er über Dänemark auch nach Deutschland verpflanzt (erste Loge 1887 in Hensburg), wo er bis 1902 auf etwa 16,000 Mitglieder in 446 Logen angewachsen ist. Der von ihm geforderten und geübten wertvollen Brüderliebe und strengen Selbstzucht verdankt er erstaunliche Erfolge auf dem Gebiete der Trinkerrettung. In dem immer größere Ausdehnung annehmenden Kampfe gegen die Schäden des Alkoholismus nimmt er vermöge seiner werbenden Kraft mehr und mehr eine führende Stellung ein. Hauptitz ist Hamburg, das Bundesorgan: »Der deutsche Guttempler« (hreg. von Asmusen), für Jugendlogen ein besonderes Vereinsblatt (hreg. von Lehrer Roonmann auf Gult). Vgl. Asmusen, Der G. (Hensd. 1904).

Guttenberg, Stadt im nordamerikan. Staat New Jersey, Grafschaft Hudson, am Hudson, New York gegenüber, mit Rennbahn, großer Brauerei und (1900) 3825 Einwo.

Guttenberg, Emil, Ritter von, österr. Minister, geb. 4. Jan. 1841 zu Lamberg in Salzburg, machte die Feldzüge von 1859, 1866 und den böhmischen Feldzug mit, wurde 1894 Stellvertreter des Generalstaatssekretärs und 1895 Feldmarschallleutnant. Im Januar 1896 übernahm er das neugegründete Eisenbahnministerium im Kabinett Badeni und trat im November 1897 mit ihm zurück.

Guttenberg, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Lublitz, 253 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Synagoge, Amtsgericht, königlich sächsische Oberförsterei und (1900) 2660 meist kath. Einwohner. Dabei liegt die gleichnamige Herrschaft mit Schloß, 1885 durch Erbschaft von dem Herzog Wilhelm von Braunschweig auf den König Albert von Sachsen übergegangen. Vgl. Welzel, Geschichte der Stadt und Herrschaft G. (Katibor 1882).

Guttern, f. Rutterolf.

Gutti, soviel wie Gummigutt.

Guttiferen (Guamiträger), Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Euphorbieren unter den Dicotylen, meist farzreiche Holzpflanzen, seltener Kräuter mit einfachen, häufig immergrünen Blättern und regelmäßigen ähnlichen Blüten, deren Kelch- und Blu-

menblätter der Zahl und Stellung nach mannigfach wechseln. Die oft zahlreichen Staubblätter sind häufig gruppenweise vereinigt. Die aus 450 Arten bestehende, in der wärmeren und gemäßigten Zone verbreitete Familie umfaßt die von manchen Systematikern als selbständige Familie angesehenen Unterfamilien der Hypericoiden (Hypericaceen), Calophyllaceen und Ruscaceen (Ruscaceen). Wichtige Arten von Calophyllaceen liefern Balsame, wie Calababalsam (von dem westindischen C. Calaba), Tacamahaca (von C. Inophyllum), Arten von Clusia abführende Harze, die ostindische Messua ferrea das cyclanische Eisenholz, ostasiatische Garcinia-Arten Gummigutt.

Guttinguer (hebr. guttinguer), Ullrich, franz. Schriftsteller, geb. 1785 in Rouen, gest. 21. Sept. 1866, war einer der ersten ältlichen Dichter, die offen zur Partei der Romantiker übertraten; er war Mitredakteur der »Muses françaises«. Sein bestes Werk sind die »Mélanges poétiques« (1824), die trotz der romantischen Firma Guttinguers Abhängigkeit von seinem Lehrer und Freund Villoeys bezeugen. Außer an dem lyrischen Dichtungen und Journalartikeln ergötzen auch mehrere Romane von ihm.

Guttman, Jakob, jüd. Gelehrter, geb. 22. April 1845 in Beuthen (Oberschlesien), studierte in Breslau Philosophie und am dortigen Rabbinerseminar jüdische Theologie, promovierte 1868 auf Grund seiner Preisschrift »De Cartesii et Spinozae doctrina et ratione inter eas intercedente« und erhielt 1870 das Rabbinerdiplom. 1872 ward er Hofsaprediger und Religionslehrer der Synagogengemeinde Breslau, 1874 Landrabbiner in Hildesheim und 1892 Rabbiner in Breslau. Außer wissenschaftlichen Aufsätzen in Fachzeitschriften veröffentlichte er: »Die Religionsphilosophie des Abraham im Daud aus Toledo« (Wötting. 1879); »Die Religionsphilosophie des Saadia« (bas. 1882); »Die Philosophie des Salomon ibn Gabirol« (bas. 1889); »Das Verhältnis des Thomas von Aquino zum Judentum und zur jüdischen Literatur« (bas. 1891); »Die Scholastik des 13. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zum Judentum und zur jüdischen Literatur« (Bresl. 1902).

Guttstadt, Stadt im preuß. Regbez. Königsberg, Kreis Heilsberg, im Ermeland, an der Alle und der Staatsbahnlinie Göttinger-Koblenz, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen (darunter der alte Dom), Synagoge, Amtsgericht, Eisengießerei und (1900) 4588 meist kath. Einwohner. — Hier starb am 6. Juni 1807 die Russen über die Franzosen. Nahe bei G. befindet sich der besuchte Wallfahrtsort Göttau mit neuem Kalvarienberg.

Guttatula (lat.), Kehlhaute, f. Laufflechte.

Guttasfer, Baderst, f. Baderweis.

Guckfow, Karl Ferdinand, Dichter und Schriftsteller, geb. 17. März 1811 in Berlin, gest. 16. Dez. 1878 in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., Sohn eines Vereiters des Prinzen Wilhelm, der später eine niedere Amtsstellung im Kriegsministerium bekleidete, studierte auf der Berliner Universität Philosophie und Theologie und widmete sich, ergriffen durch die Einbrüche der Julirevolution, frühzeitig der Pädagogik. Er gewann die Teilnahme Wolfgang Menzels und wurde Mitarbeiter an dessen »Literaturblatt« (1832 bis 1834), weshalb er für einige Zeit nach Stuttgart übersiedelte. Auch mit umfangreichem selbständigen Arbeiten trat er bald hervor, zunächst mit novellenartigen Zeitbeobachtungen in den »Briefen eines Karner aus eine Märchen« (Damb. 1832), jobann mit einem nur wenig Zeitanfpielungen enthaltenden Roman

»Naba-Guru, Geschichte eines Gottes« (Stuttg. 1833, 2 Bde.) und mit geistvollen politisch-literarischen Essays: den »Öffentlichen Charakteren« (Hamb. 1835). Obgleich G. in einzelnen seiner ersten »Novellen« (Hamb. 1834, 2 Bde.) und mit dem (unausführbaren) Drama »Heros« (Stuttg. 1835) poetisches Talent bekundete, so fühlte er sich doch in diesen Jahren (bis etwa 1839) mehr journalistisch als künstlerisch zu schaffen angeregt. Er wurde ungeföhrt einer der Stimmführer des Jungen Deutschlands, das seit Beginn der 1830er Jahre die Aufgabe der neuen Literatur vornehmlich in der Bekämpfung eines politischen Bewußtseins und in der Verbreitung liberaler Anschauungen erblickte; die Literatur sollte hinter der Zeit, in der sich gewaltige Umwälzungen auf materiellem und sozialem Gebiet vorbereiteten, nicht zurückbleiben. In diesem Sinne schrieb G., der inzwischen in Heidelberg und München Rechts- und Staatswissenschaften studiert und 1834 in Frankfurt a. M. die Leitung des »Literaturblattes« zum »König« übernommen hatte, seine Vorrede zu »Schleiermachers Briefen über Schlegels Lucinde« (Hamb. 1835), seine »Sotiren« (Frankf. a. M. 1835, 2 Bde.) und den Roman »Hally, die Jüwelierin« (Mannh. 1835; spätere Umarbeitung u. d. T.: »Vergangene Tage«, Frankf. 1852). Einige sinnliche Schilderungen und religiös freisinnige Betrachtungen des im ganzen wenig bedeutenen Romans boten Bolksgang Wenzel erwünschte Gelegenheit zu geßiglichen Anklagen gegen G., mit dem er sich inzwischen überworfen hatte, und diese Angriffe hatten den Erfolg, daß »Hally« konfiziert und G. in Baden zu einer dreimonatigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, die er 1835 in Mannheim abbüßte. Zugleich wurde seine ganze Zukunft durch das bundesrägliche Verbot aller seiner (wie der andern Jung-Deutschen) früheren und künftigen Schriften und durch die Entziehung des Rechtes, innerhalb des deutschen Bundesgebietes eine Redaktion zu übernehmen, in Frage gestellt. G. überwand zwar mit männlicher Energie und Ueberzeugungskraft den Schlag, den er durch diese (übrigens bald gemilderten) Maßnahmen des Bundesstages erfuhr, aber das dadurch gewedte Mißtrauen gegen die Menschen, eine hochgradige Hypochondrie, die überall Verfolger und Feinde witterte, wirkte in seinem folgenden Leben verhängnisvoll nach. Seit 1836 verheiratet, siedelte er 1837 zur Leitung der von ihm begründeten Zeitschrift »Der Telegraph« nach Hamburg über, wo er bis 1842 verweilte, hauptsächlich geföhrt durch die Freundschaft der geistvollen Frau Therese v. Bacharach, die er aber nach dem Tode seiner Gattin (1848) nicht heiratete. In diesen Jahren war G. literarisch-publizistisch überaus tätig; es erschienen die in der Fast zu Mannheim geschriebene Schrift: »Zur Philosophie der Geschichte« (Hamb. 1836; vgl. M. Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie, das. 1890); »Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale, ihre großen Charaktere« (Stuttg. 1837, 2 Bde.); die gegen Görres gerichtete Broschüre: »Die rote Rüge und die Kapuze« (Hamb. 1838); »Götter, Dämonen und Don Quixote« (das. 1838); die gegen Wenzel, den verblendeten Goethe-Passer, gerichteten Aufsätze: »Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte« (Berl. 1836) und das panegyrische Werk: »Wörnes Leben«, mit einem gegen seine gerichteten Vorwort (Hamb. 1840). Doch nahm G. schon die Wendung zu mehr dichterischen Arbeiten im Roman »Seraphine« (Hamb. 1838), in der satirischen Zeitsgeschichte in Arabesten: »Blafadow und seine Söhne« (Stuttg. 1838—39,

3 Bde.) und eröffnete mit dem Trauerspiel »Richard Savage« (1839) eine sehr fruchtbare und auch Werte von bleibendem Wert schaffende dramatische Periode, in der er eine große Popularität erreichte. 1842 vertauschte er Hamburg mit Frankfurt a. M., 1846 dieses wiederum mit Dresden, wo er in fröhlicher und glücklicher Schaffenslust bis 1861 wohnte. 1847—49 war G. Dramaturg des Dresdener Hoftheaters, 1850 heiratete er zum zweitenmal, 1852—62 leitete er die von ihm begründete Zeitschrift: »Unterhaltungen am häuslichen Herd«. 1861 siedelte G. als Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, um deren Zustandekommen er sich große Verdienste erworben hatte, nach Weimar über; doch legte er schon im November 1864 das Amt nieder: gekränkt, überreizt und so tief verstimmt, daß er im Februar 1865 in Friedberg einen Selbstmordversuch machte. Er wurde gerettet und nahm neugekräftigt seine literarische Tätigkeit wieder auf; 1868—73 lebte er in Berlin. Wiederkehrende Nervenleiden veranlaßten einen Winteraufenthalt (1873/74) in Italien, 1874—77 lebte er in Heidelberg. Zuletzt ließ sich der in seiner körperlichen Kraft Gebrochene, geistig mehr und mehr isolierte in Sachsenhausen nieder. Zwischen seinen dichterischen Werken veröffentlichte G. indes noch immer halbjournalistische Schriften, so die »Briefe aus Paris« (Leipz. 1842, 2 Bde.), »Deutschland am Vorabend seines Falles und seiner Größe« (Frankf. 1848), »Vor- und Nachmärzliches« (Leipz. 1850), »Lebensbilder« (Stuttg. 1870, 3 Bde.), eine Spruchsammlung: »Vom Baum der Erkenntnis« (das. 1873) und »In unterm Reiche«, Briefe und Skizzen (Berl. 1877). Seine letzte polemische Schrift: »Dionysius Longinus, oder über den ästhetischen Schwulst in der neuen deutschen Literatur« (Stuttg. 1878), war der Ausfluß der leidenschaftlichen Verbitterung, die sich in ihm angehäuft hatte, und die schon, wenn auch immer stark, in dem autobiographischen Buch »Küßblide auf mein Leben« (Berl. 1875), der Fortsetzung seiner frisch-lebenswüdrigen Aufzeichnungen: »Aus der Abendzeit« (Frankf. a. M. 1882), sich äußerte. — Die bleibende Bedeutung Gupfows in der deutschen Literatur beruht in den größeren Dramen und Romanen, die er schuf. Er hat der deutschen Bühne einige Stüde gegeben, die sich noch heute auf dem Repertoire behaupten: das treffliche historische Lustspiel »Hof und Schwert« (1844), ferner »Das Verbid des Tartäus« (1847) und in demselben Jahre die in alle europäischen Sprachen überfegte Tragödie der Gewissensfreiheit: »Urie Acosta« (vgl. B. Bolkmann, Urie Acosta, Bresl. 1893). Viel Beifall fand auch das Lustspiel »Der Königsleutnant« (1849), doch ist hierin die Figur des jungen Goethe ganz verzerrt, und der große Beifall, den das Stüd fand, ist vor allem durch die von schauspielerischen Virtuosen gepflegte Paraderolle des Grafen Thorane zu erklären. Von andern Dramen Gupfows, die trotz mancher Borzüge weniger durchschlugen, z. T. aber auch ganz verfehlt sind, nennen wir: »Werner, oder Herz und Welt«, Schauspiel (1840), »Die Schule der Reichen«, Schauspiel (1841), »Falsch, Trauerspiel (1842), »Der 13. November«, Trauerspiel (1842), »Ein weißes Matt«, Schauspiel (1843), »Fugatiessen«, Tragödie (1846), »Jürgen Bullenwerder«, Tragödie (1848), »Liesli«, Volkstrauerspiel (1852), »Philipp und Berze«, Tragödie (1853), »Cittfried«, Schauspiel (1854), »Renz und Söhne, oder die Komödie der Verrückten«, Lustspiel (1855), »Ella Kofa«, Schauspiel (1856), »Lorbeer und Blüte«, Lustspiel (1856), »Der Gefangene von Reg«, Schau-

spiel (1870), »Dschingischah«, Lustspiel (1876). Eine Sammlung seiner Stücke erschien u. d. T.: »Dramatische Werke« (Leipzig, 1842—57, 9 Bde.; neu umgearbeitete Ausg. 1861—63, 20 Bdn.; 4. Aufl., Jena 1880). Noch unmittelbar an die Zeit schloß sich G. in den beiden großen Romanen an: »Die Ritter vom Geiste« (Leipzig, 1850—52, 9 Bde.; 6. umgearbeitete Aufl., Berl. 1881, 4 Bde.) und »Der Häubere von Rom« (Leipzig, 1858—61, 9 Bde.; 4. völlig umgearbeitete Aufl., Berl. 1872, 4 Bde.), die bei ihrem Erscheinen anherberndes Interesse erregten. »Die Ritter vom Geiste« schildern die Reaktionsepache nach 1848 in scharf und geistvoll gezeichneten Typen, »Der Häubere von Rom« die Ultramontanen und das katholische Deutschland, dessen politische Bedeutung G. früh erkannte. Große kleinen Erzählungen schrieb G. noch mehrere große Romane: »Hohenwangau« (Leipzig, 1867—68, 5 Bde.; 3. umgearbeitete Aufl., Bresl. 1889), ein Bild der Reformationszeit; den Renoirroman »Freig. Elstrab« (Jena 1872, 3 Bde.); »Die Söhne Petalajis« (Berl. 1870, 3 Bde.); »Die neuen Scapianobrüder« (Bresl. 1877, 3 Bde.; 2. Aufl. 1878), die jedoch bei vielen geistreichen Einzelheiten reißlos in den Jarm wurden. Eine Sammlung seiner »Schriften« hatte G. schon früh begonnen (Frankf. a. M. 1845—56, 13 Bde.); später erschien eine die gesamte Tätigkeit des Autors in sich fassende Ausgabe: »Gesammelte Werke« (Jena 1873—78, 12 Bde.; 2. Serie: »Dramatische Werke«, 20 Bdn., davon die 4. Gesamtausgabe 1899 ff.); die »Reisterdramen« gab Eug. Walf (Berl. 1902) mit Einleitung heraus. Vgl. Nab. Fröhs, Das junge Deutschland (Stuttg. 1892); F. Wehl, Zeit und Menschen (Münch. 1889); R. Frenzel, Erinnerungen und Strömungen (Leipzig, 1890); Adolf Stern, Zur Literatur der Gegenwart (dof. 1880); Hauben, Studien über die Dramen K. Gülfows (Jena 1899) und G. Jumbo (Berl. 1901); Capmann, K. Gülfows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit (Münch. 1900); J. Drefch, G. et la jeune Allemagne (Par. 1904).

Gülfow, Stadt im preuß. Negbes. Stralsund, Kreis Greifswald, unweit der Reene, an der Kleinbahn Greifswald-Jarmen, hat eine evang. Kirche, Bierbrauerei, Dampfsgewerk, Torfgräberei und (1900) 2055 evang. Einwohner. G. wird zuerst 1353 als Stadt erwähnt. Es gehörte den Grafen von G., die 1351 ausstarben, und wurde dann vom Herzog von Pommern-Reges eingetogen.

Gülfow, Karl Friedrich August, evang. Missionar und Sinolog, der »Apostel Chinas«, geb. 8. Juli 1803 zu Pirip in Pommern, gest. 9. Aug. 1851 in Hongkong, kam 1821 in das Missionsinstitut des Prediger Jänke in Berlin und 1823 zu der Halländischen Missionsgesellschaft in Ratterbam; sie sandte ihn 1826 nach Batavia, wo er die gangbarsten chinesischen Dialekte erlernte. 1828 aber löste er diese Verbindung und ging im Februar nach Singapur, im August nach Bangkok, wo er die Bibel ins Siamesische übersezte. 1831 begann er dann seine Tätigkeit in China, schrieb zahlreiche Traktate und machte ausgedehnte Reisen (vgl. »Journal of three voyages along the coast of China in 1831, 1832 und 1833«, hrsg. von Elias, Lond. 1834; deutsch, Basel 1835). Für Heranbildung von Chinesen zu Predigern gründete G. 1844 in Hongkong den christlichen Verein zur Verbreitung des Evangeliums. Er schrieb auch: »Geschichte des chinesischen Reichs« (hrsg. von Neumann, Stuttg. 1847); »Chinasopened« (Lond. 1838, 2 Bde.);

»The life of Ton-Kuang« (dof. 1851; deutsch, Leipzig, 1852). Noch kurz vor seinem Tode hatte er in England und Deutschland für seine Sache mit Erfolg gewirkt (vgl. seine Vorträge: »Die Mission in China«, Berl. 1850, und »Gülfows Bericht seiner Reise von China nach England u. c.«, Kassel 1851).

Gugen (Taurmentes), in der Schweiz fette Nordstürme.

Guyon (fr. gjon), Jean Marie, franz. Philosoph, geb. 28. Okt. 1854 in Laval, gest. 31. März 1888 in Rentone, war der Sohn der unter dem Pseudonym G. Bruno auf pädagogischem Gebiete mit großem Erfolg schriftstellernden Dame, die sich in zweiter Ehe mit Alfr. Fouille (f. d.) vermählte. Schon mit 19 Jahren erhielt er einen Preis von der Akademie für sein »Mémoire sur la morale utilitaire, depuis Epicure jusqu'à l'école anglaise«. Einen Kursus der Philosophie am Lycée Condorcet, mit dem er beauftragt worden war, mußte er wegen seiner leidenden Gesundheit halb ausgeben. Er lebte dann meist in Pau, Biarritz, Nizza und Rentone. G. schrieb: »La morale d'Epicure et ses rapports avec les doctrines contemporaines« (Par. 1878, 3. Aufl. 1886); »La morale anglaise contemporaine« (1879, 3. Aufl. 1886); »Vers d'un philosophe« (1881); »Les problèmes de l'esthétique« (1884); »Esquisse d'une morale sans obligations ni sanctions« (1885, 2. Aufl. 1890); »L'irréligion de l'avenir« (1886, 4. Aufl. 1890); »L'art au point de vue sociologique« (1889); »Education et hérédité« (1889, 2. Aufl. 1892); »La genèse de l'idée de temps« (1890). Wie Fouille in seiner spätern Zeit, dem er in der Philosophie am meisten folgte, huldigte auch G. einem modifizierten Evolutionismus, indem er namentlich die soziologische Idee neben der Kunst und dem Leben, als dem Zusammenhang der vergangenen und der zukünftigen Zeiten, in sein Denken hereinfaßt. Die Evolution ist ihm das gesamte Leben selbst, dessen Grundgesetz darin besteht, daß, wer am intensivsten für sich lebt, auch am ersten besten für andre lebt. Die Moral Guyons kennt keine Verpflichtung und keine Billigung, sie bezweckt als bloße Wissenschaft nur, das Leben zu erhalten und zu vermehren. Nicht Pflicht ist der Zusammenhang der Menschen untereinander, sondern Tatsache. In der Religion zeigt sich die Solidarität des Menschen nicht nur mit andern Menschen, sondern mit dem ganzen Kosmos. Sie ist ein allgemeiner Soziomorphismus. Doch muß Religion ebenso wie Moral jedem Menschen individuell sein im Verhältnis zur intensiven Auswirkung seines Lebens. Auch in der Kunst waltet das soziologische Moment vor, da der Grund des ästhetischen Wohlgefallens darin besteht, sich mit den einzelnen Dingen und mit dem Universum verbunden zu fühlen. Vgl. Fouille, La morale, l'art et la religion d'après G. (3. Aufl., Par. 1897); Dauriac, L'esthétique de G. (in »Annales philosophiques«, Bd. 1, 1891); Carlebach, Guyons metaphysische Anschauungen (Würg. 1896); Willenbücher, Guyons Prinzip des Schönen und der Kunst (Erlang. 1899) und Guyons soziologische Ästhetik (1. Teil, Weim. 1900).

Guyenne (Guienne, beides fr. gi-*enne*), ehemalige Provinz im Südwesten Frankreichs (vgl. die Geschichtskarte von Frankreich), umfaßte die landhaftesten Bardeais mit Bayasais, ferner Agnais, Périgard, Quercy und Rouergue mit zusammen 40,925 qkm (743 QM.) und bildet jetzt hauptsächlich die Departements Gironde, Dordogne, Lot, Lot-et-Garonne und Tarn-et-Garonne. Die Hauptstadt war

Bordeaux. — In bezug auf die frühere Geschichte von G. bis zum 10. Jahrh. verweisen wir auf Aquitanien, von welchem Namen G. eine Verästelung ist, die im 10. Jahrh. aufkam. Die Herzöge von G. residirten meist in Bordeaux und hatten sich von der französischen Krone fast ganz unabhängig gemacht. Auf Herzog Wilhelm II., Eisenarm, einen Zeitgenossen Hugo Capets, folgte sein Sohn Wilhelm III., der Große, der 1030 starb. Seine Tochter war die Kaiserin Agnes, die Mutter Heinrichs IV. Herzog seit Gottfried erwarb 1054 auch das Herzogtum Gasconne. Wilhelm VII., der ihm 1067 folgte, nannte sich Herzog von Aquitanien und Graf von Toulouse, welches letzteres Land er 1098 eroberte, aber 1100 wieder abtreten mußte; er starb 1127. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm III. unterthätigte 1136 den Grafen Gottfried Plantagenet bei dessen Einfall in die Normandie und starb 1137. Von ihm erbte seine an König Ludwig VII. von Frankreich vermählte Tochter Eleonore das Land. Nachdem sich Ludwig VII. 1152 von Eleonore hatte scheiden lassen, heirathete sie Heinrich Plantagenet, der 1154 König von England wurde. König Heinrich trat 1169 das Herzogtum seinem Sohn Richard Löwenherz ab. Eleonore nahm das Land nach dem Tode Richards (1199) wieder in Besitz und behielt es bis zu ihrem eignen Tode (1203). Mit kurzer Unterbrechung verblieb G. den Engländern bis 1451. Damals ließ König Karl VII. von Frankreich nach der Eroberung der Normandie auch G. besetzen. Graf Talbot landete 1452 vergebens, um es wiederzuerobern; nachdem er 1453 bei dem Sturm auf das Lager von Castillon geblieben war, wurde die englische Armee geschlagen. Seitdem blieb G. bei Frankreich. Ludwig IX. überließ es 1469 seinem Bruder, dem Herzog von Berry, statt der Champagne und Br. Nach dessen Tod (1479) fiel es an die Krone Frankreich zurück. Vgl. Ducourneau, La G. historique, etc. (Bordeaux 1842—45, 2 Bde.); Ridaieu, Histoire de la conquête de la G. par les Français (dof. 1846); Briissaud, Les Anglais en G. (Par. 1875).

Gupet (fr. gupet), François, Philolog, geb. 1575 in Angers, gest. 12. April 1655 in Paris, saw 1599 nach Paris, war zweimal längere Zeit in Rom und lebte hierauf zurückgezogen im Collège de Bourgoigne. Ein geminderter Kritiker, hat er selber nichts veröffentlicht. Nach seinem Tod erschienen, meist in anderer Ausgabe und Übersetzungen (besonders von Marolles), seine Notizen zu Hesiod, Lufan, Hesychios, Plautus, Terenz, Propert, Tibull, Horaz, Juvenal, Persius, Sulpicia, Martial, Lucan, Silius, Ciceros Academicen, Valerius Maximus; andre sind noch ungedruckt. Vgl. Urie, François G. (Kar. 1884).

Gub Jankeſo, f. Jankeſo.

Gubon (fr. gubon), 1) Jeanne Marie Bouvier de la Motte-G., nystische Schwärmerin, geb. 13. April 1648 in Montargis (Orléans), gest. 9. Juni 1717 in Blois, schon als Kind asthetischer Schwärmerie ergeben, heirathete, 16 Jahre alt, einen Herrn de la Motte-G. Nach dessen frühzeitigem Tode suchte sie unter Leitung ihres Seelenführers, des Vaters Lacombe, in Paris, Genf und Südr Frankreich den Quietismus (f. d.) zu verbreiten, erlitt aber heftige Anfeindung und wurde 1688 in ein Pariser Kloster gebracht. Wieder freigelassen, trat sie mit Fénelon (f. d.) in nähere Berührung, wurde darauf von Bossuet (f. d.) verurtheilt, der sie 1695 — 96 und 1698 bis 1703 zuerst in Vincennes, dann in der Bastille eingekerkert. Ihre Schriften erschienen in Amsterdam

1713 — 22, ihre Autobiographie Köln 1720. Vgl. Heppel, Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche (Berl. 1875); Guerrier, Madame G. (Orléans 1881).

2) Felix, Mediziner, geb. 21. Juli 1831 in St.-Denis auf der Insel Bourbon, studierte in Nantes und Paris, wurde 1862 chirurgisch des hopitaux in Paris, 1863 Agrégé und 1877 Professor der chirurgischen Pathologie. Seit 1890 beiritt er an der Pariser Fakultät die für ihn geschaffene Professur der Klinik der Harnwerkzeuge. Er veröffentlichte: »Leçons cliniques sur les maladies des voies urinaires« (1881, 4. Aufl. 1903, 3 Bde.; deutsch von Kraus und Zuckersandl, Wien 1897 — 99, 3 Bde.); »Atlas des maladies des voies urinaires« (mit Bazzy, 1886); »Leçons cliniques sur les affections chirurgicales de la vessie et de la prostate« (1888, deutsch von Wendelsjohn, Berl. 1893); »Leçons sur les cystites et sur les prostatites«; »Diagnostic des affections chirurgicales des reins, néphrologie, exploration« (1891). Seine in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze über die Technik der Lithotripsie erschienen in Buchform zuerst in deutscher Übersetzung von G. Berg (Bielef. 1903).

Gurjon (fr. gurjon), Richard, ungar. Revolutionsgeneral, geb. 1812 zu Bath in England, gest. 12. Okt. 1856 in Konstantinopel, trat 1828 in die englische Legion in Portugal, kämpfte hier gegen Dom Miguel und trat 1832 in österreichische Dienste, die er als Oberleutnant 1839 verließ. Beim Ausbruch der ungarischen Revolution 1848 zum Kommandanten eines Freiwilligenbataillons ernannt, foht er bei Schwechat (20. Okt.) und Tyrnau (14. Dez.) gegen die Kaiserlichen und erstürmte während des Winterfeldzugs als Kommandeur einer Division der kaiserlichen Hauptarmee den Branislawatz (5. Febr. 1849). Für seinen Anteil am Siege bei Acs (28. April 1849) wurde er zum General befördert. Mit Görgei in steten Streit, trat er auf Jureben Kossuths in die Südbarmee unter Beller und formierte in dessen Rücken eine Reservearmee, an deren Spitze er 1. Juli die Festung Arad nahm und sodann mit Beller den Sieg von Heghes (14. Juli) über Zerschachy erfocht. Sein Sturm auf das Titeler Plateau bei Kossuths 23. Juli ward dagegen blutig abgewiesen. Auch an den unglücklichen Entscheidungskämpfen bei Szeged (5. Aug.) und Temesvár (9. Aug.) nahm G. teil und deckte die Flucht Kossuths nach Orsova und auf türkischen Boden. Hier trat er in die Reihen des osmanischen Heeres, ward in Berücksichtigung seiner englischen Abkunft zum Pascha von Damaskus ernannt und hieß fortan Kurisch Pascha. 1850 unterdrückte er in Aleppo einen Aufstand der alttürkischen Partei. Im orientalischen Krieg 1854 war er Generalstabschef des unfähigen Ahmed Pascha in Kars, ward aber bald abberufen und lebte seitdem in Konstantinopel.

Gupet (fr. gupet), 1) Arnold Henry, Geograph und Physiker, geb. 28. Sept. 1807 in Neuchâtel (Schweiz), gest. 30. Jan. 1884 in Princeton (New Jersey), studierte seit 1833 zu Berlin Theologie, daneben Naturwissenschaft, lebte seit 1835 in Paris und auf Reisen zum Studium der Geister, wurde 1839 in Neuchâtel Professor für Geschichte und physikalische Geographie und betheiligte sich an Cassin's Untersuchungen der Alpen, worüber er mit diesem und Desor das Werk »Système glaciaire« (Par. 1848) veröffentlichte. 1848 ging er nach New York, hielt in Voston Vorträge über vergleichende physikalische Geographie, die er u. d. T.: »Earth and man« (neue Ausg. 1875;

deutsch von Virubbaum: »Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde«, 3. Ausg., Leipz. 1873) herausgab, richtete sodann für die Smithsonian Institution meteorologische Stationen ein, entwarf hierfür eine Instruktion (1850) und zahlreiche Tabellen (1851–59), bereite dabei das Alpenhanggebirge und veröffentlichte darüber eingehende Berichte (1861 und 1880). 1855 wurde er Professor der Geologie und physikalischen Geographie am Princeton College in New Jersey. Er schrieb noch: »Physical geography« (1873), »Creation, or biblical cosmogony in the light of modern science« (1884) und gab mit F. Barnard Johnsons »Universal Cyclopaedia« (New York 1876–78, 4 Bde.) heraus. Vgl. Faure, Notices sur Arnold G. (Genf 1884).

2) Yves, franz. Politiker, geb. 6. Sept. 1843 in Dinan, ward zuerst radikaler Journalist und vertrat diese Ansichten auch im Pariser Gemeinderat und seit 1885 in der Kammer. Er wurde Minister der öffentlichen Arbeiten in den Kabinetten Tirard und Freycinet (Februar 1889 bis Februar 1892). G. schrieb, außer zahlreichen kleineren Werken und unbedeutenden Romanen: »Études sur les doctrines sociales du christianisme« (1873, 3. Aufl. 1892); »Études de physiologie sociale« (1882–85, 3 Bde.); »La morale« (1883); »La science économique« (1881, 2. Aufl. 1887); »Lettres sur la politique coloniale« (1885); »L'impôt sur le revenu« (1887); »La tyrannie socialiste« (1893); »Trois ans au ministère des travaux publics« (1895); »Quésnay et la physiocratie« (1896); »L'évolution politique et sociale de l'Espagne« (1899) u. a. Mit A. Naisslovich gab er das »Dictionnaire du commerce, de l'industrie et de la banque« heraus (1898–1901, 2 Bde.).

Guz, Längenmaß in Sien, f. Gōh.

Güzelhisar, türk. Stadt in Kleinasien, f. Aidin.

Guzeln, f. Raly.

Guzerat, Land, f. Gudicharat.

Guzmán, Section des Staates Los Andes der Republik Venezuela, südlich vom Maracaibogol, 15,578 qkm groß mit (1880) 78,181 Einw., wird von der Sierra de Merida (f. d.) mit bis 4700 m hohen Schneegipfeln erfüllt und erzeugt Kaffee, Zucker, Baumwolle, Weizen. Hauptstadt ist Mérida.

Guzmán (Ciudad de G.), Stadt im mexikan. Staat Jalisco, südwestlich vom Chapalates und östlich vom Colimavulkan, mit Silberbergbau und (1880) 17,374 Einw.

Guzmán, Dominicus de, f. Dominicus.

Guzmán Blanco, 1) ehemaliger Staat der Republik Venezuela, 87,859 qkm, mit (1880) 503,756 Einw., wurde 1890 dem Staate Miranda einverleibt. — 2) Kolonie in Venezuela, 120 km westlich von Caracas und 100 km vom Meer, 1890 m ü. M., 555 qkm groß, hat (1880) 1596 Einw., die Kaffee, Zucker, Jucker, Mais, Kakaos u. bauen.

Guzmán Blanco, Antonio, Präsident der Republik Venezuela, geb. 1830 in Caracas, gest. 28. Juli 1889 in Paris. Sohn des berühmten Staatsministers Lecobio G., zeichnete sich schon als junger Mann als Journalist und liberaler Parteigänger aus. Während des Bürgerkriegs von 1866–67 kämpfte er auf der Seite der Föderalisten unter General Falcon. Als während dessen Abwesenheit Venezuela sich wieder der Anarchie preisgegeben sah, setzte G. 1870 die sogen. Aprilrevolution ins Werk und wurde zum provisorischen Präsidenten ernannt. Drei Jahre übte General G., vom Kongress ermächtigt, eine Art liberaler Diktatur aus, bis er im Februar 1873 zum Präsi-

denten auf vier Jahre ernannt wurde. Als solcher hat G. ein Regiment des aufgeklärten Despotismus geübt, das für Venezuela die glücklichste Zeit seit der Trennung von Spanien bildete, ihm selbst aber den Beinamen El Ilustre Americano einbrachte. Er mehlte den öffentlichen Kredit, knüpfte engere Beziehungen mit den europäischen Mächten an, führte Schulen, selbst in den indianschen Dörfern, ein, gründete wissenschaftliche Institute und eröffnete die erste Eisenbahn des Landes. Er trat 20. Febr. 1877 zurück, nachdem er noch durch ein neues Gesetz das Recht des Landes wiederhergestellt hatte. Unter seinem Nachfolger aber brachen sofort wieder Unruhen aus, die 1879 mit der Rückberufung Guzmán Blancos endeten. Er stellte rasch die Ordnung wieder her und hat noch zweimal die Präsidentschaft bekleidet. Am 10. Aug. 1887 trat er endgültig zurück und ging, zunächst als Gesandter, nach Paris, wo er den Rest seines Lebens verbrachte hat.

Gwalior, Balassistan der britisch-ind. Provinz Zentralindien, Vespium der Familie Sindia, besteht aus einem größern zusammenhängenden Landesteil auf dem Tafelland Malwa zwischen 23° 20'–26° 52' nördl. Br. und 76° 15'–79° 12' östl. L. und zerstreut liegenden Erhöhen, zusammen 75,281 qkm groß, mit (1900) 2,933,001 Einw. (90 Proz. Hindu, 4,5 Proz. Mohammedaner, 5 Proz. Naturanbeter). Das nördliche geschlossene Gebiet ist feucht, kahl und bis auf den äußersten Nordosten hügelig und durch vereinzelte Sandsteineisen ausgezeichnet. Hauptflüsse sind Tichandul und Sind, Zuflüsse der Dschanna. Das Klima ist sehr heiß, während der Regenzeit herrschen Fieber. Zu G. gehören außer dem unmittelbaren Gebiet noch sieben kleine, ihm tributpflichtige Fürstentümer. Die Einwohner bestehen vorwiegend aus Rajahputen, Pundela, Dschat und Rajasthen, die lepton nur 15,000 Köpfe stark, aber der herrschende Stamm. Hauptprodukte sind Weizen, Sorghum, Mais, Reis, Olfanten, Indigo, Baumwolle, Tabak und sehr gutes Eisenerz. Ausgeführt wird nächst Opium Baumwolle. Die Bahn von Agra über die Stadt G. nach Dschansi (Nordwestprovinzen) durchschneidet den Staat, neuerdings ist eine weitere von Rhind über die Stadt G. nach dem in G. selbst gelegenen Dschansi eröffnet worden, die weiter nach SW. verlängert werden soll. Der Herrscher (Rajahschah) ist der britischen Regierung tributpflichtig und zahlt von seinen 138 Mill. Rupien betragenden Einkünften 2000 Rpd. an die Engländer zur Erhaltung einer Truppe von 16,050 Mann Infanterie, 6058 Kavallerie und 604 Artillerie mit 210 Kanonen.

Gwalior, Hauptstadt des gleichnamigen britisch-ind. Balassistanes (f. oben), liegt 161 m ü. M. am Fuß eines frei stehenden, 104 m hohen, oben 1895 m langen und 600 m breiten Felsens mit einer der stärksten, von den Engländern besetzten Festungen Indiens. Am Fußhang des Felsens liegt die sehr schmutzige Altstadt und die Laichar genannte Neustadt, mit zwei großen Dschannatempeln, einem großen Palast des Rajahschahs und (1901) 89,154 Einwo. (67,819 Hindu, 18,819 Mohammedaner, 208 Christen), die bedeutende Fabrikation von Waffen, Papier u. a. betreiben. Auch befindet sich hier eine katholische Mission. — Die Gründung der Stadt und des Staates fällt in das Jahr 275 n. Chr.; der Gründer Toramana, anfangs ein Balah der Gupta-Dynastie in Hindostan, hinterließ seinem Nachfolger ein selbständiges Reich, das sich bis zur Warbaha ausdehnte, aber nach ihm zerfiel. 1196 kam die Stadt durch Kapitulation

lation an den mohammedanischen (tatarischen) Rame-
luden Rutb eb-din Eibel; 1232 wurde sie von dem
Türken Altanisch eingenommen und blieb bis 1398 im
Besitz der mohammedanischen Tatarfürsten von
Dehli, die aus der starken Feste von G. ein Staats-
gefängnis machten. Damals setzte sich ein Tomara
auf den Thron, und diese Dynastie behielt die Regie-
rung, bis 1724 der Maharatte Ramadhi Sindia da-
von Besitz nahm. War das Land schon unter den
Tomaras das Durchzugsland der Heere der Groß-
moguls, deren Einfluß sich jene nicht entziehen konnten,
so wurde es unter den Sindias noch schlimmer. Am
5. Aug. 1780 wurde die Feste G. im ersten Mahar-
athienkriege durch Major Kopham erstickt und der
Sindia geschlagen. Als »Zeit der Wirren« bezeichnet
der Volksmund die Zeit von 1800—18. Von den
Folgen der Verwüstungen dieser Zeit (Viellesley,
Hastings) erhobte sich Malwa erst seit der zweiten
Hälfte des 19. Jahrh.; mit der Niederwerfung der
Maharathen in Zentralindien und der Aufrichtung
der englischen Herrschaft an der Karbada fehrte Ruhe
ein. Der Umfang des Reiches hat manche Verände-
rungen erfahren; 1821 betrug er 85,775 qkm. Durch
den Vertrag vom 13. Jan. 1844 mußte G., das mit
der Ostindischen Kompanie in Freundschaftsvertrag
stand, zur Strafe für selbständige Thronfolgerregelung
Länderreien abtreten. Aber 1857 ließ der Maharadscha
von G. seine Truppen zu den Engländern stoßen
und erhielt zum Lohn neue Gebiete; am 18. Juni
1858 fiel hier die aufständische Fürstinwitwe von
Dschani, die den Sindia versagt hatte, gegen Sir
Hugh Rose. Dann tauschte G. durch Vertrag vom
12. Dez. 1860 alle Territorien südlich von der Kar-
bada gegen wertvollere ein. Im Kriege Englands
gegen Afghanistan bot der Sindia Hilfstruppen an:
zum Dank zog England untern 2. Dez. 1885 keine
Verkaufung aus der Feste G. zurück. Der seit 20. Juni
1886 regierende Sindia (geb. 1876) erhielt 1895 die
Würde eines Großkommandeurs des Sterns von In-
dien. Hgl. Schmidt im 2. Bande von Helmholtz
»Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Gwalpara, ind. Stadt, f. Gwalpara.

Wulmer, Wilhelm Heinrich von, Forst-
mann, geb. 13. Okt. 1801 in Dörsheim bei Maul-
bronn, gest. 19. Jan. 1866 zu Bistritz in Böhmen,
studierte in Tübingen Forstwissenschaft, wurde 1826
Lehrer an der Akademie Hohenheim, 1841 Kreisforst-
rat zu Ellwangen, 1850 Forstrat in Stuttgart und
1858 Direktor der fürstlich jümaringischen Herrschaften
in Böhmen. G. schrieb: »Der Schwarzwald in
forstwissenschaftlicher Beziehung« (Stuttg. 1833);
»Der Waldbau« (daf. 1834; 4. Aufl. von Dengler,
1858); »Anleitung zur Holzsucht außerhalb des Wal-
des« (Ellwangen 1849); auch gab er die »Forstlichen
Richtungen« (daf. 1836—47) sowie die »Monats-
schrift für das württembergische Forstwesen« (daf.
1850—56) heraus und begründete die »Monatschrift
für Forst- und Jagdwesen« (Stuttg. 1857, seit 1858
fortgesetzt von Dengler).

Worch Castle (spr. gurich kastl), Schloß, f. Abergele.

Wray (spr. 140), Stadt im franz. Depart. Oberadne,
Arrond. Gray, an der Lothbahn Gray—Fretigney,
mit einem Schloß, Weinbau, Steinbrücken, Brenn-
weinbrennerei und (1901) 1590 Einv.

Wya, ind. Stadt, f. Wana 2).

Wyalid (spr. wjalis), Dorf im ungar. Komitat Hun-
mad (Siebenbürgen), mit Eisenerzgruben und (1901)
1777 meist rumän. Einwohner.

Wyalia (spr. wjalis), Markt in Ungarn, f. Ö-Wyalia.

Wyalu (spr. wjalu), Großgemeinde im ungar. Ko-
mitat Klausenburg (Siebenbürgen), mit Schloß,
Sägemühlen, Holzhandel, Spiritusfabrik und (1901)
2879 rumänischen u. ungar. Einwohnern. Ausgangs-
punkt der Touren in die Wyaluer Karpaten,
deren höchster Gipfel, der Oreghabas, 1829 m erreicht.

Wyangtse (spr. wjongsje), Stadt im südlichen Tibet
in der von Darbschling im Sittim-Himalaja nach
Khasia führenden Handelsstraße, unter 28° nördl. Br.
und 89° 15' östl. L., 3920 m ü. M., links am Wyangtschu,
einem rechten Nebenfluß des Sangpo, wichtig als Markt
und tibetische Festung. Der Ort besteht aus etwa 1000
Wohnhäusern, die am Abhang von zwei Hügeln liegen.
Von diesen trägt der östliche ein starkes, im 14. Jahrh.
erbautes Fort (Djong), etwa 150 m über der Stadt;
der westliche ein sehr heiliges Kloster (Kalkschoido,
»Tempel des Lernens«) mit 500 (früher 3000) Klön-
chen, von denen fast die Hälfte dauernd mit dem Lesen
heiliger Bücher beschäftigt ist, und einer großen Bi-
bliothek mächtiger Folianten mit goldener Schrift. G.
ist Sitz eines der sechs Dajpons (Distriktskomman-
deure) des tibetischen Militärs und Garnison von
gewöhnlich 500 tibetischen, dazu 60 chinesischen Sol-
daten unter einem chinesischen Offizier, außerdem
einer Eingebornenmiliz. Der Ort wird von einer
4 km langen Steinmauer umgeben. Das Klima ist
im Winter äußerst rau; fast unausgeriebt wachende
starke Winde führen große Staubwolken mit sich. Trop-
dem ist der Sommer noch ungünstiger zum Reisen,
weil dann der Boden ausgedreht und die Flüsse kaum
passierbar sind. Einzige Industrie der trägen Bewoh-
ner ist Weberei von wollenen Jengen (Kambu). Als
Markt bleibt G. an Bedeutung hinter Schigatse (s. d.)
zurück; die Läden werden fast ausschließlich von Händ-
lern aus Nepal und China unterhalten. — Bei dem
Vormarsch der unter starer militärischer Bedeckung
in das Innere von Tibet vordringenden britischen
Gesandtschaft (vgl. Großbritannien, S. 417) mußte
die Feste von G., die der Vorhut der Expedition unter
Oberst Younghusband mehrere Wochen Widerstand
geleistet hatte, 6. Juli 1904 durch die Haupttruppe
unter General Macdonald erstickt werden. Am 14.
Juli wurde der Markt auf Khasia (s. d.) angetreten,
das ohne weitere Kämpfe 8. Aug. erreicht wurde.

Wymart (spr. wjmar), Unter dem Friedensschluß
von G. vertritt man den im Mai 1825 zu Sidabagar-
mat (bei Bärkány im Graner Komitat); nicht, wie ge-
wöhnlich angenommen wird, in Palasja (Wymart)
abgeschlossenen Frieden mit den Türken. Inhaltlich
gleicht er jenem von Jitwalorol und Wien (1606).
Den Text gab A. Gleditsch heraus (Wien 1837).

Wymathi (spr. wjma), Samuel, ungar. Sprach-
forscher, geb. 15. Juli 1751 in Klausenburg, gest. da-
selbst 1830, brachte die Jahre 1795—98 in Wöttingen
zu, wo Schöler ihn beeinflusste, und war von 1800
bis 1809 Professor zu Jilab in Siebenbürgen. G. hat
in seinem Hauptwerk: »Affinitas linguae Hungaricae
cum linguis feniciae originis grammaticae demon-
strata. Nec non vocabularia dialectorum tatarica-
rum et slavica cum hungarica comparata«
(Wötting 1799) die Zugehörigkeit des Ungarischen
zum schubischen Sprachstamm zum erstenmal in streng
wissenschaftlicher Sprachenzergliederung nachgewiesen.

Wyaros, Insel, f. Giara.

Wyczara (spr. wjczara), Eishöhle im Bihargebirge,
f. Eterisjora.

Wyergho (spr. wjersjo), Hochebene von 700—780 m
Höhe im ungar. Komitat Eist (Siebenbürgen), die
250 qkm umfaßt und ringsum von den sich steil

erhebenden Gergender und Gyergyóder Gebirgen eingekloffen wird. Die G. ist ziemlich fruchtbar (Weizen, Roggen, Hafer und Heidefrucht), reich an Säuerlingen und enthält mehrere volkreiche Ortschaften, darunter den Hauptort G. = Gyenté-Közlös (s. d.).

Gyergyó-Alfalu, Großgemeinde im ungar. Komitat Eist (Siebenbürgen), nahe der Maros, mit Kunstschlerei, landwirtschaftlicher Schule und (1901) 5811 ungar. Einwohner.

Gyergyó-Béla (fr. benja), Dorf im ungar. Komitat Eist (Siebenbürgen), mit Holzlager und (1901) 6298 rumänischen und ungar. Einwohner.

Gyergyó-Ditró, Großgemeinde, s. Ditró.

Gyergyóder Gebirge, Zweig der Székelyparthen, der sich als Randgebirge zwischen Ungarn und Rumänien von der Nordspitze des Komitats Eist in südöstlicher Richtung bis zum Paß Gyimes herabziehend, nach Rumänien hinüberreicht und von den Flüssen Tälghes und Béla durchbrochen wird. Die höchsten Gipfel (schon auf dem Boden der Moldau) sind der Crencel (1863 m) und der Csahau (1908 m).

Gyergyó-Gyenté-Közlös (fr. gyenté-jeent-mozs), Großgemeinde im ungar. Komitat Eist (Siebenbürgen), im Gyergyótal, mit römisch-katholischer, griechisch-katholischer und befestigter armenischer Kirche, Vieh- und Holzwarenhandel, Spielwarenfabrik, Gewerbeschule, Bezirksgericht und (1901) 7028 meist magyar. Einwohner.

Gyertyánliget (fr. gyertyán, rumän. Kádola-Poljana), Bad im ungar. Komitat Karamaros, 7 km von Karamaros-Gyget, 500 m ü. M., unweit der Eisenbahnstation Nag-Bocskó, mit Eisensäuerling (Trenenquelle) und Kaltwasserheilanstalt. Das Dorf Kádola-Poljana hat ein Eisenwerk, eine Eisenschmelzerei, ein Hüttenamt und (1901) 1778 Einw.

Gyges (auch Gyges), einer der Helatonten (s. d.).

Gyetta (Dettva, fr. Gyetta), Großgemeinde im ungar. Komitat Szol, an der Slatina und an der Bahnlinie Gátván-Kutla (Station Kivány-G.), mit (1901) 6495 slowak. Einwohner (meist Katholiken).

Gyges, 1) erster König von Lydien aus der Dynastie der Merminaden, Sohn des Dasphalos, ursprünglich Hüfiling des Königs Kandaules aus der Dynastie der Herakliden. Letzterer rühmte gegen G. die Reize seiner Gemahlin und verdarb ihn in deren Schlafgemach, damit er Gelegenheit erhalte, sich von der Schönheit der Königin zu überzeugen. Diese bemerkte aber den Eindringling und stellte ihm andern Tags die Wahl, entweder den König zu töten und sie zu heiraten, oder selbst ermordet zu werden. G. wählte das erstere und bestieg nach Kandaules' Tode den Thron. Die Lydier wollten anfangs zwar G. nicht anerkennen, gaben sich indes zufrieden, als das delphische Orakel ihn in seiner Würde bestätigte. Aus Dankbarkeit sandte G. reiche Beigeschenke nach Delphi, unter andern sechs goldene Rischfrüge, deren Gewicht 30 Talente betrug. G. regierte darauf 33 Jahre (687 bis 654 v. Chr.), dehnte sein Reich nach der ionischen Küste hin aus, griff Milet und Smyrna zwar vergeblich an, eroberte jedoch Kolophon. So erzählt Herodot; nach Eutarch verschaffte sich G. die Herrschaft durch Empörung und mit Heeresmacht. Platon (*De republica*) dagegen erzählt, G. habe einst als Hirt in einer unterirdischen Höhle einen Ring gefunden, der die Kraft gehabt habe, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald man den Stein einwärts lehnte. Mit Hilfe dieses Ringes habe er die Königin gewonnen und seinen Herrn ermordet. Fr. Hebel behan-

delt den Stoff dramatisch (*Der Ring des G.*). Bgl. K. D. Smith, *The tale of G. and the king of Lydia* (*American Journal of Philology*, Bd. 23, Baltimore 1903).

2) G. Gyés.

Gyimes (fr. Gyimes), Paß im südöstlichen Teil des ungar. Komitats Eist (Siebenbürgen), im S. des Gyergyógebirges, durch den längs des Flusses Tarcos die Straße in einer Höhe von 720 m aus Ungarn nach Rumänien führt. Längs desselben liegen drei Orte: G. = Kéjszöl, G. = Kéjszöl und G. = Bált mit (1901) 1896, bez. 2632 und 4413 magyarischen und rumänischen (römisch- und griechisch-katholischen) Einwohner und an der Landesgrenze das Grenzpostamt G. Über den Paß führt eine Eisenbahn von Székely-György nach Anjut in Rumänien.

Gyl., bei Liermanns Abkürzung für Leonhard Gyllenbäll, geb. 1754, gest. 1842 als schwedischer Major zu Hölberg bei Stara in Schweden. Schrieb: *Insecta suecica* (Käfer, Stockh. 1808—28, 4 Bde.).

Gylden, Johan August Hugo, Astronom, geb. 29. Mai 1841 in Helsingfors, gest. 9. Nov. 1896 in Stockholm, studierte in Helsingfors, wurde 1863 Adjunkt und 1865 älterer Astronom der Sternwarte in Bullowa, 1871 Direktor der Sternwarte und Astronom der Akademie in Stockholm. Gyldens Arbeiten betreffen besonders das Gebiet der theoretischen Astronomie, speziell ist er der Schöpfer einer neuen Methode zur Berechnung der absoluten Störungen der Planeten und Kometen. Er schrieb: *Untersuchungen über die Konstitution der Atmosphäre* (Petersb. 1866—68); *Studien auf dem Gebiet der Störungstheorie* (daf. 1871); *Recueil de tables contenant les développements numériques à employer dans le calcul des perturbations des comètes* (1877); *Die Grundtheorien der Astronomie nach ihrer geschichtlichen Entwicklung* (Leipz. 1877); *Versuch einer mathematischen Theorie zur Erklärung des Lichtwechsels der veränderlichen Sterne* (Helsingfors 1879); *Untersuchungen über die Konvergenz der Reihen, welche zur Darstellung der Koordinaten der Planeten angewendet werden* (daf. 1887); *Séries employées dans les théories des planètes* (daf. 1891—93); *Traité analytique des orbites absolues des huit planètes principales* (daf. 1893); *Gyldens tojeen zur Berechnung der Hauptungleichheiten in den absoluten Bewegungstheorien der kleinen Planeten* (Leipz. 1896).

Gyllenbo, sparant Feldherr, Sohn des Alexandros und einer Delatin, als Kämpfer, wurde 414 v. Chr. von den Athenern bekräftigt. Spätrats zu Hilfe geschickt und gelangte, von Nikias aus nachlässigkeits nicht gehindert, mit vier Schiffen glücklich nach dem eingekesselten Spätrats. Er verschaffte diesem so dann nicht nur beträchtliche materielle Streiftäus aus den sizilischen Städten, sondern söhte auch seinen Bürgern wieder Mut und Vertrauen ein. Obwohl nicht immer siegreich, demüthigte er sich doch der Unsicherheitsmauern der Athener, zwang sie 413 zum Abzug und vernichtete ihr Heer am Mimaros. Nach Späria zurückgekehrt, ist er nicht wieder leitend hervorgetreten und wurde verbannt, weil er bei der Eroberung Athens Geld entwendet hatte.

Gyllembourg = Ehrensvärd, Thoma sine Christine, geborne Hungen, dän. Novellistin, geb. 9. Nov. 1773 in Kopenhagen, gest. 2. Juli 1858, Gemahlin des Satirikers P. A. Heiberg und Mutter des

Dichters J. L. Heiberg (s. diese Artikel), vermählte sich nach der Landesverweisung Heibergs (1799) mit dem schwedischen Baron Ehrenpöck, der nach seiner Ausweisung aus Schweden (1801) unter seinem mütterlichen Namen Gyllenbourg in Kopenhagen lebte (gest. 1815). G. erzielte ihren ersten Erfolg mit der Novelle »Die Familie Polonius«, die sie im Alter von 53 Jahren anonym in der von ihrem Sohn herausgegebenen Wochenchrift »Flyvende Post« veröffentlichte (1827). Es folgten: »Der Zauberschlüssel« und die »Alltagsgeschichte« (»En Hverdagshistorie«, 1828), deren Erfolg sie veranlaßte, sich fortan »Die Verfasserin einer Alltagsgeschichte« zu nennen, ferner die vorzüglichen Novellen: »Mesalliance« (1833), »Die besten Nächte« (1834), »Die Extreme« (1835) mit der klassischen Schilderung des Lebens im Rabattischen Hühnerhaus (s. Kapitel), »Romanus der Jüngere« (1837), »Zwei Zeitalter« (1845) u. a. Ihre streng gezeichnete Anonymität wurde erst nach ihrem Tode gestiftet. G. gilt als Schöpferin der modernen bürgerlichen Novelle in Dänemark. Treffende Charakterzeichnung und scharfe Beobachtungsgabe verbinden sich in ihren Novellen mit der humanen Weltanschauung der Aufklärungsperiode, mit dichterischer Innigkeit und erlebnissem Gesinnung. Ihre gesammelten Schriften erschienen in 12 Bänden 1849–51 (3. Aufl. 1883), deutsch durch Edmund Jöller als »Novellen der Verfasserin der Alltagsgeschichte« (Stuttg. 1852–53, 3 Bde.). Vgl. Joh. Linje Heiberg, P. A. Heiberg og Thomasine G. (København 1882, 3. Aufl. 1883).

Gyllenberg, 1) Karl, Graf von, schwed. Staatsmann, geb. 11. (?) März 1679 in Stockholm, gest. daselbst 9. Dez. 1746, kämpfte seit 1701 im Heere Karls XII. und kam 1703 als Legationssekretär nach London, wo er 1710 Resident, 1715 Gesandter wurde. Infolge seiner Beteiligung an den Unruhen der Jakobiten (s. d.) Anfang 1717 von der englischen Regierung verhaftet, nach einem halben Jahr aber wieder freigelassen, nahm er 1718 als Staatssekretär an den Friedensverhandlungen mit Rußland teil. Seit 1723 Reichsrat, wurde er später Führer der »Güte« und 1739, nach deren Sieg über die von A. Vorn (s. d.) geleitete Partei der »Nähen«, Premierminister. Als solcher verwickelte er Schweden in den unglücklichen Krieg mit Rußland 1741–43. Zuletzt arbeitete er erfolgreich für das Zustandekommen einer schwedisch-preussisch-französischen Tripelallianz. Als Dichter und Prosaschriftsteller nicht ohne Bedeutung, verfasste er unter anderem das erste schwedische Lustspiel »Den svenska sprättshöken« (1737). Eine Sammlung seiner Dichtungen (hög. von B. Hanselli) erschien 1863. Vgl. S. Parson, Grefve Karl G. i London 1715–1717 (Göteborg 1891).

2) Gustaf Fredrik, Graf von, Neffe des vorigen, geb. 1731, gest. 1808, war Kämmling, widmete sich aber mit Vorliebe der Poesie; er war eines der ersten Mitglieder der schwedischen Akademie (1786). In einem hölzernen Helmbüchse »Der Zug über den Belt«, einer Nachahmung von Voltaire's »Henriade«, schildert er die Fahrt Karls X. über das Eis von Jütland nach Seeland. Er verfasste ein ödeatisches Gedicht über »Die Jahreszeiten« und schrieb Satiren, Fabeln und Epen, die den Beifall seiner Zeitgenossen fanden, aber jetzt vergessen sind. Vgl. seine Selbstbiographie »Mitt lefverne 1731–1775« (hög. von Krund, Stockholm 1885).

Gyllenbäll, Leonhard, s. Gyl.

Gyllenstierna, Johan, Graf, schwed. Staatsmann, geb. 18. Febr. 1635 bei Stockholm, gest. 10.

Juni 1680 in Landskrona, trat, obwohl Sprößling eines alten Adelsgeschlechts, 1684 und 1688 als Führer der Reichstagsopposition für eine Beschränkung der hochadeligen Vorrechte und Privilegien ein, bestämpfte, seit 1688 Reichsrat, die französischfreundliche Politik des Reichsfanzlers W. G. de la Gardie (s. d.) und wurde nach dessen Sturz (1676) Karls XI. allmächtiger Minister. Sein Weiterden, die auswärtige Politik Dänemarks an die Schweden zu binden, siegte 1679 beim Friedensongreß zu Lund; auch brachte er 1680 eine skandinavische Königsconvention zustande. 1674 in den Grafenstand erhoben, starb er kurz nach seiner Ernennung zum Generalgouverneur von Schonen. Vgl. W. Höjer, Öfersigt af Sveriges yttre politik 1676–1689. Ett bidrag till J. Gyllenstiernas historia (Stockh. 1875).

Gymnadenia G. Brown (Radikdrüse, Gymnadenie), Gattung der Orchidaceen, mit etwa 10 Arten in Europa und Nordasien. G. conopsea R. Brown (Orchis conopsea L.), in Europa und Sibirien, häufig auf Waldwiesen, mit 60 cm hohem Stengel, linien-lanzettförmigen Blättern und roten oder weissen Blüten mit gedogenem langen Sporn in zylindrischer Ähre. Die handförmigen Knollen geben Salep, sie galten früher für sehr heilkräftig (Radix Palmae Christi majoris) und spielten auch im Volksaberglauben, besonders bei der Schatzgräberei, eine große Rolle (Waldschatz). Von G. odoratissima Rich., in den Alpenländern und Sibirien, auf Waldwiesen, 10–22 cm hoch, mit linienförmigen Blättern und blakroten, sehr wohlriechenden Blüten mit kurzem Sporn wurde die Wurzel (Palma Christi minor) wie die der vorigen benutzt.

Gymnarchus, s. Nilfisch.

Gymnase (franz., von *gymnasion*), soviel wie Gymnasium (in Deutschland und der Schweiz; vgl. Collège). G.-Dramatique (Théâtre du G.), Lustspielbühne in Paris, gegründet 1820.

Gymnasialpädagogik, Literatur, s. Gymnasium, S. 565.

Gymnasiarch (griech.), in griechischen Staaten der Aufsichtsbeamte über Gymnasien und Palästra. In Athen war mit dem Amte (Gymnasiarchie) die Pflicht verbunden, auf eigne Kosten für die gymnastischen Wettspiele die Kämpfer zu stellen und die Einrichtung des Festplatzes zu besorgen.

Gymnasium (griech.), bei den alten Griechen der Ort (gymnasion), an dem die gymnastischen Übungen stattfanden (s. Gymnastik): Turnplatz und Turnhalle; heute: höhere Lehranstalt, in der die alten klassischen Sprachen gelehrt und Schüler für die Universität vorgebildet werden. Die Gymnasien der alten Griechen, lustige und schattige Plätze mit Vorrichtungen für Spiel, Lauf, Ringkampf u., später meist auch mit Säulenhallen, Wäldern und Bäumen für gelehrte Unterhaltung (exedrae), hatten ihr Urbild in dem Promos zu Sparta, fanden aber ihre höchste Ausbildung nach den Verrichtungen in Athen, wo damals drei große Gymnasien: Akademie, Lyseion und Kynosarges, bestanden. Sie waren Lieblingssaufenthalt und Bildungsorte der Jünglinge (Epheben), die Ring- und Kämpfschule (Palästra) wie Leitung der Pädagogen und Pädotriben (Turnlehrer) bereits hinter sich hatten und hier von Gymnasiasten unter Leitung eines Gymnasiarchen und Oberaufsicht des Sophronisten (Zittenmeisters) unterworfen wurden. Die Gymnasien verbreiteten sich mit der griechischen Bildung in den Mittelmeerländern und galten als deren charakteristisches Merkmal. In Rom fanden sie keinen ebenso

allgemeinen Eingang. Ältdmisch gefürmte Kreise nahmen Anstoß an der Nothheit der Jünglinge und an der Noth einzelner Übungen, besonders am Ringkampf und dem dabei unermüdlichen Wälen im Stoube. Dennoch hielten reiche Leute bei ihren Stadtpalästen und ländlichen Villen mehr und mehr auch Gymnasien, und die Kaiser verbanden derartige Anstalten, besonders bei Nero, mit ihren großartigen Bädern (Thermen), in denen öffentliche Vorträge mit künstlerischen Vorbietungen aller Art und gymnastischen Schauspielen wechselten. Von dem regiamen, auch geistigen Treiben, das sich in den griechischen Gymnasien neben dem Turnwesen entwickelte, gibt die Wirkamkeit des Sokrates, wie sie Platon und Xenophon schildern, und ebenso Lukan im »Anacharsis« lebendige Anschauung. Platon lehrte in der Akademie, Aristoteles im Lyceum, Antisthenes (Kykniser) im Kynosarges.

Viccan anknäpfend, nannten besonders die Humanisten des 15. und 16. Jahrh. ihre in erster Reihe der Pflege der allen Sprachen gewidmeten Schulen gern Gymnasien; diese Bezeichnung der gelehrten Schulen verdrängte allmählich in Deutschland die gleichbedeutenden Namen, die nun den bestimmten Begriff von halbschulischen Anstalten (Gygeum), von Anstalten mit Kosthäusern (Pädagogium, paedagogion, im 18. Jahrh. meist Pädagoge an einer Universität) oder von Bildungstätten für Lehrer (Seminarium) annehmen, während die Bezeichnung lateinische oder gelehrte Schulen fast ganz obli. Wogegen zunächst für Vrengen wurde der Erlöb des Ministers v. Schumann vom 12. Nov. 1812, der für alle unmittelbar zur Universität entlassenden Schulen die Bezeichnung G. amtlich einführte. Im Ausland ist diese minder gebräuchlich. Bei den romanischen Völkern bürgerliche sich der mittelalterliche Reme Kollegium (span. Colegio, ital. Collegio, franz. Collège &c.) durch die Schulsprache der Jesuiten ein; doch heißen in Frankreich die vollständigen staatlichen Gymnasien Lycées, in Belgien Athénées; in Großbritannien findet sich neben der allgemeinem Benennung Grammar Schools (High Schools) oder Public Schools ebenfalls der Name Colleges, der aber hier wie besonders in Nordamerika auch einzelne Universitäten oder Universitätsinstitute und -Stiftungen bezeichnet.

Die Gymnasien der Humanisten waren nur selten ganz neue Anstalten; die meisten entstanden durch Umbildung aus Dom- und Klosterschulen oder aus städtischen lateinischen Kathedral- und Ratschulen, den Weimstätten der sieben freien Künste. Manche ihrer ersten Leiter (wie Alexander Hegius, gest. 1498; s. d.) gingen aus dem Kreise der niederländischen Pioniermänner oder Brüder des gemeinfamen Lebens hervor. Man lehrte zu den bessern lateinischen Schriftstellern des goldenen Zeitalters zurück, namentlich zu Cicero, und erstrebte klassische Reinheit der Latinität in Wort und Schrift; das Griechische, diesseit der Alpen bis dahin beinahe unbekannt, und bald auch die Anfangsgründe des Hebräischen wurden, jenes durch Hegius, dieses besonders durch Neudlin, eingeführt; auch in der fachlichen Bildung galten die Alten damals noch unangefochten als Meister. An der Spitze der Bewegung standen bald nach 1500 Johannes Keuchlin (1455—1522) aus Forstheim und Desiderius Erasmus (Geert Weert, 1486—1536) aus Rotterdam (s. beide). Zur vollen Kraft gelangte jedoch der Umschwung im gelehrten Schulwesen erst durch den Anschluß der jüngern Humanisten an die Reformation.

Luthers erklärte Werthschätzung der Sprachen als der Scheide, in der das Schwert des Geistes steht (Brief an die Ratsherren deutscher Städte, 1524), und des Vonnern Johann Bugenhagen (s. d.) ordnende Tätigkeit in einer Reihe vornehmter norddeutscher Städte waren hierbei von wesentlichem Einfluß. Vor allem aber gab der Freund Philipp Melancthon schon von seinem Jünglingsalter an als praeceptor Germaniae den deutschen Gymnasien Gesetze und drückte ihnen für Menschenalter durch seinen Schulplan von 1528 (im Visitationsbüchlein) und eine Anzahl Lehrbücher seines Geistes Stempel auf. Unter seinen Freunden und Schülern, den praktischen Schulmännern Joachim Camerarius (1500—74) in Nürnberg und Leipzig, Valentin Friedland von Trophendorf (1490—1556) in Goldberg und Liegnitz, Johannes Sturm (1507—89) in Straßburg, Michael Reander (1525—95) in Altd., Hieronymus Wolf (1516—80) in Nürnberg, Mühlhausen, Augsburg u. a., stand das deutsche humanistische G. des über die Mitte des 16. Jahrh. hinaus in Wäle, deren volle Entfaltung jedoch die Verworrenheit der politischen Lage Deutschlands und die Engherzigkeit des theologischen Parteitreibens hinderte. Aneignung der altklassischen Bildung nach Inhalt und Form und im Dienste des christlichen, meist des reformatorisch-evangelischen Geistes (docta atque eloquens pietas) war das Ideal der Schulmänner und Gelehrten. Aber schon wenige Jahrzehnte später war das Vertrauen zu dem einseitig gelehrten G. erschüttert. Der strenge Ausschluß der Muttersprache von der Jugendbildung und die Beschränkung auf das Wissensgebiet der Alten wirkten drückend, je mehr die Kräfte einer neuer wissenschaftlicher Forschung erstarbten. Während im humanistischen Kreise selbst das vordem so frühe Leben erstarbte, erhob sich, durch ausländische Einflüsse geführt (Nabelais, Montaigne, Bocon), bald nach 1600 lebhafter Widerspruch gegen den Verfallismus. Die neue Richtung des pädagogischen Realismus trat auf den Schauplatz. Sie fand begabte Wortführer in Wolfgang Ratichius (Ratke, 1571—1635) und Joh. Amos Comenius (1591—1671). Aber beide waren glücklicher in der Kritik und in der Aufstellung einiger wichtiger pädagogischer Grundsätze (Ausgehen von der Anschauung, Pflege der Muttersprache, naturgemäßer, methodischer Fortschritt &c.) als in der praktischen Ausführung ihrer Ansichten. Die Grundform des humanistischen Gymnasiums blieb bestehen, wenn auch allmählich eine bescheidene Pflege des Deutschen, hier und da das Französische und mancherlei Realistisches eindringen und dafür das Griechische zurücktrat.

Als Abart des humanistischen Gymnasiums darf das Kollegium der Jesuiten bezeichnet werden, indem sich deren »Ratio atque institutio studiorum« (1599) in wesentlichen Grundzügen an die Schulordnung von J. Sturm in Straßburg anknüpfte. Schon die Namen der sechs Klassen ihrer studia inferiora, d. h. des Gymnasiums, zeigen diese Art an; sie heißen, von unten begonnen: Principia, Rudimentum, Grammatica, Syntaxis, Poetica oder Humanitas, Rhetorica und sind mit Ausnahme der zweijährigen Rhetorik auf je ein Jahr berechnet. Auch bei den Jesuiten tritt das Griechische hinter dem Lateinischen zurück, und die »Erudition«, das Wissen von der äußern Welt, befruchtet sich der Hauptfache nach auf eine noch dem frühlichen Jued der Gesellschaft getrocknete, begrenzte Auswahl aus Geschichte, Staatsleben und Wissenschaft des Altertums. Auch die Vor-

liebe für Schulfomdbien teilten die Jesuiten mit den Humanisten. Nur wurden nicht mehr Stüde von Terenz, Gelpträge Lufians ober deren Bearbeitungen, sondern zumeist religiöse und moralische Allegorien z. aufgeführt.

Als eigentümliche Ritsform zwischen Schule und Univerfität find hier noch die befonders im 17. Jahrh. aufkommenden afa benifchen Gymnafien (Gymnafia illustria ob. dgl.) zu nennen. Kleinere Territorialherren ober freie Städte (Straßburg, Nürnberg, Bremen, Hamburg zc.) fuchten durch folche Anftalten ihren Landeskindern den Befuch auswärtiger Akademien zu eriparen ober wenigftens zu verkürzen und die Jugend der Nachbargebiete anzuloden. Zu Bayern der Müte hat es indes keine diefer Anftalten gebracht. Einige wurden fpäter wirkliche Univerfitäten (Straßburg, Alldorf, Herborn zc.), die meiften fanfen auf die Stufe einfacher G. ober Stadtfchulen zurüd.

Neues Leben kam dem proteftantifchen G. aus dem nach dem großen Krieg erwachenden Streben der Wiedererhebung und befonders der liefern religiöfen Erregung des pietiftifchen Kreifes, beffen Säupter, Ph. J. Spener und befonders A. H. Francke, warme Freunde der Schule waren. Da auf der einen Seite die alten Sprachen der höhern Berufstudien wegen unentbehrlich blieben, auf der andern Seite der Pietismus, hierin zufammentreffend mit Leibniz, Thomafius u. a., das wirkliche Leben und feine Wünfche gegenüber der fälfchen Gelehrfamkeit begünftigte, erwachte zuerft in diefem Kreis härteres Bewußtfein von der Berechtigung einer zwifachen höhern Jugendbildung, der humaniftifchen, auf die alten Sprachen begründeten für diejenigen, die fich einer gelehrten Laufbahn widmen wollen, und der realiftifchen für Adel und Bürgerftand, deren Lebensaufgabe mehr unmittelbar im Leben der Gegenwart liegt. Man errichtete an den Gymnafien Bürg erklaffen für die, welche unlateinifch ober wenigftens »ungriechifch« bleiben, d. h. nicht ftudieren wollten, und bald auch gefonderte Realfchulen, wie die von Chr. Semler in Halle (geft. 1740) und von J. J. Geder (1707—68, f. d.) in Berlin. Einem ähnlichen Bedürfnis für die oblige Jugend follten die nach einzelnen älttern Muffern in jener Zeit aufkommenden Ritterakademien abhelfen. Bei aller Verchiedenheit der Realfchulen und der Ritterakademien ftanden beide doch als moderne Bildungsanftalten dem allklaffifchen G. gegenüber. Ubrigens find die wenigen bis heute erhaltenen Ritterakademien fpäter dem G. wieder angehängt ober, wie in Preußen, geradezu Gymnafien geworden.

Mit der Entftehung befonderer Realfchulen (f. d.) war vom G. die Gefahr einer Entfernung von dem im 16. Jahrh. gelegten Grund abgewendet. Aber fchon war ein gewiffer Abfall von den Grundfäßen des Humanismus eingetreten, das Griechifche fehr zurückgedrängt, oft ganz auf den Urtext des Neuen Testaments, und fetsb im Lateinifchen die klaffifche Lektüre vielfach zugunften moderner Kompendien ober theologifcher Lehr- und Bekanntnifchriften eingeftärkt. Gründliche, aber unvollfte Reform gefchah dem gegenüber befonders durch den Vorgang J. M. Wesners (geft. 1761), der das Griechifche wieder zu Ehren brachte, aber daneben auch dem Deutfchen warme Liebe entgegenbrachte und die Bedürfnisse folcher Schüler würdigte, die nicht der gelehrten Laufbahn folgen wollten, fowie feiner Nachfolger in Leipzig (J. A. Ernfti, geft. 1781) und Göttingen (Chr. W. Heyne, geft. 1812). Sehr zugute kam dem deutichen G. die tiefere Erlaffung des klaffifchen Altertums durch J. J. Winckelmann.

Lessing, Goethe, Schiller und befonders Herders kulturell-hiftorische Univerfalität und Humanität. Dagegen blieb es dem philantropifch-utilitarifchen Zeitgeifte des ausgehenden 18. Jahrh. gegenüber fpäde und hat felbst dem bleibenden Guten, das aus diefer Bewegung Befalozzi und feine Jünger entwidelt, nur zögernd fich erfdloffen. Mächtige Berthätigung der förperlichen Erziehung, umfangreichere Ausfichtigung auch der Kealen, gegenüber Anpaßung und Erfahrung, freundlicheres Eingehen auf das Leben und Empfinden der Jugend hat man allmählich doch auch am G. den Philanthropen, methodifches Ausgehen von der Anfchauung und vom konkreten Leben Befalozzi und demnachst Herbart und feiner Schule abgelernt. Dagegen verichärfte anderseits H. A. Wolf durch die felbftändige Gefaltung und Vertiefung der klaffifchen Philologie und die damit verbundene Lösung des höhern Lehrftandes vom theologiſchen Studium und Beruf den Gegenfag zwifchen Humanismus und Realismus, G. und Realfchule, der das 19. Jahrh. erfüllte und in feinen Ausläufern noch überdeuert. Der Verſuch, G. und Realfchule wieder zu verſchmelzen zur höhern Einheitſchule (f. d.), mußte fehleren. Zunehmenden, aber bis jetzt immer noch befcheidenen Erfolg hatte dagegen im letzten Jahrzehnt das Programm der fogen. Reforrfchulen (f. d.), gemäß dem G. und den Realfchulen als gleichberechtigte Aite aus einem gemeinfamen Stamme hervorzurwachen, was naturgemäß nur durch den Beginn mit einer beiben gemeinfamen, d. h. neuern, Fremdsprache (Franzöfifch) und Verparung von Latein und Griechifch auf Mittel- und Oberklaffen zu erlaufen ift. Das alte G. und feine unbändigen Vorkämpfer (Deutfcher Gymnafialverein seit 1890) mußten fich das Anerkenntnis voller Gleichberechtigung diefer Reforrgymnafien und weitentlicher Gleichberechtigung für das Univerfitätsstudium auch der realiftifchen Vorklaffen (Realgymnafien, Oberrealfchulen) nach eben vor Ablauf des 19. Jahrh. gefallen laffen. Ob damit dem G. zugunften der Realfchulen erheblicher Abbruch gefchehen wäre, kann erst die Zukunft lehren. Bisher scheint es nicht fo. Die vorwiegende Berthätigung gerade des gymnaſialen Bildungsganges für die leitenden Berufsstände der Nation wurzelt doch tiefer als in dem (nummehr faum noch nennenswerten) Vorzuge betrefis der fogen. Berechtigungen für künftige Staatsprüfungen ober in gefelliger Gewohnheit und Tradition.

Nach diefer allgemeinen Überſicht nur noch wenige einzelne Data aus der neuern Gefchichte des Gymnaſiums in Deutfchland und Ofterreich.

Während die Gymnafien der katholifchen Gebiete im 18. Jahrh. vorwiegend den Typus der Jefuitenkollegien aufwiefen, waltete im evangelifchen Deutfchland neben der wenig modernifirten humaniftifchen Lateinfchule Kurfachens (Jürtenfchulen, Thomafchule zu Leipzig zc.) und Württemberg (Klofterfchulen, seit 1804: Seminare) befonders das in Preußen bevorzugte Hallefche Syſtem (fogen. Nachſyſtem) vor, bis die philantropifchen Ideen in den letzten Jahrzehnten vor 1800 mannigfache Verſuche der Anpaßung an die Anſprüche der Gegenwart verberführten. Mehr und mehr trat Preußen auch im höhern Schulwesen an die Spitze der Nation. Raubgebend dafür war befonders das Wirken des Minifters v. Jedliß (bis 1787, geft. 1791). Der erste Anlauf zu ftrengerer Regelung der Verhältnisse an den preußifchen Gymnafien gefchah von dem foben (1787) eingereichten Oberfchulcollegium durch Erlaß einer Inſtruktion

über die Prüfung der zur Universität übergehenden Schüler (Reife- oder Maturitätsprüfung) vom 28. Dez. 1788. An ihre Stelle trat 25. Juni 1812 eine neue Instruktion und, nachdem 1832 eine entsprechende Instruktion für höhere Bürger- und Realschulen erschienen war, 4. Juni 1834 ein neues Reglement, das mit einigen Änderungen vom 12. Jan. 1856 bis zum Erlass der Prüfungsordnung vom 27. Mai 1882 (vgl. Reifeprüfung) bestanden hat, die ihrerseits rascher der Ordnung der Reifeprüfung vom 6. Jan. 1892, wie diese der jetzt geltenden vom 27. Okt. 1901 hat weichen müssen. — Eine den ganzen Betrieb der Gymnasien regelnde Unterrichtsverfassung ward seit 1810 von Süvern (s. d.) bearbeitet, dann von F. v. Wolf begutachtet und trat 1816 in Kraft. Sie stellte den Reifeprüfungen einseitig hohe Ansprüche, einheitlich aber sonst viel Treffliches. So führte sie allgemein das Klassensystem ein und damit das Amt der Klassenlehrer oder Examinatoren, während bis dahin nach dem Halleischen Nachsystem derselbe Schüler bei den einzelnen Nachlehrern in verschiedenen Klassen sitzen konnte. Die Verfassung wurde 24. Okt. 1837 unter dem Eindruck des Vorwärtischen Streites über die gesundheitsgefährlichen Einflüsse der Schulen abgelehnt durch den »Normalplan«, der mit geringen Änderungen vom 7. Jan. 1856 bis zum 31. März 1882 gegolten hat. Durch den Normalplan von 1837 wurde das Turnen, seit 1820 verboten, wieder eingeführt. Inzwischen war auch für den Nachweis geeigneter Vorbildung der Gymnasiallehrer geordnet. Die wissenschaftlichen Deputationen in Berlin, Königsberg und Breslau für diese Prüfungen waren schon 4. Dez. 1809 eingesetzt und das erste Reglement 12. Juli 1810 erlassen worden. An Stelle der genannten Deputationen traten 19. Dez. 1816 die mit jeder Universität verbundenen wissenschaftlichen Prüfungskommissionen, deren Tätigkeit eine besondere Prüfungsordnung (erneuert 12. Dez. 1866, 5. Febr. 1889, 12. Sept. 1898) regelt. Nach abgelegter Prüfung hat der angehende Gymnasiallehrer seit 1826 vor der Anstellung ein Probejahr durchzumachen, dem nach der »Ordnung der praktischen Ausbildung der Kandidaten des höheren Lehramtes« vom 15. März 1890 jetzt noch ein ausschließlicher der praktisch-pädagogischen Schulung gewidmetes Seminarjahr vorausgeht.

Seit 1837 besteht das preussische G. aus sechs aufsteigenden Klassen, deren drei untere einjährigen, drei obere zweijährigen Lehrjahre haben. Die Klassen werden lateinisch benannt (von unten auf: Sexta, Quinta, Quarta, Tertia, Sekunda, Prima). Da jedoch die drei oberen Klassen in je zwei Jahrgänge (Unter- und Obertertia u.) gegliedert sind und für gewisse Unterrichtszweige die Trennung beider Jahrgänge sogar an allen Anstalten geboten ist, hat das G. eigentlich neun einjährige Klassen, die una fo mehr einzeln gezählt werden sollten, da andererseits, auch amtlich, obere (I. und Ober II.), mittlere (Unter II., III.) und untere Klassen unterschieden werden und einer der praktisch wichtigsten Abschnitte des Gymnasialbesuchs, die Erlangung der wissenschaftlichen Reife für den einjährig-freiwilligen Weerdienst, mitten in die Sekunda fällt. Der Lehrplan der preussischen Gymnasien ist seit 1882 unter dem Eindruck lebhafter literarischer und parlamentarischer Debatten dreimal umgestaltet worden: 31. März 1882, 6. Jan. 1892, 29. Mai 1901. Den beiden letztgenannten Lehrplänen gingen Beratungen einflussreicher Vertrauensmänner aus verschiedenen Berufskreisen in Berlin voran: Dezemberkonferenz 1890, Junikonferenz 1900. Wesentliche

Gleichberechtigung der realistischen Volksschulen (Realschulen und Oberrealschulen; s. d.) mit dem G. begründete für Preußen der königliche Erlass vom 26. Nov. 1900. Es folgen hier zunächst die Lehrpläne der preussischen Gymnasien nach deren Festsetzung in den Jahren 1856, 1882, 1892 u. 1901.

Preussischer Lehrplan von 1856:

	Wöchentliche Stundenzahl in:							Zusammen
	VI	V	IV	III	II	I		
Religion	3	3	2	2	2	2		14
Deutsch	2	2	2	2	2	3		13
lateinisch	10	10	10	10	10	8		56
Griechisch	—	—	6	6	6	6		24
Französisch	—	3	2	2	2	2		11
Geschichte u. Geographie	2	2	3	3	3	3		16
Mathematik u. Rechnen	4	3	3	3	4	4		21
Physik	—	—	—	—	1	2		3
Naturbeschreibung	(2)	(2)	—	2	—	—		6
Zeichnen	2	2	2	—	—	—		6
Schreiben	3	3	—	—	—	—		6
Turnen	2	2	2	2	2	2		12
Zusammen:	30	32	32	32	32	32		190

Preussischer Lehrplan von 1882:

	Wöchentliche Stundenzahl in:							Zusammen	Berechnung 1882
	VI	V	IV	III	II	I			
Religion	3	2	2	2	2	2		13	— 1
Deutsch	3	(3)	2	(2)	2	3		14	1 —
lateinisch	(9)	(7)	(9)	(7)	9	8		52	— 6
Griechisch	—	—	—	—	7	6		20	— 4
Französisch	—	(3)	4	3	2	2		15	4 —
Geschichte u. Geographie	3	2	4	3	3	3		19	3 —
Mathematik u. Rechnen	(5)	4	(5)	4	3	4		23	2 —
Naturbeschreibung	2	2	2	2	—	—		8	2 —
Physik	—	—	—	—	2	4		6	1 —
Schreiben	2	2	2	—	—	—		6	— 2
Zeichnen	2	2	2	—	—	—		6	—
Turnen	2	2	2	2	2	2		12	—
Zusammen:	30	32	32	32	32	32		190	+13—13

1 Wenn Ober- und Untertertia festschulischen Unterricht erhalten, müssen sie das Jahresaus in Griechisch und in der Mathematik getrennt werden. — 2 Die Anzahlen haben keine zu sorgen, daß ohne Wechselstellung jeder Schüler aus der oberen Klasse 2 Stunden wöchentlich Griechischunterricht nehmen kann; auch für geeignete Verteilung im Bezug ist ungenügend zu sorgen.

Preussischer Lehrplan von 1892:

	Wöchentliche Stundenzahl in:							Zusammen	Berechnung 1892
	VI	V	IV	III	II	I			
Religion	3	2	2	2	2	2		13	—
Deutsch	4	3	3	2	3	3		20	5 —
lateinisch	8	8	7	7	7	6		62	— 15
Griechisch	—	—	6	6	6	6		36	— 4
Französisch	—	4	3	3	3	2		19	— 2
Geschichte u. Geographie	2	2	2	2	2	2		12	—
Mathematik	2	2	1	1	3	3		12	— 2
Rechnen u. Mathematik	4	4	4	3	4	4		34	—
Naturbeschreibung	2	2	2	2	—	—		8	— 2
Physik, Chemie, Mineralogie	—	—	—	2	2	2		10	2 —
Schreiben	2	2	—	—	—	—		4	—
Zeichnen	2	2	2	2	—	—		8	2 —
Zusammen:	25	28	28	30	30	28		252	— 16

Hierzu kommen noch je 3 Stunden Turnen und für die beschuligten Schüler 2 Stunden Gesang. Festzustellen findet auch in den höheren Klassen Griechischunterricht statt in je 2 Stunden wöchentlich; beiseitigen jedoch auch Englisch in 2 Stunden. Der Unterricht in Deutsch und Lateinisch soll in den drei oberen Klassen turnisch von denselben Lehrer erteilt werden.

Lehrplan vom 29. Mai 1901.

Die Klassen bezeichnen Zuständigkeit zeitweiliger Verschiebung der Stundenanzahl innerhalb einzelner Fachgruppen.

Fachgruppe	VI	V	IV	III	II	I	Summe	Gegen 1892
Religion	3	2	2	2	2	2	12	± 0
Deutsch und Geschichtsbildungen	11	11	3	2	2	3	26	± 0
Lateinisch	8	8	8	8	7	7	68	+ 6
Griechisch	—	—	6	6	6	6	36	± 0
Französisch	—	—	4	2	3	3	20	+ 1
Geschichte	—	—	2	2	2	3	17	± 0
Erdbunde	2	2	1	1	1	—	9	± 0
Rechnen u. Mathematik	4	4	4	3	3	4	34	± 0
Naturwissenschaften	2	2	2	2	2	2	18	± 0
Schreiben	2	2	—	—	—	—	4	± 0
Zeichnen	—	—	2	2	—	—	8	± 0
Zusammen:	25	25	29	30	30	30	250	+ 7

Dasu kommen: 1) als verbindlich je 3 Stunden Turnen durch alle Klassen und je 2 Stunden Sängen für die Schüler der Klassen VI und V. Einzelbeschränkungen finden nur auf Grund ärztlicher Zeugnisse und in der Regel nur auf ein halbes Jahr statt. Die für Sängen beantragten Schüler von IV an außerdem nur zur Teilnahme am Chorchorus verpflichtet; — 2) als wahlfrei von Unter II ab je 2 Stunden Zeichnen; von Ober II ab je 2 Stunden Englisch und je 2 Stunden Hebräisch (Bibelunterricht verpflichtet für ein halbes Jahr). — Für Schüler mit schlechter Handschrift in IV und III III besonders Schreibunterricht einzurichten. Abweichung vom vorstehenden Lehrplan ist dahingehend zulässig, daß in den drei oberen Klassen (Ober II, Unter und Ober I) an Stelle des verbindlichen Unterrichts im Französischen solcher Unterricht im Englischen mit je 3 Stunden tritt, Französisch aber wahlfreier Lehrgegenstand mit je 2 Stunden wird.

Der Lehrplan des Gymnasiums schließt gleichzeitig denjenigen des Progymnasiums s. d. h. eines Gymnasiums ohne Prima und Obersekunda (vor 1892

nur ohne Prima), in sich. Wie diese Tabellen zeigen, ist der Unterricht in den beiden alten Sprachen neuerdings nicht unwesentlich beschnitten worden: von 128 (1856) auf 117 (1882), 98 (1892), 104 (1901). Dies konnte selbstverständlich nur geschehen bei entsprechender Herabsetzung der Lehrziele. Es wird gegenwärtig nicht mehr sichere eigne Handhabung der (namentlich lateinischen) Sprache (lateinischer Aufsatz!) erstrebt, sondern auf sicherer Grundlagede grammatischer Schulung gewonnenes Verständnis der bedeutendsten klassischen Schriften und dadurch Einführung in Geistes- und Kulturleben des Altertums. Dadurch sind alle schriftlichen Übungen als Mittel zum Zweck in die zweite Reihe gestellt und erheblich eingeschränkt.

In allen Hauptfächern kann dieser Gehalt in Preußen als typisch für das deutsche G. überhaupt gelten. Da im Deutschen Reich die preussische Verfassung allgemein angenommen worden war, mußte folgerichtig auch in den höheren Lehranstalten soweit Einheit hergestellt werden, daß das Recht zum einjährigen Dienst u. überall von gleichen Voraussetzungen abhängig gemacht werden konnte. Auf einer Konferenz von Bevollmächtigten der deutschen Bundesstaaten in Dresden 1872 wurden daher gemeinsame Grundzüge vereinbart und die darauf gegründete Uebersicht vom 1874 erlassen. Die Reichsschulkommission (s. d.) wacht darüber, daß diese Grundzüge überall gleichmäßig beachtet werden. Dies schließt jedoch eine gewisse Mannigfaltigkeit nicht aus. In Süddeutschland zählt man z. B. noch immer die Klassen (I. bis IX.) von unten nach oben. In Bayern hießen bis 1891 die Gymnasien antisch Studienanstalten (bestehend aus Lateinschule u. Obergymnasium). Würtemberg und Bremen hatten die 1908 zehnjährigen Lehrgänge im G., jenes bezeichnete mit ebendahin die unvollständigen Gymnasien (Progymnasien) als Gymnasien u. Zum Vergleich hier die

Sächsischer Stundenabteiler von 1891 (1874):

Fachgruppe	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	Zusammen	Gegen 1874
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2 (1)	2 (1)	18	2 —
Deutsch	5 (6)	4 (5)	3	2	2	2	2	3	4 (3)	27	1 —
lateinisch	8 (7)	8 (10)	8 (10)	8	8	7 (8)	7 (8)	2 (3)	6 (7)	66	— 7
Griechisch	—	—	—	6	2	6	2	6	2	33	—
Französisch	—	—	—	—	—	3 (2)	3 (2)	2	2	10	2 —
Rechnen und Mathematik	2	3	3	2	4 (3)	4 (3)	2	3	4	29	—
Naturkunde	1 (0)	1 (0)	1 (0)	1 (0)	1	—	—	—	—	5	7 —
Physik	—	—	—	—	—	(1)	2 (1)	2 (1)	—	4	—
Geschichte und Geographie	—	—	2	2	2	2	2	3	3	25	— 1
Zeichnen	—	2 (0)	1 (0)	—	2	2	2	—	—	2	3 —
Antiquarische	2 (3)	1 (3)	1 (2)	0 (1)	—	—	—	—	—	4	— 5
Turnen	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	—
Zusammen:	25	25	25	27	28	28	29 (28)	29 (28)	29 (28)	245 (243)	+ 2

In Österreich (Böhmen) zählte man 1892 gegenüber 33 Realgymnasien und 79 Real-, bez. Oberrealschulen 139 Vollgymnasien und 21 alleinstehende Unterghymnasien; 1900: 201 Gymnasien (mit Realgymnasien) mit 62,107 und 97 Realschulen mit 28,867 Schülern. — 1854 wurden unter dem Ministerium des Grafen Leo Thun die Gymnasien nach dem Lehrplan von Bonif und Egner neu eingerichtet und dadurch den deutschen ebendartig. Jedoch ist der Rufus dort auf acht Jahre und Klassenfächer beschränkt. Überarbeitet und mit ausführlichen Anweisungen versehen wurde der Lehrplan unter dem Minister Conrad von Eyndorf 1884. Stundenverteilung wie folgt:

Österreichischer Lehrplan von 1884:

Fachgruppe	Unterghymnasium	Oberghymnasium	Zusammen
Religionslehre	2	2	2 (2)
lateinische Sprache	8	6	6
Griechische Sprache	—	5	5
Unterichtssprache	4	2	2
Geographie u. Geschichte	3	3	3
Mathematik	3	3	3
Naturgeschichte	2	2	2
Physik	—	2	2
Wahlf. Propädeutik	—	—	—
Zusammen:	22	24	25

In Preußen gab es im April 1890 im ganzen 268 Gymnasien, denen 90 Realgymnasien und 10 Oberrealschulen gegenüberstanden, während auf 44 Progymnasien 18 Realschulen, 84 Realprogymnasien und 22 höhere Bürgerschulen kamen; 1903 dagegen 303 Gymnasien neben 80 Realgymnasien, 40 Oberrealschulen, 52 Progymnasien, 20 Realprogymnasien, 141 Realschulen. Im ganzen Deutschen Reich geistaltet sich das Verhältnis der entsprechenden Zahlen 1903 so: 406 Gymnasien gegen 122 Realgymnasien und 64 Oberrealschulen; 100 Progymnasien gegen 48 Realprogymnasien und 308 Realschulen. Die Zahl der Schüler in den Gymnasien und Progymnasien Preußens betrug 1902: 95,441 gegen 71,729 in sämtlichen höheren Realschulen. Diese Zahlen beweisen, daß das G. im ganzen noch die vorwaltende Form der höheren Schulen ist. Unter 58 Reformschulen, die vorzugsweise dem sogen. Frankfurter Lehrplan folgten (davon 45 in Preußen), waren 1903 Gymnasien oder mit gymnasialen Zweigen verbunden: 10 (davon 8 in Preußen); vollendet und bereits zur Reifeprüfung gelangt darunter bis 1904 nur 2 (Frankfurt a. M. und Hannover).

Rückchengymnasien (s. d.) und entsprechende, auf die oberen Klassen beschränkte Gymnasialkurse gab es 1903 in Deutschland 16, von denen jedoch 9 dem Lehrplan der Realgymnasien folgten.

Zur Ergänzung des Vorstehenden s. Höhere Lehranstalten, Realschulen, Realgymnasium, Humanismus u. dgl. Diese, Das höhere Schulwesen in Preußen (Berl. 1884—74, 3 Bde.) und Verordnungen und Gesetze (3. Aufl. von Kübler, das. 1886—88); Weier, Die höheren Schulen in Preußen und ihre Lehrer (2. Aufl., Halle 1902; Ergänzungsschrift 1904); Schmidts »Enzyklopädie des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens« (2. Aufl., Leipz. 1876 ff.); Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts (2. Aufl., das. 1896); v. Naumer, Geschichte der Pädagogik (6. Aufl., Münster 1890—98, 4 Bde.; Bd. 5 von Lotholz 1896); Bender, Geschichte des Gelehrten-schulwesens in Deutschland seit der Reformation, und Schmid, Das neuzeitliche nationale G. (in Schmidts Geschichte der Erziehung, Bd. V, Stuttgart 1901); Thaulow, Gymnasialpädagogik (Miel 1858); Nägelsbach, Gymnasialpädagogik (3. Aufl. von Autenrieth, Erlang. 1879); Roth, Gymnasialpädagogik (2. Aufl., Stuttg. 1874); R. Schmidt, Gymnasialpädagogik (Köthen 1857); Hirzel, Vorlesungen über Gymnasialpädagogik (Tübing. 1876); Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen (2. Ausg. der 5. Aufl., Berl. 1893) und Die Verfassung der höheren Schulen (3. Aufl., das. 1889); Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre (mit andern, Münch. 1894—98, 4 Bde.; einzelne Teile wiederholt aufgelegt); Kesser, Die Reformbewegung auf dem Gebiet des preussischen Gymnasialwesens von 1882—1901 (Leipz. 1901); Legis, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich, Bd. 2 (Berl. 1904); »Statistisches Jahrbuch der höheren Schulen Deutschlands u. dgl.« (Leipz.). Zeitschriften: »Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen« (Berl., seit 1859; amtlich); »Jahrbücher für Pädagogie und Pädagogik« (Leipz., seit 1826); »Zeitschrift für das Gymnasialwesen« (Berl., seit 1847); »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« (Wien, seit 1850); »Blätter für das bayerische Gymnasialwesen« (Münch., seit 1865); »Pädagogisches Archiv« (Zettlin, seit 1859); »Das humanistische G.« (Organ des Gymnasialvereins; Weidm., seit 1890);

»Monatschrift für höhere Schulen« (Berl., seit 1902); »Deutsche Schulgesammlungen« (Baf., seit 1872) u.

Gymnast (griech.), im Altertum Lehrer der Gymnastik, besonders der Weibern und der Athleten.

Gymnastik (griech., von gymnazein, »üben, turnen«), die Kunst der Leibesübungen, so genannt, weil derartige Übungen bei den Griechen nach (gymnós) angestellt wurden. Das Wort bezeichnet das wissenschaftlich begründete und allseitig ausgebildete System der Pflege, Stärkung und Übung der Körperkräfte, wie auch die Übung selbst. Indem die G. allgemeine und gleichmäßige Ausbildung des Körpers bezweckt, unterscheidet sie sich von der Athletik (s. d.), die den Körper durch einseitige Übungen zu hervorragenden Einzelleistungen geschickt machen will, und von der Agonistik (s. Agon), die bei allen Übungen vorzugsweise das Auftreten in Wettkämpfen im Auge hat.

Als Kunst, die nach bestimmten Regeln den ganzen Körper zur höchsten Vollkommenheit bilden will, haben die G. zuerst die Griechen aufgestellt, die, in der Kallagathie (s. d.), der Bereinigung einer edlen Seele mit einem schönen Körper, das Ideal des Menschen sahen, die Bildung des Körpers für nicht minder wichtig als die der Seele erachteten. Schon bei Homer galt es für schimpflich, in der G. nicht erfahren zu sein. Später war die G. dem freien Bürger notwendige Vorbereitung für den Kriegsdienst. In Sparta wurden sogar die Mädchen zu gymnastischen Übungen herangezogen. Aber nicht nur einen wichtigen (in Sparta sogar den wichtigsten) Teil in der Jugenderziehung bildete die G., auch freie und unabhängige Männer übten sich bis ins Alter in den Turnschulen und erhielten sich dadurch die Kräftigkeit des Körpers. Die einfachen und doch in ihrer weiten Verbindung alle Glieder des Körpers gleichmäßig ausbildenden Übungen der Griechen waren: Foch-, Tief- und Weitzprung, lehter mit Halkeren (s. d.) ausgeführt, Speerwurf, Schnellauf (s. Dromos), Diostouren (s. Diolos), Ringkampf (s. Pale). Diese fünf unter dem Namen Pentathlon zusammengefaßten Übungen fanden für Knaben in der Palästra (s. d.) statt; Jünglinge und Männer bejuchten das Gymnasium (s. d.). Öffentliche Lehrer der G. gab es nicht; die Knaben übten unter den Augen und nach den Weisungen zusehender Bürger; vom Staat angestellte Gymnasialarchen (s. d.), auch Pädagogen und Kosmeten genannt, führten die Oberaufsicht. Häufig vereinigte auch ein Privatlehrer (Pädotride) die Kinder mehrerer Eltern. Eine weitere Ausbildung gaben die Gymnasien (s. d.). Vor den Übungen wurde der Körper mit Öl eingerieben, um die Glieder elastisch zu machen. Vor dem Ringen dagegen dehaubte man sich wieder mit Sand, um das Festhalten zu erleichtern. Nach den Übungen gaben große Bädner und Bädnerinnen Gelegenheit zur Reinigung des Körpers in warmen und kalten Bädern, wobei man Öl, Schweiß und Sand mit Striegeln entfernte. Nach dem Bade wurde eine Eintreibung und Massage des Körpers von den Aleipten (s. d.) vorgenommen. Übten auch die Teile des Pentathlon die Hauptübungen in den Palästran und Gymnasien, so waren sie doch nicht die einzigen. Beim Bade wurde das Schwimmen fleißig geübt und zu großer Vollkommenheit gebracht. In manchen Staaten kam noch Bogenschießen und Schleudern hinzu; vor allem ergabte seit Homers Zeiten das Ballspiel in den verschiedensten Arten jung und alt. Nicht sowohl zur G. als zur Athletik (s. d.) gehörten die Übungen im Faustkampf (s. Pugna) und Panstration (s. d.), obwohl sie später mit Ausnahme

von Sparta allgemeine Aufnahme in die Gymnasien fanden. Durchaus aber wurde zur G. gerechnet die allerdings nur Reichen zugängliche Kunst des Wagenfahrens und Betteitens im Hippodromos (s. d.). — Mit dem politischen Verfall Griechenlands seit dem Peloponnesischen Kriege sank auch das Interesse an dieser hervorragenden politischen Institution; die gewerbmäßige Kithikie gewann immer mehr die Oberhand.

In Rom betrieb von alters her die Jugend auf dem Marsfeld Leibesübungen, aber ausschließlich als Vorbereitung zum Kriegsdienst. Die griechische G., die die Römer erst in ihrem Verfall kennen lernten, und die zudem wegen der Nacktheit der Übenden dem römischen Anstandesgefühl widerstrebte, gewann keinerlei Bedeutung für das Volksleben wie in Griechenland.

Mit welchem Eifer die allgermanischen Völker die G. auf ihre Weise pflegten, zeigen die Berichte römischer Schriftsteller von den außerordentlichen Leistungen der germanischen Jünglinge im Laufen, Springen u. dgl. Den Fortbestand solcher Übungen und Fertigkeiten auch in der Folge lassen die Dichtungen, wie das Nibelungenlied, deutlich erkennen. Ähnliche Stellung und Bedeutung wie die gymnastischen Spiele im hellenischen Altertum beanspruchten später die ritterlichen Kampfspiele der Turniere (s. d.), zugleich Ereignis und wirksames Beförderungsmittel ritterlicher Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit. Mit dem Verfall des Ritterwesens traten minder ernste Wettspiele, die sogen. Karusselle, an ihre Stelle, die aber hauptsächlich Reiterkünste zur Anschauung bringen sollten. Nach der Umgestaltung der Kriegsführung durch das Schießpulver saßen jene ritterlich-gymnastischen Übungen und Spiele mehr und mehr außer Gebrauch. Nur einzelne Ueberreste erhielten sich in manchen Kreisen und wurden teils durch Einwirkung der Mode, teils zu Wahrung persönlicher Ehre und Tüchtigkeit kunstgerecht ausgebildet, wie die Fechtkunst (s. d.). Andres bestand fort, weil es, ganz abgesehen vom Kampf, sonstigen Bedürfnissen oder auch dem Vergnügen diene, so namentlich Reiten, Tanzen, Schützschützen, Schwimmen, Rudern, Ballspiel u. Noch andres, so z. B. Vogel- und Scherenschießen mit Büchse und Armbrust, Rastklettern, Wettkäufen, Bettrennen und Wetspringen, das Werfen in die Weite und nach einem Ziel u., hat sich im Anschluß an Volksfeste zum Teil bis heute erhalten und findet gerade jetzt in den mancherlei Sportgesellschaften eifrige Förderung.

Die Geschichte der Wiederbelebung der G. als einer allseitigen, systematischen Leibesbildung ist die Geschichte der G. in ihrer deutsch-nationalen Entwicklung, der Turnkunst (s. d.). Über Heilgymnastik und Zimnerygymnastik s. diese Artikel. Aus der zahlreichen auf G. und Veranlaßtes sich beziehenden Literatur möge hier erwähnt werden: Krause, Die G. und Gymnastik der Hellenen (Leipz. 1840—41, 2 Bde.); O. v. Jäger, Die G. der Hellenen (neue Bearbeitung, Stuttgart, 1881); H. F. Hermann, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten (neue Bearbeitung von Blümmel, Bd. 4, Freiburg 1882); Bing, Die G. der Hellenen (Göttingen 1877, mit ausführlichem Nachweis der Literatur).

Gymnastiker (griech.), ein die Gymnastik (Turnkunst) Ausübender; jetzt besonders Bezeichnung derjenigen, die ihre Leibesübungen für Geld öffentlich vorführen. Sofern dieselben zu ihren Vorführungen sich keiner Geräte, wie des Kleos, Trapezes, gespannten Seiles, bedienen, werden sie Parterregymnastiker genannt.

Gymnema R. Br., Gattung der Kollapsadiaceen, windende, laub- oder behaarte Halbsträucher oder Sträucher mit ziemlich breiten Blättern, doldigen, zuweilen gespaltenen, sitzenden oder kurzgestielten Blütenständen und kleinen Blüten. Etwa 20—25 Arten von Ostafrika bis Australien. *G. silvestre R. Br.*, eine sehr vielgestaltige Pflanze, ein dicht behaarter Strauch mit eisernen Blättern, der in dem ganzen Verbreitungsgebiet wächst, enthält in den Blättern bis 6 Proz. Gymnema-säure, die für einige Zeit die Geschmacksempfindung für süß aufhebt. Die Wurzel wird gegen Schlangengift benutzt. *G. ligum Spr.* in Ostindien enthält einen dem Kautschuk ähnlichen Körper.

Gymnisten (griech., »Ungezügelter«), die, weil nur für den Fernkampf bestimmt, nicht mit Schutzhelmen versehenen Speer-, Bogen- und Schleuderschützen der altgriechischen Heere, von denen sie erst seit dem Juge der Jehnlaufend (401 v. Chr.) einen regelmäßigen Bestandteil bildeten. Sie wurden meist aus Völkerschaften geworben, die im Gebrauch der dergleichen Waffen Ruf hatten, wie z. B. die Kreter als Bogenschützen, Rhodier und Thessaler als Schleudrer u.

Gymnisch, soviel wie gymnastisch, s. Gymnastik.

Gymnit, Mineral, anscheinend amorph, nur dach und in skalatitischen und traubigen, nierenförmigen Massen von schmutzgelber Farbe, fettglänzend, durchscheinend, Härte 2—3, spez. Gew. 2—2,3, seiner Zusammensetzung nach wasserhaltiges Magnesiumsilikat, findet sich bei Baltimore im Serpentin, in Tirol und bei Passau in körnigem Kalk, nickelhaltig (mit 24—38 Proz. Nickeloxyd) und dann grün gefärbt als Nickelgymnit in Pennsylvanien und als Kumeit oder Garnierit (s. d.) in Kautalehonien und in Oregon.

Gymnaseus Baran, Pilzgattung aus der Ordnung der Klostungeten, durch freie, nicht von einem Fruchtkörper umschlossene Sporenschläuche ausgezeichnet.

Gymnoeläus Lam. (Geweihbaum, Schufserbaum, Chicot), Gattung der Leguminosen, Bäume mit doppeltgefiederten Blättern, mittelgroßen Blüten in endständigen einfachen Trauben oder traubensörmigen Büscheln und länglichen, leicht gekrümmten, biden, aufgetriebenen, mit Warz erfüllten, nicht aufspringenden Hülsen. Von den zwei Arten ist *G. dioica L.* ein bis 36 m hoher, hochstämmiger Baum, dessen Hölzwerk in blattlosem Zustand an das Aussehen von Hirschgeweizen erinnert, mit 1 m langen, 60 cm breiten, doppeltgefiederten Blättern (das unterste Fiederpaar besteht aus einfachen Blättchen), dünnen, hautartigen Blättchen, weichen, wenig auffallenden Blüten und 10—25 cm langen Hülsen. Der Baum wächst in Kanada und den nördlichen Staaten der Union, liefert in der Heimat gutes Bauholz und wird bei uns als Hirschkiefer kultiviert. Die Samen werden in Kentucky statt Kaffee gebraucht (Kentucky Kaffeebaum), die Rinde benutzt man zum Färben.

Gymnodontes, Familie der Knoschenfische, aus der Unterordnung der Psittacifischer (Psittaciformes), meist Bewohner tropischer und subtropischer Gewässer.

Gymnogramme Desr. (Nacktfarn), Farnattung aus der Familie der Polypodiaceen, charakterisiert durch unbedeckte Fruchtkäusen, die auf dem Rücken der Seitenerven fast deren ganze Länge einnehmen; die zahlreichen Arten sind in der wärmern gemäßigten und in der heißen Zone verbreitet. *G. leptophylla Desr.* kommt in Süditalien, der Südschweiz u. a. vor. Goldfarn (*G. chrysophylla Desr.*), aus Peru,

mit 1 m langen, oben watgrünen, unten gänglich mit einem dunkel goldgelben Staub die überzogenen Bedeln, ist einer der schönsten Farne unfer Gärten. Ähnlich ist der Silberfarn (*G. tartarea Desv.*), dessen Unterseite mit einem überweißen dicken Staube bedeckt ist. Diese Überzüge bestehen aus Farnstäben, die auf fopfförmigen Haaren dicht gedrängt stehen. *G. reniformis Mart.* und *G. verticalis Kl.* f. Tafel »Farne I«, Fig. 8 u. 10.

Gymnosarp, f. Flechten, S. 670.

Gymnopäden (griech.), ein im Juli 6—10 Tage lang gefeiertes Hauptfest der alten Spartaner, bei dem Knaben, Jünglinge und Männer sich in allen gymnastischen und ortschifflichen Künsten zeigten.

Gymnophiona, Ordnung der Amphibien, f. Blindwühler.

Gymnopöden (griech., »Nacktfüßige«), soviel wie Barfüßernünde. [674.]

Gymnorhina, Blattnasen, f. Niesermäuse, S.

Gymnosophisten (griech., »nackte Sophisten«), Benennung indischer Philosophen, die, das Wesen der Philosophie in selbstvergessener Kontemplation und Erhöhung der Sinnlichkeit suchend, so weit gingen, daß sie jegliche Befriedigung verschmähten, ja sich selbst verbrannten, um desto eher in einen reinen Zustand überzugehen, so z. B. Kalanos (f. d.) in Alexanders Gegenwart. Als Weise standen sie bei den indischen Königen in hohem Ansehen. Die Faßre (f. d.) im heutigen Indien erinnern an die G.

Gymnospermen (griech., »Nacktsamige«, *Archi-spermen*), im natürlichen Pflanzensystem Hauptabteilung der Phanerogamen, den Angiospermen (f. d.) entgegengesetzt, begreift diejenigen Pflanzen, deren Samenknospen nackt, d. h. nicht in einem Fruchtknoten eingeschlossen sind, sondern entweder frei auf einer Achse stehen, oder auf narben- und griffellofen Fruchtblättern (Fruchtschuppen) sitzen. Die G. umfassen nur die Familien der Upladazeen, Koniferen und Gnetalesen sowie die vorweltlichen Kordaitazeen und Bennettazeen und vermitteln in der Entwicklungsgeschichte des Pflanzentums den Übergang von den Gefäßkryptogamen zu den Phanerogamen. Die Blüten sind in ihrer Gestalt den Sporangienständen der Equiseten und Urtropodien ähnlich. Ihr Embryosack entspricht der Maltospore der höheren Gefäßkryptogamen und enthält schon vor der Befruchtung einen dem Prothallium der Gefäßkryptogamen ähnlichen, jedoch nicht grünen, mit Archegonien (früher als *corpuscula* bezeichnet) ausgestatteten Zellkörper, der später als Nährgewebe dient. Die Pollenkörner (Mikrosporen) entwickeln ein rudimentäres Prothallium an dem nur zwei männliche Sexualzellen gebildet werden, die in einigen Fällen in ihrer Ausbildung, besonders durch den Besitz von Cilien, an die Sporozoiten der höheren Farne erinnern. Auch die vegetativen Organe der G. geben einige nähere Anknüpfungspunkte an die höheren Kryptogamen oder stellen Übergänge von diesen zu den Phanerogamen dar. Endlich befanden die G. ihre nahe Verwandtschaft mit den Gefäßkryptogamen auch darin, daß sie gleich diesen ihre Hauptverbreitung in den vorweltlichen Perioden gehabt haben (vgl. Koniferen und Upladazeen), und daß unter den fossilen Gefäßkryptogamen Typen, wie die Lepidodendreen und Sigillarien (f. Urtropodien), vorkommen, die mit den G. eine noch größere Ähnlichkeit haben als die gegenwärtig lebenden Kryptogamen.

Gymnospermia (griech.), Ordnung der 14. Klasse (*Didymia*) des Linnischen Pflanzensystems, un-

faßt die Lippenblütler, das Linne die vier einmündigen Teilfrüchte dieser Pflanzen fälschlich für nackte Samen ansah, im Gegensatz zur andern Ordnung dieser Klasse, Angiospermia, welche die mit zahlreichen Samen in Kapseln versehenen didynamischen Pflanzen, die Streululariaceen, umfaßt.

Gymnosporangium DC. (*Podisoma Lk.* mit Roestelia), Gattung der Kospitze (f. d.).

Gymnötus, der Jitteraal.

Gympé (spe. *gimé*), Stadt in dem britisch-austral. Staat Queensland, am Maryfluß, durch Eisenbahn mit dem Hafen Maryborough sowie mit Brisbane verbunden, hat ein Hospital, Bergschule, sehr reiche Goldfelder und (1901) 11,959 Einw.

Gynäkeion (*Gynäkonstis*, griech.), im altgriech. Haus der Wohnraum für die Frauen.

Gynäfratrie (griech.), Weiberegiment, f. Frauenherrschaft.

Gynäkologie (griech.), die »Lehre von dem Weib«, speziell von den Frauenkrankheiten. Die G. ist ein Teil der medizinischen Wissenschaften, der sich mit der Zeit zu einem Spezialfach entwickelt hat. Die moderne G. arbeitet mit den Methoden und nach den Prinzipien der Chirurgie und hat wie diese selbst glänzende und vielfach geradezu erstaunliche Heilerfolge aufzuweisen. Nicht nur, daß heute große Eierstocksgeschwülste mit verhältnismäßig geringer Gefahr entfernt werden, es gelingt auch bei treibiger Erkrantung der Gebärmutter oft durch operative Entfernung des ganzen Organs, den Körper von einem Leiden zu befreien, dem er sonst untrennbar verfallen ist. Literatur f. bei Frauenkrankheiten. — Gynäkologische Klinik, eine Anstalt, in der Frauenkrankheiten behandelt und gleichzeitig junge Ärzte über diese Krankheiten praktisch unterrichtet werden. Gewöhnlich sind solche Anstalten, die jetzt in allen deutschen Universitätsstädten anzutreffen sind, mit den geburtshilflichen Instituten verbunden.

Gynäkomast (griech.), Mann mit weiberrähnlicher Brust.

Gynäkomorphisch (griech.), wie ein Weib ge-
Gynäkomom (griech.), Aufseher über die Frauen, eine durch Demetrios von Phaleron im alten Athen eingeführte Behörde, welche die Beobachtung der Lugalgelege zu beaufsichtigen hatte.

Gynandree (griech., »weibmännliche«), Ordnung der Monokotyledonen, mit zwittrigen, oberständigen, meist zygomorphen Blüten, deren Staubblättchen häufig bis auf eins reduziert und mit dem Griffel verwachsen sind, umfaßt die Familien der Burmanniaceen und Orchidaceen.

Gynandrus (griech.), »weibmännlich«, von Blüten, in denen die Staubgefäße mit dem Griffel verwachsen sind; daher Gynandria, die 20. Klasse des Linnischen Systems, Pflanzen mit weibmännlichen Blüten enthaltend.

Gynanthropos (griech., »Weibmann«), Zwitter.

Gynatresien (griech.), die im weiblichen Genitalkanal vorkommenden angeborenen oder erworbenen Verschlässe. Man unterscheidet: Verschluß der Schamspalte (vulvare Atresie), Verschluß der Hymenaloöffnung (hymenale Atresie), Verschluß der Scheide (vaginale Atresie), Verschluß des Gebärmutterhalses (cervikale Atresie). Die G. machen bei Kindern keine Beschwerden; sie werden in der Regel erst bemerkt, wenn durch Hürdaufhaltung des Menstrualblutes ziehende Schmerzen bei jungen, in das geschlechtsreife Alter eintretenden Mädchen sich bemerkbar machen. Die Behinderung des Sekretabflusses führt zur Anstauung

rischen und griechischen Volksleben in lebendiger Auffassung und mit jeder koloristischer Behandlung. Nachdem er während der Jahre 1872—74 Griechenland und Kleinasien bereist hatte, kehrte er wieder nach München zurück, wo er seinen Wohnsitz beibehielt. Seine Hauptwerke auf dem Gebiete der Generalmalerei sind: die Hundeverlobung, die Baisensfinder, Nachrichl vom Sieg bei Sedan in einer bairischen Stadt, die Bestrafung eines Hühnerdiebes in Smyrna (in der Dresdener Galerie), die erste Reichte, die Märchenverjählerin, geheime Schule unter den Türken, griechische Kinderverlobung, Wallfahrt, der Rater im Orient und Karneval in Alben (1892, in der Neuen Pinakothek zu München). Seit dem Ende der 1870er Jahre widmete er sich auch der dekorativen Malerei in antikerer Richtung, zunächst in Vasen, Diplomen u. dgl., dann auch in größeren Kompositionen, wie z. B. die Freude, Frühlingsgymphonie (1888, in der Neuen Pinakothek zu München) und der Triumphzug der Babaria (im Gewerbemuseum zu Nürnberg), in denen sich ein hohes, durch das Studium der Antike geläutertes Schönheitsgefühl im Verein mit reicher, poetischer Erfindung offenbart. 1892 erhielt er die erste Medaille der Münchener Ausstellung. Seit 1882 war er Lehrer an der Kunstakademie. Vgl. London, Ghyss (Beleg. 1902).

Gythion, im Altertum Vastanstadt in Latonien, südwestlich vom Ausfluß des Euraios, eine Gründung phönizischer Purpurfischer, nach der dorischen Eroberung der Hauptphasen des Landes und Flottenverlust, wurde 455 v. Chr. vom Athener Tolmidos verwüstet. Epameinondas vermochte die Stadt 370 nicht zu erobern, wohl aber T. Quinctius Flamininus 195. Unter den Römern genoss sie als eine der sogenannten Kleinstädte von Sparta unabhängigen Städte eine Stadtbürger, der die Paläopolis genannten Ruinen, nördlich vom heutigen G., entstammen. — Etwas nördlich von denselben entstand im 19. Jahrh. die Ansiedelung Karatoni, seit kurzem wieder G. genannt. Es ist der Hauptausfuhrhafen der spartanischen Ebene und der nördlichen Kaina, Hauptort einer Eparchie des Romos Latonien, mit (1890) 4306 (Gemeinde 6049) Einw.

Gyula (spr. hula), Stadt mit geordnetem Magistrat, ehemals Festung, Sitz des ungar. Komitats Helyes, an der Eisenbahn und den Eisenbahnen Großwardein—Szegedin und Budapest—Krad, mit Burgruine, schönem Schloß, Komitatshaus mit Antiquitätenmuseum, Denkmal des Komponisten Franz Erkel (von Kallós und Kann) und (1901) 25,483 magyarischen, slowakischen und deutschen Einwohnern. G. hat 5 Dampfmühlen, Weinbau, Viehzucht, elektrische Beleuchtung. Danel, ist Sitz einer Finanzdirektion und eines Gerichtshofs.

Gyula-Hebér (spr. hula-hebér), ungar. Name der Stadt Karlsburg (f. d.).

Gyulai (spr. hulai), 1) Franz, Graf von, österr. Feldzeugmeister, geb. 1. Sept. 1798 in Pest, gest. 21. Sept. 1868, trat früh in den österreichischen Militärdienst, war 1848 bereits Feldmarschallleutnant und wurde zum Gouverneur des Küstenlandes ernannt, das er tapfer gegen die italienische Flotte verteidigte. Vom Juni 1849 bis Juli 1850 Leiter des Kriegsministeriums, ging G. Johann als Befehlshaber des fünften Heerkorps nach Mailand, wurde zum Feldzeugmeister ernannt und mehrfach mit diplomatischen Aufträgen an die italienischen Höfe und nach Petersburg betraut. Beim Ausbruch des sardinisch-österreichischen Krieges Anfang 1859 zum Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in Italien und zum Generalstatthalter der Lombardie ernannt, bewährte sich G. keineswegs und wurde nach der Schlacht bei Magenta (4. Juni) des Oberbefehls entbunden und später als Feldzeugmeister in Ruhestand versetzt. Sein Name ging auf den von ihm adoptierten Namen, den General v. Edelsheim (f. d. 2), über. — Mit dem Feldmarschall Grafen Samuel G., dem jüngeren Bruder des vorigen, der am 23. Aug. 1886, 83 Jahre alt, in Gries bei Bozen starb, erfolgte das alte siebenbürgische Geschlecht.

2) Paul, ungar. Dichter und Kritiker, geb. 1826 in Klausenburg, wo er auch seine Studien erledigte, lehrte später am Gymnasium daselbst, war dann als Journalist in Pest tätig, bis er 1875 die Professur der ungarischen Literaturgeschichte an der Universität in Budapest erhielt. Seit 1858 ist er Mitglied der ungarischen Akademie, seit 1870 Sekretär von deren ersten (Sprach- und schenwissenschaftlichen) Klasse; 1881—89 war er Präsident der Realakademie-Gesellschaft. Gyula's literarisch-historische und kritische Werke sind: »Das Leben Börsenmarts« (2. Aufl., Budapest. 1879); »Denkreden« (das. 1879) und »Johann Katona und seine Tragödie Bánk bán« (2. Aufl., das. 1883); außerdem zahlreiche Kritiken und Studien in der von ihm redigierten »Budapester Revue« und andern Zeitschriften. Als Dichter trat er hervor mit Novellen: »Vazlatok és képek« (»Skizzen und Bilder«, Pest 1867, 2 Bde.; z. T. deutsch in Neclams Universal-Bibliothek u. a. O.), die sich durch seine Charakteristik und lebendige Darstellung auszeichnen, und einer Sammlung »ornamenteller Gedichte« (neueste Ausg. 1895). Seit Jahren arbeitet er an einem satirischen Zeitgedicht im Genre Byrons, »Romhányi« betitelt, von dem bisher vier Gesänge erschienen sind. G. hat die Werke von Börsenmarts und Madách sowie mit A. Kányi eine Sammlung ungarischer Volksdichtungen herausgegeben; er redigiert die ungarische Monatschrift »Budapesti Szemle«.

H.

H, h, lat. H, h, der Hauch, ein stimmloser Kehlopf-Weibelaut (f. Vautlehere). Die Griechen nannten den Hauch spiritus asper zum Unterschied von spiritus lenis, womit sie den sogenannten leisen Vokaleinsatz bezeichneten. Die romanischen Sprachen haben das h ganz aufgegeben (so im Spanischen und Italienischen) oder nur überreste davon bewahrt (im Französischen). Das h der germanischen Sprachen geht, gleichfalls betrachtet, auf k zurück; so in Horn, engl. horn,

got. hauru, lat. cornu; vgl. Lautverschiebung. Der Buchstabe h stammt aus dem phönizischen Alphabet, von wo er zunächst zu den Griechen kam. Im Westgriechischen behielt h den Wert als Hauchlaut bei (während es bei den Ostgriechen Zeichen für s wurde), mit diesem Wert übernahmen es von den Westgriechen die Römer und wir von den Römern. Die romanischen Sprachen haben selbst in dem Namen des h den Hauchlaut aufgegeben: ital. acca,

franz. hache (fr. 1840), daraus engl. ache, (fr. 1840), span. ache (fr. 1840). Über das deutsche Dehnungs-*h* f. Rechtschreibung.

Abkürzungen.

H als römischer Zahlzeichen bedeutet 200 (gebräuchlicher CC.). In römischen Inschriften steht es für Honestus, Hie, Haeres, Homo, Hora, Hadrianus &c. Setzt *h* in der Buchhaltung zwischen Abkürzung für »Gaben« (Guthaben, Credit). Auf den neuen deutschen Reichsmünzen bedeutet *H* Tausend, auf älteren französischen Münzen La Rochelle (mit einer Krone darüber, daß sie unter Heinrich III. oder Heinrich IV. geprägt sind). Im österreichischen Münzwesen steht jetzt *h* für Heller. Auf deutschen Döhlmaßen bedeutet *H* (ober *h*) Gekloßter. In der Astronomie ist *h* Abkürzung für hora (Stunde), auf Rezepten früher auch für herba (Straut). In der Chemie ist *H* das Zeichen für 1 Atom Wasserstoff (Hydrogenium). In der Elektrochemie ist *H* Zeichen für die Wasserzelle Henry. Bei botanischen Namen steht es für *H.* Dumbold (f. d.).

H. B. C. früher = Hudson's Bay Company.

H. B. M. (S.), in England = His (ober Her) Britannic Majesty's Service.

H. C. = House of Commons (f. d.).

h. c. t. (indut.), bei Zeitangaben = hora cum tempore (d. h. »um ... Uhr angeführt).

h. e. = hoc est (lat.), das ist oder bedeutet.

HE. = Heimer-Einheit in der Photometrie.

H. E. L. C. S., in England früher = Honourable East India Company's Service.

H. I. H., in England = His (ober Her) Imperial Highness, »Seine (Ihre) kaiserliche Hoheit«.

H. J. (S.) = hic jacet (sepultus), »hier ruht«.

h. l. = hoc loco (lat., »an dieser Stelle«).

H. L. C. = House of Lords (f. d.).

h. m. = huius mensis (lat.), dieses Monats, oder = hoc mense, »in diesem Monate«.

H. M., in England = His (ober Her) Majesty, »Seine (Ihre) Majestät«.

H. M. P. = hoc monumentum posuit (lat.), »hat dies Denkmal errichtet«.

H. M. S. = His Majesty's ship, amtliche Titulatur der englischen Kriegsschiffe; dem nachgebildet das deutsche »S. M. S.« (f. d.).

H. P. (ober IP), im Maschinenwesen = horse-power (engl.), »Pferdekraft«.

H. R. A., in England = Honorary Royal Academician, Ehrenmitglied der königlichen Akademie.

H. R. H., in England His (ober Her) Royal Highness, »Seine (Ihre) königliche Hoheit«.

H. R. T. = hic requiescit in pace, »hier ruht in Frieden«.

H. S. = hic situs, »hier ruht«.

H. T. B. = Verordn. Telegraphen-Bureau (in Berlin; f. Telegraphenbureau).

H (ital. u. franz. H), in der Russif der deutsche Name eines der sieben Töne der Grundtala (vgl. A).

H kam im 16. Jahrh. als Drucktype (h) für $\frac{1}{2}$ (B quadratum) in die deutsche Tabulatur. In England, Holland und Schweden heißt der Ton noch heute B.

ha, Abkürzung für Heister.

Haacke, Wilhelm, Zoolog, geb. 23. Aug. 1855 in Klenze (Prov. Hannover), studierte 1875–79 in Jena, wurde Assistent am dortigen Zoologischen Institut und 1879 in Kiel, dann war er 1882–84 Direktor des Museums in Adelaide, 1888–93 Direktor des Zoologischen Gartens in Frankfurt a. M., habilitierte sich zugleich 1889 als Privatdozent an der Technischen Hochschule in Darmstadt und privatisierte seit 1897 in München, Berlin und Jena. Er bereiste seit 1882 Australien und Neuguinea und entdeckte, daß der Ameisenigel Eier legt. Er schrieb: »Die Schöpfung der Tierwelt« (Leipzig, 1893); »Gestaltung und Vererbung« (das. 1893); »Die Schöpfung der Menschheit« (Jena 1895); »Grundriss der Entwicklungsmechanik« (Leipzig, 1897); »Aus der Schöpfungswert-

statt« (2. Aufl., Berl. 1898); »Bau und Leben der Tiere« (Leipzig, 1899); »Das Tierleben der Erde« (Berl. 1900—02, 3 Bde.).

Haag (den Haag, eigentlich 's Gravenhage, 's Hage, franz. la Haye, lat. Haga comitis, »Gravenhain«), die Residenz der Königin der Niederlande. Sitz der Landesregierung und des höchsten Gerichtshofs, Verammlungsort der Generalstaaten, Hauptstadt der Provinz Südholland, liegt 4 km von der Nordsee, bloß durch Dünen davon getrennt, an der Linke Amsterdam–Rotterdam der Holländischen Eisenbahn, mit Gouba und Scheveningen durch Zweigbahnen verbunden, und bildet mit dem Wabert Scheveningen an der Nordsee eine Gemeinde. Der *H.* ist die schönste Stadt der Niederlande. In der Mitte der Stadt liegt der Weiher (Vijver), ein von Allen umgebenes Wasserbecken mit Insel. Unter den Bäumen zeichnen sich aus: der Builenhof, südlich vom Weiher, mit dem Standbild Wilhelms II., der vom Gräben umschlossene Binnenhof mit vielen ansehnlichen Gebäuden, das Klein, der Bijverberg, der Plaats, das Tournooiveld. Die Hauptstraßen, Kanäle &c. sind: das mit Bäumen bepflanzte Boorhout, der Kneuterdijl, der Pringen- und Pringessinnen-, der Königinnengraben, der Wilhelmspark. Seit 1885 führt eine 172 m lange Passage mit 25 m hoher Ruppel vom Bütenhof südwärts nach der Spuistraat. Von den künsterlich wenig bedeutenden 27 Kirchen der Stadt gehören fünf der größten den Reformierten (darunter eine französische), ebenso viele den Römisch-Katholischen; die Juden haben zwei Synagogen, eine deutsche und portugiesische, die Russen eine Kapelle. Von den übrigen Konfessionen haben einige Kirchen die Lutheraner, die Deutsch-Evangelischen, die Remonstranten, die englischen Episkopalen, die alten Reformierten &c. Die hervorragendste Kirche im *H.* ist die Groote Kerk (St. Jakobskirche), ein gotischer Bau aus dem 15. und 16. Jahrh., mit einem sechsseitigen Turm nebst Glockenspiel. Zu den schönsten und wichtigsten Gebäuden gehören: die königliche Bibliothek mit ca. 400,000 Bänden, wertvollen Miniaturen, Handschriften, Münzen und Kameerabinett; das Museum Meermansoo-Westreeniaann (eine reichhaltige Sammlung aller Drude, Handschriften, Bösen und Skulpturen &c.), in der Nähe die Gießhütte und das Reichsarchiv; ferner die Paläste der Königin und der Königin-Mutter; das Provinzialregierungsgebäude, die Gebäude der verschiedenen Ministerien (darunter das der Marine mit einer bedeutenden Sammlung von Schiffsmodellen und nautischen Gegenständen und das Justizministerium, ein prächtiger Bau im holländischen Renaissancestil; das neue Gebäude für den obersten Gerichtshof; der den Binnenhof umgebende logen. Alte Hof von Holland, durch den Grafen Wilhelm II. gestiftet, mit den Sitzungssälen der beiden Kammern der Generalstaaten und dem ehemaligen Ritterhof, einem kapellenähnlichen Ziegelbau aus dem 13. Jahrh. (auf dem Platz vor dem Gebäude wurde Eidenbarneveld enthauptet); ferner das Mauritushuis am Platz Klein (vom Grafen Johann Koric von Nassau erbaut), mit einer ausgezeichneten Sammlung von Gemälden der holländischen Schule, unter denen besonders Rembrandt, Potter und Jan Steen vertreten sind; die königliche Russische und Zeichenakademie;



Wappen vom Haag

daß von Ugel erbaute großartige Gebäude für Künste und Wissenschaften mit einem nahezu 2500 Menschen fassenden Saal; das Gebäude der Sociëte litteraire (Witte Sociëteit); das Stadthaus (16. Jahrh.); das 1875 restaurierte Congreßcentrum, worin 1872 die Brüder Cornélius und Jan de Witt gefangen saßen und vom Pöbel zerrissen wurden.

H. zählt als Gemeinde mit Scheveningen (1900) 212,211 Einw. Die Industrie ist nicht ohne Bedeutung; es gibt große Eisen-, Kupfer- und Metallgießereien, zahlreiche Tischlereien, Wagenbauanstalten, Ofenfabriken, Gold- und Silbertreffer- und Schmuckfabriken, Buchdruckereien und eine Geschloßgießerei. Die wissenschaftlichen und Unterrichtsanstalten der Stadt bestehen in einem Gymnasium, 3 höhern Bürgerschulen, einer Zeichenakademie (zugleich für technische Wissenschaften), einer Seefahrschule, einer Musikschule, einem städtischen Museum (seit 1884, mit Gemäldesammlung), der Gemäldegalerie des Vorons von Steengracht, der Indische Geaootschap und dem Institut voor de Taal-, Land- en Volkekunde van Ned.-Indië mit ausgezeichneter Bibliothek, einem zoologisch-botanischen Garten und einigen Altertümersammlungen, einer Menge Volksschulen, der Konink. Stifting, einer von den Freemourern unterhaltenen Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen, der Gesellschaft Digtigheit für Naturwissenschaftlichen und andern Gesellschaften, einem Theater u. Zu den Wohltätigkeitsanstalten gehören die Waisen- und Altküchen, und Weidwäuser der verschiedenen Ständebekennnisse, eine Bibliothek, die Militär- und Bürgerhospitäler u. Von Stanbildern sind noch die Statue des Prinzen Wilhelm I. von Koper (auf dem Klein in der Nähe des Mauritschansen) und desselben ehernes Reiterstandbild von H. u. v. v. (vor dem königlichen Palast in der Noordeinde, seit 1845), ein Denkmal zu Ehren des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar (im Boorhout, seit 1866), die Statue Spinosa (1881, von Heromer) und das kolossale Denkmal zum Andenken der Befreiung von der französischen Herrschaft (von Jaquet, 1809 eingeweiht, mitten im Wilhelmspark) zu erwähnen. Unweit des königlichen Palastes liegt der Prinzessinnengarten, der schönste im H. Den größten Zuwachs und die meiste Verschönerung erhielt die Stadt in den letzten Jahrzehnten durch Anbau dreier Straßen und schöner Landhäuser (der indischen Radobas) im Wilhelmspark, an dem Wege nach Scheveningen und südlich vom »Hoagischen Busch« (het Bosch). Letzterer, an die Stadtgrenzen, enthält prächtige Alleen, dichten Wald, schöne Teiche, einen Hirschart und das königliche Londhous »Hans im Busch« (Huis ten Bosch, 1647 erbaut) mit dem schönsten, herrlich gemalten Orangerien. H. ist der Geburtsort der Dichter Johannes Secundus und Konstantin Huygens und des Mathematikers Christiaan Huygens.

Geschichte. Der H. war im 13. Jahrh. nur ein Jagdsitz der Grafen von Holland; Graf Florins V. machte es zu seiner Residenz. Doch war der Ort damals nur ein ansehnliches Dorf und erhielt auch in der Zeit der alten Republik nie Stadtrecht, war daher in den Staaten von Holland nicht vertreten. Dagegen war er Sitz der Regierung und des höchsten Gerichtshofs von Holland und seit Wilhelm von Oranien bis zum Ende der Republik Sitz der Generalsstaaten. H. war im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. der Mittelpunkt der europäischen Diplomatie. Von den hier geschlossenen Verträgen u. sind vor allem zu nennen: am 23. Jan. 1668 die Tripelallianz zwischen

England, Schweden und den Niederlanden, im Februar 1691 die Haager Zusammenkunft der deutschen Fürsten im Kriege wider Frankreich, 31. März 1710 das Haager Konzert zwischen dem deutschen Kaiser, England und Holland zur Aufrechterhaltung der Neutralität der deutsch-schwedischen Provinzen in dem Krieg der nordischen Mächte gegen Schweden, 4. Jan. 1717 die Tripelallianz zwischen Frankreich, England und Holland zur Sicherung der Aufrechterhaltung der Bestimmungen des Utrechter Friedens, 17. Febr. 1717 der Friede zwischen Spanien, Savoyen und Österreich, worin erstes die Bestimmungen der Tripelallianz anerkannte, und 16. Mai 1795 der Friede mit Frankreich. Zuletzt (1899) wurde hier die Friedenskonferenz der europäischen und außereuropäischen Staaten abgehalten und der H. zum Sitz des daraus hervorgegangenen stehenden Schiedsgerichtshofs erkoren, wohn verschiedene Staaten ihre Diplomaten schickten (Weiteres i. Friedenskonferenz). König Ludwig Napoleon verließ dem Ort Stadtrecht, verteilte aber die höchsten Landesbehörden bald nach Utrecht und Amsterdam. Durch das Haus Oranien stieg H. als fürstliche, dann königliche Residenz zu höherem Glanz. Bgl. von Stodum, »s Gravenhage in de loop der tijden« (Haag 1889, 2 Bde.).

Haag, 1) Stadt im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Wasserburg, an der Staatsbahnlinie Thann-Wolfsch. H., hat eine schöne kath. Kirche, Schlossruine, Amtsgericht, Kloster der Englischen Fräulein, Bierbrauerei und (1900) 1257 Einw. Die Grafschaft H. fiel 1566 an Bayern. — 2) Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksh. Mistetten, an der Staatsbahnlinie Wien-Vinz. Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Versorgungshaus, eine Bierbrauerei, Kunstmühle, Gerberei, Erzeugung von landwirtschaftlichen Maschinen und (1900) 1090 (als Gemeinde 4182) Einw. Südlich liegt das Schloss Sotoberg. — 3) Marktflecken in Oberösterreich, Bezirksh. Kied, am nördlichen Abhange des Hausru und an der Staatsbahnlinie Lambach-H., Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1900) 1876 Einw. Westlich liegt auf einer Anhöhe Starhem derg, das Stammschloß des gleichnamigen Geschlechtes.

Haag, Karl, Maler, geb. 20. April 1820 in Erlangen, war anfangs Schüler von Meindl in Nürnberg und setzte später in München bei Cornetius und in Rom seine Studien fort. Als er 1847 nach England ging, wurde er dort von der Aquarellmalerei so sehr angezogen, daß er sich ihr zu widmen beschloß und sich in London niederließ, wo er 1850 Mitglied des Royal Society of painters in water-colours wurde. Von dort machte er Reisen nach Schweden, Belgien, Frankreich, Italien, Griechenland, Ägypten, Syrien, Palästina, Dalmatien und Montenegro und schuf eine Menge von Landschaften mit Figurenstaffage und Architekturbildern, die ethnographisch interessant, auch durch ihre lebensvolle Auffassung und Wärme des Kolorits künstlerisch bedeutend sind. Die besten darunter sind Szenen aus Italien und Tirol (stärklich vergrößerte Gemälde vor einer Alpenhütte). Unter den übrigen sind zu nennen: der plöglige Schreck in der Wüste, wo ein Geier auf das Kamel eines Reisenden stürzt; die Gefahr in der Wüste, wo eine Mutter mit ihrem Kinde hinter einem Kamel lauert und der Boter die Hünke auf zwei feindliche Reiter anlegt; dolmanischer Parade in den Ruinen von Salomo; die Ruinen von Baalbek; Panorama von Palmyra; Beduineneinbruch; Vorposten in Montenegro; die Festung des Korans.

Haager Gesellschaft zur Verbreitung der christlichen Religion (Societas Hagana pro vindicanda religione christiana), ein am 19. Okt. 1785 von Serring und vier andern reformierten Geistlichen Hollands gestifteter Verein, der Periodaufgaben über jeweils brennende Fragen der Religionswissenschaft, der christlichen Theologie und des kirchlichen Lebens ausfertigt und die preisgekrönten Arbeiten veröffentlicht (»Werken van het Haagsche Genootschap«, Leiden). Lateinisch, holländisch, französisch und deutsch geschriebene Arbeiten sind zulässig, der theologische Standpunkt weitherzig. Vgl. »Het Haagsche Genootschap tot verdediging van de christelijke godsdienst« (Leiden 1885).

Haager Konferenz, f. Friedenskonferenz.

Haan, Gemeinde, bestehend aus Ober- u. Mittel-H., Unter-H., Ellscheid u., im preuss. Regbez. Düsseldorf, Kreis Mettmann, an der Staatsbahnlinie Brünen-Rülheim a. Rh., hat eine evangelische und eine luth. Kirche, ein Rathaus (1903 erbaut), mehrere Seiden-, Fläch- und Janelanbereiten, Dampf Schleiferei, Ziegelbrennerei und (1900) 8115 Einw. Der Ort H. stammt aus dem 10. Jahrh. und kam 1666 an Balz-Neudorf und 1815 an Preußen.

Haanen, Remi van, holländ. Künstler. Ruler und Radierer, geb. 6. Jan. 1812 in Dordrecht (Nordbrabant), gest. 13. Aug. 1894 in Auster, war Schüler seines Vaters und des Jan van Ravenswaay, schickte 1836 nach Wien über, von wo er Reisen durch einen großen Teil von Europa machte. Seine zahlreichen Landschaften sind häufig Wäldchen- oder auch Winterbilder oder poetischer Anlage, aber von manierierter Ausführung, zu der ihn die Massenproduktion verleitet. Die bedeutendsten sind mehrere aus den Karpathen, eine vom Ufer der Theiß, eine holländische Kanalandschaft, Partie in Gelderland und ein Gewitter nach Sonnenuntergang. H. hat auch etwa 40 Originalradierungen ausgeführt.

Haar der Menschen, Tiere und Pflanzen, f. Haare; in der Spinnerei jedoch wie Haack.

Haar, die (Haarstrang), Bergrücken in der preuss. Provinz Westfalen, der von O. nach W. ziehend, das rechte Ufer der Rhine und dann der Ruhr in einer Länge von 75 km begleitet, in der Gegend von Linna in das Ardey- und Ruhrthaleingebirge (f. d.) übergeht und bis zu 340 m Höhe ansteigt. Wegen die Rhine und Ruhr hin fällt die H. schroff und felsig ab; nordwärts verläuft sie sich zu einer fruchtbaren Landschaft, dem Hellweg (f. d.). Auf der Höhe des Bergrückens läuft der Länge nach der Haarweg. Merkwürdig ist die Menge von Salzquellen am Nordfuß der H., die aber nicht, wie es sonst fast überall der Fall ist, ein Steinsalzlager zur Grundlage haben. S. Karte »Westfalen«.

Haar, Bernhard ter, niederl. Dichter, geb. 13. Juni 1806 zu Amsterdam, gest. 19. Nov. 1880 zu Veld bei Arnhem, studierte Theologie und Philosophie, war längere Zeit hindurch Pfarrer, bis er 1854 als Professor der Kirchengeschichte an die Universität zu Utrecht berufen ward. Er bekleidete diese Stelle bis fünf Jahre vor seinem Tode. Bernhard ter Haars vollständiges Werk ist die schlicht rührende poetische Erzählung »Huibert en Klaartje« (1844), der »Joannes en Theagenes« vorausgegangen war (1838). Als Lyriker mußte er vor dem beliebten de Weterstet weichen. Beide sind die eigentlichen Vertreter der Pastorenpoesie, die in Holland während der 40er und 50er Jahre des 19. Jahrh. die Literatur beherrschte. Bernhard ter H. schrieb außerdem auch kirchenhistorische

Werke (»Geschiedenis der kerkhervorming«, 5. Aufl. 1854; deutsch, Götting 1856; »De historiographie der kerkgeschiedenis«, 1870–73, 2 Bde.) u. a. Seine »Komplete gedichten« erschienen 1871 in einem Folioband (Arnhem) und später in 3 Bänden (Haag 1878). Vgl. Deets, Lebensbericht van Bernard ter H. (Leiden 1881).

Haarameisje, f. Haarstein.

Haarannas, f. Tillandsia.

Haararbeiten, f. Haare (technische Verwendung, S. 577).

Haarbalg, f. Haare, S. 574.

Haarbalgmilbe (Demodex), f. Milben.

Haarbällen, rundliche oder längliche Bälle verschiedener Haare im Magen der Säugtiere, entstehen infolge Verlebens des eignen Haarkleides oder desjenigen anderer Tiere. Vgl. Darmleiste.

Haarbentel, unter Ludwig XIV. in Frankreich Mode gewordene platte, auf beiden Seiten zusammen genähelte, mit Watte oder Bier ausgefüllte, bald größere, bald kleinere Beutel von schwarzem Taft, die unten breiter als oben und mit platten Schleifen besetzt oder einer Kose ähnlich waren und anfangs dazu dienten, den zusammengelegten Haarkopf oder das Hinterhaar einer Beutelform aufzunehmen. Bildlich nennt man H. einen leichten Kausch, eine Lebensart, die von einem Major der alliierten Armee im Siebenjährigen Krieg hergenommen sein soll, der angeblich im Kausch zuweilen einen H. statt des Kopfes einzubinden pflegte.

Haarblasmaschine, f. Sut.

Haarbusch, f. Federbusch.

Haar der Vercelle, f. Vercelle Haupthaar.

Haardraht, die feinste Sorte Metalldraht.

Haardt (H. an der Sieg), f. Weidenau.

Haardtgebirge (die Haardt), f. Harz.

Haardtweine, f. Rheinfalzweine.

Haare (Pili), fadenförmige Hautgebilde bei vielen Tieren und Pflanzen. Bei den Tieren wächst nur der Fortsatz einer Zelle über die Körperoberfläche, der das Haar ausstößt, so bei vielen Gliedertieren, im leipern Fall erhebt sich aus vielen Zellen bestehender haarförmiger Auswuchs der Oberhaut über deren Niveau (Säugetiere). Manche H. sind wie die Federn mit seitlichen Strahlen besetzt (Fiederhaare), andre sind durch besondere Bildungen zur Leitung des Schalles (Hörhaare) oder zur Übertragung einer Berührung auf die Nerven (Tasthaare) befähigt. Die H. der Säugetiere (und die haarähnlichen Gebilde in den übrigen Wirbeltierklassen) bestehen mit Ausnahme ihrer Papillen (f. unten) aus Epithelzellen, die in verschiedener Reihe abgeplattet und verworren sind, so daß sich drei Schichten unterscheiden lassen: Oberhäutchen (Fig. 1 o), Rinde (r) und Mark (m); doch können diese auch 3. Z. fehlen (z. B. die Marksubstanz in den feinen Wollhaaren). Der über die Haut hervorragende Teil des Haars (Schaft) und der darin verborgene (Wurzel) verhalten sich hierin gleich, doch ist letztere weich, da sie allseitig von Haut umgeben wird. Ihr unteres, solbzig angeschwollenes Ende (Haarzwiesel oder Haarknopf, Fig. 2 H.) besteht aus weichen, runden Zellen, ähnlich denen der sogen.



Fig. 1. Querschnitt des Haars, Hautoberfläche, o Oberhäutchen, r Rinde, m Mark.

Schleimschicht der Oberhaut. Die Zwiebel sitzt auf der Papille (Fig. 2 P), die zur Lederhaut gehört und gleich deren andern Papillen reich mit Blutgefäßen und Nerven versorgt ist. Ihre Oberfläche ist die eigentliche Bildungshöhle des Haares, hier entstehen fortwährend neue Zellen und schieben die auf ihnen lagernden allmählich aus der Hauteinfenkung hinaus, also ist die Spitze der älteste Teil des Haares. Die Einfenkung heißt Haarbalg (Fig. 2 Hb); in ihn münden Talgdrüsen (Fig. 2 T, f. Haut) und geben hier ihre Absonderung ab; ferner setzt sich an jeden Haarbalg ein aus glatten Fasern bestehender Muskel (M) an, der sowohl die Entleerung der Drüse bewirkt, als auch den schräg liegenden Haarbalg gerade richtet und gegen die Oberhaut andrückt, so daß diese in Form

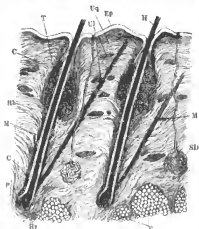


Fig. 2. Kopfhaut des Menschen.

Ep. Epidermis, C (Lederhaut) Cutis, Hb. Haarbälge, Uq. Cutis des Unterhautgewebes in ihr, H. Haar, Hb. Haarbalg, Hs. Haarzwiebel, P. Haarpapille, M. Haarwurzel, St. Schweissdrüse, T. Talgdrüse, F. Fettdrüse.

eines kleinen, runden Balles um die Austrittsstelle der H. hervortreten und die sogen. Wimperhaare bilden kann. Vgl. auch Tafel »Gewebe des Menschen«, Fig. 8. — Die H. der Säugetiere werden entweder als den Vogelfedern entsprechend angesehen, die sich ihrerseits auf die Hornschuppen der Reptilien zurückführen lassen, oder man läßt sie aus den Sinnesbügeln der Fische, bez. Amphibien durch Verhornung entstehen.

Beim Menschen sind die H. fast über den ganzen Körper verbreitet, die Innenfläche der Hand und die Fußsohle, die vordere Finger- und Zehenglieder und die Lippen sind ohne H. Man rechnet im Durchschnitt beim Mann auf 1 qcm Haut des Scheitels 171, des Stirnes 23, der Vorderfläche des Oberarms 8 H.; ihre Gesamtzahl auf dem Kopf mag 80,000, auf dem übrigen Körper noch 20,000 betragen, das Gewicht des Kopfhaars bei Frauen 250 g und mehr. Auf gleich großen Flächen der Kopfhaut stehen die schwarzen H. weniger dicht als die braunen und noch weniger dicht als die blonden (Verhältnis 86:95:107). Die H. stehen entweder einzeln oder in Gruppen je 2 oder 5 und sind in regelmäßig gebogenen Linien angeordnet, die auf beiden Körperhälften symmetrisch verlaufen (Haarströme, Haarwirbel). Die Entwicke-

lung der H. beginnt beim Menschen am Ende des dritten Monats mit einer Einfenkung der Lederhaut, die von der hier stärker wachsenden Oberhaut ausgefüllt wird. In diesen Papfen wächst von der Lederhaut aus eine keulenförmige Papille hinein, auf deren Oberfläche die Zellen der Oberhaut bei lebhaftem Wachstum sich zum Haar gruppieren. Das junge Haar durchläuft darauf in 4—5 Wochen den ganzen Papfen und erscheint mit der Spitze auf der Oberfläche der Haut. Jetzt entstehen die H. der Augenbrauen und die Augenwimpern, später die Kopfhaare und zuletzt die H. des übrigen Körpers. In der 24. Woche des Fötallebens ragen die meisten H. schon über die Hautoberfläche hervor, die sogen. Wollhaare (Lanugo) mit kurzen Haarbälgen; diese H. sind vergänglich und fallen im 1. bis 2. Lebensjahr aus. An manchen Hautstellen allerdings bleiben sie bestehen, an andern entwickeln sich statt ihrer dickere H. von einer neuen, tiefer gelegenen Papille aus; hierauf bildet sich die Papille des Wollhaares zurück, und dieses fällt aus. Auch später fallen die H., sowie sie ihre Länge erreicht haben, aus und werden durch andre, die neben ihnen aus einer Abzweigung der Papille hervorsprossen, ersetzt. Bei vielen Tieren ist dieser Haarwechsel periodisch, beim Menschen geschieht er unmerklich. Täglich fallen von den Haaren des Kopfes im Mittel etwa 40—100 aus; das tägliche Wachstum beträgt, einerlei ob die H. geschnitten werden oder nicht, 0,2—0,3 mm. Die Barthaare werden in ihrem Wachstum dagegen durch das Rasieren gestört. Die Lebensdauer der Kopfhaare beträgt 2—4 Jahre, der Augenwimpern nur 100—150 Tage. Ausgedehnte Verletzungen der Lederhaut behaarter Stellen führen immer zu haarlosen Narben; anderseits bilden sich auf Narben an sonst schwach behaarten Stellen, z. B. am Oberarm, bisweilen lange H. von der Stärke des Barthaars. — Die Kräuselung des Haares hängt von der Form seines Querschnitts ab und ist um so stärker, je mehr dieser von der Kreisform abweicht. — Die Farbe der H. ist veränderlich, so werden hellblonde H. mit zunehmendem Alter immer dunkler, bedingt ist sie durch Kohlenstoff und Luft. Ersterer, dräunlich bis draunschwarz, findet sich spärlich oder reichlich in der Rinde vor, die Luft hingegen hauptsächlich im Mark und zwischen den Zellen desselben, und zwar sind helle H. reicher an kleinen lufthaltigen Räumen als dunkle. Durch die schwach gefärbte Rinde heller H. schimmert bei auffallendem Licht die Luft des Markes scheinbar hindurch, während ihre Wirkung durch die starke Färbung dunkler H. aufgehoben wird. Bei den grauen oder weißen Haaren enthält auch die Rinde zahlreiche Lufträume. Nur das Ergrauen der H. gibt es zwei Ursachen: entweder es bildet sich kein Farbstoff mehr, oder die Menge der Lufträume nimmt zu. Letzteres findet namentlich bei dem plötzlichen Ergrauen statt; ersteres beim Ergrauen der H. im Alter oder beim jährlichen Haarwechsel der Säugetiere mit weissen Winterfell.

Die H. besitzen große Festigkeit, ein menschliches Kopfhaar zerreißt durchschnittlich erst bei einer Belastung mit 180 g. Sie sind ferner gegen Feuchtigkeit sehr empfindlich (s. Hygrometer), aber schlechte Wärmeleiter. Trockne H. werden durch Reiben elektrisch und können selbst Funken sprühen (Kapen). H. bestehen im wesentlichen aus Hornsubstanz (Keratin) und enthalten etwa 49,86 Proz. Kohlenstoff, 6,82 Proz. Wasserstoff, 16,8 Proz. Stickstoff, 4,02 Proz. Schwefel, 23,2 Proz. Sauerstoff. Vgl. Waldeyer, Atlas der menschlichen und tierischen H. (Wahr 1884).

Haarpflege.

Die Pflege des Haars soll sich auf möglichst einfache Maßregeln beschränken, denn man weiß sehr wenig darüber, was den Haaren heilsam oder schädlich ist. Jedenfalls darf man die H. nicht mißhandeln durch festes Binden, Flechten, Brennen, Färben u. dgl. Reinlichkeit des Haars und des Haarhobens wird am besten durch Kamm und mäßig harte Haarbürsten erreicht, auch kann man ohne Nachteil das Haar mit Wasser und Seife oder sehr stark verdünntem Seifenspiritus waschen; nur muß man nach dem Waschen mit viel reinem Wasser gründlich spülen, für schnelles Trocknen sorgen und, falls das Haar nicht von Natur hinreichend fettig ist, durch Einölen nachhelfen. Das Brennen der H. sollte man nicht oft vornehmen, nur auf die Enden beschränken und die Eisen nicht zu heiß machen (sie dürfen weißes Papier nicht gelb färben). Über den Einfluß des Schneidens der H. auf ihr Leben sind die Ansichten geteilt. Auch weiß man wenig über den Einfluß der Kopfbedeckungen; sie schützen das Haar vor Verunreinigung und verhindern in hoher Temperatur übermäßigen Wasserverlust; zu warme Kopfbedeckungen (Pelzmützen oder gar wasserdichte Hülsen) sind verwerflich, weil sie die Ausdünstung der Kopfhaut unterdrücken; anderseits sind Kopfbedeckungen notwendig, wenn man den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Zum Färben der H. sind bleibhaltige Mittel durchaus verwerflich. Auch das mehrfach empfohlene Paraphenyldiamin ist giftig. Unschädlich ist die Anwendung von frisch gepreßtem Eukalyptusholzasst und von Pyrogallussäure; Höllesteinlösung darf nur vorsichtig, jedenfalls nicht zu konzentriert angewendet werden. Vorsteilhaft löst man 10 Teile Pyrogallussäure in 500 Teilen reinerem Holzgeist und 500 Teilen Alkohol, anderseits 30 Teile Höllestein in 900 Teilen Wasser und so viel Ammoniakflüssigkeit, bis sich der anfänglich entstandene Niederschlag wieder gelöst hat (Krinodrom). Nach dem Entsetzen des Haars trägt man die erste Lösung mit einem Schwamm, dann die zweite mit einer Bürste auf, wäscht darauf mit Wasser, dann mit einer Lösung von unterchwefeliger Natron und spült schließlich wieder mit Wasser. Das Mittel färbt dunkel schwarzbraun und gibt mit verdünnter Höllesteinlösung hellere Töne. Zum Blondfärben dunklerer H. wird eine schwache Lösung von Wasserstoffsuperoxyd (Goldes haar wach, Eau de Jonvee) benutzt. Enthaarungsmittel (depilatoria) wurden schon im Altertum angewendet. Bei Griechen und Römern war es, wie noch jetzt bei allen orientalischen Völkern, Sitte, daß die Frauen die H. ihres Körpers sämtlich entfernten. Dies bezeugen die Statuen des Altertums, und in der Kunst hat sich bis in die Gegenwart die Darstellung des weiblichen Körpers ohne H. erhalten. Von Enthaarungsmitteln ist am bekanntesten das *Kusma*, das aus Kpall und Kuripigment (Schwefelarsen) besteht. Ebenso wirksam, aber ungesährlich ist frisch bereitetes Calciumhydroxyd, das messerschrägend auf die zu enthaarende Stelle aufgetragen und nach einigen Minuten abgewaschen wird. Es entfernt aber nicht die Haarwurzeln, und die H. wachsen daher wieder nach. Hiemit vollständig werden die Haarwurzeln durch das *Pilolithron* entfernt, eine Harzmischung, die mit dem Haar fest verklebt und beim Abnehmen die Wurzeln auszieht. Man empfiehlt Parzifite (aus Kolophonum mit 10 Proz. gelbem Wachs). Sie werden wie eine Stange Siegelad in der Flamme schnell erwärmt (auf 61°) und im Augenblick des

Schmelzens sanft auf die Haut gesetzt. Zieht man sie dann mit einem Stab in der Haarrichtung ab, so werden sämtliche Haarwurzeln herausgezogen. Das sicherste und bei sachverständiger Ausführung nicht sehr schmerzhaftes Verfahren ist die Elektrolyse. Mittels sehr feiner, biegsamer Stahlnadel wird mit oder ohne vorheriges Ausziehen des Haars der Haarbalg angeflochten, dann die galvanische Kette geschlossen, während die andere (Blatten-) Elektrode in der Nähe aufgesetzt ist, und so die Haarwurzel ausgebrannt und damit dauernd zerstört. Über Beförderung des Haarwachses durch Licht s. Lichttherapie. Vgl. Kriess, Das menschliche Haar (2. Aufl., Leipzig, 1889); Vincius, Die Krankheiten der menschlichen H. und die Haarpflege (2. Aufl., Berl. 1879); Schulz, Haut, H. und Nägel (4. Aufl., Leipzig, 1898); Gläfen, Die Haut und das Haar (4. Aufl., Gießen, 1892) und Die naturgemäße Pflege und die Krankheiten des Haars (das. 1902). Über Krankheiten der H. s. Haartrachten.

Geschichte der Haartrachten; technische Verwendungen.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde das Haar mit mehr oder weniger Kunst und Geschick geordnet und gepflegt. Die Ägypter, Perser und Ägypter trauften das Haar und Bart auf das sorgfältigste und erzielten schändes auch durch Perücken, Haar und Bart wurden reich geschmückt, auch gefärbt und mit Binden, Bändern, Ketten und Schmuckstücken aus edlen und unedlen Metall geschmückt (s. Tafel »Kostüme I., Fig. 2 u. 3, und Tafel »Bildhaufkunst I., Fig. 1 u. 2, und Tafel II, Fig. 1, 3 u. 5). Bei den Hebräern wurde das Haupthaar bid und stark getragen, und ein Kahlkopf galt nicht nur als arge Beschimpfung, sondern war z. T. auch wegen Verdachts des Wafalles dem Tode verhaft. Die Männer pflegten das Haar von Zeit zu Zeit mit einem Schermesser zu stylen, und nur Jünglingen scheint die ältere Sitte gestattet zu haben, lang herabwallendes Haar zu tragen. Bei den späteren Juden aber galt langes Haar der Männer für ein Zeichen der Reichlichkeit, und den Priestern war es unterzagt, solches zu tragen. Nur zufolge eines Gebildes ließen auch Männer bisweilen das Haar wachsen. Die Frauen dagegen legten stets einen hohen Wert auf lange H. und pflegten sie zu käufeln und zu flechten. Kämme sind im Alten Testament nirgends erwähnt, während andre Völker sie kannten. Man salbte das Haupthaar mit wohlriechenden Ölen und gab ihm durch Einstreuen des Goldstaub (Kanz). Die Griechen sahen im Haar den vorzüglichsten Schmuck des menschlichen Hauptes, und Homer zählt es zu den Gefechten der Aphroditen. Während die Spartaner vom Mannesalter an das Haar lang trugen, weil es der wohlfeilste Schmuck sei, wurde es bei den Athenern, wenigstens seit der Zeit der Perikler, vom Mannesalter an mäßig verschnitten und künstlich in Locken gedreht, und während die Spartaner den Knaben das Haar kurz schnitten, trugen die in Athen und anderwärts, bis sie die Ephebenjahre (in Athen das 18. Jahr) erreichten, lang herabhängendes Haar; dann aber verschnitt man es ziemlich kurz und ließ es erst mit dem Beginn des reifen Alters wieder länger wachsen. Sklaven durften bei den Spartanern sowohl als anderwärts die H. nicht lang tragen. Beim Eintritt in das Ephebenalter weihte der Jüngling das ihm abgeschchnittene Haar einer Gottheit, gewöhnlich dem Apollon. Die Jungfrau schnitt sich vor der Hochzeit das Haar ab. Allgemein war die Sitte, durch Vernachlässigung des Haars seine Trauer auszu-

drücken, indem man es abschneit oder unordentlich herabhängen ließ. Dies geschah bei Sterbefällen, nach verlorenen Schlachten u., daher auch die Sitte der Älten, nach überlindener Gefähr, besonders nach einem Schiffbruch, das Haar zu scheren und dem Poseidon zu opfern (Haaropfer). Auf den ältesten Kunstdenkmälern erscheinen Frauen und männliche Figuren mit langen, zopfartigen Locken, die weit über die Achseln, auch über die Brust herabhängen (s. Tafel »Bildhauerkunst II«, Fig. 9). Spätere Kunstwerke zeigen das Haar offen, geteilt und hinten in einen Schopf zusammengebunden, den eine Art Haube oder Haarnetz bedeckte. Auch trug man weit künstlicher gearbeitetes Haar (vgl. Tertzig. 1—8 und die Tafeln »Bildhauerkunst III—VI«). Im allgemeinen gab man den blonden Haaren den Vorzug; doch fand auch die schwarze Farbe in Ehren, wie wir aus Anacreon sehen. Aus Asien war nach Griechenland auch

feil; auch hat sich das Haarabscheren als entehrende Strafe lange in einzelnen deutschen Rechten erhalten. Bei den Franken war die Ehrentracht des langen Haares eine Zeitlang ein Zeichen der königlichen Würde (daher heißen die Merowinger auch die gekrönten Könige), und solange dies wahrte, mußten alle Untertanen das Haar kurz scheren. Dagegen trugen Karl d. Gr. und die Karolinger kurzes Haar (s. Tafel »Kostüme I«, Fig. 10), während die Sachsen, die in den frühern Jahrhunderten Kopf- und Barthaar schoren, in und nach der Zeit Karls d. Gr. bis gegen Ende des 10. Jahrh. das Haar lang herabfallen ließen. Auch die Frauen ließen es entweder frei herabhängend wachsen, oder banden es auf und befestigten es mit Knopfnadeln. In den folgenden Jahrhunderten pflegten die Männer das Haar bis auf die Schultern herab zu tragen, über der Stirn kurz abzuscheiden, es auch zu kräuseln und zu locken, während die Frauen es, wie

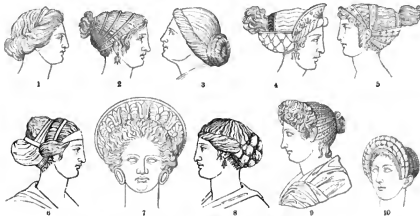


Fig. 1—8. Griechische Haartrachten. Fig. 9 und 10. Römische Haartrachten.

der Gebrauch falscher H. gekommen. Die ersten Haartrachten finden wir in Athen, wo sie ein besonderes Gewerbe bildeten. Bis 300 v. Chr., wo P. Timonius Menas den ersten Tonsor aus Sizilien nach Athen brachte, ließen die Männer nach dem Zeugnis des Varro das Haar lang herabhängen; zu Ciceros Zeit aber prangten angeblich nicht nur junge Stupser, sondern selbst hohe Staatsmänner mit künstlichem und salben-duftendem Lockenbau. Der Haarpuff der Frauen nahm seit der Auguſtischen Zeit eine immer reichere Form und größere Dimensionen an (Tertzig. 9 u. 10), und da zu der beliebten Fülle von Zöpfen und Locken die H. eines Kopfes nicht ausreichten, nahm man dazu falsches, meist blondes Haar (capillamentum). Lepores wurde aus Germanien von den unterworfenen Stämmen eingeführt.

Die alten Bewohner des europäischen Nordens, namentlich die Kelten, banden das Haar am Hinterkopf zusammen (daher hieß bei den Römern das eigentliche Wallen, zum Unterschied von der gallischen Provinz, Gallia comata). Das lange, starke Haar galt ihnen als ein Merkmal männlicher Würde und Freiheit. Die germanischen Völker zeigten sich durch ihr langes, draufgelbes, hier und da ins Goldblonde oder Rötliche fallende Haar aus. Abgeschornes Haar war bei Kelten und Germanen ein Zeichen der Unterwür-

figkeit; auch hat sich das Haarabscheren als entehrende Strafe lange in einzelnen deutschen Rechten erhalten. Bei den Franken war die Ehrentracht des langen Haares eine Zeitlang ein Zeichen der königlichen Würde (daher heißen die Merowinger auch die gekrönten Könige), und solange dies wahrte, mußten alle Untertanen das Haar kurz scheren. Dagegen trugen Karl d. Gr. und die Karolinger kurzes Haar (s. Tafel »Kostüme I«, Fig. 10), während die Sachsen, die in den frühern Jahrhunderten Kopf- und Barthaar schoren, in und nach der Zeit Karls d. Gr. bis gegen Ende des 10. Jahrh. das Haar lang herabfallen ließen. Auch die Frauen ließen es entweder frei herabhängend wachsen, oder banden es auf und befestigten es mit Knopfnadeln. In den folgenden Jahrhunderten pflegten die Männer das Haar bis auf die Schultern herab zu tragen, über der Stirn kurz abzuscheiden, es auch zu kräuseln und zu locken, während die Frauen es, wie

so kamen die Veräulen nicht nur in allgemeinen Gebrauch, sondern man befestigte sogar noch fleische Riemen auf dem Kopfe, um die erforderliche Turnhöhe der Frisur erreichen zu können (s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7, und den Artikel »Veräulen«). Gleichzeitig ward der Puder allgemein. Tragen auch die Vögel keine Veräulen, so waren ihre Haargebäude doch nicht weniger ungeheuer und dabei so mühsam, daß der Vorabend eines Festes zum Aufbau der Frisur angewendet werden und die Frisierte die Nacht im Lehnstuhl zubringen mußte (vgl. Fontange). Infolge der französischen Revolution fielen mit den veralteten Staatsformen auch die Veräulen, so daß die Männer bald allgemein kurzes Haar trugen, wie dies noch heute in ganz Europa meist der Fall ist. Die Frauen dagegen suchten den Haarpud der Römerinnen auf einige Zeit wieder hervor und wagten dann die Stirn mit Locken (s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 14), während das übrige Haar im Nacken zusammengeschlagen wurde oder im Chignon herabhing. Nur kurze Zeit trugen auch die Frauen kurzes Haar à la Titus (s. Tituskopf), eine Mode, die um 1890 wiedergeboren ist, aber sich nur kurze Zeit erhielt; dann folgten die im Nacken herabwallenden Locken à l'enfant, und das lange Haar trat von neuem in seine Rechte. Wieder aufgebunden, ward es in möglichst breite Flechten gebracht, die frontalig auf dem Kopfe lagen, während an beiden Seiten an den Schläfen ein wahrer Lockenwald prangte. Riefige Kämme von tierlicher Arbeit ragten darüber empor, und Diademe, Perlen, Blumen u. gruppierter sich dazwischen. Die sogenannten Apollonischen sowie der nochmalige Versuch, den griechischen Haarpud wieder einzuführen, bildeten den Übergang zu größerer Einfachheit, die den modernen Frisuren Platz machen mußte, die an Extravaganz alles Frühere übertrafen und weder einen bestimmten Charakter noch regelmäßige Formen darboten. Ungeheure Chignons und Überschwänze wechselten mit scheinbar zerzaustem Haar und Wäldern von falschen Locken. Alle auf die Einführung einer natürlicheren Haartracht gerichteten Bestrebungen haben nur vorübergehenden Erfolg gehabt. Wie die weibliche Tracht ist auch die Haartracht dem raschen Wechsel der Mode unterworfen, die meist zwischen Extremen schwankt und in neuerer Zeit wieder zu Auswüchsen und grotesken Übertreibungen (Tellerfrisuren) geführt hat. Weit stabiler ist der Haarpud bei den auseren u. o. p. äischen Völkern. Bei den Naturvölkern Afriens, Asiens, Amerikas und Australiens suchen sich die Männer durch ein mähnenartiges Herabwallen des langen Haars oder durch ganze Gebäude von geflochtenem, geblöhtem oder durch fettige Tonerde zusammengehaltenem Haar meist ein fürchtbares Ansehen zu geben. Die Frauen tragen das Haar häufig kurz oder geflochten oder in einen Wulst zusammengefaßt (vgl. die Tafeln »Afrikanische, Amerikanische, Asiatische und Ozeanische Völker«). Die Araberinnen teilen das Haar in unzählige kleine Flechten, die sie mit Goldfäden, Perlen, Schmüren, Bändern u. durchziehen und mit einem leichten Turban bedecken. Die Araber tragen das Haar kurz. Die Chinesen und Japaner lassen es bis auf einen kleinen Büschel am Wirbel abhängen; ihre Frauen färrnen es von allen Seiten auf die Mitte des Kopfes zusammen und schmücken den zierlich geordneten Büschel mit Blumen, Nadeln und Kammern (s. Tafel »Japanische Kultur I«, Fig. 7). Doch beginnt hier die europäische Zivilisation die alte Sitte zu verdrängen. Die Türken und Perser scheeren sich das Haupt zum Teil; die Frauen ordnen das

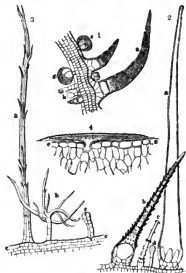
Haar in lange Flechten, die sie durch seidene von gleicher Farbe verlängern. Über die Haartracht der Weiblichen s. Tonjur. Außer den größten Völkern oder Kostümbüchern vgl. Krause, *Blotina*, oder die Kostüme des Hauptstaats bei den Völkern der Alten Welt (Leipzig, 1858); Halle, S. und Hart der Deutschen (im »Anzeiger des Germanischen Museums«, 1858); Beyerle, *Album de coiffures historiques* (Paris, 1863—1865, 4 Bde.); Wägen, v. Billerimont, *Histoire de la coiffure féminine* (Brüssel 1891); Willen, über das Haarpud und einige andere Trauergebräuche bei den Völkern Indonesiens (in der »Revue coloniale«, 1887); enthält auch Kulturgeschichtliches aus Deutschland).

Technische Verwendung findet vorzüglich die Wolle (s. d.) sowie das feine tibetische und persische Ziegenhaar, die S. der Bisamratte, Hasen, Lamas und Kamele, der Angoraziege, der Vicuña, des Alpaka, der Ferkel u. Geseckte. Seidene, Stride und Gewebe aus Haaren werden zu mannigfachen Zwecken dargestellt. Menschenhaare werden den Frauen getragen, um stärkern Haarwuchs vorzutäuschen, sonst werden sie zu Veräulen und fogen. Haararbeiten benutzt. Zu letztern verwendet man meist S. von Verstorbenen, die zu Veräulen u. zu Bruch sind. In der Regel ist das Haar 60 cm, bisweilen 1 m lang. Das Gewicht des Haars von einem Kopf beträgt selten mehr als 0,25 kg. Früher lieferten Norddeutschland, Schweden, Norwegen sehr viel, namentlich blondes Haar. Mit dem steigenden Wohlstand der ärmern Bevölkerung hat aber die Neigung, ihr Haar zu verkaufen, schnell abgenommen. Blondes Haar ist sehr teuer geworden. Frankreich, Italien, Spanien, Rußland liefern dunkles Haar, die Normandie und Bretagne die ungewöhnlichsten Schattierungen und die feinsten S. Das rothe Haar wird sortiert, mit tochemdem Wajer, schwacher Seifenslösung oder Ammoniaklösung gewaschen, auch vielfach gefärbt und büßt bei dieser Behandlung 15—25 Proz. ein. Ein Surrogat der Menschenhaare ist rothe Seide, die man entsprechend färbt und zu Locken und Veräulen verarbeitet. Die Haararbeiten aus Menschenhaare sind Flechtarbeiten, oder man flecht die S. auf, um Landschaften, Medaillons u. dgl. herzustellen. Derartige Arbeiten nennt man Haar mosaik oder Haar malerei und, wenn man auf Seide arbeitet, wohl auch Haarstickerei.

Haare auf den Zähnen haben, sprichwörtlich für: ein tüchtiger oder grümmiger Kerl sein, der sich nichts gefallen läßt, der (Nutz) sein Recht verteidigt. Die Lebensart ist eine Weiterbildung der Ausbräute: Haare haben, ein haariger Kerl sein, d. h. sich der vollen Männlichkeit erfreuen. Früher war gebräuchlich: Haare auf der Zunge haben (so noch in Schillers »Mäubern«, II, 1).

Haare der Pflanzen (Trichome), alle aus der Epidermis (s. Hautgewebe) der Pflanzen hervorgehenden, mehr oder weniger verlängerten, ein- oder mehrzelligen Auswüchse, die häufig auf der ganzen Oberfläche des Pflanzenteils einen haarartigen Überzug hervorbringen. Haare können an den verschiedensten mit einer Epidermis versehenen Pflanzenteilen auftreten und sind unter den phanerogamen Landpflanzen sehr allgemein verbreitet, während Wasserpflanzen in der Regel nur innere (d. h. in den Interzellularräumen befindliche) oder gar keine Haare besitzen. Das Haar entsteht aus einer eingetragenen Epidermiszelle durch papillenartige Ausstülpung ihrer Außenwand und weitere Verlängerung dieser Papille. Einfache

Haare, z. B. die dünnwandigen und daher biegsamen Wollhaare, ebenso die Wurzelhaare bilden mit der sie tragenden Epidermiszelle einen kontinuierlichen, nicht durch Scheidewände getheilten Hohlraum. Die an den grünen Teilen vieler Pflanzen vorkommenden Varien sind meist ebenfalls einfache, mit bider, oft verästelter Membran versehene Haare. Bisweilen sind die Haare auch an ihrer Außenseite mit Stacheln besetzt (Fig. 2b, c), oder sie verzweigen sich unter bestimmten Formen, wie bei den Wädel-, Stern- (Fig. 3c) und Spindelhaaren (Fig. 4). Zusammenge-
seßte oder Gliederhaare, deren Innenraum



Verschiedene Pflanzenhaarformen.

Fig. 1. Haare vom Blatt einer Labiate: a kegelförmiges, zusammengeßtes Haar, b gestieltes Kopfhaar, c spines Kopfhaar (Trüsenhaar). — Fig. 2. Haare von *Cajophora*: a Brennhaar, b und c mit Stacheln versehener Form besetzte Haare, d Kopfhaar. — Fig. 3. Haare von *Hieracium*: a fadenförmige Zotte, b mehrästelliges Sternhaar, c kesselförmige Zotte. — Fig. 4. Spindelhaar von *Chenanthus*. In allen Figuren bedeutet c die Epidermis des Pflanzentheils, der die Haare trägt.

durch Scheidewände in mehrere Zellen abgeteilt ist (1a), sind entweder gleichfalls unverzweigt oder in verschiedener Weise verzweigt. Schmilzt das Haar zugeling an, so entstehen die köpfchenförmigen Haare, zu denen auch die Trüsenhaare (1b, 1c, 2d; s. Ab-
sonderung) gehören, die aus der angeschwollenen Endzelle ein flüssiges Sekret absondern. Bei *Ebenopodia* trennen sich diese großen Zellen leicht ab und stellen an den jungen Teilen den mehrlartigen, ab-
wischbaren weichen Überzug dar. Wenn in den Zellen eines zusammengeßten Haars auch Längs-
teilungen auftreten, so entwickelt sich ein fadenförmig ausgebreitetes Gebilde (Haarschuppe, Haut-
schuppe), das schiffelförmig (z. B. bei *Elaeagnus*) er-
scheint oder einseitig angeheftet wird, wie bei den
Spreublättern der *Farne*, u. a. Zahlreich zur Bil-
dung haarförmiger Körper zusammenretende Zell-
ansammlungen der Epidermis bezeichnet man als Haar-
gatten, die sehr verschiedene Gestalten (3 bei a und c)

annehmen können und in ihren höchst entwickelten
Formen als die aus vielen Zellen zusammengeßten
Stacheln (z. B. der *Rosen*) austreten. — Da bei der
Bildung der Stacheln in der Regel außer der Epi-
dermis auch noch innere Gewebepartien beteiligt sind,
so werden sie auch wohl als Emergenzen von den
eigentlichen Haarbildungen unterschieden. Bei den
Brennhaaren der Brennheide und vieler anderer
Pflanzen, z. B. *Cajophora* (2a), beteiligt sich das
subepidermale Gewebe an der Bildung, indem das
Haar selbst von einem zelligen Körper des Stengels
oder Blattes getragen wird. Die Spitze der Brenn-
haare ist hart und leicht zerbrechlich; beim Abbrechen
dieser Spitze wird der brennende Saft aus dem
Inneren der Zelle auf die berührende Stelle ergossen.
Die Haare können den verschiedensten physiologischen
Zwecken angepasst sein. Die an den Wurzeln der Ge-
höhrsporengamen und der Phanerogamen sowie an
den Stengeln der Moose vorkommenden Wurzelhaare
dienen zur Aufsaugung der flüssigen Nahrungstoffe.
Die Behaarung der grünen Teile dient ihnen, beson-
ders in der Jugend, zum Schutz vor zu starkem
Wasser- und zu intensiver Bestrahlung, daher
auch viele Wästen-, Steppen- und Alpenpflanzen durch
dichten Haarfilz ausgezeichnet sind. Andere Haare
dienen als Haft- oder Klammerorgane, z. B. die
Klimmhaare des Hapfens, oder auch als Ver-
breitungsmittel für Früchte und Samen (s. Ausfaat,
natürliche). In andern Fällen wird vermuthlich der
Haare die Oberfläche der Pflanzentheile, z. B. auf oder
in Knospen, mit einem schützenden flebrigen Überzug
von harz- oder schleimartigen Stoffen versehen. Bei den
»insektenfressenden« Pflanzen (s. d.) scheiden gewisse
Haare ein verdauendes Sekret aus. Die Borsten auf
den Blättern von *Dionaea* und *Aldrovandia* dienen
als Sinnesorgane zur Aufnahme von Berührung-
reizen. Zahlreiche Haarbildungen dienen innerhalb
der Blüte als Schuttmittel der Nektarien gegen Regen
oder gegen Ausplünderung durch unersüßliche Wäste.
Die Keusenhaare in der Blüte von *Aristolochia*
(s. Blütenbestäubung, S. 91) verhindern durch ihre
anatomischen Einrichtungen das Auskriechen der im
Blütenkel gefangenen Insekten. Mitunter treten
Haare auch als krankhafte Bildungen auf, verursacht
von tierischen Parasiten (s. Hautkrankheit der Blätter).

Haaren, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis
Nachen, Wästerthalstelle an den Staatsbahnhöfen
Nachen-N. und Wästerthal-Nachb. Erde, hat eine kath.
Kirche, Luth., Wädel- und Wädelmehlfabrikation,
Dampfmühlwerk, Bierbrauerei und (1900) 4801 Einw.

Haarentschen (Zwergeleisch), s. Elefisch.

Haarfärbemittel, s. Haare, S. 575.

Haarfarn, s. Adiantum.

Haarförmig heißen Kristalle, wenn sie sehr dünn,
langgezogen, fadenförmig (Fadenkristalle) oder aus
kleinen, in einer Richtung aneinander gereihten
Kriställchen zusammengeßt sind (Silber, Gold).

Haarfrost, s. Frost, s. Frost.

Haarfäße, s. Kapillaren.

Haarhaare, s. Haarhaare.

Haarhaare, s. Agrostis und Elymus.

Haarhaare, s. Duhn.

Haarhaare, s. Diagramm.

Haarhaare, s. Galeopsis.

Haarhaare, Mineral, s. wie Kieselstein.

Haarhaare, s. Haare, S. 573.

Haarhaare, s. Feuchtheim.

Haarhaare, die gewöhnliche Haarkrank-
heit ist die trockne Schuppenbildung (Seborrhoea

sieca); sie tritt meistens erst mit der Geschlechtsreife auf und kann lange fortdauern. Männer werden häufiger befallen als Frauen. Bei der Behandlung sind die von den meisten Ärzten angewendeten spirituellen Haarwasser (z. B. Honigwasser) zu meiden, weil sie den Haarwurzeln die Feuchtigkeit entziehen und sie zur Verödung bringen. Am besten reibt man etwa wöchentlich zweimal des Abends den Kopf ab (wenn möglich bei kurzgehaltenem Haar), spült und trocknet gut und benutzt am nächsten Morgen ein einfaches Haaröl. In schwereren Fällen kann man auch zweimal wöchentlich abends vor dem Schlafengehen folgende Mischung in die Kopfhaut einreiben: destilliertes Wasser 750, doppeltkohlensaures Natron 10 g, Glyzerin 12 g. Am nächsten Morgen benutzt man etwas Haaröl und kämmt die Haare dabei ordentlich durch. Alle sechs bis acht Wochen einmal Abseifen des Kopfes.

Beim trocknen Ekzem der Kopfhaut ist die ergriffene Haut nur wenig über das gesunde Niveau erhoben, gerötet und mit lockeren kleinen Schuppen bedeckt. Der Verlauf ist sehr langsam. Das nässende Ekzem tritt in kleineren, nässenden oder mit Vorken bedeckten Stellen auf, oder die ganze Kopfhaut wird von dem Entzündungsprozeß ergriffen. Bei kurz geschnittenen Haaren treten die Vorken seltener und ebenso nach ihrer Ablösung die nässende, der Oberhaut beraubte Haut. Bei längeren Haaren verleben diese zu einer unentwirrbaren, die Kopfhaut verdeckenden Masse, die bei starker Unreinlichkeit des Trägers zur Bildung eines Weichschuppens (s. d.) führen kann. Nach lang andauerndem Kopfsekern tritt Schwind des Haarwuchses ein. Die Behandlung ist der des Ekzems anderer Körperstellen gleichartig. — Über die durch Parasiten herbeigeführten s. f. Raufköpfigkeit. — Haarschwind tritt bei Erkrankungen der Kopfhaut durch Veränderung des Haardobens auf, sobald bei andern Krankheiten mit ihren allgemeinen, den Körper schwächenden Einflüssen. Hierher gehören die akuten Infektionskrankheiten, Typhus, Scharlach, Pocken, dann aber auch die chronischen, besonders die Syphilis. Hier tritt in der Regel eine den ganzen Kopf betreffende Lichtung der Haare ein. Die Haare ergötzen sich nach den akuten Krankheiten mit dem Verschwinden der allgemeinen Schwäche, bei Syphilis oft erst nach längerer Zeit oder gar nicht. Der Haarschwind des höheren Lebensalters beruht auf denselben Ursachen. Bei dem schon in jungen Jahren vorkommenden Absterben liegt meist Erblichkeit vor. — Das Graue und Weiße der Haare tritt regelmäßig im Alter ein. Bedingt wird es durch das Verschwinden des Pigments und Auftreten von Luft in der Marksubstanz. Dagegen gehört die sehr häufig vorkommende Spaltung der Haare in das Gebiet der s. Die Spitzen der Haare spalten sich entweder einfach, oder zerfallen pinselförmig. Leider vermag die Therapie sehr wenig hiergegen auszurichten, da dieser Vorgang oft nur ein Vorzeichen anderer, den Körper schwer beeinflussender Krankheitszustände ist. Sorgfältige Pflege, regelmäßige Bädungen mit Seife und darauffolgende Einseifung sind zu empfehlen. Vgl. Lassar, über Haarfurzen (Berl. 1888); Bohl, Das Haar. Die s. (5. Aufl., Stuttg. 1902); Meyer, Die s. (2. Aufl., Münch. 1904), und Literatur beim Artikel »Haare«, S. 575.

Haartrone, s. Pappus.

Haarlingen, (soviel wie Gemstungen, s. Bezoar.

Haarlem (Harlem), Hauptstadt der niederländ. Provinz Nordholland, liegt 6 km östlich von der Nord-

see, 1 km westlich vom früheren Haarlemmer Meer (s. d.) entfernt, ist Knotenpunkt an der Eisenbahn Rotterdam-Amsterdam und wird durch den Spaarne (mit 5 Brücken) in zwei Teile geteilt. Hauptgebäude sind unter den (15) Kirchen die Groote Kerk (St. Bavo), eine großartige spätgotische Basilika von nahezu 140 m Länge, mit 80 m hohem Turm und einer berühmten Orgel (5000 Pfeifen und 64 Register); ferner das Rathaus (früher Palast der Grafen von Holland) mit vielen Porträten (von Franz Hals) und einer kostbaren Sammlung ältester Druckwerke, der Pringenhof (jetzt Versammlungsort der Provinzialabgeordneten) mit der Stadtbibliothek, das Regierungsgebäude u. a. Außerdem besitzt H. ein Gymnasium, 2 höhere Bürgerschulen, eine Realschule für Mädchen, Seminare für Lehrer und Lehrerinnen, die Theologische Stiftung, ein der Theologie, den Naturwissenschaften und der Kunst gewidmetes Institut mit mannigfaltigen Sammlungen, ein diözesanisches Museum (kirchliche Altertümer), die Holländische Gesellschaft für Wissenschaft mit reichem naturhistorischen Kabinett, 2 Schauspielhäuser und einen hübschen Stadtdoelen (früher Vereinigungsort der Schützengilden, wo nach dem Doel [»Ziel«] geschossen wurde); ferner die alte Druckerrei der Niederlande, in der das älteste Tageblatt dieses Staates: »De opregte Haarlemmer Courant«, seit länger als zwei Jahrhunderten gedruckt wird, mit berühmter Schriftgießerei. Auf dem Marktplatz steht (seit 1856) die Bronzestatue von Laurens Coster (von Koper), dem früher die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschrieben. Die Zahl der Bewohner beträgt (1900) 65,189. H. besitzt eine große Baumwollweberei und »Druckerrei, eine Werkstätte der Holländischen Eisenbahngesellschaft, eine Eisen- und Kupfergießerei, Eisenbahnwagenfabrik, mehrere große Buchdruckereien und ist weltberühmt durch seine Blumenzucht (Tulpen, Spagathen, Karzissen, Kamusefen). Berühmt sind auch noch jetzt, wie in alter Zeit, die Linnenbleichen von H. Die Stadt ist Sitz des Gouverneurs der Provinz Nordholland, eines römisch-katholischen und eines jansenistischen Bischofs. Die Umgebung der Stadt, in der die reichsten Kaufleute von Amsterdam Landhäuser besitzen, ist prächtig. Besonders schön ist das Haarlemmer Holz (Hout), ein 40 Hektar großer Wald alter, prächtiger Buchen mit Spaziergängen, sauberen Damuith, Gesellschaftshäusern und einem 1823 errichteten Denkmal Laurens Costers. In diesem Walde liegt auch der sogen. Pavillon (Paviljoen Welgelegen), ein im italienischen Stil erbautes Landhaus, mit dem Kunstgewerbemuseum (nebst kunstgewerblicher Zeichenschule) und dem Kolonialmuseum. Auf dem nahen Landhof Hartenlaup entwarf Linné sein Pflanzensystem. H. ist der Geburtsort des erwähnten Coster und der Walter Stada, Bouwerman und Verdem. Der Dichter Bildersij ist hier begraben. — H. war anfangs ein Dorf mit gräflichem Schloß, aber schon um die Mitte des 13. Jahrh. eine feste Stadt. 1492 wurde die Stadt durch die ausländischen Bauern, »Käse« und »Brotwolle« genannt, eingenommen, noch in demselben Jahr aber von dem kaiserlichen Statthalter, Herzog Albrecht von Sachsen, wiedererobert, ihrer Privilegien beraubt und mit Geldstrafen belegt. 1559 wurde H. bilschöpsig. An dem Aufstand der Niederlande beteiligten sich die Einwohner von H. tätig. Albas Sohn, Don Friedrich, rückte Ende 1573 mit 30,000 Mann spanischer Kerntruppen vor H.; aber erst nach einer Belagerung von sieben Monaten, als

die Spanier die Zufuhr über das Haarlemmer Meer abgeschnitten, die Erfahrtuppen geschlagen hatten und der Hunger in der Stadt wüthete, kapitulirte diese am 12. Juli 1573. Bei ihrer Verteidigung hatte auch eine Anzahl Frauen unter Anführung der mutigen Renau Haiselaar tapfer mitgewirkt. Die Spanier übten trotz verheerender Gnade grausame Rache. Nachdem 1577 H. wieder zum Prinzen von Oranien übergegangen war, blieb es mit den freien Niederlanden vereinigt. Ihre höchste Blüte erreichte die Stadt durch ihre Industrie im 17. Jahrh., namentlich nach der Aufnahme von französischen Ausgewanderten; allmählich aber sank ihr Wohlstand, und erst in der neuesten Zeit hat er sich wieder kräftig gehoben. Vgl. Milan, Geschiedenis en beschrijving van H. (Haarl. 1871—88, 4 The.).

Haarlemmer Balsam, s. Schwefelbalsam.

Haarlemmer Meer, ehemals ein 22 km langer, 11 km breiter und fast 4,5 m tiefer Binnensee in der niederländ. Provinz Noordholland, zwischen Haarlem, Leiden und Amsterdam, unweit der Nordsee, an dessen Stelle ursprünglich vier kleine, unbedeutende Seen lagen, die aber im Verlauf von drei Jahrhunderten um das Dreifache angewachsen und als ein einziger See immer bedrohlicher geworden waren, wurde 1840 bis 1853 mit einem Kostenaufwand von 23,2 Mill. fl. trocken gelegt und bildet jetzt eine von einem 40 km langen Kanal umzogene, 183 qkm große und in vier große Abtheilungen zerlegte Insel, den sogen. Haarlemmer Meer-Polder. Das H. M. stand durch den Spaarne mit dem Meerbusen S in Verbindung, den man jetzt trocken gelegt hat. Auf dem ehemaligen Seegrund wohnt jetzt eine Gemeinde von (1900) 16.621 Seelen in weithin zerstreuten Ansiedelungen. Vgl. B. Voetel, Geschiedenis van het Haarlemmermeer (Amsterd. 1898) u. Het Haarlemmermeer (dof. 1872).

Haarlinge, s. Belgier.

Haarlingen, s. Darlingen.

Haarmann, Tuch- oder Wollstingewebe im halbfertig appretierten, jedoch gerauchten Zustande.

Haarmenschen, Personen, die in übermäßiger Weise und an sonst haarfreien Körperstellen, namentlich über das ganze Gesicht, mit einem langen, von dem gewöhnlichen Haar verschiedenen Seiden- oder Wollhaar bedeckt sind. Obwohl solche meist erblich auftretende Überbehaarung (Hypertrichosis), wie ältere Nachrichten und Porträts bezeugen, auch früher öfters beobachtet worden ist, so wurden doch erst einige in der Neuzeit vorgekommene, besonders ausgezeichnete Fälle wissenschaftlich untersucht und beschrieben. Der erste hiervon betraf die Familie Schwel Raong am Hofe von Ava. Bei dem Großvater, der 1829 von Crawford und Wallis beobachtet wurde, war das ganze Antlitz, mit alleiniger Ausnahme des roten Lippenbogens, mit feinen silbergrauen, feidenartigen, an Stirn und Wangen etwa 20 cm, an Nase und Kinn etwa 10 cm langen Haaren wüßig bedeckt. Sowohl die äußere als innere Chromugel trug ähnlich lange Haare, so daß aus jedem Ohr ein Büschel derselben herausging, und ebenso waren andre Körperstellen, z. B. die Oberarme, mit 10—20 cm langen Haaren bedeckt. Ähnlich behaart war seine Tochter Naphron, die 1855 von Nale genau beschrieben wurde, und deren 1867 vom Kapitän Houghton beobachtete beide Söhne. Bei den letztern war übrigens der gesamte Körper stark behaart (Hypertrichosis universalis, Abbildung der ganzen Familie in Birchows »Archiv« 1868). Ganz ähnlich war die Erscheinung des »russischen H.« Andrian Jestschew, der wie sein

Sohn und die indischen H. ein mangelhaftes Gesicht besaß. Sein Oberkiefer war bis auf den linken Eckzahn wüßig zahnelos, und ebenso besaß Schwel Raong im Oberkiefer nur vier Zähne. Mehr den bärtigen Frauen analog verhielt sich die mexikanische Tänzerin Julia Pastana, bei der bürstige Haare wie ein struppiger Bart sich über Kinn, Oberlippe und Stirn hinzogen, während Wangen und Nase mehr oder weniger frei hervorblühten. Sie besaß eine doppelte Zahnreihe im Ober- und Unterkiefer. Als Kassencharakter findet sich eine Rüdenmähne bei Mikro-nestern. Die abnorme Behaarung tritt auf an einem in der Norm unbehaarten Körperteil (Heterotopie), an einem in späterer Zeit behaarten Teil vor der normalen Zeit (Heterochronie), und als Bartwuchs bei Frauen, der in der Regel mit Unterdrückung der Geschlechtsfunktion und Stimmwechsel verbunden ist (Heterogenie). Zu diesen Erscheinungen gehören nicht die abnormen Hautbildungen, sogen. Muttermäler, die sich über größere Körperstellen (bisweilen den ganzen Rücken) ausdehnen und stark mit, wie sie selbst, dunkel pigmentiertem Haar bedeckt sind (naevi pilosi). Einen weiteren Fall bildet die abnorme Behaarung des untern Endes der Wirbelsäule in der Kreuzgegend, so daß dort ein Haarschwänzchen wie bei den Frauen und Satyren der alten Kunst hervorspringt. Bei dieser Sacraltrichose liegt oft Rückgratsverkrümmung (Spina hinda) vor, doch fand Eder an derselben Stelle bei ganz jungen Kindern ein Haarschwänzchen, und hier wie auch sonst erinnert die Hypertrichose an ein Fortwachsen des Haarleibes der ungeborenen Kinder. Vgl. Strider in den »Berichten der Sendenberghschen Naturforschenden Gesellschaft« (Frankf. 1876—77); Eder in »Globus« 1878 und im »Archiv für Anthropologie« 1879; Bartels in der »Zeitschrift für Ethnologie« 1876 und 1879; Kante, Der Mensch, Bd. 1 (2. Aufl., Leipzig 1894).

Haarmose, s. Polytrichum.

Haarmüde (Bibio Geoffr.), Gattung der Mücken, plump gebaute Tiere mit kurzen, dicken, neungliederigen Fühlern, füngeliederigen Tastern und deutlichen Nebenaugen. Beim Wüthen nehmen die Augen den ganzen Kopf ein, beim Weibchen sind sie klein und stehen seitlich. Haarmüden erscheinen meist massenhaft im Frühjahr, fliegen schwerfällig und sammeln sich an Bäumen, besonders wo sich Blattläuse aufhalten. Die Larven leben in der Erde und im Dünger und überwintern. Die Wärghaarmüde (Bibio Marci L.) ist schwarz, das Männchen rauhhaarig mit weißlichen, das Weibchen mit schwarzen Flügeln. Die Gartenhaarmüde (B. hortulanus L.), Männchen schwarz, am Hinterleib gelblich behaart, Weibchen hell pigmentiert mit schwarzem Kopf, Schildchen und Beinen, fliegt im April und Mai. Das Weibchen legt seine Eier in Erde mit verrottetem Dünger, und im Juli und August kriechen die Larven aus. Diese sind schmutzig graubraun, walzig, hart quersaltig, mit ovalem, schwarzbraunem Kopf, den einzelne lange Haare besetzen. Die Larve überwintert und wird den Pflanzen besonders in Kaltbeeten durch Befressen der Wurzeln schädlich. Zur Bekämpfung fängt man bei regnerischer Bitterung oder am frühen Morgen die Mücken mit dem Schöpfer; stark befallene Wärgbeete seht man auf festem Boden in dünner Schicht der Sonne aus oder wirft sie in Jauche.

Haarnadeln aus edlem Metall, Bronze, Eisenbein, Holz u. wurden bereits im hohen Altertum zum Auf-

sieden und festhalten der meist kunstvoll arrangierten Prijsuren getragen. Solche H. waren, wie Gräberfunde ergeben haben, bei den Ägyptern und später auch bei Griechen, Etruskern und Römern Gegenstand des größten Luxus und der feinsten künstlerischen Behandlung (s. die Abbildungen). Ägyptische H. von Bronze haben sich von beträchtlicher Länge vorgefunden. Vgl. auch Tafel »Kultur der Metallzeit IV«, Fig. 14 u. 16. Lange



Antike Haarnadeln.

sich der Gebrauch künstlerisch verzierter H. das ganze Mittelalter und die Renaissancezeit hindurch bis auf die Gegenwart erhalten.

Haaröle, f. Parfümerie.

Haaropfer, f. Haare, S. 576.

Haarpaville, f. Haare, S. 574.

Haarpflege, f. Haare, S. 575.

Haarrauch, i. Höhlenrauch.

Haarriffe, f. Wafurriffe.

Haarröhrchen und Haarröhrchenwirkung, f. Kapillarität.

Haarsalz, Mineral, soviel wie Halotrichit; zuweilen auch Bezeichnung für Federalaun oder saftiges Bittersalz.

Haarschabe, Pelzmotte, f. Motten.

Haarschlechtigkeits (veraltet), soviel wie Dämpfigkeit (s. d.), weil dabei viele Pferde »schlecht im Haar« (struppig) sind.

Haarschnecke, f. Schnecke.

Haarschurck. Das erste unter festlichen Gebräuchen geschnittene Haar der Kinder wurde bei vielen alten Völkern den Göttern geweiht, bei den Griechen meist dem Apoll. Bei den Alten fiel dieses Fest bei den Knaben meist erst ins Ephebenalter, bei den heutigen Albanesen geschieht das Abschneiden, wenn das Kind ein Jahr alt geworden ist, durch den geladenen Schurpaten, der nun wie der Taufpate in eine Art Verwandtschaftsverhältnis zu dem Kinde tritt und wie der erstere Kumdar heißt. Das H. gilt als zweite Taufe und heißt darum Johannesfest. Bei vielen slawischen Stämmen galt Ähnliches.

Haarschwund, f. Haarkrankheiten und Kahlförmigkeit.

Haarschuhne, f. Hocken.

Haarseil (Eiterband, Sebaceum), ein früher beliebtes, jetzt nicht mehr gedräuchtes Mittel, das die Erregung einer künstlichen Entzündung bewirkt, um dadurch eine tiefer gelegene, unzugängliche Entzündung gleichsam abzuheilen und den ursprünglichen Krankheitsherd somit zu beseitigen. Man hebt die Haut in möglichster Nähe des erkrankten Organs oder im Naden zu einer Falte empor, durchsticht diese Hautfalte an ihrer Basis mit einem spitzen Messer oder der dreiten, gedöhrten Haarseilnadel und zieht ein aus Kopfhaaren zusammengebrochtes Seil oder einen an den Seiten ausgefransenen Leinwandstreifen oder einen Lampendocht durch die Hautöffnungen hindurch. Der Leinwandstreifen oder das H. bleibt mehrere Tage in der Hautwunde liegen, bis etwa am vierten Tag Eiterung eingetreten ist, und kann dann

beliebig erneuert werden. Auch die Tieren hat die Verwendung des Haarseils fast ganz aufgehört.

Haarfeil, ein Feil aus Kopfhaargebilde.

Haarsilber, haarförmig vorkommendes Silber; vgl. Silber.

Haarstein (Moosstein, Haaramethyit), durchsichtiger Quarz (Amethyst) mit haar- oder moosförmigen Einschlüssen (Tethyshaar, Venushaar).

Haarsterne, f. Kometen.

Haarsterne (Eililiensterne, Seelilien, Pelmatozoa, Crinoiden), Klasse der Stachelhäuter, turgelige, decker- oder schifförmige Seetiere, meist mit einem gegliederten Stiel, der an feste Gegenstände angeheftet ist (s. Abbildung). Die mit gegliederten Änten (cirri) versehenen, meist füsigen Glieder des Stiels (sozial als Entrochiten bekannt; f. Entrochiten) sind untereinander durch Bandmasse verbunden und von einem die Ernährung vermittelnden Zentralkanal durchbohrt. Der deckerförmige Leib (Kelsch) sitzt auf dem Stiel mit dem Rücken fest und ist hier mit Kalkplatten in regelmäßiger Anordnung bedeckt, während die Bauchseite (im Leben nach oben gekehrt) eine derbe Haut hat. Am Rande des Kelsches entspringen meist bewegliche, einfache oder verzäigte Arme, deren festes Gerüst aus bogenförmigen Kalkstäben besteht. Die Arme tragen an ihren Hauptstämmen oder an deren Zweigen Seitenanhänge (pinnae). Vom Rande, der gewöhnlich oben in der Mitte liegt, erstrecken sich nach den Armen hin rinnenartige Furchen (Amdulakalfurden), die mit einer weichen Haut überzogen sind und die Tentakel tragen.

Der Bau des Wassergefäß,

Nerven- u. Blutgefäßsystems

ähnelt dem der Seeesterne. Der

Darm ist gewunden und der

After liegt, wenn vorhanden,

neben dem Rande. Die Ge-

schlechtswerkzeuge erstrecken

sich durch die Arme und deren

Verzweigungen, enthalten je-

doch nur in den letzten Eier,

resp. Samen. Die Entwick-

lung ist indirekt, da die frei-

schwimmenden H. in der Ju-

gend mit einem Stiel fest-

geheftet sind (Tentacrinoid-

Stadium, f. Textfigur u. Taf.

»Entwickelungsgeichte I,

Fig. 6 u. 6a), und lösen sich

erst später davon los. — Die

H. sind offenbar im Ausster-

ben begriffen. In den ältes-

ten Zeiten der Erdgeschichte

waren sie weit zahlreicher,

lebende Formen gibt es nur

noch wenige. Ausgestorben sind die Blastoiden

und Echinoiden. Erstere, auch Knospenstrah-

ler genannt, haben die Gestalt von Blütenknospen,

sind armlos und sitzen mit einem Stiel fest. Sie be-

ginnen im obern Silur mit der Gattung Pentatre-

mites (Pentremites, f. Tafel »Steinbohlenforma-

tion I, Fig. 4 u. 16) und erreichen ihre größte Man-

nigfaltigkeit im Devon und Kohlengebirge (Codo-

naster, f. Tafel »Steinbohlenformation I, Fig. 15),

über das sie nicht hinausreichen. Die Echinoiden oder

Seeäpfel, die man auch als besondere Klasse be-

trachtet, sind entweder direkt mit ihrem kugelförmigen

Kelsch oder mit einem kurzen Stiel aufgewachsen und

besitzen keine oder nur schwache Arme. Sie erreichen



Pentactera europaea.

im Silar (Echinospaerites, f. Tafel »Silurische Formation I«, Fig. 12) ihre Blütezeit und finden sich in der Steinfoblenperiode vereingelt. Die dritte Gruppe der H., die Armlilien (Brachiata), zeichnet sich durch die mächtigen Arme aus. Sie zerfallen in die Tafellilien (Tessellata), mit vollständiger Zäufelung des Relsches, die vom Silar bis zur Kreide reichen und die Gattungen Barrandocrinus, Cyathocrinus, Poterocrinus (f. Tafel »Steinfoblenformation I«, Fig. 11, u. »Silurische Formation I«, Fig. 9), Cupressocrinus, Haplocrinus (f. Tafel »Devonische Formation I«, Fig. 12, 14), Actinocrinus, Platycrinus, Rhodocrinus (f. Tafel »Steinfoblenformation I«, Fig. 2 u. 3) u. a. umfassen, und in die Gliederlilien (Articulata), mit minder vollständiger Ueberdeckung des Relsches. Diese beginnen mit den Encrinuriden, Encrinus (f. Tafel »Triasformation I«, Fig. 1) und Pentacrinus in der Trias, erreichen ihre höchste Entwicklung im Jura (Pentacrinus, Apocrinus, f. Tafel »Juraformation I«, Fig. 9—12) und nehmen dann ab, sind aber noch jetzt in über 30 Arten vertreten. So lebt der Rebusenfistern (Pentacrinus caput Medusae, f. Tafel »Stachelhäuter I«, Fig. 1) in den Tiefen der westindischen Meere und scheint wie auch seine Verwandten, z. B. Rhizocrinus losotensis aus den nördlichen Meeren, oder die Antedon (f. Tafel »Stachelhäuter I«, Fig. 2), stellenweise förmliche Wälder zu bilden. Es gibt lebende Arten von etwa 1 m Länge, die fossilen Pentacrinus waren aber bis fast 20 m lang. Aus der Familie der ungefißelten Komatuliden oder eigentlichen H. kennt man Arten aus allen Meeren. Sie leben in der Tiefe, kriechen mit ihren rankenförmigen Armen umher und schwimmen auch, obwohl unbefähigt (f. Tafel »Aquarium«, Fig. 14). Sie sind nur in der Jugend festgemacht und gefischt (f. oben; man beschrieb sie zuerst als Pentacrinus europaeus), und von ihrem Stiel bleibt später nur das oberste Glied als Knopf am Relsch übrig. Der ausgewachsene Haarstrang ist also ein höher entwickelter Pentacrinus. Hierher gehört die europäische Antedon roseacea (f. Tafel »Entwicklungsgeographie I«, Fig. 6a). — Auf vielen Armlilien lebt als Schmarotzer der Wurm Myxostoma, der sich auch noch an Vereinerungen kenntlich erhalten hat. Vgl. Miller, Natural history of the Crinoidea (Bristol 1821); Sans, Mémoires pour servir à la connaissance des Crinoidea vivants (Paris 1868); Johannes Müller, Über den Bau von Pentacrinus (Berl. 1841); Ludwig, Morphologische Studien an Echinodermen (Leipz. 1877); L. v. Buch, Über Echinodermen (Berl. 1845); Kömer, Monographie der Blastoidea (Bas. 1851); Perrier, Mémoire sur l'organisation et le développement de la Comatulide (Par. 1886); de Loriol, Crinoidea (Bas. 1882—89); Carpenter, Crinoidea of the Challenger (Lond. 1885—88); Wachsmuth und Springer, Revision of the Palaeocrinoidea (Philad. 1880—86).

Haarstrang, Pflanzen, f. Penedanum und Urmaria.

Haarstrang, Bergkräuter, f. Haar.

Haarströme, f. Haare, S. 574.

Haarstreif, Firschtumilope, f. Antilopen, S. 577.

Haarstrich, Gewebe zu Futtereinlagen mit 14 doppelten Baumwollwundfäden und 16 doppelten Kopfhäutchen auf 1 cm. Vgl. auch Kopfhäutgewebe.

Haarstrich, f. Haare, S. 574, H. bei Tieren, f. Abhaaren.

Haarstrich, die zur Jagd gehörigen Säugetiere.

Haarwirbel, f. Haare, S. 574.

Haarwürmer, soviel wie Habenwürmer (f. d.).

Haarwurzel, f. Haare, S. 573.

Haarzange, f. Pinzette.

Haarzettel, f. Zettel.

Haarzunge, f. Zunge.

Haarwirbel, f. Haare, S. 573.

Haas, 1) Wilhelm, Schriftfeger, geb. 23. Aug. 1741 in Basel, gest. 8. Juni 1800, konstruierte die Buchdruckpresse, die bisher in ihren Hauptteilen aus Holz bestand, fast ganz aus Eisen und in wesentlich vervollkommener Form, ähnlich der Stanhopepresse. Die zünftigen Buchdrucker verwehrt ihm, als nicht zunftgemäß gelernt, deren Einführung, und erst sein gleichnamiger Sohn, der ihren Bedingungen entsprach, konnte die Einführung des Vaters, die er noch verbesserte, verwerten.

2) Philipp, Industrieller, geb. 7. Juni 1791, gest. 31. Mai 1870 in Wöslau, begründete 1810 in Wien eine Fabrik von Modestoffen, 1818 eine Weberei von Modestoffen und 1838 eine Teppichfabrik. Indem sich H. in der Teppichweberei an die orientalischen Prinzipien anlehnte und die stilisierten Muster begünstigte, bahnte er eine Reform dieses Industriezweiges an und verschaffte seinem Geschäft Weltruf. H. gründete noch Fabriken zu Hlinso in Böhmen (1849), zu Ubergassing in Oberösterreich und Witterndorf in Kiebrösterreich, zu Aranios-Waroth in Ungarn, zu Bradford in England (1856), zu Liffone bei Mailand (1862) und richtete Verkaufsstellen in Mailand, Prag, Graz, Budapest und später in Berlin ein. Während anfangs die alten Stoffe genau nachgebildet wurden, ward später auch nach neuen Entwürfen bedeutender Künstler (Hansen, Jersiel, Stord, Dapinger, F. Fischbach u. a.) gearbeitet. — Sein Sohn Eduard, Ritter v. H. (1826—80), und dann dessen Sohn Philipp (geb. 1859) führten das Geschäft fort, das 1883 in eine Aktiengesellschaft verwandelt wurde.

3) Johann Hubert Leonard be, holländ. Maler, geb. 25. März 1832 zu Hebel in Nordbrabant, war Schüler von van Do in Haarlem, brachte erbiert, dann in Dordrecht vier den Landschafts- und Tierstudien gewidmete Jahre zu. 1857 siedelte er nach Brüssel über. 1861 erhielt er die goldene Medaille der Utrechter Ausstellung für sein Gemälde: nach der Überschwemmung. Seine Tiergruppe: Esel in den Dünen ward 1869 bei der internationalen Kunstausstellung in München mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Von seinen spätern Werken sind die hervorragenden: Vieh am Flußufer in Holland, beim Mahen des Gewitters (München, Neue Pinakothek), Kühe in den Dünen und Flußufer mit Kühen (Stuttgart, königliches Museum), Mittagssonne am Gestade der Nordsee, die von einem Mädchen heimgetriebenen Kühe des Tagelöhners, Kühe auf der Weide (Berlin, Nationalgalerie) und Am Ufer der Hiel (Brüssel, Museum).

4) Hippolyt, Geolog, geb. 5. Nov. 1855 in Stuttgart, habilitierte sich 1883 als Privatdozent und bekleidete 1887—1904 die Professur der Paläontologie und Geologie an der Universität in Kiel. Er lieferte viele Arbeiten über Juratriasopoden der Alpenländer und des schweizerischen Jura und über das Diluvium von Schleswig-Holstein, unter anderm über die Entstehung der Höhlen an der Ostküste des Landes. Für die kaiserliche Kanalkommission stellte er ein geologisches Profil des Kaiser Wilhelm-Kanals her. Er schrieb: »Die Brachiopoden der Juraformation von Elßaß-Vohringen« (mit Petr. Straß 1882);

• Beiträge zur Kenntnis der liasischen Brachiopodenfauna von Südtirol und Venetien« (Kiel 1884); • Étude monographique et critique des brachiopodes rhétiens et jurassiques des Alpes vaudoises et des contrées environnantes« (Zürich 1892); • Die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins« (Kiel 1889); • Die Veltjossien« (Leipz. 1887); • Quellenkunde« (Daf. 1896); • Katechismus der Geologie« (7. Aufl., Daf. 1901) und • Der Versteinigungsfunde« (2. Aufl., Daf. 1902); • Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde« (Berl. 1894, 2 Bde.); • Deutsche Korbseefische, friesishe Inseln und Helgoland« (Bielef. 1900); • Der Vulkan« (Berl. 1903). Auch gab er • Handläusen für den Unterricht in der Geologie« (Kiel 1894—98) und mit Krumme, Stollenberg u. a. das illustrierte Buch • Schleswig-Holstein meeresumschlungen« (Daf. 1897) heraus. Er schrieb auch einen Roman: • Der Bergmeister von Grund« (Berl. 1898).

Haase, Rüd., f. Haak.

Haase, 1) Buchdruckerfamilie in Prag. Gottlieb H. geb. 1763 in Halberstadt, gest. 1824, gründete 1798 eine Druckerei in Prag mit Schriftgießerei und Papierhandlung, die seine Söhne Ludwig (geb. 1801, gest. 1868) und Andreas (geb. 1804, gest. 1864) unter der Firma • Gottlieb Haase Söhne« fortführten. 1831 traten ihnen ihre Brüder Rudolf (geb. 1809, gest. 1867) und Rudolf (geb. 1811, gest. 1888) bei, worauf das Geschäft wesentliche Erweiterung durch Anlage einer Papierfabrik zu Wran in Böhmen erhielt. Seit 1864 führte Rudolf die Papierfabrik unter der Firma • Rudolf Haase Sohn u. Neffe« allein fort, während Gottlieb, der inzwischen unter dem Namen Eder u. Wuchstein geadelt worden war, dem Hauptgeschäft vorstand und als Spezialität den altslawischen Druck pflegte. 1871 wurde dasselbe in eine Aktiengesellschaft • Bohemia« verwandelt, die sich indes 1879 wieder auflöste, worauf das Geschäft von Andreas S. jun., Edelem v. Wranau (geb. 1842, gest. 1895), unter der Firma • H. Haase« übernommen wurde. Der Verlag enthält unter andern die Zeitung • Bohemia« (s. d.).

2) Friedrich, Philolog, geb. 4. Jan. 1808 in Ragaburg, gest. 16. Aug. 1867 in Breslau, studierte in Halle, Greifswald und Berlin, war seit 1831 Lehrer in Berlin und Charlottenburg und kam 1834 als Adjunkt nach Schulpforta, wurde jedoch 1836 wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen vom Amt suspendiert, 1836 entsetzt und bis 1837 in Festungshaft gehalten. Nach einer wissenschaftlichen Reise wurde er 1840 außerordentlicher, 1846 ordentlicher Professor der Philologie in Breslau. H. gab Xenophons Schrift • De re publica Lacadaemoniorum« (Berl. 1833), den Tschudikes mit lateinischer Übersetzung (Bar. 1840), daneben • Laenbrationes Thucydides« (Berl. 1841), Velleius Paternulus (Leipz. 1851, 2. Aufl., 1858), Seneca (Daf. 1852—53, 3 Bde.; 2. Aufl., 1872—73) und Tacitus (Daf. 1855, 2 Bde.) heraus. Zu Keissigs • Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft« (Leipz. 1839) fügte er schätzbare Anmerkungen. Seine eignen • Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft« erschienen aus seinem Nachlaß (Bd. 1 hrog. von Edleirn, Leipz. 1874; Bd. 2 hrog. von H. Peter, 1880). Vgl. F. Ideler, Fr. Haasii memoria (Programm, Bresl. 1848).

3) Friedrich, Schauspieler, geb. 1. Nov. 1827 in Berlin, erhielt eine sorgfältige Erziehung, genoss zwei Jahre lang den Unterricht Ludwig Tiecks zur Vorbildung für die Bühne und wurde im Januar 1846 nach glücklichem Debüt in Weimar engagiert. Durch

unablässige Ausdauer besiegte er die sprachlichen Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte, und rasch entfaltete sich sein Talent. Schon in Prag (1849—51) nahm er eine hervorragende Stellung ein, ebenso in Karlsruhe (1852—55), hierauf in München. Zahlreiche Gastspiele trugen zu seinem schnellen Bekanntwerden bei. Nach dreijährigem Gastspielengagement in Frankfurt a. M. und nachdem er sechs Winter (bis 1866) in Petersburg gespielt hatte, zählte H. schon damals zu den Bühnenberühmtheiten. Nachdem er 1867—68 als Hoftheaterdirektor in Koburg fungiert hatte, gastierte er 1869 einige Monate in Amerika, nach seiner Rückkehr ein ganzes Jahr lang an der Berliner Hofbühne und übernahm 1870 nach Laubes Weggang die Direktion des Leipziger Stadttheaters auf sechs Jahre. Seitdem zog er, ausschließlich Gastspiele gebend, umher (1882 von neuem in Nordamerika bis nach Kalifornien), bis er sich 1898 endgültig von der Bühne verabschiedete. Haases aristokratische Persönlichkeit war dazu geschaffen, elegante Typen zu verkörpern; zu seinen Glanzrollen dieser Art gehörten der Königsleutnant und der alte Klingsberg, ferner der Chevalier Rodesferret (in der • Partie Viquet«), Lord Horleigh, Baron von Fresinau in Wickers • Hare des Glücks« und der Marquis von Seiglière. Große tragische Rollen gelangen ihm weniger wegen seiner Neigung zu übertriebener Detailmalerei. Er schrieb: • Was ich erlebte 1846—1898« (Berl. 1898). Vgl. Simon, Friedrich H. Eine dramaturgische Studie (Berl. 1898).

Haast, Julius von, Geolog, geb. 1. Mai 1822 in Bonn, gest. 15. Aug. 1887 in Wellington, lebte als Kaufmann mehrere Jahre in Frankfurt a. M., Belgien und Frankreich und machte Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien, auf denen ihm besonders geologische und geographische Verhältnisse interessierten. 1854 ging er als Bevollmächtigter eines englischen Handlungshauses nach Neuseeland, schloß sich Hochstetter, der damals Neuseeland durchsuchte, auf allen Reisen in das Innere des Landes an und wurde 1859, als Hochstetter die Insel verließ, von der Regierung mit der Fortführung der geologischen Aufnahmen beauftragt. Seine nächste Reise lieferte große Entdeckungen von Gold und Kohlen. Von der Provinzialregierung von Canterbury als Regierungsgesolg berufen, widmete sich H. fortan dieser Provinz. Er entdeckte die Reste der ausgestorbenen Riesenvögel Dinornis und Palapteryx und auf wiederholten Reisen auf der Südinsele eine ganz neue Alpenwelt. Geologie und Paläontologie von Neuseeland wurden von ihm in überragender Weise gefördert, namentlich noch durch die Gründung des Philosophical Institute of Canterbury, dessen Präsident er 1862 wurde, und des Canterbury-Museums, an dem er als Professor wirkte; 1886 wurde ihm der englische Adel verliehen. Er schrieb: • Geology of the provinces of Canterbury and Westland, New Zealand« (Lond. 1879).

Haab, das chinesische Piktal in Siam zu 50 Tschang-tai = 60,475 kg.

Habab (Hababin), afrikan. Volksstamm, nahe verwandt mit den Bedicha (sie sprechen das Bedichau) und gleich diesen zur äthiopischen Familie der Hamiten gehörend. Sie nomadisieren längs des roten Meeres zwischen Suakin und Massaua, züchten Kamele, Kinder, Schafe und Ziegen und gerben Leder zu Sandalen und Kamelgeschirr. Ihre Wohnungen sind kleine, haufenförmige Hütten aus einem schwachen, mit Stroh bedeckten Stangenengerüst. Sie bekennen

sich zum Jölam und zerfallen in drei Abteilungen: H₃ Temariam, H₃ Telleb und H₃ Hibbes.

Hab' acht! Zuruf der Schützen auf Treibjagden, um den Nebenmann auf das Anlaufen eines Wildes aufmerksam zu machen. Bei Hirschen ruft man »Tajo!« bei Säuen »Wallo!« und »Hilo!« bei Hasen »Harto!« bei Fledermäusen »Tiro!«.

Habachtal, südliches, enges Oriental des Salzachals (Oberpinzgau) in Salzburg, findet seinen obem Abfluß im Habachtal der Benediktinergruppe mit der neuen Berliner (Habach-) Hütte, 2368 m.

Habakuf, einer der zwölf kleinen Propheten des Alten Testaments. Wahrscheinlich über seine Lebensumstände erzählt die Schrift vom Drachen zu Babel. Er schrieb, als nach der Schlacht bei Karchemisch Nebudadnezar das ganze Land Babelstina mit Raub und Verwüstung heimkehrte, unter der Regierung Jojakims, doch ist die Einheitslichkeit des Buches umstritten. Die Sprache ist reich und kräftig; namentlich reißt sich das lyrisch geartete Kap. 3 den besten Erzeugnissen betrüblicher Poesie an. Vgl. Sinker, The psalm of H. (Cambr. 1890); Rowad, Kleine Propheten (Witt. 1897); Hoppel, Das Buch H. (Würzb. 1900); Marti, Dodekapropheten (Tübing. 1903).

Habana, f. Havana.

Habaner, Nachkommen der aus Österreich und Wälnen vertriebenen Wälnischen Brüder und Wiedertäufer, die seit 1547 nach Ungarn einwanderten, sich in den Komitaten Preßburg, Neutra, Trentschin u. niederließen, aber unter Maria Theresia zur römisch-katholischen Kirche übertraten mußten. Sie sind sehr industriell und versorgen namentlich irdenes Geschirr, Messer, Klänge, Stroh- und Leinwandtücher (Habaner Dächer).

Habaras, in der Schweiz und Lyon für die Türkei hergestellter Seidenstoff.

Habberton, John, amerikan. Schriftsteller, geb. 1842 in Brooklyn, war Buchdrucker, Buchhändler und Journalist und errang mit seiner Erzählung »Helen's babies« (1876) einen beispiellosen Erfolg (deutsch von Martin Greif in Reclam's Universal-Bibliothek, ferner in »Reyers Volksbüchern«). Von seinen späteren Werken erschienen in deutscher Übersetzung »The Barton experiment« (Halle 1892), »Other people's children« (in »Reyers Volksbüchern«), »Just one day« und »Mrs Mayburn's twins« (sämtlich auch bei Reclam).

Habbala (hebr., »Scheiden«), der uralte religiöse Scheidegriß der Israeliten am Ausgang des Sabbats oder eines Festtags, Gegenstück zum Begrüßungsgruß Kibbush (f. d.).

Habbalbüchse (Kardendbüchse), bei den Juden eine mit Gewürzen gefüllte Büchse, die meist Wein und Licht bei dem religiösen Abschied (f. Habbala) vom Sabbat benutzt wird.

Habeas corpusacte, engl. Staatsgrundgesetz von 1679 zum Schutz der persönlichen Freiheit (vgl. Großbritannien, S. 400). Habeas corpus (lat., »du habest den Körper«) heißt in der engl. Rechtsprache der richterliche Befehl an denjenigen, der jemand in Haft hält, den Verhafteten vor den Richter zu bringen, damit dieser die Rechtmäßigkeit der Haft feststelle und wegen Einleitung strafrechtlicher Unterjudung das Erforderliche wahrnehme. Schon durch die ältesten Rechtsgewohnheiten der Engländer war nämlich die persönliche Freiheit gewährleistet, und spätere Staatsgrundgesetze haben diese Gewährleistung ausdrücklich bestätigt. Nach der Magna Charta von 1215 soll der freie Mann nur infolge geistlicher Aburteilung von

seinesgleichen (aequalium) oder gemäß einem Landesgesetz verhaftet und eingekerkert werden. Um willkürlicher Verhaftung auf Befehl des Königs vorzubeugen, sprach das Parlament in seiner Erklärung von 1627 über die allgemeinen Freiheiten der Engländer (Petition of rights) ausdrücklich aus, daß kein freier Mann ohne Angabe eines Grundes, wogegen er sich dem Gesetz gemäß verteidigen könne, verhaftet oder gefangen gehalten werden dürfe. Weil aber die königliche Willkür auch jetzt noch Mittel fand, dieses Gesetz zu umgehen, wurde es durch Parlamentsakte noch genauer bestimmt. Karls II. Willkürherrschaft rief weitere Bestimmungen hervor, bis endlich 1679 die zweite Magna Charta der Engländer, die berühmte H., zustande kam, durch die jegliche Willkür bei der Verhaftung britischer Staatsangehörigen ausgeschlossen ist. Kein englischer Untertan kann hiernach ohne gerichtliche Unterjudung in Haft gehalten werden. Richter, Gefängniswärter und sonstige Beamte, die der Akte zuwiderhandeln, werden darin mit den nachdrücklichsten Strafen bedroht, die selbst die Gnade des Königs nicht abwenden kann. Nur in Fällen der dringendsten Not, wenn der Staat in Gefahr ist, kann, entsprechend den in solchen Fällen auf dem Festlande üblichen Belagerungszustand, die H. eine Zeitlang außer Geltung gesetzt werden, aber auch da nur infolge eines Parlamentsbeschlusses. Auch bleiben die Minister fortwährend verantwortlich; jedoch wird ihnen, wenn die H. wieder in Kraft tritt, wegen der inzwischen verfügten Verhaftungen gewöhnlich eine Bill auf indemnität gegeben, wodurch etwaige Entschädigungsforderungen ausgeschlossen werden. Nach dem englischen Muster sind auch auf dem Festlande die Voraussetzungen, unter denen die Verhaftung eines Staatsbürgers erfolgen kann, genau festgelegt worden. In der Regel kann sie nur auf Grund eines richterlichen schriftlichen Haftbefehls erfolgen (f. Haft).

Habeas tibi (lat.), »habe, behalte es für dich«, d. h. es ist dir gegönnt, ich vergelte; auch soviel wie: schreibe es dir selbst zu!

Habeat sibi (lat.), »er habe seinen Willen! mein wegen!« (als Ausdruck des Unwillens), Witze aus Terenz's »Andria« (IV, 1), bei Luther in wörtlicher Übersetzung: »Er hab's ihm!«

Habeat sein Geleit, f. Handw. Sandwahren.

Habelmann, Paul, Kupferstecher, geb. 17. Juli 1823 in Berlin, gest. daselbst 20. März 1890, lernte seine Kunst unter Buchhorn und bildete sich zu einem tüchtigen Meister im Linienmanier und Rezotinto aus. Seine vorzüglichsten Stiche sind: der Große Kurfürst bei Heerbellin nach Eybel (1849); Friedrich II. bei der Duldigung der Stände-Schlesiens 1741, nach Renjet; die Schildlinge, nach Jul. Schröder; der Gang nach Emmaus, nach Blochhoff; Scharfprete wegen Wildfrevels vor dem Friedensrichter Sir Thomas Lucy, nach Schröder, und das Kinderfest, nach Knaus (sein Hauptwerk).

Habelschwerdt, Kreisstadt im preuß. Regbez. Breslau, an der Glaser Neiße und der Staatsbahnlinie Breslau-Wittelwathe, 330 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein kath. Schullehrerseminar, Städtische, Amtsgericht, Fabrikation von Zündhölzern und Holzschachteln, Elektrizitätswerk, Potzjagewerk, Dampfziegelei und 19000 6041 meist kath. Einwohner. — H. wurde 1319 zur Stadt erhoben. Vier stieg 14. Febr. 1745 die Preußen unter Khevaldt über die Oderreicher unter Wallis. Bgt. Volkmer, Geschichte der Stadt H. (Habelschw. 1898).

Habelschwerdter Gebirge, f. Glaz (Grafschaft).

Habemus (lat., »wir haben«), in der Volkssprache soviel wie **Kaufsch**; h. Papam (»wir haben einen Papst«), Auf nach geschlossener Papstwahl.

Haben (frz. avoir, ital. avere, engl. creditor, abgeleitet er.), in der kaufmännischen Buchhaltung soviel wie **Credit**, die Bezeichnung für das Guthaben, im Gegensatz zu S 111 (Debet), womit die Schuldposten bezeichnet werden. Früher schrieb man »Soll haben« oder »Sollen haben«; vgl. Buchhaltung, S. 538.

Habeneß, Antoine François, Violinist und Dirigent, geb. 23. Jan. (oder 1. Juni) 1781 in Régieres, gest. 8. Febr. 1849 in Paris, Sohn eines aus Rannheim gebürtigen Militärmusikers, war 1801 bis 1804 am Pariser Konservatorium Schüler Baillets, sodann nachemander Mitglied der Orchester der Königl. Oper und Großen Oper, wurde 1818 Solist (Kapellmeister) der letztern und war 1821 — 24 Direktor der Großen Oper, seitdem als Kreupers Nachfolger Kapellmeister der Anstalt und Lehrer am Konservatorium (bis 1846). H. hat sich namentlich dadurch verdient gemacht, daß er dem Pariser Publikum das Verständnis der Verthebensischen Instrumentalmusik erschloß. Schon seit 1806 leitete er die Schülerkongerte des Konservatoriums; eine neue Ära des Pariser Konzertlebens datiert aber seit 1828, wo er durch Begründung der Société des concerts du Conservatoire diese Kongerte dauernd fundierte. H. war auch als Lehrer hoch angesehen; Alard und Léonard danken H. ihre Ausbildung. Seine Kompositionen, zwei Kongerte und eine Anzahl kleinerer Solostücke für Violine, Violinduette u., sind, ungeachtet ihrer Gebiegenheit, nicht über seinen Schülerkreis hinausgedrungen. Vgl. Elwart, Histoire de la Société des concerts du Conservatoire impérial de musique (2. Aufl., Par. 1863).

Habeneß, Hermann, Kartograph, geb. 3. März 1844 in Götting, wurde 1859 Schüler von H. Petermann in J. Berthes' geographischer Anstalt, unter dessen Leitung er viele Karten für Petermanns Mitteilungen und die ältern Ausgaben des Stielerschen Atlas zeichnete, und lieferte dann Neubearbeitungen von J. Berthes' Taschenatlas (seit 1884), von v. Sydows' »Methodischem Handatlas«, von einzelnen Karten der 8. und 9. Auflage des Stielerschen Atlas, von J. Berthes' »ElementarAtlas« (1882). Besonders bekannt wurde er durch die von ihm entworfene und zum Teil gezeichnete »Spezialkarte von Afrika im Maßstab von 1:4,000,000« (3. Aufl. 1892) und den Atlas zur Heimatskunde des Deutschen Reiches (1887). Er schrieb: »Grundriß einer exakten Schöpfungsgeschichte« (Wien 1896), »Eisberg- und Wettertheorie«, Abhandlungen, die J. T. den Widerspruch der Fachmänner hervorriefen.

Habent sua fata libelli (lat.). »Bücher haben ihre Schicksale«, Zitat aus des Grammatikers Terentianus Maurus Gedicht »De literis etc.«

Haber, soviel wie **Häfer**.

Haberboß, Befassene, f. Schmeple.

Haberer, f. Haberfeldtreiben.

Haberfeldtreiben heißt eine Art Volksspielt, die in Oberbayern, namentlich in der Gegend von Tegernsee, Wiesbad und Rosenheim, bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts häufig an solchen Personen ausgeübt wurde, deren Bergehen und Laster dem Arm der Rechtspflege unerreichbar sind. Der Name H soll daher rühren, daß Feldmarktreuer und Zuhörer ehemals mit Verhörung ihrer Feiler bestraft, oder daher, daß gefallene Räuber früher von den Burgen des Dorfes unter Geißelgehen durch ein Haberfeld ge-

trieben worden seien. Andre wollen darin Neße der einst von Karl d. Gr. in den Grafschaften eingesetzten Rätengerichte sehen, und wieder andre geben endlich an, der Gebrauch sei zuerst in der dem Kloster Scheyern gehörigen Hofmark Fischbachau aufgetommen als wirksamer Schutz gegen die mehr und mehr einwirkende Unsitte der Eide. Sider ist, daß das H. besonders seit dem Dreißigjährigen Krieg in Aufnahme gekommen ist. Zuletzt war der Bezirk, in dem es vorkam, ein scharf abgegrenzter, nämlich das Land zwischen der Mangfall, der Isar und dem Inn. Es ruht aber über dem Wesen der dazu bestehenden Verbindung ein noch unenthaltenes Geheimnis. Es soll im Gebirge zwölf H. aber selbst meiser gegeben haben, von denen aber jeder nur die in seinem Bezirk ansässigen Mitglieder (Haberer) des Bundes kennt, die er von einem beschlossenen Treib insgeheim in Kenntnis setzt. Anwendung fand diese Volksspielt in den mannigfaltigsten Fällen, namentlich bei Weiz, Bueher, Betrug, sowie überhaupt bei jeder Riedertrachtigkeit, die vor dem Gesetz strafflos ist, und dabei wurden die Reichen und Angeesehenen und das Laster im Kirchenrod mit Vorliebe als Opfer ausersuchen. Das Verfahren war im wesentlichen folgendes: Wenn das mißliebige Individuum trotz wiederholter mündlicher oder brieflicher Verwarnungen keine Besserung gezeigt hatte, sammelten sich plötzlich in einer recht dunkeln Nacht um das Geschöß des Räteljägers hundert verummte, geschwörzte und selbst beoaffnete Personen, umschlossen das Haus u. riefen den Schuldigen ans Fenster oder unter die Tür, die er aber bei Leibes- und Lebensstrafe nicht überschreiten durfte. Darauf wurden im Namen Kaiser Karls d. Gr. im Untersberg die Treiber verlesen, und zwar unter fingierten Namen und Würden, wie: Herr Landrichter von Tegernsee, Herr Warrer von Gmund u., die mit einem lauten »Hier« antworteten. Fehlte ein einziger der Belesenen, so ging der Hause ununterrichteter Sache wieder auseinander. Waren aber alle zugegen, so trat einer der Meister in die Mitte des Herdes und verlas ein in Knittelreimen abgefaßtes Register der Sünden des Delinquenten, wobei nach jeder Strophe die ganze Schar ein von der schrecklichsten Kapernmusik begleitetes Geheul und Gelächter anstimmte. War die Vorlesung zu Ende, so erschloßen die Laternen, und die Schar verdrängte auf einen Hüß den Anführer ebenso schnell wieder, wie sie erschienen war. Gewöhnlich sollen die Haberfeldtreiber aus einer dem Ort ihrer Tätigkeit entferntern Gegend gewählt worden sein, um etwaigen Erkennungen vorzubeugen. Dem Schuldigen ward, außer daß er die Vorlesung mit andern mühle, kein weiteres Leid angetan. Die Anstreichungen, die das H. schließlich im Erfolg hatte, wie scharfes Schießen auf das Haus dessen, dem getrieben wurde, tätliche Vergriffung an ihm, Treiben gegen völlig unschuldige, veranlagte die bairische Regierung zu energischem Vorgehen, das mit der Ermittlung und Ergreifung einer Reihe von Haberern endete, die zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Seit diesen Habererprossen des Jahres 1896 und 1897 ist das H. soviel wie unterdrückt. Vgl. Panizza, Das H. im bairischen Gebirge (Berl. 1896).

Haberform, Daniel Ferdinand Ludwig, konservativer sächs. Politiker, geb. 2. Sept. 1811 zu Kamenz (Oberlausitz), gest. 6. April 1901 in Zittau, studierte die Rechte, wurde 1838 Advokat, dann Gerichtsdirektor in Kamenz und war 1846 — 56 Bürgermeister dieser Stadt, Januar 1857 bis Dezember 1896 von Zittau (wo ihn 1903 ein Denkmal errichtet wurde). 1849 in die sächsische Zweite Kammer ge-

wählt, war er 1859—90 fast ununterbrochen ihr Präsident, gehörte 1867 dem konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes an und schrieb: »Die Kirchenverhältnisse und Synodalenordnung für die evangelisch-lutherische Kirche des Königreichs Sachsen« (Dresd. 1868); »Die Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen vom 4. Sept. 1831 sonst und jetzt« (dof. 1881).

Haberl, Franz Kover, Musikgelehrter, geb. 12. April 1840 in Oberellenbach bei Straubing als Sohn eines Schullehrers, erhielt seine weitere Ausbildung als Chornabe am Dom zu Passau, wurde 1862 zum Priester geweiht, bekleidete bis 1867 die Stelle eines Musikpräsesen an den drei bischöflichen Seminaren in Passau und dann die eines Organisten am Santo Maria dell' Animo in Rom, woselbst er die Bibliotheken nach den Schönen Alterer Kirchenmusik durchforschte. 1871—82 war er Doukapellmeister und Inspektor der Domkapellen in Regensburg. 1874 begründete er die Kirchenmusikschule daselbst, die später zu großem Aufsehen gelangte. Auch den unter seiner Leitung stehenden Kirchenchor hob er im Verlauf weniger Jahre derart, daß Regensburg gegenwärtig mit Recht als eine der wichtigsten Stützstätten der polyphonen Kirchenmusik gelten darf. Aber H. zählt auch zu den bedeutendsten Musikhistorikern der Gegenwart, begründete 1879 einen Palästrinaverrein und beendete die 1862 von Th. de Witt u. a. begonnene Kontinuitätsausgabe der Werke Palästrinas, setzte Brookes und Schrems Sammlung »Musica divina« fort und gab den »Gächlenlosender« 1876—85 heraus (1886 als »Kirchenmusikalisches Jahrbuch« in erweiterter Form), redigierte im Auftrage der Kongregation der Aiten Kenowigoben der sächsischen Gesangbücher und gab ein Lehrbuch des gregorianischen Gesanges heraus »Magister choralis«, Regensb. 1866, oft aufgelegt und übersezt. Die Universität Würzburg ernannte ihn zum Dr. theol. h. c. der Papst zum Ehrenkanonikus von Palästina. Wichtige historische Arbeiten Habers sind: »Bausteine für Musikgeschichte« (I.: »Wilhelm du Fay«, Leipz. 1885; II.: »Die römische Schola cantorum«, dof. 1887; III.: »Rustikatalog des päpstlichen Kapellarchivs«, dof. 1888).

Haberlandt, 1) Friedrich, Agrilkulturmehemer, geb. 21. Febr. 1826 in Preshburg, gest. 2. Mai 1878 in Wien, widmete sich der Landwirtschaft, besuchte 1845—46 die Rechtsakademie in Preshburg, lernte dann auf einem ungarischen Gute die Praxis des landwirtschaftlichen Betriebs, bezog 1848 die landwirtschaftliche Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg und ward daselbst 1850 Lehrer und 1854 ordentlicher Professor. 1869 übernahm H. die Leitung der auf seine Anregung gegründeten Seidenbau-Versuchsstation zu Görz. 1876 wurde er Professor des landwirtschaftlichen Pflanzenbaues in Wien. Er schrieb: »Beiträge zur Frage über die Affinität der Pflanzen und den Samenwechsel« (Wien 1864); »Die leuchtendste Krankheit der Seidenraupen« (dof. 1866; Beiträge 1868, neue Beiträge 1869); »Aufgaben und Hilfsmittel der Samenprüfungsanstalten zur Gewinnung verlässlicher Eier des Wolbeerspinners« (dof. 1869); »Studien über die Körperchen der Cornalia« (mit Veron. dof. 1869); »Aufzucht des Eichen-spinners« (dof. 1870); »Der Seidenspinner des Wolbeerbaums« (dof. 1871); »Wissenschaftlich-praktische Untersuchungen auf dem Gebiet des Pflanzenbaues« (dof. 1875—77, 2 Bde.); »Die Sojabohne« (dof. 1878); »Der allgemeine landwirtschaftliche Pflanzenbau« (dof. 1878).

2) Gottlieb, Botaniker, Sohn des vorigen, geb. 28. Nov. 1854 in Ungarisch-Altenburg, studierte in Wien und Tübingen, habilitierte sich 1878 als Privatdozent an der Universität Wien, wurde 1890 jupplender Professor der Botanik an der Technischen Hochschule zu Graz, 1884 außerordentlicher und 1888 ordentlicher Professor an der dortigen Universität und Direktor des Botanischen Gartens. 1891 unternahm er eine Nordungsreise nach Nova H. gehört zu den hervorragenden Vertretern der physiologischen Pflanzenanatomie und hat auch die Physiologie und Biologie der Pflanzen durch viele Arbeiten gefördert. Er schrieb: »Die Schupereindrungen in der Entwicklung der Keimpflanze« (Wien 1877); »Entwicklungsgeschichte des mechanischen Gewebesystems der Pflanzen« (Leipz. 1879); »Vergleichende Anatomie des osmulatorischen Gewebesystems der Pflanzen« (in Pringsheims »Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik«, Bd. 13, 1881); »Die physiologischen Leistungen der Klonzweigende« (in Schenks »Handbuch der Botanik«, Bd. 1. Bresl. 1882); »Physiologische Pflanzenanatomie« (Leipz. 1884, 3. Aufl. 1904); »Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Laubmoose« (in Pringsheims »Jahrbüchern«, Bd. 17; Sonderausg., Berl. 1886); »Über die Beziehungen zwischen Funktion und Lage des Zellkerns bei den Pflanzen« (Jena 1887); »Das reichende Gewebesystem der Sinnerpflanze« (Leipz. 1890); »Anatomisch-physiologische Untersuchungen über das tropische Laubblatt« (Wien 1892—95, 2 Bde.); »Eine botanische Tropenreise« (Leipz. 1893); »Sinnesorgane im Pflanzenreich zur Perception mechanischer Reize« (dof. 1901); »Zur Stomatolithentheorie des Geotropismus« (in »Jahrbuch für wissenschaftliche Botanik«, 1903); »Perception des Lichtreizes durch das Laubblatt« (Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, 1904).

Häberlin, 1) Franz Dominikus, Historiker und Publizist, geb. 31. Jan. 1720 in Grummetingen bei Ulm, gest. 20. April 1787 in Helmstedt, studierte in Göttingen, ward 1742 dort Privatdozent der Geschichte, 1746 Professor der Geschichte zu Helmstedt, 1751 Professor des Staatsrechts und Vizekanzler der Juristenfakultät. Er schrieb: »Auszug aus der allgemeinen Weltgeschichte« (Halle 1767—73, 12 Bde.), eine deutsche Reichsgeschichte bis zum Schmalkaldischen Krieg, und als Fortsetzung dazu: »Neueste deutsche Reichsgeschichte« (bis 1600, dof. 1774—88, 20 Bde.), außerordentlich gründliche, auf reichen unerschöpften Material beruhende, noch jetzt nicht veraltete Werke. — Sein Sohn Karl Friedrich, geb. 5. Aug. 1756 in Helmstedt, war Professor des deutschen Staatsrechts zuerst in Erlangen, dann in Helmstedt, gest. 16. Aug. 1808, und schrieb: »Handbuch des deutschen Staatsrechts« (Helmst. 1794—97, 2. Aufl. 1797, 3 Bde.) und »Deutsches Staatsarchiv« (Helmst. 1796—1808, 16 Bde.).

2) Karl, Roter, geb. 16. Dez. 1839 zu Oberhingen in Württemberg, erhielt seine erste Ausbildung in Stuttgart und studierte von 1852—56 auf der Akademie in Düsseldorf bei Hildebrandt und Schadow. Seine ersten Bilder waren: württembergische Rekrutierung, der Tod Sidingens und Erläuterung eines Klosters im Bouernkrieg. 1860 begab er sich nach München zu Pilot. Daselbst entstanden: Aufhebung des Klosters Alpirsbach durch die Schwaben (Stuttgart, königliches Museum), die Weber von Schorndorf (Galerie in Varnen) und das Fresko: Szene aus dem sizilianischen Aufstand (bayerisches Nationalmuseum). Nachdem er 1864 Italien besucht

hatte, ließ er sich 1866 in Stuttgart nieder, malte darselbst die Bilder: Tegel, Sodomarola, Diebesbande vor Verich, Belagerung von Straßburg, die Schlacht bei Peterwarden (1881), Stuttgart, königliches Museum und entwickelte eine große Produktivität als Illustrator. 1868—83 war er Professor der Genre-malerie an der Kunstschule in Stuttgart. Seitdem hat er Wandgemälde für das Inselhotel in Konstanz, das Schloß Vastel im Thurgau und die Vorchalle des Rathauses in Konstanz sowie zahlreiche Kompositionen geschichtlichen Inhalts ausgeführt. Seine Bilder zeichnen sich durch große Lebendigkeit und energische, charaktervolle Darstellung aus.

Habern (tschech. Habry), Marktleden in Böhmen, Bezirksh. Goslau, an der kleinen Sazawa, mit großem Thunischem Schloß, Bezirksgericht, Bierbrauerei und (1900) 1772 tschech. Einwohnern.

Habert, Johannes Evangelista, Musiker, geb. 18. Okt. 1833 in Oberplan (Böhmen), gest. 1. Sept. 1896 in Gmund, absolvierte das Pädagogium zu Linz, wirkte als Lehrer zu Kaarn a. D., Wagenkirchen und seit 1861 als Organist in Gmund, wo er 1878 zugleich Chorregent wurde. 1868—83 redigierte er die »Zeitschrift für katholische Kirchenmusik«. Neben kirchlichen Kompositionen (Messen, Offertorien, Orgelstücke etc.; Gesamtausg. Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel) verfaßte er eine »Praktische Orgelschule« (2 Bde., mehrfach aufgelegt), eine »Kleine praktische Orgelschule«, ein Orgelbuch für die österreichische Kirchenprovinz, eine Klavierschule und »Beiträge zur Lehre von der musikalischen Komposition« (Leipzig, 1899, 4 Bde.). H. war, gestützt durch die bährischen Bischöfe Kadiger und Müller, ein Hauptvertreter der Gegnerschaft der Bestrebungen des Gacilienvereins. Vgl. Hartl, Joh. Evang. H. (Wien 1900).

Habesch, Land, s. oben bei Abyssinien.

Habeschia, auf südarabischen Inschriften häufiger Name für die nach Afrika ausgewanderten Semiten, von denen die Abyssinier abstammen.

Habis Allah, Emir von Afghanistan, geb. 1872 zu Samarkand als Sohn des damals verbannten Abd er Rahmān (s. d. 5) aus dem Hause der Barakai, folgte 8. Okt. 1901 seinem Vater, schon vorher zum Erben bestimmt, obwohl ihm von seinem echten, von England bevorzugten Bruder Nase Allah, von seinem zwölfjährigen Halbbruder Mohammed Nasar (durch dessen ehrsüchtige Mutter Bidi Salima) und von den zu Samarkand von russischen Pensionen lebenden Isfah und Jemaid Chan (Bruder und Weisen Abd er Rahmāns) der Thron bestritten wurde. Nachschaffen seiner Gegner veranlaßte er im Mai 1902 durch Verbannung Mohammed Nasars und seiner Mutter an die turkistanische Grenze. Von der Festung Diche-labad aus ließ er im Herbst 1903 Nachschaffen erichten, welche die wichtige Straße Kabul-Beschawar sichern sollen. Auch sonst ist seine Fälligkeit eher russisch als englisch.

Habicht (Astar Becht), Gattung der Raubvögel und der Familie der Falken (Falconidae), Vögel mit gebogenem Leib, kleinem Kopf, stark gekrümmtem Schnabel mit stumpfem Zahn, bis zur Schwanzmitte reichenden Flügeln, ziemlich kurzem, abgerundetem Schwanz und hohen Läufen. Beide Geschlechter sind gleich gefärbt. Der gemeine H. (Fälscherhabicht, Stodfalk, Tauben-, Fühner-, Sperberfalk, Doppelsperber, Stöcher, Stodvögel, A. palumbarius L.; s. Tafel »Raubvögel«, Fig. 12), 70 cm lang und 1,3 m breit (das Weibchen), ist am Oberkörper schwärzlich graubraun, schblau über-

laufen, am Unterkörper weiß, mit braunschwarzen Schallstrichen und Wellenlinien. Der Schnabel ist hornschwarz, die Wackshaut bläuglich, die Flügel sind gelb. Der Habicht findet sich als bedingter Stodvögel in fast ganz Europa und Nord- und Mittel-asien, seltener in Südeuropa, höchst selten in England. Im Winter streicht er umher, und einzelne gelangen bis Nordafrika und Nordindien. Zug im März und Oktober. Er lebt ungesellig, ist höchst unheimlich, dreist und bei großer Schlaueit räuberisch und mordgierig, fliegt schnell, geht aber auf der Erde ungeschickt. Er verfolgt alle Vögel und viele Säugetiere, selbst Hasen, am häufigsten die Hasen, auf die er, in schiefer Richtung fliegend, gewöhnlich von oben herabstößt. Er mordet zunächst so viele Vögel, als er zu fangen vermag, und frisst sie dann in Ruhe auf. Dies macht ihn überall höchst verhasst; Krähen und Eßfalken verfolgen ihn unermüdlich, und die Schwärme begleiten ihn mit warnendem Geschrei. Paarweise lebt er nur in der Brutzeit, seinen Horst baut er auf hohen Baldäben, und im April oder Mai legt das Weibchen 2—4 große, grünlichweiße, oft gelb gefleckte Eier (s. Tafel »Eier I«, Fig. 33), die es mit größter Hingebung bebrütet. Die Jungen werden von den Eltern mutig vertheidigt. In der Gesangschaft bleibt er wild, hochst, mordgierig, in Wien aber wird er zur Jagd dompt, und in Indien und Persien ist er der geachtete Jagdvogel. Im Mittelalter wurde der Jagdvogel häufig H. genannt. Am nächsten ist er mit dem Sperber verwandt.

Habicht, 3280 m hoher Gipfel der Stubai-Alpen, mit kleinem Gletscher und herrlicher Aussicht, wird vom Wächner- oder Stabialtal aus über die Innsbruder Hütte (2369 m) bestiegen.

Habicht, Ludwig, Romanchriftsteller, geb. 23. Juli 1830 in Sprottau, trat mit 15 Jahren in das Bureau eines Rechtsanwalts ein, beschäftigte sich aber in seinen Pausen eifrig mit seiner weiteren Ausbildung. Durch Gutzlow in die Literatur eingeführt, gab er sich schließlich 1857 ganz dem Schriftstellerberuf hin und ließ sich 1862 in Berlin nieder, wo er die Redaktion des »Deutschen Magazins« einige Zeit leitete; jetzt lebt er in Borsigher. Sein erstes größeres und bekanntestes Werk ist der Roman »Der Stadtschreiber von Liegnitz« (Bresl. 1865, 3 Bde.; 2. Aufl. 1881); ihm folgten die Romane: »Zwei Höfe« (Bresl. 1870, 3 Bde.), »Vor dem Gewitter« (Dannov. 1873, 4 Bde.), »Am Fenster See« (Jena 1875, 2 Bde.), »Schein und Sein« (Bresl. 1875, 5 Bde.; 2. Aufl. 1878), »Auf der Grenze« (Bresl. 1878, 4 Bde.), »Der rechte Erbe« (Bresl. 1879), »Hölle und Welt« (Leipzig, 1884, 3 Bde.), »Im Sonnenchein« (Bresl. 1885, 3 Bde.) und eine Anzahl Novellen: »Kriminalnovellen« (Bresl. 1864), »Zerwege« (Bresl. 1866, 2 Bde.), »Das Grafenhaus« (Bresl. 1896), »Die Erbschaft« (Bresl. 1897), »Eiderbrücke« (Bresl. 1899), »Das Geheimnis des Balbes« (Bresl. 1900), »Besondere Kennzeichen« (Bresl. 1902), »Wahrheit« (Neutling. 1902) u. a.

Habichtsmuschel, s. Austern, S. 163.

Habichtskornel, s. Habichtskornel.

Habichtschwamm, s. Hydrium.

Habichtsfang (Habichtsfalk, Falkenfalk), Apparat zum Fangen der Raubvögel, besteht aus einem meist konischen, aus Drahtgeflecht hergestellten Taubenbehälter von ungefähr 45 cm Durchmesser und 25 cm Höhe und einem darauf befestigten kreisrunden Fangreifen, das beim Zuschlagen den Raubvogel festhält und meist tötet. Zum Lebensfangen

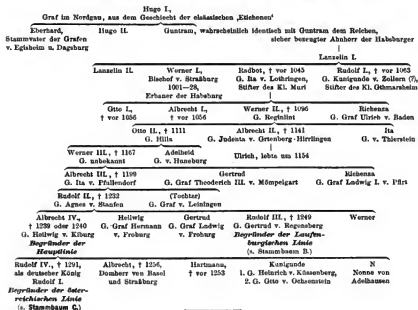
Stammtafeln des Hauses Habsburg.

Übersicht des Inhalts:

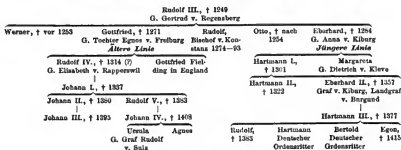
- A. Bis zur Teilung in die Laufenburgische und Österreichische Linie.
 B. Die Laufenburgische Linie bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1415.
 C. Die Österreichische Linie bis zur Teilung in die spanische und deutsche Linie und die spanisch-habsburgische Linie bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1700.

- D. Die deutsch-habsburgische Linie bis auf Maria Theresia.
 E. Haus Habsburg-Lothringen.
 F. Nebenlinie Modena (d'Este).
 G. Nebenlinie Toskana.
 * geboren, † gestorben, G. Gemahl oder Gemahlin.

A. Bis zur Teilung in die Laufenburgische und Österreichische Linie.



B. Die Laufenburgische Linie bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1415.



C. Die österreichische Linie bis zur Teilung in die spanische u. deutsche Linie und die spanisch-habsburgische Linie bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1700.

Rudolf I., † 1291											
1. O. Gertrud (Anna) v. Hohenberg, 2. O. Elisabeth v. Burgund											
Albrecht I., † 1298 deutscher König G. Elisabeth v. Tirol	Mechthild G. Herzog Lothar v. Bayern	Hilwig (Hedwig) G. Herzog Otto v. Brandenburg	Gerttrud (Agnes) G. Herzog Albrecht v. Sachsen	Katharina G. Herzog Otto v. Bayern	Guts (Jutta) G. König Wenzel II. v. Böhmen	Climentia G. König Karl III. v. Neapel	Rudolf II., † 1290 G. Agnes v. Böhmen	Johannes Parricida, † 1313			
Anna											
Rudolf III., † 1307 Agnes L. O. Blanche v. Hermann v. Brandenburg, 2. O. sog. Heinrich VI. v. Böhmen	Friedrich d. Schöne, G. Elisabeth v. Agnes G. Elisabeth v. Agnes G. Elisabeth v. Agnes	Leopold, † 1326 G. Katharina v. Savoyen	Elisabeth G. Elisabeth v. Savoyen	Albrecht II., † 1358 sog. Heinrich der G. Johannes v. Pfirt	Katharina Heinrich † 1327	Ottob. Probst, † 1339 G. Elisabeth v. Bayern, 2. O. Anna v. Böhmen	Guts G. Graf Leopold v. Ultingen	Guts			
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Albrecht II., Markgraf von Mähren seit 1422 G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Wittolus, Leopold IV., Ernst d. Pf., Friedrich IV. mit † 1406 G. Je- hanna v. Neapel											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											
Friedrich III., Albrecht III., Leopold III., Leopold II., † 1362, 1. O. Elisabeth, Tochter Kaiser Karl IV., 2. O. Beatrix v. Holstein											
Albrecht V., † 1439, als deutscher König Friedrich III. (od. IV.) seit 1440, als deutscher G. Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds von Ungarn											
Albrechtische Linie											
Albrecht IV., † 1404 G. Johannes v. Bayern											
Leopoldische Linie											

D. Die deutsch-haburgische Linie bis auf Maria Theresia.

Ferdinand I., † 1564, König v. Böhmen-Ungarn seit 1556, deutscher Kaiser seit 1551, deutscher Kaiser seit 1558		G. Anna v. Böhmen-Ungarn		Karl v. Boiermark, † 1590 10 Töchter	
Maximilian II., † 1576	Anna	Ferdinand v. Tirol, † 1595	Katharina	G. Maria v. Bayern	
König v. Böhmen-Ungarn, deutscher Kaiser	G. Herzog Albrecht V. v. Bayern	1. G. Philippus Walser, 2. G. Anna Katharina v. Mantua	1. G. Herzog Franz v. Mantua 2. G. König Sigismund Aug. v. Polen		
G. Maria, Tochter Kaiser Karls V.	Andreas v. Borgen	Karl v. Borgen	Anna, G. Kaiser Matthias		
Anna	Ernst, Elisabeth	Matthias, deutsch. Kaiser, † 1619	Maximilian, Albrecht VII., † 1618		
G. König Philipp II. deutscher Kaiser, † 1619	v. Frankreich	G. Anna v. Tirol			
Anna	Johann Karl, Ferdinand III., † 1657, deutscher Kaiser	Maria Anna	Cecilia Renata		
G. König Philipp IV. v. Spanien	1. G. Maria Anna v. Spanien, 2. G. Maria Leopoldina v. Tirol	G. Karl Maximilian v. Bayern	G. König Wladislaus v. Polen, † 1662		
Ferdinand IV., † 1654	Maria Anna	Leopold I., † 1705, deutscher Kaiser	Karl Joseph, † 1664		
König v. Böhmen-Ungarn, deutscher Kaiser seit 1653	G. König Philipp IV. v. Spanien	1. G. Marg. Theresia v. Spanien, 2. G. Claudia Felicitas v. Tirol, 3. G. Eleonora Magdal. v. Fidei Neuburg	Bischof v. Passau u. Olmitz		
Maria Antonia	Joseph I., † 1711, deutscher Kaiser	Maria Elisabeth	[10 Kinder]		
G. Maxim. Emanuel v. Bayern	G. Wilhelm v. Braunschweig	Statthalb. der Niederlande	G. König Johann V. v. Portugal		
Maria Josepha	Leopold Joseph, † 1701	Maria Amalia	G. Elisabeth Christof v. Braunschweig		
G. Karl Ernst August v. Sachsen u. König v. Polen	G. Karl Ernst August v. Bayern	(Kaiser Karl VII.)			

E. Haus Habsburg-Lothringen.

Maria Theresia, † 1780, G. Franz I. Stephan v. Lothringen, † 1765, deutscher Kaiser		[10 Kinder]		Ferdinand, † 1806	
Joseph II., † 1790, deutscher Kaiser	Maria Christina	G. Herzog Albert v. Sachsen	Leopold II., † 1792	G. Maria Karolina	G. Maria Antoinette
1. G. Maria Isabella v. Parma, 2. G. Maria Josepha v. Bayern			deutscher Kaiser, G. Maria Leopoldine v. Spanien	G. G. König Ferdinand v. Neapel	G. König Ludwig XVI.
Maria Theresia	Maria Christina				
Franz II., † 1835	Karl, † 1847, Hoch- u. Deutsch-Kaiser	Karl, † 1847, Hoch- u. Deutsch-Kaiser	Leopold, † 1796 [15 Kinder]	Joseph, † 1847	Johann, † 1809
G. König Anton v. Sachsen	1. G. Ludov. v. Stillein, 2. G. Maria v. Sachsen	1. G. Ludov. v. Stillein, 2. G. Maria v. Sachsen	1. G. Ludov. v. Stillein, 2. G. Maria v. Sachsen	1. G. Ludov. v. Stillein, 2. G. Maria v. Sachsen	1. G. Ludov. v. Stillein, 2. G. Maria v. Sachsen
Albrecht, † 1805, Herzog v. Teschen	Karl Ferd., † 1874	Karl Ferd., † 1874	Karl Ferd., † 1874	Karl Ferd., † 1874	Karl Ferd., † 1874
1. G. Maria Theresia, 2. G. Maria Josepha	1. G. Maria Theresia, 2. G. Maria Josepha	1. G. Maria Theresia, 2. G. Maria Josepha	1. G. Maria Theresia, 2. G. Maria Josepha	1. G. Maria Theresia, 2. G. Maria Josepha	1. G. Maria Theresia, 2. G. Maria Josepha
Friedrich II., † 1845	G. Maria Theresia, † 1845	G. Maria Theresia, † 1845	G. Maria Theresia, † 1845	G. Maria Theresia, † 1845	G. Maria Theresia, † 1845
G. Herzog Philipp v. Württemberg	G. Herzog Philipp v. Württemberg	G. Herzog Philipp v. Württemberg	G. Herzog Philipp v. Württemberg	G. Herzog Philipp v. Württemberg	G. Herzog Philipp v. Württemberg
8 Töchter u. 1 Sohn	8 Töchter u. 1 Sohn	8 Töchter u. 1 Sohn	8 Töchter u. 1 Sohn	8 Töchter u. 1 Sohn	8 Töchter u. 1 Sohn

(E. Haus Habsburg-Lothringen, Fortsetzung.)

Frank H., † 1835, römisch-deutscher Kaiser bis 1806, als Kaiser von Österreich seit 1804 Franz I.
 G. Elisabeth v. Württemberg, † 1790, 2. G. Maria Theresia v. Sizilien, † 1807, 3. G. Marie Ludovika v. Modena, † 1816, 4. G. Karoline v. Bayern, † 1873

Ludovika	Maria Luisa 1791-1847	Ferdinand I., † 1875, regierte bis 1848	Leopoldos † 1936	Karlino, † 1832	Frans Karl, † 1678
1790-91	G. Napolione I.	G. Maria Anna v. Sardinien,	G. Kaiser Pedro v. Brasilien, † 1834	G. König Friedr. Aug. v. Sachsen	G. Sophie v. Bayern, † 1872

Franz Joseph I., * 1830
 G. Elisabeth v. Bayern
 (1837-1909)
 Ferdinand Maximilian Kaiser v. Mexiko, 1832-67
 G. Maria Charlotte v. Belgien, * 1840
 Karl Ludwig, 1833-96
 I. G. Margareta v. Sachsen, † 1858, 2. G. Maria Annuncata
 v. Stulien, † 1871, 3. G. Maria Theresia v. Portugal,
 * 1855
 Ludwig Viktor, * 1842

Sophia, † 1857	Gisela, * 1856 O. Leopold v. Bayern	Radolf 1858-89 G. Stephan v. Belgien, * 1864	MarioValerio, * 1868 O. Frana Salvador v. Toskana	Franz Ferdinand, * 1863 G. Sophia Fursin v. Hohen- berg, geb. Grölla Clotek, * 1867	Otto, * 1865 G. Maria Josepha v. Sachsen, * 1867	Ferdinand, * 1868 G. Herzog Albrecht v. Wirt- temberg	Margareta Sophia 1870-1902 G. Herzog Albrecht v. Wirt- temberg	Elisabeth, * 1878	Maria Ammutich, * 1876
-------------------	---	--	---	--	--	--	--	----------------------	------------------------------

Ellenboth, * 1883

Karl Franz Joseph, Maximilian Eugen,
* 1887 * 1895

* 1898

F. Nebeniini Modena (d'Este).

Ferdinand, Erbkönig, Herzog v. Braganza, † 1803
 G. Maria Beatrix v. Fals, † 1829

Marja Theresia, † 1832	Leopoldine, † 1848	Franz IV. d'Este, † 1846	Pertinaxand	Maximilian	Karl	Marja Lindovika, † 1816
3. Viktor Emanuel I. v. Sardienien, † 1824	O. Karlfürst Karl Theodor v. Pfalz-Bayern, † 1799	O. Beatrix v. Sardienien, † 1840	1791-1850	1788-1863	1785-1809	O. Kaiser Franz I. v. Österreich

Maria Theresia, † 1866	Prana V., † 1875	Ferdinand 1821-49	Maria Beatrix, * 1824
G. Heinrich, Graf v. Clamford, † 1863	G. Adalberto v. Bayern, * 1823	G. Erbersteig Elisabeth, † 1903	G. Job. Infant v. Spanien,

Anna Beatrix, † 1849 Maria Theresia, * 1849, † 1849, G. Ludwig v. Bayern

G. Nebelinio Toskana.

Ferdinand III., † 1624, 1. G. Iodovika v. Sázilica, † 1802, 2. G. Maria v. Bachsen, † 1845

Leosold II, † 1879	Maria Ludovika, † 1857	Maria Theresia, † 1855
L. G. Maria Anna v. Seebach, † 1832, 2. G. Maria Antonia v. Seebach, † 1849		G. König Albert v. Sardinien, † 1849

[illegible][illegible][illegible]

	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012	2013	2014	2015	2016	2017	2018	2019	2020	2021	2022	2023	2024	2025	2026	2027	2028	2029	2030	2031	2032	2033	2034	2035	2036	2037	2038	2039	2040	2041	2042	2043	2044	2045	2046	2047	2048	2049	2050	2051	2052	2053	2054	2055	2056	2057	2058	2059	2060	2061	2062	2063	2064	2065	2066	2067	2068	2069	2070	2071	2072	2073	2074	2075	2076	2077	2078	2079	2080	2081	2082	2083	2084	2085	2086	2087	2088	2089	2090	2091	2092	2093	2094	2095	2096	2097	2098	2099	2100	2101	2102	2103	2104	2105	2106	2107	2108	2109	2110	2111	2112	2113	2114	2115	2116	2117	2118	2119	2120	2121	2122	2123	2124	2125	2126	2127	2128	2129	2130	2131	2132	2133	2134	2135	2136	2137	2138	2139	2140	2141	2142	2143	2144	2145	2146	2147	2148	2149	2150	2151	2152	2153	2154	2155	2156	2157	2158	2159	2160	2161	2162	2163	2164	2165	2166	2167	2168	2169	2170	2171	2172	2173	2174	2175	2176	2177	2178	2179	2180	2181	2182	2183	2184	2185	2186	2187	2188	2189	2190	2191	2192	2193	2194	2195	2196	2197	2198	2199	2200	2201	2202	2203	2204	2205	2206	2207	2208	2209	2210	2211	2212	2213	2214	2215	2216	2217	2218	2219	2220	2221	2222	2223	2224	2225	2226	2227	2228	2229	2230	2231	2232	2233	2234	2235	2236	2237	2238	2239	2240	2241	2242	2243	2244	2245	2246	2247	2248	2249	2250	2251	2252	2253	2254	2255	2256	2257	2258	2259	2260	2261	2262	2263	2264	2265	2266	2267	2268	2269	2270	2271	2272	2273	2274	2275	2276	2277	2278	2279	2280	2281	2282	2283	2284	2285	2286	2287	2288	2289	2290	2291	2292	2293	2294	2295	2296	2297	2298	2299	2300	2301	2302	2303	2304	2305	2306	2307	2308	2309	2310	2311	2312	2313	2314	2315	2316	2317	2318	2319	2320	2321	2322	2323	2324	2325	2326	2327	2328	2329	2330	2331	2332	2333	2334	2335	2336	2337	2338	2339	2340	2341	2342	2343	2344	2345	2346	2347	2348	2349	2350	2351	2352	2353	2354	2355	2356	2357	2358	2359	2360	2361	2362	2363	2364	2365	2366	2367	2368	2369	2370	2371	2372	2373	2374	2375	2376	2377	2378	2379	2380	2381	2382	2383	2384	2385	2386	2387	2388	2389	2390	2391	2392	2393	2394	2395	2396	2397	2398	2399	2400	2401	2402	2403	2404	2405	2406	2407	2408	2409	2410	2411	2412	2413	2414	2415	2416	2417	2418	2419	2420	2421	2422	2423	2424	2425	2426	2427	2428	2429	2430	2431	2432	2433	2434	2435	2436	2437	2438	2439	2440	2441	2442	2443	2
--	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	------	---

Figure 1 | <https://doi.org/10.1038/s41598-020-64280-4>

schrieb: »Der Streit Ferdinands des Katholischen und Philipps I. um die Regierung von Kastilien 1504—1506« (Dissertation, 1882); »Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall« (Berl. 1888; ins Spanische übersetzt, Madr. 1899); »Raria Josefa Analia, Herzogin zu Sachsen, Königin von Spanien« (Dresd. 1892); »Die Geschichte der Jüngerischen Handlung in Spanien« (Weim. 1897); »Die Religion des mittlern Amerikas« (Münst. 1899); »The early printers of Spain and Portugal« (Lond. 1897); »Spanische und portugiesische Bücherzeichen des 15. und 16. Jahrhunderts« (Straßb. 1898); »Typographie ibérique du quinzième siècle« (Haag 1901 bis 1902); »Die überseeischen Unternehmungen der Weser und ihrer Gesellschafter« (Leipz. 1903). Auch verfaßte er den Abschnitt über die Geschichte Amerikas in Schmoltzs »Weltgeschichte« (Bd. 1, 1899) und ist Mitglied der Real Academia de la Historia in Madrid.

Habr el Kelab, s. Aristoteles Allertümer, S. 156.

Habropygä, der Ahrilid.

Habry, Ort in Böhmen, f. Habern.

Habsburg (sowie wie Habshsburg), alte Burg im schweizer. Kanton Argau, in dem »das Eigengenannten, von Aste und Keuz bei ihrem Zusammenflusse gebildeten Winkel, um 1020 von Bischof Werner von Straßburg aus dem Hause der Habsburger erbaut, jetzt von einem Feuerwächter bewohnt. Nur ein Teil der Burg, Bergfried und Wohngebäude, jüngst restauriert, besteht noch, das übrige ist abgetragenen. Am Fuß des Berges liegt das Bad Schinzenach (s. d.).

Das Geschlecht der Habsburger.

(Siehe Tafelbeilage »Stammstamm des Hauses Habsburgs«.)

Der Ursprung des Geschlechtes der Habsburger ist aber wahrscheinlich im Elsaß zu suchen. Geschichtlich beglaubigter Ahnherr ist Guntram (der Reiche), wahrscheinlich identisch mit dem Grafen Guntram aus dem Geschlechte der Nordgaugrafen, der 952 von Kaiser Otto I. wegen Hochverrats verurteilt wurde und bis auf seinen vielleicht erheirateten Besitz im Argau seine Eigen- und Lehensgüter einbüßte. Guntrams Sohn Langelin hatte vier Söhne, Langelin den jüngeren, Berner, seit 1002 Bischof von Straßburg, Raddot, den eigentlichen Begründer jener Linie des Guntramischen Hauses, die sich nach der von Berner erbauten Freie »von S.« nannte, und Rudolf, den Stifter des Klosters Otmarshausen. Von Raddots drittem Sohne Berner stammte Otto II., der 1090 zum erstenmal als Graf von S. bezeichnet wird und von Kaiser Heinrich V. die Landgrafschaft im obern Elsaß erhielt, die nach seiner Ermordung im J. 1111 an seinen Sohn Berner III. überging. Dessen Sohn Albrecht III. heiratete Ita, die Tochter des letzten Grafen von Fullendorf, wodurch die Habsburger auch in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Stauffern traten. Dieser Verbindung verdankte Albrecht 1173 die Erwerbung der Vogtei von Säckingen, das Gut der Freiherrn von Hiebertal im Oberrhein, die Grafschaft im Zürichgau westlich der Limmat und des Sees und ausgedehnte Güter in den Kantonen Unterwalden und Luzern. Auch die Grafschaft Argau mag wohl um diese Zeit an die Habsburger gekommen sein. Sein Sohn Rudolf II. hielt anfangs in dem Kampfe zwischen den beiden Gegenkönigen, Philipp dem Staufer und Otto von Schwaben, zu letzterem, trat aber später zur stauffischen Partei über und stand insbes. Kaiser Heinrich II. sehr nahe. Unter Rudolfs II. (gest. 1232) Söhnen, Albrecht IV. und Rudolf III., trat eine Güterteilung ein. Die ältere

Linie erhielt den größten Teil der Güter im Nar- und Zürichgau, die Vogtei über Kloster Muri, das Eigen mit der S., Stadt Brugg, Bremsgarten und Reienburg, die Grafschaft im Freigau, Stadt Säckingen und die Vogtei des Klosters sowie die meisten allodialen Besitzungen im Elsaß. Die jüngere Linie erhielt Zug, Schwyz und Unterwalden im Zürichgau, Sempach, Willisau, Schloß und Stadt Laufenburg, danach sie die Habsburg-laufenburgische hieß, die Vogtei über Otmarshausen; einige Besitzungen, so die Landgrafschaft im obern Elsaß, Vogtei über Murbach, Hardwald und Freie Limburg, fielen erst nach Rudolfs III. Tode (1249) an die ältere Linie. Albrecht IV. war 1239 oder 1240 im Heiligen Lande gestorben; sein Sohn war der spätere deutsche König Rudolf, geb. 1. Mai 1218, von Kaiser Friedrich II. aus der Taufe gehoben. Er erwarb nach dem Aussterben des Wannesstammes der Grafen von Kyburg, auf das Recht seiner Mutter, Helwig von Kyburg, gestützt, aber auch durch Kauf deren reichen Besitz in den heutigen Kantonen Argau, Luzern, Zug, Unterwalden und Schwyz und die Stadt Freiburg im Aargau. Die Erwerbung anderer ihm durch Verpfändung durch Kaiser Konrad IV. zugefallenen Güter verweidete ihn in mannigfache Kämpfe, die ihm den Ruf eines tüchtigen Feldherrn eintrugen. Als er 1273 zum König erwählt wurde, befand sich fast das ganze linke Rheinufer von dem Bodensee bis zu den Vogelen in seinem Besitz. Rudolfs Schwester Elisabeth war die Gemahlin Friedrichs von Hohenstolzen, Burggrafen von Nürnberg. Von der Laufenburger Linie, die sich bald wieder in zwei Zweige teilte, erlosch der eine mit dem Grafen Johann IV. 1408, der andre mit dem Grafen Egeno 1416. Die Landgrafschaft im Aargau kam durch Johanns IV. Erbköcher Urula an die Grafen von Sulz und später an das Haus Schwarzenberg. Die übrigen laufenburgischen Güter wurden zur Zeit des Aussterbens dieser Grafen meist zu den Gebieten der Schweiz herangezogen. Vgl. die Geschichtskarte beim Artikel »Österreich-Ungarn«.

Durch die Wahl Rudolfs zum deutschen König und seinen Sieg über den Böhmens König Premysl Ottokar II., der das badenbergische Erbe an sich gebracht hatte, wurde der Schwerpunkt des habsburgischen Hauses nach Österreich verlegt. Dies erwies sich um so vorteilhafter, als infolge der Verwickelungen mit den die Reichsunmittelbarkeit beanspruchenden Gemeinden am Vierwaldstätter See, die zu deren Bunde von 1291 und dann zur Gründung der Eidgenossenschaft führten, das Haus S. in der Schweiz bis zum Ende des 16. Jahrh. allmählich sowohl in gerichts- als auch in territorialhoheitlichem Sinn vollständig depostierte wurde. Die Geschichte des Verlaufs dieser Rechte und Besitzungen läßt sich bei einer ungeheuren Mannigfaltigkeit des Details insbes. an vier Knotenpunkten übersichtlich darstellen und einigermaßen verständlich machen: 1) die tatsächliche Einbuße des Besitzes nach den unglücklichen Schlachten bei Sempach 1386 und Käfers 1388; 2) die Verluste infolge der Achtung des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche von Tirol durch Kaiser Sigmund zur Zeit des Konstanzer Konzils; 3) die Verluste unter Kaiser Friedrich III. nach vergeblich aufgerufener französischer und burgundischer Hilfe; 4) die Verluste in der von Herzog Sigmund mit den Eidgenossen auf Grund französischer Vermittlung 1474 abgeschlossenen ewigen Richtung. Die Einbußen der ersten Epoche betrafen, geographisch betrachtet, die

Gebiete der innern Schweiz: Rathenbourg, Sempach, Entlibuch, Biensbach, Niederurnen, die Burgen Aidau, Wilren, Unterseen, Buchet u. In der zweiten Epoche gingen auch die Besitzungen im Vargau mit der Feile Baden und der ganzen Grafschaft Kyburg, ferner Schaffhausen, Baldehüt, Säckingen u. a. verloren. Endlich schloß sich auch die Stadt Kappertswil, die am längsten zu H. gehalten, den Eidgenossen an. Bald folgten die Abtretungen von Sargans und der Rechte im Thurgau, der Verkauf von Winterthur, und endlich verzichtete Herzog Siegmund in der vorgenannten »ewigen Richtung« auf alles, was die Eidgenossen bis dahin erobert oder von dem Haus H. erworben hatten. Das Schloß H. hatte seine Bedeutung als fester militärischer Knap längst verloren.

Um so glänzender war die Entfaltung des Hauses H. im Osten. Rudolf I. dehnte nach Ottobachs Tode 1282 seine Söhne Rudolf und Albrecht mit Österreich, Steiermark und Krain, verließ aber, auf das Ansuchen der dortigen Landherren, 1. Juni 1283 Albrecht allein die Würde des Landesfürsten. Rudolf I. hochfliegende Pläne einer Erwerbung Böhmens (er hatte seinen Sohn Rudolf mit der Přemysliden Agnes verheiratet) sowie der Verrückung der deutschen Königswürde in seinem Hause gingen allerdings nicht in Erfüllung. Die Königskrone erhielt nach seinem Tode (1291) sein Sohn Albrecht nicht sofort, sondern erst nach Rudolf von Kaisau Sturz 1298. Und als Albrecht I. 1308 ernordet worden, wählte 1314 nur ein Teil der Kurfürsten seinen Sohn Friedrich den Schönen zum König, der 1322 seinem Gegenkönig Ludwig dem Bayern unterlag. Auch die auf Holland, Zeeland, Thüringen und Böhmen gerichteten Vergrößerungspläne Albrechts I. scheiterten. Aber während die Habsburger im 14. Jahrh. hinter den aufstrebenden Luxemburgern jurüdrückten, machten sie doch bedeutende Erwerbungen: 1336 erwarb Albrecht II., Albrechts I. dritter Sohn, Kärnten, dessen Sohn Rudolf IV. 1364 Tirol, so daß die habsburgischen Besitzungen schon fast 90,000 qkm umfaßten. Nach Rudolf IV. Tode (1365) teilte sich das Haus H. in die österreichische (Albertinische) und die steirische (Leopoldinische) Linie. Jener gehörte Albrecht V. an, Schwiegersohn und Erbe Kaiser Siegmunds, der von diesem Ungarn und Böhmen erhielt und 1438 auch als Albrecht II. zum Kaiser gewählt wurde; doch starb er schon 1439 und sein Sohn Ladislaus posthumus untermählt 1457, so daß die Linie erlosch und Böhmen und Ungarn dem Haus H. wieder verloren gingen. Die Leopoldinische Linie, die Leopold III. (1386 bei Sempach gefallen) gründete, erwarb 1369 Freiburg i. Br. und 1375 die Grafschaft Feldkirch. Sie teilte sich wieder in die steirische und tirolische Linie. Von der ersten Linie ward Friedrich V. 1440 als Friedrich III. Kaiser. Er erwarb ganz Österreich und führte 1453 die seit Rudolf IV. zeitweilig südliche erzbischöfliche Würde (s. Erzbischof) ein. Obwohl seine Herrschaft in den Erblanden unruhig, im Reich unruhig war, war er doch von dem zukünftigen Glanze seines Hauses überzeugt und deutete die Boten, die er überall einschickte, als *Austrine* *Inter Imperium Orbis Universi* (»Alles Erbreich ist Österreich Untertan«; auch als *Anstria erit in orbe ultima* »Österreich wird auf der Erde bis zuletzt dauern«). Auch bereitete er 1477 durch die Vermählung seines Sohnes Maximilian mit der Erbin von Burgund, Maria, wodurch außer Burgund die reichen Niederlande dem Haus H. zufielen, dessen internationale Größe vor.

Mit Kaiser Maximilian I. (1493—1519) begann die Welt Herrschaft der Habsburger. Sein Sohn Philipp der Schöne vermählte sich 1496 mit Johanna, der Erbin des spanischen Königspaares, Ferdinands von Aragonien und Isabella von Kastilien. Von seinen Söhnen wurde der ältere, Karl, 1508 (nach Philipps Tode) Herr Burgunds und der Niederlande, 1516 König von Spanien und 1519 als Karl V. (1519—56) Kaiser und Herr der österreichischen Erblande. Diese letztern trat er zwar 1521 an seinen Bruder Ferdinand ab, der 1526 die königreiche Ungarn und Böhmen dazu erwarb; dennoch blieb Karl V. Oberherr des Ganzen und konnte behaupten, daß in seinem Reich die Sonne nicht untergehe. Die definitive Teilung des habsburgischen Besitzes erfolgte erst bei Karls V. Abdankung 1556, indem Karls V. Sohn Philipp II. die ältere spanische, sein Bruder Ferdinand I. die jüngere deutsche oder österreichische Linie des Hauses H. begründete.

Die spanische Linie erhielt außer Spanien und seinen überseeischen Kolonien Burgund, die Niederlande, Mailand, Neapel, Sizilien und Sardinien. Auf ihren Begründer Philipp II. (1556—98) folgten Philipp III. (1598—1621), Philipp IV. (1621—1665) und Karl II. (1665—1700). Mit letztem erlosch die Linie der spanischen Habsburger I. Nov. 1700 im Mannesstamm. Nachdem sie schon im Laufe des 17. Jahrh. erhebliche Gebietsteile (Kaukasien und Sizilien, die Franche-Comté und einen großen Teil der Niederlande) an Frankreich verloren hatte, suchte Ludwig XIV. von Frankreich nimmehr ihren ganzen Besitz für das Haus Bourbon zu erwerben. Philipp von Anjou behauptete aber nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.) im Utrechter Frieden (1713) nur das eigentliche Spanien nebst den Kolonien; die Niederlande, Mailand, Neapel und Sizilien fielen an die österreichischen Habsburger.

Die deutsche oder österreichische Linie des Hauses H. erhielt 1556 die im Hause H. fast erblich gewordene Kaiserkrone. Ferdinand I., Kaiser von 1556—64, teilte bei seinem Tode seinen Besitz so, daß Kaiser Maximilian II. (1564—76) Österreich, Böhmen und Ungarn, Ferdinand Tirol, Karl Steiermark, Kärnten und Krain erhielt. Maximilian II. direkte mündliche Nachkommen erloschen mit seinen Söhnen, den Kaisern Rudolf II. (1576—1612) und Matthias (1612—19). Da inzwischen 1595 Ferdinand von Tirol ohne Söhne gestorben war, so folgte auf Matthias Karls von Steiermark Sohn Ferdinand II. als Kaiser (1619—37) und Herr aller Kronlande der deutschen Habsburger; nur in Tirol herrschte eine von seinem Bruder Leopold begründete Nebenlinie kurze Zeit (1625—65) selbständig. Auf Ferdinand II. folgte sein Sohn, Kaiser Ferdinand III. (1637—57), diesem sein Sohn, Kaiser Leopold I. (1658—1705), der im Spanischen Erbfolgekrieg vergeblich für seinen zweiten Sohn, Karl, Spanien zu erlangen suchte. Dieser kam, nachdem Leopolds erster Sohn, Kaiser Joseph I. (1705—11), ohne Söhne gestorben, als Kaiser Karl VI. 1711 in Deutschland und Österreich zur Herrschaft und genann 1714 die spanischen Nebenlande in Europa (s. oben) zurück. Da er keine Söhne hatte, so ertieß er 1713 das Hausgesetz der Pragmatischen Sanction, welche die Unteilbarkeit aller habsburgischen Erblande zum Staatsgrundgesetz machte und seiner ältesten Tochter, Maria Theresia, die Thronfolge in allen Landen zusicherte. Dieses Gesetz wurde dann den Ständen der einzelnen Länder zur Annahme vorgelegt. Um die Garantie

der Bourbonen für die Sanction zu gewinnen, trat Karl VI. 1738 Neapel und Sizilien an Spanien ab. Mit dem Tode Karls VI. (20. Okt. 1740) erlosch auch die österreichische Linie des Hauses H. im Mannesstamm. In Österreich folgte nun Maria Theresia (1740—80) als letzte Habsburgerin, im Deutschen Reich nach der kurzen Zwischenregierung des Wittelsbachers Karl VII. (1742—45) Maria Theresias Gemahlin Franz Stephan von Lothringen, Großherzog von Toskana, als Franz I. (1745—65). Mit seinem Sohne Kaiser Joseph II. (1765—90) gelangte das Haus H. noch auf den österreichischen Thron. Schon Franz I. hatte als Entschädigung für das verlorne Herzogtum Lothringen 1737 nach dem Tode des letzten Habsburgers das Großherzogtum Toskana erhalten, aus dem unter dessen zweiten Sohne Leopold eine habsburgische Schundogenitur gebildet wurde. Ein dritter Sohn, Ferdinand Karl, begründete durch Heirat die Linie H.-Modena (s. d.). Kaiser Joseph II. hatte keine ihm überlebenden Kinder, die Krone ging nach dessen Tode (20. Febr. 1790) an seinen Bruder Leopold II. über, der aber schon 1. März 1792 starb. Ihm folgte sein ältester Sohn, Franz I., der am 11. Aug. 1804 den Titel eines Kaisers von Österreich annahm und 6. Aug. 1806 die bedeutungslos gewordenen Kaiserwürde niederlegte. Von seinen zahlreichen Geschwistern war Ferdinand (geb. 1769, gest. 18. Juni 1824) Großherzog von Toskana, Erzbischof Karl (geb. 1771, gest. 1847, s. d.) der berühmte Feldherr, Joseph (geb. 1776, gest. 1847) nach dem 1795 verstorbenen ältern Bruder, Leopold Alexander, Palatin von Ungarn, die Schwester Clementine Gemahlin Franz I., Königs beider Sizilien, Anton (geb. 1779, gest. 1835) zuerst Bischof von Würzberg, dann Großmeister des Deutschen Ordens in Österreich, Johann (geb. 1782, gest. 1859) in den Jahren 1848—49 deutscher Reichsverweser, Rainer (geb. 1783, gest. 1853) von 1817—48 Bischof des lombardo-venezianischen Königreichs, Ludwig (geb. 1784, gest. 1864) General und Stellvertreter des Kaisers 1835—48 und Rudolf (geb. 1788, gest. 1831) seit 1819 Fürst-Erzbischof von Olmütz. Nach Kaiser Franz I. Tode (2. März 1835) übernahm sein Sohn Ferdinand den österreichischen Kaiserthron, und nach dessen und seines jüngern Bruders, Franz Karl (geb. 1802, gest. 1878), Thronentsagung erbte des letztern ältester Sohn, Franz Joseph I. (Franz 12.), 2. Dez. 1848 die Kaiserwürde. Die andern Söhne Franz Karls waren: Ferdinand Maximilian (geb. 1832, gest. 1867, Kaiser von Mexiko), Karl Ludwig (geb. 1833, gest. 1896), Ludwig Viktor (geb. 1842). Da nach dem vorzeitigen Tode des einzigen Sohnes Kaiser Franz Josephs, Rudolf (s. d.), dieser keine männliche Erben hinterließ, sind die nächsten Thronnachfolger die Söhne Erzbischof Karl Ludwigs: Franz Ferdinand, dann dessen Bruder Ferdinand Otto und dessen Söhne Karl Franz Joseph und Maximilian Eugen Ludwig.

Vgl. Herrgott, Genealogia diplomatae angustae gentis Habsburgicae (Wien 1737—38, 3 Bde.); Köppl, Die Grafen von H. (Walle 1832); Fürst Lichnowski, Geschichte des Hauses H. (Wien 1836 bis 1844, 8 Bde.); Gläufel, Studien über den Ursprung des österreichischen Kaiserhauses (Wag 1860); A. Huber, Rudolf von H. vor seiner Thronbesteigung (Wien 1879); A. Schulte, Geschichte der Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten (Jnnst. 1887); Hoernes, Österreich-Ungarn und das Haus H. (Leiden 1892); Franz Heinrich, Stammtafel zur Geschichte des Hauses H. (Wien 1893); E. Wery,

Die H. (Marau 1896); Langl, Die H. und die bewährten Stätten ihrer Umgebung (2. Aufl., Wien 1895); O. Redlich, Rudolf von H. (Jnnst. 1902).

Habsheim, Dorf und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Wülflingen, an der Eisenbahn Straßburg-Basel, hat eine lat. Kirche, Steinbrüche, Ziegelbrennerei, Weinbau, Weinhandel und (1900) 1970 Einw.

Habutai, weißer Seidenstoff in den Vereinigten Staaten.

Habzelia, f. Xylapia.

Haec est voluntas gubernii (lat.), »solches ist der Wille der Regierung«.

Hacha (La H., fr. aça), Stadt in Kolumbien, f. Riohacha.

Hachberg, f. Hochberg, Markgrafen von.

Haché (fr. wach, eigentlich franz. Hachis), ein Gericht aus gehackter Kalberleber oder aus gehacktem Fleisch, wird mit Eiern, Kapern, Zitronen garniert genossen, auch wohl gebaden. Hachieren, hachen, besonders mit dem Ziegenfleisch.

Hachenburg, Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Oberwesterwaldkreis, Hauptort der ehemaligen Grafschaft Sayn-H., Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Ru.-Altenkirchen—Stall und der Kleinbahn Selters-H., hat eine evangelische und eine lat. Kirche, Synagoge, Volksschule, Schloß, Amtsgericht, 2 Oberförstereien, Fabrikation von Draht- und Metallwaren, Leber, Leberwaren und Jagdausrüstungen, Basaltbrüche, Braunkohlengruben und (1900) 1680 meist evang. Einwohner. — 1314 erhielt H. Stadtrechte. Die Grafschaft Sayn-H. kam 1636 nach dem Aussterben des Grafengeschlechts an die Burggrafen von Kirchberg und 1799 an Kassaui-Weilburg. In der Nähe von H. liegt die ehemalige Eisernerfabrik Marienstall mit alter Kirche (frühgotische Kapelle) und Rettungsanstalt für verwaiste Knaben.

Hacheney, Dorf im preuß. Regbez. Arnberg, Kreis Hörde, hat Strassenbahn, Steinkohlenbergbau, Koks- und Ziegelfabrikation und (1900) 4076 Einw.

Hachette (fr. aça), 1) Jeanne, franz. Wäbchen aus Beauvais, geb. um 1454, zeichnete sich 27. Juni 1474, als Karl der Kühne diese Stadt überrumpeln wollte, bei der Verteidigung aus und entfiel einem burgundischen Hakenenträger die schon aufgepflanzte Standarte. Zur Erinnerung wurde alljährlich 27. Juni eine Prozession, seit 1851 eine weltliche Feier in Beauvais vor dem Rathaus abgehalten, vor dem seit 1851 ein Denkmal der Heldin steht; auch im Lugembourg-Garten in Paris steht eine Marmorestatue von ihr.

2) Louis Christoph, Begründer einer der größten Buchhandlungen Frankreichs, geb. 5. Mai 1800 in Reibel (Ardennen), gest. 31. Juli 1864, bildete sich auf der Pariser Ecole normale supérieure für den Lehrerberuf vor, gab diesen aber 1823 auf und eröffnete 1826, obwohl fast mittellos, in Paris eine Buchhandlung, die sich die Erhebung des Unterrichtswesens und der Volksbildung durch Herausgabe von Hand- und Lehrbüchern, pädagogischen Zeitschriften, französischen, griechischen und lateinischen Klassikern mit Noten von manchen Gelehrten, Wörterbüchern u. zum Zweck setzte. Unter andern ließ er seit 1863 Littrés großes Wörterbuch der französischen Sprache erscheinen. Seit 1850 fügte H. in Verbindung mit seinen Schwieger söhnen Louis Breton (gest. 1863) und Emile Templier (gest. 1891), seit 1863 auch mit seinem Sohn Jean Georges H. (s. unten) unter der Firma Hachette u. Comp. seinen Verlagswerten auch belle-

trifische und illustrierte hingu, wie die »Bibliothèque variée«, die »Bibliothèque des meilleurs romans étrangers«, die »Bibliothèque populaire«, die »Bibliothèque rose illustrée«, die »Bibliothèque des merveilles«, die »Collections des guides itinéraires« (von Joanne u. a.), die der Länder- und Völkerkunde gewidmete, vorzüglich illustrierte Zeitschrift »Tour du monde«, die »Petite bibliothèque de la famille«, das »Journal de la Jeunesse« u. a. Daneben verfaßte er als Mitglied des Comptoir d'escompte, der Pariser Handelskammer und der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten zahlreiche Aufsätze und Gutachten und war unermüßlich für den Schutz des literarischen und artistischen Eigentums tätig. Nach dem Tode Jean Georges Hachettes (geb. 1838, gest. 15. Dez. 1892), der seit 1878 Präsident des Cercle de la librairie et l'imprimerie war, sind gegenwärtig Besitzer des Geschäfts René Fourret (seit 1870), Guillaume Breton (seit 1883), R. Desclotierres (seit 1886), E. Fourret und Louis Hachette (seit 1896).

Fachieren (fr. *travailler*, franz. *hacher*), f. Hache.

Hachis (franz. *hachis*), f. Hache.

Fachmann, Gerhard, hamburg. Bürgermeister, geb. 10. Mai 1838 in Hamburg, gest. daselbst 5. Juli 1904, studierte die Rechte, ließ sich 1860 in Hamburg als Rechtsanwalt nieder, ward 1868 Mitglied der Bürgerschaft, 1869 deren Vizepräsident und 1877 Präsident. 1885 zum Senator gewählt, ward er bald erster Polizeiherr und führte als solcher eine völlige Neuorganisation der Polizei durch, trat dann, 1900 zum zweiten Bürgermeister gewählt, an die Spitze der Oberstadthörde, konnte aber die sofort begonnene Reform der Schulverfassung nicht zu Ende führen; die wissenschaftlichen Anstalten Hamburgs erfuhren durch ihn reiche Förderung. Regierender Bürgermeister war v. 1901 und 1904.

Fachse (Sage), s. wie die Fesse.

Fachsvogel, s. wie die Facht.

Fachtende (span. *facta*), Landgut, Befugung, Vermögen; b. publica, die Staatsfinanzen (daher Ministerio de la h., Finanzministerium).

Fach (Sachse, engl. ursprünglich »baquenée oder haquenée«, v. lat. *equus*), bis zum 14. Jahrh. ein stotres Reitpferd, später das eigentliche Militärpferd. Augensichtlich versteht die Haekney Horse Society unter d. ein stärkegedautes, kurzbeiniges, stolzes, drittes Tier, mit intelligentem Kopf, elegantem Hals, starken Hinterbacken, mächtigen Schenkeln und Schultern, so vollkommen, als diese nur gedacht werden können, kräftigen Gliedmaßenknochen, guten Hufen und einer Größe von 15,2¹/₂—15,5¹/₂ hands. Das Hauptzuchtgebiet umfaßt die Grafschaften Norfolk, Cambridges, Huntingdon, Lincoln und York.

Faack., die Tiernamen Abkürzung für Ernst Gaedel (f. d.).

Faackert (fr. *faak*, Jan, niederl. *faak* oder *fabier*, geb. 1629 in Amsterdam, gest. daselbst um 1699, machte in seiner Jugend (1653—58) Reisen nach Deutschland, der Schweiz und Italien und machte anfangs Landschaften aus diesen Gegenden. Nach seiner Rückkehr nach Amsterdam kultivierte er besonders die Waldbandschaft. Seine Gemälde, von denen sich einige in Amsterdam (Museum), München (Pinakothek), Dresden und Petersburg (Ermitage) befinden, sind von Adrian van der Velde, Einzelbach u. a. mit Staffage versehen worden. Er nimmt eine Mittelstellung zwischen der nordischen und südlandschen Richtung der niederländischen Landschaftsmalerei ein.

Fachbrett (Cymbal, ital. *Cembalo* oder *Dolce melo*, franz. *Tympanon*, engl. *Dulcimer*), ein altes Saiteninstrument, wie es scheint deutschen Ursprungs, da es in Italien zeitweilig *Salterio* *tedesco* genannt wurde, ein platter, trapezförmiger Schallkasten mit einem Schalloch (Kofe) im Mesonamboden, mit Stahlsaiten bezogen, die mit zwei Hämmerchen (für jede Hand eins) geschlagen wurden. Mit seinem heuligen deutschen Namen finden wir aber das F. schon zu Anfang des 16. Jahrh. bei Virbion und R. Agricola. Das von Hebenstreit verbesserte F. (f. Pantalon) gab wahrscheinlich den Anstoß zur Erfindung des Pianoforte (f. Klavier). Heute findet man ein wesentlich vergrößertes F. (Cymbalon, Cymbäl) in Zigeunertapellen; daselbe hat 4—5 Oktaven Umfang.

Fade, s. wie die Fese (f. d.).

Fade, Handgerät mit einem kleinen quadratischen oder dreieckigen Blatt, das fast rechtwinklig am Stiel befestigt ist, dient zur Bearbeitung der sogen. Fadfrüchte, zum Rodern des Bodens, zur Vertilgung des Unkrauts im Garten u. Zum gleichen Zweck dient auch ein einfaches fahrbares Gerät, die einräderrige oder Doppelradhabe, die vom Arbeiter am Stiel vorwärts gezogen wird und zum Kultivator, Pflug oder Rechen umgewandelt werden kann (der Planet jun. v. von Grell u. Komp. in Hamburg).

Fade (Kiehlhabe), die Verlängerung des Hinterlebens nach hinten, meist in gekrümmter Form, dient als Lager für den Rapsen des Balancerubers auf Kriegsschiffen, namentlich Torpedobooten, wo für eine große Schraube Platz und Schutz nach unten geschaffen werden soll. Nachteil: Verletztlichkeit bei schweren Stößen auf den Grund.

Fadel, Bergmannswerkzeug, f. Farte.

Gaedel, Ernst, Naturforscher, geb. 16. Febr. 1834 in Potsdam, studierte seit 1852 Medizin und Naturwissenschaften in Würzburg, Berlin und Wien, ließ sich für kurze Zeit als Arzt in Berlin nieder und widmete sich bald ausschließlich den Naturwissenschaften. Von seinem Lehrer Johannes Müller zum Studium der niederen Meerestiere angeregt, untersuchte er die Mittelmeerfauna 1859 und 1860 in Neapel und Messina, habilitierte sich auf Betreiben seines Freundes H. Gegenbaur 1861 als Privatdozent der Zoologie in Jena und erhielt 1862 die außerordentliche und 1865 die ordentliche Professur der Zoologie daselbst. Größere wissenschaftliche Reisen unternahm er nach Lissabon, Madeira, Teneriffa, Gibraltar, nach Norwegen, Syrien und Ägypten, nach Korsika, Sardinien, Lexion, Algerien, Kussland, Java, Sumatra. D. schloß sich bereits 1863 als einer der ersten Fachgelehrten Deutschlands rückhaltlos der Darwinischen Lehre an und gab ihr schon 1866 in seiner »Generellen Morphologie« jenen konsequenten Aus- und Durchbau, der sie erst zu einem wissenschaftlichen System erhob. In der Würdigung sowohl der untersten Stufen des Lebens (Moneren) als in der Einbeziehung des Menschen und in der innern Durcharbeitung des Beweismaterials wirkte er bahnbrechend. Zu diesen Zwecken hat D. eine große Anzahl systematischer Bearbeitungen einzelner Tierklassen, wie der Moneren, Radiolarien, Kalkschwämme, gewisser Korallengruppen, der Medusen und Nüßkreuzen durchgeföhrt; seine große Bedeutung liegt aber nicht sowohl in seiner glücklichen Beobachtungsgabe als in dem Vornehmen eines spekulativen Zuges, der ihn vor unbewiesenen Schlüssen nicht zurückschrecken ließ, falls sie ihm nur so-gar erschienen. Gaedels wichtigste Lehre ist die von der durchgreifenden Bedeutung der Entwicklungs-

geschichte des Einzelwesens für die Aufstellung seiner Stammesgeschichte, indem er erstere als eine abgeklärte Wiederholung der letztern betrachtete. Es ist dies das von ihm formulierte diogenetische Grundgesetz, aus dem er die vielfach mißverständliche Störungs- geschichte (Cenogenes) und die vielumstrittene Vaiträa-Theorie (s. Entwicklungs- geschichte, S. 845) ableitete. Er hat Stammbäume der einzelnen Tier- und Pflanzenabteilungen bis in ihre Familien hinein ausgeführt, die als Forschungsprogramme zu betrachten sind und mehr als einmal glänzende Bestäti- gung erfahren haben. Haeckels Versuche, die ganze lebende Welt unter Einen Gesichtspunkt zu sammeln, seine freimüthige Art, das als richtig Erkannte auch offen zu bekennen, haben viele Gegner und noch mehr begeisterte Anhänger gefunden, von denen einige zur Förderung der von ihm vertretenen Forschungsrich- tung bedeutende Geldmittel zur Verfügung stellten (Kutterstiftung). Der letztern großen Mehrheit gilt H. nächst Darwin als der hervorragendste Forscher auf dem Gebiet des Darwinismus. In seinen Welt- ansichten (s. unten) gab er das Programm einer Welt- anschauung, die nur lausale Zusammenhänge aner- kennt, jede teleologische Betrachtungsweise schroff ab- lehnt, die Idee einer persönlichen Unsterblichkeit und »sittlichen Weltordnung« entschieden verwirft, gleich- zeitig aber die Schönheit der Natur preist und den Men- schen zu einer selbstlosen Hingabe an das »Schöne, Gute, Wahre« ermahnen will. Vom neuern Materia- lismus unterscheidet sich Haeckels Lehre durch ihre Be- tonung der Empfindung als einer ursprünglichen Grundeigenschaft der Materie. Er schrieb: »Die Na- diolarien, eine Monographie« (Berl. 1862 u. 1867— 1868, 4 Bde.); »Beiträge zur Naturgeschichte der Hy- dromedusen« (Leipz. 1865); »Generelle Morphologie der Organismen« (Berl. 1866, 2 Bde.); »Natürliche Schöpfungsgeschichte« (daf. 1868, 10. Aufl. 1902; franz. Uebersetzung, 3. Aufl., Par. 1884; engl., 4. Aufl., Lond. 1892); »Studien über Moneren und andre Protisten« (Leipz. 1870); »Über die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts« (Berl. 1870, 4. Aufl. 1881); »Zur Entwicklungsgeschichte der Siphonophoren« (Ulrich 1869); »Über Arbeits- theilung in Natur und Menschenleben« (Berl. 1869); »Das Leben in den größten Meerestiefen« (daf. 1870); »Die Kalkschwämme, eine Monographie« (daf. 1872, 3 Bde.); »Anthropogenie, Entwicklungs- geschichte des Menschen« (Leipz. 1874, 5. Aufl. 1903; franz. Uebersetzung, Par. 1877); »Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte« (Jena 1875); »Ma- diöse Korallen« (Berl. 1876); »Die Perigenesis der Statilide« (daf. 1876); »Studien zur Vaiträa-The- rie« (Leipz. 1877); »Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft« (Stuttg. 1877); »Das Protistenreich, eine populäre Übersicht über das Formengebiet der niedersten Lebewesen« (Leipz. 1878; franz., Par. 1880); »Gesammelte populäre Vorträge auf dem Gebiet der Entwicklungstheorie« (Bonn 1878 bis 1879, 2 Hefte; 2. Aufl. 1902, 2 Bde.); »Das Sys- tem der Medusen« (Jena 1880—81); »Die Natur- anschauung von Darwin, Goethe und Lamarck« (daf. 1882); »Ursprung und Entwicklung der tierischen Gewebe« (daf. 1884); »Klantonitstudien« (daf. 1890); »Der Monismus. Glaubensbekenntnis eines Na- turforschers«, Vortrag (Bonn 1892, 10. Aufl. 1900); »Systematische Phylogenie« (Berl. 1894—96, 3 Tle.); »Die Weltkräfl« (Bonn 1899 u. ö., Volksausgabe mit Nachwort 1903); »Die Amphibiden und Es- toiden« (Leipz. 1896); »Über unsere gegenwärtige

Kenntnis vom Ursprung des Menschen« (Bonn 1898, 7. Aufl. 1899). Auch gab er das Prachtwerk »Kunst- formen der Natur« (Leipz. 1899—1904) heraus. Die Bearbeitung der von der Haeckler-Expedition gesammelten Radiolarien, Tiefseemedusen, Horn- schwämme und Siphonophoren erschien in den »Re- ports of the scientific results of H. M. S. Challenger« (Lond. 1881—89). Seine »Judenischen Rei- derbriefe« (Berl. 1883, 4. Aufl. 1903) berichten über einen viermonatigen Aufenthalt auf Ceylon 1881— 1882, »Aus Insulinde« (Bonn 1901) über seine Reise nach dem Malaisischen Archipel. Vgl. B. Bölsche, Ernst H., ein Lebensbild (Leipz. 1900); Breiten- bach, Ernst H. (Oberrhein 1904).

Hadelberg, nach dem Volksglauben der Führer der »wilden Jagd« im Harz, Braunschw. u. Hann., war der Sage nach 1521 in Wolfenbüttel geboren und 1581 im Klipperzug bei Wölperode gestorben, wo man noch die Ritte des 19. Jahrh. seinen Leichen- stein zeigte. Er soll Obergärtnermeister am braun- schweigischen Hof und ein so lebensschafflicher Wild- mann gewesen sein, daß er Sonntags die Bestrafung dem Jagdwert oblag und vermessene erklärte, daß er auf die Seligkeit verzichte, wenn es ihm vergönnt würde, ewig zu jagen. Dazu wurde er auch vernünft- lich und jagt deshalb noch nachts in der Luft. Auf H. ist nämlich die Sage vom »weisen Jäger« (s. Blüten- des Meer) übertragen. Die ursprüngliche Form des Namens ist nämlich Hadelbernt oder Hadelbär- rend (»Mantelträger«), ein alter Weiname des Bodan. Vgl. Schwarz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (2. Aufl., Berl. 1862); Zimmer- mann, Die Sage von H. (in der »Zeitschrift des Harzvereins«, 1880).

Haden (Haddakultur), s. Behaden.

Haden (Hagen), Gebirgsübergang der Schwy- zer Alpen (1417 m), verbindet das Alpial (und da- durch Einsiebnen) mit dem Tal Schwyz und dem Bier- waldbüttler See. Der Paß bildet die Einsattelung zwischen dem Gipfel H. (1521 m) und der Kleinen Rhyde (s. Schwyzer Alpen).

Hadenfuh (Pes talus, Pes calcaneus), meist an- geborne oder bald nach der Geburt sich einstellende Dis- formität des Fußes, wobei er nicht mit der Fußspitze, sondern nur mit der Ferse den Boden berührt, wäh- rend der Fußrücken gegen die vordere Fläche des Un- terschenkels, die Sohle oder nach vorn steht. Der Fuß bildet also mit dem Unterschenkel einen spitzen Winkel. Der H. beruht auf Verkürzung des Musculus tibialis anticus und des M. peroneus tertius, die ihrerseits wieder die Folge von Lähmung ihrer Antagonisten (d. h. der zur Achillsehne zusammenziehenden Mus- keln) sein kann. Die Behan- dlung (die nicht zu lange hinausgeschoben werden darf) besteht in subkutaner Durchschneidung der Sehnen der verkürzten Mus- keln mit nachfolgender Befestigung in der richtigen Stellung durch geeignete Bandagen und Maschinen.

Hadenfah, Hauptflaß der Grafschaft Bergen im nordamerikanischen Staat New Jersey, am Hadenfah Mi- der, Bahnknotenpunkt mit Pullen New Yorker Kauf- leute, Fabrikanten und 1900 9443 Einwohner.

Haderling, s. Hadel.

Haderlingstreuen, alte Sitte, nach der einer Braut von beeholtem Ruf am Vorabend ihrer Hoch- zeit statt Blumen gestochtes Stroh (Hadel, Hader- ling) vor das Haus oder auf den Kirchweg gestreut wird. Ein Weibes geschieht hier und da einem ver- lassenen Mädchen am Hochzeitstag ihres ungetreuen Liebhabers.

Sadern, f. Hochader.

Sadern, Jakob Philipp, Maler, geb. 15. Sept. 1737 in Frenglau, gest. 28. April 1807 in Florenz, genoss den Unterricht seines Vaters Philipp S. (gest. 1768), eines Porträtmalers, und ward sodann in Berlin durch Lessner, den Direktor der Akademie, für die Landschaftsmalerei gewonnen. Durch gelehrte Kunstfreunde empfahlen, begleitete er einen Baron Oldsby nach Kügen und Stockholm, wo er für den Hof und für Kunstliebhaber arbeitete. 1765 siedelte er nach Paris über und widmete sich hier namentlich der Gouachemalerei. Nach Ausflügen in die Normandie und Picardie ging er 1768 nach Italien, wo er 1770 in Neapel für Lord Hamilton umfangreiche Arbeiten ausführte und sodann in Rom im Auftrag des russischen Generals Schadowlow den russischen Seesieg bei Tschesme (5. Juli 1770) über die Türken und die Verbrennung der türkischen Flotte malte. Graf Orlov, der Sieger von Tschesme, der damals mit einem Teil seiner Flotte vor Livorno lag, ließ, um dem Maler eine Anschauung zu gewähren, vor dem Hafen eine seiner Fregatten in die Luft sprengen. Um 1774 begab sich S. wieder nach Neapel, wo ein Ausbruch des Vesuvius ihm Gelegenheit bot, Skizzen davon zu entwerfen. Von hier aus durchstreifte er die Gebirge des mittleren Italien bis nach Nubenna, erwarb sich die Gunst des Papstes Pius VI. durch die Zeichnung seines Geburtsortes Ostia und blieb dann längere Zeit in Rom. 1777 bereiste er Sizilien und im folgenden Jahr Oberitalien und die Schweiz. Sein Ruf war bereits ein europäischer geworden. Im Frühling 1782 zog der König Ferdinand von Neapel S. in seine Nähe; beim Ausbruch der Revolution floh S. nach Florenz, wo er sich ein Landgut kaufte. Seine Gemälde sind zahlreich, viele auch durch Kupferstiche verbreitet. Er ist einer der letzten Malermeister der Richtung Claude Lorrains. Sein Ruf, der durch seine Eitelkeit gemacht worden ist, entspricht in keiner Weise seiner Begabung, die auf der niedrigen Stufe eines Vedutenmalers steht. Seine zahlreichen Gemälde, Gouachen und Spiegelaufhängungen sind in den Sammlungen von ganz Europa zu finden, aber trotz der Begeisterung Goethes nach Gebühr vergessen. Radirt hat er: Gegenben aus Frankreich, Pommer und der Insel Kügen (36 Blätter, 1763), sechs Gegenben aus Schweden (1766), ebenso viele aus der Normandie, vier neapolitanische Ansichten (1779). Vgl. Goethes biographische Skizze »Philipp S.« (1811).

Sadfrüchte, im engeren Sinn alle Wurzel- (f. Rübenbau) und Knollenfrüchte, dann auch die Kohl- und Fenchelgewächse sowie weingedrilltes Getreide, Mais, Ölsäure, die während ihrer Vegetation behackt oder behäufelt werden (f. Bebaden und Behäufeln). Der Sadfruchtbau in Verbindung mit Tiefkultur wird am ausgebreitetsten in den Fabrikwirtschaften betrieben, und zwar wird auf leichtem Boden die Kartoffel zur Spiritusbereitung, meist auf mildem Lehmboden die Juckerrübe zur Juckerraffination angebaut. Besonders intensive Fabrikwirtschaften bebauen oft 30—60 Proj. der gesamten Fläche mit Sadfrüchten.

Sadkultur, f. Bebaden.

Sadländer, Friedrich Wilhelm von, Roman- und Lustspieldichter, geb. 1. Nov. 1816 in Burscheid bei Mägen, gest. 6. Juli 1877 in seiner Villa Leon am Starnberger See, widmete sich, früh verwaißt, 1830 dem Kaufmannsstand, trat nach zwei Jahren bei der preussischen Artillerie ein, lehrte aber, da ihm der Mangel an Vorkenntnissen die Aussicht auf Avancement verschloß, zum Fandelsstand zurück.

Das Glück lächelte ihm indes erst, als er sein frisches Erzähler Talent mit »Der Könige« und »Hilber aus dem Soldatenleben« (Stuttg. 1841) geltend zu machen begann. Die auf eignen Erlebnissen beruhende Wahrheit und der lebenswüthige Humor dieses Büchleins, dem später die weiteren Skizzen »Das Soldatenleben im Frieden« (Stuttg. 1844, 9. Aufl. 1883) folgten, erregten allgemeine Aufmerksamkeit und verschafften S. insbef. die Zuneigung des Barons v. Taubenheim, der ihn zum Begleiter auf seiner Reise in den Orient (1840—41) wählte. Deren literarische Früchte waren: »Daguerreotypen« (Stuttg. 1842, 2 Bde.; 2. Aufl. als »Reise in dem Orient«, 1846) und der »Pilgerzug nach Mekka« (daf. 1847, 3. Aufl. 1881), eine Sammlung orientalistischer Märchen und Sagen. Durch den Grafen Kriepberg dem König von Württemberg empfohlen, arbeitete S. einige Zeit auf der Hofkammer in Stuttgart und wurde im Herbst 1843 zum Sekretär des Kronprinzen ernannt, den er auf Reisen und 1846 auch zu seiner Vermählung nach Petersburg begleitete. Im Winter 1849 aus dieser Stellung entlassen, begab er sich nach Italien, wo er im Hauptquartier Radetzky's dem Feldzug in Piemont beizuhnte, worauf in Hauptquartier des damaligen Prinzen von Preußen (später Kaiser's Wilhelm I.) Zeuge der Okkupation von Baden und nahm dann in Stuttgart seine schriftstellerische Tätigkeit wieder auf. 1859 wurde er vom König Wilhelm von Württemberg zum Direktor der königlichen Bauten und Gärten ernannt, begab sich noch in denselben Jahr, bei Ausbruch des italienischen Krieges, auf Einladung des Kaisers Franz Joseph in das österreichische Hauptquartier nach Italien, wo er bis nach der Schlacht bei Solferino blieb, und wurde 1861 für sich und seine Nachkommen in den österreichischen Ritterstand erhoben. Beim Regierungsantritt des Königs Karl (1865) plötzlich seines Amtes entbunden, lebte er seitdem abwechselnd in Stuttgart und in seiner Villa Leon am Starnberger See. Die literarische Tätigkeit hatte S. während seiner verschiedenen amtlichen Obliegenheiten und Reisen eifrig fortgesetzt; aus der Teilnahme am piemontesischen Feldzug Radetzky's und der Belagerung von Vastia im Sommer 1849 erwuchsen die »Hilber aus dem Soldatenleben im Krieg« (Stuttg. 1849—50, 2 Bde.); den »Kochstudenentwürfen« (daf. 1845, 3 Bde.; 6. Aufl. 1879), den »Humoristischen Erzählungen« (daf. 1847, 5. Aufl. 1883) und »Hilbern aus dem Leben« (daf. 1850, 5. Aufl. 1883) folgten größere humoristische Romane: »Fandel und Fandel« (Berl. 1850, 2 Bde.; 3. Aufl., Stuttg. 1859), voll ergötzlicher Kennnisszenen aus seiner laienmännlichen Lebenszeit, »Kamenlose Geschichten« (daf. 1851, 3 Bde.) und »Eugen Stillfried« (daf. 1852, 3 Bde.). Sadländers Lustspiel »Der geheime Agent«, bei der von Laube 1850 ausgeführten Konkurrenz mit einem Preis gekrönt (3. Aufl., Stuttg. 1856), wurde auf allen deutschen Bühnen mit Erfolg aufgeführt, auch mehrfach überf. Weniger Glück machten: »Ragnette's Kuren« und die Fassen: »Schuldige« (1851), »Zur Ruhe setzen« (1857) und »Der verlorne Sohn« (1865). Getheilten Beifall fand sein Roman »Europäisches Soldatenleben« (Stuttg. 1854, 4 Bde.; 4. Aufl. 1876). Mit den »Soldatengeschichten« (daf. 1854, 4 Bde.) begann eine gewisse Vielproduktion, in der Wiederholungen unermüdlich waren, und die zuletzt in manieristische Flüchtigkeit auslief. Wir nennen noch: »Ein Winter in Spanien« (Stuttg. 1855, 2 Bde.), das Resultat einer 1853 nach Spanien unternommenen Reise; »Erlebtes. Kleinere

Erzählungen» (daf. 1856, 2 Bde.); »Der neue Don Quixote« (daf. 1858, 6 Bde.); »Krieg und Frieden« (daf. 1859, 2 Bde.); »Der Tannhäuser« (daf. 1860, 2 Bde.); »Tag und Nacht« (2. Aufl., daf. 1861, 2 Bde.); »Der Wechsel des Lebens« (daf. 1861, 3 Bde.); »Tagebuchblätter« (daf. 1861, 2 Bde.); »Fürst und Kavalier« (daf. 1865); »Künstlerroman« (daf. 1866); »Neue Geschichten« (daf. 1867); »Hinter blauen Brillen« (Novellen (Wien 1869)); »Der letzte Bombardier«, Roman (Stuttg. 1870, 4 Bde.); »Geschichten im Jidjad« (daf. 1871, 4 Bde.); »Sorgenlose Stunden in heitern Geschichten« (daf. 1871, 2 Bde.); »Der Sturmvogel«, Seeroman (daf. 1872, 4 Bde.); »Kullen«, Roman (daf. 1873, 3 Bde.); »Verbotene Früchte« (daf. 1878, 2 Bde.); »Das Ende der Gräfin Palaphy« (daf. 1877); »Reisenovellen« (daf. 1877); »Reisenzugeschichten« (daf. 1877); »Kleine Novellen«, mit seinem ersten literarischen Versuchen (daf. 1879) u. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien Stuttgart 1885 bis 1874, 60 Bde. (neuer Abdruck 1876); eine Auswahl in 20 Bänden 1881, seitdem auch in illustrierten Ausgaben. Auf journalistischem Gebiet begründete H. 1855 mit Edm. Höfer die »Hausblätter« und 1859 mit Edm. Joller die illustrierte Wochenchrift »Aber Land und Meer«. H. zeigte

sich in seinen literarischen Produktionen als eine gesunde und frisch genießende Natur von großer Welt- und Menschenkenntnis, soweit es sich um die Beobachtung der äußerlichen Weltzustände und der äußerlichen Charaktere handelt. Unter seinen größern Romanen zeichnen sich besonders die »Namenlosen Geschichten« und »Eugen Stillfried« durch die Frische aller Farben, die feltene Lebendigkeit der Erzählung vortrefflich aus. Der Humor Hadlbergs ist vorwiegend harmlos und gutmütig; nur in einzelnen Romanen, wie im »Europäischen Skaventenleben«, spitzt er sich tendenziös zu. Aus seinem Nachlaß erschien eine interessante Selbstbiographie: »Der Roman meines Lebens« (Stuttg. 1878, 2 Bde.). Vgl. f. Morning. Erinnerungen an Friedr. Wilh. H. (Stuttg. 1878).

Hadlberg, Dorf (aus 47 Wohnplätzen bestehend) im bayr. Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Passau, mit Station Stetlhof an der Staatsbahnlinie Passau-Freising, hat Granitbrücke und (1900) 2211 Einw.

Hadmaschine, auch soviel wie Fleischhadmaschine, f. Fleischzerkleinerungsmaschine.

Hadmaschine (Pferbedade), von Zugtieren gezogenes Gerät zur Bearbeitung mehrerer Zwischenräume von in Reihen angebauten Kulturgewächsen, namentlich der Rüben, erfolgt in größern Betrieben die Handbade oder an Pflug- und andern Fahrgestellen angebrachte besondere Werkzeuge. Sie soll die Erde bis nahe an die Pflanzen lockern und die Unkräuter zerstören. Die Messer der H. sind ein- oder zweiflügelig, sitzen bei einfachen Maschinen an einem gemeinschaftlichen festen oder nach der Seite und Höhe durch Handhaben einstellbaren Rahmen (Smithsche H.), bei guten Hadmaschinen zum bessern Anschmiegen an den Boden an längern Hebeln oder an Parallelogrammhebeln (gleichbleibender Griff) einzeln in der Höhe beweglich. Damit die Pflanzen beim Baden nicht von der Erde verschüttet werden, sind, meist rotierende, Schutzscheiben vorgegeben. Zu einer guten H. gehört

eine sichere Steuervorrichtung für die Maschine (Vordersteuer), eine solche für das Messerwerk, eine Vorrichtung zum Verstellen der Messer in der Höhe und in der Schräge (Griff) und eine solche zum Hochheben derselben. Um die kleinen seitlichen Abweichungen der Zugtiere von der geraden Richtung für den Gang der H. unschädlich zu machen, werden von Joh. Wiebe in Hürttenwald vor den Hadmessern Seile angeordnet, die beim Steuern parallel zu den Fahrrädern schräg verstellt werden. E. Wölfe in Ochersleben baut jetzt Hadmaschinen mit bis 4 und mehr Meter Arbeitsbreite, für bergiges Gelände und für Gegenden mit leichtem Zugvieh solche für halbe Drillspur. Die Hadmaschinen von Th. Hey in Reipsh (Regbez. Merseburg) können sowohl mit festen als auch mit beweglichen Messern benutzt werden, die dann besonders angeschraubt werden. Bei einer H. von H. Thießen in Kaiser-Wilhelmslooß bei Warne (Schleswig) kann der gesamte Messerrahmen aus der Höhe der Fahrräder zwischen zwei zusammenzubrückenden Federn seitlich verschoben werden, so daß die Messer leicht gesteuert



Kaiserhadmaschine.

werden können, ohne daß die Fahrräder aus ihrer Bahn gebracht werden. Um die von den Hadmessern abgeschnittenen Unkraut- und Wurzelteile aus dem Boden zu reißen und das Wiederanwachsen zu verhindern, sind an den Messerscheln hinter den Messern schmale Eggenfelder durch kurze Ketten dertart angehängt, daß die Eggen den gesteuerten Messern seitlich folgen, und daß sie beim Ausheben der Messer, z. B. beim Wenden, gleichzeitig mit hochgehoben werden (H. Dörries in Karlsobendorf). Zuweilen wird das Vorder-, auch das Hintergestell der Drillmaschinen zum Anbringen des Messerwerkes benutzt. Bei der neuesten einachsigen Kaiserhadmaschine von H. Laß u. Komp. in Magdeburg-Kreutzburg (f. Ausbildung) ist das Fahrgestell mit der Deichsel unabhängig vom Hadapparat, der auf besonders Schleprollen gelagert und drehbar von der Fahrtrachse getragen wird, so daß die Pferde nicht belastet werden und die Steuerung sehr leicht zu handhaben ist, die Arbeit demnach eine sehr vollkommene wird.

Hadney (spr. ha-ni), Verwaltungsbegriff (metropolitan borough) im W. London, jenseit des Victoria-Parks, hat chemische und große Stiefelabriken und (1901) 219,272 Einw. Es liegen dort unter andern das City Hospital für Brustkrankh., ein deutsches und ein französisches Hospital, mehrere Irrenanstalten und ein theologisches Seminar der Independenten

(Neubau von 1887). S. die Stadtpläne bei Artikel »London«.

Häpfel (Häpfeling, Hedfel, Hederling, Siebe), kurz geschnittenes Stroh, zuweilen auch Heu, dient zur Vermischung mit lastigen Futter, mit Körnern und mit Wurzelkräutern. S. Futterbereitung.

Häpfelmaschine (Siedemaschine, Futter-schneidemaschine), Maschine zum Schneiden des Strohes in Häpfel und Streustroh und zum Schneiden von Grünfutter. Die H. entstand aus der Häpfel-lade oder Häpfelbank, in der das Futter mittels einer Gabel fortgeschoben wird, um mit einer mittels eines Trittes und der Hand bewegten Klinge (Futterklinge) geschnitten zu werden. Bei der H. erfolgt das Vorziehen des Strohes durch die Maschine selbst und die Bewegung des Messers durch eine rotierende Welle. Bei der nur nach wenig gebräuchlichen Guillotine-H. zerhackt das Messer beim Niedergang das zusammengepreßte Stroh. Beim Lestertischen System, Schwungrad-H., sind ein oder mehrere nachstellbare Messer an einem Schwungrad befestigt

franz des Scheidenrades eingreift. Fig. 1 stellt eine Schwungrad H. von Lanz in Mannheim dar, die mit vielen modernen Neuerungen ausgestattet ist. Bei dieser Maschine dienen der Fußtritt, der Handhebel und die beim zu tiefen Hineingreifen mit der Hand selbsttätig nachgebende Futterladenbede A zum Ausrücken des Käderantriebes und das Gewicht zum Zusammenpressen der Balgen. Einen sehr einfachen, ab-satzweise erfolgenden Vorstoß erzielt Lanz, und zwar für 7, 12, 18 und 24 mm Häpfellänge, durch ein auf der Schwungradwelle verschieb- und feststellbares Daumenrad, das auf einen einarmigen Hebel wie dieser auf eine Schalklinke wirkt. Da sich die Übertragung der Bewegung durch Schaltwert durch leichte Verstellbarkeit besonders auszeichnet, findet sie auch sehr häufige Verwendung. A. Raumann (Erzgebirgische Maschinenfabrik Schleifau) erzielt damit Häpfellängen von 6—420 mm. Der Betrieb der H. erfolgt entweder durch Handfurbel oder mittels Göpel, bez. Dampftrakt. Die Leistung beträgt bei Handbetrieb

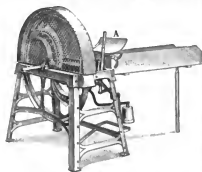


Fig. 1. Häpfelmaschine von Lanz.



Fig. 2. Häpfelmaschine von H. Kriezel.

(Fig. 1). Beim Salmonschen System, Trommel-H., befinden sich zwei oder mehr schraubenförmig gewundene Messer an einer wagerechten zylindrischen Trommel (Fig. 2). Bei beiden wirken die Messer auf der ganzen Breite unter demselben Schnittwinkel auf das Schneidgut. Durch zwei gezahnte und in entgegengesetzter Richtung sich drehende Walzen oder durch den verschiebbaren Boden der Lade wird das Stroh ununterbrochen oder absatzweise nach jedem Schritte um so viel vorgeschoben, wie die Schnittlänge beträgt, und dabei zusammengebrückt, um den Schnitt zu erleichtern. Bei den meisten Häpfelmaschinen sind Vorrichtungen angebracht, um Häpfel von verschiedener Länge (für Schaffutter 6—8 mm, für Pferde-futter 13—15 mm, für Kuhfutter 25—40 mm und für Streustroh bis 350 und 450 mm) schneiden zu können. Es darf nicht zu kurz sein. Die oberen Schneide-messwerkzeuge sollen verdeckt sein, ebenso die Lade 60 cm vor den Walzen. Die besten Häpfelmaschinen sind mit Ausrückvorrichtung und Rücklauf des Vorstoß-mechanismus versehen, zuweilen treten diese Sicherheitsvorrichtungen bei Gefahr selbsttätig in Wirkung. Sehr verbreitet, weil bequem für die Verstellung, ist der ununterbrochene Antrieb durch ein Scheidenrad; die sonst notwendigen Wechselräder sind dabei nicht erforderlich. Auf der Schwungradwelle wird ein Stirnrad dergestalt verschoben und festgestellt, daß es in den für das Übersehungsverhältnis geeigneten Zahn-

je nach der Größe der Maschine (des Rundstüdes), der Häpfellänge und je nachdem ein oder zwei Arbeiter das Schwungrad drehen, 80—160 kg Pferdehäpfel in einer Stunde, bei Göpel- und Dampftrieb bis 750 kg bei 0,5—1 Pferdekraft. Häpfelmaschinen für große Leistungen sind auch gleich mit der Dampf-drehmaschine verbunden oder werden von dieser an-getrieben und verarbeiten das die Drehmaschine ver-lassende Leertroh zu Häpfel. Diese großen Häpfel-maschinen sind häufig mit Reinigungsebenen, Eleva-toren und Einfachvorrichtungen versehen. Es wird über-haupt immer mehr darauf geachtet, das Häpfel von Staub gereinigt und in der den verschiedenen Tieren zweckmäßigen Länge zu verfeinern. Das führte auch bei kleineren Maschinen zur Verbindung von Häpfel-maschinen mit Reinigungs- u. Sortiervorrichtungen und Einfachvorrichtung (H. Loos u. Kamp. in Magde-burg-Reußland). Bei der fahrbaren H. (Fig. 2) von H. Kriezel in Dirschau wird das geschnittene Häpfel durch den Windstrom eines Ventilators v erst nach einer Entzündungskammer, die aus einer Erweiterung der hinten liegenden Windrohrleitung und einem darin angeordneten Siebe besteht, und dann nach einem gro-ßen Sortierzylinder s gefläsen. Das hier in zwei Längen sortierte Häpfel wird gleich in angehängten Säcken aufgefangen, während die längeren Strohteile durch einen Kanal wieder in die Häpfellade zurückfal-len. Man hat bei der Verwendung derartiger Druck-

luffteilungen noch den Vorteil, daß gereinigte Häpfel durch die entsprechend geführte Kableitung an eine entferntere Stapel- oder Verwendungsstelle ohne besondere Transportmittel fortgeschafft zu können. Bei den großen Häpfellängen für Streutrost häuft sich das Häpfel leicht auf dem Schwungradfranz an, deshalb erfolgt Hr. Scheiter in Niederwürsching diesen durch einzelne Gewicht, die außen auf den eventuell abschraubbaren Messerarmen befestigt werden. Scheiter verwendet übrigens auch noch dreieckige, zweischneidige Messer, deren Spitze zuerst in das Schneidgut eintritt. Man verläßt auch hierfür überhaupt die gebräuchliche Bauart. Die Streutrost- und Grünfütter-Schneidemaschine von J. C. Hedemann in Badbergen besteht z. B. aus einem 2 m langen Einlegelasten, in dem unten zwei wagerechte Wellen gelagert sind, auf denen je nach der Häpfellänge verschiebbare Scheiden einander gegenüberschieben, von denen die der einen als kreisförmige Messer, die der andern als doppelte sternförmige Mitnehmer ausgebildet sind; letztere umfassen die Scheiden der ersten.

Häpfelber, f. Silberfunde.

Häpfen, f. Dünger und Düngung, S. 276, und Waldbreue.

Hackwaldbetrieb (Haubergsbetrieb), eine Verbindung der Niederwaldwirtschaft mit verändernder landwirtschaftlicher Bodenbenutzung, die seit Jahrhunderten in einigen Gegenden des Rheins, Westfalens und des Oberrheins heimisch ist. Nach dem Abtrieb des Niederwaldes wird der Boden zwischen den stehenden bleibenden Holzstöden schollig gehackt und, nachdem er trocken geworden, im Nachhammer entweder in Feinen, mit Reihholz vermengten Meiern (hier Verfahren heißt Schmäden) oder durch freies, an einer Seite angelegtes und über die ganze Fläche schreitendes Feuer (Überlandbrennen) in Kalkenase verwandelt, worauf man Buchweizen oder Roggen dreiwürfig ist und vermittelt des Hainhaas (altdeutsches Hainpflugs) oder mit der Hacke unterbringt. Nach ein- bis zweimaliger Fruchtbestellung verbleibt der Boden der Holzzerzeugung, und die emporgewachsenen Stöckchen bilden weiterhin den Niederwaldbestand. Die Hackwäldungen sind meist Eigentum der bäuerlichen Gemeinden, im Kreise Siegen (Prov. Westfalen) jedoch im Besitz von Waldgenossenschaften (f. d.). Die Siegener Hackwäldungen (Hauberge, in der Eifelgegend Lohbeden genannt) sind in 16 — 20 Jahresschläge (Haue) geteilt. Von diesen wird alljährlich einer im Frühjahr zum Raumen, d. h. Schälen der Loh und Abholzen der Eichenstangen, bestimmt, worauf dann das Reihholz und das Grasnarbe gebrannt werden (Hainen) und das Land nach dieser Abwendung mit Winterroggen bestellt wird. Nach der Ernte erfolgt entweder noch eine zweite und dritte Bestellung, oder man unterläßt die Benutzung, bis das Land zur Viehweide dienen kann, was von da ab bis zum abermöglichen Abholzen geschieht. Der H. hat in Weingebirgen mit dichter Bevölkerung, die arm an Ackerland sind, eine große volkswirtschaftliche Bedeutung. Bgl. Strahder, Die Hackwaldwirtschaft (2. Aufl., Klnk. 1867).

Hae lege (lat.), unter dieser Bedingung.

Habamar, Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis Limburg, am Elbbach und an der Staatsbahnlinie Au-Staffel, 128 m ü. M., hat eine evangelische und 3 luth. Kirchen, Synagoge, Gymnasium, bischöfliches Kanvlt., Antikali für Epileptiker, Korrigendenanstalt, Amtsgericht, Oberförsterei, Kalkbrücke und

Brennerei, Basaltbruch und (1900) 2241 meist luth. Einwohner. — H. kommt bereits 1212 vor, erhielt 1324 Stadtrechte und war 1606 — 1711 Residenz einer katholischen Nebenlinie des Hauses Nassau. H. ist Geburtsort des Generals Melander, Grafen von Halzappel.

Habamar von Lober, didaktischer Dichter aus dem ritterlichen Geschlecht der Herren v. Lober in Bayern (bei Regensburg), lebte wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. und verfaßte ein allegorisches Liebesgedicht: »Die Jagd«, worin er unter dem Bild eines Jägers sich selbst darstellt, wie er mit seinem Herzen als Hund das edle Bild, die Geliebte, verfolgt. Das Gedicht ist trotz einer manchmal ermüdenden Länge nicht arm an hübschen und wirklich dichterischen Zügen; herausgegeben von J. A. Schmeller (Stuttg. 1850) und Stejskal (Zürich 1880).

Haddington, Hauptstadt (royal burgh) der nach ihr benannten schott. Grafschaft, am Tyne, hat die Ruinen einer berühmten Kirche (»Lothians Lanipe«) aus dem 14. Jahrh., ein Museum, eine alte Lateinschule (1880 in das Knox Memorial Institute umgewandelt), eine Kornbörse, Fabrikation von Ackergeräten, Wägen und Sackelwand, großen Getreidehandel und (1901) 3992 Einw. Knag (f. d.) ist in der Vorstadt Giffordgate geboren.

Haddingtonshire (spr. hadding-ton-shair, East Lothian, Ost-Lothian), Grafschaft im südöstlichen Schottland, grenzt im N. und O. an den Firth of Forth und die Nordsee, im S. an Berwickshire, im W. an Midlothian, umfaßt 725 qkm (13,2 Q.M.) mit (1901) 38,662 Einw. (53 auf 1 qkm). Hauptstadt ist Haddington (f. d.).

Haddon Hall (spr. haddon hall, Schloß des Herzogs von Rutland in Derbyshire (England), am Elze, 3 km von Batemel, stammt aus dem 15. und 16. Jahrh. und ist eins der schönsten Beispiele eines herrschaftlichen Schlosses aus dem spätern Mittelalter. H. wird nicht bewohnt.

Haddsch (arab.), die Wallfahrt nach Mekka, eine der von jedem volljährigen Mahammedaner zu erfüllenden Pflichten (f. Islami). Darb ul H. (»Berg der Wallfahrt«), die Pilgerstraße, die von Damasus über Ruzeid und Maan nach Medina und Mekka führt.

Haddschadsch ibn Jussuf, amajabischer Feldherr und Statthalter, f. Kattien.

Habeland, fruchtbares Landschaft im südlichen Teil des nordwestl. Christianslandes, am Randesfjard, 1282 qkm groß mit (1900) 16,418 Einw.

Habeln, Landschaft und Kreis im preuß. Regbez. Slade, 326 qkm (5,92 Q.M.) groß mit (1900) 15,956 fast nur evang. Einwohnern, liegt am linken Ufer der Elbe kurz vor ihrer Mündung (f. Harz-»Hannovers«). Ein hoher Deich schützt H. gegen die Sturmfluten, die hier namentlich 1717 und 1825 sehr verheerend auftraten. Der Boden ist fruchtbares Marsch; im S. O., S. und S.W. befinden sich jedoch auch Tarfmaare. Der Hauptfluß ist die schiffbare Weiden, außerdem bestehen zahlreiche Kanäle, unter denen der Habelnsche Kanal nicht allein der Schifffahrt dient, sondern auch durch Entwässerung das Sietland (das südliche Moorland) zu einem Kulturland umgeschaffen hat. Die Ortsnamen Jhlienworth, Lüdingworth u. erinnern an die Warten (Wurthen), die ersten, meermühten Wälsche der Chauen, dagegen die aufbruch (Allenbruch, Osterbruch u.) an Anhebungen von jenen Wörthen aus in dem später angeschwemmten Lande. Die ganze Landschaft zeigt holländischen

Charakter. Hauptort ist Otterndorf (s. d.). — Zur Zeit Karls d. Gr. gehörte H. zur Grafschaft Lefum, kam nachher als Lehen des Bremer Erzbischofs an die Grafen von Stade, worauf es Kaiser Lothar dem welfischen Hause schenkte. Durch Herzog Bernhard, den Nachfolger Heinrichs des Löwen, dem es nach des letztern Fall huldigte, kam es an die Herzoge von Lauenburg und nach deren Aussterben (1689) wegen Erbfolgestreitigkeiten unter Sequenier und endlich 1731 an Braunschweig-Lüneburg. Bis 1852 befand sich das Land im Vollbesitz des Allschaffenrechts, verlor damals einen großen Teil desselben; doch hat es sein Konsistorium, sein Prediger- und Lehrerwahlrecht, seine Stände, in den Kirchspielgerichten (die früher auch erste Justizinstanz waren) seine autonome Gemeindeverwaltung und sein Spezialhypothekensystem bewahrt. Das kleine Böhmen hat in den kriegerischen Zeitläufen der Reformation seine Freiheit mit den Waffen verteidigt und den Kriegsgabel, der unter dem Erzbischof Christoph von Bremen im benachbarten Land Rellingen das Heuballweiden einführt, ferngehalten. Vgl. Lappenberg, Über die ältere Geschichte und Rechte des Landes H. (Lüneburg 1829) und Chronik des Landes H. (Otterndorf 1843). S. außerdem Bremen (ehemaliges Herzogtum).

Haden, s. oben. S. 1009, engl. Water-Radierer und Arzt, geb. 16. Sept. 1818 in London, studierte Chirurgie und Medizin und machte sich in seiner ärztlichen Laufbahn besonders um die Verbesserung der öffentlichen Krankenhäuser verdient. Erst im Alter von 40 Jahren wurde sein Kunsttrieb rege gemacht, den er, unter dem Einflusse Whistlers, durch Originalradierungen nach landschaftlichen Motiven aus der Umgebung Londons und andern Teilen Englands betätigt. Er beschränkt sich zumeist auf eine skizzenhafte Andeutung der Hauptlinien, weis aber immer durch die glückliche Verbindung von Land und Wasser eine fröhliche malerische Wirkung hervorzubringen. Die Zahl seiner in England sehr hoch geschätzten Radierungen beträgt etwa 200 (Katalog von Drake, 1890). Er schrieb: »About etching« (3. Aufl., Lond. 1881); »The relative claims of etching and engraving to rank as fine arts« (1879) und »Etched work of Rembrandt« (1879—80; franz. Ausg., Par. 1880). Er ist auch Präsident der Society of painter etchers.

Hadena (Nuedeneute), s. Eulen, S. 160.

Hadenboa, Volksstamm, s. Weßsda.

Haderer, die Hauzähne im Oberkiefer der Reiter; s. Quers.

Haderen, s. oben. S. 1009, engl. Water-Radierer und Arzt, geb. 16. Sept. 1818 in London, studierte Chirurgie und Medizin und machte sich in seiner ärztlichen Laufbahn besonders um die Verbesserung der öffentlichen Krankenhäuser verdient. Erst im Alter von 40 Jahren wurde sein Kunsttrieb rege gemacht, den er, unter dem Einflusse Whistlers, durch Originalradierungen nach landschaftlichen Motiven aus der Umgebung Londons und andern Teilen Englands betätigt. Er beschränkt sich zumeist auf eine skizzenhafte Andeutung der Hauptlinien, weis aber immer durch die glückliche Verbindung von Land und Wasser eine fröhliche malerische Wirkung hervorzubringen. Die Zahl seiner in England sehr hoch geschätzten Radierungen beträgt etwa 200 (Katalog von Drake, 1890). Er schrieb: »About etching« (3. Aufl., Lond. 1881); »The relative claims of etching and engraving to rank as fine arts« (1879) und »Etched work of Rembrandt« (1879—80; franz. Ausg., Par. 1880). Er ist auch Präsident der Society of painter etchers.

Hadena (Nuedeneute), s. Eulen, S. 160.

Hadenboa, Volksstamm, s. Weßsda.

Haderer, die Hauzähne im Oberkiefer der Reiter; s. Quers.

Haderen, s. oben. S. 1009, engl. Water-Radierer und Arzt, geb. 16. Sept. 1818 in London, studierte Chirurgie und Medizin und machte sich in seiner ärztlichen Laufbahn besonders um die Verbesserung der öffentlichen Krankenhäuser verdient. Erst im Alter von 40 Jahren wurde sein Kunsttrieb rege gemacht, den er, unter dem Einflusse Whistlers, durch Originalradierungen nach landschaftlichen Motiven aus der Umgebung Londons und andern Teilen Englands betätigt. Er beschränkt sich zumeist auf eine skizzenhafte Andeutung der Hauptlinien, weis aber immer durch die glückliche Verbindung von Land und Wasser eine fröhliche malerische Wirkung hervorzubringen. Die Zahl seiner in England sehr hoch geschätzten Radierungen beträgt etwa 200 (Katalog von Drake, 1890). Er schrieb: »About etching« (3. Aufl., Lond. 1881); »The relative claims of etching and engraving to rank as fine arts« (1879) und »Etched work of Rembrandt« (1879—80; franz. Ausg., Par. 1880). Er ist auch Präsident der Society of painter etchers.

Haderenkrankheit. Die zur Papierfabrikation dienenden Lumpen oder Haden enthalten neben andern Verunreinigungen häufig auch Infektionsstoffe, die die Lumpenforterren nicht selten Erkrankungen verursachen. Diese H. ist jedoch keine bestimmte Krankheit, sondern verschiedenes, je nach dem Krankheitsreger; am häufigsten wird Milzbrand durch Haden übertragen, ferner Pocken, wohl auch Scharlach, Diphtherie und Masern, Kollaus und die andern Bakterien der Wundinfektionskrankheiten, auch die Tuberkulose. Zum Schutz gegen die Verbreitung von Infektionskrankheiten durch Haden ist die Überwachung des Handels mit denselben, bez. obligatorische Desinfektion, Verbot der Einfuhr aus verdächtigten Gegenden erforderlich. Vgl. Eppinger, Die H. (Jena 1894).

Haderschneider, s. Papier.

Haderdorf, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Gieping-Untgebung, am linken Wienufer und an der

Staatsbahnlinie Wien-Linz, beliebte Sommerfrische mit Götteranlage und schönen Ausflügen in den Wiener Wald, hat ein Schloß des Freiherren v. Laudon mit Park (darin das Grabdenkmal des Feldmarschalls v. Laudon) und (1909) 1299 Einw. Zur Gemeinde H. — Weidlingau (mit 2886 Einw.) gehört das am rechten Wienufer gelegene Dorf Weidlingau, gleichfalls Sommerfrische, mit zahlreichen Villen und 988 Einw., Muthof mit dem l. Tiergarten und Mariabrunn mit Wallfahrtskirche und ehemaligem Kloster, jetzt forstlicher Versuchsanstalt (mit Museum und Botanischem Garten). Rüdlich von H. der Aussichtspunkt Sophiensaple (486 m), nordwestlich das Dorf Rauerbach mit ehemaliger Kartause (1313 gegründet), jetzt Versorgungsanstalt der Stadt Wien, und (1909) 1249 Einw., dann der ausfluchtreiche Tullinger Kogel (495 m).

Haderöleben (Haderösten), Kreisstadt im preuss. Regbez. Schleswig, an der Haderöledener Fährde, einem schmalen, vom Kleinen Belt aus 14 km sich landeinwärts erstreckenden Meeressarm, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Wismar-H. und von drei Linien der Haderölebener Kreisbahn, hat 2 evang. Kirchen (darunter die schöne Marienkirche), Denkmäler Kaiser Wilhelms I. und des Herzogs Hans des Ältern von Schleswig-Holstein, Kriegerdenkmal, Gymnasium mit Realschule, Prediger- und Schullehrerseminar, Amtsgericht, Hauptpostamt, Cigarngießerei mit Maschinenfabrik, Fabrikation von Kautabak, einen Hafen und (1909) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie Nr. 84) 9201 meist evang. Einwohner. — H. erhielt 1292 von Herzog Waldemar IV. Stadtrecht. Zum Herzogtum Schleswig gehörig, wurde es im 15. Jahrh. Gegenstand des Streites zwischen dem Herzogen von Schleswig und Holstein. Infolge davon riß es König Erich der Kommor an sich und schlug es zu Dänemark; aber König Christoph III. gab es dem Herzog Adolf von Schleswig zurück. H. ist der Geburtsort der dänischen Könige Friedrich II. (1534) und Friedrich III. (1609). Vgl. Sach, Der Ursprung der Stadt H. (Haderöb. 1892).

Haderwasser, nach 2. Mos. 17 Quelle im Sinai-gebirge, die Moses mit seinem Stad aus dem Felsen lockte, als die dürstenden Israeliten sich gegen ihn auflegten (mit ihm »gaderet«) hatten. Ein zweites H. (4. Mos. 20) lag bei Kades in der Wüste Sin.

Hades (Hides), Gott der Unterwelt (s. Pluton), auch diese selbst (s. Unterwelt).

Hadház, Markt in Ungarn, s. Hajdú, S. 3.

Hadif, Andreas, Reichsgraf H. von Puta I. österr. Feldmarschall, geb. 16. Okt. 1710 auf der Insel Schütt aus einem ungarischen Geschlecht, gest. 12. März 1790, trat 1732 in österreichische Dienste, führte im Oktober 1757 als Feldmarschallleutnant den Zug nach Berlin aus, das er 16. Okt. 24 Stunden besetzt hielt, wofür ihn das Großkreuz des Maria Theresia-Ordens verliehen wurde. Nach dem siegreichen Feldzuge von 1762 wurde H. 1763 zum Grafen erhoben, erhielt 1764 das Zivil- und Militär-gouvernement Siebenbürgens, wurde 1769 Präsident des Karlsruher Kongresses, nahm 1772 Galizien in Besitz, wurde 1774 Feldmarschall und Kriegerkrätspräsident und 1776 Reichsgraf. Im Bayerischen Erbfolgekrieg befehligte er die österreichische Hauptarmee, ebenso 1789 im Türkenkrieg; doch nötigte ihn Krankheit noch vor der Einnahme Belgrads zum Rücktritt. Er hinterließ ein reichhaltiges Tagebuch seines Lebens. Das österreichische Fußregiment Nr. 3 erhielt 1888 seinen Namen.

Habing (eigentlich *Habingue*, *fr. Habing*), Jan e, franz. Schauspielerin, geb. 25. Nov. 1861 in Marseille, war anfangs Operettenjägerin und wurde später durch den Direktor des Gymnase-Theaters Koning in Paris veranlaßt, sich auf dieser Bühne dem modernen Drama zu widmen. Ihre ersten Erfolge erzielte sie in den Dramen von Ohnet und Feuille. Nachdem sie dann eine Kunstreise nach Amerika gemacht, war sie anderthalb Jahr lang Mitglied des Theatre-Français und dann wieder Mitglied des Gymnase-Theaters, dem sie auch nur kurze Zeit angehörte. Seitdem widmete sie sich Gespielsreisen, die sie auch nach Deutschland geführt haben. Unterstützt durch reiche äußere Mittel, weiß sie ihre Wirkungen vornehmlich durch virtuose schauspielerische Technik, bestechende Lebenswürdigkeit und geistvollen Vortrag zu erzielen, während es ihr für den Ausbruch starker, besonders tragischer Empfindungen an ursprünglicher Kraft gebricht. Ihre Hauptrollen sind die Kameleoparde, Frau von Claire in Ohnets »Hüttenbesitzer« und Adrienne Lecouvreur.

Habis, f. Isalam.

Habith, Terminus für die religiöse Tradition des Isalam, f. Arabische Literatur, S. 657.

Habistaf, Böh in Afghanistan, im Hinduksch (f. d.), 27 15 m hoch, wichtig für den Verkehr von Kabul nach Nordafghanistan und Buchara, fortgesetzt durch die Kasse Homian (5000 m) und Karakotol.

Hablanb (Habloup), Johann, deutscher Minnesänger, lebte gegen Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrh. meist in Jülich und dessen Umgebung, besuchte aber auch Österreich. Unter seinen Freunden und Gönnern sind namentlich der Ratsherr Rüdiger Manesse und dessen Sohn Johannes als fleißige Sammler von Minnelerben zu nennen. Seine anmutigen Liebeslieder sind dadurch von besonderem Interesse, daß sie uns in den Minnedenien seiner Zeit lebendig einführen; in andern nähert er sich mehr dem Volksstümlichen, indem er die Freuden des Herbstes und der Ernte besingt. Sie wurden herausgegeben von Ethmüller (Jülich 1841) und Barths, Schweizer Minnesänger, Nr. 27 (Zürich, 1886). 1885 wurde ihm in Jülich ein Standbild errichtet. Vgl. Schlichter, über Hablands Leben und Gedichte (Leipzig, 1889).

Hadleigh (*fr. Hadley*), Stadt in der engl. Grafschaft Essex, am Bret (zum Stour), 16 km westlich von Ipswich, mit alter gotischer Kirche, Rathaus (aus dem 16. Jahrh.) und andern interessanten Bauten und (1901) 3245 Einw., einer der ältesten Städe der Vollindustrie. In der Nähe Kersey und Lindsey, zwei Dörfer, denen Kersey- und Linseybüchel ihre Namen verdanken.

Hadley'sches Prinzip, daß von Hadley (»The cause of the general trade-winds«, in den Philosophical Transactions, 1735) aufgestellte Gesetz, nach dem alle horizontalen Strömungen der Atmosphäre durch die Umdrehung der Erde abgelenkt werden, und zwar auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links. Dies Gesetz wurde von Hadley zur Erklärung der Passatwinde benutzt (f. Wind). Vgl. »Neuauflage von Schriften und Karten über Meteorologie«, Nr. 6 (Berlin, 1896).

Haderleben, Stadt im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Wanzleben, an der Elbe und der Staatsbahnlinie Magdeburg—Halberstadt, hat eine evang. Kirche, Jüdischhof, Rathshaus und (1900) 1104 meist evang. Einwohner. Dabei das Dorf H., mit 2 evangelischen und einer luth. Kirche, dem Amt H., herzoglich braunschweigischem Kammergut, einem alten

Klostergut (von einem 961 gestifteten, 1810 aufgehobenen Benediktiner-Kloster Haderleben), einer Bierbrauerei und 1424 Einw. Die Grafen von H. starben 1416 aus, und ihr Gebiet fiel an das Erzbischof Ratzeburg.

Habramant, arab. Landschaft, f. Arabien, S. 654.

Habria, Stadt, f. Atri.

Hadrian, röm. Kaiser, f. Hadrianus.

Hadrian (Adrian), Name von sechs Päpsten: 1) H. I., ein Römer, wurde 772 nach Stephens IV. Tode zum Papst erhoben. Von dem Langobardenkönig Desiderius bedrängt, rief er Karl d. Gr. um Beistand an, der 774 dem Langobardenreich ein Ende machte und dem Papste die Pippinische Schenkung von 754 erneuerte. Abermals durch die Verbindung des Herzogs Adrich von Venedig mit den Griechen in der Unteritalien bedrängt, rief er Karl wiederum zu Hilfe, der 781 aufs neue nach Italien zog, und seine Söhne Pippin und Ludwig zu Königen. Als die Synode von Nicäa 787 den Bilderdienst in der Kirche wiederherstellte, geriet H. in Differenzen mit der fränkischen Kirche. Obwohl er die Bilderverehrung auf der Synode zu Frankfurt 794 durch seinen Legaten bestätigt hatte, wurde sie doch von Karl in Abrechnung mit der fränkischen Geistlichkeit verworfen. H. starb 25. Dez. 795.

2) H. II., ein Römer, ward 14. Dez. 867 im Alter von 75 Jahren auf den Stuhl Petri erhoben. Kurz nach seiner Erhebung wurde Rom von dem Herzog Lambert von Spoletto überfallen und geplündert. 869 hielt H. eine Synode in Rom ab, welche die Beschlüsse der vom Patriarchen Photius berufenen Synode von Konstantinopel verurteilte und Photius bannte; auch erteilte er von einer neuen Verammlung in Konstantinopel die Bestätigung dieses Urteils. Den Bischofen Nöhrsens, Konstantin und Methodius, gestattete H. die Liturgie in slavischer Sprache. Er starb Ende 872.

3) H. III., ebenfalls ein Römer, ward im Sommer 884 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, starb aber schon 8. Juli 885 auf einer Reise nach Deutschland im Kloster Konstantin.

4) H. IV., ein Engländer, namens Nikolaus Brakspear, Sohn eines armen Weichhans zu St. Albans, kam, nachdem er in Paris und Arles studiert hatte, als Klosterdiener in das Kloster St. Augustin bei Angers, ward Abt daselbst, sodann vom Papst Eugen III. zum Kardinalbischof von Albano ernannt, organisierte als päpstlicher Legat die Kirche von Dänemark und Norwegen und besitzte nach Ananiasius IV. Tode 4. Dez. 1154 den päpstlichen Stuhl. Die Römer, die sich gegen ihn empörten und den republikanischen Reformprediger Arnold von Brescia (f. d.) nicht ausweisen wollten, zwang er durch Verhängung des Interdikts zur Unterwerfung. Als sich Friedrich I. Rom näherte, verlangte H. von ihm die Auslieferung Arnolds, und erst als er diese erreicht und der Kaiser ihm bei einer persönlichen Begegnung in Sutri den Steigbügel gehalten hatte, verstand er sich dazu, ihn nach Rom zu geleiten und 18. Juni 1155 zu krönen. Darauf ließ er Arnold hinrichten. Einen Feldzug gegen den von H. genannten König Wilhelm I. von Sizilien unternahm der Kaiser nicht, und im Juni 1156 zwang Wilhelm den in Venedig eingeschlossenen Papst zur Lösung des Bannes und zum Frieden. Dadurch kam es zu einer Spannung zwischen H. und dem Kaiser, die bald offenkundig wurde. Die von Friedrich nicht geahndete Gefangennahme des Erzbischofs von Lund auf einer Reise in Deutschland

nahm H. zum Anloß, um ein vorwurfsvolles Schreiben an den Kaiser zu richten, worin er unter andern die Kaiserkrone als Benefizium des Papstes bezeichnete. Gegen diesen Ausdruck, der auf Lebensabhängigkeit gebeitet werden konnte, protestierte Friedrich auf dem Reichstag zu Besançon 1157; ein Konflikt zwischen Kaiser und Papst schien drohend zu stehen; doch der deutsche Klerus sich auf Friedrichs Seite stellte, gab H. eine verständliche Erklärung ab. Darauf unternahm Friedrich 1158 seinen zweiten Zug nach Italien. Seine Erfolge und der Streit über die Reichthümlichen Güter riefen einen neuen Zwist mit dem Papst hervor, der mit den Lombarden und Wilhelm von Sizilien in Verbindung trat. Aber vor dem Ausbruch des offenen Kampfes starb H. 1. Sept. 1159. Vgl. Thatchers, Studies concerning Adrian IV. (Chicago 1903).

5) H. V., eigentlich Ottobuono, aus der Familie der Fieschi von Lavagna, war unter Innocenz IV. und Clemens IV. zweimal Legat in England und ward noch Innocenz' V. Tode 1171 Juli 1276 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, starb aber schon 18. Aug. d. J. in Biterbo.

6) H. VI., geb. 2. März 1459 in Utrecht, gest. 14. Sept. 1523, studierte in Löwen, wurde daselbst 1488 Lehrer der Philosophie, später auch der Theologie und zeichnete sich durch seine Gelehrsamkeit so sehr aus, daß ihn Kaiser Maximilian I. 1507 zum Lehrer seines Enkels, des nachmaligen Kaisers Karl V., berief, den er nach strengen Grundsätzen erzog. 1515 ging er als Gesandter nach Spanien, um Karls Erbansprüche auf die spanische Monarchie zu wahren, und wurde hier zum Bischof von Tortosa ernannt und an die Spitze der Inquisition gestellt. Seit 1517 Kardinal, übernahm er 1520, als Karl noch Deutschland abreiste, die Regentschaft Spaniens und wurde noch Leo's X. Tode (1521) auf Empfehlung des Kaisers 9. Jan. 1522 zum Papst gewählt. Nachdem er im Kirchenstaat Ruhe und Ordnung hergestellt hatte, gedachte er nach dem Vorbild und nach den Ideen der spanischen Kirche eine Reformation der ganzen Kirche durchzuführen, vornehmlich die schismatischen Uebelstände: Simonie, Nepotismus und den Mißbrauch des Ablasses, abzustellen, was jedoch, als er bei der römischen Geistlichkeit auf Schwierigkeiten stieß, diese Reformpläne wieder auf. Vergebens versuchte er die in Deutschland von der alten Kirche Abgesallenen in deren Schoß zurückzuführen; auch seine Bemühungen, gegen den Sultan Soliman zugunsten der Johanniter in Rhodos eine Unternehmung zuwege zu bringen, blieben ebenso erfolglos wie die, zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich den Frieden zu vermitteln. Kurz vor seinem Tode hatte er noch mit dem Kaiser ein Bündnis geschlossen. Der Haß der Römer gegen ihn, der zwischen Pius II. und Pius III. begraben wurde, sprach sich in dem Wahlspruch aus: »Hic Jacet impius inter Pios«. Vgl. Gachard, Correspondance de Charles-Quint et d'Adrien VI. (Brüssel 1859); H. Bauer, H. VI. (Heidelberg 1875); Höfler, Papst Adrian VI. (Bonn 1880); Lepitre, Adrien VI. (Paris 1880).

Hadriani moles, Kaiser Hadrians Mausoleum in Rom, die jetzige Engelsburg (s. d.).

Hadrianopolis, s. wieweil Adrianopel.

Hadrians Villa (ital. Villa Adriana), auf dem Abhang der Höhen von Tivoli bei Rom gelegen, die berühmte Schöpfung des Kaisers Hadrianus, in der er Nachbildungen der wertvolligsten Bauten und Gegenden seines Weltreichs, die er auf seinen weiten Reisen kennen gelernt, zu einem großartigen Ganzen

vereinigen ließ. Nach Spartianus umfaßte das Landgut, dessen Umfang etwa 7 Meilen betrug, ein Lyzeum, eine Akademie, ein Prytaneum, einen Kanopus (ägyptisches Heiligtum, dessen Reste sich noch durch ihren Stil kennzeichnen), eine Villa (nach der mit Fresken geschmückten Säulenhalle in Athen), ein Tempetal (dem dichterisch gepriesenen des Iphigolien nachgebildet) und eine Darstellung des Schattenreichs der Unterwelt. Außerdem lassen die Ruinen noch weitläufige Palastanlagen, mehrere Theater und Bäder erkennen. Von dem reichen künstlerischen Schmuck der Villa geben die zahllosen, z. T. vorzüglichen Statuen, Reliefs, Marmorgeräthe und Mosaiken (Taubenmosaik des kaptolinschen Museums) Zeugnis, die zu verschiedenen Zeiten, besonders gegen Ende des 18. Jahrh. hier ausgegraben wurden und meist in die römischen Museen gekommen sind. Zumal von dem Liebling des Kaisers, Antinous (s. d.), sind sehr zahlreiche Darstellungen (Statuen des Kapitols und der Glyptothek in München, Relief der Villa Albani etc.) aufgefunden worden. Eine Beschreibung mit Abbildungen der Ruinen und der Bildwerke gab Agostino Venna: »Viaggio pittorico della Villa Adriana« (Rom 1831). Vgl. A. Ribb., Villa Adriana (Rom 1827); Binnerfeld, Die Villa des Hadrian bei Tivoli (Berl. 1895); Griesman, La villa impériale de Tibur (Paris 1903).

Hadrianuswall (Hilfenmuer), Befestigung, die Kaiser Hadrianus (s. d.) seit 122 n. Chr. im nördlichen England aufzuführen ließ, um die Provinz Britannia gegen die Einfälle der Pikten zu schützen. Sie ging vom jetzigen Newcaste in Northumberland bis an die Westküste (bei Carlisle) und bestand aus Steinmauer und Graben mit 80 kleinen Kastellen und 320 Thürmen im A. und einem dreifachen Erdwall im S.; dazwischen lagen 17 große Kastelle und eine diese verbindende Straße. Im 5. Jahrh. erfolgte der Einbruch der Pikten und damit die Zerstörung des Baues. Vgl. Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa (Berl. 1890).

Hadrianus, Publius Aelius, röm. Kaiser (117 bis 138 n. Chr.), war 24. Jan. 76 in Rom geboren, wo sein Vater, Aelius H. Hier, als Senator und gewesener Prätor wohnte, stammte aber aus dem Municipium Italica in Spanien. Sein Landmann, der nochherige römische Kaiser Aelius Trajanus, war der Vormund des frühzeitig verwaisten und ihm verwandten Knaben. Als in sein 15. Lebensjahr lag dieser in Rom dem Studium der griechischen und römischen Literatur ob, dann trat er in Spanien in den Kriegsdienst und wurde als Legionstribun nach Niteredonien und von da (97) in das obere Germanien geschickt. Nachdem er sich mit Sabino, einer Enkelin von Trajans Schwester Marciana, vermählt, bekleidete er im Laufe der folgenden Jahre teils die höheren Staatsämter in Rom, teils theilte er sich an den dafischen Kriegen Trajans (101—102 und 105—106) an der Seite des Kaisers und verwaltete später (108) als prätorischer Legat die Provinz Pannonien. 117 zum Konsul für das folgende Jahr designiert, blieb er, als der Kaiser nach Italien zurückkehrte, an der Spitze des Heeres und als Statthalter Syriens in dieser Provinz zurück und erhielt in Antiochia die Nachricht zuerst von seiner Adoption durch Trajan und gleich darauf von dessen Tode. Sofort vom Heer als Imperator ausgerufen und nachträglich vom Senat auf seine Veranlassung bestätigt, begann er die Regierung damit, daß er die von Trajan jenseit des Euphrat gemachten Eroberungen, die doch nicht zu behaupten waren, aufgab und mit dem Partherkönig Chosroes

Frieden schloß, und ist auch später dem Grundsatz treu geblieben, zwar die vorhandenen Grenzen in jeder Weise zu sichern, aber auf den Ruhm einer Vergrößerung des Reiches zu verzichten. Daher werden wenig Kriege aus seiner Zeit berichtet, unter denen nur der gegen die Juden Erwähnung verdient, die wegen der Absicht des Kaisers, auf den Trümmern des im J. 70 zerstörten Jerusalem eine Kolonie, Aelia Capitolina, und an Stelle des ehemaligen Salamanischen Tempels einen für Jupiter Capitolinus zu gründen, sich 132 empörten und unter Bar-Kochba mit der äußersten Erbitterung bis 135 gegen die vordrückenden Römer wehrten. Dessen größere Erfolge hat die Regierung Hadrians auf dem Gebiete der innern Verwaltung aufzuweisen. Wohlwollend erweiterte er, sobald er aus dem Orient nach Rom gekommen war, die Stiftungen seiner Vorgänger zur Erziehung armer Kinder und trug auch sonst manche Erleichterung für die Bewohner des Reiches, in gleicher Weise für Rom wie für die Provinzen fargend. Ferner schuf er einen kaiserlichen Beamtenstand in den Römern, nachdem sich dahin freigegeben die Kaiserliche bedient hatten; die Finanzwirtschaft wurde neu geordnet, die Einnahme der Prätorien, die Hauptquelle des römischen Reichs, wurden in seinem Auftrag von dem berühmten Rechtsgelehrten Salvius Iulianus gesammelt, geordnet und als *Edictum perpetuum* (»immerwährendes Edikt«) herausgegeben, das der Ausgangspunkt für die Weiterentwicklung des römischen Rechts geworden ist; die Post wurde aus den Provinzen übernommen und ein Rat von Juristen eingesetzt, der dem Kaiser in seiner Abwesenheit zu vertreten hatte. Auch die Wehrhaftigkeit des Reiches wurde durch Neueinrichtungen erhöht. H. begnügte sich aber nicht damit, von Rom aus anzuordnen; unter Entbehrungen durchreiste er vielmehr selbst alle Länder, um ihre Bedürfnisse kennen zu lernen und die erforderlichen Maßnahmen sofort persönlich an Ort und Stelle zu treffen. Zwölf Jahre hat er mit einer einzigen längeren Unterbrechung auf diesen Reisen zugebracht (120—131). Die Vielseitigkeit des H. hat sich auch auf das Gebiet der Literatur und Kunst erstreckt. Wie alle seine Vorgänger auf dem Kaiserthron hat auch er gebildet und sich auch sonst als Schriftsteller versucht; bedeutungsvoller wurde seine dem Archaischen zugewandte Richtung für die Literatur, wodurch er das unter den Antoninen beliebte »Kotlos« einleitete; ferner gründete er das Athenäum für die Vorlesungen von Dichtern, Philosophen und Metreern und suchte gern den Verkehr mit den Literaten auf, die freilich oft seiner Heizbarkeit und Launenhaftigkeit zu leiden hatten. Von seiner fruchtbaren Anregung im Reiche der Kunst zeugen nach zahlreiche Reste, namentlich in Athen, wo er den von Periklitos degenenen Tempel des olympischen Zeus vollendete und einen neuen, nach ihm benannten Stabteil anlegte, und in Rom; der großartige Tempel der Venus und Roma, die Engelsburg (sein Vauxhaus, s. Tafel »Architektur V«, Fig. 8 u. 9) und die vor ihr über den Tiber führende Brücke sind seine Werke. Aber auch andere Städte sind von ihm durch Bauwerke geschmückt worden. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Rom und auf den in der Nähe gelegenen Villen, namentlich der von ihm angelegten Tiburtinischen, die einen Umfang von 10 km hatte und mit Prachtgärten aller Art ausgestattet war. Doch war sein Lebensabend durch Krankheit und manche traurige Erfahrung (vgl. den Artikel »Antinoo«) getrübt. Seine Ehe war kinderlos geblieben, und so adoptierte er den L. Ceionius Commodus.

modus Verus (136), der aber noch vor H. starb, so daß er sich einen zweiten Nachfolger suchen mußte, den späteren Kaiser Antoninus Pius. Bald darauf starb er in Vojan an der Wassersucht. H. ist der Held des Romans »Der Kaiser« von G. Ebers (1880). Vgl. Gregorovius, *Der Kaiser Hadrian* (3 Aufl., Stuttgart 1884); Dürer, *Die Reisen des Kaisers Hadrian* (Wien 1881); Flew, *Quellenuntersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrian* (Straßb. 1890).

Hadromal, s. Halz.

Hadrumetum, alte tyrische Stadt an der Küste Nordafrikas, südlich von Karthago gelegen und älter als diese, war seit Trajan römische Kolonie und seit dem 4. Jahrh. n. Chr. Hauptstadt der Provinz Byzacena. Noch unter den oströmischen Kaisern bedeutend und von Justinian neu befestigt, wurde sie Justiniana genannt. Heute heißt sie Susa.

Hadshar (arab. »Stein«), der sogen. Schwarze Stein, der an der Kaaba (s. d.) eingemauert ist und von den Mekkapilgern geküßt wird.

Hadshi (türk., aus arab. Haddsch), Pilger, besonders einer, der die Pilgerfahrt nach Mekka (s. Hadshi) mitmacht oder mitgemacht hat und deshalb seit seines Lebens diesen Namen als Ehrentitel trägt. Bei den christlichen Einwohnern der Türkei wird auch derjenige H. genannt, der die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hat.

Hadshi Chalfa, Ruhtafa, genannt Kätib Tschetedi, türk. Gelehrter, geb. um 1600 in Konstantinopel, gest. daselbst 1658, ward 1622 im darischen Kriegesprovinzialamt angestellt und wählte mehreren asiatischen Fürstentümern. Auf einem derselben (1643) pilgerte er nach Mekka (daher Hadshi, »Pilger«). 1648 ward er Chalfa (Vizeherr), gleichzeitig hielt er Vorlesungen über Medizin, Philosophie, Mathematik, Astronomie, Geographie und Geschichte. Sein Hauptwerk: »Kesch ez-zunân«, ein bibliographisch-encyklopädisches Lexikon in arabischer Sprache, gibt die Titel von mehr als 14,500 arabischen, persischen und türkischen Büchern sowie kurze Essays über die einzelnen Wissenschaften (mit lateinischer Übersetzung begg. von Hügel, Leipzig, u. Lond. 1835—58, 7 Bde.; auch in Pulk 1274 u. Konstant. 1311 d. H.). Außerdem schrieb H. in türkischer Sprache chronologische Tabellen der allgemeinen Geschichte: »Takwim ul-tawarich« (Konstant. 1733), eine Geographie: »Dschihannamâ« (dasselb. 1732; lat. von Norberg, Lund 1818, 2 Bde.), eine Geschichte der osmanischen Kriege (Konstant. 1728; Kap. 1—4, engl. von Ritchell, Lond. 1831) u. a.

Hadshin, Hauptstadt eines Kays in Sandhschal Khan des asiatisch-türkischen Wilajets Adana, an einem rechten Nebenfluß des Göksu oder abern Tschin, 1400 m ü. M., wird von 8500 Armeniern und 3500 Mohammedanern bewohnt, ist Bischofsort und hat 3 Kirchen, ein Kloster und 3 Schulen. Die früher halboberabhängige Stadt steht erst seit 1865 unter türkischer Herrschaft.

Hadshi Cagli Bazarbisch, Stadt, s. Dabritsch.

Hadshiwur, s. Baina.

Hadshisch, s. Hadshisch.

Hadubrant, Hildebrands Sohn, s. Hildebrands-

Haduer, s. Aduer.

Hadwig, Herzogin von Schwaben s. Hedwig.

Hasen, allgemein (namentlich aberdeutsch) janiel wie Tapf, iternes Gefäß (daher Hasen oder Hasen n. r., janiel wie Töpfer); besonders aber Schmiedstiel für das Schmelzen von Glasfäden (s. Glas, S. 887) Vgl. auch Glüdschafen.

Häfen (hierzu Tafel »Hafenanlagen«), eine gegen Strom, Wind, Seegang und Eisgang geschützte Wasserfläche, wo Seeschiffe und Binnenfahrzeuge bequem Labung nehmen und abgeben sowie geschützte Unterkunft und Gelegenheit zum Ausbessern von Schäden finden. Natürliche Häfen bilden die durch Inseln, Landzungen und Wellenbrecher geschützten Meeresbuchten, auch wenn sie mit künstlichen Ufern (Kaie) versehen sind, z. B. Kiel, Malta, Nagasaki. Künstliche Häfen sind alle gegrabenen Hafenbecken (Bassins). Stets zugängliche offene Häfen (Fig. 1) findet man an Meeren abne oder mit geringem Stauwechsel, während an Flüssen und da, wo starker Stauwechsel stattfindet, die geschlossenen Häfen, die sogen. Docks (Weizen docks), Dock, Flott- oder Binnenhäfen (Fig. 2, 3) häufiger sind. Ob offener oder geschlossener Φ zweckmäßig ist, hängt von den Wasserständen ab, die der Φ und seine Zugänge haben. Theile des offenen Hafens sind: leichter und ununterbrochener Verkehr, Wegfall der Hauptschleusen; Nachteile bei starkem Wasserwechsel: hohe Ufermauern, insalgebeßen erschwerter Ladeverkehr und starke Verschlammung. Bei der Anlage des Hafens in Hamburg (vgl. die dem Art. »Hamburg« beigegebenen Pläne) entschied man sich wegen des geringen mittlern Stauhubs von etwa 2 m, ferner wegen des geringen Schiffsalls und weil auf der Elbe unterhalb Hamburg große Schiffe nur bei Hochwasser passieren können, die Elbe vor der Stadt aber stets genügende Tiefe zum Aus- und Einlaufen der Schiffe zwischen Φ und Flußreebe hat, für einen offenen Φ . Beispiele von offenen Häfen bieten alle Ostsee- und Mittelmeerbäfen, New York; geschlossene Häfen findet man in Wilhelmshaven, Bremerhaven, Amsterdam, London, Liverpool u. Ist der Φ zwar offen, aber nur zur Zeit des Hochwassers (höchste Flut) zugänglich, so wird er Fluthafen (Tidehafen) genannt. Damit Schiffe auch während des Dockschlusses nahe an die Schleuse herankommen und in kürzester Zeit in den Dockhafen hineinfahren können, pflegt man sehr häufig vor demselben einen offenen Vorhafen (Kükenhafen) anzulegen. Bei großem Stauhubs tritt an Stelle des Vorhafens ein durch Dämme geschlossenes Vordassin, der Halbtidehafen (West India Dock in London, Fig. 2), der bei Wasserständen unter halber Fluthöhe geschlossen, bei höhern Ständen aber geöffnet ist, den Schiffen also von halber des ganzen Stauhöhe die Einfahrt gestattet.

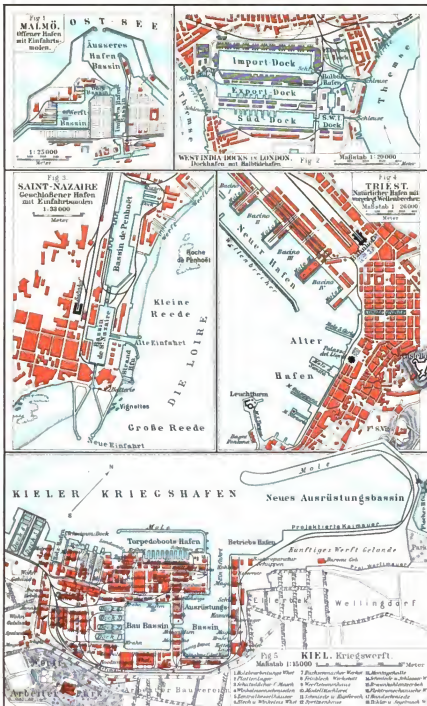
Selten ist ein Φ Handels- und Kriegshafen zugleich. Der Handelshafen kann, je nach den einzelnen Zweigen des Handels, in entsprechende Teile zerfallen, oder er wird nur zu einem Zweck gebraucht. Ein Kriegshafen (Kiel, Fig. 3) dient in der Regel auch zum Bau von Kriegsschiffen, in jedem Fall zur Dockung, Ausrüstung und zum sichern Aufenthalt. Wichtig für Kriegshäfen ist die günstige strategische Lage und möglichst natürlicher Schutz durch Vordassin gegen Beschießung, z. B. Kiel, Brest (vgl. die diesen Artikeln beigegebenen Pläne), bequeme Verteidigung der Küsten in der Umgebung des Hafens (vgl. Küstentrieg), außerdem Gelegenheit zu schneller Ergänzung des Kohlenvorrats und Schicksbedarfs. In Fischerhäfen müssen die Fischerfahrzeuge stets sicher vor Sturm einlaufen und sich mit allem Bedarf versehen, auch den Fang ans Land bringen können. Der Winterhafen nimmt die Schiffe in Gegenden, wo im Winter die Schifffahrt durch Eis verhindert wird, zur Überwinterung auf. Für die Ausfuhr der Kohlen werden Kohlenhäfen eingerichtet, in denen die in

der Nähe gewonnenen Kohlen verschifft werden, zum Unterschied von Kohlenstationen, welche Dampfer zur Einnahme neuer, oft von fern eingeführter Kohle anlaufen. Der Zustuchthafen dient an hafenarmen und gefährlichen Küsten den vom Sturm überlasteten Schiffen zum Schutz. Zur Aufnahme der aus verlesenen Gegenden kommenden Schiffe werden die Quarantänehäfen angelegt; hier müssen die Fahrzeuge eine gewisse Zeit liegen, ehe sie in den Haupthäfen zugetaucht werden.

Die wichtigsten Forderungen an jeden Φ sind die der Sicherheit, er muß entweder jederzeit eine sichere Ein- und Ausfahrt gewähren, oder wenigstens, wenn dies zeitweilig nicht möglich, den Schiffen eine sichere Reede mit genügend tiefem Wasser und gutem Untergrund bieten. Fast nie liegt ein Φ so unmittelbar am offenen, tiefen Meer, daß die Schiffe zu ihm einen beliebigen Kurs steuern können, meist muß eine längere oder kürzere Hafeneinfahrt durchlaufen werden. Je kürzer, gerader, breiter und tiefer das Fahrwasser vom Meer zum Φ ist, desto günstiger liegt der Φ . Lange getrümmte, durch Sandbänke oder Felsen besetzte oder durch Barren verstopfte Hafeneinfahrten sind oft so gefährlich, daß sie bei stürmischem Wetter von Schiffen nur in der größten Not durchfahren werden. Vor solchen Fahrwegen müssen die Schiffe oft tagelang kreuzen, wenn nicht eine geschützte Reede vorhanden ist. Auf der Reede befindet sich das Schiff wohl im Schutz, aber noch Wind und Strömung aus vor Anker ausgelegt, liegt daher nicht stets ruhig. Im eigentlichen Φ dagegen, zumal beim Löschen und Laden, ist fast völlige Bewegungslosigkeit erforderlich; dazu bedarf es einer auch bei Sturm ruhigen Wasserfläche und direkter Befestigung des Schiffes am künstlichen Ufer oder an im Φ hergestellten festen Punkten. Die Bedeutung eines Hafens hängt auch von der geographischen Lage zum Hinterland ab. Es gibt Häfen, die nur als Stapelplätze dienen, ohne Hinterland, z. B. am Suezkanal und Jithmus von Panama. Für einen eigentlichen Handel ist aber Hinterland unerlässliche Bedingung, daher liegen wichtige Häfen an Flüssen oder in tief eingeschnittenen Buchten. Die Mehrzahl der wichtigsten Häfen der Welt: London, Hamburg, Liverpool, New York, Antwerpen, Rotterdam, Havre, Bordeaux, Bremerhaven u. (vgl. die betr. Artikel mit zugehörigen Plänen u.), liegt an Flüssen, auf denen die Seeschiffe weit hineingehen, oder die doch für die Binnenschifffahrt eine bedeutende Wasserstraße bilden. Trifft beides zu, wie bei Hamburg, so ist der Φ allen denachbarlichen Häfen im Wettbewerbs des Handels überlegen.

Die innere Einrichtung eines Handelshafens muß die rasche und zweckmäßige Ent- und Beladung sowie die billige und beste Ausrüstung und Reparatur sowie Ergänzung der Kesselschleppvorräte gestatten. Vollkommene Lös- und Ladevorrichtungen an ausgedehnten Kaianlagen, Schuppen, Speichern und Weisen ist heutzutage von einem gut eingerichteten Φ unzertrennlich. Bei starkem Verkehr sind Hafeneinrichtungen für Einfuhr und Ausfuhr getrennt angelegt (Fig. 2), ebenso sind gefährliche Stoffe, wie Petroleum, Terpentin u. dgl., abgeändert und mit Rücksicht auf die Zollverhältnisse des Landes auch die Güter, die sogleich verpackt werden müssen, getrennt von denen gelagert, über die erst nach einiger Zeit verfügt werden soll. Hieraus entstehen die zollfreien Niederlagen oder Entrepôts, in weiterer Ausdehnung die Freihäfen. Anstalten für Reparatur und sonstige Ausrüstung der Schiffe,

HAFENANLAGEN.



wie Trockendocks, Schwimmbojen, Hellinge, dürfen in keinem Verlehrshafen fehlen.

Natürliche Häfen ohne künstliche Anlagen gibt es nur sehr wenig. Meistens sind Schuttbauten, Hasendämme, erforderlich, die entweder als Wellenbrecher oder als Molen ausgebildet sind (Fig. 1, 3, 4, 5). Wo nur eine Kette zu schütten ist, wird der Hasendamm fast stets nur ein Wellenbrecher sein, wo aber der Hasendamm am eigentlichen H. liegt, wird er meist als Mole ausgebildet. Die Wellenbrecher werden entweder als Sehne eines Bogens vor einer Bucht mit zwei freien Enden oder mit dem einen Ende vom Lande ausgehend und nur mit dem andern frei auslaufend angelegt. Die Größe der Kette richtet sich nach der Anzahl Schiffe, die auf ihr vor Anker gehen soll. Vinschütts des Baues der Wellenbrecher unterscheidet man feste und bewegliche, erstere sind entweder dicht oder durchbrochen. Die festen, dichten werden fast stets aus Stein hergestellt. Solche massive Wellenbrecher benutzt man häufig auf ihren verbreiterten Enden oder Köpfen zur Anlage von kleinen Forts, Leuchttürmen etc. Sehr bedeutende Wellenbrecher sind ausgeführt in Cherbourg, Plymouth, Dover, Bilbao, Kapstadt, Genua, Triest, Marseille (s. die Pläne bei den betr. Artikeln). Der Wellenbrecher vor Cherbourg, bereits 1784 begonnen und 3712 m lang, ist für viele spätere dergleichen Bauten vorbildlich gewesen. Er hat 57 Mill. Mk. gekostet. Die meisten Häfen werden durch eine mit Molen oder Hasendämmen eingefasste enge Einfahrt geknüpft, so Swinemünde, Bremerhaven, Wilhelmshaven, Calais, Havre, Dänkirchen, Dublin. Die Richtung der Einfahrt bestimmt sich nach den herrschenden Winden, dem Geyang und der Strömung. Die Molen laufen entweder parallel, oder sie erweitern sich nach innen. Die feinstärksten konvergierenden Molen, wie beim Amsterdamer Seefanal (s. den Plan beim Artikel »Amsterdam«), bei Port Said und bei der Thymenmündung, sind besonders günstig für das Einlaufen der Schiffe, weil sich die Wellen gleich innerhalb sehr abschwächen. Um die Kraft der einlaufenden Wellen in parallelen Molen zu schwächen, hat man auch durchbrochene Uferneinfassungen aus Holz hergestellt. Die im Holzwerk entlang laufende Welle soll durch die quer eintretenden Wellen allmählich vernichtet werden. Durch die Anlage von Molen verschiebt sich im Laufe der Jahre infolge der durch den Küstenstrom bewegten Sand-, Kies- und Schlickmassen das Ufer seawärts. Damit der Geyang geschwächt wird, darf die Ründung des Hafens nie weiter sein, als das sichere Einlaufen dies erfordert. Bringt heftiger Geyang in die Ründung ein, so soll nahe dahinter eine erhebliche Erweiterung folgen, aber niemals darf sich diese nach innen trichterförmig verengern, weil dadurch eine Verärterung der Wellen eintritt. Die Molenköpfe (Hasenköpfe, Köpfe, Häupter) sind wegen des Antretens der Schiffe flach und glatt herzustellen. Man unterscheidet äußere und innere Molenköpfe (Außenhäupter, Innenhäupter) nach der Lage zur Haseneinfahrt. Wo die Strom- und Windverhältnisse es gestatten, werden die Häfen häufig mit zwei Einfahrten versehen, so in Marseille und Triest. Die Breite der Haseneinfahrt beträgt für große Schiffe etwa 100 m; je nach der Größe der Schiffe und der Lage der Ründung zu den vorbeilaufenden Wellen kommen Einfahrtsbreiten von 33 bis 300 m vor. Nach einem sehr befallig begründeten Projekt von Golt. Kainer (vom September 1902) soll Genua zum Schutz gegen Geyang vier kurze ge-

krümmte Wellenbrecher erhalten, die allen Geyang auffangen und doch fünf Einfahrten freilassen.

Die Hasendämme oder Molen werden aus Holz, Eisen, natürlichen und künstlichen Steinen hergestellt. Holz kann nur da angewendet werden, wo der Hohlwurm nicht vorkommt. Eisen hat bis jetzt nur vereinzelt, so in Greenock und Bahonne, Verwendung gefunden. Meist macht man die Molen aus Stein; sie reichen meist 1,5–2 m über den höchsten Wasserstand, haben 5–30 m Kronenbreite, Amsterdamm 4,4, Dover 12, Marseille 30 m, und sind meist mit Brustwehren versehen. Während man früher die Molen künstlich fundierte, werden heutzutage meist große Betonblöcke verwendet. Beim H. von Algier kam diese Art der Herstellung zum erstenmal in Anwendung, die dort verwendeten Blöcke hatten 7,5 cbm Inhalt. Im H. von Brüssel wurden Blöcke von 45 cbm Inhalt, in New York 100 T. schwere Blöcke und in Dublin solche von 350 T. verwendet. Durch die Haseneinfahrt gelangt man in die eigentlichen Hasenbeden (Hasendassins), die je nach Entstehung und Zweck verschiedenartig gestaltet sind und verschiedene liegen. Wenn die einzelnen Beden, wie dies in Deutschland und Frankreich üblich, unter einer Verwaltung stehen, pflegt man sie durch offene oder bei Hochflüssen auch durch Schleusenläufe miteinander zu verbinden. Wo aber, wie in England oft, die einzelnen Beden verschiedenen Gesellschaften gehören, müssen die Schiffe, um von einem in das andere zu gelangen, häufig durch die Einfahrt zurück und über die Kette fahren. Die Breite der Beden beträgt zwischen 80 und 120 m, die Länge ist oft beträchtlich und richtet sich nach dem Verkehr. Die Schiffe werden in den Beden entweder an schwimmenden Rejmachetonnen (Ankerbojen), an Dufalbden, d. h. Bündeln von eingeschlagenen, meistens hölzernen Pfählen (s. Abbildung bei »Dufalben«), oder an den Schifföringen und Pollern (eiserne Pfählen) der Kaimauern befestigt. Des bequemen Lössens und Ladens wegen müssen die Ufer möglichst nahe und parallel zum Schiffe liegen, d. h. sie müssen fast gerade sein. Die Form der Kaimauern hängt von der Bedingung ab, möglichst große Kailängen zum Lössen und Laden zu schaffen. Aus dieser Forderung sind die Ladejungen oder Viere hervorgegangen. Zungenförmige Ladelais kommen bei den durch Wellenbrecher geschützten Häfen Marseille, Triest, Vrest vor, bei Hochflüssen ist die geradlinige Uferlinie mit langgestreckter Bedenform zweckmäßiger; nur bei sehr großen Beden, wie z. B. beim älteren Teil des Victoria-Docks in London, kommen vortretende Jüngen vor. Die Wasserfläche beträgt hier 26 Hektar, die Uferlänge 2300 m. Die Erweiterung dieses Docks hat 149,3 m Breite und ist 2000 m lang, ohne vortretende Jüngen. Das Huchissondock in Liverpool hat zwischen zwei 70 und 80 m breiten Beden eine 80 m breite und 360 m lange Jüngen. Die Ausstattung der Ufer hängt davon ab, ob auf Landfuhrwerk, in Eisenbahnwagen, in Schuppen oder nach dem Speicher ent- oder von dort aus beladen werden soll. Im ersten Falle braucht hinter dem mit Bollwerk oder durch massive Kaimauer befestigten Ufer nur eine gute Abpflasterung hergestellt zu sein. Die zweite Verladungsmethode erfordert kaum mindestens 2–3 Eisenbahngleise mit Weichen und Drehscheiben. Bei der dritten und vierten Verlehrsart liegen entweder die Schuppen oder Speicher unmittelbar dem Ufer und dahinter die Gleise, oder umgekehrt. Die erste Art entpringt aus dem Umstände, daß meist die Waren vor ihrer Verladung ins Schiff

oder in die Wagen erst durch jene Gebäude zu gehen haben, um sortiert, gewogen und in der Verpackung nachgesehen oder verpackt zu werden.

Zum Verladen dienen an den Kais aufgestellten Krane, Aufzüge und Sturzbvorrichtungen (Schütten). Die Krane, die entweder fest oder beweglich sind, werden zum Heben und Senken von Lasten gebraucht, die Aufzüge heben die Last meistens senkrecht auf eine Plattform oder, wie bei Getreideaufzügen, mittels Paternostersystems in etwas geneigter Richtung. Die Sturzbvorrichtungen gebraucht man dazu, um Kossengüter, besonders Kohlen, Gestein, Erz oder Ballast, schnell in die Schiffe zu schütten. Diese Vorrichtungen werden, je nach der Größe des Betriebes, mit Hand oder auch mit Dampf, mit Druckwasser, Gaskraft und neuerdings mit Elektrizität bewegt. Besonders großartig ausgebildet sind die Sturzbvorrichtungen in den Kohlenhäfen Englands, hier werden jährlich über 14 Mill. Ton. Kohlen verladen. Zum Anlanden von Personen dienen in die Kaiumauern eingelassene Leitern, feste und bewegliche Treppen und Landungsbrücken mit und ohne Pontons. Die Leitern werden da angewendet, wo sich der Wasserstand häufig und rasch ändert. Unter Umständen dienen die Pontons, wie z. B. in Antwerpen und Hamburg, außer zum Tragen des freien Endes der Landungsbrücke zugleich als eine Art schwimmender Kai und haben dann große Ausdehnung und Tragfähigkeit.

Die Tiefe des Hafens, die womöglich 30 cm mehr betragen soll als der Tiefgang der größten Schiffe, hält man durch Vöggerung und durch natürliche oder künstliche Strömung oder Spülung auf gleichem Stande. Versandung wird durch Wasserläufe, die den H. durchströmen, oder dadurch herbeigeführt, daß zeitweilig oder dauernd eine starke Strömung von außen in die Mündung tritt. Alle andern künstlich in den H. durchdrachten Schlämm- und Schmutzmassen sind im Vergleich hierzu nur unbedeutend. Die natürliche Strömung ist nur entweder mittels der Durchleitung eines fortwährend fließenden Wasserlaufs oder durch Vermengung eines mit dem Meere durch den H. in Verbindung stehenden Binnenflusses oder Flusses, wie in Swinemünde, Pillau, Rostock, zu erreichen. Die künstliche Spülung, für deren Anordnung die Häfen von Calais und Havre als Beispiele dienen, beruht darauf, daß aus einem mit der Flut hochgefüllten Becken zur Zeit der Ebbe das angesammelte Wasser plötzlich abgelassen wird, um mit großer Geschwindigkeit dem Meere zuströmen. Solche Spülbecken lassen sich aber nur bei Häfen mit großem Flußhub anlegen.

Flußhäfen dienen vorzugsweise zum Verkehr und zum Schutz der Binnenschiffe gegen Hochwasser und Eisgang. Sie sind vom Fluß meist durch Steindämme abgetrennt, welche die Einfahrt teilweise haben. Die Flußhäfen werden ebenfalls mit Weiselanlagen und ausgiebigen Ladevorrichtungen versehen, z. B. Frankfurt a. M., Aueburg, Ruhrort, Rugeburg und die mit dem Hamburser H. verbundenen Oberländer Häfen. — Der Neubau und die Instandhaltung der Häfen geschieht durch die Ingenieure der Hafenbauverwaltung, die Aufrechterhaltung der Ordnung wird durch die Hafenpolizei wahrgenommen. Für die Vermengung der Kais und der sonstigen Einrichtungen werden Kogelgelber erhoben, außerdem wird noch eine Hafengebür gezahlt (s. Schiffsahrtabgaben). Je geringer diese Gebühren und je sicherer die Schiffe auf rohem Ent- und Beladen und auf lohnende Rückfracht rechnen können, desto lieber werden die Häfen ausgelassen.

Vgl. G. Hogen, Handbuch der Wasserbaukunst (2. Aufl., Berl. 1878—81); Franzius u. Tietz, Seehäfen, in: Handbuch der Ingenieurwissenschaften, Bd. 3 (3. Aufl., Leipz. 1900); Th. Stevenson, The design and construction of harbours (3. Aufl., Lond. 1886); Horcourt, Harbours and docks (Dof. 1885, 2 Bde.); Schild, Harbour construction (Dof. 1895); Russell u. Turner, Harbours of England (Dof. 1895); Ports maritimes de la France (Par. 1874—1900, Bd. 1—8); Spiess, Die Seehäfen Frankreichs (deutsch, Leipz. 1886); Lorange, Travaux maritimes (Par. 1891, mit Atlas) und Ports maritimes (Dof. 1893, 2 Bde., mit Atlas); Cordemoy, Les ports modernes (Dof. 1900, 2 Bde.); Die Häfen der Provinz Schleswig-Holstein (Berl. 1893); Auslands-Häfen (Kolberg 1897); in dem Reichsmarineamt und von der Deutschen Seewarte herausgegebenen Segelhandbücher (s. d.) und Die wichtigsten Häfen Chinas (Dof. 1901); das vom Preussischen Statistischen Bureau herausgegebene Alphabetische Verzeichnis der deutschen Seehäfen sowie europäischer und außereuropäischer Häfen, Anlage- und Küstenplätze (Berl. 1899); Die dänischen Häfen, hrsg. vom Reichsmarineamt (Dof. 1896); Lehner u. a., Die Seehäfen des Weltverkehrs (Wien 1889—91, 2 Bde.); Le Moull, Kurzer Leitfaden zur raschen Orientierung über sämtliche bekannte Hafenplätze der Erde (Hamb. 1902, 2 Bde.); Friederichsen, Die deutschen Seehäfen (Dof. 1889—91, 2 Tle.).

Hafenarbeiter, Arbeiter, die mit dem Lschen und Laden sowie Instandhalten der Schiffe im Hafen zu tun haben, also Schauerleute, Speicherarbeiter, Kranführer, Dockarbeiter, Kesselreiniger, Anstreicher und Tauer.

Hafenbahnen, Zweigbahnen für den Anschluß von Fluß- oder Seehäfen an das allgemeine Eisenbahnnetz.

Hafenbauingenieure (Hafenbaumeister und Hafenbauärzte), die Vorgesetzten der deutschen Marine, welche die Hafenbauten ausführen.

Hafenbefestigung, s. Festung (S. 478) und Küstenkrieg.

Hafenblockade, s. Blockade.

Hafenbamm (Mole), s. Hafen.

Hafenetablissement (franz.: Hafenetablissement, engl.: soviel wie Hafenzeit, s. Ebbe und Flut, S. 332).

Hafenfeuer, s. Küstenbeleuchtung.

Hafenfort (Küstenfort), s. Festung (S. 478) und Küstenkrieg.

Hafengebühr (Hafenzoll), s. Schiffsahrtabgaben.

Hafenbarmarie, s. Wendarmen.

Hafeninspektion, s. Revisionssysteme.

Hafenkapitän, s. Hafenmeister.

Hafenkapitän (Hafenkapitän), s. Hafen, S. 603.

Hafenmeister, Beamter, der die Oberaufsicht über die Benutzung der Häfen und ihrer Einrichtungen führt. In Handelshäfen ein ehemaliger Schiffsführer, in Kriegshäfen ein Seecapitän (Hafenkapitän).

Hafenordnung, s. Hafenpolizei.

Hafenpolizei, die Regelung des Verkehrs in einem Seehafen durch die hierzu berufenen obersteitlichen Organe. Die zu beobachtenden allgemeinen politischen Vorschriften werden in Hafenordnungen zusammengefaßt, zu deren Erlaß in Preußen der Handelsminister, die Oberpräsidenten, die Regierungspräsidenten und Regierungen, in den Hansestädten regelmäßig die Senate zuständig sind. Die Hafenpolizeibehörden führen, wo dies nicht die Ortspolizei-

begehren sind, verschiedene Bezeichnungen, wie Hafensperren, Hafensperrenkommission. Vgl. Perels, Das allgemeine öffentliche Seerecht im Deutschen Reich (Berl. 1901).

Hafensperren, Vorrichtungen zum Schließen eines Hafens, die von Angreifern und vom Verteidiger angewendet werden. Früher benutzte man als Schranken die H. Fische oder mit Ketten und Taue verbundene Fahrzeuge (1870 in der Elbe und var. Kiel), oder man sperrte das Fahrwasser durch versenkte Schiffe (russische Flotte bei Sebastopol). Feste H. bestehen in Pfahlreihen (Catalabben), die man in das Fahrwasser eintreibt. Solche H. sind nur ein Mittel äußerster Not. Seit dem amerikanischen Bürgerkrieg werden fast nur noch Minensperren als H. verwendet; doch kann es vorkommen, daß der Angreifer (wie im Kriege um Cuba) als H. Schiffe in der Hafeneinfahrt zu versenken sucht. Vgl. Seeminen.

Hafentelegramme, von meteorologischen Zentralkontrollen (in Deutschland von der Seewarte in Hamburg seit 1875) an die Hafensperrstellen gesandte Wettertelegramme, besonders Sturmwarnungen.

Hafentocher, f. Unterwache und Schiffsbodenst.

Hafenzeit, f. Ebbe und Flut, S. 332.

Hafenzoll, f. Schiffsabgaben.

Hafer (*Avena L.*), Gattung der Gramineen, ein- oder mehrjährige Gräser mit zwei- bis sechsblütigen Gräserähren in Rispen; die Hüllspelzen sind häutig, ungleich, die Deckspelzen auf dem Rücken gerundet, oft zweizählig, die Rückenranne ist gekniet, unten gebogen (bei Kulturformen teilweise flehend oder gerade). Über 50 Arten in den gemäßigten Zonen der Alten, spärlich in der Neuen Welt. Der ausdauernde weichhaarige Fienhafer (*Wainhafer*, *Avena pubescens L.*, f. Tafel »Gräser II., Fig. 5), 60 cm hoch, mit 1,5 cm langen Gräserähren, dicht behaarten unteren Blattscheiden und Blättern, wächst auf trocknem, aber nicht dürrern, sonnigem Land und auf dünnem Wiesem und ist ein gutes Futtergras; der ausdauernde Trifthafer (*Weghafer*, *A. pratensis L.*, Fig. 3), 30 bis 60 cm hoch, mit reichblütigen Gräserähren und fahlen Blattscheiden, bildet kleine Stiele mit breiten, kurzen Wurzelblättern, wächst auf Kalk- und Sandmergel, an dünnen Rändern und auf Triften, gibt keine reiche, aber sehr gute, nahrhafte Heide und eignet sich mit Klee zur Weidung von Triften. Mehrere andre Arten (*Wildhafer*) sind einjährige Winterfrühdauer. *A. elatior* (französisches Kaingras), f. Arrhenaterum; *A. flavescens* (Goldhafer), f. Trisetum. Der gemeine Saathafer (*Rispenhafer*, *A. sativa L.*, f. Tafel »Getreide II., Fig. 1 u. 2) hat eine nach allen Seiten hin ausgedehnte Rispe mit zwei, drei, auch vier fruchtbarsten Blüten in den Gräserähren. Die Hüllspelzen fallen nicht gerade ab, sondern füllt die Fruchtspelzen fallen nicht aus. Stämmen vielfach vom Flughafer (*A. sativa L.*), dessen Grannen gekniet sind, und dessen Fruchtspelzen ausfallen, oder von einer ähnlichen Art, deren es in Südeuropa und Westasien mehrere gibt. Der H. geht unter den Getreidearten im regelmäßigen Anbau am weitesten nördlich (in Norwegen bis 69,5° nördl. Br.), braucht aber eine längere Vegetationszeit als die kleine Gerste (16–22 Wochen). Er ist widerstandsfähiger gegen die Bitterung als andre Getreidearten und kann sich vermöge seiner starken Wurzeln, die sich nicht wie die der Gerste dicht und büschelförmig verbreiten, auch auf geringerm Boden entwickeln und ebenso in noch nicht kultiviertem Land. Man unterscheidet zwei Hauptgruppen: Rispenhafer mit ausgebreiteter, und Fienhafer

(Stangen-, Trauben-, Kamm-, türkischer H., *A. sativa orientalis Schreb.*, f. Tafel »Getreide II., Fig. 1) mit zusammenhängender, einseitigwendiger Rispe. Jede derselben zerfällt in desfalls und nachfruchtige Varietäten, die erst nach der Farbe der Fruchtspelzen in weiße, gelbe, graue, braune und schwarze. Bei dem Radthafer (*Avena orientalis gymnocarpa Kecke.*, f. Tafel »Getreide II., Fig. 3) ist die Ährenachse verlängert und trägt 4–6, die Hüllspelzen bedeutend überragende Blüten. Die Deckspelzen sind dünnhäutig und lassen die Frucht ausfallen. Der Rispenhafer (*A. sativa patula*) nimmt in seinen gestreckten, gelben Formen mit leichtem Boden vorliegend (z. B. Goldhafer), für üppigen Boden sind die gedrungeneren, weißförmigen Arten (Eichelhafer) geeigneter; die begannenen Sorten findet man in dünnen und in hohen Lagen vorherrschend. Der Fienhafer verträgt Frühlingsfröste besser als der gemeine, besticht sich nicht, lagert sich nicht leicht, gibt aber nur in sehr guten Lagen bessere Erträge als der Rispenhafer, braucht 1–2 Wochen länger zur Reife, drückt sich schwerer, und sein Korn ist meist weniger wertvoll wegen der stärkeren Spelze. Der große, nade H. (*A. sativa nuda AL.*) gibt selbst auf reichem Land schlechte Erträge; seine durch Pressen aus den Spelzen entfernten Körner werden zur Würste verwendet, was der ebenfalls sehr selten und fast nur in Österreich gebaute kleine, nade H. (*A. sativa nuda L.*). Letzterer ist vorzüglich zu Getreidekasten geeignet und gibt leidliche Erträge. Der chinesische Radthafer (*A. sativa chinensis Fisch.*) wird in China ausschließlich, in neuerer Zeit auch in Nordamerika angebaut, hat aber für Deutschland keine wirtschaftliche Bedeutung. Der Kammhafer (*A. strigosa Schreb.*) und der Kurzhafer (*A. brevis Roth*) unterscheiden sich von *A. sativa* durch die gestielte untere Blüte und die meist zweigrannigen Ähren. Die Früchte sind kürzer und breiter. Beide Arten werden nur noch wenig gebaut, erstere hin und wieder noch in Spanien, Portugal, auf den Ortnay- und Schellandinseln, in Westenburg, Ostpreußen.

Zusammensetzung des Hafers.

	Wachstum	Minim.	Mittel
Wasser	20,46	6,21	12,11
Stickstoffhaltige Substanz	18,44	6,00	10,60
Kohlenstoff	10,60	2,11	4,90
Stickstofffreie Extraktstoffe	64,83	48,60	58,37
Nachher	20,60	4,40	10,60
Klee	8,04	1,34	3,30

In der Trockensubstanz:

Stickstoffhaltige Substanz	21,44	8,83	12,15
Stickstofffreie Extraktstoffe	78,83	55,40	66,41

Die einwertigen Stoffe des Hafers bestehen vorzugsweise aus Kohlenstoff und von der Zusammensetzung und den Eigenschaften des Leguminen, jedoch mit dem Schwefelgehalt und den Löslichkeitsverhältnissen des Glutenaufleins. Infolge dieses hohen Gehalts an Kasein erscheint der H. den Hülsenfrüchten sehr ähnlich. In geringer Menge enthält er außerdem sehr schwefelreichen Pflanzenleim (Gliadin). Die Klee enthält vorwiegend Harnsäure, Phosphorsäure, Kali und Magnesia. Übrigens schwankt die quantitative Zusammensetzung nach Art, Varietät, Bodenbeschaffenheit und Klima. — Der H., dessen ursprüngliches Vaterland man nicht mehr kennt, obwohl das Danan-gebiet dafür gelten mag, kann füglich als die ursprüngliche europäische Brotfrucht angesehen werden. Kelten und Germanen kultivierten ihn schon vor 2000

Jahren, und er scheint sich von da aus in den gemäßigten und kalten Erdstrichen aller Weltteile verbreitet zu haben. Ägyptern, Hebräern, Griechen und Römern war er nicht bekannt. Mit der Einführung nahrhafterer und besserer Getreidearten wurde er immer mehr auf magern Boden und in unfruchtbaren Gegenden zurückgedrängt. In Norwegen ist H. das Hauptgetreide und wird teils als Grünfutter, teils als stache Kuden (Haddröte) genossen. Ebenso in Schottland, Irland, auf den Orkney- und Shetlandinseln. Im übrigen Europa und in Nordamerika wird er hauptsächlich als Pferdefutter kultiviert, auch bereitet man Hafergrüne und in Belgien gewisse Weidbiersorten aus H. Hafererschleim, aus Grüns gebohrt, dient als reizmilderndes Getränk. Hafergrüne wird zu erweichenden Umschlägen benutzt. Außerdem wird H. als Grünfütter gebaut. Feinde des Hafers sind Brand- und Kaspizge, das Stacheln, die Frühlings- und Sommergrün, das schwarze Kornmurm. Vgl. die Karten »Landwirtschaft in Deutschland« (bei Artikel »Deutschland«) und »Landwirtschaft in Österreich« (bei Artikel »Österreich«) sowie die Artikel »Getreidebau, Futter und Fütterung«.

Haferdistel, f. Cirsium.

Haferfliege, f. Frühlingsfliege.

Hafergrüne, f. Hafer, S. 606.

Haferhirse, f. Hirsebaum.

Haferneismaschine, f. Futterquetschmaschine.

Haferation, die Hafermenge, die für ein Dienstpferd auf einen Tag bestimmt ist.

Haferreis, f. Zizania.

Haferrohr, f. Anthriscus.

Haferseife, f. Pflaumenbaum.

Hafererschleim, f. Hafer, S. 606.

Haferseiele, f. Aira.

Haferseiele, eine Feiertagsheil am Tage des an Petrus Stelle getretenen heil. Stephan (26. Dez.), der auch der große Pferdstag hieß, weil man an ihm ehemals Hafer und Pferde dem Weistlichen kirchlich weihen ließ und Weistritten anstellte.

Haferwurz, f. Scorzoneria und Tragopogon.

Haff (dän. Hav, »Meer«), mehr oder weniger große, im allgemeinen durch geringe Tiefe ausgezeichnete Lagunen (f. d.) oder Binnenseen, die vom offenen Meer durch eine schmale, von einzelnen engen Eingängen durchbrochene, z. T. aus Sandbänken bestehende Landzunge oder einen Küstenwall (Kehrunn), auch wohl durch eine Inselreihe getrennt sind. Die bekanntesten Beispiele bilden die drei Haffe der Ostsee, das Kurische H., das Frische H. und das Pommersche oder Stettiner H. (f. die betreffenden Artikel). Vgl. Küste.

Haffen-Wehr, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Rees, an der Staatsbahnlinie Oberhausen-Emmerich, bestehend aus den Bahnhöfen Haffen, Wehr und Wehrhaag, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Fabrikation von holländischem Käse und (1900) 2056 Einw.

Haffnung, Dorf im aldenburg. Fürstentum Lützen, an der Ostsee (Küstädter Bucht), hat ein Seebad (Elisabethbad) und (1900) 409 Einw.

Haffner, 1) Karl, Schauspieler und Schriftsteller, geb. 8. Nov. 1804 in Königsberg, gest. 29. Febr. 1876 in Wien, ging mit dem 16. Jahre zur Bühne über und durchwanderte Deutschland, Österreich und Ungarn, bis er in Wien eine Stätte fand, wo ihn Direktor Carl für das Theater an der Wien als Theatervorwärtler engagierte. In zwölfjähriger Tätigkeit schrieb er mehr als 100 Balladen und Lieder, meist in

der Art von F. Kaimund, von denen sich jedoch nur »Therese Kranes« längere Zeit behauptet hat. Von seinen dramatischen Arbeiten erschien eine Auswahl u. d. T.: »Österreichisches Volkstheater« (Leipzig, 1845 bis 1846, 3 Bde.). H. hat auch Romane aus dem Wiener Volksleben geschrieben.

2) Walfgang van, dän. Staatsmann, geb. 10. Sept. 1810 zu Balby (Seeland), gest. 28. April 1887 in Kopenhagen, anfangs Offizier, siedelte als Rittmeister 1834 auf sein Stammgut Egholm über, wo er als Landwirt und in verschiedenen kommunalen Ämtern lange erfolgreich wirkte. Seit 1869 Minister des Innern im Kabinett seines Schwagers Frijs-Risjenborg (f. d.), beliederte er 1870–72 im Ministerium Holtheim-Wallenstein (f. d.), 1875–77 im Kabinett Estrup (f. d.) den Posten des Kriegsministers. Als solcher machte er sich um die Verbesserung der dänischen Wehrkraft verdient. Nach seinem Rücktritt war er im Landsting, dem er seit 1866 ununterbrochen angehörte, Führer der konservativen Regierungsmehrheit.

3) Paul Leopold, luth. Theolog und Bischof, geb. 21. Jan. 1829 zu Harb (Württemberg), gest. 2. Nov. 1899 in Mainz, wurde 1852 Priester und Kaplan am Wilhelmstift in Tübingen, 1855 Professor der Philosophie am theologischen Seminar in Mainz, 1866 Domkapitular, 1866 Bischof. H. war ein eifriger Befürworter des Ultramontanismus in Schrift und Wort, Hauptsprecher auf den Katholikentagen, Mitbegründer der Görres-Gesellschaft, des katholischen Professorenvereins und Herausgeber der »Frankfurter zeitgemäßen Broschüren«, zu denen er selbst mehrere seinen Standpunkt bezeichnende Beiträge lieferte (»Goethes Faust als Wahrzeichen moderner Kultur«, 1879; »Zu Gräfin Dahn-Dahn«, 1880; »Goethes Dichtungen aus sittlichen Gehalt geprüft«, 1881; »Baltair und seine Epigramme«, 1884, u. a.; gesammelt 1887). Von seinen übrigen Schriften sind anzuführen: »Die deutsche Aufklärung« (3. Aufl., Mainz 1864); »Der Rationalismus in der Kulturgeschichte« (bas. 1865); »Eine Studie über G. E. Lessing« (2. Aufl., Köln 1878); »Grundlinien der Philosophie« (Mainz 1881—84, 2 Bde.). Unter dem Pseudonym E. P. schrieb er: »Mainz im Jahre 1863, in Briefen skizziert« (Mainz, 1863), unter dem Pseudonym Arnim von Minnau: »Der Versuch eines Dilettanten. Vertrauliche Briefe an Grafen Harry v. Arnim« (Frankf. 1879) und »Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schatz? neue Briefe u.« (bas. 1879).

Hafis (arab., »Wahrer«), Ehrentitel desjenigen, der den Koran auswendig weiß und ihn nach landschaftlicher Art zu recitieren imstande ist. In der muslimischen Welt führen die F. auch den Namen Kāri (»Leser«); die geachteten unter den F. sind die blinden, zahlreich in Ägypten u. anzutreffen.

Hafis, Schems ud Din Mahammed, genannt Lisan ul Gheib (»Stimme von der andern Welt«), wegen der Lieblichkeit seiner Dichtungen auch Scherlebe (»Zuckerlippe«), der größte Lyriker Persiens und einer der namhaftesten Lyriker aller Zeiten, geb. zu Anfang des 14. Jahrh. in Schiraz, gest. daselbst 1389, widmete sich dem Studium der Theologie und Rechtskunde, die er auch lehrte, und schloß sich in seiner Vaterstadt, die er nur vorübergehend verlassen hat, einer Gemeinschaft von Sufis (Mystikern) an. Ein gründlicher Kenner des Korans (daher der Beiname F., vgl. den vorhergehenden Artikel), gab er darin Unterricht am Hofe der Majaffiden. Er gab dem persischen Ghazel die höchste Vollendung. Seine Ge-

dichte befunden die freieste, rein menschliche Weltanschauung und sind zugleich geistreich in Ausdruck und Form. Erst nach seinem Tode wurde von seinem Freunde Mohammed Gulandam sein »Dwan« gesammelt, der oft im Orient, z. T. mit persischen oder türkischen Kommentaren, gedruckt worden ist. Die Ausgaben von Bulak (1834, 3 Bde.) und von Konstantinopel 1870 enthalten die wertvollen türkischen Scholien des Sudi (gest. 1597), die z. T. in die vorzügliche Ausgabe von Brockhaus (Leipz. 1854—60, 3 Bde.) aufgenommen sind. Eine gute Ausgabe (mit geschmackvoller metrischer Uebersetzung) lieferte auch Ving. v. Kosenzweig (Erl. 1868—64, 3 Bde.). Eine geschmackvolle deutsche Uebersetzung des »Dwans« veröffentlichte v. Hammer (Stuttg. u. Tübing. 1812—1813, 2 Bde.), eine bessere Uebersetzung ausgewählter Gedichte Kesselmann (Berl. 1865) und J. Bodenstedt (das. 1877). Wertvoll ist die englische Prosauebersetzung mit Kommentar von Clarke (Kalkutta 1891, 2 Bde.). Goethe feiert den Dichter im »West-östlichen Dwan« (S. 601).

Hafner (Häfner), s. Töpfer (s. Hafst).
Hafner, Philipp, Wiener Pöbeldichter, geb. 1781 in Wien, geist. dasebst 1764, begabt mit origineller Erfindungsraft und vielem Witz, lehnte sich in seinen ersten dramatischen Versuchen noch infolange an den überlieferten Stil der improvisierten Wiener Hanswurstkomödie an, als er mehrere Stellen für das Stregereipspiel offen ließ, doch nahm er später auch dieses Zugeständnis zurück. Von seinen Stücken seien erwähnt: »Megära, die fürchterliche Hexe, oder das beraubte Schloß des Herrn von Einhorn« und »Die bürgerliche Dame, oder die Anklagsweisung eines Eheweibes mit Hanswurst und Colombina«. Verinet bearbeitete mehrere seiner Poesien und Lustspiele zu Singspielen mit neuen Titeln und errang mit ihnen neuen Ruhm und Erfolg. Dahin gehören: »Die Schweitern von Prag«, »Das Sonntagshub«, »Evaßkel und Schudle«, die sich lange Zeit erhalten haben. Die Sammlung »Scherz und Ernst in Liedern« (Wien 1770, 2 Bde.) ist aus Hafners Stücken zusammengestellt. Seine »Gesammelten Lustspiele« gab Sonnleithner heraus (Wien 1812, 3 Bde.).

Hafnerer, Verg., s. Anselger.

Hafnerer, s. Töpfer.

Hafnererz, s. Hafnererz, Bleiglanz.

Hafnerzell, s. Oberzell.

Hafnia, latinisierter Name von Kopenhagen.

Haft ist die durch die zuständige Behörde verfügte Freiheitsentziehung. Sie kommt teils als Disziplinarstrafmittel, teils und hauptsächlich im gerichtlichen und namentlich im strafrechtlichen Verfahren vor.

1. **Strafhaft**. Hier ist zu unterscheiden, ob die H. während einer Untersuchung gegen einen Angeklagten verhängt wird, um die Erreichung des Zweckes dieser Untersuchung zu sichern (Untersuchungshaft), oder ob sie an einem Verurteilten zur Strafe vollzogen wird (Strafhaft). Wird im letztern Fall der Inhaftierte isoliert gehalten, so wird dies als Einzelhaft bezeichnet. Im Strafgesetzbuch des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs ist die H. die leichteste, für die sogenannten Uebertretungen bestimmte Freiheitsstrafe, in einfacher Freiheitsentziehung bestehend. — Unter Haft versteht man die an die Verbüßung der H. in bestimmten Fällen sich anschließende Inhaftung in Arbeitshäusern (s. d.). — Die Untersuchungshaft kann nach der deutschen Strafprozessordnung (§ 112 ff.) nur verhängt werden, wenn gegen einen Angeklagten dringende Verdachtsgründe vorliegen, und

wenn dieser zudem entweder der Flucht verdächtig ist, oder wenn Tatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der Tat vernichten oder Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage oder Zeugen dazu verleiten werde, sich der Zeugnispflicht zu entziehen, fügen. Kollisionshaft (vgl. Kollusion). Auch ohne Vorliegen dieser Gründe kann Untersuchungshaft verhängt werden, wenn ein Verdrehen Gegenstand der Untersuchung, oder der Angeklagte ein Feindstörer oder ein Landstreicher ist, oder er nicht instande, sich über seine Person auszuweisen, oder wenn er Ausländer ist und begründeter Zweifel darüber besteht, ob er sich auf Zahlung vor Gericht stellen und dem Urteil Folge leisten werde. Nach der Militär-Strafgerichtsordnung kommt hierzu noch als weiterer Grund, die Rücksicht auf Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin. Die Verhaftung erfolgt regelmäßig nur auf richterlichen und zwar schriftlichen Haftbefehl. In diesem ist der Beschuldigte genau zu bezeichnen, auch die ihm zur Haft gelegte strafbare Handlung sowie der Grund der Inhaftierung anzugeben. Jeder Verhaftete muß spätestens am Tage nach der Einlieferung in das Gefängnis durch einen Richter über den Gegenstand der Beschuldigung verhört werden. Vorläufige Festnahme (Detention, Verwahrung) kann unter bestimmten Voraussetzungen auch von der Staatsanwaltschaft und von Polizei- und Sicherheitsbeamten angeordnet werden. Wird jemand auf freier Tat betroffen oder verfolgt, so ist jedermann befugt, ihn auch ohne richterlichen Befehl vorläufig festzunehmen (s. Feindnahme).

Das Militärstrafgesetzbuch kennt nur Festungshaft, die in Freiheitsentziehung mit Beaufsichtigung der Beschäftigung und Lebensweise der Gefangenen besteht und in Festungen und andern dafür bestimmten Räumlichkeiten vollzogen wird. Untersuchungshaft wird an Offizieren in besondern Offiziers-Arrestlokalen vollzogen; der Offizier wird dorthin durch einen älteren Offizier begleitet, wo er seinen Säbel abzuliefern hat, der dem Vorgeleiteten übergeben wird, der die Verhaftung angeordnet hat. Sobald ein Offizier oder höherer Militärbeamter verhaftet wird, ist dies dem höchsten Vorgeleiteten unter Angabe des Grundes zu melden. Unteroffiziere und Gemeine werden durch Unteroffiziere in Untersuchungshaft abgeführt.

II. **Bürgerliche Haftfreiheiten**. Bedarfs Erfüllung rechtlicher Verbindlichkeiten kommt die H. (Schuldhaft, Personalhaft, Contrainte par corps) nur ausnahmsweise vor. Das 1871 auf das Reichsgebiet ausgedehnte norddeutsche Bundesgesetz vom 29. Mai 1868 erklärte nach dem Vorgang des Auslands (Frankreich 1867, Österreich 1868, England 1869, Belgien 1871) den Personalarrest für unstatthaft, soweit dadurch die Leistung einer Quantität von vertretbaren Sachen oder von Wertpapieren erzwungen werden solle. Damit wurde auch die sogen. Wechselstrafe, d. h. die Beschäftigung als Mittel zur Vertreibung von Wechselkrediten, beseitigt. Dasselbe ist für Österreich durch Gesetz vom 4. Mai 1868 und für Italien durch Gesetz vom 6. Dez. 1877 verfügt worden. Immerhin kommt die H. auch jetzt noch in bürgerlichen Rechtsfällen als Sicherungsmittel (Sicherheitsarrest) wie als Vollstreckungsmittel vor (s. Arrest). Die deutsche Zivilprozessordnung (§ 918) läßt den Sicherheitsarrest nur zu, soweit er erforderlich ist, um die gefährdete Zwangsvollstreckung in das Vermögen des Schuldners zu sichern. Es ist H. gestattet, wenn der Schuldner sein Vermögen ins Aus-

lond schießen will. Im Vollstreckungsverfahren ist die *H.* nach den §§ 888 ff. und 901 zulässig: 1) zur Erzwingung der Vornahme einer Handlung, die durch einen Dritten nicht vorgenommen werden kann und ausschließlich vom Willen des Schuldners abhängt; 2) als Strafe der Zuwiderhandlung wider die Verpflichtung, eine Handlung zu unterlassen oder die Vornahme einer Handlung zu dulden; 3) zur Erzwingung der Leistung des Offenbarungseides (s. d.). Nach der deutschen Konkursordnung (§ 101 und 106) darf gegen die Gesamtschuldner die *H.* angeordnet werden, wenn er die ihm vom Gesetz auferlegten Pflichten nicht erfüllt, oder wenn es zur Sicherung der Masse notwendig erscheint. Die Kosten der Verhaftung (Hoskosten) sind dem Antrag auf Verhaftung durch Auslagenvorschuss sicherzustellen.

Haftapparate (Hastorgane), Vorrichtungen zur vorübergehenden oder dauernden Anheftung der Tiere an eine Unterlage; so besitzen Kolippen am Körperende Regels, Zapfen, scheibenartige Verbreiterungen oder wurzelförmige Ausläufer zum Festhaften im Meeresboden. Andre Edelmotoren, Schwämme, Moostierchen, Brachiopoden, Cirripeden, einige Muscheln (Müster), Rönteltiere, Stachelhäuter heften sich mit einem großen Teil des Körpers, mit einer Schale oder durch einen Stiel an der Unterlage fest. Ähnlich verhalten sich manche Protozoen (Foraminiferen, Infusorien, Flagellaten), deren Stiel bei Vorticella kontraktile wird. Andre, wie Ringelwürmer, Nudeltiere, sitzen mit und in einer selbstgebildeten Röhre fest. Die Anheftung erfolgt nur zeitweise oder während des ganzen Lebens. *H.* zum Anheften besitzen Echinodermen, Flossenthierchen, Blaseigel, Fischläuse, Petropoden, Pteropoden, Cephalopoden, auch einige Fische und Anneliden. Bei Echinodermen sitzen tierliche Saugnapfe an der Spitze der Scheinfüßchen, bei Bandwürmern am Kopfe, wozu noch Haken hinzukommen. Die glockenförmigen Saugnapfe an den Armen der Cephalopoden sind ausgezeichnete *H.*, mit denen die Tiere ungemein fest sitzen. Ähnlich funktionieren die aus bestimmten Stoffen hervorgegangenen Saugnapfe mancher Fische. Bei dem Kleitern der Fliegen an glatten Wänden kommt außer der bloßen Wirkung der Haftschleiben vielleicht (wie beim Loubrosch) noch ein lebendes Trüßensekret in Betracht. Ohne solches dürften die Haftschleiben an den Gelenken der Gliedmaßen wirken. Die Klammern mancher Nudeltiere, besonders Krebse und Insekten, besitzen zum Festhalten der Weibchen Haken an den Gliedmaßen oder auch Saugnapfe wie manche Wasserläufer (Dytiscen). — *H.* heißen auch wurzelähnliche Organe, durch welche Meeresalgen an Steinen oder Holzwerk festgesetzt sind. Besondere *H.* treten auch als Verbreitungsbewurzelung an Fruchtblättern und Samen auf (s. Ansaat, natürliche).

Haftara (hebr. Mehrzahl: Hastoaroth, »Schlußvorträge«), Stiche aus den Büchern der Propheten, die dem jüdischen Gottesdienst an Sabbat-, Fest- und Fasttagen nach dem Abkamm aus dem Pentateuch (s. Sidro) vorgelesen werden. Der Vortrag bürgerte sich nach der Zeit der Wollbücker ein. Da die sie bekämpfenden Syrer die Thorsrollen vernichtet hatten, ließ man zum Ersatz der vorgeschriebenen Pentateuchabschnitte diesen entsprechende Abschnitte aus den Propheten vor. Übersetzungen und Erläuterungen der Hastoaroth erschienen von Philippson (Leipz. 1859), Hegler (Wien 1891) und W. Hirsch (Frankf. 1896). Vgl. auch Friedmann. Die Hastoaroth ihrem Inhalte nach dargestellt (Berl. 1896).

Haftbarkeit, s. Haftpflicht.

Haftbefehl, s. Haft.

Haft, s. Haft, sowie wie Eintagsfliegen.

Haftführer, s. Velfreffer.

Haftgeld (Hondgeld), s. Draufgeld und Ge-

Haftliefer (Plectognathi), Unterordnung der Knochenfische, s. Fische. S. 607.

Haftlos, s. Haft.

Haftorgane, s. Haftapparate.

Haftpflicht (Haftung, Haftbarkeit, Gewährleistung), im allgemeinen die Verpflichtung, für gewisse Schäden und Nachteile aufzukommen; im engeren Sinne die Verpflichtung, den nicht durch eigene Handlungen oder Unterlassungen entstandenen Schaden zu ersetzen. Je sorgfältiger ein Recht ausgebildet ist, desto umfangreicher gestaltet sich das Haftpflichtrecht. Nach dem deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch und sonstigen Rechtsgeboten kommen hauptsächlich folgende Gruppen von gesetzlichen Bestimmungen über den Ersatz von Schäden und Nachteilen, die ein anderer erleidet, in Betracht:

A. Fälle, in denen zwischen dem Schaden - flüster und dem Geschädigten ein Vertrags- oder sonstiges Schuldverhältnis besteht. 1) Wer kraft eines Schuldverhältnisses etwas zu leisten hat, muß hinsichtlich der Erfüllung seiner Verpflichtungen, sofern nichts anderes bestimmt ist, Vorsorg (s. d.) und Haftlosigkeit (s. d.) vertreten, d. h. er hat dem Gläubiger den durch Nichterfüllung entstandenen Schaden zu ersetzen, soweit die Leistung ihm durch Vorsorg oder Haftlosigkeit, also durch sein Verschulden, unmöglich geworden ist (Bürgerliches Gesetzbuch, § 276, 280); der Schuldner hat auch ein Verschulden seines gesetzlichen Vertreters und der Personen, deren er sich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit bedient, zu vertreten (§ 278). Ferner hat er dem Gläubiger den durch Verzug (s. d.) entstandenen Schaden zu ersetzen (§ 286), in Verzug aber kommt er, wenn er auf eine Wohnung des Gläubigers, die nach dem Eintritte der Fälligkeit erfolgt, nichts leistet und ihm in dieser Beziehung ein Verschulden zur Last fällt (§ 284, 285). 2) Wer eine Sache verkauft oder veräußert oder sonst einem anderen gegen Entgelt überlassen hat, haftet dem Käufer z. B. dafür, daß die Sache nicht mit Fehlern befallen ist, die den Wert oder die Tauglichkeit zu dem gewöhnlichen oder dem noch dem Vertrage vorausgesehenen Gebrauch ausheben oder mindern (sogen. Gewährleistung wegen Mängel). Eine unerhebliche Minderung des Wertes oder der Tauglichkeit kommt jedoch nicht in Betracht. Der Verkäufer haftet ferner dafür, daß die Sache die zugesicherten Eigenschaften hat (§ 459). Jedoch haftet er nicht, wenn der Käufer den Mangel gekannt hat oder doch hätte kennen müssen, es sei denn, daß der Verkäufer den Fehler arglistig verschwiegen hat (§ 460). Wegen des Mangels, den der Verkäufer zu vertreten hat, kann der Käufer entweder Rückgängigmachung des Kaufes (Wandelung) oder Herabsetzung des Kaufpreises (Minderung) verlangen. Fällt eine zugesicherte Eigenschaft oder hat der Verkäufer einen Fehler arglistig verschwiegen, so kann der Käufer nach seiner Wahl auch Schadenersatz wegen Nichterfüllung verlangen (§ 462, 463). 3) Besondere Vorschriften hat das Bürgerliche Gesetzbuch über die Gewährleistung des Verkäufers für Viehmängel, und zwar dem Verkauf von Pferden, Feln, Maultieren, Maulteln, Kindvieh, Schafen und Schweinen (§ 481). Es gelten zwar auch hier die unter 2) aufgeführten allgemeinen Vorschriften

über die Gewährleistung des Verkäufers für Mängel, doch haftet der Verkäufer, falls nichts anderes vereinbart, nur für bestimmte Fehler (Hauptmängel), und zwar nur dann, wenn sie sich innerhalb bestimmter Fristen (Gewährfristen) zeigen. Durch laienliche Verordnung vom 27. März 1899 gelten als Hauptmängel bei Pferden, Eseln, Maulteilen, Maultieren: Kopf, Dummholler, Dämpfigkeit, Keilschädel, periodische Augenentzündung, Koppen (Krippeleiden); die Gewährfrist beträgt hier 14 Tage. Bei Kindschweinen gelten als Hauptmängel: ernstere tuberkulöse Erkrankung (Gewährfrist 14 Tage), Lungensucht (Gewährfrist 28 Tage); bei Schafen: Kläude (Gewährfrist 14 Tage); bei Schweinen: Rotlauf (Gewährfrist 3 Tage), Schweinepest (Gewährfrist 10 Tage). Für Schlachttiere gelten als Hauptmängel bei Pferden, Eseln, Maulteilen und Maultieren: Kopf, mit einer Gewährfrist von 14 Tagen; bei Kindschweinen: schwerere tuberkulöse Erkrankung (Gewährfrist 14 Tage), bei Schafen: allgemeine Wasserhust (Gewährfrist 14 Tage), bei Schweinen: schwerere tuberkulöse Erkrankung, Trichinen und Finken (Gewährfrist 14 Tage). Die Gewährfrist beginnt mit dem Ablauf des Tages, an dem die Gefahr auf den Käufer übergeht, d. h. entweder mit der Übergabe oder der Verschendung, sobald der Verkäufer die Sache dem Spedition, Frachtführer oder der sonst zur Ausführung der Verschendung bestimmten Person oder Anstalt ausgeliefert hat (§ 483). Zeigt sich ein Hauptmangel innerhalb der Gewährfrist, so wird vermutet, daß er zur Zeit des Überganges der Gefahr auf den Käufer schon vorhanden war (§ 484). Nach Ablauf der Gewährfrist, bez. Tötung des Tieres wird der Verkäufer von jeder Haftung frei und geht der Käufer seines Rechtes auf Gewährleistung verlustig, es sei denn, daß der Käufer spätestens zwei Tage nach dem Ablauf der Gewährfrist oder dem Tode des Tieres dem Verkäufer den Mangel anzeigt oder die Anzeige absendet, Klage hierwegen erhebt, oder gerichtliche Beweisaufnahme zur »Sicherung des Beweises« (i. d. d.) beantragt (§ 485). Eine Verlängerung oder Verkürzung der Gewährfristen ist zulässig (§ 486), ebenso kann die Haftung des Verkäufers vertragsmäßig beschränkt, ja gänzlich ausgeschlossen werden, wie umgekehrt durch Übernahme von Gewähr für Mängel, die nicht Hauptmängel sind, und durch Zulieferung bestimmter Eigenschaften, sogen. Garantiever sprechen, eine Erweiterung der Haftung eintreten kann (§ 492). Während aber in den Fällen unter Ziffer 2 der Käufer die Wahl zwischen Wandelung oder Minderung hat, kann er hier nur die erstgenannte, und zwar nur innerhalb sechs Wochen, fordern. Wurde dieser Anspruch auf Wandelung, die sogen. Wandelungsklage, erhoben, so kann jeder Teil verlangen, daß durch einwillige Veräußerung die öffentliche Versteigerung des Tieres und die Hinterlegung des Erlöses angeordnet wird, wenn die Verschädigung des Tieres nicht mehr erforderlich ist (§ 489).

B. Haftung für Schaden aus unerlaubten Handlungen. Das bürgerliche Gesetzbuch unterscheidet hier zwischen unerlaubten (verbotenen) Handlungen, die nach den Strafgesetzen mit Strafe bedroht sind, und solchen unerlaubten Handlungen, die nach dem bürgerlichen Recht eine Verpflichtung des Täters zum Schadenersatz zur Folge haben. Hiernach ist zum Schadenersatz verpflichtet, wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines andern widerrechtlich verletzt oder wer schuldhafter-

weise gegen ein den Schutz eines andern bezweckendes Gesetz verstößt (§ 823). Ferner wer in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise einem andern vorsätzlich Schaden zufügt (§ 826). Ausser diesen allgemeinen Vorschriften, durch welche die sogen. Persönlichkeitsrechte (i. d., die Vermögens- und Familienrechte, die Urheber- und Erfinderrechte, das Patentrecht, Firmen- und Markenrecht, das Recht auf Warenbezeichnung, das Personenstands- und Namensrecht sowie insonderheit die Ehre geschützt sind, hat das bürgerliche Gesetzbuch noch folgende besondere Vorschriften über Haftbarkeit aus einer unerlaubten Handlung: Wer der Wahrheit zuwider, vorsätzlich oder fahrlässig, Tatsachen behauptet oder verbreitet, die den Kredit eines andern gefährden (Kreditgefährdung) oder ihm sonst Erwerbsnachteile bringen können, haftet diesem für den daraus entstehenden Schaden (§ 824). Das Gleiche gilt von dem, der eine Frauensperson durch Hinterlist, Drohung oder unter Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses zur Gestattung des außerehelichen Verkehrs bestimmt (§ 825).

Während in den bisher aufgeführten Fällen ein Verschulden auf seiten des Schuldigers vorliegen muß, bedarf es dessen nicht, wenn durch ein Tier ein Mensch getötet oder verletzt oder eine Sache beschädigt wird (Tierhaftung). Hier haftet der Tierhalter, d. h. derjenige, der im eignen Interesse durch Gewährung von Obdach und Unterhalt die Sorge für das Tier übernommen hat, und zwar nicht dloß zu einem ganz vorübergehenden Zwecke, sondern auf einen Zeitraum von einer gewissen Dauer, hierbei macht es keinen Unterschied, wenn ein anderer das Tier vorübergehend demut, ohne selbst Halter zu sein (§ 833). Die gleiche Haftung trifft den, der etwa die Aufsicht über den Tierhalter über das Tier durch Vertrag übernommen hat, wenn er nicht nachweisen kann, daß er die erforderliche Sorgfalt beobachtet hat, oder daß der Schaden trotzdem entstanden wäre (§ 834). Ebenso, d. h. ohne daß es auf sein Verschulden ankommt, haftet der Jagdberechtigte für den Schaden (Wildschaden), den das Schwarz-, Rot-, Elch-, Dam- oder Rehwild sowie Hasen verursachen (§ 835). Für die durch Einsturz eines Gebäudes oder eines andern mit einem Grundstück verbundenen Werkes (Jann, Denkmal, elektrische Leitungsdraht etc.) oder durch die Ablösung von Teilen des Gebäudes oder Werkes verursachte Tötung oder Verletzung eines Menschen oder Beschädigung einer Sache haftet entweder der gegenwärtige Grundstücksbesitzer oder der frühere, wenn das schadenbringende Ereignis innerhalb eines Jahres nach Beendigung seines Besizes eintritt und ein Verschulden vorliegt (§ 836). Die gleiche Haftung trifft denjenigen, der auf fremdem Grundstück in Ausübung eines Rechtes ein Gebäude oder andres Werk besitz und den, der neben der Nutzungsberechtigung auch für den Unterhalt der betreffenden Gebäulichkeiten oder Werke zu sorgen hat (§ 837, 838). Im letztern Falle haftet er neben dem Eigentümer des Gebäudes oder Werkes.

C. Haftung wegen pflichtwidriger Amtshandlungen oder Unterlassungen (Beamtenhaftung). Verletzt ein Beamter vorsätzlich oder fahrlässig die ihm einem Dritten gegenüber obliegende Amtspflicht, so hat er diesem den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen (§ 839). Fällt dem Beamten nur Fahrlässigkeit zur Last, so haftet er nur dann, wenn der Verletzte auf andere Weise keinen Ersatz erlangen kann. Verletzt ein Beamter bei dem Urteil in einer

Rechtsfolge seine Amtspflicht, so ist er für den daraus entstehenden Schaden nur dann verantwortlich, wenn die Pflichtverletzung mit einer im Wege des gerichtlichen Strafverfahrens zu verhängenden öffentlichen Strafe bedroht ist. Für eine pflichtwidrige Verweigerung oder Verzögerung der Ausübung des Amtes gilt dies nicht. Die Erstopflicht tritt auch nicht ein, wenn der Verletzte es vorzuziehend oder fahrlässig unterlassen hat, den Schaden durch den Gebrauch eines Rechtsmittels abzuwenden. — Ein Vormund (Gegenvormund, Pfleger) ist seinem Mündel für den aus einer von ihm begangenen Pflichtverletzung entstehenden Schaden verantwortlich, wenn ihm ein Verschulden zur Last fällt (§ 1833). In einem Konkursverfahren haften sowohl der Verwalter wie die Mitglieder eines Gläubigeraususses allen Beteiligten für den Schaden, der diesen durch eine Pflichtverletzung seitens des Verwalters oder der Ausschußmitglieder zugefügt wird (§ 82, 89 der Konkursordnung). Ebenso haften für Pflichtverletzung die Liquidatoren eines rechtsfähigen Vereins (§ 53 des Bürgerlichen Gesetzbuches), der Testamentsvollstrecker (§ 2219 ebenda), der Verwalter im Zwangsverwaltungsverfahren (§ 154 des Zwangsversteigerungsgesetzes) u.

D. Besondere Haftpflichtbestimmungen. Hier ist vor allem heranzuziehen das sogen. Reichshaftpflichtgesetz vom 7. Juni 1870, das die Haftbarkeit der Eisenbahnen und gewisser anderer Betriebe für Unfälle in einem weit über die allgemeinen Haftpflichtgrundzüge hinausgehenden Umfange regelt. Wird jemand beim Betrieb einer Eisenbahn (auch Pferdebahn, elektrischen Bahn u.) getödtet oder verletzt, so haftet ihm oder seinen Erben die Eisenbahnverwaltung für den entstehenden Schaden, wenn sie nicht beweisen kann, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Betroffenen verursacht wurde. Die Vorschrift bezieht sich auf alle Unfälle, die beim Eisenbahnbetrieb Eisenbahnfahrgepäck oder andern Personen, z. B. vorübergehende oder vorüberfahrende, oder auch die eigenen Beamten oder Bediensteten der Bahn treffen. Der Unfall muß jedoch mit dem Eisenbahnbetrieb selbst und den diesem Betrieb eigenthümlichen Gefahren zusammenhängen. Wer ein Vergewalt, einen Steinbruch, eine Gräbererei (Grube) oder eine Fabrik betreibt, haftet, wenn ein Bevollmächtigter oder ein Repräsentant oder eine zur Leitung oder Beaufsichtigung des Betriebs oder der Arbeiter ongenommene Person durch ein Verschulden in Ausübung der Dienstverrichtungen den Tod oder die Körperverletzung eines Menschen herbeigeführt hat, für den dadurch entstehenden Schaden, auch wenn dem Unternehmer selbst keine Schuld demigemein werden kann. Für Sonderwerksbetriebe und des Baugewerbes gilt das Haftpflichtgesetz nicht. Der Unfallsatz mit dem technischen und mechanischen Betrieb der Fabrik u. im Zusammenhange stehen; es genügt nicht, daß er nur gelegentlich des Betriebs sich ereignet hat. Ausgeschlossen ist die Haftung dann, wenn der Beschädigte den Unfall selbst verschuldet hat, indem er denjenigen Grad von Aufmerksamkeit außer acht gelassen hat, der von einem vernünftigen Menschen bei Vornahme seiner Handlungen nach den Umständen des Falles vorausgesetzt werden muß. Trifft beide Teile ein Verschulden, so hängt die H. des Unternehmers von den nähere Umständen des Falles ab. Die H. erlischt sich im Falle des Todes des Verletzten auf die Kosten einer etwa noch vorher notwendig gewordenen ärztlichen Behandlung, auf die Vermögensnachtheile, die der Getödtete sonst erlitten hat, auf die

Beerdigungskosten und endlich auf die Unterhaltskosten für solche Personen, denen der Getödtete kraft Gesetzes unterhaltspflichtig war oder werden konnte, wenn ihnen infolge des Todes das Recht auf den Unterhalt entzogen ist, und zwar insoweit, als der Getödtete während der mutmaßlichen Dauer seines Lebens zur Gewährung des Unterhalts verpflichtet gewesen sein würde. Für den Fall, daß der Getödtete unter Beihilfe des Betriebsunternehmers gegen Unfall versichert war, enthält das Gesetz besondere Vorschriften. Hat der Unfall nur eine Körperverletzung zur Folge gehabt, so hat der Unternehmer dem Verletzten die Kosten der Heilung sowie den ihm durch eine zeitweise oder dauernde Ausübung oder Verminderung der Erwerbsfähigkeit oder Vernehmung seiner Bedürfnisse verursachten Vermögensnachtheil zu ersetzen. Eine Ausübung dieser H. durch Vertrag ist unzulässig.

Nach § 26 der Reichsgewerbeordnung haben die Hochbarn eines Grundstücks, auf dem sich eine konzeptionsierte gewerbliche Anlage befindet, das Recht, Ersatz von dem Besitzer der Fabrik u. zu fordern, wenn ihnen durch den Betrieb der Anlage ein Schaden erwächst, und zwar auch dann, wenn der Besitzer der Anlage kein Verschulden trifft. Auch für Bergwerksbetriebe ist landesgesetzlich meist eine besondere H. für die durch den Bergbau verursachten Schäden an Grundstücken eingeführt. Ähnlich verhält es sich hinsichtlich der durch Expropriation oder Enteignung (s. d.) herbeigeführten Nachteile.

E. Haftung für den durch andre Veranlassen zugefügten Schaden. Auch abgesehen von der in dem vorbeisprochenen Haftpflichtgesetz bestimmten Haftung gibt es Fälle, in denen jemand für einen Schaden haftbar ist, den ein anderer verurtheilt hat. Wer kraft Gesetzes zur Führung der Aufsicht über eine minderjährige oder wegen ihres geistigen oder körperlichen Zustandes der Beaufsichtigung bedürftige Person verpflichtet ist, hat den Schaden zu ersetzen, den eine solche Person andern widerrechtlich zufügt, wenn er seiner Aufsichtspflicht nicht genügt hat, es sei denn, daß der Schaden auch bei gehöriger Aufsicht entstanden sein würde (§ 832 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Die gleiche Verantwortlichkeit trifft denjenigen, der die Führung der Aufsicht durch Vertrag übernimmt. Hierunter fallen insbesondere die Eltern und Väter, sodann die Lehrer, Erzieher, Lehrherren, Anstaltsvorstände, Wärter u. Selbstredend genügt es, wenn die genannten Personen nachweisen, daß sie das Kind genügend beaufsichtigt haben, nicht aber haben sie auch für einen günstigen Erfolg der Aufsichtsführung einzustehen, wie das Reichsgericht in einer Reihe von Entscheidungen ausgeführt hat. Endlich haftet nach § 831 des Bürgerlichen Gesetzbuches der Geschäftsherr, bez. dessen Stellvertreter für den Schaden, den seine Angestellten und Gehüfen in Ausübung der ihnen übertragenen Verrichtungen Dritten widerrechtlich zufügen, falls er ungeeignete Personen ongestellt, ungeeignete Vorrichtungen getroffen oder ungeeignete Geschäftskosten zur Verfügung gestellt hat oder bei der ihm obliegenden Leitung die erforderliche Sorgfalt außer acht gelassen hat. Wäre der Schaden jedoch auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden, so entfällt die H.

Nicht selten ist aber auch der Beschädigte mehr oder weniger an dem ihm treffenden Schaden schuld. Hieraus nimmt der § 254 des Bürgerlichen Gesetzbuches Rücksicht, indem er bestimmt, daß die Entscheidung der Frage, ob und in welcher Höhe Schadenersatz zu

leisten ist, stets zu berücksichtigen ist, inwieweit der Schaden vorwiegend von dem einen oder dem andern Zeit verursacht worden ist. Diese Leistung gilt auch für den Jagen-Tierfchaden (vgl. oben unter B.). Neigt also z. B. ein Knecht dem Pferd Haare aus dem Schwanz und daselbe schlägt aus, so trifft den Tierhalter keine Erschöpflichkeit, falls der Knecht verletzt wird.

Wegen die finanziellen Folgen dieser hier aufgeführten Haftpflichtfälle ist eine Sicherung möglich durch die gerade durch das Bürgerliche Gesetzbuch zu ungegränkter Ausdehnung und volkswirtschaftlicher Bedeutung gelangte Haftpflichtversicherung (s. d.).

Vgl. Laß u. Maier, Haftpflichtrecht und Reichsversicherungsgelehrte (2. Aufl., Münch. 1902); Eger, Das Reichshaftpflichtgesetz (5. Aufl., Hannov. 1900); Textausg. mit Anmerkungen, Berl. 1903; Delius, Die H. der Beamten (Berl. 1901); Bräuner, Die Haftung für das rechtswidrige Verhalten anderer, insbes. der Vertreter und Gehilfen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch und sonstigen Reichsgesetzen (in der Zeitschrift »Das Recht«, 1901, S. 299 ff.); v. Liszt, Deliktobligationen im System des Bürgerlichen Gesetzbuches (Berl. 1898); Lindemann, Die Schadenersatzpflicht aus unerlaubten Handlungen (Dsl. 1898); Jung, Delikt und Schadenverursachung (Jena 1897).

Haftpflichtversicherung, s. Unfallversicherung.

Haftstrafe (Strafhaft), s. Haft.

Haftung, s. Haftpflicht.

Haftzettel, s. Geodonen.

Hag, Umzäunung, besonders von lebendigem Holz, umjunter Ort; dann Fuchsholz, kleiner Wald.

Hag., bei Tiernamen Abkürzung für Hermann August Hagen, ein deutscher Entomolog in Nordamerika, geb. 1817, gest. 1893.

Hagar (hebr., »Knecht«), eine ägyptische Skavin Sarais, geb. dem Abraham den Ismael, wurde aber Ismael samt ihrem Sohn auf Vertrieß Sarais verlassen (s. Ismael). Die ismaelitischen Araber verehren H. als ihre Stammutter und wallfahrten nach ihrem angeblichen Grab in Mekka. Die Verstorben der H. und ihr Aufenthalt in der Wüste wurde von italienischen, niederländischen und deutschen Malern oft dargestellt, z. B. von Goyola (Campa santo in Pisa), Guercino (Brera in Mailand), Rembrandt (Victoria- und Albert-Museum in London), G. Rind (Museum in Berlin), Steen und A. van der Werff (Dresden); in neuester Zeit plastisch von H. Vegas, von A. Wittig (Berlin, Nationalgalerie) u. a.

Hagarpreffe, s. Presse.

Hagerberg, Karl August, schwed. Sprachforscher und Kriteiker, geb. 7. Juli 1810 in Lund, gest. 9. Jan. 1894, war seit 1840 Professor in Lund und ist hauptsächlich durch seine meisterhafte Übersetzung Shakespeares (1847—51, 12 Bde.) bekannt geworden. 1851 wurde er einer der »Achtzehn« der schwedischen Akademie.

Hagebuche, s. Hainbuche.

Hagebutte (auch Hagnebutte, Handbutte, Hiese, Histe), geneigte Früchte verschiedener Rosenarten; weisse H. s. Zizyphus.

Hagedorn, s. Hagedorn.

Hagedorn, 1) Friedrich von, deutscher Dichter, geb. 23. April 1708 in Hamburg, gest. daselbst 28. Okt. 1764, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich seit 1726 in Jena dem Studium der Rechte, verbrachte die Jahre 1726—29 als Sekretär des dänischen Gesandten in London, wo er sich in das Studium der englischen Sprache und Literatur vertiefte, und erhielt 1733 das Sekretariat des Englisch Court,

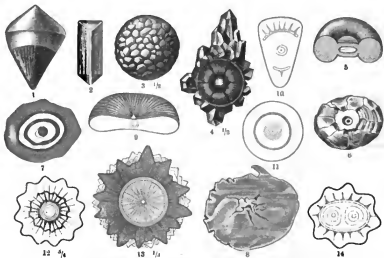
einer alten Handelsgesellschaft zu Hamburg, wodurch ihm eine einträgliche und angenehme Lebensstellung gesichert war. Seine gesellschaftlichen und dichterischen Talente zogen einen durch Bildung und Heiterkeit ausgezeichneten Kreis von Freunden in seine Nähe, und so wurde er in Hamburg in allem, was zur Kunst und Poesie in Beziehung kam, der Förderer des guten Geschmacks. Schon 1729 veröffentlichte er den »Versuch einiger Gedichte« (neue Ausgabe von Sauer, Heilbr. 1883), deren Ton noch durchaus an die älteren Dichter Hofmannswaldbau und Brodes erinnert. Dagegen zeigen sich seine charakteristischen Vorzüge in dem »Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen« (1738), wo er sich den leichtsten Plauderton der Franzosen, besonders Lafontaines, zum Muster nahm und sich durch Leichtigkeit und Annuit auszeichnete. In den folgenden Jahren ließ er in mehreren Sammlungen seine »Oden und Lieder« und seine »Moralischen Gedichte« erscheinen, in denen er die Socratiche Philosophie des weisen Lebensgenusses predigt. Seine »Poetischen Werke« erschienen gesammelt Hamburg 1756, 7 Bde., und öfter; die beste Ausgabe nebst Lebensbeschreibung besorgte Eschenburg (Dsl. 1800, 5 Bde.). Vgl. Schuster, Friedrich v. H. (Leipz. 1883); Eigenbrabl, H. und die Erzählung in Remberten (Berl. 1884); Reinhold, Hagedorns Gedanken von sittlicher und geistiger Bildung (Leipz. 1894); A. Frid, Über Hages Einfluß auf H. (Progr., Wien 1900).

2) Christian Ludwig von, Kunstschriftsteller und Radierer, Bruder des vorigen, geb. 14. Febr. 1713 in Hamburg, gest. 24. Jan. 1780 in Dresden, trat 1737 in sächsische Dienste und ward 1763 Geheimrer Legationsrat und Generaldirektor der sächsischen Kunstakademien, die sich unter seiner Leitung eines schönen Gedeihens erfreuten. H. verlebte sich in der Radierkunst, erwarb sich aber besonders einen Namen durch seine »Betrachtungen über die Malerei« (Leipz. 1762, 2 Bde.; franz. von Huber, Dsl. 1775, 2 Bde.), die der ästhetischen Anschauung seiner Zeitgenossen geräumte Zeit ihre Richtung gaben. Ferner schrieb er: »Briefe über die Kunst von und an Christi. Ludw. v. H.« (hrsg. von Tart, Leipz. 1797); »Lettres à un amateur de la peinture, etc.« (Dresd. 1755).

Hagel, ein seltener atmosphärischer Niederschlag, der in sehr wechselnder Gestalt auftritt. Am häufigsten besitzt er die Form einer Kugel (Fig. 3, S. 612) oder eines Kugelsektors, d. h. einer Pyramide mit kugelförmiger Grundfläche (Fig. 1). In beiden Fällen ist in der Kugelmittle ein schwerer Kern, um den sich abwechselnd klare durchsichtige und undurchsichtige Schichten legen (Fig. 7, 11 u. 12); der Kern besteht aus zusammengefallenen Schneekristallen wie die Graupeln (s. d.). Müssen sehen sich oft noch Kristalle oder kristallähnliche Gebilde an, so daß die Hagelförner dann ein stacheliges Äußere zeigen (Fig. 4, 12 u. 13). Bisweilen fallen kristallinische Formen (Fig. 2) oder Kombinationen mehrerer Kristallformen (Prismen, Rhomboeder etc.) sowie klare Eissplatteln. Häufig sind die Hagelförner von Hirschgestalt; andre stellen flache Klotzgestalten mit verdicktem Rande dar (Fig. 9). Nicht selten sind auch radförmige Hagelförner, bei denen sich um eine klare Scheibe ein ringförmiger Wulst legt (Fig. 6). Die Größe der Hagelförner ist sehr verschieden, von Erbsen- bis Hühnereigröße und darüber. Unter den kleinern werden solche wie Fig. 1 besonders oft beobachtet, unter den größern herrscht die Kugelform vor; erstere nennt man H., letztere meist Schloßen. Da die Hagelförner nach dem Fallen leicht zusammenbadern und große Eissklumpen bilden, so sind Nach-

richten über besonders große Hagelstücke mit Vorzicht aufzunehmen, doch sind solche von der Größe einer Orange und selbst Regeltügel in Steiermark schon beobachtet worden; das Gewicht eines solchen Hagelstückes erreichte 1 kg und mehr. In Mitteleuropa haben die Hagelförner meist weniger als 1 cm Durchmesser; bei 600 Hagelfällen in Indien hatten 27 Proz. Erbsengröße, 51 Proz. zwischen Erbsen- und Zitronengröße und 22 Proz. darüber. Die Temperatur der Hagelförner kann bis -15° betragen. Obwohl die Hagelwetter rasch ziehen (durchschnittlich 40 km in der Stunde), fallen oft außerordentlich große Eismassen, die bisweilen erst nach mehreren Tagen (in Missouri einmal nach vier Wochen) fortschmelzen; 1894 fiel in Wien einmal fast 1 Rtr. S. auf 1 qm. Nicht bloß kann dadurch der Verkehr gehemmt, sondern auch viel

bedeckenden Gewitterwolken oben gleichzeitig unterkühlte Tropfen und Schneekristalle, in der Mitte unterkühlte Tropfen allein und unlen Nebeltropfen von nahe 0° vorhanden sind. Die Schneekristalle baden durch die unterkühlten Tropfen zu Graupeln zusammen, die den Hagelförnern abgeben; um ihn lagern sich beim Fallen in der Wolkenmitte Eisschichten in der Weise, daß zunächst ein plötzlich erstarrter Teil des flüssigen Wassers eine glasartige, der dann allmählich gefrierende Teil eine durch Luftblasen weißlich erscheinende Schicht bildet. Unten in der Wolke kommen dann die Anfaßkristalle (Fig. 4 u. 13) hinzu. Beim Fallen setzt sich aber nur dann eine genügende Menge flüssigen Wassers an, wenn infolge Änderung der elektrischen Ladung (beim Blitzen) das Zusammenfließen der Tropfenelemente gefördert wird. Durch



Formen von Hagelförnern (zum Teil im Durchschnitt).

Schaden verursacht werden; in Rußland zerstörte ein Hagelwetter 15. Aug. 1900 in 10 Minuten 50,000 Heilighäuser, tötete ein Kind, vernichtete für etwa 1 Mill. Karl Weinberge, für 100,000 Rfl. Garten- und Feldfrüchte und demolierte 10 Häuser und 2 Türme.

Die Hagelbahnen haben durchschnittlich 5–10 km, bisweilen aber auch nur wenige Meter Breite. Ihre Richtung wird meist durch die obere Luftdruckverteilung bestimmt, nicht aber durch die Bodengefalt; Gebirgszüge von 2000 m Höhe bilden kein Hindernis, beeinflussen nur manchmal die Intensität. Die Hagelwolken haben gewöhnlich eine gelblichgraue Farbe und verwaschene oder zerfetzte Ränder; sie hängen teilweise schlauchartig herab, selbst bis in die Nähe der Erde. Kurz vor dem Hagelfall hört man oft ein raschendes Geräusch infolge des Aneinanderwirdens der Hagelförner; auch fallen häufig zuerst sehr große vereinzelte Regentropfen, die vom Schmelzen des Hagels in den unteren warmen Luftschichten herrühren. S. wird selten ohne Gewitter beobachtet, denn er unmittelbar vorangeht; diesen Gewittern sind sehr zahlreiche, aber schwache elektrische Entladungen eigentümlich.

Für die Bildung des Hagels hat man sich vorzustellen, daß in den bis zu 10 km und mehr sich er-

den stark wirbelnden Luftstrom werden öfter auch Fremdkörper mit emporgehoben, die bisweilen in den S. einfrieren, z. B. kleine Insekten, Staubschnee etc.

Der S. fällt in Deutschland am häufigsten im Jahr vom Mai bis August (Maximum meist im Mai), am Tage von 2–6 Uhr nachmittags (10 Proz. vor, 90 Proz. nachmittags). Wenn somit der S. eine Erscheinung der wärmeren Jahres- und Tageszeit ist, so kommt er auch im Winter und in der Nacht vor. Hagelfälle sind überall auf der Erde beobachtet worden, im allgemeinen aber werden die mittlern Breiten am häufigsten vom S. heimgesucht. In den Niederungen der Tropenzone ist der S. eine seltene Erscheinung, kommt aber zuweilen vor, wie die Beobachtung vom 17. April 1886 in Venezuela zeigt, wo nach einem Gewitter sehr dichter S. fiel (manche Körner 60 g). Bei größerer Seehöhe kommt der S. in den Tropen nicht so selten vor (z. B. in Bornu, Adsch, Maiur, Merito, Caracas, Peru), und in Ostindien fällt er selbst in tieferen Gegenden häufiger (1. Mai 1888 wurden hier ca. 250 Personen durch S. getötet). In höhern Breiten kann man die eigentliche Hagelzone, in der S. häufiger als in andern Gegenden auftritt, auf der nördlichen Halbkugel zwischen 30 und 60°

Breite annehmen. In Europa fällt H. besonders häufig zwischen 40 und 55° Breite (namentlich ist das südliche Frankreich sehr oft von schweren Hagelwettern heimgesucht worden) und nimmt dabei von W. nach O., d. h. landeinwärts, ab. Aus dem Meere kommt H. häufiger vor als man bis vor kurzem annahm, aber doch (namentlich Schloßen) seltener als auf dem Land; auch die Sahara ist nicht hagelfrei. In den Polarzonen ist der H. eine seltene Erscheinung, nicht aber Graupeln. Im Gegensatz zu den niedern Breiten kommt H. in der gemäßigten Zone in der Tiefe häufiger als in höher gelegenen Gegenden vor, wo er meist Graupelform beizieht. Es scheint, als ob es gewisse Hagelstrichen gäbe, d. h. Gebiete, die weit öfter von H. zu leiden haben als denachbarte. Der Einfluß der Wälder auf die Abkühlung des Hagelwetters ist noch sehr fraglich, vielleicht sogar nur Trugschluß infolge Verwechslung von Hagelstillsitz und Schadenstillatz, weil in bewaldeten Gebieten Beobachter fehlen; so ergab sich für Württemberg, daß die Zahl der Hageltage von der Größe der Bewaldung unabhängig ist. Vgl. W. B. i. d., über kristallinischen H. v. (Zittau 1871); v. Wegold, Zur Thermodynamik der Atmosphäre IV (Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1892); Traubert, Die Bildung des Hagels (Meteorologische Zeitschrift, 1899); R. Russell, On hail (Lond. 1893); Hann, Lehrbuch der Meteorologie (Leipz. 1901).

Hagel, eine Anzahl gleichzeitig aus einer Feuerwaffe geschossener Kugeln (Hagelgeschosse) oder kleiner Granaten; f. Geschöb, S. 689, und Schrot.

Hagelbleiter, Instrumente, welche die Stanten vor dem Hagelschlag sichern sollen. Während man im Altertum und Mittelalter (in den Alpen selbst noch in der Neuzeit) solche H. gegen Hageldämonen anwandte, schlug zuerst Guenand de Montbeillard 1776 den Blizableiter unter Vermehrung der Aufhängungen gegen die Hagelelektrizität vor. Auf Grund eines missverständlichen Versuchs empfahl Lapostolle in Amiens 1820 mit einer Messingspitze versehene Stangen von 5—6 m Höhe, an denen ein Strohfleisch herabhängt, aufzustellen. Diese H. fanden ungeheure Verbreitung, verschwanden aber nach zehn Jahren, da sie sich als nutzlos erwiesen. An ihre Stelle trat wieder das uralte Wettergeschien (f. d.).

Hagelberg (Hagelsberg), 1) Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Juch-Belzig, auf dem gleichnamigen höchsten Punkte des Fläming, mit 132 Einw.; denkwürdig durch den Sieg der preussischen Landwehr unter Pirchfeld über die Franzosen unter Girard 27. Aug. 1813 (Denkmal seit 1849, eine Vorrüstia). — 2) Anhöhe mit Fort bei Danzig (f. d., S. 508).

Hagelstele, f. Gaintele.

Hagelstier (Zahnerstier), ein feierliches Hochant wird 26. Juni, dem Gedächtnistag der Heiligen Johannes und Paulus, gehalten, die in der katholischen Kirche als Schutzhelfer (»Wetterherren«) gegen Hagel und Unwetter angerufen werden. In Bayern, Böhmen u. sind fromme Umgänge damit verbunden.

Hagelstiel (dol.), f. Samenanlage.

Hagelstaus, f. Salgnas.

Hagelgeschöb, f. Hagel, S. 613.

Hagelkanone, f. Wettergeschien.

Hagelkorn, f. Gesteinsform.

Hagelkörner, f. Hagel.

Hagelkugel, eine mit kleinen Kugeln gefüllte Granate, Vorkäufer der Schrapnell.

Hagelsberg, f. Hagelberg.

Hagelschnüre (Chalazae), f. Ei, S. 419.

Hagelschuß (Hagelschuß), ein Schuß mit mehreren Geschossen (f. Hagel) oder mit einer Hagelkugel.

Hagelversicherung (Hagelschadenversicherung), die Versicherung der Feldfrüchte einschließlich der Beinfriede, Gartenerzeugnisse und Obstdäume gegen Verluste durch Hagelschäden. Einige Gegenseitigkeitsgesellschaften schließen bestimmte Gewächse aus, die übrigen Gesellschaften übernehmen die Versicherung aller Feldfrüchte, darunter auch mehrere eine H. für Spiegel, Fenster, Dächer u. Die H. ist für den Landwirt von hoher Bedeutung, da dessen wirtschaftliche Existenz durch Vernichtung der Ernte leicht bedroht werden kann. Wenn sich diese Art der Versicherung trotzdem erst spät ausgebildet hat, so beruht dies im wesentlichen in deren Schwierigkeiten, dann aber auch wohl in dem Glauben, daß der Hagelschaden als eine göttliche Schickung geduldet ertragen werden müsse. Die ersten Anstalten wurden im 18. Jahrh. in Schottland ins Leben gerufen, die ersten größeren, auf Gegenseitigkeit beruhenden deutschen Anstalten 1791 in Braunshweig und 1797 in Kurlandenburg. Diesen reichten sich an Schwedt (1826), Güstrow (1840), Greifswald (1840), Brandenburg a. H. (1845), Marienwerber (1848). Die H. wird insbes. durch den Unfand erschwert, daß die Hagelschäden statistisch nicht genau erfassbar sind. Sie unterliegen starkem Schwanken und sind außerdem seit noch nicht langer Zeit beobachtet, so daß es unmöglich ist, richtige Gefahrenklassen nach örtlichen Gebieten und nach der Verschiedenheit der Früchte zu bilden und demgemäß die Prämie zu bemessen. Die Gesellschaften helfen sich deswegen meist in der Art, daß sie für eine Gegend, in der es öfters gehagelt hat, die Prämienätze erhöhen, während sie andern, die längere Zeit verschont geblieben, Ermäßigungen zugestehen. Dann ist die Abschätzung des Schadens schwer. Zu vergüten ist nämlich der Unterschied zwischen dem Ertrag, der ohne Hagel zu erwarten gewesen wäre, und dem verminderten, der infolge des Hagelschadens wirklich bezogen wird. Ersterer ist schwer zu schätzen, es wird stattdessen ein normaler Ertrag angenommen, und der Unterschied zwischen ihm und dem wirklichen Ertrag ist nicht immer genau gleich dem durch den Hagel erzwungenen Verlust. Der wirkliche Schaden ist um so schwerer zu bemessen, je weiter die Früchte von der Ernternte noch entfernt sind, je leichter Witterung (durch natürliche Ausheilung) und Regenregen des Eigenlammers (nochmalige Bestellung u.) ihn wieder gutmachen oder andre hinterterende Ursachen (Frost) ihn vergrößern können. Aus diesem Grunde wird auch der Ertrag je nach dem Grade der natürlichen Entwicklung (Schöb-, Blüte-, Reife- und Erntegrad) ermäßigt und bei kleinen Schäden (gewöhnlich bis $\frac{1}{10}$) überhaupt keine Vergütung gewährt. Von Wichtigkeit ist eine rasche Kenntnisnahme stattgefundener Schäden, weshalb auch meist eine kurze Frist für deren Anmeldung festgesetzt wird. Die Schäden sind spätestens vor Schluss der Ernte abzuschätzen. Für ein und dieselbe Fruchtgattung ist die ganze Ernte zu versichern. Die Versicherungsbedingungen haben Näheres anzugeben über Beginn und Beendigung der H. (meist in jedem Jahre, bei Wein mit Beginn der Reife, bei Flachs und Hanf, sobald sie nicht mehr im Boden wurzeln, bei andern Erzeugnissen, sobald sie abgefahren oder in Häufen gelegt sind). Aus den oben angegebenen Gründen sind die Prämien der Gegenseitigkeitsgesellschaften, die meist auf räumlich beschränktem Gebiet arbeiten, sehr schwankend. Einige dieser Gesellschaften erheben die Beiträge postnume

I. Die Fogelversicherung in Deutschland 1902.

Name der Gesellschaften	Gründungs- jahr	Sitz der Gesellschaft	Versiche- rungs- summe 1901	Erhöhte Beiträge	Bezahlte Schäden	Ge- schäfts- umsätze	Überschuß des Jahres 1901	Ver- mögens- erwachs Ende 1902	Verlöhne u. Pro- cent der Ver- sicherungs- summe
			in 1000 M.	M.	M.	M.	M.	M.	
A. Gegenseitige Anstalten.									
Wiedenburgische	1797	Reudenburg	66 568	609 486	512 619	46 291	80 775	472 442	0,92
Reppiger	1824	Reipzig	41 736	607 485	408 559	173 022	26 333	56 754	1,73
Schneidter	1826	Schneid	227 370	2 188 919	2 079 666	212 730	— 101 303	345 253	0,94
Versicherungsgesellschaft	1841	Greifswald	37 664	179 117	158 123	4 916	51 133	463 486	0,48
Fogelvers. - G. i. d. Oberbrud	1844	Brizzen	3 839	30 998	2 167	3 442	312 322	276 419	0,81
Fogelvers. - G. i. d. Wärtneren	1847	Berlin	13 342	218 876	145 312	67 522	29 156	501 796	1,63
Greifswälder Fogelvers. - G.	1854	Schneid	39 000 ¹	395 183	382 840	32 339	— 21 892 ²	100 000 ¹	?
Fogelvers. - G. i. d. Wärtneren	1867	Berlin	15 361	254 746	158 897	89 045	— 11 265	58 611	1,00
Reud. Fogelvers. - G. i. d. Wärtneren	1869	Reudenburg	818 444	9 099 204	8 000 893	1 310 912	— 201 623	497 853	1,11
Reud. Fogelvers. - G. i. d. Wärtneren	1873	Reudenburg	54 159	793 883	645 291	239 870	— 85 356	169 951	1,00
Wärtneren Deutsche	1874	Reudenburg	5 080 ¹	142 987	87 288	39 452	16 315	—	?
Schneid. - G. i. d. Wärtneren	1878	Reudenburg	16 817	71 085	11 427	6 889	57 269	175 000	0,43
Wärtneren Deutsche	1884	Wärtneren	215 826	3 119 261	3 250 006	125 916	— 138 580	1708 674 ²	1,44
Wärtneren Deutsche	1884	Wärtneren	22 810	335 754	206 954	168 182	— 29 992	170 952	1,40
Wärtneren Deutsche	1885	Berlin	36 023	429 732	298 725	171 452	— 39 946	113 094	1,00
Wärtneren Deutsche	1886	Berlin	66 771	821 245	611 631	287 789	— 31 261	147 824	1,00
Wärtneren Deutsche	1893	Berlin	66 105	894 111	782 144	84 327	— 27 601	70 781	1,16
Summe A.: —	—	—	1 744 815	20 170 022	17 770 545	2 999 946	— 340 228	5 532 810	1,10
B. Aktiengesellschaften.									
Berliner	1882	Berlin	98 057	1 005 324	651 606	235 910	— 139 495	430 962	1,03
Reud.	1884	Reudenburg	232 554	2 107 264	2 076 043	406 614	— 251 559	1 143 137	0,81
Wärtneren	1884	Wärtneren	345 956	3 926 540	3 490 116	914 153	— 295 459	1 258 677	1,14
Wärtneren	1884	Wärtneren	249 972	2 219 247	1 772 687	501 686	— 290 747	4 889 106	0,99
Wärtneren	1886	Wärtneren	129 877	1 237 618	1 385 531	252 907	— 320 446	— 156 187	0,99
Summe B.: —	—	—	1 056 416	10 495 993	9 376 467	2 309 470	— 487 902	7 548 595	0,99
A. und B. zusammen:	—	—	2 801 231	30 666 015	27 147 012	5 309 416	— 827 570	13 070 405	1,11

¹ Gewinns. — ² Eine die nach nicht fortgeführten Umsätze und Aktien. — ³ Zerstört 1 WIE. Restlos der Gründungszeit.

¹ Geschäft. — ² Ohne die nach nicht feststehenden Überschüsse aus Zinsen. — ³ Zuzumit 1901. Staatlicher Gründungsfonds.

rando nach Bedarf; andre erheben pränumerando eine Vorpriämie und fordern nach Freistellung der Schäden Nachschüsse, oder sie gewähren nur eine teilweise Vergütung nach Maßgabe der vorhandenen Mittel. Die Prämien der Aktiengesellschaften sind fest bestimmt. Im allgemeinen wird angestrebt: mögliche Verteilung der Risiken, allenfalls im Wege der Rückversicherung, Vermeidung der örtlich beschränkten Betriebe, der sogen. Klumpenversicherungen, daher Festsetzung der Kapitalmaxime, d. h. von Kapitalsummen, über die hinaus in gewissen Bezirken keine Versicherungen mehr angenommen werden, sowie teilweise Selbstversicherung arg gefährdeter Grundstücke.

Bis jetzt bestanden in Deutschland 22 Fogelversicherungsgesellschaften, darunter sind 5 Aktiengesellschaften (s. die Tabelle I). Einige von den Gegenseitigkeitgesellschaften arbeiten nur auf einem gewissen räumlichen Gebiete; so die Wiedenburgische in Reudenburg, die in Greifswald, Brizzen, Greifswälder in Wiedenburg, die Eldenburg und die Kieler. Die übrigen Gegenseitigkeitgesellschaften und die Aktiengesellschaften kennen eine solche Beschränkung nicht. Einen sachlich beschränkten Wirkungsbereich hat die Fogelversicherungsgesellschaft für Wärtneren in Berlin (1847). Nachdem der Gedanke der Errichtung einer Reichs-Fogelversicherungsanstalt, der von dem durch Fogelschaden mehr betroffenen Süddeutschland ausgegangen war, wegen der Schwierigkeit der Durchführung zu seinem Ziele geführt hatte, errichtete Bayern durch Gesetz vom 13. Febr. 1884 eine öffentliche Fogelversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, die mit einem (später zurückzahlenden) Gründungskapital von 1 Mill. M. dotiert wurde und einen jährlichen Staatszuschuß von anfangs 40,000 M., jezt

200,000 M. bezieht. Der Beitritt zu dieser Anstalt ist freiwillig. Auf einem andern Wege hat die bayerische Regierung den Landwirten geholfen, indem sie 1900 mit der Norddeutschen P. einen Vertrag auf 10 Jahre abgeschlossen hat, demgemäß die Gesellschaft allen zur Versicherung sich anmeldenden Landwirten den ganzen Fogelschaden ohne Beitragsnachschüsse der Versicherten ersetzt, wogegen der Staat erforderlichenfalls aus einem Fonds von 1,5 Mill. M. (zu dem die Versicherten 10 Proz. ihrer Nettoprämien beizutragen haben) die Beitragsnachschüsse übernimmt. 1901 betrug der Staatsbeitrag 103,842 M. Über die Verhältnisse der deutschen Fogelversicherungsgesellschaften s. Tabelle I. — In Österreich-Ungarn gab es 1901: 17 Privat-Fogelversicherungsgesellschaften (davon 10 auf Aktien, meist gemischte Gesellschaften). Über ihren derzeitigen Zustand unterrichtet Tabelle II. — In Frankreich bestanden 1900: 4 Aktien- und 16 Gegenseitigkeitgesellschaften mit Verhältnismaßen sehr beschränkter Wirksamkeit (705,4 Mill. Fr. Versicherungssumme und 9 Mill. Fr. Prämien), in England 5 Hailstorm Offices, in Italien 14 Gesellschaften (1903: 11,6 Mill. Fr. Prämienentnahmen, 10,3 Mill. Fr. Nettoschäden und 262,1 Mill. Fr. Versicherungssumme), in Rußland nur eine Gegenseitigkeitgesellschaft in Kiew. Vgl. H. Müller, Die Fogelversicherungswesen in Deutschland (Köln 1876); Richler, Die Fogelversicherungsgesellschaften Deutschlands (Berl. 1878); Schramm, Der Fogelschaden (4. Aufl., Jülich 1898); Stamm, Die Fogelversicherungsförderung in Württemberg (Tübing. 1885); Kirchhof, Die Notwendigkeit der F. für Landwirte (Wien 1884); Wallmann, Vademecum des Fogelschadentagators (Baf. 1885); Schußler, Anleitung zum Erkennen des

II. Die Baggerverflüchtigung in Österreich-Ungarn.

Name der Gesellschaften	Gründungsjahr	Versiche- rungs- summe	Prämien- und Ge- dächtnisrenten		Acti- en- u. Negu- lierungs- kosten	Ge- schäfts- unterlagen ¹⁾	über- schuß nach 1902
			in 1000 Kronen				
			Brutto	für eigne Bedienung			
			Kronen	Kronen	Kronen	Kronen	Kronen
A. Gegenseitige Anstalten.							
Beidseitige Brand- und Hagelversicherungs-Anstalt	1825	1 995	35 588	11 896	14 345	8 584	31 677
Erste Böhmische	1827	46 670	1 005 784	351 177	904 443	111 045	— 5 423
Österreichische	1829	5 724	108 793	34 903	35 605	16 724	9 418
Krafsauer.	1862	42 933	924 585	716 930	434 568	130 050	307 342
Galizia	1869	15 563	313 223	167 223	188 505	82 733	— 30 929
Landwirthschaftliche	1869	15 256	287 890	281 890	273 753	64 254	— 31 677
Niederösterreich. Landes-Hagelversicherungs-Gesellsch.	1869	12 443	184 080	108 531	145 873	29 575	— 55 666
Summe A.:	—	142 584	2 859 943	1 673 357	1 395 292	392 965	318 467
B. Aktiengesellschaften.							
Erste Ungarische	1858	115 577	3 197 883	1 109 819	597 178	291 547	221 074
Österreichischer Lloyd	1860	90 000 ¹⁾	2 298 571	1 079 237	894 123	238 830	— 21 824
Peter Jonckers	1864	12 331	422 782	156 658	102 345	43 258	5 655
Donau	1867	18 299	286 780	168 312	133 592	58 876	— 44 154
Ungarisch-Französische	1879	30 072	824 424	282 313	175 026	71 061	36 228
Wiener Versicherungs-Gesellschaft	1879	67 421	1 415 549	924 594	861 579	207 964	— 144 943
Ungarische Hagel- und Feuerversicherungs-Gesellschaft	1881	81 075	1 710 106	1 710 106	1 185 755	315 076	562 566
Veritas	1893	128 203	3 930 627	3 587 875	2 889 260	695 106	272 014
Niederösterreich. allgem. Versicherungs-Aktiengesellschaft	1895	7 500	233 282	43 208	24 709	26 908	5 169
Versicherungs-Gesellschaft der Landwirte	—	15 388	424 543	346 251	115 332	175 096	75 215
Summe B.:	—	550 867	14 753 502	9 402 373	6 990 093	2 137 374	966 387
Summe A. u. B.:	—	693 451	17 613 445	11 075 730	8 385 385	2 530 339	1 284 854

¹ Einfließend der Steuern. — ² Befördert.

Hagelschadens (Berl. 1897); Jodlbauer, Die landwirtschaftliche Versichererung in Bayern (Münch. 1899); Die bayerischen öffentlichen Landesanstalten für Brand-, Hagel- und Viehverversicherung. Denkschrift, herausgegeben von der königlichen Versicherungskammer. (Baf. 1899); Kuppel, Hagel- und Insekten-schäden (40 Tafeln, Berl. 1904); Suchsland, Über die Veranlassung der im (Ehrenreichtums) Versicherungszugruch, Wien 1890); v. Thälman, Geschichte des Hagelversicherungswesens in Deutschland bis zum Jahre 1895 und seine gegenwärtige Gestaltung. (Dresd. 1896).

Ingelzucker (Streuzucker), gefärbte Zuckerkörnchen zum Verzieren von Backwerk.

Oagen, 1) (O. in Westfalen) Stadt (Stadtfreis) im preuss. Regbez. Arnsweg in einem von bewaldeten



Wappen des Bares

bestehen hier zahlreiche Eisen-, Stahl-, Rübblings-, Hammer- und Walzwerke, Eisengießereien, Maschinen-, Eisen-, Blech-, Draht- und Stahlwarenfabriken, Fabrication von Eisenbahn- und Telegraphenmaterial, Akkumulatoren, Schrauben, Gießschritten, Wägen, Zentralheizungs- und Ventilationsanlagen, Turm- und Feuerwehrräder etc.; ferner Baumwollspinnerei, Secherei, Druckerei, Färberei, Papierfabri-

lation, Weberei, eine Dampf-mühle nebst Brotsabrik, Tabak- und Zigarrenfabrikation, Brannweinbrennerei, Bierbrauerei, Kalkbrennerei &c. In der Nähe befinden sich Alabaster- und Kalksteinbrüche. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsanstaltsstelle, die Bergsch.-Kärntische Bank &c., befaßt sich vorzugsweise mit dem Abfah der dortigen Fabrikate und erstreckt sich über alle Erzteile. Den Verkehr in der Stadt und mit den umliegenden Orten vermittelt eine elektrische Straßenbahn. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Staatsbahnlmnen Düsseldorf-SooL, H.-Bitten, H.-Lüdenscheid, Düsseldorf-Vollringhausen u. a. H. hat ein Gymnasium mit Realgymnasium, Oberrealschule, Gewerbeschule mit Fachklassen für Maschinenbauer, Maschinenbau, Kupferu. u. ist Sitz eines Landratsamts (für den Landk. d. H.) und eines Landgerichts. Die städtischen Behörden zählen 3 Bürgermeister und 45 Stadtverordnete. Zum Landgerichtsbezirk H. gehören die elf Amtsgerichte zu Almena, H., Haspe, Hohenlimburg, Iserlohn, Lüdenscheid, Reinerzhagen, Wenden, Wittenberg, Schwelm und Schwerte. H. kam 1392 von Kurfürst an die Grafschaft Mark, ward aber erst durch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen Stadt. Bgl. Sauerland, Geschichte der Stadt H. (Dortmund 1874). — 2) (H. im Bremschen) Dorf im preuß. Regbez. Stade, Kreis Geestmünde, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Oberförsterei und (1909) 889 Einw.

Hagen, 1) Gottfried (Godesfrit Hagene), deutscher Dichter um die Mitte des 13. Jahrh., war Stadtschreiber zu Köln; er schrieb: *Reimchronik der Stadt Köln*. (von 1250—70, hrsg. von Erdmann und Schröder in den *Chroniken der deutschen Städte*. Bd. 12. Leipzig 1875).

2) Karl Gottfried, Apotheker, geb. 24. Dez. 1749 in Königsberg, starb als Inhaber der väterlichen Apotheke und als Professor der Chemie und

Physik in Königsberg 2. März 1829. H. war bis Ende des ersten Drittels des 19. Jahrh. der Vertreter der wissenschaftlichen Pharmazie in Deutschland und der Lehrer aller damaligen Apotheker. Er schrieb: »Lehrbuch der Apothekerkunst« (Königsb. 1805; 8. Aufl. 1829, 2 Bde.); »Grundriß der Experimentalchemie« (daf. 1790); »Grundzüge der Chemie, durch Versuche erläutert« (daf. 1796, 4. Ausg. 1815); »Pflanzens Filzen« (daf. 1818, 2 Bde.); »Chloris borussica« (daf. 1819) u. a.

3) Friedrich Heinrich von der, Germanist, geb. 19. Febr. 1780 zu Schmiedeburg in der Uckermark, gest. 11. Juni 1856 in Berlin, studierte in Halle die Rechte und ward hierauf in Berlin bei der Kammer angestellt, nahm jedoch 1806 seine Entlassung, um sich ausschließlich dem Studium der altdeutschen Poesie zu widmen. Seit 1810 außerordentlicher Professor der deutschen Literatur an der neugegründeten Universität zu Berlin, war er der erste, der das Altdeutsche in den Kreis akademischer Studien einführte. 1811 wurde er nach Breslau versetzt, 1818 zum ordentlichen Professor befördert, 1821 aber in gleicher Eigenschaft nach Berlin zurückberufen, wo er 1841 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. H. hat Textausgaben von zahlreichen altdeutschen Dichtungen besorgt, von denen wir hervorheben: »Das Nibelungenlied« (Berl. 1810, 4. Aufl. 1842); »Lieder der ältern Edda« (daf. 1812); »Gottfried von Straßburgs Werke« (daf. 1828, 2 Bde.); das »Heldenbuch« (Leipz. 1855, 2 Bde.) und besonders die beiden noch heute für den Germanisten unentbehrlichen großen Sammlungen »Minnefinger« (Leipz. 1838—56, 5 Bde.) und »Gesamtaltnieder«, eine Sammlung der kleinen altdeutschen Erzählungen und Schwänke (Stuttg. 1850, 3 Bde.; Neubrad, Leipz. 1904) mit Nachweisungen über Geschichte und Verbreitung der Stoffe. Auch sein »Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie« (Berl. 1812) ist als reiches Repertorium altdeutscher Handschriften und Drucke noch nicht ganz veraltet. Außerdem schrieb er: »Erzählungen und Räthsel« (2. Aufl., Breslau 1838, 2 Bde.); »Über die ältesten Darstellungen der Faustsage« (Berl. 1844) u. a., gab auch mit Büsching (s. d. 2) verschiedene Werke heraus und redigierte seit 1835 das »Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde«. Gehören auch Hagens kritische Arbeiten einem überwundenen Standpunkt an, so ist ihm doch das Verdienst nicht abzuspochen, das Interesse an altdeutscher Literatur wesentlich angeregt und gefördert zu haben. Vgl. »Briefe F. v. d. Hagens an Chr. W. Heyne und G. F. Bencke« (hrsg. von Dyack, Leipzig, 1893).

4) Gottlieb, Wasserbauingenieur, geb. 3. März 1797 in Königsberg, gest. 3. Febr. 1884 in Berlin, studierte in Königsberg Mathematik und Astronomie und beobachtete 1816 in Kulm die totale Sonnenfinsternis. Dann widmete er sich dem Bauwesen, wurde 1825 nach Danzig berufen und 1826 Hafenbauinspektor in Pillau. 1831 trat er in die damalige Oberbaudeputation, lehrte daneben in der Artillerie- und Ingenieurschule und bis 1849 in der Bauakademie Wasserbau. 1850 trat er als vortragender Rat in das Handelsministerium. 1854—56 war er in der Admiralität mit der Bearbeitung des Projekts und mit den Vorbereitungen zum Kriegshafenbau an der Jade beschäftigt, worauf ihn, nach Wiedertritt in das Handelsministerium, vorzugsweise die Hafenbau-übertragungen wurden. 1896 wurde er zum Vorsitzenden der technischen Baudeputation, 1869 zum

Oberlandesbaudirektor ernannt; 1875 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Handbuch der Wasserbaukunst« (Berl. 1841—65), das in 2 Bänden die Quellen (3. Aufl. 1869), in 4 Bänden die Ströme (3. Aufl. 1871—75) und in 4 Bänden das Meer (2. Aufl. 1878 bis 1881) behandelt; »Beschreibung neuer Wasserbauwerke« (Königsb. 1827); »Der Varne Rheinkanal« (daf. 1847); »Grundzüge der Wahrscheinlichkeitsrechnung« (Berl. 1841; 3. Aufl. 1882, Nachtrag 1884); »Über Form und Stärkegewölber Bögen« (daf. 1844; neue Bearbeitung 1862, in 2. Aufl. 1874); »Über den Einfluß der Temperatur auf die Bewegung des Wassers in Röhren« (daf. 1862); »Über die Ausdehnung des Wassers unter verschiedenen Wärmegraden« (daf. 1855); »Über Flut und Ebbe in der Ostsee« (daf. 1857—59, 2 Tle.); »Über Wellen auf Gewässern von gleichmäßiger Tiefe« (daf. 1861); »Über die Wärme der Sonnenstrahlen« (daf. 1863); »Über die Bewegung des Wassers in Strömen« (daf. 1868); »Über die Bewegung des Wassers in zylindrischen, nahe horizontalen Leitungen« (daf. 1870); »Über den Seitenbruch der Erde« (daf. 1871); »Über die gleichförmige Bewegung des Wassers« (daf. 1876).

5) Ernst August, Schriftsteller, geb. 12. April 1797 in Königsberg, gest. dajelbst 15. Febr. 1880, studierte seit 1816 in seiner Vaterstadt Medizin und Naturwissenschaften, wendete sich dann aber dem Studium der Kunst- und Literaturgeschichte zu. 1821 promoviert, machte er eine Reise nach Rom, eröffnete nach seiner Rückkehr in Königsberg 1824 akademische Vorlesungen über Kunst- und Literaturgeschichte, ward 1831 ordentlicher Professor dieser Lehrfächer und erhielt zugleich die Muffsicht über die Kunstsammlungen. 1831 stiftete er den Königsberger Kunstverein, später auch das dortige Stadtmuseum. Noch während seiner Studienzeit war er mit dem romantischen Gedicht »Elfried und Elvira« (Königsb. 1820) hervorgetreten, und bald darauf ließ er seine »Gedichte« (daf. 1822) erscheinen. Er schrieb außerdem: »Horica, nürnbergische Novellen aus alter Zeit« (Bresl. 1827; 6. Aufl., Leipz. 1887; engl. 1855); »Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti« (daf. 1833; 2. Aufl. 1861; ital., Flor. 1845); »Die Wunder der heil. Katharina von Siena« (Leipz. 1840); »Leonhard da Vinci in Mailand« (daf. 1840); »Geschichte des Theaters in Preußen« (Königsb. 1854); »Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert« (Berl. 1857); »Acht Jahre aus dem Leben Michelangelo Bonarrotis« (daf. 1859); »Max v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten« (daf. 1863). Vgl. »August H., eine Gedächtnisschrift« (Berl. 1897).

6) Karl, Historiker, geb. 10. Okt. 1810 zu Dottenheim bei Binsheim in Franken, gest. 24. Jan. 1868 in Bern, ward 1836 Privatdozent und 1845 außerordentlicher Professor der Geschichte in Heidelberg. 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, schloß sich der äußersten Linken an, wurde 1849 abgesetzt und war seit 1855 ordentlicher Professor in Bern. Er schrieb: »Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter« (Erlang. 1841—1844, 3 Bde.); »Fragen der Zeit« (Stuttg. 1843—1845, 2 Bde.); »Politischer Katholicismus für das freie deutsche Volk« (anonym, Braunschw. 1848, 8 Hefte); »Geschichte der neuesten Zeit« (daf. 1848—51, 2 Bde.); »Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit« (Frankf. 1854—58, 8 Bde.) u. a.

7) Ollivon, Forstmann, geb. 15. Febr. 1817 in Alfenburg, gest. 10. Sept. 1880 in Berlin, studierte in Berlin und 1838—39 auf der Forstakademie in

Eberswalde, war 1841—44 bei den Regierungen in Erfurt und Arnberg und im Finanzministerium beschäftigt, wurde 1845 Forstassessor, 1846 Oberförster in Jollenberg bei Düben, 1849 Forstinspektor und im letzten Jahr als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium versetzt. 1863 wurde er Oberlandforstmeister und Ministerialdirektor, und als solcher technischer Chef der preussischen Staatsforstverwaltung, zugleich Kurator der Forstakademie zu Eberswalde, 1868 auch der Forstakademie zu München. Die Reorganisation der Forstverwaltung in den Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau nach 1846 ist sein Werk, und auch an der Organisation der Forstverwaltung in Elsaß-Lothringen 1871 hatte er entscheidenden Anteil. Um die Verbesserung der äußeren Lage der Forstbeamten, die Weiterentwicklung der preussischen Gesetzgebung auf dem Gebiet des Forstwesens (Gesetz vom 6. Juli 1875 über Schußwaidungen und Waldgenossenschaften, Gemeindeförstergesetz vom 14. Aug. 1876, Forstdiebstahlsgebot vom 15. April 1878), die Fortbildung des forstlichen Unterrichtswesens hat sich H. große Verdienste erworben. Ein Denkmal ist ihm in der Forst bei Eberswalde errichtet. Er schrieb: »Die forstlichen Verhältnisse Preussens« (Berl. 1867; 3. Aufl. vom Donner, 1894, 2 Bde.).

8) Adolf Hermann Wilhelm, Politiker, geb. 23. Sept. 1820 in Königsberg, gest. 17. Aug. 1894 in Golling bei Salzburg, studierte die Rechte, trat erst in den Staatsdienst und ward 1854 Kammerer der Stadt Berlin. Seit 1871 Direktor der Deutschen Unionbank in Berlin, trat er nach deren Auflösung 1876 wieder als Stadtrat in den Berliner Magistrat ein, kam Anfang 1892 in das Abgeordnetenhaus, brachte 6. März den Antrag auf Spezialisierung der Staatsbaushaltspositionen ein (sogen. Hagenscher Antrag), dessen Annahme Anlaß zum Sturz der »neuen Ara« wurde, trat 1867 auch in den norddeutschen und 1871 und 1874 in den deutschen Reichstag und gehörte in allen drei Körperschaften der Fortschrittspartei an. Seit 1877 zog er sich vom parlamentarischen Leben zurück.

9) Friedrich Ludwig, Wasserbaumeister, Sohn von H. 4), geb. 1829 in Pillau, gest. 19. Nov. 1892 in Berlin, studierte seit 1848 in Berlin Mathematik und Naturwissenschaften, wurde dann Feldmesser und besuchte von 1851 ab die Bauakademie in Berlin. 1859 machte er Studienreisen durch Holland, Belgien und Frankreich und wurde dann mit den Eisenbauten in Ruhrort und bis 1868 mit der Leitung der Bauten zur Kanalisierung der obern Saar beauftragt. 1874 ging er als Regierungs- und Bau rat nach Köslin. 1871 nahm er an den Verhandlungen zum Friedensvertrag mit Frankreich in Angelegenheiten der Wasserstraßen teil. 1878 zum vortragenden Rat und zum Nachfolger seines Vaters ernannt, ward er zu einer Studienreise nach Amerika geschickt. Er lehrte an der Bauakademie Wasserbau und gehörte seit 1876 dem technischen Überprüfungsamt an. Er schrieb über die Kanalisierung der obern Saar, die Trockenlegung des Haarlemer Meeres, den Suezkanal u. und gab heraus: »Die Ererbten der Provinzen Preußen und Pommern« (Berl. 1883—85, 2 Hft.); »Sammlung ausgeführter Dampfbagger, Baggergräbe u.« (dof. 1881—87).

10) Theodor, Rater, geb. 24. Mai 1842 in Düsseldorf, bezog 1859 die dortige Kunstakademie und war 1863—68 Schüler von Oswald Achendach. 1871 folgte er einem Ruf als Professor an die Kunstschule in Weimar, und nach Kaiserthums Austritt wurde er

1877 Direktor der Anstalt, in welcher Stellung er bis 1880 blieb. Er malt meistens deutsche Mittelgebirgslandschaften mit alten Städten, Ruinen u. dgl. und Alpenlandschaften ersten Charakters, Gemüthsstim mungen romantischer Natur, die sich durch interessante Beleuchtung, kräftige Farbe, breiten Vortrag und eigenartige Auffassung auszeichnen, in neuerer Zeit auch »Ausußer«, Wälder- und Teichlandschaften nach Motiven aus Thüringen, in denen er sich einer streng naturalistischen Auffassung mit hauptsächlichster Betonung der beabsichtigten Stimmung zugewendet hat. Neben Oswald Achendach dienten ihm auch Lessing, Andreas Achendach, später aber besonders Knudsen und die Niederländer als Vorbilder. Die Dresdener Galerie besitzt eine Ansicht aus dem alten Städtchen Jons bei Düsseldorf (1879).

11) Bernhard, Anthropolog und Reisender, geb. 23. Nov. 1853 in Gernersheim, studierte Medizin und Anthropologie in München, ging 1879 als Arzt auf eine Tabakpflanzung nach Deli an der Ostküste von Sumatra, machte hier eingehende naturhistorische und anthropologische Forschungen und unternahm auch 1881 und 1883 Reisen in die damals noch wenig bekannten Inseln und zum Tobasee. Krankheits halber 1892 nach Europa zurückgekehrt, trat er 1893 in die Dienste der Neuguineacompanie, war als Arzt in der Nitroladelabai und auf der Gazellenhalbinsel von Neupommern tätig, mußte aber schon nach 1 1/2 Jahre aus Gesundheitsrücksichten die Heimreise antreten, auf der er noch das südliche Sumatra von Palembang nach Benkulen durchquerte und sich länger in der Negentiaft Breanger auf Java aufhielt. Nach seiner Rückkehr (1895) nahm er seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M. Er veröffentlichte: »Anthropologische Studien aus Insulinde« (Amsterd. 1891); »Anthropologische Atlas ostasiatischer und melanesischer Völker« (mit 101 Tafeln, Wiesbad. 1899); »Unter den Papuas« (dof. 1899) und zahlreiche Spezialarbeiten, namentlich über Schmetterlinge, in entomologischen und andern Zeitschriften.

12) Kurt von, Kolonialbeamter, geb. 1856, trat 1876 in das Heer, ward 1878 Offizier, nahm aber, bei einem Sturz mit dem Pferde verletzt, 1886 seinen Abschied. Auf einer Reise nach Ostindien studierte H. auf Sumatra Tabakbau und Tabakhandel, wurde Assistent auf einer Tabakpflanzung bei Deli und wenige Jahre später Administrator der Limo-Ranon-Estate auf Sumatra. 1893 von der Nitroladelabai zum Hauptadministrator in Neuguinea ernannt, wurde er 1895 Generaldirektor der Neuguineacompanie und gleichzeitig kommissarischer Landeshauptmann in Stephanort, fiel aber 14. Aug. 1897 durch die Hand eines Eingebornen.

Hagen von Tronege, eine der Hauptgestalten der deutschen Heldenage, namentlich des Nibelungenliedes, verweilt in seiner Jugend mit dem Burgundenkönig Gunter als Gefolg an Etels Hof, emflieht mit ihm von dort, kämpft mit dem aus dem Hunnenland heimkehrenden Walter von Aquitanien und verliert dabei ein Auge. Nachdem es zwischen Brunhilde und Kriemhild zum Bruch gekommen, macht sich H. zum Vorkämpfer der Kache Brunhildes und löst Siegfried meuchlings auf der Jagd. In der Folge zieht er mit dem Heer der Burgunden in das Hunnenland zu Etel und bewährt sich in dem großen Kampf bald selbst als einer der mächtigsten Helden. Von Dietrich von Bern endlich bezwungen, wird er gefesselt zu Kriemhild geführt und von ihr, da er ihr den Nibelungenhort zu verraten standhaft sich weigert, mit

Siegfrieds Schwert erschlagen. Ohne Zweifel gehört H. in der Großartigkeit, Konsequenz und Heldendartigkeit seines Wesens zu den gewaltigsten Schöpfungen der altdeutschen Poesie. In der nordischen Sage führt er den Namen Hogni.

Hagenau, ehemalige Landvogtei im Unterelsaß, umfaßte die Reichsstädte H. (s. unten), Kolmar, Schleistadt, Weissenburg, Landau, Obernheim, Rosheim, Münster im St. Gregoriental, Wülhausen im Sundgau, Kaisersberg und Türlheim, wurde 1423 vom König Siegmund für 50,000 Gulden an den Kurfürsten Ludwig IV. von der Pfalz verpfändet, 1558 durch Kaiser Ferdinand I. wieder eingelöst und den jüngeren Prinzen des Hauses Habsburg abgetreten, kam aber 1648 im Westfälischen Frieden an Frankreich.

Hagenau, Stadt, Kreis- und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Unterelsaß, an der Mosel, Knotenpunkt der Eisenbahnen Straßburg—Weissenburg, H.—Benningen und H.—Koppenheim, mitten im 13,744 Hektar großen Hagenauer Forst, 145 m ü. M.,



Wappen
von Hagenau.

hat 2 evangelische und 2 kath. Kirchen (die romanische St. Georgskirche aus dem 12. und die gotische St. Nikolauskirche aus dem 13. Jahrh.), Synagoge und (1900) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 137, ein Dragonerregiment Nr. 15, ein Feldartillerieregiment Nr. 31 und eine Abteilung Feldartillerie Nr. 67) 17,993 Einsw., davon 4706 Evangelische und 561 Juden.

An industriellen Anlagen befinden sich in H. Wollspinnerei, Schaumwein- und Schuhfabrikation, Bierbrauerei und 21 Hopfenbarren. Der Hopfenbau liefert jährlich gegen 5000 dt Hopfen. H. hat ein Gymnasium mit Realschule, Museum, Stadtbibliothek, Strafanstalt für Frauen, Knabenberufungsanstalt und ist Sitz eines Amtsgerichts, zweier Oberförstereien, eines Hauptleutnants und des Kommandos der 62. Infanteriebrigade. — H. ist entstanden aus einer Ansiedelung, die Konrad III. in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. anlegte. Kaiser Friedrich Barbarossa erbaute daselbst eine Pfalz, umgab den Ort mit Mauern und erteilte ihm 1164 ein Stadtrecht mit ausgedehnten Freiheiten. Nachher ward H. Sitz des Landvogts von H. und 1257 vom deutschen König Richard von Cornwallis zur Reichsstadt erhoben. An ihrer Spitze stand ein königlicher Schultheiß; auch der benachbarte Hagenauer Forst war Reichsgut. Im Juni 1540 fand in H. das ursprünglich nach Speyer berufene Religionsgespräch zwischen den Protestanten und Katholiken statt, doch wurden die Verhandlungen bald nach Worms verlegt. Mit der Landvogtei kam 1648 auch die Stadt H. an Frankreich, worauf Ludwig XIV. 1673, ihr Reichsunmittelbarkeit nicht abtend, die Pfälzungsrechte abtragen ließ. 1675 von den Kaiserlichen wieder genommen, wurde sie 1677 von den Franzosen zurückerobert und in Brand gesteckt. 1705 wurde H. abermals von den Kaiserlichen, 1706 wieder von den Franzosen genommen; 1871 fiel die Stadt mit Elsaß-Lothringen an Deutschland zurück, nachdem sie bereits seit der Schlacht von Wörth im Beß der Deutschen und bis zur Einnahme Straßburgs Sitz des Generalgouverneurs vom Elsaß gewesen war. Unsern das ehemalige, im 13. Jahrh. gegründete Kloster Marienhain, das 1789 säkularisiert wurde und noch jetzt ein berühmter Wall-

fahrtort ist. Vgl. Guerber, Histoire politique et religieuse de H. (Biel 1876); Kiehl, H. zur Zeit der Revolution 1787—1799 (Hagenau 1888).

Hagenbach, 1) Peter v. H. (Schloß und Dorf H. unweit Altkirch im Oberrhein), aus einem elsässischen Adelsgeschlecht, Kammerherr des Herzogs Johann von Kleve, trat 1462 als Rat und Hofmeister in die Dienste Karls des Kühnen von Burgund. Als der letztere vom Herzog Siegmund von Tirol die habsburgischen Herrschaften und Rechte im Elsaß, Breisgau und in der Schweiz pfandweise an sich brachte, wurde H. 1469 Landvogt derselben, nahm seinen Amtssitz in Breisach und war wegen seiner Härte gefürchtet. Es gelang ihm nicht, die oberrheinischen Städte dem burgundischen Herzog zu unterwerfen, ward 1474 durch eine Empörung dieser gestürzt und 11. April gefangen, von einem in Breisach verurteilten Gericht verurteilt und 9. Mai 1474 enthauptet. Gleich darauf begann Karl der Kühne seinen Krieg gegen die Schweiz und die elsässischen Städte. Die Schicksale Hagenbachs gaben Anlaß zu einem historischen Roman, das Rone (in der »Quellen-sammlung«, Bd. 3, Karlsruhe 1863) herausgegeben hat.

2) Karl Rudolf, Theolog, namhafter Vertreter der logen. Vermittlungstheologie, geb. 4. März 1801 in Basel, gest. daselbst 7. Juni 1874, studierte in Bonn und Berlin, wo er sich der Schlierenacherischen Schule angeschlossen, habilitierte sich 1823 bei der neuorganisierten Hochschule seiner Vaterstadt und wurde hier 1828 ordentlicher Professor. Unter seinen Schriften sind außer »Predigten« (Basel 1830—75, 9 Bde.) zu nennen: »Enghypothese und Methodologie der theologischen Wissenschaften« (Leipzig 1833, 12. Aufl. 1889); »Lehrbuch der Dogmengeschichte« (Basel 1840, 2 Bde.; 6. Aufl. 1888); »Grundlinien der Liturgik und Homiletik« (Basel 1853); »Cholomast und Apollonius« (Erlang. 1859, in dem von ihm mitgegründeten Sammelwerk »Leben und ausgewählte Schriften der Basler und Begründer der reformierten Kirche«); »Die theologische Schule Basels und ihre Lehrer von 1460—1849« (Basel 1860); »Martin Leberecht de Wetste« (Basel 1850); »Leitsaden zum Christlichen Religionsunterricht an höheren Gymnasien« (8. Aufl., Leipzig 1899) u. a. Von seinen in einzelnen Teilen mehrfach aufgelegten »Vorlesungen über die Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert« (Leipzig 1834—61) erschien 1868—72 eine Gesamtausgabe in 7 Bänden (Bd. 1—3 in neuer Ausg. 1885 bis 1887). Als Dichter machte sich H. bekannt in den Sammlungen: »Luther und seine Zeit« (Frauenfeld 1838) und »Gedichte« (Basel 1846, 2 Bde.; 2. Aufl. 1863). Vgl. Stähelin, Karl Rudolf H. (Basel 1875).

Hagenbed, Karl, Tierhändler, geb. 10. Juni 1844 in Hamburg, entwickelte aus dem 1852 begonnenen Tierhandel seines Vaters (gest. 1887), den er 1866 übernahm, ein Geschäft von großer Bedeutung. Er rüstete großartige Expeditionen zum Tierfang, hauptsächlich nach Afrika, aber auch nach andern Weltteilen, aus, die alljährlich 4—5 Transporte nach Hamburg einbrachten, und sandte auch mehrere Reisende aus. Seit 1875 begann H. ethnographische Schausstellungen (Kappländer, Rubier, Eskimo u.) in allen größeren Städten Europas. 1893 besuchte er mit mehr als 1000 Tieren die Weltausstellung in Chicago. — Seine Schwester Christiane H. betreibt seit 1873 den Vogelhandel selbständig und führt jährlich 40—50,000 Stück ein; auch sie rüstet direkte Expeditionen nach Arabien, Brasilien u. aus. Vgl. Reutenmann, Lebensbeschreibung des Tierhändlers

Karl H. (Leipz. 1887); H. Fischer, Aus dem Leben und Wirken eines interessanten Mannes, Karl H. (daf. 1896).

Hagengebirge, Bergstod der Salzburger Kallalpen, hängt südwestlich mit dem Steirern Meer im Blühndachtel (2034 m) zusammen und erstreckt sich nordöstlich bis zum Salzthal. Das H. bildet ein verwittertes, nach N. geneigtes Kalkplateau und erreicht im Großen Teufelsborn 2361 m.

Hagenia Willd., Gattung der Rosaceen, mit der einzigen Art *H. abyssinica* Willd. (Brayera anthelmintica Kunth), f. Tafel »Arzneipflanzen III., Fig. 4.

Hagenow, Stadt im Großherzogtum Mecklenburg-Schwern, Knotenpunkt der preussischen Staatsbahnen Berlin—Hamburg und H.—Oldesloe sowie der Linie H.—Guthajen der Mecklenburgischen Friedrich Franz-Eisenbahn, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, großherzogliches Amt, Vergarm, Dachpappenfabrik, Ziegelbrennerei, Dampfmoellerei, Dampfmahl- und Sägemühlen und (1900) 4106 meist evang. Einwohner. H. ist vor 1370 entstanden.

Hagenow, Maximilian von, preuß. General, geb. 9. März 1844 zu Langensfelde in Pommern, studierte in Bonn, wurde 1865 Leutnant und nahm am Feldzuge von 1866 teil. Der Besuch der Kriegsakademie (1869—73) wurde durch den Feldzug 1870/71 unterbrochen, während dessen er als Ordnungszugführer bei der 22. Infanteriedivision tätig war. 1874—75 zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe befehligt, ward er 1875 Adjutant der 25. Kavalleriebrigade und wurde 1882 in das englische Hauptquartier nach Ägypten entsandt. Seit April 1885 Major, wohnte H. im Januar 1886 den in den nordwestlichen Provinzen Indiens abgehaltenen Manövern der englischen Truppen bei, wurde 1891 Kommandeur des 9. Infanterieregiments, 1893 Oberst, 1895 Kommandeur der 15. Kavalleriebrigade, 1897 Generalmajor, erhielt 1899 die Geschäfte des Inspektors der 1. Kavallerieinspektion in Königsberg, wurde 1900 Generalleutnant und Inspekteur, 1901 Gouverneur von Köln und im Mai 1903 von Metz.

Hager, Hermann, pharmazent. Schriftsteller, geb. 3. Jan. 1816 in Berlin, gest. 26. Jan. 1897 in Neuruppin, erlernte die Pharmazie in Salzwedel, war 1842—49 Besitzer der Stadtapothek in Braunschweig, siedelte dann nach Berlin, 1871 auf sein Gut Pulvermühle bei Fürstentberg a. O., 1881 nach Frankfurt a. O. und 1896 nach Neuruppin über. H. hat für die Auszubildung der Pharmazie durch zahlreiche treffliche Schriften Erhebliches geleistet und befaßte namentlich auch das Geheimnismittelwesen. Er schrieb: »Handbuch der pharmazeutischen Rezepturkunst« (Lissa 1850; 5. Aufl. u. b. Z.: »Technik der pharmazeutischen Rezeptur«, Berl. 1890); »Kommentar zu den neuesten Pharmakopöen Norddeutschlands« (Lissa 1855—57, 2 Bde.); »Anleitung zur Fabrication künstlicher Mineralwässer« (2. Aufl., Bresl. 1870); »Manuale pharmaceuticum« (Hb. 1: 6. Aufl., Leipz. 1891; 7. Aufl. als »Pharmazeutisches technisches Manuale« von Wobbe u. a., 1903; Hb. 2: 3. Aufl. 1876); »Adjumenta varia chemica et pharmaceutica« (2. Aufl., daf. 1866); »Pharmacopoea recentiores« (Bresl. 1869); »Untersuchungen. Ein Handbuch der Untersuchung, Prüfung und Wertbestimmung aller Handelswaren u.« (2. Aufl., Leipz. 1881—88, 2 Bde.); »Erster Unterricht des Pharmazenten« (4. Aufl., Berl. 1885, 2 Bde.); »Das Nitrostop und seine Anwendung« (8. Aufl. von Metz, daf. 1886); »Kommentar zur Pharmacopoea germanica« (daf. 1873, 2 Bde.),

zur »Ed. II.« (daf. 1884, 2 Bde.); »Kommentar zum Arzneibuch für das Deutsche Reich« (2. Aufl., daf. 1895—96, 2 Bde.; mit Fischer und Hartwich, von diesen selbständig weitergeführt); »Handbuch der pharmazeutischen Praxis« (8. Abdruck, daf. 1885, 3 Bde.; neubearbeitet von Fischer und Hartwich, daf. 1900). Auch gab er die »Pharmaceutische Centralhalle« heraus und redigierte mit Jacobson 1864—80 die »Zentralblätter« (Berlin).

Hagermaß, f. Ziggermaß.

Hagerstown (spr. Hegerstaun), Hauptstadt der Grafschaft Washington im nordamerikan. Staat Maryland, am Annetam Creek, 1750 von pennsylvanischen Deutschen gegründet, Bahnknotenpunkt, mit Lebrinnenseminar, Fabriken für Porzellanerzeugnisse und (1900) 13,591 Einn.

Hagerup, George Francis, normeg. Jurist und Staatsmann, geb. 22. Jan. 1853 in Horten als Sohn des Marineministers Henrik Steffen H. (1806—54), machte sich durch seine juristischen Kenntnisse, namentlich auf dem Gebiete des Handelsrechts, sowie durch zahlreiche Aufsätze über politische und wirtschaftliche Fragen in der konservativen Presse frühzeitig in der Öffentlichkeit bekannt. Seit 1879 Dozent, seit 1885 ordentlicher Professor der Jurisprudenz in Christiania, wurde er Anfang Mai 1893 Justizminister im Kabinett E. Stang (f. d.) und stand nach dessen Rücktritt Mitte Oktober 1895 bis Anfang Februar 1898 als Ministerpräsident (seinen früheren Posten bezieht er) an der Spitze eines konservativ-radikalen Geschäftsministeriums. Hierauf von neuem zum Universitätsprofessor ernannt, war er seit 1900 im Storbord der anerkannte Führer der unionsfreundlichen Konservativen und übernahm 22. Okt. 1903, nach dem Rücktritt des Kabinetts Blehr (f. d.), abermals die Bildung eines liberal-konservativen Koalitionsministeriums. Von seinen zahlreichen, auch im Auslande geschätzten Schriften seien genannt: »Om kjøb og salg« (Christ. 1883, 2. verbesserte Aufl. 1884); »Om tradition som betingelse for overdragelse af eiendomsret til løsøre« (1884); »Om grundbøgenes offentlige troværdighed« (1887); »Den norske pantet« (1889, 2. umgearbeitete Aufl. 1898); »Et blik paa var politiske udvikling i det sidste aar« (1892); »Farelsninger over den norske straffeprocess« (1892); »Farelsninger over den norske civilprocess« (1896—99, 2 Bde.). Ferner gab er 1902 eine Sammlung der »Juridiske Afhandlinger« von B. Gref (f. d.) heraus.

Hagestolz (eigentlich »Hagbesiger« im Gegensatz zu Hofbesiger, a. d. althochd. hag, unfriedliches Grundstück, und staldan, besigen), ursprünglich ein jüngerer Sohn, der als Kleinbauer bei dem ergebarnen Bruder, dem das väterliche Grundstück zuviel, wohnte und wegen unzureichenden Einkommens seine Familie erhalten konnte. Man legte dem Namen später den Unverheirateten überhaupt, namentlich alten, eheischen Junggesellen bei. Schon bei Hieronymus Naunus findet sich das lateinische caelebs (=celos) durch hagestalt überfetzt; später kommen in verschiedenen Dialecten die Ausdrücke: Hagestalt, Hagestolz, Hagestolz u. dgl. Brunner in seiner »Deutschen Rechts-geschichte« weist darauf hin, daß die althochd. Welsch-sprache, solange sie am Hof des Herrn weilte, unverheiratet bleiben mußte; die Welschsprache aber hieß den Hagestolz. Aus Gründen der Saft und Moral hat man die Hagestalten früher zuweilen für nicht vollberechtigte Staatsbürger erklären wollen. Schon den Juden wurde die Eingetung einer Ehe zur

Pflicht gemacht, und in mehreren griechischen Staaten, namentlich in Sparta, galten nach Lykurgs Gesetzen die ohne physische Notwendigkeit im ehelichen Stand Verharrenden als von der vollen staatsbürgerlichen Ehre ausgeschlossen. Auch römische Gesetze bevorzugten die Verheirateten, namentlich hinsichtlich der Erbfähigkeit. Ganz unabhängig vom römischen Rechte bestand ein *Hagelolze nre el* (ius hagesolizatus) in einigen Distrikten Braunschweigs, Hannover und der Pfalz, das dem Landes- und Gutsheeren einen gewissen Anspruch auf den Nachlaß der Hagelolzen gab. Die Volksschicht ist unermüdlich, ihnen und den allen Jungfern ihre Mißbilligung auszusprechen, und läßt sie im Jenseits die verschiedenartigsten unnützen oder erniedrigenden Arbeiten verrichten. Vgl. *Haberland*, *Altungenen*- (und *Hagelolzen*) *Schiedel* nach dem Tode (»*Stodis*«, 1878, Tr. 13); *Schrader*, die Schwiegermutter und der *H.* (Braunschw. 1904).

Hagetmau (spr. eschams), Stadt im franz. Depart. Landes, Arrond. St.-Sever, am Louts (zum Adour), hat eine Kirche mit romanischer Krypta, ein Denkmal des hier gebornen Publizisten Duprat, Oskobritation, Leinweberei u. (1901) 1793 (als Gemeinde 3123) Einw.

Haggada (hebr.; aram. *Agada*; »Erzählung, Verkündigung, Belehrung«), bis zum Abschluß des Talmuds die allgemeine Bezeichnung für die Bearbeitung der Bibel nach erbaulichen, ethischen und geschichtlichen Motiven, im Gegensatz zur *Halacha* (s. d.), der Regelung der gesetzlichen Praxis. Der Kreis der *H.* wurde später erweitert, da sie neben Erzüge, Ethik und Geschichte noch Dogmatik, Kultus, Rabdala, Naturwissenschaften und Geographie in ihren Studienplan aufnahm, um die Angriffe auf das Judentum nachhaltiger bekämpfen zu können. Zur Darstellung der haggadischen Wissenschaft wurde teils die einfache natürliche, teils die allegorisch-symbolische Rede-weise, teils die hyperbolische Ausschmückung denkt. Die *H.* des Talmuds ward, den biblischen Büchern angegeschlossen, später (bis zum 9. Jahrh. n. Chr., s. T. aber auch erst im 13. Jahrh.) zusammengestellt in den *Midrachim* (s. *Midrash*). Das umfangreiche Material der *H.* liegt in der deutschen Übersetzung *Wünsche* vor, das des *Midrash rabba* in 10 Bänden (Leipzig, 1881–84), der *Pesikta* (das. 1885), des *Midrash* der Psalmen (Trier 1891, 2 Bde.), das des Talmuds in »Der babylonische Talmud in seinen haggadischen Bestandteilen« (Leipzig, 1888 ff., 4 Bde.) und in »Der jerusalemische Talmud in seinen haggadischen Bestandteilen«, 1 Bd. (Zürich 1889). — Die »*H.* von Pessach« diente das Ritual der an den beiden ersten Abenden des Passahfestes stattfindenden Familienfeier.

Haggai, jüd. Prophet, trat in hohem Alter zu Jerusalem auf (520 v. Chr.), um den geuntenen Eifer für den Tempelbau neu zu erwecken. Seine erhaltenen Reden sind in schmuckloser, namentlich rhythmischer Sprache. Vgl. *Kowad*, *Kleine Propheten* (Götting, 1897); *Marli*, *Dobelspropheten* (Tübing, 1903).

Haggard, Henry Rider, engl. Schriftsteller, geb. 22. Juni 1856 zu Bradenham in Norfolk, machte bedeutende Reisen bis nach Island und Ägypten, und verlebte sechs Jahre in Südafrika. Von dort stammen die Vorwürfe seiner bekanntesten Werke, die meist auch ins Deutsche überlegt wurden: »King Solomon's mines« (1885), »Allan Quatermain« (1887), »Cetewayo and his white neighbours« (2. Aufl. 1889) und die wunderbare Geschichte »She, a history of adventure« (1887). In »Jess« (1887) bot *H.* eine Schilderung des wirklichen Lebens von Transvaal. Seine

spättern Werke sind: »Mr. Meeson's will«, »Maiwa's revenge«, »Colonel Quaritch« (1888), »Cleopatra« (1889), »Beatrice« (1890), »Heart of the world« (1896), »A farmers year« (1899), »Lysbeth, Black heart and white heart« (1901). Literarisch kommt *H.* bei der Außerlichkeit seiner Schöpfungen schlecht weg, bildet aber immerhin ein beachtenswertes Squippon für die große Strömung der Neuromanistik.

Haggen, Bsh, f. Haden.

Hagi, Hauptstadt der japan. Provinz Nagato, am Südwestende der Insel Kippou, an einer Bai des Japanischen Meeres, mit etwa 20,000 Einw. Die Stadt war früher Residenz des Daimio von Echodiu; bei der Restauration der Mikadoherrschaft spielte sein Samurai (Beamten- und Kriegerstand) eine hervorragende Rolle. [Luske.]

Hagidama (neugriech.), Weihwasser; heilige **Hagil Saranta** (ital. Santi Quaranta, türk. Serande), Festmahl von Delvino im türk. Vilajet Janina und Dampferstation, mit leblich geschüpitem Hafen, österreichischem Postamt, türkischem Post- und Telegraphenamt, der Nordspitze von Korfu gegenüber gelegen. Unweit nordwestlich des nur aus einem Dugend Häusern bestehenden und von einer Mauer umgebenen Ortes die Ruinen des antiken Ochosmos. Der Warenverkehr ist gering, um so wichtiger ist aber *H.* für den Personenverkehr zwischen Epirus und Italien. Am 23. April 1897 wurde *H.* durch die griechische Flotte zerstört.

Hagiograph (griech.), Schriftsteller, der Leben und Taten von Heiligen beschreibt; **Hagiographie**, Lebensbeschreibung von Heiligen. Um die Erforschung der hagiographischen Literatur haben sich besonders die Vollandisten (s. d.) verdient gemacht. Vgl. »Hagiographischer Jahresbericht« (Mainz 1901, Neupaten 1903).

Hagiographa (hebr. Ketubim, »Schriften«), Name des dritten Teiles des alttestamentlichen Kanons, der die Psalmen, Sprichwörter, Hiob, das Hohelied, das Buch Ruth, die Klagelieder des Jeremias, den Prediger Salomo, das Buch Esther, Daniel, Edra und Nehemia sowie die Bücher der Esdras umfaßt (vgl. Bibel, S. 813).

Hagiolatric (griech.), Heiligendienst | f. Heilige. **Hagiologium**, Heiligtalender | f. Heilige. **Hagion Cros** (»heiliger Berg«), f. Athos. **Hagios** (griech.), heilig, öfter vor neugriechischen Städtenamen, wie das lateinische Sancti (St.). **Hagios Georgios**, Ruinenstätte in Griechenland, f. Patmos.

Hagiosdieron (griech.), die eiserne Völkstange statt der Ketten in griechischen Kirchen.

Hagios Elias (Eliasberg), ein besonders auf den Inseln häufiger Bergname im heiligen Griechenland. Unter andern heißen so: der höchste Gipfel des Pentelikon (Zagetos, 2409 m hoch), der antike Ocha auf Euböa (1475 m), der antike Warnenberg Karpeja auf Paros (771 m), die größte Höhe auf Rhos (772 m) und auf Agina (534 m), das alte Krachnaon im R.D. von Raulpia (1199 m).

Hagiostop (griech., »Heiligenzeiger«), ein Apparat zur Darstellung von Heilbildern, ähnlich einer Laterna magica; hagiostopisch, Heiliges schauend.

Hagiostrati (türk. Bozobada), türk. Insel im Ägäischen Meer, zum asiatischen Sandkalat Rutlim gehörend, südlich von Lemnos, meist flach, doch im Südwesten 206 m hoch, umfaßt 43 qkm mit etwa 1000 Einwohnern.

Hahn, 1) Charlotte von, Schauspielerin, geb. 23. März 1809 in München, gest. daselbst 23. April 1891, fand bereits bei ihrem ersten Auftreten auf dem Hoftheater in München 1826 großen Beifall, wurde sogleich engagiert und gasteierte von hier aus am Hofburgtheater in Wien, in Dresden, Berlin und Pest mit glänzendem Erfolg. Von 1833—46 der Berliner Hofbühne angehörend, trat sie wiederholt in Betersburg, Hamburg, Weiz u. auf. Ihr Talent beruhte vorzugsweise auf einer reichen Naturanlage für das Innig-Keusche und Schalkhaft-Launige; sie war namentlich im Lustspiel und Konversationsstück bezaubernd. Viel weniger eignete sich ihr Talent für tragische Rollen. Ihre geistreichen und wispigen Einfälle und Improvisations im geistlichen Leben haben ihr den Beinamen der »deutschen Fagel« verschafft. Im Frühjahr 1846 vermählte sie sich mit dem Gutsbesitzer Alexander v. Cven und trat von der Bühne zurück, doch ward die Ehe schon 1851 wieder getrennt. — Ihre jüngere Schwester, Auguste von S., geb. 1818 in München, gest. 4. Dez. 1882 in Berlin, betrat 1832 in München in dem von der Birch-Pfeiffer für sie geschriebenen Schauspiel »Trübchen« die Bühne, folgte 1833 der Schwester nach Berlin, wo sie am Königsstädt Theater und später für das nahe und Sondrentenisch an der königlichen Bühne engagiert wurde, und blieb hier bis zu ihrer Verheiratung 1849.

2) Ludwig von, Maler, Bruder der vorigen, geb. 23. Nov. 1820 in München, gest. daselbst 15. Jan. 1898, erhielt seine erste Erziehung im Kadettenkorps, machte auf einem Besuche in Berlin die Bekanntschaft des Marinemalers H. Krause und wurde dadurch veranlaßt, sich der Kunst zu widmen. 1841 bezog er die Münchener Akademie und 1847 die von Antwerpen, wo er sich besonders an E. de Blod angeschlossen. 1851 ging er nach Berlin. Das Beispiel Wenzels und der Besuch der Schlösser und Gärten von Sanssouci u. führten ihn der Schönerung des Kosos zu, wobei er annähernd gezeichnete Figuren in charakteristischen Innenräumen vorführte. Von 1853—55 lebte er in Paris und kehrte 1855 nach München zurück. Reisen nach Rom erweiterten sein Studienfeld, indem er auch die Kunst des Barockstils in den Bereich seiner Darstellungen zog. Mit geistreicher Auffassung des individuellen Charakteristischen und mit Feinheit und Robustie der Darstellung verband H. Poesie der Stimmung und Harmonie des Kolorits. Seine Hauptwerke sind: Konversationsstück (Kosos, in der Orangerie zu Venedig), musikalische Unterhaltung im Park (Neue Pinakothek in München), eine ebensolche (Galerie Schack in München), eine römische Bibliothek (öfters wiederholt), ein Duell zwischen Kavaliern des 17. Jahrh., Sommervergnügen in München (Bierfelder mit Regelsbahn), fahrende Rusikanten. Für den Festsaal des Hoftheaters in München malte er 1884 den dortigen Kariensplatz mit einer Freskenansichtprojektion im 17. Jahrh.

Hagspan, s. Gartenfächer.

Hague, Cap de la (franz. agf), nordwestlichste Spitze der Halbinsel Cotentin im franz. Depart. Manche, 180 m hoch; davor ein 47 m hoher Leuchtturm auf dem Felsen Gros du Raz.

Haba (franz., spr. a-ha), eigentlich Ausruf des Erstaunens, der Überraschung; daher Bezeichnung für eine Durchblüffung in einer Garteneinfriedigung.

Häher (Garrulus Brisae), Gattung der Sperlingsvögel und der Familie der Raben (Corvidae), ziemlich große Vögel mit kräftigem, kurzem, wenig gebogenem, schwach hakigem Schnabel, mittelhochlaufenden

Füßen mit mäßig langen, zehen und scharf gebogenen Klägeln, stark gerundeten Flügeln und mittellangem, fast geradem Schwanz. Der Eichelhäher (Holz-, Ruß-, Baldhäher, Holzscheiter, Kuchhader, Karlenkrähe, Herrenvogel, Marquard, Marquise, G. glandarius L., f. Tafel 5) Sperlingsvögel II, Fig. 5), 34 cm lang, 55 cm breit, grauröthlich oder graubraun, unterseits heller, mit weißen Halsfedern, die mit schwarzen, bläulich unrandetem Fleck gezeichnet sind, an der Kehle weißlich, am Büzel und Steiß weiß; ein breiter, langer Bartstreifen und die Schulterfedern sind schwarz, die Armfedern in der Wurzelhälfte weiß, einen Spiegelfeld bildend, nahe der Wurzel blau beschuppt, in der Endhälfte schwarz, die Oberflügeldecken himmelblau, weiß und schwarzblau quergestreift, die Schwanzfedern schwarz. Er findet sich in allen Waldungen Europas, lebt im Frühjahr paarweise, sonst in Familien und Trupps und schweift wenig umher. Er ist höchst gewandt im Gezwinge, fliegt schwerfällig und hält sich daher möglichst verborgen. Seine Stimme ist freischend, doch ahmt er die Stimmen anderer Vögel getreu nach. Er nährt sich von Eiern, Bucheckern, Haiselnüssen, jagt junge Kreuzottern, Vögel, Mäuse und Insekten, zerstört zahlreiche Nester und wird dadurch sehr schädlich. Sein Nest steht auf einem Baum, selten hoch über dem Boden, und enthält im April 5—9 schmutzig gelbweiße oder weißgrünliche, graubraun getupfelte Eier (f. Tafel 5 Eier I., Fig. 68). In der Gesangschaft lernt er einige Worte sprechen und kurze Reisen pfeifen. Über den Tannen- häher s. d.

Hahn, das Männchen der hühnerartigen und der Singvögel, insofern das männliche Huhn (f. Huhn).

Hahn, Abgeschlossenheit für Gase und Flüssigkeiten an Gefäßen oder in Rohrleitungen. In dem



Fig. 1.



Fig. 2. Gewöhnlicher Hahn.

Hahngefäßhäuse A (Fig. 1 u. 2) ist der Hahnkegel B (auch Kufen, Schlässel, Wirtel, Reiber) drehbar, in dem sich eine Durchlochung C befindet. Mit der Hahnkegel so gedreht, daß seine Öffnung C mit der Öffnung D des Gefäßes zusammenfällt, so ist der Durchfluß freigegeben, steht dagegen die Öffnung quer, so ist er abgeperrt. Zum bequemeren Drehen ist der Hahnkegel entweder mit einem festen Griff oder mit einem Viertel G zum Aufstecken eines losen Griffes (Schlüssel) versehen. Der Hahnkegel wird in das Gefäß entweder einfach eingesteckt (bei Hähnen von Holz, Glas)

oder durch eine gegen eine Unterlagsscheibe E anliegende Mutter F ins Gefäß hineingedrückt (bei Metallhähnen), so daß sich die Flächen des Hahnkegels und des Gefäßes nicht berühren. Stattdessen wird auch, um den Anzug elastisch zu machen, noch eine Schraubenfeder eingeleitet.

Selbstschließender Hahn (System Klein) sind so konstruiert, daß durch den Druck der Flüssigkeit der Hahnkegel in das Gefäß hineingedrückt wird, wie Fig. 3



Fig. 3. Selbstschließender Hahn.

zeigt. Hat das Gehäuse drei Zweige und befindet sich im Hahnegel außer der Durchlaßöffnung d noch eine weitere Öffnung e, dann heißt der H. Dreiweghahn (Fig. 4, Schnitt senkrecht zur Hahnegelachse). Durch geeignete Stellung des Hahnegels kann die etwa bei a eintretende Flüssigkeit ganz abgesperrt oder der Durchgang nach b oder nach c oder nach b und c gleichzeitig freigegeben werden. Einen Vierweghahn zeigt Fig. 5. Der Hahnegel kann auch wohl gestaltet und an der einen Stirnseite offen sein, in welchem Falle die beiden Zweige des Hahngehäuses rechtwinklig zueinander stehen (Fig. 6). Bei jedem H. kann nicht nur der Durchgang ganz freigegeben oder ganz abgesperrt werden, es kann auch durch geeignete Einstellung des Hahnegels der



Fig. 4. Dreiweghahn.



Fig. 5. Vierweghahn.

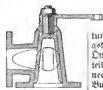


Fig. 6. Hahn mit Hahnegel.

Durchgangsquerchnitt mehr oder weniger verengt und dadurch die Durchflußmenge reguliert werden (Regulierhahn). Für besondere Zwecke werden besonders konstruierte Hähne verwendet, z. B. zum Verschließen von schäumenden Getränken sogenannte Mousseuhähne (Sprühähne), die mit einer kleinen Luftpumpe versehen sind, ferner Rischhähne für Badeeinrichtungen, die durch verschiedene Einstellung eine Mischung von heißem und kaltem Wasser herzustellen, daß ein Strahl von beliebiger Temperatur ausfließt. Eine bekannte Einrichtung, der Luetschhahn (s. d.), führt nur den Namen H., ohne wirklich ein H. zu sein. Für feinere, chemische



Fig. 7. Präzisionshähne von Friedrich.

und physikalische Apparate, wie Gasbüretten, Nitrometer, Titrierbüretten, Quecksilberluftpumpen u., werden zumeist Hähne aus Glas mit zur Achse schräg gestellten Kanälen verwendet (Fig. 7. Präzisionshähne von Friedrich in Stützerbach). Diese Hähne gewähren einen sichern Schutz durch Verminderung und Unschädlichmachung der bei andern Hähnen sich zeigenden Rillen zwischen Stopfen und Hahnhülse sowie durch Vergrößerung der Schlußflächen; auch erleichtern sie die Überprüfbarkeit der Hahnstellung. Über die als Hähne bezeichneten Steuerorgane der Dampfmaschinen (Corliohähne, Hahnsteuerung) s. Tafel »Dampfmaschine I., S. III.

Hahn (Schlaghahn), der den Schlag ausführenden Schloßheit an Feuerwaffen, s. Handfeuerwaffen.

Hahn, 1) Ludwig Philipp, Dramatiker der Sturm- und Drangperiode, geb. 22. März 1746 zu Trippstadt in der Pfalz, gest. 1814 in Zweibrücken, wo er als Kammersekretär, Rechnungsdirektor und Redakteur der »Zweibrücker Zeitung« die längste Zeit seines Lebens verbrachte hatte. Seine Trauerspiele: »Der Aufbruch zu Pisa« (Ultn 1776), »Graf Karl

von Adelsberg« (Leipz. 1776) und »Robert von Hoheneden« (Bas. 1778) tragen das Gepräge forcierter Genialität und konnten nur vorübergehend als »Shakespeare« bewundert werden. Vgl. Werner, Ludw. Phil. H., ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit (Straßb. 1877). — H. wird oft verwechselt mit Johann Friedrich H., einem Genossen des Göttinger Dichterbundes, der um 1750 von Zweibrücken geboren war und bereits im Mai 1779 als ein Hypochonder starb. Einmal seine Gedichte, in denen er sich als begeisteter Klopstockverehrer und wütender Feind Wielands gebärdet, stehen in den Kufensalmannchen.

2) Johann Michael, schwäb. Theosoph, geb. 2. Febr. 1758 in Alldorf bei Böttingen als Sohn eines Bauern, gest. 20. Jan. 1819 in Stödingen, hatte seit seinem 17. Jahr Erleuchtungen und Visionen und führte seitdem ein streng asketisches Leben. Durch die Lektüre Böhmens und Otingers angeregt, entwickelte er teils in Schriften, teils als Sprecher in freien Versammlungen ein eigenes, im Gegensatz zur Orthodogie auf unausgeglichene Zuhörigkeit und tatsächliche Lebensgerechtigkeit zielendes System, das viele Anhänger fand und auch noch nach seinem Tod in der wohlorganisierten und weitverzweigten, von der Kirche äußerlich nicht getrennten Sekte der Michaelianer fortlebte. Seit 1794 lebte er in Sindlingen, einem Gute der Herzogin Franziska, in Zurückgezogenheit. Vgl. Palmer, Die Gemeinlichkeiten und Sekten Württembergs (Tübing. 1877); »Die hahnische Gemeinschaft, ihre Entstehung u. Entwicklung« (Stuttg. 1876); Staudenmaier, Michael H., sein Leben und seine Lehre (Karlsr. 1893).

3) Heinrich Wilhelm, Verlagsbuchhändler, geb. 30. Okt. 1780 in Lemgo, gest. 4. März 1831 in Hannover, erlernte die Buchhandlung in Lemgo und Hannover und eröffnete 1792 in Hannover gemeinsam mit seinem jüngern Bruder, Bernhard Dietrich H. (gest. 1818), ein Sortiments- und Verlagsgeschäft unter der Firma »Gebrüder H.« Dieses wurde bald durch Ankauf mehrerer älterer Geschäfte wesentlich erweitert, namentlich wurde 1810 die von Kalpar Frisch um 1700 in Leipzig gegründete Verlagsbuchhandlung die Grundlage für die »Hahnische Verlagsbuchhandlung« in Leipzig. Heinrich Wilhelm's Nachfolger wurde sein gleichnamiger Sohn (geb. 1795, gest. 1873), der 1843 auch das Leipziger Geschäft übernahm, das seit 1831 der zweite Sohn, Bernhard Heinrich, desselben hatte. Teilhaber beider Geschäfte war der dritte Bruder, Friedrich (geb. 1801, gest. 1867). Der jetzige Besitzer, Herbert Wilhelm Adolf v. Thielens, ein Enkel von Heinrich Wilhelm H. von jüngern, vereinigte 1898 das Leipziger Haus mit dem Hannoverischen unter der Firma »Hahnische Buchhandlung in Hannover und Leipzig.« mit dem Hannoverischen ist auch das Sortimentsgeschäft verbunden. Der Verlag umfaßt zahlreiche und oft aufgelegte Werke aus dem Gebiete der Philologie und Pädagogik (griechische und römische Klassiker und Grammatiken, Georges' Lateinisches Wörterbuch, J. C. W. Heyes' Fremdwörterbuch u.), Geographie, Naturwissenschaften (insbes. die Hauptwerke von Leunius) u. Aus dem Gebiete der Geschichte verdienen besondere Hervorhebung die »Monumenta Germaniae historica« (s. d.).

4) Karl Friedrich, Graf von, genannt der Theatergraf, geb. 1782 zu Kempten in Neudenburg,

gest. 21. Mai 1857 in Altona, verbrachte in seiner Jugend mehrere Jahre in Hamburg, wo eine enthusiastische Neigung für das Theater in ihm gewekt wurde, und gründete, nachdem er seine Studien in Greifswald vollendet hatte, auf seinem Gut Kemplin ein Liebhabertheater im großartigen Stil, auf dem Jffland, die Weltmann u. a. auf Hahns Einlodung wiederholt wochenlang spielten. 1805 übernahm er noch seines Vaters Tode das sogen. Hoftheater in Schwerin, mit dem er dem Herzog 1806 auf eigene Kosten nach Altona, 1807 wieder nach Mecklenburg folgte, geriet aber bald in so zerrüttete Vermögensumstände, daß er 1808 der Verfügung über seine Besitztümer entzogen wurde. Nachdem er 1813—14 den Krieg mitgemacht und mehrere Auszeichnungen erhalten hatte, kehrte er 1817 zu der Theaterdirection zurück und führte sie in Lübeck, Stralund und Greifswald, Rostock, Altona, Erfurt, Weimaringen u. 1837—38 in Altona, in Hamburg, zuletzt 1856 in Sommerhude. Sein kolossales Vermögen brachte er der Theaterpassion gänzlich zum Opfer. Als Schauspieler ist H. nur wenig aufgetreten; doch besorgte er mit großem Eifer das Schminken, Soufflieren, Donnern und Blitzen und war stets der Anführer von Jüngern, die über die Bühne gingen. Vgl. E. H. Meyer, Charakterzüge aus dem Leben des Grafen H. Rabous (Hamb. 1858).

5) August, Theolog, einer der Hauptbegründer des neuern Konfessionalismus, geb. 27. März 1792 in Großhofershausen bei Cauerfurt, gest. 13. Mai 1863 in Breslau, studierte in Leipzig, trat 1817 in das neubegründete Predigerseminar zu Wittenberg, ward 1819 außerordentlicher, 1821 ordentlicher Professor der Theologie in Königsberg und 1826 Professor der Theologie und Prediger in Leipzig. In seiner Antrittsdisputation: *De rationalismi, qui dicitur, vera indole et quae cum naturalismo contineatur ratione* (Leipz. 1827) sowie in seiner *Offenen Erklärung an die evangelische Kirche, zunächst in Sachsen und Preußen* (dof. 1827) gab er den Rationalisten den Ruck, aus der Kirche auszufcheiden, worüber er mit Preussener, von den er das *Sendschreiben* über die Lage des Christentums in unsrer Zeit und das Verhältnis christlicher Theologie zur Wissenschaft überhaupt (1832) richtete, in heftigen Streit geriet. 1833 wurde er als Konsistorialrat und ordentlicher Professor nach Breslau berufen, und 1844 ward ihm das Amt eines Generalsuperintendenten für Schlesien übertragen. In dieser Eigenschaft führte er 1845 die Ordinationsverpflichtung auf die Augsburgerische Konfession wieder ein. Sein dogmatisches System enthält sein *Lehrbuch des christlichen Glaubens* (Leipz. 1828; 2. Aufl. 1857—59, 2 Tle.). Noch sind zu erwähnen seine Ausgabe des hebräischen Textes des Alten Testaments (Leipz. 1831 u. d.) und die *Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der christlich-katholischen Kirche* (Bresl. 1842; 3. Aufl. von G. L. Hahn, 1897). — Sein Sohn Heinrich August, geb. 19. Juni 1821 in Königsberg, gest. 1. Dez. 1861 in Greifswald, 1845 Privatdozent der Theologie in Breslau, 1851 außerordentlicher und 1860 ordentlicher Professor in Greifswald, schrieb orthodoxe Kommentare über Hiob (Berl. 1850), das Psalter (Bresl. 1852) und den Prediger Salomos (Leipz. 1860). Sein zweiter Sohn, Georg Ludwig, geb. 26. April 1823 in Königsberg, 1848 Privatdozent, 1867 außerordentlicher, 1867 ordentlicher Professor in der theologischen Fakultät zu Breslau, schrieb: *Die Theologie des Neuen Testaments* (Leipz. 1854); *Die Lehre von den Sakramenten*

(Bresl. 1864); *Das Evangelium des Lucas* (dof. 1862—63, 2 Bde.).

6) Karl August, Sprachforscher, geb. 14. Juni 1807 in Heidelberg, gest. 20. Febr. 1857 in Wien, habilitierte sich 1839 in seiner Vaterstadt für deutsche Sprache und wurde 1849 als ordentlicher Professor nach Prag, 1851 in derselben Eigenschaft nach Wien berufen. In der *Bibliothek der gesamten deutschen Rationalialiteratur* erschienen von ihm: Konrad von Würzburgs *Otto mit dem Rort*, *Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts* und der *Jüngere Titurel*. Ferner gab er heraus: *Langzeit. Eine Erzählung von Ulrich von Hohenhausen* (Heidelb. 1845) u. a. Seine grammatischen Werke sind: *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Frankf. 1843—47, 2 Abtlgn.; 4. Aufl., Voel 1884); *Neuhochdeutsche Grammatik* (Frankf. 1848) und *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Prag 1852; 5. Aufl. von Strobl, 1882).

7) Johann Georg von, österreich. Reisender, besonders verdient um die Erforschung Albaniens, Bruder von H. 11), geb. 11. Juli 1811 in Frankfurt a. M., gest. 23. Sept. 1869 in Jena, begab sich 1834 nach Griechenland, wurde 1851 österreichischer Konsul und 1869 Generalkonsul in Syro und benutzte den 18-jährigen Aufenthalt dorthin, Albanien nach allen Richtungen zu durchforschen. Außer seinem Hauptwerk *Albanesische Studien* (Jena 1854) veröffentlichte er: *Griechische und albanesische Märchen* (Leipz. 1864); *Reise von Belgrad nach Salonik* (mit Karte von H. Riepert, Wien 1861; 2. Aufl. 1868) und *Reise durch die Gebiete des Drin und Bardar* (ebenfalls mit Karte von H. Riepert, dof. 1869) u. a. Nach seinem Tod erschienen noch *Sog. wissenschaftliche Studien* (Jena 1871—76).

8) Werner, Schriftsteller, geb. 13. Mai 1816 in Marienburg (Westpreußen), gest. 1. Dez. 1890 in Gattow bei Potsdam, studierte Theologie und Philosophie in Berlin und Halle und widmete sich dann, seinen Aufenthalt in Berlin nehmend, literaturhistorischen und ästhetischen Studien. Ein warm preussisch-deutscher Patriot, verfasste er eine Reihe von vaterländischen Volkschriften, wie: *Friedrich Wilhelm III. und Luise, Königin von Preußen* (Berl. 1850, 3. Aufl. 1877); *Hans Joachim v. Herten* (dof. 1850, 7. Aufl. 1893); *Friedrich I., König in Preußen* (dof. 1851, 3. Aufl. 1876); *Kunersdorf* (dof. 1852); *Kurprinz Friedrich Wilhelm, Geschichte der Kindheit des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I.* (dof. 1867); *Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich* (Leipz. 1871); eine Sammlung solcher Schriften erschien nach Hahns Tod u. d. T.: *Deutsche Charakterköpfe* (Münch. 1899). Von seinen literaturhistorischen Studien geben Zeugnis: *Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen* (13. Aufl., hrsg. von Kreyenberg, Berl. 1897); *Helgi und Sigrun*, zwölf Lieber germanischer Heldensage (dof. 1867); *Deutsche Literaturgeschichte in Tabellen* (4. Aufl., dof. 1896); *Edna. Nieder germanischer Götterdage, bearbeitet und erläutert* (dof. 1872); *Deutsche Poesie* (dof. 1879); *Odin und sein Reich* (dof. 1886); *Ariemhild. Volksdage der Deutschen aus dem 12. Jahrhundert* (Eisenach 1889, Schulausgabe 1890).

9) Karl Hugo, Missionar, geb. 18. Okt. 1818 in Rigo, gest. 24. Nov. 1895 in Kapstadt, wurde in Barmen ausgebildet und 1841 nach Südafrika geschickt, wo er bis 1844 im Kaunaland, dann im Damaland als erster europäischer Missionar wirkte und die Station Keubornen gründete. Neben seiner Missions-

tätigkeit studierte er die Sprache der Eingebornen und drang 1866 und 1870 bis zum Kunene vor. Seit 1874 war er Pastor an der deutschen Gemeinde in Kapslakt. Er gab eine Grammatik und ein Verkon der Degeroosprache heraus (Berl. 1887).

10) Ludwig Ernst, Geschichtsfreiber, geb. 18. Sept. 1820 in Breslau, gest. 30. Sept. 1888 in Berlin, studierte in Breslau und Berlin Theologie, war 1842—48 Erzieher im Hause des Finanzministers Summon in Paris, wo er Beziehungen zu Guizot, Cousin, Broglie, Thiers u. a. anknüpfte, ward 1849 Hilfsarbeiter in der Schulabteilung der Regierung zu Breslau und kam dann in das Kultusministerium. 1851 an die Regierung zu Breslau, 1855 als Geheimner Regierungsrat und vortragender Rat in das Ministerium des Innern berufen, leitete er das literarische Bureau, wurde unter dem Ministerium Scherwin Schulrat bei der Regierung in Straßburg, lehrte aber 1862 wieder in das Ministerium zurück und wurde später Geheimner Oberregierungsrat, um die »Provinzialkorrespondenz« zu redigieren und die Regierungsspreche zu leiten. 1884 legte er sein Amt nieder. Er schrieb: »Das Unterrichtswesen in Frankreich« (Bresl. 1848, 2 Bde.); »Geschichte des preussischen Vaterlandes« (24. Aufl., Berl. 1895); »Leitsaden der vaterländischen Geschichte« (51. Aufl., das. 1904); »Friedrich der Große« (das. 1855, 2. Aufl. 1865); »Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg« (das. 1859); »Zwei Jahre preussisch-deutscher Politik« (das. 1868); »Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich« (das. 1871); »Kaiser Wilhelms Gedenkbuch« (5. Aufl., das. 1890); »Das deutsche Theater und seine Zukunft, von einem Staatsbeamten« (anonym, das. 1879; 2. Aufl. 1880); »Fürst Bismarck, sein politisches Leben und Wirken«, eine vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, wichtigen Staatschriften und politischen Briefe des Fürsten (das. 1878 des 1885, 4 Bde.; Bb. 5 von Zippmann, 1890); »Geschichte des Kulturkampfes in Preußen« (das. 1881); »Jwanig Jahre, 1862—1882. Rückblick auf Fürst Bismarcks Wirksamkeit« (das. 1883); »Das Meer und das Vaterland« (das. 1883); »Wilhelm, der erste Kaiser des neuen Deutschen Reichs« (das. 1888).

11) Friedrich von, Rechtsgelahrter, Bruder von G. 7, geb. 7. Juni 1823 in Homburg v. d. H., gest. 3. März 1897 in Leipzig, habilitierte sich 1847 in Jena und ward hier 1850 außerordentlicher Professor, 1862 ordentlicher Professor und Oberappellationsgerichtsrat. Auf den Nürnberger und Hamburger Konferenzen (1857—61) zur Beratung eines deutschen Handelsgesetzbuches vertrat er die großherzoglich und herzoglich sächsischen Regierungen. 1872 wurde er zum Rat bei dem Reichsoberhandelsgericht in Leipzig, 1879 zum Rat und 1891 zum Senatspräsidenten im Reichsgericht ernannt. 1893 trat er in den Ruhestand. Kupfer der Monographie »Die materielle Übereinstimmung der römischen und germanischen Rechtsprinzipien« (Jena 1856) verfasste er einen Kommentar zum allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch (Braunsch. 1862—67, 2 Bde.; Bb. 1, 4. Aufl. 1894; Bb. 2, 2. Aufl. 1875—83).

12) Friedrich von, Forschungsreisender, geb. 29. April 1848 in Friedriehshai bei Freudenstadt in Württemberg, studierte 1866—70 in Tübingen Theologie und Philosophie, war dann Vikar in Brenz und Neuenbach und wirkte 1872—81 in Tilsit als Hoflehrer beim Großfürsten Michael Nikolajewitsch, dem Statthalter von Kaukasien, wo er seit 1874 zugleich die Stelle eines Professors am ersten klassischen Gymna-

sium desselben. 1886 wurde er zum russischen Staatsrat, 1887 zum Professor des meritis ernannt und 1896 durch Verleihung des Stodimirordens geehrt. Den deutsch-französischen Krieg machte er als freiwilliger Krankenpfleger mit, im russisch-türkischen Krieg 1877—78 war er für Ausland Bevollmächtigter des Roten Kreuzes. Zum Behuf geographischer, ethnographischer, linguistischer, botanischer und archäologischer Studien bereiste er seit 1888 jährlich den großen Kaukasus und das armenische Hochland und hat sich um die Erforschung dieser Gebiete hervorragende Verdienste erworben. Er veröffentlichte: »Aus dem Kaukasus« (Leipz. 1892); »Kaukasische Reisen und Studien« (das. 1896); »Bilder aus dem Kaukasus« (das. 1900); ferner in russischer Sprache: »Nachrichten der alten griechischen und römischen Schriftsteller über den Kaukasus« (Tilsit 1884—90, 2 Bde.) und »Leffings Minna von Barnhelm« (mit Erklärung und Wörterbuch (3. Aufl., St. Petersburg).

13) Friedrich, Geograph, geb. 3. März 1852 zu Glaugitz in Anhalt, studierte 1872—77 in Leipzig und wurde 1879 ebenda Privatdozent, 1884 außerordentlicher Professor, kam 1885 als solcher nach Königsberg und wurde hier 1886 Ordinarius. Seine wichtigsten Schriften sind: »Über die Beziehungen der Sonnenfleckenperiode zu meteorologischen Erscheinungen« (Leipz. 1877); »Über das Aufsteigen und Sinken der Küsten« (1879); »Inselstudien« (1883); »Die Städte der norddeutschen Tiefebene« (Leipz. 1885); »Britische Inseln, Frankreich, Skandinavien, Nordische Inseln« in W. Kirchhoffs »Länderkunde von Europa« (Wag 1890); »Topographischer Führer durch das nordwestliche Deutschland« (Leipz. 1895); »Afrika« (neue Bearbeitung des Sieverschen Werks, das. 1901). Außerdem schrieb er viele Berichte für »Wagners Geographisches Jahrbuch«, »Petermanns Mitteilungen« und andere Zeitschriften.

14) Diederich, deutscher Politiker, geb. 12. Okt. 1859 in Ostedeb bei Oten a. D. (Hannover), studierte Geschichte, Geographie und germanische Philologie in Berlin und Leipzig, dann Rechte und Nationalökonomie in Berlin, war 1886—93 Archivar der Deutschen Bank, schloß sich dann der agrarischen Bewegung an und wurde 1897 Direktor des Bundes der Landwirte. Anfangs Anhänger der nationalliberalen Partei und 1893 als deren Kandidat in seiner Heimat in den Reichstag gewählt, hielt er sich zu den Agrariern, setzte durch eifrige Agitation 1896 seine Wahl als agrarischer Kandidat durch, unterlag aber 1903 schon in der Hauptwahl.

15) Christiane Elisabeth, f. Bürger 2).

Hahn, Johann Friedrich, evang. Schulmann, geb. 16. Aug. 1710 in Bayreuth, gest. 4. Juni 1789 in Würzburg, studierte in Jena Theologie und widmete sich mit Eifer dem Erziehungswesen. Abt Steinmetz berief ihn 1743 als Konventual und Prediger nach Klosterberge bei Magdeburg, 1749 ward er Feldprediger in Berlin, 1753 Inspektor der dortigen Realschule als Gehilfe J. J. Dethers (f. d.). 1759 Generalsuperintendent zu Stendal, 1762 als solcher und zugleich als Abt nach Klosterberge, 1771 als Generalsuperintendent nach Würzburg (Christiansland) versetzt. Er wurde besonders durch seine jogen. Tabellar- oder Literalmethode dermaßen, nach der das Einprägen des Lernstoffes durch systematische Übersichten an der Wandtafel erleichtert werden sollte. Von ihm übernahm diese Methode der Abt Freiliger (f. d.). Ihre Ausbreitung erwarde ihr aber bald siegreiche Gegner.

Hahndorn, f. Mespilus.

Hahnemann, f. Hagebutte.

Hähnel, Ernst Julius, Bildhauer, geb. 9. März 1811 in Dresden, gest. daselbst 22. Mai 1891, widmete sich an der dortigen Kunstschule, seit 1830 in München der Architektur, dann der Plastik, der er sich später in Rom ausschließlich gewandte. Seit 1835 in München verweilend, wo er den Einfluß Gneiss erfuhr, wurde er 1838 nach Dresden berufen und mit Anfertigung eines Theiles der Statuen an neuen Theater betraut, die aber bei dessen Brande 3. Z. vernichtet worden sind. Verehrt wurden die Statuen von Sophokles, Aristophanes, Shakespeare und Molière, die am Neubau des Theaters wieder verwendet wurden, während das hervorragende dieser Werke, ein Fries mit einem Vaschzug, nur in Abgüssen erhalten ist. Die großartige Auffassung seiner Kunst offenbarte er zuerst in einer Statue Beethovens für Bonn, von Burschmeier in Erz gegossen (1845 entfällt). 1846 vollendete H. für das 500jährige Jubiläum der Prager Universität die 4 m hohe Statue Kaiser Karls IV. Mit einer Madonna (1850) versuchte er sich in einer Richtung, die ihm bisher fern gelegen, bewies sich aber auch hier als tüchtiger Künstler. Sodann schuf er für das neue Museum in Dresden zahlreiche Reliefs und sechs Statuen in Sandstein: Alexander, Lysippos, Michelangelo, Dante, Raffael und Cornelius, worunter Moosach (f. Tafel - Bildhauerkunst XV, Fig. 3; Wiederholung in Marmor in der Berliner Nationalgalerie und dem Leipziger Museum) die gelungenste ist. Seine nächsten größeren Arbeiten waren das Standbild des Königs Friedrich August II. in Dresden, 1867 entfällt, die Reiterstatue des Fürsten Schwarzenberg in Wien, die Statue Theodor Adorners in Dresden (1871). Dann schuf H. die Reiterstatue des Herzogs Friedrich Wilhelm für den Schloßplatz von Braunschweig, umfangreiche Arbeiten für das Wiener Cernhaus (darunter die klassisch und romantisch Poetik auf Hügelstufen) und 1883 eine Bronzestatue von Leibniz für Leipzig sowie eine Gruppe: Eva, den kleinen Abel vor Adam schuldend. Hähnel's eigentliches Gebiet war die ideale Plastik, die er als begünstigter Verehrer der Antike kultivierte, mit besonderer Vorliebe für die Gestalten des bachischen Kreises. Er war Professor der Bildhauerkunst an der Dresdener Akademie und Ehrendoctor der Universität Leipzig. Eine Sammlung seiner Werke erschien in 150 photographischen Nachbildungen in Dresden (1882 bis 1887). Vgl. Grosse, Ernst Julius Hähnel's literarische Reliquien (Berl. 1893).

Hahnemann, Samuel Christian Friedrich, der Begründer der Homöopathie, geb. 10. April 1755 in Weizen, gest. 2. Juli 1843 in Paris, studierte in Leipzig, Wien und Erlangen, praktizierte dann in Göttingen, Teisau und Gommern bei Magdeburg, daneben ununterbrochen Chemie, Mineralogie und Metallurgie studierend. Er schrieb ein Apothekergesetz (Leipz. 1793—99, 2 Bde.); „Über Arsenitvergiftungen“ (das. 1786); eine Schrift: „Über venerische Krankheiten“ (das. 1788), wobei er ein neues, auflösendes Quecksilberpräparat (Mercurius solubilis Hahnemannii) empfahl, das, wie seine Weinprobe (auch Blei und Eisen, Leipz. 1788), allgemeine Aufnahme fand. 1784 ging er nach Dresden und 1789 nach Leipzig. In einer Anmerkung zu seiner Übersetzung von Cullen's „Materia medica“ trat er zuerst mit der Behauptung auf, daß eine starke Dosis China instände bei, Wechselstieber zu erregen, wie sie es zu heilen vermöge, und baute in der Folge auf diese Behauptung das Prinzip einer neuen, als Homöopathie (f. d.) bezeichneten Heillehre. Er wendete sich nunmehr der Praxis wieder zu, wurde aber als Scharlatan und, da er die homöopathischen Arzneimittel selbst bereitete, auch von den Apothekern angefeindet und lebte, von Nahrungsorgen gedrängt, nacheinander in Georgenthal, Braunschweig, Königsutter, Hamburg, Eilenburg, 1802—10 in Torgau; 1811 lehrte er nach Leipzig zurück, um durch akademische Vorlesungen seiner neuen Lehre, die er in seinem „Organon der rationellen Heilkunde“ (Dresd. 1810, 5. veränderte Aufl. 1833; später herausgegeben von W. Luge, 7. Aufl., Köthen 1881) zuerst als ein Ganzes der Öffentlichkeit übergeben, Eingang zu verschaffen. Zugleich praktizierte er als Arzt. Da ihm aber nicht verstatet wurde, Medicamente zu bereiten und auszugeben, nahm er 1820 seinen Wohnsitz in Köthen und wurde von dem Herzog Ferdinand zum Hofrat und Leibarzt ernannt. 1835 siedelte er nach Paris über, wo er eine lohnende Praxis fand. Seine Frau hatte ihn bei der Behandlung der Kranken unterstützt und setzte die homöopathische Praxis selbständig fort. H. schrieb noch: „Fragmenta de viribus medicamentorum positivis“ (Leipz. 1803, 2 Bde.); „Neue Arzneimittellehre“ (Dresd. 1811, 6 Bde.; Bd. 1 u. 2, 4. Ausg., Bd. 3—6, 3. Ausg. 1856); „Die chronischen Krankheiten“ (das. 1828—1830, 4 Bde.; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl. 1835, Bd. 3—5, Dähfeld. 1837—39). Seine kleineren Schriften wurden von Stapf gesammelt (Dresd. u. Leipz. 1829—1834, 2 Bde.). 1851 wurde H. von den homöopathischen Ärzten Deutschlands zu Leipzig, 1856 in Köthen eine Statue, erstere von Steinbäcker, letztere von Schupp, errichtet. Auch Washington hat seit 1900 ein Denkmal Hahnemanns. Vgl. W. Brecht, S. Hahnemanns Leben und Wirken (2. Aufl., Leipz. 1875).

Hahneneier, f. Kattern.
Hahnenfuß, Pflanzengattung, f. Ranunculus.
Hahnenfusspflanzen, f. Ranunkulaceen.
Hahnenfusspflanze, Pflanzengattung, f. Colosia; auch einsehbarer Bild: der gelbe Hirschkamm (f. Alvaria).
Hahnenfuss (H a h n e n f u s s, H u n n e n f a m p), niedrige Gebirgsgegend in den bayr. Regierungsbezirken Mittelfranken und Schwaben, zieht in zwei Ketten zwischen den Flüssen Bönitz und Altmühl nach SO., erweitert sich aber bald zu einem Plateau, mit dem der fränkische Jura beginnt. In den höchsten Punkten gehören der Spielberg (605 m) mit altem Schloß und der Dürrenberg (647 m).
Hahnenfuss (Hahnenfuss), f. Huhn.
Hahnenfuss, Dorf und Lustort im preuss. Regbez. Hildesheim, Kreis Jellerfeld, zwischen ausgedehnten Wäldern und Wiesen auf dem Oberharz, 569 m ü. M., hat eine evang. Kirche und 500 Einw. In der Nähe der Lustort Bodensee, mit Bergbau auf Blei, Kupfer und Silber.
Hahnenfusswurz, f. Colchicum.
Hahnenfuss, das Krähens des Hahnens; namentlich die Zeit des ersten Hahnenschreies, der Gricchen, Krähen, Hebräern und andern alten Vögeln eine nächtliche Zeitbestimmung (gegen 2 Uhr); auch die Dauer von einem H. zum andern; endlich Regenanz; so weit man einen Hahn krähen hört.
Hahnenfuss, f. Plectranthus.
Hahnenfuss, f. Ei, S. 419.
Hahnenfuss (Z u d u s s), eine fehlerhafte Gangart des Pferdes, bei der die Hinterfüße, oder auch nur einer, unter stärkster Beugung aller Gelenke zuckend ungewöhnlich hoch gehoben werden und beim Auftreten einen auffälligen lauten Hufschlag erzeugen. Oft zeigt sich der Fehler nur im Trab oder auch nur im

Schritt und dann bisweilen abwechselnd auf dem einen und dem andern Hinterfuß; manchmal vermindert er sich während der Bewegung. Manche Pferde endlich vollführen die Bewegung des Hahnentritts besonders während des Umkrebens und auch im Stalle beim Schwärzstreiten (Streukampf). Die mit dem H. behafteten Pferde lassen die Hüfte normal und sind gewöhnlich durchaus brauchbar, obwohl sie im Schritt mit den Hinterfüßen kurz treten und bei starker Anstrengung mehr als gesunde Pferde ermüden. Der H. ist mindestens ein Schönheitsfehler, der bei Luftpferden den Verkaufswert erheblich vermindert. Heilung ist nur bei geringgradigem H. auf operativem Wege zu erreichen.

Hahnepot, ein Tau, das an einem Ende in zwei Taus ausläuft.

Hahngehäule, s. Hahn, S. 621.

Hahn-Hahn, Ida Marie Luise Sophie Friederice Gutsava, Gräfin, Schriftstellerin, geb. 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin, gest. 12. Jan. 1880 in Mainz, Tochter des fogen. Theatergrafen Karl Friedrich v. Hahn (s. Hahn 4), vermählte sich 1826 mit dem reichen Wesen Friedrich Wilhelm Adolf v. H. aus der ältern Linie Hahn-Balsow, doch wurde die Ehe schon 1829 wieder gelöst, worauf die geistreiche Gattin auf Reisen und in der Poesie Fortbewegung suchte. 1835 besuchte sie die Schweiz, 1836 und 1837 lebte sie in Wien; 1838—39 bereiste sie Italien, 1840—41 wieder Italien, Spanien und Frankreich, 1842 Schweden und endlich Syrien und den Orient. Dazwischen lebte sie abwechselnd in Greifswald, Berlin und Dresden. Sie trat zuerst mit lyrischen Gedichten auf: »Gedichte« (Leipzig 1835), »Neuere Gedichte« (daf. 1836), »Venezianische Nächte« (daf. 1836) und »Lieder und Gedichte« (Berl. 1837). Später wandte sie sich dem sozialen Roman zu und ließ rasch nacheinander folgen: »Aus der Gesellschaft« (Berl. 1838; 2. Aufl. als »Ida Schönholm«, 1844), »Der Nechte« (daf. 1839), »Gräfin Faustine« (daf. 1841, 3. Aufl. 1848), »Ulrich« (daf. 1841, 2. Bde., 2. Aufl. 1845), »Sigismund und Färlser« (daf. 1843, 2. Aufl. 1845), »Gecil« (daf. 1844, 2. Bde.), »Zwei Frauen« (daf. 1845), »Sibylla« (daf. 1846), »Levin« (daf. 1848), welche Romane teilweise u. d. T.: »Aus der Gesellschaft« (daf. 1844, 12 Bde.) gesammelt erschienen. Sämtliche Romane beleuchteten Epiril und eine zwar nicht tiefe, aber desto mannigfaltigere und äußerlich glänzende Bildung. Biewohl sie ihrem Inhalt nach meist den aristokratischen Kreisen angehören, erschienen sie doch im allgemeinen von den Anschauungen des jungen Deutschland und der hiermit verwandten modern französischen Bildung beeinflusst. Ihre hocharistokratische Manier persiflierte der anonym erschienene (von Hannu Kewald verfaßte) Roman »Diogenes. Von Gräfin Dvuna H.« (Leipzig 1847) aufs schärfste. Von ihren zahlreichen Reisechriften sind »Jenseit der Berge« (Leipzig 1840, 2. Bde.; 2. Aufl. 1845), »Reisebriefe« (Berl. 1841, 2. Bde.), »Erinnerungen aus und an Frankreich« (daf. 1842, 2. Bde.), »Ein Reiseversuch im Norden« (daf. 1843) und »Orientalische Briefe« (daf. 1844, 3. Bde.) zu nennen. Der Tod ihres Freundes (Herrn v. Wistram aus Kurland) hinterließ in ihrem ohnedies mit beschränktem Verzen eine Leere, deren Ausfüllung sie in der alleinseinsmachenden Kirche zu finden hoffte. Bischof Ketteler in Mainz wurde ihr Gewissensrat, 1850 erfolgte ihr Übertritt zur katholischen Kirche. Als edle Konvertitin wirkte sie nun in samaritänischem Eifer für diese, zunächst durch die Schrift »Von Babylon nach Jerusalem« (Mainz 1851), die

ihren Schritt rechtfertigen sollte, die aber durch die geistreiche, ebenso milde wie scharfe Entgegnung Abelen: »Babylon und Jerusalem; ein Sendschreiben x.« (Berl. 1851), in das verdiente Licht gestellt wurde. Demselben Zweck dienen: die Gedichtsammlung »Unser Lieben Frau« (Mainz 1851, 3. Aufl. 1856); »Aus Jerusalem« (daf. 1851); »Die Liebhaber des Kreuzes« (daf. 1852); »Ein Buchlein vom guten Hirten« (daf. 1853); »Süßer aus der Weichheit der Kirche« (daf. 1853—66, 4 Bde.; Bd. 1, 3. Aufl. 1874). Im November 1852 trat sie zu Angers als Novizin in ein Kloster und beteiligte sich an der Gründung des Klosters »Zum guten Hirten« in Mainz, worin sie starb. Ihre späteren Romane: »Maria Regina« (Mainz 1860; 6. Aufl. 1898, 2. Bde.), »Doralice« (daf. 1861, 2. Bde.), »Zwei Schwestern« (daf. 1863, 2. Bde.), »Beregrin« (daf. 1864, 2. Bde.), »Die Erbin von Cronenstein« (daf. 1868, 2. Bde.), »Miriana« (daf. 1876, 2. Bde.), »Eine reiche Frau« (daf. 1877), »Der breite Weg und die enge Straße« (daf. 1877, 2. Bde.), »Wahl und Führung« (daf. 1878, 2. Bde.) u. a. machten in berechnend äußerlich blendenben Weise für ihre ultramontanen Anschauungen Propaganda wie die früheren Romane für die jungbrutischen. Eine Gesamtausgabe ihrer früheren Romane erschien zu Berlin 1851 in 21 Bänden; die Schriften aus der Zeit ihrer ultramontanen Tendenz wurden als »Gesammelte Werke« mit einer Einleitung von O. v. Schöding (Regenab. 1902 ff.) herausgegeben. Vgl. Marie Helene, Gräfin Ida H. (Leipzig 1869); Haffner, Gräfin Ida H. (Frankf. 1880); Alinde Jacoby, Ida Gräfin H. (Mainz 1894).

Hahn im Korbe (Hans im Korbe), eine sehr beliebte und unworbene Person sein, eine schon roht alte Lebensart, die wohl mit der vom Kardgeben (s. d.) zusammenhängt. Um ein Spottlied »Johannes im Korbe« brach 1510 in Freiburg ein Aufruhr unter Bregleuten und Weichlichen aus.

Hahnle, Wilhelm von, preuß. General, geb. 1. Okt. 1833 in Berlin, im Kadettenkorps erzogen, wurde 1851 Leutnant im Alexander-Regiment, bald Bataillons- und später Regimentskommandant. Seit 1859 Oberleutnant, kam er bei der 1890 vollzogenen Neugefaltung des Heeres zum Elisabeth-Regiment und wurde Adjutant bei der 2. Garde-Infanteriebrigade. 1863 zum Hauptmann ernannt, nahm er am Kriege gegen Dänemark teil und führte bei der Erstürmung der Düppeler Höhen (18. April 1864) eine Reservekompanie der Sturmsoionne Nr. 1. In den Generallstab versetzt, machte er 1866 den Feldzug in Böhmen im Stabe des Kronprinzen mit und war nach dem Kriege längere Zeit Hilfsadjutant des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. Während des Krieges von 1870/71 Major am Generallstab des Kronprinzen, schrieb er »Die Operationen der dritten Armee bis zur Kapitulation von Sedan« (Berl. 1873, ein halbdamisches Werk), wurde 1872 Chef des Generallstabs des 3. Armeekorps, 1881 Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade und Kommandant von Potsdam, 1886 Kommandeur der 1. Garde-Infanteriedivision sowie Generallieutenant und vom Kaiser Wilhelm II. 7. Aug. 1888 an Stelle des Generals v. Albedyll in die Stellung als Chef des Militärkabinetts berufen. Seit 1890 General der Infanterie und seit 1896 Chef des Grenadierregiments Prinz Karl von Preußen (2. Brandenburgisches) Nr. 12, ward er 18. Jan. 1901 Generaloberst, 2. Mai seiner sehr einflussreichen Stellung als Chef des kaiserlichen Militärkabinetts entlassen, zum Gouverneur von Berlin sowie Oberstkammandierenden in den Marken und in

März 1903 zum Generalfeldmarschall ernannt, im August auch zum Mitgliede des Herrenhauses auf Lebenszeit berufen.

Sahnrei, aus Niederdeutschland stammende Bezeichnung eines betrogenen Ehemannes (neubayrisch Hainel). Das Wort kommt zuerst im 15. Jahrh. vor, und Luther spricht bereits von einem S., »wie man in Sächsen redet«. Die Herkunft ist dunkel; da als Nebenformen Kapauu und Saus aufstreten, so hat man den gleichbedeutenden Ausdruck »Hörner-träger« (»jemand, dem die Frau Hörner aufsetzt«) mit dem alten Scherz verglichen, den Kapauern ihre abgeschnittenen Sporne als Hörner in die Kammmunde einzupflanzen, oder an eine Andeutung an französische cocoon oder coeu (>S.<) gedacht, weil der Rudel seine Brut in ein fremdes Nest bringt, oder einen mythologischen Zusammenhang vermutet, da Loki sich rühmt, den Gott Thor zum S. gemacht zu haben, und dieser gekörnt dargestellt wurde. Schon 1618 erschien ein Schauspiel mit dem Titel »Sahnreineri« und 1621 eine Dissertation: »De haereditatum materia«.

Sahnschlag, eine besonders im 18. Jahrh. in Aufnahme gekommene Volksbelustigung, bei der ein Hahn in ein Erdloch gesetzt und mit einem Topf bedeckt wird, worauf die Teilnehmer nacheinander mit verbundenen Augen, nachdem sie mehrere Male im Kreis herumgeführt worden sind, in der vermeintlichen Richtung nach dem Topf zuschreiten und mit einem Stoß oder Drehschlag nach demselben schlagen. Der Treffere gewinnt den Hahn. In neuerer Zeit schlägt man meist nur nach dem leeren Topf und bewahrt den Hahn als Preis im Karbe. Mannhardt hat den S. auf altindische Vorstellungen zurückgeführt. Der mit andern Dämonen im Kornfeld hausende Gewitterhahn wurde mit dem letzten Senienhieb oder Drehschlag getödtet (s. Drehschlag). Es handelt sich also eigentlich um eine Kirnes- und Ernteseitbelustigung, die fälschlich hier und da in die Oster- und Frühlingszeit versetzt wurde.

Sahnstenerung, s. Tafel »Dampfmaschine I«, S. 111.

Sahnwahrnehmung, s. Alektramanantie.

Sai, im Parz. Bezeichnung für eine freie, sahl gehauene Fläche, z. B. Stöderhai, Dautschenhai.

Sai, s. Saisische.

Sai (chines.), das Meer.

Saiba, Indianervolk an der Nordwestküste Nordamerikas, bewohnt 2000 Seelen stark, die Königin Charlotte-Inseln und zeichnet sich durch große Kunstfertigkeit im Bau der Häuser, Kanus, Wappenspähle (Totems) und Hausgeräte aus (vgl. Tafel »Indianische Kultur I«, Fig. 10, und Tafel »II«, Fig. 6; »Geräte der Naturvölker I«, Fig. 2, 18; Tafel »II«, Fig. 38). Ihre Mythen und Gebräuche sind mit denen der Tlinkit (s. d.) verwandt. Vgl. Dawson, On the Haida Indians of the Queen Charlotte Islands (Montreal 1890); Harrison, Haida Grammar (Brisg. von Chamberlain, Ottawa 1895).

Saiba, Stadt in Böhmen, Bezirksb. Böhmitz-Leipa, an der Böhmischem Nordbahn, hat ein Bezirksgericht, ein Denkmal Josephs II., eine Wasserleitung, elektrische Zentralanlage und 1900 3110 deutsche Einwohner. S. ist ein Hauptsitz der böhmischen Glasindustrie, hier und in den benachbarten Dörfern Arnsdorf (3135 Einw.), Blottendorf (1811 Einw.), Falkenau (1892 Einw.), Rangenau (3286 Einw.), Parghen (551 Einw.) u. in zahlreichen Glashütten, Schleifereien und Maschinen (Kaler- und

Bergolderwerkstätten) betrieben wird, hat eine Fachschule für Glasindustrie und bedeutenden Handel (auch Ausfuhr) in Glas- und Porzellanwaren.

Haiderabad (Hyderabad), Reich des Nizam, der größte Basallenstaat des britisch-ind. Kaiserreichs (s. Karte »Ostindien«), im zentralen Teil der nordindischen Halbinsel, zwischen 15° 10'—21° 41' nördl. Br. und 74° 40'—81° 31' östl. L., umgeben von ihm früher zugehörigen Berar (s. d.), den Zentralprovinzen und den Präsidien Bombay und Madras. Das Land nimmt mit 214,179 qkm Umfang den größten Teil des Tafellandes des Dekkan ein und dacht sich von N. N. W., wo es in den Ghats, Adichanta- und Balaghatbergen bis 760 m aufsteigt, allmählich nach S. O. ab. Von den letztern ziehen die Nibut- und Kailendaberge (705 und 723 m) ostwärts. Die Gebirgsgenden an der Nordgrenze sind unfruchtbar; südlich davon tritt sich der »Garten des Dekkan«, der reiche Baumwoll- und Seidenarten liefert, zur Gadamari, die das Land von N. nach S. durchzieht, rechts die Manjira aufnimmt und mit ihren linksseitigen Zuflüssen Benganga und Pranbha den größten Teil der Nord- und die Ostgrenze bildet. Den Süden durchzieht in gleicher Richtung die Kistna, die links die Purna empfängt und mit der von rechts kommenden Tungabhadra die Südgrenze abgibt; hier wieweil die durch staunenswerte Bewässerungsanlagen geförderte Reis Kultur var. Die Gebirgsgegenden sind mit Wald bedeckt, der durch eine verlässliche Forstwirtschaft gepflegt wird. Wilde Tiere (Tiger, Kauhör, Hirsche u. a.) sind zahlreich, die Viehzucht unbedeutend. Das Klima ist heiß (in der Hauptstadt S. 25.° im Jahresmittel) und trocken, aber nicht ungesund. Die Bevölkerung (1901: 11,141,142, gegen 1891 Abnahme 395,898) besteht aus 9,870,839 Hindu, 1,155,750 Mohammedanern (die herrschende Klasse, da ihr der Fürst angehört), 22,996 Christen u. a. Im Bergland leben in Höhlen und hohen Bäumen die noch völlig unzivilisierten Gond. Die Hindu sind meist Ackerbauer, die Mohammedaner meist Beamte und Soldaten. Hauptsprachen sind Telugu (s. d.) und Marathi (s. d.), dann Kanareisch, Sindjani, Hindi, Marwari, Gondi u. Schulen besitzen bisher nur in der Hauptstadt und einigen größern Städten. Man ermittelte 1891 nur 67,825 unterrichtete Personen (1866 Frauen) und 251,593 (3594 weibliche), die nur lesen und schreiben kannten. Außer Weizen und Baumwolle werden namentlich Reis, Mais, Sorghum, Kakaon, Zuckerrohr, Indigo, Melonen, Ananas, Kürbisse, Wein u. a. gebaut. An Haserpflanzen, wilder Seide, wildem Honig, Parz sind die Wälder reich. Der Handel ist bedeutend in Goldschmieden, verzierten Metallgeschirren und Papier, groben Zeugen, Häuten, Metallwaren, Baumwolle, Kamen und andern Produkten des Ackerbaues. Die Einfuhr besteht aus Salz, Zucker, europäischen Stücker und Eisenwaren. Die hauptsächlichsten Verkehrswege sind die Militärstraßen von Haiderabad nach Bangalore, von Madras und Rajulpatam über Haiderabad und Puna nach Bombay und von Haiderabad nach Aurangabad. Von Eisenbahnen durchschneidet die Great Peninsular-Bahn (Bombay—Madras) den Staat in seinem südwestlichen Teil; an sie schließt sich bei Dadi die ostwärts über Haiderabad laufende Staatsbahn, in die bei der Hauptstadt S. die Bahn von Aurangabad einmündet. Telegraphenlinien geben von Haiderabad südwestwärts nach Bellary, ostwärts nach Rajulpatam. Der Nizam ist der vornehmste mohammedanische Fürst Indiens, er hat ein Recht auf 21 Saluts

schiffe und bezieht Einkünfte von etwa 38 Mill. Rupien jährlich. Die Verwaltung wurde 1867 unter englischem Einfluß reorganisiert; wirklich geleitet hat sich jedoch nur das Steuerwesen. Der Reiz ist dem Bauer gesichert, solange er die Abgaben zahlt. Die Einnahmen hoben sich seitdem auf 381,940,000 Rupien; der Nabsha von Gudmal, der einzige Vasall des Nizam, zahlt einen Tribut von 11,500 Pfd. Sterl. Der Nizam stellt den Engländern ein Kontingent von 807 Mann Kavallerie. Die Engländer haben eine Militärstation in Sanderabad (s. unten). Eine Münze, in der Rupien geschlagen werden, besteht in der Hauptstadt S. (s. unten).

Geschichte. 1294 fand im Norden der Islam Eingang durch den kühnen Eindringling Ala-ud-din, den Knecht von Heros aus dem turkistanischen Hause der Khilidschi zu Delhi; die Ausdehnung nach Süden erfolgte durch die Schlacht von Talikota (25. Dez. 1564), wo die vereinigten Heere der Fürsten im nördlichen Teil von S. den König von Bidschaganagar entscheidend schlugen. Zu Bedeutung erhob sich jetzt die Kutb-Schah-Dynastie zu Golkonda (1512—1687). 1584 wurde die Stadt S. erbaut. 1672 begann Aurangzeb, der Golkonda schon 1656 verräterisch überfallen und geplündert hatte, das Land zu unterwerfen und leitete es 1687 in drei Provinzen. 1717 machte sich der vom Großmogul Farukhsyar unter dem Titel Nizam ul Mulk („Ordnung des Staates“) zum Vizekönig ernannte Turkmene Naf Nischah unabhängig, behauptete sich auch gegen die Nahrathen und wurde Gründer der noch jetzt regierenden Dynastie. Bedeutung erhielten die Nizams im Streit zwischen den Engländern und Franzosen um die Oberherrschaft in Ostindien. Zum unabhängigen Königtum erklärt ward S. 1763 im Frieden von Paris. Doch schon 12. Nov. 1766 trat es das Münzungsgebiet der Godawari an die Engländer ab, und wenn auch Geldentschädigung gegeben und 23. Febr. 1768 ein ewiger Freundschaftsvertrag geschlossen wurde, so kamen die Nizams doch immer mehr in Abhängigkeit von der Ostindischen Kompanie. 1800 stellte der Nizam seine Nordprovinz Berar (s. b.) unter englische Verwaltung als Unterpfand für Bezahlung der Kosten des Hilfskontingents von 8 Bataillonen Infanterie und 2 Regimentern Kavallerie und der bis 1803 zu 9 Mill. Mk. aufgelaufenen Zahlungsrückstände. Der Umschlag über die Kosten der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten und des Hilfskorps (1803: 62,859 Pfd. Sterl.) wird dem Nizam ausbezahlt. Der Fürst, Mir Sir Nadsch Ali Khan Fatah Dschang (geb. 18. Aug. 1806), hatte unter seiner Kinderjährigkeit (26. Febr. 1809 bis 5. Febr. 1884) als leitenden Minister Sir Salaz Dschang (geb. 1829 aus arabischem Stamme, gest. 18. Febr. 1883), einen bedeutenden und hochgebildeten Staatsmann, dem trotz aller Selbsthuth S. viel dankt; danach war sein Sohn Laif Ali (geb. 1861, gest. 7. Juli 1889), der für die »Nineteenth Century« rufenfeindliche Ansätze schrieb, die einflussreichste Persönlichkeit. In der angloindischen Angelegenheit nimmt der Fürst von S. den obersten Platz ein. Vgl. Schmidt im 2. Bande von Helmoltz »Weltgeschichte« (Leipzig 1902).

Hyderabad (Hyderabad). 1) Hauptstadt des gleichnamigen britisch-ind. Vasallenstaats (s. oben), 620 m ü. N., am Fluß Rusi und an der Staatsbahn Bombay-Madras, inmitten schöner Gärten, von einer Steinmauer mit Bastionen umgeben, hat meist enge Straßen und nur wenige bedeutendere Gebäude, wie die Paläste des Nizam und des britischen Residenten,

eine große Moschee mit hohen Minarets, ein College und (1901) mit den Vorstädten 448,496 Einw., eine aus den verschiedensten Nationalitäten, aber wesentlich aus Hindu und Mohammedanern zusammengesetzte Bevölkerung, die ansehnliche Baumwoll- und Papierfabrikation betreibt. An einem größeren der zahlreichen künstlichen Teiche in der Umgebung der Stadt, 9 km nördlich von derselben, gießen sich die weiten Kantonnements von Sanderabad hin, der stärksten militärischen Station der Engländer in Indien auf einem Raum von 50 qkm und in Verbindung mit einer Handelsstadt nebst mehreren Dörfern. Weitere Kantonnements befinden sich zu Bolaram, Begampett und Bauenpalli. Im ganzen liegen hier gegen 9000 Mann. Nordwestlich von S. liegt die Graberstadt Golkonda (s. b.). — 2) Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (23,387 qkm mit (1901) 918,646 Einw.) in der Provinz Sind der britisch-indischen Provinz Bombay, 6 km vom linken Ufer des Indus und von der Station Kotri der Industialbahn, auf dem nördlichsten Hügel der Gandschaberge, hat ein Fort mit dem Arsenal und dem Palast des früheren Herrschers von Sind, viele Moscheen, eine protestantische Kirche, mehrere höhere Schulen, eine Bibliothek, Kranken- und Irrenhaus, einen großen Bazar und (1901) mit dem Militärkantonement 69,378 Einw. (43,499 Hindu, 24,831 Mohammedaner, 710 Christen), die berühmte Seidenwaren, Gold-, Silber- und Ladarbeiten anfertigen und lebhaften Handel treiben. Bei dem 10 km nördlich gelegenen Dorf Wami erschloßen die Engländer unter Kapier zwei Siege 17. Febr. und 24. März 1843 über die Fürsten von Sind, woraus letzteres englische Provinz wurde.

Saibe und Zusammenfassungen, s. Prebe.

Saibrahof, Gemeinde im bayer. Regenz. Niederbayern, Bezirksamt Passau, hat (1900) 2188 Einw.

Saibensbach (ital. Vidussina), Marktflecken in der Grafschaft Görz und Gradiška, Bezirksf. Görz, am Süßfluß des Tarnoweraner Waldes und an der Staatsbahnlinie Görz-W., Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß, eine Baumwollspinnerei, Gerberei und (1900) 852 slowen. Einwohner. Westlich liegt das alte Städtchen Heiligentreu mit Burgrinne, Kapuzinerkloster und (1900) 1265 (als Gemeinde 2334) slowen. Einwohnern.

Haider Ali, Nabsha von Wairur, geb. 1728 als Sohn eines mohammedanischen Gouverneurs der Bergfeste Bungalow, gest. 10. Dez. 1782, erhielt 1749 ein kleines Kommando im Heer von Wairur, das damals von zwei Fürstern aus dem Hause Bodegar im Namen von Bidschaganagar regiert wurde, war 1759 Oberbefehlshaber gegen die Nahrathen und machte sich 1761 zum Herrscher von Wairur. S. ordnete die Finanzen, eroberte benachbarte Besitzungen und wurde hierdurch Herr der Seelüste von Nordkanara. Ein Handelsvertrag vom 27. Mai 1763 räumte der Ostindischen Kompanie das Niederlassungsrecht in Honomar ein. 1766 eroberte S., gut beraten durch französische Offiziere, Malabar, ließ durch seine Flotte die Malediven besetzen und besänftigte den Engländern die ihnen von frühern Landesfürsten zugestandenen Handelsvorrechte. 1767 erklärten der Nizam von Hyderabad und der Kaiser des Karnatik S. den Krieg, wozu auch die Engländer ein Heer stellten. Der Nizam trat jedoch zu S. über. S. schenkte die englische Armee durch einen klugen Zug nach Madras von ihrer Operationsbasis ab; im Friedensvertrag vom 3. April 1769 gaben die Engländer ihre Eroberungen heraus. Später traten S. und fast alle Nahrathen-

fürsten nebst dem Nizam von Haiderabad gegen die Engländer zu einem Bündnis zusammen. H. selbst fiel im Juli 1780 in die Bezirke der Gütüste (Karnatik) ein, während ein andres Korps gegen die englischen Besitzungen an der Westküste (Malabar) vorging und die Wälderräuber im Norden einsiedeln. In kurzer Zeit war der dritte Teil des Karnatik verwüdet. Die Engländer zogen Hilfstruppen aus Bengalen herbei. H. schloß mit den Franzosen, die Pondicherry im Oktober 1778 an die Engländer verloren hatten, ein Bündnis; diese sandten 2400 Mann und eine Flotte. H., anfangs Sieger, erlitt 2. Juni 1782 bei Tichittur durch Sir Eyre Coote eine Niederlage. Troadem war die Lage der Briten gefährlich; sie besetzte sich jedoch durch Haider Ali's plötzlichen Tod bei der Belagerung von Bellore und den europäischen Friedensschluß zwischen England und Frankreich. Am 11. März 1784 unterzeichnete Haider Ali's Sohn Tippu Sahib (f. d.) zu Mangalore auf Grund gegenseitiger Rückgabe der Erwerbungen einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit den Engländern. Vgl. Sprengel, Syder Ali und Tippu Sahib (Halle 1801); Howring, Haider Ali and Tipu Sultan (Lond. 1893); Schmidt 1. 2. Bande von Helmoltz »Weltgeschichte« (Leipzig 1902).

Haidhausen, Forstadt von München (f. d.).

Haidinger, Wilhelm Karl, Ritter von, Geolog, geb. 6. Febr. 1795 in Wien, gest. 19. März 1871 in Dornbach bei Wien, studierte seit 1812 in Graz und Freiburg, bereiste 1822 Frankreich und England und lebte seit 1823 zu Edinburgh im Hause des Bankiers Thomas Allan. Hier überlegte er Robt' »Grundriß der Mineralogie« in das Englische und gab das Werk stark vermehrt und verbessert u. d. T.: »Treatise on mineralogy, by Frederick Mohs« (Edinb. 1825, 3 Bde.) heraus. Nachdem er die Jahre 1827 bis 1840 mit seinen Brüdern auf der Porzellanfabrik zu Eibogen zugebracht, ward er 1840 an Robt's Stelle als Vergrat nach Wien berufen, wo er die Aufstellung der Mineraliensammlung der Hofkammer im Münz- und Bergwesen besorgte. 1843 begann er Vorlesungen über Mineralogie, für die er ein »Handbuch der bestimmenden Mineralogie« (Wien 1845, neue Ausg. 1865) herausgab. 1846 wirkte er wesentlich zur Stiftung der Akademie mit, zu deren ersten wirklichen Mitgliedern er gehörte, ja wie er seit 1847 die Herausgabe der »Naturwissenschaftlichen Abhandlungen« (Wien 1847—52, 4 Bde.) und »Berichte über die Mitteilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien« (daj. 1847—52, 7 Bde.) besorgte. Die treffliche »Geognostische Übersichtskarte der österreichischen Monarchie« (1847) und die »Geognostische Karte des mittlern Teils von Südamerika« wurden unter seiner Leitung ausgeführt. 1849 ward er bei Gründung der geologischen Reichsanstalt zu deren erstem Direktor ernannt. Später veranlaßte H. auch die Gründung einer geologischen Gesellschaft mit dem Zweck der Anwendung der Geologie für das Leben. 1855 ward er Präsident der neugegründeten Geographischen Gesellschaft. Während dieser so ausgedehnten Tätigkeit publizierte er eine Menge mineralogischer, kristallographischer und optischer Untersuchungen. 1865 wurde ihm der erbliche österreichische Adel verliehen, und 1866 trat er in den Ruhestand. Vgl. R. o. e., Erinnerung an H. (1871), »Briefe des Erzherzogs Stephan an Wilhelm H.« (Wien 1897).

Haidinger'sche Lupe, s. wie Diederstrop, f. Diederstrop.

Haidnische (Haidnude), f. Schaf.

Haiduten (Hajduten, lat. Haidones), ungarische, für Sold angeworbene Fußtruppen, die seit dem 16. Jahrh. den Wachdienst in den Grenzfestungen gegen die Türken versahen. Ein Teil der H., die sogenannten freien H., zogen ein Abenteuererleben dem regelmäßigen Dienste vor und wurden infolge ihrer Räuberereien eine Gefahr für das Land, von den ungarischen Reichstagen wiederholt mit den schwersten Strafen bedroht. Während der nationalen Erhebungen unter Bocskai, Bethlen und Károlyi bildeten sie in der Regel die gefürchtete Vorhut. Als Belohnung verlieh Bocskai (1605) 9254 H. im Komitat Szabolcs ständige Wohnsitze (Haidutenbüdistrift), und die ihnen von Bocskai gewährten Adelsrechte und Privilegien wurden 1608 und öfter durch den Reichstag bestätigt. Zum ehemaligen Haidutenbüdistrift gehörte ein Territorium von 966 qkm (17,5 QM.), das 1869: 92.914 magyar. Einwohner zählte, mit den Städten Hajdu-Böszörmény (Hauptort), H. Dorog, H. Hajdú, H. Kánás und H. Szabolcs. An der Spitze des Haidutenbüdistrifts, der 1876 dem neugebildeten Komitat Hajdu (f. d.) einverleibt wurde, stand seit 1699 ein Kapitän, die Städte hatten die gleiche Municipalorganisation wie die Komitate. Nach dem H. führte ehemals die ungarische Infanterie diesen Namen; im 18. Jahrh. ging er auf die Gerichtsdiener der ungarischen Komitate und Städte und die Trabanten der ungarischen Großen über. Auch an deutschen Höfen kleidete man die Lakaien nach Art der H. Vgl. die ungarischen Monographien: W. Barga, Beschreibung des Komitats Hajdu (Debreczin 1882); J. Dudas, Geschichte der freien H. (1887); A. Kamarány, Die freien H. (1898); J. Barcsa, H. Kánás und die H. (1901).

Haidutenkomitat, f. Hajdu.

Hale (Haye, franz., see. 1.), Geste. besonders in übertragener Bedeutung: Doppelreihe, Gasse, Spatier (von Truppen u.).

Hale, f. Brillenschlange.

Halembai, Beseitigung, f. Scharfsbai.

Haisa (Chaisa), aufblühende türk. Hafenstadt in Palästina, am Golf von Akko und am Fuß des Karmel malerisch gelegen, Sitz eines Kaimakams und eines deutschen Konsuls, das Sycaminum der Alten, besitzt einen neuen Landungsbock, 2 Moscheen, mehrere Kirchen, eine deutsch-katholische Mission und eine Anstalt der Dames de Nazareth und zählt 9800 Einw., darunter 517 Deutsche (1898). Hier haben sich 1869 württembergische »Templer« angesiedelt, die Acker- und Weinbau treiben. Die Ausfuhr besteht in Weizen, Olivenöl, Reis, Sesam, die Einfuhr in Reis, Zucker, Kaffee, Rauschstoffe. Der Schiffsverkehr betrug 1899: 830 Dampfer zu 237,676 Ton. und 527 Segelschiffe zu 8398 T. H. ist zum Ausgangspunkt der Hedschasbahn bestimmt, deren Bau 1903 begonnen wurde. Vgl. Ehr. Hoffmann, Occident und Orient (Stuttg. 1875); L. Oliphant, H., or life in modern Palestine (Lond. 1887).

Haisfische (Selaclii, Klamobranchii, Quermäuler, Plagiostomen), Ordnung der Knorpelfische (f. Fische, S. 606), mit Knorpelskelett, weitem Maul an der Unterseite des Kopfes und sackförmigen Kiemen. Die Haut ist mit kleinen Knochenplatten und Häutchen (Plakoidschuppen, Hautzähne) bedeckt, rauh (Chagrin). Die großen Brustflossen hängen frei herab (Dale) aber sind pariahtal ausgedehnt und geben, indem sie vorn bis zur Schnauze, hinten bis zu den Bauchflossen reichen, dem Körper die Gestalt einer Scheibe (Klohm). Die Bauchflossen liegen

in der Nähe des Afteres, beim Männchen zeigen sie Anhänge, die zur Begattung dienen. Die beiden Rückenflößen, eine Schwanzflosse und eine Afterflosse sind unpaar. Die Zähne sind den Hautzähnen sehr ähnlich und besetzen die ganze Mundhöhle bis zum Anfang der Speiseröhre, sie stecken tie in den Kiefern; sie sind dach- aber sägeförmig (Saie) oder pilasterförmig (Kochen). Die Kiemen liegen in 6 (selten 6 oder 7) Paar Kiemenfäden, von denen jeder eine Öffnung nach außen hat. Kiemenbedel fehlen; vor den echten Kiemen liegt gewöhnlich noch ein Paar sogen. Spritzkiemen, deren äußere Öffnungen Spritzlöcher heißen. Eine Schwimmblase fehlt. Der Darmanal ist kurz; der Dünndarm enthält die sogen. Spiralflappe, d. h. eine wie eine Wendeltreppe im Innern verlaufende Falte, die den Durchgang der Nahrungsflosse verlangsamt und zugleich die Oberfläche der Darmhülle vergrößert. Das Weibchen ist groß; die Augen sind durch Liber und Knochendach verschließbar, die Nasenöffnungen werden von Hautklappen überdeckt, ein äußeres Ohr fehlt. Die Eier werden im Körper der Mutter befruchtet und später entweder abgelegt und dann oft mittels Schnüren an Seepflanzen befestigt, oder innerhalb des zu einem Uterus erweiterten Eileiters entwickelt. Im letztern Fall wird der Embryo von der Mutter, z. T. durch eine Art Placenta, ernährt. Die Embryonen haben eine heilförmig äußere Kiemen im Gesicht verzweigter Fäden, die aus den Kiemenpalten hervortragen (s. Tafel »Entwicklungsgeschichte I., Fig. 7 u. 8). Die S. leben im Meer und ernähren sich von Fischen, Krustthieren oder Krebsten. Einige besitzen elektrische Organe (s. Zitterhaie). Die S. gehören zu den ältesten Fischen; viele Familien von ihnen sind ausgestorben. Schon im obern Silur treten sie auf (Hydrodanten, nur fossil, bis zur Kreidezeit), lassen sich dann in der Gruppe der Eelracianten (die schmalen Kiefer sind dicht mit Nadelzähnen besetzt; hierher *Cochliodus* und *Tristychius*, s. Tafel »Steinkohlenformation II., Fig. 10 u. 5; *Pythodus* oder *Fallenzahn*, s. Tafel »Kreideformation II., Fig. 8) vom Kohlengebirge bis zur Gegenwart verfolgen (lebend noch die Gattung *Coelacanth* in den ostindischen Meeren) und erlangen als edle Saie im Jeddstein, in der Kreide (*Otodus*, s. Tafel »Kreideformation II., Fig. 12) und im Tertiär (*Carcharodon*, *Notidanus*, *Myliobatis*, *Lamna*, s. Tafel »Tertiärformation II., Fig. 6, 2, 3) große Verbreitung. Meist sind nur Zähne und Rückenstacheln (*Ichthyodoruliten*) erhalten, weshalb die Unterscheidung oft unsicher ist (z. B. bei *Tristychius*, s. Tafel »Steinkohlenformation II., Fig. 11). — Man unterscheidet Saie (s. unten) und Kachen (s. d.), jene sind im allgemeinen lang und schmal, diese breit und scheibenförmig. S. Tafel »Fische I., Fig. 1, 2 u. 6, u. Tafel »Aquarium I., Fig. 7, 25 u. 35.

Die Saie haben einen langgestreckten, spinselförmigen Körper, weit nach hinten gerückt, quere Mundöffnung, seitliche Kiemenlöcher, mehr oder minder seitlich stehende Brustflossen und starke, fleischigen, an der Spitze aufwärts gebogenen Schwanz. Die Begattung geschieht aus vielen Reihen spitzer, dachförmiger Zähne. Sie gebären lebendige Junge oder legen Eier in Form von vierzispeligen Hornklappen, die an den Rippen mit rankenartigen Hornfäden versehen sind (See-aufse, s. Tafel »Eier von Fischen etc., Fig. 1). Die Kachenhäie (*Carcharidae*) besitzen eine Afterflosse, zwei Rückenflößen und eine Kiefer. Der Kopf ist kurz, der vordere Teil der Schnauze sehr vorgezogen. Spritzlöcher fehlen,

wenigstens bei den alten Tieren. Die Zähne sind dreieckig, glatt, mit schneidenden oder gesägten Rändern und stehen in mehreren Reihen in dem weiten Kachen. Diese großen Tiere sind fähig, raubgierig, der Schrecken der Schiffer und Küstenbewohner. Der *Blauhai* (*Carcharias glaucus* Cur., s. Taf. »Fische I., Fig. 6), 3—4 m lang, mit sehr spitzer Schnauze, langen, fischelförmigen Brustflossen, schlanker Schwanzflosse, oben eisblau, unten weiß, bewohnt das Mittelmeer, die südl. Meere und den Atlantischen Ozean nördlich bis England und Skandinavien. Der *Janashai* (*C. verus* L.), bis 9 m lang, mit rauher, höckeriger Haut, oben grünlichbraun, unten grauweiß, findet sich ebenfalls im Mittelmeer. Diese und andre Arten leben besonders an den Küsten, schwimmen sehr schnell, wenn auch nicht so gewandt wie andre Fische, sind ungemein gefräßig, nähren sich von allen Seetieren und verfolgen die Schiffe, oft begleitet vom Löffelschiff oder Pilot, um alles zu verschlingen, was über Bord fällt. Die 30—50 Jungen werden als reife, ernährungsfähige Beien geboren, sollen aber eine Zeilang von der Mutter geführt und geschützt werden. Man angelt sie mit Harfen, mit Sped geföberten Angeln an einer Kette, benutzt die Leber zur Tranbereitung und die Haut als Schleifmittel und Chagrin; das Fleisch ist hart, geschmacklos. Hierher gehört auch der *Hanmerfisch* (s. d.). Der *Sternhai* (*Mustelus vulgaris* M. Me.), 1—1,5 m lang, mit halsförmigen Flossen, kleinen, stumpfen Zähnen und Spritzlöchern, auf dem grünlichen Rücken oft sternförmig weiß gefleckt, findet sich in allen europäischen Meeren, lebt gefellig, ist träge, harmlos, hält sich meist am Grund auf und nährt sich von Krustentieren. Das Weibchen wirft etwa zwölf Junge. Er kommt auf die italienischen Fischmärkte und wird von ärmeren Leuten gegessen. Der *Walfisch* (*M. laevis* Risso), 1 m lang, einfarbig grau oder schwarz gefleckt, lebt im Mittelmeer und Atlantischen Ozean. Schon Aristoteles wußte, daß die Embryonen durch eine Art Mutterleue ernährt werden. — Die Kachenhäie (*Lamnidae*) stimmen hinsichtlich der Flossenstellung mit der vorigen Familie überein und haben keine oder sehr kleine Spritzlöcher; eine Kiefer fehlt. Der *Kachenhai* (*Selache maxima* Cur.), bis 12 m lang und 8000 kg schwer, mit kurzer, stumper Schnauze, kleinen Spritzlöchern, sehr grauen Kiemenpapillen, kleinen Zähnen und mit vielen Spizen bedeckten Hautschuppen, bräunlich schwarzblau, unten weißlich, lebt im Eismeer, geht südlich bis England und Frankreich, nährt sich in den Tiefen des Meeres von kleinen Seetieren, frist auch Aas, ist harmlos, träge, dumm und wird wegen der grauen, tranreichen Leber gefagt. — Zur Familie der *Dundehäie* (*Scyllidae*), mit kurzer, stumper Schnauze, Spritzlöchern und fünf Kiemenöffnungen, in der Mitte scharf gespalten, seitlich gesägten Zähnen, zwei weit nach hinten stehenden Rückenflößen, entwidelter Afterflosse, langgestreckter, abgestufter Schwanzflosse, gehören der *Dundehai* (*Scyllium canicula* Cur.), bis 70 cm lang, oben auf rötlichem Grunde braun gefleckt, unten weiß, und der *Kachenhai* (*S. catulus* L.), 1 m lang, mit bedeutend größern und spärlicheren Fleden. Beide leben in wärmeren Meeren, aber auch noch in der Nordsee, gewöhnlich nahe dem Grund, nähren sich von Fischen, Krebsen, Weichtieren und tun besonders dem Ferringfang großen Abbruch. Die bläß horngelben, 6,5 cm langen Eier (10—20) werden zwischen Seepflanzen abgelegt. Das Fleisch ist hart, leberartig und wird nur im Notfall gegessen; die Leber gibt trefflichen Tran, ihr Ge-

nuk hat aber bidweilen üble Folgen; die Haut dient zum Glätten von Holzarbeiten. — Die Dornhaie (Spinacidae) haben zwei Rückenfloßen und vor jeder derselben einen Stachel, Spritzlöcher, aber keine Afterfloße und Rückstachel. Der Dornhai (*Acanthias vulgaris Risso*), 1 m lang, 10 kg schwer, mit leiförmigen, vorn schmalen, an der Spitze abgerundetem Kopf, drei Reihen langer, spitzer, am Rande wenig gefägrter Zähne, ist oben schiefersgrau, unten gelblichweiß, findet sich überall und sehr häufig in den europäischen Meeren, erscheint oft in großen Scharen, verfolgt die Fische, Walreie, Dorsch etc., schneidet die Angeln der Fischer ab und wird häufig gefangen, wobei er sich seiner Dornen als Waffe bedient. Sein Fleisch wird in Schottland getrocknet und gegessen, Leber und Haut finden die gewöhnliche Verwendung. Sehr schmackhaft sind die in Entwidlung begriffenen Eier und das Fleisch der Jungen, von denen das Weibchen bis 20 zur Welt bringt. — Der die Familie der Rhinidae repräsentierende Meerengel (*Engel-fisch*, *Rhina squatina Dum.*) stimmt hinsichtlich der Floßen, Spritzlöcher und Rückstachel mit den Dornhaien überein, hat aber einen platten, rochenähnlichen Körper, runden Kopf, nach vorn gerichtete, sehr große Brust- und Bauchfloßen, ein mit kegelförmigen, in mehrere Reihen geordneten Zähnen bewehrtes Maul quer unter der Schnauze und eine rauhe Haut mit kegelförmig zugespitzten Schuppen. Er wird 2–3 m lang, ist oben schokoladebraun, schwarz gestreift, unten gelblichweiß, mit einer Reihe kurzer Dornen auf der Mittellinie des Leibes. Er bewohnt die tropischen und subtropischen Meere, das Mittelmeer, den Atlantischen Ozean und die Nordsee, ist sehr häufig, hält sich meist am Grund auf und jagt besonders Roden und Schollen. Das Weibchen gebiert etwa 20 Junge; er wird nur der Haut wegen gejagt; früher benutzte man mehrere Teile des Tieres arzneilich.

Haiger, Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Distrikt, an der Dill und der Staatsbahnlinie Köln-Wien, hat eine gotische evang. Kirche (1048 eingeweiht), Oberförsterei, Eisenhütte, Fabrikation von Maschinen, Zement, Leder, Leinwand und Papier, 2 Terrazzowerke, Dampfzementmühle, Dampfziegelei und (1900) 1944 Einw. H. wird schon im 9. Jahrh. erwähnt.

Haigerloch, Oberamtsstadt im preuß. Regbez. Signaringen, an der Elz, 488 m ü. M., hat eine evangelische und 3 lat. Kirchen, Synagoge, ein Kloster der Weißen Mönche, ein Schloß, Kometorium, Amtsgericht und (1900) 1249 Einw. Dabei Karlsthal mit Baumwollspinnerei.

Haik (arab.), mangelartiger Überwurf im Orient.

Haikuan, Tael, f. Tael.

Haik, unmauerter Hauptstadt des arab. Reiches Dschabel Schammar (s. d.), etwa 1100 m hoch zwischen den einander parallelen Dschabel Wdscha und Dschabel Selma gelegen, mit etwa 10,000 Einw., dient dem Emir als Sommerresidenz und Schatzhaus.

Haileybury (s. v. v.), ehemaliges Schloß des Marquis von Salisbury, 3 km südlich von Vertford, in Vertfordshire (England), an dessen Stelle 1809 eine Bildungsanstalt für ostindische Beamte gebaut wurde; seit 1862 Privatschule (s. College).

Haimo, Jude, f. Edm.

Haimo (Haimo), Bischof von Halberstadt, 840–853, verfaßte in kompilatorischer Weise Kommentare zu biblischen Schriften, einen Auszug aus Rufinus »Kirchengeschichte« und eine Schrift: »De corpore et sanguine Domini«. Seine Werke sind abgedruckt in Wagners »Patrologia latina«, Bd. 116–118.

Haimon (Hymon), die vier Söhne des Grafen Haimon (Hymon) von Dordogne: Adelsart (Hart), Rikart (Richard), Wifard (Guichard) und Reinold (Reinold) von Montalban (Montauban), die Hauptbedeuten (namentlich der letztgenannte mit seinem Kognom) einer zum karolingischen Sagenkreis gehörigen Sage, die deren Kämpfe mit ihrem Lehnsherrn Karl d. Gr. zum Gegenstand hat und wahrscheinlich französischen Ursprungs ist. Die ihr zugrunde liegenden historischen Begebenheiten hat Longnon in den Kämpfen Ludw. von Basconien mit Karl Martell aufgezeigt. Seit dem 13. Jahrh. wird Reinhold in Dortmund auch als Heiliger verehrt. Die erste dichterische Bearbeitung der Sage ist ein französisches Gedicht aus dem 12. Jahrh.: »Renaud de Montauban«, von Richelant (Stuttg., Viter. Berein 1862) herausgegeben. Später wurde das Gedicht in Prosa aufgelöst, und so entstand der Roman »Les quatre fils Aymon« (Paris 1496 u. d.; neue Bearbeitung von Barthelemy in Brachtausgabe, Bar. 1883), von dem eine deutsche Bearbeitung u. d. T.: »Eyn schön luttig Gedicht, wie Keyser Carle der groh vier gebrüder, Herzog Hymont von Dordond Sune, 16 jarlang betrieget« (Simmern 1535, 164 Bl.) erschien; eine andre wurde von A. Bachmann (Stuttg., Literarischer Berein 1895) herausgegeben. Dagegen ist das bekanntere deutsche Volksbuch: »Ein schöne und lustige Histori von den vier Heymonskinderen etc.«, das 1604 in Köln erschien (neue Ausgabe von Pfaff, Freiburg 1867), aus dem Niederländischen hervorgegangen: es ist zum großen Teil eine Bearbeitung der in den Niederlanden noch gangbaren »Historie van den vier Heemskinderen« (Antwerp. 1619) und hat Paul van der Kolk zum Verfasser. Diese ist die Auflosung einer niederländischen, auf französischer Vorlage beruhenden Dichtung, deren Druckstille Hoffmann 1837, dann auch Waltheus (Groning. 1872) herausgegeben hat. Eine unmittelbare, im 15. Jahrh. entstandene Übertragung dieses Gedichts ist das von Pfaff herausgegebene Gedicht »Reinold von Montalban« (Stuttg., Literarischer Berein 1885). Deutsche Nachdichtungen des Volksbuches lieferten L. Tied in »Peter Leberechts Volksmärchen« (Berl. 1797, Bd. 1) und L. Bechstein: »Die H., Gedicht« (Leipz. 1830). Auch in den »Deutschen Volksbüchern« von Simrock (Heft 9) und von Warndt (Heft 9) ist die Geschichte enthalten.

Hain (Freund H.), f. Heim.

Hain, gehegtes Gehölz mäßigen Umfangs; heiliger H. (lat. lucus, auch nemus), ein dem religiösen Kult geweihtes Gehölz, wie sie fast in allen alten Religionskulten vorkommen und sich dem uralten Baumkultus (s. d.) anschließen. Schon Abraham baute dem Jehova einen Altar in dem Eidenhain Mamre bei Hebron; die Propheten aber rühen wiederholt den Götzendienst in Hainen, da das mosaische Gesetz den Jehovadienst ausschließlich in die Stützstätte und später in den Tempel wies. Bei Griechen und Römern schuf man um die Tempel der Götter eingezäunte Haine durch Anpflanzungen von nicht fruchttragenden Bäumen. Entweihung und Beschädigung wurden mit schweren Strafen geahndet. Der nicht umfriedigte Raum war der Benutzung nicht entzogen, konnte daher auch mit fruchttragenden Bäumen bepflanzt sein; nur sein Ertrag dem Heiligtum zugute und wurde für Bedürfnisse des Kultus verwendet (so der der Freigenüsse der Athene). Die berühmtesten heiligen Haine der Griechen waren die Altis zu Olympia, der Eumenidenhain bei dem attischen Demos Kolonos, der H. der Artemis zu Ephesos,

in Italien der *S.* der Diana und Egeria am Nemisee, der der Furien der Kom, der Mülkenhain in Latium; aber auch in Rom selbst gab es mehrere heilige Saine, z. B. am Aventinus. Wälder und Saine im allgemeinen waren bei den Römern der Obhut des Silvanus (s. d.) anvertraut. Ähnlich trill die Verehrung heiliger Bäume und Saine bei den übrigen Völkern Europas, namentlich auch bei den alten Germanen und Kelten, auf; zahlreiche Königsbeschlüsse bemüht sich, sie auszuwurzeln. Dieser heiligen Saine gedenken schon Tacitus und Lucanus, der (*Pharsalia*, III, 399 bis 425) die Schilderung eines solchen gab. Arminius ordnete seine Scharen in einem solchen *S.*, und auch Cato verammelte dort seine Dataver zu Schmaus und Beralung. Wer in einen heiligen *S.* floh oder den Schatten eines heiligen Baumes erreichte, war der Strafe entronnen. Bei der Ausbreitung des Christentums wurden oft an die Stätte derartiger heiliger Bäume christliche Kultusstätten errichtet, wie es namentlich noch in Süddeutschland in den an den Rarienkult sich knüpfenden Legenden hervortritt. Vgl. Schwarz, Indogermanischer Volksglaube (Berl. 1885); Bez, Saine und Heiligtümer (Wien 1899); und Literatur bei »Baumkultus«. — *S.* ist auch Bezeichnung der den Logen der Freimaurer entsprechenden Vereinigungen des Brudernordens (s. d.).

Saina, Dorf im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Frankeberg, an der Elz, mit (1900) 1187 Einw. und einem Hofital, das aus den Gütern eines 1527 aufgehobenen Zisterzienser Klosters gestiftet wurde; die prachtvolle Klosterkirche wurde 1250 erbaut. Im O. von *S.* breitet sich das Sainaische Gebirge aus, ein Vorposten des rheinisch-westfälischen Schiefergebirges, im Hohllohr 655 m, im Kellerwald 673 m hoch.

Sainaisches Gebirge, s. Saina.

Sainan (chines. Kiangschou), zur chines. Provinz Kwangtung gehörende Insel (s. die Karten »Hinterindien« und »Französisch-Indochina«), zwischen 20° 18' und 18° 10' nördl. Br., südlich vor dem Golf von Tongking und durch die 28 km breite Straße von *S.* von der Inseladhalbinsel Kiangschou getrennt; mit rundlichem, etwas von SW. nach NO. verlängertem Umriss und einem Areal von 34,000 qkm und 2½ Mill. Einw. Die nördlichen und westlichen Küsten sind flach, die steileren und felsigen südlichen und östlichen haben gute Häfen. Im N. erstreckt sich eine Ebene 70 km weit ins Land hinein. Das Innere erfüllt der vorwiegend granitische Gebirgsstock Kiangschou mit fünf bis 2000 m hohen, im Winter mit Schnee bedeckten Gipfeln (daher »Hängsinger-Berg«). Die Bewässerung ist sehr reichlich, für flache Boote fahrdar sind bei den Kiangschou und unterhalb Wönnichang mündenden Flüsse. Die Flora ist der hinterindischen nahe verwandt. Die fast undurchdringlichen Wälder enthalten wertvolle Hölzer und Kakaos, Getreide und Arekpalmen in Menge; angebaut werden Reis, Zuckerrohr, Sesam, Tabak. Die Tierwelt weist Tiger, Rhinoceros, Hirsche, den Orang-Utan ähnliche Affen, Schlangen, darunter eine Boa, und viele Insekten auf. Die Dienenzucht liefert viel Elfenbein, die Küsten sind reich an Fischen (auch Wale), Echinorallen, Perlen. Von Mineralien sind Gold (aus dem Sande der Flüsse gewonnen), Silber, Kupfer, Edelsteine vorhanden, Salz gewinnt man aus dem Meerwasser. Das Klima ist heiß, in den küstengegenden und hohen Berglandschaften kühler. Heiße Quellen sind zahlreich. Die Einwohner sind teils Chinesen (1½ Mill.), deren Einwanderung seit 1870 (Ein-

leitung in die Provinz Kwangtung) begonnen hat, teils Eingeborne (Li). Letztere sind verbannt mit den Malaien und teils zivilisiert (Schut-Li), teils wild (Schang-Li), leben ausschließlich von Jagd. Ihre Sprache ist mit der der Lao in Hinterindien verwandt. Die Insel ist sehr fruchtbar; ausgeführt werden namentlich Schweine, Geflügel (Eier), Zucker, Erdnußöl, Kakaosnüsse, auch Agar-Agar und edlere Schwalbennester über die Hauptstadt Kiangschou (s. d.) mit dem Hafen Hoichau, der indes mehr und mehr verlandet; besser ist Zululian im S., dessen Umgegend indes nur einige Waldprodukte liefert. Die Einfuhr bringt hauptsächlich Baumwoll- und Holzwaren, Opium, Petroleum, Reis, Mehl, Bohnen und Erbsen. Ausfuhr 1901: 2,295,891, Einfuhr: 2,107,695 Taelen = Taels; Schiffverkehr 1901 rund 2,300,000 Ton., darunter 300,000 T. deutsche Schiffe. Die Insel bildet den Bezirk Kiangschou und zerfällt in drei Abteilungen: Tantschou im NW, Jaitichou im S. und Wansichou im SO. In den letzten Jahren haben sich die Franzosen der Erforschung von *S.* mehr zugewendet. Vgl. Scott, Land und Leute auf *S.* (deutsch, Jist 1885); F. Hirsh, Chinesische Studien, Bd. 1 (München, 1890); El. Radrolle, L'empire de Chine. H. et la côte continentale voisine (Par. 1900).

Sainan (Sainan), Stadt im preuß. Regbez. Viegny, Kreis Goldberg-*S.*, 153 m ü. M., an der Schnellen Deichs und der Staatsbahnlinie Sommerfeld-Viegny, hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Synagoge, Blücherdenkmal, Amtsgericht, Handweberei, Metallwaren-, Papier-, Kunststein-, Holz-, Glas-, Leder-, Hauttierfell- und Kunstbäugerfabrikation, Getreidemühle und (1900) 10,142 Einw., davon 1901 Katholiken und 114 Juden. In der Nähe die Baummannsdorfer Höhe mit Dentmal für das siegreiche Heerestreffen der Kreuzen unter Blücher gegen die Franzosen unter Napoleon 26. Mai 1813.

Sainant (franz., spr. Sain), der Hennegau (s. d.). **Sainbische** (Sainbische), Pflanzengattung, s. Lianla.

Sainbuche (Hornbaum, Carpinus L., betula Tafel »Sainbuche I und II«), Gattung der Dieruaceen, Bäume und Sträucher mit spanntrüdigem Stamm, einfachen, längs der Seitennerven gefalteten Blättern, einständigen weiblichen Blütenständen an Langtrieben, einständigen männlichen an blattlosen oder armbliättrigen Kurztrieben und aufstäriger, längsgruppiger, einsamiger Frucht mit dreispaltiger, offener Fruchthülle. Man kennt zwölf Arten in Mittel- und Südeuropa, Mittel- und Ostasien und im atlantischen Nordamerika bis Mexiko. Die *S.* (Hagebuche, Weißbuche, Zuchbaum, C. betulus L.), ein schöner, 20–30 m hoher Baum mit deutlichen, den Stamm etwas spiralförmig umziehenden Längswulsten, schwachen, meist sehr langen, aufwärts gerichteten Ästen und Zweigen, hell silbergrauer, meist sehr glatter Rinde, dachennähnlichen Blattflächen, kurzgestielten, elliptischen, fast lahlen, (scharf doppelt gesägten, parallelstreifigen Blättern, mit der Belaubung ercheinenden, unansehnlichen Blüten und von den Reizhähnen gekrönter Äug. Die Wurzel verläuft flach im Boden. Die *S.* findet sich in Deutschland und den Nachbarländern, ist schon in der Schweiz selten und fehlt jenseit der Alpen und Pyrenäen, anderseits geht sie durch Rußland bis zum Kaukasus und bis nach Persien; sie verlangt denselben Standort wie die Buche, ist aber etwas genügsamer und gedeiht auch auf trockeneren Boden. Sie wächst in der Jugend lange buschig und trägt frühzeitig und reichlich Samen, der

Hainbuche I.



Hainbuche (Weißbuche, Hornbaum, *Carpinus Betulus*).
(Nach Zeichnung von E. Heyn in Roßmüllers „Der Wald“.)

Hainbuche II.



Hainbuche.

1. Zweig mit männl. (a) und weibl. (b) Blütenkätzchen. — 2. Männl. Blüte. — 3. Zwei weibl. Blüten. — 4. Fruchtkätzchen. — 5. Reife Frucht mit Hüllschuppe. — 6. ohne Hüllschuppe. — 7. Querschnitt. — 8. Keimpflanze.

häufig erst im zweiten Frühjahr leimt. Sie erreicht ein Alter von 300—400 Jahren, geht aber auf trockenem, heißem Standort im Alter von 80—100 Jahren zurück. Von Krankheiten und Feinden hat sie kaum zu leiden, auch nicht durch Späthfröste. Die H. bildet bei uns selten reine, geschlossene Bestände, wohl aber öftlich von der Buche, wo sie an die Stelle der Rotbuche tritt. Sie liebt mehr die Borberge und das Hügel- als das Gebirge, geht im Harz bis 400, im Hainrichs-Wald bis 700, in den Bogen bis 800, in den Alpen bis 1100 m. Schatten ertragen und von jäher Ausdauer, findet sie sich überall einzeln in die Laubwälder eingestreut. Unempfindlich gegen periodische Überschwemmungen, gedeiht sie besonders gut in Nutsniederungen und Baldauern mit frischem oder feuchtem Boden, steht jedoch sauren Boden und stauende Wäse. An trocknen Kalkböden gedeiht sie im Niederwaldbetrieb mit kurzem Antriebe oft von allen Laubhölzern allein. Ihre bedeutende Ausdehnungsfähigkeit und die Fähigkeit, Abenteurer zu treiben, macht sie zur Fällung der Läden in Niederwäldern sehr geeignet. Ebenso gibt sie gute Feden. Für den Anbau erzieht man junge Pflanzen im Saatkamp und verpflanzt sie mit 4—6 Jahren ins Freie, da Freisaaten sehr durch Graswuchs leiden. Die dreijährigen Pflänzchen versetzt man in den Pflanzkamp, wo sie bis zur Verwendung im Freien verbleiben. In manchen Gegenden werden ständige Weidflächen u. dgl. mit Hainbuchen im Koppfholzbetrieb besetzt. Man pflanzt dann in einer Entfernung von 5—8 m zwischen den einzelnen Stämmen starke Hainbuchenpflanzen (Heister), die man alle 6—8 Jahre köpft, und gewinnt, ohne den Graswuchs wesentlich zu beeinträchtigen, eine bedeutende Menge geringen Brennholzes. Das Holz ist sehr hell, fast weiß, mit deutlichen, vielfach ausgeboigten Jahresringen und 3 L. sehr breiten, dabei äußerst feinen und meist in Gruppen dicht zusammengesträngten Markstrahlen. Es ist dicht, fest und schwer (daher der Name), sehr schwerspalzig und im Trocknen sehr bauerhaft. Auch nimmt es gute Politur an. Man benutzt es zu Maschinenenteilen, Hoken, Keilen, Stielen für Werkzeuge u.

Hainbuchenspinner, f. Bauenaue.

Hainbund, f. Göttinger Dichterbund.

Hainburg, Stadt in Niederösterreich, Bezirksk. Bruck a. d. Leitha, nahe der ungarischen Grenze, am rechten Ufer der Donau, an der Linie Bruck-H. der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, hat alte Mauern mit Toren und zwei Türmen, ein Rathaus mit einem römischen Altar, eine Burgruine (auf dem Hain- oder Schlossberg), ein Bezirksgericht, eine Violoncello-Schule, eine große ararische Tabakfabrik (2300 Arbeiter), eine Dampfzäge und 1900 8225 Einw. — An der Stelle der heutigen Stadt H. standen im Altertum Wortwerke der Keltenstadt Carnuntum (f. d.). Aus dem römischen Altertum stammt eine Wasserleitung. Die genannte Burgruine wird für die im Mittelaltersiege genannte Heimburch, die Grenzfestung des Sonnenlandes, gehalten. Sie wurde 1043 von Kaiser Heinrich III. den Ungarn entzogen und hier eine deutsche Kolonie angelegt. 1260 erlitten bei H. die Österreicher über die Ungarn einen Sieg; 1477 wurde die Stadt von den letztern betagert und 1482 von Matthias Corvinus erobert. Am 7. Juli 1683 wurde sie von den Türken zerstört. 1827 brannte sie fast ganz ab. Bgl. Rauer, Geschichte der Stadt H. (Deutsch-Altenburg 1894).

Haindorf, Dorf in Böhmen, Bezirksk. Friedland, 370 m ü. M., am Fuße des Jäegergebirges, an der

Wittig und den Friedländer Bezirksbahnen, hat ein Franziskanerkloster, eine Wallfahrtskirche (mit einem schon 1211 verehrten Marienbild und der Familien-gruft der Grafen Lam-Gallas), eine Baumwollspinnerei und -Weberei, Porzellan- und Papierfabrikation, Drechlerei und 1900 3063 deutsche Einwohner. H. und das östlich gelegene Dorf Weizbach (mit Baumwollspinnereien, Weberei, Holzindustrie und 2350 Einw.) mit dem Wittigshaus (841 m) sind Ausgangspunkte von Ausflügen in das Jäegergebirge. Nördlich der Badeort Liederbach (f. d.).

Haine (ne. der), Fluß in der belg. Provinz Hennegau, entspringt bei Anderlues, 183 m hoch, fließt nach W. und mündet nach 70 km langem Lauf in Frankreich unterhalb Combe rechts in die Schelde. Sie nimmt links die Trouille und den Cogneau auf und ist durch Schleusen schiffbar.

Hainel, f. Hahnrei.

Hainen, f. Hainwaldbetrieb.

Hainetal, Dorf in der sächs. Kreisk. Bautzen, Amtsh. Zittau, an der Randau und der Staatsbahnlinie Elbau-Scheide, hat eine evang. Kirche, Schloß mit Park, Pappenzabrik, Baumwoll- und Haarseidweberei und 1900 2535 Einw. In der Nähe liegt der Breitenberg (509 m) mit Standbild des Kaisers Friedrich III.

Hainfeld, Marktflecken in Niederösterreich, Bezirksk. Lilienfeld, 461 m ü. M., an der Wälden und der Staatsbahnlinie Leobersdorf-St. Pölten, Sitz eines Bezirksgerichts und desbiede Sommerfrische, hat eine alte Kirche, starke Eisenindustrie (Heilen, Kegel, Werkzeuge, Schloßer, Achen), Kollergeschleifabrik, Sägemühlen und 1900 2351 (als Gemeinde 3778) Einw. Südlich das Ramsfautal mit der Sommerfrische Hamsfautal (648 m) und der Unterberg (1841 m), südwestlich das Halbachthal mit dem Dorf Kleinzell (1270 Einw.) und dem Luftkurort Salzbad.

Hainhofer, Philipp, Patrier, Künstler, Kunstbändler und Agent in Augsburg (1678—1647), der Vertrauensmann mehrerer deutscher Fürsten, denen er Kunstwerke verkaufte oder solche anfertigen ließ. Unter seiner Leitung und nach seinem Entwurf entstand eine der hervorragenden kunstgewerblichen Leistungen des 17. Jahrh., der sogen. pommerische Kunstschrant, der 1612—17 für Herzog Philipp II. von Pommeren angefertigt wurde und sich jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Berlin befindet. Bgl. Döring, Des Augsburger Patriers Phil. Hainhofers Beziehungen zum Herzog Philipp II. (Korrespondenzen, Wien 1894) und »Reisen nach Innsbruck und Dresden« (in den Quellenchriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik, neue Folge, Bd. 10, das. 1901).

Hainholz, ehemaliges Dorf, jetzt der Stadt Hannover einverleibt.

Hainich, reichbewaldeter Höhenzug im westlichen Thüringen, zwischen der Berka und obern Unstrut, schließt sich im N. an das Plateau des Eichsfeldes an, fällt nach W. hin steil, nach D. allmählich ab, zieht sich nach SO. bis an die Leine und erreicht in der Alten Burg eine Höhe von 473 m.

Hainichen, Stadt in der sächs. Kreisk. Leipzig, Amtsh. Döbeln, an der Kleinen Striegis und der Staatsbahnlinie Niederweitz-Kohle, hat 2 evang. Kirchen, einen schönen Park, Denmal Gellerts, Technikum, Handelsschule, Volksschule, Amtsgericht und 1900 7932 fast nur evang. Einwohner. H. hat bedeutende Spinnerei und Weberei (für alle Arten von Flanellen, Moltons, Lamas u.), Bleicherei und Färberei; ferner Fabriken für Herstellung von Holzpflan-

tasiwaren, Nadeln, Holzwaren, Leder, Lederlad, Ebenille und Blüsch. Die Ausfuhr der dort hergestellten Lebewerke geht die Orlasen, Australien und Südamerika. Ein Steinkohlenlager tritt zutage, wird aber nicht abgebaut. H. ist Geburtsort des Dichters Gellert.

Hainleite (Hagel eite), Bergkette in Thüringen, schließt sich an den Nordrand des Ecksfeldplateaus, den Rin. an, zieht sich 40 km in südöstlicher Richtung zwischen Wipper und Helbe bis an die Unstrut und endet mit der Sachsenburg, die hier mit dem jenseit des Flusses sich fortsetzenden Zug der Schmelde die »Thüringische Warte« oder »Sachsenlücke« bildet. Der Zug wird von dem tiefen und romantischen Tal der Wipper durchbrochen; der nordwestliche Teil bildet ein nach N. steil abfallendes, nach der Helbe sanft abgedachtes Plateau, der südöstliche dagegen einen Kamm. Der höchste Punkt ist die 464 m hohe Wetterburg, bekannter aber der ausgedehnte Höhen, 433 m hoch, südlich bei Sonderhausen. S. Karte »Braunschweig u.«.

Hainrecht, s. wie Hainleite (s. d.).

Hainberg, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Dresden, am Zusammenfluß der Rote und Wilden Weichsel, Knotenpunkt der Staatsbahnhöfen Dresden-Elbmitz und H.-Kipsdorf, 187 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Papierfabrik, Tischschloßfabrik, Schmiedelege, Möbel- und Wäschmenschärfabrik, Kunstseide, Bierbrauerei und (1900) 1637 Einw.

Hainfische, s. wie Hainleite, f. Luzula.

Hainpach, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Schludenen, an der Böhmisches Nordbahn, hat ein Bezirksgericht, ein Schloß mit Park, eine Bierbrauerei, Fabrikation von Knöpfen, Bändern und Gummiwaren, Erzeugung von Kunstblumen und (1900) 3021 deutsche Einwohner.

Hainich, s. lautl. Volksstamm, f. Verniocher.

Hainphong, Haupthafen der franz. Kolonie Tongking, unter 20° 52' nördl. Br., am Cam, einem der Mündungsarme des Songhoi, 10 km vom Meerbusen von Tongking und 93 km von Hanoi, fann Kriegsschiffe von 4 m Tiefgang aufnehmen; (1900) 16.088 Einw., darunter 5000 Chinesen. Der Handelsverkehr ist in schnellem Wachsen. Eine Eisenbahn nach Hanoi ist kürzlich vollendet.

Haircord (engl., fr. M.-sch., »Haar Schnur«), gestreifter Baumwollentoff, der in regelmäßigen Abständen dicke Fäden (3—4fache) enthält, die dem Stoff ein geschwürtes Aussehen geben.

Haireddin, türk. Staatsmann, f. Chaireddin.

Hairochen, f. Rochen.

Hair-seals (spe. har-sses), f. Robben.

Haiterbach, Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold, 505 m ü. M., hat eine evang. Kirche und (1900) 1726 evang. Einwohner.

Haitiao, f. Agar-Agar.

Haiti (Haiti), mit dem spanischen, in der Handelswelt gebräuchlichen Namen Santo Domingo, früher auch Hispaniola genannt, nächst Cuba die größte, reichste und schönste der Großen Antillen (s. d. und Karte »Westindien«), zwischen 17° 37' (Kap Beata) bis 19° 57' nördl. Br. (Kap Mabeta) und 68° 21' (Kap Engaño) bis 74° 30' westl. L. (Kap les Trois), bis 638 km lang und 264 km breit, enthält mit den kleinen Nebeninseln Tortuga, Gonave, Beata, Saona u. 77.258 qkm mit 1,5 Mill. Einw. Im O. wird H. durch die 110 km breite Windwardpassage von Puerto Rico, im W. durch den Kanal von Jamaika (Windwardpassage) von Cuba (87 km) und Jamaika

(185 km) getrennt. Durch die nach einer eingelagerten Nebeninsel benannte große Bucht von Gonave gliedert sich H. im W. in zwei Halbinseln, von denen die längere (90 km) nordwestliche gegen Cuba gerichtet ist und in dem Kap d'Azou endigt, die kleinere und längere (230 km) südwestliche aber auf Jamaika west und in die Vorgebirge von Dame Marie und Tiburon ausläuft. Ebenso schneidet die nabezu in Rechteckform von O. her einziehende Samanabucht eine samale Nordosthalbinsel von dem Hauptkörper der Insel ab, die Bucht von Reiba im S. aber eine breite, unvollkommene Südhafensinsel. Als Naturhäfen sind der durch Korallenbänke geschützte Golf von Port-au-Prince sowie die Bucht von Gonave im W., die Buchten von Azou, Kap Haitien, Liberté, Puerto Plata, Santa Barbara im N., von Santo Domingo (die Oyamantübing), Jacmel, Aquin und Au Capes im S. wichtig. — H. ist sehr ergrübt und bildet den Kern der Antillengebirde (s. Westindien). Das Hauptgebirge, in seinem höchsten Teile Cibaogebirge genannt und im Monte Entre los Rios 2440 m, im Pico de Jacu 2955 m, im Pico Tina 3140 m hoch, durchzieht die Insel vom Kap d'Azou bis zum Kap Engaño, so daß die Sierra Roaia auf Cuba als seine westliche, die Cordillere von Puerto Rico als seine östliche Fortsetzung erscheint. Nördlich davon liegt die vom Jacu und Yuma bewässerte, bis auf die Steinschotterterrace Desplado sehr fruchtbare Talebene von Santiago (die »Bega Real«) und jenseit derselben das nördliche Küstengebirge: die Sierra de Monte Cristi, im Diego de Campo 1220 m hoch und im Kap Samana endigend. Eine andre hohe Parallelkette, im Mont la Motte 2225 m und Mont la Selle 2712 m, begleitet das Cibaogebirge im S., von dem Kap Dame Marie bis zur Bucht von Reiba und in der Verlängerung der Blue Mountains von Jamaika. Dazwischen liegt ein merkwürdiges abflachendes Längental mit den beiden Salzseen Laguna del Fondo und de Enriquillo. Die ausgebeuteten Talebenen am Artibonite, an der Riviere Plancha, am Rio Oyama u. a. sind z. T. von Savannen eingenommen. Außerordentlich fruchtbar sind aber zahlreiche kleinere Flußtäler. Artibonite und Yuma sind in ihren Unterläufen schiffbar. Im Cibaogebirge sind Granit, Gneis, Glimmer- und Chloritschiefer, Quarzit, Diabas, Diorit weidbreitete Gesteine sowie daneben frühtertiäre, an Fossilien reicher Kalkstein, Sandstein und Konglomerat. Die Fußhänge des L. mächtige junge Flußschotteranhäufungen, die Gold führen. In den Küstengebirgen findet sich junger Korallenkalk und Muscheldreie in beträchtlicher Höhe, die Hauptbergmassen bestehen aber auch aus frühtertiärem Kalkstein und eozäischem Konglomerat sowie aus Schiefer und Quarzit mit Kupfer-, Silber- und Eisenerzlagerstätten (bei Puerto Plata, Jacmel). Auch Steinsalz, Braunkohle und Petroleum (bei Azou) kommen vor. Während der Goldminenbau in der Zeit von Petrus Martyr hoch im Schwange stand, liegt das gesamte Bergwesen gegenwärtig demnach gänzlich da. Die Klima ist heiß und feucht, auf den Bergen herrscht ein ewiger Frühling. Jahresmitteltemperatur in Port-au-Prince: 26,0°, kältester Monat 24,4°, wärmster (Juli und August) 27,7°, mittlere Jahresextreme 31,4° und 21,2° (absolute 38° und 13,6°). Regenmenge 156 cm. Große Trockenzeit von November bis März, Hauptregenseit April und Mai, kleine Trockenzeit (nur verhältnismäßig trocken) Juni und Juli, von August bis Oktober kleinere Regenzeit, regelmäßige Gewitter von Mai bis Oktober (115 Ge-

witter« und 153 Regentage). Feuchter ist die dem Passatwind unmittelbar ausgelegte Nordküste, an der die Regenzeit von Dezember bis April, die Trockenzeit von Mai bis September dauert und Kap Haitien 225, Sanche 206 cm Regenhöhe verzeichnet. An der Südküste treten im Sommer heftige Orkane auf. In seinem Vegetationscharakter weicht H. nicht sehr von den übrigen Antillen ab (vgl. Cuba und Jamaika). Wäldungen, reich an tropischen Formen, bedecken die Insel bis zum Gipfel der Berge. Aromatische Croton-Arten, Kakteen, Kimojos und Guavensträucher wachsen auf den felsigen Böden der dürrten, vom Passatwinde nicht getroffenen Bergabhänge, die reich besiedelten Hänge und Täler tragen Baumwollbäume (*Eriodendron afracinuosum*), Königs-palmen (*Oreodoxa regia*), Fächerpalmen (*Sabal umbraculifera*), Mahagoni (*Swietenia mahagoni*), Flammenbäume (*Poinciana regia*) und zahlreiche Arten vom Lorbeer- und Okeanberrypus, untermischt mit Schlingpflanzen, Epiphyten u. dgl. Der über 1200 m sich erhebende Bergwald ist durch Harndäume charakterisiert sowie durch große Bestände der Antillenformiere *Pinus occidentalis*. Die eigentliche Hochgebirgsregion zwischen 2300 und 2900 m trägt Erisajzen und Gauden des amerikanischen Festlandes. In seiner Tierwelt ähnelt H. Cuba; von einheimischen Säugetieren finden sich aber nur Fledermäuse, Kager, darunter eine Art *Aguti* (*Dasyprocta*), und der auch auf Cuba heimische merkwürdige Spitzrüssel (*Solenodon*), der seine nächsten Verwandten in Madagaskar hat, während diese Form der Insektenfreier in Amerika sonst völlig fehlt. Unter den Eidechsen ragt eine auf S. beschränkte riesige Baumiguane (*Metopocoeros cornutus*) hervor. Seen und Flüsse sind von Raimans befehlt, die Küsten von Krabben und Schildkröten. Mositos sind zahlreich.

In politischer Hinsicht teilt sich H. in zwei selbstständige Republiken: die Regerepublik Haiti und die Dominikanische Republik. Über letztere vgl. den besondern Artikel (Bd. 5, S. 100).

Die Regerepublik Haiti umfaßt die kleinere westliche Hälfte der Insel, 28,676 qkm mit (1901) 1,3 Mill. Einw. (7/10 Neger, der Rest Mulatten und wenige Weiße). Die Städte liegen meist an der Küste, während die Binnenlandbevölkerung vorwiegend in verstreuten Dörfern wohnt. Umgangssprache ist das französische, Staatsreligion die katholische, mit dem Metropolit in Port-au-Prince, einem Bischof in Kap Haitien, doch werden alle andern Religionsbekenntnisse geduldet. Englische und amerikanische Missionare sind mit wenig Erfolg tätig. Der »Baudouin« genannte Geheimkultus der vom großen Teil in ihr altes Heidentum zurückzuführenden Reger ist ein Mischgung von Fetischglauben und katholischem Christentum, mit eignen Priestern (Papa loi), nächsten Organen, Schlangenerewerung, Tier- und gegenseitlichen Menschenopfern u. Das Schulwesen steht auf niedriger Stufe, obgleich es 1888: 606 Nationalschulen (110 für Mädchen) und 24 Privatschulen (16 für Mädchen) gab. Die Schulbevölkerung beträgt man auf 35,000. Von höhern Lehranstalten besitzen 5 Lyzeen, eine medizinische und eine Rechtschule. Die Presse ist durch 27 Zeitungen vertreten. Der primitiv betriebene Landbau erzeugt namentlich Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Reis, Sohlen, Erbsen, Maniok, Yam, Bataten. Wein kommt nur als Schalenpflanze vor. Die Viehzucht ist unbedeutend, doch sind Kinder und Schweine, auch veredelte, zahlreich. Die Forstwirtschaft der an Farb-, Bau- und Schmutz-

hölzern reichen Wälder ist ganz vernachlässigt, die jährliche Ausfuhr beträgt 300,000 Doll. Noch schlechter steht es mit dem Bergbau. Schwefelhaltige Thermalquellen sind zahlreich. Neben den netzreichen Rassen und Gewächsen besitzen noch altfranzösische und englische: die Kuna und das Jaro, 1 Gaballaria zu 10 Garreau = 12,996 Gellar, 1 Gallon zu 2 Föls = 3,725 Lit., der Limalal = 48,96 kg. Grundlage der Landeswährung ist nach einem Gesetze vom 28. Sept. 1880 die Gourde oder der Dollar zu 100 Centimes = 4,06 Mk. Gold wie Silber; aber diese Währung wird einesteils durch Noten der Nationalbank, andernteils durch nordamerikanisches Kleingeld vertreten. Die Industrie ist äußerst gering. Der Handel, der nach Aufhebung der Sklaverei mit der Produktion gewaltig fiel, hat sich in den letzten Jahren gehoben; 1901 betrug die Einfuhr 5,5 Mill., die Ausfuhr 12,78 Mill. Doll. (58,1 Mill. Föls Kaffee, 4 Mill. Föls Kakao, 2,2 Mill. Föls Baumwolle, Mahagoni, Häute, Honig, Wachs, Gummi). Dem auswärtigen Handel geöffnet sind: Port-au-Prince, Jacmel, Kap Haitien, Gonaives, Petit-Gouave, St. Marc, Aux Cayes, Jérémie, Port-de-Paix, Miragoane und Aquin. In dem Haupthafen Port-au-Prince verkehrten 1900: 183 Schiffe von 285,092 Ton., in Aux Cayes 1901: 168 Schiffe von 191,240 T. und in Kap Haitien 1901: 169 Schiffe von 187,867 T., vor allem mit Hamburg und New York. Eine einzige 16 km lange Eisenbahn führt von Kap Haitien nach Grand Rivière; unterseische Kabel verbinden Le Role-St. Nicolas mit Puerto Plata (Dominikanische Republik) und Santiago de Cuba. Die Post beförderte 1887 durch 31 Anker 306,043 Briefe und Postkarten und 174,853 Drucksachen und Warenproben. Nach der Verfassung vom 9. Okt. 1889 steht an der Spitze der Verwaltung ein von den beiden zur Nationalversammlung vereinigten Kammern auf 7 Jahre gewählter Präsident, dem fünf Minister zur Seite stehen. Der Senat zählt 39 auf 6 Jahre teils vom Hause der Gemeinden gewählte, teils vom Präsidenten ernannte Mitglieder, die sich je zu einem Drittel alle 2 Jahre ergänzen, das Haus der Gemeinden 95 direkt von allen 21 Jahre alten Einwohnern auf 3 Jahre gewählte Abgeordnete. Beide sind den drückendsten Beschränkungen (Verbot des Grundbesitzes, hohe Steuern u.) ausgelegt. Für die Rechtspflege bestehen ein Kassationstribunal in Port-au-Prince, 6 Bezirksgerichte und 5 Handelsstridunale. In Verwaltungsgeworden wird der Staat in 5 Departements eingeteilt. Hauptstadt ist Port-au-Prince. Die Finanzen, früher in jämmerlichem Zustand, haben sich etwas gebeßert. Nach dem Budget für 1901/02 betragen die Einnahmen (Eink- und Ausfuhrzölle) 4,409,318 Doll. Papier und 2,917,435 Doll. Gold, die Ausgaben 4,422,816 Doll. Papier und 2,918,490 Doll. Gold; die öffentliche äußere Schuld 12,567,964 Doll., die innere Schuld 4,737,783 Doll. Papier und 10,655,502 Doll. Gold. Die Armee ergänzt sich durch Konfiskation (7 Jahre) und Freiwillige (4 Jahre) und zählt 6828 Mann (darunter 650 Garde mit 10 Generalen, 1978 Genarmen). Der Gemacht befehlt aus 3 eisernen Schraubendampfern und einem Stahlfanonendoot. Das Wappen zeigt eine mit der Freiheitsmütze besetzte Palme hinter und zwischen Kanonen, Kanonen und sonstigen militärischen Emblemen. Auf dunkelrotem Bande die Devise: L'UNION FAIT LA FORCE (s. Tafel »Wappen III«, Fig. 3). Die Landesfarben sind Blau, Rot. Die Flagge s. auf Tafel »Flaggen I«.

[Geschichte.] H. (=Vergland= in der Sprache der Kleinwobner) wurde 6. Dez. 1492 von Christoph Kolumbus entdeckt und Española (=Kleinspanien=) genannt. Die Insel war damals von einem harmlosen Indianervolk bewohnt, das unter einer Menge kleiner Häuptlinge oder Kaxilen stand. Nach Gold fahrend, besuchte Kolumbus verschiedene Küstenplätze und errichtete in der Nähe von Punta Santa ein kleines Fort, La Navidad, worin er eine Besatzung von 40 Mann zurückließ. Bei seiner Rückkehr nach H. 28. Nov. 1493 fand er jedoch das Fort in Trümmern. Die Spanier legten darauf im Osten des Kap Monte Cristo die Stadt Nabebla an, von wo aus sie sich in den Besitz der reichen Goldminen von Cibao setzten. Bald darauf entstand an der Mündung des Flusses Oyama eine neue Stadt, Santo Domingo, welche die Hauptstadt der Insel wurde und derselben später ihren Namen gab. Die Insel, deren Goldminen anfangs durch Eingeborne, dann durch Kariben von den Bahamainfern, nach 1528 auch durch sächsische Bergleute und schließlich durch afrikanische Negerflaven betrieben wurden, war im 16. Jahrh. der Mittelpunkt des spanischen Kolonialreiches, der Sitz der ersten Bischofs- und der obersten Behörden. Im 17. Jahrh. sank ihre Bedeutung, besonders war für das Gedeihen der Kolonie die Festsetzung der Vulkanier oder Silberflaver (s. d.) auf der Insel Tortuga (1630) sehr nachteilig. Zwar wurden sie endlich von da vertrieben, aber ein vorwiegend aus Franzosen bestehender Überrest derselben siedelte sich als Pflanzer auf der menschenleeren Nordküste von H. an und stellte sich unter den Schutz Frankreichs, das im Frieden von Rijswijk 1697 den ganzen westlichen Teil der Insel abgetreten erhielt. Dieser, Saint-Domingue genannt, entwickelte sich durch die rastlose Tätigkeit der Franzosen im Plantagenbau zu hoher Blüte und zählte 1788 auf 28,000 qkm 455,089 Einw. (27,717 Weiße, 21,808 Farbige und 405,564 Sklaven), während der spanische Teil 1790 auf 45,000 qkm 125,000 Einw., darunter nur 15,000 Sklaven, zählte.

Während in dem spanischen Anteil, wo vorwiegend Viehzucht betrieben wurde, Weiße und Farbige gleiche Rechte genossen und die Sklaven patriarchalisch wohlwollend behandelt wurden, führte der Plantagenbetrieb im französischen H. zu scharfen Gegensätzen. Nur die Weißen waren im Besitz aller Rechte, die Farbigen, obwohl sich reiche und angesehene Männer unter ihnen befanden, waren fast rechtlos; beiden gegenüber stand eine achtlos übermäßig von Negerflaven, die nur durch brutale Strenge niedergehalten wurden. Schon vor der französischen Revolution strebten die Farbigen nach Gleichstellung, die Freunde der Schwarzen nach Verbesserung der Lage der Sklaven; doch führte erst die schwankende Politik der gegenseitigen Versammlungen zu ernstlichen Unruhen. 1790–91 erhoben sich die Neger unter Ogé im Norden, wurden aber rasch wieder unterworfen. Erst als Katalpisten und Republikaner unter den Kreolen sich beschleuten, wiederholten sich im August 1791 die Negeraufstände und führten mit Hilfe der Spanier zur Losreißung der nördlichen Bezirke unter Jean François und Jean Bissau. Auch der Süden erhob sich, dort aber handelte die Farbigen an der Spitze; ihr Führer, André Rigaud, verständigte sich mit den Behörden, nachdem der Konvent zum dritten Male die Gleichstellung der Farbigen mit den Weißen ausgesprochen. Nun rebellierten aber die Kreolen und bedrohten die Behörden von Süden und Osten her mit Hilfe Englands. Aus dieser Not suchte der Gouverneur Rettung,

indem er, um die Schwarzen für sich zu gewinnen, die Sklaverei aufhob. Der Norden zwar beharrte auch jetzt in seinem Widerstande, dagegen scharte sich eine loyale Negerpartei um Toussaint l'Ouverture, und dessen Führrerungsgeschick und Organisations Talent führte einen Umschwung herbei. Der Norden erlag, als der Friede von Basel (1795) auch den spanischen Anteil unter französische Herrschaft brachte; 1798 wurden die Engländer verdrängt, 1800 der Herrschaft der Farbigen ein Ende gemacht. Damit war Toussaint, wenn auch nominell unter französischer Oberhoheit, tatsächlich unumschränkter Gebieter der ganzen Insel. Er suchte die Kassen miteinander auszuwöhnen, die Kulturen wieder in Aufnahme zu bringen und den Reichtum der Insel zu alter Blüte zu heben. Da schickte Napoleon den General Leclerc mit 25,000 Mann nach H., der Toussaint in das Innere zurücktrieb und zur Ergebung zwang, worauf er 1802 nach Frankreich geschickt wurde. Da aber die weißen Pflanzer nun die Sklaverei wiederherzustellen suchten, brach der Aufstand unter dem Negergeneral Dessalines von neuem aus; die französischen Truppen wurden durch Krankheiten aufgerieben, und im November 1803 mußte Rochambeau die Insel räumen.

Dessalines ließ sich 8. Okt. 1804 unter dem Namen Jakob I. zum Kaiser ausruhen und gab 20. Mai 1805 eine neue Verfassung, doch wurde er schon 1806 durch eine Verschwörung unter dem Neger Christophe und dem Mulatten Belien gestürzt. Aber nun kam die Feindschaft zwischen den Mulatten und den Negern zum Ausbruch. Während dieses Kampfes überlebten die Spanier ihren Anteil an der Insel wieder. 1808 trennte sich die französische Hälfte in eine Mulattenrepublik mit Belien als Präsidenten im Süden und in den Negerstaat unter Christophe im Norden; ein 10 Stunden breiter unbebauter Landstrich bildete die Grenze. Christophe verwandelte 1811 den nördlichen Staat in eine erbliche Monarchie und ließ sich unter dem Namen Heinrich I. zum Kaiser krönen; das neue Staatsgesetzbuch (Code Henri) und der europäischen Vorbildern nachgeahmte Hofstaat standen zu der Kleinheit des Staates in lächerlichem Gegensatz. Auch Belien gab der Mulattenrepublik 2. Juni 1816 eine Verfassung (Abichaffung der Sklaverei, Pressfreiheit u. dgl.). Nach seinem Tode (27. März 1818) folgte General Boyer als Präsident. Als im September 1820 im Norden ein Aufstand ausgebrochen war und der Negerkaiser sich 8. Okt. erschossen hatte, vereinigte Boyer 26. Nov. 1820 beide Teile des französischen H. zu einer einzigen Republik, der sich 1822 auch der spanische Anteil der Insel anschloß, nachdem er sich 1821 wieder von Spanien losgerissen hatte. Die Republik wurde auch von Frankreich anerkannt, nachdem H. den ehemaligen Plantagenbesitzern 1825 eine Entschädigung zugesichert hatte. 1842 wurde H. von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht, das einige Städte fast vernichtete. Boyer wurde 1843 durch eine von den Mulatten Dumessie und Rivière geleitete Verschwörung gestürzt. Doch weigerte sich der Osten, die neuen Machthaber anzuerkennen. Als trotzdem Rivière das Staatsruder übernahm, brach im August 1843 im Osten ein Aufstand aus, und Santo Domingo erklärte sich für eine selbständige Republik (s. Dominikanische Republik (Geschichte)). Rivière versuchte zwar den Osten mit Gewalt wieder zu unterwerfen, doch wurde er 9. April 1844 bei Santiago geschlagen. Gleichzeitig empörten sich in H. die Neger gegen die Mulatten und verdrängten unter mehreren rasch wechselnden

Präsidenten auch diese fast ganz von der Insel. Erst Präsident Riché, ein fast 70jähriger Mann, aber noch von hoher Thatkraft, stellte den Frieden auf der Insel wieder her, starb aber schon 27. Febr. 1847.

Mit dem nun zum Präsidenten gewählten General Faustin Soulouque (f. d.) kam zuerst die roheste und den Weihen feindliche Partei der Schwarzen an das Ruder. Im März 1849 machte Soulouque einen Einfall in Santo Domingo; indes in der Schlacht vom 22. April 1849 behaupteten die Dominikaner unter General Santana das Feld, und Santana wurde dem westlichen Staat ein Ende bereitet haben, wenn ihn nicht ein Aufstand nach Santo Domingo zurückgerufen hätte. So konnte Soulouque unbehelligt abziehen und sich 26. Aug. 1849 zu Port-au-Prince zum Kaiser ausrufen lassen. Als Faustin I. ordnete er sein Reich ganz nach Napoleonschem Vorbild und umgab sich mit einer glänzenden Kaisergarde. Das Ausland reizte er durch Monopolisierung des Handels und hohe Steuern, die er den auswärtigen Kaufleuten auflegte. Im Innern herrschte er willkürlich und grausam. Trotz der Erfahrungen von 1849 unternahm er 1850 einen neuen Krieg gegen Santo Domingo, erlitt aber 9. Oct. wiederum eine Niederlage in den Bergen von Manica. Obwohl die Mächte die Einstellung der Feindseligkeiten erzwungen hatten, begann er Ende 1855 einen dritten Krieg und fiel mit 18,000 Mann in Santo Domingo ein, wurde aber 22. Dez. in der Savanne von San Thomé gänzlich geschlagen. Er ließ hierauf zwar mehrere Offiziere wegen angeblichen Einverständnisses mit Santo Domingo erschießen, erlitt aber 24. Jan. 1856 in der Großen Savanne (Sabana larga) eine zweite Niederlage und mußte auf Verlangen der Mächte mit Santo Domingo Waffenstillstand schließen. 1858 erhob Weisbach in Gonaïves die Fahne des Aufstandes, und Faustins Herrschaft war so verhasst, daß Weisbach schon 15. Jan. 1859 ohne Widerstand in Port-au-Prince einziehen und die Präsidentschaft übernehmen konnte. Politische Verfolgungen vermied er, dagegen wurde die Armee verringert, der frühere liberale Justizrat hergestellt und eine Pötte gegründet. Auch wollte er Reformen einführen, rief aber hierdurch den Widerstand der Neger alten Schlages hervor. 1867 wurde er von der Partei der sogenannten Lizarde (»Eidechsen«) unter Salnave gestürzt, der nach Verdünnung einer neuen Verfassung zum Präsidenten gewählt wurde. Aber schon 1868 erhob sich die Partei der Cacos (»Papageien«, welche die Lizarde fressen); ihr Führer Saget eroberte 1869 Port-au-Prince und ließ 1870 Salnave erschießen. Ihm folgte 1874 General Domingue; da dieser durch Hochthat und Uppresungen allgemeine Unzufriedenheit erregte, so kam es 1876 zu einem Aufstand, infolgedessen 19. Juli General Boisrond Canal zum Präsidenten gewählt, jedoch schon im Juli 1879 durch die Liberalen wieder gestürzt und General Solomon zum Präsidenten erhoben wurde. Dieser regierte verständig und verschaffte dem Land eine ungewohnte Zeit der Ruhe. Doch wurde auch er 1888 durch einen Aufstand in Port-au-Prince gestürzt, bei dem ein großer Teil der Stadt eingeäschert wurde. Nach längeren Kämpfen zwischen mehreren Rivalen benachteiligte sich 1889 General Hyppolite der Herrschaft, aber dessen Regierung erwies sich als eine Reihe von Grausamkeiten und Bluttaten, die an Wahnsinn streiften. Nachdem wiederholt Attentate auf ihn missglückt, mehrere Aufstände in Blut erstickt worden waren, endete Hyppolite 27. März 1896 durch Gift. Ihm folgte der General Sim-Sam, dessen Wirksamkeit

zunächst ruhig verlief, bis zwischen ihm und dem Königreich Differenzen über den Endpunkt seiner Präsidentschaft entstanden. Infolgedessen brach im Mai 1902 wieder ein Bürgerkrieg aus, worin selbst die fremden Schiffe im Hafen von Port-au-Prince verwickelt wurden; auch das deutsche Kanonenboot Panther mußte eingreifen. Erst im Oktober 1902 entschied sich das Kriegsglück für Boisrond Canal, der seitdem als provisorischer Präsident herrscht.

Vgl. Fortunat, *Abrégé de la géographie de l'île d'H.* (2. Aufl., Par. 1894); Tzippenhauer, *Die Insel H.* (Leipzig 1892); Rouzic, *Dictionnaire géographique et administratif universel d'H.* (Port-au-Prince 1892); Saint-John, *H. or the Black Republic* (2. Aufl., Lond. 1889); Jordan, *Geschichte der Insel H.* (Leipzig 1846—49, 2 Bde.); Sandelmann, *Geschichte der Insel H.* (Miel 1856); Rabouin, *Histoire d'H.* (Port-au-Prince 1847, 3 Bde.); Arbovin, *Etudes sur l'histoire d'H.* (Par. 1853—61, 11 Bde.); Vintant-Pradine, *Recueil général des lois et actes du gouvernement d'H.* (bas. 1851—65, 5 Bde.); La Selve, *Histoire de la littérature haïtienne* (Paris 1876); Marcelin, *H. ses guerres civiles, leur causes, etc.* (Par. 1893); Sundt, *Die Schwarzen Republik* (Leipzig 1903); Bowler, *Haiti* (Par. 1889); Firmin, *Haiti* (bas. 1891); Vibert, *La République d'H.* (bas. 1895); Frichard, *Where Black rules White* (Westminster 1900).

Haitien, Le Cap (s. anfang), Stadt, s. Kap Hait.

Haizinger (Haipinger), 1) Anton, Opernsänger (Tenor), geb. 14. März 1796 in Bülbersdorf (Niederschlesien), gest. 31. Dez. 1869 in Wien, war anfangs Schullehrer in Wien, wurde später seiner schönen Stimme wegen vom Grafen Salffy, Direktor des Theaters an der Wien, für die Oper engagiert und fand sogleich bei seinem ersten Auftreten (1821) vollen Beifall. Er bildete sich hierauf unter Salieri weiter aus, gastierte mit Erfolg auf mehreren Theatern und erhielt in Karlsruhe eine lebenslängliche Pension. Die glänzende Epoche seines Künstlerlebens begann mit seinem Auftreten in Paris, wo er neben der Sängerin Schröder-Devrient der deutschen Oper den Ruf erworben hat, dessen sie sich 1828, 1829 und 1830 erfreute. 1850 zog er sich von der Bühne zurück und siedelte nach Wien ab, wo seine Frau und Tochter engagiert waren (f. unten).

2) Amalie, genannt Neumann-S., geborne Rorkadt, Schauspielerin, geb. 6. Mai 1800 in Karlsruhe, gest. 11. Aug. 1884 in Wien, trat schon 1810 auf dem Karlsruher Theater auf, dessen Mitglied sie wenige Jahre später wurde. Nachdem sie sich 1816 mit dem Schauspieler Neumann verheiratet hatte, entwickelte sich ihr Talent für das rezipierende Schauspiel sehr rasch. Auf ihren Kunstreisen, die sie bis nach Paris, London und Petersburg erstreckten, fand sie überall lebhaften Beifall. Nach dem Tode ihres ersten Gatten vermählte sie sich 1827 mit dem Sänger Anton S. (f. oben) und war mit ihm eine Stiebtöchter der Karlsruher Bühne. Ihr eigentliches Fach war das feinere Genre des Lustspiels, worin sie mit dem feinsten gesellschaftlichen Takt zugleich frischen Humor und bei aller Redlichkeit graziösen Geist verband. 1846 nahm sie ein Engagement am Hofburgtheater in Wien an, wo sie bis zu ihrem Tode mit großem Beifall im Rollenfach der komischen Alten wirkte, die sie durch seine Kleinmalerei sehr anziehend zu gestalten wußte. Vgl. »Erinnerungsblätter aus dem Leben und Künstlerleben der Frau A. S.« (Karlsb. 1834). — Ihre älteste Tochter, Luise Neumann, geb. 7. Dez. 1818,

debütierte mit 16 Jahren in Karlsruhe und kam 1839 ans Burgtheater in Wien, dem sie die Ende 1856 angehörte. Infolge ihrer Vermählung (1857) mit dem Grafen Schönfeld schied sie von der Bühne. Sie war besonders hervorragend im Fach der naiven und sentimental Liebhaberinnen, für die sie alle Erfordernisse in reichem Maße mitbrachte.

Hajbú (Haidufenkomitat), ungar. Komitat am linken Tiszaufer, grenzt an die Komitate Jász-N.-Kun-Szolnok, Szeged, Borsod, Szabolcs und Bihar, besteht zum größten Teil aus dem ehemaligen Haidufenbezirk (i. Haiduten), umfaßt 3353 qkm (60,9 CLM.) mit (1901) 223,612 Einw. (meist reformierte Magyaren). Sitz des Komitats, zu dem außer den ehemaligen fünf Haidufenstädten nur 15 Gemeinden, darunter die vollstehende Märkte Balmaž-Ujváros (i. Ujváros), Péleš-Ladány (i. Ladány), Rádubvár (i. d.) und Kaba (i. d.), gehören, ist Debreczin.

Hajbú, 1) H.-Vásárhely (i. d. d.), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Hajbú und Station der Bahn von Debreczin nach Tisza Löl, hat eine städtische reformierte Kirche, ein reformiertes Gymnasium, ein Bezirksgericht und (1901) 26,070 magyarische Einwohner (Reformierte), die Koggen, Tabak- und Wassermelonenbau, Soda- und Salpeterminerie und Strohflechterei betreiben. — 2) H.-Dorog, Großgemeinde und Bahnstation ebenda, mit (1901) 9911 magyarischen, meist griechisch-kath. Einwohnern. — 3) H.-Vadkút (i. d. d.), Großgemeinde ebenda und Station der Bahnlinie Debreczin-Megyerhídja, mit schöner reform. Kirche und (1901) 8935 magyar. Einwohnern (Reformierte). — 4) H.-Ánás (i. d. d.), Stadt mit geordnetem Magistrat ebenda und Station der Bahn von Debreczin nach Tisza Löl, mit reformiertem Unterghymnasium, Bezirksgericht, Bienenzucht und (1901) 15,884 magyar. Einwohnern (Reformierte). — 5) H.-Szodaszló (i. d. d.), Stadt mit geordnetem Magistrat ebenda, Station der Bahnlinie Debreczin-Püspök-Ladány, mit reformiertem Unterghymnasium, Bezirksgericht und (1901) 15,451 magyar. Einwohnern (Reformierte). Alle diese Städte haben bedeutenden Ackerbau und lebhaften Viehzucht.

Haiduten, i. Haiduten.

Hájek von Liebofschan, Benzel, böhm. Chronist, zuerst Pfarrer in Prag, dann Propst in Altublaug, gest. 9. März 1553 in Prag, schrieb in tschechischer Sprache eine Chronik von Böhmen bis 1527, die 1539 vollendet und 1541 in Prag gedruckt wurde (deutsch von Sandel, Prag 1596; lateinisch bösg. von Dobner, das. 1762—82, 6 Bde.), eine vielfach kritische Zusammenstellung von Fakten und Entstellungen mit ultramontaner Tendenz.

Hajnacsó, Burgruine, i. Ujváros.

Hajnit, Emerich von, ungar. Rechtsgelahrter, geb. 6. April 1840 in Pest, gest. daselbst 30. Aug. 1902, von 1873—90 Professor der europäischen und ungarischen Rechtsgeschichte an der Budapester Universität. Er veröffentlichte (in ungarischer Sprache): »Ungarn und das feudale Europa« (1867); »Ungarische Verfassung und ungarisches Recht unter den Arpaden« (1872); »Allgemeine Rechtsgeschichte vom Beginn des Mittelalters bis zur französischen Revolution« (1. Bd. 1875, 4. Ausg. 1896); »Zum Aufhören des persönlichen Erbsystems des Adels auf den Reichstagen« (1873); »Die königlichen Bücher im Zeitalter der aus verschiedenen Häusern stammenden Könige« (1879); »Die Tirnauer Versammlung von 1621 und Freiburgs Eroberung für Ferdinand«;

»Die Juden in Ungarn von 1301—1526« (beide Abhandlungen erschienen unter der Arbeit der ungarischen Akademie); »Die Organisation der ungarischen Gerichtsbehörden und das Prozeßverfahren 1000—1526« (1899). Drei seiner Werke wurden mit dem großen Preis der ungarischen Akademie ausgezeichnet. Dem politischen Leben und der Öffentlichkeit stand er fern. Vgl. die Denkrede von Th. Serey (»Szajados«), 1903, S. 101).

Hajós (i. d. d.), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, südöstlich von Kolocsa, mit einem Luisenloos des Kolocsaer Erzbischofs, Wallfahrtskirche und (1901) 4290 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Hakam, Häupten von Cordoba, i. Hakem.

Hakata, Stadt in Japan, i. Fukuoka.

Hakatsiken, i. Deutscher Chinarotenverein.

Hakelbama (hebr.), der »Blutader« (Matth. 27, 8 und Apostelgesch. 1, 18), wird am Nordabhang des Nidebel Der Abu Lör, südöstlich von Jerusalem, gesucht.

Häkel, eine dem Striden verwandte Wachsenarbeit, bei der man sich nur einer Häkel (Häkel nabel) bedient. Letztere ist ein Stüt aus Metall, Holz, Eisen etc., an dessen etwas stumpfer Spitze sich ein Widerhafen befindet, mit dem die Wäcken gestülpt werden. Das Alter der Technik ist mit Bestimmtheit nicht nachzuweisen. Man darf nach erhaltenen topischen Gräberfunden annehmen, daß sie in Gemeinschaft mit der Strider- und Häkelarbeit schon im 6. Jahrh. n. Chr. geübt wurde; eine allgemeine Verbreitung fand sie erst im Anfang des 19. Jahrh., besonders in Irland, wo man sich demühte, die venedigianische Ketteffspitze darin nachzuahmen. Zur selben Zeit breitete sich die Technik in Nachahmung von Haaken genähten und gestülpelten Spitzen über Deutschland (namentlich Sachsen und Preußen) aus, bis sie schließlich in neuester Zeit durch Häkelarbeiten von Dien. Wändchen (Wagnardise), gewebten Zwischenfäden etc. immer mehr an selbstständiger Vielseitigkeit gewann. Vgl. Heine, Die Schule des Häkelns (4. Aufl., Leipz. 1891); Hochfelden, Das H. (Berl. 1892); Fischbach, Häkel für Häkelarbeit (Frankf. a. M. 1899); Wiesbad. 1898 u. 1899); Dillmont, Die Häkelarbeit (Dornach 1894). Weiteres i. Handarbeiten und Handarbeitsunterricht.

Hakem I., Emir von Cordoba, folgte seinem Vater Nisham I. 796 im Alter von 25 Jahren, hatte infolge seines energischen Auftretens gegen die Annäherung der Westlichen viel mit Empörungen zu kämpfen, die er mit blutiger Strenge unterdrückte. Er starb 822. — H. II., Kalif von Cordoba, Sohn Abd er Rahman III. (i. d.), regierte 961—976. Unter ihm erreichte Cordoba die höchste Blüte; er wahrte die Grenzen, förderte aber hauptsächlich Kunst u. Wissenschaft. Verühmt war die von ihm begründete Bibliothek.

Haken, Adergerät, i. Pfug.

Haken (Kranen, Kaneln, Gräne, Graneln), die beiden stumpfen Endhaken im Oberflügel des Rothmilbes. Sie schließen sich im zunehmenden Alter mehr und mehr ab, erhalten auf der abgeflachten Seite eine bräunliche Farbe und werden zu Schmutzfäden bearbeitet. Beim Dam- und Rothmilb kommen sie nur ausnahmsweise vor. Auch die Endhaken des weiblichen Schwarzmilbes, i. Gewehr.

Hakenbein (Os hamatum), einer der acht Handwurkelfknochen, i. Hand.

Hakenberg, i. Vinum.

Hafenbildung, Zurüchlegen der Plante, des Flügels einer Verteidigungsstellung.

Hakenbüchse (Haken), Feuerwaffe seit Mitte des 16. Jahrh., mit langem Lauf und Luntenschloß, so benannt nach dem hakenförmigen Hohn, nicht nach dem unterhalb am Schott angebrochten Haken (s. Abbildung). Der letztere diente zum Aufnehmen des Rückstoßes beim Auflegen auf eine Mauer u. s. Im Dreißigjährigen Kriege benutzte man in den Boden gesteckte Gabeln als Auflager (Burtelt). Doppelhaken



Hakenbüchse (1425, Zeughaus in Schußhausen).

schoßen Bleifugeln von 100—200 g, ganze Haken solche von 60—100 g, Halbhaken noch leichtere Geshosse. Das Gewicht dieser Waffen schwankte zwischen 5 und 50 kg.

Hakengimpel (Hakenkreuzschnabel, Hakenferndieher, Fichtenhader, Fichtengimpel, Finschpopagai, Parisvogel, Krabdenfresser, *Picicola enucleator* L.), Vogel aus der Familie der Finken und der Unterfamilie der Gimpel (*Pirrhulidae*), ist 20—24 cm lang, 34—36 cm breit, mit gewölbtem Schnabel, hoch übergebogenem Ohrschnabel, kurzen, storken Füßen und mittellangen Flügeln. Die Hauptfarbe ist rötlich, die Kehle heller, die Flügel sind mit zwei weißen Luerbinden gezeichnet. Der H. lebt paarweise in den Wäldungen Nordeuropas, Nordamerikas, Nordasiens und schwärmt im Winter in zahlreichen Schwärmen umher, ist in Mitteleuropa unregelmäßiger Wintergast und gelangt selten in andre Teile Deutschlands. Er ist sehr gesellig, zutraulich, hat eine angenehme Stimme, lebt von Nadelholzapfen und Beeren und legt vier blaue, braun gezeichnete Eier. In der Geselligkeit geht er bald ein.

Hakenfäßer (*Parulidae* M. Lony, *Macroactylis* Latr.), Familie der Käfer, kleine Tiere mit schlanken Beinen, auf der Stirn eingelenkten, meist eiförmigen Fühlern, kleinem, zurückziehbarem Kopf und storken Klauen an den fänglichen Larven. Die H. leben, ohne Schwimmorgane zu besitzen, im Wasser, sie sind auf der ganzen Körperoberfläche oder nur an den Brustseiten mit einem seidematigen Haarkleid bedeckt und vermögen beim Tauchen den ganzen Körper mit einer Luftschicht zu bedecken oder über gewissen Stellen eine Luftblase zu bilden, die ihnen zur Atmung dient. Einige H. leben beständig am Grunde schnell fließender Bäche, andre steigen im Wasser auf und ab und verlossen es jederzeit. Sie nähren sich von abgestorbenen Pflanzenteilen. Die meisten finden sich in Europa und Nordamerika.

Hakenferndieher, s. Hakengimpel.

Hakenkreuz, s. Kreuz (Fig. 14).

Hakenkreuzschnabel, s. Hakengimpel.

Hakenlachs, s. Lachs.

Hakenleiter, s. Feuerleitern, S. 503.

Hakenlitze, s. Crinum.

Hakenmörser (Schotmörser), ehemals kleine, geschäftete Körper mit Luntenschloß, warfen ein- oder zweifündige Hand- (Spiegel-) Granaten gegen 300 Schritt weit.

Hakenpflug, s. Pflug.

Haken schlagen sagt man vom Haken, wenn er durch Absprünge und schnelle Wendungen von den verfolgenden Hunden abgelenkt wird.

Haken Schlüssel, s. Dietrich.

Hakenschnigen, s. wie Artedusiere, s. Arteduse.

Hakenschenkung, Schenkung aller Teile einer Kantonie nach und nach an denselben Stelle.

Hakenschnigen, barbarische Völkung indischer Gatt, die sich freiwillig eiserne, mit Striden an einem hölzernen Halgen befestigte Haken in das Rückenfleisch bohren lassen, um mit dieser durch Hin- und Herbewegen erhöhten Warte die Gottheit des

Niegens, Hungers, der Cholera u. zu versöhnen. Obwohl von den Engländern verboten, fanden solche Qualereien noch 1891 während der Hungerröte statt.

Hakensteine, Bausteine, die in der Ansicht oder im Grundriß hakenförmige Gestalt zeigen. Erstere kommen besonders bei schreitenden Bersteinbögen oder Bögen mit schwachen Widerlagern vor, letztere bei Bersteinverkleidungen von Brückenpfeilern, wo Käufer und Binder zum festen Fall der ersten hakenförmig ineinander greifen.

Hakenstellung, Verteidigungsstellung in Hakenform mit Front nach zwei Seiten. Der Ausdruck ist veraltet.

Hakenstute, eine Stute mit Hakenzähnen (s. d.).

Hakenwürmer, s. Kräper.

Hakenzähne, diejenigen Zähne, die in der bei Säugetieren im Gegensatz zum Menschen vorhandenen Lücke zwischen Schneide- und Backenzähnen stehen. Sie sind bei den Fleischfressern und Schweinen die längsten Zähne, bei den Pflanzenfressern dagegen verkümmert (s. Pferd) oder verschwunden (s. Rind und Schaf).

Haket, s. Kriegsrüden.

Hakim (arab.), »Weiser«, Philosoph; auch s. wie Arzt, namentlich bei den Türken, daher s. »Hochi« (»Cherazi«), der Titel des ersten Arztes des toterlichen Palastes in Konstantinopel; a. l. »Hakim«, einer der 99 Beinamen Gottes, der oft im Koran vorkommt.

Hakim (arab.), »Herrscher«, Bezeichnung des Gouverneurs eines Bezirks oder einer Stadt in Persien und Mittelasien; in der Türkei wird vielfach der Kadi (s. d.) vom Volke s. Essenbi- genannt.

Hakim (E. H. Bismillah), ägypt. Kadi aus dem Hause der Hatimiden (s. d.), 996—1021, ist verurteilt als launenhafter Tyrann, durch dessen widersinnige Verordnungen überall Unordnung einriß und der Verfall der Dynastie eingeleitet wurde. Er war wohl geisteskräftig; selbst wenn man die Verurteilung seiner Regierung als durch geistliche Verdrüssungen entsteht ansieht, muß man ihn des törichten Verstandes schuldig sprechen, das ismaelitische Dogma in seiner trostlosen Gestalt dem Volk aufzudrängen (vgl. Darzi). Sein Ende, das durch Mord herbeigeführt sein mag, ist in Dunkel gehüllt; seine ihn vergötternden Anhänger behaupteten, er sei nicht gestorben, sondern werde am Ende der Tage wiederkehren, eine Erwartung, die noch heute von den Trusen (s. d.) gehegt wird.

Haktuyt (hebr. חקטות, Haktud), berühmter engl. Geograph, geb. 1553 zu Epton (Hilton) in Herefordshire, gest. 23. Okt. 1616, studierte in Oxford, führte als Professor der Kosmographie den Unterricht der Globen in den englischen Schulen ein und begleitete 1584 den englischen Gesandten Stoward als Kopten nach Paris; 1606 erhielt er eine Prädikate an der

Westminsterabtei und das Rektorat zu Wetherington in Suffol. Sein Hauptwerk ist »The principal navigations, voyages and discoveries of the English nation, etc.« (Lond. 1598—1600, 3 Bde.; das. 1809, 5 Bde.; neue Ausg. in 12 Bdn., 1903 ff.); einen Nachtrag dazu bildet »A selection of voyages and histories of interesting discoveries, etc.« (das. 1812). Nach ihm nannte sich die 1846 in London gegründete »Pall Mall Society«, die sich die Herausgabe älterer seltener oder ungedruckter Reiseerzählungen zur Aufgabe gestellt und schon über 90 Bände veröffentlicht hat.

Halobate, für den Fremdenhandel offene Hafenstadt in der japan. Provinz Schima, auf der Südspitze der Insel Jesso, unter 41° 46' nördl. Br., an der Tuguratsstraße und einer geräumigen schönen Bucht, hat einen großen, vor trefflichen, besetzten Hafen, schöne Tempel, Schulhaus der amerikanischen Mission, Japandolzfabrik, englisches Konsulat, russisches Vizekonsulat und (1898) 78,040 Einw. (darunter 600 Mita), die Handel mit Seetang, getrockneten Fischen u. betreiben. Dabei die Schmelzquelle Schai Sawade. Der Hafen wird im Winter von russischen Schiffen und Halbfängern aufgesucht. Die Einfuhr betrug 1900: 6,2, die Ausfuhr 4,4 Mill. Ml.

Halon (schwed. Halan, Hålon, nr. 90.), Name mehrerer Könige von Norwegen. Genannt seien:

1) H. der Gute, geb. um 915, gest. 961, verlebte seine Jugend am Hofe des englischen Königs Ethelstan (s. d.), vertrieb nach dem Tode seines Vaters Harald Hårfagre (s. Harald 8) seinen Bruder Erich Magyus aus Norwegen, förderte daselbst Handel und Rechtssicherheit, vermochte aber, obwohl selbst Christ, sein Volk zur Annahme des Christentums nicht zu bewegen. Bei einem Einfall der Söhne Erichs getötet, wurde er von Egvind Stildalspiller in dem Heldenepos »Håkanarmål« gefeiert.

2) H., gest. 1095, Sohn Magnus' I., regierte seit 1093 zusammen mit seinem Vater Magnus Barfat.

3) H. Herbedred »Heiðskulter«, geb. 1147, gest. 1182, wurde als zehnjähriger Knabe von einer Partei auf den Thron erhoben, 1161, nach Befiegung seines Müttergenossen Inge, Alleinherrscher, nach aber von Erling Staße, dem Vater des neuen Kronprätendenten Magnus, erschlagen.

4) H., gest. 1204, seit 1202 Nachfolger seines mit dem Pann delegierten Vaters Sverre, schloß sich mit der Geistlichkeit aus.

5) H. der Alte, geb. 1204, gest. 1263, Sohn des vorigen, seit 1240 Alleinherrscher, regelte die Thronfolge, deßteigte die Königsgevalt, förderte den Wohlstand und erweiterte das Reich durch Einverleibung von Grönland (1261) und Island (1262).

6) H. V., gest. 1319, Enkel des vorigen, seit 1299 Alleinherrscher, kämpfte gegen Dänemark, beschränkte die Rechte des Volkes und der Geistlichkeit, blieb aber gegen den wachsenden Einfluß der Pansa in seinem Lande machtlos. Mit ihm erlosch der Mannestamm Harald Hårfagrs.

7) H. VI., geb. 1339, gest. 1380, Urenkel des vorigen, Sohn Magnus Erlausons von Schweden und Norwegen, wurde von dessen mißvergnügten Untertanen 1343 zum norwegischen, 1362 auch zum schwedischen König gewählt, verlor aber Schweden schon 1363 an Albrecht III. von Mecklenburg (s. Albrecht 12). Durch seine Vermählung mit der dänischen Prinzessin Margarete (s. d.) wurde die Vereinigung der drei skandinavischen Reiche vorbereitet.

Hal (häm., Halle), Stadt in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Brüssel, an der Senne, Knoten-

punkt der Staatsbahnhlinien Brüssel-Lüttich und H.-Ath-Bille, berühmt als Halbfahrtsort wegen eines wunderartigen Marienbildes in der gotischen Marienkirche (1341—1409 erbaut, mit kostbarem Kirchenstuhl), hat Papier- und Fuderfabriken, eine Staats-Knabenmittelschule, ein bischöfliches Institut und (1900) 13,335 Einw.

Halä (Djalawan, Jara, Brahu), Gebirgszug im östlichen Deutschlan, zieht sich vom Ost-Lothar nördlich von Quetta in nordöstlicher Richtung bis zum Arabischen Golf (Nas Kuwarit oder Kap Rom). Über ihn führt unter 29° 40' der Bolanpaß, weiter südlich (unter 28°), wo das Gebirge seine größte Höhe erreicht, der Rupalpaß.

Halabe, s. Spinnenseide.

Halacha (Hebr. Halachä, neuhedr., »Gang, Wandel, Norm«), eigentlich »was gang und gäbe ist«, im weiteren Sinn ein Gesetz, nach dem sich der Lebenswandel des Judentums zu richten hat, und deshalb die Bezeichnung für sämtliche Satzungen des schriftlichen und mündlichen jüdischen Gesetzes, wie sie in dem Schriftum der Mischna, der Gemara, des Tosefta und des Scheta und den beiden Talmuden ihre Darstellung gefunden haben. Die in der talmudischen Literatur üblichen Bezeichnungen für die verschiedenen Halachot sind: für das Pentateuchgesetz »eigentliche Halachot« (gasse h.); für die überlieferten Urbestimmungen »mosaische Halachot vom Sinai« (s. lemosche missinal); für die aus der Schrift hergeleiteten Gesetze »alle«, »frühere« und »spätere Halachot«; für die im Volksleben wurzelnden Sitten und Gebräuche »Provinzialhalachot«. Auch medizinische Halachot werden erwähnt. Vgl. Jüdische Literatur und Talmud.

Halage, s. Tauerel.

Halat, Handelsort im nordöstlichen Afessinien, am Tarantapaß zwischen Wajassa und Adua. H. wird bereits im »Periplus« als Kolos auf der Straße von Adulis nach Arum erwähnt.

Halati, Aul und Banfane bei der Parforcejagd auf Hirsch und Schwein, wenn das gragste Wild la ermüdet ist, daß es sich vor der Meute stellt. Vor dem Abfangen wird der Hürstlerus geblasen, um die ganze Jagdgesellschaft herbeizurufen (s. Parforcejagd).

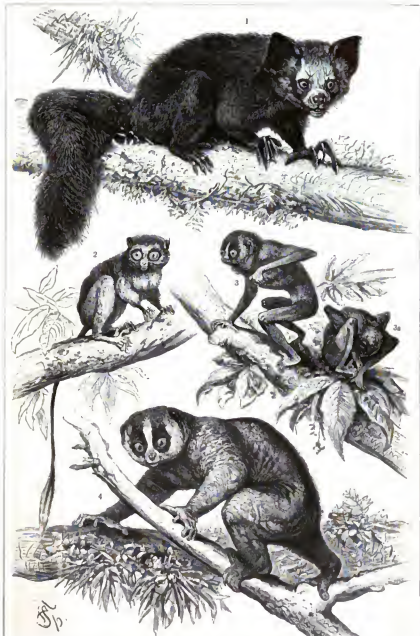
Halas (nr. halasch, auch Ris-Hun-H.), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Pest, an der Eisenbahn Budapest—Maria-Theresien-Semlin und an der im Bau begriffenen Linie H.-Almás-Nagyicsa, liegt, von einem großen, fischreichen See in einem Halbkreis umgeben, mitten im 600 qkm großen südlichen Gebiet, zu dem auch die fruchtbare Puszta Fehérsz gehört, hat Obst- und Weinbau, ein reformiertes Obergymnasium, Museum, Bezirksgericht und (1901) 19,866 magyarische (reformierte und römisch-katholische) Einwohner. Im N. von H. liegt ein zweiter See, der Sölsz (nr. szalas, »Salzsee«), mit dem gleichnamigen Badesort.

Haläsa (das Elisa 1. Mos. 10, 4), im Altertum Stadt auf der Nordküste von Syrien, 408 von Seleukern aus Herbita gegründet, stand noch unter den Römern als steuerfreies Municipium in Syria. Ruinen liegen dem heutigen Tula.

Halbaderhof, s. Bauerngut, S. 463.

Halbaffen (Häffer, Prosimii, hierzu Tafel »Halbaffen I u. II«), eine Ordnung der Säugetiere, oft mit den Affen vereinigt, aber besser von ihnen zu trennen. Sie haben einen schlanken, schwächlichen Körper mit weichem Haarkleid und einen raubtierähnlichen Kopf mit stark hervortretendem Gesicht, großen

Halbaffen I.



1. Fingertier, Aye-Aye (*Chiromys madagascariensis*). ¹/₂ n. (Art. *Plagiorhiner*). — 2. Koboldmaki (*Tarsius spectrum*). ¹/₂ n. (Art. *Koboldmaki*). — 3. Schlanklori (*Stenops gracilis*), 3a schlafend. ¹/₂ n. (Art. *Lori*). — 4. Plumpflori (*Stenops tardigradus*). ¹/₂ n. (Art. *Lori*).

Halbaffen II.



1. Bärenmaki (*Arctocebus calabarensis*). $\frac{1}{2}$ (Art. *Bärenmaki*). — 2. Blichmaki (*Microcebus myoxinus*). $\frac{1}{2}$ (Art. *Exergmaki*). — 3. Mohrenmaki (*Lemur macaco*). $\frac{1}{2}$ (Art. *Maki*). — 4. Galago (*Otoliscus galago*). $\frac{1}{2}$ (Art. *Ohrenmaki*).

Ohren und sehr großen Augen. Das Gebiß steht zwischen dem der Raubtiere und der Insektenfresser. Stets ist ein Schlüsselstein vorhanden. Die vordern Gliedmaßen sind immer kürzer als die hintern; Daumen und große Zehe lassen sich den übrigen Zehen gegenüberstellen, wodurch in der Ausbildung von Händen und Greiffähig eine Ähnlichkeit erzielt wird, dagegen dient der Schwanz nicht zum Greifen. Das Großhirn ist ohne Windungen; ein Blinddarm ist vorhanden. Von den mehreren Paaren Zigen stehen die letzten am Bauch oder in den Beinen. Die H. sind fast sämtlich Nachtlere, klettern sehr geschickt, aber langsam, und nähren sich von Insekten oder kleinern Wirbeltieren. Die meisten leben auf Kaba-gaslar und den benachbarten Inseln, andre auf den ostindischen Inseln und dem afrikanischen Festland. Jüngste Reize sind im Cocan von Frankreich und Nordamerika gefunden worden, sie haben zum Teil noch ein vollständiges Gebiß von 44 Zähnen. Die lebenden H. bestehen aus 13 Gattungen mit nahezu 60 Arten und lassen sich in drei Familien gruppieren:

1. Familie: Fingertiere (Chiromyidae). An allen Fingern und Zehen, außer an den großen Zehen, Krallen; Schwanz lang und buschig. Nur Chiro-my-madagasariensis (Tafel I, Fig. 1; f. Fingertiere). — 2. Familie: Langfüßer (Tarsidae). Nur die zweite und dritte Zehe mit Krallen, die übrigen mit Klägeln; Fußwurzelknochen stark verlängert; Schwanz sehr lang, dünn behaart; atmen in der Lebensweise den Eichhörnchen. Nur Tarsia spectrum (Tafel I, Fig. 2; f. Koboldmafi), auf Sumatra, Borneo und einigen benachbarten Inseln; andre Gattungen soßil in Frankreich und Nordamerika. — 3. Familie: Lemuriden (Lemuridae). Nur die zweite Zehe de-strukt. 11 lebende Gattungen mit über 50 Arten, in Afrika, Ostindien und Sinesien. Hierher unter andern: Lemur (Tafel II, Fig. 3; f. Rafi), Stenopa (Tafel I, Fig. 3 u. 4; f. Lori), Arctocebus (Tafel II, Fig. 1; f. Bärenmafi), Microcebus (Tafel II, Fig. 2; f. Zwergmafi) und Otolicus (Tafel II, Fig. 4; f. Chrenmafi).

Halbalaun, s. oben wie Alaunmehl, f. Alaun.

Halbaun, Mieden im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Sagan, am Zusammenfluß der Kleinen und Alten Tschirne und an der Staatsbahnlinie Sommerfeld-Liegnitz, 130 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Schloß, Amtsgericht, eine Glasfabrik, Weberei, Sägewerke, Holzhandel und (1900) 1121 Einw. H. ist im 17. Jahrh. von Freisrau von Triesen als kurzfristig sächsischer Immediatsitz gegründet und fiel 1815 an Preußen.

Halbbad, eine Badeform, bei welcher der Badende sich bis zur Nabelhöhe in Wasser von 10—30° befindet und Brust und Hals mit dem Badewasser reibt, während der Bader die Beine und Hüften mit einem rauen Tuch reibt und mit Wasser so lange kühlt, bis eine Rötung der Haut eingetreten ist. Häufig werden Übergießungen und lokale Duschen mit dem H. verbunden. Man benutzt es zu Wärmeentziehungen bei fieberhaften Erkrankungen, auch bei vielen chronischen Krankheiten. Je nach Temperatur, Dauer, Ausführung der Duschen ist die Wirkung des Halbbades verschieden; man kann damit starke Temperatursenkung erzielen, die Atmung der Lungenfranken günstig beeinflussen, nervösen Beschwerden durch den erfrischenden Reizreiz und durch Ableitung des Blutes vom Kopf in die untern Extremitäten deslumpfen.

Halbbah (deutscher Bah), früher (noch um 1800) ein zur Familie der Gande gehöriges Bah-

instrument, das tiefer als das Violoncell, aber nicht so tief wie der Kontrabaß stand. Vgl. Bassett.

Halbataillon, zwei Kompanien unter gemeinschaftlichem Befehl. 1866 war dem 5. und 6. preussischen Armeekorps eine auf die Formation der Halbataillone gegründete Taktik im Gebrauch. Die 1893 bis 1897 in Deutschland bestehenden 4. Bataillone waren Halbataillone. [formen.]

Halbbaun, f. Landwirtschaftliche Unternehmungsbauern, f. Bauer, S. 457.

Halbgegrenzte Tropfen bilden sich, wenn Tropfen einer Flüssigkeit an die Grenze zweier andern übereinandergeschichteten, miteinander mischbaren Flüssigkeiten gebracht werden, mit deren einer sie ebenfalls unbeschränkt mischbar sind. Infolge der Oberflächenspannung tritt an den Rändern der scharf begrenzten Oberfläche lebhaft Kontaktbewegung (f. d.) auf.

Halbbergamotten, Familie der Birnen, f. Birnbaum, S. 899.

Halbblut, das Produkt der Paarung eines Vollblutieres mit einem unverbundenen Tier in der ersten Generation und deren Nachkommen untereinander. S. Vielzucht.

Halbbröten, f. Bortenweberei.

Halbbrachten, Fisch, f. Bräse.

Halbbrateten, f. Brateten.

Halbrigade, Formation des Fußvolkes im Heere Gustav Adolfs. Auch bei der ungarischen Honvedinfanterie jenseit eine Brigade in zwei Halbrigaden.

Halbrigge, f. Brigantino-Golella.

Halbrilliantisch, eine minder glänzende Sorte Weißblech.

Halbrillanten (Brillanetten), Diamanten, die nur aus dem Baviolen bestehen, deren Unterseite fehlt oder auch wohl durch Glas ersetzt ist.

Halbrüder, f. Halbgeschwister.

Halbbrüderschaft (Halbbrüderschaft), bei namentlich bei Serben, Morlaken, Albanesen u. dgl. kirchlich geweihte Freundschaftsbund zwischen zwei Leuten gleichen Geschlechts, die in keiner Verwandtschaft stehen und sich zu Brüdern oder Schwestern auserkoren haben. Bei Serben und Morlaken kommt solche Verbrüderung auch mit Tieren und Pflanzen, ja mit geisthaften Wesen (Wilsas u.) vor, und es finden sich hier dem Totemismus der Indianer (f. Totem) nahe verwandte Anschauungen. Die H. ist für das Leben unauflöslich, verpflichtet in weit höherem Grad als Blutsverwandtschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung und Treue, z. B. zur Übernahme der Blutrache. Eine Verletzung der damit verbundenen Pflichten kommt fast nie vor und würde nach dem Volksglauben vom Himmel selbst bestraft werden. Die Ablegung der H. findet bei den Morlaken gewöhnlich an einem Feiertag, bei den Serben meist am zweiten Ostersag, mit der einfachen Formel: »Du in Gott mir Bruder, Schwester, Vater oder Mutter« statt und wird nach der kirchlichen Einsegnung mit Schmaus, gemeinsamer Besichtigung u. festlich begangen. Wahrscheinlich ist die Sitte der H. bei den Südslawen und Albanesen nicht unüberall als der altnordische und germanische Ziehbrüderbund und die Wahlgewalterschaft auf Sardinien und in Rußland. Bei den Slawen wie auf Sizilien schließen schon die Kinder H. Im mittlern Afrika wird noch heute wie in Aethiopien H. durch gegenseitige Vermischung des Blutes in dazu gemachten Tunden am Arm oder durch gegenseitiges Bluttrinken (sogen. Blutbrüderschaften, f. auch Bluttrache) geschlossen.

Halbbürtige Geschwister, f. Halbgeschwister.

Halbutterbirnen, f. Birnbaum, S. 899.

Halbmaße, f. Damaß.

Halbdeck, f. Fed.

Halbdunkel, f. soviel wie Hell dunkel.

Halbdurchsichtigkeit, f. Durchsichtigkeit.

Halbe, Wag. Schriftsteller, geb. 4. Okt. 1865 in Guttland (Westpreußen), studierte anfangs die Rechte, dann Geschichte und deutsche Philologie in Heidelberg, Berlin und München, lebte zuerst als Schriftsteller in Berlin und siedelte 1895 nach München über, wo er noch jetzt seinen Wohnort hat. Seine ersten Dramen: »Ein Emporkömmling« (Köln 1889) und »Freie Liebe« (Berl. 1890), hatten geringen Erfolg, das stark von Ibsen beeinflusste soziale Drama »Eingang« (dof. 1892) griffen. Eine durchschlagende Wirkung übte jedoch erst Halbes Liebesdrama »Jugend« (Berl. 1893, 14. Aufl. 1903) aus, ein Stück, das ein heftiges Thema mit großem dramatischen Geschick behandelt, und das durch gelungene Charakterzeichnung, einheitliches Lokalkolorit und glühende Leidenschaft anzieht. Das Scherzspiel »Der Amerisofahrer« (Berl. 1894) und die Komödie »Lebenswende« (dof. 1896) traten gegenüber jenem Werk an Bedeutung zurück. Halbes Dorfgeschichten »Frau Reised« (dof. 1897, 2. Aufl. 1900) und die Künstlergeschichten »Ein Retektor« (dof. 1900) zeigen, daß der sorgsam schaffende Dichter auch anschaulich zu erzählen versteht. Seine neuern Dramen: »Mutter Erde« (Berl. 1897, 5. Aufl. 1903), »Der Eroderer« (dof. 1899), »Die Heimatslosen« (dof. 1899, 2. Aufl. 1900), »Das tausendjährige Reich« (dof. 1900), »Haus Rosenhagen« (dof. 1901) und die Komödie »Walpurgistag« (dof. 1903), wurden trotz mancher Vorzüge mit geteiltem Beifall aufgenommen, während das Drama »Der Strom« (dof. 1904) mit seiner scharfen Charakterzeichnung, glücklichen Kulisshildbung und seinen grellen theatralischen Effekten auf vielen Bühnen starken Eindruck machte.

Halbdeckscheine, f. Deckscheine, S. 371.

Halberhabene Arbeit, f. Basrelief, f. Relief.

Halberstadt, Fürstentum im niederrheinl. Kreis, entstand durch den Westfälischen Frieden aus dem gleichnamigen Bistum (f. unten), bestand als kurbrandenburgischer Besitz bis 1807 und umfaßte mit der Grafschaft Regenstein, die 1671 dazu geschlagen wurde, einen Flächenraum von 1820 qkm mit 119,400 Einw. Im J. 1807 zu dem königreiche Westfalen geschlagen, kam das Fürstentum 1813 wieder an Preußen und bildet gegenwärtig, mit Ausnahme des zum Ranzelsberger Gebirgskreis des Regierungsbezirks Westphalen geschlagenen vormaligen Kreises Osterode und der zum Kreis Grafschaft Hohenstein gehörigen Herrschaften Lora und Altenberg, die vier Kreise Alherode, H., Osterode und Osterwed des preussischen Regierungsbezirks Magdeburg.

Das Bistum H. soll schon von Karl d. Gr. zunächst in Seligenstadt (Osterwed) gestiftet sein. Hildegard I., früher Bischof von Halberstadt, der 809 jenes Bistum erhielt, verlegte 820 den Sitz nach Halberstadt; von 840 — 853 war der gekrönte Schüler Alkuin, Haimo, Bischof; Hildegard II. (853 — 888) weihte den Dom St. Stephan. Unter Siegmund I. (894 — 923) erlangte der bischöfliche Sprengel, der dem Erzbistum Mainz unterstand, schon eine bedeutende Ausdehnung. Unter seinem Nachfolger Bernhard (924 — 968) wurden 936 die Eisenwerke von Gröningen und die Harzbergwerke entdeckt und in Betrieb gesetzt. Der Sprengel begriff damals in sich die Gauen Nordthuringau, Hartingau, Darlingau, Haffigau und Schwabgau; doch

mußte Bischof Hildegard 968 hiervon mehreres zur Stiftung des Bistums Merseburg und des Erzbistums Magdeburg abtreten. Er baute den unter seinem Vorgänger 965 eingestürzten Stephanendom wieder auf, in dem er 983 eine vom Bischof von Reg geschenkte kostbare Reliquie (Blut vom heil. Stephanus) feierlich deponierte, und erwarb 996 vom Kaiser das Markt-, Zoll- und Bannrecht. Sein Nachfolger Arnulf (996 — 1023) erhielt von Kaiser Heinrich II. die Gerichtbarkeit über Halberstadt und Zeigensstadt und das Recht des Herrenbanes in seinem Sprengel. Unter ihm wurde Halberstadt 998 zur Stadt erhoben und die Liebfrauenkirche erbaut. Burchard I. (1036 bis 1059) erbaute eine bischöfliche Residenz (den Petershof), 24 Stiftshöfe oder Kurien für die Kapitularien und auf dem Hügel, einer Anhöhe, eine Kapelle, woraus später die Hufsdurg entstand. Sein Nachfolger Burchard II. (Hulo, 1059 — 88, f. Burchard 2) baute den 1060 samt der Hälfte der Stadt H. abgebrannten Dom wieder auf und erwarb 1063 für sein Stift die Immunität. Ein unermüdlicher Gegner Heinrichs IV., wurde er 1075 von diesem kurze Zeit gefangen gehalten, 1088 aber von den Sachsen in Goslar erlöst. Bischof Ulrich (f. 1149) erregte durch seine feindselige Gesinnung gegen Kaiser Friedrich I. Unruhen und ward deshalb 1160 abgesetzt. Nach dem Frieden von Benedikt (1177) durch Alexander II. in seine Würde wieder eingesetzt, geriet er mit Heinrich dem Löwen, dem Bischof Geruo zwischen einen Teil des bischöflichen Kirchengutes zu Lehen aufgetragen hatte, in Streit. Heinrich eroberte 1179 H., plünderte es und führte Ulrich, der 1181 starb, gefangen weg. Im 1200 brannte der Dom wiederum ab, und wenn auch Bischof Friedrich II. (1209 — 36) den Bau des neuen begann, so dauerte doch die Vollendung bis 1491. Unter dem Bischof Johann von Hohnen brach 1420 eine Empörung des Volkes aus, die 1425 mit Hilfe Braunschweigs und Magdeburgs unterdrückt wurde. Obgleich die Reformation in H. schon 1542 Eingang fand, so herrschten hier doch noch bis 1566 lutherische Bischöfe. Dann wählte das Kapitel den zweiwährigen Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zum Bischof, um während der Administration die bedeutenden Schulden des Stiftes tilgen zu können. 1578 zur Regierung gelangt und 1589 auch Herzog von Braunschweig geworden, schaffte Heinrich Julius 1591 in H. die lutherischen Gebäude ab und starb 1613. Nach der Regierung seiner Söhne Heinrich Karl, Rudolf und Christian, des bekannten Fortigängers im Dreißigjährigen Kriege, folgte als letzter Bischof von H. Leopold Wilhelm von Österreich, unter dem 1641 die Grafschaft Regenstein zum Hochstift kam, was indes einen langen Prozeß mit Braunschweig zur Folge hatte. Durch den Westfälischen Frieden kam das Hochstift 1648 als Fürstentum (f. oben) an Brandenburg, das jedoch erst nach dem Tode Leopold Wilhelms 1662 davon Besitz nahm. Bgl. Lucas u., Historische Bistümer des Fürstentums H. (Halberst. 1778 — 84, 2 Bde.) und Beitrag zur Geschichte des Fürstentums H. (dof. 1784 — 88, 2 Bde.); Franz, Geschichte des Bistums, nachmaligen Fürstentums H. (dof. 1853); Urkundenbuch des Hochstifts H. und seiner Bischöfe (Hrsg. von G. Schmidt, Leipzig, 1883 — 89, Bb. 1 — 4; bis 1425); Rede, Die Kirchenvisitationen des Bistums H. in den J. 1564 u. 1589 (Halle 1880); Langenbeck, Geschichte der Reformation des Stiftes H. (Götting. 1886); Claus u. s., Kurze Geschichte des ehemaligen Bistums und spätern weltlichen Fürstentums H. (Osterwed 1901).

Halberstadt, ehemals Hauptstadt des Fürstentums (s. oben), jetzt Stadtkreis im preuß. Regbez. Magdeburg, liegt an der Elbe, 123 m ü. M. Die Bauart der Stadt ist altertümlich, der sogen. Holz- oder Überbau im allgemeinen vorherrschend. Viele Häuser sind durch altes Holzschnitzwerk künstlerisch interessant (namentlich der Alte Ratstempel, die Ratshausge. u.). Das schönste Gebäude ist der Dom, an der Ostseite des Domplatzes. Er ist 135 m lang, 23 m breit, 30 m hoch und macht im Innern mit den schlank aufragenden Säulen und den schmalen, hohen Seitenschiffen einen majestätischen Eindruck. Das Chor, durch einen Letzner vom Schiff getrennt, bildet einen Dom im Dom. Der Domchor, größtenteils im ehemaligen Kapitelsaal untergebracht, enthält eine Fülle von Reliquien und Kunstgegenständen. Von 1850—71 ist das Gebäude vollständig restauriert worden, doch mußten die beiden schlanken Türme, um dem Einsturz vorzubeugen, 1883—86 abgetragen werden. Der Wiederaufbau wurde 1893 begonnen und 1896 vollendet. Nahe dem Hauptingang liegt der sogen. Teufels-, Ziegen- oder Lügenstein, eine der Wahrzeichen Halberstadts, wahrscheinlich ein heidnischer Opferaltar. Das Westende des Domplatzes nimmt die 1146 geweihte viertürmige Marienkirche ein, eine Fleiterbasilika mit alten Relieffiguren und Wandmalereien, 1848 restauriert. Die Mitte des Domplatzes ziert ein Kriegerdenkmal. Unter den übrigen kirchlichen Bauwerken (6 evangelische und 2 kath. Kirchen, eine altkatholische Kapelle und eine Synagoge) verdient noch Erwähnung die Martinikirche im Spitzbogenstil mit zwei ungleichen Türmen; unter den sonstigen Gebäuden sind bemerkenswert: das altertümliche Rathaus (1360—81 erbaut), an dem eine riesige Kolonnade steht, der Alte Ratstempel (von 1461), der Petershof (ehemals Residenz der Bischöfe, jetzt Amtsgericht mit Gefängnis), das jetzt restaurierte, zu städtischen Zwecken bestimmte Dompropsteigebäude mit Freskomalereien im Stadtverordnetenversammlungssaal, das Gymnasialgebäude, das Lehrerseminar in der Anlage „Plantagen“, woselbst auch ein Denkmal für den Volksschulpädagogen K. Kehr errichtet wurde, das Kreishaus u. Hinter dem Dom liegt das Haus, in dem der Dichter Gleim wohnte, mit dessen Bibliothek und über 100 Porträten von bekannten Zeitgenossen, darunter das berühmte Bild Lessings von Tischbein. Die Zahl der Einwohner beträgt (1900) mit der Garnison (ein Infanteriereg. Nr. 27 und 4 Eskad. Kürassiere Nr. 7) 42.810, darunter 4285 Katholiken und 773 Juden. Die Industrie der Stadt erstreckt sich auf Handweb-, Damstschlauch-, Leder-, Gummiwaren-, Papier-, Zigarren-, Zucker- und Raschmentfabrikation, Spiritusbrennerei u.; auch befindet sich in H. eine große Eisenbahn-Reparaturwerkstatt. An ein ebenso hochberühmtes Ereignis der Stadt erinnert eins der Wahrzeichen, das Brohmannmännchen an einem Haus der Wörth, der Sage nach Konrad Brohman, der 1526 zuerst in H. (nach andern in Hannover) das nach ihm benannte Getränk braute. Der Handel wird unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbankstelle. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Staatsbahnen Magdeburg-H. und Halle-Jellerfeld und der Eisenbahn H.-Lanne; dem Verkehr in der Stadt



Wappen
von Halberstadt.

dient eine elektrische Straßenbahn. H. hat ein Gymnasium (seit 1875, mit Bibliothek von 40.000 Bänden und ca. 200 Handschriften), Realgymnasium, Oberrealschule, Lehrerseminar, Taubstummenanstalt und ist Sitz eines Landgerichts, eines Landratsamtes (für den Landkreis H.), eines Hauptsteueramtes und des Stabs der 14. Infanteriebrigade. Südlich von H. liegen die Spiegelsberge, eine vom Domherrn v. Spiegel gebildete Parkanlage, und die Klusberge, mit uralten menschlichen Wohnungen in den Sandsteinfelsen. — Zum Landgerichtsbezirk H. gehören die acht Amtsgerichte zu Wiersleben, Egel, Gröningen, H., Wiersleben, Osterwie, Quablinburg und Bernierode. — Halberstadts Ursprung fällt mit der Gründung des Hochstifts H. zusammen. Unter dem Bischof Arnulf soll es 998 Stadtrechte erhalten haben. 1113 ward die Stadt vom Kaiser Heinrich V. niedergebrannt, ebenso vom Heinrich dem Löwen 1179. Im Dreißigjährigen Kriege war sie abwechselnd im Besitz der Kaiserlichen und der Schweden; von letztern kam sie 1648 an Brandenburg. Durch Gleim, der als Domschatkär in H. lebte, erhielt H. auch eine Bedeutung für die Literatur. Namhafte Dichter, wie Richter, Klammer-Schmidt u. a., wohnten in H., und man spricht von einer Halberstädter Dichterschule. 1807—13 gehörte H. zum Königreich Preußen. Am 29. Juli 1809 wurde hier vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig ein Regiment Preußen gefangen genommen. Vgl. Schmidt, Urkundenbuch der Stadt H. (Halle 1878—79, 2 Bde.) und Urkundenbuch der Kollegiatstifter St. Bonifatii und St. Pauli in H. (Halle 1881); Jäschke, H. (Halle 1882); Herms, Der Dom zu H. (Halle 1890); Böring, Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise H. Stadt und Land (Halle 1902).

Halbertsma, 1) J. J. H. H. H., niederl. Sprachforscher, geb. 23. Okt. 1789 in Grouw (Friesland), gest. 27. Febr. 1869 in Deventer als mennonitischer Prediger. Als Mitglied des königlichen niederländischen Instituts beteiligte er sich an der Herausgabe von Maerlans »Spiegel Historiae« (Bd. 4, Leiden und Amsterd. 1849) und gab seine ausgezeichneten »Anteckeningen« dazu heraus (Deventer 1851). Als Literarhistoriker schrieb er »Het Geslacht der Van Haren«; Fragmenten« (Devent. 1829), »Letterkundige Naooort« (Halle 1840—43, 2 Bde.) und »Hulde aan Gijbert Japiks« (Halle 1824 bis 1827, 2 Bde.). Am meisten machte sich H. um das Friesische verdient; er regelte seine Orthographie (1834), übersehte im Auftrag des Prinzen Ludwig Lucian Bonaparte das Matthäusevangelium ins Neufriesische (Leid. 1858), und auf Grund des von ihm gesammelten reichhaltigen Materials konnte sein Sohn, der Groninger Professor Th. H., ein »Lexicon Frisicum« herausgeben (1872), von dem jedoch nur der erste Teil erschien (A-Feer). Halbertsmas Biographie schrieb B. C. E. Hoff (Leeuwarden 1869).

2) E. J. H., Bruder des vorigen, namhafter friescher Dichter, geb. 8. Okt. 1797 in Grouw (Friesland), gest. daselbst 22. März 1858, studierte in Leiden Medizin, war zuerst Arzt in Burmerend, später in seinem Geburtsort bis 1854. Seine hauptsächlichste Leistung ist die vollständige Niederjämmerung »De Lapekoer ten Gabe Seroar« (»Der Lappenford von Schneider Gabe«, Deventer 1822, 3. Aufl. 1834; niederländische Übersetzung von J. J. H. Goeverneur, Halle 1860). Später schrieb er unter andern: »De Seearwinkel ten Joute-Baas« (»Die Barbierstube von Weiler Joute«, Deventer 1835, 2. Aufl. 1841); »De Treemter

fen it Sint-Anthoni Gasthaws to Ljonwert. («Das Kestatorium des St. Anton-Spitals zu Leuwarden», Dev. 1836); «De noêrcher Ruen oan Gabe Scaor» («Brief aus dem Monde von einem Wallach aus dem brennischen Dorfe Korch an Schneider Gabe geschrieben», das. 1836); «Twigen nwt ien alde Stamme» («Zweige aus einem alten Stamme», das. 1840); niederländisch von Goeverneur, das. 1841); «De soarnne Unsenhuwzers yn Friesland» («Die vornehmen Gäste in Friesland», Leuw. 1841); «Minne Jorrits Reis nei it Kollumer Oproer» («Lieben Jorrits Reise zum Kollumer Aufruhr», Smits 1851); «Leod in Wille» («Leid und Lust», Deventer 1854). Er überlegte von Klaus Roth: «De Quickborn. Plaudertake Rymkes yn it Friesk oerhrogt» (Leuw. 1857). Nach seinem Tode gab Gethoff mit einer kurzen Biographie noch seine nachgelassene Schrift: «De Jonkerboer of Krystyd in Sint Steffen yn ald Friesland» (Leuw. 1858) heraus.

Halber Wind, Wind, senkrecht zum Schiffstüd.

Halbesel, f. Efel.

Halbe Taktnote (J), f. Noten.

Halbe Weinung, Frontwechsel des einzelnen Soldaten oder einer Abteilung um 90°, auf der Stelle oder in der Bewegung (rechts oder links um).

Halbfabrikate, Vorbereitungsgegenstände in einem für die Fertigstellung vorbereiteten Zustande, z. B. Gewebe, das noch gebleicht oder gefärbt oder bedruckt werden soll; der Loden in der Tuchfabrikation; vorgeschmiedete oder gegossene Gegenstände u. dgl.

Halbfächner, **Halstfächner**, f. Krißfäll.

Halbhechten, mit Algen gelegentlich, oder nicht immer in Symbiose lebende Häulinis- oder Schmaropertizpe, wie z. B. die auf Lebermoosen in Gestalt von mikroskopischen Flechtenschüppchen auftretende Paryphydria Heimerlii Zuk., die knorpelige urnenförmige Fruchtkörper bildet.

Halbflügel (Schnabelflerke, Hemipteren, Hemiptera, Rhynchota, hierzu Tafel «Halbflügel»), Ordnung der Insekten, Verdrierte mit stechenen Rundwerkzeugen, meist vier Flügeln und unvollkommener Metamorphose. Der Saugapparat (sogen. Schnadel oder Rostrum) der vom flüssigen Nahrung lebenden Tiere besteht aus einem langen, dreieckigen viereckigen Rohr (der Unterlippe), das an der Basis oben von der kurzen Oberlippe bedeckt wird, und den vier Kiefern, die zu Stechborsten umgewandelt sind und in dem Rohr vor- und rückwärts geschoben werden können. Der Prothorax ist frei beweglich. Die Flügel fehlen bisweilen ganz, selten sind zwei, meist vier vorhanden, und dann sind die vordern entweder halb hornig und an der Spitze häutig (Hemiptera im engeren Sinn) oder den hintern gleich gebildet und ganz häutig (Homoptera). Die Beine sind meist Gangbeine. Die Augen bleiben klein und sind meist mit Facetten versehen, selten Punktaugen mit einfacher Hornhaut; häufig finden sich zwei Ocellen zwischen den Facettenaugen. Die Bauchseite des Nervensystems ist meist zu einer großen Nervenhöhle in der Brust zusammengezogen. Die Zahl der Nervenstämmchen (Raspigibischen Gefäße) ist gewöhnlich vier. Die H. können meist nicht besonders gut fliegen. Viele verbreiten einen widerlichen Geruch, der von dem Sekret der in der Brust oder im Hinterleib gelegenen Stinkdrüsen herrührt. Andere sondern durch zahlreiche Hautbrüsen einen weißen Bachsflaum auf der Oberfläche ihres Körpers ab. Viele werden bei massenhaftem Auftreten jungen Pflanzen verderblich und erzeugen z. T. gallenartige Auswüchse, andre

leben als Parasiten an Tieren. Schon die jungen Larven sind dem ausgebildeten Tiere sehr ähnlich, nach der ersten Häutung zeigen sie bereits Flügel. Die Verwandlung ist in einigen Monaten, bisweilen (Blattläuse) in viel längerer Zeit vollendet; nur die Zifaden bedürfen hierzu mehrerer Jahre. Die Larven der männlichen Schilbläuse verwandeln sich in eine ruhende Puppe. Man kennt etwa 12,000 Arten dieser über alle Erdteile verbreiteten Ordnung und bringt sie in vier großen Gruppen unter: I. Homopteren (Homoptera) oder Zifaden (f. d. und Laternenträger, Fig. 9—11 und 12). Beide Flügelpaare gleich, in der Ruhe schräg gerichtet. II. Heteropteren (Heteroptera) oder Wanzen (f. d., Fig. 1—8). Flügelpaare ungleich, in der Ruhe horizontal. III. Pflanzensäule (Phytophithres). Schmaropert auf Pflanzen. Hierher die Schilbläuse (f. d., Coccidae, hierher unter andern die Kokenille, Fig. 13). Blattläuse (f. b., Aphidae, z. B. Tannenland, Fig. 14), Blattlöhle (f. b., Psyllidae, mit dem Birnenblattlöh, Fig. 15). IV. Tierläuse (Zoophithres), Schmaropert auf Tieren. Hierher die Läuse (f. d., Pediculidae, wie Filzlaus und Kopflaus, Fig. 17 u. 18) und die Felzesser (f. b., Mallophaga, z. B. Pfauenfeberting, Fig. 16); letztere werden neuerdings auch wohl mit den Holzläusen und Termiten zur Ordnung der Corrodentia zusammengefaßt. Vgl. Fieber, Die europäischen Hemiptera (Wien 1860); Fabricius, Systema Rhynchotorum (Braunschweig 1805); Amyot und Serville, Histoire naturelle des insectes: Hémiptères (Par. 1843); Gahan, Die wangenartigen Insekten, abgebildet und beschrieben (fortgesetzt von Herrich-Schäffer, Nürnberg 1831—53, 9 Bde.); Saunders, Hemiptera heteroptera of the British islands (Lond. 1892).

Halbfrauzbach (Halbtiebrach), ein Bucheinband, bei dem nur der Rücken und die Ecken mit Leder überzogen sind.

Halbfrucht, Kengflorn, f. Getreideban, S. 761.

Halbgefeuerung, Feuerungsanlage, bei denen die im Generator erzeugten Gase unmittelbar (nicht durch besondere Leitung) in den Ofenraum gelangen.

Halbgeburt, f. Halbgeschwister.

Halbgeschloß (Zwischengeschloß), f. Geschloß, S. 688.

Halbgeschwister (Halbdürliche Geschwister, Halbgeburt) werden Geschwister, die nur den Vater (consanguinei) oder die Mutter (uterini) miteinander gemein haben, ungenauerweise auch Stiefgeschwister (f. b.) genannt. Die Einzelperson heißt dann entweder Halbbruder oder Halbschwester. Umgekehrte Geschwister sind jedoch selbst dann H., wenn sie Vater und Mutter gemeinam haben. In rechtlicher Beziehung ist vor allem zu beachten, daß die Ehe zwischen Halbgeschwistern verboten ist (§ 1310 des Bürgerlichen Gesetzbuches), und daß H., wenn sie als gefähliche Erben mit vollbürtigen Geschwistern zusammenstreffen, nur die Hälfte von deren Erbanteil bekommen (Bürgerliches Gesetzbuch, § 1927).

Halbgefinde, f. Landwirtschaftliche Betriebsfordernisse.

Halbgetreide, von Pferden, f. Abzichten (bei den Haustieren).

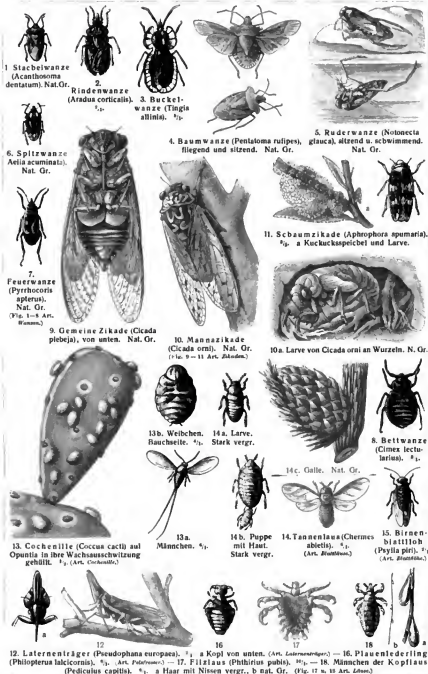
Halbgebiete, f. Buchdruckerkunst, S. 528.

Halbgötter, unter die Götter erhobene Menschen; dann auch die Heroen, die einen Gott zum Vater und eine Sterbliche zur Mutter (oder umgekehrt) haben.

Halbgranit, f. Granitello.

Halbgräser, f. Cyperaceen.

Halbflügler.



1. Stachelwanze
(*Acanthosoma*
dentatum). Nat. Gr.

2. Rindenwanze
(*Aradus corticalis*).
 $\frac{1}{2}$.

3. Buckel-
wanze (*Tingis*
albilis). $\frac{1}{2}$.

4. Baumwanze (*Pentatomia rufipes*),
fliegend und sitzend. Nat. Gr.

5. Ruderwanze (*Notonecta*
glauca), altend u. schwimmend.
Nat. Gr.

6. Spitzwanze
Aelia acuminata).
Nat. Gr.

7. Feuerwanze
(*Pyrrhocoris*
apterus).
Nat. Gr.
(Fig. 1-8 Art.
Wanzen.)

9. Gemeine Zikade (*Cicada*
plebeja), von unten. Nat. Gr.

10. Mannazikade
(*Cicada orni*). Nat. Gr.
(Fig. 9-11 Art. Zikaden.)

11. Schaumzikade (*Aphrophora spumaria*).
 $\frac{1}{2}$. a Kuckuckspeibel und Larve.

10a. Larve von *Cicada orni* an Wurzeln. N. Gr.

13. Cochenille (*Coccus cacti*) auf
Opuntia in ihre Wachsausschwitzung
gehüllt. $\frac{1}{2}$. (Art. Cochenille.)

13b. Weibchen.
Bauchseite. $\frac{1}{2}$.

14a. Larve.
Stark vergr.

14c. Galle. Nat. Gr.

8. Bettwanze
(*Cimex lectu-*
larius). $\frac{1}{2}$.

13a. Männchen. $\frac{1}{2}$.

14b. Puppe
mit Haut.
Stark vergr.

14d. Tannenlaus (*Chermes*
abietis). $\frac{1}{2}$.
(Art. Blattläuse.)

15. Birnen-
blattloh
(*Prylla piri*). $\frac{1}{2}$.
(Art. Blattläuse.)

12. Laternenträger (*Pseudophana europaea*). $\frac{1}{2}$. a Kopf von unten. (Art. Laternenträger.)

16. Plaueniederling
(*Phliopterus laticornis*). $\frac{1}{2}$. (Art. *Pedastrum*.)

17. Filzlaus (*Phthirus pubis*). $\frac{1}{2}$.

18. Männchen der Kopflaus
(*Pediculus capitis*). $\frac{1}{2}$. a Haar mit Nissen vergr., b nat. Gr. (Fig. 17 u. 18 Art. Läuse.)

Halbgrößen, zuerst im 14. Jahrh. in Fulda geprägte Silbermünzen, später von Niederösterreichern angenommen, so 1428 (Küttlinge) in Wittingen.

Halbgüter, f. Landgut.

Halbhafen, f. Hafendämme.

Halbhärze, f. Hühnerhäute.

Halbhufe (Subungula), f. Hufe wie Meeresschnecken (f. Nautilus).

Halbhufener, f. Hufe, S. 457.

Halbieren, eine Größe in zwei gleiche Teile teilen. Um eine Strecke AB zu h., beschreibt man von ihren Endpunkten A und B aus mit gleicher Öffnung des Zirkels ober- und unterhalb Kreisbogen; die Verbindungslinie CD der Schnittpunkte dieser Bogen trifft AB in dem gesuchten Halbierungspunkte O (f. Figur). Die über C und D hinaus verlängerte Gerade CD ist der Ort aller Punkte, die von A und B gleichen Abstand haben, und heißt Mittelliniekreuz oder Symmetrieachse von A und B. Um einen



Winkel zu h., beschreibt man um den Scheitel einen Kreis, um die Schnittpunkte dieses Kreises mit den Schenkeln des Winkels beschreibt man mit gleicher Zirkelöffnung je einen Kreis und verbindet den Schnittpunkt dieser beiden Kreise mit dem Scheitel des Winkels.

Halbierter Eisen, f. Eisen, S. 483.

Halbierzirkel, Zirkel mit Doppelschenkeln, bei dem die Spitzentfernung der kurzen Schenkel genau gleich der halben Spitzentfernung der langen Schenkel ist.

Halbig, Johann, Bildhauer, geb. 13. Juli 1814 in Donnerstorf (Unterfranken), gest. 29. Aug. 1882 in München, besuchte die Akademie der bildenden Künste in München und wurde 1845 Professor der Bildhauerei an der Polytechnischen Schule dahelbst. König Ludwig I. wendete ihm zahlreiche Aufträge zu. So modellierte er 1835 die Löwen an der Pinakothek, 1840 die Statuen der Roma und Minerva am Hofgarten, 1841 bis 1843 in Kleines Auftrags das Modell eines Atlanten und zwölf Modellfiguren für die kolossalen Figuren Noffoels, Tizians, Rubens' u. am kaiserlichen Museum in Petersburg. Ferner lieferte er das Biergespann mit den kolossalen Löwen für das Siegestor in München (1847), ein Krugzieher in Bronze für den südlichen Friedhof dahelbst (1850), ein andres für die dortige Frauenkirche, zwei kolossale Löwen und ein Relief am Bittelsbacher Palais (1848), ferner die Modelle zu den 18 Figuren der Hauptprovinzen Deutschlands an der Befreiungshalle in Kelheim, die Statue des Königs Maximilian II. von Bayern im Biedersteinstift in Lindau (1851), den riesigen Löwen auf dem Hofgarten dahelbst, das Platenbismarck für Andab (1858), die Statue Fraunhofers für München (1866), die Statue des Palatins Joseph in Weil (1869), viele Grabmonumente u. Seine letzte Hauptarbeit war die im Auftrags Ludwig II. von Bayern ausgeführte kolossale Pallasgruppe für Oberammergau (1875). Er hatte nicht nur ein sicheres Gefühl für dekorative Wirkung im großen Stil, sondern auch seine Empfindung bei sorgfältiger Durchführung im Anschluß an die Natur.

Halbinseln, ein weit in das Meer vorspringendes und zum größten Teil von denselben umgebenes, auch vom angrenzenden Land in der Regel durch einspringende Wasserläufe deutlich abgegrenztes Stück des Festlandes, z. B. die Jallische H., die Krim, Island u.; ist dasselbe lang und schmal, so heißt es Landzunge (vgl. Tafel »Küstenbildungen«). Nach ihrer Entstehung unterscheidet man abgegliederte

und angegliederte Halbinseln. Die erstern sind durch eine positive Strandverschiebung, ein Vorbringen des Meeres, entstanden; in ihnen fest sich deshalb die Gekörbform des benachbarten Festlandteils fort, wie bei einem Enbland (f. d.), so bei der H. Jitrien, der Balkanhalbinsel, dem Peloponnes, der H. Kalifornien. Eine angegliederte H. entsteht durch ein Zurückweichen des Meeres, sie ist geologisch und orographisch selbständig, unabhängig von dem meist durch eine Tiefenebene von jugendlichem Alter mit ihr verbundenen benachbarten Festland, wie z. B. die Krim, die Iberische und die Skandinavische H. Eine H., die sich nicht deutlich vom Festlandstrumpf abhebt, bildet Übergänge in die ebenfalls größtenteils vom Meer umspülten spizen Ausläufer des Festlandes, die man als Endland (f. d.) bezeichnet.

Halbinselbänke, f. Inselbänke, Inhabilität.

Halbinselbänkeabteilung, Anzahl von Halbinselbänken, die vom Meere her vorragt.

Halbsingern, f. Rannjungfrauschaft.

Halbsammeln, aus mittellanger Sammelwolle gesponnenes Garn, bei dem die Vorbereitung nach Art der Streichwolle durch Krappen erfolgt.

Halbsolennen, f. Ferientolennen.

Halbsolonne, Wandverformung der Estadron. Die Jüge stehen hintereinander, so daß jeder Zug den vordern um etwa drei Viertel seiner Breite

überträgt.

Halbsolenne, f. Solenne.

Halbsolenne, f. Glas, S. 886.

Halbsolenne, f. Kreuz, Fig. 15.

Halbsolenne (Hemisphere), astronomische und geographische Bezeichnung der Hälften der Erde oder Himmelskugel, die durch Ebenen gebildet werden, die durch den Mittelpunkt gehen. Die Ebene des Äquators teilt die Erde- und Himmelskugel in eine nördliche und eine südliche H., ein jeder Meridian in eine östliche und eine westliche H. — Mathematisch f. Kugel.

Halbsolenne, f. Leinwand.

Halbsolenne, f. Halbsolenne.

Halbsolenne, glattes Gewebe, 85—100 cm breit, starke Qualität mit 18—24 Fäden auf 1 cm, Kette Water Nr. 14—20 engl. Schuß Tow oder Leinen Nr. 7—11 metr.; mittlere Qualität mit 24—30 Fäden auf 1 cm, Kette Water Nr. 20—24 engl. Schuß Leinen Nr. 11—13 metr.; seine Qualität mit 30—36 Fäden auf 1 cm, Kette Water Nr. 24—32 engl. Schuß Leinen 15—24 metr.

Halbsolenneband, ein Bucheinband, bei dem nur Rücken und Ecken des Deckels mit Buchbinderleinwand überzogen sind.

Halbleiter, f. Halbleiter, f. Halbleiter.

Halbleiter, f. Halbleiter, f. Halbleiter.

Halblinge (Doble, Scherfe), halbe Demore, die zur Erleichterung des Kleinhandels vom 11. Jahrh. ab in Mainz, Stralsburg, später in Köln u. a. D. besonders geprägt wurden, nachdem man die Fälschung des Demars als lästig befunden hatte. Viertel demore kommen selten vor.

Halbsolenne, f. Halbsolenne.

Halbsolenne, f. Halbsolenne.

Halbsolenne, f. Halbsolenne.

Halbsolenne (auf H.) heißt, f. Halbsolenne.

Halbsolenne (die), f. Mast und Schwein.

Halbmeier, f. Bauer, S. 457.

Halbmesser, s. wie Abbeider (f. d.).

Halbmesser, halber Durchmesser, f. Kreis, Kugel.
Halbmethalle, frühere Bezeichnung der nicht hämmerbaren Metalle, wie Antimon, Arsenik u. Da die Grenzen der Sprödigkeit sehr unbestimmt sind, so ist diese Bezeichnung außer Gebrauch gekommen.

Halbmittag, in einigen Gegenden Tirols das zweite Frühstück, das in andern Voarmärken, im Unterinnthal u. a. l. und in Obersteiermark Vorauß genannt wird.

Halbmittelschlichtig, f. Basserräder.

Halbmond, Wahrzeichen des türkischen Reiches auf Kinnarets, Flaggen, Feldzeichen u. a., ging nicht, wie man früher annahm, bei der Eroberung Konstantinopels von den Griechen, bei denen der H. Attribut der Artemis und auch Stadtwappen von Ephesos war, auf die Türken über, noch wurde es auch von diesen als Erinnerung an den in der Nacht der Einnahme von Konstantinopel zur Hälfte verbuntenen Rand zum Wahrzeichen gemacht; die Türken hatten vielmehr den H. bereits seit Jahrhunderten geführt. Das Zeichen des Halbmondes ist dem Hussein mit Köhlschweif nachgeahmt, das schon die Romaenbarben des 13. Jahrh. ihren Heerzügen als Panier vorantrugen. Sultan Mohammed I. schenkte dem Chwarem (1192—1200) schenkte die Spitze seines Zeltes mit einem H. und Ordon (1326—60) bestete an die rote Fahne, die er ben Janitscharen verlieh, einen silbernen H. Die heutigen Türken erklären den Ursprung ihres Flaggenzeichens aus einem Wunder des Propheten, der, um einige Septester zum Schweigen zu bringen, den Vollmond in zwei Stücke geschnitten und eins derselben in seinen Hoden einsteckt habe. Der H. mit einem Stern (türk. al-ile-jyldys aber al-jyldys, d. h. Mond mit Stern), den die türkischen Banner jetzt tragen, war das alte Banner Alyricums, wie die Münzen aus den Zeiten Hadrians, des Septimius Severus u. a. beweisen; er findet sich auch auf vielen alten Grabsteinen im Brunnal. Diese Zusammenstellung ist daher keine ursprünglich islamische. — In der Militärkunst ist f. s. s. wie Schellenbaum (f. d.).

Halbopal, Mineral, f. Opal.

Halbpacht (Anteilswirtschaft, Colonia paritaria), f. Landwirtschaftliche Unternehmensformen.

Halbparasiten, f. Schnurargerpflanzen.

Halbpflügen, f. Bodenbearbeitung, S. 122.

Halbpfeife, f. Vellebarbe.

Halbporzellan, s. wie Steingut, f. Tonwaren.

Halb rechts, halb links, f. Halbseitwärts.

Halbredonte, f. Reboute.

Halbrense, f. Brasse.

Halbritter, im Mittelalter Ritter, die diese Würde durch eine Weile nach Palästina erworben oder vom römischen König an seinem Wohlgefallen den Ritterschlag empfangen hatten.

Halbsäule, eine nur bis zur Hälfte ihres Umfangs oder etwas mehr aus einer Wand oder der Vorderseite eines Pfeilers heraus tretende Säule.

Halbschatten, in der Malerei und im Kupferstich die Schattierungen zwischen Licht und Schatten oder der Übergang des Lichtes in den Schatten. S. Schatten.

Halbschattenapparate, f. Zirkularpolarisation.

Halbschneidewirtschaft, f. Landwirtschaftliche Unternehmensformen.

Halbschluss heißt in der Musik eine schlussartige Färbung aus einem andern als dem tonischen Akkord, insbes. auf dem Dominantakkord. Die volle Schluss-

wirkung (Hauptschluss) hängt ja nur zur Hälfte von der Logik der Harmoniefolge ab, bedarf vielmehr wesentlich der Mitwirkung rhythmischer Symmetrie (vgl. Kadenz).

Halbschott, f. Schott.

Halbschweifer, f. Halbschweifster.

Halbschweifentwässerung, zentrale spaltige, f. Gebirgsentwässerung.

Halbschweif, Veränderung der Marschrichtung um 45°, halb links oder halb rechts (Ziehen). Im Tritt wird diese Bewegung nur auf kurze Strecke auf Kommando »Halb links« oder »Halb rechts« ausgeführt, ohne Tritt auch durch Aufnahme eines seitwärts liegenden Marschrichtungspunktes. Kavallerie bewegt sich d. in der Halbdistanz (f. d.).

Halbschweifigkeit, f. Hemiapie.

Halbschweif, f. Kinnarett.

Halbschweif (Halbschweif), Münzen des Deutschen Ordens, von denen 48 auf eine Mark gingen, seit Heinrich um 1380 den Brakteaten folgend mit dem Hochmeisterstempel.

Halbsouverän werden solche Staaten genannt, deren Selbstständigkeit zu gunsten eines andern Staates beschränkt ist, wie die Vasallenstaaten der Türkei, Ägypten und Samos, ferner bis zum Berliner Frieden Serbien und Rumänien und seitdem Bulgarien. Der Begriff der Rechte des Staates, dem die Oberhoheit über den Vasallenstaat zusteht, wird Suzeränität genannt. Staatsrechtlich ist der Ausdruck d. nicht zu rechtfertigen, da die Souveränität nach richtiger Ansicht unteilbar, eine halbe Souveränität also nicht möglich ist.

Halbspänner, f. Bauer, S. 457.

Halbstadt, Dorf im russ. Gouv. Taurien, Kreis Verhianf, an der Katalonaja, mit ca. 1200 deutschen Einwohnern (Kolonisten); Sitz der Verwaltung der deutschen Krimkolonien an der Katalonaja. f. wurde 1804 gegründet.

Halbstamm, ein Obstbaum mit etwa 1—1,5 m hohem Stamm.

Halbstück, bis zur halben Höhe des Flaggenstanges, Stellung der Schiffsfahne als Zeichen der Trauer; f. Fahne, S. 633.

Halbstrauch (Sastrutex), Halzwächs, bei dem nur der zunächst über dem Boden befindliche Teil des Stengels verholzt, während die jüngeren Zweige im Herbst absterben (Zygnon, Lavenel, Gartensalbei). Die Halbsträucher bilden daher den Übergang von den echten Sträuchern zu den ausdauernden Kräutern.

Halbtellwirtschaft, f. Landwirtschaftliche Unternehmensformen.

Halbtönen (Halbtöne), in der Malerei Mittelstufen, die den Übergang von den hellen zu den dunklen Farben, vom Licht zum Schatten bilden und als Schwächungen hellerer oder dunklerer (stärkerer) Farben verwendet werden. Außerdem richtigen Anwendung beruht vornehmlich die Wirkung des Halbtönen.

Halbtönen heißt das kleinere der beiden zwischen Nachbarstufen der Grundskala unserer Musiksystems aufweisbaren Intervalle. Die Halbtonstufen der Grundskala sind e f und h c. Durch Erhöhung des tieferen oder Erniedrigung des höheren Tones eines Ganzton-Intervalls (z. B. c—d, c—bd) entstehen weitere Halbtöne, die ebenso wie die der Grundskala diatonische heißen. Dagegen ist der chromatische H. das Intervall zwischen Tönen, die derselben Stufe angehören, z. B. c—c#, d—bd.

Halbtönen, f. Halbtönen.

Halbtönen-Hochätzung, s. wie Autotypie.

Halbtrauer, f. Trauer.

Halbtuch (Damentuch, Sammetuch), dünne, leichte Tuchstoffe aus feiner Wolle, nicht sehr gewallt, aber sorgfältig appretiert, sind von den geküperten und gewallten Stoffen ziemlich verdrängt.

Halbturm, f. Warte.

Halbun, fgr. Stadt, f. Chahbon 1).

Halbvögel (Reinadvögel), kleine Traffeln, Vögel u. a., von denen acht Stück auf einen Speiß aber ein Bund gezählt werden.

Halbwesale, f. Kaullebre.

Halbweichseil, f. Ririchbaum.

Halbwollengut, f. Bauerngut, S. 462.

Halbwollenschaffin, meist kräftig gewallte Gewebe aus Baumwollfelle und Streichgarnschuß.

Halbwollenschaffinell, f. Schaffinell.

Halbwollensam, f. Javel wie Weidenwand.

Halbwollentuch, Damentuch aus Baumwollfelle und Streichgarnschuß mit 14—16 Fäden auf 1 cm, gewallt, gerauht und geschoren.

Halbzug, f. Papier.

Halbzug, Hälfe eines Juges bei der deutschen Infanterie. Kampagniefalanne in Halbzügen ist Bewegung, ausnahmsweise Marschformation der Kampagne.

Halcyon, f. Baumleitz; vgl. Galtzhone.

Halde, geneigte, abhängige Seite eines Berges, Berghang; bei Berg- oder Hüttenwerken, chemischen Fabriken u. a. eine Aufschüttung von in der Regel laubigen Gesteinsmassen (Bergern), Schlacken, Hüttenrückständen, Abfälle in der Nähe des Schachtes oder Stollens, durch den diese Massen aus der Grube herausgeführt, oder der Aufbereitungsanstalt, Hütte ab. dgl., in der sie als Abfall entstanden sind. Man spricht aber auch von Erzhalde, Kohlenhalde u. a. als Aufschüttungen von erzhaltigen Massen, Kohlen u. a. Halde sturz, der zum Aufschütten (Aufstürzen) einer H. erforderliche Raum. Alte Halde, d. h. Halde verlassener Berg- und Hüttenwerke, können Gegenstand neuer Verleihungen und neuen Betriebes werden, sobald die fortgeschrittenere Technik die vorteilhafte Benützung von Erzen und Schmelzen ermöglicht, die früher als wertlos über die H. gestürzt wurden mußten. Sie in die H. legen, eine alte Halde wieder aufnehmen und nur aus deren Halde die Erze gewinnen, nicht die Halde selbst bauen.

Halde, Arnald an der, f. Reichthal.

Haldeute, f. Javel wie Kormaran.

Haldestein, Dorf im schweizer. Kanton Graubünden, Bezirk Unterlandquart, Station der rätischen Bahn Chur-Davos, 664 m ü. M., am Fuß des Calanda, in wein- und obdiesiger Lage, mit (1900) 459 meist evang. Einwohnern; bildete bis 1798 mit den nächsten Umgebungen, nämlich mit den verfallenen Burgen H. (am Felsen oberhalb des Dorfes), Grottenstein und Pichstein und der Nachbarschaft Rätia, eine unabhängige Freieidenschaft, die zuletzt dem Hause Salis gehörte und seit 1568 unter dem Schutz Graubündens stand. 1761 erzielte der Bischof H. v. Salis im Schloß H. eine höhere Lehnanerkennung (Rätisches Seminar, später nach Wetzstein verlegt).

Halderu, Dorf im preuß. Regbez. Bielefeld, Kreis Klees, an der Staatsbahnlinie Oberhausen-Emmerich, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, landwirtschaftliche Wintergärde, Hüttenfabrikation von Strichgarn und Käse, Ziegeldrennerei, ein Dampfzementwerk und (1900) 2175 Einw.

Hale (H. W. 1) Haratia, amerikan. Ethnolog und Sprachforscher, geb. 3. Mai 1817 zu Newport

im Staat New Hampshire, gest. im Januar 1897 in Clinton (Ontario), trieb am Harvard College Sprachstudien und begleitete als Nachmann die wissenschaftliche Expedition unter Kapitän Wilkes, deren linguistische und ethnographische Ergebnisse für die Völker der Südsee er in dem wichtigen Werk »United States exploring expedition. Ethnography and philology« (Philad. 1846) beschrieb. In späteren Jahren veröffentlichte er mehrere Arbeiten über Indianerstämme und Indianersprachen, von denen die über die Verwandtschaftsverhältnisse der Traffensidiome die wichtigsten sind. — Seine Mutter, Sarah J. Sepha H., geb. 24. Okt. 1788 in Newport, gest. 30. Aug. 1879 in Philadelphia, war eine bekannte Schriftstellerin und gab 1828—37 »The Ladies' Magazine«, später (bis 1877) »Ladies' Book« heraus.

2) Edward Everett, amerikan. Schriftsteller, geb. 3. April 1822 in Boston, wo er auch den größten Teil seines Lebens als Geistlicher verbrachte, hat durch seine philanthropischen Bemühungen von der Kanzel wie durch die Presse segensreich auf seine Generation eingewirkt. Sein literarischer Ruf gründet sich auf die patriotische Erzählung »The man without a country« (1868), die einem Band Erzählungen den Titel trug. Von seinen späteren Schriften sind bemerkenswert: »Ups and downs« (1871), »In his name« (1873) und das Reisebuch »A family flight«. Außerdem veröffentlichte er Jugendchriften, geschichtliche und geistliche Werke, einen Band Gedichte und als Gedächtnis des Westminsters: »Memories of a hundred years« (Boston 1902, 2 Bde.).

3) George Ellery, Astrophysiker, geb. 29. Juni 1868 in Chicago, gründete das Kenwood Observatory in Chicago, wurde 1897 Professor der Astrophysik an der Universität in Chicago und Direktor der Yerkes-Sternwarte in Williamsbach. Er lieferte sehr wichtige Untersuchungen über das Sonnenspektrum, konstruierte den Spektroskopographen, mit dem er die ersten Photographien der Sonnenscheibe und der Sonnenprotuberanzen erhielt. Seit 1895 gibt er das »Astrophysical Journal« heraus.

Häleb, Stadt, f. Aleppo.

Hälebi (Bil von Aleppo), früheres Längemaß in der Türkei. = 70,825 cm; in Algerien $\frac{1}{4}$ engl. Yard = 68,570 cm.

Hälece (lat. Halex), bei den alten Römern eine Fischgattung; bei den Ichthyologen fabel wie Hering.

Häfel, Witizlav, tschech. Dichter, geb. 5. April 1835 in Dolinet (Böhmen), gest. 8. Okt. 1874 in Prag, studierte in Prag, übernahm schon 1858 die Leitung des Almanachs »Máj«, 1861 die der »Slavanské Besedy«; 1866 gründete er das Familienblatt »Květy«. Häfels Talent ist ein ausschließlich lyrisches, und in seinen dramatischen Dichtungen behält es auf Kosten des beabsichtigten Effekts die Oberhand. Seine besten Dichtungen enthält die Sammlung: »V pírodě« (»In der Natur«, Prag 1872—74); ferner sind zu nennen: »Vědomí písně« (»Abendlieder«, 1858; 11. Aufl. 1891) und die lyrisch-epischen Gedichte: »Alfred« (1858), »Mejrima a Husajna« (1859) und »Krásná Ljilja« (»Die schöne Lilja«, 1859), »Goar« (1864), »Cerný praporek« (»Das schwarze Banner«, 1867), »Dědicové Bílé Hory« (»Die Epigonen des Weißen Berges«, 1869), »Děvce z Tater« (»Das Mädchen von der Tatra«, 1871) und »Pohádka z naší vesnice« (»Märchen aus unserm Dorf«, 1873), das poetischer Unmittelbarkeit. Seine Dramen »Carevič Aleksej« und »Zavřít z Falkensteinu« wurden mit Erfolg aufgeführt, während die Aufführung seines

•Kral Rudolf. (= König Rudolf., 1862) nicht gestaltet wurde. Seine Romane und Erzählungen sind weniger bedeutend. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke veranstaltete H. Schulz (Brag 1878—87, 11 Bde., mit Biographie im letzten Band).

Halem, Gerhard Anlan van, deutscher Historiker und Dichter, geb. 2. März 1752 in Oldenburg, gest. 4. Jan. 1819 in Eutin, studierte die Rechte, ward Kanzler- und Regierungsrat zu Oldenburg, stiftete hier 1783 eine literarische Gesellschaft, redigierte mit Weimberg die »Oldenburgischen Blätter« und nachher allein die Zeitschrift »Trene«. 1790 bereiste er Deutschland, die Schweiz und Frankreich und schrieb danach »Blide auf einen Teil Deutschlands«. (Hamb. 1791, 2 Bde.). Während der französischen Herrschaft trat am Appellhof in Hamburg, wurde er 1813 Erster Rat und Dirigent der eutinischen Regierung. Er schrieb: »Geschichte des Herzogtums Oldenburg« (Oldenb. 1794—96, 8 Bde.; umalissenbet); »Leben Peters d. Gr.« (Münst. 1803—05, 3 Bde.); »Lebensbeschreibung des russischen Generalfeldmarschalls Grafen von Rümich« (Oldenb. 1803, neue Ausg. 1838) u. a. Mit Numb gab er eine »Sammlung der wichtigsten Aktenstücke zur neuesten Zeitgeschichte« (Oldenb. 1806—07) heraus. Seine »Gesammelten Schriften« erschienen in 8 Bänden (Münst. u. Hannov. 1804—1810). Seine »Selbstbiographie« gab Straderjan (Oldenb. 1840) heraus.

Halen, Juan van, Graf von Becacampas, span. General, geb. 16. Febr. 1790 bei Cadix aus einer ursprünglich belgischen Familie, gest. daselbst 8. Nov. 1864, machte als Seefahrer die Schlacht von Trafalgar mit. Daraus beteiligte er sich am Aufstand zu Madrid 2. Mai 1808 und entfiel dann zur Armee der spanischen Patrioten. An einer Verschwörung gegen Ferdinand VII. beteiligt, ward er 1815 vorübergehend verhaftet. Von neuem in die Verschwörung der Tarrijos verwickelt, wurde er in die Kerker der Inquisition geworfen, entkam aber und suchte in russischen Dienst 1820 ins Kaukasus. Als die Revolution von 1820 in Spanien ausbrach, kämpfte er als Rinas Adjutant für die Konstitution. Nach Unterdrückung der Revolution begab er sich nach Brüssel. Dort übernahm er 24. Sept. 1830 den Oberbefehl über die Insurgenten und vertrieb die Halländer nach Brüssel, legte jedoch wegen Streitigkeiten mit der Pater sein Kommando nieder. 1836 nach Spanien zurückberufen, schlug er die Karlisten in Navarra, ward 1840 Generalitätspan von Katalanien, bekämpfte 1842 den in Barcelona ausgebrochenen Aufstand und zwang die Stadt zur Übergabe. Als aber 1843 in Barcelona der Aufstand von neuem ausbrach, schiffte er sich mit Espartaco 30. Juli in Cadix nach England ein. Seitdem lebte er teils hier, teils in Brüssel, bis ihm 1854 erlaubt wurde, nach Spanien zurückzukehren. Außer seinen Memoiren (Brüss. 1827, vielfach überseht) schrieb er: »Les quatre journées de Bruxelles« (Brüss. 1831).

Halenfer, f. Grunewald.

Hales, Alexander van, f. Alexander van Hales.

Hales (f. 1800), Stephen, Pflanzenphysiolog, geb. 17. Sept. 1677 in Beddesbourn bei Kent, gest. 4. Jan. 1761 zu Tedington in Middlesex, studierte Theologie in Cambridge, wo sich seine Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften entwickelte, und verwaltete dann mehrere Pfarren in verschiedenen Grafschaften. Abgesehen von mehreren physikalischen und chemischen Arbeiten, lieferte H. das erste umfangreichere, der Ernährung und Saftbewegung der Pflan-

zen gewidmete Werk, in dem er eine Fülle neuer Experimente und Beobachtungen, Messungen und Berechnungen zu einem lebendigen Bild vereinigete und die Lebenserscheinungen auf die damals bekannten mechanisch-physikalischen Gesetze zurückzuführen suchte. Lebbastesten Anfang fanden seine Untersuchungen über die Transpiration und Wasserbewegung im Holz; auch bewies er zuerst, daß zur Bildung der festen Substanz des Pflanzenkörpers gasförmige Stoffe in großer Masse beitragen. Er erob sich auf einen Standpunkt, der ihn die Vegetationserscheinungen in ihren wichtigsten Beziehungen zur übrigen Natur, in ihrem innern Verlauf und Zusammenhang verstehen ließ. Auch über den Blutdruck lieferte er grundlegende Untersuchungen. S. schrieb: »Vegetable statics, or an account of some statical experiments on the sap in vegetables« (Lond. 1727, 3. Aufl. 1738) und »Hemastatics« (das. 1733), beide deutsch u. b. T.: »Statt der Gewächse« und »Statis des Blutes« (Halle 1748).

Halesia L. (Maiglöhchenbaum), Gattung der Symplocaceen, Bäume oder Sträucher mit abwechselnden, häutigen, gezähnten aber ganzrandigen Blättern, gladenartigen Blüten, die einzeln oder in wenigblütigen Büscheln seitenständigen Knospen vorjähriger Triebe entspringen, und gerippt aber gestülpter, nicht aufspringender Steinfrucht. Sieben Arten in Nordamerika, China und Japan. H. tetrapetra L., von Virginia und Illinois bis Florida, ein 5—8 m hoher Strauch mit breit-elliptischen Blättern, weißen Blüten und vierflügeliger Steinfrucht, sowie H. diptera L., aus Florida, Georgia, Louisiana, ein 3—6 m hoher Strauch mit breit-elliptischen Blättern, weißen Blüten und zweiflügeliger Frucht, werden als Ziersträucher kultiviert.

Halesworth (f. 1818), Marktstadt im nördlichen Dorsetshire (England), am Stour, südlich von Duple, hat Eisenindustrie und (1901) 4057 Einn. Auf dem Kirchhof Grab des Dichters Spenshorne (gest. 1763).

Halesworth (f. 1818), Stadt in der engl. Grafschaft Suffolk, am Sticht, mit schöner gotischer Kirche (15. Jahrh.) und (1901) 2246 Einn. 9 km südwestlich Hedingham Hall, der prächtige Landsitz des Lords Huntingfield.

Halevi, f. Juda halevi.

Hälévy (f. 1855), Jacques François Elie Fromental, Komponist, geb. 27. Mai 1799 in Paris aus israelitischer Familie (Lévy), gest. 17. März 1862 in Nizza, von 1809 an Schüler des Pariser Konservatoriums (Berton, Cherubini), erhielt 1819 den Kammerpreis (f. b.) und wurde schon 1816 Hülfslehrer und 1827 ordentlicher Lehrer für Harmonie. 1833 für Kontrapunkt und 1840 für Komposition am Konservatorium. Daneben fungierte er 1827—30 als Altampanist an der italienischen Oper und 1830 bis 1845 als Kapellmeister an der Großen Oper. Schon 1836 wurde er Mitglied der Akademie und 1854 deren ständiger Sekretär. Von seinen mehr als 30 Opern und 2 Balletten, die er nach mehreren Ablehnungen seit 1827 auf die Bühne brachte, haben nur zwei wirklich bedeutenden und nachhalligen Erfolg gehabt, nämlich die große Oper »Die Jüdin« (»La Juive«) und die famische Oper »Der Hühner« (»L'Éclair«), beide (1835). Doch errang H. durch diese beiden eine Stellung in der ersten Reihe der Vertreter beider Gattungen. Nur in zweiter Linie sind neben diesen beiden die Herrschaft Hälévy sowohl über ein kräftiges Pathos als über eine geistvoll pointierte leichte Be-

weglichkeit dokumentierenden Werken zu nennen: »La reine de Chypre« (Große Oper 1841, Klavierauszug von Rich. Wagner) und die Beendigung von Gérold's »Ludovic« (Komische Oper 1833), obgleich viele Einzelnummern oder Opern (z. B. von Guido et Ginérra, Große Oper 1838) verdienten Beifall fanden. Im allgemeinen schrieb S. zu schwermüthig, um gegenüber Reizgeber, Kuber u. a. sich zu behaupten. Außerhalb der Bühne nur Szenen aus dem »Entfesselten Prometheus« (1849 im Conservatoirekonzert), einige Kantaten, Chorgeänge, Klaviersachen und einige Kirchenstücke (»De profundis«, 1818). Seine Gedächtnisreden auf verstorbene Akademienmitglieder erschienen gesammelt als »Souvenirs et portraits« (1861) und »Derniers souvenirs et portraits« (1863). Das unter Cherubini's Namen verbreitete Lehrbuch des Kontrapunktes (»Cours de contrepoint et de fugue«, französisch und deutsch bei Peters in Leipzig erschienen, eine neue Bearbeitung von W. Jensen, Köln 1896) ist von S. nach seinen Schülern verfaßt. Seine Biographie schrieb sein Bruder Léon S. (2. Aufl., Par. 1863) und Pougin (dof. 1865).

2) Léon, franz. Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 14. Jan. 1802 in Paris, gest. 3. Sept. 1883 in St. Germain-en-Laye, studierte Rechtswissenschaft, trat dann in Beziehungen zu Saint-Simon, zu dessen Werk »Opinions littéraires, philosophiques et industrielles« (1825) er die Einleitung schrieb, war 1831 bis 1834 Professor an der Polytechnischen Schule, befeuerte 1837 — 53 eine Stelle im Ministère des Unterrichts und widmete sich dann ausschließlich der Schriftstellerei auf verschiedenen Gebieten. Er hat Gedichte (»La peste de Barcelone«, 1822; »Les Cyprès«, 1825, u. a.), Fabeln (zwei Sammlungen, 1843 und 1853), Novellen und dramatische Dichtungen (»Le czar Démétrius«, 1829), auch Lustspiele und Baudouilles hinterlassen und sich besonders durch Übertragungen (»Poésies européennes«, 1837; »La Grèce tragique«, 1845—61, 3 Bde.) und Bühnenbearbeitungen moderner Dramen des Auslandes (z. B. von Berners »Luther«, Shakspeares »Macbeth«, Goethes »Elovis« u. a.) verdient gemacht. Endlich gab er auch eine Biographie seines Bruders (f. Salfoy 1) heraus.

3) Joseph, franz. Orientalist und Afrikareisender, geb. 15. Dez. 1827 in Adrianopel, besuchte 1868 das nördliche Aethiopien, durchforschte dann im Auftrag der Pariser Akademie 1869 — 70 Yemen nach sabäischen Inschriften, deren er 683, z. T. in einer vorher unbekannten Schwester Sprache des Sabäischen, dem Wänilischen, abgefaßt, heimbrachte. Er schrieb: »Rapport sur une mission archéologique dans le Yémen« (Par. 1872); »Essai sur la langue Agou« (dof. 1873); »Mélanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques« (1874); »Mélanges de critique et d'histoire relatifs aux peuples sémitiques« (1883); »Mahabret. Recueil de compositions hébraïques en prose et en vers« (1894); »Recherches bibliques« (1895 — 1901, 2 Bde. 1 u. 2) und gibt die »Revue sémitique d'épigraphie et d'histoire ancienne« (1892 ff.) heraus.

4) Ludovic, franz. Bühnendichter und Schriftsteller, Sohn von S. 2), geb. 1. Jan. 1834 in Paris, machte sich zuerst bekannt als Verfasser der Texte zu den Offenbach'schen Operetten (z. T. in Gemeinschaft mit Weilhac: »Orphée aux enfers«, 1861; »La belle Hélène«, 1865; »La vie parisienne«, 1866; »La grande-duchesse de Gêrolstein«, 1867; »Les Brigands«, 1870, u. a.). Größten und nachhaltigsten

Erfolg fand das erste Pariser Sittenstück »Froufrou« (1869). Es folgten die Fosse »Tricouche et Cacolet« (1872), das Lustspiel »Le mari de la débâtant« (1878) u. a. Sein humoristisches Talent fand vielleicht den glücklichsten Ausbruch in den pikanten Skizzen aus dem Pariser Theaterleben: »Madame et Monsieur Cardinal« (1873) und »Les petites Cardinal« (1880), die ihn auch als feinen Beobachter und Schilderer der Pariser Sitten zeigen. Noch sind zu erwähnen: »L'Invasion« (1872), eine Sammlung von ursprünglich im »Temps« veröffentlichten Feuilletons (persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71 enthaltend), »Notes et souvenirs, 1871—1872« (1889). Außerordentlich war der Erfolg des gemüthvollen Familienromans »L'abbé Constantin« (1882), der 150 Auflagen erlebte und auf der Bühne ähnliches Glück hatte. Zu erwähnen sind noch die Romane »Crique« (1883), »Karikari« (1882), »Marianne« (1893). S. wurde 1884 Mitglied der französischen Akademie. Die mit Weilhac gemeinsam verfaßten Stücke erschienen als »Théâtre de Meilhac et H.« in 8 Bänden 1900 — 02.

Salfa, f. Elparto.

Salfafe, Dorf in der russischen Landschaft Dâr S., unterhalb der Vereinigung des Beiken und Blauen Klus, ist Sitz des Großfürsten der Dschalin und war früher bedeutender, hat aber jetzt nur noch 3600 Einw.

Half and half (engl., fr. *à la moitié*), Mischung aus gleichen Theilen Ale und Porter (f. d.).

Half-Breeds (fr. *à moitié*), f. Bois-Brûlés.

Salfenwirtschaft, f. Landwirtschaftliche Unternehmungsformen.

Salfente, Vorräthner, die mit ihren Pferden die Schiffe stromaufwärts ziehen.

Half-penny (engl., fr. *un penny*), halber Penny (f. d.), dauerns vom 14. Jahrh. ab in Schottland und England geprägte Münze, nachdem das Zerhacken des Penny nicht mehr beliebt war.

Salfter, Kopffzug des Pferdes aus Leder oder Leinwand, Striden u., zur Befestigung derselben im Stalle; vgl. Jaum.

Salftergeld (Strid-, Jaumgeld) heißt die früher beim Viehhandel übliche Draufgabe, die als Beistellungsmittel des abgeschlossenen Vertrags gegeben wurde. Beim Pferdehandel erhält der Knecht oder Diener des Verkäufers noch jetzt vom Käufer das unter der Bezeichnung u. s. übliche Trinkgeld.

Salgaus (Dagalgans), mundartlich soviel wie Graugans (f. Gänse, S. 321).

Saliaetus, der Seemäher, f. Adler, S. 111.

Saliamon, Fluß, f. Wiltrika.

Salartos, Stadt im alten Böotien, zwischen dem See Kopais und den Ausläufern des Helikon, wurde von Xerxes zerstört, war im Peloponnesischen Krieg aber eine der bedeutendsten Städte Böotiens. Vor ihren Mauern verlief Euboeos 395 v. Chr. gegen die Thebaner Schlacht und Leben. Zum zweitenmal (171 v. Chr.) von den Römern zerstört, erhobte sie sich nicht wieder. Ruinen liegen beim Dorf Naxi.

Saliburton (fr. *Saliburton*), Thomas Chandler, Schriftsteller, geb. 1796 und erzogen in Neuschottland, gest. 27. Aug. 1865 in Zetzworth bei London, wurde Advokat zu Halifax, 1842 Richter am ersten Tribunal von Neuschottland, ließ sich 1856 in England nieder, vertrat 1859—65 Laurenceston im Parlament und erhob hier, obwohl konservativ, Tadel gegen die koloniale Politik Englands, entsprechend seiner politischen Schrift »Rule and misrule of the English in

America« (Lond. 1851, 2 Bde.). Seine literarische Bedeutung beruht auf einer Reihe Briefe für die Wochenschrift »Nova Scotia«, seit 1835, worin er den schlaun, spekulationsfüchtigen Yankee-Charakter so glücklich zeichnete, daß man ihn den Vater des omerikanischen Humors genannt hat; sie wurden gesammelt als »The Clockmaker, or the sayings and sayings of Samuel Slick of Slickville« (1837 — 40, 2 Bde. u. ö.). Kindererfolgreich waren Bücher über Kanada und Neuschottland sowie »The Attache, or Sam Slick in England« (Lond. 1843, 2 Bde., u. ö.), daher lehrte er in »Sam Slick's traits of American humour« (1852, 3 Bde.), »Yankee stories« (1852) und »Sam Slick's wise saws« (1859) zu dem Heile seiner ersten Erfolge zurück.

Halichoerus, f. Seehund.

Halcore, f. Dugong.

Halicz (russ.), Gipfel im karpathischen Balgebirge, f. Karporthen.

Halicz, Stadt in Galizien, Bezirktsh. Stanislaw, am Einfluß des Lutsyn in den Dniester, Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Lemberg-Gernowicz, in fruchtbaren Gegend, hat ein Bezirksgericht, Minarientkloster und (1900) 4850 ruthenische und poln. Einwohner. Dabei auf steiler Anhöhe die Ruine des festen Schlosses D., das 1430 vom polnischen König Ladislaus Jogello an den Weisweden der Wolod, Erbs, verpfandete, 1658 vom Storkisten Andreas Potocki restauriert und besetzt wurde, seit 1795 aber verlassen ist. — D. war von 1140—1255 der Sitz der russischen Teilfürsten aus der Dynastie der Rostislawowicz, dann der Komonowiczow aus Wladimir, die nach dem Aussterben der Rostislawowicz 1198 Wladimir mit D. vereinigten; daher der bis heute geltende Landesname »Galizien und Lodomerien« (f. Galizien). Die Stadt wurde somit dem ganzen Land Kotreuzen 1340 von Kasimir d. Gr. eingenommen, 1386 vom polnischen König Ladislaus Jogello der ungarischen Belagerung, die sich darauf seit Ludwig, d. Gr. ausweitete, entzogen und dem Polenreich endgültig einverleibt.

Halid., bei Tiernomen Abkürzung für Alex. Henry Haliday (russ.), englischer Entomolog, geb. 21. Nov. 1806, gest. 13. Juli 1870 in Villa Esfani bei Neapel.

Halidon Hill (russ.), Hügel in Schottland, bei Berwick. Hier 19. Juli 1333 Sieg der Engländer unter Eduard III. über die Schotten unter dem Regenten Archibald Douglas, wobei letzterer blieb.

Halidrafonten, f. Halisourier.

Halicuti (griech.), die Kunst des Fischfanges; auch Kunst der Überredung; Halicutika, vom Fischfang handelndes Wort.

Halifax (russ.), 1) Stadt (municipal borough) und Großstadt im nördlichen England, auf steiler Höhe am Hebble (Nebenfluß des Calder) gelegen, hat eine Hauptkirche aus dem 15. Jahrh., eine schöne gotische Allerheiligenkirche (auf Kosten des Kammgarnfabrikanten E. Alcock durch Stadt erbaut), eine große Tuchhalle (von 1779), ein Rathhaus (von 1803) in italienischem Stil, Museum, Freibibliothek, ein Waisenhaus (von den Wedd. Großh. 1854 begründet), 2 lateinische Schulen, Theater, 8 Parks und (1901) 104,936 Einw. Die Industrie erstreckt sich vornehmlich auf die Fabrikation von Kammgarnweben (12,000 Webstühle), Tuch- und Wollwaren, Teppichen, Baumwollwaren, Raschinen, Eisen- und Stahlmanufaktur. D. gehörte bis 1888 zum Westbezirk von Northire. — 2) Hauptstadt der kanadischen Provinz Neuschottland, auf 44° 40' nördl. Br. und

63° 48' westl. L., an der Chebuctobai, die durch einen engen Kanal mit dem 50 qkm großen Bedfordbasin in Verbindung steht, nie zufriert, den größten Schiffen zugänglich ist und einen der vorzüglichsten Häfen der Welt bildet, Ausgangspunkt der kanadischen Intercolonialbahn, mit breiten, regelmäßigen Straßen, ausgedehnten Parks und Werften, starker Zitadelle, mehreren Außenforts, Stadthaus, Regierungsgebäude, vielen Kirchen, umfangreichem See- und Landarmeen für 1784 Mann britischer Truppen und (1901) 40,832 Einw. (ohne die Gornison). D. ist Sitz des Lieutenant-Governors der Provinz, der Geseßgebenden Versammlung, eines anglikanischen Bischofs, eines katholischen Erzbischofs, eines deutschen Konsuls, der Dalhousie-Universität und eines presbyterianischen College, hat ein Provinzialmuseum, einen Naturwissenschaftlichen Verein und fünf öffentliche Bibliotheken. Als Winterhafen für das östliche Kanada unterhält es namentlich lebhaftes Dampferverbindung mit Liverpool sowie mit den Häfen Kanadas und der Union. Sein Schiffsverkehr betrug 1900: 2265 Fahrzeuge von 1,707,785 Ton. (darunter 1785 englische von 1,326,112 T.), die Aus- und Einfuhr 14,5 Mill. Doll. Rumpst ist die Meeres- (485 Fahrzeuge von 19,952 T.) und Fischerei. Auch ist D. Endpunkt für fünf transatlantische Kabel. Die Stadt wurde 1749 gegründet. Ihr gegenüber liegt Dartmouth (f. d. l.).

Halifax (russ.), 1) Sir George Savile, Marquis von, brit. Staatsmann, geb. 11. Nov. 1633, gest. 6. April 1695, wurde 1668 vom Karl II. zum Peer und Viscount D. ernannt, war eine Zeitlang unter Führung Shaftesburys eins der thätigsten Mitglieder der Opposition, obwohl er keiner der beiden großen Parteien, der Whigs und Tories, angehörte, sondern als das Haupt der sogenannten »Schwärmenden« galt, die zwischen beiden eine mittlere Stellung einnahmen. 1679 wurde er mit andern Männern der Opposition in den Geheimen Rat berufen und zum Großen von D. ernannt. 1680 bewirkte seine Beredsamkeit 15. Nov. im Oberhaus die Verwerfung der Bill, durch die der Herzog von York von der Regierung ausgeschlossen werden sollte. Seine darauf vom Unterhaus verlangte Entlassung lehnte der König ab; vielmehr wurde D. zum Geheimenrat ernannt und 1682 zum Marquis ernannt. Nachdem aber der Herzog als Jakob II. 1685 zur Krone gelangt war, war D., jetzt Präsident des Geheimen Rates, nicht mit allen seinen Maßregeln einverstanden und wurde deshalb 21. Okt. 1685 entlassen. Er ging nun zur Opposition über, suchte 1688 zwischen Jakob und Wilhelm von Oranien zu vermitteln, schloß sich aber, als die durch den Fluchtversuch des Königs bereitete, von Wilhelm an und präbidierte während der Konvention, die Wilhelm III. die Krone übertrug, im Oberhaus. Er wurde 1689 Siegelbewahrer, trat aber Anfang 1690 zurück. D. war außerordentlich intelligent und begabt, wenn auch nicht immer zuverlässig und gewissenhaft. Vgl. Haycraft, The life and letters of Sir George Savile, first marquis of H. (Lond. 1898, 2 Bde.).

2) Charles Montague, Graf von, engl. Dichter und Staatsmann, geb. 16. April 1661, gest. 19. Mai 1716, vierter Sohn des Großen George von Northumberland, studierte in Cambridge unter Newtons Leitung und schloß eine enge Freundschaft mit dem Dichter Matthew Prior, mit dem er gemeinschaftlich 1687 eine beifällige ausgenommene Parodie auf Drydens »Hind and panther« schrieb. Der Graf

von Dorset führte ihn in die politischen und schen-
geistigen Kreise Londons ein und verschaffte ihm 1688
einen Sitz im Unterhaus, wo H. durch sein Redner-
talent bald eine leitende Rolle unter den Whigs spielte.
Im März 1692 wurde er zum Kommissar des Schach-
amtes ernannt, und 1694 wurde hauptsächlich durch
seinen Einfluß die Gründung der Englischen Bank
durchgeführt. Zum Schachkanzler ernannt, stellte er
den gesunkenen Staatskredit wieder her und befehlte
das Defizit. 1697 wurde er erster Lord des Schach-
amtes; als indes 1698 die Opposition die Majorität im Unter-
haus gewann, mußte er 1699 das Schachkanzleramt
niederlegen und trat 1700, zum Baron H. ernannt,
ins Oberhaus. 1701 wurde er mit andern Führern
der Whigs vom Unterhaus in Anklagezustand ver-
setzt, von den Lords aber freigesprochen. Unter Kö-
nigin Anna trat er ersterer infolge der Wahlen von 1705
wieder in die Regierung, schloß sich an Marlborough
an, wirkte für die Union Schottlands mit England
1706 und für die Sicherung der hannoverschen Er-
folge und wurde nach Georgs I. Thronbesteigung
1714 zum Grafen von H. und ersten Kommissar des
Schachamtes ernannt. Seine poetischen Werke (gesammelt
Lond. 1715) erheben sich nicht über die Mittelmäßig-
keit. Dagegen war H. ein Staatsmann ersten Ranges,
vor allem in finanziellen Fragen, und hat sich auch
durch Begünstigung von Dichtern und Gelehrten,
namentlich Newtons, Verdienste erworben.

3) Sir Charles Wood, Viscount, brit. Staats-
mann, geb. 20. Dez. 1800, gest. 8. Aug. 1885, stu-
dierte in Oxford, trat 1826 ins Unterhaus, ward als
Privatssekretär seines Schwiegervaters, des Grafen
Grey, der 1830 Premierminister geworden war, in
die Regierungsgeschäfte eingeführt und 1832 Sekretär
des Schachamtes. Nachdem er 1835—39 das Amt
eines Sekretärs der Admiralität bekleidet hatte, ward
er Kanzler der Schachkammer in Lord Russells Mini-
sterium (1846), Präsident des ostindischen Kontroll-
amtes im Ministerium Aberdeen (1852), erster Lord
der Admiralität im Koalitionsministerium Palmerston
(1855), Staatssekretär für Indien im zweiten Mini-
sterium Palmerston (1859) und Geheimlegationsrat
im Ministerium Gladstone vom Juli 1870 bis zu
dessen Auflösung 1874. Schon 1866 war er als Vi-
scount H. zur Peerwürde erhoben worden.

Halifag Currency (spr. *halifag kurrenzy*), frühere
kanadische Kurantwährung: 1 Livre zu 20 Schilling
von 12 Pence = 4 spanische Blätter zu 50 Pence
engl., 56 Pence H. G. gleich dem Fünffrankstück.

Haligraphie (Halographie, griech.), Beschrei-
bung von Salzwerthen.

Halikarnassos, im Altertum wichtigste Stadt in
Karien, an der Nordküste des Karischen Meeresbogens,
wurde von Joniern aus Trözen gegründet, mit zwei
Häfen, drei Zitadellen, deren stärkste Salmakis im N.
war, herrlichen Tempeln und dem berühmten Mausö-
leum, einem der sieben Wunder der Welt. H. ge-
hörte trotz seiner ionischen Sprache ansangs zur dor-
ischen Hexapolis, wurde aber infolge eines Zwistes aus-
gestoßen. Zur Zeit der persischen Herrschaft schwang
sich Pygdamis zum Tyrannen auf, dessen Nachkommen
sich nach und nach die Herrschaft über ganz Karien
aneigneten. Unter ihnen ist Mausolus, Mutter und
Bruder der Artemisia, der bekannteste, nach dessen
Tode (353) lehrte das Mausoleum (s. d.) erbaute.
334 v. Chr. vernichtete Alexander d. Gr. zwar die
Unterstadt einzunehmen und zu verbrennen, nicht aber
die Burg Salmakis, wo sich die Perser unter Mem-
non hielten. H. war Vaterland der Geschichtsschreiber

Herodot und Dionysios. Der heutige Name Bodrum
entstand aus Petronion, wie eine dem heil. Petrus
geweihte, im 15. Jahrh. gegründete Johannerkirche
hieß. Die Erforschung der Ruinen verdankt man be-
sonders L. Ross (s. Reisen auf den Griechischen Inseln,
Bd. 4) und Newton. Vgl. Newton, History of
discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Bran-
chidae (Lond. 1862) und Travels and discoveries
in the Levant (daf. 1865, 2 Bde.).

Hasil Nisafat Bajha, f. Haselmann, geb.
um 1825, gest. 9. Nov. 1901 in Konstantinopel, trat
zuerst in die diplomatische Laufbahn, wurde 1851
Gouverneur von Kustschuk, dann in mehreren andern
Provinzen, zuletzt in Konstantinopel, wo er das die christ-
lichen Bauern belästigende Räuberwesen nahezu
beseitigte, und 1856 Großwesir, vermochte aber den
Einflüssen der Höslinge gegenüber wenig auszurichten.

Halimodendron fruch. (Salzstrauch, Meer-
strauch), Gattung der Leguminosen mit der einzigen
Art H. argenteum DC., dorniger Strauch mit silber-
grau behaarten, paarig gefiederten Blättern mit zwei
Blattpaaren und stehender Blattspindel, hellvioletten
Blüten und gefiedelter, 2 cm langer, hahziger, harter
Hülse. Der Strauch wächst in den Salzsteppen von
Transkaukasien bis zum Altai, ist bei uns vollständig
hart und wird als einer der schönsten Blütensträucher
kultiviert. Sehr hübsch sind namentlich auf Caragana
arborescens veredelte Kronendäumchen.

Halina, großer Zuckeloff in Rumänien.

Halifotis, f. Meerohr.

Halir, Karl, Violinist, geb. 1. Febr. 1859 in
Hohenelbe (Böhmen), Schüler von Hennewig am
Prager Konservatorium und 1874—76 Joachim in
Berlin, wirkte zunächst als erster Violinist in Wilkes
Konzertkapelle und in der Folge in gleichen Stellungen
zu Königsberg und Mannheim, bis er 1884 als Hof-
konzertmeister nach Weimar berufen wurde, von wo
er sich als ein Virtuoso von seltener Geübtheit be-
kannt machte. 1894 wurde er als Nachfolger De
Vlamin in das Hoforchester nach Berlin berufen, wo
er schon vorher als Führer eines Quartetts wie als
Solist hochgeschätzt war. — Seine Frau Theresie,
geborene Jerdt, machte sich als Konzerttänzerin
(Sopran) einen Namen.

Halifaurier (Halidrafonten), mehrbewoh-
nende Reptilien der Urwelt wie die Kolhofaurier der
Trias, die Ichthyopterger und Sauropterger des
Jura und die Kolhofaurier der Kreide.

Halit, Mineral, soviel wie Steinsalz.

Halithierum, f. Wale.

Halitus (lat.), der Rauch, Atem, Dunst, Duft.

Halsett (spr. *halset*, in Scotland *halset* gesprochen), Hug h,
Freiherr von, hannövr. General, geb. 30. Aug.
1783 in Ruffelsburg bei Edinburgh aus einer schot-
tischen Familie, gest. 26. Juli 1863 in Hannover,
trat 1798 in die schottische Brigade und 1803 als
Kapitän in die deutsche Legion, nahm 1805—08 an
den Expeditionen nach der Elbmündung, nach Kügn,
Kopenhagen und Schweden teil, ging 1808 mit der
Brigade Altens nach Spanien und befand sich bei
dem fähnen Nidzug Moores bei der diesen bedenden
Plantenbivision. 1809 an der Sebelde-Expedition
unter Lord Gatham beteiligt, ging H. 1811 aber-
mals nach Spanien, nahm an der zweimaligen Be-
lagerung von Badajoz und den Schlachten von Bu-
biera und Salamanca teil, führte, seit 1812 Oberst-
leutnant, im Frühjahr 1813 den Korps des Generals
Wallmoden Verstärkungen nach Madlenburg zu und
erhielt den Befehl über eine hannövr. Brigade,

die er in dem Gefecht an der Wöhrde 16. Sept. befehligte. Im März 1814 Oberst in der hannöverschen Armee geworden, kommandierte er bei Waterloo die 3. hannöversche Brigade und sprengte ein Karree der Kaisergarde. Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb H. mit seiner Brigade bis 1818 bei dem Okkupationskorps in Frankreich zurück, ward 1834 General und Divisionskommandeur und führte bei der Erhebung der Herzogtümer Schleswig und Holstein gegen Dänemark 1848 ihnen das 10. deutsche Armeekorps zu. schlug die Dänen 24. April bei Oversee, ward General der Infanterie, nach dem Feldzug aber Inspektor der gesamten Infanterie und 1862 in den erblichen Freiherrenstand erhoben. Vgl. von dem Knefeld, Leben des Freiherren Hugh v. H. (Stuttg. 1865).

Hallyone (Hallyon), im griech. Mythos Tochter des Kotos und der Nyalie, Gemahlin des Kery. Die Hallyonen nannten einander Zeus und Hera, daher sie Zeus in Bögen, ihn in den Taucher, sie in den Eisvogel, verwandelte. Nach anderer Sage erkrank Kery beim Schiffbruch, und H. stürzt sich aus Schmerz ins Meer, wo beide als Eisvögel (Hallyonen) fortleben und sich fortleben. Zeus ließ während ihrer Brutzeit (im Dejemberg) alle Vögel ruhen; daher entstand der sprichwörtliche Ausdruck Hallyonische Tage (lat. alcedonia), womit man Tage glücklicher Stille bezeichnet.

Hall, 1) Stadt in Tirol, Bezirksh. Innsbruck, 552 m ü. M., am linken Ufer des von hier an schiffbaren Inn, an der Südbahn-



Wappen von Hall (Tirol).

linie Kufstein-Innsbruck-Vla und an der Dampfstraßenbahn Innsbruck-H., Sitz eines Bezirksgerichts und eines Revierbergamts, ist altertümlich gebaut, hat eine gotische Pfarrkirche (von 1271) mit einem Denkmal Spedbaders, ein Rathaus, einen Wasserturm (16. Jahrh.) und alte Stadttore, ein Obergymnasium, eine Fachschule für Tischlerer, ein Taubstummeninstitut, eine Landesirrenanstalt, ein Kloster der Salesianerinnen mit Waisenpensionat (Zurnfeld), Fabrikation von Schafwollwaren, Zwirn, Wehl, Feigwaren, Bier, ein ärarisches Salzbadwert, zu dem die Sole von dem 10 km nördlich gelegenen Salzberg geleitet wird (Produktion 1902: 145,190 met. Jtr. Salz), und (1900) 6191 Einw. Wegen seiner günstigen Lage und seiner Solbäder ist H. ein beliebter Kurort. H. erhielt schon 1303 Stadtrechte. In den Jahren 1663 und 1670 ward H. von heftigen Erdbeben betroffen. Hier fanden auch Gefechte 11. und 12. April, 29. Mai und 13. Aug. 1809 zwischen Tirolern und Bayern statt, in denen sich neben Spedbadern namentlich der Schützenmajor Strand aus H. auszeichnete. Früher war daselbst eine berühmte Münzstätte (F), wo noch 1809 die sogenannten Sandwirtschwanzer geprägt wurden. Vgl. Schwoyger, Chronik der Stadt H. 1303—1572 (Bruck von Schönberr, Innsbr. 1867); Stolziß, Die Stadt H. in Tirol (das. 1889); Straganz, H. in Tirol (Geschichte, Bd. 1, Innsbr. 1903). — Nördlich von H. liegt das Dorf Abjam, mit Wallfahrtskirche, Spinnerei und Weberei und (1900) 1482 Einw., Geburtsort des Weigenmachers Stainer, westlich Heiligkreuz, mit Solbad und 209 Einw., und östlich die Sommerfrische Gnadenwald, mit 266 Einw.

2) (Hald.) Marktleden in Oberösterreich, Bezirksh. Steyr, 376 m ü. M., an den Linien Unterrohr-

Bad H. der Kremstalbahn und Bergern-Bad H. der Steyrtalbahn, hat ausgezeichnete, schon im 9. Jahrh. bekannte jod- und bromhaltige Kochsalzquellen (11°), die namentlich gegen strophulöse Leiden, Haut- und Geschlechtskrankheiten gebraucht werden (4000 Kurgäste), gute Badeeinrichtungen des Landes Oberösterreich, Parkanlagen, ein Kinderhospital, Militärkurhaus, Theater und (1900) 1061 Einw. Vgl. Radl, Bad H., ärztliche Beobachtungen und Erfahrungen (Wien 1891); Schuder, Der Kurort H. (3. Aufl., das. 1892); Haidenthaler, Bad H. (Linz 1896).

3) (Schwäbisch-H.) Oberamtsstadt im württembergischen Jagstkreis, am Kocher, 301 m ü. M., an der Staatsbahnlinie Heildronn-Krailsheim, hat 4 evang. Kirchen (darunter die schöne, 1427—1525 erbaute gotische Michaeliskirche mit vortrefflichen Holzschnitzwerken), eine lat. Kirche, ein israelit. Bethaus, ein städtisches Rathaus, Solbad und (1900) 9225 Einw., davon 816 Katholiken und 187 Juden. Die Gewerblätigkeit besteht in Fabrikation von Bügeleisen, Maschinen, Wägen, Feigwaren, Stärke, Garbprodukten, Wärrten und Färbeln; auch hat die Stadt Baumwollspinnerei, Eigengießerei, Weberei, Sägewerke, Kunstmähten, Ziegeleien, Bierbrauerei und eine Saline, welche die Sole verdichtet, die von dem 8 km entfernten Steinsalzbergwerk Bittelmesgüß hierher geleitet wird. Der lebhafteste Getreidehandel wird durch eine Getreidedörse unterstützt, auch hat die Stadt besuchte Viehmärkte. An öffentlichen Anstalten befinden sich dort ein Gymnasium, Oberrealschule, landwirtschaftl. Wirterschule, Diakonissenhaus, ein reiches Hospital und ein Landesgefängnis. Von Behörden haben in H. ihren Sitz: ein Generalsuperintendent und ein Landgericht. Südlich von der Stadt, am Kocher, liegt die Ruine der Festung Limpurg und das Schloß Kumburg (s. d.); ebenfalls in der Nähe der Aussichtspunkt Einfeld mit dem König-Rarl-Turm. Zum Landgerichtsbezirk H. gehören die sieben Amtsgerichte zu Waildorf, H., Krailsheim, Künzelsau, Langenburg, Wergentheim u. Öhringen. H. verbandt seine Entziehung und sein Kufstaden der jetzt noch vorhandenen Salzquelle. Auf der Burg H. wohnten die vom Reich belehnten Salzgrafen, als deren erste die Grafen von Weßheim genannt werden. Später kam H. an die Tempelherren. 1276 wurde H. von Rudolf von Habsburg zur Reichsstadt erhoben und hatte eine eigene Münze, in der die ersten Heller geschlagen wurden. Am 11. Febr. 1610 ward hier die protestantische Union erneuert; 1728 brannte H. fast ganz ab, und 1802 kam es an Württemberg. Vgl. Radl, Geschichtsquellen der Stadt H. (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1894—1904); Gmelin, Hallsche Geschichte (Hall 1896); Hermann, Chronik von Schwäbisch-H. (das. 1902).



Wappen von Schwäbisch-Hall.

Hall, 1) Floris Adriaan van, niederländ. Staatsmann, geb. 1791 in Amsterdam, gest. 29. März 1866, studierte in Leiden, wurde Mitglied der Provinzialstaaten Hollands und 1842 Justiz, 1843 auch Finanzminister, ordnete als solcher die niederländischen Finanzen durch die freiwillige Antleihe von 1844, wußte aber 1847 zurückzutreten. Er war konservativ, ein hartnäckiger Widerstander Thorbedes und der Liberalen. 1853—56 und 1860—61 wiederum leiten-

der Minister, übte er eine von Thorbecke als »parasitisch« gekennzeichnete Politik zwischen den Parteien. Das große Staatsbahndivulge war das Werk seines letzten Ministeriums, die Befriedigung des 1853 entstandenen Staatskonflikts das seiner zweiten Amtstätigkeit. Er war ein glänzender Redner und Publizist. Vgl. Gleichmann, Mr. F. A. H. als minister (Amsterd. 1904).

2) Karl Christian, dän. Staatsmann, geb. 25. Febr. 1812 in Kopenhagen, gest. daselbst 14. Aug. 1888, wurde 1837 Auditor, 1847 Dozent der Rechte an der Kopenhagener Universität und 1851 Titularprofessor. Seit 1848 Mitglied der letzten Ständeverammlung und der sogenannten Reichsverammlung, erwarb er sich im Follstehing, dem er bis 1881 ununterbrochen angehörte, als vollstimmigster Führer der Eiderdänen (i. d.) bald eine ausschlaggebende Stellung. Von 1851 ab war er Generalauditeur der Armer, wurde aber im April 1854 wegen seiner Opposition gegen die Gesamtstaatspolitik des Kabinetts Entlassung, doch schon Ende des Jahres zum Kultusminister ernannt und 1856 vom Follstehing in den Reichsrat gewählt. Vom 13. Mai 1857 bis 24. Dez. 1863 war er (mit einer kurzen Unterbrechung 1859—60) Ministerpräsident, seit Juli 1858 auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher vertrat er die eiderdänische Politik den Protesten des Deutschen Bundes gegenüber in zahlreichen Noten an die Großmächte mit Eifer und Geschick, vermittelte aber den endgültigen Kampf zwischen Dänemark und den deutschen Großmächten nicht zu verhüten. Im Kabinetts Hofstein-Hofsteinberg (i. d.) bekleidete er 1870—74 nochmals den Posten des Kultusministers. Er schrieb: »Lærebok i den romerske Privatrekt« (Köpenh. 1850—51). Vgl. S. Andrä, Andri-H. overfor den politiske Situation i Efteraaret 1863 (Köpenh. 1902).

Hall (ne. 1650, 1) Sir James, Baronet von Dunglass, Geolog, geb. 17. Jan. 1761 in Dunglass, gest. 23. Juni 1832 in Edinburgh, lieferte experimentelle Beweise für die Ansichten Huttons, des ersten wichtigen Gegners von Werner, womit er zugleich die immerhin etwas einseitigen Theorien Huttons auf reifern Boden zurückführte.

2) Robert, Theolog und Kanzleireder der englischen Dissenter, geb. 2. Mai 1764 in Arnsby bei Leicester, gest. 21. Febr. 1831 in Bristol, wurde Prediger in Bristol und 1790 in Cambridge, wo er gegen die durch den Ausdruck der französischen Revolution beförderte Verbächtigung aller Freiheit als Gottlosigkeit seine Kontroverschriften »Christianity consistent with a love of freedom« (1791) und »Apology for the freedom of the press« (1793) veröffentlichte. Ausgezeichnet durch Gedankentiefe und glänzende Darstellung sind seine »Reflexions on war« (1802) und die »Sentiments proper to the present crisis« (1803). Längere Jahre gemüthkrank, übernahm er später ein Predigamt in Leicester bei einer Baptistenkirche; 1826 erhielt er einen Ruf nach Bristol. Seine Gesammelten Schriften sind 1831—1833 von Gregory mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben worden (11. Aufl., Lond. 1846, 6 Bde.). Vgl. Hood, Robert H. (Lond. 1881).

3) Basil, engl. Seemann und Reisender, Sohn von S. 1), geb. 1788 in Edinburgh, gest. 11. Sept. 1844 in Gossport bei Portsmouth, trat 1802 in die britische Marine, befehligte 1816 das einer Gesandtschaft nach China beigegebene Schiff Hydra, mit dem er auch die Küste Japans besuchte. Er schrieb: »Ac-

count of a voyage of discovery to the Westcoast of Corea and the Great Loo-Choo Islands« (Lond. 1818); »Extracts from a journal written on the coasts of Chili, Peru and Mexico in 1820—1822« (1824, 2 Bde.); »Travels in North America« (1829, 3 Bde.); »Fragments of voyages and travels« (1831—40, 9 Bde.); außerdem Erzählungen und Skizzen, wie: »Schloss Hainfeld« (1836; deutsch, Berl. 1836) und »Patchwork« (1841, 3 Bde.).

4) Warshall, Physiolog, geb. 18. Febr. 1790 zu Bosford in Nottinghamshire, gest. 11. Aug. 1857 in Brighton, studierte seit 1809 in Edinburgh, praktizierte als Arzt in Bridgewater, seit 1817 in Nottingham und seit 1826 in London. S. hob zuerst die Wichtigkeit der elektrischen Untersuchung für Diagnose und Prognose der Lähmungen hervor; ebenso waren seine Untersuchungen über die Kieferbewegungen, für deren einziges Zentralorgan er das Rückenmark hielt, von fundamentaler Bedeutung gewesen. Auch gab er eine sehr brauchbare Methode der künstlichen Atmung bei Unglücksfällen u. an. Er schrieb: »On diagnosis« (Lond. 1817, 2 Bde.; 2. Ausg. 1822; deutsch von Bloch, Hefmst. 1823); »On some of the more important female diseases« (1827, 3. Ausg. 1837); »Essay on the circulation of the blood« (1832); »On the true spinal marrow and the electromotor system of nerves« (1837); »On the reflex-functions of the medulla oblongata and medulla spinalis« (1838; deutsch von Dieffenbach, Hamb. 1840); »Lectures on the nervous systems and its diseases« (1836; deutsch, Berl. 1836); »Memoirs on the nervous system« (1837; deutsch von Kürschner, Hamb. 1840); »Principles of the theory and practice of medicine« (1837) u. a. Über eine 1853—54 ausgeführte Reise nach den Vereinigten Staaten schrieb er: »The twofold slavery of the United States« (1854). Vgl. »Memoirs of Marshall H.« (Lond. 1861).

5) Anna Maria, geborne Fielbing, engl. Schriftstellerin, geb. 1800 zu Wexford in Irland, mütterlicherseits von französisch-schweizerischer Abstammung, gest. 30. Jan. 1881, verließ Irland schon früh, heiratete sie 1824 mit Samuel Carter S. (i. Hall 6) und ließ 1828 ihre »Sketches of Irish character« erscheinen. Es folgten mehrere historische Romane, wie: »The Buccaneer« (1832), aus Cromwells Zeit; »The Ontlaw« (1835), worin der Kampf Jakobs II. mit Wilhelm von Oranien den Hintergrund bildet, und eine Reihe von Novellen, von denen »Marian, or a young maid's fortune« (1840) am bekanntesten ist. Treffliches leistete sie in ihren Schilderungen irdischen Lebens, wie besonders in: »Lights and shadows of Irish character« (1838, 3 Bde.), »Stories of the Irish peasantry« und »Popular tales and sketches« (1856). 1852 hatte sie die Redaktion von »Sharpe's London Magazine« und 1860 die des »St. James Magazine« übernommen.

6) Samuel Carter, engl. Schriftsteller, geb. 1801 zu Topleham in Devonshire, gest. 16. März 1889 in London, wurde Rechtsanwalt und widmete sich dann der Literatur. Seit 1824 mit Anna Maria Fielbing (i. oben) verheiratet, die seine treue Mitarbeiterin wurde, gründete er 1825 das Taschenbuch »The Amulet«, übernahm 1830 die Redaktion des »New Monthly Magazine« und gründete 1839 das noch bestehende »Art Journal«, das beträchtlichen Einfluß auf Erziehung und Vervollständigung des Geschmacks für bildende Künste ausgeübt hat. Daneben gab er eine Reihe von illustrierten Werken heraus, z. B. »Ireland, its scenery, character etc.« (1841—

1843, 3 Bde.), »Gems of European arts« (1846—1847, 2 The.), »The baronial halls« (1848), »The Vernon gallery« (1854) u. a. Zuletzt veröffentlichte er seine Autobiographie: »The retrospect of a long life« (1883, 2 Bde.).

7) James, Geolog und Paläontolog, geb. 12. Sept. 1811 zu Bingham in Massachusetts, gest. 7. Aug. 1898 bei Bethlehem (N. H.), studierte 1831—36 in Troy, wurde denselbst Professor der Geologie, 1837 Districtgeolog im Staate New York, 1843 Chef der paläontologischen Abteilung, 1854 Staatsgeolog von Iowa, 1859 von Wisconsin, 1866 von New York und Direktor des Naturhistorischen Museums in Albany. Er zählte zu den bedeutendsten Geologen Nordamerikas; die in den 1840er Jahren neu aufgestellte Einteilung der älteren geologischen Formationen war hauptsächlich sein Werk. Die Berichte über seine Arbeiten in Iowa sind eins der grundlegenden Meisterwerke über die Geologie des nordamerikanischen Westens. Seine bedeutenden paläontologischen Einzelarbeiten begann er mit einer Abhandlung über die Trilobiten. Er arbeitete auch für die westlichen Forschungsexpeditionen von Fremont und von Stansbury, für die mexicanisch-amerikanische Grenzaufnahme, für die offizielle geologische Erforschung des 40. Parallels, für Reef und Hayden's Expedition in die Bad Hills. Er schrieb: »Palaeontology of New York« (1847—74, Bd. 1—6); »Report on the geology of Iowa« (1858—60, 2 Bde.); »Report on the geological survey of the State of Wisconsin« (Madison 1862). 1896 gab er eine geologische Karte des Staates New York heraus. Eine Liste seiner Schriften (über 260) enthält der 36. Jahresbericht des Naturwissenschaftlichen Museums von New York.

8) Newman, engl. Geistlicher, geb. 22. Mai 1816 in Maidstone, wirkte seit 1842 als Prediger in Hull und kam 1854 nach London, wo er an der späteren Christchurch einer der gefeiertsten und populärsten Kanzelredner wurde. Seine erbaulichen Schriften (»Come to Jesus«, »The call of the master«, »The man Christ Jesus« u. a.) fanden enorme Verbreitung. Bgl. seine »Autobiography« (1898).

9) Charles Francis, american. Nordpolfahrer, geb. 1821 in Rochester (New Hampshire), gest. 8. Nov. 1871, war anfangs Graveur, dann Journalist in Cincinnati und begleitete 1860 den Kapitän Buddington auf einer Polartreise, auf der er sich unter den Eskimos niederließ und ihre Sprache lernte, 30 Monate bei ihnen verweilte. Bei einer zweiten Polartreise, 1864 bis 1869, posierte er sich völlig der Lebensweise der Eskimos an und drang mit ihrer Hilfe von der Repulse bis King William's Land vor, wo er noch einige Reste von Franklin's Expedition fand. Von den Vereinigten Staaten 1871 mit dem Dampfer Polariss nach dem Smithsund geschickt, erreichte er 31. Aug. 62° 16' nördl. Br., bezog an der grönländischen Küste im Thant Godtharbour (Polarisbay) Winterquartier, starb aber bald nach der Rückkehr von einer 14tägigen Schlitteneexpedition. Seine Leute kehrten nach vollbrachter Überwinterung un, verloren aber ihr Schiff im Eis und retteten sich erst nach vielen Gefahren z. T. auf einer Eischolle gegen Süden treibend. Er veröffentlichte: »Life with the Esquimaux« (Lond. 1865, 2 Bde.) und »Narrative of the second arctic expedition« (hrg. von Kourse, das. 1879). Bgl. Davis, Narrative of the North Polar expedition in the U. S. ship Polariss, Capt. H. (2. Aufl., New York 1878), und Weissel, Die amerikanische Nordpolarpedition (Leipz. 1879).

10) Haph, Astronom, geb. 15. Okt. 1829 in Großen (Connecticut), anfangs Zimmermann, widmete sich seit 1856 mathematischen und astronomischen Studien in Ann Arbor und Cambridge (Massachusetts) und war 1862—91 Astronom am Royal Observatory in Washington. Sehr wichtig sind seine Beobachtungen und Untersuchungen über die Bewegungen der Satelliten und die Massen und Rotationszeiten der Planeten Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun sowie seine Doppelsternmessungen. Am 11. und 17. Aug. 1877 entdeckte H. die beiden Marsatelliten.

11) Grandville Stanley, Psycholog, geb. 1. Febr. 1846 in Hingham (Massachusetts), gegenwärtig Präsident der Clark University zu Worcester, die durch ihn 1887 im Auftrage des Begründers organisiert und nach dem Muster der besten europäischen Anstalten mit vortrefflichen Einrichtungen für die biologische Forschung versehen wurde. Er ist einer der hervorragendsten Vertreter der physiologischen Psychologie in Amerika und Herausgeber des »American Journal of Psychology«; außer zahlreichen psychologischen Artikeln in Zeitschriften schrieb er: »Aspects of German culture« (Boston 1881); »Methods of teaching history« (2. Aufl., das. 1885) u. a. Er hat 1892 auch ein Pedagogical Seminary gegründet.

Hall, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Albrecht v. Haller (s. h.) oder Edward Hallowsell (Reptilien, Amphibien).

Hallage (franz., *loc. alac*, von halle, »Markthalle«), Huden-, Markt-, Standgeb.

Hallam (sc. *hallam*), Henry, engl. Geschichtschreiber, geb. 9. Juli 1777 in Bimbor, gest. 21. Jan. 1859, studierte in Oxford und London, ließ sich in leipziger Stadt als Rechtsanwalt nieder und bekleidete längere Zeit den gut bezahlten Posten eines Stempelkommissars. Sein Vermögen gestattete ihm, die juristische Praxis aufzugeben; er widmete sich historischen Studien und fand Zutritt zu den glänzendsten gesellschaftlichen Kreisen der Whigpartei, der er angehörte. Er war einer der Gründer der Statistischen Gesellschaft, Vizepräsident der Society of Antiquaries und bekleidete noch andre Ehrenämter. Als Geschichtschreiber zeichnete sich H. durch gründliche Forschung und scharfe Auffassung, die freilich von seinem wichtigsten Standpunkt wesentlich beeinflusst war, und durch vortreffliche Darstellungsgabe aus. Seine Hauptwerke sind die noch heute beachtenswerten Übersicht über die mittelalterliche Geschichte Europas: »View of the state of Europe during the middle ages« (Lond. 1818, 2 Bde.; neue Ausg. 1884; deutsch von F. v. Halem, Leipz. 1820, 2 Bde.), ergänzt durch »Supplemental notes« (1848); ferner die »Constitutional history of England from the accession of Henry VII. to the death of George II.« (Lond. 1827, 2 Bde.; neueste Ausg. 1878; deutsch von Müller, Leipz. 1828—29) und die »Introduction to the literature of Europe in the XV., XVI. and XVII. centuries« (1837—39, 4 Bde.; neueste Ausg. 1882). — Dem Andenken seines Sohnes Arthur Henry (geb. 1811, gest. 1833) widmete A. Tennison, mit dessen Schwester jener verlobt war, das Gedicht »In memoriam«. Seine hinterlassenen Gedichte u. a. wurden 1834 von Henry D. herausgegeben (neue Ausg. 1893).

Hallämter, Rautämter, in Bayern und Württemberg die Hauptzol- und Steuerämter, bei denen sich öftentliche Niederlagen (Hallen) befinden.

Halland, Landschaft im südlichen Schweden, die in administrativer Hinsicht das Hallandsblän bildet, grenzt im N. an das Rän Götensborg, im D. an

Elfsberg, Jönsköpings und Kranaberg, im S. an Christianstad und im W. an das Kattegat und hat auf 4913 qkm (89,2 D.M.) 1900: 141,688 Einn. (29 auf 1 qkm). Hauptstadt ist Halmstad.

Hall-Anker, f. Anker, S. 536.

Hallag, Emil, Maler, geb. 1837 in Frankfurt a. O., gest. 15. Sept. 1888 in Friedenau bei Berlin, erhielt seinen künstlerischen Unterricht auf der Akademie in Berlin und dann besonders durch Stesfeld, unter dessen Leitung er sich zum Tier- und Landschaftsmaler ausbildete. 1862 besuchte er Paris, wo er die Werke der Tiermaler Trahan, Nola Bonheur u. a. studierte, und 1863 Italien. Nach Berlin zurückgekehrt, entfaltete er eine rege Tätigkeit in Tierbildern von energischer, flatter Zeichnung, breiter, geistreicher Malweise in leber, oft humoristischer Charakteristik. Seine Hauptwerke sind: Hypochonder im Stall (1866), ein Bauernhof in der Normandie (1865), Pferde der Berdanertrasse, ein Reiterhof in Burgund und aufstiegenes Gewitter (1866), Frühfroh beim Gewitter, Gewittersturm und Parfarsjagd (1870), Schneesturm in der Fusha (1872), das reichbedeute Erntesessfreiten in Westfalen (1875), Pferde auf dem Treibelpfad (1877), Kartasfelernte, Herbstmorgen mit Parfarsjagd und Treibelpfad nach einem Ritt in Holland (1888).

Hallau, zwei Ortschaften des schweizer. Kantons Schaffhausen, Bezirk Unter-Rietgau: Ober-H., evang. Pfarrdorf, 439 m ü. M., mit (1909) 532 Einn., und Unter-H., Marktflecken und Bezirkshauptort, als Weinort weit bekannt, mit 1855 meist evang. Einwohnern und einem Elektrizitätswerk.

Hallberg-Bröich, Theodor Hubert, Freiherr von, Reicher und Reisechriftsteller, bekannt unter dem Namen Erwin von Gauling (nach seiner Wohnung umweit des Bärnsees), geb. 8. Sept. 1768 in Bröich bei Duisburg, gest. 17. April 1862 in Hörmannsdorf bei Straubing in Bayern, kommandierte 1818—15 gegen Napoleon den bayerischen Landsturm, den er 6. Jan. 1814 bei Koblentz über den Rhein führte, und siedelte später nach Bayern über. Seine abenteuerlichen Reisen, die ihn bis nach Persien führten, wo er die Armee des Schahs im europäischen Egeritium übte, beschrieb er in sehr derber Ausdrucksweise in den Schriften: »Reise durch Scandinavien« (Mün. 1818); »Reisejournale durch den Harz« (Augsb. 1825); »Reise durch Italien« (Mün. 1830); »Frankreich und Algier« (Münch. 1837); »Reise nach dem Orient« (Stuttg. 1839, 2 Bde.); »Reise durch England« (Mün. 1841) u. Sgl. Wistl. Leben des preussischen Generals Freiherrn v. H. (Berl. 1863).

Hallberger, Eduard, Buchhändler, geb. 29. März 1822 in Stuttgart, gest. 29. Aug. 1880 in Lützing am Starnberger See, Sohn des Buchhändlers Louis H. (geb. 1796, gest. 1879), dessen Verlag in den 1830er Jahren im Mittelpunkt der bellerschischen Bewegung stand, bildete sich zuerst im väterlichen Geschäft, dann in Potsdam und Berlin und gründete 1848 in Stuttgart eine eigne Verlagshandlung, zunächst meist für Jugend- und Volksliteratur. Mit der 1853 von ihm begründeten »Illustrierten Welt« ergriffte sich ihm ein Wirkungsbereich, in dem er fortan mit glänzendem Erfolg tätig war, insbesondere Herausgabe der mit Halländer 1858 ins Leben gerufenen illustrierten Zeitschrift »Über Land und Meer«, der sich nach der Unterhaltungsblätter anschlossen. Aus der Mitarbeit an derselben entwickelte sich ein reicher bellerschischer Verlag, dem die Heraus-

gabe illustrierter Prachtwerke (Dares Bibel, die »Märchen« und der »Rundschau« desselben Meisters, Hauffs »Märchen«, illustriert von Holmann und Heber, J. Gilderts »Schäfersagen«, Ebers' »Nipplien« und »Palästina« u.) sowie wohlfeile Prachtausgaben der musikalischen Klassiker zur Seite standen. Das Verlagsgeschäft, dem seit 1855 Eduards Bruder Karl H. (gest. 1890) als Teilhaber angehört hatte, mit den dazugehörigen Nebenweigen, Papierfabriken u. ging 1881 in den Besitz einer Aktiengesellschaft unter der Firma »Deutsche Verlagsanstalt« über.

Hallburg, f. Ballach.

Halle (griech. Stoa, lat. Porticus), bei Griechen und Römern ein entweder frei stehendes oder an ein andres öffentliches Gebäude, an einen Tempel, ein Gymnasium oder Theater, sich anlehnendes Bauwerk, das aus mehr oder weniger langen, bedeckten Gängen, deren Decke auf Säulen ruhte, bestand. Dergleichen Säulenhallen, die gewöhnlich auch um die quadratischen Marktplätze herumgeführt wurden, dienten bei großer Hitze aber auch bei Regenwetter zur Spaziergängen, öfters aber auch als Hörsäle, Versammlungsorte u. Sie waren z. T. offen, z. T. verschlossen, in welcher letzteren Fall die Zwischenräume zwischen den Säulen mit Mauerwerk ausgefüllt und oft mit Gemälden und Reliefs verziert waren. Im Innern waren Sitze (Ephebra) angebracht. Auch die offenen Hallen waren an der einen Seite durch eine Wand geschlossen, indem sie sich entweder an die Wand eines andren Gebäudes anlehnten, oder in der Mitte eine Mauer hatten, die auf beiden Seiten Malereien trug und den Gang in zwei nach außen offene Hallen teilte. Die berühmteste der mit Gemälden geschmückten Hallen in Griechenland war die Stoa Basilica in Athen (vgl. Basilica). Andre vielgenannte Hallen des Altertums waren: die persische H. in Sparta, die Stoa des Alkaios und die des Eumenes in Athen. War die Säulenhalle rings um ein Gebäude herumgeführt, so hieß letzteres Peristylas (f. d.); umgab sie aber einen freien Platz, so hieß dieser Peristylas (f. d.). Je nach der Länge dieser Hallen gab es Porticus stadiatae, semistadiatae u. c., je nach der Zahl der Säulentreihen aber Porticus duplices, triplices u. Bisweilen waren auch Springbrunnen und Wasserläufe in diesen Hallen angebracht. In Rom wurden sie entweder nach den anliegenden Gebäuden, z. B. Porticus Concordiae, Apollinis, Quirini, Herculis, theatri, circi u., oder nach ihren Erbauern, z. B. Porticus Pompeii, Livia, Octavia u., oder nach den darin befindlichen Gemälden, z. B. Porticus Argonautarum, aber endlich auch nach dem Geschäft, das darin vornehmlich betrieben wurde, z. B. Porticus argentaria, Sammelplatz für Geldwechsler, benannt. Die Bestimmung dieser Gebäude war mannigfaltig. Gerichtssitzungen, Senatsversammlungen und gymnastische Übungen wurden darin abgehalten; Juwelens- und Gemäldehändler legten darin ihre Waren aus, Schriftsteller lasen darin ihre Werke vor, Philosophen (Stoiker) lehrten und disputierten darin. Vgl. Kam. Lange, Haus und H. (Leipz. 1885). Von den Römern wurde die H. vom galischen Mittelalter übernommen, das offene Hallen vor Rathäusern und andern öffentlichen Gebäuden anlegte (Barhallen) oder um diese ganz oder teilweise herumführte. Besonders glänzende Beispiele sind die Doppelhalle am Dogenpalast in Venedig, die Zuschalle in Sperrn (f. Tafel »Architektur IX«, Fig. 1) und die H. am Altstadt-Rathaus in Braunschweig (Mün. Fig. 5). Auch um Marktplätze wurden Hallen herumgeführt und

ganze Straßen damit versehen (vgl. Laube). Noch mehr wurde das Motiv der H. durch die Renaissance ausgenutzt. Großartige oder künstlerisch hervorragende Beispiele sind die H. am Palazzo Comunale in Brescia, am Palazzo del Consiglio in Verona, die Loggia del Consiglio in Padua, die Basilika (Palazzo della Ragione) in Vercina, die Hallen der Professoren und die H. der Kartusbibliothek in Venedig (s. Tafel »Architektur X«, Fig. 5), die den Platz um die Peterskirche in Rom umfassenden Hallen von Bernini und die elegante Doppelhalle vor dem Rathaus in Köln (s. Tafel »Architektur XI«, Fig. 2). Auch die Höfe von Palästen wurden, oft in drei Geschossen übereinander, von offenen Hallen umgeben (Hallenhöfe). Beispiele sind der Hof des Dogenpalastes in Venedig, der Hof des Danaus im Vatikan und der Cancellaria in Rom, der Hof des alten Schlosses in Stuttgart. Vgl. auch Loggia. Zu einer besonders reichen Ausbildung gelangte die H. in England, sowohl als selbständiges Gebäude für verschiedene Zwecke (Westminsterhall, Guildhall und Templehall in London) wie als wichtiger Bestandteil der englischen Adelschlösser. Jetzt bezeichnet H. gewöhnlich ein bedecktes, an den beiden Langseiten offenes Gebäude, besonders auf Marktplätzen zum Festhalten von Waren, Getreide-, Festschallen (vgl. Markthallen); auch einen bedeckten und gewöhnlich auf Säulen ruhenden Vorbau an Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden (Rufeen), durch den man zur Tür gelangt; ferner einen Platz in Gebäuden, der als Vorraum zu andern Räumlichkeiten dient (z. B. Wartehallen auf den Bahnhöfen); endlich einen mehr oder minder langgestreckten, offenen Gang, der zum Spazierengehen der regnerischen oder heißen Wetter dient (Wandehalle), z. B. die Trinkhallen in Bädern, von denen die in Baden-Baden, erbaut von Hübsch, und die in Karlsbad, erbaut von Fellner und Helmer, die künstlerisch bedeutendsten in Deutschland und Österreich sind. Eine Spezialität der Neuzeit sind die für besondere Gelegenheiten erbauten provisorischen Festhallen, die in solchem Grade zum Bedürfnis geworden sind, daß in den letzten Jahren auch monumentale Festhallen, besonders auch für musikalische Aufführungen, in Mainz, Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg errichtet worden sind.

Halle, 1) (H. an der Saale, hierzu der Stadtplan mit Negierblatt), Stadt (Stadtteil) im preuß. Regbez. Merseburg, am Bahnhof 110, Marktplatz 75 m ü. M., liegt an der Saale, die hier zahlreiche



Wappen von
Halle an der Saale.

Arme bildet, und besteht aus der eigentlichen oder alten Stadt am rechten Saalufer mit fünf Vorstädten und den zwei ehemaligen Nebenstädten Glaucha im S. und Neumarkt im N. Neue Stadtteile, besonders im S., O., D. und N., sind seit einigen Jahrzehnten entstanden und von dem alten Kern der Stadt durch Anlagen und Promenaden getrennt. Das Zentrum der eigentlichen Stadt bildet der imposante Marktplatz, den an der Südseite das altertümliche, 1883 renovierte Rathaus, an der Südseite das neu erbaute Ratheslergebäude, an der Westseite die große Marienkirche mit zwei durch eine Brücke verbundenen Kuppeltürmen und reichen Kuppelgewölben (1529—54 mit teilweiser Benutzung einer ältern

Kirche erbaut) schmücken, während in der Mitte sich der 84 m hohe Rote Turm (davor eine Rolandstatue), ein Springbrunnen und das 1859 errichtete Erzbild Händels (von Heibel modelliert) befinden. Im S. vom Markt liegt die Halle oder das Tat, wo sich die Salinen befanden (s. unten). Weiter südlich steht die gotische St. Marienkirche (aus dem 12. Jahrh.), mit reichlichen Holzschnitzwerken und Skulpturen. Der Dom, nordwestlich vom Markt, erst im 16. Jahrh. vom Kardinal Albrecht aufgeführt, befindet sich seit 1889 im Besitz der reformierten Gemeinde. Im ganzen zählt H. elf Kirchen (darunter zwei katholische) und eine Synagoge. Sonstige sehenswerte Gebäude sind: die 1484—1518 erbaute Marienburg, früher Zitadelle und Residenz der Erzbischöfe von Magdeburg, im Dreißigjährigen Kriege durch Brand zerstört, gegenwärtig teilweise noch zu militärischen Zwecken dienend, im ganzen aber eine großartige Ruine, an der Nordwestseite der Stadt; ferner die Residenz mit verschiedenen Sammlungen, das Universitätsgebäude (von 1834) im NO. der Stadt, das großartige Buchhaus, das Gebäude des Stadtgymnasiums, die Diakonenanstalt, das Karntinsgericht, das Oberbergamt, die Neubauten der Universität, besonders die medizinischen Institute, die einen vollständigen, mit Vorlesungen geknüpften Stadtteil bilden (Anatomie, pathologisches und physiologisches Institut, chirurgische, medizinische, gynäkologische, Augen- und Ohrenklinik u.), die Universitätsbibliothek, die Lehr- und Verwaltungsgebäude des landwirtschaftlichen Instituts, die Versuchsanstalt des Landwirtschaftlichen Zentralvereins der Provinz Sachsen mit vorzüglichen Laboratorien, der Schlacht- und Viehhof (s. Tafel »Schlacht« und Viehhöfe III, Fig. 10), das Theater (vgl. Stauda, Das Stadttheater zu H., 1886). Von Denkmälern sind zu nennen: das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. (entworfen von Bruno Schmitz), das Kriegerdenkmal und die Denkmäler des Chirurgen v. Walzmann und des Komponisten Robert Franz. Die Zahl der Einwohner beträgt nach Eingemeindung anliegender Orte, besonders von dem mit H. längst schon zusammenhängenden Giebichenstein, (1900 mit der Wurmson (2 Bat. Infanterie Nr. 36 und ein Feldartillerieregiment Nr. 75) 156.609 Seelen, davon 147.713 Evangelische, 6816 Katholiken und 1258 Juden. Die Industrie der Stadt ist bedeutend; am ältesten sind die Salzgewinnung, Bierbrauerei und Weizenstärkefabrikation. Die Salzwerke Halles, eins im »Tal« oder in der »Halle«, das andre außerhalb der Stadt auf einer Saalinsel, von denen jenes im uralten Besitz der Pfännerkschaft von den Halloren (s. d.) bearbeitet wurde, sind jetzt vereinigt und liefern jährlich gegen 8500 Ton. Siebelsalz. Die Sole im Tal ist so stark, daß sie das Grabieren entbehrlich macht. Das damit verbundene Solbad wurde von Keil gegründet. Am reichsten an festen Bestandteilen sind der deutsche und der Gutjahrbrunnen, die, in der sogen. Halle belegen, durch einen langen Rohrtranz ihre Sole nach dem 1868 durch Vertrag in das Eigentum der Pfännerkschaft übergegangenen, bisher kaiserlichen Giebertwerk abgeben, während der Betrieb in der Halle selbst gänzlich eingestellt ist. Außer der Sole ist nach einer erdg.-salinische Eisenquelle vorhanden. Außerdem hat H. eine Zuckerraffinerie, zahlreiche Wachs- und Seifenfabriken, Metallbearbeitungsanstalten, Fabriken für Spirit, Walz-, Schokoladen-, Kakaos-, Zement-, Papier- und Luffwaren, Bichorie, Mineralöl,

Namen-Register zum „Plan von Halle a. d. Saale“.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | F4 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Ackerstraße	F4	Ecksteinstraße	BC9	Grüner Hof	EF5
Adolfstraße	CD3	Eichendorfsstraße	CD2	Grünstraße	F5
Adolfsweg	C3	Eisenbahn	108	Güldenstraße	G4
Affenbühl	E4	Eisenbahnbetriebswerkstatt	G5	Güterbahnhof (Zentral-)	G4
Albrechtsstraße	D4	Eisenbahndirektion, Königl.	FG5	Gut Glinzitz	AB5
Alte Promenade	D5	Eisenbahngüterschuppen	G6, 7	Gutjahrstraße	D6
Alter Friedhof	B2	Eisenbahnwerk n. Maschinen-		Gymnasium	E5
— Markt	D6	— Fabrik	F8	Hafenstraße	E6
Am Kirchhof	BC4	Elektrizitätswerk	B2	Hagenstraße	E6
— Schleierberg	C5	Ellenbohrbrücke	B6	Halberstädter Straße	F5, 6
Amstgarten	B1	Ernststraße	C3	Hallgasse	D6
Amstgericht	DE5	Exerzierplatz	FG3	Hallenstraße	C6, 7
An der Moritzkirche	CD7	Fahrstraße	B2	Hannestor	C8
— — Schwemme	C6	Falkstraße	C2	Händeldenkmal	D6
— — Universität	105	Familiengärten	F2	Handelskammer	EF7
Anhalter Straße	EF6	Farberlei	B4	Handelsstraße	CD3
Ankerstraße	C5	Feldgarten	ET, 8	Hardenbergstraße	EF3
Apollonstater	C7	Feldstraße	E2, 4	Harz	D4, 5
Archäologisches Museum	D5	Felsenburgkeller	A2	Hauptbahnhof	G7
Aryl für Ophidische	B8	Felsenstraße	E5	Heidewegstraße	E4
Anguststraße	EF6, 7	Fewerwiedepot	B2	Heinrichstraße	D4
Anuladplatz	C6	Fischstraße	B2	Honfiettenstraße	C4
Backergasse	GT	Fischerei Hef	A1	Horststraße	E4
Badenestalon	A8; B7; C5; C6;	Fischerplan	C7	Hornmannstraße	C4
Bahnhof, Haupt-	47	Fischerstraße	C5	Herrnstraße	C6, 7
— Klostert	B6	Fischhof	B7	Hirtstraße	C8
— Zentral-Güter	G6	Forster Straße	F5, 6	Hochreservoir	DE1
Barfüßerstraße	D5, 6	Frankendekmal	E7	Hochstraße	D8
Bargasse	D6	Frankenplatz	D7	Hofgasse	E8
Besserer Straße	D8, 9	Frankesche Stiftungen	DE7, 8	Hofmüllersstraße	EF4
Begräbnisplatz, Jüdischer	F4	Frankenweg	EF7	Hofplatz	DE4
Bergasse	CD5	Frankenfriedhof	B7	Hofstraße	EF3
Bergbänke	A1	Freudenplan	B7	Hospital	C7
Berliner Straße	F4, 5	Friedenstraße	D6	Hospitalplatz	C7
Bernburger Straße	D3, 4	Friedhof, Alter	C2	Infanteriekaserne	D3; F3
Bernhardstraße	D-P8	— Neue	B2	Jägerberg	C5
Berklee Garten	B1	— Nord-	C2	Jägergasse	D5
Beyseckstraße	E8	— a. auch Begräbnisplatz u.	FG4	Jägerplatz	C5
Bismarckstraße	E3, 4	Gottacker		Jahnstraße	F5
Bitterstraße	E7	Friedrichsplatz	D4	Jehrmannsplatz	F2, 3
Bismarckstraße	CD4	Friedrichstraße	D4, 5	Johannstraße	CD7
Bismarckstraße	E3	Friedrichstraße	F5	Johannkirche	F9
Bismarckstraße	C4	Friedrichstraße	D3, 4	Jonasstraße	D8, 9
Bismarckstraße	CD3	Friedrichstraße	C5, 6	Jüdischer Begräbnisplatz	F4
Bismarckstraße	D5	Friedrichstraße	C3	Jungfernwiese	BC5, 6
Bismarckstraße	BC5, 6	Friedrichstraße		Jungfernwiese	DE5
Bismarckstraße	D7	Friedrichstraße	B2	Kaiserplatz	E3
Bismarckstraße	C5	Friedrichstraße	DE1	Kaiserstraße	DE3, 4
Bismarckstraße	D3	Friedrichstraße	D5	Kaiser Wilhelm-Denkmal	E6
Bismarckstraße	C4, 5	Friedrichstraße	BC3	Kanienberg	C16
Bismarckstraße	F6	Friedrichstraße	B7 u. F5	Kapellenberg	D5
Bismarckstraße	DE3	Friedrichstraße	D4, 5	Karlstraße	D1
Bismarckstraße	D7	Friedrichstraße	14	Kaserne	D5, F3
Bismarckstraße	F8	Friedrichstraße	C7	Katholische Kirche	C2, D7
Bismarckstraße	C1, 2	Friedrichstraße	C6	Kanienberg	D5
Bismarckstraße	B1	Friedrichstraße	F6	Kanienberg	C6
Bismarckstraße	B2, 3	Friedrichstraße	C8	Kanienberg	D9
Bismarckstraße	G7	Friedrichstraße	D1	Kanienberg	C8
Bismarckstraße	CD9	Friedrichstraße	B1, 2	Kanienberg	C9, D7
Bismarckstraße	EF, 7	Friedrichstraße	AB2, 3	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	C5	Friedrichstraße	AB3	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	CD7	Friedrichstraße	F5	Kanienberg	C4
Bismarckstraße	D5	Friedrichstraße	C7, 8	Kanienberg	E3
Bismarckstraße	FG7	Friedrichstraße	D2	Kanienberg	F7, 8
Bismarckstraße	E7	Friedrichstraße	F3	Kanienberg	B1
Bismarckstraße	D6	Friedrichstraße	EF3, 4	Kanienberg	H6
Bismarckstraße	E8	Friedrichstraße	B7	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	A1	Friedrichstraße	E6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	D5	Friedrichstraße	EP6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	DE5; D6	Friedrichstraße	D6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	F5	Friedrichstraße	EF, 7	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	D4	Friedrichstraße	C2	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	F4	Friedrichstraße	BC7, 8	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	C3, 4	Friedrichstraße	D6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	F8	Friedrichstraße	D6, 7	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	C6	Friedrichstraße	AB7	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	B1, 3	Friedrichstraße	D6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	C6	Friedrichstraße	E6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	F6	Friedrichstraße	CD5	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	CD6	Friedrichstraße	DE5, 6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	EF8	Friedrichstraße	D5, 6	Kanienberg	D6
Bismarckstraße	F6	Friedrichstraße	C5	Kanienberg	D6

Namen-Register zum Plan von Halle a. d. Saale.

Königsstraße	E-07, 8	Neuenhäuser	D6	Stagedenkmal	DE5
Körnerstraße	CD2	Neustadtstraße	D7	Soldat Wittekind	C1
Kornhaus	F5	Niemeyerstraße	EF7	Sophienhofen	B5
Krankenhaus	D7	Nikolaistraße	D6	Sophienstraße	DE4, 5
Kranenstraße	F5	Nordfriedhof	FG4	Sparkasse	D6
Kreistandehaus	E5	Oberbergamt	D4, 5	Speditionswaren	B5
Kriegsdenkmal	A1	Obernauddirektion	E5	Spiegelstraße	D5
Kronprinzessinnenstraße	DE3, 4	Oberrealschule	E5	Spinnerei	A82
Krukenbergstraße	F5	Offizierskasino	D3	Spitze	C6
Kuhgasse	D6	Oleariusstraße	D6	Stadthandpost	F4
Kursallee	CD1	Ossendorferstraße	F8	Stadt-Gottesacker	EF8
Kurfürstenstraße	D2	Paradeplatz	C5	Stadtgut	B9
Kutbergasse	D6	Paradies	C7	Stadtschützenhaus	E7
Kutthof	C6	Parkbad	EF4	Steg	C7
Kutthofstraße	C6	Parkstraße	E3	Steinbockstraße	B6
Landenbergstraße	EF9	Parkstraße	E3	Steinmühle	B4
Lafontainestraße	BC3	Pelkowitz	A3	Steinort	E5
Landgericht	DE5	Pfälzer Schützengraben	C5	Steinweg	D7, 8
Landfrain	E2	— Straße	C5, 6	Steinweg	D6, 7
Landwehrstraße	EF7	Pfänner Höhe	E8	Steinweg	C5
Landwirtschaftliche Kammer	DE3	Pfannerschafst. Kohlenplatz	BC4	Stiftungen, Franckesche	DE1, 8
— Versuchstation	G4	Pfannerschafst. Saline	BC5	Strandstraße	C8
Landwirtschaftliches Institut	E4, 5	Physikalisches Institut	CD5	Strehlenstraße	D-F8
Lange Gasse	C7	Pfannerschafst. Saline	CD5	Strehlenstraße	DE, 9
Laurentiusstraße	C4	Postamt	B2, C6; D4; D7; EF, EF7	Synagoge	DE7
Lazarotti	C5	Poststraße	D4	Tafelstraße	D6
Lehmanns Garten	B5	Poststraße	D4	Tafelstraße	B1
Leithaus	D6	Poststraße	D4	Tafelstraße	C7
Leipziger Straße	D-F5, 7	Preßlers Berg	F4	Taubenamenstein	D5
— Tor	F7	Prinzenstraße	F7	Telegraphenamt a. Postamt	D5
— Turm	FA, 7	Prinzenstraße	F7	Thierier	D5
Leopoldstraße	D1, 2	Prinzenstraße	F7	— Apollo	F7
Leopoldstraße	BC8, 9	Prinzenstraße	F7	— Neues	D6
Leichenfeld	C7, 8	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E5
Leiningerstraße	EF4	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	F7, 8
Liebenauer Straße	D8, 9	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C8
Lilienstraße	C6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E8
Lindestraße	D-F8	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	EF9
Löge	C5; D4	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E8
Locke, Die	E5	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	F4
Lockengasse	D5	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E4
Lodwigstraße	BC8	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C4
Ludwig-Wuchererstraße	DE3, 4	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D5
Lützenstraße	E5	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D4
Lützenstraße	F9	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D5
Magdeburger Straße	EF5-7	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C7
Manfelder Straße	BC6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	CD8
Margaretenstraße	E5	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D3
Marienkirche	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D3
Marienstraße	EF6, 7	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	DE3, 4
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E4
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	F5
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E5
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D6; D7
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D7, 8
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E5
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	F4 u. F6
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C8
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C8
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	B8
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C4
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C3, 4
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	B6
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	A82-8
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	DE4, 5
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C1
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	CD1, 2
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C8
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D6
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C9
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D2
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D6
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D6, 7
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	B4
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	B4
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	B3, 4
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	D2
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	E5
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C1
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C5
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	C7, 8
Marktplatz	D6	Prinzenstraße	F7	Wahlstraße	CD9

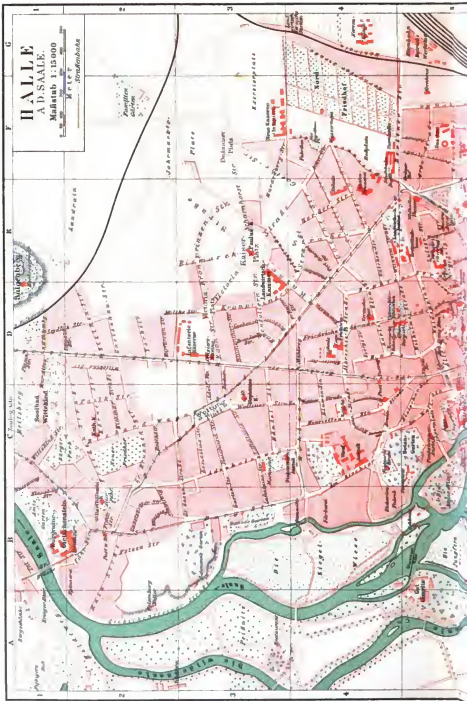
HALLE

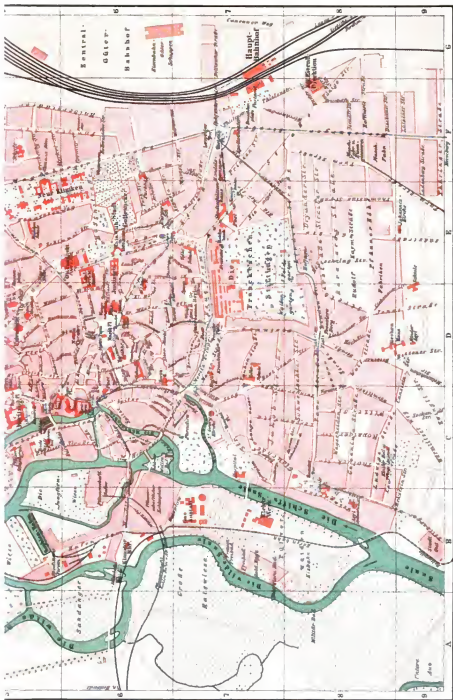
A. D. SAAL.

Maßstab 1:13 000

M e t e r

Stadtkarte





Myers Gar.-Leithen, 6. Aug.

Bibliographisches Institut in Leipzig

Ann. Archibald, Baller.

Wagenschmiede, Maschinenöhl, Kutschen, Honigkuchen, Zuderwaren und Spielarten; ferner Hürerei, Buchdruckerei und Vergolden auf Braunlohen. Entsprechend der Industrie, ist auch der Handel bedeutend. Unterliegt wird derselbe durch eine Handelskammer, mehrere öffentliche Bankeinstitute sowie durch eine Reichsbankstelle (Linjah 1903: 1767 Mill. Mk.). Hervorragend ist die Ausfuhr, besonders von Maschinen nach überseeischen Ländern und von Rohzucker, Mineralöl und Paraffin. Einen bedeutenden Handelsartikel bilden auch Baumaterialien, Mühlenfabrikate und Getreide (Saalgerste). Für den Buchhandel sind eine große Zahl von Firmen tätig, darunter viele Verlagsgeschäfte; die v. Casselsche Verlagsanstalt ist Zentralvertriebsstelle der Lutherbibel und hat einen jährlichen Umsatz von 50—60,000 Exemplaren. S. ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Berlin-Weigensfeld, Leipzig-S., S.-Blankenheim, S.-Kottbus, S.-Bitternberg und S.-Jellersfeld sowie der Kleinbahn S.-Hettstedt und der elektrischen Bahn S.-Merseburg. Den Verkehr in der Stadt vermittelt eine elektrische Straßenbahn. Eine neue Verkehrsader ist seit 1884 durch Ausdehnung der Kettenbahnfahrt auf der Saale bis S. eröffnet. Die Zahl der Bildungsanstalten ist groß. Die Universität zählte im Sommersemester 1904: 145 Dozenten und 1780 Studierende (dazu 135 Hörer und 25 Hörerinnen). Die Bibliothek enthält über 178,000 Bände und gegen 800 Handschriften; ebenfalls reich ausgestattet sind das archäologische Institut und andre Institute. Die französischen Stiftungen (s. S. 1) zählen nicht weniger als acht verschiedene Schulen, darunter eine Lateinschule (Gymnasium), eine Oberrealschule, höhere Töchterschule mit Lehrerinnenseminar u. Außerdem befinden sich in S. ein städtisches Gymnasium, eine Oberrealschule, Taubstummenanstalt, Blindenanstalt, Diakonissenanstalt, Provinzialmuseum, eine Sammlung für Kunst und Kunstgewerbe, Vereine für Wissenschaft und künstlerische Zwecke, die historische Kommission für die Provinz Sachsen, ein Zoologischer Garten, ein Zuchtstall, eine Irrenanstalt (in dem 2 km von der Stadt gelegenen Nietleben) u. S. S. ist Sitz eines Landgerichts, eines Obergerichts und eines Hauptsteueramtes, einer Eisenbahn- und einer Oberpostdirektion, der Landschaft der Provinz Sachsen, einer Landwirtschaftskammer, des Landratsamtes für den Saalkreis sowie des Stabes der 8. Division, der 8. Kavallerie, der 15. Infanterie und der 8. Feldartilleriebrigade. Die städtischen Behörden zählten 17 Magistratsmitglieder und 54 Stadtorde. Zum Landgerichtsbezirk S. gehören die 18 Amtsgerichte zu: Alstedden, Bitterfeld, Delitzsch, Eisleben, Ermsleben, Gerstebitz, Gießensheimen, S. Hettstedt, Könnern, Lauchstädt, Lützen, Mansfeld, Merseburg, Schöneberg, Wettin, Wippra und Jörbig. Die Umgegend von S. bietet nur im N. Interesse, wo sich an den Ufern der Saale hohe, steil abfallende Morphenhänge erheben und z. T. recht schöne Landschaftsbilder zeigen. In einem Seitental, dicht beim Stadtteil Wiebichstein, liegt das Solbad Wittenberg, gegenüber, am linken Saalufer, das jetzt eingemeindete Dorf Kröllwitz mit der vielbesuchten Bergschenke, weiter abwärts das ebenfalls zu S. gehörige Dorf Trotha. Auch bieten die unmittelbar an S. sich anschließenden Saalinseln: Reijniß (Wachtgalleninsel) und die Rabeninsel, reizende Spaziergänge. Vieles Ziel eines weitem Ausflugs ist der Petersberg (s. d.). Geschichte. Die Hallischen Salzquellen waren schon in ältester Zeit bekannt, und infolge davon ent-

stand in S. wohl schon früh ein wichtiger Handelsplatz, der auch eine Burg besaß. Doch wird S. urkundlich nicht vor 1064 erwähnt, und seine zusammenhängende Geschichte beginnt erst 1116 mit der Gründung des Klosters Neumühl. Die städtische Aristokratie der Salzhändler oder Panner, die sich aus dem Betrieb der Salzwerke bildete, mußte aus Rücksicht auf den Territorialherrn, den Erzbischof von Magdeburg, auf dessen Kosten sie ihre Macht erweiterte, der Gemeinde Zugeständnisse machen und den Kompromiß von 1427 schließen. Durch die neue Talordnung von 1475 wurde die Gewalt des alten Pannertums gebrochen, und 1478 eroberte der Erzbischof von Magdeburg, Ernst von Sachsen, die Stadt und erbaute seit 1484 die Marienburg, die aber im Dreißigjährigen Kriege wieder zerstört wurde. Unter den Augen Albrechts V., Erzbischofs von Mainz und Magdeburg, der hier residierte, ward die Reformation in S. eingeführt, und 1541 als erster lutherischer Superintendent Justus Jonas denu. Der Erzbischof Albrecht verlegte seine Residenz von S. weg und löste das Domkapitel auf. Nach der Schlacht bei Mühlberg unterwarf sich hier 19. Juni 1547 im Keßdenschloß des Erzbischofs der Landgraf Philipp von Hessen dem Kaiser. Nach dem Siege der Reformation kam die Stadt unter die Herrschaft der hochzollernischen Administratoren von Magdeburg, die in S. ihre Residenz aufschlugen. Während des Dreißigjährigen Krieges fiel S. 1635 an das Haus Sachsen. Durch den Westfälischen Frieden wurde es dagegen dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zugeteilt; indes kam es erst 1680 tatsächlich in brandenburgischen Besitz. Am 12. Juli 1694 eröffnete Kurfürst Friedrich III. die Universität. Hier regierten 17. Okt. 1806 die Franzosen unter Bernadotte über die Preußen unter Prinz Eugen von Württemberg; im Frieden von Tilsit ward S. dem Königreich Westfalen einverleibt. Im April 1813 von den Preußen unter Kleist besetzt, mußte es trotz des erfolgreichen Besuchs bei Merseburg (29. April) den vordringenden Franzosen überlassen werden. Vor der Leipziger Schlacht erhielt S. eine starke preussische Besatzung und ist seitdem im Besitz Preußens geblieben. Vgl. Dreyhaupt, Ausführliche Beschreibung des Saalkreises (Halle 1755, 2 Bde.), im Auszug von Stiehr (Haf. 1771—73, 2 Bde.), fortgesetzt von Ostheim u. d. T. »Chronik der Stadt S.« (Haf. 1842—44); v. Hagen, Die Stadt S. historisch-topographisch-statistisch dargestellt (Haf. 1866—67, 2 Bde.); mit 5 Ergänzungsheften 1868—80); Staube, Hallmann und v. Friß, Die Stadt S. im J. 1891. Festschrift zur Naturforscherversammlung (Haf. 1891); Genszmer und Förstlich, Führer durch S. und seine staatlichen und städtischen Einrichtungen (neue Aufl., Haf. 1904); Herzberg, Geschichte der Stadt S. (Haf. 1889—92, 3 Bde.); Schönermar, Die Stadt S. (»Beschreibende Darstellung der ältern Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen, neue Folge, 1. Bd., Haf. 1884—88); Kawerau, Kulturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung, Bd. 2: Aus Halles Literaturleben (Haf. 1888); Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu S. (Berl. 1894, 2 Tle.); König, Geschichte der Studentenschaften auf der Universität S. (Halle 1894); Stein (Nietzschmann), Die Stadt S. in Bildern aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit (Haf. 1901); Villendorf, Das Finanzwesen der Stadt S. (Jena 1903).

2) S. in Westfalen, Kreisstadt im preuss. Regbez. Minden, am Teutoburger Wald und an der Staatsbahnlinie Bradwebe-Donabrück, hat eine evang.

Kirche, höhere Knabenschule, Amtsgericht, Elektricitätswerk, Fabrication von Tabak und Zigarren, Brauereiwirtschaft, Bindfabrik und Fleischwarenfabrication, Weberei, Lumpenfabrikation, Kalkbrennerei und (1900) 1803 meist evang. Einwohner. Der Ort, der zur Grafschaft Ravensberg gehörte und 1614 an die Habsburger kam, erhielt erst 1719 Stadtrecht.

3) Stadt in Belgien, s. Hal.

Halle, Charles (eigentlich Karl Halle), Pianist, geb. 11. April 1819 zu Hagen in Westfalen, gest. 25. Okt. 1896 in Manchester, kam 1836 nach Paris, blieb daselbst bis 1848 als geschäftiger Lehrer und Kammermusiker (mit Ward und Franchomme), siedelte dann nach England über und wirkte in London mit gleichem Erfolg bis 1858, wo er einem Ruf als Dirigent der Gentlemen's Concerts nach Manchester folgte. 1857 eröffnete er daselbst Abonnementskonzerte mit einem eignen Orchester, wirkte aber daneben fortgesetzt auch noch in Londoner Konzerten mit. 1884 ernannte ihn die Universität Edinburgh zum Doktor der Musik, 1888 wurde er in den Ritterstand erhoben (Sir). In denselben Jahre verheiratete er sich mit der Violinistlerin Wilhelmine (Karmann-) Neuba, mit der er 1889 eine Konzertreise nach Australien unternahm. Vgl. die von seinem Sohne herausgegebene Autobiographie: *«Life and letters of Charles H.»* (Lond. 1896, 2 Tle.).

Halleck, 1) Fitz Greene, amerikan. Dichter, geb. 8. Juli 1790 in Grafton (Connecticut), gest. 19. Nov. 1867, war im Handelsfache tätig und verheiratete mit dem gemeinsamen mit seinem Freunde James Knappman Traute verfaßten satirischen *«Croaker papers»* (1818) in der *«New York Evening Post»*. Seine gesellschaftliche Satire *«Fanny»* erschien in demselben Jahre. Seine bedeutendste dichterische Leistung ist *«Marco Bozzaris»*. Seine Gedichte erschienen gesammelt u. d. T.: *«Albion Castle and other poems»* (1827); eine Gesamtausgabe 1888. Vgl. Wilson, *Life and letters of F. G. Halleck* (New York 1869); E. C. Bryant, *Orations and addresses* (dof. 1873).

2) Henry Wager, nordamerikan. General, geb. 16. Jan. 1815 in Westerville (New York), gest. 9. Jan. 1872 in Louisville, trat 1836 in die Militärschule zu West Point ein und wurde 1839 Leutnant im Ingenieurkorps. Nachdem er bei den Befestigungsarbeiten des New Yorker Hafens beschäftigt gewesen und eine Reise nach Europa gemacht hatte, nahm er am mexikanischen Kriege (1846) mit Auszeichnung teil und half dem Staat Kalifornien begründen. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges 1861 trat er wieder in die Armee der Union, nahm als Befehlshaber des Departements von Missouri 30. Mai 1862 den wichtigen Knotenpunkt Corinth und betrieb die Konföderierten aus mehreren Staaten. Dafür wurde er 23. Juli 1862 zum Oberbefehlshaber sämtlicher Truppe der Union ernannt. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz aber leistete er wenig und ward im März 1864 durch Grant ersetzt. Als Theoretiker und Schriftsteller hatte H. einen guten Namen. Unter seinen militärischen Werken ist das bedeutendste: *«Elements of military art and science»* (New York 1846, in 2. Aufl. 1861 vermehrt durch *«Critical notes on the Mexican and Crimean wars»*). Außerdem schrieb er: *«Elements of international law and laws of war»* (Philad. 1866) und überlegte Jominis Biographie Napoleons I. (1864, 4 Bde.).

Hallekinta, dem Admol (f. d.) verwandtes Gestein, aber schichtartig sanftwandig andern gezeichneten Gesteinen (Gneis, Glimmerschiefer und Phyllit) ein-

gelagert. Es besitzt graue, rote, braune und grüne, lagenweise wechselnde Farben und besteht aus einem äußerst dichten farnigen Gemenge von Quarz und Feldspat (Orthoklas, Albit und Oligoklas) mit vereinzelten Chlorit- und Wimmerblättchen. H. findet sich in Schweden, Schottland, Kanada u.

Hallein, Stadt in Salzburg, 443 m ü. M., an der Salzach und der Staatsbahnlinie Salzburg-Wörgl. Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksamtes, hat eine Pfarrkirche aus dem 11. Jahrh., eine Fachschule für Holzindustrie, ein städtisches Museum, einen Stadtpark, Fabriken für Ziegel, Tonwaren, Zement, Zellulose, ein Sägewerk, Bierbrauerei, Kunstmühle, eine ärarische Tabakfabrik, ein Salzbadwerk, zu dem die Sole aus dem südlich gelegenen Dürenberg (vgl. Wagner, *«Der Dürenberg»*, Salz. 1904) geleitet wird, und das 1902: 221,565 metr. Jtr. Salz lieferte, ein Solbad, Elektricitätswerk und (1900) 4700 (als Gemeinde 6816) Einw. Am 3. Okt. 1809 fanden hier Gefechte zwischen den Franzosen unter Leschdre und den Tirolern unter Haspinger statt. Wörtlich die große Bierbrauerei Kalltenhausen und das Dorf Oberalm mit Marmorwaren-, Zement- und Glasfabrik, Sägewerk und 1817 Einw., östlich Adnet mit Marmorbrüchen und 1401 Einw., südlich der Hohe Wölz (2522 m), der von H. aus bestiegen wird.

Hallei (hebr., *«Lobliebe»*), Bezeichnung für die Psalmen 113—118, die am Pessach, Wochen-, Laubbitten- und Tempelweihfest, an Neumondstagen in der Synagoge, an den beiden ersten Pessachabenden bei der Familienfeier des Sedes (s. Pajiss) gehalten werden. An den sechs letzten Pessachtagen und am Neumond werden Ps. 115, 8. 1—10 und 116, 1—11 nicht gesprochen. Dieses H. heißt, da darin der Auszug aus Ägypten erwähnt wird, das *«ägyptische H.»* (H. ha-mizri) im Gegensatz zu dem *«großen H.»* (H. ha-gadol), worunter entweder Psalm 136 oder 120—136 aber 135 und 136 zu verstehen ist.

Halleijsa (hebr., eigentlich Halleu Jah, *«Lobet Gott»*), in den Psalmen häufige Formel, die, in den Übersetzungen der Bibel in die Landessprachen beibehalten, von da schon in der alten christlichen Kirche in die Liturgie einbrang, aber im Abendland seit Papst Gregor I. während der Fastenzeit weggelassen wurde. Gewöhnlich dient das H. zur Intonation.

Hallen, Andreas, schwed. Komponist, geb. 22. Dez. 1846 in Götterburg, erhielt seine musikalische Ausbildung 1866—71 in Leipzig (Reinecke), Wünnen (Rheinberger) und Dresden (Riege), war 1872—78 Dirigent der Musikervereinskonzerte zu Götterburg. lebte dann meist in Berlin, lehrte 1883 nach Götterburg zurück, wurde 1884 Dirigent der Völkermusikischen Gesellschaft in Stockholm und 1892 Kapellmeister der königlichen Oper daselbst. 1902 siedelte er nach Ralmä über als Dirigent der südschwedischen Völkermusikischen Vereinigung. H. ist ein routinierter Komponist, doch ohne stärkere Eigenart (Opern: *«Harald der Biting»*, Leipzig 1881, *«Der Füll»*, Stockholm 1896, *«Der Schatz des Baldemar»*, das. 1896; mehrere Chorwerke mit Orchester, symphonische Dichtungen *«Sien Sture»* u. *«Aus der Baldemarsage»*, zwei schwedische Rhapsodien, Violinromanze, Lieder u. a.).

Hallenberg, Stadt im preuß. Regbez. Arnberg, Kreis Brilon, an den Ruine, 440 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen und (1900) 1094 meist kath. Einwohner.

Hallenberg, Jonas van, schwed. Historiker, geb. 18. Nov. 1748, gest. 30. Okt. 1834, wurde 1776 Dozent der Geschichte in Upsala, 1781 am Stockholmer

Reichsarchiv angestellt, 1784 Reichsbibliograph, 1803 Reichsantiquar, 1818 geodet. Außer mehreren theologischen, sprachwissenschaftlichen und numismatischen Arbeiten veröffentlichte er: »Nyn allmänna historien från 16de seculi början« (Stockh. 1782—1785, 3 Bde.), »Svea rikets historia under Gustaf Adolf den stores regering« (bis 1626 reichend, 1790 bis 1796, 5 Bde.) und eine gegen Lagerbring (f. b.) gerichtete polemische Schrift (1819—22, 2 Bde.).

Hallenburg, J. Schlip.

Hallenkirchen, die besonders im nördlichen Deutschland zahlreich verbreiteten, aber auch in Italien vorkommenden Kirchen des romanischen und gotischen Mittelalters, bei denen die drei Schiffe von gleicher oder fast gleicher Höhe sind.

Haller, 1) Bertold, der Reformator von Bern, geb. 1492 in Aldingen bei Nottwil, gest. 25. Febr. 1536, freiesw. Melanchthons, studierte seit 1510 in Rün Theologie, war Lehrer in Nottwil, um 1513 in Bern, hier 1520 auch Chorherr und Kantprediger. Seit 1522 wirkte er unter heftigen Kämpfen mit dem Klerus für die Sache der Reformation, nahm 1526 an dem Gespräch zu Baden und an der Berner Disputation teil und verfasste das Reformationsedikt vom 7. Febr. 1528. Biographien von Kirchscher (Zürich 1828) und Pestalozzi (Erlau. 1861).

2) Albrecht von, Botaniker, Anatom, Physiolog, Arzt und Dichter, geb. 16. Okt. 1708 in Bern, gest. daselbst 12. Dez. 1777, studierte seit 1723 Medizin in Lützen, seit 1725 in Leiden, erwarb daselbst 1727 die medizinische Doktorwürde, besuchte dann London und Paris, studierte in Basel Mathematik und praktizierte seit 1729 als Arzt in Bern, wo er seit 1734 anatomische Vorlesungen hielt und 1735 zum Stadtbibliothekar ernannt wurde. Während dieser Zeit bereiste er jährlich die Alpen beaufs. botanischer Forschungen, deren Resultat die »Enumeratio stirpium helveticarum« (Götting. 1742) war. Sein »Versuch schweizerischer Gedichte« (Bern 1732; neuer Abdruck in Kürschners »Deutscher Rationalliteratur«) erfreute sich des Beifalls Bodmers. 1736 ging er als Professor der Medizin, Anatomie, Botanik und Chirurgie nach Göttingen und gründete hier den Botanischen Garten und das Anatomische Theater mit einer Anzahl für anatomisches Zeichnen. Dabei erschienen Kommentare zu Boerhaaves Vorlesungen (Götting. 1739—44), das »Iter helveticum« (das. 1740), Boerhaaves »Methodus studii medici« (Amst. 1751, 2 Bde.) und seit 1742 für die von Wolfen in Amsterdam herausgegebene »Bibliothèque raisonnée« zahlreiche kritische Beiträge. Einen ausgedehnten Aufschwung erhielten ihm damals besonders seine »Icones anatomicae« (Götting. 1743—50, 8 Hefte), seine »Prima lineae physiologiae« (das. 1747; 4. Aufl. von Wrisberg, das. 1780; deutsch. Berl. 1769; neue Aufl. als »Grundriß der Physiologie« umgearb. von Reveling, Erlang. 1796 u. ä., 2 Bde.), die später erweitert u. b. z.: »Elementa physiologiae corporis humani« (Lanf. 1757—66, 8 Bde.) erschienen. 1760 übernahm H. den Vorpost in dem von ihm gestifteten Kollegium der Bunsbärte; 1751 ward auf seinen Vorschlag eine Entbindungsanstalt gegründet und die königliche Societät der Wissenschaften eröffnet, zu deren immerwährendem Präsidenten er ernannt wurde. Während dieser Zeit war er von Kaiser Franz I. geodet, nach Oxford, Utrecht, Halle, Berlin und Petersburg berufen, vom König von England zum Staatsrath und Leibarzt ernannt und 1745 in den Großen Rat seiner Vaterstadt aufgenommen worden. 1753 legte er seine

Ämter, mit Ausnahme der Präsidenschaft der königlichen Societät, nieder und lehrte nach Bern zurück, wo er als Mann bald wieder eine bedeutende Tätigkeit entwickelte. Zum Mitgliede des akademischen Senats, bald darauf zum Direktor der Salzwerke zu Ber und Wile, dann auch zum Mitgliede des Sanitätskollegiums, der ökonomischen Kommission u. ernannt, verbesserte er die Einrichtung jener Salzwerke, gab der akademischen Schule zu Laufame eine zweckmäßigere Einrichtung, veranlaßte neue medizinisch-polizeiliche Maßregeln und die Errichtung eines Baderhauses in seiner Vaterstadt, vermittelte 1764 die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis und ordnete 1767 die kirchlichen Angelegenheiten des Baslerlandes. Gleichzeitig erschienen die »Bibliotheca botanica« (Zürich 1771—72, 2 Bde.); die »Bibliotheca anatomica« (das. 1774—77, 2 Bde.); die »Bibliotheca chirurgica« (Basel 1774—75, 2 Bde.); der Anfang der »Bibliotheca medicinae practicae« (das. 1776—87, 4 Bde.) und »De functionibus corporis humani praecipuarum partium« (Bern 1777—78, 4 Bde.). Auch fuhr er fort, die »Commentarii societatis Göttingensis«, für die er allein 1200 (!) Rezensionen geliefert haben soll, und andre Zeitschriften mit Abhandlungen zu bereichern. Die wichtigsten Rezensionen erschienen in der »Sammlung kleiner Hallerscher Schriften« (2. Aufl., Bern 1772, 3 Bde.). — H. ist als Anatom und Physiolog der hauptsächlichste Träger dieser Wissenschaften im 18. Jahrh. Seine zahlreichen Bereicherungen der Anatomie machte er in den »Opuscula anatomica minora« (Lanf. 1762 bis 1768, 3 Bde.) und den erwähnten »Icones anatomicae« bekannt. Die pathologische Anatomie behandelte er in seinen »Opuscula pathologica« (Lanf. 1755); der Zoologie wurde durch seine Tierzerlegungen und der Entwicklungsgeschichte durch seine Beobachtungen über das befruchtete Ei der Weg gebahnt. In der Physiologie füllte er die Lücken in Boerhaaves Lehre vom Blutumlauf aus und stellte über den Blutlauf in den feinsten Gefäßen Ansichten auf, die im wesentlichen noch heute Geltung haben. Auch über den mechanischen und chemischen Teil der Atmung verbreitete er richtigere Ansichten in der Abhandlung »De respiratione experimenta anatomica« (Götting. 1746 u. 1749), in den »Mémoires sur la respiration« sowie im 2. Bande der »Opera minora«. Er unterschied zuerst die drei Eigenschaften der Muskelfasern: Elasticität, das Vermögen, auf Reizen zu reagieren, und die Fähigkeit, auf mechanische und chemische Reize selbständig zu reagieren. Die letztere Eigenschaft nannte er Irritabilität, ein Begriff, auf den, indem man ihn verallgemeinert auf Nerven, Schleimhäute, Drüsen u. dergl., in der Folge ganze pathologische Systeme gebaut worden sind. Aus dem Gebiet der Botanik gab er in einer Habilitationsschrift: »De methodico studio botanices absque praeceptore« (Götting. 1736), die Grundzüge zu einem natürlichen System, das sowohl auf den Habitus der Pflanzen und ihre natürliche Verwandtschaft als auf die Verhältnisse der Befruchtungswertze gegründet war. Über Linne's Leistungen gab er eine schonungslose Kritik unter dem Namen seines 15jährigen Sohnes Gottlieb Emanuel heraus: »Dahia ex Linnei fundamentis hausta« (Götting. 1751).

Als Dichter trug H. zu dem hohen Aufschwung, den die deutsche Poesie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. nahm, bedeutend bei. Seit der Herrschaft der schleichen Dichter war H. der erste, welcher der Sprache Kraft und Kernhaftigkeit, der Poesie einen tiefen

Geßell verließ. Am berühmtesten wurde er durch seine beschreibenden Lehrgebichte: »Die Alpen« (1729; Neudruck, mit einer Beilage und Kupfern, von Geiser, Bern 1902) und »Vom Ursprung des Übels« (1734), letzteres der Vorläufer der großen Klasse von Lehrgebichten über das große Thema, mit dem sich damals die Philosophie abquälte. Doch ist er auch in der Pöbel hervorstechend, namentlich in der Behandlung der Ode. Seine »Gedichte« (12. Aufl. von Bly, Bern 1828; mit Biographie neu hrsg. von L. Hirzel, Frauenfeld 1892) wurden ins Französische, Italienische und Englische übersetzt. In spätern Jahren schrieb er politische Romane mit der besondern Absicht, nachzuweisen, daß es bei der Staatsverfassung eines Landes auf deren Verfassung, nicht auf die Form ankomme. Diese »Staatsromane« sind: »Ungarn« (Bern 1771; zuletzt dos. 1778), »Alfred, König der Angelfloken« (Götting, 1773) und »Nabius und Cato« (dos. 1774), worin die absolute, die beschränkte und die aristokratisch-republikanische Staatsform behandelt wird; Hallers »Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst« wurde von Helmsmann (Bern 1787), die »Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—1727« von Hirzel (Leipzig, 1883) herausgegeben; aus Hirzels Nachlaß veröffentlichte H. Fischer den »Briefwechsel zwischen Albrecht v. H. und C. F. v. Gemmingen. Nebst dem Briefwechsel zwischen Gemmingen und Bodmer« (Stuttg., Liter. Verein, 1901). Vgl. Zimmermann, Das Leben des Herrn v. H. (Zürich 1775); Hermine Chavannes, Biographie d'Albert de H. (Lauf, 1840, 2. Aufl., Kor. 1845); Waggen, H. als Christ und Apologet (Bern 1885); Henle in den »Göttinger Professoren« (Gotha 1872); Wilsch, Hirzel u. a., Albrecht v. H., Denkschrift (Bern 1877); Frey, A. v. H. und seine Bedeutung für die deutsche Literatur (Leipz. 1879); Bodemann, Von und über A. v. H. (ungebrauchte Briefe und Gedichte u., Hannov. 1885); Bondi, Das Verhältnis von Hallers philosophischen Werken zur Philosophie seiner Zeit (Leipz. 1891); Schmidtman, A. v. Hallers Staatsromane (Biel 1893); W. Greyer, Albrecht H. als Dichter (Dresd. 1902); Jenny, H. als Philosoph (Basel 1902).

3) Karl Ludwig von, Enkel des vorigen, geb. 1. Aug. 1768 in Bern, gest. 20. Mai 1854, ward 1795 Sekretär des Töchtern-Klosters in Bern, 1806 Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften an der Universität daselbst, 1814 Mitglied des Kleinen und Großen sowie des Gemeinen Rates. Nach seinem Uebertritt zum Katholizismus (1821) seiner Stellen entsezt, erhielt er 1825 eine Anstellung beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, 1830 als Professor an der Ecole des chartes. Nach der Julirevolution begab er sich nach Solothurn, wo er 1833 in den Großen Rat gewählt wurde und zu den Häuptern der ultramontanen Partei zählte. Von seinen Werken erwähnen wir die berühmte »Restauration der Staatswissenschaften« (Bd. 1—4, Winterth. 1816—20; 2. Aufl. 1820—22; Bd. 5, 1834; Bd. 6, 1826).

4) Johannes, Kardinal und Fürst-Erzbischof von Salzburg, geb. 30. April 1825 zu St. Martin im Passetal, gest. 5. April 1900 in Salzburg. Seine theologische Bildung erhielt er in Trient, ward Pfarer in Vojen bei Klauen, 1874 Domherr in Vizen, 1881 Dompropst und Bischof von und 1890 Erzbischof von Salzburg; 1895 erhielt er die Kardinalswürde. Er war Vorgesender des Vereins für Gründung einer lotholischen Universität in Salzburg.

Haller von Hallerstein, Karl, Freiherr von,

Architekt, geb. 10. Juni 1774 in Hilpoltstein, gest. 5. Nov. 1817 zu Anselotio in Tessalien, studierte an der Karlsakademie in Stuttgart und dann in Berlin unter Gilly, wurde 1806 als königlicher Bauminister in Nürnberg angestellt, besuchte Rom und ging im Juni 1810 nach Athen, wo er mit dem englischen Architekten Goderell die antiken Bauwerke Athens studierte und 1811 mit ihm die äginetischen Statuen (jetzt in der Münchener Glyptothek) auffand. In Nigolia grub H. mit Gropius, Lindt, Stadelsberg, Brändstedt und Foster die Tempelruine aus. Der dort gefundene Fries befindet sich im Britischen Museum.

Hallerbe, eine Art von Salzton (f. d.).

Hallermund (Hollermünde), ehemaliger Reichsgroßhof in Bonn. Fürstentum Koblenz, 55 qkm groß, mit dem Hauptort Badgönz, seit, nachdem die Grafen von H. 1191 im Rönnesstamm ausgestorben waren, an die Grafen von Hohenburg (Schwarzbürg), die in H. eine Seitenlinie gründeten, nach deren Aussterben 1436 an Kraunshweig und 1707 an die Grafen von Stol (f. d.).

Hallerspringe, f. Springe.

Hallers saure Mischung (Mistura sulfurica acida, Elixir acidum Halleri), Mischung aus 1 Teil Schwefelsäure und 3 Teilen Spiritus, wird, mit Wasser verdünnt, bei Blutungen, Konjectionen, Schwäche, auch äußerlich als Einreibung benutzt.

Hallertau, Landchaft, f. Hollebau.

Haller (s. Hall), Edmund, Mathematiker und Astronom, geb. 29. Okt. 1656 in Haggerston bei London, gest. 14. Jan. 1742 in Greenwich, studierte in Oxford Mathematik und Astronomie und veröffentlichte schon 1676 eine Methode, die Kometen und Exzentritäten der Planeten zu bestimmen (»Methodus directa geometrica investigandi excentricitates proportionalesque orbium planetarum primariorum etc.«), ging 1676 nach St. Helena und bestimmte dort eine große Anzahl von südlichen Sternpositionen (»Catalogus stellarum australium«, Lond. 1679). Im Auftrag der Royal Society, deren Sekretär er 1713 wurde, begab er sich nach Danzig, zunächst um den zwischen Hooke und Brevelius entstandenen Streit über die Überlegenheit astronomischer Beobachtungen mit Fernrohr und mit bloßem Auge zu schlichten. 1693 und 1716 veröffentlichte er seine Methode der Bestimmung der Sonnenparallaxe aus der Beobachtung der Venusdurchgänge. 1698—1700 stellte er in Afrika und Amerika magnetische Messungen an und gab 1701 die erste größte Karte der magnetischen Declination heraus. 1703 zum Professor der Geometrie an der Universität zu Oxford ernannt, bearbeitete und vervollständigte er die Theorie des Mondes zur Anwendung von Mondbeobachtungen für Längenbestimmungen zur See. 1705 berechnete er nach Newtons Methoden die Bahn Elemente der Kometen von 1531, 1697 und 1682 und sprach die Vermutung aus, daß diese Erscheinungen sämtlich Wiederfälle ein und desselben Kometen seien, der gegen Anfang 1759 zurückerkehren werde. Diese Voraussage bestätigte sich, und der Komet wird seitdem als Halley'scher bezeichnet. Nach Halsteds Tode 1719 wurde er königlicher Astronom und Direktor der Sternwarte in Greenwich. Sehr wichtig sind seine »Tabulae astronomicae« (Lond. 1749 und, von Volande hrsg., Kor. 1759), auch machte er sich verdient durch die Verbesserung der Taucherglocke und die Erfindung des Spiegeloktanten, die Anwendung des Barometers für Höhenbestimmungen und durch die Perzeptions des planetarischen Sternverzeichnisses in den »Geo-

graphiae veteris scriptores graeci minores. S. wor auch der erste, der die Eigenbewegungen der Nerven nachweis und das Nordlicht als magnetisches Phänomen erklärte.

Halleysche Linten, s. Erdmagnetismus, S. 15.
Halleysche Periode, s. Haldische Periode.

Haller (Hr. haller), Ernst, Botaniker, geb. 15. Okt. 1831 in Hamburg, erlernte 1848—51 in Jena die Gärtnerei, studierte 1855—58 in Berlin, Jena und Göttingen, ward 1858 Lehrer am pharmazeutischen Institut in Jena, habilitierte sich daselbst 1860 als Privatdozent und erhielt 1865 eine außerordentliche Professur. 1884 legte er seine Professur nieder und lebte seit 1886 in Stuttgart, München und Wien. Er wies zuerst auf das tonitruöse Vorhandensein bestimmter Pilze, zumal Bakterien, bei verschiedenen pathologischen Prozessen des Tierkörpers hin und schrieb: »Die pflanzlichen Parasiten des menschlichen Körpers« (Leipz. 1866); »Das Choleracontagium« (das. 1867); »Phytopathologie. Die Krankheiten der Kulturgewächse« (das. 1868); »Die Ursache der Kräuselfrankheit« (Jena 1875); »Reform der Pilzforchung« (das. 1875); »Die Krankheiten der niederen Pflanzen« (das. 1878); »Untersuchungen über Pilzcontagium« (Wien 1880); »Die Heise der Mykologien« (Weim. 1890); »Die Pestkrankheiten der Kulturgewächse« (Stuttg. 1895); »Die Vegetation auf Helgoland« (2. Aufl., Hamb. 1893); »Deutschlands Flora« (Leipz. 1873); er besorgte die Umarbeitung von Kochs »Zeichenbuch der deutschen und schwedischen Flora« (das. 1876) sowie von dessen »Synopsis« (3. Aufl., das. 1890 ff.) und die Neubearbeitung der »Flora von Deutschland« von Schlechtendal, Langethal und Schenk (5. Aufl., Wera 1890—88, 30 Bde.). Als philosophischer Schriftsteller veröffentlichte er: »Die Weltanschauung des Naturforschers« (Jena 1875); »Naturwissenschaft, Religion und Erziehung« (das. 1875); »Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der Naturwissenschaften« (Stuttg. 1889); »Kritik der Natur« (das. 1890); »Grundzüge der landschaftlichen Gartenkunst« (Leipz. 1891).

Hallen, eine Gruppe kleiner Inseln in der Sommerbucht des schleswighischen Wottniemeres (s. Karte »Schleswig-Holstein«), Überbleibsel von Moränen, die an Stelle ausgedehnter Moorniederungen zwischen dem Festland und der größtenteils zerstörten Dünenkette vom Seewasser abgetrennt worden, dann aber der Vernichtung wieder anheimgefallen sind. Durch Sturmfluten, Eisgong, durch Ebbe und Flut ist eine große Hohl von H. spurlos verschwunden, andre bogen hat man durch Einbeudung vom Festland angeschlossen. Die noch bestehenden H., deren wichtigste Norsofond (bei Silt), Oland, Langer-Nordmorsd, Gröbe, Habel, Hamburgen Hallig, Klein-Moor oder Nordstrondisch-Moor, Hooge, Nordroog, Süderroog und Südfall sind, werden als Widemarschen benutzt, die für Rinder und Schafe ein nahrhaftes Grod liefern. Ihre Seefläche beträgt gegenwärtig etwa 22 qkm mit ca. 500 Einw., davon die größte Langer-Nordmorsd nicht ganz 10 qkm mit 186 Einw., dagegen die kleinste Hallig Habel nur 2 Hektar, von deren Ertrag zwei kleine Familien kümmerlich leben. Da die H. sich nur wenig über die gewöhnliche Flut erheben und häufig Überschwemmungen ausgesetzt sind, so stehen die Gebäude auf 4—5 m hohen Bersten, in deren Grunde sich auch die Trinkwasseranlagen in Gestalt von Zitternendbrunnen und kleinen Teichen (Zählteichen) befinden. Die Bewohner

sind Norbfriesen und unübertrefflich als Seelente. Sie leben in beschriebenen Hofständen, halten auf Reinlichkeit und Ordnung und schmücken ihre Bersten mit hübschen Gemälden und Blumengärten, so daß die kleinen Eilande ein ornamentales Bild gewähren. Seit 1896 ist mit der Anlage von Dämmen und Steinbohrungen der Uferkonten bei Oland und Langer-Nordmorsd begonnen worden, um zur Ablagerung von Meerwassersebkimenten ruhige Buchten zu bilden. Nach den bisherigen Erfahrungen ist zu erwarten, daß durch den Schlußabschluß neben und zwischen den Verbindungsdämmen die eingeschlossenen Inseln mit dem Festlande verwachsen und im Laufe dieses Jahrhunderts somit dem entstehenden Neuland in Morfische verwandelt werden. Eine meisterhafte Schilderung des Lebens auf den H. gibt Biernöfen in seinem Roman »Die Hallig«. Vgl. Johansen, Halligenbuch (Schlesw. 1866); Träger, Die H. der Korbsee (Stuttg. 1892) und Die Rettung der H. (das. 1900).

Hallimaich, s. Agaricus, S. 162.

Hallingdal, Giedrigstal im norweg. Amt Buskerud, von der Hellingdalselb durchflossen; Hauptort Ros. Seitwärts vom obern Teil des Toles der Hellingdalselb, 1960 m hoch.

Hallingstuf, s. Gardangerstuf.

Hallische Erde, s. Alumin.

Hallwell-Phillips, James Orcherb, engl. Literaturhistoriker, geb. 21. Juni 1820 in Gheisa, gest. 3. Jan. 1889 in Birmingham, studierte in Cambridge und widmete sich dann dem Studium der ältern vaterländischen Literatur, namentlich Shakespeares und seiner Zeit. Seine Hauptschriften sind: »Shakespeareana« (Lond. 1841); »Life of Shakespeare« (1847; später u. d. T.: »Outlines of the life of Shakespeare«, 7. Aufl. 1887, 2 Bde.); »Early history of freemasonry in England« (1849; deutsch von Worggrosch, Leipz. 1849); »A dictionary of archaic and provincial words« (1844—46, 2 Bde.; 10. Aufl. 1887); »Popular rhymes and nursery tales« (1849); »Descriptive notices of popular English histories« (1849); eine Folliausgabe der Werke Shakespeares (1853—65, 16 Bde.) mit frischem und archaischem Kommentar und Illustrationen; endlich »Stratford upon Avon in the times of the Shakespeares« (1864); »Notes of excursions in North Wales« (1861) und »Rambles in Western Cornwall« (1861); »Collections and notes 1867—1876« (1876); »Stratford records and Shakespeare autotypes« (1885) und zahlreiche sonstige Shakespeare-Schriften, meist in sehr feinen Ausgaben. Auch gab er einen von ihm entbedten metrischen Roman aus dem 15. Jahrh.: »Torrent of Portugal« (1842, 2. Aufl. 1856), sowie interessante, bisher unbekannte »Letters of the kings of England« (1846, 2 Bde.) heraus.

Halljahr, s. Jubeljahr.

Hallören, die Arbeiter in den Salinen zu Halle a. S., die sich durch ihre eigentümliche Tracht und oltentümlichen Sitten auszeichnen, galten früher für Abstammlinge der alten wendischen Bevölkerung oder für Rothkommen von Kelten, die sich später mit fröhen Ansiedlern vermisch hätten; indes wird der Name erst gegen Ende des 17. Jahrh. allgemein üblich, und die Tracht ist mit der noch 1700 allgemein gebräuchlichen nahe verwandt. Seit einerseits 1789 zwei große gemeinschaftliche Siebehäuser an die Stelle der zahlreichen kleinen Kotten (Siebehäuser) getreten sind, anderseits aber die Bedeutung der Salinen für Halle wesentlich abgenommen hat, ist die Anzahl der

früher angeblich viel zahlreichen Salinenarbeiter sehr zusammengepackt. Gegenwärtig, wo seit der Aufhebung des Salynonopols (1868) und des Vertrags der Pannerkschaft (von 1817) mit dem Staate die gesamte Salzfabrikation wieder in der Hand der Pannerkschaft liegt, der Betrieb aber ausschließlich an die Räume der königlichen Saline gebunden ist, ist nur etwa noch die Hälfte der (zurzeit bis auf etwa 800 Köpfe zusammengepackten) H. bei der Saline tätig; die übrigen H. haben sich andern bürgerlichen Beschäftigungen, namentlich der Vestattung der Leichen, zugewendet. Von den Privilegien der H. haben sich erhalten: der Genuß gewisser Lieferungen vom Amt Stiechenstein an ihre Knappschaft und die Bevorzugung, den Landesherren nicht nur durch Neujahrsgratulation und Geschenke begreifen, sondern auch durch besondere Abgerordnete an der Huldbigung teilnehmen zu dürfen, wogegen sie eine neue Fahne und ein Pferd aus dem königlichen Marstall erhalten. Vgl. Kerserstein, über die H. (Halle 1843); Schweifische, Zur Gewerbeschichte der Stadt Halle, Teil 1 (dof. 1883); Vöttner, Sagen und Märchen der H. (Leipz. 1886); »Die H. in ihrer alten Tracht« (mit Text von Kirchhoff, Halle 1890).

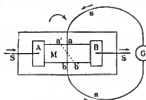
Höllorengläser, hellgrüne, zylindrische Gläser des 18. Jahrh., welche die Hallonen (s. d.) dem Salzgrafen, dem Haupt ihrer Verwaltung, beim Antritt seines Amtes überreichen. Die H. sind mit farbig aufgemalten Darstellungen der Panner gekrönt.

Hallowell, Stadt im nordamerikan. Staat Maine, Grafschaft Kennebec, am schiffbaren Kennebec River, mit Häusern, Granitbrüchen und (1900) 2714 Einw.

Hallfristungar, f. Felsenbilder, vorgeschichtl.

Halls (vor 1848), den Colleges ähnliche Institute auf den englischen Universitäten, f. Universität.

Hallsches Phänomen, nach ihrem Entdecker E. H. Hall in Baltimore benannte Erscheinung. Auf eine Glasplatte ist ein äußerst dünnes rechtwink-



Hallsches Phänomen.

Goldblatt M geklebt, durch das mittels aufgelegter Messingstreifen A, B ein galvanischer Strom S geleitet wird. Die Stromlinien, längs der sich die Elektrizität in dem Goldblatt fortbewegt, sind alsdann den Längseiten des Rechtecks parallele gerade Linien; quer durch die Platte findet keine Elektrizitätsbewegung statt, denn jede zu den Stromlinien Senkrechte ist eine Linie gleichen elektrischen Potentials (äquipotentielle Linie, f. Elektrisches Potential), längs der kein Potentialunterschied ober, was dasselbe ist, keine elektromotorische Kraft vorhanden ist. Verbindet man daher die einander gerade gegenüberliegenden Randpunkte a und b durch Drähte mit einem Galvanometer G, so zeigt dieses keinen Strom an. Bringt man nun die Wundplatte so zwischen die flachen Pole eines starken Elektromagnets, daß die Verbindungslinie der Pole und folglich auch die mit ihr parallelen Kraftlinien des gleichförmigen Magnetfeldes zu der

Ebene des Goldblattes senkrecht stehen, so zeigt das Galvanometer einen dauernden Strom s (Hall'scher Strom) an, dessen Richtung sowohl bei Umkehrung des Stromes S als auch bei Umkehrung der Magnetisierung in die entgegengesetzte übergeht. Die Gerade a b ist demnach jetzt nicht mehr Equipotentiallinie, und man müßte die Drähte an a und b der Galvanometerleitung bez. nach a' und b' verschieben, damit das Galvanometer stromlos werde. Die Equipotentiallinien im Goldblatt sind demnach durch die Wirkung des Magnetismus aus der Lage a b in die Lage a' b' gedreht worden, und mit ihnen haben sich die Stromlinien, die jetzt senkrecht zu a' b' verlaufen, um denselben Winkel gedreht. Diese Drehung erfolgt beim Gold entgegengesetzt der (in der Figur durch einen Pfeil angedeuteten) Richtung der Ströme, durch die sich nach Ampères Theorie der Magnetismus erklärt. In demselben Sinne wie beim Gold erfolgt die Drehung bei Silber, Platin, Nickel u., im entgegengesetzten Sinne bei Eisen, Kobalt, Antimon u. Die elektromotorische Kraft des Hall'schen Stromes s ist proportional der Stärke des primären Stromes S und der Stärke des Magnetfeldes, umgekehrt proportional der Dicke der Metallplatte und endlich proportional einer für das betreffende Metall charakteristischen konstanten Größe, die »Drehungsvermögen« genannt wird. Diese Größe wird als positiv bezeichnet, wenn die Drehung der Equipotentiallinien im Sinne der Ampèreschen Ströme erfolgt, dagegen negativ bei den übrigen, zu denen das Gold gehört. Bei einer Substanz mit positivem Drehungsvermögen gelangt man demnach von der Eintrittsstelle des primären Stromes S in die Platte zur Eintrittsstelle des Hall'schen Stromes s durch eine Bewegung entgegengesetzt der Richtung der Ampèreschen Ströme des Magnets. Bei den meisten Metallen hat das Drehungsvermögen nur kleine Werte; sehr stark ist es bei Wismut (negativ), noch stärker bei Tellur (positiv). Geringe Verunreinigungen haben auf den Koeffizienten sehr großen Einfluß.

Hallstätt, Flecken im bayr. Regbez. Oberfranken, Bezirksamt Bamberg, am Einfluß des Elterbachs in den Main und an der Staatsbahnlinie München-Bamberg-Hof, hat eine kath. Kirche, Schloß, 2 Sägmühlen, Bierbrauerei, Hopfenbau und (1900) 2120 Einw. In der Nähe der Kreuzberg mit schöner Aussicht.

Hallstätt, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirksb. Gmunden, 497 m ü. M., am Fuße des Hallstätter Salzbergs (Blassen 1952 m), am südwestlichen Rande des Hallstätter Sees (s. d.), mit Station der Staatsbahnlinie Steinaach-Schöding (am jenseitigen östlichen Ufersee), ist amphitheatralisch am Bergabhang gebaut, hat eine kath. Kirche von 1320 mit schönem, geändigtem Kuppelaltar, eine neue protestantische Kirche, eine Fachschule für Holzindustrie und Karmorbearbeitung, ein kleines Museum für teilschöne Altertümer und (1900) 741 (als Gemeinde 1758) Einw. Witten im Orte bildet der Mühlbach einen Wasserfall. Im Salzbadwert von H. wurden 1902: 83,197 metr. Jtr. Salz produziert. Die im Hallstätter Salzbergwerk gewonnene Sole (2,661,174 hl) wird außer dem nach Jülich und Emden geleitet. 1846 wurde oberhalb H. ein interessantes Gräberfeld mit über 1000 Gräbern und reichen vorgeschichtlichen Funden, namentlich Bronzegegenständen, entdeckt (vgl. Hallstätt-Periode). Die Funde sind größtenteils dem naturhistorischen Hofmuseum in Wien einverleibt worden. 6 km südwestlich von H. finden sich zwei

bedeutende Bafferfülle, der 100 m hohe Waldbachstrub und der ebenso hohe Schletterfall. Von H. aus wird gewöhnlich der Dachstein (s. d.) über die Simonyhütte bestiegen. — Unter den Dababurgern erscheint H. als ein Hauptort des Salzammergutes, dessen Salzbetrieb Herzog Albrecht I. importierte. Der Erbschhof von Salzburg, Konrad IV. von Vonsdorf, der das mit Hallen rivalisierende Werk an seinen Wengern mit Hohenwillein bemerzte, überließ 1295 H. und zerstörte die Werke von Grund aus. 1311 begann jedoch der Betrieb derselben von neuem. Ferdinand I. brachte den Salzhandel 1563 an sich und erhob das Subsidium zu einem Regal. Bgl. Hoffmann, Das Salzgewerbe, geologisch-paläontologische Studie (Eien 1873—84, 2 Bde.); W. B. Meyer, Das Gräberfeld von H. (Dresd. 1885); Kerner, Die römische Niederlassung in H. (Eien 1901).

Hallstätter Ralf, bunter Marmor der obern Abteilung der alpinen Triasformation (s. d.) bei Hallstatt.

Hallstätter See, schöner See des österr. Salzammergutes, am Nordfuß des Dachsteingebirges, 494 m ü. M., 8 km lang, 1—3 km breit, 8,5 km groß und 125 m tief, wird von der Traun durchflossen und hat, auf drei Seiten von schroffen Bergmassen umflossen, einen ersten Charakter. Er wird von einem Dampfboot befahren. Am Ostufer führt die Staatsbahnlinie Stainach-Schärding, am Westufer die Straße von Licht nach Hallstatt (s. d.). Von W. her mündet der Gosauobach (s. Gosau) in den See. Bgl. Lorenz, Liburnau, Der H., in den »Mitteilungen der k. Geographischen Gesellschaft in Wien«, 1898, Nr. 1 u. 2.

Hallstatt-Periode, eine Kulturperiode, die durch die auf dem vorgeschichtlichen Gräberfeld bei Hallstatt gemachten Funde repräsentiert wird und dadurch charakterisiert ist, daß innerhalb derselben neben der noch im Gebrauch befindlichen Bronze doch bereits das Eisen zur Herstellung von Waffen verwendet wird. Man bezeichnet diesen Abschnitt der Prähistorie daher wohl auch als älteste Eisenzeit. Die Waffen, Geräte und Schmuckgegenstände jener Periode weisen ganz bestimmte Stilmformen auf. S. Metallzeit (mit Tafeln).

Hallström, 1) Gustaf Gabriel, Physiker, geb. 25. Nov. 1775 zu Almola in Ostbotten, gest. 2. Juni 1844 in Helsingfors, wurde 1801 Professor der Physik an der Universität zu Åbo, 1828 in Helsingfors. Er lieferte Untersuchungen über die Volumenveränderung des Wassers durch die Wärme und seine größte Dichtigkeit, über die Kombinationswärme, über den Luftdruck, über das Thermometer etc.

2) Ivar, schwed. Komponist, geb. 5. Juni 1826 in Stockholm, gest. daselbst 11. April 1901, studierte Rechtswissenschaft, war dann Sekretär des Kronprinzen (später Königs) von Schweden und übernahm 1861 an Kinkblads Stelle die Direktion der Stockholmer Musikschule. H. verfolgt in seinen Kompositionen nationale Tendenzen, so in den Opern: »Der Bergkönig« (1874), »Wägnersfabrik« (1877), »Reaga« (1885, Text von Carmen Sylva), »Per Svinhärde« (1887), »Granadas Tochter« (1892). Sein Chorovert »Die Blumen« wurde preisgekrönt, u. a.

Hallström, Per, schwed. Dichter und Novellist, geb. 29. Sept. 1866 in Stockholm, besuchte 1883—1887 die Technische Hochschule, war 1888—90 in Amerika als Chemiker tätig, kehrte 1891 nach Schweden zurück und lebte seit 1897 nur seinen dichterischen Arbeiten. Seine Erschaffenswerke wurden wenig be-

achtet, bis die Novellenammlung »Purpur« und der feine, stimmungsvolle Roman »Eine alte Geschichte« (beide 1895) verdienten Beifall fanden. Seitdem hat er die feinstimmigen Novellenammlungen »Der Brilantenschmuck« (1896), »Das Reisebuch« (1898), »Thanatos« (1900), »Florentinische Abendtraum« (deutsch 1902), den Roman »Frühling« (1898, deutsch 1903), das Märchenbrama »Der Graf von Winterpen« (1899), die historischen Stücke »Bianca Capella« und »Venezianische Komödie« (1901), »Gustaf Sparvervis Roman« (1903) veröffentlicht; sein letztes Werk ist die »Seelengeschichte eines jungen Lehrers« (1904). H. gehört der modernsten Gruppe der schwedischen Dichter an, die sich aus der Stillschweifigkeit und dem brutalen Materialismus der Gegenwart ins alte romantische Land zurückziehen. Mit dem 1902 veröffentlichten Roman »Doda Fallet« (»Die toten Hälle«) hat er sich den Volks- und Landvolksdichtern angeschlossen, die unlängst Norland für die Literatur gewonnen haben. Künstlerisch ist er mit jedem seiner Werke gewachsen; seine Technik ist in hohem Maß anregend und bis ins kleinste Detail ausgearbeitet.

Halluc (spr. aah), Flächen, das sich oberhalb Amiens von rechts in die Somme ergießt. An demselben sank 23. Dez. 1870 eine Schlacht zwischen der deutschen Nordarmee (20,000 Mann) unter Kranteuffel und der französischen (50,000 Mann) unter Faidherbe statt, in der General v. Goeben mit dem 8. Korps in hartnäckigem Kampf die Dörfer an der S. eroberte, die Franzosen sich aber auf den Höhen des linken Ufers behaupteten. Gegen 5 Uhr versuchten sie einen Offensivstoß gegen die von den brennenden Dörfern hell beleuchtete deutsche Linie, wurden jedoch mit Hilfe der Reserve (vom 1. Korps) unter schwerem Verlust zurückgeworfen. Am 24. Dez. standen beide Armeen in Schlachtfeldordnung einander gegenüber. Nach einem verunglückten Angriff auf den linken Flügel der Preußen zog Faidherbe am Abend über Paupenne nach Douai ab mit einem Verlust von 141 Toten, 905 Verwundeten, 1100 Gefangenen und 1000 Bersprengten. Die Deutschen hatten 862 Tote und Verwundete, darunter 38 Offiziere, u. 93 Vermisste.

Halluin (spr. aahung), Dorf im franz. Depart. Nord, Arrond. Lille, durch die Lys von der belgischen Stadt Krenin getrennt, an der Nordbahn, hat Fabrikation von Leinwand, Baumwollwaren, Seifen, Öl und Schokolade, Bierbrauerei und (1901) 12,069 (als Gemeinde 16,599) Einw.

Hallux (lat.), die große Zehe (s. Fuß, S. 227); H. valgus, s. Hallen.

Halluzination (lat.), soviel wie Sinnestäuschung; halluzinieren, Halluzinationen haben.

Hallwich, Hermann, österr. Politiker und Historiker, geb. 9. Mai 1838 in Teplig, studierte Geschichte an der Prager Universität, war 1862—69 Gymnasiallehrer, 1869—91 Sekretär der Reichsberger Handelskammer und 1871—97 Kreisrat und Landtagsabgeordneter für den Trautauener Stabsbezirk. Seit 1891 in Wien, gründete er mit dem Freiherrn von Leitnerberger den Zentralverband der Industriellen Österreichs. H., ein eifriger Verteidiger Hallensleins, schrieb: »Hallensleins Ende. Ungebrachte Briefe und Akten« (Leipz. 1879, 2 Bde.), »Heinrich Matthias Thurn als Zeuge im Prozeß Hallensleins« (daf. 1883), »Gefallen aus Hallensleins Lager« (daf. 1884—85, 2 Bde.); außerdem Städtegeschichten von Reichenberg (Reichenb. 1872—1874) und Teplig (Leipz. 1886), eine Geschichte der Firma Franz Leitnerberger in Prag (Prag 1893) u. a.

Hallwil (Hallwyl), altes Schloß im schweizer. Kanton Aargau, Stannumhaus eines der berühmtesten adligen Geschlechter der Schweiz, liegt in der Gemeinde Seengen (1900: 1348 Einw.) und ist von der Hallwiler Aa, dem Abfluß des Hallwiler Sees, umflossen. Gegenüber, am rechten Ufer der Aa, die Kaltwasserheilanstalt Breitenberg. Die beiden von der Aa gebildeten Wasserbeden, der Badlegger See (5,2 qkm groß, bis 66 m tief und 466 m ü. M.), mit Fischbauten, und der Hallwiler See (10,37 qkm groß, 47 m tief und 451 m ü. M.), sind theilweis von Dörfern und Schilfern umfränzte Wasserflächen.

Palme (Culmus). Form des Pflanzenstengels mit langgestreckten, oft hohlen Stengelgliedern und ringsförmigen Knoten an den Ansatzstellen der scheibenförmigen Blätter, kommt besonders bei den Weibern und Halbgräsern vor (s. Gräser, S. 239). Bei den Franken, Bayern und Alemannen galt im Mittelalter der S. als ein Rechtssymbol, das zum Zeichen freierlicher Auflösung von Grundstücken, der Entlassung oder Kündigung sowie bei Eingehung von Verpflichtungen mit der Hand geworfen, gereicht oder gegriffen wurde. Daher die Formel: »Mit S. und Runds«. d. h. mit dem Symbol und der dazugehörigen Rede. Früchte auf dem S., d. h. solange sie noch nicht vom Boden getrennt sind, dürfen frühestens einen Monat vor der Reife gepflückt werden (§ 808 der Zivilprozessordnung).

Palme, 1) Karl, Philolog, geb. 5. April 1809 in München, gest. daselbst 5. Okt. 1882, studierte 1826 bis 1830 in München und wurde 1834 Professor am dortigen Ludwigsgymnasium, 1839 in Speyer, 1847 am Gymnasium zu Godesdamm in Rastau, 1849 Rektor des neubegründeten Maximilian-Gymnasiums in München, 1856 Direktor der Hof- und Staatsbibliothek und ordentlicher Professor an der Universität daselbst. S. besorgte zu Cicero mit Walter den 2. (Zürich 1854—56) und 4. Band (das. 1861) der 2. Auflage von Orellis Ausgabe und edierte Ciceros ausgewählte Reden mit deutschen Anmerkungen (Berl. 1853—66, 7 Bde.); oft wiederholt, zuletzt in der Bearbeitung von Laubmann), auch eine Textausgabe derselben (das. 1868, 2 Teile; 2. Aufl., besorgt von Laubmann, 1887—92). Außerdem veröffentlichte er kritische Ausgaben der »Rhetores latini minores« (Leipz. 1863), des Quintilian (das. 1868—69, 2 Bde.; Text 1869) und des Nepos (das. 1871; Text 1871 und 1875), ferner Textausgaben des Tacitus (das. 1850—51, 2 Bde.; 4. Ausg. 1883), der »Fabulae Aesopicae« (1852, 2. Aufl. 1874), des Horaz (1854), Lucius Varianus (1865) und Sallustius Paternulus (1876), fobann in dem »Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum« Ausgaben des Sulpicius Severus (das. 1866) sowie des Minucius Felix und Firmicus Maternus (das. 1867), endlich in den »Monumenta Germaniae historica« Ausgaben des Presbyteren Salvianus (Berl. 1877) und des Victor Bienen (das. 1879). Auch besorgte er neue Ausgaben von Höpffs Gedichten (nebst Briefen, Leipz. 1869; mit Einleitung und Anmerkungen, das. 1870). Vgl. Böslin, Gedichtsammlung auf Karl S. (München, 1883).

2) Friedrich, pseudonym des Dichters Friedrich Münch-Bellingshausen (s. d.).

Palma (griech., »Sprung«), ein Brettspiel, das schon im Altertum bekannt war und von zweien mit je 19 oder von vieren mit je 13 Steinen verschiedener Farbe auf einem Schachbrett von 256 Feldern gespielt wird. Die Spieler stellen ihre Steine in diagonal gegenüberliegenden Eden triangel förmig auf; bei

vieren können sich je zwei unterstützen oder auch jeder für sich spielen. Die Steine ziehen im Sprung oder Schritt. Der Sprung folgt in der Hauptfache der Regel des Schlagens im Damspiel (s. d.), ist aber nicht nur in schräger, sondern in allen Richtungen und auch über eigne Steine gestattet, während die übersprungenen Steine nicht entfernt werden, denn Ziel der Partie ist einzig, das feindliche Heerlager vollständig mit den eignen Steinen zu besetzen. Der Schritt erfolgt ein Feld weit nach allen Richtungen, soweit die Felder leer sind. Diese neuerdings wieder aus Licht gezogenen Regeln des S. sind leider unvollständig, da man nach ihnen nur einen Stein in eignen Lager setzen zu lassen drauchte, um dem Gegner den Sieg unmöglich zu machen.

Palmahera (»großes Land«, Tschilolo, Gila), größte der Molukkeninseln, zwischen 1° 29' nördl. bis 0° 51' südl. Br. und vom 129.° östl. L. mitten durchschnitten, gegen W. durch die Molukkenstraße von Celebes, gegen O. durch die Palmaherastraße (s. Karte »Sinterindien«) von den der Westspitze Neuguineas vorliegenden Inseln getrennt, 17,998 qkm mit 100,000 Einw. Die Insel besteht wie Celebes aus vier Halbinseln, welche die Beda- und Sojjabal und mit der Insel Morotai (1647 qkm) und Rau (135 qkm) die Morotaistraße einschließen, während der Westküste die Inseln Ternate (137 qkm), Tidore (108 qkm), Batjan (2367 qkm), Tawati (544 qkm), Wangioli (220 qkm) und Damar (94 qkm) vorgelagert sind. Die Insel wird durchzogen von archaischen und paläozoischen Ketten, von zahlreichen Vulkanen durchbrochen: im N. der erloschene Rannia (880 m), südlicher der noch tätige Gunung Api (940 m) und östlich davon der durch seine gewaltigen Ausbrüche furchtbare Gunung Kanor. Dichte Waldungen bedecken die Insel, Pflanzen- und Tierwelt sind die der übrigen Molukken. Überreich ist die Insel an Ananassen. Die Mehrzahl der Bewohner sind Malaien, der Rest besteht aus Alfuren und Papua. Landbau und Berzehr sind unbedeutend; die reichen natürlichen Wasserquellen unbenutzt. Unter Oberhoheit der niederländischen Regierung (Residentchaft Ternate), die in dem von Portugiesen erbauten Fort Dodinga eine kleine Garnison unterhält, ist die Insel geteilt zwischen den Sultanen von Ternate (nördliche und südliche Halbinsel mit den Orten Galela und Rau) und dem Sultan von Tidore (die beiden östlichen Halbinseln mit Beda und Tschilolo).

Palmatogenes, s. Heterogenes.

Palmariden (Rangurub), eine Familie der Beuteltiere (s. d. S. 745).

Palmsiege, s. Grünauge.

Palmsiege, s. Palmfrüchte.

Palmsied, Hauptstadt des schwed. Länds Halland, an der Mündung der Rissa in die Laholmsbücht (Rattegat), Knotenpunkt an der Staatsbahnlinie Yellingborg—Göteborg, mit gutem Hafen, einer gelehrten Schule, Gewerkschule, Eisengießerei, Maschinenfabrik, Brauereien, besuchten Seebädern, hartem Lachsang, lebhaftem Handel (Einfuhr von Weizen, Maschinen, Petroleum, Dungsstoffen, Ausfuhr von Holz, Holzmasse, Kalksteinen) und (1901) 15,567 Einw. 1901 liefen 1477 Schiffe von 200,809 Ton. ein, 1835 Schiffe von 210,714 T. aus. S. ist Sitz eines deutschen Konsulats. Die Festungswerke der ehemals bedeutenden Stadt wurden 1734 geschleift.

Palmsiege, s. Hottentotten.

Palmyros, Hauptort einer Eparchie im griech. Romos Larissa (Thessalien), 4 km vom Meerbusen

von Bolo und 27 km südöstlich von Bolo, in einer durch Giechbäche gebildeten Küstenebene gelegen, die trotz ihres 3. T. ausgezeichneten Bodens (hier gedeiht der beste Tabak Griechenlands) dünn bevölkert ist. H. spielte im Mittelalter als Seebäsen Thessaliens eine Rolle, ist aber seit der griechischen Besitzergreifung infolge der Auswanderung der reichen mohammedanischen Grundbesitzer im Verfall begriffen und lediglich ein Ackerfruchtland ohne jede Handelsbewegung mit (1900) 4883 (als Gemeinde 6839) Einw.

Salz (griech. — lat. halos, eigentlich: die [runde] Tonne, Sonnen- und Mondring, f. Hof.

Salzänder (eigentlich Kelter, nicht Hofmann), Gregorius, Jurist und Philolog, geb. 1501 in Zwidau, gest. 7. Sept. 1531 in Benedig, wurde 1522 in Leipzig Balthazareus der freien Künste und ging zur Vervollendung seiner Studien 1526 nach Bologna. Zu Anfang des Jahres 1528 nach Deutschland zurückgekehrt und durch Egnatius an Willibald Pirheimer in Nürnberg empfohlen, wurde er von diesem zu einer neuen kritischen Bandelenausgabe veranlaßt (vgl. Panzer, Willibald Pirheimers Verdienste um die Herausgabe der Bandellen Saloanders, Würnb. 1806). Das Werk, an dem die bedeutendsten Zeitgenossen, wie Melandrius und Jassius, regen Anteil nahmen, kam mit Unterstützung des Nürnberger Rats zustande und erschien 1529 (8 Bde., sogen. editio Neriica). In demselben Jahre ließ H. die Institutionen, 1530 den Kobeg, 1531 die Novellen, zum erstenmal griechisch, mit lateinischer Übersetzung, folgen. Außerdem gab er das »Enchiridion« des Epistetus heraus (Nürnberg 1529); nach seinem Tod erschien seine Ausgabe der »Metrice imperii Justiniani« (Basel 1532). Vgl. H. Schmidt, Symbolae ad vitam Gregorii Haloandri (Leipzig 1806); Fleischig, Gregor H. (Zwidau 1872).

Halobatiidae, f. Wanzen.

Halobienfischen, eine der obern Abteilung der alpinen Triasformation (f. d.) zugehörige Schichtengruppe mit Resten der Zweifelsalergattung Halobia.

Halochemie (griech.), Zeit der Chemie, besonders der technischen, der von den Salzen handelt.

Haloen, in Athen das dem Dionysos, der Demeter und Persephone im Monat Poseideon gefeierte »Festmessen«.

Halogene (griech., Salzbildner), die Elemente Chlor, Brom, Jod und Fluor, die mit den Metallen direkt salzhähnliche Verbindungen (Haloid- oder Halogenide) bilden. Derartige Verbindungen sind z. B. Chloralium, Chloratrium, Jodeisen etc. Mit Wasserstoff bilden die H. die Wasserstoff- oder Halogenwasserstoffsäuren, und diese gehen wieder mit Metallen unter Entwicklung von Wasserstoff, mit Metallorganen unter Bildung von Wasser Haloidwasserstoffsäuren und Salzen.

Halographie (griech.), s. Heliographie.

Haloid (griech.), salzhähnliche Verbindungen, f. Halogene.

Haloidsalze, f. Halogene und Salze.

Haloidsäuren, f. Halogene und Säuren.

Halometer, Meßinstrument zur Ermittlung des Salzgehalts der Seen.

Halonnissos, griech. Insel, f. Chlidromia.

Halopogon (griech.), hochsalzreiche Mineralwässer.

Halophyten (griech.), f. Salzpflanzen.

Haloragidaceen, distyle, etwa 94 Arten umfassende, in der gemäßigten und subtropischen Zone einheimische Bilanzenfamilie aus der Ordnung der Myrtaceen, Wasser- oder Landgewächse mit einfachen

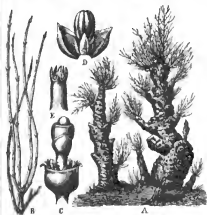
oder farnförmig niederliegenden, gegenständigen oder quirlständigen Blättern und kleinen, achselständigen, vier-, seltener drei- bis einglehrigen, eingeschlechten oder zwittrigen, häufig blumendürrigen Blüten, die sich von denen der zunächst verwandten Onotraceen durch getrennte Griffel und einseitige Fruchtknotenächer sowie durch Samen mit Nährgewebe unterscheiden; die Frucht ist nuss- oder fleischfruchtartig. Einheimische Gattungen: Myriophyllum, Hippuris. Hierher gehört auch die landbewohnende Gattung Gunnera, von der mehrere Arten ihrer Riesendblätter wegen in Gärten kultiviert werden.

Halotrichit (griech.), s. wie Halurgie.

Halotrichit (Haarfalz, Keramohalit), Mineral, wasserhaltige schwefelsaure Tonerde $Al_2(SO_4)_3 \cdot 18H_2O$, findet sich in haarförmigen, wahrscheinlich monoklinen Kristallen, in Krusten, traubigen und nierenförmigen Aggregaten von faseriger und schuppiger Struktur, weiß, gelblich oder grünlich, Härte 1,5 bis 2, spez. Gew. 1,6—1,7, besonders im Braunkohlengebirge, so bei Bonn und Freimund, Königsberg in Ungarn, auch bei Botschappel im Steinkohlengebirge und an Solfataren. Auch einen Eisensulfat hat man H. genannt (f. Heberlaun).

Haloglin, ein aus Kohle, Salpeter und rotem Blutlaugensalz bestehendes Sprengpulver, verbrannt an der Luft langsam ohne Explosion, ist durch bloße Funken nicht zu entzünden, explodiert aber in geschlossenen Räumen mit großer Kraft.

Haloxylon Bunge, Gattung der Chenopodiaceen, Sträucher und kleine Bäume mit zylindrischen, scheinbar blattlosen, gegliederten Zweigen, Blüten mit



Saltsail (Haloxylon ammodendron).

A ganze Pflanze, B Zweig, C blühende Zweigspitze, D Blüte, E Samen.

zwei breiten, eiförmigen Vorbildern, einzeln oder zu mehreren sich gegenüberstehend in den Achseln spreitender, paarig verwachsener Scheidenblätter. 8—10 Arten in Spanien, Nordafrika, West- und Zentralasien, 2 in Indien. H. ammodendron Bunge (Saltsail, Salzstrauch, f. Abbildung), bis 6 m hoher Baum, dessen Blüthenorgane nur zu einem Becher verbundene Schlippen von weniger als 2 mm Länge darstellen. Von den Stämmen und Zweigen erfolgt der Zuwachs nicht in gleichmäßigem Jahresring, son-

bern in wulstförmig herablaufenden und sich bisweilen neigend verbindenden Streifen, die an den jüngsten Zweigen in geschlossene Zylinder übergehen. Das Holz ist sehr schwer und ungemein spröde. Der Strauch wächst in den Steppen und Wäldern vom Ural und Altai bis Persien und Turkestan.

Halphen, Georges Henri, Mathematiker, geb. 30. Okt. 1844 in Rouen, gest. 21. Mai 1889 in Versailles, besuchte seit 1862 die Polytechnische Schule in Paris, trat 1866 als Leutnant in die Artillerie und nahm am deutsch-französischen Krieg in der Nordarmee unter Faidherbe teil. 1872—86 lebte er in Paris, erst als Repetitor, dann als Examiner an der Polytechnischen Schule, wurde 1886 Mitglied der Akademie und trat in demselben Jahr als Oberleutnant wieder in den aktiven Dienst. Halphens Arbeiten beziehen sich auf die neuere Algebra und Geometrie sowie die Theorie der Abel'schen und elliptischen Funktionen. Dreimal (1880, 1883 und 1885) wurde ihm von der Pariser Akademie ein Preis zuerkannt, und 1882 erhielt sein «Mémoire sur la classification des courbes gauches» von der Berliner Akademie den Steinerschen Preis. Außerdem veröffentlichte er: «Sur les invariants différentiels» (Par. 1878); «Traité des fonctions elliptiques et de leurs applications» (daf. 1886—91, 3 Bde.), dessen Vollendung sein Tod verhinderte. Vgl. Picard, Sur la vie et les travaux de H. (in den «Comptes rendus», Teil 110, S. 489).

Hals (Collum), der Teil des Körpers zwischen Kopf und Brust. Ein eigentlicher H. ist bei vielen Tieren (z. B. den Fischen) gar nicht oder kaum vorhanden, bei andern oft zu großer Länge ausgebeugt (Schwan, Giraffe u.). Bei den Wirbeltieren enthält sein oberer (beim Menschen hinterer) Teil (Nacken, f. d.) als stützende Grundlage die Halswirbel (f. Tafel «Skelett des Menschen I», Fig. 1 u. 2, und III, Fig. 1, 2, u. 6), die, sehr beweglich verbunden, besonders bei langem H. ansehnliche Biegungen und Drehungen erlauben. Am unteren (vorderen) Teil (Wurzel) liegen vor der Wirbelsäule Jungensbein, Kehlkopf (sein hervorstretender Teil heißt beim Menschen der Adam's Apfel, f. d.), Luftröhre, Schilddrüse, Schlundkopf und Speiseröhre sowie Muskeln, große Gefäßstämme und Nerven. Speziell beim Menschen (f. die Tafeln «Blutgefäße», «Eingeweide», «Nerven», «Muskeln») verlaufen am H. von bedeutenden Muskeln die Kapselfäden, die breiten Halsmuskeln, die Kappennuskeln, Rippenhalter, Schulterblattheber u., von großen Gefäßen rechts und links je eine Kopfschlagader und Wirbelschlagader sowie je zwei Trochiloven und Wirbelvenen, endlich von Nerven das 9.—12. Paar Hirnnerven, die 8 Paar Halsnerven, die das Hals- und das Armglied (zur Versorgung der Arme, des Brustgürtels u.) bilden, sowie der Sympathikus (f. d.). Hauptsächlich sind auch die Lymphdrüsen und Lymphgefäße. Ein normaler H. hat dem Kinn bis zur Handhabung des Brustbeins zwei Drittel der Länge des Gesichts, ist aber nicht selten bedeutend länger oder kürzer. Die Haut des Halses ist beim Mann unter dem Kinn mit Barthaaren besetzt. Über die Erkrankungen des Halses f. Halskrankheiten.

Hals, enger oder dünner Teil an Gefäßen, Werkzeugen, Maschinen, Geräten u., auch der schwach gearbeitete Teil eines Bauteils (der Ventilsäule) an Schließventilen u., der sich in einem starken eisernen Band (Halsband) dreht; dann ein schmaler, enger, namentlich steigender Eingang, z. B. Kellerschals; bei geigen- und lautenartigen Instrumenten die schmale,

massive Verlängerung des Schallkörpers, über welche die Saiten nach dem «Kopf» mit dem Wirbelstapfen laufen. Auf der den Saiten zugekehrten, abgeplatteten Seite ist das Griffbrett aufgeklemmt. — H. heißt ferner der obere Teil eines Säulenstamms (f. Säule). — Im Schiffswesen ein Tau, das zum Strecken der Unterlegel dient (f. Tafelung).

Hals, Fieden und Luftort im bayr. Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Passau, an der Alz, 294 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen, Kur- und Wasserheilanstalt, Kunstmühle, Dampfmühlwerk, Elektrizitätswerk, Bierbrauerei und (1900) 673 Einn. Dabei die Burgruinen H. und Reschenstein und der durch einen 130 m langen Tunnel geführte Ulztrifanal.

Hals, 1) Franz, holländ. Maler, geboren bald nach 1640 als Sohn Haarlemer Eltern in Antwerpen, gestorben Ende August 1666 in Haarlem, kam um 1604 nach Haarlem und wurde hier Schüler Karel van Mander. Sein erstes datiertes Gemälde ist ein Porträt des Scribaertus vom 1613 (Paris, Privatbesitz), das nächste das Festmahl der Offiziere des Haarlemer Schützenkorps zum Heil. Georg von 1616 (im Museum zu Haarlem), ein bereits sehr lebensvolles Bild, doch noch etwas altertümlich und ohne die geistreiche Frische der spätern Werke des Meisters. Die gleichzeitig entstandenen Genrestücke: das lustige Kleeblatt (Original in Nordamerica, freie Wiederholung, vermutlich von Dirck H., im Berliner Museum) und der Heringshändler (London, Lord Northbrook), zeigen bereits jene Fülle ausgelassenen Humors und jene breite und süße malerische Behandlung, die seitdem für alle Schöpfungen des Meisters charakteristisch blieben. An die Stelle eines braunen septe H. einen kühlen grauen Gesamnton, der ebenfalls ein Merkmal der Werke seiner besten Zeit ist, während er in den letzten Jahren seines Lebens in einen schwärzlichen Gesamnton verfiel. Von humoristischen Genrestücken mit lebensgroßen Halbfiguren, in denen H. seine ungebundene Genialität am freiesten entfaltet hat, sind noch zu nennen: die Tischgesellschaft (Paris), der Junfer Ramp und seine Diebe (1623, Paris), die Kommetplatzspieler. Eine zweite Gruppe bildet eine Reihe von Charakterfiguren, teils Köpfe, teils Brustbilder, teils Halbfiguren: spielende und singende Knaben, Fischerbuben und -mädchen, lustige Jecher, lachende Dürren. Das berühmteste Stück dieser Gattung ist die sogen. Hille Babbe von Haarlem (um 1650, Berliner Museum). 1627 malte H. die beiden großen Gruppenbilder des Festmahls der Offiziere der Georgschützen und der Adrianschützen (Doelenstücke, Museum in Haarlem), denen 1633 eine Vereinigung der Offiziere der Adrianschützen (Museum in Haarlem), 1637 ein Doelenstück mit 16 Figuren (Museum in Amsterdam), 1639 die Offiziere und Unteroffiziere der Georgschützen, 1641 die Barthebar des Elisabethhospitals und 1664 die Vorsteher und Vorsteherinnen des Altmännerhauses (sämtlich im Museum zu Haarlem) folgten. Die Zahl seiner Bildnisse ist sehr groß. Die vortrefflichsten besitzt das Reichsmuseum in Amsterdam (H. H. und seine zweite Frau, Elisabeth Meyniers), das Louvre in Paris (die Bilder der Familie van Breckenstein), das Berliner Museum (Bildnis eines Kindes mit seiner Wärterin und sieben andrer), die Gemäldegalerie in Kassel und die Eremitage in St. Petersburg. Obwohl sich die Zahl der bis jetzt aufgefundenen Werke von H. auf etwa 180 beläuft, ist er sein Leben lang, zum größten Teil infolge leichtsinnigen Treibens, in Geldverlegenheiten gewesen. In den letzten Jahren seines Lebens

war er auf Unterstüßungen des Magistrats angewiesen, der ihm schließlich (1664) eine Jahrespension aussetzte. Er war der erste Großmeister der holländischen Schule und hat durch Ausbildung zahlreicher Schüler einen nachhaltigen Einfluß auf den Entwicklungsgang der holländischen Malerei geübt. Wenn er keine Gemälde beizubringen, bediente er sich des nebenstehenden Monogramms. Seine Arbeiten sind in neuerer Zeit zu großem Ansehen gelangt und werden mit hohen Preisen bezahlt. 1900

H wurde ihm in Haarlem ein Denkmal errichtet. Vgl. »Frans H. « Galerie « (Kabinett von Unger, mit Text von E. Vosmaer, Amsterd. 1873); B. Bode, Studien zur Geschichte der holländischen Malerei (Braunschweig 1883); Knauf, Frans H. (4. Aufl., Bielef. 1903).

2) Dirk, holländ. Maler, Bruder des vorigen, geboren vor 1600 in Haarlem, war Schüler seines älteren Bruders und ebenfalls in Haarlem tätig, wo er im Mai 1656 starb. Er malte meist Genrebilder aus dem ausgelassenen Leben der mittleren Volksschichten, von Soldaten, lustigen Kavaliern und galanten Mädchen, mit breitem Pinsel, glänzendem, buntem Kolorit, lebendiger Charakteristik und geistreicher, eleganter Auffassung. Von solchen Gesellschaftsstücken sind etwa 100 nachweisbar, von denen sich die Mehrzahl in Privatbesitz befindet. In öffentlichen Museen sind vorhanden: die Jacobbrüder (1627, Berlin, Museum); die zwei Konversationsstüde in Göttingen und in Amalienstr. zu Dessau, ein Gesellschaftsstück von 1628 (Wien, Akademie), eine Gesellschaft im Garten (Amsterdam, Reichsmuseum), eine lustige Tiselsgesellschaft (London, Nationalgalerie) und eine Gesellschaft von 1638 (Galerie in Kapenbogen).

3) Frans der jüngere, holländ. Maler, Sohn von H. 1), geb. kurz nach 1617 in Haarlem, gest. daselbst nach 1669, malte in der Manier seines Vaters und kopierte Bilder von ihm, so z. B. die Hölle Babbe (Museum in New York), die Hölle Babbe als Fischweid und den Raucher (Galerie in Dresden). Eine eigne Komposition, ein musizierendes junges Paar und ein älteres beim Kartenpiel (Galerie in Schwerin), ist mehr in der Weise von Dirk H. gehalten.

Halsband (franz. Collier), f. Halskette. —

H. eines Schleulentares, f. Hals.

Halsbandflut, f. Amadinen.

Halsbandgeschichte, ein berühmter Skandal vor der französischen Revolution, der den französischen Hof aufs ärmste kompromittierte und die Autorität des Königtums mit untergraben half. Der Kardinal v. Rohan, Fürstbischof von Straßburg, trotz seines geistlichen Standes von sittenlosem Lebenswandel, war bei Hof in Ungnade gefallen und von seinem Hofen als Gefandter in Wien abberufen worden. Sein ganzes Streben ging dahin, die verlorne Gunst des Königs wieder zu erringen. Dies beunzte 1784 eine raffinierte Schwimlerin, die sogen. Gräfin Lamotte-Balot (f. d.). Sie versprach dem blindgläubigen Kardinal, ihm die Gunst Marie Antoinettes zu verschaffen, händigte ihm gefälschte Briefe der Königin ein und ließ von ihm in deren Namen Geld im Betrag von 120,000 Livres. Eine der Königin äußerlich ähnliche Dirne, Marie Leguay d'Oliva, spiegelte dem Kardinal eine Reizung der Königin bei einem nächtlichen Rendezvous im Park von Versailles vor. Als die Juweliere Böhmern und Woffene damals Marie Antoinette ein kostbares Diamantkettchen für 1,600,000 Livres anboten, diese aber den zu teuren Kauf zurückwies, redeten die Lamotte und ihre Helfershelfer dem

Kardinal ein, daß er das Herz der Königin endgültig erobern werde, wenn er ihr zur Erwerbung des Schmuckes verhelfe, und brachten es durch ein Kettchen mit gefälschter Unterschrift der Königin dahin, daß der Kardinal sich den Juwelieren für die Zahlung der Summe verbriefte, welche die Königin angeblich terminweise von ihren Erparnissen abzutragen versprach. Als der Kardinal 1. Febr. 1785 das Halsband erhielt, lieferte er es der Lamotte aus, die sofort die Diamanten ausbrach und verlaufen ließ. Da aber die Zahlungen nicht an den versprochenen Terminen erfolgten, wendeten sich die Juweliere an die Königin und den König selbst. So wurde der Betrug entdeckt und Rohan 15. Aug. verhaftet und dem Parlament zur Beurteilung überwiesen, das ihn jedoch 31. Mai 1786 freisprach und damit unter dem Beifall der Pariser die ungünstigen Gerüchte über die Königin bestätigte. Übrigens wurde Rohan durch eine letzte Decret des Königs auf eine seiner Ämtern verbannt. Die Lamotte wurde zum Staupfahnen, zur Brandmarke und lebenslänglicher Einsperrung, ihr Gemacht zu den Geleeren verurteilt, Maria de Sillette, ihr Gehilfe bei den Fälschungen, nur mit Verbannung bestraft. Marie Antoinette wurde von der gegen den Hof erbitterten, leichtgläubigen Menge allgemein für schuldig gehalten, durch eine Diebstahl mit Rohan das Halsband sich haben verschaffen zu wollen. Vgl. Campardon, Marie-Antoinette et le procès du collier (Par. 1863); L. Combes, Marie-Antoinette et l'intrigue du collier (bas. 1877); »Nouvel Atlas«, Bd. 8; »Bund« Brentano, L'affaire du collier (5. Aufl., Par. 1903; deutsch, Münch. 1903). Die H. bildet bekanntlich den Inhalt des Goetheschen Lustspiels »Der Groß-Kaplan«.

Halsbandorden, f. Annunziatenorden.

Halsbandpfeil, f. Brachschwalbe.

Halsbandschwein, f. Rabelschwein.

Halsbandstift, f. Papagien.

Halsberge (altb. halbere, auch Ringtragen),

der den Hals schützende Teil der Rüstung (f. d.).

Halsbindenstoff, Gewebe aus Veredhaaren,

auch mit Kette aus Baumwolle oder Seide.

Halsbräune, s. wie Diphtherie oder Krupp.

Halsbrüder, Helden in der fälsch. Kreish. Dresden,

Antsch. Freiberg, an der Freiburger Mulde und der

Staatsbahnlinie Freiberg-H., hat eine königliche Sil-

berchmelzhütte (mit 140 m hohem Schornstein, dem

höchsten der Erde), Goldschmelzwerk, Blei- und Kupfer-

bleiwerk, Darstellung von Arsenit- und Kupfer-

vitriol, Bergbau, Zigaretten- und Wollwarenfabri-

kation und (1900) 1862 Einw. Durch den westlichen

Teil des Ortes zieht sich der 1500 m lange und 20—

30 m tiefe Johannisbruch, gebildet aus zusammen-

gestürzten Schächten. Bei H. wurde 1815 die erste

Gasanstalt des Kontinents errichtet.

Halsbury (v. Masson, Garding Stanley

Giffard, Graf, brit. Staatsmann, geb. 1825, stu-

diierte in Oxford, wurde 1850 Rechtsanwalt in London

und 1865 zum königlichen Justizrat (Queen's

Counsel) ernannt. Von November 1875 bis April

1880 war er unter Lord Beaconsfield Solicitor-Ge-

neral, konnte aber erst 1877 nach verschiedenen vergeb-

lichen Versuchen ein Mandat zum Unterhaus erhalten.

Einer der ersten Reichsanwälte Londons, wurde er

1885 bei der Bildung von Halsburys erstem Mini-

sterium als Baron H. zur Peerwürde erhoben und

zum Lord-Kanzler ernannt; das gleiche Amt bekle-

dete er vom August 1896 bis zum August 1899 in

Halsburys zweitem und seit Juni 1896 in dessen

dritten Kabinett. 1898 wurde er in den Grafenstand erhoben.

Haelschner, Hugo Philipp Egmont, Kriminalist, geb. 29. März 1817 zu Hirschberg i. Schl., gest. 17. März 1889 in Bonn. habilitierte sich 1843 in Bonn, wurde 1847 außerordentlicher, 1850 ordentlicher Professor der Rechte. Unter seinen Schriften, in denen seine der Hegelschen Philosophie zugewandte Richtung hervortritt, sind die bedeutendsten: »Geschichte des brandenburgisch-preussischen Strafrechts« (Bonn 1855); »System des preussischen Strafrechts« (dof. 1858 u. 1868, 2 Hef.); »Das gemeine deutsche Strafrecht« (dof. 1881—87, 2 Hef.). Außerdem erwähnen wir noch: »Die preussische Verfassungsfrage« (Bonn 1846); »Das Recht Deutschlands im Streit mit Dänemark« (3. Aufl., dof. 1863); »Das Thronfolgerrecht des kaiserlichen Hauses von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg« (dof. 1864). Er war seit 1868 Mitglied des preussischen Herrenhauses.

Halsstein, f. Kranger.

Halsen, f. Segelmander.

Halsentzündung, soviel wie akuter Rachentzündung, Diphtherie oder Krupp; auch Mandelentzündung.

Halskisteln, angeborene Histieltgänge am Hals, beruhen meist auf Vermengungsbildung an den in der frühesten Entwicklungsperiode des Embryos vorhandenen Kiemenpapillen und liegen dann an den Seiten. Bisweilen sind die Kisteln auf beiden Seiten geschlossen, und dann bilden sich Retentionszysten, die mit einer atheromatösen oder auch karnen Masse angefüllt sind und Platten- oder Himmerepithel enthalten. Die H. verursachen meist so geringe Beschwerden, daß sie selten Gegenstand operativer Behandlung werden, doch können sich aus diesen Bildungen (branchiogene) Krebse entwickeln. Erworben werden H. meist nach Traumatomie oder Selbstmordversuch, auch können Phlegmone am Kehlkopf und Peridontitis nach atypischen durchbrechen und zur Histieltbildung führen. Die Kisteln bleiben sich oft so vollständig mit Epidermis aus, daß sie schwer zum Verschluß zu bringen sind.

Halslegen, das Wenden der jagenden Hunde.

Halsgericht ist veralteter Ausdruck für ein Gericht, das über schwere, mit harten Leibes- oder Lebensstrafen bedrohte (-peinliche-) Verbrechen abzuurteilen hatte; auch soviel wie hochnotpeinliches H.; dann Ort der Vollziehung der Todesstrafe. Hochnotpeinliches H. hieß die öffentliche Kriminalgerichtssitzung, die früher der Vollziehung eines Todesurteils am Richtplatz selbst vorherzugehen pflegte, und worin der zum Tode Verurteilte in Gegenwart des Kriminalrichters und der Schöppen nochmals über seine Schuld vernommen, dann das Todesurteil vorgelesen, hierauf der Stab über ihn gebrochen und, nach gekleiner Umfrage bei den Schöppen und Umwerfung der Stühle und Bänke, der dabei gegenwärtige Scharfrichter zur sofortigen Vollstreckung des Todesurteils angewiesen wurde. Dieser Gebrauch war ein Überbleibsel der alten öffentlichen Richtstätte (Malerichtstätte).

Halsgerichtsordnung, die Regelung des Verfahrens vor den Halsgerichten (f. d.). Solche Gesetze finden sich zahlreich in der zweiten Hälfte des 15. und im Anfang des 16. Jahrh. in verschiedenen deutschen Gebieten. Am bekanntesten ist die H. Kaiser Karls V.: »Kaiser Karl V. und des heiligen römischen Reichs päpstliche Gerichtsordnung«, oder kurzweg Carolina (Constitutio Criminalis Carolina, C. C. C.) genannt, das von Kaiser Karl V. unter Zustimmung der Reichs-

stände auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 bekannt gemachte, aus 219 Artikeln bestehende Reichsgesetz über peinliche Verbrechen und Strafen sowie das Strafverfahren. Die über ihre Gerechtsame eifersüchtig wachenden Fürsten schüpften sich gegen die Eingriffe der Carolina durch die clausula salvatoria (f. d.). Die Carolina, deren Vorgängerin die Bambergische H. (f. d.) war, blieb direkt oder indirekt bis in die Mitte des 18. Jahrh. das in Deutschland herrschende Strafgesetzbuch, von da ab wurde ihr Geltungsgebiet mehr und mehr eingeschränkt, zunächst durch die partikuläre Gesetzgebung Bayerns, Österreichs, Preussens, dann auch fast sämtlicher Mittelstaaten und der meisten Kleinstaaten. Nur noch in den beiden Mecklenburg, in Lauenburg, Bremen und Schaumburg-Lippe erhielt sie sich als Grundlage des Strafrechts in Geltung, bis sie 1871 auch hier durch das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund beseitigt wurde. Die älteste Ausgabe (editio princeps) ist die zu Mainz von Joo Schöffler im »Kronat Hornung« des Jahres 1533 gedruckte. Nach ihr ist die Carolina in der Ausgabe von Böpfel (3. Aufl., Leipzig 1883) abgedruckt, die in synoptischer Darstellung enthält: die Bambergensis und die Brandenburgica, den Entwurf von 1621, den Entwurf von 1629 und die Carolina. Eine brauchbare kritische Handausgabe ist die auf Grund der neu aufgefundenen Regensburger Handschrift von 1532 von Kohler u. Scheel herausgegebene (Halle 1900). Vgl. Rabl, Die Geschichte der Reichlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. (Münch. 1783); Götterb. d., Die Entstehungsgeschichte der Carolina (Münch. 1876); Brunnenmeister, Die Quellen der Bambergensis (Leipz. 1879).

Halsgeschneide, f. Halschneid.

Halsglied (Härtel, griech. Hypotrachelion), Trennungsglied zwischen dem Säulenhals und Säulenschaft, meist ein Kistrag mit Plättchen.

Halsloch, f. Anschüttung.

Halsste, Johann Georg, Mitbegründer der Firma Siemens u. S. geb. 30. Juli 1814 in Hamburg, gest. 11. März 1890 in Berlin, erlernte in Berlin das Gewerbe eines Mechanikers, war bei Neßhof in Hamburg Werkführer, gründete 1844 in Berlin eine Werkstatt besonders für chemische Apparate (Böttcher u. S.), beteiligte sich 1845 an der Gründung der Physikalischen Gesellschaft und verband sich 1847 mit Werner Siemens (f. d.) zu gemeinsamem Betrieb einer Telegraphenbauanstalt, der er bis 1887 angehörte. H. erwarb sich auch Verdienste um die Förderung des Kunstgewerbes und wurde 1881 zweiter stellvertretender Vorsitzender des Kunstgewerbedemokraten in Berlin.

Halsfetten, f. Halschneid.

Halskneib, in der Heraldik, f. Helm.

Halskrankheiten betreffen hauptsächlich die Luftröhre mit dem Kehlkopf und dem Rachen sowie die Speiseröhre. Abgesehen von parasitischen Pilzen, die in der Mundhöhle und im Rachen besonders bei Säuglingen auftreten (Schwämmchen oder Soor), kommen für die Teile des Rachens und für die Luftröhre am häufigsten Entzündungen in Betracht. Namentlich sind auch die Mandeln der Katarrhen und Diphtherie beteiligt. Die gefährlichste Form der letzteren ist die häufige Bräune oder der Krupp, der dessen Behandlung zur Vermeidung der Erstfindung durch Verstopfung des Kehlkopfes mit dem häufigen Belag der Luftröhre oft Tracheotomie und Intubation angewendet wird. Diefelbe Operation wird bisweilen auch bei wasserhüftiger Anschwellung der Schleim-

hautfalten beiderseits am Kehlkopf, dem Glottisödem, ausgeführt. Die größten Verengerungen richtet die Tuberkulose an, die Hals- und Kehlkopfschwindel herbeiführt und durch Geschwürabdrückungen die einzelnen Teile zerstört. Auch Syphilis führt zu Geschwüren in der Luftröhre, die mit Hinterlassung großer Narben heilen. Nicht selten treten im Kehlkopf Wulsten auf, die meist vom Mund aus entfernt werden können. Seltener erkrankt die Speiseröhre. Verunstaltungen des Halses entstehen durch Entartung der Schilddrüse (Kropf, Blähhals, Sattthals). Der fogen. schiefe Hals entsteht durch Verkürzung einzelner Halsmuskeln, die angeboren oder durch rheumatische Entzündung erworben sein kann und mittels Durchschneidung des verkürzten Muskels geheilt wird. Genoures f. in den betreffenden Spezialartikeln.

Halskrause, eine leichte gefaltete Halsbekleidung, entwickelte sich zu Anfang des 16. Jahrh. aus dem Saum des Hemdes und trat zunächst in mäßiger Größe auf. Später vom Hemd getrennt, wurde sie zum selbständigen Kleidungsstück und wuchs allmählich in Höhe und Breite so ins Ungeheure, daß sie wie ein Kissen den Hals bis an die Ohren umschloß. In dieser (speziell spanischen) Form, mit Droht unterzogen und steif gefärbt, verrieth sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. gleichmäßig bei Männern und Frauen. Während sie sich in Holland in dieser Form, namentlich bei älteren Frauen, noch bis über die zweite Hälfte des 17. Jahrh. erhielt, verwandelte sie sich in den mehr dem Wandel des Geschmacks zugänglichen Ländern bereits gegen Ende des 16. Jahrh. mit dem Aufkommen der ausgeführten Frauenkleider in einen hochstehenden, fächerförmigen Spitzenragen, worauf sie sich zu Anfang des 17. Jahrh., als die langen Haare wieder Mode wurden, auf die Schultern hinabsenkte, nummehr aus einem steifen Kragen und einem gekrümmten Rand bestehend. Aus dieser Form und dem wallonischen Kettenragen entstand sodann der hinfällige Spitzenragen, der schon während des Dreißigjährigen Krieges allgemein herrschte, und an dessen Stelle bei den Männern später das Halsstuch (i. d.) trat, während sich die steife spanische H. nur bei Ratsberren und lutherischen Geistlichen bis ins 18. Jahrh. erhielt, ja von letztern hier und da noch jetzt getragen wird. Auch in der Amtstracht der Hamburger Bürgermeister und Senatoren hat sich die müßelsteifigste H. noch erhalten. S. Tafel »Kostüme II«, Fig. 11 und 12; Tafel III, Fig. 1, 2, 3 und 6.

Halslager, im Roschinentzen, f. Lager.

Halsnerben, f. Hals.

Halsoring, s. Halskette, f. Branger.

Halsschlagader, f. Karotiden.

Halschmud findet sich bei den uraltesten Kulturen bis tief in die paläolithische Zeit hinein und in größter Mannigfaltigkeit bei allen Naturvölkern. Bei diesen, wie auf allen primitiven Stufen der menschlichen Kulturentwicklung überhaupt, besteht er in erster Linie aus Gegenständen, die dem Menschen bei seiner Beschäftigung in die Hände fallen, sich besonderer Verschönerung und Beliebtheit erfreuen und ohne besondere Mühegewalt zum An- und Umlegen um den Hals geeignet sind. Das sind vor allen Dingen Früchte und Fruchtstücken, Samenknäuel und Nüsse, Holz- und Wurzelstücke, Röhren, Knochen und Wiesel etc., die, auf Schnüre aufgereiht, in Kettenform um den Hals gelegt werden, entweder als bloßer Ring, der den Hals harmonisch umschließt,

oder aber als Behang, der weit auf die Brust herabsinkt. Zu solchem Behangschmud (i. Schmud) werden dann gern auch größere Gegenstände: Muschelschalen, Eberzähne, größere Knochen und Früchte etc., herangezogen, doch stets so, daß der den Hals umschließende Trageil biegsam gegliedert und nachgiebig ist. Starre Halsketten sind verhältnismäßig selten, in unser Vorgeschichte sowohl als bei den heutigen Naturvölkern. Dahin gehören die ungefügen, schweren und dreien Messing- und Bronzehalsringe einiger Kongostämme, die oft bis an die Ohren hinaufreichenden »Perlenketten« der Bosbeanen im alten Benin (i. Tafel »Afrikanische Altertümer«, Fig. 21), die gewaltigen, aus starkem Messing- oder Kupferbrat gewundenen Hals- und Schulterspiralen der Massai und einiger Stämme im südöstlichen Birma, die dreiten Roschinentzen der Männer im Bismarck-Archipel u. v. a. Ein Nachklang solcher »Ketten« sind unsre stellenweise noch heute bestehenden Kadtrausen der geistlichen und weltlichen Würdenträger. Von dem H. aus unsrer paläolithischen und neolithischen Zeit ist nicht mehr allzuviel erhalten; um so mehr dagegen aus der Bronze- und der Eisenzeit. Den Grundzug der Gliederung bewahrt er auch hier; ebenso die Krümmung, sich zum Behangschmud zu entwickeln, der in glänzenden Ritzarbeiten auf die Brust herabsinkt. Bei den Naturvölkern der Neuzeit ist metallischer H. allgemein nur in der Alten Welt verbreitet; Australien und die Südpole entbehren seiner ganz, in Amerika verfügen lediglich die mittel- und südamerikanischen Naturvölker über kupferne Ritzarbeiten. In Afrika wählten die Völker des festen, drahtförmigen Halsringes und der aus größeren oder kleineren Eisen- oder Kupferperlen zusammengefügten Kette vor; zu scheibenförmigen Brustketten erweiterte sich der H. nur selten. Eisenperlen von oft gewaltiger Größe kommen bei den Herero, Kupferperlen an verschiedenen Stellen des Kongobekens vor. Ganz allgemein in allen kulturellen Bezirken Afrikas sind dann als gegedener H. Muschelschalen verbreitet. Sie sind vom östlichen Mittelmeer aus sicher schon im Altertum nach den verschiedensten Teilen der belebten Welt verhandelt worden und werden auch seit dem Zeitalter der Entdeckungen in immer steigendem Maße von Europa ausgeführt. Als Aggriperlen (i. Afrikanische Altertümer, S. 157) werden die alten Perlen in verschiedenen Teilen Afrikas sehr geschätzt; als Kudo oder Perlenkette stehen sie auf den Palausinseln in hohem Ansehen. Heute werden europäische Perlen als H. fast von allen Naturvölkern der Erde getragen.

Halsgeschmeide, Halsketten und Halsbänder (Collirien) wurden im Altertum von Frauen und Männern getragen; sie waren teils von edlem Metall gefertigt, teils aus Steinen oder Perlen zusammengelegt und hingen bis auf die Brust, ja bis auf den Gürtel herab. Auch dergleichen man daran andre Ritzarbeiten, als Goldmonde, Ritzschiffchen, kleine Sonnen, Talismane. Bei den Persern pflegten die Könige als besondere Gnadenbezeugung Halsketten zu verleihen. Bei den Griechen findet sich mancherlei H. ebenfalls schon in sehr früher Zeit; vorzüglich bedienten sich seiner die Jungfrauen, wozu sich vielleicht das athenische Gesetz schreibt, daß den Mädchen das Tragen von H. verbot. Bei den Römern sind zu unterscheiden die Halsbänder (monilia) und die Ketten, die auf den Hüften herabhängenden Halsketten (catellae) der Frauen und die schweren goldenen Ketten der Männer (torques). Letztere wurden seit den Kriegen

mit den Galliern, wo T. Monius sich mit der Kette eines erlegten Feindes schmückte (daher Torquatus), auch wohl über der Rüstung getragen und vertreten in gewisser Hinsicht die Stelle unserer Orden, wenn sie der Feldherr als Belohnung verlieh. Die römischen Frauen verwendeten in der spätern Zeit auf solchen H. ungeheure Summen. Perlenhalbsänder kamen zuerst zu Alexanders d. Gr. Zeit in Gebrauch, galten noch bei den Römern als etwas höchst Kostbares und wurden auch mehrfach um den Hals geschlungen oder hingen bis auf die Brust herab und trugen dann zuweilen eine kleine Kapsel (bulla), die ein Amulett gegen Krankheit und Fälschung (i. Fascinum) enthielt. Die Germanen trugen Ringe aus gewundenem Bronzeblech, außerdem Schnüre von Glas- und Metallsperlen, seltener Ketten, die erst im Mittelalter bei den Rittern lang herabhängend üblich wurden, um den Hals. Zu einer Spezialität



Goldene Halskette des Bürgermeisters Waldmann von Zürich (Ende des 15. Jahrh.).

der Juwelier- und Goldschmiedekunst wurde der H. in der Neuzeit und ist seitdem ein bevorzugter Gegenstand künstlerischer Behandlung geblieben. (S. die Abbildung und die Tafeln »Kostüme I«, Fig. 13; Tafel II, Fig. 7, 9, 11 u. 13; Tafel III, Fig. 2, 4 u. 8.) Diamanten und Halbedelsteine, Perlen, Kameen, Gemmen und Email werden mit Gold und Silber zu den reizvollsten Kombinationen verbunden. Die Halsbänder unterscheiden sich dadurch von den Ketten, daß sie eng um den Hals geschlungen werden. Sie werden aus Gold, Silber, Bronze und andern Metallen hergestellt und sind dann zu größerer Schmiegbarkeit gegliedert oder aus aneinander gereihten Perlen, Korallen u. dgl. Auch an den Halsbändern ist oft noch ein weiterer Zierat (Kreuz, Medaillon, Herz etc.) befestigt. Literatur s. bei Schmud. Vgl. auch die Tafeln »Schmuckstücke I–III«.

Halbschwindfuch, s. wie Kehlkopfwindfuch.

Halstead (spr. haldsteds), Stadt in der engl. Grafschaft Essex, nordwestlich von Colchester, am Colne, mit Latzeindustrie, Fabriken für Seide, Samt und Flor, Stroßflechterei, Papiermühlen und (1900) 6073 Einw. 3 km nördlich Little Wopsteead mit einer der vier noch erhaltenen englischen Rundkirchen; 5 km südöstlich Earl's Colne mit prächtigem, auf den Trümmern einer alten Benediktinerabtei erbautem Schloß.

Halstuch kam als Teil der männlichen Kleidung zur Zeit Ludwigs XIV. auf, als der herrschende breite Reiterrock durch die Allongeperücke verdrängt wurde. Es wurde aus feinem, weißem (bei den untern Ständen auch farbigen oder schwarzem) Stoff gefertigt und unter dem Kinn gebunden, so daß die in Falten gelegten und mit Spizen besetzten Riesel auf die Brust herabsielen. Im 18. Jahrh. war es lange Zeit durch das Jabot, die Brustkrause, verdrängt, bis es in den 80er Jahren wieder auftrat. Es bestand damals aus feiner weißer Leinwand und umschloß den umgeschlagenen Hemdrock. Zur Zeit der französischen Revolution wuchsen die Halstücher bis übers Kinn hinaus und wurden bis zu dreien übereinander getragen, bis sie sich mit dem nun aufrecht stehenden Hemdtragen (Hemdmöör) allmählich wieder verkleinerten und senkten. Jabots waren noch bis in die 20er Jahre des 19. Jahrh. im Gebrauch; dann kam das schwarze H. auf, seit 1830 auch in Form gestreifter Halsbinden. Seit Beginn der 50er Jahre besteht das H. meist nur noch aus einem Band oder wird durch die sogenannten Krawatten oder Schlipse, die entweder gefnüpft oder durch einen Mechanismus befestigt werden, vertreten. S. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7, 10, 12 u. 13.

Halzung, das Halsband der Hunde.

Halvögel, s. wie Wandelttrühe.

Halwinneget, s. Bouenrug, S. 462.

Halswirbel, s. Wirbelsäule.

Halswunden können betreffen die am Halse liegenden großen Schlag- und Blutadern. Werden die Schlagadern durch Vieh oder Stich eröffnet (besonders die Arteria anonyma oder subclavia oder die Carotis communis), so erfolgt der Tod durch Blutung, wenn nicht bis zum Eintreffen ärztlicher Hilfe die verletzten Gefäße nachgemäss komprimiert werden. Bei Verletzung der Halsblutadern droht neben der Blutung noch der Eintritt von Luft, der raschen Tod herbeiführt. Dieser Lufttritt verrät sich durch ein schürfendes Geräusch und ist besonders zu befürchten, wenn bei fränklichen Veränderungen der Venenwunden die Öffnung klopft. Deshalb ereignen sich diese unglücklichen Zufälle eher bei operativen Wunden zum Zweck der Entfernung pathologischer Neubildungen als der sonstigen Stich- und Schnittwunden. Nur schleunige, kunstgemäße Unterbindung der verletzten Gefäße kann den Verwundeten retten. — Wunden am Kehlkopf und der Luftröhre sind meist Folgen von Selbstmordversuchen. Auch hierbei kann bedenklicher Blutverlust auftreten, doneben aber auch Blut in die Luftröhre und Bronchien hindrücken, was dem dem stört geschwächten Patienten nicht mehr ausgeholfen wird. Man muß daher nach gestillter Blutung das Blut aus der Luftröhre durch Ansaugen mittels Nöhrchen (Katheter) entfernen. Eine durch drohende Erfindung gefährliche Komplikation ist das bei Kehlkopfswunden leicht auftretende Ödem des Kehlkopfes. Nur die Tracheotomie oder Intubation bringt in solchen Fällen Rettung, die oft auch, besonders da, wo nicht sofort ärztliche Hilfe zur Hand ist, prophylaktisch ausgeführt wird. Leicht bringt auch bei Wunden der Luftröhre die Expirationsluft in das Unterhautzellgewebe ein und ruft weitzverbreitetes Emphysem hervor, das selbst bis in den mittlern Teil des Brustkastens (Mediastinum) weiter schreiten kann. Die Stimme fehlt natürlich bei allen Wunden unterhalb der Stimmritze; es kann aber auch eine Verletzung der Nervi recurrentes Tonlosigkeit erzeugen. — Die Speise-

rd hre wird meist mit den Luftwegen zusammen, selten allein verwundet. Zunächst muß man bei diesen Wunden die Schlundsonde ein- und besonders sorgsam an der verwundeten Stelle vorbei bis in den Ragen führen; durch diese geht die Ernährung so lange vor sich, bis Heilung erfolgt ist. Zuweilen gelingt es, die Wunde der Speiseröhre durch Naht zu vereinigen.

Salzsaften, f. Saften.

Sallane, Christian Gottlob, deutscher Philo-
soph und Sprachgelehrter, geb. 24. April 1702 in
Leipzig, gest. 14. Febr. 1758, seit 1746 Konrektor und
1752 Rektor der Nikolaischule daselbst, begründete
durch sein »Calendarium medii aevi, praecipue ger-
manicum« (Leipz. 1729; deutsch von Schaefer, Erlang.
1797) die wissenschaftliche Chronologie des Mittel-
alters. Verdienst ist noch immer sein »Glossarium
germanicum medii aevi« (mit einer Vorrede von
J. G. Röhme, Leipz. 1758, 2 Bde.).

Saltefransen, f. Engelmaderinnen.

Halten, vom Halde, wenn es den Jäger nahe herankommen läßt.

Saltpunkt (Zielpunkt), der Punkt, auf den die Ziel- oder Visierlinie beim Abfeuern zu richten ist (vgl. Abkommen). S. bei Eisenbahnen: f. Saltpstellen.

Palätrien (griech.), bei den Griechen entweder halbdovale, mit einer Öffnung für die Hände verschiedene oder unsern Handeln ähnliche Werkstücke, die man bei Springübungen zur Verstärkung des Schwunges in den Händen hielt. Ihre angemeßene Brauchbarkeit beim Beistrupfen ist durch neuere praktische Versuche erwiesen. Beim Wippen wurden die zurückgehaltenen Arme plötzlich vorgeschleudert, beim Niederprumpen aber rasch nach hinten geworfen, um das sonst unvermeidliche Fallen aus den Händen durch Wiederherstellung des Gleichgewichts zu verhüten.

In der Zoologie sind *Schwingschildkröten*, *Schwinger* die verkrüppelten Hinterfüße der Zweiflügler (s. d.); sie breiten aus einem dünnen Stiel mit einem länglichen oder fugeiligen Knopf am Ende und sind häufig von einem Flügelhäppchen bedeckt. Werden sie abgeknitten, so läßt sich das Tier rasch und in unregelmäßigen Bahnen zur Erde nieder, kann sich also nicht mehr orientieren; sie enthalten denn auch eigenthümliche Sinnesorgane von nicht genügend bekannter Bedeutung. Vgl. *Beinband*, über die *Schwimmer* (S.) der Dytiscen (Weiss, 1839).

Halteridium, f. Sämosporeidien.

Balters, Stadt im preuß. Regbez. Münster, Kreis Rosfeld, unweit der Mündung der Stever in die Lippe, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Münster i. B. - Sinsen und Bielefeld-S., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Glasfabrik, Weberei, Nagelfabrik, Nitratwerke und (1900) 4123 meist kath. Einwohner. In der Nähe der Ballfabrik von Annaberg mit Resten einer römischen Niederlassung (s. Müff). Vgl. Schuchardt, Müff, Führer (Münst. 1902).

Haltestellen, kleine Eisenbahnstationen, die von den Schnellzügen ohne Aufenthalt durchfahren werden, z. T. auch nur dem Güterverkehr dienen und dann wohl als Ladestellen bezeichnet werden. Nach der amtlichen Einteilung der preussischen Staatsbahnen sind St. Stationen mit mindestens einer Weiche für den öffentlichen Verkehr, Haltpunkte dagegen Stationen ohne solche. (Weichen für Privatanschlüsse kommen dabei nicht in Betracht und können mit den nötigen Sicherheitsvorkehrungen auch auf der freien Straße angelegt werden.) »Bahnhöfe« sind nach diesem in Preußen eingeführten amtlichen Sprachgebrauch die Stationen mit mindestens einer Weiche für den öffentlichen Verkehr.

gebrauch Stationen mit bedeutendem Verkehr, während das Wort »Station« ganz allein jede Stelle bezeichnet, an der Eisenbahnzüge regelmäßig halten.

Haltica, f. Erdbflöbe.

Baltingen, Dorf im bad. Kreis und Amt Lörrach, an der Staatsbahnlinie Mannheim-Konstanz, hat eine evang. Kirche, guten Weinbau (Kartgräfler), Rodifikation von Kirchmösser und (1900) 1026 Einw.

Geldung, in der Türkensprache soviel wie Verlauf der Geschäfte; man spricht demgemäß von matter, fester, abwartender D. Papiere halten sich, wenn sie ihren Kurs behaupten.

Saltwicks (spr. sou-wicks), Marktstadt in der engl. Grafschaft Northumberland, am South Tyne, mit einer gotischen Kirche, altertümlichen Häusern und (1901) 8145 Einw. In der Nähe die Ruinen von Blenkinsopp Castle und von Thirlwall Castle; bei Heatherstone ein prächtiges Schloß der Lady Hope mit Gemäldesammlung.

Dainle (Bender-D.), Hafenplatz im Golf von Aden, westlich vom Kap Gardafui, im Somaliland.

Qulante (früher Qulante), seit dem 16. Jahrb. gebirgswäldlich und vom böhm. holomeck, »nächster Delle«, d. h. verkommener Mensch, herzuweisen, deutet aber mehr im Sinne fröhlicher Bewilligung gebraucht.

Galurgie (griech., Galotechnik), die Lehre von der Gewinnung des Kochsalzes.

Salber, Hleden im preuß. Regbez. Arnberg. Kreis Altena, unweit der Söhne und der Schmalfurda'schen Schalkmühl-S., 423 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, Hammerwerke, 1 Kleinseidenwarenfabrikation, Branntweindrennerei und (1900) 8773 meist evang. Einwohner. — S. gehörte ursprünglich zur Abtei Berden. seit 1243 den Grafen von der Mark.

Haltwa (Heltwa, arab., »Süßigkeit«), Name verschiedener süßer Speisen aus feinem Weizenmehl mit Sesam, Honig oder Zucker; *Hel en halwa* si (türk.), eine Art Rodenader.

Салтоф, Александр, ф. Матони

Halymenia Agardh (Seeband, Hautalge, Hauttalg), Gattung der Kotalgen, Meergewächse mit bandförmig flachem, gallerartig-bäutigen, w. verholzt gabelteiligem oder niedrig verzweigten Laub, dessen innere Hohlung von einem Netzwerk gegliederter Ähren durchzogen wird; die Epistomatien sind dem Thallus eingelegt oder ragen etwas hervor. Verwandt ist die Gattung der Schizymenia Agardh, mit fleischigem, ganzem oder zerstücktem Thallus, von der *S. edulis* Agardh (f. Tafel u. Wigen I., Fig. 10) an den atlantischen Küsten Europas sowie in der Ostsee und im Mittelmeer verbreitet ist; ihr saftiges, blutrotes, spannen- bis fuhlenlanges Laub wird in Irland und Schottland als Gemüse und Salat genutzt.

Päthos, alter Name des Flusses Kizil Irmak in Kleinasien, in alter Zeit Ostgrenze des Lydierreichs.

Palmöschlanger, s. Dreieckskopf.

Ham (jhr. hām), Städte in England, f. East Ham und West Ham.

Somme (franz. *amm*), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrond. Péronne, an der Somme inmitten ausge-
dehnter Sümpfe gelegen, Knotenpunkt an der Nord-
bahn, hat eine Abteikirche aus dem 12. Jahrh., mit
Krypte und alten Grabmälern, ein altes, im 15. Jahrh.
umgebautes Kastell mit starken Thürmen und Mauern,
ein Denkmal des hier gediegenen Generals v. Tör-
giewitz, Jüder, Brantwein- und Ochsenbrat-
und (1901) 8300 Einw. — Das Kastell diente als
Staatsgefängnis, in dem unter anderem von 1830—
1836 die letzten Minister Karls X.: Fürst Polignac.

Begronnet, Chantelaune und Guernon de Randville, später (1840—46) Ludwig Napoleon nach dem Voulgner Attentat und nach dessen Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 mehrere Generale und Deputierte gefangen setzen. Im deutsch-französischen Kriege ward S. 21. Nov. 1870 von den Deutschen besetzt, dann 10. Dez. von der 1. Division der Kaiserlichen Armee wieder genommen, beim Herannahen Ranteuffels von den Franzosen geräumt und von den Deutschen abermals besetzt. Vgl. Gomard, H., son château et ses prisonniers (St.-Quentin 1864).

Ham (hebr. Cham), Sohn Noahs und nach der ethnographischen Anschauung der Hebräer (Völkertafel, 1. Mos. 10) Stammvater der südlichen Nationen, besonders der afrikanischen, durch seine vier Söhne: Kush (Völkerstämme Sudarabien und Äthiopien), Kirraim (afrikanische Völker, bes. die Einwohner Ägyptens, das aber poetisch, Psalm 105, 23, 27; 106, 22, selbst H. heißt), Put (westafrikanische Völkerstämme), Kenaan (die Völker Palästinas und Phöniciens).

Ham., Hamitt., bei Pflanzennamen Abkürzung für B. Hamillon. Flora Westindiens (1825).

Hamā (Hamath), Hauptstadt eines Sandstades im asiatisch-türk. Vilajet Syrien, am Nahr el Nsi (Orontes), von vielen Gärten umgeben, eng auf dem Berggrund, hat 13 Moscheen, viele riesige Schöpfbrunnen und angeblich 45,000 Einwo. (darunter 2—3000 griechische Christen und einige Juden), die grobe wollene Mäntel und Garne fabrizieren. Der Handel mit Beduin und Kasairern ist anscheinlich. — H. ist das Hamath der Bibel, einst Kleinstadt an der Nordgrenze der jüdischen Monarchie. Sein König Ischulim war um 854 v. Chr. Bundesgenosse des Königs Hir-ibri von Damascus gegen Salmanassar II. von Assyrien; doch 738 jahre S. Tribut an Tiglatpileser III., und einige seiner Städte wurden zur afrikanischen Provinz Simeon geschlagen. Ein Befreiungsversuch des mit Gaza verbündeten Bauernkönigs Jaubidi (720) mißlang; Sargon warf den Aufstand nieder. In hellenistischer Zeit erscheint der Ort unter dem Namen Epiphania. Im Mittelalter ist er wieder Mittelpunkt eines kleinen Reiches unter einem 1341 erloschenen Zweige der Ejjuiden, dessen berühmtestes Glied Abdul Beda (s. d.) war. H. ist Geburtsort des arabischen Geographen Jakut. Berühmt sind die »Hamah stones«, vier hier gefundene, noch unentzifferte hebräische Inschriften aus vorchristlicher Zeit (sicht in Konstantinopel).

Hamāda (Hamada), felsige, wasserlose, steinüberfüllte Hochbenen in der Sahara, besonders im W. des Tuareglandes bis zum Ozean, Senegal und Niger, sind nur vereinzelt, wie die H. el Homra (»die rote H.«), die Tripolis von den Tuareg und Fezzan scheidet, von tiefen, fruchtbaren Tälern durchbrochen. S. Wüste.

Hamādān, Hauptstadt der gleichnamigen pers. Provinz, 260 km westlich von Teheran, in wohlbewässerter Ebene am Nordfuß des Elwend (Dronies), mit verfallenen Moscheen und Basaren, den Grabmonumenten des Avicenna und (angeblich) der Esther und des Mardochai (Wallfahrtsort der Juden) und etwa 30,000 pers. Einwohnern, dazu gegen 1000 Judenansiedler. In der Umgebung wohnen nur Türken. Die Industrie liefert besonders Wolle, Teppiche und treffliches Saffianleder, die Landwirtschaft Trauben (zu Rosinen) und viel Weizen (Opium). Durch Handelsstraßen ist H. verbunden mit Teheran (Durchgangsverkehr von Bagdad), Isfahan und Tebris, wo die beherrschenden europäischen Firmen

ihren Sitz haben; auch der Verkehr nach Turkestan ist bedeutend. H. steht auf den Trümmern von Ekbatana (s. d.), daher die vielen Altertümer aus dem Boden der Umgebung.

Hamādhan Bedi' *es-jemān*, s. Masame.

Hamadrhān (griech.), sowie wie Dryaden.

Hamadrjas, s. Bavian.

Hamāl, der Fünftern zweiter Größe (α) im Biddier.

Hamām (arab., richtiger Hamām), das Vob in der Türkei und allen muslimischen Ländern; eigentlich ein Schwimmbad, das unterirdisch geheizt ist. Nachdem man sich in dem großen Ausfließraum (arab. maschlah, persisch-türk. dochāmegān) entleert hat, begibt man sich, mit einem Tuch um die Hüften, auf hölzernen Sandalen (arab. kakkāb, türk. nalyu) in den ersten erwärmten Raum (arab. beit el awwal, türk. soukluk) und nach einigen Minuten Verweilen in den eigentlichen Bade- oder Schwimmraum (halwet oder havara), einen großen Saal (40° R.). An den Wänden des Saales und in den anstoßenden Seitengemächern (arab. maghas) sind marmorne Wasserbeden mit Hähnen (arab. hanaffik, türk. musluk) für warmes und kaltes Wasser angebracht. An diesen Hähnen wird der Körper vom Badedienten (dellāk, auch adākis oder adā sadū, d. h. Beutel- oder Seifenmann) erst geknetet, dann mit einem rauen Filzhandschuh (kis) abgerieben und gründlich eingeseift. Diese Bäder sind unter gleicher Benennung oder als Turkish baths auch in England eingeführt worden. Die schönsten und luxuriösesten Hamāms sind in Konstantinopel anzutreffen und dort das wertvollste Stiefungsmittel. S. paraffi, Trinfeld, eigentlich Badegeld. Hamāmdshi, Aufseher oder Inhaber eines Bades. Das Wort H. (»Hamāmbad«) findet sich auch häufig vor arabischen Ortsnamen, zur Bezeichnung von Lokalitäten, in deren Nähe sich warme Quellen befinden (z. B. H. »Mestutin in Syrien«). Vgl. Vandéry, Sittensbilder aus dem Morgenland (Berl. 1876).

Hamam Birra, Badeort in der alger. Provinz Algier, liegt 26 km nordöstlich von Miliana, in schöner Berglandschaft, mit stark besuchten Salzquellen (40—51° und Eisenquellen (17 und 75°), Anlagen und Militärspital. Dabei Ruinen der römischen Aquae Calidae. Vgl. Normand, Une ville antique inédite: Aquae Calidae (Par. 1903).



Blütenzweig von Liquidambar mit männlichen und weiblichen Blüten.

a. Stäube und absterbende Antheren, b. Stempel.

Hamamelidazeen (Amber- oder Balsambäume, Balsamiferae), distylisch, etwa 50 Arten umfassende tropische Pflanzenfamilie aus der Ordnung

der Saxifraginen, Holzpflanzen mit abwechselnden Blättern und unansehnlichen, in Ähren oder in Köpfchen stehenden, von Hochblättern umhüllten Blüten, denen bisweilen die Blumentrone oder auch der Kelch ganz fehlt. Staubblätter sind 4—5 vorhanden; die beiden vernachlässigten Fruchtblätter enthalten eine bis viele Samenhöhlen und bilden sich zu einer zweifächerigen Kapselform aus. Sie zerfallen in die Unterfamilien der Eudlandioideen und Hamamelioideen; zu erstern gehören mehrere Bäume mit Bahamgingen, die Storax liefern, wie Liquidambar orientalis aus Kleinasien und die amerikanische *L. styraciflua* (s. Abbildung). In Nordamerika wird die Rinde von *Hamamelis virginiana* arzneitlich gebraucht.

Hamamelis L. (Zaubernuß), Gattung aus der Familie der Hamamelidaceen, Sträucher, bisweilen baumartig, mit eirunden, gefiederten Blättern, großen lanzettlichen Nebenblättern, im Herbst erscheinenden Blüten in 1—5blütigen Köpfchen und im nächsten Jahre reisenden holzigen Kapselformen. Von den drei Arten ist *H. virginiana L.* (Zauberkasie), auf der Ostseite Nordamerikas, ein bis 7 m hoher Strauch, der an unsre Kasie erinnert, mit kurzgestielten, eirund-länglichen, groß gefiederten, nur in der Jugend unterseits behaarten Blättern und linienförmigen gelben Blumenblättern, ein Hauptbestandteil der Wälder in den atlantischen Unionstaaten, trägt besonders viel zu der charakteristischen, prächtig bunten Herbstbelebung bei. Die Kapselform öffnen sich mit solcher Heftigkeit, daß die Samen bis 4 m weit fortgeschleudert werden. Die Zauberkasie wird von den Indianern zu allerlei geheimnisvollen Gebrauchen, besonders auch als Wänschelrute benutzt und bei uns als Zierstrauch kultiviert. Die Rinde enthält sehr reiches Bitterholz, grünes Harz, viel Gerbstoff, ätherisches Öl u. Ein alkoholisches Fluidextrakt wird gegen allerlei Blutungen, auch gegen Hämorrhoiden, Krampfadern, Diarrhöen, Kamen-Nachsalarrh, Leutorrhöe und Gonorrhöe (sowie als Mundwasser) benutzt. Ein aus der Rinde dargestelltes Destillat, Kasieöl, wird, etwa gleich der Arnikaextrakt, als äußerliches blutstillendes Mittel, z. B. bei Hämorrhoiden, angewendet.

Hamam Mesfatina, Badeort in der alger. Provinz Konstantine, 16 km südwestlich von Gelma, an der Eisenbahn Bone-Konstantine, liegt inmitten von 1000—1400 m hohen Bergen, mit Schwefel-, Salz- und Eisenquellen von 78—96° (s. Tafel «Quellen II»), die unter Verwaltung der Regierung stehen und mehr als 100,000 Lit. täglich geben. Die Bäder wurden schon zur Römerzeit als Aque Tibilitane benutzt.

Haemamoeba, Gattung der Haemaphysiden (s. d.), auch Haemodinium.

Hamam, Nachkomme Agags, des Königs von Aualet, Urbild eines Judenjüngers, Günstling des persischen Königs Xabavrus (Xerxes), (Eifer 3, 1 ff.). Er suchte aus Erbitterung gegen Xarbochai den König zur Vertilgung sämtlicher Juden zu bestimmen, fiel aber in Ungnade und fand den Tod am Galgen, während an den Juden die Verfolgung vorüberging. Ihre Rettung feierten sie durch Einsetzung des «Furim» oder Loses, das vereinzelt auch Haman fest genannt wird (s. Hebr. S. 463).

Hamann, Johann Georg, deutscher Schriftsteller, geb. 27. Aug. 1790 zu Königsberg i. Pr., gest. 21. Juni 1788 zu Münster in Westfalen, gemeinsam der Magus aus Norden genannt, widmete sich seit 1746 in seiner Vaterstadt dem Studium

der Philosophie, sodann dem der Theologie und endlich dem der Rechte, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit Sprachen, Philosophie und Kritik. Nach Verdingung seiner Studien führte er ein unleseres Leben, bald als Hauslehrer, bald ohne Beschäftigung an verschiedenen Orten. In Angelegenheiten seiner Freunde in Biga unternahm er eine Reise über Berlin (wo er Wolsenbütel, Hamler und Sulzer kennen lernte), Hamburg, Lübeck und durch Holland nach England. In London blieb er über ein Jahr und ergab sich aus Neugier über den ungünstigen Erfolg der ihm übertragenen Geschäfte Ausschweifungen, aus denen ihn endlich das Lesen der Bibel rettete. 1758 war er wieder in Biga, bis ihn 1759 sein Vater nach Königsberg zurückrief. Hier lebte er in glücklicher Ruhe dem Studium der alten Literatur und der orientalischen Sprachen, sah sich aber endlich genötigt, einen Erwerb zu suchen, und wurde zuerst Kapitän bei dem Königsberger Regiments, dann Kanonist bei der Domänenkammer, entlassig aber 1764 auch diesen Geschäften, machte eine Reise durch Deutschland und die Schweiz und wurde 1765 abermals Hauslehrer in Witau. Später erhielt er durch Kant's Empfehlung die Stelle eines Schreibers und Übersetzers bei der Provinzialakademie und Hofbibliothek und 1777 die eines Hofschreiberwärters. Nachdem er 1782 einen Teil seiner Einkünfte verloren, lebte er mit seiner Familie in dürftigen Umständen, bis ihn 1784 ein ihm damals unbekannter Buchhändler (Buchholz in Münster) durch ein ansehnliches Geldgeheim aus der Not half. H. nahm 1787 seinen Abschied und lebte von da an abwechselnd in Düsseldorf und Münster im vertrauten Umgang mit Jacobi und der Fürstin Galizin, die ihm auch zu Münster ein Denkmal setzen ließ. Als Schriftsteller wurde H. von dem großen Publikum wenig beachtet, dafür hat er um so stärker auf die besten seiner Zeit, auf Herder, Goethe, Jacobi u. a., eingewirkt; schon früh wurde er als «Chef einer Sekte» bezeichnet. Er hat nie seine Ansichten systematisch dargelegt, sondern immer apokryphisch aus Anlaß irgend eines Ereignisses in der gelehrten Welt, das ihn zur Zustimmung oder, was weit häufiger der Fall war, zum Widerspruch herausforderte. Von seinen zahlreichen Schriften sind die meisten nicht über zwei Bogen stark. Seine dunkle, gefuchte, gehackte Ausdrucksweise bezeichnet er selber als einen «versuchten Versuch». Durch alle seine Schriften zieht sich die Polemik gegen die Aufklärungsbildung hindurch. Die Vernunft ist ihm nicht das höchste Prinzip; Phantasie und Gemütsleben sollen daneben zu ihrem Recht kommen, oder wie Goethe in «Dichtung und Wahrheit» die Grundrinder Hamanns vortrefflich formuliert hat: «Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, muß aus sämtlichen vernünftigen Kräften entspringen; alles Vereinigte ist verwerflich.» So kam es, daß die Geniemänner H. als ihren Propheten betrachteten, doch unterschied er sich von ihnen dadurch, daß er die Hauptbetätigung des Gemütslebens in der Eingabe an den Offenbarungsglauben erblickte. Auf die literarische Entwicklung hat er besonders durch seine Untersuchungen über die Entstehung der Sprache und Poesie eingewirkt, in denen er nachwies, daß hier Vernunft und Phantasie in unausslöschlicher Verbindung gewaltet hätten; in den «Äreuzügen eines Philologen» (1762) führte er den Gedanken aus, die Poesie sei die Mutterprache des menschlichen Geistes. Auch erklärte er, die Sprachrichtigkeit lasse sich nicht ein für allemal feststellen, und empfahl das Individuelle, «Eigen-

sinnige in der Ausdrucksweise. Fragmente aus Hamanns Schriften gab Kramer heraus u. d. T.: »Sibyllinische Blätter des Ragus aus Karben« (Leipzig 1819), seine »Sämtlichen Schriften« Hr. Roth (Berl. 1821—43, 8 Bde.). Vgl. »Biographische Erinnerungen an H.« (von E. Garvachi, Winst. 1855); Wildemeister, J. G. Hamanns, des Ragus im Norden, Leben und Schriften (Gotha 1857—68, 5 Bde.; Bd. 6: »Hamann-Studien«, 1873); J. G. Hamanns Schriften und Briefe, erläutert und herausgegeben von Moriz Petri (Hannov. 1872—74, 4 Bde.); Poel, J. G. H., der Ragus im Norden, sein Leben und Mittheilungen aus seinen Schriften (Hamb. 1874 bis 1876, 2 The.). »Hamanns Leben und Werke in geordnetem, gemeinschaftlichem Auszuge«, herausgegeben von Claassen (Hiltbr. 1885); Minor, J. G. H. in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode (Frankf. 1881); H. Weber, H. und Kant (Rind. 1903).

Haemanthus L. (Blutblume), Gattung der Amaryllidaceen, Zwiebelgewächse mit leberartigen, kurzen, stumpfen, bisweilen behaarten Blättern, reichen Scheinbolben auf ziemlich kurzen, biden Schäften mit großen, oft bunten Spathablättern und kleinen weißen oder roten Blüten. 50—60 Arten vom Kap bis in das äquatoriale Afrika. Mehrere Arten, wie *H. albiflorus W.* mit weißen Blüten, *H. amarylliflorus Jacq.* mit rosenroten, *H. carinatus L.* mit dunkelroten, *H. coccineus L.* mit scharlachroten, *H. puniceus L.* mit gelbroten Blüten, sind schöne Pflanzengewächse, die wie Amaryllis behandelt werden. Die Zwiebel wird am Kap wie bei uns die Meerzwiebel benutzt. Den Saft der Zwiebel von *H. toxicarius Ait.* (*Bruuswigia toxicaria Ker.*) benutzen die Pottentotten zur Bereitung ihres Pfeilgiftes.

Hamar, norweg. Stift, grenzt südlich an das Stift Christiania, westlich an Bergen, nördlich an Drontheim, östlich an Schweden und umfaßt die beiden Amler Christiansamt und Hedemarnen (s. d.) mit zusammen 51,919 qkm (942,9 QLR.) u. (1900) 242,212 Einw.

Hamar, Hauptstadt des gleichnamigen norweg. Stifts (s. oben) und des Amler Hedemarnen, erst 1848 angelegt, an der Ostseite des Rjöen, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen Christiania—Drontheim und H.—Ötta, Sitz des Bischofs und des Stiftsamtmanns und hat ein Gymnasium, Lehrerseminar und (1900) 6046 Einw. — Unmittelbar bei H. lag 1152—1537 ein katholischer, 1567 von den Schweden zerstörter Bischofsstift H. mit einer Domkirche (Basilika), von der noch einige Pfeiler übrig sind, und andern geistlichen Stiftungen.

Hämarthrus (griech.), Bluterguss in die Synovialhöhle der Gelenke nach Verwundungen, hämorrhagischer Diathese u.

Hamäsa (arab., »Tapferkeit«), Titel arab. Anthologien, von denen die berühmteste, die *H. par excellence*, von Abu Tammäm (s. d.) mit unübertrefflichem Geschmaack in zehn Büchern gesammelt worden ist, wovon das erste und ausführlichste Liber zum Preis der Tapferkeit (daher der Titel der Sammlung), die andern Totenklagen, Liebeslieder, Spottgebilde, Schelbungen, Sittenprüche u. enthalten. Den Text mit den Scholien des Tebrizi (gest. 1108) und einer lateinischen Uebersetzung beider gab Freytag (»Hamassae carminum«, Bonn 1828—51, 2 Bde.; Nachdruck des arabischen Textes Butak 1296 d. H.) heraus. Eine metrische Uebersetzung des Ganzen lieferte F. Rüdert (Stuttg. 1846, 2 Bde.), eine Auswahl übertrug Nyall in »Translations of ancient Arabian poetry« (Lond.

1885). Die zweite und erhaltene *H.* ist von Bohtori (s. d.) gesammelt worden und noch ungedruckt.

Hamass, nördlichste Provinz Abyssiniens, mit den Orten Keren und Asmara, die in neuerer Zeit von Italien besetzt und besiegelt wurden.

Hämatidrometer, s. wie die Ärotonometer.

Hämaterin, s. Hämatoglylin.

Hämaterin (griech.), s. Blutbrechen.

Hämeth, Stadt, f. Hamä.

Hämatothrom (griech.), angebliches Blutichwigen, wie es bereits von den ältesten medicinischen Schriftstellern erwähnt, oft mit unheillichem Dunkel umgeben und besonders von hysterischen Personen benutzt wurde, um Interesse zu erregen (vgl. Stigmatisation). Absonderung von Blut durch die Schweißdrüsen ist unendlich, dagegen besteht bei schwer nervenkranken Personen, oft abwechselnd mit der Menstruation, leichte Zerreißbarkeit der Gefäße am ganzen Körper, und wenn in solchem Fall die um die Schweißdrüsen reichlich gelagerten feinen Blutgefäße platzen, so kann mit dem Schweiß auch Blut auf die Hautoberfläche austreten.

Hämatin (Oxyhämatin, Blutfarbstoff, Blutrot) $C_{24}H_{16}N_4FeO_4$, der nicht eisensartige Baarling des Hämatoglobins, ein einhaltiger Farbstoff von unbekannter Konstitution, ist amorph, blauschwarz, unlöslich in Wasser, Alkohol und Äther, sehr wenig löslich in Säuren, leicht in Alkalien, in saurehaltigem Alkohol und Äther. Der Salzsäureester des Hämatins ist das Hämin (s. d.), und aus diesem wird es dargestellt. Bei der Verdauung des Hämatoglobins wird das *H.* frei und geht in die Exkremente über. Bei Reduktion von *H.* entsteht Hämatochromagen, ein rotes Pulver, das im frischen Zustand an der Luft sich schnell zu *H.* oxydirt, in Wasser, Alkohol und Äther unlöslich ist, in Alkalien sich leicht mit scharf-roter Farbe löst. Bei Einwirkung von Säuren zerfällt *H.* leicht in Hämatoporphyrin $C_{24}H_{16}N_4O_4$. Dies löst sich gut in Alkohol, kaum in Äther, leicht in Alkalien und Mineralsäuren und bildet mit Salzsäure und mit Alkalien kristallisierbare Salze. Bei Inkorporation eines beträchtlichen Blutergusses im Körper, bei Sulfonalvergiftung, gelegentlich auch bei andern Krankheiten u. bei Gesunden erscheint es im Harn, den es dunkelroth färbt (Hämatoporphyrinurin).

Hämatinometer (griech.), Apparat zur spektroskopischen Untersuchung des Blutfarbstoffes.

Hämatinon (Porporino, Purpurin, Glasporphyr, Gallenur), rote undurchsichtige, harte, sehr politurfähige Glasmasse, die von den Alten zu Fußbodenmosaiken, Wanddekorationen und Brunnengestalten verwendet wurde. Pettenkofer erhielt eine solche Glasmasse durch Zusammenmischen eines Glases aus Kieselsäure, Kalk, Bleiglätte und Soda unter Zusatz von Kupferhammerglas, Eisenhammerglas und etwas Koble. Die beim Erkalten leberbraune Masse färbt sich nach abermaligem Erhitzen bis zum Erweichen und sehr langsamem Abkühlen bräunlich rot. *H.* enthält metallisches Kupfer, dessen Partikelchen so dicht nebeneinander liegen, daß sie eine gleichmäßig rote Färbung hervorbringen und das Glas undurchsichtig machen. Kayser erhielt ein reineres Rot bei Anwendung von 60 reinem Sand, 10 salzinierter Borax, 10 salzinierter Soda, 10 Kupferoxyd und 3 Eisenoxydhydrat. *H.* läßt sich gießen und an der Glasmacherfeile verarbeiten, auch schneiden und schleifen. Beim Umkühlen geht die rote Farbe verloren und kann nicht wiederhergestellt werden. Wird bei der Darstellung ein Teil der Kieselsäure

durch Vor säure ersetzt, so enthält man eine dunkel schwarzrote Grundmasse mit prächtig funkelnden Kristallisationen. Dieser Nitralit erinnert vielfach an das alte venezianische Abanturungsglas (s. d.).

Hämatinurie (griech.), Austreten von Blutfarbstoff in löslicher Form im Harn.

Hämatit (Blutstein), Mineral, s. Roteisenstein.

Hämatoblasten (griech.), die embryonalen Vorstufen der Blutkörperchen, Erythroblasten, aus denen die roten, und Leukoblasten, aus denen die farblosen Blutkörperchen hervorgehen. Der Bildungsort für die ersten ist im Embryo hauptsächlich die Leber, beim Erwachsenen, bei dem ein Ersatz für zugrunde gehende rote Blutkörperchen notwendig ist, das rote Knochenmark. Die farblosen Blutkörperchen entstehen in den Lymphdrüsen und in der Milz.

Hämatocèle (griech., Blutdruch), Ansammlung blutiger Flüssigkeit in der Scheidenhaut des Hodens, entsteht meist durch Blutaustritt in die Flüssigkeit einer Hydrocele nach Stos oder Schlag (beim Reiten u.), auch durch entzündliche Veränderung der Scheidenhäute u. Ähnliche Blutungen am Samenstrang, im Hoden, in den großen Schamlippen gehören zum Hämatom.

Haematoecystis, s. wie Blutblase.

Hämatogen (griech.), ein von Himmel angegebener Blutpräparat, das die Eiweißstoffe des Blutserums, Hämaglobin und die Salze des Blutes und als Konservierungsmittel Alkohol und Glycerin enthält, wird als leicht assimilierbares Eisenmittel bei Blutarmut, Rachitis, Skrofulose u. benutzt.

Hämatoglobin, s. Hämaglobin.

Hämatoidin (griech.), in alten Blutergüssen vorfindender kristallinierter Farbstoff, der wohl mit Bilirubin identisch ist.

Hämatokathartika (griech.), s. wie Blutreinigende Mittel (s. d.).

Hämatofibros (griech.), Ansammlung von Blut in der Scheide, findet sich bei angeboren oder durch Entzündungen u. a. erworbenen Verschluss des Hymens oder der Scheide (s. Gynatresien) und kommt dadurch zustande, daß das aus der Gebärmutter stammende Menstrualblut sich oberhalb des Verschlusses ansammelt und die Scheide allmählich zu einem Blutpfad erweitert. Die Symptome sind wehenartige Schmerzen, die besonders zur Zeit der Menstruation einen hohen Grad erreichen, die gleichzeitigem Fehlen jeglichen Blutabganges. Die Behandlung besteht in der operativen Eröffnung und Ablassen des angesammelten, meist dickflüssigen, teerartigen Blutes. Wenn sich der Verschluss im oberen Abschnitt der Scheide befindet, kann außer dieser auch die Gebärmutter an der Ausdehnung beteiligt sein (s. Hämatometra).

Hämatofibrin, s. Hämaglobin.

Hämatofrit (griech.), ein von Bliz angegebener Apparat zur Feststellung des Verhältnisses zwischen Blutkörperchen und Plasma im Hute durch Zentrifugieren, wobei die Körperchen von dem spezifisch leichteren Plasma getrennt werden. Zur Untersuchung genügt eine ganz geringe Blutmenge, da das Gefäß, in dem die Zentrifugierung vorgenommen wird, nur ein kapilläres Lumen besitzt. Es ist zugleich mit einer Teilung versehen, so daß man am Schlusse des Versuchs den Blutkörperchengehalt gleich in Volumprozenten angeben kann. Der zu benutzende Blutstropfen wird vor der Zentrifugierung in bestimmten Verhältnis mit einer Kalidichromalösung verdünnt. Gärtners bedient sich einer sog. Kreiselzentrifuge, d. h. einer Zentrifuge, bei der die Drehung durch Ab-

ziehen einer um die Achse gewickelten Schnur, nach Art des Streifels, hervorgebracht wird.

Hämatom (Blutgeschwulst), s. Blutung.

Hämatometra (griech.), Ansammlung von Blut in der Gebärmutter der angeboren oder erworbenen Verschluss im oberen Abschnitt der Scheide oder in der Gegend des Rütermundes (s. Gynatresien). Je höher sich der Verschluss befindet, desto leichter kommt es gleichzeitig zu Blutanisammlungen in den Eileitern (s. Hämatofalping). Die Behandlung besteht in der operativen Herstellung einer bleibenden Öffnung für den Ausfluss des Menstrualblutes. Ist dies nicht möglich, so muß nach Entleerung des Blutes die Entfernung der Eierstöcke vorgenommen werden, um die Möglichkeit fernerer Blutanisammlungen zu verhüten.

Hämatomelie (griech., Redulla capoplexie), eine Blutung in der Rückenmarkssubstanz, tritt im Anschluß an vorausgegangene Entzündungen oder infolge einer Gwalteinwirkung oder der Verletzung eines Wirbels aus, und zwar meist in der grauen Substanz und häufiger in den oberen Teilen des Rückenmarks als in den unteren. S. ist in der Regel von heftigem Schmerz begleitet, aber nicht mit Bewusstlosigkeit verknüpft. Die Symptome hängen ganz von der Lokalisation des Blutergusses ab. Nur er halbseitig, so findet man die Symptome der Brown-Sequardschen Lähmung. Häufig ist Hosten- und Mastdarminkontinenz. Der Bluterguss unterliegt in der Folge denselben Veränderungen wie Blutergüsse im Gehirn.

Hämatonösen (griech.), Blutkrankheiten, krankhafte Abweichungen der Blutmenge und Blutbeschaffenheit.

Hämatoparasiten (griech., Blutparasiten), schmarotzende Wesen im Blut von Menschen und Tieren, so Bazillen, Koffen, s. B. Tuberkel- und Leptobazillen, Krop- und Typhusbazillen u., die jedoch nur gelegentlich in die Blutbahn gelangen, fortgeführt und an andern Stellen wieder abgesetzt werden. So kommen auch die jungen Trichinen, Bandwurmlarven u. a. gelegentlich ins Blut, das sie als Kommunikationsmittel benutzen. Eigentliche P., die fast nur im Blut leben, sind s. B. Filaria sanguinis hominis (s. Filariaden), die man allerdings nur zu bestimmten Zeiten (nachts), dann aber regelmäßig im Blute findet, sobald das in den Lebern, Gefäßen und Blasenblutadern lebende Distoma haematobium (Bilharzia haematobia), die Ursache des in einem großen Teil von Afrika »endemischen Blutruens«; ferner von Mikroorganismen die Mektrenzylarien (von Cbermeyer entdeckt), die Miltzdrüsenbazillen, die so zahlreich und groß sind, daß sie die feinen Gefäße fast verstopfen u. Von Protozoen bewohnen das Blut mehrere Flagellaten, s. B. das Trypanosoma der Frösche, Fische, Vögel und Säugtiere, sowie ganz besonders verschiedene Sporozoen (s. Hämatoporidae), speziell die sogen. Plasmodien der Malaria.

Haematoporus, s. Läuse.

Hämatopoeisis (griech.), Blutbereitung.

Hämatoporphyrin, s. Hämatin.

Hämatopöta, s. Vremien, S. 383.

Haematopus, der Küllendieb.

Hämatorrhöe (griech.), s. wie Blutung.

Hämatofalping (griech.), Ansammlung von Blut im Eileiter, kommt zuweilen als Begleitererscheinung von Hämatometra (s. d.) bei Verschluss der Scheide oder der Gebärmutter (s. Gynatresien) vor. Diese Blutergüsse scheinen in der Mehrzahl der Fälle nicht durch Rückstauung des Blutes von der Gebärmutter

auf zu entstehen, sondern von Blutungen aus der Schleimhaut des Eileiters selbst herzurühren. Infolge zu starker Dehnung kann die Schwand bersten und der Inhalt sich in die Bauchhöhle ergießen. Weist ist tödliche Bauchfellentzündung die Folge dieses Ereignisses. Daher ist in allen Fällen von H. die operative Entfernung der erkrankten Eileiter angezeigt.

Hämatoxis (griech.), die Blutbildung, Umwandlung des Erythrus in Blut.

Hämatothorax (griech.), Ansammlung von Blut im Brustfellraum ohne entzündliche Affektion des Brustfelles, tritt stets sekundär, meist infolge von Verwundungen auf.

Hämatoglysin $C_{20}H_{14}O_8$ findet sich im Kampecheholz (*Haematoxylon Campechianum*) und kann diesem mit wasserhaltigen Äther entzogen werden. Es bildet farblose Kristalle mit 3 (oder 1) Molekülen Kristallwasser, schmeckt süßlichartig, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther, schmilzt bei 104° , ist nicht flüchtig, die purpurfarbene Lösung in Alkalien färbt sich unter Bildung von Hämatin schnell blauviolett, später braun, mit schmelzendem Kalihydrat bildet es Pyrogallol. Aus der mit einigen Tropfen Salpetersäure verzeigten ätherischen Lösung von H. scheidet sich $C_{12}H_{12}O_8$ ab. Dies bildet braunrote, dunkelgrün metallisch glänzende Kristalle, ist löslich in Wasser und Alkohol, mit blauvioletter Farbe in Kali und Ammoniak, gibt mit reduzierenden Mitteln leicht wieder H. Man benutzt H. als Reagens auf Alkalien und Ammoniak und in der Mikroskopie. H. und Hämatin kommen in Gestalt des Blauholzgerbstoffes oder einer Abkochen von Blauholz in der Färberei und Zeugdruckerei zur Verwendung. Ein unreines H., aus Blauholz durch Extraktion mit Äther gewonnen, wird unter dem Namen Hämatin zum Blau- und Schwarzfärben benutzt.

Haematoxylon L. (Blutbaum, Blutholz oder Blauholzbaum), Gattung der Leguminosen mit der einzigen Art *H. Campechianum L.*, f. Tafel »Farbstoffpflanzen«, Fig. 5.

Hämatogöden (griech.), Blutparasiten, f. Hämatoparasiten.

Hämaturie (griech.), Blutharnen (f. d.).

Hamagifi, früherer Name der Stadt Veas (fr. *Veas*) auf der ionischen Insel Veas (f. d.).

Hamagobier (Hamagobiten, griech., von *hama*, »Bogen«), auf Bogen umherziehende Völker.

Hamb, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Rürs, mit Jern- und Zbiotenanstalt und 579 Einw.

Hambach, Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Neustadt an derardt, hat eine kath. Kirche, bedeutenden Weinbau (Ertrag ca. 13,000 hl Wein) und (1909) 2244 Einw. — An seiner Stelle standen vormals die Ruinen der (von Kaiser Heinrich II. erbauten, im Bauernkrieg zerstörten) Kastanienburg oder des Hambacher Schlosses, wo 27. Mai 1832 das Hambacher Fest (f. d.) gefeiert wurde. Die Schlossruine wurde 1842 von der Pfalz dem damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern zum Hochzeitsgeschenk gegeben, restauriert und Waidburg benannt. Südwestlich der Ralm (f. d.). Vgl. »BauDenkmale in der Pfalz« (Ludwigsh. 1884).

Hambacher Fest, große Volksversammlung, die am Jahrestag der bayerischen Verfassung, 27. Mai 1832, nach dem Schloß Hambach (jetzt Ruzburg) bei Neustadt a. d.ardt 30,000 Menschen, meist aus der Rheinpfalz, zusammenströmten ließ. Wirth, Siebenpfeiffer u. a. hielten begeisterte Reden, proklamirten die Volkssouveränität als Grundlage aller Staat-

ten und bezeichneten die Republikanisierung und Einigung Deutschlands als Ziel ihres Strebens. Die bayerische Regierung schickte Bände mit Truppen und außerordentlichen Vollmachten nach der Pfalz und unterdrückte die Bewegung, welche die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli 1832 gezeitigte. Wirth und Siebenpfeiffer wurden verhaftet und 1833 verurteilt, andre Redner entflohen nach Frankreich. Am 27. Mai 1872 aber wurde mit Genehmigung des Königs von Bayern auf dem Schloß das 40jährige Jubiläum des Festes gefeiert. Vgl. Wirth, Das Nationalfest der Deutschen zu Hambach (Neustadt 1832).

Hambaliten (Hambalitisches Rechtschule), f. Islam.

Hamborn, Landgemeinde im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Ruhrort, an der Ruhr und mit Station Neumühl an der Staatsbahnlinie Ruhrort-Vordamm (Emsfahrbahn), hat eine kath. Kirche, ein neues Rathaus im Renaissancestil, Realgymnasium, Reichsanstalten, Rheinischen, Straßenbahnen nach Ruhrort, Weiden und Dinslaken, eine große Eisen-, Hütten- und Holzwerk (Gewerkschaft Deutscher Kaiser, mit 13,063 Arbeitern), eine Zinkhütte, ein Bleiwerk, ein Metallwerk (zur Verfertigung von Kupfer- und Messingfabrikaten), die Rheinischen Gellatinerwerke, eine Bräudenanstalt, bedeutenden Steinkohlenbergbau und (1909) 32,597 Einw. Von der ehemaligen, 1136 gestifteten, 1806 aufgehobenen Prämonstratenserkirche ist noch der Kreuzgang gut erhalten. Die Industrie hat sich erst seit 1870 entwickelt.

Hamburg (Freie und Hansestadt H.; hierzu die Karte »Umgebung von Hamburg«), Bundesstaat des Deutschen Reiches, an der untern Elbe, wird von den preussischen Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover begrenzt. Das Staatsgebiet ist 415 qkm (7,50 QM.) groß, wovon 7690 Hektar auf die Stadt (einschließlich der ihr gegenüber am südlichen Elbufer liegenden Inseln Weddel, Kleiner Grasbrook und Steinwärder, Kuhwärder u.), 26,050 Hektar auf das Landgebiet und 7780 Hektar auf das Ruzbavener Gebiet an der Elbmündung kommen. Etwa 3290 Hektar sind davon Wasserflächen. Das Landgebiet ist in vier Landherrenschaften unter je einem Senator als Landherren eingetheilt. Im N. schließt sich unmittelbar an das Stadtgebiet sechs Landgemeinden an, die mit den im Hosenkreis gelegenen vier Walddörfern zusammen die Landherrenschaft der Geestlande bilden, im O. sieben Landgemeinden der Warf-lande, wozu noch die Marksgemeinde Moorwärder auf der Spitze der Gabelung der Hamburger Rorberelbe und der Ruzburg Süderelbe sowie Hakenwärder und Moorfleeth auf zwei Elbinseln kommen, und weiterhin östlich die Landherrenschaft Bergedorf (Stadt Bergedorf, die Vierlande-Neuengamme, Kirchwärder, Allengamme und Cursland), Osterel und die Dorfschaft Werthe, eine Enklave in launburgischem Gebiet), endlich als vierte Landherrenschaft Ruzbittel mit Ruzbaven, zehn kleinen Dorfschaften und der Insel Ruzwer. Zwei Flüsse, die Alster und Bille, münden innerhalb der Stadt in die Elbe, deren Mündung in die Rorsee bei Ruzbaven von H. 135 km entfernt ist. Ursprünglich mündete der Strom an der Stelle, wo jetzt H. liegt, und die Elbinseln zwischen H. und Ruzburg stellen das Elbdelta dar, während die sogen. Unterelbe von H. bis Ruzbaven der durch Deiche flussartig zusammengebrängte Meerdufen ist, dessen Grenzen die gewaltigen Dänemähgel von oberhalb H. bis Blankenese und von Ruzburg



im weiten Bogen elbbwärts bildeten. Ebbe und Flut machen sich deshalb in den Hamburger Häfen sehr deutlich bemerkbar; der Wasserstand ist im Durchschnitt bei Flut 1,89 m höher als bei Ebbe, bei Sturmflut sogar noch 2—3 m mehr. Die höchste bekannte Sturmflut, 4. Febr. 1825, brachte sogar 6,85 m höheres Wasser, als der Durchschnitt beträgt. Heute sind alle Hafen- und Kaianlagen selbst bei solcher anomaler Höhe vollkommen trocken. Der Einfluß von Ebbe und Flut ist noch etwa 20 km oberhalb Hamburgs, in Geesthacht, zu spüren, bei Sturmfluten sogar bis Boizenburg. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Elbstrom immer näher und kräftiger nach S. flüßlich herangezogen worden. Die Hauptdurchflüsse zu diesem erfolgten 1550, im Anfang des 17. Jahrh. und zuletzt 1875—79 durch die Insel Kattenhoje, wodurch die jetzige Norderebbe entstand. Die bei Harburg vorbeifließende Süberebbe fließt durch den Keihersstieg, einen kanalartigen Durchfluß der Insel Wilhelmsburg, und den Köhlbrand, der mit der Norderebbe in Verbindung. Die Alster, die in allen Zeiten vor dem jetzigen Stadtteil St. Pauli in einen Eldarm mündete, ist durch ein Schleusenwerk zu einem feartigen Becken aufgestaut, das wieder durch einen Damm mit Brücke (Lombardbrücke) in zwei Teile, die größere Außenalster und die kleinere Binnenalster, mit einer Gesamtwaasserfläche von 168,23 (Binnenalster 19,43) Hektar, getrennt ist. Die Alster ist für Dampfer und Transportfahrzeuge (Schuten und Ewer) bis Eppendorf hinaus schiffbar. Mehrere schiffbare Kanäle, z. T. aus früheren Bächen hergestellt, gehen rechts und links von ihr ab. Unterhalb der Staustufe bei der Schleusenbrücke teilt sich die Alster in mehrere Kanäle, Fleete genannt, die mit der Elbe in Verbindung stehen, so daß Waren auf kleinen Fahrzeugen direkt an die Speicher der Hauptgeschäftsstraßen gebracht werden können. Die Ville entspringt in Volkstein, durchfließt den Sachsenwald, mündet bei der Brandshofer Schleufe im Hammerbrook in die Elbe und ist auf 9,3 km von der Mündung auswärts schiffbar gemacht. Im Hammerbrook teilt sie sich in zahlreiche Kanäle, an die Fabrikten stoßen. Die Fleete und Kanäle fließen unter sich und mit der Elbe durch Vermittelung von Schleusen in Verbindung. Das Marieland, das etwa die Hälfte des ganzen Staatsgebietes ausmacht, erhebt sich im Durchschnitt nur wenig über den mittlern Wasserstand der Elbe, so daß bei Hochwasser weite, nicht genügend durch Deiche geschützte Strecken überflutet werden. Im äußern Hammerbrook, wo der Damm der S.-Berliner Bahn den Deichsich für die Stadt bildet, sind mächtige Bumpwerke aufgestellt, um im Frühjahr und Herbst das stagnierende Wasser von den Landereien wegzuschaffen. Das Geestgebiet erhebt sich durchschnittlich 20—40 m ü. M. Der höchste Punkt in der Nähe von Geesthacht liegt 97 m über dem Nullpunkt des Hamburger Pegels oder 93,4 m ü. M., der niedrigste in Billwärder 3,2 m über Hamburger Null oder 40 cm unter dem Meeresspiegel.

Das Klima ist durch die Korbsee beeinflusst, von der S. etwa 120 km entfernt ist. Im Winter ist es wärmer, im Sommer kühler als im Binnenlande; die Regenmenge und Zahl der Nebeltage ist größer als dort. Die mittlere Jahrestemperatur ist 11,8°, die höchste +32°, die niedrigste -19°. Die Zahl der Regentage ist durchschnittlich 218 im Jahre, die Niederschlagshöhe 730 mm, der mittlere Luftdruck 760,8 mm.

Bevölkerung. Die Bevölkerung des Staates S. betrug 1. Dez. 1900: 768.349 Personen, die der Stadt

S. 705.738 Personen. Für Anfang November 1903 wurde die Gesamtbevölkerung auf 818.576, die der Stadt auf 751.842 Personen berechnet. Das Anwachsen der Bevölkerung ergibt sich aus folgender Tabelle:

	Stadt:	Land:	Zunahme:
1. Dez. 1867:	271.200	306.507	
1. „ 1871:	302.082	336.974	10,22 Proz.
1. „ 1875:	360.344	388.618	14,25 „
1. „ 1880:	412.314	453.869	16,79 „
1. „ 1885:	474.439	518.620	14,27 „
1. „ 1890:	573.198	622.530	20,04 „
1. „ 1895:	625.552	681.632	9,49 „
1. „ 1900:	705.738	768.349	12,72 „

* Der Grund des geringen Zuwachses ist in der Cholera-epidemie von 1892 zu suchen.

Die Bevölkerungszunahme der Jahre 1895—1900 betrug also 86.717 Personen, davon 52.573 oder 61 Proz. durch Überschuß der Geborenen über die Gestorbenen und 34.144 oder 39 Proz. durch Zugang von auswärtig. Männlich waren 375.811, weiblich 392.538 Personen; demnach kamen auf 1000 männliche 1044 weibliche Personen. Evangelisch-lutherisch waren 702.102 Personen (91,25 Proz.), reformiert 7512 Personen (0,98 Proz.), katholisch 30.903 Personen (4,02 Proz.), Israeliten 17.949 Personen (2,34 Proz.). Die Katholiken haben seit 1871 um 23.132 Personen oder 1,72 Proz., die Israeliten nur um 4153 Personen zugenommen, was eine Abnahme von 1,72 Proz. im Vergleich zur Allgemeinheit ergibt. Von den Bewohnern waren staatsangehörig in S. 413.844, in den übrigen deutschen Staaten 337.845, in den übrigen europäischen Staaten 14.615, in außer-europäischen Staaten 1684, zusammen also 854.144 Fremde gegen 413.844 Einheimische, und bei 361 Personen war die Staatsangehörigkeit nicht festzustellen. Unter den Fremden waren 10.468 Personen mit fremder Muttersprache. Geboren wurden 1902: 22.464 Kinder oder 28,2 auf je 1000 Einw., gestorben sind 12.915 Personen. Die Sterbeziffer ist in den letzten Jahrzehnten infolge hygienischer Verbesserungen wesentlich heruntergegangen. Während sie im Jahrzehnte von 1882—91: 24,25 auf 1000 Einwohner betrug, war sie 1900 auf 20,1 und 1902 auf 16,7 gefallen. Die ansässige Bevölkerung gehört meist dem niedersächsischen Volksstamm an; die Volkssprache ist ein niedersächsischer, plattdeutscher Dialekt. Nach der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 betrug bei einer Bevölkerung von 608.788 Seelen die Zahl der Erwerbstätigen im Hauptberuf ohne Angehörige und Dienende 243.929 Personen (darunter 50.307 weibliche), d. h. 40,2 Proz.; davon entfielen auf Land- und Forstwirtschaft, Fischerei u. 2648, Bergbau, Hüttenwesen, Industrie und Baugewerbe 107.102, Handel und Verkehr 101.511, häusliche Dienste, Lohnarbeit 12.693, Armee-, Staats-, Gemeinde- und kirchendienst 20.065. Ohne Beruf und Berufsangabe waren außerdem 27.440 Personen. Haupterwerbszweige sind Handel und Schifffahrt mit allen ihren Nebenzweigen: Schiffbeladung und -entladung, Expedition, Transportwesen zu Wasser und zu Lande, Baggeri, Schiffbau u. Auch die chemische Industrie und das Bauwesen beschäftigen viele Personen.

Landwirtschaft. Von den 415 qkm des hamburgischen Staatsgebietes sind 1900 17.042 Hektar Ackerland, 2943 Hektar Gartenland, 3135 Hektar Wiesen, 7220 Hektar Weiden, 1787 Hektar Forsten und Holzungen. Die Landwirtschaft beschäftigt sich hauptsächlich mit Viehzucht und Milchproduktion, weniger mit Getreide- und Futterbau. Die Ernte lieferte

1902; 1380 Ton. Weizen, 4394 T. Roggen, 95 T. Gerste, 4988 T. Hafer, 11,732 T. Kartoffeln, 12,290 T. Bienenheu u. Sehr stark entwickelt ist der Gartenbau, besonders in den Vierlanden und in einigen Gemeinden des Marksgbietes. Man zählt 1900: 349,613 Obstbäume (meist Apfel- und Pflaumenbäume). Von der Vierländer Obst- und Blumenjudt werden Erdbeeren, Kirchen, feine Apfel sowie Kaidlumen in großen Mengen auch ausgeführt. An hiesigen Ruchtieren wurden 1. Dez. 1900 gezählt: 16,738 Pferde, 13,443 Rinder, 2753 Schafe, 21,393 Schweine, 122,245 Gänse, 8527 Enten, 5428 Gänse und 1679 Bienenstöcke.

[Verfassung und Verwaltung.] H. ist ein Stadtstaat, d. h. die städtische und staatliche Verwaltung wird von denselben Behörden ausgeübt. Die Grundlagen der Staatsform sind in dem Hauptrecht von 1712, in der Verfassung von 1860 und der revidierten Verfassung von 18. Okt. 1879 niedergelegt (s. unten, Geschichte). H. ist eine Republik mit ständiger Regierungsgewalt. Die Senatoren, 18 an der Zahl, von denen neun Rechts- oder Kameralwissenschaftler studiert haben und wenigstens sieben dem Kaufmannsstand angehören müssen, werden mit lebenslänglicher Amtsdauer gewählt und verteilen den Vorsitz im Senatskollegium (Bürgermeister) sowie in allen Behörden unter sich. Die Vertretung der Bürger heißt Bürgerschaft. Sie besteht aus 160 Mitgliedern und kann vom Senat weder aufgelöst noch verlagert werden. Senat und Bürgerschaft üben gemeinschaftlich die höchste Staatsgewalt, vornehmlich die der Gesetzgebung und der Vererbung der Staatsmittel aus, die zu bewilligen die Bürgerschaft allein befugt ist. Die vollziehende Gewalt hat der Senat als oberste Verwaltungsbehörde. Die Bürgermeisterwürde pflegt herkömmlich unter den drei amtsseitigen rechtsgelehrten Senatoren in der Weise abzuwechseln, daß jeder von ihnen zunächst ein Jahr zweiter, das folgende Jahr präsidierender Bürgermeister ist und dann ein Jahr übersieht, um als zweiter denselben Turnus wieder zu beginnen. Doch ist die Bürgermeisterwürde keineswegs den rechtsgelehrten Senatoren vorbehalten, sondern auch jeder kaufmännische Senator kann zum Bürgermeister erhoben werden, wie es auch mehrfach geschehen ist. Die Bürgermeister haben das Prädikat »Magnifizenz«. Das Gehalt der rechtsgelehrten Senatoren ist 25,000 Mk., das der übrigen 12,000 Mk. Der erste Bürgermeister erhält 5000 Mk., der zweite 3000 Mk., der Polizeiherr freie Wohnung als persönliche Zulage. Die rechtsgelehrten Senatoren dürfen keinerlei geschäftliche Tätigkeit ausüben. — Als Hilfskräfte hat der Senat vier Syndiker und zwei Sekretäre, von denen einer der Chef des Staatsarchivs ist, sowie eine Anzahl von Räten. — Die Wahl der Senatoren geschieht durch die Bürgerschaft aus einem Wahlaufschuß, der von je vier Vertrauensmännern des Senats und der Bürgerschaft in geheimer Verhandlung hergestellt wird. Dieser Wahlaufschuß enthält vier Namen, von denen der Senat nach seinem Verbleiben zwei streicht und zwei der Bürgerschaft zur Wahl vorlegt. Von den Mitgliedern der Bürgerschaft werden 80 durch allgemeine direkte Wahlen mit absoluter Majorität und Stichwahlen, 40 von den Eigentümern städtischer Grundstücke ebenfalls mit absoluter Majorität und 40 von den aktiven und früheren Mitgliedern der Gerichte und Verwaltungskollegien (Deputationen), die man Notable zu nennen pflegt, mit relativer Majorität gewählt. Jedes Mandat hat sechsjährige Dauer; nach je drei Jahren wird die Hälfte der Bürgerschaft neu gewählt. Jeder Gewählte

muss die Wahl annehmen und kann nur, wenn ein triftiger Grund vorliegt, durch einen Beschluß der Bürgerschaft aus seinem Amt entlassen werden. Die Sitzungen der Bürgerschaft, die sich selbst einen Präsidenten, zwei Vizepräsidenten und vier Schriftführer wählt, sind öffentlich. Aus der Mitte der Bürgerschaft wird der aus 20 Mitgliedern bestehende Bürgerausschuss gewählt, der die Beobachtung der Verfassung und der auf das öffentliche Recht bezüglichen Gesetze und Verordnungen zu überwachen hat, auf Antrag des Senats außerordentliche Ausgaben bewilligen und in dringenden Fällen gesetzliche Verfügungen bis zur späteren Zustimmung der Bürgerschaft genehmigen kann.

Bürger werden kann jeder großjährige Staatsangehörige kostenlos, der fünf Jahre hintereinander mindestens 1200 Mk. versteuert hat; er muss Bürger werden, wenn er mindestens 3000 Mk. versteuert. Das aktive Wahlrecht der Bürger beginnt mit dem vollendeten 25., das passive mit dem vollendeten 30. Lebensjahr. Wahlen können nur die Bürger, die in dem betreffenden Jahre rechtzeitig ihre Steuern bezahlt haben. Die Verwaltung erfolgt unter uneingeschränkter Mitwirkung bürgerlicher Kräfte durch Behörden, die Deputationen, Kommissionen oder auch nur Behörden genannt werden. Polizeibehörde und Justizverwaltung, Erbschaftsamt und die Landbesitzerkassen haben keine bürgerlichen Mitglieder. Die Verwaltungsabteilung für das Zollwesen, die aus drei Senatsmitgliedern besteht, ist eine Beratungsbehörde, bestehend aus einem Senator als Vorsitzenden, 10 ordentlichen und 16 außerordentlichen Mitgliedern, die teils vom Senat ernannt, teils von der Handelskammer und der Gewerdekammer erwählt sind. Vorsitzende der verschiedenen Verwaltungsabteilungen sind Senatoren, Syndiker oder Senatssekretäre. Die bürgerlichen Mitglieder werden von der Bürgerschaft frei gewählt, ohne Beschränkung auf Bürgerchaftsmitglieder; nur für die Mitglieder der Finanzdeputation ist die Bürgerschaft an die Wahl aus einem vom Senat vorgelegten Aufschuß gebunden. Eine ganz besondere Behörde ist die Feuerklassendeputation (s. unten). Als Vertretungen des Handels- und Gewerbestandes gibt es eine Handels- und eine Gewerkekammer und seit 1904 auch eine Detaillistenkammer.

Die Hauptaufgabe der Bürgerschaft ist die Feststellung des Staatsbudgets nach einer Vorlage des Senats. Der Entwurf des Staatsbudgets für 1904 (das Rechnungsjahr läuft vom 1. Jan. des 31. Dez.) schließt in Einnahmen mit 104,482,900 Mk. und in Ausgaben mit 107,981,916 Mk., woraus sich ein Defizit von 3,499,016 Mk. ergeben würde, das aber, einschließlich von etwa 4 Mill. Mk. Nachbewilligungen im Laufe des Jahres, ertragsgemäß durch höhere Einnahmen und geringere Ausgaben, als veranschlagt waren, gedeckt wird. Die Hauptzahlen sind aus der Übersicht S. 679 zu ersehen.

Von der beweglichen Einkommensteuer werden so viele Einheiten alljährlich bewilligt, als zur Deckung des Budgets erforderlich erscheinen. Die Staatsschulden betrugen 1903: 482,4 Mill. Mk. Ein direkter Vergleich der Zahlen des Staatsbudgets mit denen anderer deutscher Staaten ist unmöglich, weil in H. die staatlichen und kommunalen Einnahmen und Ausgaben nicht getrennt sind.

Die Rechtspflege wird unter Leitung der Verwaltungsabteilung des Senats für das Justizwesen durch die Amtsgerichte in H., Bergedorf und Nigehörden, das Landgericht H. und das Oberlandesgericht

Hamburger Staatsbudget für 1904.

Einnahmen:		RM.
1) Aus Staatsvermögen, Domänen und Regalien darunter Wieten von Gebäuden und Plätzen 2,328,000 RM., Schlichthof und Viehmärkte 1,038,000 RM., Gasanfall 7,911,967 RM., Wasserversorgung 3,642,075 RM., Kanalisation 4,073,306 RM., Staatslotterie 2,316,100 RM.		24 754 380
2) Steuern und Abgaben darunter Grundsteuer 15,458,000 RM., Einkommensteuer 26,985,500 RM., Stempelsteuern 2,137,000 RM., Zonnengelb der Schiffe 2,526,000 RM., Verbschaftsabgabe 2,632,440 RM., Immobilien-Verkaufsabgabe 1,800,000 RM., Zollerlöse 5,131,650 RM., Anteil am Wertstrom der Böde 1,500,700 RM.		65 578 450
3) Gebühren und sonstige Einnahmen der einzelnen Behörden darunter Deputation für Handel und Schifffahrt 1,617,300 RM., Bauverwaltung 713,202 RM., Schulgeld 1,638,240 RM., Justizgebühren 2,300,890 RM., Polizeigebühren 905,000 RM., Baupolizei 211,800 RM., Gefängnisdeputation 631,500 RM., Krankenbaukollegium 3,355,200 RM., Freischiffsdeputation 519,500 RM.		14 154 870
Zusammen:		104 482 900
Ausgaben:		RM.
Senat und Bürgerschaft		1 002 492
1) Finanzverwaltung		23 851 456
darunter für Zinsen der Staatsschuld 19,110,800 RM.		
2) Handel und Gewerbe		3 947 373
Bauwesen, Beleuchtung und Wasserversorgung darunter Hochbau- u. Ingenieurwesen 12,211,056 RM., Strom- und Gasanfall 3,694,886 RM., Beleuchtungswesen 3,613,873 RM., die Staatswasserbank 2,067,578 RM.		21 505 993
4) Militärwesen		100 575
5) Unterrichts- und Erziehungswesen darunter nichtschulische Anstalten 827,511 RM., höhere Schulwesen 1,819,131 RM., Volksschulwesen 8,684,306 RM., Gewerkschulen 567,900 RM., Handelsschulen 233,933 RM.		12 591 541
6) Justizwesen		4 413 300
7) Polizeiwesen und innere Angelegenheiten darunter Polizeibehörde 7,609,169 RM., Gefängnisse 1,585,895 RM., Feuerlöschwesen 1,676,506 RM., Bezirksinspektion 608,148 RM., Krankenhäuser und Irrenanstalten 5,601,660 RM., Freischiffsdeputation 500,570 RM. &c.		18 119 694
8) Öffentliche Beschäftigung		6 557 610
9) Angelegenheiten des Banngetriebs		1 232 340
10) Auswärtige Angelegenheiten		119 436
11) Sonstiges		5 517 153
Unterstützungen, Renten und unvorhergesehene Ausgaben		14 009 585
Staatsfahrgeldsätze an das Reich		7 729 872
Zusammen:		107 981 916

ausgeübt, das allen drei Hansestädten gemeinsam ist. Die Staatsanwaltschaft besteht aus einem Oberstaatsanwalt und elf Staatsanwälten sowie fünf Amtsanwälten. Er ist auch der Sitz eines Seemanns (Seegerichts), eines Gewerbegerichts und eines Schiedsgerichts für Unfallversicherung. Die mit Disziplinbefugnis ausgestatteten Seemannsdänter und die Strandämter unterstehen der Deputation für Handel und Schifffahrt. Innerhalb der Stadt besteht noch als Gefängnis das alte Justiz- und Spinnhaus in Verbindung mit einer Polizeiwache, ein Gefängnis für leichte Vergehen bei der Hüttenwache und das Detentionshaus, während das große Zentralgefängnis bei Fuhlsbüttel liegt.

Die Kirche ist in H. vollständig vom Staate getrennt und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstän-

dig. Seit 1887 wird von den evangelisch-lutherischen Gemeinden und seit 1904 auch von den Katholiken eine Kirchensteuer erhoben. Alle Religionsgemeinschaften stehen unter der Oberaufsicht des Senats, die evangelisch-lutherischen unter den als Patronat konstituierten evangelisch-lutherischen Senatoren. Die oberste kirchliche Behörde ist der Kirchenrat, bestehend aus zwei Senatoren als Vorsitzenden, dem Senior der Geistlichkeit und zwei weiteren Geistlichen, sowie vier Kirchenvorstehern und Gemeindevorstehern, die von der Synode gewählt werden. Die Synode ist die Vertretung der evangelisch-lutherischen Gesamtkirche im hamburgischen Staate. Den Vorstand bilden dieselben Senatoren wie im Kirchenrat und der Senior, Mitglieder sind die vier andern Hauptpastoren von den städtischen Hauptkirchen und Abgeordnete aller Gemeinden. Jede Gemeinde hat ihre eigene Verwaltung. Der evangelisch-lutherischen Landeskirche gehören 33 Gemeinden mit 39 Kirchen und 2 Kapellen an; außerdem gibt es noch Kirchen und Kirchengemeinden in acht städtischen Anstalten und Stiftungen sowie 8 Nebenkirchen, die nicht der Synode unterstellt sind. Das geistliche Ministerium bilden der Senior, die vier Hauptpastoren und die Pastoren der städtischen Kirchen; die übrige Geistlichkeit ist in Kollegien von 3 Kirchenkreisen eingeteilt. Neben den evangelisch-lutherischen gibt es eine deutsch-reformierte, eine französisch-reformierte, eine englisch-bischöfliche und eine englisch-reformierte, eine römisch-katholische Gemeinde mit 5 Kirchen, eine katholisch-apolitische, eine Baptisten- und eine Mennonitengemeinde. Die Israeliten sind geteilt in eine deutsch-israelitische Gemeinde mit Synagogen- und Tempelverband, 3 Haupt- und etwa 30 Privat-Synagogen, und eine portugiesisch-jüdische Gemeinde mit einer Synagoge.

Das Militärwesen Hamburgs ist durch einen Vertrag mit Preußen geregelt. Die Garnison besteht aus 3 Bataillonen des 2. brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 76 unter preussischen Offizieren. Die Mannschaften tragen die hamburgische Kolosse und leisten dem Senat den Treueid. In Kuxhaven ist die 4. Matrosenabteilung (3 Kompagnien), ein Artillerie- und ein Minendepot stationiert. — Dem hamburgischen Staat stehen auf der Unterseite von H. bis zum Meer uralte Hoheitsrechte zu, wogegen er die Unterhaltung des Fahrwassers durch Vagierung, die Betonung und Beleuchtung sowie das Lotsenwesen auf eigene Kosten besorgt. Die jährlichen Ausgaben dafür betragen ca. 6,5 Mill. RM., abgesehen von den sehr großen Kosten der Regulierung des ganzen Elbflusses, die jetzt bis etwa 20 km elbdwärts durchgeführt ist und bis Brunsbüttel fortgesetzt wird, von wo ab die natürliche Tiefe genügt. — Nach der Reichsverfassung hat H. eine Stimme im Bundesrat, und das hamburgische Gebiet umfaßt drei Reichstagswahlkreise (s. Karte „Reichstagswahlkreise“). Die drei Hansestädte sind bei der königlich preussischen Regierung in Berlin durch einen gemeinsamen Bevollmächtigten vertreten.

Das Wappen zeigt silbern in rotem Feld eine zinnenbekrönte Mauer (mit geschlossenem Tor), über der sich drei Türme erheben, die beiden äußeren mit Zinnen, der mittlere mit kuppelförmigem Dach, auf dem ein Kreuz steht. Über den beiden Seitentürmen schwebt ein sechsstrahliger silberner Stern (s. Tafel „Wappen I“, Fig. 14). Der Helm mit rot-silberner Decke und eben solchem Wulst trägt als Helmbedeckung goldgestrichelte rote Fingerringen mit dem Schildebild, zwischen den Fingerringen drei goldgestrichelte Frauenköpfe. Der Schild wird von zwei goldenen, rückwärts schauen-

den Löwen gehalten. Die Flagge zeigt die weiße Burg in rotem Felde (s. Tafel »Deutsche Flaggen« beim Artikel »Deutschland«, Band 4, S. 799). Die Landfarben sind Weiß und Rot.

Hamburg (hierzu der Stadtplan »Hamburg-Altona« mit Registerblatt und die Tafel »Hamburger Bauten I u. II«), Hauptstadt des gleichnamigen Freistaates (s. oben), nimmt der Einwohnerzahl nach unter den Städten Europas die neunste Stelle, unter denen Deutschlands die zweite Stelle ein und ist Deutschlands größte See- und Handelsstadt. Die Sternwarte am Millernortwoll liegt 53° 33' 5" nördl. Br. und 9° 58' 24" östl. L. (demnach Reduktion von Ortszeit auf M. L. 3: +20° 6'). S. ist im W. unmittelbar mit der holsteinischen Stadt Altona, im O. mit Wandsbek zusammengedaut.



Stadtwappen von
Hamburg.

Im S. begrenzt die Nordsee. Die Stadtteile St. Pauli, Alstift, St. Georg u. Hammerbrook, so daß zur Erweiterung nur nach N. Raum ist. Die größte Ausdehnung der Stadt beträgt von S. nach N. 10,75 km, in der Richtung von O. nach W. 9,9 km und der Umfang des Stadtgebietes 55,3 km. Über die Bevölkerung s. oben S. 677.

[Stadtteile, Straßen, Plätze, Anlagen.] Die innere Stadt bildet ein Kreissegment, auf der Elbe als Sehne stehend. Sie war bis zu Anfang des 19. Jahrh. mit Bastionen und Gräben umgeben, deren Spuren noch in den Wallanlagen von den St. Pauli-Landungsbrücken bis zum Steinort zu erkennen sind. Die innere Stadt ist eingeteilt in die Bezirke Alstift Nord, Alstift Süd, Neustadt Nord, Neustadt Süd. An die Neustadt schließt sich weiter westlich und nördlich St. Pauli an, dann Eimsbüttel, Rotherbaum, Harvesterbude, Eppendorf, auf dem linken Alsterufer folgen Winterbude, Barmbek, Uhlenhorst, Hohenfelde, Eubed, Borgfelde, Hamm, Horn, Billwärder-Ausfall, St. Georg Nord und Süd, jenseit der Elbe Veddel, Kleiner Grasbrook und Steinwärder. S. hat in der innern Stadt meist schmale und gebogene Straßen, eine Folge der früheren Umschürzung durch die Festungswerke und der Durchleitung vom Alster und Bille mit ihren Fleeten und Kanälen. Infolgedessen haben in den letzten Jahrzehnten mehrere Durchbrüche durch ganze Viertel und zahlreiche Straßenverbreiterungen gemacht werden müssen (Bergstrahe, Kaiser Wilhelm-Straße, Brandstüewien, Poststraße, Gerchhofstraße, Michaelisstraße u.). In nächster Zeit steht noch ein bedeutender Durchbruch vom Kathmandarkt nach dem Glockengießerwall bevor. Durch einen Bebauungsplan ist die weitere Bebauung der äußeren Stadtteile festgelegt. Die Zahl der bebauten Grundstücke betrug zu Ende 1903 in der Stadt 22.700, auf dem Landgebiet 8037, die der Wohngebäude in der Stadt 35.484. — Außer den Wallanlagen gibt es zwischen Neustadt und St. Pauli als unbebauten Grünplatz noch das Fülligengefeld von ca. 20 Hektar Größe. In der innern Stadt sind die Plätze verhältnismäßig klein. Der Poppenmarkt, auf dem die gotische Nikolaikirche steht, dient zur Abhaltung der Gemüse- und Fruchtmärkte. Ein zweiter Marktplatz ist der kleine Neßberg, der bei Fertigstellung der Zentralbahnstationen durch einen großen Marktplatz vor dem Deichort errichtet werden soll. Auf dem Kathmandarkt steht das Rathaus, davor das Kaiser Wilhelm-Denkmal. In der Neustadt

sind der Großneumarkt, der Jungfermarkt und der Schandmarkt zu nennen, in St. Georg der große Rosenplatz zwischen der Großen Allee und dem Bendinberhof, auf dem die Turnhalle des ältesten deutschen Turnvereins, der Turnerschaft von 1816, steht. Der Wintermarkt erstreckt sich von der Mitter nach der St. Jakobikirche, der Wänsenmarkt in der Nähe des Jungferntieges ist mit dem Festingebäude geschmückt. Große freie Wiesenflächen, von herrlichen Baumalleen, meist alten Kastanien und Rüsten (Ulmern), umgeben, liegen vor dem Dammtor auf der Abfahrtsseite des neuen Dammtorbahnhofs. Der Botanische Garten und der Zoologische Garten, beide vor dem Dammtor, sind parkartig ausgestaltet. In den äußeren Stadtteilen gibt es eine ganze Anzahl von öffentlichen Anlagen, die zusammen über 300 Hektar umfassen, und 1903 hat der Staat einen über 180 Hektar großen Platz zwischen Winterbude und Barmbek gekauft, um dort einen Stadtpark anzulegen. — Neben den freien Plätzen dienen als gewaltige Lungen von S. auch Alster und Elbe mit ihren vielen Nebengewässern. Die beiden Alster bedeuten verleiht dem Stadtbild einen überaus reizvollen landschaftlichen Charakter, und die Fleete mit ihren malerischen alten Speichern berechnen zu dem Ausdruck, daß S. das nordische Benedig sei. Der bauliche Charakter Hamburgs ist in solcher Wandlung begriffen. Überall werden die alten nüchternen Fronten durch moderne ersetzt, und in die Häuserblocks wird durch Umbau Lust und Licht gebracht. Die alten Fachwerkbauten verschwinden mehr und mehr. Ein großer Teil wird auch durch die in großem Umfang zunächst in der Neustadt unternommene Sanierung ganzer Stadtviertel beseitigt. Auch die alten Speicher werden durch moderne Bauten ersetzt. Die ursprünglich sehr schmalen und tiefen Grundstücke mit dem hohen, spitzgiebigen Kaufmannshaus an der Straße und dem Fachwerkspeicher am Fleet werden mehr und zu dreierlei Fronten kombiniert und entsprechend bebaut. In den früher ländlichen Stadtteilen Barmbek, Eppendorf, Winterbude u. gibt es noch vereinzelte Strohdächer, die aber alle auf dem Aussterben stehen. In den die Alster umgebenden äußeren Stadtteilen, in Harvesterbude, Rotherbaum, Uhlenhorst u., herrscht die Einzelvilla mit schön gehaltenem Garten vor. — Einen ganz eigenartigen baulichen Charakter hat das Speicher Viertel im Freihafen. Ein riesiger Speicher mit gotischer Front reicht sich an den andern mit trästiger malerischer Wirkung sowohl von der Straßen- als von der Bafferseite aus. Am Südufer der Elbe liegen auf den Inseln Kleiner Grasbrook, Steinwärder und Kuhwärder die Biersen und zahlreiche bedeutende Fabriken, die man vom Stintfang, dem Sügel, auf dem an der Elbe die Deutsche Seewarte steht, überblicken kann. Auch im Hammerbrook (Süd- St. Georg) und am obern Alsterlauf befinden sich viele Fabrikanlagen. An der Hauptstraße von St. Pauli, der Neerpedam und dem Spielbudenplatz, ist Haus bei Haus ein Theater oder Vergnügungstempel. Sie sind an dieser Stelle errichtet, weil früher vor St. Pauli und der Neustadt die Seeschiffe verankert waren und der Verkehr der Seelenie sich naturgemäß nach St. Pauli (dem Hamburger Berg) wandte. Von den St. Pauli-Landungsbrücken, wo die meisten unterelbischen Flußdampfer landen und abgehen (auch die täglichen Dampfer nach Helgoland, Sylt und Nordsee), ist durch den früheren Stadtgraben eine breite Hauptstraße nach dem Millernort geführt, die sich dann an die Ringstraße um die innere Stadt anschließt.

Namen-Register zum „Plan von Hamburg-Altona“.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | F2,3 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Hamburg.

ABC-Straße	F2,3	Begräbnisplatz St. Michaelis	F1	Deichstraße	F4
Ackermannstraße	K1	— St. Nicolai	F1 u. F2	Denkmal: Bismarck	F3
Admiralitätsstraße	F3,4	— St. Pauli	K2	— Büchel	G2
Adolfstraße u. Platz	G3	— St. Petri	E1	— Kaiser Wilhelm	G3
Afrikahof	G5	— der Israeliten	E1	— Kirchenpauer	I3
Akkommodationsarm		Bei den Kirchhöfen	EF1,2	— Krieger	G3
Aktenbreierei	D3,4	— Mühleng	D4	— Lessing	F3,2
Albertstraße	K3	— der Erholung	D4	— Meyer	I1,3
Alexanderstraße	K2	Beim Strohhause	K3	— Petersen	F3
Alfredstraße	L1,2	Beneckestraße	F1	— Repsold	E3
Allgemeines Krankenhaus	IK1,2	Bergstraße	G3	— Schiller	I1,2
Alsterarkaden	G3	Berliner Tor	KL5 u.	Desinfektionsanstalt	L4
Alsterdamm	GH2,3	Bernhardstraße	K2,3	Deutsche Seewarte	E4
Alsterelze	G2	Bismarckstraße	CD4	Deutsches Schauspielhaus	I1,2
Alsterlust	I1,2	Bismarckhof	IK3	Deutsch-reformierte Kirche	I1,3
Alsterpavillon	G3	Bismarckstraße	G3	Danzer Keesstraße	E1
Alsterstrasse	G2	Bismarck	G3	Docks	C-F4,5
Alstersee	G3	Bismarck	KL4,5	Dovenhof	GH4
Alsterufer	G1,2	Bismarck	KL5	Dovenhof	G4
Alte Rabenstraße	GH1	Bismarck	L5	Drehbahn	F2
Alter Jungfernstieg	G2,3	— Brückstraße	L5	Drehbrücke	F4
— Steinweg	F3	— Kanalstraße	L5	Durchschnitt	F1
— Well	F3	— Möhlweg	L5	Düsterstraße	F3
— Wendramm	GH4	— Köhrendamm	L5		
Altenstraße	I1,3	Bismarck	L4,5	Eckernförder Straße	D1
Altonaer Straße	D1	Bismarck	L5	Eckhof	E4
Am Ende	D1	Bismarck	F1	Eisenstraße	L3
Am Ende	G5	Bismarck	GH2,3	Eisenstr.	KL1
Am Reiterstieg	F5	Bismarck	F4	Elmshöfener Chaussee	C1
Amstinkstraße	IK3,4	Bismarckdenkmal	E3	— Straße	D2,3
Anatomie	K2	Bismarckelke	PG3	Eckhofstraße	K1
An der Alster	I1,2	Bismarckelke	PG3	Eckhof	E4
— Sternschanze	DE1	Bismarck	L1	Eckhof	E3
— — Verbindungsbahn	EF1	Bismarckstraße	I,3	Elektrizitätszentrale	E1 u. G5
Angerstraße	D1	Bismarckstraße	F3	Eisenstraße	L1
Ankerplatz	KL5	Bismarck	I2	Eisenbahn	E5
Ankerplatz	L2,3	Bismarck	I2,3	Eisenbahnbrücke	F3
Annenstraße	I1,3	Bismarck	I2	Eisenbahn	E3
Ankerkapelle	F2	Bismarck	KL2	Engelstraße	L4
Antenstraße	L2	Bismarck	L2,3	Eisenbahn	E3
Apostolische Kirche	L2	Bismarck	G3	Eisenbahn	E3
Armsstraße	K1	Bismarck	F2	Eisenbahn	CD3,4
Arms	EF5	Bismarck	K2	Eisenbahn	H4
Asylstraße	K2	Bismarck	EF4	Eisenbahn	I2
Auf dem Sand	G4	Bismarck	GH2	Eisenbahn	G2
Ausschlagweg	L3	Bismarck	GH3,4	Eisenbahn	
Ausensdorf	GH1,2	Bismarck	EF4	Eisenbahn	E4
Äußer Oberländer Hafen	I1,5	Bismarck	HH,4	Eisenbahn	D4,5
		Bismarck	F3	Eisenbahn	G2
Baakenhafen	IK5	Bismarck	I2,3	Eisenbahn	G1
Baakenhöft	I5	Bismarck	IK2	Eisenbahn	D3
Baakenhof	IK5	Bismarck	I3	Eisenbahn	GH1,3
Baakenhäuser	K3	Bismarck	G4	Eisenbahn	I2
Baakenwerderstraße	K5	Bismarck	G4	Eisenbahn	D1
Baakenwerderstraße	F2,3	Bismarck	IK4	Eisenbahn	C3
Baakenwerderstraße	D4, I1,2	Bismarck	GH4	Eisenbahn	G3
Baakenwerderstraße	I1,3; I1,4	Bismarck	HH,5	Eisenbahn	C4
Baakenwerderstraße	L4, L5	Bismarck	G3	Eisenbahn	KL3
Baakenwerderstraße	GH1	Bismarck	F3	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	G1,2	Bismarck	I2	Eisenbahn	EF4
Baakenwerderstraße	K4	Bismarck	EF1	Eisenbahn	L1
Baakenwerderstraße	I1,4	Bismarck	K2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,5	Bismarck	L2	Eisenbahn	F2
Baakenwerderstraße	K4	Bismarck	L2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	K3	Bismarck	G2	Eisenbahn	CD3
Baakenwerderstraße	D1	Bismarck	G2	Eisenbahn	L4
Baakenwerderstraße	I1,3	Bismarck	F2,3	Eisenbahn	F1
Baakenwerderstraße	I1,4	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,5	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,6	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,7	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,8	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,9	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,10	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,11	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,12	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,13	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,14	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,15	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,16	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,17	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,18	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,19	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,20	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,21	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,22	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,23	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,24	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,25	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,26	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,27	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,28	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,29	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,30	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,31	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,32	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,33	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,34	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,35	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,36	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,37	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,38	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,39	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,40	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,41	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,42	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,43	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,44	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,45	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,46	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,47	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,48	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,49	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,50	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,51	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,52	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,53	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,54	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,55	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,56	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,57	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,58	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,59	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,60	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,61	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,62	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,63	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,64	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,65	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,66	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,67	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,68	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,69	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,70	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,71	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,72	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,73	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,74	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,75	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,76	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,77	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,78	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,79	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,80	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,81	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,82	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,83	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,84	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,85	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,86	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,87	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,88	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,89	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,90	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,91	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,92	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,93	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,94	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,95	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,96	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,97	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,98	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,99	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3
Baakenwerderstraße	I1,100	Bismarck	F2	Eisenbahn	F3

Glabtittenstraße	E2	Hobensfelde	KL1	Krankenhaus, Freimaurer-	D1
Glockengießerwall	H2, 3	Hobensfelder Allee	KL1, 2	— Gast- und K.	I2
Görtwiese	F3	— Bucht	DK1	— Hafen	DF2
Gotenstraße	K3	— Straße	L1	— Israelitische	D3
Grabenstraße	E2	Hobe Straße	K2, 3	— Marien	L2
Grashockhafen	FG5	Holstenplatz	F2	Kreuzweg	I3
Graskeller	F3	Holstentor	E2	Kriegerdenkmal	G2
Graunamweg	K1	Holstenwall	E2, 3	Kohnmühle	K1
Greifswalder Straße	I2	Holstbrücke	G4	Kohnmühlenteich	KL1
Greunkaal	F3	Holtdamm	H2	Kuhwärder	C3
Greendamm	D1, 5	Hopfenmarkt	G3, 4	Kuhwärderhafen	C3
Grevenhof	DE5	Hopfenstraße	D3	Kuhwärderhöf.	C3
Grimm	G4	Horchards Etappenmenz	D3	Kunsthalle	H2
Grindelallee	FG1	Hühnerkal	G5	Kupferdamm	E5
Gründelsteg	F1	Hühnerstraße	G5	Kurze Mühren	H3
Grünigerstraße	G4	Hühnerposten	I3	— Straße	EF3
Große Allee	IK3	Hütten	E3	Lacinauß	E2
— Bielen	FG3	Idastraße	K4	Laminstraße	DL2
— Johannstraße	G3	Ilfordstraße	K1, 2	Lagerstraße	DE1
— Rothenstraße	G3	Israelitische Begräbnisplatz	EF1	Ladungsbrücken	DE4
Großer Backergang	EF4	Israelitisches Krankenhaus	D3	Landwehr	L1
— Barial	FG3	Isachkirche	H3	Lange Mühren	H3
Großbrunn	H4	Jägerstraße	D2, 3	Langerelbe	I2
Großfonteney	GH1	Jakobstraße	E3, 4	Langergang	F3
Großneumarkt	F3	Jeischstraße	K3	Lange Straße	H4
Grüner Deich	KL4	Jermalsener Kirche	F2, 3	Langgraben	C3, 4
Grütmacherweg	I2	Johanneum	G3	Laufgraben	E1
Guanodeth	E5	Johannisbollwerk	H3	Lesingdenkmal	FG2
Glätherstraße	KL1	Johanniskloster	H3	Lesingstraße	L1
Gurfluststraße	I2	Johannshafen	FG1	Leuchthaus	B5
Gustavkanal	K4	Jungfernbrücke	G4	Lilienstraße	H3
Gustavstraße	K4	Jungfernstieg, Alter	G2, 3	Lindensalbe	C3
Güterbahnhof	K4	— Neuer	G2	Lindensalbe	D1
Hafen: Äußerer Oberländer	H5	Jungmannstraße	EF1, 2	Lindenplatz	K3
— Baaken	IK5	Justizgebäude	E2	Lindenstraße	IK2, 3
— Bitt	K1, 5	Kaiserhöf	F4	Lippstadtstraße	IK4
— Binnen	EF4	Kaiserhof	FG4	— Bahnhof	E4
— Braudenburger	H4	Kaisersloch	A5	Lögen, Freimaurer	F2
— Brooker	K4, 5	Kaiser Wilhelm-Denkmal	G3	Lohnmühlentrücke	IK2
— Deich	FG5	— Wilhelm-Höf	C5	Lombardbrücke	GH2
— Grashock	E3	— Wilhelm-Straße	F2, 3	London Tavern	D4
— Jonas	BC5	Kajen	F4	Lorenzstraße	K4
— Köhlenschiff	HA, 5	Kampfenkanal	IK6	Lotenhöf	BC5
— Kewärder	EF4	Kappelstraße	I2	Lübeker Bahnhof	K3
— Magdeburger	B4	Karlstraße	C3, 4	— Kanal	K3, 4
— Nieder	FG5	Karolinenstraße	E1, 2	— Straße	KL1, 2
— Ober	FG4	Karpfangerstraße	E4	— Tor	K2
— Petroleum	F4, 5	Kasernen	E1	Ludwigstraße	D2
— Sandtor	G5	Kastanienallee	IK3	Magdeburger Hafen	H4, 5
— Schiffmauer	C5	Katharinenkirche	G4	— Kai	H4, 5
— Strand	GH4	Katharinenstraße	F4	Mahlweg	L2
— Vor	DE2	Katholische Kirche	G3	Margaretenstraße	C3
Hafenamt	EF4	Katzenp	FG4	Marienkirche, katholische	D1
Hafenkrankenhause	KL4	Kehrwiederbrücke	FG4	Marienkrankenhaus	I2
Hafenstraße	D2	Kehrwiederbrücke	FG4	Marienstraße	EF3
Hafensteg	H-K5	Kehrwiederbrücke	FG4	Markthalle	H3
Hagen	IK3, 4	Kieker Straße	D3	Marktplatz	C4
Hagenbeck	K3, 4	Kirchenallee	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Hamburg Amerikanische Pa- ketfahrt-Aktiengesellschaft	H4	Kirchenspauendenkmal	I3	Marktstraße	EF3
Hammorbrook	H4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Hammesbrookstraße	H4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Hannoverscher Bahnhof	I3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
— Platz	I3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Hansgesellschaft	I3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Hansplatz	I3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Harburger Straße	GH1, 5	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Hardenstraße	L5	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Harwickstraße	K1	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Hauptpostamt	F2	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Haupttelegraphenamt	F2	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Haupttollamt	D4 u. H4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Heerenstraße	I4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Heidenkampsweg	KL3, 4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Heiligengeistbrücke	F3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Heiligengeistfeld	DE2, 3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Heiligengeisthospital	F3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Heimlicher Straße	G1	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Heinestraße	D3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Heilgolander Allee	E1, 4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Hermannstraße	G3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Heerengraben	F4, 4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Heerenwiese	C3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Heerlöhle	F3, 4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Hessenstraße	L4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Hochneurois	K2	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Hochneurois	E3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
Hochneurois	L3, 4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3
Hochneurois	F3	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	E2
— Brücke	F4	Kirchenspauendenkmal	H1, 2, 3	Marktstraße	EF3

Neuburg	G4	Sachsenstraße	K14	Strußinggebäude	E2
Neue Rabenstraße	G1, 2	Sagebiel	F2	Strandhofen	G15
Neuer Jungfernstieg	G2	Säckerplatz	F3	Strandhof	F3
— Kamp	D2	Sandtorhafen	FG4	Strandkai	G5
— Pferdemarkt	D2	Sandtorhöft	F4	Strassowstraße	L5
— Steinweg	E2	Sandtorhal	FG4	Stubbenthek	F4
— Wall	FG3	St. Annenplatz	G4	Stüderkaistraße	K1
— Wandbahn	G4	St. Annenbrücke	G4	Stüderstraße	K14
— Weg	E4	St. Georg, Stadthall	HK2, 3	Stückkanal	K14
Neuhofen Straße	D1, 5	St. Georgstraße	H2	Susannenstraße	D1
Neustraße	F2	St. Michaeliskirche	H2	Synagoga	F3
Nicolaikirche	G3, 4	St. Pauli-Hofmarkt	G1		
Nicolaistraße	K4	St. Paulikirche	G4		
Niederhafen	EF4	St. Pauli, Stadthall	D2, 3	Taubenstraße	D3, 4
Niederstraße	H3	Schaarmarkt	E4	Taschmannsamt	L2
Nobistor	C3	Schaarsteinweg	EF4	Tallfeld	F3
Nollstraße	K1, 2	Schaarstrichbrücke	F4	Talgrabenamt, Haupt-	F2
Norddeutsche Bank	G3	Schaferskamp	D1	Telephonamt	G3
Norddübbe	A-K1, 5	Schanzengraben	D1, 5	Tempel	F2, 3
Nordseelstraße	DE1, 2	Schanzenstraße	D1, 2	Teufelsstraße	G1
— Nordstraße	K4	— Bahnhof	D1	Thaistraße	D3
Nordtorhof	DE3	Schauenweg	G3	Theater	C3 u. D3
Nordwand	DE3	Schauenburgerstraße	G3	— Stadt-	F3
Nordersandtheth	DE3	Schiffbauhofen	P4, 5	— Thalia	G3
Nordstraße	IK3	Schiffswerk	C4 u. E3	Theaterstraße	G2
Nordkanal	IK3, 4	Schiffstraße	E3	Thüringer Straße	L4
		Schillerdenkmal	H2	Tiergartenstraße	EF1
Oberaltersstift	K1	Schlichterstraße	K2, 3	Tivoli	I3
Oberhafen	H4	Schloßhof, Zentral-	D1, 2	Trommelstraße	C3
Oberhafenkanal	IIA, 5	Schlesenskanal	K5	Trostbrücke	G3
Observatorium	E3	Schleusenstraße	I4	Tügelstraße	I2
		Schillerstraße	F1	Tunhalle	DE3; E2 u. I3
Panorama	F1	Schillerstraße	G3		
— Hochschule	E7	Schmiedestraße	I2	Umlandstraße	K11
Pantelmannstieg	H2	Schmiedestraße	C3	Ullrichstraße	F2
Papendamm	E1	Schmiedestraße	G3	Untersnobunggefängnis	EF2
Papenbader Straße	K1	Schölenpassage	E1		
Papenbaderhallen	G3	Schönstraße	GH3	Valentinskamp	F2
Patriarchales Gebäude	D2	Schönerhof	E1	Veddelhöft	H5
Paulinenplatz	D2	Schroderstraße	K2	Venusberg	F4
Paulinestraße	G3	Schroderstraße	E1	Verbrennungsanstalt	L4
Paulstraße	F3	Schulnig	I3	Vereinstraße	D1
Petersenddenkmal	F3	Schultweg	I3	Vermählung	F5
Petersenkanal	I5	Schwanevik	I1	Versammlungsgebäude	I3
Petersstraße	EF3	Schwarze Brücke	L4	— der Hamburg-Amerika-	
Petrkirche	FG3	Schwarze Weg	L5	— Linie	GH3
Petroleumhafen	H3	Schwarzenmarkt	H3	Viehhof	DE1
Pfandmarkt	D2	Schwarzgasse	IK1, 2	Viktoria Kanal	K3, 4
— Neuer	D2	Seemannshaus	D4	Viktoriastraße	K3, 4
Pflanzspool	EF2, 3	Seemannsschule	E5	Volkshalle	E5 u. F5
Pinnaster	G4	Seewarten, Deutsche	E4	Vorhafen	C5
Pöhlzel	H2	Seewartenstraße	DE2, 4	Vorsetzen	EF4
Poolstraße	F2, 3	Seeschiffhafen	G5		
Post Hauptpost u. Telegra-	F2	Sellerstraße	D3	Waisenhaus	I2
phienamt	F2	Seminar	F3	Wallstraße	K12
Poststraße	G3	Sieglampe	L5	Wandbecker Chaussee	I4
Pulvermagazin	E3	Silberstraße	C3	— Sieg	K11, 2
Pulvertisch	I3	Silberthor	F4	Wartens	L1
		Seemannskanal	I3, 4	Wendenstraße	K12, 4
Rabblers	GH3	Seemannstraße	IK3, 4	Werthafen	C5
Radenstehorgang	F5	Sophtstraße	D3	Werthkanal	EF3
Rathnachstraße	E4	Spaldingstraße	IK3	Werthstraße	EF5
Rathaus, Altona	F3	Speckgang	F2, 3	Westertweg	F5
— Neues	G3	Speersort	GH3	Weststraße	E3
Rathausmarkt	G3	Spießbudenplatz	IK3	Wilhelmsbucht	H3
Rathausstraße	G3	Spittler Straße	H3	Wilhelmskanal	IK3
Realschule	IS u. I2	Springbrunnen	H3	Wilhelmsstraße	IK3
Reeperbahn	CD3	Stadthall	H4, K4, 5	Wilhelmsstraße	IK3
Reinoldenmarkt	G3	Stadthaus	F3	Wilhelmsstraße	IK3
— Brücke	G3	Stadthausbrücke	F3	Winzerbrunnen	H3, 4
Reigenstraße	L5	Stadthausbrücke	FG2	Wolfgangstraße	K4
Reihobank	G3	Stadthausbrücke	FG2	Wollmannstraße	IK3, 4
Reihobank	E5	Stadthausbrücke	FG2	Worthdamm	F5
Reinhardtstraße	E4	Steindamm	K2		
Reinhardtstraße	G4	Steinbühl	F4		
Reinhardtstraße	G4	Steinbühl	H4	Zentralbahnhof	H3
Reinhardtstraße	L1	Steinbühl	D1, 2 u.	Zentralhallo	D3
Reinhardtstraße	EF1	Steinstraße	H3	Zentralbachhof	DE1, 2
Reinhardtstraße	E3	Steinstraße	H3	Zentralvielfachhof	F2
Reinhardtstraße	IK3, 4	Steinstraße	I3	Zoghausmarkt	F2
Reinhardtstraße	K1	Steinstraße	H3	Zoghausstraße	EF4
Reinhardtstraße	— Hoch-	Steinstraße	I3	Zirkus Busch	IK3, 4
Reinhardtstraße	K1, 2	Steinstraße	F4	Zirkusweg	D3, 4
Reinhardtstraße	F2	Steinstraße	DE5	Ziviljustizgebäude	E2
Reinhardtstraße	FG3, 4	Steinstraße	CD5	Zollhofsgerüstung	G4 u. H4
Reinhardtstraße	E5	Steinstraße	FG3	Zollamt	C4
Reinhardtstraße	H3	Steinstraße	DE1	Zollgebäude	H4
Reinhardtstraße	L1	Steinstraße	IK3	Zollkanal	G4
Reinhardtstraße	L2	Steinstraße	IK3	Zollverwaltungsgebäude	EF1
Reinhardtstraße	EG1	Steinstraße	F3	Zoologischer Garten	K5
Reinhardtstraße	G1	Steinstraße	F3	Zweibrückenstraße	K5

Altona.

Adlerstraße	C2	Große Gärtnerstraße	CD2	Mennonitenkirche	C5
Adolfstraße	C2, 3	— Marienstraße	C3	Militärhospital	BC1
Allee	ABC2	— Mühlenstraße	B4	Milkenstraße	C1
Altenplatz	C1	— Papageienstraße	B4	Mökenstraße	B3
Alsenstraße	BC1	— Rainstraße	A2, 3	Museum	A3 u. A4
Alter Hafen	BC4	— Rosenstraße	C3	Nachbülstraße	D2
Altonaer Freihafen	A4	Grüne Straße	B3	Nagelsack	C1
— Hauptbahnhof	A3	Gustavstraße	C2	Neue Anbahn	A4
Am Föhl	A3	Hafen, Alter	BC4	Neuburg	C3
Annenstraße	C2	— Frol	A4	Neues Rathaus	A4
Arnikelstraße	C1	— Besenbüsch	A4	Nordreihe	C2
Bachstraße	C3, 4	Hafenstraße	B4	Nordstraße	B3
Bäckstraße	B3, 4	Hamburger Straße	C1	Ökernallee	C1
Bahnhof, Altonaer Haupt-	A3	Hauptbahnhof, Altona	A3	Osik	A4
— Holstenstraße	B1	Hauptkirche	BC3	Ottensen	A2, 3
— Katenkirche	B1	Hauptkloster	A4	Ottenser Kirchhof	A4
Bahnhofstraße	A3, 4	Heilige Geist-Kirche	C2	Palmaille	AB4
Baptistenkirche	C2	Heinrichstraße	C1	Parallelstraße	CD1
Begräbnisplatz, evangelischer	C2	Holtenstraße	B2	Paulstraße	C2
— (Ottensen)	A4	Holtenstraße	C3	Poland	B3
— israelitischer	BC3	Holtenhauserei	B1	Post und Telegraph	A3
— (Ottensen)	A4	Holtenstraße	BC1, 2	Poststraße	A3
Behnstraße	AB3, 4	— Bahnhof	B1	Präsident Kohnstraße	A2, 3
Bismarckdenkmal	A3	Holthafen	B4	Prinzenstraße	C3
Bismarckstraße	A3	Hospitalstraße	B2	Quakerberg	A4
Blicherstraße	CD2, 3	Humboldtstraße	AB3	Rainweg	A2
Blicherdenkmal	A4	Irensanstalt	B3	Rathaus	C2
Blicherstraße	B3	Israelitischer Begräbnisplatz	BC3	— Neues	A4
Blumenstraße	BC2, 3	— (Ottensen)	A3	Realgymnasium	B3, 4
Bodenstraße	B2	Johannistraße	C3	Reformierte Kirche	C3
Brauereistraße	B4	Jelliesstraße	CD1	Reichenkirche	C5
Braunschweiger Straße	A3	Jellingstraße	B2	Reiterstraße	A2, 3
Breite Straße	BC1	Jostingebäude	B2	Rolandstraße	B3
Brunnenbergstraße	CD2, 3	Jostingefängnis	B2	Röperstraße	B4
Bürgerstraße	B2, 3	Kaiserstraße	A3, 4	Sandweg	B4
Chemnitzstraße	B2	Kaiser Wilhelm-Denkmal	A3	St. Johannis-Kirche	C2
Cleodiusstraße	AB2	Kaltenkirchener Bahnhof	B1	St. Petri-Kirche	A3
Dampfschiff-Landepiast	B4	Karolinenstraße	B4	Schauenburger Straße	ABC3
Denkmal, Bismarck	A4	Kasernen	B2	Schillerstraße	A3
— Blicher	A4	Katharinenstraße	B2	Schmiedestraße	B3, 4
— Kaiser Wilhelm	A3	Katholische Kirche	C3	Schuhmacherstraße	B2, 3
— Krieger	B3	Kibbelstraße	BC3	Schulstraße	B3
— Singes	A4	Kirchhof, s. Begräbnisplatz	BC4	Schulstraße	CD1, 2
Diakonissenanstalt	B3	Kleine Fischerstraße	C3	Schwimmlöcher	A4
Dreierstraße	B4	— Freiheit	C3	Sedanstraße	C1
Elmsbüttler Straße	C1	— Gärtnerstraße	BC1, 2	Seechiffhafen	A4
Eisenbahndirektion	A3	— Marienstraße	C3	Siegedenkmal	A4
Elbberg	A4	— Mühlenstraße	BC4	Sommerhuder Straße	C1
Evangelischer Kirchhof	C2	— Papageienstraße	B5	Sonnenstraße	A3
— (Ottensen)	A4	— Wersenstraße	B5	Speicher	A4
Feldstraße	B5	Kloppeckstraße	ABC3	Stadttheater	B3
Feuerwehdepot	B3	Königsstraße	C3	Schulstraße	B3, 3
Finkenstraße	C3	Konradstraße	B2	Sieckstraße	B3
Fischhalle	C4	Körnerstraße	A2	Seifstraße	C2
Fischmarkt	C1	Krankenhaus	B2	Straßenbahndepot	A2, 3
Flora	CD1	Krenaweg	B1	Teichstraße	B3
Friedenskirche	CD2	Kriegerdenkmal	B3	Telegraph	A3
Friedenstraße	CD1, 2	Kronprinzenstraße	A3	Theater	B3
Friedhof, s. Begräbnisplatz	C3	Lagerstraße	A2	Turnstraße	A3
Friedrichsader Straße	C2	Lammstraße	C2, 3	Umsenstraße	C3
Friedrichstraße	C2	Landpiast der Dampfschiffe	B4	Van der Smittenallee	B4
Frits Reuterstraße	A2, 3	Langenfelder Straße	BC1	Viktoriastraße	B1, 2
Funkstraße	B3	Lange Straße	C3, 4	Vörsenstraße	B4
Gählerplatz	C2	Leitdamm	A4	Wache	C3
Gählerstraße	C2	Lejastift	A3	Waisenhaus	B3
Gefenstraße	BC1	Leichenstraße	D2	Waterloostraße	C1
Gefelstraße	B2	Lessers Passage	B3	Weidenstraße	B2, 3
Generalkommando	A4	Leisingstraße	C2	Westerstraße	B3
Georgstraße	BC1	Lindenstraße	A3	Wienstraße	BC1, 2
Gerhardsstraße	B2, 3	Lobuschstraße	A3	Wilhelmstraße	C3, 4
Gerlachstraße	AB2	Loge	B3	Wilhelmstraße	B1
Gerlachpassage	CD2	Lohnmühenstraße	AB2	Winterstraße	A3
Gerritstraße	C2	Lornsenplatz	B2, 3	Wohlstraße	C1, 2
Goethestraße	A3	Lornsenstraße	B4	Zeitenstraße	B2
Große Bergstraße	ABC3	Lucienstraße	A3	Zirkus	D2
Große Elbstraße	AD4	Marktplatz (Ottensen)	A3	Zollamt	A4 u. B4
— Fischerstraße	B4	Markstraße	A3		
— Freiheit	C3	Methildestraße	A3		





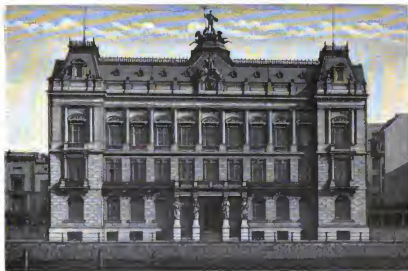
Hamburger Bauten I.



1. Deutsches Schauspielhaus. (Fellner u. Helmer.)



2. Zentralbahnhof. (Reinhardt u. Söbenguth.)



3. Geschäftshaus der Hamburg-Amerika-Linie am Alsterdamm. (Haller u. Geißler.)



1. Neues Rathaus. (Neun Hamburger Architekten, 1896—94.)



2. Nördliches Portal der Straßenbrücke.



3. Börse, nördliche Fassade.



5. Kunsthalle. (Schirmacher und von der Hude.)

Bauten II.



e über die Nordseite. (Hauers u. Pieper.)



nt. (Wimmel u. Forsmann.)



4. Christuskirche in Eimsbüttel. (Otzen.)



6 Strafjustizgebäude am Holstenplatz. (Städtisches Bauwesen.)

[Baumwerte.] Von den Kirchen ist die St. Jakobi Kirche baulich die älteste. Einzelne Bauteile stammen noch aus dem 14. Jahrh. Später ist sie mehrfach erweitert und zu einer vierstüfigen Kirche umgebaut worden. Der Turm ist an Stelle eines früheren 1827 neu erbaut. Die St. Petri Kirche, ursprünglich das alte Gotteshaus, ist 1842 im großen Brände zerstört und an derselben Stelle wieder erbaut worden. Der Turm ist 132,54 m hoch. Die St. Katharinen Kirche mit ihrem 111,7 m hohen Renaissanceurm besteht in ihrer jetzigen Gestalt seit dem 17. Jahrh. Die gotische St. Nikolai Kirche, mit einem herrlichen, 147 m hohen Turm, ist an Stelle einer 1842 ebenfalls abgebrannten älteren Kirche von 1846—1863 von dem englischen Architekten G. Scott erbaut. Die große St. Michaelis Kirche ist das Meisterwerk des hamburgischen Architekten Sonnin und ebenfalls an Stelle einer infolge Blitzstrahls abgebrannten älteren Kirche 1757—82 errichtet. Ihr Turm, ein Wahrzeichen Hamburgs, ist 131,56 m hoch und steht auf einem der höchsten Punkte der Stadt. Sie ist eine echte evangelische Predigtkirche. Das ganze Innere ist ein ungeteilter Raum, ohne Pfeiler. Neben diesen fünf Hauptkirchen sind als baulich hervorragend noch zu erwähnen: die Dreieinigkeitskirche in St. Georg mit wundervoll groß poliniertem Turm, ein Zentralbau wie die große Michaeliskirche, die St. Gertrud Kirche am Kuhmühlenteich, 1882—84 nach den Plänen von Professor Ogen erbaut, die Johannis Kirche in Harbeshude, 1880—82 erbaut von dem hamburgischen Architekten Houers, die Christuskirche in Einsbüttel (Tafel II) von Ogen, die Apostelkirche in West-Einsbüttel, 1894 nach den Plänen der hamburgischen Architekten Jürgensen und v. Melle errichtet, die turmlose Vorgelager Kirche von dem hamburgischen Architekten Georg Thielen; die übrigen neuern Kirchen sind in einfachen Formen gehalten, ohne deshalb völlig schmucklos zu sein. Von den katholischen Kirchen ragt keine als Baumwerk hervor.

Unter den Profangebäuden nimmt das neue Rathaus (Tafel II) den ersten Platz ein. Es ist nach gemeinsamen Plänen von neun hamburgischen Architekten von 1892—97 errichtet und äußerlich wie innerlich reich ausgestattet worden. Das Material ist Sandstein; ein Turm von 111 m Höhe mit dem Reichthaler auf der Spitze krönt das Gebäude. Die Giebelfiguren und die Statuen von 20 deutschen Kaisern an der Vorderfront sind aus Kupfer getrieben. Im hohen Ehrenhof, zwischen Rathaus und Börse, die durch Flügelbauten verbunden sind, steht ein schöner Brunnen mit der Gestalt der Hygiea und mehreren allegorischen Bronzefiguren von Professor Kramer in Münden. Das Innere, das rechts die Räume der Bürgerchaft, links die des Senats und in der Mitte einen großen Festsaal mit Nebenräumen birgt, ist auf das Solideste und reichste ausgestattet. Der Kaiserhof, ein Weinrestaurant, ist sehr reich mit Wandmalereien geschmückt. — Die Finanzdeputation und die Deputation für Handel und Schifffahrt sind im Rathaus untergebracht. Die übrigen Behörden haben an verschiedenen Stellen der Stadt ihre Gebäude. Die Börse (s. Tafel »Hamburger Bauten II«; Grundriß s. Tafel »Börsegebäude II«, Fig. 1) ist 1836—41 auf dem Adolfsplatz errichtet und blieb als fast einziges Gebäude in dem ganzen Stadtviertel vom großen Brände verschont. 1859 wurde sie nach der Johannisstraße, 1879—84 nach dem Altenwall hin erweitert. Die drei Versammlungssäle, die Fondsbörsen und Kornbörsen, haben eine Gesamtgrund-

fläche von 3400 qm. Unter den Arkaden sind Kaffee- und Geschäftszimmer von Knebereien und anderer großer Firmen eingerichtet. In den oberen Räumen sind die Kassezimmer der Börsehalle und ein Frühstücksrestaurant, verschiedene Versammlungsräume, die Bureau der Handelskammer, das Depeschentor und die Kommerzbibliothek. Der Börse gegenüber an der Johannisstraße und dem Adolfsplatz liegt das einfache Gebäude der Reichsbank, früher von der Hamburger Bank benutzt. Die Girobanken haben sämtlich recht stattliche Gebäude: die Vereinsbank und die Hamburger Filiale der Deutschen Bank am Altenwall, die Norddeutsche Bank an der Adolfsbrücke, die Dresdener Bank am Jungfernstieg, die Kommerz- und Diskontobank am Kiez, die Volksbank an der Schauenburger- und Großen Johannisstraße. Das Stadthaus am Neuenwall, in dem der als Polizeikommissar fungierende Senator wohnt, enthält die Polizeibureau und das Wechselsamt. Die Justizgebäude (Tafel II) und Ziviljustiz stehen sich gegenüber auf einem freien Platz vor dem Hoftheater. Ein neues Gebäude für das Oberlandesgericht der drei Hansestädte ist im Bau. Die Schulen haben solide, aber architektonisch keineswegs hervorragende Gebäude. Sehr umfangreich und baulich ausgestattet ist das Gebäude der Kunsthochschule am Adolfsplatz und nicht weit davon am Wall die Gebäude der General-Polizeidirektion und der Behörde für Krankenversicherung, in deren nächster Nähe eine von dem verstorbenen Knecht Karl Loevis gestiftete Musikhalle erbaut wird. Am Köpenickerwall steht die Kunsthalle (Tafel II), eine Schöpfung der Architekten Schirrmacher und van der Hude, weiter hinaus an derselben Straße das Naturhistorische Museum von Semper und Krütsch, gegenüber das Museum für Kunst und Gewerbe mit Gewerbeschule, vom hamburgischen Hochbauwesen errichtet. Ein gotischer Backsteinbau ist das Haus der Patriotischen Gesellschaft an der Ecke von Börsebrücke und Trostbrücke. Gegenüber liegt der Loevishof, eins der vielen in neuester Zeit errichteten Geschäftshäuser mit den verschiedensten Geschäftsbetrieben. Die Turmhallen der Hamburger Turnerschaft von 1816 und des St. Pauli-Turnvereins sind stotische Gebäude. Die Seewarte ist in malerischer Lage am Hafen auf der Höhe des Eintragses erbaut. — Umfangreiche Gebäude sind die Krankenhäuser. Das Eppendorfer (s. Tafel »Krankenhäuser II«) besteht aus Einzelpavillons, das alte St. Georg wird ebenfalls nach diesem System umgebaut. Von Privatgebäuden sind noch zu erwähnen das neue Verwaltungsgebäude der Hamburg-America-Linie an der Binnenalster (Tafel I) und mehrere Hotels. Auch das Konjunktionshaus Hamburgs und Hornhardts Konjunktionshaus in St. Pauli sind sehenswert. Unter den Villen an der Außenalster und an der Elbe sind viele reich und geschmackvoll.

H. hat über 100 Brücken, von denen viele sehr schön sind, z. B. die Lombards-, die Kessendamm-, die Randsberger Brücke u. Die große Straßenbrücke über die Elbe hat außerordentlich reiche gotische Portalbauten (Tafel I). Auch die Kornhausbrücke über den Jostkanal und die mit Statuen hamburgischer Seehelden geschmückte Herken Wils-Brücke bei den St. Pauli-Landungsbrücken sind hervorragende Bauten.

Erst in neuester Zeit hat H. einige bedeutendere Denkmäler bekommen. Von ältern sind zu nennen das Denkmal des Grafen Adolf IV. von Schauenburg vor dem Marien-Kloster, das Denkmal in der Richardstraße (1821), das Büsch-Denkmal auf dem Wall bei der Lombardsbrücke (1801), das Napoleon-

163 km. Für die Flußschiffe stehen 31,80 km Uferstrecken und rund 60 Hektar Hafen- und Kanalflächen zur Verfügung.

Außer in den Häfen sind noch zahlreiche Liegeplätze für Seeschiffe in der Elbe vor St. Pauli und der Neustadt bis zum Strandbassin hinauf an eingelagerten Schiffgruppen, Docks (Docks = Dockpöble) genannt, hergestellt, bei denen die Beladung und Entladung direkt mit Schuten und oberirdischen Fahrzeugen erfolgt. Die Freihafen-Lagerhäuser haben eine Grundfläche von über 50,000 qm, was bei 6—8 Geschossen eine Lagerfläche von mehr als 300,000 qm ergibt. Alle sind mit hydraulischen oder elektrischen Aufzügen versehen und enthalten auch die Motoren der sie benutzenden Krane. Die meisten sind von der Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft erbaut, die auch die staatlich erbauten Speicher gemietet hat.

[Industrie und Gewerbe.] Unter den für H. bedeutungsvollsten Industriezweigen ist der Schiffbau am wichtigsten. Die bedeutendste Werft ist die von Blohm und Bohn auf Rotherwärd, die außer Handelsdampfern bis zu 12,500 Tons auch Kreuzer und Panzerschiffe für die kaiserliche Marine gebaut hat. Sie besitzt mehrere Schwimmdocks mit einer Tragfähigkeit bis zu 20,000 T. und beschäftigt durchschnittlich 5000 Arbeiter. Auf den Hellingen können Schiffe bis 200 m Länge gebaut werden. Die Rebertierg-Werft auf dem kleinen Grasbrook ist schon 1857 errichtet und baut ebenfalls Krieg- und Handelschiffe, unter denen die Hamburg-Südamerikanische Gesellschaft die bekanntesten sind. Außerdem sind noch zu nennen die Werften von Feinrich Brandenburg, die Schiffswerft und Maschinenfabrik voru. Janssen und Schmieding sowie die Werft von Stülden Bwe. und Sohn. Die Hamburg-Amerika-Linie hat ein eigenes Trockendock für ihre kleinen Dampfer. Im ganzen liegen auf dem Elbinsel 7 Werften. Als Hilfs- und Ergänzungsbau-Industrien sind Eisengießereien (1902 wurden in 13 Gießereien 7579 Ton. Erzeugnisse zweier Schmiedereien gewonnen), Maschinenbauanstalten, Refraktorschmieden, Metallwalzwerke, Nagel-, Schrauben- und Kettenfabriken, Holzverarbeitungsanstalten u. zu nennen, die teils im Freihafen, teils im Hafengebiet des Hammerbrook oder an der Peripherie der Stadt liegen. Auch Fabriken von Kales und Schiffszweck sind hier zu nennen. Andre Industrien dienen der Verarbeitung eingeführter Produkte, z. B. Reis- und Getreidemühlen, Zuckerraffinerien (1902 wurden in 6 Anstalten 5979 dz Zucker hergestellt), Schmalzraffinerien, Schokoladenfabriken, Kaffeeröstereien, Bollenmüllereien, Spiritusraffinerien, Eisenbearbeitung, Gummiabriken, Zuspinnereien, Farbholzmühlen und verschiedene großartige chemische Fabriken (1902 wurden in 4 Fabriken 28,011 Ton. Schwefelsäure gewonnen). Sehr bedeutend ist auch die Aufbereitung von Edelmetallen: Gold, Silber, Kupfer, in der Norddeutschen Alimierie. Die Tabakverarbeitung ist ein sehr umfangreicher Industriezweig. 22 Brauereien, von denen einige auch außerhalb des Staatsgebietes liegen, obwohl sie in H. domiziliert sind, brauen hauptsächlich für die Ausfuhr (1902/03 Produktion 781,020 hl). Auch die Branntweinbrennerei (Produktion 1901/02: 19,093 hl Alkohol) und Pfefferfabrikation (Produktion 1901/02: 11,282 dz Pfeffer) sind zu nennen. Die Korbwarenindustrie hat einen alten wohl begründeten Fuß; daneben steht der Musikinstrumentenbau auf hoher Stufe. Großfabriken dienen dem Bedarf der Brauereien und Brennereien wie der Schmalz-, Petroleum- und Schmier-

Ölraffinerien. Mechanische und optische Apparate sowie Chronometer werden in bedeutenden Anstalten angefertigt. Gelbfarbstofffabrikation und künstlerische Bearbeitung des Eisens (Kunstschmiederei) stehen auf hoher Stufe. Lederproduktion und -bearbeitung, speziell auch seine kunstgewerbliche Bewertung, haben großen Umfang angenommen, ebenso die Konfektions-, Pelzwaren- und Hutindustrie. Bei der Berufsabteilung von 1895 wurden an Gewerbebetrieben 58,069 Haupt- und 1891 Nebenbetriebe ermittelt. Davon besaßen 2156 Betriebe Valoren von 22,896 Hektar. Die Zahl der gewerblichen Großbetriebe und Fabrikanlagen aller Art war Ende 1903: 2294 mit 41,531 Arbeitern und 10,794 Arbeiterinnen.

[Handel und Schifffahrt.] H. ist die bedeutendste Seehandelsstadt des europäischen Festlandes und wird überhaupte nur von London und New York übertroffen. Die hervorragende Stellung Hamburgs beruht auf seiner günstigen geographischen Lage, gerade an jener Stelle des langen Eisstroms, wo die Flußschifffahrt und Seeschifffahrt zusammentreffen. Es besitzt eine stattliche Handelsflotte für die See- wie für die Flußschifffahrt und den Lokalverkehr. Zahl und Tragfähigkeit der in H. dehemalsten Seeschiffe:

Jahre (Durchschnitt)	Seeschiffe überhaupt		Dampfschiffe	
	Anzahl	Raumgehalt Reg.-Tons	Anzahl	Raumgehalt Reg.-Tons
1896	146	25 722	—	—
1841—45	211	39 570	8	895
1856—60	483	179 736	18	10 282
1876—80	475	250 491	110	87 050
1890	587	538 229	312	573 428
1900	809	998 656	488	745 995
1902	922	1 178 900	578	928 011
1908	979	1 842 648	601	980 377

Die Besatzung der hamburgischen Seehandelsflotte bestand 1870 aus 6900 Mann, 1890 aus 13,072 und 1903 aus 25,200 Mann (einschließlich Kapitäne u.). Von den für 1903 angeführten Seeschiffen sind in der Seeschifffahrt 10 Dampfer (337 Reg.-Tons) und 130 Segelschiffe (3916 Reg.-Tons) beschäftigt.

Die größte Segelschiffreederei ist die von H. Laeisz, die 17 Schiffe mit 36,855 Reg.-Tons (darunter den größten Fünfmastser Kreuzer) besitzt. H. Wendt & Söhne haben 17 Schiffe mit 33,064 Reg.-Tons, Knöhr und Burckhard Nachf. 13 Schiffe mit 25,135 Reg.-Tons, die Aktiengesellschaft Alster 8 Schiffe mit 20,558 Reg.-Tons, die Reederei-Altiengeseilschaft von 1896: 7 Schiffe mit 14,994 Reg.-Tons, G. H. A. Hülage 6 Schiffe mit 8094 Reg.-Tons, R. G. Windm 5 Schiffe mit 6753 Reg.-Tons, Wachsmuth und Krogmann 5 Schiffe mit 6955 Reg.-Tons u. Von den Dampfschiffreedereien steht die Hamburg-Amerika-Linie mit 129 Seedampfern von 622,060 Reg.-Tons Brutto nicht nur an der Spitze der hamburgischen Reederei, sondern aller Reedereien der Welt. Außerdem sind noch 10 Dampfer mit 72,400 Reg.-Tons im Bau, von denen einer, die Amerika, 22,500 Reg.-Tons haben soll, also das größte Schiff der Welt sein wird. 171 Flußdampfer, Schlepper, Leichter, Schwimmschiffe, 3 Getreideheber u. von zusammen 33,480 T. sind im innern Dienste der Gesellschaft tätig. Die Gesamtflotte wird also nach Fertigstellung der Neubauten 139 Dampfer und 171 Flußdampfer u. mit zusammen 727,948 Reg.-Tons Brutto umfassen. Für die Auswanderer freund der Nationalität, die über H. reisen, hat die Hamburg-Amerika-Linie 1902 ein besonderes Obdach auf der Elbinsel Veddel geschaffen, wozu sie direkt, ohne H. zu

berühren, gebracht und so lange verpflegt werden, bis sie das Schiff verlassen. In der umfangreichen Anlage, die 1903 von über 100,000 Personen benutzt wurde, befinden sich auch eine evangelische, eine katholische u. eine griechisch-katholische Kirche und eine Synagoge sowie die nötigen Lazaretteinrichtungen. Das zweitgrößte Schiffsunternehmen ist die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft mit 29 Schiffen von 122,318 Reg.-Tons; dann folgen die Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft-Kosmos mit 27 Schiffen von 110,742 T., die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft mit 26 Schiffen und 106,674 T., die Boermannlinie mit 36 Schiffen von 74,778 T., die Deutsche Ostafrikanische mit 21 Schiffen von 70,993 T., die Deutsche Levante-Linie mit 28 Schiffen von 64,087 T. und viele kleinere Gesellschaften. Die größte Privatreederei ist diejenige von Rod. W. Sloman junior mit 22 Schiffen von 41,044 T. 66 Bugler- und Bergungs-Seebampfer von 120—1500 Pferdestärken stehen für den Schlepperdienst, besonders für die ein- und auslaufenden Segler und für den Rettungsdienst in der Elbmündung zur Verfügung. Alle Dampfer zusammen hatten Maschinen von 872,400 indizierten Pferdestärken. (Weiteresf. Textblatt zur Weltverkehrskarte beim Artikel »Dampfschiffahrt« im 4. Bd.)

Die Schiffahrt Hamburgs hat seit 1870 einen tiefen Aufschwung genommen. Während damals nur 5100 Seeschiffe von 1,200,675 Reg.-Tons einliefen, ist diese Zahl 1903 auf 14,028 mit 9,155,926 Reg.-Tons gestiegen, wogegen 14,073 Seeschiffe mit 9,221,261 Reg.-Tons abgingen. Davon waren beladen: 10,046 angelommene Schiffe von 8,365,050 Reg.-Tons und 10,803 abgehende Schiffe von 6,411,905 Reg.-Tons. Unter allen angelommenen Schiffen waren 8727 Dampfer von 8,371,921 Reg.-Tons. Der Hauptverkehr war mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika; es folgen andre deutsche Häfen, ferner Skandinavien und Rußland, Ceylon, Afrika, die La Plata-Staaten, die Niederlande und Belgien, Brasilien. Unter den angelommenen Schiffen gehörte mehr als die Hälfte Deutschland (8127 von 4,905,186 Reg.-Tons, davon 4341 von 3,968,464 Hamburg) an, 3589 von 3,175,859 Reg.-Tons waren deutsch.

Hinsichtlich der Oberelbefahren 1903 an: 19,424 Frachtkühe (darunter 5056 leere), nämlich 14,802 Kähne, 8181 Frachtdampfer, 1441 Schleppschiffe u. 11 Polyschiffe. Die gesamte Tragfähigkeit betrug 7,766,933 Ton., die Menge der ausgeladenen Güter 38,969 Mill. dz (gegen 26,704 Mill. in 1901 und 4,341 in 1871—1880 durchschnittlich). Die Zahl der nach der Oberelbe abgegangenen Flußschiffe war 19,151 (2996 leere) von 6,634,479 Ton., die Menge der eingeladenen Güter 38,925 Mill. dz (gegen 35,887 Mill. in 1901 und 4,918 Mill. in 1871—80 durchschnittlich). Der direkte Flußverkehr geht bis nach Böhmen, sowohl mittels Schleppdampfer wie der Kettenschiffahrt. Mit Berlin wird ein reger Schleppdampferverkehr unterhalten. Auf der Unterelbe ist der Flußverkehr mit Gütern wenig bedeutend. — Einen erheblichen Teil der Ab- und Zufuhr demersilligen auch die Eisenbahnen (s. unten). Der gesamte Warenverkehr Hamburgs zu Wasser und zu Lande belief sich 1903 in der Einfuhr auf 16,308,282 Ton. im Werte von 4,034,992,210 Mk., in der Ausfuhr auf 10,292,068 T. im Werte von 3,547,909,460 Mk., außerdem Kontanten 22,432,620, bez. 9,638,780 Mk. Ein- und Ausfuhr 1903 nach Warengruppen und Wert ergeben sich aus folgender Übersicht:

Warengruppen und Verfahrwege	Einfuhr Wert in Mk.	Ausfuhr Wert in Mk.
Seeverkehr:		
Verzehrungsgüter	757 736 390	582 940 670
Bau- und Brennmaterial	53 181 380	20 444 390
Rohstoffe und Halbfabrikate	1 379 913 550	647 512 640
Manufakturwaren	68 662 040	243 661 900
Industrieerzeugnisse	138 092 480	530 966 110
Zusammen:	2 397 586 940	2 025 525 700
Kontanten	20 801 120	9 638 730
Auf den Eisenbahnen und der Oberelbe:		
Verzehrungsgüter	468 385 920	420 214 330
Bau- und Brennmaterial	47 328 510	15 947 890
Rohstoffe und Halbfabrikate	292 270 120	890 716 540
Manufakturwaren	275 737 230	62 739 060
Industrieerzeugnisse	558 684 390	132 766 140
Zusammen:	1 637 406 170	1 522 388 760
Kontanten	1 631 500	—
und zwar auf der:		
Südd.-Hamburger Eisenbahn	37 815 470	64 856 840
Berlin	531 009 810	413 711 200
Breis	491 312 270	263 158 580
Oberelbe	577 768 620	780 657 140

Die Zunahme der Einfuhr seewärts gegen 1902 betrug 100,777,890 Mk. oder 4,39 Proz., die mit den Eisenbahnen und auf der Oberelbe 166,636,220 oder 11,33 Proz., die Zunahme der Ausfuhr seewärts 126,641,710 Mk. oder 6,41 Proz., mit den Eisenbahnen und auf der Oberelbe 110,461,320 Mk. oder 7,82 Proz.

Die Hauptartikel waren bei der Einfuhr zur See: Kaffee, Schafwolle, Getreide und Mais, Baumwolle, Jelle und Pelzwerk, Garne, Rohabak, Erze, Maschinen, Wein u., bei der Ausfuhr zur See: Zucker, Kaffee, Rohabak und Baumwollwaren, Eisenwaren, Strumpfwaren, Maschinen, Papier, Rohabak u.

Von den wichtigsten Ländern waren an der Ein- und Ausfuhr Hamburgs seewärts (1903) beteiligt:

Länder	Einfuhr Mill. Mk.	Ausfuhr Mill. Mk.
Großbritannien und Irland	421,4	472,7
Vereinigte Staaten von Amerika	437,3	294,8
Deutsche Häfen	88,6	215,6
Deutsch-Österreich	224,4	43,4
Rußland	155,5	91,7
Brasilien	137,1	72,4
Argentinien	154,4	52,5
China	82,7	41,0
Schweden	37,0	78,4
Norwegen	23,6	64,4
Niederlande	44,5	36,4
Frankreich	58,7	22,4
Italien	24,4	13,5
Dänemark	19,0	62,0
China	29,3	47,0
Belgien	30,4	29,1
Japan	20,0	35,5
Spanien	23,0	29,0

Nach der Berufszählung von 1895 gab es im Handels- und Gewerbe 23,084 Betriebe (davon 421 mit je mehr als 20 Personen, aber 10,965 mit nur einer Person), im Vertriebsgewerbe 2303 (davon 130 mit je über 20 Personen). Mit dem Waren- und Probuktenhandel beschäftigten sich 40,865 Erwerbstätige, mit dem Geld- u. Kredithandel 2101, mit Expedition 2505, mit der Handelsvermittlung 8940, mit den Hilfs- und Gewerben (Stauer, Schauerleute, Rader u.) 10,663.

Außer dem Warenverkehr ist auch die überseeische Passagierbeförderung von erheblicher Bedeutung. Die

Auswanderung über H. war in den Jahren 1894—1898 sehr zurückgegangen, hat sich aber neuerdings sehr gehoben; 1903 wurden 144,560 Auswanderer (darunter 20,238 Deutsche) über H. befördert.

[Banken u.] Bis zur Mitte des 19. Jahrh. wurde der größte Teil des Hamburger Geldverkehrs durch die Hamburger Bank besorgt. An Stelle der Barzahlungen trat schon früh der Giroverkehr. Mit Handel und Verkehr wuchs auch das Bankgeschäft. Als bedeutendste Bankinstitute sind zu nennen: die Norddeutsche Bank (1856 gegründet), die Vereinsbank (ebenfalls 1856), die Kommerz- und Diskontobank (1870), die Reichsbankhauptstelle und die Filialen der Deutschen Bank und der Dresdener Bank, die Hamburger Hypothekbank, Wechselbank, Waren-Kreditanstalt, Hamburger Wasserbank und Volksbank. Daneben bestehen große Privatbankgeschäfte.

Bei 11 hamburgischen Seeverkehrs- und Gesellschaften waren 1903 mehr als 5 Milliarden Mk. versichert. Die bei auswärtigen Gesellschaften u. versicherten Summen schätzte man auf etwa 2 Milliarden. Von den in H. Geschäfte treibenden 70 Mobiliarversicherungsanstalten haben 8 ihre Domicile in H., 26 in andern deutschen Staaten, 24 in England u. Die Immobilienversicherung hat (seit 1891 auch im ganzen Landgebiet) bei der Hamburger Feuerversicherung zu geschehen, die einer Staatsbehörde, der Feuerversicherungsdeputation, unterstellt ist. Hervorzuheben sind die Pensionskasse für die Witwen und Waisen der Angehörigen des hamburgischen Staates und die Lebens- und Pensionsversicherungs-Gesellschaft Janus (seit 1847). Auf dem Gebiete der reichsgesetzlichen Arbeiterversicherung ist zu erwähnen die Hanseatische Versicherungsanstalt für die Invaliditäts- und Altersversicherung, für die drei Dienststellen gemeinsam (Zug in Lübeck). Von der berufsgenossenschaftlich organisierten Unfallversicherung bezieht sich nur die Hamburgische landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft genau mit dem Staatsgebiet.

[Schulen und Bildungsweisen.] Abgesehen von dem schon 1529 von Bugenhagen eingerichteten Gymnasium, Johanneum genannt, und einem später damit verbundenen Realgymnasium sind öffentliche höhere Schulen für Knaben in H. erst seit dem 17. Jahrh. des vorigen Jahrhunderts errichtet worden. Öffentliche höhere Mädterschulen sollen erst jetzt eröffnet werden. H. hat 2 Gymnasien, die Gelehrtenschule des Johanneums und das Büchelgymnasium, ein Realgymnasium, 5 Oberrealschulen (davon eine mit kaufmännischen Fortbildungsklassen), 6 Realschulen (darunter eine mit Oberrealklassen) sowie in Bergedorf eine Realschule, in Ruzhaden eine Realschule und Progymnasium. Die meisten von diesen Anstalten haben auch Vorschulen. Außerdem gibt es noch mehrere private und auf Grund von Stiftungen eingerichtete höhere Schulen, welche die Berechtigung zu Abgangszeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst haben. Die St. Johannisklosterschule ist eine halboffentliche höhere Mädterschule mit Lehrerinnenseminar. Die übrigen Mädterschulen sind sämtlich Privatanstalten. Das Volksschulwesen steht auf hoher Stufe. Die Schulen haben sieben getrennte Jahresstufen. In den Knabenschulen wird als fremde Sprache Englisch gelehrt. Die Zahl der Volksschulen ist etwa 120, davon sind die meisten Doppelschulen mit 16—30 Klassen, 2 Lehrer- und 2 Lehrerinnenseminare mit Präparandenanstalt und Seminarischen bilden die Lehrkräfte für die Volksschule vor. Das Baishaus, die Taubstummen-

und die Blindenanstalt haben ihre eignen Schulen. Eine besondere Strafschule und eine Erziehungs- und Besserungsanstalt sind eingerichtet. Durch häusliche Verhältnisse verwahrloste Knaben und Mädchen nimmt das Festalozzist auf. Neben den Volksschulen haben sich noch eine Kirchenschule und 3 Stiftungsschulen aus alter Zeit erhalten, die etwa den preussischen Mittelschulen gleichkommen. Fachschulen sind die allgemeine Gewerbeschule mit Kunstgewerbeschule und Abteilungen für die verschiedensten Gewerbe, kaufmännischer Fortbildungsschule auch für weibliche Handelsbedienstete, Baugewerkschule, Technikum für Maschinenbau, Schiffbau, Elektrotechnik u.; eine Gewerbeschule für Mädchen, in der auch Fachlehrerinnen für Zeichnen, Handarbeiten und Turnen ausgebildet werden, wird aus privaten Mitteln erhalten. Mehrere Innungen haben Spezialfachschulen eingerichtet. Ferner bestehen eine Navigationschule für Seeleute, eine Seemannsschule, eine pharmazeutische Lehranstalt, ein privates Konservatorium der Musik und mehrere private Handelsakademien. Der Arbeiterbildungsverein hat eine Fortbildungsschule und der Verein für Handlungsummiss mancherlei Fortbildungsklassen. Ein Reformgymnasium und Gymnasialklassen für Mädchen sind von 2 Frauenvereinsgruppen begründet worden.

Das Volksschulwesen auf dem Landgebiet steht unter einer besondern Section der Oberkschulbehörde. Die Schulen werden von den Gemeinden mit Staatszuschuß unterhalten.

Vom Staat eingerichtete, unentgeltliche Vorlesungen, die alle Gebiete des Wissens umfassen, sind an Stelle eines früher bestehenden akademischen Gymnasiums getreten. Ein physikalisches und ein chemisches Staatslaboratorium mit Unterabteilungen für Nahrungsmitteluntersuchung und ein hygienisches Institut mit einer besondern Abteilung für Wasseruntersuchung zur Kontrolle des durch Sandfiltration gereinigten Leitungswassers sind mit reichen Mitteln ausgestattet. Mit der Münze ist ein Hüttenlaboratorium verbunden, das Metallproben und Erzanalysen auch für Private ausführt. Die Sternwarte hat neben ihren rein wissenschaftlichen auch praktische Zwecke zu erfüllen, indem sie den für die Schifffahrt überaus wichtigen Dienst der Zeitbestimmung in H. Ruzhaden und Wermchaden besorgt. Die Verlegung der Sternwarte aus der dunstigen Atmosphäre der Stadt nach einem Platz bei Bergedorf ist beschloffen. Das Chronometer-Prüfungsinstitut ist der Seewarte unterstellt. Unter den Museen besitzt die Kunsthalle eine Sammlung hamburgischer Bilder von größter Bedeutung für die allgemeine Kunstgeschichte, darunter Werke von Meister Vermeer aus dem 14. und von Meister Franke aus dem 15. Jahrh., eine hervorragende Sammlung niederländischer und modern-englischer Gemälde, viele Werke von Rembrandt, Klinger und andern neuern Meistern, eine umfangreiche Plafettensammlung und eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Photographien. Das Museum für Kunst und Gewerbe hat die umfangreichste Sammlung japanischer Kunstgegenstände der Welt, eine ausgezeichnete keramische Sammlung und einen Schatz von Holzarbeiten. Das Naturhistorische Museum ist überaus reichhaltig, nicht minder das Botanische Museum, mit dem ein Laboratorium für Pflanzenkunde und eine Samenfontifikation verbunden ist. Ein Museum für Vögelkunde, eine Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer, eine Sammlung hamburgischer Altertümer sind ebenfalls vorhanden. An

Bibliotheken sind zu nennen die Stadtbibliothek mit etwa 380,000 Bänden und 7000 Handschriften, die Kommerzbibliothek mit umfangreicher Handels- und Schiffsahrtliteratur, die Bibliothek der Patriotischen Gesellschaft mit technischer Literatur und viele Hochbibliotheken von Vereinen und Gesellschaften. Sehr viel ist in letzter Zeit auch für die Hebung der allgemeinen Volksbildung geschehen. Eine öffentliche Bücherhalle mit zwei Ausgabestellen, eine Volksbibliothek, ein Volksheim mit allen möglichen Vorträgen, auch musikalischen, verbunden mit Lehrlingsvereinen, Volksunterhaltungsabende, unentgeltliche Konzerte der Kirchenorgel und verschiedener Organisationen, Volks- und Schülerkonzerte u. sind eingerichtet und werden stark besucht.

[Musik, Theater, Vereinwesen, Zeitungen.] Die öffentliche Kunstpflege in H. hat einen ersten Charakter. Die philharmonischen Konzerte, die seit 1828 bestehen, pflegen in erster Linie klassische Musik, während die Orchesterkonzerte unter Leitung von Max Fiedler neuere Musik bringen, ohne die klassische zu vernachlässigen. Die Singakademie, 1819 begründet, führt hauptsächlich Oratorien auf, der Vögelverein, 1843 von Karl Bogt gestiftet, legt das Hauptgewicht auf a cappella-Gesang, Männergesang wird von der Liedertafel, dem Lehrerchorverein und vielen kleineren Vereinen gepflegt. Volksstümliche Orchesterkonzerte bietet das Konzerthaus H. Das Orchester stellt zu allen größten Konzerten der Verein Ham-burger Kunstfreunde. Im Winter galicert in acht großen Konzerten das Berliner Philharmonische Orchester in H. — Das Stadttheater, eine der ersten Bühnen Deutschlands, führt Opern, Dramen und Schauspiele, das Deutsche Schauspielhaus (s. Tafel »Hamburger Bauten I.) Dramen, Schauspiele und Lustspiele, das Thalia-theater Schauspiele, Lustspiele und Possen auf. Operetten und Gesangspossen kultivieren das Karl Schuke-Theater und das Neue Operettentheater, eine Volksbühne ist das Ernst Brucher-Theater, eine erste-klassige Varietébühne das Panstheater; auch ein Zirkusgebäude ist vorhanden. Außerordentlich umfangreich ist das Vereins- und Klubwesen. Der älteste Verein ist die Mathematische Gesellschaft, die seit 1690 besteht; dann folgt die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe (Patriotische Gesellschaft, gegründet 1765) mit eigem Gebäude, ein Verein für Kunst und Wissenschaft, ein Architekten- und Ingenieurverein, ein Verein für hamburgische Geschichte, eine Geographische Gesellschaft, ein Kunst-, ein Ärzteverein, ein Naturwissenschaftlicher Verein, ein Tonkünstler-, ein Journalistenverein, ein Verein für Handlungsreisende von 1858 (etwa 60,000 Mitglieder), ein Verein hamburgischer Staatsbeamten, ein Bildungsverein für Arbeiter, Bürgervereine in allen Stadtteilen, Reichstagswahl- und andre politische Vereine, eine Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und andre Frauenvereine, schulwissenschaftliche Vereine, ein Gewerbe-, ein Kunstgewerbeverein, ein Gartenbauverein, kurz alle nur denkbaren Vereinigungen. Die Freimaurer haben eine größere Anzahl Logen, auch die Odd-Fellows und Guttempler sind mit mehreren Logen vertreten. — An Zeitungen erscheinen in H. die »Neue Hamburger Börsenhalle« (Schiffahrt und Handel), der »Hamburgische Korrespondent« (begründet 1740), die »Hamburger Nachrichten« (s. die besondern Artikel S. 690), das »Hamburger Fremdenblatt« (Abendzeitung), der »Generalanzeiger«, die

»Hamburger Neuesten Nachrichten«, die »Neue Hamburger Zeitung« und das sozialdemokratische »Hamburger Echo«.

[Armenpflege und Wohltätigkeit.] Öffentliche wie private, sind zu allen Zeiten in H. sehr umfangreich gewesen. Das öffentliche Armenwesen steht unter dem Armenkollegium und ist nach dem Elberfelder System organisiert. Die Stadt ist in 11 Armenkreise und diese wieder in 115 Armenbezirke mit insgesamt 1620 Armenpflegern eingeteilt. Frauen arbeiten fakultativ mit. Für die öffentliche Wohltätigkeit wurden 1904: 6,6 Mill. Mk. in das Budget eingestellt. Die private Wohltätigkeit ist außerordentlich entwickelt. Es gibt über 900 Stiftungen und Vereine für die verschiedensten Wohltätigkeitszwecke, einzelne schon aus dem 15. Jahrh. stammend. Die Heilstätte Edmundsthal bei Westhacht mit »Männer- und Frauenabteilung ist für lungenkranke Hamburger von dem Hamburger Kaufmann E. A. Siemers begründet. Außer dem Berl. und Armenhaus, einem Siechen- und Altersheim gibt es zahlreiche private Bercanitalstalten für denselben Zweck. Hamburgs Wohnstiftungen (das Schröder-Oberalten-Palais-Stift u. v. a.) sind weltberühmt. Darunter befinden sich auch zwei Stifte für Damen, das Johannis- und das Marien-Ragbakenkloster, in die Töchter Hamburger Bürger eingekauft werden können.

Die Sanitätsverwaltung steht unter dem Regimalkollegium als Zentralbehörde, die auch für das hygienische Institut, die ärztliche Beaufsichtigung des Hafens und der Schiffe, das Hermannsrankenhaus und das Institut für Schiffs- und Tropenhygiene zuständig ist. Die Krankenhäuser in St. Georg und Eppendorf unterstehen dem Krankenhauskollegium, das Hafenkrankenhause der Polizeibehörde. Auch mehrere große private Krankenhäuser befinden in H.: das Freimaurer-, das israelitische, das katholische Marienkrankenhaus, die Heilanstalt Bethesda u. a. m.

An Spartassen hat H. zwei unter staatlicher Aufsicht stehende. Die älteste und größte ist die Hamburger Sparkasse von 1827 mit 136,6 Mill. Mk. Einlagen, die zweite die Neue Sparkasse von 1864 mit 89,2 Mill. Mk. Einlagen am 30. Juni 1904. Mit verschiedenen Pensionsinstituten und Genossenschaften sind ebenfalls Spartassen verbunden. In Bergedorf, Ripsbüttel und den Vierlanden gibt es örtliche Spartassen.

[Städtische Einrichtungen.] H. hat zentrale Wasser- und Abwasser- und durch sandfiltriertes Elbwasser. Der Verbrauch ist durchschnittlich täglich etwa 162 Lit. auf den Kopf der Bevölkerung. Das Sielssystem zur Ableitung der Abwässer ist etwa 350 km lang. Die Röhren haben einen Durchmesser bis zu 3 m. Die Abwässer geben nach vorheriger Befestigung aller festen Bestandteile in die Elbe. Der Straßenumrat und der Abfall aus den Häusern wird in einer Verbrennungsanstalt beseitigt, deren Produkt zur Herstellung von Trottoirplatten benutzt wird. — Zur Straßenbeleuchtung wird Gasgaslicht und elektrisches Licht verwendet. Die Feuerwehr steht unter einem Branddirektor; es bestehen eine Hauptfeuerwache und neun Wachen in den verschiedenen Distrikten. H. hat einen Schlacht- und Viehhof, der mit einer Talghelmse und einem Kühlhause versehen ist.

Das Begräbniswesen steht unter der Friedhofsuprektion. Der Zentralfriedhof in Ohlsdorf, der älteste und bedeutendste aller städtischen Friedhöfe in Deutschland, ist die Schöpfung des Friedhofdirektors Cordes. Das Terrain ist 180 Hektar, eine abgetrennte jüdische Abteilung 6 Hektar groß. Jeder

Konfession oder Religionsgemeinschaft ist freie Ausübung ihrer Begräbniszeremonien gesichert. Die ältern kirchlichen Friedhöfe sind für Vererdigungen geschlossen, das auf den St. Jakobi- und den Hammer Friedhof, wo noch Raum vorhanden ist. Ein Krematorium ist in der Nähe des Chlodowig Friedhofs errichtet (s. Tafel »Leichenverbrennung«); das Ende 1903 haben dort etwa 600 Einäscherungen stattgefunden.

[Verkehrsweisen.] Der Eisenbahnbetrieb in H. ist der Eisenbahndirektion Altona unterstellt. H. hat nur ein Eisenbahnverkehrsamt. Im Fernverkehr ist H. mit Berlin, mit Hannover—Frankfurt a. M., mit Bremen, mit Ruxhaven (Unterelbische Bahn), mit Lübeck (Privatbahn), ferner über Altona mit Kiel sowie mit Kattenkirchen (Privatbahn) durch besondere Bahnlinsen verbunden. Die ganzen Eisenbahnanlagen mit den Bahnhöfen sind im Umbau begriffen, der 1906 beendet sein soll. Die Strecke von Altona bis zur Alster mit den neuen Bahnhöfen Sternschanze und Dammtor ist bereits fertig und im Betrieb. Der alte Berliner Bahnhof ist abgerissen, ein provisorischer Bahnhof an der Lippeltstraße ist für den Lokalverkehr an seine Stelle getreten. Die Schnellzüge nach Berlin gehen über den Klostertorbahnhof, der ebenfalls fertig wird, sobald der Zentralbahnhof (Tafel I) zwischen Ernst Werthebraun- und Seintorbrücke fertig ist. Auch der Lübecker Bahnhof wird in den Zentralbahnhof verlegt, und der Hannoversche bleibt nur für den Lokalverkehr bestehen. Eine Zweigbahn nach dem Chlodowig Friedhof und eine Güterumgebungsbahn sollen gebaut werden. Auch eine elektrische Stadt- und Vorortbahn steht in Aussicht. Die Straßenbahn wird von zwei Gesellschaften, der Hamburger Straßenbahn-Gesellschaft und der Hamburg-Altonaer Zentralbahn-Gesellschaft, betrieben. H. war die erste deutsche Stadt, die elektrischen Straßenbahnverkehr einführt. 1903 wurden 142,440,000 Personen befördert. Das Droschkewesen ist polizeilich reglementiert. Auf der Alster verkehren nach allen Richtungen etwa 30 Personendampfer. Das Fährwesen auf der Elbe wird von der Hafen-Dampfschiffahrts-Gesellschaft betrieben. Auch Ruderjollen dienen dem Verkehr im Hafen zu dem nicht an Kais, sondern im Strom liegenden Schiffen. Der Lokaldampferverkehr auf der Ober- und Unterelbe ist sehr umfangreich. Der Postverkehr im Bezirk der Oberpostdirektion H. steht an Stärke nur hinter Berlin zurück, indem jährlich 143,6 aufgebundene Postsendungen (gegen 73,7 im Reich) auf den Bewohner entfallen. Den Fernsprechverkehr vermitteln ein Hauptamt am Altenwall und mehrere Nebenämter. Ein neues Zentral-Fernsprechamt ist im Bau. Die Zahl der Nebenpostämter ist 21.

Über Verfassung, Verwaltung, Rechtspflege, Kirchenwesen s. f. oben, S. 678 ff.

Geschichte.

H. ist wahrscheinlich aus einer von Karl d. Gr. um 808 auf der Anhöhe zwischen Elbe und Alster gegen die Slawen errichteten Befestigung entstanden, die nach der umliegenden Wobung (Hamm) Hamaburg hieß; früher mag hier wohl ein sächsischer Opferplatz gewesen sein, an dessen Stelle Karl 811 eine Kirche gründete. Diese wurde fortan der Ausgangspunkt für die Christianisierung und Kultivierung auch der weiten Umgebung; Nordalbingien und Jütland, die dänischen Inseln und selbst Schweden und Norwegen wurden von H. aus der christlich-germanischen Kultur gewonnen. 831 wurde H. zum Bistum, 834 zum Erzbistum erhoben, das dem heiligen Ansgar (s. d.) verliehen wurde. Nachdem die Stadt, die Dom-

kirche und das von Ansgar gegründete Kloster 845 von den dänischen Normannen unter König Horik eingeäschert worden waren, wurde 847 das Erzbistum H. mit dem Bistum Bremen vereinigt, und der Sitz desselben nach Bremen verlegt; das bedeutete in gewissem Sinn ein Zurückweichen der Kulturarbeit nach Westen. Wieder aufgebaut, wurde die Stadt bis zu den Zeiten Heinrich I. noch mehrmals von Verwüstungszügen der Dänen und Slawen heimgesucht. Bei der Erhebung der Slawen nach Otto II. Tode (983) fiel sie wieder in deren Gewalt und wurde ihnen erst 987 wieder abgenommen. Erzbischof Unwan (1013—29) gründete an Stelle des Klosters ein Domkapitel, und Albrecht (Bezling, 1035—43) erbaute 1037 den Dom aus Quabern und einen Palast an der Elbe (die Bisduburg), die 1072 von den Slawen zerstört wurde. Mit Holstein erwarb Graf Adolf I. von Schauenburg 1110 H.; unter ihm wurde der Dom erneuert. Graf Adolf III. gründete 1188 neben der bisherigen Altstadt (Petrikirchspiel) die Neustadt (Hilfskirchspiel) und wirkte H. gegen eine bedeutende Gehunterstützung zu einem Kreuzzug bei dem Kaiser 7. Mai 1189 wesentliche Freiheiten aus, namentlich das Weichbildrecht, eigne Gerichtsbarkeit, Zollfreiheit und das Recht der Fischerei auf der Elbe bis zum Meere. Die Regierung der Stadt lag seit 1190 in der Hand eines Rates. Mit den anderen Häupte der Hanse, der Kaufmännischen Organisationen entsprechend, hatten sich bereits gebildet. Nachdem sich die Stadt 1201 Waldeemar von Schleswig nach dessen Sieg über den Grafen von Holstein ergeben, stand sie unter der Herrschaft des dänischen Statthalters. 1223 erfolgte die endgültige Verlegung des erzbischöflichen Sitzes nach Bremen, doch behielt H. sein Domkapitel. Nach der Gefangennahme König Waldeemars durch Heinrich von Schwerin 1223 geriet H. 1225 wieder in die Gewalt der Grafen von Schauenburg, die sich nun immer mehr in H. festsetzten und 1231 oberhalb der Stadt ein beseligtes Schloss anlegten.

Rach 1300 zählte H. die für eine damalige Stadt stattliche Zahl von 7000 Einwohnern, und neben Viehzucht und Fischerei mehrte sich allmählich die Handelstätigkeit. 1241 schloß es mit Lübeck einen Vertrag (vgl. Hanse), wonach keine Stadt den aus der andern Verwiesenen Schutz gewähren durfte und beide sich zur Vertilgung der Rauber und Friedensbrecher vereinigten, und dieser Vertrag wurde 1255 zu einem Schutz- und Trugbündnis sowie zu einer Vereinbarung über eine gemeinsame Münze erweitert; 1259 wurde auch mit Bremen ein freundschaftliches Verhältnis angeknüpft. 1270 gaben sich die Bürger eine neue Stadtverfassung. Zwar stand noch immer an der Spitze der Stadt der schauenburgische Bogt; aber 1292 erhielt sie volle Selbstständigkeit in innern Angelegenheiten und vergütete bald durch den Ankauf Eppendorfs, des Billwärders und des Amtes Nigebüttel ihr Gebiet. Bereits 1302 verjagten die Grafen auch auf jede Forderung in der Stadt. Wiederholt mußte die Stadt zur Sicherung ihrer Schifffahrt Seeräuber belagern; der berüchtigte Klaus Störtebeker (s. d.) wurde 1401 gefangen genommen, die ostfriesischen Häuptlinge, welche die Elbe blockierten, wurden 1402 auf der Sandbank bei Velsogland völlig geschlagen. 1420 eroberte H. im Verein mit Lübeck die Vierlande. Im Innern erlarkten auch in H. die in Künften oder Innern organisierten Handwerker und erhoben sich gegen die patrisiischen Großkaufleute, die bis dahin allein im Rat vertreten waren; sie erzwangen 1410 die Einsetzung der Acht-

undvierziger und den zwischen diesen Vertretern der Bürgerschaft und dem Senat abgeschlossenen sogenannten Kezeß; doch stellte erst ein neuer Kezeß von 1458 die Ruhe vorläufig her, bis 1483 ein Röttcher, Heinrich von La, einen Aufruf erregte, der wieder durch einen Kezeß beendet wurde. Nachdem H. 1461 dem Erben der Schauenburger, König Christian I. von Dänemark, gehuldigt, wurde es 1510 von Maximilian I. zur Reichsstadt erklärt, was nach langen Verhandlungen 1618 auch durch das Reichskammergericht anerkannt wurde.

Die Reformation fand schon 1521 Eingang; nachdem Bugenhagen Kirchen- und Schulwesen geordnet hatte, ward durch den langen Kezeß vom 19. Febr. 1529 die Reformation endgültig eingeführt, eine Kirchenordnung erlassen und dem Rat mit den drei Kassen der Oberalten, der Achtundvierziger (seit 1685 Sechziger) und der Hundertvierundvierziger (seit 1685 Hundertundachtziger) das Regiment der Stadt übertragen. Die gemeine Bürgerschaft zerfiel in die erbgewesene Bürgerschaft (Grundbesitzer) und die Alerleute (Werkmeister der Ämter). 1536 trat H. dem Schmalkaldischen Bunde bei, mußte aber 1547 nach Besiegung des Bundes 60,000 Gulden zahlen und Abbitte tun. Während die religiöse Unthätigkeit die Mennoniten und andre festsitzende Bräutereien aus H. vertrieb, die nun auf holländischem Boden Altona gründeten, flüchteten in der zweiten Hälfte des 16. und im Anfang des 17. Jahrh. zahlreiche Niederländer, besonders aus Antwerpen, und Juden aus Spanien und Portugal nach H. und brachten nebst Geldmitteln wertvolle Handelsverbindungen und Übung im Geld- und Wechselgeschäfte mit. In Antwerpen hatten aber auch die englischen sogenannten Merchant Adventurers ihren Stapel gehabt; auch sie verlegten ihn 1567 nach H., wo bald eine englische Kolonie entstand, die den Handel außerordentlich belebte. Bis zur Zeit der Kontinentalperre und darüber hinaus hat in H. der englische Einfluß vorherrschend, und manche Einrichtung des Verkehrslebens ist englischen Vorbildern nachgebildet oder wenigstens davon beeinflusst worden. Schon 1603 erhielt H. ein Wechselrecht. Mit Innerdeutsches, namentlich mit Lüneburg, Braunschweig, Leipzig und Breslau, stand H. seit Ende des 16. Jahrh. in regelmäßigem Postverkehr, 1615 zog die Turn und Taxische Post ein, und bald legten alle Nachbarstaaten in H. Posten an; auch ward 1615 die Neustadt mit in die Umwallung der Stadt gezogen und 1619 die Bank gegründet. Obwohl H. während des Dreißigjährigen Krieges direct nicht zu leiden hatte, wurde sein Handel durch die Verödung seines deutschen Hinterlandes doch schwer geschädigt und ging teilweise an die Holländer über. Die gedrückte Lage vieler Bürger veranlaßte eine Auflehnung gegen den Rat, der die Staatslasten nicht verminderte; zwei Häupter der Bürgerschaft, Schnüger und Jaßtram, suchten die Dänemark Hilfe, und die Dänen erschienen 1685 vor der Stadt, die Erdbulldigung verlangend. Sie wurden juridischgewiesen und Schnüger und Jaßtram hingerichtet. Infolge der Untriede der calvinistischen Geistlichkeit brach 1683 ein offener Aufruhr aus, in dem die mehrere Klasse (Magerianer nach ihrem Führer Mager, Hauptfarrer zu St. Jakobi, genannt) den Sieg davontrug. Doch eine kaiserliche Kommission vertrieb Mager aus der Stadt und brachte 1689 einen neuen Kezeß zustande; aber die Magerianer trafen ihren Anführer juridisch und setzten 1708 den Rat ab. Durch Eingreifen kaiserlicher Kommissare kam endlich der große Haupt-

kezeß von 1712 zustande, der ein dauerndes Einverständnis zwischen Rat und Bürgerschaft bewirkte. Friedrich IV. von Dänemark hatte die günstige Gelegenheit für sich benutzen wollen und war 1712 vor die Stadt gerückt, ließ sich jedoch mit 246,000 Reichsthalern abfinden.

Der Handel blühte nun von neuem auf; besonders erlangte der Getreidehandel während des Siebenjährigen Krieges große Bedeutung. Aber die Nachwehen des Krieges (der Friede zwischen Preußen und Schweden wurde 22. Mai 1762 zu H. abgeschlossen) und die Spekulationswut führten dazu, daß 1763 fast 100 der angesehensten Häuser Bankrott machten. Der Gottorpsche Vertrag von 1768 sicherte endlich Hamburgs Unabhängigkeit für immer gegen dänische Angriffe, und 1770 erhielt die Stadt auch Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Vexantern Partei brachte H. der nordamerikanischen Befreiungskrieg, insofern während desselben die kriegführenden Mächte allen neutralen Schiffen die freie Fahrt nach ihren Kolonien erlaubten. Infolge der französischen Revolution wurde H. von Emigranten überfluthet, die viel Geld mitbrachten und auf die Verfeinerung der äußeren Sitten einwirkten. Die Eroberung Hollands durch die Franzosen (1795) brachte schließlich fast den ganzen holländischen Handel nach H. Durch den Reichsdeputationshauptschuß von 1803 erhielt die Stadt das Domgebiet; der Dorn wurde abgedrosen. Nachdem die Stadt 1801 vorübergehend von den Dänen besetzt worden, rückten 1806 die Franzosen erst in das Amt Albedüffel, 19. Nov. auch in H. selbst ein, worauf die Engländer die Elbe blockierten. Hierdurch und durch die Kontinentalperre wurde Hamburgs Schifffahrt und Handel stark geschädigt; nur durch einen genial betriebenen Schmuggel war die Einfuhr englischer Kolonialwaren noch möglich. Um den Handel ganz zu debarricadieren, vertrieb Napoleon H. mit Nordwestdeutschland 13. Dec. 1810 dem französischen Kaiserreich ein, machte es zur Hauptstadt des Departements der Elbmündung und erklärte es für eine der *bonnes villes* de l'Empire. Als 1813 die Franzosen 12. März die Stadt räumten und der russische General Tschernoborn 18. März einzog, wurde er mit Begeisterung empfangen, aber von dem bedächtigen Senat so wenig unterstützt, daß er sie Ende Mai wieder räumte. Davout, der am 30. Mai H. wieder besetzte, behandelte die Stadt als Rebellin, legte ihr 48 Mill. Rthl. Kontribution auf und konfiszierte, da sie nicht bezahlt werden konnten, alle Kassen sowie die Geldvorräte der Bank (7,5 Mill.); die angesehensten Bürger wurden verbannt oder verhaftet, die Befestigungen erneuert und erweitert, wobei die Einwohner selbst mitarbeiten mußten, und bei Beginn des Winters 20,000 ärmere Bewohner aus der Stadt getrieben. Die lange, hartnäckige Belagerung Davouts gegen die Verbündeten unter Bernadotte legte der Bürgerschaft noch schwere Leiden auf. Erst im Mai 1814 übergab Davout die Stadt, deren Verluste 1813, die geraubten Bankgelder ungerchnet, auf 57 Mill. und von 1806—14 insgesamt auf 140 Mill. geschätzt wurden. Die halbe Million Arant Renten, welche die französische Regierung 1818 H. überließ, bildete nur eine geringe Entschädigung; die Einwohnerzahl war von 100,000 auf 65,000 gesunken.

Durch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 trat H. als souveräner Staat dem Deutschen Bunde bei und bildete mit Bremen, Lübeck und Frankfurt a. M. die Kurie der Freien Städte. In der langen Friedenszeit hoben sich Schifffahrt und Handel, noch immer

durch die Zollverhältnisse in Deutschland vielfach gehemmt, langsam. Einen schweren Schlag erhielt der wachsende Wohlstand durch die furchtbare Feuersbrunst, die 5.—8. Mai 1842 in 75 Straßen 4219 Gebäude, darunter 3 Kirchen und mehrere andre öffentliche Gebäude, in Asche legte und 20,000 Menschen obdachlos machte; der Gesamtverlust betrug sich auf 40 Mill. M. Banco. Nicht bloß aus Deutschland, sondern auch aus fernem Belukien trafen großartige Unterstützungen, im ganzen 2½ Mill. M., ein, und durch eine Staatsanleihe von 34 Mill. M. Banco ward der sofortige Wiederaufbau der Stadt ermöglicht. Die Maßregeln der zur Leitung desselben eingesetzten Rats- und Bürgerdeputation verstärkten den Eifer nach einer gründlichen Reform der Staatsverwaltung; doch konnte die hierzu eingeleitete Deputation dem Senat zu ausreichenden Zugeständnissen nicht bewegen. Nach der Februarrevolution von 1848 kam es daher auch in H. 3. März, 27. Mai und 9. Juni zu Unruhen, und es bildeten sich mehrere demokratische Vereine, die am 7. Sept. den Senat zur Berufung einer konstituierenden Versammlung nötigten. Durch allgemeines Stimmrecht gewählt, trat 14. Dez. 1848 diese Konstituante, 192 Mitglieder stark, zusammen und begann im Februar 1849 die Beratung des schweizerischen und amerikanischen Modells nachgebildeten Verfassungsentwurfs, der demgemäß eine demokratische Gestalt erhielt. Hiergegen erklärten sich der Senat und die bisherige ergebene Bürgerchaft und fordernten, als die Konstituante 11. Juli die neue Verfassung dennoch annahm, ihre Revision. Die Konstituante lehnte sie ab, verlagte sich aber 31. Aug. und wurde im Juni 1850 aufgelöst. Die demokratische Partei hatte zwar die Reichsverfassung von 1849 anerkannt, erklärte sich indes gegen die kreuzische Union, für die Senat und Bürgerchaft entschieden eintraten. Die Haltung der Demokratie schwächte ihren Einfluß, und so konnten Senat und Bürgerchaft 27. Sept. 1849 eine Kommission, den Neunerausschuß, einsetzen, der den Verfassungsentwurf der Konstituante umarbeitete, die Lebenslänglichkeiten des Senats, die Teilung der Gewalt zwischen diesem und der Bürgerchaft festsetzte und die Umwandlung der letztern in eine Volksvertretung bestimmte. Im Mai 1850 wurde der revidierte Entwurf von den Sechzigern, den Hundertschätzigern und 23. Mai auch von der Bürgerchaft zwar genehmigt, doch erst nach langem Streit und wiederholter Umarbeitung des Verfassungsentwurfs wurde er 1859 von den bis dahin widerstrebenden Oberalten und von der Bürgerchaft anerkannt. Die aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangene neue Bürgerchaft stimmte 28. Sept. 1860 der neuen Verfassung zu, worauf sie 1. Jan. 1861 in Kraft trat (s. oben).

In der deutschen Krisis von 1866 nahm der Senat trotz der geringen Sympathien, die Preußen bei der demokratischen Bürgerchaft genoss, rasch für Preußen Partei, erklärte schon 29. Juni seinen Austritt aus dem Deutschen Bund und ließ sein Kontingent zur preussischen Mainarmee stoßen. Er trat darauf als Freistaat in den Norddeutschen Bund ein und schloß 23. Juli 1867 mit Preußen eine Militärkonvention. Es blieb mit einem Teil seines Gebietes (außer den Vierlanden mit Bergedorf, das nach einem Vertrag mit Lübeck 1. Jan. 1868 in den Alleinbesitz von H. überging) Freihafen und zahlte ein Zollverm. Als 1879 die neue Zoll- und Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches einsetzte, wurde nicht nur die Aufforderung des Reichskanzlers, in den Zollverein

einzutreten, sondern auch der Eintritt in Verhandlungen darüber abgelehnt. Nachdem aber 19. Mai 1880 Altona in den Zollverein aufgenommen und 14. Juni die Zollgrenze von Bergedorf vor die Elbmündung verlegt worden war, ließ sich der Hamburger Senat 28. März in Verhandlungen mit der Reichsregierung ein und schloß mit dieser 25. Mai 1881 einen Vertrag, demzufolge H. 1888 in den Zollverein eintreten, aber ein Freihafengebiet behalten und für die Kosten der neuen Hafen- und Speicheranlagen einen Beitrag von 40 Mill. vom Reich erhalten solle. Diesen Vertrag genehmigte die Bürgerchaft 15. Juni 1881. Nach den Plänen zu den neuen Hafen- und Speicheranlagen war der in das Freihafengebiet mit einbezogene Grahe Grasbrook in der Altstadt mit mehr als 500 alten Häusern zunächst abzugeben. Alsdann konnte 1884 mit dem Bau der Hafencarree, Kais und Speicher begonnen werden. Schon 15. Okt. 1888 wurde der Anschluß vollzogen und 17. Okt. der freie Verkehr eröffnet. Die Gesamtkosten der fortwährend erweiterten Anlagen belaufen sich zurzeit auf mehr als 200 Mill. M. Dazu wurde 1890 noch die Anlage eines großen Kai- und Winterhafens in Ruzhagen (Kosten 7,6 Mill. M.) beschlossen. Wenige Monate nach dem 50jährigen Gedenktage des großen Brandes brach 16. Aug. 1892 die Cholera in H. aus und verbreitete sich bald über die ganze Stadt, soweit die Wasserleitung reichte, die damals noch mit unfiltrirtem Elbwasser gespeist wurde. Insgesamt erkrankten 16,956 Personen an der Cholera, von denen 8605 starben. Handel und Verkehr erlitten schwere Einbußen, und die Bekämpfung der Seuche selbst erforderte bedeutende Opfer; doch erlief sich Ende Oktober. Die durch ihr heftiges Auftreten hervorgerufene Aufregung hatte eine Reihe von sanitären Reformen zur Folge; am wichtigsten war die Vollenzung der Sanifitationsanlagen der Bakterien (im Mai 1893) sowie die Abänderung des Baupolizeigesetzes.

[Literatur.] Reddermeier, Topographie der Freien und Hansestadt H. (Hamb. 1832) und Zur Statistik und Topographie der Freien Stadt H. (Haf. 1847, 2 Hefte); Wichmann, Heimatskunde von H. (Haf. 1863); Waedchen, Historische Topographie der Freien und Hansestadt H. (Haf. 1840) und im Anschluß daran: Kellner, Historische Topographie von 1880—1895 (Haf. 1895); die Veröffentlichungen des Statistischen Amtes: »Statistik des Hamburgischen Staates« (1867—1904, Hef. 1—21); »H. die Stadt, Bororte, Gemeinden u. des Hamburgischen Staats, topographisch und historisch dargestellt« (1876); »Hamburgs Handel und Schifffahrt« (vom Handelsstatistischen Bureau, 1847—1903); die Berichte und »Statistischen Auszüge« der Handelskammer (alljährlich); »H., historisch-topographische und baugeographische Mittheilungen« (Hamb. 1868); »H. in naturhistorischer und medicinischer Beziehung« (Haf. 1901); »Hamburgs Handel und Verkehr. Unfiltriertes Exporthandbuch der Börse« (5. Ausg. 1901—03, Haf. 1901); Schindler, H. und sein Ortsverkehr (Berl. 1902); »Jahrbuch der Hamburger wissenschaftlichen Anstalten« (bisher 20 Jahrgänge); »H. und seine Bauten« (Hrsg. vom Architekten- und Ingenieurverein, Hamb. 1890); v. Melle, Das Hamburgische Staatsrecht (Haf. 1891); Wulff, Hamburgische Gesetze und Verordnungen (Haf. 1889—96, 3 Bde.); »Hamburgischer Staatskalender« (amtlich); Lokalführer durch H. und Umgebungen von H. Venrath (20. Aufl., Berl. 1904).

Zur Geschichte: »Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte« (1841 ff.) und die »Mitteilungen dieses Vereins« (1878 ff.); Dehio, Geschichte des Erzbistums H.-Brünen (Berl. 1876, 2 Bde.); Lappenberg, Hamburgs Urkundenbuch (Hamb. 1842, Bd. 1), Hamburgische Chroniken (1861), Vom Tragischer hamburgische Chronik (1865), Briefsammlung des hamburgischen Superintendenten Joachim Weichthal 1530—1575 (Hrsg. von Sillen 1900—03, 2 Bde.); Koppmann, Kammereinzelmünzen der Stadt H. (1869—94, 7 Bde.), Kleine Beiträge zur Geschichte der Stadt H. (1867—68) und Aus Hamburgs Vergangenheit (1885); Gallois, Geschichte der Stadt H. (1853—56, 3 Bde.) und Hamburgische Chronik (1861 bis 1865, 5 Bde.); Wandschneider, Geschichte der Freien und Hansestadt H. (1885) und H. unter dem Druck der Franzosen 1806—1814 (1864); Marianne Freil, Erinnerungen aus der Franzosenzeit in H. 1806—1814 (4. Aufl. 1902); Fleischer, Die politische Stellung Hamburgs 1618—1626 (Programm, 1883); Sillen, Die Einführung der Reformation in H. (Halle 1886); Widmann, Hamburgische Geschichte in Darstellungen aus alter und neuer Zeit (1889); Siggrath, H. und die Kontinentalperle (Programm, 1900); Faulwasser, Der große Brand und der Wiederaufbau von H. (1892); »Die Cholera in H.« (1893, 3 Teile); Wolter, Das Auftreten der Cholera in H. 1831—1893 (Münd. 1898); Wohlwill, Aus drei Jahrhunderten der hamburgischen Geschichte (Hamb. 1897); Gaedechens, Das hamburgische Militär bis zum Jahre 1811 (1889); Rayer, Geschichte des hamburgischen Kontingents 1814—1867 (Berl. 1874); Uhde, Das Stadttheater in H. 1827 bis 1877 (Stuttg. 1879); Sittard, Geschichte des Musik- und Konzertwesens in H. (Altona 1889); See, Die geschichtliche Entwicklung der hamburgischen Bürgerchaft (Hamb. 1900); »H. an der Jahrhundertwende 1800« (1901); Wohlwill, Die hamburgischen Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann (1903).

Hamburg-Amerika-Linie ist der seit einer Reihe von Jahren gebräuchliche abgekürzte Name der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft (s. unten).

Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, s. die Textbeilage zum Artikel »Dampfschiffahrt«; vgl. S. 690.

Hamburger Bankfuss, Rechnungsmünzfuß der früheren Hamburger Girobank: 27 $\frac{1}{2}$ Bankmark auf eine Mark Feinsilber.

Hamburger Berg, Landstädtchen im brasil. Staat Rio Grande do Sul an der Bahnlinie Porto Alegre-Laguarda de Rundo novo, ist Mittelpunkt der alten deutschen Kolonienzone, die namentlich Ramiol, Bohlen und Reis produziert.

Hamburgerblau, s. wie Bremerblau; s. auch Berlinerblau.

Hamburger Hallig, eine der Halligen (s. d.).

Hamburger Hühner, s. Huhn.

Hamburgern, s. Eis Hoch und Kegelspiel.

Hamburger Nachrichten, täglich zweimal in Hamburg erscheinende politische Zeitung, die 1792 gegründet worden ist. Sie bewegt sich in den Bahnen eines gemäßigten Liberalismus und hat seit 1890 auch über Hamburg hinaus dadurch Bedeutung gewonnen, daß Fürst Bismarck von seinem Rücktritt bis zu seinem Tode durch sie seine Anschauungen über die politischen Tagesereignisse mitteilen ließ. Seitdem haben sie auch ferner die Bismarcksche Politik

vertreten. Chefredakteur ist Hermann Hartmeyer; Verlag: Hermanns Erben in Hamburg.

Hamburger Norm, Norm zur Berechnung des Honorars für Architekten und Ingenieure, die der Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine auf seiner Versammlung in Hamburg 1868 zum erstenmal festgelegt hat. 1901 hat die jetzt in ganz Deutschland gebräuchliche Norm ihre letztmalige Aenderung erfahren u. d. T.: Uebereinordnung der Architekten und Ingenieure, aufgestellt vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, Verband deutscher Zentralvereine, Industrieller, Verband deutscher Elektrotechniker, Deutscher Verein von Gas- und Wasserfachmännern, Verein deutscher Ingenieure, Verein deutscher Maschineningenieure (Berl. 1901).

Hamburger Pflaster, s. Kleinpflaster.

Hamburgetweiss, weniger gute Sorte Bleiweiß. **Hamburgische Bausewerls-Berufsgenossenschaft**, s. Bausewerls-Berufsgenossenschaft.

Hamburgische Börsenhalle, in Hamburg zweimal täglich erscheinende Zeitung für Börsen-, Handels- und Verkehrsinteressen, die 1805 von Gerhard v. Hopttrupp (1771—1851) gegründet wurde, der schon zwei Jahre vorher unter dem Namen »Börsenhalle« ein dem Börsenverkehr und dem für kaufmännische Zwecke bestimmten Nachrichtendienst gewidmetes Institut errichtet hatte. Nachdem Hamburg 1810 in Frankreich einberichtet worden war, mußte sie ihr Erscheinen bis 1813 einstellen. Dann wurde sie bis 1819 zweimal wöchentlich ausgegeben und erschien von da ab sechsomal wöchentlich. 1869 ging die Zeitung nebst der »Börsenhalle« an die zur Erweiterung der beiden Unternehmungen gegründete Aktiengesellschaft »Neue Börsenhalle« über, der auch der »Hamburgische Korrespondent« (s. d.) gehört. Chefredakteur ist W. E. Subr.

Hamburgischer Korrespondent, die älteste politische Zeitung Hamburgs, die jetzt dreimal täglich erscheint. Ihre Anfänge reichen in das Jahr 1710 oder 1711 zurück, wo ein Buchdrucker Holle in Schiffsbeck bei Hamburg zweimal wöchentlich eine Zeitung u. d. T. »Schiffsbecker Poethorn« herausgab, die später »Wiso« und von 1721—31 »Staats- und Gelehrte« Zeitungen des hollsteinischen unparteiischen Korrespondenten hieß. Nachdem sie in den Besitz des Buchdruckers Georg Christian Grund in Hamburg übergegangen, wurde sie »Staats- und Gelehrte« Zeitung des Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten genannt. Da sie einen für damalige Zeiten sehr gut organisierten Nachrichtendienst besaß, war sie zu Beginn des 19. Jahrh. das am meisten geleseene Blatt in deutscher Sprache. 1806 hatte sie eine Auflage von 30,000 Exemplaren. Während der französischen Herrschaft in Hamburg erschien sie mit französischem und deutschem Text u. d. T. »Journal du département des Bouches de l'Elbe« oder »Staats- und Gelehrtenzeitung des Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten«. Seit 1830 erschien sie täglich, und 1852 wurde sie Amtsblatt für Hamburg. 1869 ward sie Eigentum der Aktiengesellschaft »Neue Börsenhalle«. Sie vertritt eine deutsch-nationale Richtung und spiegelt daneben auch die Anschauungen der jeweilig maßgebenden Faktoren der Reichsregierung wider. Chefredakteur ist Hermann Diez.

Hambuten, s. wie Hageduten.

Hamdaniden, arab. Dynastie, die von Hamdan den Hamdan begründet, sich unter dessen Enkel Haisan 934 vom Kalifat unabhängig machte und bis 978

in Mesopotamien, bis 1008 in Nordsyrien (Haleb) herrschte.

Hamden, Stadt im nordamerikan. Staat Connecticut, Grafschaft Newhaven, mit Fabriken und 19000 4626 Einn.

Hambî Bei, Osman, türk. Staatsmann, Kunstgelehrter und Maler, geb. 1842 in Konstantinopel, studierte 1857 in Paris die Rechte und die Kunst. Sein Gelehrter, war er 1868—70 Gouverneur des Vilajets Bagdad, wurde dann in mehreren hohen Beamtenstellungen verwendet und 1882 zum Direktor der kaiserlichen Museen in Konstantinopel ernannt. Er sammelte alle auf türkischem Boden gefundenen Altertümer und machte sie dem Studium fremder Gelehrten zugänglich. Für die in Sidon gefundenen griechischen Sarkophage (s. Tafel »Grabmäler«, Fig. 6) ließ er 1892 einen eignen Bau im äußern Hof des alten Serails aufführen. 1882 errichtete er auch eine türkische Kunstschule in Konstantinopel, die nach europäischem Muster (ohne Rücksicht auf die Sagenungen des Karans) organisiert ist. Als Maler bewährte er sich in Architekturstudien mit Figuren aus dem orientalischen Leben, die in der Art Gérômes behandelt sind. Mit Th. Reinach gab er heraus: »La Necropole royale de Sidon« (Par. 1892—96). Seit 1888 ist H. auch Beamter der türkischen Staatsschuldenverwaltung.

Hamel (fr. amél), 1) Ernest, franz. Historiker, geb. 9 Juli 1826 in Paris, gest. daselbst 6. Jan. 1898, rief sich dort als Advokat nieder, widmete sich aber bald der Literatur und geschichtlichen Studien. Seit 1878 war er Mitglied des Municipalrats von Paris. Extrem radikalen Ansichten huldigend, suchte er auch in seinen Werken diese und ihre früheren Vertreter zu verherrlichen und nahm es dabei mit der geschichtlichen Wahrheit nicht genau. Er schrieb: »Les principes de 1789« (1858); »Histoire de Saint-Just« (1858—59, 2 Bde.), welches Werk konfiszirt wurde; »Marie la Sanglante« (1861, 2 Bde.); »Histoire de Robespierre« (1865—67, 3 Bde.; 2. Aufl. 1878); »Histoire de France depuis la Révolution jusqu'à la chute du second Empire« (1870—91, 7 Serien in 11 Bbn., bis 1870 reichend, teilweise in 2. Aufl.); »Histoire des deux conspirations du général Malet« (neue Ausg. 1878); »Thermidor« (1891, 2. Aufl. 1897) u. a.

2) Anton van, Romanist, geb. 17. Jan. 1842 in Haarlem, studierte protestantische Theologie und wurde Pfarrer der wollanischen Gemeinde in Leeuwarden, dann in Rotterdam. Von 1880—84 legte er sich in Paris und Berlin auf die romanische, speziell französische Philologie und wurde 1884 ihr Vertreter an der Universität Groningen. Er hat außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften (besonders in »De Gids«) zwei vorzügliche Terzanabanden drucken lassen: »Li Romans de carité et Misericorde van Henclous de Rotiens« (Par. 1885, 2 Bde.) und »Les Lamentations de Mathéolus et le Livre de Leese« des Jehan de Treve (Bd. 1, das. 1892).

3) Gerard Anton van, Kriminalist, Zwillingbruder des vorigen, geb. 17. Jan. 1842 in Haarlem, promovierte in Leiden, war bis 1878 Staatsanwalt, dann Ministerialrat für Rechtsfachen im Kriegsministerium und bekleidete seit 1880 die Professur für Strafrecht an der Amsterdamer Hochschule. H. gehört mit Franz v. Liszt und Adalphe Prins zu den Hauptvertretern der neuern kriminologischen Richtung in der Strafrechtswissenschaft und begründete mit den beiden genannten Juristen im Sinne

dieser Richtung 1889 die Internationale kriminalistische Vereinigung. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben »Inleiding tot de studie van het Nederlandsche strafrecht« (Haag 1895, Teil 1). Der Behandlung der jugendlichen Verbrecher wandte er seine besondere Aufmerksamkeit zu und rief 1896 in Amsterdam die Gesellschaft Pro juvenitate ins Leben. H. war 1890 Begründer des niederländischen Juristenvereins. Er ist Mitherausgeber der »Tijdschrift voor strafrecht«.

Hamelin (fr. am'laag), Ferdinand Alphonse, franz. Admiral, geb. 2. Sept. 1796 in Pont l'Évêque (Calvados), gest. 16. Jan. 1864, trat schon 1807 in den Marinebienst, trieb 1827 als Befehlshaber einer Fregatte im Mittelmeer die algerischen Seeräuber zu Boden und nahm auch, nach einer Sendung in die Sübsee, 1830 an der Expedition gegen Algier mit Auszeichnung teil. 1844 ward er zum Kommandanten der französischen Station in der Sübsee ernannt. Im Krimkrieg leitete er als Vizeadmiral 23. April 1854 das Bombardement von Odessa, geriet zwar einen Teil der dahin geschickten russischen Handelsflotte, errang aber im übrigen wenige militärische Erfolge. Erheblichere Dienste leistete er bei der Überseeung der Armeen der Westmächte von Varna nach der Krim. Bei dem am 17. Okt. gegen Sebastopol eröffneten und von der Festung erwiderten fünfständigen furchtbaren Feuer der alliierten Flotte litt Hamelins Admiralschiff am meisten. Am 23. Dez. 1854 nach Frankreich zurückberufen, ward er zum Admiral und zum Senator ernannt, vom April 1855 bis 1860 war er Marineminister.

Hameln, Kreis- und ehemalige Hansestadt im preuss. Regbez. Hannover, am Einfluß der Hamel in die Weser, Knotenpunkt der Staatsbahnlinsen Hannover-Altenbeken, Braunschweig-Böhme und andrer Linien, 68 u. a. R., hat in zahlreichen Holz- und Steinbäumen, unter denen das giebelförmige Hochzeithaus (1616—17) und das sogen. Rattenfängerhaus (1602) hervorzuheben sind, noch einen altertümlichen Charakter. Die Stadt hat 3 evangelische und eine luth. Kirche und eine Synagoge. Die Weser, über die eine 238 m lange Brücke führt, bildet einen der besten Flusshafen. Die Einwohnerzahl beträgt (1900) mit der Garnison (2 Bataillone Infanterie Nr. 164) 18.965, davon 1526 Katholiken und 237 Juden. Die Industrie besteht in Papier-, Leber-, Teppich-, Chemischen- und Tabakfabrikation, auch hat H. eine Zuckerraffinerie, mechanische Webereien und Spinnereien, Eisengereiter, Schiffbau, Bierbrauerei, Handelmühlen, Schiffahrt und Ladefischer. Der Handel wird unterstützt durch eine Reichsbauanstalt. H. hat ein Gymnasium, Realprogymnasium, Realschule, eine Handels-, eine landwirtschaftliche Winterschule, Basenhau, Schifferschule und eine Kollerschule, Lechobrunnenschule und ist Sitz eines Amtsgerichts, einer Oberförsterei und einer Spezialkommission. In der Nähe die vielbesuchten Aussichtspunkte Rüdberg (234 m) mit Turm und Oberrberg. — H., früher Hamelaa, Hamelawe, verdankt seinen Urfprung dem im 9. Jahrh. errichteten St. Bonifatiuskloster. Der aus einer Weitere entspringende Ort gehörte zunächst dem Stift zu Fulda, dessen Abt 1259 H. an den Bischof von Minden verkaufte. Die Herren von Eberstein veräußerten um 1277 die Vogtei in H. an den Herzog von Braunschweig, wodurch die Stadt unter Braunschweigs Herrschaft kam. Seit 1540 fand die Reformation hier Eingang. Im Dreißigjährigen Kriege ward die Stadt 1626 von

Tilly eingenommen und erst 13. Juli 1633 nach dem Siege bei (Hessisch-) Eltendorf (8. Juli) die kaiserliche Befestigung durch Herzog Georg von Braunschweig-Einöding zum Abzug gezwungen. 1757 kam H. durch Kapitulation in die Hände der Franzosen, ward aber schon 1758 von diesen geräumt; 1766 ward jenseit der Weier das Georgestort angelegt. Infolge der Kapitulation der hannoverschen Armeen (1803) kam H. wieder in die Hände der Franzosen, von denen 1806 an Preußen, 8. Nov. d. J. aber durch Kapitulation an Jene zurück. Diefelden zerstörten die Festung, worauf H. an das Königreich Westfalen fiel. Seit 1814 wieder hannoversch, kam H. 1866 unter preussische Herrschaft. — Bemerkenswert ist die Sage vom Rattenfänger von H. Im Juni 1284 erschien nach der Tradition in H. ein Pfeifer, der sich erbot, gegen eine gewisse Summe alle Ratten aus der Stadt in die Weier zu treiben. Dies gelang ihm auch in der Tat mittels des Blases auf seiner Pfeife. Da man dem Mann hierauf seinen Lohn vorenthielt, lockte er am nächsten Sonntag (26. Juni) während des Gottesdienstes durch sein Pfeisen alle Kinder aus den Häusern in den geöffneten nahen Koppenberg. Nur zwei Kinder hatten sich verpircht, so doch sich der Berg bei ihrer Ankunft schon wieder geschlossen hatte. Et was später kam der Rattenfänger mit den Kindern in Siebenbürgen wieder zum Vorschein und gründete mit ihnen die Kolonie der siebenbürgischen Sachsen. Manche führen die Sage auf die Niederlage der Bürger von H. beim Dorf Seebünde 1259 und ihre Gefangenennahme durch den Bischof von Minden, andere auf einen Kinderkreuzzug zurück. Vielleicht hat nur ein mißgedeutetes Gloggenmalde in der Hamelner Marktkirche oder eine mißverständliche Inschrift an einem Denkmal auf dem Koppenberg Veranlassung dazu gegeben. Die Sage hat Julius Wolff als Epos, Viktor Kehler als Oper bearbeitet. Vgl. Sprenger, Geschichte der Stadt H. (Hamel 1861); E. Schmidt, Die Belagerung von H. und die Schlacht bei Hessisch-Eltendorf 1633 (Halle 1880); Arkundebusch des Stiftes und der Stadt H., Bd. 1 (Brieg. von Reinardus, Hannover 1887; Bd. 2 von Hint. 1893); Langloß, Geschichte der Stadt H. (Hamel 1888 ff.); Reinardus, Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage (Hannover 1882); Jostes, Der Rattenfänger von H. (Bonn 1895).

Hamen (Kieser), ein deutelsörmiges Ring in einem Ring, der an einem als Handhabe dienenden Stiel befestigt ist; vgl. Fischer, S. 616.

Hameritz, Käger (eigentlich Hommerich), bdn. Komponist, geb. 8. April 1843 in Kopenhagen, Schüler von Mathison-Hansen, Gade und Hagerberg, dafelbst und H. v. Bälows in Berlin, nahm 1864 ferns Wohnung in Paris, begleitete 1866 Verloz auf seiner Reise nach Wien, reiste 1869 in Italien, ging dann nach Amerika und war 1871–98 Direktor der Musikabteilung des Peabody-Instituts zu Baltimore. H. hat große Werke aller Art geschrieben (sinf. Symphonien, fünf nordische Suiten, große Chorwerke: »Jüdische Trilogie« und »Christliche Trilogie«, Solostücke für Cello und Orchester, mehrere Opern, von denen aber nur »La Vendetta« 1869 in Mailand aufgeführt wurde), zeigt aber in denselben eine auffällige Salmengung und keine Eigenart. 1890 wurde er vom König von Dänemark geadelt. Seit 1898 lebt er wieder in Kopenhagen.

Hameritz, f. Thomas a Kempis.

Hamerling, Robert, Dichter, geb. 24. März 1830 in Kirchberg am Wald in Niederösterreich, grif

13. Juli 1889 in Graz, war ein Sohn armer Eltern, die später nach Wien übersiedelten, absolvierte das Gymnasium dafelbst, wurde 1848 Mitglied der »akademischen Legion«, widmete sich dann philologischen, philosophischen und auch naturwissenschaftlichen Studien und wurde 1851 Hilfslehrer der klassischen Sprachen am akademischen Gymnasium in Wien, hierauf in Graz und 1855 Professor am Triester Gymnasium. Kränklichkeit und Mangel zum Leben veranlaßten ihn, im Herbst 1866 in den Ruhestand zu treten, was ihm durch seinen reich ausgeübten Dichterruhm erleichtert wurde. Er lebte seitdem in Graz den Museen, doch litt er schwer unter einem chronischen Kogenleiden, wovon ihn erst der Tod erlöste. H. trat zuerst als Lyriker vor die Öffentlichkeit: »Ein Sangestzug vom Strande der Adria« (Triest 1857); »Venus im Exil« (Graz 1858; 5. Aufl., Hamb. 1889); »Ein Schwanenlied der Konstantin« (Graz 1862; 5. Aufl., Hamb. 1889); die »Kantone« (Graz 1864; 5. Aufl., Hamb. 1890); die Sammlung »Sinnen und Winnen« (Graz 1860, in den folgenden Auflagen aufs Doppelte vermehrt; 7. Aufl., Hamb. 1886). In diesen fortwährenden Gedichten, von denen viele in Aufsätze gefügt wurden, erscheint H. vorwiegend als rhetorisch-jenimentaler Gedankenhyriker, von nationaler Begeisterung getrogen und von reicher Bildung erfüllt. Der große Erfolg gelang ihm jedoch erst mit dem epischen Gedicht in fünfbüchigen Jamben: »Häuser in Rom« (Wien 1866; 27. Aufl., Hamb. 1902; vgl. Bienenr., über R. Hamerlings »Häuser in Rom«, Progr., Arcus 1901), das, mit Kaiser Nero im Mittelpunkt der Handlung, das Altertum auf dem Durchgangspunkt zum Christentum in farbenprächtiger Schilderung darstellt. Bald darauf schrieb er sein zweites Epos: »Der König von Zion« (Hamb. 1869, 9. Aufl. 1889; Krochenausgabe mit Illustrationen von Köhler und Dietrich, das. 1890) in Hexametern, ein künstlerisch sein durchgebildetes Werk, das wie der »Häuser« in viele fremde Sprachen übersetzt wurde und als Hamerlings vollendete Leistung zu betrachten ist. Von epischen Dichtungen folgten später: »Anno und Eshede« mit Illustrationen von Thumann (Leipz. 1882, 11. Aufl. 1894) und das große gedankenreiche satirische Epos »Homunculus« (Hamb. 1888), worin H. mit mehr Geist und Einsicht als poetischer Kraft die Schäden der »feelenlosen« Zeit gezeigte. Auch als Dramatiker hat sich H., aber ohne Erfolg, versucht mit der Tragödie »Danton und Robespierre« (Hamb. 1871, 4. Aufl. 1877), dem Scherzspiel »Teut« (das. 1872) und dem Lustspiel »Lord Luzifer« (das. 1880). Der ebenfalls in mehrere Sprachen übersetzte Künstler- und Liebesroman aus Alt-Griechenland: »Aspasia« (Hamb. 1876, 3. Aufl. 1884), zeugt von bemerkswerten Kenntnissen, ist aber ermüdend; wenig bedeutend sind seine von H. v. Wolfsschmidt komponierte Romane »Die sieben Todsünden« (das. 1873, 6. Aufl. 1887) und die Novelle »Die Waldhängerin« (Leipz. 1880; 4. Aufl., Hamb. 1890). Als Übersetzer bemühte er sich durch eine Verdeutschung von Leopardis Gedichten (Hildburgh. 1865) und den »Euphorischen Früchten. Verse und Prosa aus dem modernen Italien« (Leiden 1884). Weißoll fand auch eine Blumenlese aus der neuern deutschen Lyrik: »Das Blumenjahr in Bild und Lied« (8. Aufl., Leipz. 1888). Einen zweiten Band lyrischer Gedichte hat er in den »Blättern im Winde« (Hamb. 1887), eine Sammlung seiner Skizzen, Gedichtblätter und Studien u. d. T. »Proia« (das. 1882, 2. Aufl.; neue Folge, das. 1891, 2. Aufl.).

Sein letztes von ihm selbst veröffentlichtes Werk war die Selbstbiographie »Stationen meiner Lebenspilgerschaft« (Hamb. 1889), die durch die Tagebuchblätter »Lehrjahre der Liebe« (Baf. 1890) ergänzt wurden. Nach Hamerlings Tod erschien sein philosophisches Lebenswerk: »Die Atomistik des Willens« (Hamb. 1890, 2 Bde.), das wesentlich gegen den Konismus und Pessimismus gerichtet ist, und »Letzte Grüße aus Stillinghaus. Pyrrhischer Nachlaß« (Baf. 1894). 1892 wurde ihm in seinem Geburtsort ein Standbild errichtet, 1900 ein solches (von Kundmann) im Stadtpark zu Graz. Hamerlings ausgewählte Werke erschienen in einer Volksausgabe, besorgt von Kadenheuer (Hamb. 1900, 4 Bde.; 2. Aufl. 1901), »Ungedruckte Briefe« (Wien 1897—1901, 4 Bde.). Vgl. Kieffner, Persönliche Erinnerungen an H. H. (Wien 1890); Wölfer, Meine Beziehungen zu H. H. (Berl. 1890); Gnab, Über H. Hamerlings Epik (Graz 1890); Knauer, Robert H. gegen den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns (Wien 1892). Am ausführlichsten handelt über ihn Kadenheuer in den Schriften: »H. Sein Leben und seine Werke« (Wd. 1, Hamb. 1896), »Die ersten poetischen Versuche Hamerlings« (Baf. 1896), »Hamerling« (Tresd. 1901) und »Verschollenes und Vergilbtes aus Hamerlings Wirken« (Programm, Triest 1901).

Hamersleben, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Kreis Tschernoblen, hat eine neue evangelische und eine kath. Kirche, ein ehemaliges Augustiner-Chorherrenstift (1804 aufgehoben), Zuckerrüben-, Braunkohlengruben und (1900) 2221 Einn.

Hamerton (fr. Hamerton), Philipp Gilbert, engl. Maler und Schriftsteller, geb. 10. Sept. 1834 zu Yarnfield in der Grafschaft Lancaster, gest. 4. Nov. 1894 in Boulogne-sur-Mer, widmete sich in London der Malerei, besonders der Landschaft, wohnte seit 1857 am Loch Awe in den schottischen Hochlanden, den er durch Berle und Stützen verherrlichte, siedelte aber 1861 nach Frankreich über, um erst in Sens, später in Mouton seinen Aufenthalt zu nehmen. Er hat sich als fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiet der Kunstgeschichte, des Romans und der Jugendschriften gezeigt. H. schrieb: »A painter's camp in the Highlands and thoughts about art« (1861); »Etcher's handbook« (1871, 3. Aufl. 1881); »The intellectual life« (1873); »Ronald my house: Life in France« (1876); »Modern Frenchmen«, fünf Biographien (1878); »The life of Turner« (1878, neue Ausg. 1895); »French and English, a comparison« (1889); »Man in art« (1892) u. a. Vgl. »Philipp Gilbert H., an autobiography 1834—1894« (Lond. 1896) und ein memoir by his wife 1858—1894. (Lond. 1896).

Hamersleben, ungar. Dorf, f. Homoród 2).

Hami (E hami), wichtiger Knotenpunkt der Karawanenstraßen in Ostturkistan am Süßfluß des Tien-schan, mit 3—10,000 Einn und chinesischer Garnison.

Hamifar (phöniz., »Gnade des [Gottes] Melkart«), Name mehrerer karthagischer Heerführer.

1) Befehlshaber der karthagischen Landtruppen auf Sizilien nach der Eroberung von Agrigent durch die Römer (262 v. Chr.) und als solcher wiederholt siegreich, wurde 256 nach der Schlacht am Berg Etna nach Afrika zurückberufen und hier mit Hasdrubal und Hasdrubal bei Abdr gefangen.

2) Sohn eines Hannibal, Vater des großen Hannibal, geriet durch den Beinamen Marfas (»Blühe«), erhielt, fast noch ein Jüngling, 247 v. Chr. den Oberbefehl über Flotte und Heer und nahm auf Sizilien eine ebenso fühne wie vortheilhafte Stellung auf dem

Berg Eirke (Monte Pellegrino) und dann in der Stadt Erag ein, von wo aus er fünf Jahre hindurch die Römer durch zahllose Überfälle ermüdete. Nach der Kriechlage der karthagischen Flotte bei den Agatiden Inseln vermittelte er einen für sein Vaterland verhältnismäßig günstigen Frieden und zog sich dann vom Oberbefehl zurück. Als Karthago aber durch die Enzperung der Soldtruppen in die äußerste Verdrängnis geriet, wurde H. von neuem an die Spitze des Heeres berufen, rettete den Staat durch Verhinderung der Aufwüthung (237) und zog nach Spanien über, um dort jenen Eroberungskrieg zu beginnen, der seinem Vaterland eine neue reiche Quelle von kriegerischen und finanziellen Hilfsmitteln eröffnete und dadurch die Erneuerung des Kampfes mit Rom ermöglichte. Binnen neun Jahren unterwarf er einen beträchtlichen Teil der Halbinsel. Sein Tod fiel in das Jahr 229.

Hamilton (Mount H., fr. Hamilton), Berg im kaliforn. Küstengebirge, südlich von San José, 1286 m hoch, mit der von Vid in San Francisco unter 700,000 Doll. Kostenaufwand errichteten, 1887 eröffneten und durch ihr Fernrohr von 17,4 m Länge und 91 cm Durchmesser berühmten Sternwarte (f. Tafel »Sternwarten«).

Hamilton (fr. Hamilton), 1) Stadt in Lanarkshire (Schottland), am Einfluß des Avon in den Clyde, 15 km südlich von Glasgow, mit lateinischer Schule, großen Kohlengruben in der Umgebung und (1901) 32,775 Einn. Dabei Hamilton Palace, Sitz des Herzogs von H. mit großem Park und Mausoleum. Südlich am linken Ufer des Avon liegt die Ruine Cadzow Castle. — 2) Stadt in der kanadischen Provinz Ontario, an der hoffartigen, leichten Burlingtonbai, am Westende des Ontariosees, durch Eisenbahn mit Toronto, Buffalo und Detroit verbunden, mit wesleyanischem Frauencollege, als kanadisches Birmingham mit großen Eisenbahnwerkstätten, umfangreicher Industrie in Maschinen, Eisen, Holzgeräth, Uhren, Galbdruck (Tweed), bedeutendem Handel und (1901) 52,634 Einn. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Butler im nordamerikan. Staat Ohio, am Miamifluß und Miami-Erieканал, mit starker Wasserkraft, Papier-, Leder-, Maschinen-, Tuch- und Wagnersfabriken und (1900) 23,914 Einn. — 4) Hauptstadt der brit. Kolonie Bermuda (f. d.), mit gutem Hafen und (1901) 2246 Einn. H. ist Sitz eines deutschen Konsuls. — 5) Stadt in dem britisch-austral. Staat Victoria, an der Bahn Ararat-Portland, hat eine deutsche Kirche, ein Hospital, Fleischfriererkanal und (1901) 4026 Einn. — 6) Stadt in dem britisch-austral. Staat New Südwales, an der Großen Nordbahn, nahe Newcastle, hat eine große Weisheitsfabrik, Brauerei und (1901) 6127 Einn.

Hamilton (fr. Hamilton), eins der ältesten und angesehensten schott. Geschlechter, dessen Ahnherr Sir Gilbert H. sich wahrscheinlich vor 1272 in Schottland niederließ. Die namhaftesten Sprößlinge sind:

1) James, Lord, gest. 6. Sept. 1479, zeichnete sich unter Jakob II. und Jakob III. mehrfach im Krieg und bei den Verhandlungen mit England aus, wurde 1445 zum Lord erhoben und heiratete 1474 Maria, die Tochter König Jakobs II., mit deren Hand er die Grafschaft Arran erhielt.

2) James, Graf von Arran, Sohn des vorigen, gest. 1529, spielte bei den Streitigkeiten um die Regentenschaft nach dem Tode Jakobs IV. eine hervorragende Rolle. 1528 wurde er von den Douglas unter Führung des Grafen von Angus nach Leithen

Straßenkampf aus Edinburgh vertrieben. Nach dem Tode des Regenten, des Herzogs von Albany, 1524, verband er sich mit der Königin Margarete, um im Namen des zwölfjährigen Jakob V. zu regieren, schloß sich aber bald mit Angus aus und hatte bis zur Flucht Jakobs V. Anteil an der Regierung.

3) Patrick, Nefte des vorigen, geb. um 1504, gest. 29. Febr. 1528, einer der ersten Beförderer des Protestantismus in Schottland, studierte in Paris und St. Andrews, lernte die Schriften der deutschen Reformatoren kennen, trat 1527 in Wittenberg zu Luther und Melancthon in Beziehungen, lebte dann einige Monate in Warburg und predigte nach seiner Rückkehr in Schottland die neue Lehre. Doch schon nach kurzer Zeit wurde er auf Verreiben des Kardinals Beaton als Ketzer verbrannt. Sein Glaubensbekenntnis und die englische Uebersetzung seiner „Loc communes“ gab John Fyvie heraus. Vgl. Lorimer, Patrick H., the first preacher and martyr of the Scottish reformation (Edind. 1857); Collmann in der „Zeitschrift für historische Theologie“, 1864.

4) James IV., Graf von Arran, Herzog von Gathelherault, Sohn von S. 2), gest. 22. Jan. 1575, begleitete 1536 Jakob V. nach Frankreich und wurde nach dessen Tode 1542 vom Parlament zum Regenten und Vornamen der jungen Königin Maria Stuart ernannt. 1543 stimmte er durch den Vertrag von Greenwich dem Plan, Maria Stuart mit Eduard VI., Sohn Heinrichs VIII. von England, zu vermählen, zu, trat aber später zur französischen Partei über und wurde dafür zum Herzog von Gathelherault ernannt. Infolge der Bemühungen der Königin-Witwe, Marie von Guise, ihn von der Herrschaft auszuschließen, mußte S. von seinen Anhängern verlassen, 12. April 1554 die Regentschaft niederlegen. Nach der Rückkehr der Königin aus Frankreich wurde S. 1566 genötigt, nach Frankreich in die Verbannung zu gehen, kehrte aber nach Maria Stuarts Sturz 1569 nach Schottland zurück, ergriff die Partei der Königin, kämpfte auch nach der Ermordung des Regenten Murray durch einen seiner Anhänger und Verwandten, James S. von Bothwell-Haugh (23. Jan. 1570), noch mehrere Jahre tapfer für ihre Sache und unterwarf sich erst im Februar 1573 dem jungen König Jakob VI. und dem Regenten Grafen von Morton. Sein Bruder John S., Erzbischof von St. Andrews, gleichfalls eifriger Anhänger Marias, wurde 2. April 1571 gefangen genommen, der Witschuid an der Ermordung Murrays angeklagt und 6. April gehängt.

5) James V., dritter Graf von Arran, Sohn des vorigen, geb. 1530, gest. 1609, trat in Frankreich zum Protestantismus über, floh, als er verhaftet werden sollte, nach England und kehrte von dort nach Schottland zurück, verfiel aber 1561 oder 1562 im Griefstrantheil. In den Kämpfen der folgenden Jahre wurden die Güter der Familie S. eingezogen, sie selbst getödtet. James' V. Bruder, John S., wurde 1565 begnadigt und 1599 zum ersten Marquis von S. ernannt; er starb 12. April 1604. Von einem andern Bruder, Claude S., der bis zum Tode Maria Stuarts ein Führer der katholischen Partei in Schottland war, gest. 1622, stammen die jetzigen Herzoge von Abercorn (s. d.) ab.

6) James, Herzog von S., Enkel des ersten Marquis von S., geb. 19. Juni 1606, gest. 9. März 1649, stand zu König Karl I. in den engsten Beziehungen. 1631 führte er dem Schwedenkönig Gustav Adolf fünf Regimenter, die er mit Unterstützung des Königs angeworben, zu, kehrte aber bald nach England zurück,

nachdem seine Truppen fast ganz aufgerieben waren. 1638 demüthigte er sich als Karls Kommissar in Schottland vergebens, zwischen dem König und den Covenanters zu vermitteln. Seit 1643 Herzog von S., ward er 1644 der Verräther verdächtigt und längere Zeit gefangen gehalten, bis ihn 1646 Fairfax' Truppen befreiten. 1648 fiel er zugunsten Karls mit einem schottischen Heer in England ein, ward aber von Cromwell bei Preston geschlagen, bald darauf, 25. Aug., gefangen und kurze Zeit nach Karl hingerichtet.

7) William, Graf von Lanark, zweiter Herzog von S., Bruder des vorigen, geb. 14. Dez. 1616, gest. 12. Sept. 1651, war Staatssekretär von Schottland unter Karl I., fiel mit seinem Bruder in Ungnade und schloß sich den Covenanters an, trat aber später wieder zur Partei des Königs über. Nach der Schlacht von Preston flüchtete er nach Holland, folgte dem jungen Karl II. auf dessen Zug nach England und wurde 1651 in der Schlacht von Worcester tödtlich verwundet. Da er keine Söhne hinterließ, übertrug Karl II. den Herzogstitel 1680 auf William Douglas, Graf von Selfie (gest. 18. April 1694), den Gemahl Annas, Tochter des ersten Herzogs. Von ihm stammen die jetzigen Herzoge von S. ab.

8) James, Graf von Arran, Herzog von S., ältester Sohn von William Douglas, geb. 11. April 1658, gest. 15. Nov. 1712, wurde 1688, nachdem seine Mutter auf den Titel verzichtet hatte, Herzog von S., ward nach der Union Schottlands mit England schottischer Repräsentant und erhielt 1711 den Titel eines Herzogs von Brandon in der englischen Peerie, ward aber dessen ungeachtet zum Virelitiumrecht im Oberhaus nicht zugelassen. — Sein Bruder Charles war 1688 zum Grafen von Selfie ernannt worden und vererbte diesen Titel auf seinen Bruder John, gest. 1744, den Ahnherren der spätern Grafen von Selfie. Ein anderer Bruder, George Douglas, wurde 1696 Graf von Orkney, focht in der Schlacht am Boynefeld und im Spanischen Erbfolgekrieg, kommandierte 1712 als General der Infanterie in Flandern und starb 1737. Von ihm stammen in weiblicher Linie die jetzigen Grafen von Orkney (aus dem Hause Hymaurice) ab.

9) James George, Urentel von S. 8), erbte 1761 nach dem Tode des Herzogs von Douglas die Titel eines Marquis von Douglas und Grafen von Angus. Da aber er und sein Bruder Douglas S., der 1782 endlich als Herzog von S. und Brandon im Oberhaus zugelassen war, ohne männliche Erben starben, so fielen Titel und Güter 1799 an ihren Onkel Archibald.

10) William Alexander Anthony Archibald, Herzog von S. und von Brandon, Enkel Archibalds, geb. 19. Febr. 1811, gest. 15. Juli 1863, vermählt 1843 mit der Prinzessin Marie Anne Elisabeth Karoline, Tochter des Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden, erbte 1852 den Herzogstitel und hinterließ ihm William Alexander Lewis Stephen, geb. 12. März 1845, gest. 17. Mai 1895, dem 1864 der Titel eines Herzogs von Gathelherault (s. oben: Hamilton 4) durch Napoleon III. erneuert wurde. Ihm folgte als dritter Herzog ein entfernter Verwandter, Alfred Douglas Douglas S., Nachkomme des vierten Herzogs, geb. 1862.

11) George, Lord, brit. Staatsmann, geb. 17. Dez. 1845, dritter Sohn des ersten Herzogs von Abercorn, trat 1864 in die Armee und wurde 1868 Leutnant in der Garde. Bei den Wahlen von 1868 bewarb er sich als konservativer Kandidat um einen Parlaments-

sitz in London und zog sich, als er wider Erwarten diejenige der liberalen Partei entlassen hatte, aus der Armee zurück, um sich ganz der politischen Laufbahn zu widmen. 1874 wurde er Unterstaatssekretär im indischen Amt, von 1878 aber bis 1880 war er Vizepräsident des Geheimen Rates (Unterrichtsminister). In den beiden Ministerien Salisbury 1885 und 1886—92 war er Marineminister (erster Lord der Admiralität), in seinem dritten Kabinett wurde er 1895 Minister für Indien, befehligte das Amt auch unter Balfour, trat aber 15. Sept. 1903 wegen seiner Differenzen mit Chamberlain zurück (vgl. Großbritannien, S. 417).

Hamilton (fr. *Hamilton*), 1) Anthony, Graf von, von einem jüngeren Zweig der Familie H. abstammend, geb. um 1646 in Irland, gest. 21. April 1790, folgte nach der Hinrichtung Karls I. mit seinen Eltern den königlichen Prinzen nach Frankreich und kehrte nach der Restauration nach England zurück. Nach dem Sturz Jakobs II. kämpfte er bis 1690 in Irland für dessen Sache und lebte dann am Hofe des Präsidenten von St. Germain-en-Laye. Seine *Mémoires du comte de Gramont* (frühes Schwager, 1718, oft herausgegeben, von Sainte-Beuve 1866; englische Übersetzung, mit Anmerkungen von W. Scott, neueste Ausg., Lond. 1902; deutsch, Leipz. 1853) sind eine reiche Fundgrube für die Sittengeschichte. Voll Geist und Witz sind auch seine amüsanten Märchen: *Contes de fée* (Par. 1815, 3 Bde.; frögl. von Vercure, 1873—74, 4 Bde.; engl., Lond. 1849; deutsch in der *Blauen Bibliothek*, Bd. 2, Götta 1790). Seine sämtlichen Werke wurden zuletzt herausgegeben von Champagne (Par. 1825, 2 Bde.).

2) James, war unter Karl I. als Stilleben- und Früchtemaler tätig und wanderte unter Cromwell nach Brüssel aus, wo er, 80 Jahre alt, starb.

3) Philipp Ferdinand, Maler, Sohn des vorigen, geb. 1664 in Brüssel, gest. 1750 als kaiserlicher Kammermaler in Wien, malte Pferde, lebendes und totes Wild, Kampfszenen von Raubtieren und Raubvögeln u. dgl. Nach Wien berufen, war er dort meist für Kaiser Karl VI. tätig. Die Mehrzahl seiner Gemälde befindet sich in den Hofmuseen und in Privatsammlungen zu Wien.

4) Johann Georg, Maler, Sohn von 3.), geb. 1696 in Brüssel, gest. 1740 in Wien, wurde Spezialist in Pferdarstellungen und als solcher vom König Friedrich I. von Preußen nach Berlin berufen, wo er bis zum Tode des Königs tätig war. Dann begab er sich nach Wien, wo er zu hohem Ansehen gelangte und Kammermaler des Kaisers Karl VI. und des kaiserlichen Schwageren wurde. Seine Hauptwerke sind: das kaiserliche Gestüt in Liptza (Hofmuseum) und die spanische Reitschule (beim Fürsten Liechtenstein).

5) William Gerard, geb. 28. Jan. 1729, gest. 16. Juni 1796, der schottischen Familie (s. oben) angehörig, ward 1755 in das Parlament gewählt und hielt hier 13. Nov. 1755 seine berühmte Jungfernsprache, um derenwillen er den Spottnamen *„Single-Speech-H.“* (*„Einzige Rede-Hamiltons“*) erhielt, obwohl er später noch einmal im englischen und irischen Parlament gesprochen hat. Er ward durch Fug in das Ministerium berufen und war viele Jahre Kanzler des irischen Schatzkammern. Nach seinem Tode erschien 1808 seine *„Parliamentary Logic“* (deutsch, Tübing. 1872; franz. von J. Weinach, Par. 1886), die Regeln und Katschläge der parlamentarischen Rhetorik und Taktik enthält.

6) Sir William, Altertumsforscher, geb. 1730,

gest. 6. April 1803 in London, Sohn des Admirals Archibald H., ging 1764 als englischer Gesandter nach Neapel und trug hier viel zur Ausgrabung von Herculanum und Pompeji bei. Die Resultate seiner Forschungen enthalten seine *„Observations on mount Vesuvius, etc.“* (Lond. 1772), *„Campi Phlegraei“* (daf. 1776—79) und *„Account of the discoveries at Pompeii“* (daf. 1777). 1765 kaufte H. die große Sammlung griechischer Vasen aus dem Hause Vornari, die er durch Kupferstich vervielfältigen ließ: *„Antiquités étrusques, grecques et romaines“* (Neapel 1766—67; 2. Ausg., Flor. 1801—08, 4 Bde.), welcher Sammlung sich die *„Vases engraved in outline by Kirk“* (Lond. 1814) und die *„Tischbeinischen Vasengemälde“* (daf. 1791—95, 4 Bde.) angeschlossen. 1791 vermählte er sich in zweiter Ehe mit der berühmten Lady Emma H. (s. unten: Hamilton 8.), mit deren Beihilfe er 1793 den Allianzvertrag zwischen Neapel und England schloß. Beim Einrücken der Franzosen 1798 begleitete er den König nach Palermo und 1800 nach England zurück. Über seine Sammlungen vgl. Kirk, *Outlines from the figures and compositions upon the greek, roman and etruscan vases of the late Sir William H.* (Lond. 1804).

7) Alexander, amerikan. Staatsmann, geb. 11. Jan. 1757 auf der westindischen Insel Nevis, gest. 12. Juli 1804 in New York, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung im Columbia College zu New York, machte den Freiheitskrieg als Hauptmann der Artillerie mit und ward von Washington 1777 zu seinem Adjutanten ernannt. Nach dem Frieden widmete er sich dem Rechtsstudium. 1786 wurde er Mitglied der Gesetzgebenden und 1787 der konstituierenden Versammlung in Philadelphia, wo er mit Jay und Madison an der Entwerfung des Staatsgrundgesetzes, unter andern auch durch Veröffentlichung von Aufsätzen, die u. d. T.: *„The Federalist“* gesammelt erschienen, beteiligt war. Er stand an der Spitze der Föderalisten und ging in seinem Streben nach einer einheitlichen Gesamtregierung so weit, daß man ihn monarchistischer Neigungen beschuldigte. Bei Begründung der neuen Regierung 1789 ward er zum Sekretär des Schatzes ernannt, bewirkte zunächst zur Hebung des Kredits die Fundierung der innern Schuld, gründete die Bank, ordnete das Steuerwesen und ward überhaupt der Begründer des Finanzwesens der Union. Von den Demokraten heftig angefeindet, dankte er 1795 ab. Als 1798 der Krieg mit Frankreich drohte, ward er auf Washingtons Veranlassung zum zweiten Befehlshaber des Meeres ernannt und mußte nach dessen Tode (1799) auf kurze Zeit bis zum Friedensschluß den Oberbefehl übernehmen. Nach Entlassung der Armee kehrte er nach New York zurück und erlag einer im Duell mit dem Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, Obersten Burr, erhaltenen Wunde. Seine politischen Ideen wirken auch auf die Gegenwart noch nach. Hamiltons *„Complete works“* mit seinem Briefwechsel und dem *„Federalist“* wurden von Lodge herausgegeben (New York 1883—86, 9 Bde.); eine Sonderausgabe des *„Federalist“* erschien 1898. Als seines Sohnes John Church Hamilton *„History of the republic of the United States of America, as traced in the writings of Alexander H. and of his contemporaries“* (4. Aufl., Boston 1879, 7 Bde.); *„Morrie, Life of A. H. (daf. 1877, 2 Bde.)“*; *„Lodge, Alexander H. (daf. 1882)“*; *„Sumner, Alexander H. (New York 1890)“*.

8) Emma Hart, nachher Lady H., zweite Gattin von 6.), berühmte und berühmte durch ihre

Schönheit und ihre politische Tätigkeit, geb. um 1761 zu Hesse in Gleshire, gest. 15. Jan. 1815, hieß eigentlich Amy Lyon und war die Tochter armer Eltern. Nach dem Tod ihres Vaters soll sie verschiedene Dienstbotenstellen in London eingenommen haben und dann Geliebte des Kapitäns John Willket Payne sowie Darstellerin der Göttin Hygieia in einer indezenten Schaustellung des medizinischen Charlatans John Graham gewesen sein. Gewiß ist, daß sie Anfang 1780 eine Tochter gebar, dann bis Ende 1781 Geliebte des Sir Harry Featherstonhaugh und darauf Mätresse des Lord Charles Greville war. Damals führte sie den Namen Harie und bildete ihre musikalischen und literarischen Talente regelmäßig aus. Ihre Schönheit wurde allgemein bewundert, und der Maler Romney malte viele Bilder von ihr. In Grevilles Haus lernte sie 1784 dessen Onkel Sir William Hamilton, britischen Gesandten in Neapel, kennen, der sie nach Neapel einlud, sie 1786 zu seiner Mätresse machte und sich 6. Sept. 1791 in London mit ihr vermählte. Sie wurde dem neapolitanischen Hofe vorgestellt und bald die Vertraute der Königin Karoline. Daß sie diese Stellung im Interesse der englischen Politik ausgenutzt hat, ist bestimmt anzunehmen, wenngleich ihre eigne spätere Darstellung von ihren politischen Verdiensten vielfach übertrieben ist. Daß Nelson ihre Darstellung bestätigt, ist nur ein Beweis seiner leidenschaftlichen Liebe zu der F., die er 1798 nach seiner Rückkehr von Ägypten genauer kennen lernte. Sie vermittelte den Verkehr des Admirals mit der Königin, begleitete 1798 die königliche Familie auf der Flucht nach Palermo und war 1799 bei der Wiedereroberung Neapels eifrig tätig. Als Hamilton 1800 nach England zurückgerufen wurde, begleitete Nelson die Geliebte. Vier gebar sie 1801 eine Tochter, die nach Nelson Horatia genannt wurde, und bezog nach dem Tod ihres Vaters (1803) ein Landhaus, das Nelson für sie gekauft hatte. Nach ihres Geliebten Tode (1805) geriet sie in große Bedrängnis, da die englische Regierung sie auf die angeblichen politischen Verdienste der Lady begründete Bitte Nelsons, für sie zu sorgen, nicht deadachte, und so sie allzu verschwenderisch mit ihrem Vermögen umging. 1813 wurde sie Schulden halber verhaftet, einloß aber im nächsten Jahre nach Calais, wo sie starb. Als Künstlerin ist sie als eine Wiedererweckerin der antiken plastischen Kunst und Orchestriker zu betrachten. Zu ihren Vorführungen wählte sie besonders die Darstellung antiker Statuen; berühmt war namentlich ihre Rhodie in fünf Darstellungen, worin die Hembelschüß sie glücklich nachahmte (vgl. Mittheilung). Quellen für ihre Geschichte sind unter andern die Briefe Nelsons an sie (Lond. 1814, 2 Bde.) und ihre »Memoirs« (1815, neue Ausg., das. 1892), die auch ins Französische überf. wurden; der Roman von A. Damas Vater: »Die Favorite«, ist danach gearbeitet. Vgl. Palumbo, Maria Carolina, regina delle due Sicilie: suo carteggio con Lady Emma H. (Neap. 1877); Jeaffreson, Lady H. and Lord Nelson (Lond. 1887, 2 Bde.; neue vermehrte Ausg. 1897) und The queen of Naples and Lord Nelson, letters etc. (das. 1889, 2 Bde.); Laughton, Nelson's last codicil (im »United Service Magazine«, 1889).

9) James, Erfinder der nach ihm benannten Methode, fremde Sprachen zu erlernen, geb. 1769 (1775?) in London, gest. 31. Oct. 1831 in Dublin, ließ sich 1798 in Hamburg nieder, wo er vom französischen Emigranten General d'Angely nach eigenenthümlicher Methode die französische Sprache erlernte. Diese Me-

thode übte er seit 1815 in Norbamerica selbst aus und bildete sie weiter fort. Nach ihr wird der Lernende mittels wortgetreuer Linearübersetzung sofort und ohne grammatische Vorbereitung in die fremdsprachliche Lektüre eingeführt. Seine letzte Lebensjahre verbrachte F. wieder in Europa. Seine Lehrmethode fand in der Gesellschaft vielfachen Anklang, in philologischen Kreisen ebensoviel Widerspruch. Auf ihr beruhen wesentlich die Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbücher (s. Langenscheidt). Vgl. Burman, F. und Jacotot (Domb. 1831); Schmarz, kurze Kritik der Hamiltonschen Sprachlehre (Zittig. 1837); Tafel, Die analytische Sprachlehre (das. 1845).

10) Sir William, engl. Philosoph, geb. 1788 in Glasgow, gest. 6. Mai 1856 in Edinburgh, widmete sich in Oxford philosophischen und rechtswissenschaftlichen Studien, ward 1821 Professor der Geschichte an der Universität Edinburgh, 1836 dasselbst Professor der Logik und Metaphysik. F. gehört der sogen. schottischen Schule (s. Schottische Literatur) an, der er wieder Ansehen zu verschaffen suchte, indem er mit ihrem Empirismus vielfach Kantische Ansichten verband. Von dem Unendlichen, d. h. von Gott, haben wir kein Wissen, nicht einmal eine deutliche Vorstellung. Außer einer Ausgabe der Werke seines Lehrers Reid, der er ein paar selbständige Abhandlungen beigelegt hat, und zahlreichen Essays für die »Edinburgh Review« erschienen bei seinen Lebzeiten: »Discussions on philosophy and literature, education and university reform« (Lond. u. Edinb. 1852, 3. Aufl. 1866). Nach seinem Tode gaben seine Schüler Ranke und Reich seine »Lectures on metaphysics and logic« (Lond. 1859, 4 Bde.; 2. Aufl. 1866) heraus. Hauptsächlich gegen ihn richtete sich die Polemik der sogen. induktiven Logiker John Stuart Mills (s. d.). Vgl. Reich, Memoir of Sir W. H. (Lond. 1869) und dessen Biographie von F. in den »Philosophical classics« (das. 1882); J. St. Mill, Examination of Sir W. Hamilton's philosophy (5. Aufl. 1878); Mont, Sir W. H. (1881).

11) Sir William Rowan, Mathematiker und Astronom, geb. 4. Aug. 1805 in Dublin, gest. 2. Sept. 1865 in Tunstun, war seit 1827 Professor der Astronomie in Dublin und seit 1837 Präsident der Royal Irish Academy. Er bewies rein theoretisch, daß in zweifachen Kristallen eine sogen. tonische Refraktion des Lichtes möglich ist, was später durch Versuche bestätigt wurde. F. ist bekannter ist er durch das von ihm aufgestellte »Hamiltonsche Prinzip«, das in alle Lehrbücher der analytischen Mechanik übergegangen ist, und durch seinen Kalkül der Quaternionen (s. d.), eine Rechnung mit höheren »komplexen Zahlen« (s. d.), über die er zwei Werke: »Lectures on quaternions« (Dubl. 1853) und »Elements of quaternions« (Lond. 1866, aus seinem Nachlaß; 2. Aufl. von John, 1899 – 1901, 2 Bde.; deutsch von Olm, Leipz. 1881 – 84, 2 Bde.) veröffentlicht hat. Vgl. R. Graves, Life of Sir W. S. H., mit Auswahl seiner Gedichte, Briefe etc. (Dubl. 1882 – 89, 3 Bde.).

12) Henning, Graf, schwed. Staatsmann und Militärhistoriker, geb. 16. Jan. 1814 in Stockholm, gest. 15. Jan. 1888 in Südrand, war anfangs Offizier, wurde 1852 Landeshauptmann von Östergötland, 1858 Minister ohne Portefeuille, 1869 Kultusminister, 1861 Gesandter in Kopenhagen, trat aber 1864 zurück, da er Schwedens Neutralität beim deutsch-dänischen Kriege mißbilligte. Seit 1866 Mitglied der Ersten Kammer, wo er, wie schon vorher im Ständereichstag, eine einflussreiche Rolle spielte, seit 1872

Rangler der Universitäten, seit 1874 ständiger Sekretär der schwedischen Akademie, der er seit 1856 angehörte, mußte er 1881, der Unterdrückung verdächtig, alle Ämter und Ehren niederlegen und Schweden verlassen. Seine Hauptschriften sind: »Tankar rörande militärväsendet» (1842); »Afshandling om krigsmakten och krigskonstens tillstånd i Sverige under Kungaf Gustaf II. Adolfs regering» (preisgekrönt, 1846); »Kriget i Tyskland år 1866» (1869); »Några betraktelser i anledning af kriget mellan Frankrike och Tyskland 1870» (1871); »Frankrike och Tyskland åren 1866—1874» (1877).

13) Jan Standish Ranteth, engl. General, geb. 16. Jan. 1853 auf Korfu, trat 1873 in das Heer, nahm 1878—80 am afghanischen, 1881 am Burenkrieg, 1884—85 an der Nilexpedition (Rajak) und 1886—87 am Kriege gegen Barma (Oberstleutnant) teil und wurde 1891 Oberst. 1895 in Fiskitral tätig, befehligte er danach bis 1899 zu Syde und zeichnete sich 1900 im Südafrikanischen Kriege, zunächst beim Stabe der Natalarmee, vor vielen andern mehrfach aus. Im Frühjahr 1901 wurde er Militärsekretär im Kriegsstabe zu London. Er schrieb: »Icarus; a jaunt in a junk; Fighting of the future» (1885); »A ballad of Hadji, and other poems» (1887).

14) B., Botaniker, f. Ham.

Hamilton, Port, f. Port Hamilton.

Hamilton Inlet (fyr. *hamilton in liden*), f. Estimobai.

Hamiltonspigen, schott. Klöppelspigen, nach einer Lady Hamilton benannt, die sie um 1750 in Schottland in die Mode brachte.

Hamiltons Prinzip, ein Satz der theoretischen Mechanik, der seinem Inhalte nach identisch ist mit dem d'Alembertschen Prinzip (f. d'Alembert) und sich nur durch die Form davon unterscheidet. Vgl. W. Ach. Die Mechanik in ihrer Entwicklung (Leipz. 1901).

Hämin $C_{12}H_{14}ClN_2FeO_2$, der Salzsäureester des Hämatins, mikroskopisch kleine, braune, rhombische Kristallplättchen, die man erhält, wenn man eingeatmetes Blut mit etwas Kochsalz und Eisessig erhitzt und verdampft. Unter dem Mikroskop erkennt



Hämintrifallsa

man dann die Hämintrifallsa (f. Abbildung). Diese Leichmannsche Probe (Häminprobe) dient zur Nachweisung ganz geringer Hämungen. S. ist unlöslich in Wasser, Alkohol und Äther, leicht löslich in Lösungen von Hydroxyden der Alkalimetalle und von kohlensäuren Alkalien und in säurehaltigem Alkohol. Diese Lösungen zeigen alle Eigenschaften der Lösungen von Hämatin.

Hamina, Stadt, f. Fredrikshamn.

Hamiten, die Nachkommen von Ham (f. d.), dem Sohne Nochs. Mit diesem biblischen Namen werden jetzt gewöhnlich eine Reihe afrikanischer Völker begriffen, welche die hamitischen Sprachen reden. Sie zerfallen in drei Gruppen: die ägyptische, die aus zahlreichen Inschriften und Papyrusrollen bekannte Sprache der alten Ägypter und die in der ältesten christlichen Zeit daraus hervorgegangene, jetzt gleichfalls ausgestorbene Sprache der Kopten umfassend; die libysche Gruppe oder Gruppe der Berber-

sprachen, die, wie die Inschriften und Ortsnamen beweisen, im Altertum, nur durch einige phönizische und griechische Kolonien unterbrochen, den ganzen Nordrand von Afrika westwärts von Ägypten einnahm, während sie heutzutage von der Küste fast überall durch das Arabische verdrängt ist, aber die Sprachen der zahlreichen ränderlichen Stämme umfaßt, die unter den Namen Berber, Tuareg, Kabylen u. a. die südlichen Teile von Algerien, Tunis, Marokko und Tripolis sowie alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nordafrikas und den Negerslaaten innehaben; drittens die kuschitische oder äthiopische Sprachengruppe (nicht zu verwechseln mit der äthiopischen Sprache, f. d.), die von Ägypten südwärts bis zu dem Gebiet der Bantusprachen reicht und das Weddicha (als Berbersprache auch in Oberägypten herrschend), Elen, Saha, Agau, Kallasha, Galla, Danfali und Somali in sich faßt (vgl. Karte »Kenschenrassen« und die »Sprachenkarte«). Einen Ausläufer bildet die Sprache der Haussa (f. d.) in Westafrika. Alle hamitischen Sprachen stimmen in betreff der persönlichen Pronamina sowie der aus ihnen entstandenen Personalendungen des Verbums, ferner in der Bezeichnung des weiblichen Geschlechts durch die Endung t, in der Bildung des Plurals und anderer grammatischer Formen auffällig überein. Ferner in wesentlichen Punkten auch mit den semitischen Sprachen, und man nimmt auf Grund derselben eine hamito-semitische Vereinheit an. Eine weitere Urvorwandschaft mit den Indogermanen ist aber bis jetzt nicht erwiesen, ja oft ist sie auch behauptet worden ist. Im ganzen sind die hamitischen Sprachen, unter ihnen besonders die Berbersprachen, altertümlischer als die semitischen Sprachen, weshalb man sie auch als protosemitische Sprachen bezeichnet. Vgl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie (2. Aufl., Wien 1879); Lepsius, Rubische Grammatik (Berl. 1880); E. C. Sketch of modern languages of Africa (Lond. 1884, 2 H.); A. Erman, Das Verhältnis des Ägyptischen zu den semitischen Sprachen (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, 1892).

Hamlet, sagenhafter Prinz aus Dänemarks grauer Vorzeit, dessen Geschichte von Shakespeare zu seiner Tragödie gleichen Namens benutzt wurde. Zuerst finden wir die Erzählung bei dem dänischen Geschichtsschreiber Saga Grammaticus des 12. Jahrh.; dänische Geschichtserinnerungen und die Gestalt des römischen Tyrannenmörders Brutus, der ja seine Anschläge gegen die Tacquiner gleichfalls unter dem Mantel der Weisheitsjüngung verbarg, scheinen darin zusammengefloßen. Der Vater des Prinzen ist hier von dessen Tochter Jenga öffentlich umgebracht worden. Amlet, wie der Prinz, bei Sago heißt, erhebt, als der geborne Mörder, dem Tode nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellt, bis ihm ein Zeit Gelegenheit gibt, den truntenen Onkel samt dessen Anhang niederzumachen. Von freiwilligem Jögern, Gewissenbissen und geistreichem Grübeln ist hier noch keine Spur; ein Freund und eine Geliebte sind vorhanden, aber von Horatia und Ophelia tragen sie kaum einen Zug. Vgl. Zinzow, Die Hamletfrage (Halle 1877). Von Sago ging die Geschichte in die »Histoires tragiques« des Belleforest über (Par. 1564) mit einigen moralisierenden Zutaten. Daraus machte ein Vorgänger Shakespeares, wahrscheinlich Kyb, eine Tragödie im Senecastil, die uns verloren ist, auf die wir aber seit 1589 einige Anspielungen besitzen; vielleicht stammt aus ihr auch der deutsche, von den englischen

Theologie, dann in Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft, ward 1865 zum Landgerichtsassessor und 1868 zum Friedensrichter in Kemscheid ernannt. 1871 wurde er Staatsprokurator beim Landgericht in Düsseldorf, 1879 Rat am Oberlandesgericht in Köln, 1881 Oberstaatsanwalt bei demselben Gericht und 1896 Oberstaatsanwalt in Leipzig als Nachfolger Lessen-dorfs. Im Mai 1899 wurde er zum Präsidenten des Oberlandesgerichts in Köln ernannt. Schon 1884 war H. in den preussischen Staatsrat berufen worden. Er ist Vorstandsmitglied der Deutschen Kolonial-gesellschaft.

Hammacher, Friedrich, deutscher Politiker, geb. 1. Mai 1824 in Essen, studierte 1842—45 die Rechte, wußte aber den Staatsdienst 1850 infolge seiner Betheiligung an der politischen Bewegung 1848 verlassen, widmete sich seitdem kaufmännischen Geschäften, namentlich der Leitung von Bergwerksunternehmungen in Rheinland und Westfalen, erwarb ein großes Vermögen, wurde Vorhändler des Vereins für die berg-baulichen Interessen in Dortmund und lebt in Ber-lin. 1864—85 Mitglied des preussischen Abgeordneten-hauses und 1871—73, 1877—79, 1881—98 Mitglied des Reichstags, gehörte zur nationalliberalen Partei und beteiligte sich namentlich an den Verhandlungen über Handel und Industrie.

Hammāda, f. Hamāda.

Hammāl (arab.), Lastträger in der Türkei, meist Armenier. In den arabischen Ländern nennt man die Lastträger gewöhnlich Mīāl oder Schaijāl.

Hammām, f. Hamām.

Hammamet, Hafenstadt in Tunis, am Nordende des Meerbusens von S. (Neapoltans sinns), unter 36° 24' nördl. Br., inmitten von Fruchtgärten und Gainen von Oudmann, umgeben von einer ge-türnten Mauer, hat eine Kasabla (Hutabille) und 3000 Einw., die Hanfbau und Handel mit Öl, Wolle und Getreide treiben. Der Hafen ist sehr unsicher.

Hammarskjöld (Hv. 1400), Karl Gustaf von, schwed. Jurist und Staatsmann, geb. 22. Febr. 1838 im Kirchspiel Tuna (Småland), gest. 1. April 1898 in Stockholm, wurde 1866 Dozent, 1877 Professor der Nationalökonomie und des Finanzrechts in Uppsala, 1880 Kultusminister und nach seinem Rücktritt (Anfang 1888) Mitglied des höchsten Gerichtshofs. Als Reichstagsabgeordneter (1879—81 und 1894—97) ein eifriger Anhänger liberal-freihändlerischer Grund-sätze, erwarb er sich um die Reform des höheren Unter-richtswesens in Schweden große Verdienste. Auch für kirchliche Fragen besaß er hohes Interesse; er be-arbeitete J. E. Jants »Vägilande för prester i aktenskapmål« (Stockh. 1873) und veröffentlichte in der »Teologisk Tidskrift« zahlreiche Aufsätze. Ferner schrieb er: »Om läsdärfvare och deras behand-ling« (Ups. 1866); »Om grundskatternas upphäf-vande eller aflysas« (Stockh. 1866); »Om falsk an-gifvel och ärekränkning« (Ups. 1875).

Hammarskjöld (Hv. 1400), Lorenzo, schwed. Schriftsteller, geb. 7. April 1785 bei Wimmerby aus adliger Familie, gest. 16. Okt. 1827 in Stockholm, studierte zu Uppsala und war seit 1806 Beamter an der königlichen Bibliothek in Stockholm. In der Stock-holmer Zeitschrift »Polypheum« trat H. als der Herold der deutschen neuromantischen Schule auf und be-hauptete sich später durch eine Menge von kritischen und polemischen Abhandlungen und Gedichten in den Zeitschriften der Phosphoriten (s. d.) als der unver-drossene und erbitterte Kämpfer gegen den franzö-sischen Geschmack. Durch sein Werk »Svenska ritter-

heten« (1818; neu hrsg. von Söndén 1833) kann er als Begründer der schwedischen Literaturgeschichte be-trachtet werden.

Hammarskrand, Sven Fromhold, schwed. Historiker, geb. 16. März 1821 in Stockholm, gest. 25. Jan. 1889 in Uppsala, wurde daselbst 1856 Do-zent, 1877 außerordentlicher und 1882 ordentlicher Professor der Geschichte. Von seinen wertvollen Schrif-ten seien genannt: »Förbruk till en framställning af förhandlingarna om Sveriges deltagande i trettioåriga kriget« (bis 1820 reichend; Ups. 1855 und Stockh. 1857, 2 Tle.); »Bidrag till historien om Kon-ung Gustaf II Adolfs deltagande i trettioåriga kriget« (preisgekrönt; Ups. 1859); »Attikas författ-ning nader konungadömetas tidevarf« (bas. 1863; deutsch von Schömann, Leipz. 1873); »Den solonska författningens« (1863); »Romerska rikets förfät-ningshistoria från Augustus till Vestromerska ri-kets fall« (1882—87, 2 Tle.).

Hamme, Hufz, f. Hämme.

Hamme, Dorf im preuß. Regbez. Arnberg, Land-freis Bochum, hat ein Waisenhaus, Branntwein- und Ziegelebrennerei, eine Dampf-mühle, Steinkohlenberg-bau und (1900) 13,383 Einw.

Hamme (H. 141) Term on de, (franz. Hamme), Gemeinde im Arrond. Denbormonde der belg. Provinz Ostlandern, an der Durne und der Eisenbahn von Denbormonde nach St. Nicolas, mit (1900) 14,326 Einw., die sich hauptsächlich mit Landbau, Leinwand-, Spitzen- und Tabakfabrikation beschäftigen.

Hammel, s. Hamme, f. Schaf.

Hammelburg, Bezirkssitzstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, an der Frankischen Saale und der Staatsbahnlinie Gemünden—S., 182 m ü. M., hat 2 kath. Kirchen, Synagoge, Schloß, Lateinschule, Amts-gericht, Postamt, Lederfabrikation und (1900) 2872 meist kath. Einwohner. In der Nähe des Schloß Saales mit berühmtem Weinbau (Saalecker), das Franziskanerkloster Willstadi (1649 gegründet), die Ruinen der Amalienburg, der früheren Sommerrei-den der Adte von Fulda, sowie ein Truppenübungs-platz des 2. bayrischen Armeekorps. — Die Stadt wurde 777 von Karl d. Gr. der Abtei Fulda geschenkt und diente später zum Sommeraufenthalt der Bischöfe von Fulda. 1816 kam es an Bayern. Im preussisch-deutschen Krieg 1866 fand hier 10. Juli ein Gefecht statt, in dem die preussische Division Beyer sich nach kurzem Kampfe gegen die 6. bayrische Infanterie-brigade der Stadt und des Übergangs über die Saale bemächtigte; die Stadt selbst wurde dabei in Brand geschossen. Vgl. Döll, Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Stadt S.; Rappert, Chronik der Kriegereignisse in der Stadt S. 1866 (Hammelburg 1867); Goenig, Die Entscheidungskämpfe des Main-seldzugs (2. Aufl., Berl. 1898).

Hammelforn, f. Gerste, S. 664.

Hammelsprung, scherzhafter Bezeichnung für die aus der Verfassung der englischen Unterhäuse in jene des deutschen Reichstags übernommene Art der Zählung des Hauses (f. Abzählung, S. 58).

Hammelswarden, Gemeinde im oldenburg. Amt Brake, an der Biele, in der Warsh, an der Staats-bahnlinie Hude-Kordenham, hat eine evang. Kirche, 2 Schiffswerften, Bierbrauerei, Dampf-mühle, Schiff-fahrt und (1900) 2611 Einw.

Hamme-Oße-Kanal, Kanal zur Verbindung der Hamme (zur Biele) und Oße (zur Eide) im preuß. Regbez. Slade, hat eine Länge von 16 km, ist aber ohne jede Bedeutung für die Schifffahrt.

Hammer, eins der Gehörknöchelchen, s. Ohr.
Hammer (hierzu Tafel »Mechanische Hämmer I u. II«), das bekannte, zum Schlagen dienende, aus dem Hammerkopf und Hammerstiel (Helm) bestehende Werkzeug. Der pyramidale Hammerkopf besteht gewöhnlich aus verästelttem Eisen oder Stahl, oft aus Holz, mitunter aus Blei, Kupfer, Horn oder Elfenbein und besteht in der Regel aus Schlagleisten (Bahnen), wovon die schmale, abgerundete Spitze genannt wird; die eine Bahn ist oft durch eine Klamme (zum Ausziehen von Nägeln) oder eine Spitze (zum Einschlagen von Lögern, z. B. in Schiefer zum Dachdecken) erlebt. Durch die mannigfaltige Größe und Form der Bahn (vieredig, rund-länglich, kugelig, tonförmig, rinnenförmig u.) sowie durch sehr verschiedenes Gewicht des Kopfes entsteht eine große Verschiedenheit von Hämmern. Die Schmiedehämmer zur Verarbeitung von Eisen, Stahl und Kupfer werden mit einer Hand geführt (Handhammer, Bankhammer, 1–3 kg schwer) oder mit beiden Händen geschwungen (Vorschlag, Zugschlaghammer, 8–12 kg).

Zur Bearbeitung großer Stücke dienen mechanische Hämmer. Diese bestanden früher aus einem Hammerkopf mit Helm, der sich mit zwei horizontalen Zapfen zwischen zwei Säulern (Gerüst) in senkrechter Ebene wie ein Sebel auf und nieder bewegte (Helschämmer), und zwar durch Daumen an einer drehenden Welle (Daumenwelle), die den H. hoben, beim höchsten Stand aber losließen, so daß er frei auf den Amboss niederfallen konnte. Ein elastischer Kasten (Keitel) über dem Gerüst begrenzte den Hub und schoberte den H. durch seine Federkraft zurück. Bei Stirnhämmern greifen die Daumen am Hammerkopf selbst an, bei Brusthämmern (Aufwerthämmern) seitwärts zwischen Kopf und Drehzapfen und bei Schwanzhämmern an einem über die Drehzapfen hinausgehenden Stiel (Schwanz) des Helmes. Man hat die erstern am schwersten, bis 5000 kg Fallgewicht, mit geringer Geschwindigkeit (bis 100 Schläge in der Minute), die letztern von 25 kg Fallgewicht abwärts mit größter Geschwindigkeit (bis 400 Schläge in der Minute) gebaut. Da sie früher ausschließlich mit Wasserkraft betrieben wurden, so heißen sie auch Wassershämmer. Zweckmäßiger bewegt sich der Hammerkopf (Bar, Klop) vertikal im Rahmen (Vertikal- oder Rahmenhämmer), um jede beliebige Fallhöhe, also auch Wirkungsgröße, und bei jeder Stellung eine parallele Lage zwischen H. und Ambossbahn zu erzielen (Parallelhämmer). Das Hebelmittel des Hammerkopfes ist entweder Dampf, eine Kienstromtransmission oder ein Elektromotor (Dampfhammer, Transmissionshämmer und elektrisch angetriebene Hämmer).

Schon Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, hatte 1784 das Projekt eines Dampfhammers unter seinen Patenten, das nicht zur Ausführung gelangte, weil damals ein Bedürfnis nach dieser Werkzeugmaschine noch nicht bestand, und so gilt Ramsbottom in Patricroft als der Mann, der als der Erfinder des Dampfhammers, der 1839 Zeichnungen herstellte, nach denen 1842 zu Creusot in Frankreich der erste Dampfhammer gebaut wurde. Das Wesen dieses Dampfhammers besteht in der direkten Verbindung des Hammerkopfes mit der Kolbenstange eines vertikal darübergestellten Dampfzylinders, in den unten Wasserapfuhm eintritt. Dieser hebt den Kolben nebst Klop, der dann infolge der Schwerkraft niederfällt; bis heute

ist dieser Grundgedanke derselbe geblieben, trotzdem die Konstruktion der Dampfhammer sonst fast alle Veränderungen der Dampfmaschine mitgemacht und sich den mannigfaltigsten Bedürfnissen angepaßt hat. Namentlich konstruiert man sie oft doppelstöckig, d. h. mit Oberdampf, so daß auch beim Niedergang der Dampfdruck mitwirkt, und außerdem sind die verschiedensten Steuerungsmechanismen (Schieber-, Zahn-, Ventilsteuern), sowohl mit der Hand als selbsttätig beweglich, zur Verwendung gekommen.

Ein Dampfhammer besteht demnach aus dem Hammerkopf mit H., dem Dampfzylinder mit Kolben und Kolbenstange zum Heben des Klappes nebst dem Steuerungsmechanismus, dem Amboss unter dem Hammer zum Tragen des Arbeitsstückes, aus dem Ambossstock ober der Schabotte (franz. chabotte) zur Aufnahme des Stoches und dem Gestell zum Tragen des Dampfzylinders sowie der Führungen für den Hammerkopf. Die Umsteuerung, wodurch nicht nur der H. überhaupt in Tätigkeit gesetzt, sondern auch von dem kleinsten, kaum bemerkbaren bis zu dem schwersten Schlag reguliert wird, findet mittels eines Steuerhebels durch die Hand eines Arbeiters statt, der sich auf dem Arbeiterstand aufhält. Nur wenn der H. zur höchsten Stellung emporsteigt, verbleibt er selbst die Zustimmung, indem er gegen einen Hebel stößt, der die notwendige Umsteuerung bewirkt. Die Gewalt des Schläges richtet sich nach dem Gewicht der fallenden Wasse und der Fallhöhe. Das Gewicht wechselt von 75–80,000 kg, die Fallhöhe zwischen 0,2 und 5 m.

Ein H. der Krupp in Essen z. B. hat ein Fallgewicht von 50,000 kg und eine Fallhöhe von 3 m und entwickelt demnach bei einem Schlag eine Wirkung von 150,000 Kilogramm. Ein anderer in Creusot besitzt ein Fallgewicht von 80,000 kg und eine Fallhöhe von 5 m und demnach eine Schlagwirkung von 400,000 Kilogramm. Seine Schabotte hat ein Gewicht von fast 800,000 kg, und sein Gesamtgewicht beträgt 1,280,000 kg. Vier Krane, die zusammen 480,000 kg zu heben und beliebig zu wenden, zu drehen u. dergleichen, steuern zur Bedienung um den 18,5 m hohen und 12 m weiten H. Die Ventilsteuern wird durch die Hand vorgenommen. Die ganze Hammeranlage mit sechs Bessemerbirnen und vier Glühöfen kostet 8 Mill. Franz. Der größte, aber wieder abgebrochene H. der Welt war ein Dampfhammer der Betriebes Iron Company in Pennsylvania, dessen Fallgewicht 113,4 Ton., also 113,400 kg betrug mit einer Maximalfallhöhe von 6 m, also einer Schlaggewalt von 680,400 Kilogramm. Kleinere Dampfhammer sind unendlich bei der Herstellung kleinerer Arbeitsstücke, z. B. zur Massenfabrikation, für diesen Zweck oder so zu konstruieren, daß ihre Anwendung zwischen sehr weiten Grenzen, d. h. mit kleiner und großer Schlaggewalt und Geschwindigkeit (Anzahl von Schlägen), möglich ist. Diesen Bedingungen genügt in hervorragender Weise der in Fig. 5 der Tafel I im Vertikalschnitt dargestellte H. von Guldberg und Winterbach in Wülheim a. Rh., der demgemäß eine schnelle Verbreitung namentlich für Eisenarbeit in der Fabrikation von Scheren, Reißeln, Messen, Nähmaschinen, landwirtschaftlichen Geräten u. gefunden hat. Ausgeführt wird dieser Universalhammer für Fallgewichte von 50–1500 kg, auch für Druckluftbetrieb.

Hauptsächlich um die Dampfhammer mit großer Stabilität zu versehen, d. h. ihren Schwerpunkt tief zu legen, sind mancherlei Systeme in Vorschlag und Ausführung gebracht. Bei Morrisons H. liegt der

Mechanische Hämmer I.



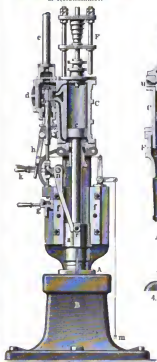
2. Reibhammer.



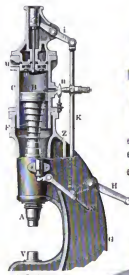
1. Tritthammer.



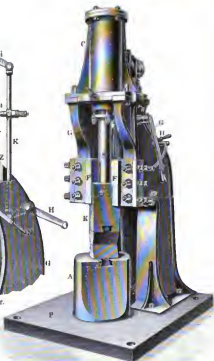
3. Luftdruckhammer.



5. Dampfhammer von Eulenburg u. Wintersbach.



4. Gashammer.



6. Dampfhammer von Breuer, Schumacher u. Komp.

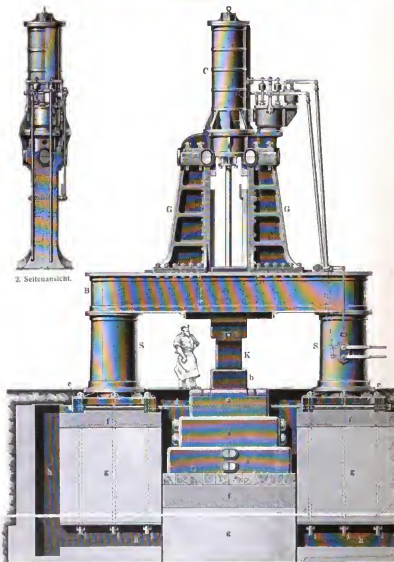
Mechanische Hämmer II.



3. Grundriß.



2. Seitenansicht.



1. Dampfhammer mit Oberdampf der Märkischen Maschinenbauanstalt in Wetter a. d. Ruhr.
Fallgewicht 12 Tonnen, Fallhöhe 2000 mm.

Zylinder vor den Ständern und das Fallgewicht zum größten Teil in einer sehr dicken Kolbenlänge, die auch im Zylinderdeckel eine Stopfbüchsenführung hat, wodurch eine Führung des Hammerkopfes endenlos wird. Bei Daelen ist eine dicke Kolbenlänge ohne eine zweite Stopfbüchsenführung und außerdem die Anordnung mit Oberdampf vorhanden. Das Worrischouche System hat sich besonders für kleine Dampfhammer bewährt, die ein leichtes, einseitiges Gestell besitzen und wegen ihrer großen Bequemlichkeit zum Schmieden kleinerer Gegenstände außerordentlich in Aufnahme gekommen sind. Der Compound-Dampfhammer von Keineder besitzt zwei Zylinder übereinander. Während die großen Hämmer nur wenige Schläge (50—100 in der Minute) machen, steigt sich die Zahl der Schläge bei den kleinsten Hämmer mit 75 kg Fallgewicht auf 400—500 in der Minute (Schnellhammer).

Der große Vorteil, den die Vertikalhammer darbieten, war Veranlassung, kleinere Hämmer von Transmissionen aus in Tätigkeit zu setzen und zwar vermittelt Hebebaumen, wie der gewöhnlichen Stampfen (Dampfhämmer), Kurbeln mit eingestellten Federn oder Luftkissen (Federhammer, Lufthammer), Reibungsrollen (Reib- oder Frictionshammer) und Luftdruck (pneumatische Hammer). Nach dem Prinzip der Gasmotoren hat man seit 1885 für kleinere Betriebe, in denen Dampfkraft nicht zur Verfügung steht, Gashammer nach Art der Dampfhammer gebaut, die aber nicht zur ausgedehnten Verwendung gekommen sind. Sehr beliebt sind für kleine Schmiedestücke (Schraubenbolzen, Muttern, Riete etc.) die Tritthämmer.

Fig. 1 der Tafel I zeigt einen Tritthammer. Man erkennt in A den H., der mit dem Stiel B um die Achse a schwingt, in F einen Fußtritt, der durch d c mit a verbunden ist, und in G eine unter der Erde angebrachte Holzfeder, die durch die Zuglänge d mit Schraubenhülse H ihre Verbindung mit B erhält.

Bei dem Reibhammer (Fallhammer, Fig. 2) wird der an einem Lineal g hängende H. a dadurch gehoben, daß das Lineal zwischen zwei Rollen b, b durchgeht, die von zwei Riemenstreifen S aus in der Pfeilrichtung gedreht werden. Eine dieser Rollen liegt fest, während die andre (linke) eine exzentrische Lagerung hat, in der sie vermittelt des Hebels c, der Zuglänge d und des Handhebels e durch Drehung lo gegen das Lineal gekehrt wird, daß die erforderliche Reibung entsteht, um den H. zu heben. Mit dem Hebel e kann der H. vollständig regiert werden, da die Hubhöhe von der Zeit der Rollendrehung abhängt und die Rollen zugleich als Bremse die Fallgeschwindigkeit regeln. Zur Vermeidung der schnellen Abnutzung des Lineals g ist dieses aus drei Schichten zusammengeleimt, mit einer großen Menge Löcher durchbohrt, in die Hirnholzspinde eingelegt sind. Die Hubbegrenzung erfolgt durch Anstoßen des Hammers gegen den auf d sitzenden Klop f. Dieser H. wird vielfach durch einen Elektromotor angetrieben, der in den Fuß eingebaut ist und eine Welle mit Riemenstreifen umtreibt, von denen die Riemen direkt auf die Streifen S geführt werden.

Der Luftdruckhammer (Fig. 3) von Breuer u. Schumacher in Kall wird von einer Transmission mittels der Riemenstreife f, der Kurbelscheibe k und der Kolbenlänge a angetrieben. An der Kolbenlänge a sitzt in dem Zylinder C ein Kolben, der sich mit a auf und ab bewegt. In dem untern Teil des Zylinders befindet sich ein Kolben mit dem H. h. Zwischen

beiden Kolben bleibt ein entsprechender Luftraum, der durch einen Dahn bei v mit der Außenluft in Verbindung zu setzen ist. Ist der Dahn v geschlossen, so entsteht beim Aufwärtsbewegen des Treidels in dem Zwischenraum eine Luftverdämmung, die ein Heben des Hammers zur Folge hat, der dann bei der Abwärtsbewegung des Treidels den schlagartigen Schlagwirkung gelangt. Bei geöffnetem Dahn bleibt der H. liegen. Durch geringeres oder stärkeres Öffnen des Dahn's kann man die Stärke der Schläge genau regeln und mittels des Handhebels m und des Riemenführers n den Riemen auf die Festscheibe f zum Antreiben oder der Losscheibe l zum Ausrücken bringen. Dieser H. wird in sehr verschiedenen Größen ausgeführt, auch als Schnellhammer bis 450 Schläge in der Minute, und dient hauptsächlich als Schneide-, Spann- und Richthammer für Eisen-, Stiel- und Kupferschneide.

Bei dem Gashammer (Fig. 4) ruht auf dem Gestell G der Zylinder C, in den durch die Öffnung a ein Gemisch von Gas und atmosphärischer Luft eingeführt und durch eine Flamme a entzündet und Explosion gebracht wird. Der mit dem Hammerkopf A durch eine Stange verbundene Kolben B schiebt bei jeder Explosion den H. auf den Amboss V, während die zwischen Kolben und Stangenführung angebrachte Doppelschleife F den H. hebt. Die mit dem Handhebel H verbundene Stange K dient zur Regulierung der Schläge, indem der Hebel l einen mit Ventilen versehenen Kolben m in Bewegung setzt, der bei seiner Aufwärtsbewegung das Gasgemisch ansaugt, das den Raum zwischen B und m füllt. Befindet sich m in der gezeichneten Stellung, so wird durch einen von der Stange K bewegten Keil die Zündflamme freigelegt und die Explosion veranlaßt. Senkt man sodann den Hebel H, so wird die Flamme wieder abgeipert, der Kolben m vom dem Hebel l gesenkt und die Öffnung n für den Austritt der Verbrennungsprodukte frei, die nun durch Hebung des Arbeitsstößens B vermittelt der Feder F durch die Ventile in m und ein Rohr ag n aus dem Zylinder hinausgepreßt werden. Zur Auberung der Schlagstärke dient eine Einrichtung, die während oder unmittelbar nach der Explosion den Eintritt des Gemisches in einen größeren Raum Z im Innern des Gestelles gestattet. Hierzu ist an der Seite des Zylinders ein Rohr angebracht, das oben in den Zylinder C, unten in den Hohlraum Z eintritt und mit einem Ventil versehen ist, das durch den Handhebel N regiert wird. Bei einem Hammergewicht von 36 kg, einer Fallhöhe von 152 mm und 180 mm Zylinderdurchmesser betrug der Verbrauch an Leuchtgas für 100 Schläge nur 30 Lit., wobei jedem Schlag ein Arbeitsvermögen von 56 mkg innewohnt.

Fig. 5 zeigt den Dampfhammer von Eulenburg u. Wintersbach. Man erkennt in den Hammerkopf, b den Hammerstiel, c den Kolben im Dampfzylinder C mit Schiebersteuerung bei d, in ff die Führung für den Klop an dem Gestell, das seitwärts des Ambosses A mit der Schabotte B verbunden und an dem obern Teil zum Tragen des Zylinders etc. ausgebildet ist. Der Dampf tritt durch das Rohr e in den Schieberkasten d und von hier je nach der Schieberstellung wie bei einer gewöhnlichen Dampfmaschine über und unter den Kolben c (Dampfhammer mit Oberdampf). Der Schieber i hat nach unten einen Zylinderansatz t, auf den der Dampf derart wirkt, daß der Schieber stets nach unten, also in eine Stellung gedrückt wird, bei welcher der Dampf über den

Kolben tritt, also den Hammer abwärts bewegt. Die untere Schieberstellung gibt somit die Größe der Einströmung, und die Wirkung des Dampfes wird durch einen Schieber, auf den die Schieberstange sich aufsetzt, mit Handgriff *g* geregelt. Die Aussteuerung erfolgt durch den Hebel *n*, gegen den die am Hammerflösch sitzende Kugel *r* wirkt, so daß im Augenblick des Aufschlagens der Schieber *i* nach oben rückt und der Dampf unter den Kolben gelangt. Der Ruhezustand wird durch einen Hebel *h* erhalten, indem dieser, durch eine Spiralfeder angezogen, mit dem oberen Teil gegen einen Vorsprung von *t* tritt und die Abwärtsbewegung des Schiebers verhindert, und zwar in einer Stellung, die so viel Dampf in den Zylinder treten läßt, daß der *H.* in der höchsten Stellung beharrt. Die Auslösung dieses Hebels hat ein sofortiges Arbeiten des Hammers zur Folge und wird in sehr zweckmäßiger Weise mittels eines Fußtritts *m* bewirkt, der durch Zugstangen und Hebel mit *v* verbunden ist und von dem Arbeiter in Tätigkeit gesetzt wird, der dadurch ohne Beihilfe eines zweiten den *H.* vollständig in seiner Gewalt hat, da dessen Tätigkeit sofort aufhört, wenn der Tritt *m* freigegeben wird. Als Pressung dient die Spiralfeder *f* und zum Öffnen und Schließen der Dampfleitung der Hebel *k*.

Fig. 6 zeigt einen Dampfhammer von ebenso einfacher wie praktischer Anordnung von Breuer, Schumacher u. Komp. in Kalk nach dem System Daalen mit Oberdampf für Bürgergewichte von 75—1000 kg. Der Hammerflösch *K* gleitet zwischen Führungen *F* an zwei das Gestell bildenden Ständern *G*, *G*, die oben den Dampfzylinder *C* tragen, dessen Kolben durch die dicke Kolbenstange *S* mit dem Klotz *K* verbunden ist. Die Schabotte *A* mit Amboss geht durch die Fundamentplatte *P* und steht auf einem besonders Holzfundament schräg zu den Ständern, um Arbeitsstücke jeder Länge schneiden zu können. Die Dampf-Einströmung erfolgt bei *D* entweder vom Hammerdruck aus selbsttätig durch Anstoßen an einen fädelförmig gebogenen, zwischen den Ständern liegenden Hebel oder auch von der Hand durch den Hebel *H*.

Besonders bemerkenswert ist die Aufstellung der Dampfhammer (Waldenhammer) der Königlich Preussischen Maschinenbau-Anstalt in Wetter a. d. Ruhr mit einem Bürgergewicht von 1250—12.000 kg bei einer Fallhöhe von 2,4 m, indem der Dampfzylinder *C* von zwei Ständern *G*, *G* mit Führungen für den Hammerflösch *K* getragen wird, die auf der Wechbrücke *B* stehen, die auf vier Säulen *SS* ruht (Tafel II). Die Schabotte *A* ist aus mehreren Güßblöcken zusammengesetzt und trägt den Amboss *B*. Die gußeisernen Fußplatten *e*, die durch Quersanker *d* gegenfeuert verankert sind, tragen den schmeideisernen Unterbau des Hammers; *e* ist eine Lage von Holzbohlen, *f* sind Quadersteine, das übrige Fundament *g* besteht aus Ziegelmauerwerk, *h* sind Einsteigkanäle, durch die man zu den Fundamentankern *i* gelangt.

In der germanischen Mythologie ist der *H.* das Attribut des Gewittergottes Donar und heißt als solches Donner- oder Wiphammer, Donner-ast. Da Donar aber zugleich als Gott des Landes und Schützer der Rechtsgeschäfte verehrt wurde, so diente der *H.* auch vielfach als Symbol und war ein heiliges Gerät, durch dessen Wurf *z. B.* das Recht auf Grund und Boden oder andere Befugnisse bestimmt werden konnten (vgl. Hammerwurf). Mit dem *H.* wurden bei den Ständemännern Weder geweiht; durch ihn, als das Symbol des Gewitters und somit der Fruchtbarkeit, geschah die Brautweihe (vgl. Hammer-

weihe und Hammerwurf). In Obersachsen wurde durch einen herumgetragenen *H.* Gericht angefragt, und noch heute geschieht ein öffentliches Ausgebot von Gegenständen unter dem Zeichen des Hammers, der durch Aufschlagen den Meistbietenden in den Besitz der Sache symbolisch einweiht (daher die Redensart »unter den *H.* kommen«, sowie wie öffentlich versteigert werden). Auch bei den Freimaurern spielt der *H.* als Zeichen der Autorität eine Rolle. Eine ähnliche symbolische Bedeutung hat er in Rom, wo die Päpste die Jubeljahre (*s. d.*) durch Hammerschläge auf die vermauerte Pforte von St. Peter eröffnen. Für das Jubeljahr 1550 wurde zum Gebrauch des Papstes Julius III. ein kostbarer Judäushammer angefertigt (*s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 2, mit Text*). Bei Grundsteinlegungen von Denkmälern und öffentlichen Gebäuden bedient man sich gleichfalls eines Hammers, mit dem der Bauberr und andre hervorragende Personen drei von Sprüchen begleitete Schläge tun (vgl. Goethe's »Bahterwandtschaften«, 1. Teil, 9. Kapitel).

Hammer, Dorf, f. Ratiborhammer.

Hammer, 1) Julius, Dichter und Schriftsteller. geb. 7. Juni 1810 in Dresden, gest. 23. Aug. 1862 in Pillnitz, studierte in Leipzig Philosophie und Literatur, privatisierte später erst zu Dresden, dann (seit 1837) in Leipzig und lehrte 1845 nach Dresden zurück, wo er von 1851—59 das Feuilleton der »Sächsischen Konstitutionellen Zeitung« leitete. Auf seine Anregung wurde 1855 die Schiller-Stiftung in Dresden gegründet. *H.* schrieb die Lustspiele: »Das seltsame Frühstück« (1834), »Das Leben ein Tanz« (1841), »Auch eine Mutter« (1859) und das Schauspiel »Die Brüder« (1856); eine Anzahl wenig bedeuten der Novellen, *z. B.*: »Leben und Traum« (Leipzig 1839, 2 Bde.), »Stadt- und Landgeschichten« (Wittenb. 1845, 2 Bde.; 2. Aufl. 1854), und den Roman »Eusef und Umkehr« (Leipzig 1856, 2 Bde.). Seinen Ruf verdankte er den lyrisch-idiyllischen Dichtungen: »Schau um dich und schau in dich« (Leipzig 1853, 32. Aufl. 1889), »Zu allen guten Stunden« (das. 1854, 6. Aufl. 1886), »Fester Grund« (das. 1857, 4. Aufl. 1892), »Auf stillen Wegen« (das. 1859), »Lerne, liebe, lebe« (das. 1862, 5. Aufl. 1891), die, mit Ausnahme einzelner, wesentlich anonymen, meist an Rückert angelehnt erscheinen. Noch sind sein oemanisches Lieberbuch »Unter dem Halbmond« (Leipzig 1860), die »Psalmen der Heiligen Schrift in Dichtungen« (das. 1861) und die weitverbreitete Anthologie »Leben und Heimat in Gott« (14. Aufl. von E. Weiborn, das. 1900) zu erwähnen. Vgl. *Am Ende*, Julius *H.* als Dichter und als Dichter (Münch. 1872).

2) Guido, Maler und Zeichner, Bruder des vorigen, geb. 4. Febr. 1821 in Dresden, gest. daselbst 27. Jan. 1898, besuchte die Dresdener Kunstakademie und seit 1842 Jul. Hübners Atelier und wendete sich als leidenschaftlicher Jäger der Tiermalerei zu. Seine frischen, naturwahren Tier- und Jagdbilder erfreuten sich großen Beifalls. Die Dresdener Galerie besitzt von ihm: gestecktes Wildspiel (1852) und Wildbau mit Firschtungen von einem Hund gestellt (1860). Er zeichnete auch zahlreiche Illustrationen für die »Gartenlaube« und die »Illustrirte Zeitung«, zu denen er selbst ansehnliche Schilderungen schrieb. Selbstständig erschienen von ihm: »Hubertusbilder«, Album für Jäger und Jagdfreunde (Wlog. 1856, 2. Aufl. 1877); »Jagdbilder und Geschichten aus Wald und Flur« (das. 1863, 2. Aufl. 1889); »Wild-, Wald- und Weidmannsbilder« (Leipzig 1891).

8) Ernst, Geodäs und mathematischer Geograph, geb. 20. April 1858 zu Ludwigsburg in Württemberg, studierte 1874—78 an der Technischen Hochschule in Stuttgart, wurde 1882 Assistent für Geodäsie, 1884 Professor der niederen und höheren Geodäsie an der Technischen Hochschule in Stuttgart und zugleich Mitglied der europäischen Gradmessung. Er pfliegte mit Vorliebe die Grenzgebiete zwischen Geodäsie und Geographie und schrieb: »Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie« (Stuttg. 1885, 2. Aufl. 1897); »über den Verlauf der Hognomen im mittlern Württemberg« (bas. 1886); »Nullmeridian und Zeitzeit« (Hamb. 1888); »über die geographisch wichtigsten Kartenprojektionen« (Stuttg. 1889), dazu als Ergänzung: »Zur Abbildung des Erdoberflächens« (bas. 1891); »Triangulierung zur Verbindung des rheinischen Reges mit dem bayerischen Hauptkreis« (bas. 1892); »Zeitbestimmung (Uhrkontrolle) ohne Instrumente« (bas. 1893); »Der logarithmische Rechenschieber und sein Gebrauch« (bas. 1898, 2. Aufl. 1902); »Klimatonomisches Vocabularium durch Württemberg« (bas. 1901); »Der Hammer-Brennische Tagh-meler-Theodolit« (bas. 1901). Er lieferte auch eine deutsche Bearbeitung (mit Ergänzungen) von Tijots grundlegendem Werk über die Kartenprojektionen u. d. L.: »Die Repentwürfe geographischer Karten« (Stuttg. 1887) und die Verdichte über die Fortschritte der Kartographie und Kartometrie im »Geographischen Jahrbuch« (1894, 1896, 1897, 1901 und 1902) und über die Fortschritte der geographischen Landvermessung (ebenda, 1899 u. 1902).

Hammerbär (Hammerfloss), f. Hammer, S. 700.

Hammerbarkeit, f. Plaitigkeit.

Hammerfackel, Stadt im norweg. Amt Finnmarken, auf der Westküste der Insel Kvalø (unter 70° 40' 11" nördl. Br.), die nördlichste Stadt der Erde, wo im Sommer die Sonne elf Wochen über dem Horizont steht, nach dem Brand von 1890 meist neu erbaut, hat (1900) 2300 Einw., die lebhaften Handel mit Krabben sowie mit England (Kohle, Salz) und Dänemark treiben. Außerdem ist S. ein Mittelpunkt der an den Küsten von Spitzbergen und im Karischen Meer betriebenen Fischerei. Trotz der hohen Breite beträgt die mittlere Jahrestemperatur +1,° (Januar —5°, Juli +11,°). S. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Hammerfisch (Hammerhai, Zygaena Cuv., Sphyrna M. Hle.), Gattung der Menschenhaie (Carcharidae), ausgezeichnet durch den seitlich verbreiterten, hammerförmigen Kopf, von dessen beiden Endflächen die vorgezogenen Augen sitzen, während die Nasenlöcher am unteren Ende des Kopfes vor der buchtenförmigen, mit 3—4 Reihen langer, scharfer, an den Wänden gefäßer Zähne besetzten Schnauze stehen; Spritzlöcher fehlen. Der gemeine S. (Z. malleus Shaw, S. zygaena M. Hle., f. Tafel »Fische I, Fig. 5), 3—4 m lang, 200—300 kg schwer, mit schwarz gefärbtem Haut, oben grünlichbraun, unten weißlich, findet sich im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean, erscheint bisweilen auch an den nördlichen europäischen Küsten, jagt in tiefen Schichten des Meeres nach und flüchtet, stellt aber auch andern Fischen nach, umschwimmt häufig die Schiffe und wird bisweilen dem Menschen gefährlich. Das Weibchen gebiert etwa 40 lebendige Junge. Man jagt ihn wegen der tranreichen Leber.

Hammergare, f. Kupfer.

Hammerhai, f. Hammerfisch.

Hammerhuhn, f. Wallnister.

Hammerich, 1) Frederik, dän. Theolog und Historiker, geb. 9. Aug. 1809 in Kopenhagen, gest. 9. Febr. 1877, wurde 1839 Prediger in Jütland, 1845 in Kopenhagen, wo er gleichzeitig als Privatdozent historische Vorlesungen hielt, machte den Krieg 1848—50 als Feldgeistlicher mit und wirkte seit 1859 als Professor der Kirchengeschichte an der Kopenhagener Universität. Er war ein eifriger Anhänger Grundtvigs (f. d. I.) und des Ständebauismus, spielte aber im Reichstag (1854—61) und Reichsrat (1864—66) seine politische Rolle. Seine historischen Hauptchriften sind: »Danmark i Valdemarernes Tid« (Kopenh. 1847—1860, 2 Bde.); »Danmark under de tre nordiske Rigers Forening« (1849—54, 2 Bde.); »Danmark under Adelsvolden« (1854—59, 4 Bde.); »Dea skesvigke Trearskrige« (1852). Von seinen kirchengeschichtlichen Beiträgen seien genannt: »Dea kristne Kirkes Historie« (1868—71, 3 Bde.; 3. Aufl. 1891); »Die heil. Virgilia und die Kirche im Norden« (deutsch von Wichelsen, Gotha 1872; dän., Kopenh. 1863); »De episk-kristlige Oldkræft og de gotiske Folk« (1873, deutsch 1874). Seine Denkwürdigkeiten »Et Levnatsliv« erschienen 1882 in 2 Bänden.

2) August, dän. Musikgelehrter, geb. 25. Nov. 1848 in Kopenhagen als Bruder des Komponisten Asger Hammer, der eigentlich ebenfalls S. heißt, habilitierte sich daselbst 1892 als Dozent für Musikwissenschaft an der Universität und erhielt an dieser 1896 eine feste Anstellung. S. begründete 1898 eine Sammlung alter Musikinstrumente und schrieb (in dänischer Sprache) über die »Musik am Hofe Christians IV. von Dänemark« (Kopenh. 1892), über »Altnordische Luren« (1894) u. a.

3) Asger, dän. Komponist, f. Hammerf.

Hammerklavier (Klavierte), unser heutiges Klavier (f. d.), bei dem die Saiten durch Hammeranschlag in Schwingung versetzt werden.

Hammerköpfe (Scopidae), Familie der Watvögel.

Hammerlein, f. Thomas a Kempis.

Hammerleigewehr, f. Jagdgewehr.

Hammerling (Reister S., auch Hammerlein, wohl von Thors Beinamen Hammer), alte Bezeichnung des Feuers, auch eines Bollwerkes; dann soviel wie Fenster, Gankler und Postenreihe.

Hammermaschine, f. Dampfmaschine, S. 456.

Hammerpochwerk, soviel wie Hammerwerk.

Hammer-Burgstall, Joseph, Freiherr von, Orientalist, geb. 9. Juni 1774 in Graz als Sohn des Gubernialrats Joseph v. Hammer, gest. 23. Nov. 1856 in Wien, empfing seine Ausbildung hauptsächlich auf der orientalischen Akademie in Wien, machte als Dolmetsch und Sekretär unter Sidney Smith den Feldzug gegen die Franzosen in Ägypten mit, wurde 1802 Legationssekretär für Konstantinopel, erhielt 1807 eine Stelle bei der Hofkanzlei in Wien, rückte 1817 zum Hofrat auf und wurde 1835, nachdem er Hainfeld, die in Steiermark gelegene Hofkommissionärschaft der kinderlosen Gräfin Burgstall, erbte, unter dem Namen S. v. in den erblichbischen Freiherrenstand erhoben. Seine vielseitige, nur leider sehr oberflächliche Kenntnis der türkischen, arabischen und persischen Philologie sowie der meisten arabischbischen Sprachen, verbunden mit ungewöhnlicher Arbeitskraft, machte ihn zu einem seinerzeit viel genannten, jezt aber fast schon ganz antiquierten Interpreten der sächsen und geschichtlichen Literatur des Orients. Seine hauptsächlichsten Werke sind: »Des osmanischen Reiches Staatsverwaltung und Staatsverwaltung« (Wien 1815, 2 Bde.); »Geschichte der schönen Redekünste

Perfians« (Wien 1818); »Geschichte des osmanischen Reiches« (2. Aufl.; neue Ausg., Pest 1840, 4 Bde.); »Geschichte der osmanischen Dichtkunst« (daf. 1836—1838, 4 Bde.); »Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer muslimischer Herrscher« (Darnst. 1837—39, 6 Bde.); »Geschichte der Goldenen Horde in Kiptchal« (Pest 1840); »Geschichte der Jähane« (Darnst. 1842 bis 1843, 2 Bde. u. Register); »Literaturgeschichte der Araber« (Wien 1850—56, 7 Bde.) u. a. Ferner gab H. verschiedene orientalische Texte mit Uebersetzung heraus, namentlich des türkischen Dichters Faizi »Gül u. Bâbüd« (Pest 1834), des Persers Rahmüd Schebileri mystisches Gedicht »Kosmoflor des Geheimnisses« (daf. 1838), das alttürkische Lehrgebieth »Der Hallnerker« (daf. 1840) u. a. Aus dem Persischen übersetzte H. den Diwan des Fâris (Stuttg. u. Tübing. 1812—13, 2 Bde.), aus dem Arabischen teilweise die »Märchen der 1001 Nacht« (daf. 1823—24, 3 Bde.), aus dem Türkischen die Iyrischen Gedichte des Baki (Wien 1825) u. a. H. veröffentlichte außerdem ein »Leben des Kardinals Khleel« (Wien 1847—51, 4 Bde.), eine »Porträtgalerie des steiermärkischen Adels« (daf. 1855) und verschiedene andre Werke nicht-orientalistischen Inhalts. Endlich begründete er mit Graf Klenowski die »Gründgruben des Orients« (Wien 1810—19, 6 Bde.). Vgl. Gräffer, Historisch-bibliographisches Vortragsbuch (Prüdn 1824); Schlottmann, Joseph von H., ein türkischer Veitrag (Büch. 1857); Ahlwardt; Chalef elahmar's Dastide u., nebst Würdigung J. v. Hammers als Arabisten (Greslow. 1859).

Hammer Schlag, die bei der Bearbeitung der Metalle unter dem Hammer abspringenden Splitter, besonders Eisen- und Kupferhammer Schlag. Letzterer besteht wesentlich aus Kupferoxyd, der Eisenhammer Schlag (Wühlspan) aus Eisenoxyduloxyd. Man benutzt diesen beim Frischen und Abdousieren des Eisens, gepulvert zum Lugen des Eisens, besonders blauer Waffen und Gewehrläufe, zu Kitt für Backerbehälter u.

Hammer Schlagrecht (Leiterrecht) heißt die aus deutschem Recht beruhende, in fast allen Bundesstaaten aber durch die Ausführungsgerichte zum Bürgerlichen Gesetzbuch beseitigte Befugnis, zum Bau oder zur Reparatur eines Gebäudes das Grundstück des Nachbarn betreten und das erforderliche Gerüst aufstellen zu dürfen. Verweigert der Nachbar jedoch grundlos derartige Benutzung seines Grundstücks, so hilft § 228 oder 904 des Bürgerlichen Gesetzbuches.

Hammer Schmidt, Karl, genannt Abdullah Bei, Mineralog, geb. 1800 in Wien, gest. 30. Aug. 1874 in Kleinasien, studierte die Rechte, konnte aber nicht zur Advokatur gelangen. Obgleich als Redakteur der »Landwirthschaftlichen Zeitung« und als Entomolog rühmlichst bekannt, begann er doch noch das Studium der Medizin. 1848 trat er in die ungarische Armee und wurde mit vielen Preisengewinnen über die türkische Grenze gedrängt. Von seiner bald erlangenen Stelle als Lehrer an der medizinischen Schule zu Konstantinopel verdrängten ihn Revolutionen Oesterreichs. Er war dann in Damaskus mehrere Jahre Spitalarzt, diente als Arzt im Krimkrieg und wurde 1873 Lehrer der Mineralogie und Zoologie an der medizinischen Schule zu Konstantinopel, für die er ein naturhistorisches Museum gründete. Außer zoologischen und geologischen Lehrbüchern in türkischer Sprache lieferte H. wertvolle Beiträge zur geologischen und zoologischen Kenntnis der Bodporusgegenden.

Hammeröhus, Schloß auf der nordwestlichen Spitze der dän. Insel Bornholm, war im Mittelalter lange Zeit Grenzland des Streites zwischen den dänischen Königen und dem Erzbischof von Lund, diente im 17. Jahrh. als Staatsgefängnis und bildet jetzt eine der stattlichsten Ruinen Skandinavien.

Hammermith, Verwaltungsbereich (metropolitan borough) im St. London, 4 km vom Hyde Park, mit 1901 112,239 Einw. Es liegen dort das West-London-Hospital, die Godolphin- und die St. Pauls-Lateinschule, mehrere Waisenhäuser und eine Reihe von römisch-katholischen Anstalten, als: ein Priesterseminar (St. Thomas), ein Lehrerseminar (St. Mary), ein Ragdaleneninstitut und zwei Nonnenklöster. S. die Karte »Umgebung von London«.

Hammerstein (pöln. Harna), Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Schlochau, an der Bahn und der Staatsbahnlinie Kuselitten-Wohlfahrtshausen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, eine große Dampfzementmühle und (1900) 3025 meist evang. Einwohner. Nördlich davon ein großer Truppenübungsplatz.

Hammerstein, 1) Otto, Graf von, blieb eines edlen fränkischen Geschlechts, dessen Stammburg H. am rechten Rheinufer unterhalb Vindernach lag, hatte sich mit einer neuen Verwandten, Zrimingard, vermählt. Die Kirche erklärte diese Ehe für unkanonisch, Otto fügte sich nicht und befehdelte den Erzbischof Erlembald von Mainz. Kaiser Heinrich II. belagerte 1020 die Burg und bezwang sie durch Hunger, der Graf zog mit Zrimingard als Wärtner trauer Liebe ins Exil. Ersterer unterwarf sich 1023 vor der Synode zu Mainz und gelobte Besserung; Zrimingard aber, der Reichsacht und dem Bannfluch trotzend, wendete sich an Papst Benedikt VIII., der den Vatikan schließlich das Zusammenleben gestattete. H. lebte fortan am Hof Kaiser Konrads II. und starb 1036. A. Hilbrandt hat diese Begebenheit in einem Trauerspiel: »Der Graf von H.«, behandelt.

2) Wilhelm, Freiherr von, deutscher Politiker, geb. 21. Febr. 1838 zu Rahow in Medlenburg-Schwerin, gest. 16. März 1904 in Charlottenburg, studierte Jurisprudenz, stand 1860—63 als Forstmann in medlenburgischen Dienste, bewirtschaftete dann die nach dem Tode seines Vaters erbten Güter in Pinterpomern, kam 1876 in das preussische Abgeordnetenhaus, wo er sich den Altconservativen anschloß, und 1881 in den Reichstag, wo er Führer der Deutschkonservativen wurde. Er vertrat das Zusammengehen dieser Partei mit dem Zentrum und stellte 1886 im Landtag den Antrag auf Befreiung der evangelischen Kirche von der staatlichen Vormundschaft, der aber auf Wunsch der Regierung nicht zur Verhandlung kam. Seit 1881 auch Chefredakteur der Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung, wurde er 4. Juli 1895 als solcher suspendiert und legte 11. Nov. sein Reichstagsmandat nieder, nachdem er, tief verdächtig und durch anrüchigen Verkehr compromittiert, öffentlich des Betrugs und der Beschleßfälschung beschuldigt worden war. Stedtdröschl verfolgte, rückte er ins Ausland, ward in Wien verhaftet und 22. April 1896 zu 7 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Eheverlust verurteilt.

Hammerstein-Logten, 1) Ernst, Freiherr von, preuß. Minister, geb. 2. Okt. 1827 auf Logten im Kreise Verdenbrück, Regbez. Osnabrück, studierte die Rechte, trat in den hannoverschen Staatsdienst und war Referent im Ministerium, als er 1866 nach der Annexion Hannovers zur Disposition gestellt

wurde. Zurückgezogen verwaltete er seinen ausgedehnten Grundbesitz und machte sich um die Kultur des Moorlandes verdient. Am Protest des westfälischen Adels gegen Preußen beteiligt, stimmte er 1867 als Mitglied des norddeutschen Reichstags gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes, nahm aber 1886 die Ernennung zum Landrat in Verdenbrück an, ward Vorsitzender des Provinzialauditschusses und 1889 Landesdirektor der Provinz Hannover, half den Ausgleich zwischen der preussischen Krone und dem Herzog von Cumberland 1892 vermitteln, ward Mitglied des Staatsrats, Vorsitzender des deutschen Landwirtschaftsrats und des niederländischen Kanalvereins sowie stellvertretender Vorsitzender des Landesökonomikollegiums. Seit November 1894 Minister für Landwirtschaft, erhielt er 6. Mai 1901 die erbetene Entlassung.

2) Hans, Freiherr von, preuß. Minister, geb. 27. April 1843, aus dem jüngeren Aste der Lothener Linie (sein Vater war bis 1865 hannoverscher und 1865—72 mecklenburg-streitpöcher Minister), begann den juristischen Vorbereitungsdienst beim Oberlandesgericht in Kolmar, trat zur Verwaltung über, war 1877—84 Kreisdirektor zu Rülhausen i. E., dann Bezirkspräsident in Reg., wurde ständiger Geheimerratsregierungsrat und Mitglied des Landwirtschaftsrats und folgte 6. Mai 1901 Rheinbaben als preussischer Minister des Innern.

Hammerstrauch, f. Cestrum.

[S. IV.

Hammerwalze, f. Tafel »Appreturmaschinen«.
Hammerweihe, die Gewürche, die im germanischen Alttertum mit dem heiligen Hammer Thors verbunden wurden, der auch zur Grenzbestimmung diente (f. Hammerwurf). So wurde die Braut und der Scheiterhaufen oder das Grab mit dem Hammer Thors eingeseget, indem man erlirer einen Hammer in den Schoß legte und silberne Miniaturhämmer, die man niehtfach gefunden hat, mit den Toten begrub. Die drei sterblichen Hammerschläge, die bei Hausgründungen auf den Grundstein geführt und gewöhnlich als Dreieckigkeit geltend gebauelt werden, können recht wohl ebenfalls auf den Hammer Thors zurückgehen, der als Gründer und Schützer der Heimstätten galt. Doch gab es ähnliche Jerenien auch in Altägypten (f. Grundsteinlegung).

Hammerwerk, eine Anstalt zur Erzeugung oder Verarbeitung von Schmiedeeisen sowie zur Verarbeitung von Stahl, Kupfer, Messing u. zu verschiedenen Gegenständen, hauptsächlich mittels Hämmer; daher Eisen-, Stahl-, Kupfer-, Messing-, Hämmer- und Blech-, Stad- und Zainhämmer. Vgl. Hammer (mechanische Hämmer).

Hammerwurf. In altgermanischen Quellen erscheint der Hammer vielfach als ein heiliges Gerät, durch dessen Wurf (mit der rechten Hand unter dem linken Bein hindurch) das Recht auf Grund und Boden, auf Wasser und Flüsse und andre Befugnisse bestimmt werden konnten. Der H. findet sich insbes. zur Bestimmung der Entfernung, innerhalb deren dem Grundbesitzer gewisse Befugnisse gegenüber der Nachbarschaft oder der angrenzenden gemeinen Mark zustanden.

Hammlinsen, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Rees, an der Staatsbahnlinie Wesel-Winterwyhl, hat eine evang. Kirche, Pampmlinshle und (1900) 2023 Einn.

Hammling, f. Koftraut.

Hammond, Stadt in der Grafschaft Spencer des nordamerikan. Staates Indiana, am Ohio, mit 34000 Einn. (1900) 2800 Einn.

Meper's Rom.-Lexikon, 6. Aufl., VII. Bd.

Hammonia (neulat.), soviel wie Hamburg.

Hammonia, Hauptkolonisationsplatz der hanseatischen Kolonisationsgesellschaft in Sta. Catharina (f. d.).

Hammonion (gr. ἡμμόνιον), Stadt im nordamerikanischen Staat New Jersey, Grafschaft Atlantic, mit Obstkultur, Fabrikten und (1900) 3481 Einn.

Hamurabi (genauer Chamaurabi), der sechste der elf Könige zählenden ersten babylonischen Dynastie, um 2250 v. Chr., und einer der bedeutendsten aller babylonischen Könige. Er vertrieb die Elamiten aus dem Land und vereinte Norden und Süden des Landes zu einem Einheitsstaat mit Babylon als politischer und religiöser Zentrals. Er war zugleich der Gesegeber Babyloniens (=König der Gerechtigkeit). Sein 282 Gesezeparagraphen umfassendes, in Keilschrift geschriebenes Gesezeslobz war auf einem 2,25 m hohen Dioritblock verzeichnet, der von den französischen Archäologen de Morgan und Scheil 1901/02 in den Ruinen der Akropolis von Susa wieder gefunden wurde. Infolge einer durch Wegnehmen entstandenen Lücke sind uns nur 247 Gesezesartikel im Original erhalten. Dieser Kodex H. enthält das Privat- und Strafrecht Babylons, einige Paragraphen über Beamtenrecht und zahlreiche Vorschriften über Taten. H. hat sein Gesezbuch selbst vervielfältigen lassen, es stand im ganzen babylonischen Königreich bis in die neubabylonische Zeit in Kraft und ist dann von den Persern übernommen worden. Vgl. Scheil im 4. Band der »Mémoires« der »Délegation en Perse« (Par. 1902); Kötter und Feiler, Hamurabis Gesez (Leipz. 1904); Joh. Jeremiaß, Moses und H. (2. Aufl., das. 1904); D. H. Müller, Die Geseze Hamurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesezgebung sowie zu den zwölf Tafeln (Bonn 1903); A. H. Harper, The code of H., king of Babylonia (Chicago 1904); Binfiler, Die Geseze Hamurabis in Umschrift und Übersetzung herausgegeben (Leipz. 1904). Einen gut orientierenden Überblick gibt Loh, Die Geseze Hamurabis (Retoralsrede, Zür. 1903).

Hamozje (gr. -μερ), das Aquarium des Tamar (f. d.), die Nerde von Plymouth.

Hamochromogen, f. Hämatin.

Hamochromer (griech.), von Thoma angegebene Vorrichtung zur Färbung der im Blut enthaltenen roten Blutkörperchen. Beschreibung f. Tafel »Blut und Blutbewegung II«, S. I.

Hämodorazzen, monokotyle, etwa 33 Arten umfassende, auf der südlichen Ostküste einheimische Pflanzenfamilie aus der Reihe der Liliifloren; Stauden mit zweizeiligen, schwertförmigen, scheibigen Blättern und röhrenförmigen, außen stark behaarten, dreizähligen, oder - oder unterständigen Blüten, die nur drei Staubgefäße besitzen.

Hämoglobin (griech.-lat., Hämatoglobin, Hämatokristallin), der rote Blutfarbstoff in den roten Blutkörperchen und in manchen Warmblütermuskeln, kommt gelöst auch bei gewissen Wärmern, Dipterendarten, Stachelhäutern, verschiedenen Gastropoden, Manteltieren, parasitischen Aepoden und verschiedenen Krustentieren vor. H. kann aus dem Blut in (meist rhombischen) Kristallen erhalten werden. Pferdeblut kristallisiert ohne weiteres unter dem Mikroskop, und besonders leicht kristallisiert Blut bei Beginn der Fäulnis. Die Kristalle besitzen bei den verschiedenen Tierarten und oft bei derselben Art verschiedene Formen und enthalten stets Kristallwasser. H. besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff,

Stickstoff, Schwefel, Eisen, das der Tiere mit kernhaltigen Blutförperchen, also der Vögel, Reptilien etc., enthält auch Phosphor; das Rindestickstoffmolekulargewicht ist zu 16,669 ermittelt und daraus die Formel $C_{73}H_{120}N_{16}O_{71}FeS_8$ berechnet worden. Vielleicht sind mehrere Hämoglobine zu unterscheiden, d. h. mehrere Eiweißkörper, die alle mit derselben eisenhaltigen färbenden Atomgruppe verbunden sind. H. bildet mit gewissen Gasen chemisch lockere Verbindungen. Am wichtigsten ist die Sauerstoffverbindung, das Oxyhämoglobin, das durch gewisse Absorptionsstreifen im Spektrum charakterisiert ist und den Sauerstoff an das Blutum und an Reduktionsmittel leicht abgibt. Auf den Eigenschaften des Oxyhämoglobins beruht die Atmung der Wirbeltiere. Ferner verbindet sich H. mit Kohlenäure (H_2CO_3 hämoglobin) und besonders mit Kohlenoxyd, das aus Oxyhämoglobin den Sauerstoff vollständig verdrängt. Auch das Kohlenoxydhämoglobin ist durch gewisse Absorptionsstreifen charakterisiert und aus seiner Lösung wird es durch Natronlauge hellrot gefärbt. Die Lösung von Oxyhämoglobin verwandelt sich an der Luft und durch oxydierende Substanzen leicht in Methämoglobin, in dem der Sauerstoff fester gebunden ist. Beim Erhitzen über 80°, durch Alkohol, Alkalien, Säuren, Metallsalze wird H. in Eiweiß und Hämatin (s. d.) gespalten. Im lebenden Körper wird H. auch in Gallensfarbstoff und schwarzes Pigment verwandelt.

Hämoglobinämie (griech.-lat.) der Pferde und Rinder (Kreuzgähler, Kiensschlag), eine akute Erkrankung der Kruppenmuskeln, bei der sich Hämoglobinurie (Myoglobinurie) ausbildet. Dieser wird durch die Nieren ausgeschieden und färbt den Urin rot bis saffelbraun (schwarze Harnwinde). Die H. zeigt sich in plötzlicher Bewegungsstörung; oft stürzen die Pferde im Freien zusammen und müssen in den Stall gefahren werden. Sie können sich auch später nicht erheben und lebend erhalten. Die charakteristische Urinfärbung kennzeichnet die H.; der Appetit kann normal bleiben, Fieber fehlt meist. Die Genesung kann in wenigen Tagen von selbst erfolgen, meist dauert die Krankheit länger und führt in 40—50 Proz. der Fälle zum Tode. Spezielle medikamentöse Heilmittel gibt es nicht. Vor allem kommt es darauf an, das im Stall liegende Pferd aufzurichten und in einen Hängegurt (s. d.) zu bringen, weil das Liegen den tödlichen Ausgang (auch durch Lungenstauung und Druckbrand der Haut) begünstigt; im übrigen werden die Nebenerkrankungen behandelt. Die H. entsteht bisweilen nach übermäßiger Anstrengung, meistens jedoch, wenn Pferde mehrere Tage untätig und gut gefüttert im warmen Stall gestanden haben (z. B. während des Osterfestes, daher Osterkrankheit) und dann bei rauher regnerischer Witterung wieder schwer zu arbeiten anfangen. Augencheinlich wirken dabei zwei Ursachen zusammen, eine Erschlaffung (rheumatische Störung, daher Wind- oder Kreuzrehe) und die vorhergegangene längere Untätigkeit bei reichlicher Fütterung. Es wird angenommen, daß aus den nicht wie gewöhnlich bei der Arbeit verbrauchten Eiweißstoffen des Körnerfutters sich im Körper giftige Spaltprodukte bilden, die unter Mitwirkung der Erschlaffung die Entzündung und Lähmung der Muskeln veranlassen (ein analoger Vorgang entsteht bei der Gebärdparese, s. d.). Man kann daher die H. fast sicher verhüten, wenn man die Pferde auch an Ausläufen bewegt oder ihnen an solchen Tagen den Hafer ganz oder teilweise entzieht. Auch bei

Kindern kommt eine rheumatische H. durch Erkältung, namentlich bei Beginn des Frühjahrswandweges, vor, die mit der durch Piroplasma erzeugten Hämoglobinurie (s. d.) nichts gemein hat.

Hämoglobinurie (griech.-lat.), Ausscheidung vom gelöstem Blutfarbstoff ohne Blutförperchen durch den Harn. Der gelöste Farbstoff ist Methämoglobin, das beim Stehen des Harns zu Hämoglobin und weiter zu Oxyhämoglobin wird. Der Harn ist braunrot bis schwarzrot und gibt beim Kochen rötlichbraune Gerinnsel. H. tritt besonders auf bei Vergiftung mit Arsenwasserstoff, chlorsaurem Kali, Pyrogallussäure, Salz- und Schwefelsäure, Nardelöl, nach ausgedehnten Verbrennungen, selten bei schweren Infektionskrankheiten, bisweilen anfallsweise nach Erschlaffungen und Durchfällen, angetragtem Laufen und Wehen. — Die H. ist auch eine allbekannte Krankheit der Kinder, die anscheinend in ganz Europa verbreitet ist und deren Identität mit in Amerika und Afrika ebenfalls weitverbreiteten Krankheiten neuerdings erkannt wurde, nachdem man den Krankheitserreger entdeckt hat. H. wird erzeugt durch einen tierischen Blutischmaropar aus dem Kreise der Sporozoen, Pyrosoma oder Piroplasma bigeminum, das in den roten Blutförperchen lebt und mehr oder weniger große Mengen derselben zerstört (vgl. Hämofsporidien). Wegen freierworbener Farbstoffe, das Hämoglobin, geht in das Blutwasser über, gelangt zur Ausscheidung durch den Urin (daher der Name) und färbt diesen hellrot bis schwarzrot, so daß er wie blutig aussieht, ohne wirklich Blut (Körperchen) zu enthalten. Diese abnorme Urinfärbung bildet zunächst das auffälligste Krankheits-symptom, zu dem sich später die allgemeinen Folgen der Blutverschlechterung: Mattigkeit, mangelnder Appetit, anfangs Fieber, Diarrhöe und Verstopfung, steifer, schwerfälliger Gang und in etwa 10—15 Proz. der Fälle Tod an Erschlaffung, gesellen; in den übrigen erfolgt Genesung nach etwa 14 Tagen. Geneigte Tiere sind gegen neue Erkrankung, wenn auch nicht absolut, geschützt; frisch in eine Gegend eingeführte und junge Tiere erkranken am ehesten. In manchen Gegenden sollen die Verluste 30—40 Proz. betragen und die ganze Rinderherde gefährdet. Die H. tritt im Stalle selten, dagegen augenfällig in Verbindung mit dem Weibegang, und zwar besonders auf gewissen Weiden, namentlich im oder am Wald auf, ist daher in manchen Gegenden stationär und oft seuchenartig verbreitet. Dies erklärt sich aus der Entstehung, der Übertragung der Krankheit. Ihre Verbreitung erfolgt nämlich durch Jucken (*Boophilus bovis* u. a.), in Nord-europa durch *Ixodes reduvius*. Diese saugen das Blut und übertragen die Keime der Parasiten auf ihre Eier, bez. Brut. Indem die neue Juckengeneration wiederum Kinder befällt und von ihnen Blut saugt, wird der Ansteckungsstoff in das Blut gebracht und erzeugt dort wieder die Krankheit (vgl. Zeckenfieber). In welcher Form und auf welchem Wege die parasitären Keime in die Juckeneier gelangen, ist nicht festgelegt; sie sind darin auch nicht gefunden (auch ist eine künstliche Übertragung der H. durch Eier nicht möglich). Festgestellt ist nur, daß die aus den Eiern hervor-gelassenen Larven die H. auf gesunde Rinder übertragen. Künstliche Übertragung von einem Kind auf das andre läßt sich auch durch direkte Blutüberimpfung bewirken. Ob eine solche direkte Übertragung mittels Blut auch auf natürlichem Wege durch Stechmücken erfolgen kann, ist für Europa nicht bekannt (vgl. Zeckenfieber). Tierärztliche Behandlung der H. ist zu empfehlen. Als Vorbeugung gegen die Verbreitung der

H. empfiehlt sich Abkammeln der vollgelegenen Eiden (die ein Tropfen Petroleum löst). Eine Schutzimpfung scheint Aussicht auf Erfolg zu bieten (vgl. »Arbeiten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes«, Bd. 20); der Impfstoff wird jetzt (Sommer 1904) im Pathologischen Institut der tierärztlichen Hochschule in Berlin hergestellt. — **H.** ist in Deutschland unter den Namen Bluthornen, Holzkrankheit, Weiderot, Kottenege, Kottseuche in den verschiedenen Gegenden bekannt. In Norwegen tritt sie als Ridsyge (Kottseide) auf; die übertragende Zecke ist hier Ixodes hexagonus. In Finnland tritt **H.** bösartig auf und tötet 30—50 Proz. der Erkranken, ebenso in Südrussland, der Türkei, Rumänien (blutige Kottendarm-entzündung und Milzschwellung) und Italien. Hier ist sie sehr verbreitet, heißt *Kindermolorio*, vollständig tödlich, soll durch Widen übertragen werden und ist auch mit Milzbrand (und hämorrhagischer Septikämie) verwechselt worden. In Portugal heißt sie Rost, in Frankreich Hématurie oder Mal du bois. In Amerika und Afrika ist die **H.**, wenn auch mit gewissen Besonderheiten, ebenfalls weitverbreitet und am bekanntesten unter dem Namen Tegasieber (s. d.). Über ökonomisch ähnliche Krankheiten anderer Tiere vgl. *Microplasma*.

Haemogregarina, s. *Hämosporeidien*.

Hämolyse, f. Eingießung.

Hämolymphe (griech.), die blutähnliche Flüssigkeit, die sich im Körper gewisser wirbelloser Tiere (Schnecken, Würmer, Krebse u. a.) findet und offenbar eine ähnliche Bedeutung für die Nahrungsvorgänge dieser Tiere hat, wie das Blut für die Wirbeltiere. Weiteres s. in den Sonderartikeln: »Schnecken« u.

Hämolymphe, f. Inmunität.

Hämometer (griech.), Vorrichtungen zur Schätzung des Gehaltes des Blutes an Blutstoff. In Deutschland benutzt man meistens das **H.** von v. Fleischl und Wiesner. Hier wird von einem durch einen Stich in den Finger gewonnenen Blutstropfen eine bestimmte Menge abgemessen und mit Wasser verdünnt. Die Färbekraft dieser Lösung wird mit der eines roten, teillöslich gemischten, verschiedener Glosse verglichen. Andere Vorrichtungen sind von Sahli, Hénocque, Gowers, Doppel-Schäfer u. a. angegeben worden. Vgl. *Hämochrometer*.

Hamon (fr. *amón*), Jean Louis, franz. Maler, geb. 5. Mai 1821 in Clouha (Côte-du-Nord), gest. 29. Mai 1874 in St.-Raphaël (Var), ging 20 Jahre alt, nach Paris und lernte bei Delaroche, später bei Weyre. Der Anblick von Zeichnungen nach pompejanischen Wandgemälden gab seinem Streben eine bestimmte Richtung, und er wußte sich mit Blick ein eignes Genre, das sogen. neupompejanische, zu schaffen. 1852 wurde er als Maler in der Porzellanmanufaktur zu Sevres angestellt. In der Ausstellung 1849 besaß er ein originell gebachtes Gemälde: ein römischer Theaterzettel, das Aufmerksamkeit erregte; später (1852) erschien die gefällige, aber etwas rätselhaft-komische Komödie des Menschenlebens und (1853) »Meine Schwester ist nicht hier«, ein unmutiges, einfaches und natürlich gehaltenes Idyll. Unter seinen späteren Bildern verdienen: Ich bin's nicht und die Weisenkinder (1855) besondere Hervorhebung. Hamons Ideal war das Empfindsam-Järtliche, Ländliche und Schmelzhaft-Graziose.

Hämon (Haimon), Sohn des Königs Kreon von Theben. Verlobter der Antigone (s. d.).

Hämopathologie (griech.), Lehre von den Krankheiten des Blutes.

Hämoperisartium (griech.), Ansonnung von Blut im Herzbeutel entweder durch Gefäßzerreißung oder durch hämorrhagische Entzündung.

Hämophilie, s. wie Blutkrankheit (s. d.).

Hämophthalmus (griech.), Blutaustritt in das Innere des Auges, namentlich in den Glaskörper, infolge von Verletzungen oder schweren Erkrankungen der tiefen Teile des Auges.

Haemöpis, f. Mutegel, S. 849.

Haemoproetus, f. Hämosporeidien.

Hämoptosis (griech., *Hämoptosis*), s. wie Blutstößen.

Hämor, Sommerfische, s. *Diosgöhr*.

Hämorrhagie (griech.), s. wie Blutung; hämorrhagisch, was auf Blutung Bezug hat; hämorrhagische Diathese, Neigung zu Blutungen; hämorrhagischer Herd, das bei innerer Blutung in die Gewebe des Körpers sich ergießende Blut; hämorrhagischer Ansatz, f. Ansatz.

Hämorrhoidalfäße (*Vasa haemorrhoidalia*), Blutgefäße des Mastdarms, sowohl Arterien als Venen, vorzugsweise die letzteren, auch goldene Adern genannt und Veranlassung der sehr häufigen Mastdarmblutungen oder Hämorrhoiden (s. d.).

Hämorrhoidalnoten, f. Hämorrhoiden.

Hämorrhoidarius (griech.-lat.), ein an Hämorrhoiden Leidender, bezeichnet gewöhnlich in scherhaftem Sinne ältere Männer mit fester Lebensweise, die durch hypochondrisches Befinden den Verdacht erregen, als litten sie an Hämorrhoiden.

Hämorrhoiden (griech., Blutfluß, im engeren Sinne Mastdarmblutung), Blutungen aus trichterförmig erweiterten, knolligen oder wurmförmig gewundenen Mastdarmblutadern (Hämorrhoidalnoten). **H.** entstehen meist in höherem Lebensalter, sind bei Männern häufiger als bei Frauen. Begünstigt wird ihre Entstehung, die immer von Entzündung der Gefäßwand abhängt, durch langes Verweilen harter Stuhlballen im Mastdarm, die den Blutlauf mechanisch erschweren, durch Stauungen im Pfortaderkreislauf, z. B. bei Lebererkrankungen, ferner durch sitzende Lebensweise, die Stauung befördert, wirkt, langdauerndes tödliches Reiten, Mißbrauch starker Abführmittel, erschöpfender warmer Klüftiere, durch Geschwülste, die den Blutabfluß hindern, langes Zurückhalten des Stuhns, chronische Entzündungen der Mastdarmschleimhaut u. — Äußere Knoten sitzen am Afterrand, innere höher im Darm; erstere sind teils von Haut, teils von Schleimhaut, die innern nur von Schleimhaut überzogen, sie erreichen Bohnen-, Hais-, selten Kürbis- bis Taubeneigröße, fühlen sich ziemlich hart an, sind zuweilen wie Polypen geteilt oder sitzen mit breiter Basis der Aftermündung auf. Die Symptome der äußeren Knoten bestehen in höchst lästigen Jucken, in Schmerzen beim Stuhlgang, Stuhlbröckel unmittelbar nach der Entleerung; ferner führen sie zu lästigen Entzündungen, oberflächlichen Verschwürungen, selten zu Brand und gefährlicher Blutadrenentzündung. Die innern Knoten sind fast immer mit Katarrh der Mastdarmschleimhaut verbunden (sogen. Schleimhämorrhoiden); sie sind weniger lästig, reizen durch das Gefühl der Schwere und Spannung zum Stuhlgang, der dann aber häufig genug wegen seiner Schmerzhaftigkeit über Gebühr hinausgeschoben wird; hierdurch wird von neuem Verhärtung der Stuhlmasse und Verstopfung veranlaßt. Häufig fühlen sich die Kranken müde und abgemagert; das durch die entzündliche Reizung und durch die trontschaffe Ab-

sonderung hervorgerufene immerwährende Juden und Stechen am After macht sie reizbar und nervös, die chronische Verstopfung und die dadurch bedingte Behinderung des Blutumlaufes im Unterleib erzeugt öfters Eingeklemmtheit des Kopfes, ein Gefühl von Spannung im Unterleib, Schmerzen im Kreuz und Verdauungsbeschwerden; die Gemüthsverfinstung kann sich bis zur Melancholie steigern. Wenn infolge von Blutüberfüllung der Mastdarmschleimhaut die Gefäße plagen und Blutung eintritt, so bringt dies häufig wesentliche Erleichterung, insofern infolge davon besonders die Spannung und der Druck im Kreuz nachlassen und auch die übrigen Erscheinungen verschwinden. — Der alte Volks glauben, daß durch *H.* der Körper von vielen andern Übeln befreit bleibe (daher „guldene Ader“), entbehrt jeder Begründung. — Selbständige Neubildung der Knoten ist selten und erfolgt meistens erst im höhern Greisenalter. Wegen der drohenden Gefahr einer Blutgerinnung innerhalb der Knoten, Embolie oder Venenentzündung, bei starken Schmerzen, namentlich aber wegen allzu starker Blutungen, ist die operative Entfernung größerer Knoten zu empfehlen. Im übrigen richtet sich die Behandlung womöglich auf das urthümliche Uebel, d. h. also Entfernung verhärteter Kotballen, Erzielen eines regelmäßigen, weichen Stuhlganges, Vermeiden mechanischer Reizungen, wie Keilen, Kabinfahren, anhaltendes Sitzen u. dgl., Bekämpfung bereits eingetretener Blutarmut durch kräftigste Nahrung. Säugenswerth ist reichliche Bewegung durch Gehen, Turnen u. Zur Regelung des Stuhlganges dient vor allem eine nicht zu reichliche reizlose, an Rückstand arme Kost unter Bevorzugung von zarten Gemüsen, Obst, Milch u., daneben lauwarme oder kalte Einläufe; Abführmittel sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Auch Trinksuren in Kirschen, Bromburg und ähnlichen Kurorten sind bewährt. Störrige Blutungen müssen gestillt werden, zumal bei blutarmen Individuen. Am sichersten geschieht dies durch kalte Astringire, im Nothfall mit Zusätzen von Gerbstäure, Eisenextrakt, oder durch Einführung eines Tampons. Zur Zurückhaltung innerer Knoten, die, wenn nach unten gedrängt, durch den Druck des Afterkloßmuskels eingeklemmt werden und stark schmerzen, sind feulenförmige Pessare aus Gummi empfehlenswerth, die, unter Umständen mit schmerzstillender Salbe bestrichen, in den After eingeführt, vermöge ihrer Gestalt durch den elastischen Schließmuskel in der richtigen Lage gehalten werden und einen dauernden Druck auf die Knoten ausüben. Die Entfernung der Hämorrhoidal-knoten geschieht durch Abbinden, besser aber vermittelt blutiger Operation, Exstirpation mit dem Messer oder mit der galvanischen Schlinge, auch durch Abkneifen der Knoten mit Häufigen oder Paquelin.

Hämös, im Alterthum Name sämtlicher Gebirge zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meer; im engeren Sinne der jehische Vassan (s. d.).

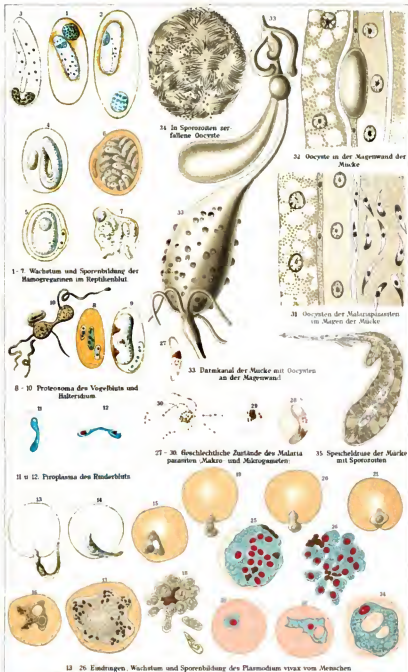
Hämös, Sohn des Boresas und der Creithnia, thrascher König, Vater des Hebrus, und seine Gemahlin Rhodope wurden, weil sie sich Zeus und Hera nannten, in die gleichnamigen Gebirge verwandelt.

Hämöspatie (griech.), Anwendung von Riesen-schröpfung auf sehr große Körperflächen, um sehr schnell eine große Masse Blut in die Haut zu ziehen und auf diese Weise von innern erkrankten Organen abzulassen.

Hämosporeidien (hierzu Tafel »Hämosporeidien«), Blutparasiten aus der Abtheilung der Sporozoen (s. Sporozoa), von sehr geringer Größe, leben zumeist

in den roten, seltener in den farblosen Blutkörperchen der Wirbeltiere. Sie wurden zuerst als Blutwürmchen aus dem Blute der Kalbläuter, besonders auch des Frosches, bekannt, in dessen Blutkörpern und Blutflüssigkeit sie sich als gregarinenähnliche farblose Gebilde häufig vorfinden, so die Gattung *Lauckestrella*. Ähnliche Parasiten, z. B. die Gattung *Haemogregarina*, kommen im Blute der Reptilien (Eidechsen, Schlangen, Krokodile und Schildkröten) vor. Anfangs sehr klein, wachsen sie allmählich heran, bis sie einen großen Teil und am Ende fast das ganze Blutkörperchen erfüllen (Fig. 1–5), von dessen Substanz sie sich ernähren. Hat der Parasit diese bedeutende Größe erlangt, so zerfällt er in eine Anzahl von Sporen (Fig. 5–7), das Blutkörperchen plagt, die Sporen gelangen in die Blutflüssigkeit und infizieren neue Blutzellen. Ähnliche Parasiten leben auch im Blute der Warmblüter (Fig. 8, 9, 11–17), und von ihnen hat man den ganzen Lebensgang und ihre Fortpflanzung genauer kennen gelernt, von der man jetzt weiß, daß sie, wie bei den Coccidien (s. Sporozoa), auf einem Generationswechsel beruht. Außer den Formen, die den im Reptilienblut vorkommenden Parasiten sehr ähnlich sind (*Haemoproctus*, *Haemidridium*; Fig. 8 u. 9), fand man im Blut von Tauben, Finken, Sperlingen, Raben, Raubvögeln u. a. runde Formen mit langen, gefäßförmigen Fortsätzen (Fig. 10), welche letztere sich von der runden Zelle ablösen und spitzförmig frei im Blut sich bewegen konnten. Versuche mit Vögeln, die diese Blutparasiten enthalten, zeigten, daß es sich um die Geschlechtsgeneration, und zwar um die männlichen Geschlechtsstadien oder Mikrogameten handelt. Im Darmkanal von Wüden, die das parasitenhaltige Blut der Vögel gefressen hatten, vereinigten sich die langen, gefäßförmigen Mikrogameten mit größeren runden Zellen, Makrogameten, die gleichzeitig im Vogelblut vorhanden waren und von der Wüde beim Saugen aufgenommen wurden. Der weitere Fortpflanzungs- und Entwickelungsgang der Blutparasiten soll an den ebenfalls zu den *H.* gehörigen Malaria Parasiten des Menschen dargestellt werden. Das Plasmodium malarie (auch als *Haemamoeba malarie* bezeichnet), der Blutparasit der menschlichen Malaria, ist von unregelmäßiger Gestalt als die bisher genannten *H.* und mehr amöboid gestaltet. Anfangs nur klein, kann es allmählich zur Größe des Blutkörperchens heranwachsen und zerfällt schließlich in Sporen (Fig. 14–18 und 23–26), die sich im Blut verbreiten und neue Blutkörperchen infizieren (Fig. 19–21). Nun finden sich bei der menschlichen Malaria wie bei den Vögeln jene scheinbar gefäßtragenden Formen (Mikrogametenfoliolen, Fig. 30) und Makrogameten (die sogenannten Halbmonde und Spären, Fig. 27–29), die sich ebenfalls im Darm von Wüden als geschlechtliche Generation beim Befruchtungsakt vereinigen, wenn die Wüden beim Saugen Blut von Malariafranken in sich aufnehmen. Der befruchtete Makrogamet, die Dooche, bleibt nicht in der Magenflüssigkeit der Wüde, sondern röhrt sich in die Darmwand ein und wohnt hier bedeutend (Fig. 31–33). Ihr Inhalt zerfällt später in eine sehr große Anzahl (wohl an 10,000) langer, schlanker Sporozoiten (Fig. 34), die beim endlichen Plagen der Dooche in die Leibeshöhle der Wüde und mit der Blutflüssigkeit in deren Speicheldrüsen gelangen, wo sie sich in Menge anheften. Sticht eine solche Wüde, die in ihrem Speichel eine Unmenge von Sporozoiten enthält (Fig. 35), einen Menschen, so gelangen die Sporozoiten mit dem

Hämosporidien.



Speichel in die Wunde, und das Blut ist infiziert. Die Sporozoiten dringen in die Blutkörperchen ein und werden zu den amöboiden Parasiten (Fig. 13 u. 14), die zu den Plasmodien heranwachsen (Fig. 15—17). Diese zerfallen in Sporen, die wiederum in Blutkörperchen eindringen (Fig. 18—21), und andre Plasmodien liefern später wieder eine neue Geschlechts-generation, womit also der Generationszyklus geschlossen ist, bez. wieder von neuem beginnt. Nicht jede Mücke kann Träger der Malaria-parasiten sein, sondern es sind besonders Arten der Gattung *Anopheles*, namentlich *A. claviger*, für welche dies gilt. Bezüglich der verschiedenen Arten von Parasiten, die bei der menschlichen Malaria vorkommen und verschiedene Fieberzustände verursachen, sowie bezüglich der Schädigungen des Körpers, die durch die *S.* hervorgerufen werden, s. Malaria. Ähnliche Parasiten wie diejenigen der menschlichen Malaria finden sich auch im Blut verschiedener Säugetiere, z. B. bei den Affen. Sehr gefährlich scheinen die Blutparasiten der Kinder zu werden, welche deren Hämoglobinurie hervorrufen und zuerst bei dem sogen. Fegafieber aufgefunden, später aber auch in verschiedenen Gegenden Europas (Italien, Türkei, Rumänien, Finnland) als sogen. Malaria infantilis sowie in andern Kontinenten (Afrika, Australien, Südamerika) unter verschiedenen Namen beschrieben wurden. Es handelt sich hier um sehr kleine, büschelförmige, oft zu zweien in den Blutkörperchen auftretende Parasiten (*Piroplasma bigeminum*, Fig. 11 u. 12). Ihr Entwicklungsgang ist noch wenig bekannt, doch weiß man, daß sie nicht durch Insekten wie die Blutparasiten der Vögel und des Menschen, sondern durch Feden, speziell *Boophilus bovis*, übertragen werden. Es scheint, daß auch die sogen. Fieberfieber (horse sickness) von Südafrika durch *S.* hervorgerufen wird. Vgl. B. Danilewsky, La parasitologie comparée du sang (Charlow 1889, 2 Heft.); v. Wasselewsky, Sporozoitenkunde (Jena 1896); F. Doflein, Die Protozoen als Parasiten und Krankheitserreger (dof. 1901); A. Celli, Die Malaria nach den neuesten Forschungen (Wien 1900); B. Grassi, Die Malaria (2. Aufl., Jena 1901); F. Schaudinn, Plasmodium vivax, der Erreger des Tertianfiebers beim Menschen (Arbeiten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Bd. 19, 1902); G. Kofel und Seber, Über die Hämoglobinurie der Kinder in Finnland (ebenda, Bd. 17, 1900).

Haemostatica (griech.), blutstillende Mittel, f. Blutung, S. 101.

Hampe, **Hampe**, bei Pflanzennamen Abkürzung für Genst Hampe, geb. 5. Juli 1795, Apotheker in Wittenburg, gest. 1880 in Petersburg; schrieb: »Prodromus florae Hercynicae« (Halle 1836; Nachträge, Nordhauf. 1842, und in der »Linnaea«, 1844); »Icones muncorum novorum vel minus cognitorum« (Ponn 1844).

Hampton (spr. *hämptn*), 1) John n., engl. Politiker, geb. 1594 als Sprohling einer alten Familie aus Dudingtonshires, gest. 24. Juni 1643, studierte zu Oxford und bewirtschaftete dann sein Stammgut. Dem Unterhaus gehörte er seit 1621 an, schloß sich eng an Sir John Eliot (f. d.) an und gewann schon im dritten Parlament Karls I. innerhalb der Opposition größeren Einfluss. Sein Ruhm knüpft sich an seine Begehrung, die versäufungswidrige Abgabe des sogen. Schiffgelbes zu zahlen: wegen eines Betrages von 20 Schilling brachte er die Rechtsfrage vor den obersten Gerichtshof, wurde zwar 1638 verurteilt,

gewann aber dadurch die höchste Popularität. Die Erzählung, daß er an der Ausföhrung eines Planes, mit Cromwell u. a. nach Amerika auszuwandern, durch die Regierung verhindert worden sei, ist unbegründet. Im Parlament von 1640 trat er an die Spitze der Opposition und gehörte zu den fünf Mitgliedern des Unterhauses, die 1642 vor dem Oberhaus des Hochverrats angeklagt wurden. Als der Kampf zwischen Parlament und König ausbrach, ward *H.* in den Sicherheitsausschuß gewählt und führte ein Regiment gegen die königlichen Truppen ins Feld. Bei Chalgrovefeld, unweit Oxford, ward er in einem Reitertreffen 18. Juni 1643 tödlich verwundet. 1843 ward ihm dort ein Denkmal errichtet. Vgl. Nugent, Memorials of H. (Lond. 1831, 4. Aufl. 1856); Forster, Arrest of the five members (dof. 1866); und Sir John Eliot (2. Aufl. 1871); Seneb, John G. und die Lehre vom geschlossenen Widerstand (3. Aufl., Duisburg 1865).

2) Henry Houverie R., Lord G., f. Brand 2).

Hampel, willensloses Wesen, das von andern nach Belieben gelenkt wird, daher auch soviel wie Kretin.

Hampelmann, ursprünglich fommische Lokalfigur der Frankfurter Volksbühne, dann allgemeine Bezeichnung eines Kinderpielzeugs.

Hampshire, Schweineraffe, f. Schwein.

Hampshire (spr. *hämshier*, auch *Hants*, spr. *hants*, und Southamptonshire genannt), Grafschaft im südöstlichen England, grenzt im N. an die Grafschaft Berks, im O. an Surrey und Sussex, im S. an den Kanal, im W. an Dorsetshire und Wilts und hat einen Flächenraum von 4205 qkm (76,4 QM.) mit (1901) 797,634 Einw. (189 auf 1 qkm), als Verwaltungsbezirk 364,445 Einw. Hauptstadt der Grafschaft ist Winchester. Zu *H.* gehörte bis 1888 auch die Insel Wight (f. d.). Vgl. Shore, History of H. (Lond. 1892).

Hampstead (spr. *hämstet*), Verwaltungsbezirk (metropolitan borough) im N. Londons, 7 km von Charing Cross, mit malerischer, von den Londonern vielbesuchter Heide (134 m ü. M.) und (1901) 81,942 Einw. S. die Karte »Umgebung von London«.

Hampton (spr. *hämptn*), 1) Stadt in der engl. Grafschaft Wiltshire, an der Themse, 18 km vom Hyde Park (f. Karte »Umgebung von London«), mit Lateinschule, Pump- und Filterwerken für die Wasserversorgung Londons und (1901) 6813 Einw., bekannt durch Hampton Court Palace, ein Schloß, seit 1515 vom Kardinal Wolsey erbaut und 1526 dem König (Heinrich VIII.) geschenkt. Letzterer erweiterte das Gebäude, das bis zur Zeit George II. den Königen von England zum Wohnsitz diente. Die Gärten ließ Wilhelm III. in französischem Geschmack anlegen. Die dortige Gemäldesammlung enthält Rannegnas Triumphzug Cäsars. Vgl. Law, Short history of H. Court (Lond. 1897) und History of royal manor and palace (dof. 1900). — 2) Stadt in nordamerikan. Staat Virginia, Grafschaft Elizabeth, an der Nordseite der Hampton Roads genannten Einbuchtung der Chesapeakebai, deren Eingang durch die Forts Monroe (mit Artillerieschule) und Wool verteidigt wird, und in deren Hintergrund die Städte Norfolk (f. d.) und Portsmouth liegen, mit landwirtschaftlicher Schule für Farbige, Invalidenhans, Ausrüstungsfabrik und (1900) 3441 Einw. Vor *H.* kämpften 8. März 1862 die Panzerschiffe Merrimack und Monitor.

Hampton (spr. *hämptn*), 1) Sir John Souter, f. Pakington, Lord, brit. Staatsmann, geb.

20. Febr. 1799 in der Grafschaft Worcester, gest. 9. April 1880, Sohn William Russell, erbte 1830 die Güter seines mütterlichen Onkels Sir John Bakington und nahm darauf dessen Namen an. 1837 ins Parlament gewählt, hielt er sich zu den treuesten Anhängern Robert Peels, durch den er 1846 zum Baronet erhoben ward. Als Peel jedoch die Aufhebung der Kornge-setze betrieb, sagte sich H. von ihm los, kämpfte in den vordersten Reihen der Schutzpölnler und erhielt im Februar 1852 das Portefeuille der Kolonien in dem von seinen Parteigenossen gebildeten Ministerium. Nach dessen Auflösung im Dezember 1852 neigte H. sich nach und nach liberalen Ansichten zu und benützte sich namentlich für die Hebung des Volksunterrichts. Trotzdem übernahm er in dem konservativen Ministerium Derby, Februar 1858 bis 18. Juni 1859, das Marineministerium, das er auch in Derbys dritter Regierung vom Juni 1866 bis zum März 1867 leitete, von da bis zum Dezember 1868 war er Kriegsminister. Bei den Wahlen von 1874 nicht wieder gewählt, wurde er von Disraeli mit dem Titel Lord H. zum Peer erhoben und 1875 zum ersten Staatsdienstkommisär ernannt.

H. Wade, nordamerikan. General und Staatsmann, geb. 28. März 1818 in Columbia (Südcarolina), studierte die Rechtswissenschaft, sah in beiden Häusern der Staatslegislatur und war bei Ausbruch des Bürgerkrieges Senator. Als solcher hatte er energisch die Erneuerung des Sklavenhandels bekämpft und sprach sich noch zu Anfang des Jahres 1861 entschlossen gegen die Zerreißung der Union aus, trotzdem wählte er aus Treue gegen den Süden seine Dienste der Konföderation, kämpfte bei Bull Run und Seven Bines, verlor bei Vicksburg ein Bein, ward 1863 Generallieutenant, desfehlte die Reiterei der Lee'schen Heeres und 1865 die Nachhut der Armees. Die Vermögensverluste, die er als Pflanzungen- und Sklavenbesitzer durch den Krieg erlitten hatte, verschmerzend, widmete er sich ganz dem Wohle seines Heimatstaates, wurde 1876 und 1878 zum Gouverneur desselben erwählt, 1878 und 1884 zum Bundesenator. H. ist einer der Staatsmänner des Südens, die auf richtig und wirksam für eine Versöhnung mit dem Norden eingetreten sind.

Hampton Court Palace (spr. Hampt'n Kört päläs), f. Hampton 1) (Stadt).

Hamran, Araberstamm, f. Homran.

Hamster (Cricetus Pall.), Nagetiergattung aus der Familie der Mäuse (Muridae), plump gebaute Tiere mit bidem Kopf, kurzem, bidem Hals, ziemlich zugespitztem Kopf, mittellangen Ohren, großen Augen, sehr kurzem, dünnhaarigem Schwanz, kurzen Beinen, von denen die vordern vier Zehen und eine Daumenwarze, die hintern fünf Zehen besitzen, sehr großen Padentaschen und zwei Paar auffallend großen Nagelzähnen, leben in unterirdischen Bauen aus Getreidefeldern des gemäßigten Europa und Asien und speichern im Herbst bedeutende Nahrungsvorräte auf. Der gemeine H. (Kornfretel, *C. cricetus* L., *C. frumentarius* Pall., f. Tafel »Nagetiere III«, Fig. 6), 25 cm lang mit 5 cm langem Schwanz, ist oberseits licht braungelb mit schwarzspitzigem Grannenhaar, auf der Schnauze, in der Augengegend und am Hals rotbraun, an den Beinen gelb, auf der Unterseite schwarz, an den Füßen weiß, ändert aber in der Färbung sehr stark ab und kommt auch ganz schwarz und ganz weiß vor. Er findet sich vom Rhein bis an den Ob., fehlt in Süd- und Westdeutschland, in Ost- und Westpreußen, ist häufig in Sachsen und Thürin-

gen, bevorzugt mäßig feuchten, trocknen, fruchtbaren Boden, meidet aber Sandboden, Wald, Gebirge und wasserreiche Niederungen. Sein Bau besteht aus einer großen Wohnkammer, 1 m und mehr unter dem Boden, mit der eine Vorratskammer in Verbindung steht. Den Zugang bildet ein fenestrichs Fallrohr mit enger, kreisrunder Mündung und eine sehr langsam verlaufende, oben erweiterte Fluchtröhre. Alle Kammern graben mehrere Speicher und tragen bis zu 50 kg Getreide ein. Man erkennt den Hamsterbau an dem meist mit Spreu und Hälsen bestrühten Erdbau vor der Ausgangsröhre. Der H. ist ziemlich gewandt, klettert leicht, gräbt vortrefflich, meidet das Wasser, benutzt die Vorderfüße wie Hände und führt mit ihnen die Nahrung zum Munde. Er ist sehr zornig und mutig, wehrt sich erfolgreich gegen jeden Angreifer, fällt in seiner Wut selbst Menschen und Pferde an und ist auch gegen feinesgleichen unverwundlich. Daher lebt er einsam in seinem Bau und vereint sich nur in der Paarungszeit mit dem Weibchen. Außer Getreide frisst er Kräuter, Wurzeln, Obst etc., lieber aber kleine Vögel, Mäuse, Eidechsen, Schlangen und Insekten. Für den Wintervorrat zieht er Leinsamen, große Bohnen und Erbsen dem Getreide vor. Auf einem Gang schleift er in seinen Padentaschen gegen 50 g Getreide fort. Anfang Oktober zieht sich der H. in den Bau zurück, verstopft die Röhren mit Erde und verfällt in Winterschlaf. Im Februar oder März erscheint er wieder, gräbt einen neuen Sommerbau und begattet sich Ende April. Das Weibchen wirft Ende Mai und im Juli 6–18 Junge, die es in der Gefähr nicht vertreibt und, sobald sie 14 Tage alt sind, aus dem Bau jagt. Seine Feinde sind Iltis, Fiesel, Fuchse, Eulen, Raben; wo er häufig ist und dem Ackerbau großen Schaden bereitet, haben die Behörden auf die Einlieferung von Dampfern oft Prämien ausgesetzt. Hamstergräber ziehen gegen ihn zu Felde und finden den Hauptgewinn in dem ausgegrabenen Getreide. Am sichersten vertilgt man den H., wenn man mit Schwefelsäuregetränkter Stäube oder natem Sadstein (15 cm im Gewicht) in die Röhren hineinstößt und sie dann sofort verschließt. Dauernder Erfolg ist nur vom gemeinsamen gleichzeitigen Vorgehen aller Grundeigentümer eines Gebiets zu erwarten. Vgl. Flugblatt Nr. 10 der Biologischen Abteilung des kaiserlichen Gesundheitsamtes (Bert. 1901). Das Fell des Hamsters gibt, im zeitigen Frühjahr gewonnen (Rachamster), ein leichtes dauerhaftes Pelzwert, das ausschließlich zu Futter verwendet wird. Für Zurichtung und Verarbeitung hat sich in mehreren Städten (Halberstadt, Oßersleben etc.) eine eigne Industrie gebildet. Das Fleisch des Hamsters ist genießbar.

Hamstermaus, f. Wühlmaus.

Hamfun, Knut, norweg. Schriftsteller, geb. 4. Aug. 1860 im Gudbrandsdal, wurde mit 17 Jahren Schubmacherlehrling, begann aber schon damals zu schreiben, brante als Schiffsjunge durch und führte jahrelang ein Wanderleben in den verschiedenen Verufen als Fischer, Rinnenarbeiter, in Amerika als Ladengehilfe, Pferdebockhändler etc. Von 1883 bis 1886 weilte er als Zeitungsschreiber in der Heimat, reiste aber 1886 wieder nach Amerika, diesmal als Korrespondent der Zeitung »Verdens Gang«. Nach seiner Rückkehr (1888) veröffentlichte er ein etwas humoristisch und scharf verurteilendes, aber witziges Buch über »Das Christentum in Amerika« (»Fra Amerikas Aandsliv«). Bekannt wurde er über Nacht durch den Roman »Hunger« (»Sult«; 1890; deutsch, 3. Aufl. 1901). Mit einer Zuteilung der Details,

die das Selbsterlebte verrät, zerlegt er in diesem genauen, aber äußeren Buch die Gefühle eines hungern- den jungen Mannes. 1892 erschien der bizarre Ro- man »Mythen«, die mystische Geschichte eines seltsamen Menschen« (deutsch 1894, 2. Aufl. 1904), 1893 »Rebstock Lunge« (deutsch 1898) und »Neue Erde« (deutsch 1894), 1894 der Liebesroman »Pan. Aus Leutnant (Majors) Papieren«, eine Naturverherrlichung voller Originalität, Frische und Poesie (deutsch, 2. Aufl. 1899). Es folgte 1895—97 die dramatische Trilogie »An des Reiches Schranken« (deutsch 1895), »Die Stimme des Lebens« (deutsch 1901) und das Schauspiel »Abendröte« (deutsch 1904). H. hat oft seine Heringschätzung der dramatischen Kunst und Technik ausgesprochen, seine Stücke erweisen sich aber als ziemlich wirksam und ergreifend. Nach der huma- nistisch angehauchten Novellenammlung »Diebstahl« (1897) erschien »Keltoria, die Geschichte einer Liebe« (1899; deutsch, 3. Aufl. 1903), in ihrer knappen, voll- endet ausgemittelten Form, plastischen Darstellung und sprudelnder Phantasie ein Höhepunkt seiner Kunst. Das Schauspiel »Königin Tamara« (deutsch 1903) stellt in großen, schlichten Zügen ein antikes Bild der irrenden Liebe auf; »Munken Vendt« (1902, deutsch 1904), eine dramatische Darstellung der Erlebnisse eines verlaunischen Theologen und Hansjans erste Arbeit in Versen, dürfte wohl als die bedeutendste lite- rarische Erscheinung Sclandinaviens der letzten Jahre bezeichnet werden. In dem nächsten Werk: »I Evtent- lands« (»Im Märchenland«, 1903), dot H. eine Art romanisierter Reisebeschreibung und gab neue Proben der erlaunlichen Fülle verschiedenartiger seiner Ausdrucksmittel und poetischen Anschauungs- formen. Hieraus folgten die Novellenammlung »Kratskow« (1904) und die Gedichtsammlung »Das wilde Korpus« (1904), in der sich stolze Erhebung über die Widerwärtigkeiten des Lebens, blendende Natur- bilder und sehlende erotische Schilderungen zu einer bedeutenden Wirkung vereinen. Die genannten Über- setzungen erschienen sämtlich im Langenschen Verlag zu München.

Samum, langgestreckter Sumpf, der sich mit Un- terbrechungen vom nordwestlichen Belustischen durch das persische und afghanische Sistan hinzieht. Am Nordende befinden sich zwei große Seen: der Samun i Sawaran, der den Dilmend, und der Samun i Farab, der den Salus und Farahrad aufnimmt. Der S. ist die Arta Palus der Alten, der Jareh der Geographen des Kalifats. S. Karte »Persien«.

Samsabeg, ungar. Markt, f. Erd.

San (S. sur-Lesse, spr. ang-für-108), Dorf in der belg. Provinz Namur, Arrond. Dinant, an der Lesse, einem Nebenfluß der Maas, berühmt durch seine an Stalakiten reiche Grotte von etwa 1500 in Länge (Trou de S.), mit 11000 407 Einw.

San (Sahn), Ulrich (Wallus, auch Barbatus genannt), erster Buchdrucker in Rom, 1467—78, ge- bürtig aus Ingoisladt, hat sich nur in einigen Drucken der gotischen Type bedient und ist bald auch zur An- tiqua übergegangen. Er war der erste, der Rusli- noten im Druck, und zwar 1476 in einem Rijfall, anwendete, doch waren diese nicht aus Typen gesetzt, sondern in Holz geschnitten.

San, der Pflanzennamen Abkürzung für Henri H. Vance (spr. angf) in Hongkong (China). Er schrieb: »Adversaria in stirpes imprimis Asiae orientalis critica minusve notae« (Par. 1896).

Sanaisten, f. Saneisten.

Sanap (franz., spr. knapp, vom althochd. hnapp,

»Knapp«), in Auktionskatalogen vorkommende Bezeich- nung für Lumpen (f. d.).

Sanaun, ehemalige Grafschaft, seit dem 12. Jahrh. im Besitz der Herren von S., die anfangs aus der jetzt verschwundenen Burg Sassen-Buchen, nachher in der jetzigen Stadt S. reidierten. Nach Graf Rein- hardts II. Tode (1451), der seit 1429 Reichsgraf war, teilten seine Söhne Reinhard III. und Philipp I. 1480 die durch die Erwerbung der Herrschaften Mün- zenberg (1256) und Lichtenberg im Elsaß (1480) ver- größerte Grafschaft S. in die Grafschaft S.-Mün- zenberg in der Wetterau und die Herrschaft S.-Lichtenberg. Letztere, aus der Herrschaft Lichten- berg (f. d.) im Elsaß und aus einem Drittel der Grafschaft S. bestehend, fiel später größtenteils an Hessen-Darmstadt, teilweise an Frankreich (jezt Elsaß-Lothringen). — Graf Philipp Ludwig II. von S.-Münzberg (1580—1612) nahm vertriebene Nie- derländer in der Stadt S. auf. Sein ihm folgender Sohn Philipp Moriz stieß nach der Schlacht bei Wör- dlingen, konnte erst nach der Ausöhnung mit dem Kaiser 1636 zurückkehren und starb schon 1638. Da auch sein Sohn Philipp Ludwig III. schon in seinem neunten Lebensjahr 1641 starb, so kam das Land an Johann Ernst, den Sohn des Grafen Albrecht, des Bruders von Philipp Ludwig II. und Stiefers der Seitenlinie S.-Schwarzenfels und fiel nach dessen Tode (1642) auf Grund Erbvertrags von 1610 an die Linie S.-Lichtenberg. Das Haupt dieser, Graf Friedrich Kasimir, schloß infolge der Berberatung der Gräfin Amalie Elisabeth von S. mit dem Land- grafen von Hessen-Kassel 1643 mit diesem einen Erb- vertrag, demzufolge nach dem Aussterben des ha- nauischen Mannesstammes das fürstliche Haus Hessen S.-Münzberg erben sollte. Friedrich Kasimir starb 1685 ohne männliche Erben; ihm folgte in S.-Mün- zenberg Philipp Reinhard, seines Bruders Johann Reinhard älterer Sohn, der, 1696 gefürstet, 1712, ohne Söhne zu hinterlassen, starb. S.-Lichtenberg dagegen kam an den jüngeren Sohn, Johann Rein- hard, der, 1696 gleichfalls gefürstet, das Direktorium der wetterauischen Grafen erhielt; auch fiel ihm 1713 S.-Münzberg zu. Nach seinem Tode (1736), wo- mit der ganze hanauische Mannesstamm erlosch, kam S.-Münzberg nach dem Erbvertrag von 1643 an den Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, S.-Lichtenberg dagegen an den Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, seit 1717 mit Charlotte, der einzigen Tochter Reinhardts, vermählt. Wilhelm VIII. überließ die Grafschaft S. zunächst seinem Enkel Wil- helm; darauf ward sie 1785 mit Hessen-Kassel ver- einigt, 1803 aber durch Reichsbeschluß zum Fürsten- tum erhoben. Nach 1806 fand S. eine Zeitlang un- mittelbar unter Frankreich, kam 1810 an das Groß- herzogtum Frankfurt, 1813 aber an Hessen. Kurfürst Friedrich Wilhelm ernannte seine Gemahlin Gertrude, gebildete Lehmann, zur Fürstin von S. (f. unten) und seine Kinder zu Prinzen und Prinzessinen von S. 1866 kam das Fürstentum an Preußen und bildet einen Teil des Regierungsbezirks Kassel. Bal. Hun- deshagen und Wegener, Geographische Beschrei- bung der Grafschaft S. und Geschichte der Herren und Grafen von S. (Hanau 1782); Arnd, Geschichte der Provinz S. (dal. 1858); Lehmann, Urkundliche Geschichte der Grafschaft S.-Lichtenberg (Mannh. 1862—64, 2 Bde.); Rathgeber, Die Grafschaft S.-Lichtenberg (Straßb. 1876); Wille, Die letzten Grafen von S.-Lichtenberg (Hanau 1886); »Urkunden- buch zur Geschichte der Herren von Sanaun und der

mann, Hanauer Chronik mit Kultur- und Sittengeschichte (daf. 1897 ff.); Winkler u. Mittelsdorf, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt H. (daf. 1900).

Hanau, Gertrude, Fürstin von, Gemahlin des letzten Kurfürsten von Hessen, geb. 18. Mai 1806 in Bonn, gest. 9. Juli 1882 in Prag, die Tochter katholischer Eltern namens Falkenstein, heiratete einen preussischen Leutnant, Lehmann, ließ sich aber auf Veranlassung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen (I. Friedrich 26), der sie in Bonn kennen lernte, von Lehmann, dessen Söhne später zu Baronen Schollen ernannt wurden, scheiden und vernähte sich, evangelisch geworden, im August 1831 mit ihm. Als Wittregent seines Vaters erhob sie Friedrich zur Gräfin von Schaumburg und als Kurfürstin 1853 nach Wiederwerfung der Verfassung zur »Fürstin von H.«, ohne damit ihre und ihrer acht Kinder Ebenbürtigkeit zu erreichen. Da die fremden Fürsten mit seltenen Ausnahmen sich weigerten, die Fürstin auf gleichem Fuß zu behandeln, schloß sich der Kurfürst gegen die andern deutschen Höfe ab und zerfiel namentlich mit dem verwandten preussischen Königshaus. Die Fürstin, bestrift, ihren nicht erbberechtigten Kindern ein großes Vermögen zu sichern, bestimmte ihren Gemahl zu vielen Schritten, die das Verhältnis zu den Landständen fürten und den späteren hartnäckigen Streit mit diesen verschärften. Seit dem Tode ihres Gemahls (6. Jan. 1875) lebte die Fürstin in Prag. Ihr Sohn Wilhelm, Fürst von H., geb. 19. Dez. 1836, Beisitzer der Herrschaft Potowitz in Böhmen, starb kinderlos 3. Juni 1902; sein Titel ging an den jüngern Bruder, Karl, geb. 29. Nov. 1840, der in Kassel lebt, über.

Hanauer Land, Landschaft im bad. Kreis Offenburg, am rechten Rheinufer zwischen Kehl und Lichtenau. Es gehörte im Mittelalter zur elsässischen Herrschaft Lichtenberg, kam nach dem Erlöschen der Linie Lichtenberg-Lichtenau (1490) an die Grafen von Hanau, beim Erlöschen des Zweiges der Grafen von Hanau-Lichtenberg 1736 an Hessen-Darmstadt und 1802 der rechtsrheinische Teil an Baden. Vgl. H. Klatte, Wanderungen durch das H. L. (Straßb. 1892).

Hanauk, 1) Eduard, Technolog, geb. 27. Juli 1851 auf Schloß Weitwörth bei Oberndorf in Salzburg, studierte an der Technischen Hochschule in Wien, wurde 1871 Assistent für die mathematisch-mechanischen Fächer an der Fortsbhochschule in Mariadrund bei Wien, 1872 Assistent für mechanische Technologie an der Technischen Hochschule in Wien, 1873 gleichzeitig Lehrer und 1876 Professor an der Handelsakademie in Wien und Vorstand des Laboratoriums für Warenkunde. Er ist auch Direktor der genossenschaftlichen Drechslerschule in Wien. S. lieferte viele bemerkenswerte Arbeiten über Warenkunde und schrieb: »Über Unterrichtsanstalten gewerblicher Richtung in Oesterreich, Deutschland und der Schweiz« (1875); »Kürze Darstellung der wichtigsten anatomischen, physikalischen und chemischen Verhältnisse der Pflanzkörper« (2. Aufl., Wien 1888); »Die Technologie der Drechslerkunst« (2. Aufl., daf. 1897); auch besorgte er die 12. und 13. Auflage von Erdmann-Königs »Allgemeiner Warenkunde und Technologie« (Leipz. 1895 u. 1901) und verfasste zahlreiche Berichte über Fach- und Weltausstellungen.

2) Thomas Franz, Bruder des vorigen, Botaniker und Technolog, geb. 26. Sept. 1852 auf Schloß Weitwörth, studierte in Wien, wurde 1875 zum Supplenten und 1880 zum Professor der Waren-

kunde und Naturgeschichte an der Landesoberrealschule und Handelsschule in Krems ernannt, promovierte 1881 und ging 1885 als Professor an der Staatsoberrealschule nach Wien, wo er zugleich die Professur der Warenkunde an der Fortbildungsschule für Eisenbahnbeamte erhielt. 1893 wurde er auch Mitglied der Prüfungskommission für das Lehramt an Handelschulen. 1897—99 war er Inspektor an der allgemeinen Unterrichtsanstalt für Lebensmittel, dann wurde er Professor am Staatsgymnasium im 11. Bezirk Wiens und zugleich am Technologischen Gewerbemuseum, 1902 Direktor des Gymnasiums in Krems. Er ist auch Mitglied des Beirates für Angelegenheiten des Verkehrs mit Lebensmitteln im Ministerium des Innern. In Krems begründete S. während seines ersten Aufenthaltes eine Warensammlung und ein Warenlaboratorium, die seither vielfach als Muster benützt worden sind. Er lieferte sehr zahlreiche Arbeiten über den anatomischen Bau und die Verfallsung von Waren, namentlich auch von Nahrungsmitteln, und zählt zu den bedeutendsten Vertretern der Warenkunde. S. schrieb: »Die Nahrungsmittel und Genussmittel aus dem Pflanzenreich« (Kassel 1884); »Lehrbuch der Materialkunde« (Wien 1887 bis 1891, 2 Bde.; 2. Aufl. 1898, Bd. 1 u. 3); »Lehrbuch der Zoologie und Hygiene« (daf. 1894, 4. Aufl. 1904); »Die Entwicklungsgegeschichte der Frucht und des Samens von Coffea arabica« (daf. 1890 u. 1891); »Lehrbuch der technischen Mikroskopie« (Stuttgart 1901). Auch bearbeitete er die 2. Auflage von Schöffings »Handbuch der allgemeinen Warenkunde« (Stuttg. 1890) und von Weidingers »Warenlexikon der chemischen Industrie u. Pharmazie« (Leipz. 1891).

Hanbury (v. Hambro), Robert William, brit. Staatsmann, geb. 24. Febr. 1845, gest. 28. April 1903 in London, studierte in Oxford und wurde 1872 als Mitglied der konservativen Partei ins Unterhaus gewählt, wo er sich als ein hartnäckiger Gegner Gladstones und Roscheders hervorhob. Im dritten Ministerium Salisbury, 1895, wurde er Finanzsekretär im Schatzamt und im November 1900 Ackerbauminister.

Hanbitten, s. Hagebitten.

Hanc., bei Tiernamen Abkürzung für Albany Hancock, geb. 24. Dez. 1806, gest. 24. Okt. 1873; schrieb mit Joshua Alder »A monograph of the British nudibranchiate Mollusca« (in den Veröffentlichungen der »Ray Society«, Lond. 1845—55, 7 Bde.).

Hance, D. J., Botaniker, f. Han.

Hancock (v. plama), Winfield Scott, american. General, geb. 14. Febr. 1824 in Montgomery (Pennsylvanien), gest. 9. Febr. 1886 in New York, machte den mexikanischen Krieg mit und war Generalstabskapitän, als 1861 der Bürgerkrieg ausbrach. Als Generalmajor der Freiwilligen trat er in die Potomacarmee, zeichnete sich 1862 in den Schlachten bei Williamsburg und Fredericksburg und 1863 bei Chancellorsville aus und wurde 3. Juli bei Gettysburg schwer verwundet. 1864 befehligte er in den Mai- und Juniämpfen das 2. Korps und wurde im August zum Generalmajor ernannt. 1872 erhielt er vom Präsidenten Grant den Militärbezirk des Atlantischen Ozeans (Hauptquartier New York), obwohl er zur demokratischen Partei gehörte. Diese stellte ihn bei der Präsidentenwahl 1880 als Kandidaten auf, doch unterlag S. gegen Garfield. Vgl. Junken und Norton, Life of Winfield Scott H. (New York 1886); die Biographien von Woodrich (Boston 1886) und J. A. Walker (New York 1894) und die von

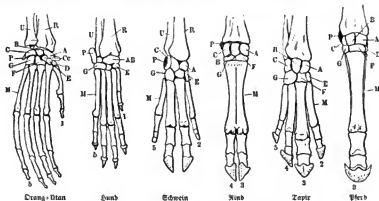
seiner Witwe veröffentlichten »Reminiscences of his life« (New York 1887).

Hancornia Gomez, Gattung der Apocynaceen mit der einzigen Art *H. speciosa* Gomez (Rangiba), f. Tafel »Kautschukpflanzen II«, Fig. 2.

Hanc veniam petimusque damusque vicissim (lat.), Jital aus Horaz' »Ars poetica«, B. II: »Um diese Günst' bitten wir, und sie gewähren wir unerseits«, also soviel wie ein Dienst ist des andern wert.

Hand (Manus), beim Menschen der unterste Abschnitt des Armes, im weitern Sinne das ihm entsprechende Glied an der Vordergliedmaße der Wirbeltiere (Vorderfuß, Vorderflöße, Vorderhuf); bei Wirbellosen ein zum Greiforgan umgewandeltes Bein oder auch nur der greifende Teil desselben (z. B. beim Krebs die Schere). Ihr Knochengestalt besteht

Säugetieren stets der Daumen zuerst betroffen ist (weil seine Aufgabe beim Menschen, den andern Fingern gegenübergestellt zu werden, wegfällt). Von den Säugetieren hat der Hund noch fünf Finger, von denen aber der Daumen (Nr. 1) zu einem kleinen Anhängel zurückgebildet ist. Allen andern Säugetieren fehlt der Daumen. Beim Schwein sind von den 4 vorhandenen Fingern (2–5) die beiden mittelfsten (3 und 4) stärke und länger und bilden allein die Körperflöße, während die beiden andern (2 und 5) verkürzt sind und mit ihren Endgliedern, den Afterklauen, zwar noch den Boden berühren, aber sich nicht aufliegen. Die Wiederfäuer haben nur noch die Knochen der beiden Mittelfinger (3 und 4), und diese sind nur noch in ihren drei eigentlichen Fingergliedern getrennt, während die zugehörigen, an die Handwurzel angelenkten Mittelhandknochen zu einer Knochen säule (dem



Handteile von Säugetieren.

K Radius (Speiche), U Ulna (Elle), A–G, Ce, P Knochen des Carpus (Handwurzel): A Scaphoideum (Knochen), B Lunare (Knochen), C Triquetrum (dreieckiges Bein), D Trapezium (großes viereckiges Bein), E Trapezoides (kleines viereckiges Bein), F Capitulum (Kopflein), G Ischium (Hakenbein), P Platiorme (Erbelenbein), C Centrale carpi, M Metacarpus (Mittelhand). Die Zahlen 1–5 bezeichnen die Finger (1 Daumen, 5 kleiner Finger).

bei allen Wirbeltieren, mit Ausnahme der abweichend gebauten Fischflöße aus den Knochen der Handwurzel und der Finger. Von erlern gibt es ursprünglich zehn (Amphibien), jedoch verkümmern oder verschmelzen sie teilweise. Sie sind in zwei Reihen angeordnet, von denen die eine mit den Artnochen, die andre mit den Grundgliedern der Finger, den jogen. Mittelhandknochen, in Verbindung steht. Die Finger (digiti), meist fünf, selten mehr, häufig weniger an Zahl, haben normal vom Daumen, d. h. dem an der Speichen Seite gelegenen, ab gerechnet 3, 4, 5, 6, 4 Glieder oder Phalangen (phalanges), soß immer jedoch weniger. — Bei Säugetieren (f. Abbildung), im Gegensatz zum Menschen und Affen, ist die freie Beweglichkeit, namentlich Drehbarkeit, im Handwurzelgelenk und in den einzelnen Fingergelenken aufgehoben, weil die *h.* ihrer Benützung nach in einen Vorderfuß umgewandelt ist. Teilweise ist die *h.* zwar auch an Speiche und Elle (f. Arm) angelenkt, ohne doch beide noch aneinander drehbar find, bei andern Tieren ist die Verbindung der Elle mit der *h.* verschwunden. Lebensfalls kann in sämtlichen Gelenken der *h.* nur einfache Streckung und Beugung ausgeführt werden. Damit hängt indirekt die Verminderung der Fingerzahl zusammen, von der bei den

Vordermittelfuß) verschmolzen sind. Die auch bei den Wiederfäuer vorhandenen Afterklauen sind nur noch Hautbildungen ohne knöcherne Grundlage. Das Pferd endlich hat nur noch einen Finger (3) mit zugehörigen einfachen Vordermittelfußknochen. Wenig verändert gegenüber dem Menschen sind die Handwurzelknochen der Säugetiere; der zum Daumen gehörige verschwindet, von den andern können einige verschmelzen. Dagegen entwickelt sich beträchtlich ein Anhangsknochen, das Erbelenbein (das als Rest eines bei den fossilen Reptilien vorhandenen sechsten Fingers gedeutet wird). Die freie Beweglichkeit des Daumens findet sich bei Affen, Halbaffen und Menschen. Über die Umgestaltung der *h.* zur Flöße der Wale, zum Flugorgan der Vögel, zum Huf der Säugetiere f. diese Tiergruppen. — Die *h.* des Menschen besteht aus 27 Knochen (f. Tafel »Skelett des Menschen I«, Fig. 1 u. 2, und III, Fig. 5), von denen acht die Handwurzel (carpus), fünf (als erstes Fingerglied) die Mittelhand (metacarpus) bilden, während die übrigen frei hervortretenden Phalangen sich zu 2 am Daumen und zu 3 an jedem der 4 andern Finger gruppieren. Die Handwurzelknochen sind unter sich und mit der Mittelhand fest durch Bänder (f. Tafel »Bänder des Menschen II«, Fig. 7) vereinigt; hiervon

macht nur der zum Daumen gehörige Mittelhandknochen eine Ausnahme; die Finger und ihre Phalangen sind sehr frei beweglich. — Die Muskeln (s. Tafel »Muskeln des Menschen«) zur Bewegung, namentlich zur Drehung der H. als eines Ganzen, liegen am Arm (s. d.), ebenso die für die Beugung und Streckung der Finger; sie besitzen lange Sehnen, die durch Bänder in ihrer Lage erhalten werden. Beugung und Streckung der vier längeren Finger wird durch große gemeinschaftliche Muskeln vermittelt, die sich erst in der Nähe des Handgelenks spalten und zu den einzelnen Fingern treten. Nur der Zeigefinger hat einen besondern Streckmuskel und kann deshalb ohne Mühe besonders gestreckt werden; noch selbständiger ist der Daumen. Zur Ausföhrung der mannigfaltigen Hand- und Fingerbewegungen dienen auch kleinere Muskeln, die sämtlich der Mittelhand angehören. Die H. wird durch die Speichen- und die Elbogenarterie mit Blut versorgt, und zahlreiche Venen führen das Blut ab. In der Hohlhand stehen dünne Fußsäber durch bogenförmige Zweige vielfach untereinander in Verbindung (s. Tafel »Blutgefäße des Menschen«, Fig. 6). Wegen der Nerven (s. Tafel »Nerven des Menschen I«, Fig. 5. Die Haut ist reich an Gefühlsnerven, und namentlich die Fingerspitzen besitzen besondere, das Tasten vermittelnde Endorgane (Tastkörperchen); wegen der Nägel f. d. — An der H. unterscheidet man den gewölbten Handrücken und die hohle Handfläche (Handteller, Hohlhand); auf letzterer verlaufen die Streck-, in letzterer die Beugemuskel. An einer gut geformten, schlanken H. ist der Zeigefinger meist ein wenig länger als der Ringfinger.

Anfolge atavistischen Rückschlages findet man an der H. häufig eine Überzahl der Finger (Polydaktylie), die indes meist als eine falsche Hyperdaktylie anzusehen ist. Wenn sich im fötalen Leben ein Finger in der Anlage teilt und zu zweien auswächst (Daktyloschisis), so kann Querschlafur für das Fingerpaar nur einfach vorhanden sein (falsche Hyperdaktylie), oder sie ist ebenfalls verdoppelt (wahre Hyperdaktylie). Der überzählige Finger muß möglichst früh im Mittelhandgelenk amputiert werden. Eine zu geringe Anzahl von Fingern, Hypodaktylie, kommt durch Verwachsung, Syndaktylie, zustande. Betrifft letztere auch die Knochen, ist das übel unheilbar. Sind zwei Finger nur durch vollkommene Schwammhäute miteinander verwachsen, so können sie operativ getrennt werden. Ganze Finger oder Teile von Fingern können entweder infolge von Bildungsstörung oder infolge intrauteriner Amputation (amniotische Einschnürung) fehlen. Unverhältnismäßige Vergrößerung von einem Finger oder mehreren nennt man Makrodaktylie. — Kalte Hände sind häufig eine Folge allgemeiner Blutarmut oder mangelhafter Blutversorgung bei Kreislaufstörungen infolge von Herzkrankheiten, Arteriosklerose, krankhafter Gefäßverengung besonders bei nervösen Personen. Außer entsprechenden Maßregeln gegen das Grundleiden empfehlen sich dabei Abreibungen mit kaltem Wasser, spirituelle Einreibungen, abwechselndes Eintauchen der Hände in kaltes und warmes Wasser. — Durch übermäßiges Schwitzen feuchte Hände werden mit häufigem Baden in lauem oder kaltem Wasser unter Zusatz von Alaun oder Gerbsäure behandelt, besonders bewährt sind Bädungen mit ca. 5proz. Formalinlösung oder käuflicher Formalinseife.

Der schnellende oder federnde Finger besteht darin, daß ein, bisweilen auch mehrere Finger nur

bis zu einem gewissen Grade gebeugt oder gestreckt werden können, daß dann plötzlich ein Widerstand sich bemerklich macht, der nur mit Anstrengung oder gar erst mit Hilfe der andern H. überwunden wird, worauf der Finger wie eine losgelassene Feder in die völlige Streckung oder Beugung hineinprings oder »einschnappt«, oft unter Erzeugung eines knackernden Geräusches und fast immer unter Ausströmen eines lebhaften Schmerzes (Kolla). Das Leiden tritt bei Leuten auf, die die Hände und Finger stark anstrengen, wie Wäscherinnen beim Auswringen, bei Tischlern, Schmiedern u. dgl. Vgl. Bell, The human hand, its mechanism and vital endowments (7. Aufl., Lond. 1865; deutsch, Stuttg. 1851); Schöde, über Hand- und Fingerverletzungen (Leipz. 1871); Zehner, Hygiene der Hände (in »Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege«, Frankfurt 1892).

Als Rechtsymbol war die H. im deutschen Recht das Zeichen der Gewalt; durch den Handschlag verbanden beide Teile ihre Gewalt. Mit der H. schwur man auch den Eid, und zwar war es Sitte, daß der Schwörende mit der Rechten etwas über die Schulter, Männer den Schwertgriff, später die Reliquie, Frauen die linke Brust und den Haarzopf, Weibliche und späterhin Fürsten Brust und Herz. Vgl. auch Handschlag. Über die Entzifferung der Lebensgeschäfte aus der H. (Handleselun) s. Chironomie.

Hand, in der Jägersprache die Vorderlage des Bären, bei den Halmomieren der Hant (Fuss) des Halmes. Im Seewesen wird H. gleichbedeutend mit Arbeitskraft gebraucht, s. B. »alle H. auf Deck«.

Hand, künstliche, s. Glieder, künstliche.

Hand, tote, f. Totehand u. Amortifikation. S. 449.

Hand, Ferdinand Gottlieb, Philolog, geb. 16. Febr. 1786 in Blauen, gest. 14. März 1851 in Jena, studierte seit 1803 in Leipzig, habilitierte sich 1809 daselbst und wurde 1810 Professor am Gynasium zu Weimar, 1817 Professor der Philosophie und griechischen Literatur in Jena. Sein Hauptwerk ist: »Tursellinae, seu de particulis latinis commentarii« (Leipz. 1829—45, 4 Bde.; unvollendet). Wir nennen noch: »Lehrbuch des lateinischen Stils« (Jena 1833; 3. Aufl., bearbeitet von Schmitt, 1880); »Praktisches Handbuch für Übungen im lateinischen Stil« (das. 1838, 2. Aufl. 1850); die Ausgabe des Statius (Leipz. 1817, Bd. 1; unvollendet); »Asthetik der Tonkunst« (Jena 1837—41, 2 Bde.). Vgl. Du ed, Herb. Gottl. H. nach seinem Leben und Wirken (Jena 1852).

Handakten (früher Manualakten), die von den Gerichtsakten (s. Akte) zu unterscheidenden Privatakten des Rechtsanwalts, in denen alle auf einen bestimmten Prozeß bezüglichen Schriftstücke enthalten sind. Das Gericht kann nach § 143 der deutschen Zivilprozeßordnung die Vorlegung der H. anordnen. Der Rechtsanwalt muß diese aufbewahren und sie der Partei auf Verlangen herausgeben; er braucht dies aber nicht vor Empfang seiner Auslagen und Gebühren zu tun (vgl. § 32 der Rechtsanwaltsordnung).

Handalphabel, f. Gebärdensprache.

Handbärnahrungsaabgaben, f. Vertheilungssachen.

Handarbeit für Knaben, f. Arbeitschulen.

Handarbeiten, weibliche, erstreckten sich im Anfang der Kultur jedes Volkes auf die gesamte Ausstattung des Hauses. Im frühesten Altertum finden wir die Frauen mit Flechten, Spinnen, Weben und Sticken zur Verfertigung und Verzierung der Kleider beschäftigt, welche Tätigkeit sich mit der Steigerung künstlerischer Bedürfnisse und je nach Stil, Land und Volk für Kirche, Haus und öffentliches Leben erwei-

terte, aber auch mit den übrigen Werken der Kleinkunst am Ende des 18. Jahrh. in Verfall kam und zuletzt, infolge der Maschinenherstellung durch die Maschinenarbeit, gänzlich zurückgedrängt wurde, bis sie im Anfang der 70er Jahre des 19. Jahrh. mit der erneuten Pflege des Kunstgewerbes wieder an Bedeutung gewann. Sie erlangte sich indes namentlich auf solche Gebiete, die das Eintreten eigener künstlerischer Kraft und sinnvoller Erfindung in der Ausgestaltung des Einzelnen erfordern. (Vgl. über den technischen und künstlerischen Entwicklungsengang der einzelnen Zweige weiblicher Handarbeiten die betreffenden Artikel.) Eine Erweiterung suchte man seit einiger Zeit der weiblichen Handarbeit nach der Seite der dekorativen Malerei für Porzellan, Majolika, Holz, Seiden- und Vobeleinstoffe zu geben, woran sich Künsten auf Stein und Metall schließen: Gruppen kunstgewerblicher Tätigkeit, auf denen sich das einzig lebensfähige Element aller modernen Handarbeit, das künstlerische bei mäßigen Ansprüchen an die Begabung des Einzelnen, vorteilhaft entfalten kann. An der Verbreitung guter Muster und Vorbilder für w. H. haben Anteil die Kunstgewerbemuseen, Schulen und Vereine als Sammelstätten von Originalen und Abbildungen stilgerechter kunstgewerblicher Arbeiten und Entwürfe, welche die guten alten Formen und Farbensätze bewahrt haben. Das Österreichische Museum in Wien hat eine Schule für w. H. gegründet. In London besteht seit 1872 die Royal School of art needlework, deren Leistungen schon auf der Pariser Ausstellung von 1878 allgemeine Bewunderung erregten. In ähnlicher Weise hat auch der badische Frauenverein eine Abteilung für w. H. gebildet. In Nürnberg, München, Hamburg und vielen andern Orten sind teils Vereine, teils größere Kunstateliers, an die sich Schulen anschließen, tätig. In Berlin umfaßt der Letzter-Verein alle Zweige weiblicher Fortbildung; auch das Kunstgewerbemuseum hat hier eine eigene Klasse für w. H. errichtet. Als mächtige Förderer treten auch die Modezeitschriften («Die Modenwelt», «Der Bazar», «Wiener Mode» u. a.) ein, die das ganze Gebiet weiblicher Handarbeiten umfassen. Schließlich tragen zur Förderung der Pflege weiblicher Handarbeiten wesentlich bei die Bestrebungen der Vereine und Schulen, die auf die Erhaltung und Begründung der Hausindustrie gerichtet sind. Reiches Material bietet sich hierzu in folgenden Werken: F. Bod, Album mittelalterlicher Ornamentstickerei (Köln 1866); «Originalstickmuster der Renaissance», herausgegeben vom Österreichischen Museum; J. Lessing, Altorientalische Teppichmuster (Berl. 1877) und Muster altdeutscher Kissenstickerei (3 Sammlungen, das. 1879—80 u. s.); «Muster altitalienischer Leinenstickerei» (das. 1880—83, 2 Hefte) und «Das Spitzenstüppeln» (Hrsg. von Frida Lipperheide, beide Berl. 1898); «Album für Sticker» von Friedr. Fischbach (s. b.); Georgens, Die Schulen der weiblichen Handarbeit (3. Aufl., Leipz. 1884, 12 Hefte); Cocheris, Stickmuster des 16. Jahrhunderts (2. Aufl., Par. 1873); Sidmacher, Musterbuch von 1597 (neue Ausg., Wien 1882) und Musterbuch von 1604 (neue Ausg., Berl. 1880, in Farben, und 1881); Dragan, Stickmusterbuch; Staisoff, L'ornement russe (St. Petersb. 1872); Lab, Ornamente südläuscher Haus- und Kunstindustrie (Wagram 1878—83, 20 Hefte); Hoffmann, Spinnmusterbuch von 1607 (neue Ausg., Wien 1876); Walliser, History of lace (4. Aufl., Lond. 1902); Tina Frauberger, Handbuch der Spitzenkunde (Leipz. 1894); Tischen dorf,

Kreuzlichmuster für Leinenstickerei (Berl. 1879—1883); E. v. Kanteuffel, Album altdeutscher Leinenstickerei (Horb. 1883); M. Eifen-Schmid, Musterbuch für Frauenarbeiten (3. Aufl., Leipz. 1892); G. Hirtl, Album für Frauenarbeit (Münch. 1880); E. Bach, Neue Muster in altem Stil (Dornach 1887 ff.). Die Reform des Unterrichts in weiblichen Handarbeiten (Vortrag, Wien 1876) und Muster stilvoller Handarbeiten für Schule und Haus (das. 1879); Dillmont, Enzyklopädie der weiblichen Handarbeiten (Dornach 1893); Scheffers, Neue Muster vorlagen für farbige Kreuzlicharbeiten (Leipz. 1887); Fröblich, Neue farbige Kreuzlichmuster (Berl. 1887) und Neue Vorben. Muster für Sticker und Weberei (das. 1887); Lipperheide, Die dekorative Kissenstickerei (das. 1887—96); Bender, Das Stickermonogramm (Leipz. 1887—90) und Moderne Kissenstickereien (2. Aufl., Berl. 1898); Franke, Neues Stickermonogramm (Jülich 1891) und Monogramme für Stickerstühle (das. 1891); Steffahn, Stickermuster. Neue Entwürfe für allehand Nadelarbeiten (Leipz. 1892 ff.). Für andre Techniken außerhalb der textilen Handfertigkeit: A. v. Zahn, Musterbuch für häusliche Arbeiten (Leipz. 1870—73, 3 Tle.); Seiden, Motive, Einzelformen aller Techniken des Kunstgewerbes (das. 1892) und Musteratlas (das. 1896). Weiteres im folgenden Artikel «Handarbeitsunterricht».

Handarbeitsunterricht in Schulen ist erst seit dem 18. Jahrh. bekannt. Näh- und Strickunterricht neben der eigentlichen Schule hat es freilich immer hier und da gegeben, und einzelne Stimmen hatten wohl schon früher auf den erheblichen Wert geordneter mechanischer Tätigkeit hingewiesen (Cicero, Lucr. u. a.), namentlich für Mädchen; aber erst das gemeinnützige, philanthropische Gesichtsamt und nach 1750 nahm diesen Gedanken ernstlich auf. Für das niedere Volk rechnete man zumeist auch auf unmittelbaren Ertrag der Kinderarbeit, der den Schulbesuch armen Kindern ermöglichen und ihren Eltern empfehlen sollte. Zwischen Knaben und Mädchen wurde lange Zeit auf dieser Stufe im H. wenig Unterschied gemacht; auch Knaben lehrte man spinnen, stricken u. dergleichen. Vorwiegend bedachte man für sie Hobel- und Schnitzarbeiten (Klüttern) u. dgl. Für die Kinder des Volkes wirkten in diesem Sinne während der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrh. auf weitere Kreise Pestalozzi, Jellenberg, Wehrli in der Schweiz, der Dekant Kindermann zu Kapitz in Böhmen, später Ritter v. Schulstein und Bischof von Leitmeritz, der Pastor Wagemann in Göttingen. Herzog Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg führte 1796 den Industrieunterricht, wie der H. damals meistens genannt ward, in den Schulen seiner Herrschaften ein. Friedrich Wilhelm III. von Preußen empfahl ihm 1799 zur Einführung an den Garnisonschulen; das von ihm erlassene Schulreglement für die katholischen Schulen in Schlesien vom 18. Mai 1801 schreibt auch für die Landschulen Industrieunterricht (Spinnen, Stricken, Klüttern) vor. Indes beschränkte dieser Industrieunterricht sich immer mehr auf die Mädchen und auf die im engeren Sinne sogenannten weiblichen Handarbeiten. In diesem Sinne war er im Schulgesetzentwurf vom 1817 für ganz Preußen vorgehoben. Doch ist erst sehr allmählich im Laufe des 19. Jahrh. der Unterricht in weiblichen Arbeiten allgemein als notwendiger Unterricht der Mädchenschulen gesetzlich anerkannt worden. Seit 1835 der Kanton Aargau vorgegangen war, geschah dies zunächst überhaupt in der

Schweiz, dann in einzelnen deutschen Staaten. Für Österreich wurde der Unterricht obligatorisch durch das Unterrichtsgezet vom 14. Mai 1869. In Preußen erfolgte die allgemeine Einführung durch die Allgemeine Verfügung des Ministers Falk vom 15. Okt. 1872, wo es in § 38 heißt: „Der Unterricht in weiblichen Handarbeiten wird, wenn tüchtig, schon von der Mittelsstufe an in wöchentlich zwei Stunden erteilt.“ Mehr und mehr haben seit der Vorurteile, die dem H. noch immer in weiten Kreisen begegneten, sich abgeglichen. Auch außerhalb Deutschlands, der Schweiz, Österreich, der nordischen Länder ist der H. überall in die neuern Schulordnungen aufgenommen. Vorzugliche Pflege findet er in Frankreich (seit 1882). Die Methode des Handarbeitsunterrichts, der früher meist als Einzelunterricht mit schwankendem Erfolg erteilt ward, ist wesentlich verbessert durch die Berliner Lehrerin Rosalie Schallensfeld (1857), die ihn als Klassenunterricht behandeln lehrte, die dazu nötigen Hilfsmittel (Wandtafeln u.) herausgab und eine gehörige Stufenfolge der Fertigkeiten aufstellte. Der H. beschränkt sich in einfachen ländlichen Verhältnissen auf Stricken, Stopfen, Nähen (Nähen); unter günstigeren Umständen treten noch hinzu: Häkeln, Ransenstricken, Zuschneiden. In größeren Orten hat sich demgemäß ein eigener Berufsstand der Handarbeitslehrerinnen gebildet, für deren Vorbildung bereits eine Anzahl eigner Anstalten (Seminare) besteht. Die Zulassung als Handarbeitslehrerin für mittlere und höhere Mädchenschulen ist in Preußen seit 1. April 1886 von dem Bestehen einer Prüfung abhängig, für die der Minister v. Goltz 22. Okt. 1886 eine eigene Ordnung erlassen hat, und die in jeder Provinz von einer dazu bestellten Kommission abgelegt werden kann. In ähnlicher Weise hat sich fast überall der H. in den Mädchenschulen entwickelt. Daß der Unterricht in weiblichen Handarbeiten mannigfache Abstufung zuläßt und, wo es die örtlichen Verhältnisse zulassen oder gebieten, die Form eines elementaren Fachschulunterrichts (z. B. für Kunstflechten, Spitzenkloppeln u.) annehmen kann, liegt in der Sache selbst. Über den Arbeitsunterricht für Knaben s. Arbeitskassen. Vgl. Henze, Amtliche Verordnungen, den H. u. betreffend (Frankf. a. M. 1895); A. Schallensfeld, Praktische Anweisung zur Erteilung des Handarbeitsunterrichts (1.—4. Stufe, 7.—9. Aufl., das., zuletzt 1903); A. und A. Schallensfeld, Der H. in Schulen (10. Aufl., das., 1903); A. Schallensfeld und H. Goll, Wandtafeln für den H. (das., 1876, 3. Auflg.); E. Heine, Lehrbücher der Handarbeit (Leipzig, 1892, 6. Aufl.); Weichenbach, Arbeitskassende (6. Aufl., Jülich 1899); L. Götz, Anleitung zum H. (5. Aufl., Darmstadt 1902, 2. Auflg.); Hillardt, Handarbeitskunde (5. Auflg., Wien); Hillardt und Stenzinger, Methodik des Handarbeitsunterrichts (5. Aufl., das., 1903); Springer, Der H. in der Volksschule (3. Aufl., Bresl. 1899); Legorja, Der H. als Klassenunterricht (6. Aufl., Kassel 1902); Koffel, Zeissfaden für den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten (8. Aufl., Berl. 1901); Bedenk, Der H. in der Frauenarbeitskassende und im Haus (Karlsr. 1893—96, 4. Auflg.); Krause und Kegel, Der Unterricht in den Handarbeiten (3. Aufl., Köthen 1901); Stobbe, Zeissfaden der weiblichen Handarbeiten (Leipzig, 1903); Erdmann, Methodik der Handarbeit (Münch. 1897); E. Altmann, Beitrag zur Organisation des Handarbeitsunterrichts (Berl. 1897), Handarbeiten (in Bghdgramm, »Handbuch des höheren Mädchenschul-

wehens«, Leipzig, 1897) und H. für Mädchen (in Klein »Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik«, 2. Aufl., Langensalz 1903); Krause, Geschichte des Unterrichts in weiblichen Handarbeiten (in Lehrb. »Geschichte der Methodik«, Bd. 3, 2. Aufl., Gotha 1888).

Handauslegung, s. Auslegung der Hände.

Handauszug, s. Wuchtauszug.

Handball, s. wie Jagdtzeige (s. d.).

Handbreche, s. Klatsch, S. 648.

Handbreche sind im Gegensatz zu den Spann» diensten, die mit Bogen und Juchzie ausgeführt werden, diejenigen Aronen (s. d.), die mit der Hand und zu Fuß geleistet werden. Der Pflüchter oder sein Vertreter hat das nötige Werkzeug, z. B. zum Wegbau u. dgl., mitzubringen.

Handdruck, die mittels einer Handpresse gemachten Abdrücke von hölzernen oder metallenen Formen auf Papier, Zeug, Leder u.

Handelsfall, s. Klare.

Handel (lat. commercium, franz. Commerce, engl. Commerce, Trade), im weitern Sinne jeder zur Erzielung eines Gewinnes vorgenommene Austausch von Gütern, im engern Sinne der auf Arbeitsleistung und eigner Berufsbildung beruhende gewerbmäßige Ein- und Verkauf von Gütern, die als Gegenstände des Handels Waren genannt werden. Die Tätigkeit des Handels umfaßt auch Umwandlungen, Zerteilungen, Mischungen, nicht aber sonstige wesentliche Umgestaltungen der Waren. Man unterscheidet Warenhandel, Immobilienhandel (s. mit Grundstücken, Häusern, der jedoch nicht zu den Handelsgeschäften im Sinne des Handelsgesetzbuches gehört), Effektenhandel (s. mit Wertpapieren), Geldhandel (s. mit fremden Münzsorten, Geldwechsel). Als Produkt handelt bezeichnet man den H. mit Erzeugnissen der europäischen Landwirtschaft im Gegensatz zum H. mit Kolonialwaren. Nur auf niedriger Stufe der Volkswirtschaft treten diejenigen, welche Güter begehren, und diejenigen, die solche anbieten, einander unmittelbar gegenüber (Tausch, Barattbandel); mit weiterer Entwicklung des Verkehrs dagegen bildet sich ein eigener Stand, der des Kaufmanns (s. d.), aus, der geldförmige Waren kauft, um sie wieder zu verkaufen (Kaufmannshandel).

Die volkswirtschaftliche Aufgabe des Handels ist es, die Waren örtlich und zeitlich zu verteilen und auf diese Weise überflüssig und Rangel zu begleichen. Er sucht die Ware da auf, wo sie in relativem Überflüss vorhanden, also billig ist, und verbringt sie dahin, wo einem dringender Begehr ein verhältnismäßig kleiner Vorrat gegenübersteht, sie demnach höher bezahlt wird. Folge hiervon ist größere örtliche Ausgleichung der Preise. Wand in Wand hiermit geht die zeitliche Verteilung der Waren (Ein- und Verkauf zu verschiedenen Zeiten, z. B. von Kohlen, landwirtschaftlichen Erzeugnissen u.), die zeitliche Preisausgleichung (z. B. bei verschiedenem Ernteausfall) und regelmäßige Versorgung des Marktes. Zunächst nur materiellen Interessen nachgehend, ist doch der H. indem er Verbindungen der Völker anknüpft und erhält, auch ein Barführer der Kultur. Als Bedarfsandel genügt der H. vorhandenen Bedürfnissen, als Spekulationshandel faßt er die wahrheitsähnliche zukünftige Gestaltung des Marktes ins Auge (z. B. nach Abgabe der Berichte über den wahrscheinlichen Ernteausfall u.), oder er sucht auch durch Schaupfeilung, Reflekt u. neue Bedürfnisse zu wecken. Die spekulative Tätigkeit des Handels ist an und für sich ein Erfordernis aller vorzüglichen Wirtschaft; freilich kann eine ungezügelte,

in ihren Mitteln nicht wählerische oder gar tödliche Spekulation in gegebenen Fällen auch im Widerspruch mit den Interessen der Gesamtheit stehen.

Bei einigermaßen entwickelter Kultur scheidet sich der auswärtige H. oder Außenhandel vom innern oder Binnenhandel; letzterer, der sich innerhalb der Landesgrenzen bewegt, wird auch bisweilen als Landhandel bezeichnet im Gegensatz zum Seehandel, d. h. dem über See, insbes. nach entlegenen Ländern betriebenen H. Beim Seehandel war früher der Kaufmann (Verfrachter) auch Eigentümer des Schiffes; heute besteht ein eigener Stand der Reederei (s. d.). Beim Karawanenhandel, einem echten Landhandel, besorgt auch jetzt noch der Kaufmann selbst den Transport (s. Karawane). Der auswärtige H. zerfällt zunächst in den Einfuhr- und den Ausfuhrhandel. Werden die eingeführten Waren wieder ausgeführt, so spricht man, wenn hierbei nur die Verkehrsanstalten des Landes benutzt werden, von Durchfuhr- (Transit-) H.; werm dagegen an den eingeführten Waren Veränderungen und solche spekulative Operationen vorgenommen, welche die Abgabefähigkeit und Wiederausfuhr vorbereiten (Lagern, Sortieren, Leiten, Wischen, Emballieren etc.), so wird dieser Handelsbetrieb Zwischenhandel (früher Ökonomehandel) genannt (sogen. indirekte Einfuhr für das Konsumierende Land). Über die Unterschiede zwischen Aktiv- und Passivhandel s. Aktivhandel; über General- und Spezialhandel vgl. Handelsstatistik. Nach dem Umfang unterscheidet man Groß- (Engros-, Grosso-) und Kleinhandel oder Detailhandel, ohne daß sich eine scharfe Grenze zwischen beiden ziehen ließe; gewöhnlich verkauft der Großhändler an Kaufleute, der Kleinhändler unmittelbar an die Konsumenten. Auch der Kleinhandel kann in großen Betrieben mit viel Kapital etc. betrieben werden, so in den großen Versandgeschäften, den Pariser und Berliner Warenmagazinen und den englischen Großhandelsgeoschaften. Edler Kleinhandel mit Kleinbetrieb ist der Krämer- oder Ram- handel, der wenig Warenarten des täglichen Gebrauchs feilhält, der Trödelhandel (H. mit gebrauchten Sachen), der Hühlerhandel (H. insbes. mit Lebensmitteln von offenem Stand aus), dann der Hausierhandel (s. d.). Letzterer ist eine besondere Form des Wanderhandels (s. d.), der den Gegensatz zum festhaften H., d. h. dem von festen Orten aus betriebenen H., bildet. Nach der rechtlichen Stellung der handeltreibenden Personen unterscheidet man den Eigen- oder Proprietärhandel, bei dem der Händler das Eigentum der Waren für eigene Rechnung erwirbt, vom dem Kommissionshandel (s. d.), bei dem für fremde Rechnung Ein- und Verkauf besorgt wird; hierher gehört auch die Kon- signation (s. d.). Eine Unterart des Kommissionshandels ist der Speditionshandel, der für fremde Rechnungen Güterverladungen besorgt (vgl. Spedition). Über die Stellung des Staates zum H. s. Handelspolitik. Die nötige Literatur über Handelskunde s. bei Handelswissenschaften (S. 748).

Statistik der Handelsbetriebe.

Der numerische Anteil der Bevölkerung am Handelsbetrieb sowie die Zahl und der Umfang der Handelsbetriebe ist der Berufs-, bez. der Gewerbestatistik zu entnehmen. Internationale Vergleiche sind hier allerdings so gut wie ausgeschlossen, da die Erhebungen von ganz verschiedenen Grundätzen ausgehen. Im Deutschen Reich gab es nach der Betriebszählung vom 14. Juni 1895 in der Gruppe der Handelsge-

werbe 777,496 Betriebe, von denen 635,209 Haupt-, 142,286 Nebendbetriebe waren. Gegen 1882 ergibt dies eine Zunahme um 160,659 Betriebe = 26 Proz., und zwar zählte man 1895 um 182,484 Hauptbetriebe mehr, dagegen um 21,825 Nebendbetriebe weniger. Im einzelnen ergibt die deutsche Statistik folgende Zahlen:

Handelszweig	Zahl der Betriebe			In den Hauptbetrieben beschäftigte Personen
	Hauptbetriebe	Nebendbetriebe	Zusammen	
1) Warenhandel	528 885	116 253	645 138	1 105 423
Ziere	25 486	8 493	33 979	36 586
Landwirtschaftl. Produkte	89 522	21 996	111 518	151 243
Vermaterialien	17 650	6 142	23 992	47 008
Baumaterialien	4 325	1 657	5 982	21 507
Metalle und Metallwaren	8 880	2 625	11 504	32 279
Holzwaren, Apparate	1 699	867	2 566	6 176
Tragen, Schmuckstoffe	5 146	1 067	6 213	19 190
Kolonial-, Gh- u. Trinkwaren	150 733	32 795	183 528	290 584
Wein und Spirituosen	7 857	2 027	9 884	26 779
Tabak und Zigarren	9 991	2 490	12 471	17 350
Leber, Wurst, Baumwolle	4 934	1 005	5 940	11 450
Manufakturwaren	58 127	6 438	64 565	183 094
Ausz- u. Galanteriewaren	16 811	3 396	20 197	35 300
Andere Waren	123 900	26 752	150 652	221 343
Trödelhandel	3 815	482	4 297	5 513
2) Geld- und Kredithandel	6 829	1 781	8 570	36 175
3) Spedition u. Kommission	4 351	677	5 028	29 398
4) Buch- u. Kunsthandel etc.	10 372	2 204	12 576	34 099
Buch- und Kunsthandel	8 425	1 477	9 902	24 082
Kunsthandelsbetriebe	193	94	287	367
Setzungs- u. u. Spedition	1 754	633	2 387	9 940
5) Hausierhandel	34 419	4 038	39 057	37 429
6) Handelsvermittlung	37 175	9 559	46 734	51 509
7) Handelsbilfögewerbe	1 790	929	2 719	9 085
8) Verfertigung, Stellenvermittlung	11 388	4 295	15 673	29 082
Auktionsgeschäfte	1 049	1 162	2 211	1 498
Vermögensbesitzer	894	177	1 071	1 730
Verleihen	3 902	1 395	5 298	13 885
Kaufmannschaftlichen Stellennachmittlung	261	25	286	4 206
Inferantenvermittlung	4 090	1 387	5 477	5 182
Kaufmannsbureau	572	138	710	9 585
Zusammen:	635 209	142 286	777 495	1 382 995

Von den Hauptbetrieben waren 55,2 Proz. Klein- und 44,8 Gehilfenbetriebe; 990 Betriebe befanden sich im Besitz von Aktiengesellschaften. Von je 100 Betrieben kamen auf die Klasse mit

	1895:	1892:
60-5 Personen	94,9	96,6
6-50	5,1	3,1
51 und mehr Personen	0,1	0,3

In Österreich ergab die nach dem Stande vom 1. Juni 1897 durch die Handels- und Gewerbestatistik vorgenommene Gewerbezählung folgende Zahlen:

	Betriebe:
Warenhandel mit festen Betriebsstätten	261 628
im Umherziehen	22 367
Geld- und Kreditbetriebe	7 374
Geld- und Kreditbetriebe	2 259

Geschichte des Handels.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit haben die Bewohner verschiedener Länder miteinander Handelsbeziehungen unterhalten, wobei das zur Verfertigung der Steingeräte dienende Material sowie gewisse Schmuckgegenstände (Kieselstein, Bergkristall, Korallen etc.), wahrscheinlich auch zur Körperbemalung dienende

Frachtern) die Handels-, bez. Tauschobjekte bildeten. Die in den Pfahlbauten der Schweiz aufgefundenen rote Koralle des Mittelmeers und die dazwischen nachgewiesenen Reste der *Silene cretica* (eines heute in der Schweiz nicht vorkommenden südeuropäischen Unkrautes) deuten auf einen zwischen der Schweiz und Südeuropa bestehenden uralten Handelsverkehr. Vorgeschichtliche Handelsbeziehungen zwischen Europa und den Gebieten des Orients bezeugt die in einem vorgeschichtlichen Grabe bei Rügenwalde (Pommern) gefundene Kaurimuschel des Indischen Ozeans. Auch die zur Verfertigung der neolithischen Geräte dienenden Materialien, wie Obsidian, Kieselstein und Jadeit, überlieferte der S. Ein wichtiges Zentrum für den vorgeschichtlichen S. bildeten jene Werkstätten von Feuersteingeräten, wie sie z. B. auf der Insel Rügen in beträchtlicher Zahl existiert haben. Später führte der S. die Erzeugnisse der Metall-, insbes. der Bronzeindustrie, von den asiatischen Kulturzentren den europäischen Mittelmeerländern und später von Letztern aus dem hohen Norden Europas zu. Vielleicht gelangte die Bronze außerdem noch auf einer zweiten, nördlich vom Schwarzen Meer nach Westen führenden Handelsstraße von Asien nach Mittel- und Nordeuropa. Bei dem zwischen den Euratländern, Kleinasien, Syrien und Ägypten in vor- und frühgeschichtlicher Zeit unterhaltenen S. haben wahrscheinlich die Phönizier (s. d.) eine wichtige Rolle gespielt; der zwischen Westasien und Ägypten einerseits und den europäischen Mittelmeerländern andererseits betriebene S. befand sich Jahrhunderte hindurch in den Händen der Phönizier. Während die in Cornwallis (England) geschürften Zinnerze, bez. das aus denselben gewonnene Metall, ursprünglich wohl auf dem Landweg von der vorgeschichtlichen Bevölkerung Italiens nach den Mündungen des Rhodanus (Rhône) und des Eridanus (Rhein) transportiert und dort von phönizischen Händlern in Empfang genommen wurden, gelang es den Phöniziern später, vom Mittelmeer aus die Zinnminen (Britischen Inseln) auf dem Seeweg zu erreichen und somit den Zinnhandel in neue Bahnen zu lenken. Erst infolge des Verfalls Phöniziens und der phönizischen Kolonien ging dieser S. allmählich in die Hände der Griechen, zunächst jener phönizischen Griechen, die an der Rhonemündung Massilia (Marseille) gegründet hatten, über. Doch die Ausbeutung von Salzlagern schon in vorgeschichtlicher Zeit die Grundlage eines gewinnbringenden Handels gebildet hat, beweist die Mäule und der Reichtum der vorgeschichtlichen Niederlassung von Hallstatt (Oberösterreich). Eine wichtige Rolle hat im vor- und frühgeschichtlichen S. auch der Bernstein gespielt, der von den auf dem Landweg bis an die Ostküste vordringenden griechischen und römischen Händlern gegen die Erzeugnisse der südeuropäischen Metallindustrie eingetauscht wurde. Von den um 600 v. Chr. von kleinasiatischen Griechen an den Nordusfern des Schwarzen Meeres gegründeten Kolonien ist nachweislich ein lebhafter Verkehr mit dem Norden unterhalten worden. Die nach den dattischen Küsten und speziell zum Bernsteinreichen Samland führende vorgeschichtliche Handelsstraße ging von Griechenland oder Italien her durch das spätere Korinthus (Ziermar) und Carnuntum (Kärnten) nach der Oder und durch das Oberelb bis zur Ostsee. Auch beweisen gewisse Münzfunde, daß im ersten nachchristlichen Jahrtausend zwischen den südlich und östlich vom kaspischen Meere gelegenen Gebieten und den baltischen Ländern ein ausgedehnter Handelsverkehr bestanden hat.

Ägypten trieb schon im grauesten Altertum einen ausgedehnten S. mit den Völkerstämmen Libyens, Arabiens und mit den Küstenländern Syriens. Als am Euphrat und Tigris das babylonisch-assyrische Staatswesen entstand, knüpfte es bald mit Indien, mit der Arabischen Wüste, Kleinasien u. unter Anlegung von Karawanenstraßen Handelsbeziehungen an. Gleichzeitig ergoß sich von dem mit Naturhäfen reich gesegneten Indien der Handelsstrom durch Baktrien, die Wasserstraßen des Oxus und Jaxartes benutzend, die damals in das kaspische Meer mündeten, sowie nach dem goldgelagerten Strich an der Ostküste Afrikas, dem spätern Sofala. Einen wirtschaftlichen Zusammenhang Asiens mit Südeuropa stellten seit dem 12. Jahrh. v. Chr. die Phönizier her, deren Handelsmacht in Tyros im 10. — 8. Jahrh. v. Chr. zur höchsten Entfaltung gelangte (s. oben). Das Zurückdrängen der Phönizier erfolgte durch die griechischen Kolonien im Ägäischen Meer, seit dem 6. Jahrh. v. Chr. durch Karthago, die mächtigste phönizische Kolonie, und endlich durch die mazedonische Herrschaft. Auch die Karthager besuchten die nördlichen Küsten von Spanien und Frankreich, England und das Baltische Meer, dann die Westküste von Afrika und betrieben einen Karawanenhandel in das Innere dieses Kontinents. Das Anwachsen der Handelsmacht der Griechen geht mit deren politischer Geschichte gleichen Schritt; sie zeichnen sich besonders durch ihr Weisheit in der Gründung von Niederlassungen und Kolonien aus; Milet, Korinth, Argos, Rhodos werden wichtige Mittelpunkte des Verkehrs. Die Kolonisierung Unteritaliens und Siziliens sowie die spätern Ansiedelungen in Gallien (Massilia), Sardinien, Korsika, Nordafrika und Spanien sind ein Ausfluß ihrer Handelsstätigkeit. Später gelangte durch die politische Macht Mazedoniens Alexandria zur Blüte, das seine Stellung als zur arabischen Herrschaft behauptete. Die Römer waren ein eroberndes, aber kein eigentliches Handelsvolk. Bei der Teilung des römischen Reiches (337 n. Chr.) wurden die Kulturelemente nach Konstantinopel verlegt, das als Verbindungsglied der morgenländischen und abendländischen Welt einen bedeutenden S. mit Indien, Ägypten (über Alexandria) sowie nach dem Westen und Norden betrieb. Schon im 7. Jahrh. tritt der Einfluß der Araber hervor, deren Landhandel sich auf einen großen Teil von Vorderasien bis Indien, die pontischen Gebiete, das nördliche Afrika, das südöstliche Europa erstreckte, und deren Seehandel das Mittelmeer, die Hafenplätze vom Arabischen Meer bis zu den afrikanischen Küsten und vom Persischen Meerbusen bis nach Indien und China beherrschte.

Nachdem Mitteleuropa wieder in der Kultur erstarkt war und die Kreuzzüge es mit dem Luxus des Orients bekannt gemacht hatten, eröffneten die Städte am Mittelmeer, zuerst Venedig, dessen Schiffe sich bei ihren Fahrten zuerst des Kompass bedienten, und seit dem 12. Jahrh. Genua, Pisa und Venedig einen lebhaften S. mit der Levante und dem Abendland. Die Handelsstätigkeit dieser Städte hob sich besonders dadurch, daß sie durch ihre Flotten die Expeditionen der Kreuzzüge bedienten. Zahlreiche kommerzielle Einrichtungen, die Anlage von Lagerhäusern (fondachi), die Entleerung des Bankens, des Wechselverkehrs u. stammen aus der Blütezeit des italienischen Handels (13. — 15. Jahrh.), wie denn auch heute noch viele im S. übliche Benennungen an die ehemalige herrschende Stellung der Italiener erinnern.

Nach dem siegreichen Vorbringen der Osmanen und der Entdeckung des Seewegs nach Indien tritt mehr der Norden Europas in den Vordergrund, indem die skandinavischen Städte und der 1241 gegründete norddeutsche Bund der Hanse (s. d.), der bald alle Städte der Küste, von Riga bis nach Ostende, und landeinwärts bis nach Köln, Erfurt, Krefeld umschloß, Hauptstapelplätze in Bergen, Rishni, Nowgorod, London und Brügge besaß und den ganzen nordischen O. beherrschte. Infolge der Entdeckung der Neuen Welt, der Veränderung des Seewegs nach Indien, namentlich aber infolge der Zwistigkeiten und Eifersucht der Städte untereinander und der Streitigkeiten im Innern der Reichsidee zerfiel seit dem Ende des 15. Jahrh. dieser Städtebund. Viele Städte folgten sich von ihm los; England, Dänemark, Skandinavien, die Hanse wurden zugänglicher, 1669 ward die letzte Aufhebung von Bremen, Lübeck, Hamburg, Braunschweig, Danzig und Köln gehalten.

Mit den Entdeckungserreisen zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh., durch welche die großen Ozeane dem Welthandel zugänglich wurden, beginnt eine völlige Umwälzung des Welthandels. Die Handelsmacht geht von den italienischen Republiken auf die Portugiesen und Spanier, von der Hanse auf die Niederländer und Engländer über, und Frankreich tritt in die Reihe der Handelsstaaten ein. Den Anstoß zu diesen Veränderungen gaben die Entdeckungen der Portugiesen und der Spanier. Schon im Beginn des 16. Jahrh. nutzten die Portugiesen die Vorteile des neuen Seewegs nach Ostindien aus und suchten sich für einige Zeit zu Herren des indischen und des ostindischen Handels. Lissabon wurde nun das, was Venedig gewesen war, und nachdem Venedig gesunken, verloren auch die Vermittler seines Verkehrs mit dem Norden, die deutschen großen Binnenmärkte (Münster, Augsburg, Basel, Straßburg, Ulm, Regensburg, Erfurt), im Welthandel ihre Bedeutung. Spanien war durch die wichtigen überseeischen Erwerbungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. auf den Höhepunkt seiner Entwicklung gelangt; in der Zeit, in der es Portugal erobert hatte (1580), erreichte sein überseeischer Besitz den größten Umfang, und es schien berufen, die erste Handelsmacht der Welt zu werden. Doch trafen die großen Fehler der innern und äußern Politik Spanien dies Ziel nicht erreichen, an seine Stelle traten bald Holland und England.

Die Niederlande, deren Bewohner (besonders in Albern, Dordrecht, Lissabon) frühzeitig im Gewerbe- und Handelsbetrieb hervorragten, wurden als spanische Provinz der Sitz eines lebhaften europäisch-amerikanischen Verkehrs. Nach der Auflösung von Spanien waren sie vom transatlantischen Verkehr und auch von den ostindischen Märkten abgeschnitten; sie rüsteten deshalb mehrere Expeditionen nach Ostindien aus, die zur Gründung der Holländisch-Ostindischen Kompanie (1602) Anlaß gaben. 1600, die Kolonien und Eilanden kamen in ihren Besitz; sie eroberten das Kap, gründeten Stationen auf dem festen Land und erworben selbst in China und Japan vortheilhafte Handelsprivilegien. Gleichzeitig eroberten sie mehrere portugiesische Niederlassungen in Brasilien, Surinam, kolonisierten Guayana, errichteten Schmuggelstationen auf den westindischen Inseln Europa und St. Eustach und gründeten Niederlassungen in Nordamerika, New York u. Die Niederländisch-Westindische Gesellschaft (1621) erreichte es bald, daß der europäische O. mit den spanisch-portugiesischen Kolonien Amerikas gro-

theils in ihre Hände kam. Doch verloren die Niederländer durch unglückliche Kriege ihren Vorrang an das aufstrebende England.

Die Grundlagen des britischen Welthandels wurden schon unter der Königin Elisabeth gelegt. Nachdem die englische Flotte Spaniens Seemacht vernichtet und die französische gedemüthigt hatte, wußte sie auch bald Holland zu überflügeln. Schon 1600 errichteten die Engländer ihre Ostindische Handelskompanie, 50 Jahre später demüthigten sie Holland völlig, und seitdem blieben sie Sieger in jedem Seekrieg, und ihr Handelsgebiet wurde durch jeden Frieden erweitert. Die Kompagnieschiffe Gronwells (1651), die der Ostindischen Kompanie erteilten Privilegien und der Besitz einer großen Handelsmarine, die durch eine mächtige Kriegsstotte beschützt wurde, führten im Laufe des 17. und 18. Jahrh. zur Entfaltung des britischen Kolonialreichs in Asien, Amerika und Afrika. Schiffsfahrtslinien wurden auf allen Weltmeeren eingerichtet, der Zwischenhandel amerikanischer und ostindischer Produkte mit den kontinental-europäischen Staaten usurpiert. Die Gründung des britisch-ostindischen Reiches und das damit zusammenhängende natürliche Monopol des Handels mit den Tropenerzeugnissen Asiens, der Erwerb vieler westindischer Inseln und der O. mit den wertvollen Kolonialwaren dieser letztern, die ausgedehnten Niederlassungen und Gebiets-erwerbungen in Nordamerika und der dadurch zuerst eingeleitete direkte Bezug von Tabak, Baumwolle u. w. wirkten mit der natürlichen Gunst der Lage und des Bodenertrags zusammen. Zwei Jahrhunderte genühten, um aus dem kleinen England ein gewaltiges Weltreich zu machen.

Die zu Ende des 18. Jahrhunderts eingeleiteten politischen und sozialen Umwälzungen im Zusammenhang mit den Erfindungen und Fortschritten in Produktion und Verkehr verließen dem O. des 18. Jahrhunderts ein neues Gepräge. Er wird zum allgemeinen Welthandel, er zieht alle Völker in seine Kreise hinein, und durch die Vervollständigung der englischen Kolonien in Nordamerika wird zunächst ein wichtiger Wendepunkt herbeigeführt. Die europäische Einwanderung aus dem neuen Kontinent nahm immer mehr zu, und die Einwanderer wurden nun die stärksten Verbroucher europäischer Industrieprodukte, während eigne Rohprodukte einen immer größeren Markt in Europa fanden. Unter dem Einfluß von Dampfkraft und Großindustrie begannen S. und Verkehr mächtig anzuschwellen; die internationale Arbeitsteilung machte riesige Fortschritte; Maschinen, Eisenbahn und Dampfschiff ermöglichten es nunmehr, die Rohstoffe auch in obern als den Erzeugungsländern mit Vortheil zu verarbeiten. Dazu kam der steigende Verbrauch der ebenfalls billiger gewordenen Genuß- und Reinigungsmittel, die aus den Kolonialländern in großen Mengen herbeigeschafft werden konnten. Die Möglichkeit der Rohstoffreinigung, die Entdeckung selbständiger Handelshilfsgewerbe, der Spektreure, Agenten, Bankiers u. d. d. Ausdehnung mancher Zwischenpersonen und die Zunahme des direkten Verkehrs zwischen Produzenten oder Großhändler und Verbrouchern haben wesentliche Änderungen in der Organisation des Handels, namentlich des Großhandels, hervorgerufen. Das Geld- und Kreditwesen ward von Grund aus umgestaltet, in den Anschaffungen über die Aufgaben der Handelspolitik trat ein großer Umschwung ein, und an Stelle des merkantilistischen strengen Prohibitivsystems trat eine freiere Handelspolitik. Dabei hat auch der Binnenhandel einen

andern Charakter angenommen. Derjenige des Mittelalters und des Nachmittelalters bis zum 19. Jahrh. hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Geschichte nicht allein an guten Verkehrswegen und Mitteln, so daß der H. gezwungen war, tumbst die Nähe jessbarer Gewässer aufzusuchen, sondern die Entwicklung des Handels wurde auch vielfach durch staatliche Verhältnisse und Maßnamen (Zollstaaten, Zollwesen, Kriege x.), dann durch bestehende Sonderrechte (Stapel-, Umladerrechte x.) gehemmt. Von Wichtigkeit waren damals die Messen und Märkte, wo Angebot und Nachfrage einander begegneten. Heute ist die Bedeutung der Messen ganz in den Hintergrund getreten, die meisten Hemmnisse des innern Verkehrs sind weggefallen (vgl. Freihandel). Von Wichtigkeit in der neuesten Entwicklung des Detailhandels ist einerseits die weitgehende Spezialisierung, anderseits das Eindringen des großen Kapitals und die Kombinerung verschiedener Detailhandelszweige in einer Hand, wie sie uns in den großen Warenhäusern (s. d.), Versandgeschäften x. entgegentritt. Vgl. über die Verhältnisse des Klein- und Zwischenhandels z. besonders die Untersuchungen in den »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Bd. 36—38 (Leipzig 1888 bis 1889) und Bd. 90—93 (Jah. 1900—01).

Über die Statistik des Außenhandels s. Handelsstatistik. Über den Welthandel und die Weltverkehr s. Artikel »Welthandel und Weltverkehr«.

Literatur. Zur Geschichte des Handels vgl. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den H. der vornehmsten Völker der Alten Welt (4. Aufl., Götting. 1824—26, 6 Bde.; Zusätze 1827); Hüllmann, Handelsgeschichte der Griechen (Bonn 1839); Richter, H. und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeers im Altertum (Leipzig 1886); Sped, Handelsgeschichte des Altertums (Jah. 1900—01, 2 Bde.); Ne. Cullagb, Industrial history of free nations (Lond. 1846, 2 Bde.); Scherer, Allgemeine Geschichte des Welt Handels (Leipzig 1852—53, 2 Bde.); Ad. Veer, Allgemeine Geschichte des Welt Handels (Bonn 1860—84, 5 Bde.); Noël, Histoire du commerce du monde (Par. 1891—94, 2 Bde.); Engelmann, Geschichte des Handels und Weltverkehrs (5. Aufl., Leipzig 1899); Rahr, Lehrbuch der Handelsgeschichte (2. Aufl., Wien 1901); Goss, Précis d'histoire du commerce (Nancy 1896, 2 Bde.); Webster, General history of commerce (Lond. 1903); Joh. Falke, Geschichte des deutschen Handels (Leipzig 1869 bis 1890, 2 Bde.); Kießelbach, Der Gang des Welt Handels z. im Mittelalter (Stuttgart 1860); Seyd, Geschichte des Fernhandels im Mittelalter (Jah. 1879, 2 Bde.); Reme Levi, History of British commerce (2. Aufl., Lond. 1880); Pigeonneau, Histoire du commerce de la France (Par. 1885—87, 2 Bde.); A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Rücksicht von Venedig (Leipzig 1900, 2 Bde.); Engel, Österreich-Ungarn im Welt Handel (Wien 1902); Martineau, Le commerce français dans le Levant (Par. 1902). Über H. im allgemeinen vgl. Lexis in Schönberg's »Handbuch der politischen Ökonomie«; Roscher, Nationalökonomie des Handels und des Gewerbetreibenden (7. Aufl., hrsg. von H. Stieba, Stuttgart 1899); Göhn, Nationalökonomie des Handels und des Verkehrswesens (Jah. 1898); van der Vorst, H. und Handelspolitik (Leipzig 1900); Ehrenberg, Der H., seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Völkchen und sein Verhältnis zum Staate (Jena 1897); Karl

Andree, Geographie des Welt Handels (Stuttgart 1877 bis 1879, 3 Bde.); v. Scherzer, Das wirtschaftliche Leben der Völker (Leipzig 1885), dazu als Ergänzung: »Der wirtschaftliche Verkehr der Gegenwart« (mit Braslawski, Wien 1891); Göp., Die Verkehrswege im Dienste des Welt Handels (Stuttgart 1888); Sonn-dorfer, Technik des Welt Handels (2. Aufl., Wien 1899), daraus als Auszug: Lehrbuch der internationalen Handelskunde (Jah. 1900); Oppel, Natur und Arbeit (Leipzig 1904); v. Neumann-Spallart, Übersichten der Weltwirtschaft (Stuttgart 1878—87, 5 Bde.; fortgesetzt von Juraßel, Berl. 1891 ff.); Statistik des Deutschen Reichs, neue Folge, Bd. 102 u. 119. Fortlaufende Nachweise im »Gothaischen genealogischen Taschenbuch«, »Annuaire de l'économie politique et de la statistique«, »The statesman's year-book«; dann im amtlichen »Deutschen Handelsarchiv«, in den »Berichten über H. und Industrie«, zusammengestellt im Reichsamt des Innern, in den Konsularberichten der verschiedenen Staaten, den »Statistical abstracts«, in der Wochenchrift »Export« (Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie, Berl., seit 1878), im »Handelsmuseum« (Wien, mit den Berichten der österreichisch-ungarischen Konsularämter), in dem vom österreichischen Handelsministerium herausgegebenen »Wirtschaftspolitischen Archiv« x. Vgl. auch Langhans, Kaufmännische Handelskunde der Erde (4 Bände, Gotha 1899) und weitere Literatur bei Artikel »Handelsgeographie«.

Handel, Georg Friedrich, Komponist, geb. 23. Febr. 1685 in Halle a. S. als Sohn eines Wundarztes, gest. 14. April 1759 in London, zeigte früh auffallende musikalische Begabung, so daß schon 1696 der Kurfürst, nachmals König Friedrich I., dem Vater anbot, ihn in Italien ausbilden zu lassen, was derselbe aber ablehnte. Handels erster und eigentlich einziger Lehrer war der Organist Hr. B. Bachau. Das auf Wunsch des schon 1697 gestorbenen Vaters 1702 in Halle begonnene juristische Studium gab H. 1703 definitiv auf und begab sich nach Hamburg, wo unter Reinhard Reisers Leitung die 1678 eröffnete erste deutsche Oper einen großen Aufschwung genommen hatte, trat hier als Violonist ins Orchester, genoß den Umgang Mathesons und brachte 8. Jan. 1705 seine erste Oper: »Almira«, mit Beifall zur Aufführung (das Werk wurde 1718 von J. N. Fuchs in Hamburg neu inszeniert). Schon im Februar d. J. folgte seine zweite Oper: »Xerxes«. Eine dritte, sehr lange, wurde geteilt als »Daphne« und »Florindo« 1708 aufgeführt, als H. bereits in Italien war, wohin er sich 1707 zu weiteren Studien gewendet hatte. Noch im Jahre 1707 brachte er in Florenz die Oper: »Rodrigo« zur Aufführung, ging dann da nach Venedig, wo seine Anfang 1708 innerhalb drei Wochen geschriebene Oper »Agrippina« an 27 Abenden hintereinander gespielt wurde, und schließlich nach Rom, wo er zwei Oratorien: »La Resurrezione« und »Il trionfo del tempo«, in der Akademie der Arkadier und im Hause des Kardinals Ottoboni aufführen ließ. Er lernte dort auch die beiden Scarlatti (Alessandro und Domenico), mit weld letztern er sich befreundete; fennen und reiste mit ihnen auch noch nach Neapel. 1710 bot ihm Agostino Steffani, den er in Venedig traf, seine Nachfolge als Hofkapellmeister in Hannover an; H. nahm die Stellung an, besuchte aber noch in demselben Jahre London, wohin ihn einflußreiche Gönner, die er in Italien fennen gelernt, dringend einluden. In 14 Tagen komponierte er hier die Oper »Rinaldo«, die mit dem größten Beifall aufgenom-

men ward. Dann kehrte er zwar wieder nach Hannover zurück, doch nur, um 1712 die Stellung endgültig aufzugeben und ganz nach London überzugehen mit einem Jahresgehalt von 200 Pfd. Sterl. Seitens der Königin Anna. Bald nach seiner Ankunft schrieb er aus Anlaß der Feier des Utrechter Friedens ein »Te Deum« und »Jubilae«, dem später ein zweites »Te Deum« auf den Veltlinger Sieg und zahlreiche Kirchen- und Kammermusiken folgten. Seine vornehmste Tätigkeit blieb aber noch lange dem Theater zugewendet, für das er noch 1712 die Opern: »Iseus« und »Il pastor fido« schrieb. Als 1714 die Königin starb und Handels früherer Souverän, der Kurfürst von Hannover, ihr Nachfolger wurde, hatte H. zunächst einen schweren Stand, da derselbe seinen Gehalt strich. Doch verdankte H. den neuen Herrn bald und stand nun fester denn vorher. Er schrieb in der nächsten Zeit die Oper »Amadis« (1715) sowie für den Herzog von Chandos zwei »Te Deums«, zwölf »Anthems« und die Oratorien »Acis und Galatea« und »Esther«. 1720 wurde ihm die Direction der eben vom hohen Adel errichteten Londoner Oper (»königliche Akademie der Musik«) übertragen und zugleich die Mittel zur Verfügung gestellt, die berühmtesten Gesangsvirtuosen Europas für das Unternehmen zu gewinnen. Im folgenden Jahr eröffnete er die neue Akademie im Haymarket-Theater mit der Oper »Radamisto«, der er im Laufe seiner Directionsführung (bis 1728) noch 13 weitere Opern folgten liess. Neben H. war G. B. Bononcini ein rivalisierender Komponist für die Akademie. 1728 mußte die Akademie wegen pekuniärer Schwierigkeiten geschlossen werden, doch übernahm nun der technische Director Heidegger das Haus und die Requisiten und führte das Unternehmen auf eigene Gefahr weiter, nachdem H. wiederum persönlich in Italien die besten Gesangskräfte engagiert hatte. Aber auch dieses Unternehmen schlug fehl und mußte schon nach vier Jahren, während welcher H. wiederum sechs neue Opern komponiert hatte, aufgegeben werden; und nicht besser ging es dem Künstler bei einem dritten, 1733 unternommenen Versuch, denn nach siebenjähriger, unermüdlicher Tätigkeit sah er sich gezwungen, den Hindernissen zu weichen, die ihm der Widerstand der mit seinen italienischen Rivalen, namentlich Porpora und Caffi, verbundenen Aristokratie einerseits, die Eifersüchteleien der unter seiner Leitung stehenden Sänger anderseits bereiteten. 1740, nach Aufführung seiner 31. Oper, »Deidamia«, verließ er das Theater für immer, nachdem er bei dem letzten Unternehmen sein Vermögen eingedulgt hatte.

Inzwischen aber war er bereits mehrmals als Oratorienkomponist aufgetreten und hatte 1732 durch die Aufführung seiner neu überarbeiteten Werke »Acis und Galatea« und »Esther«, zu denen 1733 »Dorotha«, das »Ulträdter Te Deum« und »Mihalia« neu hinzukamen, das der italienischen Oper feindliche konservative Element der Londoner Kunstfreunde für sich gewonnen. Er wandte nunmehr sein Hauptinteresse der Kunstgattung des Oratoriums zu, das unter seinen Händen sich aus einer Zwillingseigenschaft der Oper zu einer ganz neuen Kunstgattung entwickelte, in welcher der aus der italienischen Oper und dem Oratorium längst verschwundene Chor zu höchster Bedeutung wuchs. Außerordliche Anregung zu dieser Entwicklung gab das Verbot des Bischofs Gibson, biblische Oratorien sjenisch darzustellen, und die alte Vorliebe der Engländer für Chorgesang. Hatte so der Künstler das eigentliche Gebiet seiner reformato-

rischen Tätigkeit betreten (auf dem der Oper war er kein Reformator, wohl aber der bedeutendste Repräsentant seiner Zeit), so war doch das Publikum weit entfernt, seinen Oratorien ein volles Verständnis entgegenzubringen, und selbst als H. sein Meisterwerk, den »Messias«, in der unglaublich kurzen Zeit von drei Wochen vollendet hatte, mußte er es für geraten halten, dasselbe nicht in London, sondern in Dublin zum erstenmal öffentlich aufzuführen (13. März 1742); die ersten Aufführungen des Werkes in Deutschland fanden 1772 (unter Arne) und 1775 (unter Ph. C. Bach) in Hamburg statt. Der Erfolg des »Messias« in Dublin wirkte allerdings detendend auf die Teilnahme der Hauptstadt, die nunmehr Interesse an den früher entstandenen Oratorien nahm, von denen wir noch zu nennen haben: »Das Wunderfest«, eine Verherrlichung der Macht der Musik (1736), »Saul« und »Israel in Ägypten« (1739), »L'Allegro, il penseroso ed il moderato« (1740), »Samson« (1742), »Semele« (1743), »Hercules«, »Belshazzar« und »Joseph« (1744), »Judas Makkabäus« (1746), »Josua« und »Alexander Balus« (1747), »Susanna« und »Solomo« (1748), »Thobora« (1749) und »Jephtha« (1751). Gleichwohl sah sich H. genötigt, seinen Oratorien-Aufführungen durch eingeschaltete Orgelvortrüge, für die seine Meisterkraft allgemein anerkannt war, größere Anziehungskraft zu verleihen, und diesen Brauch blieb er, selbst nachdem er in den letzten Lebensjahren völlig erblindet war, bis wenige Tage vor seinem Tode getreu. Seine irdischen überreste wurden in der Westminsterabtei beigesetzt.

Wie sehr auch der Vokalkomponist bei H. überwog, so hat er doch der Instrumentalmusik ebensowohl die wichtigsten Dienste geleistet. Das Erbe seiner Opern und noch mehr seiner Oratorien zeigt die Ausdrucksfähigkeit der Instrumente durch ihn wesentlich erweitert, und in der Ausmalung einer gegebenen Situation entfaltet er eine wunderbare Stärke und unererschöpflichen Reichtum. Alle Tonwerkzeuge führen, wie Chrysalder (»Händel«, W. B., S. 184) sagt, die bereicherte Sprache, und wesentlich hierdurch erhalten Händels schönste Gesänge ihre bedeutungsvolle, aber durch seine Deutung zu erschöpfende Tiefe. In demselben Maß bereicherte er die reine Instrumentalmusik, obwohl er ihre von seinen italienischen Vorgängern ausgebildeten Formen so wenig zu erweitern trachtete wie die der italienischen Oper. Als glänzende Zeugnisse seiner contrapunktischen Gewandtheit und nie versiegenden Erfindungskraft sind hierher gehörig zu nennen: die fogen. »Kammermusik« für Orchester, komponiert 1714 für eine Baß- und Sopran- und der Zempel (durch dieses Werk verdankte er den neuen König); 12 Sonaten für Violine oder Fide mit Continuo; 13 Trios oder zweistimmige Sonaten für zwei Violinen (Oboen oder Fide) mit Continuo, 1738 und 1736; 6 Concerti grossi für Streich- und Blasinstrumente (wegen der bevorzugten Oboenstimmen auch »Oboenconcerte« genannt), 1733, sowie 5 andre Concerte ähnlicher Art und 12 Concerti grossi für Streichinstrumente, 1739; vor allem aber seine Orgelconcerte, deren in der Zeit von 1738—97 nicht weniger als 20 erschienen sind, sämtlich zugleich für das Klavier bestimmt, das in seinem Bau wie in seinem Gebrauch zu Händels Zeit der Orgel weit näher stand als jetzt. Speziell für Klavier veroffentlichte er 1720: »Saites de piéces pour le clavecin«, denen die 1736 noch drei weitere Sammlungen folgten, bekannt u. d. Z.: »Harpischord lessons« und nach der Angabe des Musikhistorikers Hanfkins »für die Übung der Prin-

zeßten Anna komponierte. Die umfassendste ältere Ausgabe der Werke Häudels ist die Londoner, von Arnold besorgt, in 40 Foliobänden (1786); sie ist jedoch nicht frei von Fehlern, und Kenner ziehen deshalb die Originalausgabe von Walsh vor. Eine monumentale korrigierte Neuausgabe ist die von der 1866 gegründeten, fast ausschließlich auf der Person Hr. Chrysanders (f. d.) beruhenden Häudel-Gesellschaft (1869—94, 100 Foliobände) Nach Beendigung der Ausgabe unternahm Chrysander noch gefürzte Bearbeitungen der Oratorien für heutige Konzertverhältnisse mit Ausarbeitung der Melodienbearbeitungen zur Ermöglichung ständiger Aufführungen (mit Cembalo und Anpassung der Orchesterbesetzung an Häudels Zeit). Diese Bearbeitungen sind vorläufig nicht in Häudel gegeben, sondern werden nur auf Wunsch leihweise überlassen. Häudels Häudels wurden bereits zu seinen Lebzeiten von Koubillae angefertigt, der dann auch die Statue für sein Grabdenkmal in der Westminsterabtei schuf (1762). Eine wohlgeungene Kolossalstatue (von Seidel) wurde dem Komponisten, 100 Jahre nach seinem Tode, 1869, in seiner Vaterstadt Halle errichtet. Sein Bildnis f. Tafel »Deutsche Tonkünstler I« der »Kunst«. Vgl. Schöcher, The life of Handel (Lond. 1858); Chrysander, Georg Fr. H. (Leipz. 1858—67, Bd. 1—3, unvollendet) und Häudels biblische Oratorien in geschichtlicher Betrachtung (Hamb 1897); Gerbinus, H. und Spohrer (Leipz. 1868); Reikmann, G. F. H., sein Leben und seine Werke (Berl. 1881); Kreschmar, G. F. H. (Leipz. 1883); Rodtiro, Life of G. F. Handel (Lond. 1883); E. David, G. F. H., sa vie, ses travaux et son temps (Par. 1884); Soldach, G. Fr. H. (Berl. 1897); Williams, Handel (Lond. 1901).

Häudel-Gesellschaft, f. Häudel, S. 723.

Häudelmann, Gottfried Heinrich, Geschichtsforscher, geb. 9. Aug. 1827 in Altona, gest. 26. April 1891 in Kiel, studierte 1847—53 in Heidelberg, Kiel, Berlin und Göttingen, beteiligte sich 1848—50 an der Erhebung der Herzogtümer und gehörte nachher zu den Führern der deutschen Partei. 1866 zum Konservator des Museums für schleswig-holsteinische Altertümer und zum Professor der Geschichte in Kiel ernannt, gab er 1868—63 mit Th. Vehmman die »Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg« heraus und schrieb: »Die letzten Zeiten hanseischer Uebermacht im skandinavischen Norden« (Kiel 1853); »Geschichte der Vereinigten Staaten« (daf. 1856, Bd. 1); »Geschichte der Insel Haiti« (daf. 1856); »Geschichte von Brasilien« (Berl. 1859); »Die dänische Krönungspolitik um die Zeit des Siebenjährigen Krieges« (in den »Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 6 und 10); »Völks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein« (2. Aufl., Kiel 1874); »Der Herzog Adolf von Holstein-Gottorp« (daf. 1865); »Vorgeschichtliche Stein- und Bronzealter in Schleswig-Holstein« (daf. 1872—74, 3 Hefte); »Geschichte von Schleswig-Holstein« (daf. 1874); »Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt« (daf. 1873—82, 2 Tle.); »Vorgeschichtliche Altertumskunde von Schleswig« (daf. 1875) u. a.

Häudel per comptant, Häudel gegen Barzahlung, Kassengeschäft im Gegensatz zum Kreditgeschäft. In Frankreich bedeutet der *marché au comptant* den Handel mit verfallbaren, sofort fest zu übernehmenden Gegenständen (*l'oco*, Tagesgeschäft) im Gegensatz zum *marché à terme*, dem Lieferungs- oder Zeitgeschäft (Häudel auf Zeit).

Häudelpennig (Häudelsheller), seit etwa 1280 in Schwaben, zuerst wohl in Schwäbisch-Hall, später auch in Bayern, seit 1356 zu Nürnberg und Altdorf geschlagene Silbermünzen mit Häudel und Zeichen des Münzherrn, einem Krenn im Revers. Sie waren fünfkräftig, 400 = 1 Mark, und verschwanden im 16. Jahrh.

Häudelsagent, f. Agent.

Häudelsakademie, f. Häudelschulen.

Häudelsarithmetik, f. Häudelswissenschaften.

Häudelsgesellschaft, f. Häudelsgesellschaft.

Häudelsattache ist eine den Gesandtschaften und Konsulaten beigegebene, auf dem Gebiet des Häudels und der Industrie besonders erfahrene Persönlichkeit, die den Häudel des betreffenden Auslandsstaates studieren und seinem Heimatstaat Berichte zu erstatten und Vorschläge zu machen hat, auf welche Weise der heimatische Häudel gehoben und gefördert werden kann. England hat seit langer Zeit beratende Häudelsattaches, Preussland ernannte in neuerer Zeit, entsprechend der gewaltigen und raschen Ausbreitung seines Häudels, Häudelsattaches für Buenos Aires, Konstantinopel, New York, Petersburg u. Valparaiso.

Häudelsbanken, solche Banken (f. d.), die vorzüglich dem Interesse des Häudels und auch der Industrie dienen.

Häudelsbetriebslehre, f. Häudelswissenschaften.

Häudelsbevollmächtigter, f. Häudlungsbevollmächtigter.

Häudelsbilanz (Balance de commerce, Gleichgewicht des Häudels), das Verhältnis des Gesamtwertes der Wareneinfuhr eines Landes zu dem der Ausfuhr. Von der Anschauung ausgehend, daß der hierbei sich ergebende Unterschied durch Waren- und Wertantizipationen (f. d.) die aktive H., bei der die Wareneinfuhr größer ist als die Einfuhr, als günstig, die passive H. dagegen, bei der die Einfuhr die Ausfuhr übersteigt, als ungünstig; bei jener werde die Geldmenge und damit der Wohlstand des Landes vermehrt, wogegen durch die passive H. dem Lande Geld entzogen und somit dessen Verarmung herbeigeführt werde. Diese Schlussfolgerung ist jedoch nur sehr bedingt zutreffend. Sie beruht auf der Annahme, als ob nur der wechselseitige Warenverkehr in Betracht komme und die Warenbilanz durch Metallsendungen ausgeglichen werden müsse. In Wirklichkeit entstehen aber Forderungen und Verbindlichkeiten auch noch auf andern Wegen, die gerade bei dem heutigen Kreditverkehr eine hohe Bedeutung gewonnen haben. Dann ist in der merkantilistischen Lehre von der H. eine richtige Berechnung der Ein- und Ausfuhrwerte vorausgesetzt, wie sie früher kaum möglich war und auch heute noch nicht erfolgt. Dieselbe kann nur nach den Aufzeichnungen der Häudelsstatistik (f. d.) und der Zollregister erfolgen. Diese sind aber immer mehr oder weniger lückenhaft. Sie sind insbes. dann nicht zutreffend, wenn sie sich nur auf die zollpflichtigen Waren beschränken, die übrigen aber nur durch ganz summarische Schätzungen erfassen. Betreffen nur Einfuhrzölle und gar keine oder nur wenige Ausfuhrzölle, dann ist die Bemessung von Ein- und Ausfuhr nicht gleichwertig, ein Uebelstand, dem in Deutschland 1879 durch das Gesetz über die Statistik des Warenverkehrs abgeholfen wurde. Eingeschmuggelte Waren, die früher eine wichtige Rolle spielten, entziehen sich der Berechnung. Ferner ist die Bewertung nicht genügend genau. So enthalten die Zolltarife keine so weit reichende Spezialisierung, wie sie hierfür erforderlich

wäre; auch führt das Verfahren, nach dem die Bewertung erfolgt, sei es die Deklaration oder sei es die Feststellung der Werte durch die Finanz- oder statistischen Behörden, selbst bei der sorgfältigsten Verwaltung nur zu annäherungsweise richtigen Ergebnissen. Sodann ist von Wichtigkeit, für welchen Platz die Warenpreise berechnet werden. Werden lediglich die Inlandspreise der ausgeführten und Auslandspreisen der eingeführten Waren gegenübergestellt, so ist der Unterschied kein brauchbarer Maßstab für Beurteilung der *H.* Denn es kommen noch Handelsgewinne, Transport-, Expeditiions- und Versicherungsspesen in Betracht, die bei Aktivhandel dem Inland, bei Passivhandel dem Ausland zustiegen. So kann leicht eine scheinbar ungünstige Bilanz in Ländern vorkommen, die tatsächlich eine Nettoausfuhr haben, wie denn auch alle Länder der Welt zusammen stets einen Einfuhrüberschuß aufweisen.

Nun setzt sich aber die auswärtige Wirtschaftsbilanz nicht ausschließlich aus der Ein- und Ausfuhr von Waren, sondern aus folgenden Hauptposten im Credit und Debit zusammen: 1) Einnahmen für ausgeführte und Ausgaben für eingeführte Waren und Edelmetalle. 2) Einnahmen für Frachtverdienst, Affekuranz u. von Inländern im Ausland (inländischen Reibern, welche die Schifffahrt zwischen zwei ausländischen Häfen betreiben, oder inländischen Eisenbahngesellschaften, die einzelne Strecken auf fremdem Gebiet betreiben) und anderseits Ausgaben für die Fracht der auf Ausländern gehörigen Verkehrsanstalten eingeführten Waren. 3) Einnahmen aus den auf Rechnung von Inländern im Ausland betriebenen Unternehmungen und umgekehrt Ausgaben an Zinsen und Gewinnen der von Ausländern im Inland betriebenen Geschäfte. 4) Anleihen im Ausland, An- und Verkauf von Effekten, Einnahmen an Zinsen und Kapitalrückzahlungen der an das Ausland gewährten Darlehen und umgekehrt Ausgaben für Verzinsung und Amortisierung der im Ausland aufgenommenen Anleihen. 5) Einnahmen aus jenem Aufwands, den Ausländer im Inland als Reisende machen, Kapitalien, die Einwanderer mitbringen u., und umgekehrt Ausgaben für den Aufwand der im Ausland lebenden Inländer, Verlust von Kapital, das die Auswanderer mitnehmen, u. 6) Außerordentliche Einnahmen und Ausgaben aus besonders einmaligen Anlässen, wie: Empfangnahme oder Abtragung von Kriegsschadensabigungen oder im Ausland gemachter Kriegskaufwand oder Subventionen und Hilfsgebel. 7) Verschiedene Einnahmen und Ausgaben aus den von einem Land ins andre kommenden oder gehenden Pensionen, Legationen, Erbschaften der im Lande wohnenden Fremden u. dgl. Diese sämtlichen Posten müssen sorgfältig gebucht werden, um zu ersehen, ob nach einem bestimmten Zeitraum die Volkswirtschaft mit einem Saldo zu ihren gunsten oder ungünstigen schließt. Dieser Saldo aber drückt sich in den Wechselkursen aus, d. h. er veranlaßt deren günstigen oder ungünstigen Stand, je nachdem er aktiv oder passiv ist. Um ihn richtig beurteilen zu können, ist ein Durchschnitt aus den Kursen längerer Zeiträume zu ziehen.

Die obigen Tatsachen geben Veranlassung zur Unterscheidung zwischen der Warenbilanz (*H.* im engern Sinn), als dem Unterschied der Gesamtwerte der ein- und ausgeführten Waren, und der Zahlungsbilanz oder Wirtschaftsbilanz (*H.* im weitern Sinne), welche die Gesamtheit aller internationalen Wertübertragungen umfaßt, und für die außer dem Warenhandel auch die in anderer Weise ent-

standenen Forderungen und Verbindlichkeiten in Betracht kommen. Länder, die eine ungünstige Warenbilanz haben, können deswegen doch sehr wohlhabend sein und immer reicher werden, sobald sie nur gewinnreiche Kapitalanlagen im Ausland und viele fremde Effekten besitzen und von außen Zinsen, Dividenden und Bezahlungen für Dienstleistungen (Pensionen) beziehen. Dagegen weisen verschuldete, wirtschaftlich nicht günstig gestellte Länder oft aktive Warenbilanzen und zwar gerade in den Zeiten auf, in denen sich ihre Verschuldung an das Ausland erhöht. Die Wirtschaftsbilanz im ganzen ist dann freilich unbefriedigend. Aktive Warenbilanz bedeutet einen Überschuß von Produktionswerten des betreffenden Landes und kann ebenso durch großen Umfang der Erzeugung ausfuhrfähiger Güter wie durch geringe Konsumtionskraft der Bevölkerung verursacht, demnach entweder ein günstiges oder ein ungünstiges Symptom sein. Passive Warenbilanz bedeutet entweder Mangel an Gütern zur Bedürfnisbefriedigung eines Volkes oder große Kaufkraft und breit angelegten Wohlstand desselben, ist also ohne Verächtlichmachung dieser letzten Ursachen auch kein sicheres Merkmal zur Beurteilung der gesamten wirtschaftlichen Lage. In Europa haben alle Staaten zusammengekommen stets eine passive Warenbilanz, und dennoch ist Europa der reichste Erdteil, weil es aus den übrigen Teilen eine aktive Bilanz hat. Die größte Passivität zeigt, und zwar in steigender Höhe, Großbritannien seit dem Jahr 1854 (seitdem die real values des Handels neu bestimmt wurden); seine Warenbilanz ist im letzten Jahrzehnt durchschnittlich alle Jahre um 114 Mill. Pfd. Sterl. passiv; es hat dagegen einen noch viel höhern Aktivsaldo aus andern Wertübertragungen und zwar aus dem großen überseischen Wiedereingeschäft (Ertrag nach Giffen über 60 Mill. Pfd. Sterl. jährlich); aus den vielen im Ausland (besonders in Indien) mit deutschem Kapital betriebenen Unternehmungen; aus den Zinsen der an fremde Länder in der Form von Staatsanleihen, Eisenbahn- und andern Prioritäten besonders im Laufe der letzten 40 Jahre verliehenen Kapitalien (Ertrag nach Giffen mindestens 75 Mill. Pfd. Sterl. jährlich); endlich aus verschiedenen Titeln, worunter insbes. die von Ostindien zu zahlenden Pensionen der nach zurückgelegter Dienstzeit in England lebenden Beamten des India Government gebören. Die Wechselkurse stehen daher trotz der passiven *H.* zumeist auf London günstig, und das Land hat stets die Wahl, die Aktivsaldo seiner Bilanz sich durch Waren, Edelmetallsendungen oder durch neue Kredite, die es in der That fortwährend dem Ausland gewährt, berichtigen zu lassen. Ähnliche Verhältnisse findet man in der Wirtschaftsbilanz von Frankreich, Holland, Belgien, der Schweiz. Das Deutsche Reich hat in den Jahren 1872—79 eine passive Warenbilanz gehabt, der Passivsaldo betrug jährlich 920 Mill. M.; die Höhe desselben beruhte aber zumeist auf einer mangelhaften Bewertung der Ausfuhr, teilweise erklärte er sich durch die Folgen der Willkürdenzahlung, die auf die Wareneinfuhr fördernd wirkte. Seit 1880 wurde die Ausfuhr statistisch genauer nachgewiesen, und die Warenbilanz wurde nunmehr aktiv. Seit 1887 hat aber Deutschland wieder eine passive *H.*; seit 1894 hat der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr nahezu regelmäßig um ca. eine Milliarde M. überstiegen. Vgl. G. v. Göschen, *Theory of foreign exchanges* (16. Aufl., Bonn, 1894; deutsch von Stöpel, Frankfurt, 1875, und von Herz, Wien 1876); *Ab. Hellmich, Zur Lehre von der inter-*

nationalen Zahlungsbilanz (Heibels. 1877); Arndt, Die internationale Zahlungsbilanz Deutschlands (Berl. 1878); Grunzel, Der internationale Wirtschaftsverkehr und seine Bilanz (Leipz. 1895); H. Kuland, Die H. (Baf. 1897); Jude, Die H. (Baf. 1901); Artikel Handelsbilanz im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4 (2. Aufl., Jena 1900); Kallisch, H. und Wirtschaftsbilanz (Tübingen 1903).

Handelsbillet (Handelszettel, Handelsobligation, Handelsverschreibung, franz. Billet, engl. Note), frühere Bezeichnung für kaufmännische Anweisungen, dann für kaufmännische Verpflichtungsscheine (s. d.), nach dem preussischen Allgemeinen Landrecht für die gewöhnlich auf Order gestellten Scheine. Das bairische Landrecht unterschied Zettel auf Erhebung (Kellaaufweisung), auf Umlauf (an Order) und auf den Inhaber. An Plätzen, wo es gebräuchlich war, Waren gegen (wirft in Form eines Salawechsels ausgestellte) Handelsbillets zu kaufen und zu verkaufen, galt für solche Papiere früher vielfach das Wechselrecht.

Handelsblockade, s. Blockade.

Handelsbrauch, s. Handelsgebrauch.

Handelsbriefe, f. Buchhaltung, S. 540, und Handelskorrespondenz.

Handelsbücher sind Bücher, in die der Kaufmann seine Handelsgeschäfte und die Lage seines Vermögens nach den Grundrissen einer ordnungsmäßigen Buchführung (s. Buchhaltung) aufzeichnet. Solche Bücher müssen die Kaufleute und die ihnen gleichgestellten Handelsgesellschaften führen. Die Führung der H. hat in einer lebenden Sprache und mit Schriftzeichen einer solchen zu erfolgen, also z. B. nicht in Solapüt oder in stenographischer Schrift, die Bücher müssen gebunden und die Seiten fortlaufend nummeriert sein, leere Zwischenräume, Durchstreichungen oder Überschreibungen, Unleserlichmachen durch Rasuren, Veränderungen, die auch später vorgenommen sein können, sind verboten, ihre Fälschung ist erst zehn Jahre nach dem letzten Eintrag gestraft, ihre Verletzung und Einschmähung kann vom Gericht im Lauf eines Rechtsstreites, bei Vermögensauseinandersetzungen, in Erbschafts-, Gütergemeinschafts- und Gesellschaftsstreitigkeiten angeordnet werden. Während früher ein ordnungsmäßig geführtes Handelsbuch zugunsten desjenigen, der es geführt, bei Prozessen schwer in die Waagschale fiel, ist nunmehr einzig das freie Ermeßen des Richters ausschlaggebend, der darüber zu entscheiden hat, welche Beweisraft er ihm beilegen will. Wenn auch keine Strafe aus Nichtführung oder unordentlicher Führung der H. gesetzt ist, so wird doch ein indirekter Zwang in dieser Hinsicht dadurch ausgeübt, daß ein in Konkurs geratener Kaufmann wegen betrügerischen Bankrotts gestraft wird, wenn er in der Abicht, seine Gläubiger zu benachteiligen, entweder gar keine H. geführt, sie vernichtet oder verheimlicht oder so geführt oder verändert hat, daß sie keine Übersicht des Vermögenszustandes gewähren. Hat die betrügerische Abicht gefehlt, so wird er immer noch wegen einfachen Bankrotts bestraft (§ 239, 240 des Handelsgesetzbuches). Eine Pfändung im Gebrauch befindlicher H. ist zwar nach § 811, Z. 11 der Zivilprozeßordnung ausgeschlossen, wohl aber gehören sie nach § 1, Absatz 3 der Konkursordnung zur Konkursmasse.

Die ältern, in nicht allzuviel Fällen erhaltenen kaufmännischen Geschäftsbücher stellen heute eine wertvolle Quelle für die Handelsgeschichte dar. Die

früheste Form ist das sogen. Memorial oder Gedächtnisbuch, d. h. ein Buch, in das der Kaufherr zur Unterstützung seines Gedächtnisses die verschiedenen Bemerkungen über Kaufgeschäfte oft neben andern, die Haushaltung u. dergleichen, einträgt; nach Erledigung wird der Faden durchstrichen. Eine regelrechte kaufmännische Buchführung ist in Deutschland nicht selbst entwickelt, sondern aus Italien mit den dort üblichen Ausdrücken (wie a di = Tag) fertig eingeführt worden. Dort ist bereits am Ende des Jahres 1211 das Bruchstück eines Florentiner Handelsbuches erhalten, und noch im Anfang des 16. Jahrh. wurden die Söhne wohlhabender Kaufherren nach Venedig geschickt, um die Kunst der Buchführung zu erlernen. Das bis jetzt bekannte älteste deutsche Handelsbuch (Bruchstück) ist 1320 in Konstantinopel gefunden worden, im Danubiusgebiet ist das älteste das bis jetzt noch unvollständigste des Johann Klingenberg aus Lübeck 1331 bis 1336. Das älteste aus Frankreich bis jetzt bekannte Buch eines Tuchhändlers aus Fontenay umfaßt die Jahre 1330—32, das älteste aus England bisher bekannte beginnt aber erst 1492. Als umfassende Bezeichnung findet sich in Deutschland »Rechnenduch«, nach allgemeiner »Der Kaufleute Register« oder »Kollen«, und bereits um 1500 ist deren Beweisraft in Prozessen anerkannt. Mit der Einbürgerung der in Italien üblichen Buchführung werden mehrere Bücher, Journal, Geheimbuch, Schulbuch, unterschieden, auch ein »Fleßbuch« kommt vor. Seit dem Ende des 15. Jahrh. sind von Großhändlern verhältnismäßig viele Bücher erhalten, und sie nehmen sich im 16. Jahrh. beträchtlich, aber auch von Kleinhändlern (Krämeren) finden sich um diese Zeit schon solche: Hans Bräuner in Wörlitz hat 1476—96, Dunselub in Lübeck 1479—1503 eins geführt. Vollständig veröffentlicht sind die Handlungsbücher des Johann Tölners aus Rostock 1345—1350 (hrsg. von Koppmann, Rostock 1885), des Hermann und Johann Büttner aus Lübeck 1346—1360 (hrsg. von Kollwo, Leipzig 1901), des Bido von Gelderfen aus Hamburg 1367—1391 (hrsg. von Wittenberg, Hamb. 1895) und des Ott Kulan aus Ulm 1442—1464 (hrsg. vom Literarischen Verein, Stuttgart, 1843). Viele andre Bücher sind wenigstens ihrem Inhalte nach eingehend behandelt worden, über das neuere vgl. Buchhaltung.

Handelsbündnisse, s. Handelsverträge.

Handelschemiker, die von den amtlichen Handelsvertretungen, den Handelskammern und sonstigen Handelsfördererstellen berichtigten und öffentlich angeordneten Chemiker. Man verlangt von ihnen, daß sie Reichsdeutsche sind und die deutsche Approbation als Nahrungsmittelehemiker besitzen. Ausnahmsweise können auch Chemiker, welche die Approbation nicht besitzen, berichtigt werden, wenn sie nachweisen, daß sie auf einer höhern Lehranstalt die Reifeprüfung abgelegt haben, sechs Semester auf einer Hochschule Chemie studiert, fünf Semester in einem chemischen Hochschullaboratorium gearbeitet, nach dem Abgang von der Hochschule zwei Jahre lang in einer staatlichen oder städtischen Untersuchungsanstalt, einer landwirtschaftlichen Versuchsanstalt oder im Laboratorium eines vereidigten und öffentlich angestellten Chemikers Untersuchungen ausgeführt haben.

Handel-Schül., s. Handel-Schül.

Handelsdeputation, s. Handelskammern.

Handelsdisponent, der bevollmächtigte Vertreter eines Handelshauses (s. Disponent).

Handelsdünger, s. Dünger, S. 290.

Handelseffekten (börsemäßige Effekten), solche Effekten, die regelmäßige Gegenstände des Börsenverkehrs bilden.

Handelsfaktor, f. Faktor.

Handelsfirma, f. Firma.

Handelsflagge, f. Flagge.

Handelsflotte, f. Seeschiffahrt.

Handelsfrau ist eine Frauensperson, die ein Handelsgewerbe (f. d.) betreibt (Handelsgesetzbuch, § 1 ff.). Das neue bürgerliche Recht hat die Gleichberechtigung der Geschlechter grundsätzlich anerkannt, weshalb die ledige Frauensperson dem Mann auch auf handelsrechtlichem Gebiet völlig gleichberechtigt gegenübersteht und die verheiratete als d. nur denjenigen besonders Bestimmungen unterworfen ist, die für jedes verheiratete Weib wegen ihrer Eigenschaft als Ehefrau und Mutter gelten. Für die Sicherheit des Rechtsverkehrs mit verheirateten Handelsfrauen sorgt das bei Gericht geführte und jedem zugängliche Güterrechtsregister (f. Registerwesen). Betreibt hiernach eine Ehefrau ein Handelsgewerbe und ist ein Einspruch des Ehemanns hiergegen oder der Widerruf einer von ihm früher erteilten Einwilligung nicht eingetragen, so gilt die Einwilligung des Ehemanns jedem gutgläubigen Dritten gegenüber erteilt. Die Geschäftsgläubiger der F. können in diesem Falle nicht nur das getrennte Vermögen und Vorbehaltsgut, sondern auch das eingebrachte und Gesamtgut in Anspruch nehmen, außerdem aber haftet der Ehemann auch persönlich mit seinem eignen Vermögen für die Geschäftsschulden seiner handelsreibenden Ehefrau. Ist dagegen im Güterrechtsregister ein Einspruch des Ehemanns oder der Widerruf einer früher erteilten Einwilligung eingetragen, so haftet den Geschäftsgläubigern der Ehefrau nur ihr getrenntes Vermögen und Vorbehaltsgut (f. d.), während sie auf das Gesamtgut und eingebrachte Vermögen der Ehefrau keinen Anspruch haben. Ebenjowenig hat in diesem Fall der Ehemann für die Geschäftsschulden seiner handelsreibenden Frau einzustehen. (Vgl. zwischen den beiden Ehegatten das gesetzliche Güterrecht (f. Ehegüterrecht), so hat jedoch der Ehemann für Geschäftsschulden seiner handelsreibenden Frau auch mit seinem eignen Vermögen zu haften.

Handelsfreiheit, f. Freihandel.

Handelsgärtnerci, nach der üblichen Auffassung jede Gärtnerei, die über den eignen Bedarf hinaus Pflanzen für den Verkauf produziert. Das Gesetz draucht die Bezeichnung weniger für den Produzenten als für den Händler, der vorwiegend vom Handel und von der Verarbeitung fertiger Produkte lebt; Blumen- und Pflanzenhändler. Vgl. Gartenbau.

Handelsgebrauch (Handelsbrauch, Handelsusage, Handelsgewöhnheit) bezeichnet das kaufmännische Wohnheitsrecht, d. h. die Gesamtheit derjenigen im Handelsstande bestehenden Übungen, die der Gesetzgeber zwar nicht zu geschriebenen Rechtsfolgen erhoben hat, die aber doch innerhalb des Rahmens der dem Handelsverkehr eigentümlichen Rechtsverhältnisse aus der allgemeinen Anschauung des Handelsstandes heraus erwachsen sind und von diesem in der Ueberzeugung zu ihrer Beobachtung rechtlich verpflichtet zu sein, in Handelsfachen (f. d.) bauernd befolgt werden. Während das alte Handelsgesetzbuch da, wo keine gesetzlichen Bestimmungen vorhanden waren, in erster Linie auf die Handelsgebräuche verwies, ist dieser Hinweis im neuen Handelsgesetzbuch unterblieben. Es wird also in Zukunft partikulares Handelswohnheitsrecht nur da entstehen können, wo es sich um Materien handelt, die der

Handelsgegebung vorbehalten sind, wohl aber wird die Entstehung eines Handelswohnheitsrechts möglich sein. Außerdem bezeichnet man mit d. auch den sogen. Geschäftsgebrauch, d. h. die im Handelsverkehr an bestimmten Orten herrschenden Gewohnheiten und Gebräuche (§ 346 des Handelsgesetzbuches). Hierunter ist nicht etwa partikulares Wohnheitsrecht zu verstehen, sondern die innerhalb enger Grenzen üblichen Gebräuche bei Abschluss eines Handelsgeschäfts. Auf sie hat der Richter bei Auslegung der Verträge unter Kaufleuten Rücksicht zu nehmen, sie werden am Ort ihrer Geltung bei Geschäften unter Kaufleuten vorausgesetzt, falls nicht der eine nachweist, daß sie im einzelnen Fall ausdrücklich ausgeschlossen worden sind. Die wichtigsten dieser Geschäftsgebräuche in Handelsfachen sind die Gebräuche an der Börse, die sogen. Börsensitten. Vgl. Riesenfeld, Breslauer Handelsgebräuche (Weisl. 1900).

Handelsgeld, f. Handelsmünzen.

Handelsgeographie, f. Handels- und Verkehrsgeographie, S. 745.

Handelsgeographische Gesellschaften sind Vereinigungen, die gleich den geographischen Gesellschaften die Erweiterung und Verbreitung geographischer Kenntnisse anstreben, aber dabei praktische Ziele verfolgen, indem sie die Ausfuhr zu heben, die Auswanderung in geeignete Gebiete zu lenken und die Kolonisation zu fördern suchen. In Deutschland hatte zwar bereits die 1873 gegründete Geographische Gesellschaft in Hamburg die Erweiterung des Handels als eine ihrer Aufgaben hingestellt; deutlicher ausgesprochen war indes das Programm des 1878 begründeten Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland in Berlin. Er wollte einen regen Verkehr zwischen den im Ausland lebenden Deutschen und dem Vaterland anbahnen sowie Ausflärung verbreiten über die natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Länder, wo Deutsche angesiedelt sind. Die Auswanderung sollte nach solchen Ländern gefördert werden, die der Ansiedelung Deutscher und der Erhaltung des Deutschthums günstig sind. Auf diese Weise dachte der Verein die Anlage von Handels- und Schiffahrtsstationen und die Begründung deutscher Kolonien bewirken zu können. Der Verein hat seinen Hauptsitz in Berlin und Zweigvereine innerhalb und außerhalb Deutschlands, von denen die zu Stuttgart und Darmen (Westdeutscher Verein für Kolonisation und Export) sich eine selbständige Stellung gewahrt haben. Sein Organ ist die Zeitschrift »Export«; auch erscheinen in zwanglosen Heften die »Geographischen Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft«. Ähnliche Zwecke verfolgte die 1882 begründete Deutsche Kolonialgesellschaft mit vielen Abteilungen innerhalb und außerhalb Deutschlands (Organ: »Deutsche Kolonialzeitung«) sowie der Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt in Hannover (bis 1903). In Österreich besteht seit 1874 das Orientalische Museum in Wien, das sein Augenmerk vornehmlich auf den Orient richtet und außer der »Österreichischen Monatschrift für den Orient« auch eine Zeitschrift: »Das Handels-Museum«, herausgibt. In Frankreich, wo die erste betriebsige Gesellschaft gegründet wurde, bestehen jetzt d. G. in Paris (seit 1873 als Kommission der Société des géographes, seit 1876 selbständig, mit Section in Cayenne), Bordeaux (seit 1874, mit Sectionen in Agen, Bergerac, Blaye, La Rochelle, Mont-de-Marsan, Périgueux und Tarbes), in Nantes (1882), Havre (1884) und

St.-Nazaire (1886). In der Schweiz bestehen die Ostschweizerische Geographisch-kommerzielle Gesellschaft zu St. Gallen (1878) und die Mittelschweizerische Geographisch-kommerzielle Gesellschaft zu Aarau (1884), in Italien die Società d'esplorazione commerciale in Africa zu Mailand (1879), mit einem Zweigverein in Genua, in Spanien die Sociedad Española de geografía comercial zu Madrid (1885) und in Portugal die Sociedade de geografía comercial zu Porto (1880).

Handelsgerichte, besondere Gerichte zur Entscheidung der Handelsachen, sollen dem Bedürfnis nach rascher Erledigung von Rechtsstreitigkeiten durch Bestellung sach- und personalfähiger Mitglieder aus dem Laienstand entsprechen. Entstanden sind sie in Frankreich, wo sich bereits im Mittelalter der Handel eine besondere Gerichtsbarkeit geschaffen hatte, die in Wirksamkeit trat, bevor sie von den Staatsbehörden anerkannt wurde. Von da verbreitete sich diese Einrichtung im Anfang des 19. Jahrh. über Belgien, Spanien, Portugal, Italien, die damals der französischen Herrschaft unterworfenen Teile Deutschlands und die Niederlande. In den letztern schaffte man sie indessen wieder ab. Dänemark errichtete 1861 ein eignes See- und Handelsgericht zu Kopenhagen. Eine ähnliche Rechtsbildung hatte auch in Deutschland im Mittelalter begonnen. Weist begnügte man sich in Handelsstädten, wie Hamburg, wo 1623 für den Seehandel auch ein besonderes Gericht, das Admiralaritätskollegium, ins Leben gerufen wurde, in Frankfurt, Leipzig u., mit der Bildung von eignen Abteilungen für Handelsachen an den gewöhnlichen Gerichten. Eine endgültige Regelung wurde durch die § 100 mit 118 des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Jan. 1877 herbeigeführt. Dieses hat die H., die damals bestanden, aufgehoben. An ihrer Stelle können überall da, wo die Landesjustizverwaltung ein Bedürfnis dazu als vorhanden annimmt, bei den Landgerichten Kammern für Handelsachen ins Leben gerufen werden. Diese Kammern werden durch ein Mitglied des Landgerichts oder einen Amtsrichter als Vorsitzenden und zwei dem Kaufmannsstand angehörige vollstimmberedigte Handelsrichter gebildet. Das Amt der Handelsrichter ist ein Ehrenamt, dessen Träger auf gutachtlichen Vorschlag der zur Vertretung des Handelslandes berufenen Organe auf je drei Jahre ernannt werden. Handelsrichter kann jeder Deutsche werden, der Kaufmann oder Vorstand einer Handelsgesellschaft und im Handelsregister eingetragen ist oder gewesen ist, das 30. Jahr vollendet hat und in dem Bezirk der Kammer für Handelsachen wohnt. In Seerägen können die Handelsrichter aus dem Kreis der Schiffsfahrtskundigen genommen werden. Vor die genannten Kammern kommen diejenigen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, die den Landgerichten in erster Instanz zugewiesen sind, insofern sie Ansprüche gegen einen Kaufmann aus beiderseitigen Handelsgeschäften, aus Rechtsverhältnissen des Handels, Wechseln und verschiedene sonstige Handelsgeschäfte (s. d.) betreffen. Über Gegenstände, zu deren Beurteilung eine kaufmännische Begutachtung genügt, sowie über das Bestehen von Handelsgebräuchen kann die Kammer für Handelsachen auf Grund eigener Sachkunde und Wissenschaft entscheiden; jedoch kann sie auch noch andre Sachverständige beiziehen. Als oberster Gerichtshof in Handelsachen wurde 1869 für den Norddeutschen Bund das Bundesoberhandelsgericht in Leipzig, seit 1871 unter der Bezeichnung als »Reichsoberhandels-

gericht«, ins Leben gerufen; seine Geschäftsaufgabe ging mit dem 1. Okt. 1879 auf das Reichsgericht über. Die Hauptvorgänge dieser Einrichtung beruhen in einem innigern Anschluß des Verfahrens in Handelsprozessen an das Verfahren vor dem Landgericht und in der Erleichterung des Überganges von dem einen Verfahren in das andre, in der Verminderung, der Abkürzung von Kompetenzstreitigkeiten, in der Erweiterung des Wahlrechts der Parteien und in der Konzentrierung des handelsrechtlichen Gerichtsschieds auf eigentliche Handelsplätze. In Österreich bestehen drei selbständige H. in Wien, Prag und Triest; sonst fungieren die Landes-, bez. Kreis- und die Bezirksgerichte als H. Vgl. Silderschild, Die Entstehung des deutschen Handelsgerichts (Leipz. 1894); Goupbet, Les tribunaux de commerce; organisation, compétence, procédure (Par. 1894).

Handelsgeschäfte sind die Geschäfte eines Kaufmanns, die zum Betriebe seines Handelsgewerbes gehören (Handelsgehebuch, § 343). Diese Begriffsbestimmung umfaßt sowohl die Geschäfte, welche die Grundlage des Betriebes bilden (vgl. Handelsgewerbe), als auch die sogen. Nebengeschäfte (s. d.). Die Geschäfte des § 1, Absatz 2 des Handelsgehebuches, die sogen. Handelsgrundgeschäfte (s. unten), sind nach § 343, Absatz 2 auch dann H., wenn sie von einem Kaufmann im Betriebe seines sonst gewöhnlich auf andre Geschäfte gerichteten Handelsgewerbes geschlossen werden. Dagegen sind die Geschäfte von Nichtkaufleuten, ebenso wie die Geschäfte eines Kaufmanns, denen jede Beziehung zum Betriebe seines Handelsgewerbes fehlt, niemals H. Da die Grenze oft schwer zu ziehen ist, bestimmt § 344, daß die von einem Kaufmann vorgenommenen Rechtsgeschäfte im Zweifel als zum Betriebe seines Handelsgewerbes gehörig betrachtet werden (sogen. präsumtive H.), und daß die von einem solchen gezeichneten Schuldscheine als im Betriebe seines Handelsgewerbes gezeichnet gelten, sofern nicht aus der Urkunde sich das Gegenteil ergibt. Die H. unterstehen dem Handelsrecht, und zwar gilt dies nicht nur für den Geschäftsverkehr der Kaufleute untereinander (sogen. beiderseitige H.), sondern regelmäßig auch für die Geschäfte eines Nichtkaufmanns mit einem Kaufmann (sogen. einseitige H.). Im Gegensatz zum früheren Handelsgehebuch sind heutzutage Verträge über unbewegliche Sachen nicht mehr von den Handelsgeschäften ausgeschlossen. Als sogen. Grundhandelsgeschäfte (Handelsgrundgeschäfte), d. h. Geschäfte, deren gewerbsmäßiger Betrieb ohne weiteres als Handelsgewerbe gilt und daher die Kaufmannseigenschaft verleiht, zählt das Handelsgehebuch in § 1, Abs. 2 nachgeannt auf: 1) die Anschaffung und Weiterveräußerung von beweglichen Sachen (Waren) oder Wertpapieren, ohne Unterschied, ob die Waren unverändert oder nach einer Bearbeitung oder Verarbeitung weiter veräußert werden; 2) die Übernahme der Bearbeitung oder Verarbeitung von Waren für andre, sofern der Betrieb über den Umfang des Handwerks hinausgeht; 3) die Übernahme von Versicherungen gegen Prämie; 4) die Bank- oder Wechselnlergeschäfte; 5) die Übernahme der Beförderung von Gütern oder Reisenden zur See, die Geschäfte der Frachtführer oder der zur Beförderung von Personen zu Lande oder auf Binnengewässern bestimmten Anstalten sowie die Geschäfte der Schiffsfahrtsunternehmer; 6) die Geschäfte der Kommissionäre, der Spediteure oder der Lagerhalter; 7) die Geschäfte der Handlungsagenten oder der Handelsmakler; 8) die Verlagsgeschäfte sowie

die ſonſtigen Geſchäfte des Buchhandels oder Kunſthandels; 9) die Geſchäfte der Druckerien, ſofern ihr Betrieb über den Umfang des Handwerks hinausgeht. Von den Handelsgeſchäften handelt das dritte Buch des Handelsgesetzbuchs, § 343—473; die Seehandelsgeſchäfte ſind im vierten Buche, § 474—905, enthalten. — In einem andern Sinne verſteht man unter H. ſo viel wie Handelsniederlaſſung (ſ. d.).

Handelsgeſchichte, ſ. Handel, S. 718 ff.

Handelsgeſellſchaft Handelsſozietät, Handelsverein, Handelsaſſoziation, Handelskompanie, Maſtopen) bezeichnet im allgemeinen eine auf den Abſchluß von gewinnbringenden Handelsgeſchäften gerichtete Perſonenvereinigung. Im Sinne des Handelsgesetzbuchs gehören zu den Handelsgeſellſchaften die offenen Handelsgeſellſchaften (§ 105 ff.), die Kommanditgeſellſchaft (§ 161 ff.), die Aktiengeſellſchaft (§ 178 ff.), die Aktienkommanditgeſellſchaft (§ 320 ff.) und die Geſellſchaft mit beſchränkter Haftung (Geſetz, betreffend die Geſellſchaft mit beſchränkter Haftung, § 13, Abf. 3). Handelsgeſellſchaften in dieſem Sinn entſtehen auf Grund eines zwiſchen zwei oder mehr Perſonen abgeſchloſſenen Geſellſchaftsvertrags, bilden eine dem Handelsgesetzbuch unterſtellte kaufmänniſche Einheit (§ 6) und führen eine ſelbſtändige Firma (ſ. d.), unter der ſie Rechte erwerben und Verbindlichkeiten eingehen, klagen und verklagt werden können. Von den Handelsgeſellſchaften ſind die offene H. und Kommanditgeſellſchaft nur Geſellſchaften, obwohl mit gewiſſer juristiſcher Selbſtändigkeit, während die Aktiengeſellſchaften und Aktienkommanditgeſellſchaften juristiſche Perſonen ſind. Letztern reißen ſich in dieſer Hinſicht die Geſellſchaften mit beſchränkter Haftung an. Das Vermögen der Geſellſchaft iſt von dem Vermögen der Geſellſchafter rechtlich getrennt. Die Einlagen der Geſellſchafter gehen in das Geſellſchaftsvermögen über. Der einzelne Geſellſchafter kann weder über ſeinen Anteil noch über das Geſellſchaftsvermögen verfügen; er hat nur Anrecht auf den ſpätern Gewinn und erſt nach Auflöſung der H. ein Recht auf Auszahlung ſeines Anteils. Dritten Perſonen gegenüber wird nur die H. als ſolche berechtiigt oder verpflichtet. Die Haftpflicht der Geſellſchafter gegenüber den Geſellſchaftsgläubigern iſt bei den einzelnen Handelsgeſellſchaften verſchieden. Beſonders wichtig iſt, daß bei Geſellſchaften mit beſchränkter Haftung (Geſ. m. b. H.), die zu jedem geſetlich zuläſſigen Zweck errichtet werden können, den Geſellſchaftsgläubigern nur das Geſellſchaftsvermögen haſtet, während die Geſellſchafter zu dieſem nur ihre Stammeinlagen und etwaige Nachſchüſſe beizutragen haben. Die Nachſchüſſpflicht kann auf einen beſtimmten Betrag beſchränkt werden. Nicht zu den Handelsgeſellſchaften gehören die eingetragenen Erwerbs- und Wiſchaftsgeſenſchaften (ſ. Geſenſchaften), obwohl ſie im Sinne des Handelsgesetzbuchs als Kaufleute gelten. Ebenſowenig gehören zu den Handelsgeſellſchaften die ſogen. Gelegenheitsgeſellſchaften (ſ. d.) und die ſogen. ſtille Geſellſchaft, obwohl ſie im Anſchluß an die H. in den § 335 und 342 geregelt werden. Letztere iſt eine Geſellſchaft, bei der ſich jemand (der ſtille Geſellſchafter) an dem Handelsgewerbe eines andern gegen Anteil am Gewinn und meiſt auch am Verluſt beſtätigt, daß ſeine Einlage in das Vermögen des Geſchäftsinhabers (Komplementärs) übergeht und dieſer aus den Geſchäften, die er nur unter ſeinem eignen Namen (nicht unter Geſell-

ſchaftsſirma) betreiben darf, allein berechtiigt und verpflichtet wird. Vgl. die Kommentare zum Handelsgesetzbuch und die Lehrbücher des Handelsrechts (S. 739); beſondere Kommentare zum Geſetz betr. die Geſellſchaften mit beſchränkter Haftung von Förlſch (Leipz. 1899), Staud (Berl. 1900), Textausgabe von Rerzbacher (2. Aufl., Münch. 1904), Pariſius u. Erüger (7. Aufl., Berl. 1904); Greulich, Legiſten der im Deutſchen Reich eſtrierenden Geſellſchaften mit beſchränkter Haftung (daſ. 1904).

Handelsgeſetzbuch, ſ. Handelsrecht.

Handelsgeſchäfte, ſ. Handelspflanzen.

Handelsgeſerbe iſt jeder Gewerbebetrieb, dem das Handelsgesetzbuch die Eigenſchaft beilegt. Dieſes unterſcheidet zwei Klaſſen, indem es 1) im § 1, Abf. 2, neun Arten von ſogen. reinen Handelsgrundgeſchäften (ſ. Handelsgeſchäfte) auſtellt, deren gewerbmäßiger Betrieb unmittelbar ohne irgend ein weiteres Erfordernis ein H. darſtellt, und 2) im § 2 die ſogen. bedingten oder formellen Handelsgrundgeſchäfte anerkennt, deren gewerbmäßiger Betrieb nur dann als H. gilt, wenn das Unternehmen nach Art und Umfang einen in kaufmänniſcher Weiſe eingerichteten Geſchäftsbetrieb erfordert und die Firma des Unternehmers in das Handelsregister eingetragen iſt. Die Inhaber derartiger Betriebe müſſen ihre Firma ins Handelsregister eintragen laſſen. Eine Ausnahme gilt nach § 3 des Handelsgesetzbuchs jedoch für den Betrieb der Land- und Forſtwiſchaft, der nicht als H. gilt, und zwar auch dann nicht, wenn damit ein kaufmänniſch zu betreibendes Nebengewerbe verbunden iſt, d. h. ein Gewerbe, das von einem Landwirt betrieben wird, im Verhältnis zu der Landwiſchaft nebensächlicher Natur iſt und nur die Verwertung landwiſchaftlicher Nebenprodukte bezweckt. Der Land- und Forſtwirt kann jedoch dieſem Nebengewerbe die Eigenſchaft eines Handelsgeſerbes dadurch verſchaffen, daß er ſich in das Handelsregister eintragen läßt. Ein Zwang beſteht dazu nicht, hat er ſich aber einmal eintragen laſſen, ſo kann er ſich nicht nach Belieben wieder löſchen laſſen, um ſeinem Nebengewerbe die Eigenſchaft des Handelsgeſerbes zu nehmen.

Handelsgeſicht, die dem Warenhandel angemessene Gliederung von Gewichtseinheiten in Ländern mit mehreren Gewichtſyſtemen, abweichend vom Silber-, Apotheker- und andern beſondern Gewicht. S. auch Kilogewicht.

Handelsgeſewohnheit, ſ. Handelsgebrauch.

Handelsgeſeminum, ſowie als Kaufmannſchaft (ſ. d.). In Bayern auch Bezeichnung für die einen ſteinern Bezirk umſchloſſenden Unterabteilungen (Bezirksgrenzen) der Handelsſtammern (ſ. d.) ſowie für dieſe ſelbſt.

Handelsgrundgeſchäfte, ſ. Handelsgeſchäfte.

Handelsgut (Kaufmannsgut, Marchandise, *loyale et marchande, bonne et marchande*) ſind Waren, die nach Geſez, Gebrauch und Anſchauung des reſtlichen Handels allgemein gegeben und genommen werden. Das Handelsgesetzbuch ſchreibt in § 340 (vgl. auch Bürgerliches Geſetzbuch, § 242) vor, daß H. mittlerer Art und Güte, d. h. Durchſchnittsware, zu ſeilen ſi, wenn eine nur der Wartung nach beſtimmte Ware geſchuldet wird.

Handelshochſchulen, ſ. Handelsſchulen.

Handelsſtammern (Handels- und Gewerbeſtammern, Kommerſtammern, Handelsdeputationen, Handelskollegien, kaufmänniſche Altesienkollegien), Hülsorgane der öffent-

lichen Verwaltung, deren Aufgabe darin liegt, die kaufmännischen und industriellen Interessen ihres Bezirks zu vertreten, sachverständige Gutachten über Handels- und Industrieangelegenheiten zu erstatten und über die Lage von Handel und Industrie zu berichten. Zum Teil sind ihnen auch gewisse behördliche Befugnisse (z. B. Beaufsichtigung der Börsen) zugewiesen. Im einzelnen ist ihre Organisation in den verschiedenen Ländern recht verschieden.

Die erste Handelskammer entstand in Frankreich und zwar 1650 in Marseille frei aus dem Handelsstande heraus. Im J. 1700 wurde dann ein Conseil royal de commerce, also ein zentrales Organ geschaffen, zu dessen Information mehrere 1700, 1701 und noch später gebildete lokale K. dienen sollten. Während der Revolution 1791 aufgehoben, wurden sie unter Napoleon I. 1802 wieder organisiert und mit der französischen Verwaltung auf Italien, Belgien, Holland und Westdeutschland übertragen. Aufgaben und Stellung der französischen K. wurden durch spätere Erlasse und Gesetze (neues Handelskammergesetz vom 9. April 1808) geregelt. Danach bestehen hier Chambres de commerce und Chambres consultatives des arts et manufactures. In die erstern, um die es sich hier handelt, können Handel- und Gewerbetreibende unterschiedlos gewählt werden; ihre Kosten werden durch Umlagen von den der Gewerbesteuer Unterworfenen aufgebracht. Im 1900 gab es 117 K. im europäischen Frankreich. Vgl. Guillaumat, Les chambres de commerce avant et depuis la loi du 9 Avril 1808 (Par. 1898). In Preußen, wo, wie in andern deutschen Staaten, eine den K. ähnliche Einrichtung in den aus den alten Kaufmannsgilden hervorgegangenen Kammerkollegien, Kaufmannschaften u. dgl. schon viel längerer Zeit bestanden hatte, erhielten die K. ihre erste Regelung durch Verordnung vom 11. Febr. 1848; durch Gesetz vom 24. Febr. 1870 mit Novelle vom 19. Aug. 1897 wurden sie weiter ausgebaut. Hiernach ist ihre Errichtung, zu der Genehmigung des Handelsministers erforderlich ist, nur fakultativ. Ihre Mitglieder werden aus sechs Jahre, mit Drittelernennung alle zwei Jahre, von den Inhabern des in das Handels- oder Gewerkschaftsregister des Bezirks eingetragenen Firmen, der Bergwerksunternehmungen und der im Bezirk delegierten kaufmännisch betriebenen Betriebsstätten gewählt; die Besitzer land- und forstwirtschaftlicher Nebendetriebe und die landwirtschaftlichen und Handwerkerzergemeinschaften sind nur auf Antrag wahlberechtigt. Die Kosten, über welche die Kammer selbständig beschließt, werden durch Zuschlag zur Gewerbesteuer aufgebracht. Die K. haben jährlich Bericht an das Handelsministerium zu erstatten. Die wichtigsten Änderungen, welche die neue Gesetzgebung brachte, bestanden in der Befugnis der K., Anstalten, Anlagen und Einrichtungen zur Förderung von Handel und Gewerbe, zur Ausbildung und Erziehung und zum sittlichen Schutz der Gehilfen und Lehrlinge zu unterstützen und zu gründen sowie in der Verleihung der Rechte einer juristischen Person an die K. Die Wahl zu den K. erfolgt, wenn nicht ausdrücklich ein andres befohlen wird, in drei Abteilungen, die unter Zugrundelegung des Gewerbesteuerkatasters zu bilden sind. Zurzeit gibt es in Preußen 83 K., die jüngste am 14. Febr. 1902 zu Berlin errichtet, neben denen noch kaufmännische Korporationen mit ähnlichen Zielen in Berlin (Alleie der Kaufmannschaft), Königsberg, Ressel, Tilsit, Elbing, Danzig und Stettin bestehen. Vgl. die Kammentare zum preussischen Gesetz vom 24. Febr. 1870

und 19. Aug. 1897 von Lufensky (Berl. 1897) und Reig (dof. 1897). In Bayern, wo man seit 1847 K. errichtet hat, bestehen deren 8, in jedem Regierungsbezirk eine, mit je zwei Abteilungen (eine für Handel, eine für Gewerbe), unter denen lokale Bezirksamteilungen gleichfalls mit zwei Abteilungen stehen (Gesetz vom 30. Jan. 1868 und Verordnung vom 25. Okt. 1889). Die Wahlfähigkeit ist von dreißigjährigem selbstständigen Gewerbetriebe abhängig. In Sachsen bestehen 4 Handels- und Gewerbekammern und je eine Handels- und eine Gewerbekammer (neues Gesetz vom 4. Aug. 1900 mit Verordnungen vom 22. Juli und 15. Aug. 1901). Wahlberechtigt zu den K. sind alle Kaufleute und Fabrikanten, die mindestens 10 Tlr. ardentliche Gewerbesteuer zahlen. Vgl. Raunbarf, Gesetz, betreffend die Handels- und Gewerbekammern (Leipz. 1900); Genfel, Stimmrecht und Wahlbarkeit für die Handels- und Gewerbekammern im Königreich Sachsen (dof. 1899). Württemberg besaß 8 Handels- und Gewerbekammern seit Verordnung vom 19. Sept. 1854, umgestaltet durch Verordnung vom 17. Febr. 1858 und Gesetz vom 4. Juli 1874; durch Gesetz vom 30. Juli 1889 sind diese in reine K. umgewandelt; die Wahlberechtigung ist ähnlich wie in Preußen geregelt. In Baden bestanden seit 1862 freie K.; durch Gesetz vom 11. Dez. 1878 (abgeändert zuletzt durch Gesetz vom 12. Sept. 1898) erhielten die 9 K. eine der preussischen ähnliche Organisation. Von den übrigen deutschen Staaten besitzen nur Wiedenburg-Strelitz, Lippe und Waldeck keine K. Weistad abweichend sind die K. der Hansestädte organisiert, auch haben sie einen befondern Wirkungskreis; so entsendet die Hamburger Kammer Mitglieder in verschiedene Deputationen (für Handel und Schifffahrt, indirekte Steuern u.) und andre Kommissionen, vertritt die Börse, veranlaßt Kuratierungen, ernannt Sachverständige auf Antrag von Gerichten u. dgl. Über die gesetzlichen Bestimmungen über die K. in Elsaß-Lothringen vgl. die Ausgabe von Scheid (Straßb. 1898). Die deutschen K. und die andern zur Vertretung von Industrie und Handel gesetzlich berufenen Körperschaften sind zusammen mit einigen freien Vereinen in dem 1861 gegründeten Deutschen Handelstag (f. d.) vereinigt.

In Österreich führte ein Gesetz vom 18. März 1850 für das ganze Staatsgebiet Handels- und Gewerbekammern ein; durch Gesetz vom 29. Juni 1868 erfolgte ihre Reorganisation. Zurzeit bestehen deren 29, von denen 11 ihren Bezirk über ein ganzes Kronland, die übrigen nur über Teile eines solchen erstrecken. Jede Kammer zerfällt in der Regel in eine Handels- und eine Gewerbestiztion. Die Wirksamkeit der K. ist hier eine etwas größere als in Deutschland, insofern bilden sie auch politische Stichtkörper und wählen teils selbständig, teils gemeinsam mit den städtischen Wählern Abgeordnete in den Reichsrat und in die Provinziallandtage. Vgl. Smidel, Gesetz, betreffend die Handels- und Gewerbekammern, Fassung vom 30. Juni 1901 (Brünn 1902). Die K. in Ungarn haben mit Ausnahme des politischen Wahlrechts ähnliche Befugnisse wie in Österreich. Eine dem deutschen Handelstag analoge Einrichtung bildet in Österreich der Handelskammertag. In der Schweiz wurde durch Dekret vom 19. Nov. 1897 als beratende und beratende Behörde der Direktion des Innern eine kantonalte Kommission, die Vereinigte Handels- und Gewerbekammer, eingesetzt, deren Mitglieder von der Regierung ernannt werden; an andern Orten bestehen freie Vereinigungen, die

sich auch oft *H.* nennen. Im Rahmen der bisher erwähnten Tätigkeit bewegen sich auch die *H.* in andern europäischen Ländern. In Spanien wurden 1859 in den Provinzhauptstädten Provinzialkammern errichtet, die seit Dekret vom 13. Nov. 1874 in sechs Sektionen, darunter eine speziell für Handel, zerfallen; Portugal hat durch Dekret vom 10. Febr. 1894 eine Handels- und Gewerbekammer in Lissabon mit drei Sektionen für Großhandel und Schifffahrt, Detailhandel und Industrie geschaffen, Rumänien hat *H.*, die auch das Gewerbe mit vertreten. Freie Vereinigungen sind die *H.* in Belgien und England, haben aber im wesentlichen den gleichen Wirkungsfreis wie die übrigen. Die meisten englischen *H.* gehören der Vereinigung der *H.* des Königreichs an, die zu großer Bedeutung gelangt ist.

In neuerer Zeit ist in Deutschland und anderwärts die Frage einer Neuorganisation der *H.* vielfach erörtert worden. Insbesondere wird geltend gemacht, daß da, wo die *H.* mit Gewerbekammern verbunden sind, nicht alle Interessen eine dem Wunsche der Beteiligten entsprechende Vertretung fänden. Durch die Errichtung von Handwerkkammern (s. d.) im Deutschen Reich ist wenigstens den Wünschen der kleineren Gewerbetreibenden Rechnung getragen. Nicht genügend vertreten glaubt sich auch der Kleinhandel. Erst neuerdings sind auch Vertreter von diesem, wenn auch in beschränkter Zahl, in die *H.* eingedrungen.

Als notwendige Ergänzung des Konsulatswesens und der inländischen *H.* werden *H.* im Ausland angesehen. Solche Auslands-handelskammern wurden von Österreich errichtet 1870 in Konstantinopel, 1885 in Alexandrien, 1887 in Paris, 1888 in London, 1889 in Saloniki, 1872 eine solche von England, dann auch von Belgien in Paris, seit 1876 eine größere Anzahl von Frankreich (Konstantinopel, Mailand, Odessa, New York u.) und Italien in verschiedenen Ländern. Die erste deutsche wurde 1894 in Brüssel, eine weitere 1902 in Bukarest, beide von Privaten errichtet. Die Vereinigten Staaten haben eine Handelskammer in London, die Niederlande in Hamburg, Rußland in Paris, Belgien jetzt auch in Bukarest. Eine englisch-belgische Handelskammer besteht in London, die, aus einer englischen und einer belgischen Vertretung zusammengesetzt, in gleicher Weise den Interessen beider Länder förderlich sein soll. — Nicht zu verwechseln sind die *H.* mit den »Kammern für Handelsachen«, die in Deutschland Abteilungen der Landgerichte bilden (s. Handelsgerichte). — Vgl. außer den oben bei den einzelnen Ländern angegebenen Kommentaren z. v. Kaufmann, Die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen in den Staaten Europas (Berl. 1879) und Die Reform der Handels-u. Gewerbekammern (dof. 1883); Gräfer, Die Organisation der Berufsinteressen (dof. 1890); Hager, Taschenbuch für Mitglieder von *H.*, Gewerbekammern u. (Halbestr. 1890); Lehmann, Über Errichtung von deutschen *H.* im Auslande (Greiberg 1891); Hampe, Handwerker- oder Gewerbekammern (Jena 1893); »Verzeichnis der im Deutschen Reich bestehenden *H.* und kaufmännischen Korporationen« (aus dem »Deutschen Handelsarchiv«, Berl. 1901); Zeitschrift »Handel und Gewerbe«, Organ für die deutschen *H.* (dof. 1893 ff.); »The Chamber of Commerce Journal« (Lond. 1881 ff.); »Journal des Chambres de Commerce« (Par. 1882 ff.).

Handelskauf ist ein Kauf, bei dem der Käufer oder Verkäufer ein Kaufmann (s. d.) im Sinne des Handelsgesetzbuches ist, der von dem Kaufmann im

Betriebe seines Handelsgewerbes (s. d.) abgeschlossen wurde und dessen Gegenstände Waren oder Wertpapiere, nicht aber Grundstücke bilden dürfen. Ist bei einem *H.* der Käufer in Bezug (s. d.), so kann der Verkäufer die Ware aus Gefahr und Kosten des Käufers in sicherer Weise irgend jemand in Verwahrung geben oder nach vorhergegangener Androhung sie öffentlich versteigern lassen. Der vorherigen Androhung bedarf es nicht, falls die Ware dem Verkäufer angesetzt oder die Androhung untunlich ist, d. h. den Käufer doch nicht erreichend oder zuviel Zeit oder Geld kosten würde. Wenn möglich, muß der Verkäufer dem Käufer Ort und Zeit der Versteigerung mitteilen. Die Gefahr, bez. den Verlust, den dieser Selbsthilfeverkauf gegebenenfalls mit sich bringt, hat der säumige Käufer zu tragen (§ 373 des Handelsgesetzbuches). Beim logen. Spezifikationskauf (s. Kauf) darf der Verkäufer die Bestimmungen über Form, Maß u. treffen, falls der Käufer nicht rechtzeitig seine diesbezüglichen Erklärungen abgibt (§ 375). Beim Firgeschäuf, d. h. wenn bedungen wurde, daß die Lieferung der Ware oder Bezahlung des Kaufpreises genau zu einer bestimmten Zeit oder innerhalb einer festbestimmten Frist bewirkt werden soll, kann der andre Teil, wenn die Leistung nicht rechtzeitig erfolgt, vom Vertrag zurücktreten oder (statt der Erfüllung Schadenersatz fordern (§ 376). Beim beiderseitigen *H.*, d. h. wenn Käufer wie Verkäufer Kaufleute sind, muß der Käufer die Ware bei Empfang sofort untersuchen und, wenn sie mangelhaft, dem Verkäufer Mitteilung hiervon machen, falls er nicht des Rechtes verlustig gehen will, die Waren zur Verfügung stellen zu dürfen. Mängel, die sich erst später zeigen, müssen unverzüglich nach ihrer Entdeckung angezeigt werden. Im Interesse des Handelsverkehrs ist jedoch diese Anzeige spätestens 6 Monate nach Ablieferung der Waren zu machen (§ 377 des Handelsgesetzbuches und § 477 mit 479 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Das Gleiche gilt, falls eine andre als die bestellte Ware oder weniger als bedungen geliefert wurde. Bei einer Nachlieferung dagegen muß der Käufer nach richtiger Auffassung der gesetzlichen Bestimmungen (ebenfalls die bestellte Menge behalten und kann nicht etwa die Annahme verweigern (§ 378). Jedemfalls aber hat der Kaufmann stets die Pflicht, für entsprechende Aufbewahrung der Waren zu sorgen, die er zur Verfügung stellen oder beanstanden will (§ 379). Im Zweifel bestimmt sich der Kaufpreis nach dem Gewicht der Ware abzüglich der Verpackung, wobei jedoch der Handelsgebrauch des Landes zu berücksichtigen ist, an dem der Verkäufer zu erfüllen hat (§ 380). Für Viehkäufe jedoch gelten nach ausdrücklicher Bestimmung des Gesetzes (§ 382) diese Bestimmungen nicht (s. Halbstadt).

Handelskollegium, s. wie Handelskammer.

Handelskolonien, s. Kolonien.

Handelskompanien, im engeren Sinne diejenigen Handelsgesellschaften (s. d.), die, mit Privilegien, Monopolen und oft selbst mit Territorialhoheitsrechten ausgestattet, seit Ende des 16. Jahrh. für den Handel mit entfernten Ländern errichtet wurden. Ursprünglich waren sie Schöpfungen der Selbsthilfe. Da die Kaufkraft des nötigen nationalen Schutzes, zumal in fremden Ländern, entbehrte, so vereinigten sich Kaufleute zu logen. regulierten Kompanien (regulierten Gesellschaften). Die Mitglieder derselben betrieben zwar auf eigene Rechnung Handel, doch mußten sie sich den Polizeivorschriften der Gesellschaft, welche die Sicherheit des Handels und gemein-

schaftliche Ordnung bezweckten, unterwerfen und für die Erhaltung der gemeinsamen Einrichtungen Beiträge entrichten. Dafür nahmen sie an den Vorteilen der an fremden Plätzen erlangten gemeinsamen Handelsprivilegien, des Rechtsschutzes teil. Diese H. verfolgten auch politische Zwecke. Der politische Grundzug beherrschte während des 13.—16. Jahrh. die Hanse (s. d.), die süddeutschen, die italienischen Handelsgesellschaften und wohnte anfänglich auch noch den englischen Kompanien inne. Verschieden von diesen aus dem Mittelalter herüberreichenden waren die neuen H. des 17. und 18. Jahrh., die, auf dem Aktienprinzip beruhend, als Vereinigungen von Kaufleuten mit großem Kapital den Betrieb und die Leitung überseerischer, insbes. kolonialer Handelsunternehmungen auf monopolistischer Grundlage führten. Diese Unternehmungen waren mit einem großen Risiko verknüpft; sie bedurften zu ihrer Durchführung und Sicherung der Waffengewalt und waren deshalb für den einzelnen Kaufmann weniger geeignet. Die Regierungen stellten die Kompanien gern mit Handelsmonopolen und Privilegien aus, einmal, weil sie sich hierfür bezahlen lassen konnten (wobei den Regierungorganen Gelegenheit geboten war, sich bescheiden zu lassen), dann, weil auf diesem Wege Kolonien erworben und ausgebeutet werden konnten. Allerdings haben die meisten der H., deren im 17. und 18. Jahrh. mehr als 70 gegründet wurden, keine günstigen Erfolge erzielt. Manche derselben waren von Haus aus wegen fehlerhafter Organisation oder mangelhafter Grundlagen eines wirtschaftlichen Bestandes dem Untergange geweiht. Viele Kompanien verbrauchten ihre Kräfte in den aus Gewinnlust begangenen Kriegen mit den Fürsten der Länder, wo sie ihre Handelskreise zogen; anderseits litten sie unter den Kriegen der Seestaaten gegeneinander, weil in dem Streben, den zu betragenden Gegner zu schädigen, die feindlichen Angriffe vorzüglich gegen die Kolonien und den Kolonialhandel gerichtet wurden. Die H. wirtschafteten meistens sehr fahrlässig. Eine wirksame Kontrolle durch die Aktionäre war, zumal der Geschäftsbetrieb sich auf Ostlich weit entlegene Gebiete erstreckte, unmöglich und so dem Unterschleif sowie der Verpressung Lör und Lär geöffnet. Infolge aller dieser Umstände nahmen die privilegierten H. fast durchgängig ein trauriges Ende.

Unter denselben ist zunächst die aus der Vereinigung zahlreicher, seit 1595 entstandener und meist fehlergelagerter Handelsgesellschaften 1602 begründete *Holländisch-Ostindische Kompanie* zu nennen, mit einem Gründungskapital von 6,000,000 Gulden und von den Generalstaaten mit dem Monopol des ausschließlichen Handels jenseit des Kap der Guten Hoffnung und der Agaladesstraße ausgestattet. Sie gewann den Portugiesen die Molukken, Malakka, Celebes, Sumatra, verschiedene Plätze der malabarischen Küste ab, besetzte und besiedelte Java sowie das Kapland und erlangte den Alleinhandel nach Japan. Gegen Ende des 17. Jahrh. auf der Höhe ihrer Macht stehend, sank sie bereits im 18. Jahrh., und nach dem Kriege mit England erfolgte ihre Auflösung. Ihre tief verschuldeten Besitzungen wurden 1795 zum Nationaleigentum erklärt und ihre Schulden mit den Staatsschulden vereinigt. Im Mai 1800 wurde sie gänzlich aufgelöst. Nicht so lange bestand die 1621 gegründete *Holländisch-Westindische Kompanie*, die das Monopol des Handels an der afrikanischen Westküste, an der amerikanischen Küste und für die Inseln des Stillen Ozeans erhielt, jedoch bald

eine ungeheure Schuldenlast hatte, so daß sie 1674 von den Generalstaaten aufgehoben wurde. An ihre Stelle trat eine neue westindische Kompanie (1675), die bis 1784 fortbestand. Die 1823 unter Leitung und Garantie des Staates gegründete *Niederländische Handels-Maatschappij* sollte sich auf Handel und Frachtschiffahrt beschränken und niemals in die innere Verwaltung der überseeischen Besitzungen mischen; ihr wurde ein Monopol eingeräumt, wonach sie ausschließlich die auf den Krondomänen in den Kolonien gewonnenen Produkte transportieren und in den Niederlanden gegen eine bestimmte Provision für Rechnung der Regierung veräußern sollte. Unter den frühern englischen H. war die 1554 gegründete *Russische Handelskompanie*, der unter Elisabeth die Privilegierung einer Ostindischen (1579), einer Türkisch-Levantischen (1681), einer Karolinnischen (1685) und Guineischen (1688) folgte, die hervorragende. Von wirtschaftlicher Bedeutung ward aber erst die 1600 durch Freibrief begründete *Londoner Ostindische Kompanie*, die nach mannigfachen Kämpfen und wechselndem finanziellen Ertrag in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. glänzende Erfolge erzielte, seit der Mitte des 18. Jahrh. in Indien als politische Macht auftrat und so das britisch-indische Kolonialreich schuf. Die Regierung besetzte wurde, nachdem schon 1814 das Handelsmonopol der Kompanie für Indien und 1833 das für China aufgehoben worden war, nach Niederwerfung des Sepoy-Aufstandes 1858 durch die India bill formell von der Königin übernommen und die Ostindische Kompanie aufgelöst (s. Ostindien). Die 1670 gegründete britische *Sudonbaiskompanie* (s. d.) gewann das Monopol des Pelzhandels in dem nach ihr benannten weiten nordamerikanischen Ländergebiet, das sie 1668 an Kanada verkaufte. Als Handelsgesellschaft besteht sie noch gegenwärtig. Hingegen stellte die 1710 erhaltene und wesentlich auf Agiotage gerichtete *Südbsee-Gesellschaft* 1748 ihre Handelsstätigkeit ein. Ebenso lösten sich nach kurzem Bestand auf: die *Britisch-Pazifische Gesellschaft*, die *Britisch-Levantische Gesellschaft*, die *Britische Heringsfischerei-Gesellschaft* u. a., dagegen blieb die 1663 auf 1000 Jahre für den ausschließlichen Handel mit der Westküste von Afrika gegründete *Britisch-Afrikanische Kompanie* bis 1762 bestehen. Im 16. und 17. Jahrh. wurden zahlreiche Gesellschaften und Einzelpersonen mit Hoheitsrechten und Handelsprivilegien ausgestattet, um die Befestigung Nordamerikas zu befördern. Aus diesen Freibrief- oder Charterskolonien sind die englisch-amerikanischen Staaten hervorgegangen, die 1776 vom Mutterland abhießen und den Grundstock der Union bildeten. Von den französischen H. entstanden einige schon unter Kolumbus; es gab eine *Französisch-Afrikanische*, eine *Compagnie du Cap Vert et du Guinée*, eine *Cap Blanc*, *Senegal*, *Französisch-Kanadische*, *Chinesische*, *Französische Santo Domingo*, *Französisch-Levantische*, *Nordische*, *Ostindische Gesellschaft* u. d. Die hervorragende war eine Schöpfung Colberts: die *Ostindisch-Französische Kompanie*, 1664 gegründet, mit dem Privilegium des gesamten Handels nach Ostindien sowie auf dem Großen Ozean; wegen schlechter Verwaltung und der englischen Konkurrenz hatte sie nur vorübergehende Erfolge und schloß ihre Tätigkeit mit bedrübenden Verlusten. Auch die *Französisch-Westindischen Kompanien* (von 1623, 1651, eine dritte 1664—74) hatten keine bessern Erfolge, und die *Mississippi-Gesellschaft* (*Compagnie d'Occident*, gegründet 1717 von Law,

1719 Compagnies des Indes genannt, nachdem mit ihr die Ostindische, die Senegal-, die Chinesische und die Santo Domingo-Gesellschaft verschmolzen worden war, bestand bis 1772) diente der Lateinische Agiotage als Hintergrund. Eine 1783 gegründete China-Kompagnie ging schon 1790 zugrunde. Auch die nordischen Staaten Europas besaßen ihre *Compagnie danoise* die Dänisch-Afrikanische (Karolinnische) 1751 bis 1765, die Allgemeine (Grönländische) Handelskompanie 1747—80, die Dänisch-Guineische 1658 bis 1785, die Poländische 1733—88, die Levantische, 1757 hervorgerufen, aber nur von sehr kurzer Dauer, die Ostindische, 1612 gegründet und bis über das 18. Jahrh. hinaus bestehend, die Westindische, 1671—1785, sodann die Vereinigte Dänisch-Nordwestisch-Schleswig-Holsteinische Handlungs- und Kanalgesellschaft zur Ausbeutung des schleswig-holsteinischen Kanals. In Schweden bildeten sich die Guineische Kompanie (1649—67), die kurzlebige Grönländische (1774), die Heringsfischerei-Gesellschaft (1745), die Ostindische (1731). In Portugal entstanden die Afrikanische Regierhandelskompanie (1723), die Asiatische (1753), die Brasilische Karakonggesellschaft (1759—1777), die Pernambuco- und Karabaggesellschaft (1749—80), die Weinhandelskompanie (von Porto, 1756—90). Von spanischen Schöpfungen nennen wir: die Caracas-, Philippinische, Ostindische, Domingo-, Havannagesellschaft. Rußland kaufte die Russisch-Amerikanische Gesellschaft (1799) und die Heringsgesellschaft für das Weiße Meer (seit 1803). In Österreich entstanden, als die spanischen Niederlande in den Besitz Karls VI. übergegangen waren, die Ostindische Kompanie zu Ostende 1722, die jedoch schon 1731 der Eiselsucht Englands und Hollands ausgepostet werden mußte. Für den türkisch-levantischen Handel wurde 1719 die Orientalische Kompanie gegründet, die 1740 Bankrott machte. Die unter Maria Theresia und Joseph II. gegründeten Kompanien waren private, aus Staatsmitteln unterstützte Unternehmungen. Für Deutschland sind außer den Emderner Kompanien (Asiatische Kompanie 1745 bis 1765, die Heringsfischerei-Kompanie 1765—98), der Brandenburgerisch-Afrikanischen Kompanie (1682 bis 1720) und der 1763 gegründeten Levanthinischen Kompanie erwähnenswert: die Sächsisch-Eth-Amerikanische Gesellschaft (1825—30), die Rheinisch-Westindische (1821—32) und vor allen die 1772 von Friedrich d. Gr. gestiftete und staatlich geleitete Seehandlungsgesellschaft, ihrer Zeit mit dem Seefahrts- und Wachsbandemonopol ausgestattet. Die Privilegien der »Seehandlung« (s. d.) sind bereits gefallen, wie sie sich auch immer mehr der industriellen Unternehmungen erledigt. Seit der Aufteilung Afrikas und Ozeaniens unter die europäischen Mächte ist in den letzten Jahrzehnten nach englischem Vorbild eine Reihe von Chartered Companies (Charter- oder Freibriefgesellschaften) gegründet worden. Die Regierungen haben sie mit Hoheitsrechten und wirtschaftlich nachbaren Privilegien (doch nicht mit eigentlichen Handelsmonopolen) ausgestattet, wobei man sich auch der politischen Handelskompanien des 17. und 18. Jahrh. erinnerte. Die erste Gesellschaft dieses neuen Typus war die 1881 gegründete Britisch-Nordborneo-Kompanie, die bis heute besteht, gleichwie die Britisch-Südafrikanische Kompanie, von der Rhodesien verwaltet wird. Dagegen haben andre Chartered Companies, beispielsweise die Südostafrikanische und die Niger-Kompanie, ihre Hoheitsrechte wieder abgegeben. Desgleichen haben die in den deutschen

Schutzgebieten errichteten Charterkompanien gern auf ihre staatlichen Vorrechte verzichtet, z. B. die Deutsch-Ostafrikanische und die Neuguinea-Gesellschaft. Vgl. Semler, Allgemeine Geschichte der ost- und westindischen *Compagnies* in Europa (Galle 1764, 2 Bde.); R. Weber, Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter (Stuttg. 1889); Ring, Asiatische Handelskompanien Friedrichs d. Gr. (Berl. 1890); Bonnaiffeux, Les grandes compagnies de commerce (Par. 1892); Kofeab und Jannafsch, Kolonien, Kolonialpolitik (Leipz. 1885); Haffje, Artikel »Kolonien« in der 2. Auflage des »Handwörterbuchs der Staatswissenschaften«; Zimmermann, Weltpolitisches (Berl. 1901); Klerf de Roux, Geschichtlicher Überblick der administrativen, rechtlichen und finanziellen Entwicklung der Niederländisch-Ostindischen Compagnie (Batavia 1894); »Letters received by the East India Company from its servants in the East« (Hrsg. von Donders u. a., bisher 6 Bde.; Lond. 1896 bis 1902); Kofeab, Queen Elizabeth and the Levant Company (Lond. 1904); R. Weber, La Compagnie française des Indes (Par. 1904); Ab. Beer, Allgemeine Geschichte des Welt Handels (Wien 1860—1884, 5 Bde.).

Handelskonful war früher Bezeichnung für die Mitglieder der Handelsgerichte, die, von der Kaufmannschaft frei gewählt und von der Staatsgewalt bestätigt, als Schiedsrichter in Handelsangelegenheiten urteilten. Papst Paul IV. bestätigte sie zuerst in Rom; ihm folgte Franz II., König von Frankreich. Jetzt wird auch der Konsulats *Consul* genannt (s. Konsul).

Handelskorrespondenz, kaufmännische Korrespondenz, der Briefwechsel des Kaufmanns über Handelsfachen, kennzeichnet sich durch Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks und aus diesem Grunde häufig auch durch gewisse von der gewöhnlichen Briefform abweichende Eigentümlichkeiten. Die früher viel üblichen sprachwidrigen Redewendungen und gekünstelten Ausdrücke verschwinden heute mehr und mehr aus der *Cor.* Insofern im kaufmännischen Brief die gegenseitig eingegangenen Verpflichtungen und Bedingungen ihren Ausdruck finden, gewinnt er die Bedeutung einer förmlichen Willenserklärung und kann handelsrechtlich als Beweismittel anerkannt werden. In Deutschland gilt die *Cor.* als Privaturkunde im Sinne von § 416 der Zivilprozessordnung. Hiernach begründen solche von den Ausstellern unterschriebene Urkunden den vollen Beweis dafür, daß die in derselben enthaltenen Erklärungen von den Ausstellern abgegeben sind. Die Handelsbesche der meisten Staaten fordern deshalb die Aufbewahrung der empfangenen Handelsbriefe und von den abgeordneten die Juriidicalbehaltung einer der Zeitsfolge nach in ein Kopierbuch einzutragenden Abschrift (Kopie oder Abdruck). Das deutsche Handelsgebuch (§ 38, 44) fordert zehnjährige Aufbewahrung der *Cor.* (s. Kaufmann). Auf den großen europäischen Kontoren, namentlich an Seeplätzen, pflegt man hauptsächlich in fünf Sprachen (Handelsprachen, s. d.) zu korrespondieren: deutsch, französisch, englisch, italienisch und spanisch. Vgl. Schiede, D. d. m. n. n. Die kaufmännische Korrespondenz (mit französischer, englischer und italienischer Bibliographie; 15. Aufl. von Adler, Leipz. 1903) und Auswahl deutscher Handelsbriefe mit Übersetzungen (11. Aufl., das. 1899); Hobbe, Praktisches Handbuch der *Cor.* (in fünf Sprachen; 10. Aufl., Frankfurt. 1898); Barten, Neuer kaufmännischer Briefverkehr in fünf Sprachen (Hamb. o. J.); »Allgemeine *Cor.* in 15 Sprachen« (Berl., in zahlreichen Auflagen);

Lehrbücher von Burchard (4. Aufl., Wien 1889), Glöckner (5. Aufl., Leipz. 1900), Hindeisen (6. Aufl., das. 1902), Kriebel (2. Aufl., Wien 1896), Schär (2. Aufl., Berl. 1903), R. Stern (Leipz. 1902), Förges (10. Aufl., Wien 1903); R. und E. Hoffmann, Der kaufmännische Briefverkehr (Leipz. 1898). Für die D. in englischer Sprache geben Anleitung: Gales (2. Aufl., Leipz. 1901), Schneiter (2. Aufl., Dresd. 1902), Müller (Leipz. 1903), Eidhof (Leipz. 1902), Bergmann (das. 1903), Brandenburg (Berl. 1903), Knack (Hannov. 1903), Krüger (Leipz. 1903), Montgomery (das. 1903); für Französisch: Glanz (2. Aufl., Berl. 1903), Kürschner (Leipz. 1903), Dithoff (2. Aufl., Elberf. 1903); für Italienisch: Locella (5. Aufl., Leipz. 1902), Beaug (das. 1903); für Spanisch: Namdorn (das. 1901), Castres (4. Aufl., das. 1902); für Portugiesisch: Selbinger (das. 1904); für Russisch: Pfeifer (das. 1903), Haller (Kiga 1903; Wörterbuch, das. 1902); für Böhmisch: Reil (3. Aufl., Prag 1903). Wörterbücher: »Lexikon der D. in neun Sprachen« (Hamb. 1889, 2. Bde.); »Fünfe Wörterbuch der Handelsprache, deutsch-englisch« (Hamb. 1893), Englisch-deutsch (das. 1897) und Fremdwörter der Handelsprache (Leipz. 1894); Löwe, Lexikon der D., deutsch, italienisch und spanisch (Berl. 1896 ff.) und deutsch-englisch-französisch (6. Aufl., das. 1902); Kistner, Wörterbuch der D. (in fünf Sprachen, Leipz. 1903).

Handelskrisen, in der Volkswirtschaft umfassende Erschütterungen und Störungen in Produktion und Verkehr und im Gleichgewicht zwischen Bedarf und Erzeugung. Wir können uns für eine bestimmte Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung mit gegebener Verteilung von Besitz und Einkommen und Klasseneinteilung einen normalen Zustand von der Art denken, daß alle Kräfte und Mittel angemessen ausgenutzt werden und alle Personen bei den gegebenen normalen Preisen in einer ihrer Lage entsprechenden wirtschaftlichen Weise ihren Bedarf zu decken vermögen. Man kann dann von einem Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion sprechen. In Wirklichkeit ist aber ein solcher normaler Zustand nie und nirgends vorhanden. Schon das ununterbrochene Streben nach wirtschaftlichen u. technischen Verbesserungen würde ihn fortwährend durchbrechen. Dazu kommen noch andere Ursachen, die es bewirken, daß vorhandene Kräfte nicht verwertet, produzierte Waren nicht oder nur mit Verlust abgesetzt werden können, begonnene Unternehmungen wieder eingestellt werden müssen. Insofern solche Erscheinungen, zumal als Störungen eines für den Fortschritt der Gesamtheit vorteilhaften Wettbewerbs, nur im kleinen und vereinzelt vorkommen, spricht man nicht von volkswirtschaftlichen Krisen, sondern erst dann, wenn die Störung sich auf größere Kreise der Bevölkerung und viele Unternehmungen erstreckt, wenn große Mengen von Waren keinen Absatz, gleichzeitig viele Arbeiter keinen Erwerb finden. Die freilich nicht ganz passende Bezeichnung Krisen ist der Analogie entlehnt (s. Krisis). Man nennt die Erscheinungen allgemein D., nicht etwa, weil der Handelsstand sie immer verursacht hätte, sondern weil ihre Störungen vornehmlich auf den Gebiete des Handels zunächst als Preisvermindrungen und Mangel an Absatz zutage treten und sich fühlbar machen.

Je nach den Ursachen der Krisen oder den Gebieten, auf denen sie auftreten, spricht man von 1) Handelskrisen im engern Sinne, die lediglich durch Handelspekulationen hervorgerufen werden, ohne daß unmittelbar die Produktion hierzu Anlaß gibt. Solche sind die reine Warenhandelskrisen, die, wie die

Hamburger von 1799, leicht im weniger berechenbaren Verkehr mit überseeischen Ländern entsteht, dann die Börsenkrisis, die durch ungewöhnlich heftiges Börsenspekulieren mit starker Anspannung von Kasse und Kontokorrenten hervorgerufen wird und infolge hoher Kursänderungen große Vermögensveränderungen bewirkt, wie der Zusammenbruch der Lawischen Unternehmungen in Frankreich und der Südfischhandel in England um 1720, der Krach an französischen Börsen 1882. 2) Geldkrisen, bei plötzlichem Überfluß oder Knappheit der Zahlungsmittel eintretend. Dieselben können eine Folge von Münzänderungen sein, wie die englische von 1696, oder einer raschen Änderung des Standes internationaler Zahlungsvorgänge. 3) Verkehrskrisen, hervorgerufen als Begleiterscheinungen von raschen starken Änderungen im Verkehrsleben, wie durch Benutzung anderer Seewege (Suezkanal) oder ausgedehnten Bahnbau. 4) Kreditkrisen, eine Folge von Überanspruchung des Kredits, auch einer übermäßigen Vermehrung der papierernen Umlaufmittel. Dieselben treten gewöhnlich ein in Begleitung der 5) Produktionskrisen, die ebenso wie die Warenhandelskrisen auch als Absatzkrisen bezeichnet zu werden pflegen. Bei denselben bleibt die Konsumtion hinter der ihr voraus-eilenden Produktion zurück. Sie sind insofern Spekulationskrisen (ebenso die Warenhandelskrisen), als bei ihnen die spekultativen Erwägungen eine hervorragende Rolle spielen. Es ist eine Überproduktion vorhanden, weil mehr Waren produziert wurden, als zu angemessenem Preis abgesetzt werden können. Solche Überproduktion ist jedenfalls auf einzelnen Gebieten der Wirtschaft möglich, dagegen ist die Frage, ob sie auch bei allen zu verkaufenden Waren als allgemeine Überproduktion eintreten können, fraglich. Die Krisen können als lokale oder spezielle auf kleinere örtliche Gebiete oder einzelne Artikel beschränkt bleiben, doch werden auch in diesem Falle wegen der auf der Arbeitsteilung und umfassenden Kreditierungen beruhenden innigen Verkehrsbeziehungen immer noch andre Kreise der Bevölkerung in Mitleidenchaft gezogen.

Die verschiedenen Ursachen der Krisen treten selten für sich allein auf, wenn auch einzelne von ihnen als bestimmt erkennbar mehr oder weniger in den Vordergrund treten. Krisen können hervorgerufen werden 1) durch die unmittelbar beteiligten Käufer und Verkäufer, und zwar sowohl durch starke Änderungen des Bedarfs (Bedarfskrisen), so bei Modewechsel, Änderung der Staatsausgaben, insbes. vor und nach einem Kriege u., als auch des Angebots unter zu starker Ausbeutung der Produktion, allzu umfassenden Fixierungen, Neugründungen (Gründungskrisen), bez. bei falscher Handelspekulation; 2) durch allgemeine sozialpolitische Ursachen und staatliche Maßregeln, Erfindungen und technische Umgestaltungen in Wirtschaft und Verkehr, Änderung der Absatzwege und der Verkehrsrichtung durch Bau von Eisenbahnen, Anlage von Kohlenstraßen, Erschließung bisher unzugänglicher Länder, Verschärfung bisheriger Abgabengebiete durch die Handelspolitik u.; 3) durch Naturereignisse (Winternie), deren Wirkungen durch die Verkehrsveränderung mehr und mehr abgeschwächt werden. Perschel, Nevans u. a. haben auch den Eintritt von D. mit den Sonnenflecken in Zusammenhang gebracht, deren Maximum und Minimum periodisch (in Deutschland nach je 11 1/2 Jahren) wiederkehren. Je bei Eintritt des Maximums hätten die tropischen Gegenden unter einer Winternie zu lei-

den. Infolgedessen nehme deren Kaufkraft für europäische Industrieprodukte ab, für die sich nunmehr kein Absatz finde. Nun hat man freilich eine gewisse Regelmäßigkeit der Wiederkehr von Φ . beobachtet und zwar in Perioden von 10—11 Jahren, so bei den Krisen von 1815, 1825, 1838, 1847, 1857, 1866, 1873, bez. 1875/76 und 1885. Doch kommen zu dieser Reihe auch noch andre Krisenjahre. Insofern ein Zusammenhang zwischen Fruchtbarkeit und Sonnenflecken besteht, würde es sich demnach hier nur um eine der möglichen Ursachen von Krisen handeln. Dieselben sind eine Begleitererscheinung eines ausgedehnten Verkehrs, und zwar haben sie an Umfang und Heftigkeit bis zur neuesten Zeit mit Erweiterung der Handelsbeziehungen immer mehr zugenommen.

Im Zusammenhang mit den Ursachen kann man von Symptomen in dem Sinne sprechen, daß sich aus dem Eintreten gewisser äußerlicher Erscheinungen auf das Herannahen einer Krise schließen läßt. Die Erfahrung bezeichnet als die wesentlichen Symptome: 1) große Unternehmungslust und Kühnheit der Spekulation; 2) rasche Verrechnungen einzelner Gruppen durch leicht realisierbare Gewinne bei allgemeiner Kreditgläubigkeit des großen Publikums, auffallende Steigerung des Luxus; 3) Verwegenheit der Agiotage und übergreifen der Spiellust in solche Krisen der Weltwirtschaft, die hierfür kein geschäftliches Verständnis besitzen; 4) bedeutendes und rasches Steigen der Warenpreise, Arbeitslöhne, Realitätenwerte, Kapitalzinsen und Diskontsätze und dem entsprechende Bewegung der Bankoperationen; 5) zahlreiche Überführung von Einzelunternehmungen in Aktienunternehmungen. Beim Zusammenreffen dieser Symptome ist der Ausbruch von Krisen mit größter Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen. Als Maßregeln gegen Krisen, die unmittelbar und mittelbar viele Opfer an Kraft und Kapital fordern und immer empfindliche Vermögensveränderungen bewirken, werden empfohlen: 1) zur Vorbeugung: a) Pflege wirtschaftlichen Sinnes und guter Gewohnheiten im Zahlungs- und Kreditwesen; Ausbildung der Statistik und des Kreditdienstes, um jeweils sich über den Stand des Marktes, Ernteausichten u. zuverlässig orientieren zu können; Erlass geeigneter Bestimmungen über Aktiengesellschaften, um dem Gründungsunwesen und schwindelhaften Unternehmungen zu steuern, über Kreditanstellen, insbes. Zettelbanken u., überhaupt über Kreditrecht; b) richtige Zollpolitik, die überschwebenden des eignen Landes mit fremden Waren entgegenarbeiten, dem eignen Überfluß einen Abstrom nach außen öffnen müsse; c) planmäßige Gestaltung der gesamten Produktion. Nach sozialistischer Ansicht sind die Φ . mit unrer ganzen Wirtschaftsordnung notwendig verknüpft, sie könnten erst durch Übergang zur sozialistischen Gesellschaftsordnung mit einheitlicher Regelung der Produktion beseitigt werden. Andre, die den praktischen Sozialismus für unmöglich erachten, befürworten eine sichere, dem Bedarf angepasste Regelung der Produktion auf Grundlage der bestehenden Gesellschaftsordnung durch Kartellbildung. Auch wurde vorgeschlagen, die durch Kartellierung geschlossenen Vereinigungen in Zwangsverbände mit Verteilung von Privilegien umzugestalten (vgl. Kartelle). 2) Bei ausgebrochenen Krisen kamen schon vor oder wurden befürwortet: Suspendierung von Schuldscheinen und Rinslagen, der Einziehungspflicht der Zettelbanken (Bankrestriktion, Bankstille), Einräumung von Moratorien (s. d.), Kreditengpässen durch Darlehnskassen (s. d.), Vornahme von Staats- und

Gemeinbearbeiten zur Beschäftigung Arbeitsloser u. Eine natürliche Ausheilung wird insofern einer jeden Krisis folgen, als durch sie ungelunde Unternehmungen ausgegerrt werden und die Preisbildung allmählich eine Anpassung an normalere Zustände erzwingt. Doch müssen hierbei immer auch viele Unschuldige leiden, indem deren wirtschaftliche Existenz vollständig vernichtet werden kann.

Geschichte der Krisen.

Krisen kamen schon im Altertum vor; so brach nach Livius vor mehr als 2000 Jahren eine Handelskrise im Lager des ältern Scipio vor Karthago aus, weil die Kaufleute zu viele Waren herbeigeschleppt hatten. Durch die große Florentiner Krisis von 1345, wo die Gesellschaften der Seali, Peruzzi und Bardi fallierten, wurde der ganze Staat erschüttert. Jedoch gelten als die beiden ersten eigentlichen Φ . mit bestimmtem ausgeprägtem Charakter jene von Laced in Φ . 1603 und die holländische Tulpenmanie 1634—37; letztere wurde dadurch hervorgerufen, daß den Haarlemer Tulpenzwiebeln ein übermäßig hoher Wert beigelegt wurde. Dieser folgte die englische Geldkrise von 1696, veranlaßt durch einen Mangel an Zahlungsmitteln, der durch eine Veränderung im englischen Münzwesen bewirkt worden war. Ungleich tiefer waren die Stürzungen des 1716—20 von John Law (s. d.) in Frankreich durchgeführten Systems, das auf dem Irrtum beruhte, daß man durch Verneuerung der papiernen Umlaufmittel das Kapital eines Landes steigern könne. Dasselbe charakterisiert sich durch das erste Auftreten großartiger Gränzungen, einer Agiotage mit allen Ausschreitungen wilder Spekulationslust und durch den darauf folgenden Zusammenbruch mit starker Vermögensveränderung. Etwa gleichzeitig (1711—20) gab den Aufschwung des Verkehrs mit den transatlantischen Ländern und die mißbräuchliche Anwendung der Form der Aktiengesellschaften auf schwindelhafte Projekte den Anstoß zum Südschwindel in England mit seinen als Dubbles (Seidenblasen) bezeichneten Aktien. In Hamburg wurden Φ . hervorgerufen 1763 durch die Verneigung des Siebenjährigen Krieges, eine weitere 1799, indem die französische Revolution und der Seekrieg der Franzosen mit den Engländern zu einer Überfüllung des Marktes mit unabsehbaren Waren führte. Zu den Φ . können auch jene Folgeerscheinungen gerechnet werden, welche die französische Assignatenwirtschaft von 1790—97, die stärkste Anwendung von Zwangspapiergeld, bei je in einem Kulturstaat stattgefunden hat, mit sich brachte.

Das klassische Zeitalter der Krisen ist aber das 19. Jahrh., seit unter den Segnungen des Friedens die wirtschaftliche Entwicklung von Westeuropa mit Riesenschritten vor sich ging. Da sind zuerst zu nennen: die englischen Φ . von 1815 und 1825. Die Anwendung der Dampfkraft in der Woll- und Baumwollindustrie, der Aufschwung der Kohlen- und Eisenindustrie sowie die rasche Ausbreitung der Kolonial- und Handelsmacht Großbritanniens hatten schon Ende des 18. Jahrh. eine ungeahnte Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte veranlaßt. Dadurch wurde die Spekulation angefeuert und eine große Anzahl von teils schwindelhaften industriellen Projekten wachgerufen. Durch das Zusammenwirken von Überproduktion, schlechten Ernten, beengtem Geldsinn brach eine partielle Krisis aus, die von 1815—18 die schwersten Mißstände hervorrief. Biel tiefer griff die Krisis von 1825 in alle Kreise des geschäftlichen Lebens; nach einer wilden Gründungs- und Spekulationsperiode,

welche die unsinnigsten Unternehmungen aufnahmefähig machte, erfolgte im Herbst 1825 der Zusammenbruch. Unzählige Familien, eine vollständige Völkerverauste und eine Stöckung allen Verkehrs waren die Folgen; die Verarmung griff tief in den ganzen Mittelstand, Arbeiterentlassungen und -Ausflüsse, Massenwanderungen waren die letzten Zerkünfte. Das unselige Gekarren der amerikanischen Zettelbanken rief in Nordamerika in den Jahren 1814, 1830, 1837 und 1839 salgenfchwere Katastrophen hervor; auch in England warf sich die Über speculation bald wieder auf das Gebiet des Zettelbankens und veranlaßte 1836 und 1839 Kriegen, deren Zerbergung die Peesche Bankstätt entgegenzutreten suchte. In den 1830er Jahren wurde eine Anzahl von Eisenbahnprojekten entworfen, mit deren Ausführung man 1844 begann. Als aber in den beiden folgenden Jahren Kartaffelsümmis, Mischwachs des Getreides, Sehlern in Baumstoffe eintraten und an eine Rentabilität der Eisenbahnen nicht zu denken war, folgte 1847 wieder eine größere Handelskrisis, die auch auf den Kontinent ihre Auswirkungen in empfindlichem Grad äußerte.

Einen noch allgemeineren Charakter trug die Krisis des Jahres 1857. Die Bewegungen von 1848 hatten zwar den Unternehmungsgeist eingeschüffert, doch nahm dieser Anfang der 1850er Jahre einen solchen Aufschwung, daß Ende 1856 die Banken zu Diskontenerhöhungen gezwungen waren; aber noch einmal flardete die Hanse auf. Die Spekulation warf sich auf den Warenmarkt: Kaffee, Zucker, Baumwollseiden enorm im Preis, bis dann in der zweiten Hälfte des Jahres 1857 ein Zusammensturz erfolgte, der sich über Amerika, England, Frankreich, Österreich und Deutschland ausbreitete und von den deutschen Plätzen Hamburg am härtesten traf. Mehr von örtlich beschränkter Wirkung waren die Geldklemmen in Frankreich 1863 und 1864, die Landaner Krisis vom Jahre 1866, die bedeutende Verluste nach sich zog, und die Katastrophe in New York 1869 (mit dem black friday vom 23. Sept.), verursacht durch die verkehrte Politik der Regierung, die es unternahm, Staatspapiergeld einzuziehen.

DieausgedehntesteKrisis, und zwar eine echte Weltwirtschaftskrisis, war die von 1873. Von der Wiener Börse ausgehend, hat sie der Zeitfolge nach sich noch 1875 über Italien, Rußland, Nordamerika, Deutschland, England, Holland, Belgien, einzelne Staaten von Südamerika und Australien ausgedehnet und in den folgenden Jahren die übrigen europäischen Länder und Classen mit in ihren Wirbelskreis gezogen. Sie erstreckte sich auf fast alle großen Welt-handels- und Industriezweige, zuerst auf Eisen und Kohle, dann auf die meisten Textilindustrien, chemischen Industrien, die Fabrikation von Genuß- und Nahrungsmitteln, deren Zufuhr, die Eisenbahnen, den Schiffbau. Endlich hat noch keine Krisis so nachhaltige Wirkungen herbeigeführt wie die 1873er, denn die nachtheiligen Einflüsse derselben machten sich die 1879 geltend, und auch die 1880 eingetretene Besserung zeigte durch ihre kurze Dauer, wie sehr die ganze Weltwirtschaft ins Farkel gerathen war. Zwar hatten gerade in Deutschland die glückliche Beendigung des Krieges überspannte Hoffnungen auf den befruchtenden Segen der von Frankreich zu zahlenden Kriegskontribution und die Befestigung des Konfessionszwanges für Alltagsbeschäftigung eine echte Grundung für a hervorgeführt, indem eine Menge neuer, zum großen Theil nicht lebensfähiger Unternehmungen geschaffen wurde. Doch zeigt die Thatsache, daß die

Krisis sich über viele Länder ausdehnte, daß die Ursachen derselben vornehmlich in den wirtschaftlichen Umwälzungen zu suchen sind, die durch Änderungen in der Technik, Anwendung von Maschinen und Dampfkraft und ausgedehnten Bau von Eisenbahnen veranlaßt wurden, überall einen heftigen Weltboom bewirkten und so, nachdem einmal eine Menge Kapital fixiert war, zur Überproduktion führten.

Eine zu Beginn des Jahres 1882 in Frankreich ausgebrochene Bärenkrisis, die mit einer Anzahl bontausfacher Gründungen, besonders der Union générale, der Banque de Lyon et de la Loire, und mit einer vorausgehenden toffen Agitation zusammenhäng, hatte zwar einen mehr lokalen Charakter, erschütterte aber nicht nur die französischen, sondern auch die übrigen europäischen Geldmärkte. 1890 veranlaßten in der Vereinigten Staaten von Amerika die von der Silberpartei durchgeführten Maßnahmen zugunsten des Silbers eine Bärenkrisis. Eine sngelleute Spekulation in südafrikanischen Minenwerken lief im November 1895 eine Bärenkrisis herbei, die fa ziemlich alle westeuropäischen Plätze ergriff. Seit 1900 macht sich in Deutschland der Rückgang des vorhergehengangen lebhaften industriellen Aufschwunges namentlich in einzelnen Orten und Industriezweigen (Baumwesen, elektrische Maschinenindustrie) sowie im Sandsteinbau demerbar. Vgl. W. Hirth, Geschichte der D. (4. Aufl., Frankfurt a. M. 1890); Laveleye, Die Geld- und Handelskrisen (deutsch, Roffel 1885); Juglar, Des crises commerciales (2. Aufl., Par. 1890); Cäbelhäuser, Die wirtschaftliche Krisis (Berl. 1876); Reumuth, Die Spekulationskrisis von 1873 (Leipz. 1874); Glagau, Der Börsen- und Gründungswirbel in Berlin und Deutschland (4. Aufl., daf. 1876, 2 Ale.); Jessell über die Wiener Krisis 1873; Lindner, Die Ände der Millionen (Wien 1883) und die Statistik der Krisis in Reumann-Spallarts' Übersichten der Weltwirtschaft (Stuttg. 1878—84); J. Balf, Die gegenwärtige Wirtschaftskrisis (Tübing. 1888); Basserraß, Preile und Krisen (Stuttg. 1889); v. Bergmann, Die Wirtschaftskrisen. Geschichte der nationalökonomischen Krisenbeurtheilungen (daf. 1895); Tugan-Baranowsky, Studien zur Theorie und Geschichte des D. in England (Jena 1900); Steinberg, Die Wirtschaftskrisis 1901 (Bann 1902); Ederstadi, Die gegenwärtige Krisis und die Aufgaben der Gesetzgebung (Berl. 1902); Max, Das Grundgesetz der Wirtschaftskrisen und ihre Barbeugemittel im Zeitalter des Monopols (daf. 1902).

Handelskunde, f. Handelswissenschaften.

Danbel|gleitkraut|ten, [- Danbel|gleit|tuln.

Banbelömäfler, f. Dräfler.

Handelsmarine, f. See|schiffahrt.

Handelsmatrikel, s. wie Handelsregister.

Danbelömmen, f. Dieffen.

Handelsministerium heißt in größeren Staaten das Ministerium, das mit Überwachung und Leitung der Handels- und Gewerbeangelegenheiten betraut ist. In kleineren Staaten werden die Obliegenheiten des Handelsministeriums gewöhnlich dem Ministerium des Innern oder der Finanzen übertragen. In Preußen wurde durch königlichen Erlass vom 17. April 1848 ein Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom Ministerium des Innern abgezwigt, dem außer dem nunmehr aus das Deutsche Reich übergegangenen Post- und Telegraphenwesen und den Geschäften des Handelsamtes das Salz-, Berg- und Hüttenwesen, das Handels-, Fabrik- und Baupolizei, die Bau- und Gewerbepolizei und die

Landwirtschaft überwiesen waren. Nachdem dieses Ministerium im Laufe der Jahre eine Reihe seiner Befugnisse verloren, wurde 1. April 1879 ein Ministerium für Handel und Gewerbe geschaffen, zu dessen Zuständigkeit alle Angelegenheiten gehören, die mit Handel und Gewerbe mittelbar oder unmittelbar im Zusammenhang stehen. In Österreich sind das Post- und Telegraphenwesen, das Postsparkassenamt sowie die Generaldirektion der Staatseisenbahnen dem H. mit unterstellt. Ungarn besitzt ein Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel. In Frankreich bestehen neben dem H. besondere Ministerien des Ackerbaues und der öffentlichen Arbeiten. Italien hat ein Ministerium des Ackerbaues und des Handels. England hat ein besonderes Handelsamt (Board of trade), dessen Präsident Mitglied des königlichen Kabinetts ist. In Rußland werden die Verwaltungszweige, die anderwärts dem H. überwiesen sind, vorwiegend vom Finanzministerium erledigt.

Handelsmonopol, f. Monopol.

Handelsmünzen, Geldstücke, die nicht für den Verkehr im eignen Staat, sondern für den Privatverkehr nach fremden Ländern oder doch ohne Übereinstimmung mit der Landeswährung geprägt werden; so der preussische Banktotaler von 1763, zu 8 $\frac{1}{2}$ % Stück aus der runden Mark von 228 Grän, für den Hamburger Handel, der Mariatherecentaler für die Levante &c., aber auch die Krone des Münzvertrages von 1857. Zum Zwecke des ausländischen Handels in Ostasien sind von dort beteiligten Mächten dem Säulenpfeiler ähnliche H. ausgegeben worden; aber die am reichlichsten geprägten nordamerikanischen Trade-Dollars (f. Dollar) und japanischen Handels-Yen haben sich nicht bewährt.

Handelsmuseen haben den Zweck, das Wissenswerte aus dem Gebiete des Handels durch geordnete Gruppierung übersichtlich dem Auge darzustellen. Ein solches Museum ist bei im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg dem Handel gewidmete Abteilung, deren Zweck es ist, die Geschichte des Handels so übersichtlich zur Darstellung zu bringen, daß sich die geschichtliche Entwicklung und Fortbildung desselben genau verfolgen läßt. Einen andern Zweck haben die H., die zur jetzten Klärung und als Wegweiser für unsere Industrie dienen sollen. In diesen Anstalten sollen alle Arten von Rohstoffen und Industrieerzeugnissen, die Gegenstand des Handels mit fremden Ländern bilden, angehäuft und übersichtlich, systematisch und in Gruppen geordnet werden. Der Besucher würde sich hier rasch orientieren über alles, was vom Ausland mit Nutzen zu beziehen ist (Art der Stoffe, deren Bezugsort, Preis &c.), und was dort verlangt wird. Das Museum müßte darum nicht allein Aufschluß geben über Bedürfnisse und Geschmack anderer Länder, über die zweckmäßigsten dort gewünschten Farben, Formen, Muster, über Größen, Art der Verpackung, der äußern Ausstattung, sondern es müßte auch Angaben liefern über andre Handelsverhältnisse und Tauschbedingungen, Zollwesen, Kommunikationsmittel, Frachtsätze, kurz über die gesamten Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse des fremden Marktes. Mit den H. können auch Exportmusterlager (f. d.) verbunden sein. Solche Anstalten wurden errichtet 1883 in Brüssel, 1884 in Amsterdam, 1886 in Frankfurt a. M., 1887 in Antwerpen. In Österreich bestand schon seit längerer Zeit ein für den Handelsverkehr mit dem Orient eingerichtetes Orientalisches Museum. Dasselbe ist nun in ein zentrales österr. reichliches Landesmuseum umgewandelt, das Kunstgewerb-

liche Ausstellungen enthält, als Informationsbureau dient und zur Förderung der Ausfuhr rege Beziehungen zu allen Teilen der Monarchie pflegt. Es gibt seit 1888 die Zeitschrift »Das Handelsmuseum« und seit 1889 jährlich den »Zollkompass« heraus, der Mitteilungen über Zollgesetze, Zolltarife und Handelsverträge aller Länder enthält. Eine ähnliche Anstalt besteht in Budapest. Neuerdings wurden H. gegründet: 1891 in Washington für die Handelsbeziehungen der Ländergebiete Nord- und Südamerikas, 1892 in Rom, 1893 in Marseille für koloniale Zwecke, im gleichen Jahre in London (Imperial Institute), 1896 in Stockholm, in New York und (ein Welthandelsmuseum) in Philadelphia; in mehreren andern Städten wird die Errichtung solcher geplant.

Handelsniederlage, sowie vor Filialgeschäft; f. Filial; über das Wesen der Zoltniederlage f. b.

Handelsniederlassung, Niederlassung, Etablissement, Handelsgeschäft, auch Geschäft (schlechthin) ist zusammengesetzte Bezeichnung aller zu einem kaufmännischen oder gewerblichen Zwecke vereinigten Produktionsmittel (Sachen, Forderungen und Schulden, Kredit, Kundschaft, Arbeitskräfte &c.). Der Ort der H. ist an dem Platz, von dem die kaufmännische Leitung des Handelsgeschäfts tatsächlich ausgeht. Als Ort der H. von Gesellschaften, Genossenschaften &c., der hier Sitz genannt wird, gilt der Ort, wo die Verwaltung geführt wird. Ein Kaufmann kann mehrere Handelsniederlassungen besitzen, besteht zwischen ihnen eine beratende Unterordnung, daß nur ein Etablissement nach außen hervortritt, so spricht man von Haupt- und Nebenétablissements (Filialen), dagegen bezeichnet man ein neben der Hauptniederlassung bestehendes Etablissement, von dem aus unmittelbar selbständige Geschäfte (nicht nur Vorbereitungs-, Vermittlungs- und Ausführungsgeschäfte) gemacht werden, als Zweigniederlassung, Filialen, technische Bureaus, Lagerräume, in deren Geschäftskreis nur nebensächliche oder das Handelsgeschäft nur unterstützende Verrichtungen fallen, sind keine Zweigniederlassungen. Jeder Kaufmann muß die Firma und den Ort seiner H. bei dem Gericht eintragen lassen, in dessen Bezirk die H. sich befindet. An dem Orte der Haupt- oder Zweigniederlassung ist für alle auf den Geschäftsbetrieb der H. bezüglichen Geschäfte ein Gerichtsstand (f. b.) begründet (§ 21 der Zivilprozeßordnung), ebenso gilt derselbe nach § 269 und 270 des Bürgerlichen Gesetzbuchs als Leistungs- oder Erfüllungsort. Die Firma hat infolgedessen an der H., als sie nicht ohne das Handelsgeschäft, für das sie geführt wird, veräußert werden kann. Dagegen kann die H. mit oder ohne Firma aus einem andern übergehen, ja die bisherige Firma darf sogar nur von dem Nachfolger weitergeführt werden, wenn der bisherige Geschäftsinhaber oder dessen Erben ihm die Erlaubnis hierzu geben. Wäre eine H. in Konkurs, so ist für das Konkursverfahren das Amtsgericht zuständig, bei dem der Gemeinschuldner seine H. hat (§ 71 der Konkursordnung).

Handelsobligation, f. Handelsbillet.

Handelspapier (negotiable paper) ist ein für den Umlauf und Handel geeignetes und bestimmtes Wertpapier, das einen Markt- oder Börsenpreis hat. Für die Natur und Bedeutung der Handelspapiere ist deren Zirkulationsfähigkeit von besonderer Wichtigkeit; sie müssen leicht übertragbar (begebbar) sein, daher sind namentlich Ordre- und Indossamentpapiere (f. b.) Gegenstand des Handels und des Börsenverkehrs (f. Börse).

Handelsspand, ein Spand oder Pandrecht, das ein Kaufmann an beweglichen Sachen oder an Rechten im Betrieb seines Handelsgewerbes erwirbt oder besitzt. Das Pandrecht unterliegt im allgemeinen im Spand den gleichen Vorschriften wie im sonstigen Verste (Bürgerliches Gesetzbuch, § 1204—1206). Das Handelsgesetzbuch gibt nur einzelne Sondervorschriften für das P. in den §§ 366—368. Zunächst bestimmt § 366 den allgemeinen Schutz des erwerbenden auch auf den Fall aus, daß der Erwerber des Handelsspandes zwar den Verpänder nicht für den Eigentümer gehalten oder zwar das entgegenstehende Recht eines Dritten gekannt, aber angenommen hat, daß jener zur Verfügung über die Pfandsache für den Eigentümer oder dinglich berechtigten Dritten befugt sei. Dieser weitgehende Schutz des guten Glaubens für das vertragsgemäße P. wird auch für das gesetzliche Pandrecht des Kommissionärs, Speditors, Lagerhalters und Frachtführers gewährt (§ 366, Absatz 2). Eine Sondervorschrift enthält § 367 für die Bankier und Geldwechsler, bei denen guter Glaube als ausgeschlossen gilt, falls sie ein dem Eigentümer abhanden gekommenes Inhaberpapier (i. d.) erworben oder besitzen haben, das in dem letzten Jahr öffentlich als abhanden gekommen im »Neckungsanzeiger« ausgeschrieben war. Im Gegensatz zum Bürgerlichen Gesetzbuch § 1234, nach dem zwischen der Androhung und Vollziehung des Pfandverkaufes eine Frist von 1 Monat liegen muß, setzt § 368 des Handelsgesetzbuches hierfür eine Frist von nur 1 Woche fest, falls die Verpfändung sowohl auf Seiten des Pfandgläubigers als des Verpfänders ein Handelsgeschäft ist, also zwischen Kaufleuten im Betrieb ihres Handelsgewerbes stattfand. Auch für das gesetzliche Pandrecht der obengenannten vier Arten von Kaufleuten gilt hinsichtlich dieser Wartefrist das Gleiche, wobei jedoch Speditoren und Frachtführer auch dann nur 1 Woche Wartefrist zu beobachten haben, wenn nur auf ihrer Seite der Speditors- oder Frachtvertrag ein Handelsgeschäft ist (§ 368, Abs. 2). Vgl. auch Verfrachter, Schiffsgläubiger und Bobmerel.

Handelspflanzen, Kulturpflanzen, deren Erzeugnisse Rohmaterialien für verschiedene, mit dem Landwirtschaftsbetrieb nicht in Verbindung stehende industrielle Unternehmungen liefern. Der Handelsgewächsbau ist schwieriger und kostspieliger als der Getreidebau, liefert schwankendere Roh-, aber bei günstigen Handelskonjunkturen viel höhere Reinerträge sowie Produkte, die wegen des hohen Wertes leichter transportabel sind. Zur Durchführung des Anbaues der H. sind oft bedeutende Betriebskapitalien und zahlreiche Arbeitskräfte erforderlich. Am geeignetsten für die Großkultur sind von den H. die Ölfrüchte (s. Ölfruchtbau), während die Gewürzpflanzen, die Gewürz-, Farb-, Arznei- und Manufakturpflanzen eher für die Kleinkultur sowie überhaupt für hochintensiven Landwirtschaftsbetrieb passen. Der Bedarf an Produkten, welche die H. bieten, ist mit Ausnahme von Tabak und Hopfen sehr gering und ihr Anbau nur auf solche Gebiete beschränkt, die durch besonders günstige Vegetations- und Abkühlungsverhältnisse dafür geeignet sind.

Von den Gewürzpflanzen, die ätherisches Öl enthaltende Pflanzenteile liefern, werden selbstmäßig gebaut: schwarzer und weißer Senf, deren Samen zur Bereitung des Rosttrichs (Senf, Rosturbe) dienen. Ersterer wird besonders in Südranftreich, Griechenland, Rußland u. auf kalkreichem Boden in ähnlicher Weise wie die Ölfrüchte kultiviert. Meerrettich

(Kren, Grün) wird am ausgedehntesten bei Bamberg, Rastatt, Essenburg, Erlangen, Nürnberg, Würzburg, Hannover, Liegnitz, Hamburg, um Züllich (Niederösterreich), Malin, Gassel (Böhmen) u. gebaut. Die Anlage eines Meerrettichfeldes erfolgt auf meist tief gelapptem, sorgfältig gebüngtem, tiefgründigem frischen Boden mit Rhizomstüben (Stangen, Sturzeln, Fehrer u.), die in schräge Pflanzlöcher in 40—80 cm Entfernung gepflückt werden. Über Sommer erfolgt mehrmaliges Behacken, gegen Ende Juli das »Heben« und »Fugen«, um möglichst viele Stangen zu erhalten. Die Stangen werden im ersten oder zweiten Herbst aus dem Boden genommen und mit wollenen Lapfen abgerieben. Das Stielstiel liefert durchschnittlich 24—26,000 Stangen von 30—35 cm Länge und 2,5—5 cm Dike. Der Kümme (Kare, Kümme), dessen Samen als Gewürz für Brot, Käse und Speisen, als Zugabe zu Wurstwaren, zur Herstellung von ätherischem Öl, in der Medizin und der Seifenfabrikation verwendet werden. Der Anbau erfolgt entweder durch Pflanzung oder durch Saat unter einer Überfrucht. Er erhält die Kultur einer Hafstrucht. Am meisten schädigt ihn durch Verdrängung der Samenbildung die Kümmechabe (Depressaria nervosa) und die Erscheinung der Troper, die darin besteht, daß die Pflanzen im zweiten Jahre nicht in Samen schießen wollen. Fenchel, Anis, Koriander sind wie Kümme Dolbengewächse und werden als Hafstrücker jedoch nur hier und da im großen kultiviert. Safran liefert als nughbaren Teil die Narbe mit einem Teil des Griffels, die getrocknet als Gewürz und zum Färben von Butter, Käse, Wästen u. verwendet wird. Die ausgedehntesten Safrangärten finden sich in Niederösterreich, Südtirol, Ungarn, in der Provence und in Loiret. Die Anlage der Safranbeete, die drei Jahre nach Zwischenpausen von 7—10 Jahren zur Safrankultur verwendet werden, geschieht mit jungen Zwiebeln (Kiele), die älteren Pflanzungen entnommen werden. Die Erde ist sehr mühsam, weil die Karben einzeln vor dem Eintritt der Mittagswärme aus den Blumen ausgelöst und bei gelinder Wärme in Ofen getrocknet werden müssen. Die Zwiebeln werden im Frühjahr und Sommer oft massenhaft von dem Safrantob (Rhizoctonia crocorum) zerstört. In zwei Erntejahren erhält man von einem Hektar 17—30 kg Karben. Zu 1 kg getrockneter Karben sind 40—100,000 Blüten notwendig. Die Zwiebel (Zipolle, Voller) wird als Küchengewürz und Küchengemüse verwendet. Zum Anbau kommen glattrunde Kopf- oder Apfelfrüchte und längliche oder Birnzwiebel, die je nach der Farbe der Zwiebeln noch weiter unterschieden werden. Der Anbau geschieht mit Samen oder durch Verpflanzen auf gartenmäßig vorbereitete, warme, humusreiche Beete. Unterbleibt das Schwellen der Zwiebeln im Herbst, so werden zur Beförderung des Ausbreitens die Stengel eingetrennt, getrocknet. Das Ausnehmen erfolgt nach dem Aufwachen der Stengel im August und September. Die am Herbst getrockneten Zwiebeln werden auf Heisen gebunden oder, mit Stroh in Jähren geschnitten, in frostfreien Räumen aufbewahrt. Geerntet werden vom Hektar 100—150—180 dz. Zwiebelbau wird in Deutschland bei Vorna (jährliche Produktion 45,000 Ztr.), Großgottin (Bezirk Erfurt), Frankenthal in der Pfalz, Essenburg (Mabergzwiebeln), Lübbenau u. getrieben.

Über die Anbau- u. Ertragsverhältnisse einiger der vorerwähnten Gewürzpflanzen geben folgende Zahlen (nach Krosch »Pflanzenbaulehre«) Anhaltspunkte:

Anz.	Anlagr. auf 1 Hektar dreifährig	Saatzmenge in Reiben	Reihen- entfer- nung in Sentim.	Ernteertrag auf 1 Hektar	
				Körner in Hektol.	Stroh in Ztr.
Ant.	—	17—20	30—40	14—24	18—26
Senf.	18—19	8—10	30—50	15—25	20—30
Rosenk.	—	23—31	—	17—20	18—30
Rümel.	0—15	4—10	30	15—43	20—30
Gerst, schwarze	0,3—0,4	0,15—0,4	45	10—15	8—12
Senf, weißer	0,3—0,3	0,15—0,4	45	10—20	13—24

Den Farbpflanzen kommt unter den *S.* mit Bezug auf die Ausdehnung des Anbaues die geringste wirtschaftliche Bedeutung zu, seitdem die allgemeinere Verwendung der Farbstoffe tropischer Pflanzen und künstlich hergestellter Farbstoffe den Bedarf an Farbstoffen aus europäischen Farbpflanzen immer mehr eingeschränkt hat. Zu erwähnen sind: die Schwarze Kanne (Stodrofe, Pappetrofe), die im zweiten Jahre rote Farbstoffe enthaltende Blüten liefert, die zum Färbearbeiten von Wein, Klörten, Essig &c. verwendet werden. Man erntet vom Hektar 1,4—7,8 dz Blüten. Saffor (Härbdittel, Fälscher Safran), der in den mennigroten Blumenblättern einen roten Farbstoff (Karthamin) und in den Samen Brenn- und Speiseöl liefert. Bau (Weißkraut, Hornkraut, Härbkraut) wird wegen des in den Blättern und Stengeln vorkommenden gelben Farbstoffes (Luteolin) hier und da im großen angebaut. Der farbstoffreichere französische Bau wird jetzt im Frühjahr, der höhere deutsche Bau im August geerntet und letzterer im Juli des nächsten Jahres in voller Blüte geerntet und sorgfältig getrocknet. Bald (deutscher Indigo) wird seit der Verwendung des Indigo zum Blaufärben nur noch in sehr beschränkter Ausdehnung kultiviert, und zwar in Frankreich eine glattblättrige, der Languedocwaid, und in Thüringen eine rauhblättrige Varietät. Geerntet wird 2., 3., 4., 5mal im Jahr, indem man die Blätter bis auf die jedesmal stehenden Blätter abschneidet. Krapp (Weißkraut) wird wegen der unterirdischen Stämme besonders im Rhonetal um Avignon, in den Niederlanden, im Elsaß, um Breisau, in der Uckermark, in der Provinz Sachsen, in Österreich, in Italien, am Schwarzen Meer &c. kultiviert. Er verlangt tiefgründigen, fruchtbar bearbeiteten Boden und kann aus Samen oder aus Sprossen (Reisern) gezogen werden. Der Ertrag in ein, zwei oder drei Jahren wechselt von 11—20—40 dz trockner Wurzeln vom Hektar. Die Anbau- und Ertragsverhältnisse der Farbpflanzen stellen sich wie folgt:

	Saatz- menge* in Reiben	Ertrag von 1 Hektar		
		Körner	Stroh	Blüten
Senf	25—35	9—14 hl	20—40	0,85—2,4
Bau	6—8	3—6 dz	20—40	—
Saffor	10—14	4—6 dz	20—40	—

* Kilogramm auf 1 Hektar.

Von Blattpflanzen kommen Tabak und die Kohlpflanzen in Betracht. Über Arzneipflanzen s. d. Von den Manufakturpflanzen erlangt die Seidenzucht gebietsweise größere Bedeutung. S. die Artikel »Tabak, Gemüsekultur und Dipsacus«. Vgl. Krafft, Pflanzenbaulehre (6. Aufl., Berl. 1897); Langenthal, Handbuch der landwirtschaftlichen Pflanzenkunde (5. Aufl., das. 1879, 3 Bde.); Löhde, Anleitung zum rationalen Anbau der Handelsgewächse (Leipz. 1898, 7 Tle.); Jerd, Der Handelsgewächsbau (Stuttg. 1880); Regier, Die *S.* Deutschlands (Biele 1903) und die Karte »Landwirtschaft in Deutschland« (Bd. 4, S. 776).

Handelspolitik, der Inbegriff der Grundzüge, nach denen der Staat seine Interessen auf dem Gebiet des Handels wahr. Die von ihm zu ergreifenden Maßregeln, die immer auf geschichtlich gewordene Zustände Rücksicht zu nehmen haben, verfolgen teils den Zweck, den Handel direkt und indirekt zu heben und zu fördern, teils sind sie auf Beschränkungen desselben gerichtet. Eine verschiedene Stellung nehmen in der *S.* Innen- und Außenhandel ein. Der Innenhandel wurde früher vielfach durch Zinnzölle, persönliche Berechtigungen, wie Stapel-, Unschlagsrechte &c., beschränkt. Heute sind diese Schranken fast alle gefallen, die Kulturländer haben für den Binnenhandel meist den Gedanken der Handelsfreiheit verwerflich. Beschränkungen, die heute bestehen, dienen teils dem Interesse der Sittlichkeit, Sicherheit und Gesundheit (z. B. die Bestimmungen über den Handel mit Gift, Branntwein, Dynamit, gebrauchten Sachen, über Kautschukgeschäfte, Hausierweien &c.), teils dem einer gleichmäßigen Besteuerung (Bestimmungen über Zuckerhandel, Warenauktionen &c.), teils auch dem einer allgemeinen, für den Handel selbst nötigen Ordnung (Weh-, Markt-, Börsenordnung &c.). Zur Pflege und Förderung des Handels dienen die Einrichtung von Handelsgerichten nebst entsprechender Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse des Handels in der Rechtsordnung, von Handelskammern, Handelschulen, Ausstellungen &c., dann insbes. alle Maßregeln und Anstalten, die eine Hebung und Sicherung des Verkehrs herbeiführen. Die auf den Außenhandel gerichtete *S.* erstreckt teils Sicherung und Wahrung der heimischen Interessen im Ausland (konsularische Vertretungen, Handelsverträge), teils die Erhaltung und Hebung der eignen Industrie durch Beschränkungen (Einfuhrzölle, Einfuhrverbote; vgl. Merkantilsystem, Freihandel und Zölle) oder durch Befähigung von Mitteln, deren der Handel zu seiner Entwicklung bedarf (Handelsstatistik, Exportmusterlager, Konsulateberichte &c.). Eine wichtige Rolle für den Handel spielen die Transportmittel (Eisenbahnen, deren Tarifgestaltung, Eisenbahnfrachtrecht, Seeschifffahrt). Dann kann von hoher Bedeutung für ihn eine gesunde Kolonialpolitik sein, wenn dadurch Handelsbeziehungen mit fremden großen Absatzgebieten angebahnt und dauernd unterhalten werden. Vgl. »Die *S.* der wichtigsten Kulturländer in den letzten Jahrzehnten« (Bd. 49—51 u. 57 der »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Leipz. 1891—93); »Beiträge zur neuesten *S.* Deutschlands« (ebenda, Bd. 60—92, 1900—01) und »Österreichs« (Bd. 93, 1901); Grunzel, Handbuch der internationalen *S.* (Biele 1898) und System der *S.* (Leipz. 1901); van der Borght, Handel und *S.* (das. 1900); Helfferich, Handelspolitik (das. 1901); Zimmermann, Die *S.* des Deutschen Reiches vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart (2. Aufl., Berl. 1901); Schip-pel, Grundzüge der *S.* (das. 1902); Artikel *S.* im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4 (2. Aufl., Jena 1900).

Handelsprämien, Belohnungen, die zur Unterstützung und Förderung von Industrie und Handel, besonders in Anknüpfung an Aus- und Einfuhr von Waren, gewährt werden. Sie waren eine beliebte Maßregel des Merkantilsystems (s. d.). Vgl. Ausfuhr.

Handelsprivilegien, die Vorrechte, die einer Stadt, Gesellschaft (Handelskompanien) oder Person oder einer Klasse (z. B. den Juden im Mittelalter, die Geld auf Zins ausleihen durften) für Handelszwecke eingeräumt werden. Das territorial gesplit-

terte Deutschland war sehr reich an den mannigfachen H. Sie bestanden in Rouppols-, Stapel-, Umschlagrechten u. a. sowie in einer Reihe von Vorurteilen über die Benutzung der Handelsstraßen. Auch nennt man H. die Vorrechte, die ein Staat einem andern vor dritten Staaten in Bezug auf den Handelsverkehr zugesetzt.

Handelsrat, s. wie Handelskammer; Mitglied einer solchen; auch s. wie Kommerzienrat; in Frankreich ein 1831 nur für das Interesse des Handels errichtetes, 1853 im Interesse der Landwirtschaft und Industrie erweitertes Kollegium (Conseil supérieur du commerce, de l'agriculture et de l'industrie), das aus Beamten und Vertretern von Handel, Industrie und Landwirtschaft zusammengesetzt ist, um Fragen der Gesetzgebung und der Verwaltung vorzubereiten und zu begutachten.

Handelsrecht ist der Inbegriff der besonders für den Handel geltenden Rechtssätze. Diejenigen Normen desselben, welche die aus dem Handelsverkehr entspringenden, aus Sonderinteressen deruenden Beziehungen der Personen zueinander und zu den Sachen ordnen, bilden das Privathandelsrecht oder Handelsprivatrecht. Das Staatshandelsrecht, ein Teil des Verwaltungsrechts, regelt die Beziehungen der Staatsgewalt zum Handel nach der politischen, finanziellen, strafrechtlichen und prozeduralen Seite. Das Völkerhandelsrecht bezieht sich auf die Bedingungen des Handelsbetriebs zwischen verschiedenen Staaten und deren Angehörigen; es ist teils allgemeines Völkerrecht der zivilisierten Staaten, teils Spezialvölkerrecht. Als Zweige des Privathandelsrechts sind zu betrachten: das Wechsel-, das See- und das Persischerungrecht.

Das deutsche H. beruht gegenwärtig auf dem Handelsgesetzbuch vom 1. Jan. 1900, das nur eine Umarbeitung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches von 1861 ist, das gegenwärtig noch in Österreich gilt. Diese durch die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches notwendig gewordene Umarbeitung erfolgte 1895 — 97 im Reichsgesetzamt und erstreckte sich vor allem darauf, die Vorschriften des Handelsgesetzbuches mit dem Inhalt des Bürgerlichen Gesetzbuches in Einklang zu bringen, außerdem aber auch die Ergänzungen und Änderungen vorzunehmen, die seit seinem Bestehen sich als notwendig oder wünschenswert erwiesen hatten. Diese Veränderungen waren z. T. sehr wesentliche, so wurde z. B. ein ganz neuer Begriff des Kaufmanns (s. d.) aufgestellt und neue Abschnitte über die Handlungsgagenten (s. Agent), das Lagergeschäft (s. d.) eingefügt. Das neue Handelsgesetzbuch zerfällt jetzt nicht mehr in fünf, sondern nunmehr in vier Bücher. Von diesen handelt das erste vom Handelsstand (§ 1—104), das zweite von den Handelsgesellschaften (§ 105—342), das dritte von den Handelsgeschäften (§ 343—473) und das vierte vom Seehandel (§ 474—905). Das in diesem Gesetzbuch niedergelegte Recht ist jedoch nicht ausschließlich ein Recht der Kaufleute und gilt nicht etwa nur für deurechtigte Handelsgeschäfte (s. d.), vielmehr fallen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch die Geschäfte eines Nichtkaufmanns mit einem Kaufmann (sogen. einseitige Handelsgeschäfte) für beide Teile unter das H., falls sie auch nur für den Kaufmann nach § 343 u. 344 handelsgeschäftlicher Natur sind. Dagegen gelten die Bestimmungen des Handelsrechts nicht für den Geschäftsverkehr von Nichtkaufleuten untereinander. Finden sich im H. keine besonderen Vorschriften, so tritt das Bürgerliche Gesetzbuch ergänzend ein.

In Österreich gilt das bis 1900 bei uns in Kraft gebliebene Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch mit Ausnahme des Seerechts, dem sich auch Ungarn im großen und ganzen (16. Mai 1875) anschloß. In Frankreich ist für das H. noch der Code de commerce in Geltung, der jedoch durch eine Reihe nachfolgender Gesetze teils abgeändert, teils ergänzt worden ist. In der Schweiz ist das gesamte Obligationenrecht durch Bundesgesetz vom 14. Juni 1881 nebst Ergänzungsgesetz vom 11. Dez. 1888 in einheitlicher Weise normiert. In Belgien gilt der Code de commerce, durch spätere Gesetze modifiziert; in den Niederlanden ist er seit 1838 durch ein neues Gesetzbuch (Wetboek van koophandel) ersetzt. Spanien besitzt seit 30. Mai 1829 ein Handelsgesetzbuch (Codigo de comercio), das dem Code de commerce zum Vorbild hat und 1885 neu redigiert wurde. Auch das Handelsgesetzbuch der Türkei ist im wesentlichen dem Code de commerce nachgebildet. Portugal hat seit 1888 ein neues Handelsgesetzbuch. In Italien wurde durch Gesetz vom 28. Juni 1865 ein Handelsgesetzbuch für das Königreich publiziert, das wesentlich auf dem arabischen Handelsgesetzbuch (30. Dez. 1842) beruht, jedoch mehrfach modifiziert wurde, bis 31. Okt. 1882 ein neues Handelsgesetzbuch (Codice di commercio) in Kraft trat. Das H. für Rußland bildet in 2883 Artikel einen Teil des russischen Gesetzbuchs, der mit 1. Jan. 1835 in Kraft getreten ist; im ehemaligen Königreich Polen gilt noch das französische Recht. Großbritannien, die skandinavischen Staaten und die Vereinigten Staaten von Amerika haben heute noch kein besonderes H., teilweise wird dort nach dem geltenden Bürgerlichen Recht, teilweise nach Handelsgewohnheitsrecht gehandelt. In Brasilien gilt seit 25. Juni 1850 ein auf Grundlage des französischen, spanischen, holländischen und namentlich des portugiesischen verfaßtes Gesetzbuch. In Japan endlich gilt seit 1899 ein dem deutschen Handelsgesetzbuch nachgebildetes Handelsgesetzbuch.

Literatur des neuen Handelsgesetzbuchs: 1) Systematische Darstellungen: E. o. f. a. d., Lehrbuch des Handelsrechts (6. Aufl., Stuttgart, 1903); Engelmann, Das deutsche Handels-, Wechsel- und Seerecht (Berl. 1899); Garais, Das deutsche H. (7. Aufl., das. 1903); die preisgekrönte Darstellung des Handelsrechts von Korn (5. Aufl., das. 1901); Lehmann, Handels-, See- und Wechselrecht, in: Vortrags- u. Enzyklopädie der Rechtswissenschaften (das. 1900); 2) Kommentare, a) mit Seerecht: Rakower-Löwe (12. Aufl., das. 1898—1902, 2 Bde.); b) ohne Seerecht: Düringer u. Hadenburg (Mannh. 1899 ff.), Garais (2. Aufl., Münch. 1900), Frankendurger (2. Aufl., das. 1902), Goldmann (Berl. 1901 ff.), Lehmann u. Ring (das. 1899—1901, 2 Bde.), Rudorff (Stuttg. 1898), Staub (7. Aufl., Berl. 1901; Ausg. für Österreich bearbeitet von Fiesl, Wien 1904); c) Seerecht allein: Vögen, Das deutsche Seerecht (Leipz. 1897 ff.); Leo, Deutsches Seehandelsrecht (Münch. 1902); 3) Textausgaben mit Anmerkungen: B. a. j. m. (mit Einschluß des See- und Wechselrechts, 5. Aufl., Berl. 1902), L. i. t. h. a. u. r. (12. Aufl., das. 1901), Meyerhoff (das. 1900); 4) Gemeinverständliche Darstellungen: Böhn, Der Kaufmann und sein Recht (Leipz. 1900); Franke, Das Recht des Kaufmanns (das. 1901); Körner, Das neue deutsche H. (Hannov. 1901); 5) Zeitschriften: Zeitschrift für das gesamte H. (herg. von Lehmann und Rechner, Stuttg. 1858 ff.); Monatschrift für H. und Bankwesen (herg.

von Goldheim, Berl. 1892 ff.); 6) Rechtsprechung: »Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen« (Leipz.) und die meisten juristischen Zeitschriften. Eine Zusammenstellung der alljährlich ergehenden abgerichteten handelsrechtlichen Entscheidungen in Form kurzer Rechtsfälle gibt die alljährlich erscheinende »Handelsrechtliche Rechtsprechung« von E. Kaufmann (Hannov. 1901 ff.); 7) Gesetzesammlung: Friedberg, Die Handelsgesetzgebung des Deutschen Reichs (7. Aufl., Leipz. 1903); Borchardt, Die geltenden Handelsgesetze des Erdalles ins Deutsche übertragen (Berl. 1884 ff., 5 Bde.). Für Österreich: Canstein, Lehrbuch des österreichischen Handelsrechts (Berl. 1896 bis 1896, 2 Bde.); Palliger, Das österreichische H. (Wien 1895), Kommentar von Staub (s. oben).

Handelsregalien, früher Regalien (s. d.), auf Grund deren dem Staate der Kleinhandel mit gewissen Produkten (Tabak, Branntwein u.) zustand. Heute bilden sie eine besondere Form der Erhebung von Aufwandsteuern (s. d.).

Handelsregister (Handelsmatrikel) ist ein öffentliches, dem Amtsgericht geführtes Buch, in das die den Handel betreffenden Tatsachen eingetragen werden, deren Eintragung gesetzlich vorgeschrieben oder zugelassen ist. Die Organe des Handelsstandes, z. B. Handelskammern, sind verpflichtet, die Registergerichte (s. d.) behufs Verhütung unrichtiger Eintragungen und behufs Berichtigung und Vervollständigung des Handelsregisters zu unterstützen. Die gleiche Pflicht liegt den Notaren, Polizei- u. Gemeindebehörden, Gerichten u. od. Die Führung des Handelsregisters und die Eintragung in dasselbe ist für das ganze Deutsche Reich durch § 125 ff. des Reichsgesetzes freiwilliger Gerichtsbarkeit und § 8 des Handelsgesetzbuches einheitlich geregelt. Die Einsicht ist jedermann gestattet. Der Eintrag ist im »Reichsanzeiger« und in mindestens einem andern Blatte zu veröffentlichen. Alle Anmeldungen zum H. sind persönlich bei dem Gerichte zu machen oder in öffentlich beglaubigter Form einzureichen. Erfolgen kann die Anmeldung und Eintragung bei allen Gerichten, in deren Bezirk der Firmeninhaber eine Niederlassung hat, nur darf bei dem Gerichte die Zweigniederlassung erst eingetragen werden, wenn der Nachweis erbracht ist, daß die Hauptniederlassung bei dem Gerichte ihres Sitzes eingetragen ist. Der Eintragung unterliegen alle gewerbliche Unternehmen, die nach Art und Umfang einen in kaufmännischer Weise eingerichteten Geschäftsbetrieb erfordern (§ 2 des Handelsgesetzbuches): Firmen von Zweigniederlassungen, Firma und Ort der Handelsniederlassung (s. d.), Änderungen der Firma oder ihrer Inhaber und Erbsachen der Firma, Erteilung und Erlöschen der Procura (s. d.), offene Handelsgesellschaften (§ 106 ff.). Ausschluss eines Gesellschafters von der Vertretung (§ 125), Auflösung u. Fortsetzung der offenen Handelsgesellschaft, Benennung der Liquidatoren und Erlöschen dieser Gesellschaft. Zur Erzielung der Eintragung steht dem Registergericht nach § 132 — 139 des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit das Recht zu, Ordnungsstrafen zu verhängen, deren Einzelbetrag 300 Mk. nicht übersteigen darf. Ist eine der eintragungspflichtigen Tatsachen nicht eingetragen und bekannt gemacht, so kann sie einem Dritten gegenüber nicht geltend gemacht werden, es sei denn, daß er sie ahnend kannte (§ 15, Abs. 1). Ist dagegen eine registrierpflichtige Tatsache eingetragen und bekannt gemacht, so muß sie jedermann gegen sich gelten lassen, wenn er nicht beweist, daß er sie nicht kannte, noch kennen konnte (§ 15, Abs. 2). Eine Reihe weiterer Be-

stimmungen über die Registerpflicht finden sich im Handelsgesetzbuch verstreut, so z. B. bezüglich der Schuldübernahme bei Erwerb eines Handelsgeschäfts (§ 25), bezüglich der Haftung des in das Geschäft eines Einzelkaufmanns eintretenden Teilhabers (§ 28), über die Registerpflicht juristischer Personen (§ 33), von Kommanditgesellschaften (§ 162 u. 174), von Aktiengesellschaften (§ 195 — 311), von Kommanditgesellschaften auf Aktien (§ 320, 323 ff., 330 u. 334) und außerdem im Genossenschaftsgesetz, § 10 ff., und in § 7 ff. des Gesetzes, betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. S. auch Registerwesen. Vgl. Lahn, Das Handels- und Genossenschaftsregister (2. Aufl., Berl. 1901); Kurf, Das gerichtliche Registerwesen (dof. 1901).

Handelsreisender, s. Handlungsreisender.

Handelsrichter, f. Handelsgerichte.

Handelsfachen sind im materiellen Sinne alle Sachen, auf die das Handelsrecht anwendbar ist, im prozeßualen Sinne die Sachen, für die das Handelsgericht (Kammer für Handelsfachen) zuständig ist. In H. kommen die Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches nur insoweit in Anwendung, als nicht im Handelsgesetzbuch oder Einführungsgesetz hierzu ein andres bestimmt ist. Der Prozeßgang in H. unterscheidet sich, einzelne Besonderheiten für Kurf- und Warftachen (s. d.) ausgenommen, nicht von dem sonstigen Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Die H. im prozeßualen Sinne sind erspäpft ausgedehnt in § 101 des Gerichtsverfassungsgesetzes, und zwar sind dies: Klagen gegen einen Kaufmann aus einem beiderseitigen Handelsgeschäft (s. d.), aus einem Wechsel oder einem Orderpapier (s. d.), aus einem handelsrechtlichen Gesellschaftsverhältnis, aus einem Firmenrechtsverhältnis, aus einem Waren-, Koffer- und Rodellrecht, aus der Veräußerung eines bestehenden Handelsgeschäfts, aus einem kaufmännischen Anstellungsverhältnis und aus Rechtsverhältnissen des See- oder Binnenschiffahrtsrechts. Außerdem erklären einige Handelsgesetze (Handgesetz, § 50, Unlauterer Wettbewerb-Gesetz, § 15) einzelne Sachen ausdrücklich für H. Vgl. auch Handelsgerichte.

Handelschiff (Kaufahrtsschiff), s. Seeschiffahrt.

Handelskredit sind Verbindlichkeiten, die ein Kaufmann im Betrieb seines Handelsgewerbes eingeht; sie sind mit 6 Proz. zu verzinsen. Vgl. auch Handelskredite.

Handelsschulen, eigne Lehranstalten für das Bildungsbedürfnis des Handelsstandes, erscheinen in der europäischen Kulturwelt zuerst um 1700. Der Franzose Jacques Savary (»Le parfait négociant«, 1685) und nach seinem Vorgang der türkische Hofrat J. B. Warperger in Dresden (seit 1715) suchten die Kaufmannschaft in formaler Art und unter gewisse, methodische vorzutragende Praecepta zu bringen; andre folgten. An mehreren Hochschulen (Höttingen, Wien, Leipzig und Braunschweig) begann man in Deutschland die Handelswissenschaften zu verächtlichen, während bestehenden Ansprüchen die im 18. Jahrh. neu entstehenden Realschulen entgegenkamen. Auch besondere H. und sogen. Handelsakademien entstanden und vergingen, so die Handelsschule von J. P. Querlange in Hanau (1764), die Académie cambiste des R. de la Cornette in Paris (1767), für Deutschland besonders wichtig die Handelsakademie von J. G. Rüsch (1728—1800, s. d.) in Hamburg, selbst schon öffentliche Institute dieser Art, wie die Handelsakademien in Wien (1770

bis 1804) und in Moskau (1783, seit 1798 in Petersburg). Bauernbern, wenigstens keineswegs durchgreifenden Erfolg hatten einzuweisen die abendlichen Fortbildungsschulen für Handelslehrlinge und -Geheilen, die sich seit 1797 von Breslau und mehr noch auf E. B. Arnoldis (s. d.) Antriebe seit 1818 von Wotha aus in Deutschland verbreiteten. Bis 1895 entstanden in Deutschland 281 eigentliche berartige Fortbildungsschulen, davon die relativ meisten bei guter, staatlicher Organisation und Aufsicht (42) im Königreich Sachsen. Die mittlere Stufe vertraten 1895 im ganzen 42 deutsche S. Einen Anlauf zur Handelshochschule zeigte fast nur Dresden mit seinem »Höheren Fachkurs für Kaufleute«, während die Leipziger öffentliche Handelshochschule (gegründet von A. Schiele 1831) drei Stufen, Lehrlingsabteilung, Mittelschule und kaufwissenschaftliche Section, in sich vereinigte. Ähnlich, allmählich fortschreitend, aber im ganzen regellos hatte sich das Handelsschulwesen im Ausland, besonders in Großbritannien, Noramerika, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, entwickelt. Den weitesten Auf genosß die 1820 von einem kaufmännischen Verein begründete École spéciale de commerce in Paris, 1869 von der Chambre de commerce übernehmen und als École supérieure de commerce weitergeführt. Auch sie umfaßt, aus einer Section élémentaire und drei aufsteigenden Comploirs bestehend, alle drei Stufen der kaufmännischen Berufsbildung. Der gewaltige Aufschwung des Welt Handels seit etwa 1870 spannte auch das Bildungsbedürfnis im Handelslande der führenden Nationen höher. Besonders lebhaft gingen die Handelskammern in Frankreich vor; in Bordeaux (1896) und Paris (1899) wurden auch die beiden ersten internationalen Kongresse für Handelsschulwesen gehalten, denen später die zu London (1897), Antwerpen (1898), Benedig (1899) und Paris (1900) folgten. Inzwischen war auch Deutschland in die Bewegung eingetreten. Ausgerollt besonders durch die Handelskammern in Dresden, Leipzig und Braunschweig, konstituierte sich 1896 der Deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen, der seitler alle zwei Jahre (Leipzig, Hannover u.) deutsche Kongresse veranstaltet und durch rege literarische Tätigkeit Vor- und Fortbildung des kaufmännischen Nachwuchses zu fördern sucht. Ihm steht ein besonderer Verband der Direktoren und Lehrer kaufmännischer Unterrichtsanstalten mitwirkend und beratend zur Seite. Beider Tätigkeit erstreckt sich auf alle drei Stufen des Handelsschulwesens. Die Zahl der kaufmännischen Fortbildungsschulen hat sich infolgedessen wesentlich gehoben, u. deren Organisation, Lehrpläne u., so sehr Mannigfaltigkeit je nach örtlichem Bedürfnis in ihnen berechtigt ist, zeigt doch bereits in den Grundzügen weit mehr Einheit, im wirklichen Betriebe durchschnittlich mehr Ernst und Nachdruck. Immer entschiedener tritt dabei der Wunsch obligatorischer Einrichtung und staatlicher Aufsicht sowie die Verlegung des Unterrichts von den ungünstigen Abendstunden auf geeignete Tageszeit hervor, den sich auch der große Verband deutscher Handlungsgehilfen aneignete. Die Handbabe zur Einführung der Schulpflicht bietet § 120 der Reichsgewerbeordnung, der den einzelnen Gemeinden das Recht gibt, durch Ortsstatut Weisungswang der Fortbildungsschulen bis zum 18. Lebensjahre vorgeschreiben. In dieser Hinsicht sind bereits namhafte Erfolge zu verzeichnen. Im Herzogtum Braunschweig ist eine treffliche, auf Schulzwang und Gemeindepflicht begründete Or-

ganisation landesgefehllich getroffen (15 Schulen). Die meisten neuen Schulen dieser Art haben von vornherein das Zwangsprinzip angenommen. Viele Städte sind dazu übergegangen oder stehen im Begriff, es zu tun. Von etwa 350 kaufmännischen Fortbildungsschulen hatten Ende 1903 den Schulzwang gegen 150. Immer mehr erweist es den höheren Ansprüchen und zumal dem Tagesunterricht gegenüber sich als nötig, auch für diese Stufe mindestens einen Stamm von Lehrern im Hauptamt anzustellen. Für deren Heran- wie zur Fortbildung auch für nedemantliche Lehrer durch geeignete Studiengänge wie durch Ferien- und Nachhilfskurse zu sorgen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Handelshochschulen (s. unten).

Die Mittelsstufe der S. bilden höhere S., Handelsreal schulen und Fach schulen für solche, die der Fortbildungsschule schon entwachsen sind. Aus der großen, in dem beioegter Mannigfaltigkeit sich entwickelnden Kasse seien als Typen folgende hervorgehoben. Die mittlere Handelschule (Handelsreal schule) pflegt zugleich allgemeine (Realschul-) Bildung und elementare Berufsbildung; schließlich mit Erwerb des Rechtes zum einjährig-freiwilligen Heerdienste. Dieses Recht steht voraus die höhere Handelschule, die dann das Werk der Realschule mit besonderer Rücksicht auf den kaufmännischen Beruf noch ein, zwei oder drei Jahre fortsetzt. Auch S. für Frauen und Mädchen, einjährige und dreijährige, gibt es, wenngleich nur in geringer Zahl. Endlich haben manche, besonders größere Städte, wie Leipzig, Frankfurt a. M., Hannover, Koblenz u., eigne Kombinationen verschiedener Arten von S. geschaffen. Eigentliche Handelshochschulen gab es bis zum Ausgange des 19. Jahrs in Deutschland nicht. Im Anfange der 1890er Jahre erhob sich in den beteiligten Kreisen der preussischen Rheinprovinz eine eifrige Agitation für Ausfüllung dieser Lücke. Man vernahmte gegenüber den steigenden Erfolgen des deutschen Handels Zentralstellen für Sammlung und Bearbeitung alles dessen, was für den Welt handel theoretisch und praktisch bedeutend ist, ähnlich den Universitäten und den technischen Hochschulen auf ihren Gebieten. Diese Anstalten sollten sich zugleich als praktische Ausgaben stellen: wissenschaftliche Ausbildung leitender Kräfte im Handelsstande, besonders von Pionieren des Ausfuhr Handels, von Fachlehrern für mittlere S., von handelskundig geschulten Beamten und Beratern für Reich und Staat, Gemeinden, Handelskammern, von konsularischen Vertretern im Ausland u. Die preussische Regierung kam entgegen durch Angliederung eines handelswissenschaftlichen Kurses an die Technische Hochschule zu Aachen (1898), der es aber zu irgend nennenswerter Blüte nicht hat bringen können. Inzwischen war von der Leipziger Handelskammer mit staatlicher Beihilfe die öffentliche Handelshochschule in Leipzig (1898) ins Leben gerufen, die in sofer Anlehnung an die Universität doch selbständig neben dieser steht und mit einem Seminar für Handelschullehrer verbunden ist. Während Aachen nicht über 14 Studenten hinausgekommen ist und sonstigen Hörern zusammen 1903 nur 17 Teilnehmer zählte, stieg die Zahl der Studenten in Leipzig von anfangs 97 im Jahr 1901 bereits über 300 und hat trotz des Zutrittes zweier neuer gleichartiger Anstalten noch weiter zugenommen bis 450 (mit Hospitanten 486) im Winter 1903/4. Diese beiden neuesten Anstalten (1903) sind Köln (vgl. »Die städtische Handelshochschule in Köln«, 4. Aufl., Berl. 1903) und Frankfurt a. M. (Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften). Im Winter

1903/4 hatte Köln eine Gesamtfrequenz von 1801 Hörern, darunter allerdings nur 232 ordentliche Studenten, Frankfurt eine solche von 652, darunter 133 eigentliche Studenten. Die drei bisher vorhandenen deutschen Handelshochschulen weisen demnach 1904 bereits 815 Studenten und sogar 2739 Hörer insgesamt auf. Beischiessen ist überdies von der Berliner Kaufmannschaft eine fünfte Hochschule in der Reichshauptstadt, während gleichzeitig noch in Hamburg und Hannover ähnliche Pläne schweben und in Süddeutschland eifrig für eine in Nürnberg zu errichtende Handelshochschule geworben wird.

In Österreich (Häselthausen) gab es 1901: 20 höhere Handelslehranstalten (meist als Handelsakademien bezeichnet, wie die in Wien, Graz, Triest, Linz, Innsbruck, die deutsche und die tschechische in Prag) mit 4574 Schülern, 47 andere kaufmännische Tageschulen mit 6466 Schülern und 134 kaufmännische Fortbildungsschulen mit 12,962 Schülern. Auch dort ist die Zahl und der Besuch der H. seit zehn Jahren erheblich gewachsen. Für die höheren H. (Handelsakademien) wurde 1903 ein neuer, auf Grund eingezogener Gutachten entworfener Lehrplan für fünf Jahre probeweise vom Ministerium für Kultus und Unterricht eingeführt. Eigentliche Handelshochschulen bestehen bisher in Österreich nicht. Doch empfahl der Handelskongress zu Austerlitz 1903 die Gründung reiner Handelshochschulen seitens des Staates und der Kaufmannschaft sowie besonders in Verbindung damit die Errichtung von Handelslehrerseminaren. Vgl. die »Denkschrift über die Entwicklung des österreichischen Handelschulwesens« (Wien 1898) und die »Österreichische Handelschulzeitung« (das.). — Ungarn besitzt außer der orientalischen Handelsakademie (1891) in Budapest und dem dortigen Handelslehrerseminar (1898) seit kurzem noch zwei eigentliche Handelshochschulen in Budapest (1900) und in Klausenburg (Kolozsvár). Beide sind von kaufmännischen Körperschaften begründet, aber staatlich unterstützt und anerkannt. Für Kaufmannslehrlinge besteht die Pflicht des Besuches der Handlungslehrlingschulen, wo solche vorhanden. Diese enden jedoch schon mit dem 15. Lebensjahr. In 90 Lehrlingschulen wurden 1903 von 400 Lehrern rund 7000 Schüler unterrichtet; daneben bestanden 15 Handelskurse für Mädchen mit 700 Schülerinnen. — In der Schweiz wünschten weitere Kreise längst die Errichtung einer Handelshochschule im Anschluß an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich, ohne jedoch diese bei der Bundesregierung durchsetzen zu können. Ebenso erhielt zwar der Kanton eine solche Anstalt in Basel zu errichten, die Mehrheit im Großen Rat, unterlag aber bei der allgemeinen Volksabstimmung (im Juli 1903). Dagegen hat bereits 1899 der Kanton St. Gallen eine Handelsakademie errichtet, die zugleich den Aufgaben einer Mittelschule und einer Hochschule dienen soll und (1904) bereits eine Frequenz von 400 Hörern, darunter 51 Studenten der Hochschule, aufweist. An der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich endlich ist seit 1903 durch Schaffung einer eigenen Professur für Handelswissenschaft und Mitwirkung anderer akademischer Lehrer Gelegenheit zu planmäßigem Studium für Kaufleute von höherer Vorbildung geboten. Auch auf den andern Gebieten des kaufmännischen Bildungswesens herrscht reges Streben und besonders lebendige Vereinstätigkeit. Man zählte 1903: 76 kaufmännische Fortbildungsschulen, von denen 59 der »Schweizerische kaufmännische Verein« untersteht. In 35 dieser Anstalten nahmen

auch Schülerinnen am Unterrichte teil. — In Frankreich hat man vorzugsweise das Handelshochschulwesen in den letzten Jahrzehnten gepflegt. Zu der oben erwähnten Ecole supérieure de commerce kam 1881 noch die Ecole des hautes études commerciales in Paris und das Institut commercial de itself, das besonders für den Ausfuhrhandel arbeitet und Reisepensibien verteilt. Diese Anstalten sowie eine Reihe von Hochschulen für Handelswesen in den Provinzen, bis 1903 im ganzen 15, wurden unter staatliche Aufsicht genommen, mit Lehrplänen, Prüfungen und Berechtigungen ausgestattet. Aber es scheint, als habe man im Eifer etwas zu hoch gegriffen. Man klagt teilweise über Mangel an Schülern und hat sich neuerdings gedrängt gesehen, die Lehrpläne einerseits etwas hinabzubilden, anderseits nach der praktischen Seite (Ackerbau, Weinbau, Industrie) zu erweitern, so daß der Begriff der Handelshochschule gegen den deutschen Sprachgebrauch etwas verlohren erscheint. Gleichzeitig erfreuen die niederen H. sich des besten Zuspruchs. Aber auch bei ihnen (Ecoles pratiques de commerce et d'industrie) ist die Grenze gegen verwandte Bestrebungen nicht immer scharf gezogen. — In Italien gab es schon 1900 ca. 200 Handels- und Gewerbeschulen mit mehr als 30,000 Schülern; aber es ist auch dort schwer festzustellen, welcher Anteil davon auf H. im strengen Sinne entfällt. Höhere Ziele erstreben naturgemäß die H. der größeren, verkehrsreichen Städte, wie Rom, Florenz, Genua, Turin, Venedig. Zur Rüsteranstalt scheint vom Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel die 1902 und 1903 neu organisierte mittlere Handelschule in Rom durch ihre Ausrüstung (Handelsmuseum, chemisches Laboratorium, Übungsfontore: Case commerciali stuzzico) und ihr Lehrprogramm bestimmt zu sein. Für Sizilien wird in Palermo von der dortigen Handelskammer ein ähnliches Institut geplant. — In Großbritannien wird von Freunden des Handelschulwesens vielfach über die Abgrenzbarkeit des Handelschulwesens gegenüber den modernen Formen kaufmännischer Bildung geklagt. Doch fehlen auch hier neue Anlässe nicht. Besonders spricht sich der Wunsch aus, daß die Universitäten für nationalökonomische und handelswissenschaftliche Studien mehr Entgegenkommen zeigen sollen. Die Universität der Stadt Birmingham besitzt bereits seit mehreren Jahren eine eigne Handelsfakultät (Faculty of commerce), Wandeferer will diesem Vorgange folgen, und auch Cambridge scheint in dieser Hinsicht zu Neuerungen bereit zu sein. — Schwer zu beurteilen sind von außen die Verhältnisse in Rußland. Als ältere H. sind zu nennen: Kommerzhule in Petersburg (1772), Handelsakademie in Moskau (1804) sowie H. in Odesa (1802) und Warschau (1875). Besonders fällt auf, daß in Rußland angeblich die H. mittlerer Stufe eine weit größere Zahl von Schülern aufweisen als die elementaren Fortbildungsschulen. Indes wird auch von dort ein wesentlicher Aufschwung des kaufmännischen Schulwesens im letzten Jahrzehnt berichtet. Während noch 1896 die Gesamtzahl der Schüler in H. auf 2500 geschätzt wurde, sollen 1903 bereits 147 H. von 32,500 Schülern besucht sein. — Unter den kleineren europäischen Staaten ist an erster Stelle Belgien zu nennen. Dort bestanden seit 1852 eng verbunden in Antwerpen ein höheres Institut supérieur de commerce und eine mittlere Ecole supérieure de commerce, daneben in wechsellndem Bestand eine Vielzahl Fortbildungskurse in verschiedenen Städten. Seit 1898 hat die Zahl

der höhern *H.* sich auf streben, die der schlußmäßig organisierten Fortbildungsfürs auf 17 im ganzen Land erhaben. Die Anstalten werden von Vereinen und örtlichen Körperschaften unterhalten, beziehen aber staatliche Zuschüsse. — Auch die Niederlande haben ihren Nationalen Verein für Handelsunterricht, den der Plan einer zu errichtenden Handelschule beschäftigt. Einseitigen (1903) sind nach dem Ruster der ältern Openbaren Handelsschool in Antwerpen die am Nealschen angelegten Jahreskurse in Rotterdam und Groningen um ein zweites Jahr erweitert, so daß neben einer größeren Anzahl von Fortbildungsschulen drei höhere (mittlere) *H.* bestehen. — In Dänemark, wo Kopenhagen an Universität, Technischer Hochschule, verschiedenen mittlern *H.* und Fortbildungsschulen mannigfache Gelegenheit der kaufmännischen Berufsbildung bietet, kam 1903 durch Verständigung der einzelnen auf diesem Gebiete tätigen Vereine eine durchgreifende Organisation der kaufmännischen Fortbildungsschulen zustande, von der man die besten Erfolge erwartet. — In Schweden und Norwegen desianben längst angelegene *H.* in Wabernburg (1826), Stockholm (1865) und Christiania (Handelsgymnasium 1875). Die Bewegung für den Ausbau des Handelschulwesens, besonders der Fortbildungsschulen, ist auch dort neuerdings in regem Fluß gekommen. — In Griechenland erging im Juli 1903 ein Gesetz über die Organisation der öffentlichen *H.*, von dem man neuen Aufschwung erbasi. Bisher schon gab es neben Anfängen des Fortbildungsschulwesens höhere *H.* in Athen und Patras. — Ein Bild größter Regsamkeit und Mannigfaltigkeit bieten auch im Handelschulwesen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Neben zahlreichen privaten Business-Colleges und -Schools verschiedener Stufen beschäftigen sich mit kaufmännischem Unterricht auch viele öffentliche Lehranstalten allgemeiner Richtung in mehr oder weniger selbständig verfaßten besonders Sektionen; so unter andern die Universitäten von New York, Chicago, Wisconsin, Illinois, Michigan, die ihre Schools of Commerce oder Commercial Departments haben. Die National Educational Association in ihrer Sektion für Business-education sucht in dieser Mannigfaltigkeit tüchtigsten Einfluß zu erhalten und bezieht auf ihrer Versammlung in Detroit (1901) zu dem Zweck einen Reinerwählung. Dem gegenüber vertritt die National Commercial Teachers Federation mehr die Interessen der Privatschulen und Lehrer. Von allen Seiten wird bezeugt, daß das Bedürfnis besserer Ausbildung des Kaufmannsstandes mit zunehmender Stärke hervortritt. Wenn noch vor wenigen Jahren gegen 350 *H.* mit etwa 110,000 Schülern und Schülerinnen als Total gezählt wurden, so wird diese Schätzung längst nicht mehr zutreffen. — Endlich sei Japan erwähnt, das auch auf diesem Gebiete mit Nachdruck dem europäischen-amerikanischen Vorbild nachstrebt. Zwei Handelshochschulen in Tokio (1884; 1903 fast 1000 Studenten) und Kobe (1903) vertreten die höchste Stufe und freieren sogar Doktoren der Handelswissenschaft. Mit der in Tokio ist ein Seminar für Handelslehrer verbunden. Außerdem bestehen (1903) 50 öffentliche und private *H.* mit staatlichen Zuschüssen und unter staatlicher Aufsicht, besucht von 12,000 Schülern. Die parallelen Vorgänge in Europa und Amerika werden durch reisende Stipendiaten aufmerksam verfolgt.

Die Literatur über das Handelschulwesen ist in den letzten Jahren ins Unabsehbare angewachsen. Für die ältere Zeit vgl. Léauté, L'enseignement commer-

cial et les écoles de commerce en France et dans le monde entier (Par. 1887); Laiche, Das kaufmännische Schulwesen in der Schweiz (Bern 1889); Schmitt, Das kaufmännische Fortbildungsschulwesen Deutschlands (Berl. 1892); Gläffer, Das kommerzielle Schulwesen in Österreich-Ungarn (Wien 1893); Plabaz und Jaeger, Das kommerzielle Schulwesen der europäischen und außereuropäischen Staaten (bisher 1. Heft: England, das. 1902); Halzmüller, Das kaufmännische Unterrichtswesen (in Schmidts »Geschichte der Erziehung«, Bd. 5, 8; Stuttgart u. Berl. 1902); Zieger, Handelschulen (in Reins »Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik«, Langens. 1897). Für die neuere Entwicklung bilden die wichtigsten Fundgrube (mit eingehenden literarischen Nachweisen über In- und Ausland) die vom Deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen herausgegebenen Schriften (bisher 30 Bde., Leipzig. 1895—1904); die »Neue über das kaufmännische Schulwesen aller Länder« (Hrsg. von Stegmann, das., seit 1904) und die »Deutsche Handelschul-Lehrerzeitung« (Hrsg. von Kistlich und Großmann, das. 1904 ff.) sowie die Jahresberichte der einzelnen größeren Anstalten, bisher besonders der Leipziger Hochschule. — Wegen der debats Einführung in die kaufmännische Praxis vielfach mit *H.* verbundenen Übungenkontore f. d.

Handelssozietät, f. Handelsgesellschaft.

Handelsperre nennt man die Aufsperrung der Landesgrenzen durch Verbot oder Auflagen hoher Zölle gegen den Handel mit dem Ausland. Früher als Maßregel der Handelspolitik, insbes. des ältern Kolonialsystems für den Verkehr der Kolonien mit fremden Ländern beliebt, kommt sie heute nur noch für einzelne Waren als polizeiliche, insbes. als gesundheitspolizeiliche oder, wie die Kontinentalperre Napoleons I., als kriegerische Maßregel vor.

Handelsprache, diejenige Sprache, deren man sich im internationalen Handel vornehmlich bedient. So bildet die italienische Sprache im östlichen (Levante), die französische im westlichen Teil des Mitteländischen Meeres, die spanische im W. von Südamerika und in Mittelamerika, die holländische im Indischen Archipel, die arabische in den Arabien umgebenden Teilen von Asien und Afrika die *H.* Im übrigen hat sich die englische Sprache aus dem größten Teil der Erde als *H.* Geltung verschafft.

Handelsstand setzt sich zusammen aus sämtlichen Kaufleuten. Die Angehörigen des Handelsstandes zerfallen in Voll- und Mindertausleute (vgl. Kaufmann). Dem *H.* ist das erste Buch des Handelsgesetzbuches gewidmet (§ 1—104). Es handelt im I. Abschnitt von den Kaufleuten (§ 1—7), im II. vom Handelsregister (§ 8—16), im III. von der Handelsfirma (§ 17—37), im IV. von den Handelsbüchern (§ 38—47), im V. von der Brudura und Handelsvollmacht (§ 48—58), im VI. von den Handlungsgehilfen und Handlungsbelehren (§ 59—83), im VII. von den Handlungsagenten (§ 84—92) und im VIII. von den Handelsmaklern (§ 93—104). Der *H.* ist gesetzlich dadurch erweitert, daß die Handelsgesellschaften den Kaufleuten gleichgestellt sind (§ 6).

Handelsstatistik, derjenige Teil der Statistik, der den Warenverkehr umfaßt, und zwar, da die Statistik des Binnenhandels meist nicht kontrollierbar, wenig entwickelt und lückenhaft ist, vornehmlich die Statistik des Außenhandels. Kleiner ist, da die Waren nur die Grenzlinie zu überschreiten haben, an dieser leichter zu kontrollieren, zumal wenn Ein- und Ausfuhr

sich an wenigen Punkten (Baf, Fluß, Hafen) zusammenhängen. Im Interesse der statistischen Erfassung auch der zollfreien Waren und als Beitrag zur Kaufforderung erheben verschiedene Staaten von allen ein- und ausgehenden Waren eine kleine Kontrollgebühr (Bagegeld, »statistische Gebühr«, f. d.). In der H. sind zu unterscheiden der allgemeine Warenverkehr (Generalhandel), der die gesamten über die Grenze gehenden Waren ohne Rücksicht auf ihre Bestimmung oder ihren Ursprung umfaßt, also sowohl die allgemeine Einfuhr (general imports) als auch die allgemeine Ausfuhr (general exports), und der besondere Warenverkehr (Spezialhandel, commerce spécial, imports for home consumption), der den Eingang in den freien Verkehr (direkte Einfuhr und Einfuhr aus Niederlagen) und den Ausgang aus demselben (exports of articles of home produce) in sich begreift, also im wesentlichen die auszuführenden Waren angibt, die im Inland erzeugt wurden, bez. die eingeführt, die dem heimischen Verbrauch dienen; ferner der Eingang aus Niederlagen und Kanten und der Ausgang von solchen (Niederlagenverkehr) und endlich die unter zollamtlicher Kontrolle erfolgende unmittelbare Durchfuhr (Durchfuhrhandel) sowie insbes. noch der Veredelungsverkehr (f. d.). Bei den nicht zollpflichtigen Waren, die bei der Einfuhr in den freien Verkehr eintreten, wie in den meisten Ländern die Rohstoffe, läßt sich die Durchfuhr (Wieder- oder Ausfuhr) vom Spezialhandel nicht scheiden. Von Bedeutung für die Beurteilung der Handelsverhältnisse ist deshalb nur die Statistik des Spezialhandels. Von Wichtigkeit ist die Bestimmung des Wertes der Ware. Dasselbe erfolgt entweder durch besondere Kommissionen (in Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn permanente Kommissionen, in Deutschland jeweilig vom Statistischen Amt berufene Sachverständige), die alljährlich die Durchschnittswerte für alle in den statistischen Warenverzeichnis enthaltenen Gattungen feststellen (in der Schweiz nur für die Einfuhr), oder bei der Zollabfertigung, hierbei durch die an den Produktionsorten den Konsum gemachten Erklärungen (Amerika), aber durch den Warenführer, bez. bei der Einfuhr durch den Empfänger, bei der Ausfuhr durch den Versender (so in England, in der Schweiz nur für die Ausfuhr). Bei den Einfuhrpreisen werden in Deutschland nicht gerechnet der Einfuhrzoll sowie jeder im Inland erzielte Verdienst und Gewinn, bei den Ausfuhrpreisen die Zoll- und Steuererückvergütungen; wohl aber werden hierbei alle dem Inland zustehenden Gewinne und Verdienste in Anrechnung gebracht. Jedoch können alle bisher in der H. angewendeten Methoden zur Erfassung der Mengen und Werte keinen Anspruch auf volle Genauigkeit erheben, und bei internationalen Vergleichen ist immer in Betracht zu ziehen, wie die einzelnen Staaten die Mengen und Werte berechnen. Außer den bezeichneten Angaben hat die H. noch solche zu machen über die eingegangenen Zollbeträge, gewährte Rückerstattungen, Konfiskationen, Strafen, Land- und Schiffsfahrtsverkehr mit Unterhebung der Schiffe nach ihrer Nationalität, Tonnengehalt, Maß der Beladung u. dgl. Statistische Erhebungen über den Außenhandel wurden unter dem Einfluß der Lehre von der Handelsbilanz schon im 17. Jahrh. vorgenommen, deren Ergebnisse jedoch gern geheim gehalten. Eine Ausnahme bildete England, wo diese schon seit Ende des 17. Jahrh. öffentlich bekannt gegeben wurden. Heute werden sie in den meisten Ländern teils monatlich, teils in jährlichen Übersichten veröffentlicht,

so im Deutschen Reich seit 1881, nachdem bereits Pierceri 1834 unter großen Schwierigkeiten den Grund zu einer deutschen H. gelegt hatte, in Österreich seit 1821, bez. 1845 (gegenwärtig durch das statistische Bureau des Handelsministeriums), in Frankreich seit 1818, ebenso in Rußland, den Vereinigten Staaten und den übrigen Kulturstaaten. Die deutsche H. war früher sehr unvollkommen. Aber auch später, bis 1880, war sie nur zuverlässig für die Einfuhr zollpflichtiger Waren, weniger für die von zollfreien Waren und ganz unzuverlässig für die Ausfuhr. Dies änderte sich infolge des Gesetzes vom 26. Juli 1879, betreffend die Statistik des Warenverkehrs, das auch die Ausfuhr sowie die Einfuhr zollfreier Waren statistisch zu erfassen gestattete (ähnliche Bestimmungen sind in Österreich durch Gesetz vom 26. Juni 1890 getroffen). Mit einigen Ausnahmen sind alle Waren, die über die Zollgrenze gebracht werden, vom Warenführer den mit den Anschreibungen für die Verkehrstatistik beauftragten Amtsstellen (Anmeldestellen) anzumelden. Auf dem Anmeldestein oder durch die Zoll- oder Steuerbefragungen ist anzugeben die Menge der Waren nach dem Gewicht, die Gattung derselben nach spezieller Benennung und Beschaffenheit, wobei das statistische Warenverzeichnis zugrunde zu legen ist, das Land der Herkunft, d. h. dasjenige, aus dessen Eigenhandel die Ware stammt (Provenienz), und das Bestimmung. Die deutsche H. unterscheidet außer dem General- und dem Spezialhandel auch noch den Gesamteigenhandel und begreift unter dem letztern neben dem Spezialhandel den Handelsumlauf, den deutsche Kaufleute von deutschen Handelsplätzen aus mit ausländischen Erzeugnissen zu verzeichnen haben, und der im wesentlichen durch den Bestand der Zollniederlagen repräsentiert wird.

Handelssteuern, die Abgaben vom Handel aber vom Verkauf steuerpflichtiger Waren als besondere Form der Aufwandsteuer (f. d.).

Handelsstraßen, diejenigen Linien der Erdbarsfläche, Land- wie Wasserwege, auf denen sich ein lebhafter Handelsgang bewegt. S. Handel (Geschichte) und Artikel »Welthandel und Weltverkehr« (mit Karte).

Handelsystem, s. wie Wertantstehensystem (f. d.).

Handelslag, Deutscher, ein Verband deutscher Handelskammern (f. d.) und kaufmännischer Korporationen zur Vertretung der Interessen des deutschen Handels- und Industriehandels. Zur Mitgliedschaft sind berechtigt alle Handelskammern und Handelsorgane Deutschlands sowie freie kaufmännische und industrielle Privatvereine. Organe des Handelslags sind: die Plenarversammlung, dann für den Vollzug der von dieser gefassten Beschlüsse der ständige Ausschuss (ca. 50 Mitglieder) und das Präsidium (ein Vorsitzender und zwei Stellvertreter) mit dem Sitz in Berlin. Die Abstimmung erfolgt nach Plätzen, von denen jeder eine Stimme hat; doch hat jeder Platz das Recht, bis zu fünf Vertreter zu senden, die sich an der Diskussion beteiligen können. Dem Präsidium steht ein Generalsekretär zur Seite. Als antikes Organ des Handelslags diente das unter der Redaktion des Generalsekretärs 1871 — 84 herausgegebene »Deutsche Handelsblatt«, seit 1898 die Zeitschrift »Handel und Gewerbe«. Die Kosten werden durch Beiträge der Mitglieder in sechs nach der Bedeutung der Plätze abgestuften Stufen aufgebracht. Der erste deutsche Handelslag, dem 1890 ein preussischer und ein badischer Handelslag vorausgegangen waren, tagte im Mai 1861 in Heidelberg; seit 1874 finden die Generalversammlungen in Berlin statt. Vgl. Genfcl, Der

deutsche Handelstag in seiner Entwicklung und Tätigkeit 1861—1901 (Berl. 1902).

Handelsstraßen, s. Handelsverträge.

Handels- und Gewerbekammern, s. Handelskammern.

Handels- und Verkehrsgeographie ist die Beschreibung der Erde als Schauplatz der Warenherzeugung und des Warenverkehrs. Sie lehrt uns, in welcher Menge und auf welche Art die Handelswaren aus den verschiedenen Erzeugungs- und Verarbeitungs- und Verbrauchsorten gelangen, und beansprucht daher einen bedeutenden Teil des der Erdkunde zugewiesenen Gebiets. Denn indem sie sich mit den natürlichen Bedingungen der Produktion beschäftigt, hat sie sämtliche von der Natur der Erdoberfläche verleihe Eigenschaften ebenso zu untersuchen wie die Menschen, die in ihren verschiedenen Teilen wohnen, ihre sozialen und politischen Verhältnisse, die Entwicklung ihrer Industrie und ihres Handels nebst allen den zahlreichen Faktoren, durch die sie gefördert und gehindert werden. Bei der Warenherzeugung handelt es sich um die Produktion wie die gewerbliche Tätigkeit, beim Warenverkehr sämtliche Einrichtungen, durch die er vermittelt wird (Karawanen- und Eisenbahnverkehr, Schifffahrt, Post- und Telegraphenwesen, Zoll- und Bankverhältnisse). Sie hat es daher besonders mit der einzelnen Länder und Völker betreffenden Statistik zu tun, befaßt sich auch insofern mit der Geschichte, als sie als Handelsgeschichte die kulturelle, industrielle und kommerzielle Entwicklung der Staaten und Völker behandelt, und greift endlich zu nicht geringem Teil auch auf die Volkswirtschaft über. Indem sie so das wirtschaftliche Leben der Völker vergleichend schildert, will sie den praktischen Bedürfnissen der Industrie und des Handels des eignen Landes dadurch dienen, daß sie ihm die verschiedenen Teile der Erde als ebenso viele Absatz- oder Bezugsgebiete vorführt. Somit deckt die Beschreibung Handelsgeographie nicht ganz den Begriff; die zutreffendere Bezeichnung **Wirtschafts- oder wirtschaftliche Geographie** ist in neuester Zeit mehr an ihre Stelle getreten. Sie betrachtet auf geographischer Grundlage die ganze Erde als einen wirtschaftlichen Organismus, die einzelnen Staaten und Länder als dessen ineinandergreifende Teile und hat somit die Aufgabe, den Zusammenhang des wirtschaftlichen Lebens mit der natürlichen Ausstattung der Erdräume und der Eigenart ihrer Bewohner nachzuweisen. Es wird also eine jede Geographie auch die Fragen, welche die Handelsgeographie insbes. angehen, behandeln, die Handelsgeographie dagegen sich auf ein engeres Feld beschränken, dieses Feld aber intensiver ausbauen müssen. Vgl. K. Andree, *Geographie des Welthandels* (2 Bde., Bgl. I in neuer Aufl., Stuttg. 1877), dazu als 3. Band: *Glogau, Handelsgeographie der europäischen Staaten* (daf. 1877); die kleineren Hand- und Lehrbücher von Egli (8. Aufl. von Zollinger, St. Gallen 1904), Blind (Leipzig, 1902), Walde (9. Aufl., daf. 1902), Decker (3. Aufl., daf. 1902), Jelden (9. Aufl. von Sieger, Wien 1903), Engelmann (3. Aufl., Erlang. 1900), Haushofer (3. Aufl., Berl. 1894), Rothaug (3. Aufl., Wien 1904), Götze (Stuttg. 1891); italienische von Ranzi (Flor. 1901) und Giannitrapani (daf. 1903); französische von Dufray (Par. 1892) und R. Dubois und Renouard (daf. 1897); Deville, *Manuel de géographie commerciale* (daf. 1893, 2 Bde.); englische von Chisholm (4. Aufl., Lond. 1903); ferner Kohn, *Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdober-*

fläche (Dresd. u. Leipz. 1841) und Die natürlichen Vermittel des Völkerverkehrs (Wien 1878); Scherzer, *Statistisch-kommerzielle Ergebnisse der Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde* (2. Aufl., Leipz. 1867) und Das wirtschaftliche Leben der Völker (daf. 1885; Ergänzung, Wien 1891); Oppel, *Natur und Arbeit* (Leipz. 1904); Friedrich, *Allgemeine und spezielle Wirtschaftsgeographie* (daf. 1904); Eckert, *Das Verhältnis der Handelsgeographie zur Anthropogeographie* (daf. 1902); Peats, *The golden gates of trade* (Lond. 1890); Ganeval, *Dictionnaire de géographie commerciale* (Lyon 1894); Frehtag, *Exportatlas für Welthandel und Industrie* (Wien 1901); Langhans, *Handelsatlas* (2. Aufl., Göttingen 1902); Scobel, *Handelsatlas für Verkehr- und Wirtschaftsgeographie* (Miesbach 1902); Lehmann und Scobel, *Atlas für höhere Lehranstalten mit besonderer Berücksichtigung der Handelsgeographie* (daf. 1903).

Handelsanfrage, s. Handelsgebrauch.

Handelsverein (Handels- und Gewerbeverein), sowie wie Handelsgesellschaft (s. d.), dann jedwede Vereinigung zur Wahrnehmung gemeinsamer Handelsinteressen. Solche Vereine bilden sich oft neben den offiziellen Handelskammern, oder sie treten auch für die Aufgaben der letztern ein, wo die Bildung von eignen Handelskammerbezirken schwierig ist. Auch wird oft ein Zollverein als d. bezeichnet, wie der deutsche, der ehemalige mitteldeutsche und der thüringische (s. Zollverein).

Handelsverbreitung, s. Handelsbillet.

Handelsverträge (Handels-, Kommerztraktate) sind Vereinbarungen zwischen zwei oder mehreren Staaten zur Regelung ihrer gegenseitigen wirtschaftlichen, insbes. ihrer Handelsbeziehungen. Solche spielen schon frühzeitig eine Rolle in der Politik, so in den von Polybios erwähnten, 348 und 306 v. Chr. zwischen Rom und Karthago abgeschlossenen Verträgen, die sich freilich vorwiegend mit Feststellung der beiderseitigen Interessengebiete befassen. Die Verträge des Mittelalters haben in der Regel nur rechtliche Gleichstellung der Angehörigen des eignen Landes vor den Gerichten des andern zum Zweck. Dagegen errangen Bürger der italienischen Stadterepubliken auch materielle Handelsvorteile von der türkischen Herrschaft in Konstantinopel, ebenso der Bund der Hanse in verschiedenen nordischen Ländern. Erst seit dem 17. Jahrh., nachdem die einzelnen Staaten durch hohe Zölle, Aus- und Einfuhrverbote u. dgl. den Verkehr außerordentlich erschwert hatten, trat bei Handelsverträgen das Streben nach Erringung von Vorteilen für die eignen Landesangehörigen, von denen die Angehörigen anderer Staaten ausgeschlossen waren, und die mit entsprechenden Zugeständnissen erkauft werden mußten, hervor. Um solche Vorteile zu erreichen, gedruckte man diplomatische Künste und auch Waffengewalt. Berühmte Verträge aus jener Zeit sind der Methuen-Vertrag (s. d.) 1703 und der Västana-Vertrag 1713, der Vertrag zwischen Frankreich und der Schweiz von 1771, in dem, wie noch in dem Vertrag zwischen Baden und Hessen 1824 und 1825, die Bestimmung getroffen war, daß die Vertragsstaaten die Einfuhr bestimmter Waren um einen niedrigen Zoll genehmigen sollten als alle andern. Verträge, die solche Zollprivilegien zum Zweck haben, nannte man *Differentialzollverträge*. Vgl. Chalmers' *Collection of maritime treaties of Great Britain and other powers* (Lond. 1790, 2 Bde.) und Hauterives' *Recueil des traités de commerce et de*

navigation entre la France et les puissances étrangères depuis 1648» (Par. 1833, 8 Bde.). Heute bilden die gegenseitigen Zugeständnisse die Grundlage der H., bei denen freilich auch jetzt noch Gesicht in der Unterhandlung und politische Rücksichtstellung von hoher Bedeutung sind. Unkultivierten Völkern gegenüber erlitten die H. zunächst Rücksichtslosigkeit und Rechtsfähigkeit für die eignen Landesangehörigen (Schutz des Privatvermögens, freie Religionsübung u.). Bei vorgeschrittenen Völkern sind solche Verträge mehr auf Handels- und Verkehrsverleichterungen gerichtet. Bei Völkern, die sich nach außen vollständig abgeschlossen halten, sucht man die Zulassung vom Fremden zu Handel und Gewerbebetrieb, insbes. die Öffnung von Häfen (China) für den Handel überhaupt erst zu erwirken. Daran knüpft sich das Streben nach Aufhebung verschiedener Verbote, Beschränkungen und Laizen, durch die der Fremde ungünstiger gestellt wird als der Einheimische. Den Schlußstein der ganzen Entwicklung bilden die Vereinbarungen über Zölle und Zollnahregeln, die den Hauptinhalt der heutigen zwischen kultivierten Völkern abgeschlossenen H. ausmachen. Diese sichern gewöhnlich volle Handelsfreiheit zu, worunter jedoch nicht die zollfreie Zulassung, sondern nur die Befreiigung vom Verboten (mit Ausnahmen im Interesse der Besteuerung, der Gesundheit u.) zu verstehen ist; ferner die Gleichstellung mit den Inländern in bezug auf Gewerbebefugnisse, Besteuerung, Benutzung von Verkehrsmitteln u. Außerdem enthalten die Verträge noch verschiedene andre Bestimmungen, wie über gegenseitigen Waren- und Wusterschut, Zulassung von Konsuln, Aufstellung von Schiedsgerichten u. Da der Verkehr mit vielen Ländern zu Schiff unterhalten wird, so werden hier die H. zu Handels- und Schiffsfahrtsverträgen, wobei bezüglich des Schiffsverkehrs gleichzeitige Bestimmungen getroffen werden über Schiffsfahrtsabgaben, Zulassung der Fahrzeuge, Reisbriefe u. H., die mit weniger kultivierten Völkern abgeschlossen werden, heißen gern Handels- und Freundschaftsverträge. Den bei den heutigen Handelsverträgen herrschenden Tendenzen entspricht das Streben nach Aufhebung der jetzt meist gefallenen Durchgangsabgaben und nach Befreiigung von Differentialzöllen. Dem letztern Streben dient namentlich die sogen. Klausel der Meistbegünstigung, die im englisch-französischen Handelsvertrag vom 23. Jan. 1860 zur Geltung kam und dann in die meisten H., insbes. auch in den Frankfurter Friedensvertrag von 1871, aufgenommen wurde. Durch diese Klausel sichert man sich dagegen, daß man nicht ungünstiger behandelt wird als ein andres Land. Alle einem dritten Lande gemachten weitem Zugeständnisse kommen mit oder ohne Ausnahmen auch der andern Partei zugute. Viele Verträge enthalten nur diese Klausel (Meistbegünstigungsverträge), andre auch Tarife (Tarifverträge) mit Zollbindungen, d. h. Zollsätzen, die nicht erhöht werden dürfen. Die Steuerklauseln beziehen sich auf die Erhebung von Zöllen oder Zollzuschlägen für den Fall, daß innere Steuern erhoben oder erhöht werden. Die neuern H. haben, indem sie im wesentlichen Zollermäßigungen andahnten, die auf Grund der Meistbegünstigungsklausel auch andern Nationen zugestanden werden mußten, vorzüglich der Handelsfreiheit Vorschub geleistet. In einigen Staaten hatten sie die Erteilung mehrerer Zolltarife nebeneinander zur Folge, indem neben dem allgemeinen oder Generaltarif noch besondere mit einzelnen Ländern vereinbarte

Vertrags- oder Konventionaltarife bestanden, die für bestimmte Artikel Zollfreiheit zugestehen oder den bestehenden Zoll binden oder Zollermäßigungen vorsehen. Einige Länder haben, um auch das Ausmaß der Zollzugeständnisse oder wenigstens der wichtigsten derselben festzulegen, einen Minimaltarif aufgestellt, unter den auch gegenüber den handelspolitisch zu begünstigenden Nationen in der Regel nicht heruntergegangen werden soll. Auf diese Weise entsteht ein Doppeltarif, ein Minimal- und ein Maximaltarif. So in Frankreich und Spanien 1892, Rußland und Griechenland 1893, den Vereinigten Staaten 1897, Brasilien 1900, allerdings in wechselnder Form. Bei solch differenzierter Behandlung ist die Aufstellung von Ursprungszeugnissen nötig. Einige Länder begnügen sich mit der Beistätigung des Ausfuhrzollamtes, andre verlangen eine Bescheinigung durch die Ortsbehörde oder Ausfertigung durch Konsuln und Eid des Produzenten (Nordamerika). In Deutschland hatte man dagegen bis 1879 alle vertragsmäßigen Zugeständnisse einfach in den allgemeinen Tarif aufgenommen. Die Dauer der H. wird gewöhnlich mit der Waghabe festgesetzt, daß dieselben weiterhin für die gleiche Zeitdauer gültig bleiben sollen, wenn nicht binnen bestimmter Frist eine Kündigung von einer der beiden Parteien erfolgte. Im Frankfurter Friedensvertrag fehlt eine Kündigungs- und Revisionsklausel.

Durch die H. und insbes. die Anwendung des Systems der Meistbegünstigung, das jedes neue handelspolitische Zugeständnis gleichzeitig allen früheren Vertragschließenden zugestiftet, ist zweifellos eine allgemeine Erleichterung des Verkehrs bewirkt worden. Aber es ist irrig, in dem Abschluß von Handelsverträgen etwas spezifisch Freihändlerisches zu sehen. H. bedeuten immer eine Vermittelung zwischen den Interessen am Schutz des inländischen Marktes und an der Vergrößerung des auswärtigen. Deshalb wird die autonome Zollpolitik, d. h. diejenige, die ohne irgend eine Bindung nur nach den eignen Interessen geleitet wird, sowohl von den extremen Freihändlern als den extremen Schutzöllnern befürwortet, wobei freilich die Ansichten darüber, in welcher Richtung die autonome Zollpolitik sich bewegen soll, vielfach noch weiter auseinandergehen können als über die Richtung der Handelsvertragspolitik. Aber auch die letztere kann mehr Freihändlerisch oder mehr Schutzöllnerisch sein.

Die Ära der neuen H. beginnt mit dem Abschluß des französisch-englischen Handelsvertrags von 1860, dem sich weitere H. mit den meisten andern europäischen Staaten, so auch der französisch-preussische von 1862, angeschlossen. Es entstand so das System der westeuropäischen H., in der Hauptsache auf Freihändlerischer Grundlage. Ende der 1870er Jahre jedoch traten in verschiedenen Staaten wieder Schutzöllnerische Bestrebungen hervor. Deutschland hatte 1879 einen autonomen Zolltarif mit möglichen Schutzöllnen aufgestellt und begnügte sich mit Meistbegünstigungsverträgen; nur Italien, die Schweiz, Spanien und Griechenland hatten einige Erleichterungen erhalten. Durch Artikel 11 des Frankfurter Friedensvertrages sind Frankreich und Deutschland die unläßbare Verpflichtung eingegangen, sich in ihren Handelsbeziehungen die gleichen Vergünstigungen wie England, Belgien, die Niederlande, die Schweiz, Österreich und Rußland einzuräumen. Ähnlich wie Deutschland waren auch die andern Staaten wenig zu Zollbindungen und -ermäßigungen bereit. Eine

Verstärkung der schutzollnerischen Richtung trat ein, nachdem 1. Febr. 1892 die meisten europäischen Tarifverträge abgelaufen waren oder vor der Kündigung standen. Namentlich suchten sich Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten durch sehr hohe Schutzzölle vom Ausland abzuschießen. Deutschland dagegen begann unter dem Druck dieser Verhältnisse die Vertragspolitik und schloß Ende 1891 und in den folgenden Jahren eine Reihe von Handelsverträgen, die als *Caprivische H.*, weil unter dem Reichsokanzler Capri vi zustande gekommen, bezeichnet werden, so mit Österreich-Ungarn, Italien, Belgien, der Schweiz, die auf zwölf Jahre (also bis Ende Dezember 1903) liefen, 1892 mit Serbien, 1893 mit Rumänien, 1894 mit Rußland; mit Spanien kam nach längerem Zollkrieg erst 1899 ein Meistbegünstigungsvertrag zustande. Durch analoges Vorgehen in andern Staaten entstand das System mitteleuropäischer H. So schloßen Österreich 1892 mit Serbien, 1893 mit Rumänien, 1894 mit Rußland, 1896 mit Bulgarien, Frankreich 1893 mit Spanien, Rußland und Rumänien, 1895 nach längerem Zollkrieg mit der Schweiz H. ab. England hat seine H. mit Deutschland und Belgien von 1865 am 30. Juli 1897 mit Rücksicht auf die von Kanada dem Rußland einzuräumenden Vorzugszölle gekündigt. Während es mit Belgien bereits 1898 einen neuen Vertrag abgeschlossen hat, ist ein solcher mit Deutschland noch nicht vereinbart worden. Doch ist durch Gesetze von 1898, 1899 und 1900 für je ein Jahr und durch Gesetz vom 1901 für die Zeit bis Ende 1903 dem Bundesrat die Ermächtigung gegeben worden, England die Meistbegünstigung zu gewähren, was auch geschehen ist. An dieser nehmen auch die englischen Kolonien, außer Kanada und Barbados, die England Vorzugszölle gewährt haben, teil. Mitte Dezember 1903 hat der Reichstag einem Gesetzentwurf zugestimmt, wonach der Bundesrat ermächtigt wird, den Meistbegünstigungsvertrag mit England bis Ende 1905 zu verlängern.

Mit dem 31. Aug. 1903 gingen die mitteleuropäischen H. zu Ende, gelten jedoch, insoweit sie nicht gekündigt wurden, als um je ein Jahr verlängert. Da mit der Kündigung seitens verschiedener Staaten gerechnet werden mußte und manchen Staaten auch eine Revision der Verträge wünschenswert erschien, so wurden schon seit Jahren Vorbereitungen für eine Zolltarifreform getroffen. In Deutschland hat nicht nur die von Interessenten, namentlich vom Verein zur Wahrung der chemischen Industrie, 1897 gegründete Zentralstelle zur Vorbereitung von Handelsverträgen einen Einfluß im freihändlerischen Sinn auszuüben gesucht, sondern der Reichsokanzler hatte selbst einen wirtschaftlichen Ausschuß zur Beratung eines Zolltarifs eingesetzt, der dem Reichsamt des Innern unterstand und dessen Mitglieder teils aus Vorschlag des deutschen Handelstages, des deutschen Landwirtschaftsrates und des Zentralverbandes deutscher Industrieller, teils vom Reichsokanzler unmittelbar ernannt wurden. Nach lebhaften Verhandlungen im Reichstag ist unterm 25. Dez. 1902 das neue Zolltarifgesetz publiziert worden, das auch für einige Positionen einen Doppeltarif vorsieht und nicht unwesentliche Zollrückbühungen bringt (s. Zölle).

Bis jetzt hat Deutschland folgende H.: 1) Tarifverträge mit gegenseitiger Meistbegünstigung hat es vereinbart mit Österreich-Ungarn, Italien, der Schweiz, Belgien, Serbien, Rumänien, Rußland. 2) Nur die Meistbegünstigung ist gewährt worden: Ägypten, Ar-

gentinen, Bulgarien, Kolumbien, Dänemark, Ecuador, Frankreich, Großbritannien nebst Kolonien (außer Kanada und Barbados), Guatemala, Honduras, Japan, Liberia, Marokko, Mexiko, Nicaragua, den Niederlanden nebst Kolonien, Orange-Freistaat, Ostrumelien, Paraguay, Persien, Salvador, Schweden und Norwegen, Spanien, Tunis, Türkei, Uruguay, den Vereinigten Staaten von Amerika, Sansibar. Von diesen Verträgen läuft der mit Tunis 1903, der mit Kolumbien und Spanien 1904, der mit Nicaragua 1907, mit Japan 1911, mit der Türkei und Ägypten 1912 ab; falls nicht rechtzeitig gekündigt wird, laufen die Verträge weiter, können aber dann jederzeit mit einjähriger Kündigungsfrist aufgehoben werden. Der Vertrag mit Frankreich ist unföndbar, der mit Marokko jederzeit föndbar. Salvador hat 1902, Guatemala auf 1903, Sansibar auf 1911 die H. gekündigt. Die übrigen Meistbegünstigungsverträge können jederzeit mit einjähriger Kündigungsfrist beendet werden. Wegen Großbritannien s. oben. Als Gegenseitigkeit hat Deutschland die Meistbegünstigung, von einigen Staaten auch noch Tarifzugeständnisse erhalten, so von Japan, Sansibar, der Türkei mit Bulgarien und Ostrumelien, und von Marokko (hier nur bez. der Ausfuhr). Da Ägypten, Bulgarien, Frankreich, Schweden und Norwegen mit andern Staaten Tarifverträge abgeschlossen haben, so nimmt Deutschland durch sein Meistbegünstigungsrecht auch an diesen teil.

3) Deutschland genießt die Meistbegünstigung ohne Gegenseitigkeit seitens des Kongosstaates (hier auch Zollfreiheit), Koreas, Siam und Chinas; von den drei zuletzt genannten Staaten auch bestimmte Zollermäßigungen. Mit den übrigen Ländern bestehen keine vertragsmäßigen Beziehungen. Vgl. Schraut, System der H. und der Meistbegünstigung (Leipz. 1884); v. Aufseß, Die Zölle und Steuern sowie die vertragsmäßigen auswärtigen Handelsbeziehungen des Deutschen Reiches (5. Aufl., Münch. 1900); v. Poschinger, Die wirtschaftlichen Verträge Deutschlands, Bd. 2 (Berl. 1892); •Die Zoll- und Handelsverträge des Deutschen Reiches• (Wörling, 1893 — 94) und das amtliche •Deutsche Handelsarchiv•, das regelmäßig über die Bewegung auf dem Gebiete der H. berichtet; •Der Zollkompaß•, herausgegeben vom Österreichischen Handelsmuseum, und die beim Artikel •Handelspolitik• angeführten Werke.

Handelsvertragsverein, eine von Interessenten, namentlich vom Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie 1897 gegründete Zentralstelle zur Vorbereitung von Handelsverträgen mit freihändlerischer Richtung. Der H. gibt eine eigne Korrespondenz heraus. Vgl. Borgius, Der H. (Berl. 1903).

Handelswert, gemeiner, s. Marktpreis.

Handelswinde, s. Passatwinde.

Handelswissenschaften (angefängelter) umfassen diejenigen Wissenszweige, deren Studium dem Kaufmann zum Betrieb seines Geschäfts nützlich und nützlich ist. Hierher gehören Handelsarithmetik als Anwendung der Zahlenlehre auf die Verhältnisse des Handels (kaufmännisches Rechnen in Verbindung mit Münz-, Maß- und Gewichtskunde, Zins-, Wertschätzung u.), dann Warenkunde, Handelsgeschichte, Handelsgeographie, Handelsstatistik, Handelsrecht mit Einschluß des Wechselrechts, Handelspolitik (s. diese Artikel), Handelskunde (Lehre von Wesen und Formen des Handels und der Handelsgeschäfte, von den staatlichen und andern Einrichtungen zur Förderung und Pflege des Handels u.) mit Handels-

oder Handelsbetriebslehre als wissenschaftliche Darstellung der Regeln für den Handelsbetrieb (auch Handelswissenschaft im engern Sinn oder theoretische Handelswissenschaft genannt), endlich die Kontorfächer oder Kontorwissenschaft (Buchhaltung, kaufmännische Korrespondenz u.), die auch als praktische Handelswissenschaft bezeichnet wird. Vgl. Rodach, Die Handelswissenschaft (4. Aufl., Leipz. 1889), und die Handbücher von Braune (8. Aufl., das. 1903), Fieders (6. Aufl. von Giesberg, das. 1898; »Leifaden«, 8. Aufl. von Meßner, 1904), Beerholdt (8. Aufl., Berl. 1892), andre in den unten angegebenen Sammelwerken; Schiede u. Odermann, Die Kontorwissenschaft im engern Sinne (9. Aufl., Leipz. 1889); Adler, Leifaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft (5. Aufl., das. 1900); Rothschild, Taschenbuch für Kaufleute (44. Aufl., das. 1901); Huber u. Schär, Handbuch der Kontorpraxis (3. Aufl., Stuttg. 1895); Salomon, Komptoirhandbuch (12. Aufl., Berl. 1899); Raier-Rothschild, Handbuch der gesamten H. (7. Aufl., das. 1900, 2 Bde.) und »Der kleine Raier-Rothschild« (2. Aufl., das. 1896); Lindwurm, Die Handelsbetriebslehre (Stuttg. 1869); Goldberg, Die Handelswissenschaft auf volkswirtschaftlicher Grundlage (6. Aufl., Leipz. 1903); Bohn, Die H. (18. Aufl. von Trompenou, Halberst. 1894); Schlössing, Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit (25. Aufl., Berl. 1903); Heyden, Kaufmännisches Handbuch (Kofod 1897); Giesberg, Allgemeine Handelskunde (Wien 1899); Lünemann, Repetitorium der H. (das. 1902); Courcelle-Seneuil, Manuel des affaires (4. Aufl., Par. 1883; deutsch von Eberbach, Stuttg. 1868); Rathrein, Lehrbuch der kaufmännischen Arithmetik (4. Aufl., Wien 1889—98, 3 Bde.); Heller u. Odermann, Das Ganze der kaufmännischen Arithmetik (17. Aufl., Leipz. 1897); Behm u. Dogeförde, Die Praxis des kaufmännischen Rechnens (3. Aufl., Berl. 1901, 3 Bde.); Stern, Das kaufmännische Rechnen (Leipz. 1903); Engelmann, Rechenlexikon für Kaufleute und Gewerbetreibende (2. Aufl., Erlang. 1892); Breunig, Der Kaufmann (Hedelb. 1901). Sammelwerke: »Handelsbibliothek der gesamten H.« (Stuttg.); »Raier-Rothschild-Bibliothek« (Berl.); »Bibliothek der H. für den Selbstunterricht« (Wien); Föschels »Sammlung kaufmännischer Unterrichtswerke« (Leipz.); L. Hubertis »Moderne kaufmännische Bibliothek« (das. 1898 ff.); Wöschens »Kaufmännische Bibliothek« (das. 1902 ff.). Die verschiedenen »Handelslexika«, wie von Spanner (Leipz. 1874—79, 4 Bde.), Fort (6. Aufl. von Huber, das. 1875), Maerulloch (neueste Aufl., Lond. 1882), Raier's »Handelslexikon« (2. Aufl., Stuttg. 1883, 2 Bde.), »Rothschilds kurzgefaßtes Hand- und Kontorlexikon« (2. Ausg., Leipz. 1889) sind z. T. veraltet. Weiteres über Handelskorrespondenz u. in den betreffenden Artikeln.

Handelszeichen Handelsmarken, engl. Trade marks), f. Handelsmarken.

Handelszettel, f. Handelsbillet.

Handelszins, soviel wie Diskont, Zins, den der Handel für kurzfristigen Kredit zahlt, im Gegensatz zum hypothetischen Zins.

Handerburgen, f. Händerörfer.

Handfertigkeitsunterricht, f. Arbeitsschulen und Fachschulen.

Handfeste heißt die Bestätigung einer Erklärung durch eigenhändige Unterschrift, dann die so unterschriebene Urkunde selbst, namentlich ein Schulbrief, Privilegium, endlich die Urkunde über einen Renten-

kauf (f. d.). Über die Kulmer H. vom J. 1233, erneuert 1251 für das Deutschordensland Preußen, f. Kulm 2). Im Bremischen Recht (Erb- und Handelsordnung vom 19. Dez. 1833, revidiert 30. Juli 1870 und teilweise abgeändert 21. Sept., 25. Dez. 1879 und 16. Nov. 1880) bedeutete H. oder Handelsrecht ein eigentliches Immobilienpfandrecht, bez. die Urkunde über ein solches.

Handfeuerwaffen (hierzu Tafel »Handfeuerwaffen I—III«), im Gegensatz zu Geschützen, Maschinengewehren u. von einem Mann tragbare Feuerwaffen. Man teilt die H. nach Zweck und Konstruktion ein in: Gewehre mit langem Laufe für Infanterie, Jäger (Büchsen), Piottiere u., sowie Jagdgewehre (f. d.), H. mit kürzerem Lauf (Karabiner, Kurzgewehre, Stutzen) für Kavallerie, Fuhrartillerie, Berschestruppen u., mit noch kürzerem zur Selbstverteidigung im Nahgefecht (Faustwaffen) für Offiziere, Fahrer, Sanitätstruppen u. (Revolber, Selbstladepistolen, früher Pistolen und Terzerote). Je nachdem die H. von der Mündung oder von hinten geladen werden, heißen sie Vorder-, resp. Hinterlader. Bei letztern unterscheidet man Ein- und Mehrlader. Die H. bestehen in der Regel aus Lauf, Schloß, Schaft, Garnitur und Zündvorrichtung, die Kriegsgewehre besitzen im Bojoneit oder aufgeschraubten Seitengewehr eine blanke Waffe zum Nadeln.

Die ersten Anfänge der H. sind die kurz nach dem Bekanntwerden des Schießpulvers im 14. Jahrh. vorkommenden Donnerbüchsen, Stand-, Hand- (Textfig. 1) oder Faustrohre, aus denen sich die Hakenbüchsen (f. d.) zu Anfang des 15. Jahrh. entwickelten.



Fig. 1. Handrohr mit Streitgast aus dem Jahr 1593.

Sie wurden durch eine mit der Hand geführte Lunte abgefeuert. Später wurde in den Kopf eines Hahnes die brennende Lunte gesenkt (Textfig. 2), deren Feuer zunächst mit der Hand, dann durch den Abzug auf die am Lauf befindliche Zündpfanne geleitet wurde. Ein wesentlicher Fortschritt war die Erfindung des Rührberger Nachschloßes (1617), dessen Zahnräd, von unten durch die Zündpfanne a (Textfig. 3) greifend, um

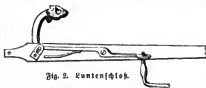


Fig. 2. Zündschloß.

drei Viertel seines Umfangs mittels Schlüssel an der Achse b gedreht wird, wobei sich eine Kette um seine Achse windet, deren andres Ende, mit der Schlagfeder verbunden, diese spannt. Ein vor der Zündpfanne stehender Hahn c trägt in seinem Maul ein Stück Schwefelholz oder Feuerstein, das beim Umliegen des Hahnes auf das Zahnräd zu liegen kommt. Durch die schnelle Drehung des Rohrs beim Auslösen der Schlagfeder werden von dem Feuerstein Funken losgerissen, welche die Entzündung des Zündrautes

in der Pfanne bewirken. Aus dem Schnapphahnkloß (Zerfig. 4) entwickelte sich (1630) das (Feuer-) Steinkloß. Der in den Hahn eingeklemmte Feuerstein

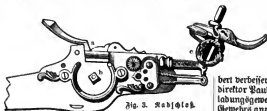


Fig. 3. Klabkloß.

(f. Flinte) schlug gegen die Schlagfläche des stählernen Pfannbedels, wodurch Funken erzeugt wurden; und da durch den Schlag gleichzeitig der Pfannbedel zurückgeschlagen wurde, konnten die Funken das in

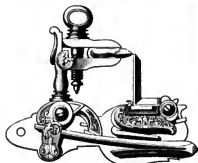


Fig. 4. Schnapphahnkloß.

der nun geöffneten Pfanne liegende Pulver entzünden. Das erleichterte und freihändig zu gebrauchende Steinkloßgewehr wurde erst nach den Befreiungskriegen durch das Perkussionsgewehr (Zerfig. 5)



Fig. 5. Perkussionskloß.

verdrängt. Hier erfolgte die Entzündung der Pulverladung durch den Feuerstrahl eines mit knallsaurem Quecksilberoxyd gefüllten, auf den Hahn gesetzten und durch den niederfallenden Schlag des Hahnes



Fig. 6. Revolverähnliches Gewehr aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

getroffenen Kupferzündhütchens, der durch den hohlen Hahn die Ladung erreichte. Gezogene Perkussionsgewehre bildeten bis gegen Ende der 1800er Jahre die

Bewaffnung aller Heere, außer dem preussischen, das bereits 1841 das von Dreyse erfundene Zündnadelgewehr (Hinterlader von 15,4 mm Kaliber) angenommen hatte. Versuche mit Hinterladungsgewehren traten schon früh, im 15. Jahrh., auf, wenn auch nicht so zahlreich wie mit solchen Geschützen. Zerfigur 6 zeigt ein revolverähnliches Gewehr aus dem Anfang des 17. Jahrh. Schaumelle konstruierte 1751 ein solches, das 1776 von Montalembert verbessert wurde. Der französische Gewerkschaffdirektor Pauli erhielt 1812 ein Patent auf ein Hinterladungsgewehr, das als der Vordränger des Lebauchez-Gewehres anzusehen ist. Alle diese Versuche waren aber noch technisch unvollkommen, weil ihnen der geschickte Verschluss fehlte.

Außer der Verbollkommenung des Schloßmechanismus wurde auch der Lauf mit der Zeit wesentlich umgestaltet. Der großkaliberige (18–20 mm) glatte Lauf der älteren Gewehre verschloß eine von der Mündung geladene, schwere Kugelfuge. Erst mit der Einführung des Perkussionskloßes wurde das Laufinnere, die Seele, allgemein mit schraubenförmig gewundenen Zügen (einer Erfindung aus dem 16. Jahrh.) versehen. An Stelle der Kugel trat das Langgeschloß, von 2–2,5 Kaliber Länge, dessen Führung in den Zügen zuerst durch Kompression (Delvigne, Thouvenin), später durch Expansion (Rau) und Stauchung (Würstemberger) bewirkt wurde. Diejenigen H., bei denen die Stauchung durch Aufstreichen des Geschosses auf einen im Seelenboden angebrachten Stift geschah, nannte man Dornengewehre (Büchsen). Die ballistischen Leistungen jener gezogenen Vorderlader waren wenig verschieden von denen des Zündnadelgewehrs, dessen taktische Überlegenheit, vorzugsweise in der besseren Feuerbereitschaft und Feuergehwwindigkeit bestehend, sich auf den Schlachtfeldern von 1866 glänzend erwies. Der Verschluss des Zündnadelgewehrs (Zerfig. 1, Fig. 1) war ein Zylinderverschluß, die Entzündung der in einem Papppiegel der Patrone befindlichen Zündmasse geschah durch den Stich einer vornehmenden Kugel. Eine Einheitspapierpatrone begünstigte die Ladegeschwindigkeit; das in der Hühnung des Papppiegels sitzende Langblei von eiförmiger Gestalt trennte sich kurz nach Verlassen des Rohres von seinem Führungsmittel, dem Papppiegel.

Zur Beseitigung der im Kriege 1866 hervorgerufenen Mängel schritt man 1869 zu einer Vortierung des Zündnadelgewehrs durch Einfügung eines Kautschukrings und Ausfüllung der Luftkammer durch einen Hohlzylinder. Während der Umänderung brach der deutsch-französische Krieg aus; die preussische Infanterie rückte mit dem alten Gewehr ins Feld. Ihm stand französischerseits das Chassepot-Gewehr gegenüber. Dasselbe, dem Zündnadelgewehr nachgebildet, hatte an Stelle der im Klabbolgen befindlichen Kugel einen Stift und besaß in der Kautschukpuffervorrichtung eine gute Gasabdichtung. Sein auf 11 mm verringertes Kaliber ermöglichte die Ausnutzung des

relativ starken Ladungsverhältnisses. Schußweite und Krafz waren, ebenso wie Feuerbereitschaft und Feuergehwwindigkeit, dem Zündnadelgewehr über-

relativ starken Ladungsverhältnisses. Schußweite und Krafz waren, ebenso wie Feuerbereitschaft und Feuergehwwindigkeit, dem Zündnadelgewehr über-

lich überlegen. Unter dem Eindruck der Kriege 1866 und 1870/71 drehten sich die andern Staaten, ihre Infanteriebewaffnung umzugestalten. Man griff aus ökonomischen Gründen zunächst zu dem Ausbissmittel, die vorhandenen Gewehre in Hinterlader umzuwandeln. Hieraus gingen eine Anzahl Transformationsysteme hervor, worunter die bekanntesten sind: System Snider, Klappenverschluss, auch à la tabatière (Tafel I, Fig. 2), System Remington (Tafel I, Fig. 3 u. 4) und Lebedev, Klotterverschluss (Americo); System Henry-Martini, durch Herunterziehen und Herauschießen des hinter dem Abzugsbügel liegenden Hebels geöffnet und geschlossen (Tafel I, Fig. 5). Der vollkommenste, aber auch sehr komplizierte Verschluss dieses Systems war der von Werber (Tafel I, Fig. 6 u. 7), mit dem die bayerische Infanterie schon 1870/71 bewaffnet war. Schon bei den genannten Umänderungssystemen, ebenso wie bei allen Neukonstruktionen, laßt sich der Patronepatrone die Metall-einheitspatrone zur Anwendung (i. Patrone). Sie bewirkte bessere Abdichtung, Vereinfachung der Verschlusseinrichtung, sichere Zündung und begünstigte die Anwendung von Mehrlobovorrichtungen. Zur Entfernung der Hülse nach dem Schuß trat allerdings der Auszieher und Auswerfer, das Schloß komplizierend, hinzu.

Das nach dem Kriege 1870/71 in der deutschen Armee eingeführte, von der württembergischen Gewehrfabrik Roulon konstruierte M/71 von 11 mm Kaliber war ein sogen. Selbstspanner, bei dem bloßes Öffnen und Schließen der Kammer das Spannen der Schlagfeder bewirkte. Das russische Verdan-Gewehr, ebenfalls ein Selbstspanner, vereinigte den Klapp- mit dem Kolbenverschluss, das niederländische, dem deutschen ähnliche Beumont-, und das österreichische Berni-Gewehr mit Hinterlader, aber kompliziertem Wellenverschluss (standen etwa auf gleicher Höhe wie das deutsche Gewehr M/71. Man verbißt sich den oft gehörten Forderungen nach erhöhter Feuergeschwindigkeit gegenüber ablehnend, weil hiermit eine Erschütterung der Feuerdisziplin und die Gefahr des Verschießens nothgedrungen sei. Im amerikanischen Sezessionskriege 1862 hatte bereits die Kavallerie der Nordstaaten von einer Mehrlobo-Waffe, dem Spencer-Koradinier (Tafel I, Fig. 8 u. 9), Gebrauch gemacht. In einer Magazindröhre im Kolben befanden sich 6 Patronen, die der Verschlussmechanismus selbstständig in den Lauf schob. Bald darauf konstruierte Winchester ein Repetiergewehr mit Abstellvorrichtung, so daß es auch als Einlader verwendbar war. Die Schweiz führte 1869 ein Repetiergewehr System Bollerli ein, bei dem das röhrenförmige Magazin im Vordertheil unter dem Lauf liegt. Man ladete an dem Kolbenmagazin, daß es eine zu geringe Anzahl von Patronen fassen und für den Zylinderverschluss, als dem besten, sich weniger eigne als das Vordertheilmagazin. Da indes das Magazinsfeuer nur für wenige und kurze, meist entscheidende Gefechtslagen Bedeutung haben wird, für die übrige Zeit aber die Einzelladung ausreicht, so hielt man es für genügend, wenn der Schütze zum schnellen Laden die Patronen bequem zur Hand habe. Diesen Erwägungen verbandt der Schnellader System Krmla (Tafel I, Fig. 10) seine Entzifferung. Das ansehbare Magazin wurde im Bedarfsfall an den Schaft des Gewehrs geklemmt. Das Krmla-Gewehr wurde während des Krieges 1878 bei der russischen Infanterie eingeführt, nach dem Kriege jedoch durch ein Einladergewehr, das verbesserte Verdan-Gewehr, ersetzt. Das um dieselbe Zeit bekannt

gewordene System des Amerikaners Lee (Tafel I, Fig. 14 u. 15), dessen Magazin aus Stahlblech für fünf Patronen sich von oben in das Gewehr einziehen ließ, ist deshalb von Interesse, weil die heutigen Kastenmagazine aus ihm hervorgingen. Die von der Konkurrenz aufgestellten Systeme (Hornmüller, Schulhoff, Rönninger) vermochten das Letzte nicht zu verdrängen. Frankreich hatte an Stelle des Chassepot-Gewehrs 1874 das Repetiergewehr Gros-Kropatschek eingeführt. Es wurde 1886 durch das Reibel-Gewehr M/86, einem Repetiergewehr von 8 mm Kaliber mit Vordertheilmagazin, ersetzt (Tafel II, Fig. 11). Da politische Verhältnisse es wünschenswert machten (Voll-langer), so führte man auch in Deutschland im Gewehr M/71, 84 eine Mehrlobo-Waffe ein. Kaliber und Schloß waren die des Gewehrs 71, ein Vordertheilmagazin mit 9 Patronen gestaltete die Anwendung von Schnellfeuer. Die Magazingewehre, mögen dieselben nun das Magazin im Kolben oder unter dem Lauf haben, erfüllen nicht die Forderung, daß das Wiederauffüllen des Magazins leicht und mit einem kurzen Handgriff von hinten ging, auch tasteten den Magazingewehren manche Nachteile an, wie z. B. veränderte Schwerpunkt-lage beim Schießen, Gefahr von Ladestörungen u. Als nun gegen Ende der 1880er Jahre das Nitratpulver (rauchloses Pulver) das Schwarzpulver verdrängte und damit die Verwendung feinstalbriger Gewehre und feinerer und leichter Geschosse ermöglicht wurde, stand technischerseits der Annahme des Leichten Kastenmagazins nichts mehr im Wege. Während jedoch Lee ein anhängbares Magazin verwendete, haben die heutigen Kastenmagazine (Roulon, Rönninger u.) die feste Repetierbereitschaft dadurch gesichert, daß das Magazin festgelegt und die Patelladung eingeführt wurde. Bei dieser fand die Einführung der Patronen in Rahmen, in neuerer Zeit durch Ladestreifen statt.

Man unterscheidet hauptsächlich fünf Arten Kastenmagazine: 1) Manlicher (eingeführt im Deutschen Reich, Gewehr 88, Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich beim Daudet-Gewehr und Koradinier Berthier M/92, Rumänien, Bulgarien, den Niederlanden), senkrechter, unten offener Magazinkasten; die darin liegenden Patronen werden durch einen stählernen Patronenrahmen zu einem Paket vereinigt. Sobald die letzte Patrone verfeuert ist, fällt der leere Rahmen von selbst aus dem Kasten. Ausnahmsweise können die Patronen auch einzeln mit der Hand eingeführt werden. 2) Roulon (im Deutschen Reich, Gewehr 98, Rußland, Belgien, Schweden, Türkei, Argentinien, Chile, Serbien und Brasilien), senkrechter, unten geschlossener Kasten; die zu einem Paket gehörenden Patronen werden durch einen spangenförmigen Ladestreifen, der nur die Patronenenden umfaßt, zusammengehalten; der Schütze streift sie beim Füllen des Magazins von dem in einem Ausschnitt der Verschlusshülse eingehakenden Ladestreifen ab und in den Kasten hinein; der leere Streifen wird fortgeworfen oder fällt beim Schließen von selbst ab. Die 6 Patronen liegen in einer Reihe lose übereinander im Kasten. Ein zunächst für Koradinier bestimmtes neues Kastenmuster faßt 10 Patronen in 2 Reihen und wird mit 2 Ladestreifen gefüllt. 3) Krog-Jörgen (in Dänemark sowie [verbreitet] in Norwegen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika [Landwehr]), waagrecht, hinten mit feillicher, nach unten (früher nach vorn) sich öffnender Tür. Die Patronen werden aus einem an der Türöffnung angelegten Blechbehälter in den Kasten eingebracht,

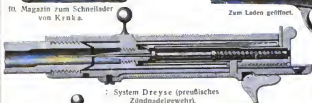
Handfeuerwaffen I.



10. Magazin zum Schnellader von Kruka.



Zum Laden geöffnet.



1. System Dreyse (preußisches Zündnadelgewehr).

2. System Snider à la tabatière.



14 u. 15. Anhängbares Magazin, System Lee.



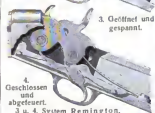
15. Magazin.



3. Geöffnet und gespannt.



8. Geschlossen und schußfertig zum Abfeuern der fünften Magazinpatrone.



4. Geschlossen und abgefeuert.

3 u. 4. System Remington.



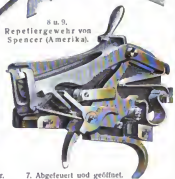
9. Nach dem Abfeuern der fünften Patrone. Vorrücken der sechsten Patrone in die Kammer.

8 u. 9. Repetiergewehr von Spencer (Amerika).



6. Geschlossen und gespannt.

6 u. 7. System Werder.



7. Abgefeuert und geöffnet.



22. Verschuß und Magazintür halb geöffnet.

22-24. Dänisches Magazingewehr Krag-Jørgensen.



23. Wagerechter Durchschnitt durch die Magazintür und Verschußhals.



24. Senkrechter Durchschnitt durch das gefüllte Magazin.



25. Englisches Gewehr M.89, 91. System Lee-Metford. Geschloßen und abgefeuert.



12. Französischer Karabine; M.92, System Mannlicher. Verschuß geschlossen, Schlagfeder gespannt.



Verschuß geöffnet, Patronenhölse noch nicht ausgeworfen, Zubringer mit der letzten Patrone gesenkt, Schlagbolzen gespannt.

11. Französisches Gewehr M.96 (Lebel-Gewehr, fusil M.96).



13. Französisches Daudeteau-Gewehr.



Handfeuerwaffen III.



27. Verschluss.



26 u. 27. Schweizerisches Repelliergewehr M.89, System Schmidt. Durchschnitt des Schiesses.



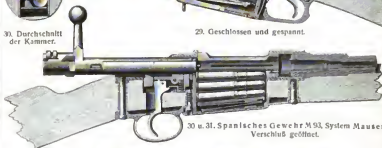
28 u. 29. Russisches Dreiliniengewehr M.91, mit aufgesetztem Patronenrahmen zum Laden.



30. Durchschnitt der Kammer.



29. Geschlossen und gespannt.



30 u. 31. Spanisches Gewehr M.93, System Mauser. Verschluss geöffnet.



32 u. 33. Italienisches Gewehr M.91, System Mannlicher. Verschluss geschlossen, Schlagfeder gespannt.



34. 7,65 mm-Mannlicher Selbstladekarabiner M.01.



33. Verschluss geöffnet und gespannt. Volles Magazin.

liegen darin nebeneinander und werden durch den Zubringer vor die Lauföffnung geschoben. Die Patroneneinlage der Hülse hat daher keinen Durchbruch, und das Laden einzelner Patronen mit der Hand geht in derselben Weise wie bei jedem Einzelader vor sich. 4) Lee (Vereinigte Staaten von Nordamerika für die Flotte), senkrechter, unten offener Kasten, Patronen durch Ladestreifen zusammengehalten, der aber beim Füllen mit ihnen in das Magazin eingeschoben wird. 5) Savage (Bürgerwehr der Vereinigten Staaten von Nordamerika), im Magazin ist eine wagerechte, zur Laufachse parallele Trommel drehbar gelagert; sie nimmt 5 durch je 2 Spangen gehaltene Patronen auf und befördert beim Öffnen jedesmal selbsttätig eine Patrone vor die hintere Lauföffnung; in den vorderen Rand der Trommel sind die Ziffern 1—5 eingeschlagen, von denen immer nur eine außen sichtbar ist und die Zahl der noch im Magazin befindlichen Patronen angibt. Eigenartige Mehrladeeinrichtungen besitzen das schweizerische Gewehr M. 89. 96 und das englische Gewehr M. 90, System Lee-Netford-Speed. Bei erstem besteht die Mehrladeeinrichtung in einem festen Mittelschaftmagazin mit Kalebrettladung zu 12 Patronen und mit Repetierperre. Die Patronen werden entweder einzeln geladen oder zu 6 Stüd mittels des Laders (Kartonschachtel) eingeführt. Durch einen Trud auf den Knopf der an der rechten Seite angebrachten Repetierperre wird das Magazin nach abwärts gedrückt und dadurch verhindert, daß der Verschlusskopf die oberste Patrone erfährt. Die Mehrladeeinrichtung des Lee-Netford-Gewehrs besteht in einem abhängbaren Mittelschaftmagazin mit 10 einzeln geladenen Patronen und Repetierperre. Durch Drehen der letzten nach aufwärts werden die Patronen nach abwärts gedrückt. Beide Gewehre sollen gewöhnlich als Einlader und nur in den entscheidenden Gefechtslagen als Mehrader benutzt werden.

Die Feuergeschwindigkeit der modernen G. ist, soweit der Schuß das Laden und Abfeuern bei jedem Schuß zu bewirken hat, durch die heutigen Konstruktionen auf eine mächtige Leistung von 12 gezielten Schüssen in der Minute gesteigert, bei Mannlicher-Gewehren war es möglich, 22 mal und mehr in der Minute zu schießen. Von einer weiteren Steigerung kann man als nutzlos oder gar schädlich absehen. Nachdem es jedoch seit etwa 10 Jahren gelungen ist, kriegsbrauchbare G. herzustellen, bei denen die Kraft des Rückstoßes benutzt wird, die Arbeit des Öffnens, Ladens und Abfeuerns zu verrichten, ist den tatsächlichen Bedenken, die man gegen eine weitere Steigerung der Feuergeschwindigkeit hegte, der Boden entzogen. Man geht wohl nicht zu weit, jene Waffen, die sogenannten Selbstlader, Rückstoßlader, automatische Waffen überhaupt, als die G. der Zukunft zu bezeichnen. Bei Verwendung des jetzigen Kastensystems könnten die 5 Patronen des Magazins in einer Sekunde verschluckt werden, und dies kann nach neuer Fällung des Magazins stets wiederholt werden, so daß man gewiß bis zu 100 Schuß in der Minute abgeben könnte. Der Munitionsverschleiß für solche Waffen ist aber eine schwierige Sache.

Nach dem Vorbilde der Maximischen Maschinen-gewehre wurden von Mannlicher, Roth, Krieg u. a. automatische G. hergestellt. Man unterscheidet bei diesen Gasdrucklader und Rückstoßlader. Bei erstem beruht die Selbsttätigkeit auf der Spannkraft der Gase, bei letztem auf der Rückstoßkraft. Bei den Gasdruckladern unterscheidet man solche ohne

und solche mit Verschlussriegelung und mit Friktionsverschlus — bei den Rückstoßladern solche mit Rückstoß der ganzen Waffe mit weit zurückgleitendem Lauf und mit kurz zurückgleitendem Lauf. Die meisten der erprobten Waffen gehören dem Rückstoßladerbausem an. Von diesen sind die mit Rückstoß der ganzen Waffe für Verwendung bei Faustwaffen auszu-schließen. Dem Rückstoßlader mit kurz zurückgleitendem Lauf und mit Zylinderwangenverschlus scheint dagegen die Zukunft zu gehören.

Nachdem zunächst bei Faustwaffen (s. Revolver) das automatische Prinzip sich als kriegsbrauchbar erwies, führte man in mehreren Heeren Selbstladepistolen nach System Vorchardt-Lueger (Parabellum), Mannlicher, Browning u., und zwar für Offiziere und Mannschaften der Kavallerie, Maschinengewehr-Abteilungen u., ein. Durch Ansehen eines Kolbens konnte man Karabiner herstellen, man erprobte nun aber auch Karabiner und Gewehre, ohne daß man sich schon zur Einführung entschlossen hätte. Diese wird aber stattfinden, sobald eine Waffe die automatische G. für kriegsbrauchbar anerkennt und den Anfang macht. Der Mannlicher Selbstladekarabiner M. 01 (Tafel III, Fig. 84) gibt ein Bild davon, wie sich etwa das Zukunftsgewehr gestalten wird. (Ueber das entsprechende 6,3 mm-Mannlicher-Gewehr M. 00, das auch in andern Kalibern konstruiert wurde, s. Fest 10 der »Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens«, 1901.) Allerdings ist jetzt ein neuer Typ der Firma Roth (Wien) patentiert worden. Hier ist das Prinzip, daß der Schlagbolzen, der in die ziemlich tiefe Zündkammer der Patroneneinrichtung eintritt, durch das unter dem Trud der Pulvergase zurückgetriebene Zündhütchen mit großer Kraft zurückgeschleudert wird und durch diese Bewegung den Verschluss in Tätigkeit setzt.

Von nicht minder hoher Bedeutung als Feuerge-schwindigkeit und Feuerbereitschaft sind die ballistischen Eigenschaften der G. Sie werden bebingt durch die Art und Wirkung des Treibmittels, Gewicht und Beschaffenheit des Geschosses u. — Die Konstruktion des Laufes, seine Länge, sein Kaliber, die Zueinrichtung u. müssen prinzipiell so beschaffen sein, daß die Wirkung des Pulvers zur Erzielung einer möglichst starken Fluggeschwindigkeit des Geschosses vorteilhaft ausgenutzt wird. Das rauchlose Pulver ermöglichte eine Verringerung des Kalibers auf 8 mm, wobei unter Zugrundelegung rationaler Geschoss- und Laufkonstruktion eine hohe Anfangsgeschwindigkeit (820 m), mäßiger Rückstoß und die sonstigen großen Vorteile erreicht wurden, die mit dem kleinen Gewehrkaliber bekanntlich verbunden sind. Die technischen Schwierigkeiten, welche die Bohrung enger gezogener Läufe mit sich bringen, wurden bald überwunden. In Amerika gelang es Sponkel, eine Bohrmaschine herzustellen, mittels deren sich Läufe von 5 mm bohren lassen. Da in Läufen so kleinen Kalibers der Gasdruck sehr hoch steigt und Anfangsgeschwindigkeiten von über 700 m gefordert werden, so ist die Verwendung eines besonders guten Stahls, Riefenstahl, nötig geworden. Tabelle I (S. 752) ergibt, daß das Kaliber der gegenwärtigen Armeegewehre zwischen 8 und 6,5 mm schwankt. Ähnliche Berichte von allen neuern Kriegsschauplätzen sprechen sich dahin aus, daß selbst bis zum 7,5 und 7,0 mm Kaliber hinaus eine bedeutende Abnahme der sogenannten Augenbidwirkung, d. h. derjenigen Wirkung, die den Gegner sofort launfahig macht, sich ergeben hat. Nur wenn die massenhafte Geschosswirkung der Selbstladegewehre jenen Mangel ausgleicht,

wird man die großen ballistischen und taktischen Vorteile des kleinen Kalibers (6—6,5 mm) ausnützen können.

Zur Ergänzung der Tabellen S. 752 u. 753 und zur Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Infanteriebewaffnung sei bemerkt: Bei der deutschen Infanterie ist an die Stelle des Gewehrs 88 mit Mittelschaftmagazin und Patetladung das Gewehr 98 (Tafel II, Fig. 16—19) getreten. Kaliber, Lüge (Fig. 19b), innere Laufeinrichtung, Munition u. ballistische Eigenschaften sind dieselben wie bei Gewehr 88; ähnlich diesem sind auch Schloß und Mehrladeeinrichtung nach Kauter. Statt der Doppelmagazinverriegelung des Gewehrs 88 findet durch Zutritt der hintern Kammerwarze eine dreifache Patronenverriegelung statt. Der Verschlußkopf bildet bei Gewehr 98 keinen eignen Bestandteil des Schloßes. Die Kammer (Fig. 17) ist mit einem beweglichen Ring b für das Funktionieren des Ausziehers versehen, a vordere linke (obere) Kammerwarze mit Einschnitt für den Auswerfer, c Sicherungsstift. Der Schlagbolzen g (Fig. 16) hat zwei Gasabzugsöffnungen. Abschragungen am Kammerknopf und an der Hülsenbrücke i bewirken das Spannen bereits beim Vorschieben der Kammer f (Fig. 16) und erleichtern das Öffnen nach dem Schuß. Fig. 17a Hülse: a Rute für die vordere Kammerwarze, b Patroneneinlage, c Kammerbahn, d Ausschnitt zum Einsetzen des Ladestreifens. Der Schloßkasten (Fig. 19) hat einen geschlossenen Boden (zur Vermeidung von Ladehemmungen, die durch das Eindringen von Sand u. beim Schießen im Liegen entstehen können), a Haltebohrer mit Feder für den Boden, b Röhre für die Verbindungsschraube. Die Rubringfeder d (Fig. 16) in Gestalt eines liegenden W und der Brubringer bringen die von einem Ladestreifen e (Fig. 16) in den Kasten von oben gedrückten Patronen einzeln vor das Patronenlager a. Beim Laden wird ein gefüllter Ladestreifen in den Ausschnitt der Hülsenbrücke gelegt. Durch einen Druck auf die obere Patrone werden die Patronen in den Kasten eingeführt. Dieselben lagern seitlich übereinander, so daß die obere Patrone etwas vor der Stirnfläche der Kammer liegt. Wird die Kammer vorgeführt, so fällt der Ladestreifen seitwärts heraus, während die obere Patrone in das Patronenlager geschoben wird. Etwa in der Mitte der Patroneneinlage greift die Kralle des Ausziehers in die Einbrechung der Patronenhülse. Bei allen neuen Gewehrkonstruktionen ist ein hölzerner Handschutz zur Erleichterung der Handhabung des durch schnelles Feuer erhöhten Laufes angedacht. Das Visier, bestehend aus Visierfuß a (Fig. 19a), Visierklappe b und Visierknie c (Fig. 19c), ist ein kombinirtes Richtvisier (Quadranten-) und Klappenvisier. Das Standvisier ist auf 200 m, das höchste Visier auf 2000 m herabgefeilt. Eine Handspitze h (Fig. 16) hinter dem Kolbenhals begünstigt den Anschlag im Liegen; auch andre im Dienstgebrauch hervorgetretene Mängel des Gewehrs 88 hat man beseitigt, ebenso den Laufmantel.

Österreich-Ungarn führt außer dem Gewehr M 95 (i. Tabelle I) die M 88, 90, 84, 90 und 90, sämtlich System Mannlicher, technisches Militärkomitee. Die dem ältern Werabzugsverschluß (Mannlicher) anhaftenden Mängel: ungünstiges Auffangen des Rückstoßes, Vergrößerung der Höhenstreuungen, sind in den neuen Konstruktionen beseitigt. Beim Verschluß des M 95 (Tafel II, Fig. 20 u. 21) will man die Vorteile der Hemmerischen Verriegelung fast unmittelbar hinter dem Patronenboden mit denjenigen des

Werabzugs verbinden, wodurch es ermöglicht ist, den ganzen Verschluß kürzer und schwächer zu halten. Das italienische Gewehr M 91 (Tafel III, Fig. 82 u. 83) ist bis auf die eigentümliche Sicherung sehr einfach, nach Mannlicher-System mit Verbesserungen von Carcano, Konstrukteur des ersten, 1868 dem preussischen und französischen nachgebildeten Hinterladers. Es zeichnet sich durch taktische Leistungsfähigkeit, stärkste Ausrüstung mit Patronen aus, erzeugt aber viel leichte Wunden. Das französische Gewehr M 86, 93, das an Stelle des Vorder- ein Mittelschaftsmagazin wie der Karabiner erhalten hat, sollte bald durch das Daudeteau-Gewehr (vgl. Anm. zu Tabelle I) ersetzt werden (Tafel II, Fig. 13). Der Kavallerie gab man den Karabiner M 90, System Werthier, doch konstruierte Mannlicher einen solchen M 92 (Tafel II, Fig. 12). Das russische Prellmündungsgewehr M 91 (Tafel III, Fig. 28 u. 29) ist dem Mannlicher-Gewehr M 90 ähnlich, es soll die Einführung eines 6,5 mm-Gewehrs mit 740 m Anfangsgeschwindigkeit geplant sein. Das englische Gewehr M 89, 91 ist ein Gelegenheitsrepetierer mit anhängbarem Mittelschaftsmagazin und zehn einzeln geladenen Patronen mit Repetierperre (Tafel II, Fig. 25 und Tabelle I). Das spanische Gewehr M 95 (Tafel III, Fig. 30 u. 31) wird als das technisch vollkommenste bezeichnet und ist in Brasilien, Chile, Bolivien, Uruguay, Kolumbien eingeführt, es führten es die Buren; das 7,65 mm-Kauter-Gewehr M 91 haben Argentinien und Peru. Das dänische Magazingewehr Krag-Jørgensen (Tabelle I) Tafel II, Fig. 22—24, das schweizerische Repetiergewehr (Tabelle I) Tafel III, Fig. 26 u. 27, das Landberg der Vereinigten Staaten (Tabelle I, Anm. 3) hat verbessertes Krag-Jørgensen-System, dies zeigt am Magazin waggeraten Kasten mit seitlicher Tür, die sich nach unten öffnet; die Klotze hat das 6 mm-Lee-Gewehr M 93. Schweden und Portugal haben sich für ein 6,5 mm-Gewehr entschieden, Serbien führt ein 7 mm-Gewehr M 99 (Kauter-Milanowich), andre kleine Staaten haben ältere Muster.

Für die S. bestanden schon seit Mitte des 17. Jahrh. in Belgien, Frankreich und England Beschußanstalten, meist mit Geschloßfabriken s. verbunden. Um den überseischen Absatz, der ihren ungeprüften Fabrikaten fehlte, zu gewinnen, richteten auch Deutschland und Österreich (1891) solche Anstalten ein. In Deutschland sind solche Beschußanstalten in Suhl, Frankfurt a. O., Sömmersda, München, Gernersheim, Oberndorf a. Neckar; in Österreich in Ferlach, Prag, Weipert, Wien. Mit den Prüfungszeichen der Proberbank in Lüttich sind die deutschen gleichwertig und umgekehrt (Bundesratsverordnungen vom 1. Febr. 1894 und 26. April 1899).

S. für den Privatgebrauch dürfen in Deutschland nach Gesetz vom 19. Mai 1891 nur dann in den Verkehr gebracht oder selbighalten werden, wenn ihre Läufe und Verschlässe in ausländischen Prüfungsanstalten (Beschußanstalten) geprüft und mit den Prüfungszeichen versehen worden sind. Die Prüfung besteht in einer Schußprobe mit verstärkter Ladung. Prüfungsbestimmungen und Prüfungszeichen sind durch Verordnung vom 22. Juni 1892 festgelegt; die Prüfungsanstalten wurden auf Anordnung der Landesregierungen 1. April 1893 errichtet. Auf die S., die durch die Militärverwaltung oder in deren Auftrag hergestellt und geprüft werden, auf S. die vom Ausland eingeführt und mit dem vollständigen, beim inländischen gleichwertigen Prüfungszeichen eines

auswärtigen Staates vertrieben sind, endlich auf solche, die vor dem vollständigen Inkrafttreten des Gesetzes von der Ortspolizeibehörde oder einer andern damit betrauten Behörde mit einem »Barraßzeichen« versehen worden sind, hat das Gesetz keine Anwendung. Zuwiderhandlungen sind mit Geldstrafe bis zu 1000 Mk. oder mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft; auf Einziehung der Waffen muß im Fall einer Verteilung ohne Unterschied, ob sie dem Beurteilten gehören oder nicht, und kann auch selbständig erkannt werden, falls die Verfolgung oder Beurteilung einer bestimmten Person nicht ausführbar ist (vgl. Kleinfeller in Stenglein, »Die strafrechtlichen Nebenregeln des Deutschen Reiches«, S. 581, Berl. 1893). Ältere, im Privatbesitz befindliche H. bedürfen erst dann der amtlichen Prüfung, wenn sie vom Eigentümer an andere Personen veräußert oder vertrieben werden. Auch in Privatbesitz gelangte Kriegsgewehre sowie bereits geprüfte H. bedürfen einer Prüfung, wenn Veränderungen am Lauf oder am Verschuß vorgenommen worden sind.

Literatur: v. Blönnies, Neue Hinterladungs-
gewehre (Darmst. 1867); R. Schmidt: Die Entwickelung der Feuerwaffen (Schaffh. 1868, 2 Bde.), Die H., ihre Entstehung und Entwickelung zur Gegenwart (Wiesl. 1875—78) und Allgemeine Waffenkunde für Infanterie, mit Atlas (Bern 1888, neue Folge 1891); Thierbach, Die geschichtliche Entwickelung der H. (2. Aufl., Dresd. 1899); Mattenheimer, Die Rückladungs-
gewehre (Darmst. 1871—76, 2. Folge 1890); Wille, Fortschritt und Rückschritt des Infanteriegewehrs (Berl. 1894); Wegand, Die technische Entwickelung der modernen Präzisionswaffen (2. Aufl., Leipzig 1878); Seidler, Das kleinste Kaliber oder das zukünftige Infanteriegewehr (Jülich 1886 bis 1891, 2 Bde.); Wegand, Die neue deutsche Gewehrfrage (Darmst. 1888); Belgner, Die 8 mm. in Österreich-Ungarn (2. Aufl., Wien 1891); Wille: Waffenvergleich (Berl. 1890), Das kleinste Gewehrkaliber (Jülich 1893) und Neue Gewehre (Stuttgart 1893); v. Tettau, Das russische Dreiliniengewehr und seine Schußleistungen (2. Aufl., Hannover 1894); Haegg, Schematische Darstellung der Armeegewehre (Wien 1894); Wille, Selbstspanner (Berl. 1896) und Kauter-Selbstlader (Jülich 1897); Wille, Fortschritte und Veränderungen im Gebiet des Waffenwesens (2. Aufl., Jülich 1900, mit jährlichen Nachträgen); »Das Repetiergewehr M. 1900, Patent Mannlicher-Schönauer« (Stehr 1900); Wüthrich, Bergmanns Rückstößlader (Berl. 1900); Preuß, Ratten über die fremdländischen Gewehre (Wien 1902); Kaiserleu, Die prinzipiellen Eigenschaften der automatischen Feuerwaffen (Jülich 1902); v. Kirchner, Die wichtigsten Daten über sämtliche Waffen der österreichisch-ungarischen Kriegsmacht und H. der europäischen Staaten (Triest 1901); »Das deutsche Infanteriegewehr 98« (München 1903); Rovatik, Beiträge zur Lösung der europäischen Gewehrfrage (Leipzig 1903); »Kürze Beschreibung des Repetiergewehrs M. 95 nebst Ausführung der hauptsächlichsten konstruktiven Unterschiede vom Repetiergewehr M. 88. 90 und der dadurch bedingten Änderung in der Ausbildung« (2. Aufl., Wien 1903). Eine gute Übersicht über die Entwickelung der H. bietet v. Hefner-Alteneck, Waffen. Ein Beitrag zur historischen Waffenkunde vom Beginn des Mittelalters bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, 100 Tafeln nach gleichzeitigen Originalen, mit Text (Frankf. a. M. 1903) u. die »Zeitschrift für historische Waffenkunde« (Hrsg. von Baehem, Dresd. 1897 f.).

Handflügler (Chiroptera, Flatterer, Flattertiere), eine Ordnung der Säugetiere, gekennzeichnet durch den Besitz einer Flughaut, wie sie in ähnlicher Weise nur bei wenigen andern Säugetieren (dem Fledermaus, Flughautflieger und Flatterhörnchen) vorkommt. Oberarm und Finger (mit Ausnahme des Daumens) sind sehr lang und von der Flughaut umgeben, die sich an den Seiten des Körpers bis zum Fuß herabzieht und das ganze Bein nebst dem Schwanz einhüllt, nur der Fuß sowie an der Hand der Daumen sind von ihr ausgeschlossen. Die Krallen an den Fingern und am Daumen dienen den Tieren zu unbehilflichem Kriechen auf dem Erdboden. Der Flug ist rasch, jedoch gewöhnlich kurz und von dem der Vögel sehr verschieden. Der Körper ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf gestreckt, mit weitem Rachen, kräftigem, vollständigem Gebiß und bisweilen mit eigentümlichen Hautanhängen an Nase und Ohren. Mit Ausnahme der Flughaut und des Gesichts ist der Körper dicht behaart. Das Knochengestell ist leicht gebaut; der Brustkorb erinnert an den der Vögel. Von den Sinnesorganen sind die Augen weniger, dagegen die übrigen entsprechend der nächtlichen Lebensweise sehr gut entwickelt. Besonders empfindlich, weil sehr nerventrich, ist die Flughaut (einen festsitenden Durchschmitt der Flughaut einer Fledermaus zeigt Tafel »Fledermaus I«, Fig. 6). Verlebte Fledermaus weichen allen in verschiedenen Richtungen ausgespannten Fäden mit der größten Geschicklichkeit und Sicherheit aus. Die Flughaut erscheint als eine Hautduplikatur, gebildet durch die Verlängerung sowohl der dorsalen als der ventralen Rumpfhaut. Epidermis und kutikuläre Schicht der Haut bleiben getrennt und bedecken die beiden Oberflächen der Flughaut, die beiderseitigen Lederhäute sind zu einer einzigen Membran aus welligem Bindegewebe mit zahlreichen eingestreuten Bindegewebsfasern verschmalert, und in dieser liegen eingebettet die elastischen Fasern, quergestreifte Muskeln, Blutgefäße, Haarbälge und deren Anhangsdrüsen, Nerven und deren Endigungen. Die meisten H. leben von Insekten, einige außereuropäische greifen auch Vögel und Säugetiere an und saugen deren Blut; andere nähren sich von Früchten. In den gewöhnlichen Klimaten halten sie einen regelmäßigen Winterschlaf, wobei die Temperatur ihres Blutes langsam sinkt. Die Begattung erfolgt im Herbst, die Befruchtung des bis dahin gereiften Eies jedoch erst im Frühjahr. Die (ein bis zwei) Jungen werden aus den beiden Brustdrüsen gesaugt und können auch während des Fluges von der Mutter mit herumgetragen werden. Die H. finden sich am zahlreichsten in wärmern Gegenden; in der kalten Zone fehlen sie ganz. Auch auf ozeanischen Inseln, wo keine andern Säugetiere heimisch sind, kommen sie vor. Man kennt etwa 400 Arten und bringt sie in viele Gattungen, jedoch ist die Aufstellung der letztern sowie ihre Vereinigung zu Familien hier schwieriger als bei den andern Ordnungen der Säugetiere. Einteilung: 1) Fruchtfresser (Frugivora), repräsentiert durch die Familie der Flederhunde (s. d.; Pteropidae), Bewohner der tropischen Gegenden der Alten Welt und Australiens, ziemlich große Tiere mit hundenartigem Kopf, kleinen Ohren und kurzen Schwanz. Hierher unter andern Pteropus (Fledermaus); 2) Insektenfresser (Insectivora) oder Fledermaus s. d. und Tafel »Fledermaus I u. II«. — Fossile H. finden sich schon im Eocän von Europa und Nordamerika vor, weichen jedoch von den lebenden nur wenig ab.

Handförmig heißt die Verzweigungsweise gewisser zusammengesetzter Laubblätter, deren gleichartige Abschnitte spreizend wie die Finger der Hand vom Endpunkt eines gemeinsamen Blattstiels entspringen.

Handfriebe, früher durch Handschlag bekräftigtes Friedensversprechen.

Handfrauen, s. wie Handdienste.

Handgalopp, s. Canter.

Handgeld, s. wie bei Draufgabe (s. d.) aber Herbergeld (s. Werbung), auch das »Laufgeld« bei den Landböhmen (s. d.).

Handgelübde, feierliches, durch Handschlag (s. d.) bekräftigtes Versprechen. Das außergerichtliche, einer Privatperson gegebene H. hat nicht mehr rechtliche Bindung als jede andere Versicherung. Das einer Behörde, insbes. einem Gericht, gegebene H. (Versicherung an Eides Statt) hat die Bedeutung eines förmlichen Eides; jedoch wird dessen Verletzung meist geringer bestraft als die eines Eides (s. auch § 156 des Deutschen Strafgesetzbuches). Vgl. Eid, Glaubhaftmachung, Handschlag.

Handgelübde, s. Handschlag.

Handgemenge (Kahlanpf), Kampf Mann gegen Mann mit der blanten Waffe, brachte früher im Wesentlichen die Entscheidung; jetzt beschränkt sich das H. hauptsächlich auf den Kampf von Reiteren gegen Reiterer und bei der Infanterie auf Ortsgesichte, da infolge der modernen Feuerwaffen die Entscheidung schon zu fallen pflegt, ehe es zum H. kommt.

Handgeschenk (Don manuel) ist eine von der französischen Jurisprudenz als feststehend angenommene, im Code civil aber nicht erwähnte Form der freiwilligen Verfügung unter Lebenden, die durch Übertragung des tatsächlichen Besitzes (possessio rei) an beweglichen Sachen in der Absicht, sich ihrer sofort und unwiderruflich (actuellement et irrévocablement) zum Vorteil des Beschenkten Annehmen zu ermöglichen, vollzogen wird und seiner besonderen Form bedarf.

Handgranaten, s. Granaten und Grenadiere.

Handhafte Tat, s. wie frische Tat, auf der einer ertappt wird; vgl. Flagrant und Feingewichte.

Handicap (engl. handicap, spr. händschap), eine sportliche Konkurrenz, bei der die verschiedenen Chancen der Preisbewerber von einem Sachverständigen durch entsprechende Belastungen an die Stärkeren und Erleichterungen an die Schwächeren derartig ausgeglichen werden, daß jeder der Konkurrenten mit möglichst gleicher Aussicht auf den Sieg in den Wettkampf eintreten kann. Im Rennsport wird bei Flach- und Hindernissen der Ausgleich durch das von den Pferden zu tragende Gewicht, beim Trabrennen durch Distanzologen, des Distanzlerkenntnis bewirkt. Der Sachverständige, der mit der Ausarbeitung eines Handicaps betraut wird, heißt »Handicapper«.

Handkloßen, s. wie Faustkloßen (s. d.).

Handkranzen, s. Kranzketten.

Handkuß, alte und weitverbreitete Begrüßungsform, die Achtung und Ehrerbietung, gegen Frauen auch Järlichkeit ausdrückt. Der H. gehört zum Zeremoniell aller europäischen Höfe, besonders des spanischen, wo bei großer Gala die Gräben dem König zum H. zugelassen werden; er wurde von Cortez auch bei den Azteken angetroffen (vgl. Begrüßungen). Mit zugeworfenen H. wurden auch die Götter, z. B. Baal (Genb 31, 27), und auch nach in Rom, begrüßt.

Handl (Handl), Jafab, genannt Gallus, Kampant, geb. 31. Juli 1550 in Kefinip (Unterfrank), gest. 24. Juli 1591 als Kantor an St. Jo-

hannis in Prag, war vorher anscheinend in Prag und Breslau in Stellung, 1579—85 diözesanischer Kapellmeister zu Olmütz. Gallus ist einer der bedeutendsten deutschen Zeitgenossen Palestrinas; sein Satz zeichnet sich durch Reinheit und Wohlklang der Harmonisierung aus. Sein »Musicae apus« (4 Bücher, Metreden zu 4—8 Stimmen, Prag 1586—1590, im 2. Buch eine Passion) erschien 1899 in neuer Ausgabe in den »Denkmälern der Tonkunst in Österreich«; Reflexen zu 7—8 Stimmen erschienen 1580, 3 Bücher vierstimmige »Harmoniae maralia« (Madrigale) 1589—90, 1 Buch 5—8stimmige »Moralia« 1586, 4stimmige Harmoniae variae 1591, 4—8stimmige Sacrae cantiones 1597. Eine Gesamtausgabe seiner Metreden erschien 1810. Über 30 Tonsätze von H. finden sich in der von Bodenschatz 1618 veröffentlichten Sammlung »Harilegium Portense«.

Handlanger, vielfach gebrauchte sprichwörtliche Redensart, nachdem Kaiser Wilhelm II. in einer Rede vom 26. Febr. 1897 in bezug auf seinen Großvater gesagt hatte: »in dessen Nähe durch Gottes Fügung ja mancher brave, tüchtige Ratgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle seine Handlanger (andre Lesart: Werkzeuge seines erhabenen Willens) waren«.

Handlehen (Peudum Injuratum) hieß ein Lehen, bei dem infolge besonderer Verabredung oder Gewohnheit an die Stelle des förmlichen Lehnsbundes der Handschlag des Vasallen trat (vgl. Lehnswesen).

Handleinenfächer, s. Angelfischer.

Handleinscheller, s. Händelpfermig.

Handler, Paul. Walter, geb. 16. März 1833 in Altenweddingen bei Magdeburg, gest. 15. Aug. 1903 in Betzel bei Bielefeld, besuchte zuerst die Akademie in Berlin, bildete sich in Düsseldorf weiter und widmete sich dann in Schnarrs Atelier zu Dresden der retigiosen Historienmalerei. Nachdem er 1859 eine Reise nach Rom gemacht hatte, lebte er von 1861—1867 in Dresden und ließ sich zuletzt in Berlin nieder, wo er 1875 Lehrer an der Kunstschule und später Professor wurde. Seine religiösen Malereien zeigen in der Innigkeit des Gefühls die ideale Richtung Schnarrs und haben zugleich ein leuchtendes Kolorit. Seine Hauptbilder sind: Christus am Kreuz (1861, in der Kirche zu Wismar), Christus mit den Jüngern zu Emmaus (1862, in der Kirche zu Schladow in Schlesien), ein kreuztragender Christus (1865), Karbons zu Glasfenstern für das Mausoleum des Prinzen Albert in Windsor und für eine Kirche in Sachsen (1866), der ungläubige Thomas für die Kirche zu Triltsch in Pommern, ein Ecce homo, eine Kreuzigung für die Kirche zu Wierberg in Westfalen, eine Auferstehung für die zu Wobbit bei Berlin (1872), die Predigt Pauli in Athen (1883), die Verbrennung der päpstlichen Bulle in Wittenberg (1883), Wandgemälde in einem Gymnasium zu Magdeburg, Ecce homo (1888), Jesus und die Kinder (1890) und eine Reihe von Bildern aus dem Leben des Apostels Paulus.

Handleierlein } s. Chiramanie.

Handlinien

Handlohn, s. Laudemium und Lohnswesen.

Handlot (Zentblei), s. Tiefenmessung.

Handlung (lat. Actio), im philosophischen Sinne jede durch Vorstellungen (Motive) oder Gefühle bestimmte und in die materielle Außenwelt hinübergreifende Tätigkeit eines geistigen Wesens. Bei leblosen Dingen spricht man daher nicht von Handlungen, sondern bloß von (mechanischen) Wirkungen, ebenfalls bezeichnet man bei Menschen und Tieren

weber die rein physiologischen Lebensaktivitäten (wie das Atmen u.) noch auch die innerlich-geistigen Funktionen (wie das Denken u.), sondern nur die aus fühlbaren Ursachen entstehenden willkürlichen Willensbewegungen als Handlungen. Die *H.* ist das Schlußglied des nach außen gerichteten Willensprozesses und muß daher stets das Merkmal der Willkürlichkeit tragen, woraus jedoch nicht folgt, daß sie frei im metaphysischen oder auch nur im moralischen Sinn ist. Vgl. Wille. — In der Ästhetik dient das Wort *H.* zur Bezeichnung eines nach künstlerischen Gesichtspunkten einheitlich geordneten Komplexes von Vorgängen, der in der epischen und dramatischen Poesie den Mittelpunkt der Darstellung bildet, während er von der bildenden Kunst und der Musik, ihren Ausdrucksmitteln entsprechend, ausgeschlossen ist. Die ästhetische oder richtiger poetische *H.* besteht aus drei Theilen: Anfang, Mitte und Ende; sie vollzieht sich durch Verwickelung oder Schärzung des Knotens einerseits und Entwicke- lung oder Lösung anderseits. Der Anfang legt die Sachlage dar, auf deren Grund sich eine Veränderung vollzieht; die Verwickelung entsteht dadurch, daß der Hauptperson des dichterischen Gedichtes, dem »Helden«, sei es infolge seiner eignen Willensbetätigung, sei es ohne diese, eine Hemmung begegnet, durch die er aus seiner Bahn gelenkt wird; die Entwicke- lung oder Lösung bringt dann entweder die glückliche Überwin- dung der Hemmung durch die Helden oder aber seinen tragischen Untergang. Die ästhetische *H.* entwickelt sich nicht nur, wie die *H.* im Lebenssinn, durch die Betätigung des menschlichen Willens, sondern ebenso infolge von Naturereignissen, Schicksalswendungen und Zufall; sie besteht nicht in einem einfachen Ge- bilde wie die Lebenshandlung, sondern ist meist aus vielen Theilen zusammengesetzt, jedoch einheitlich ge- ordnet. Auf Willensregungen beruht in der Regel die *H.* des Dramas (s. d.), während die epische Poesie die verschiedensten Ursachen des Geschehens zuläßt. Soweit sie auf Willensregungen beruht, unterscheidet man eine äußere und innere poetische *H.*; die erstere gibt sich nach außen kund durch ein Tun des Helden, die letztere beschränkt sich auf die innere Bewegung, das Wünschen, Sehnen, Begehren, Wollen, die Ent- scheidung und den Entschluß, ohne das Handeln einzu- greifen. Von poetischer Bedeutung ist zumeist die innere *H.*, doch ist eine gewisse Unterstützung, wenig- stens durch spärliche Züge der äußeren für eine wirk- same Darstellung unerläßlich. Der Aufbau der poe- tischen *H.* ist verschieden: man kann mit dem Anfang der darzustellenden Ereignisse beginnen oder in der Mitte einsetzen und zu dem Früheren an geeigneter Stelle zurückfassen, man kann retardieren, Einzeltheile nachtragen oder der Zeit vorausweisend bestimmte Züge voranschicken. Demgemäß unterscheidet Goethe fünf Motive, d. h. Bewegungsarten der poetischen *H.*: vor- wärtschreitende, rückwärtschreitende, retardierende, zurückschreitende und vorgegriffene Motive.

In der Malerei u. Sculptur bezeichnet *H.*, von einer Gestalt gebraucht, daß sie einer bestimmten, vom Willen abhängigen Tätigkeit begriffen zu sein scheint. Im juristischen Sinne versteht man unter *H.* eine in die Sinnenwelt hervortretende Äußerung mensch- lichen Willens, und zwar sowohl ein Unterlassen als ein Tun. Eine *H.* kann Gegenstand und Entstehungs- grund eines Rechtes sein. Ersteres ist insbes. der Fall bei den Schuldverbindlichkeiten. In letzterer Be- ziehung teilt man die Handlungen ein in erlaubte (von denen die wichtigsten die Rechtsgeschäfte sind, s. d.) und unerlaubte (Delikte). Die mit einer

öffentlichen, d. h. an den Staat zu verbüßenden Strafe bedrohten unerlaubten Handlungen nennt man strafbare Handlungen (Verbrechen, Vergehen, Übertretungen). — Im Geschäftsverbete bedeutet *H.* auch soviel wie Handelshaus, kaufmännisches Geschäft. Berallet soviel wie Handel, Handelsberuf.

Handlungsagent, s. Agent.

Handlungsbevollmächtigter (Factor) ist, wer von einem Kaufmann zu seiner Vertretung im Be- triebe seines Handelsgewerbes ohne Procura (s. d.) berufen wird. Je nachdem es sich dabei um den Be- trieb eines ganzen Handelsgewerbes oder um Vor- nahme einer bestimmten Art von Geschäften oder nur um einzelne Geschäfte handelt, spricht man von Gene- ralvollmacht (s. d.), Artvollmacht, Einzel- geschäfts- oder Spezialvollmacht. Wurde die Handlungsvollmacht mehreren Personen zur gemein- schaftlichen Ausübung übertragen, so spricht man von Kollektivhandlungsvollmacht. Als *H.* gilt auch der Handlungsreisende (s. d.), der außerhalb der Niederlassung des Prinzipals zur Vornahme von Ge- schäften verwendet wird, sowie der in einem offenen Warenlager oder in einem Laden Angestellte, der so- wohl zu Verkäufen als zur Entgegennahme der Be- zahlung hierfür ermächtigt ist (§ 86 des Handelsgeset-zbuches). Eine Beschränkung der Handlungsvollmacht hat einem Dritten gegenüber nur dann Geltung, wenn er sie kannte oder kennen mußte. Geleglich ist aber, mangels ausdrücklicher Ersetzung der Vollmacht hierauf, ausgeschlossen die Veräußerung oder Be- lastung von Grundstücken, die Eingehung von Wechsel- verbindlichkeiten, die Aufnahme von Darlehen und die Prozeßführung für den Prinzipal. Durch alle Handlungen, die der Handlungsbevollmächtigte inner- halb seiner Vollmacht vornimmt, verpflichtet er seinen Prinzipal. Wie die Handlungsvollmacht form- los entsteht, d. h. durch einfache Erklärung des Prin- cipals, so endet sie auch durch dessen einfachen Willen- ruf oder durch den Tod des Handlungsbevollmächtig- ten, nicht aber durch den Tod des Prinzipals. Vgl. auch Procura und Handlungsvollmacht.

Handlungsbücher, s. Handelsbücher.

Handlungsfähigkeit, der frühere Ausdruck für Geschäftsfähigkeit (s. d.).

Handlungsgehilfe ist, wer in einem Handels- gewerbe (s. d.) zur Leistung kaufmännischer Dienste, d. h. Dienste, zu deren Leistung die Ausbildung in einem Handelsgewerbe gehört, gegen Entgelt (festes Gehalt, Tantieme, Provision) angestellt ist (§ 59 des Handelsgesetzbuches). Den Gegenatz bildet der Han- dungslehrling (s. d.), der kaufmännische Dienste erst lernen soll. Ebenso unterscheidet er sich von dem Gewerbegehilfen, der gewerbliche Dienste zu leisten hat und der Gewerbeordnung untersteht.

I. Pflichten des Handlungsgehilfen. Er hat die ihm obliegenden Dienste treu zu verrichten, und zwar richtet sich ihre Art und Umfang mangels besonderer Vereinbarung nach dem Ortsgebrauch, bez. findet sie in angemessener Weise zu erledigen (§ 59). Jeden- falls hat er im Zweifel nur kaufmännische Dienste zu leisten, draucht also beispielsweise nicht in einem Glasgeschäft Gläser zu putzen oder leere Küsten in die Niederlage zu schaffen. Während seines Dienstverhält- nisses darf er seinem Prinzipal keine Konkurrenz ma- chen (sogen. Konkurrenzverbot), es sei denn, daß dieser es ihm gestattet, oder daß er beim Eintritt in den Dienst mit Wissen seines Prinzipals bereits ein Konkurrenzgeschäft betrieb. Zuwiderhandlungen nach dieser Richtung haben zur Folge, daß der Prinzipal

Schadenersatz fordern oder aber die betreffenden Geschäfte als für seine Rechnung gemacht gelten lassen kann. Um den Handlungsgehilfen jedoch gegen Forderungen zu schützen, die weit zurückliegende Geschäfte betreffen und insolgedessen schwer kontrollierbar sind, muß der Prinzipal 3 Monate nach erlangter Kenntnis hiervon, spätestens aber in 5 Jahren nach Abschluß dieser Geschäfte seine Ansprüche geltend machen (§ 60, 61). Eine zwischen ihnen getroffene Vereinbarung, sogen. Konkurrenzklause, durch die der H. noch für die Zeit nach Beendigung seines Dienstverhältnisses in seiner beruflichen Tätigkeit beschränkt wird, ist für den Handlungsgehilfen nur insoweit verbindlich, als die Beschränkung nach Zeit, Ort und Gegenstand dem Handlungsgehilfen nicht unbilligerweise sein Fortkommen erschwert. Hat der Prinzipal an der Abschichtung der Konkurrenzklause gar kein oder kein berechtigtes Interesse, oder steht diese zu den Leistungen des Prinzipals in gar keinem Verhältnis, so ist sie nichtig. Das Gleiche ist der Fall, wenn der H. zur Zeit des Abschlusses minderjährig, d. h. noch nicht 21 Jahre alt ist. Die Dauer der Konkurrenzklause darf den Zeitraum von 3 Jahren nach Beendigung des Dienstverhältnisses nicht übersteigen (§ 74). Überkreuzt der H. dies Konkurrenzverbot, so muß er die vereinbarte Konventionalstrafe zahlen. Ist sie zu hoch, so kann sie durch Rechtspruch entsprechend herabgesetzt werden. Hat der Geschäftsherr jedoch durch vertragswidriges Verhalten Grund zur sofortigen Lösung des Dienstverhältnisses gegeben, oder hat er dem Handlungsgehilfen gekündigt, ohne daß dieser nachweisbar hierzu Veranlassung gegeben hat, so tritt die Konkurrenzklause nicht in Wirksamkeit, es sei denn, daß dem Handlungsgehilfen für ihre Dauer der Gehalt fortbezahlt wird (§ 75). Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisse, die er infolge seines Dienstverhältnisses erfahren hat, darf er weder unbefugt verwenden noch andern mitteilen (§ 9 des Reichsgesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs).

II. Rechte des Handlungsgehilfen. Für seine Dienste hat er den vereinbarten oder ortsüblichen Gehalt zu beanspruchen, der am Schluß jedes Monats zu zahlen ist (§ 64). Gehalt und Unterhalt hat der Geschäftsherr bis zur Dauer von 42 Tagen dem Handlungsgehilfen auch dann zu gewähren, wenn dieser infolge eines unvermeidlichen Unglücks an der Dienstleistung verhindert ist (§ 63). Ebenso geht der H. seines Anspruchs auf Gehalt nicht verlustig, wenn er für eine verhältnismäßig kurze Zeit durch einen zwar in seiner Person liegenden, aber unerschuldeten Grund an der Dienstleistung verhindert wird (§ 616 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Hierunter fällt z. B. Erkrankung eines nahen Angehörigen, Einberufung zu einer Reservellübung. Ausschlaggebend ist dabei die Dauer der Verhinderung zur Gesamtdauer des Dienstverhältnisses. Die Arbeitsräume und die für das Geschäft notwendigen Vorrichtungen und Gerätschaften, den Geschäftsbetrieb und die Arbeitszeit und event. die Wohn- und Schlafräume muß der Prinzipal so einrichten, daß der H. nicht an seiner Gesundheit Schaden leidet (§ 62). Insbesondere ist ihm nach Beendigung der täglichen Arbeitszeit eine ununterbrochene Ruhezeit von mindestens 10 Stunden zu gewähren, eine Ruhepause, die sich in Städten von mehr als 20.000 Einw. in offenen Verkaufsstellen bei Beschäftigung von zwei oder mehr Gehilfen und Lehrlingen um eine weitere Stunde verlängert (§ 139c ff. der Gewerbeordnung). Während der täglichen Arbeitszeit ist dem Handlungsgehilfen eine angemessene Mittagspause

zu gewähren, die mindestens $1\frac{1}{4}$ Stunde betragen muß, wenn die Arbeitszeit außerhalb des Geschäftsgebäudes eingenommen wird. Offene Verkaufsstellen müssen von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens für den geschäftlichen Verkehr geschlossen sein (vgl. Laden-schluß). In den Verkaufsräumen und Kontoren muß ausreichende und geeignete Sitzgelegenheit für sie vorhanden sein, deren Benutzung ihnen, falls ihre Beschäftigung sie nicht daran hindert, gestattet werden muß. Am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeiertag dürfen Handlungsgehilfen überhaupt nicht, an Sonn- und Festtagen höchstens 5 Stunden beschäftigt werden (§ 105 b der Gewerbeordnung). Nach erfolgter Kündigung, also nicht erst beim Dienstauftritt, kann der H. ein schriftliches Zeugnis über Art und Dauer der Beschäftigung fordern, das auf seinen Wunsch auf Föhrung und Leistungen auszuweihen ist (§ 73 des Handelsgesetzbuches). Ebenso muß ihm nach erfolgter Kündigung angemessene Zeit zum Ausführen einer andern Stellung gewährt werden (§ 629 des Bürgerlichen Gesetzbuches).

III. Dienstverhältnis. Ist letzteres auf bestimmte Zeit eingegangen, so gelten die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches über den Dienstvertrag (i. Arbeitsvertrag). Ein auf unbestimmte Zeit eingegangenes Dienstverhältnis kann mangels abweichender Vereinbarung von jedem Teil für den Schluß eines Kalendervierteljahres unter Einhaltung einer Kündigungsfrist von 6 Wochen gekündigt werden. Diese gesetzliche Kündigungsfrist kann von den Parteien durch eine vertragsmäßige ersetzt werden, die jedoch den in den § 67 mit 69 aufgestellten Beschränkungen unterliegt, von denen besonders hervorzuheben ist, daß ein auf Lebenszeit oder auf länger als 5 Jahre eingegangenes Dienstverhältnis vom Handlungsgehilfen nach Ablauf von 5 Jahren mit 6 monatiger Kündigungsfrist gekündigt werden kann (§ 624 des Bürgerlichen Gesetzbuches), daß bei Vereinbarung von nicht im Gesetz vorgesehenen Kündigungsfristen diese für beide Teile gleich sein müssen, daß sie nicht kürzer als 1 Monat sein dürfen, und daß die Kündigung nur für den Schluß eines Kalendermonats zulässig ist. Ferner emigt das Dienstverhältnis ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist durch sofortige Entlassung seitens des Geschäftsherrn, wenn für diesen, und durch sofortigen Dienstauftritt des Handlungsgehilfen, wenn für den letztern ein wichtiger Grund dazu vorliegt (§ 70). Der Prinzipal ist zur sofortigen Entlassung des Handlungsgehilfen berechtigt wegen Untreue, Vertrauensmißbrauchs oder Nichtachtung des Konkurrenzverbotes durch den Handlungsgehilfen, wegen unbefugtem und längerem Verlassen des Dienstes, wegen beharrlicher Verweigerung der Diensthobliegenheiten, wegen anhaltender Krankheit, längerer Freiheitsstrafe oder einer über 8 Wochen dauernden militärischen Dienstleistung, wegen Tätlichkeiten oder erheblichen Ehrverletzungen gegen ihn oder seinen Stellvertreter (§ 72). Der H. dagegen ist zu sofortigen Austritt berechtigt wegen Unfähigkeit zur Dienstleistung und wegen Nichtgewährung des Gehaltes und gehörenden Unterhaltes, wegen Vernachlässigung der Sorge des Prinzipals für das persönliche Wohl des Handlungsgehilfen, wegen Tätlichkeiten, erheblichen Ehrverletzungen oder unbilllichen Zumutungen seitens des Prinzipals, oder falls er es ablehnt, den Handlungsgehilfen gegen derartige Angriffe seitens seiner Familienangehörigen oder Angestellten zu schützen (§ 71). Wurde eine derartige Beendigung des Dienstverhältnisses durch schuldhaftes Verlegen der Flichten

des einen Theiles veranlaßt, so kann der andre Erlass des ihm durch die Verwundigung entstandenen Schadens verlangen (§ 70, Abt. 2). Vgl. *Jul. 2*, Das Recht des Handlungsgehilfen (Sonnens. 1897).

Handlungslehrling ist eine Person, die zwecks Erlernung des kaufmännischen Gewerbes in den Dienst eines Kaufmanns tritt. Während das alte Handelsgesetzbuch die Verhältnisse der Handlungslehrlinge und Handlungsgehilfen gemeinsam regelte, hat das neue Handelsgesetzbuch das Lehrlingswesen in den §§ 76—82 neu und selbständig geregelt unter Hinweis darauf, daß die Vorschriften über Handels- und Konkurrenzverbot, über Pflichten des Prinzipals für das persönliche Wahl zu sorgen, über Fortbezug des Gehalts und Unterhalts bei unverschuldeter Verhinderung an der Leistung der Dienste, über Konkurrenzauflauf und Zahlung einer Konventionalstrafe für den F. die gleichen sind wie für den Handlungsgehilfen (i. d.). Ein Lehrvertrag ist nicht vorgeschrieben, jedoch bedürfen minderjährige Handlungslehrlinge zur Abschließung eines Dienstvertrags der Genehmigung des Vaters; werden sie vollmündel, so bedarf es bei allen Dienst-, Arbeits- und Lehrverträgen, die über ein Jahr hinaus dauern sollen, der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts. Eine schriftliche Abschließung des Lehrvertrags empfiehlt sich außer aus Gründen der gegenseitigen Klarheit schon deswegen, weil der Lehrherr Ansprüche wegen unbefugten Austritts aus der Lehre gegen den Lehrling, bez. dessen Vater nur dann geltend machen kann, wenn der Lehrvertrag schriftlich abgeschlossen wurde (§ 79 des Handelsgesetzbuchs). Lehrherren oder Lehrmeister, die nicht im Besitze der dürgerlichen Ehrenrechte sind, dürfen Handlungslehrlinge weder in ihr Geschäft aufnehmen noch sich mit deren Anleitung befassen. Geschieht dies trotzdem, so kann die Polizei zwangsweise die Entfernung des Handlungslehrlings anordnen (§ 81), und außerdem erfolgt Bestrafung bis zu 150 Mk. (§ 82). An sich endet das Lehrverhältnis mit Ablauf der vereinbarten oder ortsüblichen Lehrzeit, jedoch können Lehrherr und Lehrling im ersten Monate der Lehre, der als Probezeit gilt, ohne Grundangabe und ohne Einbindung einer Kündigungsfrist auf das Ende dieses Monats kündigen. Eine mehr als drei Monate betragende Probezeit darf überhaupt nicht vereinbart werden. Ebenso kann der Lehrling im ersten Monate nach dem Tode des Lehrherrn kündigen (§ 77). Will der Lehrling zu einem andern Gewerbe oder Beruf übertreten, so endet das Lehrverhältnis spätestens einen Monat nach Abgabe einer diesbezüglichen schriftlichen Erklärung durch den Lehrling oder seinen gesetzlichen Vertreter. Unter andern Gewerbe ist ein Gewerbe, das nicht Handelsgewerbe ist, zu verstehen, unter Beruf eine bauernde Tätigkeit niedergewerblicher Art. Es genügt demnach nicht Wechsel der Geschäftsorte innerhalb der Grenzen des Handelsgewerbes. Tritt der Lehrling jedoch vor Ablauf von neun Monaten in irgend ein andres Geschäft als H. ein, so ist er dem bisherigen Lehrherrn zum Erlass des diesem durch die vorzeitige Verwundigung des Lehrverhältnisses entstandenen Schadens verpflichtet. Hatte der neue Lehrherr Kenntnis von dem Sachverhalt, so haften auch dieser (§ 78). Abgesehen hiervon können beide Teile der Vorliegen eines wichtigen Grundes ohne Einbindung einer Kündigungsfrist kündigen. Außer den für die Handlungsgehilfen (i. d.) geltenden wichtigen Gründen hat das Handelsgesetzbuch in § 82 für Handlungslehrlinge noch besonders bestimmt, daß ein Grund zur außerordentlichen Kündigung auch darin

liegt, daß der Lehrherr seine Verpflichtungen in einer dessen Gesundheit, Sittlichkeit oder Ausbildung gefährdenden Weise verletzt. Verläßt der H. grundlos die Lehre, so kann der Lehrherr auf Schadenersatz klagen, erhält einen solchen aber nur, wenn, wie bereits oben angedeutet, der Lehrvertrag schriftlich abgeschlossen wurde. Eine zwangsweise Zurückführung in die Lehre ist nur zulässig, wenn der Lehrling nach nicht unbedenklich geschäftsfähig ist und er gegen oder ohne den Willen seiner Eltern oder seines gesetzlichen Vertreters die Lehre verlassen hat. Die Bezahlung eines Lehrgeldes hängt von freier Vereinbarung oder dem Ortsgebrauch ab. Die Lehre selbst soll sich auf alle bei dem Betriebe des Geschäftes vorkommenden kaufmännischen Arbeiten erstrecken und soll möglichst zielbewußt und planmäßig sein, insbesondere darf der Lehrling nicht zu andern, abseits seines Berufes liegenden Arbeiten verwendet werden. Zum Besuche des Gottesdienstes wie der Fortbildungsschule ist ihm die erforderliche Zeit zu gewähren (§ 76). An sich und richtigerweise erhält der Lehrling für seine Dienstleistungen kein Entgelt, ist dies jedoch der Fall, so kann der Lehrherr daraus nicht etwa das Recht ableiten, seine ihm gesetzlich gegen den Lehrling abliegenden Verpflichtungen zum Teil unerfüllt zu lassen. Schließlich sei noch erwähnt, daß Handlungslehrlinge nach § 1 des Invalidenversicherungsgesetzes von vollendeten 16. Lebensjahr an versicherungspflichtig sind, und daß sie in irgend einer Krankenkasse versichert sein müssen (§ 1 u. 3^a des Krankenaffenversicherungsgesetzes).

Handlungsreisender (Handels-, Geschäftsreisender, Reisediener, *Commis voyageur*, *Voyageur de commerce*) ist ein Handlungsbevollmächtigter (i. d.), der zur Vornahme von Geschäften an Orten verwendet wird, an denen sich eine Niederlassung des Geschäftsinhabers nicht befindet (§ 55 des Handelsgesetzbuchs). Sein Dienstverhältnis ist das des Handlungsgehilfen (i. d.). Sein Vollmachtsverhältnis regelt § 55, der ihn dem Handlungsbevollmächtigten im allgemeinen gleichstellt und nur noch mit einigen weitergehenden Befugnissen ausstattet, wie Berechtigung zur Einziehung des kaufpreises aus den von ihm abgeschlossenen Verläufen, Berechtigung zur Bewilligung von Zahlungsfristen für sie, Entgegennahme von Wangelanzeigen und Jurisdiktionsstellung. Alle diese Bestimmungen haben jedoch nur für Orte, an denen sich eine Niederlassung des Geschäftsherrn nicht befindet, Gültigkeit. Angestellt können Handlungsreisende von jedem werden, der ein stehendes Gewerbe (i. d.) betreibt (§ 44 der Gewerbeordnung). Zur Ausübung ihres Geschäftes dürfen sie einer Legitimationskarte (i. d.), die sie stets bei sich tragen müssen. Handlungsreisende, die nur im Deutschen Reich und nur für ein in diesem befindliches Geschäft reisen, bedürfen nur einer Legitimationskarte, wollen sie jedoch für im Gebiete des Zollvereins (i. d.) sowie der mit Deutschland im Handelsvertragsverhältnis stehenden Staaten (Österreich, Ungarn, Schweiz, Italien, Belgien, Serbien, Rumänien, Rußland, Portugal) befindliche Geschäfte und mit Gültigkeit sowohl für das Reichsgebiet als auch für das hierüber hinaus sich erstreckende Zollvereinsgebiet und die oben genannten Vertragsstaaten einen Erlaubnischein, ja müssen sie sich eine Gewerbelegitimationskarte (i. d.) ausstellen lassen. Das gleiche gilt für Handlungsreisende, die den meistbegünstigten Staaten angehören. Sämtliche ausländische Handlungsreisende bedürfen eines Wandergewerbe-

scheins für Ausländer. Als Ausländer gilt hierbei ein H. dann, wenn das Geschäft, für das er reist, im Ausland ist. Die genannten Legitimationspapiere berechtigen den Handlungsgehilfen jedoch nur zur Auffuchung von Warenbestellungen und zum Aufkauf von Waren, das Mitführen von Waren zur sofortigen Abgabe an die Verkäufer ist strafbar. Ebenso wird der Handlungsreisende bestraft, der Bestellungen auf Waren, mit Ausnahme von Druckschriften und Bildwerken, Leinen- und Wäscheabfabrikaten, Nähmaschinen, überwiesene Holzrautele und Traubenwein, ohne vorhergegangener ausdrücklicher Aufforderung bei andern Personen als Kaufleuten und solchen Personen aussucht, die zu ihrem Geschäftsbetrieb derartige Waren brauchen. Unter Stadt- oder Platzpreisen versteht man Angelegte eines Geschäftes, die nur an dessen Stip-Gesäfte abzugeben suchen. Sie unterliegen den genannten Beschränkungen nicht, es sei denn, daß die höhere Verwaltungsbehörde ihnen gewisse Beschränkungen auferlegt hat.

Handlungskosten (Handlungspesen), alle Ausgaben, die durch Führung und Ausübung eines kaufmännischen Geschäftes veranlaßt werden, wie für Reisen, Gehalt, Portia, Schreibmaterialien u. Sie werden im Handlungskonto festgesetzt und verbucht.

Handlungsvollmacht ist die Ermächtigung seitens des Inhabers eines Handelsgeschäftes (Prinzipals) oder seines gesetzlichen Vertreters, in dessen Namen und für dessen Rechnung gewisse Handelsgeschäfte vorzunehmen. Das Handelsgesetzbuch kennt eine unabänderliche und eine abänderliche Vollmacht. Die erstere heißt Procura (s. d.), zu der letztern gehört die General-, Art- und Spezialvollmacht (s. Handlungsvollmächtigter).

Handmarken, s. Fingerabdrücke.

Handmehse, s. Meße.

Handmörser, ein kleiner Mörser, der eines 8¹/₂ Pf. schwere Hohlkugel vom Durchmesser einer zwölfpfündigen Hohlkugel unter 45° Erhöhungswinkel wirft.

Handmühlen, kleine Mühlen zum Schraten des Getreides, ähnlich den Kaffeemühlen.

Hand muß Hand wahren. Dieses RechtsSprichwort bricht den deutschrechtlichen Grundfatz aus, daß der Eigentümer seine bewegliche Habe, die er einem andern überlassen oder anvertraut hatte, nur von diesem, nicht aber vom dritten Besitzer zurückverlangen kann. Im Gegensatz hierzu konnte nach römischem Rechte der Eigentümer einer Sache diese überall und von jedem Besitzer klagend fordern (»Ubi rem meam invenio, ibi vindico«). — Die Formel *H. m. h. w.* findet sich im Sachenpiegel und andern Rechtsquellen des Mittelalters. Denselben Sinn bräuen die Sprichwörter aus: »Habe hat sein Geleit«. »Da einer seinen Glauben gelassen hat, muß er ihn wiederfinden«. »Les manbes u'ont point de suite«. Mit dem römischen Recht kam im gemeinen deutschen Rechte der römischrechtliche Grundfatz zur Geltung, während der *Say S. m. h. w.* mit mancherlei Abweichungen in einzelnen Gegenden sich erhielt und auch in neuere Gesetzgebungen, insbes. den Code civil und das österreichische bürgerliche Gesetzbuch Eingang fand. Das bürgerliche Gesetzbuch ist wieder zu dem deutschrechtlichen Grundfatz zurückgekehrt, indem es prinzipiell den schließt, der entgeltlich oder unentgeltlich durch ein Rechtsgeschäft etwas erworben hat, es sei denn, daß der Erwerber hierbei nicht in gutem Glauben war, d. h. wenn ihm bekannt oder infolge grober Fahrlässigkeit unbekannt war, daß die Sache nicht dem Veräußerer gehörte (§ 932), oder daß es sich um Sachen

handelt, die dem Eigentümer, bez. seinem unmittelbaren Besitzer (s. Besitz) gestohlen, verlarven gegangen oder sonst abhanden gekommen waren (§ 935). Geld und Inhaberpapiere (s. d.) sowie Sachen, die im Weg öffentlicher Versteigerung veräußert werden, können jedoch auch, wenn sie gestohlen oder verlarven wurden, erworben werden (§ 936, Abs. 2). Da der »gute Glaube« (s. d.) vom Gesetz als variierend angenommen wird, muß der Eigentümer dem Erwerber nachweisen, daß er nicht gutgläubig war, aber daß die Sachen gestohlen wurden.

Handnerbig, s. Blatt, S. 26.

Handpapier, s. wie die Büttenpapier, s. Papier.

Handpauke, s. Tamburin.

Handpferd, im Zweigespänn das rechts (an der Handseite) gehende Pferd im Gegensatz zum Satelpferd (s. d.); auch Bezeichnung für ein zweites Reitpferd, das dem Reiter nachgeführt wird, um es im Falle des Bedürfnisses zur Hand zu haben.

Handpferde, kurze Strappen auf den Drem- und Oberbraunen zum Festhalten der Mannschaft.

Handpilz, s. Clavaria.

Handpresse, s. Presse (Buchdruck).

Handpumpevermagazine, s. Batteriemagazine.

Handrad, radförmige Scheibe zum Treiben von Schraubenwindeln u. dgl. mit der Hand, z. B. zum Öffnen und Schließen von Ventilen u.; auch ein Spulrad und Spinnrad, das durch Drehen einer Handturbel in Bewegung gesetzt wird, s. Spinnen.

Handrobre, s. Handfeuerwaffen, S. 748.

Handsaibe, ein früher gebräuchlicher verfallener Ausdruck für Besetzungsgeld.

Handschar (Handschär, arab.), ein zweifach gebogenes, bis 50 cm langes, zweischneidiges Sichel-schwert mit breitem Griff ohne Parierflange; ehemals von den türkischen Polizeibeamten im Gürtel getragen, ist er nur noch bei der untern Balkschicht der Türkei im Gebrauch. Die besten Handschär stammen aus Persien und dem Kaukasus.

Handscheideung, s. Aufbereitung, S. 86.

Handschilling, s. wie Bedemund (s. d.).

Handschlag, das Einschlagen in die dargereichte Hand eines andern, gleich schon seit alten Zeiten bei den Germanen als Befestigung aller Gelübde und Verträge, für die nicht ein feierlicheres Symbol erforderlich war; im spätern Mittelalter ist der H. als Form des Vertragschlusses vielfach an die Stelle der ältern Formen, insbes. der Übergabe eines Palmes (s. Palm) getreten. Beim Handel, namentlich auf Viehmärkten, kommt der H. noch jetzt als Zeichen des erfolgten Vertragsabschlusses vor. Nach dem bürgerlichen Gesetzbuch (§ 1789 und 1870) werden Waimünder, Gegenwärtiger, Pfleger und Mitglieder des Familienrates (s. d.) mittels Handschlags an Eides Statt zu treuer und gewissenhafter Führung ihres Amtes verpflichtet und nach einer Reihe von Ausführungsgeboten zum bürgerlichen Gesetzbuch auch die Waimünder (s. d.).

Handschrift, was jemand mit seiner eignen Hand geschrieben hat (s. Chirograph), im Gegensatz zu der Druck- und Prägschrift, aber, abstrakt gebraucht, der Charakter seiner Schriftzüge (vgl. Handschriftsdeutung). Konkret bezeichnet H. ein geschriebenes Buch oder ein Teil desselben, die unmittelbare Überlegung des lateinischen Liber manuscriptus, Manuscript, im Gegensatz zur Urkunde, d. h. einer kürzern, bloß zu einem praktischen, meist rechtlichen Zweck bestimmten H., die in den meisten Fällen auf ein Einzelblatt geschrieben ist; zuweilen auch die in farbigen Zeichen auf einer Fläche bestehende Schrift im Gegensatz zu

einer eingerichteten, gewickten oder geätzten Schrift. Die Wissenschaft, die sich mit der Untersuchung alter Handschriften beschäftigt, heißt im weitesten Sinne Handschriftenkunde; im engeren Sinne wird die Entzifferung und Prüfung der darin vorkommenden Schriftarten Paläographie (s. d.) genannt. In Griechenland und Rom schrieb man in der ältesten Zeit auf Stein, Holz, Metall, Pflast, Baumrinde und andre Materialien; aber erst die Erleichterung des Verkehrs mit Ägypten zur Zeit der 26. oder Saitischen Dynastie (7. Jahrh.) verschaffte den Griechen in dem in Ägypten seit uralter Zeit zu Schriftzwecken verwendeten Papyrus (s. d.) ein bequemes und billiges Schreibmaterial. Schon zu Serapion's Zeit (5. Jahrh. v. Chr.) war der Gebrauch des Papyrus in Griechenland allgemein, da er es als eine Eigentümlichkeit barbarischer Völker anmerkt, daß einige von ihnen nur auf Felle schreiben. Doch wurde später nach der Erfindung des Pergaments (s. d.) auch dieses aus Tierhaut bereitete Material häufig zu Handschriften verwendet, während für kürzere Notizen und Briefe namentlich mit Wachs ausgegossene Holztafeln beliebt waren, weil man darauf ebenso leicht schreiben, wie das Geschriebene wieder auslöschen konnte. Zu diesem Gebrauche der Tafeln (stili) ein spitzes und ein plattes Ende. Die Handschriften oder Bücher der Alten (libri, codices) waren anfänglich durchaus Rollen (volumina), d. h. eine Anzahl zu einem langen Streifen zusammengehefteter Blätter (paginae), die sich hinten an einem Stod aus Holz, Knochen oder Elfenbein befestigt fanden, der oben und unten je mit einem dicken Knopf (cornu, umbilicus) versehen war. Auch am Anfang der Rolle konnte ein solcher Stab angebracht sein. Die Ränder der Rolle wurden mit Bindfaden geglättet oder beschuitten; der Titel (titulus, index) stand auf einem auf der Rolle oder an dem Stod selbst befestigten und hervorstehenden Papierstreifen. Die Stelle des Buchdeckels konnte eine Kapfel aus gestricheltem Pergament vertreten; oft wurde beim Nichtgebrauch die P. auch nur zusammengerollt und mit einem Band umwickelt, wie dies auch bei uns mit Karten, Grundrissen, Noten u. dgl. geschieht. Eine P. aufschlugen hieß bei den Römern evolvere, d. h. aufrollen. Die Rollen waren meist von geringem Umfang und wurden in den Papyrusrollen gleich in bestimmter Länge, die sich danach richtete, ob ein Poësie- oder ein Prosaabschnitt hergestellt werden sollte, gefertigt. Von der alten Rollenform kommt es, daß ein Teil eines Schriftwerkes aus häufig Buch (liber) oder Rolle (volumen) heißt. In der Regel wurde nur die eine Seite der Rolle beschrieben; waren beide Seiten benutzt, so hieß dies ein Opisthograph. Die heutige Buchform aus zusammengelegten und gehefteten Blättern fand im Altertum erst im 4. Jahrh. n. Chr. allgemeine Anwendung. Zu derselben Zeit verdrängte das Pergament den alten Schreibstoff, den Papyrus, fast vollständig, und Kodex aus Papyrus gehören seit jener Zeit zu den größten Selbheiten, während in Urkunden noch jahrhundertlang Papyrus bevorzugt wurde. Die Schreiber (librarii) waren in der Regel Sklaven, und gegen Ende der republikanischen Zeit entwickelte sich in Rom der Buchhandel. Die Vertriebfähigkeit der Handschriften wurde in großem Maße betrieben, indem eine größere Anzahl Schreiber gleichzeitig noch einem Diktat schrieben. Dabei mögen in der Eile manche Fehler untergelaufen sein, und manche der falschen Lesarten, die sich in den auf die Kunstzeit gekommenen Handschriften der alten Autoren vorfinden, gehen wahrscheinlich hier-

auf zurück; die meisten dürften oder auf Rechnung der Schreib- und Lesefehler zu setzen sein, welche sich die Mönche des Mittelalters beim Abschreiben der alten Handschriften zu schulden kommen ließen. Handschriften aus dem Altertum haben sich nur in sehr geringer Zahl erhalten, Papyrusrollen (s. d.) nur in Herkulaneum, Pompeji und Ägypten; von den dauerhaften Pergamenthandschriften des Altertums sind die wichtigsten die Polimphische (s. d.). Sehr beträchtlich ist dagegen die Menge der aus dem Mittelalter, namentlich aus den spätern Jahrhunderten, auf unsre Zeit gekommenen Handschriften, besonders der lateinischen. Im frühen Mittelalter erwarben sich die Mönche das Verdienst der Fortpflanzung der literarischen Schätze des Altertums und ihrer eignen Zeit, und von dem Werte, den man auf die Handschriften legte, gibt die Auszierung derselben durch die sogenannten Miniatoren mit goldenen oder farbigen Anfangsbuchstaben, später sogar mit Bildern (Miniaturen) Zeugnis. In der Folge entwickelte sich auch der Stand der Lohnschreiber, die von Fürsten, Bischöfen und Buchhändlern und an den Universitäten beschäftigt wurden, aufs neue. Leider sind auch die Handschriften des Mittelalters in vielen Fällen dem Untergang anheimgefallen, und wieder namentlich seit Erfindung der Buchdruckerkunst von Buchdruckern und Buchbindern zerstört wurde, entzieht sich der Schätzung. Eine der ältesten griechischen Pergamenthandschriften ist der von Tischendorf in dem Sinai-Kloster entdeckte Codex Sinaiticus, die Bibel enthaltend, wohl noch im 4. Jahrh. n. Chr. geschrieben. Die älteste in einer germanischen Sprache abgefaßte P. ist der sogen. Codex argenteus (= silberne P., weil in Silber gebunden), jetzt in Uppsala befindlich, der Ulfilas' gotische Bibelübersetzung enthält und aus dem 5. und 6. Jahrh. stammt.

Einsichtlich des Materials zerfallen die erhaltenen abendländischen Handschriften in Pergament- und Papierhandschriften, wobei man unter Papier alles künstlich zusammengefügtes Material, im Gegensatz zu den bloßen Tierhäuten, zu verstehen hat. Im allgemeinen kann man von der Vorurtheilung ausgehen, daß Handschriften auf Papyrus und Pergament älter, solche auf Papier aber jünger sind. Zuerst zählte man nach Lagen, später nach Folien (Blättern), dann nach Seiten. Die meisten Lagen bestehen, wie in den jetzt gedruckten Ottobanden, aus Quaternionen, d. h. aus vier Doppelblättern oder 16 Seiten; doch kommen auch Ternionen, Quin- ternionen, Sexternionen u. dgl. vor, und auf den italienischen Universitäten pflegte man die Handschriften nach Bezien, d. h. nach Lagen von zwei Doppelblättern, zu berechnen. Fast alle Pergament- und Papierhandschriften sind liniert, die ältesten durch eingebrachte Linien (blinde Linien), die neuern mit Blei- oder Braunkohl- oder mit Tinte. — Bei der Benutzung der Handschriften handelt es sich vor allem darum, von den verschiedenen erhaltenen Handschriften eines Werkes durch Untersuchung ihrer gegenseitigen Verwandtschaft einen Stammbaum derselben zu entwerfen und auf diese Weise dann so genau wie möglich den Wortlaut des alten oder je einigen zugrunde liegenden Codex archetypus (Urchandschrift) festzustellen. Wichtig hierfür ist auch das äußere Schicksal der Handschriften, und es gehört daher in dieses Kapitel auch die Geschichte der Handschriften-sammlungen und des Manuskriptenhandels, der besonders während der Auflösung des byzantinischen Kaiserreichs in Italien die höchste Blüte erreichte.

Bgl. A. Kirchhoff, Die Handschriftenhändler des Mittelalters (2. Ausg., Leipzig, 1856; Nachträge, Halle 1856).

Von den orientalischen Handschriften sind die ägyptischen die ältesten, da die Papyrusrollen bis ins zweite, ja bis in das dritte Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. Auch die Chinesen, die Erfinder des Papiers und einer wenn auch unvollkommenen Druckerei, können sich sehr alter Handschriften rühmen. Von den Chinesen haben durch die Vermittelung der Araber, welche die Papierfabrikation veredelt haben und den Stoff in den Welthandel gebracht haben, die meisten andern Kulturvölker den Gebrauch des Papiers übernommen. Unter den vorarabischen Handschriften sind die syrischen die ältesten und gehen teilweise ins 4. und 5. Jahrh. zurück. Die älteste hebräische H. gehört dem 9. Jahrh. an. Auch die armenischen, arabischen und persischen Handschriften haben alle kein hohes Alter aufzuweisen, und ganz jung sind begreiflich die türkischen. Die alten Ägypter kannten noch kein andres Schreibmaterial als Tonäpfelchen, deren sich bei den neuern Ausgrabungen viele gefunden haben. In Indien liegen Handschriften aus dem 3. Jahrh. v. Chr. vor, aber die ältesten Handschriften gehören dem 12. Jahrh. n. Chr. an. Dieser Umstand fällt indes dem verschörenden Klima Indiens zur Last, denn die Palmblätter, auf die man gewöhnlich zu schreiben pflegte, nicht zu übersehen vermochten, außer in Nepal, wo sich bedeutend ältere Handschriften erhalten haben. Noch weniger dauerhaft sind die Birkenrindenblätter, und auch das chinesische Papier, das die Mahomedaner um das Jahr 1000 nach Indien brachten, pflegt sich daselbst nur wenige Jahrhunderte zu halten. Die hinterindischen Handschriften, die alle nicht alt sind, sind häufig mit schwarzen Lettern auf mit Silber überzogene Holztäfelchen geschrieben.

Bedeutende Handschriftensammlungen finden sich in allen größern Bibliotheken Europas. An wichtigen lateinischen und griechischen Handschriften sind Italien, Paris und London besonders reich; die wertvollsten Sammlungen orientalischer Handschriften besitzt England, wo namentlich die Bodleianische Bibliothek in Oxford an persischen, das Britische Museum an syrischen und die India Office Library in London an indischen Handschriften ungemein reich sind. Die wichtigsten Handschriftensammlungen Deutschlands sind die Berliner und die Münchener. Gute Handschriftenverzeichnisse mit genauer Angabe der Beschaffenheit, des Alters, Schriftcharakters und der Herkunft der Handschriften sowie ihres Verhältnisses zu andern Handschriften oder Drucken des nämlichen Wertes gehören zu den verbindlichsten Arbeiten eines Bibliothekars. Von ältern Werken dieser Art sind z. B. Bandinis Werk über die Laurentianische in Florenz (1764—83) und Montfaucons kürzere »Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova« (1739, 2 Bde.) hervorzuheben. Unter den neuern europäischen Handschriftenkatalogen gehören die Berliner, Münchener, Wiener, Oxford, Londoner Verzeichnisse zu den hervorragenden. Ein bibliographisches »Verzeichnis der Handschriftenkataloge der deutschen Bibliotheken« von H. Hau verbanden wir dem »Zentralblatt für Bibliothekswesen« (3. Jahrg., 1886). In Frankreich ist ein »Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France« be-

gannen und bereits stark gefördert, der die Pariser und die Departementsbibliotheken umfassen soll. Die Handschriftenzüge des Vatikan werden verzeichnet in der seit 1885 in Rom erscheinenden »Bibliotheca apostolica Vaticana codicibus manuscriptis recensita«. Mittelalterliche Handschriftenkataloge sammelten G. Beder, »Catalogus bibliothecarum antiqui« (Vom 1885), und Th. Gattlieb, »Über mittelalterliche Bibliotheken« (Leipzig, 1890). Wichtig für das Studium der indischen Literatur sind die verschiedenen im Auftrag der englischen Regierung neuerdings herausgegebenen Verzeichnisse über die außerordentlich massenhaften Sanskrithandschriften, die in den großen in Indien befindlichen Sammlungen aufgespeichert sind. Bgl. noch Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter (3. Aufl., Leipzig, 1896); Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Literatur (Bert. 1882) und die Zeitschrift »Scripsum« von R. Neumann (Leipzig, 1840—70, 31 Bde.), auch die Artikel »Autograph« und »Autographensammlungen«.

Handschriftendeutung. Die Kunst, den Charakter eines Menschen aus den Zügen seiner Handschrift zu erkennen. Handschriftenkunde (griech. Graphologie), die Lehre von der Handschrift und deren Beziehungen zum Charakter. Die heutige H. knüpft an Lavater an, der in seinen »Physiognomischen Fragmenten« (1777) diesem Gegenstand einen längern Abschnitt widmete, und an Moreau de la Sarthe, Professor der Medizin in Paris, der in seiner französischen Übersetzung Lavaters (1806) dessen Ideen weiter entwickelte. Später beschäftigte sich vornehmlich eine Reihe französischer Geistesliler mit der neuen Kunst. Von Deutschen ist aus früherer Zeit Senze zu erwähnen, der in der Leipziger »Illustrierten Zeitung« und in seiner »Chirogrammatomantie« (Leipzig, 1862) höchst eigenartige und geistreiche Handschriftendeutungen veröffentlichte. Die ältern Vertreter der H. beschränkten sich in der Hauptsache darauf, rein gefühlsmäßig aus der Handschrift einen bestimmten Einbruch zu gewinnen, etwa so, wie man sich z. B. aus dem Gesichtsausdruck eines Menschen ein Bild von dessen innerm Wesen macht; ein festes Stillsitzen wurde erft von dem französischen Abbé Richa an aufgestellt (»Systeme de Graphologie«, Par. 1875, und »Methode de Graphologie«, 1878). Nach seiner Theorie von den »signes fixes«, den sogen. graphologischen Zeichen, sollte jeder einzelnen handschriftlichen Eigenart eine ganz bestimmte, ein für allemal feststehende Charaktereigenschaft entsprechen, eine Lehre, die für überwunden gilt, seitdem man erkannt hat, daß eine bestimmte Charaktereigenschaft meist in einem ganzen Komplex von handschriftlichen Eigenarten zum Ausdruck gelangt. Wicoms unmittelbarer Nachfolger und jetziger Führer der Graphologie in Frankreich ist Crepieux-Jamin (»Traité pratique de Graphologie«, 1885, 6. Aufl. 1898; deutsch von Vuffe, 4. Aufl., Leipzig, 1898, und »L'écriture et le caractère«, 4. Aufl. 1896; deutsch von Vuffe, das. 1902). In Deutschland haben besonders Langenruch (»Graphologische Studien«, Bert. 1894), L. Meyer (»Lehrbuch der Graphologie«, Stuttgart, 1895) und H. Vuffe (»Die Handschriftendeutungskunde«, 2. Aufl. 1897) für die Verbreitung der H. gewirkt. Während sich nun die H. in Frankreich einer weit größern Beliebtheit und Anerkennung erfreut, gebührt das Verdienst, die mehr exakte Forschung in Angriff genommen zu haben, doch entschieden Deutschland. Freher versuchte zuerst in seiner »Psychologie des Schreibens« (Gamb. 1895) eine eingehendere psychopathologische

Begründung der *H.* zu geben, ein Unternehmen, das am erfolgreichsten von Georg Meher (*Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie*, Jena 1901) und Klages fortgesetzt wurde. Seit 1896 besteht eine Deutsche graphologische Gesellschaft, in deren Publikationsorgan, den »Graphologischen Monatsheften«, die letzten Forschungsresultate enthalten sind. — Die Schreibbewegung, als deren Erzeugnis sich uns die Handschrift darbietet, ist als eine Kombination von willkürlichen und unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen aufzufassen. Wie jeder seiner Hantierung, so drückt der Mensch auch der Handschrift den Stempel seiner persönlichen Eigenart auf. In ihr fixiert sich nicht nur seine allgemeine Bewegungsart, die auch in der Mimik, der Gestikulation, der Sprache, dem Gange zum Ausdruck gelangt, sondern sie offenbart auch, wie der Mensch arbeitet: ob mit Genauigkeit, Flüchtigkeit, Unständlichkeit, oder Bildung, ob er Ordnungsinne, ob er Geschmeidigkeit, und von welcher Art seine Geschmadsrichtung ist. Alles dieses und noch vieles Weitere gelangt in der Handschrift zum Ausdruck und gestattet unter günstigen Bedingungen einen mehr oder minder tiefen Einblick in die geistige Eigenart des Menschen. Durch vergleichende Zusammenstellung markanter Handschriften und Charaktere, durch Analogieschluss aus den bekannten Ausdrucksbewegungen, durch Untersuchung von Schriften Geisteskranker, durch Experimente an normalen und hypnotisierten Menschen etc. ist man zu einigermaßen gesicherten wissenschaftlichen Grundlagen gelangt, während freilich die graphologische Praxis, d. h. die Handschriftdeutung selber, infolge der oft ungeheuren Komplexität der Verhältnisse immer noch große, oft unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Die *H.* dient hauptsächlich Unterhaltungszwecken (so bestehen in manchen Unterhaltungsblättern »graphologische Briefkasten«), doch werden die Graphologen gelegentlich auch von Geschäften behufs Auswahl von Cisternen sowie auch von Heiratskandidaten um Rat angegangen. Bis zu welchem Grade von Zuverlässigkeit die *H.* einmal gelangen kann, muß zurzeit dahingestellt bleiben. — Von großer praktischer Bedeutung ist die gerichtliche Schriftexpertise, deren Aufgabe es ist, die Urheberschaft von Schriftstücken festzustellen, deren Echtheit angezweifelt wird (Urkundensälfchungen, Testamenten, Wechsel-sälfchungen), oder die mit verkürzter Handschrift angefertigt worden sind (anonyme Schmähe- und Verleumdungsschriften). Die Gerichte ziehen zur Begutachtung meist beredigte Sachverständige heran (Schrift- oder Schreibsachverständige, Sachverständige für Handschriftenvergleichung, Schriftexperten). Mit *H.* hat diese Schriftexpertise nichts zu tun, sie läuft vielmehr in der Hauptsache auf eine Vergleichen der streitigen Schrift mit anerkannten Schriftproben hinaus. Das wichtigste Erfordernis dabei ist, daß der Sachverständige zu unterscheiden versteht, was an den betreffenden Handschriften wesentlich ist und was nicht. Er muß daher nicht nur eine genügende Erfahrung in Handschriftenkunde besitzen, sondern er muß auch wissen, inwiefern die Handschriften durch Stimmungsschwankungen, durch die Schreibmaterialien, durch das Verschleißungsbestreben oder durch irgendwelche sonstige außergewöhnlichen Umstände Änderungen unterworfen sein können, und wie weit es möglich ist, fremde Handschriften, insbes. Unterchriften, nachzuahmen. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Ergebnis der Handschriftenvergleichung in vielen Fällen ein uneingeschiedenes ist. Infolge mancher in letzter Zeit

vorgekommenen Fälschungen ist die Schriftexpertise etwas in Verruf gekommen, indes ist nicht zu verkennen, daß sie an Sicherheit erheblich gewonnen, seitdem man angefangen hat, anstatt der bisher meist verwendeten Gerichtsreiber, Schreibreiber, Lithographen die vielseitiger und besonders in Handschriftenkunde gründlicher gebildeten Graphologen heranzuziehen. Die Begutachtung der Echtheit alter Handschriften, insbes. aller Staatsurkunden, ist mehr Aufgabe der Diplomatik. Näheres über die Literatur s. in Bußes »Bibliographie der Graphologie« (2. Aufl., Wilm. 1900).

Handchriftensammlungen, s. Handschrift, S. 762.

Handchriftlicher Gläubiger, s. Gläubiger, s. Chirographarischer Gläubiger, s. Chirograph.

Handschuhsheim, früher selbständiger Ort, seit 1903 mit Heidelberg vereinigt. — *H.* ward 1689 von den Franzosen niedergebrannt. Hier 24. Sept. 1795 Sieg der Hiltriederer unter Quosdanovich über die Franzosen unter Dufour.

Handschuhe, Bekleidungsstücke für die Hand und oft auch einen Teil des Armes, werden aus Felpwert, Leder, Seide, Leinen, Baumwolle, Wolle, Kiesel, Kautschuk etc. gefertigt. Wascheleberne aus sämisch-garem Web-, Firsch- und Schafleder, auch Gams-, Bod-, Kalb-, Ziegen- und Hammelleber lassen sich wiederholt waschen. Glacéhandschuhe (glatzeleberne, romanische oder Erlanger *H.*) werden aus weißem Ziegen-, auch Lamm-, Schafleder verfertigt. Zur Hervorbringung gleichmäßiger Dicke und Glätte werden die Felle durch Einschlagen in feuchte Tücher geschmeidig gemacht und auf einer polierten Warmplatte mit scharfen Messern (Dollermessern, s. Leder) auf der Fleischseite überarbeitet. Darauf schneidet man das Leder in passende Streifen, reißt diese in der Länge, legt sie auf aufrecht gestellte Stahlschneiden von der Gestalt des Umfisses der Handschuhteile (Ballen, Rüden, Joidel, Daumen etc.) und kreibt sie mittels Pressen durch. Diese ausgeschnittenen Teile werden dann mit der Hand mit Hilfe eines aus einer Art Zange bestehenden, von einem Gestell getragenen Werkzeugs, meist aber mit der Nähmaschine zusammen-genäht. Durch das Pressieren, das in einem Ziehen, Pressen und Glätten der *H.* im etwas feuchten Zustand besteht, gewinnt das Fadrikat Form und Glanz. Mitunter werden die *H.* auch parfümiert. Die Herstellung der Glacéhandschuhe ist ein altfranzösischer Industriezweig und wurde durch französische, meistens aus Grenoble stammende Emigranten zu Ende des 17. Jahrh. nach Regensburg, Halberstadt und Erlangen verpflanzt. In Frankreich nimmt in dieser Industrie Paris den ersten Rang ein. In Deutschland hat die Handschuhfabrikation einen großen Aufschwung genommen, und das deutsche Fadrikat konkurrenziert auch im Ausland mit dem eleganten und feinen französischen. Englische Ware ertridet die französische nicht und wird meist nur für die Ausfuhr hergestellt. *H.* aus Gewebe (Baucklin) werden wie die ledernen durch Zusammennähen ausgeklagener Teile erzeugt. Gewirkte oder gewebte *H.* werden überall in großer Mannigfaltigkeit fabriziert, wo die Strumpfweber ihren Sitz hat. Seidene, baumwollene und wollene *H.* wascht man wie Seide, Baumwolle oder Wolle; waschlederne werden ebenso behandelt und schließlich in eine starke Lösung fetter Seife getaucht und, ohne ausgedrückt zu werden, zum Trocknen aufgehängt. Die weichen *H.* taucht man dann noch in geschlämmten weissen Volus und läßt sie wieder trocknen, worauf sie ausgeweitet, gut gerieben und ausgeklaubt

werden. Glacéhandschuhe wäscht man am besten durch Eintauchen und Liegenlassen in Benzin, Ausdrücken, Reiben mit Baumwolle und Trocknen. Man kann die H. auch mit Milch waschen und zwar recht gut, wenn man in der Milch etwas Seife auflöst und ein wenig Salmiakgeist hinzusetzt. Andere nehmen saure Milch oder bringen frische Milch durch Zusatz einiger Tropfen Salzsäure zum Gerinnen. Ist der Handschuh rein, so spült man ihn schnell in Wasser und hängt ihn zum Trocknen, aber nicht in der Wärme auf. Nach vollständigem Trocknen wird das Leder gut gereckt und erhält dadurch seine Geschmeidigkeit wieder. Um Stockflecke zu entfernen, bringt man auf den Boden eines Kastens etwas kohlenstoffsaures Ammoniak (Gerichthornsalz) und läßt die H. in dem verschlossenen Kasten 1 bis 2 Tage recht locker darüber hängen.

H. kannte schon das Altertum. Während die Westasiaten, insbes. die Perser, H. mit Fingerringen von Elfenbein zum Schutz gegen die Kälte trugen, bedienten sich die alten Griechen verbleibener H. bei mancher Arbeit, z. B. bei Gartenarbeiten, um sich die Hände nicht zu beschädigen, sowie auch bei Tische dünnerer Fingerringe (digitalia), um beim Vorlegen sich die Hände nicht zu verbrennen, mit denen man damals aß. Ubrigens galt das Tragen von Handschuhen bei den Griechen und Römern als Zeichen von Reichlichkeit. Bei den Skandinaviern und Deutschen war der Gebrauch der H., anfangs in Gestalt von Häufelchen, schon im 8. und 9. Jahrh. allgemein, und Könige, Edle und Prälaten trugen verglichen mit Stiderei und Gesämeide verziert. Lederne Stulpenhandschuhe und ungeschleibte oder gegliederte Eisenhandschuhe mit einer Innenseite von Leder oder Stoff wurden seit dem frühen Mittelalter auf der Jagd und im Kampfe getragen. Die H. nahmen bald eine solche Bedeutung an, daß sie bei den Rittersymbol der Bezeichnung und Standesbezeichnung, bei den Bischöfen wesentliche Bestandteile des Ornaments bei der Investitur wurden. Ein Paar H. aus purpurfarbemem Seidenstoff, mit Gold- und Perlenstickerei und mit emaillierten Goldblechen besetzt, gehörte zum deutschen Kaiserornat (s. Tafel: Deutsche Reichsinsignien, Bd. 4, S. 732). Die bischöflichen H. mußten nach alter Vorschrift gewirkt sein und waren meist von violett- purpurner Farbe (vgl. Epitroche). Durch Übergabe eines Handschuhs verließ der Kaiser das Recht zur Anlegung einer Stadt oder einer solchen besondere Rechte, z. B. Markt-, Münzrecht u. Aus diesem Grunde führen viele Städte irrtümlich für Hände gehaltenen H. im Wappen. Von der Rittersitte, zum Zeichen der Herausforderung einem den Handschuh (Fechthandschuh) hinzuwerfen, stammt das noch jetzt übliche Sprichwort: »Jemand den Handschuh hinwerfen« (d. h. mit jemand Streit anfangen) her. Damen trugen erst seit dem 13. Jahrh. H. von Leinwand zum Schmuck, und zwar reichten sie bis an den Ellenbogen. Großer Luxus mit Handschuhen wurde in England getrieben, besonders unter der Königin Elisabeth, die eine reiche Verzierung der H. in Aufnahme brachte. Damals entstand auch die Sitte, Wittischriften ein Paar H. beizulegen, was nicht selten zu Verstrickungen der Richter Anlaß gab, indem man die H. mit Gift füllte. Hierin hat wahrscheinlich das Verbot in England seinen Grund, wonach Richter auf dem Gerichtstisch keine H. tragen dürfen, während an jedes Mitglied eines Justizhofes, der kein Todesurteil sprach, vom Scheriff ein Paar H. abgegeben wurden. Der Handschuhluxus erhielt sich bis ins 17. Jahrh. hinein. 1615 bedang Rubens im Vertrag über die Kreuzabnahme ein Paar H. für seine Frau im Werte von

8 Gulden 10 Stüber aus, und 1629 schenkte der Kardinal Richelieu der Königin Maria von Medici ein halbes Duzend Paar H. aus Rom, um sie für eins seiner Projekte günstig zu stimmen. Seitdem sind H. aus Leder, Wolle, Seide, Tuch, Zwirn, Pelz u. aus Luxusgegenständen unentbehrliche Gebrauchsgegenstände geworden. Die Damenshandschuhe werden bisweilen, je nachdem es die Mode verlangt, mit Gold-, Silber- und Emailstickereien reich verziert und in verschiedener Größe bis über die Ellenbogen hinauf glatt anliegend oder in Falten, von glacierte oder rauhem Leder getragen. Je nach Bestimmung, Ruher und Qualität haben sie verschiedene Längen und Namen, die der Mode unterworfen sind. Man hat Reit-, Garten-, Tee-, Ball-, Promenaden-, Josephinen-, Rubens-, Mousquetaire- u. Handschuhe. Fausthandschuhe, die von Landleuten, Arbeitern, Jägern u. dgl. getragen werden, sind solche H., die nur für den Daumen eine besondere Abtheilung haben, während die andern Finger in einer sackartigen Umhüllung stehen. Vgl. Gänther, Lehrbuch der Glacéhandschuhfabrikation (Leipz. 1873); Bedd, Gloves, a chapter of trade and social history (Lond. 1883); Kment, Der Handschuh und seine Geschichte (3. Aufl., Wien 1890); Waier, Der Verband der Glacéhandschuhmacher Deutschlands (Leipz. 1901).

Handseite, f. Handpfeife.

Handsegen, f. Aufbereitung, S. 86.

Handschiff (Handaschiff, schweb.), Handarbeit, f. Arbeitsschulen. [auf Schiffen.]

Handspale (Handspieße), hölzerner Hebebaum

Handspalemann, aus dem Rattosenland hervorgegangener Schiffsoffizier.

Handstahl, f. Drehschleife.

Handheine, f. Schleifsteine.

Handstreich, überraschende Einnahme von Befestigungen. Es ist jetzt nur als Überfall eines einzelnen feiten Kostens denkbar. Vgl. Festungsbau.

Handstuhl, f. Handweberei. [S. 482.]

Handsworth (s. Handsworth), 1) Stadt in Staffordshire (England), unweit Birmingham, mit Kurzwarenfabrikation, theologisches College der Wesleyaner und (1901) 52,921 Einw. In der Pfarrkirche die Gräber der berühmten Techniker J. Watt, Boulton und Murdoch. — 2) Aufstehende Stadt im Westgebiet von Northshire (England), 6 km südöstlich von Sheffield, mit (1901) 14,161 Einw.

Handtier (Chirotherium), f. Stegopschalen.

Handtratte, s. Wechsel (s. d.).

Handtrommel, f. Tamburin.

Handtücher, meist gestricke und gemusterte Leinwandzeuge, 47—57 cm breit; starke Qualität mit 18—24 Fäden auf 1 cm, Garne Nr. 13—17 metr., mittlere Qualität 26—30 Fäden auf 1 cm, Garne Nr. 18 bis 24 metr.; feine Qualität 35—50 Fäden auf 1 cm, Garne Nr. 27—30 metr. — Militärschuhmacher 13—15 Fäden auf 1 cm, Garne Nr. 8—10 metr.

Hand über Hand, seemannisch soviel wie schnell.

Hand- und Spandlenke, f. Handdienste.

Handverkauf, bei den Bankern, f. Tafelgeschäft.

Handwasser, tragbare blanke und Feuerwasser.

Handwechsel, im Bankiergeschäft das Ein- und Umwechseln von Geldsorten im Kleinen. Auch der vom Verkäufer ausgelieferte, noch nicht indossierte Wechsel (Handtratte, Wechsel »von der Hand«, »von der Hand gezogen«); vgl. Gewandtes Papier.

Handwerk, Gesamtbezeichnung derjenigen Gewerbe, in denen unter Anwendung einfacher Werkzeuge vornehmlich mit der Hand gewirkt wird (daher

der Name), im wesentlichen gleichbedeutend mit gewerblichem Kleindetrieb, der unmittelbar an die Konsumenten verkauft, meist auf Stük für feste Kunden, seltener auf Vorrat arbeitet. Die bildende oder freie Kunst unterscheidet sich vom H. insofern, als ihre Ausbildung in der Regel eine höhere Bildung, auch einen versfeinerten Geschmack erfordert. Doch läßt sich heute bei der hohen Vervollkommenung der gewerblichen Tätigkeit eine scharfe Grenze zwischen H. und Kunst (ebenso wenig zwischen wie zwischen H. und Fabrikation (s. d.)). Zur Kunstzeit war das H. unter eigne Handwerksordnungen gestellt. Selbständiger Handwerker (Meister) konnte nur derjenige werden, welcher eine bestimmte Zeit als Lehrling gelernt, als Geselle gearbeitet, dann die Wanderzeit durchgemacht und hierauf durch eine Probearbeit (Meisterstück) seine Befähigung zum Handwerkbetrieb nachgewiesen hatte (Näheres hierüber wie über gesperrte, geschulte Handwerke, Handwerksgruß u. f. unter Kunst und Kunstgebräuche). Seit dem 16. Jahrh. gerieten viele Handwerker unter allmählicher Einbürgerung der Hausindustrie in Abhängigkeit, andre wurden mit Einführung der modernen Hilfsmittel des Gewerbebetriebs (Dampf, Maschine, Eisenbahn u. c.) in ihrem Bestand bedroht und durch die Großindustrie verdrängt (Weberei, Spinnerei u. c.). Werden auch noch andre in Zukunft weichen müssen, so wird dem H. doch immer noch eine Reihe von Gebieten verbleiben (vgl. Gewerbebetriebe), die es rechtfertigen, wenn auch von seiten der Gesetzgebung und Verwaltung besondere Maßregeln zu Schutz u. Pflege des Handwerks und seiner Vertreter als des fernhaften sozialen Mittelstandes ergriffen werden. Auch aus dem Schoß des Handwerkersandes selbst machen sich viele Bestrebungen zur geistlichen Fortentwicklung, besonders durch Gründung von Handwerkervereinen u. c., geltend. Dem Niedergang des Handwerks und dessen Bedrohung durch die Industrie sucht die Gewerbeordnung durch eine Reihe von Schutzbestimmungen, dem sogen. Handwerker-gesetz (s. Handwerkskammern), entgegenzutreten, die teils eine Vertiefung und zweckmäßigen Ausbau seiner Organisation (Gewerbeordnung, Titel VI), eine bessere Ausbildung der Lehrlinge und Hebung des Standesbewußtseins bezwecken (Titel VII, Abschnitt III u. IIIa), teils eine unzulässige Ausnutzung des gewerblichen Arbeiters unmöglich zu machen suchen (Titel VII, Abschnitt I, II, III b, IV—VI). Auch in andern Gesetzen finden sich noch Einzelbestimmungen für das H. So enthält § 196 des Bürgerlichen Gesetzbuchs die besondere Vorschrift, daß die Forderungen vom H. für Lieferung von Waren, Ausfertigung von Arbeiten mit Einschluß der Auslagen in 2 Jahren verjähren, es sei denn, daß die Leistung für den Gewerbebetrieb des Schuldners, z. B. Bauarbeiten für die Verhältnisse eines Schreiners, erfolgt, in welchem Falle die Verjährungsfrist 4 Jahre beträgt. Auch die Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich hat sich des Handwerks angenommen, indem sie in § 709, Ziffer 3, bestimmt, daß Streitigkeiten zwischen Reisenden und Handwerkern, die aus Anlaß der Reise entstanden sind, auf Antrag für vollstreckbar (s. Vollstreckbarkeit und Urteil) zu erklären sind, und in § 811, Ziffer 5, daß die zur persönlichen Durchführung der Erwerbstätigkeit unentbehrlichen Gegenstände der Pfändung nicht unterliegen. Jedoch genießen diesen Schutz nicht etwa auch die Gegenstände, die nur den Hilfskräften des Handwerkers zur Fortsetzung ihrer Tätigkeit unentbehrlich sind, und dann ist nur so viel von der Pfändung befreit, als notwen-

dig ist, um den Gewerbebetrieb nicht sofort einstellen zu müssen. Den gleichen Schutz genießt auch die in Gütergemeinschaft mit ihrem Mann lebende Frau, der beispielsweise nicht für gütergemeinschaftliche Schulden die Nähmaschine gepfändet werden kann. — In einem andern Sinne bedeutet H. (Gewert) auch die Gesamtheit der Personen, die an ein und demselben Orte das gleiche Gewerbe treiben. — Vgl. Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert (Stalle 1870); Stahl, Das deutsche H. (Wien 1874, Bd. 1); Bucher, Mit Gunst. Aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks (Leipzig 1886); E. Jäger, Geschichte der Handwerkerbewegung bis 1884 (Berl. 1887); Grenser, Kunstwappen und Handwerker insignien (Frankf. 1889); Wendelson, Die Stellung des Handwerks in den hauptsächlichsten der ehemals günstigen Gewerbe (Zena 1899); Koebl, Beiträge zur preussischen Handwerkerpolitik vom allgemeinen Landrecht bis zur allgemeinen Gewerbeordnung (Leipzig 1900); Rummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit (Bas. 1901); Daren, Deutsche Handwerker und Handwerkerbruderschaften im mittelalterlichen Italien (Berl. 1903). — Über die neuere Entwicklung vgl. Dannenberg, Das deutsche H. und die soziale Frage (Leipzig 1872); Kleinwächter, Zur Reform der Handwerksverfassung (Bas. 1875); Keller, Das deutsche H. (Gemma 1878); Jacobi, Die Organisation des Gewerbes mit spezieller Berücksichtigung des Handwerks (Kassel 1879); Hampke, Der Beschäftigungsnachweis im H. (Zena 1892); Page, Meisterstück und Meisterprüfung nach dem I. Stk. 1901 (Leipzig 1902); Reiten, Die deutschen Handwerker- und Arbeitergesetze (Berl. 1901), und Weiteres im Artikel »Handwerkskammern«; Gehrig und Schellen, Der Handwerker. Die Ausbildung, die Prüfungen und die Rechtsverhältnisse (Leipzig 1902); Baer, Die Gesellen- und Meisterprüfung (Stuttgart 1903); Dreil, Das Rechtsverhältnis der Arbeitgeber und Arbeitnehmer im H. u. c. (Berl. 1904); Lemke, Bürger- und Rechtskunde des Handwerkers (Hiel 1904); Ehrich, Kaufmännische Organisation im H. (Leipzig 1903); Bloke, Fabrik und H., ihre Trennung in der deutschen Reichsgewerbeordnung (Berl. 1903); Adler, über die Epochen der deutschen Handwerkerpolitik (Zena 1903); »Neue Handwerkbibliothek« (hrsg. von Grünberg und Witten, Krefeld 1902 ff.).

Handwerkerabteilungen bei den Truppenteilen, s. Beweidungswirtschaft. Besondere Handwerkerkompagnien fertigten früher in den Artilleriewerkstätten die erforderlichen Fahrzeuge, Geschirre u. an, jetzt werden diese Arbeiten von Zivilarbeitern in Militärwerkstätten ausgeführt.

Handwerkbank, s. wie Kreditgenossenschaft (s. d. unter »Genossenschaften«, S. 573).

Handwerkbörse, eine Art Börse, an denen Gewerbetreibende mit Lieferanten von Rohstoffen u. mit Abnehmern für ihre Waren regelmäßig zusammenkommen, um die Orientierung über den Stand der Geschäfte zu ermöglichen und Geschäftsvormittlungen zu erleichtern. In Berlin besteht eine Schuhmacherbörse mit wöchentlichen Zusammenkünften.

Handwerkerbund, s. Handwerkervereine.

Handwerkerfeste, s. Handwerkskammern.

Handwerkerkompagnien, s. Handwerkerabteilungen.

Handwerkerparlament, s. Handwerklertage.

Handwerkerschulen, s. Fachschulen und Fortbildungsschulen.

Handwerkertage, mit wechselndem Versammlungsort stattfindende Vereinigungen selbständiger Handwerker verschiedener Städte. Solche H. fanden bereits zur Zunftzeit statt; sie umfaßten damals nur Angehörige eines Gewerbezweiges, während die H. der Neuzeit aus Vertretern der verschiedensten Handwerke zusammengesetzt sind. Im Juni 1848 fand ein Vortkongreß norddeutscher Handwerker in Hamburg statt, einen Monat später ein zünftlerisch gefinnter deutscher Handwerker- und Gewerbetongreß (Handwerkerparlament) in Frankfurt a. M. Der Agitation für Gewerbefreiheit gegenüber fanden Einrichtungen des Zunftwesens Verleibung in dem preussischen Landeshandwerkertag, der 1860 in Berlin tagte, in den Handwerkertagen in Weimar (1862), wo der deutsche Handwerkerbund gegründet wurde, Frankfurt (1863), Köln (1864), den norddeutschen Handwerkertagen zu Dresden (1868), Hannover (1868) und zu Halle a. S. (1869). Nach Einführung der Gewerbeordnung von 1869 kam die Bewegung ins Stoden. Erst 1872 gelang es, einen ganz Deutschland umfassenden Handwerkertag ins Leben zu rufen, der es sich zur Aufgabe setzte, die Interessen des Handwerks zu wahren. Derselbe tagte seit dieser Zeit bis Anfang der 1890er Jahre alljährlich einmal. 1882 wurde ein allgemeiner deutscher Handwerkertag durch die 1879 begründete Deutsche Handwerker- und Gewerdepartei einderufen. Der insolge dieses Handwerkertages 1883 in Hannover ins Leben gerufene Deutsche Handwerkerbund hielt 1887—89 regelmäßige H., die nach einer längeren Pause 1895 wieder aufgenommen wurden. Dazu kamen seit 1885 die Innungstage des 1884 gegründeten Zentralausschusses vereinigter Innungsverbände Deutschlands; 1892, 1894 und 1897 hielten beide Verbände gemeinsame deutsche Innungs- und allgemeine Handwerkertage in Berlin ab. S. auch Handwerkervereine.

Handwerkervereine, Vereinigungen von Handwerksgenossen, die sowohl die geistige und sittliche Erhebung, die allgemeine und die Berufsbildung der Handwerker als auch die Förderung der technischen, wirtschaftlichen und geschäftlichen Verhältnisse des Handwerks selbst in ganzen oder in einzelnen Zweigen anstreben. H. gab es schon im griechischen und römischen Altertum; systematisch ausgebildet, entstanden sie im Mittelalter als Zünfte, Innungen u. Zu den Handwerkervereinen der neuern Zeit sind die auf Grund der Gewerbeordnung ins Leben gerufenen Innungen (i. d.), viele Genossenschaften (i. d.) und die meisten Gewerbevereine (i. d.) zu rechnen, welche letztere sich in erster Linie der Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Erfahrungen unter den Gewerbetreibenden widmen, ebenso die katholischen Vereine, die Angehörige des Handwerks umfassen (Meistervereine, Gesellenvereine). Von hervorragender Bedeutung ist der Große Berliner Handwerkerverein, der 1844 gegründet, 1850 geschlossen, 1859 wieder ins Leben gerufen wurde und 1880 die Rechte einer juristischen Person erhielt. Durch öffentliche Vorträge, Bibliothek und Lesezimmer sowie seine Fortbildungsschule entwickelt derselbe eine ausgebreitete Wirksamkeit. — Die liberale Richtung der deutschen Gewerbeordnung führte 1873 zur Gründung eines über ganz Deutschland sich erstreckenden Vereins selbständiger Handwerker und Gewerbetreibenden (seit 1879 Deutsche Handwerker- und Gewerdepartei), die es sich zur Aufgabe setzte, die Rängel der Gewerbegesetzgebung, insbes. auf dem Gebiete des Lehrlings- und Gesellenwesens, zu beseitigen. Derselbe gliederte sich

in Ortsvereine, die wieder je zu einem Kreis- und Provinzialverband gehörten. 1882 berief dieser Verein einen allgemeinen deutschen Handwerkertag nach Magdeburg, auf dem der Grundstein zu dem 1883 in Hannover ins Leben gerufenen Allgemeinen deutschen Handwerkerbund gelegt wurde. Der bisherige Berliner Zentrallandtag trat die Leitung des neuen Bundes an Köln ab; 1885 wurde der Sitz desselben nach München verlegt. Der Handwerkerbund will alle deutschen Handwerker zur gegenseitigen Wahrnehmung ihrer Standesinteressen organisieren, um so die Grundlage zur Einführung der obligatorischen Innung zu legen. Insbesondere erstrebt er die Einführung von Arbeitsbüchern für jeden Gesellen, ausreichende Beschränkung des Hausierhandels, Beilegung der Handelslager, Banderauktionen mit Handwerkerzeugnissen, der Konsumvereine, soweit diese mit Handwerkerzeugnissen Handel treiben oder sich der Herstellung von solchen widmen, u. Von den Innungsverbänden unterscheidet sich der Allgemeine deutsche Handwerkerbund dadurch, daß die Tätigkeit jener durch Gesetz genau bestimmt ist und hauptsächlich in der Regelung und Vertretung der Sachinteressen gipfelt, und daß für jene Verbände jede agitatorische Tätigkeit ausgeschlossen ist, während das Programm des Allgemeinen deutschen Handwerkerbundes einen mehr agitatorischen Charakter an sich trägt. Organ des Handwerkerbundes ist die „Allgemeine Handwerkerzeitung“ (München). Neben diesem großen Verband gibt es noch mehrere örtlich beschränkte, wie den Bayerischen Handwerkerbund (seit 1883), den Westdeutschen und selbstständiger Handwerker (seit 1882), einen Westfälischen, einen Sieddeutschen Bund u. S. Handwerkertage.

Handwerksgartillerie, f. Technische Institute der Artillerie.

Handwerkshörse, früher soviel wie Geselle, daher reisender H., der auf der Wanderschaft begriffene Geselle.

Handwerksgeselle, f. Geselle und Junge.

Handwerkskammern, Organe zur Vertretung der Interessen des Handwerks. Die Forderung der Errichtung eigener H. fand sich schon in dem vom Frankfurter Handwerkerparlament aufgestellten Entwurf einer Gewerbeordnung. Sie ist seitdem noch oft und immer dringlicher erhoben worden; denn die Handwerker glaubten in den Handels- und Gewerbe-kammern (so auch in den in Preußen ins Leben gerufenen Gewerbeämtern) ihre besondern Interessen nicht genügend gewahrt. Diese Forderung wurde in dem sogen. Handwerkergesetz, einer Novelle zur Reichsgewerbeordnung vom 26. Juli 1897 (Gewerbeordnung, § 103—103q), befrichtigt. Nach diesem Gesetz werden zur Vertretung der Interessen des Handwerks gegenüber der Regierung H. errichtet, welche die Landesregierung für einen von ihr zu bestimmenden Bezirk, und zwar eventuell mit Abteilungen für einzelne Teile des Bezirks oder für Gewerbegruppen errichtet. Die Zahl der Mitglieder wird durch das von der Landeszentralbehörde zu erlassende Statut bestimmt; die Zahlen zu den Kammern und ihren Organen finden alle sechs Jahre statt, alle drei Jahre schreibt die Hälfte der Gewählten aus. Die Mitglieder werden 1) von den Innungen (i. d.) aus der Zahl der Mitglieder, 2) von den sonstigen dem Handwerkerinteresse dienenden Vereinigungen (Gewerbevereinen), wenn sie mindestens zur Hälfte aus Handwerkern bestehen, aus der Zahl ihrer Mitglieder gewählt. Ihre Organe sind die Mitgliederversammlung, Vorstand,

Secretär, Gesellenausschuß und eventuell andre Ausschüsse, die alle unter der Aufsicht eines staatlichen Kommissars stehen. Der Gesellenausschuß (i. Gesellenausschüsse) hat mitzuwirken bei Vorschriften über Lehrlingswesen, Gutachten und Berichterstattung über Angelegenheiten, die Gesellen und Lehrlinge betreffen, und bei Entscheidung über Beanstandungen von Beschläffen der Innungsausschüsse. Die Kammer können sich durch Zuzahl von Sachverständigen verstärken, wo anderseits ihre Funktionen schon bestehenden Handels- oder Gewerbetellammern übertragen werden können, sofern deren Mitglieder, soweit sie mit Vertretung des Handwerks betraut sind, aus Wahlen von Handwerkern hervorgehen und eine gesonderte Abstimmlung der dem Handwerk angehörenden Mitglieder gesichert ist. Den Handwerkskammern liegt insbes. die nähere Regelung des Lehrlingswesens und die Überwachung der Durchführung der für das Lehrlingswesen geltenden Vorschriften ob; sie sind ferner befugt, Veranstaltungen zur Förderung der gewerblichen, technischen und sittlichen Ausbildung der Meister, Gesellen und Lehrlinge zu treffen sowie Fachschulen zu errichten und zu unterstützen. Innungen und Innungsausschüsse sind den Anordnungen der Kammern unterworfen, die Kosten der Errichtung und Tätigkeit der Kammern haben, soweit sie nicht anderweit Deckung finden, die Gemeinden oder höheren Gemeindeverbände zu tragen, die ihre Anteile auf die Handwerksbetriebe umlegen dürfen. Seit 1. April 1900, dem Tag des Inkrafttretens des Gesetzes, sind in Preußen 33, Bayern 8, Württemberg und Baden je 4, in den übrigen deutschen Staaten mit Ausnahme von Sachsen, Bremen, Hamburg und Lübeck, welche Rechte und Pflichten der H. auf die bestehenden Gewerbetellammern übertragen haben, je eine errichtet worden. Vgl. F. u. d. R., Die Handwerkskammer (Stuttg. 1897); Rohmer, Die Handwerksnovelle (Münch. 1898); Wilhelm, Das Handwerksgesetz vom 26. Juli 1897 (Berl. 1902); weiter Ausgaben des Gesetzes von Bernow, v. Kroschwitz u. a.; Page, Die praktische Durchführung der Handwerksnovelle vom 26. Juli 1897 (Leipz. 1902); Reuhaus, Die H., ihre Organisation u. (dof. 1902).

Handwerkslehrling, s. Lehrling.

Handwerksmeister, s. Meister (i. Handwerk und Kunst); auch s. Handwerksältester, Altleister.

Handwühle (Chironomidae), Gattung der Ringelwürmer (Amphipoda), mit der einzigen Art *C. canaliculatus* Cuv. (s. Tafel »Eidechsen I«, Fig. 5), 20 cm lang, mit walzenförmigem, überall gleich dickem Leib, zwei kleinen Vorderfüßen mit vier stummelhaften, oder krallen tragenden Beinen, oberseits bräunlich fleischfarben, unterseits weißlich, ist in Meeresküsten und am Flussefluß heimisch; über ihre Lebensweise ist nichts bekannt.

Handzeichen heißt das Zeichen, das jemand, der des Schreibens unfähig ist, unter einen schriftlichen Aufsatz oder eine Urkunde (statt seiner Namensunterschrift) setzt, und zwar gewöhnlich ein oder drei Kreuze. Ist für eine Erklärung öffentliche Beglaubigung, d. h. schriftliche Abfassung der Erklärung und deren Unterscheidung durch den Erklärenden oder nur schriftliche Form vorgeschrieben, so muß der des Schreibens Unfähige wenigstens durch ein ihm freigegebenes H. unterschreiben, das dann gerichtlich oder notariell zu beglaubigen ist (§ 167 des Reichsgesetzes über die freiwillige Gerichtsbarkeit). Im Mittelalter kommen H. der Notare vor; sie bestanden gewöhnlich aus willkürlichen

Figuren, die wahrscheinlich auch den Namen anzeigten. Jetzt sind an die Stelle dieser H. die Siegel getreten; doch ist daneben in modernen Rotariatsgesetzen zuweilen vorgeschrieben, daß die Notare jede Seite der Urkunden mit ihrem H. zu versehen haben. Vgl. Monogramm und Hausmarke.

Handzeichnungen, alle Zeichnungen, die mit Bleistift, Kreide, Tusche oder Kohlstift oder mit der Feder ausgeführt sind. Sie sind entweder ausgeführte Kunstwerke oder bloß skizzenhaft angelegte erste Gedanken und Entwürfe. Die H. großer Meister sind sehr geschätzt und gesucht, weil sie die ursprüngliche Ansicht des Künstlers frei von allen Berücksichtigungen durch die Schwierigkeiten einer andern Technik zur Anschauung bringen und zugleich über das Entstehen eines Kunstwerkes Aufschluß geben. Daher sind die H. bei der Beurteilung der Schöpfungen eines Leonardo da Vinci, Raffael, Michelangelo, Dürer, Rembrandt und anderer großer Meister von größter Wichtigkeit. Berühmt sind: Claude Lorrains »Liber veritatis«, das alle Bilder, zu denen er sich als Urheber bekannte, in Sepiazeichnung enthält, das fälschlich Raffael zugeschriebene Skizzenbuch in der Akademie zu Venedig, das Skizzenbuch von Dürer von seiner italienischen Reise beim Herzog von Devonshire in Chatsworth und die Sammlung von Bildniszeichnungen Hans Holbeins d. jünger, in Windsor. Bedeutende Schöpfungen der berühmten Künstler besitzen das Louvre in Paris, die Sammlung in Oxford (Raffael) und die in Velle (Maler); am reichhaltigsten ist die Sammlung der Mägen in Florenz; auch die Museen in Wien, besonders die unter dem Namen »Albertina« bekannte Sammlung des Erzbischofs Albrecht, in Berlin, Dresden u. enthalten vieles Treffliche, namentlich von Dürer und andern deutschen Meistern und von Niederländern. Neuerlich sind zahlreiche H. auf photographische Weg, am besten durch A. Braun, Element u. Komp. in Dornach und die Reichsdruckerei in Berlin meist in den Farbentönen der Originale vervielfältigt, auch sämtliche H. einzelner Meister wie Dürer (i. d.) und Rembrandt (i. d.) veröffentlicht worden.

Hanenberg, Daniel, luth. Gelehrter, geb. 17. Juni 1816 auf dem Hof zur Tanne bei Kempten, gest. 31. Mai 1876 in Speyer, wurde 1839 geweiht, 1840 Privatdozent, 1844 ordentlicher Professor für alttestamentliche Exegese an der Universität München und 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften an der Münchener Hochschule und 1848 Mitglied der Akademie, 1854 Abt des Benediktinerklosters bei St. Bonifatius. Obwohl H. 1864 die Wahl zum Bischof von Trier und 1866 die zum Bischof von Eichstätt abgelehnt hatte, nahm er, nachdem er sich im August 1870 aus Rücksicht auf das fromme Volk dem Insinuationsbogens unterworfen und darüber mit seinem alten Freunde Döllinger veruneinigt hatte, eine 1872 auf ihn gefallene Wahl zum Bischof von Speyer an, wo er seitdem in entschieden ultramontaner Sinne wirkte. Besonders die Altkatholiken seindete er aufs heftigste an. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten verdienen Erwähnung: »Geschichte der biblischen Offenbarung« (Regensb. 1850, 4. Aufl. 1876); »Die religiösen Altertümer der Bibel« (2. Aufl., Münch. 1869); »Romans Leben Jesu beleuchtet« (Regensb. 1864). Auch gab H. die »Canones Hippolyti« heraus (arab. u. lat., Münch. 1870), und übersehte des Kardinals Wiseman »Vornehmste Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche« (3. Aufl., Regensb. 1867) und »Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offen-

dorung« (3. Aufl., Regensb. 1866). Aus seinem Nachlaß erschien: »Evangelium nach Johannes, übersetzt und erklärt« (Münch. 1878—80, 2 Bde.). Vgl. Schegg, Erinnerungen an H. (Münch. 1877).

Hanefiten, Anhänger der weitverbreiteten, vom Imam Abu Hanifa (gest. 722 in Bagdad) gegründeten Rechtsschule (s. Islam), die in der Türkei, Mittelasien und Vorderindien die herrschende ist und noch dem Wirkungsgebiete des Begründers die Irakische genannt wird, ein Gegenstück zur Schafeischen Rechtschule (s. Malakiten). Abu Hanifa vertritt das Prinzip des *Ma'*, d. h. der freien vernunftmäßigen Meinungsbildung als Mittel der Rechtsentwicklung. Seine Schüler Abu Yusuf und Rohommed arbeiteten das System aus. Das beliebteste Handbuch des hanefitischen Rechtes ist das *Mudschaddis des Kodari* (gest. 1036). S. Arabische Literatur, S. 660f.

Hanega, Feld- und Getreidemais, s. Janega.

Hanel, Gerhard (Jaro mir) Johann, Rechtshistoriker, geb. 9. April 1847 zu Trebitzsch in Mähren, wurde 1874 Ordinarius für Rechtsgeschichte in Prag, 1881 Professor für deutsches Recht und österreichische Rechtsgeschichte in Prag und wirkte seit der Trennung an der tschechischen Universität daselbst. Sein Hauptwerk (in tschechischer Sprache) ist die »Deutsche Rechts- und Rechtsgeschichte« (Prag 1886 ff., 3 Bde.; Bd. 1 in 2. Aufl. 1897). Außerdem schrieb er: »Über den Einfluß des deutschen Rechts in Böhmen und Mähren« (1874); »Über Begriff und Umfang der österreichischen Rechtsgeschichte« (1880); ferner eine große Anzahl von Arbeiten in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften. Auch gab er: »Statuta et leges civitatis et insulae Curzulae 1214—1558« (Prag 1876) und »Statuta et leges civitatis Spalati« (das. 1878) in den »Monumenta historico-juridica Slavorum meridionalium« heraus.

Hanel, 1) Gustav, Romanist, geb. 5. Okt. 1792 in Leipzig, gest. 18. Okt. 1878, habilitierte sich 1817 in Leipzig und erhielt 1821 eine außerordentliche Professur. Noch in demselben Jahr unternahm er eine siebenjährige wissenschaftliche Reise durch Italien, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, England und die Niederlande, als deren Resultat seine »Catalogi librorum manuscriptorum« (Leipz. 1829—30) und die »Disensiones dominorum, sive controversiae veterum juris romani interpretum, qui glossatores vocantur« (das. 1834) erschienen. Nach verschiedenen, in den Jahren 1834—37 veröffentlichten Vorarbeiten erschien seine vollständige kritische Ausgabe des »Codex Theodosianus« (Bonn 1837—42), der H. noch eine Ausgabe der »Novellae constitutiones imperatorum Theodosii II., Valentiniani III., Maximi, Majoriani, Severi, Anthemii« (das. 1844) mit den »XVIII constitutiones, quas Jac. Sirmundus divulgavit« folgen ließ. 1838 wurde H. zum ordentlichen Professor ernannt. Sein Hauptwerk ist die nach 76 Handschriften herausgegebene »Lex romana Visigothorum« (Leipz. 1849). Seine letzten größeren Arbeiten sind das »Corpus legum ab imperatoribus romanis ante Justinianum latarum« (Leipz. 1857—60), eine Sammlung der außerhalb der Konstitutionen-Kodizes zerstreuten Gesetze der römischen Kaiser, und die Ausgabe von »Juliani epitome latina Novellarum Justiniani« (das. 1873). Seine wertvolle, auch an Handschriften reiche Bibliothek vermachte er der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

2) Edward, Buchdrucker und Schriftgießer, geb. 2. April 1804 in Magdeburg, gest. 16. Aug. 1856 in Berlin, übernahm 1824 die väterliche Buchdruckerei

in Magdeburg, brachte 1828 die erste Congrevedruckmaschine (s. Schnellpresse) nach Deutschland und wandte besonders der Pflege des Buchdrucks große Sorgfalt zu. 1830 gründete er eine Schriftgießerei, bei deren Erzeugnissen er namentlich darauf bedacht war, daß sie dem Buchdruck die Mittel geben könnten, mit dem Steindruck konkurrensfähig zu bleiben, zu welchem Zweck er eine große Anzahl von Polytypen (s. d.) kaufte. Auch brachte er 1844 die erste Schriftgießmaschine nach Deutschland und zwar in seine Schriftgießerei in Berlin, wohn er 1838 mit seinem Geschäft übergeben war. Seine Buchdruckerie lieferte unsterbliche Farben- und Goldbrüche und Wertpapiere und begründete den modernen Adzelenzsoß. Buchdruckerie und Schriftgießerei gingen 1864 an seinen Mitarbeiter Wilhelm. Gronau über und werden seit dessen Tod 1887 von der Witwe und H. Jürst (seit 1896 in Schöneberg-Berlin) fortgeführt.

3) Aldert, Germanist, (Kette von H. 1), geb. 10. Juni 1838 in Leipzig, wo sein Vater Aldert Friedrich H. Professor der Medizin war, habilitierte sich daselbst 1858, wurde 1860 in Königsberg außerordentlicher, 1862 ordentlicher Professor und ging 1863 in gleicher Eigenschaft nach Kiel. Erst Mitglied der schleswig-holsteinischen Landespartei, ward er nach der Kantonierung der Herzogtümer durch Preußen Mitbegründer der liberalen Partei, die ihn 1867 zugleich in das Abgeordnetenhaus und in den Reichstag des Norddeutschen Bundes, dann in den deutschen Reichstag landete. Seit 1874 Vizepräsident des Reichstags, 1876 auch des Abgeordnetenhauses, gehörte er zu den Führern der deutschen freisinnigen, früheren Fortschrittspartei. Bei deren Spaltung im Frühjahr 1893 trat er der »freisinnigen Vereinigung« bei, unterlag jedoch bei der Reichstagswahl desselben Jahres, nachdem er seinen Sitz im Abgeordnetenhaus schon bei den Wahlen 1888 verloren hatte. 1898—1903 hat er nochmals dem Reichstag angehört. Er schrieb: »Das Beweisystem des Sachenpiegels« (Leipz. 1858); »Decisiones consulum Goslariensium« (das. 1862); »Die Garantien der Großmacht für Schleswig« (das. 1864); »Das Recht der Erstgeburt in Schleswig-Holstein« (Kiel 1864); »Zur Frage der stehenden Gefälle in Schleswig-Holstein« (mit Seelig, das. 1870—73, drei Bände); »Studien zum deutschen Staatsrecht« (Leipz. 1873—88, 2 Tle. in 3 Bänden); »Deutsches Staatsrecht«, Bd. 1 (in Bindings) »Systematisches Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft«, das. 1892); »Das Kaiserthum« (alsademische Rede, Kiel 1892). Mit Th. Lefse gab er heraus: »Die Gesetzgebung des Deutschen Reichs über Konsularwesen und Seeschifffahrt« (Berl. 1875). Auch betheiligte er sich als Mitarbeiter an der beim Bundesrat eingereichten »Nachweisung des Erbrechts Herzog Friedrichs VIII. auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein« (Kiel 1885).

Hanf (Cannabis L.), Gattung der Boragaceen, mit nur einer Art, C. sativa L., s. Faserpflanzen 1., Fig. 1, mit Beschreibung. In der Landwirtschaft unterscheidet man gemeinen oder Spinnhanf und Riesen-, Salich- oder Schleifhanf. Letzterer wird höher, feiner, langsamer, reift später und liefert fröhigem Haß als der gemeine H. Sorten von Spinnhanf sind: rheinischer oder badischer H., russischer mit sehr halbtrockenem Faser, chinesischer kleinformatiger mit sehr feinem Haß, piemontesischer, in der Beschaffenheit der Faser dem rheinischen gleich, aber höher und deshalb ergründet, und spanischer (s. von Oriuelo) mit sehr fester, besonders zu Tauern geeigneter Faser. Die 4—5 mm langen, ovalen, grauen

die grünlichen Früchtchen, die 25—35 Proz. fettes Öl enthalten, werden zur Gewinnung des Öls und als Vogelfutter verwendet. Die männlichen Pflanzen (Sommerhanf, im Niederdeutschen und Holländischen Gelle, Hemp, in Preußen Hanfshahn, im Rhein Semmelhanf, sonst auch Hanfbahr, Staubhanf, Hemel, Himmel, Säuberhanf, tauber H.) liefern der dünnern Stengel eine feinere Faser als die weiblichen Pflanzen (Hänfin, in Niederachsen Helling, im Osterreichischen Böbling, Bäßling, in Preußen Hanfhenne oder Hanfbinne, sonst auch Winterhanf, Bäßling, grüner H., später H., Kopphanf, Mastel, Mastel, Saathanf). H. liebt wärmeres Klima als der Flach und ist gegen Kälte und Spätfrost sehr empfindlich. Da er jedoch nur eine Vegetationsdauer von 90—105 Tagen hat, so läßt er sich in Europa bis 60° nördl. Br. noch in den Küstländer der Ostsee kultivieren. Ferner baut man ihn in Nordafrika, in Asien, in Nordamerika, in Chile, Peru und Brasilien. Am besten gedeiht der H. auf geschüttet liegendem, tiefgründigem, humosem Boden, ebenso auf Kiebrüchen. Als Dünger eignen sich besonders Hantschlacken, Hantschoden und Hantschroßwasser, Supersphosphat und Kalisalz, Kalkmehl neben Kalk oder Mergel, ferner alle Stickstoffdünger.

Man sät, wenn eine Spätfrost mehr zu befürchten stehen, breitwürfig von gutem Saatgut 108—216 kg auf 1 Hektar oder, um eine feine Faser zu gewinnen, in Reihen 100—120 kg. Sollen starke Fasern zu Seilwerk, Tauern und starker Leinwand erzielt werden, so sät man auf 1 Hektar nur 54—100 kg. Ist der H. aufgegangen, so wird er bei Reizenkultur mit der Handhacke bearbeitet. Erreicht er 15 cm Höhe, so wird möglichst sorgfältig gejätet und, wo die Pflanzen zu dicht stehen, gelichtet. Mit sehr günstigem Erfolg wird die weitere Bewässerung und Überdüngung mit Gips angewendet. Will man viel, wenn auch nicht die feinste Faser, oder Faser und Samen, oder auch bei sorgfältiger Kultur Samen allein gewinnen, so beginnt man vor, bez. nach stattgehabter Befruchtung, sobald die Blätter der männlichen Hanfpflanzen gelb werden, mit dem Ziehen der kürzern männlichen Hanfpflanzen (Hemeln), um die Güte der Faser in dem Hemelhanf durch längeres Stehlassen nicht zu beeinträchtigen. Wenn noch weiteren 4—6 Wochen Blätter und Stengel der höhern weiblichen Pflanzen gelb werden, so schneidet man sie mit der Sichel oder zieht sie wie die männlichen, bindet sie in kleine Bündel und stellt sie pyramidenartig zusammen. Da die Faser des Samenhanfs nur zu Seilerarbeit brauchbar ist und das Hemeln doppelte Ernte und doppelte Mühe verursacht, so ist es meist vorteilhafter, nur den Samen oder nur die feinste, wenn auch weniger Faser zu gewinnen, und zwar im ersten Falle nach der Erntereife, im zweiten vor dem Verblühen der männlichen Pflanzen, um die Entwertung der Frucht auf den weiblichen Pflanzen zu hindern, die männlichen und weiblichen Pflanzen gemeinsam zu ziehen, die Stengel zu entblättern, in kleine Bündel und diese in stärkere zusammenzubinden, an beiden Enden mit einem dreiten Teil abjudchen und noch grün zur Mühe zu bringen. Beim Seilerhanf werden die Stengel mit einer Sichel oder Hippe kurz über dem Boden abgeschnitten und zwei, auch drei Tage lang ausgebreitet auf dem Felde liegen gelassen; darauf werden die Blätter abgeschlagen und die Stengel eingefahren, nach der Länge sortiert, in Bündel gebunden und zur Mühe gebracht. Als Mittel-

ertrag rechnet man von 1 Hektar in Baden 1000—1100 kg, in Rußland 800 kg, in Frankreich 1000 kg, in Jstolien (Bologna) 1200 kg und in Osterreich 500—800 kg geschwungenen H. Der Samen-ertrag von 1 Hektar schwankt zwischen 6 und 12 g. 1 hl Samen wiegt 48—59 kg.

Die Gewinnung der zum Verspinnen oder zur Seilfabrikation u. bestimmten Hanffasern erfolgt im allgemeinen auf dieselbe Weise wie die des Flachses, weil die hier in Betracht kommende Weichheit der Hanfstengel von derjenigen der Flachstengel nicht merklich abweicht. Unter Verweisung auf „Flachs“ (S. 648 ff.) genügt daher hier folgendes: Der H. unterliegt zunächst einer Wasserrotte und zwar unter getrennter Behandlung des männlichen und des weiblichen, weil der letztere langsamer rotet. Die Dauer dieser Rotte beträgt 2—4 Wochen. Bei der gemischten Rotte bleibt der H. 8—10 Tage im Wasser liegen und wird dann auf dem Felde während mehrerer Wochen fertig gerotet. Der gerotete H. wird an der Sonne, in geheizten Stuben oder Backöfen, selten in Dörrofen getrocknet, gedrohen und geschwungen und das sich hierbei abdrehende Berg durch Schütteln mit der Hand, bei der Bereitung in größeren Anstalten mittels Schüttelmaschinen von der Schube befreit. Die Schüttelmaschine besteht aus einem Holzkasten mit einem Boden aus horizontalen Schlagstäben, die sich sehr schnell nebeneinander bewegen und die darüber hinweggeführte Fede klopfen. Durch Vorbereiten des Berges aus einer Vorhmühle oder auf der Hanfride (einem Rollergang aus Steinen) fällt der H. viel fedemehrig und garter aus. An manchen Orten wird durch Schälern (Schleifen) mit Umgebung des Berges und Schwingens der Faser nach dem Kotten von dem Holz abgezogen, darauf geklopft und ein schwebefreies Produkt (Schleifhanf, Vellhanf) gewonnen.

Der durch Schwingen erhaltene Reinhanf oder der Schleifhanf kommt in Längen von 1—2 m, bezeichnet nach dem Orte seiner Herkunft, z. B. als russischer, italienischer, polnischer, rheinischer H., in den Handel. Streptopura heißt lange Hanfbede, die vom italienischen H. abfällt und zu Bindfaden verarbeitet wird. Man unterscheidet ferner nach der Qualität und Länge Reinhanf, Auschuß und Kothanf sowie Berg, Kottile oder Tors als den unreinen Abfall. 100 kg frisch geroutete, von den Wurzeln befreite Stengel liefern durchschnittlich 30—45 kg gerotteten und 8—15 kg Reinhanf. Einer weiteren Verfeinerung unterliegt der H. durch Hecheln erst auf einer groben Hechel (Abjudghechel; a. Einflären, wenn keine Fede abgeschieden wird: eingellärter H. für grobe Taur; b. Auspicken, wenn die Fede [Wolde] abgetrennt wird: ausgepickter H. für Stride; c. Reinabziehen, eine Fortleitung des Auspicken; rein abgezogener H.), dann auf der feineren Hechel (Ausmachghechel; Ausmachen, Auskernern, eine weitere Verfeinerung; ausgemachter, ausgekernerter H. und Kernweg, ersterer zu Bindfaden, letzterer zu Strängen, Gurten u. dgl.). Das Kernweg wird auch oft weiter gehandelt (Bärteln) und liefert kurze Fasern (Bärteln) und als Abfall Bärtelweg, das dem Kernweg nachsteht.

Die Hanffaser hat im allgemeinen eine größere Länge (1—2 m und mehr) als die Faser des Flachses und ist weißlich oder grau; minder wertvoll sind die grünlichen und gelblichen Sorten. Auch der Glanz läßt auf die Güte der Hanffaser schließen. Die reine Hanffaser ist in der Regel weit gröber (dicker) als die

Flachsfaser. Der gedrochene H. bildet fast immer einen bandartigen Streifen; wird er gedehnt, so zeigt er verschiedene Grade der Feinheit. Die Bastzellen des Hanfes zeigen eine Länge von etwa 15—25 mm und einen runden oder auch etwas abgeplatteten Querschnitt. Die natürlichen Enden der Zellen laufen in der Regel stumpf, hier und da abgerundet aus. Die Hygroscopicität der Hanffaser ist sehr bedeutend und beträgt ungefähr 33 Proz. ihres Gewichtes. Während der feinste, beste H. wie der Flachse versponnen und zur Aufarbeitung von seinen Geweben benutzt wird, dient die gröbere Sorte zur Darstellung von groben Geweben, wie Segeltuch und Postleinenwand.

Den alten Ägyptern und Phöniciern war der H. unbekannt, in Indien aber wurde er schon 800—900 Jahre v. Chr. gebaut. Nach Herodot bauten die Skythen am Kaspischen Meer und am Aralsee H. zur Gewinnung des Samens und eines draußenenden Gebrauchsmittels, die Thraker und die alten Griechen dagegen, um die Faser zu gewinnen, aus der sie Kleidungsstoffe webten u. Tüze darstellten. Zur Zeit der Römer fand Hanfkultur in den Niederungsdistrikten Siziliens, Italiens und der Rhodemündung größere Verbreitung. Im nördlichen und östlichen Europa verbreitete sich die Hanfkultur erst später vom südlichen Frankreich und von den slavischen Ländern aus und blieb immer stückweise auf humusreichen, etwas feuchten Böden in mildem Klima beschränkt. Auch in Älien, Nordafrika und Amerika wird H. häufig angebaut. In Italien baut man sehr schönen und wertvollen H., besonders in den Provinzen Bologna und Ferrara, doch ist die Produktion im Rückschritt begriffen. Rußland produziert von allen europäischen Staaten die größte Masse H., besonders in der Ukraine, in Weißrußland, Böhmen und Polen. Der russische H. ist aber nur von mittelfeiner Qualität, dabei ist seine Zubereitung in der Regel sehr primitiv. In Deutschland wird H. hauptsächlich im Elß, in Baden (Kork, Emmendingen), Rheindahern, im Rheinland und in Thüringen gebaut; doch genügt die inländische Produktion, die überdies eher ab- als zunimmt, bei weitem nicht, um den Bedarf zu decken. In Frankreich wird vorwiegend H. gebaut in den Departements Sarthe, Maine-et-Loire und May-de-Vienne; doch liefern die besten Sorten die Picardie und Champagne und vor allem das Departement Yonne, woselbst in der Gegend von Orenoble ein dem bolognesischen H. ähnliches Produkt erzeugt wird. Die Produktion ist stark zurückgegangen und bleibt weit hinter dem Bedarf zurück. Auch in den Niederlanden zeigt sich ein sehr starker Rückgang der Produktion. Die in Holland angefertigten Segeltücher zeichnen sich durch ihre Güte und Dauerhaftigkeit aus. Die nordamerikanische Union erzeugt H. vorzugsweise in Kentucky. Der amerikanische H. ist dem russischen ziemlich gleich; er ist stark, kräftig und für Segeltücher und Tauwerk sehr geeignet. Die europäische Produktion bezieht sich auf etwa 500 Mill. kg. Davon entfallen auf Rußland 150, Italien 50, Österreich-Ungarn 87, Frankreich 70, Deutschland 70, Vereinigte Staaten 70. Über die Benutzung der Blätter des indischen Hanfes zum Rauchen s. Haschisch. Vgl. Th. Moreau. Die Kultur und Zubereitung des Flachses und Hanfes in Frankreich, England u. und besonders in Belgien (deutsch, 2. Aufl., Weim. 1866); F. Campbell. A treatise on the cultivation of flax and hemp (3. Aufl., Sydney 1898); Caroenae, Du coton, du chanvre, du lin et des laines en Italie (Par. 1869); Lööb, Anbau der Hanfbelgewächse, 3. Teil (Stuttg. 1868);

Brindmeier, Der H., sein Anbau, seine Verwertung u. (2. Aufl., Altmann 1886); Oppenau, Der Hanfbau im Elß (2. Aufl., Straßb. 1897).

Hanf, afrikanischer, s. Moorba; bengalischer oder Bombayhanf, s. Crotalaria; gelber, s. Datisca; indischer, s. Wambohans; perennirender indischer, s. Abroma.

Hanfartige Pflanzen, sowie wie Kannaboiden, eine Unterfamilie der Boragin.

Hanfsinf (Hanfbogel), s. Hanf.

Hanfsurtrieb, s. Riemtrieb.

Hanfhahn, **Hanfheide**, **Hanfhenne**, s. Hanf.

Hanfflee, s. Melilotus.

Hanffresser, eine dieter nur in Rußland (im Gouv. Smolensk 1868) beobachtete, durch Sclerotinia (Peziza) Kauffmanniana Tichom. veranlaßte Krankheit der Hanfpflanzen.

Hanfleinwand (Hanftuch), aus Hanfgarn gefertigte Gewebe, sollen dauerhafter sein als die flächigen, sind aber wenig geschmeidig und bemerkbar schwerer als flächene von gleich feinem Ansehen; auch brauchen sie viel längere Zeit zum Bleichen. H. wird in Frankreich und in der Schweiz vielfach zu Bettzeugen u. dgl. benutzt.

Hänfling (*Acanthis Rechst.*), Gattung der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Winkler (Pyrrhulidae), Vögel mit kegelförmigem, kurzem, scharf zugespitztem Schnabel, ziemlich langen, spitzigen Flügeln und am Ende gabelförmigem Schwanz. Der H. (Blut-, Rothhänfling, Grauer H., Hanfbogel, Grauarische, Hämpferling, Hanfsinf, A. caanabina L., s. Tafel Stubenvögel I, Fig. 10), 13 cm lang, 23 cm breit, im Frühjahr am Vorderkopf hell blutrot (Wöndchen), am Hinterkopf und Nacken grau, auf dem Rücken rostbraun, am Bügel weißlich, am Vorderhals weißlich graubraun, an der Brust brennend blutrot, am Unterspitz weiß. Dem Weibchen fehlt die Blutfarbe. Der H. bewohnt Europa und Nordafrika. Er liebt hügelige Gegenden, weidet ausgedehnte Wäldungen, sammelt sich im Herbst in großen Scharen und mischt sich im Winter unter Grünfinken, Gelbfinken, Goldammer u. Er nistet vom April bis Juli zwei, auch dreimal in Bor- oder Felsbäumen meist niedrig über dem Boden und legt 4—5 weißlichblaue, rot und braun gepunktete und gestrichelte Eier, die das Weibchen in 13—14 Tagen ausbrütet. Er nährt sich fast ausschließlich von Samen. In der Gesangschaft zeigt er sich anspruchsvoll, erlernt leicht Gesänge anderer Vögel und singt eifrig fast das ganze Jahr hindurch. Im Norden Europas vertritt ihn der Berghänfling (Steinhänfling, Gelbschnabel, Quittler, Felsinf, A. flavirostris L.), mit hell wachsgelbem, im Frühjahr zitrongelbem Schnabel; er brütet in Norwegen, Nordengland und Schottland und erscheint in Deutschland von Oktober bis Februar. Der Leinfinf (Virlenzeifig, Karminhänfling, Flachsfink, Keerzeifig, Zigeurechen, Schätcher, A. linaria L.), 13 cm lang, 22 cm breit, am Vorderkopf dunkel tominrot, am Bügel blutrot, sonst oben braun, an der Kehle schwarz, am Vorderhals blaß karminrot, an der Unterseite weißlich, auf den Flügeln weiß gebändert. Der Leinfinf bewohnt die Virlenwäldungen des Nordens der Alten und Neuen Welt, geht von hier aus im Herbst südlich und erscheint dann bisweilen in sehr großer Zahl in Deutschland, während ungleich größere Mengen in der Heimat bleiben. Er nährt sich im Winter von Virlenamen, im Sommer von Insekten, baut sein Nest niedrig über dem Boden auf Virlenbüschen

Hängebahn.

Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel.



1. Anordnung über der Landstraße.



2. Anordnung über dem Flusse (Wupper).

und legt im Juni 3 — 6 grünlichweiße, braunröthlich getüpfelte Eier. Bei uns erscheint er im November, vereinzelt sich gewöhnlich mit dem Reifsig und schweift mit diesem im Land umher. Als Rößigvogel ist er sehr beliebt, in manchen Gegenden fängt man ihn auch für die Küche. Eine Veränderung unter Art ist der große Virengeißig (*A. linaria Holboellii Brehm*). In den Alpen erlegt den Reifsig der Bergleinseint (*Roszeisel*, *Jufer*, *Reifseint*, *A. linaria rufescens Vieill.*), der in der Schweiz, in Salzburg, Steiermark, auch in Schottland brütet und als Wintergast in Niederösterreich erscheint.

Hanfneffel, f. *Galeopsis*.

Hanföhl (*Hanfjamendöl*, *Oleum cannabis*), fettes Öl, wird aus dem Hanfsamen durch Pressen gewonnen. Die Samen enthalten 30 — 35 Proz. Öl, und man gewinnt daraus durch Pressen ca. 25 Proz., durch Extraktion 30 — 32 Proz. Frisch ist es grünlichgelb, trübe, blickt; nach längerem Liegen klärt es sich, wird dann braungelb, später braun, schmeckt mild, jedoch nicht angenehm, riecht nach Hanf und gehört zu den trocknenden Ölen. Das spezifische Gewicht des Hanföls ist 0,9275 bei 15°; bei —11° ist es noch vollkommen flüssig, und erst bei —27° erstarrt es zu einer bräunlichgelben Masse. Es löst sich in 30 Theilen fettem, leichter in fochendem Alkohol. Es enthält die Glyzeride von Stearin- und Palmitsäure, Linolsäure und wenig Linolen- und Mollinolenäure. Löst man es in flachen Schalen im Sonnenlicht stehen, so wird es gebleicht und nimmt erst die Konsistenz eines sehr dicken Balsams an, ehe es völlig austrocknet. Es wird in allen Ländern, wo Hanf gebaut wird, dargestellt, besonders aber in Russland. Man raffiniert es mit Schwefelsäure und benutzt es dann als Brennöl; am häufigsten aber dient es zur Darstellung grüner Seife, minderwertiger Firnisse und zur Ölgoßerzeugung.

Hanfappel, f. *Malva*.

Hanfroße, ostindische, f. *Hibiscus*.

Hanfsamenkeine, f. *Caruleine*.

Hanfseiltrieb, f. *Seiltrieb*.

Hanfsträng, Franz von, Lithograph und Photograph, geb. 1. März 1804 zu Bannern in im bayerischen Hochland, gest. 18. April 1877 in München, kam 1816 nach München in die Zeichenschule und so dann in die lithographische Anstalt des Professors Witterer. Nachdem er von 1819 — 25 die Akademie besucht hatte, kehrte er zur Lithographie zurück. 1834 eröffnete er ein lithographisches Atelier, das er bald zu hoher Blüte brachte, und veröffentlichte eine große Anzahl von ihm selbst gezeichneten Porträts. In demselben Jahr begab er sich nach Paris, namentlich um Remerciers Betrieb der Lithographie kennen zu lernen. 1835 erhielt er einen Ruf nach Dresden, um dort auf Staatskosten die Radbildung der vorzüglichsten Gemälde der dortigen Galerie in Lithographien zu übernehmen. Das Werk, 1852 vollendet, zählt 190 große, von H. gezeichnete Blätter. 1844 errichtete er in München ein neues großes Atelier, während er das in Dresden seinen durch ihn ebenfalls zu Künstlern herangebildeten Brüdern Hans und Max überließ. Hanfsträngs Drucke zeichnen sich durch Reinheit, Klarheit und Kraft aus und bekräftigen nicht nur den Vergleich mit den besten französischen und englischen Lithographien, sondern behaupten in Hinsicht auf Harmonie noch den Vorrang vor jenen. 1848 wendete er sich fast ausschließlich der von Franz v. Koblitz erfundenen, von Leo Schöninger ausgebildeten Galvanographie (f. d.) zu und errichtete eine galvanographische Anstalt, aus der viele Blätter hervorgingen. 1853

gab er diesen Kunstzweig wieder auf, um sich der Photographie zuzuwenden, und gründete in München ein Atelier, dessen Erzeugnisse bereits 1854 in Brüssel, dann in München und Paris bei den Ausstellungen die ersten Medaillen gewannen und mit der weiteren Ausbildung der Photographie und der auf ihr begründeten Reproduktionsverfahren (Lithdruck und Heliogravüre) immer weiter vervollständigt wurden. Zu Aufnahmen nach der Natur gestellten sich später solche nach modernen und alten Gemälden, die später die Spezialität des Geschäfts wurden, das seit 1868 von Hanfsträngs Sohn Edgar H. (geb. 15. Juli 1842) fortgeführt wird. Hanfsträngs Kunstverlag hat auch Photographie-Prachtwerke über die Gemäldergalerien in Kassel, Dresden, im Haag, im Reichsmuseum zu Amsterdam, in der Nationalgalerie zu London und Sammlungen der Gemälde u. von Lenbach, Stud. und Klinger veröffentlicht. Seit 1890 gibt er die Zeitschrift „Die Kunst unserer Zeit“ heraus.

Hanfob (*Hanfzünger*), f. *Orobancha*.

Hanfuch, f. *Hanselewand*.

Hanfögel, f. *Dänfling*.

Hanfwerk, f. *Hanf*, S. 769.

Hangard (franz., *ser. angard*), Schutzbach; in Festungen Schutzhöhlräume unter dem Boll für Monnschaften und Material; auch für Friedensflamerierung (*Hangardlaseren*) eingerichtet. Es heißen in Österreich auch Schuppen auf Kasernen.

Hangbau, f. *Bewässerung*, S. 795.

Hängebahn (*Schwabe* oder *Luffbahn*; hierzu Tafel „Hängebahn: Schwabebohn Vornen-Eberfeld-Böhmwinkel“), eine Bahn, deren Tragseile an den Radgeleisen hängen, also sich unter der Bahn befinden (f. die Textfiguren 1—4, S. 772). Während die gewöhnlichen Seilbahnen immer (mindestens) zweier Schienen bedürfen, damit die Fahrzeuge nicht umfallen, können die Hängebahnen sowohl zweifach als einschienig sein, da ihre Fahrzeuge wohl etwas schwanken, jedoch nicht umfallen können. Sie sind daher vorwiegend als einschienige Förderbahnen für Rohgüter (Steine, Erze, Kohlen, Erden u.), zum Transport von den Fund- zu den Verbruchs- oder Verladestellen auf mäßige Entfernungen ausgeführt, wobei als Tragseile eine gespannte Drahtseil dient. Solche Hängebahnen werden in der Regel als Seilbahnen (f. d.; Drahtseilbahnen, Drahtluftbahnen), richtiger jedoch als Seil-Hängebahnen bezeichnet, da das Wort Seilbahn auch Seilbahnen mit Seiltrieb, also etwas ganz anderes bedeuten kann. Die Seil-Hängebahnen werden fast stets doppelstellig, d. h. mit zwei Tragseilen angelegt, so daß sich auf einem Seil der Hingang, auf dem andern der Rückgang der Förderseile vollzieht und diese sich in kleinen Abständen folgen können. Zweischienige Hängebahnen sind schon früher für gleiche Zwecke wie die Seil-Hängebahnen, und zwar mit starren Schienen an einigen Punkten, unter andern für Seilbetrieb in Hall und Joch, zur Ausfuhr gelangt, aber durch die einschienigen überholt.

In neuerer Zeit ist auf Antrieb des Ingenieurs Eugen Langen (f. d.) in Köln zunächst die zweischienige H. für schnellen städtischen Personenverkehr in Vorschlag gebracht, durch eine Versuchsstrecke bei Deutz als brauchbar erwiesen, für eine etwa 13 km lange Stahlseilbahn über der Supper in Barmen-Eberfeld entworfen und der „Kontinentalen Gesellschaft“ für elektrische Unternehmungen in Nürnberg zur Ausführung übertragen worden. Bei der weiteren Durcharbeitung der Bauentwürfe unter Leitung von Feld-

mann und Peteren erwies sich jedoch die einschienige Anordnung als wesentlich zweckmäßiger, namentlich weil sie bei Ausschluß der Entgleisungsmöglichkeit ein freies Einstellen des Wagens nach der Mittelkraft aus Schwer- und Fliehkraft ermöglicht, so daß das Durchfahren auch sehr scharfer Krümmungen gefahrlos erfolgt und den Fahrgästen nicht fühlbar wird, ein Umstand, der dieses System auch für große Geschwindigkeiten (Eisenbahnen) besonders geeignet erscheinen läßt. So wurde die elektrische Elberfeld-Barmer Stadtbahn (Tafel, Fig. 1 u. 2, und Textfig. 1 u. 2) als einschienige Schwebebahn erbaut und ist z. T. bereits seit 1. März 1901, in voller Ausdehnung von 13,5 km seit 1903 mit bestem Erfolg in regelmäßigem Betrieb. Auch in Loichwitz bei Dresden ist eine kleinere Ausführung gleicher Art, jedoch mit starker Steigung vom Elbufer zum »Reichen Hirsch« hinauf im Betrieb. Weitere Entwürfe für andre Städte, wie Berlin und Hamburg, werden zurzeit lebhaft erörtert. Daselbe System ist

Vorschlag einer auch für Personenförderung gedachten Tropenbahn. Der Betrieb kann auch durch tierische Kräfte mit Zugseil, durch kleine Lokomotiven u. geschehen. Aber auch hängende Fahrräder mit Kettenübertragung sind auf der (ebenfalls bei Deup erteilten einschienigen) Versuchsstrecke zur Verwendung



Fig. 1. Seitenansicht des Trägers mit Wagen.

Schwebebahn Wormen-Elberfeld-Schwintel für Personenverkehr.

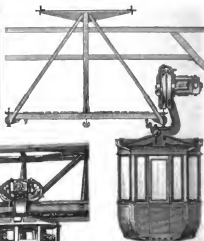


Fig. 2.

Querschnitt des Trägers und Kopfanlage des Wagens.

dann auch für Schnellbahnen mit 150—200 km Fahrgeschwindigkeit von sachkundiger Seite ernstlich empfohlen worden, und zwar vorwiegend in der Weise, daß solche Schnell-Schwebebahnen über bestehenden Eisenbahnen ohne neuen Grundriss zu erbauen sein würden. (Vgl. Polezalek im »Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens«, 1901, S. 89.)

gedracht worden, wie sie unter andern für Bahnunterhaltungszwecke (an Stelle der Drahtseile) von Nutzen sein können.

Hängeballen, f. Hängewerk.

Hängebauch, die quer über den Sohlhölzern (Pfahlbäumen) eines Schachts liegenden Pfosten, auf welche die an das Seil an- und die von



Fig. 3. Längsansicht.

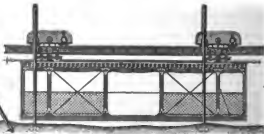


Fig. 4. Hängenschnitt.

Eugen Koenigs Tropenbahn (Vorschlag)

Für leichten und mäßig raschen Verkehr, wie z. B. für landwirtschaftliche Zwecke, auch in Kolonien, würde die einschienige H. verhältnismäßig billig herzustellen sein, indem Erdarbeiten und Bauwerte (abgesehen von großen Pfahlhölzern oder Schluchten) fast ganz wegfiele. Textfig. 3 und 4 zeigen den Längenschnitt

demselben abzuhängenden leeren oder gefüllten Küber gesetzt werden; sodann allgemein der oberste Teil, die Tageöffnung (Tagetrag) eines Schachtes.

Hängebauch entsteht durch abnorme Nachgiebigkeit der Bauchdecken und kommt bei Frauen während der Schwangerschaft, auch außerhalb derselben vor.

In erstem Falle sind als häufigste Ursachen des Hängebauches enges Beden, Verbiegung der Lendenwirbelsäule und übermäßige Ausdehnung des Leibes (Zwillingeischwangerschaft, Hydranion) zu nennen. Während der Geburt gibt der H. oft zu schwersten Kindeslagen Veranlassung. Durch Ausbilden des Leibes und zweckmäßige Lagerung der Gebärenden gelingt es zuweilen, eine regelmäßige Lage des Kindes herzustellen. Bei Nichtschwängern bildet sich der H. am häufigsten im Anschluß an das Wochenbett aus, indem infolge allgemeiner Ernährungsstörung oder aus andern Ursachen (schwere körperliche Arbeit) die Rückbildung der Bauchdecken nicht in normaler Weise vor sich geht. Der Entstehung des Hängebauches wird in diesem Fall am besten dadurch vorgebeugt, daß die Wöchnerin in der ersten Zeit nach beendetem Wochenbett eine gut passende Leibbinde trägt, welche die noch nicht gefestigten Bauchdecken unterstützt und eine Überanstrengung und Erschlaffung der Bauchmuskulatur verhindert. — H. bei Pferden, s. Bauchauch.

Hängebäume (Trauerbäume), Gehölze mit hängenden Zweigen, die als Symbol der Trauer auf Gräbern, aber auch wirkungsvoll im Park und Garten einzeln stehend angepflanzt oder zu Lauben benutzt werden. Den schönsten Effekt machen H. mit dünnen Zweigen und schmalen Blättern, während stielartige Bäume mit großen, breiten Blättern leicht stumpf erscheinen. Der klassischste Trauerbaum ist die Trauerweide (*Salix babylonica*), der sich andre Weidenarten anschließen. Sehr schön sind auch einige Birkenformen (s. Tafel »Birke I«), Nischen und namentlich weiche Kiefern, während die Traueresche nur im höheren Alter ihre Stielheit verliert.

Hängebod, s. Hängewerk.

Hängebrüste, s. Brüste, S. 479.

Hängefrucht, s. *Excoecarocarpus*.

Hängefrüchtchen, die Einzel Frucht der Doldenpflanzen (s. Umbellifereen).

Hängendarmen nannte man die Volsitzeder der Todesurtheile der polnischen Nationalregierung während des Aufstandes von 1863—64.

Hängewerk für Pferde, eine netzenförmige Bandage, die den Hump zwischen Vorder- und Hintergliedmaßen von untenher umfaßt und durch verstellbare Kettenzüge so an die Stallbede aufgehängt wird, daß das Pferd, ohne zu schweben, mit dem größten Teil seiner Körperlast in der Bandage ruht oder sich doch jederzeit auf dieselbe stützen kann. Wenn kranke Pferde nicht zu stehen vermögen, muß der H. angewendet werden, weil hilfloses und langes Liegen auf der Seite die Pferde Hundstagen, Hautbrand (*Decubitus*) und Lungenentzündung verursacht, überhaupt die Krankheit ungünstig beeinflusst. Bei längerer Anwendung muß der H. gut gepolstert sein, damit er nicht wundheuert.

Hängelampfen, s. Kalkscheiderlampen.

Hängelampe, s. Lampen. [503.]

Hängelager, s. Lager.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängelampe, s. Lampen.

Hängemattstaken verläuft. Eine gut beschürte (gepurte) Hängematte dient auch als Rettungsmittel, da sie stundenlang schwimmfähig ist. In den Tropen gebraucht man H. auch am Land, um sich vor freibewegenden Insekten zu sichern, und benutzt im Freien Bäche oder Flüsse zum Aufhängen. H. aus Kiepert werden auch im Bilde u. vielfach benutzt.

Hängen (Henten, Suspendio), eine gewaltthame Todesart, ist als Strafe noch in manchen Ländern, wie in England, Oesterreich-Ungarn und in den Vereinigten Staaten, im Gebrauch (s. Galgen). Der Tod erfolgt hierbei in der Regel durch Erhängung. Geächtete Hänger verstehen ihn aber noch schneller, durch Verrentung des Halsfortsatzes des zweiten Halswirbels und Druck auf das verlängerte Mark durch den distolirten Halsfortsatz, herbeizuführen. Vgl. Erhängen.

Hängende Gärten, dem Nebuladner oder der Semiramis zugeschriebene und zu den sieben Wundern des Alterthums gerechnete Gärten in Babylon am schwebenden, d. h. terrassenförmig sich verjüngender Anlage.

Hängender Tropfen, ein an der Unterseite eines Dedglases in einer ausgeschliffenen Vertiefung des Deckträhers h. T. einer Kalklösung, dient zur mikroskopischen Beobachtung der Entwicklung von Bakterien, Pilzen u. Man füllt den Rand des Dedglases mit Baselin, um luftdichten Verschluss der kleinen Kammer, in welcher der Tropfen hängt, zu erreichen und damit die Verdunstung des letztern zu verhindern.

Hängendes (hängende Wand, auch Dach), bei Sedimentgesteinen die Schicht, die über einer andern liegt; bei Gängen und massigen Gesteinen der Teil des Nebengesteins, der über denselben liegt, im Gegensatz zum Liegenden, d. h. dem unter ihnen liegenden Gestein.

Hängendes Herz, s. *Dicentra*.

Hängende Platte, in der Architektur die große, meist weit ausladende Deckplatte eines Hauptgesimses. Vgl. Gesims.

Hanger, Ketten zum Festhalten der Unterbaue am Mast, auch Stützen auf den Tappen der Untermauten und Stangen zum Einhalten von Seitensafen.

Hangerin, Handtücher, Badewäsche, gewöhnlich 47 × 110 cm groß.

Hängesänle, s. Hängewerk.

Hängeschloß, s. Schloß.

Hängewand, Wand, die durch ein in ihr liegendes Hängewerk (s. d.) frei tragend gemacht ist.

Hängewerk, im Gegensatz zu Sprengwerk (s. d.) eine Baukonstruktion, mittels deren Balken statt von unten von oben und ohne das Horizontalschub auf die tragenden Wände eintritt, getragen werden, um eine Öffnung auf eine größere Länge, als dies ohne



Unterstützung möglich wäre, frei zu überspannen. Man hat einfache, doppelte und zusammengelegte Hängewerke. Die wesentlichen Teile eines einfachen Hängewerks (einfacher Bad, Fig. 1) sind der aufzuhängende Balken (Hängeballen) a, die Hängesänle (Hängestange) b und zwei Streben c, c. Bei dem doppelten H. (doppelter Bad, Fig. 2), das zwei Punkte des Hängeballens unterstützt, tre-

len zu den genannten Teilen eine zweite Hängefäule und ein zwischen die beiden Stredenlöpfe eingeschalteter Spannriegel d hinzu. Durch Kombination mehrerer einfacher (Fig. 3) oder eines einfachen mit mehreren doppelten Hängewerken (Fig. 4) können drei und mehr Punkte des Balkens unterstützt und auf diese Weise Räume von bedeutenden Weiten überspannt werden. Die Hängewerke werden sowohl im Hochbau, insbes. zu Dachstuhl, als auch im Brückenbau, hier



namentlich zu Haupt- und Zwischenträgern, verwendet und bestehen aus Holz oder Eisen oder auch aus beiden Materialien. Im letztern Falle werden die gezogenen Teile, also die Hängestangen und event. auch die Balken (die dann Spannstrangen heißen), aus Eisen, die gedrückten Teile, also die Streden und Spannriegel, aus Holz hergestellt und die hölzernen mit den eisernen Teilen durch entsprechend gestärkte gußeiserne Schuße verbunden. Bei den hölzernen Hängewerken sind die einzelnen Hölzer durch Holzverbindungen oder Holzseisenverbände zur Gesamtkonstruktion verbunden (s. Holzverband).

Hängezeug, s. Markschneiderkompaß.

Hängö, befestigte Hafenstadt am Borgebirge Hangdud, der Südwestspitze Simlans, am Eingang des Simlanschen Meerbusens und an der Staatsbahnlinie Hyding-H., mit einem sichern Hafen, lebhaftem Handel, Schifffahrt, Seebädern, der Inselbefestigung Wusta v. S. v. a. r. und (1899) 3945 Einw. 1901 liefen 651 Schiffe von 287,476 Ton. ein; Einfuhr von Wehl, Baumwolle, Kohle, Eisen, Ölingen, Ausfuhr von Butter (für 20,4 Mill. Finn. Mk.), Fischen, Holzmasse, Papier. 1901 wanderten 12,757 Personen über H. aus. H. ist Sitz eines deutschen Konsulats. — Hier erfocht 7. Aug. 1714 Peter d. Gr. einen Seesieg über Admiral Ehrensfeld, der mit der schwedischen Flotte in Gelingsenäschi geriet.

Hängöbudd, Borgebirge, s. Hangö.

Hängschön, Hauptstadt der chinel. Provinz Tscheling, unter 30° 20' nördl. Br. und 120° 21' östl. L., links an der wegen hoher Klutwellen kaum fahrbaren Mündung des Tschientangiang in den Bufen van H. und am Südbende des Kaiserkanals, nahe dem auf drei Seiten von malerischen Bergen umrahnten Sibü (»westlicher See«), von einer hohen Mauer mit 10 Land- und 4 Wasserforten umgeben, hat enge, aber gepflasterte Straßen mit kleinen Häusern, viele, z. T. prächtige Räder, mehrere Moscheen (H. gilt als der feste Platz des Islams in China), eine frühere katholische Kirche, seit 1730 Tempel der Seggöttin, ist Sitz des Gouverneurs von Tscheling, des Oberbefehlshabers der chinesischen und der (7000) Mandchutruppen, der Oberzolbehörde und soll 700,000 Einw. haben, von denen die Hälfte außerhalb der Mauern lebt. Die Seiden- und Galtsaffadriken mit nur weiblichen Arbeitern sind die größten in China. Die Männer treiben Handel, namentlich mit Seide und Pelzwerk. H. ist Sitz einer katholischen und evang. Mission und war bis 1276 Residenz der Sungdynastie unter dem Namen Lingang oder Kingöse (»Hof«) und Kriegshafen Chinas (berühmte Schilderung von Marco Polo) und soll vor dem Taipingausstand (s. China, S. 61) gegen 2 Mill. Einw. gehabt haben.

Für den dem Freihandel geöffneten Hafen wird 1900 die Einfuhr mit 2,581,807, die Ausfuhr mit 4,785,371 Taelts angegeben.

Hängewage, s. wie Grabbogen (s. d.).

Hängewerkbrücken, s. Brücke, S. 481.

Han-hai (chines., »ausgetrocknetes Meer«), das große, zwischen Tschienan und Kwenlun und weiter nach O. zwischen niedrigen Ketten eingeschlossene Becken, das am Pamirhochland beginnt und sich, durchschnittlich 700 km breit, in flachem, nach N. geöffnetem Bogen etwa 4000 km weit nach O. N. O. zieht, durch das Chingangebirge gegen die Wandschurui begrenzt. In der Mitte des Beckens zwei Hartsegunen, eine nordwestliche, zwischen den östlichen Ketten des Tschienan und des Altai, die Tsungarei, und eine südöstliche, das obere Hwanghoboden. Beide haben als Völkertore für das zentrale Gebiet eine große Bedeutung gehabt. Das H. ist zum größten Teil der Boden eines früheren Binnenmeeres und schließt ausgedehnte Sand- und Steinsüden ein; es leidet unter großer Trockenheit und furchtbaren Sandstürmen. Niedrige Bodenanswellungen trennen das Becken in zwei Teile, einen kleinern westlichen, das Tarimbecken (s. d.), und einen größern östlichen, die Wüste Gobi (s. d.).

Hanisch, August, Ingenieur, geb. 8. Febr. 1851 in Salzburg, studierte an der Technischen Hochschule in Wien, arbeitete dann an der Trassierung des Donau-Oberkanals, wurde Assistent an der Lehrkanzel für Straßen- und Wasserbau der Technischen Hochschule in Wien und 1875 Professor an der Staatsgewerbeschule daselbst. Er unternahm wiederholt größere Studienreisen, um alle bedeutenden Steinbrüche und Eradiffenments zur Bearbeitung der Bausteine zu besichtigen und um die hervorragenden technischen Institute und besonders die hiermit verbundenen Versuchsanstalten kennen zu lernen. Das von ihm geschaffene baugewerbliche Laboratorium, dessen Vorstand er ist, erhielt 1896 als debördlich autorisierte Prüfungsanstalt für natürliche und künstliche Bausteine die Berechtigung zur Ausstellung von Zertifikaten. Als Obmann des zweiten Gewerbeausschusses des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins teilte er die vielen Versuche, die mit den besten technischen Systemen der Flachdecken durchgeführt wurden. Seit 1898 ist er Kommissionspräsident des internationalen Verbandes für die Materialprüfungen der Techn. Von seinen Veröffentlichungen sind besonders hervorzuheben: »Resultate der Untersuchungen mit Bausteinen der österreichisch-ungarischen Monarchie« (Wien 1892), dazu: »Probestücke mit Bausteinen« (Bas. 1895); »Bestimmung der Biegezug-, Zug-, Druck- und Schubfestigkeit an Bausteinen« (Bas. 1901); »Österreichische Steinbrüche« (mit H. Schmid, Bas. 1901).

Hanisch, Karl van, preuß. General, geb. 4. Jan. 1829 in Kottb., ward 1849 Leutnant im 2. Ulanenregiment, 1860 in das 10. Ulanenregiment versetzt, 1863 Rittmeister und Feldmarschall, war während des Krieges von 1866 Adjutant der 10. Division, kam darauf in den Generalstab und zwar zum Generalkommando des 5. Armeekorps, 1869 in den Großen Generalstab und ward zur Dienstleistung beim Kriegsministerium kommandiert. Während des französischen Krieges 1870/71 im mobilen Stab des Kriegsministers v. Naam, erhielt er das Eisenerne Kreuz erster Klasse und ward geedelt, war dann Mitglied der Kommission, die das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich zu beraten hatte, wurde 1872 Kommandeur des 23. Dragonerregiments in Darmstadt.

1874 Oberst und Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps, 1882 Kommandeur der 28. Kavalleriebrigade, 1883 Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, Mitglied der Landesverteidigungskommission, Vorsitzender der Reichsrathskommission und Bevollmächtigter beim Bundesrat, 1884 Mitglied des Staatsrats, 1888 Kommandeur der Kavalleriedivision des 15. Armeekorps und war 1889—1897 farnander General des 4. Armeekorps. Er schrieb: »August v. Gorben, eine Lebensskizze« (Berl. 1881).

Haut (Strähne), engl. Garnmaß, bei Walle und Baumwolle = 7 Leas (i. Leas); die Feinheit dieser Garne wird durch die Zahl der H. bezeichnet, die zu 1 Pfd. avdp. nötig sind. Bei Flach- und Hantgarn enthält 1 H. in Großbritannien gewöhnlich 10, in Irland 12 Leas. Das H. mißt bei Baumwollgarn und bei Kammgarn mittlerer Weise = 768, bei sonstigem Wollgarn = 512, bei Flach- und Hantgarn 2743, bez. in Irland 3292 m, bei gewirnter Seide 2496 Fäden = 8043 m.

Hanta, Václav (Benzešlaus), tschech. Sprach- und Altertumsforscher, geb. 10. Juni 1791 in dem Dorfe Hötthaus im Königsgräber Bezirk, gest. 12. Jan. 1861 in Prag, besuchte das Gymnasium zu Königsgrätz und studierte in Prag und in Wien die Rechte. Später widmete er sich ganz der Literatur und wurde 1818 zum Bibliothekar des böhmischen Nationalmuseums in Prag ernannt. H. behauptete, auf einem Ausflug nach Königsdorf in dem dortigen Kirchthurm 1817 die unter dem Namen Königin Isar Handschrift (i. d.) verbreitete Sammlung angeblich altdöhmischer Gedichte gefunden zu haben, durch deren Herausgabe (Prag 1818) er bald allgemein bekannt wurde. Jetzt wird die Unrichtigkeit der Handschrift selbst von tschechischen Gelehrten zugestanden und H. selbst nicht nur dieser, sondern noch anderer Fälschungen beschuldigt. 1848 habilitierte sich H. an der Prager Universität als Dozent der slavischen Sprachen. Ein eifriger Bonlawist, beteiligte er sich 1848 an dem Prager Slawenkonferenz und gründete den Verein Slovanská Lips, lehnte jedoch seine Wahl in den Wiener Reichstag ab. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen nennen wir zunächst die poetischen Arbeiten aus seiner Jugendzeit: »12 Písně« (»12 Lieder«, Prag 1815, 5. verm. Aufl. 1851), ferner die tschechische Übersetzung serbischer Volksdichtungen (1817) und des altrussischen Epos »Izars Heereszug« (1821). Seine übrigen Schriften bewegen sich auf dem Gebiete der böhmischen Geschichte, Literatur und Grammatik, Altertumskunde und Numismatik. Wir führen an: »Kurze Geschichte der slavischen Völker« (Prag 1818); »Starobyta skládná«, eine Sammlung von Denkmälern der altdöhmischen Literatur (daf. 1817—26, 5 Bde.); »Böhmische Grammatik«, nach Dobrowský (daf. 1822), sowie seine Elementargrammatiken der palaischen (1839, 2. Aufl. 1850), der kirchenslawischen (1846), der russischen Sprache (1850, 2. Aufl. 1858). Auch gab er die (gefälschte) Grünberger Handschrift (i. d.), die (gefälschte) Glosse der Mater verborum, »Das Rechtsbuch Vsehrb« (1841), »Das Evangelium Remen« (im kirchenslawischen Urtext, 1846), die Dalimische Chronik (1848 u. 1850), die Geschichte Karls IV. von Prápat Lupát (1848) u. a. heraus.

Hantau, f. Hantou.

Hante (franz. hauche), die gewinkelt zueinander gestellten Knochen der Hinterhand des Pferdes von der Hüfte bis zum Fesselgelenk.

Hänke, bei Pflanzennamen für Thabbaús Hänke, geb. 1761 zu Kreibitz in Böhmen, bereiste Chile, Peru, Mexiko, die Philippinen u., starb als spanischer Botschafter 1817 zu Cochabamba in Bolivia. Vgl. Balliviara u. Kramer, Tadeo H. (La Paz 1898).

Hantel, 1) Wilhelm Gottlieb, Physiker, geb. 17. Mai 1814 in Ermersleben, gest. 17. Febr. 1899 in Leipzig, studierte in Halle, ward 1835 Assistent am physikalischen Kabinett der Universität und 1836 Lehrer der Naturwissenschaft an der Realschule der Brandenburger Stiftungen. 1840 habilitierte er sich in Halle als Privatdozent für Physik und Chemie und war 1849—57 Professor der Physik in Leipzig. Er erforschte die thermoelektrischen Eigenschaften der Kristalle und die thermoelektrischen Ströme zwischen Metallen und Mineralien, die Photoelektrizität des Flüssigspats und die Altimolekularität des Quarzes, das elektrische Verhalten der Flammen, die bei Gasentwidelungen auftretende Elektrizität, die elektrischen Ströme, die bei Einwirkung des Lichts auf in Wasser und Salzlösungen eintauchende Metalle entstehen, die magnetischen Wirkungen des Entladungstroms und die Spannungen der Metalle unter sich und gegen Wasser. Er beschrieb neue Methoden und Instrumente zur Messung der atmosphärischen Elektrizität und gab auch eine neue Theorie der Elektrizität. Er schrieb: »Elektrische Untersuchungen« (Leipzig, 1856—59, 21 Abhandlungen) und besorgte die deutsche Ausgabe von Wragos Werken (daf. 1854—60, 16 Bde.).

2) Hermann, Mathematiker, Sohn des vorigen, geb. 14. Febr. 1839 in Halle, gest. 29. Aug. 1873 zu Schramberg im Schwarzwald, studierte in Leipzig und Göttingen und habilitierte sich 1863 in Leipzig. 1867 zum außerordentlichen Professor ernannt, ging er noch in demselben Jahr als ordentlicher Professor nach Erlangen und 1869 nach Tübingen. Er schrieb: »Zur allgemeinen Theorie der Bewegung der Flüssigkeiten« (Zeitschrift, Göttingen, 1861); »Vorträge über die komplexen Zahlen und ihre Funktionen« (Leipzig, 1867, nur Bd. 1: Theorie der komplexen Zahlensysteme); »Die Entwicklung der Mathematik in den letzten Jahrhunderten« (Tübingen, 1869, 2. Aufl. 1884); »Zur Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter« (Leipzig, 1874); »Die Elemente der projektiven Geometrie in synthetischer Behandlung« (daf. 1876), letztere beide aus seinem Nachlaß. Vgl. seine Biographie von B. v. Schö n in den »Mathematischen Annalen«, Bd. 7 (Leipzig, 1874).

Hantiang (Han-Hsiang), größter Nebenfluß des Jangtsiang in China, entspringt aus drei Quellbächen in 107° östl. L. im südlichen Schensi im Tsinlingshan (i. d.), durchfließt das ins Gebirge eingesenkte fruchtbare Becken von Hantiangunglu, tritt dann wieder ins Gebirge ein, das er in zahlreichen Durchbrüchen (Schnecken) in mittlerer Richtung nach O. durchseht. Bei Laubofou, wo er links den Tanha empfängt, biegt er südöstlich in ebenes Land ein, das ihn nun in immer größerer Ausdehnung zu beiden Seiten bis zur Mündung begleitet. Die Länge des Laufes ist auf mindestens 1500 km zu schätzen, wovon 600 auf den Unterlauf entfallen, der bei Hantiang (Mündung des für den Verkehr nach K. wichtigen Hsiangpaars Feiba und Tungbo) beginnt. Das am Seen reiche, oft überschwemmte Mündungsgebiet verschmälzt mit dem weiten Jangtsialtal; die Mündung liegt zwischen den Städten Hantau (i. d.) und Hantang, denen Wutchang gegenüberliegt. Der Unterlauf wird von der Schifffahrt sehr stark benutzt, der Oberlauf

ist praktisch unbrauchbar. Etwa unter 110° östl. L. tritt der R. von Schensi in die Provinz Hupe, in der er bis zur Mündung verfließt.

Hankou (Hankau, »Mündung des Han«), wichtigster Binnenhafen Chinas, in der Provinz Hupe, 936 km oberhalb Schanghai, an der Mündung des Hanflusses in den Yangtsekiang, durch jenen von Hanpang (s. d.), durch diesen von Wuhsiang (s. d.) geschnitten, besteht aus der ansehnlichen Fremdenstadt am Flußufer (englische, russische und Jesuitenkirche) und der engen, schmuggigen Chinesenstadt, ist Sitz einer Zoll-direction und eines deutschen Konsuls (deutsche Kronkonzession seit 1895) und hat etwa 850,000 Einw. S. ist Handelsmittelpunkt für den fremdländischen Verkehr (der seit 1858 zugelassen ist) mit dem mittlern und westlichen China und auch für den inländischen überhaupt, nämlich für die Beziehungen zwischen Süden und Norden, Westen und Osten, im Besondern der wichtigste Binnenplatz für den Teehandels; die Teenausfuhr betrug 1901 insgesamt 8,378,444 Taels. Andre wichtige Ausfuhrwaren sind (gelbe) Rohseide, Stub- und Büffelhäute, Seidöl, Seesamöl, Arzneien, Chinagrass; Einfuhrwaren: Baumwoll- und Sollenwaren, Metallwaren, Petroleum, Zucker. 1901 betrug die Ausfuhr nach dem Ausland 2,336,285 u. nach chinesischen Häfen 27,036,357, die Einfuhr aus dem Ausland 2,141,491 und aus chinesischen Häfen 55,473,792 Taels. An ausländischen Firmen waren 1901 vertreten 76 (mit 956 Angestellten), darunter 26 (195) englische, 10 (87) deutsche, 8 (194) amerikanische, 7 (74) französische, 7 (64) russische, 4 (74) japanische u. Das Teegeschäft liegt größtenteils bei den Russen, die große Fabriken mit Dampfbetrieb zur Herstellung von Jiegetee errichtet haben; dieser geht zu Wasser nach Tientsin, dann über Kalgan und Kiachta, während die guten Sorten direkt nach den europäischen Häfen (Odessa) verschifft werden. Der Schiffsverkehr belief sich 1902 auf 2691 Dampfer mit 2,809,155 Ton. und 1380 Segelschiffe mit 190,038 T.; unter den Dampfern waren 1024 englische mit 1,219,670, 454 deutsche mit 514,392, 725 chinesische mit 459,387 T. Die Yangtschifffahrt wurde 1901 besorgt von 12 englischen (davon aber 4 chinesisches Eigentum), 8 deutschen (5 H.-Schanghai, 1 H.-Hschang, 2 H.-Swatau), 6 chinesischen und 5 japanischen Dampfern; die Segelschiffahrt ist fast ganz chinesisch, ebenso die Dampfschiffahrt nach Hunan. Die Eisenbahn nach K. (Richtung auf Peking) war 1902 rund 300 km vorgeschritten, die nach S. (Kanton) geplante noch immer nicht begonnen. An Banken sind in H. vertreten die Chartered Bank of India, Australia and China, die Deutsch-Asiatische Bank, die Hongkong and Shanghai Banking Corporation, die Mercantile Bank of India, die Russisch-Chinesische Bank und (seit 1902) die Banque de l'Indo-Chine. Die Stadt, 1861 dem fremden Verkehr eröffnet, wurde in dem Taipingkriege niedergebrennt und geplündert, so daß die Einwohnerzahl, die früher mehrere Millionen betragen haben soll, gewaltig sank. Vgl. H. Cordes, Handelsstraßen und Wasserverbindungen von S. nach dem Innern von China (Berl. 1899).

Hantsil, Mineral, Carbonatofulvat von Natrium $4Na_2SO_4 \cdot Na_2CO_3$, findet sich in hexagonalen, meist tafelförmig ausgebildeten weißen, durchscheinenden Kristallen, Härte 3, spez. Gew. 2,6, mit Steinsalz zusammen am Vortage in San Bernardino County, Kalifornien.

Hantle, kleiner Ort in der Landschaft Badak des britisch-ind. Vasallenstaates Kaschmir, unter 33° 48'

nördl. Br., 4595 m ü. M., einer der höchsten dauernd bewohnten Plätze der Erde mit einem buddhistischen Kloster. In dem 12 km langen Tal, das einen 4434 m hoch gelegenen See einschließt, wird noch etwas Getreide gebaut.

Hanley (sic. Hants), Stadt (municipal borough) und besondere Grafschaft in den »Butteries« genannten Bezirk von Staffordshire (England), hat schöne öffentliche Gebäude (Palast, Victoria-Gallerie, Markthalle), Museum, Theater, Kunstschule, ausgebreitete Porzellanfabriken und Töpfereien (11,000 Arbeiter), ferner Kohlengruben, Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren und (1901) 61,599 Einw. 1,5 km westlich das Dorf Etruria, am Grand Trunk-Kanal, mit der von Bedgwood (s. d.) gegründeten Porzellanfabrik, und südlich Shelton mit Eisenwerk.

Hann, Julius, Meteorolog, geb. 23. März 1839 im Schloß Haus bei Linz, studierte in Wien Mathematik und Physik, wurde 1865 Lehrer in Wien und dann in Linz, 1867 Hilfsarbeiter an der meteorologischen Zentralanstalt zu Wien, habilitierte sich 1868 als Privatdozent für Meteorologie an der Universität, wurde 1869 Adjunkt an der meteorologischen Zentralanstalt, 1873 außerordentlicher Professor für physikalische Geographie und 1877 Nachfolger Jelineks und ordentlicher Professor. 1897 ging er nach Graz, 1900 wurde er Professor der kosmischen Physik in Wien. Seine Haupttätigkeit konzentrierte sich in der Redaktion der 1866 mit Jelinek gegründeten »Zeitschrift der Österreichischen Gesellschaft für Meteorologie«, deren Redaktion er seit 1877 allein führt. Er lieferte viele klimatologische Arbeiten, Untersuchungen über den Föhn, über die Theorie der Stürme, die Temperaturabnahme mit der Höhe, die Verteilung des Wasserdampfes, die Entstehung der Niederschläge desselben und die Veränderungen im Gange der magnetischen Declination u. In der mit Hochstetler und Pororny herausgegebenen »Allgemeinen Erdkunde« (4. Aufl., Prag 1896, bedeutend erweiterte Ausg. 1895) bearbeitete er den Teil, der die Erde als Weltkörper, ihre Atmosphäre und Hydrosphäre behandelt, als 1. Teil der 6. Aufl. u. d. Z.: »Die Erde als Ganzes« (daf. 1896). Außerdem schrieb er: »Handbuch der Klimatologie« (Stuttg. 1883; 2. Aufl. 1897, 3 Bde.); »Die Temperaturverhältnisse der österreichischen Alpenländer« (Wien 1885); »Die Verteilung des Luftdrucks über Mittel- und Südeuropa« (daf. 1887); »Lehrbuch der Meteorologie« (Leipz. 1901); auch bearbeitete er für Bergbaus »Physikalischen Atlas« den »Atlas der Meteorologie« (Gotha 1887).

Hanna, rechter Nebenfluß der Ward in Wäthern, der bei Krennau mündet, und die hernach benannte, bei 1600 qkm große Ebene, die sich zwischen dem Flusse H. und der Ward, nördlich bis Olmütz erstreckt und durch fruchtbaren Ackerboden ausgezeichnet ist (vortägliche Hannagerle). Die Bewohner der H., ungefähr 240,000 tschechischer Nationalität, werden Hannauern genannt.

Hannaf, Emanuel, Österrich. Schulmann, geb. 30. Mai 1841 in Leiden, gest. 27. Febr. 1899 in Wien, wurde 1866 Professor am Leopoldsdarftischen Realgymnasium in Wien, zugleich Dozent für alte Geschichte an der Universität, 1870 Lehrer an der städtischen Fortbildungsanstalt für Lehrer und Lehrerinnen, 1874 Leiter des neuen Lehrerseminars zu Wiener-Neustadt und 1881 als Nachfolger von Dittes Direktor am Wiener Pädagogium. Außer weitverbreiteten Lehrbüchern der Geschichte für Mittelschulen, Lehrer- u. Lehrerinnen-Bildungsanstalten u. s. d. schrieb

er: »Das Museum und die Bibliotheken zu Alexandria« (Zürn 1867, Programm); »Das Historische in den Perlen des Hesperos« (1868, Programm); »Aelianus und seine Quellen« (1869); »Verichte über das österreichische Unterrichtswesen« (1873); »Über den Geschichtsunterricht« (1873); »Lehrbuch der österreichisch-ungarischen Geschichte« (1881); »Methodik des Unterrichts in der Geschichte« (1891). Mit Unlauf gab H. einen »Hijiarischen Schulatlas« (Zürn 1886 u. ö.) heraus, und mit Dittes unternahm er die 4. Auflage von H. Schmidts »Geschichte der Pädagogik«, deren erster Band: »Geschichte der Pädagogik des Altertums« (Rötten 1889), von seiner Hand wesentlich überarbeitet ist. Für das Jubiläumswerk: »Zürn 1818 — 1888« (1888) schrieb H. den Abschnitt »Schule«; als Ehrenmitglied der Industrial Education Association zu New York schrieb er für deren Publicationen: »The training of teachers in Austria«.

Hannafen, f. Hanna.

Hannab (Hannab), James, engl. Schriftsteller, geb. 1827 in Dunsfries, gest. 9. Jan. 1873 in Barcelona, trat mit 13 Jahren in die Marine, nahm aber 1845 seinen Abschied, um sich der Literatur zu widmen, und gab 1860—64 den »Edinburgh Conrants« heraus. 1868 ward er zum englischen Konsul in Barcelona ernannt. Außer Beiträgen zu Zeitschriften, besonders zur »Quarterly Review« (gesammelt erschienen 1861) und zum »Punch«, veröffentlichte er Skizzen: »Risenits and grog« (1848); »Hearts are trumps« (1849); »King Dobbs, sketches in ultramarine« (1849); »Satire and satirists« (1854) und Romane: »Singleton Fontenay« (1850); »Eustace Conyers« (1855; deutsch, Leipzig 1856); ferner »A memoir of the late Mr. Thackeray« (1864), dem später die »Studies on Thackeray« (1869) folgten.

Hanne, Johann Wilhelm, protest. Theolog, geb. 29. Dez. 1813 zu Harber im Knechtburgischen, gest. 25. Nov. 1889 in Hamburg (Winterhude), privatisierte 1837—40 in Ballembüttel, hielt bis 1850 in Braunschweig Vorlesungen, wurde 1851 Prediger in Hannoverschen und 1861 als Professor der Theologie und Pastor an St. Jakobi nach Greifswald berufen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Vorlesungen zum Glauben« (Jena 1850—51, 3 Bde.); »Bekenntnisse, aber drei Bücher vom Glauben« (Hannab 1858, 2. Aufl. 1865); »Die Idee der absoluten Verfasslichkeit« (dof. 1861—62, 2 Bde.; 2. Aufl. 1865); »Anti-Dengstenberg« (Eibersf. 1867); »Der Geist des Christentums« (dof. 1867); »Die Kirche im neuen Reich« (Berl. 1871). Wegen seiner Beteiligung am Protektantenverein hatte er allerlei Anfechtungen zu erdulden. Seine letzten Jahre verlebte er bei seinem Sohn Johannes, geb. 28. Juni 1842 in Braunschweig, seit 1874 Pastor in Waltershausen, seit 1879 in Eppendorf-Hamburg, der 1871 vom preussischen Kirchenregiment und inselgebeffen auch vom sächsischen Kultusministerium für unfähig erklärt wurde, ein Predigamt zu bekleiden. Lepsius schrieb: »Freier Glaube, religiöse Blätter für protestantische Christen« (Hamb. 1885); »Blätter christlicher Lebensanschauung« (dof. 1895) u. a.

Hannemann (auch Hahnmann), Spottname für Däne.

Hannibal (Hannibal), Hauptkrieger der Gracianer Nation im nordamerikanischen Staat Mississippi, Bahnnotenpunkt, mit Tabakfabriken, Getreidemüllern, Wagensfabriken, Schweinefleischerei, Holz-, Getreide- und Tabakhandel und (1900) 12,780 Einw. Eine 1545 m lange Brücke verbindet

es mit East-H. und Quincy in Illinois. In der Nähe Kohlenruben.

Hannibal, 1) Befehlshaber einer karthagischen Flotte bei der Insel Lipara, 269 v. Chr., bewurde zwar, daß die Karthaginienser die Stadt Messina nicht an Hieron von Syrakus übergeben, bemühte sich aber vergeblich, jenen wichtigen Platz den Karthagern in die Hände zu spielen. Im ersten Punischen Kriege wurde er als Befehlshaber der karthagischen Flotte in der berühmten Seeschlacht bei Wyla 260 von dem römischen Konsul Duilius besiegt und 258, als er, von den Römern in einem sardinischen Hafen eingeschlossen, einen neuen Verlust erlitt, von seinen Soldaten aus Kreuz geschlagen.

2) Karthago, Feldherr im ersten Punischen und dann im Soldnerkrieg, in dem er vor Tunes seinen Tod fand.

3) Berühmter Karthago, Heerführer, Sohn des Hamillar Baras, geb. 247 v. Chr., gest. 183. Seine Jugendjahre fielen in eine Zeit, da Karthago von dem übermächtigen Rom nach dem ersten Punischen Kriege zu einem nachteiligen Frieden gezwungen und während des Soldnerkriegs ohne Recht und Billigkeit der Inseln Sardinien und Korsika beraubt wurde, so daß es Hamillar leicht war, in der Seele seines Sohnes den unverwundlichen Haß gegen den Feind seines Vaterlandes zu erwecken. Schon während des Dienstes unter seinem Schwager Hasdrubal in Spanien befandete er neben seiner Mäßigkeit, Tapferkeit, Ausdauer und Entschlossenheit die Klugheit, Festbesonnenheit und Umsicht des gebornen Heerführers und wurde 221, 20jährig, durch den Willen des Heeres Nachfolger des ermordeten Hasdrubal im Oberbefehl über die karthagische Heeresmacht in Spanien. Die Pläne Hamillars und Hasdrubals weiter verfolgend, sicherte er in den Jahren 221 und 220 die Herrschaft Karthagos in Spanien; als er sich dann zum Kampf mit Rom stark genug fühlte, schritt er 219 zum Angriff auf die mit Rom verbündete Stadt Sagunt, die er nach achtmantigem, heftigenmütigen Widerstand eroberte. Die Römer sahen in dem Angriff auf Sagunt eine Vertragsverletzung, und da die Karthager sich weigerten, auf ihre Forderung H. auszuliefern, so erklärten sie ihnen den Krieg (zweiter Punischer Krieg). Um nun den Römern zuvorkommen und den Krieg nicht in Spanien, sondern in Italien zu führen, zog H., seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heer in Spanien zurücklassend, 218 mit 90,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reitern und 37 Elefanten über die Pyrenäen durch Gallien, sich dort einem Kampf mit den Römern unter dem Konsul P. Cornelius Scipio geschickt aus, überstieg Ende September in 15 Tagen mit unfähiger Mühe und dem Verlust der Hälfte seines Heeres die Alpen (wahrscheinlich den Kleinen St. Bernhard) und erchien 5 Monate nach seinem Ausbruch von Karthago in den Ebenen Oberitaliens. Nachdem H. seinem Heere hier die nötige Ruhe und Erholung gewährt, zog er, nachdem die benachbarten gallischen Völkerschaften sich ihm angeschlossen, Scipio entgegen, der aus dem jenseitigen Gallien zurückgekehrt war und ihm von Placentia aus auf dem linken Ufer des P. entgegenrückte. Am Ticino fand der erste Zusammenstoß statt, H. siegte durch die Überlegenheit seiner numidischen Reiterei. Einen zweiten Sieg an der Trebia erleichterte ihm des andern Konsuls Sempronius Ungeklüm. In wenig Stunden war das Römerheer geschlagen und aufgelöst.

Bei Beginn des Frühjahrs 217 überquerte H. den Apennin und marschierte unter neuen Verlusten durch

die Sumpfe des Arnus (Arno) nach Etrurien, nahm, um seinen bei Hiskia stehenden Gegner, den Konsul Gaius Flaminius, auf ein geeignetes Schlachtfeld zu locken, unter Verwüstung des Landes die Richtung nach Rom und überfiel ihn plötzlich, als er ihm folgte, in einen Engpaß am Trasimenischen See, von einer verdeckten Stellung aus. Gegenwehr war vergeblich; 15,000 Römer bedeckten das Schlachtfeld, und ebenso viele wurden gefangen. Darauf ließ H. in Apulien seine ermatteten Soldaten Rast machen und unternahm von dort aus Streifzüge nach allen Seiten, bis der Diktator Quintus Fabius Maximus durch vorsichtiges Jögern seinen Siegestanz benannte. Aber Senat und Volk zu Rom begehrten entscheidende Siege, und auch dem kampfbegierigen Heer erschien des Fabius jaubernde Kriegsführung viel zu langsam. Diese ward daher nach Ablauf der Amtszeit des Diktators ausgegeben und ein Heer von acht Legionen und doppeltem Aufgebot der Bundesgenossen unter Anführung der Konsuln L. Aemilius Paullus und Gaius Terentius Varro H. entgegengestellt. Am Ausbruch unsers der Stadt Cannä in Apulien trafen (216) die Heere aufeinander, und nochmals siegte Hannibals Feldherrngeist über die überlegene Macht des Feindes. Der blutige Tag von Cannä (s. d.) kostete Rom 70,000 Mann, und die Hauptstadt selbst fürchtete einen Angriff; aber H., dem nur ein in blutigen Schlachten geschwächtes Heer und kein Belagerungsgerät zu Gebote stand, wollte nicht durch einen Angriff auf die Hauptstadt alles bisher Gewonnene in einem Kampf der Verwirrung aufs Spiel setzen, sondern benutzte seinen Sieg dazu, die Völkerschaften Unteritaliens auf seine Seite herüberzuziehen und sich durch Bündnisse mit dem König Philipp von Mazedonien und mit Hieronymus, König von Syrakus, zu verstärken. Allein Philipp wurde durch einen Angriff der Römer auf sein eignes Land zurückgehalten, und die Syrakusaner wurden besiegt und in ihrer Stadt eingeschlossen. In Italien aber hielten die Römer immer neue Legionen auf und machten trotz des unermüdblichen, tapfersten Widerstandes Hannibals Fortschritte, so daß sie es 212 unternehmen konnten, Capua, das sich nach der Schlacht bei Cannä an H. angeschlossen hatte und für ihn von der größten Wichtigkeit war, zu belagern. H. ließ nichts unberücksichtigt, um die Stadt zu entsetzen; er unternahm sogar jetzt einen Angriff auf Rom in der Hoffnung, das Belagerungsheer von Capua abzuziehen, und bewirkte dadurch im ersten Augenblick eine solche Verstärkung, daß der Schredenruf: »H. ad portas!« (H. ist vor den Toren!) sprichwörtlich blieb. Allein alles war vergeblich. Capua fiel (211), und die Rüstung, die es erfüllt, machte andere Städte, freiwillig unter das römische Joch zurückzuführen. 209 ging auch Tarent verloren. Ebenso täuschte er sich in der Hoffnung auf die Hilfe seines Bruders Hasdrubal aus Spanien; plötzlich auf italienischem Boden angelangt, wurde dieser von den Konsuln Publius Scipio und Claudius Nero bei Sena am Metaurus in Umbrien angegriffen und bühnend mit Heer und Leben ein (207).

Noch immer hielt H. an der Hoffnung fest, von der Heimat unterstützt zu werden und so den Krieg in Italien zu einem glücklichen Ende führen zu können; auch gewann er, obwohl meist auf das Land der Brutaler beschränkt, noch einige Erfolge. Allein 203 rief ihn ein Senatsbefehl von Karthago zur Rettung der von Scipio in Afrika selbst bedrängten Vaterstadt beim. Nach vergeblichen Unterhandlungen entschied das Schwert in der Schlacht bei Zama (202) für

Rom, nach der H. selbst zu der Annahme der von Scipio gestellten harten Bedingungen riet, indem er die Trostlosigkeit der gegenwärtigen Lage Karthagos klar erkannte und auf zukünftige Wiedererhebung hoffte. Als Suffet an die Spitze der Regierung berufen, begann er nach Abschluß des Friedens (201) die Verfassung und Verwaltung des Staates durchgreifend zu reformieren, regelte die Zölle und Einkünfte und stellte dadurch die zerrütteten Finanzen wieder her. Aber eben dieser Krieg Hannibals gegen altherkömmliches Unwesen vereinigte die in ihren Standesinteressen deintätigste Aristokratie gegen ihn. Man klagte ihn in Rom an, daß er mit Antiochos von Syrien in Verbindung stehe, und brachte es dahin, daß eine römische Gesandtschaft in Karthago seine Auslieferung verlangte. Durch schnelle Flucht entging H. diesem Schicksal (195). Er fand zunächst Aufnahme bei dem König Antiochos von Syrien, der damals Vorbereitungen zum Kriege gegen Rom traf, war indes nicht imstande, ihn zu einer führern Führung des Krieges zu bestimmen. Antiochos wurde besiegt (189) und mußte beim Friedensschluß auch die Auslieferung Hannibals zusichern. Daher floh dieser zu König Ptolemaios von Bithynien, wurde aber auch dorthin von den Römern verfolgt und nahm, um nicht seinen Todfeinden in die Hände zu fallen, das längst für diesen Fall bereit gehaltene Schiff (183); sein durch Kaiser Severus erneuertes Grab ist vielleicht 1903 durch Th. Wiegand auf einem Vorgebirge am Marmarameer (an der Mündung des Dikaisus, bei Kikomedien) wiedergefunden worden. Der Ruhm eines großen Feldherrn und Staatsmannes wird H. von keinem der alten Schriftsteller bestritten; sie bewundern die Kühnheit seiner Aufträge, die mit ruhiger Besonnenheit gepaarte Klarsicht und Energie bei ihrer Ausführung, den Mut, der vor seiner Gefahr zurückbebt, die Ausdauer, der kein Hindernis zu groß schien, den schnellen Witz, womit er die Absicht des Gegners durchschaute, die kluge Berechnung, womit er mitten im Schlachtgewühl seine Anordnungen traf, die Gewalt, die er über die Gemüter der Seinigen übte, und vermöge deren er in einem aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengefügten Heer die Fucht beruhte und erhielt. Wenn die römischen Schriftsteller ihm Treulosigkeit, Feindeslist und Grausamkeit vorwerfen, so ist dies wenigstens zum größten Teil nur die Wirkung des Rationalismus, der ihn bei seinem Leben verfolgt und auch nach seinem Tode nicht verschont hat. Vgl. Hennebert, *Histoire d'Annibal* (Par. 1870—92, 3 Bde. und Atlas); Dodge, *Hannibal* (Boston 1891); Montanari, *Annibale* (Novigo 1901); löst H. 218 über den *Rom* (Genève steigen); Wgan, *Deux questions historiques*, Bd. 1: *Annibal dans les Alpes* (Par. 1902); Collin, *Annibal en Gaule* (bas. 1903); Clian der, *Der Hannibalweg* (Berl. 1900).

Hannibal ad portas (nicht, wie häufig zitiert wird: ante p.), »Hannibal (steht) vor den Toren«, Schredenruf bei drohendster Gefahr (aus Ciceros erster »Philippica«); vgl. Hannibal, S. 778.

Hannin, in Japan soviet wie Subalterndeamte; vgl. Shimmin.

Hanno, 1) karthag. Suffet, unternahm in der Blütezeit des karthagischen Staates (wahrscheinlich um 460 v. Chr.) mit 60 Pentekonten, auf denen sich angeblich 30.000 Liby-Äthiopen als Kolonisten für zu gründende Niederlassungen befanden, eine große Seeexpedition von Karthago aus über die Säulen des Herakles hinaus an die Westküste Afrikas und weichte



nach seiner Rückkehr damaliger Sitte gemäß in dem Tempel des Kronos eine Tafel, die in punischer Sprache einen Reisebericht (Periplus, „Umschiffung“) enthielt, von dem eine griechische Übersetzung auf uns gekommen ist, eins der ältesten authentischen Denkmäler der geographischen Kunde des Altertums, zuerst herausgegeben in Basel 1534 (hinter Arrian) von Welenius, zuletzt von Müller in den „Geographi graeci minores“, Bd. 1. Bgl. Her. Mémoires sur le Périple d'Hannan (Par. 1885); E. Fischer, De Hannonis Carthaginiensis periplus (Leipz. 1893).

2) Kriothog, Feldherr in Sizilien im ersten Punischen Kriege, sowohl vor Agrigent (262) als am Berg Etna von den Römern geschlagen.

3) H., mit dem Beinamen „der Große“, wurde von den Karthagern beim Ausbruch des Söldnerkriegs (241—237 v. Chr.) mit der Führung des Krieges beauftragt und besiegte die mit den aufständischen Libyern vereinigten Söldner bei Utica, wurde aber dann von ihnen überfallen und geschlagen. Seine Vaterstadt stellte ihm daher Kamillar Verlass als Feldherrn zur Seite, und das Meer übertrug diesem später allein den Oberbefehl; daher Hannos Feindschaft gegen Kamillar und dessen ganzes Haus. Er verhinderte während des zweiten Punischen Krieges jede tatkräftige Unterstützung Hannibals, Rand nach der Schlacht bei Zama an der Spitze der Gefandtschaft, die bei Scipio um Frieden bat, und wird noch späterhin als Haupt der römernfreundlichen Partei genannt. Er soll in hohem Alter gestorben sein.

4) Unterfeldherr Hannibals und nach Appian dessen Kasse, stand an der Spitze der nach der Schlacht bei Cannä nach Bruttium geschickten Heeresabteilung und eroberte dieselbe 215 v. Chr. mehrere Städte, wurde aber bei den Versuchen, nach Lusitanien und Kompanien vorzubringen, von den Römern wiederholt geschlagen.

Hanno, Erzbischof von Köln, s. Anno.

Hannover (hierzu die Karte „Hannover“), preuß. Provinz, bis zum deutsch-österreichischen Kriege von 1866 ein Königreich, grenzt im N. an die Nordsee, im NO. an Holstein, an den Hauptteil des Hamburger Gebietes und an Mecklenburg, im O. an die Provinz Sachsen und Braunschweig, im S. und SO. an Teile der Provinzen Sachsen und Hessen-Kassau und an Westfalen, im S. an die Niederlande und besteht im wesentlichen aus drei Teilen: aus dem Hauptteil an der Elbe, Weiser und Aller, aus dem westlichen Teil an der Ems, der mit dem Hauptteil durch einen 6 km breiten Landstrich zusammenhängt, und aus dem südlichen, der vom Hauptteil ganz durch braunschweigisches Gebiet getrennt ist. Einige kleinere Bezirke liegen noch zerstreut an der Weiser und am Harz. Die ältern Bestandteile der Provinz sind: das Herzogtum Bremen zwischen dem Ausfluß der Elbe und Weiser, das Land Hadeln nahe der Eidermündung, das Fürstentum Lüneburg zwischen Elbe und Aller, ein Teil des Herzogtums Lauenburg zu beiden Seiten der Elbe, das Herzogtum Verden an der Weiser und Aller, das Fürstentum Kalenberg an der Leine und bis zur Weiser, das Fürstentum Hildesheim an der Innerste und zwischen der Leine und dem Harz, die Grafschaften Hoya und Diepholz zwischen Weiser und Hunte, alle im Hauptteil; ferner im westlichen Teil: das Fürstentum Osnabrück, die Grafschaften Lingen und Bentheim, ein Teil des Stiftes Münster (Ressau), das Fürstentum Ostfriesland und das Harlingerland mit den Nordfrieseln Bantum, Juist, Norderne, Valtum, Langeoog und Spiekeroog; endlich

im südlichen Teil: die Fürstentümer Grubenhagen und Göttingen und getrennt am Harz das zur Grafschaft Hohnstein gehörige Amt Welfd. Seit der preussischen Herrschaft sind der Provinz noch das Jadegebiet und durch Vertrag mit Braunschweig (1874) ein Teil des Kommunitarhanges einverleibt worden. Der Flächeninhalt der Provinz beträgt 38,511 qkm (699,42 Q.M.).

[Bogenscheidung.] Der größere Teil ist Ebene mit Sandhügeln, Heide und Mooren, während sich an der Meeresküste und an den Flüssen weit hinauf die Marschen ausbreiten. Nur die südlichen Gegenden sind gebirgig. Das Hauptgebirge ist der Harz (s. d.), von dem der größte Teil des Oberharzes in H. liegt. Hier befindet sich auch der höchste Punkt in der Provinz: der Bruchberg, 926 m hoch. Zwischen dem Harz im O. und der Weiser im W. erstreckt sich vom Eichsfeld nordwärts ein zu den Wesergebirgen gehöriges Bergland, das aus verschiedenartig streichenden Gebirgszügen besteht, als deren bedeutendste zu nennen sind: der Göttinger Wald mit dem Treppenberg (440 m); der Sallinger Wald (Roosberg 510 m), an der Weiser; der Hils (Bloßgelle 469 m) mit dem Jth. links von der Leine; der Sackwald und die Sieben Berge (Tafel 420 m), rechts von der Leine; der Osterwald, südlich, und der Deister (Höfeler 402 m), nordwestlich von Springe, und endlich das Süntelgebirge (437 m), westlich von Wünder. Am weitesten gegen N. gehen östlich von der Weiser die Lindener (125 m) und die Lottumer Berge (163 m) vor. Im W. der Weiser durchziehen das Gebiet von Cosnabrück die beiden Ketten des westlichen Wesergebirges; der höchste Punkt in diesem Teil der Provinz ist der Dörenberg (356 m), nördlich von Jburg. Der Höhen in den tiefern Lagen des gebirgigen Teiles ist von bedeutender Fruchtbarkeit und nächst den Marschen der Hauptteil der Landwirtschaft in der Provinz. Die Tiefebene zerfällt in die Geest und die Marsch. Die Marschen, von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, reichen längs der Flüsse eigentlich nur bis zur Flutgrenze hinauf. Die vorzüglichsten Marschländer sind an der Elbe: das Alte Land, Kedingen und Hadeln; an der Weiser: das Land Wursten und der Land von Ostfriesland. Alle diese Marschländer sind gegen die Fluten durch Deiche geschützt. Unausgefüllt sind Neubildungen von Marschen durch Niederschlag fetten Schlammes statt. Die Geest besteht wiederum aus Moor- und Hügeland. Das Moorland findet sich vorzugsweise an der Landgrenze der Marschen (Hochmoor), ferner zu beiden Seiten der Ems: auf der westlichen, wo das Bourtonger Moor, auf der Grenze gegen die Niederlande, noch fast ganz der Kultur entbehrt, auf der östlichen, wo die Moore des Hümmling liegen, und im SO. von Aurich; ferner zwischen dem Dümmersee und der Weiser, am Steinhuder Meer u. Der ganze ehemalige Amtsbezirk Vienthal im jetzigen Kreis Osterholz besteht aus Moorcolonien, die Schiffgräben in einer Länge von 91 km unterhalten, und deren Gründung bis 1232 zurückreicht. Noch wichtiger sind die Moorcolonien (s. d.) in Ostfriesland. Seit der preussischen Verrückung wird die Urbarmachung der Moore mit größern Mitteln erstrebt, und so sind zu diesem Zweck die Moore zwischen Ems und Wechte durch Kanäle zugänglich gemacht worden. Das Hügelland (Sandgeest) besteht größtenteils aus sandigen, wenig fruchtbaren Flächen. Bekannt ist die Lüneburger Heide (s. d.), im Hohen Redtin 188 m hoch, die nur in den Einflungen der Flüsse und Bäche besseren Boden zeigt.

Der Kultur der Heide widersteht ein unterhalb der Oberfläche liegender, vorzugsweise aus Quarzsand bestehender fester Stein, Orstein genannt. Von ähnlicher Beschaffenheit ist der Hämmling (s. d.).

[Gewässer, Klima.] Die drei Hauptflüsse (Elbe, Weser, Ems) erweitern sich an der Mündung zu Meerbusen, unter denen der Dollart (s. d.) an der Ems der bemerkenswerteste ist. Die Elbe bildet im N.D. größtenteils die Grenze und nimmt als schiffbare Nebenflüsse die Jerpe, Ilmenau, Seve, Elte, Lühse, Schwinne, Olte und Weidem auf. Die Weser durchströmt S. etwa in der Mitte in einer Länge von 220 km. Ihr wichtigster Nebenfluß ist die von Celle ab fließbare Aller, der wiederum die Elfer, Röhse und Leine zufließen. Weiterhin empfängt die Weser rechts die Lesum und Gessle, links die Hunte. Die Ems, im westlichen Teil, durchströmt die Provinz auf mehr als 150 km Länge, ist in dieser ganzen Ausdehnung schiffbar und verfließt sich (rechts) durch die Wa, Hase und Leda. Noch weiter westlich fließt die Bechte. An Seen ist S. nicht reich. Zu erwähnen sind: das Steinbuck Meer (41 m tief) auf der Grenze gegen Schaumburg-Lippe, der Dümmersee auf der Grenze gegen Oldenburg, der See von Bedersfelde und einige andere in den nördlichen Marken, der Seeburger See unweit Duderstadt und der 724 m hoch liegende Obersee auf dem Harz. Die Kanäle sind zahlreich; hervorzuheben sind: der Hamme-Die-Kanal (s. d.), der Kanal von Bremerörbe zwischen Olte und Schwinne, der Habelnsche Kanal, der aus dem See von Bedersfelde nach S. zur Gessle (Klingelbier Kanal) und nach R. zur Weidem geht, der Dartmund-Ems-Kanal, der östlich von Salzbergen in die Braving eintritt, von Hanfensfähr ab den alten Emskanal und weiterhin das Mündbett der Ems benutzt, der Ems-Bechte-Kanal zwischen Ems und Bechte, der Nord-Südkanal durch das Bourtanger Moor, der Fiedersfährkanal zwischen Mürich und Embden und andre in Ostfriesland u.

Das Klima ist verschieden: auf den Harz rauh und großen Schwankungen unterworfen, in der Ebene ziemlich mild, an der Küste, in den Marken und Marken feucht. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt nur in der Stadt S. über 9°, sonst etwas darunter, in Göttingen 8,20°, in Embden, Karberney, Lingen und Lüneburg 8,35—8,75°, in Klausthal auf dem Oberharz nur 6°. Die Regenmenge beträgt in den ebenen inneren Landschaften und meistens den niedern Bergzügen 50—60 cm, an der Küste 70—75 cm, in Klausthal auf dem Oberharz oder beinahe 150 cm. Die vorherrschenden Winde sind die nordwestlichen, die besonders im Herbst in heftige Stürme übergehen. Der sogen. Hetrach, eine Folge des Nordwindens der Moore, gericht den westlichen Teilen meist selten zur Plage.

[Bevölkerung.] Die Zahl der Einwohner belief sich 1900 auf 2,540,939 Seelen (67 auf 1 qkm), darunter 2,227,816 Evangelische, 338,906 Katholiken und 15,293 Juden. Durchweg wird die deutsche Sprache gesprochen; eine fremde Muttersprache hatten im angegebenen Zählungsjahr im ganzen 22,024 Personen, davon sprachen polnisch Arbeiter, über die ganze Provinz verstreut 10,633, holländisch (besonders in Ostfriesland) 6066 Personen. Im D., bei Wustrow, findet man noch Spuren aus der Vendenzeit. Die Evangelischen überwiegen; die Katholiken sind in den ehemaligen reichsunmittelbaren Bistümern Bilschows und Osnabrück am zahlreichsten und auf dem Eichsfeld, in Wrenberg-Reppen (ehemals zum Bistum Münster gehörig) und in der Rieberggraf-

schaft Lingen fast allein herrschend. An Bildungsanstalten sind (1903) vorhanden: eine Universität (Göttingen), eine technische Hochschule (Hannover), eine Fachakademie (Winden), eine Bergakademie (Klausthal), eine Kriegsschule und eine Tierarzneischule (Hannover), 26 Gymnasien, 3 Progymnasien, 10 Realgymnasien, 4 Realprogymnasien, eine Oberrealschule, 14 Realschulen, eine Landwirtschaftsschule, 11 Schullehrerseminare, eine jüdische Lehrerbildungsanstalt, 3 Präparandenanstalten, 4 Laubstummelanstalten, eine Blindenanstalt, mehrere Navigations- und Gewerbeschulen u.

[Landwirtschaft, Bodenprodukte.] Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner sind: Landwirtschaft, Viehzucht, Bergbau und Schifffahrt. Von der Gesamtfläche entfallen 12,781 qkm auf Acker- und Gartenland, 4025 qkm auf Wiesen, 4677 qkm auf Weiden, 6606 qkm auf Halungen. Für den Acker- und Gartenbau kommen in erster Linie die Karfschen, in zweiter das sächsische Bergland in Betracht. Hier findet man alle norddeutschen Getreidearten, unter den Handelsgewächsen Raps und im S. auch Juderüben, ferner allerlei Gemüse und Obstarten (Kirchen im Alten Land). Buchweizen ist die Hauptfrucht in den Heidegebieten; der Kartoffelbau findet am wenigsten in den Karfschen statt. Die Lupine hat in neuerer Zeit auf wenig fruchtbaren Ländereien Verbreitung gefunden. Die Preiselbeeren des Harzes und die Heidelbeeren der Lüneburger Heide bilden wichtige Handelsartikel. Die Waldungen sind am bedeutendsten in dem sächsischen Bergland, wo die Buche auf den niedrigen Berglandschaften und die Fichte auf dem Oberharz vorherrschen. Weite Landschaften des Tieflandes sind dagegen ohne jeglichen Waldbau. Nach der Zählung von 1900 gab es in S. 243,861 Pferde, 1,115,022 Stück Rindvieh, 824,888 Schafe, 1,556,917 Schweine, 292,952 Ziegen und 218,726 Diensthöfe. Die Pferdezahl wird durch das Landgestüt zu Celle unterstützt (s. Gestüte). Für die Rindviehzucht ist der Regierungsbegirt Mürich nicht allein durch die Zahl, sondern auch durch die vorzügliche Beschaffenheit der Tiere von großer Wichtigkeit. Die Schafzucht hat, wie in ganz Deutschland, auch hier abgenommen; auf der Heide werden die schwarzen Heidschnucken gezogen. Fehrvieh gibt es überall; in den Karfschen ist die Ganszucht bedeutend. Wild findet sich vorzüglich in der Götche und auf dem Harz; hier werden auch viele Singvögel gefangen, während auf Mfied und St. Andreasberg bedeutende Zucht von Kanarienvögeln betrieben wird. Wichtig ist die Fischerei; für die Fischerei bestehen mehrere Gesellschaften.

Die Produkte des Mineralreichs sind mannigfaltig. Auf dem Harz gibt es Silber-, Blei-, Eisen- und Kupfererze, Eisenerze auch sonst noch vielfach im Bergland, Steinkohlen in der Gegend von Osnabrück, am Delfter, Osterwald u., mehrfach auch Braunkohlen. Salinen gibt es zu Eggenforstall und Neuhall bei Hannover und zu Lüneburg, außerdem mehrere kleinere. Ein Distrikt für Erbsen erstreckt sich südlich von Celle zwischen den Dörfern Wieze, Oberg, Dänigsen und Klein-Eddeffe hin, vielleicht selbst bis Sollau. Torf findet sich in ungebundenen Lagern im Tiefland. Sonst gibt es noch Gips, Kalk, Marmor, Tafelschiefer, Psephenon, Jagenderde, Asphalt, einige Mineralquellen (Hannover u.) und mehrere Solbäder. Unter den Seebädern sind Karberney und Vortum die bedeutendsten. Der Ertrag an Mineralien belief sich 1902 unter anderem auf: 651,685 Tm. Steinsolien, 193,303 T. Braunkohlen, 614,799 T. Eisenerz, 18,746

T. Zinkerz, 48,087 T. Bleierz und 24,434 T. Kupfererz. An Kochsalz wurden in demselben Jahr 134,026 Ton. gewonnen.

[Industrie, Handel.] Die Industrie beschränkt sich mehr auf die Städte und steht in einigen Gegenden beinahe ganz. Hervorzuheben sind: die Leinweberei (fabrikmäßig bei Osnabrück und Hildesheim betrieben), die Bleicherei, die Tuchfabrikation und Wollweberei im südlichen Bergland (Einbeck, Göttingen, Hanneln); die Baumzollindustrie mit einigen großen Spinnereien und Webereien zu Hannover, Linden u.; die Fabrikation von Leder, Papier, Holzwaren, Gummi- und Guttaperchawaren (Horbürg), Tabak und Zigarren (besonders in der Nachbarschaft von Bremen, in Osnabrück, Emden, Hannover u.), Zucker (im südlichen Bergland), Brantwein, Bier, chemischen Produkten (Goslar), Tonwaren, Glas, metallischen, optischen und physikalischen Instrumenten (Göttingen). Höchsten zur Vereinfachung des Knochens gibt es vorzüglich auf dem Harz und bei Osnabrück, großartige Eisengeschmieden und Maschinenfabriken zu Hannover, Linden, Osnabrück, Hanneln, Geselemlünde, Harburg, Osterode u., Maschinenwerkstätten zu Hannover und Göttingen, Gewerkschaften zu Herzberg, Fabriken für Kleinleinenwaren in den Städten des Harzes, im Solinger Wald (Zensen, Weller) u. Schiffbau werden in den ostfriesischen Hafenstädten, zu Papenburg, Geselemlünde, Harburg u. gebaut. Handel und Schifffahrt sind bedeutend. Zur Unterstützung des ersten bestehen 10 Handelskammern, und zwar zu Hannover, Verden, Hildesheim, Goslar, Göttingen, Lüneburg, Harburg, Geselemlünde und Emden (aber Leer, westfriesch). Die hannoversche Flotte zählte zu Anfang 1903: 750 Segelschiffe und 86 Dampfschiffe mit zusammen 55,498 Registerton. Vorratungsgeschäft. Größere Schiffe besitzt aber nur Geselemlünde. Als die wichtigsten Seepfade müssen Geselemlünde, Emden, Papenburg, Leer, Weener, Karolinenfisch, Großefisch und Harburg genannt werden; den natürlichen Mittelpunkt für den Seehandel der Provinz bildet aber Bremen mit seinem Hafensort Bremerhaven. Die Binnenschifffahrt wird durch die Elbe, Weser, Ems u. gefördert. Zu den wichtigsten die Provinz durchschneidenden Eisenbahnen gehören: Berlin-Bremen-Emden, Berlin-Amsterdam (über Hannover und Osnabrück), Berlin-Köln (einerseits über Hannover, andererseits über Krefeld), Hannover-Allendorf, Berlin-Frankfurt a. M. (über Krefeld), von Bremen und Hamburg nach Frankfurt a. M., Vello-Wandburg und die Linie von Emden in das Ruhrkohlenbecken.

[Verwaltung.] Die Provinz zerfällt nach dem Gesetz vom 6. März 1884 über die Kreisordnung (in Kraft getreten 1. April 1885) unter Umänderung der Landkreise in Regierungsbezirke und Aufhebung der Ämter in 6 Regierungsbezirke: Hannover mit 13, Hildesheim mit 17, Lüneburg mit 16, Stade mit 14, Osnabrück mit 11 und Aurich mit 7 Kreisen. H. besitzt eine Provinzialständische Verwaltung, ferner sieben Landkreise: für die Fürstentümer Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen, für das Fürstentum Lüneburg, für die Grafschaften Hoya und Diepholz, für die Herzogtümer Bremen und Verden, für das Fürstentum Osnabrück, für das Fürstentum Hildesheim und für das Fürstentum Ostfriesland. Gerichtlich bildet die Provinz einen Oberlandesgerichtsbezirk (Selle) mit acht Landgerichten (s. die Terzietlage). Gerichtsorganisation im Deutschen Reich, Bd. 7, S. 643). Militärlich gehört der größere Teil zum Bezirk des 10.,

der Regbez. Stade zu dem des 9. Armeekorps. In den deutschen Reichstag entsendet H. 19 (s. Karte »Reichstagswahlkreise«), in das preussische Abgeordnetenhaus 36 Mitglieder. Das Wappen der Provinz (s. Tafel »Preussische Provinzwappen« beim Art. »Preußen«) ist ein laufendes, silbernes Pferd im roten Feld, die Farden sind Gelb und Weiss. (Über die Orden des ehemaligen Königreichs H. s. Georgsorden 3., Guelphenorden und Ernst August-Orden.)

Vgl. G u l t e, Die Lande Braunschweig und H. (2. Aufl. von Kriener, Hannover, 1888); J. Meyer, Die Provinz H. in Geschichte, Kultur- und Landschaftsbildern (2. Aufl., das. 1888); Ringk, Statistisches Handbuch der Provinz H. (6. Ausg., das. 1897); Tappert, Handbuch für die Provinzialständische Verwaltung der Provinz H. (das. 1880); »Hannoverland in Wort und Bild« (Hrsg. von Mitgliedern des Architekten- und Ingenieurvereins zu Hannover, das. 1891); G a l t a u f f, Die Gemeindevereinsungs-Gesetze für die Provinz H. mit den neuen Verwaltungs-Gesetzen (Berl. 1891); J. H. Müller, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer der Provinz H. (Hannover 1893); W a l f f, Die Kunstdenkmäler der Provinz H. (das. 1900 ff.); »Gemeindelexikon der Provinz H.« (Berl. 1897); »Staatshandbuch über die Provinz H.« (Hannov.); B r a u n s c h w e i g, Geologische Karte der Provinz H., 1:500,000 (das. 1899).

Geschichte.

Die älteste Geschichte des ehemaligen Königreichs H. fällt mit der des Herzogtums Braunschweig (s. d.) zusammen. Den Kern beider Länder bildeten die welfischen Allodialgüter in Niederelbe, die 1235 unter dem Namen Herzogtum Braunschweig-Lüneburg Otto das Kind, ein Enkel Heinrichs des Löwen, als Reichsfürstentum erhielt. Otto ist der Stammvater der zahlreichen braunschweigischen Linien, von denen nur die ältere Linie Braunschweig-Wolfenbüttel (1884 erloschen) und die jüngere Linie Braunschweig-Lüneburg, später H., längeren Bestand hatten.

Die jüngere Linie Braunschweig-Lüneburg.

Die besondere Geschichte Hannovers beginnt mit der Stiftung dieser jüngeren oder neuen Linie Braunschweig-Lüneburg durch Wilhelm, den jüngsten Sohn Ernst des Befehlshabers, der 1569 mit seinem Bruder Heinrich, dem Stammvater der welfenbüttelischen Linie, die Lande der mittlern Linie Braunschweig-Lüneburg teilte; Wilhelm erhielt Lüneburg und Celle und führte den Titel Herzog zu Celle. Bei seinem Tode 1592 hinterließ er sieben Söhne: Ernst II., Christian, August, Friedrich, Magnus, Georg und Johann. Nach Ernsts II. Tode (1611) beschloßen die überlebenden sechs Brüder, um das Land nicht durch Teilungen zu zerstückeln, daß der älteste Bruder immer allein regieren, aber nur einer sich vermaßen und das Los hierüber entscheiden sollte; das Los fiel auf Georg, der somit der Stammvater des Hauses wurde. Zuerst trat Christian die Regierung an und erwarb 1617 Grubenhagen, ihm folgte 1633 August, der bei der Teilung der Lande der 1634 erloschenen mittlern Linie Braunschweig 1635 Kalenberg nebst Hoya und Diepholz empfing, aber seinem jüngeren Bruder, Georg, überließ. Auf August folgte 1636 Friedrich, der alle seine Brüder, auch Georg (gest. 1641), überlebte, 1643 die Besitzungen der Linie Braunschweig-Harburg erbte und 1648 starb. Hieraus teilten die zwei ältesten Söhne Georgs, Christian Ludwig und Georg Wilhelm, das Land so, daß ersterer Lüneburg,

Grubenhagen, Diepholz und Hoya mit der Residenz Celle, letzterer Kalenberg und Göttingen mit der Residenz H. besom. während die jüngeren Söhne, Johann Friedrich und Ernst August, nur Apanagen erhielten. Im Weisfällischen Frieden fiel dem Hause das Bistum Osnabrück mit der Befchränkung zu, daß dasselbe alternierend mit einem katholischen Prälaten und einem lutherischen Prinzen aus dem Hause Lüneburg besetzt werden sollte. Als Christian Ludwig 1665 ohne Kinder starb und nun der dritte Bruder, Johann Friedrich, dem väterlichen Testament gemäß einen der beiden Landesteile erhalten sollte, wählte Georg Wilhelm, tröstet des »Kürrechts«, als der Ältere Celler und überließ Johann Friedrich H. Georg Wilhelm von Celle nahm an den Heliandkriegen, namentlich den Kriegen des Reiches gegen Frankreich, teil, half dem Herzog Rudolf August von Kösensbüttel 1671 bei der Unterwerfung der Stadt Braunschweig, erhielt von denselben die Ämter Dannenberg, Lüneburg, Sigaunder und Scharnebeck abgetreten und erwarb 1689 Sachsen-Lauenburg. Johann Friedrich von Hannover, seit 1651 katholisch, hielt es mit Frankreich, ließ sich Subsidien zahlen und führte nach dem Vorbild Ludwigs XIV. einen prächtigen Hofhalt. Nach seinem kinderlosen Tode (1679 bis 1698), seit 1662 Bischof von Osnabrück, Herzog von H. Mit Sophie, der Tochter Friedrichs V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuarti, vermählt, verheiratete er 1682 seinen ältesten Sohn, Georg Ludwig, mit der einzigen Tochter und Erbin Georg Wilhelms von Celle und führte 1682 die Primogenitur in seinem Land ein. Er brachte den Landeshaushalt ins Gleichgewicht und ordnete, unterstützt von seinen Ministern Graf Platen und v. Grothe, die Verwaltung; unter dem Geheimen Rat standen vier Verwaltungskollegien: die Kanzlei (Rechtsachen), die Kammer (Finanzen), das Konfiskatorium und der Kriegsrat. Die andre Fürsten strebte auch er nach einer Ständeserböhung und erwarb 1692 seinem Hause die mit dem Erbprinzenamt verbundene neunte Kurwürde als Lohn für die dem Kaiser Leopold I. geleisteten Dienste (zwei Söhne des Herzogs fielen unter den kaiserlichen Fahnen) und gegen das Versprechen, daß H. dem Hause Habsburg stets verbunden sein und bei allen Kaiserwahlen ihm die Stimme geben werde. Ihm folgte Kurfürst Georg Ludwig (1698–1727), der beim Tode seines Cheims und Schwiegervaters Georg Wilhelms von Celle (28. Aug. 1705) dessen Land erbt, damit alle Lande der jüngeren (oder kur-) Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg unter seiner Herrschaft vereinigte und die Einreinerung seiner Kurwürde bei den Kurfürsten erreichte.

Hannover in Personalunion mit Großbritannien.

Georg Ludwigs Mutter, die Kurfürstin Sophie, war als Enkelin König Jakobs I. von England durch Parlamentsbeschluss 22. März 1701 zur Erbin von Großbritannien und Irland erklärt worden; nach ihrem Tode (8. Juni 1714) und dem der Königin Anna bestieg Georg Ludwig 31. Okt. 1714 als Georg I. den britischen Thron, und die Personalunion des Kurfürstentums H. mit der britischen Großmacht dauerte bis 1837. Für H. und ganz Deutschland wurde dieses Verhältnis trotz handelspolitischer Vorteile verhängnisvoll, indem beide im Interesse des fremden Landes in die europäischen Kämpfe verwickelt wurden, dem Königshaus, das 1714 nach England überfiel, von seinen drei hochmütigen englischen Adels empfindliche Demütigungen zuzog und in H. ein

selbstsüchtiges Adelsregiment großzog. Als Trabant Englands spielte seitdem H. in den deutschen Angelegenheiten eine hervorragende Rolle. Georg Ludwig half dem Kaiser im Spanischen Erbfolgekrieg, nahm 1709 persönlich am Feldzug in den Niederlanden teil und suchte aus dem Nordischen Kriege für sich die reichen Stifter Bremen und Verden zu gewinnen, die Dänemark nach Wiedereröffnung des Krieges mit Schweden besetzt hatte. Aus Besorgnis vor der russischen Übermacht lud König Friedrich IV. von Dänemark Anfang 1714 die Fürsten des niederösterreichischen Kreises zu einem Kongress ein und schloß 1715 ein Schutz- und Trugbündnis mit H. ab, wonach diesem Bremen und Verden, jenen Schleswig zufallen sollte. Im Frieden von Stockholm (November 1719) trat Schweden die beiden Stifter gegen Zahlung von 1 Mill. Tl. an H. ab; die kaiserliche Belehnung mit denselben erfolgte 1733.

Bei seiner Überlieferung nach England ernannte Georg I. einen Statthalter in H., dem der Geheimen Rat zur Seite stand; der letztere führte die Verhandlungen mit den Ständen, die Kontrolle der Landesverwaltung, der Finanzen, der Rechtspflege, der geistlichen, Militär- und auswärtigen Angelegenheiten und ernannte unter Vorbehalt der kurfürstlichen Befähigung die Beamten, mit Ausnahme der höchsten Chargen, war also die eigentliche Regierung des Landes, die übrigens dem Landesherren regelmäßig Bericht erstattete. Die trotz der verhältnismäßig beträchtlichen Ausgaben für das Beamtenamt und die zu Hannover bleibende Hofhaltung erzielten Überschüsse flossen in die Kasse des Kurfürsten, der daraus einen bedeutenden Hausfonds sammelte. Der Geheimen Rat und das höhere Beamtenamt ergingen sich fast ausschließlich aus dem Landesadel und einigen eine Art Amtsadel bildenden Familien. Besondere Weise hielten sich Georg I. und sein Sohn und Nachfolger Georg II. (1727–60) oft und gern in H. auf. Georg II. hand mit seinem Schwager, dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, auf schlechtem Fuß, und die Eigenmächtigkeit preussischer Verbeoffiziere in H. hätte 1731 beinahe zu einem Kriege geführt, den nur die Vermittlung der Herzoge von Gotha und Braunschweig verhütete. Ein großes Verdienst erwarb sich Georg II. 1737 durch die Stiftung der Universität Göttingen, die, durch die Bemühungen des trefflichen Ministers v. Münchhausen ins Leben gerufen und reich dotiert, bald die ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands und eine große Zahl Studierender an sich zog. Während des Österreichischen Erbfolgekriegs (1741–48) trat Georg als Bürge der Pragmatischen Sanction entschieden für das Thronfolgerecht Maria Theresias ein, seit 1743 auch mit Bistengemot. Als der Streit mit Frankreich um den Besitz Nordamerikas eine französische Besetzung Hannovers bejorgnen ließ, schloß er 1756 zum Schutze seines Stammlandes ein Bündnis mit Preußen und verpflichtete sich 1757 zur Aufstellung eines englisch-hannoverschen Heeres im Siebenjährigen Krieg, aber nach der Niederlage von Hastenbeck (26. Juli 1757) schloß der Herzog von Cumberland, in den nördlichen Winkel Hannovers zwischen Weser und Elbe zurückgedrängt, 8. Sept. die Konvention von Kloster-Seven, durch die er das Land den Franzosen überließ. Georg II. genehmigte sie nicht, stellte ein neues Heer auf, das, durch preussische, braunschweigische und britische Truppen verstärkt, unter Ferdinand von Braunschweig Anfang 1758 H. wieder von den Franzosen befreite, und bis zum

Schluß des Krieges blieb H., mit Preußen verbündet, im wesentlichen vom Kampfe verschont.

Georg II. Nachfolger, sein Enkel Georg III. (1760—1820), residirte ständig in England und richtete in London ein ständiges Kabinett für H. ein, das aber dem Statthalter und dem Geheimen Rat eine große Selbständigkeit in der Verwaltung des Landes einräumte. Seit dem Frieden mit Frankreich (1762) erkannte sich H. ein ganzes Menschenalter hindurch ungestörten Friedens, trat 1785 dem Fürstenthum bei und verband sich noch enger mit Preußen und Kursachsen dahin, für den Fall eines Krieges 15,000 Mann Fußtruppen zu stellen und dem Streben des Kaisers, die Hochsitze des Reichs an Bringen seines Hauses zu dringen, entgegenzutreten. Im Kriege gegen die französische Republik stießen 16,000 Mann Hannoveraner zu dem englisch-niederländischen Heer in Belgien; durch den Frieden von Basel 1795 wurde H. in den neutralen Teil Deutschlands einbezogen. Da Napoleon das verhasste England nur in H. verwunden konnte, forderte er wiederholt Preußen zu dessen Befreiung auf; 1801 rühten, um Ausland zuzuzuführen, 24,000 Preußen unter General v. Kleist in H. ein und hielten das Land bis zum Frieden von Tienzi (1802) besetzt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß erwarb H. nur das Stift Sondershausen, während das sehr begehrte Hildesheim an Preußen fiel. Als 1803 der Krieg zwischen Napoleon und England von neuem ausbrach, glaubten der König und sein Kabinettsminister v. Lentze H. durch eigene Kraft verteidigen zu können und erließen ein allgemeines Aufgebot aller wehrfähigen Mannschaften, das aber an dem Widerwillen der besippen Klassen scheiterte. Zum Schutz des Landes war nur eine gewordene Armee von 16,000 Mann unter dem Feldmarschall v. Wallmoden-Willmoden vorhanden, und als ein französisches Heer unter Mortier von der Weser her gegen H. heranrückte, schlossen einige landständische Deputierte auf eigene Hand die Konvention von Sulingen (3. Juni 1803), wonach die hannoverschen Truppen sich hinter die Elbe zurückziehen sollten. Wallmoden wollte ohne einen Schwereiz diese Konvention anerkennen, aber Napoleon genehmigte sie nicht, und da er selber nun erst recht keinen Widerstand wagen konnte, mußte er 5. Juli die Konvention von Artlenburg unterzeichnen, die das hannoversche Heer entwaffnete und auflöste, Munition und Pferde den Franzosen auslieferte und das Land unter französischer Besatzung stellte. Die Franzosen hielten H. mit 30,000 Mann besetzt und organisierten eine Exekutivkommission und eine Landesdeputation. Obwohl der Warshall Vernadotte 1804 die Lasten der Okkupation etwas minderte, so betrugen die Kosten derselben für H. doch 26 Mill. Th. Als beim Ausbruch des dritten Koalitionskriegs die Franzosen im Herbst 1805 das Land bis auf Hameln räumten, um zum Kriege gegen Österreich nach Süden zu ziehen, ward es von Russen und Schweden und einer englisch-deutschen Legion besetzt, die meist aus ehemaligen Soldaten des Wallmodenschen Heeres bestand. Im Schönbrunner Vertrag (15. Dez. 1805) trat Napoleon H. an Preußen ab, das es nach dem Abzug der Russen und Schweden im Januar 1806 besetzte. Doch desoh Preußen es nicht lange, denn nach der Katastrophe von Jena drangen die Franzosen von neuem ein und nahmen nach der Kapitulation von Hameln (8. Nov.) das ganze Land in Besitz. Der südliche Teil kam 1807 an das Königreich Westfalen, der nördliche (außer

Lauenburg) erst 1810, nachdem er von den Franzosen systematisch ausgezogen und die Domänen von Napoleon an seine Generale vertheilt worden waren; 2. Aug. 1810 hielt König Jérôme einen glänzenden Einzug in die Stadt H. und nahm auf dem Altstädter Markte die Huldigung entgegen. Im Dezember 1810 trennte Napoleon der Durchführung der Kontinentalperre wegen die Departements der Ober- und Nieder- und Elbmündung ab und vereinigte sie mit dem französischen Kaiserreich. Als Teil des Königreichs Westfalen wurde H. nach französischem Muster organisiert und verwaltet, aber das Volk empfand die Fremdherrschaft schwer, und zahlreiche Hannoveraner kämpften in der englisch-deutschen Legion in Spanien. Im Herbst 1813 rühten die Russen unter Tschernomir ein; es bildete sich sofort eine neue englisch-deutsche Legion unter dem jüngeren Wallmoden; Anfang November trat das alte Ministerium wieder in Tätigkeit, und der Prinz-Regent von England ernannte den Herzog von Cambridge zum Militärgouverneur.

Auf dem Wiener Kongress 1814—15, wo H. durch den dirigierenden Minister Grafen Münster vertreten war, erhielt H. durch den Einfluß Englands eine erhebliche Gebietsvergrößerung (Ostfriesland, Hildesheim, Lingen, Meppen und mehrere kleinere Distrikte), trat Lauenburg ab und bildete nun eine zusammenhängende Kasse (nur Wöltingen war durch das Braunschweigische getrennt), die sich zwischen die preussischen Provinzen Sachsen und Westfalen hineinschiebte die preussische Monarchie in zwei Teile zerlegte. Mit großem Geschick arbeitete Münster, ein anerkannter deutscher Patriot, aber Gegner Preußens, einer Verstärkung des preussischen Einflusses in Norddeutschland entgegen und hob die Stellung Hannovers im neuen Deutschen Bunde durch die 1814 verordnete Erhebung zum Königreich, die der Kongress anerkannte. Obwohl Münster auf dem Kongress konstitutionelle Verfassungen für die deutschen Staaten forderte, blieb man in H. selbst bei der ständischen Vertretung; aus den Ständen der einzelnen Provinzen, die in die drei Kurien der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte geteilt waren, wurde 1814 eine provisorische allgemeine Ständeversammlung gebildet, die aus 10 Deputierten der alten geistlichen Stifter, 43 ritterschaftlichen, 29 städtischen und 3 nicht-adeligen Abgeordneten bestand und in Finanz- und Steuerfachen mitzuentscheidenden haben sollte. Erst 7. Dez. 1819 wurde eine vom Geheimen Kabinettssekretär Nieberg entworfene Verfassung, die zwei Kammern einführte, verfaßt; die Erste bestand außer einigen Prälaten nur aus den Standesherrn und den Deputierten der Ritterschaft, die Zweite aus den übrigen Prälaten sowie aus den Deputierten der Städte, der Flecken und der freien Landeigentümer. Ihre Befugnisse bestanden vornehmlich in dem Recht, Steuern zu bewilligen und über die Finanzverwaltung Aufsicht zu führen; in der Gesetzgebung war ihnen nur eine beratende Stimme eingeräumt; die Regierung führte nach wie vor die gemeinst aus dem Adel hervorgehende Bureaukratie. Dem streng aristokratischen Prinz-Regenten, der 1820 als Georg IV. König geworden war, folgte 24. Juni 1830 sein Bruder Wilhelm I. (IV.), der unter dem Druck der Julirevolution den Grafen Münster entließ und den allgemein beliebten Herzog von Cambridge zum Vizekönig von H. ernannte. Dieser erließ eine aus 21 Mitgliedern, darunter Dahlmann, bestehenden Kommission den Auftrag, ein neues Staatsgrundgesetz aus-

zurtheilen, dessen Entwurf 1832 der Ständeversammlung vorgelegt, von dieser angenommen und nach erfolgter königlicher Sanction 26. Sept. 1833 als neues Landesgrundgesetz veröffentlicht wurde. Der Kaiserstand erhielt eine Vertretung in der Zweiten Kammer, der Landtag außer dem Rechte, die Steuern zu bewilligen und den Staatshaushalt zu genehmigen, auch die Initiative in der Gesetzgebung; sämtliche Domänen wurden Staatsgut; für den königlichen Hofhalt wurde eine Zivilliste eingeführt; alle Staatsdiener wurden auf die Zivilliste verzeichnet, und die Minister waren für alle Akte der Regierung verantwortlich. Während in der Ersten Kammer v. Scheele, dann auch Graf Münster die neue Verfassung bekämpften, trat in der Zweiten Kammer die liberale Mehrheit unter Führung Stubbs entschieden dafür ein. Während dieser Kämpfe starb König Wilhelm 20. Juni 1837, dem in England seine Nichte, Königin Victoria, folgte. Aber das Königreich H. kam auf Grund des salischen Gesetzes an seinen jüngeren Bruder, den Herzog von Cumberland, und damit löste sich die Personalunion.

Hannover als selbständiges Königreich.

Der neue König Ernst August (1837—51), ein hochmüthiger englischer Aristokrat, der nur mangelhaft deutsch sprach, fast verschuldet und durchaus absolutistisch gesinnt, erklärte 6. Juli 1837 bei Bekanntmachung seines Regierungsantritts, daß er das Landesgrundgesetz von 1833 nicht anerkenne, da es ohne seine Zustimmung erlassen sei, was übrigens nicht wahr war; der wirkliche Grund war, daß er, mit der Zivilliste nicht zufrieden, lieber über die Einkünfte der Domänen verfügen wollte. Die Ständeversammlung wurde erit verlag, dann aufgelöst und 1. Nov. 1837 die Verfassung von 1833 mit Berufung auf Artikel 56 der Wiener Schlußakte als den König nicht bindend für ungültig erklärt und die von 1819 wiederhergestellt. Die Beamten mußten den Eidhofsgebot leisten; die Wehrzahl gehorchte, einige verweigerten den Eid unter Berufung auf den Eid, den sie auf die Verfassung von 1833 geleistet hatten; namentlich thaten dies sieben Professoren in Göttingen (Göttinger Sieben): Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gerwinus, Jakob und Wilhelm Grimm und Böck. Weber. Sie wurden ihrer Ämter entsetzt und Dahlmann und die Brüder Grimm sogar wegen Verbreitung ihres Protestes des Landes verwiesen. Zahlreiche hannoverische Gemeinden, auch die 1838 auf Grund der Verfassung berufene Ständeversammlung riefen den Bundestag zum Schutz des Grundgesetzes von 1833 an. Dieser lehnte aber 5. Sept. 1839 jede Einmischung ab, und der Minister v. Scheele setzte auf der Ständeversammlung von 1840 die Annahme einer neuen Verfassung durch, die am 6. Aug. 1840 verkündet wurde: der Landtag hatte nur neue Steuern zu verweigern, seine Verhandlungen waren geheim, die Ministerverantwortlichkeit wurde aufgehoben; der wertvollste Teil der Domänen fiel der Krone zu, und im Hinblick auf die Minderheit des Kronprinzen wurde bestimmt, daß nur die geistige Unfähigkeit des Thronerben eine Regentschaft erforderlich mache.

Obwohl H. seit seiner Trennung von Großbritannien nur ein Mittelstaat war, pochte König und Regierung auf ihre Souveränität, wahrten besonders gegen Preußen eifersüchtig ihre Selbständigkeit, lehnten zum Schaden des Landes den Eintritt in den Zollverein ab und hielten an dem 1834 gegründeten Steuerverein fest. Unter dem Druck der liberalen Bewegung versprach der König 20. April 1848 die

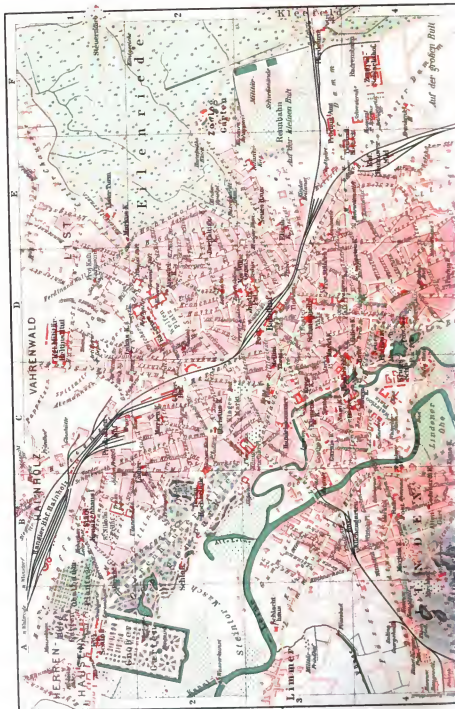
Verfechtung der Verfassung von 1833 in ihren wesentlichen Bestimmungen und berief das liberale Ministerium Stüve-Venniglen, das mit den Kammern 5. Sept. 1848 wichtige Reformen in der Verfassung, besonders eine andre Zusammenfassung der Erben und die Änderung des Wahlrechts zur Zweiten Kammer, vereinbarte, aber 7. Juli ließ er durch die Minister erklären, daß er eine Reichsverfassung, welche die Selbständigkeit der Einzelstaaten nicht sicherstelle, nie annehmen werde. Dem Dreikönigsbündnis vom 26. Mai 1849 trat H. zwar bei, aber mit dem Vorbehalt des Einverständnisses der andern Königreiche, sagte sich, als Österreich wieder erklart war, im Februar 1850 von der preussischen Union los, schloß zuerst mit den übrigen Königreichen das Vierkönigsbündnis ab und trat dann im September 1850 in den alten Bundestag wieder ein. Dem Zollverein trat Ernst August 7. Sept. 1851 vom 1. Jan. 1854 an bei, aber erst, nachdem H. besondere Vorteile gewährt worden waren. Das liberale Ministerium Stüve-Venniglen wurde Ende 1850 durch das konservative Kabinett Rüchhausen ersetzt, und noch mehr entfaltete sich die Reaktion unter König Georg V. (1851—66), der, obwohl erblindet, dennoch 18. Nov. 1851 seinem Vater folgte. Seine Minister Bornmeister, Borries, Lenthe suchten zunächst, den Landtag gütlich zur Abschaffung der Reformen von 1848 zu bewegen. Als dies nicht gelang, beschwerte sich die Kitterkchaft über Schmälierung ihrer Privilegien, besonders die Aufhebung der Provinziallandtagschaften, dem Bundestag, der bereitwillig darauf einging. Zur Verantwortung über die Beschwerde der Kitterkchaft aufgefordert, versuchte die Regierung zuerst 1856 beim Landtag die Zustimmung zu einer andern Zusammenfassung der Erben Kammer zu erlangen. Da der Landtag dies ablehnte und gegen die Einmischung des Bundestags Einspruch erhob, berief der König das Ministerium Kielmannsegge-Platen-Borries, das am 4. Aug. 1856 die vom Bund geforderte Verfassungsrevision vortragserte, d. h. die Reformen von 1848 aufhob und das Wahlgesetz und die Zusammenfassung der Kammern von 1840 wiederherstellte. Durch Kammerausfällungen oder Obstruktionen wurde der Wille des Königs und des feudalen Adels durchgesetzt, vor allem die Ausschließung der wertvollsten Domänen für die königliche Kasse. In den deutschen Angelegenheiten partikularistisch, widersetzte sich H. entschieden der von Preußen vorge schlagenen Zweiteilung des Bundesheeres und nahm als deutscher »Admiralstaat«, nur um die maritimen Bestrebungen Preußens zu freuen, die Bildung einer Kriegsmarine auf der Kauffee für sich in Anspruch. Die liberale Opposition in der Zweiten Kammer und die Ausbreitung des Nationalvereins in H. reizten den König, der präbisch aufherte, daß das Schlosshaus bis an das Ende aller Dinge herrschen werde, und Barries drohte 1. Mai 1860 offen mit auswärtigen Bündnissen gegen die nationale Bewegung. Auch als der König nach der Niederlage in dem von der arthobagen Partei heraufbeschworenen Kalchbäumstreit 1862 Borries entlassen mußte, verfolgten die gemäßigten Ministerien Hammerstein (1862) und Bornmeister (1865) eine rein westliche Politik, widersetzten sich dem französischen Handelsvertrag, den Preußen 1862 abgeschloffen, erklärten sich 1863 für die Integrität des dänischen Gesamtstaats und ließen sich auch durch alle Niederlagen in ihrer Politik nicht irren machen.

Gegen Preußen, das 1864 die hannoverschen Expeditionstruppen aus Schlesien hinausgedrängt hatte,

Namen-Register zum ‚Plan von Hannover‘.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | E8 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

[illegible]



gezeigt, ließ König Georg, sowie der Konflikt zwischen Österreich und Preußen im Frühjahr 1866 ernstlich wurde, im April rüsten. Alle Vorstellungen und Anträge Preußens, das Neutralität forderte, wurden abgewiesen, da Österreich durch den Bringen zu Sotms-Braunfels, einem Halbbruder des Königs, den Verbündeten nach dem als sicher betrachteten Siege glänzende Belohnungen in Aussicht stellte. S. stimmte 14. Juni 1866 im Bundesstag für Robilmachung der Bundeskorps gegen Preußen. Dieses richtete sofort 15. Juni ein Ultimatum an S., forderte Abdrückung und Neutralität und sicherte Integrität des Gebiets und Souveränität nach Abgabe des neu zu schließenden Bundesvertrags zu. Der König, vom auswärtigen Minister Graf Kalen-Hallermund beraten, lehnte ab; 16. Juni erfolgte die preussische Kriegserklärung, und von Holsien und von Westfalen rückten sofort preussische Truppen in S. ein, die hannoverische Armee zog eiligst nach Göttingen, wohn in der Nacht vom 16. zum 17. Juni auch der König mit dem Kronprinzen reiste (s. Preussisch-deutscher Krieg). In wenigen Tagen besetzte Preußen das Land, das am 20. Juni General Vogel von Falckenstein zum Generalgouverneur, v. Garbenberg zum Zivilkommissar erhielt. Das Schicksal der hannoverschen Truppen entschied sich rasch. Der hannoversche Befehlshaber, General v. Mörnschild, rechnete auf die Hilfe der Bayern, zögerte aber, ihnen entgegenzutreten, während König Georg jede friedliche Verständigung zurückwies. Bei Langensalza siegten die Hannoveraner über die numerisch erheblich schwächeren Preußen unter General v. Flies 27. Juni, mußten aber, inzwischen auf allen Seiten von überlegenen Streitkräften umstellt, 29. Juni in der Kapitulation von Langensalza die Munition und das Kriegsmaterial den Preußen übergeben, die Mannschaften entwaffnet nach Hause entlassen, während die Offiziere sich verpflichteten, in dem gegenwärtigen Kriege nicht gegen Preußen zu dienen; der König und der Kronprinz erhielten die Erlaubnis, ihren Wohnsitz außerhalb Hannovers zu nehmen, wo es ihnen beliebt, und begaben sich nach Österreich. Nach dem Waffenstillstand von Mikoloburg war Georg V. geneigt, mit Preußen Frieden zu schließen, das aber schon die Annexion des Landes beschlossen hatte.

Der König von Preußen ergriff mittels Patents vom 20. Sept. 1866 vom Königreich S. Besitz, das fortan eine Provinz des preussischen Staates bildete; die preussische Verfassung wurde 1. Okt. 1867 eingeführt. Während ein Teil der Bevölkerung mit der neuen Ordnung einverstanden war und die meisten Beamten und Offiziere in den preussischen Dienst übertraten, konnten sich namentlich der Adel, die lutherische Geistlichkeit und die Bewohner der Residenz nicht mit der preussischen Herrschaft befrieden, und der Hofen Hof in Hiesing der Wien bemühte sich, die Hoffnungen auf seine Wälder nicht kühnen zu lassen. Für die in Frankreich gebildete Sieslegion wurden in S. Mannschaften und Geld gesammelt, so daß die preussische Regierung 1868 das Vermögen des Königs Georg unter Sequester nehmen mußte (s. Wessensfonds). Selbst nach dem Kriege von 1870/71, an dem die hannoverschen Regimenter im 7. und 10. Korps ruhmreichen Anteil nahmen, erfolgten die wessischen Agitationen nicht, zumal der Herzog von Cumberland, Georgs V. Sohn, nach dessen Tode (12. Juni 1878) die Gelegenheits der Verständigung mit Preußen nicht ergriff, sondern seine Erbrechte im vollsten Umfang wahrte und sich auch 1884 weigerte, durch den

Verzicht auf S. sich die Herrschaft in Braunschweig zu sichern, während die Anhänger des Selbstentums die Wiederherstellung des selbständigen Königreichs S. auf gleichem Wege durch eine freie Tat der deutschen Fürsten und Völker erhofften. Die Regierung fuhr fort, die Provinz mehr und mehr mit dem preussischen Staat zu verschmelzen, und führte 1885 eine neue Provinzial- und Kreisordnung ein, durch welche die Landkreise in Regierungsbezirke verwandelt, an die Spitze der Kreise Landräte gestellt und mittels eines neuen Wahlgesetzes das Übergewicht der Ritterschaft im Provinziallandtag beseitigt wurde. Zur Verständigung der Althannoveraner geschah dann mancherlei. Insbesondere wurde 1899 eine Feier zur Erinnerung an das 100jährige Bestehen früherer hannoverscher Truppenteile veranstaltet und 1903 zur Erinnerung daran eine „Hannoversche Jubiläumdenkmal“ gestiftet. Die wiederholt auftauchenden Gerüchte von einer bevorstehenden Verständigung des Hohenzollernhauses mit der Familie des Herzogs von Cumberland erwiesen sich jedoch bisher als unbegründet.

Vgl. Hüne, Geschichte des Königreichs S. und des Herzogtums Braunschweig (Hannov. 1824—30, 2 Bde.); Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg (2. Aufl., Götting, 1855—57, 3 Bde.); Schaumann, Handbuch der Geschichte der Lande S. und Braunschweig (Hannov. 1864); Heinemann, Geschichte von Braunschweig und S. (Götting 1883—92, Bd. 1—3); Köcher, Geschichte von S. und Braunschweig 1648—1714 (Leipzig, 1884—95, Bd. 1 u. 2); Ehardt, Die Staatsverfassung des Königreichs S. (Hannov. 1860); Grotensfeld, Geschichte der landständigen Verfassung des Königreichs S. (das. 1857); Oppermann, Zur Geschichte des Königreichs S. 1832—1890 (2. Aufl., Berl. 1898, 2 Bde.); E. v. Meier, Hannoversche Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte (Leipzig, 1898—99, 2 Bde.); v. Scharf, Geschichte der königlich hannoverschen Armee (das. 1893, Hannov. 1898—71, 4 Bde.); Timme, Die innern Zustände des Kurfürstentums S. unter der französisch-westfälischen Herrschaft (Götting, 1893—95, 2 Bde.); v. Hassell, Das Kurfürstentum S. vom Kaiserlichen Frieden bis zur preussischen Okkupation im J. 1806 (Hannov. 1894) und Geschichte des Königreichs S. (Leipzig, 1898—1901, 2 Bde.; weisse Partischn); Havemann, Das Kurfürstentum S. unter zehn-jähriger Fremdherrschaft 1803—1813 (Jena 1867); Reding, Memoiren zur Zeitgeschichte (Leipzig, 1881 bis 1884, 3 Bde.); v. d. Wengen, Geschichte der Kriegsergebnisse zwischen Preußen und S. 1866 (Götting 1885); Jänsche, Die Generalspolitik des ehemaligen Königreichs S. 1815—1866 (Marb. 1892); Uhlhorn, Hannoversche Kirchengeschichte (Stuttgart, 1902); Bär, Übersicht über die Verhältnisse des königlichen Staatsarchivs zu S. (Leipzig, 1900).

Hannover (hierzu der Stadtplan mit Registerblatt), Hauptstadt der gleichnamigen preuß. Provinz sowie des gleichnamigen Regierungsbezirks (s. unten), königliche Haupt- und Residenzstadt (seit 1890), Stadtfreis, liegt an der Südgrenze des niedersächsischen Heidegebiets, an der Leine, die hier die Zäme aufnimmt, 55 m ü. M. S. besteht aus der Altstadt, der 1746 angelegten Agidien-Neustadt auf dem rechten Leineweiler, der Kahlenberger Neustadt zwischen Leine und Zäme (schon im 13. Jahrh. vorhanden, 1714 mit Stadterweiterung versehen und 1824 mit der Altstadt vereinigt), der früheren Vorstadt Glodsee (1870 einverleibt), der seit 1845 am Bahnhof entstandenen Ernst-August-Stadt und den 1891 einver-

leibten frühern Landgemeinden List, Bahrenwald, Hainholz und Herrenhausen. Als Enklaven sind im Stadtgebiet eingeschlossen, aber nicht zu ihm gehörig die selbständigen Gutsbezirke »Königlicher Schloß- und Gartenbezirk Hannover« und Gutsbezirk Herrenhausen. Die neuen Stadtteile sind regelmäßig gebaut und in ihnen meist breiten Straßen mit prächtigen Gebäuden besetzt, die h. zu einer der schönsten Städte Deutschlands machen. Von den Straßen sind hervorzuheben: die Friedrichs- und die Königsstraße, die Straße am Schiffgraben, die Georg-, Hohenzollern-, Langensalza-, Benningen-, Tiergartenstraße u. Unmittelbar neben modernen Straßen stehen im Innern



Wappen der Stadt Hannover.

der Stadt interessante mittelalterliche Häuser mit hohen Giebeln und Erfern, besonders in der Schmiede- und Marktstraße. Von öffentlichen Plätzen sind zu nennen: der Ernst-August-Platz am Bahnhof mit dem Reiterstandbild des Königs Ernst August (modelliert von A. Wolff), der Theaterplatz mit dem Bronzestandbild des Komponisten Karlfriedrich Heinrich Dürck (modelliert von Harpner) und den Denkmälern des königl. hannoverschen Generalstabarztes Stromeyer und des Gründers der Technischen Hochschule Karmarsch (modelliert von Harpner), der Georgsplatz mit der Statue Schillers (modelliert von Engelhard), der Agidien- und der Königsplatz. Der Agidien- und der Königsplatz (auf ihm die mit einer Victoria gekrönte, 47 m hohe Vaterlofsäule und nahe dabei das Bronzestandbild des hannoverschen Generals v. Allen sowie das Leinizdenkmal), der Wafenplatz, der Friederikenplatz u. Außer den hierbei genannten Denkmälern hat die Stadt noch ein Lutherstandbild und zwei schöne Monumentalbrunnen.

Unter den zu gottesdienstlichen Zwecken dienenden Bauwerken (17 luth. Kirchen, eine unierte, eine reformierte, eine apokalyptische und eine Baptistenkirche, 3 kath. Kirchen und eine Synagoge) verdienen Erwähnung: die restaurierte Marktkirche (aus dem 14. Jahrh.) mit interessanten Denkmälern, schönen Glasmalereien und Altären und 91 m hohem Turm (dem höchsten der Stadt); die Neustädter Kirche mit einem zierlichen Turm und dem Grabmal des Philosophen Leibniz; die um 1300 erbaute Kreuzkirche mit berühmtem Turmbau, alten Epitaphien und Denkmälern, die 1864 vollendete Christuskirche, ein Geschenk des Königs Georg V., die 1249 zuerst erwähnte Agidienkirche sowie in den letzten Jahrzehnten neuerrichteten kirchlichen Bauwerke: die Garten-, Dreifaltigkeits-, Luther-, Lukas-, Garnisonkirche, die reformierte Kirche, die katholische Elisabethkirche und die Synagoge. Unter den hervorragenden Profandbauten sind zu nennen: das königliche Schloß (1630—40 erbaut), ein umfangreicher, im Innern prachtvoll eingerichteter Bau mit großartigem Portal; das ehemalige Palais des Königs Ernst August mit dessen Privatbibliothek (32.000 Bände) und der berühmten Graf Oeynhausen'schen Sammlung niederländischer genealogischer Materialien; das königliche Archibgebäude mit der 200.000 Bände und 3600 Manuskripte enthaltenden, im gemeinsamen Besitz des Staates, der Provinz und des Herzogs von Cumberland befindlichen königlichen und Provinzialbibliothek; das Gebäude des Landesdirektoriums; das alte Rathaus, ein aus dem 15. und

16. Jahrh. stammender, durch alte Skulpturen und Badrychen berühmter Backsteinbau, 1882 renoviert, im Innern mit Wandgemälden von Schaper; das königliche Schauspielhaus (1852, von Laves), eins der größten Deutschlands; das alte Zeughaus (jetzt städtisches Leihhaus), in dessen Nähe ein Begleitenturm, ein Rest der alten, 1357 angelegten Befestigungen; das 1856 von Hofe im romanischen Stil als Museum erbaute jetzige Künstlerhaus der Stadt h., das Justizgebäude, das neue Provinzialmuseum mit naturwissenschaftlichen, vorgeichtlichen, geschichtlichen, völkereundlichen und Kunstsammlungen, zum großen Teil im Besitz des Herzogs von Cumberland. Als besonders hervorragend sind zu nennen: der Bahnhof, 1876—80 erbaut, ein Muster für alle neuern Bahnhofsanlagen, und das Wafenloß, vom Hofbaumeister Trautman 1859 begonnen und bis 1886 fast vollendet, ursprünglich zum Residenzloß des weifischen Hauses bestimmt, 1875 zur Technischen Hochschule umgebaut. Unter den mittelalterlichen Privatgebäuden sind die Alte Kanzlei, das Leinizhaus, das Riefenbergische Haus und das Haus der Bäter die sehenswertesten.

Die Zahl der Einwohner ist seit 1864 bedeutend gestiegen. 1900 belief sich dieselbe mit der Garnison (ein Füßilierregiment Nr. 73, ein Infanterieregiment Nr. 74, ein Ulanenregiment Nr. 13, ein Artillerieregiment Nr. 10 und ein Trainbataillon Nr. 10) auf 235.639 Seelen, davon 207.621 Evangelische, 21.863 Katholiken und 4540 Juden. In bezug auf die Industrie nimmt h. unter den deutschen Städten einen hohen Rang ein. Hervorzuheben sind besonders: Eisenhütten und Maschinenfabrikation, Fabriken für Leinenwaren, Pianinos, Wagen, Schokolade, Kaffee, Lampen, lackierte Waren, Strohhüte, Farben, Zündhölzer, Tapeten, Glas, Asphalt, Parfümerien, Steinmetzen, Holze, Bronzewaren, Öfen, Geschäftsbücher, Kartonnagen, Gummiwaren u., Bierbrauerei und Brauereibrennerei. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer, durch 13 Konsulate fremder Staaten, eine Reichsbankhauptstelle (Umsatz 1903: 2843,7 Mill. Mk.), die Landescreditanstalt, Bank für Handel und Industrie, Braunschweig-Hannoversche Hypothekendarb., Kreditbank, Hannoversche Bank, Vereinsbank, Filiale der Dresdener Bank und zahlreiche Bankhäuser, durch mehrere Versicherungsanstalten, eine Börse und eine Getreidebörse, befaßt sich vorzugsweise mit dem dort erzeugten Fabrikaten, ferner mit Eisen, Gummi- und Zuckerwaren, Schokolade, Wein (besonders französische Rotweine), Kaffee, Reis, Häuten und Fellen, Steinölen. Ferner u. c. Dem Verkehr in der Stadt dient eine elektrische Straßenbahn. Für den Eisenbahnverkehr ist h. Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Wustermar-Hann., h.-Bischofsdörbe, h.-Altenbeken und h.-Elze. Die Zahl der Wohltätigkeitsanstalten ist ungemein groß; darunter treten besonders hervor: die Denkrüftenstiftung (Anstalt für Heilpädagogik, Krüppel u. c.), das Stift zum Heiligen Geist, das St. Nikolai-Stift, das Kloster, das von Sodecke Kloster, das Scholwinke Legat (für Waisenerziehung), die Wagnersche Stiftung, das Stephansstift.

Unter den Bildungsanstalten steht die Technische Hochschule (Sommersemester 1903: 106 Dozenten und 1590 Hörer) oben. Außerdem hat h. eine tierärztliche Hochschule, Kriegsschule, Militärerschule, ein Konfessionarium für Jüdisch, 3 Gymnasien, ein Mädchengymnasium, ein Realgymnasium, ein Oberrealschule, eine Reformerschule, 3 Realschulen, ein evangelisches Schullehrerseminar, eine israelitische

Lehrerbildungsanstalt, Handwerker- u. Kunstgewerbeschule, Dampfseilheizer- und Maschinenwärtereschule, Blumenanstalt, Gebirgsanlehnanstalt, Diakonissenanstalt (Penitentenstiftung) u.; ferner mehrere Bibliotheken (Königliche und Provinzialbibliothek, städtische und die der Technischen Hochschule) und wissenschaftliche Sammlungen (Provinzialmuseum (s. oben), Vaterländisches Geschichtsmuseum, Kunstgewerbliche Sammlung im Leibnizhaus, Kestnermuseum). Eines guten Rufes erfreut sich das Königl. Hoftheater; außerdem bestehen zwei private Schauspielhäuser. Es erscheinen in H. acht politische Zeitungen, darunter der *Hannoversche Courier* (s. b.), das *Hannoversche Tageblatt* und der *Hannoversche Anzeiger*. Von Behörden haben in H. ihren Sitz: das Oberpräsidium der Provinz und die königliche Regierung des Regierungsbezirks H., ein Landeskonsistorium und ein Konfitorium, die Provinzialverwaltung, Generalkommission (für H. und Schleswig-Holstein), Provinzialsteuer-, Eisenbahn- und Oberpostdirektion, Königspräsidium, Klosterammer, Landesversicherungsanstalt, Landchaft für die Fürstentümer Kalenberg, Höttingen und Grubenhagen, Landgericht nebst Kammer für Handelsachen, Landratamt für den Landkreis H. u.; ferner: die 3. Armeedivision, das Generalkommando des 10. Armeekorps und die Stäbe der 19. und 20. Division, der 88. und 89. Infanterie-, der 19. und 20. Kavallerie- und der 20. Feldartilleriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 17 Magistratsmitglieder und 24 Bürgervorsteher. Die ordentlichen Einnahmen der Stadt betragen 1901/02: 8,496,086 Mk., die außerordentlichen 5,271,728 Mk., die ordentlichen Ausgaben 8,648,996 Mk., die außerordentlichen 4,663,474 Mk. Die Stadt erhob 1902 an Gemeinde-Einkommensteuer 110 Krog, der Staatseinkommensteuer. Die Stadtschuld betrug 1900/01: 68,9 Mill. Mk. Das Wappen (S. 788) bildet eine zweifelhafte Burg mit offenem Th., zwischen den Türpfählen ein goldener Schild mit grünem Kleeblatt, zwischen den Türmen ein Löwe. — H. ist Geburtsort der Königinnen Luise von Preußen und Friederike von Hannover sowie des Astronomen Herschel, Isländs, der Dichter August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel, Reichenow u. a. — Zum Landgerichtsbezirk H. gehören die 16 Amtsgerichte zu: Burgwedel, Hameln, H., Kalenberg, Koppensbrügge, Lauenstein, Münden, a. H., Neustadt a. H., Oebarnkirchen, Oldendorf im Regbez. Kassel, Völle, Byrmont in Waldeck, Kinteln, Rodenberg, Springe und Bennigsen.

Die flache Umgebung von H. ist nicht ohne landwirtschaftlichen Reiz, teils durch die reiche Ausstattung mit öffentlichen Parks und Forsten, teils durch die Nähe einjämmer Feiden und Moore. 2 km im NW. der Stadt liegt das jetzt unverlebte Dorf Herrenhausen, nach dem eine berühmte Lindenallee führt. Hier befindet sich das Lustschloß Hannover, die Sommerresidenz der ehemaligen Könige von H., der Marstall, die Bildergalerie und ein großer, im französischen Geschmack gehaltenen Garten mit Orangerie, Wasserwerken u. c. Auf der entgegengesetzten Seite des Schlosses liegt der Berggarten, ein bekannter botanischer Garten mit zahlreichen Gemüschhäusern und der größten Palmenammlung Deutschlands, und in der Nähe das königliche Mausoleum mit den Grabmälern des Königs Ernst August und seiner Gemahlin (von Naumb.). Zwischen den Herrenhäuser königlichen Gärten und der Stadt dehnt sich der Georgenpark und im O. von dieser die Gärtenriede aus, ein schöner Wald, der von S. durch O. bis zum N. die Stadt um-

zieht. Am Eingang steht das prächtige, von Volz in Karlsruhe entworfene Kriegerdenkmal. Hier im O. der Stadt liegt auch der zoologische Garten. Als Vororte sind anzusehen: die Stadt Linden und die Landgemeinden Limmer, Ricklingen, Döhren, Bülsfel, Kirchrode, Grop- und Klein-Buchholz, Stöden.

Geschichte. H. wird zuerst 1183 urkundlich erwähnt, als sich Heinrich der Löwe hier aufhielt; um 1189 wird es als Stadt genannt. Von diesem erbt sie 1202 kein Sohn, Margraf Heinrich, der sie 1223 seinem Neffen Otto dem Kinde, dem Stifter der ältern braunschweigischen Linie, überließ. Beim Einfall des jungen Königs Heinrich in die weisischen Lande unterwarf sich H. 1227 dem Grafen Konrad von Lauenrode, wurde aber 1241 an Otto zurückgegeben. Bei der 1267 zu Queblinburg vorgenommenen Teilung der weisischen Lande fiel H. dem Herzog Johann und dessen Nachkommen zu. Von 1283 bis ins 14. Jahrh. besaß der Bischof von Hildesheim die Lehnhoheit über H. 1369 kam die Stadt an Herzog Magnus von Braunschweig. Nachdem sie Herzog Heinrich der ältere 1486 vergeblich belagert und 1490 ebenso erfolglos sich derselben mit List zu bemächtigen versucht hatte, fiel sie 1495 bei der Länderteilung an Herzog Erich den Ältern von Kalenberg. Schon 1386 war sie dem Hansebund beigetreten, 1533 wurde die Reformation gewaltsam eingeführt. Herzog Georg von Celle schlug 1636 hier seine Residenz auf, zu welchem Zwecke das Fürstbischöfliche zum Residenzschloß eingerichtet ward. 1680 wurde die Altstadt mit der Neustadt vereinigt. Als Kurfürst Georg Ludwig 1714 den englischen Thron bestieg, verließ der Hof die Stadt, doch blieb ein Hofstaat daselbst bestehen. 1747 wurde die Agibiden-Neustadt angelegt. Am 28. Aug. 1745 ward hier der Traktat von H. zwischen England und Preußen abgeschlossen, worin England versprach, für Preußen gegen Anerkennung des Kaisers Franz I. von Maria Theresia den Besitz Schlesiens zu erwirken; hier kam auch 8. Febr. 1814 der Friede zwischen Rußland und Dänemark zustande. 1810–13 gehörte H. zum Königreich Westfalen. Seit 1815 königliche Residenz dem Namen nach, war H. dies in Wirklichkeit erst seit 1837. Im Kriege von 1866 besetzten es die Preußen 17. Juni, und durch die Annexion ward es Hauptstadt der preussischen Provinz H. Es hat seitdem in baulicher und wirtschaftlicher Beziehung einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Vgl. »H. und Umgebung, Entwicklung und Zustände seiner Industrie u. Gewerbe« (Hannov. 1874); Hirschfeld, *Hannovers Großindustrie und Großhandel* (Leipz. 1891); Spilker, *Historisch-topographische Beschreibung der Residenzstadt H.* (1879); Sievert, *Sammlung topographischer stadthannoverscher Nachrichten* (1888); Strudmann, *Geognostische Skizze der Umgegend von H.* (Hannov. 1874); »H. an der Wende des Jahrhunderts« (Haf. 1899); Hüpeden, *Die Finanzen der Stadt H.* (Haf. 1904); »Urkundenbuch der Stadt H.« (Hrog. vom Historischen Verein für Niedersachsen, Haf. 1890 ff.); Hoppe, *Geschichte der Stadt H.* (Haf. 1845); Andreä, *Chronik der Residenzstadt H.* (Hildesb. 1859); Hartmann, *Geschichte von H. mit besonderer Rücksichtnahme auf die Entwicklung der Residenzstadt H.* (2. Aufl., Haf. 1886); Frensdorff, *Die Stadtverfassung Hannovers in alter und neuer Zeit* (Leipz. 1883); Bahrdt, *Geschichte der Reformation der Stadt H.* (Hannov. 1891); Ulrich, *Bilder aus Hannovers Vergangenheit* (Haf. 1891); Fischer, *Ruflin in H.* (2. Aufl., Haf. 1902); »Hannoversche Geschichtsblätter« (Haf. 1898 ff.).

Der **Regierungsbezirk Hannover** (f. Karte »Hannover u.«), 5717 qkm (103,88 Q.R.) groß, umfaßt das Fürstentum Kalenberg und die Grafschaften Doya (beide Bezirke jedoch nicht vollständig) und Diepholz, hat (1900) 647,908 Einw. (113 auf 1 qkm), davon 593,563 Evangelische, 45,423 Katholiken und 6575 Juden, und umfaßt die 13 Kreise:

Kreise	Q.Raum.	Q.Meil.	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Diepholz	633	11,60	21 593	34
Domsela	575	10,44	56 927	103
Hannover (Stadt)	40	0,73	235 639	—
Hannover (Land)	273	4,96	37 728	138
Doya	474	8,81	26 355	56
Kinden (Stadt)	6	0,11	50 028	—
Kinden (Land)	297	5,30	42 712	144
Kneußel a. R.	581	10,65	30 552	53
Rienburg	497	9,03	27 532	56
Springe	407	7,30	31 423	77
Stellenau	629	11,43	27 540	44
Sulingen	539	9,70	18 753	35
Espe	767	13,93	38 402	50

Über die betreffenden Reichstagswahlkreise f. Karte »Reichstagswahlkreise«.

Hannoversche Gewerke-Verfassungsgesetzgebung, f. Gewerke-Verfassungsgesetzgebung.

Hannoversche Evangelisch-lutherische Freikirche, Name der infolge der Wänderung des Trou-formulus der Einführung der bürgerlichen Ehe 1878 unter Führung von Theodor Farns (f. Farns 2) in Hermannsburg und andern Geistlichen, unter Austritt aus der Landeskirche gebildeten Kirchengemeinschaft, der sich der größere Teil der Gemeinde Hermannsburg, die Mitglieder des bürgerlichen Missionshaus und viele seiner Freunde anschlossen. Als 1890 die Hermannsburg'sche Mission Fülbing mit der Landeskirche nahm, gründeten die übrigen Gemeinden eine eigne Missionsanstalt in Bledmar. Die F. u. R. umfaßt zurzeit 8 Kirchspiele mit etwa 3050 Seelen und 10 ordinierten Geistlichen. Synodalpräsident ist Pastor Heide in Rettelkamp.

Hannoversche Legion (Weissenlegion), f. Hannover, S. 785, und Weissenlegion.

Hannoverscher Entwurf, Entwurf der deutschen Zivilprozessordnung, der auf Beschluß des Bundesrates von einer 1882—86 in Hannover zusammengetretenen Kommission hergestellt worden ist.

Hannoverscher Courier, in Hannover wöchentlich zwölfmal erscheinende, in ihrer jetzigen Gestalt 1872 aus der Verschmelzung dreier Lokalblätter hervorgegangene Zeitung nationalliberaler Richtung, die als Organ N. v. Bennigsen bis zu dessen Tode besondere Bedeutung hatte. Geklebet ist gegenwärtig (1904) Richard Jacobi. Bgl. Kunze Müller, S. 1. 1849—1899 (Hannov. 1899).

Hannoversch-Münden, f. Münden.

Hanoi (Hanoï, »Hort«), Hauptstadt der franz. Kolonie Tongking u. der Provinz S. (1900: 590,021 Einw.), seit 1902 (an Stelle von Saigon), auch von ganz Französisch-Indochina, unter 21° 2' nördl. Br. und 105° 45' östl. L., am linken Ufer des Songkoi, 175 km von dessen Mündung in den Meerbusen von Tongking, ist terrassenförmig angelegt mit 20 m breiten, in der Mitte mit schwarzen Marmorplatten belegten Straßen und hübschen Promenaden, ganz in chinesischem Stil, aber aus Ziegeln oder Steinen erbauten Häusern, Sie eines französischen Oberleutnants, mit (1900) 103,188, mit Nachbarnorten etwa 150,000 Einw., darunter 2000 Chinesen, zahlreiche eingeborne

Christen, die teils von französischen Missionaren, teils von spanischen Dominikanern bekehrt wurden, und 1088 Europäer (ohne das Militär). S. ist der literarische Mittelpunkt des annamitischen Reiches, wo die annamitischen Bücher gedruckt werden und in jedem Winter in das ummauerte »Lager der Wissenschaften« an 3000 Aspiranten für literarische Grade aus den entferntesten Provinzen zusammenkommen. 1899 bestanden 30 Schulen mit 1800 Schülern. Die eingeborne Industrie erzeugt für die bürgerliche Mode maßgebende Baumwolle u. Seidenstoffe, Filigranarbeiten aus Gold und Silber, lackierte Waren. Der Handel, meist in den Händen von Chinesen, neuerdings auch von Europäern, ist bedeutend; 1901 betrug die Ausfuhr 150,818 Ton. (besonders Reis, Zuckerrohr, Seide). Der Seehafen von S. ist das 93 km abwärts gelegene, jetzt mit Eisenbahn erreichbare Haiphong (S. h.); Schiffe von 1,8 m Tiefgang können bis S. hinaufgelangen, Boote bis Laotai. Die Eisenbahn nach Laotai war 1902 bis Ketoy fertig; außer dem führen Bahnen von S. nach Nambois (Ruß) und Lungkischu. Außerhalb der Stadt liegt die alte, für den damaligen Herrscher von Annam nach Bauartem System durch französische Offiziere erbaute Zitadelle mit einem Tempel, Wohnungen der Monarchen, Bureau, Koffern, Magazine, Arsenal, Schatzkammer u. S. wurde angeblich 767 n. Chr. von den Chinesen gegründet und lag damals dem Meere ganz nahe, ist ihm aber durch stetiges Anwachsen des Fluges immer mehr entrückt worden. 1427 wurde S. durch die nationenale Dynastie zur Hauptstadt von Annam und Tongking erhoben. Infolge des 1874 abgeschlossenen Vertrags von Saigon wurde neben zwei andern Häfen auch der von S. dem fremden Handel eröffnet und ein französischer Konsul mit militärischer Bedeckung in die Stadt zugelassen, die nach dem Kriege von 1882 beschossen, besetzt und mit Tongking 1883 unter französisches Protektorat gestellt wurde.

Hanotau (H. annot, »Waldriel, franz. Politiker, geb. 19. Nov. 1853 in Beaurevoir (Niedr.), studierte die Rechte sowie die Geschichte, wurde dann Lehrer an der Ecole des hautes études und 1879 Archivar im Ministerium des Auswärtigen. Nachdem er 1881 in das Kabinett des Ministers berufen worden, ward er 1885 zum Vizepräsidenten in Konstantinopel ernannt. Seit 1886 gehörte er der Deputiertenkammer als republikanisches Mitglied an und übernahm das Auswärtige Ministerium, das er 1894—98 innehatte. Er stürzte, weil er sich in der Dreyfus-Angelegenheit sehr zweideutig benommen hatte. 1897 wurde er Mitglied der französischen Akademie, fiel aber bei den Wahlen zum Senat 1. Jan. 1903 durch. Er schrieb: »Les villes retrouvées« (1880); »Origines de l'institution des intendants des provinces« (1884); »Henri Martin, sa vie, ses œuvres, son temps« (1885); »Etudes historiques sur le XVI. et le XVII. siècle en France« (1886); »Histoire du cardinal de Richelieu« (1893—1903, 3 B. 1 u. 2); »L'affaire de Madagascar« (1896); »L'énergie française« (1902); »Histoire de la France contemporaine 1871—1900« (1903 ff.); gemeinsam mit dem Grafen Houssinville: »Souvenirs de Mme. de Maintenon« (1902), und mit G. Bicaire: »La jennesse de Balzac; Balzac imprimeur et fondateur de caractères« (1904).

Hanoteau (H. annot, »Waldriel, franz. Maler, geb. 26. Mai 1823 in Deuze (Niedr.), geb. 7. April 1890 in Briet (Niedr.), bildete sich anfangs bei Vigou in der Genre-malerei aus, wandte sich aber bald der Landschaftsmalerei im realistischen Sinne zu. Nachdem er

1847 eine Landschaft aus der Umgegend von Compiègne ausgestellt, ließ er 1850 die Hütte an den Fontaines Noires und den darmherzigen Samariter (Museum in Reims), 1851 das Jagdrendevous in dem Bois de la Rochette und 1853 die Ernte im Kanton Jourdès folgen. Dann unternahm er eine Reise nach Algerien, von der er unter andern das Rottlo zu dem Bild: ein arabisches Lager vor den Mauern von Rabat mitdrachte. Von seinen späteren Landschaften und Genrebildern sind das Paradies der Gänse (1864, Museum in Marseille), der Dorfleich und die Krösche (beide im Luxemburg-Museum zu Paris), die Speisekammer der Bäcker, der Kuchst im Hühnerhof und die Seerose (im Luxemburg-Museum) die bedeutendsten.

Hanser (spr. Händner), Distrikt in der Karoo der britisch-südafrikan. Kapkolonie, umfaßt 5452 qkm mit (1901) 43000 Einw. (1855 Beise, 1737 Hottentotten, 718 Bantu). Der Hauptort H. am Zeeoelust, nahe der Bahnlinie Kimberley—Port Elizabeth, hat 874 Einw.

Hanser, Name mehrerer nordamerikanischer Städte: 1) in Pennsylvania, Grafschaft York, mit Fabriken und (1900) 5302 Einw. — 2) In New Hampshire, Grafschaft Strafford, am Connecticut, mit dem Dartmouth College (1902: 66 Dozenten, 787 Studierende, 85,000 Bibliotheksbände, Sternwarten) und (1900) 1884 Einw.

Hans, Mannesname, Abkürzung von Johannes und durch langen Gebrauch zu einem besondern Namen geworden. Das seit dem Ausgang des Mittelalters sehr häufige Erscheinen des Namens H. veranlaßte, daß er frühzeitig über den engern Kreis des Eigennamens hinaus trat und eine Art Gattungsnamen wurde, z. B. ein großer H., Großhans, Schmalthans, Frohshans, H. Dampf, H. in allen Gassen, H. Karc u.

Hans der Wühler (auch Hans von Wühl), erzählender Dichter des 15. Jahrh., wahrscheinlich aus Wühl in der Nähe von Kojatt, stand im Dienste des Erzbischofs von Köln (Friedrich III. von Suerwerden, gest. 1414). Er brachte zwei ältere volkstümliche Geschichten in poetische Form, nicht ohne Kritik und originelle Behandlung. Es sind: »Die Königs Tochter von Frankreich« (hrg. von Merzdorf, Oldenb. 1867), eine 1401 geschriebene Dichtung von ca. 15,000 Versen, deren Stoff bereits von einem ungenannten Dichter des 13. Jahrh. in »Rai und Bealor« (hrg. von Pfeiffer, Leipzig 1848) bearbeitet wurde und auch dem Volksbuch von der gebuldrigen Helena zugrunde liegt; jodann »Dialektans Leben« (hrg. von Keller, Luedeburg 1841), die Geschichte der sieben weißen Meiser enthaltend und 1412 in Boppelsdorf bei Bonn verfaßt. Vgl. Seelig in den »Straßburger Studien«, Bd. 3, S. 243; Behagel in der »Germania«, Bd. 36, S. 241.

Hans, lachender, Vogel, s. Baumtief.

Hans Wriem, als Held eines Märchens und als Fuhrmann des Christkindes eine volkstümliche Gestalt im westlichen Sachsen und in Thüringen. Sein Name wird 1524 zum erstenmal und zwar in enger Verbindung mit Klaus Harz (s. d.) genannt; das Märchen erzählt schon Luther in den Tischreden, Hansnecius (s. d.) hat es 1581 dramatisch bearbeitet. Als Fuhrmann des Christkindes tritt H. in zahlreichen Weihnachtsspielen des 17. und 18. Jahrh. als lustige Person auf. Vgl. Krofer in den »Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs«, Bd. 7 (1904).

Hans von Küstrin, Markgraf von Brandenburg, f. Johann.

Hansa (Hanse), altes deutsches Wort, das ursprünglich »Schar«, dann eine Vereinigung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen Zweck, eine Gesellschaft, Gilde bezeichnet, dessen Mitglied ein Hanser heißt. Als Verbindung zu gemeinsamen Handelsunternehmungen konnten H. und Hans zu als deren Niederlage zuerst in England in London aus dem ersten Drittel des 12. Jahrh. vor; Mercatores hanseati werden 1204 in Paris genannt. Das Zeitwort hanzen findet sich in Köln 1259 für eine gewisse Prozedur, die mit neu aufgenommenen Mitgliedern vorgenommen wurde, woher auch das neuere hanfeln abzuleiten ist. H. heißt auch das Recht, in fremden Ländern Handel zu treiben, sowie die Abgabe von diesem Handel (wie in dem Freibrief Kaiser Friedrichs I. für Lübeck 1188) und die Summe, für die der einzelne seine Teilnahme an der Genossenschaft erkaufte. Berhanzung heißt Ausstoßung aus dem Bunde der H.

Vorgangswieword H. oder Hanse und (hanseatischer Bund, Unia hanseatica) der große Städtebund genannt, der, aus der Vereinigung deutscher Kaufleute im Ausland entstanden, im 13. Jahrh. auch die Heimatsstädte näher miteinander verband. Von den im Ausland gebildeten Handelsniederlassungen deutscher Kaufleute ist der von den englischen Königen mit Privilegien reich ausgestattete Stalhof (Stapelhof) in London der älteste; von Kölner Kaufleuten gegründet, stand der Stalhof mit den flandrischen und weisfälischen Städten, bald auch mit Lübeck in lebhaftem Verkehr und bildete den Mittelpunkt für den westlichen Handel Deutschlands, da die »Hansen« in London den ganzen Ein- und Ausfuhrhandel Englands beehrten. Eine ähnliche Vereinigung deutscher Kaufleute für den Handel nach Schweden, Livland und Rußland bestand in Wisby auf Gotland, von wo der St. Petershof in Nowgorod gegründet ward. Lübeck und Hamburg gewannen in den Niederlanden, besonders in Brügge, um die Mitte des 13. Jahrh. wichtige Handelsprivilegien, woran sie auch andre Städte Anteil nehmen ließen, und schloßen 1241 einen Bund zur Sicherung ihres Binnenverkehrs zwischen Nord- und Ostsee. Dann ging Lübeck 1285 eine Verbindung mit den wendischen Städten Wismar, Rostock, später Stralsund und Greifswald ein, und die kleineren pommerischen und die märkischen Städte Demmin, Anklam, Stargard, Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Berlin-Köln und Frankfurt a. O. gesellten sich ihnen zu. Die niederländischen und niederrheinischen Städte Köln, Dortmund, Soest, Münster, Herford, Minden und die niederländischen schloßen mit Hamburg einen Bund, dem sich auch die entfernter liegenden preussischen Städte Thorn, Kulm, Danzig u. a. angeschlossen. Eine besondere Gruppe bildeten die Städte Livlands und Estlands sowie Gotland. So entstanden drei Drittel: das lübisch-wendische, das weisfälisch-preussische und das gottländische. Später traten sich die sächsischen Städte Wittenberg, Halle, Halberstadt, Hildesheim, Braunschweig, Hanover und Lüneburg unter der Leitung Bremens zu einer besondern Gruppe zusammen, so daß die H. nun in vier Quartiere zerfiel. Auch Breslau gehörte dem Bund an, und selbst Konstanz begie im Anfang des 15. Jahrh. den Bund, ihm beizutreten. Eine gemeinschaftliche Verfassung erhielt der Reichs- und Fürstentümliche umfassende Bund zuerst 1387 durch die »Königliche Konföderation«. Erhaltung und Erweiterung der einzeln oder gemeinsam in der Forderung der von den Landesherren erlangten Freiheiten, Ab-

nung gesicherter Fahrt zu Lande und zur See, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten zwischen Bundesstädten, um jede fremde Einmischung fernzuhalten, Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern der Städte, besonders des alten aristokratischen Regiments: das waren die hauptsächlichsten Ziele des Bundes. Handel und Seefahrt, Strand- und Stapelrecht, Münze und Gewicht wurden gleichmäßig geordnet; eine Bundesabgabe, das Bundgeld, lieferte der H. die zur Erfüllung ihrer Aufgabe erforderlichen Mittel, und eine Kriegsmotrilte setzte für jede Stadt die ihren Mitteln entsprechende Leistung von Konnoschosten und Schiffen fest. Im übrigen wurde jedem Quartier und innerhalb desselben den einzelnen Städten volle Freiheit gelassen, wie sie sich zu ihren Nachbarn halten wollten. In Lübeck, dessen Stadtrecht sich über die meisten hanseischen Städte verbreitete, wurden gewöhnlich alle drei Jahre die Tagungen abgehalten, die Lübed berief. Die Städte waren durch Abgeordnete vertreten; ihre Beschlüsse (Mezesse) betrafen auswärtige und innere Angelegenheiten. Fugte sich eine Bundesstadt den Anordnungen des Hansealtages nicht, so trat sie der hanseatische Bann, die »Verbanjung«, die, sehr gefürchtet, gewöhnlich die Unterwerfung zur Folge hatte.

Die erste große Aktion der H. war der Krieg gegen Dänemark, den König Valdemar IV. der 1361 Wismar erobert hatte. Eine Unternehmung der hanseischen Flotte unter Johann Wittenborg, Bürgermeister von Lübeck, gegen Kopenhagen 1362, das eingenommen und geplündert wurde, erweiterte an dem Angriff auf Schonen und führte 1363 zu einem Waffenstillstand. Nachdem die der H. feindlichen Könige Halon und Magnus von Schweden entthront und jener ihrer Albrecht von Mecklenburg eingekerkert worden, beschloßen im November 1367 zu Köln 77 Städte den Krieg gegen Dänemark: 1368 plünderte eine mächtige Flotte die Küste von Norwegen und besetzte Kopenhagen und die dänischen Inseln, so daß der dänische Reichsrot 1370 im Frieden von Stralsund der H. die wichtigsten Plätze am Sund einräumte, zwei Drittel der Einkünfte Schonens auf 15 Jahre verpfändete und versprach, doch fortan kein König, der nicht die Privilegien der H. bestätigt hätte, in Dänemark anerkannt werden sollte. Die Union von Kalmar (1397) dehnte die hanseischen Vorrechte auch über die andern skandinavischen Reiche aus, und 100 Jahre beherrschte die H. den Handel und den Fischfang in den nordischen Meeren und gestattete nur ihren Schiffen, dort zu verkehren. In allen Städten, besonders auf Schonen, waren deutsche Kaufleute eingebürgert; zu Bergen in Norwegen lebten deutsche Kaufleute, Schiffer und Handwerker in einem besondern Stadtteil; die Kaufleute, junge, kräftige Männer, immer bereit, mit dem Schweren ihre Interessen zu wahren, durften sich im fremden Lande nicht verheiraten oder Bürgerrecht annehmen. Noch dem Hölle Bischofs übernahm Danzig die Leitung des östlichen Handels, für den sich die Latiner (s. d. Westländer) von den russischen Großfürsten wichtige Vorrechte verschafften, und der in Kauen (Kowno) und im St. Petersburg in Nowgorod (von den Hanseaten deutsch »Kaugort« genannt) seinen Mittelpunkt hatte; von hier aus gingen die deutschen Kaufleute bis zum Ural und zum Eismeer und hielten namentlich kostbare Pelze. In England waren Hanseaten außer in London in Boston, Hull, York, Norwich u. dergl., von den Königen besonders durch das Privilegium von 1377 begünstigt, weil die Zölle, die sie für eingeführte Waren entrichteten, eine beträch-

liche Einnahmequelle darstellten. In den Niederlanden hatte die H. trotz mancher Privilegien mit einer scharfen Konkurrenz der einheimischen Städte zu kämpfen; dennoch war ihr Umlauf in Brügge, später in Antwerpen sehr bedeutend. Nicht unerheblich war selbst der Handel mit Frankreich, wo in Rouen, Harfleur, La Rochelle, Rochefort und Bordeaux hanseische Faktoreien bestanden, mit Portugal, wo 1452 in Lissabon eine Niederlassung errichtet wurde, und mit Spanien. Von Brügge aus wurden sogar Seefahrten nach Venedig unternommen, und aus dem Landwege wurden mit Verührung der süddeutschen Städte enge Verbindungen mit dieser Sammelstelle des internationalen Handels unterhalten.

Die Blütezeit des Bundes fällt in das 14. und einen Teil des 15. Jahrh. Durch eigene Kraft und durch Verträge mit mächtigen Fürsten verlor es die H., ihren Gliedern einen gewissen Schutz zu verschaffen, wie er sonst bei der Schwäche der Reichsgewalt fehlte, aber mit dem Erstarken der Fürstennmacht in Norddeutschland mußten die meisten Fürstentümer ihre Verbindung mit der H. lösen, die ihrerseits demüthigt war, in den Städten das aristokratische Element gegenüber dem demokratischen der Ränke zu behaupten. Die Einigkeit in der H. stürzte schon früh die Verschiedenheit der Interessen; besonders die westlichen Städte fanden sich durch das Übergewicht Lübeds und des wendischen Viertels in der Ostsee bedrückt, und als auch deren Betrieb die H. die Getreideausfuhr aus andern als hanseischen Häfen an der Ostsee verbot, fielen die holländischen Städte vom Bund ab, trotzten in dessen Folge mit Erich XI. von Dänemark auf der letzten Seite und vereinigten sich 1423 mit ihm zu einem Überfall auf die hanseischen Schiffe bei Schonen, worauf die H. alle dänischen Häfen holländischer Schiffe verbot. Auch die preussischen und livländischen Städte besetzten sich über den Eigennutz Lübeds, das fremde Flaggen und nichthanseische Kaufleute auf seinen Märkten nicht zuließ und allen Verkehr nur den hanseischen Schiffen vorbehielt.

Nach hielt die H. und besonders Lübeck an den alten Einrichtungen fest und paßte sich nicht rechtzeitig den neuen Bedingungen an, und als nach Entdeckung des Seewegs nach Ostindien die Portugiesen Antwerpen zu ihrer Niederlage machten, verharrete die H. in Brügge. Als sie dann endlich doch 1540 ihren Stapel von Brügge auch nach Antwerpen verlegte, war sie nicht mehr imstande, diesen Handel unter ihre Herrschaft zu bringen. Altzu nahen sie auch nicht an dem überseeischen Unternehmungen teil, verlor ihr Übergewicht auch in der Ostsee, und auch die Skandinavier suchten sich von dem hanseischen Handelsmonopol zu befreien. Gustav Wasa hatte, als er mit Hilfe der Lübeder den schwedischen Thron bestieg, der H. das Privileg erteilt, doch ausländische Nationen ohne einige Zeiten von der Fahrt durch den Sund und die Belte ausgeschlossen sein sollten. Das gleiche forberte nun der Bürgermeister von Lübeck, Jürgen Blasenweber (s. d.), auch von Friedrich I. von Dänemark, als der von ihm 1523 entthronte Christian II. seine Krone wiedererobern wollte. Da die Niederländer ganz vom Sund ausgeschlossen sein sollten, kam es zu einem Kriege zwischen ihnen und den wendischen Städten unter Lübeck. Dänemark zögerte erst und verband sich mit Schweden. Blasenweber suchte 1534 bei der demokratischen Partei in Dänemark und bei Christian II. von Dänemark Hilfe, um Friedrichs I. Sohn Christian III. zu stürzen, und sah sich auch nach einem Präzedenzfall für den schwedischen Thron um.

Doch im Krieg unglücklich, wurde Bullenweber 1585 durch die aristokratische Partei gestürzt, und so scheiterte sein ganzes Unternehmen. Von da an war die Handels Herrschaft der H. in Skandinavien gebrochen. Dänemark deutete den Sundjoll für sich aus; ein langwieriger Krieg mit Schweden endete damit, daß die Krone die Oberherrschafft im Baltischen Meere gewann. Ein besonders harter Schlag traf die H. von England aus, wo sie noch 1551 ein solches Übergewicht besaß, daß sie 44,000 Stüd englische Tücher, die Engländer selbst nur 1100 ausführten. Einzelnen Besuchen der englischen Herrscher, diesem Verhältnis ein Ende zu machen, war die H. im 15. Jahrh. mit blutigen Kampf begegnet. Königin Elisabeth forderte nun entzweien, daß dieselben Vergünstigungen, welche die H. in England vor andern Völkern genoss, auch den englischen Untertanen in den Hansestädten zu gewähren seien. Als die H. dies zurückwies, beschränkte die Königin die Erlaubnis zur Ausfuhr ungefärbter Tücher, selbst gegen Entrichtung höhern Jolles, auf 5000 Stüd. Der Hanseflag beantragte beim Reichstag, den Engländern allen Verkehr mit Deutschland und den Verkauf englischer Güter in Deutschland zu unterlagen, allein vergebens. Während Lübed immer noch die Aufrechterhaltung der alten Privilegien vertrat, schloß Hamburg bei der veränderten Weltlage einen Separatvertrag mit England und nahm die englische Kompanie der Advokatur bei sich auf. Lübed erlangte zwar 1582 vom Reichstag ein Gutachten, das den Advokatur den Handel im Reiche verbot, und 1597 auch ein kaiserliches Mandat darüber; aber Elisabeth hatte 1589 im Laio 60 hanseische Schiffe sapern lassen, nahm nach dem Erlaß des kaiserlichen Mandats den Stadhof weg und hob die Privilegien der H. in England gänzlich auf.

Die veränderten Weltverhältnisse, das Entstehen kräftiger nationaler Staaten und der unzweifelhafte Sieg der künftlichen Gewalt in Deutschland führten zuerst die Niederländer, dann eine Stadt nach der andern zum Abfall von der H., deren Vund zu Anfang des 17. Jahrh. aus nicht mehr als 14 Städten bestand. Dennoch wurde das Bündnis der H. und besonders Lübeds in kritischen Zeiten, namentlich wenn sich die Mächte über die Herrschafft in der Ostsee stritten, noch immer gesucht, so 1612 von den Niederlanden und Schweden gegen Dänemark und Spanien, später von Frankreich. Als Kaiser Ferdinand 1627 Norddeutschland unterworfen, das Prekland von Dänemark erobert und den Plan gefaßt hatte, in Gemeinschaft mit Spanien den Krieg gegen die protestantischen Staaten auch zur See zu führen, suchte er auch die H. für diesen Plan zu gewinnen und veranlaßte einen Hanseflag in Lübed (1627). Hier erbot sich Spanien, das Monopol des ganzen Kolonialhandels mit den Hansestädten zu teilen; doch wiesen diese namentlich aus Rüstfrauen gegen die kirchliche Reaktion der Habsburger den kaiserlichen Vorschlag ab. Nach dem Westfälischen Frieden war die Zeit der H. vorüber; die Versuche, sie zu erneuern, waren vergebens, umsonst erteilte Leibniz 1670 den Rat, »die Kommerzien durch Restabilisierung der Hansestädte wieder aufzurichten«. Da der Vund den frühern Schutz nicht mehr gewähren konnte, fielen nun auch die letzten Städte unter dem Einfluß der Fürsten ab, nur Lübed, Bremen und Hamburg behaupteten ihre Unabhängigkeit und repräsentierten noch den alten Hansebund. Auch erlangten sie durch allererbes Kapital, Geschäftsfunde und Umsicht wieder Bedeutung als Handelsstädte, Hamburg aber

überflügelte Lübed bei weitem. In den Napoleonischen Kriegen wurden die Hansestädte 1806 durch die Kontinentalarmee schwer getroffen und 1810 dem französischen Kaiserreich einverleibt; der Handel schwante zwischen völliger Vernichtung durch die Sperre und zwischen Iabelhaftem, aber legendem Schmuggelgewinn. Als die Wiener Kongresse die Hansestädten in Anerkennung ihrer hervorragenden Beteiligung am Befreiungskampf 1815 ihre Unabhängigkeit garantierte hatte, erneuerten sie ihr Bündnis; doch hat daselbe wenig mehr als den Namen mit dem alten Vunde der H. gemein. Vgl. Sarrorius, Geschichte des hanseatischen Bundes (Götting. 1802 — 1808, 3 Bde.) und Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen H. (Hrsg. von Lappenberg, Hamd. 1830, 2 Bde.); Barthold, Geschichte der deutschen H. (Leipz. 1862); Bindler, Die deutsche H. in Rußland (Berl. 1886); Daenell, Die Kölner Konföderation vom Jahre 1367 und die schoneschen Handelsstädte (Leipz. 1894) und Geschichte der deutschen H. in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (daf. 1897); Lindner, Die deutsche H., ihre Geschichte und ihre Bedeutung (2. Aufl., daf. 1901); D. Schäfer, Die H. (Bielef. 1903); das von Koppmann, v. d. Kopp und Schäfer in drei Abteilungen herausgegebene Urkundenwerk, »Hanseregister«: I: 1256 — 1430 (Leipz. 1870 — 97, Bd. 1 — 8), II: 1431 — 76 (daf. 1876 — 92, 7 Bde., vollständig), III: 1477 — 1530 (daf. 1881 — 99, Bd. 1 — 6); »Hanseische Urkundenbuch« (Hrsg. von Höhlbaum, Halle, dez. Leipz. 1876 — 1903, 9 Bde.); »Hanseische Geschichtsquellen« (Halle 1888 ff.) und die Zeitschrift »Hanseische Geschichtsblätter« (Leipz. 1872 ff.); letztere Werke gibt der 1870 gegründete Verein für hanseische Geschichte heraus.

Hansa, Kolonisationsgebiet der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft (f. d.) in Santa Catharina.

Hansig (der *hansig*), großes Sumpfsgebiet in Ungarn, am Ostufer des Neufiedler Sees, das zumeist im Komitat Bieleburg, teilweise auch in den Komitaten Odenburg und Raab liegt, gegen 400 qkm (7,5 QLR.) umfaßt und zahlreiche schwimmende Rasengründe und mehrere kleine Seen enthält. Das Mährisch und die Wäldungen des H., der in Folge der begonnenen Trockenlegung des Neufiedler Sees und der Regulierung der Flüße Ilva, Raab und Rabnitz z. T. entwässert wurde, liefern eine große Ausbeute an Schilf, Heu und Holz und sind auch reich an allerlei Wild. Der H. wird von der Rabnitz durchkreuzt, die zugleich als Abzugskanal dient. Den das Sumpfsgebiet vom Neufiedler See trennenden, 7,5 km langen Fahrdbamm ließen 1777 — 79 die Fürsten Esterházy errichten. Seit 1892 durchquert die Bahnlinie Preßburg — Steinamanger den H.

Hansäten, die Genossen der Hanfa (f. d., S. 789); Einwohner einer Hansestadt.

Hanseatische Kolonisationsgesellschaft, gegründet 1897 in Hamburg, bezweckt die Ansiedelung deutscher Kolonisten im süddrahtischen Staat Santa Catharina (f. d.), wo sie sämtliche Äkturen des in Liquidation getretenen »Hamburger Kolonisationsvereins von 1849« erworben und außer 7255 Hektar angekauften Privatbesitzes eine Landkonzession von 650,000 Hektar, d. h. fast das ganze noch unbefiedelte Land in Santa Catharina, erhalten hat. Das Gebiet bildet das fruchtbare Hinterland der beiden großen deutschen Kolonien Dona Francisca und Blumenau und ist in die beiden Bezirke Jacopa und Majahy mit den Verwaltungssitzen Joinville und Blumenau geteilt. Das Aktienkapital der Gesellschaft beträgt 1,150,000 RM;

dazu kammt eine 1903 aufgenommene Anteile von 1 Mill. Mk. Die Gesellschaft erhielt 1898 von der deutschen Regierung die Genehmigung zur Beförderung deutscher Auswanderer, von denen sie 1898—1902 insgesamt 2085 beförderung und zwar auf Grund eines Abkommens mit den beteiligten Schiffsgesellschaften zu billigem Preis. 18.000 Hektar Land sind bisher an Ansiedler verkauft, und die neugegründete Kolonie Hanja füllte Ende 1902: 1951 Bewohner. Vgl. Gieffrecht, Die deutsche Kolonie Hanja in Südbrazilien (Berl. 1899).

Hansegraf hieß ursprünglich ein vom Landesherrn beauftragter Vertreter einer kaufmännischen Genossenschaft, einer Hanse (s. Hanse), als welcher er die Interessen des Landesherrn und der Hanse zu vertreten hatte. Entstanden ist das Hansagrafenamt wohl in Flandern, von wo es sich bis nach Wien verbreitet hat. In Süddeutschland ist H. in der Form Hansagraf sowie wie Vorstand der Kaufmannsinnung, zugleich Richter in Innungsachen. Es gab nachgewiesenermaßen einen solchen (außer in einigen nördlichen Städten) in Dortmund, Warlen, Attendorf, Hameln, Kassel, Hofgeismar, Kegnburg, Wien, Graz und Aupzig; seine Befugnisse waren jedoch örtlich verschieden. Zuerst urkundlich bezeugt ist ein H. 1183 in Kegnburg. In Bremen hießen Hansegräven zwei Ratsherren, die bauliche Streitigkeiten der Nachbarn schlichteten. Vgl. Köhne, Das Hansagrafenamt (Berl. 1893); Loh, Das Kegnburger Hansagrafenamt (Stadtarchiv 1897).

Hanselmann, Ludwig, deutscher Geschichtsforscher, geb. 4. März 1834 in Braunschweig, gest. daselbst 22. März 1904, studierte seit 1853 in Jena anfangs neben Theologie Geschichte, wirkte als Hauslehrer in Medlenburg, begann Ende 1859 im Auftrag des Archivvereins in Braunschweig die Bearbeitung des sächsischen Urkundenbuchs, vertrat zugleich das Stadtarchiv und wurde 1865 als Stadtarchivar angestellt. H. gab unter anderem das Urkundenbuch der Stadt Braunschweig (Braunschw. 1862—1904, 3 Bde.), »Braunschweiger Chroniken« (Leipz. 1868—1880, 2 Bde.) sowie »Deutsches Bürgerleben: Das Schichtbuch 1292—1514« (Braunschw. 1886) heraus und schrieb: »Karl Friedrich Gauß. Zwölftes Kapitel aus seinem Leben« (Leipz. 1878); »Das erste Jahrhundert des Großen Klubs in Braunschweig« (1880); »Hugenbogens Kirchenerbnung« (1885); »Verfälschte, gesammelte Studien und Vorträge« (1887, 2 Bde.); »König Friedrich Wilhelm und General Olshemann« (1904) u. a.

Hanseln, sabel wie naden (vgl. Hanse, S. 789).

Hansemann, 1) Da v i d Ju s t u s L u d w i g, preuß. Staatsmann, geb. 17. Juli 1794 in Finkenwerder bei Hamburg, gest. 4. Aug. 1864 in Schlagentbad, wurde Kaufmann, führte die Geschäfte einer Verwaltung in Ebersfeld und etablierte sich 1818 in Aachen als Ballhändler. Er gründete hier 1825 die unter seiner Leitung rasch aufblühende Aachener Feuerversicherungsgesellschaft, deren Reinertrag zur Hälfte der öffentlichen Wohlfahrt dienen mußte, stiftete 1834 den Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit unter den ärmern Volksschichten und arbeitete seit 1836 für den Bau von Eisenbahnen (Schriften: »Die Eisenbahnen und deren Aktionäre in ihrem Verhältnis zum Staat« [Leipz. u. Halle 1837]; »Preußens wichtigste Eisenbahnfrage« [dof. 1837]; »Kritik des preussischen Eisenbahngesetzes von 1838« [Aachen 1841]; »über die Ausführung des preussischen Eisenbahngesetzes« [Berl. 1843]); seiner persönlichen Vermählung ist der

Bau der Eisenbahn von Köln über Aachen an die belgische Grenze zu danken; er gewann Einfluß auf die preussische Eisenbahngesetzgebung und war als Sachkenner geschätzt, als er 1844 infolge eines Konflikts von der Leitung der Eisenbahngesellschaft zurücktrat. Seit 1838 Handelsgerichtspräsident, gab er 1845 sein Handelsgesetz auf und trat als Abgeordneter in den rheinischen Provinziallandtag. Schon seit 1830 politisch tätig, war H. auf dem Vereinigen Landtag (1847) einer der hervorragenden Führer der freimüthigen Opposition und erhielt, als es nach der Erhebung im März 1848 die öffentliche Meinung zu beruhigen galt, das Portefeuille der Finanzen. Nach Camphausen's Rücktritt (25. Juni) bildete er mit Kuerswald, Kühlwetter u. a. ein neues Kabinett, das aber schon 28. Sept. wieder zurücktrat. Wohl erhielt er durch umfassende Maßnahmen dem Staatshaushalt den Kredit, obwohl viele seiner Vorschläge nicht ausgeführt wurden, aber die Aufgabe, den Ausbau der Verfassung friedlich durchzuführen, wußte auch er, von rechts und links gleich stark besetzt, nicht zu lösen. In der deutschen Frage Freund eines politisch-kommerziellen Verbandes nach Art des Zollvereins, widersprach er der deutschen Reichsverfassung vom 28. März 1849 wie der Union. Vgl. seine Schriften: »Die deutsche Verfassungsfrage« (Frankf. 1848); »Die deutsche Verfassung vom 28. März 1849« (Berl. 1849) und »Das preussische und deutsche Verfassungsrecht« (dof. 1850). Nach seinem Rücktritt vom Ministerium (Chef der Preussischen Bank und der Seehandlung, unterstützte H. als Mitglied der Ersten Kammer das Ministerium Brandenburg-Wanteuffel bei Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung, wurde aber, durch die reaktionäre Strömung zur Opposition gedrängt, im März 1851 als Vordirektor entlassen und legte 1852 auch sein Abgeordnetenmandat nieder. Er gründete hierauf 1851 die Berliner Diskontogesellschaft und machte sie zu einem der bedeutendsten Bankinstitute Deutschlands. Politisch ist H. noch 1861 und 1862 als Präsident der ersten beiden deutschen Handelsstage hervorgetreten, namentlich beim zweiten (München), wo der französische Handelsvertreter beraten wurde. Ein Denkmal wurde ihm 1884 in Aachen errichtet. Vgl. Bergengrün, David H. (Berl. 1901); »Die Diskontogesellschaft 1851—1901, Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum« (dof. 1901). — Sein Sohn Adolf, geb. 27. Juli 1826 in Aachen, gest. 9. Dez. 1903 in Berlin, war seit 1857 Mitinhaber und nach des Vaters Tode Direktor der Diskontobank, wurde 1872 geachtet und stand bis 1899 als Vorgesetzter der Direktion, seitdem als Vorsitzender des Verwaltungsrats an der Spitze der 1885 gegründeten Kugelmann-Kompagnie (s. d.). Testamentarisch stiftete H. 150.000 Mk., deren Zinsen zur Unterstützung deutscher Handwerker in den Ostmarken verwendet werden. — Der jüngere Sohn, Gustav, geb. 22. Juni 1829 in Aachen, gest. 20. Mai 1902 in Berlin, machte sich durch mehrere physikalische Schriften bekannt und schrieb ferner: »Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Zollvereins« (Berl. 1863); »Die Atome und ihre Bewegungen« (dof. 1871); »E. v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten für das Bewußtsein weiterer Kreise« (Leipz. 1874); »Die doppelte Buchführung in der Weltwirtschaft, ein Versuch zur Einführung des Prinzips von der Erhaltung der Kraft in die Sozialwissenschaft« (dof. 1901).

2) Ferdinand von, deutscher Politiker, Sohn von Adolf H. (s. oben), geb. 10. Sept. 1861, gest. 3. Okt. 1900 in Berlin, studierte die Rechte, erwarb

den juristischen Doktorgrad und widmete sich der Landwirtschaft. Er kaufte die polnische Herrschaft Bemowo (Kreis Gostyn) in der Provinz Posen und verwandelte sie durch umsichtige Tätigkeit in eine Musterwirtschaft (bedeutende Fohlenzucht), gründete zum Schutze des Deutschtums in Posen und Westpreußen mit Renneemann und v. Tiebemann den Deutschen Ostmarkenverein (s. d., Bd. 4, S. 737) und wurde deshalb von den Polen heftig angefeindet. Auch die Unzufriedenheit der Agrarier zog er sich zu, weil er die Sekhschmachung russischer Arbeiter bekämpfte.

Hansen, J. Hansen, S. 789.

Hansen, 1) Maurits, norweg. Dichter, geb. 5. Juli 1794 in Kibum, gest. 16. Mai 1842 in Kongsberg als Rektor der kommunalen Mittelschule, ist der erste Romanist, der erste Novellist und zu gleicher Zeit der produktivste Schriftsteller Norwegens. Seine unzähligen Dichtungen aller Art verraten vor allem den Einfluß Roussaus. Seine Novellen, mit Stoffen aus dem Alltagsleben, die ersten ihrer Art in Norwegen, sind die Hauptträger seines Ruhmes. Bedauerlicherweise nötigten ihn dürftige Lebensverhältnisse, sein Talent in Massenproduktion zu vergeuden. Seine »Novellen oder Fortweller« wurden von Schwach (1855—58), in Auswahl von Henrik Jaeger (1882) herausgegeben. Seine Biographie gibt Chr. Møller in »Markelinge Nordmænd«, Bd. 2.

2) Peter Andreas, Astronom, geb. 8. Dez. 1795 zu Tondern in Schleswig, gest. 28. März 1874 in Gotha, war anfangs Uhrmacher, wurde dann 1821 Assistent von Schumacher bei der dänischen Gradmessung in Holstein und bei der Sternwarte in Altona, 1826 Direktor der Sternwarte Serber bei Gotha. Auf seine Veranlassung ward 1857 die neue Sternwarte in Gotha erbaut. Hansens Tätigkeit war auf allen Gebieten der Astronomie und Geodäsie außerordentlich fruchtbringend. Die Theorie der Instrumente forberte er wesentlich durch seine Abhandlungen: »Methode, mit dem Fraunhoferischen Heliometer Beobachtungen anzustellen« (Gotha 1827); »Theorie des Äquatorrals« (Leipz. 1855). Er veröffentlichte ferner: »Theorie der Pendelbewegung mit Rücksicht auf die Gestalt und Bewegung der Erde« (gekrönte Preisschrift, Danz. 1858); »Geodätische Untersuchungen« (Leipz. 1865, 1868, 1869); »Von der Methode der kleinsten Quadrate und ihrer Anwendung auf Geodäsie« (dof. 1868); »Theorie der Sonnenfinsternisse« (dof. 1858). Die Hauptbedeutung Hansens liegt in seiner Theorie der Störungen der Planeten, der Kometen und des Mondes, für deren Berechnung er ganz neue Methoden schuf. Seine hauptsächlichsten diesbezüglichen Arbeiten sind: »Untersuchungen über die gegenseitigen Störungen des Jupiters und Saturns« (Berl. 1831); »Fundamenta nova investigationis orbitae verae, quam luna perlatrat« (Gotha 1838), auf Grund deren die »Tables de la lune construits d'après le principe newtonien de la gravitation universelle« (Lond. 1857) entworfen wurden, die den Lauf des Mondes mit großer Genauigkeit darstellen und noch jetzt die Grundlage der astronomischen Ephemeriden bilden; »Ermittlung der absoluten Störungen in Ellipsen von beliebiger Exzentrizität und Neigung« (Gotha 1843); »Auseinandersehung einer zweckmäßigen Methode zur Berechnung der absoluten Störungen der kleinen Planeten« (drei Abhandlungen, dof. 1856—59); »Darlegung der theoretischen Berechnung der in den Mondtafeln angewandten Störungen« (Leipz. 1862 u. 1864, 2 Hf.); »Über die Störungen der großen Planeten, besonders des

Jupiters« (aus dem Nachlaß, dof. 1875). Mit Olufsen in Kopenhagen bearbeitete er die »Tables du soleil« (Kopenh. 1854, Suppl. 1857).

3) Konstantin, dän. Maler, geb. 3. Nov. 1804 in Rom, wo sich sein Vater, der Porträtmaler Hans H., damals aufhielt, gest. 27. März 1880 in Kopenhagen, war anfangs zum Architekturstudium bestimmt, widmete sich aber bald der Malerei an der Kopenhagener Akademie des Ederbergs. Er malte zunächst ausschließlich Stoffe aus dem täglichen Leben und Porträts. 1835 ging er nach Rom, wo er neun Jahre blieb und italienische Genre- und Architekturbilder malte. Nach seiner Heimkehr nach Kopenhagen begann er die Ausführung der in Italien entworfenen Skizzen zur Dekoration der Vorhalle der Universität, wozu er zehn Jahre arbeitete. Bei dem Umbau des königlichen Theaters teilte er sich mit Jensen in die Dekoration des Zuschauerraums. Ein Hauptbild ist sein gesegelter Reichstag mit mehreren hundert Porträten. Vgl. Hannover, Maleren Const. H. (Kopenh. 1902).

4) Jens Andersen, dän. Politiker, geb. 7. Jan. 1806 in Odense, gest. 1. Juni 1877, erlernte bei seinem Vater das Schuhmacherhandwerk, wurde 1834 Organist in Rudstøbing, 1836 Schuhmachermeister, daselbst, ging aber 1842 nach Kopenhagen, wo er sein Handwerk aufgab, das Blatt »Almvennen« (»Vollfreunds«) gründete, vorübergehend auch Kasseur des »Fædrelandet« war und sich an der politischen Bewegung der 1840er Jahre in demokratischem Sinne eifrig beteiligte. Seit 1848 fast ununterbrochen Mitglied der Volksvertretung, spielte er als Führer der liberalen Bauernpartei eine große Rolle, bekämpfte erfolgreich die »Eiderdänen« (s. d.) und wirkte für die geistige und materielle Hebung des dänischen Bauernstandes. 1870 gehörte er zu den Stiftern der Vereinigten Linken. Kurz vor seinem Tode wurde er wegen bedeutender Unterschlagungen, die er als Vorsitzender zweier Versicherungsgesellschaften zu eigenem Vorteil und zu Parteizwecken begangen, in Untersuchungshaft genommen. Er veröffentlichte: »Vor Forfatnings Historie 1848—1866« (Kopenh. 1868—1872, 4 Bde.) und ein Memoirenfragment »Mit Livs Historie og Gjerning« (1876). 1878—79 erschien ein Teil seiner »Efterladte Papirer«. Vgl. Kugaaard, Bondevænnen J. A. Hansens Liv og Levned (1863).

5) Theophil, Architekt, geb. 13. Juli 1813 in Kopenhagen, gest. 17. Febr. 1891 in Wien, erhielt seine Ausbildung auf der Kunstakademie seiner Vaterstadt, besuchte mit einem Reisestipendium der dänischen Regierung 1838 Italien und Griechenland, wo sich sein Bruder Christian (1803—83, Hitherausgeber des Werkes über die Akropolis von Kios und Schaubert) aufhielt, verweilte acht Jahre in Athen und wurde hier Lehrer an der technischen Anstalt. Von den daselbst ausgeführten Bauten sind die Baron Sinoldes Sternwarte und das Privathaus eines reichen Griechen, Demetrios, zu nennen. 1846 siedelte er auf Einladung des Architekten Ludwig Förster nach Wien über. Mit diesem wirkte H. eine lange Zeit vereint, so an dem Bau der 1849 vollendeten evangelischen Kirche in Gumpendorf und der 1853—58 im byzantinisch-maurischen Stil erbauten Synagoge in der Leopoldstadt. Selbständig trat H. zuerst auf bei dem Ban des in demselben Stil ausgeführten Wasserwerks des Arsenals in Wien. Diese Periode seiner Tätigkeit kennzeichnet sich durch eine Vorliebe für frühmittelalterliche Sitze und Anwendung farbigen Materials. Andre Bauwerke byzantinischen Stils von ihm sind der Friedhof der Wiener evangelischen Gemeinde mit

seiner Kapelle, der Neubau des am Fleischmarkt gelegenen Pfarr- und Schulgebäudes und die Kuppelkirche der nichtunierten Griechen in Wien (1858). In den Jahren 1860 und 1861 hielt er sich wieder in Wien auf, wo ihm Baron Sina den Bau der griechischen Akademie der Wissenschaften übertragen hatte. Nach seinen Plänen entstanden in Wien seit 1860 das evangelische Schulhaus, der Heinrichshof, ein solennes, palastartiges Wohnhaus, der durch glänzende Ausführung ausgezeichnete Palast des Erzherzogs Wilhelm und das Gebäude der Gesellschaft österreichischer Kunstfreunde. Diese Werke zeigen einen eigentümlichen, der Renaissance am nächsten verwandten Stil, der in studierter Strenge eine Anpassung der griechischen Formen an das moderne Bedürfnis des nordischen Lebens versucht. Dadurch erscheint H. als Fortsetzer von Schinkel's Wirksamkeit. Eine neue Periode seiner Tätigkeit beginnt mit den 1870er Jahren, in die drei seiner Hauptwerke: die Börse (s. Tafel »Börsengedäude I«, Fig. 2), die Akademie der bildenden Künste (beide in italienischer Renaissance) und das Parlamentsgebäude (seine edelste und harmonischste Schöpfung im Anschluß an hellenische Bauformen), fallen. Zuletzt hat er ein Restaurationsprojekt für das abgebrannte Schloß Christiansborg in Kopenhagen ausgearbeitet. Weniger glänzend ist H. im kunstgewerblichen Fache gewesen. Das Bedeutendste auf diesem Gebiet leistete er in der innern Dekoration und Ausstattung des Palastes des Bankiers Todesco. Bis 1884 war er Professor an der Wiener Kunstakademie. Vgl. Riemann und Helbig, Theophilus H. und seine Werke (Wien 1893).

6) Heinrich, dän. Maler, geb. 23. Nov. 1821 in Hadersleben, gest. 11. Juni 1890 in Kopenhagen, trat 1842 in die Akademie zu Kopenhagen, um sich zum Dekorationsmaler auszubilden, und war als solcher bei den Katerrien an der Außenseite des Thorwaldsen-Museums u. denen der Kapelle Christians IV. im Dom zu Roskilde beschäftigt. Nachdem er 1847 die bedeutendsten Kunsthäute Deutschlands besucht hatte, wurde er Lehrer der Perspektive und begann die Architekturmalerie, machte aber, um seine Kenntnis malerischer Gebäude zu erweitern, noch Reisen durch das westliche Europa bis Spanien. Von seinen Bildern, die sich durch eine gute Führung des Lichtes auszeichnen, sind vier in der Galerie zu Kopenhagen, unter ihnen das Zimmer Christians IV. im Schloß Kopenhagen. 1875 besuchte er Italien. 1878 brachte er auf die Pariser Ausstellung den Saal der vier Türen im Dogenpalast zu Venedig und das Fredenbagenische Zimmer in Lübeck, 1887 das Innere der Kirche im Schloß Fredensborg.

7) Karl Frederik Sundt, norweg. Maler, geb. 30. Jan. 1841 in Stavanger, bildete sich in Kopenhagen, Düsseldorf und Paris zum Genremaler aus und arbeitete eine Zeitlang mit Tidemand, in dessen Art er später meist Bilder aus dem norwegischen Volksleben malte. Seine hervorragendsten Werke sind: die Konfrontation (Nationalmuseum in Stockholm), im Gefängnis (Nationalgalerie in Christiania) und das Begräbnis auf dem Veere (1890), städtische Galerie in Danzig). H., der in Kopenhagen lebt, ist Mitglied der schwedischen und der dänischen Kunstakademie.

8) Gerhard Armauer, Mediziner, geb. 29. Juli 1841 in Bergen (Norwegen), studierte seit 1859 in Christiania, wurde 1869 Arzt am Pflagestift für Aussäugige in Bergen, ging 1870—71 nach Bonn und Wien hauptsächlich zu mikroskopisch-anatomischen Studien, trat 1872 wieder die Stelle am Pflagestift

an und wurde 1875 Direktor des Hospitals. 1881 erkrankte er den Lepraerkrankung, und mit so großem Erfolg widmete er sich der Ausrottung der Krankheit, daß 1898 zwei Spitäler (in Bergen und Molde) geschlossen werden konnten, da die Zahl der Kranken auf den dritten Teil zurückgegangen war. Mit Ehlers, Koch und Lassar veranlagte er 1897 die Einberufung der Lepraconferenz durch die deutsche Regierung. Auch als Zoolog hat er Bedeutendes geleistet, und seit 1894 ist er Präsident des Museums in Bergen. Er schrieb: »Lepra (Spedalskhed), klinisk og pathologisk-anatomisk fremstillet« (mit Looft, Bergen 1897; engl. von Haller, Lond. 1895). 1901 wurde ihm ein Denkmal in Bergen errichtet.

9) Emil Christian, Botaniker, geb. 8. Mai 1842 zu Ribe in Jütland, war zuerst Zimmermaler, besuchte in Kopenhagen die Kunstschule, wandte sich dann aber den Wissenschaften zu, ging 1862 als Hauslehrer nach Seeland, arbeitete ein Jahr in Kopenhagen, mußte dann wieder eine Hauslehrerstelle auf Jütland annehmen, studierte seit 1866 mit einem Stipendium des Kultusministeriums in Kopenhagen Mathematik und Naturwissenschaft und wurde dann Lehrer an einem Gymnasium daselbst. Seit 1871 studierte er in Kopenhagen Botanik und Chemie für die Zwecke der Pflanzenphysiologie. Bald beehrte ihn er sich hauptsächlich auf das Studium der niederen Pflanzen, publizierte eine Untersuchung über die Torfmoore und 1876 »Fungi funiculi danici«. Dann wendete er sich der Gärungsphysiologie zu, arbeitete seit 1878 im Physiologischen Laboratorium Carlsberg bei Kopenhagen, promovierte 1879 mit einer Arbeit über die Organismen im Bier und in der Bierwürze und wurde zum Direktor des Laboratoriums ernannt. Er lieferte epochemachende Untersuchungen, speziell über die Gärungsorganismen (Saccharomyzen), suchte den Wirkbegriff bei den Mikroorganismen festzustellen, bereicherte die Physiologie der Zelle und studierte die Bedingungen der Veränderlichkeit der Mikroorganismen. Zugleich wendete er seine Forschungsergebnisse auf die Praxis an und schuf für die Gärungsindustrie durch den Nachweis der Schädlichkeit der Defektkulturen eine neue rationale Basis. Er konstruierte 1887 mit Mühle einen Apparat zur fabrikmäßigen Erzeugung von Weinhefe, der seitdem in vielen Brauereien mit bestem Erfolg angewendet worden ist. Auch für die Spiritusdestillation, die Pflanzensubstitution und die Weinbereitung ist die Hefe reinzucht bedeutungsvoll geworden. 1892 wurde H. zum Professor ernannt. H. schrieb: »Recherches sur les microorganismes qui à différentes époques de l'année se trouvent dans l'air, à Carlsberg et aux alentours« (in den »Mitteilungen des Carlsberger Laboratoriums«, 1879—82); »Recherches sur la physiologie et la morphologie des ferments alcooliques« (das. 1881—1902); »Recherches sur les bactéries acétifiantes« (das. 1879, 1894 u. 1900); »Untersuchungen über die Praxis der Gärungsindustrie« (3. Aufl., Münch. 1895; Heft 2, das. 1892); »Experimental studies on the variation of yeast cells« (in den »Annals of botany«, 1895). Seit 1899 ist er Herausgeber des »Zentralblattes für Bacteriologie, Parasitenkunde und Infektionskrankheiten« und publizierte darin: »Untersuchungen über den Kreislauf der Hefenarten in der Natur« (1903).

10) Joseph, deutscher Geschichtsforscher, geb. 26. April 1862 in Wachen, studierte 1880—83 in Bonn, Berlin und Münster, wurde 1885 Mitarbeiter der Münchener Historischen Kommission für die Ausgabe der Städtechroniken, war 1886—89 Assistent an den

königlichen Staatsarchiven zu Koblenz und Münster, 1889—91 Assistent am königlich preussischen Historischen Institut in Rom und wurde 1891 Direktor des Historischen Archivs der Stadt Köln; seit 1893 ist er zugleich Vorsitzender der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. Seine Hauptstudien liegen auf dem Gebiete der Inquisition und Gegenreformation, zu deren Erforschung er öftere Studienreisen unternahm. V. veröffentlichte: »Chroniken der deutschen Städte: Dortmund, Soest« (Leipz. 1887 u. 1889); »Westfalen und Rheinland im 15. Jahrhundert«, Bd. 1: Die Soester Fehde; Bd. 2: Die Münstersche Stiftsfehde (dof. 1888—90); »Kunztatberichte aus Deutschland 1672—1685« (Berl. 1892—94, 2 Bde.); »Rheinische Altien zur Geschichte des Jesuitenordens 1542 bis 1582« (Bonn 1896); »Zauberraub, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung« (Münch. 1900); »Quellen u. Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter« (Bonn 1901). Seit 1892 gibt V. auch die »Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst« (bis 1903 gemeinsam mit Hettner) sowie die »Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln« heraus.

Hanserezeß, Beischlässe der Abgeordneten, Ratsmitglieder der einzelnen Hansestädte. Vgl. Hansa.

Hansestädte, Städte, die zum alten Hansabund gehörten; jetzt die drei Städte Hamburg, Bremen und Lübeck. Vgl. Hansa.

Hansgraf, f. Hansgraf.

Hansjakob, Heinrich, kath. Volkschriftsteller, geb. 19. Aug. 1837 in Haslach (Baden), studierte in Rastatt und Freiburg, wurde 1863 zum Priester geweiht und machte im selben Jahr das philologische Staatsexamen, war dann als Gymnasiallehrer in Donaueschingen, seit 1865 als Realschuldirektor in Waldbach tätig, wurde jedoch wegen politischer Tätigkeit zweimal zu Festungsstrafe verurteilt (vgl. seine Schriften: »Auf der Festeung«, 4. Aufl., Kassel 1902; »Im Gefängnisse«, Mainz 1874), 1868 entlassen und noch in demselben Jahr als Pfarrer in Hagnau am Bodensee angestellt. Seit 1884 ist er Stadtpfarrer in Freiburg i. Br. Seine schriftstellerische Tätigkeit begann er mit einigen geschichtlichen Schriften, wie: »Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit ihrer Stadt« (Ehrb. 1867); »Die Goldpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald« (Waldbach 1867; 3. Aufl., Freiburg 1896); »Der Waldbacher Krieg vom Jahr 1468« (Waldbach 1868, 2. Aufl. 1901); »Herimann der Lehme von der Reichenau« (Mainz 1875), denen später »Der schwarze Bärwald, der Erfinder des Schießpulvers« (Freiburg 1891) folgte. Dann veröffentlichte er: »In Frankreich«, »Erinnerungen« (Mainz 1874); »In Italien« (dof. 1877, 2 Bde.); »In den Niederlanden« (Heidelberg 1881, 2 Tle.; 2. Aufl. 1901); »In der Residenz. Erinnerungen eines badiſchen Landtagsabgeordneten« (dof. 1878) und »Aus meiner Jugendzeit« (dof. 1880, 6. Aufl. 1903); »Aus meiner Studienzeit« (dof. 1885, 5. Aufl. 1902); »Aus tranken Tagen« (dof. 1895, 4. Aufl., Oplau 1904), sowie als Tagebuchblätter: »Im Paradies« (dof. 1897), »Waldläuten« (Stuttgart 1899), »In der Kartause« (dof. 1900), »Letzte Fahrten« (dof. 1902), »Verlassene Wege« (dof. 1902) und »Stille Stunden« (dof. 1904). Als Erzähler zeigt sich V. innig mit seinem Volke verwachsen in einer Reihe oft aufgelegter Schwarzwald- und anderer Geschichten: »Wilde Kirſchen« (Heidelberg 1888); »Dürre Wälder« (dof. 1889—90, 2 Bde.);

»Schneeballen« (dof. 1892, 3 Tle.); »Der Bogt auf Mühlstein« (Freiburg 1895); »Bauernblut« (Heidelberg 1896); »Der Leutnant von Hasle« (dof. 1896); »Der steinerne Ramm von Hasle« (Stuttgart 1898); »Waldleute« (dof. 1897); »Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin« (dof. 1898); »Ergbauern« (dof. 1899); »Aus dem Leben eines Unglücklichen« (dof. 1900); »Aus dem Leben eines Glücklichen« (dof. 1901); »Reine Rodonna« (dof. 1903). Viel bemerkt wurde seine vortreffliche kleine Schrift: »Unsere Volkstrachten; ein Wort zu ihrer Erhaltung« (4. Aufl., Freiburg 1896). Auch erschienen mehrere Bände seiner Kanzleireben (Freiburg 1890—1900, in wiederholten Auflagen) und seine »Ausgewählten Schriften« (Heidelberg 1895—96, 8 Bde.). Vgl. H. Pfister, Heinrich V. (Stuttgart 1901); Fischhoff, Heinrich V., der Schwarzwälder Dorfdiener (Kassel 1903).

Hansjochenwinkel, die Gegend der Altmark bei Salzwedel, weil dort die Vornamen Hans Joachim unter der ländlichen Bevölkerung stark verbreitet waren.

Hanslein oder Schede (v. engl. jacket), Schedenrod, der im 14. Jahrh. in Deutschland aufgekommene Name des kurzen, engen, unter dem andern Gewändern, jedoch auch über dem Harnisch getragenen Rodes, mit engen gangen oder halben Ärmeln. Die Benennung war ebenso von dem Namen Hans hergenommen wie die Bezeichnung Jacke (Jackett) von Jakob.

Hanslid, Eduard, Musikschritsteller, geb. 11. Sept. 1825 in Prag, grif. 6. Aug. 1904 in Wien, Sohn des böhmischen Bibliographen Joseph Adolf V. (gest. 2. Febr. 1859), erhielt seine Musikbildung durch Tomasek in Prag, studierte aber in Prag und Wien die Rechte, promovierte 1849 zum Dr. jur. und trat in den Staatsdienst, aber schon 1848—49 war er Musikreferent der »Wiener Zeitung«, und als seine erste Schrift: »Vom Musikalischen Schönen« (Leipzig 1854, 10. Aufl. 1902; mehrfach überfetzt), einen sensationellen Erfolg hatte, wählte er die Musik zum Lebensberuf, habilitierte sich als Privatdozent für Ästhetik und Geschichte der Tonkunst an der Wiener Universität und wurde 1861 zum außerordentlichen, 1870 zum ordentlichen Professor ernannt. 1895 trat er in den Ruhestand. 1854 übernahm V. die Redaktion des musikalischen Teils der »Freife«, 1864 aber die der »Neuen Freien Preife« und stieg schnell zu hohem Ansehen als musikalischer Kritiker. V. stand der Programmmusik ablehnend gegenüber und hat auch gegenüber Wagners Reformen fortgesetzt einen sehr reservierten Standpunkt eingenommen, muß aber nichtsdestoweniger als einer der kenntnisreichsten und urteilsfähigsten Schriftsteller über die Musik der Gegenwart anerkannt werden. Eine wertvolle historische Arbeit ist seine »Geschichte des Konzertwesens in Wien« (Wien 1869—70, 2 Tle.). Seine Kritiken und Revueleistungen erschienen gewöhnlich und überarbeitet unter folgenden Titeln: »Aus dem Konzertsaal. 1848—1868« (Wien 1870, 2. Aufl. 1897); »Die moderne Oper. Kritiken und Studien« (Berl. 1875—1900, 9 Bde.); Bd. 1 in 10. Aufl. 1900, Bd. 2: Musikalische Stationen (6. Aufl. 1901), Bd. 3: Aus dem Opernleben der Gegenwart (4. Aufl. 1901), Bd. 4: Musikalisches Tagebuch (3. Aufl. 1896), Bd. 5: Musikalisches und Literarisches (3. Aufl. 1890), Bd. 6: Aus dem Tagebuch eines Musikers (3. Aufl. 1892), Bd. 7: Fünf Jahre Musik (3. Aufl. 1896), Bd. 8: Am Ende des Jahrhunderts (3. Aufl. 1899), Bd. 9: Aus neuer und neuester Zeit (1900). Dazwischen erschienen noch die Sammlungen: »Zweite Aufsätze über Musik und Mu-

sifer« (Leschen 1884); »Konzerte, Komponisten und Virtuosen der letzten Jahre, 1870—1885« (Berl. 1886, 3. Aufl. 1896) und seine Selbstbiographie: »Aus meinem Leben« (1.—3. Aufl., das. 1894, 2 Bde.).

Hansom (engl., lat. *Hansoni*), in England eine nach dem Erfinder benannte zweirädrige, leichte, ungedeckte, schnell fahrende Droschke mit nur zwei Sigen. Der erhöhte Kutscherbod befindet sich im Rücken der Fahrgäste, mit denen der Kutscher durch eine Öffnung im Verdeck sich verständigen kann; auch als Luxuswagen gebaut.

Hansen, Georg, Nationalökonom, geb. 31. Mai 1809 in Hamburg, gest. 19. Dez. 1884 in Göttingen, studierte in Heidelberg und Kiel, habilitierte sich 1833 als Privatdozent an der Universität Kiel, war 1834 bis 1837 Mitglied der deutschen Abteilung des Generalholl. und Handelsdepartements in Kopenhagen, wurde hierauf als Professor nach Kiel, 1842 nach Leipzig, 1848 nach Göttingen und 1860 als Dielericus Nachfolger nach Berlin, 1869 wieder nach Göttingen berufen. 1862 wurde er in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er hat vorzüglich einzelne nationalökonomische oder finanzielle Fragen geschichtlich behandelt. Viele seiner Arbeiten sind im »Neuen staatsbürgerlichen Magazin«, im »Journal für Landwirtschaft«, in der »Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft« und in den in neuer Folge von H. in Gemeinschaft mit Rau herausgegebenen »Archiv der politischen Ökonomie« enthalten. Von besonders erschienenen Schriften Hansens sind zu erwähnen: »Historisch-statistische Darstellung der Insel Rügen« (Altona 1832); »Statistische Forschungen über das Herzogtum Schleswig« (das. 1832—33, 2 Hefte); »Das Amt Bordesholm« (Kiel 1842); »Die Aushebung der Leibeigenschaft und die Umgestaltung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Schleswig und Holstein« (Petersb. 1861); »Die Gefhörschaften im Regierungsbezirk Trier« (Berl. 1863); »Über die Pleistozänflora in Deutschland« (Wötting. 1872); »Zur Geschichte norddeutscher Gutswirtschaft seit Ende des 16. Jahrhunderts« (das. 1875). Eine Sammlung früherer Arbeiten hat er als »Agrarhistorische Abhandlungen« (Leipz. 1880—1884, 2 Bde.) heraus.

Hansson, 1) Olo, schwed. Schriftsteller, geb. 12. Nov. 1860 in Hönköping (Schonen) als Sohn eines Bauers, studierte in Lund, bereite seit 1882 Europa und lebt seit 1889 in Deutschland. Er gehört zu den Vertretern der realistischen Schriftsteller, die in den 1880er Jahren die neue schwedische Literatur anbahnten. In der Sammlung »Nattarna« (1883) veröffentlichte er Gedichte voll träumerischer Naturlyrik; seine Prosanovelle »Sensitiva amorosa« (1887; deutsch, Berl. 1892) erfuhr heftige Anfechtungen wegen ihres Stils. Von den zahlreichen übrigen Werken Hanssens, die er in schwedischer, dänischer, norwegischer oder deutscher Sprache schrieb, erwähnen wir: »Baras, falsche Gedichte« (zuerst deutsch, Berl. 1890; dän. 1890); »Zung Ciega Lieber« (1892); »Liedesqualen« (1892); »Reise nach Hause. Eine Jugend- und Wandergeschichte« (1894); die Romane: »Frau Ester Bruce« (dän. 1893; deutsch, Bresl. 1895; schwed. 1900); »Der Schutzengel« (deutsch, Berl. 1896); »Vor der Ehe« (das. 1895) und »Geschichte in Versen und Prosa« (1901). In zahlreichen Essays hat sich H. als geistreicher Kritiker hervorgetan. Wir erwähnen die deutsch und norwegisch erschienenen »Literarischen Silhouetten« (1885); »Friedrich Nietzsche« (Leipz. 1890); »Das junge Stand-

naben« (Dresd. 1891); »Seher und Deuter« (Berl. 1895); »Der Materialismus in der Literatur« (deutsch, Stuttg. 1892; auch schwedisch) und die deutsch erschienene psychologische Studie »Alte Frauen« (2. Aufl., Berl. 1895), in der er den ungelunden, verflachten Einfluss des modernen Hyperkulturlebens auf die Forderungen der Liebe schildert.

2) Laura, geborne Mohr, seit 1889 die Gattin Cla Hanssens, geb. 1. Mai 1854 in Riga, hat unter dem Pseudonym Laura Marholm Aufsehen erregt durch ihre »Entscheidungen« der Frauenpsychologie in Bezug auf Liebe und Geschlechtsleben. Bekannt sind ihre Essaybände: »Wir Frauen und unsere Dichter« (Wien 1896); »Das Buch der Frauen. Zeitpsychologische Porträts« (5. Aufl., das. 1899); »Zur Psychologie der Frau« (2. Aufl., das. 1903, 2 Tle.).

Hanet, bei Pflanzennamen Abkürzung für Joh. von Hanstein (s. d.).

Hanstein, Christoph, Astronom, geb. 26. Sept. 1784 in Christiania, gest. daselbst 15. April 1873, studierte in Kopenhagen die Rechte, dann Mathematik, ward Lehrer in Frederiksborg auf Seeland, 1814 Professor an der Universität zu Christiania, wo er 1849 die Universitäts-Sternwarte und ein magnetisches Observatorium erbaute. 1828—30 bereiste er mit Erman Sibirien. Seit 1837 leitete er die trigonometrische Vermessung Norwegens und trat 1861 in den Ruhestand. Sehr wichtig sind seine »Untersuchungen über den Magnetismus der Erde« (Christ. 1819, mit Atlas) und seine »Resultate magnetischer, astronomischer und meteorologischer Beobachtungen auf einer Reise nach Sibirien« (das. 1863). Er schrieb noch: »Reiseerinnerungen aus Sibirien« (deutsch von Sebald; 3. Aufl., Leipz. 1854); »Meteorologische Beobachtungen 1837—1863« (Christ. 1862—65); »Vorlesungen über Astronomie«, »Lehrbuch der Geometrie« (das. 1835); »Lehrbuch der Mechanik« (das. 1836—38, 2 Bde.); seit 1822 gab er mit Lundh und Roschmann das »Magazin for Naturvidenskaberne« heraus.

Hanstein, 1) Johannes von, Botaniker, geb. 15. Mai 1822 in Potsdam, gest. 27. Aug. 1880 in Bonn, erlernte die Gärtnerkunst, besuchte 1840—44 die Gärtnerlehranstalt in Potsdam, studierte dann in Berlin, habilitierte sich 1855 als Privatdozent an der Universität daselbst, wurde 1861 Kurator am königlichen Herbarium, 1865 Professor in Bonn und Direktor des Botanischen Gartens sowie des Botanischen Instituts daselbst. Er lieferte wichtige Arbeiten über Anatomie und Morphologie der Pflanzen und schrieb: »Untersuchungen über den Bau und die Entwicklung der Baumrinde« (Berl. 1853); »Über den Zusammenhang der Blattstellungen mit dem Bau des stieligen Holzringes« (das. 1858); »Versuche über die Leitung des Saftes durch die Rinde« (das. 1860); »Die Milchsaftgefäße und die verwandten Organe der Rinde« (das. 1864); »Zur Entwicklungsgeographie der Gattung *Marsilia*« (das. 1862—64, 2 Bde.); »Befruchtung und Entwicklung der Gattung *Marsilia*« (das. 1865); »*Ptilularia globulifera* generatio cum *Marsilia comparata*« (Bonn 1866); »Übersicht des natürlichen Pflanzenstems« (das. 1867); »Über die Organe der Fort- und Schleimabsonderung in den Laubbäumen« (»Botanische Zeitung«, 1868); »Die Schattellengruppe im Vegetationspunkt der Phanerogamen« (Bonn 1869); »Die Entwicklung des Keims der Monokotylen und Dicotylen« (1870); »Die Fortpflanzung der *Caelobogone ilicifolia*« (1877); »Einige Züge aus der Biologie des Protoplasmas« (1880)

und »Beiträge zur allgemeinen Morphologie der Pflanzen« (1882) in den von ihm seit 1870 herausgegebenen »Abhandlungen aus dem Gebiete der Morphologie und Physiologie«; außerdem »Ch. G. Ehrenberg, ein Tagewort auf dem Felde der Naturforschung« (Bonn 1877).

2) **Adalbert von**, Dichter und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 29. Nov. 1861 in Berlin, studierte daselbst und in Bonn Naturwissenschaften, promovierte 1886 und widmete sich hierauf in Berlin noch literargegeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Studien. Dann wurde er Theaterkritiker (1890), Feuilletonredakteur (1893), Dramaturg am Theater des Westens (1896), war zugleich seit 1894 als Dozent an der Humboldt-Universität tätig und habilitierte sich 1900 als Privatdozent an der Technischen Hochschule in Hannover, wo ihm 1903 der Professortitel verliehen wurde. Er veröffentlichte die Dramen: »Um die Krone« (unter dem Pseudonym L. Bertus, Berl. 1885); »Die Königsbrüder« (daf. 1892), »Wolfsowstg.« (daf. 1896); »König Saul« (daf. 1897); die Romane: »Die Ästien des Glüdes« (daf. 1895) und »Zwei Welten« (daf. 1898, 2 Bde.); die lyrische Sammlung: »Menschenlieber« (daf. 1887) und den Balladenzyklus: »Von Rains Geschieht« (daf. 1888), endlich die erzählenden Veröffentlichungen: »Der Liebesrichter« (daf. 1893), »Der Bizar« (daf. 1897) und »Kämed, der Hellsand« (daf. 1899). Von seinen literarhistorischen Schriften sind zu nennen: »Albert Lindner« (Berl. 1888), »Ibsen als Idealist«, Vorträge (Leipz. 1897), »Gerhart Hauptmann« (daf. 1898); »Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens« (daf. 1899 bis 1900, 2 Bde.); »Das jüngste Deutschland« (daf. 1900, 2. Abdr. 1901); »Wie entstand Schillers Geistesfeher?« (Berl. 1903) u. a.

Handwurst, ein ehemals lebender grotesk-komischer Charakter der deutschen Bühne, der vollständigste Karri, der noch heute auf Volkstheatern, in Marionettenspielen und bei Seiltänzern sein Wesen treibt. Das Wort kommt zuerst in der 1519 erschienenen niederdeutschen Bearbeitung von Brant's »Karenschiff« vor und wird dann von Luther in seiner gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel gerichteten Schrift »Bider Hanns Borch« (Erlend. 1541) gebraucht. Als Bawernname erscheint »Heinz Borch« in Proch's Fastnachtspiel »Vom franken Bauer und seinem Knecht Simon Hampel« (1553). Bei Hans Sachs ist »Borch« Hans' fingierter Name von Freßern. Für den Karri im Schauspiel kommt der Name H. zuerst in einem Stück von 1573 vor; allgemeine Verwendung findet er dann in den sogen. Haupt- und Staatsaktionen gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. als parodierender Karri, und nun fanden sich auch Schauspieler, die diesen Charakter mimesch auszubilden bemüht waren. So stellte Joh. Ant. Stranipsky in Wien zu Anfang des 18. Jahrh. den H. in der Tracht und mit dem Charakter eines einfältig-pössierrichen Salzburger Bauern dar. Sein würdiger Nachfolger war Gottfr. Freyhauer aus Wien, der 1720 zuerst die Bräse nahm. Von Wien aus wurde von wandernden Schauspielern, wie Franz Schuch u. a., der H. auch in Norddeutschland eingeführt. Gottschid und die Reuberin verbanden mit ihren Vermählungen um Einführung des »regelmäßigen« Dramas einen erbitterten Kampf gegen den H. und überhaupt die lebende Figur des Karri im Drama, die ihnen als ein Haupthindernis ihrer Reformbestrebungen erschien. Seine Vertreibung von der Bühne wurde von der Reuberin zu

wiederholten Malen in allegorischen Vorspielen dargestellt; die Radkritik, daß der H. oder Harlekin 1837 von Gottschid und der Reuberin feierlich begraben oder verbrannt worden sei, ist nicht hinlänglich beglaubigt. In Wien hat Sonnenfels in seinen »Briefen über die Wienerische Schaubühne« (1768) den Kampf gegen den H., wiewohl ohne durchschlagenden Erfolg, geführt; die Stereotypen pössierrichen Figuren in den Wiener Pöffen können den allen Wühern nicht verleugnen. Als Vertreter des Handwurstes traten besonders Lessing und J. Röser auf, ersterer namentlich im 18. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«, letzterer in seiner Schrift »Harlekin, oder Verteidigung des Grotesk-Komischen« (1761). Vgl. Freisenach, Zur Entstehungsgeschichte des neuen deutschen Lustspiels (Halle 1879); Wörner, Der Handwurststreit in Wien (Wien 1884).

Handwursthabe, Handwurstspiel, -Streich.
Hantel, ein Handturngerät, das meist aus zwei durch einen Heiß verbundenen Eisentugeln besteht; doch kommen auch ring- und topfförmige Hanteln vor. Das Wort ist von Zahn aus dem Niederdeutschen entlehnt, wo »der H.« einen Handgriff, Hentel bezeichnet, ist aber jetzt meist als »die H.« im Gebrauch. Man untercheidet die grohen, zu Uebungsübungen dienenden Hanteln oder Kugelhabe (bis 100 kg) und die kleinern, 1—10 kg schweren, die paarweise zur Ausführung von Freiübungen (s. d.) mit Belastung der Arme verwendet werden. Die alten Griechen bedienten sich ähnlicher Kugelhabe zur Verstärkung der Sprunggewalt (s. Halteren); vor Zahn waren sie bereits besonders in England (bort dumb bells, »stumme Gloden«, genannt) im Gebrauch. Vgl. Eiselen, Die Hantelübungen (3. Aufl. von Wagnersdorff, Berl. 1883); Kloss, Hantelbühlein für Zimmerturner (9. Aufl., Leipz. 1887); Schröder, Die Hantelübungen (Dof, 3 Tle.).

Hantemal, ursprünglich soviel wie Handzeichen, Marke, inebst zur Bezeichnung des Hauses (s. Hausmarken), war dann die Hofmark selbst und speziell die Hofmark eines Schützenbarren (s. d.), die mindestens drei Hufen Landes umfassen mußte. Vgl. Hommer, Die Haus- und Hofmarken (Berl. 1870).

Hantieren (v. franz. hanter, »oft besuchen, hin und her ziehen«), ursprünglich soviel wie Handel treiben, dann überhaupt beschäftigt sein, ein Gewerbe betreiben; wirtschaften; etwas handhaben; Hantierung, Handarbeit, Geschäft.

Hantirada (althochd., das Wort ist bisher nicht erklärt) ist eine in der Lex Chamavorum erwähnte Form der Freilaufung (»per hantiradam«), die in der Kirche vor elf Zeugen stattfand. Vgl. Huet, L'achfranchissement per hantiradam (Nouvelle Revue historique, Bd. 1, S. 657 ff.).

Hantst, Waffschast, s. Kampfweise.

Hannat, s. Afridamische Altertümer, S. 166.

Hannum (richtiger Chanum, pers.), Ehrentitel der Frauen in der Türkei und Persien, gebührt eigentlich nur den Gemahlinnen des Sultans und der Paschas, wird aber heute schon jeder Frau von Stand beigelegt. Hjääl-H. (»große Dame«), Titel der ersten Frau des Hauses dort, wo deren mehrere sind.

Hannuman, göttlicher Affe, Kampfheld des Rama in indischen Epos »Ramajana« (s. d.). In vielen Teilen Indiens wird H. als Dorfgottheit verehrt. Vgl. auch Schlanfasse.

Hanusch, Ignaz Johann, Slavist und philologisch-schriftsteller, geb. 28. Nov. 1812 als Sohn slawischer Eltern in Prag, gest. daselbst 19. Mai 1869,

widmete sich, durch Hegels Schriften angezo gen, der Philosophie, wurde 1838 ordentlicher Professor an der Universität in Jemderg, 1847 in Olmütz, 1849 in Prag, wo er als begeisteter slowischer Patriot auch in tschechischer Sprache sehr besuchte Vorlesungen hielt, 1852 aber seiner Professur enthoben und erst 1860 als Vorleser der Universitätsbibliothek wieder angestellt wurde. Von seinen philosophischen Schriften, in denen sich Anklänge an Hegel finden, mögen hier genannt sein: »Handbuch der Logik« (Olm. 1843; 2. Aufl., Prag 1850); »Grundzüge eines Handbuchs der Metaphysik« (daf. 1845); »Geschichte der Philosophie bis zur Schließung der Philosophenschulen unter Justinian« (Olmütz 1850); »Vorlesungen über die Kulturgeschichte der Menschheit« (Brünn 1849); von seinen übrigen Schriften: »Die Wissenschaft des slavischen Mythos« (Olm. 1842); »Die lateinisch-böhmischen Osterspiele des 14. und 15. Jahrhunderts« (Prag 1863); »Das Schriftwesen und Schrifttum der böhmisch-slawenischen Völkersämme in der Zeit des Übergangs aus dem Heidentum in das Christentum« (daf. 1867); »Die geistlichen böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816—1849« (daf. 1868); »Quellenkunde und Bibliographie der böhmisch-slawenischen Literaturgeschichte« (daf. 1868).

Hanwell (he. *הנול*), Stadtgemeinde in der engl. Grafschaft Middlesex, am Brent, 12 km westlich vom Hyde Park (London), mit einem 1841 eröffneten Irrenhaus (für 1800 Kranke) und (1901) 10,438 Einw. S. Karte »Umgebung von London«.

Hanhang, Stadt in der chines. Provinz Hupe, am linken Ufer des Jangtsekiang, der es von Huihang trennt, an der Mündung des Hanjiang. Hanfgegenwärtig, hat einige Schiffswerften, darunter auch europäische, ist Sitz einer Mission der Jesuiten. Die englischen Kaufleute haben die Stadt verlassen, weil die Stromschnellen des Han die Verbindung mit Canton häufig verhindern; etwa 100,000 Einw.

Hao (he. *האו*), Getreidemehl in Anam zu 1/5 Schüt, betriebl. verschieden, durchschnittlich = 28 Lit.; ferner (ho u) kleines Gewicht in China zu 1/10 Li oder Kälch = 10 Gu.

Honua (Hona), Rome einer Pflanze oder eines daraus bereiteten Getränkes und zugleich eines Gottes im Jendobesta. In der altindischen Literatur kommt H. unter dem Namen Soma (s. d.) vor, und man nimmt daher an, daß diese Vorstellungen schon in die uralte Zeit zurückreichen, als die Indier und Iranier noch ein einziges Volk bildeten. S. Heilige Pflanzen.

Hapag, Telegrammabkürzung der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft (Hamburg-Amerika-Linie) und danach häufig Bezeichnung dieser Gesellschaft selbst.

Hapal, Inselgruppe, s. Tongaarchipel.

Hapale, Seidenaffe; Hapalidae, Krallenaffen, Familie der Affen (s. d., S. 128).

Haparanda, Stadt in der schwed. Vogtei Torned (Nordotten), 2,5 km oberhalb der Mündung des Torned-Elf in den Botnischen Meerbusen, gegenüber der russischen Grenzstadt Torned, mit lebhaftem Handel, Schiffbau und (1901) 1334 Einw. Als Seehafen dient das 7 km entfernte Solmitä. 1901 liefen 319 Schiffe von 96,822 Ton. aus. In H. befindet sich eine der nördlichsten meteorologischen Stationen. Im S. von H. liegt Walören, Schwedens nördlichster Leuchtturm. H. ist erst 1812 angelegt und erhielt 1842 Stadtrecht.

Hápx legóménon (Hápx eireménon, griech., »nur einmal Gekostes«), Bezeichnung für ein

Wort (namentlich in den altklassischen Autoren), das nur an einer einzigen Stelle vorkommt.

Hape, der ägypt. Name des Nilgottes, der als alter Mann mit hängenden Brüsten dargestellt wird, s. Abbildung.

Haphara, s. Hofara.

Haploerinus, s. Haploerine.

Haplographie (griech., »einmalige Schreibung«), das Überspringen gleichlautender Buchstaben, Silben und Wörter, ein häufiges Abschreiberversehen in den Texten antiker Schriftsteller (Gegensatz: Dittographie, s. d.).

Haplofop (griech.), von *Haplo* »angenehme Vorrichtung, mittels deren jedem Auge ein besonderes Schobild dargeboten, der Inhalt beider Gesichtsfelder aber im gemeinsamen Schfeld vereinigt wird.

Haplofemion (griech.), eine Blüte, deren Androeum nur aus einem Kreis von Staubblättern besteht, wie bei Tubifloren, Personaten, Ruffuliferen, Konkorten, Aggregaten etc.

Happel, Eberhard Werner, Schriftsteller, geb. 12. Aug. 1847 zu Kirchhain in Hessen, gest. 15. Mai 1890 im Hamburg, dem damaligen Hauptstap des berufsmäßigen Literatenums, entwidete sich dem Gedichte des Romans und der Geschichtsschreibung eine massenhafte Produktion. Sein »Akademischer Roman« (Hlm 1890) hat kulturhistorisches Interesse.

Hapsal (esth. *Hoapsaluline*), Kreis- und Hapsenstadt im russ. Gouv. Esthland, an der Dister, hat eine lutherische und eine griech. Kirche, eine alte, neuerdings restaurierte Dom- und Schlosskirche, besuchte See- und Schloßmülden und (1907) 3238 Einw. — Ehemals Bischofssitz, kam es 1559 an Dänemark, 1581 an Schweden und 1710 an Rußland.

Haptisch (griech.), den Tastsinn betreffend; haptische Täuschung, Gefühlstäuschung.

Haquenees (he. *הקנעס*), franz. Bezeichnung der bunten Deden der Streit- und Turniersperde.

Har (auch Hā und Hāa, in Österreich Hätti, Hättä), Jura der Zugtiere an die Zugtiere zum Vinsgehen, Gegenlag: Holt (s. d.).

Harafora, Volf, s. Rifuren.

Harafiri (Harauffschneiden), steht nur noch sehr selten vorkommende, als Strafe obgeschaffte, früher bei den höhern Gesellschaftsklassen in Japan allgemein übliche Art der Selbstentlebung. Durch das H. stellte der japanische Edelmann seine gekränkte Ehre wieder her, wenn er sie an dem Bekleidigen nicht rächen konnte, oder entzog sich einer entehrenden Lebenslage, wie der Gefangenschaft. Sodann ward es als ehrenvolle Todesstrafe von der Regierung (nur bei Abgaben) verhängt und dann mit besonderer Feierlichkeit vor den von der Regierung gesandten Zeugen vollzogen. Der Verurteilte schnitt sich, auf einer Matte sitzend, mit einem ihm feierlichst überreichten Messer den Bauch unterhalb des Nabels von rechts nach links auf, worauf ihm sein Sekundant, in der Regel sein vertrautester Freund, mit einem Schwertschlag den Kopf abschlug. Später geschah dies meist, sobald der Verurteilte das Messer einwarf, oder gar schon in dem Augenblick, wo er die Hand danach ausstreckte. Die Japaner selbst haben für H. die chinesische Bezeichnung Seppuku. Vgl. Ritsford, Geschichten aus Japan (deutsch von J. W. Kohl, Leipz. 1875).



Hape, der Nilgott.

Harald, altgerm. Name (mit hari, »Herr, Kämpfer«, zusammenhängend, das heilige »Herolds«). Von Fürsten dieses Namens seien genannt:

[Könige von Dänemark.] 1) H. Hildetand (»Kriegszahn«), soll im 7. Jahrh. regiert haben. Sein Tod in der Schlacht auf Bråallahed (f. d.) ist, wie Sophus Bugge (f. d.) 1903 nachwies, eine Sage.

2) H. Iaf, wurde von Wottrichs (Wottrichs) Söhnen aus Jütland vertrieben. 826 in Jangelheim getauft, kehrte er in Begleitung des heil. Ansgar (f. d.) zurück, mußte aber bald von neuem fliehen und starb in Friesland. Vgl. S. A. Sörensen, Om Kong Harald Daab Aar 826 (Christiania 1902).

3) H. Blåtand (»Blauzahn«), gest. 1. Nov. 986 oder 987 auf der Jomsburg (f. d.), Sohn Gorms des Alten (f. d.), regierte seit 940, unterließ anfangs H. Gråfäll (f. u. unten; f. 940), stürzte ihn aber bald wieder und brachte Norwegen unter dänische Oberhoheit. Von Kaiser Otto II., der 974 das Danewerk (f. d.) überschritt, wurde er besiegt und zum Frieden genötigt, später jagte ihn sein Sohn Egen Gabelbart, den er sich durch Begünstigung des Christentums entfremdete, in die Verbannung.

4) H., gest. 1018, regierte seit dem Tode seines Vaters Egen Gabelbart (1014).

5) H. Hein (»der Weiche«), gest. 1080, führte nach dem Tode seines Vaters Egen Estridsen (1076) eine friedliche Regierung. Vgl. Karber, Danmark under Svend Estridsen og hans Sønner (København 1871).

[Könige von England.] 6) H. L. Harcsot (»Halsenfuß«, wegen seiner Schnelligkeit), Sohn Knuts d. Gr. und der Hælgiva, wurde nach Knuts Tode 1035 in Oxford zum König erwählt, starb aber schon 1040, noch ehe sein Stiefbruder Harlaknut von Dänemark, der ihm die Krone streitig machte, in England gelandet war.

7) H. II., Sohn des Grafen Godwin von Wessex, geb. um 1022, Schwager Eduards des Bekenners, wurde nach dessen Tode 1066 zum König erwählt, schlug die Normer bei Stamsfordbridge, blieb aber selbst in der Schlacht bei Hastings gegen Wilhelm den Eroberer 14. Okt. 1066. Er war der letzte König aus angelsächsischem Stamm.

[Könige von Norwegen.] 8) H. Hårfagre (»Schönhaar«), gest. 933, Sohn Hårdans des Schwarzen, vereinte die kleinen norwegischen Reiche, deren letztes durch den Sieg bei Håfrøfjord (872) in seine Hände fiel, zu einem Ganzen. Um 930 von seinen Söhnen zur Teilung des Reiches genötigt, machte er Erich Bloddyr (»Blutart«), seinen ältesten Sohn, zum Oberkönig. — Sein Enkel H. Gråfäll (»Graufell«), seit ca. 960 König, wurde um 965 auf Anstiften H. Blåtands (f. oben; f. 3) in Dänemark ermordet.

9) H. Hådråde (»der Parte«), geb. 1015, gest. 1066, Halbbruder Olafs des Heiligen (f. d.), diente, 1030 aus Norwegen vertrieben, als Anführer der Hådrägerfährer am Hofe zu Konstantinopel und ersocht gegen Seeräuber und Sarazenen viele glänzende Siege. Nach seiner Rückkehr (1046) erhielt er die Hälfte Norwegens von seinem Stiefneffen Magnus dem Guten, nach dessen Tode (1047) auch den Rest des Reiches. Dagegen scheiterten seine Versuche, auch in den Besitz Dänemarks zu gelangen. Er fiel, von König H. II. (f. oben 7) besiegt, auf einem Zuge nach England in der Schlacht bei Stamsfordbridge.

10) H. Gille, kam 1127 aus Irland nach Norwegen, wo er zum Beweis, daß er ein Sohn von König Magnus Varfus sei, die Feuerprobe ablegte. Seinen Viregenten Magnus den Blinden (seit 1130)

ließ er 1136 blenden und verstümmeln und war nunmehr Klein herrscher. 1136 wurde er ermordet.

Haran, Stadt, f. Karchä.

Haran, Name eines Bruders Abrahams und des Vaters von Lot.

Haranguieren (franz.), eine feierliche Ansprache, Rede (harangue) halten, mit Empfinden sprechen; haranguer (franz. haranguer), Vortragsführer, Schwärmer.

Harar (Harar), Stadt in Abessinien, unter 9° 23' nördl. Br. u. 42° 25' östl. L., 370 km südwestlich von Zeila, liegt auf einer 1856 m hohen Granitklippe, die im N. und SSW. von Büschen begrenzt, im SSW. von dem 2565 m hohen Galkumburg überragt wird, inmitten herrlicher Bananen- und Kaffeegärten. Es ist umgeben von einer 6 m hohen, mit vier geräumigen Türken und acht kleinen Türmen verstärkten Mauer, durch die fünf Tore zu einem Hauptplatz mit den Kasernen, Moscheen und dem Palast des Emirs und dem Markt (Suq) im Zentrum führen. H. besteht aus 8000 Steinhäusern und 1500 Galla-Hütten und hat gegen 40,000 Einw. (zwei Drittel weiblich), darunter 6000 Galla, 3000 Somali, 3000 Abessinier, die Arabisch sprechen, welches das einheimische Harari (f. d.), ein echt semitisches, mit dem Tigre und Amhara sowie mit dem Ge'ez verwandtes Idiom, vollkommen verdrängt hat. Kaffee, Hüte und Felle, Vieh, Bars (eine Farnepflanze) werden in bedeutenden Mengen zu Markt gebracht, ferner vermittelt die Stadt den wichtigen Handelsverkehr nach Abessinien. Die Einfuhr betrug 1898/1900: 16 Mill. Fr., die Ausfuhr 11,5 Mill. Fr. H. soll durch eine 80 km lange Zweiglinie an die im Bau begriffene Eisenbahn Djibouti-Addis Ababa angeschlossen werden. — Früher war H. die Hauptstadt eines kleinen Galla-Staates von Schüti, die auf einer ziemlich hohen Kulturstufe standen; um 1500 war H. durch den Mohammedaner Imam Ahmed aus Adal erobert worden, und ein Menschenalter später erschütterte der große Galla Mohammed Abu Granj (1527–43) selbst Abessinien ernstlich. Die Kopten eroberten H. 1875, begnügten sich aber mit der Einsetzung des ältesten Sohnes des letzten Emirs, Abdullahi. Dieser ließ 1886 eine italienische Handelsrepräsentation unter dem Grafen Porro bei Artu im Lande der Gissa-Somal niederwachen. Während England seit 1884 von Aden aus wichtige Bläse an der Somalküste besetzte, verzichtete es auf H. 4. Juni 1897 zugunsten Abessinien. In denselben Jahre begann, von Frankreich inszeniert, der schwierige Bahnbau Djibouti-H. Vgl. Burton, First footsteps in East Africa, exploration of H. (Lond. 1866; neue Ausg. 1894, 2 Bde.); Paulitschke, Harar. Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern (Leipzig 1888).

Harari, die Sprache von Harar (f. d.), ist der südlichste Ausläufer des semitischen Sprachstammes, am nächsten mit den nördlich angrenzenden Sprachen von Abessinien verwandt. Sie ist dargestellt von Pratorius im 23. Bande der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« (1869).

Haras, Saline, f. Saaralben.

Harasch (franz. harasse), Kiste oder Korb zum Verpacken von Glas, Porzellan etc.

Harb (arab.), soviel wie Krieg. Dār ul H. (»Kriegsland«), bei den Mohammedanern ein kanonischer Ausdruck der nach den Vorschriften des Korans zu bekämpfenden nichtmuslimischen Länder, im Gegensatz zu Dār ul Islām, d. h. Gebiet des Islams.

Harbledown (spe. harbledown), Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 1,5 km westlich von Canterbury,

mit dem Krankenhaus St. Nikolaß (ursprünglich für Aussäpige vom Erzbischof von Frankreich begründet), einem Baistenhause für Kinder von Geistlichen und (1901) 971 Einw.

Harbour Grace (spr. hahr-er-geß), Stadt auf der Insel Neufundland, an der Westseite der Conceptionsbai, Station der Neufundlandbahn, Sitz eines kath. Bischofs, hat einen durch die vorgelagerte Graceinzel (mit Leuchtturm) gesicherten, von Fischern vielbesuchten Hafen, regen Handelsverkehr und (1901) 5184 Einw.

Harburg, 1) Stadt (Stadtkreis) im preuß. Regbez. Lüneburg, an der Süderelbe (s. Karte) Umgebung von Harburg), am Rande der Elbe und am Stadthal eines sich hier erhebenden, bis 148 m hohen Landrüdens, 3,35—35 m i. H., hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, ein ehemals befestigtes Schloß und (1900) mit der Garnison (1 Bionierbataillon Nr. 9) 49,153 Einwohner, davon 3619 Katholiken und 314 Juden. Die Industrie ist bedeutend. S. hat mehrere Eisenhütten, Maschinenfabriken und Kesselschmiedereien, Dampfbootsbau, bedeutende Palmkernöl-, Gummi- und Guttaperchawarenfabrikation, chemische Fabriken, Schwefel- und Petroleumraffinerie, Fabrikation von Ei, Salpeter, Glas, Mineralwasser, künstlichem Dünger, Leder, Brille, Reis- und Stärkemehl, Plattenarbeiten, Bürsten, Korkstöden und Fischbein, Zudeppnerie und -Bederei, ein Dampfmaschinenwerk, Mühlenbetrieb, Dampfholzfägerei, Bierbrauerei u. Der Handelsverkehr, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankniederstelle, eine Filiale der Hannoverschen Bank, der Norddeutschen Bank in Hamburg u., ist sehr lebhaft, besonders mit dem benachbarten Hamburg. Die Harburger Reederei zählte 1902: 479 Dampfschiffe. Die Zahl der 1902 eingelaufenen Seeschiffe betrug 698 mit 99,637 Reg.-Ton. Raumgehalt; es gingen ab 707 Schiffe mit 100,631 Reg.-T. Auf der Süderelbe liefen in demselben Jahr ein 15,214 Schiffe mit 897,109 T. Ladung; es gingen ab 15,129 Schiffe mit 880,295 T. Ladung. Für den Eisenbahnverkehr ist S. Knotenpunkt der Staatsbahnen Lüneburg-H. (mit großartigen Brücken über die Nord- und Süderelbe), Verthe-H., Sagerhorn-H. und H.-Rugbaben. Den inneren Verkehr unterstützt eine elektrische Straßenbahn. S. hat ein Realgymnasium nebst Realschule, ein Theater und ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Generalsuperintendenten, des Landratsamts (für den Landkreis H.), eines Hauptzollamts und einer Oberförsterei. Die städtischen Behörden zählten 5 Magistratsmitglieder und 18 Bürgervertreter. In der Nähe der Schwarzenberg mit großartiger Aussicht. S. war im 12. Jahrh. Grenzfestung und Besitztum des Stiftes Bremen, fiel dann an das Herzogtum Braunschweig und erhielt 1297 Stadtrechte. Es kam 1376 an das Kurfürstentum Lüneburg und war von 1527—1642 Sitz einer zivilischen Nebenlinie, wurde aber erst 1651 wieder mit Celle vereinigt. Im Siebenjährigen Kriege wurde das Schloß von den Franzosen besetzt, aber 27. Dez. 1757 vom Herzog Ferdinand von Braunschweig durch Kapitulation gewonnen. Im April 1813 befehligte Davoust die Stadt und befehligte sie bis zum ersten Pariser Frieden. Vgl. Lüneburg, Geschichte des Schloßes und der Stadt H. (Harb. 1845);



Wappen von Harburg.

Hoffmeyer, H. und die nächste Umgebung (dal. 1885). — 2) Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Donauwörth, in hübscher Lage an der Donau, die hier den Jura durchdringt, und an der Staatsbahnlinie Kleinfeld-Buchloe, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, ein altes, malerisch gelegenes Schloß mit Kirche, einen Monumentalbrunnen, Fäbrilation von Dachplatten, Zement- und Tonröhren, Stein- und Kalkwerke und (1900) 1288 meist evang. Einwohner. S. war noch 1250 Reichsstadt und ist seit 1334 im Besitz der Fürsten von Oettingen-Bollerstein. Vgl. Unkauf, S. im Ries (Geschichte, Korbding. 1900).

Harburger, Edmund, Zeichner und Maler, geb. 4. April 1846 in Eichstätt, war bis zu seinem 20. Jahr Bauhandwerker und widmete sich dann in München der Malerei bei B. Lindenschmidt. Er entwickelte bald eine fruchtbare Tätigkeit als Zeichner für die »Kriegenden Blätter«, für die er noch jetzt als einer der künstlerisch bedeutendsten Mitarbeiter tätig ist. In allen Gebieten des feinen und derben Humors heimisch, verbindet er Korrektheit der Zeichnung mit scharfer, oft stark chargierter Charakteristik. Von seinen mit flüssiger Technik in Öl gemalten, meist durch wirksame Beleuchtung und intime koloristische Wirkung ausgezeichneten Genrebildern sind hervorzuheben: der Weintrinker, der Dorfbarber, die Bauernprügelei, am stillen Herd, Wirtshaus in Tirol, die Wädhern, die Gemüllischen, im Sorgenstuhl, in guter Stimmung, an der Quelle, Kennenbild, Zwieselgespräch, ein schwieriger Fall, Lebensabend, Weinhandel (1898, in der neuen Pinakothek zu München), ein alter Schäfer und beim Apfelwein. S. ist königlicher Professor.

Harrellieren, s. Darrellieren.

Harcourt (spr. artich), Dorf im franz. Depart. Eure, Arrond. Bernay, an der Westbahn, mit den Ruinen eines alten Schloßes, Baumschulen und (1901) 409 (als Gemeinde 778) Einw. Bei S. wurden 1449 die Engländer unter Talbot von den Franzosen unter Dunois eingeschlossen und ergaben sich nach 14tägiger Belagerung; 1500 nahmen es die Liguisten. 1338 wurde S. zur Grafschaft, 1593 zum Marquisat und 1700 zum Herzogtum erhoben.

Harcourt (spr. artich), Georges Trévor Paul-glas Bernard, Marquis d., franz. Diplomat, geb. 4. Nov. 1809, gest. 1. Okt. 1883, der Union Claude angehörig, trat 1842 in die Kammern ein, begab sich nach der Februarrevolution nach England, ward 1873 zum französischen Botschafter in Wien und 1875 in London ernannt, nahm aber 1879 nach Mac Mahons Rücktritt seine Entlassung. — Von seinen Söhnen trat der ältere, Pierre Louis Bernard, Graf d'H., geb. 1842, in die Armee und gehörte 1870—76 als Mitglied der monarchischen Partei der Nationalversammlung an; der jüngere, Louis Emanuel, Vicomte d'H., geb. 1844, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wurde 1882 Mac Mahons Kabinettssekretär; er nahm an den Unterhandlungen über die Verflechtung der Monarchie und an dem Sturz der republikanischen Ministerien eifrigen Anteil und erhielt deshalb 1879 seinen Abschied. — Ein Herzog von S. und Beuron, Charles François Marie, geb. 1835, gest. 5. Nov. 1895 in Paris, war 1871—76 monarchistisches Mitglied der Nationalversammlung und bis 1881 Deputierter; ein Graf d'H., Bernard Hippolyte Marie, geb. 1821, Cheim des Herzogs, trat in den diplomatischen Dienst, war 1871—72 Botschafter beim heiligen Stuhl, 1872—73 in London und 1873—75 in Bern, dann wieder in London und nahm 1879 seine Entlassung.

Harcourt (Hoc. Medes), Sir William George Granville Vernon, engl. Staatsmann, geb. 14. Okt. 1827, studierte in Cambridge, wurde 1854 Rechtsanwalt in London und 1868 Professor des Völkerrechts in Cambridge. 1868 wurde er ins Unterhaus gewählt und gewann innerhalb der liberalen Partei durch seine rechnerische Begabung, seine Verschleißscharfe und die Selbstständigkeit seiner Ansichten schnell eine hervorragende Stellung. In Gladstones erstem Ministerium besaßte er vom November 1873 bis zum Februar 1874 das Amt eines Solicitor general; im zweiten Ministerium Gladstone war er 1880—85 Minister des Innern; seinem brüderlichen Kabinett gehörte er vom Februar bis Juli 1886 als Schatzkanzler an, da er als unbedingter Gladstonianer auch dessen irische Pläne billigte. Dasselbe Amt übernahm er im vierten Ministerium Gladstone im August 1892 und behielt es unter Rosebery bis zum Juni 1895. Von da an war er Führer der liberalen Partei im Unterhaus, legte zwar Ende 1898 die Führerschaft nieder, weil er die imperialistischen Neigungen der Partei in der auswärtigen Politik nicht billigte, blieb aber eines ihrer einflussreichsten Mitglieder im Parlament. Zahlreiche Aufsätze von ihm sind in der *Saturday Review* und in den *Times* erschienen; besonderes Aufsehen haben die hier von ihm mit der Unterschrift »Historicus« veröffentlichten Artikel über völkerrechtliche Fragen erregt.

Hard, Dorf in Borarlberg, Bezirksh. Vengenz, am Rodensee und an der Staatsbahnlinie Vengenz-St. Margarethen, mit Härberei und Druckeri, Kammergarnpinneri, Stickeri, chemischer und Hündwarenfabrik, Schiffswerft, Sägemühle, Holzhandel und (1909) 2914 Einw. Hier fiegten die Schweizer im Schwabenkrieg 20. Febr. 1499.

Hard, oder **Hardw**, bei Tiennamen Abzürzung für Thomas Hardwile, lebte in Indien, starb als englischer Generalmajor im Anfang des 19. Jahrh.; gab mit Gray heraus: *Illustrations of Indian zoology*. (2 Bde.).

Hardanger, Harzfädiger und Reifappretierter Baumwollentoff, Farbe bindend, für Ständerzweide mit 64—112 Fäden auf 10 cm.

Hardanger Arbeit, eine in neuerer Zeit nach der gleichnamigen norwegischen Landschaft (s. Hardangerfjord) benannte Feinwebarbeit in weißer Seide auf abgezählten Fäden, in geometrischen Figuren und verschiedenartigen Häußchen reich gemustert. Die Technik ist orientalischen Ursprungs und kommt in feinsten Ausführung besonders häufig im 17. Jahrh. in Persien vor als Koranddecken oder schmale Schaleneinlagen. Vgl. Eckardt, Hardanger, Heft 1: Hohlkäme und Feinwebdruck (Berl. 1894); Hohlkäse, Hardanger Arbeit (dof. 1899).

Hardangerfjord, eine 175 km lange Meeresbucht an der Küste des norweg. Amtes Søndre-Bergenhus, mit ebenso anmutigen wie großartigen Umgebungen und verschiedenen Seitenzweigen, unter denen der Nafrø- und der Sörfjord die bedeutendsten sind. Die gewaltige isolierte Gebirgskette, die den eigentlichen F. vom Sörfjord trennt (bis 1654 m hoch), trägt auf ihrem dreien Rücken das Hirnsfeld der F. folgen. Im N. des Fjords liegt der Halling- oder Hardangerfjäl (Helsfjell), 1993 m hoch. Hauptplätzen des im Sommer bedeutenden Touristenverkehrs sind Osbo, Eide und Ulvö.

Hardangervidden, Hochede in südlichen Norwegen auf der Grenze der Stifter Bergen, Samar, Christiania und Christianland, im O. des Hardanger-

und Sörfjords, 1200—1300 m hoch, öde und von wenig Berggipfeln überragt, doch mit vielen kleinen Seen bedeckt.

Hardberg, f. Odenwald.

Hard Clam, f. Clams.

Hardegg, Julius von, Militärschriftsteller, geb. 11. April 1810 in Ludwigsburg, gest. 16. Sept. 1875 in Stuttgart, trat 1828 als Leutnant in württembergischen Dienst, war 1833—43 Erzieher des Kronprinzen von Württemberg, hielt später Vorlesungen an der Kriegsschule und wurde 1849 Chef des Generalstabes, 1855 Generaladjutant des Königs, 1859 Kommandeur der württembergischen Infanteriedivision. H. wurde 1864 Bevollmächtigter bei der Bundesmilitärkommission in Frankfurt und nahm 1865 den Abschied als Generalleutnant. Er schrieb (unter dem Pseudonym J. v. H.): »Grundzüge einer Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte« (Stuttg. 1851); »Vorlesungen über Kriegsgeschichte« (Bd. 1—2, das. 1852—56; Bd. 3 von W. Haffner, Darmst. 1862), die in Neubearbeitung u. d. T.: »Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte« in 3 Bänden (Darmst. 1868—78, Bd. 3 von Th. v. Trotsche und Fernin) erschienen; »Skizze eines Vortrags über Generalstabs-wissenschaften« (Stuttg. 1854, 3. Aufl. 1865) und »Die Belagerung von Sebastopol nach dem Werke des Generals Niel« (das. 1859).

Hardegger, deutscher Liederdichter des 13. Jahrh., vielleicht Schweizer, von dem 15 Spruchspröphen religiösen und moralischen Inhalts in v. d. Hagens Sammlung der »Minnesinger« (Bd. 2, Leipz. 1838) abgedruckt sind.

Hardesien, Stadt im preuß. Regbez. Hildesheim, Kreis Northem, an der Espeide und der Staatsbahnlinie Oltbergen-Nordhausen, 173 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Oberförsterei, Leder- und Zigarettenfabrikation, Sandsteindruck und (1909) 1105 Einw. Vgl. Eckardt, Geschichte der Stadt und Burg H. (Einbnd 1890).

Hardes, Dorf in Bales, f. Hwarden.

Harden, Maximilian, Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1861 in Berlin, hieß ursprünglich Witkowskii, legte jedoch diesen Namen gleichzeitig mit seinen Angehörigen um das Jahr 1886 wegen eines Familienkonflikts nieder und nannte sich H., während sein Bruder, der langjährige Oberbürgermeister von Posen, den Namen Witting annahm. H. besuchte das französische Gymnasium in Berlin und vollendete seine Ausbildung durch Privatstudien. In seiner ersten Jugend konfessionslos erzogen, doch als Schüler an den christlichen Religionsstunden teilnehmend, trat er 16jährig zum Christentum über. Als Publizist von ungewöhnlicher Begabung erregte er zuerst Aufsehen durch seine unter dem Pseudonym Apollata veröffentlichten kritischen Essays über Politik und geistiges Leben der Zeit (gesammelt u. d. T.: »Apollata«, 1.—5. Aufl., Berl. 1892; neue Folge 1892), denen er eine Sammlung »Literatur und Theater« (dof. 1896) folgen ließ. Er besetzte seine schriftstellerische Position durch Begründung der Wochenzeitung »Die Zukunft«, die er besonders durch die geistvollen, an Heines Stil herangebildeten Beiträge aus seiner eignen Feder in weitem Kreise ebenso beliebt wie geschätzt gemacht hat. H. trat nach dem Sturze des kaiserlichen Reichstags, der ihn persönlich heranrog und seine journalistische Kraft schätzte, mit rücksichtsloser Freimut für diesen ein und besiedelte dessen Nachfolger, den Grafen Caprivi, mit allen Waffen der Ironie und Satire. In neuerer Zeit war er infolge seiner

überaus scharfen Angriffe in langwierige politische und literarische Känkereien verwickelt, wobei es die Gegner an gebührender persönlichen Verdächtigungen nicht fehlen ließen. Besondere Erwähnung verdienen Gardens Angriffe gegen Sudermann (= Kampfgenosse Sudermann =, Berl. 1903).

Gardenberg, Gemeinde im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Mettmann, 290 m ü. M., mit dem zur Gemeinde gehörigen Reiges an der Staatsbahnlinie Bohwinkel-Rupprecht, hat 3 evangelische und 3 kath. Kirchen, Synagoge, elektrische Straßenbahnen nach Elberfeld-Barmen, Langenberg und Werden a. d. Ruhr, Holz-, Baumwoll- und Seidenweberei, Eisengießerei, Schloß- und Maschinenfabrikation und (1900) 11,854 Einw. In der Nähe des Schloß H.

Gardenberg, 1) Albert, eigentlich Rixäus, geb. 1510 (?) zu Gardenberg in Oberpfalz, gest. 1574 in Emden, wurde durch Johannes a Lasco (s. Lasco) für die Reformation gewonnen und 1544 auf Melancthons Empfehlung von dem reformatorisch gesinnten Erzbischof Hermann von Biele in Köln als Vorprediger und Pastor zu Kempen angestellt. Nach dem Scheitern der Kölner Reform kam H. 1547 nach Bremen als Domprediger, von welcher Stelle ihn 1561 die strengen Lutherner vertrieben. Seine freiere Anschauung drückte sich jedoch in der Bürgererschaft Bahn, so daß Bremen die Annahme der Konfessionsformel verweigerte. Seit 1567 war H. Pastor in Emden. Vgl. Spiegel, Dr. Albert Rixäus H. (Brem. 1889).

2) Friedrich August von, Minister, geb. 30. Okt. 1700 in Oberwiesenthal, gest. 15. Sept. 1768 in Hannover, studierte die Rechte, unternahm 1722 eine längere Reise nach Frankreich, England und Italien, wurde nach seiner Rückkehr erst braunschweigischer, dann württembergischer Kammerjunker, 1727 Regierungsrat, dann Kammerpräsident in Württemberg und bemühte sich mit Eifer und Erfolg um die Hebung des Handels und der Finanzen. Vom Herzog Karl Alexander zum Geheften und Oberhofmarschall gemacht, aber durch die mächtige Süßliche Partei aus der Gunst des Herzogs verdrängt, zog sich H. 1734 auf sein Gut Schlösschen zurück. Nach dem Sturz der Süßlichen Partei 1741 wieder in den württembergischen Staatsdienst zurückgerufen, übte er auch unter Herzog Karl Eugen auf die innern wie auf die auswärtigen Verhältnisse einen großen Einfluß aus. 1755 Minister des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel geworden, wirkte er für eine protestantische, preußenfreundliche Politik. Sein Plan, während des Siebenjährigen Krieges eine Union aller evangelischen Fürsten zustande zu bringen, scheiterte zwar, aber auf seinen Rat schloß sich der Landgraf Friedrich d. Gr. an und blieb ihm auch trotz wiederholter Okkupation seines Landes und französischer Verlodungen treu. Nach Wilhelm VIII. Tode vom Landgrafen Friedrich 1761 entlassen, ward er Minister des Kurfürstentums Hannover. Vgl. = Ein kleinasiatischer Minister des 18. Jahrhunderts. Leben und Wirken F. A. Freiherrn v. Gardenberg (= Leipz. 1877).

3) Karl August, Fürst von, preuß. Staatsmann, geb. 31. Mai 1750 zu Essenrode im Hannoverschen, gest. 26. Nov. 1822 in Genua, ward 1770 hannoverscher Kammererrat beim Reichskammergericht in Weptar, lebte dann in Regensburg, Wien und Berlin und besuchte zu seiner weiteren Ausbildung Frankreich, Holland und England. Zurückgekehrt (1778), ward er als Geheimen Kammererrat und Graf Gesandter in Holland, schied infolge eines Privatwittens mit dem

Prinzen von Bales 1782 aus dem hannoverschen Dienst und trat in den des Herzogs von Braunschweig, der ihn zum Wirklichen Geheimen Rat, 1787 zum Präsidenten des Kammerkollegiums und 1789 zum Großvogt des Residenzamtes Wolfenbüttel ernannte. Nach Friedrichs II. Tod überbrachte er das in die Hände des Herzogs von Braunschweig niedergelegte Testament des verstorbenen Königs an Friedrich Wilhelm II., der ihn 1790 dem Marquisen von Ansbach und Bayreuth als Minister für seine Länder empfahl. Als der Marquis 1791 die Regierung niederlegte, trat H. unter Beibehaltung der erfolgreichen Verwaltung der fränkischen Fürstentümer in das preussische Staatsministerium ein. 1795 Unterhändler beim Baseler Frieden, vollendete er die Organisation der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth und erhielt nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. (1797) im Ministerium die Leitung aller fränkischen, auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten sowie die Lehnssachen, worauf er 1800 Chef des magdeburg-halbverstädtischen und 1802 Chef des westfälischen Departements und des von Neuenburg sowie zugleich Kurator der Kunst- und Bauakademie ward. Als Graf Haugwitz, Minister des Auswärtigen, abdankte, trat H. 1803 provisorisch und 1804 definitiv an seine Stelle und beobachtete eine strenge Neutralität. Als sich Preußen durch die Verträge vom 15. Dez. 1805 und 15. Febr. 1806 ganz an Frankreich angeschlossen wurde, H. bei Napoleon verhaftet, 24. April auf unbestimmte Zeit beurlaubt, und Haugwitz trat wieder an seine Stelle. Nach der Schlacht bei Jena folgte er seinem König nach Königsberg, hatte vom April bis Juli 1807 an Stelle Jaströms wieder das Portefeuille des Auswärtigen, legte es aber nieder, da Napoleon seine Entlassung als Vorbedingung des Tilfiter Friedens forderte. Er lebte dann auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin, wurde nach Altenstein überführt. 6. Juni 1810 zum Staatskanzler berufen und begann die glänzende Periode seines staatsmännischen Wirkens. Folgebrungen schloß er sich anfangs in seiner äußern Politik möglichst eng an Frankreich an, führte aber im Innern trotz des Widerstandes der Junterpartei die Reformen durch, die so legendär für die spätere Neugestaltung der preussischen Monarchie wurden. Als endlich nach dem Rückzug Napoleons aus Rußland die Zeit für eine Erhebung Preußens kam, drängte er auf eine rasche Entscheidung und einen unbedingten Anschluß an Rußland und verheimlichte, nur die Hauptsache im Auge, die genauere Festlegung der Bedingungen für Preußens Wiederherstellung. Während des ganzen Krieges von 1813 und 1814 leitete er die preussische Politik, unterzeichnete den Pariser Frieden, wurde 3. Juni 1814 in Paris gefürstet und erhielt dabei die aus der ehemaligen Konturrei Liegen und dem Amt Wülstig gestiftete Standesherrschaft Neuhardenberg. Er begleitete darauf die drei verbündeten Monarchen nach London, verteidigte auf dem Wiener Kongreß die Ansprüche Preußens gegen Österreich, England und Frankreich, obwohl nicht immer mit Erfolg, und nahm wesentlichen Anteil an den Verträgen zu Paris von 1815. Im J. 1817 organisierte er den Staatsrat und wurde dessen Präsident, wohnte dann den Kongressen zu Aachen (1818), Karlsbad und Wien (1819), Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822) bei, machte von hier aus zur Herstellung seiner Gesundheit eine Reise durch Norditalien, erkrankte aber in Pavia und starb in Genua.

Gardenbergs äußere Politik hatte Preußens Größe

und Deutschlands Wiederaufrichtung zum Ziel. Indessen sein auch im Privatleben hervorragender Leichtsinn und seine weltmännische Lebenswürdigkeit, die oft in allzu große Nachgiebigkeit ausartete, deintrüchtigten seine Erfolge und führten ihn unter dem Einfluß der Heiligen Allianz und Metternichs zuletzt auf Wege, die er selbst im Grunde mißbilligte. Im Innern verfolgte H. eine Politik des Wiederaufbauens und förderte durch Befreiung vieler Schranken die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Schon auf dem Wiener Kongreß eifriger Verteidiger des konstitutionellen Systems, veranlaßte er das königliche Edikt vom 22. Mai 1815, worin eine Verfassung und eine Volksrepräsentation versprochen ward. Doch an die Durchführung ging H. nicht. Den Rheinländern sicherte H. ihre Institutionen und förderte das Verwaltungswesen der östlichen Provinzen, veranlaßte auch den Zulassungtritt einer Kommission zur Entwerfung der Verfassungsurkunde, doch ohne ihr eine Vorlage zu geben. H. konnte die reaktionären Strömungen im Rate des Königs nicht überwinden, blieb aber trotzdem, um Schlimmeres zu verhüten, im Amt. Vgl. Klose, Leben Karl Augusts, Fürsten von H. (Halle 1851); Hanke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von H. (Leipz. 1877, 5 Bde.); E. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und H. (Baf. 1881); Ehr. Meyer, H. und seine Verwaltung der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth (Bresl. 1892); Hausling, H. und die dritte Koalition (Berl. 1899); Brüll, Fürst H. und Kananikus Wolf (Programm, Heiligenstadt 1901); Kaser, Die Neuordnung des preussischen Verwaltungswesens durch den Staatskanzler Fürsten v. H. (Leipz. 1904).

4) Friedrich van, Verwandter des vorigen, als Dichter unter dem Namen Kavalis bekannt, geb. 2. Mai 1772 in Wiesestadt, dem Familiengut im Mansfeldischen, gest. 25. März 1801 in Weissenfels, erhielt im elterlichen Haus eine vorzügliche Erziehung, die durch seinen religiösen Grundcharakter (die Eltern gehörten der Brüdergemeinde an) von nachhaltigem Einfluß auf sein Gemütsleben war, besuchte seit 1789 das Gymnasium in Eisenach, studierte seit 1790 in Jena, wo er Schiller und Reinhold kennen lernte, seit Michaelis 1791 in Leipzig, wo er mit Friedrich Schlegel Freundschaft schloß, seit 1792 in Hittenberg Rechtswissenschaft und begab sich 1794 zur Übung in den praktischen Geschäften nach Tennstädt bei Langensalza. In dem nahegelegenen Grüningen lernte er die noch nicht 13jährige Sophie v. Kühn (geb. 17. März 1782) kennen, deren Bild lange Zeit im romantischen Weisenschein erglänzte, aber im Lichte der modernen Forschung viel von seinem Glanz verlor. Mit ihr verlobte er sich bereits im März 1795 und wurde durch ihren frühen Tod, 19. März 1797, tief erschüttert. Nachdem er zwar als Auditor bei den Salinen nach Weissenfels übergesiedelt war, widmete er sich 1797—99 in Freiberg unter Werner noch dem Studium der Bergwissenschaften und verlobte sich hier im Frühjahr 1800 zum zweitenmal, mit der Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier. Bald darauf wurde er zum Amtshauptmann in Thüringen designiert, konnte aber sein Amt nicht antreten, da er, von Jugend auf kränklich, langsam hinriechte. Schon als Auditor in Weissenfels war er mit dem Kreis der romantischen Dichter (Schlegel, Tieck u.), die damals in Jena lebten, in engem Verkehr getreten und hatte besonders tiefgehende Anregungen durch das Studium der Fichteschen Philosophie gewonnen. Ein Mensch

von seltener Begeisterungsfähigkeit, ein phantasiereicher und tief sinniger Theosoph, der als der »Prophet der romantischen Schule« bezeichnet wird, hat es H. mit der Dicht, Leben und Poesie, Wissenschaft und Religion in eins zu schmelzen, so ernst genommen wie keiner der übrigen Romantiker. Sein Roman »Heinrich von Ofterdingen«, obgleich unvollendet geblieben, legt davon Zeugnis ab. Er stellte sich darin die Aufgabe, »mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchkreuzend die Welt zu erobern«. Das Ganze sollte eine Apotheose der Poesie sein. Allein bei der Ausführung versagte ihm die darstellende Kraft und so, wie der Roman vorliegt (nur der erste Teil ist vollendet), treibt er bei schönen Einzelheiten (wir erinnern an die eingestreuten Lieder und die Schilderung von Heinrichs und Mathildens Liebe) ein unerquickliches Verwickeltes mit der »blauen Blume« der Poesie, ohne daß nach ihren Farbenglanz und Duft jemals recht zu genießen bekommt. Bei H. ist alles in Dämmerlicht gehüllt; er wendet sich vom hellen und geräuschvollen Tag weg zur Nacht, die er in den mystisch-tiefen »Hymnen an die Nacht« so großartig besungen hat. Daneben spricht sich des Dichters Wesen und seine christliche, nicht fälschlich bedingte Richtung am reinsten in den »Geistlichen Liedern« aus. Seine »Sämtlichen Schriften« gaben L. Tieck und Fr. Schlegel (Berl. 1802, 2 Bde.; 5. Aufl. 1838; Bd. 3, 1846), neuerdings R. Weiskner (mit Einleitung von V. Wille, Flor. 1898, 3 Bde., Ergänzungsband [Bd. 4] 1901) und aus besten, wenn auch nicht einwandfrei, E. Heiborn heraus (frühe Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses, Berl. 1901, 2 Tie. in 3 Bdn.); besonders erliegen die »Gedichte« das 1857 und hrsg. von Heydich (3. Aufl., Leipz. 1885); eine Auswahl der Werke (mit Biographie, Anmerkungen u.) besorgte J. Dohnke für Meyers Klassiker-Bibliothek (Baf. 1892). Vgl. »Friedrich v. H., genannt Kavalis. Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs« (2. Aufl., Götta 1883); »Kavalis' Briefwechsel mit Friedrich und Aug. Wihl, Charlotte und Karoline Schlegel« (hrsg. von Reich, Mainz 1880); Schubart, Kavalis' Leben, Dichten und Denken (Gütersloh 1887); J. Bing, Kavalis (Hamb. 1893); K. Buße, Kavalis' Lyrik (Oppeln 1898); E. Heiborn, Kavalis, der Romantiker (Berl. 1901); Spenté, Kavalis, essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne (Par. 1904).

Hardenburg, Dorf im bair. Regbz. Pfalz, Bezirksamt Neustadt a. H., an der Isenach, hat ein Postamt, Papierfabrik, Hammerwerk und (1900) 727 Einn. Dabei liegen auf einer Anhöhe die ruhmwunden Ruinen der H., ehemals Stammschloß der jüngeren Linie Leiningen, 1692 durch die Franzosen zerstört.

Harber (Waldbarber), s. Weersähe.

Harderwijk (har. - woot, Stadt in der niederländ. Provinz Gelderland, an dem Zuidersee und der Eisenbahnlinie Utrecht-Kampen, hat einen Hafen mit Leuchtturm, ein früher berühmtes Gymnasium (das Kaffau-Beluwische), eine Kaserne für das katalanische Hebevol, eine Schiffswerft, Schiffahrt, Fischerei (97 Boote), Springbräuderei und (1900) 7425 Einn. Die 1648 hier gestiftete, aber niemals sehr blühende gelehrte Universität wurde 1811 aufgehoben.

Harbesöögte, in Dänemark Verwaltungsbeamte, die über die sagen. Herreder oder Harden, Unterabteilungen der Ämter, gesetzt sind. Sie stehen unter den Ämtmännern, die wiederum den Stifts-ämtmännern untergeordnet sind.

Härdheim, Heden im bad. Kreis Rosbach, Amt Buchen, an der Elsa, hat eine kath. Kirche im romanischen Stil, Synagoge, Schloß (jezt Schulhaus), einen 32 m hohen Turm als Rest eines alten Schloßes aus dem 11. Jahrh., Porzellan-Fabrikation von landwirtschaftlichen und Mülereimaschinen, Kalt- und Sandsteinbrüche, Edelmäpeln, Weinbau und (1900) 2107 Einw. Urkundlich wird H. schon 782 genannt.

Harbi, franz. Silbermünze Ludwigs XI., gleich dem Liard von 4 Deniers, dann bis 1515 Beiname des Liard von 8 Deniers.

Harbie (fr. Harbi), James Keir, engl. Arbeiterführer, geb. 15. Aug. 1856 in Schottland, arbeitete vom 7. bis zum 24. Jahr in den Kohlenbergwerken von Wyrshire, bildete sich aber privatim aus und trat 1882 in die journalistische Laufbahn ein. Er redigierte bis 1886 ein Lokalblatt in Linnod, dann von 1887—90 den »Labour Leader«, wurde Präsident des Gewerksvereins der Bergleute von Wyrshire und trat an die Spitze der 1893 gegründeten Independent Labour Party, die 12.000 Mitglieder zählt und mit der Social democratic Federation die sozialdemokratischen Grundzüge in der englischen Arbeiterbevölkerung ausbreiten sucht. 1900 wurde H. ins Unterhaus gewählt.

Harbing, Karl Ludwig, Astronom, geb. 29. Sept. 1765 in Lauenburg, gest. 31. Aug. 1834 in Wöttingen, studierte Theologie und kam als Hauslehrer zu dem durch seine astronomische Tätigkeit bekannten Oberamtmann Schröter in Wittenberg bei Bremen, wendete sich darauf dem Studium der Astronomie zu und wirkte 1800—06 an Schröters Sternwarte als Observator. Hier endete er 1804 die Jura. 1805 wurde er Professor der Astronomie in Wöttingen. Sein Hauptwerk ist der »Atlas novus coelestis« (Wötting 1808—23; neu hrsg. von Jahn, 1856).

Harbinger (fr. Harbinger), Henry, Viscount, brit. General und Staatsmann, geb. 30. März 1785 in Wrotham (Kent), gest. 24. Sept. 1856 in South Park bei Tunbridge, trat im 14. Lebensjahr in die Armee und wurde 1804 Kapitän. Seit 1808 nahm er an den Kämpfen auf der Iberischen Halbinsel teil und wurde 1811 Oberstleutnant. Im Feldzug von 1815 als englischer Kommissar der kaiserlichen Armee beigegeben, verlor H. bei Wigny den linken Arm und ward 1821 zum Obersten befördert. 1820 trat er auf Veranlassung der Tories, mit denen ihn seine Heirat mit einer Schwester Castlereaghs in Verbindung gebracht, ins Parlament, ward 1823 Sekretär beim Feldzeugamt und war im Ministerium Wellington von Juli 1828 bis Juli 1830 Kriegsminister, von da bis zum November d. J. Obersekretär für Irland; in demselben Jahr avancierte er zum Generalmajor. Das Amt des irischen Obersekretärs besetzte er abermals unter Peel 1834 und war unter denselben von 1841—44 zum zweitenmal Kriegsminister. 1841 zum Generalleutnant befördert, wurde er 1844 Generalgouverneur von Ceylon, führte den ersten Panischadkrieg mit Glück zu Ende, ward bei dem Abschluß des Friedens von Lahor zum Viscount H. von Lahor erhoben und erhielt einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 5000 Pfd. Sterl. 1848 lebte er nach England zurück und wurde im März 1852 zum Generalfeldzeugmeister, 1854 zum Oberbefehlshaber der britischen Armee und 2. Okt. 1855 zum Feldmarschall ernannt, legte indes bald darauf seine Ämter nieder. Vgl. »Viscount H., by his son Charles Viscount H.« (Oxf. 1891).

Harbington (fr. Harbington), Borort im SO. von Northampton in Northamptonshire (England), mit (1901) 7846 Einw.

Härdler, Berg, s. Rothaargebirge.

Harodon (fr. ardon), Jean, gelehrter Jesuit, geb. 1646 zu Quimper in der Bretagne, gest. 8. Sept. 1729 in Paris, trat in seinem 20. Jahr in den Jesuitenorden, ward zu Paris Bibliothekar und Lehrer der dogmatischen Theologie und widmete sich daneben dem Studium des klassischen Altertums. Er hielt dessen Schriftwerke, mit Ausnahme derjenigen des Cicero, der »Naturgeschichte« des Plinius, der »Georgica« des Vergil, der Satiren und Episteln des Horaz, für untergeschobene Produkte von Mönchen des 13. Jahrh. Ebenso behauptete er die Unetheit der meisten alten Münzen, aller Königsakten vor dem Tridentinum, ja selbst der griechischen Übersetzung des Alten und der griechischen Urfchrift des Neuen Testaments. Von seinen Schriften nennen wir die Ausgaben des Theophrast (griech. u. lat., Par. 1684) und des ältern Plinius (bas. 1685, 6 Bde.), die »Prolegomena ad censuram veterum scriptorum« (bas. 1693), die »Chronologia ex nummis antiquis restituta« (bas. 1697, 2 Bde.) und »Conciliarum collectio regia maxima« (bas. 1715, 12 Bde.). Seine kleinern Schriften erschienen als »Opera selecta« (Amsterd. 1709—19) und »Opera varia« (bas. 1733).

Harbt (der und die, richtiger Hart), s. obel wie Bergwald und daher ein für sich wie in Verbindungen, z. B. Wanharbtberg, Speßhart u., im mitteldeutschen Bergland vielfach wiederkehrender Name. Ausgesprochen versteht man unter H. (Hart) Gebirge das Nordende der Bogenen, das als niedriges, waldfreies Bergland die bayerische Rheinpfalz durchzieht (s. Harke). (Glash. Harbtenen). Als Harbtenen löst sich die Kaiserlauterer Einflutung (das Landstuhler Bruch) an, so daß der Donnerberg (s. d. 1.), vielfach als höchster Berg der H. angegeben, nicht mehr hierher gehört. Das allgemein herrschende Gestein ist ein meist grobkörniger Sandstein, der sogen. Bogenfandstein, der sich zu einem 300—450 m hohen Plateau ausbreitet und im Kaltitz zu 683 m ansteigt. Nur vom Rhein aus erscheint die H. als Gebirgsrand; in Wahrheit ist sie ein Plateau, das sich westwärts an das rheinpfälzische Weistich anschließt. Ältere und jüngere Gebirgsbildungen kennt man außerdem nur am östlichen Gebirgsfuß; dort haben die tiefen, waldfreien Täler die ältere Unterlage des Sandsteins aufgeschlossen; Granit mit Gneis, Ton-schiefer, Kottgeseins mit Porphy und Melaphyr; so im Lauterthal, im Queichtal und an andern Punkten des Gebirgsfußes, den ein Wäldchellstreifen begleitet. Zu den merkwürdigen Tälern gehören das von Dahn (Lauter), von Annweiler (Queich) und von Neustadt a. d. H. überall schauen von den Höhen Ruinen alter Burgen und Mäster herab, darunter die Rabenberg bei Eßbach, die Burg Trifels bei Annweiler, die wiederhergestellte Warburg (das bekannte Hombacher Schloß) bei Neustadt u. a. Aber so fruchtbar und mild der Obsthil mit seinen Weinbergen und seinen Wäldern von Kastanien ist, so wenig günstig zeigt sich das Innere für den Ackerbau. Buchen-, Eichen- und Buchenwald bedeckt über drei Fünftel des ganzen Areals. An Produkten des Bergbaues ist das Land arm.

Harbt, Münfingen (Münfingen Alb), eine über 60 qkm große, zwischen 700 und 800 m hoch gelegene Hochfläche des obern Rheins Jura im württembergischen Donautal, auf dem Schwäbischen Jura, südöstlich von der Enns und nördlich von der Schmiechen. Ihre waldfreien Höhen (Ganzenweg 861 m) sind von zahlreichen Trockentälern, Schluch-

ten und Einsetzungen mit Bergwiesen und Weiden durchzogen, in denen nur noch der Schneeschmelze nach Gewittergüssen stehendes, bald versickerndes Wasser austritt.

Hardt, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Gladbach, hat eine luth. Kirche, elektrische Straßenbahn, Lungenheilstätte, Brauerei, Ziegelbrennerei, Dampfzuckerwerk und (1900) 2832 Einw.

Hardt, Hermann von der, fruchtbarer theologischer und historischer Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1680 zu Welle im osnabrückischen Gebiet, wurde 1688 Bibliothekar und 1690 Professor der orientalischen Sprachen in Helmstedt, wo er, seit 1727 im Ruhestand, wunderbar in seinen Lebensgewohnheiten wie in seinen Schriften, 28. Febr. 1746 starb. Von ursprünglich pietistischen allmählich zu rationalistischen Ansichten fortgeschritten, erzielte er namentlich durch die Selbstständigkeit seiner Exegese Anstoß. Unter den über 300 Schriften, die er verfaßt hat, erfreut sich die Bedeutung besonders sein Werk über das Königtum zu Konstantin: »Magnum oecumenicum Constantiense concilium« (Frankf. u. Leipzig, 1697—1700 u. 1742, 7 Bde.). Vgl. F. Lamey, Hermann v. d. H. in seinen Briefen u. (Karlsruhe 1891).

Hardtsfeld, f. Jura (Deutsch).

Hardtgebirge, f. Hardt, S. 804.

Hardtweine, f. Rheinpfalzweine.

Hardun, f. Darnesteh.

Hardwar »Tor des Hari oder Vishnu«, auch Gangadwara, »Gangesmündung«, Stadt im Distrikt Saharanpur der britisch-ind. Nordwestprovinzen, am Austritte des Ganges aus den Siwalikbergen in die Ebene, 403 m ü. M., mit etwa 3000 Einw., wichtig als Ausgangspunkt des Gangeskanals (f. Ganges, S. 319) und berühmt als Wallfahrtsort der Hindu, deren etwa 100.000 jährlich von Mitte März bis Mitte April dahin pilgern, um an dem Parikshitsharan, der heiligen Treppe mit der Fußspur Vishnus, zu baden. Die Wallfahrten, mit denen sich ein großer Markt (Fierbe) verbindet, haben von ihrer früheren Bedeutung (1796: 2,5 Mill. Pilger) infolge der Schritte gegen die damit verbundenen Strengigkeiten und die Seuchengefahr viel verloren, doch wird das alle 12 Jahre gefeierte Kumbhmela noch von etwa 300.000 Menschen besucht.

Hardwide, Th., Zoolog, f. Hard.

Hardwick Hall, Schloss, f. Chesterfield.

Hardy, 1) Alexandre, franz. dramatischer Dichter, geb. um 1570 in Paris, gest. 1631, entwickelte als Theaterdichter in der Provinz und in Paris eine erstaunliche Fruchtbarkeit (er soll über 600 Stücke verfaßt haben, für 3 Taler das Stück). Er war der erste wirkliche Bühnendichter Frankreichs, der für öffentliche Aufführungen schrieb und die Wirkung auf die Zuschauer berechnete. Die sagen. drei Einheiten hat er wohl angestrebt, aber nur in einigen Stücken durchgeführt. Die Stoffe haben ihm außer antiken Schriftstellern Cervantes, Montemayor und Bocaccio geliefert. In »Elmire, an l'heureuse bigamie« hat er die deutsche Sage vom Grafen von Gleichen auf die Bühne gebracht. Das interessanteste seiner Stücke ist die Tragödie »Mariamne« (1610). Er selbst hat 41 der beliebtesten gesammelt und herausgegeben (Paris 1624—28, 6 Bde.); einen Neubdruck davon besorgte Stengel (Karburg 1883—84, 5 Bde.). Vgl. Eug. Rigal, A. H. et le théâtre français (Paris 1890).

2) Sir Thomas Duffus, engl. Historiker, geb. 22. Mai 1804 in Port Natal auf Jamaika, gest. 15. Juni 1878, ward 1819 Clerk am Record Office (Staatsarchiv) zu London und war seit 1861 Direktor des-

selben, 1873 wurde er in den Ritterstand erhoben. Die Regierung übertrug ihm die Herausgabe der »Monumenta historica britannica« (1848), für die er die allgemeine Einleitung schrieb. Eine große Zahl mittelalterlicher Urkunden zur englischen Geschichte hat er mit Sachkenntnis und Sorgfalt herausgegeben (»Rotuli litterarum clausurarum 1204—1227«, Lond. 1833—44; »Rotuli litterarum patentium 1201—1216«, 1835; »Rotuli Normannie 1200—1209«, 1835, und andre Rotuli-Ausgaben; »Modus tenendi parliamentum«, 1846; »Descriptive catalogue of manuscripts relating to the history of Great Britain«, 1862—71, 3 Bde.; »Registrum Palatinum Dannelemuse 1311—1316«, 1873—78, 4 Bde.). Außerdem schrieb er die Biographie des Master of the rolls, Lord Langdale (1852, 2 Bde.). Bei der Gründung der Historical Manuscripts Commission (1869) hatte H. wesentlichen Anteil.

3) Thomas, engl. Novellist, geb. 2. Juni 1840 in einem Dorf in Dorsetshire, trat 1857 bei einem Architekten in die Lehre, ging dann zu seiner weitem Ausbildung im Baufach nach London, wendete sich aber später ganz der schönen Literatur zu und suchte das Landvolk seiner Heimat novellistisch zu schildern. Zu nennen sind: »Under the greenwood tree« (1872); »A pair of blue eyes« (1873); »Far from the madding crowd« (1874); »The hand of Ethelberta« (1876); »The return of the native« (1878); »The trumpet major« (1880); »The Major of Casterbridge« (1886); »Wessex tales« (1888); »Tess of the D'Urbervilles« (1891, einer der meist gelesten und umstrittenen Romane der Gegenwart); »The well-beloved« (1892); »In the obscure« (1895; deutsch, Stuttg. 1901); »Wessex poems« (1898) und »Poems of the past and present« (1901). Er gehört zu den bedeutendsten englischen Romanschriftstellern der Gegenwart; als Stilist besitzt er die große Kunst, die Situation unmittelbar aus der Figur heraus stimmungsvoll zu schildern; in seinen Problemen hebt er als Anhänger modernster Anschauungen die Bedeutung von erblicher Belastung und von der Bildungskraft des Willens entschieden hervor. Vgl. Annie WacDonald, Thomas H. (Lond. 1894).

4) Gathorne, f. Grandmoor.

Hare (ne. har), Augustus John Cuthbert, engl. Schriftsteller, geb. 13. März 1834 in Ram, lebte meist in Holmhurst bei Hastings, gest. 23. Jan. 1903 in St. Leonards (Sussex). Als Ergebnis seiner vielen Reisen veröffentlichte er unter andern: »Walks in Rome« (1870; 16. Aufl. 1903, 2 Bde.); »Wanderings in Spain« (1872); »Memorials of a quiet life« (1872, 18. Aufl. 1884); »Days near Rome« (1874 u. ö.); »Cities of Northern and Central Italy« (1875); »Walks in London« (1877, 7. Aufl. 1901); »Cities of southern Italy and Sicily« (1883); »Studies in Russia« (1885); »Sketches in Holland and Scandinavia« (1885); »Days near Paris« (1887, 2 Bde.); »Paris« (2. Aufl. 1900, 2 Bde.); »Venice« (4. Aufl. 1897); »Florence« (4. Aufl. 1897), 4 Bände über Frankreich (1890); außerdem: »Life and letters of Baroness Bunsen« (1878, 2 Bde.; 3. Aufl. 1882; deutsch, 7. Aufl., Götting 1899). Vgl. seine Selbstbiographie: »The story of my life« (Lond. 1896—1900, 6 Bde.). — Sein Onkel Augustus William H. (gest. 1854) schrieb in Gemeinschaft mit Charles H. (gest. 1855) das seinerzeit epochenmachende Werk »Grasses at truth, by two brothers« (1848), das den Grund einer freieren Richtung, der sogen. Broad Church, in der englischen Staatskirche legte.

Harelsbete (franz. Harlebete), Gemeinde in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Courtrai, im N.O. von Courtrai, an der Eys und der Staatsbahnlinie Gent-Tournai, mit großen Tadel-, Leinwand- und Spitzenfabriken und (1902) 7440 Einw.

Harelda, f. Tauschte.

Harem (arab. harim, »das Verbotene«, pers. enderan) ist der dem Familienleben geweihte, nicht blutsverwandten Männern unzugängliche Teil des islamischen Hauses, im Gegensatz zu den Empfangsräumen (Selamlis). Das Gesetz gestaltet dem Muslim, bis zu vier Ehefrauen zu gleicher Zeit zu haben, wenn er sie ernähren kann. Die Haremscheidung, die der Mann jeden Augenblick ausprechen, die Frau durch richterliches Erkenntnis herbeiführen kann, bringt so viele Nachteile mit sich, daß sie seltener erfolgt, als man nach der Leichtigkeit annehmen sollte. Im älteren Islam nahm die Frau in Familie, Gesellschaft und Staat eine bessere Stellung ein als in der spätern Zeit, wo persische Einflüsse den arabischen Familienfinn und die Übung der geistlichen Bestimmungen ungünstig beeinflussten. Heber die demoralisierende Sklavinnen- und Eunuchenwirtschaft, noch die unsinnige, auf Vertiefung der islamischen Frau abzielende Absperrung (Schleiergebot) sind im Islam begründet. Bei dem frühen verständiger Erziehung bringt die Wahammedanerin ihre Zeit meist nur mit leichten Unterhaltungen und Vergnügungen zu. In neuerer Zeit macht sich in den Hauptzentren des Islams, besonders in Kairo, eine Bewegung bemerkbar, welche die Hebung des weiblichen Geschlechts durch Unterricht und Gewöhnung an würdige Beschäftigung zum Ziele hat. Eine besondere Ermahnung verdient der H. des Sultans zu Konstantinopel. Alle seine Bewohnerinnen sind Sklavinnen, und es kann keine freigeborne Türkin darin aufgenommen werden; ihre Zahl ist unbestimmt, aber sehr beträchtlich. Die Mutter, die Schwestern und andre Verwandte des Sultans, auch die Großbeamten, versehen den H. um die Bette mit den schönsten Mädchen, meist Tischlerknechten und Georgierinnen, die vorher oft jahrelang in den Häusern der Baronehen erjogen und unterrichtet worden sind. Aus ihnen wählt sich der Sultan seine Gemahlinnen, deren er sieben haben darf. Diese Gemahlinnen heißen Kadyn (eigentlich chatun, d. h. Herrin, Dame); unter ihnen erhält diejenige, die den ersten Sohn gebiert, den Vorrang vor allen übrigen und genießt als die offizielle Gemahlin des Sultans die höchsten Ehren. Den Namen Sultaniin führen nur die Mutter, Schwestern und Töchter des Sultans. Nächst den Kadynen stammen im Rang die Gedikis, d. h. Privilegierte, die den Sultan persönlich bedienen. Alle die, welche in den großherrlichen H. aufgenommen sind, werden mit dem allgemeinen Namen Odalik (v. türk. oda, »Zimmer«, vgl. unser »Frauenzimmer«, daher der in Europa gebräuchliche Ausdruck Odatske mit einem willkürlich eingeschobenen s) bezeichnet, wenn sie auch noch unterteilt sind. Jede Odatske, die der Sultan einmal berührt hat, wird von den übrigen abgetrennt und erhält eigne Sklavinnen und Eunuchen, darf aber nur dann wieder vor ihm erscheinen, wenn sie dazu veranlaßt wird. Höher stehen die Chassakis, mit welchem Namen besonders diejenigen bezeichnet werden, die Mutter eines Prinzen geworden sind; die erste unter ihnen heißt Chassikis-Sultan. Sie erbjelten ehemals der Staatskasse ein bestimmtes Pensionsgeld, d. h. Pantassgeld, das nicht unter 500 Beutel oder 25,000 Piaster beträgt. Die Blase über den großherrlichen H. führen schwarze

Verdammte (türk. hademe), deren Oberhaupt der Kizlar Aghasi ist, ein Hofbeamter vom gleichem Rang mit dem Großwesir und oft von großem Einfluß auf die Verwaltung. Die unmittelbare Aufsicht hat die Kaja-Chatun oder Hasnadar-Kadyn, die nur nach langen und erprobten Diensten diesen Posten erhält. Sie hofet für die Ruhe des Harems und erhält alle Befehle vom Sultan unmittelbar. Die größte Gewalt im H. übt die leibnämige Sultan-Balide, d. h. die Mutter des regierenden Sultans. Ihre Einkünfte sind aus Kron Gütern und Staatspokungen fundiert und sollen sich jährlich auf 1000 Beutel belaufen. Sie hat oft großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Nach dem Tod eines Sultans steht es denjenigen Odatsken, die nur von Prinzenmüttern wurden, frei, den H. zu verlassen und sich zu verheiraten; die Mütter von Prinzen aber müssen in den »alten Palast« wandern, aus dem sie nie wieder zum Vorschein kommen, wenn sie nicht etwa als Sultan-Balide zurückkehren. — Eine ausführliche Schilderung des ägyptischen Haremslebens gibt Lane in »Manners and customs of the modern Egyptians« (deutsch, Leipzig 1852).

Haren, 1) Willem van, niederländ. Dichter und Staatsmann, geb. 21. Febr. 1710 in Leeuwarden, gest. 4. Juli 1768 zu St. Oedenrope in Nordbrabant, war der Sprößling eines alten freisinnigen Adelsgeschlechts und zur Zeit der Regentin als Mitglied der Generalstaaten und später als Gesandter am Hof zu Brüssel von großem Einfluß, nach ihrem Tode (1759) aber von seinen Feinden gestürzt und starb in den dürftigsten Verhältnissen durch Selbstmord. Die sein Bruder Onno Zwier van H. (s. unten) steht auch Willem van H. der zeitgenössischen Rodepoezie, die sich ganz nach den Franzosen beherrschte, lieh, fern. Noch in den glücklichen Jahren seines Lebens schrieb er das Heldengedicht »Friso« (1741), das er später nach den Regeln der Heberisiers überarbeitete (1754 bis 1759), und die Ode »Leonidas« (1742), die viel dazu beitrug, daß die Niederländer der Königin Maria Theresia treu blieben und ihr Hilfe leisteten, in seinem Unglück die Elegie »Het menschelyk Leven« (1760). Eine französische Übersetzung von »Friso« erschien Paris 1785. Zusammen mit den Versen seines Bruders Onno Zwier wurden seine Gedichte gesammelt herausgegeben von Jer. de Bries (Amsterd. 1824, 6 Bde.) und von van Bloten (Deventer 1874, mit Biographie). Vgl. J. H. Halbertsma, Het Geslacht der van Haren (Deventer 1829); Huizen Quet in »Litterarische Fantasiën en Critieken«, 6. Teil (Haarlem 1875).

2) Onno Zwier van, niederländ. Staatsmann und Dichter, Bruder des vorigen, geb. 2. April 1713 in Leeuwarden, gest. 2. Sept. 1772 auf einem seiner Güter bei Waldega (Friesland), war ein Anhänger des Prinzen von Oranien und verlebte als hoher Staatsbeamter den größten Teil seines Lebens unter den Aufregungen der Politik. Nach dem Tod Annas, der Witwe Wilhelms IV., wurde er 1759 durch eine Ständelgesandtschaft genötigt, sich von der Politik zurückziehen; erst nun widmete er sich der Poesie. Sein Hauptwerk ist das Epos »De Geuzen« (Utrecht 1769; neue, verbesserte Ausg. von Wilderijf und Feith, Amsterd. 1785), das in 24 Gesängen die Heldentaten der Böhmergauen behandelt; ferner schrieb er die Trauerspiele »Agon, Salthea van Bantham« und »Willem de Kerster«; sein Lustspiel »Pietje en Agnietje, of de doos der Pandora« ist eine Bearbeitung nach dem Französischen. Der Farm nach heßen Onno

Zwies von Härens Gedichte denen seines Bruders nach, ihr Gefühlsinhalt aber, und zumal der lyrischen, ist bedeutender. Seine Leidenrede aus Wilhelm IV. ist ein Muster niederländischer Rhetorik.

Häresie (Häresis, griech.), Wahl; das Erwählte, besonders eine selbstgewählte Lebens- oder Lehrt, Schule oder Sekte; das Lehrsystem einer solchen; in der christlichen Kirche sabel wie Ketzerei, Irrlehre. Daher Häretiker sabel wie Ketter (s. d.); häretisch, ketzerisch; Häresiarch, Haupt der Ketter, Erzketter; Häresiamastix, Ketzergel; Häresialogie, Beschreibung der Ketzereien; Häresiologium, Verzeichnis der Ketter.

Hares Spirale (fr. spirale), s. Desfligator.

Harfe (Heargsharfe), nicht mehr gebräuchliches, von Hell eingeführtes Sternbild.

Harfe (ital. Arpa, franz. Harpe, engl. Harp), eine der ältesten Saiteninstrumente, das schon in einer der frühesten ähnlichen Form vor Jahrtausenden in Ägypten in Gebrauch war (s. Tafel »Kusinstrumente III«, Fig. 13). Unter den Instrumenten, deren Saiten mit der Hand oder einem Plektron gerissen werden, ist die H. das größte. Bis zum Anfang des 18. Jahrh. war die H. ein Instrument, das Modulationen in andre Tonarten nur sehr schwer ausführen konnte, da ihre Saiten nicht in (aromatischer) Diatonische, sondern diatonisch gestimmt werden und jede Saite einzeln mittels eines Halses, der die Saite verkürzte, umgestimmt werden mußte. Dieser Hals war schon ein Fortschritt (in Tiro) zu Ende des 17. Jahrh.). Erst 1790 führte Hochbruder das gemeinsame Stimmen aller gleichnamigen Töne durch Pedaltreite ein, so daß die Hände des Spielers fürs Spiel frei blieben. Endlich erfand Erard 1820 die Doppel-pedalharfe, die jede Saite zweimal um einen Halbton höher zu stimmen gestattet. Diese jetzt vollkommenste Art der H. steht in C dur mit einem Umfang vom Kontra-Ces bis zum viergesprochenen Ges; durch die erstmalige Anwendung der sieben Pedale werden die sieben *b* befähigt, so daß die Stimmung zuletzt C dur ist; die zweite Verkürzung macht aus C dur C dur. Chromatische Wänge, z. B. c cis d dis e, sind auch heute noch auf der H. unmöglich, schon d als e müßte als d es los gespielt werden. Durch Gleichstimmung mehrerer Saiten wird es möglich, die ganze H. in einen Afford (z. B. h d f as durch die Doppelstimmungen h ces, eis f, gis as) zu stimmen und dann durch schnelles glissando über sämtliche Saiten überraschende Effekte hervorzubringen. Die ältere Art der H. hat einen vierkantigen Resonanzkörper, der aus Resonanzboden und Resonanzwänden, beide mittels zweier Seitenwände (Hargen) miteinander verbunden, besteht und sich allmählich von oben nach unten erweitert, so daß er am Befestigungspunkt der kürzesten Saite am engsten, an dem der längsten Saite am weitesten ist. Bei den neuen Instrumenten ist der Körper nicht mehr vierkantig, sondern nur die Resonanzdecke ist flach, während Boden und Seitenwände durch eine halbrunde gewölbte Kastenartige Form sind; die Höhe des ganzen Resonanzkörpers beträgt 150—170 cm. Die H. ist mit Darmsaiten bezogen. In der Mitte des Bodens ist der Länge nach eine schmale Leiste von hartem Holz mit den Löchern zum Einhängen der Saiten befestigt; an das andere schmale Ende des Resonanzkörpers setzt im spizen Winkel der Hals an, der schlangenförmig gebogen ist. Indemselben hängen die Stimmnägeln, um welche die Saiten geschlungen sind, die mittels des Stimmhammers gestimmt werden.

Damit der Hals der bedeutenden Zuglast der zwischen ihm und dem Resonanzkörper ausgespannten Saiten den nötigen Widerstand zu leisten vermöge, wird er durch einen zwischen seinem äußeren Ende und dem Fuß des Instruments eingelehten, meist säulenartig gestalteten Träger gestützt. Man spielt die H. im Sitzen, indem man sie, den Resonanzboden gegen die Brust geneigt, zwischen den Knien und Armen hält, während die rechte Hand vorzugsweise in den höheren, die linke mehr in den tiefern Lagen tätig ist. Charakteristisch für das Instrument ist das Spiel gebrochener Akkorde, das darum Arpeggia heißt. Bekantere ältere und neuere Arten der H. sind: die alte gälische H. (Clairseach, Clarsach, Clarsach) und die cymbrische H. (Telyn, Telyn, Telyn), die bei den Warden Großbritanniens im Gebrauch waren; die Doppelharfe (Arpa doppia, Davidsharfe) mit aufrecht stehendem Resonanzboden, der von beiden Seiten mit Saiten bezogen war; die Spitharfe (Arpanetta, Harfenet), ebenso, von kleinen Dimensionen; Bfrangers dramatische H. (unpraktisch wegen der zu großen Saitenzahl) und Light's (1798) Harf-laute (Lital harp), eine Verschmelzung der H. und Laute (vgl. Graves »Dictionary of music«, 1880 ff.). Jetzt werden auch Harfen mit Klaviatur gebaut. Die vorzüglichsten Komponisten für die H. sind: Krump-holtz, Adernmann, Digi, Wodsch, Marini, Brumier, Labarre, Parich-Alvares, Aptommas, Oberthur u. a. Auch Spahr hat für seine erste Gattin, eine treffliche Harfenspielerin, mehrere schöne Solostücke mit Begleitung der Violine für die H. geschrieben. Nicht minder haben die neuere Komponisten von Opern und Instrumentalwerken die H. mit glücklichem Erfolg angewendet. Treffliche Harfenschulen sind die von Zenzel (neue Ausg. 1877) u. Tomba (Leipzig 1888). Vgl. Snor, Die H. als Orchesterinstrument (Leipzig 1888).

Harfe, eine Erntedarrichtung in den Alpenländern, s. Ernte, S. 69; auch sabel wie Fadenplanimeter (s. Flächenbestimmung, S. 646).

Harfeninstrumente (franz. Instruments à cordes pinces), zusammensaffender Name derjenigen Saiteninstrumente, deren Saiten nicht mit dem Fogen gespielt, sondern mit den Fingern oder einem Plektron gerissen oder mit Hämmern geschlagen werden, daher einen Ton von schnell abnehmender Stärke geben, der bald erlischt. Die H. sind weiter einzuteilen in H. im engern Sinn (Instrumente ohne Griffbrett, deren einzelne Saiten daher, abgesehen von etwaiger Umstimmung, stets nur denselben Ton geben) und Lauteninstrumente (mit Griffbrett). Zur ersten Art gehören fast alle Saiteninstrumente des griechischen Altertums (Lyra, Kithara, Phorminx, Bagadis, Barbiton u. s. f. Tafel »Kusinstrumente I«, Fig. 1 u. 2), die lyren- und harfenartigen Instrumente der Ägypter (Tafel III, Fig. 13), die äthiopischen Kijfar, das Tische und Kin der Chinesen (Tafel III, Fig. 1 u. 2), Galemung der Inder, Kinnor, Mor u. der Hebräer, Keffir, Canon und Samir der Türken, dann die abendländischen: Katta (Zither), Psalterium, Harfe, Haddret und die H. mit Klaviatur oder Klaviere (Lautschard, Harfenklavier, Klavichord, Spinett, Pianoforte u. s. f.). Unter die H. mit Griffbrett (Lauteninstrumente) gehören die nur aus Ab-bildungen bekannten lautenähnlichen Instrumente der Ägypter (Rabla), die Vina der Inder (Tafel I, Fig. 16), der Kanan (Kamachord) der Griechen, die durch die Araber ins Abendland gebrachte Laute selbst nicht ohne Abarten: Gitarre, Mandara (Mandoline, Kambara u. s. f.), Theorbe, Chittarone, Bag-

oder Erglaute (Tafel II, Fig. 5—8) und endlich die neuere Zither (Schlagzither).

Harteklavier (Klavichordium), eine veraltete (neuerdings aber als Versuch für die Harfe wieder aufzunehmende) Art von aufrecht stehendem Klavier, bei dem Darmseiten durch Messingstifte angerissen wurden. S. Klavier.

Hartk. Arnott, Ritter von, Orientreisender, geb. 1471 auf dem Schloß H. im Herzogtum Jülich, gest. 1505, unternahm 1496—99 eine Pilgerfahrt nach der Sinaihalbinsel und Palästina, auf der er Ägypten, Syrien, Kleinasien und das südliche Europa durchwanderte, und starb als Erglummerer in Geldern. Seinen Reisebericht, in dem er auch Indien, die Kilobaren, Madagaskar und das Gebiet der Nilquellen besucht zu haben vorgibt, gab W. v. Groote u. d. L.: »Die Pilgerfahrt des Ritters H. v. H. (Köln 1860) heraus. Vgl. v. Seyditz, Die Orientfahrt des Ritters H. v. H. (2. Ergänzungsbelt zur »Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie«, Wien. 1891).

Hartene (fr. *artère*), Stab im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Le Havre, an der Egarde, nahe an ihrem Ausfluß in das Mündungsbecken der Seine, und an der Westbahn gelegen, hat eine schöne gotische Kirche mit 83 m hohem Turm, ein Schloß im Renaissancestil mit Park und (1901) 2612 Einw., die Fäbrilation von Seife und Öl und Handel mit Getreide, Stöben und Dungsaffen betreiben. Der ehemals bedeutende Hafen ist verlandet. — H. war unter dem Namen Harefist im Mittelalter der Hauptseerpaß im nordwestlichen Frankreich und stark besetzt; mit der Verschlammung des Hafens und dem Ausblühen von Le Havre sank es. 1415 wurde H. von den Engländern unter Heinrich V. erobert. 1433 erhoben sich die Bewohner des Ländchens Caug, denen die Einwohner von H. die Tare öfneten, worauf die Engländer verjagt wurde. Dem Führer dieser Bewegung, J. de Grauchy, wurde hier 1876 ein Denkmal errichtet.

Harglatsgebirge, Zweig der siebenbürg. Karpaten, der, die Görgényer und Székelyer Gebirge verbindend, sich zwischen dem Grazer Kolkfluss und der abern Aluta längs der Grenze der Komitate Udvarhely und Göll gegen SO. hinzieht. Das H., zu dem außer der eigentlichen Harglata auch das Görgényer, Hermányer oder Bördöer Gebirge gehört, ist 180 km lang und 30 km breit und das längste Trachytegebirge in Europa. Die höchsten Spitzen sind die Harglata oder Galustetö (1798 m), der Kalksteing (1560 m) und der Citörös (1834 m).

Hargraves (fr. *hargraves*), Edm und Hammond, Entdecker der Goldfelder den Australien, geb. 1815 in Woodport bei Portmouth, gest. 1. Nov. 1891 in Sydney, kam früh nach Australien, von wo er 1849 die Goldfelder Kaliforniens besuchte. Veranlaßt durch die Ähnlichkeit der geologischen Verhältnisse, untersuchte er nach seiner Rückkehr den Westabhang der Blauen Berge und entdeckte auch 1851 reiche Goldfelder. H. wurde zum Kommissar der Kralländeren ernannt und erhielt 1853 von der Regierung eine Belohnung von 10,000 Pfd. Sterl. Er veröffentlichte: »Australia and its goldfields described« (Lond. 1855).

Hariati, f. Cynodon.

Hariot (franz. *gr. erio*), Bohne, besonders Schminthbohne (*Phaseolus vulgaris*). H. de mouton (auch blag H.), Ragout aus Hammelfleisch mit Rüben u. »Hôtel des hariots« nannte der Pariser Volkswitz die Arrêtstube der Nationalgarde, angeblich eine Karmampierung des Namens Tarricau, Kammmandeurs der Nationalgarde während der Hundert Tage.

Häring, Fisch. f. Hering.

Häring, Dorf in Tirol, Bezirksamts Kufstein, mit ärarischen Braunkohlenbergbau (1902: 29,700 Ton. Produktion) und (1900) 1470 Einw. Westlich liegt an der Südbahnlinie Kufstein — Innsbruck das Dorf Kirchbichl mit Zementfabrikation und (1900) 2510 Einwohnern.

Häring, 1) Georg Wilhelm Heinrich, unter dem Pseudonym Willibald Alexis bekannter Roman- dichter, geb. 29. Juni 1798 in Breslau, gest. 16. Dez. 1871 in Arnstadt, entstammte einer französischen Flüchtlingsfamilie aus der Bretagne, die ihren französischen Familiennamen Haring ins Deutsche überliefen hatte, besuchte das Berderische Gymnasium in Berlin, machte als Freiwilliger den Feldzug von 1815 mit, widmete sich hierauf in Berlin und Breslau juristischen Studien und wurde Auskultant und Kammergerichtsreferendar in Berlin. Bald entlagte er jedoch der juristischen Laufbahn und widmete sich ausschließlich der schriftstellerischen Tätigkeit, wobei er nütten im Gewirr publizistischer Betätigungstätigkeit große poetische Pläne seufzte und künstlerisch gestaltete. 1836 hatte H. das Unglück, bald nach seiner Übersiedelung nach Arnstadt in Thüringen, wo er sich ein amütiges Deme gegründet, von einem Gehirnschlag getroffen zu werden, von dem er sich nie wieder vollständig erholte. Seine eigentliche literarische Tätigkeit begann H. mit einem idyllischen Epos in Sechsermetern: »Die Treibjagd« (Berl. 1820), dem zwei Romane: »Die Schlacht bei Targau und der Schatz der Tempelherren« (daf. 1822), folgten. Aus einer Bethe im Freundeskreis ging ein dreibändiger Roman: »Balladmore« (Berl. 1823—24, 3 Bde.), hervor, eine lede Romantisierung, indem der Verfasser das Werk für eine Schöpfung Walter Scotts ausgab und damit überall Glauben fand. Der Roman wurde ins Englische und mehrere andre Sprachen überfetzt. Unter derselben Wüste erschien auch der Roman »Schloß Walton« (Leipz. 1827, 3 Bde.), dem die »Geschichten« (Berl. 1825) vorausgegangen waren. Bald aber trat H. mit selbständigen Prosaarbeiten auf, in denen sich Anklänge an Scott und Tieck mit seinen eignen, von der jungdeutschen Bewegung beeinflussten Reflexionen mischten, ohne daß der Objektivität der Darstellung dadurch Eintrag geschah. Unter seinen »Gesammelten Novellen« (Berl. 1830—31, 4 Bde.) und »Neuen Novellen« (daf. 1836, 2 Bde.) sind einzelne, wie »Venus in Rom« und »Kerbi«, vortrefflich in Ausführung und Darstellung. Sein eigenes Gebiet, das der historischen Roman- dichtung mit dem Hintergrund märkisch-preussischer Geschichte, betrat H. zuerst in seinem umfangreichsten Werke: »Cabanis« (Berl. 1832, 6 Bde.; 7. Aufl. 1893), einem charakteristischen Bild aus der Zeit Friedrichs d. Gr. Aber bereits mit dem Roman »Das Haus Düsterweg« (Leipz. 1835) schen H. wieder in andre Bahnen einzulenken. Als Reichsristeller trat er in seine »Herbstreise durch Stambinavien« (Berl. 1828, 2 Bde.), den »Wanderungen im Süden« (daf. 1828) und den »Wiener Bildern« (Leipz. 1833) auf, wobei letztere in Preußen verboten, während umgekehrt seine »Schattenreise aus Süddeutschland« (Berl. 1834) von den Liberalen angefeindet wurden. Seine »Jüdischen Nächte« (Berl. 1834, 3 Bde.) leiden an einer gewissen Kälte und Breite des Sinnenmenschen, die der sonst trefflichen Darstellung Eintrag tun. Sein »Wanderer« (Berl. 1843, 2 Bde.) war als Nachtgemälde des Romantismus von Interesse. Zwischen der Folge seiner hystorischen Romane erschienen noch: »Der Zauberer Virgilius« (Berl. 1851), »Wärden aus der

Gegenwart (das. 1852) und das Bruchstück eines unvollendet gedruckten Zeitromans, das *Idyll* »Ja, in Neapel« (das. 1860). Für die Bühne schrieb H. in früherer Zeit die Lustspiele: »Der Prinz von Vise« und »Die Sonette« (1828), das Drama »Annen von Tharau« (1829) und den Fastnachtsschwank »Der verschwundene Schneidergesell« (1841). Auch gab er »Balladen« (Berl. 1836) und mit E. Herrard und A. Müller »Babaiens« (Leipz. 1837, 2 Bde.) heraus. Die längere Zeit führte Redaction des »Berliner Konversationsblattes«, wamit 1830 »Der Freimüthige« verbunden wurde, gab er 1835 auf. Das von ihm mit Hippig begonnene Werk »Der neue Vitaval« (Leipz. 1842—63, Bd. 1—33) behauptet unter allen für ein größeres Publikum bestimmten Sammlungen von Kriminalgeschichten den Vorrang. Seine eigentliche Bedeutung in der neuern deutschen Literatur errang aber Wilhelm von Mevius lediglich mit den vortrefflichen historischen Romanen, zu denen »Cabanis« der Barläufer gewesen war. Nacheinander erschienen: »Der Roland von Berlin« (Leipz. 1840, 3 Bde.; 6. Aufl. 1902), der die letzten Kämpfe des altmächtigen Bürgerthums gegen den neuauftretenden Hohenzollernstamm im 15. Jahrh. zum historischen Hintergrund hat; »Der falsche Waldemar« (Berl. 1842, 3 Bde.; 5. Aufl. 1893), der die notwendige Episode der mittelalterlichen Geschichte der Mark Brandenburg behandelt; der Doppelroman »Die Hosen des Herrn von Bredow« (das. 1846—48, 5 Bde.; 14. Aufl. 1900), in zwei Abtheilungen: »Hans Jürgen und Hans Jochen« und »Der Bismarck« (in 3 Bänden, 7. Aufl. 1899), welche die Zeit des Kurfürsten Joachim I. und der Reformation zum Hintergrund haben; »Kruke ist die erste Bürgerpflicht« (das. 1852, 5 Bde.; 5. Aufl. 1898), die traurige Zeit Preußens vor der Katastrophe von Jena darstellend; »Jegrimm« (das. 1854, 3 Bde.; 5. Aufl. 1899), aus den Tagen der Erhebung und des Aufschwunges nach 1806, und endlich »Dorothe« (das. 1856, 3 Bde.; 4. Aufl. 1896), welcher Roman wiederum in die letzte Zeit des Großen Kurfürsten zurückgreift. Alle diese Romane, abgesehen nicht völlig von profanen Elementen frei, erheben sich doch in der Hauptsache durch die Fülle charakteristischer Gestalten (sowie durch die Wiedergabe der Zeitstimmung und die Schilderung märkischer Landschaften, aus denen die Eigentümlichkeiten der Menschen erwachsen, zu wahrhaft poetischer Bedeutung. Häring's »Gesammelte Werke« erschienen in 20 Bänden (Berl. 1874), die »Baterländischen Romane« besonders in 8 Bänden (zuletzt das. 1884); seine »Erinnerungen« gab W. Ewert heraus (das. 1899). Vgl. Julian Schmidt, Neue Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit (Leipz. 1873); W. Freytag in den »Gesammelten Werken«, Bd. 16 u. 23; W. Stern, Zur Literatur der Gegenwart (das. 1879).

2) Theodor, protest. Theolog, geb. 22. April 1846 in Stuttgart, war 1873—76 Reptent am evangelisch-theologischen Stift in Tübingen, 1876—81 Diakonus in Katw, 1881—86 in Stuttgart und wurde 1886 als ordentlicher Professor der systematischen Theologie nach Jülich berufen, von dort 1889 in gleicher Eigenschaft nach Wöttingen. Seit 1895 ist er Professor und zweiter Hauptprediger in Tübingen. Er schrieb: »Über das Bleibende im Glauben an Christus« (Stuttg. 1880); »Die Theologie und der Vorwurf der doppelten Wahrheit« (Jülich 1886); »Zu Nitsch's Verführungslehre« (das. 1888); »Zur Verführungslehre« (Wötting. 1893); »Unsre persönliche Stellung zum geistlichen Beruf« (das. 1893, 3. Aufl. 1899); »Die

Lebensfrage der systematischen Theologie« (Tübing. 1895); »Das christliche Leben auf Grund des christlichen Glaubens. Christliche Sittenlehre« (Stuttg. 1902).

Häringe, Zerpflücke zum Breisigen der Palteimen.

Harington (fr. harington, Sir John, engl. Schriftsteller, geb. 1561 bei Bath in Somerset, gest. 1612, zu Eton und Cambridge erzogen, nahm Kriegsdienste und ward 1599 vom Grafen von Essex auf dem Schlachtfeld zum Ritter geschlagen, dann aber in dessen Sturz mit verwickelt. Sein Ruhm beruht hauptsächlich auf einer noch heute geschätzten Uebersetzung von Ariost's »Orlando furioso« im Verwag des Originals (1591), eingeleitet mit einer »Apologie at poëtrie«. Außerdem haben wir von H. noch viele Versuche in Prosa und Versen. Seine Sinngedichte erschienen London 1615, vollständiger 1618 u. d.; seine gesammelten Werke, unter denen seine Briefe als humanistische und scharf gezeichnete Sittenbilder besonders Wert haben, wurden u. d. L.: »Nugae antiquae« (Lond. 1779, 3 Bde.; mit Anmerkungen von Barl. 1804, 2 Bde.) herausgegeben; sein interessanter Essay: »A short view of the state of Ireland« erschien 1605 (Neudruck von Macray 1880).

Haringvliet, Wundungsbarm der Raas (f. d.) in der niederländ. Provinz Südholland.

Hartiri, Abu Mohammed Kasim ibn Ali, berühmter arab. Schöngedicht und Philolog, geb. 1054 in Basra, gest. daselbst 1122, verfaßte die berühmten »Kalamen« (f. d.), 50 rhetorisch belebte Situations-schilderungen, deren Hauptzweck ein als Abenteuerer von Ort zu Ort ziehender Literat, Abu Seid von Geräbich, ist. Dieser erscheint in den mannigfaltigsten Verkleidungen immer wieder und entzückt durch seinen witzigen, gedankenprudenten und funktionellen Vortrag die Zuhörer. Die Sprache ist gereimte Prosa mit zahlreichen eingestreuten Gedichten und steht in der Unerkennbarkeit des Ausdrucks und Reims und der Beweglichkeit des Wortspiels fast abnegleichen da. Die besten Ausgaben lieferten de Sacy (Par. 1822; neu hrsg. von Reinaud und Derendbourg, das. 1847—53, 2 Bde.), Steingass (Lond. 1886); zahlreiche Drucke erschienen im Orient. Eine englische Uebersetzung lieferte Ghenerly (1. Teil, Lond. 1867), eine vorzügliche, als Sprachschlüssel ebenfalls glänzende deutsche Nachbildung Hr. Nädert (»Die Verwandlungen des Abu Seid von Serag«, Stuttg. 1826). Wertvoll sind auch zwei philologische Werke Hartiri's, die »Mublat el-irab«, eine Abhandlung über die arabische Syntax in Versen, und die »Durrat el-ghauw«, über arabische Vulgarismen. Letztere wurde von H. Tharbede (Leipz. 1871) und mit dem Kommentar des Ghafadisi (gest. 1659) in Konstantinopel 1299 herausgegeben. Die »Mublat« erschien wiederholt zu Kairo; eine französische Uebersetzung lieferte Pinto (Par. 1889).

Hartiri (ibn Hillifa), Verfasser einer der sieben Mo'allakat, f. Arabische Literatur, S. 657.

Hartibamca (fr. hartibamca), spätes indisches Epos, Nachtrag zum Mahabharata, von Krishna (f. d.) handelnd. Französisch von Langlois (Par. 1834—35). Vgl. A. Halymann, Das Mahabharata und seine Teile, Bd. 2, S. 272 ff. (Xiiel 1893).

Hartány (fr. hartany), Dorf und Badeort bei Jänskirchen, im ungar. Komitat Baranya, mit Weinbergen (trefflicher roter Wein), altem Bergschloß, großem Park und (1901) 716 magyar. Einwohner. Die einem ungemein wasserreichen artesischen Brunnen entstammende, stark muriatische Schwefeltherme von 62° Wärme wird bei Rheumatismus, Gicht, catarrhatischen

Leiden und chronischen Hautkrankheiten mit Erfolg benutzt. Vgl. die Schriften von Freund (Budap. 1871) und Heller (Hainichen 1884).

Harlavy, Adam Jakowlewitsch, jüd. Gelehrter, geb. 17. Okt. 1839 in Nowarodok bei Kijew, bildete sich auf der Rabbinerschule in Wilna, auf der Universität zu St. Petersburg und als Bibliothekar der dortigen kaiserlichen Bibliothek zu einem der hervorragenden Orientalisten aus und hat sich besonders durch kritische Bearbeitung und Herausgabe von jemitischen Manuskripten u. d. T. »Studien und Mitteilungen aus der Petersburger kaiserlichen Bibliothek« (Petersb. 1879 ff., noch unvollendet) Verdienste erworben. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Die Juden und die slawischen Sprachen« (hebr., Wilna 1867); »Berichte muslimanischer Schriftsteller über die Slawen und Russen« (russ., Petersb. 1870); »Erzählungen der hebräischen Schriftsteller über das Chasarenreich« (russ., das. 1872); »Ueber den ursprünglichen Wohnsitz der Semiten, Indo-Europäer und Hamiten« (russ., das. 1872); »Katalog der jamaritanischen Bibelhandschriften der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg« (russ., das. 1874); »Katalog der hebräischen Bibelhandschriften« (das. 1875); »Altjüdische Denkmäler aus der Krim« (hebr., das. 1876); »Jehuda halewi« (russ., das. 1896).

Harle, Garten- und Ackergerät, soviel wie Rechen (s. d.).

Harle, Frau, altdeutsche Göttin (Hypsothea der Freya?), in Norddeutschland noch auftretend in den Sagen und Gedrängen der Mittel- und Ostmark u. a. Vgl. Knop in der »Zeitschrift des Vereins für Volkskunde«, Bd. 4, S. 81 ff. (Berl. 1894).

Harloff, Friedrich, Industrieller, geb. 22. Febr. 1793 auf dem Jachlinggut Dorforth in der Grafschaft Harl, gest. 6. März 1880 auf seinem Gut Pomdrub in der Dornmund, trat 1808 als Lehrling in ein Handlungshaus zu Barmen ein und machte den Feldzug von 1814 und 1815 mit. Nach dem Frieden errichtete er 1816 ein Spinnereiwerk, 1818 eine Lebersfabrik, 1819 eine Maschinenfabrik, 1827 ein Puddingwerk für Stabeisen in Wetter und 1837 in Gemeinshaft mit andern die Eisenschütte in Ralsdorf. Schon 1827 befürwortete er den Bau von Eisenbahnen sowie später den von Kanälen; auch machte er sich um Förderung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein verdient, regte die Bildung von Dampfschiffahrtsgesellschaften an, beförderte das Gewerkschaftswesen und gründete eine Spar-, Beamten- und Invalidenkasse in Wetter. Auch für Hebung des Ackerbaues war er mit Erfolg schriftstellerisch tätig (»Fischermorche«, »Wärtner Heinrich« u.). 1848 in die preussische Nationalversammlung gewählt, war er bis 1867 Mitglied der Zweiten Kammer, dann Mitglied des norddeutschen Reichstags, des Zollparlaments und des ersten deutschen Reichstags. Zur Zeit der neuen Ära einer der Führer der Fraction Linke, bildete er bei der Auflösung derselben mit Bodum-Dolfs das linke Zentrum. Später gehörte er der Fortschrittspartei an. Auch in zahlreichen Flugschriften über Politik und soziale Fragen vertrat er rückhaltlos seine freisinnigen Grundzüge. Dahin gehören: »Bürger- und Bauernbrief« (Braunschm. 1851); »Zweiter Bürger- und Bauernbrief« (Elberf. 1852). Außerdem schrieb er noch: »Die Zeiten des ersten westfälischen Landwehrregiments« (Essen 1841); »Ueber Volksbanken« (Berl. 1851); »Der westfälische Flachs-

bau« (das. 1851), über das Proletariat, Teilbartei des Grundbesitzes u. (Hagen 1855); »Ältere Geschichte des Steinkohlendbergbaues und der Stahl- und Eisenproduktion in der Grafschaft Harl« (das. 1855), über die Marine u. Vgl. Berger, Der alte S. (3. Aufl. Leipz. 1894). — Zwei Brüder Darlort, Karl (gest. 1856) und Gustav (geb. 3. März 1795, gest. 29. Aug. 1865 in Leipzig), gründeten ein angesehenes Handelshaus in Leipzig mit Filialen in China, Nordamerika und Norwegen. Gustav S. war Landtagsabgeordneter (bis 1850) sowie Wittebegründer und Leiter der Leipzig-Dresdener Eisenbahn und der Allgemeinen deutschen Kreditanstalt in Leipzig, wo ihm 1878 an der Promenade ein Denkmal gesetzt wurde.

Harl, bei Tiernamen Abkürzung für Richard Harlan, geb. 19. Sept. 1796, Professor zu Philadelphia, gest. 30. Sept. 1843 in New Orleans (Säugetiere und Reptilien).

Harlebeke, s. Harlebeke.

Harlech, ehemalige Hauptstadt von Merionethshire (Nordwales), am Meer, jetzt unbedeutendes Dorf mit berühmtem Schloß (von Eduard I. erbaut, jetzt Ruine), in dem Margarete von Anjou und der Prinz von Wales nach der Schlacht von Northampton (1460) Schutz fanden.

Harlekin, Schmetterling, s. Spanner.

Harlekin (franz. Arlequin, ital. Arclecchino), eine komische Maske der Commedia dell'arte (s. d.), die aus Frankreich stammt und sich auf allen Bühnen Europas eingebürgert hat. Ursprünglich waren die Harlekinleute Teilnehmer der wilden Jagd Vellequin und erregten Schrecken. Mit der Zeit wurden sie harmloser und komisch und vereinigten sich in Bergamo mit den dort heimischen Janni. In Italien erscheint der Arclecchino erst nach seinem Auftreten in Paris 1585, und wahrscheinlich haben die italienischen Schauspieler ihn hier erst kennen gelernt. Die Rolle des Harlekins erforderte ein glückliches Improvisations Talent; gewisse komische Gedärbenstüpe und stereotype Stüpe haben sich jedoch in dieser Rolle jahrhundertlang fortgepflanzt. Den S. in die regelrechte Komödie einzuführen, gelang selbst Goldoni nicht. Bei den Deutschen fällt der S. mit dem Hanswurst (s. d.) zusammen und verdrängt dessen Namen. Väter des Harlekins sind der spanische Gracioso und der englische Clown; der Bajazzo ist ein Abkömmling des echten Harlekins. Harlekinade, Harlekinspiel. »Vossie. Vgl. die ganze Literatur bei Driesen, Der Ursprung des S. (Berl. 1904).

Harlem, Stadt, soviel wie Haarlem (s. d.).

Harlech, 1) (ursprünglich Harles) Gottlieb Christoph Hamann, geb. 21. Juni 1738 in Kulmbach, gest. 2. Nov. 1816 in Erlangen, studierte seit 1757 in Erlangen, Halle und Jena, habilitierte sich 1764 in Erlangen und wurde 1765 außerordentlicher Professor daselbst, 1770 ordentlicher Professor der Poesie und Verksamkeit. Seine zahlreichen Schriften, besonders zur klassischen Literaturgeschichte, sowie Ausgaben erweisen ihn als fleißigen Sammler. Am verdienstvollsten ist seine Beforgung der 4. Auflage von Fabricius' »Bibliotheca graeca« (Hamb. 1790–1809, 12 Bde., doch nicht ganz vollständig; dazu »Index«, Leipz. 1838). Sein Leben beschrieb sein Sohn Christian Friedr. S. (Erlang. 1818).

2) Johann Christian Friedrich, Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 11. Juni 1773 in Erlangen, gest. 11. März 1853 in Bonn, studierte in Erlangen, wurde 1796 außerordentlicher, 1805 ordentlicher Professor und Wittdirektor des küniglichen Instituts daselbst

und 1818 Professor der Pathologie und Therapie in Bonn. Er schrieb: »Geschichte der Hirn- und Nervenlehre im Altertum« (Erlang. 1801); »Die Krankheiten des Pancreas« (Nürnb. 1812); »Handbuch der ärztlichen Klinik« (Leipz. u. Kobl. 1817—28, 3 Bde.); »Die sämtlichen Heilquellen und Kurbäder des süblichen und mittlern Europas, Westasiens und Arabiens« (Berl. 1846—48, 2 Tle.; unvollendet). Ein Teil seiner kleineren Schriften erschien unter dem Titel: »Opera minora academica« (Leipz. 1815). Er gab auch das »Journal der ausländischen und medizinischen Literatur« (mit Hufeland und Schreier, Nürnb. 1802—10, 10 Bde.), die »Jahrbücher der deutschen Medizin und Chirurgie« (dof. 1813—19) und die »Rheinischen Jahrbücher« (1819 ff.) heraus. Vgl. Chr. Friebe Harley (Berl. 1857).

4) Gottlob Christoph Hall, hervorragender Vertreter der lutherischen Orthodaxie, geb. 21. Nov. 1808 in Nürnberg, gest. 5. Sept. 1879 in München, 1828 Privatdozent bei der philosophischen, 1829 bei der theologischen Fakultät in Erlangen, war Lehrer am bairischen Gymnasium, 1833 außerordentlicher und 1836 ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger. Infolge seiner Beteiligung an der Debatte über die Heilebeugung (s. d.) auf dem bairischen Landtag 1842/43 wurde er 1845 als Konfessionsrat nach Bayern versetzt. In demselben Jahr jedoch folgte er einem Ruf als Professor an die Universität zu Leipzig, wo er 1847 auch Prediger an der Nikolaikirche wurde. Durch seine Ernennung zum Oberhofprediger, Geheimen Kirchenrat im Ministerium des Kultus und Religionsaffairspräsidenten in Dresden (1850) gewann er den bedeutendsten Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse Sachsens. Doch veranlaßte er diese Stellung im November 1852 mit der eines Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums in München, wofür es ihm gelungen ist, der gesamten lutherischen Landeskirche Bayerns wieder eine streng konfessionelle Färbung zu verleihen. 1838 begründete er die Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, die er bis 1845 herausgab. Außer seinen Predigten in der »Sonntagsschule« (2. Aufl., Leipz. 1859—60, 4 Bde.) schrieb er: »Kommentar über den Brief Pauli an die Epheser« (Erlang. 1834, 2. Aufl. 1858); »Theologische Enzyklopädie und Methodologie vom Standpunkt der protestantischen Kirche« (Nürnb. 1837); »Die christliche Ethik« (Stuttg. 1842; 8. Aufl., Gütersloh 1893); »Kirche und Amt nach lutherischer Lehre« (Stuttg. 1853); »Das Verhältnis des Christentums zu Kultur- und Lebensfragen der Gegenwart« (Erlang. 1863, 2. Aufl. 1896); »Aus dem Leben, in Lieb und Spruch« (Stuttg. 1865); »Aus Luthers Lehrweisheiten« (Nürnb. 1867); »Geschichtsblätter aus der lutherischen Kirche Nordlands« (2. Aufl., Leipz. 1869); »Die kirchlich-religiöse Bedeutung der reinen Lehre von den Unabermittelten« (mit Th. Gernard, Erlang. 1869); »Staat und Kirche« (Leipz. 1870); »Jahres Bäume und die Altmächte« (Berl. 1870). Selbstbiographisches gab er unter dem Titel: »Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen« (Wiesl. 1872, neue Folge 1875). Vgl. K. v. Kaumer, M. v. S., ein Erinnerungsblatt (Gütersl. 1889); v. Gläblich, Löh, Thamasius, S. (Nürnb. 1887); W. v. Langsdorff, D. Adolf van S. (Emsl. 1898).

4) Emil, Physiolog, Bruder des varigen, geb. 22. Okt. 1820 in Nürnberg, gest. 15. Febr. 1862 in München, studierte in Berlin und Würzburg, habilitierte sich 1848 in München, ward daselbst 1849 außer-

ordentlicher Professor, 1852 Vorstand des physiologischen Kabinetts der Universität und 1857 ordentlicher Professor. Er schrieb: »Lehrbuch der plastischen Anatomie« (Stuttg. 1856—58, 3 Tle.; 2. Aufl. von Hartmann, 1876); »Die Muskelirritabilität« (Münch. 1851); »Theorie und Anwendung des Seitendruckspirometers« (dof. 1855); »Reflexare Vorgänge in der Nervenpflanzung« (dof. 1858—60, 4 Hefte.); »Zur innern Mechanik der Muskelzuckung« (dof. 1862); »Die elementaren Funktionen der kreatürlichen Seele« (dof. 1862); »Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Physiologie und Psychologie« (Braunsch. 1851).

Harley (Harley, Kaderi, f. Orford, Graf van), See- fahrl in der niederländ. Provinz Friesland, an dem Juiderjer und der Staatsbahnlinie S. — Gramingen (nach Oldenburg), hat 5 Kirchen, eine höhere Bürgerschule, eine Bau-, Zeichen- und Schiffbauerschule und einen großen, tiefen Hafen (1870—77 angelegt). Auf dem Meeresdeich südlich von der Stadt steht ein Wappenstein von Calpar de Wabbes, der im 16. Jahrh. die Meeresdeiche verbesserte. S. hal (1900) 10,448 Einw., die vornehmlich Fabrikation feinerer Sade und Zigarren, Maschinen- und Schiffbau betreiben. S. ist Sitz eines deutschen Vikariats sowie der freieschen Dampfschiffahrtsgesellschaft und steht mit Amsterdam, Enkhuizen und dem Meere Diep sowie mit London, Hull und Leith in Verbindung, wozu hauptsächlich Butter, Käse, Fleisch und Papier ausgeführt werden 1901 liefen 380 Schiffe von 180,847 Ton. aus.

Harlingerland (Harlinga), Landschaft im preuß. Regierungsbezirk Kurich, nach dem dieselbe durchziehenden Hühnschen Harle genannt, bildet den größten Teil des Kreises Wittmund und besteht meist aus Marschland. Hauptort ist Eßens. — Das S. gehörte nicht zum eigentlichen Ostfriesland, sondern war ein Lehen des Herzogtums Geldern; erst 1745 unter preussischer Verwaltung wurde die Verbindung mit Ostfriesland durchgeführt. S. Karte »Hannover«.

Harlow (Harlow), Marktstadt in der engl. Grafschaft Essex, 39 km nordöstlich von London, mit alter Pfarrkirche (1876 restauriert) und (1901) 2619 Einw. In der Nähe ein altes Schloss (S. Burgh) und der prächtige Landhof Dawn Hall in einem schönen Park.

Harmachis, ägypt. Gott, f. Haros.

Harmalin (Harmalinal), f. Peganum.

Hartmann (Dunfjeil), ein trockner, Staub bringender Nord- bis Ostwind an der Küste von Oberguinea, dessen Ursprung man früher in der Sahara suchte. Auf Grund neuerer Beobachtungen fand aber v. Dandemann, daß der Staub nicht immer aus der Sahara zu stammen brauche, es genügt die Annahme, daß er im Hinterlande der Küste durch heftige Winde vom Erdboden aufgewirbelt wird; dazu führen die Sanddründe im Juli bis Oktober eine wesentliche Verstärkung des stels sehr hohen Staubegehaltes herbei. Das Charakteristische der Hartmannperioden ist eine durch besondere Luftdruckverteilung bewirkte vorübergehende Verstärkung der im allgemeinen um diese Jahreszeit in den westlichen Subantländern herrschenden nordöstlichen Luftströmung. Die sie begleitende große Lufttrockenheit stammt meist aus dem Gebieten nördlich vom Nigerbogen und wird durch jene Strömung nach S. geführt, zuweilen bis in die Sanz von einer beständigen südlichen Seebree beiräufigen luftfeuchten Küstengebiete. Der Name wird von aberahman (-wehen-) und tan (-Zeit-) abgeleitet, weil sich die Regier durch Verschmieren mit Fett vor diesem Wind zu schützen pflegen.

Harmelfraut, f. Peganum.

Harmening, Ernst, deutscher Politiker, geb. 28. Jan. 1854 in Hildesburg, studierte die Rechte, trat in den sachsen-weimarschen Staatsjustizdienst, ward 1879 Assessor in Jena, ließ sich aber 1882 in Jena als Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht nieder. Wegen einer Broschüre »Der da?«, Leipzig 1889, in der er den Verzug von Roburg beklagte hatte, zu sechs Monaten Festung verurteilt, wurde er 1890 in Eisenach in den Reichstag gewählt, in dem er sich der deutsch-freisinnigen Partei anschloß; da er aber bald sozialistische Ansichten verfocht, ward er 1893 nicht wiedergewählt. Er schrieb den Roman »Matthias Quersol« (Jena 1881, 2 Bde.); die Dichtungen: »Mirjam. Hohes Lied der Liebe« (daf. 1881), »Erbe und Leben« (daf. 1883); »Osterburg. Tagebuchblätter« (daf. 1890); »Die Lösung der sozialen Frage durch Vobendessersform« (Berl. 1891); »Das Recht der Völler aus Frieden« (Dresd. 1891) u. a.

Harmenophilos, Konstantinos, griech. Rechtsgelehrter, geb. um 1320 in Konstantinopel, Rat der Kaiser Kantakuzenos und Joh. Palaiologos, später Richter zu Thessalonich, starb um 1380. Er schrieb unter anderem ein »Mamealelegum« (= »Hexabiblos«), das noch heute in Griechenland als dürgerliches Gesetzbuch Geltung hat (am besten hrsg. von Heimbach, Leipzig 1851; neuerliche Ausg. Athen 1872; deutsch von Bernhard von Rey, Frankfurt 1876). Vgl. Dirksen, Das Rechtsbuch des H. (Berl. 1847).

Harmersbach, ein gegen 7 km langes Tal des Schwarzjochs, Seilental des Kitzjochs, im bad. Kreis und Amt Offenburg, mit den Gemeinden Ober- und Unterharmersbach und der Stadt Zell (f. d.), hat zahlreiche Sägemühlen, Tonwarenfabriken, Granitabblagerungen, Schiffbau und 5000 kath. Einwohner. Es war bis 1803 reichsfrei.

Harmodios und Aristogeiton, die Mörder des Peisistratiden Hipparchos. Persönliche Beileidigung des durch jugendliche Schönheit ausgezeichneten H. durch Hipparchos und das Eintreten des A. für diesen seinen Liebling war die Veranlassung zu einer Verschwörung gegen die Peisistratiden Hipparchos und Hippias, die beim Feste der Panathenäen 514 v. Chr. ermordet werden sollten. Infolge eines Juretus gelang indes der Anschlag nur gegen den erstern, Hippas blieb am Leben und wurde erst 510 mit fremder Hilfe gestürzt. Gleichwohl wurden H. und A. von denen der eine sofort niedergeboren, der andre auf der Flucht ergriffen und hingerichtet wurde, als die ersten Märtyrer der republikanischen Freiheit gefeiert; ihre Ahnen wurden unter die Heroen des Landes erhoben, ihren Nachkommen die höchsten Ehrenrechte zuerkannt. Von den Statuen, die man ihnen an dem Aufgange zur Akropolis errichtete, ist eine Nachbildung erhalten, auch Reste der Stollen, die zu ihren Ehren beim Koloß gesungen wurden.

Harmonia (Eintracht), im griech. Mythos Tochter des Ares und der Aphrodite, Gemahlin des Kadmos (f. d.). Bei ihrer Vermählung waren sämtliche Götter zugegen und beschenken sie. Kadmos gab ihr ein von Hephaistos gefertigtes Halsband, das allen Nachbessern Verderben brachte. So Erichon, die es von Polyneikes erhielt, um ihren Gemahl Amphionas zur Teilnahme am Kriege gegen Theben zu bewegen, ihrem Sohn Alkmaon (f. d.), seinem Schwiegersohn Eteokles und seinen Söhnen. Nach deren Ermordung kisteten es Alkmaons Söhne als Beigeldent in den Tempel zu Delphi. Nach späterer Sage raubte es der Phokier Phayllos (gef. 351 v. Chr.)

mit den übrigen Tempelschätzen von Delphi und schenkte es seiner Geliebten, der Frau des Oidars Ariston, die in dem von ihrem wahnsinnigen Sohn angezündeten Hause mit dem Halsband verbrannte.

Harmonichord, ein von Kaufmann in Dresden (1812) erfundenes Tasteninstrument von der Größe eines aufrecht stehenden Pianofortes, dessen Saiten durch Reibung eines mit Leder überzogenen und mit Kolophonium durchgetränkten Zylinders zum Erönen gebracht wurden und Longitudinalschwingungen machten. R. v. Weber komponierte für das H. ein Adagio und Rondo mit Orchester.

Harmonie (griech.) ist die wohlgefällige Übereinstimmung der Teile eines zusammengelegten Ganzen. Sie erstreckt sich auf Erscheinungen der äußern wie der innern Welt, man spricht von der H. menschlicher Kräfte, sei es des Einzelnen, dessen verschiedene Bestrebungen sich zu einem Ganzen ordnen und der Willen und Vollbringen geschick angeht, sei es einer Gemeinschaft, deren Wieder sich ergänzen und versehen (daher »H.« oft Rone gefelliger Vereinigungen). H. heißt in der Geschichte der Philosophie auch der Zusammenhang, die innige Verbindung von Leib und Seele, vermöge deren ihre beiderseitigen Tätigkeiten zusammenstimmen; »prästabiliert« nennt Leibniz diese H., weil sie, seiner Lehre zufolge, auf einer ursprünglichen göttlichen Anordnung beruht. — Die größte Bedeutung kommt der H. in der Kunst zu, wo sie vor allem als Farbenharmonie (f. d.) oder Klangharmonie (f. unten) in einer ästhetisch wirkenden äußern Wiederholung der Teile eines komplexen Gebildes in die Erscheinung tritt. Auch die symmetrische Wiederholung optischer und die rhythmische Wiederholung akustischer Eindrücke ist der H. verwandt. Insbesondere aber macht sie sich (und hierfür kommt in erster Linie die Poesie in Betracht) in der Übereinstimmung von Inhalt und Form geltend: die Gefühle, die der Inhalt erregt, müssen zu denen, die die Form auslöst, im Einklang stehen; wo dies nicht der Fall ist, tritt eine schwere Störung des ästhetischen Eindrucks ein. Dergleichen muß dort, wo ein abstrakter Gedanke einem konkreten künstlerischen Gebilde zugrunde liegt, zwischen diesen beiden Elementen H. herrschen, d. h. sie müssen in allen Einzelheiten parallel gehen. In der Musik bezeichnet das Wort die Vereinigung mehrerer Töne zu einem Akkord, im weitern Sinne jeden Zusammenklang eines einander verständliche Töne (Wegenfall Harmonie), im engern Sinn einen Zusammenklang zur engern Einheit der Konsonanz verschmelzender Töne (Wegenfall Dissonanz). Vgl. Akkord und Konsonanz. Bei den Griechen, welche die Reinstimmigkeit noch nicht kannten, wor H. soviel wie Tonleiter.

Harmonie der Evangelisten, f. Evangelienharmonie.

Harmonie der Sphären, eine Annahme des Pythagoras (f. d.), wonach die Weltkörper in ihrem Umschwing um das Zentralfeuer tönen, eine Harmonie hervorbringen sollten, wenn auch das Ohr des Menschen diese Töne (Sphärenmusik) so wenig vernahme, wie dessen Auge das Zentralfeuer sehe. Diese besonders von Cicero im »Traum des Scipio« ausgeführte Idee gründete sich auf die Abstände der sieben Kreise der Weltkörper vom Zentralfeuer, die nach Rechnung des Pythagoras dem Zahlenverhältnis der sieben Töne seines Septachords entsprachen, und wurde später von Kepler u. a. noch phantastisch ausgedehnt.

Harmonielehre ist die Lehre von den musikalischen Harmonien, die entweder rein theoretisch die

möglichen Arten der Zusammenklänge klassifiziert, ihre Konsonanz und Dissonanz erörtert und natürliche Gesetze für eine logische Verkettenung derselben zu erweisen sucht (spekulative H., Harmonik) oder aber praktische Anleitungen zum mehrstimmigen Tonlage mit Regeln und Verböten schulmäßig aufstellt (praktische H.). Beide Arten der H. sind alt. Die Elemente der spekulativen H. wurden bereits im Altertum untersucht; da dasselbe die Mehrstimmigkeit noch nicht kannte, so beschränkte sich die H. zunächst auf die Aufweisung der harmonischen Beziehungen der Töne der Scala, d. h. begründete die Melodik harmonisch (so die »Harmonik« betitelten Werke von Aristogenos, Ptolemäus, Aristides Quintilianus u. a.). Die H. im heutigen Sinn als Lehre von den Zusammenklängen bildete sich seit Entwicklung des geregelten mehrstimmigen Tonlages (im 14.—15. Jahrh.) ganz allmählich heraus und erlangte eine erste grundlegende Darstellung durch Bartino (*«Istituzioni harmoniche»*, 1558), die den Durakkord und Mollakkord als die beiden Grundpfeiler alles harmonischen Wesens aufwies. Mehr ins Detail gingen dann allmählich die theoretischen Arbeiten von Rameau (*«Traité d'harmonie»*, 1722, u. a.), Tartini (*«Trattato di musica»*, 1754), Cotel (*«Traité de l'harmonie»*, 1796), Fétis (*«Traité de la théorie et de la pratique de l'harmonie»*, 1844, u. a.), Hauptmann (*«Natur der Harmonik»*, Leipzig, 1853, 2. Aufl. 1873); von neuern, rein theoretischen Arbeiten sind zu nennen die von R. v. Ottingen (*«Harmonielehre in dualer Entwicklung»*, Dorpat 1868), O. Tierich (*«System und Methode der H.»*, Leipzig, 1868), O. Thürlings (*«Die beiden Tongeschlechter und die neuere musikalische Theorie»*, Berl. 1877), O. Hoffmann (*«Die Lehre von den musikalischen Klängen»*, Prag 1879), H. Riemann (*«Musikalische Synthesis»*, Leipzig, 1877).

Während dieser theoretischen Harmonielehren die Regeln des musikalischen Gespes und die Grundgesetze der musikalischen Formgebung zu begründen suchen; begnügen sich die praktischen Harmonielehren mit der Aufstellung der durch die Praxis allmählich festgestellten Regeln und mit Anleitungen zu ihrer Befolgung, so daß die kurzen eingetragenen theoretischen Erklärungen von Tonart, Modulation u. von untergeordneter Bedeutung sind. Da weitaus die Mehrzahl dieser praktischen Handbücher sich zur Bezeichnung der Harmonien der Generalbassbezeichnung (s. d.) bedienen, so heißen sie auch Generalbassschulen und wird sogar die H. kurzweg der Generalbass genannt. Neuere Werke dieser Art sind die von Friedrich Schneider (*«Elementarbuch der Harmonik»*, 1820 u. d.); E. F. Richter (*«Lehrbuch der Harmonik»*, 22. Aufl., Leipzig, 1900), L. Rößler (*«Leichtfassliche Harmonik- und Generalbasslehre»*, 3. Aufl., Berl. 1880), S. Jadasohn (*«Lehrbuch der Harmonik»*, 7. Aufl., Leipzig, 1903), Vukler (*«Praktische H.»*, 5. Aufl., Berl. 1903). Diese praktischen Harmonielehren haben mit den Ergebnissen der vorgenannten theoretischen beinahe keine Berührung, woran in erster Linie das Festhalten an der für ganz andre Zwecke erfundenen Generalbasschrift schuld ist. Wiederholt sind deshalb Versuche gemacht worden, die für die praktischen Arbeiten erforderliche Bezeichnung der Akkorde zu reformieren, so zuletzt ohne Erfolg von Rameau, mit mehr Glück von Gottfried Weber (*«Theorie der Tonsephänomene»*, 1817—21), der die konsonanten Harmonien, nach ihrem Grundton bezeichnet, eine andere Töne als Zusätze bemerklich machte, eine Kamier, die zur Harmoniebezeichnung

von Melodien in spätere Lehrbücher (auch dasjenige Richters) überging. Der weitere konsequente Ausbau der neuen Bezeichnung erfolgte durch R. v. Ottingen (s. d.), der zuerst aus den dualistischen Fundamentierungen der H. seit Bartino die Konsequenz zog, den Mollakkord nach seinem höchsten Tone zu benennen, und durch H. Riemann (*«Skizze einer neuen Methode der H.»*, Leipzig, 1880; *«Handbuch der H.»*, 3. Aufl., das. 1898, und *«Vereinsache H.»*, Lond. 1893). Vgl. Riemann, *«Geschichte der Musiktheorie»* (Leipzig, 1898).

Harmoniemusik, eine nur mit Blasinstrumenten besetzte Instrumentalmusik, s. Orchester.

Harmonieren (franz.), in Harmonie sein, zusammenstimmen; harmonisch, zusammen-, übereinstimmend, harmonie bewirkend.

Harmonik (griech.), s. wie theoretische Harmonielehre (s. d.).

Harmonika, s. wie Glasharmonika (s. d.). Auch heißt so ein Kinderinstrument, bestehend aus einem kleinen Kasten, dessen obere Decke einen ungefähr drei Finger breiten Einschnitt hat, unter dem verschiedene große, in einer Scala abgestimmte Glasplättchen oder Metallstäbe auf zwei straff angezogenen Bändern liegen, die mit kleinen Hämmerchen geschlagen und so zum Klingen gebracht werden. Verwandt damit ist das Klaphan (s. d.). Vgl. auch Ziehharmonika und Rundharmonika.

Harmonika, chemische, s. Kanametrische Hammonikale, s. wie Durchgangs-(D-)züge; s. Eisenbahnzüge.

Harmonische Analyse, s. Ebbe und Flut, S. 333.

Harmonische Hand (wirdonische Hand), ein von Guido von Arezzo (s. d.) oder doch von dessen Schülern erfundenes mechanisches Hilfsmittel für die Schüler der Solmisation (s. d.), bestand darin, dahinein hingegleitet und auch den Spitzen der Finger die Bedeutung eines der 20 Töne des dormaligen Systems von F (Gamma, unserm großen G) bis ee (unserm e), vgl. Buchstabenalphabet) beigelegt wurde, von denen der 20. (ee) über der Spitze des Mittelfingers schwebend gebacht wurde. Hatten die Schüler die Hand inne, so konnten sie im vollen Sinne des Wortes die Intervalle und Stufen an den Fingern abzählen.

Harmonische Punkte, s. Harmonische Teilung.

Harmonische Reihe (harmonische Progression), die Reihe der reziproken Werte der ganzen Zahlen: $\frac{1}{1}, \frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{1}{4}, \frac{1}{5}, \frac{1}{6}, \frac{1}{7}, \frac{1}{8}, \frac{1}{9}, \frac{1}{10}, \frac{1}{11}, \frac{1}{12}, \frac{1}{13}, \frac{1}{14}, \frac{1}{15}, \frac{1}{16}, \frac{1}{17}, \frac{1}{18}, \frac{1}{19}, \frac{1}{20}$; ihre Summe ist unendlich groß, schreibt man nämlich die Reihe in der Form $1 + \frac{1}{2} + (\frac{1}{3} + \frac{1}{4}) + (\frac{1}{5} + \frac{1}{6}) + (\frac{1}{7} + \frac{1}{8}) + \dots$ so ist man also von $\frac{1}{2}$ an erst 2, dann 4, dann 8 u. Ueber zusammen, so ist jedesmal die Summe der zusammengefaßten Glieder $> \frac{1}{2}$, also die Summe größer als unendlich viele halbe. Die h. R. ist das einfachste Beispiel einer Reihe, die divergiert, obwohl ihre Glieder fortwährend abnehmen und sich der Null immer mehr nähern.

Harmonische Serien, s. Spektralanalyse.

Harmonische Strahlen, s. Harmonische Teilung.

Harmonische Teilung. In der Geometrie wird eine geradlinige Strecke AB von dem zwischen A und B liegenden Punkt C und dem auf der Verlängerung von AB liegenden Punkt D harmonisch geteilt, wenn AB das harmonische Mittel (s. Mittel) zwischen AC und AD ist, also: $\frac{AB}{AC} = \frac{1}{AC} + \frac{1}{AD}$. Diese Gleichung kann man auch schreiben: AC : CB = AD : BD; also stehen die Entfernungen AC und CB des Punktes C von A und B in denselben Verhältnis wie die Entfernungen AD und BD des Punktes D von A und

B, was man auch so ausdrückt: die beiden Punkte C (der innere Teilungspunkt) und D (der äußere Teilungspunkt) teilen beide die Strecke A B in demselben Verhältnis. Ist endlich O die Mitte der Strecke A B, so ist: $OA^2 = OB^2 = OC \cdot OD$. So wird z. B. ein Kreisdurchmesser A B (Fig. 1) harmonisch geteilt durch einen beliebigen Punkt D auf seiner Verlängerung und durch den Punkt C, in dem er von der Geraden TU getroffen wird, welche die Berührungspunkte T und U der von D aus an den Kreis gezogenen Tangenten verbindet. Wird die Strecke A B durch C und D harmonisch geteilt, so wird auch die Strecke C D

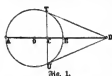


Fig. 1.

durch A und B harmonisch geteilt, und man sagt ABCD sind vier harmonische Punkte. Vier solche Punkte ABCD ordnen sich dabei immer in zwei Punktpaare AB und CD bereit, daß die

Punkte des einen Paares die des andern voneinander trennen; die Punkte jedes der beiden Paare heißen zueinander konjugiert, also C ist der konjugierte Punkt zu D, D der konjugierte zu C, B der konjugierte zu A u. s. Verbindet man vier harmonische Punkte ABCD mit einem beliebigen Punkt M außerhalb der Geraden ABCD, durch die vier Geraden MA, MB, MC, MD, so erhält man vier harmonische Geraden oder Strahlen; diese werden von jeder beliebigen nicht durch M gehenden Geraden in vier harmonischen Punkten geschnitten. Harmonisches oder vollständiges Vierseit heißt die Figur, die von vier beliebigen Geraden einer Ebene und von deren sechs Schnittpunkten (den Ecken des Vierseits) gebildet wird. Ein solches Vierseit bilden in Fig. 2 die Geraden A F, A M, B E, B M, und A, B, F, E, H, M sind seine Ecken. Zwei Ecken heißen

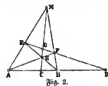


Fig. 2.

gegenüberliegend, wenn sie nicht derselben Seite angehören, und die Verbindungslinien gegenüberliegender Ecken, also AB, EF und HM, sind die Diagonale des Vierseits. Jede Diagonale wird nun von den beiden andern harmonisch geteilt, also AB in C und D, EF in G und H, HM in I und J. Man hat so ein einfaches Mittel, um zu drei Punkten A, B, C einer Geraden den vierten harmonischen D zu konstruieren, und zwar mit dem bloßen Lineal, doch muß man vorher festsetzen, zu welchem der drei Punkte A, B, C der Punkt D konjugiert sein soll. Soll er z. B. zu B konjugiert sein, so muß man ein Vierseit zeichnen, von dem A und C zwei gegenüberliegende Ecken sind und von dem durch B außer der Diagonale AC noch eine zweite Diagonale geht. Die H. L. spielt in der neuern Geometrie eine große Rolle. Vgl. die unter »Geometrie« angeführten Lehrbücher der synthetischen und der projektiven Geometrie.

Harmonische Telegraphie, s. Telegraph.

Harmonisieren (franz.), eine Melodie mit harmonischer Begleitung versehen.

Harmonisierungshypothesen, s. Schöpfung.

Harmonistik, Bezeichnung der Bestrebungen, die Abweichungen der vier Evangelien voneinander zu verbeden.

Harmoniken (Harmonien), Seite, s. Rapp 1).

Harmonium, jetzt allgemein gebräuchlicher Name für die erst im 18. Jahrh. aufgefundenen orgelartigen Tasteninstrumente mit frei schwingenden Zungen ohne Aufsätze, die sich von dem ältern Regal (s. d.) hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie eines ausdrucksvollern Spieles (crescendo) fähig sind. Der erste Erfinder, Gernie (1810), nannte daher das Instrument Organo expressivo, während andre, die ähnliche Instrumente selbständig konstruierten oder die schon erfundenen verbesserten, dafür den Namen Koline (s. d.), Klavoline, Melodion, Phylharmonika (Güdel 1818), Aerophon, Melophon, Metodium, Terpodion u. s. aufstellten. Den Namen H. gab A. Debnal in Paris seinen 1840 patentierten Instrumenten, die zuerst mehrere Register aufweisen. Von unentbehrlicher Bedeutung sind die Einführung der Vertikalfusion (Hammeranschlag) der Zungen desufs präzipiter Ansprache, das »Prolongement« (Beseitigung einzelner Tasten in herabgedrückter Lage), der doppelte Druckpunkt (double touche), d. h. verschiedene Konstante, je nachdem die Tasten tiefer oder tiefer gedrückt werden, u. a. Dagegen haben die Amerikaner eine vollständige Umwälzung im Bau des Harmoniums hervorgebracht durch Einführung des Einzwangens der Luft durch die Zungen statt des Ausstoßens. Diese Erfindung stammt von einem Arbeiter in der Harmoniumfabrik von Alexandre in Paris, der nach Amerika auswanderte; doch kamen die Instrumente in ihrer jetzigen vollkommenen Gestalt erst seit 1880 durch die Firma Mason u. Hamlin zu Boston in Aufnahme (daher die Bezeichnung amerikanische Orgeln). Etwas ganz Ähnliches ist die Alexandre-Orgel (1874 durch Alexandre in Paris gebaut). — Der Umstand, daß die Zungenpfeifenklänge die Oberdrone, Kombinationsdrone, Schwebungen u. sehr laut und leicht wahrnehmbar sind, hat einerseits das H. zu einem Lieblingsinstrument für akustische Untersuchungen gemacht (vgl. Engel, Das mathematische H., Berl. 1881; Hohe Tanaka, Studien aus dem Gebiete der reinen Stimmung, Leipzig 1890), ist aber andererseits der Verbreitung desselben als Hausinstrument entschieden hinderlich. Doch ist das H. mit zwei Manualen und Pedal ziemlich allgemein an Stelle der ältern Position und Regale als Ersatz einer Orgel für kleine Räume und Übungszwecke in Aufnahme gekommen. Von Harmoniumschulen seien die von Sach 3 (1878) und Mettenleiter (3 H.; 1. Teil in 5. Aufl., Kempten 1904) genannt. Vgl. Ledert. Das H., seine Geschichte, Konstruktion u. (Freiburg 1884); Riehm, Das H., sein Bau und seine Behandlung (3. Aufl., Berl. 1897); Allihn, Wegweiser durch die Harmoniummusik (dof. 1894). Eine Zeitschrift »Das Harmonium«, herausgegeben von Lüdloff, erscheint seit 1900 in Berlin.

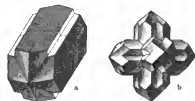
Harmonius, Onofriter, f. Barbesanes.

Harmoniograph, ein von Lisley konstruierter Apparat zur Zusammenfassung der Bewegungen zweier Penibel und Darstellung der Lissajous'schen Figuren.

Harmonian, pers. Satrap, s. Hormuzän.

Harmonien (griech. »Ordner«), Name der Männer, die den einzelnen Periklergemeinden in Sparta vorstanden, sowie der Statthalter, welche die Spartaner nach dem Peloponnesischen Krieg in den abhängigen Städten einsetzten, um als Befehlshaber ihrer Besatzungen die Sparta ergebenden oligarchischen Parteien zu schälen. Der Übermut dieser H. trug besonders dazu bei, die Hegemonie der Spartaner verpaßt zu machen.

Harmotom (Barytkreuzstein), Mineral aus der Gruppe der Zeolithe, wasserhaltiges Barytsilicat, $(Ba, K)_2Al_2Si_2O_{10} \cdot 4H_2O$, isomorph mit Phillipsit und Desmin, bildet monokline Zwillingstrisphale (s. Abbildung), farblos, grau-, gelblich- oder



Harmotom. a Doppelzwilling, b dreifacher Doppelzwilling.

rötlichweiß, glasglänzend, durchscheinend, Härte 4,5, spez. Gew. 2,4, und findet sich aus Ergängen bei Andreasberg, Strontian, im Melaphyranbestein zu Oberstein, auch in Vajalt.

Harmo, 1) Klaus, namhafter prot. Theolog, geb. 25. Mai 1778 zu Fahrstedt in Siedersbüttmarschen, gest. 1. Febr. 1855 in Kiel, unterstülzte seinen Vater, einen Müller, bis 1797 in dessen Geschäft, besuchte alsdann zwei Jahre das Gymnasium zu Weidorf und widmete sich hierauf in Kiel dem Studium der Theologie. Nachdem er 1802—06 Hauslehrer gewesen, wurde er Diaconus zu Lunden und 1816 Archidiaconus an der Nikolaitirche in Kiel. Inzwischen war er von der Gefühlsreligion Schleiermachers zur streng kirchlichen Gläubigkeit vorgeschritten. Seine bei Gelegenheit der Reformationsjubelfeier u. d. L.: »Das sind die 95 Thesen des Streitfahrs Luther...« und mit andern 95 Thesen als mit einer Uebersetzung aus 1517 in 1817 begleitet. (Kiel 1817) veröffentlichte Schrift gab das Signal zu einem immer energischeren Vorgehen der Restaurationstheologie. Trotz vieler Angriffe wurde H. 1835 Hauptpastor und Propst zu Kiel, 1841 Oberkonsistorialrat; 1849 trat er wegen eines Augenübels zurück. Unter seinen zahlreichen, meist praktisch-erbaulichen Schriften sind als die bedeutendsten hervorzuheben: »Winterpostille« (Kiel 1808) und »Sommerpostille« (daf. 1815; von beiden 6. Aufl., Leipzig 1846); »Neue Winterpostille« (Altona 1825) und »Neue Sommerpostille« (daf. 1827); »Pastoraltheologie« (daf. 1830—34, 3 Bde.; 3. Aufl. 1878; zuletzt Gotha 1891); aus seinem Nachlaß erschien eine Sammlung Predigten (»Des Christen Glauben und Leben«, Hamb. 1869). Vgl. »S. Lebensbeschreibung, verfaßt von ihm selbst« (2. Aufl., Kiel 1851; zuletzt Gotha 1888); Baumgarten, Denkmäler für Klaus H. (Braunsch. 1855); Kasten, Klaus H. (Vortrag. Basel 1875); Vademecan, Erinnerung an Klaus H. und seine Zeit (Kiel 1878).

2) Ludwig, luther. Theolog, geb. 5. Mai 1808 zu Walderode im Regbez. Lüneburg, gest. 14. Nov. 1845 in Hermannsburg, wurde 1844 Gehilfe seines Vaters und 1849 dessen Nachfolger im Amt eines Predigers von Hermannsburg in Hannover. Dasselbst errichtete er 1849 eine im streng konfessionellen Geist geleitete Missionsanstalt. Ein eigenes Missionsgeschäft (Candace) vermittelte seit 1853 den Verkehr zwischen der Anstalt und den Stationen in Südafrika. Unter seinen Predigtsammlungen sind die berühmtesten die »Predigten über die Evangelien« (13. Aufl., Hermannsb. 1896), die »über die Episteln« (5. Aufl., daf. 1895) und die »Katechismuspredigten« (4. Aufl., daf. 1903). Sein

Leben beschrieben kurz sein Bruder und Amtsnachfolger Theodor H. (5. Aufl., Hermannsb. 1877) und H. Knaut (Götting. 1899), eine ausführliche Biographie gab Mehrkens (Bd. 1, Stade 1902). — Wegen seines Widerpruchs gegen die Zivilcasse ward Theodor H. 1877 entsetzt und gründete 1878 die »Hannoversche Evangelisch-lutherische Freikirche« (s. d.), worauf das Konsistorium die Kollekte für die Hermannsburger Mission unterlag.

3) Friedrich, philosophischer Schriftsteller, geb. 24. Okt. 1819 in Kiel, gest. 5. April 1880, studierte Medizin und unter Ritter und Chalybäus, von denen der erstere nachhaltigen Einfluß auf ihn übte, Philosophie, habilitierte sich 1842 als Privatdozent zu Kiel, wurde 1848 zum außerordentlichen, 1858 zum ordentlichen Professor dafelbst ernannt und 1867 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Berlin berufen, wo er eine reiche akademische Tätigkeit entfaltete. Von seinen philosophischen Arbeiten, in denen er sich dem ältern Hume nähert, seien hier hervorgehoben: »Der Anthropologismus in der Entwicklung der Philosophie seit Kant« (Leipz. 1845); »Prolegomena zur Philosophie« (Braunsch. 1852); »Z. G. Fichte« (Kiel 1862) und »Die Philosophie Fichtes nach ihrer geschichtlichen Stellung und nach ihrer Bedeutung« (daf. 1862), worin er den ethischen und nicht den subjektiven Idealismus als das einheitliche Wesen der Philosophie Fichtes darstellte; »Abhandlungen zur systematischen Philosophie« (Berl. 1868); »Über den Begriff der Psychologie« und »Zur Reform der Logik« (daf. 1874); »Über die Lehre von F. H. Jacobi« (daf. 1876); »Über den Begriff der Wahrheit« (daf. 1877); »Die Philosophie seit Kant« (daf. 1877); »Geschichte der Psychologie« (daf. 1878); »Die Formen der Ethik« (daf. 1878); »Geschichte der Logik« (daf. 1880). Aus seinem Nachlaß gab Wiese heraus: »Metaphysik« (Bresl. 1885); »Methode des akademischen Studiums« (Leipz. 1885); »Logik« (daf. 1886); »Ethik« (daf. 1889); »Begriff, Formen und Grundlegung der Rechtsphilosophie« (daf. 1889); »Naturphilosophie« (daf. 1895); »Psychologie« (daf. 1897).

Harmuth (Clariss Lazera Vass.), ein das nahezu 2 m langer Fisch aus der Familie der Basse, lebt im französischen Süden und bewohnt den größten Teil des Jahres, wo kein Regen fällt, nachdem die Wasserbeden ausgedorrt sind, Erdlöcher, aus denen er nur nachts hervorkommt, um die Durraselder zu plündern. Er besitzt einen Hilfsatmungsapparat, der in baumförmiger Verzweigung an der fomerger Seite des zweiten und vierten Kiemenbogens befestigt ist und ihm ermöglicht, Luft zu atmen. Eine andre Art, C. anguillaris Gthr., der 60 cm lang wird, bewohnt in Ägypten die feuchten Kanäle, die während der Überschwemmung mit Wasser gefüllt sind, namentlich auch das Delta und die Sümpfe Unterägyptens, und wandert ebenfalls aus, wenn das Wasser schwindet, um andre Wasserbeden zu finden. Er wird seines Fisches halber viel gefangen.

Harn (Urin, Urina, Lotium), die von den Nieren abgeforderte Flüssigkeit. Der H. der Fleischfresser ist klar, hellgelb, von saurer Reaktion, riecht unangenehm und ist reich an Harnstoff. Bei den Pflanzenfressern ist er meist trübe, alkalisch, sehr reich an kohlensauren Salzen und Erden, und der Harnstoff tritt gegen die Hippursäure zurück. Neben Ausscheidungen von kohlensaurem Kalk enthält der Pflanzenfresserharn auch Kristalle von oxalsaurem Kalk. In keinem Sekret kommt die jeweilige Ernährungsweise so scharf zum Ausdruck wie im H. Zwingt man Pflanzenfresser zur

Aufnahme von Fleisch, oder läßt man sie kurze Zeit hungern (dabei lebt der Pflanzenfresser vom Fleisch und Fett seines Leibes), so nimmt der H. schnell den Charakter des Fleischfresserharns an; das Umgekehrte ist der Fall, sobald man Fleischfresser ausschließlich mit vegetabilischer Kost füttert. Der menschliche H. wird in einer täglichen Menge von 1500—2000 ccm ausgeschieden; er ist heller oder dunkler gelb gefärbt, vollkommen klar und riecht frisch gelassen schwach aromatisch. Er reagiert durch die Gegenwart von sauren phosphorsauren Salzen sauer, rütet also blaues Lackmuspapier. Sein spezifisches Gewicht schwankt zwischen 1,008 und 1,010, beträgt aber gewöhnlich etwa 1,008 bis 1,010. Bei ruhigem Stehen des Harns pflegt sich zunächst ein kleines Schleimwölken abzuscheiden, in dem man mikroskopisch Epithelzellen der Harnwege, Schleimkörperchen und feinstörigste Massen beobachtet kann. Während einiger Tage nimmt die saure Reaktion an Stärke zu, und Wände und Boden des Gefäßes zeigen dann oft einen kristallinischen, meist rötlichen, aus Harnsäure bestehenden Niederschlag. Nach diesem Stadium, zuweilen bald nach der Entleerung, tritt unter dem Einfluß des *Micrococcus ureae* alkalische Gärung des Harns ein. Es entwickelt sich ein widerlich ammoniakalischer Geruch, der H. trübt sich stark, das Sediment von Harnsäure und harnsaurem Natron verschwindet allmählich und an seiner Stelle bildet sich ein reichlicher weißer Niederschlag, der zuweilen aus Kristallen von phosphoraurer Ammoniummagnesia (Tripelphosphat) besteht, und die Oberfläche der Flüssigkeit bedeckt sich mit einer weißlichen, irrisierenden Haut. Dabei wird der Harnstoff in kohlensaures Ammoniak umgewandelt. Verhindert man den Zutritt von Bakterien, so läßt sich normaler H. beliebig lange unversehrt aufbewahren.

H. enthält ungefähr 4 Proz. an festen Bestandteilen. Ein erwachsener Mensch scheidet daher täglich etwa 60 g fester Stoffe mit dem H. aus. Von diesen ist $\frac{1}{2}$ organisch und $\frac{1}{2}$ anorganisch Natur. Als die wichtigsten organischen Bestandteile des normalen Harns sind zu bezeichnen: Harnstoff, Harnsäure, Hippursäure, Kreatinin, Xanthin, Harnstoff, Harnsäure und Alkoholschwefelsäuren. Unter Umständen tritt auch im H. gesunder Menschen Eiweiß auf (vgl. Eiweißharn). Von regelmäßigen anorganischen Bestandteilen kennt man: Natrium, Kalium, Natrium, Ammonium, Calcium, Magnesium, Eisen, Chlor, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Kohlenensäure, letztere zum Teil gasförmig.

Von den organischen Stoffen des menschlichen Harns ist der Harnstoff (s. d.) der wichtigste; der allergrößte Teil der stickstoffhaltigen Zerfallsprodukte verläßt den Organismus als Harnstoff. Er bildet sich aus Kosten der Eiweißkörper, und die Menge des ausgeschiedenen Harnstoffes ist ein Maßstab für den Eiweißgehalt im Tierkörper. Bei Entziehung der Nahrung, bei Verminderung des Stoffwechsels sinkt die Harnstoffausscheidung auf einen Minimalwert; sie wächst bei vermehrter Eiweißzufuhr annähernd proportional der Menge des zugeführten Eiweißes (s. Ernährung, S. 56). Der Erwachsene scheidet bei gemischter Kost durchschnittlich 30—40 g Harnstoff täglich aus. Beim Hungern kann die Menge auf ca. 12 g herabsinken, während sie bei reiner Fleischkost beträchtlich über den Durchschnittswert steigen kann. Sämtliche Gewebe sind unter Wassergabe des in ihnen stattfindenden Eiweißumsatzes an der Harnstoffbildung beteiligt, die Hauptbildungsstätte ist aber in der Leber zu suchen. Die fortwährende Ausscheidung des entstandenen

Harnstoffes durch die Nieren ist durchaus notwendig, denn er ist ein gefährliches Gift, und seine Anhäufung im Blut (Uramie) führt in kurzer Zeit zum Tode.

Die Hippursäure, die im H. der Pflanzenfresser, besonders in dem der Pferde, in großer Menge vorkommt, wird im H. des Menschen bei normaler Ernährung nur in kleinen Mengen angetroffen. Reichlicher Genuß von Obst (Kirschen, Preiselbeeren u.) vermehrt die Ausscheidung von Hippursäure außerordentlich. Ihr Auftreten hat großes theoretisches Interesse, weil es beweist, daß auch im Tierkörper organische Synthesen verlaufen. Die Hippursäure entsteht nämlich aus einer Paarung der aus der Nahrung stammenden Benzoesäure mit dem im Körper entstandenen Glykoll, und dieser Prozeß scheint hauptsächlich in der Niere dort sich zu gehen.

Harnsäure kommt in weit geringerer Menge im H. des Menschen und der Fleischfresser vor als Harnstoff; bei den Pflanzenfressern ist ihre Menge noch kleiner. Sehr reichlich findet sie sich in den Exkrementen der Vögel und der Schlangen. Die Menge Harnsäure, die ein gesunder Mensch in 24 Stunden ausscheidet, schwankt zwischen 0,4 und 0,8 g. Sie stammt von den Nuklealbuminen des Körpers und erscheint in um so größerer Menge, je größer deren Zerfall. Von den Farbstoffen des Harns kann das Urobilin aus dem Bilirubin der Galle künstlich dargestellt werden.

Von den weiteren Bestandteilen des Harns ist das Wasser der an Menge bedeutendste. Das Quantum des durch die Nieren ausgeschiedenen Wassers kann die Summe des durch Lungen und höhere Haut austretenden Wasserdampfes erheblich übertreffen. Vermehrte Schweißabsonderung und diarrhoische Stuhlginge verringern die Wasserausscheidung durch die Nieren, während sie durch reichliches Trinken erheblich vermehrt wird; harntreibend wirken auch Kaffee, Tee, gewisse Biere u. a. Je mehr Wasser in den Nieren abgefordert wird, desto geringer ist das spezifische Gewicht des Harns, und desto schwächer gefärbt erscheint er. Unter den anorganischen Salzen des Harns ist das Kochsalz von besonderer Interesse. Das Blut enthält das Kochsalz in einer Konzentration, in der es befähigt ist, die Form der Gewebe zu erhalten (0,4 Proz.). Bei vermehrter Aufnahme von Kochsalz bringt die Niere jeden Überschuß schnell zur Ausscheidung, während bei Verdrückung salzreicher Nahrung das Kochsalz mit großer Fähigkeit im Blut zurückgehalten wird. Bei normaler Ernährung scheidet ein Erwachsener täglich etwa 15 g Kochsalz aus. Neben Chlornatrium enthält der H. auch kleine Mengen von Chlorkalium. Ein Erwachsener scheidet etwa 2—3 g Schwefelsäure in Form von Sulfaten durch die Nieren aus. Können auch kleine Mengen schwefelsaurer Salze mit der Nahrung aufgenommen werden, so bildet sich doch die Hauptmenge der Schwefelsäure bei der Zerlegung der Eiweißkörper im Organismus. Der Schwefelsäuregehalt des Harns liefert daher bis zu einem gewissen Grad einen Maßstab für den Eiweißzerfall. Ähnlicher Abstammung sind auch die phosphorsäuren Salze. Die Menge der in 24 Stunden ausgeschiedenen Phosphorsäure beträgt beim Erwachsenen etwa 3 g. Das saure phosphorsäure Natron ist die Hauptursache der sauren Reaktion des Harns. Ammoniakalisch, Eisen- und Kieselsäureverbindungen treten gegenüber den besprochenen Körpern sehr in den Hintergrund.

Der H. der Vögel bildet eine weiße Umhüllung der Exkremente dieser Tiere und besteht größtenteils

aus Harnsäure und harnsauren Salzen; daneben findet sich etwas Harnstoff. Der H. der Schlangen erstarrt bald nach der Entleerung zu einer weichen, erdigen Masse und besteht ebenfalls hauptsächlich aus Harnsäure. Auch der H. der Saurier enthält große Mengen von Harnsäure. Der H. der Frösche ist flüssig, enthält Harnstoff, Kochsalz und etwas phosphorsauren Kalk. Im H. der Schildkröten wurden Harnstoff, Hippursäure, Harnsäure, Chlorverbindungen, Schwefelsäure und phosphorsaure Salze gefunden. Der rote H. der Schmetterlinge enthält vorzugsweise Harnsäure und Guanin, wie denn diese Körper auch bei den Kaupen, Käfern, Spinnen und andern wirbellosen Tieren vorkommen.

Die Bestandteile des Blutes, die für den Organismus nicht mehr verwertet werden können, werden in den Nieren (s. d.) aus dem Blut abgesondert und bilden in ihrer Gesamtheit den H. Die Harnabsonderung geht nur dann vor sich, wenn ein lebhafter Strom arteriellen Blutes unter einem gewissen Druck die Nieren durchströmt. Bei Herabsetzung des Druckes in der Nierenarterie sinkt die Harnabsonderung mehr und mehr, und man erreicht schließlich eine Grenze, bei der sie völlig aufhört. Durch Vermehrung des Druckes kann man die Harnsekretion wesentlich vergrößern; selbst bei stark vermindertem Blutdruck vermag man die Harnabsonderung durch Darreichung von harntreibenden Stoffen wieder in Gang zu bringen. Auch die ausgeschnittene frische Niere vermag noch H. zu liefern, sobald man sie mit einem unter genügendem Druck stehenden Strom arteriellen Blutes künstlich speist. Bei der Harnbildung handelt es sich wohl um einen komplizierten Sekretionsvorgang, bei dem die vitale Tätigkeit der Epithelzellen der Nieren und deren Anregung durch gewisse Bestandteile des Blutes die Hauptrolle spielt.

Von den Harnkanälchen der Niere aus gelangt der H. durch das Nierenbecken in die Harnleiter und von da in die Harnblase (s. d.). Die Fortbewegung des Harns in den Harnleitern geschieht durch peristaltische Bewegung der Muskelwandungen dieser Kanäle. In der Blase sammelt sich der H. bis zur starken Füllung dieses Behälters an; seine Entleerung erfolgt durch Zusammenziehung der in der Blasenwandung gelegenen starken Muskulatur (Detrusor urinae). Diese vermag die Blase vollständig zu leeren. Hat sich die Blase entleert, so werden die in der Harnröhre befindlichen letzten Tropfen H. durch Kontraktion von Muskeln, welche die Harnröhre umgeben, ausgetrieben. Die Entleerung der Blase wird durch die Tätigkeit der Bauchpresse unterstützt. Den Blasenhals umgebende, kreisförmig angeordnete Muskelbündel (Schließmuskel), halten sie bis zum Eintritt einer Entleerung geschlossen. Dieser Verschluss wird durch Kervenspioren vermittelt, die von einer in den unteren Abschnitten des Rückenmarks gelegenen Stelle ausgehen. Wird das Rückenmark zerstört, so erschläft der Schließmuskel, und der H. träpft jetzt fortwährend ab.

Das Verhalten des Harns in Krankheiten ist für den Arzt ein wichtiges Hilfsmittel zur Erkennung und Beurteilung zahlreicher krankhafter Zustände und Vorgänge im Körper. Nicht nur bei Krankheiten der Harnorgane selbst kann man aus der Beschaffenheit des Harns wertvolle Aufschlüsse gewinnen; bei den innigen Beziehungen, in denen der H. zum Stoffwechsel steht, wird man vielfach aus den Abweichungen des Harns von der Norm auf Störungen in den chemischen Vorgängen des Gesamtorganismus zurückschließen können. Von alters her haben

sich die Ärzte wie Laien gewöhnt, bei jeder Krankheit den H. des Patienten zu betrachten. Allein diese Urastroskopie oder Betrachtung des Harns mit dem bloßen Auge reicht nicht aus. Es wird in der Regel die chemische und in vielen Fällen auch die mikroskopische Untersuchung des Harns vorgenommen werden müssen, wenn man gründlichen Aufschluss über die Natur des vorliegenden Leidens erlangen will. Abweichungen der Quantität stellen sich als exzessive Vermehrung oder Verminderung der täglichen Harnmengen dar. Eine vorübergehende Vermehrung beobachtet man unter andern nach dem Gebrauch harntreibender Mittel (Diuretica) und, von seiten des Kervensystems angeregt, bei hysterischen Zuständen (Urina spastica). Andauernde Harnvermehrung (Polyurie) kommt namentlich bei der Harnruhr (s. d.) vor. Verminderte Harnausscheidung kann bis zur völligen Unterbrechung der Harnsekretion führen (Anurie, s. Harnverhaltung). Dieser höchst gefährliche Zustand ist fast stets die Folge schwerer Nierenentzündungen und führt unter den Erscheinungen der Urämie zum Tode, wenn die Harnbildung in den Nieren sich nicht bald wieder einstellt. Ein sehr blasser H. erschrinkt nach viertel Trinken und bei vermindertem Staßmangel (Blutarmut und Mischsucht), ein geklärt rotgelber, selbst braunroter bei fieberhaften Krankheiten. Durch Vermischung von Blut oder gelbem Harnfarbstoff (s. Blut-harn) bekommt der H. eine schmutzige bis schwärzliche Farbe. Gallenfarbstoff (bei der Gelbsucht) färbt den H. bräunlich oder selbst dunkelbraun; der Schaum solchen Harns ist stark gelb gefärbt. Viele Farbstoffe, die mit Speise und Getränk oder mit Arzneien in den Organismus eingeführt werden, erscheinen im H. wieder und verändern dessen Farbe. Blutrot ist der H. nach dem Gebrauch von Klobarber, Sonnenblättern und Santalin. Frisch gelassener H. kann vorübergehend öftlich reagieren, wenn größere Mengen von Alkalien als Arznei oder mit der Nahrung (z. B. beim Obigen) in das Blut aufgenommen worden sind. Abulante Alkalien des frischen Harns bedeutet, daß kranthafte Zerkungen des Harns schon in der Blase eingeleitet worden sind, wie bei Blasenkatarrh, Entzündung des Nierenbeckens und der Blase, Harnverhaltung u. c. Vermehrung der Harnsäure und Ausscheidung in Form von Sedimenten (s. Harnsedimente) wird bei Gicht, Rheumatismus und Leukämie beobachtet. Bei gewissen krankhaften Zuständen erscheinen im H. Blut, Eiweiß, Zucker, Aceton, Acetessigsäure, Trybuttersäure, Gallenbestandteile u. c. Bei Nierenentzündung findet man mikroskopisch feine, walzenförmige, glasbelle Körper, aus Harnstoff bestehend (Harnzylinder, s. d.), in größerer Menge im H. vor. Eiter- und Schleim- sowie Gewebsecken, die mit dem H. abgehen, weisen auf Entzündungen und die Anwesenheit kranthafter Neubildungen hin. Von den dem Organismus einverleibten Stoffen, die nicht zu den Nahrungsmitteln gehören, gehen nur solche in den H. über, die in Wasser leicht löslich sind, mit den Bestandteilen des Körpers keine unlöslichen Verbindungen bilden und nicht leicht oxydierbar oder zersetzbar sind. Jod- und Bromsalze finden sich im H. wieder. Von organischen Stoffen werden manche oxydiert und verschwinden ganz; von andern findet man die Oxydationsprodukte, von noch andern Harnungsprodukte (Benzoesäure und Zimtsäure als Hippursäure); manche Stoffe werden aber auch reduziert (Kotumessenchand zu Guanin, Indigoblau zu Indigoweiß); pflanzensaure Alkalien erscheinen als Indigoblau im H. Chinin und Harnstoff gehen

in den H. über; ebenso viele Farb- und Nichtstoffe. Nach dem Einnehmen von *Terpentin* nimmt H. einen weißlichenartigen, nach Spargelgenuss einen scharfen aromatischen Geruch an.

Die *Untersuchung (Analyse)* des Harns erstreckt sich auf die mikroskopische Nachweisung der in demselben enthaltenen festen Bestandteile, wie Epithelschuppen, Harnzylinder, Muc- und Ektectkörperchen, Bakterien, Harnsäurecrystalle etc., und auf die Nachweisung, bez. Bestimmung gelöster Stoffe. Am häufigsten handelt es sich um Eiweiß, das meist durch Aufkochen unter Zusatz einiger Tropfen Essigsäure bis zur deutlich sauren Reaktion nachgewiesen wird (das Eiweiß scheidet sich als *Reinfall* aus), und um Zucker. Man weist den Zucker nach Fehling'scher Lösung oder eine ähnliche Reduktionsprobe (wobei andere reduzierend wirkende Harnbestandteile stören können), sicherer durch die Gärungsprobe, indem man den mit *Wasser* versetzten H. in einer oben verschlossenen Röhre gären läßt. Nach der Gärung überzeugt man sich durch *Katarrh*lauge, daß das entwickelte Gas aus *Kohlensäure* besteht. Bestimmt man das spezifische Gewicht des Harns vor und nach der Gärung (*Aräo-saccharimeter*), so läßt sich aus der Differenz der Zuckergehalt berechnen. Am sichersten wird Zucker durch Erwärmen des Harns mit *Phenylhydrazin* nachgewiesen (es scheiden sich gelbe Nadeln von *Phenylhydrazon* aus). Hierin benutzt man zur Bestimmung des Zuckers das *Polarisationsinstrument* (*Saccharimeter*); doch können außer dem Zucker auch andere Stoffe im H. vorkommen, die eine Drehung der *Polarisationsebene* bewirken.

H. findet technische Verwendung. Man benutzt den H. der Vögel und Schlangen zur Darstellung von *Harnsäure*, die im übrigen auch aus *Guano*, dem der Vögelhaaren beigeemengt ist, gewonnen wird. Wegen seines Gehalts an *Stichstoffverbindungen* (besonders *Harnstoff*) und Salzen ist H. ein wichtiges Düngemittel, und man hat mehrfach versucht, in Städten gesammelten H. in ein trockenes, haltbares und transportables Produkt zu verwandeln. Der H. der Hausiere bildet die zum Düngen benutzte Jauche. Vergomert H. stellt eine unreine Ammoniaklösung dar und wurde früher häufiger als jetzt als *Reizmittel*, als *Aufzug* zu *Unbügeln*, in der *Teilefabrikation*, bei der *Leinwanderei*, zur Darstellung von *Ammoniak* und *Ammoniaksalzen* verwertet. Vgl. *Saltowski* und *Lenke*, Die Lehre vom H. (Berl. 1882); *Neudauer* und *Vogel*, Anleitung zur Analyse des Harns (10. Aufl. von *Huppert*, Wiesb. 1898); *Löblich*, Anleitung zur Harnanalyse (3. Aufl., Wien 1893); *Daider*, Chemie und Mikroskopie des Harns (Jena 1894) und Mikroskopie der Harnsedimente (Wiesb. 1896); *Hieber*, Atlas der klinischen Mikroskopie des Harns (Leipz. 1898); *Veier*, Untersuchung des Harns und sein Verhalten bei Krankheiten (Daf. 1900); *Späth*, Die chemische und mikroskopische Untersuchung des Harns (2. Aufl., Berl. 1903); *Frisk* und *Zudertandl*, Handbuch der Urologie (Wien 1903 ff.); *Casper*, Lehrbuch der Urologie (Daf. 1903); *Frankel*, Leitfaden der Harnanalyse (Wiesb. 1904); *Lenhard*, Mikroskopie und Chemie am Krankenbett (4. Aufl., Berl. 1904).

Harnabfluß, unwillkürlicher (*Incontinentia urinae*, *Enuresis*), nach Verletzung der Blase, der Harnschwäche oder Harnabklemmung infolge von *Nierenmarkleiden*. Frauen erleiden bei einer schweren Geburt Zerreißen der Scheide und Blase und erwerben infolgedessen eine Harnschwäche, solche kann auch durch Übergrößen einer treffigen *Reubil-*

dung von der Scheide und der Gebärmutter auf die Harnblase entstehen. Viel seltener führen *Blasenmarkdarmfisteln* (auch beim Mann) zu Harnabfluß. Bei zahlreichen *Nierenmarkkrankheiten* kommt u. H. durch *Lähmung* des *Blasenschließmuskels* zustande, wobei der dauernd der Blase zustiehende Harn sofort absträufelt. In andern Fällen ist außer dem *Blasenmuskels* auch der die Entleerung der Blase vollziehende *Hohlmuskel* (*Musculus detractor*) gelähmt, dann tritt u. H. bei dauernd gefüllter Blase ein, da der elastische Widerstand des *Blasenhalses* und der *Harnröhre* erst nach Erreichung eines gewissen Trudens in der Blase durch deren Füllung überwunden wird (*Ischuria paradoxa*). Schwäche des *Blasenschließmuskels* kommt auch bei blauen jungen Leuten, bei Frauen nach Erkrankungen der inneren Geschlechtsorgane, nach Überdehnung infolge einmaliger oder häufiger willkürlicher Zurückhaltung des Harns zustande und führt ebenfalls zu unwillkürlichem Harnabfluß. Die *Behandlung* richtet sich nach den Ursachen. Eine leicht vermeidbare Ursache von Harnschwäche ist das meist aus falscher Scham entspringende, übermäßig lange Zurückhalten des Harns. Der Unreinlichkeit infolge des Harntröpfelns begegnet man durch sogen. *Harnrezipienten*, flaschenförmige Apparate aus *Kautschuk*, die an Riemen getragen werden und den Urin auffangen. — Bei gesunden Kindern häufig, bei jugendlichen Erwachsenen seltener, kommt das *Bett-nässen* (*Enuresis nocturna*), d. h. Harnabfluß während des Schlafes, vor. Es ist dadurch zu verhindern, daß man die Kinder einige Stunden vor dem Schlafengehen keine Getränke zu sich nehmen läßt und sie in regelmäßigen Zwischenräumen beaufsichtigt die Blase leert. In manchen Fällen liegt jedoch dem Bett-nässen eine organische Erkrankung zugrunde (z. B. zu geringes Fassungsvermögen der Blase, *Nagelpolypen* und deren nervöse Fernwirkungen. — Über das Harntröpfeln bei *Häutieren* s. *Harnverhaltung*.

Harnad. 1) *Theodosius*, luther. Theolog, geb. 3. Jan. 1817 in St. Petersburg, gest. 23. Sept. 1889 in Dorpat, wurde daselbst 1843 Privatdozent der praktischen Theologie, 1845 außerordentlicher, 1848 ordentlicher Professor dieses Faches, 1853 in Erlangen, lehrte 1866 nach Dorpat zurück und trat 1873 in den Ruhestand. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: »Die Idee der Predigt, entwickelt aus dem Wesen des protestantischen Kultus« (Eberl. 1844); »Die Grundbegriffe der evangelisch-lutherischen Kirche« (Dorpat 1845); »Der christliche Gemeindegottesdienst im apostolischen und altkatholischen Zeitalter« (Erlang. 1854); »Die lutherische Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeinde« (Daf. 1860); »Luthers Theologie mit besonderer Beziehung auf seine Verdienste und Erlösungslehre« (Erlang. u. Leipz. 1862—86, 2 Bde.); »Die Kirche, ihr Amt, ihr Regiment« (Münch. 1862); »Praktische Theologie« (Erlang. 1877—78, 2 Bde.); »Katechismus und Erklärung des kleinen Katechismus Luthers« (Daf. 1882, 2 Bde.); »Über den Kanon und die Inspiration der Heiligen Schrift« (Dorpat 1885).

2) *Adolf*, protest. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 7. Mai 1851 in Dorpat, studierte daselbst, wurde 1874 Privatdozent in Leipzig, hier 1876 außerordentlicher, 1879 ordentlicher Professor in Gießen, 1886 in Marburg, 1889 in Berlin, wo er 1890 zum Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. H. ist der Führer derjenigen Gruppe unter den modernen Theologen, die, ausgehend von *Albrecht Ritschl* (s. d.) und geführt auf kritische Durch-

forchung und Bearbeitung der Geschichte, eine Ver-
söhnung des Christentums mit dem Bewußtsein der
Gebildeten anstrebt. Außer zahlreichen Abhandlungen
in den von ihm in Gemeinschaft mit O. v. Geb-
hardt herausgegebenen »Texten und Untersuchungen
zur altchristlichen Literatur« (Leipz. 1882 ff.; bisher
26 Bde.), in den Sitzungsberichten der Berliner Aka-
demie und vielen wissenschaftlichen Zeitschriften, sowie
einer größeren Anzahl von Reden und Vorträgen (ge-
sammelt u. d. T.: »Reden und Aufsätze«, Gieß. 1904,
2 Bde.) veröffentlichte H.: »Zur Litteralkritik der
Geschichte des Gnostizismus« (Leipz. 1873); »De
Apellia gnosi monarchica« (daf. 1874); »Die Zeit
des Ignatius und die Chronologie der antiochenischen
Bischöfe« (daf. 1878); »Das Mönchtum, seine Ge-
schichte und seine Ideale« (6. Aufl., Gieß. 1903);
»Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte
der Wissenschaft und der Bildung« (3. Aufl.,
1901); »Lehrbuch der Dogmengeschichte« (Freiburg
1886—90, 3 Bde.; 3. Aufl. 1894—97); »Grundriß
der Dogmengeschichte« (3. Aufl., daf. 1898); »Augu-
stin Konfessionen« (3. Aufl., Gieß. 1903); »Geschichte
der altchristlichen Literatur bis Eusebius« (bisher
2 Tle. in 3 Bdn., Leipz. 1893—1904); »Geschichte der
Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu
Berlin« (Berl. 1900, 3 Bde.; Ausgabe in 1 Bd. 1901);
»Das Wesen des Christentums« (Leipz. 1900, 50. Tau-
send 1908; überf. ins Dänische, Englische, Französische,
Japanische, Italienische); »Die Aufgabe der
theologischen Fakultäten und die allgemeine Reli-
gionsgeschichte« (Gieß. 1901); »Die Mission und Aus-
breitung des Christentums in den ersten drei Jahr-
hunderten« (Leipz. 1902). Mit O. v. Gebhardt und
Th. Zahn (f. d.) gab er die »Patrum apostolicorum
opera« (Leipz. 1876—78, 3 Tle.; Ausgabe in 1 Bd.,
3. Aufl. 1900) heraus; seit 1881 ist er Miterausgeber
der von Schröter (f. d.) 1878 begründeten »Theologi-
schen Literaturzeitung«. Die preussische Orthodoxie
hatte schon seiner Berufung nach Berlin beständig
Widerstand entgegengelegt und nahm später von Har-
nads Schrift über »Das Apostolische Glaubensbekennt-
nis« (Berl. 1892, 27. Aufl. 1896; abgedr. in den
»Reden«) Anlaß zu erneutem Kampfe gegen seine aka-
demische Tätigkeit, der durch die Veröffentlichung des
»Wesens des Christentums« zu höchster Erbitterung
gesteigert worden ist.

3) Axel, Mathematiker, Zwillingsbruder des vo-
rigen, gest. 3. April 1888 in Dresden, studierte in
Dorpat, habilitierte sich 1876 in Leipzig, wurde in
denselben Jahr Professor an der Technischen Hoch-
schule in Darmstadt und ging 1877 in gleicher Stellung
nach Dresden. H. arbeitete besonders über die Fow-
rierischen Reizen und über den Begriff der Funktion
einer reellen Veränderlichen. Er schrieb: »Elemente der
Differential- und Integralrechnung« (Leipz. 1881);
»Grundlagen der Theorie des logarithmischen Poten-
tials und der Potenzialfunktion in der Ebene« (daf.
1887); zwei Vorträge: »Naturforschung und Natur-
philosophie« (daf. 1885) und »Leibniz' Bedeutung in
der Geschichte der Mathematik« (Dresd. 1887) und gab
Hankels »Elemente der projektiven Geometrie«
(Leipz. 1876) sowie eine deutsche Bearbeitung von
Serret's »Lehrbuch der Differential- und Integral-
rechnung« (daf. 1884—85, 3 Bde.; neue Ausg. von
Böhlmann u. a. 1897—1904, 3 Bde.) heraus.

4) Otto, Literaturhistoriker und Epistoler, Bruder
der vorigen, geb. 23. Nov. 1857 in Erlangen, studierte
in Dorpat und Göttingen, bereiste Italien, Griechen-
land und Frankreich, war 1882—86 Gymnasialober-

lehrer in Wenden (Livland), dann Realschuldirektor
dieselbst, 1889—91 Mitredakteur der »Preussischen
Jahrbücher« in Berlin, lebte 1891—96 in Rom und
folgte 1896 einem Ruf als ordentlicher Professor der
Literatur und Geschichte an die Technische Hochschule
in Darmstadt. Er schrieb: »Das karolingische und
das byzantinische Reich« (Götting. 1880); »Das Kur-
fürstenkollegium bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts«
(Gieß. 1883); »Goethe in der Epoche seiner Welt-
erhebung« (Leipz. 1887, 2. Aufl. 1901); »Die klassische
Ästhetik der Deutschen« (daf. 1892); »Deutsches Kunst-
leben in Rom im Zeitalter der Klassik« (Erlm. 1896);
»Schiller« (in Böttelheims »Geistesbildern«, Berl.
1898); »Essays und Studien zur Literaturgeschichte«
(Braunsch. 1899); »Rom«, bisher nur Bd. 2:
»Neuere Kunst seit Beginn der Renaissance, moderner
Cicerone« (Stuttg. 1903). Ferner gab er in der Bei-
marischen Wortausgabe Goethes Schriften über bil-
dende Kunst (Bd. 46—49), den 5. Band der Schriften
der Goethe-Gesellschaft (»Zur Nachgeschichte der ita-
lienischen Reise. Goethes Briefwechsel mit Freunden und
Kunstgenossen in Italien«), eine Sammlung von
Goethes »Ausgewählten Gedichten« in chronologischer
Reihenfolge (Braunsch. 1901) sowie den »Faust-
(für die Goetheausgabe des Bibliographischen In-
stituts) heraus und besorgte die 4., überarbeitete Auf-
lage von Fettner's »Geschichte der deutschen Literatur
im 18. Jahrhundert« (Braunsch. 1893—94, 4 Bde.).

Harnanalyse, f. Harn, S. 818.

Harnapparat, die Organe zur Absonderung,
Ansammlung und Entleerung des Harns: Nieren,
Harnleiter, Harnblase und Harnröhre.

Harnschuppe, f. Harn.

Harnausseifer (Detrusor urinae), f. Harnblase.

Harnentzündung, f. Sympuritis.

Harnblase (Blase, Vesica urinaria), der Be-
hälter für den Harn, findet sich bei den Wirbel-
tieren in dreierlei Formen vor: bei manchen Fischen ist
sie eine Erweiterung der Harnleiter vor oder nach be-
reiner Vereinigung zu einem einzigen Kanal, daher ent-
weder doppelt oder einfach; bei den Lurche und
Amphibien ist sie ein durch einen kurzen Stiel mit der
vordern Kloakenwand verbundener Sack (Allan-
tois); bei den Säugetieren (und ebenso bei Schild-
kröten und Eidechsen) geht sie aus einem Teil der
Kloake hervor (f. Allantoides). Beim Menschen (f. Ta-
fel »Eingeweide I u. II.«) ist sie ein in der Beckenhöhle
an mehreren Bändern befestigter Sack von 5—10 cm
Höhe, 4—9 cm Breite und 4—7 cm Dicke, der unter
normalen Umständen durchschnittlich 700, jedoch, ohne
zu plagen, bis 1800 ccm Flüssigkeit enthalten kann.
Der obere Teil der H. heißt der Scheitel, der mitt-
lere der Körper und der hintere und untere, zugleich
meiste Teil der Blasen grund, an dessen hinterer
Wand die Harnleiter einmünden. Die bünne, dehn-
bare Wandung besteht aus einer innern gefährlichen,
mit Epithel bedeckten Schleimhaut, die von der binde-
gewebigen Submukosa umgeben ist; diese wieder
umgibt eine in drei Schichten angeordnete Lage glat-
ter Muskelfasern, deren äußere, aus longitudinalen
Faserzügen bestehende, an der vordern und hintern
Fläche der H. besonders stark entwickelt ist (Harn-
ausseifer, Detrusor urinae). Beim Utergang der
H. in die Harnröhre (Blasen Hals) verdrückt sich die
Muskulatur und bildet den ringförmigen Schließ-
muskel (Blasen Hals), durch den der Harn in
der Blase zurückgehalten wird.

Von den Krankheiten der H. sind die wichtigsten:
1) Die Blasenentzündung (Cystitis). Ihre leicht-

teste Harn, der Blasenkatarrh, besteht, wie die katarrhalischen Entzündungen aller Schleimhäute, in einer übermäßigen Schleimabsonderung auf der Oberfläche der Blase und verläuft akut oder chronisch. An ihn schließt sich, falls die Schwellung und Entzündung das tiefer liegende Gewebe, d. h. die Blasenwand, erreicht, die eiterige Blasenentzündung (C. purulenta). Die Absonderung ist nicht mehr schleimig, sondern eiterig, sie kann auch blutig sein (C. haemorrhagica); stoßen sich Stücke der Innenfläche ab, es entstehen Geschwüre (C. ulcerosa); auch werden größere Flächen in einen membranartigen Scharf verwandelt (C. diphtherica), oft geht die Geschwürbildung aus dem Zerfall von Tuberkeln hervor (C. tuberculosa, Blasenabschindlung). Ursachen des Katarrhs sind am häufigsten Genuß junger unvergorener Biere, Gebrauch reizender Medicamente (Spanische Fliegen, Kopaibalsam u. dgl.), Fortpflanzung eines Harnröhrenkatarrhs (Tripper) aus den Harnblase. Viel seltener ist die Anwesenheit von Steinen oder andern Fremdkörpern, welche die Blasenwand reizen und entzünden. Die häufigste Ursache, die auch das überwiegend häufige Vorkommen des Leidens bei Männern erklärt, ist Schwellung der Prostata oder Prostaterdrüse, die entzündlicher Art (z. B. bei alten Reitern), oder durch eine von der Trippererkrankung der Harnröhre fortgeleitete Entzündung, aber auch durch Tuberkulose bedingt, oder endlich im Gefolge des Greisenalters (als arteriosklerotische Hydronephrose) entstanden sein kann. Die Vergrößerung dieser Drüse, die rings um die Harnröhre liegt (s. Tafel «Uingeweide 1», Fig. 2, u. 11, Fig. 4), erschwert durch Druck auf dieselbe den Harnabfluß (Dysuria oder Ischuria) und führt zu Stauung und Erweiterung, schließlich zu Lähmung der Blase. In der gelähmten Blase versetzt sich der Harn durch Entzündung niedriger Organismen, die oft durch unreine, zur Entleerung der Blase eingeführte Katheter in die Blase gelangen. Die infolge dessen entstehende Entzündung setzt sich oft auf Harnleiter und Nieren fort, wobei tödlicher Ausgang die Regel ist. Dasselbe gilt von Lähmungen, die nach Quetschungen oder andern Erkrankungen des Rückenmarks (Tabes) sich entwickeln. Mit allen Formen der Blasenentzündung sind mehr oder weniger heftige Schmerzen, Drang zum Harnlassen und Brennen in der Harnröhre verbunden. Zur Behandlung der leichteren Fälle von Blasenkatarrh genügen diätetische Maßnahmen und Gebrauch von Medicamenten. Erstere bestehen in Weidung stark gewürzter Speisen, alkoholischer Getränke, in reichlicher Flüssigkeitszufuhr (Wasser, Mineralwasser, Milch, Tee), wodurch die Harnwege häufig durchspült werden. Besonders gerühmt sind Trinkturen mit den Mineralwässern von Wildungen, Bich, Frädingen, Karlsbad, Obersalzdamm u. a. Zweckmäßige im Harn zur Ausscheidung taumelnde Mittel sind Salizylsäure, Terpentinal, Kopaibalsam, Bärentraubenextr. Bei allseitiger Reaktion des Harns gelingt es durch Salizylsäure und deren Abkömmlinge saure Reaktion zu erzeugen und dadurch oft rasche Besserung herbeizuführen; eine ebensolche Wirkung kommt dem Urotropin zu. Wegen Schmerzen empfehlen sich warme Bäder und Umschläge und narkotische Mittel. Stärkere und chronische Blasenkatarrhe erfordern oft Ausspülungen der Blase mittels des Katheters. Sehr wichtig ist immer die Festigung der Ursachen, z. B. bei Steinen, bei Stauung. 2) Der Blasenkrampf (Cystospasmus) ist eine rein nervöse Störung und entsteht z. B. in-

folge eines durch den Genuß jungen, nicht ausgegarnen Bieres (kalte Biere) erzeugten Reizes, ist aber auch mit sehr löstigen, verschieden häufig auftretenden Anfällen von Harnbrang ein equivalentes Symptom vieler Rückenmarksteine. Er schwindet nach kurzer Frist von selbst, wenn nicht, so besänftigt man ihn durch warme Sitzbäder, durch Darreichung von Opian (besonders Opiumsulphat). 3) Die häufigste Geschwulst der Blase ist das Papillom, aber, weit verästelnd und häufig gestielt, als Zottenkrebs bezeichnet, der jedoch keine echte Krebsgeschwulst ist. Primäre Carcinome sind selten; sekundäre greifen von den Nachbarorganen (Mastdarm, Gebärmutter, Scheide) nicht selten auf die Blase über. Außerdem beobachtet man Sarkome und Myome. Anfangs verraten sich Blasen Geschwülste durch unregelmäßig und scheinbar ohne Veranlassung auftretende Blutungen, die bei der gefäßreichen Jotengeschwulst durch ihre Stärke gefährlich werden können; die genaue Diagnose gelingt mit Hilfe der Cystoskopie (s. Beleuchtungsapparate). Die Geschwülste können nur operativ entfernt werden mittels des hohen Steinschnittes, und zwar bezüglich der Zottenkrebs mit günstigem Erfolg. 4) Die Blasenlähmung entwickelt sich aus rein nervöser Grundlage, z. B. bei Tabes und bei den sterilen Entzündungen des Rückenmarks, bei Hemi- und Paraplegie. Je nachdem die Lähmung die austreibenden Muskeln der Blase (detrusor) oder den Harnschließmuskel (sphincter) betrifft, ist sie mit Retention des Urins (Harnverhaltung), oder mit Inkontinenz (Harnträufeln) verbunden. Man behandelt die Harnverhaltung durch zweimaliges tägliches Katheterisieren und durch Anwendung des konstanten Stromes und erzielt in akuten Fällen oft schnelle Heilung. Bei veralteter Lähmung mehr dauernd ein Katheter in der Blase liegen. Außerdem kann Blasenlähmung durch Überdehnung der Blasenmuskulatur (bei zu langer Harnverhaltung, z. B. bei bewußtlosen Kranken) erfolgen und wird dann ebenfalls schnell durch den konstanten Strom gebessert. Hierher gehören auch die hysterischen Blasenlähmungen. Wo längere Zeit Hindernisse für die Harnentleerung bestanden haben (z. B. bei Prostatavergrößerung, Harnsteinen), entwickelt sich oft eine Verödung der Blasenmuskulatur, deren Stränge dann ballenförmig in der Blasenwand hervorspringen (Hattenblase). 5) Blasenabschindlung, Tuberkulose der H., kommt als selbständige Krankheit niemals vor, auch ist sie nicht etwa eine gewöhnliche Begleiterkrankung der Lungenabschindlung; sie entsteht vielmehr nur durch Fortpflanzung der Tuberkulose entweder von den Nieren aus (durch die Harnleiter), oder von den äußeren Harnwegen (Harnröhre, Prostata) her. Die Diagnose ist nur zu stellen durch Nachweis von Tuberkelbazillen in dem (falls die Tuberkel schon häufig zerfallen, eiterigen) mittels Katheter entnommenen Harn, wobei es aber immer zweifelhaft bleibt, ob nicht die Bazillen möglicherweise aus den Nieren stammen. Die Krankheit kann nur symptomatisch behandelt werden (Morphium gegen die Schmerzen; Blasenausspülungen mit desinfizierender Flüssigkeit). 6) Blasenkreise, s. Harnkreise. 7) Als Fremdkörper in der Harnblase kommen abgebrochene ärztliche Instrumente, Katheter oder Bougiestücke vor, außerdem bei Frauen alles Mögliche, ebenso bei masturbierenden Mädchen (Saarnadeln, Bleistifte, Nadeln, Perlen, Siegelstempel oder Metallstücke, Pfeifenröhre u. c.). Oft schlagen sich auf den Fremdkörpern Harnsalze nieder, und es bilden sich auf diese Weise Steine. Die

Entfernung der Fremdkörper geschieht, wenn sie nicht zu groß sind, vermittelt Extraktion durch die Harnröhre, was bei Frauen, nach vorgängiger Erweiterung der Harnröhre, auch bei ziemlich großen Fremdkörpern möglich ist. In andern Fällen muß, wie bei Blasenleinen, operativ eingegriffen werden. Vgl. Lebert u. a., Krankheiten der H. und Harnröhre (in Hienfens' Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, Bd. 9, 2. Hälfte, 2. Aufl., Leipz. 1880); Ullmann, Die Krankheiten der H. (Stuttg. 1889); Fürbringer, Krankheiten der Harn- und Geschlechtsorgane (2. Aufl., Berl. 1890); Güterbod, Krankheiten der H. (Wien 1890); Zuckersandl, Die lokalen Erkrankungen der H. (dof. 1899); v. Frankl-Hochwart und Zuckersandl, Die nervösen Erkrankungen der Blase (dof. 1899); Zölzer u. Oberländer, Klinisches Handbuch der Harn- und Sexualorgane (Leipz. 1894, 4 Tle.); Posner, Diagnostik (3. Aufl., Berl. 1902) und Therapie der Harnkrankheiten (3. Aufl., dof. 1903); weitere Literatur beim Artikel »Harn« (S. 818).

Harnblasen fistel, f. Harn fistel.

Harnblasen griech (Harn griech), f. Harnsedimente und Harnsteine.

Harnblasen fisch (Punctio vesicae), die Eröffnung der Harnblase mittels eines Trokars, um den Harn zu entleeren, wird angewendet bei Strikturen und Geschwülsten der Prostata bei Männern, ganz selten bei Frauen. Die Operation wird oberhalb der Symphyse ausgeführt. Der Trokar wird nach Abfluß des Harns wieder entfernt, oder die Kanüle bleibt liegen, um den Harn dauernd auf diesem Wege zu entfernen.

Harnblasenzerreißung im Körper, mit Erhaltung der darüber liegenden Haut, kommt nur durch eine von außen (Schlag, Stoß, schwerer Fall, Überfahrenwerden, Quetschung [bei der Entbindung] u.) oder von innen (Reißen beim Stuhlgang, beim Erbrechen, Husten u.) wirkende Gewalt zustande. Häufig ist eine Entzündung der Blasenwand schon vorhanden gewesen; auch ist stärkere Fällung derselben von begünstigendem Einfluß. Die Symptome sind stets die einer sehr schweren Verletzung, Ohnmacht, Erbrechen, kleiner Puls, heftiger Schmerz neben dem Gefühl von Völle im Unterleib, Unmöglichkeit, Urin zu lassen, Entleerung von nur wenig (meist blutigem) oder gar keinem Urin mittels Katheter u. Die H. ist eine lebensgefährliche Verletzung, besonders häufig und rasch tödlich, wenn sie an den vom Bauchfell überzogenen Teilen der Blase sitzt; etwas günstiger verlaufen die Fälle, bei denen das Bauchfell unverletzt ist. Im ersten Fall wird besonders Bauchfellentzündung, im letztern Harninfektion des Beckenzellgewebes zu befürchten sein. Die beste Behandlung ist frühzeitige Operation, Vernäbung der Blasenwunde und Schaffung ausgeübigen Harnabflusses.

Harnbrand, f. Harnblase, S. 820.

Harnfarbstoff, f. Harn, S. 816.

Harn fistel, ein widernatürlicher Gang, der die Harnwege mit der äußeren Körperoberfläche, mit dem Rectum oder den Hohlorganen der Geschlechtsteile (Scheide) verbindet, so daß der Harn dorthin abfließen kann. Die äußere Öffnung der H. kann am Damm, zwischen dem Hinterbein, am männlichen Glied, in dem Mastdarm oder in der Scheide, ja sogar in der Lebergegend (Nierengegend) liegen. Die innere Öffnung der Fistel entspringt aus der Niere, den Harnleitern, der Blase oder der Harnröhre und liegt oft weit von der äußeren Fistelöffnung entfernt. Die Blasenmastdarm fistel tritt bei Männern

naunentlich nach Steinschnitt auf. Die Blasen scheiden fistel entsteht infolge von Verletzungen bei schweren Geburten und ist eine lästige Begleiterkrankung beim Gebärmutterkrebs. Früher völlig unheilbar, ergeben die Blasen scheiden fisteln bei operativer Behandlung jetzt günstige Resultate.

Harn griech, f. Harnsedimente und Harnsteine.

Harn haut, f. Miliaria.

Harnier, Wilhelm von, Kirschenreiter, geb. 1836 zu Eggel im Großherzogtum Hessen, gest. 23. Nov. 1861, war anfangs Offizier, ging 1856 aus Gesundheitsrücksichten nach Ägypten und Syrien, besuchte 1859 den Blauen Nil und dessen Nebenfluß Dender und brach im Juli 1860 nach dem Weißen Nil auf, wurde aber bei Gondokoro auf der Jagd von einem Büffel getötet. Vgl. »Z. v. Harniers Reise am oberen Nil« (Hrsg. von H. v. Harnier, Darmf. 1866).

Harninfektion, f. Inbornalinfektion.

Harninfektion, die Ergießung von Harn aus den verletzten Harnwegen in die umgebenden Gewebe. Eine geringe Menge frischen Harns wird ohne Schaden reabsorbiert, nicht frischer Harn oder größerer Mengen, die in den Geweben stagnieren und sich zersetzen, verursachen lokale phlegmonöse Entzündungsprozesse, septisches Fieber, lokalen Brand und bei größerer Ausdehnung der infizierten Gewebe den Tod.

Harnisch, Brustpanzer, f. Rüstung.

Harnisch (Harnisch breit), f. Leben.

Harnisch, in der Geologie soviel wie Rutschfläche, f. Verwerfung.

Harnisch, Christian Wilhelm, Pädagog, geb. 28. Aug. 1787 in Büdnad, gest. 15. Aug. 1864 in Berlin, widmete sich seit 1806 in Halle und Frankfurt a. O. theologischen und pädagogischen Studien, kam nach kurzer Hauslehrzeit, während der er für Pestalozzi's pädagogische Ideen gewonnen war, 1809 als Lehrer an Manns Institut in Berlin und genoß hier anregenden Umgang mit Fichte, Schleiermacher, Köpke, Zeune, Jahn, Arfen u. a. Seit 1812 erster Lehrer am neuen Schullehrerseminar zu Breslau, hörte und hielt er gleichzeitig akademische Vorlesungen und widmete sich mit Eifer der Hebung des schlesischen Volksschulwesens. Sein Eintritt in das Meer (1813) scheiterte am Widerspruch des Wilmers, der ihn für unablöslich erklärte. Später geriet er als Freund der burschenschaftlichen Ideen in Ungunst bei der Regierung. In dem bekannten Breslauer Turnstreit (1819) trat H. warm für die Sache des Turnens auf, konnte aber die Schließung seines Turnplatzes nicht abwenden. 1821 wurde er zum Direktor des Schullehrerseminars in Weigenfeld ernannt, das unter ihm den Ruf einer Musteranstalt erwarb. 1842 ging er als Varrer nach Elbe bei Bohlsdorf und trat 1861 in den Ruhestand. Seine Schriften sind zahlreich, in den spätern überwiegend das theologische Interesse hervorzuheben sind: »Die deutschen Volksschulen« (Berl. 1812), umgearbeitet u. d. T.: »Handbuch für das deutsche Volksschulwesen« (Bresl. 1820, 3. Aufl. 1839; neue Ausg. Langensalza 1893); »Das Turnen« (Bresl. 1819); »Frisches und Fineses zu Rat und Tat« (Eisleb. 1835—39, 3 Bde.); »Der jetzige Standpunkt des gesamten preussischen Volksschulwesens« (Leipz. 1844). Außerdem gab er heraus die Zeitschriften: »Der Schulkat an der Oder« (Bresl. 1815—20, 24 Hefte; neu hrsg. und überarbeitet von Blath, Leipz. 1900); »Der Volksschullehrer« (Halle 1824—28) und das Sammelwerk: »Land- und Seereisen« (Leipz. 1821—32, 16 Bde.). Nach seinem Tod erschien: »Mein Lebensmorgen. Zur Geschichte

der Jahre 1787—1822 (Hrsg. von Schmieder, Berl. 1865).

Harnischkraut, f. Androsace.

Harnsäure, f. Hieren.

Harnkraut, f. Ononis.

Harnlassen, unwillkürliches, f. Harnabfluß und Harnblase (Krankheiten 4), S. 820.

Harnleiter, f. Hieren.

Harnrezipient, f. Harnabfluß, unwillkürlicher.

Harnröhre (Urethra), der Ausführungsgang der Harnblase (f. d.), in dem die Entleerung des Harns aus dieser erfolgt, die jedoch bei den Säugtieren in enge Beziehung zu den Geschlechtsorganen tritt, da sie auch zur Beförderung von Eiern und Samen dient. Beim Menschen (f. Tafel »Eingeweide II«, Fig. 4 u. 6) ist sie ein Kanal, der vom Vorsteherdrüse und beim Weibe 3—4, beim Manne dagegen 15—17 cm lang ist. In ihrer Schleimhaut liegen zahlreiche Schleimdrüsen (Littre'sche Drüsen). An der männlichen H. werden drei Abschnitte unterschieden: 1) Der Anfangsteil ist von der Vorsteherdrüse (f. d.) umgeben; in ihn münden deren Ausführungsgänge und die Samenbläschen. 2) Der häutige, mittlere Teil wird von einem quergestreiften Muskel (constrictor isthmus urethrae) umgeben, der Harnblase und -Köhre willkürlich verschließen kann. Hier münden die Ausführungsgänge der beiden Cowper'schen Drüsen ein. 3) Der schwammige, längste Teil wird von einer Scheide aus blutgefäßreichem Schwellegebilde umfaßt und bildet einen Bestandteil des männlichen Uterus, an dessen hinterer Fläche er liegt (f. Rute). Die weite, kurze weibliche H. öffnet sich im Vorhof der Scheide hinter der Klitoris. — Wichtigere Krankheiten der H. sind: 1) Entzündung (Katarth) der Schleimhaut. Man unterscheidet den nicht ansteckenden einfachen Harnröhrenkatarth von dem ansteckenden Tripper (f. d.). Der erstere ist weit seltener als der Tripper, kennzeichnet sich durch etwas vermehrte schleimige Absonderung und entsteht durch instrumentelle Reizung, durch geschlechtliche Überreizung und ähnliche Verhältnisse. Er ist ziemlich bedeutungslos; Verwechselung mit Prostatitis und Spermatocystitis kommt leicht vor. 2) Harnröhrenkrampf, der Harnverhaltung bedingen kann und meist als Reflexkrampf, z. B. infolge starker Reize der Nerven der H. und ihrer Umgebung (übermäßigen Koitus, Operationen in der Nähe der H., starke Einspritzungen etc.), auftritt. 3) Metastatische Entzündung und Vereiterung der Cowper'schen Drüsen bei Endocarditis, Typhus u. dgl. Über die wichtige Harnröhrenverengung f. Striktur. Literatur f. Harnblase.

Harnröhrenentzündung, Harnröhrenkatarrh, Harnröhrenkrampf, f. Harnröhre.

Harnröhrenschnitt (griech. Urethrotomie) wird ausgeführt, wenn sich der Entleerung des Harns aus der Blase in der Harnröhre Hindernisse entgegenstellen, wie Steine oder Fremdkörper in derselben; ebenso kann eine innere Verlegung der Harnröhre mit nachfolgender Schwellung und (blutiger) Infiltration des umgebenden Gewebes, endlich auch die Verengung der Harnröhre unter Umständen den H. erfordern. Er wird dann von außen fast immer am Damum durch die gesunde Haut hindurch ausgeführt, dann, bei Verengung, die Exstirpation der Striktur angegeschlossen. Der H. heilt meist sehr prompt.

Harnröhrenverengung, f. Striktur; vgl. Harnröhre (Krankheiten).

Harnröhrenwiesel, f. Rute.

Harnruhr (Diabetes), zwei Krankheitsformen, deren hauptsächlichstes Merkmal in einer Vermehrung der Harnmenge (Polyurie) besteht. Bei der einen Form, der Zuckelharnruhr (Diabetes mellitus), ist die tägliche Menge des Harns (1500 g) meistens auf das Doppelte oder Dreifache vermehrt, vor allem aber ist für diese Form der H. charakteristisch der im normalen Harn fehlende Gehalt an gärungsfähigem Traubenzucker. Diesem Zuckergehalt entsprechend steigt der Harn ein hohes spezifisches Gewicht von 1,020—1,040 und darüber. Über den Zuckernachweis f. Harn, S. 818. Bei der zweiten Form der H., dem Diabetes insipidus (geschmacklos, d. h. nicht süß schmeckend, daher »einfache H.«), steigt die Harnmenge oft auf 10—15 Lit. täglich, der Harn ist fast farblos, hat ein spezifisches Gewicht von etwa 1,005 und ist zucker- und geruchlos. Eine der einfachen H. ähnliche Steigerung der Urinmenge geht manchmal der Zuckelharnruhr voraus, doch scheint es sich hierbei nicht um einen Übergang der ersten Krankheit in die letztere zu handeln, vielmehr sind beide völlig verschiedene, ihrer Ursache nach noch wenig bekannte Prozesse.

Die Glykorrhoe (Melliturie), d. h. Zuckerausscheidung im Harn, ist das auffallendste, aber nicht das einzige Symptom der Zuckelharnruhr; auch bedeutet nicht jede Glykorrhoe das Vorhandensein einer Zuckelharnruhr. Da die Nieren für Zucker durchlässig werden, wenn der Zuckergehalt des Blutes (normal bis zu 0,1 Proz.) bis zu 0,2—0,3 Proz. ansteigt, so erfolgt häufig Glykorrhoe, wenn durch übermäßige Zufuhr leicht aufsaugbaren Zuckers die Grenze überschritten wird (alimentäre G.). Dasselbe tritt ein, wenn die Stellen des Körpers, die normalerweise den Zucker in Form von Glykogen aufzuspeichern und nur nach Bedarf abzugeben haben, vor allem die Leber, dieser Fähigkeit beraubt werden, wie es namentlich bei Vergiftungen (durch Morphin, Strichninin, Curare, Amylulrit etc.) und Schädigungen des Nervensystems vorkommt (Schlaganfall, Verletzung am Hoden der vierten Hirnhirnform, durch die Claude Bernard bei Tieren künstlich Zuckelharnruhr erzeugen konnte). Werden allein die Nieren selbst geschädigt, so daß sie für den normalen Zuckergehalt des Harns durchlässig werden, so tritt ebenfalls Glykorrhoe ein; dies ist der Fall bei der Vergiftung mit Phloridzin. Vielleicht entsteht bei manchen Fällen von Zuckelharnruhr des Menschen die Krankheit in ähnlicher Weise. Meistens aber ist hier ein Unvermögen der Körperzellen, den ihnen dargebotenen Zucker zu verbrauchen, neben einer Störung der Glykogenakkumulation im Spiele. Worauf beide Störungen beruhen, ist völlig unbekannt.

Die Zuckelharnruhr ist häufiger bei Männern als bei Frauen, am häufigsten tritt sie im 6. Jahrzehnt des Lebens auf, kommt aber auch bei Kindern vor. Bei jungen Leuten verläuft sie meistens rasch und schwer, bei älteren nicht selten als relativ harmlose Störung. In 8—20 Proz. der Fälle läßt sich Erblichkeit der Krankheit nachweisen, in andern Fällen ist sie mit einer in der Familie vorhandenen Anlage zur Gicht oder zu Fettleibigkeit in Zusammenhang zu bringen, oder es verbindet sich bei demselben Individuum Gicht, bez. Fettleibigkeit mit Zuckelharnruhr. Schädigungen des Nervensystems begünstigen ebenfalls die Entstehung des Leidens, daher ist es verhältnismäßig häufig in Verursachen, die mit anstrengender geistiger Arbeit verbunden sind. Schwere Erkrankungen an Zuckelharnruhr finden sich häufig bei Erkrankung (Krebs, Entzündung etc.) der Bauch-

Speicheldrüse. Seit der berühmten Entdeckung von Merings und Winkowitsch, daß bei Hunden experimentelle Entfernung dieser Drüse zu tödlicher Zuckernruhr führt, hat man in diesem Organ die Ursache des Leidens gesucht, indem man sich z. B. vorstellte, daß die Bauchspeicheldrüse auf dem Blutweg ein zur Zuckerversehung notwendiges Ferment (durch innere Sekretion) an den Körper abgibt. Doch reicht diese Annahme nur für einen Teil der Krankheitsfälle aus, in vielen andern findet man die Drüse völlig normal.

Man unterscheidet eine leichte, eine schwere und eine mittelschwere Form der Zuckernruhr. Bei ersterer hört die Glykoseurie auf, wenn eine kohlehydratreiche, nur Eiweiß und Fett enthaltende Diät eingehalten wird. Bei der schweren Form wird auch bei strenger Eiweißetdiät Zucker ausgeschieden, ein Zeichen, daß der Körper auch den Zuckerteil, der normalerweise bei der Eiweißversehung entsteht, nicht verdrücken kann, was bei der leichten Form noch möglich ist. Übergangsformen bilden die mittelschwere Form. — Das Leiden beginnt oft unmerklich; oft verrät es sich zuerst durch Vorkommen der Zähne, durch Heißhunger, da der Patient durch die unverwendbaren Kohlehydrate nicht gestärkt wird. Trop starkem Appetit nimmt das Körpergewicht ab. Sehr bald fällt auch die starke Harnvermehrung auf. Die geringe Widerstandsfähigkeit des Körpers äußert sich oft in allgemeiner Zirkulationsbildung auf der Haut und durch das häufige Vorkommen von Lungenschwindsucht. Der Zuckergehalt des Harns kann von weniger als 1 Proz. bis über 10 Proz. schwanken, die Tagesmenge des ausgeschiedenen Traubenzuckers bei einer Harnmenge von mehreren (bis 10 oder 12) Litern wenige Gramme bis 500, ja 1000 g betragen. Bei schwereren Fällen, namentlich bei strenger Eiweißetdiät, finden sich im Harn wie im Blut reichliche Mengen von Aceton (Acetonurie, bez. Acetonämie), Acetessigsäure u. β -Oxybuttersäure. Der erwähnte Stoff verleiht, in die ausgenutzte Luft übergehend, derselben einen eigenartigen obstartigen Geruch. Viele Fälle, besonders die leichten im höhern Alter und die mit Heftigkeit einbrechenden, stellen eine bei zweckmäßigem Verhalten verhältnismäßig harmlose Affektion dar, andre werden erst nach jahrelangem, nicht selten durch Nachlässe unterbrochenem Verlauf verderblich; schwere Fälle führen unter starker Abmagerung und mannigfachen Komplikationen zum Tode. Häufig ist dabei das diabetische Koma (coma diabeticum), ein narfosenähnlicher, mit Bewußtseinsstörung und auffallend verästelter Atmung verlaufender, immer tödlicher Zustand, der als eine Vergiftung des Körpers durch die adnormen, untergeordneten Säuren gedeutet wird.

Die Behandlung ist eine vorwiegend diätetische. Eine Diät, die an Kohlehydraten arm oder von solchen frei ist (Eiweißetdiät), vermag nicht nur die Zuckerausscheidung herabzusetzen oder zu beseitigen, sondern führt auch häufig nach einiger Zeit zur Hebung des Zuckerversehungsovermögens. Wie streng die Vermeidung der Kohlehydratzufuhr durchzuführen ist, vermag nur der Arzt für jeden Fall anzugeben. Bei schweren Fällen scheint eine strenge Eiweißetdiät durch Begünstigung des Komats gefährlich werden zu können. Im allgemeinen sind zu bevorzugen als Nahrungsmittel: alle Fleisch- und Fischsorten, Eier, grüne Gemüse; besonders wertvoll sind leicht verdauliche Getreide. Wehl- und zuckerhaltige Stoffe, wie Brot, Backwerk, Wehlspeisen, Kartoffeln, Kompott zc.,

sind zu vermeiden, desgleichen Bier und süße Weine, Rotwein ist in mäßigen Mengen erlaubt. Des schwerer zu entbehrende Brot kann durch kohlehydratreiche, reichlich Weizenkleber enthaltende Backwerke, wie Aleuronat- und Kobocalgabäcke, ersetzt werden. Trinksüßung in Karlsbad, Neuenahr, Bichy zc. wirken nur unterstützend für die damit verbundene sachgemäße Ernährungs- und Lebensweise. Erholung und Schonung wirkt namentlich bei den aus nervöser Grundlage beruhenden Fällen äußerst heilsam. Arzneimittel kommen nur für die Behandlung einzelner Symptome in Betracht. Der Gebrauch von kohlensäurehaltigen Alkalien scheint durch Neutralisierung der Acetessigsäure und Oxybuttersäure dem Koma vorzubeugen, jedoch kann dasselbe, wenn bereits ausgebrochen, hierdurch nicht beeinflusst werden.

2) Die gleichmässige β (Diabetes insipidus) besteht gleichfalls in überreichlicher Harnausscheidung und maßlosem Durst, aber der Harn enthält weder Zucker noch andre fremdartige Bestandteile. Da auch diese Form der β nicht an die Erkrankung eines bestimmten Organs gebunden ist, so bestehen über ihre Ursachen nur Vermutungen; sie kommt bei Männern öfter vor als bei Frauen, in frühem Lebensalter öfter als im höhern. Bei Tieren kommt durch Verletzungen des Kleinhirns und des verlängerten Markes eine ähnliche Krankheit erzeugt werden. Durch Haut und Lungen scheiden die Kranken nur sehr wenig Wasser aus. Dabei trinken sie ganz bedeutende Mengen. Bei vielen Kranken bleiben das Allgemeinbefinden und der Zustand ihrer Kräfte lange Zeit hindurch ungestört, bei andern treten Verdauungsbeschwerden, Abmagerung und Schwächegefühl auf. Verlauf und Dauer der Krankheit sind verschieden. Bald entwickelt sie sich allmählich, bald plötzlich, häufig kommen vorübergehende Besserungen vor. Gewöhnlich dauert die Krankheit viele Jahre an, ohne das Leben zu bedrohen. Vollständige und dauernde Heilung der gleichmässigen β ist selten. Unter den vielfachen, meist erfolglos angewendeten Mitteln gegen die gleichmässige β stehen das Opium und der Baldrian in erster Linie. In vielen Fällen suchen die Kranken überhaupt keine ärztliche Hilfe nach. Vgl. A. VERNARD, Vorlesungen über Diabetes (deutsch, Berl. 1878); FERRICH, über den Diabetes (daf. 1884); E. STEIN, Die Zuckernruhr (Wiesbad. 1887) und über die Lebensweise der Zuckerkranken (2. Aufl., daf. 1894); SEEGEN, Der Diabetes mellitus (3. Aufl., Berl. 1893); v. NOORDEN, Die Zuckerkrankheit und ihre Behandlung (3. Aufl., daf. 1901); KAUNHN, Der Diabetes mellitus (Wien 1898); GERHARDT, Der Diabetes insipidus (daf. 1899); LEO, Über Ursachen und Ursache der Zuckerkrankheit (Berl. 1900); GRUDE, Die diabetische und hygienische Behandlung der Zuckerkrankheit (2. Aufl., Bonn 1901).

Harnruhr der Pferde, s. Pauerstaß.

Harns, Stadt, s. Haringen.

Harns, s. Allantoid.

Harnsäure (Harnsäure) $C_4H_4N_4O_6$ oder $NH-CO$ wird als Diuretik der Trioxypurinsäure aufgefäht, sie enthält nach Fischer gleich den ihr nahe stehenden Xanthin- oder Xanthin, dessen einen Atomkomplex C_4H_4 den Purinkern, und ist Trioxypurin. S. findet sich frei oder an Basen gebunden im Harn besonders der Reptilien und Vögel (daher im Guano), im Harn des Menschen, der fleischfressenden Säugetiere und der noch saugenden Säuger, im Harn und in den Nieren

viele Insekten und Spinnen, ferner in Nieren- und Harnsteinen, Gichtknoten, spurenweise in tierischen Geweben und pathologisch im Blute des Menschen. Synthetisch kann sie aus Harnstoff und Glykoll oder Triphosphorsäure erhalten werden. Dargestellt wird H aus Guano oder Schlängengerechten. Sie bildet ein farb-, geruch- und geschmackloses kristallines Pulver, löst sich sehr schwer in Wasser, leichter in Lösungen von Salzen wie Natriumphosphat, Borax etc., nicht in Alkohol und Äther, leicht in konzentrierter Schwefelsäure (und daraus durch Wasser unverändert fällbar), reagiert sauer und gibt bei Einwirkung chemischer Agenzien zahlreiche Umwandlungsprodukte. Beim Erhitzen zerfällt sie sich in Ammoniak, Kohlensäure, Harnstoff und Cyanursäure, mit Salpetersäure liefert sie Harnstoff und H_2O . Letzteres gibt mit Ammoniak Murexid, und wenn man daher eine kleine Menge H mit einigen Tropfen Salpetersäure befeuchtet und erhitzt, so färbt sich der trockne Rückstand mit Ammoniak purpurrot (Murexidreaktion), mit Kaliumpermanganat bildet H Allantoin, und durch Reduktionsprozesse kann sie in Xanthin, Guanin, Hypoxanthin und Xenin übergeführt werden. Aus methylierten Harnsäuren kann durch einfache Reaktionen Kaffein erhalten werden. Die H bildet zwei Reihen von Salzen (Urate), von denen die sauren, bei denen nur 1 Atom H der H durch Metall vertreten ist, im kalten Wasser schwer (das Kalisalz löst sich bei 20° in 800 Teilen Wasser), in heißem leichter löslich sind, sich oft beim Erkalten des Harns ausscheiden und die sogenannten Harnsedimente (s. d.) bilden, die meist durch Harnstoffabspaltung rosa- bis ziegelrot gefärbt sind. Am häufigsten werden harnsaures Kali und harnsaures Natrium abgeschieden. Aus einer Lösung der neutralen Salze fällt Kohlensäure saure Salze. Saurer harnsaures Ammoniak $\text{C}_4\text{H}_4\text{N}_4\text{O}_6 \cdot \text{NH}_3$ ist der Hauptbestandteil der Schlängengerechten, findet sich aber auch in Sedimenten des Harns bei alkalischer Gärung. Saurer harnsaures Kalz $(\text{C}_4\text{H}_4\text{N}_4\text{O}_6)_2 \cdot \text{Ca}$ findet sich in Harnsteinen, Harnsedimenten, besonders in Gichtknoten. Saurer harnsaures Lithium löst sich bei 19° schon in 368 Teilen Wasser, das Piperazin in 50 Teilen bei 17° , und deshalb benutzt man lithiumhaltige Mineralwässer und Piperazin, um gichtische Ablagerungen von Harnsäuresalzen zu lösen. H entsteht im Organismus aus den Nucleinen, den Zellkernstoffen, die besonders reichlich im Fleisch vorhanden sind. Deshalb wird bei Mischdiät und vegetabilischer Kost weniger H gebildet. Abgegeben von dem zu Harnstoff oxydierten Teil der Nucleintörper der Nahrung entsteht bei gesteigerter Oxydationstrast des Organismus mehr H , während bei herabgesetzter mehr Harn gebildet werden. Die Harnsäurebildung ist aber auch abhängig vom Zerfall der Zellen im Körper, sie entsteht daher hauptsächlich in der Willk aus den Kernen der hier jugend gebenden weißen Blutkörperchen, und bei Leukämie findet besonders reichliche Harnsäurebildung statt. Normal entleert der Mensch 0,4–0,6 g H an einem Tage, bei sehr reichlicher Fleischkost bis 1,5 g, mehr bei akuten fieberhaften Krankheiten und bis 4 g bei Leukämie. Bei Gicht wird die Ausscheidung der H verzögert, so daß sich Harnsäuresedimente in den Gelenken bilden. Im Harn bilden sich Sedimente, wenn der Harn sehr konzentriert ist, bei fieberhaften Erkrankungen, bei Verdauungsstörungen, Gelenken rheumatismus etc. Ausscheidungen von H im Körper bilden die Harnsteine, Niereninfarkte der Neugeborenen, Harnsteine und die Ablagerungen in verschie-

denen Geweben, besonders in den Gelenkknorpeln bei der Gicht. Ein Teil der im Körper gebildeten H wird weiter zu Harnstoff oxydiert. Technisch benutzt man die H zur Darstellung von Murexid, das aber durch die Anilinfarben in den Hintergrund gedrängt ist. H wurde 1776 von Scheele zuerst dargestellt. Vgl. Winkowski, Untersuchungen zur Physiologie und Pathologie der H bei Säugtieren (Leipzig 1898); Schreiber, über die H unter physiologischen und pathologischen Bedingungen (Stuttgart 1899); Haig, H als ein Faktor bei der Entstehung von Krankheiten (deutsch von Bircher-Benner, Berl. 1902).

Harnsaure Diathese, eine krankhafte Störung des Harnsäurestoffwechsels im Organismus, und zwar teils der Harnsäurebildung, teils der Harnsäureausscheidung. Bei der Entstehung der harnsauren Diathese scheint eine erbliche Anlage eine große Rolle zu spielen, außerdem entsteht sie wohl als Folge gewohnheitsmäßiger Aufnahme sehr stickstoffreicher Nahrung. Wird hierbei die gebildete Harnsäure nicht genügend ausgeschieden, sondern im Blut zurückgehalten, so entstehen an Orten geringerer Zirkulationsintensität Harnsäureablagerungen, die typischen Begleiterscheinungen der Gicht (s. d.), die man als eine Erscheinungsform der sogenannten harnsauren Diathese bezeichnen kann. In anderen Fällen äußert sich die H in einer Neigung zu Harnsäureablagerungen in den Harnwegen als Nieren- und Harnsteine. Die Bildung der Harnsäure im Organismus wie auch ihre Lösungsverhältnisse in den Gewebssäften sind zurzeit noch so wenig bekannt, daß ein genaues Verständnis der Erscheinungen, die man unter dem Namen H zusammenfaßt, kaum möglich ist. Zur Bekämpfung der harnsauren Diathese dient ein geeignetes diätetisches Verhalten und der Gebrauch von Alkalien, besonders in Form von Mineralquellen; Bädungen, Bäder, Nahrung, Salzbrühen, Krongewässer, Karlsbad etc. Vgl. Ledson, Die Harnsäurediathese (Berl. 1893) und die Literatur dem Artikel »Gicht«.

Harnsaure-Injekt, Ansammlung von feinsten, gelbbraunlichen harnsauren Salzen in den geraden Harnkanälchen der Nieren bei zwei- bis vierzehntägigen Kindern, ein häufiges und bedeutungsloses Vorkommen. Bei Neugeborenen, die nicht geatmet haben, ist der H selten, jedoch ist sein Vorhandensein kein Beweis gegen Totgeburt.

Harnsedimente, die aus dem Harn nach dessen Entleerung und Erstaltung ausfallenden, bez. sich legenden organisierten und nichtorganisierten Körper (vgl. Abbildungen). Zu den organisierten gehören Eiter, Harnzylinder, Samenfäden, Epithelzellen der Harnwegschleimhaut etc. Die letzteren stellen sich als mehr oder weniger langgezogene, häufig geschwänzte Zylinderzellen dar (Fig. 1). Die äußere Abkantung der Harnwege, namentlich die weibliche Harnröhre, führen in der Regel Plattenepithel (Fig. 2a). Von andern Zellenelementen kommen im Harnsediment vor allem rote und weiße Blutkörperchen (Fig. 2c) vor, die auf Erkrankungen (Blutungen, Entzündungen etc.) in den Harnwegen und den Nieren hindeuten. Für Nierenleiden, meist Nierenentzündungen, sind die vielschigen, großkörnigen Nierenepithelzellen charakteristisch (Fig. 2d, 2f, 2g), noch mehr die Harnzylinder (s. d.). Zu den nichtorganisierten Harnsedimenten, die gelbst im Harn enthalten waren oder sich durch chemische Umsetzung aus Harnbestandteilen gebildet haben und ihrer körnigen oder sandigen Beschaffenheit wegen oft als Harngrit bezeichnet werden, gehören unter andern Harnsäure,

harnsaures Natrium, phosphorhafter Kalk und phosphorhafter Ammoniakmagnesia, oxalsaure Kalk, kohlensaure Kalk und Harbstoffe. Die Abcheidung solcher Harnsalze in dem noch nicht entleerten Harn (meist in der Blase) ist ein krankhafter Vorgang. Zur Erkennung der organisierten Sedimente ist das Mikroskop erforderlich, die nicht organisierten Sedimente

erscheint besonders nach reichlichem Fleischgenuss, aber auch ohne solchen und ist völlig ungefährlich. Bei Fieber tritt wegen der starken Konzentration des Harns das Uratsediment besonders reichlich auf. Ebenso löslich ist der in sehr mannigfachen Kristallformen auftretende Harnsäureniederschlag (Bisphosphat, Tafel-, Tonnen-, Dantel- und Druisenform, Fig. 3a u. 5c).



Fig. 1. Epithelien aus: a Nierenbecken, b Harnleiter, c Harnblase, d Vorhöhrdrüse.



Fig. 2. Akute hämorrhagische Nierenerkrankung: a Plattenepithelien, b hyaliner, c blutkörperchenhaltiger Zylinder, d Epithelien, e feingranulierter Zylinder.



Fig. 3. a Hippursäure, b harnsaures Natrium, c Harnsäure.



Fig. 4. a harnsaures Ammoniak, b Zylinder, c Harnsäure.



Fig. 5. a Kohlenwasser, b schwefelhafter, c neutraler phosphorhafter Kalk, d basisch phosphorhafter Magnesia.

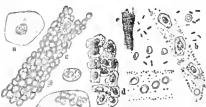


Fig. 6. Akute hämorrhagische Nierenerkrankung: a Plattenepithelien, b hyaliner, c blutkörperchenhaltiger Zylinder, d Epithelien, e feingranulierter Zylinder.

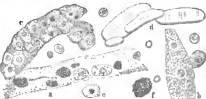


Fig. 7. Chronische Nierenerkrankung: a hyaliner, b granulierter, c epithelialer, d wackeliger Zylinder, e Epithel, f verfestetes Nierenepithel.



Fig. 8. Schwere akute Nierenerkrankung: a hyaliner, b körniger, c wackeliger Zylinder, d Epithel, e Nierenepithelien, f verfestetes Nierenepithelien.



Fig. 9. Phosphorhafter Ammoniakmagnesia aus dem kristallinen Harnstein an der Harnoberfläche.

Fig. 1–9. Gegenstände der Harnsedimente.

verlangen eine physikalisch-chemische Untersuchung, sind aber z. T. auch durch mikroskopische Bestimmung der Kristallformen zu erkennen. Aus saurem reagierendem Harn scheidet sich, zumal wenn er sehr konzentriert ist, beim Erkalten ein reichliches, meist ziegelförmiges Uratsediment (sedimentum latericum der alten Medizin, weil rötlich [later der Ziegelfarbe] gefärbt, harnsaures Natrium) ab, das sich beim Erwärmen des Harns wieder löst (Fig. 3 u. 5b). Es

Ein im sauren Harn auftretender weißlicher oder bläulicher amorpher oder in feinförmig zugeipipten Flocken (Fig. 8c) ausfallender Niederschlag, der sich beim Erwärmen nicht löst, dagegen bei Zusatz von etwas Essigsäure ohne Aufbrausen verschwindet, besteht in der Regel aus phosphorhaurem Kalk. Kleine, glänzende Kristalle (Quadratstacheln) in Briefstempelform, die in Essigsäure unlöslich sind, bestehen aus oxalsaurem Kalk (Fig. 3d). Sellen treten reguläre

sechseckige Tafeln auf, aus Cystin, einem organischen Körper, bestehend (Fig. 3c). Wehl der Harn in alkalische Gärung über, so findet man phosphorsaure Ammoniummagnesia, sogen. Tripelphosphat (sargbedelförmige Kristalle, Fig. 6b). Ausscheidungen dieses Salzes können auch in Gestalt eines feinen schillernden Häutchens an der Oberfläche des Harns auftreten (Fig. 9). In normalen Harnen selten ist die in Nadeln und rhombischen Prismen ausfallende Hippuräure (Fig. 5a). Die sargbedelförmigen Tripelphosphatkristalle bei der alkalischen Harnsäuregärung werden häufig von den fleischförmigen Kugeln des harnsauren Ammonials begleitet (Fig. 6a). In kleineren Kugeln oder amorph kommt der nach reichlichem Genuß pflanzlicher Nahrung häufige kohlensaure Kalk (Fig. 8a) vor, selten sind die feinen Nadeln des schwefelsauren Kalles (Fig. 8b). Phosphorsaure Magnesia (Fig. 8d) kann amorph oder in großen rhombischen Tafeln vorkommen. Alle diese Stoffe sind normale Ausscheidungsprodukte des Körperhaushalts; ihre Bedeutung wurde früher sehr überschätzt, während man heute in dem reichlichen Ausstreuen von Niederschlägen nur eine starke Konzentration des Harns, in einer absoluten Verunreinigung der festen Bestandteile den Ausdruck eines gesteigerten Stoffverbrauchs erblickt. Für die Diagnose der Krankheiten der Harnorgane selbst ist aber die Feststellung und Beurteilung der H. oft von ausschlaggebender Bedeutung. Vgl. Literatur beim Artikel »Harn«.

Harnsteine (Calculi urinosi, Urolithi), steinähnliche Körper, verschieden nach Gestalt, Größe und Farbe wie nach ihrer chemischen Konstitution, die in den Harnwegen, namentlich im Nierenbecken und in der Harnblase, entstehen. Im Nierenbecken entstandene H. können durch die Harnleiter in die Blase herabwandern und hier gefunden werden (Blasensteine). Die H. bestehen aus einer eiweißartigen organischen Grundsubstanz und aus Harnsalzen, die sich schichtenartig um den Kern herum ablagern. Der Kern besteht aus einem Klümpchen Schleim, Blut, Eiter, Parasiteneiern, aus einem Stückchen Metall, Klebtugen, Knochenplättchen u. dgl. H. kommen bald vereinzelt, bald zahlreich bei einem Menschen vor. Ihre Größe kann vom eben Sichtbaren bis Faustgröße variieren. Die kleinsten Steine sind meist in sehr großer Anzahl vorhanden und werden als Harngrüß (s. Harnsedimente) bezeichnet. Ihrer chemischen Natur nach sind vorzugsweise zu unterscheiden: 1) Steine aus Harnsäure und harnsauren Salzen (Urasteine), sind gewöhnlich eiförmig oder rundlich, hart, gelbrot, mit glatter Oberfläche, bis gänsefüßgroß, auf dem Durchschnitt meist geschichtet. Keine Harnsäuresteine sind sehr hart. 2) Steine aus reinem harnsaurem Ammoniak sind den vorigen ähnlich, nur reich an organischer Grundsubstanz; sie sind selten. 3) Steine aus phosphorsauren Salzen (Phosphatsteine), namentlich Ammoniummagnesia und Kalk, können sich nur in alkalischem Harn bilden, da saurer Harn sie auflöst. Sie sind meist rundlich, kreidähnlich und zeigen einen blättrigen Bruch. 4) Steine aus phosphorsaurem Kalk allein sind selten, den vorigen ähnlich. 5) Steine, die gleichzeitig aus Harnsäure oder harnsauren Salzen und aus phosphorsauren Salzen bestehen, bald in abwechselnden Schichten, bald so, daß die eine Substanz den Kern, die andre die Schale bildet, sind häufig, kommen auch mit kohlensaurem Kalk als Kern oder Schale vor. 6) Steine aus oxalsäurem Kalk (Oxalatsteine) kommen häufig, zumal bei jugendlichen Individuen vor. Sie sind außer-

ordentlich hart und schwer. Die größten haben eine warzige, selbststachelige Oberfläche (daher Raubenstein genannt) und geschichtete Schnittflächen, sind dunkelbraun gefärbt; die kleinsten sind glatt und heller gefärbt (daher Harnsamensteine). 7) Steine aus Cystin und Xanthin sind sehr selten, klein, rundlich, hellbraun, glatt und vollkommen verformbar.

Nierensteine schwanken außerordentlich in ihrer Größe; die größten bilden manchmal einen förmlichen Ausfluß des Nierenbeckens und können mechanisch den Abfluß des Harns aus den Nieren verhindern, unter Umständen vollkommene Harnverhaltung, allmählich Schwund der Nierensubstanz und den Tod durch Urämie bedingen. Nicht selten geht die durch Steine bedingte, sehr schmerzvolle Entzündung des Nierenbeckens auf die Nieren selbst über und führt zur Nierenvereiterung mit tödlichem Ausgang, wenn dem nicht durch Operation vorgebeugt wird. Zuweilen wird der eine oder andre Harnleiter durch einen Harnstein verstopft. Dies führt zur Sodawasserstich der Nieren, indem sich zuerst das Nierenbecken, mit der Zeit aber die ganze Niere zu einem großen, wasserhaltigen Sack umbildet. Kleinere Steine können vom Nierenbecken durch die Harnleiter in die Blase transportiert werden. Dieser Transport ist in der Regel mit außerordentlich heftigen Schmerzen verbunden, die von dem Krampf der Harnleiter abhängen (Stein- oder Nierenkolik). Die Behandlung besteht in Anwendung schmerzstillender Mittel, namentlich Einspritzungen von Morphiumlösung, warmer Bädern, warmer Breiumschläge auf die Nieren, gegen u. dgl. Daneben ist einfache, reizlose Diät und reichlicher Wassergenuß zu empfehlen. Für Behandlung der Nierensteinkrankheit werden gerühmt Alkalien und alkalische Mineralwässer (Ems, Bädungen, Richy u.), besonders wenn es gilt, bei bestehender Disposition die Bildung von Steinen in der Niere und Blase zu verhüten oder aufzuhalten. Lassen die Beschwerden nicht nach, und hat man mittels der Cystoskopie, bez. Katheterisierung der Harnleiter (s. Beleuchtungsapparate) erkannt, daß es sich nur um eine Niere handelt, so versucht man die Steine aus der Niere herauszunehmen, indem man die Laparotomie ausführt, die Niere bloßlegt und die H. ausschneidet (Nephrolomie), oder man nimmt die ganze Niere fort, wenn sie entartet ist und wenn die andre normal funktioniert. Streng aseptisch ausgeführt, ist auch diese Operation (Nephrektomie) ungefährlich.

Blasensteine schwanken von Erbsengröße bis zu der eines Hühneries, ja bis zu Faustgröße und darüber. Sie liegen frei beweglich in der Blase, oder sie bilden sich in Ausfüllungen der Blase. Gewöhnlich ist nur ein Stein in der Harnblase vorhanden; öfters aber hat man mehrere, in seltenen Fällen hunderte gefunden. Die Blasensteineinbahn ist gewöhnlich einzündet, um so mehr, je größer der Stein und je rauher seine Oberfläche ist. Die Blasenentzündung ruft Abgang eines trüben, schleim- und eiterhaltigen, oft auch bluthaltigen Harns hervor und verbreitet sich bei längerer Dauer auf die Harnleiter, das Nierenbecken und die Nieren. Steinranke geben, wenn der Stein nicht rechtzeitig entfernt wird, in der Regel an den Folgen der Blasenentzündung und der Nierenvereiterung zugrunde. Die häufigste Erkrankung bei der Steinranke sind Schmerzen, die durch starke Bewegungen, z. B. beim Reiten, Gehen, gesteigert werden. Sie treten auf am Blasenbals, in der Harnröhre, bei kleineren Steinen auch in der Spitze des

Glieder, strahlen oft in die Schenkel und Hoden aus und verursachen krampfartige Zusammenziehungen der Blase und des Mastdarms. Die Harnentleerung ist fast immer gestört, namentlich wenn sich frei bewegliche Steine vor die Mündung der Harnröhre legen und sie verstopfen, so daß der Urinabgang plötzlich unterbrochen wird und nur durch Veränderung der Lage wiederhergestellt werden kann. Das sicherste Zeichen zur Feststellung der Anwesenheit eines Steines in der Blase ist die Untersuchung der Blase mittels einer metallenen Sonde (Steinsonde). Diese gibt einen hellen Klang bei Berührung des Steines. Der nachgewiesene Stein muß durch Eröffnung der Blase von außen her (Steinschnitt, Lithotomie) oder durch mechanische Zerkrümmung des Steines innerhalb der Blase und Auspülen, resp. Ausziehen der Fragmente durch die Harnröhre (Steinzerkrümmung, Lithotripsie) entfernt werden. Auflösung oder Verkleinerung ausgebildeter Steine durch Anwendung von Arzneimitteln innerlich oder äußerlich (Einspritzungen chemischer Stoffe in die Blase) ist bisher nicht erreicht worden. Vgl. Edstein, Die Natur und Behandlung der H. (Kiesb. 1884) und die Literatur beim Artikel »Harnblase« (S. 821).

H. bei Haustieren kommen sowohl in der Harnblase als in der Harnröhre und bei männlichen wie weiblichen Tieren ziemlich häufig vor. Weiß bilden sie Harngrüß, oft aber finden sie sich vereinzelt und in beträchtlicher Größe (in der Harnblase bei Pferden 400—500 g schwer). Die in der Harnröhre sitzenden Steine sind meist in der Blase entstanden, fortgeschwemmt und in der Harnröhre stecken geblieben, was am häufigsten ist beim Ochsen (doppelte Krümmung der engen Harnröhre), dann beim Hund, selten beim männlichen Pferd (überall weite Harnröhre) und am seltensten bei weiblichen Tieren (weil die Harnröhre kurz und weit ist). Die H. müssen durch Operation beseitigt werden, bei welcher glücklichem Erfolg ausgeführt werden kann.

Harnstoff (Carbamid) $\text{CO.NH}_2.\text{NH}_2$ oder $\text{CH}_4\text{N}_2\text{O}$ findet sich im Harn aller Säugetiere (besonders der Fleischfresser), der Amphibien und Fische, in geringer Menge auch im Blut, im Erythrocyten sowie im Schweiß. Der Harn der Vögel und Reptilien enthält wenig oder keinen H., sondern Harnsäure. In den Muskeln der meisten Wirbeltiere scheint der H. ganz zu fehlen; dagegen findet er sich in sämtlichen Organen der Knochentiere, besonders der Plagiostomen, und in dem alkalischen Saft, den gereizte Kröten aus den Hautdrüsen absondern. Bei Unterbrechung der Nierenfunktion steigt sich der Harnstoffgehalt in fast allen Flüssigkeiten, und man findet ihn dann auch im Speichel, in der Galle, im erbrochenen Mageninhalt, in der Milch, im Eiter etc. Der H. ist isomer mit cyansaurem Ammoniak und entsteht, wenn man die Lösung dieses Salzes zur Trockne verdampft, ferner bei Einwirkung von Kohlenoxyd auf ammoniakalische Kupferchloridlösung, bei Einwirkung von Ammoniak auf Karbaminsäureester (Urethane), Kohlen säure-attropher, Chloralkohol säureester, auf Phosgen und Harnstoffchlorid, bei Einwirkung geringer Mengen Säure auf Guanamid, von verdünnter Schwefelsäure auf Guanidin. Er bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt (dem Salpeter ähnlich) bitterlich kühlend, löst sich leicht in Wasser und Weingeist, kaum in Äther, ist völlig neutral, verbindet sich aber mit Sauerstoff-säuren zu salzartigen Körpern, von denen besonders der salpetersäure $\text{CH}_4\text{N}_2\text{O.HNO}_3$ und der oxalsäure $\text{C}_2\text{H}_4\text{N}_2\text{O.C}_2\text{H}_2\text{O}_4.2\text{H}_2\text{O}$ in Wasser schwer löslich

sind. Auch mit Basen und Salzen (z. B. Mercurinitrat, Chlorammonium) bildet H. gut kristallisierbare Verbindungen. H. ist nicht flüchtig, er schmilzt bei 132° und zerfällt bei wenig höherer Temperatur in Ammoniak, Ammonalid, Biuret und Cyanursäure. Beim Erhitzen mit Wasser über 100° und bei der Einwirkung von starken Mineral Säuren, Alkalien und Fäulnisfermenten zerfällt er in Wasser, Kohlensäure und Ammoniak, so namentlich auch bei der alkalischen Gärung des Harns. Im H. können Wasserstoffatome durch Äthyle oder Säureradikale ersetzt werden. So entstehen z. B. Äthylharnstoff $\text{NH}_2.\text{CO.NHC}_2\text{H}_5$, Tri-äthylharnstoff $\text{N}(\text{C}_2\text{H}_5)_3.\text{CO.NHC}_2\text{H}_5$ etc. Die Derivate mit Säureradikalen sind die Ureide. Mehrere Harnstoffderivate sind gute Schlafmittel wie Diäthylmalonharnstoff (Veronal), farblose, schwach bitter schmeckende Kristalle, die in heissem Wasser leicht löslich sind. H. ist das letzte im Körper gebildete Zerlegungsprodukt der Eiweißsubstanzen im tierischen Organismus, und 80—90 Proz. des in der Nahrung aufgenommenen Stickstoffes wird in Form von H. durch den Harn wieder ausgeschieden. Ein erwachsener Mensch sondert im Durchschnitt täglich 30 g H. ab. Der H. wird aber nicht erst in den Nieren gebildet, sondern durch dieselben nur aus dem Blut abgeändert, und wenn dies, wie bei manchen Nierenkrankheiten, nicht geschieht, so entstehen schwere Störungen der Gesundheit (Uraemie), die schnell zum Tode führen, wenn die Ursache nicht alsbald beseitigt werden kann. Geleitet wird die Ausscheidung (verglichen mit Gekühen bei gleicher Ernährung) im sichersten Stadium aller akuten Nephritiden und akuten Eranthemen, bei Beschränkung der Nahrungszufuhr zu den Lungen und bei Zuckerruhr. Eine Verminderung der Ausscheidung findet statt bei Nieren- und gewissen Leberkrankheiten. H. wurde 1778 von Kowalewsky entdeckt, von Fourcroy und Berzelius rein dargestellt und von Liebig und Bödler analysiert. 1828 erhielt Bödler H. aus cyansaurem Ammoniak und lieferte damit das erste Beispiel der Darstellung organischer Verbindungen außerhalb des lebenden Organismus.

Harnstoffchloride (Karbaminsäurechloride) entstehen bei Einwirkung von Phosgen COCl_2 auf Salmiak bei 400° , auf die Chlorhydrate primärer Amine bei $260—270^\circ$ und die Benzollösung sekundärer Amine. Harnstoffchlorid (Chloralkohol säureamid) Cl.CONH_2 riecht stechend, schmilzt bei 50° , scheidet bei 61° unter Spaltung in Chlornatrium und Nocyansäure, die sich teilweise zu Cyanid polymerisiert.

Harnstoffruhr, f. Azoturie.

Harnstoffgehalt des Blutes, f. Uraemie.

Harnstrang (Urachus), beim Embryo der Säugetiere der Stiel der Allantois, der z. T. im Nabelstrang liegt, also bei der Geburt mit diesem fortfällt, z. T. in der Bauchhöhle verläuft und sich zum mittlern Nabelhängeband der Harnblase umgestaltet.

Harnstrenge (Dysuria), f. Harnverhaltung.

Harnträufeln (Harntröpfeln), f. Harnabfluß und Harnverhaltung.

Harntreibende Mittel, Arzneimittel, welche die Harnabsonderung befördern und somit die wässrigen Bestandteile des Blutes und der Gewebsflüssigkeiten verringern. Um den notwendigen Ersatz der verlorenen sauren zu bewirken, nimmt das Blut Wasser aus dem Körper auf, wo es sich findet; auf diese Weise werden infolge von Krankheiten in den Nieren und Geweben des Körpers angehäufte Flüssigkeiten zur Ausleitung gebracht und aus dem Organismus entfernt (z. B.

bei Wasserfucht, bei Brustfellentzündung mit flüßigem Erythemat. Ranche h. W. wirken durch unmittelbare Anregung des Nierengewebes (Diuretin, Calomel), andre (Digitalis) durch Verstärkung des Blutdrucks, wodurch günstige Harnabscheidungsbedingungen geschaffen werden.

Harnvergiftung, s. Urämie.

Harnverhaltung (Dysurie, Ischurie, Harnstrenge), das vollständige Aufhören der Austerierung des Harns, setzt voraus entweder, daß in den Nieren kein Harn mehr abgeschieden wird, wie bei verschiedenen Formen der Nierenentzündung, die abfolutem Wassermangel im Körper, wie bei Cholerae. (Anurie), oder daß der in der Harnblase angesammelte Harn aus irgend einem mechanischen Grunde nicht durch die Harnröhre abfließen kann (retentio). Die Entleerung der Harnblase kann verhindert werden durch Entzündungen und Krämpfe derselben, durch Blasensteine, welche die Harnröhre verlegen, durch Vergrößerung der Prostatae (besonders häufig bei alten Männern), durch narbige Verengerung der Harnröhre u. Es kann aber auch die H. außerhalb der Harnblase ihren Sitz haben; z. B. kann sich ein Nierenstein in einem Nierenleiter einstemmen und diesen verschließen, während sich der andre durch reflektarischen Krampf verengert und seinen Urin durchläßt. Die H., namentlich die Anurie, ist ein gefahrdringender, oft nach kurzer Dauer tödlicher Zustand. — H. kommt bei Haustieren nicht selten vor. Die Ursachen sind Verschlusß der Harnröhre durch Harnsteine u. dgl., Geschwülste u. in der Umgebung der Harnröhre, die diese zusammenbrücken, sowie abnorme Zustände der Muskulatur der Harnblase und Harnröhre, die sowohl gelähmt als krampfhaft zusammengezogen sein kann. Harnsteine sind besonders häufig bei Ochsen (s. Harnsteine). Beim Pferde befindet sich über der Ausmündung der Harnröhre in der Eichel eine Grube, deren schmiegiger Inhalt steinhart und pflaunengroß werden und dann die Harnröhrenmündung zusammenbrücken kann; dieses Hindernis ist leicht zu entfernen. Im übrigen ist ebenfalls tierärztliche Behandlung (bei Harnsteinen Operation) erforderlich. Die Symptome sind bei allen Tieren ähnlich: sie zeigen Schmerzen und Unruhe, versuchen häufig, Harn zu entleeren, indem sie eine entsprechende Stellung einnehmen und heftig pressen; dabei wird Harn gar nicht oder nur tropfenweise, bez. in auffällig dünnem Strahl, bisweilen mit Blut vermischt, entleert. Ubrigens kann die H. mit Kalit verwechselt werden, weil die Tiere Leidschmerzen zeigen. Häufiger ist bei Pferden die umgekehrte Verwechselung: weil kolikartige Pferde Stellungen wie beim Harnlassen einnehmen, läuschen sie Laien leicht H. vor. Im Gegenfall zur H. kommt auch ein scheinbares unwillkürliches Harnträpfeln vor (unvollkommener Blasenschluß), wodurch beim Männchen die den Penis umhüllende Hauttasche (Schlauch) wund werden kann. Eine ähnliche Wirkung hat es, wenn Pferde nicht, wie normal, den Penis beim Harnlassen aus dem Schlauch vorschieben können (Hosenspißer). Vgl. Pflug, Krankheiten des uropoetischen Systems unserer Haustiere (Wien 1876).

Harnwege (Harnwerkzeuge), die Organe zur Harnentleerung: Harnleiter, Harnblase, Harnröhre.

Harnwinde, s. Hämoglobinämie.

Harnzucker, der bei der Zuckerharnruhr (s. Harnruhr) im Harn auftretende Zucker, ist identisch mit dem Traubenzucker. Bei einer gewissen Form der Harnruhr findet sich auch Inosit im Harn.

Harnzwang (Bradyurie, Dysurie, Strangurie), der quälende Drang zum Harnen bei nicht gefüllter Blase, der unter schneidenden Schmerzen zur Entleerung von jebeuual wenigen Tropfen führt. Der H. ist ein Symptom des Blasenkatarrhs (s. Harnblase). Unter dem Namen der kalten H. kommt H. zuweilen nach dem Genuß reizender Substanzen, namentlich jungen Bieres, vor; nach reichlichem Trinken solchen sauren Wassers geht er leicht vorüber. Harnballen des Unterleibes durch heisse Kompressen lindert den H. — Überh. der Tieren. s. Harnverhaltung.

Harnzylinder (Zibrin, Zisterfästzylinder), mikroskopische zylinderförmige Gebilde im Harn, die als Abgüsse der Harnkanälchen der Nieren angesehen werden. Man unterscheidet: Epithelzylinder aus verklebten Epithelzellen der Harnkanälchen (s. Abbildung im Artikel »Harnsedimente«, Fig. 4c); hyaline Zylinder (Fig. 2b, 4a, 7a), völlig glasbell, mitunter mit ganz feinen zerstreuten Fäulchen oder mit Zellkernen besetzt (sein granulierte Zylinder, Fig. 2e u. 4d), sie entstehen aus Eiweiß, das in die Harnkanälchen transsudiert ist; dunkelförmige Zylinder, braungelb, un durchsichtig, ganz aus körniger Masse bestehend (Fig. 7b); Blutzylinder, aus roten Blutkörperchen (Fig. 2c); wachsartige Zylinder (Wachspflanzenzylinder), glänzend, völlig homogen (Fig. 4d u. 7c). Auch H. aus weichen Blutkörperchen und aus Schollen von Blutstarbhoft kommen vor. H. weisen sicher auf krankhafte Veränderungen in den Nieren hin, am häufigsten auf die verschiedenen Arten von Nierenentzündung. Weist ist ihr Erscheinen daher mit Eiweißharn vernünftig, doch kommen sie auch ohne solches vor, und es können anderseits die Eiweißharnen H. völlig fehlen. Wenn auch die einzelnen Formen für bestimmte Arten von Nierenkrankung nicht sicher charakteristisch sind, so ist ihre Berücksichtigung doch von großem Wert für die Diagnose der Krankheiten des Harnapparats.

Haro, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Logroña, amphitheatralisch am Einfluß des Tiron in den Ebro und an der Eisenbahn Cañalon-Vilba gelegen, mit bedeutendem Weinbau, Getreide, Fut- u. Fruchtsonnenfabrikation und (1900) 7914 Einw.

Háromfűt (he. 3st. »Drei Stühle«), ungar. Komitat im südöstlichen Teil Siebenbürgens, grenzt an die Komitate Krombach, Udvarhely, Eßl und an Rumänien, umfaßt 3556 qkm (64,6 QM.) mit (1901) 137,261 magyarischen (Zeller) und rumän. Einwohnern (meist Römisch-Katholische und Griechisch-Katholische). Sitz des Komitats ist Szepsi-Szent-György (s. d.).

Harpago (lat.), Art Entenpfe, von Plautus im übertragenen Sinne für einen räuberischen und habgierigen Menschen gebraucht; daher in Voltaires Lustspiel »L'Avare« Harpagan der Name des Geizhalses, der seitdem sprichwörtliche Bedeutung hat.

Harpagos, Günstling des medischen Königs Artages, erhielt von diesem den Befehl, Xyros zu töten, umging ihn aber und ward vom König dadurch bestraft, daß man ihn mit dem gedrunen Fleisch seines Sohnes demortete. Aus Noche verband er sich 556 mit Xyros zum Sturze des Artages. So nach einer bekannten Sage die Herabab. Historisch ist, daß er Feldherr des Xyros nach der Zerstörung des ionischen Reiches (546) die griechischen Städte in Kleinasien unterwarf und das von ihm eroberte Lykien als erbliche Satrapie erhielt.

Harpalos, ein Mazedonianer, von Alexander d. Gr. als treuer Anhänger seiner Mutter Olympias mit

Auszeichnung behandelt, unterlag als sein Schatzmeister in Ephatana während des indischen Feldzugs als kolossale Geldsummen, daß er sich bei Alexanders Rückkehr durch die Flucht nach Äthen der Verantwortung entzog. Als die Mazedonier seine Auslieferung verlangten, floh er nach Kreta, wo er von dem Lakedämonier Thindron erschlagen wurde; die von ihm mitgebrachten Schätze nahmen die Athener, soweit er sie nicht durch Schwelgerei und Verschwendung vergeudet hatte, in öffentlichen Gewahrsam, lieferten sie später den Mazedoniern aus und beschuldigten und verurteilten wegen der fehlenden Summe Demosthenes und einige andre angesehene Athener der Veruntreuung (Harpalischer Prozeß).

Harpen, Dorf im preuß. Regbez. Arnberg, Landkreis Bochum, hat eine evang. Kirche (13. Jahrh.), Steinfohlenbergbau und (1900) 4019 Einn.

Harpenden, Stadt in Hertfordshire (England), 8 km südlich von Luton, hat eine alte gotische Kirche, Brauerei, Jägeleien und (1901) 4725 Einn. Dabei die von Sir John Bennet Lawes 1843 in Rothamsted angelegte Versuchsfarm.

Harper, Buchdrucker- und Verlegerfamilie. Die aus Newtown (Long Island) gebürtigen Brüder James (geb. 13. April 1795, gest. 27. März 1869) und John D. (geb. 22. März 1797, gest. 22. April 1875) errichteten 1817 in New York eine kleine Buchdruckerei, die nach dem einige Jahre später erfolgten Hinsutritt der beiden jüngeren Brüder, Wesley (geb. 25. Dez. 1801, gest. 31. Juli 1896) und Fletcher S. (geb. 31. Jan. 1806, gest. 29. März 1877), S. and Brother's hieß. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich die Druckerei und die damit mit dieser verbundene Verlagsbuchhandlung zu einen der größten bibliographischen Geschäftsbahnen Nordamerikas. Die Harpers gehören zu den ersten, welche die Illustration durch Holzschnitt in Nordamerika einführen und mit Erfolg besonders für illustrierte Zeitschriften verwendeten. Seit dem Tode der Brüder wird das Geschäft durch die Söhne des Hauses in gleichem Geiste fortgeführt. Zu den vornehmsten Verlagsunternehmungen der S. gehören die weitverbreiteten Zeitschriften: »Harper's New Monthly Magazine« (seit 1850), »Harper's Weekly« (seit 1857), »Harper's Bazar« (seit 1868) und »Harper's Young People« (seit 1879), ferner umfangreiche, viele hundert Bände umfassende populäre Sammelwerke, wie »Franklin Square Library«, die »Library of select novels« u. a.

Harper's Ferry, Städtchen im nordamerikan. Staat Westvirginia, Grafschaft Jefferson, am Zusammenfluß des Shenandoah und Potomac malarisch gelegen, im Bürgerkrieg viel umkämpfte, wichtige strategische Position, mit (1900) 896 Einn. Das hier früher bestandene Arsenal und die Waffenfabrik wurden bei Annäherung der Konföderierten 14. Mai 1861 in Mische gelegt. Auch ist S. bekannt geworden durch den Handstreich John Browns 1859 (s. Brown S.).

Harpignies (fr. arpiñi), Henry, franz. Maler, geb. 1819 in Valenciennes, widmete sich bei dem Landschaftler Richard der Malerei und machte nach Vollendung seiner Studien eine Reise nach Italien. 1853 debütierte er auf der Ausstellung mit einem Hohlweg, wurde aber erst 1861 durch einen Wald am Ufer des Allier bekannt. 1866 erhielt er für den Abend in der römischen Campagna, der für das Luxembourgmuseum angekauft war, eine Medaille. Von seinen spätern Landschaften, die Poesie der Stimmung mit einer energischen Breite des Vortrags verbunden, sind zu nennen: Wolfgrube, Eichen des Schlosses Nemours,

Florapavillon des Louvre, Rückkehr von der Jagd, Opfer des Winters, die Loire, die Goralpen bei Antides, Morgenstimmung an den Ufern der Sarthe und das Tal der Egeria. S. ist auch ein ausgezeichnetequarellist.

Harporatres, der in den griechisch-röm. Kultus übergenogene ägyptische Horos (s. d.).

Harporatras, Valerius, griech. Grammatiker aus Alexandria, vielleicht im 2. Jahrh. n. Chr., verfaßte ein alphabetisches Vexikon zu den zehn attischen Rednern, trotz seiner zerrütteten Gestalt eine reiche Fundgrube von Notizen über attische Staats- und Gerichtsverfassung und Literatur. Neuere Ausgaben von J. Becker (Berl. 1833) und G. Lindorf (Lxford 1853, 2 Bde.). Vgl. Boyesen, De Harporatras lexicis fontibus (Kiel 1876).

Harporford, der gewöhnliche englische Name des Klavichimbals oder Klavikels (s. Klavier).

Harpsfeld, Hieden mit Stadtrechten im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Sylt, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Oberförsterei, Kugelschmiederei, Stuhl- bauerei, Dampfsgewerk und (1900) 1220 Einn.

Harpane, pfeilförmiges, vorn mit Widerhaken versehenes Eisen, an dessen obern Ende sich ein Schaft mit einem Ring für eine Leine von etwa 20 Faden (Vordrücke) befindet, die sich in das weiter hinten auf dem Schaft untergebrachte, mehrere hundert Meter lange Hangtau festsitzt. Die S. wird besonders beim Bahnschlag benutzt und von dem Harpunierer aus freier Hand geworfen, in neuerer Zeit aber aus mörserartigen Geschützen geschossen. Die Kanone kann bis zu einem Winkel von 45° abwärts gerichtet werden. Die Entfernung, auf die geschossen wird, beträgt selten mehr als zehn Faden. Damit der angekochene Wal nicht einschlägt, befindet sich auf der Spitze eine Dampfwinde, während eine federnde Vorrichtung die Spitze des Wals gegen das Tau abschwächt. Die S. hat hinter der Spitze vier bewegliche Widerhaken, die sich ausbreiten, sobald ein Zug auf das Tau ausgeübt wird, und dabei eine Sprengladung zur Explosion bringen, die den Wal tötet oder schwer verwundet. Neuere Harpanen tragen an der Spitze eine kegelförmige scharf zugespitzte Sprenggranate, die durch einen Zeitzünder zum Plätzen gebracht wird.

Harpyia, Schmetterling, s. Gabelschwanz.

Harpie, Vogel, s. Adler, S. 111.

Harpyien, bei Homerischell dahinraffende Sturm- und Todesgöttinnen, nach Hesiod die desglügellen Töchter des Deukalos und der Kleonide Elektra, Schwestern der Iris, genanntello und Chape; andre geben eine größere Zahl an. Von ihnen nannten die edelsten Rasse, so bei Homer von der Porgage und Jephros die des Achilleus. Als Vögelgeister erscheinen sie in der Geschichte des blinden Seers Phineus, dem sie die Nahrung wegstreifen oder verunreinigen, bis die Voreas-Söhne, Jotes und Kalais, sie vertrieben oder erlegten. Sie werden meist als häßliche Hutterdinge von Jungfrau und Raubvogel (wie noch heute in der Doralst, s. Abbildung) dargestellt, in eblerer Auffassung am sogen. Harpyienmonument, einem Grabmal aus Xanthos, im Britischen Museum.

Harr., bei Tlernamen Abkürzung für Moses Harris, englischer Kaler (Entomolog) und für



Harpe (Siegel von Nürnberg).

Habbous William Harris, gest. 1856, nordamerikanischer Entomolog.

Harra, arab. Bezeichnung für vulkanische Steinküpen in Syrien und Arabien, die nur spärliche Oasen enthalten und nur an einzelnen Stellen während der Regenzeit Weideplätze darbieten. Gut bekannt ist der westliche Teil der im O. des Hauran, bei Jafut h. er Kadißil, gelegenen H. die nordwärts bis an die Poststraße von Damascus zum Euphrat und südlich bis in die Breite von Dscheraf reicht. Sie ist von zahllosen Klüften junger Eruptivgesteine bedeckt; nur ab und zu tritt zwischen den Steinmassen ein gelber sandiger Boden zutage. Wasserstellen sind nur sehr spärlich vorhanden; die einzige größere Oase ist die Ebene El Kubb.

Harrach, altes Österreich. Adelsgeschlecht, in Österreich und Böhmen begütert, warb 1559 mit dem dem jedesmaligen Senior der Familie zustehenden Oberst-Erblandtschallmeisteramt in Österreich ob der Enns beliehen, 1616 in den Grafen-, 1627 in den Reichsgrafenstand erhoben. Es teilt sich, abgesehen von den 1732 erloschenen »böhmischen« Harrach, in eine ältere Linie zu Rohrau (1886 erloschen) und eine jüngere zu Brud. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Karl, Graf von, einer der hervorragenden kaiserlichen Käte bei dem Herzog und nachherigen Kaiser Ferdinand II., geb. 1570, gest. 16. Mai 1628 in Prag, f. l. Weintrat, Kämmerer und Hofmarschall, wurde nach diplomatischen Sendungen 1614—1620, insbes. 1618—20 an den bayerischen Hof, 1627 Reichsgraf. Von seinen Töchtern heiratete Elisabeth den berühmten Wallenstein, Maximiliana den Grafen Adam Tercy. Vgl. »Briefe Albrecht von Wallenstein an Karl v. h. 1625—1627« (in den »Fontes rerum austriacarum II«, Bd. 41, Wien 1879).

2) Ferdinand Bonaventura, Graf von, geb. 14. Juli 1637, gest. 15. Juni 1706 in Karlsbad, von der Bruder Linie, Sohn Otto Friedrichs, Bruders des vorigen, ward öfters zu Gesandtschaften gebraucht, unter denen die wichtigste 1697—98 an den Kaiserhof wegen Sicherung der spanischen Erbfolge. K. Leopold I. rechnete ihn zu seinen vertrautesten Lieblingen. Seine »Mémoires et négociations secrètes« gab de la Torre heraus (Paag 1720). Vgl. Gaebele, Das Tagebuch des Grafen F. v. H. während seines Aufenthaltes am spanischen Hofe 1697 und 1698 (im »Archiv für österreichische Geschichte«, Bd. 48, 1872) und Die Politik Österreichs in der spanischen Erbfolgefrage, mit Harrachs Tapeschen (Leipz. 1877, 2 Bde.).

3) Alois Ludwig Thomas Raimund, Graf von, geb. 7. März 1698, gest. 7. Nov. 1742, Sohn des vorigen, ging als dessen Nachfolger 1698 als Gesandter nach Spanien, war seit 1715 Landmarschall und Generaloberst in Österreich unter der Enns, wurde 1728 Bischof von Rapell, 1734 Konferenzminister im Departement der Finanzen.

4) Ferdinand Bonaventura, Graf von, geb. 11. April 1708, gest. 28. Jan. 1778, Sohn des vorigen, trat in den Staatsdienst, ward 1745 Landmarschall von Niederösterreich, vertrat die Regierung 1746 beim Breder Kongreß, war 1747—50 Generallieutenant der Lombard, später Staatskonferenzminister und Reichshofratspräsident.

5) Johann Nepomuk, Graf von, gegenwärtig Haupt des in Niederösterreich, Böhmen und Ungarn begüterten Geschlechts, geb. 2. Nov. 1828 in Wien, ist seiner Gesinnung nach Liberaler, war auch früher politisch als Reichsrats- und Landtagsabgeordneter

tätig. Er ist erbliches Mitglied des Herrenhauses und Magnat in Ungarn.

6) Ferdinand, Graf von, Maler, geb. 27. Febr. 1832 zu Rosenbach in Oberösterreich, studierte seit 1851 in Berlin Rechte und Philosophie, trieb sodann landwirtschaftliche Studien und ging nach ihrer Vollendung 1854 nach Italien, wo sich seine Liebe zur Malerei befestigte. Er wendete sich nach Düsseldorf, ward Schüler des Grafen Kalkreuth und folgte diesem dann nach Weimar, wo er sich zehn Jahre lang unter Kalkreuth, Kramberg und Baumels der Kunst widmete. Im Kriege 1870/71 besand er sich im Hauptquartier des Kronprinzen, Ende 1871 und 1872 verweilte er in Italien; seitdem lebte er abwechselnd in Berlin und auf seinem Gut Hartmannsdorf in Obersachsen. 1873 ward er ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. H. hat anfangs geistliche Genrebilder und Landschaften, später auch Geschichtsbilder großen Stils, z. T. in romantischer Auffassung und Beleuchtung, und namentlich Bildnisse gemalt. Zu seinen Erfindungswerken gehören: Genesung, Heinrich der Vogelsteller, Kaiser Kar auf der Martinswand, nächstlicher Überfall. 1874 fanden seine Darstellungen aus dem deutsch-französischen Kriege (in den Weinbergen von Bärth, vorgehobener Posten am Mont Valerien) auf der Berliner Ausstellung großen Beifall. Es folgten: Senfons Tod, Übergabe des Frieses Napoleons III. an König Wilhelm (1876), das Opfer Maats, die Verleugnung Petri, die Verhaftung Christi, Szenen aus dem Hochgebirge (1886), Auffindung eines Abgestürzten, in der Berliner Nationalgalerie, Karfreitagsszene (Christus am Kreuz), Christus fliegend über Jerusalem (1900), der gute Hirt (1902) und Am See Tiberias (1904). Seine männlichen und weiblichen Bildnisse zeichnen sich durch geistvolle Auffassung und seine geschmackvolle Färbung aus. In der koloristischen Durchführung erinnern sie an Holbein. Durch gleiche Sorgsamkeit der Behandlung und Reinheit des Tones sind auch seine Landschaften (Abend am Thuner See, Winterende in der Lausitz, Abend in den Dolomiten, hereinbrechender Gewittersturm) ausgezeichnet. 1892 wurde er zum königlichen Professor, 1896 zum bairischen Geheimen Rat mit dem Prädikat Erztelggen ernannt.

7) Auguste Gräfin von, f. Wiegand, Fürstin von.

Harrat, Stabl, f. Harar.

Harrachband, f. Wandwederei.

Harrachspung, f. Frankenberg 2).

Harrten, Landschaft im russ. Gouv. Esthland (f. d.) mit der Hauptstadt Reval.

Harrter (engl., Hafenhund, Stäuber), f. Hund (Zagdhunde).

Harrtes, Heinrich, Dichter, geb. 9. Sept. 1762 in Hienburg, gest. 28. Sept. 1802 als Pastor zu Brügge im Amt Bordesholm; merkwürdig als Verfasser der preuß. Nationalhymne »Heil dir im Siegerkranz« (f. d.).

Harriman, Stadt im Osten des nordamerikanischen Staates Tennessee, Grafschaft Roane, mit Eisengruben und (1900) 3443 Einw.

Harrington (Harrington), Seefahrt in der engl. Grafschaft Cumberland, 7 km nördlich von Whitehaven, mit Hafen, Schiffsverft, Kohlengruben und (1901) 3679 Einw.

Harrington (Harrington), James, engl. politischer Schriftsteller, geb. 7. Jan. 1611 in der Grafschaft Northampton, gest. 11. Sept. 1677, studierte in Oxford, lebte eine Zeitlang in Holland und bereiste darauf Venedig, Frankreich, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr kam er an den Hof des

Königs Karl I. und lebte nach dessen Tode zurückgezogen, mit der Abfassung seines politischen Werkes »Oceana« (Lond. 1656 u. ö., auch ins Französische übersezt) beschäftigt. Als die Grundgedanken seines Buches auszuführen, gründete er eine republikanische Gesellschaft, ward aber nach der Restauration 26. Nov. 1661 verhaftet und mehrere Jahre gefangen gehalten, bis er in Bahnsinn verfallen war. Seine Schriften wurden am besten von Hollis (1771, mit Biographie von Toland) herausgegeben.

Harris, der Südtirol der Hebrideninsel Lewis (s. d.).

Harris, 1) James, Gelehrter, geb. 20. Juli 1709 in Gloce bei Salisbury, gest. 22. Dez. 1780 in Salisbury, Kette des Lords Shaftesbury, studierte in Oxford, wurde 1761 Parlamentsmitglied, 1762 Lord der Admiralität, ward 1763—65 Lord der Schatzkammer und wurde 1774 Sekretär der Königin. Von seinen Schriften erwähnen wir: »Three treatises, concerning (I) art, (II) music, painting and poetry, (III) happiness« (Lond. 1744, 5. Aufl. 1794; deutsch, Halle 1780); »Hermes, or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar« (Lond. 1751, 5. Aufl. 1806; deutsch von Ewerbed, Halle 1788); »Philological inquiries« (Lond. 1781, 2 Bde.; deutsch von Zentisch, Berl. 1789), über den Geschmack in den Literaturen. Eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Biographie besorgte sein Sohn Lord Holmesburg (Lond. 1801, 2 Bde.; 1803, 5 Bde.).

2) William Torrey, amerikan. Schulmann, geb. 10. Sept. 1835 zu South Killingly in Connecticut, studierte in Andover und auf dem Yale College zu Newhaven, war seit 1857 Lehrer, 1868—80 Schulinspektor (Superintendent) in St. Louis, gründete 1866 daselbst eine philosophische Gesellschaft und im nächsten Jahre das »Journal of speculative philosophy«, das erste seiner Art in den Vereinigten Staaten. Er war 1875 Präsident der National Educational Association, vertrat 1880 die Vereinigten Staaten auf dem internationalen Pädagogenkongress in Brüssel, wurde 1884 Präsident des Eastern Schoolmaster's Club und 1889 Commissioner of the U. S. Board of Education zu Washington. Seine zahlreichen Schriften sind theils philosophischer und literarischer, theils pädagogischer Art. Darunter: »Spiritual sense of Dante's Divina Commedia« (2. Aufl. 1886); »Psychological foundations of education« (1898) und verschiedene Berichte über das amerikanische Erziehungswesen, besonders die amtlichen Annual reports. Auch gibt er das im Appletonschen Verlag in New York erscheinende Sammelwerk: »International educational series« heraus.

3) Joel Chandler, amerikan. Schriftsteller, geb. 6. Dez. 1848 in Catonton (Georgia), war Seyer, Rechtsanwalt und Redakteur, bis der Erfolg seiner Skizzen aus dem Leben der Farbigen ihn der Literatur zuführte. Sein »Uncle Remus, his songs and his sayings« (1880) ist ein klassisches Werk der Literatur der Südstaaten. Außer andern zahlreichen Werken dieser Art schrieb er: »History of Georgia from the invasion of De Soto to recent times« (1899) und den Roman »Gabriel Tolliver« (1902).

Harrisburg, Hauptstadt des nordamerikan. Staates Pennsylvania und der Grafschaft Dauphin, am 1,6 km breiten Susquehanna, den vier Brücken überspannend, Bahnknotenpunkt, in fruchtbarer, schöner Umgebung, ist fast bischöflich, hat ein schönes Kapitol, Staatsbibliothek von 118,000 Bänden, Kriegereidenmal, viele Kirchen, Arsenal, Gerichtshof, Irrenhaus und (1900) 50,167 Einn. (darunter zahlreiche

Deutsche), die, begünstigt durch nahe Kohlen- und Eisengruben, vielseitige Industrie betreiben, 1900 mit 446 Betrieben, 7382 Arbeitern und für 16,064,597 Doll. Erzeugnissen, insbes. mit sieben großen Walz- und Stahlwerken (1701 Arbeiter und für 7,602,404 Doll. Waren), Eisenbahnwerkstätten, Raschinen- und Schuhfabriken. Das städtische Eigenthum betrug 20,309,155, die städtische Schuld 847,300 Doll. Die Stadt wurde 1785 von John Harris gegründet.

Harrison (spr. harri'son), Stadt in der Grafschaft Hubion des nordamerikan. Staates New Jersey, am Bataie River, eine östliche Vorstadt von Newark, mit Jovin- und Koulouarfabriken, Stahlwerken und (1900) 10,549 Einwohner.

Harrison (spr. harri'son), 1) John, Uhrmacher, geb. 1693 zu Joubly in Yorkshire, gest. 24. März 1776 in London, war in seiner Heimat Zimmermann und beschäftigte sich mit der Ausbesserung von Uhren. 1726 konstruirte er das Kesselpendel, mit dem er gute Reulante an selbstfertigten Uhren erhielt, und 1728 legte er Halle und Graham in London Zeichnungen einer tragbaren Secuhr (time keeper) vor, die er bis 1736 ausübte und später noch wesentlich verbesserte. H. erhielt einen Teil des großen vom englischen Parlament für diese Erfindung ausgegebenen Preises sowie die Copleysche Medaille. Er schrieb: »Description concerning such mechanism as will afford a nice or true measurement of time« (Lond. 1759).

2) William Henry, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 9. Febr. 1773 in Berkeley (Virginia), gest. 4. April 1841 in Washington, Sohn Benjamin Harrisons, eines der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung Nordamerikas, trat 1792 als Fähnrich bei dem Heer ein, das Wayne gegen die Indianer an der Nordwestgrenze der Vereinigten Staaten führte, ward 1794 Leutnant, 1797 Hauptmann und Adjutant des Generals Wayne. Nach dem Tode des letztern zum Brigadegouverneur des Nordwestgebiets (Indiana) ernannt, setzte er beim Kongress das Gesetz über Veräußerung der Bundesländer in seinen Vorgehen durch, dem der Westen seinen raschen Aufschwung verdankte. Durch Verträge mit den Indianern erwirkte er für den Staat über 200,000 qkm Land und entwidelte in dem Kriege von 1811 als Befehlshaber des amerikanischen Heeres gegen jene und die Engländer große militärische Talente. Er gewann das entscheidende Treffen am Tippecanoe (5. Nov. 1811), eroberte mehrere von den Briten genommene feste Plätze, drang in Oberlanaaba ein, wo er 5. Okt. den britischen General Proctor an der Theise schlug, und eilte sodann nach Niedercanada, ward aber bald abberufen und in das Innere versetzt. 1828 ging er als Gesandter nach Kolumbien. Bolivar jedoch bewirkte seine Zurückberufung. Arin und mittellos, mußte er, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, als Schreiber arbeiten, bis es 1840 der Whigpartei gelang, ihn bei der Präsidentenwahl an van Burens Stelle durchzusetzen. Er trat 4. März 1841 sein Amt an, und zwar sprach sich seine Vorfahrt für den Frieden aus; doch starb er schon einen Monat darauf. Als Altertumsforscher zeichnete er sich durch die bedeutende Schrift »Discourse on the aborigines of the valley of Ohio« (1838) aus. Sein Leben schilderten Dawson (Cincinnati 1834), Hall (Philad. 1836), Gilbreth (1839), Burr (New York 1840) und Montgomery (das. 1853, neue Ausg. 1886).

3) Frederic, engl. Politiker und Schriftsteller, geb. 18. Okt. 1831 in London, studierte in Oxford und wurde 1858 Rechtsanwalt in London. Er war 1867

bis 1869 Mitglied der königlichen Kommission zur Berichterstattung über die Gewerkschaften, 1869–70 Schriftführer derselben über die Kolonisation der englischen Gesele; 1878 wurde er zum Professor der Rechte bei den Londoner Inns of Courts ernannt. An dem von F. D. Maurice 1854 gegründeten Worthing Men's College tätig, widmete er seitdem allen Arbeiterfragen eine besondere Aufmerksamkeit, wendete sich den Ansichten Auguste Comtes zu, von denen »Politique positive« er den zweiten Band (»The social statics«, 1875) übersehte, und ward neben Congreve Mitbegründer der positivistischen Schule. Seit 1880 ist er Präsident des Positivistischen Komitees. Er schrieb unter andern: »The meaning of history« (1892, neue Ausg. 1894); »Questions for a reformed parliament« (1867); »Order and progress« (1875, 2 Tl.); »On government« und »Studies of political crises«; »Martial law in Kabul« (1880); »Pantheism and cosmic emotion« (1881); »Choice of books« (1886); »Oliver Cromwell« (1888); »William the Silent« (1897); »Studies in early Victorian literature« (1894—97, 2 Bde.); »Byzantine history in early middle ages« (1900); »John Ruskin« (1902). Auch ist er Herausgeber eines biographischen Lexikons u. d. T. »New calendar of great men« (1891).

4) Benjamin, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 20. Aug. 1833 in North Bend (Ohio), gest. 13. März 1901 in Indianapolis, Enkel von H. 2), studierte die Rechte in Cincinnati und ließ sich 1854 als Advokat in Indianapolis nieder. 1860 ward er als Referent bei dem höchsten Gerichtshof in Indiana angestellt, trat 1862 als Leutnant bei einem freiwilligen Regiment in die Nordarmee und kämpfte für die Union während des ganzen Bürgerkrieges; im Januar 1865 ward er zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt. Nach dem Kriege trat er wieder in sein Amt ein. 1881–86 war er Bundes senator für Indiana. 1888 aus der republikanischen Parteikonvention als Präsidentschaftskandidat nominiert, erhielt er bei der Wahl 6. Nov. 269 Stimmen gegen 162 demokratische und trat 4. März 1889 sein Amt an. 1892 zum zweitenmal als republikanischer Kandidat gegen Cleveland aufgestellt, wurde er von diesem mit überwältigender Mehrheit geschlagen. Nach seinem Rücktritt 1893 übernahm er eine Professur in San Francisco. Von ihm erschienen: »Speeches 1888—1892« (New York 1892); »The constitution and administration of the United States« (Lond. 1897) und »Views of an Ex-President« (Indianapolis 1901).

Harrisse, Henry, Historiker und Bibliograph, geb. um 1830 in Paris, von amerikanischer Abkunft, widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde Anwalt am Obergerichtshof in New York, lebt aber seit Jahren in Paris, wo er sich besonders Studien über die Entdeckungsgeschichte hingibt. Auf diesem Gebiet veröffentlichte er: »Bibliotheca americana vetustissima«, Bibliographie der zwischen den Jahren 1492 und 1551 veröffentlichten Werke über Amerika (New York 1866); »Fernand Colomb, sa vie, ses œuvres« (Par. 1872); »Les Colombo de France et d'Italie« (1874); »Les Corte-Real et leurs voyages au nouveau monde« (1883); »Jean et Sebastian Cabot, leur origine et leurs voyages« (1882); »Christophe Colomb, son origine, sa vie, ses voyages, sa famille et ses descendants« (1884—85, 2 Bde.), sein Hauptwerk; das bibliographische Werk »Excerpta Colombiana« (1887); »The discovery of North

America« (1892); »Jean Cabot, the discoverer of North America, and Sebastian, his son« (1896); »The diplomatic history of America, 1452, 1483, 1494« (1897); »Déconverte et évolution cartographique de Terre-Neuve et des pays circonvoisins« (1900) u. a.; ferner die polemischen Schriften: »Christophe Colomb, les Corsaires et le gouvernement français« (1890); »Christophe Colomb devant l'historien« (1892) und »Christophe Colomb et les académiciens espagnols« (1894), endlich »L'abbé Prevost« (1896) u. dgl. Growoll, Henry H., biographical sketch (New York 1899).

Harro! i. Harb! acht.

Harrodsburg, Hauptstadt der Grafschaft Mercer im nordamerikan. Staat Kentucky, mit Mineralquellen und (1900) 2876 Einw.

Harrogate (spr. Harroget), Stadt (municipal borough) und Badeort im Westbezirk von Yorkshire (England), 137 m ü. M., besteht aus Ober- und Unter-H., mit 25 feil 1596 entdeckten Schwefel- und Stahlsquellen, mehreren großen Badeanstalten, Kurparks, dem Bath-Hospital (für Arme seit 1834), Denkmal der Königin Victoria und (1901) 28,423 Einw. Vgl. Grainge, History and topography of H. (1892).

Harrow on the Hill (spr. Harro), Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, 14 km nordwestlich vom Hyde Park (London), mit alter, teilweise normannischer Kirche, einer Technischen Schule und einer berühmten Erziehungsanstalt für Söhne der böhmischen Stände (Marlborough School). Sie wurde von John Lyon 1571 gegründet und hießte Wyron, Sir Robert Peel und Lord Palmerston unter ihren Schülern. H. hat (1901) 10,220 Einw.

Harsch, Ferdinand (Amadäus), Reichsgraf, deutscher General, geb. 5. Dez. 1661 zu Neubronn zwischen Kocher und Main als Sohn eines Harrods, gest. 5. April 1722 zu Wargarethen am Röss in Niederösterreich, besuchte das Gymnasium in Schwabisch-Hall, emigrierte 1676 nach Frankreich, nahm 1683 an der Entsetzung Wiens teil, stand 1687—88 als Quartiermeister des Regiments Al-Fürstenberg in venezianischen, dann 1689—93 in württembergischen Diensten, war 1693—95 Oberquartiermeister des Heeres des Markgrafen Wilhelm Ludwig von Baden, wurde im Dezember 1695 Generalquartiermeister, zog 1698 nach Holland, Spanien, Persien und kehrte 1700 über Konstantinopel nach Wien zurück, trat in kaiserliche Dienste und zum Katholizismus über. Beim Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges Oberst und 1704 Generalwachtmeister, ward H. im Herbst 1707 als Feldmarschallleutnant zum Kommandanten von Freiburg i. Br. ernannt, mußte diese Stadt nach zweimonatiger Belagerung 17. Nov. 1713 an Kaiser übergeben, wurde wegen seines tapfern Verhaltens im Frühjahr 1714 in den Reichsgrafenstand erhoben. 1715 zum Feldzeugmeister befördert und in den Hofkriegsrat berufen. 1719 schrieb H. als Kommandant des durch den Kaiserlichen Frieden zurückgewonnenen Freiburg ein Werk: »De architectura militari«. Vgl. Pfister, Württembergische Neujahrsblätter, 12. Blatt (Stuttgart, 1895).

Harry (engl.), Feintrich.

Harsand (spr. Harssand, auch Groß-H.), Dorf im ungar. Komitat Barampa, unweit Söfös, mit 1195 Einw. — Am Fuße des Harsänder Berges besiegte Karl von Lothringen am 12. Aug. 1687 die Türken (zweite Schlacht von Mohács, s. d.).

Hartsdörffer, Georg Philipp, deutscher Pädler, geb. 1. Nov. 1607 in Nürnberg, gest. daselbst

22. Sept. 1658, studierte in Altdorf und Straßburg die Rechte, bereiste die Niederlande, Frankreich, England und Italien, wurde 1637 Assessor beim Untergericht und 1655 Mitglied des Rates seiner Vaterstadt. Rathsherr und Poet im Sinne seiner Zeit, gründete er mit Joh. Klaj 1644 zu Nürnberg den Dichten- und Blumenorden an der Begnig, gewöhnlich Orden der Begnigshäfer (s. d.) genannt, in dem er den Namen Sirephon führte. Seine deutschen und lateinischen Schriften des verschiedenartigen Inhalts füllen gegen 50 Bände. Die erwähnen davon nur den als »Nürnbergischer Trichter« (sprachwörtlich gewordenen »Poetischen Trichter, die deutsche Dicht- und Reinkunst, ohne Bezug der lateinischen Sprache in 6 Stunden einzugießen« (Nürnberg. 1647—1653, 3 Bde.), und die »Frauenzimmergesprächspiele« (das. 1641—49, 8 Bde.), eine Art Enzyklopädie aller möglichen, nach des Verfassers Meinung wissenschaftlichen Dinge in Gesprächsform. Als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft (seit 1642 unter dem Namen: »der Spielende«) hat H. sich um Sprachreinigung und um wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache ernstlich bemüht. In seinen Gedichten ist die Form nach Art der Begnigshäfer überflüssig; eine Auswahl enthält Müllers »Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts«, Bb. 9 (Leipzig. 1826). Sein Leben beschrieb Bismann (Altdorf 1707). Vgl. Litzmann, Die Nürnberger Dichterschule (Wötting. 1847); Hobermann, Eine vornehmene Gesellschaft, nach Harßdorffers »Gesprächspielen« (Bader. 1890); Bischoff, Georg Phil. H. (in der »Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Begnigischen Blumenordens«, Nürnberg. 1894); Traupp, Die ästhetischen Tendenzen Harßdorffers (Bert. 1904).

Harfelleren (franz. harcelleren), veralteter Ausdruck für »den Feind dort fortwährende Angriffe machen« (vgl. Deutsche Wörter).

Hársfalva (auch Szolyma-H., spr. Hsälma-Hársfalva), Dorf mit Bad im ungar. Komitat Bereg, an der Staatsbahnlinie Békés—Kunács—Lamozsne, 290 m. ü. M., mit 1193 Einw., einem alkalischen Sauerling (Stefaniequelle) und einer Kaltwasserheilanstalt, Besitz des Fürsten Schönborn.

Harsleben, Dorf im preuß. Regbez. Magdeburg, Landkreis Halberstadt, Güterballstelle an der Eisenbahn Halberstadt—Xante, hat eine evang. Kirche und (1900) 2388 Einw.

Hart (der und die), veralteter mundartlicher (schweizer.) Ausdruck für Haufe, Schar, besonders der Vorhut. Die Hartshörner riefen die Truppen zum Angriff. Im Mittelalter war H. eine Art Wälg.

Hartum, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Hildesheim, an der Staatsbahnlinie Lehrte—Grauhof, hat eine luth. Kirche, Zuderfabrik, Ziegeldreherei und (1900) 2050 Einw.

Hart, in der Seemannssprache soviel wie scharf oder nahe, z. B. ein Ruden liegt h. am Bord, wenn es nicht mehr kräftiger gestellt werden kann; h. am Winde, d. h. »beim Winde« (s. d.).

Hart, Gebirge, s. Hardt.

Hart, 1) Saloman Alexander, engl. Maler, geb. im April 1806 in Plymouth, gest. 11. Juni 1881 in London, lernte anfänglich bei einem Graveur, bildete sich dann auf der königlichen Akademie und versuchte sich nach und nach in allen Kunstszweigen vom Bildhauer bis zum Stich für Taschenuhren. Die Motive seiner ersten Gemälde waren dem unfaßlichen Kultus entlehnt, darunter: die Unterwerfung, die Aufzucht der Götterkinder und die poinsische Syn-

agoge. Unter den Bildern seiner ersten Periode, 1830 bis 1840, stehen in erster Linie folgende: Jonaal von Port im Schloß Front-de-Bœuf, die Kommunion katholischer Edelkute im 16. Jahrh., Böfsey und Buckingham, Richard und Saladin, Thomas Morus empfängt den Segen seines Vaters, Heinrich I. erfährt den Schiffbruch seines Sohnes. 1841 machte er eine Reise nach Italien, von der er den katholischen Kultus verherrlichende Skizzen heimbrachte und zu Gemälden verwandelte: das Kloster Ognianiti in Florenz, das Opfer an die Madonna, Kircheninterieurs und ähnliche Arbeiten. Später kehrte er mit den Gemälden: Wilton besucht Galilei im Gefängnis, die drei Erfinder der Buchdruckerkunst und Christoph Columbus als Kind wieder zur Geschichtsmalerei zurück. 1840 ward er Mitglied der königlichen Akademie und 1854 Professor der Malerei.

2) William, schott. Maler, geb. 1822 in Paisley (Schottland), gest. 18. Juni 1894 in New York. zog 1831 mit seinen Eltern nach Albany und arbeitete als Wagenlader, bis sein künstlerisches Talent zum Durchbruch kam und er zunächst mit Porträtmalerei begann. Nachdem er eine Studentreise durch die malerischen Gegenden seines Heimatlandes gemacht hatte, ließ er sich 1853 in New York nieder und widmete sich der Landschaftsmalerei in Wasserfarben. 1858 wurde er Mitglied der dortigen Kunstakademie und von 1870 bis 1873 Präsident der Gesellschaft für Aquarellmalerei. In seinen Landschaften zeigt er den Unterschied des Charakters der Gegenden Englands und Schottlands von denen Nordamerikas treffend auszudrücken; seine Zeichnung ist voll Leben und Wahrheit. Zu seinen besten Bildern gehören (teils in Aquarell, teils in Öl): die Küstler von der Wüste, das Pastorale, die goldene Stunde, Kinder am Ufer, der Septemberschnee, Herbst in den Wäldern von Maine, Dämmerung am Bach, ein Regentag im Herbst und der nebelige Morgen am See.

3) Sir Robert, Chef der chinesischen Zollverwaltung, geb. 1835 zu Portadown in Irland, trat 1854 als Dolmetsch-Eleve zu Hongkong in den britischen Konsulardienst, war 1858 in Kanton Schriftführer der Kommission, die während der französisch-englischen Besetzung die Regierungsgewalt ausübte, und trat 1859 als Unterdirektor des Zollamts in Kanton in chinesische Dienste. 1863 wurde er an die Spitze der Seepollverwaltung gestellt, die er ausgezeichnet leitete, und 1896 zum Generalinspektor des gesamten Zollwesens und der Post ernannt. Um die Verbreitung europäischer Kultur in China erwarb er sich große Verdienste und vermittelte oft in Streitigkeiten zwischen China und den europäischen Mächten. Die Königin von England ernannte ihn 1893 zum Baronet. Er schrieb außer zahlreichen Aufsätzen: »Thèse from the land of Sinim« (1901, 2. Aufl. 1903, mit Zusatzkapitel: »China, reform and the powers«).

Hart, 1) Heinrich, Schriftsteller, geb. 30. Dez. 1855 in Beseß, studierte in Wümler, Halle und Rügen Geschichte, Philosophie und neuere Sprachen, war darauf in Bremen, Mogau und Berlin journalistisch tätig und übernahm 1887 die Theater- und Literaturkritik in der »Täglichen Rundschau« zusammen mit seinem Bruder Julius (s. unten), 1900 an der Zeitung »Der Tag«. Durch die mit seinem Bruder gemeinschaftlich veröffentlichten »Kritischen Wajengänge« (Leipzig. 1882—84, 6 Hefte) wurde er einer der Führer der naturalistischen Bewegung in der Literatur. Gemeinsam mit ihm gab er fernerhin heraus: die »Deutschen Monatsblätter« (Brem. 1878—

1879), das »Kritische Jahrbuch« (Band. 1889), den »Allgemeinen deutschen Literaturkalender« (1879—1882, fortgesetzt von J. Kürschner), das »Buch der Liebe. Blütenlese aus der gesamten Liebeslyrik« (2. Aufl., Leipz. 1890) und »Das Reich der Erfüllung. Hingeschritten zur Begründung einer neuen Weltanschauung«, Heft 1: »Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht« (daf. 1900), Heft 2: »Die neue Gemeinschaft, ein Orden vom wahren Leben« (mit W. Landauer und J. Holländer, daf. 1901). Derselben Bestrebungen fördert H. durch die von ihm geleitete Zeitschrift »Die neue Gemeinschaft« (Berl. 1902 ff.). Von dichterischen Arbeiten veröffentlichte er: »Weltkämpfe. Gedichte eines Idealisten« (Brem. 1878; 2. Aufl., Norden 1887), die Tragödie »Sedam« (Leipz. 1883), »Das Lied der Menschheit«, Epös in 24 Gesängen, von dem bisher 3 Teile: »Lut und Rabla« (Großsch. 1888), »Rimrob« (daf. 1889) und »Wof« (daf. 1896) erschienen sind, und »Kinder des Lichts«, novellistische Skizzen (Berl. 1894).

2) Julius, Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 9. April 1859 in Münster, besuchte das Gymnasium daselbst, dann die Berliner Universität, die er jedoch noch vor Vollendung des Trienniums verließ, um sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. 1878 ging er als Theaterkritiker nach Bremen, später war er in Bromberg und Wlogau journalistisch tätig und lebt seit 1881 in Berlin. Außer den oben genannten, gemeinsam mit Heinrich H. herausgegebenen kritischen Schriften veröffentlichte er folgende Dichtungen: »Sanjara«, Gedichte (Brem. 1878; 2. Aufl., Norden 1887), »Don Juan Tenorio«, lyrische Tragödie (Kofstod 1881), »Der Rächer«, Tragödie (Leipz. 1884), »Der Sumpf«, düsterliches Trauerspiel (Münst. 1885), »Häuf Novellen« (Großsch. 1888), »Homo sum. Ein neues Gedichtbuch« (daf. 1890), »Schwucht« (Berl. 1893), »Stimmen in der Nacht. Visionen u.« (Hort. 1898), »Triumph des Lebens« (daf. 1898), außerdem eine »Geschichte der Weltliteratur und des Theaters« (Neudamm 1894—97, 2 Bde.), sowie mehrere Anthologien und Uebersetzungen aus spanischen, persischen, englischen und amerikanischen Dichtern. In der von ihm herausgegebenen Sammlung »Zukunftsländ« bemüht er sich wie sein Bruder Heinrich um eine Neubelebung des religiösen Sinnes; darin erschienen als Band 1: »Der neue Gott« (Leipz. 1899) und Bb. 2: »Die neue Weltkenntnis« (daf. 1902). Beide Brüder gehören zu den bedeutendsten Kritikern der Gegenwart.

Hart., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. D. B. Hartmann, Naturforscher, Maler und Kupferstecher zu St. Gallen (Gastropoden), oder für Fr. Hartmann, Oberarzt in Wöppingen, gest. 1851 (Paläontolog.), oder für Theodor Hartig (s. d.).

Hartberg, Stadt in Steiermark, unweit der ungarischen Grenze, an der Staatsbahnlinie Fehring—G., Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat Reste von Wänera und Türmen, eine Pfarrkirche mit schönem Turm, ein fürstlich Paarßches Schloß, eine Landesfuchenanstalt, Pferdeucht, Hopfendau und (1900) 2127 deutsche Einwohner. Nordwestlich der ausläuferreiche Ring (795 m).

Hartblei (Antimonialblei), eine Bleiantimonlegierung mit 10—30 Proz. und mehr Antimon, wird aus den Abzügen (schwarze Glätte), die beim Abtreiben antimonhaltigen Bleies und bei der Raffination des Bleies entstehen, in Schmelzöfen unter reichlichem Schlackenzuschlag gewonnen. H. ist auf dem Bruch feinstörnig kristallinisch, silberglänzend, viel härter als Blei, spezifisch leichter und bei hohem An-

timongehalt spröde. Es dient zu Letternmetall, Zapsenlagermetall, zu Ventilen und Nöhnen, zu Geschossen und Geschossmänteln und erhält für manche Zwecke noch einen Zusatz von Zinn. In Deutschland benutzte man für Kriegszwecke eine Legierung aus 60 Blei, 20 Antimon und 20 Zinn.

Hartbovisk, f. Scleroderma.

Hartbraunstein, Mineral, f. Psilomelan.

Hartbronz (Steinbronz), f. Bronze, S. 454, und Gehälg, S. 696.

Hart-Dyke, Sir William, f. Dyke.

Harte (fr. hard, Francis Bret, amerikan. Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1839 in Albany (New York), gest. 5. Mai 1902 in London, ging 1854 nach Kalifornien, wo er als Landmesser, Lehrer, Seher, Journalist und Angestellter des Wünnamts tätig war, bis er im J. 1863 die Monatschrift »Overland Monthly« gründete, in der seine ersten eigentlich fesselnden Erzählungen aus dem Wünnleben erschienen: »The luck of Koning Camp« (1868), »The outcasts of Pokerflat« (1869), »Tennessee's partner« und das Gedicht »Plain language from truthful James« (1871), das den Verfasser im ganzen Lande berühmt machte. 1871 nach dem Osten zurückgekehrt, wurde er als ein literarischer Wünnhändler gefeiert, ging 1878 als Korrespondent nach Krefeld, dann nach Glasgow und lebte seitdem in England. Sein liebevolles Verständnis der Menschennatur, sein Auge für Lokalfarbe und für landschaftliche Stimmung und seine knappe, lebendige Schilderungsweise verschleht ihre Wirkung nicht, selbst nachdem seine Stoffe den Reiz der Neuheit eingebüßt hatten. In Buchform erschienen zuerst die Parodien auf andre Schriftsteller: »Condensed novels« (1867), dann die Gedichte »Poems« (1871) und mit »The luck of Koning Camp, and other sketches« (1871) eine lange Reihe von Novellenbänden. Mit dem Roman »Gabriel Conroy« (1878) hatte er weniger Glück; auch sein Drama »Two men of Sandy Bar« hat sich nicht auf dem Spielplan erhalten. Fast alle seine Erzählungen wurden ins Deutsche überseht. Nach seinem Tod erschien ein neuer Band Parodien: »Condensed novels« (Boston 1902). Die neueste Gesamtausgabe seiner Werke umfaßt 13 Bände (Boston 1902). Vgl. Remberton, Life of B. H. (Lond. 1903); Boynton, Life of B. H. (New York 1903).

Härte der Mineralien, der Widerstand, den sie der Trennung ihrer kleinsten Teile beim Reiben oder Schaben entgegensetzen, wird bestimmt durch Vergleich mit einer Anzahl zu einer Scala (Härtescala) zusammengestellter Mineralien, die als Normalmaße der Größe dieses Widerstandes dienen. Die am häufigsten angewendete Härtescala von Mohs umfaßt 10 Härtegrade, die mit den Zahlen 1—10, mit dem weichen Körper beginnend, bezeichnet werden: 1 = Talk, 2 = Steinfall oder Gips, 3 = Kalkspat, 4 = Flußspat, 5 = Apatit, 6 = Orthoklas, 7 = Quarz, 8 = Topas, 9 = Korund, 10 = Diamant. Jedes Mineral des nächst höhern Grades rißt einen Körper von dem direkt vorausgehenden Härtegrad. Mit einem zu untersuchenden Mineral verucht man Probestücke einer Härtescala in aufsteigender Reihe zu reiben; wird dies beispielsweise bei Flußspat erreicht, so ist der Körper härter als 4; wird er nun von Apatit nicht geriebt, so ist seine H. = 5; wird er aber von Apatit geriebt, so liegt sein Härtegrad zwischen 4 und 5, ein Verhältnis, das man durch H. = 4,5 ausdrückt. Für erste Orientierung genügt die Unterscheidung zwischen weichen, mit dem Fingernagel ripbaren

(H. = 1 und 2), mittelharten, mit dem Messer ripbarren, und harten, am Stahl Funken gebenden (H. = 7 und darüber). Zu feineren Versuchen bedient man sich des Stenometers, einer mit Gewicht zu belastenden Stahl- oder Diamantspize, unter der man die zu untersuchende Substanz hinwegführt; die für eine Abkugung nötige Belastung ist dann das Maß für die H. Bei dieser feineren Bestimmungsmethode ergeben sich sowohl für verschiedene Flächen desselben Kristalles wie für kristallographisch verschiedene Richtungen derselben Kristallfläche verschiedene Härtegrade, die man graphisch in Form von Härtekurven (oder Härteflächen) zur Darstellung bringen kann.

In der Technik bedeutet H. den Widerstand, den ein Körper dem Einbringen eines andern entgegensetzt. Demgemäß bestimmt man in der Regel die Weiche der H. (Härtemaß) durch den Druck, der ein bestimmt geformtes Werkzeug bis zu einer bestimmten Tiefe in das Material einpreßt. Nach Calvert ist z. B. das Werkzeug eine abgestumpfte kegelförmige Stahlspize und die Einbringtiefe 3,5 mm innerhalb einer halben Stunde. Wird dabei die H. des Bleies = 1 gesetzt, so ergeben sich für die gebräuchlichsten Metalle folgende Vergleichszahlen: Zinn 1,75; Wismut 3,34; Gold (rein) 10,7; Zinn 11,7; Silber (rein) 13,2; Aluminium 17,3; Kupfer 19,9; Platin 24; Schmiedeeisen 60,7; Stahl (ungehärtet) 61,4; graues Rotheisen (Staffordshire Nr. 3) 64; Messing 27—30; Bronze 5,2—58,7; Hartblei 4—9. Nach Ried in Wien ist die H. proportional der Scherfestigkeit der Materialien, also diese als Härtemaß direkt zu verwenden. v. Balkenhofen schlägt vor, die H. des Stahls nach dem Grade der Magnetisierbarkeit zu bestimmen. Möppl wählte die Belastung zur Erzeugung einer eben wahrnehmbaren Verbrüdung an der Kreuzungsstelle zweier kreuzweise übereinander gelegten Zylinder von 40 mm Durchmesser aus dem Probematerial.

Härte des Wassers, s. Wasser.

Hartebeck, Kirchspielamtlohe, f. Antilopen, S.

Harte Frage, f. Tortur. [577.]

Hartel, 1) Wilhelm, Ritter von, Philolog und Geantmann, geb. 29. Mai 1839 zu Hof in Thüringen, studierte 1859—63 in Wien, habilitierte sich 1866 daselbst und wurde 1869 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der klassischen Philologie. 1882 durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den Adelsstand erhoben und 1891 zum Direktor der Hofbibliothek und lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, wurde er 1896 Sektionschef im Ministerium für Kultur und Unterricht, 1. Okt. 1899 im Kabinett Clary Leiter dieses Ministeriums und 19. Jan. 1900 im Kabinett Körber württembergischer Unterrichtsminister. Seine Hauptwerke sind: »Homertische Studien« (Wien 1871—74, 3 Tle., 1. Teil in 2. Aufl., Berl. 1873); »Demosthenische Studien« (Wien 1877 bis 1878, 2 Tle.); »Studien über attisches Staatsrecht und Urkundenwesen« (Baf. 1878); »Über die griechischen Pappi Erzherzog Rainer« (Baf. 1886); »Kritische Versuche zur 5. Dekade des Livius« (Baf. 1888); »Patriistische Studien« (Baf. 1890—95, 6 Hefte). Außerdem gab er den Eutropius (Berl. 1872) heraus, ferner in dem unter seiner Mitwirkung von der Wiener Akademie veranstalteten »Corpus scriptorum ecclesiasticorum« den Euphrasius (Wien 1888—1874, 3 Bde.), Ennobilus (Baf. 1882), Lysifer von Gagliari (Baf. 1884), Pontius Heropius Paulinus Nolanus (Baf. 1884—95, 2 Bde.), endlich die »Bibliotheca patrum latinorum Hispaniensis« (bis jetzt

Bd. 1, Baf. 1887) und bearbeitete die 17.—21. Auflage von Curtius' »Griechischer Schulgrammatik« (Leipz. 1888—93). Seit 1876 war H. Mitredakteur der »Zeitschrift für österreichische Gymnasien«; 1879 begründete er mit Schenk die »Wiener Studien«.

2) August, Architekt, geb. 26. Febr. 1844 in Köln, gest. 18. Febr. 1890 in Straßburg, erhielt seine Vorbildung auf der Gewerbeschule in Köln und trat 1860 in das Atelier des Stadtbaumeisters Kischbörff. Dann bildete er sich bei A. Lange weiter, der ihn in das Studium des gotischen Bauhilfs einführte, der für seine späteren eignen Schöpfungen maßgebend wurde. In einer Konkurrenz um den Bau einer evangelischen Kirche in Krefeld gewann er 1870 den ersten Preis, und zugleich wurde ihm die Ausführung übertragen, die seine Übersiedelung nach Krefeld zur Folge hatte. Dort entfaltete er eine lebhafteste Tätigkeit auf dem Gebiete des Kirchenbaues. Unter den Kirchen, die er in dieser Zeit ausgeführt hat, nimmt die Christuskirche in Hochum die hervorragende Stelle ein. 1881 führte er das Hauptgebäude für die Gewerbeausstellung in Halle aus. Nachdem er sodann in der Preisbewerbung um die Peterskirche in Leipzig Sieger geworden, ließ er sich dort nieder und führte den Bau mit R. Vipsius aus (f. Tafel »Leipziger Bauten«). Später verband er sich zu gemeinsamer Tätigkeit mit H. Schimpf, 1885 mit S. Kiedelmann und beteiligte sich mit ihnen an zahlreichen Konkurrenzen, die ihm viele Erfolge einbrachten. So wurde ihm unter anderem die Ausführung des Landesausstellungsgebäudes und der Jung.-St. Peterskirche in Straßburg i. E. übertragen, und diese Aufträge hatten zur Folge, daß er 1889 als Krefeldbaumeister nach Straßburg berufen wurde. Er gab heraus: »Die hervorragenden älteren Bauwerke in Köln a. Rh.« (Leipz. 1886); »Architektonische Details des Mittelalters« (Berl. 1889—91, 3. Ausg. 1896; daraus in Sonderausgabe: »Altäre und Kanzeln«, 1892); »Aus unserer Kasse. Auswahl hervorragender Entwürfe« (mit Kiedelmann, Leipz. 1888; zweite Serie, Berl. 1889); »Moderne Kirchenbauten« (Baf. 1888—89; fortgesetzt von Seiderl).

Härtel, 1) Gottfried Christoph, Buchhändler, geb. 27. Jan. 1763 in Schneberg, gest. 25. Juli 1827 auf seinem Rittergut Gotta, trat, nachdem er in Leipzig die Rechte studiert hatte, auch mehrere Jahre als Hauslehrer und literarisch tätig gewesen war, in das Geschäft von Breitkopf (f. b.) zu Leipzig, das fortan Breitkopf u. Härtel firmierte. Als Gottlob Breitkopf 7. April 1800 starb, setzte er H. zum Universalerben ein, und unter dessen Leitung gelangte das Geschäft, das sein Vorgänger nahezu als verloren betrachtet hatte, sehr bald wieder zu hoher Blüte. Er gründete 1799 die »Allgemeine Russtzeitung«, die das erste derartige Unternehmen in Deutschland war und bis 1805 bestanden hat; ferner 1812 die »Leipziger Literaturzeitung« (bis 1834) und veranstaltete billige Ausgaben der musikalischen Klassiker; auch vereinnigte er mit seiner Buchdruckerei eine lithographische Anstalt und Holzschnitterei und errichtete 1806 eine Pianofortefabrik, die jedoch später wieder aufgegeben wurde. Von seinen Söhnen Hermann (geb. 27. April 1803, gest. 4. Aug. 1875) und Raimund (geb. 9. Juni 1810, gest. 10. Nov. 1888) trat letzterer 1832, ersterer 1835 in die Firma ein. In ihrem Russtierlag erschienen die Werke von Weber, Schubert, Wendelschönn, Schumann, Chopin, Rich. Wagner, D. Berlioz u. a., so daß derselbe gegenwärtig über 30,000 Nummern umfaßt; auch veranstalteten

sie kritische Gesamtausgaben der Werke von Beethoven, Mozart, Schubert, Palestrina u. a., daneben die billige »Volksausgabe Breitkopf u. Härtel«. Der Buchverlag des Geschäfts, das jetzt außer der Verlagshandlung aus einer Buch- und Steindruckerei, Schriftdruckerei, Notendruckerei, Stereotypie, galbanoplastischen Anstalt und Buchbindelei besteht, ist in ausgedehnter Weise der Musikwissenschaft gewidmet, doch sind auch die allgemeine Wissenschaft, die schöne Literatur (Werke vom Felix Dahn), Medicinwissenschaft (Buchta, Jähling, Bächter), Theologie (die Werke L. v. Hase's), Naturwissenschaften, Medizin, klassische Philologie vertreten. Nach dem Tode der Söhne des Neubegründers der Firma Breitkopf u. Härtel traten an deren Spitze zwei Enkel des letztern, Wilhelm v. Holtmann (geb. 12. Juni 1837, Bruder des Chirurgen Richard v. Holtmann [s. d.], gest. 24. Dez. 1896) und Dr. Oskar v. Hase (s. d.). Mittheilungen sind gegenwärtig die Witwe Wilhelm Holtmann's und deren Sohn Dr. Ludwig Holtmann (geb. 9. Jan. 1870).

2) Robert, Bildhauer, geb. 21. Febr. 1831 in Weimar, gest. 5. Mai 1894 in Dresden, erhielt in Weimar der Preller Unterricht im Zeichnen und kam dann zu einem Goldschmied in die Lehre, fand später als Bildhauer bei den Restaurationsarbeiten der Wartburg Beschäftigung und trat dann in Dresden ins Atelier Hübner's. Nachdem er sich selbständig gemacht, entstanden eine Statue der Poesie für die Großherzogin von Sachsen-Weimar und für das Museum in Weimar ein 36 m langer Fries in Hochrelief mit einer Darstellung der Hermannschlacht und den Seitenfriesen des Jugendlebens der Germanen und der Aufnahme derelden in Bathalla. Andre in Dresden von ihm ausgeführte Arbeiten sind: eine kolossale Erzhölle des Philosophen Fries für Jena (1873), das Kriegerdenkmal für Weimar, die Gruppe Arcion und Antigone für das neue Hoftheater in Dresden und mehrere Statuen für die Albrechtsburg in Meißen. 1878 wurde er als Lehrer an die Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau berufen, wo er unter andern die Bronzefiguren Dürers und Michelangelos und zwei Giebelfiguren für das Museum der bildenden Künste, eine Statue Kaiser Wilhelms I. für das neue Regierungsgebäude und das Denkmal Friedrich's d. Gr. für Arnswip schuf.

Härten des Stahls, s. Eisen, S. 490; der Bronze, s. Bronze, S. 454; des Glases, s. Glas, S. 895.

Hartenau, Alexander, Graf von, geb. 6. April 1857, gest. 17. Nov. 1893 in Weiz, zweiter Sohn des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt (s. Alexander 14), führte, wie seine Brüder, den Titel eines Prinzen von Hattenberg, trat in das 24. Dragonerregiment ein, machte 1877 im Hauptquartier des Großfürsten Nikolais den Krieg in Bulgarien gegen die Türkei mit und ward darauf nach Berlin in das Regiment Gardeulorps versetzt. Der Zar Alexander II., sein Onkel, bestimmte ihn zum Fürsten von Bulgarien, und die Mächte gaben ihre Zustimmung. Er wurde denn am 29. April 1879 von der bulgarischen Nationalversammlung zum Fürsten von Bulgarien gewählt. Am 8. Juli d. J. hielt er in Arnswow seinen Einzug und leistete den Eid auf die neue Verfassung des Fürstentums, schlug aber seine Residenz in Sofia auf. Da die von radikalen Agitationen beherrschte Deputiertenkammer seinen Bestrebungen für das Volkswohl Hindernisse in den Weg legte, erklärte er 9. Mai 1881, die Krone niederlegen zu müssen, wenn ihm nicht außerordentliche Regierungsvollmachten zugesandt würden; diese bewill-

igte ihm die außerordentliche Nationalversammlung 13. Juli. Auch den russischen Einfluß drängte er geschickt zurück und stellte 1883 die Verfassung in Arnswow her, um die völlige Unabhängigkeit Bulgariens vorzubereiten. Dies zog ihm den Haß der Russen in Arnswow zu. Als er nach dem Aufstand in Otrumelien (18. Sept. 1885) hier die Herrschaft übernahm und sich 20. Sept. »durch den Willen des allmächtigen Gottes und des Volkes Härts beider Bulgarien« nannte, rief der Zar die russischen Truppen ab, um Bulgarien wehrlos zu machen; und als Alexander dennoch über Serbien siegte und die Mächte ihm Otrumelien ließen, zettelten russische Agenten eine Verschwörung unter den Truppen an. Er wurde 21. Aug. 1886 in seinem Palast zu Sofia überfallen, zur Abdankung genötigt und nach der russischen Stadt Kreni geschafft. Hier freigelassen, kehrte er nach Bulgarien zurück, wo das Volk die Verschwörer verhaftete und eine dem Fürsten anhängliche Regierung eingekerkelt hatte. Doch ließ er sich in Rußschul, 29. Aug. mit Begeisterung ausgenommen, vom russischen Konsul verzeihen, 30. Aug. die Wiederübernahme der Regierung von des Jaren Zustimmung abhängig zu machen. Da diese von Alexander III. scharf abgelehnt wurde, dankte er 7. Sept. 1886 ab und zog sich nach Darmstadt zurück; seinen unbeglichen Besitz verkaufte er für 2½ Mill. Frank an den bulgarischen Staat. Nachdem 1888 der Plan der Gemahlin des Kaisers Friedrich III., den Ersfürsten mit ihrer Tochter Viktoria zu vermählen, an Bismarck's Rücksichten auf den unerföhllichen Jaren gescheitert war, verheiratete sich Alexander 2. Febr. 1889 in Kizza mit der bisherigen Hofdäncerin in Darmstadt, Johanna Voisinger, und nahm den Namen eines Grafen v. von H. an. 1890 wurde er vom Kaiser von Österreich zum Obersten ernannt und 1892 zum Generalmajor befördert. Die Bulgaren bewilligten ihm 1891 eine jährliche Dotation von 50,000 Fr. Auch wurde seine Leiche 28. Nov. 1893 in der St. Georgskapelle in Sofia beigesetzt. Vgl. Koch, Mittheilungen aus dem Leben und der Regierung des Fürsten Alexander von Bulgarien (Darmst. 1887); Sobolew, Der erste Fürst von Bulgarien (Leipz. 1886); Götowine, Fürst Alexander I. von Bulgarien (Wien 1895); Glaser, Fürst Alexander von Bulgarien (Bensheim 1901); Klaber, Fürst Alexander I. von Bulgarien, ein Lebensbild (Dresd. 1904).

Hartenburg, s. Römischb.

Hartenfeld, Schloß, s. Torgau.

Hartenstein, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtsh. Jndau, mit Station Stein-ß. an der Staatsbahnlinie Borna-Kue, 374 m ü. M., Bischofthum der Fürsten von Schönburg, hat eine evang. Kirche, ein burgähnliches Schloß, dem Fürsten von Schönburg-ß. gehörig, mit kath. Kapelle, dem Schönburger Familienarchiv und schönem Park, ein dem Fürsten von Schönburg-Baldenburg gehöriges Schloß (Stein), Antiquariat, Bijouteriewerkerei, Weberei, Webefabrikation und (1900) 2723 Einw. ß. ist Geburtsort des Dichters Paul Fleming, dem hier 1896 ein Denkmal errichtet ist. In der Nähe befindet sich die aus der Geschichte des sächsischen Prinzenraubes (s. d.) bekannte Prinzenhöhle. — ß. als Hauptort der gleichnamigen Grafschaft zunächst ein Reichsflehen der Burggrafen von Meißen, kam dann unter die Hoheit der Markgrafen von Meißen, wurde 1406 an die Herren von Schönburg verpfändet und ging 1414 in deren Besitz über. Es vererbte ihnen auch, als 1559 der größte Teil der Grafschaft ß. von Kurachsen an-

gekauft wurde. Seit 1701 ist es der Hauptort einer Linie der jetzigen Fürsten von Schönburg (s. d.).

Hartenstein, Gustav, Philosoph, Schriftsteller, geb. 18. März 1808 in Plauen im sächsischen Vogtland, gest. 2. Febr. 1890 in Jena, gebildet zu Grimma und Leipzig, habilitierte sich 1833 mit der Abhandlung »De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis« (Leipz. 1833) in der philosophischen Fakultät daselbst und ward 1834 zum außerordentlichen und 1836 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Seine philosophische Richtung wurde vorzüglich durch Herbart's System entschieden, zu dessen Verständnis und weiterer Entwicklung er in den Schriften: »Die Probleme und Grundbegriffe der allgemeinen Metaphysik« (Leipz. 1836) und »Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften« (das. 1844) als einer der scharfsinnigsten und einflussigsten unter den Jüngern Herbart's erheblich mitwirkte. Unter seinen kleinern Arbeiten sind, neben den von ihm besorgten Gesamtausgaben der Werke Kants (Leipz. 1838, 10 Bde.; neue Ausg. in chronologischer Folge 1867—69, 8 Bde.) und Herbart's (das. 1850, 12 Bde.; 2. Abdruck, Hamb. 1883—1893, 13 Bde.), die polemische Schrift »über die neuesten Darstellungen und Beurteilungen der Herbart'schen Philosophie« (das. 1838), die Abhandlungen: »Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo Grotius« (das. 1850), »über den wissenschaftlichen Wert der Aristotelischen Ethik« (1859), »über Kodes Lehre von der menschlichen Erkenntnis, in Vergleichung mit Leibniz' Kritik derselben« (1861) in den »Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften« zu erwähnen. Sie erschienen gesammelt u. d. T.: »Historisch-philosophische Abhandlungen« (Leipz. 1870). 1848 übernahm H. das Ephorat der Leipziger Universitätsbibliothek; 1859 siedelte er nach Jena als Privatmann über, wo er dann noch lange Jahre Leiter der Universitätsbibliothek war.

Härteöfen, Ofen zum Erhitzen der Stahlgegenstände zum Zwecke des Härteins, ermöglichen gegen-



Härteöfen.

über dem Anwärmen im offenen Herdfeuer gleichmäßiges Erwärmen, genaue Überwachung des Hitzegrades unter Ausschluß der schädlichen Ver-
rührung des Stahles mit dem Brennmaterial und dessen Verbrennungsgasen. Tiegelförmig erhaltenen mit Koks od. Brenngasenerhitzte und mit geschmolzenem Blei gefüllte Tiegel, das ein Bad von bestimmter Temperatur bildet, in dem die Arbeitsgegenstände erwärmt werden (Bleiöfen). Sie eignen sich hauptsächlich für Dauerbetrieb und dienen zum Härten solcher Werkstücke, die sich durch den Auftrieb in diesem Bade nicht krümmen ziehen. Für fast alle Gegenstände des Werkzeuggebieles, namentlich auch für plattenförmige, sind Kesselförmige vorzuziehen, die gemauert oder aus Eisen und dann

transportabel sind. Sie besitzen Ruffeln aus feuerfestem Material, gewöhnlich Gußeisen oder Schamotte, die von Flammen aus Leuchtgas oder feinem Brennmaterial umfüllt werden. Die Abbildung zeigt das Äußere eines Härteofens von Michelin in Stuttgart aus Eisenblech und Zinkblechen, dessen Innenraum mit Schamottesteinen ausgemauert ist. Im obern Teil liegt, durch die Tür zugänglich, die Ruffel, darunter die Kofffeuerung für Steinkohlen oder Koks mit der Heiztür b und dem Aushaken c und darüber ein mit Sand gefüllter Kasten d, der zum Anlassen dient.

Harterz, s. Brauneisenerz.

Härtefala, s. Härte.

Hartfeld, s. Jura (deutscher).

Hartfelder, Carl, Historiker, geb. 25. April 1848 in Karlsruhe, gest. 9. Juni 1893 in Heidelberg, studierte 1868—75 Theologie, dann Philosophie und Geschichte, ward Gymnasiallehrer in Freiburg (Breisgau), Archivar in Karlsruhe und 1885 Gymnasialprofessor in Heidelberg. Er veröffentlichte: »Verner von Thiemar, ein Heidelberger Humanist« (Karlsruhe 1880); »Fünf Bäder Epigramme von Konrad Celtis« (Berl. 1881); »Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland« (Stuttg. 1884); »Deutsche Überlegungen klassischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis« (Berl. 1884); »Briefwechsel des Petrus Rhenanus« (mit Horawitz, Leipz. 1888); »Philipp Melancthon als Praeceptor Germaniae« (Bd. 6 der »Monumenta Germaniae paedagogica«, Berl. 1889); »Erziehung und Unterricht im Zeitalter des Humanismus« (in Schmid's »Geschichte der Erziehung«, 2. Teil, Bd. 2, Stuttg. 1889); »Melancthoniana paedagogica« (Leipz. 1892).

Hartfell (Dart Fell, »Hirschberg«), 804 m hoher Berg im südlichen Schottland (Dumfriesshire).

Hartflach, s. Eisen, S. 483.

Hartford (Hart. hartō), mehrere Städte in Nordamerika: 1) Hauptstadt des States Connecticut und der Grafschaft H., am schiffbaren Connecticut, der sich hier mit dem Park River vereinigt und in den Enfield-Schnellen starke Wasserkraft bietet, Bahnknotenpunkt, mit schönem Kapitol, Rathaus, Athenäum mit Gemäldegalerie und Bibliothek, Trinity College (25 Dozenten, 120 Studierende), theologischem Seminar, Irrenanstalt, Taubstummeninstitut, Hospital und (1900) 79,850 Einw., darunter 14,456 im Ausland (2140 in Deutschland) Geborne. Die Stadt ist Sitz großer Versicherungsgesellschaften (Albion 150 Mill. Doll.) und hat bedeutende Fabriken für Maschinen, Feuerwaffen (Colts), Wagen, Fahrräder, Nähmaschinen, Metallwaren, Papier, Zigarren, Wollentöpfe u. (1900) 888 Betriebe mit 13,363 Arbeitern und für 31,145,715 Doll. Waren. Ein holländisches Fort wurde hier 1633 angelegt und 1636 durch englische Ansiedler die Stadt gegründet -- 2) Stadt in Vermont, Grafschaft Windsor, am Connecticut und White River, Bahnknotenpunkt, mit Fabriken, Sägemühlen und (1900) 3817 Einw.

Hartfutter, Körnerfutter der Pferde, im Gegensatz zu Raubfutter (Heu).

Hartgewebe (mechanisches Gewebesystem der Pflanzen, Skelettsystem, Sclerem), die dem mechanischen Zwecke der Festigung dienenden Zellverbände des Pflanzentkörpers im Gegensatz zu den weichen Geweben (dem Mesem). Zu dem als Skelett der Pflanze zu bezeichnenden H. gehören der Ball (s. d.), ferner die verdickten, mit spaltenförmigen Poren versehenen Fasern des Holzes (Libriformfasern, s. Holz), das Kollenchym, eine durch

lokale Verdickung der Zellantien ausgezeichnete Form der Zellfasern, und endlich die nicht faserförmigen, stark verdichten und getupfelten Hartzellen (Steinzellen), die z. B. in zahlreichen Fällen die Festigkeit der Frucht- und Samenhüllen, desgleichen auch der Steinfürperchen im Fruchtfleisch der Birnen bedingen. Die Verteilung des Hartgewebes in der Wurzel, dem Stengel, dem Blatt u. a. entspricht den mechanischen Prinzipien, indem in der Pflanze Konstruktionen von größtmöglicher Festigkeit mit einem Minimum von Materialeinwand hergestellt sind. In einem biegungsfesten, an seinen Enden frei ausliegenden, in der Mitte belasteten Träger müssen die widerstandsfähigsten Konstruktionsstelle, die Wurtungen, an die obere und untere Grenzfläche verlegt werden, während die Verbindungen zwischen den Wurtungen (die Füllungen) aus weniger solidem Material hergestellt werden dürfen; die Querschnittsform eines solchen Trägers erscheint dabei als I oder als **I**. Soll der Konstruktionsstil nicht bloß in einer Ebene, sondern allseitig biegungsfest sein, so müssen mehrere Träger zu einem Kreise derartig verbunden werden, daß je zwei einander diametral gegenüberstehen. Werden die Träger außerdem in seitlicher Richtung miteinander verbunden, so werden die Füllungen entbehrlich, und bei völliger Vereinigung der Wurtungen entsteht schließlich als Konstruktionsform eine zylindrische Hohlzelle. Damit die Einzelwurtungen bei eintretender Spannung nicht seitlich ausweichen, gibt man ihnen häufig dieselbe Form wie dem ganzen Träger. Die Wandstärke des hohlzylindrischen Trägers muß ferner im richtigen Verhältnis zu seinem Durchmesser (im Minimum $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ des Durchmessers) stehen, weil sonst die Belastung leicht ein Einknicken der Wand eintritt; andernfalls müssen Ausstülpungsvorrichtungen jede Veränderung der Querschnittsform des Trägers verhindern. Soll dagegen eine auf Zugspannung eingerichtete Konstruktion hergestellt werden, so ist an Stelle der peripherischen Anordnung der Träger deren Vereinigung zu einer zentralen Masse am vorteilhaftesten. Diese, der Festigkeitslehre entnommenen Prinzipien sind nun in der Gewebeordnung der Pflanzen in überraschender Weise verwirklicht. Das festeste Element des Pflanzengewebes sind die dem Schmiebedreien (für gleiche Querschnittsfläche) an Tragvermögen gleichen, aber durch größere Dehnbarkeit und geringere Differenz zwischen Tragmodul und Festigkeitsmodul verschiedenen Bastfasern, die in der Pflanze überall da auftreten, wo das Maximum von Festigkeit erreicht werden soll. Das Kollenchym hat eine etwas geringere Festigkeit sowie eine niedriger liegende Elastizitätsgrenze, so daß es das geeignete Material zur Festigung junger, noch in Streckung begriffener Pflanzenteile darstellt. Da die Pflanzenstengel vorzugsweise auf Biegungsfestigkeit in Anspruch genommen werden, so müssen ihre Trägerelemente, d. h. die Bast- oder Kollenchymzellgruppen, nach den eben entwickelten Bauprinzipien eine peripherische Anordnung zeigen. Dies wird z. B. dadurch erreicht, daß dicht unter der Epidermis einzelne starke Bastrippen auftreten, die den Stengel in seiner ganzen Länge begleiten; in andern Fällen bilden sich an gleicher Stelle vollkommene **I**-Träger aus, deren äußere und innere Wurtung aus Bastzellen, deren Füllung dagegen aus weniger festen und dünnwandigen Elementen besteht. Häufig kommt, wie im Stengel mancher Monokotylen, durch festliche Verschmelzung der Träger ein kontinuierlicher Bastring zustande, der z. B. im Stiel der Gräser noch von außen her durch angelegte Bastrippen

verstärkt wird. Im ältern Stamme der Dicotylen wird der ursprüngliche Bastring durch das Dickenwachstum gesprengt, und es muß daher das Stierorn auf die Innenseite des Kambiums verlegt werden, wo es sich als Librisform in zahlreichen konzentrisch angeordneten Holzringen, meist in ziemlich regelloser Weise mit dünnwandigern Elementen durchsetzt, ausbildet. Während Stengel und Stamm allseitig biegungsfest sein müssen, werden die Blätter vorzugsweise in der Richtung senkrecht zur Flächenausdehnung gebogen und besitzen daher meist eine reihenförmige Anordnung der Träger. Wurzeln und Rhizome sind dagegen Zugkräften ausgesetzt und entwickeln, dem mechanischen Prinzip der Gewebeordnung entsprechend, einen zentralen Zylinder von **H**. Eine zentrale Lagerung des Hartgewebes tritt auch in den Stengeln von Schling- und Kletterpflanzen, in Ranken, in hängenden Fruchtstielen und in den Stengeln vieler Wassergewächse auf, da alle diese Organe gleich den Wurzeln zugest gebaut sein müssen. Die Steinschale der Steinfrüchte und der Kasse, die den eingeschlossenen Samen gegen Druck von außen schützt, zeigt Gewölbekonstruktion. Für den Schutz zarter, im Wachstum begriffener Teile besitzen die Pflanzen bisweilen eigenartige mechanisch-anatomische Einrichtungen. So befindet sich am Stiel der Gräser dicht über jedem Knoten eine Wachstumszone, in der die Gewebe in zartwandigen teilungsfähigen Zustände verharren; an dieser Stelle würde durch den Wind sehr leicht ein Einknicken herbeigeführt werden, wenn nicht die umhüllende Blattscheide dort ein besonders stark entwickeltes mechanisches Skelett besäße. Auch die Scheide, die bei der Grasnelle (*Armeria vulgaris*) unterhalb des Blütenkopfes den obern Teil des Blütenstängels umgibt, hat eine ähnliche mechanische Bedeutung. Noch im Wachstum begriffene Stengel bauen ihr mechanisches System zunächst nicht aus Bast, sondern aus Kollenchym auf, dessen mit lebendem Inhalt versehene Zellen dem Wachstum zu folgen vermögen. Andre mechanische Konstruktionen treten dann ein, wenn die Veränderung in der Querschnittsform eines innern, lockern und laubigen Organes, wie z. B. in dem luftführenden Stengel vieler Arten von Juncus und Scirpus, verhindert werden soll, in denen quergelegte Gewebepiaten (Diaphragmen) die notwendige Ausdehnung herbeiführen und das Einknicken verhindern. Vgl. Schwendener, Über das mechanische Prinzip im anatomischen Bau der Monokotylen (Leipz. 1874); Westermaier, Beiträge zur Kenntnis des mechanischen Gewebesystems (Berl. 1881); Haberlandt, Entwicklungsgeographie des mechanischen Gewebesystems (Leipz. 1879) und Physiologische Pflanzenanatomie (2. Aufl., daf. 1896).

Hartgipsdielen, s. Gipsdielen.

Hartglas, s. Glas, S. 895.

Hartgummi, s. Kautschuk.

Hartgufs, Einguß von großer Härte und Festigkeit, für den das Material direkt aus manganhaltigem Braun- oder Spateisenstein durch Verhüttung mit Holzkohle oder durch Zusammenkneten von stählernem weichen und weichem tieferen Kohleisen, bisweilen unter Zusatz von Mangan-, Schmelzeisen oder Stahl gewonnen wird. Gewöhnlich wird dieses Material in metallene Coquillen (Schalen, Coquillengufs, Kapselgufs) gegossen, welche die Wärme schnell ableiten und dadurch die chemische Bindung des Kohlenstoffes in der äußern Schicht des Gufstüchtes, mit andern Worten die Bildung einer äußern Schicht von weichem oder halbiertem Kohleisen bewirken, das nach dem Innern zu ohne merkbare

Grenze in halbiertes und endlich in graues Kobaltisen übergeht. Gewöhnlich hat die harte Schicht eine Stärke von 10—15, auch 20 mm, mit manchem Material erreicht man sogar 50 mm. Da aber die Bearbeitung der auf Coquillen gegossenen Flächen wegen ihrer Härte große Schwierigkeiten bietet (sie erfordert besonders konstruierte und gehärtete Schleifsteine und Schmirgelrösten), so läßt man die Coquille sich nur auf diejenigen Teile des Gußstückes erstrecken, die eine harte Oberfläche erfordern. Räum geringere Bedeutung als die in Coquillen gegossenen haben für den Maschinenbau die ohne solche erzeugten Hartgußfabrikate, die sich vor gewöhnlichem Gußeisen durch große Widerstandsfähigkeit gegen Stöße und Durchbiegungen auszeichnen und diese Eigenschaft lediglich der sorgfältigen Auswahl und Mischung der Materialien verdanken. Man verwendet d. h. Kreuzungs- und Herzstäben für Schienenringleise, Klüßern für Eisenbahn- und Pferdebahnhöfe und Lokomotiven, Signalpfosten, Käufersteine, Mühlengraben, Kammern, Pannern und andern Werkzeugen, Ambossen, Werten, Lochplatten, Ziehisen, vor allem aber zu Walzen aller Art, dann zu Maschinenteilen, besonders für landwirtschaftliche Maschinen, zu Geschossen und Geschosspanzerungen. Der ohne Coquillen hergestellte d. h. dient zu Brennstößen, Balanciers, gekrümmten Wellen, Kurbeln, Pleuellstangen, Ventillstößeln und Kolbenringen, Pumpenstößen und ganzen Drucksäulen in Bergwerken, ferner zu hydraulischen Zylinder, Schmelzgefäßen, Kesseln, in denen Salzlösungen oder Säuren gekocht werden sollen, zu Wasserstrahlmaschinen u. Geschosse aus Gußstahlmetall, die einen grauen bis halbierten Kern bei strahlig silberweißem Rand zeigen und 2,15—2,40 Proz. Kohlenstoff enthalten, werden in der Weise geformt, daß auf einer massiven Coquille von äußerlich feckartiger Gestalt die Formulasten für Mantel und Böden festhängen und im obern Formulasten bei Hohlgeschossen die Kerne aufgehängt und befestigt werden. Für manche Gegenstände, wo Hartguß in Weiteformen, verwendet man auch vollkommen weißstrahligen Guß, der aber Stöße oder Erschütterungen nicht erträgt. Ganz in Budapest brachte in die Gußform eine dicke Lage von mit Zinnblech angetrichenem metallischen Antimon, so daß sich beim Eingießen des flüssigen Kobaltisens eine harte Legierung von Eisen und Antimon auf der Oberfläche der Gußstücke bildet. Vgl. Dürre, Handbuch des Eisengießereibetriebes, Bd. 2 (3. Aufl., Leipz. 1896).

Hartgußgranaten, s. Granaten, S. 222.

Hartitz, Stadt in der sächs. Kreis. Leipzig, Amtsh. Büßeln, an der Staatsbahnlinie Baldheim-Rochlitz, 261 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Lutherdenkmal, Filz- und Schuhwaren-, Zigarren-, Luxusmöbel-, Perlmutterknopf- und Trübsenfabrikation, mechanische Weberei, Stuhl- und Wagenbauerei und (1900) 5218 Einw.

Hartau (H. im Erzgebirge), Dorf in der sächs. Kreis. und Amtsh. Chemnitz, im Erzgebirge, an der Büßeln- und der Staatsbahnlinie Stolberg-Chemnitz, 323 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Lutherdenkmal, 2 Kammergarnspinnereien, Fabrikation von Weißbrotkränzen, Kopierpressen, Werkzeugmaschinen, Wäse und Möbelschmuck, Eisengießerei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1900) 4503 Einw.

Hartauigkeit, beim Kind eine abnorme Beschaffenheit der Haut, die trocken, steif, hart, mit Oberhautschuppen reichlich bedeckt ist, sehr anliegt, beim Emporheben knarrt und längere Zeit in einer Falte

stehen bleibt; das Haar ist rauh, glanzlos, das Abhaaren verzögert. H. ist eine Folge chronischer Gesundheitsstörungen.

Harten, Pflanzengattung, f. Hypericum.

Hartengewächse (Hyperikoiden), Unterfamilie der Guttiferen (f. d.).

Hartig, 1) Franz, Graf von, österreich. Staatsmann, geb. 5. Juni 1789 in Dresden, wo sein Vater, Graf Franz de Paula von H. (gest. 1797), österreichischer Gesandter war, gest. 17. Jan. 1865, trat in den Staatsdienst, erhielt 1825 das Auserkennung von Steiermark, 1830 die Verwaltung der Lombardei, wo er große Popularität genoss. 1840 zum Staats- und Konferenzminister ernannt, erhielt er die finanzielle Abteilung des Staatsrats und förberte das Eisenbahnwesen sowie andere wirtschaftliche Reformen. 1848 zog er sich in das Privatleben zurück und verfasste mehrere freimütige, die Ursachen der Katastrophe darlegende Schriften: »Das kaiserliche Manifest vom 26. September 1848« (Prag 1848); »Genesis der Revolution in Österreich« (3. Aufl., Leipz. 1851) und anonym: »Nachgedanken des Publizisten Gottlieb Jurek« (dof. 1851). Er wurde nach 1859 in den Reichsrat, später im Herrenhaus berufen und gehörte zu den Vorkämpfern der Gesamtstaatsidee.

2) Edmund, Graf von, österreich. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 2. Nov. 1812 in Wien, gest. 30. März 1883 in San Remo, trat in den diplomatischen Dienst und war 1846—50 nacheinander Gesandter in Kassel, Kopenhagen und München. Seit 1861 im böhmischen Landtag und im Reichsrat tätig, gehörte er zu den eifrigsten Verfechtern der Schmelzungs-Politik und wurde nach Benedikt Sturz 1867 Oberlandmarschall von Böhmen und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.

Hartig, 1) Georg Ludwig, Forstmann, geb. 2. Sept. 1764 in Wiedenbach bei Nienburg, gest. 2. Febr. 1837 in Berlin, erlernte das Forst- und Jagdwesen in Hatzburg, studierte in Gießen 1781—1783, ward 1786 Forstmeister des Fürsten Solms-Braunsfels zu Hungen (Bettlerau) und errichtete hier eine Privatforstschule. 1797 berief ihn der Fürst von Nassau-Oranien als Landforstmeister nach Dillenburg, wo die Forstschule eine erweiterte Gestalt erhielt. 1806 ging er als Oberforstrat nach Stuttgart und 1811 als Oberlandforstmeister nach Berlin. Unausgezeichnet wissenschaftlich tätig, verbreitete er durch seine trefflichen Lehrbücher tüchtige praktische Bildung unter den Forstmannern; dabei hielt er selbst in Berlin vielbesuchte Vorträge über Forstwissenschaft. H. schrieb: »Anweisung zur Holzucht für Förster« (Wart. 1791, 7. Aufl. 1817); »Physikalische Veruche über das Verhältnis der Brennbarkeit der meisten deutschen Waldbaumhölzer« (dof. 1794, 3. Aufl. 1807); »Anweisung zur Tagation und Beschreibung der Forste« (Gießen 1795, 4. Aufl. 1819); »Grundsätze der Forstdirektion« (Gadamar 1803, 2. Aufl. 1813); »Lehrbuch für Förster« (Stuttg. 1806; 11. Aufl., hreg. von Theod. u. Rob. H. 1877, 3 Bde.; 1871 umgearbeitet von Herggreve, 2. Aufl., Berl. 1875; mehrfach übersezt); »Veruch über die Dauer der Hölzer« (Stuttg. 1822); »Erfahrungen über die Dauer der Hölzer« (Berl. 1836); »Forstliches und forstnaturwissenschaftliches Konversationslexikon« (dof. 1834, mit seinem Sohn Theodor H.; 2. Aufl., Stuttg. 1836); »Lehrbuch für Jäger« (dof. 1810; seit der 6. Aufl. hreg. von Theodor H., 11. Aufl. von Robert H., 1884; eine andere, nach der 5. Auflage bearbeitete Ausgabe erschien Neudamm 1903); »Lexikon für

Jäger und Jagdfreunde« (Berl. 1836, 2. Aufl. 1859 bis 1861). Auch gab er das »Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen« (1806—08) und das »Forst- und Jagdarchiv von und für Preußen« (1816 bis 1822) heraus. Bei Darmstadt, Wadenbach und Hohenheim wurden ihm Denkmäler errichtet.

2) Theodor, Forstmann und Naturforscher, Sohn des vorigen, geb. 21. Febr. 1805 in Dillenburg, gest. 26. März 1880 in Braunschweig, studierte 1824—27 in Berlin, war 1831—33 Dozent der Forstwissenschaft an der Universität Berlin, wurde 1835 außerordentlicher Professor daselbst, 1838 Forstrat und Professor der Forstwissenschaft am Carolinum in Braunschweig und trat 1878 nach Aufhebung der Forstschule daselbst in den Ruhestand. Er schrieb außer dem mit seinem Vater bearbeiteten »Forstlichen und forstnaturwissenschaftlichen Konversationslexikon«: »Die Ackerflora Deutschlands« (Berl. 1837, 1851); »Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Kulturpflanzen Deutschlands« (daf. 1840—51, neue Ausg. 1886); »Vergleichende Untersuchungen über den Ertrag der Kothbäume« (daf. 1847, 2. Aufl. 1851); »Über das Verhältnis des Brennwertes der Holz- und Torfarten« (Braunschw. 1856); »Kontrastverien der Forstwirtschaft« (daf. 1853); »System und Anleitung zum Studium der Forstwirtschaftslehre« (Leipz. 1858) und »Anatomie und Physiologie der Holzpflanzen« (Berl. 1878). Auch gab er die spätern Auflagen von seines Vaters »Lehrbuch für Jäger«, »Lehrbuch für Förster« und die »Jahresberichte über die Fortschritte der Forstwissenschaft und der forstlichen Naturkunde« (1836—37) heraus.

3) Karl Ernst, Technolog, geb. 20. Jan. 1836 in Stein bei Köchlin, gest. 23. April 1900 in Dresden, besuchte die technischen Lehranstalten in Chemnitz und Dresden, arbeitete in der Fabrik von Rich. Hartmann und widmete sich nach Vollendung seiner Universitätsstudien dem Lehrfach der mechanischen Technologie. Er wurde Assistent von Hülße in Dresden, 1863 Lehrer und 1865 Professor der mechanischen Technologie am Polytechnikum in Dresden. Er lieferte Untersuchungen über Arbeitsmaschinen und »Untersuchungen über die Heftkraft der Steinkohlen Sadflens« (Leipz. 1860), redigierte seit 1873 den »Zivilingenieur«, wurde 1877 Mitglied des kaiserlichen Patentamtes und schrieb: »Studien in der Praxis des kaiserlichen Patentamtes« (daf. 1890).

4) Robert, forstwirtschaftl. Schriftsteller, Sohn von S. 2), geb. 30. Mai 1839 in Braunschweig, gest. 9. Okt. 1901 in München, studierte in Braunschweig am Collegium Carolinum und in Berlin, trat 1864 als Forstmann in braunschweigischen Staatsdienst, wurde 1867 an die Forstakademie nach Oberwalde berufen, dort 1871 zum Professor ernannt und ging 1878 als Professor der Forstbotanik nach München. S. hat die Anregung zu dem wissenschaftlichen Ausbau der Pathologie der forstlichen Kulturgewächse gegeben und diese Disziplin wesentlich gefördert. Er schrieb: »Vergleichende Untersuchungen über den Wachstumsang und Ertrag der Kothbäume und Eiche im Speßart, die Kiefer in Farnern, die Weisstanne im Schwarzwald« (Stuttg. 1865); »Die Rentabilität der Fichtennuppholz- und Buchenbrennholzwirtschaft im Harz und Jelegergebirge« (daf. 1868); »Wichtige Krankheiten der Waldbäume« (Berl. 1874); »Die durch Pilze erzeugten Krankheiten« (2. Aufl., Bresl. 1875); »Die Zerkleinerungserscheinungen des Holzes der Nadelholzbäume und der Eiche« (Berl. 1878); »Lehrbuch der Baumkrankheiten« (daf. 1882, 2. Aufl. 1889;

3. Aufl. als »Lehrbuch der Pflanzenkrankheiten«, 1900); »Die anatomischen Unterscheidungsmerkmale der wichtigsten in Deutschland wachsenden Holzarten« (Münch. 1879, 4. Aufl. 1898); »Der Kurzelnitz des Weinstockes« (Berl. 1883); »Die Fortschritte des Baustockes«, Bd. 1: »Der echte Dauschwamm« (daf. 1885; 2. Aufl. von Tudeuf, daf. 1902); »Das Holz der deutschen Nadelbäume« (daf. 1885); »Das Holz der Kothbäume« (mit Rudolf Weber, daf. 1888); »Lehrbuch der Anatomie und Physiologie der Pflanzen« (daf. 1891); »Holzuntersuchungen. Altes und Neues« (daf. 1901). Auch gab er »Untersuchungen aus dem forstbotanischen Institut zu München« (Berl. 1880—1883, 3 Tle.) heraus.

Harting, Pieter, Naturforscher, geb. 27. Febr. 1812 in Rotterdam, gest. Anfang Dezember 1885 in Amersfoort, studierte Medizin und war 1843—81 Professor in Utrecht. Er schrieb: »Das Mikroskop« (1840—64, Fortsetzung 1858; deutsch von Thiele, 2. Aufl., Braunschw. 1866, 3 Bde.); »Recherches micrométriques sur le développement des tissus et des organes du corps humain« (1845); »De voorwereldlijke scheppingen« (1857; deutsch von Martin, Leipz. 1859); »Le Képhalographie« (1861); »Leerboek van de grondbeginselen der dierkunde« (1862—74, 3 Bde.); »De bouwkanalen der dieren« (1862, 2. Aufl. 1870); »L'appareil épisternal des oiseaux« (1864); »De magt van de kleine« (2. Aufl. 1866; deutsch, Leipz. 1851); »Recherches de morphologie synthétique sur la production artificielle de quelques formations calcaires organiques« (1872, Preis Ranthyon).

Hartington (sic Hartington), Marquis von, f. Devonshire, S. 851.

Hartl, Mineral, f. Fichtelst.

Hartl, Heinrich, hervorragender Geodät, geb. 23. Jan. 1840 in Brünn, gest. 8. April 1903 in Wien, studierte 1856—59 an der Technischen Hochschule in Wien, trat 1859 in den österreichischen Militärdienst, machte die Feldzüge von 1864 und 1866 mit und gehörte seit 1869 dem Militärgeographischen Institut in Wien an, in dem er sich als langjähriger Leiter der trigonometrischen Abteilung der geodätischen Gruppe besonders um die Vervollständigung der Triangulierungen verdient gemacht hat. 1873—75 war er in topographischen Zwecken in Mazedonien, Rumelien und Bulgarien tätig und führte 1889—96 im Auftrage der griechischen Regierung die Triangulierung und die Anfänge der Landesvermessung Griechenlands durch. 1898 trat er in den Ruhestand und wurde zum Professor der Geodäsie an der Universität Wien ernannt. Die Trassierung des Aetbergtunnels führte er nach dem Projekt des Geologen Wolf aus. Von 1883—96 redigierte er die »Mitteilungen des Militärgeographischen Instituts«. Seine zahlreichen Arbeiten, besonders meteorologischen, magnetischen und geodätischen Inhalts, enthält sein von Ziemer geschriebener Rückblick in den »Mitteilungen des Militärgeographischen Instituts«, Bd. 23 (1904).

Hartl, bei Vögelnamen Abkürzung für Gustav Hartlaub (f. d.).

Hartlaubshofer, f. Brache.

Hartlaub, Gustav, Ornitholog, geb. 8. Nov. 1814 in Bremen, gest. daselbst 20. Nov. 1900, studierte seit 1837 in Berlin, Bonn und Göttingen Medizin, besuchte die wissenschaftlichen Institute in Paris, Leiden, London, Edinburgh und Wien und ließ sich dann in Bremen als Arzt nieder. Seine Haupttätigkeit galt der Zoologie, besonders der Ornithologie.

Er schrieb: »System der Ornithologie Westafrikas« (Brem. 1857); »Beitrag zur Fauna Centralpoloniens« (mit Finsch, Halle 1867); »Die Vögel Ostafrikas« (mit Finsch, als Bd. 4 von v. d. Dehns »Reisen in Ostafrika«, Leipz. 1870); »Die Vögel Madagaskars und der benachbarten Inselgruppen« (Halle 1876). Auch bearbeitete er die zoologischen Sammlungen Emin Paschas und lieferte 1846—71 die ornithologischen Berichte für Troopsfelds »Archiv der Naturgeschichte«.

Hartlaubseifig (Buttergimpel, Rosambil, Haublättchen, *Orithagra datyraea* L.), Vogel aus der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Gimpel (Pyrrhulinae), von der Größe des Zeisigs, oberseits olivengrün, unterseits gelb, am Kopf olivengrau, an Stirn und Augenbrauen gelb, bewohnt Afrika vom Senegal bis Habesch und von hier bis zum Kap und ist aus Madagaskar, Bourbon, Mauritius und St. Helena eingebürgert. Bei uns gehört er zu den beliebtesten Käfigvögeln.

Hartländer, s. Barzenschwein.

Hartleben, Otto Erich, Schriftsteller, geb. 8. Juni 1864 in Klausthal, studierte die Rechte, verließ jedoch schon im Juli 1890 den Staatsdienst, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen. D., der seinerzeit dem Kreise der Berliner »Freien Bühne« angehörte, hat sich durch seine an guten französischen Reizern gebildete künstlerische Form, zumal im Drama, wie durch seinen geistreichen Humor hervorgetan. Er veröffentlichte die vortreffliche Übersetzung der romanischen Gedichte »Pierrot Lunaire« von Albert Giraud (Berl. 1893), ferner: »Zwei verschiedene Geschichten« (Leipz. 1887; 2. Aufl. u. d. T.: »Die Serenhy« (Berl. 1891 u. d.), »Die Geschichte vom abgerissenen Knopf« (Berl. 1893, 10. Aufl. 1901), »Vom galtsfreien Pastor« (daf. 1895, 12. Aufl. 1903), »Der römische Maler« (daf. 1898), »Liebe kleine Kama« (Münch. 1904). Am meisten Erfolg hatte er aber als Bühnendichter mit den Komödien »Angele« (Berl. 1891), »Der Trost. Familiendrama nach Henrik Ibsen« (Barodie (daf. 1891), »Hanna Jagert« (daf. 1893, 3. Aufl. 1902), »Die ständige Forderung« (daf. 1897, 4. Aufl. 1898), »Ein wahrhaft guter Mensch« (daf. 1899) und dem Epiquetypus »Die Vertrieben« (daf. 1899, 2. Aufl. 1901); auch das Schauspiel »Ein Ehrenwort« (daf. 1894, 2. Aufl. 1902) übte mit seinen grellen Effekten starke Wirkung auf den Bühnen aus; doch den größten Beifall fand die 1902 mit dem Grillparzer-Preis gekrönte Dünjesträgbude »Kosmopolit« (daf. 1900, 10. Aufl. 1901), in der die wenig originelle Handlung durch eine vortreffliche Darstellung des Nilitus gehoben ist. Seine lyrischen Gedichte vereinte D. in der Sammlung »Meine Verse« (Berl. 1895), dazu als zweiter Teil: »Von reifen Früchten« (Münch. 1903). Ferner veröffentlichte er eine geschichte chronologische Auswahl aus Goethes Gedichten: »Goethe. Brevier« (Münch. 1895, 2. Aufl. 1901), und aus Johann Schöfflers »Gerubinschen Wandersmann« die Sammlung: »Angelus Silestus« (Berl. 1896, 2. Aufl. 1904).

Hartlebigkeit, f. Stuhlverstopfung.

Hartlepool (spr. hartso), Seefest (municipal borough) in der engl. Grafschaft Durham, besteht aus dem eigentlichen H., aus steiler Halbinsel, mit einer gotischen Kirche (St. Hilba) aus dem 12. Jahrh. und (1901) 22,723 Einw., und dem jenier der ausgebeulten Docks liegenden West H., mit 62,627 Einw. H. hat Schiff- und Maschinenbau (1901 wurden 31 Schiffe von 73,277 Ton. für das Inland und 10 von 26,049 T. für das Ausland gebaut), ist aber vor-

wiegend Handelsstadt. Zum Hafen gehören (1901) 279 Seeschiffe von 419,108 T. und 52 Fischerboote. 1901 liefen 2089 Schiffe (darunter 1147 Küstenschiffe) von 835,746 T. ein. Wert der Ausfuhr britischer Produkte (meist Woll-, Baumwoll-, Eisenwaren, Kohlen) 1901: 1,481,471 Pfd. Sterl. der Einfuhr (Getreide, Eisen, Holz, Früchte, Eier) 2,004,481 Pfd. Sterl. An der Meeresküste finden sich merkwürdige Höhlen. D. ist Sitz eines deutschen Konsuls und war schon im 12. Jahrh. als Hafenplatz bedeutend, West H. ist erst 1844 angelegt.

Hartley (spr. hart), David, engl. Philosoph, geb. um 1704 zu Ailingworth in der Grafschaft York, gest. 1757 in Bath, studierte erst Theologie, dann Medizin und Philosophie zu Cambridge und lebte als Arzt an verschiedenen Orten, zuletzt in Bath. Als Anhänger Lockes hat er in seiner Schrift »Observations on man« (Lond. 1749, 2 Bde.; deutsch von Viktorius, Kistof u. Leipz. 1772, 2 Bde.) die physiologische Theorie des Empirismus physiologisch dadurch zu begründen gesucht, daß er die primitiven Eindrücke (Ideen) durch Gehirnschwingungen, ihre Verknüpfung aber durch Assoziation von Gehirnschwingungen veranlaßt sein läßt, ohne jedoch die ersten mit den letztern für identisch zu erklären. Empfindung und Muskelbewegung werden seiner Lehre zufolge durch eine schwingende (zitternde) Bewegung der Nerven verursacht, die sich in das Gehirn fortpflanzt und dadurch in diesem letztern eine Veränderung (Schwingung) erzeugt, welcher ihrerseits eine Veränderung im Bewußtsein (Vorstellung) entspricht. Durch die häufige Wiederholung ähnlicher Schwingungen im Gehirn entsteht in diesem eine Disposition (Leichtigkeit), dieselbe Schwingung und dadurch die ihr entsprechende Vorstellung hervorzurufen, woraus das Gedächtnis, und ebenso durch die Wiederholung der nämlichen Bewegung eine Geheißheit des Gehirns, die mit einer gewissen Vorstellung assoziierte Muskelempfindung und durch diese die entsprechende Muskelbewegung zu erzeugen, woraus die Fertigkeit beruht. Diese seine Ansichten führten wohl zum Determinismus, aber nicht wie die Priestleys zum Materialismus. Vielmehr hielt D. am Spiritualismus fest und glaubte im Sinne des Deismus seiner Zeit an Gott und die Unsterblichkeit der Seele. D. wurde durch seine (physiologische) Lehre von den Nervenschwingungen der Vorgänger der neuern Nervenphysiologie, welche die Gesetze der physikalischen Wellenlehre auch auf die Nervenvorgänge ausdehnt. Vgl. Bower, Hartley und James Mill (Lond. 1881); Schoenlan, D. und Priestley, die Begründer des Assoziationismus in England (Halle 1882).

Hartling, zinnhaltiges Eisen, öfters mit geringen Mengen von Kupfer, Zinn und k., das sich beim Verschmelzen eisenhaltiger Zinnerze in Schmelzen auf deren Sohle und im Herd ansetzt oder beim Seigern von eisenhaltigem Zinn zurückbleibt.

Hartlinge, s. Firsichbaum.

Hartlot, f. Lot.

Hartm., bei Pflanzernamen Abkürzung für Karl Johann Hartmann, geb. 14. April 1790 in Wesse, gest. 27. Aug. 1849 als Arzt in Stockholm. Schrieb: »Handbok i Skandinavians Flora« (Stockh. 1820, 12. Aufl. 1889); »Svensk och Norsk Excursions Flora« (4. Aufl., daf. 1866).

Hartmachen, f. Festmachen.

Hartmannägers, Mineral, soviel wie Philo-

Hartmann, Raststätten in Böhmen, Bezirkt. Schüttenhofen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Spiegelglasraffinerie und (1900) 1024 deutsche Einw.

Hartmann, 1) Richard, Industrieller, geb. 8. Nov. 1809 in Barr bei Strößburg, gest. 16. Dez. 1878 in Chemnitz, trat 1832 bei Haubold, dem Begründer der Chemnitzer Maschinenindustrie, als Gehilfe in Arbeit. 1837 machte er sich selbständig und begann mit nur drei Arbeitern den Bau von Baumwollspinnmaschinen. Durch die Erfindung und Ausführung der »Continue«, einer Vorspinnvorrichtung für Streichgarnspinnerei, gewann seine Fabrik einen wesentlichen Aufschwung; nun richtete er auch Eisen- und Metallgießerei ein und baute Dampfmaschinen und Dampfkessel. 1847—48 errichtete er eine Werkstätte für Lokomotiven und Tenderbau, seit 1855 lieferte er auch Turbinen und Tangentialröhren, bald darauf größere Bergwerksmaschinen, Kunstgezeuge, Bohraparate und endlich auch Werkzeugmaschinen. Die Fabrik war eine der großartigsten und namentlich vielseitigsten in Deutschland. 1870 ging sie durch Kauf in den Besitz einer Aktiengesellschaft, der »Sächsischen Maschinenfabrik zu Chemnitz«, über, doch blieb R. bis zu seinem Tod im Verwaltungsrat tätig.

2) Robert, Naturforscher, geb. 8. Okt. 1832 in Blonsburg am Dorz, gest. 30. April 1893 in Neubabelsberg, studierte in Berlin Medizin und Naturwissenschaften, begleitete 1859—60 den Freiherrn A. v. Bornim nach Nordostafrika, wurde 1865 Lehrer der Zoologie und vergleichenden Physiologie an der landwirtschaftlichen Akademie zu Prossau und 1867 Professor der Anatomie an der Universität zu Berlin. 1871—79 war er Vizepräsident der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin und später Generalsekretär der Anthropologischen Gesellschaft. Er lieferte mehrere Untersuchungen über die Anatomie von Säugetieren, angefaßt an der italienischen und schwedischen Küste. Sein auf der afrikanischen Reise, besonders im Senaar, gesammeltes Material für Geographie, Ethnographie und Zoologie verarbeitete er in dem Werk »Reise des Freiherrn A. v. Bornim durch Nordostafrika u.« (Berl. 1863). Er schrieb ferner: »Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer« (Berl. 1865—66); »Die Nigritier« (daf. 1876, Bb. 1); »Die Völler Afrikas« (Leipz. 1880); »Handbuch der Anatomie des Menschen« (Straßb. 1881); »Der Gorilla« (Leipz. 1881); »Die menschenähnlichen Affen« (daf. 1883); »Aethiopien« und »Die Nilländer« (daf. 1883); »Madagaskar u.« (daf. 1886). Auch bearbeitete er den anthropologischen Teil des Werkes über die Forschungsreihe der Vazelle. Mit Bastian begründete er 1869 die »Zeitschrift für Ethnologie«.

3) Gustav, Romantiker, geb. 31. März 1835 in Seckelbe bei Braunschweig, gest. 16. Nov. 1894 in Tübingen, war von 1860—64 Privatdozent in Göttingen, wurde 1864 als Professor des römischen Rechts nach Basel, 1872 nach Freiburg berufen und lehrte seit 1878 in Göttingen, von wo er 1885 einem Ruf nach Tübingen folgte. Er schrieb: »Zur Lehre von den Erbverträgen und von den gemeinschaftlichen Testamenten« (Braunsch. 1860); »Über den rechtlichen Begriff des Geldes und den Inhalt von Geldschulden« (daf. 1868); »Über Begriff und Natur der Vermächtnisse im römischen Recht« (daf. 1872); »Die Obligation« (Erlang. 1875); »Internationale Geldschulden« (Freiburg i. Br. 1882); »Juristischer Kasus« (Jena 1884); »Leibniz als Jurist und Rechtsphilosoph« (Tübing. 1892).

4) Karl Robert Eduard von, Philosoph, geb. 23. Febr. 1842 in Berlin als Sohn des Generals Robert v. S., trat 1858 in das Garde-Artillerieregiment und besuchte die Artillerieschule, nahm 1865 als

Oberleutnant wegen eines Knieleidens seinen Abschied, promovierte 1867 in Rostock und lebt seitdem als Privatmann in Berlin und Großlichterfelde bei Berlin. Nachdem er mit 22 Jahren dem »Gedanken als seinen Beruf« erkannt hatte, begann er gegen Ende 1864 sein philosophisches Hauptwerk »ohne Plan« der Reihe nach niederzuschreiben, das unter dem Namen »Philosophie des Unbewußten« (Berl. 1869; 11. Aufl. 1904, 3 Bde.) erschien und rasch Aufsehen erregte. In die letzten Auflagen sind zwei naturphilosophische Abteilungen aufgenommen, die vorher selbständig erschienen waren: »Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Deszendenztheorie« (Berl. 1872, 2. Aufl. 1877) und »Wahrheit und Irrtum im Darwinismus« (daf. 1875). Sein zweites Hauptwerk ist »Das sittliche Bewußtsein« (zuerst u. d. T. »Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins«, Berl. 1879, 2. Aufl. 1885), sein drittes: »Religionsphilosophie«, in 2 Bänden (2. Aufl., Leipz. 1888; Bb. 1: »Das religiöse Bewußtsein der Menschheit«, Bb. 2: »Die Religion des Westens«); sein viertes »Kritik« (Berl. 1886—87, 2 Bde.; Bb. 1: »Die deutsche Kritik seit Kant«; Bb. 2: »Die Philosophie des Schönen«). Als größere Werke kommen noch hinzu: »Kategorienlehre« (Leipz. 1896), »Geschichte der Metaphysik« (daf. 1899—1900, 2 Bde.) und »Die moderne Psychologie« (daf. 1901). Außerdem veröffentlichte er neben einigen kleineren Schriften: »Über die dialektische Methode« (Berl. 1868); »Das Ding an sich und seine Beschaffenheit« (daf. 1871; 2. Aufl. 1875 u. d. T.: »Kritische Grundlegung des transzendentalen Realismus«, 3. Aufl. 1885); »Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten« (daf. 1874; 2. Aufl. 1878 u. d. T.: »Neutonionismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus«); »Die Selbstzerstörung des Christentums und die Religion der Zukunft« (3. Aufl., daf. 1888); »Gesammelte Studien und Aufsätze« (daf. 1876, 3. Aufl. 1888), die zugleich die zweite Auflage mehrerer kleinerer Schriften, wie »Schellings positive Philosophie als Einheit von Vogel und Schopenhauer« (1869), »Gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten« (1872), »Über Schopenhauers »Nomo und Julie« (1872) darstellen und eine Selbstbiographie enthalten; »Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie« (Berl. 1880; 2. Aufl., Leipz. 1888); »Zur Geschichte und Begründung des Positivismus« (Berl. 1880; 2. Aufl., Leipz. 1892); »Das Indutium in Gegenwart und Zukunft« (2. Aufl., daf. 1885); »Philosophische Fragen der Gegenwart« (daf. 1885); »Der Spiritismus« (daf. 1885; 2. Aufl. 1898); »Moderne Probleme« (daf. 1885, 2. Aufl. 1888); »Lopes Philosophie« (daf. 1888); »Das Grundproblem der Erkenntnistheorie« (daf. 1889); »Kritische Exzerptsammlungen durch die Philosophie der Gegenwart« (daf. 1889); »Die Grenzhypothese des Spiritismus und seine Phantome« (daf. 1891); »Kant's Erkenntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwicklung« (daf. 1893); »Die sozialen Kernfragen« (daf. 1894); »Lagesfragen« (daf. 1896, neue Folge 1900); »Schellings philosophisches System« (daf. 1897); »Ethische Studien« (daf. 1898); »Die Weltanschauung der modernen Physik« (daf. 1902). Die hauptsächlichsten Schriften finden sich vereint in den »Ausgewählten Werken« (Leipz. 1886—1901, 13 Bde.). Unter dem Pseudonym Karl Robert veröffentlichte S.: »Dramatische Dichtungen: Tristram und Isolde«, David und Bathseba« (Berl. 1871). In der Metaphysik sucht S. unter Anlehnung an Schellings positive Philosophie die Prinzipien der

und Schopenhauers: die logische Idee und den unlogischen Willen zum »Umwandeln« im Sinn eines unbewußten Weltheistes zu verschmelzen und den abstrakten Monismus der spekulativen Systeme mit dem realistischen Individualismus zu einem »konkreten Monismus« zu verknüpfen. In der Naturphilosophie strebt er auf der Basis des ersten Empirismus mittels der induktiven Methode eine Vereinigung der modernen Naturwissenschaft mit der metaphysischen Spekulation an; im Bereich der unorganischen Natur vertritt er einen »atomistischen Dynamismus«, in dem der organischen einen »Neovitalismus«. In der Erkenntnistheorie sucht er den transzendentalen Idealismus Kants durch seine Konsequenzen ad absurdum zu führen und die realistischen Bestandteile der Kantischen Vernunftkritik zu einem »transzendentalen Realismus« zu erweitern. Seine Ethik ist gleichzeitig auf die Teleologie (wie bei Hegel) und auf den Monismus (wie bei Schopenhauer) gegründet und sucht den moralischen Triebfebern des Geismads, des Gefühls und der Vernunft gleichmäßige Rechnung zu tragen. Seine Religionsphilosophie strebt auf psychologischer Basis eine Vereinigung der wertvollen Bestandteile des Christentums und der indischen Religionen, eine Überwindung des abstrakten Monismus und Theismus in der Synthese des konkreten Monismus an. Seine Ästhetik bekämpft den abstrakten (Platonischen) Idealismus ebenso wie den abstrakten Formalismus und sucht die rechte Mitte in einem »konkreten Idealismus«, der mit einem konkreten Formalismus sachlich auf dasselbe hinausläuft. In der Weltanschauung des Lebens bekämpft H. den einseitigen Schopenhauerischen Pessimismus wie den einseitigen Leibniz-Hegelschen Optimismus und vertritt gleichzeitig einen Pessimismus in betref der Glückseligkeit der Welt und einen Optimismus in betref ihres zweckmäßigen Entwicklungsfortschrittes. Der Pessimismus wird bei ihm wesentlich zu einem Motiv für den Verzicht auf den Egoismus und für die sittliche Eingabe an den teleologischen Prozeß des Ganzen und an dessen tatkräftige Förderung. In der Psychologie unterscheidet er die relativ unbewußten psychischen Phänomene in niederen Kervenzentren und Hirnzellen von den absolut unbewußten psychischen Tätigkeiten und betrachtet das Bewußtsein als das Ergebnis absolut unbewußter formativer Seelentätigkeiten auf Grund der unbewußten physiologischen Vorgänge in den Zentralorganen des Nervensystems. Neben seinen systematischen, historisch-kritischen und polemisch-äpogetischen Arbeiten hat H. auch den Zeit- und Tagesfragen fortwährend Aufmerksamkeit zugewendet, wie seine zahlreichen Schriften, Abhandlungen und Journalartikel über politische, religiöse und soziale Fragen, Judentum, Frauenemanzipation, Tierkub, Vegetarismus, Schulreform, Spiritismus u. zeigen. — Hartmanns Schriften haben viel Anerkennung gefunden, aber auch starken Widerspruch von den verschiedensten Seiten hervorgerufen. Eine Übersicht der umfangreichen H. Literatur bietet O. Fläumer in der Schrift »Der Kampf ums Umdenken« (2. Aufl., Berl. 1890) und in »Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart« (Heidelb. 1884). Sein Bildnis s. Tafel »Philosophen II«. Vgl. Baehinger, Hartmann, Düring und Lange (Berl. 1878); Kober, Das philosophische System E. v. Hartmanns (Bresl. 1884); Schneidewin, Lichtstrahlen aus Hartmanns Werken (Berl. 1880) und Offener Brief an E. v. H. zum 50. Geburtstag des Philosophen (Leipz. 1892); Drews, E. v. Hartmanns philosophisches System im Grundriß

(Heidelb. 1902). — Auch Hartmanns erste Gattin, Agnes, geborne Taubert, ist unter dem Namen A. Taubert mit der Schrift »Der Pessimismus und seine Gegner« (Berl. 1873) als Schriftstellerin aufgetreten, seine zweite, Anna, geborne Lorenz, mit der Schrift: »Jurid. zum Idealismus« (bas. 1902).

5) Helene, geborne Schneederger, Schauspielerin, geb. 14. Sept. 1845 in Mannheim, gest. 12. März 1898 in Wien, betrat in Mannheim 1860 die Bühne und gehörte dem Nationaltheater ihrer Vaterstadt als jugendliche Liebhaberin bis 1864 an, wo sie Mitglied des Hamburger Thalia-Theaters wurde. Eine Raide ersten Ranges, erweckte sie Raubes Aufmerksamkeit, der sie 1865 zu einem Gastspiel am Hofburgtheater in Wien einlud und 1867 engagierte. Seit 1868 Gattin des Hofschauspielers und Regisseurs Ernst H. (geb. 8. Jan. 1844), erhielt sie 1870 die Ernennung zur wirklichen Hofschauspielerin. Frau H. spielte mit vollendeter Naturwahrheit und Dehli, wie Raude ihr nachrühmte, die gewinnende Natürlichkeit eines unbesangenen frühlichen Lebens, das edel empfindet und diese Empfindung einfach ausdrückt. Davon legten besonders Zeugnis ab ihre Rolle (»Dorf und Stadt«), Louis (»Pariser Taugenichts«), Grille, Hermance (»Kind des Glücks«), Helene (»Bornehne Ehe«), Dörte (»Sans Lunge«) u. a. Ihr Waite spielte anfangs jugendliche Rollen im klassischen Schauspiel (Clavigo, Prinz in »Enilia Walotti«) und zeichnete sich später durch seinen frischen Humor besonders im Fach der sogen. Naturburlesken aus.

6) Georg, Afrikareisender, geb. 4. Aug. 1865 in Dresden, besuchte dabeil die Technische Hochschule, studierte in Leipzig Mathematik, Physik und Geographie, war von 1889–99 aktiver Offizier und unternahm 1893–1901 im Dienst der South West Africa Company und der Otavi-Gesellschaft Reisen in Deutsch-Südwestafrika, auf denen er 1893 durch Groß-Namaland nach der Kapkolonie zog, 1894 und 1895–96 das Kaosofeld und die Küste von Kap Groß bis Kap Frio erforschte, 1898 die Sandfeldbuschmänner der Kalahari besuchte, 1899 auf der dritten Kaosofeldexpedition die Küste zwischen Kap Frio und der Kuneneimündung unterzucht und 1901 durch das Windoland bis nach Kossamedes vordrang. Er veröffentlichte die Broschüren: »Deutsch-Südwestafrika im Zusammenhang mit Südafrika« (Berl. 1899); »Der Krieg in Südafrika und seine Lehren für Deutsch-Südwestafrika« (bas. 1900); »Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas« (bas. 1904) und als Hauptwerk die grundlegende »Karte des nördlichen Teiles von Deutsch-Südwestafrika im Maßstab 1:300,000« (Hamb. 1904).

[General.] 7) Jakob, Freiherr von, bayr. General, geb. 4. Febr. 1795 als Sohn eines Fuchsmiebes zu Raitenham in der bayerischen Pfalz, gest. 23. Febr. 1873 in Würzburg, im Kriegerdienst von Bonn und später zu St. Cyr erzogen, trat 1811 als Oberleutnant in das 1. Regiment des Großherzogtums Berg, kam nach Entlassung der Rheinbundtruppen in ein französisches (das 27.) Linienregiment, zeichnete sich 1814 aus und rettete in der Schlacht bei Belle-Alliance den Adler seines Regiments, wofür er Ritter der Ehrenlegion wurde. 1815 den französischen Dienst verlassen, trat er 1816 in das bayerische 10. Infanterieregiment, ward 1818 in das topographische Bureau kommandiert, unternahm 1820 zum Studium militärischer Bildungsanstalten eine Reise durch die Schweiz, Rheinpreußen, Frankreich und Oberitalien, kam 1822 zum Pionierkorps, 1824 zum Generalstab, 1827 aber als Hauptmann in das Kriegs-

ministerium, wurde 1838 Major, 1842 Adjutant des Kronprinzen Maximilian, 1848 königlicher Flügeladjutant und 1849 Brigadefeldkommandeur. 1854 studierte H. auf einer Reise nach Frankreich die Einrichtungen der Armee sowie das Fortifikationsystem von Paris und der Gegend, ward 1861 Generalleutnant und Kommandeur der 4. Infanteriedivision und lieferte 4. Juli 1866 an deren Spitze das ehrenvolle Gefecht bei Koldorf gegen die preussische Brigade Kronengel. Am 10. Juli, während des Gefechts bei Kissingen, erhielt er den Befehl zum Vorrücken zu spät, um noch einzuweisen zu können, siegte aber 26. Juli mit seiner Divisionskavallerie im Gefecht bei den Feststädten Höfen über die preussische Reiterei. Seit 1869 General der Infanterie und Kommandeur des 2. bayerischen Korps, führte er dasselbe im Kriege 1870/71, erkrankte 4. Aug. Weihenburg, focht bei Wörth auf dem rechten Flügel und drang zu gleicher Zeit mit dem 5. und 11. Korps in Fröschweiler ein. Bei Sedan nahm eine seiner Divisionen das Dorf Sedan, die andre drang bis Klein-Torch am Fuße des Glacis vor; 19. Sept. vertrieb H. die Franzosen unter Ducrot vom Plateau von Châtillon, die »Bayernarmee« genannt, das die Südfrent von Paris beherrschte, und behauptete es bis zum Waffenstillstand.

8) Julius von, preuß. General, geb. 2. März 1817 in Hannover, gest. 30. April 1878 in Baden-Waden, Sohn des hannoverschen Generals der Artillerie Georg Julius von H. (geb. 1774, gest. 1856), der unter Wellington in Spanien und bei Waterloo focht und in Hannover eine der populärsten Persönlichkeiten war (vgl. die von seinem Sohn herausgegebenen Memoiren: »Der königlich hannoversche General Sir Julius v. H.«, Hannov. 1858, 2. Aufl. 1900), trat 1834 in das 10. preussische Infanterieregiment, ward 1835 Leutnant, besuchte 1839—42 die Kriegsschule in Berlin, kam zum topographischen Bureau und 1848 zum Generalstab. Er nahm am Feldzug in Baden im Stod der 4. Division des 1. Armeekorps teil, ward Ende 1850 Generalstabsadjutant bei dem am Kreuznach konzentrierten Korps, bald darauf Generalstabsadjutant Brangels und trat 1852 wieder in die Truppe ein. 1857 ward er als Chef der Abteilung für Armeeeingeleitungen ins Kriegsministerium berufen und bearbeitete die Pläne für die Reorganisation der Armee, die er auch als Regierungskommissar im Landtag vertrat. 1860 ward er Generalstabschef des 6. Armeekorps, dann Oberst und 1863 Kommandeur der 9. Kavalleriebrigade, als welcher er während des polnischen Aufstandes im Winter 1863/64 ein Kommando an der Gernze besetzte, 1865 Generalmajor und erster Kommandant von Koblenz. 1866 kommandierte er eine Kavalleriedivision, ging Anfang 1867 als preussischer Militärbevollmächtigter nach München, erhielt Anfang 1868 das Kommando der 2. Infanteriedivision in Donzig und ward bei Beginn des deutsch-französischen Krieges Kommandeur der ersten Armee zugeteilt 1. Kavalleriedivision. H. kämpfte in den Schlachten von Colombey-Rouilly und Gravelotte, erhielt Anfang Oktober das Kommando des Dickenhofen und zog dann mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl an die Loire. Am 6. Jan. 1871 mit dem Kommando über ein größeres, aus allen drei Waffen gemischtes Detachement betraut, siegte er 7. und 8. Jan. bei St. Amand und Chateau-Renault und besetzte am 19. Tours. Ende Mai 1871 Gouverneur von Straßburg und General der Kavallerie geworden, nahm er im Mai 1875 seinen Abschied. Er schrieb: »Der deutsch-französische

Krieg«, »Militärische Notwendigkeit und Humanität«, »Der russisch-türkische Krieg« (in der »Deutschen Rundschau«, dann selbständig erschienen als: »Kritische Versuche«, Berl. 1876—78, 3 Bde.); »Die allgemeine Wehrpflicht« (Weidr. 1876) u. a. Nach seinem Tod erschienen noch »Lebenserinnerungen, Briefe und Aufsätze« (Berl. 1882) und »Briefe aus dem Feldzuge 1866 an die Gattin gerichtet« (dof. 1898).

9) Julius, preuß. General, geb. 19. Mai 1821 in Hannover, gest. dafelbst 13. Juni 1892, seit 1839 Leutnant in der hannoverschen Artillerie, besuchte 1842 bis 1843 die Kriegsakademie in Berlin, ward 1849 Lehrer an der Militärakademie und 1859 an der Generalstabsakademie in Hannover, trat 1867 als Major im 11. Feldartillerieregiment in die preussische Armee über, ward 1868 Mitglied der Artillerieprüfungskommission, war im Kriege 1870/71 Oberstleutnant beim Oberkommando der dritten Armee, ward 1871 Oberst und Kommandeur des 4. Fußartillerieregiments, 1874 der 2. Fußartilleriebrigade und 1879 Mitglied der Prüfungskommission für Artillerieoffiziere; 1881 erhielt er als Generalleutnant den erblenen Abschied. Er schrieb die (in Romanform gefeierten) »Erinnerungen eines deutschen Offiziers« über die hannoversche Zeit vor 1866 (Ebenbad. 1885, 3. Aufl. 1890) und »Erlebtes aus dem Kriege 1870/71« (2. Aufl., dof. 1885).

[Dichter und Schriftsteller.] 10) Geistlicher Dichter des 12. Jahrh., der sich mit Rücksicht auf seine Sündhaftigkeit »den Armen« nennt, verfasste eine gereimte »Rebe vom Glauben«, eine erweiternde Paraphrase des nicänischen Glaubensbekenntnisses. In den rein biblischen Teil hat er Legenden, wie die von Theophilus, eingefügt, die er als Belege seiner Lehren zum Vorwurf benutzte. Seiner Sprache nach war er im westlichen Mitteldeutshond zu Hause. Eine Ausgabe lieferte F. v. d. Leye in den »Germanischen Abhandlungen«, Heft 14 (Bresl. 1897).

11) Alfred, schweiz. Schriftsteller, geb. 1. Jan. 1814 auf Schloß Hünzlieten bei Langenthal im Kanton Bern, gest. 9. Dez. 1897 in Solothurn, studierte von 1831 an in Rindgen, Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaft, widmete sich aber nach einem längeren Aufenthalt in Paris der Literatur. 1836 nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in Solothurn, trat hier in rege Verbindung mit dem Maler Dürer, dessen Leben er beschrieb (Solothurn 1861), und gab 1845—1875 das »Bühnblatt« »Der Postheir« heraus. Am bekanntesten ist H. geworden durch seinen »helvetischen Roman« »Meiner Wusch und seine Gefellen« (Solothurn 1858, 2 Bde.), wie er sich denn überhaupt neben dem biographischen Gebiet (»Galerie berühmter Schweizer«, mit Hofer, Baden 1863—71, 2 Bde.; »Die Denkwürdigkeiten des Kantlers Corp.«, Berl. 1876, u. a.) mit vielen Glüd auf dem des Romans und der Novelle bewegte. Wir nennen noch: »Miltadengeschichten« (Solothurn 1853—55, 2 Bde.); »Junfer und Bürger, oder die letzten Tage der alten Eidgenossenschaft« (dof. 1865, 2 Bde.); »Schweizernovellen« (Berl. 1877); »Neue Schweizernovellen« (dof. 1879); »Fortunot« (dof. 1879, 3 Bde.); »Der gerächte Brannweinbrenner«, Völschmann (Bern 1881); »Auf Schweizer Erde«, Novellen (dof. 1883—84, 3 Bde.), die Schauspiel »Ein Pamphlet vor hundert Jahren« (1870) und »Die Limmatfischer« (2. Aufl., Gräningen 1898). Vgl. B. v. Arg. Alfred H. (Soloth. 1902).

12) Koriß, Dichter, geb. 15. Okt. 1821 zu Dufchmit in Böhmen, gest. 13. Mai 1872 in Wien, studierte in Prag und Wien, bereiste 1842 Italien, die Schweiz und Süddeutshond, übernahm eine Erziehungsstelle in

Wien, verließ aber 1844 Österreich, um seine schmerzvollen Tondenzgebilde: »Reich und Schwert« (Leipz. 1845; 8. Aufl., Darmst. 1861), herausgeben zu können. Nach deren Erscheinen hielt sich H. eine Zeitlang in Brüssel auf, lehrte dann nach Deutschland zurück, veröffentlichte seine »Neuern Gedichte« (Leipz. 1847) und wagte sich sogar in die Heimat. Hier in Kriminaluntersuchung genommen, wurde er durch die Märzereignisse 1848 befreit, trat in Prag an die Spitze der deutschen Partei und wurde von dem böhmischen Wahlbezirk Leitmeritz ins deutsche Parlament gewählt. Demals erschien seine »Reichschronik des Kaiser Maximilian« (Frankf. 1849, 5 Hefte; neue Ausg., Stuttg. 1874), im heftigsten der Grönitzschen gehaltenen satirischen Feuilletons aus der Paulskirche. Mit Blum und Fröbel begab er sich im Oktober 1848 nach Wien, das er aber noch vor der verhängnisvollen Katastrophe verließ, und siedelte später mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart über. Als Flüchtling ging er in die Schweiz, später nach England und Irland, im Herbst 1850 nach Paris. Von hier aus sandte er längere Zeit der »Rölnischen Zeitung« geistvolle Berichte, so wie er während seines Aufenthalts in Irland interessante »Briefe aus Irland« in das Preussische Museum geliefert hatte. Während des russisch-türkischen Krieges besand er sich als Korrespondent der »Rölnischen Zeitung« auf dem Kriegsschauplatz, mußte dann aber aus Gesundheitsrücksichten die Heim verlassen. Aus Konstantinopel im Oktober 1854 ausgewiesen, begab er sich wieder nach Frankreich und ließ sich 1860 in Genf nieder, wo er an verschiedenen höheren Bildungsanstalten in der deutschen Sprache und Literatur unterrichtete. 1863 siedelte er von Genf nach Stuttgart, 1868 nach Wien über. Seinem auf böhmischem Vokalgrund mit epischem Gehalt ausgeführten Roman »Der Krieg um den Balg« (Frankf. 1850, neue Ausg. 1866) folgten das idyllische Epos »Adam und Eva« (Leipz. 1851; neue Ausg., Stuttg. 1874), das lebendvoll und reich an höchst amüsanten Partien ist; »Schatten« (Darmst. 1851), poetische Erzählungen; das farbenreiche »Tagebuch aus Languebec und Provence« (dof. 1852, 2 Bde.; neue Ausg., Stuttg. 1874); »Erzählungen eines Unkuten« (Berl. 1858, 2 Bde.), worin er die Erzählung seiner Fahrten und Abenteuer anziehend mit novellistischen Erfindungen verband; eine neue Gedichtsammlung: »Zeitlosen« (Braunschw. 1858); die reizende Novelle »Von Frühling zu Frühling« (Berl. 1860); die »Erzählungen meiner Freunde« (Frankf. 1860) und ein nicht eben bedeutendes Lustspiel: »Durand's Esel«. Mit L. Blau übertrug er »Bretonische Volkslieder« (Röln 1859) und schuf einen Opernletzt: »Die Katakomben«, den F. Hill komponierte. Außerdem veröffentlichte H. zahlreiche Novellen, die in den »Novellen« (Domb. 1863, 3 Bde.) und der Sammlung »Nach der Natur« (Stuttg. 1868, 3 Bde.) vereinigt wurden, aber ebenso wie »Die letzten Tage eines Königs« (dof. 1866, 2. Aufl. 1867) u. a. eine Abnahme der geistigen Frische verrieten. Seine »Gesammelten Schriften« erschienen zu Stuttgart 1873—74 in 10 Bänden, die Gedichte in »neuer Auswahl« dof. 1874. Vgl. Brandes, Das junge Deutschland (4. Aufl., Charlottenb. 1899).

[Hartmann.] 1) Johann Peter Emilius, dän. Komponist, geb. 14. Mai 1805 in Kopenhagen, gest. daselbst 10. März 1900, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater, einem Organisten deutscher Abstammung, seine weitere Ausbildung durch Beyer (s. d.) widmete sich aber zunächst dem Studium der Rechte und trat in den Staatsdienst. Erst mit ca. 30 Jahren

wandte er sich ganz der Musik zu, trat als Opernkomp. mit Erfolg auf (»Ravnen«, 1832; »Korsarene«, 1835) und wurde nach einer längeren Studienreise in Deutschland 1840 Direktor des Konservatoriums zu Kopenhagen. Erst nach Wades (seines Schwiegersohns) Vorgang wandte H. dem nationalen Elemente besondere Aufmerksamkeit zu und wurde so spezieller Vertreter von dessen mehr herben, finstern Seiten, so in einigen seiner Ballette (»Die Wallfische«, »Eine Volksfage«, »Das Lieb an Thymen«), besonders aber in dem Chorwerk »Die Wahrsagung der Wölfe« (1872), auch in den Rusiken zu Othello's Lager »Das der Hellenen« und Heibergs »Siedenschliffertag«, der Oper »Liden Kirsten« und der Trauermusik für Thorwaldsen. Zum erstenmal schlug er nordische Töne an in dem Melodrama »Die goldenen Hörner« (1832). 1879 ernannte ihn die Universität Kopenhagen zum Ehren doktor. Vgl. H. Brenden, Johann Peter Emilius H. (Kopenh. 1895).

14) Emil, dän. Komponist, Sohn des vorigen, geb. 21. Febr. 1836 in Kopenhagen, gest. daselbst 18. Juli 1898, erhielt seine Ausbildung durch seinen Vater und seinen Schwager Niels B. Wade, bezog dann den hiesigen wissenschaftlichen Studien die Universität, wendete sich jedoch nach Abschluß derselben ganz der Musik zu, bestedete zeitweilig Organistenstellen und wurde 1891 Wades Nachfolger als Dirigent des Kopenhagener Musikvereins. H. brachte bereits 1855 ein Ballett: »Fjeldstuen«, weiterhin zwei Opern (»Die Erlenmähnen«, 1867; »Die Korallen«, 1873) mit Erfolg am königlichen Hoftheater zur Aufführung; eine dritte Oper »Kunensgauber« folgte 1896 in Dresden. H. zählt wie sein Vater zu den nationalen nordischen Komponisten, hat aber trotz wiederholter Veranstaltung von Konzerten mit seinen Werken in Deutschland stärkere Einbrüche nicht hervorgerufen. Von seinen zahlreichen Werken seien genannt: »Nordische Volkslieder für Orchester«, die Ouvertüre »Eine nordische Heerfahrt«, »Skanbinavische Volksmusik« (Orchester suite), »Lieder und Weisen im nordischen Volkston«, ein Konzert für Violoncello, eins für Violine, das Chorlied »Winter und Lenz«, Serenaden für Blasinstrumente und Kontrabaß, für Streichinstrumente und Klarinette und für Klavier, Cello und Klarinette, drei Symphonien (Es dur, A moll [»Aus der Mitterzeit«] und D dur), eine Tanz suite, »Karnavalsfest« für Orchester u.

15) Ludwig, Komponist und Musikkritiker, geb. 1836 in Neuf als Sohn des dortigen Musikdirektors Friedrich H., bildete sich am Konservatorium zu Leipzig, war später Schüler von Liszt und lebt seit 1859 in Dresden, die neuere Richtung in der Musik auch als Schriftsteller vertretend. Von Hartmanns Kompositionen haben besonders seine Lieder und Balladen weite Verbreitung gefunden.

16) Fr., f. Hart. — 17) R. J., f. Hartm. — 18) J. D. H., f. Hart.

Hartmann von Aue (Cwe), mittelhochdeutscher Dichter, geb. um 1170 aus einem edlen Geschlecht in Schwaben, gest. nach 1210, war Dienstmann der Herren von Aue und nahm teil am Kreuzzug von 1197 (oder schon 1189). Über seine weiteren Schicksale ist nichts bekannt. Gottfried von Strahburg erwähnt ihn in seinem um 1210 gedichteten »Tristan« noch als Lebenden; Heinrich von dem Türlin beklagt ihn in der »Krone« (um 1215—20 gedichtet) als einen Toten. Unter Hartmanns erzählenden Dichtungen ist »Erec« (hrg. von H. Haupt, Leipz. 1839, 2. Ausg. 1871; neuhochd. von Hiltes, 2. Aufl., Halle 1855) am frühesten (bald

nach 1190) gedichtet. Es folgte wahrscheinlich zunächst: »Gregorius vom Steine«, eine nach französischem Vorbild bearbeitete Legende (hög. nach unvollständiger Überlieferung von Lachmann, Berl. 1838, und von Paul, Halle 1873; übersezt von Hiesl, 2. Aufl., das. 1856; von Bannier, Leips. 1883; nach einer 1875 aufgefundenen vollständigen Handschrift hög. von Paul, Halle 1882, 2. Aufl. 1900); weiter die liebliche, nach einer schwäbischen Volkslage gedichtete Erzählung »Der arme Heinrich«, jetzt sein populärstes Werk (hög. von den Brüdern Grimm, Berl. 1815; von Haupt, 2. Aufl., Leips. 1881; von B. Badernagel und B. Toischer, Basel 1885; von Paul, 3. Aufl., Halle 1904; übersezt von Simrod, 2. Aufl., Heilbr. 1875; von Hausmann, Götta 1888; Edner, Halle 1887; Wöttinger, das. 1891), und »Zwein oder der Ritter mit dem Löwen« (hög. von Benede und Lachmann, Berl. 1827, 4. Aufl. 1877; von Henrici, Halle 1891—93; dazu das Wörterbuch von Benede, Götting. 1843, 3. Aufl. von Borchling, Leips. 1901; neuhochd. von B. v. Baubiffin, Berl. 1845; von Koch nebst dem »Armen Heinrich« im »Wörterbuch«, Bb. I, Halle 1848; umgedichtet von Stecher, Wrag 1880). Der »Zwein«, der wie der »Erec« den Gegensatz zwischen Heidentum und Liebe, zwischen der Hingebung an die Ritterpflichten und der Freude am latenten häuslichen Glück schildert, ist noch vor 1203 verfaßt, da Wolfram von Eschenbach im fünften Buch seines »Parzival« auf ihn anspielt. Er gehört ebenso wie »Erec« dem Sagenkreis vom König Artur an, und beiden liegen französische Gedichte von Crestien de Troyes zugrunde. Als Erzähler zeichnet sich H. durch freie, natürliche Bewegung der Rede sowie Gewandtheit und Anmut des Vortrags aus, sein Stil wurde vorbildlich für das höfische Kunstprose der Folgezeit. Weniger bedeutsam und weniger einflussreich sind seine Lieder (hög. in »Des Minnesangs Frühling« von Lachmann und Haupt, 4. Aufl., Leips. 1888), unter denen nur die auf den Kreuzzug bezüglichen ein größeres Interesse beanspruchen. Den Minneliedern am nächsten verwandt ist Hartmanns »Wüchlein«, ein jüdisches poetisches Sendschreiben an die Geliebte in Gestalt eines Wortkampfes zwischen Leib und Herz über die Minne. Ein zweites Wüchlein, das Haupt gleichfalls H. zuschrieb, wird vielmehr von einem seiner Nachahmer herrühren (beide Wüchlein sind abgedruckt in Haupt's Ausgabe des »Armen Heinrich«). Eine kritische Gesamtausgabe der Dichtungen Hartmanns lieferte Fedor Bach (Leips. 1866—69, 3 Bde.; 3. Aufl. 1891 ff.). Vgl. L. Schmidt, Des Minnesingers H. Stand, Heimat und Geschlecht (Tübing. 1874); O. Red, Verhältnis des Hartmannschen »Erec« zur französischen Vorlage (Greifsw. 1897); Lippold, Über die Quelle des Gregorius Hartmanns von Aue (Leips. 1869); H. Gaeßer, Vergleich des Hartmannschen »Zwein« mit dem Löwenritter Crestiens (Greifsw. 1896); P. Gaffel, Die Symbolik des Blutes und der Arme Heinrich des H. v. A. (Berl. 1882); E. Kraus, Das sogenannte II. Wüchlein und Hartmanns Werke (Halle 1898); Kötterken, Die epische Kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue (das. 1887); Saran, H. v. A. als Lyriker (das. 1889); Schöndach, Über H. v. A. (Wrag 1894); H. Piquet, Etude sur Hartmann d'Ane (Par. 1898).

Hartmannsdorf (H. bei Burgstädt), Dorf in der sächs. Kreish. Leipsig, Amstoh. Nachh., an der Staatsbahnlinie Wittenburg—Limbach, hat eine evang. Kirche, bedeutende Stoffhandl., Strumpfu- u. Gummiwarenfabrikation (42 Fabriken), Bleicherei,

Färberei und Appreturanstalten, Steinbrüche und 1900 5088 Einw.

Hartmarmor, Erpasmaterial für natürlichen Marmor und Stuchmarmor, f. Gips, S. 859.

Hartmännigkeit, zu geringe Empfindlichkeit gegen die Wirkung des Gefühls, wodurch das Pferd schwer lenkbar wird (vgl. Laben).

Hartmeißel, f. Kaltmeißel.

Hartmetall, s. Hartginn oder Pewter, f. Britanniametall.

Hartmonat, s. Januar.

Hartnack, Edmund, Optiker, geb. 9. April 1826 in Templin, gest. 9. Febr. 1891 in Potsdam, erlernte das Mechanikergewerbe in Berlin, arbeitete seit 1847 in Paris bei Ruhmkorff, dann bei dem Mikroskopiker Oberhäuser, übernahm dessen Geschäft und assoziierte sich 1864 mit dem aus Polen geflüchteten Professor der Mathematik, Bragnowlitz. 1870 aus Paris vertrieben, ließ er nach Potsdam über, wo er ein neues Institut für den Bau von Mikroskopen begründete, und verkaufte sein Pariser Geschäft 1879 an Bragnowlitz. H. hat sich durch seine vortrefflichen Instrumente wesentliche Verdienste um die Mikroskopie erworben. Er führte das von Amici erfundene Immersionssystem in die Praxis ein, verbesserte mit Bragnowlitz das Nicol'sche Prisma und konstruierte einen eignen Beleuchtungapparat. Er wurde von der medizinischen Fakultät zu Bonn honoris causa zum Doktor ernannt und erhielt 1882 von der preussischen Regierung den Professortitel.

Hartpilze, f. Stercotien. [guntram.

Hartriegel, Pflanzengattung, f. Cornus und Lili.

Hartriegelpflanzen, f. Kornaeen.

Hartstein, ein Produkt der Zersetzung der Steinfurter Carnallitformation, ein Salzgemenge aus etwa 20 Proz. bläulichweißem oder braunrotem Spolin, je 30—40 Proz. Stein Salz und Kieserit, 3—8 Proz. Anhydrit und wenig Chloromagnesium, wird auf Chloralkali verarbeitet.

Hartstiere (Hartstiere, verstümmelt aus dem ital. Arciere oder franz. Archer, »Bogenschieße«), Mitglieder der Leidsgrade einzelner Herrscher (Bauern). Vgl. Archers und Warde.

Hartschlägigkeit (Hartschlägigkeit), f. Dampfschlag.

Hartschlagot, f. Lot.

Hartschauigkeit, f. Kehlschöpfen.

Hartspiritus, f. Spiritus.

Harttraber, Pferde, die besonders für harte Trabden geschikt und zu diesem Zweck auf der Rennbahn verworben werden.

Hart- und Weichzernnarbeit, s. Hart- und Weichzernarbeit, s. Eisen, S. 484.

Hartungische Zeitung, f. Königsberger Hartungische Zeitung.

Hartwell House (Hartwell house), f. Hylesbury.

Hartwich, Emil Hermann, Eisenbahningenieur, geb. 13. Juli 1801 in Bensdorf bei Brandenburg, gest. 17. März 1879 in Berlin, wurde 1824 mit den Regulierungsarbeiten des Havelkanals und der Havel bei Liebenwalde, 1827 mit den zur Fortsetzung des Havelkanals erforderlichen Bauten betraut, 1829 zum Wasserbauinspektor zu Steinau in Schlesien und 1834 zum Regierungs- und Bauamt in Danzig ernannt. Er vollendete die Molen in Reusbrunn, führte die mit dem Durchbruch der Weichsel in den See bei Neufahr verbundenen Arbeiten aus und leitete den Bau des holländischen Schloßes und die Restauration der Kirche in Selpin. 1845 übernahm er

den Bau der Stargard-Potener Bahn, die durch die gewölbte Brücke über die Wartpe bei Wronke ausgezeichnet ist. 1849 trat er als vorzuziehender Rat in das königliche Handelsministerium, wo ihm außer dem Eisenbahnenwesen die Reklamation des Niederoberbruchs übertrugen wor. 1856 schied H. wieder aus dem Staatsdienst aus und übernahm die Erweiterungsbauten der Rheinischen Eisenbahn. Unter denselben nimmt die Koblenzer Rheinbrücke, insofern was die Kühnheit der Konstruktion als die Schönheit der Form betrifft, die erste Stelle ein und hat später auch der Rheinbrücke bei Rheinhausen als Muster gedient. Ferner sind erwähnenswert die Seiltrojekte bei Griethausen und Bonn, die Konstruktion der Hartwichschiene, die auf Lotalbahnen ausgebehnte Verwenbung gefunden hat, die Einführung der Zentralweichenapparate etc. 1871 wurde H. in das Reichstagsparlament berufen, übernahm aber schon 1872 die Leitung der »Deutschen Eisenbahngesellschaft«, von derer noch vor deren Zusammenbruch zurücktrat. Er schrieb: »Die Brücke über die Wartpe bei Wronke« (Bien 1852); »Erweiterungsbauten der Rheinischen Eisenbahn« (Berl. 1864—67); »Denkschrift, betreffend die Herstellung einer Eisenbahn, welche Berlin durchschneidet« (daf. 1872); »Aphoristische Bemerkungen über das Eisenbahnenwesen« (2. Aufl., daf. 1874); »Bemerkungen über die Schiffahrts- und Verkehrsverhältnisse in und bei Berlin« (daf. 1874); »Mitteilungen über die Unternehmungen der Deutschen Eisenbahngesellschaften« (daf. 1874); »Bemerkungen über den bisherigen Gang der Entwicklung des Eisenbahnenwesens« (daf. 1877) u. a.

Hartwig. 1) Otto Peter Konrad, Historiker, geb. 16. Nov. 1830 zu Wischmannshausen in Hessen, gest. 22. Dez. 1903 in Warburg, studierte Theologie und Philosophie, seit 1857 Repetent an der theologischen Stipendiatenanstalt in Warburg, vor 1860—65 Prediger und Lehrer bei der deutsch-evangelischen Gemeinde in Weßling, wurde 1866 Gymnasiallehrer in Ninteln, 1867 Bibliothekar in Warburg, war 1876 bis 1898 Chef der Universitätsbibliothek in Halle und trat dann wegen eines Augenleidens in den Ruhestand. Er schrieb: »Heuricus de Langenstein, dictus de Hassia« (Marb. 1857); »Aus Ewigsten. Kultur- und Geschichtsbilder« (Köfel 1867—69, 2 Bde.); »Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte der Stadt Horenz« (Morb. u. Halle 1875—80, 2 Bde.); »Schema des Reallatalogs der künftigen Universitätsbibliothek zu Halle« (Halle 1888); »Ludwig Bomberger, eine Lebensskizze« (1890) und zum Wäinzer Gedenktag 1900 die Festschrift heraus. Auch veröffentlichte er die Briefe der Charlotte Diede (f. d.), die von Laura Gönzenbach gesammelten »Syltischen Märchen« (Leipz. 1870, 2 Bde.), gab 1884—1903 das von ihm begründete »Zentralblatt für Bibliothekswesen« heraus und verfasste die nur als Privatdruck erschienene Selbstbiographie »Aus dem Leben eines alten deutschen Bibliothekers« (1. Teil: »Lehr- und Wanderjahre«).

2) Ernst, Astronom, geb. 14. Jan. 1851 in Frankfurt a. M., studierte in Erlangen, Leipzig, Göttingen und München, wurde 1874 Assistent der Sternwarte in Strassburg, 1884 Observator der Sternwarte in Dorpat, 1886 Direktor der neu erbauten Heinek-Sternwarte in Bonn. Er veröffentlichte: »Untersuchungen über den Durchmesser der Planeten Venus und Mars nach Heliometermessungen« (Leipz. 1879), »Beitrag zur Bestimmung der physikalischen Libration des Mondes« (Körlz. 1880).

Hargenbuch, Juan Eugenio, span. Dichter, geb. 6. Sept. 1806 in Madrid, gest. daselbst 3. Aug. 1880, Sohn eines deutschen Schreiners aus Schwabach bei Rün, der sich dort mit einer Spanierin verheiratet hatte, studierte seit 1815 in Madrid Theologie und dichtete nebenbei allerlei Lyrisches, bis ihn eine dramatische Vorstellung, die er um diese Zeit zum erstenmal sah, der Bühnendichtung zuführte. Er überlegte nun französische Stücke und versuchte altspanische Komödien für die Bühne zu bearbeiten, von denen zwei mit Beifall aufgeführt wurden. 1835 wurde er als Stenograph der Regierungszeitung angeestellt. Die günstige Aufnahme eines eignen Dramas, dem die Hofbesuche von den Liebenden von Ternel zugrunde gelegt war, bewog ihn 1836, sich von nun an ausschließlich der Literatur zu widmen. Später erhielt er eine Anstellung bei der königlichen Bibliothek in Madrid, ward 1847 Mitglied der spanischen Akademie, 1862 Oberrevisor des Theaterrats und 1862 Direktor der Nationalbibliothek. Seinen Meisterwert »Los amantes de Ternel« (Madrid 1836; u. d.; neueste Aufl. 1892; aufgenommen in die »Joyas del teatro español«, deutsch von Seubert in Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 459) folgten schnell aufeinander: »Doña Mencía« (1838), die Tromen »La redoma encantada« (1839), »La Visionaria« (1840) und zahlreiche andre, von denen Alfonso el Casto (1841), »El bachiller Mendarino« (1842), »La coja y el encogido« (1843), »Juan de los Vías« (1844) und »Vida por honra« (1854) hervorzuheben seien. Die meisten zeichnen sich durch blühende Phantasie, fräftige Diktion, wohl-lautenden Versbau und das glückliche Streben, in der Wahl der Stoffe und ihrer Behandlung national zu sein, aus. Außerdem veröffentlichte H.: »Cuentos y fabulas« (Madrid 1861, 2 Bde.) sowie »Obras de encargo« (Leipz. 1864) und »Obras escogidas« (mit Biographie, daf. 1865, 2 Bde.; 3. Aufl. 1886). Um das altspanische Theater machte er sich durch seine kritischen Ausgaben des »Teatro escogido del M. Tirso de Molina« (Madrid 1839—42, 12 Bde.; neue Aufl. 1848), der »Comedias de Calderon« (daf. 1849—51, 4 Bde.), des Ruiz de Alarcón (daf. 1852) und der »Comedias escogidas de Lope de Vega« (daf. 1853 ff., 4 Bde.) verdient. Seine geistreichen Gedichte und profaischen Aufsätze gab er u. d. T.: »Ensayos poéticos y artísticos en prosa, literarios y de costumbres« (Madrid 1843) gesammelt heraus. Eine Weltausgabe mit guter Monographie besorgte A. Fernandez Guerrero (5 Bde.). Vgl. Diercks, J. H. in »Unsere Zeit«, 1889, und Lehmann in »Perich« »Archiv«, Ab. 56, 1876. — Sein Sohn, der Historiker Eugenio H., verfasste ein Herz über das Madrider Zeitungswesen: »Apuntes para un Catálogo de periodicos madrileños 1661—1780« (Madrid 1894), sowie eine »Bibliografía de H.« (1900).

Harpser, Ferdinand, Bildhauer, geb. 22. Juni 1838 in Gelle, erlernte seine Kunst zuerst in Hannover bei dem Bildhauer Kurpig und bildete sich von 1858 an in München unter Widmann und 1862—1867 in Dresden unter Hähnels Leitung weiter aus. Nachdem er sich 1867—69 in Italien aufgehalten hatte, ließ er sich in Berlin nieder. In München schuf er sein sehr günstig aufgenommenes Erstlingswerk, den verurteilten Philotet, dem noch der Christus und die Sünderin, der Pariser und Wagnon, die humanistischen Gestalten des Knaben mit dem Hahn und Amors mit der Sphynx, das bronzene Markenderndinal in Hannover, das Wagnenderndinal Thers in Gelle, das Siegesdenkmal für Steinwig, die Gestalt

capensis, or Illustrations of the South African Flora. (daf. 1859—63, 2 Bde.). Spl. «Memoir of William Henry H., with selection from his journal» (Lond. 1869).

Harz-Platten, f. Sangerhaff.

Harz (jpr. *harz*), Seestadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Essex, liegt hoch auf der Spitze einer Landzunge vor den Mündungen des Stour und des Orwell, die beide schiffbar sind, hat den besten Hafen an der Ostküste Englands, der durch das Fort Landguard und mehrere Batterien verteidigt wird, und (1901) 10,070 Einw., die Fabrikation von römischem Zement und Zugschienen (coprolite), etwas Schiffbau und besonders Schiffsahrt und Fischfang betreiben. Zum Hafen gehören (1901) 121 Seeschiffe von 13,920 Ton. *H.* ist einer der wichtigsten englischen Häfen für den Verkehr mit dem Kontinent (tägliche Verbindung mit Antwerpen und Rotterdam); 1901 liefen 3692 Schiffe (darunter 2365 Küstenfahrer) von 911,285 Ton. ein. Wert der Einfuhr 1900: 16,233,337 Pfd. Sterl., der Ausfuhr 5,041,323 Pfd. Sterl. (davon 3,653,414 Pfd. Sterl. für britische Produkte). Zur Einfuhr kommen besonders Getreide, Seiden-, Woll- und Baumwollwaren, Stahlwaren, Leder, Papier, Tabak, Fleisch, Butter, Eier, Früchte; zur Ausfuhr Woll- und Baumwollwaren, Maschinen, Eisenwaren, Leder. *H.* ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Dicht bei *H.* liegt das Bad Dovercourt mit Mineralquelle.

Harz (Resina), f. Harze; auch speziell Nisthorz (f. d. und Harznutzung). Fossiles *H.*, s. wie Bernstein.

Harz (hierzu »Geologische Karte vom Harz«), noch im Mittelalter Hart (»Bergwald«), ein Riesengebirge, das nördlichste Glied des mitteldeutschen Berglandes, erhebt sich zwischen Leine und Saale auf den Grenzen von Nieder- und Obersachsen als eine Stammes- und Dialektscheide, wo Niederdeutsch und Hochdeutsch zusammenstoßen. Er ist 92 km lang und bis 33 km breit; seine Hauptrichtung ist von NNO. nach SSW. Seine Abfälle sind meist steil, vorzugsweise im N., am wenigsten im O., noch weniger da, wo zwischen Sangerhausen und Eisleben der *H.* in ein Hügelland (Vorharz) übergeht. Der Nordfuß liegt etwa 210, der Südfuß 250 m hoch. Der Flächeninhalt des ganzen Gebirges beträgt 2030 qkm (37 D.R.), wovon 1180 qkm auf Preußen, 740 auf Braunschweig und 110 auf Anhalt kommen (f. Karte »Braunschweig«).

Man teilt den *H.*, der sich meist als ein Plateau darstellt, in den Ober- und den Unterharz; die Grenzscheide bildet etwa eine Linie von Lauterberg bis Bernigerode. Der Oberharz hat die Form eines Dreiecks, dessen Spitze im NW. liegt. In seiner Mitte befindet sich das Klausenthaler Plateau mit einer durchschnittlichen Höhe von 600 m, etwas höher erhebt sich die Korbsteine desselben, wo die Schalte bis 763, der Rammelsberg unmittelbar über Goslar bis 636 m ansteigen. Noch höher ist auf der Südostseite des Plateaus ein Rücken, der »Auf dem Kler« (Hansbühnenberg 810 m, am Fastweg 860 m) und weiterhin Bruchberg (Hofswarte 920 m) genannt wird. Dem westlichen Teil des Oberharzes entrindern die Innerste und Oker nach N., die Söbe nach SW. Das Brodengedärrge macht den nördöstlichen Teil des Oberharzes aus. Es besteht aus Granit, liegt in der Wasserscheide zwischen Elbe und Weser und mit seinem Hauptteil im preussischen Kreis Grafschaft Bernigerode. Es stellt ein Riesengebirge dar, dessen höchster

Wipfel, der Broden (f. d.), sich in einer Höhe von 1142 m im Quellgebiete der Eder, Bode, Ilse und Salzemme erhebt. Mit dem Broden stehen in Verbindung: im SO. die Heinricshöhe (1044 m), im SW. der Königsberg (1029 m). Lepziger fällt zum Brodenfeld ab, einem Moor mit durchschnittlich 850 m Meereshöhe, das auf der Westgrenze gegen den Bruchberg eingebettet ist und dem nach N. der Habau und Eder, nach SO. die Kalte und Warme Bode entfließen. Seitwärts von denselben treten die Weltermannshöhe (926 m) und der Burnberg (968 m) hervor. Der letztere schließt mit dem Grafen und Kleinen Winterberg (902 und 835 m) das Brodengebirge nach S. hin ab. Südwestlich vom Brodenfeld ist der Oberkeil (724 m) noch im Granitgebirge eingebettet, das hier bis in die Nähe von St. Andreasberg reicht, und in das sich der Reiberg (894 m) mit seinem Hornfelsgipfel halbmondförmig hineinzieht. Südöstlich vom Broden erstreckt sich das Granitgebirge längs der Bode bis über Schierke hinaus, woselbst sich die Schnarher-, Heurteiler- und Hohnelippen (902 m) und der Kennenderberg (929 m) mit den Jeterklippen anschließen. Nach NO. entströmt dem Brodengebirge die Ilse; vor ihrem Austritt aus dem Gebirge erhebt sich der steil abfällige Ilsestein. Der Unterharz ist eine weite Hochfläche, unterbrochen nur durch die Granitmasse des Ramberg (Wittorshöhe 575 m) und die Porphyrtasse des Kuerbergs (Josephshöhe 575 m). Man scheidet sie in das Plateau von Elbingerode und das von Harzgerode. Jenes, mit einer mittleren Höhe von 470 m, wird von der Bode und ihren Quellflüssen durchströmt, in deren Talwänden der Kiebeland die Hermanns-, die Baumanns- und die Viehschöble (f. d.) sich befinden. Sehr großartig ist das Tal der Bode unterhalb Treseburg, wo es sich in der Grenze des Granits des Ramberg zwischen dem Regentanzplatz und der Rasttrappe (f. d.) und unmittelbar am Tiefland zu der großartigsten Partie des ganzen Gebirges gestaltet. Durch das Plateau von Harzgerode, im Mittel kaum noch 350 m hoch, fließen die Wipper nach O., die Selke nach SW.

Geognostisch (f. die beifolgende Karte) besteht der *H.* aus Schichten des Devon und der untern Steinkohlenformation sowie mannigfachen Eruptivgesteinen (Diabas, Granit, Quarzporphyr, Gabbro u. a.), während mantelartig und dieses Kerngebirge sich die Ablagerungen der obern Steinkohlenformation, des Perm, der Trias, des Jura und der Kreide, teils in schmaler Zone auf den Rand beschränkt, teils in dreierlei Oberfläche auch noch auf das vorliegende Hochland ausgebreitet, herumlegen. Diefem jüngern Hitzgebirge gehören als Eruptivgesteine die Melaphyre und Porphyrite des Rotliegenden an. Das Hercyn oder älteste Unterdevon gliedert sich in die Tanne Grauwade und die untern Wiederschiefer; es bildet das mächtige Rückgrat des Gebirges, dem Devon und Perm konform aufliegen, und erstreckt sich im breiten Zug von Lauterberg über Hasselfelde und Stolberg bis an den Ostrand des Gebirges. Das obere Unterdevon findet sich auf dem Oberharz als Quarzit (sogen. Hauptquarzit), am Kler- und Bruchberg und als Spiriferensandstein (am Kieberg, südlich Goslar) entwickelt und tritt im Unterharz namentlich in zwei Rücken östlich und südlich des als Sattelacke bezeichneten Hercyns auf, nämlich in der von der Selke durchflossenen Mulde südlich von Ballenstedt und der größeren Mulde zwischen Lauterberg, Bennedienstein und Neustadt. Mitteldevon, im Unter-

harz in obere Wieser Schiefer, Tentakulitenschiefer und Stringopelalenschiefer, im Oberharz in Calcolaschiefer, Goslarer Schiefer und Stringopelalenschiefer eingeteilt, und Oberharz, mit dem Goniatitenschiefer (oder Zorger Kalk), ausgezeichnet durch häufige Höhlenbildung (Baumanns-, Viels- und Hermannshöhle), Tymenitenschiefer und Cypriditenschiefer, zeigen nur geringe Verbreitung, sie treten hauptsächlich in der Gegend von Elbingerode und Goslar auf. Die untere Steinkohlenformation oder der Kalm, zum größten Teil aus Grauwacke (sogen. Klausthal, Grunber und Elbingeroder Grauwacke, auch ein Teil des früher als Tannor Grauwacke bezeichneten Schichtenkomplexes) und Kiesel-schiefer, Abinolen und Ton-schiefer (sogen. Zorger Schiefer) aufgebaut, ist im Oberharz sehr verbreitet, findet sich aber auch in dem früher ausschließlich für Mittelharz gehaltenen Schichtensystem bei Elbingerode und Zorge. In ihr setzen die reichen Erzgänge von Klausthal auf. Die beschriebenen Kerngebirgsschichten umschließen zahlreiche gang- und deckenartige Diabasvorkommnisse, die bei der Aufrichtung und Faltung des Gebirges (Streichen der Falten von N. nach S.W.) gleich den Sedimentärschichten aufgerichtet und gefaltet wurden, während gleichzeitig andre, also jüngere Eruptivgesteine (Gabbro, Granit und Quarzporphyr) emporbrachen. Gabbro findet sich bei Harzburg im Rabautal, Quarzporphyr besonders im Auerberg bei Stolberg. Der Granit tritt in zwei großen und einer kleinen Partie hervor. Die größte stellt das Brockengebirge (s. oben), die zweite die Gruppe des Rammbergs dar, die kleine liegt nordwestlich vom Brocken an der Oser. Auf den Kerngebirgsschichten lagern dioritisch bis rhyolithisch aufstretenden Ablagerungen: flach abfallend am Südrand und deswegen große Oberflächen einnehmend; steil aufgerichtet, z. T. überkippt und gegen das Gebirge einfallend, in Form schmaler Bänder am Nordrand. Obere oder produktive Steinkohlenformation mit geringwertigen, dünnen Kohlenflözen wird bei Meisdorf im N. und bei Grillenberg und Ilfeld im S. angetroffen. Den größten Teil des Harzes fallen das Rotliegende und der Zechstein ein. Mit dem Rotliegenden steht bei Ilfeld (Bäretal) noch ein Gebiet von Porphyrit und Melaphyr in Verbindung. Am bedeutendsten ist das Rotliegende im O. entwickelt. Der Zechstein dagegen erstreckt sich in ununterbrochenem Zuge vom äußersten Nordwesten längs der Sübfite bis in die Gegend von Sangerhausen, hier vielfach mächtige Kipplager einschließend, und noch weiter nach O., wo er, obwohl im Becken von Eisleben von jüngeren Formationen bedeckt, durch seine Kupferschiefer die Grundlage für den Mansfelder Bergbau geworden ist. Auch längs der Nordseite des Harzes geht der Zechstein vielfach zulage. Die Triasformation legt sich bonartig um den Nordrand des Harzes, im S. entfernt sie sich vom eigentlichen Gebirgsrand und breitet sich über große Flächen aus. Jura und Kreide sind nur an der Nordseite des Harzes vorhanden, ersterer als schmales Band zwischen Goslar und Harzburg, letztere, wenigstens in ihren jüngeren Gliedern, in großer Verbreitung im nördlichen Harzporland. Innerhalb der Kreideformation liegen die Quaderfandinitmassen der Teufelsmauer und des Regensteins bei Mansburg.

Der H. ist sehr reich an Metallen: der Oberharz an Silber, Blei, Kupfer und Eisen in der Devon- und Kohlenformation, der Unterharz in der Gegend von Harzgerode an Silber und Blei im Hercyn und (meist bereits außerhalb des Gebirges) an Silber und Kupfer

in der Zechsteinformation des mansfeldischen Landes (s. Mansfeldische Kupferschieferbauende Gewerkschaft; vgl. den Karton auf der Karte »Kupferbare Mineralien in Deutschland«, Bd. 4, S. 764). Der Bergbau auf dem Oberharz führt bis ins Mittelalter zurück; jedoch war er, abgesehen vom Rammelsberg bei Goslar, vor 1500 nicht bedeutend. Die Herzogin Elisabeth betrieb von ihrem Säuerlich Staufenburg den Eisen-erzbergbau am Zorge bei Grund, und 1524 eröffneten Bergleute aus Joachimsthal in Böhmen den Bergbau bei Andreasberg, gleichzeitig Herzog Heinrich der jüngere die Gruben bei Wittemann; 1553 wurden die reichen Erzgänge bei Klausthal entdeckt, 1554 dieses selbst angelegt. Zuerst gewerkschaftlich betrieben, kam der Bergbau nach und nach in die Hände des Staates (Hannover), der bis 1866 sämtliche Werke durch Kauf an sich gebracht hatte. Die Unmöglichkeit, bei der Tiefe der Erzlagertstätten (Zamsondiad bei Andreasberg, einer der tiefsten des europäischen Kontinents, 850 m tief, noch 220 m unter dem Meerespiegel) die Grubenwässer zu bewältigen, hatte mehrfach eine Einstellung der Förderung zur Folge. Der Georgstollen, 1777–99 angelegt, östlich von Klausthal beginnend, mit dem Rundloch bei Grund, konnte diesen Übelstand nicht beseitigen, weshalb ein neuer Stollen, der Ernst August-Stollen, 1851–64 hergestellt wurde, der bei einer Länge von 23 km, einer Breite von 2 m, einer Höhe von 3 m und einem Gefälle von 1,6 m auf je 206 m Länge den Bergbau für Jahrhunderte gesichert zu haben scheint; im Rundloch liegt der Mittelteufel am äußersten Westende des Harzes.

Die klimatischen Verhältnisse des Brockengebirges, auf dessen so häufig vom Nebel eingehülltem Gipfel jährlich etwas mehr als 150 cm Regen fallen, und auf dem die mittlern Jahresextreme der Wärme +23° und –21° betragen (abolutest Extrem 26°, bez. –28°), bedingen seinen Wasserreichtum und seine Vegetationsverhältnisse, den Reichtum an Torfmooren auf seinem Granit- und Quarzgebirge. Die regnerischen Winde wehen aus N.W. bis S.W. und es hat daher der Westharz mehr Niederschlag als der niedrigere Ostharz, wie folgende Zahlen darzu-

	See-	Klaus-	Brocken-	Tobler-	Bern-	Harz-
	thal	ten	rohe	gerode	harz	
Höhe . . . m	210	590	1142	425	235	11
Niederschlag cm	79	136	88	150	70	60

Entsprechend ist die Zahl der Niederschlagsstage: Klausthal 187, Toblerode 162, Bernigerode 154.

Während der Oberharz vorwiegend die Flora der nordwestlichen Deutschland trägt und z. B. Porphyrit einiger atlantischer Pflanzen, wie von Genista anglica und Ilex Aquifolium, aufweist, zeichnet sich der Unterharz, zumal auf seinen südlichen und südsüdlichen Bergrücken, durch nordwestlich vordringende Pflanzen aus, die dem benachbarten nordthüringischen Becken entstammen. Eine hervorragende Eigentümlichkeit des Harzes besteht ferner in der Kulturen hochnorther Gewächse, wie Betula nana, Empetrum, Salix bicolor, Eriophorum alpinum u. a., auf dem freilegenden und kalten Brocken, auf demselben, auf dem alpine Bestandteile, wie Hieracium alpinum, Pulsatilla alpina (Zechstein) u. a., enthält; eine Gruppe andrer Alpenpflanzen, wie Arabis alpina, Gypsophila repens, Salix hastata, hat sich dagegen nur auf den warmen Gipfeln der südlichen Harz erhalten. Im übrigen zeigt die Gebirgsflora des Harzes durchweg baltische Gepräge und entwickelt ihren größten Reichtum an den Gebirgsrändern der

Täler, zumal des Bode- und Sefketales, in die jedoch auch Arten des östlich vom H. liegenden Hügellandes einbringen. Der gegenwärtig vorherrschende Waldbaum ist die Fichte, die an Stelle der früher mehr verbreiteten Buchen und Eichen angepflanzt wird. Von Nadelhölzern scheinen nur Eibe und Wacholder, vielleicht auch die Fichte ursprünglich einheimisch zu sein. Die Buche steigt bis etwa 640 m, die Fichte bis 1020 m aufwärts und bildet die Waldgrenze. Oberhalb der Lärern liegt die alpine Region des Harzes, die durch das Fehlen des Kieholzes und einer Reihe anderer Charakterpflanzen sehr wesentlich von den Hochgebieten des Riesengebirges verschieden ist.

Die Tierwelt des H. gehört dem mitteleuropäischen Faunengebiet der paläarktischen Region an. Die Wildfauna kommt noch vereinzelt vor, der Fuchs ist in den Vorderbergen häufig, im Gebirge weit seltener, häufig ist der Fischotter. Wie in andern Teilen dieses Faunengebiets finden sich Stein- und Baummarder, Iltis und Biesel. Rot- und Schwartzwild sowie Rehe werden reichlich bejagt. Im Oberharz sind Hamster und Igel sehr selten, während sie in den Vorderbergen häufig vorkommen. Die Wanderratte erschien zuerst 1780 und verdrängte von da ab die Hausratte, doch fehlt sie an einigen Orten noch jetzt. Auerwild ist jetzt auf die höhern Teile des Gebirges beschränkt; das Faselwild kommt nur noch vereinzelt vor. Von Raubvögeln sind Sperber und Bussarde besonders häufig; selten sind der Seeadler und im Oberharz der Gabelweib; auch Eisler, Dohle und Aukud finden sich auf dem Oberharz nur selten. Der Stör ist im obern Harz erst seit der Mitte des 19. Jahrh. aufgetreten; der Ausbreitung soll in den 20er Jahren des 18. Jahrh. eingewandert sein. Die Gebirgsbüchse sind reich an Forellen, die Teiche beherbergen teils Forellen, teils Karpfen.

Die Harzbeiwohner sind gemischten Stammes: bis an den Süden des Oberharzes reicht der fränkische (heißische) Stamm; außerdem sind auf denselben oberösterreichische (aus dem Süden, s. L. von Freiberg stammen), daher ebenfalls wesentlich fränkische Bergleute angeliebt. Auf dem Unterharz ist der thüringische Stamm zu Hause; den Westen, Nordwesten und größtenteils auch den Norden bewohnt der niederösterreichische Stamm. Berg- und Hüttenbau, Steinhauerei, Walzwerk, Viehzucht u. verschaffen den Bewohnern des Oberharzes spärliches Brot. Ein weiterer Erwerbszweig ist die Kanarienvogelzucht, die besonders in St. Andreasberg in hoher Blüte steht. Im Unterharz kommt als Erwerbszweig der Ackerbau hinzu. In teilweise ganz unmittelbarer Nähe ist der H. von einem Gürtel von Eisenbahnen umgeben. Über das Gebirge führt eine Linie von Blankenburg nach Wallenried und eine andre von Nordhausen nach Bernigerode (Harzquerbahn); letztere mit einer Zweigbahn nach dem Broden. In das Gebirge hinein bringen von S. her die Linie Scharfzahn-St. Andreasberg, von N. die Linie Langelsheim-Jellerfeld-Klausethal, während von W. eine Eisenbahn von Bernigerode nach Harzgerode führt, von der sich in Alzeisbad eine Seitenlinie nach Hasselfelde abzweigt. Der Touristenverkehr ist sehr reger. Sommerfrischen, Lust- und andre Kurorte, wie Harzburg, Thale, Elisenbad, Bernigerode, Schierke, Lauterberg, Salmenleebe u., sind während des Sommers häufig überfüllt. Der 1896 gegründete Harzklub (Vereinsblatt »Der Harz«, Magdeburg) bestrebt sich, den Fremdenverkehr immer mehr zu heben, für Reuanlage von Ziegen u. Sorge zu tragen, Schutzhütten zu bauen u. dgl.

Die mannigfachen Landesteilungen unter die verschiedenen Linien, in die sich das weisliche Haus zerstückelte, trafen auch den H.; infolge derselben war zwar der größere Teil des Oberharzes, der zum Fürstentum Grubenhagen gehörte, ausschließlich in braunschweigisch-lüneburgischem Besitz, die vier Bergstädte Jellerfeld, Wildemann, Grund und Lautenthal nebst dem Kammelsberg, von dem nur noch ein unbedeutender Anteil der Reichsstadt Goslar gehörte, dagegen im gemeinsamen Besitz der lüneburgischen und welfenbühlischen (später herzoglich braunschweigischen) Linie. Durch den Reiz von 1788 aber trat Welfenbühl seinen Anteil an der Landeshoheit des gemeinschaftlichen oder kommunion Oberharzes gegen drei Siebenel aller braunschweigischen Fürste an H. ab, und es blieben nur Berg- und Hüttenwerke des deshalb so genannten kommunion-Unterharzes; der Kammelsberg mit seinen Hütten, die Eisengruben bei Grund, am Schweinsrücken bei Klingenhagen und bei Seesen nebst der Eisenhütte von Gittelde und der Saline Juliusshall in Harzburg, im gemeinsamen Besitz, und zwar so, daß das jetzt entthronte lüneburgische Haus vier Siebenel, des herzogliche drei Siebenel des Ertrages erhielt. Infolge einer 1874 getroffenen Übereinkunft zwischen Preußen und Braunschweig hat letzteres seine ehemaligen Hoheitsrechte im Gebiete des kommunionsbergs aufgegeben. Vom Unterharz gehören zwei Bezirke zur Provinz Hannover: das grubenhagische Elbingerode und die »alle« Grafschaft Hohnstein. Zum Herzogtum Braunschweig gehören Kloster Walkenried, ein schmaler Streifen von da zum Broden und getrennt davon die Grafschaft Blankenburg. In das östliche Drittel des Harzes teilen sich Preußen und Anhalt, wels letztern Ballenstedt und Harzgerode gehören, während Preußen die Besitzungen des alten Stiftes Quedlinburg und des Bistums Halberstadt sowie die früher sächsischen Anteile nebst der Hoheit über die Grafschaft Stolberg innehat.

Vgl. Günther, Der H. in Geschichte-, Kultur- und Landschaftsbildern (Hannov. 1885—88) und Der H. (in Scobels »Monographien zur Erdkunde«, Vierter 1901); Hans Soffmann u. a., Der H. (Brachband, Leipz. 1899), daraus besonders: Harzwanderungen (Dof. 1902); »Bergweiser« in Meyers Reisebüchern (17. Aufl., Dof. 1903); Frühle, Harzjagen (2. Aufl., Dof. 1896); v. Groddes, Abriss der Geognosie des Harzes (2. Aufl., Klausch. 1883); Hampe, Flora hercynica (Halle 1873); Haupinger, Der Kupfer- und Silberberg des Harzes (Berl. 1877); Hoppe, Die Bergwerke u. im Ober- und Unterharz (Klausch. 1883); Leicher, Drometrie des Harzgebirges (Halle 1886); Kähne, Der H. vom hygienisch-klimatischen Standpunkt (Braunsch. 1889); Kloss, Entstehung und Bau des Gebirges, erläutert am geologischen Bau des Harzes (Dof. 1889); »Das Berg- und Hüttenwesen des Oberharzes« (Hrsg. von Bannitz, Klotmann u. a., Stuttg. 1896); E. Schulze, Lithia hercynica. Verzeichnis der Minerale des Harzes (Leipz. 1896); Lübede, Die Minerale des Harzes (Berl. 1890); die »Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde« (1888 ff.); Zeitschrift, Bernigerode 1893); »Höhenrichtentarte des Harzgebirges« (1:100,000, Berl. 1882); Linde, Topographische Karte vom Harzgebirge. 1:75,000 (Dof. 1890 ff., 6 Blätt); Loffen, Geognostische Übersichtstarte des Harzes (1:100,000, Dof. 1882).

Harzbehälter, s. Abblöderung 3), S. 55.

Harzbeize, s. Firnis, S. 599.

Harzbeulen, s. Harzfluß.

Harzburg (Bad H.), Stadt im braunschweig. Kreis Wolfenbüttel, in herrlicher, wald- und wiesenreicher Gegend am Nordfuß des Harzes, on der Radau, Knotenpunkt der Linien Wolfenbüttel-H. und Ilmenau-H. der Preussischen Staatsbahn, 246 m ü. M., hat eine neue evang. Kirche, ein Progymnasium, ein städtisches Solbad (Juliusbad), Kurhaus, Heilanstalt für skrofalöse Kinder, Sanatorium, Antisepsis, Oderschlamm, 2 Parklänzer, ein bezogliches Geflügel (in Bündheim), große Pferdereinen, Steinbrüche, Holzschleiferei, Kappensfabrikation, eine Kalkaronifabrik, eine Fabrik des Juliusshaller Sauerbrunnens und (1906) 3308 Einw. Die Solquelle enthält auf 1000 Gewichtsteile 66,355 Chlornatrium, 0,405 Chlorkalium, 1,100 schwefelsaure Magnesia, 0,400 schwefelsauren Kalk, 0,900 Chlormagnesium und Spuren von Eisenoxyd. Die Temperatur beträgt 11,2—12,5°. Daneben ist noch eine Kochsalztrinkquelle (Krodoquelle) vorhanden. Außerdem werden Nichtenadel-, Kräutler- und alle künstlichen Mineralwässer bereitet, und sind zwei Kalkenanstalten vorhanden. Die Zahl der Kurgäste beläuft sich jährlich auf etwa 10,000. Die reizende, geschützte und waldbreiche Lage hat H. zugleich zu einem Luftkurort ersten Ranges gemacht. Östlich von H. liegt der 463 m hohe Große Burgberg mit den geringen Resten der Harzburg, dabei ein Fotel und die dem Fürsten Bismarck 1877 zu Ehren errichtete Gedenkstätte mit der Aufschrift: »Nach Canossa gehen wir nicht!« Andre defunkte Punkte der Umgegend sind: die Rabenklippen, das Wolfenhaus, die Klippsteine, der Radaufall x. Nordwestlich von H. liegen die Dörfer Bündheim und Schlewede. — Der Sage nach soll in der Urzeit auf dem Großen Burgberg eine Opferstätte des Göden Krodo gewesen sein, dessen angeblichen Altar man noch jetzt in Goosler zeigt (s. Krodo). Die Burg H. ward von Heinrich IV. zwischen 1065 und 1069 erbaut; beim Aufstand der Sassen 1078 wurde Heinrich in der H. eingeschlossen und entrannt nur mit Hilfe der Gefangenschaft. Nach dem Frieden von Gerleshausen 1074 zerstörten die Sassen das herrliche Schloß. Nachdem Heinrich aber die Sassen in der Hohenburger Schlacht besiegt hatte, ließ er die Burg sofort neu aufbauen (1076). Neue Empörungen der Sassen vertrieben ihn abermals von der H., und die Burg sank zum zweitenmal in Trümmer. Ein Jahrhundert später schenkte sie Kaiser Friedrich I. Heinrich dem Löwen, und dieser stellte sie (um 1180) wieder her. In ihr starb später sein Sohn, Kaiser Otto IV. (1218), der längere Zeit zurückgezogen dort gelebt hatte. In der Folge sank die H. zur Maudburg herab, ward 1485 vom Herzog Heinrich dem Bunderlichen von Braunschweig erobert u. 1660 vom Herzog August gefestigt. Vgl. Jacob, Die H. und ihre Geschichte (Harz. 1885); Stolle, Führer von Bad H. (6. Aufl., das. 1899); Behme, Geologischer Führer durch die Umgegend der Stadt H. (2. Aufl., Hannov. 1903).

Harzburgit, Gestein, s. Olivinfels.

Harze (Resine), aus Kohlenstoff, Wasserstoff und wenig Sauerstoff bestehende Pflanzenstoffe, finden sich weitverbreitet im Pflanzenreich, besonders in tropischen Pflanzen und bei uns in den Koniferen, kommen in allen Pflanzenteilen vor, am reichlichsten aber in den Rinden. Sie fließen als Balsame freiwillig aus oder werden durch Einschnitte, Auslöchen mit Alkohol x. gewonnen. Sie sind hart und spröde, oft geruch- und geschmacklos (Harzhörze) oder bei gewöhnlicher Temperatur flüchtig, von eigentümlichem

Geruch und Geschmack (Weichhörze). Dieser Unterschied ist fein wesentlich, und die weissen Weichharze gehen nach längerem Liegen in Harzhörze über. Die H. sind meist gelb oder braun, amorph oder kristallinisch, durchsichtig oder durchscheinend, vom spez. Gew. 0,9—1,3; manche werden schon unter 100° weich, andre schmelzen erst über 300°; sie sind unlöslich in Wasser, 3. T. löslich in Alkohol, oft nur in Äther, Chloroform, Schwefelkohlenstoff, Benzol, ätherischen oder fetten Ölen; manche werden erst durch Schmelzen löslich. Die H. sind nicht flüchtig, sie brennen mit ruhender Flamme und geben bei trockner Destillation brennbare Gase und Öle. In ihren physikalischen Eigenschaften stehen sie den Fetten nahe, doch besitzen sie eine vollständig abweichende Konstitution. Kein Harz ist ein chemisches Individuum, vielmehr sind alle H. mehr oder minder komplizierte Stoffgemenge. Hauptbestandteile sind die ätherartigen spaltbaren Resine, die sehr widerstandsfähigen Resene, ferner aromatische Säuren, wie Jinit- und Benzoesäure, die Harzsäuren (Resinolsäuren, 3. B. Abietinsäure) und ätherische Öle. Die Resine liefern bei der Spaltung eigentümliche aromatische Harzalkohole und Säuren, die fast immer der aromatischen Reihe angehören (Benzoesäure, Jinitsäure und deren Ergsäuren). Die Harzalkohole sind farblos, ohne Gerbstoffreaktion (Resinole) oder gefärbt mit Gerbstoffreaktion (Resinotannole). Von den Salzen der Harzsäuren (Resinolen) sind die Alkalisalze (Harzseifen) in Wasser und Alkohol löslich. Die wässrige Lösung schäumt, die Harzseife kann aber nicht wie echte Seife ausgefallen werden. Beim Schmelzen mit Kalkt gibt die H. neben Fettsäuren noch andre Körper, die sie zu der aromatischen Reihe in Beziehung bringen, nämlich Resorcin, Phloroglucin, Paraoxybenzoesäure, Protokatechusäure. Nur die den Terpenen nahestehenden H. werden nicht in dieser Weise von Kalkt zerlegt. Innigste Gemische von Harzen mit Gummi und ätherischem Öl bilden die in den Pflanzen vorkommenden Gummiharze (s. d.). Dickflüssige, stark riechende Mischungen von Harzen mit viel ätherischem Öl stellen die Balsame (s. d.) dar. Bernstein und einige ähnliche Körper sind s. f. sile H. H. entstehen teils in bestimmten Gewebsteilen, teils in verschiedenen Geweben, manche aus abnormen Holzaparenchym, vielleicht durch Deboronisation der Zellwände, sind dann also Abkömmlinge der Zelluloze; als Zwischenprodukte treten vielleicht Gerbstoffen auf. Nach anderer Ansicht entstehen die H. aus Substanzen, die Spaltungsprodukte von Glykosen oder Gerbstoffen sind. Auch leitet man sie von den ätherischen Ölen ab, die sich durch Aufnahme von Sauerstoff unter Abspaltung von Wasser in H. verwandeln. Man benutzt H. zu Firnissen, Seifen, Kitt, Wollstein, manche als Harzstoffe und Arzneistoffe, aus den billigeren werden Leuchtgas, Harzessenz, Harzöl x. dargestellt. Vgl. Wiesner, Die technisch verwendeten Gummiharze, H. und Balsame (Erlang. 1898); Tschernus, Die H. und ihre Produkte (2. Aufl., Wien 1895); Mayr, Das Harz der Kieferhölzer (Bert. 1894); Dielerich, Analyse der H., Balsame, Gummiharze nebst ihrer Chemie und Pharmakognosie (das. 1900); Tschirch, Die H. und die Harzbehälter (das. 1900).

Harzeite, s. Dacrydium.**Harzelektrizität**, s. Elektrizität, S. 664.

Harzer, Paul Hermann, Astronom, geb. 1. Aug. 1857 in Großenhain (Sachsen), studierte seit 1875 in Leipzig, Berlin und Rom, wurde 1880 Assistent, 1882

Observator der Sternwarte in Leipzig, 1885 Adjunkt-
astronom der Sternwarte in Bullowa, 1887 Direktor
der Sternwarte in Gotha, 1897 Direktor der Stern-
warte in Kiel. Er schrieb: »Untersuchungen über Bro-
rens Komet im Jahre 1842« (Leipz. 1878); »Unter-
suchungen über einen speziellen Fall des Problems
der drei Körper« (St. Petersburg. 1886); »Die säkularen
Veränderungen der Bahnen der großen Planeten«
(Zeitschrift Leipz. 1895); »Zeitbestimmung in Verti-
kale des Hohlraums« (Kiel 1899); »Bestimmung und
Verbesserung der Bahnen der Himmelskörper nach
drei Beobachtungen« (Bas. 1901); »Geographische
Ortsbestimmung ohne astronomische Instrumente«
(Gotha 1896—97).

Harzer Sauerbrunnen, alkalisch-muriatische
Sauerlinge, deren erster 1875 bei Grauhof (s. d.) er-
bohrt wurde; werden als Tafelgetränk in Flaschen
[verpackt].

Harzfeins, s. Harzöl.

Harzfirnis, s. Firnis, S. 599.

Harzfluh (Resinosio), eine durch Verwundung
hervorgehene Krankheit mancher Bäume, die im
wesentlichen in massenhaftem Erguß von Harz aus
der Oberfläche der Stämme besteht. S. findet sich bei
Gymnospermen und Angiospermen hauptsächlich bei
den mit Harzgängen im Holz versehenen Arten, ver-
einzelt auch bei solchen Arten, deren Holz keine Harz-
gänge führt (Abies, Liquidambar) oder die über-
haupt keine Sekretbehälter haben (Styrax). Der S.
ist nicht zu verwechseln mit dem immanenten wenig
erheblichen Ausfluß des Inhalts der durch eine Wunde
angesehnten normalen Harzgänge, er entsteht
vielmehr sekundär, indem infolge der Verwundung
ein krankhaftes Stundholz gebildet wird, das von
zahlreichen, ein starkverzweigtes, anastomosierendes
System bildenden Harzgängen durchsetzt ist. Das in
ihnen massenhaft auftretende Sekret drückt dann nach
außen hervor. In der Natur wird der S. durch Ver-
wundungen aller Art, Insektenfraß, Verbeizen durch
Bild u., hervorgerufen, auf künstlich erzeugtem S.
beruht die Gewinnung des Harzes aus den Nadel-
bäumen, die zu diesem Zweck angerissen, d. h. eines
Streifens der Rinde entleitet, oder auch angebohrt
werden, worauf alsbald mit der Stundholzbildung
die Sekretion des Harzes an den Wundstellen einsetzt
und lange Zeit fortbauert. Eine dem S. verwandte
Erscheinung sind die Harzgallen (Harzbeulen),
sie entstehen bei einer das Kambium (s. Bildungs-
gewebe) treffenden Verletzung, indem die Zellen des
sich bildenden Stundparenchyms unter Harzbildung
aufgelöst werden, so daß an ihrer Stelle ein mit Harz
erfüllter Hohlraum im Gewebe entsteht. Die Durch-
dringung des einer Wunde benachbarten Holzes der
Koniferen mit Harz wird als Riekenigwerden be-
zeichnet. Riekenholz brennt leicht, aber langsam, es
dient zum Feueranzünden und wird in der Teer-
schmelze sowie zur Gewinnung von Kreosot tech-
nisch verwertet. Normale Verletzung tritt bei der
Kienholzbildung der Kiefern auf. Vgl. Tschirch, Die
Harze und die Harzbehälter (Berl. 1900).

Harzgallen, s. Harzfluh.

Harzgänge, harzführende Gänge in den Organen
verschiedener Pflanzen, besonders der Koniferen, lei-
ten sich von einer Zellenreihe ab, indem jede Zelle sich
durch trennweise gestellte Wände in vier Tochterzellen
teilt, die auseinander weichen und unter weiterer Teilung
den Harzgang, umgeben von 6—12 paren-
chymatischen Zellen, entstehen lassen. In den Zellen
wird wohl das Harz gebildet, das sich in die Gänge
ergießt. In den Blättern der Nadelbäume bilden

die S. sadartige Erweiterungen (Harzlüden), die in
der Rinde der Tanne oft bedeutende Größe erreichen.
Im Holzkörper verlaufen S. in Form langer Röhren,
die häufig durch quergestellte Gänge untereinander ver-
bunden sind. Harzführende Gänge finden sich auch bei
manchen Kopal liefernden Leguminosen (Hymenaea).

Harzgeist, s. Harzöl.

Harzerode, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis
Ballenstedt, auf dem Unterharz, an der Eisenbahn
Bernrode-S., 395 m ü. M., hat eine evang. Kirche,
Synagoge, alles Schloß mit Mineraliensammlung,
Monumentalbrunnen, Amtsgericht, Obergereichte,
Fäbrilation von Lampen, Kunstflau, künstlichen Blum-
men und Gasochapparaten und (1909) 4299 Einn.
— S. war im 14. Jahrh. im Besitz der Grafen von
Ransfeld, kam später an die Grafen von Stolberg,
zuletzt an Anhalt. 1630—1709 war es Residenz der
Linie Anhalt-Bernburg-S. Vgl. Fennigsdorf,
Geschichte der Stadt S. (Harzgerode 1901).

Harzgußen, s. Andreastaler.

Harzkappe, eine in der zweiten Hälfte des 16.
Jahrh. von beiden Geschlechtern getragene kurze
Schaupe (s. d.) mit weiten Armöffnungen oder auf-
geschlagenen Ärmeln.

Harzfitt, s. Kitt.

Harzfluh, s. Harz, S. 851.

Harzflak, s. Harz, s. Harzfeins, s. Firnis, S. 599.

Harzlein, s. Harzfeins.

Harzlüden, s. Harzgänge.

Harzgewinnung, eine forstliche Nebenbenutzung.
Harzgewinnungsbäume sind vorzugsweise Nichte und Kie-
fer in Deutschland, Schwarzkiefer in Österreich, See-
kiefer in Frankreich. Außerdem werden Weißtanne und
Lärche auf Harz genutzt. Die Harzgewinnung findet
stalt bei der Nichte, Schwarzkiefer und Kiefer an
stehenden Bäumen durch angebrachte Schaftwunden,
aus denen das Harz ausfließt, bei der Kiefer durch
Teerschnecken (trochne Destillation, Ofenverkohlung)
von Stockholz. Die Harzgewinnung bei der Nichte
(Harzscharen) ist wegen ihrer Schädlichkeit für den
Wald durch Kahlholzwurfs in Deutschland an den
meisten Orten abgelehnt. Vgl. Gayer, Forstbenutzung
(9. Aufl., Berl. 1903).

Harzöl, Produkt der trocknen Destillation des
Kolophoniums. Erhält man das Harz, von dem be-
reits das Terpentinöl größtenteils abdestilliert wor-
den ist, in gußeisernen Destillierblasen, so erscheint
zunächst ein Destillat, das Essigsäure, etwas Ameisen-
säure und das noch im Harz enthaltene Terpentinöl
enthält. Letzteres wird bei der bald steigenden Tem-
peratur zerfällt, und nun destilliert die Harzfeins
(Harzspirit, Harzgeist, Pinolin u.). Dieses
Öl dient als Erlas für Terpentinöl; als Leuchtma-
terial wird es kaum noch benutzt, da es durch billigere
Öle (Paraffinöl) verdrängt worden ist. Harzfeins
siedet zwischen 130 und 200°. Bei 200—360° des-
tilliert leichtes S., über, das blau schillert (blaus S.),
dann folgt das Mittel- oder Blondöl, beide dick-
flüssiger als die Harzfeins. Das spezifische Gewicht
der Destillate steigt von 0,840—0,920 und beim leichten
und Mittelöl von 0,920—0,990 (bei 15°). Das zuletzt
überdestillierende S. (Schlacköl) vom spez. Gew. 0,995—
1,002 fluoresziert stark blaugrün oder grün. Bei hin-
reichend weit fortgeschrittener Destillation erhält man als
Rückstand Koks, andernfalls bleibt schwarzes Bod-
schlamm. Die rohen Öle werden mit Stoll verestert,
unter Zufuß von Paraffinöl zu Bogenfest, auch zu bil-
ligem Schmiermaterial verarbeitet, außerdem werden
die Firnisölurrogate und Firnis für Zeitungsfarben

daraus hergestellt. Zur Rektifikation des Harzöls destilliert man Mittelsbl mit oder ohne Zusatz von Kalk, Zink, Natron oder dergleichen neutralisierenden Chemikalien und kocht nach Trennung des Vorlauf- und des Nachlauföls (Gründöl) das Destillat mit Natronlauge. Das erhaltene raffinierte Öl ist von milchtem Geruch und gelber Farbe, ist vollkommen neutral, vom spez. Gew. 0,975 — 0,985, es neigt an der Luft zum Verharzen. Trotzdem bewahrt es sich allein nicht als Präservativ, oder kann als solcher nur beschränkte Anwendung finden, falls es für diesen Zweck besonders präpariert wurde. Solange raffinierte Harzöle (Retinöl, Resinöl, Rosinöl u.) billig herstellbar sind, dienen sie zum Vermischen mit andern Ölen, z. B. Mineralöl, Kubböl, als Schmieröle und zur Darstellung von Brauerpech. Seitdem sich die Konsumenten an den blauen Schein des Mineralaschmieröls gewöhnt haben, findet auch ein Entschwinden des Harzöls mit Nitronaphtalin u. nur noch selten statt. Auch durch Einleiten eines starken Luftstromes in das heiße, raffinierte Ö. kann dieses fast geruchlos und ohne blauen Schein erhalten werden. Harzöle im Vakuum zu destillieren, verbietet sich aus demselben Grunde wie die Anwendung überhitzten Dampfes. In beiden Fällen erhält man sehr dickflüssige, unzerlegte Harzäuren (dem Zerpentin ähnlich), die nur für Spezialzwecke brauchbar sind. Dagegen wäre eine Destillation unter Druck empfehlenswert, die ihrer Gefährlichkeit halber aber bis jetzt nicht in der Praxis eingeführt werden konnte. Vgl. Künzler, Die Harzindustrie, Heft 1 (Mannh. 1897); Schweizer, Die Destillation der Harze (Wien 1904).

Harzäuren, f. Harze.

Harzcharren, f. Harznutzung.

Harzschläuche, s. wie Harzbehälter, f. Absonderung 3), S. 55.

Harzseifen (Resinate), die Produkte der Einwirkung von Alkalien, besonders Alkalien, auf Harze, bestehen aus Verbindungen dieser Alkalien mit den Harzäuren. Die harzsauren Alkalien sind in Wasser und Alkohol löslich, ihre wässrige Lösung schäumt wie Seifenlösung, die Harzseife kann aber nicht wie die aus Fetten bereitete Seife ausgefalten werden. Kleine harzsaure Alkalien (Harzseifen), durch Kochen von Kolophonium mit Sodapflaster, und harzsaure Tonerde dienen zum Leimen des Papiers; auch werden mit Alkalien bereitete S. den gewöhnlichen Seifen beigemischt (f. Seife).

Harzspiritus (Harzspirit), f. Harzöl.

Harztiden, Raumskrankheit, f. Erdtrübungen.

Hasa, El, Landschaft in Arabien (f. d., S. 654).

Hasan, f. Hassan.

Hasara (Hazarat), f. Mimal.

Hasard (franz., spr. asar, span. azar, u. arab. assar, Würfel, also eigentlich »Würfelspiel«), Zufall, Geratewohl; au h., auf gut Glück; hasardieren, aufs Geratewohl etwas tun, wagen.

Hasardspiele, f. Glücksspiele.

Hasbengau (Hesbache), sehr fruchtbare Landschaft in den belg. Provinzen Lüttich und Namur, auf dem linken Ufer der Maas. Hauptort ist Waremmé. Die Einwohner heißen Hesbignons. — H. erscheint schon im 8. Jahrh. als pagus Hasbaniensis.

Hasbergen, Gemeinde im oldenburg. Amt Delmenhorst, an der Ochtum, hat eine evang. Kirche, Korchschmiede, Zigarrenfabrikation u. (1900) 2928 Einw.

Hasbruch, tief gelegener Laubwald im oldenburg. Amt Delmenhorst, mit teilmweise urwaldähnlichen Beständen und alten, hohen Eichen von seltener Schönheit.

Hasche, f. Hache.

Hascher, s. wie Büttel, Gerichtsdiener; veraltete Bezeichnung für denjenigen, der flüchtige Verbrecher einzufangen und den Gerichten zu überliefern hatte.

Haschisch, f. Hache.

Haschim, Urgroßvater Mohammeds, geb. um 464, heiratete Salma, von der er einen Sohn namens Abd ul Mutallib hatte. Vorfahr war der Vater Abdallahs, des Vaters Mohammeds.

Haschisch (arab. »Kraut«, Haschisch, Haschach), in Persien Haschspräparate, die in der Türkei (Esra, Beng, Haschun), Arabien (Shang, Bueng, Sandje), Ägypten (Kaslar, Kalach), Südafrika (Djamba, Datta, Dacha, Kongotabat), Indien (Guaja Sidhe, Gandscha, Gunja), auch in China, der Tatarei u. als Verursachungsmittel benutzt werden. In Indien zerreibt man zur Blüthezeit gesammelte Blätter mit Wasser oder Milch, etwas schwarzem Pfeffer, auch Zuder und Gewürz und trinkt die grüne Flüssigkeit (Shang, Sidhe) als Verursachungsmittel. 30 g genügen für einen hieran gewöhnten Trinker. In andern Ländern bindet man die wirksamen Bestandteile an Butter, mischt diese mit Gewürzen und formt aus der Masse Pillen (H. Haschich, Haschich). Dies Präparat ist ein starkes Aphrodisiakum, erzeugt aber nicht wie das folgende Wahndruckstellungen. Zu starke Dosen erzeugen Verwirrungen und furchtbares Angstgefühl. Das von dem Kraut, besonders den Spizen der weiblichen Pflanze (Gandscha, Gunja) ausgehende Harz (Charas, Churru, Tschers, Romela) wird in verschiedener Form mit Tabak zum Rauchen mit der Wasserseife benutzt. 4 g Gandscha bringen die volle Wirkung hervor. Man glaubt, daß kein Genuß zu harter, anhaltender Arbeit befähige, Schmerz tilge und den übeln Wirkungen des Klimawechsels vorbeuge. Man schreibt ihm die Erzeugung eines heitern, angenehmen Kaufes zu. Die Tätigkeiten scheinen zu wachsen, der Verstand unvergleichliche Schärfe zu gewinnen, die Phantasie wird mächtig angeregt, entzückende Bilder ziehen am geistigen Auge vorüber. Auffallend wird der Muskeltonus gestört, was oben ist, erscheint unten, was rechts ist, links u. Die Wirkung variiert aber bedeutend nach Art und Grad der verschiedenen Menschentypen und Individuen. H. mit Magen und in guter Qualität genossen, schadet kaum, der Genuß ist am größten, ehe der Gebrauch zur Gewohnheit wird; übermäßiger anhaltender Gebrauch von schlechtem H., namentlich bei dürftiger Ernährung, wirkt zerrüttend, der angenehme Rausch tritt immer seltener ein, während sich eine zunehmende nervöse Schreckhaftigkeit und lächerliche Furchtsamkeit ausbildet; das Ende ist Irrensin. Der H. spielt in Ägypten dieselbe traurige Rolle bezüglich der Erzeugung von Verbrechen wie in den nördlichen Ländern der Alkohol. Eine plötzliche völlige Entziehung ist zur Verhütung der Haschischraucher unmöglich, doch kann durch möglichste Beschränkung viel erreicht werden. Man kann annehmen, daß gegenwärtig gegen 200 Mill. Menschen den Hasch als Verursachungsmittel anwenden. Dieser Gebrauch ist ebenfalls sehr alt; ob aber der Reizstoff des Homer Haschextrakt war, muß wohl dahingestellt bleiben. Aus Hasch und H. sind verschiedene Stoffe hergestellt worden, wie das Cannabin aus dem ätherischen Öl, das glykolytische Cannabin, Cannabinon, Cannabinol u. a. (zum Teil Gemische verschiedenartiger Stoffe), die auch arzneilich benutzt wurden. Über die wirksamen Bestandteile des

Borberläufe (s. Abbildung und Tafel »Hörten und Spuren«, Fig. 2). Die Hinterlaufspur ist länger und breiter als die der Vorderläufe, weil der H. einen Teil der Hinterläufe, fast bis zur Ferse, aufsetzt. Der H. nähert sich besonders von Kohn- und Rübenarten, Getreide- und Lilaat, benagt bei Schnee die Rinde der meisten jungen Bäume, wodurch er oft recht schädlich wird, und ätzt sich besonders nachts. Er ist sehr ununter, spielfüßig, schlau, läuft sehr schnell, schwimmt auch im Wasser, ist aber sehr scheu und furchtsam, wagt nie, sich zu widersehen, und kumpft nur in der Kommezeit mit andern Hasen. Oft zeigt er sich boshaft und unfriedlich. Er kommt bei Eintritt milderer Witterung, oft schon Ende Januar, und bis zum



Spur des Hasen. a, b der ruhiger Gangart (Hoppel), c in der Jagt.

September. Die Hsin legt nach 30 Tagen in einer einsinken Vertiefung 1 oder 2 Junge, das zweite Mal 3–5, das dritte Mal 3 und im August wieder 1 oder 2 Junge, verläßt diese schon nach 5–6 Tagen und lebt nur von Zeit zu Zeit zu ihnen zurück, um sie zu säugen (etwa 3 Wochen). Sie verteidigt sie sehr eifrig, und der Kammeler peimigt sie oft zu Tode. Bei keinem wildlebenden Tier kommen so viele Mißgeburten vor wie bei dem Hasen. Junge Hasen von einem Viertel der normalen Größe heißen Quarthasen, zu drei Viertel ausgewachsene Dreiläuser. Nach 15 Monaten sind die Jungen erwachsen, aber schon im ersten Jahr zur Fortpflanzung fähig. Der H. erreicht ein Alter von 7–8 Jahren, fällt aber meist viel früher seinen sehr zahlreichen Feinden zum Opfer. Auch geht mancher H. an Leberläuse zugrunde. Bisweilen zeigen sich an den Geschlechtsteilen erbsen- und bohnenartige Tuberkeln (Venerie). Jung eingefangene Hasen werden leicht zahm, sind aber immer vornehm, sterben leicht und vertragen sich nur mit Meerschweinchen und Kaninchen. Mit letztern erzeugen sie fruchtbare Bastarde. Die Vögel unterscheiden Walb- und Feldhasen, von denen erstere stärker (größer) sind und sich fast ausschließlich im Walde halten. Kammeler und Hsin sind schwer und nicht sicher zu unterscheiden, ersterer schnolzt mit der Blume (Schwanz) und hält das Hinterbein beim Laufen schief, sitzt auch weniger fest im Lager. Man jagt den Hasen des Fleisches und des Felges halber und benutzt früher sein Haar, Fett, Blut, Gehirn, selbst Knochen und Kot arzneilich. Die Jagd wird mittels des Anstodes, auch auf der Suche mit dem Vorsteckhund (s. Hasenrein) betrieben; letztere hat, zeitig im Herbst ausgeübt, den Nachteil, daß vorzugsweise die fettigsten und daher gut haltenden, oft noch tragenden Hsinen geschossen werden. Bei der Treibjagd, die als Vorsteck-, Kessel- und böhmisches Treiben eingerichtet werden kann, besonders bei der ersten, werden mehr die mobileren Kammeler erlegt. Endlich wird der H. mit Treiben gejagt und mit Windhunden gehegt. Wildbiere stellen im Walde Schlingen auf die an der Spur kenntlichen Hosenwechsel und treiben wohl die Schlingen ab, um die Hasen in die vorgestellten Schlingen zu jagen. Die Schießzeit beginnt im Vorreihen mit dem Anfang September und dauert bis Ende Januar,

doch kann die Bezirksregierung den Beginn und Schluß der Jagd um 14 Tage verschieben. — Der Alpenhase (Schneehase, *L. timidus* L., s. Tafel »Arktische Fauna«, Fig. 4) ist im Winter weiß, an der Spitze der Löffel schwarz, im Sommer graubraun; ein in Irland lebender, diesem sehr ähnlicher H. (*L. hibernicus*) wird nie weiß, der Polarhase (*L. glacialis*) aber ist stets weiß. Es ist noch nicht entschieden, ob diese drei Hasen einer einzigen Art angehören. Der Alpenhase ist lebhafter, dreist als unser H., hat kürzere Ohren, dickere Backen und dunkelbraune Augen. Seine Färbung richtet sich nach der Witterung. Er lebt in gleicher Höhe mit dem Schneehuhn und Kurmeltier, streift aber oft weit über 2500 m. Die Hsin wirft im April oder Mai und im Juli oder August je 2–5 Junge. Der Alpenhase ist leichter zu zähmen als unser H., mit dem er Bastarde erzeugt. Süd-europa besitzt einen Hasen, der den Übergang bildet zu dem sehr langohrigen Ernb (*L. aethiopicus* Pall.) der Ägypter. Die Aethiopier brachten das Bildnis des Hasen und jagen ihn nicht. In der christlichen Symbolik ist der H. das Sinnbild des reinen Sünders, der zu Gott zurückkehrt (s. B. auf einem Marmorepitaph in den Katakomben, wo er einer Taube entgegenläuft, die einen Olivenzweig im Schnabel hält); erst später wird er zum Sinnbild der Furcht. Vgl. v. Thünig. Der H., seine Naturgeschichte, Jagd und Erge (Verl. 1878); Waldenburg, Jagd und Erge von Reb, H. r. (Königsb. 1886); Dornbrowst, Der Feldhase (Köthen 1895).

Hase (Hase), rechter Nebenfluß der Elbe im preuß. Regbez. Osnabrück, entspringt auf dem Teutoburger Wald und mündet nach einem Laufe von 130 km bei Meppen; schiffbar ist sie 58,5 km von Hölze abwärts.

Hase, 1) Karl Benedikt, Philolog, geb. 11. Mai 1780 in Sulza, gest. 21. März 1864 in Paris. Studierte seit 1798 in Jena und Helmstedt, ging 1801 nach Paris, erhielt daselbst 1805 eine Anstellung an der Bibliothek und ward 1816 Professor der griechischen Paläographie und des Neugriechischen an der Schule der orientalischen Sprachen, 1824 Mitglied der Akademie der Inschriften, 1830 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Polytechnischen Schule, 1832 Konseruator der Handschriften der Bibliothek, 1852 Professor der vergleichenden Grammatik an der Universität. Ein hervorragender Kenner des Griechischen, der Paläographie und der byzantinischen Geschichte, war er Mitarbeiter an der neuen Ausgabe von Stephanus' »Thesaurus graecae linguae« (Par. 1831–65, 9 Bde.) und lieferte Ausgaben von Leo Diabonius (Par. 1819; neu bearbeitet in der Ausgabe der Byzantiner, Bonn 1828), von Eubus' »De ostentis et de mensibus« (Par. 1823), des Valerius Maximus (dof. 1822–23, 2 Bde.) und des Sueton (dof. 1828, 2 Bde.). Seine »Briefe von der Wanderung und aus Paris« gab C. Heine (Leipz. 1894) heraus. Vgl. Guignaut, Notice sur la vie et les travaux de Ch. B. H. (Par. 1867).

2) Karl August von, protest. Kirchenhistoriker, geb. 25. Aug. 1800 in Kiebitzsch bei Penig, gest. 3. Jan. 1890 in Jena, studierte in Leipzig, von da wegen Teilnahme an der Burschenschaft verwiesen, in Erlangen und hatte sich bereits 1823 als Privatdozent der Theologie in Tübingen habilitiert, erst er in eine neue Untersuchung wegen seiner Teilnahme an der Erlanger Burschenschaft geriet und 10 Monate auf der Festung Hohenspeyß zubringen mußte. 1829 Privatdozent zu Leipzig, wurde er 1830 außerordent-

licher, 1836 ordentlicher Professor in Jena. 1883 trat er in den Ruhestand. Gleichzeitig wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt und in den Adelsstand erhoben. Seine Theologie erstrebt die Ausgleichung des kirchlichen Christentums mit der modernen Bildung, wobei im Gegensatz zur Orthodogmie auf das religiöse Bewußtsein des Subjekts, im Gegensatz zum Nationalismus auf die historische Bedeutung der christlichen Kirche das Hauptgewicht gelegt wird. Wir nennen von seinen Schriften: »Des alten Pfarvers Testament« (Tübing. 1824); »Lehrbuch der evangelischen Dogmatik« (Stuttg. 1826; 6. Aufl., Leipz. 1870); »Gnosios« (daf. 1826—28, 3 Bde.; 2. Aufl. 1869—70); »Hutterus redivivus, oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche« (daf. 1828, 12. Aufl. 1883), welches Werk ihn in eine lang dauernde literarische Fehde mit Rühr verwickelte, worauf sich die »Theologischen Streitkrisen« (daf. 1834—37) beziehen; »Das Leben Jesu« (daf. 1829, 5. Aufl. 1865); »Kirchengeschichte« (daf. 1834, 11. Aufl. 1886; Volksausgabe 1900); »Die beiden Erzbischöfe« (daf. 1839); »Neue Propheten. Jungfrau von Orleans, Savonarola, das Reich der Wiedererläuter.« (daf. 1851, 2. Aufl. 1860—61); »Jemaisches Frische Büchlein« (daf. 1856); »Franz von Assisi« (daf. 1856); »Das geistliche Schauspiel« (daf. 1858); »Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche« (daf. 1863, 7. Aufl. 1900); »Caterina von Siena« (daf. 1864); »Geschichte Jesu« (daf. 1876, 2. Aufl. 1891); »Des Kulturkampfes Ende« (daf. 1879); »Kaiservorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts« (daf. 1880). Von seiner »Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen« konnte er selbst noch den ersten Band herausgeben (Leipz. 1885, 3. Aufl. 1901), die Herausgabe des zweiten und dritten besorgte G. Krüger (daf. 1890—92, 2. Aufl. 1895—97). In »Ideen und Irrtümer« (Leipz. 1872, 5. Aufl. 1894) gab er eine Selbstbiographie bis zur Übersiedelung nach Jena, die nach seinem Tode durch Herausgabe der »Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte« (daf. 1891, 3. Abdr. 1896) und der »Annalen meines Lebens« (daf. 1891) ergänzt wurde. Seine »Gesammelten Werke« (Leipz. 1890, 12 Bde.) enthalten auch die »Baterländischen Reden und Denkschriften« (1891) und die »Theologischen Zeit- und Streitkrisen« (1892). Vgl. H. Hürtn er, Karl von H., ein deutscher Professor (Leipz. 1900). — Hase jüngster Sohn, Oskar von H., geb. 15. Sept. 1846, Teilhaber des Verlagsgeschäfts von Breitkopf u. Härtel in Leipzig (f. Härtel 1), schrieb eine wertvolle Monographie zur Geschichte des Buchhandels: »Die Koberger« (2. Aufl., Leipz. 1885).

3) Konrad Wilhelm, Architekt, geb. 2. Okt. 1818 in Einbeck, gest. 29. März 1902 in Hannover, studierte an der Polytechnischen Schule in Hannover, dann in München unter Gärtner und bildete sich auf Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland und die Niederlande weiter. 1849 wurde er Lehrer der Baukunst am Polytechnikum in Hannover und später königlicher Bauplatz und Geheimer Oberbauplatz. 1884 trat er von seinem Lehramt zurück. H. war einer der begabtesten und energiegeltesten Kämpfer für die Wiederbelebung des gotischen Stils. Anfangs versuchte er sich besonders in Restaurationen, so der Godehardi- und der Michaeliskirche in Hildesheim, der Marienkirche in Lüneburg u. Hierauf erbaute er das Museum in Hannover, die Christuskirche daselbst, die Festsäle des Gymnasiums Andreamum und das Postgebäude in Hildesheim sowie das Schloß Ma-

rienburg bei Nordstemmen, das zu den schönsten modernen Profanbauten gotischen Stils gehört. Auch restaurierte er das gotische Rathaus in Hannover. Er gab heraus: »Sammlung von Zeichnungen ausgeführter Kirchen, Schulgebäude und Privatbauten« (Hannov. 1873—76, 10 Bde.). »Die Gräber in der Schloßkirche zu Lüneburg« (mit J. v. Lucht, Lüneburg 1877) und war auch an der Herausgabe der »Mittelalterlichen Baudenkmäler Niederdeutschlands« (Hannov. 1856) beteiligt.

4) Karl Alfred von, prot. Theolog, Sohn von H. 2), geb. 12. Juli 1842 in Jena, wurde 1868 Pfandkantor in Weimar, 1870 Felddivisionssparkler, 1871 Divisionspfarrer in Hannover, 1876 Militär- oderpfarrer und Konsistorialrat in Königsberg i. Pr., 1889 Garnisonpfarrer und Hofprediger in Potsdam, 1893 Konsistorialrat in Breslau und 1896 dort ordentlicher Hofamtsprofessor, 1904 Oberkonsistorialrat. Er veröffentlichte: »Lutherbriefe« (Leipz. 1867); »Wörterbuch Lutherbuch« (Weim. 1868); »Sebastian Brand von Wörd, der Schwarzwald« (Leipz. 1869); »Die Bedeutung des Geschichtlichen in der Religion« (daf. 1874); »Derzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger« (daf. 1879); »Die Hausanacht« (in Zimmers »Handbibliothek der praktischen Theologie«, Götta 1891); »Unsere Hausanacht. Geschichte der Familie H. in vier Jahrhunderten« (Leipz. 1898); »Die psychologische Begründung der religiösen Weltanschauung im 19. Jahrhundert« (Berl. 1901) u. a.

5) Konrad, f. Dalpachius.

Hasebrock *que. aed.*, Johannes Petrus, niederländischer Schriftsteller, geb. 6. Nov. 1812 in Leiden, gest. 29. März 1896 in Amsterdam, war bis 1889 Prediger an verschiedenen reformierten Gemeinden, zuletzt in Amsterdam. Neben einer Reihe von Gedichten und Predigtenbänden schrieb H.: »Waarheid en Droomen door Jonathan« (Haarl. 1840, 7. Aufl. 1887), eine Sammlung humoristischer Erzählungen und Betrachtungen, die als ein Muster klassischer niederländischer Prosa der Neuzeit gilt und zu den populärsten niederländischen Büchern gehört. Seine Biographie schrieb Jan ten Brint. Vgl. T. H. de Beer, Na een halve eeuw. Aanteekeningen, opmerkingen en verklaringen bij Waarheid en Droomen (Guldenburg 1891).

Hase, Fisch, f. Döbel.

Hasel, rechter Nebenfluß der Berra im südlichen Thüringer Wald, entspringt am Dölberg bei Suhl, nimmt die Lauter und die Schwarz auf und mündet nach 30 km langem Lauf bei Grimmenthal.

Haselbrunn, früher Dorf in der sächs. Krass. Zwida, Amtsh. Plauen, seit 1899 in Plauen einverleibt.

Häßeler, Gottlieb, Graf von, preuß. General, geb. 19. Jan. 1836 auf dem väterlichen Gut Harnesap bei Briesen, besuchte die Ritterakademie in Brandenburg und das Kadetteninstitut in Halle, dann das Kadettenkorps, trat 1853 als Leutnant in das Jülicher Jägersregiment ein, kam bald in den Generalstab, machte die drei Kriege 1864, 1866 und 1870/71 (dieses als Major) im Stabe des Prinzen Friedrich Karl mit und wurde zuletzt Oberquartiermeister bei der Offisationsarmee. 1873—79 Kommandeur des 11. Infanterieregiments in Berlin, wurde H. Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung im Großen Generalstab, führte als Generalmajor die 12. und 31. Kavalleriebrigade und seit 1886 als Generalleutnant die 20. und 6. Division, wurde 1889 Oberquartiermeister im Großen Generalstab, 1890 sam-

mandierender General des 16. Armeekorps in Regh und General der Kavallerie. Als solcher erwarb er sich den Ruf eines strengen und jeden Augenblick dienfbereiten Vorgesetzten. 1899 zum Chef des 2. Branenburgischen Infanterieregiments Nr. 11 und 18. Jan. 1901 zum Generalobersten ernannt, dem am 26. April 1903 der Rang eines Generalfeldmarschalls hinzugefügt wurde, ward er 18. Mai 1903 unter Verleihung der Brillanten zum Schwarzen Adlerorden zur Disposition gestellt, im August 1903 zum Ritterglobe des preussischen Herrenhauses auf Lebenszeit ernannt und lebt, untermählt, auf seinem Gut Harnepot. Vgl. »Gottlieb, Graf von H.«; ein deutsches Soldatenleben unter vier Königen« (Reg 1903).

Hafeler Höhle (Erdmannshöhle), Tropsteinhöhle beim bad. Dorfe Hafel unter Wehr (f. b.).

Hafelsichte, f. Früchte. S. 537.

Hafelsgebirge, eine alpine Steinfalzablagerung, und zwar eine Breccie von Steinfalz, Gips, Anhydrit, Ton und andern Gesteinen. Das H. von Hallein-Verdsegaben, Auster, Ischl, Hallstatt enthält gegen 80 Proz. Steinfalz, aber nur selten in so reinen und umfangreichen Massen, daß sie direkt abgebaut werden können. Man gewinnt das Salz aus dem H., indem man in vorgerichtete Hohlräume (sogen. Sinkwerke) süßes Wasser eintreten läßt und die darin entstehende Salzlösung auspumpt und verbiebt.

Hafelhuhn (Rothuhn, Tetrao bonasia L., Bonasia sylvestris Brehm, f. Tafel »Hühnervögel II«, Fig. 2), ein Waldduhn, gedungenes Reut, mit am untern Teil nacktem Lauf, an den Nändern gefransten Beinen, abgerundetem Schwanz und stark verlängerten, aufreichtbaren Scheitelfedern, ist 47 cm lang, 63 cm breit (das Weibchen ist um ein Fünftel kleiner), auf der Oberseite rostrotbraun, weiß gefleckt, auf dem Oberflügel mit weißen Längelsstreifen und Flecken, an der Kehle beim Männchen schwarz; die Schwingen sind graubraun, rötlichweiß gefleckt, die Steuerfedern schwärzlich, grau gefleckt, die mittlern rostbraun gebändert und gescheckt. Das H. bewohnt Europa und Asien südwärts bis Nordspanien, Norditalien, zum Ural und bis Nordchina, besonders im Gebirge und im dichten, gemischten Laubwald, selten im Tiefland. Es streift viel umher, geht auch auf die Felder und auf die Heide und bevorzugt zur Zeit des Laubfalles Radelnadelbäume. Es läuft sehr schnell und gewandt, fliegt anstrengend und geräuschvoll, lebt gern versteckt und gesellig, aber einweibig; der Hahn tanzt nicht bei der Balz (im März, April), wie der Auer- und Wirsbuhn. Die Henne legt in eine gut verborgene Niste 8–12 und mehr sehr kleine, rötlich braungelbe, rot- und dunkelbraun gefleckte Eier, die sie in drei Wochen ausbrütet. Während der Brutzeit schwärzt der Hahn umher, doch findet er sich später bei der Familie wieder ein und wird ihr treuer Führer. Die Nahrung besteht aus Beeren, Gras, Knospen, Blüten und Insekten. In der Gefangenschaft gewöhnt sich das H. allmählich ein, ohne eigentlich zahm zu werden. Man erlegt es auf der Suche mit dem Vorstehhunde, den Hahn auch außer der Balz im September und Oktober durch Antoden mittels einer aus einem Gänsefußgetrockneten gefertigten Lockfalle. Der Lockruf (Witten) wird durch den Jägerpruch: »Jieh, jieh, jieh bei der Hüh' bei der Hüh'« bezeichnet. Der Fang in Laubdohlen und Stacheln ist unweibmännisch, wird aber von Wildhunden gern betrieben. Junges Hafelwild liefert feinen Braten; die Schießzeit ist nach dem Wildschongesetz für Preußen von Anfang September bis Ende Januar, jedoch können die Bezirksausschüsse An-

fang und Schluß bis zu 14 Tagen verschieben. Vgl. Valentiniß, Das H., Naturgeschichte und Jagd (Wien 1892).

Hafelieren, sich töricht, gedehnt gebärden; Lärm machen. Das seit dem 17. Jahrh. übliche Wort wird auf das franz. harceler (f. Harcellieren) zurückgeführt, nach dem es mit Anlehnung an »Hafel« (Harr, Tor) gebildet worden ist. Hafelant, einer, der sich als Harr, Weh, Prahlhans gebärde.

Hafelmann, f. Siebenschläfer.

Hafelmutter, f. Katarrh.

Hafelnuß, f. Hafelstrauch; westindische H., f. Entula.

Hafelnußbohrer (Balaninus nucum L.), ein Käsefäfer, 7,5 mm lang, mit gebogenem, fadenförmigen Küßel von Körperlänge, dünnen, langen Füßlern, schwarz, dicht odergelf, schwappig behaart, auf den Flügeldecken lichter gelb gewürfelt, an den Beinen und der Spigenhälfte des Küßels rotrot, dessen die halbweiche, noch weichen Hafelnuße, die Schale durchfressend, an und schiebt ein Ei mit dem Küßel bis zum Kern. Die Larve verläßt die Nuß, geht tief in die Erde und verpuppt sich im nächsten Sommer, worauf der Körper sehr bald ausstirbt. Die Eichelbohrer (B. turbatus Gt. und B. glandium Msch.) leben ähnlich in Eideeln.

Hafelnußöl, fettes Öl aus Hafelnußen, die davon bis 69 Proz. enthalten, ist hellgelb, klar, geruchlos, von angenehmem, mildem Geschmack, wird an der Luft etwas konsistenter, ohne auszutrocknen, erstarrt bei –19°, hat ein spezifisches Gewicht von 0,922 und löst sich in 350 Teilen kaltem Alkohol. Es dient als Speiseöl und wird um Kasan und Tambow in großen Mengen für die Fastenzeit dargestellt.

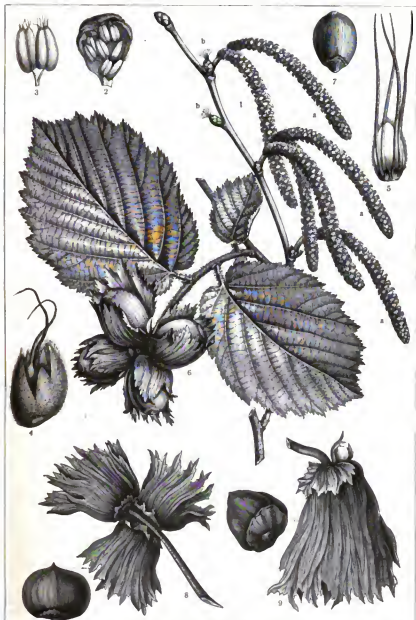
Hafelotter, s. w. d. Kreuzotter.

Hafelrüßelfäfer, s. w. d. Hafelnußbohrer.

Hafelschwamm, f. Polyporus.

Hafelstrauch (Hafelstaude, Corylus Tourn.; hierzu Tafel »Hafelstrauch I u. II«), Gattung der Betulaceen, Sträucher, seltener Bäume mit großen, rundlichen oder breit-länglichen, gesägten Blättern, auf seitlichen Kurztrieben traubig angeordneten, frei überwinternden männlichen Blütenständen, kleinen weiblichen Blüten, die in Laubknospen überwinternd und im Frühjahr nur die rote Narbe aus diesen hervorstrecken, und einsamiger, hartschaliger Nuß. Man kennt sieben Arten in Mittel- und Südeuropa, im Orient, in Mittel- und Ostasien und im atlantischen Nordamerika. Der gemeine H. (C. Avellana L., Tafel I, Fig. 1–7), nach der Stadt Avellino in Unteritalien benannt, ein 2–4 m hoher Strauch mit brüchig raumhaarigen Zweigen, kurzgestielten, rundlich herzförmigen, zugespitzten, schwach echig gelappten, doppelt gesägten Blättern und glodenförmiger, zerrißener gegahnter Hülle von der Länge oder wenig länger als die Frucht. Der H. findet sich in ganz Europa, Nordafrika und Vorderasien bis an das Kaspiße Meer, wo er die höchsten Spizen der Gebirge erreicht. Im Alghäu geht er so hoch wie die Buche, in den östlichen Alpen bleibt er unter dieser 160 m zurück. Seine hohen Anpränge an die Hochkraft machen ihn ungeeignet, die Läden in den Beständen auf ärmerem Boden zu füllen, und wo er von Natur fortkommt, gedeihen weit nützlichere Holzarten. Man vermehrt ihn durch Stodauschläge und Ableger. Die Veredelung geschieht durch Pfropfen in den Spalt oder durch Ötullieren. Starke junge Kuten dienen zu Stöcken, Gitterwerk, Blumenstäben x. Das Holz ist weich, fein, gut spaltbar, aber von kurzer

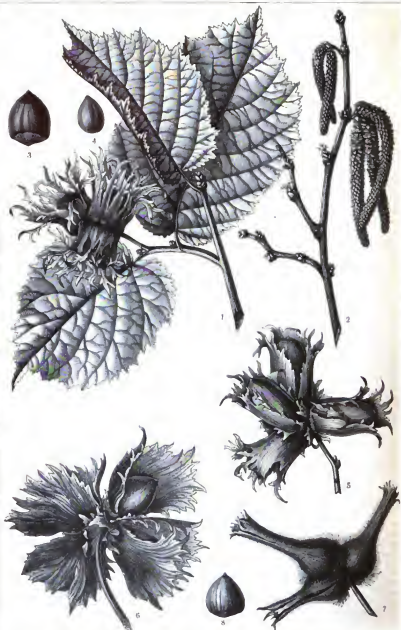
Haselstrauch I.



Haselstrauch (*Corylus Avellana*).

1. Trieb mit männlichen Kätzchen (a) und weiblichen Blüten (b). — 2. Männliche Blüte von unten. — 3. Staubgefäße, vergrößert. — 4 u. 5. Weibliche Blüte. — 6. Zweigspitze mit Blättern und Früchten. — 7. Aus dem Fruchtsbüschlein gelöste Frucht. — 8. Römische Haselnuß (*Corylus pontica*). — 9. Eckige Barcelonanuß.

Haselstrauch II.



1. Türkische Baumbasel (*Corylus Colurna*), Zweig mit Früchten. — 2. Zweig mit männlichen und weiblichen Blüten. 3. Nuß. 4. Same. — 5. Lambertianuß (*Corylus tubulosa*). — 6. Amerikanische Schnabelnuß (*Corylus americana*). — 7. Gehörnte Haselnuß (*Corylus rostrata*), 8. Nuß.

Dauer; man benutzt es zu Tischlerarbeiten, häufiger gespalten zu allerlei Flechtwerk. Die Röhre dient als Reispfosten zum Zeichnen, auch zur Bereitung von Schiefelpulver. Die Röhre des gemeinen Haselstrauchs sind länglich, mit einer Spitze versehen; man kultiviert aber auch eine Form, bei der die gleichgepaltenen Röhre doppelt ja garh sind. Diese Form wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Franken, besonders beim Kloster Zell und bei Bamberg, kultiviert (Zeller, Bamberger oder spanische Röhre), später durch die runden Zeller Röhre verdrängt. Eine zweite Form mit runden Röhren, die aber am obern Teil etwas eckig sind, ist bei uns aus Südeuropa, besonders von Lyon und Barcelona, eingeführt (italienischer, römischer, Lyoner u. Barcelonanah, Tafel I, Fig. 9). Außerdem werden einige Varietäten in Gärten kultiviert, namentlich die Goldhasel (*Corylus avellana* var. *aurea*) mit bis zum Herbst goldgelben Blättern, die Eichenhasel (*C. a. var. quercifolia*) mit gelappten und die Schlichhasel (*C. a. var. laciniata*) mit gelappten Blättern. Die Lambershasel (*C. tabulosa* Willd., *C. maxima* Mill., Tafel II, Fig. 5) ist größer als die gemeine, oft baumartig; die Blätter haben einen oft sehr intensiven braunroten Schein, die Röhre gleicht am meisten der Zeller Röhre und ist von einer sehr langen, eingeschnürten, am obern Ende gelappten Fruchtstülpe umgeben (daher der aus »Langbart« verstellte Name). Diese in Südeuropa heimische Art ist gegen unsern strengen Winter etwas empfindlich. Eine Varietät mit dunkelroten Blättern ist die Bluthasel, Blutröhre der Gärten. Pomologisch unterscheidet man nach Wütnier 1) Zeller Röhre (spanische Röhre), a) plattrunde Zeller Röhre (Blattröhre): Barcelonanah, Haselche Röhren, dreieckige Zeller Röhre; b) längliche Zeller Röhre (Langröhre): gemeine und frühe lange Zeller Röhre. 2) Lambertonröhre: weiße und rote Lambertonröhre, geträufelte Silbertröhre. 3) Eigentliche Haselnüsse, die in deutschen Waldungen heimischen Haselnüsse. Von der pontischen oder römischen Hasel (*C. pontica* C. Koch, Tafel I, Fig. 8) im Pontinischen Gebirge, deren Fruchtstülpe die Röhre gleichfalls weit überragt, aber nicht eingeschnürt und an der einen Seite tief gelappt ist, lassen die Röhre als Knochen pontica nach Konstantinopel und Rom. Die türkische Baumhasel (*C. Colurna* L., Tafel II, Fig. 1—4), die im südöstlichen Europa und im Pontinischen Gebirge kultiviert wird und bis zum Himalaja geht, ist stets baumartig, bis 20 m hoch, besitzt herzförmige, spitze, doppelt bis gelappt gefügte Blätter; die Früchte stehen gedrängt und sind von einer vielfach gelappten, aber nur wenig längeren Hülle umgeben. Sie bildet in Unterösterreich, Ungarn und im Banat ganze Bestände, aber ihre Röhre (türkische oder Vidnüsse) sind weniger schmackhaft als die der andern Arten. Bei uns trägt sie selten Früchte. Das Holz ist schön lichtbraun und zu Möbeln und Schnitzereien sehr gesucht. Von amerikanischen Arten hat die Strauchförmige *C. americana* Mill. (Schnabelnuss, Tafel II, Fig. 6) eine Becherhülle, die doppelt so lang ist wie die Frucht, zweiflappig zusammengeklappt oder weit flachend, die beiden Hälften äufers einseitig bis zur Spitze verwachsen. Bei *C. rostrata* Aiton (Schnabelhasel, gehörnte Haselnuss, Tafel II, Fig. 7) ist die Becherhülle besonders unterwärts dicht röhrenförmig und über die Frucht hinaus in eine lange, enge Röhre ausgezogen. — Die Haselnuss wird seit sehr alter Zeit kultiviert, ist aber durch die Kultur wenig verändert

worden. Sie bildet im Süden und Osten Europas einen wichtigen Handelsartikel; im nördlichen Anatolien wurden 1903: 228,580 ds gemietet (Hauptmarkt Kerkassant); die Stadt Kesslin versendet, wie schon im Altertum, ganze Schiffsladungen; auch in Piemont und Spanien wird sie gebaut. Große Kulturen befinden sich in Böhmen auf den Schwarzenbergischen Gütern und in Galt bei Reuding. Die Röhre dient als Dessektobst und in Konditoreien als Surrogat der Mandel, sie gibt auch seltes Öl. Viele Varietäten der angeführten und andrer Arten werden als Ziersträucher kultiviert. Der H. gehört zu den im heidnischen Kultus der Germanen verwendeten Hölzern. Er war dem Himmelsgott, besonders dem Wettergott geweiht, und daraus lassen sich die Verwendungen des Haselholzes zur Wahrung des Friedens, zur Abwehr schädigender Wesen, zur Segnung und Heilung, zum Aufsuchen von Wasser (Wünschelrute) und verborgenen Schätzen, auch im Zauberwesen ableiten. Bgl. Bandant, Der H. und seine Kultur (Berl. 1881); Rosenthal, 16 vorzügliche und interessante Haselsträucher (Bresl. 1883); Gölke, Die Haselnuss, ihre Arten und ihre Kultur (Berl. 1887) und Empfehlenswerte Haselnüsse (das. 1891); Graß, Die Haselnuss, ihre Kultur u. (das. 1902).

Haselnüsse, Kultur im preuß. Regbez. Osnabrück, Kreis Meppen, am der Hase und der Emsdahn Meppen-H., hat 2 kath. Kirchen, Brau- und Brennerei, Hefen-, Zigarren- und Richtensfabrikation, Senseschmieden und (1900) 2020 Einw. [Ratter.

Haselwurm, sabel wie Blindschleiche oder glatte Haselwurm, Pflanzengattung, f. Asarum.

Hasemann, Wilhelm, Maler, geb. 16. Sept. 1850 in Wühlberg a. d. Elbe, begann seine Kunststudien im 17. Jahr in Berlin, mußte sie aber wegen des Krieges von 1870, den er zum Teil als Krankenpfleger mitmachte, unterbrechen. Erst nach drei Jahren konnte er sie in Weimar wieder aufnehmen, wo er sich an Gussow angeschlossen und bald mit humoristischen Bildern aus dem Kinderleben seine ersten Erfolge erzielte. 1877 malte er eine figurenreiche Szene in Thüringen, die für die Kunsthalle in Düsseldorf angekauft wurde. 1879 kehrte er seine Studien in München und im folgenden Jahr in Karlsruhe fort, von wo er seine ersten Studienausflüge nach dem Schwarzwald machte. Er hatte von der Goltz'schen Verlagsbuchhandlung den Auftrag erhalten, Auerbachs »Lore« zu illustrieren, und den Spuren des Dichters in Gutsch nachgehend, wurde er durch Rand und Leute im Schwarzwald so gefesselt, daß er sich 1882 in Gutsch niederließ und fortan nur Wälder aus dem Leben der Schwarzwälder Bauern in Verbindung mit der Landschaft behandelte. In weitem Kreise machte er sich zuerst auf der Münchener Kunstausstellung von 1883 durch das Brustbild eines Wälders aus dem Wäldersdahl bekannt, das er später mehrere Male wiederholen mußte. Von seinen übrigen Gemälden sind die hervorstechendsten: Der kleine Beerensammler, das Bild vom Schatz (1888), in Anbacht (1891), vor der Wallfahrtskirche (1891, in der Kunsthalle zu Karlsruhe), edle Reiter (1893, ein einen Baum veredelnder Bauer mit seinem Knaben) und Rauerblümlen. Außer Auerbachs »Lore« (Stuttg. 1885) hat er mit Knodt Storms »Immensee« (Leipz. 1887) illustriert und eine große Zahl der Illustrationen zu Jensens »Schwarzwald« (2. Aufl., Stuttg. 1891) geliefert. Zwölf seiner Bilder aus dem Schwarzwald erschienen in Photographien München 1897 (mit Text von L. Vietch).

Hafen (Leporidae), Familie der Nagetiere (f. d.).

Hafenampfer, f. Oxalis.

Hafenauer, Karl van, Architekt, geb. 20. Juli 1833 in Wien, gest. daselbst 4. Jan. 1894, erhielt den ersten technischen Unterricht im Collegium Carolinum zu Braunshweig, besuchte dann unter van der Nüll und Siccardusburg die Wiener Akademie und machte größere Reisen durch Oberitalien, Frankreich, England und Schottland. Nachdem er 1854 von der Wiener Akademie den ersten Preis für Architektur erhalten hatte, warb er ihm bei der Wiener Ausstellung von 1854 abermals zuteil. Bei den Konkurrenz für die Fassade des Flarentiner Dams erhielt er den zweiten Preis, der bei für das Wiener Opernhaus den dritten; 1866 warb er Mitglied der Wiener Akademie, 1868 infolge der in Paris 1867 ausgefallenen Entwurfs Ehrenmitglied des Instituts der britischen Architekten. Außer einer Anzahl von Landhäusern in der Nähe Wiens hat H. den Axiendabau mit Palfage und Bazar am Graben und andre Bahn- und Geschäftshäuser (f. Tafel »Wiener Bauten III.«) sowie das Palais Lühau, eins der schönsten Privatgebäude Wiens, ausgeführt und die Bauten für die Wiener Weltausstellung von 1873 entworfen, von denen die Naturde erhalten worden ist. Seine Haupttätigkeit konzentrierte sich jedoch auf die Ballenbung und den Ausbau der Hofmuseen nach seinen und Sempers Plänen (1872—86, Tafel II, Fig. 7) und des ebenfalls von beiden herrührenden Hofburgtheaters (Tafel I, Fig. 1, und Tafel II, Fig. 2). Auch entwarf er Pläne für den Bau einer neuen Hofburg, deren Ausführung er noch begannen und bis zur Höhe des ersten Stockwerkes gefördert hat (Tafel II, Fig. 3). Er demagte sich meist in den manumerialen und dekorativen Formen der Hochrenaissance. Seit 1884 war er Lehrer der Baukunst an der Wiener Akademie. Vgl. M. Semper, H. und Semper (Hamb. 1895).

Hafenauge (Lagophthalmus), ein Augenleiden, das darin besteht, daß infolge von Lähmung des Schließmuskels der Augenlider (orbicularis palpebrarum) der Augenlidheber (levator palpebrae) das obere Lid nach oben zieht, während das untere durch seine Schwere herabfällt, so daß die Lidpalpe offen liegt. Die Behandlung richtet sich gegen das Grundleiden, das die Lähmung erzeugt. Zuweilen wird durch nardige Schrumpfung nach Wunden oder Verbrennungen das obere Lid nach oben gezogen, so daß ein H. entsteht. In diesem Falle kann man das H. durch eine plastische Operation heilen. Ein derartig von den Lidern nicht mehr ganz bedecktes Auge wird leidet von Bindehaut- und Hornhautentzündung befallen.

Hafenbrot, f. Luzula.

Hafenburg, Berg mit Ruine, f. Libochowitz.

Hafenclaver, 1) Johann Peter, Maler, geb. 18. Mai 1810 in Remscheid, gest. 16. Dez. 1858 in Düsseldorf, besuchte die Kunstakademie in Düsseldorf und schloß sich dort besonders an Schadow an. Nachdem er sich eine Zeitlang in verschiedenen Darstellungskreisen bewegt hatte, erkannte er das humoristische Genre als das ihm zugehörige Gebiet. Unter seinen Bildern fand namentlich der van der Univerfität zurückkehrende Kandidat Jabs, der Feld von Kariums »Zabfabe«, großen Beifall und war infolgedessen von Bedeutung, als dadurch der damals in der Düsseldorfer Schule zu sehr vorherrschenden räumlich-sentimentalen Richtung ein gesundes Gegengewicht gegeben ward. Ein mehrjähriger Aufenthalt in München und Italien (1838—42) erweiterte seinen

Gefichtskreis, ohne ihn aber von der einmal eingeschlagenen Richtung abzubringen. Er schuf noch einige Darstellungen aus Kariums »Zabfabe«, von denen das Ermen (in der Neuen Pinakothek zu München), Jabs als Darfschulmeister und Jabs als Nachwächter (beide in der Galerie Kadené zu Berlin) durch Kupferstich und Lithographie in weiten Kreisen bekannt geworden sind, und daneben auch viele, meist humoristische Szenen aus dem Stadt-, Familien- und Birtshausleben, darunter das Kefetabernet, die Weinprabe (beide in der Nationalgalerie zu Berlin) und das rheinische Kellerleben am meisten Beifall gefunden haben. Von seinen übrigen Bildern sind noch hervorzuheben: Arbeiter und Stadtrat im J. 1843 und die Spielbank. H. war auch trefflicher Bildnißmaler.

2) Wilhelm, sozialdemokratischer Agitator, geb. 19. April 1837 zu Arnberg in Weifthalen, gest. 3. Juli 1889 in Schöneberg, erlernte die Lagerberei, war 1862—63 Redakteur der demokratischen »Weifthalischen Zeitung« in Hagen, dann Sekretär des Allgemeinen deutschen (von Lassalle gegründeten) Arbeitervereins und seit 1871 dessen Präsident. 1869—70 war er Mitglied des norddeutschen, 1874—87 des deutschen Reichstags, seit 1874 zugleich Parteigenosse der vereinigten sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands, übernahm 1875 die Redaktion des »Hamburg. Arbeiter Volksblattes« und rebigierte fadann bis 1878 im Verein mit Viehneth den Leipziger »Vorwärts«. 1887 verfiel er in Geisteskrankheit.

Hafenselle (Hafensälge) vom gemeinen Hafen liefern Haare zu Fußhüten, als Fellwerk werden fast nur die Helle vom Sinner, bez. Kalarhnen (weißer Hafe, fibirischer Hafe, kurzweg Hafe) benutzt. Ihrer Qualität nach unterfchiedet man in absteigender Reihenfolge Extratöpfe, Köpfe und Partiehafen. Naturell werden nur die besten Helle als billiger Erfah für den teuren Weißfuchs zu Futter, Muffen, Befah n. verarbeitet, bei weitem die meisten werden gefärbt und liefern als Imitation von Zabel, Marber, Blaufuchs, Seotter, Luchs, Rauffan, Biber, Nutria, Seal und Chinilla schöne und billige, aber nicht dauerhafte Muffe, Kragen, Haas, Befähe n. Hafenhaare werden in Rücken-, Seiten- und Bauchhaare von denen die letztern die geringsten sind, fartielt. Sie werden in der Futtmacherei verarbeitet, aber auch mit andern feinern Haaren, mit Baumwolle oder Nachseide verpinnen. Derartige Garne dienen zu einer Art Samtgewebe, hauptsächlich für Damenstoffe. Die enthaarten H. werden als Keim verarbeitet.

Hafenbade (franz. Carbe), bei Pferden eine lanvege Krümmung des normal ganz gerablinigen hinteren Randes des Hinterfußes vom Gipfel des Ferfenbeinborders abwärts bis unterhalb des Sprunggelenkes (f. d.). Hier liegt unter der Haut die Sehne des Krabenbeinbeugers (f. Beugeföhne), unter dieser das hintere lange Band des Ferfenbeines und darunter das letztere selbst; alle drei sind vollständig gerablinig. Die S. entsteht, wenn die Knochenhaut oder das Band, seltener die Beugeföhne, sich verdrückt. Sie schadet in der Regel nicht, ist aber ein Schönheitsfehler, kann auf mangelhaften Bau des betreffenden Organes deuten und sich vererben, weshalb sie van der Krämierung ausfchließt. Geringe Grade der S. nennt man verlegte Linie.

Hafenhund (Harrier), f. Hund (Jagdhunde).

Hafenindianer, f. Hundstapfenindianer.

Hafenanfänger (Lepariben), f. Kaninchen.

Hafentlappern, hölzerne oder eiserne Geräte zum Aufschneiden des Blutes bei Treibjagden.

Hafenlee, f. Oxalis.

Hafenlein, Rippen, Kopf, Hals, Gefänge, Vorderläufe des Hafens, werden zu einem beliebigen, stark gepfefferten Jägerreizen (Hafenpfeffer, Schwarzhafe) angewendet.

Hafenlohl, f. Oxalis.

Hafenlopf, Epiparsete, f. Onobrychis.

Hafenkraut, f. Hypericum.

Hafenlippe, f. Oxalis.

Hafenmatt, Bergkräuter im Schweizer Jura (f. d.).

Hafenmaus, f. Oxalis. (Hafenmause (Lagostomidae), Familie der Nagetiere (f. d.).)

Hafenmund, f. Oxalis.

Hafenpappel, f. Malva.

Hafenpfeffer, f. Oxalis.

Hafenpflug, Karl, Maler, geb. 23. Sept. 1802 in Berlin, gest. 13. April 1858 in Halberstadt, erlernte bei Gropius die Dekorationsmalerei und bildete sich dann auf der Kunstakademie zum Architekturmaler aus. Sein erstes größeres Gemälde, eine Kathedrale im Stil des 15. Jahrh., machte 1823 auf den Aufstellungen in Berlin und Dresden Aufsehen. 1830 nahm H. seinen Wohnsitz in Halberstadt, wo er reichen Stoff für seine Kunst fand. Seine Hauptwerke sind: drei große Gemälde, auf denen die drei Hauptboulevards im Mittelalter durch eine Klosterkirche im Stil des 12. Jahrh., durch eine Kathedrale im Spätgotikstil und durch eine Ritterburg mit einem Schloß dargestellt sind; eine innere und äußere Ansicht des Kölner Doms (1839 u. 1843), drei Partien vom Halberstädter Dom (Nationalgalerie in Berlin). Seit 1837 malte er fast ausschließlich verfallene Kreuzgänge, Kloster- und Burgruinen.

Hafenpflöden, f. Gnaphalium.

Hafenpost (Hafenpost, lett. Häsputte), Kreisstadt im russ. Gouvernement Kurland, an der Teder und der Lokalbahn Riga-H., mit einer lutherischen (aus dem 13. Jahrh.) und einer römisch-kath. Kirche und (1897) 3338 Einw. Die Burg wurde vom Ordensmeister Dietrich von Grünlingen um 1247 erbaut. E. erhielt 1378 Rittersches Stadtrecht.

Hafenrein heißt ein Vorkiehband, der fest vor Hafen steht, ihnen aber nicht nachprellt und sie auch sonst ohne Aufforderung nicht jogt.

Hafenreizen, das Nachahmen der Stimme des verwundeten Hafens, um Raubzeug anzuloden.

Hafenscharte (Labium leporinum), die angeborene Spaltung der Oberlippe des Menschen, die Folge einer Bildungsstörung beim Fötus. Die H. erscheint bald nur als eine einfache Einkerbung des Lippenrands, bald als Spaltung der ganzen Oberlippe, bald in Verbindung mit einer Kiefer- und Gaumenspalte (f. d.), in welchem Fall man das Uebel Wolf'sche (palatum fissum) nennt. Die Lippenpalte ist gewöhnlich nur an einer Lippenhälfte als einfache H., meist links, zuweilen aber als doppelte H. auch an der andern Lippenhälfte vorhanden; in diesem Falle ragt ein mit der Kieferknochenwand zusammenhängender, aus Knochen und Weichteilen bestehender, verschiedentlich gestalteter Zapfen, der die vier obern Schneidezähne trägt, vom oberen in die breite Lippenpalte herein. Die Bildung wird am besten im ersten Lebensjahr operativ beseitigt, der Saum der Lippenpalte mit Messer oder Schere angegriffen, worauf man die blutenden Ränder durch die Naht vereinigt.

Hafenpflanzung, der nadelförmige, schwache Knochen am unteren Teil des Vorderlaufes des Hafens.

Hafenpflanzung, f. Lycopodium.

Häfer, Heinrich, Mediziner, geb. 15. Okt. 1811 in Rom, gest. 13. Sept. 1885 in Breslau, studierte seit 1830 in Jena, habilitierte sich daselbst 1836 als Privatdozent, ward 1839 Professor daselbst und ging 1849 als ordentlicher Professor nach Greifswald, 1862 nach Breslau. Er schrieb: »Historisch-pathologische Untersuchungen als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten« (Dresd. u. Leipz. 1839 — 41, 2 Teile); »Die menschliche Stimme« (Berl. 1839); »Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten« (Jena 1845; 3. Aufl. 1875 — 82, 3 Bde.); »Geschichte der christlichen Krankenpflege und Pflanzungen« (Berl. 1857); »Die Vaccination und ihre neuesten Gegner« (Daf. 1854); »Uebersicht der Geschichte der Chirurgie« (in Billroth's »Deutscher Chirurgie«, Stuttgart, 1879); »Grundriss der Geschichte der Medizin« (Jena 1884). Er gab auch Gruners »Scriptores de auctoribus anglicis superstitibus« (Jena 1847) und von 1840—42 das »Repertorium für die gesamte Medizin« sowie 1840—47 das »Archiv für die gesamte Medizin« heraus und stellte eine »Bibliotheca epistolario-graphica« (2. Aufl., Greifsw. 1862) zusammen.

Häfen, der weibliche Hafen.

Häfen, Stadt (Judenviertel) von Konstantinopel, am nördlichen Ufer des Goldenen Horns.

Häfen, 1) Stadt im bad. Kreis Offenburg, Amt Hohenau, an der Kinzig und der Staatsbahnlinie Offenburg-Singen, 218 m ü. M., hat 2 Alt. Kirchen, Syn., Zigarren- und Holzschuhfabrikation, Schotterwerk, Eisenhammerwerk und (1900) 2196 Einw. — 2) Marktflecken in Oberösterreich, Bezirksamt Rohrbach, an der Großen Wühl und der Mühlkreisbahn, hat ein Bezirksgericht, eine Pfarrkirche mit oltentischem Turm, Leinen- und Baumwollweberei, Bierbrauerei, Elektrizitätswerk und (1900) 2153 Einw.

Häfer (Häfer), Hans Leo, Komponist, geb. 1564 in Nürnberg, gest. 8. Juni 1612 auf einer Reise in Frankfurt a. M., Schüler des Andrea Gabrieli in Venedig, war schon 1585 Organist des Grafen Jünger in Augsburg, lebte um 1600 am Hofe Kaiser Rudolfs II. in Prag, der ihm in den Adelstand erhob, und hatte in der Folge seinen Wohnsitz wieder in Nürnberg, seit 1608 aber als fürstbischöflicher Hofkapellmeister in Dresden. Häfers Kompositionen vereinigen den prächtigen Vollklang des Gabrieli mit einer ihm speziell eignen Anmut und Innigkeit. Nicht weniger geknüpft als seine Meilen (vgl. 4—8stimmige Meilen in Reuenausgabe in den »Denkmälern deutscher Tonkunst«, Bd. 7), Motetten (Antiphones sacrae, 3 Te., 1591, 1597, 1607, in neuer Ausgabe als Bd. 2 der »Denkmälern deutscher Tonkunst«), Choralbearbeitungen (»Violinen und christlichen Gesänge« 1607, Partiturausgabe von Kirnberger, Leipz. 1777) waren seine Madrigale, Konjuncten, Tanzstücke (Forme, Gaillard, Andanten) und Liebeslieder. Die Choralmelodie »O Haupt voll Blut und Wunden« stammt aus Häfers »Mein Gemüt ist mir verwirrt« (in seinem »Lustgarten neuer deutscher Gesänge« zu 4—8 Stimmen, Nürnberg, 1601).

Hasletal (auch Hasli im Weichland), die oberste Talstufe der Aare, d. h. das 40 km lange Alpenstal oberhalb des Brüniger Sees, reich an herrlichen Naturgenüssen, namentlich an Haslerfällen und Wäldern: Pöndel- und Reichenbachfall, Alpbach, Lauteror- und Finsteroraleicher, Rosenlaugleicher u. a. Während das Tal abwärts sich zu den beiden Seen von Brienz und Thun öffnet, verschließt es auf den übrigen Seiten nur durch Bergübergänge mit den Nachbarn. Die Fahrstraße und Eisenbahn über den Brünig

sind die Haupttouristenroute zwischen dem Bierwaldstätter See und dem Berner Oberland. Die Pässe über das Engelderger Joch und den Susten, jener durch das Gental, dieser durch das Gadminal ansteigend, sind weniger begangen als diejenigen der Grimsel (neuerdings mit Fahrstraße) und der Grosse Scheideck. Die Einwohner (1900: 7012), deutscher Abstammung und protestantischer Konfession, sind ein hübscher Menschenstamm und als zuverlässige Bergführer, tüchtige Gensdarmen, Ringer und Strahler (Kristallfischer) bekannt. Die Hauptideberbsquellen des Tales sind Alpwirtschaft und Holzschmiederei. Bis zur schweizerischen Revolution genoss das H. bedeutende Vorrechte, die es seinem freiwilligen Anschluß an Bern 1834 verdankte. Das H. sammt Seitentälern, Bezirk Oberhasli genannt, enthält sechs Gemeinden mit Weiringen (s. d.) als Hauptort. Sgl. Bühler, Das H. und die neue Grimselstraße (Ruzern 1895).

Hasli-Jungfrau, Berg, f. Zetterhorn.

Hasling, Fels, f. Döbel.

Haslingden (spr. hæt), Stadt (municipal borough) in Lancashire (England), 12 km südöstlich von Blackburn, durch einen Kanal mit Manchester, Liverpool u. a. verbunden, mit Baumwollspinnerei, Eisenwerken, Steindrucken und (1901) 18,543 Einw.

Hasloch, f. Hasloch.

Hasmonäer, f. Makkabäer.

Hasnadar-Radhn (türk.) ist Titel der Dame, die im Harem des Sultans die Oberaufsicht über die Frauen (Radhyn und Odalisten) des Sultans führt, und her in gewisser Beziehung auch die Eunuchen untergeben sind (vgl. Harem).

Hasner, 1) Leopold H., Ritter von Artha, österreich. Staatsmann, geb. 15. März 1818 in Prag, gest. 6. Juni 1891 in Jihl, studierte in seiner Vaterstadt die Rechte, war bis 1848 zugleich mit Kaiser und Herzog der Hofkammerprokurator angestellt, wurde 1848 Redakteur der offiziellen »Prager Zeitung«, 1849 außerordentlicher Professor der Rechtsphilosophie, 1851 ordentlicher Professor der politischen Ökonomie an der Prager Universität. Schon damals verfasste er: »Grundlinien der Philosophie des Rechts und seiner Geschichte« (Prag 1851) und außer zahlreichen juristischen und kunsthistorischen Journalaufsätzen auch ein »System der politischen Ökonomie« (Wb. I, das. 1860). 1861 wurde H. von der Prager Altstadt in den böhmisches Landtag und von diesem in den Wiener Reichsrat gewählt, ward gleich Vizepräsident und 1863 Präsidium des Abgeordnetenhauses und trat gleichzeitig an die Spitze des Unterrichtsraats, einer Schöpfung von kurzer Dauer. 1865 nahm er, nachdem er eine Sektionschefstelle unter Belcredi ausgefallen, als Professor der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität seine Lehrtätigkeit wieder auf und ward im Mai 1867 lebenslangliches Mitglied des Herrenhauses. Mit den Verhältnissen des öffentlichen Unterrichts besonders vertraut, übernahm er in dem Kabinetts des Fürsten Auersperg im Dezember 1867 die Leitung des Unterrichtsdepartements und schuf das auf den Grundrissen der achtjährigen Schulpflicht der Interessenförmlichkeit der Schule bei funktionellem Religionsunterricht und der staatlichen Beaufsichtigung des Volksschulwesens beruhende Volksschulgesetz, das trotz des Widerstandes des österreichischen Episkopats im Mai 1869 durchgeführt wurde. In dem Kabinetts der Erde d. J. zwischen den Mitgliedern des Ministeriums Laasie ausgedroht war, gehörte H. der verfassungstreuen Majorität an und fungierte nach dem Austritt der Minorität vom 1. Febr. 1870

als Ministerpräsident, demissionierte aber nach dem Tod der Liberalen aus dem Reichsrat (31. März), worauf Graf Potocki 4. April mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut wurde, das zu Zugeständnissen an die Liberalen bereit war. Seitdem war H. im Herrenhause zumeist als Referent in kirchenpolitischen Fragen tätig. Er hinterließ »Denkwürdigkeiten. Autobiographisches und Aphorismen« (Stung. 1892). In Jihl wurde ihm 1893 ein Denkmal errichtet.

2) Joseph H., Ritter von Artha, Augenarzt, geb. 13. Aug. 1819 in Prag, gest. daselbst 22. Febr. 1892, studierte in Prag, habilitierte sich 1848 als Privatdozent, wurde 1852 außerordentlicher, 1856 ordentlicher Professor der Augenheilkunde und Primärarzt in Prag. 1884 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Entwurf einer anatomischen Begründung der Augenkrankheiten« (Prag 1847); »Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Tränenableitungssapparats« (das. 1851); »über die Benennung folierter Glaskörper bei Untersuchung der Augen« (das. 1854); »klinische Vorträge über Augenheilkunde« (das. 1860—66, 3 Tle.); »Die Statopathien des Auges« (das. 1869); »Beiträge zur Physiologie und Pathologie des Auges« (das. 1873); »über die Grenzen der Akkommodation des Auges« (das. 1875); »Das mittlere Auge in seinen physiologischen und pathologischen Beziehungen« (das. 1879); »Die Verlegungen des Auges in gerichtsärztlicher Beziehung« (in Wochenschr. »Handbuch der gerichtlichen Medizin«, Tübing. 1880); »Taschenrechner und J. Kepler in Prag« (Prag 1872). Seit 1869 redigierte er mit Halla die Prager »Vierteljahrsschrift für die praktische Heilkunde« (seit 1880 »Zeitschrift für Heilkunde«).

Hasparren (spr. haspärren), Stadt im franz. Depart. Niederpreussen, Arrond. Vohonne, mit Habitation von Leber, Schuhwaren, Schokolade und (1904) 1715 (als Gemeinde 5735) Einw. In der Kirche befindet sich eine hier 1680 aufgeführte römische Infanterie.

Haspe, geborenes Eisen u., f. Krampe.

Haspe, Stadt (seit 1873) im preuss. Regbez. Arnberg, Landkreis Hagen, an der Enneper Straße, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Düsseldorf—Soest, Düsseldorf—Bitterburg u. a., 127 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, höhere Knabenschule, Waisenhaus, Amtsgericht, elektrische Straßenbahn, ein Eisen- und Stahlwerk (mit bedeutendem Draht- und T-Trägerfabrikation, 1000 Arbeiter, Eisengießerei, Radreifen für Schrauben, Wannen, Strohmesser, Sensen, Schlösser, Eisenbahnbedarf und Phosphorbronze, Bierbrauerei, Ziegelbrennen und (1900) 16,039 Einw., davon 3329 Katholiken. In der Nähe der Aussichtspunkt Feisterhard (375 m) mit Turm und die Hasper Talperre bei Börde. 1898 wurde die Gemeinde Welterbauer der Stadt einverleibt.

Haspel, Vorrichtung zum Feden von Lasten oder zur Förderung auf horizontaler oder geneigter Bahn, besteht in seiner primitivsten Form aus einer horizontalen, geneigten oder vertikalen, beiderseitig mit Zapfen in Lagern laufenden Welle oder Trommel aus Holz oder Eisen (Haspelbaum, Rundbaum, Seil-, Ketten- oder Trommel), durch deren Drehung ein die Last tragendes Seil (Kette u.) aufgewickelt wird. Die Drehung wird durch Menschenhand (Handhaspel) meist mittels Kurbeln (Haspelhödner) hervorgerufen, die einseitig oder beiderseitig an den verhängten Zapfen angebracht sind (Kurbelhaspel, Hornhaspel). Ferner werden die H. mittels eines Kreuzes, d. h. zweier kreuzweise durch die Welle gesteckter Stangen (Kreuzhaspel), oder mittels eines

Spillenrades, eines an seiner Peripherie in regelmäßigen Abständen mit Handgriffen versehenen Rades (Spitten- oder Spillenradhäspel), oder endlich mittels eines an seinem Umfang ausgeheilten Rades (Häspelrades) an einem um daselbe gelegten Seil (oder Kette) ohne Ende (Seilradhäspel, Kettentradhäspel) bewegt. Die H. haben entweder nur ein einziges Kapsel (Kette u.), dessen freies Ende die Last trägt (einfach wirkende H.), oder sie sind mit zwei sich abwechselnd auf- und abwärtigen Seilen ausgestattet, so daß immer das eine Seilende belastet aufwärts, das andre unbelastet abwärts geht (doppelt wirkende H.). Beim Differenzialhäspel (auch chinesische Winde genannt) hat der Häspelbaum einen dickern und einen dünnern Teil. Um erstern ist das eine, um letztern das andre Ende eines in einer Schiefe herabhängenden, eine lose Rolle mit der Last tragenden Seiles geschlungen, das je nach der Drehungsrichtung verlängert oder verkürzt wird, und zwar entsprechend der Differenz der Radien der Häspelbaumteile. V. werden mitunter benutzt bei Bauten zur Hebung von Baumaterial, bei Schöpfbrunnen, zur Bewegung von Schüben bei Mühlen, bei dem gewöhnlichen Steuermechanismus der Schiffe u. Komplizirtere Konstruktionen von Hebe- und Fördermaschinen mit Rädervorlegern u., bei denen der Antrieb durch Dampf, Druckluft (Dampf-, Luft-häspel), Elektrizität u. erfolgen kann, werden meist als Winden (s. d.) bezeichnet. Ueber die im Bergbaubetrieb gebräuchlichen Häspel s. Bergbau, S. 667 f., und Fördermaschinen, S. 759.

Der Garnhäspel (Weise, Garnweise) dient dazu, Weispinne von den Spulen abzuwickeln (Abspalten, Weisen) und in die Form von Strähnen zu dringen. Da gewöhnlich oder herkömmlich eine Strähne (Strang, Stüd, Lopp, Schneller) eine gewisse Anzahl von Fäden von bestimmter Länge enthalten und in eine bestimmte Anzahl von Gebinden geteilt sein muß (s. Garn, S. 338), so besteht der H. einen vorgeschriebenen Umfang (Radien) und eine Vorrichtung zum Zählen der Umdrehungen, zum Unterschieben von der Garnwinde, auf welche die Strähnen ausgebreitet gelegt werden, um sie wieder abzuwickeln, u. dgl. Der Handhäspel widelt nur einen, der Maschinenhäspel eine Anzahl Fäden zu gleicher Zeit auf. Der Zählapparat besteht in der Regel aus einem gezahnten Rade, das mittels eines Getriebes oder einer Schraube ohne Ende von der Häspelachse umgedreht wird, die auf einem säulenartigen Gestell gelagert ist. Auf dieser Welle sind vier, sechs oder acht an den äußersten Enden mit Querhölzern trüdenförmig eingerichtete Stäbe (Häpelarme) so angebracht, daß sie ein Rad ohne Kranz bilden, auf welches das Garn gewunden wird, indem man die Welle mittels des an einem der Arme befindlichen Griffes herumdreht. Ein Scharnengewinde auf der Achse greift in das Zählrad ein und schiebt bei jedem Umlauf des Häspels einen Zahn des Rades fort, so daß, da die Anzahl der Zähne der der Fäden eines Gebindes gleich ist, mit jeder Umdrehung des Zahnrades ein Gebinde abgeschpelt ist, was ein auf der Seitenfläche des Rades stehender Stift durch eine vorher zurückgedrückte hölzerne Feder anzeigt (Schnappweise). Zuweilen schlägt auch die abschaltende Feder an eine Glocke, oder der Stift hebt statt der Feder einen Hammer auf, der beim Zurückfallen auf eine Glocke schlägt. Ofters greift ein besonderes Getriebe in ein zweites Zahnrad, dessen Achse einen Zeiger trägt, der die Zahl der Gebinde angibt. Der Maschinenhäspel widelt 20—40 oder 50 Gänge

gleichzeitig ab und bildet ebenso viele Strähnen auf einmal. (S. 667 f.)

Häspelberge, Häpelschächte, s. Bergbau.
Häspinger, Joh. Simon, als Ordensgeistlicher Joachim genannt, Tiroler Patriot, geb. 28. Okt. 1776 zu St. Martin im Wief im Pustertal, gest. 12. Jan. 1858 in Salzburg, war für den geistlichen Stand bestimmt, kämpfte inmitten der Studienzeit 1796, 1797 und 1799—1801 in den Scharen der Tiroler Landesverteidigung gegen die Franzosen, trat 1802, nachdem er medizinische Studien getrieben, in den Kapuzinerorden, erhielt 1805 die Priesterweihe und das Amt als Prediger im Kloster zu Schlanders im Bisthumsgebiet. Gleichwohl gehörte er dem Geheimbund der Tiroler Patrioten von 1808 an, nahm 1809 an dem Befreiungskampf Tirols hervorragenden Anteil und trug namentlich zu den beiden Siegen auf dem Isel (29. Mai und 13. Aug.) wesentlich bei; auch bewirkte er im Eisadl die Vernichtung einer ganzen sächsischen Kolonne durch die berufenen „Steinbatterien“ (Anfang August). Die tollkühne zweite Erhebung (im November) unter Andreas Hofer war das letzte Werk des fanatischen, rauflustigen H., der jenem den Wiener Frieden als nicht geschlossen darstellte. 1810 von den Bayern gefangen, mußte er Tirol verlassen, durchzog Genua und hielt sich dann zu Tschengls im Bisthumsgebiet neun Monate lang verborgen und kam durch die Schweiz und Italien, wo er seinen Weg mitten durch die französische Armee nahm, endlich 31. Okt. 1810 nach Wien. Er war seit 1815 H.arrer zu Traunfeld in Niederösterreich, wurde 1836 pensioniert und lebte sodann zu Pieping bei Wien, begleitet aber 1848 als Feldprediger eine Kompanie Tiroler Feldjäger nach Italien und ließ sich 1854 zu Salzburg im kaiserlichen Schloß Mirabell nieder, wo er starb. Seine Leiche ward in Innsbruck neben derjenigen Andreas Hofers beigesetzt. Vgl. Schallhammer, Biographie des Joachim H. (Salzburg 1856).

Häp, als Gegenteil der Liebe (s. d.), die zum Affekt, bez. zur Leidenschaft gesteigerte Abneigung, die, wie alle Affekte, der genügender Stärke auch äußerlich (in Haltung und Miene) zum Ausdruck kommt. Dem Hassenden ist der Anblick, ja oft schon der Gedanke an die Existenz des Geheßten unerträglich, er sähe ihn am liebsten völlig vernichtet, und dieser Wunsch setzt sich bei gebotener Gelegenheit leicht in Taten um. Der höchste Grad des Hasses wird daher tödtlicher H. genannt, und sehr treffend hat Darwin den Ausdruck des Hasses in Parallele gestellt mit der Haltung eines zum Angriff bereiteten Tieres. Ist dabei das Gefühl des Widerwillens bis zum physischen Ekstase gelangt, so wird der H. zum Mord. Der H. kann sich aus einfacher, aus der Kollision oder dem Gegenlag bestimmter Interessen beruhender Gegnerschaft entwickeln, indem das Bewußtsein der Veranlassung allmählich verschwindet und nur der angeregte Affekt zurückbleibt (so enden Rechts- und andre Streitigkeiten oft in grimmigen H.), oder aus einer ursprünglichen, dem Hassenden selbst unerklärlichen Antipathie (s. d.) hervorgehen. In der letztern Form treffen wir den H. schon im Tierreich (z. B. zwischen Hunden und Katzen), ferner als Rassenhaß zwischen Menschen. Bekannt ist auch, daß verleihte Liebe bisweilen in H. umschlägt. Der Menschenhaß, der alle menschlichen Wesen als solche zum Gegenstand hat, kann, wenn er überhaupt vorkommt (Libertus?), nicht mehr als normaler Seelenzustand, sondern nur als Äußerung eines völlig verkehrten Gefühlslebens betrachtet werden.

Hass., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Arthur Hill Hassall, englischer Botaniker, und für Friedrich Hasselquist (s. d.).

Hassagai, s. wie Hsagai (s. d.).

Hassan (Hasan, »schön«), häufiger arabischer Name. Der bekannteste H. ist ein Enkel des Propheten, der ältere Sohn des Ali von Mohammeds Tochter Fatima. Er war ein gleichzeitig frömmelnder und den Weibern ergebener Mann, der nach seines Vaters Tode 661 sich zwar zum Kalifen ausrief, aber gleich darauf von Moawia erlitten ließ, auf die Herrschaft zu verzichten. Ruhmlos starb er 669 in Medina; trotzdem genießt er als Ahnherr der meisten Zweige der Aliden bei den Muslimen großes Ansehen. — H. den Sabbāh, Begründer der Hassafinen (s. d.).

Hassauerl, Friedrich, deutsch-amerikan. Schriftsteller, geb. 8. Okt. 1832 in Wien als Sohn des Lustspielbildners H., gest. 3. Okt. 1885 in Paris, wanderte wegen Beteiligung an den Wiener Studentenkämpfen des Jahres 1848 bald darauf nach Amerika aus und wurde in Cincinnati Zeitungsredakteur. Nach vierjähriger Tätigkeit als Geschäftler in Ecuador übernahm er 1865 in Cincinnati auf neue die Redaktion des »Volkblattes« und schrieb einen Band »Geschichte« (in deutscher Sprache, Cincinnati 1878), den Roman »The secret of the Andes« (dof. 1879) und »Four years among the Spanish-Americans« (4. Aufl., dof. 1886; deutsch, Dresd. 1887).

Hassberg, f. Erzgebirge, S. 88.

Hassberge, Höhenzug im bayr. Regenz. Unterfranken, erstreckt sich von der obern Fränkischen Saale bei Königshofen in südöstlicher Richtung bis zum Kessel von Bamberg und erreicht in der Kassaer Höhe 507 m.

Hasse, 1) Johann Adalf., Komponist, gelaugt 25. März 1699 in Vergeborg bei Hamburg, gest. 16. Dez. 1783 in Venedig, begann seine Laufbahn als Opernsänger in Hamburg (1718) und Braunschweig, wo die von ihm komponierte Oper »Antiochus« mit Beifall zur Aufführung gelangte (1721). 1722 ging er nach Italien, studierte unter Porpora und Scarlatti in Neapel und brachte dort bereits seit 1723 neue Opern zur Aufführung, die ihn schnell berühmt machten. 1727 siedelte er nach Venedig über, vernahmte sich 1730 mit der berühmten Sängerin Faustina Bordoni und wurde 1731 für die neu zu eröffnende Italienische Oper in Venedig gewonnen. Zwar führte er im Winter 1731 in Dresden keine »Neofide« auf, doch wurde er als Kapellmeister erst 1734 nach dem Tod August des Starken angestellt. In der Zwischenzeit feierte das Paar in Italien Triumphe, und auch in der Folge bis 1740 war H. wiederholt mit längern Urlaub in Italien, während Faustina zu hohem Ansehen am Hofe gelangte. 1750 wurde er zum Oberkapellmeister ernannt. 1751 trat Faustina mit vollem Gehalt von der Bühne zurück, 1763 wurden beide ohne Pension entlassen und siedelten zunächst nach Wien über, wo H. noch einige Opern für den Hof schrieb, und dann nach Venedig. Die Zahl der Opern und Serenaden übersteigt 70; daneben hat er viele Oratorien sowie Kirchenmusik (fünf Te Deums, Requiem für August den Starken, Reffen, Riferece u.) und Instrumentalfachen in großer Zahl geschrieben (die Dresdener Bibliothek bewahrt eine grahe Zahl seiner Werke, abgesehen 1760 beim Bombardement Dresdens durch die Preußen vieles verbrannte). Wenn auch Hasses Opern schon gegenüber denen Händels und Glucks einen schwächeren Stand hatten und heute gänzlich vergessen sind, so bedarf

es doch noch der Untersuchung, inwieweit H. um die Herausbildung des neuen Stils der deutschen Instrumentalkomposition persönliche Verdienste hat und eins der Übergangsglieder zu der Kunst Mozarts und Haydns bildet. Vgl. R. Kennide, J. A. H. (Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft, Leipzig 1904). — Seine Waiin Faustina, geborne Bordoni, geb. 1700 in Venedig, gest. daselbst 4. Nov. 1781, war Schülerin Gasparinis, trat in ihrem 16. Jahr zum erstenmal in Venedig auf, gestierte dann als Opernsängerin in Florenz, wurde 1724 mit 15,000 Gulden Gage nach Wien und bald darauf mit 2000 Wd. Sterl. von Händel nach London engagiert, von wo sie 1727 nach Venedig zurückging. Vgl. Kändler, Cenni storico-critici intorno alla vita etc. del ... Adalfo Hasse (1820) und Niggi, Faustina Bordoni-H. (Leipzig 1880).

2) Karl Ewald, Mediziner, geb. 23. Juni 1810 in Dresden, gest. Ende September 1902 in Hannover, studierte an der medizinisch-chirurgischen Akademie daselbst, in Leipzig, Paris und Wien, habilitierte sich 1836 in Leipzig und wurde daselbst 1839 außerordentlicher Professor, 1844 Professor der medizinischen Klinik und Pathologie in Zürich, 1852 in Heidelberg und 1856 in Göttingen. 1879 zog er sich nach Garmeln, später nach Hannover zurück. H. war einer der ersten, die auf planmäßiges Studium der pathologischen Anatomie drängten, er hat wesentlich mit dazu beigetragen, gegenüber der naturphilosophisch-dogmatischen Richtung der Heilkunst einer rationalen, auf unbeeinträchtigter Beobachtung beruhenden Methode zum Siege zu verhelfen. Auf dem Gebiete der Gehirn- und der Nervenerkrankheiten war er eine der hervorragenden Autoritäten. Er schrieb: »Anatomische Beschreibung der Krankheiten der Zirkulations- und Respirationsorgane« (Leipzig 1841, engl. 1846) und »Krankheiten des Nervensystems« (Erlang. 1856, 2. Aufl. 1868); außerdem »Erinnerungen aus meinem Leben« (2. Aufl., Leipzig 1902). Vgl. O. Hl., Karl Ewald H., der Refler der deutschen Klinik (Hamb. 1900).

3) Karl, Anatom, geb. 17. Okt. 1841 zu Tömming in Schleswig, studierte in Göttingen und Kiel, wurde 1864 Professor in Kiel, 1867 in Würzburg und 1873 Professor in Breslau. Er schrieb: »Anatomische Studien« (Leipzig 1870—73, 4 Hefte); »Das natürliche System der Elasmobranchier« (Jena 1879—82, Nachtrag 1885); »Morphologie und Histologie« (2. Aufl., Leipzig 1880); »Beiträge zur allgemeinen Stammesgeschichte der Wirbeltiere« (Jena 1883); »Die Formen des menschlichen Körpers und die Formveränderungen bei der Atmung« (dof. 1888—90) und u. d. T.: »Kunststudien« (dof. 1882—94, 5 Hefte) auch eine Reihe kunsthist. Unterforschungen: »Die Venus von Willa«, »Die Verklärung Christi von Raffael« u. a., ferner »Roger von Brügge, der Meister von Flemalle« (Straßb. 1904). Auch gab er einen »Handatlas der menschlichen und motorischen Gebiete der Hirn- und Rückenmarksnerven« heraus (Hiesbad. 1885).

4) Ernst, deutscher Politiker, geb. 14. Febr. 1846 zu Reulih bei Burzen, trat 1866 bei Ausbruch des Krieges in das sächsische Heer, studierte nach dem Friedensschluss in Leipzig zunächst Ideologie, dann Nationalökonomie, Rechts- und Staatswissenschaften und leitete, seit 1868 zugleich Adjutant des neugegründeten Landwehrbezirkskommandos, 1870 die Mobilmachung im Bezirk. Als Premierleutnant und Kompagnieführer bei Brie-Will-Branne verwundet, war H. als Regimentsadjutant bei der Demobilisierung des

Regiments bis 1873 tätig, studierte, im Winter 1874/75 nach Berlin beurlaubt, unter Ernst Engel Statistik, erhielt 1875 die erbetene Entlassung und ist seitdem Vorstand des Statistischen Amtes der Stadt Leipzig. Seit 1885 habilitiert und 1886 außerordentlicher Professor, leitet H. Statistik und Kolonialpolitik; er gehört dem Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft und anderer nationaler Vereinigungen an, ist seit 1893 geschäftsführender Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes (s. d.) und war 1893 bis zum Jahr 1903, wo er dem Sozialdemokraten unterlag, Mitglied des Reichstags, in dem er sich der nationalliberalen Fraktion anschloß. Besonders tätig war er auf dem Gebiete der Kolonialpolitik. H. veröffentlichte: »Die Stadt Leipzig und ihre Umgebung« (Leipzig 1878); »Geschichte der Leipziger Reisen« (daf. 1885); »Die Erziehungsverhältnisse der ärmern Volksklassen in Leipzig« (daf. 1886); »Kolonia und Kolonialpolitik« (im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«); »Die Leipziger Kanalfrage« (Leipzig 1892); »Die Organisation der amtlichen Statistik« (daf. 1888); »Deutsche Weltpolitik« (Münch. 1897); »Das Deutsche Reich als Nationalstaat« (daf. 1904) u. a.

Kaffee, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Landkreis Kiel, dicht bei Kiel, hat Seifen-, Öl-, Harzen- und Seifenfabrikation, Ziegelei, Brennerei, Feilenbauerei, ein Mörtelwerk, Dampfmühlen, Gärtnerei, ein Elektrizitätswerk und (1900) 3486 Einw.

Kaffeiselde, Stadt im braunschweig. Kreis Blankenburg, am Unterharz, an der Eisenbahn Alersb.-H., 452 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, 2 Oberförstereien, Zigarren-, Mineralwasser- und Käsefabrikation, Dampfsägerei, Heuhandel und (1900) 2700 Einw. Im Mittelalter blühte hier der Bergbau auf Silber und Kupfer; neuerdings wird die Stadt als Kurort besucht.

Kalkstein, Friedrich, Naturforscher, geb. 14. Jan. 1722 in Törneshälla in Ostgotland, gest. auf einer Reise nach Kalästina 9. Febr. 1752 in Hyn Bagda bei Smyrna; schrieb: »Iter Palaestinum« (Hrsg. von Linné, Stockholm 1757; deutsch, Kofstol 1762).

Kalléus, Louis, dän. Bildhauer, geb. 12. Jan. 1844 in Hillerød, war von 1859—65 Schüler der Akademie in Kopenhagen und später von H. B. Bissen. Nachdem er einen David, der sich zum Kampfe mit Goliath rüstet, geschaffen, ging er 1869 nach Rom und machte sich nach seiner Rückkehr durch einen Diskuswerfer bekannt, der ihm auf der Wiener Weltausstellung von 1873 eine Auszeichnung einbrachte. Später widmete er sich vorzugsweise der Porträtbildhauerei. Er schuf unter anderem die Bronzestatue des Märchendichters Andersen für Obense auf Säulen und die Statuen des Dichters und Komponisten Vestmann und Sören Kierkegaard (1883). Durch eine 1874 ausgeführte Statue Heinrich Heines erregte er die Aufmerksamkeit der Kaiserin Elisabeth von Österreich, in deren Auftrag er die sitzende Figur des Dichters für ihre Villa Adlonien auf Korfu ausführte. Zur Erinnerung an die goldene Hochzeit des dänischen Königspaars schuf er das Danmarks-Monument (1896 vor dem Kunstmuseum in Kopenhagen aufgestellt). Ein von ihm ausgeführtes Denkmal für Heines Grab auf dem Montmartrefriedhof in Paris wurde im November 1901 eingeweiht.

Kalkst., Hauptstadt der belg. Provinz Limburg, an der Demer, Knotenpunkt der Eisenbahnen Aachen-Unterwerpen, H. — Maaseik, Lüttich — Eindhoven und mehrerer Signalbahnen, hat 4 Kirchen, Getreidebau, Jadrillen für Tabak, Öl, Leinwand, zahlreiche

Brennereien und Brauereien, Athenäum, Staats-Knabenmittelschule, bischöfliches Collège, Zeichen- und Bauische, Lehrerinnenseminar und (1900) 15,901 Einw. H. ist Sitz eines Tribunals. — Vier siegen 6. Aug. 1831 die Holländer unter dem Prinzen von Oranien über die Belgier unter Daine.

Kallst., André van, belg. Geschichtschreiber, Kunsthistoriker und Dichter, geb. 5. Jan. 1806 in Maastricht, gest. 1. Dez. 1874 in Brüssel, wurde, schon als Jüngling in Belgien naturalisiert, 1832 Konseruator der Brüsseler königlichen Bibliothek, 1837 Mitglied der belgischen Akademie, 1844 auch Inspektor des Primärunterrichts und der Normalschulen in Belgien. Seine Hauptwerke auf geschichtlichem Gebiet sind: »Sursur l'histoire de la poésie française en Belgique« (Brüss. 1838, preisgekrönt); »Histoire de P. Rubens« (1840); »Les Belges aux croisades« (1846, 2 Bde.); »Splendeurs de l'art en Belgique« (mit Wofe und Ed. Fétis, 1848); »Histoire des Belges« (bis zur französischen Invasion reichend, 1849—51, 2 Bde.). Seine »Poésies« (1852) und »Nouvelles poésies« (1857), besonders aber die »Quatre incarnations du Christ« (1867) reihen ihn den talentvollsten belgischen Dichtern an. Ferner betätigte er sich an mehreren patriotischen Sammelwerken und förderte die belgisch-französische Volksliteratur durch Übersetzung deutscher Märchen sowie durch Veröffentlichung zahlreicher Novellen, Volksgeschichten und Christomathien für Schule und Haus. Vgl. seine »Euvres« (Brüss. 1876—77, 10 Bde.). Sein Leben beschrieb Alvin (Brüss. 1877).

Kallst., Jean Henri, Chemiker, geb. 20. Dez. 1755 in Paris, gest. daselbst 26. Febr. 1827, kam jung nach Martinique, war dann in Paris Zimmermann, studierte Mathematik, wurde 1780 Ingenieur-Geograph und bereiste 1783 im Auftrag der Regierung Siebenbürgen, Kärnten, Ungarn und Deutschland zum Studium des Bergbaues und Hüttenwesens. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Leitung des Laboratoriums Lavoisiers. Als Mitglied des Jakobiner-Klubs und des Pariser Gemeinderats erreichte er, daß die auf 31. Mai nachts befohlene Verhaftung der Girondinen auf den nächsten Morgen verschoben wurde, wodurch er vielen Freiheit und Leben rettete. Revolutionäre Tendenzen verfolgten seine damals abgefaßten Schriften: »Ecole d'exercice, ou manuel militaire de l'infanterie, cavalerie et artillerie nationale« (Par. 1790; erschien bald darauf als »Catéchisme militaire, ou manuel de garde nationale«, daf. 1790) und »Cours révolutionnaire d'administration militaire« (daf. 1794). 1793 wurde ihm die Aufsicht über die Kriegsmunition übertragen. Großes Verdienst erwarb er sich um das Bergbauwesen, um Reorganisation der Militärschule und Begründung der Polytechnischen Schule, an der er 1794 als Professor der Physik angestellt wurde. 1797 wurde er Professor an der Bergschule, und 1814 trat er in den Ruhestand. Er schrieb noch: »Cours de physique céleste« (Par. 1803, neue Ausg. 1810); »Traité de l'art du charpentier« (1804); »Sidéro-technie, ou l'art de traiter les minéraux de fer, pour en obtenir de la fonte, du fer et de l'acier« (1812, 4 Bde.); »Dictionnaire physique de l'Encyclopédie« (1816—21, 4 Bde.); »Traité de l'art de calciner la pierre calcaire« (1825).

Kallst., Hans Daniel (Ludwig) Friedrich, turk. Minister, geb. 26. Febr. 1794 in Danau, gest. 10. Okt. 1862 in Brandenburg, studierte 1812—13 und 1814—16 in Göttingen, wo er Mitglied der

Bürschenschaft war, die Rechte, machte den Feldzug von 1813 als Freiwilliger mit und wurde 1821 Assessor bei dem Oberappellationsgericht zu Kassel, im März 1832 Ministerialrat und Mitglied des kurhessischen Gesamtstaatsministeriums, 19. Mai Justizminister und 27. Mai zugleich Minister des Innern. Sofort begann er den Kampf gegen die kurhessische Verfassung von 1831, unterdrückte die Presse, bestritt die Rechte der Ständeversammlung und setzte ihre legislativische Aktivität durch Verordnungen außer Kraft. Auch sonst diente er der Reaktion auf staatlichem wie auf kirchlichem Gebiet, und seine hervorragende Begabung, Gewandtheit und Geschäftsfertigkeit war ihm dabei sehr förderlich (vgl. »Kienfrüchte, die landständischen Anklagen wider den kurfürstlich hessischen Staatsminister H. betreffend«, Tübing. 1836). Der Kurprinz-König, mit keiner Person unzufrieden, ärgerte ihn bei jeder Gelegenheit. Daher erhielt H. im Juli 1837 die ihm vorher verweigerte Entlassung aus dem kurhessischen Staatsdienst, ward im November 1838 Chef der Regierung und des Hofgerichts für Hohenjohann-Sigmaringen und trat im Juni 1839 als Bittgouverneur an die Spitze der Verwaltung des neu zu organisierenden Großherzogtums Luxemburg. Doch glaubte er die Interessen des Landes durch die niederländische Regierung beeinträchtigt, nahm 1840 seine Entlassung, fand in Bremen einen Wirkungsfreis, ward 1841 Mitglied des Obertribunals in Berlin und 1846 Präsident des Oberappellationsgerichts in Greifswald. Wegen angeblicher Fälschung eines Rechnungsbogens (es war nur eine geringfügige Fälschbarkeit) in einen Prozeß verwickelt, aber freigesprochen, schied er aus dem preussischen Staatsdienst, traf 22. Febr. 1850 wieder in Kassel ein und trat nach der an demselben Tag erfolgten Entlassung des Märzministeriums an die Spitze der Verwaltung. Sofort nahm er den Kampf gegen die Stände wieder auf, rief im September 1850 den restaurierten Bundestag zum Einschießen an und befehlte unter dem Schuß des Bundes die Verfassung von 1831. Seine Wirksamkeit in Kurhessen dauerte aber nur so lange, wie er dem Kurfürsten, der ihn haßte, unentbehrlich war. Auf wiederholtes Ansuchen 16. Okt. 1855 entlassen, siedelte H. nach Marburg über. Vgl. Hessen-Kassel (Verfassungskämpfe).

2) Karl, Bildhauer, Sohn des vorigen, geb. 6. Jan. 1824 in Kassel, gest. daselbst 18. Febr. 1890, kam nach Berlin in das Atelier von Eichmann und war 1844—47 Schüler von Schaller in München. Von 1848—50 verweilte er in Rom und modellierte dort die Gruppe: Sinsin und Delia. Nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete er in Hannover für das neue Theater und hielt sich dann in Kassel auf, wo er mehrere Arbeiten für die Elisabethkirche in Marburg und die Michaelskirche in Fulda ausführte. 1856 ging er zum zweitenmal nach Rom und schuf dort aus dem Mythentkreis seine schönsten Arbeiten von größter Lieblichkeit der Formen, darunter die Marzigruppe: Amor und Psyche (für den König Friedrich Wilhelm IV.), Eros und Anteros (Museum in Köln), Ariadne, Galatea von Amorinen umgeben. 1868 ward er Professor an der Akademie seiner Vaterstadt und schuf daselbst für das Orangengebäude mehrere Reballoons hessischer Fürsten und für das Galeriegebäude die Gruppen der Giebelbilder.

Hassenstein, Bruno, Kartograph, geb. 23. Nov. 1839 in Ruhl, gest. 27. Aug. 1902 in Gotha, war seit 1854 Schüler von W. Petermann in Gotha, mit dem er die Karte von Innerafrika in 10 Blatt in

1:2,000,000 und den dazu gehörigen Ergänzungsbond II von »Petermanns Mitteilungen« (Gotha 1862—63) bearbeitete. Außerdem zeichnete er für dieselbe Zeitschrift zahlreiche Karten, namentlich Afrika betreffend, dessen Kartographie er überhaupt in hervorragender Weise gefördert hat. Seit Petermanns Tode (1878) redigierte er den kartographischen Teil der »Mitteilungen«. 1866—68 zeichnete er in Berlin Fajfs Schulatlas »Great outline of geography« und die 11 Karten in v. d. Dedens »Reisen in Ostafrika«. 1868 nach Gotha zurückgekehrt, veröffentlichte er im Berthelschen Verlag über 30 neue Blätter zur dritten, von Th. Kene besorgten Auflage von Spruners »Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit« (1871—79) und 1885 den vorzüglichen »Atlas von Japan« (7 Blatt in 1:1,000,000). Zu denjenigen Reisen, die ihm die Bearbeitung und Veröffentlichung ihrer Beobachtungen zu danken haben, gehören namentlich B. Junker, Bodendorf, Emin Pascha, Hans Meyer, E. Harms, G. Kieffs, J. Weges, Ludwig Wolf, Oskar Baumann und Sven Hedin. 1887 wurde er zum Göttinger Ehren doktor ernannt.

Haffertode (H.-Friedrichshall), Dorf und Kulturort im preuss. Regbez. Ragnitburg, Kreis Grafschaft Bernigerode, liegt langgestreckt im Tal der Holzeme, unmittelbar westlich an Bernigerode sich anschließend, an der Eisenbahn Nordhausen-Bernigerode, 292 m ü. M., hat eine evang. Kirche, freundliche Villen, eine Blödsinnigenanstalt, Oberförsterei, Papier-, Holzstoff- und Filzfabrikation, Ledergerberei, eine Sägemühle, Bierbrauerei, Granitwerk und (1900) 3820 Einw. In der Nähe (4 km westlich) die Steinerne Kette, das steil abfallende, tiefe Tal der Holzeme, mit schönen Kaskaden und herrlicher Nadelwaldung.

Haffert, Kurt, Geograph, geb. 15. März 1868 in Naumburg a. S., wurde 1886 Privatdozent in Leipzig, 1888 außerordentlicher Professor für Geographie in Tübingen und 1902 Professor an der Handelshochschule in Köln. Er unternahm drei Reisen durch Montenegro (1891, 1892, 1900), auf denen er besonders physikalisch-geographische und geologische Untersuchungen anstellte und topographische Aufnahmen machte. Auf einer vierten Reise durchs tiefe der von Skutari aus mit dem Botaniker Antonio Baldacci (1897) die Gebirgslandschaften Oberalbaniens und unternahm in der Zwischenzeit drei Reisen in die Abruzzen und nach Kalabrien. Er veröffentlichte: »Die Nordpolargrenze der bewohnten und bewohnbaren Erde« (Leipz. 1881); »Reise durch Montenegro nebst Bemerkungen über Land und Leute« (Leipz. 1893); »Beiträge zur physischen Geographie von Montenegro« (Gotha 1895, Ergänzungsheft 115 zu »Petermanns Mitteilungen«); »Deutschlands Kolonien« (Leipz. 1899); »Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee« (daf. 1903); »Die Polarforschung« (daf. 1902); »Landbesunde des Königreichs Württemberg« (daf. 1903); »Bericht über die neuere Literatur zur Landbesunde« (Bd. I, mit W. Kirchhoff, Berl. 1901).

Haffurt, Bezirksstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, am Main, Knotenpunkt der Staatsbahnen Bamberg-Würzburg und H.-Hofheim, 220 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, die sehr wertvolle Kitterkapelle (1392 erbaut, neuerdings restauriert), Synagoge, eine Latein- und Präparandenschule, Amtsgericht, eine chemische Fabrik, Steingewerk, Pumpenfortiererei, Bierbrauerei, Obst-, Hopfen- und Weinbau, ein schwach besuchtes Bildbad und (1900) 2490 Einw. — Im 13. und 14. Jahrh. werden Ritter

von H. genannt. Im Bauernkrieg 1525 nahm H. für die Bauern Partei; 1541 wurde es durch den Markgrafen Albrecht Alcibiades, 1632 durch Tillys Truppen, 1639 durch das weimarisch-französische Korps geplündert.

Haffi (arab.), = Brunnen, in Nordafrika und der Sahara häufig Name für kleine Oasen.

Hassia, lat. Name für Hessen.

Hassk., bei Pflanzennamen Abkürzung für J. K. Dahlkarl (s. d.).

Dahlkarl, Justus Karl, Reisender und Naturforscher, geb. 6. Dez. 1811 in Kassel, gest. 5. Jan. 1894 in Kiewe, erlernte seit 1827 die Gärtnerei in Poppelndorf, widmete sich seit 1834 naturhistorischen Studien zu Bonn, ging 1836 nach Java, erhielt die wissenschaftliche Leitung des Botanischen Gartens zu Buitenzorg und machte viele Reisen in das Innere des Landes. 1846 wurde er Sekretär der Handelskammer zu Düsseldorf. 1852 ging er im Auftrag der holländischen Regierung nach Lima und 1853 ins Innere Perus, um den Ginarindenbaum nach Java überzuführen. Er sendete Samen von Uquibamba nach Holland, und 1854 erreichte er mit ca. 500 jungen Calisaya-Ginarindenbäumen aus der Nähe der brasilianischen Grenze östlich vom Titicacasee die Küste. Bei seiner Ankunft auf Java leitete er die Kultur der Ginarindenbäume ein, nahm aber 1856 seinen Abschied aus dem holländischen Staatsdienst und lebte seitdem in Kiewe. Er schrieb: »Plantae javanicae rariores« (Berl. 1847); »Filices javanicae« (Leiden 1856); »Retziae s. observationes botanicae de plantis horti botanici Bogoriensis« (Dassl. 1856); »Hortus Bogoriensis deser., seu Retziae editio nova« (1. Teil, Amst. 1858; 2. Teil in »Bonplandia«, 1859); »Neuer Schlüssel zu Rumphs Herbarium amboinense« (Halle 1866); »Horti malabarici Rheodani clavis locupletissima« (Dresd. 1867) und »Commelinaceae indicae« (Wien 1870).

Dahler, Hans Leo, s. Haller.

Häglich ist ein objektiver ästhetischer Begriff (s. Ästhetik, S. 398), d. h. ein solcher, durch den auf eine objektive Eigenschaft, die unser Gefühl erweckt, hingewiesen wird, und bildet den Gegensatz zu dem Schönen (s. d.). Während sich der Haß auf Erscheinungen erstreckt, die moralischer Beurteilung unterliegen, ist H. fast ausschließlich ein ästhetisches Prädikat. Ist ein Gegenstand mit seinen Eigenschaften oder ein Zustand oder ein Vorgang derart, daß wir in ihm die wirkende Kraft der Natur oder die neuerschaffende Bildkraft des Menschen sich gesetzmäßig, frei und ungebunden betätigen sehen, so liegt das objektive Schöne vor; wo dagegen diese Kräfte gestört, von gesetzmäßiger Betätigung abgelenkt und gehemmt werden, entstehen die Gebilde des Häßlichen. Auf sie reagieren wir mit einem charakteristischen Mißgefühl, das zu dem Wohlgefühl des Schönen im entschiedensten Gegensatz steht. Häßliche Gegenstände liegen vor in dem Verfallenen, Unentwickelten, gesetzwidrig Verfallenen, häßliche Zustände entstehen durch ein die geistliche Entwicklung des geistigen oder körperlichen Lebens hemmendes Zusammenwirken wirkender Kräfte, und ein Gefallen, das Wachen geistiger oder physischer Kräfte, heißt H., wenn es in sich verhilft, naturwidrig und dem Ausblühen und der Steigerung dieser Kräfte selbst oder gegen andern Kräfte schädlich oder geradezu feindlich entgegengefeht erscheint. Der ästhetische Wert des Häßlichen ist gleichwohl nicht gering: es bildet den Hintergrund, von dem sich das Schöne erst wirksam abhebt, es ist die Vorbedingung der Entwicklung zur

Vollkommenheit und als Durchgangspunkt zum Schönen oft unerlässlich. Es wird, je nach dem Stil, in dem ein Kunstwerk auftritt, bald breiter, bald enger Spielraum in Anspruch nehmen: der Naturalismus und Realismus nehmen es williger auf als der Idealismus. Auch wird dieser das Häßliche, soweit er es bildet, mildern und adäquieren, während jene andern Stilarten eine treuere Wiedergabe der Natur vorziehen. Eine Ästhetik des Häßlichen = hat Nothen am 31. Berl. 1853) veröffentlicht.

Dahlinghausen, Dorf im preuß. Regbez. Arnberg, Kreis Schwein, an der Staatsbahnlinie Scher-Silberhe, 270 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Steinföhlenbergbau, eine Glashütte und (1900) 3794 Einw.

Dahloch (Dassloch), Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Neustadt a. H., an der Linie Neunkirchen-Borms der Pfälzischen Eisenbahn, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Rettungshaus, Forstamt, Flechemballagen-, Holzschuh-, Automobil-, Kartonnagen- und Zigarettenfabriken, Bierbrauerei und (1900) 6423 meist evang. Einwohner. In der Nähe ein Rennplatz des pfälzischen Rennvereins zu Neustadt a. H. — H., zuerst 903 urkundlich erwähnt, war ein Reichsdorf und kam 1330 als Pfand an Kurpfalz, 1379 teilweise an die Grafen von Leiningen.

Dahm, von Bisz IX. nach dem Vatikanischen Konzil eingeführt, von der Kirche anerkannter Primas der unierten Armenier (s. Armenische Kirche). Seine Nichtanerkennung durch den anti-infallibilistischen Teil der armenisch-katholischen Kirche mit dem Bischof Rupelian an der Spitze hatte ein Schisma zur Folge, das erst 1879 mit der Unterwerfung der Antipassunisten (noch 13,000 mit 16 Bischöfen) endigte. H. ging 1880 nach Rom, legte seine Würde nieder, wurde Kardinal und starb 1884.

Hasta (lat.), bei den Römern jede Art Speer, besonders die schwere Stoßlanze, ursprünglich die Waffe aller Legionssoldaten, später (des Marius) der Triarier (vgl. Legion). Noch in späterer Zeit diente die H. pura, ein Speer mit einem Knopf statt der Spitze, als Belohnung für hervorragende Tapferkeit. Vielfach wurde die H. als Symbol angenommen. Die vom Herakl (s. Herakl) in das feindliche Gebiet geschleuderte blutige H. war das Zeichen der Kriegserklärung. Als Symbol des rechtmäßigen Verkaufs wurde die H. bei der Verpachtung der Staatsgüter durch die Zensoren aufgestellt, ferner bei öffentlichen Versteigerungen, z. B. der Kriegsbeute und von Privatbesitz, daher der Ausdruck Subhastation; auch bei den Verhandlungen des Centumviralgerichts (s. Centumviri), das Prozesse über Grundeigentum zu entscheiden hatte.

Hasta, ostind. Längenang, s. Hälh.

Hasta cellbaris, s. Brautranze.

Hastati (lat.), in der röm. Legion vor der Zeit des Marius der Teil des Fußvolkes, der im Kampf das erste Treffen bildete und nach der ursprünglichen Hauptwaffe, der Hasta (s. d.), benannt war; später Titel für die Centurionen der beiden letzten Centurien der Kohorten. Vgl. Legion.

Haste, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Donabru, an der Rette, hat (1900) 1800 Einw. In der Nähe befinden sich der Bieberg mit Steindrücken, Steinföhlengruben und Zementfabrik. Erinnerungen an die Sachsenkriege bieten die Karlsteine und das Grab der Werra, Wittenfunds Gemahlin.

Hasteb, früher Landgemeinde, südöstlich vom Bremen, seit 1902 Bremen einverleibt.

Hastenbed, Dorf im preuß. Regbez. Hannover, Kreis Sameln, hat eine evang. Kirche und (1900) 441

Einw.; denkwürdig durch den Sieg der Franzosen unter Marquis d'Esparès über die Engländer unter dem Herzog von Cumberland 26. Juli 1757, der die schimpfliche Konvention von Kloster-Sevenveranloßte.

Hastings (spr. Hastings), 1) Stadt (municipal borough) und Grafschaft an der Südküste Englands, einer der Cinque Ports (s. d.), am Kanal amphitheatralisch in einer Einseitung gelegen, hat hübsche neuere Straßen mit großen Hotels, Klubs etc., stattliche öffentliche Gebäude, sehr besuchte Badeanstalten, viele Schulen, ein neues Rathaus (seit 1881), Theater und (1901) 65,528 Einw. Westlich schließt sich an H. die fashionable Vorstadt St. Leonards an, 1828 von Decimus Burton geplant, mit mehreren schönen Kirchen (Christ, St. Pauls u. a.), einer 277 m langen Landebrücke und mehreren Parkanlagen. Auf einem Hügel über der Stadt liegen die großartigen Ruinen der alten Burg H. (am besten erhalten die Schlosskapelle). Den Hofen der Stadt zerstörte im 16. Jahrh. ein Sturm. Hier (genauer bei dem nahe Senlac) 14. Okt. 1066 Sieg des Herzogs Wilhelm von der Normandie über Harold, den letzten angelsächsischen König (vgl. Sp. p. Die Schlacht von H., Berl. 1896). H. gehörte bis 1888 zur Grafschaft Sussex. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Adams im nordamerikan. Staat Nebraska, Bahnknotenpunkt, mit presbyterianischem College, starkem Probuktenhandel und (1900) 7188 Einw. (gegen 13,584 im J. 1890). — 3) Hauptort der Grafschaft Dakota in Minnesota, am Mississippi, unterhalb St. Paul, hat Sägmühlcn, Eisenbahnwerkstätten, Getreidehandel und (1900) 3811 Einw.

Hastings (spr. Hastings), 1) Warren, Generalgouverneur in Britisch-Ostindien, geb. 6. Dez. 1782 in der Grafschaft Oxford, gest. 22. Aug. 1818, erhielt 1760 eine Anstellung bei der Ostindischen Kompanie und war 1761—64 Mitglied des Rates in Kalkutta. 1764 nach England zurückgekehrt, verlor er sein Vermögen, trat deshalb wieder in die Dienste der Ostindischen Kompanie und wurde 1769 zum Mitglied der Regierung in Madras, 1772 zum Gouverneur von Bengalen und 1773 zum ersten Generalgouverneur von Ostindien ernannt. Zwölf Jahre lang herrschte er als solcher, vergrößerte und befestigte unter den schwierigsten Umständen die Macht der Kompanie, reformierte die Verwaltung und brachte die öffentlichen Einkünfte von 3 Mill. auf 5 Mill. Pfd. Sterl. Als sein Vorgesetzter, Lord North, aus dem Ministerium geschieden war, trat H. 1785 zurück und wurde von Burke vor dem Unterhaus angeklagt, in Ostindien mit tyrannischer Willkür gehandelt, unmäßige Geldsummen erpreßt und den Sturz mehrerer indischer Fürsten veranlaßt zu haben. Der Prozeß vor dem Oberhaus begann 18. Febr. 1788; H. ward zwar 23. April 1795 freigesprochen, verlor indes durch die ungeheuren Prozeßkosten sein Vermögen. Er wurde durch eine ihm von der Kompanie bewilligte Pension von 4000 Pfd. Sterl. entschädigt, lebte seither in Zurückgezogenheit und ward im Mai 1814 vom Prinz-Regenten zum Mitglied des Geheimen Rats ernannt. Er schrieb: »Narrative of the late transaction at Benares« (Kalkutta 1782); »Review of the state of Bengal« (daf. 1786); »The present state of the East Indies« (daf. 1786); »Speech in the high court of justice in Westminsterhall« (Lond. 1791). Seine Korrespondenz mit Sir Stephen Lushington wurde 1795 herausgegeben. Seine Biographie schreiben Gleig (Lond. 1841, 3 Bde.), Macaulay in den »Essays«, Trotter (Lond. 1879, in kürzerer Fassung 1890), Sir Alfred Lyall (daf. 1889), Ratheson

(daf. 1894) und Lawton (»The private life of W. H.«, daf. 1895). Vgl. Bond, »Speeches of the managers and counsel in the trial of W. H.« (Lond. 1859—61, 4 Bde.); Forrest, »The administration of W. H.« (daf. 1892); Ballenborff, »Ein englischer Konquistador des 18. Jahrhunderts« (Hamm 1900); Vivore, »Les Anglais dans l'Inde: W. H.« (Par. 1904).

2) Francis Rawdon, Marquis von, brit. Feldherr und Staatsmann, geb. 9. Dez. 1754, gest. 28. Nov. 1826 in Belg bei Knapel, studierte in Oxford, diente im Kriege gegen die amerikanischen Kolonien und ward 1778 Oberstleutnant und Generaladjutant der britischen Streitkräfte in Amerika. 1783 wurde er zum Baron Rawdon erhoben und erbt 1793 von seinem Vater den Titel eines Grafen von Moira. Während der Kriege mit Frankreich warb er 1803 General, 1806 Generalfeldzeugmeister. 1813 wurde er zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, besiegte die Pindari, die Rohilkand und die Gebirgsvölker von Nepal und wurde 1817 zum Marquis von H. erhoben. 1823 kehrte er nach England zurück, wo er wegen seiner Verwaltung in Ostindien ohne Erfolg angegriffen ward, und war von 1824 an Gouverneur von Malta. Vgl. Frinsep, »History of India during the administration of the marquis of H.« (Lond. 1825); »The private journal of the marquis of H.« (Hrsg. von seiner Tochter, der Marquise von Hute, 1858, 2 Bde.).

Hat, in der kaufmännischen Buchführung fast angewendet für Haben (s. d.).

Hatamoto, die Samurai der Tokugawa-Shogune, s. Samurai.

Hatch (spr. Hatch), Edwin, engl. Theolog, geb. 4. Sept. 1835 in Derby, gest. 10. Nov. 1889 in Oxford, bekehrte 1859—66 in Konaba verschiedene Völkerstämme, wurde 1867 von der Universität Oxford angestellt, seit 1884 als Professor der Kirchengeschichte. Er schrieb: »The organisation of the early Christian Church« (Lond. 1881, 3. Aufl. 1888; deutsch von A. Harnack, Gießen 1883); »An introductory lecture on the study of ecclesiastical history« (1885); »The growth of Church institutions« (1887; deutsch von A. Harnack, Gießen 1888); »Essays in biblical Greek« (1889); »The influence of Greek ideas and usages upon the Christian Church« (6. Aufl. 1897; deutsch von Preussner, Freiburg 1892); »Concordance to the Septuagint and other Greek versions of Old Testament« (mit Keckpath, 1892—97, 6 Tle.; Suppl. 1900). Vgl. die von seinem Bruder herausgegebenen »Memorials of Edwin H.« (Lond. 1890).

Hâtlets (franz., spr. erst, auch Hâtlets, deutsch Speiler), silberne Spiße zum Garnieren großer Braten (relevés) und der Entrées, werden mit großen schwarzen Trüffeln, Champignons, Hahnenkammern, Krebsen, Währen, Rüben etc. versehen und dann in Krusten von Brot oder Reis auf die Schüssel gestellt.

Hatfield (spr. Hattfeld), Dorf in Hertfordshire (England), 8 km östlich von St. Albans, mit stattlichem Schloß des Marquis von Salisbury (1607—11 von Jakob I. erbaut) inmitten eines großen Parks und (1901) 4754 Einw. 4 km nördlich liegt Brocket Hall, einst Wohnsitz von Lord Melbourne und Palmerston.

Hât'h (Hô ita, engl. Haut, »Arm«), ostind. Längsmaß von 2 Elg-H. oder Spannen zu 3 Fäden, in den britischen Besitzungen dem Zollmaße an 1/2 Fard = 45,70 cm bestimmt. Vgl. Cubit und Goubée.

Hatherley (spr. Hether), William Page Hood, Lord, brit. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 29. Nov. 1801, gest. 10. Juli 1881, studierte in Ox-

und Cambridge, wurde 1827 Sachwalter und war 1847—52 Mitglied des Unterhauses, wo er sich der liberalen Partei anschloß. 1849—51 war er Bizekanzler des Herzogtums Lancaster, 1851—52 Solicitor general und bekleidete darauf das hohe richterliche Amt des Bizekanzlers. 1868 trat er als Lord-Kanzler in das Kabinet Lord Gladstone und wurde zum Peer und Baron H. erhoben. Im Oktober 1872 legte er sein Amt nieder. Politisch liberal, gehörte H. zur kirchlich-orthodoxen Partei; er schrieb: »Continuity of Scripture as declared by the testimony of our Lord« (5. Aufl. 1887). Vgl. Stephens, Memoir and correspondence of baron H. (Lond. 1883, 2 Bde.).



Hathor.

Hathor, ägypt. Göttin der Freude, die in verschiedenen Städten, unter andern Dendra, als Schutzheilige verehrt wurde. Sie wurde auch als Himmelsgöttin aufgeführt und in Gestalt einer Kuh, oder auch als Frau mit einem Kuhkopf oder gänzlich als Weib, das auf dem Kopfe nur Kuhhörner und die Sonne trägt, dargestellt. In Leben war sie die Herrin der Totenstadt. Sie tritt auch als Schicksalsgöttin auf (die sieben Hathoren sind die Feen der Ägypter), und in griechischer Zeit wird sie der Aphrodite gleichgestellt. Der dritte ägyptische Monat (Athyr) hat von ihr den Namen. Vgl. die nebenstehende Abbildung und Tafel »Architektur I«, Fig. 7 u. 17.

Hatifi, Abd Ullah, pers. Episkop, gehörig aus Chardschid in der Provinz Schirvan, war ein Schwesersohn Nisamids (s. d.); starb in seiner Geburtsstadt 1521. Seine Hauptwerke sind die epischen Gedichte: »Leila und Medschnun« (Hrsg. von Jones, Kall. 1788; lithogr., Kaffanau 1882); »Schirin und Esmiran«; »Hest Manjar«; »Timmernamen«, auch »Jafarnamen« genannt, Darstellung der Taten Tamerlans, die 5. 40 Jahre lang beschäftigt (lithogr., Kaffanau 1889), und, unvollendet, eine Verherrlichung der Siege Schah Nisamids. Alle fünf sind Nachahmungen des bekannten »Räuser« Nisamids.

Hato (span.), soviel wie Estancia (s. d.).

Hatschepsowet (Hatsch), Königin von Ägypten, Tochter des Königs Thutmosis I. und Gemahlin ihres Stiefbruders Thutmosis III. (um 1500 v. Chr.), der sie zeitweilig als Mitregentin anerkennen mußte. Im 9. Jahr ihrer Herrschaft ging eine Flotte nach dem Rande Runt am Roten Meer, von der die Bilder und Inschriften des von H. errichteten Terrasientempels von Der el-Bahri (westlich von Theben) Kunde geben.

Hatthiere, s. Dattelhier.

Hattjag (spr. Hattsch), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Gymsab (Siebenbürgen), an der Staatsbahnlinie Pest-Betrojens, liegt 314 m ü. M. in dem wegen seiner malerischen Schönheit berühmten Hattjager Tal und hat ein Bezirksgericht, lebhaftes Viehmarkt und (1900) 2367 meist rumänische (griechisch-oriental.) Einwohner. In der Umgebung werden viele römische Altertümer gefunden.

Hattjager Gebirge, Zweig der Transilvanischen Alpen im südwestlichen Kandegebirge Siebenbürgens. Sie erheben sich in den majestätischen Felsenriffen des Retezat zu 2486 m Höhe.

Hattala, Martin, tschech. Philolog, geb. 4. Nov. 1821 in Trstena im Kroater Komitat, gest. 11. Dez. 1903 in Prag, widmete sich in Pilsen und in Wien theologischen und philosophischen Studien, empfing 1848 in Gran die Priesterweihe und wurde 1850 Gymnasiallehrer in Pilsen, wo er seine »Lehrbuch der alt- und neuschtschischen und slowakischen Sprache« (»Zvukoslovi jazyka staro-i novoslovenskeho a slovenskeho«, Prag 1854) verfaßte. 1854 habilitierte er sich als Privatdozent der slowakischen Linguistik an der Prager Universität, wo er bereits in demselben Jahre zum außerordentlichen, 1861 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. 1892 trat er in den Ruhestand. Seine wichtigsten Schriften sind außer der genannten (zum Teil in tschechischer, zum Teil in slowakischer Sprache): »Syntax der tschechischen Sprache« (Prag 1855); »Vergleichende Grammatik der tschechischen und slowakischen Sprache« (dasselb. 1857); »Das Lied vom Meeressieg Igor« (dasselb. 1858); »Grammatik der slowakischen Sprache« (»Mluvnica jazyka slovenskeho«, Pest 1864 u. Rußl. 1865, 2 Tle.); »Antibarbarus der tschechischen Sprache« (»Brus«, eigentlich »Heglein«, Prag 1877) u. a. Außerdem schrieb er zahlreiche Abhandlungen und trat im Streit über die »Königshofer Handschrift« (s. d.) und das »Gericht der Libusa« (s. Grünberger Handschrift) mit mehreren Schriften für die Echtheit derselben ein. Zu erwähnen ist noch die von H. mit A. Palera veranstaltete Ausgabe der alttschechischen Alexanderis (1881).

Hattas, in China hergestellte Leinwand, meist ungefärbte Seidengaze für den Gebrauch der Lamapriester in Tibet.

Hattischs Braun, s. Kupferbraun.

Hatten, Gemeinde im ostb. Amt Oldenburg, hat eine evang. Kirche, Bogenbau, Molkerei und (1900) 2189 Einw. Nördlich bei Dingelde zwei vollständig erhaltene, mit großen Grundblöcken umschlossene Opferstätten.

Hattenheim, Flecken im preuß. Regbez. Wiesbaden, Rheingaukreis, am Rhein und an der Staatsbahnlinie Frankfurt a. M.—Hochheim, hat eine luth. Kirche, vorzüglichem Weinbau (besonders am Steinberg), Schuß-, Strohhüllen-, Rotten- und Zigarrenfabriken, Weinhandel und (1900) 1340 Einw. Zu H. gehört die ehemalige Eisereienfabrik Eberbach (s. Eberbach 2).

Hatteralhügel, Berggruppe im südwestlichen England auf der Grenze der Grafschaften Hereford und Monmouth, erreicht im Cradle (nördlich vom Abertawe) 810 m.

Hattaras (Kap H.), Vorgebirge bei der Mündung, die das Hattjag Kanalkanal in den nordamerikanischen Staat Nordcarolina vom Atlantischen Ozean trennt, durch beständig wechselnde Untiefen den Schiffen gefährlich, mit 58 m hohem Leuchtturm.

Hatteria, s. Bruchenechsen.

Hattija, in Nordafrika und der Sahara Name für kleine Oasen.

Hattingen, Kreisstadt im preuß. Regbez. Arnswald, an der Ruhr, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Dahlhausen-Solmarstein und Barnum-H., hat Reste der alten Stadtmauer, 2 evangelische und eine luth. Kirche, Synagoge, Denkmal des Kaisers Wilhelm I., Krongymnasium, Amtsgericht, elektrische Straßenbahn, Stahlwerk, Stanzwerk, mechanische Weberei und (1900) 8975 meist evang. Einwohner. Dazu gehört der Stadteil Feldmark mit 3144 Einw. H. erhielt 1396 Stadtrechte.

Hatti-scherif (*Hatti-humajun*, richtiger *Hatti-i-Scherif*, türk. „erhabene Schrift“), beiden Türken eine Kabinetsschreiber des Sultans, die an der Spitze seinen verschlungenen Namenszug (die *Tughra* oder die *Sultanscherif*) trägt und die schleunigste Vollziehung eines Urteils oder eines Befehls verlangt, wogegen keinerlei Einwendung statthaft ist. Speziell wird der Ausdruck *H.* auf Erlasse der Sultane hochpolitischen Inhalts angewendet; bekannt ist der *H.* von Gülhane, das türkische Grundgesetz von 1839, sowie der vom 18. Febr. 1856, durch den die Gleichstellung aller nicht muslimischen Untertanen der Pforte mit den Muslimen proklamiert wurde (s. *Türkisches Reich*, *Geschichte*).

Hatto (v. altdeutschen *Hathus* oder *Hadu*, „Krieg, Gott des Kriegsglücks“, *ahdalenen*). Wertwürdig: *H. I.*, Erzbischof von Mainz, geb. um 850 aus alemannischem Geschlecht, reg. 13. Mai 913, seit 888 Abt von Reichenau, stand bei König Arnulf in großer Gunst, der ihn 891 auf den erzbischöflichen Stuhl in Mainz berief. Schon unter Arnulf an der Reichsregierung beteiligt, leitete er sie völlig unter Ludwig dem Kinde, dessen Räte und Vornam er war. Auch bei Konrad I., seinem Freund, hatte *H.* großen Einfluß und soll zu dessen Gunsten einen Mordanschlag auf Herzog Heinrich von Sachsen geplant haben (er wollte ihn mit einer goldenen Kette erdrosseln), der aber verraten war, worauf Heinrich ihm seine Besitzungen in Thüringen entzog. Über seinen Tod bildeten sich bald abenteuerliche Sagen, namentlich in Sachsen, wo man *H.* als Verräter und Völschwich anfaß und eine seiner Freveltaten würdige Todesart zu erfinden suchte: erst soll ihm Hirscherlöcher oder lebendig in den Feuerstuhl des Alna gestürzt worden sein. Am bekanntesten ist die Sage vom *Käuferturm*, die indes auch auf Erzbischof Hatto II. von Mainz (968–970) bezogen wird. Bei einer Hungersnot soll *H.* eine Menge armer Leute unter dem Vorwand, ihnen Nahrung geben zu wollen, in eine Scheune gesperrt, diese fodann angezündet und, als man das Klagegeschrei der Unglücklichen vernahm, die Umstehenden scherzend gefragt haben, ob sie seine Brotmäuse piepen hörten. Da überfielen ihn zahllose Wäuser und bedrängten ihn so, daß er, um sich vor ihnen zu retten, mitten im Rhein einen Turm (den *Käuferturm* bei Bingen [s. d.], der 1635 von den Schweden zerstört wurde) erbaute; aber auch hier fand er keine Ruhe und wurde endlich von ihnen aufgegriffen. Die Sage findet sich auch bei andern Völkern, und ihr liegt die Idee zugrunde, daß die Wäuser als Rächer begangener Frevdel erscheinen. In der Geschichte erscheint *H.* als ein tüchtiger Staatsmann, der das Königtum mit Erfolg gegen die unbotmäßigen Großen verteidigte. Vgl. *Heidmann*, *H. I.*, Erzbischof von Mainz (Berl. 1865, Programm).

Hatvan (spr. *hawan*), Großgemeinde im ungar. Komitat Heves, an der Jagodon, Knotenpunkt der Bahnlinien Budapest–Kuttsa, *H.*–Kisboly–Kafchau und *H.*–Eszolnok, mit mehreren Kirchen, einem vom Fürsten Graf István erbauten Schloß, Wassermolonenbau, Zuckerfabrik und (1901) 9707 meist magyar. (römisch-kath.) Einwohner. Ehemals besaß *H.* eine berühmte Prämonstratenserabtei und eine Festung. 1644, 1696 und 1693 geriet es in die Hände der Türken, aus denen es dann erst 1678 befreit wurde. Am 2. April 1849 wurde hier der kaiserliche General Schüd von den Ungarn geschlagen.

Hag, eine Jagd, bei der Wild mit Hunden gehetzt wird, besonders die Jagd mit schweren Hunden auf

grobes Wild (Sauen, Bären); die Jagd auf Hasen, Füchse, Dachs heißt *Heye*.

Haxfeld, 1) Dorf im preuß. Regbez. Briesen, Kreis Bredenb., an der Eber, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, darunter die aus dem 8. Jahrh. stammende, jetzt restaurierte Emmauskirche, Obergörster, Papierfabrik und (1900) 886 Einw. *H.* erhielt 1340 Stadtrecht. Von hier leitet die spätere fürstliche Familie Haxfeldt (s. unten) ihren Ursprung her. — 2) (ungar. *Szombolya*, spr. *szombolya*) Großgemeinde im ungar. Komitat Torontál, Knotenpunkt an der Eisenbahn Szegedin–Temesvár, in sehr fruchtbarer Gegend, mit Bezirksgericht, Schloß des Grafen Glesonics und (1901) 10,162 meist deutschen (römisch-kath.) Einwohner.

Haxfeldt, altes hess. Dynastengeschlecht, das mit dem Anfang des 13. Jahrh. in die Geschichte eintritt und bald den Landgrafen, namentlich in über 30-jährigen Fehde mit den Löwenstern seit 1379, nachdrücklichen Widerstand leistete. Es gehörte zu der rheinischen Reichsritterschaft, hatte Schloß *H.* an der Eder (jetzt Ruine) zur Stammburg und besaß in Franken die Herrschaft Haxenberg, in Thüringen einen Teil der Herrschaft Gleichen und in Schlesien die Herrschaft Trachenberg. Nachdem Johann von *H.* um 1430 durch Heirat mit der Erbin der Herrschaft Wildenburg (in der Rheinprovinz) diese erworben hatte, teilte sich das Geschlecht 1608 in die 1681 erloschene Wertensche und Wildenburgische Linie. Mit Melchior v. *H.* (s. unten) wurde das Geschlecht in den Grafenstand erhoben. Friedrich II. von Preußen erhob 1741 in der Person des Grafen Franz Philipp Adrian einen Zweig zum kaiserlichen und Kaiser Franz I. 1748 zum reichsfürstlichen Rang, nach dem Rechte der Erstgeburt. Dieser Stamm erlosch 1794; der Anteil an der Grafschaft Gleichen wurde vom Mainz als erledigtes Lehen eingezogen, die Allobadgüter fielen an den Grafen von Schönborn, die andern Lehen sowie die Herrschaft Trachenberg gingen an einen andern Zweig (Herzog-Schönstein) der wildenburgischen Linie über, der Herthor und Schönstein besaß und sich seit 1794 Fürsten von *H.* zu Trachenberg nannte. Haupt der Linie ist Fürst Hermann (s. unten *H.*). Die andre, ältere wildenburgische Linie (Wildenburg-Beilweiler) erlangte 1635 die reichsgräfliche Würde, erbt 1681 Wildenburg, besaß die Stabsbeszerhschaft Wildenburg-Schönstein bei Koblenz und seit 1870 auch die Fürstentwürde. Zeitiges Haupt: Fürst Alfred von *H.* Wildenburg (geb. 9. April 1825). Besonders bemerkenswert sind:

1) Melchior von *H.*, Graf von Gleichen, geb. 10. Okt. 1693 zu Krottorf in Hessen, gest. 9. Jan. 1668 in Pomiglo bei Trachenberg, trat in kaiserliche Dienste, stand 1635 unter Wallas' Kommando, wurde 1636 von Baner bei Wittstock geschlagen, drängte mit Heleen und Wg diesen im folgenden Jahr aus Sachsen nach Pomern, entsiepte 1637, mit Wg vereinigt, Leipzig, schlug 17. Okt. 1638, in Weisfalen besitzend, den schwedischen General Ring und den Pfalzgrafen Karl Ludwig bei Wotho, zog sich aber vor Baner nach Sachsen jurid. 1639–40 mit der Deckung Böhmens beschäftigt, kommandierte er 1641 wieder in Weisfalen und in Thüringen, foht 1643 gegen die Hessen, die sich fast des ganzen Erbkaisr Köln bemächtigt hatten, stand 1643 gegen Guébriant am Rhein, hatte wesentlichen Anteil an dem Siege bei Tullingen (25. Nov. 1643) und nahm im folgenden Jahre Salverstadt und Osterwick. Nach der Entsetzung Wallas' mit dem Oberbefehl über das

kaiserliche Heer als Feldmarschall betraut, sammelte er bei Prag eine neue Armee und griff auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl 6. März 1645 Torstensson bei Janlau an, ward jedoch geschlagen und gefangen. Ausgemerzt, beschloß er 1657 die Truppen, die Kaiser Leopold I. dem König Johann Kasimir von Polen gegen die Schweden zu Hilfe schickte, und nahm Kraslau ein.

2) Franz Ludwig, Fürst von, geb. 22. Nov. 1756 in Wien, gest. daselbst 3. Febr. 1827, wurde kurbairischer Geheimrat, Generalleutnant und Inhaber eines Infanterieregiments, trat 1795 in preussische Dienste und ward 1802 Generalleutnant. Als 1806 Berlin von den preussischen Truppen geräumt wurde, übertrug ihm der Gouverneur und Staatsminister Graf von der Schulenburg-Kehnert, sein Schwiegervater, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Wegen eines am 24. Okt. wenige Stunden vor Anfuhr der Franzosen an den König abgesandten, aber aufgefundenen Berichtes über die französische Armee ward H. 28. Okt. verhaftet. Seine Gemahlin warf sich Napoleon zu Füßen. Als dieser ihr den Brief ihres Gemahls als den einzigen Beweis für dessen Schuld entgegenhielt, ergriff sie ihn emschlossen und vernichtete ihn an einem nebenstehenden Licht. H. ward hierauf freigelassen. Später mit mehreren diplomatischen Sendungen betraut, ging er 1818 als Gesandter nach dem Haag, 1822 nach Wien. Die fürstliche Würde ging auf seinen ältern Sohn, den Fürsten Friedrich Hermann Anton, geb. 2. Okt. 1808, gest. 20. Juli 1874, über. Der jüngere Sohn des Fürsten Franz Ludwig, Graf Maximilian, geb. 7. Juni 1813, gest. 19. Jan. 1859, betrat die diplomatische Laufbahn, ward 1838 preussischer Legationssekretär zu Paris und im Mai 1849 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister daselbst und wohnte als zweiter Bevollmächtigter Preußens dem Pariser Friedenskongreß von 1856 bei.

3) Sophie, Gräfin von, Tochter des vorigen, geb. 10. Aug. 1806, gest. 25. Jan. 1881 in Wiesbaden, seit 1822 vermählt mit dem Grafen Edm. und von H. Wildenburg, ward 1851 von ihm geschieden. Während des Scheidungsprozesses, im August 1848, entwendeten (wie man jagte, auf Anstiften F. Vassalles) Hieser Oppenheim und Dr. Mendelssohn im Rainer Hof zu Köln der Baronin Regendorf, der Geliebten des Grafen H., eine Kassetten, worin sie für die Gräfin H. wertvolle Urkunden verwahrte. Dieser Diebstahl hatte einen aufsehenerregenden Prozeß zur Folge, in dem Vassalle der Gräfin beistand. Seitdem war die Gräfin Vassalles mütterliche Freundin und beteiligte sich namentlich an seiner sozialistischen Agitation, auf die sie auch nach Vassalles Tod 1864 ihren Einfluß geltend zu machen suchte.

4) Paul Reichard Fudert Gustav, Graf von, preuss. Diplomat, aus der Linie H. Wildenburg, geb. 8. Okt. 1831, gest. 22. Nov. 1901 in London, Sohn der vorigen und Bruder des Fürsten Alfred von H., des Chefs der Linie Wildenburg, studierte die Rechte, betrat die diplomatische Laufbahn, war bei mehreren preussischen Gesandtschaften, namentlich in Washington und Paris, als Legationsrat tätig, wurde als Geheimrat Legationsrat und vortragender Rat in das Auswärtige Amt zu Berlin berufen und 1874 außerordentlicher Gesandter in Madrid, wo er in der schwierigen Zeit des Karlistenkrieges und der innern Wirren das Deutsche Reich vertrat. 1878 ging er als deutscher Botschafter nach Konstantinopel, wo er 1880 als ältestes Mitglied des diplomatischen Korps die

Kollektivverhandlungen der Mächte mit der Pforte über die Dulcignofrage und den griechischen Grenzstreit führte; auch erwirkte er den Ferman für die Ausgrabungen in Pergamon. 1881 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes berufen, ward er 1885 Botschafter in London und blieb dies bis kurz vor seinem Tode.

5) Hermann, Fürst von H., Herzog zu Trachenberg, geb. 14. Febr. 1848 zu Trachenberg in Schlesien, studierte die Rechte und trat in den preussischen Justizdienst, nahm am Kriege gegen Frankreich teil und folgte seinem Vater, dem Fürsten Hermann von H., 20. Juli 1874 als Fürst und Haupt der Linie H. Trachenberg. In das Herrenhaus trat er 1878 als erbliches Mitglied ein; dem Reichstag gehörte er 1878 — 93 als Mitglied der Reichspartei an und war 1894 bis Juni 1903 Oberpräsident von Schlesien. Er ist königlich preussischer, und 1. Jan. 1900 wurde ihm die Herzogswürde verliehen.

Häpfelthafen, Bucht an der Küste von Deutsch-Neuguinea; die 1886 hier gegründete Station der Neuguinea-Kompagnie wurde 1891 wieder aufgegeben.

Häpunde, s. Hephunde.

Haidas (Chasidatis), Georgios, namhafter neugriech. Sprachforscher, geb. 12. Nov. 1848 in Myrion (bei Kethymna auf Kreta), studierte 1873 bis 1877 in Athen, dann auf Kosten der griechischen Regierung in Leipzig, Jena und Berlin; nach Griechenland zurückgekehrt, wurde er 1882 Professor am Lehrerseminar, 1885 außerordentlicher, 1890 ordentlicher Professor der Sprachwissenschaft an der Universität Athen; er ist auch seit 1900 korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie. Durch seine Aufsätze im *Adhronos* X (Athen 1881) begründete er die richtige Auffassung von der Entstehung des Neugriechischen; die Resultate seiner Forschungen zur Geschichte und historischen Grammatik des Neugriechischen sind niedergelegt in der *Einleitung in die neugriechische Grammatik* (Leipz. 1892) und in zahlreichen Aufsätzen (besonders in der *Adhronos* und in der *Byzantinischen Zeitschrift*). Außerdem ist zu erwähnen die Schrift *zur Abklimmung der alten Hagebonier* (Athen 1897) und die griechische Bearbeitung von Whitney-Jolliss *Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft* (das. 1898).

Haumann, der Führer eines Häpundes.

Haubajonett, s. Hajonett.

Haube (franz. Coiffe), eine leichte, runde Kopfbedeckung, nach Kasse der Mode und des Standes von sehr verschiedener, gegen Ende des Mittelalters sehr barocker Form (vgl. *Vennin*) und für die spätere Zeit *Fontange* sowie die *Tafel-Kostüme* II., Fig. 2, 3, 7, 9 u. 11; *Tafel* III., Fig. 6, 8, 9 u. 11); war besonders die Tracht verheirateter Frauen (während Jungfrauen die Haare frei herabfallend trugen), daher unter die H. kommen, soviel wie heiraten; in der Heraldik die *Widowsmütze*. — Außerdem heißt H.: bei Vögeln ein haubenartiger Federbusch auf dem Kopfe; der zweite Wagen (*Neumagen*, *Bienensappe*) der Wiedertäufer; der Teil eines Hammers oder Beiles, worin der Stiel befestigt ist; auch die gewölbte Decke über Bad- und Schmuckzügen; ebenso der obere, gewölbte Teil einer Mütze; ein ausgeschweiftes Turndach, s. *Dach*, S. 404; in der Jagerrei das Reh beim Frettieren (s. d.); auch soviel wie *Getreidehaube*, s. *Ernte*, S. 68.

Haubenbandsgerechtigkeit, im holländischen Adelsrecht das Recht der Witwe, während eines jährlichen Jahres- (d. h. *»Jahr und Tag«*, s. d.) nach

dem Tode des Monnes im Besitz und Genuß aller seiner Grundstücke zu bleiben und die Hälfte gewisser beweglicher Sachen (Hausgerät, Haustierte, Wollen- und Leinwand) als Eigentum anzuspreden.

Haubenentien, f. Ente, S. 832.

Haubengewölbe (Klostergewölbe), f. Gewölbe, S. 811.

Haubenhühner (Hollenhühner), Haushühner mit Hauben oder Federbüschen auf dem Kopfe.

Haubenleiche, f. Leiche.

Haubenmeise, f. Meise.

Haubensteifuh } f. Steifuh.

Haubentaucher }

Haubentwachtel, soviel wie Schopftwachtel, f. Schopftwachtel.

Hauberg, f. Haufwaldbetrieb, [schaften.

Haubergsgenossenschaften, f. Waldgenossen-

Hauberritter, Georg, Architekt, geb. 19. März 1841 in Grog, besuchte die technische Anstalt dortselbst und legte 1862 seine Studien des Hiebhand, Neureuther und Lönge an der Münchener Akademie, dann an der Bauakademie in Berlin bei Strad und Bödtker und 1864 an der Wiener Akademie bei Schmidt fort. Bei der für den neuen Rathausbau in München ausgeschriebenen Konkurrenz ging er mit seinem im gautischen Stil gehaltenen Entwurf als Sieger hervor. Er begann 1867 mit der Ausführung des Baues, den er 1872 im Hochsteinrobbau mit Hausstein vollendete (f. Tafel »Münchener Bauten«), und ließ auch die feinen Details der Innendekoration nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung herstellen. In dem Wettbewerf um das Rathaus in Wiesbaden wurde ihm die Ausführung seines in den Formen der deutschen Renaissance gehaltenen Entwurfs übertrugen, wobei er eine reiche monumentale und molertische Wirkung erzielte. Seine spätern Hauptwerke sind: der Rathausfool in Lonsdshut, die Herz-Jesu-Kirche in Grog (1881—91) und die Paulskirche in München (1892 bis 1895, f. die Tafel). 1900—03 erweiterte er das Rathaus in München durch Ausbau eines westlichen Flügels mit 65 m hohem Turm. Er lebt seit 1867 in München und ist seit 1874 Ehrenmitglied der dortigen Akademie.

Haubert, f. Rüstung.

Haubinda, Rittergut im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Hildburghausen, seit 1901 Sitz eines Landbesitzungsseins des Dr. Liep; f. Landbesitzungsseine.

Haubige (n. tschech. haufnice), ursprünglich hölzerne Schleuder zum Werfen von Steinen »haufenweise«, später ein Wurfgeschütz in Räderlosette, das in der Rohrlänge, 6—8 Kaliber, zwischen Kanonen und Mörkern stand. Haubigen konnten (als Hauffen) zuerst 1425 bei den Hussiten vor, schossen Steinfugeln, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. auch Granaten, später auch andere Artilleriegeschosse. Von Ende des 18. Jahrh. ab hatten die Kanonenbatterien auch zwei Haubigen oder lehtere bildeten Haubigbatterien, bis sie von gezogenen Geschützen verdrängt wurden. Der Gebrauch war im Feld- und Festungskrieg ein sehr vielseitiger; man beschoß damit besonders gedeckte Ziele, das Innere von Schanzen u. Im gezogenen System stellte man zuerst neben die langen die kurzen Kanonen und nennt lehtere, wenn die Verstärkung des Rohres bis auf 10—12 Kaliber geschieht, Haubigen. Bgl. Geschütz, besonders S. 702 u. 707.

Haubner, Karl Gottlieb, Tierarzt, geb. 18. Sept. 1806 in Velschitz, gest. 17. April 1882 in Dresden, studierte 1826—29 in Berlin, wurde 1831 Kreis-

tierarzt in Ortelshurg, 1836 in Greifswald und hier zugleich Lehrer an der Akademie Eldena. 1842 wurde er Departementstierarzt, 1845 Professor in Eldena, und 1853—78 war er Direktor der Tierarzneischule in Dresden, wo er sich um die Reorganisation des Veterinärwesens in Sachsen verdient machte. Er schrieb: »Über die Roggenverbauung der Vieberläuer« (Anklam 1837); »Landwirthschaftliche Tierheilkunde« (Daf. 1837—39, 4 Tle.; 13. Aufl. von Siebmograph, Berl. 1902); »Die Gesundheitspflege der landwirthschaftlichen Hausgängetiere« (Greifsw. 1845; 4. Aufl., Dresd. 1881); »Handbuch der Veterinärpalizei« (Daf. 1869); »Die Entstehung und Tilgung der Lungenfrucht des Kindes« (Leipz. 1861); »Über die Trichinen« (Berl. 1864).

Haubold, Christian Gottlieb, Rechtslehrer, geb. 4. Nov. 1766 in Dresden, gest. 14. März 1824, ward in Leipzig 1789 außerordentlicher Professor der Rechtsaltertümer, 1796 des sächsischen Rechts, 1816 Oberhofgerichtsrat. Rüstergültig ist sein »Lehrbuch des sächsischen Privatrechts« (Leipz. 1890; 3. Aufl. von Hünfel, 1847—48, 2 Tle.). Seine »Opuscula academica« gaben Wend und Stieher heraus (Leipz. 1828—29, 2 Bde.).

Haubordin (her. oberdtsch.), Stobt im franz. Depart. Nord, Arrond. Lille, an der kanalisiertem Deule und der Ardennen, mit schönem Schloß aus dem 16. Jahrh., einem Park, Fabrikation von Jader, Fischerei, 61 und (1901) 7936 Einw.

Hauch, Johannes Carsten, dän. Dichter, geb. 12. Mai 1790 zu Frederiksborg in Norwegen, gest. 4. März 1872 in Rom, widmete sich in seinen Jugendjahren mit gleichem Eifer der romantischen Dichtung, der Philosophie und den Naturwissenschaften. Als Doktor der lehteren bereiste er 1821—27 Deutschland, Frankreich und Italien, trat nach seiner Heimkehr als Rektor der Naturwissenschaften in die Akademie zu Sord ein und wurde 1846 Professor der nordischen Literatur zu Kiel. Von hier durch den Ausbruch der Revolution 1848 vertrieben, wurde er noch Oben-schlägers Tode (1851) Professor der Ästhetik an der Universität zu Kopenhagen. Von 1860 an war er zugleich Theaterzenfär. Ein Nachseiferer der spekulativen deutschen Romantik und Bewunderer Oben-schlägers, zeigte er sich in seinen ersten dramatischen Versuchen: »Die Kontraste« (1816) und »Rosaura« (1817) schwer, pathetisch, unföhr, aber seine nachfolgenden Tragödien sind bemerkenswert durch des Dichters unwohltholtnes Streben nach Klarheit und tüchtiges Charakterstudium. Wir nennen: »Bajazeth«, »Tiberius« (beide 1828); das schwache Stück »Don Quon« (in den »Dramatischen Werken«, 1828—29, 3 Bde.; deutsch, Leipz. 1836); ferner »Der Tod Karls V.« (1831); »Die Belagerung Maasfrith« (1832); deutsch, Leipz. 1834) und »Svend Grathe« (1841). Gröheres Können zeigen Hauchs spätere, von edler Poesie durchgezügigten Stücke »Die Schweigern auf Kinnelulle« (1840), »Die Ehre verloren und wiedergewonnen« (1851), »Tschob Probes Jugend« (1852) u. a. Als guter Erzähler bewährte er sich in den Romanen »Wilhelm Haders« (1834; deutsch, Leipz. 1848); »Der Waldmacher« (1836; deutsch, Kiel 1837); »Eine palmische Familie« (1839; deutsch, Leipz. 1840); »Das Schloß am Rhein« (1845; deutsch, Würzen 1851); »Sage von Thomas Widsfrile« (1849); »Robert Hulton« (1853) u. v. a. In seiner wahren Größe zeigt er sich oder erst als Lyriker. In den Sammlungen »Kyrische Gedichte« (1842, 2. Ausg. 1854), »Kyrische Gedichte und Romanzen« (1861),

dem Romanzenzyklus »Waldemar Ritterdag« und den »Neuen Gedichten« (1870) kommen Stille vor, die zu den edelsten und feinsten der dänischen Dichtung zählen. Das H. charakterisiert, ist eine ungewöhnliche Tiefe des Gefühls und der Begeisterung, die ihn fast zu dem Ahnungslosen und Mystischen hinzieht, so daß über allen seinen Dichtungen tiefes, romantisches Dämmerlicht liegt. Für den modernen Leser desremend ist der in dieser Romantik enthaltene Dualismus: den Schwerpunkt und die Lösung des Realen sucht H. stets in dem irrealen Jenseits. Biographisches gab H. selbst in den »Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugend« (1867) und den »Erinnerungen von meiner ersten Auslandsreise« (1871). Gesammelt erschienen seine dramatischen Werke Kopenhagen 1852—69, 3 Bde., und seine Romane 1873—1876, 7 Bde. Vgl. S. Brandes, Danake Digtere (Kopenhagen 1877), und R. Rönning, Joh. Carsten H., en tverdens- skildring (mit Auswahl seiner Gedichte, das. 1890).

Hauchbilder, f. Taubilder; Karsten's H., f. Elektrische Entladung, S. 619.

Hauchecorne (spr. Ha'chem'), Wilhelm, Bergmann und Geolog, geb. 13. Aug. 1828 in Nachen, gest. 16. Jan. 1900 in Berlin, widmete sich seit 1847 dem Bergfach, war Berginspektor bei der königlichen Bergwerksdirektion in Saarbrücken, trat 1866 als Hilfsarbeiter in das Ministerium ein und wurde in demselben Jahr zum Direktor der Bergakademie in Berlin ernannt. 1870/71 war er in Elßaß-Lothringen bei der Grenzverwaltung und als Mitglied der Grenzregulierungskommission beschäftigt. 1875 wurde er zum Direktor der Geologischen Landesanstalt ernannt. Auch war er Mitglied des Zentraldirektoriums der Vermessungen im preussischen Staat und erster Direktor der Kommission zur Herausgabe einer geologischen Karte von Europa. Wesentlichen Anteil hatte er an der 1890 in Berlin tagenden internationalen Arbeiterkonferenz und an den 1894 zu Berlin stattgefundenen Verhandlungen der deutschen Silberkommission, der er eine bedeutungsvolle Denkschrift über »Die gegenwärtige Lage der Edelmetallgewinnung der Erde« darbrachte. Die glänzende Entwicklung der Geologischen Landesanstalt und der Bergakademie ist wesentlich das Verdienst Hauchecornes. Den unter allen Kulturstaaen in Preußen zuerst aufgenommenen Plan einer geologischen Landesdurchforschung im größten Maßstabe (1 : 25,000), das Hauptwerk Friedrichs, brachte H. zur energischen Durchführung. Das Museum für Bergbau u. Hüttenkunde in der Berliner Bergakademie ist in der Hauchepflege seine Schöpfung.

Hauchfiguren von Riehl, f. Elektrische Entladung.
Hauchlaute, f. Lautlehre. [S. 619.]

Hauff, Albert, luther. Theolog, geb. 9. Dez. 1845 in Wassertrüdingen (Mittelfranken), wurde 1875 Pfarrer in Frankenheim, 1878 außerordentlicher und 1882 ordentlicher Professor in Erlangen, 1889 in Leipzig. Er schrieb: »Tertullians Leben und Schriften« (Erlang. 1877); »Die Entstehung des Christentums in der abendländischen Kunst« (Heidelb. 1880); »Vittoria Colonna« (das. 1882); »Die Bischofswahlen unter den Merowingern« (Erlang. 1883); »Kirchengeschichte Deutschlands« (bisher 4 Bde.; Leipz. 1886 bis 1903, durch Verbm. und Wüller-Preis ausgezeichnet; Bd. 1 in 4. Aufl. 1904). H. ist der Herausgeber der 2. und 3. Auflage der »Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche« (f. Herzog 1). Auch bearbeitete er die 4. Auflage von L. Schmid's »Lehrbuch der Dogmengeschichte« (Münch. 1887).

Hauberer, Besitzer einer Haubererei, eines Lohnfuhrgeschäfts, einer Lohnfuhrerei namentlich in Rheinland und Westfalen.

Häubörfer (von Häu, »Kobung«), gemeinsamer Name der nordwestungar. Bergorte außerhalb der Zips in den Komitaten Bars, Som, Krassóh, Trencsin und Turóc. Es sind dies kolonisierte Richte und Dörfer, deren Bewohner, Nachkommen der aus Mitteldeutschland, Österreich, Steiermark und Krain im 12.—14. Jahrh. eingewanderten Deutschen, den auch in Krennig üblichen sogen. Gründnerdialekt (f. Gründner) sprechen. Häubörfer, Krüderbauer oder Handerburgen (vom Handel mit Wurzeln und Kräutern) genannt werden und sich mit Holzarbeiten, Korbflechterei und Weberei beschäftigen. Die hervorragenden H. sind Krüderbau (Häuböbau), Deutsch-Pröben (Kemet-Pröben), Weibel (Wapfel), Stuben und viele auf »Häu« endigende Orte. Vgl. Schröer, Deutsche Mundarten des ungarischen Berglandes (Wien 1864) und Haus und Bewohner aus Weibel (Freib. 1873).

Häue, sowie wie Degel (f. d.).

Häuen, f. Ernte, S. 68.

Häudes Schwein, ein starkes Wildschwein.

Häufeschild, Richard Georg Spiller von, unter dem Pseudonym Max Baldaun bekannter deutscher Dichter, geb. 24. März 1822 in Breslau, gest. 20. Jan. 1855 in Tschaid bei Bauernweis in Oberschlesien, studierte in Breslau und Heidelberg die Rechte, bald aber vorwiegend nur die neuen Sprachen, Geschichte und Philosophie, bereiste dann Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien und besuchte noch ein Jahr die landwirtschaftliche Akademie in Prossau, bis ihn die Bewegungen von 1848 auf sein familiäres Tschaid zurücktrieben, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Seine Dichtungen sind außer der Jugendchrift »Im Eisenmärchen« (Weidels. 1847) folgende: »Blätter im Winde« (Leipz. 1848); »Kanzonen« (das. 1848); »O diese Zeit, Kanzone« (Hamb. 1850); das Gedicht »Für Gottfried Kinkel. An den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen« (Kallid. 1850); »Gordula. Graubündener Sage« (Hamb. 1851, 2. Aufl. 1855); »Nahad, Frauenbild aus der Bibel« (das. 1855). Sie zeichnen sich sämtlich durch eine eigentümliche Fracht der Sprache, »Gordula« auch durch frische Wärme und Wahrheit des Gefühls aus. Außer einer Übersetzung von Silvio Pellico's »Francesca da Rimini« gab H. ferner in freier Nachdichtung die provenzalische »Sirvente von Peyre Cardinal« (Hamb. 1850) heraus. Großen Beifall fanden auch seine Romane: »Nach der Natur« (Hamb. 1850, 3 Bde.; 2. Aufl. 1851), »Aus der Junfermühle« (das. 1850, 2 Bde.), Bilder aus der Währungsperiode unmittelbar vor und nach 1848, geistreich, idealistisch, aber der künstlerischen Vollendung entbehrend.

Haustenstein, zwei Bäche (Strahlenübergänge) des schweizer. Jura, der Obere H. zwischen Waldenburg und Balsthal (734 m) und der Untere H. zwischen Käufelringen und Otten (635 m), die den Verkehr Basels mit der innern Schweiz vermitteln. Letztaus der wichtigeren von beiden ist der Untere H. Schon zur Zeit der Grafen von Froburg wurde der Felsgrat durchhauen, und Straße, Berg und Dorf (ehedem Hor den) erhielten den Namen H. (Wohowenstein). Doch war die Fahrt lange sehr beschwerlich. Seit der Straßenkorrektur von 1827—30 konnte der H. mit Lastwagen von 100 dz leicht überfahren werden. In den Jahren 1855—57 ließ die Schweizerische Zentralbahngesellschaft den Berg in einem Tunnel von 2,40 km Länge für die Linie Basel-Otten durch-

bahnen, ein Bau, der durch Einschlagen eines Schachtes (28. Mai 1857) 70 Arbeitern das Leben kostete. Die höchste Steigung der Hauensteinbahn beträgt 26 Proz.

Hauenstein, kleinste Stadt des Deutschen Reiches, im bad. Kreis und Amt Badstut, im sogenannten Hauenland, am Rhein und an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahn, 305 m ü. M., hat eine Burgruine und (1900) 191 fast Einwohner. Sie war früher Hauptstadt der Grafschaft H., deren Bewohner noch gegenwärtig in Tracht und Sitte viel Originelles haben. Hier erfolgte 1433 die Hauensteiner Einigung, ein Bündnis schwäbischer und schweizerischer Städte gegen Österreich. Konflikte mit St. Blasien führten Anfang des 18. Jahrh. zu Aufständen, nach dem ersten Anführer, dem Salpetersieder Fridolin Wibig, Salpeterkriege genannt. H. fiel 1805 an Baden.

Hauensteiner Land, f. Hauenland.

Hauer, die beiden großen, nach hinten gekrümmten Eckhähne im Unterschieß des männlichen Hauschweines, heißen beim Wildschwein Gewehre. Die kleineren Eckhähne des Oberkiefers heißen hier und da Haderer (f. Gewehr).

Hauer, Franz, Ritter von, Geolog und Paläontolog, geb. 80. Jan. 1822 in Wien, gest. daselbst 20. März 1899, studierte in Wien und auf der Bergakademie in Schönnau, wurde 1846 Assistent Haidingers und 1849 Bergrat und erster Geolog an der Geologischen Reichsanstalt. 1866 erhielt er das Direktorat dieser Anstalt, und 1886 ward er zum Intendanten des naturhistorischen Hofmuseums ernannt. Seit 1892 war er lebenslangliches Mitglied des Herrenhauses des österreichischen Reichsrates, 1896 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Die Kerkhalapaden des Salzkammerguts« (Wien 1846); »Geologische Übersicht der Vergabe der österreichischen Monarchie« (mit Fritzsche, das. 1855); »Geologie Siebenbürgens« (mit Stache, das. 1863); »Die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntnis der Bodenbeschaffenheit der österreichisch-ungarischen Monarchie« (das. 1875, 2. Aufl. 1878). Auch veröffentlichte er eine »Geologische Übersichtskarte von Siebenbürgen« (Hermannst. 1861), die »Geologische Übersichtskarte der österreichisch-ungarischen Monarchie« (in 12 Blättern, Wien 1867—73) und »Geologische Karte von Österreich-Ungarn«, 1:2,016,000 (5. Aufl. 1896). Er begründete und redigierte auch die »Annalen des naturhistorischen Hofmuseums« (Wien, seit 1896) und gab einen »Allgemeinen Führer« durch dieses Museum heraus. Vgl. Böhm, Zur Erinnerung an Franz v. H. (Wien 1899).

Hauer, f. Bergleute.

Hauerarbeiten, f. Bergbau (Ausschließung, Vorrückung, Abbau), S. 664.

Hauerit, Mineral, Mangansulfid, findet sich in regulären, dem Eisenites isomorphen Kristallen, seltener in stängelförmigen Aggregaten von drüsenförmiger Farbe und metallartigem Diamantglanz zu Rauten in Ungarn und Naddusa bei Galama in Syrien.

Hauersteig (Bergsteig, Berg-, Felsenweg), ein Weg, der von Bergleuten gemacht und vorzugsweise von ihnen betreten wird, wenn sie nach ober von der Grube gehen.

Häufeln, einfaches Glücksspiel mit Karten.

Häufelzug, f. Hügel.

Haufen, Maß für Brennholz und Tarr: in Berlin früher 4,5 Klafter oder rund 15 edm und für Tarr = 6000 Stüd, in Rußland ein Haufen lang und hoch bei verschiedener Scheitlänge.

Haufen, Abteilung im Heere der deutschen Landknechte, die, bis zu 10,000 Mann stark, in gleicher Breite und Tiefe armiert (gevierter H.) war.

Haufenwolke, f. Wolken.

Hauff, Wilhelm, Erzähler, geb. 29. Nov. 1802 in Stuttgart, gest. daselbst 18. Nov. 1827, besuchte die Klosterschule in Blaubeuren und widmete sich 1820—24 in Tübingen dem Studium der Theologie. Als Erzähler im Hause des Kriegsratspräsidenten v. Hügel in Stuttgart begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit dem »Räuberroman« auf das Jahr 1826, dem ein 2. und 3. Jahrgang folgten, und fand mit seinen durch phantastische Behandlung wie durch abgerundete Darstellung ausgezeichneten Erzählungen den allgemeinen Beifall. Weiterhin folgten die »Mitteilungen aus den Memoiren des Salomo« (Stuttg. 1826, 2 Bde.), ein an Phantasie und Darstellungskraft reiches, aber unvollendet gebliebenes Werk, und »Der Mann im Monde« (das. 1826), ein Roman, der die Clarensehe Kanier persiflieren sollte, von der Menge aber als ein echtes Werk Clarens aufgenommen wurde. Dieser erreichte ihren Zweck die satirische Kontroverse über H. Claren und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutschen Publikum (Stuttg. 1827). Der Roman »Lichtensteine« (Stuttg. 1826, 3 Bde.), der in der Zeit des Herzogs Ulrich von Württemberg spielt, ging aus W. Scotts Einflüssen hervor und zeichnet sich namentlich durch treffliche Charakterbilder und Lokalschilderungen aus. Die »Phantastien im Bremer Ratsefel« (Stuttg. 1827) sind unstreitig die originellsten und gemüthlichsten Schöpfungen Hauffs. Versäufliche Aufnahme fanden auch die Novellen: »Othello«, »Die Bettlerin vom Pont des Arts« und »Das Bild des Kaisers«, »Jub Süss«, »Die Sängerin«, »Die letzten Ritter von Marienburg«, gesammelt u. d. T.: »Novellen« (Stuttg. 1828, 3 Bde.). Von einer Reise durch Frankreich, die Niederlande und Norddeutschland zurückgekehrt, übernahm H. im Januar 1827 die Redaktion des »Morgenblattes«. Durch frühe Erfindung, Humor und seltenes Talent des Erzählens haben sich die Werke Hauffs in ungeschwächter Wirkungskraft behauptet; bewundernswürdig ist die ungemaine Fruchtbarkeit des früh Verstorbenen. Unter seinen lyrischen Gedichten ist »Meisters Morgenlied«, der sich an ein auf Humal und Günstler zurückgehendes Volkslied anlehnt, besonders beliebt geworden (vgl. L. Safmann, Zur Geschichte eines Volksliedes, Hargh. 1897). Seine »Sämtlichen Werke« wurden mit seiner Biographie von seinem Landsmann G. Schwab herausgegeben (Stuttg. 1830; 18. Aufl. 1882, 5 Bde.); neuere Ausgaben besorgten Ad. Stern (Berl. 1878, 4 Bde., und Leipz. 1899, 6 Bde.), H. Fischer (Stuttg. 1885, 6 Bde.); eine kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe gab Wendheim heraus (Leipz. 1891, 3 Bde.; Bd. 4: 1903). 1840 wurde H. bei der Burg Lichtenstein ein Denkmal gesetzt. Vgl. Hans Safmann, Wilhelm H. (Frankf. a. M. 1902). — Hauffs Bruder Hermann, geb. 22. Aug. 1800 in Stuttgart, gest. daselbst 6. Aug. 1865, war der Nachfolger seines Bruders in der Redaktion des »Morgenblattes«, das unter seiner Leitung lange Zeit hindurch eine der wertvollsten unter allen belletristischen Zeitschriften Deutschlands war. Er schrieb: »Loben und Tadeln« (Stuttg. 1840), »Skizzen aus dem Leben der Natur« (das. 1840, 2 Bde.) u. a. und überlegte Humboldts »Reisen in die Äquatorialgegenden« ins Deutsche (das. 1859—60, 4 Bde.).

Hauffniz, f. Haubitz.

Haug, 1) Valthofar, Schriftsteller, geb. 4. Juli 1731 zu Stammheim in Württemberg, gest. 8. Jan. 1792 in Stuttgart, war seit 1776 Professor an der dortigen Militärakademie, der damals Schüler als Jüngling angehörte. Durch mehrere Zeitschriften, die er herausgab, suchte er das Interesse seiner Landesleute an der großen deutschen Literaturbewegung zu beleben und einen Sammelplatz für die Schriftsteller Schwabens zu gründen. Sein »Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen« enthält in den Jahrgängen 1776, 1777 und 1780 poetische Jugendversuche Schillers.

2) Johann Christoph Friedrich, Lieber- und Epigrammendichter, Sohn des vorigen, geb. 9. März 1761 zu Niederlützingen in Württemberg, gest. 30. Jan. 1829 in Stuttgart, erhielt seine Bildung auf der Karlschule, wo er zum Freundeskreise Schillers gehörte, wurde 1784 Sekretär im herzoglichen Geheimen Kabinett, 1794 Geheimen Sekretär und 1817 Hofrat und Bibliothekar in Stuttgart. H. hat sich besonders durch seine sehr zahlreichen Epigramme Ruf erworben (»Sinngebichte«, Frankf. 1791; »Epigramme und vernünftige Gedichte«, Berl. 1805, 1c.). Er veröffentlichte sie unter dem Namen Hapthaimas, d. h. H. Ophthalmos (griech. »Auge«). Für die Beweglichkeit seines hyperbaischen, selten verlegenden Witzes zeugen namentlich seine »Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wohls ungeheure Nase« (Stuttg. 1804; neue Aufl., Brunn 1822). Auch gab er mit Meißner eine »Epigrammatische Anthologie« (Zürich 1807—09, 10 Bde.) heraus. Außerdem versuchte er sich in Fabeln, Balladen, Scharaden und Erzählungen; 1807—17 war er Redakteur von Cotta's »Morgenblatt«. Eine Auswahl seiner »Gedichte« erschien Hamburg 1827, 2 Bde., und Stuttgart 1840.

3) Martin, Orientalist, geb. 30. Jan. 1827 in Oßfard bei Balingen in Württemberg als Sohn eines Landmannes, gest. 3. Juni 1876 im Bad Ragaz, widmete sich seit 1848 in Tübingen und Göttingen besonders dem Studium der Sanskritsprache und habilitierte sich 1854 in Bonn, von wo er 1856 nach Heidelberg überließelte, um sich auf Einladung Bunsens an dessen Vibelwerk zu beteiligen. 1859 einem Ruf nach Indien folgend, wurde er am Bana College als Sanskritprofessor und Superintendent of Sanscrit studies angestellt. Seine umfassende Kenntnis der heiligen Schriften der Parsen und Hindu und sein vertrauter Verkehr mit den Priestern beider Religionen ermöglichte es ihm, viele neue Beiträge zum Verständnis des Zendavesta und der Vedas zu geben. 1866 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1868 ordentlicher Professor des Sanskrits und der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität zu München und entwidmete dort eine bedeutende Lehrtätigkeit. Wichtige Beiträge zum Verständnis des Zendavesta sind: »Die fünf Waldas, oder Sammlungen von Liedern und Sprüchen Zarathustras 1c.« (Leipz. 1858—62, 2 Bde.) und die »Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsees« (Bombay 1862; 2. verbesserte Aufl. von West, Lond. 1878). Haugs Hauptwerk im Gebiete der altindischen Literatur ist die Ausgabe und Übersetzung des »Aitareya Brāhmana of the Rigveda« (Bombay 1863, 2 Bde.). Hervorzuheben sind ferner seine auf das Behemi bezüglichen Arbeiten. Seine bedeutende Handschriftensammlung wurde nach seinem Tode von der Königin von Preußen und Staatsbibliothek angekauft.

4) Robert, Maler, geb. 27. Mai 1857 in Stuttgart, bildete sich auf der dortigen Kunstschule besonders bei H. von Heber und Haberlin und ging dann nach München, wo er zwei Jahre lang Schüler der Akademie war. Durch Mangel an Erläuterungsmitteln gezwungen, in seine Vaterstadt zurückzukehren, sah er sich in der nächsten Zeit auf Erwerb durch Illustrationen angewiesen, dehnte aber schon damals eine entschiedene Neigung für Schilderungen aus dem Soldatenleben in Krieg und Frieden. Als Gehilfe des Schlachtemalers Haber du Haur bei der Ausführung eines Panogramas in Hamburg fand er Gelegenheit, sich in der Ölmalerei weiter zu vervollkommen. Seinen ersten Erfolg erzielte er aber erst 1888 auf der Münchener internationalen Kunstausstellung durch zwei Bilder: die Bezauberung der Wäodern (Stuttgart, königliches Museum) und Freiwillige Jäger (Berlin, Nationalgalerie). Auf der Münchener Kunstausstellung von 1890 errang H. für das Bild: ein Abschied, den ein junger Lügneroffizier von seiner Frau in einem beschneiten Walde bei Abenddämmerung nimmt (für die Neue Pinakothek in München angekauft), eine Medaille erster Klasse. Auch zwei kleinere Bilder auf derselben Ausstellung: Unterwegs und Ein Happort, behandeln Epikoden aus den Befreiungskriegen, ebenso die spätern Werke: im Morgengraue, am Rhein (1893, der Verbrat der Wäodernschen Armee 1. Jan. 1814), Straßenkampf in Leipzig 19. Okt. 1813 (1895, Leipziger Museum). Den schlichten Geist dieser Zeit weiß H. mit großer Kraft der Darstellung und überzeugender Wahrheit wiederzugeben. In neuerer Zeit hat H. auch Bilder aus den Kriegen des 18. Jahrh. (Kampf im Kornfeld, in der Berliner Nationalgalerie) und aus dem deutsch-französischen Kriege (Überflügelung) sowie Genrebilder aus dem modernen Leben gemalt, auf denen er nach der Wiedergabe von starken Lichtwirkungen bei naturalistischer Behandlung strebt. 1894 wurde er Lehrer an der Kunstschule in Stuttgart.

Hauge, Hans Nilsen, Stifter einer religiösen Sekte in Norwegen, geb. 1771 auf dem Hofe H. im Kirchspiel Thund in Norwegen, gest. 1824 auf seinem Gute bei Christiania, hielt sich für einen von Gott beauftragten und erkrankten Propheten, trat seit 1797 als unermüdlicher Prediger gegen den Rationalismus auf und sammelte auf seinen Reisen durch fast ganz Norwegen allenthalben zahlreiche Anhänger, die in Konventikeln zusammentraten. Seine Grundlehren bewegten sich in der gewöhnlichen pietistischen Vorstellungssphäre. Seine Sekte, die Haugianer oder »Leher« (i. Läsare), verbreitete sich, ohne äußere Trennung von der Kirche, besonders unter dem niedern Volk durch ganz Norwegen, auch in Dänemark. Bgl. Bang, Hans Nielsen H. (2. Aufl., Christiania 1875); O. Nist, Nogle Bemærkninger om H. N. H. og hans Retning (Trondh. 1883).

Haugesund, Handelsort im norweg. Amt Stavanger, der Insel Karmö gegenüber, hat (1900) 7911 Einw. und ist Sitz eines deutschen Konsulargenten. Unfern der Stadt wurde 1872 das Denkmal zur Erinnerung an das tausendjährige Bestehen des norwegischen Reiches auf der Stelle, wo Harald Hårfagre (»Schönhaar«), der erste König des vereinigten Reiches, begraben ist, errichtet.

Haugsborg (Gräf.), Marktflecken in Nieder-Oesterreich, Bezirks Oberhollabrunn, am Pulkautbach und an der Karthbahnlinie Lundenburg-Jelleneck gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat Weinbau und (1900) 2157 Einw.

Hangwitz, Christian August Heinrich Kurt, Graf von H. und Freiherr von Krappitz, preuß. Staatsmann, geb. 11. Juni 1752 in Preuß. bei Olz, gest. 1831 in Venedig, zuerst einem 1235 urkundlich genannten, jetzt in Wahren (katholische Linie) und Schellen (protestantische Linie) begüterten Geschlecht angehörig, studierte die Rechte, brachte mehrere Jahre in Italien zu und ward, auf seinen Gütern in Schlesien lebend, von den schlesischen Ständen 1791 zum Generallandtagsdirektor erwählt. Nach längerem Sträuben von Friedrich Wilhelm II. in den preussischen Staatsdienst gezogen, ward er 1792 Gefandter in Wien, Ende 1792 Kabinetminister in Berlin, schloß 19. April 1794 den Haager Subsidientraktat ab und setzte durch seinen Einfluß den Bafeler Frieden mit Frankreich (5. April 1795) durch, was ihm eine Belohnung im Wert von 200,000 Th. einbrachte. Von 1802 ab verwaltete er das Ministerium des Auswärtigen, zog sich aber, als der König die Kriegserklärung an Frankreich ablehnte, im August 1804 mit unbeschränktem Urlaub auf seine Güter zurück. 1805 wieder berufen, um Napoleon ein Ultimatum vorzulegen, ließ er sich bis zu dessen entscheidendem Sieg bei Austerlitz hinhalten und mußte 15. Dez. den Vertrag von Schönbrunn eingehen, durch den Preußen Ansbach, Kleve und Neuenburg an Frankreich abtrat und dafür Hannover erhielt. Obwohl ein neuer, von H. 15. Febr. 1806 in Paris abgeschlossener Vertrag Preußen vollständig isolierte, blieb H. an der Spitze der Geschäfte. Schließlich konnte H. doch den Bruch mit Frankreich nicht hindern, und der verhängnisvolle Krieg von 1806 begann. H., anfangs im Hauptquartier, begleitete den König nach Ostpreußen, erhielt in Osterode im November 1806 seinen Abschied und zog sich ins Privatleben zurück. 1811 zum Kurator der Universität Breslau ernannt, lebte er seit 1820 meist in Italien, abwechselnd zu Venedig, Padua und auf einer Villa in der Nähe von Este. Seine Valentin suchte er zu rechtfertigen in der Schrift: »Fragment des mémoires inédits du comte de H.« (Jena 1837). Vgl. Minutoli, Der Graf von H. und Job v. Sigelen (Berl. 1844).

Hanfchel, Pilanzengattung, f. Onaxis.

Haningen, Dorf im bad. Kreis und Amt Lörach, an der Wiehe im südlichen Schwarzwald, hat eine evang. Kirche, eine erdig-alkalische Mineralquelle mit Eib. Holzgewerke und (1900) 1155 Einn.

Hanf, f. Rindhaut.

Hanf, Minnie, Opernsängerin, geb. 16. Nov. 1852 in New York, debütierte 1868 als Sonnambula in New York, fand 1869 in London die glänzende Aufnahme, ebenso in Wien, wo sie ein dreijähriges Engagement an der Hofoper annahm. Nach Ablauf desselben ging sie zu der neuerrichteten kais. Oper dafelbst über und gastierte nach Auflösung derselben in Pest, Dresden und Breslau sowie 1875 in Berlin, wo sie bis 1877 blieb. Nachdem sie im Herbst 1877 in Brüssel, sodann in London gesungen, wendete sie sich 1878 wieder nach Amerika. Seit 1881 lebt sie als Gattin des Reichsrathes v. Grise-Vertegge (f. d.), den sie 1894 auf einer Reise um die Welt begleitete, meist in London. Frau H. ergötzte besonders als Opernsoubrette, aber auch ihre Katharina, Carmen, ihre Wida, Margarete, Ophelia, Julia wurden hochgeschätzt.

Haufe, Moritz, Graf von, poln. General, geb. 1775 in Sachsen als Sohn von Friedrich von H., Sekretär des Grafen Alasd von Brühl, dem er 1782 nach Warschau folgte, trat 1794 in die unter Kos-

ziusko stehenden Truppen, kämpfte in der napoleonischen Kriege in der polnischen Legion, ward 1809 zum Kommandanten der Festung Jamsoc ernannt und kapitalisierte nach tapferer Verteidigung 1813. Nach Errichtung des Königreichs Polen unter russischer Oberherrschaft ward er von Alexander I. 1816 zum Generalquartiermeister der polnischen Truppen und von Nikolaus 1826 zum polnischen Kriegsminister ernannt. 1829 wurde er in den erblichen Grafenstand erhoben. Als er beim Ausbruch der polnischen Revolution (29. Nov. 1830) die aufreuerischen Truppen zur Treue ermahnte, wurde er ermordet. — Seine jüngste Tochter, Julie (geb. 12. Nov. 1825, gest. 18. Sept. 1895), Haffräulein der Gräfin, spätere Kaiserin Maria Alexandrowna, vermählte sich 28. Okt. 1851 morganatisch mit dem Prinzen Alexander von Hessen (gest. 15. Dez. 1888) und erhielt 5. Nov. den Titel einer Fürstin von Vattenberg, der auf ihre Kinder (f. Vattenberg und Gortenu) überging.

Hanfstein, Dorf, f. Herero.

Hanftraubheit der Kinder, veralteter Name für Bleiurgiftung (f. Vergiftungen bei Hauterkrankungen unter »Gift«, S. 837), die unter Erbrechen, Darm-schmerzen, Aufblähen, Verstopfung, Jittern, Krämpfen, Schlägen mit dem Kopf (daher der Name H.) und Lähmung verläuft.

Hauländer Wirtschaften (Hauländereien, fälschlich Holländereien), Güter in der Provinz Posen, die früher, als das Land noch wenig bevölkert war, gegen einen jährlichen geringen Zins ohne Kaufgeld zu Eigentum verliehen wurden.

Hankoville (Hankoville), Prosper Charles Alexandre, Baron von, belg. Publizist und einer der Führer der katholisch-konservativen Partei, geb. 28. Mai 1830 in Lugenburg aus einer lothringischen Emigrantenfamilie, wurde, nachdem er in Lüttich, Brüssel, Paris und Bonn studiert und promoviert hatte, 1856 Professor des Naturrechts an der Universität Gent. Nach dem Sturz des Ministeriums De Nederblain (1857) seines Amtes enthoben, nahm er an der Gründung des katholisch-konstitutionellen Blattes »L'Universel« teil und wurde 1860 dessen Chefredakteur, übernahm 1874 die Leitung der »Revue générale«, daneben 1878 die des »Journal de Bruxelles«, des hervorragendsten katholisch-konstitutionellen Blattes in Belgien. Doch veräußerte er diese Stellung nach einigen Jahren mit der des Direktors der königlichen Kunstgewerbeschulen und wurde 1889 zum Geschichtsprofessor an der Kriegsschule ernannt. Er schrieb: »Examen critique du projet de loi sur l'abolition des octrois communaux« (Brüss. 1860); »Histoire des communes lombardes depuis leur origine jusqu'à la fin du XII. siècle« (Gent 1857 — 58, 2 Bde.; von der Akademie preisgekrönt); »De l'enseignement primaire en Belgique« (Brüss. 1870); »Les Allemands depuis la guerre de sept ans« (daf. 1868); »Les institutions représentatives en Autriche« (Bar. 1863); »La nationalité belge, ou Flamands et Wallons« (Gent 1875); »La délimitation du droit« (Brüss. 1875) und »De l'avenir des peuples catholiques« (daf. 1875; deutsch, Mainz 1876), welches Werk in neun Sprachen überfetzt wurde und ihm die Würde eines päpstlichen Kammerers eintrug; »Portraits et silhouettes« (Brüss. 1892 — 93, 2 Bde.).

Haun, rechter Nebenfluß der Fulda im preuss. Regbez. Kassel, entspringt am Rhöngebirge, fließt von S. nach N., verstärkt sich rechts durch Wieber, Kall und Eitra und mündet nach 50 km langem Laufe bei Hersfeld.

Haunstetten, Dorf im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Augsburg, an der Staatsbahnlinie Augsburg—D., hat eine latth. Kirche, Baumwollspinnerei und -Weberei, Bleicherei, Färberei, Appreturanstalt, Kunstmühle und (1900) 2398 Einn.

Haupt, f. Kopf.

Haupt, 1) **Karl**, klassischer Philolog und Germanist, geb. 27. Juli 1808 in Jüttau, gest. 5. Febr. 1874 in Berlin, studierte 1826—30 in Leipzig unter G. Hermann und wurde 1837 daselbst Privatdozent, 1841 außerordentlicher, 1843 ordentlicher Professor des neugegründeten Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur. Wegen seiner Beteiligung an der Bewegung von 1848 seines Amtes 1851 entsetzt, wurde er 1853 an Lachmanns Stelle nach Berlin berufen. Ausgerüstet mit seiner Beobachtungsgabe und feinem Scherzsinne, dazu eine kraftvolle Persönlichkeit, übte H. als Dozent durch das Vordringen auf eine feste Methode einen außerordentlichen Einfluss. In seinen Schriften erweist er sich als einer der bedeutendsten Textkritiker. Von diesen beziehen sich auf das klassische Altertum: *Quaestiones Catullianae* (Leipz. 1837), *Observationes criticae* (daf. 1841), *De carminibus duobus Calpurnii et Nemesiani* (Berl. 1854) sowie die Ausgaben der *Haliutica* Ovids nebst den *Cyanegetica* des Gratius und *Kernestianus* (Leipz. 1838), des *Epicidion Drusi* (daf. 1850), des Horaz (daf. 1851; 4. Aufl. von Bählen, 1882), des Catull, Tibull, Propertius (daf. 1853; 6. Aufl. von Bählen, 1904), der *Metamorphosen* Ovids (Bd. 1, Berl. 1853; 7. Aufl. von F. Müller, 1885; Bd. 2 von Korn, 1876) in der von ihm 1848 mit Schuppe begründeten *Weidmannschen Sammlung griechischer und römischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen*, der *Germania* des Tacitus (daf. 1855) und des Vergil (Leipz. 1858, 2. Aufl. 1874). Aus G. Hermanns, seines Schwiegervaters, Nachlaß gab er *Bian und Moschos* (Leipz. 1849) sowie den *Archios* (daf. 1852, 2. Bde.; 2. Aufl., Berl. 1859) heraus. Für die Literatur des deutschen Mittelalters lieferte er Ausgaben des *Erec* von Hartmann von Aue (Leipz. 1839, 2. Aufl. 1871), des *Guten Gerhard* von Rudolph von Ems (daf. 1840), der *Lieder und Buchlein* und des *Armen Heinrich* von Hartmann von Aue (daf. 1842, 2. Aufl. 1881), des *Engelhard* von Konrad von Würzburg (daf. 1844, 2. Aufl. 1890), des *Simoneles* (daf. 1845), der *Lieder* Gottfrieds von Reichen (daf. 1851), des *Reidhart von Reuenthal* (daf. 1858), endlich des *Warij von Craan* (Berl. 1871). Auch vollendete er Lachmanns Ausgabe der ältesten mittelhochdeutschen Urtexte: *Des Minnejangs Frühling*, Leipz. 1857; 4. Aufl. 1888) und besorgte die 3. und 4. Auflage von Lachmanns Ausgabe der *Nibelungen* (Berl. 1852 u. 1867) und der *Gedichte Walters von der Vogelweide* (daf. 1853 u. 1864) u. a. Mit Hoffmann von Fallersleben gab er *Mitdeutsche Blätter* (Leipz. 1838—40, 2 Bde.) heraus; 1841 gründete er die *Zeitschrift für deutsches Altertum*, deren erste 16 Bände er redigierte (Berl. 1841—73). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte *Tabler* *Fransösische Balladener* (Leipz. 1877). Seine *Opuscula* sammelte H. v. Willmanns-Röllender (Leipz. 1875 bis 1877, 3 Bde.). Vgl. Kirchhoff, *Gedächtnisrede auf Karl H.* (Berl. 1875); *Belger*, R. H. als akademischer Lehrer (daf. 1879).

2) **Karl August**, Musiker, geb. 25. Aug. 1810 in Kumbau (Schlesien), gest. 4. Juli 1891 in Berlin, erhielt seine Ausbildung von A. B. Bach, B. Klein und C. Dehn in Berlin, wo er zunächst eine Orga-

nistenstelle bekleidete und Lehrer, 1869 aber Direktor des königlichen Instituts für Kirchenmusik, königlicher Professor und Senatsmitglied der Akademie wurde. H. genoss das höchste Ansehen als Orgelspieler, Orgelkenner und als Lehrer des Orgelspiels und des Kontrapunktes. Er gab eine Orgelschule und ein Choralbuch heraus. Seine Kontrapunktlehre verdienstlichste sein Schüler Clarence Eddy (1876, engl.).

3) **Ottomar**, Finanzschriftsteller, geb. 9. Aug. 1839 zu Pögn in Sachsen, gest. 15. Mai 1898 in Paris, war längere Zeit als Leiter großer Pensionsinstitute in Wien, Amsterdam und London tätig und lebte später als Privatmann in Paris. Er widmete sich besonders dem Studium der Münz- und Währungsverhältnisse, war auf dem Pariser Währungstreffen 1873 Vertreter der ungarischen Regierung und schrieb außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften: *Der praktische Wiener Arbitrageur* (Wien 1871); *Arbitrages et parités. Traité des opérations de banque* (Par. 1872, 8. Aufl. 1894; deutsche Ausg., Wien 1874); *Gold, Silber und Währung* (daf. 1877); *Währungspolitik und Währungsstatistik* (Berl. 1884); *L'histoire monétaire de notre temps* (Par. 1886); *Gold, Silber und Salutarstellung* (Wien 1892) u. a.

4) **Erich**, protest. Theolog, geb. 8. Juli 1841 in Straßburg, wurde 1861 Gymnasiallehrer in Kalberg und darauf in Treptow a. d. Rega, 1878 ordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese in Kiel, 1882 in Greifswald und 1888 in Halle. Er schrieb: *Der erste Brief des Johannes* (Kalberg 1869); *Die alttestamentlichen Zitate in den vier Evangelien* (daf. 1871); *Die Kirche und die theologische Lehrfreiheit* (Kiel 1881); *Filigerchaft und Vaterhaus*, sechs Predigten (Halle 1880, 2. Aufl. 1890); *Plus Ultra. Zur Universitätsfrage* (daf. 1887); *Die Bedeutung der heiligen Schrift für den evangelischen Christen* (Bielef. 1891); *Die eschatologischen Aussagen Jesu in den synoptischen Evangelien* (Berl. 1895). Auch bearbeitete er die 7. Auflage des *Recherchen commentars zu den paulinischen Vorgesangsbriefen* (Götting. 1897). Nach Verschlag (s. d.) Tod übernahm er 1901 die Leitung der *Deutsch-Evangelischen Blätter*, 1902 trat er an Köllins Stelle als Herausgeber der *Theologischen Studien und Kritiken*.

5) **Paul**, Ägyptologe, geb. 25. Nov. 1858 in Götting, studierte in Leipzig und Berlin, habilitierte sich 1880 in Göttingen, erhielt 1883 daselbst eine außerordentliche Professur für Ägyptologie, folgte aber noch im Verlaufe dieses Jahres einem Ruf an die Johns Hopkins-Universität in Baltimore. Er veröffentlichte: *Die sumerischen Familiengesetze* (Leipz. 1879); *Akkadische und sumerische Rechtsurkunden* (1881—82, 4 Bde.) und *Das babylonische Nimrod-Epos* (1884, 1891; noch unvollendet); außerdem die *kleinsten Schriften*: *Der keilschriftliche Stinfelbericht* (Leipz. 1881); *Die akkadische Sprache* (Berl. 1883); *Beiträge zur assyrischen Lautlehre* (Götting. 1883); *Prolegomena to a comparative Assyrian grammar* (Newhaven 1888). R. A. Friedr. Telijsch gibt er auch die *Beiträge zur Ägyptologie* (bis jetzt 4 Bde., Leipz. 1889 ff.) heraus und hat in diesen wie in andern, vorzugsweise amerikanischen Zeitschriften eine Reihe wertvoller Abhandlungen zur assyrischen und allgemein semitischen Laut- und Formenlehre niedergelegt. Besondere Verdachung verdient *The Assyrian e-vowel* (Baltimore 1887). Seit 1898 bilden die Herausgabe von *The sacred books of the Old Testament. A critical edition of the Hebrew text printed in colors, with notes prepared by eminent*

Hauptmann, 1) Roriz, Musiktheoretiker und Komponist, geb. 13. Okt. 1792 in Dresden als Sohn des Oberlandbaumeisters H., gest. 3. Jan. 1868 in Leipzig, ward für das Baufach bestimmt, entschied sich aber für Kunst und ging 1811 als Violinschüler Spohrs nach Gotha. 1812 trat er als Violonist in die Hofkapelle zu Dresden, lebte 1814 und 1815 in Prag und Wien und war 1815–20 Privatmusiklehrer im Hause des russischen Fürsten Reppin. 1820 nach Deutschland zurückgekehrt, trat er 1822 als Violonist in die Hofkapelle zu Kassel ein. 1842 wurde er auf Spohrs und Wendelssohns Empfehlung als Kantor an die Thomasschule in Leipzig berufen und ein Jahr später als erster Theorielehrer an dem neugegründeten Konservatorium daselbst angestellt. 1843 redigierte er die Leipziger Allgemeine Musikalische Zeitung, vermochte aber mit dieser Art von Tätigkeit sich nicht zu befremden. Als Lehrer erlangte H. ein hohes Ansehen und hat wesentlichen Anteil an dem Ruhm des Leipziger Konservatoriums. Die Universität Leipzig ernannte H. zum Ehren doktor der Philosophie. Von seinen Kompositionen, die sich durch Ebenmaß des architektonischen Aufbaues, durch Reinheit des Satzes und Sänglichkeit der Stimmen auszeichnen, sind vor allen hervorzuheben seine Motetten, ferner zwei Messen, ein Offertorium, ein Salve regina, die Chorlieder für gemischte Stimmen, die dreistimmigen Kanons für Sopranstimmen, die Duette, ferner Sonaten und Sonatinen für Klavier und Violine, mehrere Violin duette, Streichquartette und eine Oper: »Mathilde« (Kassel 1826). Großes Aufsehen machten seine theoretischen Arbeiten, besonders »Die Natur der Harmonik und Metrik« (Leipz. 1853, 2. Aufl. 1873; engl. von Heathcote, Lond. 1888), ein Werk, dessen Einleitung in das Gewand der hegel'schen Dialektik die Inkonsistenz in der Durchführung des Hauptgedankens, der auf Zarlino zurücklaufenden Aufstellung des polaren Gegensatzes zwischen der Durkonsonanz und der Mollkonsonanz, übersehen ließ. Von hohem Werte sind aber viele in dem Werke vorgetragene Einzelbeobachtungen, ebenso seine kleinen Arbeiten, die »Erläuterungen zu J. S. Bachs Kunst der Fuge«, »Über die Verantwortung des Jugenheimer« und andre Abhandlungen in Fachzeitschriften. Nach seinem Tod erschienen noch: »Die Lehre von der Harmonik« (herg. von O. Paul, Leipz. 1868) und »Opuscula«, eine Anzahl gesammelter Aufsätze (daf. 1874). Hauptmanns Briefe an Franz Hauser wurden von Schöne (Leipz. 1871, 2. Abt.), seine Briefe an L. Spohr und andre von F. Hiller (daf. 1876) herausgegeben. Vgl. Paul, Roriz H., eine Denkschrift (Leipz. 1862).

2) Gerhart, dramatischer Dichter, geb. 15. Nov. 1869 zu Salzbrunn in Schlesien, besuchte die Realschule, trat zu einem Landwirt in die Lehre, besuchte hierauf die Kunstschule in Breslau, um Bildhauer zu werden, verließ sie aber bald, um sich an den Universitäten in Jena und Berlin naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Fortan lebte er nach kurzem Aufenthalt in Italien, wo er sich der allein Weigung zur Bildhauerei hingab, in Erfner bei Berlin, seit 1891 gemeinlich in Schreiberhau und in Wankendorf, im Winter bis vor einigen Jahren teils in Grunewald, teils in Blasewitz bei Dresden. Hauptmanns erstes Werk, die epische Dichtung »Promethidenlos« (Berl. 1885), war poetisch unbedeutend, aber durch ihre soziale Tendenz als Selbstbekenntnis bemerkenswert. Von den Brüdern Hart, Arno Holz, Johannes Schlaf u. a. ganz für die naturalistische Kunsttheorie gewonnen, gab er in

seinem an Tolstois »Nacht der Finsternis« angelehnten ersten Drama: »Vor Sonnenaufgang« (Berl. 1889) ein rohes, aber lebenswahres Abbild sozialer Mißstände seiner schlesischen Heimat, das bei der Aufführung auf der Berliner Freien Bühne starkes Aufsehen erregte. Weniger wirkte das nächste, von Holz und Schlaf »Familie Selde« beeinflusste Drama »Das Friedensfest« (Berl. 1890), das aber gleichfalls trefflichere Charakterzeichnung erkennen läßt. Erfolgreicher war H. mit dem an Idens »Kosmerschholm« erinnernden Drama »Einsame Menschen« (Berl. 1891), worin er die alte, gläubige Generation mit der neuen, naturwissenschaftlich gebildeten und nervösen in Gegensatz brachte. Noch bedeutenderen Aufschwung nahm er in dem Schauspiel aus den 1840er Jahren: »Die Weber« (Berl. 1892, erste Fassung: »De Baber«, in schlesischer Mundart), worin er mit erschütternder Kraft das Elend der armen Weber auf die Bühne stellte, so daß sich die Dichtung zu einer ergreifenden Anklage des Kapitalismus gestaltete. Im selben Jahr erschienen zwei novellistische Arbeiten von ihm: »Der Apfelsin« und »Bahnwärter Thiel« (Berl. 1892), erstere einen Fall religiösen Irrsinns, letztere Worb und Wahnsinn infolge ehelichen Unglücks schildernd, beide grell und sensationell, aber nicht durchschlagend und nur als Studien zu betrachten. Unmittelbar darauf ließ H. zwei Komödien folgen: »Kollege Crampton« (Berl. 1892), die einen begabten, aber durch Trunksucht verkommenen Künstler treu nach der Wirklichkeit schildert, und die z. T. von Kleists »Zerbrochenem Krug« beeinflusste Diebstahlskomödie »Der Biberpel« (daf. 1893), eine scharfe und in den ersten zwei Akten mit dramatischem Geschick ausgeführte Satire auf das Beamtentum, der H. später, z. T. unter Beibehaltung derselben Personen, die weniger wirksame Tragikomödie »Der rote Hahn« (daf. 1901) angeschlossen. In neue Bahnen schien er einzutreten mit seinem nächsten Stück, der Traumbildung »Dannes Himmelfahrt« (Berl. 1894), das die religiösen Phantasien eines sterbenden Wädchens der unteren Stände ergreifend schildert und dem idealistischen Stil zulieft; wohl Hauptmanns gelungenstes Werk. Nach dem geringen Beifall, den er mit der historischen Kleinmalerei seines »Florian Weyer« (Berl. 1895) gefunden hatte, errang er mit dem symbolischen Märchendrama »Die verunkelte Glode« (daf. 1896, 58. Aufl. 1903) einen ungewöhnlichen Erfolg, der durch die tiefe und anschauliche Poesie des gedankenreichen, den Kampf zweier Weltanschauungen schildernden Wertes wohl begründet war. In seinem »Zuhrmann Densel« (Berl. 1898), dessen Handlung an die des »Bahnwärters Thiel« erinnert, lebte er zu dem grellen Realismus seiner früheren Werke zurück, erwies aber in dem guten Aufbau und der ausgezeichneten Charakterisierung seine gereifte Kunst, während er in dem Scherzspiel »Schul und Jan« (daf. 1899) ein gutes Thema trotz höchst gelungener Einzelheiten durch allzu dreie Ausdehnung schädigte, und in »Michael Kramer«, der Tragödie des Vaterherzens (daf. 1900), in tiefinnigen Betrachtungen voll lyrischen Schwunges den Anforderungen dramatischer Technik nicht gerecht wurde. Auch die in vielen Teilen poetisch-weihevollen Bühnendichtung »Der arme Heinrich« (Berl. 1902) ließ es an dramatischer Kraft fehlen, während in »Jose Bernb.« (daf. 1903), der Tragödie des im Rot und Schuld untergehenden Wädchens, der mancher Preise ergreifende Vorgänge von packender Kraft mit oft überdrückender naturalistischer Wahrheit geschildert sind. H. gehört durch die kaum zu übertref-

sende Wirklichkeitstreue seiner Darstellungen zu den namhaftesten deutschen Dichtern der neuesten Zeit, aber er huldigt oft gar zu sehr der Kleinmaterie, läßt das Häßliche breit in den Vordergrund treten und ermanget der großzügigen dramatischen Kraft. Vgl. P. Schlenker, Gerhart H. (3. Aufl., Berl. 1898); A. Bartels, Gerhart H. (Weim. 1897); A. v. Hanstein, Gerhart H. (Leipz. 1898); U. G. Boerner, Gerhart H. (2. Aufl., Berl. 1901); Kirshstein, Gerhart H. (2. Aufl., das. 1902); v. Grottkauf, Probleme und Charakterköpfe (3. Aufl., Stuttg. 1898); W. Bötsche, Hinter der Weltstadt (Leipz. 1901); E. Steiger, Das Werden des neuen Dramas, Bd. 2 (Berl. 1898); Landberg, Los vom H. (das. 1900); Vultthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, Bd. 4 (Oldend. 1901); S. Friedmann, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts, Bd. 2 (Leipz. 1903); E. de Lottis, Gerardo H. e l'opera sua letteraria (Tor. 1899); P. Besson, Etudes sur le théâtre contemporain en Allemagne (Par. 1900).

Hauptmeldeamt, f. Bezirkskommando.

Hauptmunitiondepot, Sammelstelle für den Munitionsbedarf des Heeres, aus der die Feldmunitionsparke ergänzt werden. Der Nachschub erfolgt aus heimatischen Artilleriedepots. Das H. liegt deshalb wöglichst an Eisenbahnen hinter dem Heer in entsprechender Entfernung.

Hauptmuschelfalk (Kalkstein von Friedrichshaff), obere Stufe des Muschelfalkes, der mittleren Abteilung der Triasformation (s. d.).

Hauptnenner, f. Bruchrechnung.

Hauptniederlassung, f. Handelsniederlassung.

Hauptnahrung, diejenigen Holzmassen, die aus zur Verjüngung bestimmten Beständen gewonnen werden, im Gegensatz zur Forstnahrung, den Holzmassen aus unreifen Beständen. Ferner dasjenige Produkt, was der Wald hauptsächlich liefern soll, also im allgemeinen Holz, im besondern Kinde. H. steht hierbei im Gegensatz zur Nebennutzung, d. h. den Produkten, die der Wald außer der H. noch liefert (Baumfrüchte, Säfte, Streu u.).

Hauptpartei wird in der deutschen Zivilprozessordnung (§ 67) die Partei, der ein Nebenintervenient beigetreten ist, im Verhältnis zu diesem genannt. Das hat die Folge gehabt, daß der Nebenintervenient manchmal als Nebenpartei bezeichnet wird, obgleich er in Wirklichkeit nicht Partei ist (s. Nebenintervention).

Hauptprozeß wird in der deutschen Zivilprozessordnung (§ 34) der Rechtsstreit genannt, in dem gewisse, in einem andern Prozeß von einem Prozeßbevollmächtigten u. eingelagte Gebührenden entstanden sind (s. Gerichtsstand I 2 h.). Auch den Rechtsstreit, in dem über einen bestimmten Anspruch zu entscheiden ist, nennt man oft H. im Verhältnis zu einem andern damit zusammenhängenden Prozeß, z. B. demjenigen, der sich auf einen zur Sicherung des Anspruchs dienenden Arrest bezieht; ebenso wird als H. (oder Erstprozeß) manchmal im Gegensatz zu dem durch die Hauptintervention (s. d.) entstehenden Prozeß der schon früher anhängige Rechtsstreit bezeichnet.

Hauptquartier, der Ort, wo der Befehlshaber einer Armee oder eines selbstständigen Armeekorps, eines H., wo der Hochkommandierende des ganzen Heeres, und Stabsquartier, wo der Führer eines Armeekorps, einer Division u. Aufstellung nimmt; dann das die Befehlshaber umgebende Personal, deren Generalstab, die Verwaltungsbeamten und die zum Sicherheitsdienst im H. bestimmten Truppen (Stabswachen, Guiden, Gendarmen). Der Kommandant des

Hauptquartiers verfügt über diese Truppen und ist für Sicherheit und potzeitliche Ordnung im H. verantwortlich. Das H. gehört zum Gefolge (s. d.) des Kaisers.

Hauptreiterei, eine größere Infanterietruppe, die man in einer Stellung oder in einem Verteidigungsabschnitt für angriffsweises Vorgehen bereithält.

Hauptrotenstein (Hauptoolith), Abteilung der mittlern Juraformation (s. d.).

Hauptrotation, f. Fruchtfolge.

Hauptschlag, der letzte knappende Ton in der Balz der Auerhähne.

Hauptschläffel, Schläffel zum Öffnen verschiedener Schützen, z. B. sämtlicher Schützen einer Wob-

Hauptschalt, f. Kristall.

Hauptschöffen sind die Personen, die den Schöffendienst während des Geschäftsjahres regelmäßig und in erster Linie zu versehen haben; f. Schöffengericht.

Hauptschuldner ist derjenige, für den der Bürge sich einem Dritten gegenüber verpflichtet (f. Bürgschaft).

Hauptinhaberschreibung, namentlich bei antikeschuldnerischen Anteilen die Schuldurkunde, bei der Schuldner ausstellt, und die gerichtlich oder bei dem die Anteile negozierenden Bankhaus deponiert wird. Auf Grund der H. werden die Partiaobligationen ausgestellt.

Hauptschwein, ein Wildschwein vom 7. Jahr an.

Hauptstab, russischer Generalstab; vgl. Russisches Reich (Seerwesen).

Hauptstellung, Verteidigungsstellung, in der die Entscheidung gesucht wird, im Gegensatz zu vorgeschobener Stellung oder Aufnahmestellung.

Hauptsteueramt, f. Zollordnung.

Hauptstrafe, f. Strafe.

Hauptstrom, bei einer Dynamomaschine der in ihr erzeugte und zugleich zur Erregung ihrer Magneten benutzte Verbrauchstrom, im Gegensatz zum Nebenschlußstrom, der zu dem genannten Zweck vom Verbrauchstrom abgezweigt wird; f. Elektrische Maschinen, S. 637. Vgl. auch Elektrische Induktion, S. 622.

Hauptstromlampe, f. Elektrisches Licht, S. 650.

Hauptstrommaschine (Serienmaschine), f. Elektrische Maschinen, S. 637.

Hauptstrommotor (Stromerzeuger), f. Elektromotoren, S. 684.

Hauptstück, deutscher Ausdruck für Kapitel, besonders bekannt aus Luthers Katechismus.

Hauptsymmetrieachse und **Hauptsymmetrieebene**, f. Kristall.

Hauptton, 1) im Afford der Ton, von dem aus die andern bestimmt werden, die Prim (vgl. Klang). 2) In der Tonart soviel wie Tonika (s. d.). 3) In der Relativlehre der Gegenpaar von Nebentönen oder Hilfsnoten (Hauptnote), besonders bei Verzierungen und Vorhalten; der H. ist da jederzeit der mit einer gewöhnlichen großen Note ausgedrückte, während die Nebentöne durch kleine Notizen oder durch Zeichen (tr., ∞ , $\sim$ u.) gefordert werden.

Haupt- und Staatsaktionen, Bezeichnung für die Repertoirestücke der wandernden Schauspieler in der Zeit von etwa 1680–1740, einer Zeit, in der die Schauspieler den engern Zusammenhang mit der Literatur verloren hatten und sich ihre Stücke meist auf Grund von auswärtigen Dramen oder von Romanen zurecht zimmerten. Die H. wurden in der Regel nicht gedruckt, sondern waren im handschriftlichen Besitz der wandernden Schauspielertruppen. Sie bestanden bald in vollständig ausgeführten Schauspielen, bald in bloßen dramatischen Entwürfen oder in einem Mittelstadium zwischen beiden, indem einzelne Haupttypen

ganz dialogisirt niedergeschrieben, dagegen die übrigen dem Stegreifspiel vorbehalten waren, und rührten meist von den Führern der Gesellschaft her. Der Inhalt war in den meisten Fällen abenteuerlich-phantastisch. Dabei war die ernste Handlung mit possenartigen Auftritten des Hanswurstes (Fidelherings, Harlekins) durchflochten oder von besondern burlesken Zwischenspielen unterbrochen. Der Name H. erklärt sich am einfachsten daraus, daß diese Stücke, in denen »große, heldenmüthige und tragische Handlungen« dargestellt wurden und durch Klang oder berühmte Taten ausgezeichnete Personen auftraten, den eigentlichen Hauptteil der öffentlichen Vorstellungen bildeten und, dem Inhalt entsprechend, mit möglichster Pracht (»Staat« in diesem Sinne genommen) ausgestattet wurden. Erst seit der Mitte des 19. Jahrh. wurde eine Anzahl dieser Stücke, von denen sich manche handschriftlich auf der Wiener Hofbibliothek befinden, durch den Druck bekannt, z. B. »König Karl XII. vor Friedrichsdorf« (Hrsg. von Lindner, Dessau 1845, und von Heine, Halle 1888). Vgl. Deppert, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. 1 (Leipzig 1848); Weiß, Die Wiener H. (Wien 1854); Heine, Das Schauspiel der deutschen Baudertheater vor Gottsched (Halle 1889).

Hauptverhandlungsplatz, der aus dem Schlachtfeld von den Sanitätskompagnien errichtete Verbandplatz, wobei die Verwundeten durch die Krankenträger zunächst geschafft werden, um gelagert, erquikt, untersucht, verbunden und nach Bedarf auch operiert zu werden. Auf dem H. erfolgt die Sonderung der Richttransportfähigen von den Transportfähigen. Wundtäfeln, die den Verwundeten angeheftet werden, bezeichnen die bereits geleistete Hilfe und den Grad der Transportfähigkeit. Weiße Täfelchen bedeuten sofortige Lazarettheilbehandlung; die Betroffenen gelangen in die Feldlazarette. Die mit roten Täfelchen Bezeichneten sind transportfähig und werden direct zu weiteren Rücktransport nach dem nächsten Etappenort dirigiert.

Hauptverfahren heißt im Strafprozeßrecht derjenige Teil der Unternehmung, in dem die Entscheidung der Sache erfolgt, im Gegensatz zum Vorverfahren, das seinerseits wieder das Ermittlungsverfahren und die Voruntersuchung umfaßt. Die Eröffnung des Hauptverfahrens (§ 1) erfolgt durch Gerichtsbefehl. Das H. zerfällt in das »Zwischenverfahren« zur Vorbereitung der Hauptverhandlung (Bestimmung des Termins, Ladung des Angeklagten und seines Verteidigers, der Zeugen und der Sachverständigen, Herbeischaffung sonstiger Beweismittel u. dgl.) und in die Hauptverhandlung (§ 1 b.). — Im Zivilprozeß versteht man unter H. die Verhandlung zur Hauptsache, d. h. die eigentliche Verhandlung des Rechtsstreits selbst, im Gegensatz zum Vorverfahren, d. h. der Verhandlung über die Prozeßvoraussetzungen (§ 1 a.), und zu dem sogen. Nachverfahren, d. h. dem Verfahren bezugs Realisirung der Folgen eines durch Eidesleistung bedingten Endurteils oder zur Verfolgung der im Urkunden- und Wechselprozeß (§ 1 b.) vorbehaltenen Rechte.

Hauptverhandlung heißt im modernen Strafprozeßrecht der wesentliche Hauptabschnitt des gerichtlichen Strafverfahrens (§ 1 b.), insbes. des Hauptverfahrens (§ 1 b.), der dem Urteilspruch unmittelbar vorhergeht. Ohne Hauptverfahren und ohne H. insbes. kann ein gerichtliches Strafurteil nicht gefällt werden, und der Schwerpunkt der Unternehmung liegt daher in der H. Sie findet je nach Verschiedenheit der frag-

lichen Straftat vor dem Schöffen- (Amts-) Gericht, der landgerichtlichen Strafkammer, dem Schwurgericht oder dem Reichsgericht statt (vgl. Gerichtsverfassung, S. 643). Wesentlich ist für jede H. die Öffentlichkeit der Verhandlung, einschließl. der Verkündung der Urteile und Beisätze. Nur wenn durch sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung, insbes. der Staatssicherheit, oder der Sittlichkeit zu befürchten ist, kann die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden. Ebenso wesentlich ist die Ladung des Grundlagers der Mündlichkeit und der Unmittelbarkeit des Verfahrens. Die H. soll, um die Einheitlichkeit des Bildes nicht zu beeinträchtigen, in ununterbrochener Gegenwart der Richter, der Staatsanwaltschaft und eines Gerichtsschreibers, der das Protokoll führt, erfolgen. Wurde sie unterbrochen, so muß sie spätestens am vierten Tage nach der Unterbrechung fortgesetzt werden, widrigenfalls ist mit dem Verfahren von neuem zu beginnen. Wegen eines Abwesens d. b. h. gegen einen Angeklagten, dessen Aufenthalt unbekannt ist, oder der sich im Ausland aufhält, kann nur ausnahmsweise eine H. dann stattfinden, wenn nämlich eine strafbare Handlung in Frage steht, die nur mit Geldstrafe oder mit Einziehung bedroht ist. Wegen eines abneigenden Angeklagten ausgeschiedenen Angeklagten ist in der Regel ein Verfürgungsbefehl zu erlassen, und nur ausnahmsweise kann in seiner Abwesenheit verhandelt werden, namentlich bei großer Entfernung seines Aufenthaltsorts und bei verhältnismäßiger Geringfügigkeit der ihm zur Last gelegten strafbaren Handlung. Ist dem Angeklagten auf Antrag oder von Amts wegen ein Verteidiger bestellt, oder ist ein solcher nach ausdrücklicher Geheißvorschrift (Strafprozeßordnung, § 140) zuzuziehen, so erscheint auch die Anwesenheit des Verteidigers als notwendig.

Die H. wird von dem Vorsitzenden eröffnet, geleitet und geschlossen. Sie beginnt mit dem Aufruf der Sache. Ist der Angeklagte verhaftet, so ist er vorzuführen und zwar ungefesselt; befindet er sich dagegen auf freiem Fuß, ist aber trotz Ladung nicht erschienen, so wird er, falls sein Nichterscheinen genügend entschuldigt ist, von neuem geladen oder aber wird mangels genügender Entschuldigung seine Verhaftung angeordnet, bez. ein Haftbefehl erlassen (§ 229). Zunächst wird der Angeklagte über seine persönlichen Verhältnisse vernommen. Hierauf erfolgt der Aufruf der geladenen Zeugen und Sachverständigen, die schon jetzt auf die Bedeutung des Eides hingewiesen werden. Die Zeugen entfernen sich hierauf aus dem Sitzungszimmer, während es den Sachverständigen gestattet werden kann, der ganzen H. beizuwohnen. Der Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens (nicht aber auch die Anklageschrift der Staatsanwaltschaft) wird verlesen. Hierauf erfolgt eine weitere Vernehmung des Angeklagten über den Sachverhalt selbst, die ihm Gelegenheit geben soll zur Befestigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und zur Selbstinnung der zu seinen Gunsten sprechenden Tatsachen. Der Angeklagte ist jedoch berechtigt, die Aussage zu verweigern. Nach der Vernehmung des Angeklagten folgt die Beweisaufnahme. Das Gericht kann auch von Amts wegen die Verbeisung neuer Beweismittel neben den von der Staatsanwaltschaft und von dem Angeklagten benannten anordnen. Die Zeugen und Sachverständigen sind einzeln zu vernehmen und vor ihrer Vernehmung einzeln zu vereidigen. Bei Sachverständigen, die für die Erstattung von Gutachten der betreffenden Art im allgemeinen berechtigt sind, genügt die Verfassung auf den geleisteten Eid. Nicht nur

der Vorstehende, sondern auch die beistehenden Richter können an Zeugen und Sachverständigen unmittelbar Fragen richten. Auch der Staatsanwaltschaft, dem Angeklagten, dem Verteidiger, den Geschwornen und den Schöffen ist auf ihr Verlangen die Befragung der Zeugen und Sachverständigen zu gestatten. Wird eine Frage von dem Befragten oder von dem Vorstehenden oder von den Prozeßbeistehenden beantragt, so hat nötigenfalls das Gericht über die Zulässigkeit zu entscheiden. Bei den von der Staatsanwaltschaft und von dem Angeklagten benannten Zeugen und Sachverständigen wird dem Staatsanwalt und dem Verteidiger auf deren übereinstimmenden Antrag das sogenannte Kreuzverhör von dem Vorstehenden gestattet. Jede Partei hat alsdann das Recht, die von der Gegenpartei vernommenen Zeugen und Sachverständigen auch noch ihrerseits zu vernehmen. Außerdem sind in der *S.* die als Beweismittel dienenden Schriftstücke zu verlesen. Nach der Vernehmung eines jeden Zeugen, Sachverständigen oder Mißangeklagten sowie nach der Verlesung eines jeden Schriftstücks ist der Angeklagte zu befragen, ob er etwas zu erklären habe. Nach Schluß der Beweisaufnahme erhalten die Staatsanwaltschaft und sodann der Angeklagte, resp. sein Verteidiger zu ihren Ausführungen (Klärhörs) und Anträgen das Wort. Der Staatsanwaltschaft steht das Recht der Erwiderung zu; dem Angeklagten gestattet das letzte Wort. Die Beratung und Beschließung des Urteils ist nicht öffentlich. Zu jeder dem Angeklagten nachtheiligen Entscheidung, welche die Schuldfrage betrifft, ist eine Reuezeit von zwei Dritteln der Stimmen erforderlich. Die *S.* schließt mit der Erlassung des Urteils (*S. d.*), das durch Verlesung der Urteilsformel und Eröffnung der Urteilsgründe zu verkünden ist. Die Verkündung des Urteils kann eine Woche ausgesetzt werden. Was die *S.* in der Instanz der Berufung (*S. d.*) anbelangt, so hat in dieser ein Berichterstatter in Abwesenheit der Zeugen einen Vortrag über die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens zu halten. Auch der *S.* in der Instanz der Revision fungiert ein Berichterstatter. Auch in dieser *S.* gebührt dem Angeklagten das letzte Wort. Ähnlich ist der Gang der *S.* im Militärstrafverfahren geregelt, nur besteht bezüglich des Zutritts zur öffentlichen *S.* die Vorschrift, daß er aktiven Militärpersonen nur dann gestattet ist, wenn sie im Range nicht unter dem Angeklagten stehen, daß weiblichen sowie unerwachsenen Personen derselbe untersagt werden kann, und daß dem Berichtsten das Gericht den Zutritt aus Gründen der Disziplin verbieten kann, wenn er zu den Personen des aktiven Heeres oder der Marine gehört (Militärstrafgesetzbuch, *S.* 287 u. 288). Die gleichen Grundzüge gelten in Österreich. Vgl. Deutsche Strafprozeßordnung, *S.* 212—275, 365 ff., 391 ff.; Österreichische, *S.* 220—279.

Hauptversammlung, f. Generalversammlung.

Hauptwaage, f. Waage.

Hauptwall, die geschlossene Umwallung einer Festung. Vgl. Enceinte.

Hauptwort, f. Substantivum.

Hauptzeichen, die gerechtesten Zeichen in Fährte und Anknüpf des Geistes; vgl. Witzzeichen.

Hauptzollamt, f. Zollordnung.

Haura, f. Hottarah.

Hauraki, großer Meerbusen an der Ostküste der Nordinsel von Neuseeland, 104 km lang und 30—50 km breit, ist im N. begrenzt durch die Koromandelhalbinsel. In sein südliches Ende, den Firth of Thames, mündet der Thames. Am Eingang liegen

die Große und Kleine Barrierinsel vor dem sich westlich weit hineinziehenden vortreflichen Bailematobafen mit Auckland (*S. d.*), an seiner Südseite die Inseln Rangitoto, Tapu, Motutapu, Baihehi und Ponui.

Hauran (im Altertum Auranitis), vulkanische, sehr fruchtbare Hochebene in Syrien (*S. Karte* »Palästina«), an den Quellen des Jarmuk (Scheriat el Re-nadhire), mit der Hauptstadt Bosra (jetzt Dschr). Das Gebiet ist baumlos und nur von einigen, meist trocknen Wadis durchzogen. Nordöstlich davon erhebt sich der aus Dolerit und basigen Schladen bestehende Dschebel *S.* im Tell el Dschena bis 1839 m. Der Bezirk *S.* ist 21,300 qkm groß mit 136,200 Einw. Das Land wurde durch die Reisen Grahams, Bepphins, Palmers, Trales und Stübels näher bekannt. Die Ojt- und Südküste des *S.* ist seit alters als die Kornkammer Syriens berühmt. Man zählt dort gegen 300 verödete Städte und Dörfer, dagegen nur wenige bewohnte Ortschaften, darunter mehrere jüdische Ackerbaufolonien. Die Getreideaufuhr beträgt jährlich 80—100,000 Ton., außerdem wird noch eine gleiche Menge gewonnen. Seit 1893 bedingt der *S.* durch die Bahn Damasus-Ruzerib (103 km) Verbindung mit Beirut. Geplant ist eine Bahn nach Haifa. Vgl. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch *S.* u. (Berl. 1899, 2 Bde.).

Haurapier, f. Fischknochen, *S.* 371.

Hauran (spr. auran), Jean Barthélemy, franz. Geschichtsfreier und Publizist, geb. 9. Nov. 1812 in Paris, gest. 29. April 1896, wurde nach vielseitiger publizistischer Tätigkeit infolge der Februarrevolution Konservator an der Nationalbibliothek sowie Mitglied der Konstituante. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 gab er seine Stellung als Konservator auf und wurde im September 1870 zum Direktor der Nationalbibliothek ernannt, legte aber 1882 sein Amt nieder. Er war Mitglied des Instituts und der Akademie der Inschriften. Von seinen Schriften führen wir an: »Critique des hypothèses métaphysiques de Manès Pelage, etc.« (1840); »Histoire littéraire du Maïae« (1842—52, 4 Bde.; 2. Aufl. 1870—77, 10 Bde.); »Manuel du clergé« (1844); »Histoire de la Pologne« (1844); »François I et sa cour« (2. Aufl. 1856); »Charlemagne et sa cour« (1854, 3. Aufl. 1868); »Hugues de Saint-Victor« (1859, 2. Aufl. 1886); »Singularités historiques et littéraires« (1861); »Histoire de la philosophie scolastique« (1872—81, 3 Bde.); »Bernard Déléclieux et l'Inquisition albigeoise« (1877). Auch bearbeitete er Band 15 und 16 des Werkes »Gallia christiana« (1856 bis 1865), wofür ihm die Akademie wiederholt den Preis Gobert verlieh, und gab heraus: »Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale« (1890—93, 6 Bde.).

Haus, f. Wohnhaus.

Hausach, Stadt und Luftkurort im bad. Kreis Offenburg, Amt Wolfach, an der Ringl, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Offenburg-Singen und *S.*-Schiltach, 243 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Fabrikation von Zigarren, Strohhüten und Strohwaren, Reisekneiperei, eine Sägmühle und 11000 1665 Einw. Dabei die Ruinen einer großen, 1643 von den Franzosen zerstörten Burg und ein Blechwalzwerk. *S.* kam 1303 an die Grafen von Frieslandberg und 1806 an Baden.

Hausbahn, f. Hausflur.

Hausapotheken, in Haushaltungen vorräthige Zusammenstellung solcher Arzneimittel, die bei leichten Erkrankungen benutzt zu werden pflegen oder in

schweren Fällen zur ersten Hilfe vor Ankunft des Arztes dienen. In die H. gehören mithin die sogen. Hausmittel: abführende Salze, Sonnenblätter, Khabarber, Baldrianwurzel oder -Tinktur, Pfefferminz-kräut, denn blutstillende Mittel, Verbandstoffe, Ammoniak, Hoffmanns Tropfen u. Über H. der Arzte f. Apotheker.

Hausarrest (Stubenarrest), die Gefangenschaft einer Person im eignen Hause, f. Arrest.

Hausberg, Berg südöstlich von Jena, beim Dorf Riegenhain, 325 m hoch, ehemals von drei Burgen: Greifberg, Kirchberg und Windberg, gekrönt, von denen einer sich noch ein Bergfried, der 23 m hohe, weithin sichtbare Fuchsturm (vgl. Fuchs, S. 189), erhalten hat. Vgl. Drilloff, Die Hausbergburgen bei Jena (Jena 1858).

Hausberge, Flecken im preuß. Regbez. und Kreis Minden, an der Weser, oberhalb der Westfälischen Pforte (Weserfarte), 2 km von der Station Porta (Staatsbahnlinie Münster-Wehrte-Lehrte-Hamm), hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Fabriken für Glas, Zigarren und Zement und (1900) 1760 Einw. In der Nähe Eisensteingruben und Sandsteinbrüche. Gegenüber auf dem linken Weserufer der 283 m hohe Bittelindenberg mit einem großartigen Denkmal Kaiser Wilhelm I.

Hausbesitzervereine (Grundbesitzervereine, Grundeigentümervereine, Vereine der An-sässigen, Bürgervereine) haben sich in den letzten Jahrzehnten in den größten Städten des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns und der Schweiz gebildet und bezwecken die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und die Wahrung der Rechte der städtischen Grund- und Hausbesitzer. Im einzelnen erlitzen die H. eine Entlastung des städtischen Grundbesitzes durch Beilegung etwaiger Sonder- und Doppelbesteuerung, gemeinsame Vertretung ihrer Interessen in der Gemeinde und im Staat, Aufstellung von gemeinsamen Mietkontrakten, Vorbehalten gegen Hauswindel, Sicherstellung der Mitglie-der gegen Schäden und Lasten, die aus dem Immo-biliarbesitz sich ergeben können, insbes. gegen Haft-pflicht durch Gründung von Haftpflichtvereinen und Abkühlung mit Versicherungsgesellschaften; zahlreiche H. unterhalten eigne Vereinsbüros und Auskunft- und Vermittlungsstellen für Hypotheken- und Grund-stücksverkehr. Der älteste derartige Verein ist der 1832 gegründete Grundeigentümerverein zu Hamburg. Die Mehrzahl der H. ist in der zweiten Hälfte der 1870er Jahre entstanden. Nachdem sich schon vorher kleinere Verbände gebildet hatten, trat 1879 der Zentral-verband der Haus- und städtischen Grund-besitzervereine Deutschlands mit dem Sitz im Berlin ins Leben, der jährlich an wechselnden Orten einen Verbandstag abhält. Der Zentralverband um-faßt 1904: 219 Ortsvereine mit 115,178 Mitgliedern; die in diesem aufgenommenen Verbände sind der preu-ßische (74 Vereine mit 45,388 Mitgliedern), der säch-sische (72 Vereine), der bayerische und der braunschwei-gische Landesverband und folgende Provinzialver-bände: der Berliner Bund (16 Vereine mit 12,478 Mitgliedern), der Bund sächsischer H., der schlesische, brandenburgische, preussische, schleswig-holsteinische, der rheinisch-westfälische, der thüringische, der ost- und der westpreussische Verband, der Verband Leipzig und Umgebung und der Verband im Zwickauer Kreis. Eine große Anzahl von Ortsvereinen (etwa 180) steht noch außerhalb des Zentralverbandes. Die Leitung des Zentralverbandes besorgt ein 15gliederiger Vor-

stand und ein Verbandsdirektor (zurzeit [1904] Bau-meister Hartwig-Dresden). Verbandsorgan ist das in Berlin erscheinende »Monatsblatt des Zentral-verbandes der städtischen Haus- und Grundbesitzer-vereine Deutschlands« und die »Deutsche Hausbesitzer-zeitung« (Dresden). Außerdem geben viele Vereine eigene Zeitschriften heraus. Vgl. Strauß, Chronik des Zentralverbandes (M.-Glabbe 1889); »Schrif-ten des Zentralverbandes« (hrsg. von Strauß, Leipz. 1890—94, Bd. 1—4; neue Folge, Berl. 1896 ff.); Frankenstein, Die Einrichtungen der deutschen H. (Berl. 1896); »Hausbesitzertalender« (daf., seit 1890, jezt hrsg. von Bieber).

Hausbettel, f. Bettelwesen, S. 775.

Hausbier, f. Vienen, S. 835.

Hausboote, in England gebaute Boote mit Kajü-ten, worin Familien Sommeraufenthalt nehmen. Auf chinesischen Flüssen benutzt man H. auch zu Jagden.

Häuser (arab.), Landgut, Kuchhof in Algerien.

Hausdiele, f. Hausflur.

Haus der Gemeinen (House of Commons), das englische Unterhaus; H. der Lords (House of Lords), das Oberhaus; f. Großbritannien, S. 873.

Haus der Liebe, f. Familien.

Hausdiebstahl (Familien-diebstahl), eine in-nerhalb der Hausgemeinschaft verübte Entwendung, f. Diebstahl.

Hausdieb, f. Hausflur.

Hausdorf, Dorf im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Neutrobn, am Tulengebirge, hat eine luth. Kirche, eine Kirche der Herrnhuter, Baumwollspinnerei, Lein- und Baumwollwarenberei, Fleischeri, Ziegel-brennerei, Sägemühle und (1900) 3065 Einw. Nörd-lich von H. der Sonnenstein (859 m).

Hausegger, Friedrich von, Musikchriftsteller, geb. 26. April 1837 in Wien, gest. 23. Febr. 1899 in Graz, studierte in Wien die Rechte, nebenbei unter Satzmann und D.; off. Russt und war bereits Hof- und Gerichtsadvokat in Graz, als er sich 1872 als Dozent für Geschichte und Theorie der Russt an der dortigen Universität habilitierte. Als geistvoller mu-sikalischer Mitarbeiter zeigt er sich in den Schriften: »Die Russt als Ausdruck« (2. Aufl., Wien 1887), »Richard Wagner und Schopenhauer« (2. Aufl., Leipz. 1892), »Das Jenseits des Künstlers« (Wien 1893), »Die künstlerische Persönlichkeit« (daf. 1897), »Unsere deut-schen Meister. Bach, Mozart, Beethoven, Wagner« (Münch. 1901). Seine gesammelten Aufsätze erschie-nen u. d. T. »Gedanken eines Schauenden« (Münch. 1903). — Sein Sohn und Schüler Siegmund, geb. 16. Aug. 1872 in Graz, 1899—1902 Dirigent des Kam-Orchesters in München, seit Herbst 1903 Diri-gent der Musiksymphonie in Frankfurt a. M., ist ein begabter Komponist (Opern: »Helfrid«, Graz 1893, »Jinnoder«, München 1898; Orchesterwerke: »Dionysische Phantasie«, symphonische Dichtungen »Barba-rossa« u. »Bieland der Schmied« [1904], Lieder u. a.).

Hänsellohe, f. Sed.

Hansen, f. Söd.

Hausen, 1) Dorf im bad. Kreis Lörrach, Amt Schopfheim, im südlichen Schwarzwald, an der Wiese und mit Station H. Raibach an der Staatsbahnlinie Basel-Reg. i. W., hat eine evangelische und eine luth. Kirche, Baumwollspinnerei, eine Tuchfabrik und (1900) 1117 Einw. H. ist Geburtsort des Dichters Hebel, dem vor der Kirche ein Denkmal errichtet wurde. Sein Geburtshaus ist jetzt ein Hüf für arme Greise. Östlich die Höhe Röhr (965 m ü. M.) mit Aus-sichtsturm. — 2) (Kloster-H.) Dorf im bayr. Regbez-

Unterfranken, Bezirksamt Kissingen, bei eine kath. Kirche, ehemaliges Prämonstratenser-Kloster (um 1160 gestiftet, 1525 aufgehoben). Mädhemwäinshaus, ehemaliger Saline, mehrere Mineralquellen, darunter die dem Kissingener Bandur ähnliche Theresien- und die kohlenäurereiche Schönbornquelle, deren Wasser nach Kissingen geleitet wird, und (1000) 632 Einwohner.

Häufen. 1) Rag Clemens Lothar, Freiherr von u. k. k. Kriegsminister, geb. 17. Dez. 1846 in Dresden, trat, im Kadettenhaus erzogen, 1863 als Vorleutnant in das 3. Jägerbataillon, nahm als Leutnant am böhmischen Feldzug 1866 teil, war während des deutsch-französischen Krieges Adjutant des 13. Jägerbataillons und wurde 1871 in das Schützenregiment Nr. 108 versetzt sowie zur Kriegsschule in Berlin kommandiert. Seit 1879 Hauptmann, führte er 1874 zu seinem Regiment zurück, war 1875–78 zum preussischen Großen Generalstab kommandiert, wurde 1878 Generalstabsadjutant bei der 23. Division und, seit 1881 Major, Generalstabsadjutant beim Generalkommando des 12. Korps. 1887 wurde er Oberleutnant und Kommandeur des 12. Jägerbataillons, 1890 Oberst und Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 101, war 1892–97 Chef des Generalstabs des 12. Korps, wurde 1893 Generalmajor, 1896 Generalleutnant und 1897 Kommandeur der 23. Division, dann der 32. Division in Dresden. Nach dem Rücktritt des Prinzen Georg (f. Georg 21) erhielt H. 1. April 1900 das Kommando über das 12. Korps, wurde im Mai 1901 General der Infanterie und im August 1902 Kriegsminister.

2) Reinhold Theodor, finnland. Historiker, geb. 9. Okt. 1850 auf Samarsund, wurde 1872 am Helsingfors Staatsarchiv angestellt und 1883 Chef der finnlandischen Archivverwaltung. Von seinen Beiträgen zur mittelalterlichen Geschichte Finnlands seien erwähnt: *Anteckningar, gjorda under en antikvarisk forskningsresa. (1872—87, 3 Bde.); *Kauusi slott. (1881); *Bidrag till Finlands historia. (bisher 2 Bde., 1881—89); *Registrum Ecclesiae Aboensis. (1890); *Finlands Medeltids-sigill. (1900). Ferner veröffentlichte er die kriegsgeschichtliche E. E. Esmans 1788—1790 (1900) sowie S. J. Huggrens 1808—09 (1903) und *Utdrag ur Abo domkyrkas räkenskaper 1634—1700. (1901).

Häufenberg, Großer, f. Palmniden.

Häufenblase (Fischleim, Ichthyocolla, Colla piscium), die innere Haut der Schwimmblase großer Fische aus dem Geschlecht der Stör. Die beste H. liefern Döfster, Störlein, Seuruga (Scherg) und Häufen. Man schneidet die mit schwacher Kalilauge gewaschenen Blasen der Länge nach auf, reinigt sie, zieht die äußere Muskelhaut ab und bringt die innere weiche Haut in die Form von Blättern, die man auf Bretter nagelt und in der Sonne trocknet. Hiemeilen werden diese Blätter in Fäden geschnitten, auch durch Schwefeln oder längeres Einlegen in Schnee gediebt und in Ringel- oder Kugelgestalt ausgegossen (Klaumerhaufenblase). Gute H. ist hornartig, durchscheinend, gelblichweiß, bläulich schillernd, zäh, faserig, geruch- und geschmacklos, quillt in kaltem Wasser und wird undurchsichtig. Ist sie aber fast vollständig in heißem Wasser und schwachem Spiritus. Die Lösung erstarrt zu einer durchsichtigen, farblosen Gallerte, die auf 1 Teil H. 30 Teile Wasser enthalten kann. Beim Verbrennen gibt H. nur 0,5 Proz. Asche. Die meiste H. liefert Russland, und die beste ist die Astrachaner (Solianoly). Geringere H. liefern

Kiel (Samowh-H.), Sechart, Gadus merluccius (nordamerikanische H.), Fingerfisch, Polynemus plebejus (ostindische H.) und Silurus Parkeri (brasilische, Cayenne-H.). Die Par-H. besteht aus den getrockneten Eierhäuten des Gelbfisches. Auch die Schwimmblase, Haut, Magen und Därme des Störs werden aus H. verarbeitet (deutsche H.). Man benutzt H. zum Klären von Wein, Bier und Likören, ferner zum Leimen (obwohl sie vom Leim an Bindekraft übertroffen wird), zur Vereitung von Kitt für Glas und Porzellan, zum Appretieren seidener Zeuge, zur Befestigung der Perlenschnitz in der Föhlung der künstlichen Perlen, zur Vereitung des Englischen Pflasters und Glattepapiers, zur Darstellung von Seilen u. d. Leucht man seine Tragfähigkeit in Hausenblase, so bleibt in jeder Waage ein feines Häutchen zurück, und nach dem Trocknen erhält man eine glasartige Scherbe, die, auf beiden Seiten mit Pergament überzogen, statt des Glases in Laternen gebraucht werden kann. Glanggaze ist ein ähnliches Präparat mit Gaze. In der Technik wird die H. immer mehr durch Knochenleim verdrängt. Aus Knochenleim besteht auch die aus den Knochen des Haisfisches u. bereitete künstliche H.; ein andres Surrogat der H. Ichthyocolla française, wird aus Quisquidrin bereitet und soll sich zum Klären von Wein und Bier eignen. Japanische, ostindische H. f. Agar-Agar.

Häusente, f. Enten, S. 832.

Hausentwässerung, die geordnete Abführung der Tag- und Schnupwasser eines Hauses und seiner nächsten Umgebung; das Tag- (Niederflur-) Wasser wird in der Umgebung des Hauses dadurch entfernt, daß man es einsickern läßt und unterirdisch abführt (f. Trockenlegung), oder daß man die Umgebung mit abtiefendem Gefälle und durchlässig abflößt, alphaltiert u. d. Das Dachwasser wird, wenn man es nicht frei abtraufen läßt, durch Dachrinnen und Abfallrohre oder Wasserleiter abgeleitet. Die weitere Abführung des Wassers erfolgt offen unter Benutzung vorhandener Vorflut oder, wie in Städten jezt zuweilen, durch Anschluß an die geschlossene Straßen- und Stadtentwässerung (f. Kanalisation). Bei dieser gewinnen die nachfolgenden Einzelheiten der H. besondere Bedeutung. Bei allen Ableitungen von Wasser sind Sammelgruben (Gullys, f. d.) einzuschalten. Für Küchenwasser sind Fettdöpfe empfehlenswert, Vorrichtungen, mittels deren das aus den Spültischen u. entfernte Fett aus den Entwässerungsleitungen fern gehalten wird. Alle Abzugsböden im Haus, auch Wasserlosetts, müssen unter Einschaltung eines Geruchverschlusses (Wasserverschluss, f. d.) entleert werden, um das Ausströmen von Gasen aus der Leitung zu verhindern. Zu demselben Zweck ist es notwendig, daß alle Röhre, die im Hause Blei- oder Eisenrohr, außerhalb des Hauses auch geglasierte Tonrohre sind, dicke Wandung besitzen. Gestattet die Bödenlage des Hauptableitungsrohrs ein gelegentliches Zurücktreten von Wasser aus dem Strahlenkanal oder der Sammelgrube, so muß die Leitung mit einer Rückflutvorrichtung versehen werden. Wasserverschluss und Rückflutvorrichtung erhält auch die Hauptleitung kurz vor ihrem Austritt aus dem Grundstück in einer sogenannten Revisionsschacht, einem an die Oberfläche der Straße geführten Schacht, der unmittelbar vor dem Wasserverschluss (zwischen diesem und dem Hause) eingeschaltet wird. Treten Kanalröhre durch den Wasserverschluss hindurch, so werden sie den kürzesten Weg durch den Schacht ins Freie einschlagen und nicht in die zunächst wenig steigende Rohrführung, die zum

Hause führt, eintreten. Zum Fernhalten der Gase aus dem Hause müssen auch alle ferngetriebenen Leitungen im Hause bis über Dachhöhe fortgeführt oder mit einem warmen Schlot verbunden werden. Vgl. Gerhard, Anlogon von Hausentwässerungen (Berl. 1880); Döbel, Kanalisation. Anlage u. Bau städtischer Abwasserkanäle und Hausentwässerungen (Stuttgart 1886); Hordrecht, Die Kanalisation von Berlin (Berl. 1884); Latham, Sanitary engineering (2. Aufl., Lond. 1878); Heller, Plumber and sanitary houses (6. Aufl., das. 1900); Hopp, Hauskanalisation- und Hauswasserleitungsanlagen amerikanischer Systeme (Leipz. 1903).

Hausepidemie, eine auf einzelne Häusergruppen, Häuser oder Teile großer Gebäude beschränkte Epidemie. Derartige Hausepidemien werden bei Typhus, Cholera, Diphtherie, Gelenkrheumatismus und andern Krankheiten beobachtet, und zwar meist in Lokaliitäten, in denen verhältnismäßig viele Menschen unter ungünstigen hygienischen Verhältnissen zusammengedrängt sind. In solchen Fällen muß angenommen werden, daß die betreffenden Krankheitserreger, z. B. Diphtheriebazillen, das Scharlachgift u., in bestimmten Häusern eingenistet, sich mit großer Fähigkeit wirksam erhalten; alle neu einziehenden Familien werden infiziert, selbst jahrgestaltend immer wieder defolien. Ebenso geben neu einziehende Bewohner den Hausepidemien von Typhus gleichsam neue Gelegenheiten zum Wiederausschlagen.

Hauser, 1) Franz, Sänger und Gesanglehrer, geb. 12. Jan. 1794 in Krasowitz bei Prag, gest. 14. Aug. 1870 zu Freiburg i. Br., Schüler von Tomaschek und Triebenfer, betrat 1817 als Solofist in Prag die Bühne, sang in der Folge in Wien, Leipzig und Berlin bis 1846, wo er als Direktor des von Franz Lachner begründeten Konservatoriums nach München berufen wurde, dessen Aufhebung zu Beginn der Bagner-Kra 1865 zu seiner Pensionierung führte, worauf er nach Karlsruhe. 1867 aber nach Freiburg überfiedelte. H. war ein denkender Musiker (vgl. »Korip Hauptmanns Briefe an Franz H.«, Leipz. 1871, 2 Bde.). Seine Gesanglehre für Lehrer und Lernende (Leipz. 1866) vertritt die Methode des in mittlerer Stellung feststehenden Kehltopfes. Als Komponist hat er sich durch ein- und mehrstimmige Lieder vortheilhaft bekannt gemacht. — Sein Sohn Moriz H. geb. 1827, gest. 1857 als Theaterdirektor zu Königsberg i. Br., schrieb eine Oper, Lieder u. a.

2) Kaspar, der vielbesprochene Findling, dessen Geschichte noch heute nicht ganz aufgeklärt ist. Am Pfingstmontag (26. Mai) 1828 nachmittags überreichte auf dem Unschlittmarkt in Nürnberg ein junger Mensch in der Kleidung eines Bauernburschen und von ungeklärter Haltung einem Bürger einen Brief an den Rittmeister v. Wessling, zu dem er geführt wurde, der ihn aber der Polizei überwies. In dem Briefe, »von der Wägenhain Gräfin« das Orte ist unbekannt 1828«, nannte sich der Schreiber desselben einen armen Tagelöhner und sagte, der Knabe sei ihm 7. Okt. 1812 vor die Tür gefügt worden; er habe ihn heimlich aufgezogen, aber Lesen, Schreiben und das Christentum geteilt, ihn nur bei Nacht reisend die Reumarkt gebracht; derselbe wolle Reiter (= Schwilche-) werden. Ein angeblich von der Mutter mit lateinischen Buchstaben geschriebener Zettel, der aber offenbar von derselben Hand herrührte, besagte, daß sie den Knaben 30. April 1812 geboren habe, daß sein Name Kaspar und sein Vater, ehemals Gewauerleger dem 6. Regiment in Nürnberg, gestorben sei.

H. wurde vom Magistrat in Nürnberg als verwahrloster, heimatloser Junge aus dem Waisenhaus unter Aufsicht eines Gefängniswärters gehalten, eine gründliche Vernehmung des Unbekannten fand nicht statt, vielmehr stellte der Bürgermeister Kinder aus den teilweise in H. hineingefragten Antworten eine Legende zusammen, die er 7. Juli 1828 amtlich veröffentlichte, und die, obwohl mit den Tatsachen vielfach im Widerspruch und daher auch von den Behörden nicht gebilligt, doch von dem fmsationstüftierten Publikum als altentmähige Wahrheit angenommen wurde. Danach sei H. von seiner Kindheit an, bloß mit einem Hemd und mit Hosen bekleidet, in einem engen Raum, worin er nicht einmal ausgebreitet liegen konnte, bei Wasser und Brot von einem Mann ausgezogen worden, der ihn keinen Schritt ins Freie tun ließ und ihn notdürftig füttern und lesen lehrte; das Spielen mit zwei hölzernen Werten sei lange Zeit seine einzige Beschäftigung gewesen. Anfänglich hatte man in dem Knaben einen Napoleoniden zu finden gemeint, sodann den Abstammung eines Hamburger Domherrn v. Gutenberg, der ihn mit einer Dame Königsheim (in Wotha) gezeugt haben sollte; andre drohten ihn mit einer Dame von hohem Rang in Ungarn in Verbindung. Das Aussehen einer vom König bis auf 10,000 Gulden gefestigten Belohnung auf die Entdeckung der wahren Verhältnisse Hausers war ebenso fruchtlos wie die Bemühungen des Lords Stanhope und des Herrn v. Birch, der H. mit nach Ungarn nahm. Am 18. Juli 1828 ward H. dem Professor Daumer in Nürnberg zur Erziehung übergeben; doch nahmen seine anfängliche Witzbegierde, sein Gedächtnis und die Schärfe seiner Sinne rasch ab; seine Fortschritte waren gering, sein Wesen träge, verlogen, reizbar und eitel. Am 17. Okt. 1829 aus einer ungefährlichen Schnittwunde auf der Stirn blutend angetroffen, sagte H. aus, sie sei ihm von einem Mann mit einem ganz schwarzen Kopf, während er auf dem Abtritt war, durch einen Schlag beigebracht worden. Alle Nachforschungen nach dem Täter blieben fruchtlos, H. kam zu seiner Sicherheit in das Haus des Magistratsrathes Vierbach und ward durch zwei Soldaten fortwährend bewacht. 1830 nahm ihn der Freiberger v. Zucher, zu seinem Vorwand bestellt, in sein Haus, 1831 nahm ihn Lord Stanhope als Pflege Sohn an und schickte ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Ansbach. Hier arbeitete H. in einem Bureau des Appellationsgerichts und war fast vergessen, als sein Tod von neuem von ihm reden machte. Am 14. Dez. 1833, abends gegen 5 Uhr, kam H. bei heftigem Schmergeißel verwundet aus dem Hofgarten juräd und storb drei Tage darauf. Ein Unbekannter, sagte H. aus, habe ihn unter dem Vorwand, ihm Nachrichten über seine Herkunft mitzuteilen, in den Hofgarten bestellt und ihm dort eine tiefe Stichwunde in die linke Seite beigebracht; auch habe er im Hofgarten einen Beutel verloren. Der Beutel, mit einem geheimnißvollen Zettel, worb auf der bezeichneten Stelle, wo jedoch ungeachtet des frischen Schnees nur die Fußstapfen eines einzigen Menschen zu bemerken waren, gefunden und überdracht. Diese und andre räthelhafte Umstände auch beim ersten Wodonsoff gabem dem Verdacht aufs neue Raum, daß H. durch diese Verwundung, die aber tödlich wurde, das erstallte Interesse an seiner Person wieder habe auf frischen wöllen.

Nachdem aufgetauchte Vermutungen über die Herkunft des Findlings sich als haltlos erwiesen und die Mehrzahl der Personen, die sich mit H. beschäftigt

hatten, zuletzt durch seine sich steigende Verlogenheit und die vielen Widersprüche zu der Annahme eines planmäßigen Betrugs gelangten, veröffentlichte ein bairischer Flüchtling, Garnier, im März 1834 zu Straßburg eine Broschüre: »Einige Beiträge zur Geschichte Kaspar Häusers«, in der zuerst die (nur aus einem Sensationsroman von Schönbald beruhende) Ansicht aufgestellt war, H. sei der am 29. Sept. 1812 geborne Sohn des Großherzogs Karl von Baden und seiner Gemahlin Stephanie Beauharnais und von der Gräfin Hochberg, der Witwe des Großherzogs Karl Friedrich, geraubt, die ein andres, laotrunkenes, 16. Okt. 1812 auch gestorbenes Kind untergeschoben habe, um ihren eignen Söhnen die bairische Thronfolge zu verschaffen (vgl. Karl [K. Friedrich von Baden] und Hochberg.) Mit weitem Details ausgeschmückt, wiederholte diese Kombination Sebastian Seiler (»K. H., der Thronerbe Badens« (Par. 1840, 3. Aufl. 1847) und beschuldigte den bairischen Major Hennenhafer der Mitschuld, die durch seine (gefälschten) Briefe und Memoren bewiesen werde. Die Ansicht vom bairischen Ursprung Häusers befestigte sich, als im 2. Band von Ludwig Feuerbachs Werk »Anselm Ritter v. Feuerbachs Leben und Wirken« (Leipz. 1852) ein geheimes Memoir über H. für den bairischen Hof vom J. 1832 veröffentlicht wurde, worin A. Feuerbach die Identität Häusers mit dem 1812 gebornen Erbprinzen von Baden als eine moralische Gewissheit begründete. Das Schwergen der bairischen Regierung bestärkte diese Meinung, die eine Schrift von F. K. Broch (W. F. Kald.) »K. H., kurze Schilderung seines Erbens und seines Todes« (Jülich 1859), ausführlich zu begründen suchte, und der auch Daumer, obwohl er 1832 und noch 1859 in seinen »Entwühlungen über K. H.« ein andre Ansicht ausgesprochen, in einem neuen Buch (»K. H., sein Leben, seine Unschuld u.«, Regensb. 1873) und Häusers früherer Vormund, v. Tucher, beitraten. Erst die Veröffentlichung der offiziellen Urkunden über die Kallaufe, die Leichenöffnung und die Beisetzung des am 29. Sept. 1812 gebornen und 16. Okt. 1812 gestorbenen Erbprinzen von Baden in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« (1875, Nr. 154) befestigte jeden Verdacht gegen Baden. Der Sohn eines Lehrers von H., Julius Meyer, begründete zuerst in den »Authentischen Mitteilungen über K. H., aus den Gerichts- und Administrativakten zusammengestellt« (Ansbach 1872), die alle H. betreffenden Urkunden enthalten, die Ansicht von Häusers Betrug. Das gründliche Werk von A. v. d. Linde: »Kaspar H., eine neu geschichtliche Legende« (Bielef. 1886, 2 Bde.), das auch die gesamte umfangreiche Literatur aufzählt, hat unumwunden festgestellt, daß H. anfangs, weil er etwas zu verdecken hatte, ein Lügner, durch die Überspanntheit seiner Umgebung (besonders Daumers und Tuchers) zum Betrüger und schließlich zum Selbstmörder wurde. Die auffällig lebhafteste Teilnahme, die H. bei den Zeitgenossen fand, erklärt sich aus dem Mangel jedes andern öffentlichen Interesses im damaligen Deutschland, während die anfängliche Unterlassung jeder systematischen Nachforschung es begreiflich macht, daß man nicht weiß, wer der Betrüger gewesen ist. Vgl. C. Mittelstädt, Kaspar H. und sein bairisches Prinzentum (Weidb. 1876), was alles bis dahin bekannte Material kritisch geprüft ist. Die spätern Schriften von Kald (Regensb. 1883) und Arin (Jülich 1892) sind wertlos. Die gesamte Literatur über H. stellte Braun im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« (28. u. 30. Dez. 1901) zusammen.

3) Miksa, Violinist und Komponist, geb. 1822 in Preßburg, gest. 8. Dez. 1887 in Wien, erhielt seine Ausbildung seit 1835 am Wiener Konservatorium durch Böhm und Mayeder und konzerierte dann in ganz Europa, Amerika und Australien mit großem Erfolg. Auch veröffentlichte er dankbare Solostücke für Violine (»Ungarische Kapriolen«) und schrieb: »Aus dem Wanderbuch eines österreichischen Virtuosen« (Leipz. 1859, 2 Bde.).

4) Waller, Schweizer. Bundesratsmitglied, geb. 1837 in Wädenswil am Züricher See, gest. 22. Okt. 1902 in Bern, besuchte das Gymnasium in Zürich, mußte jedoch bald in das Geschäft des Vaters, eine große Gerberei, eintreten, deren Leiter und Inhaber er später wurde. 1868 wurde er von seiner Heimatgemeinde in den Zürcherischen Verfassungsrat, 1869 bis 1881 in den Kantonsrat gewählt, wo er eine der führenden Persönlichkeiten der demokratischen Partei wurde. 1881 in die Regierung des Kantons gewählt, erwarb er sich durch seine geschickte Leitung des Finanzwesens so allseitige Anerkennung, daß er je-weilen bei den Neuwahlen als Vertrauensmann beider Parteien im Amt bestätigt wurde. Nachdem er schon 1869—75 Mitglied des Schweizerischen Nationalrats gewesen, wurde er 1879 von seinem Kanton in den Ständerat gewählt, der ihn 1883 zu seinem Präsidenten wählte. In der eigenmächtigen Armee deselben er seit 1881 den Rang eines Oberleutnants der Artillerie, seit 1888 den eines Obersten und Divisions-Kreiskommandanten für den Landsturm. Im Dezember 1888 wurde er von der Bundesversammlung an die Stelle des verstorbenen Herzenslein in den Bundesrat gewählt, in dem er das Finanz- und Justizdepartement leitete. 1892 und 1900 war er Bundespräsident.

5) Otto, Schriftsteller und Dichter, geb. 22. Aug. 1876 zu Dianen in Kroatien als Sohn eines deutschen Gutsbesizers, studierte anfangs an der Wiener Technischen Hochschule, dann an der Universität daselbst, vor allem protestantische Theologie sowie orientalische Sprachen, und lebt als Schriftsteller in Wien. Er machte sich durch seine Romane und seine metrischen Übersetzungen bekannt. Von erstern nennen wir: »Ethnographische Romane« (Stuttg. 1901), »Weichselische Romane« (daf. 1905), die Erzählungen »Lehrer Johannes Jahanen« (daf. 1902, ital. 1903) und »Ein abgefeilter Barren«, ein Kulturbild aus dem Kroatien der Mitte des 19. Jahrh. (daf. 1904), »Lucidor, der Ungläubliche« (daf. 1904, holl., Kopenh. 1904). Von metrischen Übersetzungen veröffentlichte er: eine Auswahl von B. Verlaines Gedichten (Berl. 1900), D. W. Rossetis »Das Haus des Lebens« (Leipz. 1900), »Die niederländische Lyrik von 1876—1900« (daf. 1901), »Die baltische Lyrik von 1880—1900« (daf. 1902), »Die dänische Lyrik von 1872—1902« (daf. 1904), »Die serbische Lyrik von 1850—1900« (daf. 1905). Für die Sammlung von Monographien, die Georg Brandes u. d. T. »Die Literatur« herausgibt, schrieb er »Die japanische Dichtung« (Berl. 1904). Auch versuchte er sich als Dramatiker mit dem bürgerlichen Drama aus den 1860er Jahren »Ritter und Sohn« (Stuttg. 1903).

Häuser, in der Heraldische Ableitungen des Wimmels zur Aufstellung des Horastops; f. Astrologie, S. 5.

Häuser, f. Hausflur.

Häuser, f. Gebäudeteiler.

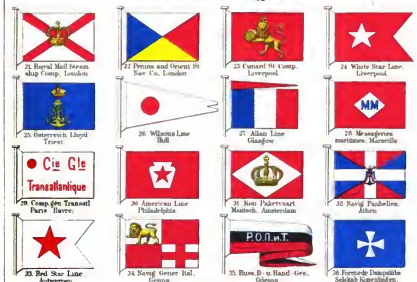
Häuser, f. Steinbau, f. Eulen, S. 158.

Hausfideikommiß, (sowie wie Familienfideikommiß) (f. Fideikommiß).

Hausflaggen.



1-20. Deutsche Reederei-Flaggen.

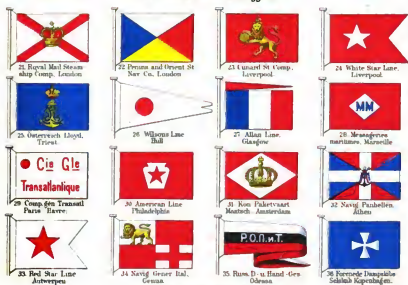


21-36. Ausländische Reederei-Flaggen

Hausflaggen.



1-20. Deutsche Reederei-Flaggen.



21-36. Ausländische Reederei-Flaggen

Hausflaggen (Kontor-, Reedereiflaggen, hierzu Tafel »Hausflaggen«), die von Schiffseigentümern geführten Flaggen. Sie sind nicht gesetzlich vorgeschrieben; an ihre Führung knüpfen sich keinerlei Rechte und Pflichten. Ihre Form, Farbe, Zeichnung und Größe sind ganz beliebig und möglichst eigenartig. Bei Begegnung zweier Schiffe in größerer Entfernung, die den Namen des Schiffes nicht mehr erkennen läßt, soll die Hausflagge die Reederei, der das Schiff angehört, zu erkennen geben, auch soll das Schiff im Hafen durch die Hausflagge leichter erkennbar gemacht werden. Solche Zwecke dürften anfänglich bei der Benutzung bestimmter Abzeichen auf kleineren (vier- oder dreieckigen) Flaggen maßgebend gewesen sein, bis allmählich die Reedereien, die mehrere Schiffe besaßen, sich allgemein der H. bedienten. Ähnlichem Zwecke dienen in neuerer Zeit die Abzeichen an den Schornsteinen der Dampfer. Manche Privatreederei entnehmen ihre Hausflagge ihrem Familienwappen, falls sie eins haben; beifolgende Tafel, die 20 deutsche und 16 ausländische H. von Gesellschaften und Privatreedern zeigt, bietet Beispiele, wie die H. an den Namen und die Eigenart der Reedereien anknüpfen. Die Hausflagge wird am Großmast geführt, während die Flagge des Landes, nach dem das Schiff fährt, am Fockmast erscheint und am Kreuzmast die Rammensandarte gehißt wird.

Hausfleiß (dän. Husflid, schwed. Hemsföjd), jede sinnige hervorbringende Tätigkeit, die im häuslichen Kreis außer der eigentlichen Berufsarbeit vorgenommen wird. Die langen Winternächte des hohen Nordens fordern zu derartiger Nebentätigkeit im Hause ganz besonders heraus; ähnlich die lange Abgeschlossenheit gebirgiger Gegenden im Winter (Alpentäler, Schwarzwalde, Thüringer Wald u.). Der H. richtet sich entweder auf die Bedürfnisse des Hauses selbst (Spinnen, Weben u.) oder auf Gegenstände des Handels (Schneid- u. Spielwaren, Stroh- und Korbflechterei), ohne daß strenge Grenzen zwischen beiden Gebieten gezogen werden können. Im Finnland und Schweden, demnach auch in Dänemark hat sich im letzten Menschenalter eine lebhaftere Bewegung zu Gunsten des Hausfleißes geltend gemacht, die auch dem Arbeitsunterricht (s. Arbeitschulen) der Jugend neuen Anstoß gab. Die Förderung des Hausfleißes, Hand in Hand mit der Befähigung des Brauntweinens, hat dort in vielen Kreisen heilsam gewirkt. Auch in Deutschland hat man in manchen Gegenden, wie z. B. in Oberpfalz (Teppichknüpfen), im Nieren- und Erzgebirge, den bayerischen Alpen u. (Schneiperei, Spitzenarbeiten, Spielwaren), damit erfreuliche Ergebnisse erzielt. Besondere Schwierigkeit bereitet dem H. vielfach der Umstand, daß die Fabrikfähigkeit meist die selben Gegenstände des Handels wohlfeiler herstellt, wie der H., da der größere Fabrikant die Rohstoffe im Großhandel billiger einkauft und überdies mit vollkommeneren Werkzeugen und bei rücksichtloser Arbeitsteilung, die dem Geiste des Hausfleißes widerspricht, im einzelnen rascher und sicherer arbeitet. Daher geht der H. leicht in die Hausindustrie (s. d.) über, bei der für ein großes geschäftliches Unternehmen einzelne dazu geeignete Arbeiter vom Arbeiter in seiner Hauslichkeit geleistet werden, während oft Vollenbung und Zusammenfassung, immer Ansammlung und Verschleißung der Produkte von dem Hauptgeschäft übernommen werden. Manche Vorteile des Hausfleißes können auch bei dieser Einrichtung gewahrt bleiben, dies namentlich, wenn die Leitung des Ganzen auf genossenschaftlicher Grundlage beruht und mehr die

Förderung aller Mitarbeiter als den Vorteil des leitenden Geschäftshaus verfolgt. Die Literatur s. bei Artikel »Arbeitschulen«.

Hausflur (in Norddeutschland Hausdiele oder »Dähle, fränkisch: Hausflur oder »Eren), der zunächst der Haustür gelegene Raum eines Hauses, der, als vor den Unbilden der Witterung geschützter Vorplatz, den Zugang zu den einzelnen Räumen oder Teilen des Hauses vermittelt. Ihn pflegen Höflichkeit, Garderoben, Toiletten und ähnliche Nebenräume zu liegen. Zur Diele (niederdeutsch: Dähle) im engern Sinne wird der H., wenn er geräumiger angelegt und zu wohllichem Aufenthalt eingerichtet wird. Dann liegt wohl auch der Antritt der Hofstreppe in ihm, womit ein malerisches Motiv für seine architektonische Ausbildung gewonnen wird; s. Diele. Bei Schlössern und öffentlichen Gebäuden wird der H. zur Eingangsgehalle, die dann architektonisch bedeutender ausgestaltet wird.

Hausfrauenvereine sind Frauenvereine, welche die Bähung der Interessen der Frauen, insoweit der wirtschaftlichen und häuslichen, durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse, durch einheitliches Vorgehen auf dem Markte (Preishöhe, Einkaufsbedingungen u.), durch unentgeltlichen Stellen- und Arbeitsnachweis von Dienstboten und andern Arbeitskräften, durch Organisation von Koch- und Haushaltungsschulen, Bräutierung von Hausangestellten, Einrichtung von Rechtschutzstellen für unbemittelte Frauen und Unterstützungslasten für arme arbeitsfähige Dienstboten bezwecken. Der erste Hausfrauenverein war der 1873 von Lina Morgenstern in Berlin gegründete Verein, nach dessen Muster 1875 der Wiener Hausfrauenverein (von Tanhig), mit dem auch ein Konsumgeschäft verbunden ist, eingerichtet wurde. Ähnliche Vereine bestehen noch in mehreren Städten. Der Wiener Hausfrauenverein gibt die »Wiener Hausfrauenzeitung« heraus; unter dem Titel »Deutsche Hausfrauenzeitung« erscheint seit 1874 eine Wochenschrift in Berlin (Hrsg. von L. Morgenstern). Vgl. Frauenvereine II.

Hausfriede ist der besondere Rechtszustand, den die Befassung eines jeden Bürgers genießt; Hausfriedensbruch, die vorsätzliche und widerrechtliche Störung dieses Hausfriedens durch Eindringen oder Verweilen in der Wohnung eines andern. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch (§ 123, 124) unterscheidet: 1) Einfacher Hausfriedensbruch, das widerrechtliche Eindringen in die Wohnung, die Geschäftsräume oder das besetzte Besitztum eines andern oder in abgeschlossene Räume, die zum öffentlichen Dienst bestimmt sind, oder das unbefugte Verweilen in solchen trotz Aufforderung des Berechtigten zum Weggehen (eine einmalige klare und unabweisende Aufforderung genügt). Strafe: Gefängnis von einem Tag bis zu 3 Monaten oder Geldstrafe bis zu 300 M. Ein Erschwerungsgrund ist es, wenn die Handlung von mehreren gemeinschaftlich oder von einer mit Waffen versehenen Person begangen wurde. Strafe: Gefängnis von einer Woche bis zu einem Jahr; auch tritt hier Verfolgung von Amts wegen ein, während außerdem Straf Antrag notwendig ist. 2) Qualifizierter oder schwerer, sogen. öffentlicher Hausfriedensbruch liegt vor, wenn sich eine Menschenmenge öffentlich zusammenrottet und in der Absicht, Gewalttätigkeiten gegen Personen oder Sachen mit vereinten Kräften zu begehen, in die Wohnung, in die Geschäftsräume u. widerrechtlich eindringt. Strafe: Gefängnis von einem Monat bis zu 2 Jahren. Über H., begangen von einem Beamten in Ausübung oder

ren am Calcit (München 1865), die zu wichtigen Resultaten auf dem Gebiete der Kristallographie führten, und studierte die kristallographischen Verhältnisse vieler organischer Verbindungen und die Zerlegung des Granits durch Wasser. Außerdem schrieb er: »Hilfstabellen zur Bestimmung der Gesteine« (München 1867); »Die Konstitution der natürlichen Silikate« (Braunschweig 1875); »Kronz u. Kobell« (München 1884); »Kritische Uebersicht der Reaktionen« (Braunschweig 1885); »Leitfaden für die Mineralbestimmung« (Dof. 1892). Auch lieferte er eine Reihe geologischer Landschaftsbilder als Wandtafeln für den Unterricht. Als Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins rebierte er mehrere Jahre dessen Zeitschrift.

3) Max, Volkswirt und Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 23. April 1840 in München, wirkt seit 1868 als Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule. 1875—81 vertrat er die Stadt München im bayerischen Landtag. Er schrieb: »Lehr- und Handbuch der Statistik« (Wien 1873, 2. Aufl. 1882); »Grundzüge des Eisenbahnwesens« (Stuttgart 1873); »Der Industriebetrieb« (Dof. 1874; 2. Aufl. München 1904); »Eisenbahngeographie« (Stuttgart 1875); »Grundzüge der politischen Ökonomie«, 1. Teil: Nationalökonomie (3. Aufl., Berl. 1894), 2. Teil: Wirtschaftskunde (4. Aufl. 1904), 3. Teil: Finanzwissenschaft (2. Aufl. 1904); »Der kleine Staatsbürger« (3. Aufl., Dof. 1902); »Das deutsche Klein- und Gewerbe« (Dof. 1885); »Uebrig der Handelsgeographie und der Handelsgeschichte« (von denen 8. Aufl., Dof. 1894); »Der moderne Sozialismus« (Leipzig 1896); »Bevölkerungskunde« (Dof. 1903) u. o. Auf dem Gebiete der schönen Literatur u. veröffentlichte er: »Gebichte« (München 1864), »Unkath, der Höhlennich« (Dof. 1880), die dramatische Dichtung »Der ewige Jude« (Leipzig 1886, 2. Aufl. 1894), »Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits« (Dof. 1888), »Die Verbannenen«, Gebicht (Dof. 1890; 2. Aufl., Stuttgart 1900), »Arbeitergefallen aus den Bayerischen Alpen« (Bamberg 1890), »Alpenlandschaft und Alpenzüge« (Dof. 1891), »Lebenskunst und Lebensfragen« (Javens 1897), »Wanderbau Blätter. Geschichten« (Stuttgart 1898), »Planetenfeuer. Zukunftsroman« (Dof. 1899), »Tirol und Baralberg« (2. Aufl., Bielef. 1903), »Oberbayern« (Dof. 1900), »Die Landschaft« (Dof. 1903).

Saushofmeister (franz. Maître d'hôtel, ital. Majordomo) heißt der erste Diener eines großen Hauses, dem die Aufsicht über die gesamte Dienerschaft obliegt, und der überhaupt den ganzen Dienst im Hause leitet und regelt (vgl. Major domus). — Nach Saushofmeisterart (à la maître d'hôtel) nennt man die Zubereitung verschiedener Speisen mit einer Butter- sauce (mit Zwiebeln, Champignons, Wehl, Zitronen); Rindfleisch à la maître d'hôtel ist Rindfleisch mit Bouillonsartoffeln; Beefsteak à la maître d'hôtel ist ein Beefsteak mit Kräuterbutter.

Saushuhn, f. Huhn.

Saushund, f. Hund.

Saushüte, f. Hüte.

Hausierhandel, ein Wanderhandel, bei dem der Händler (Hausierer) mit seinen Waren von Haus zu Haus geht, um sie zum Verkauf anzubieten. Man unterscheidet lokalen H. und H. im Umherziehen, je nachdem die Hausierer ihre Geschäfte auf ihren Wohnsitzen beschränken oder auch mit ihren Waren von Ort zu Ort ziehen. Zum H. im weiteren Sinne rechnet man wohl auch die Handwerker und andere Personen, die Arbeitsleistungen im Umherziehen anbieten, wie die Schreinschreiber, Tapissier u. (Hausiergewerbe).

Die für den Handel im allgemeinen zu rechtfertigende Gewerbefreiheit (s. b.) bedarf für den H. mancher Einschränkungen. Das Hausieren kann leicht nur einen Vermittelnden der Landbesitzer und der Dieberei im Umherziehen bilden wie auch als Hilfsgehilfe der Dieberei den Abzug gestohlener Sachen erleichtern. Dazu kommt die Möglichkeit der betrügerischen Uebersetzung der Käufer durch den (spürlos verschwindenden) Händler sowie der Umstände, daß gewisse Waren aus geunbheils- oder sicherheitspolizeilichen Gründen zum Verkauf im Umherziehen ungeeignet sind. Gedoten ist daher eine Einschränkung in persönlicher und sachlicher Beziehung. Die Gewerbeordnung des Deutschen Reiches von 1869 hat diesen Anforderungen Rechnung getragen und die Bestimmungen durch die Novellen vom 1. Juli 1883 und 6. Aug. 1896 noch erheblich verhärtet (§ 65—68). Danach ist für denjenigen, der außerhalb seines Wohnortes ohne Begründung einer gewerblichen Niederlassung und ohne vorgängige Bestellung Waren irgend einer Art feilbieten oder Bestellungen auf Waren aufsuchen will, ein Wandergewerbebescheinigung vorgeschrieben. Dieser ist zu verlangen, wenn der Nachsuchende mit einer abschreckenden oder anstößenden Krankheit behaftet oder wegen gewisser Defekte (Eigentums-, Sittlichkeitsvergehen, Körperverletzung, Brandstiftung, Land- oder Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Uebertretung gesundheits- und veterinärpolizeilicher Vorschriften) zu einer Freiheitsstrafe von mindestens 3 Monaten verurteilt ist und seit Verbüßung derselben noch nicht 3 Jahre verfloßen sind; wenn er unter Polizeiaufsicht steht oder ein notarieller Bettler, Landstreicher oder Trunkenbold ist. Der Schein ist regelmäßig zu versorgen, wenn der Nachsuchende das 25. Lebensjahr noch nicht vollendet hat (außer wenn er Ernährer einer Familie und bereits 4 Jahre im Handelsgewerbe tätig ist), fobann wenn er blind, taub oder geisteschwach ist. Er kann versagt werden, wenn der Nachsuchende keinen festen Wohnsit im Inlande hat, wenn er wegen der oben angeführten Defekte zu einer Freiheitsstrafe von mindestens 1 Woche verurteilt ist und seit Verbüßung noch nicht 5 Jahre verfloßen sind; wenn er wegen Verletzung der auf den Gewerbebetrieb im Umherziehen bezüglichen Vorschriften im Laufe der letzten 5 Jahre wiederholt bestraft worden ist; wenn er Kinder besitzt, für deren Unterhalt, bez. Unterricht nicht genügend gesorgt ist. Ausgeschlossen sind vom H. Gifte, Arzneymittel, geistige Getränke, explosive Stoffe, gebrauchte Kleider, Betten, Gold- und Silbersachen, Wertpapiere, Lotterielose u. Dann die Ausübung der Heilkunde seitens Nichtapprobierter, die Vermittlung von Doreleyns- und Kautschukgeschäften und der H. in Form der Abstoßungsgeschäfte. Gegenstände, die vom H. ausgeschlossen sind, dürfen auch durch den sogen. ambulanten Gewerbebetrieb, b. h. innerhalb des Wohnortes oder der gewerblichen Niederlassung von Haus zu Haus nicht feilgeboten werden (ausgenommen Bier und Wein in Flaschen und Fässern). Als Wandergewerbetreibende gelten auch die reisenden Schauspiel- und Zirkusgesellschaften, Korussellbesitzer, Treb- argeßspieler u. Dagegen ist für den Verkauf selbstgewonnener oder rather Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft im Wandergewerbebescheinigung nicht nötig; ebensowenig zum Auffuchen von Bestellungen bei Kaufleuten in deren Geschäftsräumen oder bei solchen Personen, in deren Geschäftsbetrieb Waren der angebotenen Art Verwendung finden. Die eigentliche Aufgabe des Hausierhandels im Umherziehen ist: ent-

legenden Ortschaften Waren zuzuführen, die dort gar nicht oder nur zu übertrieben hohen Preisen zu haben sind, und den auf den auswärtigen Verkauf angewiesenen Produkten der Hausindustrie abgelegener Gegenden Absatz zu verschaffen. Soweit diese bei ungenügender Verkehrsentwickelung (so heute noch in gering bevölkerten Gegenden, wo ein ständiger Handel zu wenig lohnt) durch den H. erfüllt wird, leistet letzterer auch der Gesamtheit nützliche Dienste. Dagegen wird er mit steigender Kultur und Verbesserung des Transportwesens mehr und mehr entbehrlich. Dem H. in mancher Hinsicht verwandt ist ein Wanderhandel in größerem Betrieb, der erst in neuerer Zeit sich entwickelt hat und in der Form von Wanderverlagern (s. d.) und Wanderauktionen auftritt. Seit 1873 wurde teils im Interesse einer gerechten Steuerverteilung gegenüber dem sesshaften Handel, teils auch in der Absicht, die Zahl der Hausierer zu mindern, in vielen deutschen Ländern der H. stärker zur Steuer herangezogen. In Österreich besteht eine noch mehr beschränkende Gesetzgebung (kaiserliches Patent vom 4. Dez. 1852, Verordnung vom 23. Dez. 1881), indem dort nur Österreicher zugelassen werden, die untere Altersgrenze in der Regel 30 Jahre beträgt, der Hausierpost in allen Orten mit einer politischen oder Polizeibehörde vorzulegen ist u. Weitere Beschränkungen sind seit 1894 geplant. In Frankreich ist der H. fast nur durch Rückfichten auf das Steuerwesen beschränkt. In England bedürfen die Hausierer nach der Pollar Act von 1870 eines polizeilichen Erlaubnisweises. Nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 wurden im Deutschen Reich 126,885 Hausierer gezählt, von denen etwas über ein Drittel weiblichen Geschlechts sind. Auf 1000 Einwohner kommen etwa 2,5, auf 1000 Erwerbstätige 6 Hausierer. Vgl. »Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes«, in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 77—83 (Leipzig, 1898—99); Stieba, Das Hausiergewerbe in Deutschland (Dresd. 1899).

Hausiersteuer. Die Steuer, die vom Gewerbetriebe im Umhergehen (vom Hausierbetrieb und von Wanderverlagern) erhoben wird. Sie bildet eine notwendige Ergänzung der Gewerbesteuer (s. d.), sofern diese nur stehende Gewerbebetriebe trifft. Vgl. Hausierhandel und Wanderverlager.

Hausindustrie (Heimarbeit, Hausmannsfaktur, Verlagsystem, Fabrique collective, Domestic system), diejenige gewerbliche Betriebsform, bei der die Arbeiter mit oder ohne Hilfspersonal in eigenen Räumen (Wohnung, eigener Werkstatt) handwerkartig mit der Herstellung von Waren beschäftigt sind, die von Vermittlern (Großhändlern) übernommen und im großen vertrieben werden. Diese Vermittlung fehlt beim Hausfleiß (s. d.), sofern derselbe auch für den Verkauf arbeitet, ebenso bei den gewerblichen Nebenerbetrieben, mit denen sich viele Bauern in der Bukowina, Ungarn, Rumänien u. dergl. befassen, um ihre Erzeugnisse selbst auf Wochenmärkten der umliegenden Städte oder durch Hausierer zu vertrieben (darum von Wilschler zum Unterschied von der H. im obigen Sinn als Hausgewerbe bezeichnet). Die hausindustrielle Tätigkeit kann ausschließlich Berufsarbeit oder nur ein Nebenerwerb sein, der dann gemeist mit der Landwirtschaft verbunden ist. Weist kommt die H. in der Form vor, daß ein größerer Unternehmer, der entweder nur »Fabrikhausmann« oder auch Fabrikant ist und neben den Hausindustriellen noch Arbeiter in seiner Fabrik beschäftigt, den Arbeitern das Rohmaterial liefert, auch wohl die Haupt-

werkzeuge gegen einen vom Arbeiter bezahlten Mietzins stellt, Art und Form der Produkte vorschreibt und für die fertigen den vereinbarten Stücklohn zahlt. Häufig wird der Verkehr zwischen ihm und den Arbeitern durch Mittelspersonen (Faktor, Ferkler, Fabrikverleger) besorgt, die entweder nur im Auftrag des Unternehmers oder auch auf eigene Rechnung handeln, indem sie die Waren zum festgesetzten Stücklohn abnehmen, dem Unternehmer anbieten und etwaige Restbeträge auf eigene Rechnung verkaufen. Seltener liefert der Arbeiter auch den Rohstoff (so bei der Holzschmiederei, Strohschlechterei), in welchem Falle der Unternehmer oft Vorstüße oder Vorlagen macht (daher die Bezeichnung Verlagsystem). Meist ist die H. durch Umbildung aus dem Handwerk entstanden, indem der Betrieb nach außen ganz in die Hand besser gestellter Genossen oder energischer Kaufleute überging, die leichter die Absatzverhältnisse erschaffen konnten und, indem sie sich Privilegien zu verschaffen wußten, auch wohl die Verpflichtung zu regelmäßiger Beschäftigung der Arbeiter übernahmen, die frühere Handwerksverfassung mit der Zeit sprengten. Dann kam es vor, daß Fabrikanten Arbeit außerhalb der Fabrik vergaben und so eine H. schufen. Besonders wurde die Entstehung einer H. da begünstigt, wo bei unfruchtbarem Boden und kleinem Grundbesitz die Landwirtschaft keine ausreichende Beschäftigung bot. In jüngster Zeit hat man in Gegenden der leeren Art Hausindustrieschulen, namentlich für Korbschlechterei und Holzschmiederei, eingerichtet, die vielfach in Verbindung mit der Volksschule stehen (s. Industrieschulen).

Die Vorteile der H. bestehen der Fabrik gegenüber darin, daß sie dem Familienleben günstiger ist, die Verwendung aller Kräfte der Familie gestattet und den Arbeiter in der Art und Zeit seiner Beschäftigung unabhängiger stellt. Dagegen ist wegen der Schwierigkeit der Kontrolle eine übermäßige gesundheitschädliche Verwendung von Kindern schwerer zu verhindern als in der Fabrik; dann ist, weil die Arbeiter nicht geschlossen auftreten, leichter eine Ausbeutung durch die Unternehmer, vornehmlich durch die Vermittler, möglich, zumal bei weniger günstigen Konjunkturen und bei Schwermüdigkeit der durch ein kleines Besitztum gebundenen Arbeiter. Am schlimmsten sind die Mißstände beim sogen. Sweatingssystem (s. d.). Die Niedrigkeit des Lohnes führt leicht zu allzu harter Anspannung der Arbeitskräfte und Verlängerung der Arbeitszeit, die Zersplitterung des schwer zu beaufsichtigenden Betriebes zu Veruntreuungen des Materials, Verschlechterung der Arbeit und so zur Gefährdung der Erwerbsquelle. Die Fabrik gestattet eine einheitlichere Leitung und wirksamere Disziplin. Sie ist der H. überall da überlegen, wo kostspielige Maschinen und eine ausgedehnte Arbeitsteilung zur Anwendung kommen. Dagegen kann die H. bestehen, wo die Arbeit wesentlich Handarbeit ist, allenfalls nur kleiner, billiger Maschinen bedarf, für die Ausführung besondere Fähigkeit erforderlich ist, die Arbeit oft unterbrochen werden kann oder muß und so eine Verbindung mit landwirtschaftlichen Arbeiten und auch eine unschädliche Verwendung von Frauen und Kindern gestattet.

In Deutschland hat die H. ihren Ursprung und sich zum weitaus größten Teil an den Abhängen und auf dem Gebirge des mitteldeutschen Berglandes, insbesondere in den Bezirken des ostpreussischen Weitzsystems sowie im Riesengebirge, im Erz- und Fichtelgebirge, auf dem Thüringer Wald und dem

Schwäbischen und Fränkischen Jura. Das Zentrum der H. ist das Königreich Sachsen. Nach O. hin ist die Leinen- und Baumwollindustrie in den Bezirken von Bautzen, Biegnitz, Breslau, nach W. die Strumpfwarenfabrikation (sowie die Baumwoll- und Wollindustrie von Zwickau, Leipzig, den beiden Kux und Sachsen-Weimar, in und um Erfurt und Schaumburg-Steippe auch die Leinenindustrie hauptsächlich vertreten. Thüringen hat vornehmlich Spielwarenindustrie und Korbflechterei; in den Regierungsbezirken Düsseldorf und Aachen am Niederrhein steht die Seidenbranche und die Befertigung von eisernen Kurzwaren im Vordergrund. Holz- und Strahlfeclerei, Hölzerei und Stickeret sind in Katbringen und Unterelsch, Uhrenfabrikation u. Schuhmacherei im Schwarzwalddreis, in Bremen Tabakfabrikation und in Berlin Bekleidungsindustrie vertreten. Bei der Berufszählung von 1895 wurden 457.984 (1882: 479.534) Hausindustrielle, darunter 44,1 Proz. weibliche Personen ermittelt. Jedoch ist die Zahl für 1895 wahrscheinlich etwas zu niedrig. Die wichtigsten Gewerdegattungen rücksichtlich der Zahl der beschäftigten Hausindustriellen waren nach der Gewerbezählung von 1895 die Schneiderei (mit 70.034 Hausindustriellen), die Häberei (38.456), die Baumwollweberei (33.206), die Wollweberei (27.871), die Stickeret und Wätere (27.760), die Schuhmacherei (26.539), die Leinweberei (26.378), die Seidenweberei (18.906), die Weberei von gemischten und andern Waren (17.317), die Tabakfabrikation (15.343), die Spitzenverfertigung und Weißzeugstickeret (14.372). (S. auch Gewerdestatistik.) Im Ausland ist die H. in größerem Umfang anzutreffen in den halzreichen Gebirgsgegenden von Südtirol, auf dem dänisch-mährischen Hügel-land, den Pestiden und Karpaten sowie auf dem Hebeuburgischen Hochland, in Böhmen und auf dem Böhmerwald, in Österreich-Ungarn überhaupt, in der Schweiz (an den Abhängen der Alpen und in den Tälern des Zugeraberges), in Frankreich, England, Rußland u. Bgl. Schmalzer, Geschichte des deutschen Kleingewerbes im 19. Jahrhundert (Halle 1870); Schriften des Vereins für Sozialpolitik: »Die deutsche H.« (Bd. 39—42 und 48, Leipzig 1889—91, und Bd. 84—88, das. 1899—1900; Bd. 39 enthält »Literatur, heutige Zustände und Entstehung der deutschen H.« von B. Stieba); Riegler, Die sozialpolitischen Aufgaben auf dem Gebiete der H. (Hamb. u. Berl. 1890); Schmiedling, Kleingewerbe und H. in Österreich (Wien 1894, 2 Tle.) und Ziele und Wege einer Heimarbeitsempfehlung (2. Aufl., Wien 1903); Liefmann, über Ziele und Formen des Verlags (der H.) (Freib. i. Br. 1899); »Bericht der I. I. Gewerbeninspektion über die Heimarbeit in Österreich« (Wien 1900—02, 3 Bde.).

Hausindustrieschulen, s. Industrieschulen und Hausindustrie.

Bauschriften, f. Bauprüfe.

Daustaffen, soviel wie Fabriklassen (s. d. und Artikel »Hüttenlassen«).

Sandfate, f. Rabe.

Haushind, der unter väterlicher, bez. mütterlicher Gewalt Stehende, sei es Sohn oder Enkel (lat. filiusfamilias), sei es Tochter oder Enkelin (filiafamilias). Vgl. auch Elterliche Gewalt.

Danöflaffensteuer. f. Gebäudesteuer, S. 404.

Zadruga (Hausgemeinschaft, slav. Zadruga, za = für, druga = Genosse, d. h. einer für den andern), patriarchatischer Verband bei den Südslawen. Ist ein Reiz ursprünglich bei allen Slawen be-

stehender Rechtszustände, der, aus mehreren auf denselben Anweisen und unter einem Hausvater lebenden Verwandten oder Hausgenossen bestehend, berechtigt ist, gemeinsam bewegliche und unbewegliche Güter zu besitzen und neue zu erwerben. Während sonst bei den Kulturvölkern das Kollektiveigenthum sich in ein Sondergentium verwandelt hat, ist die H. noch heute bei den Kroaten, Serben und Bulgaren erhalten geblieben, nur die Städte und das balmatinische Küstland machen eine Ausnahme. Nach dem allgemein gültigen Einrichtungen ist der Grund und Boden Eigentum des ganzen Verbandes, der auch denselben gemeinsam bebaut. Doch werden die Ertragnisse nicht unter die Mitglieder verteilt, vielmehr werden sie vom Hausvater verwaltet und theils für allgemeine Zwecke, theils zur Erhaltung der einzelnen Mitglieder verwendet. Dieses Stammgut ist unantastbar und unveräußerlich, darf auch bei Verheirathung eines Mitgliedes in eine andre Familie nicht angegriffen werden; nur dem letzten Ueberlebenden einer Hausfamilie steht es frei, leibzwilling darüber zu verfügen; bei Unterlassung einer solchen Verfügung fällt es an den Staat. Die wirtschaftliche Leitung des Familienverbandes, die Vertretung nach außen und die Vormundschaft der Kinderjahrligen ist einem von den Mitgliedern gewählten Hausvater (domaćin, starješina) übertragen, der indes jenen Rechtskraft abzugeben und in wichtigen Fragen deren Zustimmung einzuholen hat, auch von ihnen abgesetzt werden kann, falls er die Geschäfte der H. nicht zu ihrer Zufriedenheit besorgt. Auch eine Frau kann als Hausmutter (domaćica) dem Verband vorstehen, falls beidem männlicher Theil ausgeht oder aber noch unmundig ist. Gegenwärtig geht das Institut der H. rasch seinem Verfall entgegen. Wie erklärt das Wort Zadruga in seinem Idiottikon der serbischen Sprache durch die Worte pluris familiae in eodem domo, d. h. mehrere seil. zusammengehörige Familien in einem Haus, alla = Hausgenossenschaft. Vgl. Kavelcys. Das Ureigenthum (deutsch, verallgemeinigt von K. Bücher, Leipzig 1879); Radulovic, Die H. der Südslavnen (Heidelberg 1891); Marković, Die serbische H. (Leipzig 1903).

Dauerkoppel, f. Landwirtschaftliche Betriebsform (8: Nebenrotationen).

Sandstreife. f. Benpiti.

Daniels, Franz, Ritter von, Oesterreich. General, geb. 1. Febr. 1798, gest. 11. Febr. 1883 in Wien, nahm als Fähnrich 1815 am Feldzug in Frankreich teil, wurde Erzieher des Erbprinzen Albrecht und Instruktör der nach Wien zu ihrer Ausbildung gesandten türkischen Offiziere. 1848 befehligte er als Generalmajor die Artillerie bei der Einnahme Wiens, 1859 war er als Feldmarschalleutnant Chef der Artillerie im italienischen Krieg und wurde auch 1866, obwohl schon 1865 als Feldzeugmeister pensioniert, wieder verwendet. Seit 1868 lebte er dauernd im Ruhestand. Von seinen Beiträgen zur »Oesterreichischen militärischen Zeitschrift« erschienen mehrere in Sonderausgabe, wie »Über die Babenbergtalung in Krixa«, »Über die charakteristischsten Kennzeichen der geschichtlichen Entwicklungsabschnitte der Kriegsgeschichte vom Beginn des 16. Jahrhunderts« (beide Wien 1864). S. war einer der kenntnisreichsten österreichischen Offiziere; auch seine wissenschaftlichen Sammlungen hatten einen bedeutenden Auf.

Danxlaub, Pflanzengattung, f. Sempervivum.

Handlehrer (Informatar, Erzieher) ist nach dem Erlaß des preussischen Kultusministers v. Allenstein vom 30. Okt. 1827 derjenige, den eine Familie

(auch ein Familienverein) zum Unterricht ihrer Kinder als Mitglied ihres Hausstandes bei sich aufgenommen hat. Das Bedürfnis, *H.* zu halten, ist vorwiegend auf dem Land und überhaupt vorhanden, wo durch weitaufgehaltene des Hausholts Eltern und Kinder weit voneinander entfernt werden. In früheren Zeiten, besonders unter dem Einfluß Rodes und Rousseaus, überdacht, ist die Erziehung durch *H.* in Deutschland fast überall auf das wirkliche Bedürfnis eingeschränkt, indem das öffentliche höhere Schulwesen besser ausgebaut und wegen der Berechtigungen, die der Besuch öffentlicher oder öffentlich anerkannter Anstalten für Militär- und Zivildienst vereinfacht, begehrenswerter geworden ist. *H.* in vornehmen Häusern nannte man früher auch *Hofmeister*. Früher haben *H.* und Hofmeister ihre Zöglinge, die den Unterricht in Schulen empfangen, nur häuslich zu überwachen. Solche *H.* geleiten bisweilen ihre Zöglinge noch auf die Universität (Prinzenhofmeister, Gouverneur) und auf Reisen. Die rechtliche Stellung der *H.* in Preußen ist durch das allgemeine Landrecht im 5. Titel des 2. Teiles geregelt. Nach der Inkraftsetzung des Staatsministeriums vom 31. Dez. 1869 (§ 19—23) bedürfen *H.* zur Ausübung ihres Berufs eines Befähigungsscheins, den die zuständige Regierung nach vorgängiger Prüfung des sittlichen und politischen Vorlebens (also ohne Prüfung der beruflichen Vorbildung) ausstellt. Sie sind der besondern Aufsicht der geistlichen oder Schulbehörden nur dann unterworfen, wenn sie zugleich Kandidaten des geistlichen oder des Lehramtes sind. Doch hat die staatliche Schulaufsichtsbehörde das Recht, von den Erfolgen ihres Unterrichts innerhalb der Grenzen der allgemeinen Schulpflicht Kenntnis zu nehmen. Der von ihnen befolgte Lehrplan muß mindestens dem der öffentlichen Volksschulen entsprechen. — Gefündigt kann das Dienstverhältnis der *H.* (Erzieherinnen u.) nach § 622 des Bürgerlichen Gesetzbuches nur für den Schluß eines Kalendervierteljahres werden, und zwar nicht später als sechs Wochen vor diesem.

Häusler, Einwohner eines Dorfes, der nur ein Haus, oder kein Feld besitzt.

Häuslerrecht, f. Erbpacht.

Häuslisten, f. Volkszählungen.

Häuslöcher (Erdbälle), f. Höhlenwohnungen.

Hausmacher, farrierter baumwollener Damenstoff mit 21—28 Fäden auf 1 cm aus Kette Nr. 20 und Schuß Nr. 18 engl.

Hausmacher Halbleinen, durch Hand erzeugtes Gewebe mit 20 Fäden auf 1 cm aus Baumwollfette Nr. 16 und Leinwand Nr. 10 metr.

Hausmann, 1) Johann Friedrich Ludwig, Mineralog, geb. 22. Febr. 1782 in Hannover, gest. 26. Dez. 1859 in Göttingen, studierte auf dem Carolinum zu Braunschweig und in Göttingen, ward 1809 Generalinspektor der Berg-, Hütten- u. Salzwerke und 1811 Professor der Technologie und der Bergwerkswissenschaften in Göttingen. Sein mineralogisches System gehört zu den sogen. ektischen. Er schrieb: »Kritisch-geologische Beiträge« (Braunschw. 1803); »Norddeutsche Beiträge zur Berg- und Hüttenkunde« (dof. 1806—10, neue Aufl. 1822); »Handbuch der Mineralogie« (Götting. 1813, 3 Bde.; 2. Aufl. 1828 bis 1847); »Reise durch Scandinavien« (dof. 1811—1818); »Untersuchungen über die Formen der leblosen Natur« (dof. 1821); »Verlauf einer geologischen Begründung des Alterthums und Fortwefens« (Berl. 1825); »über den Zustand des Harzgebirges Harzes« (dof. 1832); »über die Bildung des Harzgebirges«

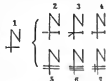
(dof. 1842). Auch gab er die »Studien des Vereins bergmännischer Freunde« (Götting. 1824—58, 7 Bde.) heraus und publizierte in diesen die »Übersicht der jüngern Flözgebilde im Harzgebiet der Zeiser« (1824). Vgl. »Karl Müllers Briefwechsel mit *H.*« (Hrsg. von Wappaus, Leipz. 1879).

2) Franz, lippscher Abgeordneter, geb. 26. Febr. 1818 zu Horn in Lippe-Deimold, gest. daselbst 30. Dez. 1877, studierte 1837—40 die Rechte, trat in den Justizdienst und word 1845 Stadtschreiber seiner Vaterstadt, 1847—51 Vizepräsident des konstituierenden Landtags von Lippe und nach dessen Auflösung Führer der liberalen Partei im Land, auch Mitglied des Nationalvereins und Deputierter bei den deutschen Abgeordnetentagen. 1867 in den Reichstag gewählt, dem er als Mitglied der Fortschrittspartei bis zu seinem Tod angehörte, brachte er dort die Beischwerden des Landes Lippe über die reaktionäre Regierung und die widerrechtliche Wiederherstellung der Verfassung von 1836 zur Sprache und bewirkte die Entlassung Oheimbs und die Berufung Flottwells 1871. Wegen dessen Vermittelungsverfuche verhielt er sich jedoch ablehnend und vertetete so eine Ausöhnung zwischen Fürst und Land.

Hausmannit (Wanzbraunstein), Mineral, Monoklinrhombisch Ma₂O, mit 72,05 Wranan und 27,91 Sauerstoff, findet sich in tetragonalen, oft verzwillingten Kristallen, auch derb in körnigen Aggregaten, eisenschwarz, metallglänzend, un durchsichtig, Härte 5,5, spez. Gew. 4,8, bei Chrenstod, Altmann, Alfeld am Harz und im Dolomit bei Baysberg u. a. O. in Schweden.

Hausmarke (auch Hauszeichen, altdentsch barmark, altnord. bomaerke) ist ein erbliches Markzeichen, farblos, aus reinen Linien bestehend, durch die sich der Inhaber der *H.* als Vollzieher eines Willensaktes oder als Herr einer Habe oder als Verfasser eines Werkes zu erkennen gibt. Die *H.* kommt bei allen germanischen Kulturvölkern seit den frühesten Zeiten vor und führt wahrscheinlich auf die signa der Volksrechte vom 5.—9. Jahrh. zurück. Die Hausmarken sind teils Familienzeichen, teils mit der Führung eines bestimmten Gewerbes und vorzugsweise auf dem Lande mit dem Besitz eines Grundstückes verknüpft (Hofmarken, Hofzeichen); die Familienzeichen betreffen meist nach dem Rechte der Erstgeburt. Die übrigen Brüder fügen der *H.* ein Bezeichen zu. Die obensichende Abbildung gibt ein der Sirtlichkeit entnommenes Beispiel der Hausmarkenvererbung. Charakteristisch ist die Anwendung der *H.* in Schulverhältnissen. In Wallis dienen Kerkbölzer, die mu des Schulners *H.* versehen sind, noch heute statt der Schulverpfändungen. Will in Graubünden ein Gläubiger eine Schuld einziehen und trifft niemand bei des Schulners Haus, so kann er bei hellem Tage seine *H.* auf des Schulners Hausür zeichnen, was als Rahmung gilt. Vgl. Wichelsen, Die *H.* (Jena 1853); Homeyer, Die Haus- und Hofmarken (Berl. 1870; neuer Abdruck nebst Nachträgen, dof. 1890).

Hausmarke von Hidenice



Hausmarken, f. Rassen.

Hausmann, f. Haus.

Hausmeier (Hausmaier), f. Major domus.

Hausministerium, f. Hof und Minister.

Hausmittel, eine Anzahl mehr oder weniger präparierter Stoffe oder auch gewisse Verfaßungsweisen, deren man sich bedient, um ohne ärztlichen Beistand einen leichten Krankheitszustand zu heilen. Die Anzahl dieser Mittel ist sehr groß, und ihre Kenntnis ist namentlich dem Arzt nötig, teils um sie in geeigneten Fällen, wo er seinen Patienten damit Kosten ersparen kann, anzuwenden, teils um die Verfehrtheiten, die bei deren Anwendung im Volk vorkommen, erkennen und dadurch entstandenen Krankheitsverschlimmerungen begegnen zu können. Oft wird durch H. Unheil angerichtet, teils weil die gewählten Mittel für den vorliegenden Fall sich nicht eignen, teils weil während ihrer Anwendung kostbare Zeit für das Eingreifen des Arztes verloren geht. Die H. des Altertums bezieht Dioskorides (s. d.). Vgl. Kiemeyer, *Über Haus- und Volksmittel* (Tübing. 1864); Rudau, *Ein kleine Hausapothek* (3. Aufl., Berl. 1882); Dyrenfurth, *Hausapothek* (2. Aufl., Bielef. 1884); Peters, *Anleitung zur Hausapothek des Laien* (3. Aufl., Berl. 1897).

Hausmutter, Nachfalter, f. Eulen, S. 160.

Hausorden, f. die einzelnen Artikel: »Ernestinischer Hausorden«, »Hohenzollernischer Hausorden«, »Lippischer Hausorden«, »Kontenegrinischer Hausorden«, »oldenburgischer Peter Friedrich Ludwig's Haus- und Verdienstorden« etc.

Hausorden der Treue, f. Treue, Hausorden der.

Hausrath, d. h. prof. Theolog, geb. 13. Jan. 1837 in Karlsruhe, wo sein Vater August H. (gest. 1847) ein angesehener Prediger und im Verein mit Jüttel und Schellenberg Führer der liberalen Partei war, wurde 1861 Vikar und Privatdozent in Heidelberg, 1864 Assessor im evangelischen Oberkirchenrat zu Karlsruhe, 1867 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der Theologie in Heidelberg. Unter seinen Schriften sind zu nennen: »Katholischkeitszeitgeschichte« (Heidelb. 1868—77, 4 Tle., in 2 u. 3. Aufl.), woraus sein Werk »Der Apostel Paulus« (2. Aufl. 1872) einen Abschnitt bildet; »Religiöse Reden und Betrachtungen« (2. Aufl., Leipzig. 1882); »David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit« (Heidelb. 1877—78, 2 Bde.); »Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts« (Leipzig. 1883); »Arnold von Breicia« (bas. 1891); »Peter Abälard, ein Lebensbild« (bas. 1893); »Martin Luthers Romfahrt« (Berl. 1893); »Die Arnoldisten« (Leipzig. 1895); »Alexander und Luther auf dem Reichstage zu Worms« (Berl. 1897); »Alte Bekannte. Gedächtnisblätter. I: Zur Erinnerung an Julius Jolly« (Leipzig. 1899), II: Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke (bas. 1901), III: Erinnerungen an Gelehrte und Künstler der bairischen Heimat (bas. 1902); »Richard Rothe und seine Freunde« (Bd. 1, Berl. 1902); »Luthers Leben« (Bd. 1, bas. 1904). Unter dem Pseudonym George Taylor erschienen von ihm die historischen Romane: »Antinous« (Leipzig. 1880, 6. Aufl. 1886); »Altitia« (bas. 1883, 6. Aufl. 1894); »Jetta« (bas. 1884) und »Eufriede« (bas. 1885); unter seinem eignen Namen: »Unter dem Katalpabaum« (bas. 1899); »Vateraternus« (bas. 1898); »Botaniana« (3. Aufl., Stuttgart. 1901); »Die Albigenserin« (Leipzig. 1902).

Hausrath, f. Rathe.

Hausrecht, das Recht jedes Einzelnen, in seinem Haus und Hof zu wohnen und zu wohnen.

Hausregimenter, in Österreich früher Regimenter, deren Inhaber der Kaiser oder ein Prinz des kaiserlichen Hauses war.

Hausrot, f. Leder.

Hausrothswang, f. Rothswang.

Hausruß, waldiger Bergzug in Oberösterreich, zwischen Inn und Rger, erreicht im Gabelberg 800 u. und ist reich an Braunkohle, die bei Wolfegg und Thomaßdorf abgebaut wird. Im östlichen Teil wird der H. von der Staatsbahnlinie Attnang—Schärding mittels eines Tunnels durchschnitten. Der südwestlichste, bis zur Katig reichende Teil des H. heißt Kobernauer Wald (764 m). Nach dem H. benannte man früher einen der vier Kreise von Oberösterreich, das Hausrußviertel, mit der Hauptstadt Wels. S. Karte »Österreich ob der Enns«.

Hausruß, großes Regenvolk in den Hausfälandern (s. d.) Nordwestafrika, soll früher aus dem Hochland zwischen Sofoto und Bornu gewohnt haben, bildet jetzt aber, von dem Fulbe unterworfen und mit diesem vermischt, die Hauptmasse der Bevölkerung in dem großen Fulberich Sofoto mit Wando (wo sie sich am reinsten erhalten haben) und Adamaua. Im Gegensatz zu den vichziehenden Fulbe beschäftigen sich die intelligenten, arbeitssamen H. mit Ackerbau und Gewerbe; sie sind geschickte Schmiede, Weber, Häuber, Goldarbeiter, Gürtler, ganz besonders aber beschäftigen sie sich mit Handel, den sie nach R. durch Vermittelung der Tuareg betreiben (vgl. die Tafeln »Geräte der Naturvölker I«, Fig. 22, und »Wohnungen der Naturvölker II«, Fig. 18). Von den Fulbe haben sie den Islam angenommen. Die Hausfälsprache wird aber nicht allein in jenen Gebieten gesprochen, sie ist im ganzen mittleren Sudän (im R. bis W. im S. bis Joruba) als Handelsprache im Gebrauch. Sie bildet einen Zweig der hamitischen Sprachfamilie. Grammatische Hilfsmittel hat besonders J. F. Schön geliefert (s. B. ein grammatisches Handbuch, Lond. 1877, Texte das. 1885—86), kürzere Grammatiken: Rat (bas. 1889), Robinson (bas. 1897), Marr (zum Selbstunterricht, Wien 1901), Wilschil (Berl. 1902), ein Wörterbuch Robinson u. Brooks (Cambridge 1909 bis 1900, 2 Bde.), eine sprachvergleichende Bearbeitung Fr. Müller (im »Grundriss der Sprachwissenschaft«, Bd. 1, Wien 1877). Die 1882 in London gegründete H.-Gesellschaft (The Hausa Association) hat sich das Studium der Hausfälsprache und die geistige Erhebung dieses Volkstammes zum Zweck gesetzt und durch Übersetzung der Bibel, Herausgabe von Texten u. schon Bedeutendes geleistet. Vgl. Robinson, *Specimens of Hausa literature* (Lond. 1896). Lepsius hält die H. geradezu für eine mitten unter die Negervölker vorgeschobene alte Kolonie der Hamiten (s. d.); Fr. Müller sieht in ihnen zwar reine Neger, glaubt aber, daß ihre frühern Wohnsitze weiter gegen W., in der Nähe der hamitischen Völker, lagen. Vgl. Fregel, *Jose Watters aus dem Tagebuch meiner H.-Freunde* (Berl. 1885).

Hausfälander (Hausfälsstaaten), die vor kurzem der größte unter Einem Herrscher vereinigte zentralafrikanische Staatenbund, zwischen 6—15° nördl. Br. u. zwischen dem Meridian von Greenwich über den 15.° östl. L. hinaus, ein Gebiet von 664,780 qkm (12,073 Q.M.) mit 18 Mill. Einw., bestehend aus den durch verwandtschaftliche Bande ihrer Herrscher eng verknüpften Staaten Sofoto und Wando; bedeutend loderer gehört dazu auch Adamaua (s. diese Artikel). Als »rechte Hausfälsprovinzen werden Biram, Daura, Gobir, Kano, Kano, Katsena und Zegzeg oder Saria angesehen; außerdem gibt es noch eine Reihe »unedelter« (Zangara oder Sambara, Kabi, Kauschi, Suari, Häuri und Kororofa), die dem Sultan zu Sofoto als dem Beherrscher der Gläubigen (Seriki-n-musulmin) einen Tribut in Sklaven, Pferden, Kaurimuscheln,

loftbaren Gewändern, Zeugen, Gewehren u. a. entrichten. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden die Hausfa (s. d.), deren Sprache im antiken Verkehr wie im täglichen Leben überall im Gebrauch ist, und die Fulbe; letztere sind die herrschende Klasse, da zu ihnen der Sultan gehört. In geringeren Zahlen finden vertreten Tuareg, Mischingen von diesen und Fulbe sowie Fulufulu. — Ein einigermaßen einheitliches Reich haben die H., die um 1000 n. Chr. aus der südlichen mittleren Sahara (Nir-Tamerghu) südwärts in die Gebiete zwischen Niger, Bornu und Benue eingewandert waren, nach arabischen Geographen bereits um 1350 gebildet; allmählich zerfiel es in eine Menge kleinerer Staaten, unter denen sich namentlich Kano und Katsena im 16. Jahrh. durch Kultur auszeichneten. Der Islam fand kurz nach 1400 Eingang in die H. Das schon im 14. Jahrh. vom mittlern Senegal her eingewanderte mohammedanische Virenboll der Fulbe unterwarf sich 1802 unter 'Uthmān bin 'Abdī (Osman ibn Foudani; gest. 1817) sich das ganze Land; die alten Hausadynastien wurden nun überall durch jüdische Herrscher ersetzt. Hauptstadt des Gesamtreichs war Sokoto, dem das Anfang der 1820er Jahre erbaute Burno manchmal vorgesetzt ward. Nach dem Tode 'Uthmāns bekam Mohammed Bello die eigentlichen H. mit dem Sitz in Sokoto, während der jüngere Bruder, Abdallāhi, die am Mittellauf des Niger liegenden „unweiten“ H. (zu denen auch Rupe und Floruba gerechnet werden können) mit dem Sitz in Goundo erhielt. Die innere Verwaltung der einzelnen H. war unbeschränkt; Sokoto gebührten nur Jahres tribut und Heeresfolge. 1902 derselben jedoch die Engländer Bidba, Kontagora und Yola, Anfang Februar 1903 auch Kano; damit ist die englische Macht vom Süden aus fast schon zum Mittelpunkt des verfallenden Sokotoreichs vorgeedrungen. Die ersten zuverlässigen Nachrichten über die H. erhielten wir durch Barth, Noliss und Fiegel. Vgl. Staudinger, Im Herzen der H. (Oldenb. 1889); E. H. Robinson, Hausaland, or fifteen hundred miles through the Central Soudan (Lond. 1896); Lippert, Todskiret en-nissan (in den „Mitteilungen des Orientalischen Seminars“, Bd. 3; Berl. 1900); Lippert und Wischla, Beiträge zur Geschichte der Hausstaaten, mit Karte (ebenda, Bd. 6; 1903); Schurz im 3. Bande von Reimolds „Weltgeschichte“ (Leipz. 1901); Morel, Affairs of West Africa (Lond. 1903).

Hauschilder (Geschäftsschilder) waren schon im Altertum bekannt. In Pompeji fand man unter andern das Relief einer von einem Waultier getriebenen Mahlmühle als Schild eines Bäckersladens, am Wulst haben eine Fiege, am Beiringschaft zwei Amphora tragende Männer, einen von einer Schlange umwundenen Elefanten, den ein Zwerg führt, als Wirtshauschild, mehrfach ein Tamendrett als Abzeichen von Weinläden, eine Schlange mit einem Binienzapfen im Maul als Apothekenschild u. Die Geschäftsschilder, die den Straßen der alten Städte eine eigne Komantik verliehen und die Hausnummern ersetzen, waren symbolische, gemalte oder plastische und inschriftliche. Zu den symbolischen gehören der grüne Busch (Mistelbusch) oder Kranz als Wirtshauszeichen, die Veden der Vorbereitungen, der Juchendut und die Weintraube als Kaufhaus- und Weinlaubzeichen, die goldene Angel der Berliner Butterhandlungen, die drei Messingfingeln der englischen Pfandhäuser, der Löwe mit der Krone der Häuser u. v. a., gewissermaßen auch der Stuhl mit der Schürze vor der Haustür an den Wurfritten der Schlichter.

Ihnen reihen sich einfache Zeichen an, zwei ineinandergehobene Triangel als Wirtshauszeichen, Tierbilder als Gasthofs- und Apothekenschilder, oben voran: zum weißen Kofz, zum schwarzen Adler, zur goldenen Sonne, zum goldenen Löwen, zum grünen Baum, zum Mohren oder zum toiden Mann und zu den drei Mohren; der Bod zeitweise als Schild für den Gasthof-Ausgang. An den Apotheken kommen namentlich Askulap, Minerva und Hygieia als redende Schilder hinzu. Die Schildermalerlei beschäftigte selbst angelehene Maler, und einige ihrer Leistungen sind heute in die Museen gekommen, wie z. B. das jetzt im Berliner Schloße befindliche Schild des Pariser Kunsthändlers Germain von Batteau. Auch Charbin, Voucher, Josef Verneil, Boulou und Prudhon haben solche Schilder gemalt. Die Wirtshauschilder suchten sich früh durch Kaffel, Redusse und Inschriften, die sich meist auf Verjagung der gemessenen Speisen und Getränke beziehen, hervorzuhoben, wie z. B. »Gente für Geld, morgen umsonst«, »Wer heute kommt, muß zahlen gleich, wer morgen kommt, ist geschenkt« (Seimbach der Obervillach), »Die Rose blüht, der Dorn der sich, wer gleich bezahlt, vergißt es nicht« (oft), »Das Haus steht unter der Sonnen, wer kein Geld hat, der gehe beim Brunnen« (Neuweller, 1590). Gastwirtschaften suchten seit jeher durch brollige Namen anzuloden, so z. B. »Zu den drei Eichen« (Luzemburg), auf dem Schilde sind aber nur zwei Eiel gemalt mit der Unterschrift: »Wann sehen wir drei uns wieder?«, »Zum dampfenden Wolf« (Weissenfels), »Zum dorftigen Feldau« (Berlin), »Zur letzten Töne« (an vielen Orten ein Wirtshaus am Friedhof, in dem die Leidtragenden nach dem Begräbnis einfahren). In Paris wurde die schwarze Kape (chat noir) als Kunstlertheilnahme beühmt, ebenso die vielen Bierläden »Zum großen Birt«. Ähnliche Beispiele geben: »Zum gemütlichen Puh« (Berlin), »Zum kalten Froisch« (Neustadt am Rennsteig), »Der lange Darm« (Landsberg a. S.), »Zum Lustbilden« (Stettin, Danzig u. a.), »Der Unmoralische« (Frankfurt a. O.). Aus der namentlich in Frankreich, Belgien und Holland sehr umfangreichen Literatur seien erwähnt: E. Fournier, Histoire des enseignes de Paris (Par. 1884); Blavignat, Histoire des enseignes d'hôtelleries, d'auberges et de cabarets (Genf 1878); Grand-Corret, L'enseignement, son histoire, sa philosophie etc. à Lyon (Grenoble 1900); Th. v. Priedenau, Das Gasthof- und Wirtshauswesen der Schweiz in älterer Zeit (Zürich 1891). Vgl. Hausprache.

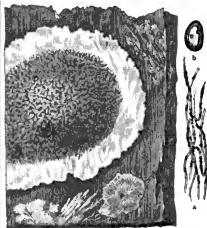
Hauschlangen, s. Schlangendienst.

Hauschlüssel dürfen ohne Genehmigung des Hausbesizers oder seines Stellvertreters nicht angefertigt werden. Außer der Fassung aus § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuches für den durch die widerrechtliche Anfertigung des Hauschlüssels eventuell entziehenden Schadens zieht sich der Anfertiger eine Geldstrafe bis zu 100 Mk. oder Haft bis zu 4 Wochen zu (§ 369, Ziff. 1 des Reichsstrafgesetzbuches).

Hauschwamm (tropfender Fallschwamm, Tränenschwamm, Meralius lacrymans Schum., M. destruens Pers., Boletus lacrymans Wulf.), Pilz aus der Ordnung der Gymnomyceten, Familie der Polyporaceen, dessen Myzel abgestorbene Baumstämme im Wald und in Häusern Balken und Bretter der verschiedensten Holzarten durchwuchert und zerstört. Bei günstigen Entwicklungsbedingungen: Feuchtigkeit und stagnierender Luft, vermag der H. in kurzer Zeit alles Holzwerk eines Gebäudes zu

zerstören. Das Mycel bringt dabei auch durch das Mauerwerk vor und befällt, indem es in besondern Leitungsbahnen der Mycelstränge das nötige Wasser selbst herbeiführt, auch völlig trockne Hölzer des Hauses. In Kellern und ähnlichen feuchten und finstern Räumen entwickelt der H. nicht selten große, freie, wattenähnliche Mycelballen, oder er überzieht die Oberfläche des Holzes mit einer blätterigen, aschgrau und seidenartig glänzenden, von dunklern Strängen durchzogenen Myceldecke, die sich am Rande durch Wachsthum strahlig ausbreitet. Das befallene Holz zerfällt allmählich, es wird anfangs gelbbraun, dann dunkler, verbreitet durch faulende Pilzsubstanzen Robergeruch, zerfällt durch Längs- und Querspalte in würfelförmige Stücke und läßt sich endlich zwischen den Fingern zu Staub zerreiben. Wo das Mycel im Gebäude an die Luft gelangt, da bilden sich Fruchtkörper aus, die meistens in der Gestalt scheidenförmiger, unregelmäßig umgrenzter Mycelbecken von 5–40 cm Durchmesser auftreten (s. Abbildung). Sie sind am Rande glatt und weiß, der innere Raum der Schüssel aber ist dunkler gefärbt, violett, zimtbraun und ins Bläuliche schimmernd und zeigt ein nebartiges Gewirr erhabener, wurmförmig gefalteter Falten, die von dem sporenbildenden Hymenium überkleidet sind. Die reifen Sporen, durch die der Pilz wie durch das Mycelium verbreitet wird, sind zimtbraun und treten in Himmeln, in denen der H. fruchtifiziert, als täglich wiederkehrender rötlichbrauner Staub auf. Von den Rändern der reifen Fruchtkörper tropft eine wässrige, klare, später milchig getrübt, übelstreichende Flüssigkeit (daher Tränenschwamm). Der Pilz stirbt ab bei 5° und bei 40°. Ähnliche Zerstörungen des Holzwerkes in Gebäuden, wie sie der echte H. hervorbringt, können auch von dem kaum minder gefährlichen *Polyporus vaporarius* (Porenschwamm) verursacht werden, der als Parasit an Fichten und Kiefern im Walde lebt, dessen Mycel aber, wenn es mit frischem Bauholz lebend in die Häuser gelangt, auch dort das Zerstörungswerk fortsetzt. Viel seltener findet sich *Lenzites sepiaria*, dessen Mycel aber das Holzwerk ganzer Gebäude zerstören kann. *Lentinus lepideus* ist weniger schädlich, doch entwickelt dieser Pilz am Balkenholz nicht selten ganz abnorm gebildete, hornförmige oder geweihartig verzweigte, bis 0,5 m lange Fruchtkörper. *Coniophora cerebella* macht sich oft am Holzwerke feuchter Keller bemerkbar, ist aber nur in beschränkter Masse schädlich; er gleicht jedoch dem Hauschwamm oft so sehr in Form und Farbe, daß er vielfach mit ihm verwechselt wird. An eichenen Balken und Brettern tritt hin und wieder der Eichenwurzschwamm (*Daedalea quercina*) auf; er vermag sie teilweise zu zerstören. Auch die strangartigen Mycelien des Hallimasch, die sogenannten Rhizomorphen, die wie Wurzelstränge aussehen, können den Dielen, besonders wenn diese dem Erdboden aufliegen, gefährlich werden. — Mittel zur Verhütung und Vertilgung des Hauschwammes sind: 1) Sorgfältige Auswahl des Holzes; namentlich dürfen die Bäume nur aus schwammfreien Waldstücken stammen und nicht im vollen Saft gefällt sein, weil dieser den H. ernährt. 2) Das Bauholz darf nicht zu rasch nach dem Fällen und nur trocken verarbeitet werden. 3) Alle Körper, die dem H. Nahrung liefern, als fruchtbare Erbsen, Gebäudeschutt, Sand, in dem sich organische Bestandteile befinden, u. dgl., dürfen nicht als Füllmaterial gebraucht werden; dagegen können geläuteter Sand, trockner, grober Kieles sowie zer Schlagene Ziegelsteine zu diesem Zwecke verwendet wer-

den. 4) Der Baugrund ist trocken zu legen, die Gebäudemauern sind gegen Grundfeuchtigkeit zu isolieren. 5) Das Gebäude darf nicht zu früh eingedrückt werden. 6) Die wirksamsten Feinde des Schwammes aber sind Luft und Trockenheit. Ihnen sind besonders Gebäudeteile auszuweichen, die vom H. bereits befallen sind; ihre Zuführung wird mehr nützen als die zahlreichen, im Handel angepriesenen Heilmittel. Allenfalls empfiehlt sich Tränkung mit Karbolineum, doch auch diese mehr als Vorbeugungs- denn als Heilmittel. Hauptsache ist, daß alle vom H. befallenen Teile sorgfältig beseitigt werden, und daß vor Einbringung des neuen Holzes



Hauschwamm.

Holzstück mit Fruchtkörpern und Mycelium; a einzelne Myceliumbecken, b eine Spore.

die Luft lange und gründlich auf den befallenen Bauteil einwirkt. Vgl. Göppert, Der H. (Bresl. 1885); Henning, Der H. (Berl. 1891); A. Hartig, Der echte H. (2. Aufl. von Tübingen, das. 1902); Gottgelteu, Die Hauschwammfrage (das. 1891); Dietrich, Die Hauschwammfrage vom bautechnischen Standpunkt (2. Aufl., das. 1898).

Hauschwamm, s. Schwamm.

Hausse (franz., spr. *se*), das »Steigen« der Preise, besonders bei solchen Artikeln, die an der Börse oder in anderer Weise einer Kursnotierung unterliegen; *Haussekonfortium* (Wine), die Vereinigung von Vörsenpekulanten (*Hausseurs*, *Wineurs*) zur Herbeiführung einer H. durch eine *Hausseoperation*, z. B. durch Verstärkung der Nachfrage, eignen Ankauf, Unterstützung der Käufer durch Darlehen (Lombard, Report), oder auch durch verwerfliche Mittel, wie Verbreitung falscher Nachrichten u. dgl. Vgl. Börse, S. 243.

Haus Seefahrt in Bremen, Sitz einer Gesellschaft von Reedern und Schiffskapitänen, die gemeinnützige Zwecke verfolgt; nach alter Sitte wird in dem so genannten 1876 erneuerten Gebäude, das Witwen von Seelenten Wohnung bietet, jährlich die Schafersmahlzeit abgehalten. Über dem Portal befindet sich die Inschrift »Navigare necesse est, vivere non est necesse« (s. diegen Artikel). Vgl. Kohn, Das Haus Seefahrt zu Bremen (Brem. 1862).

Häußer, Ludwig, deutscher Geschichtschreiber, geb. 26. Okt. 1818 zu Kleeburg im Unterelsaß, gest. 19. März 1867 in Heidelberg. Früh valerlos (1820), von seiner Mutter in Mannheim erzogen, studierte H. seit 1835 in Heidelberg, dann in Jena Philologie und Geschichte; Schloffer übte auf ihn entscheidenden Einfluß aus. Nach kurzer Tätigkeit als Lehrer am Gymnasium zu Merseburg und durch zwei Schriften: »Über die deutschen Geschichtschreiber vom Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen« (Heidelb. 1839) und die »Sage von Tell« (das. 1840), bekannt geworden, arbeitete er seit Frühjahr 1840 in Paris, habilitierte sich im Herbst d. J. für Geschichte in Heidelberg, wurde 1845 außerordentlich und 1850 ordentlicher Professor. Eine Frucht seiner Forschungen in badischen und bayerischen Archiven war die »Geschichte der rheinischen Pfalz« (Heidelb. 1845, 2 Bde.). An der 1846 beginnenden politischen Bewegung beteiligte er sich unter anderm in der Gelegenheitschrift »Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland« (Heidelb. 1846). 1847 in den Redaktionsausschuß für die »Deutsche Zeitung« gewählt, führte er seit Anfang 1848 mit Gervinus, vom März bis September allein die Redaktion und vertrat, im November 1848 in die badische Zweite Kammer gewählt, hier dieselben konstitutionellen und bundesstaatlichen Ansichten. Jedem gewaltsamen, revolutionären Beglun abhold, blieb er der Märzrevolution von 1849 fremd, trat 1850 wieder in die Kammer und nahm eine Wahl zum Unionsparlament in Erfurt an, wo er in glänzender Rede das preussische Unionsprojekt verteidigte. Seine Erfahrungen während der Jahre 1848–49 legte er in den »Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution« (Heidelb. 1851) nieder. Schon vorher hatte er Friedr. List's »Gesammelte Schriften« (Stuttg. 1850–51, 3 Bde.) herausgegeben und mit einer Biographie List's begleitet. Sein Hauptwerk, dem er vornehmlich seinen Ruf als Geschichtschreiber verdankt, ist die »Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes« (Leipz. 1854–57, 4 Bde.; 4. Aufl. 1869), die erste auf archivalischem Material aufgebaute Geschichte dieses Zeitraums, die sich durch glänzende Darstellung und edlen Patriotismus auszeichnet und H. wissenschaftliche Preise sowie hohe Ehren eintrug. Seit dem Wiederaufleben der deutschen Einheitsbestrebungen 1859 beteiligte sich H. auch wieder an der Politik, errang sich in der kleindeutschen Partei eine hervorragende Stellung, und auch in der badischen Zweiten Kammer spielte er besonders in der sächlichen Frage eine bedeutende Rolle. Auf dem deutschen Abgeordnetentag 1863 in Frankfurt trat er mit Erfolg gegen das österreichische Reformprojekt auf, das er auch in einer besondern Schrift: »Die Reform des deutschen Bundeslags« (Frankf. 1863), bekämpfte. Daneben entfaltete er als Meister des Vortrags eine äußerst wirksame akademische Lehrtätigkeit und erwarb in den zahlreichen Zuhörern echt patriotische Begeisterung. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: »Karl, Freiherr vom Stein, eine Skizze« (2. Aufl., Leipz. 1861); »Zur Beurteilung Friedrichs d. Gr., Senfgeschreiben an Dr. Otto Klopp« (Heidelb. 1862); seine kleineren Arbeiten, namentlich die wertvollen Aufsätze aus der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«, sind nach seinem Tod als »Gesammelte Schriften« (Berl. 1869–70, 2 Bde.) herausgegeben worden; ebenso sind von seinen Vorträgen durch Duden herausgegeben die »Geschichte der französischen Revolution, 1789–1799« (das. 1868, 2. Aufl. 1877) und die »Geschichte des Zeitalters der

Reformation, 1517–1648« (das. 1868, 3. Aufl. 1903). Vgl. Sattenbach, Ludwig H., ein Vortrag (Heidelb. 1867); Ward, Ludwig H. (das. 1903).

Hauffier (franz., *see. 1898*), f. Hansse.

Hauffirup, f. Rhamnus.

Hauffmann (franz., *see. 1898*), Georges Eugène, Baron, Präfect von Paris, geb. 27. März 1809 in Paris, gest. 11. Jan. 1891, wendete sich der Advokatur zu. Unter Ludwig Philipp in der öffentlichen Verwaltung ange stellt, fungierte er bis 1848 an mehreren Orten als Unterpräfekt. Von dem Präsidenten L. Napoleon erhielt er seit 1850 verschiedene Präfectenstellungen. Da er sich als zuverlässiger und geschickter Beamter bewährte, wurde er im Juni 1853 zum Seinepräfecten ernannt und zeichnete sich besonders durch die Energie aus, mit der er die Verschönerung der Hauptstadt durchführte. Seine Bemühungen um Erweiderung der Straßen, um Anlegung von Boulevards durch und um die Stadt und von prächtigen Parks, um zweckmäßige Verteilung der Kaserne, um den Bau von Klösten u. bewirken, daß Paris nicht bloß eine schöne, sondern auch gesunde Stadt wurde. Sie kosteten freilich der Stadt Paris ungeheure Geldsummen (884 Mill. Franz.) und eine große Schuldenlast. H. wurde zum Baron und Senator ernannt, indes Anfang 1870, als Olivier Renard wurde, von seinem Posten abberufen. Er ward Direktor des Crédit mobilier und war bis 1881 Mitglied der Deputiertenkammer, in der er zur konservativen Partei gehörte. Er veröffentlichte die ersten beiden Bände seiner Denkwürdigkeiten: »Mémoires du baron H.« (Par. 1890, mit dem 3. Bd. 1893 abgeschlossen) und starb in verhältnismäßiger Dürftigkeit. Vgl. Lan, Parallele entre le marquis de Pompadour et le baron de H. (Par. 1869).

Hauffonville (*see. 1898*), 1) Joseph Othenin Bernard de Cléron, Graf von, franz. Politiker und Geschichtschreiber, geb. 27. Mai 1809 in Paris, gest. 28. Mai 1884, Sohn des 1846 verstorbenen Pairs gleichen Namens, trat früh in die diplomatische Laufbahn. 1842 in die Kammer gewählt, schloß er sich der Majorität an. Nach der Februarrevolution von 1848 zog er sich ins Privatleben zurück. 1869 nahm ihn die Akademie unter ihre Mitglieder auf. Nach dem deutsch-französischen Kriege widmete er sich mit großem Eifer der Ansiedelung ausgewandelter Elsässer und Lothringer in Algerien und gehörte zu den Führern der Revanchepartei in Frankreich. Seit 1878 war er lebenslangliches Mitglied des Senats, in dem er sich dem rechten Centrum anschloß. Außer vielen Aristen historischer Inhalts in der »Revue des Deux Mondes« verfaßte er folgende, auf tüchtigen Quellen studien beruhende, geschmackvoll geschriebene Geschichtswerke: »Histoire de la politique extérieure du gouvernement français de 1830 à 1848« (1850, 2 Bde.); »Histoire de la réunion de la Lorraine à la France« (1854–59, 4 Bde.; 2. Aufl. 1869); »L'Eglise romaine et le premier Empire« (1868–1870, 5 Bde.; 3. Aufl. 1870–71) und »Souvenirs et mélanges« (1878). Nach seinem Tod erschien: »Ma jeunesse 1814–1850. Souvenirs« (1. Aufl. 1886). — Seine Gattin Louise, Prinzessin von Broglie, Tochter des Herzogs Victor, geb. 1818, gest. 21. April 1882, schrieb mehrere Romane (darunter »Robert Emmet«, »La jeunesse de lord Byron« und »Les dernières années de lord Byron«).

2) Gabriel Paul Othenin de Cléron, Graf von, geb. 21. Sept. 1843, Sohn des vorigen, war 1871–75 monarchistisches Mitglied der National-

versammelt und wurde 1891 nach dem Tode Hochers Vertreter des Hauses Orleans und abseits Leiter der monarchistischen Vereine. Auch nach der Erklärung des Papstes Leo XIII. für die Republik nahm er entschieden für die Sache der Monarchie in Frankreich Partei. Erst nach dem Tode des Grafen von Paris 1894 trat er von der Leitung der monarchistischen Partei zurück. Er wurde 1888 in die Akademie aufgenommen. Er schrieb: »C. A. de Sainte-Beuve, sa vie et ses œuvres« (1875); »Les établissements pénitentiaires en France et aux colonies« (1875, von der Akademie gefördert); »L'enfance à Paris« (1879); »Études biographiques et littéraires: G. Sand, Prescott, Michelet, Lord Brougham« (1879) und »Prosper Mérimée, Hugh Eliot« (1888); »Le salon de Mme. Necker« (1882, 2 Bde.); »A travers les États-Unis« (1883); »Études sociales: misère et remèdes« (1886, 2. Aufl. 1892) und »Socialisme et charité« (1893); »Lacordaire« (1895); »Madame de La Fayette« (1891); »Madame Ackermann« (1892); »La duchesse de Bourgogne et l'alliance sarayarde« (1898—1903, 3 Bde.); »Salaires et misères de femmes« (1900) und »Varia« (1904). Gemeinsam mit Halanlaug gab er »Souvenirs de Mme. de Maintenon« (1902) heraus.

Hausperling, f. Sperling.

Hauspinne, f. Spinnentiere.

Hausprüche (Hausinschriften), Aufschriften an Gebäuden, die in knapper Form den Zweck des Hauses oder Betrachtungen und Wünsche des Bauherrn darlegen. Nahe verwandt den Sprüchen an Efen, Schürkeln, Gläsern und allerlei Gerät, den Bergen an Grotten und Kanonen, der völkertümlichen Grabchrift, bilden sie einen Teil der im Volke lebenden Spruchweisheit, und kennzeichnen sich am Wohngebäude, am Wohnhaus, am Rathhaus, am Stadthaus als Äußerung einfachen Bürgerfinns und als Begrüßung. An Kirchen beschränken sich solche H. meist auf wörtliche Biederbete von Bibelfstellen. Als Schmuck eines staatlichen Bauwerks oder eines Denkmals wird er in den Händen gelehrter Bearbeiter zur wohlüberlegten Prunkinschrift, die trotzdem oft genug dem Volk zur Heilsbeize dient, wie diejenige der Berliner königlichen Bibliothek: »Nutrimentum spiritus«. Die Stille ist alt. In Pompeji liest man über einer Tabentür: »Ο τοῦ Αἵος πατρὸς Κἀλλίνοκος Ἡρακλῆς ἐνθάδε κατοικεῖ ὑμῶν εἰς τοὺς χρόνους« (»Der Sohn des Zeus, der siegesfrähe Herakles, hat hier sein Heim; kein Übel komme je herein«), ein Doppelders, der auch aus der Zeit des Rymirer Diogenes gemeldet wird. »Hic habitat felicitas« über einem Bädertaden, »Salve tuca« (»Willkommen Gewinn!«) auf einer Schwelle. In Österreich, der Schweiz und Deutschland traten H. in der spruchfreudigen Zeit vom Ende des 15. Jahrh. bis weit in das 17. Jahrh. hinein maßenhaft auf, besonders in Betsälen und Niederställen, z. B. in den älteren Straßen Hannovers und Hildesheims fast Haus bei Haus. Sie sind bald in gotischen Kleinbuchstaben, bald in lateinischer Großschrift erhalten in vertieftem Grund auf die Schwelle des vortretenden Obergeschoßes geschnitten, aber auch leistungsmäßig in das Holz oder in den Haustein gearbeitet, aber mit allerlei Verhüllungen auf das Hochwerk über Türen und Fenster Rahmen gemalt. Seit Ende des 17. Jahrh. werden die H. in den Städten seltener, aber auf dem Lande, namentlich im Gebirge, erhielten sie sich bis heute im Gebrauch.

Als Form tritt meist der in Gebung und Sentung sich bewegende gereimte Doppelders, seltener eine

längere Strophe auf, im 17. und 18. Jahrh. kommt oft der Alexandriner vor. In lateinischer Fassung erscheint er in Prosa, Hexameter oder Distichon. An Wohngebäuden finden sich oft Bibelsprüche und erbauende Betrachtungen: »Wall Galt dartruwel, der heft wall gebuwet« (Hannover, nach Psalm 118). »Da de Herte dat Hues nicht buwet, sa arbeiden vorgewes de daran buwen.« »Wa de Herte de Stadt nicht vortwaret, sa waken de Biechter ummefwes« (Hannover 1627, nach Psalm 127). Ähnlich in neuerer Fassung: »Ohn Gattes Guntz — all Bauen umsonst«. »Dieses Haus gehört mein und nicht mein, wer mir nachfolget, bleibt auch nicht drein« (Steinburg, Kreis Javern i. E., 1824, nach Psalm 49, Vers 11). Ähnlich in Reimendechen i. E. unter einem sogenannten Talantanzbild: »O Dat du hast an mir kein Macht, in diesem Haus hier ich mein Bracht. Der dat: gutt Geseß las von deinem Bracht, die Hys hast du ein andern gmacht.« Nach Ebrüderbrief, Kap. 11, und 2. Korinther, Kap. 5, spricht eine Hausinschrift: »Wir sind allhier nur zeitliche Gäste und bauen unsere Weite deste, und wo wir sollen ewig sein, da bauen wir gar selten ein« (Schillerbach, Kreis Javern i. E.). Zahlreich sind die H., die Haus und Erbauer in Gattes Schup stellen: »Ich stand in Gattes Hand und bin zum Klappenkopfgemante« (Straßburg i. E., 1564). »Das Haus steht in Gattes Hand, es ist dem Diemwall Rourbach wol bekant« (Künster, Kreis Kalmari. E., 1607). »Der Christ bewar de Stadt und Haus, sonst ist's mit uns gang und gar aus« (Hannover). »Gegen Feuersgefahr richten sich gleichfalls mannigfache H.: »Dies Haus steht in Gattes Hand, zum Redleuthof bin ich genant, Gatt bewahre mich vor für und Brand« (Reichenweier i. E., 1603). »S. Agatha bitt für uns alleammen, errette uns vor zeitlich und ewig Flammen« (Elsäß). »Das Haus steht in Florians Hand, verbrenn es, ist's ihm selbst ein Schand« (Bayern). »Heiliger Sanct Florian, verschon dies Haus, zünd andre an« (Tirol). Auf den Hausfrieden bezüglich sind nach Lukas 10: »Pax Christi hinc domat et omnibus habitantibus in ea« (Beitpfeußen). Nach Psalm 121: »Pax intrantibus, salus exentibus« (Kalmari i. E., 1620). »Wah frolich in, ga frolich ut, sei drauß und drin in Gattes Huit« (Niederställen). Ferner: »Grüß Gatt, tritt ein, bring Glück herein« (Kern). »Wer seine Jung nicht jügeln kann, und Übel redt von jehermann, derelich wiß zu dieser Frist, daß ihm mein Haus verfallen ist« (Frankfurt a. M., 1607). »Wal dar vele fraget na nhen Kerren, de dar seht na unde lacht od gerren, hulste Lude schaltu myden, wultu nicht fallen yn groth Yuden« (Hannover). Zahlreiche H. richten sich gegen Spattsucht und Übelwollen: »Wer will bauen an Gassen und Straßen, der muß die Kerren reiten lassen« (Vöppard a. Rh., 1555). »Einer ach! s, der andere verlacht's, der dritte betrach't's, was mach't's?« (Wernigerode, 1492). »Galt gebe allen, die mich kennen, was sie mir gönnen« (Kellungen). »Gnade Leve Tride Ehre schlafen leiber alle Bere« (Waldbelegen). »Galt allein die Ehr, sonst keinem mehr« (siehe häu fig.). Über die Kassen äußern sich unter andern: »Das bauen wäre eine seine Kunst, wenn einer häßt das Geld umfunt« (Schweiz). »Das bauen ist eine schöne Lust, daß ja viel fast hat nicht gewußt« (vom Rhein). Das Bedagen am eignen Heim kommt gleichfalls in häufig wiederkehrenden Sprüchen zum Ausdruck: »Eigen mein — na kann mir daß gesien« (Wern). »Kein Reich ist das best« (Stiermarkt). »Beatus ille homo, qui est in sua dama, et sedet post fornacem,

et habet bonam pacem« (bei Homburg v. d. H.). »Des Hauses Schmutz ist Keimlichkeit, des Hauses Glück Zufriedenheit, des Hauses Segen Frömmigkeit« (im Altenburgischen).

Sprüche an K a t h a u s e r n mahnen meist zu strenger Gerechtigkeit: »Schnelle zu hören, averse langsam zu gelangen« (Lübeck). »Nichter sich dem Rechte bei, den, daß Gott dein Richter sei« (Regensburg). »Juste judicate, filii hominum: audiat altera pars« (Bern). »Eenes mannes rede is leenes mannes rede; man soll sie billig hören deede.« Von Torinschriften seien genannt: »Wa der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst« (Psalm 127). »Nomen Domini Terris Fortissimum« (nach Sprüche Sal. 17, Kolmar, frühes Deintum). Häufig wurde durch Chronogramme (s. d.), d. h. durch Hervorhebung derjenigen Buchstaben, die als Satzzeichen dienen, das Baujahr bezeichnet: »Gratula atqVe Veritas per MIVM Del faCta est« (Sildesheim, 1670, jetzt verschwunden). Sehr früh trat auch der Nebus in den Dienst der Haussepigraphie, z. B. auf einem Tar in Viterbo, auf dem sich der Erbauer (Francesco Architetore) durch einen heil. Franziskus, einen Bogen (arco), ein Dach (tetto) und einen Turm (torre) kennzeichnete, ein Verfahren, das sogar Bramante auf dem Belvedere Julius II. nachahmte, indem er auf eine Büste Julius Cäsars eine Brücke mit zwei Bögen und den Oberseiten des Circus Massimo folgen ließ, um Ponte maximo auszubilden.

Für moderne Inschriften öffentlicher Gebäude empfiehlt sich folgende Kürze: »A toutes les gloires de la France« (Schloß Versailles). »Dem Wahren, Guten, Schönen« (Theater in Frankfurt a. M.). »Der deutschen Kunst MDCCCLXXI« (Nationalgalerie in Berlin). — Sammlungen von Hausinschriften sind schon aus älterer Zeit bekannt, ja die von Lössius 1706 im hannoverschen Staatsarchiv. Vgl. Sutermeister, Schweizerische H. (Zür. 1860); Hörmann, H. aus den Alpen (Leipz. 1892); Buhlers, Sildesheimer H. (in der »Zeitschrift des Darzvereins«, Bd. 24, 1891); Rindel, H. und Inschriften im Elß (Straßb. 1883); (Hark) Deutsche Inschriften an Haus und Gerät (anonym, 6. Aufl., Berl. 1888); v. Badberg, H. und Inschriften in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz (2. Aufl., Vödrb. 1898); Andrá, Hausinschriften aus Holland (Uden 1902). Über Sprüche auf Geschäftshäusern und Wirtshäusern s. Hauschilder.

Hausfelle, s. Dachfelle.

Hausfeller, s. Gebäudeteuer.

Hausfleck, Gipfel der Glarner Alpen, 3152 m hoch, scheidet die beiden Quellflüsse der Linth und des Sernf. Von seinen Felsflächen steigen mehrere Gletscher herab, die größten nach der Graubündener Seite. Einer seiner vorstehenden Trabanten ist der Käpfstaad (2797 m). Am Fuß deider liegt der durch den Bergflur von 1881 berühmte Ort Elm (s. d. 2).

Hausfuchung (Persecutio domestica) ist die Durchsuchung einer Wohnung und anderer Räume eines Hauses durch die zuständigen Behörden, um eines flüchtigen Verbrechens habhaft zu werden, aber um Beweismittel zur Überführung eines Beschuldigten zu erlangen. In der Regel ist nur der Richter zur Anordnung der Vernehmung einer H. befugt. Die deutsche Strafprozeßordnung (§ 102 — 111) behandelt die H. als eine Unterart der Durchsuchung (s. d.). Nach § 126 des Vereinsgesetzes können innerhalb des Grenzbezirks (s. Vinnenlinie) Hausfuchungen von Zollbeamten unter Leitung eines Ober-

kontraktors vorgenommen werden, falls die Vernehmung besteht, daß eine Übertretung der Zollgesetze vorliegt. Außerhalb des Grenzbezirks können Hausfuchungen jedoch nur von Rechtspersonen oder von diesen Beauftragten vorgenommen werden.

Hausfauen, s. Tauben.

Hausfein, der natürliche Baufein (Bruchstein), der in Steinbrüchen gewonnen und zu Werkstücken verarbeitet wird.

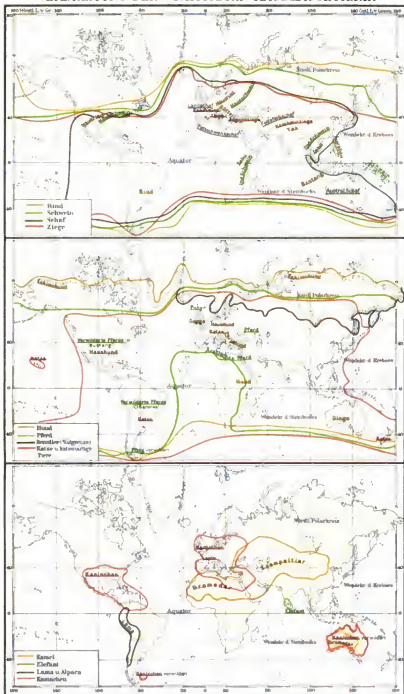
Hausftelegraphie, die Übermittlung von Befehlen, Nachrichten, Anzeigen auf telegraphischem Weg innerhalb eines Hauses oder einer Gruppe zusammengehöriger Häuser. In großen Gasthöfen, Fabriken u. werden vollständige Telegraphenapparate aufgestellt, meist aber handelt es sich nur um Lautwerke, die von einem Zimmer aus durch Trud auf einen Konstant in Tätigkeit gesetzt werden. Sollen die Zimmer unterrichtet werden, aus denen der Befehl herkommt, so befindet sich an dem Orte, wo der Geräusch weilt, ein Tableau, in welchem beim Läuten die dem betreffenden Zimmer entsprechende Nummer sichtbar wird (Käfersch. Lautwerke). In den Hausftelegraphen gehören auch die automatischen Apparate, die zur Überwachung eines Betriebes dienen, also z. B. an einer Zentralfeste die durch Heizung erreichte Temperatur verschiedener Räume (vgl. Fernheizindustrie), den Wasserstand in Dampfesseln u. erkennen lassen, sowie die Wärmeapparate (s. Lautwerke), die das Öffnen einer Tür, eines Kallabens, die Verührung eines Geldschrankes u. melden (Diebstelegraphen). Große Verbreitung haben in der H. die Fernsprecher gefunden, auch werden pneumatische Einrichtungen (atmosphärische Klingelzüge) angewendet, bei denen eine geschlossene Leitungsleitung die verschiedenen Orte miteinander verbindet. Am Aufgabort endet die Abzweigung mit einem Gummiball, aus dem die Luft beim Zusammendrücken des Balles durch das Rohr in eine aus ebenen Wänden gebildete Gummifistel am Aufart getrieben wird. Die Kapsel wird aufgeblasen, und diese Volumenveränderung kann leicht benutzt werden, hörbare und sichtbare Zeichen zu geben. Vgl. Erfurt, H., Telephon, Wippschleier u. (3. Aufl., Berl. 1896); Scharnweber, Die elektrische H. und die Telephonie (2. Aufl., bas. 1887); Jenisch, Die H. (2. Aufl., bas. 1901); Lindner, Leitfaden der praktischen H. (2. Aufl., Halle 1900); Wig und Gense, Anleitung zum Bau elektrischer Hausftelegraphenanlagen u. (3. Aufl., Berl. 1894); Esche, Der praktische Installateur elektrischer Hausftelegraphenanlagen (Leipz. 1902).

Haustellum, die vordere Platte am Hüft der Fliegen (s. Dreiflügler).

Hausfessel, s. Kampfpläuser.

Hausfelle (hierzu Karte »Verbreitung der wichtigsten Hausfelle«), zahme Tiere, deren Zucht in großem Umfang zum Nutzen oder zum Vergnügen getrieben wird. Man unterscheidet von den eigentlichen Haustieren, die sich als solche fortpflanzen, die domestizierten Tiere, die wild eingefangen, gezähmt und wie H. benutzt werden, aber sich im domestizierten Zustande nicht fortpflanzen. Dazzu gehören z. B. Elefant, Tapir, Pato, Aguti. In Ägypten und Arabien wird das Zehnarm und ein Karber (Mustela subpalmaria) zum Wäufesseln gezähmt, ebenso in Senaar und bei und der Igel. In Indien, Persien und der nördlichen Sahara wird der Gepard (Cynailurus) zur Wäufesseln jagd benutzt. In Südamerika jagt man Chimichilla durch gezähmte Wiesel (Mustela agilis), hält sie aber auch domestiziert. Auch die Jagd-

VERBREITUNG DER WICHTIGSTEN HAUSSÄUGETIERE.



fallen gehören hierher und viele Vierzügel, die man aus ihren Heimatländern einführt und in der Gefangenschaft nicht oder nur ausnahmsweise zur Fortpflanzung bringt. Das Finkelschwein (Patachacaerua penicillatus) wird im Innern Afrikas gefangen und gezähmt. In solchem Zustand ist es wahrscheinlich schon vor Jahrhunderten nach auswärts gebracht worden. Der wilde gemalte Steppenhund (Canis pictus) scheint von den alten Ägyptern gelegentlich gezähmt und zur Jagd abgerichtet worden zu sein. In Kalifornien sind Schafe von abgerichteten Indianern gehalten worden; diese Tiere fallen an Intelligenz den geschicktesten Schäferhunden nicht nachgekommen haben. Den Ortolan (Emberiza hortulana) fängt man in Südeuropa auf Ortolanherden, wie es schon die alten Römer taten, und mäht ihn. Die in Brasilien und Paraguay heimische Kofchente wird gern gezähmt. Wenn sich die H. im allgemeinen als solche fortpflanzen, so sind doch die Vastarde von Pferd und Esel, die von Haustieren erzeugt und wie echte H. benutzt werden, nicht fortpflanzungsfähig. Zu den Haustieren zählt man Kape, Hund, Frettchen, Kaninchen, Meerschweinchen, Pferd, Esel, Maultier, Maultier, Schwein, Rind, Zebu, Banteng, Gaur, Gaur, Büffel, Ziege, Schaf, Trampeltier, Dromedar, Lama, Guanaco, Alpaka, Vicuña, Kameel, Kuh, Ziegen, Ferkel, Perlkuh, Ziegen, Ziegen, Ente, Gans, Schwan, Kormoran, Kanarienvogel, Wellenpapagei und andre Vierzügel, Gattfisch, Paradiesfisch und andre Fische, Seiden Spinner, Bienen, Kofchenfisch. Eine scharfe Grenze ist nicht zu ziehen, die Eiderente ist nahezu Haustier geworden, und Edelwild und Wildschweine werden gelegentlich unter Verhältnissen gehalten, daß sie fast zu Haustieren werden. Auch die in Zeichen gezüchteten Fische konnte man als H. im weiteren Sinne betrachten.

Die Abstammung der H. ist nicht in allen Fällen sicher festzustellen, die Stammlinie ist in diesem Falle ausgefallen und die Art nur noch als Haustier erhalten. So ist das wilde Dromedar nicht mehr bekannt, und das Trampeltier findet sich nur an einigen wenigen Punkten Zentralasiens noch wild; dort wurde auch die einzige noch lebende Art des wilden Pferdes entdeckt, das in der Diluvialperiode weit verbreitet war. In andern Fällen konnte die Stammesgeschichte eines Haustieres mit Erfolg festgestellt werden, auch zeigt z. B. das Kameel einen Übergang vom wilden Tier zum Haustier, indem die nördlichen Völker Kamele als ihr Eigentum unter Aufsicht halten, die Ernährung ihnen aber selbst überlassen. In ähnlichen Verhältnissen leben die Rinder- und Ferkelherden Südamerikas. So innig waren seit jeher die Beziehungen der H. zum Gedeihen der Menschheit, daß sie bei den alten Kulturvölkern unter den Schutz besonderer Gattungen gestellt wurden. Manche Tiere, die ehemals als H. gehalten wurden, sind jetzt aus der Zahl der letzteren verschwunden, wie die Antilopen, welche die alten Ägypter züchteten, und viele Vögel, wie Störche, Kraniche, Perdix, Coturnix, die bei den Römern eine Rolle spielten; dagegen sind in historischer Zeit andre Tiere H. geworden, wie der Ferkel, der Kanarienvogel, der bereits von der Stammform stark abwich, der Wellenpapagei und mehrere andre Vögel.

Die Verbreitung der wichtigsten H. zeigt die Karte. Die Kape findet sich fast überall, wo der Mensch wohnt, nur in den kalten Ländern fehlt sie. Auch der Hund schließt sich in seiner Verbreitung völlig dem Menschen an und folgt ihm auch in den höchsten Norden, wo er als Zugtier für Schlittenreisen von

großer Wichtigkeit wird. Eine weitverbreitete Hundrasse ist der Pariahund des Südens und Ostens Europas, der vielfach halb verwildert ist. Das Meerschweinchen wird in der ganzen Welt häufig zum Vergnügen gehalten. Der Elefant findet sich als Haustier in Indien und ganz besonders auf Ceylon, wo er zum Lasttragen verwendet und selbst vor den Pflug gespannt wird. Das Schwein ist als Haustier mit Ausnahme der höheren Breiten überall zu finden. Die am gewöhnlichen Hauschwein am weitesten sich entfernende Form ist das indische Schwein, das in der ganzen orientalischen Region sowie in Süd- und Ostafrika gezüchtet wird. Verwildert findet sich das Schwein besonders auf den Inseln des Großen Ozeans, wo es eingeführt wurde. Eine ähnliche weite Verbreitung hat das Rind, wenn man alle gezähmten Arten zusammensetzt. In Europa wird hauptsächlich das Hausrind (Bos taurus) gezüchtet. Von den indischen Arten werden gezüchtet der Banteng auf Java, der Gaur, der Gaur und besonders das Zebu oder der Boudach, der auch in Ostafrika zur Verwendung kommt und mehrere Rassen bildet. In Indien sowohl als auf den indischen Inseln wird auch der daselbst vorkommende asiatische Büffel gezüchtet, der im 6. Jahrh. nach Italien und den übrigen Donauländern eingeführt wurde; auf den Philippinen dient der Kerabau als Haustier, im tibetischen Hochland der Yak oder Gaur. Das Schaf ist ebenfalls weit verbreitet und wird in besonders großartigem Maßstab in Australien gezüchtet; in Serbien und Korsika wird der sardinische Kaffal als Haustier gehalten. Die Ziege hat als Haustier ungefähr eine ähnliche Verbreitung wie das Schaf; sie wird in einigen ausgezeichneten Rassen (z. B. Angoraziegen, Kaschmirziegen) gezüchtet. Das Kameel spielt als Haustier nur in der arabischen Region der Alten Welt eine Rolle. Hier aber ist es der Hauptreichtum der Bewohner und wird in allen seinen Teilen verwertet. Häufig sind die Kameelherden halb wild, und vielfach ist den Angaben über das Vorkommen des Kameels die Entscheidung schwer, da es sich um wilde, halb wilde oder zahme Kamele handeln kann. Das Kameel kommt zwar auch in arabischen Ländern der Neuen Welt vor, allein die Indianer sowohl als die Eskimo Nordamerikas haben es nicht zu zähmen verstanden. Das Kameel, sowohl Dromedar als Trampeltier, hat einen relativ beschränkten Verbreitungsbezirk als Haustier. Das Dromedar wird besonders von Arabern gezüchtet; es geht in Afrika südlich bis 12° nördl. Br. und ist über Nordafrika und Westasien verbreitet; hier schließt sich das Trampeltier an, das Zentralasien summt. Das Kameel wurde auch nach Süditalien eingeführt, wo es sich aber nicht zu halten vermochte, und neuerdings nach Australien. Ein ausschließlich südamerikanisches Haustier ist das Lama, das mit der verwandten Art Alpaka in den gebirgigen Gegenden des westlichen Südamerikas schon vor Ankunft der Europäer gezüchtet wurde. Das Pferd ist ein sehr universelles Haustier, nur in Afrika ist es bis jetzt kaum verbreitet; es ist in Südamerika in großen Scharen verwildert. Von wilden Haustieren beanspruchen weiteres Interesse nur die Seidenraupe, die besonders im Osten der Alten Welt gezüchtet wird, die Biene, deren Kultur in Europa vielfach betrieben wird, und die Kachemille.

Die wirtschaftliche Ausnutzung der Tiere ist in den verschiedenen Teilen der Erde sehr wenig übereinstimmend. Während das Rind in Ostasien als Zug- und allenfalls Schlachtier gebraucht, seine Milch da-

gegen verschmäht wird, dient es manchen afrikanischen Vorkindern vorwiegend als Milchspender, daneben auch als Reit- und Tragtier; das Pferd liefert in Hochasien Milch und Fleisch, bei uns bedeutet man nur seine Körperkraft aus, züchtet es aber nirgends als Schlachtvieh. Völlends der Hund, das älteste Haustier, das zwar zahlreiche kleine Aufgaben zu erfüllen, als Wächter des Hauses oder der Herden, als Jagd- gebiße oder Zuhälter, und wird stellenweise auch gemästet und gegessen, ist aber in der Hauptsache doch nur eine Art sympathischer Hausgenosse. Auch Hühner werden von manchen Naturvölkern als Nahrung gehalten, ohne daß man ihr Fleisch oder ihre Eier benutzt.

Die heutigen Naturvölker lassen erkennen, daß bei den Anfängen der Haustierzucht der wirtschaftliche Nutzen wenig oder gar nicht mitspricht. Viele Angehörige kulturarmer Stämme, z. B. brasilianischer Indianer, lieben es sehr, jung eingefangene Tiere aller Art aufzuziehen und sich mit einer förmlichen Renagerie zu umgeben, von der sie kaum irgend welchen Nutzen ziehen. Gesellschaftsinstinkt oder Sympathie sind die ersten Beweggründe, die zur Haustierzucht veranlassen, und erst allmählich lernt man eine oder die andere Eigenschaft der gezähmten Tiere zweckmäßig zu verwenden. Dabei die Verschiedenheiten der Ausnutzung, die selbst bei Kulturvölkern so auffällig hervortreten; manche Tiere, wie Singvögel, Papageien, in Deutschland vielfach selbst Kanarienvögel, Meerschweinchen x., sind nur eine Art Spielzeug ohne praktischen Nutzen.

Das älteste wirkliche Nutztier der Alten Welt ist zweifellos das Rind. In welcher Art man es zuerst gezähmt hat und ob dabei, wie man will, religiöse Ursachen mitgewirkt haben, ist nicht mehr zu ermitteln. Wahrscheinlich sind es die alten akerbaurenden Kulturvölker West- und Mittelasiens, denen die Zähmung gelungen ist, ohne daß indessen die wirtschaftliche Grundlage ihres Daseins dadurch stark verändert worden wäre, da man das Rind wohl vorwiegend nur als Helfer beim Ackerbau verwendete. Ganz anders war die Wirkung, als darauf die Steppendwoner Westasiens und Osteuropas, die bis dahin von der Jagd und wahrscheinlich etwas Ackerbau gelebt hatten, die Zucht des Kindes im großen aufnahmen und es vorwiegend als Milch- und Schlachtvieh ausnützten. Sie wurden auf diese Weise zu beweglichen Nomaden, deren Wanderungen, wie die der Völker nach Iran und Indien, weite Gebiete ethnisch umgestalteten. Als halbnomadische Viehzüchter mit spärlichem Ackerbau erscheinen auch die alten Germanen zuerst im Völk der Geschichte. Die Rinderzucht ist vorbildlich für andere Zähmungsversuche geworden; sehr früh wird das Pferd als Nutztier gewonnen, später der Esel, die Ziege und das Schwein. Das Kamel, in Hoch- oder Westasien wohl zuerst gezüchtet, gelangte erst spät, etwa mit dem Beginn unserer Zeitrechnung, nach Nordafrika. Westasien ist wahrscheinlich auch die Heimat des Schafes.

Alle N. reagieren in ihrer körperlichen Entwicklung mehr oder weniger merkwürdig auf die neuen Bedingungen, unter denen sie leben. Die Schutzfärbungen (meist grau oder braun) treten gegen andere zurück; vielfach, wie bei Pferden, Kindern, Gänsen x., wird das Haar oder Federkleid weiß, oft auch schwarz oder gelblich. Das Hautkleid wird spärlich (wie beim Schwein) oder kräftigst sich (beim Schaf, Fuchs x.), der Schädel erscheint oft auffallend verlängert (Kopfschädel). Diese Neigung zum Variieren, die mit dem Aufhören des Kampfes ums Dasein zusammenzuhängen

scheint, wird dann von den Züchtlern zur Erzeugung neuer Rassen benutzt. Manche Eigenschaft wird den Tieren auch in anderer Weise angelehnt; so hat zweifellos die beständige Benützung des Kindes als Nutztier dahin geführt, daß sehr milchreiche Rassen entstanden sind, und das Bellen des Hundes ist eine Eigentümlichkeit, die er sich erst im Dienste des Menschen erworben hat. (Vgl. Viehzucht und die betreffenden Einzelartikel.) Der Brauch, einen Teil der männlichen Tiere zu kastrieren, ist sehr alt und soll wohl ursprünglich nur das Wildwerden zur Brutzeit verhindern, während er jetzt meist zum Zweck der Mastung angewendet wird. Dahn u. a. (s. Literatur am Schluß) fügen ihm als alte religiöse Ideen zurückzuführen.

Durch den Verkehr mit Haustieren kann die menschliche Gesundheit vielfach gefährdet werden. Die größten Gefahren bringen Nagetollwut und Milzbrand mit sich. Auch die Verarbeitung der Häute und Haare milzbrandkranker Tiere aus fremden Ländern kann eine Quelle der Ansteckung werden. Maul- und Klauenseuche wird durch den Genuß der von den kranken Kühen gewonnenen, nicht gelochten Milch auf den Menschen übertragen und kann bei Kindern durch die Entwicklung der Äpfel im Munde lebensgefährlich werden. Bakterien aus eiterigen und jauchenden Entzündungsherden bei den Haustieren können bei den Pflegern der Tiere lästige und fieberhafte Hautkrankheiten erzeugen. Ebenso rufen Wunde und Kratzwunden der H. beim Menschen eine sehr unangenehme Hautaffektion hervor. Rauschhaft werden Kinder durch Verkehr mit räuberischen Hunden von einem sehr lästigen Hautleiden befallen. Schwere Erkrankungen entstehen beim Menschen durch Aufnahme der Eier eines im Darm des Hundes schwarzropenden Bandwurms (*Taenia Echinococcus*), der in der Leber des Menschen sich zu großen Blasenwürmern ausbildet. Mannigfache Gefahren bedingt der Genuß des Fleisches kranker Tiere. Neben Giften und Toxinen geben vorzugweise die septischen Infektionskrankheiten der Kinder, Schafe, Schweine, auch Tuberkulose, Veranlassung zu schweren und oft tödlichen Krankheiten nach dem Genuß des Fleisches der betreffenden Tiere. Durch den Genuß der Milch kranker Tiere können giftige Störungen erzeugt, aber auch Milzbrand und Tuberkulose übertragen werden. Gegenüber den Gefahren, welche die anstehenden Tiererzeugnisse mit sich bringen, sind besondere Schutzmaßnahmen in dem Viehzuchtengesetz für das Deutsche Reich angeordnet. Die Schädigung durch den Genuß des Fleisches oder der Milch kranker Tiere wird durch das Fleischschauergesetz, das Nahrungsmittelgesetz und die polizeiliche Kontrolle des Fleisch- und Milchhandels nach Möglichkeit verhindert. Im übrigen können die Wächter kranker Tiere sich nur durch sorgfältige Reinigung und Desinfektion der Hände vor einer Schädigung schützen. Den intimen Verkehr mit Hunden (Stubenhunden) zu meiden, ist im Interesse der Gesundheitspflege dringend zu empfehlen.

N. sind Tiere, die von den Menschen entweder zu Dienstleistungen oder um von ihnen Nutzen zu ziehen gehalten werden. Die Gesetze haben mit Rücksicht auf die enge Verbindung, die hier zwischen Mensch und Tier besteht, eine Reihe von Bestimmungen getroffen, die sich mit den Haustieren beschäftigen. So sind nach § 23 des Gesetzes, betreffend die Abwehr und Unterdrückung der Viehseuchen, N. unter polizeiliche Beobachtung zu stellen, wenn festgestellt oder vermutet wird, daß sie von wutkranken oder wutverdächtigen Tieren gebissen worden sind. Als hertenlos

gelten nach § 961 des Bürgerlichen Gesetzbuches *H.* erst dann, wenn sie die Gewohnheit abgelegt haben, an den ihnen bestimmten Ort zurückzukehren. Über die Haftung für Schadenzufügung durch *H.* s. *Haftpflicht*, S. 609.

Vgl. Darwin, *The variation of animals and plants under domestication* (1867, 2 Bde.; deutsch von Garud, 2. Aufl., Stuttgart 1873); *Wildens Grundzüge der Naturgeschichte des H.* (Dressl. 1880); *Otto, zur Geschichte der ältesten H.* (Dressl. 1890); *Sahn, Die H. und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen* (Leipzig 1896); *Keller, Die Abstammung der ältesten H.* (Zürich 1902).

Haustiergarten, Hilfsmittel für den Unterricht in der Tierzucht, das Julius Kühn 1886 am landwirtschaftlichen Institut der Universität Halle geschaffen hat. Der *H.*, der Repräsentanten möglichst zahlreicher Rassen der Haustiere enthalten soll, bildet eine Versuchsstätte für systematische tierärztliche Forschung und dient in dieser Beziehung sowohl praktisch bedeutsamen als streng wissenschaftlichen Zwecken. Von den Tieren werden, soweit es erforderlich erscheint, nach ihrem Tode Skelette, Weichteile und Haut konserviert, über die Entwicklung, Körperbildung und Rechtsverhältnisse sowie über die Stubarbeit der Individuen werden ausführlichste Notizen gesammelt und mit der Photographie der Tiere ausbewahrt, so daß hier für die tierärztliche Forschung eine Grundlage geschaffen wird. Im Hallischen *H.* wurde unter andern die viel erörterte Frage über Existenz und Eigenschaften des Vasa deferentia von Pferdeharn und Ektulure zur Entscheidung gebracht; ebenso studierte man das Verhältnis des Grundrohrs zum Harnsack und die Paarung von Harn und Harnsack.

Haustierpflege, s. Gesundheitspflege der Haustiere.
Haustieren (lat., Saugwurgen, Saugwurzel), Teile der Schmarotzerpflanzen, welche die für den Schmarotzer nötige Nahrung aus der Nährpflanze aussaugen und in denselben überführen. S. Schmarotzerpflanzen.

Haustuppen, Truppen zum Dienst um die Person des Fürsten. Alder *H.* im Altertum vgl. Garde. Die türkischen Sultane hatten *H.* in den Spahis, Janitscharen und Topchis. In Frankreich wurden *H.* 1493 als Ordennanzkompagnien errichtet, die bis zur Revolution und 1816—30 bestanden; Napoleon III. setzte die Cent-Gardes an ihre Stelle. In Brandenburg entstanden *H.* 1542 als Trabanten-garde, die 1713 aufgelöst wurde. In Österreich bestehen die Arcierentabgarde (s. Arciere), Leibgarden, Hofburgwache (s. in Bayern Paratschiere. In Russland dienten im 16. u. 17. Jahrh. die Druschine und Streligen als *H.* Peter d. Gr. hob alle diese auf und errichtete aus seinen ehemaligen Spielgefährten eine Leibwache, aus der später das jetzige Preobraschenskijsche Garderegiment entstand. Vgl. Garde, Elite und Maison du Roi.

Haushaue (Kreuzkröte), s. Kröten.

Haushurnen, Tongefäße aus vorgeschichtlicher Zeit, kleine Ruchbildungen der damaligen Wohnhäuser, die als Graburnen mit den Knochen der verbrannten Leichen zuerst in alletrübschen Gräbern (Albano), dann auch in Deutschland (bei Mherleben, in der Westpreignig, in Neudenburg) und in Dänemark gefunden worden sind. Über diese deutschen *H.* s. Artikel »Bauernhaus«, S. 463, mit Tafel I, Fig. 1—3.

Haushaltungen, s. Hausgefele.

Haushaltungsbuch, ein namentlich in Amerika gebräuchliches, aber auch in Europa schon angewen-

detes Verfahren, ganze Gebäude von ihrem allen nach einem neuen Pläne fortzuschaffen. Grund für die *H.* ist zum Teil das mit dem raschen Anwachsen der amerikanischen Städte zusammenhängende schnelle Steigen der Grundstückpreise, denen dann die Rentabilität der ursprünglichen Gebäude (die vielfach Holzhäuser sind und sich deshalb zum Verschleßen besonders eignen) nicht mehr entspricht. Aber auch Überschwemmungsgefahr u. dgl. haben zur *H.* geführt, so zu der besonders demerksamen Beachtungen Beach-Hotels in Coney Island bei New York, eines Holzhauses von 140 m größter Länge und 61 m größter Breite, 2—3 Geschossen und ca. 4600 Ton. Gewicht, der mittels 6 Lokomotiven auf 112 eisernen Güterwagen etwa 180 m vom Meeressrande landeinwärts gefahren wurde. Namentlich in dem an allerhand Absonderlichkeiten reichen Chicago blüht die *H.* Dort wurden z. B. 1891 von den städtischen Behörden 1500 Genehmigungen zur *H.* erteilt. Von den fortbewegten Häusern waren 140 massiv, die übrigen von Holz; 2 waren vier Stockwerke und 33 drei Stockwerke hoch. Die Fortbewegung erfolgt gewöhnlich derart, daß man das Haus durch Schraubenschrauben auf eine Bühne hebt, unter diese Rollen dringt und das Ganze inmitten der Straße langsam durch Pferdekraft (auch mittels Dampfkraft, wozu dann aber komplizierte Vorkehrungen nötig werden) vorwärts bewegt bis an den neuen Bestimmungsort, wo das Gebäude dann auf ein neues Fundament gesetzt wird. Auch werden die Häuser, die unter Umständen von den Bewohnern während des Transports gar nicht verlassen werden, wohl auf Boote gebracht und auf dem Flusse befördert. Vgl. »Railroad Gazette«, 1888; »Architect and Building News«, 1889; »Architect«, 1892; auch »Zentralblatt der Bauverwaltung«, 1888 u. 1892.

Haushverträge, s. Hausgefele.

Haushvogt, niedriger Aufsichtsbemalter für Schlöffer oder öffentliche Gebäude; **Haushvogte**, Gefängnis des ehemaligen Kreisgerichts in Berlin, dessen Andenken in dem Namen eines Hauses fortlebt; jetzt Gefängnisgefängnis (für Unterjuchungsgefängnisse).

Haushwirtschaft (Haushalt, Haushaltung) umfaßt denjenigen Kreis von wirtschaftlichen Tätigkeiten, wodurch das Erworbene, der Besitz verwaltet und der Verbrauch in der Einzelwirtschaft geregelt wird. Der letztere Teil der *H.* bildet vorzüglich ein Gebiet für die Wirksamkeit der Frau, die durch richtige Verteilung der Ausgaben, wirtschaftliche Verwendung, lüchtige Ordnung des Haushalts gute Erfolge nicht allein in finanzieller, sondern auch in sittlicher Beziehung erzielen kann. Mit Ausdehnung der Arbeitsteilung und Anwendung wirksamer, billig arbeitender Maschinen werden in der *H.* durch den spekulativen Erwerbsbetrieb manche Tätigkeiten der Selbstbereitung entzogen, die, wie das Spinnen, Stricken, Brotbacken u., früher einen großen Teil der Zeit von Hausfrau und Gefinde in Anspruch nahmen. Hierdurch wurde, sofern die entstandene Lücke im Wirken der Frauen nicht anderweit durch nachdringende Tätigkeiten ausgefüllt werden konnte, der Haushalt vielfach verteuert. Auch übte diese Erscheinung einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Frauenfrage (s. d.) aus.

Die Haushaltungstatistik gibt an: die Zahl der Haushaltungen eines Landes, deren Größe (Kopzahl), Zusammensetzung (Zielung der Familienmitglieder, Fremde), Kosten des Haushalts, Verteilung der Ausgaben auf verschiedene Zwecke bei den verschiedenen Verdienstklassen (Haushaltungsbudgets, gewöhnlich von Privatstatistikern für ty-

pißte Fälle unterliegt). Der Begriff der Haushaltung ist allerdings kein feststehender. Die deutschen Volkszählungen faßen sie auf als die zu einer Wohn- und hauswirtschaftlichen Gemeinschaft vereinigten Personen. Vgl. E. Engel, Das Rechnungsbuch der Hausfrau (Berl. 1882); Gruber, Die Haushaltung der arbeitenden Klassen (Jena 1888); Hamppe, Das Ausgabenbudget der Privatwirtschaften (Baf. 1888); Landolt, Methode und Technik der Haushaltsstatistik (Freiburg 1884); Kamp, Wohnung, Hausrat und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt (Leipz. 1902). Praktische Handbücher: Davidis, Die Hausfrau. Anleitung zur selbständigen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen (17. Aufl., Leipz. 1902); Kähler (Frau Scherr), Das Hauswesen (14. Aufl., Stuttg. 1899); L. Morgenstern, Der häusliche Beruf (4. Aufl., Berl. 1899); A. Kähler, Der Haushalt (2. Aufl., Regensb. 1896); Schäfer, Lehrbuch der H. (4. Aufl., Stuttg. 1900); Weigel, Lehr- und Handbuch der gesamten einfach bürgerlichen und ländlichen H. (Wlm 1901); Wilhelm und Lohde, Haushaltungslexikon (neue Ausg., Straßb. 1894); Lichtenberg, Landwirtschaftliche Haushaltungskunde (Berl. 1902); auch die Literatur der Artikel »Haushaltungsschulen«.

Hauswurz, Bilanzengattung, f. Sempervivum.

Hauszinssteuer, f. Gebäudesteuer, S. 404.

Hauszwiesel, f. Leuch.

Haut (Integumentum, Integument), die Bekleidung der Oberfläche des tierischen Körpers, im übertragenen Sinn auch soviel wie Membran (membrana), d. h. eine dünne, ausgebreitete Schicht irgend eines Gewebes (Sehnenhaut, Fasernhaut, Knochenhaut). Man unterscheidet die äußere Bedeckung des Körpers als H. von der Auskleidung seiner Höhlen (Darmkanal, Leibeshöhle), die Schleimhaut (s. d.) genannt wird. Die H. besteht aus einer oder mehreren Zellschichten (Epithelzellen), die je nach Lage und Funktion des Hautteils verschiedene Beschaffenheit haben. Bei vielen niederen Tieren sind die Zellen der Körper- und Schleimhaut mit Wimpern besetzt, die zur Fortbewegung des Körpers im Wasser, zur Fortleitung der in den Darm aufgenommenen Nahrungsteilen, zur Zirkulation des Blutes in der Leibeshöhle u. dienen. Dieses Kilmerepithel (s. Kilmier), bei Wirbeltieren nicht stark vertreten, fehlt bei den Gliederfüßern, die denen, wie auch bei andern Tieren, die Epithelzellen der äußeren H. (und ihrer Fortsetzung in den Darm, die Geschlechtsorgane, Drüsen u. hinein) mit einer von ihr ausgehenden Schicht, dem Oberhäutchen (cuticula), bedeckt sind, die bei bedeutender Dicke als Hautpanzer (Krebse, Spinnen, Insekten) oder als Schale (Schnecken, Muscheln) bezeichnet wird. Der Hautpanzer besitzt seine Porenkanäle. Nicht alle Zellen der H. dienen nur als Körperbedeckung, sondern andere, größere Zellen in ihr sondern als Drüsenzellen verschiedeneartige Säfte aus. Von ihnen bilden mehrere, gruppenweise zusammenstehend, die Hautdrüsen (s. d.). Besonders entwickelt ist bei vielen Tieren die H. die diesen im allgemeinen zukommende Fähigkeit der Reizbarkeit (Empfindlichkeit), die dann in besonderer Ausgestaltung als Sinneszellen fungieren, während die Zusammenziehbarkeit (Kontraktilität) auf die in der H. unter dem Epithel gelegenen Muskelzellen übertragen ist. Hier finden sich für die Übertragung der von außen kommenden Reize auch Nervenfasern und Ganglienzellen (vgl. Muskeln, Nervensystem). Bei den höheren Tieren

werden diese Elemente mehr in die Tiefe der H. verlegt, sind aber eudryonal als der Dertschicht angehörig zu erkennen oder liegen auch in einzelnen Sinnesorganen (Nase, Zunge) noch im fertigen Zustand im Bereich der Schleimhaut (vgl. Sinnesorgane). Als Anhänge der H., die vom Epithel oder der darunter liegenden Schicht erzeugt werden, sind zu nennen: Haare, Nägel, Federn, Schuppen, Hufe, Hörner (vgl. die betreffenden Artikel). Sie finden sich nur im Bereich der äußeren H., nicht auf den Schleimhäuten.

Die äußere H. (Fig. 1) der Wirbeltiere besteht aus zwei Lagen, von denen nur die äußere (Oberhaut, epidermis, Ep) aus Epithelzellen gebildet ist, die innere (Lederhaut, cutis, corium, C) dagegen dem Bindegewebe zugehört und sich erst während des

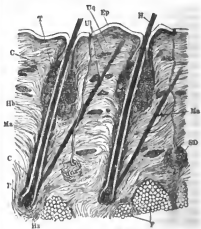


Fig. 1. Kopfhaut des Kiefers.

Ep Epidermis, C Cutis (Lederhaut), U Urdarm, T Talgdrüse, Hb Hautblut, Ma Maulschleimhaut, SD Schwanzdrüse, F Festkörper.

Eudryonal lebend mit jener vereinigt. Die Lederhaut ist dicht unter der Oberhaut fest und derb, weiter nach innen locker und weich (Unterhautzellgewebe); in ihr liegen Nerven und Gefäße, Faserbündel, Drüsen, glatte Muskelfasern, entstehen Fortniederungen (Hautknospen, f. Hautfalten). Die Oberhaut ist stets mehrschichtig; bei den im Wasser lebenden Fischen und Amphibien ist sie sehr locker, zuweilen gallertig, bei den übrigen werden ihre äußeren Schichten hart, hornig, platten sich ab und heißen darum Hornschicht (stratum corneum) im Gegensatz zu den tiefer, stets weich bleibenden Schichten, der Schleimschicht oder dem Malpighischen Netz (stratum mucosum s. rete Malpighii). Auch in der Oberhaut kommen Faserbündel, und zwar mitunter bewegliche (Chromatophoren, s. d.) vor. Die Drüsen sind einzellig (Schleimzellen, Becherzellen) oder vielzellig und erreichen dann oft eine bedeutende Größe. Als Talg-, Schweiß-, Öl-, Milchdrüsen u. je nach ihrer Absonderung unterschieden, liegen diese Hautdrüsen (s. d.) meist in der Lederhaut oder noch tiefer, sind aber von der Oberhaut dorthin gelangt und stehen auch durch einen Ausführungs-

gang mit der Oberfläche der H. in Verbindung (SD in der Abbildung; vgl. Tafel »Gewebe«, Fig. 7 u. 8). Die Papillen oder Warzen (papillae) der H. sind warzenförmige, oft sehr lange Erhebungen der Lederhaut, die von der Oberhaut überdeckt sind und Blutgefäße und feine Nervenendigungen enthalten. Ragen sie hoch und spitz über die H. hervor, so geben sie die Grundlage für die Haare ab; wachsen sie in die Breite, so bilden sie die Basis für die Schuppen etc.

Die H. des Menschen (vgl. Tafel »Gewebe des Menschen«, Fig. 7 u. 8) spezial unterscheidet sich von der Säugetierhaut durch die geringe Dicke, die schwache Behaarung und die Beschränkung starker Absonderungen von Hornsubstanz auf die Nägel. Sie hat bei Erwachsenen im Mittel eine Oberfläche von 1,6 qm, wovon auf die behaarte Kopfhaut etwa 600 qcm kommen. Ihre Dicke wechselt ungemein: so beträgt diejenige der Lederhaut an den Augenlidern etwa 0,5, an der Fußsohle dagegen 2—3 mm (Pleger haben im allgemeinen eine dicker H.), bei dem Unterhautzellgewebe am Kopf 0,6—2, am übrigen Körper 4—9, bei beiden Personen am Bauch sogar 30 mm; diejenige der Oberhaut im Mittel 0,07—0,17 (Schleimschicht 0,03—0,1), dagegen die ihrer Hornschicht an der Fußsohle sogar 2 mm. Die Oberhaut ist gefäß- und nervenlos. Die äußerste Lage reißt sich in Form von zelligen Schuppen los (Abshuppung), besonders an der Kopfhaut leicht bemerkbar, und wird durch die von innen aus der Schleimschicht nachrückenden Zellen ersetzt. In den Zellen der leptomeren liegen auch die feinen Pigmentförmchen, welche die dunkle Farbe einiger Rassen sowie die Farbreste der hellen Rasse (Sommerprossen, Leberflecke, Narbenamfiter, an der Brustwarze etc.) hervorbringen. Die rote Farbe der Wangen, Lippen etc. rührt von dem Durchschimmern des Blutes durch die an dieser Stelle dünne H. her. Die Lederhaut ist nicht gefärbt. Auf ihrer Außenfläche erscheint sie (nach Entfernung der Oberhaut) mit sehr vielen kegelförmigen Papillen bedeckt, die bis zu 0,2 mm hoch und in verschiedener Weise angeordnet sind. An den Fingern z. B. sind sie zu den dogenförmigen Furchen gruppiert, die man dank der eng anliegenden Oberhaut an deren Oberfläche sieht. Ihre Anzahl beträgt hier bis zu 80 auf 1 qmm, an den übrigen Körperteilen die Hälfte oder noch weniger. Man unterscheidet Gefäß- und Nervenpapillen (s. unten). Mehr in der Tiefe der Lederhaut liegen die Drüsen und die Haarwurzeln (Fig. 1). Das lockere Unterhautzellgewebe ermöglicht die Verschiebung der H. auf ihrer Unterlage und verbindet sie mit den Knochenhäuten, Sehnen, Bändern etc. Fester hängt sie an der Hohlhand mit der Unterlage zusammen, unbeweglich ist sie nur an den Nägeln. Bei mageren, muskulösen Individuen sieht man deutlich die H. den Bewegungen der Muskeln an der Brust folgen, da das Unterhautzellgewebe frei von Fett ist; bei fetten Leuten hingegen lagert sich das Fett gerade in dieser Schicht der H. ab, daher sie auch Fett Haut (panniculus adiposus) heißt. Von den Muskeln in der Lederhaut dienen die am Grunde der Haare in deren Aufstichen (s. Haare, S. 574). Auch an Nerven ist die H. reich, besonders an den Finger- und Zehenspitzen, am wenigsten die des Rückens und Obersehenfels. Die Nerven durchsetzen die Lederhaut, bilden in den oberen Schichten derselben ein Netz von Fasern und enden frei unter der Außenfläche der Oberhaut oder im Innern besonderer kleiner Apparate, der Endkörperchen. Diese bestehen aus Kölbchen

von Bindegewebe, nach deren Form man kugelige oder längliche Kolben, Endknäpfe, Tastkörperchen, Vaterische (Vaterische) Körperchen unterscheidet, die sich beim Menschen hauptsächlich in der Handfläche und Fußsohle, aber auch in den Gelenken und in der H. mancher Eingeweide etc. finden. Sie sind etwa 2 mm lang; ihr Kolben zeigt zwiebelhäutenartige Fellschichten und den hinzutretenden Nerven. Speziell Tastkörperchen sind die Meissner'schen Körperchen (Fig. 2), die fast nur in der Hohlhand und Fußsohle vorkommen und hier in den sogenannten Nervenpapillen (s. oben) angebracht sind. An den Fingern



Fig. 2. Tastpapille aus der Handfläche. N Nerve, T Tastkörperchen.

dreier Gefäßpapillen eine Nervenpapille; von letzteren sind am Endglied des Zeigefingers auf jedem Quadratmillimeter z. B. etwa 20 vorhanden. — Blut- und Lymphgefäße finden sich in der H. in großer Anzahl. Im Unterhautzellgewebe geben die eintretenden Arterienstämmchen zahlreiche Äste ab, die sich zu einem Kapillarnetz um die Haarwurzeln, Drüsen etc. auslösen, noch dichter aber in der obersten Schicht der Lederhaut verbreitet sind, um von dort aus in jeder Papille eine Gefäßschlinge zu bilden und sich daraus zu den in umgekehrter Richtung verlaufenden feinen Venenstämmchen zu sammeln. Ähnlich verhalten sich die Lymphgefäße.

Physiologische Bedeutung der Haut.

Die äußere H. schützt den Körper vermöge ihrer Dichtigkeit und Festigkeit vor mechanischen Verletzungen und vor den schädlichen Einwirkungen der ihn umgebenden Medien, indem sie zugleich vermöge ihrer Geschmeidigkeit, Dehnbarkeit und Elastizität dem Körper die freieste Bewegung gestattet. Ferner ist die äußere H. als ein den ganzen Körper umschließendes Sinnesorgan zu betrachten, dazu bestimmt, Eindrücke verschiedener Art von außen aufzunehmen und zum Bewußtsein zu bringen. Weiter ist die H. vermöge ihres reichlichen, einer wechselnden Normallage fähigen Blutgefäßnetzes sowie infolge der durch sie bewirkten Schweissabsonderung ein überaus wichtiger Regulator der Körpertemperatur, und sodann spielt sie eine weitere Rolle als respiratorisches Organ. Der tägliche Gewichtsverlust, den der Mensch durch die Dampfabdunstung (Perspiration) erleidet, beträgt nach Séguin $\frac{1}{2}$ seines gesamten Körpergewichts. Davon sind höchstens 10 g auf die abgegebene Kohlenäure zu rechnen, der ganze Rest (etwa 1 kg) ist Wasser. Nach Schwann'scher Ansicht sind als Normalwert der einständigen Wasserdampfabgabe durch die H. bei mittlerer Temperatur, mittlerer relativer Feuchtigkeit und leichter Beseitigung für einen 70 kg schweren gesunden jungen Mann, der sich mäßig nährt und nicht anstrengend arbeitet, 28 g = 672 g an einem Tage anzunehmen.

In der Unterdrückung der Dampfabdunstung hat man lange Zeit die Ursache für zahlreiche Krankheiten erblickt, namentlich der Erkältungskrankheiten. Wenn man aber die Natur der Stoffe erwägt, die normalerweise durch die H. abgegeben werden, wird

man von vornherein nicht geneigt sein, der Unterdrückung der Hautabsonderung erhebliche Folgen zuzuschreiben, zumal der erkälteste Hautzeit in der Regel von geringer Ausdehnung ist gegenüber der gesamten Körperoberfläche. Tiere, deren Hautausdünstung durch einen luftdichten Überzug von Farnis, Olfarbe, Gummi u. dgl. aufgehoben ist, gehen nach einiger Zeit zugrunde, aber nicht durch Zurückhaltung eines schädlichen Auswurfstoffes, sondern infolge einer bedeutend vermehrten Wärmeabgabe, die größtenteils auf eine starke Gefäßverengung in der überirritierten H. zurückzuführen ist. Solche Tiere bleiben am Leben, wenn man sie in Watte packt oder auf andre Weise die Wärmeabgabe beschränkt. Der nach ausgebreiteten Hautverbrennungen eintretende Tod ist wahrscheinlich die Folge nervöser Vorgänge. — Über die H. als Sinnesorgan s. Tastsin, Raumsin, Geruchsin, Temperatursinn; über ihre Bedeutung als Wärmeregulator s. Tierische Wärme, als Respirationsorgan s. Atmung. S. 55. über die Funktion der Talgdrüsen s. Hauttalg, über die der Schweißdrüsen s. Schweiß.

[Hautpflege.] Die H. kann ihre Funktionen nur dann völlig erfüllen, wenn sie von Verunreinigungen durch Staub, Bakterien, durch das von der H. abgegebene Fett, durch Schweiß und abgestoßene Hornzellen freigehalten wird. Ein Teil derselben wird von der Leimwölse aufgenommen, ein anderer muß durch Waschen entfernt werden. Dies Waschen und der Wechsel der Leimwölse ist um so häufiger zu wiederholen, je mehr die Tätigkeit der Personen eine Verunreinigung herbeiführt. Deshalb hat die öffentliche Gesundheitspflege dahin zu streben, daß die arbeitende Klasse überall bequeme und billige Gelegenheit zu Bädern findet. Daß die Keimlichkeit in direktem Verhältnis zur durchschnittlichen Gesundheit einer Bevölkerungsgruppe steht, ist statistisch erwiesen. Auch werden vielfache, durch Unreinlichkeit verursachte oder begünstigte Krankheiten, wie Weichselpest, Erbgrind (Favus), Nischen u., immer mehr aus den Kulturstaaten verdrängt. Der von der Kleidung unbedeckte Teil der H. sollte täglich mehrere Male, der Oberkörper täglich, der ganze Körper mit Hilfe des warmen Keimungsbades oder der Regenbäder wöchentlich gereinigt werden. Die fettigen Teile der Hautabsonderung werden durch Seife, die kein freies Alkali enthalten soll, beseitigt. Weicht die H. nach dem Waschen spröde, so empfiehlt sich die Anwendung ganz geringer Mengen Mandelöl, Gald-cream oder Lanolin, auch mit Wasser verdünntes Glycerin ist brauchbar. Schädlich für die H. sind zu große Hitze und starke Kälte, die bei dauernder Einwirkung chronische Reizzustände, Rötung und Abschürfung der Epidermis bedingen, direktes Sonnenlicht erzeugt bei manchen Individuen Sommersprossen. Viele Arbeiter leiden durch chemische oder mechanische Reizung der H. der ihrer Tätigkeit. Vermeidung von Staub, Keimlichkeit, häufiges Waschen, in manchen Fällen Gummihandschuhe, Einreiben der H. mit Fett werden als Schutzmittel angewendet. Gewisse Erkrankungen der H. stellen kaum mehr als einen Schönheitsfehler dar und werden entsprechend auch durch leichte Mittel beseitigt. Zu starke und zu schwache Absonderung beseitigt man durch tägliche Anwendung von Bädern u. Streupulver (Salzsaure 1:5, Stärke 1:10, Talkum 4:5), präparierte Mandelfeile, Gald-cream &c. Zur Hautpflege kann man endlich auch die Beseitigung von Puhneraugen, Warzen, adnomer Behaarung, Sommersprossen, Leberflecken, Muttermalen &c. rechnen, die dem Wert überlassen bleiben sollte. Vgl. auch Kleidung und Kosmetik; Clasen,

Die H. und das Haar, ihre Pflege &c. (3. Aufl., Stuttgart 1892); Spietshaus u. Grünfeld, Die Pflege der H. (dof. 1896); Schütz, H., Haare und Nägel (4. Aufl., Leipzig, 1898). — Über H. als Material zu Buchrindbänden &c. s. Menschenhaut.

Haut, in der Jägersprache das Fell des Hoch- und Rehwildes, der Gämse und des Steinbodens. Beim Vär heißt die H. Pede, bei Säuen und Dachsen Schwarte, sonst Baig.

Hautabschürfung (Exfoliation, Erafian, Schrunde), aberflächlicher Substanzverlust der Haut, durch den sie ihrer schützenden hornähnlichen Oberhaut beraubt wird, so daß die Lederhaut freiliegt. Gewöhnlich tritt dabei kein Blut aus, sondern es zeigt sich nur eine flache Flüssigkeit. Bei der Heilung wird der Verlust durch die nachwachsenden Oberhautzellen ausgeglichen. H. entsteht durch mechanische Einwirkung, z. B. bei einem Sturz auf harten Boden. Eine Bedeckung der H. durch ein Pflaster genügt, ist aber nötig, weil durch Aufnahme von Unreinlichkeit Sympthentzündung entstehen kann.

Hautalge, s. Halmymenia.

Hautatmung, s. Atmung, S. 55.

Hautabschürfung, s. Haut, S. 908.

Hautauschlag, (sowie wie Ausschlag (s. b.)).

Hautbemalung, s. Körperbemalung.

Hautblatt (Hautsinnesblatt), s. Entwicklungsgeographie, S. 845.

Hautblüte, s. wie Ausschlag (s. b.).

Hautbois (franz., sc. bois), s. Lbde.

Hautboisten, s. Hautoisten.

Hautbrand, s. Hautkrankheiten, S. 3.

Hautbremsen (Hautstriben), s. Bremsen, S. 878.

Haut-Brion, s. Bardeaurwine.

Haut-de-chausse (Haut-de-chausses, franz., sc. o. 1849), kurze, bis auf die Kniee gehende Hufe.

Haut-dessus (franz., sc. o. 1849), daher Sopran.

Hautdrüsen, Drüsen der äußeren Haut, in der einfachsten Form nur von einer Zelle gebildet, die besonders groß ist und ihren Inhalt durch eine Öffnung oder einen Gang nach außen entleert, so die Schleimzellen und Becherzellen der Birbelhieren und Birbellosen; sie vereinigen sich auch zu Gruppen mit dicht nebeneinander gelegenen Röhren, aber es treten viele Zellen zu einer einzigen Drüse in der Art zusammen, daß sie in die tiefsten Körperhöhlen hineinwachsen und so einen mehr oder weniger langen Schlauch bilden; dann sind gewöhnlich nur die in der Tiefe gelegenen bei der Absonderung tätig, während die äußeren lediglich den Ausführungsgang bilden. Auch kann sich die Drüse verzweigen (zusammengesetzte Schlauch- oder traubenförmige Drüse, s. auch Drüsen). Nach der Absonderung unterscheidet man: 1) Schleimdrüsen; 2) Speicheldrüsen, z. B. die Speicheldrüsen der Insekten (Schildkröten), die Speicheldrüsen der Vögel (Bügelbrüsen), Talgdrüsen (s. unten) der Wirbeltiere, Milchdrüsen (s. b.) der Säugetiere; 3) Schweißdrüsen (s. unten); 4) Giftdrüsen (z. B. bei Spinnen, Skorpionen); 5) Spinnndrüsen (bei Spinnen, Schmetterlingsraupen &c.). H. im weitem Sinn, aber nicht im Recht, nennt man wohl auch die Speicheldrüsen, die auf der Schleimhaut des Mundes, die Labdrüsen, die in den Wangen münden. Von den H. der Wirbeltiere sind bei den Fischen und Amphibien die einzelligen Schleimdrüsen sehr verbreitet; bei Reptilien sind es zusammengesetzte Drüsen; bei den Vögeln findet sich allgemein die Bügelbrüse; bei den Säugetieren

Hautflügler I.



1. Feigenwespe (*Blastophaga grossorum*). a, b Weibchen, c Männchen, d noch verpupptes Männchen. Stark vergr. (Art. *Feigenwespe*.)



2. Gallapfelwespe (*Cynipus scutellaris*). a Weibchen $\frac{1}{2}$, b gespaltenes Gallapfel mit Larvenkammer. (Art. *Gallwespe*.)



3. *Microgaster nemorum*. Männchen $\frac{1}{2}$. (Art. *Schlupfwespe*.)



4. Birkenknopfbornwespe (*Cimbex betulae*). a Männchen $\frac{1}{2}$, b Weibchen $\frac{1}{2}$, c Larve (nat. Gr.), d Kokon. (Art. *Blattwespe*.)



3a. *Microgaster nemorum*. Larven aus der Raupen des Kiefernspinners hervordringend. Nat. Gr.



6. Klerenknammhornwespe (*Lophyrus pini*). a Weibchen $\frac{1}{2}$, b Männchen, c Larven, d Puppenköpfe. Nat. Gr. (Art. *Blattwespe*.)



7. Klerenknammhornwespe (*Annulion circumflexum*). Nat. Gr. (Art. *Schlupfwespe*.)

5. Gemeine Holzwespe (*Sirex juvencus*). Eierlegendes Weibchen. Nat. Gr. (Art. *Holzwespe*.)



Puppe. Nat. Gr.



Larve der Holzwespe. Nat. Gr.



8. Rübenblattwespe (*Athalia spinarum*). $\frac{1}{2}$, a Larve. (Art. *Blattwespe*.)



9. *Bracon palpebrator*. $\frac{1}{2}$. (Art. *Schlupfwespe*.)



10. Rosen-Gallwespe (*Rhodites rosae*). Weibchen $\frac{1}{2}$. (Art. *Gallwespe*.)



11. Eierwespe (*Teiax laeviusculus*). $\frac{1}{2}$, a Eier mit ausschließenden Wespen. Nat. Gr. (Art. *Eierwespe*.)



12. *Ephialtes imperator*. Nat. Gr. Männchen und eierlegendes Weibchen. (Art. *Schlupfwespe*.)

Hautflügler II.



1. Steinhummel (*Bombus lapidarius*) mit Nest. Nat. Gr. (Art. Hummel.)

2. Holzbiene (*Xylocopa violacea*) mit Nest. Nat. Gr. (Art. Holzbiene.)

3. Blattschneider (*Megachile centuncularis*) mit Nest u. angeschalteten Blättern. $\frac{1}{2}$. (Art. Papierwespe.)



4. Mörtelbiene (*Chalicodoma murina*) mit Nest. Nat. Gr. (Art. Mörtelbiene.)

5. Goldwespe (*Chrysis ignita*). Nat. Gr. (Art. Goldwespe.)



6. Hornisse (*Vespa crabro*) mit Nest. Nat. Gr. (Art. Wespe.)

7. Sandwespe (*Ammophila sabulosa*). Nat. Gr. (Art. Grabwespe.)



8. Nest u. Weibchen der Franz. Papierwespe (*Polistes gallica*). Nat. Gr. (Art. Wespe.)

9. Nest u. Weibchen der Mauer-Lehmwespe (*Odynerus parietum*). Nat. Gr. (Art. Wespe.)

endlich sind außer den Milchdrüsen (s. d.) die Talg- und Schweißdrüsen wichtig; doch gibt es bei den Wiederkäuern die sogen. Klauendrüsen, bei einigen Hauttieren die Stint- und die Zibetdrüsen, ferner die Wuschdrüsen u. Beim Menschen kommen die Schweißdrüsen fast am ganzen Körper vor (nur an der Endel des männlichen Gliedes und an der konfaven Fläche der Ohrmuschel nicht). Es sind einfache, knäuel förmig aufgebaute Schweißdrüsen (SD in Fig. 1 beim Artikel »Haut«), die durch die Schweißporen ausmünden. Besonders stark sind sie in der Achselgrube entwickelt. Man rechnet etwa zwei Millionen für den ganzen Körper; davon kommen auf 1 qcm am Hals gegen 180, in der Hohlhand und der Fußsohle je 370, dagegen am Nacken, Rücken und Gesicht je noch nicht 60. Die Talgdrüsen stehen in enger Beziehung zu den Haaren und liefern den Hauttalg (Hautschmier; T in Fig. 1 zum Artikel »Haut«). Wo die Haare fehlen (Hohlhand, Sohle) treten sie zurück. Sehr groß sind sie in der Nase, klein dagegen an den Kopfhaaren (s. Haare, S. 574). Sie sondern keine Flüssigkeit ab, vielmehr lösen sich die Drüsenzellen selbst los und werden noch im Drüsenfaden zu einer fettigen Masse, um dann als solche von den stets nachdrängenden Massen aus die Oberfläche der Haut befördert zu werden.

Häute, im Handel die rohen Körperbedeckungen größerer Tiere, wie der Rinder, Pferde, Büffel (während bei den kleineren Tieren Felle und Häute genannt werden), die noch dem Verbearbeitung unterworfen werden sollen. Sie bilden getrocknet oder durch Aufstreuen von Salz, Salpeter u. konserviert einen bedeutenden Handelsartikel, der besonders aus Südamerika und Ostindien eingeführt wird. Man unterscheidet trocken gefalgene H., die im trocknen Zustand und grün gefalgene, die vor dem Trocknen eingefalgelt, salpeterminiert werden. Man mischt dem Salz auch Kalk und Schwefel bei, um eine Gewichtsvermehrung zu erzielen. Indische Felle werden zur Konservierung und zur Vermeidung der Verschleppung der Tuberculen mit arfeniger Säure behandelt. Der Verkehr mit rohen Häuten, namentlich ausländischen, erfordert besondere Vorsicht, weil sich nicht selten H. finden, die von milchbrandkranken Tieren stammen. Der Krankheitstoff ist in den Häuten in der Form der sehr widerstandsfähigen Milchbrandsporen enthalten, die leicht auf Menschen und Tiere übertragen werden. Zur Vermeidung dieser Gefahr sollten ausländische Rohhäute nur an abgelegenen Orten und namentlich nur in größerer Entfernung von Wohnräumen, Stallungen und Schuppen, in denen Futter- und Streumaterial aufbewahrt wird, gelagert werden. Die Lagerplätze sollten dicht umfriedigt und nach der Benutzung sorgfältig nach gereinigt und desinfiziert werden. Zur Vermeidung von Staubentwicklung beim Öffnen der Ballen, beim Sortieren der H. u. sind diese mit Wasser zu besprengen. Die Arbeiter sollten waschbare, den ganzen Körper einhüllende Mittel tragen, die nach Beendigung der Arbeit auszuwaschen sind. Auch sollten sie nach der Arbeit den ganzen Kopf gründlich reinigen, nachdem sie die Hände mit Hyposulphat gewaschen haben. Arbeiter mit den geringsten äußern Verletzungen sollten zur Arbeit mit ausländischen Häuten niemals zugelassen werden. Über die Verarbeitung der H. s. Leder.

Hautecombe (spr. wöng), Cistercienserabtei im franz. Depart. Savoyen, Arrond. Chambéry, in schöner Lage am westlichen Ufer des Sees von Bourget (s. d.), 1125 gegründet, Begräbnisstätte der Fürsten

aus dem Hause Savoyen. Im Revolutionskrieg 1792 und 1793 wurde die Abtei ausgeplündert und 1800 in eine Färbereifabrik umgewandelt. König Karl Felix von Sardinien kaufte die Abtei 1824 wieder und ließ sie im gotischen Stil restaurieren. Die Kirche beist außer den Savoyischen Grabmälern mehrere Kunstwerke. Bei der Abtretung von Savoyen behielten sich die Könige von Italien das Protektorat der Abtei vor.

Haute-contre (franz., spr. de-äntre), Altstämme.

Haute-finance (franz., spr. de-änsang), hohe Finanzwelt, Bankiers ersten Ranges, Börsenfürsten.

Haute-Garonne (spr. de-garon), f. Obergaronne.

Hautleifweberei (spr. de-leif), f. Weben.

Haute-Loire (spr. de-loir), f. Oberloire.

Haute-Marne (spr. de-mar), f. Obermarne.

Hautement (franz., spr. de-mang), laut, frei heraus (etwas sagen).

Hautentzündung, in den Hautgeweben verlaufender entzündlicher Prozeß, der durch Verwundungen, durch Einwirkung reizender Substanzen oder durch Infektion verschiedener Art (Furunkel, Rotlauf) hervorgerufen wird.

Hauterive (spr. de-riw), Pierre d', franz. Schriftsteller, f. Boet 1).

Haute-saison (franz., spr. de-säson), »Hoch-Zeit«, Höhepunkt der »Saison« (s. d.).

Hauts-Alpes (spr. de-älp), f. Oberalpen.

Haute-Saône (spr. de-sönn), f. OberSaône.

Haute-Savoie (spr. de-savöä), f. OberSavoyen.

Hauts-Hyrènes (spr. de-pienn), f. Oberhyrènes.

Haute-taille (franz., spr. de-tail), erster Tenor (Gegenpart Basses-taille, zweiter Tenor; Bariton).

Haute-Vienne (spr. de-vienn), f. Obervienna.

Hautvolce (franz. haute volée, spr. de-völ), »hoher Flug«, die vornehme Gesellschaft.

Hautfarne (Hymenophyllaceen), f. Farne, S. 336.

Hautfinne, f. Finne 1).

Hautflechte, nassende, f. Elyem.

Hautflügler (Aberflügler, Hymenoptera; hierzu Tafel »Hautflügler I u. II«), Ordnung der Insekten, Kerbtiere mit beigemden und ledernen Rundteilen, undweglichem Prothorax, vier häutigen, wenig geäderten Flügeln und vollkommener Metamorphose. Der Kopf ist frei beweglich, der Rumpf ziemlich lang. Der Hinterleib ist meist vorn ganz schmal und sitzt mit diesem sog. Stiel der Brust an. Beim weiblichen Geschlecht endet er mit einem in der Ruhe gewöhnlich verborgenen Legestachel oder Ovipositor, der aus einer äußeren Hülle, der Stachelrinne, zwei Stachelscheiden und ebenso vielen Stachelsporen zusammengesetzt ist (Fig. 1). Die Fühler haben meist ein großes Basalglied und 11 oder 12 kürzere

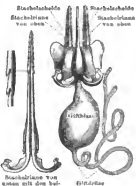


Fig. 1. Stachelapparat der Biene.

einem in der Ruhe gewöhnlich verborgenen Legestachel oder Ovipositor, der aus einer äußeren Hülle, der Stachelrinne, zwei Stachelscheiden und ebenso vielen Stachelsporen zusammengesetzt ist (Fig. 1). Die Fühler haben meist ein großes Basalglied und 11 oder 12 kürzere

Glieder. Die Mundwerkzeuge (Fig. 2) sind beißend und zugleich leckend: Oberlippe und Oberkiefer (Mandibeln) sind wie bei den Käfern und Geradflüglern gebildet, Unterkiefer (Maxillen) und Unterlippe dagegen verlängert, zum Lecken eingerichtet, in der Ruhe häufig trichterförmig umgelegt. Bei den Bienen kann ein Teil der Unterlippe, die sogen. Zunge, die Form eines Saugrüssels annehmen. Die Flügel sind durchsichtig, die vordern beträchtlich größer als die hintern, an deren Außenrand kleine, übergreifende Häkchen entspringen, die sich an dem untern Rande der Vorderflügel befestigen, so daß für den Flug eine größere einheitliche Fläche zustande kommt. Doch fehlen auch wohl die Flügel einem der beiden Geschlechter oder bei den gefellig lebenden Hautflüglern den Arbeitern. Die sehr beweglichen Beine haben säugstierartige, meist verbreiterte Tarsen. Die Augen sind gewöhnlich groß und stoßen beim männlichen Geschlecht fast zusammen; allgemein finden sich drei Einzelaugen (Ocellen). Das Gehirn ist kompliziert gebaut; an dem langen Darm finden sich viele Nieren-schläuche (Malpighische Gefäße, s. Bienen, Tertiig. 2); die Längsstämmen der gut entwickelten Tracheen bilden blasige Erweiterungen. Der Giftschadel steht in Verbindung mit saßensförmigen oder verästelten Giftbrüsen und einer Giftblase. Die Larven sind meist fußlos und leben entweder parasitisch im Leibe von Insekten oder Pflanzen, oder in Bruträumen (Zellen) sowohl von pflanzlichen als von tierischen Stoffen, mit denen sie häufig von den Arbeitern (der Bienen und Wespen) gefüttert werden; ihr Darm kann blind enden, so daß seine Exkremente von ihnen abgegeben werden. Die den Schmetterlingsraupen ähnlichen Larven der Blatt- und Holzwespen haben außer den 3 Paar Brustbeinen 6—8 Paar Hinterleibsbeine und leben selbständig von Blättern oder Holz. Zur Verpuppung können die Larven einen feidenartigen Kofon spinnen, die Puppen aber gleichen denen der Käfer. — Die oft kleinen und äußerlich unscheinbaren H. zeigen hohe Intelligenz, namentlich in der Sorge für die Brut. Die meisten Weibchen zwar suchen nur passende Orte zum Ablegen der Eier: die Gallwespen durchbrechen die Oberhaut bestimmter Pflanzen und bringen das Ei in das innere Gewebe derselben; die Schlupfwespen stechen die Haut anderer

Insekten an und legen die Eier in deren Leibesraum; andre legen die Eier in die Zellen von Bienen, Wespen, Hummeln, wo die ausschließlichen Larven entweder von den Bewohnern der Zellen oder von dem darin angehäuften Proviant leben. In vielen Fällen aber dauern die weiblichen H. Wohnungen für ihre Brut in Erde, Holz u. c., und zwar für jedes Ei eine Zelle, die mit Lebensmitteln für die Larven gefüllt wird. Die aus letztern hervorgegangene neue Generation zerstreut sich aber bei einigen Arten nicht, sondern gründet gemeinsame Galerien und größere Wohnungen, und diese Arten bilden den Übergang zu jenen, die in Gesellschaften mit staatlicher Einrichtung leben, wie Ameisen, zahlreiche Wespen, Hummeln und Honigbienen. Bei diesen reduziert sich die Zahl der erlegenden Weibchen; dagegen sind geschlechtlich verlämmerte Weibchen (Arbeiter) vorhanden, denen der Bau der Wohnungen, die Verteidigung, die Beschaffung der Nahrung u. c. obliegen. Die Arbeiter sind meist geflügelt, haben verlämmerte Geschlechtsorgane und sind nicht selten fähig, ungetrübte, zu Männchen sich entwickelnde Eier zu legen. (Vgl. wegen der Einzelheiten die Artikel »Bienen, Wespen« u.)

Die H. sind über die ganze Erde verbreitet; von der weit größten Zahl der vorhandenen kennt man über 15,000 Arten. Man unterscheidet: 1) Hymenoptera terebrantia, Weibchen mit einem meist frei hervorstechenden Legedohrer; Hinterleib geflielt oder gesägt; Larven entweder räupchenähnlich und pflanzenfressend (Phytophaga), oder fußlos und in pflanzliche Gewebe (Gallen) eingeschlossen (Gallieolae), oder endlich in Larven anderer Insekten (samarogend (Entomophaga). Hierher gehören z. B. die Familien der Blattwespen (Tenthredinidae, Tafel, Fig. 4, 6, 8), Holzwespen (Uroceridae, Fig. 5), Gallwespen (Cynipidae, Fig. 2, 10), Chalcidier (Chalcididae, Fig. 1), Proctotrypiden (Fig. 11) und Schlupfwespen (Ichneumonidae, Fig. 3, 7, 9, 12). 2) Hymenoptera aculeata, Weibchen (und Arbeiter) mit einem in den Hinterleib zurückziehenden Giftschadel, Hinterleib geflielt. Die Weibchen (oder Arbeiter) jättern meist ihre fußlosen Larven selbst und bauen gewöhnlich für sie eigne Nester oder Zellen. Hierher unter andern die Familien der Grabwespen (Crabronidae, Tafel II, Fig. 7), Wespen (Vespidae, Fig. 6, 8, 9), Goldwespen (Chrysididae, Fig. 5), Bienen (Apidae, Fig. 1—4 und Tafel »Bienen«), zu denen auch die Hummeln gehören, und Ameisen (Formicidae, s. Tafel »Ameisen«).

Vgl. Fabricius, Systema Piezatorum (Braunschweig 1804); Lepelletier de Saint-Argeau, Histoire naturelle des insectes. Hyménoptères (Par. 1836—46, 4 Bde.); Dahlbom, Hymenoptera europaea (Lund 1845); Hartig, Die Hautflügler Deutschlands (Berl. 1837); Taschenberg, Die Hymenopteren Deutschlands (Leipz. 1866); Dalla Torre, Catalogus Hymenopterorum (daf. 1892 ff.); Edmond André, Species des Hyménoptères d'Europe et d'Algérie (Ab. I—4, Par. 1888—90; Bd. 5—7 von Ernest André, 1891—97); »Zeitschrift für systematische Hymenopterologie und Dipterologie« (Stargard u. Leipz., seit 1901).

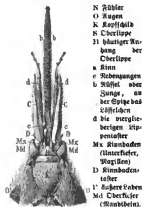


Fig. 2. Mundteile der Arbeitsbiene.

den bilden blasige Erweiterungen. Der Giftschadel steht in Verbindung mit saßensförmigen oder verästelten Giftbrüsen und einer Giftblase. Die Larven sind meist fußlos und leben entweder parasitisch im Leibe von Insekten oder Pflanzen, oder in Bruträumen (Zellen) sowohl von pflanzlichen als von tierischen Stoffen, mit denen sie häufig von den Arbeitern (der Bienen und Wespen) gefüttert werden; ihr Darm kann blind enden, so daß seine Exkremente von ihnen abgegeben werden. Die den Schmetterlingsraupen ähnlichen Larven der Blatt- und Holzwespen haben außer den 3 Paar Brustbeinen 6—8 Paar Hinterleibsbeine und leben selbständig von Blättern oder Holz. Zur Verpuppung können die Larven einen feidenartigen Kofon spinnen, die Puppen aber gleichen denen der Käfer. — Die oft kleinen und äußerlich unscheinbaren H. zeigen hohe Intelligenz, namentlich in der Sorge für die Brut. Die meisten Weibchen zwar suchen nur passende Orte zum Ablegen der Eier: die Gallwespen durchbrechen die Oberhaut bestimmter Pflanzen und bringen das Ei in das innere Gewebe derselben; die Schlupfwespen stechen die Haut anderer

Verzeichniß der Abbildungen im VIII. Band.

Beilagen.

	Seite		Seite
Wachstumsindustrie, Tafel I in Farbendruck: Alte Gläser	2	Hofanlagen, Tafel (mit 5 Lageplänen)	602
— Tafel II: Moderne Gläser	3	Hainbuche (Weißbuche, Hornbaum), Tafel I u. II	632
— Tafel III in Farbendruck: Moderne farbige Gläser	4	Haltbotten, Tafel I u. II	640
Waldmalerei, Tafel in Farbendruck	6	Haltbügler, Tafel	644
Wetischer, Tafel I: 4 Wetscherarten in Farbendruck	28	Halle an der Saale, Stadtplan (mit Registerblatt)	656
— Tafel II u. III	29	Hamburg, Karte der Umgebung	676
Wolgengewinnung, Tafel I u. II	84	Hamburg: Altona, Stadtplan (mit Registerblatt)	680
Wolfschmiedehaus, Tafel mit Text	106	Hamburger Banken, Tafel I u. II	681
Goethe's Bildnisse, Tafel	157	Mechanische Hammer, Tafel I u. II	700
Vargefchichtliche Wälder, Tafel I u. II	196	Hämatopariden, Tafel in Farbendruck	708
Grabmäler, Tafel	198	Hanfuerwaßen, Tafel I—III	750
Gräber, Tafel I/II u. III/IV, zwei Blätter	230	Hängebahn (Schwebbahn) Barmen - Elberfeld - Bahnhofwinkel, Tafel	771
— Tafel V (Biergrüder für den Garten) u. VI (Biergrüder für Trockenjücker)	240	Hannover, Provinz, Karte	779
Gras, Stadtplan (mit Registerblatt)	258	— Stadtplan (mit Registerblatt)	785
Griechenland: Karte von Alt-Griechenland (mit Registerblatt)	287	Harz, geologische Karte	849
— Karte von Neu-Griechenland	303	Hausstrauch, Tafel I u. II	858
Großbritannien und Irland, Karte	303	Hausfliegen, Tafel in Farbendruck	887
— Entwicklung des britischen Kolonialreichs, Karte	382	Verbreitung der wichtigsten Hausdagetiere, Karte	898
Gründung, Tafel	444	Hausflügler, Tafel I u. II	905
Guapana, Karte	486		
Guer-Guinea und West-Sudan, Karte	507	Besondere Textbeiträge.	
		Stammtafel des Hauses Habsburg	580

Abbildungen im Text.

	Seite		Seite
Maß, Stadtwaappen	12	Gorgoneien, Fig. 1: Ältere Reduze	136
Mausau, Stadtwaappen	15	— Fig. 2: Randonnische Reduze	136
Melchrichters: Stromlauf in der Melchrichterszelle .	21	Mörz, Stadtwaappen	139
Melchrichters, Fig. 1 u. 2	25	Moslar, Stadtwaappen	145
Melzitz, Stadtwaappen	26	Motenburg, Stadtplan	155
Mieder, künstliche, Fig. 1—5	34	Mosha, Stadtwaappen	155
Miederpfannen, Fig. 1 u. 2	35	Möttingen, Stadtwaappen	178
Molendenspißel	43	Gräber, vorgeschichtliche: Tonurne mit Reichenbrand	196
Molendenspiße	43	Granatapfelbaum	222
Molendenspiße, Fig. 1—4	44	Granaten (Grüdel), Fig. 1—6	222—223
Molgan, Stadtwaappen	45	Granit (Gewebe), Fladung	227
Molizien	46	Graphische Statistik, Fig. 1—7	236—237
Molnd, Schwabische, Stadtwaappen	60	Gräber, Fig. 1 u. 2: Kirchen und Blüte vom Weizen	240
Molnd, Stadtwaappen	60	Gräbünden, Rantandwaappen	248
Mo (Spiel), Schema	69	Gräbünden, Stadtwaappen	251
Molndeschnitt (Schema)	90	Gras, Stadtwaappen	258
Molndeschnitt, Fig. 1 u. 2	124	Greif (Waappen von Rasthof und Storgard I. B.)	272
Molnd, Fig. 1 u. 2	130	Greifswald, Stadtwaappen	273
Molndingen, Stadtwaappen	131		

	Seite		Seite
Ortel, Stadtwappen	275	Halbes Phänomen	662
Griechenland: Plan des altgriechischen Hauses	296	Haloxylon Ammodendron (Saffan)	665
Grünberg, Stadtwappen	443	Hals, Brand, Monogramm	667
Grundrissformen (schematisch), Fig. 1—6	458	Halsschmud (Halsette Rothmanns)	670
Guden, Stadtwappen	490	Hamamelisbäse: Blütenzweig von Liquidambar	672
Gugel	500	Hamburg, Stadtwappen	680
Guilfordierapparat und Guilfofen, Fig. 1—6	506	Hamburger Eisenanlagen, Plan	682
Gumbinnen, Stadtwappen	517	Hämintrifalle	687
Gurami, Fisch	527	Hamm, Stadtwappen	698
Gurke	528	Hanan, Stadtwappen	712
Güstrow, Stadtwappen	540	Handfelleite von Säugelieren, 6 Figuren	714
Güterhuppen, Grundriß	546	Handfeuerwaffen, Fig. 1—6	748—749
Haag, Stadtwappen	571	Hängebahn: Fig. 1 u. 2: Träger der Schwebebahn Harmen — Elberfeld — Hochwintel	772
Haar, Fig. 1 (Durchschnitt) und 2 (Kopfhaut) 573—574		— Fig. 3 u. 4: Langens Tropenbahn	772
Haartrachten, griechische und römische, Fig. 1—10	576	Hängenvert, Fig. 1—4	773—774
Haare der Pflanzen, Fig. 1—4	578	Hannover, Stadtwappen	786
Haarnadeln, antike	581	Hape, der Hügelt	798
Haarstern (Pentacrinus europaeus)	581	Harburg, Stadtwappen	800
Hadichtsfang von Pahlow	588	Harmonische Teilung, Fig. 1 u. 2	814
Hadmaschine	595	Harmotom, 2 Figuren	815
Hadmelmaschine, Fig. 1 u. 2	596	Harnschimente, Bestandteile, Fig. 1—9	825
Hagelkörner, Fig. 1—14	612	Harppe (Siegel von Nürnberg)	829
Hagen in Bielefeld, Stadtwappen	615	Härteofen	837
Hagenau, Stadtwappen	618	Helenipur	856
Hahn, Fig. 1—7	621—622	Hathor, ägyptische Göttin	869
Hakrabühse	639	Hauptjagen (Schema), Fig. 1 u. 2	878
Halberstadt, Stadtwappen	643	Handmarke von Hildensee	892
Halbieren (mathematisch)	645	Haushamm	895
Hall in Tirol, Stadtwappen	652	Haut, Fig. 1 u. 2	902—903
— Schwäbisch, Stadtwappen	652	Hautflügler, Fig. 1 u. 2	905—906
Halle an der Saale, Stadtwappen	656		

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Enzyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Grosses Konversations-Lexikon , sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. (Im Erscheinen.) Gebefest, in 320 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 20 Halblederbänden	10	—
Gebunden, in 20 Leinwand-Halblederbänden Prachtausgabe	12	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon , sechste, umgearbeitete Auflage. Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen. Gebefest, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 8 Halblederbänden	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben , dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Gebefest, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Thiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben , 3. Auflage. Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben , kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage. Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 19 Farbendrucktafeln. Gebefest, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt , von Dr. Wuh. Haaeke. (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte. Gebefest, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch , von Prof. Dr. Joh. Ranke. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln. Gebefest, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden	15	—
Völkerkunde , von Prof. Dr. Friedr. Ratzel. Zweite Auflage. Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Gebefest, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden	16	—
Pflanzenleben , von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Gebefest, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden	16	—
Erdgeschichte , von Prof. Dr. Melchior Neumayr. Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage. Mit 673 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Gebefest, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden	16	—
Das Weltgebäude . Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Holzschnitt, Heliogravüre und Farbendruck. Gebefest, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Die Naturkräfte . Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Gebefest, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—

	M.	Pl.
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere , von Professor Dr. W. Marshall . Beschreib. Text mit 258 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel , von Professor Dr. W. Marshall . Beschreibender Text mit 238 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere , von Prof. Dr. W. Marshall . Beschreibender Text mit 208 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere , von Prof. Dr. W. Marshall . Beschreib. Text mit 292 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie , von Dr. Moritz Kronfeld . Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Kunstformen der Natur . 100 Tafeln in Ätznng und Farbendruck mit beschreibendem Text von Prof. Dr. Ernst Haeckel . In zwei eleganten Sammelkästen 37,50 Mk. — In Leinen gebunden	35	—

Geographische und Kartenwerke.

	M.	Pl.
Die Erde und das Leben . Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel . Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Holzschnitt, Ätznng und Farbendruck. Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 3 Halblederbänden	17	—
Afrika . Zweite, von Prof. Dr. Friedr. Hahn umgearbeitete Auflage. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätznng und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Australien, Ozeanien und Polarländer , von Prof. Dr. Wüh. Sievers und Prof. Dr. W. Kükenthal . Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätznng und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Süd- und Mittelamerika , von Prof. Dr. Wüh. Sievers . Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätznng und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Nordamerika , von Dr. Emil Deckert . Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätznng und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Asien , von Prof. Dr. Wüh. Sievers . Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 180 Abbildungen im Text, 16 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Europa , von Dr. A. Philippson und Prof. Dr. L. Neumann . Herausgegeben von Prof. Dr. Wüh. Sievers . Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Meyers Hand-Atlas . Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 113 Kartenblätter, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten befindlichen Namen. Geheftet, in 38 Lieferungen zu je 30 Pl. — Gebunden, in Halbleder	13	50
Neumanns Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reichs . Vierte, neubearbeitete Auflage. Mit 1 politischen, 1 Verkehrskarte und 40 Stadtplänen nebst Straßennetzverzeichnissen. (Im Erscheinen.) Geb. in Halbleder	18	50
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa , von Dr. A. Geistbeck . Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der außereuropäischen Erdteile , von Dr. A. Geistbeck . Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75

Kriegskarte von Japan, Korea, Ost-China und der Mandchurei , nebst größeren Spezialdarstellungen des Gelben Meeres mit Golf von Tschili, des russischen Gebiets auf der Halbinsel Lin-tung sowie Plänen von Port Arthur, Tokio und Yokohama. Von P. Krauss . Maßstab 1:5,000,000. In Oktav gefaltet und in Umschlag 80 Pf. — Auf Leinwand gespannt mit Ringen zum Aufhängen	M. Pz.	2	—
Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nelsenkarten. Von P. Krauss . Maßstab: 1:1,500,000. In Oktav gefaltet und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinwand gespannt mit Stäben zum Aufhängen		2	25

Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

Das Deutsche Volkstum , unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer . Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 1 Karte und 43 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Gebunden, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Geb., in 2 Leinenbänden zu je 9,50 Mk. — in 1 Halblederbund	M. Pz.	18	—
Weltgeschichte , unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt . Mit 51 Karten und 170 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 18 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 9 Halblederbänden je		10	—
Urgeschichte der Kultur , von Dr. Heinr. Schurtz . Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte u. 23 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung u. Farbendruck. Gebunden, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder		17	—
Geschichte der deutschen Kultur , von Dr. Georg Steinhausen . Mit 206 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. Gebunden, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder		17	—
Natur und Arbeit . Eine allgemeine Wirtschaftslehre. Von Prof. Dr. Alwin Oppel . Mit 216 Abbildungen im Text, 23 Kartenbeilagen u. 24 Bildertafeln in Holzschnitt, Ätzung u. Farbendruck. 18 Lieferungen zu je 1 Mk. — 2 Bde., in Leinen geb. je		10	—

Literar- und kunstgeschichtliche Werke.

Geschichte der antiken Literatur , von Jakob Mähly . 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 2,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	M. Pz.	5	25
Geschichte der deutschen Literatur , von Prof. Dr. Friedr. Vogt u. Prof. Dr. Max Koch . Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 165 Abbildungen im Text, 27 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck, 2 Buchdruck- und 32 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 16 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden je		10	—
Geschichte der englischen Literatur , von Prof. Dr. Rich. Walcker . Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck und 11 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder		16	—
Geschichte der italienischen Literatur , von Prof. Dr. B. Wlass u. Prof. Dr. E. Percopo . Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 8 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder		16	—
Geschichte der französischen Literatur , von Professor Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld . Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck und 12 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder		16	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker , von Prof. Dr. Karl Woermann . Mit etwa 1300 Abbildungen im Text und 130 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 3 Halblederbänden je		17	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für festesten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

M. Pl.		M. Pl.	
Deutsche Literatur.		Italienische Literatur.	
Arnim, herausg. von J. Dohnke, 1 Band	2	Ariost, Der rauchende Roland, v. J. D. Gries, 2 Bde.	4
Brenkano, herausg. von J. Dohnke, 1 Band	2	Dante, Göttliche Komödie, von K. Eibner	2
Bürger, herausg. von A. E. Berger, 1 Band	2	Leopardi, Gedichte, von R. Hammerling	1
Chamisso, herausg. von H. Kurz, 2 Bände	4	Mansoni, Die Verlobten, von K. Schröder, 2 Bde.	2 50
Kiehendorff, herausg. von R. Dietze, 2 Bände	4		
Gellert, herausg. von A. Schellerns, 1 Band	2	Spanische und portugiesische Literatur.	
Goethe, herausg. von K. Heinenmann, kleine Ausgabe in 15 Bänden	30	Camoëns, Die Lusitaden, von K. Eibner	1 25
— große Ausgabe in 30 Bänden (im Erscheinen)	2	Cervantes, Don Quixote, von E. Zoller, 2 Bde.	4
Grillparzer, herausg. v. E. Franz, 5 Bände	10	Id., von K. Eibner	1 25
Hauff, herausg. von M. Mendheim, 4 Bände	8	Spanisches Theater, von Rapp, Braunfels und Kurz, 3 Bände	6 50
Heibel, herausg. von K. Zeiß, 4 Bände	8		
Heine, herausg. von C. Elster, 7 Bände	16	Französische Literatur.	
Herder, herausg. von Th. Matthias, 5 Bände	10	Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von Fr. Dingeldey	1
K. T. A. Hoffmann, hrsg. v. V. Schweizer, 3 Bde.	6	Chateaubriand, Erzählungen, v. M. v. Andechs	1 25
H. v. Kleist, herausg. von H. Kurz, 2 Bde.	4	La Bruyère, Die Charaktere, von K. Eibner	1 75
Körner, herausg. von H. Zimmer, 2 Bände	4	Lesage, Der hinkende Teufel, v. L. Schücking	1 25
Lemay, herausg. von F. Schweizer, 3 Bände	12	Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. Ad. Lamm	1 25
O. Ludwig, herausg. von F. Schweizer, 3 Bände	6	Molière, Charakter-Komödien, von Ad. Lamm	1 75
Novallus u. Fouqué, herausg. v. J. Dohnke, 1 Bd.	2	Rabelais, Gargantua, v. F. A. Geibcke, 2 Bde.	5
Platen, herausg. von G. A. Wolff u. F. Schweizer, 2 Bände	4	Racine, Ausgew. Tragödien, von Ad. Lamm	1 50
Rückert, herausg. von G. Eibner, 2 Bände	4	Rousseau, Ausgewählte Briefe, von Wiegand	3 50
Schiller, herausg. v. L. Bellermann, kleine Ausgabe in 8 Bänden	10	— Bekannte, von L. Schücking, 2 Bde.	3 50
— große Ausgabe in 14 Bänden	28	Saint-Pierre, Erzählungen, von K. Eibner	1 25
Tieck, herausg. von G. L. Kie, 3 Bände	6	Sand, Ländliche Erzählungen, v. Aug. Cornelius	2
Uhland, herausg. von L. Pränzel, 2 Bände	4	Sisti, Gotinas, von M. Beck	2
Wieland, herausg. von G. L. Kie, 4 Bände	8	Töpffer, Rosa und Gertrud, von K. Eibner	1 25
		Skandinavische und russische Literatur.	
Englische Literatur.		Björnsten, Barner-Novellen, von E. Lohndorf	1 25
Allenglisches Theater, v. Robert Prütz, 2 Bde.	4 50	— Dramatische Werke, v. E. Lohndorf	2
Berns, Lieder und Balladen, von K. Hartach	1 50	Die Edda, v. H. Gering	4
Byron, Werke, Ströfmanzsche Ausgabe, 4 Bände	8	Holberg, Komödien, von R. Prütz, 2 Bände	4
Chamcer, Canterbury-Geschichten, von W. Heitzberg	2 50	Puschkin, Dichtungen, von F. Lamm	1
Defoe, Robinson Crusoe, von K. Altmüller	1 50	Tegnér, Frithjofs-Sage, von H. Viehoff	1
Goldsmith, Der Landprediger, von K. Eibner	1 25		
Milton, Das verlorne Paradies, von K. Eibner	1 50	Orientalische Literatur.	
Scott, Das Fräulein vom See, von H. Viehoff	1	Kalidasa, Sakuntala, von F. Meier	1
Shakespeare, Schlegel-Tirische Übersetzung, Bearb. von A. Brandt, 10 Bde.	30	Morgenländische Anthologie, von E. Meier	1 25
Shelley, Ausg. Dichtungen, v. Ad. Strodtmann	1 50	Literatur des Altertums.	
Sierne, Die empfindsamen Reben, v. K. Eibner	1 25	Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von Jakob Mühlly	2
Tristram Shandy, von F. A. Geibcke	2	Ischyles, Ausgew. Dramen, von A. Oldenberg	1
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von Ad. Strodtmann	1 25	Euripides, Ausgewählte Dramen, v. J. Mühlly	1 50
		Homer, Iliad, von F. W. Ehrenthal	2 50
Amerikan. Anthologie, von Ad. Strodtmann	2	— Odyssee, von F. W. Ehrenthal	1 50
		Sophokles, Tragödien, von H. Viehoff	2 50

Wörterbücher.

Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, von Dr. Konrad Duden. Siebente Auflage.

Gebunden, in Leinwand 1 45

Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache, von Dr. Konrad Duden.

Gebunden, in Leinwand 50

Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache, unter Mitwirkung des Deutschen Buchdruckereivereins, des Reichsverbandes österreichischer Buchdruckereibesitzer und des Vereins Schweizerischer Buchdruckereibesitzer herausgegeben von Dr. Konrad Duden.

Gebunden, in Leinwand 1 60





